Digitized by Google

WILLIAMS & NORGATE
LONDON.

7. k. 4

1 122 e 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Siebenter Band.

Schmauss bis Z.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1842.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE
- 8 OCT. 1945
OXFORD

Digitized by Google

Johann Jacob Schmauß

ward am 10. März 1690 zu Landau in Oberelsaß geboren, studirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz und fing auf dieser Universität schon an zu lesen, als er 1721 als Hof-, später als Kammerrath von dem Markgrafen zu Baden-Durlach angestellt wurde. 1734 ging er, durch den Reichskrieg aus seiner Stellung vertrieben, ehrenvoll berufen, nach Göttingen, woselbst er auch — nachdem er inzwischen 1743 nur auf ein Jahr mit dem Titel eines geheimen Rathes als ordentlicher Professor der Rechte nach Halle gezogen war — als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte und der deutschen Geschichte, mit dem Titel eines Hofraths bis an seinen Tod lebte, der am 28. April 1757 erfolgte. Er erwarb sich viel Verdienst in folgenden schriftstellerischen Arbeiten:

Allerneuester Staat des Erzbisthums Salzburg. Halle, 1712.

Kuriöses Bücher- und Staatscabinett. Halle, 1713 ff. 48 Thle.

Neuester Staat des Königreichs Portugall, Halle, 1714. 2 Thle.

Historisches Staats- und Heldencabinett. Halle, 1718. 19. 3 Thle.

Leben Caroli XI. Königs in Schweden. Halle, 1720. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Reichshistorie. Leipz. 1720. N. Aufl. 1740.

Einleitung zu der Staatswissenschaft. Leipz. 1741—47. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten. Göttingen, 1755.

Akademische Reden und Vorlesungen über das deutsche Staatsrecht; herausgegeben von Heldmann. Lemgo, 1766. —

S. genoß zu seiner Zeit als Staatsrechtslehrer und Historiograph eines bedeutenden Rufes, namentlich war seine europäische Staatsgeschichte ein hochgeschätztes und vielgelesenes Werk.

Christian Heinrich Schmid

wurde am 24. November 1746 zu Eisleben geboren, vortrefflich erzogen und bezog 1762 die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters Jurisprudenz zu studiren, durch innere Neigung den schönen Wissenschaften zugewandt. 1766 wurde er Magister, 1768 Candidat der Rechte. 1769 erhielt er mit dem Doctortitel die Anwartschaft auf eine Docentenstelle, die er aber gern einem Rufe nach Erfurt aufopferte, wo ihn der Umgang mit Wieland, Meusel und andern trefflichen Köpfen zwei Jahre lang die Entbehrung alles Gehaltes verschmerzen ließ. 1771 ging er endlich als Lehrer der Eloquenz und Poesie nach Gießen, ward 1784 hessendarmstädtischer Regierungsrath, 1790 Universitätsbibliothekar und Ordinarius der philosophischen Facultät. Er starb am 22. Juli 1800 und hinterließ:

Anthologie der Deutschen. Leipz. 1770—72. 3 Thle. in 8.

Biographie der Dichter. Leipz. 1769. 70. 2 Thle. in 8.

Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst. Leipz. 1784. in 8.

Literatur der Poesie. Leipz. 1775. in 8.

Nekrolog deutscher Dichter. Berlin, 1785. 2 Bde. in 8.

Oden der Deutschen, 1. Sammlung. 1778. in 8.

Das Parterre. Erfurt und Eisenach, 1771. in 8.

Theaterchronik, 1. St. Gießen, 1772. in 8.

Chronologie des deutschen Theaters. Leipzig, 1775. in 8.

Theorie der Poesie, 1. Thl. Leipzig, 1767. in 8.

Leipziger Musenalmanach. 1770—81.

Englisches Theater. Leipzig, 1769—77. 7 Bde.

S. erwarb sich seiner Zeit manches Verdienst um die Verbreitung der vorzüglichsten Erzeugnisse der deutschen schönen Literatur, namentlich durch seine fleißigen, nicht ohne Geschmack besorgten Sammlungen; seine eigenen Leistungen sind dagegen durchaus unerheblich.

Johann Christoph Schmid.

Dieser verdienstvolle Volksschriftsteller ward am 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl geboren und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Er ward zuerst 1791 zu Nassenbeuern bei Mindelheim, dann zu Seeg Pfarrvicar, 1796 Beneficiat und Schulaufseher zu Thanhausen, 1799 Frühmeßbeneficiat, 1809 Distriktsschulinspector. 1816 erhielt er das Pfarramt des Grafen zu Stadion und ward endlich 1823, durch die Empfehlung seines vieljährigen Gönners, des wohlbekannten Sailer, in Augsburg Domcapitular. Seine Schriften sind größtentheils in die englische und französische Sprache übersetzt:

Genoveva. Augsburg, 1810.

Das Glück der guten Erziehung. Dillingen, 1806.

Christliche Gesänge, 2. Aufl. Augsburg, 1811.

Die Ostereier. Landshut, 1816.

Biblische Geschichte. München, 1813.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Landshut, 1818.

Digitized by Google

Blüthen. Landshut, 1819.
Hirlande, Herzogin von Bretagne. Landsh. 1818.
Erzählungen für Kinder. Landsh. 1823. 4 Thle.
Der Alte von den Bergen. Landshut, 1823.
Itha, Gräfin von Toggenburg. Landshut, 1824.
Der Weihnachtsabend. Wien, 1825.
Das Blumenkörbchen. Wien, 1825.
Rosa von Tannenburg. Wien, 1825.
Die 10 Gebote Gottes. Wien, 1826.
Gott prüft, Gott schützt die Unschuld. Wien, 1826.
Das hölzerne Kreuz. Augsburg, 1827.

S. ist einer der vorzüglichsten Schriftsteller für die Jugend, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat; glückliche Erfindung, klare, faßliche und doch durch Anmuth und Innigkeit ausgezeichnete Darstellung und eine sehr wohlthuende gesunde Lebensansicht sind seinen Erzählungen eigen und haben ihm einen wohlverdienten großen Kreis von Lesern erworben.

Konrad Arnold Schmid

ward am 23. Februar 1716 in Lüneburg, wo sein Vater das Rectorat an der gelehrten Schule verwaltete, geboren. Von den drei Universitäten, auf denen er Theologie studirte, fesselte ihn Leipzig am Meisten — er hatte zuerst Kiel, dann Göttingen besucht — durch die Freundschaft und literarische Anregung jenes in der deutschen Literaturgeschichte bedeutenden Dichterbundes, der unter Gärtner's Redaction die bremischen Beiträge herausgab. Er folgte dann seinem Vater in derselben Stelle an der Johannisschule seiner Vaterstadt und wirkte höchst segensreich, bis 1760 ein Ruf an das Braunschweiger Carolinum seinem wissenschaftlichen Streben weitere Bahnen öffnete und seinem Leben im erneuten Bunde mit Gärtner, Ebert, Zachariä, in der Freundschaft mit Jerusalem, Lessing, Eschenburg — welcher letztere sein Eidam wurde — die erfreulichste Gestaltung verhieß. Durch seinen unermüdlichen Fleiß Lessing wohl vergleichbar, lebte er daselbst als Doctor der Philosophie, Professor der Theologie und römischen Literatur und durch des Herzogs Huld als Canonicus des St. Cyriaksstiftes und Consistorialrath bis zu seinem Tode, welcher den 11. November 1789 erfolgte.

Lieder auf die Geburt des Erlösers. Lüneb. 1761.
Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Berlin und Stettin, 1786.
Einige Idyllen in den bremischen Beiträgen und im 2. Theil der Anthologie der Deutschen.

Der größte Theil seiner Zeit war später reingelehrten Arbeiten gewidmet, unter welchen aber auch mehrere Uebersetzungen aus den alten Sprachen verdienstlich sind. Seine geistlichen Gedichte sind voll Wärme, Innigkeit und Gedankenreichthum und erfreuen sich wie seine sämmtlichen Leistungen großer Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form.

Friedrich Ludwig Schmidt

ward am 5. August 1772 zu Hanover geboren. Ein Schüler des großen Schröder gehörte er viele Jahre hindurch der hamburger Bühne an und suchte als erster Director mit Geist und Festigkeit dem Leichtsinne der modernen Schauspielkunst zu wehren. Er hat in schönen Perioden den hamburger Brettern vorgestanden und nur mit Schmerz seine edleren Interessen endlich dem Ballet geopfert. Als Darsteller komischer Alten war er stets ausgezeichnet, das ältere Charakterschauspiel sein Element. Bildung und Gesinnung erwarben ihm die Freundschaft vieler Mitbürger und nahe Verwandtschaft fesselte den Künstler an angesehene Familien. Ende Aprils 1841 nahm er feierlich von der Bühne Abschied und überlebte dieses Fest nur wenige Tage. Seine Stücke werden noch lange des wackern Mannes Andenken in Ehren erhalten. — Er schrieb:

Almanach für's Theater. Hamb. 1809—11. in 8.
Derselbe Almanach. Leipzig, 1812. in 8.
Dramaturgische Aphorismen. Hamb. 1820. 1828. 2 Bdchn. in 8.
Berg und Thal. Lustsp. in 5 Aufz. Hamb. 1819. in 8.
Dramaturgische Berichte. 1812. Hamburg, 1834.
Die ungleichen Brüder. Lustsp. in 3 Aufz. Hamb. 1817. in 8.
Neue hamburger Bühne. Hamburg, 1824. in 8.
Dramatischer Jugendfreund. Hamb. 1823. in 8.
Die Kette des Edelmuths. Lustspiel. Leipzig, 1792. in 8.
Der leichtsinnige Lügner. Stuttgart, 1814. in 8.
Schauspiele. Leipzig, 1804. in 8.
Neue Schauspiele. Hamburg, 1817. 2 Bde. in 8.

Nicht blos als Darsteller feiner, besonders feinkomischer Charakterrollen bedeutend, zeichnete er sich auch als Dramaturg durch gründliche Forschung, Scharfsinn und Klarheit, und als Lustspieldichter durch glückliche Erfindung, gut angelegte Situationen, treffliche Charakterzeichnung und einen lebendigen und witzigen Dialog sehr rühmlich aus. Sein Lustspiel „Der leichtsinnige Lügner" besitzt namentlich diese Eigenschaften in hohem Grade und gewann 1813 den für die beste Leistung auf diesem Gebiete ausgesetzten Preis.

Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Dieser bekannte und vielgeneckte Dichter ist am 23. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren. Zuerst am Invalidenhause zu Berlin Prediger, ward er 1795 nach Werneuchen in der Mittelmark versetzt, wo er im Jahre 1832 starb. Er gab heraus:

(Mit C. C. Bindemann) Neuer berlinischer Musenalmanach für 1793—96.
Gedichte. Berlin, 1796.
Almanach romantisch-ländlicher Gemälde, für 1798. Berlin, in 12.

Digitized by Google

Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe, für 1801. Berlin.
Neueste Gedichte. Berlin, 1815.
Almanach der Musen und Grazien, für 1802.

Ein Nachahmer von Voß war Schmidt vorzüglich bemüht, in seinen lyrischen Gedichten die Vortrefflichkeit und Poesie ländlicher Häuslichkeit in baarster Natürlichkeit zu schildern und zu preisen und ward daher wiederholt, am Witzigsten jedoch von Goethe in dessen Musen und Grazien in der Mark, verspottet. Seit dieser Zeit ist es Mode geworden, seiner nur als eines lächerlichen und geschmacklosen Dichters Erwähnung zu thun, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er keineswegs ohne Talent für die Darstellung so wie für die Behandlung der Form war, was auch die hier mitgetheilte Probe aus seinen Poesieen bezeugen wird.

Die Dorfbewohner.

Mailüftchen fächern; aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haselmaus und Frosch heraus.
An unsern Dächern
Klebt froh ihr Nest die Schwalbe fest.

Zu beiden Seiten der Laube breiten
Lind' und Jasmin ihr helles Grün,
Und Lämmchen läuten,
So weiß als Schnee, im Wiesenklee.

Kirschblüthen zittern an Gartengittern
Mit süßem Ruch; bewegt vom Flug
Des Hänflings schüttern
Sie oft und schnei'n sein Nestchen ein.

Der Hase rammelt, die Biene sammelt
Im Morchelnthal zum ersten Mal;
Der Tauber dammelt
Und macht sich kraus am Taubenhaus.

Die Fische laichen in Kalmusteichen;
Von Vögelein, die groß und klein
Nun wieder streichen,
Tönt Minnesang die Haid' entlang.

Die Quelle strudelt, der Westwind hudelt
Den Apfelzweig. Im Lämmersteig,
Den Schnee besudelt
Und schmelzend Eis, sprießt Ehrenpreis.

Die Küchlein ziepen; Nestvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Mit Milch in Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

Frühmorgens pfropfen wir, stängeln Hopfen,
Und sä'n Spinat und Kopfsalat;
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt, wird angestützt.

Bei ihrer Bleiche singt durch Gesträuche,
Den Arm geschürzt, den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und spritzt auf Gras die Leinwand naß.

Des Hüttchens Mutter macht Käs' und Butter:
Denn itzt bescheert die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elsenbruch, ihr Milch genug.

Die Lust zu mehren, wenn's warm ist, scheeren
Wir Schafe noch: so schmaust man doch
Um zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht, und schämt sich nicht.

Nachmittags waden im Sand und baden
Wir, leichtbedeckt, im Rohr versteckt,
Und ruhn auf Schwaden
Und Thymian am Ufer dann.

D'rauf geht's von dannen zum Hain von Tannen,
Wo man auf Moos sich, wie in Schooß
Von Ottomanen,
Vom Waldinsekt umsumset, streckt.

Um kalte Schale zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt die Frau, und brockt,
Vom Abendstrahle
Der Sonne roth, schwarz Bauerbrot.

Wenn Tulp' und Nelken aus Thaugewölken
Der Abend näßt, ist's noch ein Fest,
Die Schafe melken
Zu sehn auf Streu der Schäferei.

Wie's Abendpfeifchen, von Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt, uns herrlich schmeckt,
Schwebt hinter Streifchen
Von Wolkenflor der Mond hervor!

Und wenn für Morgen vom Berg verborgen
Das Abendroth gut Wetter bot:
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein man fröhlich ein.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck

ward am 1. Januar 1766 in Lübeck geboren, studirte Medicin und lebte bis 1829, in welchem Jahre er in Ruhestand versetzt ward, als Doctor der Medicin, königlich dänischer Justizrath, Ritter vom Danebrog und Bankdirector zu Altona. Er lieferte:

Gedichte, herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona, 1821. 2. Aufl. 1827.
Historische Studien. Altona, 1827.

S. hat sich vorzüglich als lyrischer Dichter durch die in seinen Poesieen vorherrschende reiche Anmuth, Naivetät, Wärme und Wahrheit des Gefühls und seine seltene Herrschaft über Sprache und Form einen großen Kreis von befreundeten Lesern erworben.

Der Klosterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden;

„Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

„Ach! in der Welt ist nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und sich hinaus zu sehnen?

„Er läßt dahinten nichts zurück,
Als Dornen und Cypressen;
Sein bestes Theil, sein schönstes Glück
Ist scheiden und vergessen.

„Drum, guter Vater, laßt mich ein
In diese Klostermauern;
Da will ich still und friedlich sein
Und, bis ich sterbe, trauern."

„„Mit nichten, Jüngling! nimm den Stab,
Und wandre frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böses sein, als Gutes.

Digitized by Google

„„Des Menschen Herz sei stark und fest,
Zu lieben und zu hassen;
Denn wisse, wer die Welt verläßt,
Ist bald von ihr verlassen.

„„Ob rings der Himmel noch so grau,
Und noch so schwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensschifflein schwellen.““

„Vernimm, o frommer Greis, mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen;
Es ziemt sich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

„Der Hoffnung Veilchen sind erstickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unschuld Lilien geknickt,
Der Freude Rosen starben.

„Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

„Dies grobe dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenstock in meiner Hand,
Ist Alles, was ich habe.

„Des Baumes Wölbung ist mein Haus,
Mein Bette Rasenfläche,
Des Feldes Wurzeln sind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

„Und einsam muß ich, stumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken schallen.

„Dann wird von keinem Angesicht
Des Mitleids Thräne fließen,
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe sprießen.“

„„O, guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

„„Wie Fels der Gram im Herzen liegt—
Vernimm des Greises Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

„„Drum nicht an schnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand
Sind selten treu befunden.

„„Wie Wind vom Meere kommt und haucht,
So sind des Menschen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

„„Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben.
Was ist es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

„„Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tausenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr
Und wirft dich zu den Todten.““

Paul Gerhard.

Zu Brandenburg einst waltet
Der Kurfürst weit und breit;
Doch neue Lehre spaltet
Des Glaubens Einigkeit.

Es steuern wohl Gesetze
Verbotenem Geschwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geist zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er stand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Vesten wanken,
Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Der Kurfürst aber sandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürsten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Gesetzes Willen
Zu folgen, weise fand,
Der hat — es sei gesprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!““

Der Greis versetzt bescheiden:
„Mir ziemt's, das strenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht!
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geschrieben steht?
Es bleibt gerecht sein Wille,
Ich will ihn halten stille.“ —
Und drauf verneigt er sich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus seiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngste Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand, —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenstrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu.
Und als der Tag verflossen,
So beut, im Wald verschlossen,
Ein gastlich Dach dem Häuflein Ruh.

O schau' den süßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, sank:
„Wer wird sich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter sein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menschen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie stehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo sich solche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Ist nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Trostes goldnes Lied zurück.

Digitized by Google

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da däucht es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Iſt über ſie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie ſchwören ſtill, und ſchauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie ſchwören, ob die Wellen
Bis an die Seele ſchwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da ſteht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen ſcharrt im Sande
Bereits des Roſſes Fuß;
Es bringt aus Sachſenlande
Der Bote dieſen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beſchieden
Durch Kurfürſt Chriſtian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln ſahn.

„„Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand;
Es winken uns die Gränzen,
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!““

Johann Ernſt Chriſtoph Schmidt

ward am 6. Januar 1772 zu Buſenborn in Oberheſſen geboren, ſtudirte ſeit 1788 zu Gießen und trat daſelbſt 1793 als Privatdocent auf. Bald darauf eine Zeit lagen am academiſchen Pädagogaginum ſtellt, wurde er 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1803 auch Hiſtoriograph. 1809 ward ihm der Character des Geheimrath und 1820 mit dem eines Prälaten der Sitz in der erſten Kammer der Stände. Die 10 Jahre ſeit 1793 waren ſeine ſchriftſtelleriſch fruchtbarſten, ſpäter arbeitete er nur für Journale. Er ſtarb als erſter Profeſſor der Theologie am 4. Juni 1831.

Grundlinien der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Gießen und Darmſtadt, 1800.
Handbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. Gießen, 1801—20. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4, 1824—27.
Lehrbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. 3. Aufl. Gießen, 1827. (Die früheren „Grundlinien“.)
Geſchichte und Beſchreibung des Großherzogthums Heſſen. Gießen, 1818—19. nur 2 Bde.
Lehrbuch der Sittenlehre. Gießen, 1799.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik. Gieß. 1800.
Theol. Encyklopädie. Gießen, 1811.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte. Gießen, 1828.

Dieſer ausgezeichnete Theolog verband in ſeinen Schriften Gedankenreichthum, Originalität und Scharfſinn mit den gründlichſten hiſtoriſchen Forſchungen und erwarb ſich durch dieſelben einen höchſt bedeutenden und bleibenden Ruf.

Jacob Friedrich Schmidt

ward am 2. April 1730 zu Blaſienzell (oder Zelle) bei Gotha geboren, beſuchte ſeit 1746 das Lyceum zu Ohrdruff und ſtudirte ſeit 1750 in Jena Theologie, größtentheils durch Gelegenheitsgedichte ſich ſeinen Unterhalt verſchaffend, in inniger Freundſchaft mit dem bekannten Dichter von Gerſtenberg. Nachdem er in Holſtein mehrere Hauslehrerſtellen bekleidet und auf eine Anſtellung daſelbſt vergebens gewartet hatte, ward er 1765 Diaconus in Zelle; durch ſeinen Ruf als Dichter empfohlen, 1773 dritter Diaconus in Gotha und zugleich Lehrer der deutſchen Sprache am Gymnaſium. Endlich rückte er zum erſten Paſtor an den beiden Hauptkirchen in Gotha auf. Als ſolcher und mit dem academiſchen Titel eines Magiſters der Philoſophie ſtarb er den 2. März 1796. Er ſchrieb außer vielen Predigten und religiöſen Betrachtungen:

Poetiſche Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift. Altona, 1759.
Idyllen. Jena, 1761.
Kleine poetiſche Schriften. Altona, 1766.
Wiegenlieder. Gotha, 1770. 2 Thle.
Kirchenlieder. Gotha, 1779.
Gedichte. Leipzig, 1786.
Horaz, überſetzt. Gotha, 1776. 3 Thle.
(Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. Bd. 2.)
Geiſtliche, moraliſche und ſcherzhafte Oden und Lieder, in 4 Büchern. Leipzig, 1763.

S. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie und zeichnete ſich beſonders durch mehrere gelungene Lieder und Idyllen, am Meiſten jedoch durch ſeine Ueberſetzung des Horaz, eine für die damalige Zeit treffliche Arbeit, aus.

Karl Chriſtian Ehrhard Schmidt

wurde zu Heilsberg im Weimariſchen am 24. April 1761 geboren, ſtudirte in Jena, wo er 1783 als Privatdocent der Philoſophie Kants neue Lehren vortrug. Im Jahre 1791 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Gießen angeſtellt, ſetzte er ſich durch eine Schrift de tribus impostoribus vielfachen Anfeindungen aus, die ihn bewogen, ſchon 1793 nach Jena, das ihn als Diaconus und ordentlichen Profeſſor der Philoſophie berief, zurückzukehren. Hier wirkte er in früherem Geiſte ungeſtört fort, bis Fichte des älteren Lehrers feſten Widerſtand mit der Kraft ſeiner Rede überwand, und den Philoſophen Schmidt ſchlechtweg für eine Null erklärte. 1798

Digitized by Google

wurde er dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie; zu dem akademischen Ehrentitel fügte der Herzog von Sachsen-Gotha 1804 den eines Kirchenraths. In seinen 6 letzten Lebensjahren stand er einem Institut und einem Verein zur Reinigung des Studentenlebens vor. Er starb zu Jena als Doctor der Philosophie, Medicin und Theologie am 10. April 1812.

Kritik der reinen Vernunft. Jena, 1786, 3. Aufl. 1794.

Wörterbuch zum Gebrauch der kantischen Schriften. Jena, 1786, 3. Aufl. 1795.

Versuch einer Moralphilosophie. Jena, 1790, neu: 1802.

Empirische Psychologie. Jena, 1791, 2. Aufl. 1796. 2 Thle.

Philosophische Dogmatik. Jena, 1796.

Logik. Jena, 1797.

Predigten. Jena, 1798.

Physiologie. 3 Bde. Jena, 1798 — 1801.

Adiaphora. Leipzig, 1809.

Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften. Gotha, 1810.

Ein eifriger Anhänger des kantischen Systems war S. zu seiner Zeit vorzüglich bemüht, dasselbe auf das Studium der Theologie anzuwenden, und diese nach besten Kräften dadurch zu fördern.

Klamer Eberhard Karl Schmidt

wurde am 29. December 1746 zu Halberstadt geboren, war Kriegs- und Kammersecretär, dann bis an seinen Tod, welcher den 8. Januar 1824 erfolgte, Domcommissarius in seiner Vaterstadt. Vergleiche die Beschreibung seines Dichterjubiläums, welches er 1819 feierte, von seinem Schwiegersohne dem Pastor Fr. Lautsch; zu Halberstadt 1820.

K. E. K. Schmidt's Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Fr. Lautsch. Stuttgart, 1826 — 28. 3 Bde.

Fröhliche Gedichte. 1769.

Poetische Briefe. Dessau, 1782 — 1794. in 8.

Neue poetische Briefe. Berlin und Braunschweig, 1790. in 8.

Komische und humoristische Dichtungen. Berlin, 1802. in 8.

Elegien an meine Minna. 1773. in 8.

Fabeln und Erzählungen. Leipzig, 1776. in 8. (nebst angehängten Idyllen).

Vermischte Gedichte, 2 Sammlungen. Leipzig, 1772. 73. in 8.

Gesänge für Christen. Lemgo, 1773. in 8.

Hendekasyllaben. Leipzig, 1773. in 8.

Die Landpfarrerin, eine elegische Dichtung. Berlin, 1801. in 8.

Phantasien nach Petrarca's Manier. Lemgo, 1772. in 8.

Wehmuthslaute eines früh Verblichenen. (Aus Kl. S. Nachlasse edirt durch seinen Sohn). Braunschweig, 1829. in 8.

Katullische Gedichte. Berlin, 1774.

Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig, 1768.

Operetten. Leipzig, 1772.

S. gehörte seiner Zeit zu den sogenannten preußischen Dichtern und Freunden Gleims, doch war sein Talent im Ganzen nur gering, wogegen ihn jedoch redliche Gesinnung, Eifer für Recht und Wahrheit, und eine glückliche und leichte Behandlung der Form und Sprache vortheilhaft hervorheben.

Hoffnung in Kriegszeit.

Noch in der Irre geh' ich,
Und weiß nicht, wo hinaus;
In dunkle Ferne seh' ich,
Und sehe Schutt und Graus,
Kriegsfackeln angezündet,
Macht kämpfend gegen Macht!
Was herrlich stand, verschwindet;
Was strahlte, sinkt in Nacht!

Doch soll mein Herz nicht zagen,
Nicht laut um Hülfe schrei'n;
Ich will — bald möcht' es tagen —
In Hoffnung fröhlich seyn!
Du, der die Myriaden
Der Welten all' regiert,
Du bist es, der den Faden
Durch all' das Irrsal führt!

Du magst auf Sturmwindsflügeln,
Du magst auf Sonnen gehn,
Staub hier auf Aschenhügeln,
Dort Stern' ins Weltall sä'n:
Die Lieb' ist's, sagt mein Glaube,
Die schaffet und zerstört,
Die selbst im Todtenstaube
Den Keim des Lebens nährt!

Stückwerk ist all mein Wissen;
Ja kaum den kleinsten Theil
Seh' ich von allen Rissen,
Wonach du baust mein Heil!
Ach! wenn mein Aug' erträge,
Zu schau'n ins volle Licht,
In Staub sänk' ich und schwiege,
Verhüllt das Angesicht!

Du aber ruhst nicht eher,
Bis du am Ziele bist.
So weit der Himmel höher,
Als dieser Erdball ist:
So weit erhebt dein Trachten
Sich über mein's empor.
Was Jahre lang wir dachten,
Winkst du im Nu hervor.

Es können Berge weichen,
Doch nie dein Vatersinn;
Der wird die Hand mir reichen,
Wenn ich am bängsten bin!
Es mögen Hügel fallen,
Fest steht dein Wort; es steht:
Gnad' und Erbarmen Allen,
So weit die Sonne geht!

Wie über Kindesschwächen
Die Mutter sich erbarmt;
Wie sie nach hartem Sprechen
Die Brust, von Lieb' erwarmt,
Mit Küssen reicht dem Kleinen;
Also erbarmst dich du,
Und stillest all mein Weinen,
Und sprichst mir liebend zu!

In deine Hand gezeichnet
Bleib ich, und hang' an dir!
Wann hätte sich verläugnet
Dein Vaterherz an mir!
Dir, Herr mein Gott! vertrau'/ich
Im bösen Zeitenlauf.
Selbst unter Trümmern bau' ich
Dir meinen Tempel auf!

Digitized by Google

Wenn deine Stund' erscheinet
Schnell wandeln wird es sich:
Dann wird, was jetzt dir weinet,
Frohlocken über dich.
Auf strahlt der Himmelsbogen,
Woraus die Stimme spricht:
So weit, ihr Kriegeswogen!
So weit, und weiter nicht!

Wohlauf, mein Herz, und preise
Den Helfer schon voraus!
Er führt auf seine Weise;
Doch herrlich führt er's aus!
Anbetet, Nationen!
Mit Feuerflammen-Blick
Stieg Gott herab; mit Schonen
Traf er und fährt zurück!

An K. E. K. Schmidt
von J. W. L. Gleim.

O Freund, in deiner kleinen Hütte
Wohnt noch die alte, gute Sitte
Der Schaferwelt; auf deine Bitte,
Käm' ich und wäre gern dein Gast,
Und wohnt' ich gleich in dem Palast
Zu Sanssouci! Bei dir träf' ich
Die Musen an, die, leider! mich,
Versammelt all in einen Haufen,
Verlassen haben lange schon!
Bei dir, dem jungen Musensohn.

Die Musen und die Nymphen laufen
Vor meinem grauen Haar, o Gott!
Wir Alten sind der Kinder Spott!
Was ist's? Wir leben und wir sterben;
Und haben wir nicht einen Erben
Der Unschuld unsers Herzens, dann
Mein Lieber, sind wir übel dran!
Wir werden aller Menschen Haß,
Und thaten keinem was zu Leide!
Wir sterben, und kein Aug' ist naß!
Und darum macht mir's große Freude,
Was deine Liebe mir vertraut
Von einem Erben deiner Tugend,
An welchem schon der Schöpfer baut,
Den, in der Blüthe deiner Jugend,
Welch eine Wonne! welch ein Glück!
Du sehen wirst mit Vaterblick!

O du, mein Lieber, Treuer, bitte
Mich bald doch nur in deine Hütte,
Damit ich recht, als Biedermann,
Noch in den ersten Schöpfungstagen,
Freund, meine Freude dir kann sagen,
Weil ich sie nicht mehr singen kann.

Antwort an Gleim.

O welch ein Briefchen, Vater Gleim!
Ich las zuerst es insgeheim,
Und endlich laut (wie konnt' ich's lassen)
Dem Weibchen, das, mit Armumfassen,
Darum mich plagte links und rechts!
Die Neugier sitzt in allen Klassen
Des lieben, schöneren Geschlechts!
Frau Heva's Inbiß zum Exempel,
Was kostet er die Nachwelt nicht!
Sonst waren wir der Gottheit Tempel,
Jetzt aber haust der schwarze Wicht,
Gott sei bei uns! mit allen Sünden,
Die alle Diener Gottes binden,
In Vater, Mutter, Tochter, Sohn:
Und würd' er nicht, beim Taufen, schon
Aus uns ein wenig ausgetrieben,
So schluckt' er uns, ich glaube gar,
Zum Frühstück ein, mit Haut und Haar!
Wie schlimm der Herr vor diesem war,
Es ist genug davon geschrieben!

Ein großes Glück, daß bei Madam
Es nicht so schlechten Ausgang nahm!
Ich las, und meinem Weibchen kam
Sein Vorwitz höher nicht zu stehn,
Als nur ein Paar Minuten Schaam,
Und viel Verschwiegenheit auf heute!
Ein Preis, der selber mich nicht reute:
Das Schämen läßt ihr gar nicht schön!

Doch mein Entzücken nun darüber!
Wie dir es sagen, o mein Lieber,
In Prose? ... Singen wollt' ich's dir;
Doch wann es singen? Nie gerastet
Hat heute meine gute Thür!
So viel Besuche hatten wir
Von aller Welt, nur nicht von dir;
So maulthiermäßig überlastet
Ward ich von Dingen, klein und groß!
Zwar hab' ich weidlich mich gehastet,
Sie abzuwerfen auf den Schooß
Der goldnen Muse; doch vergebens!
Es ist verhängt! das Rad des Lebens
Muß, großentheils, sich öfter drehn,
Auf schlimmen Wegen, als auf schönen!
So laß ich's denn nach Lüsten gehn!
„Man muß an alles sich gewöhnen!"
Sagt Sokrates, mit Recht, dünkt mich,
Und alle wird es so bedünken!
Zuletzt gewöhnen muß er sich,
Zum Lohn der Tugend Gift zu trinken!
Gott wahre mich und dich dafür!

Mitunter ließ sich auch bei mir
Die Muse der Epistel melden,
Die Muse, die an keinen Helden,
Doch an getreue Freundschaft gläubt,
Und alles aus dem Herzen schreibt!
Allein ich ließ ihr treues Melden
Vorfahrvisite diesmal sein,
Und knüpfte meinen Damen ein,
„Wenn einer frägt, ich nicht zu Hause!"

Erst jetzt bin ich in meiner Klause
Monarch geworden! Nun geschwind
Die Muse her! Von meinen Brüdern
Dem Herrlichsten muß ich erwiedern
Das schöne Briefchen! Briefe sind
Der Freundschaft, was dem Amor Pfeile!
Sie gehn ins Herz, und stecken fest;
Und billig müßt' ein Wespennest
Der Sünder tragen eine Meile,
Der Briefe sonder Antwort läßt!

„Wir sterben, und kein Aug' ist naß!"
Freund, welche Stell' in deinem Briefe!
O Lieber! Lieber, was ist das?
Ich fühlt' es in der tiefsten Tiefe
Des Herzens! ...

Du Vater, du! im höhern Sinn
Bist du das längst, als ich es bin,
Und werde sein, wenn anders Wise
Noch Wort der Muttergöttin hält!
Ringsum in deinem Paradiese,
(Ein Paradies ist deine Welt,
Denn jene Masquen ausgenommen,
Die nicht in unsre Rechnung kommen,
Meint Alles dich auf deiner Welt!)
Ringsum, wo deines Liedes Schöne
Das Herz zur Fröhlichkeit erhellt,
Sind alle Töchter, alle Söhne,
In deren Herzen immerhin
Du Tugend sangst und frohen Sinn,
Sind alle deine lieben Kinder!
Und sind die übrigen es minder,
Die Wittwen und die Waisen, die
Des langen Lebens bittre Müh
Versüßt von deinen Händen fanden?
In allen Ständen, allen Landen
Hast du dergleichen Kinder noch!
Auf wenig Menschenlisten standen
Die Thaten deines Herzens; doch
Da droben, edler Mann, wird das
Weit richtiger zu Buch getragen!
Und dennoch darfst du traurig sagen,
„Wir sterben und kein Aug' ist naß!"

Digitized by Google

Naß werden aller Augen ſein,
Wirſt du dereinſt von hinnen gehn;
Naß Aller Herzen, welche rein
Durch deine Lieder ſind geworden
Und mehr, als Ritter ihrer Orden,
Sich deiner hohen Lieder freun!
Mit ausgelöſchter Fackel ſtehn
Wird Amor, den du haſt gelehrt
Auf Tugend, nicht auf Schönheit ſehn!
Das ſchönſte Mädchen, wenn es hört
Von ſeines Dichters letzten Tagen,
Wird lange ſeinen Arm verſagen
Dem treuen Arm des Liebenden,
In dir, o Vater, zu beklagen
Den Lehrer ſeiner Tugenden! ...

Doch lange, lange noch verſpäte
Der Engel, der zu Leſſing dich
Wird einſt hinüber bringen, ſich!
Die junge, grüne Roſenſtätte,
Verſteckt in deinem Gartenthal,
Die du mit deinem Staub einmal
Zum Hügel machen wirſt ... noch lange ...
Sie bleibe dir noch lange Thal,
Und dufte, wenn bei Mondesſtrahl,
Zu ſüßem Nachtigallgeſange
Du deinen ſingſt, Entzücken aus!
O Lieber! Alles was ſich deiner
Im Herzen freut, verbrüdert ſich
Zu treuen Wünſchen, fodert dich
Zu tauſend Wettſtreit noch heraus
Mit tauſend Nachtigallen; keiner
Von allen, liebender, als ich!

Du weißt, mein kleines Dichterhaus,
Das immer, fern von großen Sachen,
Zufriedenheit und Scherz bewachen,
Möcht' ich ſo gern zum Tempel machen,
Worin die Wahrheit wird gepreiſt;
Und hat mein Enkel irgend Geiſt,
Ein Bild der Wahrheit aufzufaſſen,
Noch meinen Enkel danken laſſen
Möcht' ich dem lieben Heftigen,
Der herzlich ſchnell, nicht aus Grimaſſen,
Mein Vater ward, den Grazien
Mich opfern hieß und der Natur,
Und zeitig ſchon den großen Schwur
Mich ließ beſchwören: ſtehn zu laſſen
Von hundert Verſen zwanzig nur!

Von hundert Verſen zwanzig? Ha!
Damit ich meinen Schwur nicht breche,
Hier: Soli Deo Gloria!
Klein, aber reißend ſind die Bäche,
Woraus, von Fürſten unbedingt,
Die kleine Briefesmuſe trinkt!
Sie treten oft ein wenig über;
Und geht's von Herzen, o mein Lieber,
So ſpringt das Wort Gedanken vor!
So eben raunt mir was ins Ohr:
Ich hätte ſchon den Schwur gebrochen!
Drum, lieber Vater, gute Nacht!
Laß unter uns es ſein geſprochen,
Was andern große Naſen macht!

Konrad Friedrich von Schmidt-Phiſeldeck

iſt am 31. Juli 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien zu Helmſtädt ward er Hauslehrer in Kopenhagen, erhielt 1794 das däniſche Indigenat und wandte ſich ſeit 1797 kameraliſtiſchen Studien zu. Er wurde zunächſt Aſſeſſor im Landes-Oeconomie- und Commerzcollegium, erhielt 1806 den Character eines Juſtizraths, 1810 den eines Etatsraths. Seit 1813 Mitdirector der Reichsbank, ſeit 1828 wirklicher Deputirter im Generalzoll-Kammer- und Commerzcollegium, lebte er, hochverdient, als Doctor der Philoſophie und Ritter des Danebrogordens zu Kopenhagen, wo er 1832 ſtarb. Er hinterließ:

Vertraute Briefe über Gegenſtände aus der praktiſchen Moral. Kopenhagen, 1791.

Gedichte. Braunſchweig, 1794.

Briefe äſthetiſchen Inhalts. Altona, 1797.

Hymne auf Gott. 1804.

Ueber das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgerverein und deſſen künftiger Umgeſtaltung. Kopenh. 1817.

Europa und Amerika. 2. Aufl. Kopenhagen, 1821.

Der europäiſche Bund. Kopenhagen, 1821.

Die Politik nach den Grundſätzen der heiligen Allianz. 1822.

Das Menſchengeſchlecht auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkte. Kopenhagen, 1827.

Proben politiſcher Beredſamkeit. Kopenhagen, 1823.

Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenhagen, 1830.

Auswahl neugriechiſcher Volkslieder. Braunſchweig, 1830.

Scharfſinn, Klarheit, tiefes und gründliches Eindringen in ſeinen Gegenſtand erwarben S. v. Ph. als politiſchem Schriftſteller einen ſehr bedeutenden Ruf.

Ludwig Friedrich von Schmidt

geboren am 24. Januar 1764 zu Königsbach im Großherzogthum Baden, iſt eines Landgeiſtlichen Sohn. Von 1778—1781 auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe vorgebildet, ſtudirte er bis 1784 in Jena, mit welchem Jahre er in Göttingen ſeinen theologiſchen Curſus vollends beſchloß. 1786 ward er als Pfarrer in der Grafſchaft Sponheim angeſtellt, 1792 Hofdiaconus in Carlsruhe. 1799 folgte er der ehrenvollen Berufung zur Stelle des Cabinetspredigers der Kurfürſtin nach München, wodurch er 1806 der erſte proteſtantiſche Pfarrer in Baiern geworden iſt. 1802 ward er zum Kirchenrath, 1809 von Jena zum Doctor der Theologie, 1818 zum Miniſterialrath im Miniſterium des Innern und Referenten in proteſtantiſchen Kirchenſachen ernannt. Als er, 1820 bereits Ritter des Civilordens der bairiſchen Krone geworden, 1826 die verwittwete Königin nach Würzburg begleitete, ward er von der dortigen philoſophiſchen Facultät mit ihrem Doctor-Diplom beehrt. Daſelbſt iſt noch ſein Aufenthalt. Er ließ viele Predigten und Amtsreden drucken, beſonders

Predigten bei beſondern Veranlaſſungen gehalten. Sulzbach, 1803, 1809, 1827. 3 Bde. in 8.

in welchen er ſich als Kanzelredner durch große Einfachheit, Tiefe und Fülle der Gedanken und lebendige, kräftige Darſtellung auszeichnete.

Digitized by Google

Martin Heinrich August Schmidt,

am 26. Mai 1776 zu Braunschweig geboren, studirte, aus dem Catharinum und Carolinum seiner Vaterstadt entlassen, zu Helmstädt und Göttingen. In den Jahren 1806 — 1807 königlich preußischer Feldprediger, ward er 1812 nach Teltow berufen und rückte 1817 zu der Stelle des Oberpredigers von Derenburg bei Halberstadt auf. Er starb am 8. März 1830.

Albert und Mathilde, oder die Elemente, Gedicht. Berlin, 1810. in 8.
Berlin an die Siegesgöttin. Berlin, 1814. in 8.
Electron. Berlin, 1810.
Des Marschalls Uebergang über den Rhein. Berlin, 1814.
Neu-Richmond, beschreibendes Gedicht. Braunschweig, 1805.
Die Schlacht an der Katzbach. Berlin, 1813.
Siegesgesang auf die Schlacht bei Dennewitz. Berlin, 1813.
Die großen Tage des Junius 1815. Berlin, 1815.
Trauerlied auf den General Moreau. Berl. 1813.
Poetische Versuche. Altona, 1825.
Die Völkerschlacht bei Leipzig. Berlin, 1815. 2. Aufl.
Der Geist Heinrich des Löwen. Braunschw. 1806.
Festgaben. Halberstadt, 1819.

Streng genommen nur ein Gelegenheitsdichter wußte S. doch durch Originalität, Gedankenreichthum, Phantasie und treffliche Darstellung seinen Poesieen großes und bleibendes Interesse zu verleihen.

Michael Ignaz Schmidt,

am 30. Januar 1736 zu Arnstein geboren, besuchte seit 1749 das Gymnasium zu Würzburg und trat dann, zur Vorbereitung auf den Stand eines Weltgeistlichen, in das bischöfliche Seminarium ein. Fünf Jahre darauf ward er Licentiat und Priester; selbst schon als Kaplan zu Haßfurt angestellt, zog er es dennoch vor, als Hauslehrer bei dem Großhofmeister von Rothenhar mit diesem während des 7jährigen Krieges in die Nähe von Stuttgart zu ziehen, wo er allen Glanz des Hoflebens kennen zu lernen Interesse und Gelegenheit fand. 1771 kehrte er als Bibiothekar nach Würzburg zurück, ward Mitglied der fürstbischöflichen Schulcommission, Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine bedeutende Pfründe, dazu die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung und begann, von dem 1770 unter seiner Leitung gestifteten Schullehrerseminare aus, großartige Reformen des Schulwesens. Karl von Dalberg machte ihn zum Mitgliede der Erfurter Academie der Wissenschaften. Joseph II. ernannte ihn 1778 zum Mitgliede des neuorganisirten Censurcollegiums und zum Geschicht-Lehrer seines Neffen Franz. Er lebte zu Wien als Magister der Philosophie, k. kaiserlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs bis zum 1. November 1794, seinem Todestage.

Geschichte des Selbstgefühls. Frankfurt und Leipzig (eigentlich Würzburg), 1772.
Geschichte der Deutschen (Bd. 1—5. auch unter dem Titel: „Aeltere Geschichte der Deutschen." 5 Bde. Ulm 1778—1785. Bd. 6—22: „Neuere Geschichte der Deutschen," vom 6. Bd. an aus S.'s Nachlaß ergänzt von Joseph Milbiller. 17 Bde. Ulm, 1705—1808.) Dasselbe Werk erschien als: „Aeltere Geschichte der Deutschen." 1783—93. 8 Bde. und: „Neuere Geschichte der Deutschen." 1785—1808. 17 Bde. Eine spätere Fortsetzung ist: Dresch's „Geschichte Deutschlands seit dem Rheinbunde." Ulm, 1824—1830. 5 Bde., welche Bd. 23—27. der Ulmer, und 18—22. der Wiener Ausgabe bildet.

S. war der Erste, welcher die deutsche Geschichte populär und lesbar schrieb, und verdient schon deswegen Anerkennung, auch ist ihm Fleiß und Geschmack keineswegs abzusprechen, doch mußte ihn der katholische Standpunkt, von welchem aus er seinen Gegenstand, obwohl mit großer Mäßigung, behandelte, einseitig machen, weshalb seine Darstellung der Geschichte Deutschlands seit den Zeiten der Reformatoren nur mit großer Vorsicht benutzt werden darf.

Nikolaus Schmidt,

dessen Lebensverhältnisse unbekannt sind, ward vermuthlich im Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts geboren, und schrieb:

Von den 10 Teuffeln oder Lastern, damit die böſen unartigen Weiber besessen sind. Wittenberg, 1568.

Ein satyrisches Gedicht im Geschmacke jener Zeit, doch von geringem Werthe.

Heinrich Gottlieb Schmieder

ist 1763 in Sachsen geboren. Er trat unter das Militär und lag von 1786 — 1788 als Premierlieutenant und Regimentsquartiermeister eines Kürassierregiments zu Düben. Im letztgenannten Jahre nahm er, um die Rechte zu studiren, seinen Abschied und lebte an mehrern Orten von Geschäften zurückgezogen. 1791 übernahm er die Regie und einen Antheil an der Direction der Bühne zu Altona, bis er im Jahre 1804 seinen Aufenthalt in Petersburg wählte, wo er 1828 starb.

Journal für Theater und andere schöne Künste, 1—3. Bd., 3 Stücke, und 4. Bd., 2 Stücke. Hamburg, 1797 und 1798. 8.
Neues Journal für Theater und andere schöne Künste. Hamburg, 1799. 8.
Taschenbuch für Theater auf 1798, 1799 und 1801.
Gedichte und Skizzen. Mainz, 1791.
Scenen aus der neuesten Welt. Halle, 1785.
Der schwache König. Gotha, 1786—88. 3 Thle.

Seine Leistungen erheben sich nicht über das Mittelmäßige, doch wirkte er nicht ohne Verdienst für die Ausbildung der dramatischen Künste.

Digitized by Google

Johann Gottfried Daniel Schmiedtgen,

am 15. April 1766 zu Sorau in der Niederlauſitz geboren, war herzoglich ſachſen-hildburghäuſiſcher Rath, Stifter und Vorſteher einer Verſorgungsanſtalt in Leipzig und endigte ſein Leben zu Leutenberg bei Saalfeld in ruhiger Zurückgezogenheit am 30. September 1816. Folgende Schriften beweiſen ſeine Fruchtbarkeit.

Anna. Leipzig, 1796.
Dämmerungen. 1796.
Theobalds Morgengabe. 1798.
Juchhei oder das neue Hochzeitbüchlein. 1798.
Helena. 1798.
Das Haus von Grodnow. 1798. 2 Thle.
Der hohe Windbruch. 1800.
Die ſtille Ecke am Rohrteiche. 1800. 2 Thle.
Die friedlichen Thäler. 1802.
Der Hageſtolz. 1802.
Pauline Well. 1803.
Die Liebe am See. 1804. 2 Thle.
Kleine Erzählungen. 1805.
Andeutungen. 1809—1812. 4 Thle.
Lydie Willmar. 1809. 2 Thle.
Klementine. 1810.
Adonide. 1811.
Die Gränznachbarn. 1812.

Nicht ohne Talent für die Darſtellung, fehlte es S. doch zu ſehr an Eigenthümlichkeit und Phantaſie, um ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben.

Friedrich Schmitt,

am 7. Juli 1744 zu Nürnberg geboren, war zuerſt Lehrer an dem Pädagogium zu Kloſter Bergen und ſeit 1774 Profeſſor an der Ritteracademie zu Liegnitz, wo er den 12. Auguſt 1813 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Leſebuch für Frauenzimmer. Flensb. 1774—1785.
Gedichte. Nürnberg, 1779.
Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig, 1781.

Er überſetzte aus dem Engliſchen:

Pamela. 1772. 4 Thle.
Tom Jonas. 1780. 4 Thle.
Robinſon. 1782. 2 Thle.

Aus dem Italieniſchen:

Anthologie. 1778. 4 Thle.
Taſſoni's geraubter Eimer. 1781.
Fartiguerra's Ricciarbetto. 1783. 2 Thle.

Aus dem Franzöſiſchen:

Lolotte und Faufau. 1789. 4 Thle.
Alexis. 1792. 2 Thle.

S. gehört jetzt mit Unrecht zu den ganz vergeſſenen Dichtern, da er, mit Geſchmack, Gefühl, Phantaſie und Sprachgewandtheit ausgerüſtet, doch einer der Erſten war, welche die ſüdlichen poetiſchen Formen mit Glück in die deutſche Poeſie einführten oder zu ihrer Wiederbelebung beitrugen. Folgende Probe ſeiner Leiſtungen wird das hier Geſagte beſtätigen.

Laura.

Thäler, Berge, ſchattenreiche Wälder,
Die nicht mehr die Laſt des Winters drückt;
Stille Grotten, Wieſen, grüne Felder,
Die mit Schmelz und Blumen ſchon der Frühling ſchmückt;
Und du ſilberhelle,
Friſche, reine Quelle,
Die ſo ſüß in meine Seufzer rauſcht;
Und du Philomele, die oft ſcheinet
Meinen Schmerz zu fühlen, oft mir lauſcht
Und dann, voller Mitleid, mit mir weinet:
Hört auch itzt, was meine Klage ſingt,
Die, ſo oft zu wiederholen,
Mich die Liebe zwingt!

Immer fließen werden dieſe Zähren!
Oft noch ſchneller werden ſie dich, Bach!
Oft noch, Fluren, eure Blumen nähren!
Denn von ihr getrennet bin ich! — Nicht mehr, ach!
Soll ich Sie erblicken,
Welche mit Entzücken
Einmal nur, und immer nun mit Gram
Meine Seele füllet! Stets ſie fliehen
Soll ich, die für mich vom Himmel kam,
Deren Augen Haiden machen blühen,
Donner ſchweigen, in die rohſte Bruſt
Sanft Gefühl und Tugend ſtrahlen,
Und des Himmels Luſt!

Ach! in welchem Thal wirſt du ſie finden,
Lenz, und dich, von Ihr verſchönert, freu'n?
Welcher Zephyr wird Ihr Kränze winden,
Und mit Silberblüthen Lauren überſchnei'n?
Welche Sylphen hören
Itzt ihr Lied, und lehren
Es die Quellen und die Nachtigall? —
Kleine Geiſter mit den Purpurſchwingen,
Die ihr um mich hüpfet, ſeid ihr aus der Zahl
Derer, die ſie ſahen? Ihre Harf' erklingen
Hörten? — O, ſo flüſtert mir von Ihr!
Alle Wunder, die ihr ſahet,
Saget mir von Ihr!

Saht ihr, wie viel ihrer Noth vergaßen,
Liebreich insgeheim von Ihr erquickt?
Saht ihr, wie viel Stirnen Gram verlaſſen,
Wenn ihr himmliſch lächelnd Aug' auf Sie geblickt?
Saht ihr, welche ſchönen
Engelwerthe Thränen
Andacht Sie und Mitleid weinen hieß?
Habt ihr ſie geſammelt und gezählet,
Und, damit bethaut, zum Paradies
Jenes Thal gemacht, das ſie verhehlet?
Sprecht! — Und eilt ihr wieder zu Ihr hin,
Sagt Ihr — Nein, nie ſoll Sie wiſſen,
Wie ich elend bin!

Glücklichſter von allen meinen Tagen,
Tag, der mich zur Göttlichen geführt;
Biſt du gleich der Quell von allen Klagen,
Die nicht Zeit, nicht Schickſal enden wird!
Zwar, Dir liebzukoſen,
Blühten keine Roſen,
Denn Autumnus war's, der Dich gebar!
Aber, gleich dem ſchönſten Sohn des Maien,
Lachte Sie dir Blumen um das Haar,
Das kein Nord durchbrauſte; und erfreuen
Hieß Sie die Natur dich! In dem Eis
Spiegelten ſich Roſen, Frühling
Ward's auf Ihr Geheiß!

O, wie ſtarrte nicht aus meinen Blicken
Die Bewunderung, als ich Sie ſah!
Kalte Schauer, glühendes Entzücken
Wechſelten in jeder meiner Adern da!
Ach, mit welchem Geize
Trank ich alle Reize,
Blieb ich eingewurzelt vor ihr ſtehen!
Hört' ich Ihre Engelsſtimme tönen:
Sah ich Tugend Sie und Grazien
Küſſen, und von Ihr mehr Reiz entlehnen;
Und ein Lächeln ſchimmern im Geſicht,
Das du, Liebe, nur kannſt ſchildern;
Ich vermag es nicht!

Digitized by Google

O beglückter Bach, von Ihrem Bilde
Mehr, als von der Sonne Glanz, geschmückt;
Sel'ge Auen, selige Gefilde,
Die ihr blühet, wenn Ihr zarter Fuß euch drückt;
Schattenvolle Haine,
Wo sie oft alleine,
Himmlische Gedanken denkend, geht;
Und du, Luft, die, stets von Ihr erhellet,
Sanft in Ihren gold'nen Locken weht;
Gegend, wo zuerst mir nachgestellet
Von der Liebe ward, o sähe dich,
Ach! nur einmal noch mein Auge,
Wie beglückt wär' ich!

Seh' ich dich, geliebte Gegend, wieder?
Ist es möglich? wer riß mich zu dir?
Sank Sie nicht an jenem Bache nieder?
Pflückte Sie nicht Rosen und Violen hier?
Seh' ich Ihre Spuren
Nicht auf diesen Fluren
Ueberall? — Wird nicht die Luft umher
Heit'rer? — Ha! Sie kömmt! Sie selbst! O Wonne!
Wie, aufgeführet auf dem Meer
Von der Blumengöttin, du, o Sonne!
Horcht! Vereint Sie göttlichen Gesang
Nicht mit dem entzückungsvollsten
Süßen Harfenklang.

Wann erschollen jemals solche Lieder?
Schweigt, ihr Wipfel! Stehe stille, Bach!
Seht! der ganze Himmel läßt sich nieder!
Engel singen Ihre hohen Hymnen nach!
Seht! Verklärte grüßen
Sie als Schwester! Gießen
Seligkeit, wie sie im Himmel quillt,
Ihr im Busen! — „Solche Lieder tönte,
Als noch meine Seele Staub umhüllt,"
(Zeuget Rowe) „nie meine Harfe, tönte,
Meta, nie die Deinige so süß!
Und Ihr ganzes Leben, Meta,
Tönet auch so süß!" —

Ha! Wo bin ich? Welche Phantaseen
Füllen mich mit süßer Trunkenheit?
Möchtet ihr doch mind'stens niemals fliehen,
Gold'ne Träume, die ihr meinen Geist erfreut! —
Hier in diesen Gründen
Laßt mich stets Sie finden.
Immer will ich Sie hier suchen gehen!
Hier will ich die träge Zeit verweinen!
(Könnte nur dies ungestört geschehen.)
Hier soll stets der Engel mir erscheinen,
So wie jetzo! — Hört! Mich dünkt, Sie spricht:
„Freund, wir sehn uns noch; dann trennet
Uns kein Schicksal nicht!"

Stanislaus Schmitt,

den 12. September 1766 in der Abtei Schönthal geboren, war zuerst substituirter Staatsprocurator zu Trier und begab sich von da als Doctor der Philosophie und Advokat nach Kreuznach. Er gab heraus:

Gedichte, Frankfurt, 1803. Kreuznach, 1804.
Hildegard, Gemahlin Karl des Großen, episches Gedicht. Kreuznach, 1811. 3 Bde.
Zenobia, oder der Triumph des Kreuzes, episches Gedicht. Kreuznach, 1810.
Der neue Ortsherr, Drama. Kreuznach, 1810.
Feldblumen, Poesien für Freunde der ländlichen Natur. Kreuznach, 1808. in 8.

Ein Nachahmer Wielands in der Behandlung episch-romantischer Stoffe, steht er weit hinter seinem Vorbilde zurück, und erhebt sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche.

Friedrich Jacob Schmitthenner

ward am 17. März 1796 zu Oberdonis, einem Dorfe im Fürstenthum Wied, geboren und studirte in Marburg, wo er sich, von Conradi angeregt, fast allein mit dem Studium Platons und, von den Neueren, Schellings beschäftigte. Sein Fachstudium, die Medicin, verließ er daher bald und nachdem er in Theologie und Jurisprudenz vergebens Befriedigung gesucht hatte, lebte er seit 1815 in Gießen ausschließend freien wissenschaftlichen Bestrebungen. Im Sommer 1815 preußischer Unterthan geworden, hatte er zum dreijährigen Militärdienste so wenig Neigung, daß er lieber seine Naturphilosophie eine Zeitlang theologischen Privatstunden aufopferte, die ihm bald ein theologisches Examen und mit dem 19. Jahre eine Anstellung als Pfarrer zu erlangen, möglich machten. Doch kehrte er nach nicht langer Zeit zu seinen Lieblingsstudien zurück, und ward sogar, ohne Neigung für dies Lehrfach, Prorector am Pädagogium zu Dillenburg. 1827 wurde er von der nassauischen Regierung zum Prorector am Pädagogium zu Wiesbaden und, da er diese Stelle nicht antrat, zum Director des Schullehrerseminars zu Idstein erwählt; unmittelbar darauf aber, seinem Wunsche gemäß, zugleich von Preußen und Hessendarmstadt zu einer akademischen Stellung berufen. Daher ging er auch, nach einem halben Jahre, im Herbste 1828 als Professor der Staatswissenschaft und Geschichte nach Gießen und kehrte — im Jahre 1832 als Oberstudien- und Schulrath eine Zeit lang in Darmstadt für Schulreform wirksam — 1835 dahin zurück, wo er als geheimer Regierungsrath, Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie lebt. Seine Schriften sind:

Kurzgefaßte Schreibungslehre der deutschen Sprache. Herborn, 1821. 2. Aufl. 1828.
Deutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen. Herborn, 1822. (Zu Cassel, 1837. 2. Aufl.)
Elementarlehre der deutschen Sprache nach naturgemäßer Methode. Hadamar, 1823.
Ursprachlehre. Frankfurt, 1826.
Deutsche Sprachlehre nach neuer wissenschaftlicher Begründung. Frankfurt, 1828.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1829.
Die Jahreszeiten, lyrisch-didaktisches Gedicht. Frankfurt, 1829.
Ueber das Schicksal und die Bestimmung der Geister. Wiesbaden, 1819.
Kurzes deutsches Wörterbuch. Darmstadt, 1837. 2. Aufl.
Geschichte der Deutschen. Herborn, 1824. 2. Aufl. 1836.
Grundriß der politischen und historischen Wissenschaften. Gießen, 1830—32. 3 Bde.
Ueber den Character und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft. Gießen, 1832.
Zwölf Bücher vom Staate. Gießen, 1839. 1. Bd.
Ueber das Cultur- und Schulwesen. Gießen, 1839. 1. Bd. (gegen Fr. Thiersch's Angriffe).
Die Lehre von der Satzzeichnung. Frankfurt, 1824.
Die 3. Auflage von Roth's „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre." Gießen, 1825.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1828.
Die Main-Weser-Eisenbahn. Gießen, 1838.

Digitized by Google

Einer der ausgezeichnetſten und ſcharfſinnigſten deutſchen philoſophiſchen Sprachforſcher, hat S. ſowohl in ſeinen Schriften über die Sprache und deren Wiſſenſchaft, wie in ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten höchſt eigenthümliche und bedeutende Anſichten entwickelt, welche in dem ganzen Umfange ihrer Wichtigkeit vollſtändig vielleicht erſt von der Nachwelt gewürdigt werden können, ihm aber bereits ein hohes wiſſenſchaftliches Anſehen bei ſeinen Zeitgenoſſen mit vollkommenem Recht erworben haben.

Benjamin Schmolck

ward am 21. December 1672 zu Brauchitſchdorf bei Liegnitz geboren, beſuchte die Schule zu Lauban und ſtudirte in Leipzig Theologie. Bei ſeiner Rückkehr ſeinem Vater ſubſtituirt, der in Brauchitſchdorf Pfarrer war, ging er 1702 als Diaconus nach Schweidnitz, wurde dort 1707 Archidiaconus, 1712 Senior des Miniſteriums und 1714 Oberprediger, zugleich Kirchen- und Schulinſpector. Er ſtarb daſelbſt am 12. Februar 1737. Die Titel ſeiner geiſtlichen Schriften ſind:

Heilige Flammen der himmliſch geſinnten Seele. Striegau, 1704. 3 Aufl. 1706.
Geiſtlicher Pechweihrauch. Striegau, 1806.
Luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion. Jauer, 1712.
Roſen nach den Dornen. Jauer, 1714.
Mara und Manna. Breslau und Liegnitz, 1715.
Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz. Breslau und Liegnitz, 1715.
Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche. Breslau und Liegnitz, 1716 und 1717.
Eines andächtigen Chriſten heilige Andachtsflammen. Budiſſin, 1717.
Geiſtlicher Wanderſtab des Siemitiſchen Pilgers. Schweidnitz und Jauer, 1718.
Freudenöl in Traurigkeit. Breslau und Liegnitz, 1720.
Saitenſpiel des Herzens am Tage des Herrn. Breslau und Liegnitz, 1720.
Andächtiger Herzen Betaltar. Hirſchberg, 1720.
Schöne Kleider für einen betrübten Geiſt. Breslau und Liegnitz, 1723.
Bochim und Elim. Breslau und Liegnitz, 1724.
Klage und Reigen. Breslau und Liegnitz, 1725.
Schriften. Tübingen, 1740—44. 2 Thle.

Vorzüglich als geiſtlicher Liederdichter erwarb ſich S. zu ſeiner Zeit einen ausgezeichneten Ruf, der ſich jedoch im Allgemeinen nicht lange erhielt. Es fehlte ihm durchaus nicht an Talent in Behandlung der Form und der Sprache, aber ſeine Begeiſterung quoll nicht aus ſeinem Innerſten, ſondern ward mühſam von dem Verſtande erkünſtelt; deshalb gefiel er ſich auch vorzüglich in ſüßlicher Ziererei und Bilderprunk, dem falſchen Geſchmack ſeiner Tage vor Allem huldigend und in leidiger Affectation das Wahre ſuchend, von dem er ſich gerade dadurch am Meiſten entfernte. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Himmliſcher Sinn.

Himmel an geht unſre Bahn,
Wir ſind Gäſte nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüſte kommen werden.
Hier iſt unſer Pilgrimsſtand,
Droben unſer Vaterland.

Himmel an ſchwing dich, mein Geiſt!
Denn du biſt ein himmliſch Weſen,
Und kannſt das, was irdiſch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erleſen.
Ein von Gott erleucht'ter Sinn
Kehrt in ſeinen Urſprung hin.

Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weiſt mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieſes Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.

Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geiſt hier allbereit
Eine Kraft des Himmels ſchmecket.
Nach der Koſt im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.

Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das ſchöne Loos von ferne,
Daß mein Herz ſchon aufwärts ſteigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht iſt viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.

Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jeſus geht mir ſelbſt voran,
Daß ich freudig folgen kann.

Himmel an! ach Himmel an!
Das ſoll meine Loſung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelsluſt vertreiben.
Himmel an ſteht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

Ludwig Schnabel

ſtarb zwiſchen 1760—1780. Er war Kammerſecretär zu Stolberg am Harz. Sein Dichtername iſt Giſander. Weiter iſt Nichts über ſeine Lebensumſtände bekannt. — Er ſchrieb:

Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii, eines Sachſen. 4 Thle. Nordhauſen, 1731—43, neu: 1768. Halberſtadt, 1772. (Auszug in Reichards Bibliothek der Romane, Thl. 2. Seite 163). Neue Bearb. unter dem Titel: die Inſel Felſenburg, von C. R. André. 3 Thle. Gotha, 1788—90; von R. Lappe. Nürnberg, 1823; von Ludw. Tieck. 6 Bde. Breslau, 1827. Eine gänzliche Umarbeitung lieferte Oehlenſchläger.

Der aus dem Monde gefallene und nachher zur Sonne des Glücks geſtiegene Prinz. Frankfurt, 1750.

Unter den Robinſonaden des achtzehnten Jahrhunderts, welche namentlich in Deutſchland ſo großen Anklang fanden, iſt S's Werk unſtreitig das gelungenſte deutſche Product, obwohl es zur ſelben Zeit auch als ein höchſt getreuer Abdruck des falſchen und überladenen Geſchmackes, ſo wie der kleinlichen Weltanſicht jener Periode erſcheint. Der Verfaſſer beſaß ein friſches poetiſches Talent, eine lebendige Phantaſie und eine reiche poſitive Bildung und wußte dieſe glücklichen Mittel

Digitized by Google

mit Geschick zu verwenden. Allgemeiner Beifall krönte daher diese Arbeit. S's zweiter Roman, in welchem dagegen die damals so beliebte didactische und moralische Tendenz, die sich in der Insel Felsenburg bereits ziemlich breit macht, zu sehr hervortrat, machte nicht ein solches Glück. —

Eulogius Schneider,

gräßlichen Andenkens, ward zu Wichfeld im Würzburgischen am 20. October 1736 geboren. Er studirte zu Würzburg, ward in Bamberg Franciscaner und 1786 als Hofprediger des Herzogs von Würtemberg angestellt. Durch seinen leidenschaftlichen Sinn der Gnade dieses Fürsten und seiner Stelle verlustig, fand er bei dem dichterliebenden Kurfürsten von Cöln die wärmste Aufnahme mit der doppelten Anstellung als Pfarrer und Professor zu Bonn, die er 1789 antrat, doch nur kurze Zeit verwaltete, bis die französische Revolution seine furchtbaren Sympathien weckte und ihn von Kanzel und Katheder auf die Guillotine rief. Kein Franzose mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt so schrecklich, wie Schneider, seit er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs von Straßburg, 1792 Maire zu Hagenau und zuletzt Civilcommissär bei der Armee vom Elsaß geworden war. Endlich ward er, selbst den Convent ein Abscheu, am 20. December 1793 nach Paris gebracht, wo er am 1. April 1794 unter dem Fallbeil starb. Seine Schriften sind:

Gedichte. Frankfurt a. M., 1790. 5. Aufl. 1813.

Der Guckkasten, komisches Gedicht (aus seinem Nachlaß). Lingen, 1795.

Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere. Bonn, 1790.

Wollte man von seinen Gedichten auf den Menschen schließen, so möchte man S. für einen der trefflichsten, für das Große und Schöne, für Gott und die Menschheit begeisterten Männer halten, denn seine Poesieen athmen innige Frömmigkeit, tiefes Gefühl und feurige Empfindung und erwarben ihm zu seiner Zeit einen nicht geringen Ruf.

Friedrich Johann Aloys Schneider,

am 12. April 1752 zu Brünn geboren, ward zuerst Lehrer am Gymnasium der Kleinseite von Prag und darauf katholischer Prediger zu Leipzig. Der Ruf seiner Beredsamkeit brachte ihn 1792 an die Dresdner Hofcapelle; 1798 ward er sogar zum kurfürstlichen Beichtvater ernannt. 1800 ging er als apostolischer Vicar nach Posen, ward 1807 Doctor der Theologie und Domherr daselbst, 1811 Domherr zu Crakau, 1815 Comthur des königlichen Civilverdienstordens und beschloß sein bewegtes Leben als Bischof von Argos, am 22. December 1818. Er war als Exjesuit und liberaler Katholik bekannt und schrieb:

Gebet- und Erbauungsbuch für kathol. Christen. Dresden, 1805. 4. Aufl. 1821.

Der Christ in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens. Leipzig, 1804.

Kurze Betrachtungen über die Leidensgeschichte. Leipzig, 1808. 2. Aufl. 1810.

Predigten, herausgegeben von Ignaz Cunitz. Prag, 1820—1824. 8 Thle.

Klarheit, Gedankenreichthum, Adel und Freiheit der Gesinnung, trefflicher Styl und echte Wärme des Gefühls weisen S. einen sehr hohen Rang unter den besten katholischen deutschen Kanzelrednern an.

Kunz Schneider, s. Meistersänger.

Julius Franz Borgias Schneller

ward 1777 zu Straßburg geboren, studirte zu Freiburg, zuerst besonders Mathematik, dann die Rechte. 1796 focht er in den Reihen der Studirenden, die sein Aufgebot mit dem Landsturm vereinigt hatte, bei Wagensstatt gegen Moreau; im Zorn über den Sieg des Feindes ging er nach Wien. Hier studirte er viele Sprachen und wagte sich, durch Kotzebue angeregt, mit mehreren Stücken nicht ohne Glück auf die Bretter, die damals unter Jenes gewandter Leitung blühten. 1802 sah er als Begleiter eines Adeligen Paris, London, Belgrad und Venedig und erkannte durch diese Reise klar seinen inneren Beruf zur Geschichte, deren Lehrstuhl er bald nach seiner Rückkehr in Linz, und 1806 in Grätz bestieg. Die Freimüthigkeit, mit der er stets, in Rede und Schrift, für Deutschland gewirkt und gehofft hatte, zog ihm seit 1816 Verdächtigungen und Censurbeschwerden zu, die ihn bewogen, 1823 nach 28jährigem glücklichem Aufenthalt Oesterreich zu verlassen und das Lehramt der Philosophie in Freiburg anzunehmen. Grätz schenkte dem Scheidenden das Bürgerrecht. Er starb als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie zu Freiburg am 15. Mai 1833.

Ueber Preußens Democrationslinie. 1795.

Vitellia, Trauerspiel. } zu Wien gegeben.
Die Gefangenschaft, Lustsp. }

Weltgeschichte. 4 Bde. Grätz, 1810—12. 4 Thle. neue Ausg. 1824.

Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1817.

Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich. Grätz, 1818.

Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1819.

Geist des Jahrhunderts im Kaiserthum Oesterreich. (Preisschrift).

Digitized by Google

Weiblichkeit, ein Sonettenkranz. Wien, 1822. 2. Aufl.
Ueber den Einfluß der Weltgeſchichte auf die Philoſophie. Freiburg, 1824.
Sündenbabel und Krähwinkel, (von Julius Velor.)
Ueber den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte. Freiburg, 1825.
Geſchichte Böhmens. Dresden, 1827. 2 Bdchen.
Geſchichte der Menſchheit. Dresden, 1828.
Der Menſch und die Geſchichte. Dresden, 1828.
Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ſeit der Reformation bis zu den Revolutionen unſerer Tage. Stuttgart, 1828—29. 2 Bde.
Hinterlaſſene Werke. Leipz. und Stuttg., 1831—35. 4 Bde.
Chateaubriand's Werke, überſ. Freib., 1823—29. 52 Thle.
Staatengeſchichte Oeſterreichs. Grätz, 1820. 5 Thle.
Geſchichte der Architectur. Dresden, 1828.
Geſchichte Ungarns. Dresden, 1830. 1. Band.
Geſchichte des Weltlaufs und Zeitgeiſts. Dresd., 1830. 1. Thl.

Gründliches Wiſſen, lebendige Phantaſie, Scharfſinn und eine freie Weltanſicht zeichnen S. als Dichter, wie als Hiſtoriker ſehr vortheilhaft aus. Seine Werke über Oeſterreich, namentlich die Schrift über den Einfluß dieſes Reiches ſeit der Reformation machten großes Aufſehn zur Zeit ihres Erſcheinens, und erwarben ihm, wenn gleich von der Gegenpartei heftig angegriffen, großes und wohlverdientes Lob. Unter ſeinen poetiſchen Arbeiten ſind vorzüglich die didactiſchen und ſatyriſchen als die gelungenſten zu betrachten.

Balthaſar Schnurr (von Lendſidel),

geboren den 24. Februar 1572 zu Lendſidel in Franken, Paſtor zu Hengſtfeld in Franken, ſtarb 1644. Er iſt nach neuerer Forſchung nur der ſpätere Herausgeber des ſchon vor ihm im Druck erſchienenen Mückenkrieges. Der wahre Verfaſſer, des ihm früher gewöhnlich zugeſchriebenen, weiter unten ausführlich genannten Buches war:

Hans Chriſtoph Fuchs,

Paſtor und Senior zu Wallenburg und Areſchwang in Franken, der im 16. Jahrhundert lebte.

Jenes Buch iſt: Muckenkrieg. Schmalkalden, 1580 u. ö. — Von Schnurr herausgegeben: Straßburg, 1612. — Neu herausgegeben, von J. G. Büſching, Leipzig, 1806, und mit den Varianten der Schnurrſchen Bearbeitung, von F. W. Genthe. Eisleben, 1833.

Das Ganze iſt eine deutſche Bearbeitung von Theofilo Folengo's (Merlino Cocaio) makaroniſchem Gedichte Moscaea, welche dem Original ſehr nachſteht, und an der Geſchmackloſigkeit und Weitſchweifigkeit ihres Zeitalters leidet. Näheres ſiehe in Genthe's Einleitung zu der von ihm beſorgten Ausgabe.

Johann Georg Schoch,

geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, lebte als Advocat zu Naumburg. Er dichtete ſehr früh und nahm unter dem Namen des Grünenden an der fruchtbringenden Geſellſchaft Theil. Seine ferneren Lebensverhältniſſe und ſein Todesjahr ſind unbekannt.

Comödie vom Studentenleben. Leipzig, 1657. 68.
Neuerbauter poetiſcher Luſt- und Blumengarten. Leizig, 1660.
Neuerfundene Kriegs- und Friedensſchäferei. Leipzig, 1661.
Weihrauchsbaum und Sonnenblume. Leipzig, 1662.

Seine gelungenſte Arbeit iſt ſeine Komödie, welche das Leben und Treiben der deutſchen Studenten im 17. Jahrhundert ohne dramatiſche Regelmäßigkeit in einer Reihe loſe mit einander verknüpfter Situationen ſchildert, und bei mancher Breite und Plattheit doch auch manches wahrhaft Komiſche enthält.

Chriſtoph Otto Freiherr von Schönaich

ward am 12. Juni 1725 zu Arntitz in der Niederlauſitz geboren, trat in Kriegsdienſte, entſagte aber früh wieder der militäriſchen Laufbahn, um allein den Muſen zu leben. Er ward von Gottſched's Bewunderung am 18. Julius 1752 zu Leipzig feierlich zum Dichter gekrönt, doch hierdurch ſo wenig gegen den Tadel ſehr ſchlechter Poeſie gewahrt, als durch die Anfeindungen der ſchweizeriſchen Schule, durch die er ſich ſeinem Leipziger Gönner verpflichtete. Als kurſächſiſcher Hauptmann und Prälat, auch Domherr zu Altbrandenburg, Freiherr zu Carolath-Beuthen, Senior der fürſtlich gräflichen und freiherrlichen Linie derer von Schönaich und Majoratsherr zu Arntitz lebte er daſelbſt, bis ihn am 15. November 1807 ein ſpäter Tod abrief. Seine Schriften ſind:

Herrmann oder das befreite Deutſchland, Heldengedicht. Leipzig, 1751, 4. Aufl. 1805.
Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt. Leipzig, 1754.
Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen, Heldengedicht. Breslau, 1757.
Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen. Leipzig, 1761.
Montezuma. Trauerſpiel. Königsberg, 1763.

So ſehr Gottſched ſich auch bemühte, S. dem Publikum als einen deutſchen Homer und Virgil vorzuführen und ihn höher als Taſſo und Arioſt zu ſtellen, ſo dauerte ſein poetiſcher Ruhm doch nur ſehr kurze Zeit, trotz dem daß ſein Gönner geglaubt hatte, durch ihn Klopſtock in den Hintergrund drängen zu können, und ſeine glatten und geiſtloſen Reimereien ſanken ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Digitized by Google

Gottlob Fr. Ernſt von Schönborn,

den 14. September 1737 zu Stolberg geboren, war zuerſt Sekretär des trefflichen Grafen Bernſtorf zu Copenhagen, ging dann 1774 als königlich däniſcher Conſulatsſecretär nach Algier, 1777 als Legationsſecretär nach London und privatiſirte als Etatsrath und Danebrogritter zu Emkendorf, wo er am 29. Januar 1817 ſtarb.

Gedichte: im göttinger Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum, der ſchleswiger Sammlung von Merkwürdigkeiten der Literatur, u. a.

S. Mathiſſons Anthologie. 6. Bd.

Vgl. über ihn: Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen von J. K. Hamburg, 1836.

S. hat mehr practiſch im Leben und durch ſeinen Umgang auf ſeine Freunde gewirkt als durch eigene Schriften; ſeine Gedichte, in welchen er ſich den gramiſirenden Beſtrebungen des Göttinger Dichterbundes anſchließt, athmen Scharfſinn, reges Gefühl und Begeiſterung, ohne ſich jedoch über die damaligen Leiſtungen zu erheben.

Friedrich Chriſtian Ludwig Schöne

ward am 10. Februar 1779 zu Hildesheim geboren, ſtudirte Arzneiwiſſenſchaft, war 1813 Director des großen Militärlazareths in Stolberg und lebt als Dr. der Medicin, Hofrath und praktiſcher Arzt zu Stralſund.

Fauſt. Tragödie. Berlin, 1809.

Fortſetzung von Goethes Fauſt. Berlin, 1822.

Die Macht der Leidenſchaft. Berlin, 1818.

Guſtav Adolfs Tod. Trauerſpiel. Berlin, 1818.

Seine Trauerſpiele, namentlich die Fortſetzung von Goethe's Fauſt, zeugen von Talent in Behandlung der Form und Sprache, ermangeln aber der Tiefe und Kraft und ſind daher im Ganzen wenig bekannt geworden.

Johanna Schopenhauer

ward 1770 zu Danzig geboren, genoß im Hauſe ihres Vaters, des Senators Troſina, eine ausgezeichnete Erziehung, die an der Seite ihres Gatten, des Banquiers H. F. Schopenhauer, durch weite Reiſen vollendet ward. Als Danzig 1793 preußiſch wurde, zogen ſie nach Hamburg den angenehmſten Verhältniſſen entgegen. Dennoch traten Beide 1803 ihre zweite große Reiſe an; nach 3 Jahren, als ſie nach Hamburg heimkehrten, ſtarb ihr Gemahl. Daher wandte ſie ſich 1806 nach Weimar, wo ſie bis 1828 lebte. Sie war auch als Miniaturmalerin, von Auguſtin in Paris unterrichtet, ausgezeichnet. Später ließ ſie ſich in Bonn nieder, zog jedoch, von dem regierenden Großherzoge von Weimar eingeladen, im Jahre 1837 nach Jena und ſtarb daſelbſt am 16. April 1838. —

K. k. Fernow's Leben. Tübingen 1810.

Erinnerungen von einer Reiſe durch England, Schottland und das ſüdliche Frankreich. Rudolſtadt, 1813—17. 3 Thle. 2. Ausg. 1818.

Novellen. Rudolſtadt, 1816.

Ausflucht an den Rhein. Leipzig, 1818.

Gabriele. Leipzig, 1819. 20. 3 Thle.

Johann von Eyck. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Die Tante. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Erzählungen. Frankfurt, 1825—28. 8 Thle.

Sidonia. Frankfurt, 1827. 3 Thle.

Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1830. 24 Thle.

Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. Braunſchweig, 1839.

Feiner Geſchmack, hohe geiſtige Bildung, Reichthum der Erfahrung, ſeltene Beobachtungsgabe und warmes echt weibliches Gefühl, befähigten Joh. S. vor vielen anderen ſchriftſtellernden Frauen die Feder zu ergreifen und die Reſultate ihres reichen Lebens in ihren Romanen und Novellen, ſo wie in ihren Reiſebeſchreibungen niederzulegen. Mit einem ausgezeichneten Styl verband ſie eine treffliche Characterzeichnung und ſeltene Sauberkeit in der Ausführung der Situationen. Dadurch, daß ſie namentlich bei Frauen der höheren Kreiſe entſchieden auf die Nothwendigkeit harmoniſcher Durchbildung des Geiſtes wie des Gemüthes innerhalb des Familienlebens hinwies, hat ſie höchſt ſegensreich gewirkt und ſich reiche dankbare Anerkennung erworben, welche ſie noch lange überleben wird. —

Haß und Liebe.

An den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte im fürſtlichen Glanze Jahrhunderte hindurch das edle Haus des Grafen von Artaban, deſſen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten ſein Anſehen im Lande, ſeine mit jedem Jahre ſich mehrenden Reichthümer vom Vater zum erſtgebornen Sohne. Die jüngern Söhne waren zu Folge uralter Familienverträge blos an die Milde des älteſten Bruders gewieſen, ſie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entſagen und im Felde der Ehre oder im Dienſte der Kirche ihr eignes Fortkommen ſuchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Anſehen zu, ſeine Beſitzungen verbreiteten ſich ins Unüberſehliche; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlöſſer ruhten in ſeinem gewaltigen Schatten, denn keine Nebenſprößlinge durften ſeiner Wurzel entkeimen und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der Glanz ſeines Hauſes hatte zu ſeiner Zeit den höchſten Gipfel erreicht. Er ſelbſt lebte in fürſtlicher Pracht, wie es bei ſeinen großen Reichthümern ihm ziemte; ſein Herz war groß, ſeine Hand ſtets bereit, Wohlthaten zu ſpenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröſtet von ihm weg, und dennoch überſtieg alljährig ſeine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte ſich täglich, denn er haßte jede zweckloſe Verſchwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beiſpiele ſeiner Vorfahren auf ſeiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um ſich her verſammelte, um durch deſſen Glanz wo möglich ihre Zeitgenoſſen gegen die Greuel zu verblenden, welche ihr Andenken bei der ſpäteſten Nachwelt mit unauslöſchlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in ſolchem Uebermaaße ihm geſpendet waren, beglückte meinen Aeltervater der Beſitz einer liebenswerthen, innigſt geliebten Gattin. Sie war die Krone ſeines Lebens, und beide ſahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren verſprach, was ihm noch abging. Doch was iſt die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner ſteht auf Erden ſo hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geſchicks ihn erreichen könne. Auch mein Aelter-

Digitized by Google

vater mußte dieses erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingssöhnen das Leben, und schloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe seines weichen reichen Gemüths wandte von nun an der trostlose Gatte seinen verwaiseten Söhnen zu, sie waren sein Glück, seine Welt, sein Alles auf Erden. Die Knaben wuchsen rüstig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenste Gleichheit ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres ganzen Wesens machte sie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueste Abdruck des Andern, nur Ein Herz schien in Beider Brust zu schlagen, Ein Geist Beide zu beleben. Jeder wußte, was der andere dachte, lange eh' es ausgesprochen ward, keiner vermochte sich zu freuen, wenn sein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten sie stets Hand in Hand und wünschten nichts weiter, als so auch durch's Leben zu gehen.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchste Freude, kaum wußte sein Auge Einen von dem Andern zu unterscheiden, sein Herz aber wußte dieses noch weniger, er liebte Beide unaussprechlich; doch keiner war ihm der liebste.

So kam die Zeit, in welcher der Jüngere der Brüder sich für die Kirche oder den Degen entscheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verschiedenheit der Bestimmung seiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Ansprüchen ins Leben getreten, und nun sollte nur einer von ihnen der Güter sich erfreuen, zu denen, nach den Gesetzen der, keinen Unterschied dieser Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt schienen. Sein Herz empörte sich dagegen, aber er gewann es doch über sich, seine Söhne mit ihrer künftigen so verschiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngsten Sohn auf, zwischen dem Stande eines Kriegers oder dem eines Geistlichen zu wählen.

Gleiches Entsetzen sprach sich bei dieser Eröffnung in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwischen ihm und seinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken schloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verborgensten heißesten Wunsche seines Herzens so liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen werden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Besitzungen, welchen der Aelteste erhielt, blieb noch immer so bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Lussan genannt, und wurde ebenfalls begütert genug, um ein, seinem Range und Stande angemessenes Leben sorgenfrei und ehrenvoll zu führen. Beide Brüder vermählten sich bald darauf mit zwei Schwestern aus einem ebenbürtigen Hause.

Der Vater blieb noch lange ein seliger Zeuge der nie getrübten Eintracht seiner Söhne, und ihres seltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks, ehe er in sehr hohem Alter in ihren Armen zu seinen Vätern hinüber schlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnisse der Brüder herbei; ihre Besitzungen gränzten an einander, sie sahen sich täglich, und lebten oft Wochen lang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war noch bei Lebzeiten ihres Vaters nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünschten nichts sehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beide von Jugend auf eine Quelle unsäglichen Glückes gewesen war, auch ihren Söhnen, als schönstes reichstes Erbe einst zu hinterlassen.

Um diesen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beschlossen sie, ihre Söhne von der frühesten Kindheit an in der engsten Gemeinschaft mit einander aufwachsen zu lassen, vollkommen so, als ob sie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieselben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsstunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindesten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihre beglückte Jugend mit einander zugebracht und ihre gegenseitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachsen; so hofften sie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einst sie selbst von ihrem ersten Athemzuge an, auf das innigste mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Mensch, der Staubgeborne, nur selten ungestraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachschreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabsichtigten das Beste, und brachten das Fürchterlichste hervor; sie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bittersten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die sie, ohne die Natur dabei zu befragen, bestimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit einander ewig ergeben zu sein.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Gestalt, der geistigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von früher Jugend an bis ins graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Lussan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild dessen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend gewesen waren. Die Leichtigkeit, mit der er sowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernsteren wissenschaftlichen Unterrichts sich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob und die innigste Zuneigung seiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entspringende Freundlichkeit, selbst gegen den geringsten der Diener, seine schöne hohe Gestalt, die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth, die Bescheidenheit, mit der er so viele innre und äußre Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders stand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit stiefmütterlicher behandelt als seinen Vetter, sie hatte ihm auch jene schnelle Fassungsgabe, jene angeborne Leichtheit und Grazie in seinen Bewegungen versagt, die dem jungen Lussan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich schwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete diesen, jedes Lob, was seinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm selbst erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er sah mit schmerzlichem, innern Widerstreben, wie sehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurückbleiben mußte, und sein störriger und harter Sinn suchte dieses auf die abstoßendste Weise an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen ward, während man seinen Nebenbuhler freudig aufsuchte; und so entstand nach und nach die grimmigste Eifersucht in seinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieser ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um so wilde Leidenschaften in seinem Innern verschließen zu können; sie äußerten sich täglich auf die empörendste Weise; er häufte absichtlich Beleidigung auf Beleidigung gegen den ihm tödtlich Verhaßten, suchte und fand immer neue Veranlassungen zum Streit, und wurde fast jedesmal dafür von seinen Eltern und Lehrern nach Verdienst bestraft. Diese Strafen erbittertern ihn noch mehr, weil er sie als Ungerechtigkeiten ansah, und so schlugen Neid, Haß, Durst nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem sie es jeder sanften Empfindung verschlossen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einst in der Einsamkeit in laute Klagen, in heftige Verwünschungen seines Schicksals aus, und schwur seinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zu ihm zur üblen Stunde ein alter Hausintendant seines Vaters, seit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie; ein kriechendes Wesen, das von jeher suchte, um des eignen Vortheils willen seinem Herrn auf jede Weise zu schmeicheln. Dieser Mensch war der einzige im Hause, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm schon seinen künftigen Gebieter verehren zu müssen glaubte, und daher auch von diesem wohl gelitten. Er eilte auch jetzt, seinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkräftigste Weise, indem er ihn auf die Zeit hin vertröstete, in der er einst unumschränkt auf seinen Gütern gebieten würde.

Erwartet diesen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird sicher nicht ausbleiben, sprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter soll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Lands darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es so wollt, denn alle Besitzungen seines Vaters sind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Eurem Familien-Archive getraue ich mir die bündigsten Beweise aufzufinden, daß Euer hochseliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhause angehörenden Güter einen jüngern Zweig desselben zu begaben.

Diese unseligen Worte wurden der Quell unsäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß sie nie und brütete von nun an Tag und Nacht über Planen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unser Leben! Der niedere, kriechende Geist eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerstören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Dasein kommender Generationen, eines uralten edlen Hauses vernichtete ein Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen stieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jüng-

Digitized by Google

linge sahen sich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren mit jedem Tage sich mehrende Uneinigkeit drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach sich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß sie einander zu Gesicht bekamen; Beide vermählten sich früh, mit Zustimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Lussan war mit mehreren Kindern gesegnet, doch alle starben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer über die fortwährende Uneinigkeit zwischen seinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht, auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem ersten Athemzuge so innig vereint hatte; der ältere Marquis von Lussan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und die, welche einst in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen schon früher vorangegangen, und so war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem Niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längst ersehnte Rache an seinem Todfeinde rücksichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um sein Versprechen zu lösen, und seinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche diesen in den Stand setzten, wenigstens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Lussan einzuleiten, der nichts geringeres beabsichtigte, als ihn aller seiner Besitzungen zu berauben und ihn an den Bettelstab zu bringen. Vergebens suchte Lussan, meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu bewegen, alle seine dahin abzweckenden Vorschläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu steigern, der keine Hoffnung einer möglichen Versöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Lussan und mein Vater jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derselben hart an einander stieß; beide verloren ihr Gefolge aus dem Gesicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zusammen.

Sie hatten seit Jahren einander nicht gesehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick seines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über seinen jetzigen Fall zu, die jenen so bitter trafen, daß er der ihm sonst eignen schonenden Sanftmuth darüber vergaß, und sie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen, ein wüthender Zweikampf begann, doch Lussan's glücklicher Stern waltete noch immer über ihm, es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um sein Leben zu bitten. Stoß zu! rief mein Vater im Wahnsinne des Zorns, stoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir so verhaßt, wie Du selbst es mir bist. Lussan betrachtete meinen Vater mit einem recht schmerzlichen Blick. Du sollst dennoch das Leben von meiner Hand zum Geschenk nehmen, erwiederte er ihm, warf seinen Degen ihm hin, bestieg sein Pferd, und ritt davon.

Das Benehmen seines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht versöhnen können, aber er fühlte in seinem Innern, daß er an seiner Stelle diesen Sieg ganz anders benutzt haben würde, und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinsicht über sich zu sehen, empörte sein, der wildesten Leidenschaft hingegebenes, Gemüth nur noch mehr. Rache schnaubend kehrte er nach seinem Schlosse zurück, ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme und versetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jetzt habe ich Dich, scheinheiliger Verräther! rief er, sobald er das Schreiben gelesen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt aus einem Kloster am Fuße der Pyrenäen an ihn abgesandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du sollst mir nimmer entrinnen, ich schwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuschreiben, durch welchen mein Vater damals mich, seinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihete.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indessen zum Jünglinge herangeblüht, meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich nach gewohntem Gebrauch einige Jahre in fremden Ländern zubringen lassen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen und jugendlich frohem Sinne kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdpartie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder gesehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu sich in sein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener, uns verwandte Abt mehrere unserer wichtigsten Familiendokumente in dem Archive seines Klosters aufgefunden habe, welche während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten, von unsern Vorfahren in jenes abgelegene Thal am Fuße der Pyrenäen in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet sich unter diesen Dokumenten eins, setzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben, denn es kann ganz allein den gegen Lussan, den Erbfeind unsers Hauses, Jahre lang geführten Prozeß, auf der Stelle zu unserem Vortheil entscheiden und ihn zwingen, seinen Raub wieder herauszugeben. Ich bedarf eines sichern, treuen Boten, um dieses unschätzbare Pergament von dort abholen zu lassen, das mir dazu dienen soll, auf das schuldige Haupt jenes niedrigen Heuchlers die längst verdiente Strafe fallen zu lassen, und ich habe Dich, meinen einzigen Sohn, zu diesem Auftrage mir auserwählt. Es ist nicht nur Deine heiligste Pflicht, zur Rache Deines schwerbeleidigten Vaters beizutragen, es ist sogar auch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du bist eigentlich der Beraubte, denn Du bist jung, und wirst Dich lange, nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wir auf unerlaubte Weise gebracht wurden, und die jetzt wieder unser werden sollen. Bedenke, daß Alles, was Du in diesem Geschäfte vollbringst, eigentlich für Dich selbst vollbracht wird, und strebe Dich meines Vertrauens würdig zu bezeigen.

Du reisest morgen ab; Dein Kammerdiener Lorenzo und einer meiner Diener soll Dich begleiten, weiter niemand, denn es ist nothwendig, daß Du unter einem angenommen Namen reisest, und unterweges sowohl, als besonders am Ziele Deiner Reise, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das sorgfältigste zu verbergen suchest. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloster errathen, wer Du bist, und dadurch dem Zweck Deiner Reise auf die Spur kommen, denn mehrere von dessen Bewohnern sind der Frau von Lussan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen ist niemals zu trauen, sie verstehen mancherlei böse Künste und üben sie meistens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über seine Feindschaft gegen das Haus Lussan und dem aus dem Untergange desselben mir entsprießenden Vortheil zu mir sprach, machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchst romantische Idee einer Reise unter fremdem Namen gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch fest vor, meines Vaters Befehl auf das Beste zu vollstrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von diesem Prozesse reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Lussan's als unsere Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären, sie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne eben so wenig, als an die traurige Lage, in welche diese, vielleicht unschuldige Familie gerathen würde, wenn der Prozeß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, schien mir eine Art Ehrensache, und dieser Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Fröhlichen Muthes trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reise an und vollendete sie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die bewußten alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That Alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Lussan von seinen Gütern zu vertreiben und sie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieses, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in diesem, am Fuß der Pyrenäen höchst reizend gelegenen Badeort einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geschäftes mochte er dieses kleine Vergnügen mir nicht versagen, und ich eilte, von seiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres ist während der Brunnenzeit der Sitz der lebhaftesten Freude und der zwanglosesten Geselligkeit. Gleich am ersten Tage stürzte ich jugendlich froh mich mitten in den Strudel derselben, flatterte um alle Damen und bemühte mich, jeder etwas Schönes zu sagen. Ich lebte ja noch in jenen glücklichen Tagen, in denen man sich ungestraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man sich selbst für verpflichtet hält, an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet hier auftreten müssen.

Während ich mich bestrebte, die Aufmerksamkeit der jungen Damen in der Gesellschaft auf mich zu ziehen, entstand im Saale jenes leise flüsternde Geräusch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Personen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weise ausgezeichnet sind. Auch ich wurde mitten in meinem fröhlichen Treiben dadurch aufmerksam gemacht. Eine Dame mittlern Alters trat in den Saal, eine hohe schöne Frau von edlem vornehmen Anstande. Ein holdes, liebliches Wesen, im ersten Reize der eben frisch erblühenden Jugend, wahrscheinlich ihre

Digitized by Google

Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für diese engelgleiche Erscheinung! diese Süßigkeit und Anmuth des wunderschönen Gesichts, dieses reinste Ebenmaaß der Gestalt, diese anspruchslose Grazie, diese Bescheidenheit im Blick und Gang. Ach! sie war die Krone der Schöpfung, die Welt sah nie ihres Gleichen!

Mein erster Blick auf sie entschied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbefangene Heiterkeit entfloh, mein nichts und Alles sagende Geschwätz verstummte. Ich sah nur sie, mein Auge bewachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, sie sah es wohl, und ward erröthend noch schöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; schüchtern wagte ich es, mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die Uebrigen uns eine kleine Strecke hinter sich zurückließen. Ich hätte in diesem Augenblicke, von niemand belauscht, wohl zu ihr sprechen können und sollen; bei Frauen pflegte es mir sonst nie an Gelegenheit zu fehlen etwas zu sagen, doch jetzt stand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Gesellschaft geblieben waren, hatten meine Blicke sie überall verfolgt, mit ihr allein fehlte es mir an Muth, nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verstummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Gesellschaft wieder erreichten, die bald darauf für diesen Tag aus einander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, schmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der ersten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einsamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung desselben sich wandte, stand ihr Bild, und wenn ich es schloß, so fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur sie, die Namenlose, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that, ich hatte dadurch meinem Leben doch eine Nacht voll süßer Träume gewonnen. Schrecken, Entsetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daseins brach in bangem Vorgefühle schon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte, sie sei Adelaide von Lussan, die Tochter des Erbfeindes unseres Hauses.

Der unversöhnliche Haß unserer Väter stand bei dieser Entdeckung in seiner ganzen furchtbaren Riesengröße vor mir, und ich erbebte fassungslos. Unsäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir selbst ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen gewiß nicht minder verhaßten Namen trug. Ich segnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird sie doch wenigstens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, sprach ich mir selbst zum Trost, und erfährt sie einst, welchem Geschlecht ich angehöre, so wird sie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht versagen, der ohne sein Verschulden den Feinden ihres Hauses zugezählt wird. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch gestrebt, ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer absichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen, ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedesmal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geständniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich in eisernen Banden.

Andere umflatterten sie dreister, und ich meinte oft, ich müsse darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen, nur der strenge Ernst bewahrte mich vor Verzweiflung, mit dem sie diese zudringlichen Huldigungen von sich wies, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, sie nicht auf ähnliche Weise zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten, was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon sich aus. Er besaß alle jene geselligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber sein früheres Glück bei den Damen hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden sich als der bei weitem Zudringlichste bezeigte, so schien er mir dennoch der mir am mindesten Gefährliche zu sein. Ich sah es daher ziemlich gelassenen Muthes, daß er bei einem Spaziergange sich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung an der Seite einer andern Dame der Gesellschaft. Doch als ich Adelaidens Stimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich sah, wie mehrere Personen sich um die Geliebte versammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie sich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit seinem Raube entflohen.

Wie schön war sie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in diesem Momente ihr anbetend zu Füße sinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter schien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüstet als Adelaide selbst; die ganze Gesellschaft stimmte ihr bei, ich nur schwieg, während Alle sprachen; doch so wie wir wieder in Bagnieres waren, suchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte im Namen der Frau von Lussan das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte sich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeisterte nicht wie mich das Gefühl, für die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte mir eine leichte Wunde am Arm bei, und sank im nämlichen Moment zu Boden, schwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt seinen Raub ab, eilte dann, ihm die nöthige Hülfe zu senden, und ging zu Hause, um auch meine Wunde verbinden zu lassen.

Mit welchem Entzücken drückte ich meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz, sobald ich wieder allein war. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, versuchte es meinem Arme anzupassen, spielte damit wie ein Kind, und war selig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieselte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich mich am Morgen entschließen konnte, es wieder von mir zu lassen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es seiner Eigenthümerin zuzustellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch so unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Band von mir annahm, versetzten mich in einen Taumel voll Himmelsseligkeit.

Von diesem Augenblick an durfte ich täglich Frau von Lussan in ihrer Wohnung besuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals selig zu preisen, und mit jedem Tag stieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich sah es deutlich und klar, Adelaide verstand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszusprechen wagte; sie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und sagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unsrer süßen Sprache, wir bedurften keiner andern; so mögen selige Geister mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum ist Alles so wandelbar auf Erden? warum muß das Alles vorüber sein und ich lebe noch?

Zwei Monate vergingen uns in stummer seliger Eintracht, im innigsten Verstehen unseres Gemüths. Ich konnte nichts denken als sie, und hatte alles Uebrige vergessen, Zeit, Eltern, Verhältnisse, meinen eigentlichen Namen sogar. Mir war, als müsse Alles bleiben wie es war, als gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war so jung! so unerfahren! was wußte ich von der Welt und dem ewig wogenden Wechsel in ihr?

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl enthielt, sogleich zu ihm heimzukehren, riß aus meinen seligen Träumen mich furchtbar auf. Mein Herz stand still, ich blickte um mich her, und sah mit Grausen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entsetzliche Vergangenheit, die unseligste Wirklichkeit, Alles, Alles stand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiste, und ich fühlte die eiserne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulassen.

Meine Diener begannen Alles zu meiner nahen Abreise vorzubereiten; Lorenzo brachte das Kästchen mit den im Kloster erhaltenen Documenten und setzte es vor mir hin. Ich schrie laut auf, ich verhüllte mein Gesicht vor diesem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener, sich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Kästchen aufzuschließen. Ich betrachtete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauses werden sollte. So mögen einst die Unglücklichen, die vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurden, in den Abgrund gestarrt haben, der bestimmt war, sie zu zerschmettern. Und ich selbst sollte diese Documente ihm, dem Unbeugsamen, dem Schonungslosen überliefern! Ich selbst sollte durch diese Hand-

Digitized by Google

lung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnsitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, sie, und ihren Vater, den sie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich schauderte vor Entsetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Brust, tausend kämpfende Gefühle zerrissen mein Innres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut, ich stand auf, meine Thränen versiegten, ich ergriff das unselige Pergament, ich hielt es hoch empor mit festem Arme. Du bist mein! mein! rief ich, mein Vater hat keinen gerechteren Anspruch an dich, als ich selbst, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich solltest du ja bereichern, für mich sollte ich dich erwerben, das waren seine eignen Worte, als wir schieden. Wohl, ich habe es gethan und nun bist du mein Eigenthum, und ich will mit dir schalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zusammen und legte sie ins Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um sie anzuzünden. Prasselnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind spielend gethan, so sah ich auch jetzt mit stiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie sie auf der allmählig sich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöschten.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unscheinbarer Asche lag vor mir, den unseligen Prozeß hatte die läuternde reine Flamme geschlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenster öffnete und die Asche der spielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit ist beendet, der unsre Häuser entzweite, mein Vater darf sich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehen. Unsre junge Liebe wird ihm gewähren, was sein alter Haß nicht zu erstreiten vermochte. Sein strenger Wille wird freundlich erfüllt, die so lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geschlechter, wenn Luffan's Tochter am Altare ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich sein, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Brust, — doch, von furchtbarer Ahnung ergriffen, stand es plötzlich wieder still. Und wenn, und wenn mein Vater unerbittlich bliebe, wenn feindliche Rachsucht selbst die Lust am eignen Vortheile zu überwinden vermöchte — nun so tröste mich dann das Bewußtsein, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge seiner Rache mich mißbrauchen ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerstören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie soll Adelaide erfahren, was ich in dieser Nacht für sie vollbrachte, bis die selige Stunde schlägt, die uns auf immer vereint. Reine, innige Liebe siegt, denn sie weiß Alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entrissen, vermöchte sie es nicht, dem, was sich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenstellen wird, muthig zu widerstehen — dann bleibe das Brandopfer dieser Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank ist zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erster Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtsein meiner stillen That hob mich über mich selbst; das Gefühl der nahenden Trennung gab mir jenen schmerzlichen Muth, der uns bestimmt, Alles zu wagen, weil wir im Begriff stehen, Alles zu verlieren. Diese Stunde gehörte mir noch an, ich hielt sie fest, und das Geständniß, für das ich so oft und so lange vergebens Worte gesucht hatte, strömte jetzt mit unaufhaltsamer Beredsamkeit mir aus dem Herzen. O wie war Adelaide so schön, als sie mädchenhaft erröthend vor mir Begeisterten stand! wie mild und mächtig strahlte ihr himmlischer Blick mir die Gewährung tief ins wonnetrunkne Herz, welche die schöne zitternde Lippe sich weigerte, laut auszusprechen.

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthselhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erste Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsrose erbleichte bei diesem Geständnisse vor meinen Augen zur weißesten Lilie. O, warum habt ihr mir das gethan! seufzte mit unendlich schmerzlichem Ton Adelaide. Ihr seid Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen sich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hättet Ihr früher Euch genannt und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich stets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun ist es zu spät!

Unter den heiligsten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauses unermüdlich zu wachen, jeden Versuch meines Vaters, ihm zu schaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich sprach mit einer Sicherheit von der Hoffnung, durch unsre Liebe den Grund zur Versöhnung unsrer Väter zu legen, als wäre Alles schon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in diesem Augenblick auf das vollkommenste davon überzeugt; denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß mein Vater, oder irgend ein lebendes Wesen, beim Anblick meiner schönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten, anders fühlen könne als ich!

Ach, Artaban! rief Adelaide in Thränen, sucht nicht so grausam Euch selbst zu täuschen; glaubt es mir, wir beide sind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich sein auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine leise, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Brust, ruft ewig, unablässig mir zu: Hoffe nicht, du bist verloren. Darum will ich diese Minute fest halten, die noch unser ist, ich will es aussprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir sagen kann: Artaban ich liebe Dich! nicht erst von heute, schon lange liebe ich Dich, heiß, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebst. Sie sank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; schüchtern wagte ich es nicht, die schöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdselige Wesen fest, fest an meine Brust; ringsum verschwanden uns Himmel und Erde, mir war, als stände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu sterben.

Adelaide wand sich aus meinen Armen, sie richtete sich hoch auf; wie ein Cherub, gesandt von Gottes Throne, stand sie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernst und wehmüthig, doch ihre Thränen flossen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderschöne Hand. Artaban, sprach sie, achte meine Worte, als spräche ein Sterbender zu Dir. Wir sind zu schweren Opfern bestimmt, das weiß ich, weil ich es fühle, ich werde standhaft und willig sie bringen, wie auch Du es wirst. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht steht mir höher als Liebe und Leben, ihr bringe ich beide dar — wenn dieses einst von mir gefordert wird. Ich will wenigstens des Glückes werth bleiben, wenn gleich ich es nie erringen werde. Gedenke dieser Worte, so oft Du an diese Stunde gedenkst, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich behalte Frieden mit mir selbst und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich diesen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinstreifte! Die Gegenwart berauschte mich so, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten sich zusammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung sich aus, denn jede zeigte mir im helleren Lichte das edle, schöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüster, halbe Blicke, leises Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der ersten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergessen, selbst wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben sich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung schlug, ich mußte fort, Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröstende Begleiterin während der Reise. Sie wiegte in süßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, sie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, wie Alles zum erfreulichsten Ende zu führen sei. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schlosse an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch' ein furchtbarer Sturm dort über mich einbrechen sollte. Wie hätte ich in meiner argwohnlosen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in seinem alten Diener einen scharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihn von jedem derselben schriftlichen Bericht abstatten mußte. Der Miethling hatte seine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe, er wußte sogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr mein eignes Leben in Gefahr gesetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieser der Sohn eines seiner ältesten Freunde, und sein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weise, gegen die noch jetzt, beim Gedanken daran, mein ganzes Innere sich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bittersten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich alle Bitten und

Digitized by Google

Vorstellungen an, um ihn zu besänftigen. In der demüthigsten Stellung umfaßte ich seine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die schuldlose Adelaide, für ihn selbst; ich beschwor ihn, endlich einmal aufzuhören sich selbst zu hassen, und nicht länger dem feindseligen Wüthen gegen seinen eignen Frieden sich hinzugeben. Ich stellte ihm vor, wie eine Verbindung zwischen mir und der Tochter Lussan's allen Streit aufheben und die Erfüllung seiner Wünsche auf die friedlichste Weise herbeiführen müsse. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Versöhnung gab, indem er so unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unsre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche stieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloster mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, so hätte ich bei dieser Forderung gezittert, ihm meine That zu gestehen, doch seine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, fest, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug seiner Rache sich weder in meiner, noch in irgend eines sterblichen Wesens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt und keine Spur davon übrig geblieben sei. Dann bot ich ihm zum Ersatz für Lussan's Güter die weit reicheren Besitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Dessen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß sie sich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenspitze meines Vaters ganz nahe an meiner Brust blitzen sah. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinste Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung stand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter riß mich aus meiner Betäubung auf, indem sie mir zurief, mich zu entfernen und sie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe sie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit härter zu bestehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit ihr, zerrissen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir, für Dich sterben, es wird mir leichter sein, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben scheiden, doch von Adelaide kann ich nicht lassen, nicht von der Treue, die ich ihr beschworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger sein. Ach! sieh doch nur erst meine schöne Geliebte, ehe Du unser Urtheil sprichst. Sie ist wie Du, meine unaussprechlich theure Mutter, so fromm und mild, so treu und ohne Falsch wie Du. Die Natur selbst bestimmte sie Dir zur Tochter, das wirst Du fühlen, sobald Du sie siehst. Du wirst, Du mußt sie lieben, sobald Du sie kennst, und ich sollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen, liebevollen, milden Herzens?

Die ganze Nacht blieben wir im ernsten, vertrauten Gespräche beisammen, meine Mutter und ich. Der Sturm in unserm Innern legte sich allgemach, und ich vertraute ihr die ganze Geschichte meiner reinen, treuen Liebe vom ersten Entstehen an. Mit Entzücken las ich ihre herzliche Theilnahme in ihren lieben, sanften Augen, und den heißesten Wunsch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu sehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente sehr ernstlich, sie schalt es eine nicht nur pflichtwidrige, sondern auch unbesonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, sagte sie, wäre dadurch auf das Höchste gesteigert; er sei fest überzeugt, daß Frau von Lussan sich listiger Weise ihrer Tochter bedient habe, um mich zu diesem Schritte zu verleiten; er würde sich dieses nie ausreden lassen, und dieser Wahn müsse jeden Versuch einer Versöhnung unendlich erschweren. Dann aber bat sie mich, auch die Hoffnung nicht ganz sinken zu lassen. Ich selbst, sprach sie, will für Dich thätig sein, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günstiger zu stimmen; reize nur seinen Zorn durch zwecklose Widersetzlichkeit gegen seine Befehle nicht noch mehr gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem seiner abgelegensten Güter geführt werdest; dort sollst Du unter der Aufsicht eines seiner Diener so lange verharren, bis er selbst Dich wieder zurück beruft. Lasse mein Bitten Dich bewegen, in diese Maßregel ohne Widerstand Dich zu fügen.

Ich versprach mit willigem Gemüth Alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unserer vielleicht langen Trennung heranrückte, und so durfte ich endlich es sogar wagen, sie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn diese nun bald in der von unsrem Schlosse nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt sein würde, wo Frau von Lussan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir diese Bitte, sie versprach mir sogar, so viel ihre eigne Lage dieses erlaubte, sich Adelaiden zu nahern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Brust, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anscheinender Gelassenheit, dem mir von meinem strengen Vater zum Aufseher bestellten Diener in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte bestimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch gestern so hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie so ganz anders stand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder rastete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in diese, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unsrer traurigen Reise das uns zum Nachtlager bestimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich sah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen sollten wir von dieser Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungestüm, noch eine Strecke auf ihn zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenständen sich erfreuen, auf denen auch Adelaidens Auge geruht hatte, als sie diesen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er sah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich selbst versunken, wandelte ich der Straße entlang; ein nahendes Geräusch schreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich sah einen Reisewagen pfeilschnell die steile Anhöhe vor mir herabkommen, der Postillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen schlug um, und ich sprang noch zur rechten Zeit herbei, um die scheuen Thiere so lange zu halten, bis zwei, ihre Herrschaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erst erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Lussan. Mein Blut erstarrte, mein Haar sträubte sich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angst vor dem entsetzlichen Anblick, der sich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nähern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, sie lebten, sie waren sogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beschreibt diesen Uebergang von tödtlicher Angst zur entzückendsten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verschwunden, denn ich hielt ja sie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durfte ich diese lieben Augen, diese milden Sonnen meines Daseins mir leuchten sehen, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward so unerwartet mir zu Theil. Der Stern meines Glückes hatte sich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte und sein bebendes Licht wollte noch einmal zum Abschiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daseins hereinbrach. Ich sah es wohl, wie drohend, wie dunkel sie über meinem Haupte hing, und genoß den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war, mit der Freude eines Verzweifelnden.

Frau von Lussan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg sogleich wieder fortzusetzen, auch war am Wagen etwas zerbrochen, und die Reisenden mußten es sich gefallen lassen, in der, zum Glück nahen, Dorfschenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgestiegen war; denn weit und breit fand sich in dieser wilden Gegend kein anderes Obdach für sie. Während die Frauen der Mutter Adelaidens sich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beschäftigten, ward mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauscht zu sprechen. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr Alles, was sie nur trösten konnte. Ich sprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt sie sei, unsre treue reine Liebe zu schützen, und daß sie selbst suchen werde, sich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Dokumente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlassung dieser meiner Reise doch nicht ganz verhehlen konnte, so gestand ich ihr zwar, daß mein Vater sehr aufgebracht gegen mich sei, aber ich suchte dennoch, ihr seinen Zorn in sehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum ersten Male war ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie hätte ich vermocht, das fromme, weiche, liebende Wesen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den schönen Augen, zu mir aufsah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechselt; in jener seligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide sich dem bängsten Vorgefühl unseres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft-zitternden Brust, nie zuvor stand unser Beider Untergang in so furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in diesem Moment, und sie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unser nahendes Glück.

Digitized by Google

Sprich mit meiner Mutter hernach, flüsterte sie erröthend, sie weiß Alles, denn sie ist meine Mutter, ich ihr Kind; ich habe nie ihr etwas verborgen, so lange ich lebe. Sie ist gerade wie Deine Mutter, ach sie ist die Güte und Liebe selbst. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du solltest ihn nur kennen, er ist nicht hart, wie der Deinige es ist. Er liebt meine Mutter und mich, und sie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede, einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück seiner Adelaide gilt, wird er sogar sich nicht weigern, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdem, alle unsere gemeinschaftlichen Verwandten zu vermögen, hier ins Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeschreiblich glücklich werden, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott selbst wird unsern Bund beschützen, er ist der Gott des Friedens, er wird uns segnen, er wird das heiße Flehen seiner Kinder erhören.

Meine heilige, fromme Adelaide! rief ich aus. — Der Schmerz, den ich ihr zu zeigen nicht wagte, erstickte meine Stimme. Gleich einer Verklärten hob sie das schöne, strahlende Auge zum Himmel auf, ach! sie sah nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben schimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem schuldlosen Haupte sich drohend zusammenzog; sie lächelte wie ein seliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber sie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den schönen Wahn zu zerstören, der sie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Brust, und wenn — wenn unsere Väter in ihrem unseligen Zwiespalt beharren? und wenn unsere Mütter, unsere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirst Du meiner dann noch gedenken? wirst Du auch getrennt mich lieben? wirst Du auch hoffnungslos festhalten in Liebe und Treue? wirst Du — —

O quäle Dich und mich mit solchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlst Du nicht selbst, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins sind?

Frau von Lussan verlangte zu ruhen und ich mußte Adelaiden verlassen. Morgen, sprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen sehen wir uns wieder — zum letzten Male! klang es in meinem Innern, aber ich sprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen Wächter im tiefsten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reisenden nicht einmal gewahr worden, und so durfte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzusuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich schon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir beide sanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre segnende Hand auf unsern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, sprach sie sehr bewegt, ja Du bist es. Mein Herz, mein Auge sogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdecktest; Du bist das theure Ebenbild meines Gemahls, wie er war, da ich in früher Jugend ihn kennen und lieben lernte. Gleich ihm trägst Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters, Deines und meiner Tochter großen, würdigen Ahnherrn. Der ächte Geist der Artaban ruht auf Dir, der Geist der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Gespenst der Zwietracht, des Hasses, der Rache, welches sich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeschlichen hat und seinen Frieden zerstört, ist Dir eben so fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hause fremd war. Du wirst es bannen, Du mein Sohn und meine Adelaide, Ihr beide meine Kinder! Eure starke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von dem Gotte, zu dem ich unablässig darum bete, seit ich das Geheimniß Eurer stillen reinen Liebe errieth. Darum ließ ich ungehindert sie wachsen und fest werden; der Himmel selbst hat unser aller Glück in eure jungen Herzen diesen Keim gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachsen, und wir, eure Eltern, werden am Abend unsers Lebens nach hartem Kampf in seinem Schatten ruhen. Bis dahin sei jede Stunde meines Lebens dem Bestreben gewidmet, die lang ersehnte Versöhnung endlich herbei zu führen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der gestrige Schrecken erschöpft; nimm hier aus meiner Hand das Bild Deiner Adelaide, zum Andenken an diese Stunde; ich kann nicht mehr. Reise mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand an mein Herz, die ein unschätzbares Kleinod mir reichte, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die so unverhofft mir hier entgegen kam und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müssen scheiden, sprach ich, scheiden; ich konnte nichts anderes sagen noch denken; wir müssen scheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen. Adelaide weinte sanft. Artaban! ich liebe Dich unaussprechlich, ewig, sprach sie, meiner Mutter Segen giebt mir in dieser schmerzlich-schönen Stunde das Recht, Dir dieses Geständniß zu wiederholen. Was auch Gott oder meine Eltern künftig über mich verhängen, Du bist der Mann meiner ersten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingerissen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachsucht uns vernichten? Unsre Mütter segnen unsern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit ist, laß einen stillen, tief verborgenen Winkel der Erde uns aufsuchen, wo wir, fern von der Tyrannei unserer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verschloß meine Lippen. — Schweig', o schweige, rief sie ängstlich, damit nicht unser böser Genius Dich höre und diese Worte, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten, vor Gottes Thron trage. Artaban! laß uns immer so denken und handeln, daß keins von uns, komme was da wolle, in der Seele des andern erröthen müßte, daß, wenn wir untergehen, doch immer der Trost uns bleibe, eines bessern Geschicks werth gewesen zu sein. Nur wenn Du dieß mir versprichst, kann ich gefaßten Muthes von Dir mich trennen; versprich es mir, es ist meine erste ernstliche Bitte an Dich, versprich es mir. Sie reichte die schöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels! schönes, heiliges, reines Wesen, dort oben ist Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom süßen Leben scheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht seine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorn gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reisten noch einige Tage, ich zählte sie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich, in einem engen, von hohen zackigen Felsen eingeschlossenen Thale, lag das alte Schloß im schwarzen Schatten der Pinien und Cypressen vor mir, in welchem ich weilen sollte. Er gefiel mir wohl, der düstere Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenstille lastete hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Tosen der Waldströme unterbricht das ewige Schweigen, die mit wildem Gebrüll von Fels zu Fels schäumend, sich dem Abgrunde zustürzen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über streifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Brust, das wie ein schützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, so schrieb ich an sie, was sie immer, ach immer lesen sollte. So ging mein Leben seinen stillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Trostlosigkeit kaum den Wechsel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter schrieb mir: alle unsere Verwandten hätten sich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Lussan zu versöhnen; sie hoffe, es werde ihrem gemeinschaftlichen Bemühen gelingen, sie bat mich, still und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war still wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei diesem rastlosen Kampf in meinem Innern, bei dieser glühenden Ungeduld, bei diesem ewigen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte stand, kam ich von nun an nicht von der Straße fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entscheidung meines Geschickes an mich abzusenden versprach. Rastlos erstieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde, trostlose Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, sagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertrösten; so vergingen mir viele Wochen, jede derselben dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus.

Endlich sah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte seine Schritte; doch um die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegen zu gehen. Ich war sogar einen Augenblick kindisch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich so lange rastlos umher getrieben hatte, verwandelte sich jetzt bei seinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl sagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt so widerstrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir scheiden werde,

Digitized by Google

und ich hätte Alles darum gegeben, sie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O, mein vorahnendes Gemüth, wie weit warst du noch in deiner Besorglichkeit hinter dem zurück geblieben, was meiner harrte. Meine Mutter schrieb mir: mein unversöhnlicher Vater habe alle Vorschläge unserer Verwandten unerbittlich von sich gewiesen. Um allen fernern Verfolgungen in dieser Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung mit einem Fräulein aus dem Hause der von Foix beschlossen und eingeleitet. Er selbst folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieses zu verkünden, sie, meine Mutter, würde mit der mir bestimmten Braut und ihren Verwandten in den nächsten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung solle sogleich in dem Schlosse, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beschwor mich, am Ende dieses Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geschick mich zu ergeben, und meinen Vater in seiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zwecklosen Widerstand auf das Aeußerste zu bringen. Was nur immer bange Besorgniß für sie und mich ihr Ueberredendes eingeben konnten, wandte sie an, mich zum Gehorsam zu bewegen; sie versicherte, was nur in ihrer Macht stand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben, meines Vaters Wille stehe unerschütterlich fest, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnsinn gränzende Thorheit.

Mit jenem scheinbar gefaßten Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf, und glaubte: mir sei wohler um das Herz, jetzt da endlich Alles entschieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müssen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieselte es mir durch Adern und Mark bei dem schneidend kalten, fast verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich schweigend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er stand vor mir, gleich den Felsen um uns her, hoch und schroff und stolz und kalt, indem er sehr gemessen seine Befehle mir kund that, wörtlich so, wie meine Mutter es mir geschrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, setzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirst, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, so lange ich lebe, Beweise davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder fest und ernst als er selbst. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch schuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das strengste erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Euer Sohn, ich bin auch der des edlen Geschlechts der Artaban, wie Ihr selbst es seid. Euren heutigen Befehlen Gehorsam leisten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unsers Hauses sich zu Schulden kommen lassen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der ersten Geliebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beschließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre sie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich sogleich noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verschulden hier in Eurem Schlosse widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelassen, so lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entstelltes Bild mit schonender Hand zu verschleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb schildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenschaft, der er zum Raube sich hingab, als er seine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterste Gewölbe des östlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben so unwürdig erklärte, sein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu sehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerstand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in diesem Augenblick eben so zum sichern Tode gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes, dumpfes, noch aus den Feudal-Zeiten stammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenster hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen schwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechsel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging schweigend; auch ich belästigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergessen, einen niedern Knecht zum Ungehorsam gegen seinen Herrn verleiten zu wollen.

Die ersten Tage meiner Gefangenschaft vergingen mir in dumpfer, an Betaubung gränzender Ruhe; mein Auge gewöhnte sich an die um mich herrschende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtsein, für sie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art schmerzlicher Freude. Doch nach und nach regte sich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünsche stiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängstigte mich unbeschreiblich, ich fühlte mich mit Grausen, wie in einem Grabe, abgeschieden von jedem Leben. Aller Jammer eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt und zeigte mir mein jetziges Elend in seinem ganzen entsetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daseins. Ach! auch sie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen versuchen. Bitten, Vorstellungen, Alles was ein um sein Kind zagendes banges Mutterherz nur ersinnen kann, hatte sie in diesem Schreiben zusammengedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredsamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, sie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage steigenden Erbitterung meines Vaters, seines Zornes gegen mich, seines gränzenlosen Durstes nach Rache an den Feinden seines Hauses, die seinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen sie selbst an, indem mein Vater sie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er sie im Verdacht hielt, mit mir einverstanden zu sein, und mich in dem, was er meinen Eigensinn nannte, zu bestärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinetwillen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeschreiblich; aber durfte, konnte ich sie von mir wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geschick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelste der Frauen wirklich beglücken?

Ich sank wieder zurück in dumpfes Hinbrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längst aufgegeben, die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräusch an meinem Fenster regte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott, welch' ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich gelitten hast, „ist mir jetzt offenbar," schrieb sie. „O Artaban! geliebtester, „treuester, edelster aller Menschen! Selbst was Dein großer „Sinn mir vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines Vaters „Zorn mir entdeckt, das Verbrennen jener Documente, die den „Untergang meines ganzen Hauses herbeiführen sollten. Ich „weiß auch, in welchem Abgrund von Elend Du um diese „That jetzt schmachtest und daß ich allein Dein Leben retten „kann. Ich rette Dich, ich muß, ich will, ich werde Dich befreien, und solltest Du selbst mich darüber anklagen; das „Bewußtsein meines eignen Elends sei dann mein Trost! „Nur mit dem Verluste meiner Freiheit kann ich die Deine „Dir erkaufen, nur wenn ich am Altar meine Hand einem „Andern reiche, wenn jede Hoffnung einer glücklichen Zukunft „uns auf ewig schwindet, nur dann gibt der fürchterliche Gebieter unseres Geschicks der Freiheit Dich wieder; dieß ist „sein laut erklärter, durch einen Eid bekräftigter unabänderlicher Wille. So sei es denn, ich weiß Dich im Kerker und „habe keinen andern Gedanken, ich denke nicht an mein Leben, „nicht an meinen innern Frieden, ich denke Dein. In wenigen Tagen wird der spanische Graf Ornano mein Gemahl. „Ihn habe ich unter mehreren, die um mich warben, mir erwählt, denn ich weiß von ihm genug, um an seiner Seite „einem trostlosen Leben entgegen zu sehen. Die arme Treue „wenigstens war Adelaide Dir schuldig, keinen zu wählen, mit „dem sie hoffen durfte, leidlich durch die Welt zu gehen. Ich „halte sie Dir im vollsten Umfange, ich will nicht glücklicher „sein als Du es bist. Ich weiß es wohl, um ganz Deiner „werth zu sein, sollte ich Dir dieses verhehlen, ich sollte den „Muth haben Dir treulos zu scheinen, mein Leben stumm zum „Opfer für Dich darbringen und schweigend verbluten. Auch „wollte ich es, dessen ist Gott mein Zeuge, doch die Ausführung dieses Entschlusses überstieg meine Kraft, ich konnte es „nicht vollbringen. Der Trost, daß Du noch liebend meiner „denkst, muß in mein Elend mich begleiten, wenn ich das „Leben tragen soll, das mich erwartet. Künftig wird die „Pflicht mir gebieten, Dein zu vergessen; nimmer, nimmer „kann ich sie erfüllen, und mit meinem innern Frieden ist es „von nun an vorbei, in ihm opfere ich Dir weit mehr als „mein Leben. Doch schone mein, dieses Einzige erflehe ich „noch von Dir, erschwere nicht den Kampf, den ich von nun „an unablässig zu kämpfen habe, laß mein Bewußtsein mich

Digitized by Google

„rein erhalten; aus Mitleid mit mir suche nie, mir zu nahen, „dieses erbitte ich mir von Dir, als die letzte Gabe, als den „letzten Beweis Deiner Liebe. Und nun lebe wohl für dieses „ganze Erdenleben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe, meine „Freude, lebe wohl!“

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingestreckt, gleich einem Todten, fand mein Kerkermeister mich am folgenden Morgen. Ich mochte schon lange so da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zustand erschreckte den sonst harten Mann, mehr noch mein an Wahnsinn gränzendes Erwachen, als es seinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er so lange Zeit sich zum blinden Werkzeuge des Willens seines Gebieters habe mißbrauchen lassen, den er jetzt selbst hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menschen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnsinn der Leidenschaft, half die Stimme dieses mir fremden, dieses verachteten, sogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtsein. Ich gewann Besonnenheit genug, diesen Ausbruch seiner Reue zu benutzen, und häufte Versprechungen auf Versprechungen, um ihn zu bewegen, mich nur acht Tage ins Freie zu lassen; nach dieser Frist wollte ich mich willig wieder in meinem Kerker einstellen, das gelobte ich bei Allem, was mir heilig ist. War es mein Gold, was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor seinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts, das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in Alles, was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reise, und diese konnten erst in der folgenden Nacht herbeigeschafft werden.

Ich wollte nach Bordeaux, wo Adelaide sich jetzt aufhielt, ich wollte sie bewegen, ihren grausamen Vorsatz aufzugeben oder zu sterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich sie sehen, was ich ihr sagen, was sie mir antworten würde. Meine zu den grausenvollsten Bildern aufgeregte Fantasie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangst der Gedanke, daß ich zu spät kommen könne; ich las den unseligen Brief wieder und wieder, um jede Wahrscheinlichkeit dessen, was geschehen konne, der Zeit, des Ortes, wo das grausamste Opfer gebracht werden sollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, saßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltsam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reisewagen, ich erkannte meine Mutter in demselben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erstarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es ist vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es ist vorbei, Adelaide ist — ich konnte das entsetzliche Wort nicht aussprechen, doch meine Mutter verstand mich wohl, das sagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters, Dir Deine Freiheit wiederzugeben, mein Sohn, erwiederte sie mit dem sanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne schwanden, was ferner mit mir geschah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesschlafe, den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn sie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch so lange ich athmete und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem sie mich beschwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung zum furchtbarsten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langsamen Schritts, mich der Genesung zu nähern. O meine Mutter! wie schonend, mit welchem unbeschreiblichen Zartgefühl suchte sie mich nun wieder mit dem Leben auszusöhnen. Sie weinte mit mir, sie sprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Trost. Das Bild der Geliebten, und jenen unseligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab sie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn sie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an sich genommen. Stunden lang versank ich in Betrachtung dieser einzigen geretteten Trümmer aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und störte mich nicht. Sie gestand mir späterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Gespräch zu ertragen, wie viel sie selbst zu der traurigen Entwickelung meines Geschicks beigetragen hatte und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht sie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe je gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war sie das Opfer der kalten Pflicht gewesen, früher der, die sie ihren Eltern, später der, die sie ihrem Gemahl schuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme ihr zusammengepreßtes Herz erwärmen durfen, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erst erweckt.

Daher gab sie sich nur der ängstlichen Besorgniß um meine Gesundheit hin, die sie sich durch meine lange harte Gefangenschaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was sie that, indem sie auch Adelaiden ihre gränzenlose Angst um mich mittheilte, und das edelste, geliebteste Wesen aufforderte, sich selbst zu opfern, um nur mein Leben zu retten. Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichsten Entschluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in seiner ganzen Größe begriffen, selbst meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückseliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Gestalt des schon alternden Ornano, sein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, seine Gemüthslosigkeit bei sehr beschränktem Geistesvermögen, machten die Wahl der schönen, von den ersten Jünglingen des Landes gesuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthsel; selbst ihre Eltern riethen ihr davon ab und baten sie, einem ihrer würdigern Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter suchte bei einer gemeinschaftlichen Freundin in Bourdeaux sie zu sprechen, sie zu warnen und sie zu ermahnen, für ihr eignes Glück besser Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht, die Heldenmüthige von ihrem großen Entschlusse abzubringen. Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau, hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geschick mir an seiner Seite bevorsteht. Doch meine Wahl soll ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben soll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einst erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano soll Sie und die Welt davon überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir selbst vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihren Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlassen kann, aber mein ahnendes Herz weissagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Genesung an der Seite meiner Mutter; ich war still und weich wie Alle, die nach schwerer Krankheit wieder zum Leben erstehen; es fehlte mir sogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu fassen, und meine Mutter glaubte mich getröstet, weil ich in meinen Klagen nicht laut ward, um ihrer zu schonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu sehen verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; sein Gemüth hatte sich ganz von mir abgewandt, seit er so hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erstorben, sogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht, nur das kleinste Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und so mußte ich denn meine Mutter von mir scheiden sehen und blieb zwischen meinen Felsen, in meiner düstern Waldeinsamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlassen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnsucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unserer frühesten Kindheit an war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte gewesen. Als wir beide heranwuchsen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit seinem Fleiß zur Nacheiferung anzuspornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich späterhin auf meinen Reisen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloser Treue mir ergeben, und ich lohnte ihm seine Liebe durch unbeschränktes Vertrauen. Willig hätte er sein Leben daran gesetzt, mich der Schwermuth zu entreissen, in die ich immer tiefer versank, als kein Tag erscheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnsucht, sie nur noch einmal zu sehen, nagte an meinem Leben und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, rastlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte und um

Digitized by Google

jeden Preis ihr zu entrinnen beschloß. In der unscheinbarsten Verkleidung wollte ich nach Bourdeaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geschehen sollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren und es nicht wagen, mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläßiges Bitten, seine dringenden Vorstellungen bewogen mich endlich dahin, von diesem Vorsatz in so fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte, vorher auf Kundschaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunsch auf die mindest gefährliche Weise zu befriedigen. Er reiste ab und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an, ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht, ihn zu verfehlen, mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abwesend sei, wieder zurückkehren sollte. Zuweilen stiegen die quälendsten Zweifel in mir auf, die ich mühsam bekämpfen mußte; so verging mir die Zeit in Angst, Sehnsucht nud Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte sie nach Biskaja auf eines seiner Güter geführt, und so blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, sich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verschaffen, denn dieser wollte in seinem Schlosse bedeutende Veränderungen vornehmen lassen, und Lorenzo hatte sich von Jugend auf nicht ganz unbedeutende Kenntnisse im Fache der Baukunst erworben, die er dereinst in meinem Dienste geltend zu machen hoffte. Während unseres Aufenthalts in Italien hatte er späterhin jede Gelegenheit benutzt, um diese Kenntnisse zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem Lande mit großer Luft und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Versicherung, auf das schnellste wiederzukehren, vom Grafen geschieden; er hatte ihm auch versprochen, einen Maler mitzubringen, der fähig sei, einen Saal mit seiner Kunst auszuschmücken. Ich sollte dieser Maler sein, guter Gott! ich sollte sie sehen, sie hören, dieselbe Luft mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir schwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müssen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden gesehen. Wie hing mein Auge an seiner Gestalt, als er dieses mir berichtete! Auch ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde, ihn anzusehen, mir war, als stünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete sogar, von ihr erkannt worden zu sein, denn sie erröthete bei seinem Anblick und schien ihm seitdem sorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du sogar den Diener deines Freundes vermeiden mußtest, den Einzigen, der dessen Namen dir nennen konnte!

Nur selten hatte Lorenzo sie seitdem, und stets nur in der Ferne erblickt, denn sie führte ein sehr einsam-trübes Leben. Ornano liebte sie wie Seinesgleichen lieben, mit rasender Wuth. Er bewies ihr diese Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eifersucht, sie Tag und Nacht bewachte und ihre Freiheit auf alle Weise beschränkte. Ganze Tage brachte sie einsam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den sie nie von sich ließ, war ihr steter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einst gegeben und ihre Anhänglichkeit an dem kleinen Thierchen rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenosse und Lorenzo beschrieb ihn mir als das vollkommenste Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeist umschwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geschick so viel er dieses vermochte, und besänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth gerathenden Tyrannen. Doch mußte er dabei sich sorgfältig davor hüten, nicht selbst der Gegenstand von dessen Eifersucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich seit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit, mich zu führen, aber er beschwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben sogar, unerkannt in Ornanos Schlosse zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu lassen, ohne jemals zu suchen, sie zu sprechen. Er schilderte mir in den grellsten abschreckendsten Farben des Grafen Eifersucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbesonnenheit Adelaiden stürzen könne.

Ich hörte ihn gelassen an und versprach Alles, was er wollte; das Glück, sie nur zu sehen, schien mir so überschwenglich groß, mir war, als sei es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reise.

Endlich war das Ziel erreicht; ich stand in meiner Verkleidung vor dem verabscheuten Räuber meiner Seligkeit und knirschte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieses ward mir um so leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, sondern sich mit seinen Aufträgen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schlosses, dessen Fenster nach dem Garten ausgingen, ward uns unsere gemeinschaftliche Wohnung angewiesen, und schon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufsicht über die Bauleute, und ich bestieg ein hohes Gerüst, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging sie eines Abends ganz allein an unserem Fenster vorüber, nur ihr kleiner Hund sprang lustig um sie her. Sie war bleich, nachlässig gekleidet, ihr liebes Auge schweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenstande zu haften. Laut weinend sank ich am Fenster auf meine Knie; so! so sie wiederzusehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich sie wieder zurückkehren hörte. Es war spät; dichte Dämmerung umschleierte mir die süße Gestalt, ich sah sie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich sie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienste. Ich stand während der Messe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, sie betete für mich, den Totgeglaubten, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichsten auf Erden. Ich wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufsteigen lassen zum Throne des Allerhöchsten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, sie war meine Heilige, nur sie konnte ich anrufen, und ach! sie sah, sie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorner.

Don Gabriel besuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte sich weit freundlicher gegen mich, als ich es in meiner jetzigen Gestalt von ihm erwarten durfte. Sein geistreiches Gespräch, seine sehr schöne Gestalt, die anmuthige Würde seines Benehmens, hätten ihn mir lieb machen sollen, und doch war seine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach, ich erkannte mich selbst und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich sehen und sprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte sie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus seinem dunkelstrahlenden Auge leuchtete dieselbe Flamme, die auch mich verzehrte, Alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, ewig, ewig wird er meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben! Don Gabriel trat hinein in den Saal, in welchem ich arbeitete, mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre süße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, fast wäre ich hinabgestürzt von dem Gerüste, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn diesen Saal sehen, sprach sie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das Alles nicht erfreuen. Sie schlug das wunderschöne Auge zu mir auf, sie sah mich, sie erkannte mich, dieß sagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächsten Moment ergriff sie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn gestützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache sie schwindeln, sagte sie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich fast gewaltsam fort auf unser Zimmer. Zerrissen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr, in flehendes Bitten eingekleidetes, strenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichen ihres Zornes! Halb wahnsinnig wollte ich mich jetzt selbst bereden, ich sei vergessen, Adelaidens Herz habe von mir sich gewendet; meine irren Gedanken schweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünschte in meinen Kerker mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erst war mein Elend auf das Höchste gestiegen, ich hatte in diesem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum ersten Male durchraste mich wilde Eifersucht, ich wünschte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachsamkeit, ihn mir selbst gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes besseres Selbst. Sei es denn, sprach ich zu meinem Freunde, konnte sie aufhören zu lieben, so will ich mich freuen, daß sie den Qualen entgangen ist, in denen ich mein Leben verzehren muß. Das Glück der Geliebten ist ächter reiner Liebe höchstes Ziel. Ich will fort; nie soll mein Anblick sie wieder aus ihrer Ruhe stören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr sagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird diesen Abschied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber ist das Leben diese letzte Gunst noch schuldig. Ich fordre sie; dann gebe ich, wohin Du willst, Lorenzo, führe mich, ich will dann sanft sein wie ein Kind, doch dieses Lebewohl muß mir noch werden.

Digitized by Google

Lorenzo bestärkte mich in dem Entschlusse, das Schloß zu verlassen; zwar versuchte er zugleich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal sprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einsah, so versprach er, mir dazu hülfreich zu sein, um mich nur nicht länger in diesem gefährlichen Aufenthalt weilen zu lassen. Auf seinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schlosse nicht Aufmerksamkeit zu erregen, und ihm versprechen, dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorsatze günstigen Augenblick zu erspähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd sah ich der Erfüllung meines letzten Wunsches auf Erden entgegen, das kleinste Geräusch erschreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu sehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang ersehnte Zeichen, ich eilte zu ihm herunter, er flüsterte mir zu: Don Gabriel sei auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer für viele Stunden mit seinen Verwaltern beschäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner selbst mir bewußt, stand ich im Vorsaal, ich sah Adelaiden eben im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß sie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingesunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu sagen, ehe ich von Dir scheide. Ich gehe, ich sterbe fern von Dir, Du siehst mich nie nach dieser Stunde, Du hörst meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angst, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unseligste aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willst Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, o fliehe, suche mich nie wieder, eile, verlaß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, versprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht hassen willst, der geboren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu stören. Ich konnte nicht von ihr weichen, sie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen sinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, schäumend, rasend stand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit diesem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke, warf ich mich zwischen Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich sah in ihm nur Adelaidens Mörder, und stieß seinen eignen Dolch ihm tief in die Brust. Er sank bewußtlos zu Boden; seine durch das Geräusch unseres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, sie sahen den von Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten sie mich, rissen mich mit sich fort, und schlossen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erst, in der Einsamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnsinn, und übersah mit Grausen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingerissen von meiner ungezähmten Leidenschaft, Adelaiden und mich gestürzt hatte. Wohin ich blickte, sah ich die Geliebte, wie ich zuletzt sie gesehen hatte, überströmt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar sträubte vor Grausen sich empor bei dem Gedanken, sie, die Heilige, Reine könne beschuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltsam nahm ich mich zusammen, um zu überlegen, was ich für sie thun könne, um ihre Unschuld vor Gericht zu beweisen; ich nahm mir vor, nur für sie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlassen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erschreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauses wollte ich retten, alles übrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längst jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch festhalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete sich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Verhör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide sendet mich, Graf Artaban, sprach er mild, aber ernst. Sie gab mir den ersten höchsten Beweis ihrer Achtung, indem sie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieses Vertrauens werth sein, ich komme um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis — wenn Rettung möglich ist, setzte er seufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unschuld mit dem heiligsten Eide bezeugen und dann sterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz sprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig sein, das hoffe ich mit Zuversicht. Ich sterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder lebt, seine Wunde ist tief, aber nicht tödtlich. Das erste Zeichen seines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, seine Gemahlin auf das strengste zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weise in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann sie nicht retten, wohl aber sie in Verzweiflung sterben lassen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und war wird aus ihr, wenn mir der arme Trost geraubt wird, für sie zu sterben! rief ich verzweifelnd. Ich soll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich sie mit mir hinabriß, ich soll sie in dieser zurücklassen und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um Adelaidens willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, setzte er sehr bewegt hinzu, auch ich bete diese Heilige an, ich liebe sie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Wesens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieses Geständniß muß Euch über ihr Schicksal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den sie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erscheinen hat mir den letzten Trost geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den süßen Wahn, die Himmlische sei für irdische Liebe nicht geboren. Euch liebte sie! o wie konntet Ihr Euch an diesem Bewußtsein nicht genügen lassen! Kommt, o kommt, rettet Euch und vielleicht auch sie.

Entzweit mit mir selbst, erdrückt von der Seelengröße dieses edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schlosse war alles still; als wir außer dem Bezirk desselben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Klosters, in welchem er mir hieß, mich zu verbergen, bis die Nachforschungen vorüber sein würden, die er selbst meinetwegen würde anstellen müssen. Dann schied er von mir und ich blieb allein. Die Nacht war düster, doch finsterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entschließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlassen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloster mich zu. Mit grauendem Morgen stand ich an der Pforte desselben und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, sogleich zum Prior geführt; doch indem ich diesem das Schreiben überreichte, sank ich ohnmächtig zu Boden, und er sah mit Entsetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergessen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte, sie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den physischen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Klosters fand sie sehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängstende Fieberbilder umschwirrten mich, wenn ich schlief, wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich sterben zu lassen.

Wochenlang fesselte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige Stunden später als ich im Kloster angelangt. Sein und des Priors Pflege, beider tröstliches Zureden, trugen unbeschreiblich viel zu meiner Wiederherstellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schlosse. Ornano lebte, doch erholte er sich nur langsam. Adelaide war augenscheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber sie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte seiner mit der hingebensten Aufopferung ihrer eignen Gesundheit. Don Gabriel verließ sie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall suchen, nur nicht in dem Kloster, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken versunken, lag ich einst um Mitternacht schlaflos auf meinem Lager; Lorenzo schlief neben mir sanft und fest, denn meine Gesundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düstrer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete versammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angst ergriff mich bei dem Tone; leise, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leise öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huschte ein Lavenbruder eilend an mir vorüber. Wer ist es? wer stirbt? fragte ich.

Die Väter eilen ins Chor, um für die scheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnsinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde,

Digitized by Google

mein Blut sprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zusah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich ins Leben zurück. Fast kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangnes Leben durch und sah schaudernd, wie zerstörend es überall in Adelaidens Dasein eingetreten sei. Ohne mich Unseligen wären ihre Tage sanft und friedlich dahin geflossen, dieses konnte ich mir nicht verhehlen. Ich übersah meine Schuld und saß kalt über mir selbst zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, sprach ich, und ich, den sie gränzenlos liebte, ich grub es ihr. Meine wilde ungezähmte Leidenschaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem schweren übermenschlichen Opfer, das sie brachte, um mich von dem Untergange meines irdischen Daseins zu retten. Ruhe sanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, aus diesem Jammer zu scheiden. Büßen will ich auf Erden meine schwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, zu dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, seliger Engel, jetzt thronst, über irdische Schmerzen erhoben.

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer sie sei, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ sich endlich erbitten, meinen letzten Wunsch zu erfüllen, das Klostergelübde mich ablegen zu lassen, und mir eine, mitten im Walde belegene Einsiedelei einzuräumen, die zum Kloster gehörte, und seit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letztenmal gesehen. Schweigend trat er in meine Zelle, schweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet sie! O sagt mir alles von ihr! sprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte sie, glühend, innig, treu! und sagte es ihr nie. Schon auf Erden war sie meine Heilige, wie sie jetzt im Himmel es ist, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange sie unter uns weilte, lebte ich von ihrem Anschauen, sie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmlisch, um irdische Wünsche zu entflammen. Ich wollte auch sie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im stolzen Bewußtsein ihrer Unschuld bestand sie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls standhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenstände um sich her zu erkennen, verbannte er sie aus seinem Gesichte. Nach wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und sichtbar zu schwinden — treu habe ich über sie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwiesen ist nichts! — und doch! — der Grausame versagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Trost, ihn zu sehen und in seiner Gegenwart ihre Unschuld durch einen heiligen Eid am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder sein Antlitz schauen, nie jenes unselige Schloß betreten, in welchem sie lebte und litt. Meine Liebe sank nicht mit ihr ins Grab, ihr Tod fachte sie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben diese Flamme zu löschen!

Glücklicher! Beneidungswerther! Du reine Seele darfst vom Leben scheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm nach, als er auf ewig von mir schied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, sehe ich einen Tag nach dem andern mir schwinden, und harre geduldig, bis Gott selbst spricht: es ist genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entsagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenlosen, der, fern von aller menschlichen Gesellschaft, in der strengsten Abgeschiedenheit hauset und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wissen will. Was ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloster aus an einen bestimmten Ort hingestellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloster sein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch sein Dasein habe ich zerstört und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treuesten Freundes zu schauen und seine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier ist: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.

Amalie Emma Schoppe,

diese ungemein fruchtbare Schriftstellerin, ist am 9. Oktober 1791 auf der Ostseeinsel Fehmern geboren. Von sehr lebhaftem Geiste und Autodidaktie erleichterte sie sich eine schwere Jugend durch Studien der Literatur fast aller Völker. In Hamburg leitete sie eine Zeitlang eine Mädchenschule und heirathete den Juristen Dr. Schoppe, ohne seine glühende Liebe zu erwiedern. Sein früher Tod löste bald die unglückliche Ehe. Durch Rosa Maria Assing, ihren Bruder Varnhagen von Ense, Justinus Kerner und Chamisso in die Schriftstellerwelt eingeführt, entwickelte sie eine bedenkliche Productivität, die in 13 Jahren gegen 118 Bände zu Tage gefördert hat. Sie lebt in Hamburg. Zu ihren vorzüglichsten Schriften gehören:

Eugenia. Hamburg, 1824.
Lebensbilder. Leipzig, 1824. 2 Bde.
Antonie, oder Liebe und Entsagung. Leipzig, 1826.
Glück aus Leid. Leipzig, 1826.
Iwan, oder die Revolution von 1762 in Petersburg. Leipzig, 1827. 2 Bde.
Schicksalswege. Braunschweig, 1828. 2 Bde.
Tycho de Brahe. Leipzig, 1839. 2 Bde.
Die Schlacht bei Jemmingstadt. Leipzig, 1840.
Gesammelte Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1828—1836. 3 Bde.
Erinnerungen aus meinem Leben. Altona, 1838. 2 Bde.

A. S. besitzt glückliche Erfindungsgabe und das Talent gewandter Darstellung; auch gelingt ihr die Zeichnung weiblicher Charaktere wohl; ihre Schriften fordern daher ein geneigtes Publikum, dessen Gunst sie sich zu erhalten verstand. Noch vorzüglicher sind indessen ihre Arbeiten für die Jugend.

Hartmann Schopper,

aus Neumark in der Pfalz, lebte um 1542 und diente eine Zeitlang im Heere Kaiser Maximilians des 2ten. Weiteres ist nicht von ihm bekannt. Er schrieb:

Fabeln zur Auslegung von Holzschnitten, die Johann Pesth (pfälzischer Leibarzt, starb 1597) schon mit ähnlichen lateinischen Beilagen versehen hatte. (Vgl. Bragur III., S. 319—29.)

welche aber keineswegs bedeutend sind.

Heinrich Schorch.

Dieser fleißige Statistiker wurde am 12. Juli 1777 zu Erfurt geboren und lebte als Doctor der Philosophie und der Rechte, ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften, Universitätsbibliothekar und Secretär der Aka-

Digitized by Google

demie gemeinnütziger Wissenschaften in seiner Vaterstadt, wo er am 27. Juli 1822 starb.

Allgemeines Jahrbuch der Universitäten, Gymnasien u. s. w. Erfurt, 1798—1802, 6 Hefte.

Allgemeines Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon. Erfurt, 1804—21, 4 Bde.

Neueste Kunde von Großbritannien und Irland. Weimar, 1810.

Staats- und Adreßhandbuch der Staaten des rheinischen Bundes für 1811—13. Weimar.

Harlekins Wiedergeburt, Intriguenspiel. Erfurt, 1805.

Luthers Entscheidung, dramatisches Gedicht. Weimar, 1818.

Erinnerungen an Friedrich den Großen. Erfurt, 1819.

Fleiß, Genauigkeit und reiches Wissen zeichneten S's statistische Arbeiten sehr vortheilhaft aus; seine poetischen Leistungen sind dagegen nicht eben bedeutend.

Johann Karl Ludwig von Schorn

ward am 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, wo sein Vater als Beamter lebte, geboren, studirte Theologie in Erlangen und wurde dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt seines Geburtsortes. Hier beschäftigte er sich vorzüglich in seinen Mußestunden mit practischen und theoretischen Kunststudien, und ging dann 1816 nach München und 1819 nach Dresden, um dieselben im weitesten Umfange fortzusetzen. Im Jahre 1820 ward er für die Redaktion des Kunstblattes zum Morgenblatte nach Stuttgart berufen, bereiste für seine Zwecke Italien und Frankreich während 1822 und 1823, und erhielt nach seiner Rückkehr von einer zweiten Reise, nach den Niederlanden und England, 1826 die Professur der Kunstgeschichte und das Generalsecretariat an der Akademie, sowie die Professur der Aesthetik an der Universität in München. Im Jahre 1833 ward er nach Weimer als Director der dortigen Zeichnenakademie und der Kunstsammlungen berufen. Vom Könige von Würtemberg erhielt er den Civilverdienstorden, vom Großherzoge von Weimar den Falkenorden, den Familienadel und den Titel und Character eines geheimen Hofrathes. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Außer vielen kleineren Abhandlungen, Recensionen u. s. w. gab er heraus:

Ueber die Studien der griechischen Künstler. Heidelberg, 1818.

Homer nach Antiken. (Fortsetzung von Heyer's Erklärung zu Tischbein's Zeichnungen.) Stuttgart, 1821—24. 3 Hefte. Fol.

Medwin's Gespräche mit Lord Byron. Stuttg., 1824.

Beschreibung der Glyptothek. München, 1830.

Vasari's Leben der Maler. — Stuttgart, 1832 ff. 3 Thle.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Stuttgart, 1835.

Ueber altdeutsche Sculptur mit besonderer Rücksicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Erfurt, 1839.

Scharfsinn, reiches Wissen, feiner Geschmack, Gedankenreichthum und ein trefflicher Styl zeichnen v. S's schriftstellerische Leistungen sehr vortheilhaft aus und haben ihm einen hohen Rang unter den deutschen Kunstforschern erworben.

Heinrich August Schott,

einer der verdientesten und ehrwürdigsten protestantischen deutschen Theologen, ward am 5. December 1780 zu Leipzig geboren, studirte daselbst Theologie und habilitirte sich, schon früh durch gediegene Abhandlungen empfohlen, nach vollendeter akademischer Laufbahn. 1806 ward er außerordentlicher Professor der Philologie, 1808 der Theologie an dieser Universität, die er später mit Wittenberg vertauschte, wohin er 1809 als Doctor und ordentlicher Professor der Theologie ging. 1812 folgte er einem Rufe nach Jena, als Professor primarius der Theologie und Director des homiletischen Seminars. Er starb hier am 29. December 1835 plötzlich, zu früh für die Seinigen, seine vielen Freunde und die Wissenschaft. Der Großherzog von Weimar hatte ihm den Titel eines geheimen Kirchenrathes und die große goldene Civilverdienstmedaille verliehen.

S. war einer der lichtvollsten, gelehrtesten, kräftigsten und zugleich besonnensten Vertheidiger des rationalistischen Supernaturalismus; er verband das gründlichste Wissen mit echt kirchlicher Frömmigkeit; jede seiner trefflichen Schriften liefert den Beweis dafür. Als Kanzelredner schloß er sich mit großem Erfolg Reinhard an.

Seine deutschen Schriften sind:

Christlich religiöse Reden. Leipzig, 1812. 8.

Geistliche Reden und Homilien. Jena, 1815. 8.

Christliche Religionsvorträge. Gotha, 1819. 2 Thle. 8.

Neue Sammlung geistlicher Reden. Jena, 1822.

Theorie der Beredsamkeit. Jena, 1815—1828. 3 Thle. 8.

Briefe über Religion. Jena, 1826.

Neue Auswahl von Homilien und Predigten. Neustadt, 1830.

Einzelne Predigten, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

Der Herbst, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens*).

Predigt am 15. Sonntage nach Trinitatis.

Ueber 1. Petr. 1, 24. 25.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist die Verschiedenheit menschlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menschenlebens; und in der Art und Weise, wie man das Leben zu betrachten pflegt, spricht sich der menschliche Charakter aus. Dem leichtsinnigen, gedankenlosen Menschen kömmt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernste Frage aufzuwerfen, ob dieses Leben einen Werth besitze, und wo sein Ziel zu finden sei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von den Zerstreuungen der Welt gefesselt, meint er das beste Theil erwählt zu haben, wenn er seine Entschließungen und Thaten vom Augenblicke bestimmen läßt! er will an die Zukunft seines Lebens, an den Zusammenhang des Ganzen nicht erinnert, in seiner Ruhe nicht gestört, dem Schlummer der Trägheit nicht entrissen werden. Der Lebenskluge, durch gewisse Erfahrungen belehrte, aber von einer irdischen Neigung, sie habe diesen oder jenen Namen, von einer Leidenschaft beherrschte,

*) Aus Dr. Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena, 1815.

Digitized by Google

Mensch entwirft sich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zusammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber sein Streben und Sinnen ist auf das Eitle und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des sinnlichen Genusses strömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger sich Alles um und neben ihm in seine ehrsüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: desto höher schlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlassene, den das Bewußtsein böser Thaten foltert, oder der Unzufriedene und Trauernde, der sich nicht mit ächtem religiösen Sinne über vereitelte Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitle Mühe, als ein täuschendes Schattenbild, als ein bedeutungsloses Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unsre Ansicht sein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöste Jesu, Erleuchtete von seinem Geiste nennen? Oder ist es Christenpflicht und Christensinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieses Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfassen, die sich auf eine wahre, würdige Vorstellung von seinem Werthe gründet, von seiner heiligen Bestimmung für die Ewigkeit? Unfehlbar wissen wir, als Christen, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er selbst, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannigfaltige Erscheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weise und geläuterte, eine fromme und christliche Ansicht des Menschenlebens fest zu halten. Denn fürwahr, nicht blos die Schönheit der Natur mit inniger Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihrer wechselnden Gestalten, ihrer namenlosen Pracht, ist uns die irdische Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeschlossen; wir sollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie sie im Tempel der Natur mit heiligem Ernste wiederhallt; wir sollen mit gesammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unsichtbare schauen. Ernst und bedeutungsvoll erscheint uns die Natur, wenn wir auf den Geist, den ihre Werke offenbaren, auf den Zusammenhang, der aus den einzelnen Gestalten und Erscheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forschenden Geist erleuchtet und durchdringt. In ihrer ewigen Ordnung spiegelt sich das Menschenleben selbst in seiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernsten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft christlichen Betrachtung unsers Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick segensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier gesammelt sind, dort der Vollendung noch entgegenreifen, — der Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, ist nicht das Einzige und Höchste, womit uns die Natur im herbstlichen Gewande beschäftigen und ergreifen soll. Auf etwas Geistiges und Unsichtbares deutet der Herbst in diesem Hinwelken und Verschwinden, in diesem Reifen und vollendet werden, in dieser wunderbaren Mischung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben so betrachten, wie es der Christ betrachten muß. Laßt sie uns genauer in das Auge fassen. Du selbst erleuchte uns, Herr unsers Lebens, daß wir die ernste Sprache der Natur, daß wir dein Wort, Unendlicher, in deiner Schöpfung fassen und bewahren. —

Text:

1. Petr. 1, 24. 25.

Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter Euch verkündiget ist. —

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! so rufen auch wir uns zu, wenn wir das rege, blühende Leben der Natur allmählig schwinden sehen. Und — können wir dieses Leben schwinden sehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen zu denken, ohne wehmüthig ernste, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menschenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

der Herbst als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unsere Aufmerksamkeit beschäftigen.

I.

Vergänglich und flüchtig ist das Erdenleben; seine äußern Reize schwinden, und seiner Dauer ist ein Ziel gesetzt — dies ist das erste, woran uns die Natur im herbstlichen Gewande mahnt. Mit tausendfachen Reizen stattet der Frühling unsere Erde aus; und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenspiel entfaltet sich dem Auge; der blühende Baum streut Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden sich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvolle Worte des Erlösers zu: ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins*). Die junge Saat schießt fröhlich auf, der Herr giebt Wachsen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt sich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungsvolles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagesgestirn in seinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize der erwachenden Natur, sendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erst am späten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet ist, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbringt es seinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, wohin das Ohr sich neigt, wo sich ein menschlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten sie auf ewig fesseln, wir möchten das fliehende Jahr in seinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unsre Wünsche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltsam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natur. Schauet auf unsre Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einsamkeit, wo noch vor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wiesen ist ermattet; die Blume hat ihr Haupt gesenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume seinen Schmuck; die Sänger des Waldes verstummen, und ziehen, wunderbar geleitet, in weite Ferne hin; und mit geringerer Wärme durchdringt uns der Sonnenstrahl, mit zögerndem Schritte kommt der junge Tag, mit zunehmender Eile erheben sich die dunkeln Schatten des Abends. Das Gras verdorrt, die Blume welkt.

Und du könntest sie welken sehen, ohne bei diesen Bildern der Vergänglichkeit mit sinnendem Ernste zu verweilen, ohne dir selbst zu sagen: auch meines Lebens äußere Reize schwinden, und seine Blumen welken hin? Der Lenz des Lebens ist dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohsinn, die Gesundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Sorgen und fesselnden Verhältnissen und bittern Täuschungen noch unbekannt, wandelst du mit leichtem, durch die Freude beflügelten, Schritte auf deinem Pfade hin; und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänzt im Rosenschein der Hoffnung. Freue dich dieser schönen Zeit, aber freue dich als ein Besonnener und Weiser. Wähne nicht, auf ewig zu besitzen, was einmal welken muß. Eben so schnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage schwinden, in welchen der Baum in seiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungestörte Fröhlichkeit, jene glückliche Unbekanntschaft mit drückenden Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erscheint dir ernster und bedeutender. Oft fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermattest unter des Tages Last. Aber du fühlst dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du siehst von Hoffnungen und Wünschen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdischen Verbindungen gestalten sich fester und bestimmter, und fesseln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommer deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras verdorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt sie dir an seiner Stelle? Ein Leben, dessen Gestalt noch ernster, dessen äußere Wirksamkeit beschränkter, dessen Inhalt immer reicher an lastenden Beschwerden, an sinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe dauert, desto mehr ermüdet dich dein Weg, desto einförmiger erscheint dir deine Reise, desto öfter siehst du bald diesen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube sinken, desto einsamer und stiller wird es neben dir, desto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die schwindende Röthe deines Angesichts, das erlöschende Feuer der Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regsamkeit der Sinne, du magst es mit Widerwillen oder mit Ergebung hören: der

*) Matth. 6, 29.

Digitized by Google

Herbst des Lebens ist gekommen, der Tag hat sich geneigt und es will Abend werden. —*)

Und wo der Abend gekommen, da ist die Nacht nicht fern. Die Natur im herbstlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, sie bereitet sich zum Schlummer, sie hüllt sich allmählig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verschwindet, auch die letzten Früchte füllen unsere Scheuern; bald wird der spähende Blick, wohin sich das Auge wendet, auf öde Berge, verlassene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann schallt sie feierlich und ernst, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erstarrung über, Grabesstille verbreitet sich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande schlummert die Erde ihren Todesschlaf. Und in den Schlummer sinkend ruft sie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geisterstimme, zu: auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelst, auch dich wird einst das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder spät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit sprach: der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Das Menschenleben fähret schnell dahin, als flögen wir davon.**) Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen schützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch still und schonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltsam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geist, eile mit deiner Besserung, glaube und lebe, als müßtest du noch heute scheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling ist entflohen, mit schnellem Schritte naht dein Herbst, und — wer mag dir sagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du hast schon Manchen scheiden sehen, du hast die Flüchtigkeit des Lebens an dir selbst erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbst des Lebens schon vertraut gemacht — befreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel ist nicht mehr fern.

II.

So giebt es denn gar nichts, was dich hält und fesselt, sinkendes Menschenleben! So bist du nichts als ein bedeutungsloser Traum! So trägt der Strom des Lebens was wir besitzen und genießen, was wir in und außer uns vollbringen und gestalten, unaufhaltsam fort? Erschütternder, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, so kann nur der entscheiden, der bei den äußern Erscheinungen des Lebens stehen bleibt, nichts von dem Unsichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und schafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit besiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten sich vollenden soll; auch in dieser Hinsicht ist die Natur im herbstlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen sich zu schmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt sich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führt sie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt uns die Sonne nicht in gleicher Majestät, sie möge aus des Lenzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die schneebedeckten Fluren? Und ist es nicht der scheidende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speise und Freude unsere Scheuern füllt? Ist es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Last gebeugt der Baum die Aeste senkt, wenn schon der Sturm des Herbstes um ihn rauscht und mit dem welkenden Laube spielt? Sind es nicht die nützlichsten, die vollendetsten, die erquickendsten aller Früchte, mit denen uns der Herbst beschenkt? Sei uns willkommen und gesegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, Sterne des irdischen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geistes zerbrechliche Hülle schmückt! Das Leben hat seine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernstlich wollen, die uns kein Wechsel fliehender Jahre verkümmern oder rauben darf, die an Festigkeit und Größe und himmlischer Kraft, uns wahrhaft zu beseligen, sogar gewinnen müssen, je näher die irdische Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundsätze und Ueberzeugungen, fromme und christliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in stiller Beschäftigung des Geistes mit sich selbst, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die belohnenden Freuden des Gewissens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweise der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — sie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, sie verjüngen und vollenden sich, wenn alles Andere veraltet, sie lehren uns die Kraft der Zeit, die mächtig zerstörende, besiegen, in ihnen verschönert sich der sinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in seiner friedlichen und stillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen! Mit welcher Aufmerksamkeit vernimmt man seinen Rath! Wie überzeugend ist die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Trost, der aus dem Munde eines erfahrenen Greises kömmt! Wie fühlt man in seiner Nähe sich erhoben, wenn sein verklärter Blick auch uns mit ernsten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt, und zu heiligen Entschließungen begeistert! Wie erheitert sich sein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für seinen Wirkungskreis, früh oder spät gesäet hatte, und eine innere Stimme freundlich spricht: du hast dein Leben nicht umsonst gelebt! Welche milde Ruhe ist über sein ganzes Wesen ausgegossen! Und wie könnte dies anders sein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geistigen Bedeutung, wenn sich der Pilger auf Erden dem Ziele seiner Wallfahrt naht. Beruhigt ist der Sturm der Leidenschaft, vollendet ist der Kampf mit sinnlichem Verlangen, die Palme ist nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes ist ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt sein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und schonender, als sonst, betrachtet er die Menschenwelt; mit kindlichem Glauben schwingt er sich auf in unsichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen spricht er zu seinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, Du lässest deinen Diener in Friede fahren*), mein brechendes Auge wird den Heiland schauen. —

III.

Aber zu dieser Freudigkeit, zu diesem Frieden Gottes, zu diesem ächten kindlichen Sinne vollendet sich das Leben nur bei dem, der mit unermüdetem Eifer nach dem Höchsten ringt. Die Beschaffenheit der höhern Jahre unsers Lebens hängt von den früheren ab. In ernster und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbstlichen Gewande an diesen großen Zusammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unsere Fluren schmückt, könnten wir die Früchte des Herbstes sammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn gestaltet, wenn sie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht stärkende Nahrung aus unsichtbarer Tiefe zugeführt, wenn der Herr der Saaten nicht wärmenden Sonnenschein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgesendet, wenn nicht menschlicher Fleiß im Schweiße des Angesichts das Land gebaut, den Samen ausgestreut, das Wachsen und Gedeihen zarter Pflanzen mit schützender Wachsamkeit gefördert hätte! Vernimm, o Mensch! so lange dir der Lenz des Lebens blüht, die warnende, die weckende, die ermunternde Stimme der Natur. Was der Mensch säet, sagt die Schrift, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer auf den Geist säet, erntet das ewige Leben**). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudenloser, an Früchten leerer, Herbst ist dir beschieden, wenn deine Jugendkraft in träger Ruhe schlummert, oder in wildem Sinnenrausch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhnest, nichts Höheres zu ahnen und zu wünschen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerksam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich bist im Kampfe mit dir selbst, damit die heitere Fröhlichkeit nicht ein gedankenloser Leichtsinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frecher Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend spottet, die Regsamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenschaft. Schaue mit nachdenkendem und stillem Ernste hin auf den bejahrten Greis, dem sich der Lebenstag so freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einsicht und Erfahrung, welche aus seinem Munde spricht — reifte sie nicht allmählich, als eine milde Frucht der stillen Einkehr bei sich selbst, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforschen, der

*) Luc. 24, 29.
**) Psalm 103, 15 ff.

*) Luc. 2, 29.
**) Gal. 6, 7 f.

Digitized by Google

unermüdeten Aufmerksamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechselungen seines Lebens, die Eindrücke, welche sein Geist empfing, die Folgen seiner Entschließungen und Thaten, die Menschen um und neben sich, den herrschenden Geist der Zeit betrachtet hatte? Die heilige Ruhe, welche aus jedem seiner Blicke strahlt — hat er sie nicht der wandellosen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernste, mit welchem er die stürmischen Regungen der Leidenschaft zu dämpfen wußte, den Werken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um sich her verbreitet hat? Und — würde sein Glauben, sein Lieben, sein Hoffen so fest, so innig, so kindlich, so beglückend für ihn selbst, so erhebend und begeisternd für seine Brüder sein, wenn er sich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an sich selbst, in ernsten Stunden, in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Christum lieb haben, besser, denn alles Wissen, sei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblick dieses Frommen das sehnliche Verlangen, daß ein so freundlicher und milder und segensvoller Herbst auch dir beschieden sei? so gehe hin, und streue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Last und Hitze gern, wo dich der Herr in seinen Weinberg ruft: und du wirst noch spät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend sind; einen Glauben wirst du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

IV.

Unerschütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendsonne scheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unseren Tagen die Natur — *das Leben scheidet aus diesen irdischen Verhältnissen hinweg, um aufzugehen für die bessere Welt.* Warum knüpfen sich so ungesucht an die Erscheinungen des Herbstes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuversicht, die Natur wird einst erwachen von dem Schlummer, dem sie allmählig in die Arme sinkt; der entblätterte Baum wird sich mit neuen jugendlichen Reizen schmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied verklungen ist, werden zurück in unsere Fluren eilen, und einen neuen Lenz verkündigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbstlichen Gewande uns umringt, entsproßt der Erde eine neue Saat; und wir hoffen mit fröhlicher Zuversicht, sie werde im Froste des Winters nicht erstarren, sie werde einst herrlich blühen und reifen und menschlichen Fleiß belohnen. Die schlummernde Erde sammelt neue Kraft, um sich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn sie der Herr des Lebens zur Auferstehung rufen wird. In wandelloser Ordnung schreitet die Natur, nachdem sie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbste unsers Lebens mit Bangigkeit entgegen sehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unsern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zusammenhang, der in der irdischen Schöpfung Gottes herrscht, sollte nicht eine Zukunft an diese Gegenwart, ein Auferstehen an unser Sterben knüpfen? —

Nein, auch bei dem scheidenden Herbste erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernste auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klaget und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem Herrn, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch selbst und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Festigkeit des Glaubens, einen himmlischen Sinn errungen habt, der euch für bessere Welten fähig macht. Es ist das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, dessen heiligen Keim die schwindende Hülle in sich trägt; es überwindet Herbst und Winter, Tod und Grab und alle seine Schrecken.

Nein, frommer Christ, erzittern kannst du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter sein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unsterblicher Geister giebt es ein Leben, welches nie veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu diesem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu bringen, die Wonne dieses Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, diese ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu schauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöser! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüste uns selbst mit deines Geistes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbst des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag sich neigt, und meines Lebens Abend kömmt. Amen.

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jesum steht.*)

Predigt am Sonntage Lätare.

Ueber Joh. 8, 42 — 45.

Im Jahre 1813 gehalten.

Dir, dem eingebornen Sohne des Allerhöchsten, dem ewigen Mittler und Versöhner, der du das heilige Recht der Kinder Gottes uns erworben hast, sei Ehre und Lob in Ewigkeit! Amen.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist unstreitig die Verschiedenheit, mit welcher menschliche Handlungen und Reden beurtheilt werden. Auffallender und größer hat sie sich nie gezeigt, als bei den Reden und Thaten Jesu, unsers Herrn, dessen letzte Schicksale in diesen stillen, feierlichen Wochen vor unserm Blicke vorübergehen. Die Reinheit und Unschuld seines Lebens, die überirdische Kraft, mit welcher er Thaten wirkte, wie sie kein Anderer gethan, die himmlische Macht der Wahrheit seines Evangeliums, verfehlte ihren Eindruck nicht. *Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens;* rief er mit hoher Begeisterung den Auserwählten Jesu zu, die sich im traulichen Kreise um ihn, den Göttlichen, versammelten, seiner himmlischen Lehre ihre Herzen öffneten, auf ihn ihr Vertrauen, ihr Streben, ihre Wünsche, ihre Hoffnung richteten. *Noch nie hat ein Mensch geredet, wie dieser Mensch, das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll, gelobet sei, der da kömmt im Namen des Herrn!* — so sprachen die Unbefangenen seiner Zeitgenossen, die es sich selbst nicht bergen und verleugnen konnten, daß sie sich inniger, als je, ergriffen fühlten. Wenn Jesus redete: so ergoß sich das Gefühl der Freude, der Bewunderung, der Dankbarkeit und Liebe in jenen Schaaren, die ihm folgten, in lauten Jubel, in allgemeine Verherrlichung des Herrn. Aber je lauter die Bewunderung seiner Thaten, je mächtiger der Einfluß seiner Lehre ward; desto mehr verdoppelte und waffnete sich der Haß der Pharisäer, der Haß der Schriftgelehrten und jüdischen Priester jener Zeit, gegen die göttliche Wahrheit und den, der sie verkündigte; desto eifriger waren sie bemüht, seinen Charakter zu verleumden, seine Belehrungen zu verspotten, seine Wunder zu lästern, sein Ansehn zu vernichten, seine Anhänger umzustimmen und gegen ihn zu empören; desto emsiger sannen sie auf Mittel und Gelegenheiten, ihm seine Wirksamkeit, seine Freiheit, sein irdisches Dasein zu entreißen.

Können wir es leugnen, meine Zuhörer, daß Jesus auch in unserm Zeitalter auf eine sehr verschiedene Art beurtheilt wird? In den Hallen unserer Tempel wird es laut verkündigt, daß er der Sohn des Ewigen, der Heiland der Welt, der wahre, einzige Mittler und Erlöser sei; auf den Flügeln der Andacht schwingt sich das Lied zu ihm empor; an seinem Altar wird uns dargereicht, was uns zur unsichtbaren, seligen Gemeinschaft mit ihm, dem Göttlichen, erheben soll; und in den Herzen frommer Christen lebt Jesus immerdar. Aber — welch eine traurige Erscheinung! — auch Frevler haben sich erhoben, denen die heilige Geschichte, die himmlische Lehre Jesu, unsers Herrn, eine bequeme Veranlassung zu faden Spöttereien bot, weil sie nicht fähig sind, das Heilige zu fassen, weil ihr Mund, ihr Herz, ihr Wandel Alles entheiligt und entweiht; auch gehässige Gegner Jesu sind hervorgetreten, und haben ihn verlästert, in dessen Munde kein Betrug gefunden ward; und Leichtsinnige wandeln dahin, in ihres Herzens eitlem Sinne, die zwar nicht spotten, nicht lästern, aber auch nichts für Jesum fühlen mögen. Dieser Kaltsinn gegen den Erlöser, der sich in unsern Tagen so weit verbreitet hat, läßt es auch nicht an Entschuldigungen fehlen. Man sucht ihn nicht selten durch die Erklärung zu beschönigen, daß man im Allgemeinen religiösen Sinn behaupten, zu dem Höchsten beten, die Gottheit lieben und verehren könne, ohne sich an Jesum und sein Wort zu halten, ohne *christlich*-religiös zu sein. Und in der That, meine Zuhörer, scheinbar ist dieser Einwurf allerdings. Wer möchte ohne Ungerechtigkeit behaupten, daß unter Allen, die auf Erden lebten, ohne mit Jesu und seinem Evangelio bekannt zu werden, kein religiöses Herz gewesen sei? Aber wir, denen die heilsame Gnade Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn, erschienen, denen es vergönnt ist, in der Schrift zu forschen, hier zu erkennen, was er, der Göttliche, verkündigt, was er für uns gethan, gewirkt, geduldet

*) Aus Dr. Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena 1815.

Digitized by Google

hat, hier seine Herrlichkeit zu schauen, die Herrlichkeit des Eingebornen Gottes — wir, die wir uns Christen nennen, können unmöglich jenem Wahne huldigen. Wer einmal vernommen hat das Wort des ewigen Lebens, wer mit der heiligen Geschichte dessen, in dem wir Leben und volle Genüge haben, nur etwas vertraut geworden ist, — wenn er sich selbst nicht widersprechen, seine Einsicht nicht verleugnen, nicht trennen will, was unauflösbar ist, — der sage nicht: ich liebe Gott, — wenn er in seinem Innern nichts für Jesum fühlt. Denn eine wahre, ächte, kindliche Liebe Gottes steht mit der Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, in dem genauesten Zusammenhange. Diesen Gedanken näher zu entwickeln, fordern uns die Worte unsers Textes auf.

Text:

Joh. 8, 42 — 45.

„Jesus sprach zu ihnen: wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott. Denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt. Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Denn ihr könnet ja meine Worte nicht hören. Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach euers Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbige ist ein Mörder vom Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen. Ich aber, weil ich die Wahrheit sage, so glaubet ihr mir nicht."

Von stolzer Selbstgefälligkeit verblendet, nannten sich die Juden, zu denen Jesus in den Worten unsers Textes spricht, Kinder Gottes und ein Volk des Herrn, indem sie, als die Nachkommen des frommen Abraham, auf die Gnade des Herrn das erste Recht zu haben meinten. Sie nannten sich Kinder Gottes, ohne Gott mit ächtem, kindlichen Sinne zu verehren. Wie wenig es ihnen am Herzen lag, den Willen Gottes ernstlich zu erfüllen, zeigten sie vorzüglich durch die Verachtung und den undankbaren Haß, mit welchem sie Jesum und sein Evangelium behandelten. Voll edler Wahrheitsliebe ruft ihnen Jesus zu: wäre Gott euer Vater, verehrtet ihr Gott mit ächtem Kindessinne, könntet ihr euch mit vollem Rechte Kinder Gottes nennen; so liebtet ihr mich! Laßt uns den Ausspruch des Erlösers näher in Erwägung ziehen!

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jesum steht, möge unser Nachdenken jetzt beschäftigen.

Laßt uns zuvörderst die Natur und Gründe dieser Verbindung näher in das Auge fassen, so wird sich dann mit leichter Mühe zeigen lassen, wie fruchtbar und wichtig diese Betrachtung sei.

I.

Gott als Vater lieben, meine Zuhörer, umfaßt unendlich mehr, als sich der irdisch gesinnte Mensch dabei zu denken pflegt. Es umfaßt in der That weit mehr, als mit dem Munde laut bekennen, daß Gott unser Vater, Herr und Richter sei; mehr, als eine flüchtige Rührung bei dem Gedanken an Gott empfinden, die, ohne tiefen Eindruck, ohne wohlthätige Wirksamkeit auf Herz und Leben, schnell vorüber eilt; mehr, als heilige Gebräuche der Andacht und Verehrung Gottes aus Gewohnheit feiern. Nein, von einem immer regen, immer lebendigen Bewußtsein der heiligen Verhältnisse, in denen wir zu Gott, dem Schöpfer des Lebens, dem Geber alles Guten, dem Herrn und Richter aller Lebenden und Todten stehen, ganz durchdrungen werden; kein höheres Gut, kein schöneres Ziel unserer Bestrebungen und Wünsche, als Gott und seinen Himmel, kennen; von heiliger Freude sich ergriffen fühlen, wo uns Gottes Größe, Gottes Anstalt, Gottes Wille kund und fühlbar wird; — dies heißt: die Gottheit lieben. Und hat sie tief gewurzelt, diese Liebe, so betet man von Herzen, so stimmt man mit ganzer Seele in die Lobgesänge ein, durch welche Gott in seinem Tempel laut verherrlicht wird, so findet man, wie Jesus, darin seine Speise, daß man den Willen Gottes thut. Nicht ohne Grund behaupten wir: wer Gott als Vater liebt, muß sich von ähnlichen Gesinnungen und Empfindungen und Neigungen für Jesum tief durchdrungen fühlen, er muß auch Jesum lieben und verehren, ihn, der mit Gott in der genauesten Verbindung steht, ihn, das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes, ihn, der vom Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollbringen, ihn, der uns mit Gott versöhnte und befreundete.

Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! rief der feurige Zeuge der Wahrheit, Simon Petrus, in hoher Begeisterung aus, da Jesus seine Auserwählten fragte, ob auch sie sich von ihm trennen wollten, wie jene, die nicht mehr mit ihm wandelten. Und überall, wohin wir nur den Blick in unseren heiligen Schriften wenden, hallt uns das Wort des Lebens, das bedeutungsvolle Wort, entgegen: Christus ist Gottes Sohn, er steht mit Gott in einer höhern, einzigen Verbindung! An den Gottes-Sohn zu glauben, fordern uns allenthalben seine Schüler auf; von ihm, dem Sohne Gottes, verheißen sie den Christen Gnade und Heil und ewigen Frieden des Geistes; dem, der da glaubt, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn, verkündigt die Schrift, er werde die Welt überwinden.*) Und kundigt sich nicht Jesus selbst, er, dessen reiner, heiliger Sinn für Wahrheit und für Recht aus jedem seiner Worte, aus jeder seiner Thaten spricht, und uns auf das dringendste ermuntert, auch dem zu glauben, was er von sich selbst erklärt, — kündigt er sich nicht selbst als Sohn des Höchsten an? Hören wir nicht aus seinem eignen Munde die Versicherung: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab; wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben?**) Daß aber dieser Ausdruck nicht bloß die allgemeine Verbindung umfasse und bezeichne, welche uns Alle, als Kinder, als Geschöpfe Gottes, mit ihm, dem Ewigen, verknüpft; daß es ein ungleich höheres, ein ganz vorzüglich heiliges Verhältniß sei, in welchem Jesus, unser Herr, mit Gott dem Vater stehe, über menschliche Weisheit und Wissenschaft erhaben, — dies bezeugt, was uns die Schrift von ihm, dem Sohne Gottes, von seiner unmittelbaren Abkunft aus dem Himmel, von seiner göttlichen Natur und Würde, sagt, dies bezeichnet jenes bedeutungsvolle Wort: er ist der Eingeborne Gottes, darauf führen uns die eigenen Worte des Erlösers, wenn er sich Eins mit dem Vater nennt, wenn er die Liebe preist, mit welcher ihn der Vater liebte, ehe denn die Welt gegründet ward, wenn er von sich selbst erklärt: Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren***). Und wir, meine Zuhörer, an welche der Ruf des Evangeliums nicht als ein neues, unbekanntes Wort ergeht, wir könnten behaupten, Liebe gegen Gott und Kaltsinn gegen Jesum, den Eingebornen Gottes, lasse sich vereinigen? Wir wollten uns rühmen, Gott wahrhaftig zu verehren, wenn unser Herz dem Sohne Gottes, der es in einem höhern Sinne, als wir Alle, ist, kein Opfer der Verehrung zollt? Wir sollten nicht einstimmen in die Worte des Apostels: wer nun bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott!†)

Und fürwahr! in dieser höhern, heiligen Verbindung, in welcher Jesus mit Gott als Vater steht, ist er zugleich das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes. Mit vollem Rechte, meine Zuhörer, achten wir uns selbst als Wesen, die der Unendliche nach seinem Bilde schuf. Denn wo Vernunft und Freiheit, wo eine heilige Kraft, das Wahre zu erkennen, das Rechte zu finden, das Gute zu vollbringen, wirkt: da lebet und waltet etwas Göttliches. Aber wer unter allen Sterblichen, die jemals auf der Erde wandelten, hat ihn erreicht, der nicht, dem gewöhnlichen Menschen gleich, von Täuschungen geblendet, von der Sinnlichkeit gefesselt, von Leidenschaften überwunden ward, der von göttlichen Dingen mit göttlichem Sinne redete, was vor ihm kein Weiser auf der Erde, kein Forscher der Schrift verkündigt hatte, der sich mit stets geschäftiger Hülfe, mit immer erquickendem Troste, der bedrängten Menschheit als ein Retter nahete, wie des Höchsten unendliche Liebe im Wohlthun unerschöpflich ist, der, seiner Reinheit sich bewußt, mit gegründetem, mit ganz entschiedenem Rechte sagen durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen?††) Ihr rühmet euch fürwahr umsonst, ihr liebtet Gott, wenn der Gedanke an Jesum, das heiligste Ebenbild des unsichtbaren Gottes, auf euere Herzen keinen Eindruck macht. Ist es wahr, daß die unendliche Macht und Größe Gottes mit staunender Ehrfurcht, seine väterliche Huld mit kindlicher Dankbarkeit und Liebe, die Heiligkeit und Güte seines Willens mit frommem, heiligen Verlangen nach ihm, dem Urquell alles Guten, euer Herz erfülle und begeistere: so muß sich eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum in euerem Innern regen, wie sie dem frommen Christen ziemt, eine heilige Sehnsucht nach dem Herrn. Denn er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort.

Und er ist vom Vater ausgegangen, sein Werk auf Erden zu vollbringen. Wäre Gott euer

---

*) 1 Joh. 5, 4 f.
**) Joh. 3, 16, 36.
***) Matth. 11, 27.
†) 1 Joh. 4, 15.
††) Joh. 8, 46.

Digitized by Google

Vater — so erklärte sich Jesus selbst in unserem Texte — so liebetet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott, denn ich bin nicht von mir selber kommen, sondern er hat mich gesandt. Und mit welcher Wahrheitsliebe, mit welcher heiligen Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, mit welcher edlen Freimüthigkeit rief Jesus seinen Zeitgenossen zu: meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesendet hat! die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst, und der Vater, der in mir wohnt, derselbige thut die Werke!*) Mit welchem freudigen Bewußtsein betet er zu Gott: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, das ich thun sollte!**) Und in der That, es bedarf nicht künstlicher Reden, nicht tief verborgener Beweise, um von der höhern Sendung Jesu überzeugt zu werden. Höre sein Wort des Lebens, sein Evangelium, mit unbefangenem Sinne! es wird dich mächtig ergreifen und unwiderstehlich überzeugen: hier wehet Gottes Geist! Gedenke der mächtigen Thaten, die er mit heiligem Sinne vollbrachte, wenn er Bekümmerte tröstete, Leidenden half, Todte in das Leben rief; sie verkünden es laut: in ihm und mit ihm wirkte Gott! Schaue auf ihn, den Ueberwinder des Grabes und des Todes, und du kannst es nicht bezweifeln: er hat sich durch Gottes Kraft den Fesseln des Grabes entschwungen! Bist du nicht mit dir selbst im Widerspruch, wenn du behauptest, der Name Gottes sei dir heilig, wenn du von Liebe Gottes, von kindlich frommen Empfindungen gegen ihn, den Geber alles Guten, sprichst; und dem Gesandten Gottes keine Liebe, keine Dankbarkeit und Ehrfurcht weihst? Widerstrebst du nicht dem ewigen Rathschluß Gottes, empörst du dich nicht gegen seinen Willen, verachtest du nicht mit stolzer Selbstvermessenheit die heilige Anstalt Gottes, die er zu deinem Heile getroffen hat: wenn du dich nicht zu ihm mit ganzer Seele wendest, den Gott selbst für seinen Auserwählten laut erklärt, den er zum Heiland der Welt erkoren hat? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesendet hat.***)

Und was vollendete der Gottes-Sohn auf Erden? War es nicht das Heiligste und Höchste, das Eine Nothwendige, worauf der Menschheit ewiges Heil beruht? Hat er uns nicht mit Gott befreundet und versöhnt? Ohne die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes, welche allein zum wahren Heile führt, einem eiteln Götzendienste fröhnend, und mit ihm traurigen Verirrungen des Verstandes, verkehrten Neigungen des Herzens, empörenden Lastern Preis gegeben, lebten die Völker dahin, ehe der Heiland der Welt erschien; nur wenige ahneten das Wahre; die Bekenner des mosaischen Gesetzes gefielen sich zum Theil, von thörichtem Stolz befangen, in ihren äußeren Werken des Gesetzes, in Büßungen des Körpers, in ihrer Abstammung von Abraham, und wähnten umsonst, das glänzende Gepränge ihrer Opfer vertilge ihre Schuld; mit inniger Sehnsucht schaueten die Besseren ihres Volks umher nach jenem Troste, jenem Frieden, jener Hoffnung, welche allein aus kindlichem Vertrauen auf die ewige Gnade Gottes, aus wahrer Demuth und Besserung des Herzens kommt. Da erschien die heilsame Gnade Gottes allen Menschen; da sendete er den ewigen Mittler, Christus, daß er die Welt mit sich versöhnen möchte; da traten, durch seinen Kreuzestod entsündigt, der Gnade des Herrn gewürdigt, der Tugend geweiht, zum ewigen Heile berufen — da traten sie herzu zum heiligen Volke Gottes, die vorher in Sünden erstorben, in Zwietracht mit sich selbst, entfremdet von Gott und seinem Himmel waren; die Welt befreundete sich mit Gott, die Erde mit dem Himmel. Wohlan! Wer von wahrer kindlicher Liebe und Verehrung Gottes spricht; wer in dem erhebenden Glauben: wir leben, weben und sind in Gott — das höchste Glück des Daseins findet; wem die Freundschaft mit dem Ewigen heiliger, als Alles, ist: der bekenne es laut, daß er sich auf das Heiligste verpflichtet fühle, auch ihn mit kindlicher Liebe zu umfassen, durch den wir freien Zutritt zu dem Vater haben; der weihe ihm frommen Dank, verherrliche seinen Namen, bezeuge es laut und freudig, daß er Christo angehöre, daß Christus in ihm lebe, und er in ihm!

II.

Von einer wahren, ächten, kindlichen Liebe Gottes läßt sich die Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, unmöglich trennen. Nicht ohne Grund nannte ich diese Ansicht wichtig. Denn sie zeigt es klar und unwidersprechlich, wie tadelnswerth der Kaltsinn gegen den Erlöser sei, der sich unter uns so weit verbreitet hat, und verpflichtet uns zur ernstlichen Prüfung unserer selbst.

Warum giebt es so Viele unter uns, die sich Christen nennen, und nichts weniger, als Christen, sind? Warum regt sich nicht mehr jene Wärme, jene hohe Begeisterung vergangener Zeiten für Jesum und sein Evangelium? Warum hört man so viele Christen unserer Tage entweder nie von Jesu, dem Erlöser, sprechen, oder mit einer Gleichgültigkeit und Kälte reden, wie man von unbedeutenden, von ganz gewöhnlichen, von längst vergangenen Dingen spricht? Warum verachten sie den Tempel, meiden das Gedächtnißmahl des Herrn, fliehen den Anblick seines Kreuzes? Sie sind abgefallen von der Liebe Gottes und wandeln dahin in einem verkehrten Sinn; sie sind erstorben für das Heilige, sie haben keinen ächten religiösen Sinn. Umsonst seid ihr bemüht, Verächter Jesu, laue Christen, euern Kaltsinn zu beschönigen! Umsonst behauptet ihr in eurem Wahne: wir, lieber Gott, wir halten auf Frömmigkeit, wir sind religiös nach unserer Art! Entweder ihr täuschet euch selbst, ihr versteht euere eigenen Gedanken, Bestrebungen und Gefühle nicht; oder ihr suchet die Welt zu täuschen. Wäre es euch ein Ernst mit euerer Liebe Gottes, fürwahr! ihr müßtet auch den eingebornen Sohn des Ewigen mit kindlicher Liebe und heiliger Ehrfurcht nennen, und seinen Namen vor der Welt verherrlichen! Wäre euer Herz vom heiligen Gefühl der Majestät und Größe, der Alles umfassenden Liebe, der Heiligkeit und Weisheit Gottes, innig durchdrungen und bewegt: ihr müßtet auch ihn verehren, den Abglanz seiner Herrlichkeit! Beseelte euch wirklich jene Demuth, die von der wahren Liebe Gottes unzertrennlich ist, die mit frommer Aufmerksamkeit auf Alles achtet, was sich als heiliger Wille Gottes, als Anstalt und Beschluß des Ewigen, dem Menschen offenbart, die es ernstlich empfindet und erwägt, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft vermöge, wenn ihm nicht Hülfe und Heil von oben kömmt: ihr würdet zu ihm, der von dem Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollenden, mit ehrfurchtsvollem Herzen, mit Liebe und Vertrauen, mit heiliger Sehnsucht fliehen! Fühltet ihr euch lebendig und innig überzeugt, daß es nichts Höheres, nichts Wünschenswertheres gäbe, als ein Leben in Gott und Freundschaft mit dem Ewigen: ihr müßtet euer wahres Heil bei Jesu suchen, der uns mit Gott versöhnte und befreundete! Wendet euch ernstlich zu Gott, ihr werdet euch auch zu Christo wenden. Werdet ächt religiöse Menschen, ihr werdet auch ächte Christen sein.

Es ist unleugbar, meine Zuhörer, der Kaltsinn gegen Jesum zeugt unwidersprechlich von Kälte gegen Gott, von Mangel an wahrem religiösen Sinn. So laßt uns unser eigenes Herz mit strengem Ernste prüfen! Denn in der That, unser Verhalten gegen Jesum bewährt es auf das Deutlichste, wie es mit unserer Liebe Gottes steht. Es sind die Grundsätze, die Urtheile, die Aeußerungen, die Gesinnungen und Gefühle, welche sich auf Jesum und sein Wort beziehen, in denen sich der fromme Sinn überhaupt, der religiöse Eifer spiegelt. Ist es vielleicht der herrschende Geist der Zeit, der dich zur Gleichgültigkeit und Kälte gegen Jesum stimmt? Ist es die Furcht, dich von der Mode zu entfernen, was dich zurückhält, laut und freudig zu bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters? Hältst du dich darum zu den lauen Christen, weil ihr leichtsinniger Ton da, wo du lebst, verbreitet, ihre Zahl die größere, ihre Art zu denken die beliebte ist? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß ihm die wahre Liebe Gottes etwas Fremdes sei, daß er das Irdische und Weltliche höher achte, als Gott und seinen Willen, daß er die eitele, die vergängliche, die trügliche Ehre bei den Menschen suche, und nicht den ewigen Ruhm bei Gott. Achtest du darum nicht auf Jesum, weil seine Lehre deinen Vorurtheilen widerspricht, deine verkehrten Neigungen tadelt, deine Lieblingsfehler rügt, und mit heiligem Ernste auf Besserung des Lebens dringt? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß sein Herz dem Leben aus Gott entfremdet, daß es ein bloßer Schein und leere Täuschung sei, wenn er sich rühmt, er liebe Gott. Sprichst du den Namen Jesu darum ohne Wärme, ohne Antheil deines Herzens aus, weil du bei deiner Vernunft die Lehre der Offenbarung, bei deiner eigenen Kraft die Hülfe Jesu, bei deinem Verdienste den erquickenden Trost des versöhnenden Todes Jesu für entbehrlich hältst? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß er zu stolz sei, seine Unwürdigkeit vor Gott zu fühlen, daß er nicht mit heiliger Ehrfurcht auf die Stimme Gottes achtet, daß ihm der ächte kindliche Sinn, die wahre Liebe Gottes, fehlt. Mögen sie vor sich selbst erschrecken, denen ihr Herz kein besseres Zeugniß giebt; mögen sie innig und lebendig fühlen, daß es so nicht bleiben könne, wenn ihnen Eintracht mit sich selbst und wahrer Friede werden soll; mögen sie mit verdoppeltem Eifer das Eine, was Noth ist, suchen, und in der Liebe Gottes, in der

---

*) Joh. 7, 16.
**) Joh. 17, 4.
***) Joh. 5, 23.

Digitized by Google

Gnade Jesu Christi, in der Gemeinschaft seines Geistes den Segen finden, den die Welt nicht giebt!

Du freuest dich, frommer Christ, wenn dir ein heiliges Bewußtsein sagt, daß fromme Ehrfurcht gegen den Eingebornen Gottes, daß Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum dein ganzes Herz erfüllt. Deine Freude ist heilig und gerecht; deine Gesinnungen und Gefühle gegen Jesum bezeugen es deinem Geiste, daß du das wahre Leben, das Leben in Gott, gefunden hast. So halte denn fest, was du gefunden, was du errungen hast im Glauben; überwinde die Welt, wenn sie deinem Himmel dich entfremden, wenn sie dich bereden will, nach dem allein zu trachten, was eitel und irdisch und vergänglich ist; kämpfe den edlen Kampf, vollende deinen Lauf, bewahre den Glauben unerschütterlich! Dann stehest du fest im Sturme der Zeit. Wenn der blutige Kampf der Nationen nahet, wenn Alles wankt, und der verheerende Tod die bittersten Opfer fordert: aus deinem Innern weicht der Gottesfriede nicht. Denn weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Hohes noch Tiefes mag dich scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn. Amen.

Justus Georg Schottelius

ward am 23. Juni 1612 zu Eimbeck im Hannoverschen geboren, ging — bei dürftiger Lage seiner Verwandten kaum den Studien gerettet — 1627 auf das lutherische Gymnasium zu Hildesheim und von dort 1630 auf das Gymnasium zu Hamburg. 1634 bezog er die Universität Gröningen und darauf Leiden. 1638 beschloß er, nachdem er auch Leipzig auf kurze Zeit besucht und das Conrectorat in Eimbeck ausgeschlagen hatte, seine Studien in Wittenberg, ward darauf Prinzenerzieher zu Braunschweig und 1642 zum Hofgerichtsassessor, 1645 zum Consistorialrath in Wolfenbüttel ernannt. 1646 erhielt er die Anstellung als Rath im Fürstenthum Dannenberg; blieb aber zugleich seinen früheren Ämtern getreu. In demselben Jahre ernannte ihn Helmstädt zum Doctor der Rechte, so wie der Blumenorden zu seinem Mitgliede unter dem Namen Fontano. In die fruchtbringende Gesellschaft war er schon 1642 mit dem Namen „der Suchende" eingetreten. Er starb als wirklicher Hof- Consistorial- und Kammerrath, auch Hofgerichtsassessor zu Wolfenbüttel den 25. Oct. 1676.

Er schrieb:

Der Nymphe Germania Todtenklage. Braunschweig, 1640.

Deutsche Sprachkunst. Braunschweig, 1641; neu: 1651.

Ausführliche Arbeit von der deutschen Hauptsprache in 5 Büchern. Braunschweig, 1663. Vergl. Müllers Bibliothek, Bd. 9.

S. zeichnete sich zu jener Zeit durch seine sprachlichen Forschungen sehr vortheilhaft aus, obwohl er sich nicht ganz frei von dem Einflusse des Lateinischen in seinem Styl zu erhalten wußte. Seine poetischen Leistungen offenbaren echte Vaterlandsliebe, Wärme, tiefes Gefühl und Herrschaft über Sprache und Form, namentlich hat seine Elegie, Germaniens Todtenklage, sehr gelungene Stellen.

Die Jahreszeiten.

Wenn beginnt des Frühlings Schein,
Was beliebt er uns zu weih'n? —
Blümelein.

Nach des Frühlings Licht und Born,
Was ergeußt des Sommers Horn? —
Heu und Korn.

Tritt der reiche Herbst dann ein,
Was pflegt sein Geschenk zu sein? —
Obst und Wein.

Kommt der Winter, greis und weiß,
Was gewinnt der Erdenkreis? —
Schnee und Eis.

Heu und Korn nnd Blümelein,
Schnee und Eis und Obst und Wein,
Geben, schaffen, schenken voll
Frühling, Sommer, Herbst und Winter
Jedes, wie es mag und soll.

Frühling erneut, Sommer erfreut,
Herbst bereicht, Winter schleicht;
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbst erfüllt, Winter hüllt.

Darum, Freunde, seid bereit,
Recht zu loben allezeit
Frühling, Sommer, Herbst und Winter!
Zeit giebt Ehre', Zeit giebt Rath,
Zeit giebt Künste, Zeit giebt That.

Nicolaus Schradie, s. Meistersänger.

Johann Christian Daniel von Schreber

ward am 17. Januar 1739 zu Weißensee in Thüringen geboren, studirte Medicin, war vor seiner Berufung nach Erlangen ordentlicher Arzt des Pädagogiums zu Bützow, darauf Secretär der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig und lebte endlich als Doctor der Philosophie und Medicin, ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Oeconomie, Oberaufseher des botanischen Gartens und Naturalienkabinets, sowie als königlich preuß. geheimer Hofrath, kaiserlicher Rath und Leibarzt, Hofpfalzgraf und Präsident der kaiserlichen Academie der Naturforscher zu Erlangen, woselbst er am 10. December 1810 gestorben ist.

Botanisch-ökonomische Abhandlungen vom Grasbau. Halle, 1763.

Beschreibung der Gräser. Leipzig, 1766 — 73. 2 Thle. Fol.

Beschreibung der Quecke. Leipzig, 1773.

Sammlung wichtiger und zuverlässiger Abhandlungen säugender oder vierfüßiger Thiere mit Erklärungen. Erlangen, 1774—1806. 64 Hfte. (fortgesetzt von G. A. Goldfuß).

Gab heraus den „Naturforscher" seit 1780, von Stück 14—30. 1804.

S. war einer der Ersten, welche die Naturwissenschaften allgemein zugänglich zu machen und mit Geschmack und Eleganz zu behandeln verstanden.

Digitized by Google

Aloys Wilhelm Schreiber,

den 12. October 1765 (nach Anderen 1763) zu Kappel in Baden geboren, ſtudirte in Freiburg und wurde ſchon 1784 als Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſium zu Baden angeſtellt. 1788 nahm er eine Erzieherſtelle bei dem Burggrafen von Weſtfalen zu Mainz an, kehrte aber 1799 an die in ein Lyceum umgewandelte Schule von Baden zurück. 1805 wurde er als Profeſſor der Aeſthetik nach Heidelberg berufen, fand bei J. J. Voß liebevolle Aufnahme und in deſſen Sohne, Heinrich, einen vertrauten Freund. Doch mußte er auch den Schaden dieſer, in Verſpottung der damals aufwuchernden myſtiſchen Poeſie ſehr heitern Voſſiſchen Geſellſchaften in mancherlei Anfeindungen tragen, die Heidelbergs Profeſſoren, immer mehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Dieſer Quälereien müde, hielt er um die ſeit Poſſelt's Tode offene Stelle eines badiſchen Hiſtoriographen an, die ihm 1813 zu Theil ward. Nach 13jährigem höchſt verdienſtvollen Wirken in Karlsruhe wurde er unerwartet auf Befehl des Großherzogs Ludwig penſionirt. Er zog nach Baden, ſeinem Lieblingsaufenthalt, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold auch wieder, wie ſonſt in der Reſidenz, — namentlich von Fremden beſuchte — äſthetiſche Vorleſungen hielt und als Doctor der Philoſophie und großherzoglich badiſcher Hofrath in geiſtesfriſchem Alter lebt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Lebensbeſchreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Heidelberg, 1811.

Geſchichte des Großherzogthums Baden für Schulen. Karlsruhe, 1815.

Baden mit ſeinen Bädern und Umgebungen. Karlsruhe, 1805; 6te Aufl. 1838.

Lehrbuch der Aeſthetik. Heidelberg, 1809.

Geſchichte und Beſchreibung Heidelbergs und ſeiner Umgebungen. Heidelberg, 1811.

Anleitung, den Rhein von Schaffhauſen bis Holland, die Moſel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, das Murgthal, Neckarthal und den Odenwald zu bereiſen. Heidelberg, 1812; 4te Aufl. 1836.

Eichenblätter. Heidelberg, 1814.

Herbſtroſen. Karlsruhe, 1816.

Poetiſche Werke. Tübingen, 1817—18., 3 Bde.

Deutſchland und die Deutſchen von den älteſten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. Karlsruhe, 1824. 4 Hefte.

Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2te Aufl., Heidelberg, 1829.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogeſen, neue Sammlung. Heidelberg, 1839.

Cactusblüthen. Erzählungen und Novellen. Stuttgart, 1838. 2 Bde.

Novellen. Karlsruhe, 1839. 2 Bde.

Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen, von 1816 bis jetzt.

Dramaturgiſche Blätter. Frankf., 1788—89. 6 Bde.

Theaterſtücke. Frankfurt, 1789.

Rhapſodien. Frankfurt, 1790.

Dramatiſche Gemälde. Wien, 1791.

Scenen aus Fauſts Leben. Offenbach, 1792.

Der Waldbruder im Eichthal. Offenbach, 1794.

Wollmar. Bremen, 1793.

Die Verſchwörung gegen Venedig. Bremen, 1794.

Viſionen. Bremen, 1795.

Romantiſche Erzählungen. Frankf., 1795. 2 Thle.

Myrthen- und Cypreſſenkränze. Stuttgart, 1820. 2 Theile.

Reiches Wiſſen, feiner Geſchmack, Wärme und Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung verleihen ſeinen Leiſtungen nicht geringen Werth und erwarben ihm die Neigung vieler Leſer. Sehr glücklich iſt er in der Behandlung kleinerer hiſtoriſcher Stoffe und Sagen, und am bekannteſten durch ſeine trefflichen topographiſchen Darſtellungen.

Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es ſteh'n zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeiſt und die Stürme,
Die zieh'n da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie ſah im weißen Schleier
Faſt wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was ſie ſonſt noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und ſprach: „Nur ſtill, ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haiderose,
Die ſteckte ſie in's Haar,
Die Dolden und die Moose
Bot ſie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verſchwand jetzt die Geſtalt.

Das Bild iſt mir geblieben,
Noch ſeh' ich ſie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging' alsbald zu ihr.

Der Mummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge,
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
„Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!"

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebſt.
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebſt.""

Digitized by Google

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer ist sein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge;
Der Gram das Herz ihm frißt, —
Und Niemand weiß zu sagen,
Wo er geblieben ist.

Christian Schreiber,

am 15. April 1781 zu Eisenach geboren, studirte Theologie und lebt als Doctor der Philosophie, großherzoglich sachsen-weimarischer Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintendent der Diöcesen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld.

Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft, Nachbildung der Offenb. Johannes. Naumburg, 1802.

Harmonia, Gedicht. Leipzig, 1803.

Gedichte. Berlin, 1806.

Kleine Schriften. Berlin, 1808.

Alexander in Indien, Tragödie nach Racine. Berlin, 1809.

Religion, Gedicht in 2 Gesängen. Gotha, 1813.

Christliches Liederbuch. Eisenach, 1816; 2. Aufl. 1822.

Predigten, Homilien und geistliche Reden. Eisenach, 1816.

(Mit Veillodter und W. Hennings) Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutschen evangelischen Kirche im Jahre 1817. Gotha, 1819. 2 Thle. 4.

S. ist einer der wenigen deutschen Lyriker, welche sich Schiller zum Vorbilde nahmen, und man kann von ihm mit Recht sagen, daß er sich ihm unter Allen am meisten genähert habe. Tiefe des Gefühls, reiche Phantasie, Adel der Gesinnung und seltener Wohlklang der Sprache, sowie vollkommene Herrschaft über die Form, verleihen seinen Poesieen einen bleibenden Werth. Nicht minder ausgezeichnet ist er als Kanzelredner.

Joseph Schreyvogel,

(als Dichter Thomas oder Karl August West), ist im Jahre 1768 zu Wien geboren, studirte zu Wien und Jena und wirkte zuletzt — auch kurze Zeit einmal Vorsteher eines Kunst- und Industriecomptoirs — als kaiserl. königl. Hofsecretär und Dramaturg bei den k. k. Hoftheatern seiner Vaterstadt. 1832 mit Pension entlassen, starb er 1833 daselbst an der Cholera.

Gesammelte Schriften, erste Abtheil.: Bilder aus dem Leben. 2 Thle.

2. Abtheil.: Kritische und satirische Streifzüge. Braunschweig, 1829. 2 Thle. 12.

Erster Akt des Trauerspiels Abesinda, in Lambert's Taschenbuch, Jahrgang 3.

Don Gutierre, der Arzt seiner Ehre. Trauerspiel in 5 Aufz. nach Calderon's Don Gutierre. Wien, 1834.

Das Leben ein Traum, von Calderon, übersetzt. Wien, 1820. 3. Ausg.

Donna Diana, von Moreto, übers.

Die Wittwe, Schauspiel.

Die Gleichgiltigen, Schauspiel.

Das Taschenbuch: Aglaja, seit 1819. Wien.

Einzelne Aufsätze in Taschenbüchern und Journalen u. s. w.

Ein feines, reich durchgebildetes Talent war S. besonders glücklich in der Bearbeitung ausländischer Theaterstücke. Als Erzähler zeichnete er sich durch anmuthige Darstellung, gute Charakterschilderung und glückliche Erfindung, sowie durch feinen, treffenden Witz eben so vortheilhaft aus; vor Allem gelangen ihm Darstellungen des bürgerlichen Stillebens.

Johann Matthias Schröckh,

am 26. Juli 1733 zu Wien geboren, kam mit 15 Jahren auf die Preßburger Schule. Der Anblick der mannigfachen Bedrückungen seiner protestantischen Glaubensgenossen daselbst trieb den Jüngling, Prediger zu werden; er ließ nicht nach mit Bitten, bis sein Vater den für das Comptoir Bestimmten 1750 auf die damals berühmte Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg sandte. Seit 1752 studirte er in Göttingen, aber schon 1754 durch seinen Oheim, den Professor Bel für die akademische Laufbahn gewonnen und in mancherlei Weise gelehrt beschäftigt, trat er in Leipzig als Docent mit entschiedenem Glücke auf. Eine außerordentliche Professur, die ihm 1762 daselbst angeboten ward, lehnte er ab und siedelte sich 1767 als Professor der Poesie in Wittenberg an. Doch zog ihn seine innere Neigung immer mehr zur Geschichte hin, deren Lehrstuhl er endlich im Jahre 1775 erhielt und zum großen Gewinne seiner zahlreichen Zuhörer viele Jahre lang ehrenvoll behauptete. An seinem 76. Geburtstage durch einen unglücklichen Fall von einer Bibliothekleiter gefährlich verletzt, gab er am 1. August 1808 seinen Geist auf.

Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten. Leipzig, 1764—69, 3 Thle. N. Ausg. 1790. 2 Thle.

Weltgeschichte für Kinder. Leipzig, 1779—84. 6 Bde.

Allgemeine Biographie. Berlin, 1767—91. 8 Bde.

Guthrie's und Gray's allgemeine Weltgeschichte. Herausgegeben 1770—76.

Christliche Kirchengeschichte. Leipzig, 1768—1803. 35 Bde.; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzschirner, 1772—1825.

Kirchengeschichte seit der Reformation. Leipzig, 1804—1822. 10 Bde.; vom 9. Bande an von Tzschirner fortgesetzt.

Sein Leben, von Tzschirner. Leipzig, 1812.

Bouterweck urtheilt sehr treffend über ihn (Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, Th. 11. S. 324): S. ist weder ein großer Pragmatiker noch ein Muster in der Darstellungskunst. Sein Verstand drang nicht tief in den Zusammenhang der Begebenheiten ein; aus seinen Charaktergemälden spricht nur eine oberflächliche Menschenkenntniß und sein Styl ist weder malerisch noch prägnant. Aber er war einer der ersten deutschen Histo-

Digitized by Google

riker, denen klar wurde, wo es der bis dahin in Deutschland gewöhnlichen Bearbeitung der historischen Wissenschaften fehlte, und er that, was in seinen Kräften war, diesen Wissenschaften eine geschmackvollere Form zu geben, ohne die strenge Geschichtsforschung den Reizen des Styls aufzuopfern. — Als die Historiographie bei den Deutschen rascher vorrückte, konnte S. mit mehreren vorzüglicheren Köpfen nicht Schritt halten; aber er hörte auch nicht auf sich Mühe zu geben, um nicht zurückzubleiben. Durch die verständige und anspruchlose Popularität seines Styls erwarb er sich bis an seinen Tod eine Menge von Lesern.

Friedrich Ludwig Schröder,

dieser berühmte deutsche Schauspieler, in Allem den Besten seiner Zeit ähnlich und befreundet, ward am 31. November 1744 zu Schwerin geboren. Unter der Leitung seiner Mutter, der trefflichen Schauspielerin Ackermann, betrat er als dreijähriges Kind zu Petersburg zum ersten Male die Bühne; seine kleine Rolle trug ihm Liebkosungen und Geschenke der Kaiserin Elisabeth ein. Aber so verheißungsvoll seine Laufbahn begonnen hatte, so dunkel und traurig ward sie bald und schien früh in Elend enden zu wollen. Eine Zeitlang ward der Knabe bei der Gesellschaft seines Stiefvaters Ackermann beschäftigt, aber sittlich ganz vernachlässigt, dann dem Friedrichscollegium zu Königsberg anvertraut, aber diese Anstalt entließ den muthwilligen Burschen, sobald die Unterstützungen seiner Eltern ausblieben; ein alter armer Schuhflicker theilte mit ihm Hunger und Branntewein. Endlich fand er in der gebildeten Familie des Seiltänzers Stuart einige geistige Förderung. Die Uebung des Ballettanzes war für seine ganze spätere dramatische Laufbahn von unschätzbarem Vortheil; ihr verdankte er nach Jahren die Bewunderung des alten dreisten Reimarus, der im Theater zu Hamburg einst im Hamlet nur den wunderbaren Schritt des Geistes beklatschte und dem kurzsichtigen Publikum über Schröders unerkanntes Verdienst die Augen öffnete. 1759 folgte er seinen Eltern in die Schweiz und kehrte, in vielbewegten Jahren zum Dichter, Schauspieler und Menschen vorbereitet, 1764 nach Hamburg, wo ihre Gesellschaft schon oft gewesen war, zurück, bei ihr als Balletmeister und im Lustspiel verwandt. 1771 übernahm er die Direction der Bühne und trat auch als Dichter mit gelungenen Stücken hervor. Wunderbar brachen jetzt alle Blüthen seines gewaltigen Schauspielertalents auf; jede Woche zeigte ihn der Vollendung näher gerückt. Der Geist des Hamburger Theaters erreichte jene Vollkommenheit, die stets unvergeßlich bleiben wird. Er war Lessings geistverwandter Freund, der zweite Dichter seiner klassischen Gestaltungen, aber dessen Nathan hat er nur geweihten Kreisen vorgelesen. Das Jahr 1780 war das glänzendste seines Lebens; er machte einen Triumphzug durch Deutschland, und siegte in Wien. Im nächsten Jahre folgte er selbst einem ruhmvollen Rufe dahin, aber die Sehnsucht nach Hamburg trieb ihn, auf's Neue dort die Direction zu übernehmen. 1798 zog er sich auf sein Gütchen in Rellingen zurück, doch auch Märtyrer seiner Kunst zu werden, verschmähte er nicht. 1811 entriß er sich den Freuden einer ungestörten, den Künsten und freimaurerischem Streben geweihten Muße, um Kraft, Zeit und Vermögen der Bühne aufzuopfern, die schon damals dem Verderben einer klüger, doch nicht schöner gewordenen Zeit entgegensank. Er starb am 3. September 1816. Sein Leben schrieb F. L. Meyer, Hamburg, 1819. 4 Thle.

Der Fähnrich, Lustspiel. Hamburg, 1785.
Das Testament, Lustspiel. Berlin, 1786.
Der Vetter in Lissabon, Familiengemälde. Frankfurt, 1786.
Das Blatt hat sich gewendet, Lustspiel. Frankfurt, 1790.
Das Portrait der Mutter, Lustspiel. Berlin, 1790.
Und viele Ueberarbeitungen französischer und englischer Schauspiele.
Beitrag zur deutschen Schaubühne. Berlin, 1786—1794. 4 Thle.
Dramatische Werke, herausgegeben von Bülow. Berlin, 1831. 4 Bde.
Hamburgisches Theater. Hamburg, 1778—82. 4 Thle.
Sammlung von Schauspielen für's hamburgische Theater. Schwerin und Wiesbaden, 1790. 3 Thle.

S's dramatische Arbeiten sind größtentheils nach ausländischen Vorbildern bearbeitet, zeichnen sich jedoch namentlich durch sichere Entwickelung der Charaktere, gute Durchführung der Situationen, trefflichen lebendigen Dialog und echt komische Kraft sehr vortheilhaft aus, so daß mehrere derselben, wie z. B. der Ring, das Portrait der Mutter u. s. w. noch jetzt gern auf der Bühne gesehen werden.

Christian Friedrich Daniel Schubart

ward am 26. März 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg geboren; nicht früh, aber plötzlich erwachten seine Fähigkeiten, besonders für Musik und Poesie. Seit 1753 auf dem Lyceum zu Nördlingen, dichtete er schon hier Volkslieder, die er selbst componirte. 1756 kam er auf die Nürnberger Schule, 1758 nach Jena, wo ein wüstes Leben seine Gesundheit und seine theologischen Studien untergrub. Er kehrte heim, componirte, spielte die Orgel, improvisirte Predigten, zuweilen in Versen, ward Schullehrer und Organist in Geislingen, und heirathete 1764 eine vortreffliche Frau, die ihn wunderbar ertrug, bis seine, als er 1768 Musikdirector in Ludwigsburg geworden war, immer wilder ausbrechenden Leidenschaften sie in tiefer Schwermuth mit seinen Kindern von ihm trennten. Unsittlichkeit warf ihn in's Gefängniß; befreit wandte er sich nach Heilbronn, da er in Ludwigsburg wegen satirischer Gedichte sein Amt verloren hatte. Der Schmerz um die Seinigen riß ihn aus seinem, dort in Musik verträumten Leben auf; er wäre fast vom Kurfürsten von Baden, dem sein Spiel gefiel, angestellt worden, wenn nicht eine unvorsichtige Aeußerung ihm alle Hoffnung wieder abgeschnitten hätte. Nun ging er nach München, das er bald wieder verlassen mußte, ehe er sich noch durch Uebertritt zur katholischen Kirche den Weg zu einer erträglicheren Lage hatte bahnen können. In Augsburg begann er seine deutsche Chronik zu schreiben, componirte, dichtete, declamirte öffentlich mit großem Beifall; aber die von

Digitized by Google

ihm verspottete katholische Geistlichkeit nöthigte ihn bald, auch Augsburg zu verlassen. Von Ulm verrätherischer Weise in das Würtembergische gelockt, wurde er am 22. Januar 1777 zu Blaubeuren verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Die mystische Richtung, die der längst Entmervte hier ergriff, und sein Hymnus auf Friedrich den Zweiten gaben ihm die Freiheit wieder; 1787 wurde er, nach 10 Jahren verhörloser Einkerkerung, erlöst und zugleich zum Director der herzoglich würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Daselbst ist er am 10. October 1791 gestorben.

Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Wien, 1800.

Die Badekur. Ulm, 1766.

Gedichte. Frankfurt, 1802. 2 Bde. Neu, Frankfurt, 1825. 1829.

Gedichte aus dem Kerker. Zürich, 1785.

S's Leben und Gesinnungen. Stuttg., 1791—93. 2 Thle.

Neujahrsschilde in Versen. Augsburg, 1775.

Ode auf den Tod Thomas Abbt's. Ulm, 1767.

Lehrbuch der schönen Wissenschaften. 2. Aufl. (umgearbeitet von Prof. Heißmann). Münster, 1777, 1781.

Vermischte Schriften. Herausgegeben von Ludw. Schubart. Zürich, 1812. 2 Bde.

Todesgesänge. Ulm, 1767. 1776.

S. ist von den deutschen Kritikern zum Theil überschätzt, zum Theil ungerecht verdammt worden. Er besaß ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, reiche, glühende Phantasie und große Kraft des Ausdrucks; aber er wußte sich nicht zu beherrschen und es fehlte ihm durchaus an harmonischer Durchbildung. So hat er neben vielem Trefflichen, viel Schlechtes oder doch Mittelmäßiges geliefert, und fast alle seine Leistungen tragen mehr oder minder Spuren seines abenteuerlichen Wesens und seiner Verirrungen. Früher gaben ihm seine traurigen Schicksale eine bei weitem größere Berühmtheit, als er sie für seine Schriften verdiente; jetzt ist die lebhafte Erinnerung an dieselben so ziemlich erloschen: nur einige wenige von seinen Poesieen werden daher sein Andenken für die Nachwelt sichern, diese aber verdienen auch die vollkommenste Anerkennung.

Gedichte von C. F. D. Schubart.

Der Wolf und der Hund.

Zum Hunde, der schon manche Nacht
An seiner Kette zugebracht,
Und, wenn der Morgenstern am grauen Himmel hing,
Auf's Gay mit seinem Metzger ging;
Sprach einstens Isegrimm: Ei Bruder, wie so mager!
Wie elend siehst du aus! wie schäbicht und wie hager!
Dau'rst mich, bist gar ein armer Hund.
Sieh' mich 'mal an, wie frisch und wie gesund
Ich bin! — Ich rieche nach der Luft,
Mein Balg ist parfümirt mit mancher Staude Duft.
Ich hab' dir immer guten Fraß,
Bald frisches Fleisch, bald fettes Aas.
Drauf leck' ich klaren Quell, und traun!
Ich hab' dir immer gute Laun'.
Du aber — — Ach, versetzte Melack, ach,
Herr Bruder, nur gemach.
Drum bist du Wolf, ich Hund! du frei;
Ich aber in der Sklaverei.

Und die Moral? O die ist jedermann bekannt,
In Deutschland und in Engelland.

Der Rückfall.

Weg, o Liebe, mit dem Zauberbecher!
Circe, weg ich trinke nicht!
Weg von mir, du Flatterer, du Frecher!
Amor mit dem Puppenangesicht.
Geht zum Jüngling, der dort um der Traube
Mostbeträufte Berge irrt,
Und nach einer Lais, wie die Taube
Nach dem Tauber girrt.
Grazien und Amoretten,
Locket mich nicht mehr!
Flechtet eure Blumenketten
Um den Süßling her,
Der mit Spielwerk aus Paris beladen,
Dorten pfeift und spielt,
Und nach seinen Waden
Beifalllächelnd schielt.
Denn hier sitz' ich, wo genährt von Oele
Dieses blaue Flämmchen zückt;
Wo mit Ernst und Staunen meine Seele
Auf sich selber niederblickt.
Alter Weisen fromme Lehren schweben,
Eingehüllt in Bildern um mich her;
Tausend Stimmen hör' ich um mich beben:
Guter Mann, so liebe doch nicht mehr!
Fahr' empor gen Himmel — fahre!
Er allein ist deiner Liebe werth;
Warte nicht, bis Wollust deiner Jahre
Feuer aufgezehrt. —

Ich will es thun! — so sprach ich und die Saiten
Des hohen Flügels hallten's nach.
Die Geisterchen, die mich umschweben, freuten
Sich hörbar, als ich's sprach.
Doch Himmel ach! wie schnell bin ich gefallen! —
Du Zauberin, was willst du denn von mir?
Ich seh' sie wohl, die blauen Augen hier!
Was schaust du unterm sanft geschweiften Hute
Wollüstigschön, o Zauberin, hervor?
Laß mich — schon stürmt in meinem Blute
Der Liebe Flamm' empor! —
Ich seh' es wohl das Schlängelchen am Munde,
Das sich zum Lächeln krümmt;
Und — ach! in einer finstern Stunde
Euch Geisterchen des Weisen überstimmt. —
Ich sinke schon an ihre Brust: — O blicke
Mich nicht so schmachtend an! —
Dank dir Natur, daß ich dein Meisterstücke
Mit diesem Arm umfassen kann!

Froschkritik.

Im antiken Geschmack.

Sang in 'nem Busch 'ne Nachtigall: —
So wunderlieblich war ihr Schall,
Als wie der 'rausgezog'ne Ton
Aus Meister Liedels Bariton.
Es war 'n Sumpf nicht weit davon,
Drin lag 'ne ganze Legion
Von Fröschen: und die hörten all'
Den Wundersang der Nachtigall.
Da war ein hochstudirter Frosch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Gosch,
Hatte die edle Musikam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher studirt,
Und orgelte, wie sich's gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur —
Empfand er nichts und künstelte nur.
Der hörte auch die Nachtigall
Und sprach: Ihr Brüder hört 'nmal,
Wie singt das Thier so abgeschmackt,
Macht falsche Quinten, hält keinen Takt.
Weicht nicht in künstlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In ihrem ekeln di — di — di —
Und duk, duk, duk — steckt ihre ganze Melodie.
Magister Frosch — lacht drob so laut,
Daß ihm beinah zerplatzt die Haut,
Und sprach: Kameraden, wißt ihr was?
Eine Fuge klingt doch baß,
Wollen's singen im Sopran, Alt und Tenor,

Digitized by Google

Ich orgle euch das Thema vor.
Nun ging's an ein scheußlich Gequak
Im wahren antiken Geschmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Frosch hielt Tasto solo;
Unaufgelöst in der Fuge ganz
Folgt Dissonanz auf Dissonanz.
Nach mancher halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —
Die Fledermaus und der Uhu
Hörten dem Froschconcerte zu.
Waren drob gar lustig und froh,
Und schrien laut: Bravissimo!
Ein Jüngling voll Empfindsamkeit,
Gelockt von sanfter Abendzeit,
Kam aus dem nahen Rosenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und sah zum Himmel hinauf: —
Und als die Frösche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich,
Und schrie: „Der Herker hole euch!"
Hum, sprach der Kritikus unterm Gewässer,
Der Kerl versteht's nicht besser! —

Mährchen.

Es starb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell wie Sonnenschein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dieß Bäuerlein in's Paradies.

Es ging an den bestimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant
Und klopfte sittsam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür
Und schrie: „Nun wer ist wieder hier?"

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als seine Felder angebaut,
Mit einem Weibe sich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer sprach,
Kam treulich seinen Lehren nach,
Und zahlt' ihm redlich, wie mich deucht,
Für seine Predigt, Mess' und Beicht.
Ich starb. Er salbte mich mit Oel.
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir in's Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach' mir auf!"

Nun öffnete die Pforte sich,
St. Peter sprach: Ich lobe dich,
Ein Plätzchen in dem Paradies,
— Du sollst's auch haben: Aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Fest,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmlischem Schasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Bei Nektar und Ambrosia! —
Das Bäuerlein sprach: Habe Dank!
Setzt' sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
— Erhabne Stille herrschte tief.

Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:
Es schwammen süße Simfonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines — Priesters schwebt
Herauf, — vom Lobgesang erbebt
Der Himmel: „Leuchte wie ein Stern;
„Komm du Gesegneter des Herrn!"
Mit Abraham und Isaak saß
Der Selige zu Tisch, und aß
Zum erstenmal Ambrosia;
Und Amen, und Halleluja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Priesters Ohr.

Und erst am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit sich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und sprach: „Herr Peter, sei so gut,
Und sag' mir, warum war denn heut
Im Himmel solche große Freud'?"

Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt herauf?
Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud'!

„So müssen — fiel der Bauer ein, —
Im Himmel lauter Feste sein,
Weil's ja viel tausend Priester giebt,
Und jeder seinen Herrgott liebt?"

St. Peter lachte laut dazu,
Und sprach: „Du liebe Einfalt du!!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch solche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie nimmer zählen kann."

Der gnädige Löwe.

Der Thiere schrecklichsten Despoten,
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.
Komm, sprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren
Vor seiner Majestät voll Angst versammelt waren:
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieses Beispiel hier von meiner Gnade an!
Seht, diese Knochen schenk' ich euch! —
Dir, rief der Thiere sklavisch Reich,
Ist kein Monarch an Gnade gleich! —
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Machiavells geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt,
Und bis auf's Bein verzehrt, ist leichtlich zu verschenken!

Friedrich der Große.

Ein Hymnus. 1786, März.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward,
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
D'rein zu stürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Grenade wirft.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
Im Dithyrambensturme wirbelt.
Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?

Digitized by Google

Soll der Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? — Nein, ich wag' es,
Ergreife die Harf' und singe Friedrichs Lob. —

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteintem Rücken hinunter
Du, meines Hymnus Feuerstrom!
Er stäub' und donn' im Thale
Meines Hymnus Feuerstrom,
Daß es hören die Völker umher.
Auf schwerer Prüfungen Nachtpfad
Führte die Vorsicht den Helden,
Eh' er drang in der Größe Heiligthum.
Sah er nicht träufen das Schwerdt
Von Katt, seines Freundes, Blute?
Sah er nicht blinken das Schwerdt
An seinem eignen Nacken? —
Muthig und furchtlos blieb Er; denn Furcht
Kannt' er schon als Jüngling nicht.

In der Muse keuschen Umarmung
Uebt' er sich zu tragen den goldnen Szepter.
Schon flammt auf seinem Haupt das Königsdiadem
Wie der Wolkensammelnde Zevs
Saß er auf dem Thron' und schüttelte Blize. —
Da floh die Dummheit und der Unsinn,
Und Barbarei die Nachtgefährtin.
Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riß dir, Machiavell, die Larve vom Antlig,
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.
Die Geister seiner Ahnen stiegen aus der Gruft;
Mit des Meisters Pinsel zeichnet er sie.
Sang hohe Gesäng' in die Lyra;
Und spielte die Flöte Apolls. —
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;
So stiegen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwerdt berührt
Erstickt das Schlangenungeheuer die Schikane
Im ausgesprudelten Giftschaum;
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.
Hector, Achill, und Cäsar und Julian,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als sein Kriegsruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er sein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der plözlich aufgerollt,
Größere Heere in Staub wirft? —

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan,
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstliches Gestein.
Seiner Größe Sonnenpunkt kam. —
Habsburgs Adler schwebt schreckbar über ihm.
Er dürstete Friedrichs Blut.

Moskoviens Bär mit Eis-behangnen Haaren
Dürstete Friedrichs Blut.
Gallia schwang die lichtweiße Lilie
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbst Wasa's Enkel,
Und Germania's mächtigste Fürsten und Städte,
Zuckten die Schwerdter, ins Schlachtthal zu gießen
Friedrich Wodans Blut.
Er aber — der Einzige! warf
Die erzne Brust entgegen
Der Todschnaubenden Feindesschaar.
Achtete ihrer schreckbaren Menge
Ihrer Rosse, wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen,
Und ihrer metallnen Donnerschlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk,
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß
Und spritzt an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich.
In Riesengestalt trat einher der Würgegeist
Von Wuthgebrüll und Sterbgewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen:
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln,
Und den Goldsiz zu werfen in den Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlig bargen und trau'rten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viele.
Schwerin und Keith, und Kleist und Winterfeld,
Und im Entfliehen aus ihren Leibern
Kümmerten sich noch die Geister der Tapfern
Um Friedrichs Heil.
Aber der Held stand mit der Rache gezücktem Schwerdt,
Stand im Geschüzdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag.
Nicht des Hochverraths Drachenblick!
Nicht des zauderuden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth preis gab.
Ja, so stand er sieben Jahr im Feld des Todes,
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.
Es staunten die Völker. — Der Helden Geister
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Hasser —
Und so stand er in seiner Heldenhoheit
Allein da!!

Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und sprach:
Es ist genug!!

— Die Donner verstummten.
Friedrich zog in seine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.
Groß und glücklich zu machen sein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke. —
In des Landes Wunden träuft' er Balsam.
Paläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selbst war noch immer ihr Liebling.

„Liebt euer Vaterland!
„Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
„Schlürft aus der Krystallquelle,
„Draus Griechenland und Latium geschlürft!
„Macht durchs Geäsfe weicher Auslandssitte
„Erzne Knochen nicht zu Marzipan!"
Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Wagschal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwerdtschlag immer mehr.
Weit hinaus in jenes Labyrinth
Von der schlauften Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl.
Merkbar war das Wehen seines Odems
In jeder großen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten.
Auch hängt er furchtlos die Wagschal' an's Schwerdt.
Da drängten sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sann auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schüzer ihrer grauen Rechte, sprachen:
„Sei unser Führer, Friedrich Hermann!"
Er wollt's. Da ward der deutsche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nieausgesungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirglast.
Bald wirst du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unsterblichkeit Ruh' wird über dir säuseln,
Voran sind schon deiner Helden viele gegangen:
Dessau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith, und Kleist, und Seidliz, und Ziethen,
Harren deiner im Tempel der Größe.

Stark kämpftest du den Kampf des Lebens.
Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrschergeist gab dir Gott,
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen:
„Du schwurst im Drange der größten Gefahr,
„Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
„Und Wort hast du gehalten. —

Digitized by Google

„Man bring' ihm die Krone,
„Die leuchtender strahlt,
„Als alle Kronen der Erde! —
„Denn Friedrichs, meines Lieblings Geist, —
„Ist's werth — ewig Kronen zu tragen."

Friedrich's Tod.

„Was bauft du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Heute schaust du aus deinen Thürmen, noch wenige Jahre: — und der Hauch des Todes kömmt und heult durch deine verlassenen Höfe."

„Und laß ihn kommen, diesen Hauch. Mein Name wird leben im Munde der Völker, meine Thaten werden wie Sterne hinter mir leuchten. Wenn du, o Sonne des Himmels, schwinden, wenn du zerstäuben wirst, mächtiges Licht, wenn dein Glanz für eine Weile nur ist, wie Fingal; so wird mein Ruhm deine Strahlen überleben."

Ossian.

Was schleierst du, Muse, den Blick?
Was will an der Wimper die bebende Thräne?
Was hauchst du aus bleichen, mattgeöffneten Lippen
Seufzer, dem Hauche des Sterbenden gleich? —
Was soll dieß stumme Deuten auf die Goldharf',
Die an meines Gekläft's Steinwand gelehnt,
Noch schüttert von Friedrich's Hymnos? —
„O sprich ihn nicht aus des Gefeiertesten Namen!
„Denn todt ist Er! Friedrich Brennus ist todt!"

So sprach die Muse, meiner Einöde Gespielin,
Schwankt und hielt sich an meines Gekläftes Steinwand.
Und wie der Sterbende aufzuckt,
Wenn ihn des Todes Nähe schreckt,
So begann sie von neuem:
„Hörst du Sterbgewimmer vom röthlichen Nord her?
„Hörst du der Völker staunenden Aufschrei
„An deines Walles Felsengurt sich spaltend:
„Todt! Friedrich Brennus! todt! —

„Da schau hinaus in die Nacht!
„Sieh, eine Riesengestalt
„Bäumt sich vom Thal auf:
„Den Scheitel im Mondstrahl, den Fuß im Nachtgrau.
„Der Engel Teutonia's ist's.
„Siehst du! Mit dem Wodansschilde
„Weist er gen Himmel. Er spricht.
„Wie fernes Wettergemurmel
„Tönt seine Rede:
„Dein Trotz, Tochter Teutonia,
„Friedrich, meiner Zöglinge Größter,
(Ich wiegt' ihn groß
In der eisernen Wiege der Gefahr.)
„Des Auslands Schreck, des Inlands Stolz,
„Friedrich Brennus ist todt!
„Ich sah ihn fallen vom Himmel
„Den köstlichen Abstrahl der Gottheit:
„Zu leuchten der Erde, der Maaßstab zu sein,
„An dem sich Fürsten, Helden, Weise
„Und Meister von jeglicher Kunst
„Messen und strecken. Zu gründen
„Borussia's Glück. Zu festigen
„Die Rechte meines Volks, und zu heften auf Sich
„Des Erdballs staunenden Blick.
„Sein Werk ist vollendet. Es flog
„Friedrich, der Gottheit köstlicher Abstrahl,
„In seine Heimath zurücke."

Der Mond ging blutig unter und die Erscheinung verschwand.
„Nimm da die Goldharf' und singe
„Friedrich's Todtengesang!"
So sprach die Muse zu mir,
Der in der Betäubung Todesfrost starrte.
Laß Friedrich's Barden singen.

„Sie schweigen.
„Wenn ein Cherubswetterwagen
„Ueber dem Walde hängt:
„Wenn die getroff'ne älteste Wodanseiche
„Vom Donnerstrahl aufdampft:
„Dann bergen die Sänger des Hains
„Die gold'nen Schnäbel unter die Flügel.
„So stumm steht Gleim,
„Der silberlockigte Grenadenwerfer.
„An des Riesen gestreckter Leiche
„Schwankt Ramler mit gesunk'ner Tuba.
„Auch Karschin, Borussiens Bardale,
„Hüllt sich in Todtenschleier und schweigt.
„Vom Hauche der Wehmuth
„Trübt sich des Himmels bläuliche Wölbung.
„Des Greisen keuchender Todtenruf,
„Des benarbten Kriegers Schädelschlag,
„Der Wittwen Geächz', des Waisen Geheul,
„Der Armen Geschluchz' übertäubte
„In Borussiens Gauen
„All' ihrer Sänger weinende Klage.
„Erst wenn der Sturm des Jammers ausgetobt;
„Dann singen Friedrich's Barden im Eichenhain
„Unter tröpfelnden Zweigen."

Reich mir indessen die Harfe,
O du, meines Gram's Gefährtin,
Daß ich beginne den Todtengesang.

Töne, töne dann mein banger Sterbgesang,
Der Winde Gewinsel im Todtenkranze,
Dem rauschenden, wilden Grase
Auf zerfall'nen Heldengräbern gleich, —
So töne du, mein banger Sterbgesang!
An deine Sternenburg, Himmelerhobener,
Schlage mein Sterbgesang! —
Groß und belehrend war dein Leben,
Groß und belehrend dein Tod.
Mit Sternenschrift steht deiner Thaten Zahl
Im Buche der Zeit.
Staunend wird sie lesen der Enkel Urenkel
Und der Kunde kaum trauen.
Doch that sich der Erdengott selbst je genug?
Ha, dicht an der Wölbung der Königsgruft
Durchblitzt er sein Leben
Mit der strengsten Prüfung Aetherstrahl.
Maß jeden Schritt auf seiner
Mit Heldenschweiß beträuften Bahn.
Auch horchtest du, Einziger!
In den festlichen Stunden der innersten Geistreeröffnung
Der Gerichtswage Getön,
Und freutest dich der gold'nen Schale
Vom Wuchte deiner schönsten Thaten zuckend. —
Nicht der Krankheit Natternstiche,
Nicht des Alters drückende Last
Vermocht's, dir den Scepter entsinken zu machen.

Schon schmückte dein Antlitz
Der nahen Verklärung morgenröthlicher Schimmer;
Da sprachst du die feierlichen Worte —
Engel tranken sie auf:

„Heil mir! ich werde ewig thätig sein!
„Zu mächtig fühl' ich in mir
„Des göttlichen Funken
„Ungestümes allgewaltiges Wehen.
„Zwar werd' ich dort nicht König sein;
„Doch ewig thätig und ohne beugenden Undank."

Mit leisem Tritte naht sich der Tod.
Des Lebens Uhr, die mit dem Finger des Titus
Dem thatenstrebenden Manne
Nie eine verlorne Stunde wies,
Rasselte ab. — Ha, selbst die letzte Minute
War für den Geizer der Zeit unverloren:
Denn sie lehrte die Könige die Sterbekunst. —

Borussiens Genius
Neigte sich tief und küßte des Sterbenden Stirne;
„Du hast des Völkervaters Pflichten all' erfüllt.
„Sohn! Liebling! bald mein Bruder!
„Meiner lieben Preußen zweiter Schutzgeist."
So hauchte der Halbgott den Sterbenden an.
Friedrich hört's, — und im Entzücken,
Des Völkervaters Pflichten all' erfüllt zu haben,
Brach ihm das Herz. —
Des großen Todten Haupt
Sank sanft an Herzberg's Brust,
Der Erdenbürd' entlastet.
Vom liegenden Leichname,
Im Lächeln des guten Gewissens noch schimmernd,
Eilte sein Geist, der Gottesstrahl,

Digitized by Google

Schnell von des Todes Betäubung beſonnen,
In's Reich der Urgroß' empor.
Ihm boten der Menſchen Größte,
De Gottheit getroffenſte Nachbilder
Die lichte, Liebebebende Rechte.
Er aber bemerkte ſie kaum, eilt' und ſank
Am Throne des Allbeherrſchers nieder.

„Vor einem Erdengott, aus Leim geknetet,
„Hab ich mich nie gebeugt. Doch dir — der Größe
„Ewiges, einziges Urbild,
„Küſſ' ich den Saum des Gewandes."
Sprach's. Der Allgroße lächelt ihm Gnade.
„Du dachteſt nicht König — nur thätig zu ſein? —
„Erſt lohn' ich deine Demuth;
„Dann deinen Thatendurſt.
„Sei ewig König und herrſche!
„Ich habe weite Räume
„Für Geiſter deines Gleichen."

Aus des Staunens Strudel erhob ſich Friedrich,
Dankt' dem Geber der neuen Gnaden;
Bot dann erſt ſeinen Brüdern,
Den Ehren der Menſchheit, die glühende Rechte.
Und ſeine Helden alle, die für Ihn
Einſt fochten, bluteten, ſtarben,
Folgten ihm in ſeiner neuen Herrſchaft Bezirke.

Dieſes ſah die Muſe. Doch ach! auf der Erde
Erhob ſich an Friedrich's Leichnam Sterbegewinſel.
Ein grauer, benarbter Krieger ſprach:
„Ah, da liegt er nun, der Sieger bei Mollwitz,
Der Donnrer in Czaslau's, Strigau's, und Soor's
Leichenbeſäten Gefilden.

Wer hob
Habsburgs Rieſen mit eiſerner Fauſt
Hoch in die Luft, und ſchüttelt ihn zornig?
Wer zeigte bei Roßbach dem Gallier,
Daß deutſcher Schwerdtſchlag kräftiger ſei,
Als ſeiner Red' und Sitte Gezier?
Wer düngte Zorndorfs Gefilde
Mit Moskowiens Erwürgten?
Wer ſcheuchte Waſa's entartete Enkel? —
Flohen nicht vor ihm getäuſchter Völker Schaaren,
Wie Hornifſenſchwärme
Vor der praſſelnden Flamme? —
Wer ſpottete des Krieges Ungemach, wie Er?
Oft bot ich ihm an meines Schwerdtes Spitze
Mit Talg beträuftes Brod. Oft löſcht er neben mir
Den Durſt aus dem Bach am Wege.
Wärmte ſich mit mir am krachenden Feuer des Dornſtrauchs.
Schlief im bereiften Gras und achtete nicht
Des Nordſturms Hauch, und des ſtrömenden Regen Durchnäſſung.
Und ach! da liegt Er nun, der Thäter dieſer Thaten!" —
So ſpricht der heulende Krieger und wetzt
Sein Schwerdt am Sarge des Helden.

Des Genius Vertrauter ſpricht:
Weit hinauf maß Er an der Geiſter Urmaaß.
Feſt und ſtark war ſeine Seele.
Keines Geſchöpfes Gewalt,
Gott allein hätt's nur vermocht
Ihn aus ſeiner Entſchlüſſe Felſenburg
Herauszudonnern. — Der geſchaffne Gedanke
Sprang in voller Rüſtung aus Friedrich's Hirn
Und ward zur That. — Auch lüpft er oft
Der Schönheit Silberſchleier,
Und ſah ihr olympiſches Lächeln.
Nie riß ſich in Ihm Ein Vermögen der Seele
Von den andern los, zur Mißgeſtalt
Seinen Genius aufzubunſen.
Seines Geiſtes Kräfte klangen zuſammen
Wie harmoniſches Silbergeläute.
Darum weinen die Schätzer der Geiſter um Ihn;
Denn ihr Maaß, ihr Feſtgefühl war Er!

Sieh, eine weinende Schaar von Armen, Wittwen und Waiſen,
Naht ſich dem heiligen Leichnam,
Rauft ſich das Haupthaar und ſchluchzt:
War er Zepterträger allein? Völkerzähmer allein?
Weinen wir nur den Großgeiſt in Ihm? —
Nein, ſeliger Schatten, wir weinen in dir
Den Vater! — das Nachbild des Vaters im Himmel.
Wenn gleich beweglichen Feuergebirgen
Die Gefahr unſern Gränzen ſich nahte;
So warfſt du dich an deiner Krieger Spitze,
Achteteſt nicht der glühenden Lava,
Und lenkteſt ab den feurigen Strom.

Fürchterlich ſtreckte der Hunger ſein tönend Gerippe
Ueber Deutſchlands Provinzen,
Griff mit der Rechten nach Wurzeln, mit der Linken nach Aeſern.
Da welkte mit Gras im Munde der Greis.
Da ſtarb vom Kalkmehle der Jüngling.
Da ſog der Säugling Blut.

Nur Vater Friedrich goß aus dem Füllhorne
Des Halmes Stärkung auf die Müden;
Und in Sandfurchen ſprudelte Milch.
Des Brandes Grimm verzehrte Hütten;
Er ſchuf zu Palläſten ſie um.
Gegen himmelſtürzender Waſſer tobende Fluth
War Friedrichs räthliche Weisheit — ein Damm.

So rang er ſelbſt der Natur
In ihren Gerichten den Sieg ab.
O weinet um Ihn!
Den Vater! den Retter des Volks!
O weinet um Ihn!! —

Doch ſind's Friedrich's Kinder allein
Die um den Göttlichen trauern? —

Nein! Europa klagt! Es ſtutzt die Welt!
Seine Feinde ſelbſt umfloren den Arm,
Der gegen den nordiſchen Löwen ſich hob.

Ich aber ſchwinge mich auf Flügeln
Der Phantaſie in deine Todtenhalle,
Und mit geſunknen Armen ſtreck' ich mich,
Du Hochgefei'rter, über deinen Eichenſarg,
Lautweinend, daß mich dein Stab nicht weidete.
Du Gottesflamme! Ganzer! Einſamer!
Dem des feurigſten Hymnos kühnſte Flamme
Die Hüfte nur leckt, nicht das Antlitz verklärt.

O laß mich weinen!
An deinem Eichenſarge laß mich weinen!
Friedrich, wär' ich bei dir!!
Du biſt, wo die Feſſel nicht raſſelt;
Wo unter der Gewaltthat Fußtritt
Der Boden nicht dröhnt. O wär' ich bei dir! —

Dich aber, Voruſſiens glückliches Volk,
Segnet die Rechte des trauernden Barden.
Sei ſtolz! Dein war Fehrbellins Sieger,
Deiner Herrlichkeit Gründer!

Dein Friedrich Wilhelm, deutſcher Kriegskunſt
Mächtiger Schaffer.
Dein Friedrich! der Unerreichte!! —
Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Germania empor.
Und unter Germaniens Töchtern hoch —
Voruſſia!

An die Freiheit.

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß entſtiegen,
Du aller Weſen ſeligſtes Vergnügen,
An tauſendfachen Wonnen reich,
Machſt du die Menſchen Göttern gleich.

Wo ſind' ich dich, wo haſt du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle;
Dann ewig glücklich — ewig frei
Ein Prieſter deines Tempels ſei.

Einſt walleteſt du ſo gern in Deutſchlands Hainen,
Und ließeſt dich vom Mondenlicht beſcheinen.
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihteſter Altar.

Es ſonnte Hermann ſich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt er ſeine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Luſt
Nahmſt du den Deutſchen an die Bruſt.

Digitized by Google

Bald aber scheuchten Fürsten deinen Frieden
Und Pfaffen, die so gerne Fesseln schmieden;
Da wandtest du dein Angesicht —
Wo Fesseln rasseln — bist du nicht.

Dann flogst du zu den Schweizern, zu den Britten;
Warst seltner in Palästen als in Hütten;
Auch bautest du ein leichtes Zelt
Dir in Kolumbus neuer Welt.

Und endlich, allen Völkern zum Erstaunen,
Als hätt' auch eine Göttin ihre Launen,
Hast du dein Angesicht — verklärt,
Zu frohen Galliern gekehrt.

Deutscher Freiheitsgeist.

Der Teufel hol', sprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er sprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeisters Hund:
Der Prahler Pfund stand auf — beugt sich — war mäuschenstille.

Lisel's Brautlied.

Mädels, sagt es laut:
Lisel ist 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut!

Michel, der ist mein!
O wie wird mir sein,
Wenn am Dienstag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles schaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meinde singt,
Und die Orgel klingt:
Wenn mein Ja ich sage
Zu des Pfarrers Frage,
Und mir schauert die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen graut —
Hoh! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Gesicht,
Wenn er mit mir spricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz so laut:
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienstag wär!
's Herzchen wird so schwer.
Schwestern! ist's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

Der Bauer im Winter.

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und singt ihr krauses Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker steh'
Und so viel tausend Aehren seh'?

Alsbald die Sicheln bengle ich,
Der Grille Lied ergötzet mich;
Dann fahr' ich in das Feld hinaus,
Schneid' meine Frucht und führ's nach Haus.

Im Herbst seh' ich die Bäume an,
Schau Aepfel, Birn und Zwetschen dran;
Und sind sie reif so schüttl' ich sie.
So lohnet Gott des Bauern Müh'.

Jetzt ist die kalte Winterszeit,
Mein Schindelbach ist überschneit,
Das ganze Feld ist kreideweiß;
Mein Weiher ist bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Tobak schmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Span geschnitzt,
Wenn's Weible bei der Kunkel sitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum,
Und singen heisa bubeldum!
Mein' Urschel und mein kleiner Hans,
Die drehen sich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran,
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch' in guter Ruh,
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, so wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott bescheert:
Und nach dem Essen les' ich dann
Im Krankentrost und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink' ich halt mein Schöpple Wein;
Da liest der Herr Schulmeister mir
Was Neues in der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nehm' mein liebes Weib in Arm;
Leg' mich in's Bett und schlaf' froh ein. —
Kann wohl der Mensch vergnügter sein?

Deutscher Spruch.

Wenn Deutschland seine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen spielt;
Die alte deutsche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Christenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über Alles schätzt.
Nicht Irrwischlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt.
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel stählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutschland all' dies thut und hält,
So wird's das erste Land der Welt.

Mein letztes Wort an Regina.

Siegerin, versenkt in tiefes Trauren,
Ohne Kraft, die Thränen auszuschauren,
Weih' ich dir dies bange Abschiedslied.
Abgespannt sind alle meine Saiten.
Sieh, wie mir die Hände niedergleiten —
Ach, vom langen Ringen sind sie müd'.

Schwermuth, die auf meinem Herzen brütet,
Abschiedsqual, die feurig in mir wüthet,
Macht mein Lied zum hohlen Sterbgesang.
In gebrochnen, seufzenden Akkorden,
Mit erstickten, halbgesagten Worten
Sing' ich dir des Herzens vollen Drang.

Alles ist um mich in Flor gekleidet,
In dem Schleier einer Wittwe schreitet
Vor mir her die seufzende Natur —
Alles, Alles schwimmt um mich in Thränen!
Nirgends sind' ich Widerstrahl des Schönen,
Gräber, furchtbar gähnend seh' ich nur.

Digitized by Google

Denn du gehſt — des Abſchieds Todesſtunde
Schlizt mir — ach! die halbgeheilte Wunde
Mit der Hand von Eiſen wieder auf.
Einſam, ohne dich, o Seraſine!
Wein' ich mit von Gram durchfurchter Miene
Aus dem Kerkerſtaub zu Gott hinauf.

O du Schmuck vom weiblichen Geſchlechte!
Komm, ergreif mir die geſunkne Rechte,
Daß ich dir die Hände drücken kann.
Ach nur einmal mit dem Aug' voll Liebe,
Mit dem Blick von ſanfter Wehmuth trübe,
Sieh mich einmal noch — Erwählte, an.

Eile dann hinunter von dem Walle,
Ach! — begleitet von dem dumpfen Schalle
Meiner Seufzer eile dann hinab.
Gottes Engel, der die Unſchuld hütet,
Und den Feinden um dich her gebietet,
Leite dich mit ſeinem goldnen Stab.

Wenn du wühlſt im ſtrahlenden Gewebe
Deiner Saiten, Zauberin, ſo ſchwebe
Geiſtig meine Angſtgeſtalt um dich.
Denk': „Dort droben leidet der Betrübte,
Der mit Feuerungeſtüm mich liebte,
Und nun klagt und jammert er um mich."

Falte dann für mich die frommen Hände,
Daß Gott meinen langen Jammer ende,
Mit der Freiheit! — oder mit dem Tod! —
Ach, dein Mitleid wird dir Jova lohnen,
Der ſchon oft die ſchönſte ſeiner Kronen
Einer Seele, wie die deine, bot.

Sterb' ich, ſo beſuche meinen Hügel,
Wo mein Leib, bedeckt vom Mutterflügel
Unſrer lieben Erd', im Grabe ruht.
Deine Seele denke dann: Hier unten
Hat der Arme einmal Ruh gefunden
Vor dem Welthaß und Tyrannenwuth.

Ach dann wird ſein Schatten um dich ſchweben,
Und wenn Thränen dir herunterbeben,
Wird er kühlen dir dein Angeſicht.
Der Geliebte, der dir ſtumm zur Seite,
Gab zu meinem Grabe das Geleite,
Liebt dich ſtärker dann — und eifert nicht.

Danken will ich dir in Gottes Garten,
Wo die Edeln auf einander warten,
Für die Freundſchaft, die du mir geweiht.
Jede Ruh', die du in mich gegoſſen,
Alle Thränen, die dem Mitleid floſſen,
Lohnt dir dann die Luſt der Ewigkeit.

Eine Urne.

Der Deutſchen großer Cäſar
Joſeph der Zweite
Ruht hier;
Doch ſeine Hülle nur,
Sein raſtloſer Geiſt
Flog wie Aetherſtrahl durch die weiten
Räume des Himmels.
Die vollendeten guten Herrſcherſeelen
Nickten ihm Beifall:
„Du wardſt auf dem Throne kein Weichling.
Stürme rüttelten dich ſtark,
Standeſt im Felde der Schlacht dem Donner des Brennus
Und der Osmanen Felſenſtürzendem Angriff.
Des Römlings Trotz haſt du gebeugt.
Verſcheucht die Heuſchrecken Schwärme
Betender Wänſte,
Haſt Germania's Sitt' und Sprache geliebt.
Deiner Entwürfe ſcheiterten viele;
Denn ein Menſch warſt du
Konnteſt nicht ſprechen wie Gott:
Sei Licht — und Licht wird;
Doch manche von dir geſäte Eichel
Wird berſten, keimen, aufſtreben,
Von deinem Sternenſiz wirſt du
Mit des Pflanzers Wonnen erfüllt,
Niederblicken auf der Eiche Wipfel."
So ſprach Rudolph der Habsburger Ahnherr,
Und Thereſia kam, umarmte den Sohn;
Aber Eliſe zittert ihm entgegen,
Nahm ihn bei der Strahlenrechte,
Ging vorwärts und rief durch die Himmel:
Da iſt Er!
Der große Dulder auf dem Throne
Der lauter predigte als Salomo
Daß Alles eitel ſei;
Mein Joſeph — da iſt Er!
Ihr Geiſter vollendeter Gerechten
Nehmt ihn auf!

Marſchlied.

Hell auf Kameraden! der kriegriſche Ton
Der Trommel und Pfeife ermuntert uns ſchon.
Friſch, ſchnallt den Torniſter den Rücken herum,
Und ſchickt euch zum Marſche — nur ſeht euch nicht um.

Denn Abſchied von Freunden und Mädchen fällt ſchwer,
Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht ſehr,
Sie folgen gehorſam des Führers Gebot,
Und rüſten ſich freudig zum Abſchied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap,
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab!
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Giebt's dorten nicht Wildpret, nicht Fiſche und Wein?

Auch ſagt man, es gebe von roſiger Laun'
Dort Mädels hübſch ſchwärzlich, hübſch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürſten nicht glücklicher ſein.

Drum munter Soldaten, der Marſch iſt zwar weit,
Doch frohe Geſänge verkürzen die Zeit;
Und wenn uns das Waſſer des Meeres umfleußt,
So giebt Gott Geſundheit, und fröhlichen Geiſt.

Ha, wenn wir die Spize von Afrika ſehn,
Und Winde vom Ufer im Federbuſch wehn;
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf Kameraden! nun ſind wir am Ziel!

Wir leben brauf ſelig und handeln nach Pflicht,
Und achten Hyänen, die Wilden ſelbſt nicht.
So wird auf dem Waſſer, ſo wird auf dem Land
Der Name des braven Soldaten bekannt.

Friedrich Theodor von Schubert,

am 30. October 1758 zu Helmſtädt geboren, ſtudirte von 1776—1779 zu Göttingen Theologie. Nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer hier und dort verlebt und inzwiſchen ſeiner frühen Neigung folgend, ſich bedeutende aſtronomiſche Kenntniſſe erworben hatte, wurde er 1783 in Reval als Reviſor, 1785 als Geograph der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg angeſtellt; 1786 trat er als Adjunct der mathematiſchen Klaſſe, 1789 als wirkliches Mitglied in die Akademie. 1799 ward er zum Aufſeher der Bibliothek und des Medaillencabinets, 1804 zum erſten Aſtronomen der Sternwarte ernannt. Mit der ruſſiſchen Geſandſchaft, die 1805 beſonders für wiſſenſchaftliche Zwecke nach China reiſte, gelangte er über Moskau, Kaſan, Tobolsk bis Kiächta. Im Jahr 1813 wurde er Mitglied des Admiralitäts-Departements und 1816 wirklicher Etatsrath.

Digitized by Google

Er starb als russisch kaiserl. Staatsrath und Ritter des Wladimir- und St. Annenordens am 22. October 1825.

Theoretische Astronomie. Petersburg, 1798. 3 Thle.
Populäre Astronomie. Petersburg, 1804—1812. 3 Thle. (Zusätze von Georg, Graf v. Buquoi, Leipzig, 1812.)
Vermischte Schriften. Tübingen, 1823. 2 Bde.

S. verstand es, die strenge Wissenschaft, der er sein Leben geweiht, mit solchem Geiste zu durchdringen, daß er sie allgemein zugänglich zu machen wußte. Seine populäre Astronomie bleibt trotz so manchem Vortrefflichen, das die neueste Zeit uns bot, eine der trefflichsten Leistungen in diesem Fache.

Gotthilf Heinrich von Schubert,

am 26. April 1780 zu Hohenstein, einem schönburgischen Städtchen des Königreichs Sachsen geboren, Sohn eines Pfarrers, ward in Greiz und Weimar, am letzteren Orte unter Herders herzlicher Liebe, erzogen. Seit 1800 studirte er in Leipzig Theologie, doch schon nach einem Jahre wandte er sich Jena und dem Studium der Medicin zu. In Altenburg Arzt und ausgedehnter segensreicher Wirksamkeit uneigennützig sich erfreuend, begann er als Schriftsteller Theilnahme zu erregen. Nach zwei Jahren zog ihn das Interesse für den Bergbau nach Freiberg, 1807 Kunst und Literatur nach Dresden, wo er naturphilosophische Vorlesungen hielt. Von 1809 — 1816 wirkte er als Director des neuerrichteten Realinstituts in Nürnberg. In dem letztgenannten Jahre ging er als Prinzenerzieher an den Hof des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; eine Fügung, die mehr verhieß, als hielt. Nach drei Jahren mußte er des ihm nachtheiligen Clima's wegen diese schöne Stellung aufgeben; kehrte nach Baiern zurück und ward erst zu Erlangen, dann zu München ordentlicher Professor der Naturgeschichte und königl. baier. Bergrath. Dort lebt er noch jetzt in höchst gemüthlichem Familienkreise. In den letzten Jahren hat er auch den Orient besucht, aus Sehnsucht, das gelobte Land zu sehen. Seine bedeutendsten Schriften sind:

Die Kirche und die Götter, Roman. Penig, 1802. 2 Thle.
Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens. Leipzig, 1806—20. 3 Thle.
Neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Größe und Excentricitäten der Weltkörper. Dresden, 1808.
Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft. Dresden, 1803; 3. Aufl. 1827.
Symbolik des Traumes. Lemberg, 1814. 1821.
Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde. Leipzig, 1816.
Handbuch der Naturgeschichte (mit G. A. Goldfuß und O. G. Nees von Esenbeck). Nürnberg, 1816—22. 5 Bde.
Die Urwelt und die Fixsterne. Dresden, 1822.
Lehrbuch der Naturgeschichte. Dresden, 1823. 1826; 12. Aufl. 1840.
Wanderbüchlein. Dresden, 1823.
Reise durch das südliche Frankreich und Italien. Erlangen, 1827.
Peurbach und Regiomontanus. Dresden, 1828.
Die Geschichte der Seele. Stuttgart, 1830. 1833.
Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedr. Oberlin. München, 1832. 4. Aufl.
Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 bis 1837. Erlangen, 1838 ff. 2 Bde.
Erzählungen. Erlangen, 1840. 41. 2 Bde.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Der eben so fromme und liebenswürdige S. (urtheilt Menzel treffend über ihn, in seiner deutschen Literatur Bd. I. S. 313. 2. Aufl.) ist ungefähr zu demselben Resultate gelangt (wie Eschenmayer). Als selbstständiger Forscher wie Oken die Natur ordnend, hat er auf eigenthümliche Weise und im Gegensatze gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufsteigen der niederen Geschöpfe zu höheren, sondern auch einen Rückfall von den höheren in die niederen angenommen und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo sie ihre Geheimnisse verbirgt, oder wo sie krankhaft und widrig erscheint, und nicht gerne aufgeführt wird, mit frommem Fleiß belauscht, um selbst aus der Verwesung die lichte Blume einer schönen Lehre hervorscheinen zu lassen. Diese Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen desselben hinführen, und seine letzten philosophischen Lehren von Gott und dem All beruhen wesentlich auf der bekannten Scheidung von Geist, Seele, Leib, die den Hellseherinnen gemein ist. Nur bemüht er sich, diese Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu bestätigen, während sie Eschenmayer mehr speculativ erläutert. —

Fügen wir noch hinzu, daß das tiefste Wissen und die reinste Frömmigkeit und Liebe alle Schriften S's auf das Innigste durchdringen, und daß er nie verfehlt, unsere Neigung zu gewinnen, während er unsern Geist lebhaft beschäftigt und anregt, selbst da, wo wir ganz andere Ansichten hegen, als er entwickelt. —

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser*).

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Hessen. Er hatte sehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waisen in sein Haus und seine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, seine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, so unvermögend er selber war, stimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, in den Wunsch der Lehrer ein, und so trat Conrad, mit dem lebendigsten Eifer, den Weg der wissenschaftlichen Bildung an, welcher ganz seinem Verlangen entsprach. Die gewöhnlichen Schulstudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Universität entlassen werden. Auch hier wurde der bescheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm sein Durchkommen auf's Möglichste erleichterte. Aber eben dieser freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Universität und folgte demselben; Conrad stand wieder allein mit seinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und selbst diese armen Mittel sollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher sich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühsam ernährt hatte, starb plötzlich; sein sehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldstücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei seinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage seinem Neffen geschenkt, und sorgfältig, mit Hinzuschreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für diesen aufgehoben hatte. Diese ganze Erbschaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung seiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge seines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, sondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war sogar Willens, jene kleine Sparkasse den Kindern seines Onkels dazulassen; der Vormund derselben aber rieth ihm, er solle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel sei, einst ein Amt beschere, das ihm sein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit reichlichen Zinsen an die Hinterbliebenen seines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Universität zurück. Er verdoppelte seinen Fleiß, während er zugleich seine schon vorhin sehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunterseßte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von seinem sorgsamen Oheim ersparte

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Digitized by Google

Summe, noch das Einzige sei, das ihn zur Fortsetzung seines Studirens geblieben war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnem Schneegestöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gelde sich Holz zu kaufen, welches in jener Universitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht; da erbarmte sich seiner sein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkstätte aufhielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchheizten Stube so viel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessen hatte, denn seine tägliche Nahrung, seit des Onkels Tode, war, außer am Sonntage, wo er gewohnlich von seinem Hauswirth zum Mittagsessen eingeladen wurde, fast nichts anderes gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all' seiner Sparsamkeit sahe er sein ererbtes Geld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefeln sich kaufen, deren er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nächsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch behielt er guten Muth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; ein Mann, den Gott reichlich mit Kindern gesegnet, mit andren äußren Glücksgutern aber nur wenig versehen hatte. Von diesem war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladen worden: er solle ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aeußerung von Liebe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl that, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und ein gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächsten Tage gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," so fragte der alte Freund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Holland? Sie wissen, daß Ihr Großvater, obgleich er auch von Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres seligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabende Verwandte von Ihnen leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sie zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßte ich auch eine Gelegenheit, durch welche Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja vielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis nach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Vorschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisenden mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine großen Tagreisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales unserm Conrad die Zeit nicht lange werden, welche dieser auch noch überdies zum Lesen und zum Schreiben auf dem langsam dahin gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling verabschiedete sich von dem Schiffer, welcher für die Fahrt und das Schlafen in der Kajüte durchaus keine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in einem wohlfeilen Fahrzeuge ausbandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großen, fremden Stadt, wo Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner auf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstand, hatte er nach einem anständigen und nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim gemeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen, ein Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geringeren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er ein Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewünscht hatte und bedurfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte wie spät es sei; zu der Beschämung kam aber bald auch noch der Schrecken, als er im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegeldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahrt durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündel und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwillige Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß sein mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sei, welcher noch überdies eine deutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwandten hatte er sich genau bestimmen lassen. Er fragte jetzt einen müssig an der Straße stehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken des armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigens, einen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, reiche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahen Vettern, sondern überdies zu deutschen Landsleuten, so sprach er sich selber Muth zu und fragte nach dem Herrn des Hauses. Man wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit an der Thüre still gestanden hatte, fragte man endlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiner Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?" — Der Jüngling erröthete und Thränen traten ihm in die Augen; er konnte nicht gleich Worte finden. Da sprach einer der jüngern Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach einigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, dieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und eilte zum Zimmer hinaus, während die beiden Geschäftsleute ganz kalt wieder an ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mittag schon vorüber, und er wußte nicht, wie er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Gelde heute sich sättigen, noch mehr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachbarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstadt, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte er nicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigentlichen Heimwege weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe vorüber; die Fluth trat wieder heranwärts zum Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad seine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wird ja auch wohl mich nicht verlassen noch versäumen; wird mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheeren und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er so am Strande hingeht, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz nahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nähern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Addresse sich durch das Glas deutlich lesen lässet, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Boden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Addresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er solle die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte wichtige Nachricht;

Digitized by Google

und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz fremd gegangen sei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, war es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird es dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen," so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Anlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachricht haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Prediger in * *?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in Hessen hatte Herr Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

Johanne Juliane Schubert,

am 25. November 1776 zu Würgsdorf in Schlesien geboren, Tochter des armen Webers May, besuchte, ein einfaches Kind der Natur, nur die Schule ihres Dorfs und heirathete 1794 den Weber Ehrenfried Schubert daselbst. Der Pfarrer Dobermann machte auf ihre Gedichte aufmerksam.

Gedichte der Webersfrau J. J. Schubert. Reichenbach, 1811. 2. Aufl.

Meine Reise nach Breslau, Beuthen und Neumark. Breslau, 1812.

Innigkeit der Empfindung, lebendige Anschauung und große Bescheidenheit zeichnen die Lieder dieser Naturdichterin vor vielen ähnlichen Leistungen sehr günstig aus.

Karl Aemil Schubert,

am 15. Januar 1741 zu Neuwied geboren, lebte als Stadtsecretär, seit 1787 aber als Stadtgerichts- und Waisenamtsassessor zu Breslau. Er erhielt 1798 den Charakter eines Pupillenraths und wurde 1802 als Rathmann in den Magistrat derselben Stadt gewählt, in der er am 29. Januar 1803 starb.

Breslauische Dramaturgie. Berlin, 1772.

Blumensträußchen für meine Freundinnen. Berlin, 1775.

Zemire und Azor, Oper nach Marmontel. Berlin, 1775.

Andromeda, Monodrama. Berlin, 1776.

Schauspiele mit Gesang. Berlin, 1776.

Gedichte im götting. und voss. Musenalmanach.

Seine Singspiele zeugen von Talent und Gewandtheit in der Behandlung der Form, ohne jedoch eben so wenig wie seine Gedichte Ansprüche auf Meisterschaft zu gestatten.

Jonathan Schuderoff

ist zu Altenburg am 24. October 1766 geboren. Er studirte zu Jena und ward 1790 Pfarrer zu Drackendorf, einem benachbarten Dorfe. Schon damals begann er seine schriftstellerische Thätigkeit. 1798 ward er Diakonus, 1805 Archidiakonus zu Altenburg, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg. Schon früher zum Doctor der Theologie creirt, wurde er 1824 Consistorialrath und zog sich 1836 mit dem Titel eines geheimen Consistorialraths in den ehrenvollsten Ruhestand zurück, nach einem höchst thatenreichen, für protestan-

Digitized by Google

tische Gedankenfreiheit unermüdlich wirksamen Leben, in dem er oft ganz allein die Interessen der liberaleren Theologie gegen die Schwärmerei verfocht, zurück. Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie. Leipz., 1792.
Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes. Jena, 1798.
Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge. Braunschweig, 1796.
Versuch einer Kritik der Homiletik. Braunschw., 1797.
Moralisch religiöse Reden über biblische Texte. Halle, 1794.
Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre. Jena, 1799—1801. 2 Bde.
Predigten. Münster, 1807.
Predigten über die Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Altenburg, 1809. 2 Bde.
Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. Altenburg; 1802, 2. Aufl. 1816.
Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestant. Kirche. Altenburg, 1809.
Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit. Leipzig, 1814.
Briefe über das protestantische Kirchenwesen. Leipzig, 1815.
Grundzüge zur evangelischen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrechte. Leipzig, 1817.
Ueber die Konsistorialverfassung. Leipzig, 1831.
Nebenstunden. Ronneburg, 1823—25. 2 Bde.
Prediger in der neuesten Zeit. Leipzig, 1810.
Einige P[illegible]igten. Leipzig, 1814.
Altarreden. Ronneburg, 1819.
Predigten über die Evangelien. Neustadt, 1829.
Gelegenheitspredigten. Altenburg, 1820.
Sammlung einiger Kanzel- und Altarreden. Neustadt, 1826.
Die Märtyrer der Liebe, von J. S. Berlin, 1805.
Richard und Auguste, ein Roman in Briefen (anonym). Schneeberg, 1806.
Badebelustigungen. Tübingen, 1810.
Einzelne Predigten. Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

Unermüdliches Streben für Licht und Wahrheit, tiefe Innigkeit des Gefühls, entsprungen aus begeisterter aber klarer Frömmigkeit, Popularität und Deutlichkeit, reiches Wissen und ein vortrefflicher, edler und doch allgemein verständlicher Styl zeichnen die sämmtlichen Schriften dieses echten Dieners des christlichen Glaubens, namentlich aber seine Predigten und anderen Kanzelreden auf eine glänzende Weise aus.

Johann Adolf von Schultes

wurde am 29. October 1744 zu Reinhardsbrunn bei Gotha geboren; nachdem er lange Jahre als Hofrath und Amtmann zu Themar gelebt hatte, ward er Archivs-, 1804 wirklicher Regierungsrath, und 1808 als herzoglicher Landesregierungs-Director nach Coburg berufen, wo er, in dieser Würde um das Ländchen hochverdient, am 29. Mai 1821 verschied.

Diplomatische Geschichte des Hauses Henneberg. Leipzig, 1788. 90. 2 Thle.
Diplomatische Beiträge zur fränkischen und sächsischen Geschichte Baierns, 1792.
Historisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Henneberg. Hildburghausen, 1794—1815. 2 Bde.
Historische Schriften. Hildburghausen, 1798. 1801. 2 Thle.
Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters. Coburg, 1818.
Sachsencoburg-saalfeldsche Landesgeschichte seit 1425. Coburg, 1818—21. 2 Thle.

S. historische Arbeiten erfreuen sich gründlicher Forschung und reichen Wissens, aber seine Darstellungsweise steht weit hinter diesen Eigenschaften zurück und verräth nur zu häufig Geschmacklosigkeit und Mangel an Kraft und Gewandtheit.

Johann Schultz

ward am 11. Juni 1739 zu Mühlhausen in Preußen geboren, studirte Theologie und lebte als königl. preußischer zweiter Hofprediger und ordentlicher Professor der Mathematik zu Königsberg, wo er am 27. Juni 1805 starb.

Sendschreiben von der Würde des Schulamts. Königsberg, 1759.
Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1785.
Prüfung der Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1789. 92. 2 Thle.

Ein Verehrer der Philosophie Kant's trug S. durch seine Schriften über die Kritik der reinen Vernunft, welche sich durch Klarheit und Festigkeit auszeichnen, nach besten Kräften zu der Verbreitung derselben bei.

Joachim Christoph Friedrich Schulz

ward zu Magdeburg im Jahre 1762 geboren, studirte nach einer despotischen häuslichen Erziehung in gleich kümmerlicher Lage zu Halle, bis er sich 1780 entschloß, die dresdener Bühne zu betreten. Auf den Brettern unglücklich, fing er an sich durch Schriftstellerei bekannt zu machen und lebte ohne Amt längere Zeit zu Wien und Berlin. Weimar nahm ihn endlich mit großer Freundlichkeit auf. 1789 ging er nach Paris und kehrte 1790 nach Berlin zurück, mit reichem Stoff für seine bald erscheinenden Werke über die Revolution und Paris ausgerüstet. Er erhielt nun von Weimar das Hofrathsdiplom und zu gleicher Zeit einen Ruf als Professor der Geschichte an das akademische Gymnasium zu Mitau. Als solcher zeichnete er sich selbst in diplomatischen Aufträgen aus, als er 1791 auf dem Reichstage zu Warschau den Bürgerstand von Kurland vertreten mußte. Im Jahre 1793 bereiste er Italien und lebte seit 1794 abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar. 1795 ward er nach Mitau zurückberufen. Er verfiel jedoch bald darauf in Wahnsinn, in welchem er im October 1798 daselbst starb. Vor seinen Werken nannte er sich allein Friedrich Schulz.

Digitized by Google

Seine bedeutendsten Schriften sind:

Karl Treumann und Wilhelmine Rosenfeld. Leipzig, 1781.
Ferdinand von Löwenhain. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Fritz. Altenburg, 1783. 2 Thle.
Moritz. Leipzig, 1785.
Gradsinn und Aufrichtigkeit. Wien, 1788.
Der Wittwer zweier Frauen. Berlin, 1788.
Der Wüstling. Berlin, 1788.
Albertine. Berlin, 1788. 89. 5 Thle.
Kleine prosaische Schriften. Wien, 1788. 5 Thle.
Kleine Romane. Leipzig, 1788. 5 Thle.
Zaide. Berlin, 1789.
Leopoldine. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Martinuzzi. Berlin, 1790.
Die Prinzessin von Kleves. Berlin, 1790.
William. Berlin, 1791.
Josephe. Wien, 1791.
Grigri. Wien, 1795.
Reise eines Liefländers. Berlin, 1795—97. 7 Hfte.

Historische Schriften:

Geschichte der großen Revolution in Frankreich. Berlin, 1790.
Paris und die Pariser. Berlin, 1790. 1. Bd.

S's Romane wurden zur Zeit ihres Erscheinens außerordentlich gern gelesen, da sie sich, obwohl im weiteren Sinne Nachahmungen französischer Vorbilder und selbst französischer Frivolität, durch einen trefflichen Styl, große Lebendigkeit, reichen Witz und gut erfundene Situationen auszeichneten.

Ernst Conrad Friedrich Schulze

ward am 22. März 1789 zu Celle geboren und entwickelte früh poetisches Talent. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu studiren; allein er vertauschte sie bald mit dem Studium der Alten und der schönen Wissenschaften. Die Liebe zu Cäcilien, seiner Gefeierten, gab ihm die höchste poetische Weihe und, als sie in hoffnungslosem Leiden vor seinen Augen dahingewelkt war, schnellen Tod. Er hatte den philosophischen Doctortitel erlangt und in Göttingen als Privatdocent die academische Laufbahn angetreten, da entschloß er sich 1814 als Freiwilliger am Rettungskriege Theil zu nehmen. Das Lagerleben schien seine wankende Gesundheit gestärkt zu haben, aber den Anblick von Göttingen konnte der Heimkehrende doch nicht mehr ertragen. Nach einer Fußreise am Rhein- und Maingebiet im Herbst 1816, kehrte er sehr entkräftet nach Celle zurück, wo er am 26. Juni 1817 starb, nachdem die Frucht dieser Wanderung, „die bezauberte Rose" von der „Urania" mit dem ersten Preise gekrönt worden war.

Gedichte. Göttingen, 1813; N. A. Leipzig, 1820.
Psyche, ein griechisches Mährchen. Göttingen, 1819.
Cäcilie, ein romantisches Gedicht. Göttingen, 1818. 2 Thle; N. A. 1822.
Die bezauberte Rose, romantisches Gedicht. Göttingen, 1818; N. A. 1823.
Sämmtliche poetische Werke, herausgegeben von Friedrich Bouterweck. Leipzig, 1818—20. 4 Thle.

S. ist häufig und namentlich früher überschätzt worden; er besitzt mehr Talent als Genie, mehr Gewandtheit in der Form als Ursprünglichkeit in der Erfindung. Dagegen ist aber nicht zu läugnen, daß er in der Nachbildung fremder Muster im allgemeineren Sinne und in der anmuthiger, klangreicher, äußerer Gestaltung Außerordentliches geleistet habe. In seiner romantischen Epopöe Cäcilie treten daher seine Mängel wie seine Fähigkeiten am Entschiedensten hervor; an Wohllaut, Fülle und Anmuth der Diction wird dieses Werk nicht leicht übertroffen. Dagegen leidet es an unsicherer Charakterzeichnung, vorherrschender Subjectivität, Ueberhäufung des Wunderbaren, Affectation, Gesuchtheit und Weichlichkeit. Seine „bezauberte Rose" ist gedrängter und besser durchgeführt, steht aber an Bedeutung doch der Cäcilie nach. Am glücklichsten ist S. unbestritten in seinen Elegieen, die voll zarter Empfindungen und anmuthiger Darstellung, obwohl gleichfalls Nachahmungen berühmter Vorbilder, einen sehr wohlthuenden Eindruck machen.

Elegieen von Ernst Schulze.

(Geschrieben vor dem Jahre 1813.)

I.

Schatten der alternden Zeit, o steigt aus dem Grabe noch einmal
Freundlich empor, o naht, dämmernde Bilder der Lust,
Rosig und leicht, wie ihr einst mich geküßt, da der flüchtigen Thorheit
Rasches Gespann durch der Welt fröhlichen Taumel mich trug!
Damals lenktet mit irrender Hand ihr den luftigen Wagen,
Ueber der Laune Gebot herrschte kein andres Gesetz;
Stolz auf den Zögernden lacht' ich hinab, der bedächtig am Kreuzweg
Stand und durch prüfenden Rath kürzer sich schuf den Genuß.
Herzlos nannte wohl mancher mich dann und zürnte des Leichtsinns
Ueppigem Hauch, der empor über die Wolken mich hob,
Doch nie holte den leichten Entschluß der gewichtige Rath ein;
Flammt doch, eh' des Gewölks Donner euch warnte, der Blitz.
Glänzend umgab mich die Welt, und es wechselte bunt die Erscheinung,
Und ein heitres Geschick reihete Fest mir an Fest;
Willig empfing den beständigen Gast die phantastische Freude,
Weich im Schooße des Glücks lag der verzogene Sohn;
Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Fest an die feurige Brust drückt' ich das glühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets;
Was ich am Morgen geliebt, das verließ ich am dämmernden Abend,
Treulos wurde, was mich liebte, schon früher mir oft;
Aber begegneten einst sich auf wechselndem Pfad die Getrennten,
Schmerzlos reichten sie dann freundlich einander die Hand,
Jeglicher wähnte, so lange der Traum ihn umgaukelte, treu sich,
Jeglicher fragte: was frommt Treue, wenn Liebe verschwand?
Oft auch wandelte schnell sich der Sinn, aus des Glückes Erinnerung,
Süß oft täuscht sich das Herz, blühte von neuem das Glück.
Doch längst schwand sie, die fröhliche Zeit, und der flatternde Geist strebt
Fruchtlos unter der Pflicht eisernen Banden empor:
Was mir mit Blumen die Fesseln umwand, hin welket es hilflos:
Ach, um die Schönheit hüllt finstre Gewölke der Tod!
Liebe rief mich herab von dem luftigen Pfad, und Verzweiflung
Winkt mich zurück; doch dem Geist wurden die Schwingen gekürzt.
Dankbar weiht' ich sie einst den errettenden Göttern und wähnte
Nicht, daß vom friedlichen Heerd wider mich risse der Sturm.
Doch oft greift mit der eisernen Hand in die Harfe des Lebens,
Wenn sie am zartesten klang, gellend das düstre Geschick.
Ruhend schauen die Götter hinab, und der Kampf mit dem Schicksal
Reizt, wie ein tragisches Spiel wechselnd, die müßige Schaar.
Aber verzweifelnd stürzt sich der Mensch in des lärmenden Possen-Spieles Tumult, und der Schmerz stirbt, und es stirbt das Gefühl.

Digitized by Google

II.

Nahe dich mir, Elegie, leichthüpfende Grazientochter,
Freundin zarten Gefühls, nahe dich mir, Elegie.
Nicht vom düſteren Schleier verhüllt, den herriſch der Volkswahn
Einſt um die Stirn dir wob, mit geröthetem Blick!
Kummer entnervt das Gefühl, und feind den verzagenden Thränen
Schwinden die Muſen, umſonſt weinet im Pontus Ovid.
Nein, ein flüchtiges Kind erſcheine mir, ſchlank und gelenkſam;
Tanzend ſchwebe dein Fuß über die Blumen der Flur;
Scherzend necke die Hand mit duftendem Blüthengeſtöber
Amorn, welcher erzürnt mit dem Geſchoſſe dir droht!
Lächelnd folg' Idalia dir, doch wind' um der Göttin
Ueppigen Reiz das Gewand züchtiger Grazie ſich!
Singe von Luſt und Liebe mir vor, doch nimmer verfolge
Reue die Luſt, nie ſei Kummer der Liebe Genoß!
Spiele geziemen dir nur, nicht Leidenſchaften: behutſam
Nahe dem Kelch, ſonſt ſinkt welkend die Blume dahin.
Weinſt du, ſo weine nur Thränen der Liſt, wie die ſchlaue Kokette.
Und die Verzweiflung ſelbſt ſchmücke der Hoffnung Gewand!
Thränen erweichen den menſchlichen Sinn und Thränen den Orkus.
Waffne mit Thränen dich nur, magiſch beſiegſt du die Welt.
Luſt iſt der Sterblichen Wunſch und Luſt das Leben der Götter,
Hauche nur Luſt und ſchnell öffnet ſich jegliches Herz.
Jeglichem locke mit ſchmeichelnder Kunſt und Jedem gefalle!
Schilt die Menge dich auch buhleriſch, gilt ihr Geſetz?
Richten mag ſie, was nach dem Gebrauch, was nützlich und recht ſei,
Aber das Schöne begreift einzig das ſchöne Gemüth.
Ha, du nahſt! Ich fühle das Weh'n ambroſiſcher Düfte;
Amor, rufe den Lenz, baue mir Lauben im Hain!
Folge mir nach und wohne bei mir, du Holde! Melodiſch
Tönt mir die Laute; wohlan, hauche mir Lieder in's Herz!

III.

Als ich im mondlichen Glanz, umwölbt von Blüthengebüſchen,
Jüngſt im Kahne mit dir hüpfende Wellen durchſchwamm,
Als du ſo innig und warm an des Liebenden Seite dich ſchmiegteſt,
Und dem roſigen Mund Liebesgelifpel entfloß,
Ach, da pochte mein glühendes Herz voll kühnen Verlangens,
Ueppiger hauchte der Weſt heißeres Sehnen mir zu,
Heilig gelobt' ich es, Reizende, dir, dich einzig zu lieben,
Und ein freundlicher Kuß lohnte den zärtlichen Schwur.
Tag' entſchwanden, es ſchwanden dahin unendliche Monden,
Und ich erblickte dich nicht, weilte verlaſſen und fern,
Todt erſchien mir die Welt und hart die gewohnten Geſchäfte;
Denn den romantiſchen Sinn beugte die ernſtere Pflicht.
Fruchtlos harrt' ich auf Kunde von dir, kein freundliches Briefchen
Und kein tröſtender Gruß letzte das ſchmachtende Herz.
Deiner gedacht' ich im Wachen und Schlaf, und lächelnd, wohin ich
Irrte, durch Wieſen und Hain folgte dem Träumer dein Bild;
Jegliche zarte Geſtalt, die des Zufalls Gunſt mir erſpäh'n ließ,
Wandelt' in deine Geſtalt ſchnell dem Verlangenden ſich.
Du vereineſt ja doch, was nur einzeln Alle beſitzen,
Und dein Bild, es erſcheint ſtets mit dem Schönen zugleich.
Mußt' ich ſie alle nicht lieben, um dich nur einzig zu lieben?
Fühl' ich wohl deinen Kuß, wenn ich nicht alle geküßt?
Was ich zu ihnen auch zärtliches ſprach, ich ſprach es zu dir nur;
Und doch zürneſt du mir, daß ich die Treue verletzt?
Iſt nicht Amor ein Kind, das ſtets mit regem Verlangen
Neue Geſpielen erwählt, wenn ihm die alten entflohn?
Jenen umflattert er nur, der hold und freundlich ihm liebkoſt;
Wer zu naſchen ihm giebt, iſt ihm der zärtlichſte Freund.
Soll ich mit ewiger Treu' in deine Feſſeln mich ſchmiegen,
O dann flüſtere ſtets Worte der Liebe mir zu,
Laß mich nimmer entfliehn aus dem magiſchen Kreis der Umarmung,
Und ein unendlicher Kuß binde den flüchtigen Geiſt!

IV.

Höre mich an! Still weil' ich im froſtigen Hauch des Octobers,
Liebchen, vor deinem Gemach, öffne mir freundlich das Haus!
Liebchen, o hörſt du mich nicht? Umſonſt, ſchon liegſt du entſchlummert,
Und ein gaukelnder Traum küſſet dir friedlich die Stirn.
O der glückliche Traum! Er darf dich ſicher umflattern,
Und die entfeſſelte Bruſt gönnt ihm das lüſterne Spiel:
Dankbar ſchenkt er dafür dir die zarteſten ſeiner Gebilde.
Ich auch, wenn mir ein Gott lächelte, nahte dir jetzt.
Schmeichelnd ſprichſt du es aus, was ſo oft auf der Wange die Schaam mir
Kündete, was in der Bruſt ſchüchtern die Schaam mir verſchwieg.
Aber entflieh, zu reizender Wahn! ſchweig, täuſchende Hoffnung!
Zeigte ſie geſtern nicht noch, daß ſie mich nimmer geliebt?
Leiſe betrat und leicht ſie des Gartens falbe Gebüſche,
Nahete ſtill, und es ſchlug laut mir im Buſen das Herz;
Ach, da ſtahl ſich ein Andrer hinzu, und, wehe, ſie grüßt' ihn
Freundlich und ſchmiegte ſich ſchnell an den gebotenen Arm.
Einig wallten ſie nun, verſenkt in leiſes Geflüſter;
Doch mir kochte die Bruſt heißer im ſiedenden Zorn.
Ha, ich ſah es zu gut, Verrätherin, wie er die Hand dir
Drückt' und den koſenden Mund traulich zum Ohre dir bog.
Geh' nur, ich liebe dich nicht, ich glaub', ich liebte dich nimmer.
Stets noch fand ich dich falſch, wenn du am zärtlichſten ſchienſt,
Mich nur wollteſt du feſſeln und nicht dich ſelber, nur Herrſchſucht
Leitete dich, des Gefühls ſpottete liſtig die Kunſt.
Hätte dich weniger doch die Natur holdſelig gebildet,
Hätte ſie minderen Reiz doch in den ſtrahlenden Blick,
Mindere Zaubergewalt in das ſchmeichelnde Wort der Bethörung,
Mindere Grazie doch dir in die Seele gelegt! —
Oeffne die Thüre mir nur, ſchnell iſt dir Alles verziehen;
Sündigen darfſt du ſo oft, als du zu küſſen vermagſt.

V.

Liebchen, du ſchwebſt jetzt fröhlich dahin im glänzenden Saale,
Leicht im flüchtigen Tanz regſt du den zierlichen Leib,
Höheres Roth durchrieſelt die Wang', und es hebt der Begeiſterung
Ueppiger Rauſch hoch aufwogend die glühende Bruſt.
Doch dein Freund, fern trauert er jetzt im ſtillen Gemache,
Wild um den brütenden Geiſt tobt ihm der Sorgen Gewühl.
Ach, wohl denkſt du nicht mehr des Liebenden, welcher von dir nur
Lernte die Luſt, von dir, Einziggeliebte, den Schmerz;
Längſt wohl ſchwand im bethörenden Rauſch des frohen Getümmels
Sein hindämmerndes Bild ganz aus der Seele dir fort.
Amor ſpannet ſo gern im Tanz die verſtohlenen Netze.
Reichliche Beute belohnt immer den liſtigen Gott.
Lieblich biſt du, wie nimmer ein anderes Mädchen der Erde,
Wer dir nahete, bleibt gern in der Feſſel zurück;
Doch du biſt flüchtig und leicht, wie die hüpfende Woge des Meeres.
Neues allein nur reizt immer den gaukelnden Sinn;
Wie mit Bällen das Kind, ſo ſpielſt du mit Herzen, gelobſt gern
Jeglichem, doch kein Gott, wähnſt du, beſtrafe den Trug.
Oft ſchon nannt' ich dich falſch, und auf ewig wollt' ich dich meiden,
Aber die zögernde Flucht brachte mir neue Gefahr:
Eiferſüchtig ſchalteſt du mich mit Lachen und thöricht,
Und ein glühender Kuß machte von Sünden dich rein.
Ach, jetzt windet ein Anderer wohl, aufwallend in Sehnſucht,
Rings um den zierlichen Leib leiſe den zitternden Arm,
Liſpelt mit koſendem Flüſtern im Sturm des wogenden Tanzes
Manches verſtohlene Wort liebeverlangend zu dir.
Hör' ihn nicht, er betrügt dich nur, falſch iſt der Verräther;
Ach, ſein flatternder Sinn gleichet dem deinen, entflieh!
Reicht er nicht jetzt dir die Hand? O hinweg mit ihr, ſie iſt giftig,
Und Baſiliskengewalt wohnt ihm im ſchmeichelnden Blick.
O, verhüllte dich doch ein undurchdringlicher Schleier,
Könnte nur ich allein ſicher die Reizende ſehn,
Wär' es doch mir allein nur vergönnt, an der Bruſt dir zu ruhen,
Dürfte nur ich allein küſſen den roſigen Mund!
Aber ich ſelber erſchuf mir die quälende Sorg' in dem Herzen,
Und mein eignes Vergehn raubte mir heute die Ruh.
Wehe, warum auch zürnet' ich gleich, als den erſten der Tänze
Du mir geweigert, warum ſchwur ich zu meiden das Feſt?
Trage nun ſelbſt, o Thor, des eiſernen Sinnes Beſtrafung!
Wenn ſie dich morgen nicht küßt, denke, du haſt es verdient!

VI.

Liebchen, wie haſt du geruht nach der Luſt des rauſchenden Tanzes?
Iſt dir das Köpfchen nicht noch ſchwer von dem wüſten Gelärm?
Tobte nicht lang' in der Nacht der Muſik nachtönender Aufruhr
Diſharmoniſch und wild rings dir um's hüpfende Bett?
Oder belaſtete nicht dir die Bruſt, als quälender Nachgeiſt,
Welcher die Schwärmer der Nacht ängſtet, ein feindlicher Alp?
Aber verzeih, holdſeliges Weib, dem tückiſchen Spotter!
Gern an fremdem Genuß rächt man den eigenen Schmerz.

Nein, ein reizender Traum umgaukelte ſicher die Stirn dir,
Führt in ein Feengefild deinen entfeſſelten Geiſt,
Kränzte dein Haupt mit den Blüthen des Mais und wiegte behende
Auf hellblauem Gewölk über die Erde dich hin.
Früh ſchon ſitzeſt du dort mir gegenüber am Fenſter;
Zwar iſt ſchmachtend dein Blick, aber doch heiter und mild,
Sinnend lehnſt auf die zierliche Hand du das lockige Köpfchen!
Zählſt du, Schelmin, vielleicht deine Gefangenen nach,
Die du bei'm fröhlichen Feſt mit dem ſiegenden Zauber der Blicke
Und mit des Geiſtes Gewalt dir in die Netze geſcheucht?
Ach, ich war dir ein Thor, dem frevelnden Wahne zu folgen,
Welcher die Ruhe der Nacht, welcher die Träume mir nahm.
Untreu wähnet' ich dich, und ich zürnt' aufgrollend dem Herzen,
Daß es aus deiner Gewalt nimmer zu fliehen vermag.
Unglückſeliger, konnteſt du ſo dem eigenen Glücke
Gram ſein? konnteſt du ſo wünſchen den eigenen Tod?
Stets war grauendes Dunkel der Freund tiefbrütenden Trübſinns,
Auf dem Gewölke der Nacht wiegte die Trauer ſich ſtets;
Doch der erglühende Tag verbannt die Verhaßte zum Orkus,
Und Aurorens Geſpann leitet ein fröhlicher Geiſt.
Doch nicht blos die Natur, auch du gebieteſt der Dämm'rung,
Und ätheriſches Licht folget dir, Zauberin, gern.
Bin ich dir fern, iſt ſchwarz mir die Sonn' und dunkel der Erdkreis,
Doch dein lächelnder Blick füllet mit Strahlen die Nacht.
Aber du winkſt mir, du lächelſt mir zu, ſchnell flieg' ich hinüber;
Küſſeſt du heute mich nicht, Frevlerin nimm dich in Acht?
Kennſt du den magiſchen Quell, der einſt Rinaldo verwandelt,
Als Angelica ihm folgte mit ſehnendem Blick!
Immer noch rieſelt der Quell, und ſtets noch währt die Bezaubrung;
Reize nicht Amors Zorn! fürchterlich rächt ſich der Gott.

VII.

Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.
Ach, ſie hat mich geküßt! in roſenfarbenem Glanze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich vor ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht,
Weniges flehte der Mund, Vieles der ſchmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht, und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber dem Auge der Holden entfunkelte ſüße Gewährung:
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leiſe den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob ſie, wie folgt' ich ſo gern, ſanft an die Bruſt mich empor.
Nimm, du haſt es verdient, ſo ſprach ſie mit ſüßem Geliſpel,
Und ihr roſiger Mund nahte dem meinigen ſich,
Glühend weht' um die Lippen der Hauch, und ein brennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Accords Schwinden, in's Herz mir hinab,
Ach, wie bebt' ich vor Luſt und ſchauderte, wähnte zu ſterben,
Und doch hatt' ich noch nie reiner und ſchöner gelebt.
Seliger Rauſch! O möcht' ich doch einſt ſo ſcheiden, in ſolchem
Taumel! ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang' noch wünſcht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem ſehnenden Geiſt;
Und dann ſänk' ich dahin, von deinen Armen umſchlungen,
Und im glühenden Kuß ſchwebte die Seele dahin;
Kein Elyſium fordert' ich dann, und bange vermied ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt ich mich hin auf roſige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an das genoſſene Glück,
Fühlte den ſeligen Kuß noch Ewigkeiten und tauſchte
Für des Olympiers Thron ſelbſt die Erinnerung nicht.
Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt dir das reizendſte Glück.

VIII.

Amor, Himmelgeborner, komm, nicht jener, der ſinnlos
In's wildwogende Meer frevelnder Lüſte ſich ſenkt,
Nicht du verderblicher Gott, der tief in die Herzen den Pfeil uns
Schleudert und hoffnungslos ewige Gluthen erweckt:
Nein, du reizendes Kind, du flüchtiges, welches die Götter
Mit ätheriſchem Band lieblich und loſe verknüpft!
Komm, du romantiſcher Knabe, der Abenteuer Beſchützer,
Zarten Geflüſters Freund, Freund der verſchwiegenen Luſt,
Der du keuſch und üppig zugleich und flüchtig und treu biſt,
Feind der Feſſeln und doch immer in Feſſeln geſchmiegt,
Du, der Schmerz und Freude gewährt, doch nimmer in Trübſinn
Unſere Schmerzen und nie wandelt in Ekel die Luſt!
Komm vom Himmel herab und bring' mir die reizenden Mädchen,
Welche dich immer umblüh'n, bring mir die Grazien mit!
Sieh, ſchon nahte die Stunde, worin dein Schweſterchen ehmals
Unſerem Lichte zuerſt heiter entgegen gelacht.
Damals war dir der Tag ein Feſt, ſiegkündende Lieder
Weihten den früheſten Schlaf auf die Geborene hin,
Schalkheit hauchte dein Kuß ihr in's Herz, phantaſtiſchen Leichtſinn,
Tändelnden Witz und der ſtets wechſelnden Laune Begier.
Doch was du muthwillig ihr gabſt, das ſchmückte die Charis,
Und um's Dornengebüſch webte ſie Roſen umher.
Feire den Tag auch jetzt; denn ſie ward nun größer und holder,
In der Geſtalt und im Geiſt gleicht ſie, du Schelmiſcher, dir.
Schweb' um's ſeidene Bett mit der lieblichen Schaar; noch ruht ſie,
Sanft um den roſigen Mund weht das Geliſpel des Schlafs.
Wehre mit ſchützender Schwinge den böſen Träumen, den Unglück
Kündenden, welche den Schooß füllen der brütenden Nacht;
Laß nur die freundlichen leiſe ſich nahn, die Kinder Auroras,
Daß ſie mit roſigem Tanz ſchmücken das ſtille Gemach!
Mal' auf die Flügel des gaukelnden Schwarms kunſtvoll das Verlangen,
Welches der Reizenden Blick rings in den Herzen erregt!
Malet, ihr Huldgöttinen, der unausſprechlichen Anmuth
Zaubergewalt und den Scherz, welcher ſie ewig umbuhlt,
Daß ſie ſich ſelber erblick' in des Traums irrſamer Geſtaltung!
Ach, kein ſchöneres Bild zeigt ihr der ſüßeſte Traum!
Lächeln wird ſie im Schlaf, ihr Glücklichen! Fülle den Köcher,
Amor, damit! O ahmt, Grazien, ahmet es nach!
Regt ſie dann ſanft zum Erwachen die reizenden Glieder, ſo haucht rings
Süße Gedüft' umher, füllet mit goldenem Glanz,
Füllt mit Harfengeliſpel das freundliche Zimmer und ſchwindet,
Daß ſie im Scheiden euch noch ſehe, zum Himmel zurück!

IX.

Liebchen, wie leben wir doch ſo wunderſam? Sind wir denn wirklich
Eins in das Andre verliebt, oder betrügt uns der Schein?
Traulich ſitzen wir oft und es ſcherzt muthwillig der Leichtſinn
Ueber das tiefe Gefühl, über ein ſchwärmendes Paar;
Dichten vereint Spottliederchen oft auf den kindiſchen Amor,
Necken mit ſtechendem Dorn ſicher den trotzigen Gott;
Und doch lieg' ich ſo oft zu deinen Füßen und flüſtre,
Was mich das Herz allein, was nur die Liebe mich lehrt,
Und du beugſt dich herab und ein glühender Kuß, der des Leichtſinns
Lüge beſtraft und des Spotts Dornen, beglücket den Freund.
Froh dann ſcheid' ich von dir und ſchwelg' in ſüßer Erinn'rung,
Wähn', ein ewiges Band kette mein flüchtiges Herz;
Doch kaum flieht der Moment, ſo umſtrickt argliſtig den Frevler,
Welcher die Feſſel ſo gern duldet, ein anderes Netz,
Ach, und jeglichen Schwur, den ich dir that, tilgt die Bezaubrung,
Gleich dem Gewölk, das raſch gaukelnde Winde zerſtreun.
Doch noch nimmer vergaß ich dich ſelbſt, und bin ich auch treulos
Nur dein eigener Reiz trage des Irrenden Schuld.
Ach, du feſſelteſt mich mit ewigen Banden der Sehnſucht,
Jegliches holde Geſicht zeigt dem Getäuſchten dein Bild!
Doch kaum bin ich dir wieder genaht, ſo beugt mich gewaltſam
Dein allmächtiger Blick wieder in's vorige Joch.
Wahrlich, dir ſchenkte Cythere gewiß den magiſchen Gürtel,
Welchen mit Zaubergeflecht webte der Grazien Hand.
Was du auch thuſt, du thuſt es mit Reiz, und heimliche Anmuth
Schwebt im Blick dir und ſchwebt rings um die ganze Geſtalt.
Kehr' ich dir wieder zurück, ja dann geſteh' ich dir Alles,
Preiſe die Schönen ſogar, welche mich geſtern beſiegt;
Und, bei Gott, kaum trau' ich mir ſelbſt, du hörſt es geduldig,
Stimmſt in's ſchmeichelnde Lob gern und gefällig mit ein,
Lobſt den beweglichen Geiſt, der nur die Genüſſe des Lebens
Leiſ' umſchwebt und den Schmerz unter die Winde verſtreut,
Neckſt nur zuweilen mit ſtechendem Scherz den Armen, der Dornen
Statt der Roſen empfing, die er zu pflücken gehofft;
Schalkhaft zeigſt du ein Briefchen mir dann, das du eben empfangen,

Digitized by Google

Aber die Unterschrift deckst du mit sorglicher Hand,
Rühmst mir die Blume, die jüngst ein Unbekannter dir sandte,
Sprichst: Schön ist das Geschenk, sollt' es der Geber nicht sein?
Faßt mich dann plötzlicher Zorn, so ergreifst du die nahe Guitarre,
Uebertäubest mein Wort rasch mit der Saiten Getön,
Singst mir des Mißtrauens Qual mit komischem Pathos, und wahrlich,
Endlich muß ich noch selbst wieder mich flehend dir nahn.
Wahrlich, uns gaben die Götter den Sinn der ewigen Kindheit,
Lang' ist immer die Lust, kurz uns der flüchtige Schmerz;
Oder es wurde schon jetzt der olympischen Götter Geschick uns,
Welches die Leidenschaft würzet, doch nimmer vergällt.

Aus Ernst Schulze's bezauberter Rose.

Dritter Gesang.

Wie langsam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur saft'gen Reife schwillt,
Seit fünfmal schon der Baum im Blüthenglanze
Dein still Gemach mit süßem Duft gefüllt:
So, Herrin, keimt an unsers Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und schwindet ungestillt.
Wohl können wir von gutem Glück noch sagen,
Will uns der Herbst auch eine Frucht nur tragen.

Drum ist es gut, nur einen Wunsch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn.
Und sehn wir auch auf vielverschlungnen Wegen
Manch Traumgebild vor unserm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wohl verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raschen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen!

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert!
Gefällt es auch den Göttern oft zu scherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Den edlen Wunsch, dem ungetheilten Streben
Sind gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

Und muß ich selbst dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in diese Wellen trieb.
Denn willst auch du mir keine Gunst verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb,
Das milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, seit das Glück ihn trügerisch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muse stets erwies.
Wie manche Dichter priesen und besangen
Die goldne Zeit, das sel'ge Paradies;
Doch jene, die das Schicksal dort geboren,
Sie priesen's nicht, weil sie es nicht verloren.

Doch sind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn:
Rein, freundlich, wie durch sanftbewegte Bäume,
Durch Blüthenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Rebelduft und flücht'ge Wolkensäume
Zu uns herab die festen Sterne sehn,
Will jetzt auch ihm aus ireen Traumgestalten
Ein sichres Bild der Hoffnung sich entfalten.

Und so begann sein zweifelnd Herz zu sinnen;
Was winkst du mir so freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen
Ein süßer Traum, ein täuschendes Gedicht?
Weh mir! was kann ich hoffen, was gewinnen,
So lang mein Glück ein Traum nur mir verspricht?
Ein Schattenbild, daß nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

Doch sollten so die Götter uns betrügen,
So grausam sein im Uebermuth der Macht,
Daß sie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn sie uns Schmerz und Täuschung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unsrer Brust entstiegen,
Die meisten sind aus tiefem Quell erwacht
Und nahn schon jetzt dem künft'gen Kreis' im Stillen,
Wie Geister, die in Körper einst sich hüllen.

So ist es hier. Erschien in manchen Stunden
Nicht räthselhaft mir jenes theure Bild,
Von Rosen rings geröthet und umwunden
Und selbst zuletzt zur reichen Blüth' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte schon, noch eh' er sich erfüllt;
Nur hält erst jetzt den Gast aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an sichern Liebesbanden.

Doch sei es auch, nicht wird er mir entblühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen;
Dies Saitenspiel, es ist mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heischt, nicht Liebe nur und Muth?
Ein andrer wird, kein Bessrer, ihn erwerben:
O bittres Loos, viel härter noch als sterben!

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm sie glüht;
Doch freu' ich mich noch einmal sie zu sehen,
Von der so lang mein finstres Loos mich schied.
Mein letztes Lied soll freundlich sie umwehen,
Und sterben soll mein Hauch in diesem Lied,
Wie hold der Schwan mit süßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

Und wird dann einst durch ihr erbleichtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwölkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage schweben,
Wohl denkt sie dann auch meiner lieber gern,
Und wie für sie ich Alles hingegeben,
Und wie ich jetzt so fremd ihr bin und fern;
Wohl wird sie dann mit nassen Augen klagen:
Er war es werth, zu lieben, zu entsagen.

So sinnt sein Herz, indeß sie weiter schreiten;
Doch ob er selbst auch jeden Trost sich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführerisch noch manches Fünkchen glimmt.
So sieht man oft das Schiff mit Stürmen streiten,
Indeß den Mast ein heller Schein umschwimmt.
Nicht will sein Geist der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm ist's genug, sie heimlich zu empfinden.

Jetzt wandeln sie durch jene grüne Weide,
Wo schön geschmückt die bunten Zelte stehn:
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude,
Gesang und Tanz erschallt durch Thal und Höhn,
Rings lassen Gold und Perlen, Sammt und Seide,
Ihn deutlicher die eigne Armuth sehn.
Ach, seufzt er still, nichts kannst du jenen Schätzen,
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegensetzen.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Brust gedenkt,
Die unerschöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt gestaltet und umfängt,
Und wunderbar das selbstgeschaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt:
Dann fühlt er stolz, es sei in diesem Streite
Statt ird'scher Macht ein Gott auf seiner Seite.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt sein Gemüth erfreun,
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht sich schon dem wundervollen Hain.
Wie glücklich scheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu sein;
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen
Und sich im Laub der theuren Blume wiegen.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne schallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich erschließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt;
So scheint der Duft um seine Brust zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fliegt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längst erloschnen Sterne.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und Morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So scheint auch das, was sonst in dunkeln Weiten
Ein schwindend Licht der Heimath ihm erschien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am schönen Ziel zu blühn.
Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinn'rung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünsche steigen
In ihm empor, wie wechseln Wang und Blick!
Die Hecke nur, sie trennt mit schwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von seinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, sie muthig zu ersteigen?
Er steht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einst gezagt, den Bach zu überspringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecke dringen?

O holde Schaam, du deckst mit sichrer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft und fühlt nicht, daß sie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch unsre wilden Schmerzen.

Indeß umschwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter schon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ seine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Rosen ein,
Und spielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold liſpelnd durch den Hain;
Der reife Tag begann beim späten Scheiden
Sich in des Herbstes bunten Glanz zu kleiden.

Da scholl vom Schloß aus silbernen Trompeten
Durch's weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Grotten drang.
Rings schwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Gesang,
Und jeder Gast vom hellen Ton getroffen,
Schien schweigend jetzt ein schönres Fest zu hoffen.

Doch bald erhob sich aus den seidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön!
Man sah, wie dort sich blanke Schaaren stellten,
Um schön gereiht durch's Thal heranzugehn;
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte schwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn;
Die Harfe schien mit zarten Liebesliedern
Den ernsten Ruf vom Schlosse zu erwiedern.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schaar durch's grüne Feld zu ziehn.
Man sah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn;
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn;
So ließen sich mit leichtem Schmuck die Frauen
In Waffenkreis der kühnen Ritter schauen.

Wie hoch voran drei stolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerschaar gereiht,
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürst gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte sich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es schnell zerstreut;
Wie Jene Den, wie Diese Jenen priesen,
So wählten sie zum Sieg bald Den, bald Diesen.

Schon nahten sie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge stand, es schwieg der Sängerchor;
Doch wie gesprengt von starken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich scholl aus jenen stillen Orten
Mit langem Hall ein süßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Osten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm sendet.

Wohl dachte jetzt ein jeder stolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,
Bald heb' ich froh den zarten Rosenschleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.
Alpino nur ward trauriger und scheuer,
Der Wahn entschwand, worauf er still getraut,
Er fühlte tief bei jenem süßen Klingen:
Dich grüßt sie nicht, du hast ihr nichts zu bringen.

Hold schimmerten des Haines höchste Kronen
Vom späten Strahl des Abends matt und mild,
Doch tiefer schien die Ruhe schon zu wohnen,
In süße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erst der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durch's Gebüsch ein Liſpeln leis' und lose
Von Seufzern rauscht und traulichem Gekose!

O süßer Kelch voll' Lieb' und Luft und Bangen,
Den einmal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch sich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du süßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang' und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuren Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt.
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt.
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauscht' ich doch mit seinem mein Geschick;
Er sah doch einst die sel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, so weint er um ein Glück.
Wohl mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich lösen:
Auch du bist in Arkadien gewesen.

Indeß ergoß mit festlichem Gepränge
Die helle Schaar in dichtgeschloss'nen Reihn,
Im süßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad sich wogend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher stieg der Sonne später Schein,
Da zeigte sich das Ziel der irren Wege,
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

Allein wie süß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß in's duft'ge Grün auch sank,
Wie friedlich auch aus Rosen und aus Myrten
Manch Laubenbach sich blühend hier verschlang;
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieser Flur nicht lang:
Ein schönres Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetisch angezogen.

Denn wallend schmückt mit silberhellem Spiegel
Die Wies' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus dessen Fluth ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die sel'gen Ufer hebt;
Und wie geneigt mit weitgeschlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris schwebt,
So fügen sich gewölbt von Strand zu Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leise Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach sich sanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend schon die Fluth,
Und drüben schwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in später Sonnengluth;
Schon schloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen schliefen.

Und Alles, was in seinen schönsten Träumen
Das junge Herz geahnet und gesehn,
Das scheint ihm dort zu blühen und zu keimen,
Und leis' im Duft zu ihm heranzuwehn;
Und jeder sieht fern unter jenen Bäumen
Das erste Bild der frühsten Liebe gehn,
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort sein Glück sich zu verstecken.

Digitized by Google

Und wo die Zweig' am schönsten sich gesellen,
Und Licht und Schatten spielt im zarten Grün
Wo duftiger die weichen Kräuter schwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches frische Wellen
Durch's irre Gras mit süßerm Rieseln fliehn,
Da sieht man leis' auf bunten goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

Dort steht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberschlaf der Rose blühend Bild:
Nie sinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets säuseln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie sich oft im friedlich leisen Traume
Des Kindes Mund mit süßem Lächeln füllt,
So sieht man sanft das schlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter schweben.

Und wie sie einst so reich an keuscher Sitte,
So still, so zart, und doch so leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu schüchtern nicht und nicht zu prangend war:
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild sich unbefangen dar,
Und scheint sich, sanft gewiegt auf schlanken Zweigen,
Von Keimen ab zu Keimen hinzuneigen.

Und wie sich einst Gedanken und Gefühle
In zarter Brust aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und schüchtern doch bewegt:
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele
Und weiß es nicht, wohin der West ihn trägt;
Doch läßt auch nie sein Walten sich erspähen,
Es ist des Geistes tiefstes, innres Wehen.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leise nur und schüchtern erst getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein süßes Bild, das sie allein nur kennt,
Doch zögernd nur, mit keuschem Widerstreben
Gestalte sie den holden Traum zum Leben.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand schön geschmückt ein hoher Thron bereit:
Dort saß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürst in ernster Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weis' im Rath, viel Helden kühn im Streit,
Die Perlen, die sein fürstlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

Und tiefer saß, wo auf den bunten Auen
Manch' weicher Sitz aus Rasen sich geschwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgestellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze schauen,
Worin die Frucht den Blüthen sich gesellt,
So mischten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge sich in der Schönen Mitte.

Und froh vereint, das zarte Fest zu krönen,
Begannen sie bei hellem Harfenklang
Den Liederstreit, der lind' in leichten Tönen
Weit über'n See durch Wies' und Haine drang.
Erst lockte süß das leise Lied der Schönen,
Dann schallte laut der Jünglinge Gesang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu einem Glanz verschwammen.

Indessen reih'n sich drüben schon die Mohren,
Schon haben stolz und froher Hoffnung voll
Durch's heil'ge Loos die Fürsten den erkoren,
Der jetzt zuerst die Gabe bieten soll.
Noch einmal wird der Bundeseid geschworen,
Sich ohne List zu nahn und ohne Groll,
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu schützen und zu ehren.

Dann trennte sich der reiche Zug vom Lande:
Ihn führte stolz mit seinem Dienertroß
Der Inderfürst im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß;
Dann kam der Mohr von Taprobana's Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umschloß;
Doch leicht umspielt mit feuergelber Seide
Ging Saba's Herr im hochgeschürzten Kleide.

Wohl schien's, als ob ihr Schmuck schon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein jeder still vertraut:
Denn während Den die goldne Kron' umglühte,
Schien Jenes Stirn von Perlen überthaut,
Der Dritte trug im Haar die duft'ge Blüthe,
Woraus sein Nest der edle Phönix baut.
So gingen sie mit zuversicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

Dann folgte stolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond sich schmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerschaar und trug die goldnen Schaalen,
Die jeder Blick neugierig längst verschlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eifersucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat listig sich in ihren Kreis gestohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Last befohlen.

O wie sein Herz unbändig schlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter stand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur strebte,
Nur sie allein sein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück so nah' ihn jetzt umschwebte,
Wie jedes Glück in ew'ger Fern' ihm schwand!
Wohl scheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

Doch mag sein Loos, wohin es will, ihn führen,
Sie steht doch jetzt vor seinen Augen da,
Fast kann sein Arm, sein Athem sie berühren,
Die heimlich sonst sein Blick von fern nur sah.
Unmöglich ist's, er kann sie nicht verlieren,
Sie scheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah —
O rasche Lieb', o täuschendes Vertrauen,
Du wirst ein Schloß auf einen Sandkorn bauen!

Als nun gemach mit zitternd leisem Hallen
Das süße Lied der Sänger sich verlor,
Da schritt, umtönt von lautem Paukenschalle,
Mit stolzem Blick der Inderfürst hervor.
Rings reihten sich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen
Mit seidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

Und sieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felsengrund der alte Ganges streift,
Und das der Greif mit scharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge schweift,
Und jenes, das, wenn sie die tiefen Hallen
Des Hauses wölbt, die Aems' im Sande häuft;
Dies Alles schoß aus hundert schweren Schaalen
Auf einmal jetzt die tausendfachen Strahlen.

Doch köstlicher an Reinheit, Farb' und Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit schwer gediegner Welle
Im weiten Kelch' das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als diesen Kelch der mächt'ge Fürst erhoben,
Begann er so der Gabe Werth zu loben:

Das Licht nur weckt die ersten zarten Blüthen,
Im Licht nur kann die späte Frucht gedeih'n;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entsprühten,
Sog tief der Schooß der dunklen Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönste, dir zu bieten.
Der Sonne Bild ist ja das Gold allein;
Drum krönt es auch der Fürsten Stirn zum Zeichen,
Daß sie an Huld und Macht den Göttern gleichen.

So spricht der Fürst. Und wie der Wirth beim Mahle
Das köstlichste den gnäd'gen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der schwer herniedersinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thaus, der süß im Fallen klingt.
Doch, tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

Digitized by Google

Und zürnend tritt, in ſeinem Wahn betrogen,
Der Fürſt zurück mit halb erſticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobana's Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung ſchlug;
Und mit ihm kam der Diener Schaar gezogen,
Die in der Hand kryſtallne Muſcheln trug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man faſt bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott ſei ſelbſt emporgekommen,
Mit reicher Gab' um ſeine Braut zu frein:
So herrlich iſt der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht ſich in den Muſcheln reihn.
Noch ſtaunen rings die Männer und die Frauen,
Da ſpricht er ſo mit kühnerem Vertrauen:

Die Sonn' erquickt, doch kann ſie auch verzehren:
Doch friedlich ſchafft der nächtlich ſtille Thau:
Ihm gnügt es nicht zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au!
Die Roſe muß zur Sonne ſich verklären,
Das Veilchen ſich zum luft'gen Sternenblau;
Doch nur zu bald zerrinnt ſein zarter Schimmer,
Und nur ſein Bild, die Perle, leuchtet immer.

So ſpricht der Mohr und ſtreut mit ſtolzen Blicken
Die reiche Saat umher in's weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die ſchlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken
Und ſieht getäuſcht die Roſe ſchon entblühn;
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als ſo der Stolz des reichen Mohren ſchwindet,
Hebt Saba's Herr ſein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, ſein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Baſt gegründet,
Ruht ſein Geſchenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der ſüß mit leiſer Schwinge
Die Körb' umſpielt, ſchon ahnen, was er bringe.

Denn jeden Strauch, worin auf Saba's Auen
Der heiße Strahl die ſüßern Düfte pflegt,
Die Blüthen dort, die ſtets zur Sonne ſchauen,
Die Aehren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt,
Was köſtlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit dieſem Wort der mächt'ge Freier:

Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da Beider Licht ſich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geiſtes friſches Leben
Mit lauem Hauch durch Höh'n und Tiefen ſchwimmt?
Mag drum der Menſch nach Gold und Perlen ſtreben,
Der Weihrauch iſt den Göttern nur beſtimmt;
Er kann allein auf unſichtbaren Schwingen,
Des Geiſtes Bild, zum hohen Himmel bringen.

So ſpricht der Fürſt, und in kryſtallnem Spiegel
Verſammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerſtreut mit buntem Flügel
Der ſüße Duft ſich durch den dunkeln Hain;
Ein zart Gewölk' umwallt den Blumenhügel,
Ein ſel'ger Rauſch nimmt Aller Herzen ein.
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als nun beſchämt die ſtolzen Freier ſtehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Frau'n, die edlen Ritter ſehen,
Und ſelbſt Aſtolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuſeln und ein Wehen,
Wie wenn die Fluth von leiſen Wogen ſchwillt;
Auf Lüften ſchien und Wellen, wie vom weiten,
Mit ſüßem Klang dies Wort heranzugleiten:

Tief ruht das Gold in unterird'ſchen Hallen
Und ſchlummert träg und glanzlos im Geſtein;
Und ſoll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf ſie der Strahl die Funken ſtreun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur ſein ſcheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?

Nie wird dem Stoff des Geiſtes Werk gelingen,
Der heiter ſich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß ſich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im ſüßen Wechſelſtreit,
Und Form und Form anmuthig ſpielend ringen,
Bis athmend ſich das zarte Kind befreit
Und, reich begabt im Duften und im Blühen,
Zurückgiebt, was der Meiſter ihm verliehen.

So ſprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte ſie mit liſpelnd leichtem Laut.
Und ſchon begann der Mond emporzuſteigen,
Die Erde lag gleich einer blüh'nden Braut,
Die, leiſ' entſchlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenſchaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreiſe ſich mit ſittig ſtillem Gang,
Indeß, durchſpielt von träumeriſchen Tönen,
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte ſich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann ſtand er zart und ſchlank.
Und auf das Bild des ſchönen Jünglings ſchauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

Dann ſpricht er ſo: Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umſonſt die Fürſten ſich bemüht;
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im ſtillen Herzen blüht.
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch ſingen,
Man hört ja gern ein ſanftes Schlummerlied,
Wenn leiſ' empor aus tiefem Waldesſchweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume ſteigen.

So ſpricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Aſtolf den Scepter fürſtlich mild.
Und Jener läßt in's weiche Grün ſich nieder,
Das ſchon der Thau mit neuen Düften füllt,
Erſt flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Geſang und Wort den Saiten ſich geſellen.

Und horch, er ſingt, wie leiſ' aus tiefen Keimen
In ſichrer Nacht der Roſe Kelch ſich webt
Und, dicht umhegt von grünen Blätterſäumen,
Vom friſchen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch ſchon in ihren engen Räumen
Die reiche Form ſich üppig drängt und hebt,
Doch ſtill der Geiſt, von Luſt und Leid geſchieden,
Noch ſchlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit ſeinem Wehn und Wallen,
Mit ſeiner Luſt durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieſeln klingt,
Wenn Blüthen rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch ſie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Luſt, des Lebens ſel'ge Fülle.

Doch nicht, wie rings beim erſten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knoſpe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen ſtreben
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verſchwendet ſie in raſcher Luſt das Leben,
Und knoſpet lang, um herrlicher zu glühn;
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Bruſt gefangen.

Doch wenn gemach die Hüllen ſich entfalten,
Und ſich mit Gold des Buſens Tiefe füllt,
Blickt heller ſtets durch ſeines Kerkers Spalten
Mit friſcher Luſt das holdverſchämte Bild,
Und freut ſich ſtill der wechſelnden Geſtalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt;
Ihr früheſter Duft, des Athems erſtes Weben
Iſt Liebe ſchon und wähnt, er ſei nur Leben.

Digitized by Google

Ja herrlich ist's, wenn nicht mit Blitzesschnelle
Ein fremder Geist, von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt
Und unerschöpft die reiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Wenn nach und nach die süße Hülle bricht:
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand.
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem frommen Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und staunend niederschaut:
So blickt auch sie verschämt herab von oben
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind:
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt reicher stets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie giebt.
Selbst wenn er spät in's Meer hinabgegangen,
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann sich andre Blumen schließen,
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn.
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen,
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind
Und steht verschämt, vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

So blüh' empor zum reichen, keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh' entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht und dufte nah' und fern!

Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er giebt sein letztes gern.
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

So sang Alpin. Und als er ausgesungen,
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn;
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen,
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht;
Gestalt und Form strebt Alles zu gewinnen,
Und blühend tritt in's Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leis' umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt:
So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt;
Doch läßt ihr Kelch, wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung, von ferne nur sich sehen.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor;
Und rings umher verwebt sich leis' und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tief athmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüthen, Wolk' und Welle.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkannt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt
Und süß verschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Gluth des Kusses tief entzündet,
In *ein* Gefühl sein ganzes Leben schwindet:

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für *eine* Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht und, kaum genossen, flieht!
Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen.

Digitized by Google

Indessen scheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch Alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüthen und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold;
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greifen tragen.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stien ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen.
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn;
Sie, schlank und zart im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Klotilden und Alpinen,
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu Jenen
Die Liebenden und sprach mit milden Tönen:

Empfangt den Sohn, den ihr so lang' verloren!
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt.
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt;
Sein Zauber hat den regen Geist beschworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene Zwei, noch eh' die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Aeltern hingesunken,
Hier weint Klotild', und drüben jauchzt Alpin.
Und wie im Sturm die längst begrabnen Funken
Erloschner Gluth zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung sich freuen,
Am alten Glücke Der, und Der am neuen.

Welch' Wiedersehn! welch' reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint;
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.
Und rasch beginnt sich Alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

Da scheidet still die Königin der Feen,
Und heimlich schleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft um's holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein still verhehlend Dach;
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet,
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied,
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüsternd leise Spiele.

Und wo die Zwei verschämt, mit feuchten Blicken
Vom süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
Beginnt der Hain sich enger zu verstricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn;
Rings glänzt der Thau, und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün,
Der Efeu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüth' und Laub sein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild;
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt;
Doch leicht nur will die blüh'nde Ranke scherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün verstohlen
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros' und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüthen.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien;
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn.
Und mir ist nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Friedrich August Schulze,

(mit seinem Schriftstellernamen Friedrich Laun) am 1. Juni 1770 zu Dresden geboren, mußte sich, frühe den Studien bestimmt, in der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums die Mittel dazu durch mühsamen Dienst erwerben, bis er 1797 nach Leipzig gehen konnte. 1800 kehrte er nach Dresden zurück und der Beifall, den seine ersten Romane fanden, bestimmte ihn, auf der schriftstellerischen Laufbahn zu bleiben. Dabei nahm er 1807 ein Secretariat bei der Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commerziendeputation an und erhielt 1820 den Titel eines königlichen Commissionsraths. Er ist auch Doctor der Philosophie. Von den unendlich vielen Produkten seiner überaus fruchtbaren Muse können hier nur die bedeutenderen namhaft gemacht werden:

Eine große Anzahl Romane, seit 1790:

Das Geisterregiment.
Der Mädchenhofmeister.
Der Mann auf Freiersfüßen.
Heirathshistorien.
Das Kleeblatt. 3 Thle.
Gottliebs Abenteuer vor der zweiten Hochzeit. 2 Thle.
Die Gevatterschaft.
Prinz Gelbschnabel.
Reisescenen. 2 Thle.
Reisen und Irrthümer eines Heirathslustigen. 2 Thle.
Schloß Riesenstein. 2 Thle.
Seifenblasen. 2 Thle.
Rudolf von der Linden. 3 Thle.
Kleine Erzählungen. 2 Thle.

Digitized by Google

Kleinigkeiten. 3 Thle.
Geschichten und keine. 2 Thle.
Glitt und seine Freunde.
Glitts gesellige Abende. 3 Thle.
Kleinstädtereien. 2 Thle.
Gespenstergeschichten. 2 Thle.
Brautproben, Novellen. 2 Thle.
Glitts Erzählungsabende. 4 Thle.
Der Liebhaber ohne Geld. 2 Thle.
Der große Mann in Liebesnöthen. 3 Thle.
Die Luftschlösser. 2 Thle.
Der Landjunker und sein Pudel. 2 Thle.
Meine Verlegenheiten. 2 Thle.
Die Freiredoute. 2 Thle.
Familienglück. 2 Thle.
Wiederklänge von Leben und Kunst. 3 Thle.
Die Stiefmutter. 2 Thle.
Die dritte Liebe. 2 Thle.
Die Handschuhe. 2 Thle. u. s. w.
Lustspiele. Dresden, 1807.
Gedichte. Dresden, 1828.

Ein überaus anmuthiges Talent wußte S. namentlich in seinen Darstellungen aus dem kleinbürgerlichen Leben mit großer Gewandtheit, Naivetät, Geist, Witz, Humor, schöpferische Phantasie und gute Darstellung sammt wahrer Anspruchlosigkeit zu verbinden, doch hat er auch in einigen seiner Erzählungen und seiner lyrischen Gedichte bewiesen, daß er sich in höheren Regionen mit gleichem Geschick zu bewegen weiß. Unter den Romanschriftstellern früherer Tage ist er in seinem Genre unbedingt wie der fruchtbarsten, so der talentvollsten Einer, und wenn sich auch im Ganzen der Geschmack des deutschen Publikums einer anderen Richtung zugewandt hat, wird Friedrich Laun doch fortwährend Freunden einer harmlosen, naiven und erheiternden Lectüre willkommen bleiben.

Der Rappe.

Erzählung von Friedrich Laun.

Die Glorie.

Zum mittelsten Fenster im neuerbauten Hause des Bürger- und Horndrehermeisters Mützenkönig streckte so eben Röschen, sein jüngstes Töchterlein, das blondlockige Köpfchen so weit als möglich heraus; vermuthlich, um zu sehen, ob draußen besser Wetter wäre, als in der Stube. Denn in der war wieder einmal gar kein Auskommen mit ihrer guten Mutter. Diese hatte aber auch freilich den Kopf voll genug. Ihr schöner, für die bevorstehende Rathswahl herangezogener Mastdammel war seit einigen Tagen außerordentlich unpaß, die neue Magd wollte ebenfalls nicht einschlagen, und doch stand übermorgen das Reihe um gehende Bierbrauen wieder einmal an ihrem Eheherrn. Dazu kam noch, daß letzterer seine Lieblingsgrille, das Haus mit einem vergoldeten Ochsenkopfe zu verzieren, doch noch, gegen den Widerspruch des Fleischerhandwerks durchgesetzt hatte, welches dieses Zeichen ausschließend für sich behalten und ihm, als Horndreher, nur die Hörner zugestehen wollte. Wäre es seiner Hausehre nachgegangen, so würde eher ein Merkmal des Bürgermeisteramtes über die Hausthüre gesetzt worden sein. Theils aber fand sich kein dasselbe so recht aussprechendes Abzeichen, theils und hauptsächlich meinte der Hausherr, daß er keineswegs der Bürgermeisterwürde, sondern dem Horndrehen sein bischen Wohlstand verdanke und den Ochsenkopf besonders darum den Hörnern beigesellt habe, weil er der Sache ein stattlicheres Ansehen gewähre, auch die Hörner allein zu allerlei einfältigem Witze Veranlassung geben.

Die dem Untergange zueilende Sonne warf eben ihre Strahlen auf die neue Hauszierde, so, daß das unmittelbar drüber herausguckende rothwangige Mädchen davon geblendet, die Hand über die blauen Augen halten mußte. Die goldenen Hörner, zwischen welche das niedliche Köpfchen gerade zu stehen kam, bildeten so eine Art von Glorie um die in der That recht niedliche sechszehnjährige Person.

Der Schofel.

Auf dem ganzen Markte, den das liebe Kind überschauen konnte, war in diesem Augenblicke kein lebendiges Wesen zu sehen, als ein unglückseliger, alter Rappe, der seinem regelmäßigen Knochenbaue nach, in der Jugend gewiß prachtvoll und wohlgenährt einherstolzierte und nun als ein Marterholz von Philistergaul nur noch in der faltenreichen Haut hing. Der junge Mann, welcher das arme Thier führte, schien, dem unscheinbaren Mantel und ergrauten Hute nach, eben auch nicht in den Gemächern des Wohllebens zu Hause. Das schwarze Auge aber, das zwischen den goldenen Hörnern gleichsam einwurzelte und die Röthe, so dabei sein ganzes Gesicht überflog, dünkte Röschen denn doch gar nicht zu verachten.

Darf ich fragen — sprach er, näher kommend, zu ihr hinauf — ob ich hier ein Quartier erhalten kann?

Ein Quartier, Mutter! rief Röschen, wie betäubt von der Anrede, in die Stube hinein.

Was? entgegnete die Bürgermeisterin höchst verdrießlich, den Borstbesen hoch aufgehoben, an das Fenster tretend.

Der Reisende wiederholte seine Frage.

Warum nicht gar! antwortete sie, das Fenster unwillig zuschlagend, von dem sie Röschen schon zuvor nicht allzusanft hinweggeschoben hatte.

Nun ging es aber über das arme Mädchen her, daß sie nicht gleich die rechte Antwort gegeben. Aufrichtig zu sein, so hatte die kleine Gutmüthigkeit die Verneinung gegen das hübsche Jünglingsgesicht gar nicht über die Lippen bringen können.

Uebrigens habe ich alles das vorausgesehen! — fuhr die erhitzte Frau Bürgermeisterin fort — jeder einwandernde Fleischerbursche wird unser Haus für die Herberge seines Handwerkes halten, und jeder Schofel, wie dieser, für einen Gasthof, wo er sich geradezu einquartiren kann. —

Just solche!

Gern hätte Röschen gegen das Schimpfwort appelirt, aber das gar zu griesgramige Gesicht der Frau machte solches in diesem Augenblicke durchaus unrathsam.

Ueberhaupt — fuhr die Aufgebrachte fort — würde sich's besser schicken für dich, nachzuforschen hier, wo etwas fehle, als sich mit halbem Leibe zum Fenster hinauszulegen und jedem Narren Rede zu stehen.

Der Narr fuhr dem reizenden Kinde abermals verletzend in das niedliche Näschen. Wenn — dachte sie — die Narren solche wunderhübsche Feueraugen in ihren Köpfen haben, wie der, welches Jüngferchen wird denn noch einen Geschiedten zum Manne nehmen wollen? Auf eine höchst sonderbare Weise war ihr nämlich bei dem jungen Fremden sogleich eingefallen, daß sie ohnstreitig auch einmal heirathen werde, so gut wie Nachbars Lottchen, ihre Busenfreundin, daß aber dann ihr künftiger Gatte Augen haben müsse wie der Fremde, und zwar just solche! —

Die lehrreiche Wahrheit.

Röschen dachte das in aller Stille. Der Mutter suchte sie indeß zu Gemüthe zu führen, daß sie sich ja vorhin, als sie mit ihrem Nähen fertig war, selbst erboten hätte, das Abwischen des Geräthes an ihrer Stelle zu besorgen; aber fruchtlos.

Als ob es sonst gar nichts zu thun gäbe! versetzte die Mutter. Räuchern zum Beispiel!

Röschen flog hinweg. Im Nu war sie wieder zurück mit der Kohlpfanne und Wachholderbeeren darauf. Da wollte ihre Mutter vor Dampf ersticken. Kurz, weder Röschen, noch sonst Jemand konnte es heute der Frau recht machen, weil sie, wie gesagt, den Kopf viel zu voll hatte.

Mache, daß du fortkommst! — sagte endlich die verdrießliche Frau Bürgermeisterin — Es ist ohnehin nichts mit dir anzufangen.

Herzlich gern unterließ Röschen die Rüge eines Wortes, das weit mehr, als auf das arme Kind, auf dessen mürrische Mutter paßte, um zu ihrer neuverheiratheten Freundin Lottchen zu eilen. Nothwendig mußte sie dieser von dem jungen Fremden mit den kohlschwarzen Augen erzählen, dessen Erscheinen ihr sogleich beim ersten Blicke die lehrreiche Wahrheit in's volle Licht gesetzt hatte, daß Kleider nicht Leute machen.

Die Aehnlichkeiten.

Allmählig dämmerte ein überaus wichtiger Abend für die Stadt heran, wo von jeher die Kinder entfernt wurden, von denen nur noch eins, eben das sechszehnjährige Röschen, im Neste zurückgeblieben war, der Abend, wo die sogenannte Rathsvorwahl im Hause des regierenden Bürgermeisters gehalten ward. Um einen runden Tisch saß da gewöhnlich der enge Ausschuß eines wohllöblichen Stadtmagistrats, und die Frau Bürgermeisterin zwar nicht mitten darunter, aber doch in der Nähe, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt.

Digitized by Google

Besonders behauptete die dermalige regierende Bürgermeisterin auf die Rathsvorbeschlüsse dieses Abends einen wesentlichen Einfluß, der sich noch aus der früheren Zeit herschrieb, wo sie mit Recht für die Krone der ganzen Stadt gegolten hatte. Manche, bereits vergelbte Kaffeeschwester sagte damals der andern in's Ohr, daß sie ihrem Manne, dem sehr geschickten Horndreher, in's Handwerk greife und wollte Aehnlichkeiten zwischen einigen ihrer Kinder und ein Paar dortigen Senatoren entdecken. Das alles rührte lediglich vom Neide ganz allein, wo nicht gar von ihrer besondern Tugend her.

Potz Kinder!

Potz Kinder und kein Ende! rief, als man schon eine halbe Stunde am runden Tische von Nebendingen geschwatzt hatte, der Bürgermeister Mützenkönig, ein Wort, dessen häufiger Gebrauch die Erklärung seines Ursprunges nöthig macht. Wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit seiner Ehegattin pflegte er solches ehedem zu sagen, wenn sie ihm meldete, daß sie schon wieder guter Hoffnung sei. Späterhin, wenn die Kinder Unfug machten, bediente er sich dieses Sprüchworts, weniger passend, ebenfalls und weil der Kinderunfug sehr häufig vorkam, so wurde ihm diese Rede dergestalt zur andern Natur, daß er, wenn er hitzig, oder auch nur verdrießlich wurde, sie auch da anbrachte, wo sie im mindesten nicht hinpassen wollte.

So sagte er auch damals: Potz Kinder und kein Ende, will denn die linke Seite heute ganz wegbleiben?

Die Demonstration.

Längst habe ich das mir vorgestellt! sprach hier die am Ofen spinnende Frau Bürgermeisterin und legte die Spindel aus der Hand. Das rührt allein von dem allerliebsten Ochsenkopfe über unserer Hausthür her. Jetzt zeigt dir dein Mitbürgermeister, der Fleischhauer Mehrmann, daß er auch zum Rathe gehört, und seinen Anhang so gut hat, als du.

Nach manchem Hin- und Herreden, meinte die Majorität der Anwesenden, daß der heutige Beschluß sich schon gelten machen werde. Glauben sie mir, liebe Frau Gevatter — sprach einer der ausgezeichnetesten Senatoren, der Bäckermeister Purrmann — Alles wird sich fügen und schicken. Unser Kollege Mehrmann hat allzuviel gelitten unter der Schreckensregierung des seligen Stadtschreibers, um unserm gerechten Willen in den Weg zu treten. Auch seinem Eidam, dem Kämmerer, habe ich unser löbliches Vorhaben mitgetheilt und seine stillschweigende Beistimmung erhalten. Das heutige Wegbleiben einiger aus unserer Mitte, ist, wie mein Sohn, der Feldwebel, zu sagen pflegt, eine bloße, leere Demonstration. —

Nachrichten.

Das glaube ich wohl auch! bekräftigte der Hausherr. Potz Kinder und kein Ende, wenn ich bedenke, wie der nunmehr im Herrn ruhende Stadtschreiber bei Lebzeiten einem ganzen, wohlweisen Magistrate, salva venia auf der Nase herumtrommelte, so kann ich durchaus nicht fürchten, daß irgend ein Mitglied unseres Corps seiner Ehre so gram sein sollte, um die Beibehaltung der Stadtschreiberstelle für erforderlich, oder auch nur zulässig zu erachten. Nein, verehrte Herren und Freunde, kein Stadtschreiber mehr in Reiffenthal!

St! rief der Senator Purrmann, nur nicht so laut, so gar laut. Mit weithin klirrenden Kourierstiefeln dürfen wir diesen Wahlspruch nicht in die Welt hineinschreien; unser Vorhaben, keinen Stadtschreiber mehr in hiesiger Stadt zu dulden, müssen wir blos auf leisen Filzschuhen auszuführen suchen.

Aber die Bürgermeisterin, aufstützig geworden durch den seltsamen Einfall, die Stadtschreiberstelle nicht wieder zu besetzen, hatte das Spinnrad verlassen und trat, an Blässe und Wildheit einem zürnenden Schatten gleich, beide Arme in die Seite gestemmt, dicht zu dem Redner hinan. Liebwertheste Frau Gevatter — fuhr der Herr Purrmann fort — ich weiß recht gut, was sie sagen wollen, und daß wir ihren Herrn Pathen, den Organisten Backofen, neulich in der provisorischen Vorwahl so gut schon wie zum Stadtschreiber ernannt hatten. Allein bei näherer Erwägung und hauptsächlich zufolge eingezogener Nachrichten bei der Kanzlei der höhern Behörde in der Residenz, würden wir damit durchaus nicht fortkommen.

Historische Notizen.

Als aber auch hierdurch der böse Dämon aus dem Gesichte der Frau Gevatter noch immer nicht weichen wollte, fuhr der Herr Senator, im Hochgefühle seiner geschichtlichen Kenntnisse, mit größter Wichtigkeit also fort: Allerdings besagen uralte Schriften, daß einst in hiesiger Stadt Reiffenthal einem Organisten zu Vermehrung seines schmalen Einkommens zugleich die Stelle des Stadtschreibers mit übertragen wurde. Seitdem mögen wohl eine ziemliche Zeit lang beide Stellen durch eine und dieselbe Person verwaltet worden sein. Späterhin hat der Stadtschreiber die Organistenstelle zwar auch mit erhalten, aber solche gewöhnlich einem Andern überlassen. Nun würde es freilich sehr ersprießlich sein, wenn wir ihrem guten Herrn Pathen, mit Einziehung eines Theils des den zeitherigen Stadtschreibern abgereichten Jahrgehalts die erledigte Stelle zugleich einräumen könnten. Es ist auch, ich muß es gestehen, ein überaus lieber Mann, der eine weit bessere Figur machen würde, als der selige Stadtschreiber. Denn der, wenn er schrieb, hing bekanntlich immer so sehr auf die eine Seite, daß die unwissende Bürgerschaft häufig glaubte, das habe auf die Rathsbeschlüsse Einfluß gehabt. Aber, aber, wir hörten schon ein Vögelchen pfeifen, daß wir ihn in der Residenz als Stadtschreiber nicht durchbringen würden.

Das alte Herkommen.

Die Frau Bürgermeisterin erklärte das für die schreiendste Ungerechtigkeit, da der Organist Backofen ein überaus reinliches Händchen schreibe.

Ja — sprach Herr Purrmann — das ist ja eben das Uebel: Ein Stadtschreiber soll heutzutage nicht wie vormals, wo jeder Organist dazu taugte, blos mit der Hand, er soll auch mit dem Kopfe schreiben, und dafür, daß er das versteht, Universitäts- und andere Zeugnisse aufzuweisen haben. — Daher denken wir denn in unserm allerunterthänigsten Berichte darauf anzutragen, daß zum Besten der verarmten Kämmerei die erledigte Stadtschreiberstelle durch den Aktuarius so lange verwaltet werde, bis ein Stadtschreiber sich gefunden, der auch zugleich das Orgelspiel selbst übernehmen könnte. Das wird nun vermuthlich Weile haben. Wir getrösten uns übrigens der Genehmigung des Antrags ganz sicher. Denn wir wollen uns auf das alte Herkommen berufen, welches schon darum, weil das Sportelwesen enge zusammenhängt mit ihm, bei der höhern Behörde außerordentliche Protektion findet.

Der Titel.

Uebrigens, gute Frau Gevatter, — fuhr er tröstend fort — werden wir, wie wir hier versammelt sind, gewiß nichts dagegen haben, wenn ihr Herr Pathe, zu dem, was er bisher von dem seligen Stadtschreiber bezog, noch eine kleine Zulage erhält. Und — fuhr er, als die Hauswirthin noch immer mit finstrer Miene den Kopf schüttelnd dastand, desto freundlicher fort — sollte ihnen vielleicht der Titel Organist nicht zusagen, wie wäre es da, wenn ihn der Rath zu seinem Musikdirektor ernennte? Frau Musikdirektorin, gelt, Frau Gevatter, das klänge wohl so gut wie Frau Steuereinnehmerin, oder Gleitsmannin?

Wirklich zuckte bei diesem Worte ein Strahl der Heiterkeit durch das Gesicht der braven Frau, der aber nur allzubald wieder erlosch. Unter uns gesagt, sie hatte die Idee, ihrem Röschen den Herrn Pathen Backofen zum Manne zu geben.

Die Furcht im Finstern.

Die Frau Bürgermeisterin glaubte mit Zuversicht, Röschen sei vermuthlich zu keiner Seele, als der alten Frau Haidekraut in der Judengasse gegangen, an die ihr ein Auftrag mitgegeben worden. Allein, wie gesagt, des Mädchens Sinn stand auf Lottchen und die Herzensergießung gegen diese über den jungen Fremden mit dem schwarzen Auge, das gerade so schön war, als das schwarze Pferd häßlich, welches er am Zaume führte. Daher eilte sie unmittelbar nach verrichtetem Auftrage zu dem Kuhthore hinaus, auf den wilden Mann, an dessen Besitzer ihre Freundin Lottchen eben verheirathet war.

Ach Lottchen — begann sie, als sie das hübsche junge Weibchen allein antraf — wenn ich dich nicht zu Hause gefunden hätte, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Es ist doch auch gar nicht mehr hübsch, seit du so weit aus der Stadt weggeheirathet hast und seit mein Vater und dein Schwiegervater so uneins mit einander leben, daß man allemal Nothlügen machen muß, um dich nur zu sehen. Und ich hätte mich gar nicht herauswagen können, wüßte ich nicht, daß unser Altgesell alle Tage hierher kommt zu Doppelbier, weil mir sonst der Begleiter zurück nach der Stadt gefehlt hätte. Im Finstern aber fürchte ich mich allzusehr.

Fragen.

Weißt du noch, Lottchen — fuhr sie seufzend fort — wie du deinen jetzigen Mann vorm Jahre beim Pfingstschießen an der Würfelbude zum ersten Male gesehen hattest und mir dann sagtest, daß dir gleich ganz anders geworden wäre, als sein Blick nach dir gegangen war? Siehst du, Lottchen, gerade so ist mir's vorhin geschehen. Wie der hübsche Mensch sein Auge auf mich warf, war mir's doch gleich — wie soll ich sagen? — als ob die ganze Welt unterginge und er allein noch übrig sei. — Leider, kam das nachher ganz anders; die Welt blieb und der hübsche Mensch war über alle Berge. Ach Lottchen, bist du damals glücklich gewesen — gegen mich genommen heute! Du wußtest gleich, daß dein nunmehriger Mann Abends mit beim Schützenschmause sein würde; ich hingegen weiß auch gar nicht, wo man den lieben Menschen wiedersehen kann

Digitized by Google

Nicht einmal nachblicken konnte ich ihm, der Mutter wegen, die mich gleich hinein in die Stube riß. Sie denkt freilich, ich würde doch noch einmal ihren Herrn Pathen, den Organisten, heirathen. Aber da soll mich der Himmel in Gnaden bewahren, zumal nun, da ich den heutigen gesehen habe. Zwar wird der Organist — denke nur, Lottchen! — Stadtschreiber werden, wie die Mutter meint. Ei und wenn er König würde und im Golde säße, bis über die Ohren, ich möchte ihn doch nicht. Jetzt, gutes Lottchen, rathe mir nur, wie ich's anfangen soll, daß ich den hübschen Menschen mir wieder aus dem Sinne schlage. —

Das Raubthier.

Im selbigen Augenblicke noch ging die Thür auf und Röschen sah erst eine Sekunde lang nach ihr hin, dann drückte sie ihre beide blauen Augen in Lottchens scharlachrothes Halstuch und sprach: Ach Gott, wie wird mir nur mit Einem Male!

Natürlich schrie bei diesem Ausrufe die theilnehmende Freundin hoch auf und der Eingetretene lief eiligst zu. Doch kaum hatte Lottchen, um nur gleich in die Kammer nach dem Schauerschen Balsam zu springen, die Halbbewußtlose inzwischen der Sorgfalt des jungen Mannes anvertraut und er sie fest in seinen Armen gehalten, so schlug sie auch schon die Augen wieder empor. Da schien sie erst zu glauben, sie blickte mitten in den Himmel hinein, besann sich aber gleich wieder, daß es nur das Gesicht des nämlichen jungen Mannes war, der vorhin vom Markte aus nach dem Fenster zu ihr hinaufgesprochen hatte. Ob ihr aber schon bei der holden Freundlichkeit seines Gesichts auf der Stelle der Vers wieder einfiel, den sie erst am Sonntage in der Kirche mitgesungen:

Er ist ja kein Bär, noch Leue,
Der sich nur nach Blute sehnt.

so machte sie sich dennoch gerade so angelegentlich von ihm los, als ob wirklich solch ein Raubthier sie in den Klauen hätte.

Der verlorne Grund.

Lottchen eilte eben zurück und fragte: Was fürchtest du dich denn so, mein gutes Röschen? Es ist ja unser Vetter Karl. Gott Lob und Dank übrigens!

Dazu netzte die Mitleidvolle die Finger mit der Flüssigkeit aus dem Gläschen, das sie mitbrachte, und bestrich die Schläfe der Wiederhergestellten, sie im neuen Wohlsein, wo möglich, noch mehr zu befestigen.

Röschen hatte freilich in gewisser Rücksicht mit ihrer Angst ganz Recht. Das war der Weg schwerlich zu Ausführung ihres Vorsatzes, sich den neuen Bekannten aus dem Sinne zu schlagen, denn vor dem abgeschabten grünen Mantel hatte sie vorhin den schönen Wuchs gar nicht wahrnehmen können, über den ihr Blick jetzt nur dann und wann schnell und leise, wie man mit der Hand über den Pelz eines vergitterten reißenden Thieres fährt, von dem man furchtet, es könne plötzlich sie wegschnappen, hinstreifte. Uebrigens war der Grund, sich ihn aus dem Sinn zu schlagen, verloren gegangen. Sie hatte es ja nur darum thun wollen, weil sie nicht hoffen konnte, jemals wieder mit ihm zusammen zu kommen.

Warum und wie?

Hör' einmal, Röschen — so sprach, wie jetzt Vetter Karl wieder hinausgegangen war, ihre Freundin lächelnd und hob dazu den Finger drohend auf — ich weiß noch so gut, als ob's heute gewesen wäre, wie mir das Blut zu Gesicht stieg, als ich mit meinem Manne zum ersten Male zusammenkam und wie ich ihn da gar nicht ansehen konnte, und doch auch wieder ansehen mußte und wenn es mein Leben gekostet hätte! Als vorhin dein purpurrothes Gesicht wie Feuer auf meiner Brust brannte, fiel mir gleich mein damaliger Zustand wieder ein und dann vollends, als ich dich dem Vetter gegenüber sah. Er ist's — dabei bleibe ich — der zu dir vom Markte nach dem Fenster hinauf gesprochen hat.

Warum hätte Röschen ihrer lieben Vertrauten das verschweigen sollen und wie hätte sie es verschweigen können?

Lison.

Ach — sagte Lottchen — ist das ein guter Mensch, der Vetter Karl!

Röschen horchte hoch auf. Dann erzählte ihr Lottchen erst von der ungeheuren Gelehrsamkeit, die er auf der Universität eingesammelt, wie er darauf als Freiwilliger mit nach Frankreich gemußt, was für Heldenthaten ihm dort das allgemeine Ehrenzeichen erworben und wie mild und gut er sich auch gegen die armen friedlichen Bewohner des Feindeslandes erwiesen hätte. Einer seiner Kameraden habe das, vor wenig Tagen erst, ihr und ihrer Mutter ausführlich erzählt.

Ja — fuhr Lottchen fort — den Mädchen in Frankreich ist der hübsche, kindgute Deutsche auch gar nicht bitter vorgekommen.

Das kann ich mir denken! platzte Röschen heraus.

Nun, nun — sprach ihre Freundin lächelnd — seufze mir dabei nur nicht gleich so gar tief; denn sein Herz hat er wieder mit in's Vaterland zurückgebracht. Nahe dran aber mag es gewesen sein, daß er's der niedlichen Lison in Chatillon gelassen hätte.

Ach, tausend, ja hunderttausend Ohren wünschte sich Röschen in diesem Augenblicke, um nur keinen Laut zu verhören von der Geschichte, die ihr eben mitgetheilt werden sollte.

Vielleicht.

Der damalige Kamerad des Vetters — fuhr Lottchen fort — hat es uns nicht genug beschreiben können, was das für ein nettes, zierliches Wesen ist, die kleine Lison in Chatillon. Vetter Karl hat es auch selber wohl eingesehen und der Kuß, den er ihr beim Abschiede in der Eltern Beisein auf die Stirn gedrückt haben soll und die Thränen im Auge der lieblichen Person und im Auge der Eltern selbst, sollen ihm auf dem Rückmarsche noch manchmal eingefallen sein. Wer weiß auch — setzte sein Kamerad hinzu — ob er nicht Ernst gemacht hätte. Denn Lison's Eltern waren treffliche Menschen und die Ehrlichkeit selbst. Es plagte uns damals aber die einfältige Marotte, daß kein ächter Deutscher eine Französin heirathen dürfe. Späterhin ist vielleicht über seine Vorliebe zu dem Mädchen Gras gewachsen. —

Also?

Ohnstreitig galt das ach! welches jetzt zwischen Röschens schmalen Lippen hervorhauchte, dem unglückseligen Vielleicht der letztern Worte. Das Geschenk der größten und üppigsten Wiese in der Welt würde ihr gewiß lange, lange nicht so viel Freude gemacht haben, als das winzigste ächte Pröbchen von diesem Grase.

Und — fuhr Lottchen fort — trotz solchen vortrefflichen Eigenschaften ist der arme Vetter doch sehr unglücklich. Denn nun er wieder auf die Universität gegangen und bei der Prüfung unglaubliches Lob eingeerntet hat, fehlt es ihm am Besten, nämlich an dem, was unumgänglich Noth thut zum Fortkommen im Lande, am Zeugnisse für seine guten Sitten.

Also? — fragte Röschen und die Rede erstarb ihr im Munde und ihre Augen sahen so traurig drein, als ob ihr so eben Vater und Mutter auf einmal begraben worden wären.

Barmherzigkeit.

Doch Lottchen ergriff freundlich ihre Hand und sprach: Nein, gutes Kind, wirf deshalb um's Himmelswillen keinen Verdacht auf seine Lebensart: daß diese musterhaft zu nennen ist, muß ihm der Neid lassen. Allein wie das im Kriege geht, es haben sich Kamerabschaften zusammen gethan und er soll der Vorsteher einer solchen gewesen sein. Weil man nun glaubt, daß manche dieser Vereinigungen — worunter aber, darauf wollte ich gleich einen Eid ablegen, des guten Vetters Orden gewiß nicht mit gehört — gefährliche Dinge beabsichtigen, so verweigert man ihm, wie Allen, mit ihm in gleichem Falle, das Sittenzeugniß.

Und Vermögen haben ihm seine, durch die Lasten der Einquartierung ganz heruntergekommenen Eltern auch so blutwenig hinterlassen können, daß ihm schon jetzt so gut wie gar nichts übrig bleibt. Gleichwohl zeigt er sich so barmherzig und beschämte erst vorhin, als er hier ankam, durch die Gabe, die eine arme Blinde von ihm erhielt, einen recht wohlhabenden Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der die Alte zur Thür hinaus werfen wollte.

Die vorsichtige Unschuld.

Von zwei allerliebsten ächten, wenn schon nicht orientalischen Perlen, welche dabei Röschens Augen schmückten, mochte ohnfehlbar die eine der Freude und die andere dem Schmerze gelten. Es war ja wahrhaftig höchst erfreulich, daß ein so hübscher freundlicher Mensch auch so ein hübsches, freundliches Herz hatte! Um so mehr war es aber auch zu beklagen, daß, wenn es ihm nun einmal mit dem Sittenzeugnisse so konträr gehen sollte, das Schicksal ihm obendrein die Hände so leer ließ. Denn so viel wußte das gute Kind schon von dem Weltlaufe, daß man mit leeren Händen nirgend gern gesehen wird, am allerwenigsten aber ein Freier, der bei ihren Eltern um sie anhalten wollte.

Auch diesen Fall nämlich mochte die kleine vorsichtige Unschuld schon ein wenig in das Auge gefaßt haben. —

Digitized by Google

Auswanderung.

Lottchen mußte selber mit dem weißen Tüchlein über ihre Augen fahren, ehe sie, von der Freundin sichtbarem Antheile begeistert, fortfuhr. Und wohin, Röschen, glaubst du wohl, daß er jetzt gegangen ist?

Je weniger aber die Gefragte das errathen konnte, um so lieber hätte sie eben hierüber Auskunft gehabt.

Draußen im Stalle ist er! sprach Lottchen.

Wohl bei dem häßlichen, alten Rappen, den er an der Hand hatte, als er über den Markt kam?

Eben bei dem! die Geschichte mit dem Pferde muß ich dir doch noch erzählen. Die wird dir ausnehmend gefallen: Gar ermüdet war Vetter Karl von der Universität bis nach seiner Heimath gekommen; denn er hatte die Reise zu Fuß gemacht, Tag und Nacht hindurch, ohne sich einige Erholung zu gönnen. Weil ihm nun dort zur guten Aufnahme das Sittenzeugniß überall fehlte und seine Verwandten und Gönner, die schon glaubten, er werde ihnen zur Last fallen, ihn deshalb noch mit Vorwürfen überschütteten, so dachte er der ihm so unfreundlichen Vaterstadt auf der Stelle den Rücken zu kehren.

Feuersgefahr.

Nach seiner Erschöpfung aber durch die frühere Fußwanderung, fragte er bei einem Pferdeverleiher nach dem Miethpreise eines Pferdes bis hierher. Der Mann wollte aber gar zu hoch hinaus für des Vetters Umstände. Endlich sagte er indessen doch: damit sie meine Bereitwilligkeit sehen, ihnen zu helfen, sollen sie ein Pferd für so und so viel haben. Auf sein Aeußeres dürfen Sie freilich nicht zu sehr Rücksicht nehmen, auch müssen Sie darauf gefaßt sein, es zuweilen mit Sporn und Gerte zu strafen, wenn es etwa allzu faul werden sollte.

Somit führte er den Vetter in seinen Stall. Vetter Karl erschrak da ordentlich vor dem abgemagerten Thiere und schüttelte den Kopf. — Ja, sprach der Verleiher achselzuckend, wie das Geld, so die Waare. Schon wollte der Vetter fortgehen, da sah ihn das ausgehungerte Thier wie klagend an. Und er betrachtete es noch einmal und sprach zum Verleiher: wäre der Rappe nicht so ganz furchtbar heruntergekommen, so würde ich ihn für den nämlichen halten, auf dem ich einst den ersten Ritt in meinem Leben versucht habe. — Leicht möglich — antwortete der Verleiher, das Pferd gehörte wirklich in seiner schönen Zeit dem Herrn Justizrathe, ihrem Oheim.

Und — schaltete die Erzählerin ein, das sind Vetter Karls eigene Worte — und als ob es hier gegolten hätte, in der Ehre dieses Vetters, der ihn im jetzigen Mißgeschicke unter allen Verwandten gerade am schnödesten behandelt, die Ehre seiner Familie zu retten, so fragte er sogleich, was der Rappe kosten solle, wenn er ihn kaufe. Der Verleiher, aus dem Feuer des Fragenden den Ernst der Frage schließend, forderte ohnstreitig eine viel zu große Summe, ließ auch an derselben nur wenig nach. Der Vetter ritt schon aus dem Hause auf dem Thiere, da rief ihm der Käufer noch nach: Der beste Rath, den ich ihnen auf den Weg geben kann, ist: Strafen sie das Pferd fleißig, damit es guten Willen bekommt. Der Vetter bemerkte gegen mich, nur allzugern hätte er den Rathgeber für einen so bösen Willen gegen das ohnehin hartgestrafte Thier mit der Gerte tüchtig gezüchtiget.

Nach der ersten Stunde schon ward Vetter Karl inne, daß er die Reise weit besser und schneller zu Fuße, als auf solch einem Pferde hätte machen können, und hatte es daher auch größtentheils geführt. Gleichwohl ist er damit kaum bis hier heraus gekommen! Ist das aber nicht ein recht schöner Zug vom Vetter Karl, daß er, sogar in seiner Armuth, sich dieses Thieres auf solche Weise annahm? —

Ach, Röschen war so entzückt davon, so entzückt, daß, als der Vetter jetzt wieder in die Stube trat, sie an ihren Blicken recht zu hüten hatte, wenn nicht die Funken ihres glühenden Herzens daraus hinüberfliegen sollten zu ihm. —

Nein.

Und die Gluth ihres Herzens loderte noch stärker empor, als er seinem Mühmchen eine recht herzliche Freude darüber kund that, daß das arme Thier nun endlich doch wieder von der Krippe Notiz nahm, von der es Anfangs gar nichts hatte wissen wollen.

Ja — sagte er jetzt, sich an Röschen wendend — wenn das Haus, aus dessen Fenster sie schauten, ein Gasthof gewesen wäre, so hätte ich gar gern dort einkehren mögen, dem Thiere zu Gefallen, dem der Weg bis auf den wilden Mann fast zu viel wurde.

Dem Thiere zu Gefallen! Röschen, die bis dahin geglaubt hatte, er sei auf diese Einkehr halb ihr und halb sich selbst zu Gefallen bedacht gewesen, hätte vielleicht den Ausdruck übel nehmen können. Aber nein! daß die Einkehr ihr auch mit zu Gefallen geschehen wäre, meinte sie ohnehin aus seinem Auge schon gelesen zu haben. Dazu war es ihr, als ob sie dem armen, elenden Pferde selbst mit gut sein müsse, weil es solch ein Gegenstand seiner Sorgfalt geworden.

Die Bestie.

Ein Herr in Mitteljahren, vom Ansehn wohlerhalten und gut gekleidet, auf einem stattlichen Fuchse, stieg vor dem wilden Manne ab und kam dann auch in die Stube. Während Lottchen die von ihm bestellte Flasche Wein herbeiholte und Abendbrod für ihn bereitete, ließ sein Auge den Vetter Karl und Röschen keine Sekunde los, und das wirkte wie ein böser Zauber auf die vielen Worte, welche beide einander so gern gesagt hätten; kein einziges wagte sich ihnen auf die Lippen.

Das ist ja wohl — begann endlich der Fremde — der Herr, den ich vor Kurzem in der Stadt bemerkte? Richtig, sie sind es. Sie führten ein Pferd mit sich, ein heilloses Thier. Sagen sie mir um Gotteswillen, wo sind sie zu solch einer Bestie gekommen?

Darlegung der Umstände.

Vetter Karl erzählte hierauf, aber nur ganz kurz und flüchtig, wie er aus Mitleid mit dem Pferde und damit nicht in dessen letzten Tagen die Hand eines Fühllosen und derjenigen, die im Sinne desselben handelten, allzuhart auf dem ausgedienten Thiere laste, dasselbe erkauft habe.

Ei, ei — sagte kopfschüttelnd der Fremde — dergleichen sind warlich keine Rathkäufe. Wer's in der Welt zu etwas bringen will, der wenigstens darf sich nicht auf solche Händelchen einlassen. Vielleicht aber sind der Herr mit Glücksgütern schon reichlich genug versehen, und dann kann man ja wohl einmal so eine freundliche Schnurre mitmachen.

Karl äußerte scherzhaft, daß die Glücksgüter just sein Fach eben gar nicht wären.

Noch schlimmer, mein lieber Herr! Indessen ein einträgliches Aemtchen, oder Aussichten darauf, das kann dafür schadlos halten.

Leider — antwortete Karl — sind auch meine Aussichten schon dahin!

So frühzeitig?

Die Art von Vorwurf in des Fremden Miene machte, daß der junge Mann durch eine kurze Darlegung der Umstände sich von allem bösen Verdachte befreien zu müssen meinte.

Vorurtheile.

Als besorge der Wohlhabende schon, daß der Allzufreigebige vielleicht gar auf den bösen Einfall gerathen könne, ihn um Unterstützung anzugehen, so zog er sich, ziemlich finster aussehend, mit seinem Essen, welches Lottchen jetzt hereinbrachte, nach einem benachbarten Tische zurück, die jungen Leute ihrem Schicksale überlassend.

Eine Stunde später, als es schon dunkel war, verließ er das Haus wieder. Zuvor aber schien er doch dem Vetter Karl eins anhängen zu müssen, und sagte: Zu guter Letzt, junger Mann, will ich ihnen noch eine Lehre geben, die reichliche Zinsen eintragen kann. Sorgen Sie für das Erste hübsch für sich selbst, ehe Sie an Andere denken. Erzählen Sie auch Niemanden die rührende Historie mit dem alten Pferde. Denn ob man schon heutzutage hier und da das sogenannte Mitleid mit den Thieren unter die Tugenden zählen will, so lachen die Vernünftigen doch über dergleichen Vorurtheile, die zu gar nichts führen können.

Glaubensbekenntniß.

Die laute Lache des Hinwegreitenden scholl noch von außen in die Fenster, und Vetter Karl bedauerte sehr, daß er den Fühllosen so gutmüthig mit seiner ganzen betrübten Lage bekannt hatte machen können, ja er bedauerte jedes Wort, das an ihn verloren gegangen war. Röschen aber zeigte sich noch einmal so böse, als er, auf den Barbaren und bestürmte Lottchen mit Vorwürfen, daß sie ihn nicht aus dem Hause hatte werfen lassen.

Ei — versetzte die — das ist eben die schlimme Seite unserer Handthierung, jede ungeschlachte Rede anhören, und dazu nicht nur schweigen, sondern wenn's nicht allzutoll wird, obendrein ein freundliches Gesicht machen zu müssen. Im Uebrigen aber — fügte sie hinzu — befinde ich mich desto besser. Zwar sitzen wir nichts weniger, als im Ueberflusse, mein Mann und ich, wenn man indeß einander sonst gut ist, so trägt sich das Uebrige, man glaubt es gar nicht, wie leicht.

Das glaube ich gern! sprach Röschen, wie ungehalten, daß die Freundin sie auch solch eines gottlosen Unglaubens

Digitized by Google

bezüchtigen wollte, sah den Vetter Karl an, der sich ebenfalls laut zu ihrem Glauben bekannte und wurde dann roth, wie eine Mohnblume, über ein so unvorsichtig ausgesprochnes Glaubensbekenntniß.

Allerlei Kreuz und Unruhe.

Die Wirthsstube füllte sich immer mehr mit Menschen an, die sich an einem großen Tische beim Ofen zusammensetzten, während Lottchen und Röschen in einer Ecke der Stube recht emsig näheten, und dabei vom Vetter Karl manches Neue aus dem Feldzuge vernahmen. Der Name Lison lag Röschen noch immer äußerst schwer auf dem Herzen. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob das Gras auch recht gut fortgekommen sei, das über sein Andenken an diese niedliche Französin gewachsen sein sollte. Allein auf die Lippe brachte sie den Namen nicht. Gern hätte sie Lottchen gebeten, ihn mit der hübschen Ausländerin aufzuziehen. Doch der hatte die Unruhe darüber, daß ihrem abwesenden Manne, der schon vor Abend hatte heimkehren wollen, ein Unglück könne begegnet sein, nach und nach allen Muth zu solchen Scherzen benommen. Dazu mußte sie, eben weil er fehlte, desto mehr selbst mit zugreifen und ihre Nähterei und den Tisch im Winkel endlich ganz im Stiche lassen.

Der Repräsentant.

Schon neun Uhr? rief Röschen erschrocken, als der benachbarte Wandseiger schlug, packte schleunigst ihre Arbeit zusammen und ersuchte die eben herzukommende Freundin, doch ja den Altgesellen aus ihres Vaters Werkstatt zu bitten, daß er sie nach Hause begleite. Aber, o Unglück, Röschens Voraussetzung, daß der Mensch gewiß, wie gewöhnlich, mit den vielen Leuten am großen Tische die Tabackswolke zu unterhalten strebe, vor der kein Mensch in der Stube den andern mehr erkennen konnte, war ganz unrichtig. Gerade dasmal hatte der Altgesell sich nicht eingestellt. Selbst ihrer Freundin war es ein Räthsel.

Ach Gott — sagte Röschen weinerlich ihr in's Ohr — nun kann ich den Weg nach der Stadt mutterseelen allein zurückgehen!

Aber Vetter Karl mußte scharfsichtig wie ein Taubstummer ihr die gewiß unhörbare Frage, aus der ängstlichen Miene gelesen haben, denn er erbot sich sogleich, den Altgesellen, in Rücksicht ihres Heimgehens, zu repräsentiren.

Wiederverein.

Gott behüte und bewahre! sagte Röschen, der Müdigkeit gedenkend, worüber er früher gegen Lottchen geklagt hatte. Es mußte auch des Mädchens wirklicher Ernst sein, seine Begleitung nicht anzunehmen. Denn während Vetter Karl nach seinem Hute ging, war sie schon zur Hausthür hinaus.

Kaum aber hatte die Furchtsame in größter Eil endlich das Stadtthor erreicht und ließ sich auf dem diesem zunächststehenden Straßensteine nieder, um nur von ihrer Parforcejagd ein wenig Athem zu holen, so war auch der ihr nachgeeilte Vetter Karl bei ihr und ließ sich's nicht nehmen, ihr vollends das Geleit in ihrer Eltern Haus zu geben.

Nacht- und Morgenschrecken.

Aber der hübsche Abend im wilden Manne und dann vom Kuhthore an bis nach Hause, hatte dem guten Röschen gar bittere Frucht getragen. Die ganze Nacht über war sie aus einem Fiebertraum in den andern geworfen worden. Das eine Mal, wie sie schon im Brauttanze mit dem Vetter Karl gar anmuthig den Saal des Schießhauses auf und nieder flog, stieg plötzlich aus dem Fußboden ein überaus reizendes Mädchen herauf, die Arme nach Röschens Tänzer und Bräutigam ausstreckend. Da ließ er die Braut plötzlich los, zog mit dem zärtlichen Ausrufe: Lison, meine Lison! die Andere an sein Herz und sie walzten zur Thür hinaus, alle übrige Paare hinterher, nur sie war, wie festgebannt, allein auf dem Flecke, und als sie nun aufwachte, keine Spur mehr von dem ganzen Vorfalle, als die Thränen, welche sie dabei geweint hatte und die noch immer ihr über das Gesicht rannen. Bald darauf hatte sie sich in einer Dorfkirche, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, trauen lassen, und weil sich mit der Verheimlichung der Sache, sogar vor den Eltern, der Lärm eines geräuschvollen Hochzeitfestes nicht vertrug, so hatte der vorsichtige Traum die blendenden Brautbetten in ein Gemach gesetzt, das unmittelbar an die Sakristei anstieß. Wie sie nun aber vom Altare weg in die Thür wollten, da erschien in dieser plötzlich ihre Mutter, eine Ruthe in der Hand, groß wie ein Stallbesen, legte das sechzehnjährige Töchterchen in ihrer Wuth, gleich einem Flederwische, über den linken Arm und würde ein furchtbares Exempel an ihr statuirt haben, wenn Röschen in ihrer zweifachen Herzensangst nicht den ganzen Traum glücklich entzweigeschrieen hätte.

Und nachdem das so hart geplagte Kind endlich gegen Morgen wieder eingeschlafen, jedes frühere Hinderniß ihres Vereins mit dem Vetter Karl völlig beseitiget und eben das Licht ausgelöscht werden sollte, fühlte sie sich auf einmal heftig am Arme gepackt und sah unmittelbar darauf in das finstre Auge ihrer Mutter, welche sie eine Langschläferin schalt, und fragte, ob sie denn ganz vergessen hätte, daß Markttag sei, und der Einkauf besorgt sein wolle?

Die spitzige Nase.

Mittags über Tische war die Frau Bürgermeisterin in dem beunruhigten Gedanken, daß der Organist nicht Stadtschreiber werden sollte, zwar immer noch nicht gut, aber doch viel besser gelaunt, als während des Vormittags. Kaum waren daher die Gesellen und Lehrburschen vom Tische aufgestanden, so fing Röschen, die schon längst gern gehört hätte, ob die Mutter vielleicht nunmehr endlich einmal richtigere Ansichten bekommen, also an: Gestern, liebe Mutter, habe ich sie einmal überaus böse gesehen!

Die außerordentlich einnehmende Freundlichkeit ihrer Tochter aber bei dieser Aeußerung machte, daß sie lachend fragte: Bei welcher Gelegenheit denn?

J, wie der junge Mann mit dem alten Rappen kam und bei uns Quartier suchte.

Doch diese Erinnerung regte der Mutter plötzlich die ganze Galle auf. Ja — sagte sie — das zeigte deine Klugheit wieder einmal im hellsten Lichte. Statt dem Burschen die Wege zu weisen, rufst du mich gar erst noch herzu.

Aufrichtig, liebe Mutter, ich konnte es nicht über mein Herz bringen. Der Mensch ging gar zu gut mit dem kranken, häßlichen Pferde um, und obendrein war er auch so hübsch.

Hübsch? rief die Bürgermeisterin. Herr meines Lebens, einen Mantel hatte er, dem man seine vormalige Farbe gar nicht mehr ansah.

Der Mann selber aber, gute Mutter, seine Figur!

Ach, was Figur! Dünn aufgeschossen, wie ein Hopfenstengel und so mager, so mager! Wahrhaftig seine Nase war so spitzig, daß ich sie gleich durch das Oehr meiner großen Stopfnadel bringen wollte.

Blick zum Himmel.

Lachend fiel der Bürgermeister ein: War ich denn nicht gerade so, als ich zu dir auf die Freyte kam?

Eben drum — antwortete die Bürgermeisterin — mit so ausgehungerten Leuten hat man kein Glück und wenn einmal künftig der Freier um unsere Rose so aussieht, wie der, so kann er sich nur immer die Anfrage bei mir ersparen. Solche hagere Personen lieben nichts so sehr, als Zank und Streit, wogegen mit den besser Beleibten schon eher ein Auskommen ist. — Ich meine das im vollen Ernste! fuhr sie fort, als hier ihr Gatte hoch auflachte. Es liegt auch in der Natur der Sache. Einem friedliebenden Menschen gedeiht Essen und Trinken, ein zänkischer aber wird bei dem besten Appetit immer ein Storch bleiben. Beweist denn das nicht schon dein Beispiel allein?

Potz Kinder und kein Ende! — rief da der Bürgermeister, den Blick zum Himmel gekehrt. — Wenn ich, der Hagere, zänkisch bin, wie nenne ich denn da die Wohlbeleibten, gleich dir!

Segelstreichen.

Nimmermehr wenigstens — versetzte sie — hätte ich solch einer Lumperei wegen, wie das Zeichen über der Hausthür ist, mit dem Bürgermeister Mehrmann Händel angefangen.

Angefangen! rief der Beschuldigte. Ist denn nicht Mehrmann der Anfänger gewesen?

Ei — antwortete sie — der Ochsenkopf ist das Zeichen seines Handwerks, du zwangst ihn daher dazu. Und — nun frage ich dich, ist es denn, abgesehen von dem bösen Umstande, daß uns solche überlaufen werden, die unser Haus für einen Gasthof ansehen, so gar angenehm, unter dem Zeichen des Ochsenkopfes zu wohnen? Sollte nicht vielmehr ein vernünftiger Mensch den Ochsenkopf jederzeit so weit von sich entfernen als möglich, heh?

Wie da's verstehst! antwortete hier der Bürgermeister in einem Tone, vor dem seine Ehefrau allezeit die Segel strich, weil sie aus Erfahrung wußte, daß dann jede Einwendung gefährlich war.

Resultat.

Das Zeichen über der Thür — fuhr er mit finsterm Brummen fort — sollte auf mein Gewerbe und auf die Bürgermeisterwürde zugleich hindeuten. Aber was versteht die

Digitized by Google

Einfalt davon? Die weiß freilich nicht, daß der Stier das Sinnbild der Stärke ist, und daß der Bürgermeister, potz Kinder und kein Ende, sich als der Stärkste in der Stadt erweisen muß! —

Mit diesen Worten verließ er die Stube und warf hinter sich die Thür grimmig zu.

Das Resultat von Allem war, daß die Hausfrau ihren ganzen Unmuth an dem armen Röschen ausließ, die ohnehin schon an dem mütterlichen Urtheile über den Vetter Karl zu tragen genug hatte.

Der willkommene Bär.

Drei Tage hatte Röschen, allemal bald nach Sonnenuntergange, die Mutter gebeten, sie zu Rocken gehen zu lassen; es werde gewöhnlich in Gesellschaft mehr fertig, als zu Hause allein; wo freilich in der Regel ein sehr schläfriges Wetter grassirte. Die Mutter war nicht dagegen gewesen. Denn das erstemal ging Röschen zur verwittweten Stadtschreiberin, einer sehr ordentlichen Frau, das zweitemal zu Amtspachters Finkchen, einer schon betagten Jungfer, gegen die sich auch nichts einwenden ließ, und das drittemal zu Salzverwalters Ausgeberin, einer geschickten, ordentlichen und sittsamen Schulmeisterswittwe. Alle drei saßen in der Kirche sehr weit von der Frau Bürgermeisterin Mützenkönig und kamen auch sonst nicht mit ihr zusammen; ein sehr guter Umstand, den Röschen bei ihren Besuchen mit berücksichtigen zu müssen glaubte. Sie war nämlich so gewissenhaft, um nicht einmal gern eine Nothlüge ohne Noth machen, und auf der andern Seite doch auch den Rechten ihres Herzens nichts vergeben zu wollen. So ging sie denn allezeit wirklich erst ein halbes Viertelstündchen zu den genannten Personen, um dann recht zum Kuhthor hinaus zu eilen, damit sie noch vor eintretender Dämmerung auf dem wilden Manne anlangen möchte. Herein nach der Stadt, das wußte sie nun, fehlte ihr der Begleiter niemals, und daß der Altgeselle, wie sie nun fand, den wilden Mann, wegen eines Bären, den er dort angebunden hatte, gerade jetzt ganz unbesucht ließ, konnte ihr unter den nunmehr eingetretenen Umständen eher willkommen, als unangenehm sein.

Sämmtliche drei Abende.

Mit einem Worte: Alles ging am Schnürchen. Am ersten dieser drei glücklichen Abende war bereits ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen den beiden angehenden Liebenden gegen Welt und Schicksal und alles Mögliche abgeschlossen worden. Lottchen, als Zeugin dabei, hatte auch ihr Freudenthränchen mit hineingeweint und zu den Luftschlössern, welche das Pärchen bis weit in den Himmel hinein sich für seine Zukunft aufbauete, treulich Handlangerdienst verrichtet.

Am zweiten Abende war die Rede hauptsächlich auf die niedliche Lison zu Chatillon gekommen und da dem armen Röschen noch bei Schlafengehen ein Skrupel in dieser Angelegenheit aufgestiegen.

Aber auch diesen Skrupel hob der Abend völlig.

Wuth.

Bei der diesmaligen Heimführung aber zündete ein Blitzstrahl aus dem heitersten Himmel das neueste, schönste Luftschlößchen den guten Kindern über ihren Köpfen an. Und das ging so zu: Röschens Herr Pathe, der Kämmerer, war just wie Röschen gegen Abend nach dem wilden Manne hinaus eilte, ihr von daher entgegen gekommen. Aber das Mädchen, damals nichts im Kopfe habend, als den wilden Mann und jenen Skrupel, lief eiligst bei ihm vorbei, ohne ihn gewahr zu werden, so daß er lange stehen blieb, sie mit dem Auge bis in die Thür des wilden Mannes verfolgend. Sein Erstes, nach der Rückkehr in die Stadt, war daher ein Gang zur Frau Bürgermeisterin Mützenkönig. Liebe Frau Gevatter — begann er — was fehlt denn meiner Jungfer Pathchen?

Nichts, Gott lob, als vielleicht ein wenig Sitzfleisch.

Das muß sein! denn eben rannte sie draußen vorm Kuhthor auf der Straße nach dem wilden Manne so vor mir vorüber, als ob ihr der Kopf brenne.

Wohl kaum möglich, Herr Gevatter. Denn sie ist zu Rocken in der Stadt und sitzt dasmal gewiß dort in aller Ruhe.

Allein der Kämmerer behauptete das Gegentheil, weshalb sich denn die Bürgermeisterin auf der Stelle in Salzverwalters Behausung begab. Dort aber hieß es freilich, daß Röschen sich zwar richtig eingestellt, aber kein Bleiben gehabt habe.

Man kann sich vorstellen, in welche Wuth darüber die leicht aufbrausende Bürgermeisterin gerieth.

Die Pulvermine.

Nichts ahnend von diesem Allen brachte ungefähr ein Stündchen später der glückliche Karl Röschen nach Hause und dachte eben an der Thür sich bescheiden mit dem Küßchen in Ehren zu versehen, dessen Erinnerung ihm den einsamen Rückweg nach dem wilden Manne versüßen sollte, als plötzlich, wie eine Pulvermine, die hinter der Hausthür lauschende Mutter hervorsprang, die Tochter zurückschleuderte, und dem Heimführer statt der warmen Lippen, wornach er lechzte, den kalten Glasknopf, der zuvor unter ihrer Schürze verborgen gehaltenen Blendlaterne dicht vor den Mund hielt.

Und gerade, daß der junge Mann nicht, wie ein ertappter Strauchdieb das Hasenpanier ergriff, als er nach manchen harten Reden vernahm, wen er vor sich hatte, gerade das legte die Bürgermeisterin ihm als eine besondere Frechheit aus.

Ungewöhnlicher Handel.

Noch weit ärger würde es dem armen Röschen ergangen sein, wäre nicht, seitdem die Mutter von Salzverwalters wieder zurück war, ein ganz eigner, günstiger Umstand eingetreten. Sie fand nämlich da gerade den reichen Henkel bei ihrem Manne, der um Röschens Hand für den Gerichtsverwalter auf seinem Gute Kührewitz ansuchte. Schon seit langer Zeit stand der Bürgermeister in Verbindung mit Herrn Henkel. Die besten Ochsenhorner bezog er aus seinem Rindviehinstitute und hatte in ihm immer einen reellen Mann gefunden. Daher glaubte er ihm zwar auf sein Wort, daß der junge Gerichtsverwalter gesund und auch sonst von recht guter Qualität sei. Allein, gerade wie bei den Ochsenhörnern, den Handel abzuschließen, ohne daß weder er, noch die hauptsächlichste Mitinteressentin, seine Tochter, den Gerichtsverwalter zuvor gesehen hatte, hielt er doch für sehr ungewohnlich.

Uebereinkunft.

Ja — sagte Herr Henkel achselzuckend — entweder — oder! Mein Gerichtsverwalter ist jetzt abwesend. Ich habe mir vorgenommen, für ihn in jeder Hinsicht zu sorgen und ihn unter anderm auch eine Frau, just, wie man Kindern ein Weihnachtgeschenk überreicht, zu bescheeren. Natürlich mußte ich da etwas recht Hübsches für den jungen Mann aussuchen und das glaube ich in ihrem niedlichen Töchterchen gefunden zu haben. Schlagen sie ein, Herr Bürgermeister! vielleicht bietet sich ihnen im ganzen Leben nicht wieder eine so gute Gelegenheit für ihr Kind.

Alles recht schön, verehrter Herr Henkel — versetzte Röschens Vater. Wie nun aber, wenn die Christbescheerung dem jungen, vielleicht schon mit einer Braut versorgten Manne (denn in solchen Fällen sind die jungen Leute heutzutage eilig genug!) nicht gefiele? Oder auch umgekehrt, wenn der junge Mann dem lebendigen Geschenke nicht anstünde?

In beiden Fällen — antwortete der Gutsbesitzer — verstehe ich mich zu einer Entschädigungssumme, die sie gewiß anständig finden werden?

Wirklich war diese, die er nannte, so bedeutend, daß der Bürgermeister gar kein Bedenken mehr hatte, und lächelnd sagte: Ja, dann bin ich's zufrieden. Nur den Zwang hasse ich in dergleichen Dingen.

Große Einigkeit.

Bis jetzt hatte die Bürgermeisterin still nachsinnend dabei gestanden. Nun aber begann sie: Alles mit Unterschied, lieber Mützenkönig; auch der Zwang hat mitunter sein Gutes. Aber der Vater, nein, der muß nicht wählen wollen in solchen Dingen für die Kinder. Das Auge der Mutter weiß am Besten zu beurtheilen, ob ein Mann so beschaffen ist, daß er der Tochter gefallen sollte oder nicht. Kinder sind und bleiben Kinder, und wie man ihnen die Ruthe aufzwingen muß zu ihrem Besten, so auch häufig den Mann und die Frau. Aber die Mutter, Herr Henkel, die muß daher nothwendig den Mann zuvor gesehen haben.

Verdrießlich wendete sich der Bürgermeister hinweg um eines eben hereintretenden Käufers willen, während Herr Henkel die Unterhandlungen mit seiner Frau heimlich fortsetzte. Er mußte die rechte Weise, sie zu überzeugen, getroffen haben. Denn in Kurzem war sie über seinen Heirathsantrag so sehr mit ihm und ihrem Manne einverstanden, wie sie solches mit letzterm vielleicht seit ihrem Brautstande kein einziges Mal gewesen.

Elterliche Erklärungen.

Dank Gott — sprach daher späterhin die Mutter, nachdem sie dem Heimführer der Tochter die Hausthür vor der Nase zugeschlagen hatte — daß inzwischen der Himmel auf anderm Wege für dich gesorgt hat. Es würde dir jetzt schlimm ergehen, wenn nicht dergleichen Narrheiten nun von selbst aufhören müßten. Du bist nämlich die Braut des Gerichtsverwalters zu Kührewitz und kannst dich immer auf die nahe Hochzeit gefaßt machen.

Digitized by Google

Ja, ja! — fuhr die Mutter fort, als Röschen mit ein paar Augen sie ansah, wie etwa einen Menschen, an dem sich mit Einem Male Spuren des tollsten Wahnsinnes zeigen — Es ist allerdings wahr, daß du dein Glück durchaus nicht verdienst. Mache mir aber auch nur wieder einen Streich, wie heute, und du sollst sehen! —

Der aus der Werkstatt zurückkehrende Bürgermeister wollte ebenfalls wissen, was das für ein Streich gewesen sei, und sprach, als er's gehört hatte: Potz Kinder und kein Ende! So können wir ja Gott danken, daß sich die gute Gelegenheit gefunden hat, den Zeisig loszuwerden. Das aber, Rose, sage ich dir, thue gut in Kührewitz, oder komme mir im ganzen Leben nicht wieder unter die Augen!

Der letzte Wille.

Was der Mensch nur an Thränen von sich geben kann, das weinte das arme Röschen gewiß in der halben Stunde, die noch bis zum Schlafengehen übrig blieb. Dann aber war ihr besser bei der Zuversicht, daß sie solch einen unnatürlichen Zustand gewiß nicht die ganze lange Nacht hindurch ertragen könne. Als daher eben der Vater wie gewöhnlich noch einmal im Hause herumging, nachzusehen, ob sich kein Dieb eingeschlichen habe, und die Mutter zur Zubereitung auf den folgenden Tag in der Küche war, riß sie ein noch unbeschriebenes Blatt Papier aus ihrem vormaligen Schulschreibebuch, ihren letzten Willen aufzusetzen.

„Liebe Eltern — so lautete er — vergeben sie mir, wie ich auch Jedermann vergebe, und beruhigen sie sich wegen meines frühen Todes. Das einzige nur bitte ich, daß Nachricht davon hinaus in den wilden Mann komme, damit Jemand von dort mich zu Grabe hinaus begleiten kann. Uebrigens werde ich auch noch in der Ewigkeit sein ihre treue Tochter Rosine.“

Dieses Testament befestigte sie mit einer Stecknadel an der Mutter Nähkissen und fühlte sich dann unendlich beruhigt.

Gewaltsame Maaßregeln.

Desto trostloser war Röschen am folgenden Morgen, als sie, statt in der Ewigkeit, noch mitten in der zeitherigen irdischen Umgebung erwachte. Der Zettel auf der Mutter Nähkissen, den sie in ihrer Trostlosigkeit ganz vergessen hatte, zog ihr nur neue Leiden zu, weil sie darüber gar eines gegen ihr Leben gefaßten Vorsatzes verdächtig wurde. Denn beide, Vater und Mutter, behaupteten nach einem, nur allzuscharfen, Examen, daß sie so unvernünftig nicht sei, um glauben zu können, sie werde schon *daran* sterben, daß man ihr nur einen Mann *zugedacht* hätte. Es wurde ihr daher alles Stech- und Schneidewerkzeug weggenommen und sie überhaupt wie eine verrückte Person eingesperrt und behandelt.

Zwischenereignisse.

Daß der Masthammel wirklich mit Tode abging, und auch der für den Abend nach der Rathswahl festgesetzte, gewöhnliche Schmaus von der Mehrheit des Senats deprecirt wurde, nahm die Frau Bürgermeisterin für zwei sehr schlimme Vorbedeutungen und war darüber gewaltig alterirt. Wirklich schlug auch der verhängnißvolle Wahltag zum größten Mißvergnügen des Bürgermeisters Mützenkönig aus. Sein Mitbürgermeister und Gegner hatte nämlich unbegreiflicher Weise den größten Theil der Rathsmitglieder auf seine Seite gebracht. So drang man denn darauf, daß die Stadtschreiberstelle längstens binnen Jahr und Tag wieder besetzt sein müsse.

Abrede.

Herr Henkel wartete schon in der Werkstatt des Bürgermeisters Mützenkönig, als dieser im äußersten Unmuthe dort ankam und auch gar nicht im Stande war, dessen Ursache vor dem Gaste zu verheimlichen.

Hm — sprach Herr Henkel — wie wenn es mir gelänge, der Sache doch noch einen erwünschten Ausschlag zu verschaffen? Sie wissen, daß der Bürgermeister Mehrmann seine Mastochsen hauptsächlich aus meiner Anstalt bezieht. Wie wenn ich zu ihm ginge und ihn bewegen konnte, meinem Gerichtsverwalter in Kührewitz als künftigen Stadtschreiber seine Stimme zu geben? Auf diese Weise hätte doch ihre Familie die Stelle besetzt und ihrer eigenen Tochter würde die Sache auch zu statten kommen.

Allerdings ließ sich das hören. Ja — sprach der Getröstete — wenn Sie das bewirken können, verehrter Herr Henkel!

Ich hoffe wenigstens. Uebrigens würde meine Uebereinkunft mit Ihnen, wegen ihrer Tochter, ihm vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müssen.

Hauptthindernis.

Dem Bürgermeister Mützenkönig vertrieb dieser Gedanke, je mehr er über ihn nachsann, immer besser alle vom Rathhause heimgebrachten schwarzen Grillen. So, meinte er, müsse sein Gegner, Mehrmann, sich in der Folge gerade am empfindlichsten verletzt fühlen.

Als aber gegen Abend Herr Henkel wiederkam, brachte er, leider, wie er sagte, die Nachricht des völligen Mißlingens mit. Unglücklicher Weise sei ihm gerade der Umstand der Verlobung des Gerichtsverwalters mit Röschen entschlüpft, und da wären auf Einmal die Unterhandlungen so gut, wie abgebrochen gewesen. Der Bürgermeister Mehrmann habe auch ausdrücklich erklärt, daß, so lange der goldene Ochsenkopf über der Mützenkönigschen Hausthür dem Fleischerhandwerk gleichsam Hohn sprechen dürfe, er auch gewiß dem Interesse der Mützenkönigschen Familie entgegen sein werde, aus allen Kräften.

Umarmung.

Nach einer langen Berathung, zu welcher die Frau Bürgermeisterin mitgezogen wurde, ließ sich der Bürgermeister endlich von der Wahrheit überzeugen, daß ein lebendiger Stadtschreiber als Schwiegersohn doch wohl die reichlichste Entschädigung wäre für den todten Ochsenkopf an seinem Hause.

Und kaum ein halbes Stündchen später brachte Herr Henkel den Bürgermeister Mehrmann herzu und die beiden Väter der Stadt lagen einander freundlich in den Armen.

Alles das geschah unten in der Werkstatt, welche der blaue Montag, den es eben gab, von allen fremden Augen und Ohren gereiniget hatte.

Die bessere Gestalt.

Endlich mußte auch Röschen hinunter in die Werkstatt. Auf der Treppe noch machte die Mutter, welche sie holte, ihr die Hölle recht heiß, wischte noch unten vor der Thür mit dem Schürzenzipfel eine Thräne, nicht eben auf die zarteste Weise, aus dem Auge des armen Kindes, setzte ihm dann die Faust auf die Stirn und sprach: daß du um Gotteswillen keine Späne machst! Auf wen willst du denn warten, dummes Ding, wenn dir unser künftiger Herr Stadtschreiber zu schlecht ist?

Aber alle Ermahnungen fruchteten nichts. Beim Eintreten erschrak Röschen nur um so mehr, als sie in Herrn Henkel, den man ihr in der letzten Zeit ohne Aufhören als einen ganz kostbaren Mann gerühmt hatte, denselben Reiter wieder erkannte, der in seiner Fühllosigkeit dem Vetter Karl draußen auf dem wilden Manne mit dem guten Herzen, das er dem armen Rappen bewiesen, so aufgezogen hatte.

Bald aber erhielt die Sache eine bessere Gestalt, wie jetzt der Gerichtsverwalter selbst hereintrat, und das kein anderer Mensch war, als der Vetter Karl selber.

Erläuterung.

Herr Henkel hatte damals, als Vetter Karl den kranken Rappen am Zaume über den Markt zu Reissenthal geführt, das aus dem Fenster seines Ochsenkäufers, des Bürgermeisters Mehrmann, mit angesehen. Gerade die Milde des jungen Mannes mit dem Thiere hatte ihn bewogen nachzuschleichen. So war er Zeuge des Gesprächs zwischen ihm und Röschen am Fenster geworden. Späterhin wieder zu Pferde auf der Straße, hatte er Karln an der Thüre des wilden Mannes wahrgenommen und nähere Bekanntschaft mit ihm, besonders auch darum zu machen gewünscht, weil sein Anzug nicht eben von Wohlhabenheit zeugte und Herr Henkel gern gesehen hätte, ob, wenn er ihm näher auch so gefiele, wie von weitem, vielleicht etwas für ihn zu thun sei.

Im Gasthofe nun war seine Theilnahme an dem jungen Manne immer gewachsen, seine und Röschens gegenseitige große Neigung hatten ihm nicht verborgen bleiben können, und er, nach eingezogener näherer Erkundigung über das Mädchen, sogleich beschlossen, sich des Pärchens anzunehmen. Seiner gleichzeitigen Nachforschung auf der Universität war bald die Auswirkung des Sittenzeugnisses gefolgt. Und jetzt erst trug er ihm die Gerichtsverwalterstelle in Kührewitz an.

Allerlei Geheimnisse.

Die Frau Bürgermeisterin Mützenkönig staunte freilich gar sehr, als ihr künftiger Schwiegersohn und der spitznäsige Heimführer ihrer Tochter, den sie damals mit dem Knopfe ihrer Blendlaterne, grausam genug, abgespeist und sonst allerlei Dinge gesagt hatte, die nicht zu den Artigkeiten gehören mochten, nur eine Person waren. Doch kam ihr, unter diesen Umständen, seine Nase bei weitem nicht mehr so spitzig vor, wie damals. Auch meinte sie vermuthlich, kann mein armes

Digitized by Google

Kind ſie vertragen, ſo kann ich es ja wohl auch. Ueberhaupt gefiel ihr der junge Menſch viel beſſer als zuvor.

Die geheimen Artikel des Traktats zwiſchen der Bürgermeiſterin und Herrn Henkel an jenem Abende, wo dieſer den überraſchenden Heirathsantrag that, durch welchen Röschens Mutter auch ſobald für die Sache gewonnen wurde, verlauteten jetzt ebenfalls. Herr Henkel hatte ihr nämlich damals ſchon zugeſagt, daß ſein Juſtitiar Stadtſchreiber und der Ochſenkopf wieder vom Hauſe weggenommen werden ſollte. Seine ſehr genaue Verbindung mit den bedeutendſten Rathsmitgliedern machte, daß er die Zuſage wohl geben konnte. —

Nach einer geheimen Uebereinkunft zwiſchen den beiden, ſich nun wieder herzlich liebenden, Bürgermeiſtern ſollte die Veränderung über der Mützenkönigſchen Hausthür, um der Stadt das Kopfbrechen wegen der Voranſtalten dazu und manches unnütze Raiſonnement zu erſparen, einmal in einer Mondſcheinnacht bewirkt werden, nachdem alles hierzu hinlänglich vorbereitet war.

Zweifache Deutung.

Ein Jahr verging dem Pärchen, wie den Eltern, in ſüßer Hoffnung. Ein einziger Unfall von Bedeutung ereignete ſich, und das war der Tod des Pferdes, das gewiſſermaßen allein Karls und Röschens Glück gemacht hatte. Denn ohne des jungen Mannes rühmlichen Antheil an dem Schickſale des armen Thieres würde der wackere Herr Henkel ſchwerlich auf ihn aufmerkſam geworden und nichts von all' dem Guten, welches daraus hervorging, zu Stande gekommen ſein.

Als endlich die Beſtätigung des neuerwählten Stadtſchreibers, deſſen Fleiß, Geſchicklichkeit und Uneigennützigkeit als Gerichtsverwalter zu Kühnewitz in der ganzen Gegend geprieſen wurden, aus der Reſidenz angekommen und er ſchon förmlich eingeſetzt war, ging auch die Hochzeit vor ſich.

Und wer am Morgen nach dieſer bei dem Mützenkönigſchen Hauſe vorüber kam, der ſtaunte auch, daß ſich in der einzigen Vollmondnacht der Ochſenkopf über der Thür in ein Paar verſchlungene Hände verwandelt hatte, welche eine zweifache glückliche Deutung geſtatteten.

Gottlob Ernſt Schulze

ward am 23. Auguſt 1761 zu Heldrungen in Thüringen geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie und Philoſophie, und wurde daſelbſt ſowohl Diaconus an der Schloß- und Univerſitätskirche, als auch zugleich Privatdocent in der philoſophiſchen Facultät und Doctor der Weltweisheit. 1788 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Helmſtädt, und blieb daſelbſt bis zur Aufhebung der Univerſität. 1810 wurde er in gleicher Eigenſchaft nach Göttingen berufen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt und am 14. Januar 1833 geſtorben iſt.

Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Wittenberg, 1788—90. 2 Bde.

Aeneſidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphiloſophie, nebſt einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. Helmſtädt, 1792.

Einige Bemerkungen über Kant's philoſophiſche Religionslehre. Kiel, 1795.

Kritik der theoretiſchen Philoſophie. Hamburg, 1801. 2 Bde.

Die Hauptmomente der ſkeptiſchen Denkart über die menſchliche Denkart in „Bouterwek's neuem Muſeum der Philoſophie" Bd. 3, Heft 2, 1805.

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Göttingen, 1814; 3. Aufl. 1824.

Grundſätze der allgemeinen Logik. Helmſtädt, 1829; 4. Aufl. 1832.

Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen, 1813.

Pſychiſche Anthropologie. Göttingen, 1816; 3. Aufl. 1826.

Ueber die menſchliche Erkenntniß. Göttingen, 1832.

Ein ſcharfer und gründlicher Denker, bemühte ſich S., obwohl ſtreng genommen Eklectiker, durch das Syſtem eines natürlichen Realismus, den er aus dem Scepticismus entwickelte, den Idealismus vorzüglich zu bekämpfen. Sein Streben erwarb ihm großen Ruf, aber keine Anhänger, und er ſteht mit demſelben allein da.

Johann Daniel Schulze

ward am 22. Juli 1777 zu Naumburg geboren, ſtudirte zu Leipzig, wo er ſich auch als Privatdocent der Philoſophie niederließ und promovirte. 1804 ward er als Conrector an das Lyceum zu Luckau berufen und verwaltete hier ſpäter das Rectorat, bis er 1820 als Schuldirector nach Hamm, und 1822 als Director des dortigen Gymnaſiums nach Duisburg berufen wurde, woſelbſt er noch wirkt.

Geſchichte der leipziger Univerſität im Laufe des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1802.

Literaturgeſchichte der ſämmtlichen deutſchen Schulen und Bildungsanſtalten. Leipzig, 1804. 2 Thle.

Einige Schulreden. Leipzig, 1819 u. 30. 2 Bde.

Entlaſſungsrede. Lübben, 1822; und andere einzelne Reden.

Ein tüchtiger Schulmann in jeder Hinſicht, wirkte S. auch im weiteren Kreiſe durch ſeine trefflichen Schulreden, welche bei allen Pädagogen Anerkennung fanden.

Heinrich Adolf Schümberg,

zu Bautzen, wahrſcheinlich im Jahre 1787 geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte und wurde in Bautzen Oberamtsadvocat. Seine Neigung zum Kriegsweſen führte ihn jedoch den franzöſiſchen Fahnen zu und er kehrte, nachdem er in Spanien mitgefochten hatte, als franzöſiſcher Rittmeiſter nach Sachſen zurück. Anfangs lebte er auf ſeinem Familiengute Hainichen bei Bautzen, darauf zog er ſich, unter dem angenommenen Namen Belawet der Schriftſtellerei zugewandt, nach Kamenz zurück, wo er noch verweilt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Das Königreich Neapel, aus dem Franzöſ. Leipzig, 1820—21. 2 Thle.

Erinnerungen aus Spanien. Dresden, 1823.

Gemälde aus der Geſchichte des ottomaniſchen Reichs. Dresden, 1824. 2 Thle.

Digitized by Google

Spanien, nach A. Rabba. Dresden, 1826. 27. 3 Thle.
Historisch-romantische Erzählungen. Dresd., 1827.
Manuscript vom Jahre 1812, aus dem Französischen des Baron Fain. Leipzig, 1827. 2 Thle.
Susanna oder die Gefallsüchtige, aus dem Französischen. Leipzig, 1828. 2 Bde.
Festspiel zur Geburtsfeier des Prinzen Friedrich August Albert. Kamenz, 1828.

Eine treffliche Darstellungsgabe, gute vielseitige Kenntnisse und in seinen Erzählungen gute Erfindung der Situationen und feste Characterzeichnung haben seinen Schriften viele Freunde erworben.

Johann Gottlieb Schummel

ward am 8. Mai 1748 zu Seitendorf in Schlesien geboren, lebte längere Zeit seit 1771 als Lehrer am Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und darauf an der Ritteracademie zu Liegnitz, bis er als Doctor der Philosophie und Professor der Beredsamkeit, so wie der griechischen Sprache an das Elisabethanum zu Breslau berufen ward, wo er am 24. December 1813 starb.

Empfindsame Reisen durch Deutschland. Wittenberg, 1770—72. 3 Thle.
Lustspiele ohne Heirathen. Wittenberg, 1772.
Kinderspiele und Gespräche. Leipzig, 1776—77. 2 Thle.
Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig, 1776.
Spitzbart. Leipzig, 1779.
Wilhelm von Blumenthal. Leipzig, 1780—81.
Der kleine Voltaire. Leipzig, 1785. 2. Ausg.
Das blinde Ehepaar. Breslau, 1788.
Reise durch Schlesien. Breslau, 1792.
Das Duell, Lustspiel. Wittenberg, 1773.
Scheich Sadi's persisches Rosenthal, nebst Lokman's Fabeln. Wittenberg, 1785. 2. Aufl.

S. lieferte zu seiner Zeit die besten satyrischen Romane, welche wir Deutschen aufzuweisen haben, nur sind die Thorheiten, welche er damals mit großem Witz und reicher Kraft und Gewandtheit verspottete, wie z. B. die Weltverbesserungssucht und die Freigeisterei, so gänzlich verschollen, daß seine Romane eben dadurch auch ihr Interesse für uns verlieren mußten.

Johann Balthasar Schuppe

ward am 1. März 1610 zu Gießen geboren und bezog schon im funfzehnten Jahre die Universität Marburg. Er hörte philosophische und theologische Collegia, riß sich aber bald von den Hörsälen los, um auf Reisen die ächte Weisheit zu finden. Durch die Kriegszeiten bald aufgehalten, bald wider seinen Willen hier- und dorthin verschlagen, blieb er endlich in Rostock in vertrauter Freundschaft mit Peter Laurenberg und wurde daselbst 1631 Doctor der Philosophie. Von dort indeß wieder vertrieben und über Lübeck nach Hamburg, sowie von hier nach Bremen flüchtig, ging er nach Marburg, wo er eine Zeitlang Vorlesungen hielt, bis er vor der Pest entweichen mußte. Er reiste nun nach Holland zu wissenschaftlichen Zwecken. 1635 nahm er die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg an; wurde 1641 Licentiat und 1645 Doctor der Theologie, nachdem er 1643 zum Prediger des deutschen Ritterordens gewählt war. Im Jahre 1646 ernannte ihn der Landgraf Johann von Hessen-Darmstadt zu seinem Hofprediger, Consistorialrathe und Inspector der Kirchen und Schulen zu Braubach, und man rühmte am Hofe seine Freimüthigkeit, sowie seine Weltklugheit. Er ward selbst zu diplomatischen Geschäften gebraucht, die er mit großem Beifall ausführte. Im Jahre 1649 ward er zugleich nach Augsburg und Hamburg berufen. Er folgte dem letzteren Rufe und wurde in demselben Jahre, unter dem Jubel der Gemeine, in der Jacobikirche ordinirt. Seine mit allerlei Scherz und Schwank gewürzte Predigtweise zog ihm manche bittere Anfeindung zu und durch diese tief gekränkt und verstimmt, starb der sonst lebensfrohe Mann, von der Welt abgeschieden, schon am 20. October 1661.

Lehrreiche Schriften, herausgegeben von seinem Sohne Jost Burchard Schuppe. Frankfurt a. M., 1684. 1701. 1719. 2 Thle. 8.
(Darin: die Krankenwärterin, der geplagte Hiob, Sabbathschänder, Lucidor, die ehrbare und scheinheilige Hure, Aurora, Salomo, Corinna, der Bücherdieb, der Hauptmann zu Capernaum, u. s. w.)

Ueber S. urtheilt Küttner sehr treffend in seinen Characteren deutscher Dichter und Prosaiker S. 155 fgd.: die wunderliche Mischung des Ernsten und Burlesken in S's Schriften fällt anfänglich auf. Man wundert sich, wie geistliche Lieder, Predigten, gelehrte Abhandlungen und Satyren voll Possenreißerei und freier Scherze so bunt durcheinander da liegen. Aber man überschlage die frommen und ernsthaften Aufsätze, die meist schlecht und mit lateinischen Floskeln und schaalen Wortklaubereien überdeckt sind; man lese die satirischen allein, und sie werden gefallen. Zwar reicht S. nicht an Moschenrosch seinen Zeitgenossen; aber einige Ungezogenheiten und Uebertreibungen abgerechnet ist der Vortrag dieses Schriftstellers belustigend. Er hat sehr schlau die Menschen beobachtet, über die er spottet; er besitzt Einsicht und Erfahrung in Welthändeln, einen aufgeweckten Kopf, schlichten, guten Menschenverstand und eine boshafte Laune. Die rauhe, ungeschliffene Sprache macht es leider schwer, alle diese rühmlichen Eigenheiten seines Geistes mit Wohlgefallen aufzuspüren.

Fabul-Hanß *),

Oder:

Eine schöne anmutige Predigt, von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzelet hat, Jud. 9. Dem Hoch-Ehrwürdigen, Groß-Achtbaren und Hochgelehrten Herrn Nonni Hannekenio, Der H. Schrifft weitberümbten Doctori, der Kirchen zu Lübeck hoch-verdienten Superintend. Meinem insonders Hochgeehrten und Hochgeneigten Herrn, Vettern und Paten, wünsche ich samt dessen gantzem Hause alles zeitliches und ewiges Wolergehen.

Hoch-Ehrwürdiger, Groß-Achtbarer- und Hochgelehrter, mein insonders Hochgeehrter und Hochgeneigter Herr, Vetter und Pate:

Ich werde berichtet, daß zu Lübeck ein Geschrey erschollen sey, daß drey Tractätlein wider Antenorn sollen gedruckt werden, deren eins genannt werde Examen juxta legē & Evangelium, das andere der Geist Crobylo einer alten Huren, das dritte, der geistliche Eulenspieger, Antenorn zu ehren und zu lieben, befihlet mir GOtt. Und wenn ich kein Christ, sondern ein Hayd wäre, so würde mich die Natur darzu antreiben.

*) Aus „Lehrreiche Schrifften, Deren sich beyds Geist- als Weltliche ꝛc. von Joh. Balthas. Schuppen. Frankfurt am Mäyn, 1677."

Digitized by Google

Ich habe gehofft, solche gottlose Leut, welche in Schafskleidern daher gehen, und inwendig reissende Wölffe sind, würden einmal auffhören wider ihn zu wüten und toben. Weil ich aber vernehme, daß ihre Bosheit je mehr und mehr wachse, als wil ich hinfüro Antenorn der seine Zeit in höhern Dingen anwenden kan, die Mühe abnehmen, und solchen Kerlen mit Gottes Hülff antworten, und das Maul stopffen. Ich bin zwar noch jung, und E. Hoch-Ehrw. wissen am besten, wie viel Jahr verflossen seyn, nachdem sie mich auß der H. Tauff gehoben, und nach ihrem Namen mich genennet haben. Ich höre, daß der Autor deß Examinis juxta legem & Evangelium ein Mann sey von einem grossen Bart. Allein ich wil vor seinem Bart mich nicht entsetzen, wenn er auch so groß wäre als ein Schlacht-Schwerdt, sondern wil mit GOTTES Hülffe sehen, wie ich mit ihm zu recht kommen könne. Ich bitte ihn aber, wann er ein ehrlicher Mann, und ein guter Christ ist, er wolle seinen rechten Nahmen und Zunahmen bei dieses Tractätlein setzen, damit ich wissen könne, mit wem ichs zu thun habe, und einem jeden einen Hering braten könne, nachdem der Mann ist. Ich wil ihm mit Höfligkeit und Bescheidenheit begegnen, und alles der Censur vornehmer Theologorum unterwerffen, ehe es in Druck kommet. Ich schwöre bey meiner Ehr und Redligkeit, daß ich und mein Bruder Jost Burchard hiebevor in dieser Sache keine Feder angesetzet haben, und daß wir die Unschuld Antenors nicht geschrieben haben, wie uns etliche Schuld geben. Sondern es hat es ein vornehmer Hofmann gethan an einem vornehmen Fürstl. Hof, von welchem Antenor saget, daß er ihm unter tausend Freunden, welche ihn mit Undanck belohnet haben, kaum die geringste Wohlthat erwiesen habe, und sich demnach nicht genugsam verwundern könne, was ihn zu solcher Treu und Affection auffgemuntert habe. Wann ich und mein jüngerer Brüder etwas hinfüro schreiben werden, so wollen wir unsere Namen darbey setzen. Ich bitte unterdessen E. Hoch-Ehrw. ganz dienstlich, sie wollen mich in diesem fall treulich informiren, ob das eben eine Todsünde sey, daß ein Theologus auß guter intention eine Fabul erzehle, dem gemeinen Mann dadurch eine gute Lehr beyzubringen? Ich vernehme, daß Antenorn vorgeworffen werde, die Fabuln seyen in den Sächsischen Kirchen-Ordnungen und in GOTTES Wort, sonderlich in der ersten an Timoth. am 4. verboten. Allein was die Kirchen-Ordnungen anlanget, die sind gemacht worden zur Zeit der Reformation D. Lutheri, da haben unsere Theologi mit dem Wort Fabul gesehen auff der Papisten Legenden von den verstorbenen Heil. von ihren falschen Wunderwercken und anderen Lügen, dadurch das Fegfeuer ist erbauet worden, welches den Papisten bißhero so viel eingetragen hat, als dem König in Hispanien die Silberflotte. Was Paulum anlanget, der 1. Timoth. 4. sagt: Der ungeistlichen und altvätterischen Fabulen entschlage dich: Da halte ich davor, Paulus habe damit gesehen auff die alte Jüdische Weiber, welche ihren Kindern allerhand Mährlein erzehlen: Als zum Exempel, wenn ein Mensch sterbe, so komme er wiederum in das Paradiß, daraus Adam und Eva vertrieben, da werde es lustig hergehen, da werde man essen, trinken, tantzen ꝛc. Welche und dergleichen Fabuln mein seliger Großvater Doctor Holvicus aus ihrem Talmut in Teutsche Sprach versetzet hat, diese Fabuln wurzelten endlich also ein, daß auch die Alten, welche in ihrer Kindheit diese Mährlein gehöret hatten, dieselbige so hoch hielten, als wenn es Moses und die Propheten geredet hätten. Salome mag wol eine gute Frau gewesen seyn, allein ohne Zweiffel ist ihr in ihrer Kindheit die Opinion beygebracht worden, was der Messias für ein grosser Herr sein werde, wie er das gantze Jüdische Volck werde groß machen, und zu Ehren bringen. Weil sie nun sahe, daß Christus der wahre Messias seye, und ihr mit Blut-Freundschaft so nahe verwandt seye, da kam sie zu ihm, und bate, daß er ihre beyde Söhne vor andern befördern wolle, und wollte den Einen in seinem Reich lassen sitzen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Lincken, das ist, er wolle aus den einen etwa einen Reichs-Marschall, aus dem andern einen Reichs-Canzler machen. Diese Einbildung ist vielleicht entstanden aus den Fabuln und Mährlein, welche Salome in ihrer Kindheit von den alten Weibern gehöret. Weil nun Timotheus auch ein junger Mensch war, und ohne Zweiffel von solchen Fabuln gehöret hatte, als schrieb Paulus an ihn, daß er sich derselbigen enthalten solle: Daß sonsten alle parabolische Reden, Gleichnüssen oder Fabuln in Gottes Wort allerdings verboten seyen, das kann ich nirgend finden. Warum hat der H. Geist auffzeichnen lassen die Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet? Warum hat er auffzeichnen lassen die Fabul, welche Nathan dem König David erzehlet? Warum sagte Nathan nicht alsbald, König David, du bist ein Mörder und Ehebrecher, und die Mörder und Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben, sondern erzehlete ihm erstlich eine Fabul von dem Schaaff? Warum hat der Sohn GOttes, der Meister mit der gelehrten Zungen, der gewaltig predigte, und nicht wie die Schrifftgelehrten, eine solche Art zu predigen gebrauchet, wie Moses und die Propheten, sondern hat die vornehmste Articul deß Glaubens, die vornehmste Geheimniß, in allerhand schönen Parabeln und Gleichnissen vorgestellet, indeme er saget: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Saamen, ꝛc. Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der außgieng Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg, ꝛc. Mathesius sagt recht und wol, die Allegorien und Gleichnüssen beweisen und gründen keinen Articul deß Glaubens, sondern dienen darzu, daß die gegründete Articul, als in einem Gemählde, den Einfältigen deutlicher vor die Augen gestellet, und illuminirt werden. Es scheinet, daß Antenors Verfolgere nicht recht verstehen das Wort Fabul, und ich wolte wündschen, daß sie möchten lesen, die schöne Oration, welche der hochgelehrte Marcus Zuerius Buxhornius in Leiden gehalten hat, de sapientia Aesopi, und daß sie lesen möchten bey dem alten Ehrwürd. Bachanten-Tröster Ambr. Calepino, was eine Fabul seye. Ich erwarte hiervon E. Ehrw. hochvernünfftiges judicium. Befehle dieselbige mit allen ihren liebsten Hochangehörigen in den Schutz Jesu Christi, und bitte Gott demüthig und inbrünstig, Er wolle E. Hoch-Ehrw. der Christl. Kirchen zu Aufnehmung und Erweiterung, Ihrer vornehmen Familien zu Nutz und Trost, und mir zu einer sonderbahren Freude, viel Jahr lang bey beständigen Leibes-Kräfften erhalten, und ihr geben alles, was ihr eigen Herz contentiren kan. Ich werde bis in mein Grab verbleiben Ew. Hoch-Ehrw. Gehorsamster und treuester Diener und Sohn

ANTON MENO SCHUPPIUS.

Geliebte Freunde im HERRN, nachdem wir die Berg-Predigten auff diesem eurem Berg-Fest etliche Jahr her verrichtet, wollen wir heut in Doctor Luthers Historien fortfahren, und der Zeit ihr Recht thun, und damit wir etwas lustiges und liebliches für uns nehmen, und desto bequemer von dem Herrn Doctor Esopo reden können, solt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der heilige Geist in seine heilige Bibel hat auffschreiben, und auff uns bringen lassen.

Da Jothan, Gideons und Jerubbaals Sohn, die Judenschafft straffen wolte, daß sie seines Vatern, ihres treuen Regenten, so bald vergassen, und sich greulich an seinen 69. Söhnen vergriffen, und einen losen Mann zum Regenten aufwarffen, sagte er ihnen diese Fabul, welche am 9. Capitul deß Buchs der Richter durch den H. Geist auffgeschrieben ist.

Höret ihr Männer zu Sichem, spricht Jotham, daß euch Gott wieder höre: Die Bäume wollten einen König über sich salben und sprachen zum Oelbaum: Sey unser König, aber er antwortete, sol ich meine Fettigkeit lassen, die beyde Gott und Menschen an mir preisen, und über die Bäume herrschen? Da es der Oelbaum also abschlug, liessen sie es an Feigenbaum gelangen, der weigerte sich auch den undanckbaren Bäumen zu willfahren, sol ich meine Süssigkeit und gute Früchte lassen, und über die Bäume schweben? Darauff sprachen die Bäume zum Weinstock: Sey du unser König, er antwortete, soll ich meinen Most lassen, der Gott und Menschen frölich machet, und ein Regent über euch seyn? das ist mir nicht zu rathen. Darum wehlten die Bäume den Dornstrauch. Ists wahr, und meynet ihrs ernstlich, daß ich euer Herr soll seyn, sagt der stachlichte Regent, so kommt und vertrauet euch alle unter meinen Schatten, wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch, und verzehre die Cedern Libanon. Diß ist Jothams Fabul, deß weissen Mannes und grossen Regenten, und lieblichen Heylandes in Israel, Gideons Sohn, die ich euch erzehle, damit ihr sehet, daß der H. Geist ihm auch die Weisse gefallen lässet. Wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden, undanckbaren und ungeschlachten Leuten predigen, und daß die Weisesten auff Erden, beyde unter Juden und Heyden, auch in der Christenheit, sich sehr gerne auff diese Art beflissen, und die höchste Weißheit, nach Gottes Wort, in solch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefasset, und den Leuten fürgehalten haben.

Hierauß hoffe ich, werde ich mich auch heut entschuldigt wissen, der ich deß Herrn Doctors Esopi, und seines Fleisses, so er an die kluge und vernünfftige Fabuln gewendet, zur Faßnacht gedencke.

Denn als unser Doctor nun viel Jahr, wie ihr gehöret, wider die Mönche und Schwermer hefftig gestritten, und sich mit Predigten und Dolmetschung in der H. Bibel abgearbeitet, und ein sehr schwaches Häuptlein bekam, wie er aus Coburg schreibet, da er sich dieser Arbeit unterfinge, will er sich auch, wie grosse Leute pflegen, ein wenig erquicken und recluriren. Darum, weil er merckte, daß der H. Geist in seiner Bibel auch vernünfftige und weisse Mährlein schreiben lässet, und die Alten gern solche verdeckte und bemäntelte Wahrheit und Weißheit mit Thierleins-Häutlein und Sprüchen überzogen, und weise Leute ein eigen Fabel-Buch, mit grosser Vernunfft zusammen gebracht, welches nun durch grobe und unverständige Leute, mit ungeschickten und unzüchtigen Reden

Digitized by Google

und Mährlein vermenget und besudelt wäre, nimmet er zu Coburg Gelegenheit, nach Essens den alten teutschen Esopum für sich und reiniget und schmücket ihn mit guten und derben Teutschen Worten, und schöner Auslegung oder sittlichen Lehren, und machet sechzehn schöner Fabuln, die voller Weißheit, guter Lehre, und höfflicher Vermahnung seyn, und wunderschöne Bilder und Contrafacturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, in Regimenten und Haußwesen, auf Erden pfleget zuzugehen.

Wie er auch solches sein angefangen lustig und nützlich Werck mit einer sehr gelehrten Vorrede zieret, darinnen er frey bekennet, daß nach der heiligen Schrifft die feineste Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden ist, wer allen denselben mit Fleiß nachdencke. Denn unter den Thierlein und Bäumlein findet man das rechte Perlein der Welt-Weißheit, gleichwie der Han im Mist ein edles Steinlein fand, wol denen, die es kennen, und recht und bequemlich zu gelegener Zeit und an gebührlichen Orten, geschicklich zu brauchen wissen. Denn wie der Königliche Prophet David sein Psalterlein in dem ersten Psalm, welches deß Psalters Vorrede ist, preiset, also hab auch der Meister, so die Fabuln zusammen geklaubet, in der ersten Fabul diß Buch loben, und den Leuten befehlen wollen. Obwol Bauern und Unverständige, die Weißheit, so in den Fabuln stecket, nicht achten und unwerth halten, dennoch sey und bleibe es ein edles Perlein und weises Büchlein, darinnen viel guter Lehre, Treue, Vermahnung, und höflicher Warnung gefaßt seyen. Denn obwol Welt-kluge Leute, um der Kinder und Albern willen, Esopum als einen Faßnachtspützen und Popentzen abmahlen, habe doch diß Buch kein Narr oder Unweiser, sondern sehr vernünfftige Leute auff Erden zusammen gelesen. Denn es haben nicht allein die alten Latciner und Griechen, sondern auch die ältesten Juden, welche die rechte Religion allezeit gehabt, sich auff diese Fabul-Weißheit beflissen.

Darum freylich die weisen Mährlein-Dichter nicht erstlich in Phrygia oder Griechenland, sondern bey den Juden vor Alters gewesen, wie Jothams Fabul, welche vor Christi Geburt in drey tausend Jahr alt war, klärlich bezeuget. Wie wenn Assaph der Sang-Meister, der liebliche Psalmen gedichtet, der rechte Esopus wäre, der erstlich die Fabuln, wie andere Leute Salomons Sprichwörter, zusammen gelesen hätte? denn die Namen treffen fast mit einander ein. Weil nun dieses die artlichsten und subtilesten Weise eine ist, bittere und scharffe Wahrheit, die sonst feindselig und unangenehm ist, also von grossen Leuten auch in die Kinder, wie überzuckerten Wurm-Samen und Keller-Hals zu bringen, und hochberühmte Leute offt mit solchen Fabuln große Dinge bey Regenten, Unterthanen, Kind und Gesind außgerichtet, hat unser Doctor seine Mühe und Arbeit an den alten und verunreinigten Esopum legen, und seinen Teutschen ein verneuertes und geschwertes Mährleinbuch zurichten wollen, daran der Zeit viel guter Leut ein sonderen Gefallen trugen. Denn als Philippus unsers Doctors Vorrede und Fabuln siehet, bittet er ihn, er wolle fortfahren, und diß Buch verrichten, er wolle ihm tausend Gulden bey einem grossen Herrn, deme ers zuschreiben solle, dafür zuwegen bringen.

Aber weil sich der theure Mann an der Biblia neben viel Predigen und Schreiben, abgearbeitet, verblieb dieß angefangene Werck, welches anfangs gleichwol M. Georg Rohrer hernachmals in den neunten Theil der Teutschen Bücher Lutheri hat bringen lassen. Ob aber wol dieser nützliche Esopus nicht zum Ende bracht, hat doch der Herr Doctor zuvor und hernach, über Tisch und in seinen Büchern, wenn er zumal vom Regiment und Hofwesen pflegt zu reden, der alten Fabuln und vernünfftiger Sprüchwörter, so in Teutscher Sprache aus den Fabuln kommen seyn, gern gebrauchet.

Im schönen Hof-Psalm, welches der 101. den Doctor Creutziger für die gelehrteste und weiseste Schrifft in Teutscher Sprache hielt, gedencket der Doctor deß Affen, so Holtz spalten wolte, und deß Keils vergaß, und da er die Art außzog, darüber zu Schaden kam. Denn wenn sich einer frembder Händel unterstehet, die er nicht gelernet, gehet es selten ohne Nachtheil ab. Er gedecket auch deß Frosches, so auff dem Heller saß, und rühmt sich, Geld brächt Ehre. Wie auch der Schwermer spottet, die eytel Rühmen fürgaben, mit dem alten Sprüchwort: Rühme dich Räuplein, dein Vater war ein Kohl-Wurm.

Über Tisch habe ich etliche gute Fabuln von ihm gehöret, als von der Krähe, so die Affen straffete, die aus einem Johanneswürmlein Feuer blasen wolten, und darüber ihren Kopff verlor. Also gehets, wenn man andern Leuten, die keinen Verstand haben, einreden wil, Affen und Pfaffen lassen sich nicht straffen, wie ich aus langer Erfahrung bin gewahr worden. Item, da man eines erwehnet, der sich sehr heuchlerisch und glimpfflich stellet, gedachte er des schönen Sprüchworts, so aus dem Mährlein von der Mauß und ihrem Töchterlein gesponnen ist, welche einen rauschenden Hahn, und schleichende Katze sahe, und sich über dem Leise-Tritt hart verwunderten, hüte dich, sagt die Mutter-Mauß, fürn Schleichern, der Rauscher thut dir lang nichts.

Item, wie man meldet, daß etliche Hurneusel grosse Klöster-Güter an sich gezogen, und Hof-Schrantzen damit begnadigt hätten, sagt er: Esopus lehret, wenn jemand einen Braten vom Altar zucket, bleibet gemeiniglich ein glüend Köhlein daran hencken, das verbrenne Nest und Jungen, wie dem Adler geschach.

Ich habe auch gesehen, daß unser Doctor den Sächsischen Renckefuchs mit zu Tische getragen, und über Essen darinn gelesen hat, wie er auch seinen Sohn etliche Teutsche Fabuln zum Argument vorschriebe, die er verlateinen solte, wie ich hernach derselben eine gedencken will.

Grosse Leute haben je und je solcher verbeckter und vermummlicher Reden gern gebrauchet, und bißweilen nicht allein zum Scherz und Kurtzweil, sondern auch in wichtigen Sachen, gantze Fabuln oder schöne Sententz, so darauß gewachsen, in ihren Reden geführt. Wie zwar auch der Sohn GOttes und seine Propheten und Aposteln ihren Mund gern in schönen Gleichnüssen aufthun, und grosse Weißheit in Bilden von Thierlein den Christen fürstellen. Christus weiset uns zum Sperling, zur Gluckhenne, zum Feld-Blümlein, Schlangen und Dauben, und nennet Herodem einen Fuchs, S. Paulus, Neronem einen Löwen, die Prediger, so einander zausen, wie die Kälbertreiber, heisset er Hunde, Ketzer, so sich mit Gottes Wort und Christi Fellein heichlich schmücken, heisset er reissende Wölffe: Salomo weiset uns zum Ameißlein, Jotham mahlet in seinem Mährlein die liebe Obrigkeit ab, wie auch der Sohn GOttes den Babylonischen Käyser in einem schönen Baume fürbildet, darunter die Thierlein im Schatten sitzen, dafür man sich billich neigen, und nicht mit Prügeln darauff werffen, oder wie eine Sau sich daran reiben solle. Unser Jotham mahlet auch einen bösen Regenten ab in einem Dornstrauch, wie der HErr Christus einen falschen Propheten darinnen abreisset, und David mahlet seine Juden ab in stachlichten Disteln oder Mannestreu, wie er im 22. Psalm, Christum in einem ungehörnten Hirschen, und Judam im Leithund, und die Pfaffenknecht in Steubern und Windspieln abconterfeyet.

Da die Gemeinde zu Rom ein Auffstehen machet, beredet ein kluger Mann die Auffgewiegelten und Ungehorsamen, daß sie wieder einzogen, da er ihnen die Fabel von Händen und Füssen saget, die dem müssigen Haupt und fressendem Bauch, wie sie meyneten, nimmer Zinß gaben, und darüber verschmachteten und verdorben. Ein weiser Mann in Griechenland beredete seine Bürger, daß sie dem Tyrannen nicht die Schaaffhunde überantworten, denn darnach würden die Wölffe gut machen wider die gantze Heerde haben. Jener Löw, der deß Hirten Tochter lieb gewann, ließ sich aus thörichter Brunst von der Jungfrauen Vater bereden, daß man ihme die Zähne außschlüge, und die Krahlen abhiebe, da er nun wehrloß war, muste er mit der Haut bezahlen. Der Christenheit weisse Zähne, Krahlen Wehr und Waffen ist das starcke Wort Gottes, von Propheten und Aposteln auffgeschrieben, wenn wir das dem vermeynten Hirten und seinen Miedlingen im Concilio übergeben, so ist die Christenheit wehrloß, und kan sich wider deß Teuffels Mord und Lügen nimmer auffhalten. Darum wolte unser Doctor die Schrifft und das mündliche Wort sein Lebetag nicht fahren, und keinen Menschen ohne gewisse Schrifft über seine Lehren urtheilen lassen. HErr JEsu, du starcker Löw aus dem Stamm Juda, laß uns deine Klauen, die zehen Gebot, und die weiße Zähne, dein H. Evangelium nicht nehmen.

Und daß ich der Teutschen Klugheit, und wie sie der Fabul so wercklich gebrauchen, hie weiter gedencke, wisset ihr, da man Käyser Rudolffen fragte, weßhalben er sich nicht zu Rom wolte krönen lassen, es gehen viel Käysers-Fahrten aus Teutschem Land gen Rom, und wenig wieder herauß, drum grauet mir, sagt der Fuchs zum Löwen. Ein grosser Bischoff redet mit einem Evangelischen, man solte deß Pabsts und der Bischöffe nicht so feindselig gedencken, trete keiner den andern, sagt der Hahn zum Pferd, wir sind euch zun Haupten gewachsen, und unsere Füsse sind mit Eisen beschlagen. Zu andern Zeiten brauchte ein Fürst gar höfflich des Fuchs Sprichwort zum Hahn, da man von grossem Frieden schneiden wolte, es mag wol ein Landfriede angestellet seyn, er ist aber noch nicht jedermann verkündiget.

Es sagen auch die Weisen, bald ists berathschlaget und beschlossen, wer wil aber der Katze die Schelle anbinden, und die Execution verrichten, sprach die alte Mauß, da die Jungen fürgaben, man solte der Katzen eine Schelle anknüpffen. Ein Wolff gäb den Fuchs bey dem krancken Löwen an, als ein Auffwiegler, wie es der Fuchs erfähret, kommt er auch für, entschuldigt sich, er wäre auß gewesen, und hätte sich bey den Aertzten, des Königs Gesundheit halber, auffgehalten, die riethen, er solte einen warmen Wolffsbalg auffs Hertz legen, bald zeucht man dem Wolff die Haut über die Ohren. Also, wer

Digitized by Google

einem andern eine Grube gräbt, der fällt gemeiniglich selber drein. Item, ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh treulich bewachet, gehet zu Abend ein, den pelffern die Polsterhündlein auff der Gassen an, er trabet für sich und siehet sich nicht um, wie er fürn Ruttelhof kömmt, fragt ihn ein Fleischers-Hund, wie er das Gepelffer leiden könnte, und warum er nicht einen bey dem Kamm nehme, nein, sagte der Hirten-Hund, es zwackt und beisst mich keiner, ich muß meine Zähne zu den Wölffen haben. Der Löw wolte sich auch nicht am Mäußlein rächen, das wurde ihm endlich reichlich bezahlt, da ihn das Mäußlein aus seinen Stricken loßmachte.

Aber wer bißweilen verhören könte, und verantwortet nicht alles, und ließ S. Peters und Rolands Schwerdt in der Scheiden stecken, der blieb lang ungebissen, und vertrüg viel Sachen.

Es ist Fürstlich, sagte auch der grosse K. Alexander, der den Leuten dienen, und böse Wort und Undanck dafür einnehmen kan. Und Käyser Augustus verantwortete sich also, da man übel von ihm redete. Ich laß mir an dem genügen, daß mir die Leute mit bösen Worten nicht schaden können. Ein gut Gewissen überwiegt und verträgt viel Calumnien und verwendte Reden.

Item, auff eine Zeit kaufte ein Bergherr frembe Gewercken aus, und wolte den Genieß gar allein haben, wie solches über Tisch gedacht wird, spricht der Herr Doctor: Eben so thät jener Bauer im Esopo auch, dem leget eine Ganß alle Quartal ein gülden Ey, da ihn aber der Geitz bestund, schurfft er die Gans auff, da schnitte sich das Ertz mit ab. Also gehets, wenn man sich nicht wil an den Gefällen genügen lassen, so Gott ordentlich bescheret, und wenn der Jäger den Hunden und Sperbern ihr Jäger-Recht versaget, Bauern sollen pflügen und dreschen. Herren sollen der Zinß, Zehenden und Pacht warten, und ihren armen Leuten Schutz halten, Pfarrer sollen lehren und predigen, saget D. Martin Luther, so richtet ein jeder das Seinige aus, und GOtt spricht seinen Segen darzu.

Item, ein grosser Herr ligt am Fenster, und siehet einen Hofschrantzen gen Hof kommen. O wie ein grosser Dieb ist diß, spricht er zu einem der bey ihm stunde. Leidet ihr denn solche in Diensten, sagt der Rath? Wie sprach der Fuchs zum Igel, antwortet der Herr, lasset mir die satten Fliegen sitzen, kommen Hungerige, die saugen und sauffen viel härter, es muß ein Herr viel sehen und hören, der mit viel Leuten haußhalten sol, bißweilen findet man einen, der druckt einen Hof-Schwamm auß, der viel Wasser in sich gezogen, und hängt ihn an die Sonne, wie Ahasverus seinem untreuen Haman thäte, oder mancher knüpfft seinen Halß selber zu, wie Achitophel, denn Untreu trifft doch ihren eignen Herrn, oder da sichs verzeucht, da zahlen endlich die Erben.

Also, sage ich, brauchen wir Teutschen viel guter Fabuln und Sprüchwörter von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, und hafften und kleben lang, und poldern und rumpeln im Hertzen, als wenn man einem einen Floch ins Ohr setzet.

Drum da unser Jotham sich bey wilden und groben Leuten auch wolte hören lassen, dencket er auff eine mercklich Fabul, darinn er Mosis, Josue und seines lieben Vaters Gideons treue Dienst und unzehliche Wohlthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dornbusch den neuen und unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meisterlich und künstlich abgemahlet. Denn von frommen Regenten, da sie Gott giebet, hat ein gantzes Land Schatten, ja, sie erfreuen Gott, wenn sie Kirchen und Schulen bestellen, und sich der wahren Religion annehmen, da gibt Gott Süssigkeit und Freude für die Unterthanen.

Wenn aber ein Land und Stadt ihrer frommen Obrigkeit vergisset, und zahlet ihre Erben mit Teuffels-Danck, kommt selten ein besser Freund hernach, sondern quecksende und undanckbare Frösche müssen einen Storch haben, der sie schindet und verschlinget, oder müssen einen Dornstrauch leiden, darunter Igel, Mäuse, Schlangen und Kröten hecken, die ein Land zerkratzen, und ihme alles abschaben, drauß auch endlich ein Feuer kommt, das Land und Leut verzehret, wie es hie den undanckbaren Sichemiten auch gieng, die vergassen nicht allein ihres alten Richters, sondern sie halffen ihrem Dornbusch, daß er Gideons 69. Kinder auff einen Stein mördlich und tyrannisch umbbringet.

Solche Undanckbarkeit und Untreue der Unterthanen und Nachkömmlingen bande ihnen einen eigenen Besen oder Dornstrauch über ihren Leib, denn ihr neuer Richter drasch sie redlich über die Köpffe, und stach sie todt, wie er endlich auch vor einem Weibe erworffen ward. Aquila electa justo omnia vincit, sagt Kayser Friedrich der Dritte; wer wie ein Dornstrauch ins Regiment kommt, ungefordert, ungeschnittelt, kan nur ritzen und stechen, und den Schafen die Wolle abziehen, gehet gemeiniglich mit blutigem oder brinnendem Kopff wieder hinauß, und umb deß Volcks Sünde, Undanck und Bosheit willen, schicket Gott offtmals Dorn-Büsch und wellliche Distel-Köpffe.

Diß erwehnte ich von Jothams Fabul, und von unsers Doctors Esopo, und viel weiser Leut Mährlein, deren etliche in den alten Weisen auch zusammen geklaubet seyn. Denn grosse und Biderleut, beyde in Regimenten, Schul und Kirchen die sich ermüdet, müssen auch ihre ehrliche Freud und lustige Kurtzweil, und liebliche Ergetzligkeit haben. Wie sagt S. Johannes der heilige Apostel und Evangelist, da ihm etliche verhuben, daß er seine Vögelein und Rebhünerlein hätte, und bißweilen mit den Seinigen zum Sichermahl schoß. Ein Bogen, der stetigs gespannt ist, verlamet und verdirbt endlich.

Käyser Carl der Erste, und Maximilianus, hatten ihre Freude an Jagen. S. Marcus mahlet bißweilen für die lange Weile. Cyrus der Alte, und der H. Patriarch Abraham bauten Lust-Gärten, pflantzten Bäum. Salomo disputirt zur Gelegenheit von allerley Kräutern und Bäumen. Chur-Fürst Friederich zu Sachsen hatte sein Drehe-Zeug und schifftet und siedert Böltze, die offtmals andere Leute verschossen. Käyser Augustus machet bißweilen Verß, wie auff eine Zeit sein Ajax sich am Schwamm erstach wie Suetonius schreibet. Doctor Martinus war über Tisch von viel guten Sprüchen und fröhlichen Reden, wie er auch zu Coburg mit M. Veit Dieterich zum Ziel schoß, und auff eine Zeit einer Fledermauß Hertz, mit seinem Bölzlein auß dem Bauch zoge.

So nun die Gelehrten, dem weisen Homero sein merklich Gedicht von der Frösche und Mäuse gefährlichen Kriege, können zu gut halten, wie kan man unserm Doctor und andern zum argen deuten, daß sie zur Kurtzweil und Ergetzlichkeit der Fabul gedencken, schreiben und predigen, weil sie zumahl von nützlichen und künstlichen Händeln reden.

Damit wir nun diese Faßnacht, nach Gelegenheit der Zeit, bequemlich verrichten, wil ich diese Jothams und Esapos Predigt, nicht mit Rabinischen und Mahometischen, alten Münchischen Exempeln, oder alt-vettelischen Mährlein, sondern mit zweyen und dreyen derben und scharfen Fabuln beschliessen, und mit dem Krebs, Fuchs und Sperling manchem ein Klette in Bart werffen, oder Stifft im Hertzen stecken lassen. Ich bitte und vermahne aber, es wolle sichs keiner annehmen, der unschuldig ist: Schreyet einer, so muß man dencken, er sey getroffen.

Unser Doctor schrieb auff eine Zeit seinem Söhnlein Johann diese Fabul für: Ein Krebs wolte über Land reisen, unterwegen kommt er zur Schlangen, die wird sein Gefehrt, nun windet und schlinget sich die Schlang, und gehet die quer, und macht sich krumb, der Krebs auff viel Beinen übel zu Fusse war, folget seinem schlimmen und ungeraden Wander-Gesellen, und gehet sich auß'm Athem, helliget und mergelt sich in dieser schweren Reise ab, wie es Abend wird, kehren sie beyde unter einem Strauch ein, die Schlang legt sich in Ring, und fähet an zu schlaffen und schnarchen, der Krebs ist müde, und wil kein Schlaf in seine Augen, und thut ihm das Schnarchen oder Zützchen wehe, und wil die Schlange stossen, daß sie stil lige, wie sie aufffährt, und wil sich wehren, ergreifft er sie mit seiner Scheren beym Kopff, und druckt hart zu, biß ihr der Athem außgehet, da streckt sie sich die Länge auß, und ligt so tod fein gerad. Ey sagt der Krebs, wänn du heut so gerad gangen wäreſt, hätte ich auch besser folgen können.

Ach wie schwer kommt es einen an, und blutlichen saur wirds ihm, wer mit krummen schlimmen schlüpfferigen, ungeraden, zweyzüngigen, falschen und gifftigen Leuten über Land sol reisen, oder in Regimenten mit ihnen rathschlagen und umbgehen, oder mit gifftigen und falschen Predigern und Collegen, und untreum Weib und Gesinde haußhalten. Darumb beschloß Doctor Luther diese Fabel: Lieber Sohn, es ist nicht allein ein schöner Schatz umb einen guten Nachbarn, sondern wenn einem GOTT auch über Land und in seinem Ampte gute und gerade Leut zugibt, mit schlimmen und falschen kommt man schwerlich fort, und wird einem blut-sauer. Denn ein ungerader und tückischer Freund ist viel ärger, denn ein offentlicher zorniger Feind.

Hört noch eine, ob wol der Seyger außgelauffen ist. Da ich und andere gute Freund dem Herrn Philippo das Geleit von hinnen gaben, und er auch mit ebentheurlichen Gefehrten beladen war, saget er uns im Wissenthal über Tische die Fabel: Ein grosse Schlang verfiel sich in einer Höle, und schrye jämmerlich, ein Baur kömmt zum Loch, fragt was da sey, sie bittet er wolle ihr herauß helffen, traun Nein, sagt der Mann, an bösen Thieren ist nichts Guts zu verdienen, ich solte eine Schlang in meinem Busen auffziehen, die Schlang hält an, und verspricht dem Bauren, sie wolle ihm bey ihrem GOtt, der einmahl durch sie geredt, den böſten Lohn liefern, so die Welt pflegt zu geben. Gifft, Gab und grosse Verheissung bethören auch die Weisen, der Baur hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, drauff wil sie ihn zu Lohn fressen. Hab

Digitized by Google

ich das umb dich verdienet? Ist das deiner Zusag gemäß? Sagt der Baur, ich bin zweyzüngig sagt die Schlang, die Welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bittet, der bringt ihn gemeiniglich wieder dran.

Wie der Baur in Aengsten stehet, sagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilt, so wollen wirs auff die nächsten zwey sehen, die uns begegnen, was sie in dieser Sachen sprechen, das sol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen sie die Sache für, der Schiedmann spricht: Ich habe meinem Kärner fünffzehen Jahr gedienet, morgen wil er mich dem Schelm-Schinder geben, die Welt lohnet nicht anders. Deßgleichen spricht der alte Hund, auff den sie auch compromittiren, ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinen Junckern jagen, und viel Füchs und Hasen fangen helffen, jetzt hat er seinem Weidmann befohlen, er sol mich an eine Weide hencken, das ist der Welt Lohn. Dem Bauren wird bang zu Muth, in dem trat ein Füchslein daher, dem legt der Baur seine Sache für, und verheist ihm all seine Hüner, er sol ihm von dem bösen Wurm helffen, der Fuchs unterwindet sich deß Handels, beredet die Schlang, sie wolle ihme die Höle zeigen, und was ihr Gefahr, und deß Bauren Dienst gewesen sey. Man kommt zum Loch, der Fuchs fährt ein, die Schlange hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit, in deß wischt der Fuchs herauß, und ehe sich die Schlang umbwendt, weltzet der Baur auffs Fuchsen abred, wieder ein grosse Wand für.

Wie der Bauer erlediget, fordert der Fuchs, er sol ihm auffn Abend, das Hüner-Hauß offen lassen, der Bauer kam heim, thut seinem Weib Relation, und was er dem Fuchs für sein Procuratorey sey anheischig worden. Die Bäurin sagt: Hüner und Gäns seyen ihr, er hab ihr nichts zu vergeben. Der Baur wil seinen Worten nachkommen, läst dem Fuchs das Hüner-Loch offen, wies die Frau gewahr wird, wartet sie mit ihrem Schirmeister die Nacht auff den Fuchs. Als der in bona fiducia geschlichen kommt, verrennen sie ihm das Loch, und bleuen auff ihn zu, bis sie ihn ergreiffen. Ach sagt der Fuchs, ist denn das recht und der Welt gröster Lohn für die gröste Wohlthat, so bestätige ich armer Schalck heut diß Weltrecht mit meinem Leben und Balg.

Freylich gehet es nicht anders auff Erden zu, wer der Welt diene, der verleuret nicht allein seine Wohlthat, sondern krieget mit der Zeit Teuffelsdanck zu Lohn, doch muß es endlich alles bezahlt werden. Drauff lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte deß Dancks auch von den Seinigen ein Michelntheil bekommen. Lernet ihr hierauß, umb der Welt Lohn und Danck willen nichts anzufangen, umb ihren Undancks und Untreu willen nichts unterlassen, der HErr lebet und regiret zur Rechten seines Vaters, der alle treue Dienste und Wohlthat redlich und reichlich bezahlen, und eines jeden Gerechtigkeit zu seiner Zeit ans Mittagslicht bringen wil. Denn von allen singet König David: Qui custodit veritatem in seculum. Die Welt hält nicht.

Zum Beschluß höret auch meine Sperling, denn der Mäusemist und Gerbeleur wil sie doch immer mit unter den Pfeffer mengen. Ein Sperling hat vier Jungen in einem Schwalben-Nest, wie sie nu flück waren, stossen böse Buben das Nest ein, sie kommen aber alle im Windbrauß davon, nun ist dem Alten leyde, weil seine Söhne in die Welt kommen, daß er sie nicht zuvor für allerley Gefahr verwarnet, und ihnen etliche gute Lehren fürgesagt habe.

Auffn Herbst kommen in einem Weitzen-Acker viel Sperling zusammen, allda trifft der Alte seine vier Jungen an, die führet er mit Freuden mit sich heim, ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorg gemachet, dieweil ihr ohne meine Lehre von mir im Winde kamet, höret meine Wort, und folget eurem Vater, und sehet euch wol für, kleine Vögelein haben grosse Gefährlichkeit außzustehen, darauff fraget er den ältern, wo er sich den Sommer über auffgehalten, und wie er sich ernehret hätte? Ich habe mich in die Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein gesucht, biß die Kirschen reiff wurden. Ach mein Sohn, sagte der Vater, die Schnabelweid ist nicht böß, aber es ist grosse Gefahr dabey, darum habe forthin deiner wol acht, und sonderlich wann Leute in Gärten umbher gehen, die lange grüne Stangen tragen, so inwendig hol seyn, und oben ein Löchlein haben. Ja mein Vater, wann denn ein grün Blätlein aufs Löchlein mit Wax gekleibet wäre, spricht der Sohn. Wo hast du das gesehen? In eines Kauffmanns Garten, sagt der Junge, O mein Sohn, spricht der Vater, Kauffleut, geschwinde Leut, bist du umb diese Welt Kinder gewesen, so hastu Welt-Gescheidigkeit genug gelernet, siehe, und brauchs nur recht und trau dir nicht zu viel.

Darauff befraget er den andern, wo hastu dein Wesen gehabt? Zu Hofe, spricht der Sohn. Sperling und albere Vögelein dienen nicht an diß Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harnisch, Sperber, Kautzen und Blaufüß seyn, halt du dich zum Roßstall, da man den Habern schwingt, oder da man drischet, so kan dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein bescheren, ja Vater, sagte dieser Sohn, wenn aber die Stalljungen Hebritzen machen, und ihr Maschen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibet auch mancher behencken, wo hastu das gesehen, sagte der Alte? Zu Hof bey Roßbuben, O mein Sohn, Hofbuben böse Buben, bist du zu Hof und umb die Herren gewesen, und hast kein Federn da gelassen, so hast du ziemlich gelernet, du wirst dich in der Welt wohl wissen außzureissen, doch siehe dich umb und auff, die Wölffe fressen auch offt die gescheiden Hündlein.

Der Vatter nimt den dritten auch für sich, wo hastu dein Heil versucht? Auff den Fahrwegen und Landstrassen hab ich Kübel und Seil eingeworffen, und da bißweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen. Diß ist ja, sagt der Vater, eine feine Nahrung, aber mercke gleichwol auff deine Schanz, und siehe fleissig auff, sonderlich wann sich einer bücket, und ein Stein aufheben wil, da ist dir nicht lang zu bleiben, wahr ists, sagt der Sohn, wenn aber einer zuvor ein Wand- oder Handstein im Busen oder Taschen trüge, wo hastu diß gesehen? bey Bergleuten, lieber Vater, wenn sie außfahren, führen sie gemeiniglich Handstein bey sich. Bergleut, Werckleut, anschlägige Leut, bistu umb Berg-Bursch gewesen, so hast du was gesehen und erfahren, fahr hin, und nimb deiner Sachen gleichwol gut Acht, Bergbuben haben manchen Sperling mit Cobald umbgebracht.

Endlich kommt der Vater an jüngsten Sohn, du mein liebstes Gackennestle, du wareſt allzeit der allerst und schwächest, bleib du bei mir, die Welt hat viel grober und böser Vögel, die krumme Schnäbel und lange Kralen haben, und nur auff arme Vöglein lauren, und sie verschlucken, halt dich zu deines gleichen, und ließ die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen, oder Häußlein, so bleibstu lang zu frieden. Du mein lieber Vater, wer sich nehret ohn ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Ahr oder Weyh wird ihm nicht schaden, wann er zumahl sich und seine ehrliche Nahrung dem lieben Gott alle Abend un Morgen treulich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorffvögelein Schöpffer und Erhalter ist, der auch der jungen Räblein Geschrey und Gebät höret. Denn ohn seinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglin auff die Erde. Wo hastu diß gelernet? Antwort der Sohn, wie mich der grosse Windbrauß von dir wegriß, kam ich in eine Kirch, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenstern ab, und höret diese Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperling den Sommer über ernehret, und behütet für allem Unglück und grimmigen Vögeln. Traun mein lieber Sohn, fleuchstu in die Kirchen, und hilffest Spinnen und die sumsenden Fliegen auffräumen, und zirpst zu Gott, wie die jungen Räblein, und befiehlst dich dem ewigen Schöpffer, so wirst du wol bleiben, und wenn die gantze Welt voller wilder und tückischer Vögel wäre. Denn wer dem HErrn befiehlt seine Sache, schweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpff, thut gemach, bewahrt Glaub und gut Gewissen rein, deß wil Gott Schutz und Helffer seyn.

Diß Abersel und seines Vater Spruch, geliebten Freunde, schencke ich heut zur Faßnacht, die Kinder dieser Welt, sind ja in ihrer Art klüger und verschmitzter, denn die Kinder deß Lichts, doch frist der Wolff offt auch die gescheiden, Hündlein, und Gott ergrifft die Verschmitzten in ihrer Schalckheit, und alle listige Füchs kommen endlich beym Kürschner in der Beitze zusammen. Wer aber Gott wol trauet, der hat wol gebauet und wird in der argen Welt erhalten, und endlich mit Ehren auß allem Unglück errettet wann nun eines jeden Wandel und Gerechtigkeit an die Sonne kommen, und jedermann vor dem Gerichtstul Jesu Christi an seinem Leibe empfahen wird, was er guts oder böses in seinem Leben gethan hat. Denn wir sind nicht zu diesem Leben, wie die armen Vögelein erschaffen, und mit Christi Blut erlöset, und mit seinem Geist beseliget, sondern daß wir hie Glauben und gut Gewissen bewahren, und auff ein ander und ewiges Leben in Geduld hoffen und harren sollen. Komm HErr JEsu, und laß dich auf deinem Richtstul sehen, und erlöse und erquicke uns, die wir hie die Hitze und Last deß langen Tages tragen, und räume mittler Zeit die brummenden und sumsenden Fliegen auff, so in der Kirchen murren, und die Predigt verhindern wollen, Amen, HErr JESU Christe, Amen, der du uns in deinem Wort auff die armen Sperling weisest, und stellest sie uns zu Doctorn und Lehrern für, Amen.

An den Leser.

Dieses ist hochgel. Leser, die Predigt, welche der Hochgel. und Geistreiche Theologus Herr Matthesius seliger, von Jothams Fabul auff der Cantzel gehalten. Ich bitte dich, du wolleſt dieſelbe noch einmal mit Fleiß durchlesen, und darauß urtheilen, wie unchristlich Butyrolambius und sein Anhang

Digitized by Google

bey Antenorn handeln, in dem sie ihn bey dem gemeinen Mann, und sonderlich seinen Zuhörern wollen stinckend machen, und ein Fabul-Hansen nennen, weil er hiebevor etwan einmal eine Fabul erzehlet, und ingeniose applicirt hat. Ich wil jetzo nicht gedencken, wie viel Fabuln Matthesius in seinen Schrifften und Predigten angezogen habe, sondern ich erinnere mich einer Predigt, welche er am dritten Oster-Feyertag zur Vesper gehalten, und nennet sie ein Osterneu auß Simsons Historien Jud. 14. cap. Darinn er also redet:

Liebe Freunde im HErrn, ihr Alten habt euch zu erinnern, wie man vor Alters am Oster-Tage zur Vesper pfleget von der Cantzel ein Oster-Neu zu sagen. Das waren närrische Fabuln und Mährlein, wie man sie in Rocken Stuben den Kindern erzehlet. Damit wolte man die Leute frölich machen. Wir dancken aber unserem treuen Heyland, der uns von aller Abgötterey, auch von den närrischen Fabuln und Lügenden errettet hat, damit der leydige Satan Christi, und seines Leidens und Aufferstehung spottet, und verhönet damit die Christliche Religion, und hätte gern unsern höchsten Trost und Hoffnung von der frölichen Aufferstehung unsers Fleisches verdächtig und zweiffelhafftig gemachet, wie bey den Epicurern und Saduceern geschehen. Wir haben (GOTT sei Lob und Danck) so viel tröstliche Sprüche auß Altem und Neuem Testament von diesem hohen Articul, die unser Trost und Freude sind, daß wir deß Gespötts gern entbehren.

Es läßt sich aber ansehen, als sey es in der Kirchen ein alter löblicher Brauch gewesen, die hohen Artickel unsers Christlichen Glaubens den einfältigen Leuten in seinen lustigen Historien und Bildern zu erklären, und fürzustellen. Dieser Gebrauch aber ist hernach durch ungelehrte und unverständige Lehrer in einen Mißbrauch gerahten. Denn Christus und der Heilige Geist reden gern in Bild- und Gleichnissen, darinnen sie die Geheimniß Gottes außsprechen. Also auch Sanct Paulus zu den Galatern, da er den Haupt-Articul von der Gerechtfertigung gründlich und außführlich gelehret, und mit gutem Grund und Zeugniß auß Mose, den Propheten und Psalme beweisen, daß ein armer Sünder für GOTT gerecht und angenehm werde, nicht durch deß Gesetzes Werck, oder eigen Verdienst, sondern auß lauter Gnaden, durch den Glauben an den HErrn Christum, erklärt er hernach (cap. 4.) diesen wichtigen Articul mit der Historien von beyden Söhnen Abrahae: Ismael, so von der Magd nach dem Fleisch geboren, welcher nicht erbet, und Isaac, der nach der Verheissung von der Freyen gebohren, und der rechte Erbe war. Diese Weise zu lehren, daß man durch Allegorien und heimliche Deutung der Historien, die Articul deß Glaubens den Kindern und Albern erkläret, haben geschickte und treue Lehrer in der Kirchen behalten. Wie auch der HErr Christus in der Historien Luc. 10. von dem, so unter die Mörder gefallen, die gantze Christliche Religion, und eine vollkommene Kirchen Histori fürgestellet, wie erstlich der Mensch von GOtt nach seinem Bilde in vollkommener Weißheit und Gerechtigkeit erschaffen, und mit Göttlicher Krafft, und Unsterblichkeit gezieret. Item, wie er durch den Ertz-Mörder und Lügner ist beraubet und verwundet, daß ihm weder das Gesetze noch Levitisch Priesterthumb oder Opffer helffen kunte, sondern allein der Sohn Gottes, der Jacob in Samaria in der Himmelfahrt erschienen, Denselben jammerte und erbarmte das beraubte und verwundete menschliche Geschlecht, der ist unser Arzt und Artzney, durch dessen Fürbitt und Wunden wir sind geheylet worden. Weil denn diese Zeit von Weyhnachten an biß daher die hochsten Articul von Christi Geburt, Leiden, Sterben und Aufferstehung, auß hellen und klaren Texten sind gehandelt, haben auff diese Zeit gesunde Lehrer und Seelsorger diese Articul in schönen Historien, und lustigen Bildnissen, ihren Kirchen fein artig vorgehalten: Diesen alten löblichen Gebrauch wollen wir auff dieses mal auch begehen, und als viel Gott Gnad verleihet, auß Simsons deß Wunder Manns Historien Christum und sein gantzes Reich, und Kirchen Historien, von Anfang biß zu Ende, als in einem Bilde fürstellen, zu einer lustigen Erklärung ꝛc. Ich wil nicht gedencken, wie andere vortreffliche Theologi unterweilen dem gemeinen Mann in Fabuln und Gedichten allerhand gute Lehren beygebracht haben. Ich sehe, daß Butyrolambius Antenorn sehr übel außdeute, daß er im Gesind-Teuffel gedacht habe einer Fabul, daß der Teuffel mit einer Trummel vor den Himmel kommen sey, habe Officiers werben wollen, und habe ihnen gut Quartier versprochen, ꝛc. Allein man lieset bey alten Scribenten diese Fabul und Gedicht, daß der Teuffel ihm einsmals vorgenommen habe zu freyen, und Kinder zu zeugen, damit er dieselbige in der Welt außstatten, und mit den Menschen, zu ihrem Verderben, umb so viel desto mehr befreundten möchte. Da seye ihm vorkommen eine Frau, die habe geheissen Impietas, gottloses Wesen. Mit derselben habe er sich vergattet, und sieben Töchter gezeuget, die er zu Hause aufferzogen, und endlich in die Welt außgetheilet, und mit den Menschenkindern verehrliget habe.

Die erste und älteste Tochter habe geheissen Arrogantia, Jungfrau Hochmuth, dieselbige hab er denen von Adel, und hohen Stands Personen verheyrathet.

Die andere habe geheissen Avaritia, Jungfrau Geitz, die habe er denen Kauffleuten, Hanthierern und Parthierern in den Städten verehrliget.

Die dritte hat geheissen Falsiates, Jungfrau Falschheit, die habe er denen Bauren, und dem gemeinen Landvolck vermählet.

Die vierte habe geheissen Invidia, Jungfrau Neid, die habe er den Handwercksleuten außgesteuret.

Die fünfte habe geheissen Hypocrisis, Jungfrau Heucheley, die habe er denen Geistlichen zugegattet, welche in Schafs-Kleidern auffgezogen kommen, inwendig aber sind sie reissende Wölffe, Matth. 7. v. 25.

Die sechste habe geheissen Superbia, Jungfrau Stoltz, die habe er dem weiblichen Geschlecht vertrauet.

Die siebende und jüngste Tochter habe geheissen Fornicatio, Jungfrau Unzucht und Hurerey diese habe er, als das jüngste und liebste Kind nicht verheyrathen wollen, sondern bey sich zu Hause behalten, und jedermann in allen Ständen mit ihr zu buln vergünstiget.

Diese Fabul wird von vielen vornehmen Predigern in ihren offentlichen Schrifften allegiret. Warumb wird es denn Antenorn vor übel auffgenommen, wenn er dergleichen Arten zu lehren sich unterweilens gebrauchet? Ich halte davor, daß kein gröſſer Werck nach Käyser Carl deß Großen Zeiten in Kirchen-Sachen in Teutschland und andern Königreichen vorgangen sey, als da die Augspurgische Confession ist übergeben worden. Matthesius redet in seiner 8. Predigt von dem Leben Lutheri also:

Gröſſer und höher Werck, und theurer und herrlicher Bekäntnuß ist nicht geschehen von der Apostel Zeit an, als diese zu Augspurg, vor dem gantzen Römischen Reich. Zu Jerusalem bekannten und bezeugten zwölff Apostel, die arme Fischer, den Namen JEsu Christi, auch mit grosser Freudigkeit deß Geistes, für denen Hohen Priestern, Gelehrten, Rath und Hauptleuten deß Tempels, und strafften darneben, die den König der Ehren, Jesum Christum den Sohn Gottes in seinem Fleisch gekreutziget und umbracht hatten, welches freylich der grosse Pfingst-Tag und das höchste Werck der Christenheit ist von Anbegin der Welt geschehen.

Nachdem aber der vermeynte Stul-Erbe St Petri sich wider Gott und seinen Gesalbten, und über den gepredigten Christum und sein Wort erhaben, und als die rothe Braut von Babylon, mit seinem Becher, fast die gantze Christenheit bethöret und bezaubert, und zu ihrer Abgötterey mit Eydes-Pflichten verknüpffet, und Gott wolte seine gefangene Christenheit durch das Wort seines Geistes, wieder aus der Babylonischen Gefängniß zu erledigen anfangen, und gieng solch Wort und Werck Gottes nicht vergebens ab, sondern richtet viel aus. Und Gott zohe etliche grosse Christliche Herren und Städte durch sein Evangelium an sich, die in Krafft des Geistes Gottes aus der Propheten und Aposteln Schrifften erkannten, daß die grosse Babylon, die Mutter aller Unzucht und Greuel, auff Erden truncken war, von dem Blute der H. Märtyrer und Zeugen Jesu Christi, und daß der Sohn Gottes der einige Hohepriester, Haupt und Heyland der gantzen Welt wäre. Darum bekenneten diese Herren und Städte frey öffentlich und unerschrocken, als selige Werckzeuge Gottes, und wahre Gliedmassen Jesu Christi, und ernstliche Zuhörer und Liebhaber deß lebendigen Wortes, voll rechtschaffenes und lebendigen Glaubens ihren Glauben, und was sie aus D. Luthers Büchern und Predigten gelernet und behalten hatten, ꝛc.

Eben um die Zeit, und eben in dem Jahr, als dieses grosse Werck vorgegangen, da die Augspurgische Confession übergeben, Chur- und Fürsten, ja, endlich gantze Königreiche durch Gottes Erleuchtung die Augen auffgethan, und das Pabstthumb verlassen haben, hat D. Luther zu Coburg gesessen, und die Fabuln Esopi verteutschet. Wenn der naseweise Butyrolambius damals gelebet hätte, würde er gesagt haben, Luthere, was machest du eben bei dieser Zeit? Du hast keine Vocation, solche Dinge zu tractiren. Warum bekümmerst du dich nicht vielmehr, wie es jetzo zu Augsburg hergehe! Allein Lutherus hat ohne Zweiffel bei dieser grossen Veränderung so vieler Länder und Königreiche wol gesehen, wie man unterweilens durch solche feine Gedicht grossen und kleinen Leuten könne die Opinionem, illam mundi Reginam aus dem Kopff treiben. Ich habe von andern Leuten gehöret, wie Antenor offtmals mit einer Fabul oder mit einer scherthafften Gleichniß, in vornehmen Conventen mehr außgerichtet habe, als wenn er den gantzen Aristotelem und Ciceronem auff dem Rücken getragen hätte. Butyrolambius mag sagen, was er wil, so siehest du, hochgeehrter Leser, daß Jotham, dessen Fabul der H. Geist im Buch der Richter hat auffzeichnen

Digitized by Google

lassen, nicht sey ein Pedant oder Schul-Fuchs gewesen, sondern Mathesius nennet ihn in seiner Predigt einen Weisen, einen grossen Regenten und leiblichen Heyland in Israel. Freylich ist er ein grosser Regent gewesen, denn er hat zu befehlen gehabt einem Land, das so reich und mächtig war, als manches Königreich in Europa. Wenn Butyrolambius wäre sein Hof-Prediger gewesen, er, würde ihn vielleicht excommunicirt haben. Zum Andern sagte Math. daß der H. Geist ihme auch diese Weise gefallen lasse, wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden undanckbaren und ungeschlachten Leuten predigen, und daß die Weisesten auf Erden beydes unter Juden und Heyden auch in der Christenheit, sich sehr gern auff diese Art beflissen, und die höchste Weißheit nach GOttes Wort in solch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefasset, und den Leuten fürgehalten haben. Hat der heilige Geist ihme solche Art zu lehren gefallen lassen, so muß Butyrolambius nicht vom heiligen Geist getrieben werden, indem er in seiner Paßquill thut, als ob Antenor damit die Höll verdienet habe. Zum Dritten sagt Mathesius, daß Lutherus sechzehen schöner Fabuln selbst gemacht habe, welche voller Weißheit und guter Lehre, und höflicher Vermahnung seyn, und wunderschöne Bilder und contafracturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, im Regiment und Haußwesen auf Erden pflege zu gehen.

Hier möchte ein naseweiser Butyrolambius sagen: Luthere, warum hast du die Zeit nicht besser angewendet? Warum hast du unterdessen nicht ein Pater noster gebeten oder gesagt: Miserere mei Deus? IV. Lutherus habe sein angefangenes lustiges und nützliches Werck mit einer gelehrten Vorrede gezieret, darinnen er frey lehret, daß nach der H. Schrifft die feineste Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden seye, wer allein denselbigen mit Fleiß nachdencke. V. Nennet er diejenige Bauern und Unverständige, welche die Weißheit, so in den Fabuln verstecket sey, nicht achten und unwerth halten. VI. Sagt er, daß die Fabuln Esopi kein Narr oder Unweiser gemacht habe, sondern es haben sie sehr vernünfftige Leute auff Erden zusammen gelesen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, sondern auch die älteste Juden, welche damals die rechte Religion gehabt, sich auff diese Fabul-Weißheit beflissen. Es seyn die weisen Mährlein-Dichter nicht erstlich in Phrygia und Griechenland, sondern bey den Juden vor Alters gewesen, wie Jothams Fabul außweise, welche etwa 3000. Jahr vor Christi Geburt ist erzehlet worden. VII. Sagt Mathesius: Wie wenn Assaph der Sang-Meister der viel liebliche Psalmen gedichtet, der Esopus wäre, der erstlich die Fabuln, wie andere Leute Salomonis Sprüchwörter, zusammen gelesen hätte? Denn die Namen treffen fast mit einander ein. Antenor sagte vor etlichen Jahren, daß Petrus Laurenbergius decus illud Academiae Rostochiensis, ihm habe remonstriren wollen, das Salomo die Fabuln Esopi über seiner Tafel erzehlet habe, und sein Musicant der Assaph habe sie zu Papier gebracht, und endlich den Griechen communicirt. VIII. sagt Mathesius, daß dieses die artigste und subtileste Weise seye, bittere und scharffe Warheit, so wol grossen Leuten, als auch denen Kindern beyzubringen, gleichwie einen überzuckerten Wurmsaamen, und es haben offt mit solchen Fabuln hochberühmte Leute grosse Dinge außgerichtet, bey Regenten und Unterthanen, bey Kindern und Gesinde. IX. Es haben viel gute Leute ein sonderbahres Wolgefallen gehabt an diesen Fabuln Lutheri. Denn als Philippus Melanchthon die Vorrede, und die Fabuln Lutheri gesehen, habe er ihn gebeten, er wolle darinn fortfahren, und dieses Buch zu Ende bringen. Er wolle ihm bey einem grossen Herrn, dem er es dediciren solle, 1000. Gülden vor die Dedication zuwege bringen. Wenn Butyrolambius damals gelebet hätte, er würde aus einem Phariſäischen Eyfer an den Churfürsten zu Sachsen geschrieben, und bey andern Obrigkeiten angehalten haben, man solle dieses Buch confiscirn, und bey namhaffter Straff verbieten es zu verkauffen, denn es sey ein ärgerlich Buch. X. Sagt Mathesius, daß Doctor Luther offt über Tisch, wenn er zumal vom Regiment und Hofwesen geredet, der Alten Fabuln, und vernünfftigen Sprüchwörtlein, so in Teutsche Sprache aus den Fabuln kommen seyn, gerne gebrauchet habe. XI. In seinen schönen Hof-Psalmen, welcher ist der 101. davon Doctor Creutziger geurtheilet daß es sey Lutheri gelehrteste und weiseste Schrifft, in Teutscher Sprach gedencket D. Luther unterschiedener Fabuln. XII. Sagt Mathesius, daß er gesehen habe, daß D. Luther den Sächsischen Reincke-Fuchs mit zu Tisch getragen, und darinnen gelesen habe. Antenor hält davor, daß in diesem Buch, wie auch in dem Froschmäusler, eine grosse Politische Weißheit verborgen stecke. XIII. sagt Mathesius, daß nicht allein vornehme Leute sich solcher verdeckter und vermumlicher Reden gern gebrauchet haben, sondern auch der Sohn GOttes, und seine Propheten und Apostel haben ihren Mund gern auffgethan in schönen Gleichnüssen, und grosse Weißheit in Bildern denen Leuten vorgestellet. XIV. Erzehlet Mathesius, wie Menenius Agrippa mit einer Fabul einen Auffruhr in der grossen Stadt Rom gestillet, und die Bürger wiederum zu frieden gesprochen habe. Solches hätte vielleicht Cicero mit seinem utili & inutili, mit seinem honesto & jucundo so leicht nicht gethan. XV. Daß das eine sonderbare Klugheit der Teutschen seye, daß sie der Fabuln so wercklich gebrauchen können, erweiset Mathesius mit dem Käyser Rudolph und anderen grossen Herren, und schliesset endlich, daß die Teutschen viel guter Fabuln und Sprichwörter brauchen von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, lang hafften und kleben, und im Hertzen rumpeln, als wenn man einem einen Floh ins Ohr gesetzet habe. Antenor sagte einsmals, daß der alten Teutschen Sprichwörter lauter Axiomata, Politica, Ethica und Oeconomica seyen, welche sie aus vieler Erfahrung gesammelt haben, und in dem Florilegio Politico Lehmanni, welches in Sprüchwörtern bestehe, stecke mehr Weißheit, als in 10. Disputationibus Politicis, welche auf Universitäten gehalten werden. Solche Dinge lassen offtmals solche aculeos oder Stachel hinter sich, daß es erst viel Jahr hernach Frucht schaffe, wie allhier die Fabul deß Jothams, welche erstlich gering geachtet wurde: Aber drey Jahr hernach bey den Sichemitern wirckte, daß sie an das unschuldig-vergossene Blut gedachten. XVI. Man muß sich offtmahls in die Zeit und in die Leute schicken, und es machen wie Cicero, welcher anderß geredet hat bey dem Julio Caesaro, anders bey dem Rath zu Rom, und anders bey dem gemeinen Volck. Wenn einer in Republ. Democraticâ auffträte, und dem gemeinen Volck die Ohren nicht mit vielen Worten stopffete, so würde er davor gehalten werden, daß er nichts studiret habe. Darum sagt Mathesius, weil Jotham sich bey groben und wilden Leuten habe wollen hören lassen, da habe er gedacht auff eine Fabul, darinnen er Mosis, Josuä und seines lieben Vaters treue Dienste, und unzählige Wolthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dorn-Busch den neuen unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meisterlich und künstlich abgemahlet habe. Er erkläret diese Fabul also, daß ich mich sehr damit belustige. XVII. Sagt Mathesius, daß nicht nur vornehme, sondern auch andere ehrliche Biderleute, so wol im Regiment, als auch in Kirchen und Schulen, nach ihrer vielfältigen Arbeit, ihre ehrliche Freude, lustige Kurtzweil, und liebliche Ergötzligkeit gesuchet haben. S. Johannes der heilige Apostel und Evangelist habe unterweilens seine Kurtzweil gehabt mit seinen Vögelein und Rephünerlein, und habe bißweilen mit den Seinigen zum Sichernmahl geschossen. Käyser Carl und Kayser Maximilian haben ihre Lust gesuchet im Jagen. Der Evangelist Marcus habe unterweilens vor die lange Weil gemahlet, ꝛc. Wer wil es denn Antenorn verdencken, wenn er unterweilens nach vieler grosser Arbeit, nach vielen grossen Widerwertigkeiten jemand läst zu sich kommen zu einer Philosophischen Malzeit, und ein Philosophisches Gespräch mit ihm hält? Oder nach der Malzeit seinem Diener, oder etwa einem frembden Studenten einen lustigen discurs in die Feder dictirt? Dieses ist die einige recreation, welche Antenor hat, und dieselbige kan und mag man ihm wol gönnen. Ein Bogen, der allezeit gespannet ist, verlamet und verdirbet endlich. XIIX. Aus dieser Predigt siehest du, hochgeehrter Leser, daß Lutherus nicht allein ein Fabul-Hanß gewesen seye, sondern auch seinen Sohn Johannem habe zu einem Fabul-Hansen machen wollen, indem er ihm unterschiedene Fabuln hat vorgelesen, welche er in die Lateinische Sprache hat versetzen müssen, gestalt denn Mathesius gedencket, daß er seinem Sohn habe eine Fabul vorgelesen von einem Krebs, welcher habe über Land reysen wollen, und sey unterwegens kommen zu einer Schlangen, ꝛc. Durch diese Fabul hat er ihm die Lehr geben wollen, daß ein tückischer Freund viel ärger seye, als ein öffentlicher zorniger Feind. Das hat Lutherus ohne Zweiffel nicht aus Büchern, sondern aus Erfahrung gelernet. XIX. Nicht nur Lutherus und sein Sohn Joh. sind Fabul-Hansen gewesen, sondern auch Phil. Melanchthon, der hochgelehrte Mann, welchen auch seine ärgste Feinde, in und ausser Teutschland, seiner Philosophischen Wissenschaft halben geliebet und gelobet haben. Mathesius erzehlet eine Fabul, welche er ihm und seinen Freunden im Wisenthal erzehlet habe von einer grossen Schlangen und einem Bauern. XX. Ich halte davor, daß durch die schöne Fabul und den vier jungen Sperlingen Mathesius seinen Kindern habe eine Instruction und Memorial geben wollen. Ich vernehme gar gern, daß Antenor gegen einem vornehmen Freund gedacht, er wolle hinführo in acht nehmen die Fabul, welche Mathesius erzehlet von einem alten Hirten-Hund, der seines Herrn Vieh treulich bewachet habe.

Digitized by Google

Deß Abends seye er nach Hause gangen, da haben ihn unterschiedliche kleine Hündlein auff der Gassen angebellet, der alte Hirten-Hund aber sey vor sich weggegangen, und habe sich nicht einmal umgesehen. Als er vor den Küttel-Hof kommen, habe ihn ein Fleischers Hund gefraget, wie er das Bellen und Gepelver leiden könne? warum er nicht einen beym Kamm nehme? Nein, habe der Hirten-Hund gesagt, es zwackt und beisst keiner. Ich muß meine Zähne wider die Wölffe brauchen, und nicht wider solche kleine Lumpen-Hündlein. GOtt lasse Antenor leben, und erhalte ihn bei beständigen Leibes-Kräfften. Butyrolambio und andern Lumpen-Hunden sollen die Mäuler wol gestopffet werden. Adjeu, hochgeehrter und hochvernünfftiger Leser, und bleibe günstig und geneigt

Deinem demüthigsten Diener
und Knecht
ANTON-MENONI Schuppen.

---

von Schüren, s. Meistersänger.

Sybilla Schuster,

um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, und mit einem würtembergischen Geistlichen verheirathet, hinterließ das Gedicht:

Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes. Oettingen, 1685.

das sich für jene Zeit durch die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Versmaaße eigenthümlich auszeichnet.

Friedrich Karl Julius Schütz

ward am 31. Mai 1779 zu Halle geboren, ein Sohn des berühmten Philologen Christian Gottfried Schütz, studirte in Jena und trat 1804 als außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle auf, wo er sich 1801 habilitirt hatte. 1811 heirathete er die mimische Künstlerin Händel, mit der er, selbst Bühnen betretend, große Kunstreisen unternahm, bis er 1818 zum zweiten Male in Halle außerordentlicher Professor der Philosophie ward. Bald trennte er sich wieder von seiner Professur, zugleich von seiner Gattin, und lebte abwechselnd, auf verschiedene Weise literarisch sein Glück versuchend, theils in Hamburg, theils in Leipzig. Jetzt hält er sich als Doctor der Philosophie privatisirend wieder in Halle auf.

Geschichte der Republik Frankreich. Jena, 1802.
Epigrammatische Anthologie. Halle, 1806. 3 Thle.
Geschichte Napoleon I. Leipzig, 1810.
Leben und Character der Elise Charlotte von Orleans. Leipzig, 1820.
Goethe und Pustkuchen. Halle, 1822.
Goethe's Philosophie. Hamburg, 1825—27. 7 Thle.
Stimme Friedrichs des Großen über Politik, Staats- und Kriegskunst, u. s. w. Braunschweig, 1828. 3 Thle.
Taschenbibliothek der neuesten Erzählungen. Lüneburg, 1829. 4 Bde.
Blumenlese aus dem Stammbuche der Händel-Schütz. Leipzig, 1815.
Müllner's Leben. Meißen, 1829.
Paganini's Leben. Meißen, 1830.
Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Characters und Verdienstes, nebst angehängtem Briefwechsel. Halle, 1834; 1. und 2. Bd.

Geschmack und Gewandtheit, namentlich bei seinen Compilationen, sind diesem Schriftsteller nicht abzusprechen; reich begabt von der Natur hatte er Bedeutenderes leisten können, als er wirklich geleistet hat.

Friedrich Wilhelm von Schütz

ward am 24. April 1758 zu Erdmannsdorf bei Chemnitz geboren, lebte längere Zeit zu Altona und wurde in den Jahren 1792—93 bei der französischen Gesandtschaft zu Hamburg als Legationssecretär angestellt. Darauf zog er sich auf sein Gut Hoyersbüttel zurück und privatisirte dann als königl. sächsischer Hofrath zu Zerbst, wo er 1821 starb.

Apologie von Lessings Nathan. Leipzig, 1781.
Unter Allen die schlimmste, Tragicomödie. Dessau und Leipzig, 1782.
Der Kinderfreund. Hamburg, 1785—86. 2 Thle.
Wöchentliche Unterhaltungen für Jünglinge und Mädchen. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Wilhelm Althaus. Hamburg, 1787—89. 2 Thle.
Leben Mendelssohns. Hamburg, 1787.
Archiv der Schwärmerei und Aufklärung. Hamburg, 1787—97. 5 Thle.
Freimaurerlieder. Hamburg, 1790.
Leben Bernstorff's. Altona, 1798.
Eduard von Krohnenburg. Leipzig, 1798.
Gemälde französischer Helden. Hamburg, 1807.
C. M. Wielands Todtenfeier. Altona, 1813.
C. F. Sintenis Leben. Zerbst, 1820.
Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich. Leipzig, 1827. 2 Thle.

Ein geistreicher, vielseitig gebildeter Schriftsteller, dessen Biographieen, namentlich zur Zeit ihres Erscheinens, sehr günstig aufgenommen wurden und mit Recht noch immer als treffliche Arbeiten gelten.

J. B. von Schütz, s. Sinold.

Digitized by Google

Wilhelm von Schütz,

am 13. April 1776 zu Berlin geboren, lebte als königlich preußischer Landrath und Director der Ritterschaft in der Neumark zu Zibingen; seitdem er diese Stelle niederlegte, privatisirte er in Dresden.

Lacrimas, Schauspiel, herausgegeben von A. W. von Schlegel. Berlin, 1803.
Niobe, Trauerspiel. Berlin, 1807.
Der Graf und die Gräfin von Gleichen, Tragödie. Berlin, 1807.
Romantische Wälder. Berlin, 1808.
Der Garten der Liebe. Berlin, 1812.
Graf von Schwarzenberg, Schauspiel. Berlin, 1819.
Rußland und Deutschland. Leipzig, 1819.
Deutschlands Preßgesetz. Landshut, 1821.
Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie. Leipzig, 1821—23. 3 Hfte.
Dramatische Wälder. Leipzig, 1821.
Karl der Kühne, Drama. Leipzig, 1821.
Mehrere Uebersetzungen, kleinere Aufsätze u. s. w.

Ein geistreicher Mann, der sich in früheren Jahren an der romantischen Schule anschloß und namentlich von den Gegnern derselben wegen seines Lacrimas vielfach und heftig angefeindet wurde. Er besitzt ein schönes Talent, reiche Phantasie und große Herrschaft über Form und Sprache; aber ihm fehlt die Freiheit dichterischer Bewegung und seine Leistungen erwarben sich daher nicht den Beifall, der ihnen bei größerer Selbstständigkeit um ihrer sonstigen trefflichen Eigenschaften willen unfehlbar hätte zu Theil werden müssen.

Aus Lacrimas, von Wilhelm v. Schütz.

Zweiter Aufzug.

Dritte Scene.

Cavanas, Garten.

Ismene sitzt. Lacrimas kniet weinend vor ihr nieder.

Lacrimas.

Die Thränen bleiben nicht in ihren Dämmen,
Wann aus so vielen Quellen strömend gießen
Die Schmerzen, die sich nicht mehr lassen hemmen.
Heut sieh sie noch, bald werd' ich von dir fließen,
Ich sonnenloser Strom, den Wolken schwärzen,
Der finstern Nächte, die mich dicht umschließen.
Die Regenwolke wird an deinem Herzen
Verüber wandeln, welche dir erschienen
Im Abendroth schuldlos und frei von Schmerzen;
Dann magst im neuen Sonnenlicht du grünen,
Wenn deine trüben Nebel von dir ziehen,
Ihr feuchtes Grab in Wellen zu verdienen.

Ismene.

Was hör' ich? Wunderbare Worte fliehen
Von deinen Lippen, mir nicht zu begreifen:
Will jetzt dein Schmerz zum Wahnsinn gar erglühen?
Ich flehe dich, Gemahl, laß ab zu schweifen
In so verworrner Red' um meine Seele,
Und neue Angst auf meine Brust zu häufen.
Was dir dein Herz bedrücket, das verhehle
Mir länger nicht; die, so du dir zum Weibe
Genommen, hier auch zur Vertrauten wähle.

Lacrimas.

Das kann ich nicht, nein, tief verhüllet bleibe,
Was mich so quält; nur eines magst du wissen,
Daß, von hier fliehend auch, ich dein verbleibe!

Ismene.

Von hier entfliehend? Mir also entrissen?
Verstand ich recht? Hast Wahrheit du gesprochen?
O heiliger Gott, was werd' ich leiden müssen!
Was klag' ich viel, daß du dein Wort gebrochen?
Genug, du willst auf Erden mir vergehen,
Und diese Drohung hat mein Herz durchstochen.
(Sie sinkt hin.)

Lacrimas.

Ich kann's nicht dulden, also dich zu sehen!
Erwache, Weib, ich will nicht von dir lassen,
Nur laß auf's Neu' mir deinen Athem wehen.

Ismene.

Noch leb' ich zwar, doch bald werd' ich erblassen,
Kaum hab' ich deine Lieb' endlich gekostet,
So will mich schon die sel'ge Fluth verlassen.
Ihr Wollustkranken, die ihr d'raus entsproßtet,
Ich glaubt', ihr wäret eine feste Kette:
O, daß ihr zum Verdorren nur aufschoßtet!
Harr'n soll ich hier allein an öder Stätte?
Strom meiner Lust, du willst dich von mir winden,
Nicht mit mich nehmen in dem dunkeln Bote?

Lacrimas.

Was könnten diese Worte mir verkünden?
O dürft' ich hoffen? würdest mein du bleiben,
Wenn du, wer ich auch sei, mich solltest finden?

Ismene.

Laß dich nur neue Flucht nicht von hier treiben,
So magst du mir, was es auch sei, berichten,
Mehr wird mich's nicht, wie jenes Droh'n, entleiben.
Ich flehe dich, du mußt mich unterrichten,
Warum noch einmal Trennung soll geschehen,
Und was mir denn verbeut, mit dir zu flüchten!

Lacrimas.

Mein bestes Weib, du wolltest mit mir gehen?
Unmöglich ist's, auch wenn du die Gefahren,
Die deiner harr'n, bereit wärst, zu bestehen;
Denn ein Geheimniß würdest du erfahren,
Das müßt' aus deiner Brust die Liebe bannen,
Die sich noch gern der Flüchtling will bewahren.

Ismene.

Dich, dem so heiße Liebesthränen rannen,
Sollt' ich um irgend Etwas können hassen?
Nie! Sag' es mir, ich lass' dich nicht von dannen.
Ein größres Unglück kann mich nicht mehr fassen,
Und hättest du, was es auch sei, begangen,
Ich schwör' es, nie darum von dir zu lassen.

Lacrimas.

Hätt' ich nun frevelhaft dich hintergangen?
Wenn ich nicht aus Italien wär' geboren,
Du wolltest dennoch treulich an mir hangen?

Ismene.

Was kann ich mehr? Ich hab' es dir geschworen;
Es läßt sich diese Liebe nicht verwüsten,
Und niemals geht Ismene dir verloren.

Lacrimas.

So wisse denn, nicht von Europa's Küsten,
Aus Afrika bin ich hieher gekommen,
Mit falschen Segeln, die wie christlich grüßten.

Ismene.

O ew'ger Schmerz! der mich zum Weib genommen,
Geboren ward er in der Heiden Lande,
Er ist mein Feind und Feind von allen Frommen!

Lacrimas.

Wie? dein bin ich, durch mir auch heil'ge Bande.
Du thust nicht recht, mich deinen Feind zu nennen,
Weil ich herkam vom Afrikan'schen Strande.
Sahst du nicht Liebe mir im Herzen brennen?
Und wird nicht ewig diese Flamme lodern?
Weshalb hast du mich denn verwerfen können?
Daß ich dich liebe, mehr kannst du nicht fordern,
Und ich that mehr, als Liebe je begangen,
Zu tausend Freveln ließ ich mich auffordern.
Denn dich, Ismene, hab' ich hintergangen,
Mein Vaterland und meinen Gott betrogen;
Und warum sonst, als um dir anzuhangen?
Du weißt doch nicht, warum ich in die Wogen
Des Meeres mich von Neuem muß begeben,
Und hast mir deine Liebe schon entzogen!
Mir hat es richt'ge Ahnung eingegeben,
Dir niemals mein Geheimniß zu entdecken,
Um nicht so bittern Vorwurf zu erleben!

Digitized by Google

Ismene.

Hör' auf, Gemahl! Ja deine Worte wecken
In meiner Seele frommere Gedanken;
Was mir entfuhr, war nur mein erst Erschrecken.
Verzeih der armen Thörin! Ewig danken
Wird sie, und muß sie dir, was du begonnen,
Verführt von solcher Liebe ohne Schranken.
Laß unter uns Vorwürfe sein zerronnen!
Dich nennen meine Arme wieder ihren.
Entdecke mir, wodurch ich dich gewonnen,
Und wie ich tief Gefahr, dich zu verlieren.

Lacrimas.

So weiche denn, Geheimniß, deine Hülle!
Da, wo zu Ende gehen diese Fluthen,
Hebt meines Vaterlandes reiche Fülle
Sich schwellend in die heißen Sonnengluthen.
Um seinen Busen säuselt sanft und stille
Der Hauch des Südwinds; unter Palmenruthen,
In Blumengärten glänzen goldne Flüsse,
In Lüfte wegen Wohlgeruches Güsse.

Duccala und Hascora, die zwei Lande,
Die dort der Sonne schönstes Licht gewinnen,
Blühn rechts und links an Omiradi's Rande.
Merameris und Elmadina's Zinnen,
Weit sichtbar beid' auf hohem Bergesstande,
Umschließen der Paläste Pracht, worinnen
Einst die Sultane beider Länder lebten,
Die jeder nach des andern Herrschaft strebten;

Bis es dem treuen Wessir Zumrud glückte,
Die Feind' in ihren Kindern zu versöhnen.
Durch ihn geschah's, daß Amigad erblickte
Dilnua, Amru's Tochter, in dem schönen
Gefild der Liebe, die sie beid' umstrickte.
Und nun band er auch schnell bei Friedenstönen
Den Bund der Staaten und der Kinder fest,
Worauf dies Leben Tansor bald verläßt.

Doch als ein neuer Feind das Land bedrängt,
Muß Zumrud auf ein Schiff die Kinder senden;
Und Amru, dem auch hier der Sieg geschenkt,
Freut sich schon ihrer, als, welch' traurig Wenden!
Die fort sind, deren er so zärtlich denkt.
Da mußt' es wohl mit Zorn auf Zumrud enden,
Bis auch des Unschuld der Sultan erkannte,
Und den zurückrief, den er erst verbannte.

Nun ließ er ihn in Duccala gebieten
Als Bassa, das war seiner Treue Lohn.
Und ich, den deine Blicke nicht erriethen,
Ich heiß' Abdelasis, und bin sein Sohn.
Das ihm vertraute Land ließ er mich hüten,
Als er die Kinder suchend ging davon,
Und hat mir, die nicht findend, aufgetragen,
Verstellt mich über's Meer um sie zu wagen.

Als ich mich auf den Fluthen da befand,
Strömt' es so trüb' entgegen meinem Herzen;
Doch kam die Wehmuth, welche mich umwand,
Als sei's Erinn'rung, um mit mir zu scherzen.
Es blühte mir Siciliens Küstenland,
Ein goldner Baum im finstern Hain der Schmerzen.
Dort blieb ich lang', indessen die Gefährten
Im Suchen sich nach andern Küsten kehrten.

Schwermuth, die neue Nahrung meiner Tage,
Vermochte meine Sehnsucht nicht zu stillen.
Nicht um die ferne Heimath führt' ich Klage,
Hier, glaubt' ich, werde sich mein Glück enthüllen.
Nun wurde mein Geschäft mir bald zur Plage.
Mich zog's nach Spanien wider meinen Willen,
Wo ich den Namen Lacrimas bekannte,
Und mein Gefährt' sich Diarmandas nannte.

Hier segelnd einst, mit mir auf stillen Wegen
Die tiefste Sehnsucht, die ich je empfunden,
Wenn Abendroth dem Schiffe glüh't entgegen. —
Erfah ich dich, vom Meeresduft umwunden,
Am Kreuze stehn; nicht lang' konnt' ich dich hegen,
Du warst zu bald dem fliehn'den Schiff entschwunden.
Ich blieb bei dir, Christ, Pilgrim, gleich zurücke,
Ganz überströmt, wie sie, von tiefem Glücke.

Fortschiffend hab' ich, Aug' und Sinn im Trüben,
Bei jedem Crucifixe heiß geweint,
Gerufen: Ach, dies Kreuz, es ist ihr Lieben!
Warum ist dieses selbe Kreuz mein Feind?
Von meiner Heimath war auch nichts geblieben,
So sah ich mich verwandelt: denn vereint
Mit die zu sein, zu bleiben ohne Wanken:
Das waren einzig meiner Brust Gedanken.

Und was ich nun seitdem auch unternommen,
Ismene, du darfst mich darum nicht schelten.
Wie ich dich tief im Innern aufgenommen,
Das muß, Gemahlin, dir für Alles gelten.
Ist Wankelmuth je in mein Herz gekommen?
Die Reise nach des Morgenlandes Zelten,
Weißt du doch nicht, warum sie muß geschehen,
Und wie du mich vielleicht wirst wiedersehen.

Ismene.

Daß Heil und Noth, daß Schmerz und Lust in Fluthen
So groß und mächtig strömen würden zu
In deiner Liebe mir, konnt' ich's vermuthen?
Auf ihrem Meer schwamm ich in sel'ger Ruh,
Nun hebt sich auf der Sturm der Liebes-Leiden,
Dem ich den Busen willig offen thu'!
So kommt denn her; euch geb' ich mich mit Freuden;
Auch du sollst meiner Liebe Kraft erkennen,
Von Allem, nur von dir will ich nicht scheiden.
Ja, Lacrimas, du brauchst mir nicht zu nennen,
Wohin du willst, warum du mußt entfliehn,
Mit dir zu dulden, sollst du mir vergönnen,
Mehr nicht, wie ich, in Leid und Liebe glühn.

Lacrimas.

Hör' mich. Den Schiffern konnt' ich jüngst nicht wehren
Die Abfahrt, da die Kinder nicht gefunden,
Und nur durch List gelang's, zurückzukehren.
Nunmehr sind unsre Schätze ganz geschwunden,
Drum wollt' ich segeln, wie sie laut begehren,
Doch reicher wieder kommend, dir verbunden,
Das Schloß, das ich für meins schon ausgegeben,
Erkaufen und mit dir als Christ dort leben.

Ismene.

So zieh ich mit; ich kann, von dir verlassen,
Nicht einmal noch am Meeresstrande schweifen,
Und Luft der Sehnsucht für dein Haupt umfassen.
Daß mich nur Trennungsqualen nicht ergreifen,
Will ich nicht blos gewöhnlich Leid ertragen,
Das schwerste lieber auf mein Leben häufen.
Ich freue mich auf alle künft'gen Plagen,
Nur wer erduldet jede Liebespein,
Kann ganz den Quell der Liebeslust erjagen.

Lacrimas.

So gebe Christus Segen dem Verein!
Froh kann ich nun des Schiffes Anker lichten.
Doch wann darf ich zur Abfahrt fertig sein?

Ismene.

Verhüllt werd' ich heut Abend mit dir flüchten.

(Gehen ab.)

Johann Stephan Schütze

ward am 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Landmann war. Bis zu seinem 18. Jahre, mit welchem er die Schule zu Kloster Bergen bezog, war die Lage des strebsamen Jünglings äußerst drückend und seine schönen Kräfte wurden fast gewaltsam durch die Einförmigkeit des Comptoirlebens, dem er bestimmt war, untergraben. Doch nun entwickelte er sich schnell, ging 1794 nach Erlangen, 1795 nach Halle, um Theologie zu studiren, und bestand sein Examen. Doch bei höchst ungünstigen Aussichten auf Anstellung gab er jetzt seiner schriftstellerischen Neigung, die er vorher dem Fachstudium ungern aufgeopfert, mehr

Digitized by Google

nach und lebte inzwischen an mehreren Stellen als Hauslehrer, bis sein Talent sich völlig Bahn brach, und der von Iffland seinen Arbeiten gezollte Beifall ihm einen Jahrgehalt von dem Oheim, der bisher für ihn gesorgt hatte, erwirkte. So ging er 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er anfangs der Herzogin Amalie, Goethe's und Jean Paul's, bald aber der größeren Menge Beifall in seinen Leistungen anstrebte und erhielt. Er lebte daselbst als Hofrath, Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, und starb am 19. März 1839, tief betrauert von Allen, die ihn kannten.

Seine Schriften sind:

Der Allgefällige. (Kotzebue's Almanach, 21. Jahrg.)
Der Dichter und sein Vaterland, Lustsp. Leipz., 1807.
Der Frühlingsbote. Frankfurt, 1823. 25. 3 Bde.
Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Leipzig, 1810.
Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts. Berlin, 1830.
Gedichte. Leipzig, 1810.
Die Heimkehr, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 22. Jahrgang.)
Die Journalisten, Lustsp. in einem Aufz. Leipz., 1806.
Versuch einer Theorie des Komischen. Leipz., 1817.
Der König von Gestern, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 25. Jahrgang.)
Lebensgeschichte. Neuhaldensleben, 1834. 2 Thle.
Mutter und Tochter, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 28. Jahrgang.)
Der unsichtbare Prinz, Roman. Leipzig, 1812. 13. 3 Thle.
Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeburg, 1802.
Humoristische Reisen durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark. Hamburg, 1812.
Heitere Stunden. Dresden (1821—23); 2. wohlfeile Ausgabe 1828. 3 Thle.
Kuntere Unterhaltungen. Leipzig, 1829. gr. 12.
Abenteuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad, 1810. Leipzig, 1825.
Was doch die Vernunft thut. (S. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, Jahrgang 10.)
Der Wintergarten. Frankfurt, 1816—22. 6 Bde.
Das Land der Wunder. Hamburg, 1812.
(Journal des Luxus, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.)

S. besaß eine überaus glückliche Gabe der Auffassung und Beobachtung, eine heitere, wohlthuende Lebensansicht, Gedankenreichthum, eine glücklich gestaltende Phantasie, eine eigenthümliche, aber klare und anmuthige Diction und eine treffliche Darstellung; nur herrschte ihm unbewußt der didactische Zweck selbst in seinen rein komischen Leistungen zu sehr vor und lähmte zu oft die unmittelbare Wirkung des Gegebenen. Sein Roman, „der unsichtbare Prinz", ist seine beste Arbeit und verdient im Andenken der Nachwelt fortzuleben, da er einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und gesunder practischer Philosophie enthält. — Seine Schriften über Theorie der Kunst zeugen von seinem Scharfsinn, verrathen aber zu sehr den Autodidacten.

Die beiden Candidaten.

Erzählung von St. Schütze.

Der Brauer Grundmeyer, wohnhaft in Goldeck, einer betriebsamen Mittelstadt, war ein eben so wohlhabender Bürger als glücklicher Hausvater. Wenn vormals zu den Leuten, die über das schlechte Bier klagten, sein Schwiegervater zu sagen pflegte, daß Wasser und Luft daran Schuld sei, schüttelte er stillschweigend den Kopf, und experimentirte, als er das Brauwesen allein betrieb, so lange darauf los, bis er jene Elementargeister besiegt, und sein Getränk eine solche Stärke bekommen hatte, daß das fremde Bier sich davor von Dorf zu Dorf beschämt zurückzog, und der Erfolg ihm reichliche Zinsen brachte. Die Stadt vermuthete indeß mit Unrecht, wie er nach dem Tode seiner Frau die kleine Perücke ablegte und sein eigenes Haar trug, daß er wieder heirathen, und durch die reiche Nachbarin gegenüber, die Wittwe Vollroth, die nur ein einziges Töchterchen zu versorgen hatte, sein Glück noch fester gründen würde; er verschmähete ihre Hand aus Rücksicht gegen seine beiden Söhne, die keine Stiefmutter bekommen sollten. Konrad und Gottfried gaben seinem äußern Wohlstande schon vollkommen den innern Gehalt, dessen er bedurfte, um sich in seinem Hause zufrieden und heimisch zu fühlen. Er wünschte aber, daß aus diesem Mittelpunkte seines Glücks sich ein neuer Baum erheben möchte, der sein Brauhaus überrage; deßhalb wollte er sie studiren lassen und schickte sie auf das große Gymnasium. Daß beide sich vorläufig zur Theologie bestimmten, war ihm schon recht, denn der Oberprediger des Orts ärntete mit seinen Predigten immer allgemeinen Beifall ein, und in seinem Ansehn spiegelte sich das künftige Glück seiner Kinder. Sie spiegelten sich selbst darin, ein jeder wollte ein solcher Oberprediger werden. Gottfried schrieb seine Predigten nach, und Konrad berechnete die Einkünfte, welche die Pfarrstelle ihm eintrüge. Sie gingen auch beide mit großem Eifer daran: Gottfried wußte bald ganze Reden des Cicero auswendig, und Konrad legte sie Nachts sogar unter sein Kopfkissen. Plötzlich aber war es, als wenn bei diesem ein Stillstand eintreten sollte: Er fing an gewaltig zu wachsen, wurde alle Tage breiter und stärker, und gähnte, wenn er in die Schule ging, reckte die Arme, wenn er wiederkam, und wenn er sein Exercitium machen sollte, zog er den Rock aus. Das Papier lag ihm lange nicht recht und die Feder wollte immer nicht schreiben, wenn aber ein Fuder Brennholz, oder neues Korn für das Brauhaus angefahren kam, war er wie ein Wetter hinaus, um mit abzuladen. Bei Tische konnte er nicht leiden, wenn etwas in der Schüssel zurückblieb, und nach Tische bewies er, daß man eine angeschenkte Flasche austrinken müsse, wenn das Bier nicht verderben sollte. Wann ein fetter Ochse geschlachtet wurde, mußte er immer mit dabei sein, und er wurde krank in der Schule, wenn es zu Hause frische Wurst gab. Der große Birnbaum im Garten krachte, wenn er hinauf stieg, um das Obst abzunehmen, und jeden, dem er freundschaftlich die Hand drückte, schrie Ach! und Weh! über ihn.

Nein! was der Junge groß wird! sagte der Vater, wie er ihn eines Sonntags im neuen Rock, das Frühstück auf der Hand eintreten sah; Gottfried, du wirst eilen müssen, wenn du ihn einholen willst. Da ihr einander ähnlich sehet, solltet ihr auch mit Größe und Breite hübsch bei einander bleiben. — Ja, in der Schule hab ich ihn schon eingeholt, entgegnete Gottfried ganz trocken, Ostern komme ich nach Prima, und er bleibt sitzen. — Was wär's, staunte der Vater, Konrad ist ja der älteste! da muß ich doch einmal mit dem Rector sprechen. — Ach! erwiederte Konrad, wenn ich der Frau Rectorin ein Dutzend Borstorfer Aepfel mitbringe, geht die Thür in Prima sprangelweit auf für mich. — — Dem war aber nicht so. Wie sich Grundmeyer beim Rector nach seinem Konrad erkundigte, gestand ihm dieser, daß er schon viele Noth und Geduld mit ihm gehabt, und bisher nur geschwiegen habe, um nicht den Zorn des Vaters vergebens zu reizen — vergebens, weil es doch am Ende das Beste sein würde, den guten, ehrlichen Konrad ganz von der Schule wegzunehmen. Wenn Konrad nur ein Kalb von der Straße heraufblöken höre, verstehe er schon vom großen Cäsar kein Wort mehr. — Grundmeyer machte zu dem Vorschlage erst ein finsteres Gesicht, dann sagte er: nun, nun! ein Unglück wäre es gerade nicht, zum Landbau gehört auch Verstand, wie zur Brauerei; ich habe meine Kunst auf dem Lande gelernt, und der große Cäsar hat mir kein Wort dazu gesagt. — Er deutete damit auf seine Amtsverrichtung bei Herrn von Brennau hin, dem er früher als Brau-Verwalter gedient hatte. Konrad mag in des Himmels Namen Oekonomie studiren, und will er nachher zur Brauerei übergehen, ist mir es auch recht. — Und ohne weiter mit Brummen und Schelten Zeit zu verlieren, ließ er am nächsten Sonntag seine Braunen vor die Kalesche spannen, und fuhr mit dem großen Konrad, der vom Wagen herab ruhigen Beifall lächelte, nach Lindenfeld hinüber zum Herrn von Brennau, der, mit dem Vater einst sehr zufrieden, auch keinen Augenblick Bedenken trug, seinen mit guten Kräften und Kenntnissen ausgerüsteten Sohn als freiwilligen Verwalter anzustellen. Es ging auch ganz vortrefflich mit ihm. Rührig und thätig arbeitete er sich bald durch die groben Geschäfte zum Aufseher und Rechnungsführer hinauf, und wenn die Producte aus Brenn- und Brauhaus mit der Zeit noch besser wurden, hatten sie es gewiß seinem guten Geschmack und den Vorübungen an der großen Schule zu danken.

Unterdeß schlug sich sein Bruder Gottfried mit den alten Classikern herum, und verspeiste sie, wie wenn es Honigscheiben

gewesen wären. Bald konnte er seine Gedanken, wie eine Mahlmühle mit vielen Gängen, in verschiedenen Sprachen verarbeiten, doch ließ er sich von den Heiden mit ihrer Abgötterei und ihrem republikanischen Großthun zu keiner Untreue gegen die Theologie verlocken, welcher er sich auf der Universität vielmehr mit einem so brennenden Eifer widmete, daß er schon im ersten Jahre sich nicht halten konnte, die Erstlingsfrüchte seines Fleißes heimlich auf den Dörfern umher abzulegen. Bald stand er auch auf der Kanzel seiner Vaterstadt, und sprach mit so kräftigen Worten herab, daß dem Oberprediger die Bibel aus der Hand fiel, und alle Candidaten des Orts, die sich aus Neugierde eingefunden hatten, bis zu Thränen gerührt wurden, was für den höchsten Triumph gelten muß, da nicht leicht in einer Kunst ein College vom andern sich rühren läßt. Auf dem Lande wurden seine Vorträge endlich mit einem solchen Zulauf der ganzen umliegenden Gegend besucht, daß der Gastwirth eines jeden Dorfs, der sich ein volles Haus wünschte, ihn um eine Gastpredigt bat. — Und wodurch geschah es denn eigentlich, daß er die Herzen der Menschen so erschütterte? Kam es daher, daß er die Hand nicht über den Kopf hob, daß er die Rechte nicht zur Unzeit auf das Herz legte, daß er in der Bewegung mit den beiden Händen wechselte, daß er sich ein wenig hierhin und ein wenig dahin wandte, daß er die Stimme mit Wohllaut erklingen, sie nicht bis zum Diskant hinaufsteigen, noch bis in den tiefsten Baß sinken ließ? Nein! von allem diesem sah man keine Spur. Grabeaus stand er da, wie ein Licht, auch etwas blaß wie ein Licht, er regte keine Hand, nicht einmal den Kopf, hielt dazu die Augen verschlossen, und redete mit einer fast heisern Stimme, aber — die Begeisterung sprach aus ihm, das Gefühl, die Gesinnung — und das entscheidet über den Menschen. In Lindenfeld staunte Bruder Konrad ihn mit offenem Munde an und Herr von Brennau rückte auf dem Stuhle hin und her, daß seine Bauern die Thränen nicht gewahr werden sollten, die er bei seiner Predigt vergoß. Nach der Kirche aber lief er bei Tische mit dem Kandidaten gleich alle Pfarren durch, um ihm eine davon auszusuchen. Allein es gab keine Aussicht für ihn: die Prediger waren alle von dauerhafter Gesundheit, und wenn ja einmal einer krank wurde, brauchte er die Wasserkur, und verjüngte sich wieder. Viele Stellen waren schon lange im voraus vergeben, entweder an einen Hauslehrer oder an ein Kammermädchen. In Rücksicht des letztern Punktes hatte sich denn auch für Gottfried ein kleines Hinderniß eingefunden. Des Vaters Nachbarin behielt das Haus gegenüber noch immer im Auge, und ließ nun ihr Töchterchen, wenn der Kandidat aus dem Hause trat, auch hinüber sehen. Das that ihm zwar noch nichts, weil er immer tief in Gedanken versunken war, aber wie er auf Antrieb seines Vaters einen Nachbarbesuch machte, erinnerte sich die gute Frau, daß ihr Großvater ihr einst eine große Bibel mit Bildern hinterlassen habe; sie holte dieselbe herbei, Gottfried blätterte mit Rosetten darin — blätterte öfters — blätterte unvorsichtig — Rosette erröthete und — in einem Bilde des alten Testaments fanden sie sich. Seinen Predigten schadete das zwar nichts, — sie gewannen im Gegentheil an Wärme und Anmuth, — aber ihm selbst konnte es doch bei Bewerbung um eine Stelle leicht nachtheilig werden, denn ein Kandidat mit einer Braut paßt nicht mehr in jede Kirche. Die besten Zeugnisse des Consistoriums, deren er sich im vollen Maße zu erfreuen hatte, konnten diesen Unterschied nicht ausgleichen.

Endlich aber las aus dem Provinzialblatt Herr von Brennau einen Todesfall und damit eine erledigte Stelle heraus, die auszufüllen Gottfried ganz besonders berufen schien. Ein Prediger nämlich war gestorben auf einem der Güter des Herrn von Grauenstein, an den ihn von früher Zeit her, wo er auf Reisen seine Bekanntschaft machte, noch angenehme Erinnerungen knüpften. Obgleich er schon lange keinen persönlichen Umgang mit ihm gepflogen, durfte er doch hoffen, bei ihm noch in recht werthem Andenken zu stehen. Zuweilen gab es auch noch einigen Verkehr zwischen ihnen, der durch Briefe und Grüße das alte Band festhielt, indem die Grundverschiedenheit der beiden Provinzen, worin sie lebten, öfters einen Umtausch von Produkten herbeiführte. Wenn die flache Gegend um Lindenfeld mit Korn aushelfen konnte, so durfte Riethstädt, wo Grauenstein wohnte, mit seinen weitreichenden Wiesen und Wäldern einer bessern Viehzucht sich rühmen. Doch zu einer persönlichen Ansprache kam es zwischen den beiden Freunden nur selten, indem alles in dem gewöhnlichen Lauf durch die dritte, vierte Hand ging. Jetzt wünschte nun Brennau dem entfernten Grauenstein so nahe wie möglich zu treten, und setzte einen Brief auf, der die ganze Vergangenheit heraufbeschwor, um die Gegenwart damit angenehm zu erhellen. Die letzten Strahlen ließ er dann auf Waldhausen fallen, das schöne, nahrhafte, lange Dorf, für welches Grauenstein sich eben wieder nach einem wackern Prediger umschauete. Als den wackersten pries er Gottfried Grundmeyer, den Beherrscher aller Seelen, der aus einer Familie stamme, dessen Wohl und Weh längst seinem Herzen theuer geworden. Brennau meinte, es könne nicht schaden, wenn er die freundschaftliche Rücksicht für den stattlichen Brauherrn im Briefe weiter triebe, als sie außer demselben statt fand. Und seine Rechnung traf zu. Grauenstein freute sich so sehr, wieder einmal ein eigenhändiges Schreiben, und zwar von solcher Ausführlichkeit, von seinem alten Freunde zu erhalten, daß er in dem Sommerkabinette seines großen Schlosses von dem weichen Fußteppich um zwei Zoll in die Höhe gesprungen wäre, wenn es ihm sein Podagra erlaubt hätte. Ueber die Verflechtung mit Gottfried aber lachte er, und sagte: heißt er Grundmeyer oder Brennau? die Worte laufen mir so durch einander. Wir wollen indeß nach der Abstammung nicht weiter fragen. Es wird schon ein tüchtiger Junge sein, ein ganzer Kerl. Er soll die Pfarre haben.

Es kam also eine sehr günstige Antwort zurück: Grundmeyer möchte nur um die Stelle anhalten, und zugleich die Zeugnisse schicken, daß er sie seinem Superintendenten vorlegen könne, und wenn er ihm auch persönlich gefalle, als woran er gar nicht zweifele, so sei der Pastor zu Waldhausen fertig. Gottfried lief mit dieser Nachricht, die ein Eilbote von Lindenfeld gebracht, gleich zu seiner Rosette hinüber, und Mutter und Tochter drängten sich zu dem Briefe des Herrn von Brennau mit pochendem Herzen. Dem Vater Grundmeyer wurde für die große Freude das Haus zu enge, er zog den neuen Rock an, ließ sich ein Paar Handschuhe aus dem Schranke reichen, und besuchte vorläufig den Oberprediger, dann einige Gevattern im Orte. Gottfried aber schloß sich in sein Studierstübchen ein, um den wichtigen Brief an Herrn von Grauenstein auszufertigen, bis das Mädchen an die Thür kam und rief: Herr Pastor, Herr Pastor, wollen Sie denn gar nicht essen?

Auf das ausdrückliche Gesuch erfolgte denn auch sehr bald die zugesicherte Genehmigung; es fehlte nur noch, daß Gottfried sich nun auch persönlich dem Herrn von Grauenstein vorstelle. So weit war die Sache richtig, und der Vater bestimmte schon den Tag, an welchem Gottfried mit seinen Braunen nach Riethstädt abreisen sollte. Da trat plötzlich ein Unfall dazwischen. Wie nämlich eines Morgens der Brauknecht in den Stall kam, weigerte sich das Sattelpferd aufzustehen. Von einer Reise nach Riethstädt, von einer Pfarre zu Waldhausen wollte es durchaus nichts wissen. Weder Peitsche noch Hafer konnten es auf die Beine bringen; es schüttelte den Kopf, stöhnte in sich hinein — und den Abend war es todt. Die ganze Straße trauerte um das schöne Pferd, das immer so klug aussah, und, wenn es vorbeifuhr, in frohem Muthe jedes Haus zu grüßen schien. Grundmeyers aber meinten, daß dies für Gottfrieds Unternehmen von sehr schlimmer Vorbedeutung sei. Der Verlust wurde wohl verschmerzt, er zog indeß eine Verzögerung der Reise nach sich, die nach menschlicher Einsicht leicht böse Folgen haben konnte. Gottfried hatte die förmlich-schriftliche Vocation noch nicht, und es war noch immer möglich, daß ein anderer, dessen Nähe mehr wirkte als entfernte Fürsprache, ihn aus seinen Ansprüchen verdrängte. Sich gemietheter Pferde zu bedienen, dazu konnte sich der Brauherr nicht gleich entschließen; es lief gegen seine Gewohnheit, und kam ihm auch besonders jetzt nicht recht anständig vor, weil er wohl wußte, daß er überall mit seinen Braunen Ehre einlegte und nun für seinen Sohn gern damit auf den Edelmann einen vortheilhaften Eindruck hervorbringen wollte. Zum Glück fiel mit der nächsten Woche in der Stadt ein großer Jahrmarkt vor, wozu aus dem Marschlande gewöhnlich auch schöne Pferde eintrafen. Mit Konrad, der dabei niemals fehlte, und schon immer als Schüler an den edeln Thieren sein Auge geweidet hatte, ging Vater Grundmeyer die langen Reihen der Stampfenden und Wiehernden auf und nieder, bis er einen andern schönen Braunen fand, der zu dem verlassenen Handpferde wie ein Zwillingsbruder paßte. Konrad mußte es prüfen, untersuchen, reiten und auf alle Weise auf die Probe stellen, und nachdem man über den Preis schon ziemlich einig geworden war, wurde der Pferdehändler auf den andern Tag in das Haus des Brauherrn beschieden, um mit ihm den Handel völlig abzuschließen und das Geld zu empfangen.

Grundmeyer ließ dazu ein nahrhaftes Frühstück auftragen, und wie eine Flasche Wein dem Pferdehändler die Zunge gelöst hatte, fing er an, nebenbei von seinem Geschäft zu sprechen, woher er seine Koppel ziehe und wohin er sie verkaufe. Da war es denn unter andern auch Herr von Grauenstein, dessen Pferdezucht einen ganz vorzüglichen Schlag liefere, und von dem er fast jährlich mit den schönsten Zügen zu Sattel und Gespann sich versehe. Man kann sich denken, in welche Spannung diese Worte den Brauherrn versetzten. Was! sagte er, sie kennen den Herrn von Grauenstein? Mein Sohn soll nächstens zu ihm reiten. Was ist das für ein Mann? Machen

Digitized by Google

ſie mir doch eine kleine Beſchreibung von ihm. — Ob ich ihn kenne? gab er zur Antwort. Wie dieſe Flaſche Wein vor mir, und ich denke, noch viel beſſer, weil denn doch Weinfabrikanten nicht zu trauen iſt. Doch iſt es ein guter alter Wein, der dem Magen wohl thut, das fühle ich, und ſo iſt auch der abgelagerte Grauenſtein ein guter alter Herr, indeß — ſtrenge von Geſchmack und etwas ſtark auf die Nerven fallend. Ich würde ihn groß nennen von Perſon, wenn nicht Gicht und Podagra und das Lehnen auf einen Krückſtock ihn etwas gebeugt hätten. Er führt aber darum doch, dauerhaft wie ein altes Eiſen, ein gutes Kommando in ſeinem grauen Schloſſe. Gewöhnlich liegt er, wenn der krächzende Wetterhahn auf dem Schloßthurme nicht gar zu wild umſpringt, mit ſeinem Pelztalar und einer pelzverbrämten Treſſenmütze in dem breiten Fenſter ſeines Wohnzimmers nach Süden, und ſchaut in den Hof hinab. Sein Falkenauge reicht bis zur Henne, die ein Ei verlegt. Wenn ihm etwas nicht recht iſt, und der Verwalter kommen ſoll, zieht er eine Glocke, die über ihm hängt. Alles zittert, wenn es heißt: der Herr iſt da! An beſtimmten Tagen läßt er die edlen Roſſe der Zucht, die im hohen Rieth ſeiner Wieſen gehn, zur Muſterung ſich vorüberführen, und ruft auch wohl ſeinem Bereiter zu, wie er ſie behandeln, zügeln und regieren ſolle. Iſt er guten Humors, ſo lockt er die Pfauen und Truthähne, die Hühner und die Tauben herbei, daß ſie ſich um das Futter zanken, welches er ihnen neckender Weiſe hinunter wirft. Weil er einmal in England geweſen iſt, gefällt er ſich in Marotten von mancherlei Art. So läßt er noch alle Jahre ein Paar Streithähne abrichten, die an hohen Feſttagen in Gegenwart des Bürgermeiſters und anderer Honoratioren des Orts — denn Riethſtädt iſt ein Marktflecken — in ſeinem Hofe mit einander kämpfen müſſen, wobei er ſeine Gäſte mit ihm über den Ausgang zu wetten zwingt, und die Feierlichkeit ſchließt immer damit, daß mit Vorantragung des ſieggekrönten Hahns alle durch eine hohe Ehrenpforte im großen Saal zur Tafel marſchiren, um, wie er ſagt, das Friedensfeſt abzuſpeiſen. — Zur Beſtrafung ſeiner Leute, wenn einer etwas begangen hat, bedient er ſich einer eigenen Vorrichtung. Mitten im Hofe erhebt ſich nämlich ein ſpitzer Stein; den muß der Schuldige betreten, und da ſo lange auf einem Beine ſtehen, als er es aushalten kann. Verliert er das Gleichgewicht, ſo ſteht ihm frei, über ſich ein Seil zu ergreifen. Solches iſt aber mit Harz überzogen, ſo daß endlich die Strafe darauf hinausläuft, daß er wie eine Schwarzdroſſel am Seile hangen bleibt, bis der Herr ruft: nehmt den Vogel von der Leimruthe! Seine größte Sonderbarkeit aber iſt dieſe, daß er jeden Fremden, der ihn beſucht, wiegen läßt. Kommt man die Treppe hinauf, ſo ſieht man auf dem Vorſaal eine mächtige Wage vom Balken herabſchweben, und daneben liegt ein großer Bullenbeißer. Dieſer thut zwar keinem Menſchen etwas, aber er iſt von furchtbarem Anſehn. Kaum hat man den Herrn des Hauſes begrüßt, ſo ſpricht er freundlich: zum Spaß! treten Sie doch einmal auf die Wage, daß ich Sie näher kennen lerne. Ich (fügte der Erzähler hinzu), wiege einen Zentner und 45 Pfund. Er ſagt: zum Spaß! aber es iſt ihm vollkommen Ernſt damit, denn er hat über die Beſchaffenheit der Menſchen ſich ein ſeltſames Syſtem erbaut, indem er annimmt, ein tüchtiger Geiſt könne nur in einem tüchtigen Körper wohnen, mit den andern ſei es nichts als Flickwerk, ſie wären nur etwas von einem Menſchen, und bei Entwickelung der Kräfte auf halbem Wege ſtehen geblieben. Es wäre mit ihrem Geiſte eben ſo, als wenn ſie nur einen Arm, oder ein Bein, ein Auge oder ein Ohr hätten; irgend etwas fehle; und wenn ſie nach der einen Seite ſtark erſchienen, ſo wäre es gewiß auf Unkoſten der andern, die ſich ganz verleugne. Was auch der Menſch treiben möge, ſpricht er, ich will etwas Ganzes haben! und deßhalb nimmt er auch keinen in ſeine Dienſte, von dem er nicht ſagen kann: es iſt ein ganzer Kerl! So ſieht man denn lauter ſtarke Menſchen um ihn, nicht eben rieſengroße, denn auf die Größe, ſagt er, kommt es nicht immer an, wenn der Körper nur ſonſt tüchtig und gewichtig iſt, daß der Geiſt zu zehren hat, und nicht wie ein kleines Licht, ſondern wie eine Fackel brennt.

Der Brauherr wurde über dieſe Beſchreibung ganz ſtarr, und ſelbſt Konrad, der mit bei dem Frühſtücke ſaß, vergaß den letzten Biſſen hinunter zu ſchlucken, ſo hoch war ſeine Spannung geſteigert. — Ei mein Gott! fing der Alte ängſtlich an, da muß es doch ſchwer ſein, mit dem Sonderling etwas zu verhandeln; hat er denn keine Familie, keine Angehörigen? — O ja! erwiederte der Pferdehändler, zwei Söhne, die aber unter dem Militair dienen, und zufrieden mit dem Gelde, das er ihnen regelmäßig ſchickt, ſich nur ſelten bei ihm ſehen laſſen, entweder, weil ſie ſich mit ſeinen Marotten nicht vertragen können, oder weil er ſich nicht viel aus ihnen macht. Beliebt bei ihm iſt einzig und allein Mamſell Chriſtine, die Tochter einer ſchönen Kaſtellanin, die einmal bei ihm in Gnaden ſtand. Mamſell ſorgt für ſeine nächſte Haushaltung und für ſeine Pflege. Sie unterſtützt ihn auch, wenn er, den Bullenbeißer voran, in den Garten hinunter geht, und, — iſt ihm des Sonntags die Kirche zu kalt, lieſt ſie ihm Predigten vor aus einer alten Poſtille. Dieſe vermag Alles über ihn, und wenn Sie etwas bei ihm zu ſuchen haben, müſſen Sie ſich an Mamſell wenden. Auch als Geſellſchafterin iſt ſie ihm ſehr von nöthen, weil er mit ſeinem gichtiſchen Körper nur ſelten aus dem alten Schloſſe kommt, und ſelbſt das Fahren, ſagt man, nicht gut vertragen kann. — Sie ſtutzen? — Vielleicht habe ich den alten Herrn etwas ſchwarz angeſtrichen. Er hat auch ſeine guten Seiten, — giebt ſeinen Leuten reichlichen Lohn, läßt volle Schüſſeln auftragen und ſogar von fünf Zigeunern, die von Altersher im Holze wohnen, ihnen alle Monat einmal zum Tanze aufſpielen. Wer pünktlich iſt, hat keine Strafe zu fürchten und obendrein noch in ſeinen alten Tagen auf Verſorgung zu rechnen. Nur miſcht er ſich zuweilen in die Verheirathungen, wenn nämlich Braut und Bräutigam auf der Wage nicht das volle Gewicht haben, denn er möchte ſein Syſtem auch gern bis auf die Nachkommenſchaft fortſetzen. — Was wundern Sie ſich! Tiefer hinein in das Gehölz leben bei uns Edelleute, die es, wenn auch nicht ſo ſeltſam, doch öfters noch weit ſchlimmer treiben. Davon ein andermal, wenn wir wieder einen Handel ſchließen. — Nun ſtand er auf, empfahl noch den neuen Braunen der ſorgfältigen Pflege, ſchüttelte beiden die Hände, und ging vergnügt zum Hauſe hinaus.

Wie er weg war, ſahen ſich Vater und Sohn einander mit großen Augen an. Ei du mein gütiger Himmel! ſagte der Vater, was haben wir da alles hören müſſen! der arme Gottfried! Wenn es ſo ſteht mit dem Herrn von Grauenſtein, bekommt er die Pfarre nicht. Wo ſoll er auch nur den Muth hernehmen, ſich vor ihn hinzuſtellen; er wird ſich ja kaum vor dem großen Bullenbeißer vorbeitrauen. Was hat er für ein elendes, erbärmliches Anſehn! Ich glaube, daß er ſchon in einem halben Jahre ſich nicht recht ſatt gegeſſen hat — vor lauter Gottesgelahrtheit, und vollends, ſeit er verliebt iſt, wird er alle Tage ſchmächtiger. Ja, wenn er deine Figur hätte, da würde er dem Edelmann ſchon gefallen. Ihr ſeid Brüder, ſeht euch ſogar einander ähnlich, und doch — welch ein Unterſchied, wenn ich eure Gliedmaßen betrachte! Warum muß es ſich doch gerade treffen, daß er zu der Pfarre den rechten Körper nicht hat! —

Nun — wie wär's? entgegnete Konrad, wenn ich für den Edelmann den Körper hergäbe, und er zu der Pfarre den Geiſt? Ich will ſtatt ſeiner hinreiſen. Alle Wetter! Ich wiege gewiß meine anderthalb Centner, und fürchte mich auch ganz und gar nicht. Es iſt ja nur, daß er mich ſieht. Ob Gottfried zum Prediger taugt, iſt Sache des Conſiſtoriums, und das hat ihm das beſte Zeugniß gegeben. Soll er nun die ſchöne Pfarre verlieren, blos weil er dünner iſt, als ich? Warum iſt der Herr ſo ein wunderlicher Patron! Allerdings, verſetzte der Vater, und wenn er gar nicht aus dem Schloſſe kommt, ſo wird er auch unſern Gottfried nicht ſehen und nicht predigen hören. Es iſt recht ſchön von dir, Konrad, daß du ihm aus brüderlicher Liebe zu der Pfarre verhelfen willſt. Iſt er einmal eingeführt, wer wird dann weiter nach der Verwechſelung der Körper fragen. Er kann ja wohl auch mit der Zeit ſtärker werden. Doch wollen wir unſerm Gottfried jetzt nichts von unſerm Plan ſagen, er könnte ſich ſonſt ein Gewiſſen daraus machen und ſprechen: wir wollten den Edelmann betrügen! — Ei was betrügen! erwiederte Konrad, Blitz und Wetter! er betrügt ſich ſelbſt, indem er glaubt, daß nur ein ſtarker Körper vollgültig wäre auf der Welt. Das Unrecht iſt auf ſeiner Seite und wir ſind es, die ihn auf den rechten Weg bringen. Es wird ſchon gehen; habe ich doch ſelbſt einmal Theologie ſtudiren wollen, bin bis Secunda gekommen, und äußerlich kann ich ſchon einen Candidaten vorſtellen; an einigen theologiſchen Redensarten ſoll es mir auch nicht fehlen. — Der Vater lobte noch einmal ſeine brüderliche Liebe und äußerte nur die Beſorgniß, daß der Roßtäuſcher ihnen wohl auch etwas könnte vorgeflunkert haben. Er ging deshalb wieder auf den Markt, zu ſehen, ob er nicht noch einen Menſchen aus jener Gegend finden könnte. Man wies ihn an einen Muldenhauer, der mit hölzernen Waaren daher gekommen war. Der beſtätigte aber die Ausſage des Pferdehändlers in allen Stücken, und verſicherte überdies, daß Waldhauſen, zwei Stunden von Riethſtädt, mit Ackerbau und Viehzucht ein wohlhabender, gar lieber Ort ſei, wo viele guter Menſchen Kinder wohnten.

Nun ſtand der Vorſatz feſt. Konrad mußte ſich ſtracks in ſchwarze Kleider werfen, und eines Morgens in aller Frühe fuhr er von dannen. Zu Gottfried ſagte man, daß er zu einem ökonomiſchen Geſchäft abgereiſt, er ſelbſt aber für jetzt der Reiſe überhoben ſei, weil Herr von Brennau die Nachricht erhalten, daß ſein alter Freund wieder einen ſtärkern An-

Digitized by Google

fall von Podagra bekommen, und unter diesen Umständen dem Candidaten die Präsentatia in Riethstädt ganz erlassen habe.

In Riethstädt kam aber außer dem gnädigen Herrn noch der Superintendent in Betrachtung. Derselbe war mit seinem System keineswegs einverstanden, und fast kein Besuch, den er bei ihm machte, ging vorüber, ohne daß er in aller Unterwürfigkeit seine Grundsätze bestritt. Auf Körperstärke gab er gar nicht viel, vielmehr meinte er, daß die Seele ein besonderes Wesen sei, das mit dem Körper wenig zu thun habe, dieser sei für sie nur eine Miethwohnung, ein anvertrautes Gut, und es frage sich immer, welchen Gebrauch der Mensch davon mache. Nicht auf ein großes oder kleines Haus, sondern auf den Herrn komme es an, der darin wohne. Der lebende Mensch sei eigentlich nur ein ganz kleiner, winziger Punkt, aus dem alles Handeln und Denken hervorgehe. Arme und Beine nützten ihm wenig. Wenn er erst mit seinen Füßen die Welt auslaufen und mit seinen Händen die Schöpfung ausreichen sollte, würde er es nicht weit bringen. Die Welt selbst mit Licht und Luft und Wasser wären seine verlängerten Gliedmaßen, wenn er sie nämlich dazu mache. Deshalb gäben auch ein Paar Ellen oder Centner mehr oder weniger noch gar keinen Ausschlag. Die Masse bleibe ja doch immer dieselbe, und ein Tropfen Wasser sei eben so gut Wasser, wie ein ganzer Eimer voll. Ein Körnchen Salz schmecke eben so wie ein ganzer Centner. Aber es heiße: Und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase! Des Geistes Regsamkeit sei die Hauptsache. Die Flügelmänner wären darum noch nicht die größten Helden. Die großen Hänse sollte man eigentlich wie Bäume beschneiden können, damit sie nicht in's Holz wüchsen. In einem kleinen Körper concentrire sich der Geist eher. Der schwächere sei reizbarer und rührriger, der stärkere oft ein träger Klotz; und die merkwürdigsten Männer in der Welt wären eher klein und gering, als stark und ansehnlich von Körper gewesen. — Auf diese Weise mischte der Superintendent Gründe aus Philosophie, Naturlehre, Moral, Bibel und Geschichte zusammen, um das System des Edelmanns zu stürzen; Herr von Grauenstein aber blieb dabei, daß der Körper die Grundlage des Geistes und dieser nur eine entwickelte Kraft sei, — die Frucht aus dem Stamme. Was man Auszeichnungen des Geistes nenne, wären gewöhnlich Einseitigkeiten, Ausartungen, krankhafte Zustände. Die sogenannten Genies betrachte er nur als halb verrückte Menschen. Ihrer viele würden ein großes Unglück anrichten. Die ganze Welt müßte zertrümmern, wenn solche nicht in der Mitte von starken Fäusten zusammengehalten würden! —

Wie jetzt der Superintendent hörte, daß der gnädige Herr für Waldhausen einen neuen Prediger verschrieben hätte, dachte er: das wird gewiß wieder ein viereckig-massiver Mensch, ein rechter Kanzeldrescher sein. In dem Zeugnisse, das er aufmerksam durchlas und das von seiner Gelehrsamkeit sowohl als von seinen Kanzelgaben außerordentlich viel Rühmens machte, stand freilich nichts davon. Man mußte seine Person abwarten. —

Am Morgen des zweiten Tages näherte sich Konrad seiner Bestimmung. Er freute sich, als Riethstädt aus dem Walde hervortrat, über die großen Wiesen, von denen er es rings umgeben sah, und noch mehr über die muthigen Rosse und die lustigen Füllen, die darauf herumsprangen. Alle Wetter! rief er aus, was sind das für schöne Pferde; doch — unterbrach er sich, — ich darf ja nicht fluchen, ich bin ja Kandidat der Theologie. Die schwarzen da — wer ein Paar solche Rappen vor seinen Wagen spannen könnte — all der Teufel noch einmal! Er schlug sich auf den Mund. Die Füchse nun — was sind das für schlanke Thiere! wie sie sich strecken, wie sie den Hals krümmen, wie sie den Kopf werfen, und die zierlichen Füße — alle Blitz! da mag der Teufel nicht fluchen. — Hm! die Schimmel! weiß wie Schnee, wie Schaum auf starkem Bier, voll Geist, lauter Leben. Der Henker soll mich holen, wenn ich — er sah sich um, ob ihn jemand gehört hätte. Ei du mein gütiger Himmel! was ist das für eine prachtvolle Zucht! — er fing an zu seufzen. — Ganz verstört fuhr er in das Thor hinein. Wie er aber vor dem grauen Schlosse vorbeikam, und die langen und kurzen Fenster — Buchstaben aus verschiedenen Jahrhunderten — betrachtete, schlug ihm doch das Herz ein wenig. Im Gasthofe angelangt, nahm er eine Stärkung zu sich, bürstete den schwarzen Rock ab, sah erst noch in den Spiegel und dann in Gottes Namen machte er sich auf den Weg nach dem Schlosse. Eine eichene Thür mit mancherlei Schnitzwerk, die etwas schwer aufging, brachte ihn auf die Hausflur, wo ein ernsthafter, breit aus einander gegangener alter Bedienter, in einer Livree von dreimal Grau mit goldenen Tressen, der wohl seinen starken Schritt schon mochte vernommen haben, ihn gleich mit der Frage anhielt: wer er sei, und zu wem er wolle. Konrad antwortete: ich bin der Kandidat Grundmeyer von Lindenfeld — nein, von Goldeck, wollte ich sagen, welchen Herr von Brennau hierher sendet um sich dem gnädigen Herrn in aller Unterthänigkeit vorzustellen. — So! sagte der Alte etwas freundlicher: Sie sind also der Herr, der nach Waldhausen zum Prediger berufen ist! Wir haben Sie schon erwartet. Ich will Sie gleich beim gnädigen Herrn anmelden, folgen Sie mir nur, Herr Pastor.

Konrad ging hinter ihm her die Treppe hinauf — richtig! sprach er bei sich selbst, da hängt die große Wage, und da liegt der Bullenbeißer. Dieser aber machte kaum die Augen größer, da er ihn sah, und rührte sich nicht von der Stelle. Nachdem Konrad im Vorzimmer eine Weile gewartet hatte, kehrte der Bediente von der Anmeldung zurück und sagte: treten Sie nur herein, Mamsell ist hier. — Neugierig öffnete diese schon die Thür, und stand ihm so nahe, daß ihm kaum Platz genug blieb, seine weit ausholenden Verbeugungen zu machen. Verweilen Sie hier ein wenig, sagte sie, der gnädige Herr sieht erst einem kleinen Krieg unter dem Hofgeflügel zu — er wird bald erscheinen. — Schön! dachte Konrad bei sich, dann ist er guten Humors. — Sie kommen aus einer fremden Gegend, fragte sie, wird es Ihnen nicht leid thun, Ihre Heimath zu verlassen? Ich folge meinem Berufe, gab er zur Antwort, und in Waldhausen sollen auch gute Menschen wohnen. Freilich! bejahete sie, man wird Sie mit offenen Armen empfangen. Haben Sie schon an Ihre häusliche Einrichtung gedacht? Konrad stutzte: Sie meinen, ob ich Hausrath mitbringe? Ja, erwiederte sie, das und noch etwas. Sie werden doch nicht lange allein bleiben wollen; den etwa von der Predigerwittwe sich etwas wirthschaften zu lassen, dazu würde ich nicht rathen, es ist eine wunderliche alte Frau. — So! eine alte Frau? entgegnete er fragend, dann wird sie wohl nicht wieder heirathen! — Wünschten Sie das! versetzte die Mamsell. Konrad: ich könnte eben nicht sagen. Mamsell: eine Landsmännin wird Ihnen wohl lieber sein. Konrad: das eben nicht, sie würde die fremden Sitten hier so wenig kennen, wie ich. Mamsell: allerdings würden Sie immer besser thun, eine Inländerin zu nehmen, wenn sie auch gerade nicht in Waldhausen geboren ist. Aber ich muß wohl den gnädigen Herrn erinnern — sie ging in das vordere Zimmer und Konrad brach in einen lauten Fluch aus: tausendsapperment! sagte er und schlug sich auf den Mund, das ist ja gar keine alte Mamsell, wie ich dachte, das ist ja ein recht hübsches junges Mädchen. All der Hagel! was sie für schöne Augen hat, und wie sie mich ansah! Wenn sie einen Candidaten nicht verschmäht, Topp! so bin ich wirklich einer, oder sattle wieder um und kehre nach Secunda zurück.

Jetzt näherte sich Herr von Grauenstein in seinem langen Pelztalar und weiten Pelzstiefeln, gestützt auf einen Krückstock. Die Thür ließ Mamsell hinter ihm offen. Willkommen, Herr Kandidat, sagte er ganz kurz. Bravo! Sie haben ein recht biederes Ansehn, Sie werden einen recht guten Prediger abgeben. Setzen Sie sich da vor mich hin. Was macht mein alter Freund, der Herr von Brennau! — Der gnädige Herr, antwortete Konrad, hat mir recht viele Grüße für Ihro Gnaden aufgetragen; er ist sehr munter für seine Jahre, und sehr thätig: er hat ein Brauhaus und eine Brennerei, und mästet jährlich zwanzig Ochsen und fünfzig Schweine. — Und Ihre Predigt hat ihn neulich so gerührt! fragte Grauenstein weiter. Möchte mich auch einmal so von Ihnen rühren lassen. Doch ich bin schwer zu haben. Schütteln Sie nur meine Bauern tüchtig, da thut es noth. Die Kirche ist nichts anders, als ein geistliches Hochgericht, welches das Volk im Zaum halten und vom Bösen abschrecken muß, eine gelindere Ruthe, die dem Scharfrichter vorhergeht und den Gesetzen Gehorsam verschafft. Auf den rohen Menschen kann nur die rohe Beize wirken, die Furcht; erst, wenn er weicher wird, ist die Milde bei ihm angebracht, und zuletzt das Süße, was man die Liebe heißt, die aber leicht Heuchler macht und Lügner und feige Memmen. Etwas Barsches muß der Mensch behalten, damit er wahr bleibt und tüchtig. Ich denke dabei an England, hat Ihnen Herr von Brennau nichts von unsern Reisen erzählt? — Es sind ihm die schönsten Erinnerungen, erwiderte Konrad, er spricht oft davon. Auch haben wir versucht, englisch Bier zu brauen, aber es hat noch nicht recht gelingen wollen. — Sie scheinen sich zugleich für die Oekonomie zu interessiren, junger Mann — sagte Grauenstein — nun, das wird Ihnen in Waldhausen zu gute kommen, Sie finden etwas Acker bei der Pfarre. Freilich, viel ist es nicht. Bei uns ist mehr für das liebe Vieh gesorgt. — Ei, gnädiger Herr, fuhr Konrad heraus, was ziehen Sie auf Ihren Wiesen für prächtige Pferde heran! Alle Wetter! was sind das — Konrad erschrak. Es geht so leidlich damit, versetzte Grauenstein etwas selbstgefällig; ohne Krieg ist nur nicht viel damit zu gewinnen, und ich werde wohl mit der Zeit einige Wiesen in Acker verwandeln müssen. Wenn ich noch an die schönen arabischen Pferde denke, die ich auf meinen Reisen gesehen habe! Ja sonst! Das war ein ganz anderes Leben. Es ist,

Digitized by Google

als hätte ich mir in meiner Jugend zu viel Bewegung gemacht und als sollte mir dafür im Alter abgezogen werden. Mein England ist jetzt das Schloß; die Wiesen umher können das Meer vorstellen, ich bin rings davon eingeschlossen. Aber ich banne die Welt in meinen Kreis, und will den sehen, der sie besser regiert. Mein Krückstock hier ist mein Scepter; ich will keinem rathen, mir ein X für ein U zu machen. — Indem schlich Christine leise zu ihm heran und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Versteht sich! sagte er zu ihr — und dann zum Kandidaten: Sie sind heute Mittag mein Gast. Aber bevor wir zu Tische gehen, muß ich Sie bitten, mich auf den Vorsaal zu begleiten. Er klingelte — der Bediente kam — und sie begaben sich nach der großen Wage. Der Bullenbeißer — wie ein Cerberus am Richterstuhl der Unterwelt — hob sich augenblicklich auf seine Hinterfüße, und schritt mit freundlich geöffnetem Rachen und grandios auf dem Boden hin und her fegendem Schweif dem kommenden Herrn entgegen, der sich nun an Konrad mit den Worten wandte: ich weiß gern, wie viel meine Gäste wiegen, und wünsche nun auch zu erfahren, wie schwer mein Kandidat in's Gewicht fällt, und was er für das praktische Leben für Hoffnungen giebt. Treten Sie doch auf diese Wagschale. Konrad verwunderte sich ganz und gar nicht, was dem Herrn sehr wohlgefiel, er stellte sich hinauf, der Bediente setzte die Gewichte, und wie er damit horizontal schwebte, und man Rechnung hielt, fand sich, daß er 1 Centner und 40 Pfund wog. Recht! sagte der gnädige Herr, ich habe Sie gleich so taxirt. Sie werden die Kanzel recht würdig ausfüllen, und Ihr Ansehen wird Ihren Worten Kraft verleihen. Wenn Sie erst so ein Jahr der Gemeinde vorgedonnert, und Ihren Deputatochsen geschlachtet haben, denke ich, werden Sie schon noch stärker werden; nur einen Bauch dürfen Sie nicht bekommen, das verbitte ich mir. — Wie Sie befehlen, gnädiger Herr, antwortete Konrad mit einer tiefen Verbeugung, ich werde in Unterthänigkeit es zu vermeiden suchen. — Ich sehe auch nicht ein, fuhr Grauenstein fort, was ein aufgestiegener Bauch nützen soll. Es ist Ballast, Pflegma, abgestandenes Leben. Ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen, so einen dicken Bauch mit sich herum zu schleppen. — Konrad wußte nicht recht, ob das im Ernst oder im Scherz gesagt sei, doch hütete er sich, eine Miene zu verziehen. Wie sie die Wage verließen, seufzte er still: o mein armer Bruder!

Er ging nun zu Tische. Konrad mußte bei Christinen sitzen. Auf der andern Seite nahmen eine Gerichtsperson und ein Schreiber Platz, weiter herunter der Bereiter, der Oberverwalter und der Oberjäger; lauter große, starke Personen. Und alle waren in die Hausfarbe, in Grau, gekleidet, so daß unserm Konrad ganz dämmrig vor den Augen wurde. — Nur der Jager machte eine Ausnahme, weßhalb denn Konrads Blicke, wie zur Erholung, oft auf den grünen Jager gingen, so daß dieser zuletzt in Verlegenheit gerieth, und meinte, daß er etwas an sich habe. Sonst gefiel das Patriarchalische dieser Tischgesellschaft dem Gaste sehr wohl, und er sprach — überhaupt bei Tische gern aller Blödigkeit entsagend — den fetten Bissen, die Christine ihm vorlegte, recht wacker zu, was nur zu seinem Vortheil ausschlug, indem es das große Vertrauen des gnädigen Herrn auf seine Tüchtigkeit noch vermehrte. Grauenstein, in ehrwürdiger Haltung langsam speisend, schien sich immer auf etwas zu besinnen, fragte dies und das, und ließ mancherlei Befehle an seine Leute ergehen, als z. B. Herr Oberverwalter, haben wir noch alten Hafer genug? Mit dem neuen dürfen Sie mir sobald nicht kommen. Kunigunde lassen sie mit ihrem Katarrh nur noch im Stall, man muß ihr grünes Futter vorwerfen. Cäsar haart sich jetzt, man darf die Striegel nicht zu scharf anwenden. Von den Färsen mag die schwarze mit dem Stern zurückbleiben; die andern fort! — Herr Bereiter, es wird nun Zeit, der Rosamunde Hufeisen aufzulegen. Sie taugt nur zum Ziehen, sie muß in das Joch. Cato hat die erste Schule gut durchgemacht, bringen Sie ihn morgen nur mit Sattel und Zeug. Kleopatra trägt mir den Kopf noch immer nicht zu Danke, mehr herunter mit dem schlanken Hals, was hat sie am Himmel zu suchen! Der Hufschmied will dem Pluto zur Ader lassen, ich bin nicht dafür, warten wir bis zum nächsten Frühling. Und er soll nicht so oft Arznei eingeben, es verdirbt die Zucht. — Herr Oberjäger, schicken Sie doch unserm Herrn Superintendenten ein Reh in die Küche. Und lassen Sie überhaupt die Rehe nicht so alt werden. Sie verspeisen sich schlecht und werden nicht bezahlt.

Unterdeß sprachen Konrad und Christine meist heimlich mit einander; er mußte ihr von seiner Familie erzählen und sie freute sich, zu hören, daß sein Vater ein so angesehener Brauherr und ein reicher Mann sei. Die Dienstleute standen früher auf; der gnädige Herr gab noch bessern Wein zum Nachtisch, und wollte sehen, wie viel der Kandidat vertragen könnte, welcher denn auch hier eine große Tüchtigkeit beurkundete. Aber endlich wäre es ihm doch fast zu viel geworden, so daß Christine aufhören mußte, ihm einzuschenken. Darauf empfing sie seinen Arm und ging mit ihm nach dem Besuchzimmer zurück, während der gnädige Herr in seinem Kabinet blieb. Konrad küßte ihr die Hand und behielt diese länger in der seinigen, als zur gesegneten Mahlzeit nöthig war. Sie machten einander gegenüber eine lange Pause, wie wenn sie sich noch etwas zu sagen hätten, bis er in den Seufzer ausbrach: o himmlische Christine! und sie sich von ihm loswand, um den Kaffee zu besorgen. Hm! ich habe doch wohl zu viel getrunken, sprach er zu sich selbst, aber es war auch ein Wein darnach, ich hätte den Kandidaten der Theologie bald ganz mit hinunter geschlürft. Eine Courage fühle ich jetzt in meinem Leibe, daß ich es selbst mit dem Teufel aufnehmen wollte. — Indem trat der Superintendent herein. Er mochte seine Ankunft schon gewittert haben. Welch ein vierschrötiger Mensch! murmelte er für sich. Konrad verneigte sich so tief, als es nur ohne zu großes Uebergewicht geschehen konnte. Man begrüßte, man verständigte sich, und näherte sich in höflicher Ansprache von Weg und Wetter. Christine brachte den Kaffee und beide tranken ziemlich geruhig, nur daß der Superintendent den Kandidaten immer von der Seite ansah. Darauf fing er von seinen Zeugnissen zu reden an, bewunderte das große Lob und that so demüthig, wie wenn er vor ihm die Segel streichen müßte. Allmählig aber gab er dem Gespräch eine gelehrtere Wendung, und rüstete sich, ihm einige verfängliche Fragen vorzulegen. Es ist jetzt eine schlimme Zeit, sagte er, glauben Sie an Wunder, mein Werthester?

Konrad. O ja, Hochwürden, ich bin ja ein Theologe.

Superintendent. Was ist aber ein Wunder?

Konrad. Ein Wunder ist etwas, wovon man den Zusammenhang nicht einsieht.

Superintendent. Ei, da könnte ja die Sache doch noch natürlich zugehen, und nur unsere Beschränktheit am Wunder Schuld sein. Wie leicht kann das zur Freigeisterei führen! — Welches Wunder halten Sie denn wohl für das größte?

Konrad. Das größte Wunder ist das allererste, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen hat.

Superintendent. Wie denken Sie sich das?

Konrad. Es war Nichts da. Wenn also eine Welt geschaffen werden sollte, so war es immer das Beste, sie aus Nichts zu schaffen. Es mußte doch einmal der Anfang gemacht werden.

Superintendent. War es wohl möglich, mein Herr Kandidat, daß alle Thiere in den Kasten Noah gingen?

Konrad. O ja! Erstlich durch ein Wunder, zweitens durch verschiedene Behälter und drittens dadurch, daß man das Futter mitnahm. Es war eine Art von Stallfütterung. Die Stallfütterung ist überhaupt jeder andern Wirthschaft vorzuziehen. Man muß nur fleißig für Futterkräuter sorgen. Dadurch gewinnt man an Boden und an Dünger. Hier lauft freilich das Vieh noch wild umher. Die Stallfütterung —

Superintendent. Herr Kandidat, wir reden hier nicht von der Stallfütterung, sondern von den Wundern, wodurch sich Gottes Macht verherrlicht hat. — Wie ging es zu, daß Bileams Esel sprach und warum gerade ein Esel!

Konrad. Es war ein Wunder. Wär' es ein Hund gewesen, den hätte man verstanden, ohne daß er spricht, das wäre gar kein Wunder gewesen. Ich habe einen Pudel gesehn, der jedes Wort verstand. Unser Spitz bei der Heerde —

Superintendent. Still! — Sagen Sie: warum haben wir nur vier große und dagegen zwölf kleine Propheten?

Konrad. Weil das Große überhaupt selten ist.

Superintendent. Sollten Sie nicht wissen, daß die erstern viele und die letztern wenig Capitel der Lehre und Weissagung geschrieben haben? Groß von Geist waren sie gewiß.

Konrad. O die großen Propheten waren sicher auch groß von Körper, große, starke Menschen! (Er sagte dies mit Fleiß recht laut, damit der Edelmann im Kabinet es hören möchte.)

Superintendent. Was finden Sie Lehrreiches an der Hochzeit zu Canaa?

Konrad. Wir ersehen daraus, daß die christliche Liebe Wasser in Wein verwandelt, die Juden dagegen schlechten Wein aufsetzen, sobald sie glauben, die Gäste merkten es nicht mehr. Hierin liegt offenbar der Anfang des Christenthums. Noch bis auf diesen Tag kommen bei uns die bessern Weine zuletzt.

Superintendent. Nicht übel bemerkt. Aber sagen Sie: warum fuhren die Teufel bei den Gadarenern in die Säue?

Konrad. Weil sie ihnen gehörten. Das Schwein ist ein unreines Thier. Wo könnten sie besser logiren? die Juden essen auch deshalb noch bis auf diesen Tag kein Schweinefleisch, weil sie glauben; der Teufel stecke darin.

Superintendent. O ich bitte nicht zu scherzen. —

Digitized by Google

Was meinen Sie: hat Petrus Hahn zweimal gekräht oder öfter?

Konrad. Er hat öfter gekräht, aber Petrus hatte an zweimal genug. — Vom Hahn kann man auf die Hühner schließen, die der Hohepriester muß gehalten haben, aber sie passen nur in eine große Wirthschaft, wo viel abfällt; wenn man die Hühner erst füttern soll, kosten sie mehr als sie einbringen. — — Der Superintendent rief ihn zornig zurück von der Abschweifung, und ging nun auf die Kirchengeschichte über, mischte griechische und lateinische Worte in seine Fragen, und dem Kandidaten wurde nach gerade angst und bange: er sollte die Kirchenväter nennen, und fing an zu stottern; endlich lief ihm der Angstschweiß von der Stirn. Christine, die immer ab und zu ging, konnte das nicht länger mit ansehen; sie näherte sich und sagte: der gnädige Herr wünschen den Herrn Superintendenten zu sprechen. Dieser räusperte sich und begab sich in das vordere Zimmer. Aber er erschien vor dem gnädigen Herrn mit sehr bedenklicher Miene, und betheuerte, daß es unbegreiflich sei, wie das Consistorium diesem Kandidaten ein so gutes Zeugniß habe ausstellen können. Von den Kirchenvätern wisse er so wenig, daß er sie sogar mit unsern Kirchenvorstehern verwechsele. In natürlichen Dingen sei er gut bewandert, aber nicht in theologischen. — Und doch kommt alles von dem natürlichen her, entgegnete Grauenstein. Ich kann mirs denken: Sie haben ihn zu materiell gefunden. Aber das hat nichts zu sagen. Ich verlasse mich auf das Consistorium und auf meine fünf Sinne. Setzen Sie nur die Vocation für ihn auf, daß ich sie heute noch unterschreiben kann. Erschrecken Sie aber nicht, wenn Sie nach Hause kommen und Ihnen ein großes Thier begegnet, es ist kein Thier aus der Offenbarung, sondern ein Reh, das ich Ihnen so eben zugeschickt habe, lassen Sie es sich gut schmecken. Gott befohlen! — Der Superintendent verbeugte sich stillschweigend und verließ das Schloß.

Gottlob! sagte Konrad, und setzte sich auf das Sopha, um sich von der Angst zu erholen, die er zuletzt ausgestanden hatte. Christine war draußen beschäftigt, um seine Sachen aus dem Gasthofe, wo er, wie sie meinte, unmöglich bleiben könne, in das Schloß herüber schaffen zu lassen, und wie sie wieder zurückkam, fand sie ihn eingeschlafen. Ihn bedauernd betrachtete sie ihn näher und gestand sich, daß er ein recht hübscher Mensch sei. Indem er träumte, schlug er ein paarmal um sich, erwachte dann und bat um Verzeihung. Christine wünschte ihm Glück zu dem siegreichen Gefecht mit dem Superintendenten, und that, als wenn sie von der erlittenen Schlappe gar nichts gemerkt hätte. Sie rieth ihm indeß, zu seiner Erholung in den Schloßgarten hinab zu gehen, und sich die englischen Anlagen anzusehen. Dieser Anweisung folgte er denn auch gleich, schauete um sich und athmete fleißig von der kühlenden Abendluft ein, die sie ihm verordnet hatte. Im Kopfe wurde es allmählig wieder helle, und er wunderte sich über die schnakischen Antworten, deren er sich gegen den Superintendenten erkühnt. Die Bewandtniß mit den großen und kleinen Propheten wußte er jetzt recht gut, auch fielen ihm mehrere Kirchenväter ein, aber nun zu spät. Um die englischen Irrgänge kümmerte er sich wenig; er sehnte sich nach einer freien Aussicht, stieg auf die Hecke, und unterhielt sich mit einem muntern Füllen, das neugierig das jugendliche Haupt zu ihm erhob und dann Reißaus nahm. Ins Dickicht zurückgekehrt und mit Gedanken an Christinen beschäftigt, warf er sich die Frage auf, ob es einem Kandidaten der Theologie wohl erlaubt sei, ein hübsches Mädchen zu umarmen. Warum nicht? sagte er. Die Bibel versichert zwar, daß Jacob 14 Jahr um Rahel gedient habe; aber was zwischendurch vorgefallen sein mag, davon steht nichts dabei. — Ob ich es wage? ob sie es wohl nicht übel nimmt? — Er wollte noch weiter in die Betrachtung eingehen, als der breite Bediente ihn im Namen der Mamsell in das Schloß zurück rief. Da der gnädige Herr des Abends nicht zu speisen pflegte, so waren sie einander selbst überlassen. Sie benutzten auch die Zeit nicht übel, thaten immer weiter ihres Herzens Kammern auf und gingen hinüber und herüber. Sie erzählte von Waldhausen und wie dabei ein Vorwerk liege, das dem gnädigen Herrn gehöre, und das sie bisweilen zu besuchen pflege. Er dagegen sprach viel von den Braupfannen seines Vaters und was daraus für die Folge sich ergeben mochte. Es war das Erstemal, daß er über dem Reden das Essen vergaß. Aber wie zuletzt eine verdeckte Schüssel auf den Tisch kam, regte sich seine ganze Aufmerksamkeit. Christine hob den Deckel auf, und — die Vocation lag vor ihm, die der Superintendent ausgefertigt und der gnädige Herr schon unterschrieben hatte. Jetzt konnte er sich nicht länger halten, er umarmte die himmlische Christine, die sich nur mit Mühe von ihm loswand. Was soll das bedeuten? fragte sie, vom Tische aufstehend. Ich bin so gerührt — entgegnete er — von Freude, von Dankbarkeit und — von noch etwas. Gewiß — ich bin ein guter Mensch, und Sie haben nicht Ursach, sich vor mir zu fürchten. — Beinahe sollte ich's, antwortete sie, aber ich kann mir Ihre Freude wohl erklären. Es ist auch nun Alles überwunden, und Sie können für Waldhausen immer Ihre Einrichtungen treffen. Zwar muß noch eine Probepredigt vorhergehen, wozu Ihnen ein Tag wird bestimmt werden, aber damit hat es nichts zu bedeuten, es ist eine bloße Förmlichkeit, die Bauern haben gar keine Stimme bei der Wahl, man will ihnen nur nicht mit einem neuen Prediger blindlings über den Hals kommen, und sieht es gerne, wenn sie zufriedene Gesichter zeigen. Ihnen wird es ein leichtes sein, durch Ihren Vortrag sie zu gewinnen. — Konrads Augen gingen an den Balken; er hatte nicht das Herz, ihren Blicken mit einem lügenhaften Ja zu begegnen. Der Himmel wird ja wohl für das Weitere sorgen, erwiederte er endlich, und sich zurückwendend nach dem Bedienten, der gekommen war, ihm sein Zimmer anzuweisen, sagte er ihr etwas beklommen gute Nacht.

Der Morgen war still und ernst. Je näher der Abschied kam, desto weniger sprachen Beide. Indeß konnte sie doch nicht umhin, wie der Wagen vorrollte, den gnädigen Herrn herbeizurufen, daß er die großmächtigen Braunen betrachten möchte. Schön, sagte er, recht schön, in ihnen erkenne ich die Würde des Besitzers; ein tüchtiger Hausherr sorgt für tüchtiges Geräth. Also auf Wiedersehn! rief sie ihm zuletzt zu, und der Wagen donnerte mit ihm davon. —

Obgleich Konrad seinen Plan im Ganzen glücklich ausgeführt hatte, fiel doch seine Rückreise nicht so vergnügt aus, wie sein Kommen. Wie wird das werden! rief er öfters aus, und jeder Glockenschlag von den Thürmen schärfte sein Gewissen.

Der Vater wäre auch bei seinem Empfange beinahe erschrocken über das nachdenkliche Gesicht, das er von der Reise mitbrachte. Wie er indeß Alles, was er gethan und gelitten, sich ausführlich hatte erzählen lassen und nun wirklich die Vocation für Gottfried in den Händen hielt, gab er keinem Zweifel mehr Raum, sondern brach in lauten Jubel aus, indem er zugleich dem Vermittler den wahren Grund seines tiefern Ernstes wohl abmerkte. Staunend über seine Schilderung sagte er: so war der Tod des Braunen doch kein Unglück; er führte mich zum Pferdehändler, der uns von Grauenstein erzählen konnte. Ohne dieses wäre Gottfried im besten Vertrauen nach Riethstädt gereist, und wahrlich! er hätte mit seiner Person die Pfarre nicht bekommen. — Bald darauf wurde die schriftliche Gewißheit dem berufenen Gottfried zugestellt, wie wenn sie eben durch den Herrn von Brennau angelangt wäre. Er trug seine Freude wieder sogleich zu Rosetten und ihrer Mutter hinüber, und eilte dann auf sein Studirstübchen zurück, um Predigten im Voraus zu verfertigen, denn sein theologischer Eifer kannte keine Grenzen. Dem widersetzte sich nun aber Vater und Bruder mit allem Fleiß. Sie dachten an die große Wage und wünschten, daß der Unterschied zwischen den beiden Candidaten sich einigermaßen ausgleichen, wenigstens sich vermindern und die Lüge soviel wie möglich sich in Wahrheit verwandeln möchte. Man konnte auch nicht wissen, ob nicht doch irgendwo sein Körper dem Herrn von Grauenstein noch zu Gesichte käme, ja, ob nicht vielleicht Waldhausen selbst dessen Grundsätze theile. Er sollte von jetzt an durchaus nicht mehr so viel studiren, sondern essen und trinken, und spaziren gehn. Man besann sich auf Alles, was den Menschen stark mache, ließ ihn kräftiges Brod in Bier tunken, braunschweigische Mumme frühstücken, that Mittags Mark in die Suppe, und setzte ihm englisirtes Rindfleisch vor. Der Vater zog auch Gelehrte und einen Arzt mit zu Rathe. Man trieb ihn hinaus zum Gebrauch der Landluft, und gab ihm in Lindenfeld eine Jagdflinte in die Hand, um hinter Hasen her sich stärkeren Appetit zu holen. Darauf warf man ihn in das Wasser, erst in Flußwasser, dann nach und nach in Kleien-, Malz- und Melkenbäder. Um ihn ruhig, pflegmatisch, schläfrig zu machen, las man ihm Romane in Briefen, breite Novellen mit langen Dialogen, Philosophien nach höchsten Principien und mathematische Berechnungen vor, ließ ihn auch einigen Sitzungen im Gericht mit beiwohnen. Der arme Gottfried erlag fast unter der Last von Pflichten, die man zur Pflege des Körpers und zur Abdämpfung des Geistes ihm auferlegt hatte. Er sah alle Tage in den Spiegel und konnte noch immer nicht finden, daß er stärker würde. Die Hilfsmittel schlugen so wenig an, daß sie seine innere Bewegung und seine Sehnsucht nach der Kanzel nur noch vermehrten. Wenn ein Hase aufsprang, hielt er oft in Gedanken eben eine Rede an die Gemeinde, verfehlte den rechten Augenblick und hätte eines Tages beinahe den herrschaftlichen Jäger gestreift. In den Bädern ertrug er die Langeweile nicht, er declamirte und vergaß nachher, aus dem Wasser zu steigen. Bei Vorlesungen merkte er sich nur, was zur Erbauung dienen konnte, und setzte still für sich die Be-

Digitized by Google

trachtung fort, bis wieder eine Stelle ihn zu neuer Betrachtung reizte. Zu Tische ging er mit Aechzen wie zu einer schweren Arbeit, man hörte nicht auf, die Gerichte zu empfehlen, gab man aber nicht Acht, so war er schnell genug, heimlich dem Hunde unter dem Tisch große Bissen zuzustecken, um nicht damit geplagt zu werden. Er that in Allem sein Möglichstes, theils aus gutmüthiger Folgsamkeit überhaupt, theils aus Liebe zu den Seinigen, besonders zu seiner Geliebten, die ebenfalls zu wünschen schien, daß er stärker werden möchte, theils aber auch aus der eigenen Ueberzeugung, daß allerdings körperliches Ansehn wohl viel zur stärkern Wirkung eines gottseligen Vortrags beitragen könne. Endlich jedoch verlor er die Geduld, entzog sich in der Stille dem unfruchtbaren Zwang, und zündete Nachts, wenn Alles schlief, ein Licht an, um das, was innerlich trieb und jährte, auch äußerlich zu offenbaren. O du elende, erbärmliche Welt! sagte er, die du immer an der Schale klebst, die Sinne füllest und dem eitlen Glanze fröhnst, ich will dir zeigen, welche Kraft dem schwachen Sterblichen verliehen ist, wenn der Geist Gottes ihn beseelt. Es ist dieselbe Kraft, die den Menschen aus dem Nichts hervorruft, so daß er sagen kann: ich bin! die jedem Geschöpfe sein Dasein giebt, den Trieb legt in das Thier wie in die Pflanze, die Atome zu Gestalten zusammenfügt, aus dem Innern heraufsteigt, die Wände des Gefäßes baut und tausendfache Tempel errichtet, die Alles schafft und wieder schafft, die Körper aus den feinsten Fasern webt und ausspannt, die Jegliches faßt und trägt und im ewigen Wechsel erhält. Ohne diese belebende Kraft wäre die ganze Welt nur ein Schutthaufen, eine Anhäufung von Trümmern, die mit jedem Augenblick mehr zerfallen müßten, erbleichen müßten im Strahl der Sonne, vergehen im Regen, verwittern an der Luft. Was rühmt ihr euch also der Armesstärke, des stolzen Halses, der breiten Brust? Sind sie es, welche zum Volke predigen, oder ist es das Herz, das erglüht, der Geist, welcher denkt, die Ahnung, die aus der Tiefe steigt, und der Glaube, dem die Gottheit sich offenbart? Kann meine Stimme nur das Ohr erreichen — mit jenen Gewalten will ich das Herz des Herzens treffen, das Gemüth siegreich erheben, es zu himmlischer Wehmuth rühren und den Sünder erschüttern bis in das tiefste Gebein, ja ihn zermalmen in seinem Trotz.

So sprach und schrieb er oft bei Nacht, weil ihm bei Tage zu wirken versagt war.

Endlich, fast am Ende des Wittwenjahrs, kam die erwartete Einladung zur Probepredigt. Nun überließ man den tief erfreuten Gottfried sich selbst, und störte ihn nicht weiter in seinem Fleiß.

Ueber den äußern Menschen pflog man indeß noch einige Berathung. Um das, was die Natur bei der ersten Bekleidung der Glieder an Fülle und Rundung gegen ihn versäumt hatte, wenigstens dem Anschein nach einigermaßen zu ergänzen, sorgte man für starke Unterkleider, und gab dem Leibrock, der fügsamer war, als er selbst, ein doppeltes Futter, setzte auch durch höhere Schuhabsätze seiner Körperlänge, wenn auch nicht eine Elle, doch ein Paar Zoll hinzu. Bei dem allen blieb er doch gegen den Umfang seines Bruders noch um ein Bedeutendes zurück, und behielt überdies sein blasses Gesicht, an dessen mögliche Auffrischung man nicht einmal dachte, weil Goldeck noch in so tiefer Unschuld lebte, daß es mit Theater und Schminke noch völlig unbekannt geblieben war. Er selbst, der sich die wärmere Bekleidung nur aus Rücksicht gegen die kühler werdenden Tage gefallen ließ, würde sich auch zu einer Anfärbung keineswegs verstanden haben, aus derselben Abneigung, womit er alle Verstellung haßte.

Die Gemeinde wird er schon noch erobern, sagte Konrad zum Vater, aber wie wird sich der Superintendent gebehrden, wenn er in dem ankommenden Kandidaten nicht mich, sondern einen andern erblickt? Man überlegte, wie man ihn beschwichtigen, versöhnen, gewinnen könnte, und welche Beweggründe wohl am ersten auf ihn wirken möchten. Der Brauherr brachte ein schönes Märzbier in Vorschlag, das schon manchen Menschen sehr liebevoll gestimmt hätte. Es macht aber auch zum Zorn geneigt, bemerkte Konrad, manchen hat es schon bis zur Schlägerei getrieben. Es läßt sich da wohl im Voraus nichts thun, man muß bei dem Gestrengen erst die weichen Stellen ausspioniren. Hat Gottfried doch die Vocation, darauf muß er fußen. Die muß er gleich mitnehmen, fügte der Vater hinzu, — und aus Vorsicht laß ich ihm einen Paß ausfertigen, worin seine Person genau beschrieben ist.

Das geschah; und nachdem alles so aufs beste vorbereitet war, machte der Vater mit Gottfried sich auf die Reise. Er sprach unterwegs wenig mit ihm, um seine theologischen Gedanken nicht mit fremden Dingen zu durchkreuzen; desto emsiger dachte er an seine Verpflegung, wozu seine Braut auch manche gute Aushülfe für schlechte Wirthshäuser mitgegeben hatte, verwahrte ihn gegen Wind und Wetter, legte den Mantel ihm um die Schultern, knüpfte ihm die Weste zu und sorgte für ihn wie eine Mutter. Im Plan der Reise ging seine Absicht dahin, erst kurz vor dem Anfang der Kirche mit ihm einzutreffen, damit ohne lange Beschauung sogleich die Wirkung seines Geistes eintreten könnte. Waldhausen, das seinen neuen Prediger mit großer Spannung erwartete, gerieth also in nicht geringe Unruhe, als am Morgen des feierlichen Sonntags eine Stunde nach der andern verging, ohne daß der Kandidat erschien. Der Glöckner fing schon an, vorzuläuten, und er war noch nicht da. Aengstlich liefen die Leute vor das Dorf, um sich nach ihm umzusehen. Da endlich rollte der Wagen daher, alle standen nun fest wie die Mauer, nahmen die Hüte ab, und zogen ein langes Gesicht. Sie schienen von der Außenseite des Kandidaten nicht sehr erbaut; doch der Anblick der herrlichen Braunen vor dem Wagen half dem gesunkenen Respekt wieder etwas auf.

Im Gasthofe fand man die Einladung auf das Vorwerk, aber man entschuldigte sich mit der Kürze der Zeit, und wie es zum zweiten Male läutete, schritt Grundmeyer mit seinem Sohn auf die Kirche zu, und begleitete ihn bis in die Sakristei. Hier glaubte er den Superintendenten zu finden, gegen den er seinen Gottfried in Schutz nehmen wollte; aber der anwesende Geistliche empfing sie gleich mit der Erklärung, daß der Superintendent zu kommen verhindert worden; er sei der Adjunct. Der Brauherr that den Mund weit auf, und athmete diesen Trost ein wie den Duft der schönsten Würze. Sein Sohn bezeigte sich ganz gleichgültig dagegen, gab dem herbei springenden Küster die Lieder, und setzte bei dem Aufwallen der Orgeltöne sich ruhig hin, in Uebereinstimmung mit der Gemeinde zu singen.

Mit dem Ausbleiben des Superintendenten aber hatte es folgende Bewandtniß. Der gnädige Herr selbst hielt ihn zurück. Er fürchtete nämlich, daß derselbe, weil er gegen den erwählten Kandidaten ein Vorurtheil hege, bei seinem Auftreten ihm nachtheilig werden, und vielleicht über ihn eine Aeußerung thun könnte, welche die Gemeinde in eine üble Stimmung versetzte; er ließ ihn deßhalb ersuchen, ihm selbst diesen Sonntag in der Kirche einmal etwas vorzupredigen. Er sähe sich dazu gewissermaßen genöthigt, weil seine Pflegetochter ihn verlasse und nach Waldhausen reise, den Kandidaten zu hören, ihm also diesen Sonntag zur Hausandacht keine Predigt vorlesen könne.

Christine war denn auch wirklich nach Waldhausen gereist, und im Vorwerk abgetreten, um dort ihren heimlich Geliebten gleichsam als Wirthin zu empfangen. Wie sie aber hörte, daß er wegen Verspätung gleich zur Kirche geeilt sei, begab sie sich auch dahin, nahm indeß aus Vorsicht nur im Hintergrunde hinter einem Pfeiler Platz, um durch ihren Anblick ihm keine Störung zu verursachen.

Wie er jetzt auf die Kanzel trat, staunte sie, schärfte ihr Auge, und war lange ungewiß, ob sie ihren Candidaten sähe, oder einen andern. Ja, ja, sagte sie, er ist es! und dann nach einem zweiten Blick wieder: er ist es nicht! — bin ich denn mit Blindheit geschlagen? Es ist doch Stirn, Nase, Mund und Kinn, dasselbe Haar. Er ist es wahrhaftig. Aber wie mager, wie elend sieht er aus! Kann ein Mensch in einem halben Jahre sich so verändern? Ich begreife es nicht, er muß krank gewesen sein. Die schmalen Wangen, das blasse Gesicht, die magern Hände! Nein! es ist doch wohl nicht möglich. Er kommt mir auch kleiner vor; es ist auch sein Anstand nicht. Er steht ja wie eine Bildsäule da! Warum? Ist es aus Frömmigkeit? Hat er wohl gar aus Verstellung sich so verwandelt! Hat er blaß aussehen wollen? Hat er gefastet, sich kasteit, oder vorher Rhabarber genommen? Man sagt, daß manche wirklich solch Gaukelspiel treiben, aber ihm traue ich es nicht zu. Eher will ich glauben, ihn plage ein schleichendes Fieber. Gott im Himmel! was steigen mir alles für Gedanken auf! Er lebt ja noch, und kommt, um zu predigen. Still! Er spricht — es klingt wie seine Stimme, aber wie schwach, wie rauh! Ist das Heiserkeit? Hat er sich unterwegs erkältet? Oder ist nur die Angst Schuld daran? — Jetzt spricht er schon besser. Aber er bewegt ja keine Hand, und warum hält er die Augen verschlossen? Sollte er mich hier gewahr geworden sein? Gott! Es wird mir ganz unheimlich, da ich ihn zu sehen glaube, und doch nicht weiß, ob er es ist. — Merke auf, was er sagt, vielleicht findest du ihn in den Gedanken wieder.

Gottfried hatte die allumfassende Liebe Gottes, wie das Christenthum sie lehrt, zum Gegenstand seiner Betrachtung gewählt. So lange er noch von Gottes Wohlthaten durch die Natur sprach, glaubte sie wirklich hin und wieder etwas von den Aeußerungen ihres Kandidaten zu hören, nur daß es eine Oekonomie des ganzen Weltalls war, die sich vor ihrer Seele ausbreitete. Es war die segnende Hand des Vaters, der seine Kinder mit Gaben überschüttet, der vorsorgende Geist, der das Glück ganzer Völker, wie das Schicksal jedes Einzelnen

Digitized by Google

bedacht hat, das liebende, wachsame Auge, das herrschend über Thronen und Paläste bis in die niedrigste Hütte dringt. Bald aber vergaß sie, von der Begeisterung des Redners fortgerissen, über den Vortrag die Person, und gab sich mit der still aufhorchenden Gemeinde den seligsten Gefühlen hin, wie er tiefer in die Gesinnung des Allwaltenden hinabstieg, und jene unbegrenzte Liebe schilderte, die auch des Sünders sich erbarmt, des Strafbaren schont, selbst den Schlechtesten nicht in seinem Verderben lassen, sondern alle — alle erretten, und an das Vaterherz zurückführen will, nach jenen herrlichen Bildern und Gleichnissen der heiligen Schrift, wo der Hirt, um ein verlornes Lamm zu suchen, die ganze Heerde verläßt, die Frau, die einen Groschen verlor, ein Licht anzündet, und emsig durch das ganze Haus sucht, wo der verirrte Sohn sich in die Arme des Vaters stürzt, und dieser ein Fest ihm bereitet und spricht: mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden! jene Liebe, wornach die Engel im Himmel sich mehr freuen über einen Sünder, der Buße thut, als über Neun und Neunzig Gerechte. — Und eine Sehnsucht erwachte in den Herzen der Zuhörer, ein Hinneigen zu dieser unendlichen Liebe, ein inneres Regen und Bewegen des göttlichen Bildes nach seinem Urbilde, und leise klang es in der tiefen Brust: ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! worauf es wie eine Antwort aus der Ferne kam: sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben. — Die ganze Gemeinde war tief ergriffen, alle weinten, Christine mit ihnen.

Der Brauherr aber, der ihre Anwesenheit in der Kirche bemerkt hatte, dachte jetzt daran, von ihrem Verhältniß zu seinem Sohne Konrad unterrichtet, wie er eine Begegnung zwischen ihr und Gottfried hindern könne. Eine schnelle Entfernung blieb das beste Mittel. Er bat ihn deshalb, wie er von der Kanzel herabstieg, in der Sakristei so lange zu warten, bis er käme, ihn abzuholen. Er eilte nach dem Gasthofe zurück, ließ gleich anspannen, und seine schnelle Abreise gegen den Wirth damit entschuldigend, daß er unterwegs bei einem Freunde einzukehren versprochen habe, fuhr er bei der Kirche vor, nahm seinen Sohn in den Wagen, hüllte ihn wieder in den Mantel — und so auf und davon, ehe noch die Waldhäuser sich darauf besinnen konnten, ihn zu umringen und zurück zu halten. Sie standen in Gruppen umher, die jüngern stürzten hinterdrein, alle nach dem Anblick des Kandidaten begierig, wie wenn er nach der Predigt anders aussehen müßte. Gern hätten sie die Worte, die er sprach, noch einmal aus seinen Augen gelesen. Ihm nachstarrend ward ihnen zu Muthe, wie dem Wanderer, der über einen Fluß will, und dem plötzlich der wilde Strom die Brücke genommen.

Christine glaubte am besten zu thun, wenn sie sich in das Haus der Predigerwittwe begäbe, wo er auf dem Wege zum Gasthofe vorbei mußte, und von wo aus sie ihn näher betrachten und auch wohl seiner Person sich versichern konnte, aber da die Kirche völlig aus war und er nicht erschien, vermuthete sie mit der Wittwe, daß er einen Besuch beim Richter mache. Sie verfügte sich also zu diesem hinüber, und that, wie wenn sie eine Bestellung vom gnädigen Herrn an ihn auszurichten hätte. Aber auch hier fand sie ihn nicht. Immer ungeduldiger ging sie nun, sich ein Herz fassend, gerades Weges nach dem Gasthofe, und hier hörte sie denn zu ihrem Erstaunen, daß er schon abgereist sei.

Was half es ihr jetzt, wenn man ihm von allen Seiten die größten Lobsprüche ertheilte? Es vermehrte nur ihren Schmerz. Sie sah ihn selbst nicht; er war verschwunden. Die Entschuldigung von kurzen Tagen und schlechten Nachtquartieren konnte sie nicht gelten lassen. Die Eile schien ihr unerklärlich. Warum kommt er nicht auf das Vorwerk? Will er mich vermeiden? sagte sie, und weshalb? Scheut oder schämt er sich, mit dem blaß gewordenen Gesicht vor mir zu erscheinen? Will er nicht gestehn, daß er krank war, will er mich nicht betrüben? — O das nutzt ihm wenig — ich bin jetzt um so mehr besorgt für ihn. Oder — nein, ich mags nicht denken — hat eine andere ihn von mir abgelenkt? Soll ich vergessen sein? Oder hat er nicht so warm für mich empfunden, wie er mich glauben ließ? — Oft dachte ich in der langen Zeit, er würde einmal an mich schreiben. Ich entschuldigte ihn mit Blödigkeit, mit Bescheidenheit; die Freude sollte vielleicht um so größer sein, wenn wir uns wieder sähen. Und nun stehe ich hier, wie aus einem Traum erwacht. Der Tag ist da, aber die Hoffnung blieb unerfüllt. Ich weiß nicht, was ich glauben, was ich denken soll. Ob es nicht doch ein anderer war? Wenigstens handelt er wie ein anderer.

Traurig kehrte sie mit dem Adjunct nach Riethstädt zurück. Dem gnädigen Herrn mochte sie von der veränderten Gestalt nicht einmal sagen; es hätte ihm sonst seine Ungunst zuziehen können. Der Adjunct aber wurde nicht fertig, seine herrliche, kräftige, rührende, erbauliche Predigt zu lobpreisen. Ja, das wußte ich im voraus, versetzte Grauenstein lächelnd, das habe ich ihm angesehn. So ein tüchtiger Mensch kann ja nichts thun und sprechen, was nicht von Wirkung wäre.

Dem Superintendenten klang es dagegen wie ein Mährchen, als der Adjunct ihm berichtete, der Kandidat habe nicht allein eine überaus gute Predigt gehalten, sondern nachher auch in der Unterredung mit ihm die tiefsten theologischen Kenntnisse verrathen. Das ist ja gar nicht möglich! entgegnete der Superintendent, bei mir war er ja so unwissend wie ein Haubenstock, und ein so dickköpfiger Mensch! — So gar dickköpfig ist er doch nicht, erwiederte der Adjunct, er kam mir eher etwas schmal vor. — Nun, da muß ich ihn wohl durch ein Vergrößrungsglas gesehen haben, sagte der Superintendent höhnisch und verdrießlich; ich hätte ihn eher für einen Bierschröter als für einen Kandidaten gehalten. Freilich, wenn die Kandidaten predigen sollen, kriechen sie immer etwas zusammen. Er mag schon gezittert haben. — Nicht im mindesten, versetzte der Adjunct, ganz ruhig — ja gleichgültig, möchte ich sagen — stieg er die Kanzeltreppe hinauf. Aber oben war es, als ob ein ganz anderer Geist in ihn führe, so feurig, so beredt strömte es ihm von den Lippen. — Ja, ein anderer muß freilich wohl in ihn gefahren sein, und wäre es auch nur die Predigt eines anderen — entgegnete der Superintendent noch verdrießlicher — wie konnte sonst dieser bücherne Held solche Wunder an Ihnen verrichtet haben. Sie sind ja noch ganz außer sich. Lassen Sie es gut sein, Herr Kollege, erzürnen Sie mich nicht. — Nun bei der Einführung werden Sie es ja selbst sehen, fügte der Adjunct noch hinzu, und wünschte ihm darauf eine geruhsame Nacht.

Christine plagte sich mit mancherlei Vorstellungen und konnte besonders den Gedanken nicht loswerden, daß ihr Kandidat nach der Predigt noch mehr leiden, vielleicht in Siechthum verfallen möchte. Gern hätte sie an ihn geschrieben, ja nach dem Drange ihres Herzens einen Eilboten an ihn abgesandt, aber die Schicklichkeit erlaubte nicht, von ihrer Seite zuerst einen solchen Schritt zu thun. Doch Erkundigung über ihn einzuziehen, das schien durch eine natürliche Theilnahme am Zustande eines Leidenden überhaupt gerechtfertigt. Sie hörte, daß in Goldeck bald wieder ein Jahrmarkt eintreten und daß der Muldenhauer mit seinen hölzernen Waaren dahin reisen würde. Diesen lud sie zu sich, schenkte ihm eine Tasse starken Kaffee ein, und gab ihm den Auftrag, in Goldeck sich doch umzuhören, wie es dem Kandidaten ergehe, der neulich bei seiner Probepredigt in Waldhausen so blaß ausgesehen. Doch habe er nicht nöthig, sich deshalb an ihn selbst zu wenden — eine solche Frage würde ihn nur beunruhigen, — sondern er könne das auch wohl in der Nachbarschaft erfahren.

Der Muldenhauer reiste, und zu Goldeck in den Markttagen umherwandernd kam er auch in die Straße, wo Grundmeyer wohnte, und gelangte denn mit seinen Quirl'n und Schaumlöffeln endlich zu Rosetten und ihrer Mutter. Da er sich von Riethstädt her schrieb, kaufte man ihm gern etwas ab und unterhielt sich mit ihm. Er fragte sofort, was der Kandidat mache, der in Waldhausen so schön gepredigt hätte und ob es ihm auch gut bekommen wäre. Man gab zur Antwort, er sei munter und gesund, und wenn er auch blaß aussehe, so sei er deshalb doch nicht krank. Mit dieser Nachricht werde ich viel Freude anrichten, sagte der Muldenhauer weiter, und setzte noch als ein Neuigkeitskrämer hinzu: man spricht, Mamsell Christine, die Wirthschafterin im Schlosse, werde ihn heirathen. Da faßte die Mutter ihn scharf in's Auge und erwiederte: guter Freund, behalte er seine Neuigkeiten für sich, und rede er nicht solches Zeug. Wir wissen das besser, meine Tochter Rosette hier ist seine Braut. — Nun das ist denn ein anderes, entgegnete er, ich rede nur, was ich in Riethstädt gehört habe, bitte tausendmal um Verzeihung. Damit nahm er seine Waaren wieder auf und ging.

Aber es war, als wenn er einen glühenden Brand im Hause zurückgelassen hätte, der nun in helle Flammen schlug. Die Braut fing an zu jammern, die Mutter schalt bald mit ihr, daß sie so etwas glauben könnte, bald auf den Bräutigam, wenn er durch eine Unvorsichtigkeit vielleicht dazu Gelegenheit gegeben. Rosette versicherte, daß er seit der Probepredigt sich kälter gegen sie betrage. Weil er den Kopf voll hat, versetzte sie, es sind ja hunderterlei Dinge zu besorgen. Indem trat er selbst herein, man umringte ihn mit Klagen und Vorwürfen, er staunte über die Nachricht. Was muß es doch für boshafte Menschen in der Welt geben, rief er aus, ich bin mit keinem Schritt in Riethstädt gewesen, habe mit keinem Fuß das Schloß betreten, noch mit keinem Auge die Mamsell gesehn. Das ist aber der Teufel, der umhergeht, und des Nachts Unkraut unter den Weizen säet. — Rosette gönnte ihm keine Gegenrede weiter, sondern lief auf ihr Zimmer, denn sie gehörte zu den empfindlichsten Naturen, die bei aller Zärtlichkeit gern trotzen und schmollen. — Gottfried rannte umher wie einer, den Zahnschmerzen plagen. Er trug seine Noth mit zum Vater hinüber. Konrad, der mit seinem stillen

Digitized by Google

Vorhaben den Dienst bei Herrn von Brennau kürzlich verlassen hatte, betrachtete ihn mit erbarmungsvollem Blick. Es ist ja nichts, lieber Bruder, tröstete er, du bist unschuldig, was schwatzen die Leute nicht! es wird sich mit der Zeit schon noch alles aufklären.

Nicht minder gab es großes Elend bei Christinen, wie der Muldenbauer mit der gegenseitigen Nachricht zu ihr zurückkehrte, nämlich daß er zufällig die Braut des Kandidaten kennen gelernt habe, welche versichere, der Bräutigam sei munter und gesund, die Blässe wäre nur eine Verläumdung seines Befindens. Christine brauchte ein Paar Augenblicke, sich vom ersten Schreck zu erholen, dann that sie über die Braut eine Menge Fragen, auf welche die von den Antworten die wichtigste blieb, daß sie hübsch sei. — Wie der Unglücksbote sie verlassen hatte, warf sie sich weinend auf das Sopha. Nun ist es klar, sagte sie, warum er nicht geschrieben, warum er sich gar nicht um mich bekümmert hat. Eine Nachbarin hat ihn bestrickt, — Riethstädt liegt ihm nun tausend Meilen weit. Mag er nun einziehen und ganz Waldhausen ihm entgegengehen, ich rühre mich nicht von der Stelle. — Aber wie hat doch, sprach sie dann ruhiger, sein Angesicht so schnell verfallen können! Sollte nicht doch die Untreue ihm Kampf und Ueberwindung gekostet haben? Gewiß hat es ihn schmerzen müssen, mich so schnell aufzugeben, mich sobald zu vergessen.

Sie that ihm aber Unrecht. Konrad hatte die Entfernung von ihr keineswegs so gelassen ertragen. Nur zu gern hätte er einen Brief oder einen Gruß an sie abgesandt, doch er überlegte, ob es wohl ehrlich gehandelt sei, sich noch fester zu ketten, als es unvorsichtiger Weise schon geschehen war, bevor er sich noch in dem Stande sähe, ihr eine sichere Zukunft zu wagen. Vor allem geboten die Umstände, nach dem gelungenen Auftreten bei dem Herrn von Grauenstein sich ganz in den Hintergrund zurück zu ziehen, jetzt seinen Bruder handeln zu lassen und dann erst wieder an sich selbst zu denken.

In Folge der einzigen Verstellung befanden sich also sämmtliche Gemüther in nicht geringer Sorge, Unruhe und Qual, und der Tag der Einführung wurde mit Sehnsucht erwartet, der über das Schicksal Aller entscheiden mußte. Endlich war er festgesetzt, und eine förmliche Einladung von Waldhausen ging ihm als das herzlichste Willkommen vorher. Zunächst ein Vater Grundmeyer hin, um in der Pfarre die nöthigen Einrichtungen zu treffen, Geräth und Geschirr und was sonst in Haus und Hof als nöthig oder brauchbar verblieben, der Wittwe abzukaufen, und mit der Gemeinde Manches zu verhandeln, woran er nach der Probepredigt durch seine Flucht war verhindert worden. Er folgte dabei dem Grundsatz, nicht alles Bestehende über den Haufen zu werfen, sondern das Neue an das Alte zu knüpfen. Später möchte dann Gottfried mit einer jungen Hausfrau sich alles schaffen, ordnen und stellen, wie sie es selbst für gut fanden.

Für diesmal konnte Konrad nicht zurückbleiben. Er hatte vieles auf dem Herzen und ihm war zu Muthe, als wenn er daran müßte, die Probepredigt zu halten. — Rosette hielt den heißen Wunsch in sich verschlossen, der feierlichen Einführung auch mit beizuwohnen, sie sagte kein Wort darüber, aber die Mutter sah es ihr an, und für ihren gereizten Zustand voll Zweifel und Eifersucht gab es kein besseres Heilmittel, als daß sie sich selbst überzeugte, ob Gefahr für sie vorhanden sei oder nicht.

Es setzten sich also alle viere, Mutter und Tochter, und die beiden Brüder in einen sehr geräumigen Wagen, und fuhren, jeder seine stillen Gedanken hegend, in ruhiger Eintracht nach Waldhausen. — —

Ein stiller, schöner Sonntagmorgen herrschte über die Flur, der späte Herbst schien, wie mit einem frischen Athemzuge, wieder zur vorigen Milde zurückgekehrt, Glockengeläut klang auf den Dörfern umher, die Bewohner von Waldhausen saßen zum Theil vor dem Dorfe, zum Theil am Wege hin, den der neue Prediger kommen mußte, und freuten sich der erwärmenden Sonne, als zur rechten Stunde der Wagen vom Berge herabrollte, und ein Geläut mit allen Glocken vom Thurme die Botschaft kund gab: er ist da! Von der Menge, welche die Kommenden begrüßte, lösten sich die muntern Knaben, die dem Wagen voranliefen und den Weg zum Pfarrhause zeigten, wo neben dem Brauherrn der Richter des Dorfs schon mit einer Anrede bereit stand, den Erwählten des Herrn in seine Wohnung einzuführen.

Nach den ersten Höflichkeiten sah man gleich neugierig im Hause umher, doch Gottfried bat, vor dem Gottesdienste sich nicht so sehr zu zerstreuen, und er ergriff die Hand des Vaters, um mit ihm ungesäumt in das Gotteshaus einzugehen; die andern folgten. Wie er aber an der Kirche hinging, gab es plötzlich eine Erscheinung weltlicher Art. Christine war es, die es doch nicht über sich hatte gewinnen können, heute zurück zu bleiben. Sie trat aus der Kirchthür wie zur Begrüßung hervor, und indem sie leise mit der Hand den Arm des Kandidaten berührte, sagte sie: nun, Herr Pastor? In dem nämlichen Augenblicke aber schrak sie zurück, ihren Irrthum gewahr werdend. Rosette dagegen erschrak über ihre Anrede und stellte sich zwischen beide mit den Worten: was beliebt, Mamsell? Der nahe Anblick überzeugte Christinen, daß es nicht ihr Kandidat sei, den man eben einführen wolle, doch begriff sie den Zusammenhang nicht und stand in großer Verwirrung, während Rosette ihren Gottfried mit scharfem Auge ins Verhör nahm. Jetzt aber schritt Konrad ein: ich bin es, den Sie meinen, sagte er ganz kurz zu Christinen; und wenn auch mein Bruder für mich die Kanzel besteigt, so bin ich doch für Sie, geliebte Freundin, noch derselbe, der ich auf dem Schlosse zu Riethstädt war. — Mein Gott! haben Sie denn die Pfarre abgetreten? fragte sie. — Gewissermaßen, antwortete er, wir theilten sie erst, ich war Pastor mit dem Körper, er mit dem Geiste, ich nehme nun meinen Antheil zurück, weil er nicht mehr nöthig ist. Nicht wahr, mein Bruder Gottfried ist ein ganzer Pastor, wenn er auch nicht so stark ist, wie ich? — Und doch die Aehnlichkeit! sagte sie, es ist mir noch wie ein halbes Räthsel. — Darauf führte er sie an der Kirchhofmauer hin, und schilderte das Verdienst der brüderlichen Liebe mit so treuherziger Wahrheit, daß sie ihn darum nur noch mehr liebte, besonders, wie er hinzufügte, daß er ja ohne dieses Wagniß auch das Glück nicht würde erlangt haben, sie kennen zu lernen; und in der Liebe sei am Ende ein Brauherr wohl immer noch im Stande, einen Kandidaten aufzuwiegen, wozu ihre Miene nicht eben Nein sagte.

Nun sahen sich Rosette und Christine freundlicher nach einander um, baten um Verzeihung, sich so verkannt zu haben und umarmten sich schwesterlich.

Gottfried, der von dem Auftritt an der Kirchthür kein Wort verstanden hatte, ließ sich auf seinem Wege nicht weiter aufhalten: beherzten Muthes begab er sich in Begleitung des Vaters in die Sakristei. Diesmal fanden sie den Superintendenten selbst zugegen. Jetzt, wie dieser des Kandidaten ansichtig wurde, fragte er ohnmaßgeblich, wer er sei, ob er vielleicht nur vorangegangen und ob sein Freund nachkommen würde. Gottfried, ohne etwas zu erwiedern, griff in die Tasche und zog die schriftliche Vocation und seinen Paß hervor, mit den Worten: hier ist meine Beglaubigung. — Was! entgegnete der Superintendent, Sie wären der berufene Prediger? die Beschreibung trifft freilich zu. Aber der, welcher sich uns vorgestellt hat, war ja ein anderer. — Es war sein Bruder, versetzte der alte Grundmeyer, der sich anstatt seiner stellte, weil er durch eine kränkliche Constitution abgehalten wurde. — Wie? so hatte man uns einen Betrug gespielt? sagte der Geistliche zornig, und rief hinaus, daß man nicht eher zur Kirche läuten solle, als bis er es anbefehlen würde. Wie kann ein Mensch, der das Wort Gottes verkündigen will, tobte er weiter, sich solchen Frevel erlauben? das ist ja ärger als Simonie. Nein! ein Betrüger darf die Kanzel nicht besteigen. — Gottfried fing an zu begreifen und zitterte vor Erstaunen, wie er hörte, was sich begeben hatte. Was haben Sie gethan, Vater, rief er aus, und wie hat Bruder Konrad sich so vergessen können! — Der Superintendent sah nun wohl, daß an dem Streiche, den man gegen das System des gnädigen Herrn gespielt, der wahrhafte Kandidat unschuldig sei, und beschloß, einer mildern Gesinnung Raum zu geben. Ihre Hochwürden haben vollkommen Recht, eiferte Gottfried indeß, solche Mittel sind unerlaubt, von solchen Mitteln werde ich nimmermehr Gebrauch machen; ich werde nicht die Kanzel besteigen. — Mittlerweile hatte sich das Gerücht verbreitet, der Superintendent wolle den Prediger nicht auf die Kanzel lassen, weil er sich nicht vorher als Kandidat seiner Gunst versichert habe. Die Bauern versammelten sich und laute Stimmen ließen sich vor der Sakristei hören, welche riefen: er darf nicht, er soll nicht, er kann es ihm nicht wehren. Man soll läuten, die Kirche soll angehen. — Der Superintendent hatte nachgerade für seine Person zu fürchten; die Waldhäuser waren derben Schlages und nicht immer mit Gründen zu regieren. — Was fangen wir nun aber an, sagte er, den Leuten muß doch Kirche gehalten werden, und ich bin auf keine Predigt vorbereitet. Um des Scandals willen, Herr Kandidat, predigen Sie nur, ich will es erlauben. — Nimmermehr, entgegnete Gottfried, das Amt, das ich übernehmen wollte, ist durch einen Betrug entweiht, ich kann es mit einem verletzten Gewissen nicht antreten; ich sündige, da ich es weiß. — Nicht doch! Herr Kandidat, Sie sind ja unschuldig, ich bitte Sie recht sehr, Herr Kollege, predigen Sie doch nur. — Lieber Sohn, sprach der Vater, du wirst mich und deinen Bruder doch nicht in's Verderben stürzen wollen? Es kann sein, daß wir Unrecht gethan haben, aber es ist einmal geschehen, sei doch so gut, um unsertwillen, predige doch nur! — Und Sie müssen predigen, fuhr endlich der Superintendent in einem zornigen Tone fort, hier steht es in der Vocation, Sie haben solche angenommen, Sie

Digitized by Google

haben sich verpflichtet, verwalten Sie Ihr Amt! — Das wirkte, diesen Gründen konnte Gottfried nichts entgegensetzen. Er langte die Lieder hervor, und der Superintendent befahl zu läuten. Die Kirche füllte sich mit großem Gepolter. Gottfried sagte von nun an kein Wort mehr, sondern saltete, wie die Orgel erklang, die Hände, und rief in einem frommen Liede den Geist des Friedens zurück. — So unruhig es vorher in der Kirche zugegangen, so feierlich war jetzt die Stille und die Erwartung, womit Aller Blicke bei seinem Auftreten zur Kanzel hinaufsahen. Der lebendigen Quelle seines gotterfüllten Gemüths entsprungen drang seine Predigt wieder tief in die Herzen seiner Zuhörer ein. Er sprach von dem Vertrauen, das unter höherer Leitung die einzelnen Menschen erst zur Menschheit, zu einer Welt verbindet. Je mehr der Superintendent davon hörte, desto geneigter, desto wärmer, desto begeisterter wurde er für die Gedanken der Rede, und für ihn, der sie so herrlich ausführte. Als er daher von der Kanzel herabkam, ging er ihm mit dem herzlichsten Glückwunsch entgegen und sagte: Sie sind wahrhaft berufen und erwählt! von Ihnen erquickt muß der Garten Gottes gedeihen, der heute Ihrer Aufsicht übergeben wird. Da Ihnen nichts an den wesentlichen Erfordernissen fehlt, und das Unwesentliche uns nie vom Ziele ableiten darf, so haben wir nun nichts weiter zu thun, als vor dem Herrn unsere Pflicht zu erfüllen. — Und wie zwei Verse des Liedes gesungen waren, führte er ihn heraus, und stellte ihn der Gemeinde als ihren Prediger dar. Er ermahnte diese zum Gehorsam, empfing von ihm den Schwur der Treue, huldigte der Würde seines Amts in einer erhabenen Rede, betete und segnete ihn ein.

Nach Beendigung des Gottesdienstes aber umringten den neuen Prediger viele von der Gemeinde, die geringern, um in einiger Entfernung mit frommen Blicken an ihm zu hangen, die vornehmern, ihm dankbar die Hand zu drücken. Dann nahmen ihn seine Angehörigen gerührt in ihre Mitte, und begleiteten ihn auf seinem Wege. Auch Christine war herbei gekommen, und flüsterte dem Superintendenten in's Ohr, daß er von dem unruhigen Auftritte, der hier vorgefallen, dem gnädigen Herrn nur nichts erzählen möchten, sie wollte schon Alles in's Gleiche bringen.

Konrad aber entzog sich der Nähe des Superintendenten, und freute sich, wie dieser keine Lust bezeigte, lange hier zu verweilen. Aus Unzufriedenheit mit dem Betragen der Gemeinde wollte er nicht einmal dem großen Gastmahle, das sie zur Feier des Tages gab, mit beiwohnen, sondern fuhr sogleich nach Riethstädt zurück, indem er unterwegs noch seine Betrachtung anstellte, wie doch die Gaben in der Welt so wunderbar vertheilt wären. Wer sollte es dem schwachen Körper dieses erwählten Predigers ansehen, sagte er, daß ein so mächtiger Geist in ihm wohnt! Aber man hat wohlgethan, ihn in der Dürftigkeit der Naturbekleidung nicht vor den Edelmann zu stellen. Er würde ihn nimmermehr auf die Kanzel gelassen haben, und wie viel hätten wir dann entbehrt! So falsch ist sein System, und so wahr ist meine Behauptung. — Innerlich frohlockend über den Sieg, den er heute über den gnädigen Herrn davon getragen, langte er ganz stille wieder in seiner Wohnung an.

Christine war in Waldhausen noch zurückgeblieben, um den Abend die Goldecker auf dem Vorwerke zu bewirthen, und vor allem, um noch länger mit Konrad zusammen zu sein. Sie verabredete mit ihm, daß er das Anerbieten seines Vaters, ihm einen Theil seiner Geschäfte abzutreten, frischweg annehmen und dann beim gnädigen Herrn um ihre Hand anhalten sollte. Ich habe zwar immer gedacht, setzte sie hinzu, weil ich in den Predigten so belesen bin, es würde einmal ein Prediger kommen und mich zur Superintendentin machen, aber es hat nicht sein sollen. Auch Gottfried und Rosette sprachen von der rosigen Zukunft und rückten in zärtlicher Freude den Tag immer näher, der sie verbinden könnte. Und wie der alte Grundmeyer bei der Wittwe Vollroth so vertraulich saß, beide, sich an dem Glück ihrer Kinder weidend, sah' es beinahe aus, als ob sie auch ein Paar wären, in aller Freundschaft versteht sich. So ging die Predigt, die sie heute zu Herzen genommen, an ihnen selbst in Erfüllung, sie fühlten sich beglückt durch das Vertrauen, welches alle nun zu einer Familie verband. Es war ein innig vergnügter Abend. Den folgenden Tag aber ließen sie den jungen Prediger allein, alle reisten in ihre Heimath zurück, Christine vielleicht am wenigsten mit leichtem Herzen, denn ihr lag noch ob, den gnädigen Herrn zu versöhnen.

So viel sie auch über ihn vermochte, diesmal wurde ihr die Bemühung, ihn nach ihrem Willen zu lenken, so leicht nicht. Sie mußte ihn erst ein wenig abtoben lassen. Mit einer kurzen Erzählung dessen, was geschehen war, zündete sie erst die Flamme, und ließ sie eine Weile fortlodern. Dann nahete sie sich dem Feuer, um allmählig das Brennbare wegzuräumen. Verwunderung, Zorn, Scheltworte, Drohungen, folgten auf einander durch eine lange Stufenleiter. Grauenstein fand es unerhört, daß irgend jemand es hatte wagen können, ihn zu täuschen, er fand es aber ganz abscheulich, ja unbegreiflich, wie sogar ein Theologe einer so niedrigen Gesinnung fähig sei, sich hinter den Rücken eines andern zu verkriechen. Den Grund davon vermuthete er in einer erbärmlichen, lichtscheuen Persönlichkeit. Es wird ein verirrter Schneider sein, sagte er, der in einer solchen List sein ganzes Vermögen, die letzte Kraft seines kleinen Gehirns zugesetzt hat. O daß ich ihn mit diesem meinen Scepter berühren könnte! Verdammte Humanität, die uns körperliche Züchtigung untersagt! Die ganze neue Gesetzgebung glaubt an keine Körper mehr. Sonst wollt' ich schon mit diesem Motiv ihm die rechte Gottesfurcht einprägen, dem Menschen, der den Weg zum Himmel zeigen will, und sich mit einem solchen Betrug schändet!

Christine. Aber ich sage Ihnen ja, er wußte von nichts er ist unschuldig.

Grauenstein. So muß sein Bruder bestraft werden, der Böswicht!

Christine. Der ist mehr als unschuldig.

Grauenstein. Wie das? Ist er etwa ein Heiliger?

Christine. Nein, weil er nichts Böses, sondern etwas Gutes, ja etwas Seltenes gethan hat. Der Kandidat wird von einer Krankheit befallen, Konrad macht sich auf, des Bruders Glück, das in Gefahr schwebt, für ihn zu retten, für ihn zu erhalten. Und welch ein Wagstück, vor Ihnen, gnädiger Herr, mit einer solchen Verstellung zu erscheinen! Was hatte er nicht alles zu befürchten! Er hat eine wahre Heldenthat begangen.

Grauenstein. Eine Tollkühnheit war es allerdings, eine seltsame Verwegenheit. In seinem Wesen lag etwas davon.

Christine. Statt ihn zu bestrafen, sollte man ihn vielmehr belohnen.

Grauenstein. Belohnen? Und weißt Du nicht auch schon, womit?

Christine. Ja, mit meiner Hand, mein gütiger, gnädiger Herr. Er wirbt um mich. Ich liebe ihn.

Grauenstein. Du liebst ihn! Wie, Christine, so wolltest Du mich verlassen?

Christine. Wenn Sie mich dazu nöthigen, muß ich es freilich. Aber mir fällt etwas ein. Sie können Ihre Güter nicht übersehen, müssen so vielen Menschen glauben, so viele Rechnungen prüfen. Ihnen fehlt jemand, der das Ganze zusammenfaßt; machen Sie ihn zu Ihrem Generalinspector. Die Zimmer auf dem linken Flügel des Schlosses stehen leer. Da könnten wir wohnen, und so bliebe ich bei Ihnen, so lange ich lebe.

Grauenstein. Das klingt schon vernünftiger. Ja, Du bist immer ein kluges Mädchen gewesen, und jetzt hat Dir die Liebe den Verstand noch geschärft. Ich trage mich ohnehin schon immer mit dem Gedanken, einen Theil meiner Wiesen in Feld zu verwandeln. Dein Grundmeyer versteht den Ackerbau, er ist der rechte Mann dazu. Du sollst ihn haben. — Da küßte Christine ihm mit einer dankbaren Thräne die Hand, er ließ seinen Krückstock fallen und schloß sie in seine Arme. Aber, erinnerte er noch, der Superintendent wird nun über mich triumphiren. — Nein, entgegnete sie, das darf, das soll er in Ewigkeit nicht. Gut, sagte er, so sorge dafür, daß von der Sache niemals mehr die Rede sei.

Durch den Zwang, den Grauenstein sich selbst hiermit auflegte, ward er denn von seinem System einigermaßen bekehrt, wenigstens die große Wage auf dem Vorsaal nicht ferner gesehen. Alles war nun in Richtigkeit. Konrad kam, und warf sich dem gnädigen Herrn zu Füßen, der ihn mit einer freundlichen Drohung aufhob. Das Wohlgefallen an seiner Person erwachte wieder bei seinem Anblick, und redete ihm das Wort, so daß die Bitte, die er nach Christinens Anleitung thun mußte, gleich ein geneigtes Gehör fand, und an die Verzeihung sich fast unmittelbar die Gnadenerweisung anschloß; ja mit einem Anfluge von väterlicher Gesinnung ergriff der gute alte Herr sogar seine Hand und legte sie auf seine Brust. — Ein Hämmern und Pochen entstand nun auf dem linken Flügel des Schlosses, wovon jeder Schlag auf die Stadt herab den Generalinspector aussprach. Mit der Frühlingssonne öffnete dann Grauenstein den großen Saal dem geschmückten Brautpaar, die Honoratioren des Orts, der alte Grundmeyer mit dem Bürgermeister voran, traten in einem feierlichen Aufzuge herein, und ein Chor verschriebener Musikanten schmetterte dazu vom Balkon herab. Unten aber waren aus dem Walde die fünf Zigeuner angekommen, um welche ein weiter Kreis sich versammelt hatte, aus dem ein unaufhörliches Jauchzen heraufstieg. Ganz Riethstädt drängte sich hinzu, um an diesem glänzenden Feste die Fackel der Freude zu zünden. —

Fast zur nämlichen Zeit holte auch Gottfried seine Braut, und wohnte mit ihr zu Waldhausen, bis sein Körper eine

Digitized by Google

solche Rundung gewonnen hatte, daß er es ohne Gefahr wagen konnte, vor dem Edelmann zu erscheinen. Dieser schätzte ihn in der Stille auf Einen Centner 15 Pfund, und versöhnte sich um so lieber mit ihm, als er wünschte, daß das Vorgefallene bald vergessen sein möchte. Das geschah aber nicht; die Geschichte von den beiden Candidaten verbreitete sich vielmehr durch die ganze Provinz, wurde in Riethstädt mit Hinweisung auf das graue Schloß jedem Durchreisenden erzählt, und endlich vom Bürgermeister sogar in die Stadtchronik eingetragen.

Gustav Schwab,

am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, Sohn des 1821 verstorbenen Hofraths J. C. Schwab, studirte zu Tübingen, bereiste darauf Norddeutschland und wurde theologischer Repetent an der Landesuniversität. 1818 ward er als Professor der alten Literatur an das Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er lange wirkte, bis er sich 1838 eine mußevollere Stellung von seinem König erbat und die schöne Pfarre zu Gomaringen bei Stuttgart erhielt. In neuester Zeit vertauschte er dieselbe mit dem Pfarramt an der St. Leonhardskirche seiner Vaterstadt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Würtemberg. Stuttgart, 1819.

Paul Flemmings auserlesene Gedichte und Leben. Stuttgart, 1820.

Die Legende von den heiligen 3 Königen von Johann von Hildesheim, mit 12 Romanzen. Stuttgart, 1822.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Jung und Alt. Stuttgart, 1836. 37. 2 Thle.

Gedichte. Stuttgart, 1828. 29. 2 Bände.

Griseldis, Volkssagen in 10 Romanzen. (Urania von 1830.)

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte (für den Schulgebrauch). Leipzig, 1835.

Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Leipzig, 1823.

Der Bodensee nebst dem Rheinthale. Leipzig, 1826.

Lamartine's Gedichte, übersetzt. Leipzig, 1826.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen. Chur, 1828. 1. Thl.

Napoleon in Aegypten, Gedicht in 8 Gesängen, übersetzt. Stuttgart, 1829.

Schillers Leben. Stuttgart, 1839. 2 Bde.

Mehrere Jugendschriften, einzelne Gedichte und Recensionen in Almanachen und Journalen u. s. w.

S. ist einer der liebenswürdigsten lyrischen Dichter; voll Klarheit, Innigkeit, edler Einfachheit und Anmuth, und doch zugleich reich an Tiefe, Kraft, Lebendigkeit und Phantasie. In ihm vereinen sich Milde und Stärke, kindliche reine Empfindung mit selbstbewußter Herrschaft über das Erhabene und Gewaltige, Gluth und Schwung der Darstellung mit epischer Ruhe. Er ist es, der neben Uhland der Romanze den echten Stempel deutschen Geistes aufgedrückt, und ihr durch seine trefflichen, wahrhaft volksthümlichen Leistungen volles Bürgerrecht in unserer Literatur erworben hat. Sein schöner, reiner und großartiger Sinn tritt uns aus allen seinen Dichtungen entgegen und zwingt uns zu gleicher Zeit, in ihm den trefflichen Menschen zu lieben, während wir den begabten Dichter verehren und preisen.

Das Schäferfest.

Drüben auf den grünen Feldern,
Drüben zwischen dunkeln Wäldern
Wogt das bunte Schäferspiel;
Muntre Knaben aus dem Städtchen,
Rasche Mädchen
Sputen sich zum frohen Ziel.

Jahre sind's, da stand ich drüben,
Ließ sie tummeln sich und üben,
Sah mich nicht am Spiele blind.
Neben mir im Glanz der Auen,
Zuzuschauen,
Stand das allerschönste Kind.

Als sie so zu schau'n sich mühte,
Reines Bild in Engelsgüte,
Bot ich schirmend meine Hand.
Wie ihr's aus dem Aeuglein blinkte,
Dankend winkte,
Wie der Gruß ihr lieblich stand!

Drunten war ein Laufen, Scherzen,
Aber mir im innern Herzen
Regte sich geheimes Leid.
„Könnt' ich, ach! zum sel'gen Minnen
Dich gewinnen,
Schäferin im schönsten Kleid!"

Also ging ich von dem Feste,
Hatte wohl erschaut das Beste,
Leuchtend stieg das Bild mir auf.
Und so ward mein ganzes Leben,
Ihr ergeben,
Nur ein heißer Schäferlauf.

Wieder sind sie heut beim Spiele,
Jagen nach dem schönen Ziele;
Sie und mich sieht keiner dort!
Ach, wie anders ist es heute,
Fremde Leute
Stehen an dem liebsten Ort!

Kümmert's mich, wer heute sieget,
Wer am Ziele sich vergnüget,
Wer das Kleinod an sich zieht?
Fraget nicht, ob ich's errungen;
Ausgesungen,
Ausgesungen sei mein Lied!

Die Gründung von Marseille.

Von Massilien will ich singen,
Nicht von dem, das jetzo glänzt,
Nach der Art ital'scher Gauen
Nur von Blüth' und Wein umkränzt;
Nein, von dem, das, aufgesprosset
Aus der Celtenwälder Nacht,
Erst des schönen Südens Blumen
Weg gebahnt und Raum gemacht.

Lauter rauschte noch der Rhodan,
Der jetzt sanft und leise fließt,
Weil er ward von tausend Eichen
Mit Gesause frisch begrüßt;
Und das Meer, noch nicht geglättet
Von so vieler Schiffe Lauf,
Drängte sich in wilder Jugend
Fluthend nach dem Strom hinauf.

Thronesdecke war der Himmel,
Thronsitz war das hohe Gras,
Wo der Segobrigenkönig
Bei dem Celtenvolke saß.
Eine Braut heißt seine Tochter.
Hier im offnen Hochzeitsaal
Soll sie sich den Bräut'gam wählen,
Nach des Landes Art, beim Mahl!

Digitized by Google

Aus des Fluſſes blauen Wellen
Schöpft man ſchon den Becher voll,
Den die Königsmaid zum Zeichen
Dem Erwählten reichen ſoll.
Wie ſonſt Mädchenherzen pochen
Heimlich, wo ein Jüngling wählt,
Schlagen hier die Heldenherzen,
Aber laut und unverhehlt.

Denn die Schöne bringt zur Gabe
Dieſen Fluß, ſo weit man ſieht,
Dieſe Wälder fernhin leuchtend,
Dieſes Wild, das bergwärts flieht,
Und dazu zwei blaue Augen,
Heller als des Rhodans Fluth,
Und zwei roſenrothe Lippen,
Wärmer als der Sonne Gluth.

Während nun mit durſt'gen Blicken
Alle ſchauen nach dem Fluß,
Sieht man fernher Schiffe ſegeln,
Wimpeln flattern hell zum Gruß.
Unbekannte Hochzeitgäſte
Rudern friſch den Fluß herauf,
Vor den Kundigen zu ſchiffen,
Willig theilt der Strom den Lauf.

Zögernd hält die Maid den Becher
Und ſie ſinnt noch auf die Wahl,
Sieh', da ſteigen zwei ans Ufer,
Männer, angethan mit Stahl;
Und die Segobrigen-Jugend
Hebt ſich von den Sitzen rund,
An die Schilde ſchlägt ſie grüßend,
Sei's zum Kampfe, ſei's zum Bund.

Aber einer von den Zweien
Bricht ſich einen Eichenzweig,
Streckt ihn lächelnd in die Lüfte,
Und mit Worten ſüß und weich:
„Wird hier wo ein Mahl begangen,"
Spricht er „edler Helden Licht!
Wollet gaſtlich uns empfangen,
Griechengäſte ſtören nicht!"

Und der hohe Gelten-König
Hebt ſein Haupt auf, grau und alt:
„„Wahrlich, das iſt eine Sprache,
Welche wie ein Brautlied ſchallt!
Redet, Jünglinge, nur weiter,
Solches nennt der Gelte Sang!
Aber wer in heim'ſche Laute
Dollmetſcht uns den Wunderklang?""

Drauf beginnt der Zweite ſtammelnd,
In gebrochnem Geltenwort,
Wie aus Perſerkönigreichen
Griechen ſie geflohen fort,
Wie durch freie Meereswogen
Freies Land ſie ſich geſucht,
Und wenn je ſie wiederkehrten,
Sich und ihre Stadt verflucht.

Zögernd hält die Maid den Becher;
Der zuerſt geſprochen hat,
Hebet die geſenkten Augen,
Siehet ſich an ihr nicht ſatt,
Die mit immer röthern Wangen,
Immer blauerm Augenlicht
Jeden Blick hat aufgefangen,
Jedes Wörtlein, das er ſpricht.

Denn ein ſolcher Jüngling barret
Nimmer hier im Geltenkreis,
Denn ſo hell die Augen funkeln,
Und von Lieb' und Muth ſo heiß,
Dem ſo reich die Locken quellen
Aus ſo goldnen Helmes Gluth,
Dem ſo tadellos die Naſe
Unter heitrer Stirne ruht.

Dem der Klang ſo ſüßer Worte —
Ob ſie gleich kein Ohr verſteht,
Liebe weiß ſie doch zu deuten —
Von den weichen Lippen weht. —

Zögernd hält die Maid den Becher,
Bis der Vater: „„Wähle!" ruft,
Bis die Lieder der Druiden
Betend ſteigen in die Luft.

Da ſieht man die Jungfrau ſchreiten,
Geltin auf den Griechen zu,
Zitternd reicht ſie ihm den Becher,
Lispelt: „„Fremdling, trinke du!""
Mit dem Schwerte klirrt der Gelte, —
Jeder jetzt verliert die Braut! —
Doch der Fremde ſelig träumend,
Schwärmt in ſüßem Griechenlaut!

„Waſſer iſt das Erſt' und Beſte,
Spricht bei uns ein Sängermund.
Dichter! was dein Spruch will ſagen,
Wahrlich jetzo wird mir's kund:
Denn aus Chios und aus Cypern
Hat mich ſo kein Trunk erfreut,
Wie ihn dieſe heil'ge Nymphe
Mir aus ihrem Fluſſe beut!"

Und der alte König hebt ſich,
Ruhe winkend mit der Hand:
„Dieſe haben," ſpricht er zürnend,
„Ihre eigne Stadt verbrannt;
Wollt ihr die nicht Brüder nennen,
Die euch ſind an Sinne gleich?
Die ſich freien Boden ſuchen,
Finden ſie ihn nicht bei euch?

„Hängt die Schwerter an die Seite,
Ehret meiner Tochter Wahl!
Auf, begleitet aus den Schiffen
Aller edlen Gäſte Zahl!
Und auf dieſer ſonn'gen Wieſe,
Wo ich gebe dir die Braut,
Sei in Jahresfriſt die neue
Freie Stadt von dir gebaut!"

Ida von Toggenburg.

(Schweizeriſche Sage.)

I.

Lebt wo mit Luſt und Einigkeit
Ein fromm und fröhlich Paar,
Das iſt dem böſen Feinde leid,
Und ſeiner hölliſchen Schaar.

Sie ſchleichen um das heitre Haus,
Sie ſuchen ſich einen Ort,
Und ſtreuen ihren Saamen aus,
Hier Sünd' und Jammer dort.

Des Toggenburgers Schloß ſteht hoch
Auf einem Felſen ſteil: —
Was will der ſchwarze Rabe doch?
Er bringt dem Haus kein Heil!

Er kreiſt und krächzet in der Luft:
Da wandelt aus dem Thor,
Zu athmen kühlen Morgenduft,
Des Schloſſes Frau hervor.

Es iſt des Grafen Ehgemahl
Frau Ida, fromm und rein;
Sie folgt der Sonne frühſtem Strahl
Zum Brünnlein im Geſtein.

Das Haar, das ihr die Stirn umflicht,
Iſt golden wie das Korn,
Ihr Antlitz Schnee, ihr Auge Licht,
So tritt ſie zu dem Born.

Sie löſt des Haares Flechten auf,
Und badet ſie im Quell;
Der ſchwarze Vogel hemmt den Lauf
Und ſchaut herunter hell.

Den Trauring ſie vom Finger zog,
Sie wuſch die zarte Hand:
Der Rabe ſacht hernieder flog,
Er ſtahl das heil'ge Pfand.

Digitized by Google

Und ſchnell er in den Lüften war,
Eh' ſie ihn nur geſchaut.
Sie bindet auf das gelbe Haar,
Und ſucht ihr Ringlein traut.

Im hohen Fels, im Mooſe dicht,
Sie ſucht's im grünen Gras.
Sie tröſtet ſich: „Ich trug es nicht!
Wo ich es wohl vergaß?“

Der Rabe flog auf dunkler Schwing'
Hinein ins tiefe Holz:
Er faß, im Schnabel den goldnen Ring,
Auf einer Tanne ſtolz.

So ſpäht der Dieb den Weg entlang,
Da ſchlendert durch den Wald
Mit jungem hellem Jagdgeſang
Des Grafen Jäger bald.

Der Knab' iſt ſo ein friſches Blut,
Ihm iſt der Herr ſo hold;
Jetzt däucht's dem ſchwarzen Vogel gut,
Jetzt läßt er fallen das Gold.

Da ſprüht es vor des Jägers Fuß,
Eine Funke Sonnenlicht;
Er haſcht's, er hört des Krächzers Gruß,
Vom hohen Wipfel nicht.

O Ringlein ſüß, o Glanz voll Huld!
Es däucht ihm ſo bekannt,
Doch darf er's tragen ohne Schuld,
Er ſteckt es an die Hand.

„Das wird im Schloß ein Flüſtern ſein!“
Er fröhlich bei ſich denkt;
„Der Jäger trägt einen Ring ſo fein;
Wer hat ihm den geſchenkt?“

Der eitle Knabe kehret um,
Bethört vom goldnen Fund,
Da regt ſich bei den Knappen ſtumm
Der Neid im Herzensgrund.

Und Einer ſinnt und Einer ſpäht,
Bis er zum Grafen ſpricht:
„Den Ring, den er am Finger dreht,
O Herr, ſeht ihr ihn nicht?

„Wenn nicht der eur' am Finger blitzt,
Ich meint', es wäre der!
Doch wahrlich, unſrer Herrin ſitzt
Kein Ring am Finger mehr!“

Vor ſeines Schloſſes Thor der Graf
Trat wild hinaus im Zorn;
Bald er den jungen Jäger traf,
Der ſaß am kühlen Born.

Mit ſeinem Ring er träumend lag,
Wo ſonſt die Herrin ſaß,
Dort wo der Rab' am frühen Tag
Ihn ſtahl im grünen Gras.

Der Graf rief auf den Jäger bald:
„Wie kamſt zum Ringe du?“
Der ſprach mit Schrecken: „„Herr im Wald
Warf ihn eine Rabe mir zu!““

„Wie dumm du leugſt, du arger Knecht!
Vom Raben ſagſt du mir!
Die Raben ſollen dir thun dein Recht,
Sie ſollen zehren von dir!“

Drauf ſendet einen von dem Troß
Er auf den Anger aus:
„Ein junges, ungezähmtes Roß,
Das führet mir vor's Haus!“

Mit einem rabenſchwarzen Pferd
Der Knappe kam heran,
Sein dunkler Schweif wallt bis zur Erd',
Er band den Jäger dran.

Nicht Flehen hört, noch Schwur ſein Zorn,
Er jagt das Roß hinab,
Das riß durch Felſenſtein und Dorn
Den Knaben in's tiefe Grab.

Die Gräfin bleich am Fenſter ſtand,
Schaut alles an entſetzt;
An des geſchleiften Dieners Hand
Den Ring erblickt ſie jetzt.

Auf ſchrie ſie laut, da ſtand der Graf
Vor ihr, im Auge Mord;
„Geh,“ rief er, „ſchlafe den ew'gen Schlaf
Bei deinem Buhlen dort!

„Und treibſt du mit der Treu' nicht Spott,
Und gabſt ihm nicht den Ring:
Laß ſehen, ob dich ſchützet Gott! —
Das Pfand mir wiederbring'!“

Er nahm ſie um den Leib mit Macht,
Sein Blick ſo finſter war,
Nicht ſah er durch die dunkle Nacht
Ihr Aug' unſchuldig klar.

Und wo im Zinken vor dem Schloß
Sich thürmt das Felsgeſtein,
Wo in den Abgrund fuhr das Roß,
Dort ſtürzt' er ſie hinein.

II.

Und vor dem Grafen zitternd wich
Der bleichen Diener Schaar,
Es ließ kein Diener blicken ſich;
Einöde ringsum war.

Da ſtarrt' er nieder in die Gruft,
Wo Weib und Diener ſchlief,
Da ſchaut' er wild empor zur Luft,
Wo heiſer ein Rabe rief.

„Hinab, Geſell!“ der Ritter ſpricht,
„Fort, halte deinen Schmaus!“
Hoch ſchwebt der Vogel und weichet nicht
Von ſeinem Haupt und Haus.

„Hinaus zur Jagd, zum Zeitvertreib!“
So murret er bei ſich;
„Den Buhlen und das falſche Weib
Verträum' ich ſicherlich!

„Auf, Jäger, ſattle mir mein Roß —
O weh, du Jäger mein!
Du kannſt nicht kommen herauf in's Schloß,
Du liegſt ja im Geſtein!“

Er ſucht ſich ſelbſt ein Roß im Stall:
Was ſtört da ſeinen Muth?
Sie dünken rabenſchwarz ihm all,
An jedem Schweif klebt Blut.

Jetzt weicht der Zorn von ſeiner Stirn,
Sein Auge ſenkt ſich ſcheu,
Die Zweifel ſteigen auf im Hirn,
Im Herzen nagt ihn Reu'.

Er trat hinaus zum Felſenſtein,
Wo hell das Brünnlein floß,
Wo ſanft die Frau ihr Antlitz rein
Taucht' in des Waſſers Schooß.

Er warf ſich vor dem Becken aufs Knie,
Er ſchaute ſehnlich hinein,
Als müßt' im klaren Spiegel ſie
Voll Huld zu ſchauen ſein.

Wohl ſah er den Himmel tief und mild,
Blau wie ihr Augenlicht:
Doch drüber nur ſein eigen Bild,
Sein gramvoll Angeſicht.

Und weh', was ſieht er Schwarzes fern,
Im Waſſer tief, im Blaun?
Der Rabe läßt, ein dunkler Stern'
Ob ſeinem Haupt ſich ſchaun.

Digitized by Google

Er wächſt und breitet über ihn
Die ſchwarzen Flügel aus;
Umſonſt im Born die Sonne ſchien,
Aus löſchet ſie der Graus.

Da warf zu Boden ihn der Harm
Und deckt' ihn lang' mit Nacht,
Bis er in ſeiner Diener Arm
Beweint, gepflegt erwacht.

Denn als ſie ſo ihn liegen ſahn,
Und zehren an ihm die Qual,
Da kam das Mitleid erſt ſie an,
Sie trugen ihn in den Saal.

Und wie er auf die Augen ſchlug,
Däucht milder ihm ſein Schmerz!
Vergeſſen iſt des Raben Flug,
Zu hoffen wagt ſein Herz.

Er hat geträumt von Waldesluſt,
Vom Felsthal dicht umlaubt;
Als fänd' er — iſt's ihm in der Bruſt —
Was er ſich ſelbſt beraubt.

Er rafft ſich auf, geneſen ſchier,
Ein Roß verlangt ſein Muth;
Wohl ihm, daß ſchneeweiß iſt das Thier,
Das Zeichen däucht ihm gut!

Er reitet aus im Morgenlicht,
Schaut bang zum Himmel empor;
Sein Auge ſieht den Raben nicht,
Kein Krächzen hört ſein Ohr.

Im dichten Walde hüpfet nur,
Das luſt'ge Wild um ihn;
Doch iſt der Graf auf andrer Spur,
Läßt Hirſch' und Eber fliehn.

Wo keine Wohnung weit und breit,
Wo wandelt ſonſt kein Schritt,
Gedrückt in dieſe Einſamkeit,
Iſt doch ein Menſchentritt.

Von zartem Frauenfuß gedrückt
In Blumen und grünes Kraut;
Die Hunde ſpüren ihm nach gebückt,
Sie ſchnuppern, ſie bellen laut.

Und enger wird der Berge Schlund,
Und dichter wird der Wald,
In einen tiefen Felſengrund
Verirren ſie ſich bald.

Das Reh durchkreuzt mit ſchnellem Lauf
Den Weg mit ſeinem Kind,
Es flattern ſcheue Vögel auf,
Die Quellen ſtürzen geſchwind.

Und tiefer ſteigen ſie hinab,
Es denkt der Graf mit Schmerz:
„Fürwahr hier wär' ein friedlich Grab
Für ein gequältes Herz!"

Doch drunten in der ſchmalen Kluft
Aus ſchwarzem Felſenthor,
Umhaucht von feuchter Blumen Duft,
Was leuchtet dort hervor!

Es iſt ein fromm, ein knieend Weib,
Sankt Magdalenen gleich;
Doch ohne Sünde ſtrahlt ihr Leib,
Wie Engel im Himmelreich.

Sie weiß nicht, daß ein Menſch es hört,
Sie fleht zu Gottes Sohn:
„„Bring, Herr, den Kelch, er iſt geleert,
Vor deines Vaters Thron!

„„Dein Arm, er trug mich durch's Geſtein,
Führt hierher mich voll Huld;
Du ſprachſt: hier lerne dem Feind verzeih'n,
Und leiden ohne Schuld!

„„Ich ſchwieg und litt, von böſem Groll
Hat nie mein Herz gewußt;
Ich bin der ewigen Liebe voll,
Leg mich an deine Bruſt!""

Sie kniet, im Blick das ew'ge Heil,
Da ſtürzt der Graf in die Kluft,
So fällt, durchbohrt von des Jägers Pfeil,
Ein Aar aus hoher Luft.

Er liegt vor ihr; ſein heilig Weib,
Nicht rühret er ſie an,
Er fleht nur leiſ' und zitternd: „Bleib'!
O fleug nicht himmelan!

„Zeuch wieder ein in's hohe Schloß!
Und bin ich dir nicht zu ſchlecht,
So laß mich dienen in deinem Troß,
Mach' mich zu deinem Knecht!"

Da floſſen ihre Thränen mild,
Da ſtrahlt' ihr Blick ſo warm;
Sie ſchwieg, und um das Engelsbild
Der Graf ſchlang ſeinen Arm:

„Und könnteſt du mich lieben noch,
Und wenn dein Herz vergaß," — —
Da krächzt' es in den Lüften hoch,
Da fiel ein Ring in's Gras.

Auf ſeiner Stirn lag ihre Hand,
Der Graf den Ring ergriff,
Will ſchmücken ſie mit dem Liebespfand,
Da ſprach ſie und ſeufzte tief:

„„O wehe, ſiehſt du in der Luft
Den böſen Geber nicht?
Er kreiſt und ſpäht, er krächzt und ruft,
Er will mich ſcheiden vom Licht!

„„Von meinem Herrn und Bräutigam,
Dem ich bin angetraut,
Weg will er locken in Sünd' und Gram
Die reine Himmelsbraut.""

Erſchrocken ſtand ſie auf und trat
In ihre Kluft mit Eil',
Und fern ſie ſtand und ſehnlich bat:
„„O ſtöre nicht mein Heil!""

Bald auch der Graf erhebet ſich,
Und ferne bleibt er ſtehn:
„Was ſoll ich thun, o Herrin, ſprich!
Dein Wille ſoll geſchehn!

„Nur — kann's beſtehn mit deinem Glück —
Auf ewig nicht, nicht ganz
Verbanne mich aus deinem Blick,
Aus deinem reinen Glanz."

Sie lächelt ſelig, ja, ſie will;
Es ſpricht ihr ſüßer Mund:
„„Bau' mir ein Kloſter klein und ſtill
Im kühlen Wieſengrund.

„„Das ſchaue mit dem Fenſterlein
Nach deinem Schloß empor,
Dort knie ich bei der Kerze Schein,
Mein Lied dringt in dein Ohr.

„„Dort bet' ich für den armen Knecht,
Der ohne Schuld verdarb,
Dort fleh' ich, bis ich Gnad' um Recht
Auch dir bei Gott erwarb!

„„Und wenn ich nicht mehr bet' und ſing',
So ſteige zu mir herab,
Steck' an den Finger mir den Ring
Und lege mich in's Grab!""

Digitized by Google

Das Eßlinger Mädchen.

Melak, der Franzengeneral
Mit seinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da sitzt er schon,
Man hört ihn lachend sprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerst auf den Wall
Am Pulverdampf sich labend,
Der wolkig zieht, mit seinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein stehen,
Daraus ein schönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er ist in welscher Gluth entbrannt,
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in diesem Schwabenland
So viele schöne Gaben:
Mir will der Wein in diesem Thal
Schier wie der heim'sche munden,
Darum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'schen Schäferstunden."

Noch an demselben Abend steht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt sein Ruf ergeht:
Will sie nicht sein verloren,
Soll sie alsbald die schöne Magd
Dem argen Dränger senden,
Worauf er ernstlich zugesagt,
Sich von der Stadt zu wenden.

Der frommen Bürger Antwort hat
In gutem Deutsch geklungen:
„Von einer freien Reichesstadt
Wird solches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel' verdorben;
Und sterben unsre Töchter all,
So sind sie keusch gestorben!"

Der andre Morgen dämmert still,
Die Glocken alle schallen,
Die Stadt als eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da schmückt sich bei der Glocke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang,
Sie wandelt nach den Thoren.

Auf geht die Pforte kaum berührt;
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gottes Arm, der helfend führt
Die reinste seiner Töchter?
Durch Freund' und Feinde frei sie geht,
Die Magd mit stillem Tritte,
Hinauf, bis wo die Fahne weht,
Von Melak's Lagerhütte.

Gesprungen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küsse Gluth
Betrüglich vorgelogen;
Er wirft sich in die Waffen stolz:
Sie sollen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will seine Brunst sich kühlen.

Wie er will schreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüre gehen,
Und mit dem ersten Sonnenstrahl
Die Jungfrau vor sich stehen;
Mit ihrem Häublein spielt das Licht,
Als einem Heil'genscheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutschen Sinnes Reine.

Nicht Angst, nicht andre Regung zückt
Durch ihre reinen Glieder;
Die Brust, mit frischem Strauß geschmückt,
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet sind,
Die Locken blond und schlichte;
Sie schaut ihm, wie ein fragend Kind,
Hell in sein wild Gesichte.

So deutscher Schönheit klares Licht,
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf sein geblendet Angesicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt ist ihm das welsche Wort
Auf seiner schnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwärts, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geschwungen.

Hinaus mit seiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesstrahl
Aus ihrem Augensterne. —
Die Glocken sind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgestalt
Siegreich und unverloren.

Johann Christoph Schwab,

ward am 10. December 1745 zu Ilsfeld in Würtemberg geboren, studirte zu Tübingen und lebte 11 Jahre als Hauslehrer in der französischen Schweiz. 1788 wurde er Professor an der berühmten Karlsschule zu Stuttgart, 1785 geheimer Secretär und Hofrath. 1794 erhielt er den Titel eines geheimen Hofraths und 1816 einen Sitz im Oberstudienrath zu Stuttgart, wo er in diesem Wirkungskreise und als Doctor der Philosophie lebte und am 15. April 1821 starb. Er hinterließ:

Zwölf Gedichte. Bern, 1775.

Prüfung des Campe'schen Versuchs eines neuen Beweises für die Unsterblichkeit. Stuttgart, 1781.

Vermischte Poesien. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Rede über die Aufklärung. Stuttgart, 1785.

Von den Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache. Stuttgart, 1785.

Erörterung der Preisaufgabe: aus der Natur Gottes zu beweisen, daß die Praescienz unfehlbar und der Freiheit nicht zuwider sei. Stuttgart, 1788.

Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack. Berlin, 1788.

Welches sind die wirklichen Fortschritte der Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten? Berlin, 1796.

Ueber den Eid. Germanien, 1797.

Von den dunklen Vorstellungen. Stuttg., 1810.

Ein überaus scharfsinniger Denker, dessen Leistungen auf dem Gebiete der Philosophie sich die allgemeinste Anerkennung erwarben, und diese um so mehr verdienen, als der Verfasser unablässig für Wahrheit und Aufklärung strebte. Seine poetischen Versuche sind dagegen minder ausgezeichnet.

Digitized by Google

Johann Joachim Schwabe,

am 29. September 1714 zu Magdeburg geboren, studirte zu Leipzig unter Gottsched's Einfluß und wirkte daselbst längere Zeit als Hofmeister. Erst 1765 ward er daselbst Professor der Philosophie, zugleich Universitätsbibliothekar, verwandte Zeit und Kräfte aber mehr auf Schriftstellerei, als auf seine Vorlesungen. Er starb am 12. August 1784.

Belustigungen des Verstandes und Witzes (von ihm herausgegeben. Leipzig, 1741 ff. 8 Bde.)

Kritischer Almanach. Leipzig, 1744.

Ueber Swift's Antilogie. Leipzig, 1734.

Rollin's Anweisung, wie man die freien Künste lehren und lernen soll. Leipzig, 1738. 4 Thle.

Virgils Aeneis. Regensburg, 1742. 61.

Barres allgemeine Geschichte von Deutschland. Leipzig, 1749—52. 8 Thle.

Beaumont's Magazin für Kinder. Leipzig, 1772. 4 Thle. 3. Aufl.

Beaumont's Magazin für Frauenzimmer (1760. 4 Thle.)

Nöthige Anweisung für ein junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt. (1764. 4 Thle.)

Neuer Mentor für Knaben. Leipz., 1773—75. 12 Thle.

Rousseau's Emil. Leipzig, 1762. 4 Thle.

Ein fleißiger und in dieser Hinsicht nicht unverdienstlicher Uebersetzer, war S. in seinen eignen Leistungen und namentlich in seinen Poesieen desto unbedeutender. Als einer der eifrigsten Anhänger Gottsched's erwarb er sich durch die unermüdliche Treue, mit welcher er denselben unterstützte, zu seiner Zeit einige Geltung bei den Jüngern dieser Schule, während er von den Gegnern, namentlich von Rost, auf das Empfindlichste verspottet wurde. — Auch überlebte er seinen geringen Ruhm sehr lange.

Friedrich von Schwaben, (Gedichte)
Schwabenspiegel,
von Schwanegri,

s. Minnesingerzeit.

Friedrich Heinrich Christian Schwarz,

am 30. Mai 1766 zu Gießen geboren, war zuerst Pfarrer zu Derbach im Darmstädtischen, ward 1795 nach Eibzell, 1798 nach Münster versetzt. 1804 ward er als Professor der Theologie nach Heidelberg berufen, 1805 mit dem Titel eines Kirchenraths, später Geheimen-Kirchenraths belehnt. Als solcher, auch Doctor der Philosophie und der Theologie, wirkte er in ausgezeichneter Weise an seiner Universität, bis im Jahre 1838 der Tod ihn aus diesem Leben abrief.

Geist der wahren Religion. Marburg, 1796.

Religiosität, was sie sein soll und wodurch sie befördert wird. Gießen, 1793; neu 1798.

Die moralischen Wissenschaften. Leipzig, 1793; neu 1797. 2 Thle.

Briefe, das Erziehungs- und Predigergeschäft betreffend. Gießen, 1796.

Der christliche Religionslehrer. 1798. 1800. 2 Thle.

Erziehungslehre. Leipzig, 1802—13; neu 1829. 4 Bde.

Pestalozzi's Methode. Bremen, 1803.

Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik. Heidelberg, 1805.

Mit A. J. d'Autel, F. L. Wagner und C. A. Schellenberg: „Jahrbücher der deutschen Volksschulen." Darmstadt, 1819.

Predigten und theologische Schriften u. s. w.

Als Theolog zeichnete sich S. dadurch aus, daß er die Theologie mit der Philosophie Schellings zu verbinden und zu durchdringen suchte. Weit bedeutender noch wirkte er als Pädagog namentlich durch seine Erziehungslehre, seine Lehrbücher für Schullehrer und seine Beförderung von Seminarien und Volksschulen.

Johann Ludwig Georg Schwarz

ward am 6. Februar 1759 zu Halberstadt geboren, studirte zu Halle die Rechte und ward bald Referendar und Criminalrath zu Halberstadt. Darauf lebte er als Regierungsassessor in Posen und ward 1794 nach Bromberg versetzt. 1797 ward er Regierungsrath zu Posen, 1803 zu Paderborn und 1807 westphälischer Tribunalspräsident erst zu Neuhaldensleben, dann zu Duderstadt. 1816 wurde er als Director des Stadt- und Landgerichts nach Halle berufen, wo er, später ehrenvoll in den Ruhestand versetzt, als Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe lebt.

Er schrieb:

Friedrich's Jahrhundert. Halberstadt, 1789.

Abdim, morgenländische Erzählung. Berlin, 1790; neu 1796. 12.

Elisen's (von der Recke) und Sophiens (seiner Gattin) Gedichte. Berlin, 1790.

System der unvernünftigen Polizei. Basel, 1797.

Denksprüche des P. Syrus und mehrerer Alten. Göttingen, 1813.

Phädrus äsopische Fabeln. Halle, 1818.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geschäftsmanns, Dichters und Humoristen. Leipzig, 1828.

Ein Mann von tüchtiger Gesinnung, klarem Verstande, reich an Weltkenntniß und Erfahrung wirkte S. vielseitig höchst segensreich. In seinen Poesieen schloß er sich den älteren Dichtern, namentlich Wieland an, dem er in seinem Abdim sehr nahe kam. Seine Autobiographie ist gleichfalls eine treffliche Arbeit und legt ein schönes Zeugniß von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit ab.

Digitized by Google

Sibylla Schwarz,

1621 zu Greifswald geboren, die Tochter des geheimen Landraths und Bürgermeiſters Schwarz daſelbſt, lebte als Geſellſchafterin einiger Glieder des herzoglich pommerſchen Hauſes zu Fretow bei Greifswald, woſelbſt ſie den 31. Juli 1638 ſtarb.

Sie ſchrieb:

Gedichte, herausgegeben von M. Sam. Gerlach. Danzig, 1650. 2 Thle.

Ausgezeichnet durch Zartheit, Innigkeit und glückliche Behandlung der Form und Sprache vor vielen anderen Leiſtungen aus jener Zeit.

Jacob Schwieger (auch Filidor der Dorferer genannt),

aus Altona gebürtig, that eine Zeit lang Kriegsdienſte im 30jährigen Kriege und lebte um das Jahr 1665 an dem gräflichen Hofe zu Schwarzburg-Rudolſtadt; ſein längſter Aufenthalt mag indeß zu Hamburg und Glückſtadt geweſen ſein. Unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts den Ausgezeichneteren angehörend, wurde er 1645 in Philipp von Zeſen's Roſenzunft unter dem Beinamen des Flüchtigen, in Riſt's Schwanenorden unter dem Beinamen Filidors des Dorferers, vermuthlich ſo viel als Schäfers, aufgenommen. Sein Todesjahr iſt unbekannt. Er ſchrieb:

Ueberſchriften und Gedichte. Stade, 1654.
Liebesgrillen. Hamburg, 1654. 56. 2 Thle.
Flüchtige Feldroſen. Hamburg, 1655.
Wandelungsluſt. Hamburg, 1656. 12.
Adelige Roſen. Glückſtadt, 1659.
Die geharniſchte Venus. Hamburg, 1660.
Die verführte Schäferin Cynthia. 1660. 12.
Filidor's Trauer-, Luſt- und Miſchſpiele. Jena, 1765. (vgl. Müller's Bibliothek, Bd. 11.)

S. iſt einer der glücklichſten lyriſchen deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er verbindet Innigkeit, Naivetät und Kraft mit großer Anmuth der Sprache und Form, nur verleitete ihn der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit mitunter zu Spielereien oder Derbheiten, die den guten Eindruck, den ſeine Leiſtungen ſonſt machen würden, ſchwächen.

Schynnenberger, ſ. Minneſinger.

Chriſtian Scriver,

den 21. Januar 1629 zu Rendsburg geboren, verlor frühzeitig ſeinen Vater, der Kaufmann geweſen war, ſtudirte zu Roſtock und wurde daſelbſt Magiſter der Philoſophie. 1653 zum Diakonus in Stendal ernannt, folgte er 1667 einem Ruf nach Magdeburg an die Jacobikirche daſelbſt und erhielt nach und nach die Stellen eines Seniors, Conſiſtorialraths und Inſpectors. Endlich kam er im Jahre 1690 als Conſiſtorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 ſtarb.

Chriſtlicher Seelenſchatz. Leipzig, 1675. (oft aufgelegt, auch in's Schottiſche überſetzt).
Verlorenes und wiedergefundenes Schäflein.
Siech- und Siegsbette.
Witwentroſt.
Arzenei der Betrübten und Troſt der Sterbenden.
Wohlvergnügte Seelenruh.
Güldenes Chriſtenthum.
Gottholds zufällige Andachten. (Auszug daraus, Berlin, 1826. 2 Thle. Zuerſt Magdeburg, 1763. 19. Aufl. 1729; in mehr als 200,000 Exempl. verbreitet.)

S. Erbauungsſchriften wurden früher überaus fleißig geleſen, was ſie auch um der echt chriſtlichen Milde und Innigkeit, die in ihnen vorherrſcht, vollkommen verdienen, nur arten ſie hin und wieder in eine ſüßliche Empfindſamkeit aus, die einem geſunden Sinne nicht zuſagen kann.

Andreas Scultetus,

zu Bunzlau in Schleſien geboren, einer der bedeutendſten Dichter des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines Schuſters, entfloh der Peſt und kam zu dem Senior der Magdalenenkirche, Nicolaus Polius zu Breslau. Als dieſer geſtorben war, ging er nach Liegnitz zu einem Verwandten, dem Kammerſecretär Johann Scultetus. Auch dem bekannten ſchleſiſchen Dichter Andreas Tſcherning war er anverwandt. 1639 kehrte er nach Breslau zurück und ſtarb daſelſt, entweder noch als Schüler auf dem Eliſabethanum, oder in ſeiner erſten akademiſchen Zeit.

Gedichte, aufgefunden von Leſſing. Braunſchweig, 1771. (Oeſterliche Triumphpoſaune. Breslau, 1641.)
Nachleſe von J. G. Jachmann. Breslau, 1774.
Zweite Nachleſe von Scholz. Breslau, 1783. (Vergl. Müller's Bibliothek, Bd. 9.)

Leſſing hat S. überſchätzt. Ein Nachahmer Opitz zeichnete er ſich allerdings durch Wärme, Gedankenreichthum und Kraft aus, leidet aber durch ſeine didactiſche Tendenz, die ſeinem echt lyriſchen Talente Abbruch thut. Bei längerem Leben und größerer Reife würde er übrigens gewiß höchſt Rühmliches geleiſtet haben.

Digitized by Google

Sebald, s. Silber.

Christian Adolf Freiherr von Seckendorf

ward am 4. October 1767 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, trat 1786 in mecklenburg-schwerinische Dienste als Kammerjunker und Lieutenant von der Garde zu Pferde. 1791 ward er Premierlieutenant in einem kursächsischen Husarenregiment und privatisirte dann seit 1794 auf seinem Gute Zingst bei Querfurt; eines Zwists wegen jedoch zum Festungsarrest verurtheilt, entwich er nach Straßburg. Er starb 1831 in der Schweiz.

Er gab heraus:

Gedichte. Leipzig, 1808. 2 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1816—23. 2 Thle.
Dramatische Arbeiten. Leipzig, 1822. 23. 2 Thle.
Briefe an einen Prinzen von seinem Begleiter auf Reisen. Leipzig, 1805.
Forstrügen. Leipzig, 1799—1804. 10 Thle.
Almanach dramatischer Spiele. Leipzig, 1824. (pseudonym.)
Ist das schöne Geschlecht auch wirklich das schöne? Leipzig, 1810.
Der Hochzeittag, Idylle. Leipzig.

Leichte Behandlung der Form, Talent der Darstellung und glückliche Laune erwarben, besonders seinen komischen dramatischen Leistungen, Beifall.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf,

Sohn eines bairischen Ministers, am 26. November 1744 zu Erlangen geboren, studirte daselbst und lebte von 1760—63 in österreichischen, später preußischen Militärdiensten; zuletzt als Oberstlieutenant. 1775 begab er sich als Kammerherr an den weimarischen Hof, wo er mit allen bedeutenden Mitgliedern desselben in naher Verbindung stand und namentlich sehr thätig für Wieland's Mercur wirkte. 1784 ward er königlich preußischer bevollmächtigter Minister bei dem fränkischen Kreise und lebte in Anspach, wo er am 26. April 1785 starb.

Von ihm erschien:

Volks- und andere Lieder. Weimar, 1778—83. 3 Sammlungen.
Superba, Oper. Weimar.
Geschichte Thoengesee's oder das Rad des Schicksals. Dessau, 1783.
Proben einer Uebersetzung von Camoens Lusiade und ein Bruchstück aus der Geschichte von Granada in Bertuch's Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur.
Beiträge zu Wieland's Mercur.
Kalliste, Trauerspiel. Leipzig, 1794.

Ein angenehmes und gefälliges Talent besitzend, reich an Bildung und Lebenserfahrung leistete v. S. jedoch mehr durch seine Uebersetzungen als durch eigene Arbeiten, namentlich dadurch, daß er zu den Ersten gehörte, welche eine nähere Kenntniß der spanischen und portugiesischen Literatur in Deutschland zu verbreiten strebten.

Karl August Gottfried Freiherr von Seckendorf

ward am 11. Juni 1747 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und Leipzig, wo er aus einem Schüler Gellerts dessen Freund wurde und lebte, nach mehreren Reisen, 1791 als wirkl. Geheimerath, Oberhofmeister des collegii illustris und Ritter des großen Ordens zu Tübingen. 1799 erhielt er (Herr von und zu Eckenbrechtshausen), seine Entlassung und lebte seitdem auf seinen Gütern bei Kirchheim unter Teck, wo er 1833 starb. Er veröffentlichte:

Vermischte Briefe aus der Familie des Grafen **. Frankfurt, 1775; Fortsetzung, Frankfurt, 1776.
Geistliche Gesänge. Oettingen, 1777; 2. Ausg. 1779.
Beiträge zum deutschen Theater. Ansbach, 1785.
Vorurtheile des Christenthums. 1787.
Politische und Religionsvorurtheile. Oehringen, 1798; 2. Aufl. Halle, 1813.
Sämmtliche Gedichte. Oehringen, 1806. 2 Thle.; neu 1808.

v. S. zeichnete sich vorzüglich im geistlichen Liede aus, in welchem Gellert sein Vorbild war.

Gustav Anton Freiherr von Seckendorf,

Enkel des Bruders des Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, studirte, am 20. November 1775 zu Meuselwitz bei Altenburg geboren, zu Leipzig und Wittenberg, und lebte darauf von 1796—1798 zu Philadelphia vom Unterricht in der Musik und Declamation. Nach seiner Rückkehr erhielt er mehrere Anstellungen in Kursachsen, ward 1807 in Hildburghausen Kammerdirector, nahm aber nach sieben Monaten mit dem Titel eines Geheimenraths seine Entlassung, um der Neigung zu einem ungebundeneren künstlerischen Treiben Folge zu leisten. Von 1808—1811 machte er unter dem Namen Patrik-Peale als Declamator Kunstreisen. 1811 ward er in Göttingen Doctor der Philosophie und 1814 vom Herzog von Braunschweig zu einer Professur an das Carolinum berufen. 1821 reiste er noch einmal nach Amerika und siedelte sich zu Alexandria am rothen Flusse an, wo er im December 1823 in Armuth starb.

Seine Schriften sind:

Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen, eine Romanze. Leipzig, 1816.
Vorlesungen über Declamation und Mimik. Braunschweig, 1815. 16. 2 Bde.
Feuer! Feuer! Posse in einem Aufzug. Hildburgh., 1808.
Vier Gedichte. Braunschweig, 1820. (Für den deutschen Frauenverein.)
Orsina, Trauerspiel in 5 Aufzügen, (Fortsetzung von Emilie Galotti). Braunschweig, 1810.
Otto III., der gutgeartete Jüngling, Trauersp. Torgau, 1805.

Digitized by Google

Beiträge zur Philosophie des Herzens. Berl., 1814.
Scenen des höchsten Schmerzes. Leipzig, 1801.
Die Grundform der Tage. Göttingen, 1812.
Kritik der Kunst. Göttingen, 1812.
Aphorismen, die Gesetze des Universums anzuschauen. Berlin, 1812.
Vorlesungen über die bildende Kunst der alten und neueren Zeit. Aarau, 1814.
Grundzüge der philosophischen Politik. Leipzig, 1817.
Lehrsätze der Denkwissenschaft. Braunschw., 1819.
Des Vaters Bild, Trauerspiel. Leipzig, 1822.

Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und glühende Begeisterung für alles Edle und Schöne im Innern tragend hätte v. S. Bedeutendes leisten müssen, wenn nicht zu große Unklarheit in ihm vorherrschte, die ihm in seinen Werken wie in seinen Lebensverhältnissen immer das Rechte verfehlen ließ.

Friedrich Karl Leopold Freiherr von Seckendorf,

1773 zu Wenfurt bei Haßfurt geboren, studirte zu Göttingen und Jena, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und wurde 1802 würtembergischer Kammerherr und Regierungsrath zu Stuttgart. Wegen eines Staatsverbrechens verleumderisch angeklagt, wurde er auf die Festung Asperg gebracht. Nach seiner Freisprechung, welche 1805 erfolgte, privatisirte er in Wien, trat dann als Hauptmann in österreichischen Dienst und blieb im Treffen bei Ebersberg am 6. Mai 1809.

Blüthen griechischer Dichter. Weimar, 1800.
Neujahrtaschenbuch von Weimar auf 1801.
Musenalmanach, für die Jahre 1807—1808. Regensburg. 12.
Prometheus, eine Zeitschrift. Wien, 1808; 1. Heft (mit L. Stoll).

Feinheit des Geschmackes, Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form, und eine anmuthige Phantasie gaben seinen poetischen Arbeiten einen bleibenden Werth.

Veit Ludwig Freiherr von Seckendorf

ist am 20. December 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen geboren, wurde am coburgischen Hofe mit zwei würtembergischen Prinzen erzogen und begann mit dem 16. Jahre seine Studien zu Straßburg. Nach kurzem Aufenthalt am darmstädtischen Hofe wurde er 1646 herzoglich gothaischer Hofjunker, nach zwei Jahren Rath und Kammerherr, 1668 Geheimerath, Kammerpräsident und Kanzler. Darauf eine Zeit lang als Präsident des Hofgerichts zu Jena beschäftigt, ward er wirklicher Geheimerath zu Gotha, dasselbe im Zeitzischen und Geheimerath in kursächsischen Diensten; darauf Landschaftsdirecter und Oberfeuerdirector des Fürstenthums Altenburg, bis er als königlich preußischer Geheimerath und Kanzler der Universität nach Halle berufen ward, wo er am 18. December 1692 starb.

Seine Schriften sind:

Deutsche Reden. Leipzig, 1686—91.
Mehrere geistliche Lieder in den Gesangbüchern jener Zeit.
Staatsrechtliche u. kirchenhistorische Schriften.
Deutscher Fürstenstaat. Gotha, 1665.
Christenstaat. Leipzig, 1684.

v. S. zeichnete sich zu seiner Zeit vorzüglich als Redner aus und seine derartigen Leistungen gehören zu dem Besten, was jene Epoche aufzuweisen hat; seine geistlichen Lieder sind dagegen nicht so gelungen.

Wilhelm Heinrich Seel,

1776 zu Frankfurt geboren, lebte als Doctor der Philosophie und Director der Musterschule zu Frankfurt am Main, wo er am 7. November 1821 starb.

Von ihm erschien:

Das Erfreuliche der gegenwärtigen Theuerung. Frankfurt, 1816.
Schulreden. Heidelberg, 1817.
Vom Weltuntergange. Frankfurt, 1817.

Ein wackerer, strebsamer Pädagog, der vorzüglich in seinen Schulreden Treffliches leistete.

August Nathan Friedrich Seemann,

im Jahre 1774 zu Frankfurt an der Oder geboren, lebte nach beendigter Studienzeit als Hauslehrer bei dem Oberhofmarschall von Massow zu Berlin und Steinhöfel, privatisirte später zu Halberstadt und endlich zu Wiesbaden, wo er am 4. April 1825 starb.

Er veröffentlichte:

Blumen und Früchte. Berlin, 1800.
Neujahrsgeschenk für gute Kinder. Berlin, 1802; neu 1815.
Bruder und Schwester, Unterhaltungsbuch. Helmstädt, 1818.
Kleine Natur- und Sittengemälde. Helmst., 1819.
Darstellungen aus der Jugendwelt. Berlin, 1821; neu 1822.
Albert und Eugenie, herausgegeben von C. W. Spiecker. Leipzig, 1823.
Die Familie Otto, herausgegeben von Wilmsen. Leipzig, 1826.

S's Jugendschriften gehören zu den besten Leistungen dieser Gattung und haben überall wohlverdiente freundliche Anerkennung gefunden.

Digitized by Google

Karl August Seidel

ward am 13. Februar 1754 zu Löbau geboren, studirte in Leipzig Theologie und wurde darauf Bibliothekar des Fürsten von Arolsen, welche Stelle er 1786 mit der eines Hauslehrers zu Grimma vertauschte. Eine längere Zeit lebte er zu Weißenfels ganz allein der Schriftstellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erster Lehrer an die Töchterschule zu Dessau berufen ward. In den letzten Jahren in den Ruhestand versetzt, starb er daselbst am 22. Februar 1822.

Von ihm erschien:

Novellen. Leipzig, 1791—98. 6 Bändchen.
Kinderschauspiele. Göttingen, 1780—81. 2 Thle.
Theaterstücke. Leipzig, 1789—90. 2 Thle.
Schauspiele für die Jugend. Weißenfels, 1792. 93. 3 Thle.
Romane: Friedrich Grumbach. 1783.
Volksgeschichten der Deutschen. 1786. 87. 3 Thle.
Geschichten aus unserer Zeit. 1789. 2 Thle.
Anton. 1792.
Kurd von der Wetterburg. 1794. 2 Thle.
Der schwarzgraue Mantel. 1795. 2 Thle.
Die Geisterseherin. 1795 ff. 3 Thle.
Gräfin Sidonie von Montabur. 1798. 2 Thle.
Goldsee. 1800. 4 Thle.
Feierabende. 1802. 2 Thle.
Angenehme Erzählungen für die Toilette. 1811 u. s. w.

S. besaß Phantasie und Darstellungsgabe, aber er arbeitete zu schnell und ließ sich zu sehr von seiner Laune hinreißen; seine Romane und Schauspiele erreichten daher nicht die Vollendung, die ihnen nach S's Anlagen bei größerer Ruhe und Sicherheit des Tactes hätte zu Theil werden müssen.

Johann Heinrich Philipp Seidenstücker,

im Jahre 1766 zu Haveroda im Sondershäusischen geboren, lebte, nachdem er zu Helmstädt den philosophischen Doctorgrad erlangt, seit 1791 als Adjunct der Facultät, seit 1795 als Lehrer am dortigen Pädagogium und Custos der Bibliothek daselst. 1796 wandte er sich als Rector nach Lippstadt und ging endlich, um das dortige Gymnasium zu leiten, nach Soest, wo er am 23. Mai 1817 starb. Er schrieb:

Aufsätze pädagogischen und philologischen Inhalts. Helmstädt, 1795.
Ueber Schulinspection. Lippstadt, 1797.
Bemerkungen über die deutsche Sprache. Helmstädt, 1804.
Eutonia, declamatorisches Lesebuch. Dortmund, 1807.
Drei Schulreden. Dortmund, 1811.
Nachtrag zur deutschen Sprachlehre. Dortmund 1818.
Viele Schulprogramme.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen Arbeiten über deutsche Sprache und Grammatik bleibenden Werth haben.

Johann Gabriel Seidl,

am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, verlebte in dürftiger Lage eine sehr traurige, sein poetisches Talent aber desto lebhafter anregende Jugend, studirte in seiner Vaterstadt und erlangte 1829 ein Lehramt daselbst. Später ward ihm eine Professur am Gymnasium zu Cilly in Untersteiermark zu Theil, die er bekleidete, bis er 1840 als Custos des Münz- und Antikencabinets zu Wien angestellt wurde. Er ist einer der productivsten unter den österreichischen Dichter unserer Zeit.

Von ihm erschien:

Dichtungen. Wien, 1826—28. 3 Bde.
Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien, 1826.
Erzählungen. Wien, 1828. 3 Bde.
Flinserln, östreichischi G'stanzl'n, G'sangl'n und G'schichtl'n. Wien, 1828—30. 3 Hfte.
Bifolien. Wien, 1836.
Georginen, gesammelte Erzählungen für Frauen. Wien, 1836.
Episoden aus dem Roman des Lebens. Wien, 1839.
Novelletten. Wien, 1839.
Liedertafel. Wien, 1840.
Aurora, Taschenbuch, seit 1828.
Dichtungen. Wien, 1827. 2 Thle.
Der Maurer und der Schlosser, Oper. Wien, 1827.

Rege Phantasie, Innigkeit, Wärme und Herzlichkeit des Gefühls, Anmuth und Einfachheit der Darstellung sind ihm eigen und schmücken besonders seine lyrischen Poesieen, unter denen die Gedichte im österreichischen Dialect die gelungensten sind. In seinen Erzählungen ist er nicht so erfolgreich, doch hat er auch hier manches sehr Lobenswerthe geliefert.

König Erichs Glaube.

In Stadt Upsala's Kirche, da stand der Hochaltar,
Umschimmert rings mit Leuchtern, mit Kerzen hell und klar.
Und auf des Altars Stufen, mit fromm erhobner Hand,
Der Schwedenkönig Erich im schönen Festgewand:

„Gott, wer zu dir sich stellet, hat sicher sich gestellt;
„Wer sich zu dir geselket, der hat sich gut gesellt!“ —
Er ruft's und mit ihm Alle, daß Chor und Kuppel hallt:
„Wenn Gott, der Herr, mit uns ist, wer hat da noch Gewalt?“

Und wie sie also beten, da theilt sich rasch der Chor,
Ein staubbedeckter Bote stürzt athemlos hervor:
„„Genad' uns Gott! der Däne Skalater rückt heran,
Schon strömt er von den Bergen mit sieben hundert Mann!““

Der König hört es ruhig und ruft, von Gott erhellt:
„Herr, wer zu dir sich stellet, der hat sich wohl gestellt!“
Da stürzt ein zweiter Bote dem ersten keuchend nach:
„„Skalater steht am Walle, der letzte Riegel brach!““ —

Der König aber hört es und singt, von Muth geschwellt:
„Wer sich zu Gott geselket, der hat sich gut gesellt!“
Da kommt ein dritter Bote, — doch eh' er Kunde gab,
Schnellt ihm ein Dänensäbel das Haupt vom Rumpf herab.

Da dröhnt ein wildes Lärmen; da wirbelt wüst Geschrei;
Skalater kommt gewüthet voll Glaubensraserei;
Skalater kommt gewüthet mit sieben hundert Mann, —
Um Gut und Blut und König und Glauben scheint's gethan.

Digitized by Google

Da faßt mit Eins Herr Erich das güldenhelle Kreuz.
Und streckt es gegen Himmel, und schwingt es allerseits,
Und aus der sieben Wunden des Heilands Jeder bricht
Ein Hundert Strahlen, blitzend dem Feind in's Angesicht.

Und auf die Stirnen fallen die siebenhundert Mann,
Und beten stumm im Staube den großen Sieger an,
Und Erich und die Seinen frohlocken gotterhellt:
„Wer sich zu Gott gestellet, der hat sich wohl gestellt!"

Johann Georg Seiler,

am 24. October 1733 zu Kreußen bei Baireuth geboren, studirte zu Baireuth und Erlangen und erhielt als erste Stelle 1761 das Diakonat zu Neustadt an der Heide. 1764 ward er nach Coburg berufen, wo er sechs Jahre lang als Prediger segensreich wirkte, bis 1770 der Ruf zur Professur nach Erlangen seinen Kräften ihr eigentliches Feld eröffnete. Hier erlangte er nach und nach die höchsten theologischen Würden eines Doctors, geheimen Kirchen-, Schul- und Consistorialraths, Superintendenten und Hauptpastors, dazu die Aemter eines Professors der Theologie und Scholarchan. Er starb am 13. Mai 1807.

Baireuth, der Künste Sitz, Gedicht. Erlangen, 1757.
Die wichtigste Sache des geistlichen Redners, Lehrgedicht. Coburg, 1767.
Geist und Gesinnungen des vernunftmäßigen Christenthums. Coburg, 1769.
Kurze Geschichte der geoffenbarten Religion. Erlangen, 1772.
Religion der Unmündigen. Erlangen, 1772.
Das kleine biblische Erbauungsbuch. Erlangen, 1782. 2 Thle.
Das größere biblische Erbauungsbuch. Erlangen, 1785—92. 19 Thle.
Die Religion in Liedern. Erlangen, 1789.
Schullehrerbibel. Erlangen, 1790—98. 6 Thle.
Predigten. Baireuth, 1798. 2 Thle.
Gebet-, Lese-, Methodenbücher u. s. w.

Klarheit, Lebendigkeit, Wärme, Einfachheit und Verständlichkeit erwarben S's Predigten und Erbauungsschriften viele dankbare Freunde. Als sein vorzüglichstes Werk ist seine Schrift über Geist und Gesinnungen des vernunftgemäßen Christenthums zu betrachten, in welcher er dem Treiben französischer Freigeisterei, die auch in Deutschland Eingang fand, mit großem Erfolge entgegen wirkte.

Seladon, s. Greflinger.

Selbig, s. Ch. v. Ahlefeldt.

Selbiger, s. Reinhart.

Selchow, s. Meynier.

Sellen, s. v. Alvensleben.

Selmar, s. v. Brinkmann.

Nicolaus Selnecker,

am 6. December 1532 zu Herspruck im Nürnbergischen geboren, lebte als hochverdienter Theolog, auf der Kanzel wie dem Katheder trefflich wirkend, zu Leipzig seit 1577 als Doctor und Professor der Theologie und Superintendent; — nachdem er in Dresden Hofprediger, 1561 Professor in Jena, 1568 in demselben Amt in Leipzig und seit 1560 Hofprediger und Generalsuperintendent zu Wolfenbüttel gewesen war. Er starb zu Leipzig am 24. Mai 1592.

Gesangbuch der christlichen Psalmen. Leipzig, 1587.
(23 Lieder darin sind von ihm selbst gedichtet.)

S. wußte in seinen geistlichen Liedern nicht den rechten Ton zu treffen, sondern verfuhr zu dogmatisch, weshalb dieselben sich auch nicht lange in den Gesangbüchern der protestantischen Gemeinen erhielten.

Johann Salomon Semler,

bedeutend wirkend zu seiner Zeit, ein Vorbote der folgenden, deren Elemente er in seinem halb gläubigen, halb ungläubigen Sinn vereinte, wurde am 18. December 1725 zu Saalfeld, wo sein Vater Prediger war, geboren und in allen Aengsten des peinlichsten Pietismus erzogen. Seit 1742 studirte er in Halle Theologie, in

Digitized by Google

den ebenso drückenden Fesseln der baumgartenschen Philosophie, aber als ein wahres Wunder des Fleißes. Seine ersten Druckschriften waren im Geist des schroffsten Kirchenglaubens abgefaßt. Nach Baumgartens Tode begann seine freiere Entwickelung. Er wurde in Halle Magister und übernahm 1749 mit dem Professortitel die Redaktion der coburger Zeitung. 1751 berief ihn die Universität Altdorf als Professor der Geschichte und der Poesie; 1752 Halle für den theologischen Katheder, den er als Doctor und Professor der Theologie beinahe 40 Jahre lang, hochverdient um die Wissenschaft, behauptete. Er starb am 14. März 1791, nachdem er viele bittere Erfahrungen gemacht hatte; den Pietisten verhaßter als ein Gottloser und Jude, weil er die Heiligkeit der heiligen Bücher beleuchtet, und von der Aufklärung als Heuchler verdammt, weil er das Leben Jesu und seine Sache gegen die wolfenbüttelschen Fragmente in Schutz genommen. Seine vorzüglichsten deutschen Schriften sind:

Versuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeschichte d. N. T. Halle, 1773—78. 3 Thle.
Von freier Untersuchung des Canons. Halle, 1776. 4 Thle.
Ascetische Vorlesungen. Halle, 1772.
Theologische Briefe, 3 Sammlungen. Leipzig, 1781—82.
Unterhaltungen mit Lavater. Leipzig, 1787.
Lebensbeschreibung von ihm selbst. Halle, 1781—82. 2 Thle.
Versuch einer biblischen Demonologie, Halle, 1776.

Sein Streben und Wirken als Theolog ist oben schon angedeutet worden, doch entbehrte er in Hinsicht auf Styl und Form zu sehr des Geschmackes und der Gewandtheit, um etwas allgemein Befriedigendes zu leisten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet bleibt seine Autobiographie seine beste Arbeit.

Carl Borromäus Alexander Sessa,

1787 zu Breslau geboren, studirte Medicin zu Halle und Wien und promovirte 1808 zu Frankfurt an der Oder. Nach vergeblichem Warten auf eine academische Anstellung daselbst, wandte er sich wieder nach Breslau, wo er als praktischer Arzt sich viel Verdienst erwarb und am 4. December 1813 starb. Seine Celebrität begann erst nach seinem Tode, ist aber auch längst von der besseren Zeit vergessen.

Makulatur, Zeitung für Narren und ihre Freunde (mit R. Müchler und R. W. Contessa. Breslau, 1811. 1. Heft. 4.)
Der Luftschiffer, Posse (in C. v. Holtei's Jahrbuch deutscher Nachspiele. 3. Jahrgang 1824.)
Unser Verkehr, Posse. Berlin, 1814; 4. Aufl. Leipzig, 1817.

Witz, Phantasie und scharfe Beobachtungsgabe sind ihm nicht abzusprechen, nur benutzte er diese schönen Gaben nicht immer zu edeln Zwecken, wie er namentlich durch die Posse „Unser Verkehr" viele Antipathieen zu seiner Zeit aufgeregt hat.

G. C. Seubert,

in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, war zuerst Pfarrer zu Freudentheil im Würtembergischen und lebt jetzt als Doctor der Philosophie und Garnisonprediger zu Stuttgart. Er gab heraus:

Predigten auf alle Sonn- und Festtage. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner, voll geistigen Reichthums, Tiefe, Innigkeit und Klarheit.

Johann Gottfried Seume

ward am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels geboren. Das bewegte Leben dieses außerordentlichen Mannes ist großentheils aus seinen eigenen anziehenden Darstellungen bekannt. Nach dem Tode seines verarmten Vaters nahm sich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, der zuerst in Borna, dann auf der Nicolaischule zu Leipzig gebildet, vorzüglich in den classischen Studien bald das Ungewöhnliche leistete. Als 18jähiger Jüngling wollte er Paris sehen; unterwegs fiel er aber in die Hände hessischer Werber, und mußte nach Amerika gehen und gegen die Republikaner fechten. Von Canada heimkehrend, ward er zum zweiten Male und zwar von preußischen Werbern gefangen genommen und als gemeiner Soldat in Emden angestellt. Er versuchte zwei Mal zu fliehen, ward aber beide Male nach Emden zurückgebracht und endlich nur auf Urlaub gegen Caution entlassen. 1788 kam er nach Leipzig zurück, wo er von Schriftstellerei und Sprachunterricht lebte. 1792 erhielt er den philosophischen Doctorgrad und fast zugleich eine Anstellung als Sekretär des russischen Generals Igelström in Warschau, wo er auch Officier bei den Grenadieren wurde. Er erlebte den polnischen Aufstand; gerieth in Gefangenschaft und mußte Augenzeuge der Erstürmung von Praga sein. Als ihm die früher genährte Hoffnung, unter Catharina II. in Rußland angestellt zu werden, mit dem Tode der Kaiserin vereitelt ward, ging er nach Leipzig zurück, wo er wieder unterrichtete und über classische Literatur Vorlesungen hielt. Darauf ward ihm eine Anstellung in der göschen'schen Druckerei zu Grimma. 1801 machte er seinen Spaziergang nach Syracus, ungefähr 600 Meilen durchwandernd; 1805 besuchte er Rußland und Schweden. Am 13. Juni 1810 starb er zu Töplitz, wohin er gegangen war, um seine geschwächte Gesundheit durch den Gebrauch der Bäder wieder herzustellen.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Riga, 1801; 5. Ausg. 1821.
Spaziergang nach Syracus. Braunschweig, 1803; 4. Ausg. 1815—17. 2 Thle.
Mein Sommer im Jahre 1805. Hamburg, 1806; 2. Ausg. 1815.
Miltiades, Trauerspiel. Leipzig, 1808.
Rückerinnerungen mit Münchhausen. Frankfurt, 1807; 2. Ausg. 1823.
Kampf gegen Mosbona. Leipzig, 1809; 2. Ausg. 1817.
Obolen. Leipzig, 1798—98. 2 Thle.
Nachlaß. Leipzig, 1811.

Digitized by Google

Mein Leben, fortgesetzt von Clodius. Leipzig, 1813.
Gesammelte Schriften von J. P. Zimmermann. Wiesbaden, 1823. 5 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1826 ff. 12 Thle. in 16.

S. ist mehr ein bedeutender Dichter durch die Art und Weise, wie er seine Gesinnung ausspricht, als durch seine poetischen Leistungen selbst. Obwohl es ihm weder an Phantasie, tiefem Gefühl und Herrschaft über Sprache und Form fehlte, so vermochte er doch nicht einerseits durch seine Lebensschicksale, andererseits durch die daraus entsprungene Verstimmung seines Gemüthes verhindert, sich zu vollkommener poetischer Freiheit der Welt und Lebensansicht aufzuschwingen und sich von den Fesseln zu befreien, die er sich selbst eben durch das Mißverhältniß, in welches er sich zum Leben stellte, geschlagen hatte. Ueberall wird man großartige und kühne Gedanken bei ihm finden, aber nur selten gestattet er sich diese rein, ohne Bitterkeit, Härte und Schroffheit auszusprechen, weshalb denn fast Allem, was er hinterlassen hat, der wahre Stempel künstlerischer Vollkommenheit fehlt.

Aus Seume's Gedichten.

I.

Abschieds-Schreiben an Münchhausen.*)

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann.
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und, die Schale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liede Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundschaft und bei Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bei Neufundland nieder sank,
Und wie wir auf den Adlerbergen saßen,
Und in der Dämmrung Klopstocks Hermann lasen,
Auf einer Felsenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, in echter Urbewohner Sitte,
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.

Ha! kannst du je das Patriarchenessen,
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh, wie Gott, uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Mein Freund, gewiß durchirrst du noch im Bilde
Die Berge, wo der wackre gute Wilde
So oft an unsrer Seite stand
Und, Hohn der Tiber und Minervens Hügel! —
Auf seiner Stirne wahrer Größe Siegel,
So groß als je ein Mann empfand.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unsre kleine Barke durch die Fluthen
Mit Zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer gnug für Aemter und Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Auch keinen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner, goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durstigen zum Brechen winkt:

So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe hier in Schwermuth dem Gespiele
Der Wellen unsrer Elster zu,
Und werfe langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre stille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisentone
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samogeten Wintersee'n
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich an dem beeisten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiß des Busenbruders nie.

Und wenn, von einem Männerarm geschwungen
Ein Türkenstahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörst:
So setze dich zu einem Trauermahle,
Und singe mir bei unsrer Bundesschale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das meine Seele spricht:
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte;
Doch nimm mein Herz im meinem Testamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Sei immer Mann und groß durch innre Kräfte,
Und überlaß nie andern ein Geschäfte,
Das du noch selbst zu enden magst;
Sei Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche,
Und felsenfest sei, was du sagst.

Sei wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb der Armuth froh von deinem Herde;
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, segnen;
Der Menschheit schönster Lohn.

Sei Freund von allem; aber lange sichte
Und prüfe scharf und faß' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme sinkest;
Denn wisse, wenn du Gift, statt Heilung trinkest,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht den Menschen; dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche tief versteckt
Sich selten in der Leidenschaft nur zeigt:
Verachte stolz den stolzen, goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst, und Eines zu verletzen

*) Nach der ursprünglichen Lesart in den Rückerinnerungen von Seume und Münchhausen. s. Frankfurt bei Varrentrapp.

Digitized by Google

Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So ist dein Glück für Menschen groß, so quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft.

Mißtraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe strenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nicht, mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet seinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen;
Doch wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen;
Wer ist der Mensch, für den du bürgst?
Steh selbst, und suche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgst.

Flieh vor dem Weibe, Freund, in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen:
Und in der ganzen Schöpfung liegt
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende grausamer betrügt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiesisches Entzücken
Durch deine trunkne Seele bebt;
Und wenn sie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers süßer Nektarfülle
Zu einem Gott erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenusse
Der Schönheit blind zu einem Götterkusse
Dem Engel in den Arm dich wirfst,
Und tief, gleich Libers schwer berauschten Zechern,
Der Wollust Taumel aus gekrönten Bechern
Zum göttlichsten Geheimniß schlürfst.

Das Feuer, das dein Wesen heute nähret,
Wird morgen Gluth, und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angst, und jagt dich auf und nieder;
Du siehst Verrath in jedem deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irrest nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit deinen heiligsten Gefühlen,
Mit deinem Leben, wie mit Würfeln spielen.
Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn meine bittren Klagen
Der Schöpfung Meisterstück so kühn zu richten wagen;
Gieb nie, gieb nie dein ganzes Herz;
Laß nie dein ganzes Ich in Liebe weben,
Versuche nie zum Gott empor zu streben,
Und du entgehst betrogner Hoffnung Schmerz.

Freund, hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als es Menschen sind:
Denn Glück, unwandelbar und ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menschenkind.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch störtest du ihm seine gute Reise,
Und rücktest ihn gewalsam aus dem Gleise,
So gieb der alten Weise Raum.

Durchkrieche nicht der Schule Winkelzüge,
Um aufgeblähter Weisheit Federkriege,
Die schnell die Skepse dir verwischt:
Erforsche nur, um gut und froh zu leben,
Und deinen Musenstunden Salz zu geben;
Und lache wenn der Tadler zischt.

Freund, lebe wohl! und ruf' in deine Seele
Oft See und Fluß und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem guten biedern Wilden schlichen;
Und ist das schöne Bild von dir gewichen,
So strafe dich der Thoren Schwarm.

Freund hoffe, daß des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unsern Rest der Tage
In einer Hütte wägen wird;
Daß noch der Schatten eines Baums uns decken,
Noch ein Gesang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Verlangtes Gutachten über Menschen und ihren Umgang.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft, und öfter Leidenschaft:
So sind sie seit sechs tausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren;
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

Im Allgemeinen aufgerafft,
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind sie nur selten, was sie scheinen.
Das Wort ist nichts, als nur ein Hauch;
Die stille That nur, kaum bemerkt durch Einen,
Zerstreut der Worte dicken Rauch.
Wir meinen selbst nur selten, was wir meinen:
Gemächlich ist der löbliche Gebrauch,
Auf Andrer Ansehn diktatorisch auch
Stracks zu bejahn und zu verneinen.

Es führet uns am Gängelband
Ein buntes Heer von Vorurtheilen.
Kaum hat man ein Gespenst verbannt,
Und ganze neue Rotten eilen
Dem Orte zu, wo das verjagte stand.
Wird eines Arztes Wunderhand
Wohl je den tiefen Schaden heilen?
Der Knabe, der schnell wie sein Drache fliegt,
Der Greis mit seinem dritten Fuße,
Das Mädchen, das die Puppe wiegt,
Und die Matrone mit der Buße;
Magister Duns, den nichts betrügt,
Der Sybarit, der unter Moschus liegt,
Der Mönch mit seinem Engelsgruße;
Das Ordensband, das Lorberhaupt, der Richter,
Der Kämmerling, der Philosoph, der Dichter;
Ein jeder, Bettler und Minister,
Von Paul dem Kaiser bis zu Paul dem Küster,
Treibt sporenstreichs, mit Feder oder Schwert,
Mit Spaten, Meßtisch oder Lunge
Als hing das Wohl der Welt an seiner Zunge,
Mit heißem Blut sein Steckenpferd:
Und treibt er in der Hitze nur
Dem Nachbar nicht durch Garten oder Flur,
So ist die Jagd noch ehrenwerth;
Es trage dann ein jeder seine Kappe,
In Sanssouci und bei Gemappe.

Doch darum ist das Erdenvölkchen nicht,
Wenn gleich im Sokkus und Kothurne,
Vom Flügelkleide bis zur Urne,
Ein jeder sich sein eignes Kränzchen flicht,
Sogleich ein häßliches Gezücht.
Prometheus hat uns einmal so geknetet
Aus seinem Thon; was können wir,
Das arme Machwerk, denn dafür,
Das man verkehrt nun pflanzt und hackt und jätet,
Und mit der brennendsten Begier
Dem Glück entflieht und um das Unglück betet?

Als die Olympier Pandoren
Zum mißlichsten Experiment,
Wovon noch jetzt die hohe Flamme brennt,
Den Leutchen, die des Töpfers Kunst geboren,
Herabgeschickt, fing das Present
Zu gähren an, und hat nun fort gegohren,
Die Hoffnung nur ging nicht verloren,

Digitized by Google

Das einſt vielleicht die Gährung ſchweigt,
Und Gutes noch aus dem Gemiſche ſteigt.

Indeſſen webt der Tanz der Horen,
Wer nur ſein Herz dem holden Chore neigt,
Noch viel Muſik für Augen und für Ohren,
Der Menſch iſt menſchlich. Urideen zeugt
Vielleicht am Urquell nicht der Engel,
Der reines Licht von Gottes Antlitz trinkt,
Und im Gefühle ſeiner Mängel
Voll Ehrfurcht zitternd niederſinkt.
Die Täuſchung iſt uns zugeſchworen;
Das Siegel liegt in der Natur:
Wir ſehen hier in unſrer Dämmrung nur
Von Glück und Licht als Tröſterin Auroren;
Und wen beim Antritt ſeiner Bahn
Die Genien mit Lächeln wiegen ſahn,
Dem lächeln auch wohl ihre Floren.

Wir müſſen uns einander nehmen,
So wie wir in dem Kreiſe ſind,
Und uns ein wenig links und rechts bequemen;
Man ſchifft umſonſt ſtracks gegen Flut und Wind:
Ein blödes Aug' iſt darum noch nicht blind.
Man ſtreife nur das Handwerk von dem Manne,
Und nehme, was dann übrig bleibt,
Gewiſſenhaft und nach der Spanne,
Wenn er nicht mehr ſein Steckenpferdchen treibt;
So ſtehen Richter und Suſanne
So ziemlich wie ſie waren da,
Und jeder ſieht ſo ziemlich, was er ſah.

Ein jeder giebt ſein Bißchen Sinn,
Mit dem der Himmel ihn geſegnet,
Weil die Ergebung Vortheil regnet,
Für Unſinn des Syſtems dahin;
Man denkt, Vernunft iſt immer im Gewinn.

Die ſchwarzen Pfaffen und die braunen,
Mit Platten und mit langem Schopf,
Die Gilden mit und ohne Kopf,
Als Stutzer hier und dort als Faunen,
Die ihre tiefen Gaunereien
Dem Volk mit gimpelhaften Launen
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Zwar ſehr oft noch der armen Menſchheit Pein;
Doch mit dem leidigen Gelichter,
Jetzt in Kohorten, jetzt allein,
Bei weitem nicht ſogleich auch Böſewichter.

Ein jeder Narr trägt ſeine Brille;
Ein jeder Menſch hat ſeine Grille.
Der Bonze bläſt das Zionshorn,
Wie Samuel ihm vorgeblaſen,
Und von dem Schnauben ſeiner Naſen
Strömt auf die Frevler hoher Zorn,
Die zu vernünfteln ſich vermaßen.

Der Mann mit einem Flammenſtern
Blickt groß aus ſeinem Strahlenſcheine
Mit Dunſt des Hofs herab auf Kleine,
Und mimikt, wo er kann, ſo gern
Die Miene des erlauchten Herrn,
Als ſchrieb' er das Geſetz am Rheine:
Und in des Vorſaals dicker Luft
Hält mancher ſtolz ſich für des Staates Treiber,
Vom Marſchall bis zum Küchenſchreiber;
Und wer den Hof nicht roch, iſt ihm ein Schuft.

Der Held, für ein Geſpenſt von Ehre,
Und oft für ein Geſpenſt von Pflicht,
Sieht, trunken vor dem trunknen Heere,
Als ob der Gang zum Paradieſe wäre,
Dem Würger trotzig in's Geſicht,
Der oft zum Mahl ſich Legionen bricht.
Wie ſehr ihm auch der Druck des Panzers laſte,
Er zehrt in ihm des Landes Fett,
Und fühlt dadurch ſtracks ſein Verdienſt komplett;
Und den Beweis führt ſeine Degenquaſte.

Das große Heer der Herrn der Feder
Sitzt diktatoriſch in dem Rauch,
Und füttert ſich mit Erbſenbrei und Lauch,
Und glaubt, es treib' allein die Räder
Der Weltuhr fort: und mancher arme Gauch
Im vierten Stock, der alles ſtolz verachtet,
Was unter ihm auf Erden wohnt,
Schnallt ſich den Bauch für Hunger, aber thront,
Indem er nach der Suppe ſchmachtet,
Als hätt' er den Verſtand gepachtet.

Der Junker rollt ſein langes Pergament,
Das hoch der Staub fliegt, aus einander;
Und gegen ihn iſt Philipps Alexander
Ein Männchen nur, das kaum der Schüler kennt,
Ob es gleich Welten nieder rennt:
Das Stift von Mainz hätt' ihm den Eintritt nicht vergönnt.
Er ſiehet in zerſchoſſnen Fahnen,
Vor deren Schrift er ſtaunend ſteht,
Und die er links und rechts mit Ehrfurcht dreht,
Nur ſeinen Werth im Werth der Ahnen;
Und führet das erlauchte Haus,
Durch viele fromme Dunkelheiten
Und manchen alten Schutt der Zeiten
Zwei hundert Jahr vor's Feigenblatt hinaus.

Der Demagog mit faltenvoller Stirn
Spinnt tief verſteckt an neuen Schlingen,
Den Eigenſinn des Pöbels zu bezwingen,
Und ſetzt in ſeinem heißen Hirn
Das ſchönſte Lied, das die Sirenen ſingen,
Und wickelt dann das Volk wie Zwirn,
Um es an ſeinen Pfahl zu bringen,
Wo er es, trotz der blutigſten Akziſe,
Wenn er's vermöchte, ſchwitzen ließe.

Die Göttin, die an ihrem Hofe
Mit einem Blick die Männerwelt
In Sklaverei gefeſſelt hält,
Vor der der Held, brav in dem Arm der Zofe,
Mit Schmeicheleien niederfällt,
Dreht unter Wielands ſchönſter Strophe
Das Schnürchen feſt, mit dem ſie Sprenkel ſtellt;
Und hält mit Liſt die Grazien am Fädchen,
Trotz Liddy, ihrem Haubenmädchen.

Verzeihen wir, damit man uns verzeihe,
Die Menſchen ſind im Ganzen ſchon noch gut;
Man nehme ſie nur nach der Reihe,
Mit allem, was das heiße Blut
So oft, und oft das kalte wieder thut.
Wir ſind, trotz den Apotheoſen,
Womit des Dichters Feerei
Es ſchmeichelnd wagt, den Schönen vorzukoſen,
Nur von der Erdenſiedelei;
Auf Binſen blühen keine Roſen,
Und unſer Ball trägt keinen Fehlerloſen.
Doch hat er viele gute Seelen,
Die hier und da noch ohne Schein,
Gleich einem unpolirten Stein,
Im rauhen Kleid den innern Werth verhehlen,
Und denen, um auch ſchön zu ſein,
Vielleicht nur Schliff und Faſſung fehlen.

Mit ihnen können wir vergnügt
Noch unſers Lebens Stunden zählen;
Und, wenn der Trotz der Alltagswelt betrügt,
Und falſcher Stempel uns belügt,
Zu ihnen uns wie zu Aſylen ſtehlen.
Sie ſind einander anverwandt,
Weil ſie einander angehören:
Die Wahrheit iſt ihr diamantnes Band,
Die Tugend ſtets das Siegel, das ſie ehren,
Ihr Gruß ein biedrer Druck der Hand,
Auch wenn ſie von den fernſten Meeren,
Von fremdem Stamm und fremder Sprache wären.
Die Freundſchaft fließt nicht von den Zungen;
Die Herzen leſen ohne Schrift:
Es wird kein ſchöner Spruch gedungen;
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft:
Denn aus der Seel' iſt ſie entſprungen,
Sie kennen ſich, auch wenn ſie ſchweigen;
Und wer die Sprache nicht verſteht,
In welcher ſie ſich ohne Künſte zeigen,
Und um den Sinn zur Schule geht,
Verfehlt des Weges, den ſie wallen,
In Hütten und in Marmorhallen.
Der Stern iſt nichts, wenn nichts darunter ſchlägt,
Das ſeinen Mann von reinem Werthe
Den Dutzendſeelen dieſer Erde
Entrückt und zu den Sternen trägt.

Digitized by Google

Mit Kopf und Herz in Gleichgewicht,
So fest wir hier auf unsern Wegen
Im Gleichgewicht zu gehn vermögen,
Gehn sie, wenn auch der Sturm aus Wolken bricht,
Mit stiller Kraft den Weg der Pflicht:
Und wandern sie der Nacht Gefahr entgegen,
Das Herz hat Muth, der Kopf hat Licht.

Sie reichen jedem ihre Hand,
Der auf der schroffen Felsenwand
Mit Schwindel in dem Blicke stehet,
Wo sich der Fuß hart an dem jähen Rand
Schon ungewiß und zitternd drehet,
Und schon das Haar zum Sturze wehet;
Sie wandeln dankbar durch die Au,
Und pflücken zu dem Kranz der Horen
Im Angesichte von Auroren
Die Rosen mit dem Perlenthau:
Doch legen sie das neugewundne Band
Der Frühlingskinder aus der Hand,
Und trösten einen Freudenlosen,
Der weinend an dem Wege stand;
Der Augenblick bricht ihnen bessre Rosen,
Als Flora selbst mit ihrem Lenze wand.

Nicht süßer Worte Melodieen,
Nicht Thränen selbst, die an der Wimper glühen,
Beweisen so, wie ein Gesicht,
Von dem mit Ernst, in ungeduld'ger Regung
Und schöner flammender Bewegung,
Die ganze Seele Wohlthat spricht.
Fein ist der Stempel, den sie tragen,
Und tief, sehr tief liegt mancher Zug:
Man lernt ihn nicht in wenig Tagen,
Und oft erscheint nach Jahren noch Betrug,
Betrügen und betrogen werden;
Nichts ist gewöhnlicher auf Erden.

Mit manchem ist man schon in langen Jahren
Auf dieser Reise durch die Welt
In Einem Kahn hinab gefahren,
Und glaubte sich sehr fein und gut gesellt,
Bis schnell, wenn durch verborgne Felsen
Die Fluthen unser Schiffchen wälzen,
Der Nebel von der Stirne fällt.
Der Eigennutz, die Eitelkeit, der Dünkel,
Und irgend eine Leidenschaft
Schläft oder lauscht oft Jahre lang im Winkel,
Bis sie mit eingesogner Kraft
Gebieterisch zu Tage dringt,
Und in die Harmonieen grellen Mißlaut bringt.
Die Meinung und der Ruf vergrößern immer,
Und malen optisch allemal
Den Gegenstand durch oft gebrochnen Strahl,
Das Gute besser, Böses schlimmer,
Das Dunkel dunkler, blendender den Schimmer:
Nur selten ist ein Mann, wie ihn der Ruf
Mit seiner ehrnen Stimme schuf.

Die Regel durch das Leben sei:
Vertraulichkeit, und selten nur Vertrauen,
Und links und rechts, von Furcht und Hoffnung frei,
Auf Seelenphänomene schauen;
Erwarten und nichts auf Erwartung bauen;
Nur alle Menschen menschlich nehmen,
Das Gute so, wie wir es sehn;
Mit Muth und Kraft dem Bösen widerstehn,
Anstatt darüber uns zu grämen:
Und zu der Sicherheit der Sache,
So weit das Erdenelement
Uns Sicherheit in seinem Schooße gönnt,
Den Geist der Vorsicht auf die Wache.

Gebet.

(Am Morgen, als Suworow die Prager Linie vor Warschau stürmte.)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet.
In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahndung in dein Heiligthum,
Und stehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Und ich, was mag ich Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maß in ihren Kreisen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Rosenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mein Theil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir in Widerspruch.

Das Urverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe
Durch lange Folgen an Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders angereiht.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Man legt dir, Weisester, wenn Thoren
Durch Unverstand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verlust zur Last;
Und niemand mißt genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beschieden hast.

Nur wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude letzten Keim zernagen,
Erliegt dem heißen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft und fluchet,
Wenn sie umsonst nach Rettung suchet,
Frech sich und dir in dem Gewühl.

Wenn übertünchte Bösewichter
Das Recht durch den erkauften Richter
Der Unschuld rauben, und in hohem Spott
Das Mark der Wimmernden verschwenden,
Verzweifelt in des Henkers Händen
Die Tugend selbst an ihrem Gott.

Wenn heuchlerische schwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen,
Und Völker an dem Gängelbande drehn,
Und desto blutiger zu zehren,
Mit Finsterniß die Dummheit nähren,
Wagt's der Gequälte dich zu schmähn.

Die Zwietracht schwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn' Erbarmen,
Und würgt mit Wuth in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunft zur Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande,
Und mancher Jahre schönes Glück.

Der Ocean durchbricht die Dämme
Und greift im Sturme ganze Stämme
Von Glücklichen mit ungeheurer Fluth;
Die Erde wirft mit gift'gem Hauche
Verderben aus dem Raphthabauche,
Und frißt Provinzen in der Gluth.

Wenn rund, wohin das Auge fliehet,
Wo nur der Strahl der Sonne glühet,

Digitized by Google

Die Menschheit unter ihren Geißeln weint,
Wenn in unendlichen Gestalten
Harpyen ihre Mahlzeit halten,
So knirscht vor Grimm der Menschenfreund.

Wenn in dem stürmischen Gewühle
Sich qualvoll kreuzender Gefühle
Die schwache Lampe der Vernunft erlischt;
Wenn hinter ihm Verwüstung gähnet,
Und vor ihm furchtbar ausgedehnet,
Sich Finsterniß mit Schrecken mischt;

Wenn er umsonst nach Lichte spähet,
Und zweifelnd an dem Abgrund stehet,
Wagt er die große fromme Frevelthat,
Voll hoher Gluth in seinen Adern,
Mit dir, Gott, seinem Gott zu hadern,
Und lästert dich und deinen Rath.

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wenn die Bosheit teuflisch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypothesen
Gleich nicht das große Räthsel lösen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In seines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Busen wüthet,
Und Lästerung und Wahnsinn brütet,
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmähn;
Ich stehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem schwachen Auge sehn.

Laß mich nicht, wenn in ihren Rotten
Verführer frech der Unschuld spotten,
Und jeden Tag ein neues Opfer fällt,
Laß mich, wenn sie mit Molochsaugen
Sich aus den Thränen Nahrung saugen,
Nicht richten über deine Welt.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umsonst nach Futter schrein, wie Raben,
Durch Lästerung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden,
Und jubelnd über Menschentrümmer gehn,
Laß mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeister mich umwehn.

Laß nie mich in der Angst es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Da Dunkel noch das große Jenseits deckt,
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Und Tugend, die im Schlummer lieget,
Zu ihrem Untergange weckt.

Wenn jenseits noch zur Qual gerottet,
Der Tugend frech die Bosheit spottet,
Die hier das Blut der Unschuld gierig sog;
So ist es, Herr, dein Himmelsfunken,
Der, waren wir hier wonnetrunken,
Uns göttliche Verwandtschaft log.

Wenn du uns hier in unserm Staube,
Trotz der Verheißung, die ich glaube,
Zum todten Stoff der fremden Wesen legst,
So sinkt die Hälfte meiner Brüder
In namenloses Elend nieder,
Womit du zwecklos sie zerschlägst.

So laß den Zweifel in mir stürmen,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmen,
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn,
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und sinkend werd' ich nicht vergehn.

Ich will, wie an dem Helm im Schiffe,
Am alles tröstenden Begriffe
Von dir und deiner weisen Güte stehn,
Und wenn des Weltbaus Angel sinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer sehn.

Es sollen mich nicht Widersprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,
Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel und nicht irre Weisen
Von meiner Felsenwarte reißen,
Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen,
Du hauchst der Geister Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn.
Und zündest, wenn die Geister zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmlischem Entzücken
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt:
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wenn zur Weltenreise
Aurora mir die Füße netzt.

Schwermuth.

Führe mich zu deiner Abendfeier
Göttin mit dem tiefgesenkten Schleier,
Göttin der Gedanken und der Ruh,
Führe mich, zum Freunde dir geboren,
Fern von dem Geräusch der goldnen Thoren
Deinem dunkeln Ulmenwalde zu.

Auf der Felsengrotte grauem Steine,
Wo ich einsam oft, im tiefsten Haine,
Von der Erde losgekettet saß,
Will ich mich in deine Arme schmiegen
Zu dem süßen, traurigen Vergnügen,
Welches nie des Weltlings Seele maß.

Rund umher kann ich mit tiefem Grauen
Monumententrümmer überschauen
Aus der alten, alten Fehdezeit;
Rund umher verkünden schwarze Mauern,
Die dem Auge morsch entgegen schauern,
Wie die Bosheit Gift in Wermuth streut.

Dort von jenem eingestürzten Schlosse
Wieherten zum Straßenraub die Rosse
Unter braven Rittern in das Thal;
Und die Enkel schwelgen jetzt im Gute,
Das der Urahnherr mit Löwenmuthe
Einst vor grauer Zeit dem Pilger stahl.

Dort hat in des Faustrechts blut'gen Tagen
Einen Greis des Sohnes Schwert erschlagen,
Bei der alten moosbedeckten Gruft;
Dort floh von dem blutgefärbten Herde
Der Verruchte vor des Rächers Schwerte
In die Hölle durch die Felsenkluft.

Dort, wo man die Weizengarben bindet,
Rauchte, von dem Satan angezündet,
Todesfeuer in die Luft empor;
Und die Gegend scholl von Kriegesrufe,
Und die Erde bebte von dem Hufe,
Und die Buche zitterte wie Rohr.

Unsre alten guten Väter haben
Tausende Erschlagner hier begraben,

Digitized by Google

Die der blinde Ehrgeiz hingemürgt;
Und der hochgeworfne Knochenhügel
Liegt Jahrhunderte zum schwarzen Siegel,
Das den Menschen Menschenelend bürgt.

Unter jenes Kirchhofs dunkeln Hallen
Schreinen bleiche Gruppen hin zu wallen,
Und mit Grimme blickt vom Leichenstein
Noch, wie einst im alten Aktensaale,
Der Erfinder teuflischer Kabale,
Seine Qual und seiner Brüder Pein.

Liebenswürdig wie die jungen Horen,
Zu der Schöpfung Meisterstück geboren,
Stürzte dort als Opfer feiler Brut,
Die mit süßem Gift ihr Herz belogen,
Minna um ihr Erdenglück betrogen,
Sich mit holdem Wahnsinn in die Fluth.

Dort von jenem alten Klosterthurme
Funkelt' einst im kleinen Feuerwurme
Dickes Aberglaubens Gaukelei,
Und des Unsinns drohender Pagode
Gängelte die klägliche Synode
An dem Leiteseil der Möncherei.

An den umgeworfnen Leichensteinen
Sah man Waisen voll Verzweiflung weinen,
Die Gerechtigkeit zu Waisen schuf;
Thränen grüßten dort die Morgenröthe,
Und des lauen Westes Flügel wehte
Laut zu Gott empor des Jammers Ruf.

Jene Gärten, wo der Schwelger singet,
Hat der Armen Kummerschweiß gedünget,
Der von heißgebrannter Stirne floß,
Und die Despotie, in Blut geschrieben,
Treibt der Gottheit Bild mit Geißelhieben
Durch die lange Sklaverei, wie Troß.

Göttin, Freundin, ach wer kann die Plagen
Unsrer armen Menschheit alle klagen?
Elend deckt die Wiege, deckt das Grab:
Elend lagert sich um uns und lauschet,
Wenn der Freude schönster Becher rauschet,
Sitzt am Scepter und am Bettelstab.

Aus der Urne rinnt der Freude wenig,
Für den Sohn der Armuth und den König;
Und den Tropfen, der uns trösten soll
Macht die schele Bosheit schon im Falle,
Mit der Hölle Schlangenhauch zu Galle,
Und die Liebe selbst gebiert den Groll.

Göttin, führe du mit deiner Trauer
Mich zur Weihe längs der alten Mauer,
Deren Firsten wilder Epheu deckt;
Laß mich unter kalten Leichensteinen
Eine Thräne bei den Brüdern weinen,
Welche nun nicht mehr der Kummer weckt.

Halte mich mit deinen Seelenblicken,
Wenn ich Tugend in der Bosheit Stricken,
Und die Bosheit im Triumphe seh;
Mache du mich fest in meinem Wandel,
Wenn ich neben einem Bubenhandel,
Und dem Elend, seinem Sohne, steh.

Leite mich, Geliebte, wenn ich sinke,
Daß ich Kraft aus deinem Auge trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt,
Wenn ich vor dem großen Vorhang stehe
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,
Daß mich nicht der Zweifel nieder drückt.

Ruhe.

Ruhe jeder Leidenschaft
Tränkt das Herz mit Götterkraft;
Ruhe stählet Sehn' und Mark,
Macht zu jeder Bürde stark.

Ruhe führt des Sehers Sinn
Höher durch die Welten hin,
Wo er Orionen mißt
Und der Erde Sand vergißt.

Ruhe senkt des Weisen Blick
Tiefer zu der Brüder Glück;
Ruhe mißt am Lebensstab
Richtig Zweck und Mittel ab.

Ruhe zückt des Kriegers Schwert
Blitzender für Haus und Herd;
Ruhe bietet der Gefahr
Fester Stirn und Busen dar.

Ruhe scheucht, wie Sonnenblick
Nebel von dem Pfad zurück:
Ruhe lehrt, was gut und schön,
In dem hellsten Lichte sehn.

Ruhe reihet jedes Ding
In der Kette rechten Ring;
Ruhe bleibet, immer rein,
Jeder Freude Probestein.

Ruhe zieht aus Gottes Luft
Süßer seines Lenzes Duft:
Ruhe trinkt der Traube Blut
Geistiger zu hohem Muth.

Ruhe schlürft zum zweitenmal
Aus der Freude Festpokal;
Ruhe trägt die Freuden heim,
Wie die Biene Honigseim.

Ruhe hat bei schwarzem Brot
Götterkost im Abendroth;
Schöpft vom Bach zum Nektartrank
Wasser auf der Rasenbank.

Ruhe trotzt dem nahen Sturm,
Wie die Wach' im Felsenthurm;
Ruhe sieht in's offne Grab
Ohne Herzensangst hinab.

Ruhe nicht, die ohne Sinn,
Ohne Schaden und Gewinn,
Wie die Schlafsucht um sich gähnt,
Aber kaum die Glieder dehnt;

Ruhe nicht, die matt und stumpf
Bei dem Menschenelend dumpf,
Ohne Herz und Regung sitzt
Und den Schweiß der Dummheit schwitzt;

Ruhe nicht, die auf die Qual,
Auf die Leiden ohne Zahl
Ihrer Mitgeschöpfe schielt,
Aber nichts mit ihnen fühlt.

Ruhe, welche über Welt
Kopf und Herz in Eintracht hält;
Ruh' der Tugend und ihr Lohn,
In der Hütt' und um den Thron.

Ruhe, die mit süßem Hang
Tröstung reicht und Labetrank;
Ruhe, die den letzten Deut
Einem ärmern Bruder beut.

Ruhe, welche Säcke Gold
Wie die Kieselwacken rollt;
Ruhe, die am Hochgericht,
Wie bei Bechern, Wahrheit spricht.

Ruhe, wie Elysium
In der Seele Heiligthum;
Ruhe, die mit Majestät
Durch die große Schranke geht.

Diese Ruhe hält noch fest,
Wenn uns Welt und Sinn verläßt,
Drückt uns sanft die Augen zu;
Himmel, gieb mir diese Ruh!

Digitized by Google

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebeks übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme,
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich leget,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
Obdach hier in euerm Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feuer,
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes;
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirret,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte.
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte sein der Europäer:
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen!
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Minna an der Harfe.

Elastisch fliegt
Ihr Finger durch die Silberfaiten,
Und Engelharmonieen gleiten,
Aus ihrer Seele Harmonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittichen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Brust geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauscht,
Wenn sie durchs Tongewebe rauscht,
Und um Empfindung sanft Empfindung tauscht.

Wenn ihr Gesang,
Wie junger West am Rosenstrauche,
Der Harfe folgt mit Flötenhauche
Wird meine Seele lauter lauter Dank,
Und heiße Rührung steigt,
Wenn jede Erdenrührung schweigt,
Hinauf, wo sich der Seraph betend beugt.

Ihr Feuerschwung,
Wenn schwebend ihrer Lieder Wellen
Empor zu Gottes Lobe schwellen
Hebt meinen Busen zur Begeisterung,
Und froh der Welt entrückt,
Steh ich am Throne, wo entzückt
Des Lichtes Engel sich mit Lichte schmückt.

Ihr Lautenton
Spielt in dem hingegebnen Herzen
Mit süßer Wollust süßen Schmerzen
Und adelt magisch jeden Erdensohn
Im seligsten Genuß
Zu hohem, göttlichem Entschluß,
Wie auf dem Berg' Eloahs Morgengruß.

Das Paradies
Glüht um sie her, wenn ihre Saiten
De[illegible] Tugend Hochgesang begleiten,
Schön wie es Gott in Edens Gärten wies:
Die ganze Schöpfung lacht,
Wie nach des Maies schönster Nacht,
Wenn Florens Hauch durch ihre Harfe wacht.

Digitized by Google

Sie führet mich
Mit Zauber fort in ihrem Spiele
Durch Labyrinthe der Gefühle,
Und meine Seele kettet freundlich sich
Auf ihrer Zauberbahn,
Jetzt sanft hinab, jetzt wolkenhoch hinan,
Mit leisem Zug an ihre Seele an.

Mit starker Hand
Läßt sie in langen Feuerbächen
Den Donner aus den Saiten brechen,
Und webet dann ein glühendes Gewand
Gebietend um die Flur:
Es schmelzen ihre Töne nur
Und Ruhe sinkt herab auf die Natur.

Melancholie
Zieht durch der Leidenschaften Stille
Um meinen Geist die Trauerhülle,
Wenn feierlich die Klagemelodie
Ihr von der Lippe sinkt,
Und ihrer süßen Schwermuth winkt,
Die dann mein Herz zum Götterfrieden trinkt.

Die Liebe spricht,
Wenn sie mit holder Freude lächelt,
Wie Zephyr um die Blumen fächelt,
Mit allem Reiz von ihrem Angesicht;
Und schweigend nah' ich mich,
Und schwöre still und feierlich
Dem Göttermädchen: Ja, ich liebe dich!

Und wenn erfreut
Mein Geist sich an ihr Antlitz hänget,
Und auf Gefühl Gefühl sich dränget,
So lehret mich ihr Blick Unsterblichkeit,
Und Ueberzeugung schau,
Hell wie der Glanz im Morgenthau,
Ich fest in ihres Auges Himmelblau.

Die Freude quillt
Durch lange tiefgegrabne Schmerzen
Bei ihrem Ton in wunde Herzen,
Wenn er in Gluth zu hoher Andacht schwillt;
Die Klagen werden stumm,
Und zauberisch wird rund herum,
Wo ihre Lieder wehn, Elysium.

Ruf du mir zu,
Gieß du mir, Minna, mit Gesange
In meine wogende und bange
Und öde Seele deines Himmels Ruh,
Wenn über Gott und Welt,
Wo Laster steigt und Tugend fällt,
Der Zweifel mich mit Angst gefangen hält.

Von deiner Hand,
Strömt durch der Weisen Irrgewimmel
Mir Glaube zu an Gott und Himmel,
Mir Glaube zu an's bessre Vaterland:
Die Dunkelheit wird Licht,
Wenn deine Seele Hymnen spricht;
Dann bet' ich mit, und bet' und zweifle nicht.

Einem Kleinmüthigen.

Willst du dich denn zu Tode grämen,
Wenn sich die Menschen deiner schämen?
Tritt ohne Furcht in deiner Kraft hervor;
Was kümmert dich der goldne Thor?
Verächtlich ist gewiß der Mann,
Der ohne Grund verachten kann.
Der Weise fragt nicht, ob man ihn auch ehrt;
Nur er allein bestimmt sich seinen Werth;
Ganz unbesorgt um Ruhm und Schmach,
Geht er dem eignen Lichte nach:
Und hat er durch Vernunft nur Einen Freund gewonnen,
So hat der Parze gut gesponnen.

Guter Rath.

Du willst es; gut, so sollst du meine Lehren
Zur Abfahrt auf die Reise hören.
Du gehst jetzt in die große Welt,
Und gleich zu gelten, Lieber, fehlt dir Geld:
Denn Geld nur gilt, wie schon die Sprache lehrt,
Und Gold allein giebt stracks dem Manne Werth.
Und diesen Mangel auszufüllen,
Mußt du nach manches Thoren Grillen
Die Fahne deines Lebens drehn,
Um durch die Klippen glücklich hin zu gehn.
Fürs erste suche zu studiren,
Mit welcher Art von Menschenthieren
Das Schicksal dich zusammen schlägt;
Auf welchem Punkte du sie kannst berühren,
Und was ihr Geist für Farbe trägt.
Verläugne dich; laß nie den Menschen blicken:
Denn Menschheit ist nun vor der Hand
Fast überall noch konterband,
Und ihr Phantom wird oft nur ausgespannt,
Den Sinn der Blöden zu berücken.
Schnell lerne dich mit Anstand bücken,
Und in der Mode welschem Ton,
Der frevelnden Vernunft zum Hohn,
Nonsensikalisch Formeln flicken.
Leg' auf das warme Menschenherz
Damit in kindischen Gefühlen
Die Knabenadern dir nicht Streiche spielen,
Ein dreifach dickes kaltes Erz.
Laß die Moral den Schulmonarchen,
Und suche bald im ersten, hohen Rausch
Mit überlegtem klugen Tausch
Der Schule Dünste wegzuschnarchen.
Schließ dich an reiche, goldne Narren
Mit wohlbedachter Narrheit an;
Sonst kannst du auf Fortunens Bahn
Umsonst Olympiaden karren.
Erfrech dich nie Vernunft zu haben,
Die deinem Gönner widerspricht,
Und schlüg' er, wie die Fibelknaben,
Dem Menschensinn in's Angesicht.
Wag' nie, die alte Nebeldecke
Der bunten und der schwarzen Röcke,
Aus welcher Bann und lange Flüche rauchen,
Mit Phöbus Lichtstrahl anzuhauchen.
Sprich keck; nur wage keine Kasten
Mit deiner Kühnheit anzutasten.
Red' in der Selbstsucht hohem Grimme,
So oft man dein Verdienst verkennt,
Von deinem Werth mit Stentors Eisenstimme,
Bis dich auch die Belohnungsliste nennt.
Sei groß bei Kleinen, und bei Großen klein;
Im Tadel beißendklug, im Lobe fein;
Doch sage stets mit Peter Squenz,
Vortrefflich! zu der Excellenz.
Bei allen Abderitenstreichen halte
Den kleinsten Muskel in der Falte:
Versuch' es nie, dem Laster nachzuspüren,
Und Tugend zu analysiren.
Ergreif die Laune, die den Mann besitzt,
Mit Kunst, so lange sie dir nützt.
Laß nie das Ehrgefühl dich drücken,
Das manchem, wenn er weiter zielt,
So oft noch Schülerstreiche spielt,
Vor Dunsen und vor Schurken dich zu bücken.
Sei Kuppler; noch in jedem Lande
Erwirbt man klug sich Ruhm durch Schande:
Sei blind mit Fleiß und dumm aus List,
Bis du auf deinem Boden bist.
Hilf Schwärmern fluchen, Schuldnern speculiren;
Hilf Süßlern winseln, Weibern radotiren;
Und fasse weislich die Gelegenheit,
So oft sie dir die Lockenstirne beut.
Lies Horoskopen in des Weibes Miene,
Und sprich den jungen Faun zum Amorine.
Sei Frömmler und sei Freigeist nach dem Ton,
Jetzt der Vernunft, dem Glauben jetzt zum Hohn.
Ersinne dir die lieblichste Karesse
Für jeder Dame Lieblingshund,
Und lauf galant die Füße wund,
Und nimm am Ende die Mätresse.
Sei Proteus, wechsle die Gestalten;
Und laß dich unter keiner halten,
Bis du dich in's Gewicht gebracht;
Das dann in der Geschäfte Schale

Digitized by Google

Mit Einem Male
Für dich auch eine Schnellung macht.
Dann kannst du mit Behaglichkeit
Die gute, liebe Lebenszeit
Nach deiner eignen Laune lungern:
Wo nicht, so lerne nur getrost
Philosophie mit magrer Kost,
Und dann und wann recht tapfer hungern.

Wohlthat des Herzens.

Kalt und erstarrt liegt rund die Flur umher,
Wo der Gedanke nur die Gruppen stellt;
Und ohne Herz ist unsre schöne Welt
Ein todtes Bild, und aller Freude leer.

Das Herz nur schafft in süßer Sympathie
Aus jedem Gegenstand sich Hochgenuß,
Hört in dem Sturm der Liebe Morgengruß,
Und sammelt Freuden aus des Lebens Müh.

Das Herz gießt neu die Farben um sich her,
Und haucht ein neues glühendes Gewand
Mit schönem Zauber um das nackte Land,
Macht Arme reich und giebt den Reichen mehr.

Das Herz schattirt der Auen Purpursaum,
Wo sorgenlos der frohe Knabe lief;
Und Heiligthum ist, wo der Vater schlief,
Die kleine Laube mit dem alten Baum.

Das Herz schafft sich die kleine Rasenbank,
Wo ländlich auf des Lenzes weichem Gras
Jüngst fröhlich das geliebte Mädchen saß,
Zum hohen königlichen Marmorgang.

Das Herz erhebt, in Lunens Silberschein,
Wo jüngst entzückt in zephyrleichtem Flug
Zum Abendlied sie ihre Triller schlug,
Den kleinen Wald zu einem Götterhain.

Es zaubert sich aus einer Felsenwand
Ein Blumenbeet zum Feierkleid hervor,
Wo still die Lauscherin mit leisem Ohr
Bei ihrer Schwester Philomele stand.

Das Herz erhöht die Hütte sich zum Thron,
Macht harte Kost zur schönsten Feerei,
Spricht Schuldner los und giebt Verdammte frei,
Und grüßt als Freund den letzten Erdensohn.

Die ganze Trift wird harmonieenvoll,
Der Dryade jeder Scholaut,
Und jeder Quell den Himmlischen vertraut,
Und jeder Flötenhirte zum Apoll.

Das Paradies ist eine Wüsteneі,
Wo das Gefühl die Schöpfung nicht beseelt;
Und wo Vernunft nur ihre Pulse zählt,
Elysium ein schales Einerlei.

Laß, Himmel mir, ... und klaget mir der Schmerz
Zuweilen auch in meiner stillen Ruh
Ein Elegienstück der Wehmuth zu, ...
Laß, Himmel, mir zum Troste nur mein Herz.

Das Opfer.

Lo, thy country calls!
Glover.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab in's Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held sein kleines Heer
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet sein zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale:
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie stehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flammen reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zusammenkommen, ists im Thal
Elysiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen."

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! Denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tiefem Druck in's Herz zu fahren."

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abschiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundschaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft; wir sind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er sprachs und aß: die Krieger zehrten
Das Mahl auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feier auf und leerten,
Des Hades Göttern ausgesöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sclaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz sich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon in Blut
Der Herakliden Dolchen wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sclaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf;
Die Opfer mähn die zitternden Barbaren,
Zum Stix hinab bei langen Schaaren.

Verwüstung deckt das Feld mit Leichen;
Der Grieche würgt, der Perser dolcht

Digitized by Google

Den Freund in Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und ſchlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrſcht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein Göttergleiches Heer zuſammen.

Des Orients Entflohne ſchauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Buſen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Doch nicht in ſeinem Stolz erſchüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner ſpotten,
Als ſchnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf ſie dringet
Und ſie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Roſſen
Schwoll rund wie Meeresfluth heran:
Die Sparter ſtanden, und beſchloſſen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felſenpyramide,
Und gab Verderben um ſich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenſchwall verſanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr ſeid der Freiheit Lieblingsſöhne.

Einſame Wandlung.

Bin ich denn todt, daß unbegrüßt die Horen
Im Tanz vor mir vorüber glühn?
Daß ohne Balſam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natur, die mich geboren,
Die unerſchöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeſchworen?

Führt mir allein in Gottes Opferhaine,
Wenn feiernd ihm die Schöpfung ſingt,
Daß lauter Jubel durch die Felſen dringt,
Kein Feuerſtrahl durch die Gebeine?
Hier ſitz' ich auf dem grauen Steine,
Um den ſich rund der Gegend Zauber ſchlingt,
Und, ſpottet meiner nicht, und weine.

Wie ein Verdammter vor der Roſenthüre
Der Seligkeiten Edens ſteht,
Und ſchauernd links in ſeine Wüſte geht,
Als ob der Cherub ihn berühre:
So hör' ich durch gebrochne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Daß nichts vom Leben mir gebühre.

Iſt auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als ſchwindelnd mich ihr ſchwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder ſchlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
Um meine Menſchlichkeit betrogen?

Ich ſteh' allein, wie gänzlich losgeſchlagen
Von allem, was den Menſchen hält,
Und in mir liegt in Trümmern meine Welt,
Die Nacht von den geſchiednen Tagen.
Wer wagt es Werde Licht! zu ſagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt,
Und mich zu mir zurück zu tragen?

Man ſchwor mir Freundſchaft und man ſchwor mir Liebe,
Und ich, ein Zögling der Natur,
Hing feſt mit Zutraun an dem ſchönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer ſchriebe.
Ha, wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze ſchöne Gleißnerei war nur
Wie Regenwaſſer in dem Siebe.

Ich ſchlürfte tief, wie ſeinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nektar von der Lippe ſank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte ſtarr der blinde Zecher,
Und für die Täuſchung zahle meinen Dank
Der weggeſchlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauſcht ſchon längſt, als Brut der Menſchenkunde,
Wenn mich ein helles Maigeſicht
Zum Proſelyten ſeines Glaubens ſpricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und ſtürzt in einer Giftſekunde,
Wenn plötzlich er ſich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur iſt dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth ſpricht allem Schimmer Hohn,
Und läßt ſich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen,
Noch bin ich reich; allein ein Bettler ſchon,
Will man mir mein Gefühl beſtehlen.

Ach gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den ſchöne Heuchelei mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr ſangt mir nur Sirenenlieder:
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertraun, entreißt mich meinem Gram
Durch Zuverſicht an Menſchen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schickſals Farben,
Die ihr mit euern Künſten ſchuft:
Mit jedem Fußtritt find' ich eine Gruft,
Wo ehmals Menſchenfreuden ſtarben,
Wo Narren Segen ſich erwarben,
Um an der Bosheit angeſteckten Luft
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menſchlichen Geſchlechte,
Den zürnend einſt der Dämon rief?
Gräbt ihn die Macht der Leidenſchaft noch tief
In Könige und Ruderknechte?
Daß eines Thoren fromme Rechte,
Der die Beſinnung gläubig längſt verſchlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was ſoll der Wunſch? Ein Wunſch iſt ſchon für Thoren,
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich an's Joch und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.
Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh in eine Klauſe flieh,
Und ſag', ich habe nichts verloren.

Der Maimorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchſt,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradieſe hauchſt.

Sie iſt verglüht, die Weltenſaat der Sterne
Vor deines Goldes erſtem Glanz.
Und aus dem Feuermeer ziehſt aus der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was ſchlief, erwacht, wie ſich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor

Digitized by Google

Zu deinem Feiergruß, und Philomelen flötn
Begeisterter empor.

Dein Balsam weht in lieblichem Gemische
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal
Auf Blumenteppichen, und deines Odems Frische
Giebt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönt's rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte steht;
Und aus der Bergschlucht hallt's, und jedes Lüftchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gießt die Gluth sich von dem Felsen nieder,
Ein Lichtstaub, der von Gott sich schwingt:
Wir trinken von dem Quell, und stammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph singt.

Das Weizenfeld ist deiner Wohlthat trunken
Und badet sich in Perlenthau!
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feierkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Aepfelbäume Blüthenduft,
Und alles haucht mit Kraft das neugeschaffene Leben
In die gewürzte Luft.

In Gruppen steigt die Gegend auf und nieder!
Der Fluß rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt sich hier im Wald, und dort erscheint er wieder,
Und glüht im Sonnenstrahl.

Die Dorfschalmei ruft laut schon Muth und Freude,
Von Herdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum der Heide
Der Pflüger seinen Pflug.

Verschlaft im Flaum, ihr modischen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felsenquell die Fluth der Aganippe
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiße mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und stärker
In der erwachten Flur.

Elastisch hebt der Fuß, wie eine Feder,
Den Körper, den er rhythmisch trägt,
Indeß das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben schlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich stürzen,
Der unter mir zur Woge schwillt;
Und keine Bitterkeit soll mir die Kost verwürzen,
Aus der Genesung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum sinken,
Natur! Nimm deinen Zögling hin!
Will bis zum Taumel froh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempel schleichet,
Wird Feind von Menschen und von Licht;
Dem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Ist nie ein Bösewicht.

Nur du allein kannst Menschen rein beglücken,
Und baucheſt Seelenadel ein.
Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Busen drücken,
Sie sollte selig sein!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erste Rose dieser Flur,
Und weihe mich im Flug der letzten Blüthenflocke
Zum Priester der Natur.

Gewährtest du, was du mir einst verhießest,
Vollenderin Urania;
Ich stände jetzt beglückt, wie du mich hoffen ließest,
Zum Neid der Geister da.

Den Manen Gleims.

Nennt man Homers und Ossians Genossen,
Von deren Lippen Honigseim
Und Nektar oft in weisen Lehren flossen,
Nennt man auch einst den alten Gleim.

Froh war als Greis, wie es der Mann gewesen,
Der Harfner mit dem Silberhaar;
Und sein Gesicht ließ seine Seele lesen,
Die hier schon in Verklärung war.

Der Nestor sah in vielen, vielen Jahren
Geschlechter Könige zum Ziel,
In Pomp und Schlacht, vor sich vorüber fahren;
Und zählte, wer hier stand, hier fiel.

Hoch stieg der Ruhm von seines Königs Heere,
Das in dem Sturm die Feinde schlug:
In Gleims Gedicht lebt ihre Heldenehre,
Das sie entglüht zur Nachwelt trug.

Er sammelte mit Weisheit jede Blüthe
Und flocht sie sinnreich in den Kranz,
Und reicht ihn dann mit Freundlichkeit und Güte
Den Freunden zu dem Reihentanz.

Anakreon sang nicht mit höherm Feuer
Vom Seelenrausch in Lieb' und Wein;
Und Keines Geist war der Betäubung freier,
So schön ätherisch und so rein.

Hört erst den Spruch, vermessne Sittenrichter:
Der Mäonide Klopstock nennt
Den Sänger den undurstigsten der Dichter,
Die er am ganzen Pindus kennt.

Und jedem Wort, das nicht vor keuschen Ohren
Ein echtes Bürgerrecht bekam,
Hatt' er mit Zorn den Untergang geschworen;
Und schalt, wer dann in Schutz es nahm.

Brecht, denn ihr thuts, ob dem was er gesungen,
Mit eurem Krittlertadel los!
Dem Größten ist nicht jedes Lied gelungen;
Sein reiner Menschenwerth war groß.

Man wird noch oft im Kreise schöner Seelen,
Die still und ernst ihn handeln sahn,
Tief, tief herauf der Reihe nach erzählen,
Was einst der alte Mann gethan.

Ich schreibe stolz der Liste der Verehrer
Des Mannes meinen Namen ein:
Er war mein Freund, mein Vater und mein Lehrer;
Und soll als Mensch mein Muster sein.

Fragt nicht, wie oft der Untersucher fehlte;
Des Menschen Handlung ist die Saat.
Der Wage deß, der seine Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und schwer die That.

Ich dacht' an ihn, als über Wolkensitzen
Ich an des Aetna Hölle stand;
An ihn, als ich mich durch die Felsenspitzen
Am Schneehaupt des Adula wand.

Der Lenz beginnt; bald hofft' ich ihn zu sehen,
Den blinden Sänger, der mir rief;
Da hört' ich ernst die Trauerbotschaft wehen,
Daß er den Schlaf hinüber schlief.

Als rauschte mir sein Fittich aus der Ferne,
Sah in die Welten ich empor:
Einst such' ich dich auf deinem Heimathssterne,
Und finde mehr, als ich verlor.

Ein Andrer mag als Dichter höher fliegen,
Als seine heitre Muse stieg.
Wird einer ihn an Tugend überwiegen?
Und dieses ist der schönre Sieg.

Wenn ich als Greis am Knotenstocke wanke,
Zurück und vorwärts blicke, giebt
Mir Jugendfreude der Gedanke,
Daß Gleim und Weiße mich geliebt.

Digitized by Google

Faustin.

Du wagst, in Bedlam noch, dich mit Vernunft zu brüsten,
Tief, tief verworfenes Geschlecht?
Pygmäisch stehst du da auf deinen Schaugerüsten,
Nur als Tyrann und Knecht.

Der Unsinn gängelt dich am Zaum der Vorurtheile,
An dem dem du hemionisch gehst,
Daß nicht die schwere Hand des Geißlers dich ereile,
Wenn du den Schedel drehst.

Du knieſt, vor Angſt verſtummt, vor jedem Nebelgötzen,
Den dir Dalai Lama gab,
Und folgeſt allem blind, was deine Gaukler ſetzen,
Zur Unvernunft hinab.

Du irrſt, Inſekten gleich, um eine Feuerflamme,
Verbrennſt die Schwingen, fällſt und fluchſt
Dem göttlichen Geſchenk in deines Unwerths Schlamme
In dem du Rettung ſuchſt.

Vom ältſten Nimrod an bis auf die neuſte Krone
Beſtimmt der Dolch, was Recht ſoll ſein,
Und ſchreibet es in Blut; und Weh dem Unglücksſohne,
Fällt ihm ein Zweifel ein.

Der eine zieht am Joch, damit der andre ſchwelge:
Und wagt's der Sklav und blickt empor
Um Troſt und Licht, zerbricht des Herrſchers Eiſenſelge
Ihn wie der Hagel Rohr.

Wo lebten je bei euch des Himmels Lieblingskinder,
Sie, Freiheit und Gerechtigkeit?
Sie blickten nur herab auf eine Welt voll Sünder,
Und flohn mit Traurigkeit.

Kaum blieb ihr Bild zurück in dieſen Regionen,
Das man nur ſelten ehrt und liebt.
Selbſt Ariſtides muß die Böſewichter ſchonen,
Damit man ihm vergiebt.

Und endlich treibt das Volk, ein Bild der Weltgeſchichte,
Aus ſeinem Kreis den reinen Mann;
Weil es das Strafgericht von ſeinem Angeſichte
Nicht mehr ertragen kann.

Man ſtellt mit feilem Hohn in der Zerſtörer Ehre
Des Menſchenſinnes Brandmark auf;
Und eilt verrückt, als ob der Frevel Wohlthat wäre,
Zu dem Idol hinauf.

Die Zwingherrnkunſt und Herrſchbegier gewannen
Nur durch der Andern Schändlichkeit:
Die Sklaven werden erſt, dann werden die Tyrannen;
Und ſchnell zu gleicher Zeit.

Despoten ſpotten hoch, und dann Oligokraten,
Und dann des Pöbels Heſenſatz:
Dann kommt ein Demagog und ſetzt mit Frevelthaten
Sich auf den alten Platz.

Viel Greuel hatte ſchon mit ſeines Liktors Beilen
Des Sulla Würgerblick gethan;
Doch ſchmeichelnd giftiger ſchlug Wunden, die nicht heilen,
Der Knab' Oktavian.

Der Bonzen Gaunerei erzwang das Auſternleben,
Und ſtempelte den Mann zum Schaf,
Und ſchuf oft Sünde, nur um Sünde zu vergeben,
Und Ruh zu Todesſchlaf.

Ihr waret ſtolz und kühn mit euren Meteoren,
Und prunktet mit Philoſophie;
Wie hat das neue Licht ſich wieder ſchnell verloren
In alte Phreneſie!

Man köderte die Welt mit reiner Freiheit Golde
Und dolchte ſie in Sklaverei;
Und hier hält Despotie des Heilers Fauſt im Solde,
Und hier die Kleriſei.

Wir können alſo nicht das Tageslicht ertragen,
Da man uns in die Nacht verſtößt;
Und ewig müſſen wir das große Räthſel wagen,
Das ewig ſich nicht löſt!

Vom Erdengott herab bis zu dem Dorftyrannen
Spricht Willkühr ungleich nur nach Gunſt,
Und webt das feine Garn, das ihre Söldner ſpannen,
Mit tief gelegter Kunſt.

Die große Schickung lag in Eines Mannes Händen:
Der ſollte wie ein Heiland ſein.
Er fing es göttlich an; doch göttlich zu vollenden
War noch ſein Geiſt zu klein.

Noch nie ſchien das Geſchlecht, von ſeinem Werthe trunken,
So hoch im Strahlenkreis zu ſtehn:
Und nie iſt es ſo tief in Kriechſucht hingeſunken,
Um tiefer noch zu gehn.

Des Menſchen Leidenſchaft iſt, hat ſie nur erſt Nahrung,
Des Krebsgeſchwüres Prototyp.
Was ſich dem Arme naht, das lehret die Erfahrung,
Verzehret der Polyp.

Leſt die Annalen durch von Cyrus bis auf geſtern,
Und ſprecht dann von Gerechtigkeit.
Man ſtellt ihr Bildniß auf; und eilet es zu läſtern,
Wo man es eingeweiht.

Man ehrt die Göttin laut, und höhnt ſie dann mit Thaten
Die Ariman nicht ſchwärzer ſinnt:
Man ſpricht von Menſchenrecht, und hat es ſchon verrathen,
Eh noch der Ton zerrinnt.

Mit Mäklergeiſte ſchrein die Afterpatrioten,
Als bauten ſie des Welttheils Glück,
Und ſinken in den Staub, verächtliche Heloten,
Um einen Gnadenblick.

Wer in dem Knechtsgefühl des Jammers ſeiner Sünde
Zuerſt an's Licht die Gnade trug,
Verdient, daß ihm der Geiſt das Schrecklichſte verkünde,
Wenn ſeine Stunde ſchlug.

Hier würgte man am Fluß mit einer Freiheitsfahne,
Und focht ergrimmt um gleiches Recht:
Und ſchleppt mit Schande ſchwer, dort durch die Oceane
Das Negervolk als Knecht.

Wenn uns ein Funke blickt von Gottes Flammenſonne,
Erſtickt ihn plötzlich eine Zunft;
Und wem kein Heerszug folgt mit Waffen von Bayonne,
Der ſpricht umſonſt Vernunft.

Was bleibet uns zum Troſt? Nur noch die holde Schöne,
Die uns der alte Mythus zeigt:
Vielleicht daß Harmonie noch aus dem Mißgetöne
Des großen Chaos ſteigt.

Mit Schwermuth geh' ich bald hinab zu meinen Vätern,
Vielleicht daß ein Centraljahr kommt,
Wo endlich noch der Kampf mit Narrn und Miſſethätern
Den Guten beſſer frommt.

Der Tag der Heuernte.

„Hört, es hallen Herdenglocken,
„Auf der Trift am hohen Rocken,
„Und der Tag wird heiß;
„Draußen könnt ihr weiter ſprechen,
„Raſch, ergreift den langen Rechen:
„Arbeit gilt es heut und Fleiß!"

Keine Wolke ſteht am Himmel:
Summend ziehet das Getümmel
Nach der großen Au,
Ernſt und heiter, ſtill und toſend,
Singend hier, dort leiſer koſend,
Durch den letzten Morgenthau.

Voll und hoch bis an die Waden
Gehen dieſes Jahr die Schwaden;
Auseinander fliegt
Schnell das Gras von zwanzig Händen,
Das geflockt an allen Enden
Alles in der Sonne liegt.

Digitized by Google

Heißer brennt es von dem Himmel,
Ruhiger wird das Getümmel,
Bildet sich zum Zug,
Schwinget rasch den langen Rechen,
Wendet flink den vollen Zechen,
Und es rauscht der Halm im Flug.

Immer wieder, immer wieder
Wechseln rüstig Reihn und Glieder
Emsig ab und auf,
Unter Lachen, unter Plaudern,
Rechts und links und ohne Zaudern
Künstlich ihren Ringellauf.

Reckend gehn sie manche Stunde
Wiederholt die heiße Runde;
Und die junge Welt
Weiß es listig so zu spielen,
Daß sich jedes von den Vielen
An das liebste Plätzchen stellt.

Glühend wird die Mittagshitze;
Alles eilt dem Schattensitze
An dem Walde zu;
Oder lagert mit dem Kober
Hungrig sich am größten Schober,
Erst zum Mahl und dann zur Ruh.

Besser schmeckt aus großen Töpfen
Frische Milch als Herrenschnepfen,
Wenn man sich gerührt;
Wasser besser als die Weine,
Die der Fuhrmann von dem Rheine
Nur für Gold herüber führt.

Leise schlummern nun die Alten,
Und die jungen Wichter halten
Ihre gute Zeit;
Spielen, spotten, necken, kosen,
Werfen sich mit wilden Rosen
Bis zu wilder Fröhlichkeit.

„Hollah, endet euer Flistern,
Höret, wie die Halme knistern!"
Ruft der Altpapa;
„Jungen, Mädchen, zugegriffen!
„Morgen wird zum Tanz gepfiffen;
„Jetzo ist noch Arbeit da."

Alles kommt herangestürmet,
Schober werden aufgethürmet,
Vor dem Abendthau;
Michel schwingt die große Gabel,
Hebet schwitzend, wie zu Babel,
Mächtig einen Riesenbau.

Alles jauchzet ausgelassen
Durch des Heues lange Gassen;
Und der Alte singt
Einsam schmunzelnd und zufrieden,
Daß er seine Pyramiden
Glücklich noch zusammen bringt.

Schwer geladen werden Wagen,
Hohe Berge heimzutragen
Für das lange Jahr.
Mögen nicht mit wildem Trosse
Stolz verzehren fremde Rosse,
Was des Friedens Gabe war.

Wie aus einem Paradiese
Duftet Balsam von der Wiese,
Und die Krankheit weicht;
Städter wallen rasch nach Hause,
Die in ihrer engen Klause
Bange gestern noch gekeucht.

Grillen zirpen, Wachteln schlagen,
Späte Nachtigallen klagen
Ihren Abschied sich;
Und der Sperling in dem Rohre
Zanket mit dem ganzen Chore
Unermüdet ritterlich.

Fliegen summen, Käfer schwirren:
Neugeschärfte Sensen klirren
In dem Grase schon;
Fernher in der Abendröthe
Hallt des Waldhorns und der Flöte
Sanft gemischter Zauberton.

Neben dem Forellenbache
Zieht mit Singsang und Gelache
Alles freundlich heim,
Findet Abends bei der Mutter
Milch und Brot und frische Butter
Köstlich süß, wie Honigseim.

Morgen ist ein Fest für Knaben
Die Johanniskronen haben:
Fort noch, in das Feld!
Wer die schönste Krone windet
Und die schönsten Bänder bindet,
Ist beim Tanz des Tages Held.

Hört, es hallen Herdenglocken
Von der Trift am hohen Rocken
Dort dem Dorfe zu;
Dirnen, eilet und versehet
Stall und Keller schnell, und gehet
Dann zum Mahl und dann zur Ruh.

An das deutsche Volk
im Jahr 1810.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha?

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerstörung, als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben Sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

Städte rauchen unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäusten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo sie handeln
Mit der Furien entmenschter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht seine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erste König, der erlaubte,
Daß man schändlich so das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron.

Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken diese Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mildre Menschheit weint und bebt.

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
Und mit tiefer, stummer Eselstugend
Fördert links und rechts der edle Duns.

Offen stehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
Und wir sind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen sind dieß Gottes Strafgerichte,
Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande seiner Würde,

Wer nur kann, sich losreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag stiehlt.

Was mit Blödsinn vor nicht vielen Jahren
Unsre Nachbarn, die Sarmaten, waren,
Sind wir selbst nun, und was sie jetzt sind,
Werden wir, gleich wildzerfleischten Herden,
Andern Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertel-Säculum verrinnt.

Haß und Spaltung herscht in unsern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Pest.
Eh' man öffentlich, was recht ist, ehret,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksschmach wird ein Freudenfest.

Unsre Edlen suchen fremde Ketten,
Wer soll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt sich gierig in den Raub.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürsten,
Blicken in die Wette unsre Fürsten
Stolz auf Knechtschaft, hin in's fremde Land;
Kriechen dort in dem Clienten-Heere,
Haschen gierig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Fesseln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutsche mit dem Eisenstock.
Spott ist nun des Vaterlandes Weise
Und mit Zähneknirschen sinken Greise,
Zeugen beßrer Zeiten, in das Grab.

Werden unsre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder soll das Glück der Vormund sein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen schläget,
Halt es fluthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verstandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geschwächten sterben,
Und die Weltgeschichte gräbt das Grab.

Beim Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt sich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit schwerem Athem schleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in schwüler Gluth.

Mit jedem Pulsschlag wird es bänger,
Und schwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und stärker kehret sie zurück.
Der heiße, matte Pflüger sehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauspiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angesicht;
Jehova redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er spricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen sich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend duech die Wälder,
Und Bäume bersten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finster in dem Ungestüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plötzlich Nacht und plötzlich Tag.

Der ganze Himmel schwimmt in Flammen
Und rauschend stürzt der Regenguß
In eine Wasserfluth zusammen;
Von jedem Berge strömt ein Fluß.
Die Wolken spalten sich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerstrahl;
Und krachend stürzt der Eichen Spitze
Zerschmettert tief herab in's Thal.

Noch braust der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unsre Nachbarn zu erfreun;
Und alles ist erquickt und heiter,
Und scheint wie neubelebt zu sein.

Der Busen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume süßern Duft.
Schön, wie ein Morgen, wird der Abend,
Der kurz vorher so schwer gedroht:
Der Landmann sitzt, sich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.

Er sieht noch, wie am Firmamente
Der Mond in vollem Glanze steht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum stillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelst,
So spricht er, legt sich hin und ruht,
Jehova, Vater, Herr, du handelst
Mit deinen Kindern weis' und gut.

II.

Aus Seume's Spaziergang nach Syrakus.

Rom, den 1. März.

In Tolentino gings gut, und ich ließ mich überreden, von hier aus durch die Apenninen, denen man nichts gutes zutraut, ein Fuhrwerk zu nehmen, um nur nicht ganz allein zu sein. Hier kommt der Chientente den Berg herunter und ist für Italien ein ganz hübscher Fluß, hat auch etwas besseres Wasser als die übrigen. Man geht nun einige Tagereisen zwischen den Bergen immer an dem Flusse hinauf, bis zu seinem Ursprunge bei Colfiorito, wo er aus einem See kommt, in welchem sich das Wasser rund umher aus den höchsten Spitzen der Apenninen sammelt. Ich hatte einen Wagen gemiethet, aber der Wirth als Vermiether kam mit der Entschuldigung: es sei jetzt eben keiner zu finden; ich müsse zwei Stunden warten. Das war nun nicht erbaulich. Aergerniß hätte mich aber nur mehr aufgehalten; ich faßte also Geduld und ließ mich mit meinem Tornister auf einen Maulesel schroten; mein Führer setzte sich, als wir zur Stadt hinaus waren, auf die Kruppe, und so trabten wir italienisch immer in den Schluchten hinauf. Diese wurden bald ziemlich enge und wild, und hier und da aufgehangene Menschenknochen machen eben nicht die beste Idylle. Ich blieb auf einer Station, deren Namen ich vergessen habe, nicht weit von dem alten Kamerinum, dessen Livius im punischen Kriege sehr ehrenvoll erwähnt. Hier pflegte man mich sehr gastfreundlich und ich erhielt den bedungenen Wagen nach Foligno. Serrevalle ist ein großes, langes Dorf in einer engen, furchtbaren Bergsschlucht am Fluß, nicht weit von der größten Höhe des Apennins; und ich wunderte mich, daß man hier so gut und so wohlfeil zu essen fand. Von dem See bei Colfiorito, einem Kessel in den höchsten Bergwänden, geht es auf der andern Seite abwärts, und der Weg windet sich sehr wildromantisch in einer Felsenschnecke hinunter. Case Nuove ist ein armes Oertchen am Abhange des Berges, fast eben so zwischen Felsen wie Serrevalle auf der andern Seite. Die Leute verstehen sich sehr gut zu nähren, indem sie die Sympathie der Reisenden in Anspruch nehmen. Sie übertheuern den Fremden nicht, sondern wenden sich bei der Bezahlung mit rührender Ergebung an seine Großmuth. Wenn man nun einen Blick auf die hohen,

Digitized by Google

furchtbaren, nackten Felsen rund um sich her wirft; man müßte keine Seele haben, wenn man nicht etwas tiefer in die Tasche griffe und den gutmüthigen Menschen leben hülfe.

Von Case Nuove nach Foligno ist eine Parthie, wie es vielleicht in Italien nur wenige giebt, so schön und romantisch ist sie. Man erhebt sich wieder auf eine ansehnliche Höhe des Apennins, und hat über eine sehr reiche Gegend eine der größten Aussichten. Unten rechts, tief in der Schlucht, sind in einem sich nach und nach erweiternden Thale die Papiermühlen des Papstes angelegt, die zu den besten in Italien gehören sollen. Oben sind die Berge kahl, zeigen dann nach und nach Gesträuche, geben dann Oelbäume und haben am Fuße üppige Weingärten. Hier sah ich, glaube ich, zuerst die perennirende Eiche, die in Rom eine der ersten Zierden des Borgheſiſchen Gartens ist. Auf der Höhe des Weges soll man hier, wenn das Wetter rein und hell ist, bis nach Assisi und Perugia an dem alten Thrasymen sehen können. Ich war nicht so glücklich; es war ziemlich umwölkt; aber es war auch so schon ein herrlicher Anblick. Wer nur ein Kerl wäre, der etwas ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun schon in das Land, wo kein Stein ohne Namen ist. Mit magischen Wolken überzogen liegt das alte, finstere Foligno unten im Thale, wo der Segen Hesperiens ruht. Rechts und links liegen Anhöhen mit Gebäuden, die gewiß in der Vorzeit alle merkwürdig waren. Links hinunter weideten ehemals die vom Klitumnus weißgefärbten Stiere, welche die Weltbeherrscher zu ihren Opfern in die Hauptstadt holten; und tief weiter hinab liegt in einer Beraschlucht das alte Spoleto, vor dessen Thoren das vom Thrasymen siegreich herabstürzende Heer Hannibals zum ersten Mal von einer Munizipalstadt fürchterlich zurückgeschlagen wurde. In und bei Foligno ist artistisch nicht viel zu sehen, nachdem die neuen Gallier das schöne Madonnenbild mitgenommen haben. Die Kathedralkirche wird jetzt ausgebessert, und mich däucht mit Geschmack. Man hatte mich in die Post einquartirt, wo man mich zwar ziemlich gut bewirthete, aber ungeheuer bezahlen ließ. Eine Bewirthung, für die ich den vorigen Abend auch auf der Post oben in dem Apennin sieben Paoli gezahlt hatte, mußte ich hier in dem Lande des Segens mit sechzehn bezahlen. Man wollte mich überdieß mit Gewalt zu Wagen weiter spediren, und da ich dieß durchaus nicht einging, sollte ich wenigstens ein Empfehlungsschreiben meines freundlichen Bewirthers nach Spoleto an einen seiner guten Freunde haben. Natürlich, daß ich auch dafür dankte; denn er hatte mir vorher durch sich selbst seine guten Freunde nicht sonderlich empfohlen. Sobald als der Morgen graute, nahm ich also mein Bündel und wandelte immer wieder im Thale hinauf nach Hannibals Kopfstoß. Hier kam ich bei den berühmten Quellen des Klitumnus vorbei, die jetzt von den Eseltreibern und Waschweibern gewissenlos entweiht werden, ob sie gleich noch eben so schön sind wie vormals, als Plinius so enthusiastisch davon sprach. Große Haine und viele Tempel giebt es freilich nicht mehr hier; aber die Gegend ist allerliebst und ich stieg emsig hinab und trank durstig mit großen Zügen aus der stärksten Quelle, als ob es Hippokrene gewesen wäre. Hier und da standen noch ziemlich hohe Cypressen, die ehemals in der Gegend berühmt gewesen sein sollen. Vorzüglich sah es aus, als ob Athene und Lyäus ihre Geschenke hier in ihrem Heiligthume niedergelegt hätten. Es sollen in den Weinbergen noch einige Trümmer alter Tempel sein; ich suchte sie aber nicht auf. Als ich so dort mich auf dem jungen Rasen sonnte, setzte sich ein stattlich gekleideter Jäger zu mir, lenkte das Gespräch sehr bald auf Politik, zog einige Zeitungsblätter aus der Tasche, und wollte nun von mir wissen, wie man nach dem Frieden die endliche Ausgleichung machen würde, und wie besonders der heilige Sitz und die geistlichen Churfürsten dabei bedacht werden sollten. Daran hatte ich nun mit keiner Sylbe gedacht, und sagte ihm ganz offenherzig, daß überließe ich denen, quorum interesset.

Ich bin nicht gern bei solchen Ausgleichungsprojekten; denn es ist fast immer etwas Empörendes dabei. Ein Beispielchen will ich Dir davon erzählen. Du kannst Dir nichts Anmaßlicheres, Verwegeneres, Hohnsprechenderes, Impertinenteres denken, als den russischen Nationalgeist; nicht den des Volks, sondern der hoffnungsvollen Sprößlinge der großen Familien, die die nächste Anwartschaft auf Aemter im Civil und bei der Armee haben. Einer dieser Herren, der nur wenig seinem Kameraden vorging, äußerte in Warschau öffentlich im Vorzimmer, er hoffe wohl noch russischer Gouverneur in Dresden zu werden und zu bleiben. Die Frage war eben, wie man Oestreich über die zweite Theilung in Polen zufrieden stellen wolle? Der Neffe des Gesandten, der doch Major bei der Armee und also kein Troßbube war, meinte ganz naiv und unbefangen, da gäbe es ja noch Churfürsten und Fürsten genug zu spolliren. Dein Freund stand bei den Excellenzen, deren einige durchaus die moralische Antiphrase ihres Titels waren, und kehrte sich trocken weg und sagte: Das ist wenigstens der richtige Ausdruck: So geht es hier und da.

Der Jäger verließ mich nach einem halben Stündchen Kosen, und ich verließ den Klitumnus. In Spoleto ging ich ohne Schwierigkeit gerade durch das Thor hinein, durch welches Hannibal laut der Nachrichten nicht gehen konnte. Fast hätte ich nun Ursache gehabt, zu bedauern, daß ich das Empfehlungsschreiben des billigen Mannes in Foligno nicht angenommen hatte; denn ich lief in dem Neste wohl eine halbe Stunde herum, ehe ich ein leidliches Gasthaus finden konnte. Endlich führte man mich doch in eins, wo man für den dritten Theil der gestrigen Zeche eben so gut bewirthete. Es ist ein großes, altes, dunkles, häßliches, jämmerliches Loch, das Spoleto; ich möchte lieber Küster Klimm zu Bergen in Norwegen sein, als Erzbischof zu Spoleto. Die Leute hier, denen ich ins Auge guckte, sahen alle aus wie das böse Gewissen: und nur mein Wirth mit seiner Familie schien eine Ausnahme zu machen. Deswegen habe ich mich auch keinen Deut um ihre Alterthümer bekümmert, deren hier noch eine ziemliche Menge sein sollen. Aber alles ist Trümmer; und Trümmer überhaupt, und zumal in Spoleto, und überdieß in so entsetzlichem Nebelwetter, geben eben keine schöne Unterhaltung. Ueber dem Thore, das man Hannibals Thor nennt, stehen die Worte in Marmor:

HANNIBAL
CAESIS AD THRASYMENUM ROMANIS
INFESTO AGMINE URBEM ROMAM PETENS
AD SPOLETUM MAGNA STRAGE SUORUM REPULSUS
INSIGNE PORTAE NOMEN FECIT.

So ist die Ueberschrift. Ich weiß nicht, ob es die Worte des Livius sind: mich däucht, bei diesem lautet es etwas anders. Die Sache hat indeß nach den alten Schriftstellern ihre Richtigkeit; nur weiß ich nicht, ob es eben dieses Thor sein möchte: denn wie vielen Veränderungen ist die Stadt nicht seit den punischen Kriegen unterworfen gewesen! Doch ist es eben das Thor, durch das der Weg von Perugia geht. Der Marmor scheint ziemlich neu zu sein. Jetzt dürfte sich wohl schwerlich eine französisches Bataillon zurückwerfen lassen.

Ich Idiot glaubte, als ich in Foligno angekommen war, ich sei nun den Apennin durchwandelt; aber das ganze Thal des Klitumnus mit den Städten Foligno und Spoleto liegt in den Bergen; von Spoleto bis Terni ist der furchtbarste Theil desselben; und hier war ich wieder zu Fuße ganz allein. Den Morgen, als ich Spoleto verließ, sah ich links an dem Felsen noch das alte gothische Schloß, wo sich wackere Kerle noch einige Stunden um die Stadt schlagen können, ging vor den sonderbaren Anachoreten vorbei und immer die wilde Bergschlucht hinauf. Wo ich einkehrte, unterhielt man mich überall mit Räubergeschichten und Mordthaten, um mir einen Maulesel mit seinem Führer aufzuschwatzen; aber ich war nun einmal hartnäckig und lief trotzig allein meinen Weg immer vorwärts. Oben auf dem Berge soll der Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben. Es ist wohl nur von Rom aus nach Umbrien der höchste Berg; denn sonst giebt es in der Kette viel höhere Parthien. Der Weg aufwärts von Spoleto ist noch nicht so wild und furchtbar als der Weg abwärts und weiter nach Terni. Das Thal abwärts ist zuweilen kaum hundert Schritte breit, rechts und links sind hohe Felsenberge, zwischen welche den ganzen Tag nur wenig Sonne kommt, mit Schluchten und Waldströmen durchbrochen. Dörfer trifft man auf dem ganzen Wege nicht, als auf der Spitze des Berges nur einige Häuser und ein halbes Dutzend in Strettura, dessen Name schon einen engen Paß anzeigt. Hier und da sind noch einige isolirte Wohnungen, die eben nicht freundlich aussehen, und viele alte verlassene Gebäude, die ziemlich den Anblick von Räuberhöhlen tragen. Fast nichts ist bebaut. Die meisten Berge sind bis zu einer großen Höhe mit finstern, wilden Lorbeerbüschen bewachsen, die vielleicht eine Bravobande zu ihren Siegeszeichen brauchen könnte. Ich gestehe Dir, es war mir sehr wohl, als sich einige italienische Meilen vor Terni das Thal wieder erweiterte und ich mich wieder etwas zu Tage gefördert sah, unter mir schöne, friedliche Oelwälder erblickte, unter denen der junge Weizen grünte. Das Thal der Cera öffnete sich, und es lag wieder ein Paradies vor mir. Hohe Cypressen ragten hier und da in dem Garten an den Felsenklüften empor, und der Frühling schien in den ersten Gewächsen des Jahres mit wohlthätiger Gewalt zu arbeiten.

Vorgestern kam ich auf meiner Reise hierher in Terni an. Mein Wirth, ein Tiroler, und stolz auf die Ehre ein Deutscher zu sein, fütterte mich auf gut östreichisch recht stattlich, und setzte mir zuletzt ein Gericht Sepien vor, die mir zum Anfange vielleicht besser geschmeckt hätten. Er mochte mich für einen Maler halten und glauben, daß dieses zur Weihe gehöre. Zum Dessert und zur Delikatesse kann ich den

Digitized by Google

Dintenfisch nach dem Urtheil meines Gaumens nicht empfehlen; schon seine schwarzbraune Farbe ist in der Schüssel eben nicht ästhetisch. Nachdem ich gespeist, Interamner Wein getrunken und meinen Reisesack gehörig in Ordnung gelegt hatte, trollte ich fort nach dem Sonnentempel, nämlich der jetzigen Diminutivkirche des heiligen Erlösers. Sie war verschlossen, ich ließ mich aber nicht abweisen und ging zum Sakristan, der weiter keine Notiz von mir nahm; bei seiner Schüssel und seinem Buche unbeweglich sitzen blieb und mich durch eine alte Sara in die Kirche weisen ließ. Der Mann hatte in seinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, sondern blos der heidnischen Sonne sein Kompliment zu machen. Richtig. Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen wie wahre Obskuranten behandelt und dafür gesorgt, daß in den Sonnentempel keine Sonne mehr scheinen kann. Alle Eingänge sind vermauert und zu Nischen gemacht, in deren jeder ein Heiliger für Italien schlecht genug gepinselt ist; und über dem Altar steht ein Sankt Salvator, der seinen Verfertiger auch nicht aus dem Fegfeuer erlösen wird.

Nun stieg ich, ob ich gleich diesen Tag schon durch vier Meilen Apenninen von Spoleto herüber gekommen war, noch eine deutsche Meile lang den hohen Steinweg zu dem Fall des Velino hinauf. Das war Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne stand schon etwas tief und bildete aus der furchtbaren Schlucht der Nerva hoch in der Atmosphäre einen ganz hellen, herrlich glühenden und größern dunkeln Bogen im Staube des Falles. Ich saß gegenüber auf dem Felsen, und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst großes und schönes haben mag. Etwas größeres und schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen. Folgendes war halb Gedanke, halb Gefühl, als ich wieder bei mir selbst war.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Namen ewig macht;
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.
Es war ein göttlicher Gedanke,
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
An ihres Wirkens enger Schranke
Und glaubet kaum, daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wild schäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine selige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es schlachte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Freundes Grab;
Es zehre sich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelsucht ab!
Es weine Cäsar, stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz um seine kahle Scheitel;
Es mache sich Oktavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverei auf schöne Namen sannen,
Mit Schlangenlist den Erdball unterthan;
Die Motten zehren an dem Rufe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Sekulum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe.
Hier steigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und segnend färbt der Sonnenstrahl
Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente.
Das Feuer glüht mir durch das Rückenmark,
Und hoch schlägts links mir in der Seite stark;
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Oben am Sturz rund um das Felsenbette ist zwischen den hohen Bergen ungefähr eine kleine Stunde im Umkreise eine schöne Ebene, die voll umgehauener Oelbäume und Weinstöcke steht. Ich wollte schon den Päbstlern über das Sakrilegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieses sei im letzten Kriege eine Lagerstätte der Neapolitaner gewesen. Sie schlugen hier Anfangs die Franzosen durch den alten Felsenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie sie mit gewöhnlicher Besinnung es wagen konnten, sie weiter zu verfolgen. Sie gingen in das Manöver und bezahlten für ihre Kurzsichtigkeit unten sehr theuer. Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigerwuth sogar unter den Zweigen des friedlichen Oelbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldigt werde, ein Oelbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligthum sein: und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört. Die Sonne ging unter als ich den schönen Olivenwald herabkam, und kaum konnte ich unter den Weinstöcken noch einige Veilchen und Hyacinthen pflücken, die dort ohne Pflege blühen.

Es war zu spät, noch die Reste des Theaters in den Gärten des Bischofs zu sehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera hinunter ist furchtbar schön. Die Brücke bei Borghetto über die Tiber ist zwar ein sehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drei Päbste immer sehr kleinlich, wenn man sie nur gegen die Reste des alten ponte rotto bei Narni über die Nera hält. Das sind doch noch Triumphbogen, die Sinn haben, diese Brücke und der Trajanische bei Ankona. Der schönste ist wohl der Wasserfall des Velino, der oben für die ganze Gegend von Rieti schon über zwei tausend Jahre eine Wohlthat ist, weil er sie vor Ueberschwemmungen schützt. Ich bekenne, daß ich für zwecklose Pracht, wenn es auch Riesenwerke wären, keine sonderliche Stimmung habe.

Eine halbe Stunde von Narni läßt man die Nera rechts und der Weg geht links auf der Anhöhe fort, immer noch wild genug, aber doch nicht mehr so grauenvoll wie zwischen Spoleto und Terni. Das Interamner Thal, das man hier bei Narni zuletzt in seiner ganzen Ausdehnung an der Nera hinauf übersieht, stand bei den Alten billig in großem Ansehen, und ist noch jetzt bei aller Vernachlässigung der Kultur ein sehr schöner Strich zwischen dem Ciminus und dem Apennin. In Otrikoli, einem alten schmutzigen Orte nicht sehr weit von der Tiber, wo ich gegen Abend ankam, lud man mich gleich vor dem Thore höflich in ein Wirthshaus, und ich trug kein Bedenken, meinen Sack abzuwerfen und mich zu den Leuten an das Feuer zu pflanzen. Es hatte freilich keine sonderlich gute Miene; aber ich wäre vielleicht Gefahr gelaufen, im Städtchen selbst ein schlechteres oder gar keins zu finden und den Weg zurück zu machen, wo ich dann nicht so willkommen gewesen wäre. Kaum hatte ich einige Minuten ziemlich stumm dort gesessen, als ein ganz gut gekleideter Mann sich neben mich setzte und mir mit einigen allgemeinen theilnehmenden Erkundigungen Rede abzugewinnen suchte. Er war ein starker, heißer Politiker, und, wie sehr natürlich, mit der Lage der Dinge und vorzüglich mit den allerneuesten Veränderungen nicht sonderlich zufrieden, und meinte weislich, die Sachen könnten so keinen Bestand haben. Sein Ansehen versprach eben keinen ausgezeichneten Stand, und doch war er einer der gescheidetsten, bewandertsten Männer, die ich noch auf meiner Wanderung in Italien von seiner Nation gesehen habe. Orthodoxie in Kirche und Staat schien seine Sache nicht zu sein; und er mußte etwas Zutrauen zu meinem Gesichtsentwurf genommen haben, daß er mich ohne Zurückhaltung so tief in seine Seele sehen ließ. Er kannte die heutigen Staatsverhältnisse ungewöhnlich gut und war in der alten Geschichte ziemlich zu Hause. Der alte Römerstolz schien noch tief in seinem Innern zu sitzen. Er sprach skoptisch vom Pabste und schlecht von den Franzosen; besonders hatte sein Haß den General Murat recht herzlich gefaßt, von dessen schamlosen Erpressungen er zähneknirschend sprach, und der schon durch seinen Mameluckennamen allen Kredit bei ihm verloren hatte. Dieser Otrikolaner war seit langer Zeit der erste Mann, der meinen Spaziergang richtig begriff, und meinte, daß sein Vaterland auch jetzt noch ihn verdiene, so tief es auch gesunken sei. Wir schüttelten einander freundschaftlich die Hände, und ich ging mit der folgenden Morgendämmerung den Berg hinunter, neben den Ruinen der alten Stadt vorbei, auf die Tiber zu.

Bis jetzt war es Vergnügen gewesen, auch im Kirchenstaate zu reisen. Jenseits der Berge vor und hinter Ankona, bei Foligno und Spoleto und Terni und Narni war die Kultur doch noch reich und schön, und in den Bergen waren die Scenen romantisch groß und zuweilen erhaben furchtbar. Man vergaß leicht die Gefahr, die sich finden konnte. Von der Tiber und Borghetto an wird alles wüst und öde. Die Bevölkerung wird immer dünner und die Kultur mit jedem Schritte nachlässiger. Civita Castellana gilt für das alte Falerii der Falisker, wo der Schurke von Schulmeister seine Zöglinge in's feindliche Lager spaziren führte und vom Camill so brav unter den Ruthenstreichen der Jungen zurückgeschickt wurde. Es ist angenehm genug, nach einer eingebildeten militärischen Topographie sich hier den wirklich schönen Zug als gegenwärtig vorzustellen. Die Lage entspricht ganz der Idee, welche die Geschichte davon giebt. Der Ort ist fast rund umher mit Felsen umgeben, die von Natur unzugänglich sind. Der Anblick flößte mir gleich Respekt ein, und ohne an Cluver zu denken, der, wie ich glaube, es ziemlich sicher erwiesen hat, setzte ich sogleich eigenmächtig die alte Festung hierher.

Digitized by Google

Von Borghetto her führt eine alte Brücke über eine wilde, romantische Felsenschlucht, und nach Nepi und Rom zu hat Pius der Sechste eine neue Brücke gebaut, welche das beste ist, was ich noch von ihm gesehen habe. Es ist übrigens gar erbaulich, in welchem pompösen Styl diese Dinge in Aufschriften erzählt werden: solche ampullae et sesquipedalia verba scheinen recht in der Seele der heutigen Römlinge zu liegen. Die alten Römer thaten und ließen reden, und diese reden und lassen thun. Ich habe auf meinem Wege von Ankona hierher viele erhabene Ehrenbogen gefunden, welche in einer angeschwollenen Sprache weiter nichts sagten, als daß Pius der Sechste hier gewesen war, und vielleicht ein Frühstück eingenommen hatte. Diese Bogenspanner verdienten einen solchen Herrscher. Von Civita Castellana aus trennt sich die Straße; die alte flaminische geht über Rignano, Malborghetto und Primaporta nach der Stadt, und die neue von Pius den Sechsten über Nepi und Monterosi, wo sie in die Straße von Florenz fällt. Ich dachte mit dem alten Sprichwort: Nun gehen alle Straßen nach Rom; und hielt mich halb unwillkürlich rechts zu dem neuen Pabst. Der alte Weg kann wohl nicht viel schlimmer sein, als ich den neuen fand. Doch von Wegen darf ich mit meinen Landsleuten nicht sprechen; sie sind wohl selten in einem andern Lande schlimmer und gewissenloser vernachlässigt, als bei uns in Sachsen.

Erlaube mir über die Straßen im Allgemeinen eine kleine, vielleicht nicht überflüssige Expektoration. Es ist empörend, wenn dem Reisenden Geleite- und Wegegeld abgefordert wird, und er sich kaum aus dem Koth herauswinden kann, um dieses Geld zu bezahlen. Die Straßen sind einer der ersten Polizeiartikel, an den man fast überall zuletzt denkt. Geleite- und Wegegeld und Postregal haben durchaus keinen Sinn, wenn daraus nicht für den Fürsten die Verbindlichkeit entspringt, für die Straßen zu sorgen; und die Unterthanen sind nur dann zum Zuschuß verpflichtet, wenn jene Einkünfte nicht hinreichen. Denn der Staat hat unbezweifelt die Befugniß, die Natur und Zweckmäßigkeit, und den gesetzlichen Gebrauch aller Regalien zu untersuchen, wenn es nothwendig ist, und auf rechtliche Verwendung desselben zu dringen. Das giebt sich aus dem Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, wenn gleich nichts davon im Justinianischen Rechte steht, welches überhaupt als jus publicum das traurigste ist, das die Vernunft ersinnen konnte; so sehr es auch ein Meisterwerk des bürgerlichen sein mag. Bei den Straßen tritt noch eine Hauptvernachlässigung ein, ohne deren Abstellung man durchaus auch mit großen Summen und anhaltender Arbeit nicht glücklich sein wird. Ich meine, man sucht nicht mit Strenge das schädliche Spurfahren zu verhüten. Es ist so gut, als ob keine Verfügungen deßwegen vorhanden wären, so wenig wird darauf gesehen. Es ist mathematisch zu beweisen, daß die Gewohnheit des Spurfahrens, zumal der schweren Wagen, die beste, festeste Chaussee in kurzer Zeit durchaus verderben muß. Ist einmal der Einschnitt gemacht, so mag man schlagen und ausfüllen und klopfen und rammeln, so viel man will, man gewinnt nie wieder die vorige Festigkeit; die ersten Wagen fahren das Gleis wieder aus, und machen das Uebel ärger. Fängt man an, ein zweites Gleis zu machen, so ist dieses bald eben so ausgefahren; und so geht es nach und nach mit mehrern, bis die ganze Straße ohne Hilfe zu Grunde gerichtet ist. Wenn aber der Weg nur einigermaßen in Ordnung ist, und durchaus kein Wagen die Spur des vorhergehenden hält, so kann kein Gleis und kein Einschnitt entstehen; sondern jedes Rad versieht, so zu sagen, die Stelle eines Rammels, und hilft durch die beständige Veränderung des Drucks die Straße bessern. Man würde eben so sehr endlich den Weg verderben, wenn man ohne Unterlaß mit dem Rammel beständig auf die nämliche Stelle schlagen wollte. Durch das Nichtspurfahren verändern auch die Pferde beständig ihre Tritte; und das Nämliche gilt sodann von den Hufen der Thiere, was von den Rädern des Fuhrwerks gilt. Fast durchaus habe ich den Schaden dieser bösen Gewohnheit gesehen, und nur im Hannöver'schen hat man, so viel ich mich erinnere, strengere Maßregeln genommen, ihn zu verhüten. Aber ich muß machen, daß ich nach Rom komme.

Die Italiener müssen denn doch auch zuweilen ein sehr richtiges Auge haben. Zwei etwas stattlichere Spaziergänger als ich begegneten mir mit ihren großen Knotenstöcken bei Nepi, vermuthlich um ihre Felder zu besehen, auf denen nicht viel gearbeitet wurde. Signore è tedesco e va a Roma, sagte mir einer der Herren sehr freundlich. Die Deutschen müssen daraus diese Straße machen, denn ich hatte noch keine Silbe gesprochen, um mich durch den Accent zu verrathen. Sie riethen mir, ja nicht in Nepi zu bleiben, sondern noch nach Monterosi zu gehen, wo ich es gut haben würde. Ich dankte und versprach es. Es ist sehr angenehm, wenn man sich bei dem ersten Anblick so ziemlich gewiß in einer fremden Gegend orientiren kann. Nach meiner Rechnung mußte der mir links liegende Berg durchaus der Soracte sein, obgleich kein Schnee darauf lag; und es fand sich so. Jetzt gehört er dem heiligen Sylvester, dessen Namen er auch trägt; doch hat sich die alte Benennung noch nicht verloren, denn man nennt ihn noch hier und da Soratte. Nun ärgerte es mich, daß ich nicht links die alte flaminische Straße gehalten hatte; dann hätte ich den Herrn Soratte, der sich schon von weitem ganz artig macht, etwas näher gesehen, und wäre immer längs der Tiber hinuntergewandelt. Der Berg steht von dieser Seite ganz isolirt; das wußte ich aus einigen Anmerkungen über den Horaz, und deswegen erkannte ich ihn sogleich, da mir seine Entfernung von Rom bekannt war. Hinten schließt er sich durch eine Kette von Hügeln an den Apennin. Der Berg ist zwar ziemlich hoch, aber gegen die Apenninen selbst hinter ihm doch nur ein Zwerg. Ich will mir doch auch ein recht schulmeisterlich, hermeneutisches Ansehen geben, und Dir hierbei eine pragmatische Bemerkung machen. Vielleicht weißt Du sie schon; thut nichts; eine gute Sache kann man zweimal hören. Du darfst von dem hohen Schnee des Horaz nicht eben auf die Höhe des Berges schließen. Der Sorakte hat, weil er mit der großen Bergkette der Apenninen verglichen, doch nicht außerordentlich hoch ist, und tiefer herab in der Ebene liegt, nur selten Schnee; und Herr Horaz wollte durch seinen Schnee den ziemlich starken Winter anzeigen, wo man wohl thäte, Kastanien zu braten, und sich zum Kamin und zum Becher zu halten. Das finde ich denn ganz vernünftig. Vielleicht war er eben damals in Tibur, wo er von Mäcens Landgute bloß die Spitze des beschneiten Sorakte sehr malerisch gruppirt vor sich hatte. Uebrigens thue ich dem Horaz keine kleine Ehre, daß ich mich mit einem seiner Verse so lange beschäftigte; denn er ist durch seine Sinnesart mein Mann gar nicht, und es ist Schade, daß die Musen gerade an ihn so viel verschwendet haben.

Nepi könnte ein gar herrlicher Ort sein, wenn die Leute hier etwas fleißiger sein wollten; allein je näher man Rom kommt, desto deutlicher spürt man die Folgen des päbstlichen Segens, die durchaus wie Fluch aussehen. Hinter Monterosi packte mich ein Vetturino, der von Viterbo kam und nach Rom ging, mit solchem Ungestüm an, daß ich mich nothwendig in seinen Wagen setzen mußte, wo ich einen stattlich gekleideten Herrn fand, der eine todte Ziege und einen Korb voll anderer Victualien neben sich hatte. Die Ziege wurde eingepackt und der Korb beiseite gesetzt; ich legte meinen Tornister zu meinen Füßen gehörig in Ordnung, und pflanzte mich Barbaren neben den zierlichen Römer. Er belugte mich stark und ich ihn nur obenhin; nach einigen Minuten fing das Gespräch an; und ich schwatzte so gut ich in der neuen römischen Zunge konnte. Das ewige Thema waren leider wieder Mordgeschichten, und der Herr guckte jede Minute zum Schlage hinaus, ob er keine Pistolenhalfter sähe. Ganz spaßhaft ist es freilich nicht, wie ich nachher erfahren habe; aber eine solche Furcht ist doch sehr possirlich und lächerlich. Diese Angst hielt bei dem Manne an, bis wir an die Geiersbrücke von Rom kamen, wo er sich nach und nach wieder erholte. Am Volksthore, denn durch dieses fuhren wir ein, fragten die päbstlichen Patrontaschen nach meinem Passe und brachten ihn sogleich zurück mit der Bitte: Qualche cosa della bona grazia pelle guardie. So so, das fängt gut an; ich mußte wohl einige Paoli herausrücken. Da hielten wir nun vor dem großen Obelisken, und ich überlegte, nach welcher von den drei großen Straßen ich auf gut Glück hinunter gehen sollte. Eben hatte ich meinen Gesichtspunkt in die Mitte hinab durch den Corso genommen und wollte aussteigen, als mein Kamerad mich fragte, wo ich wohnen würde? Das weiß ich nicht, sagte ich; ich muß ein Wirthshaus suchen. Er bot mir an, mich mit in sein Haus zu nehmen. Er habe zwar kein Wirthshaus, ich solle es aber bei ihm so gut finden, als es Gefälligkeit machen könne. Ich sah dem Manne näher ins Auge und las wenigstens keine Schurkerei darin, dachte, hier oder da, ist einerlei, setzte mich wieder nieder und ließ mich mit fortziehen. Man brachte mich, dem heiligen Franziskus mit dem Stigmen gegenüber, in den Pallast Strozzi, wo mein Wirth eine Art von Haushofmeister zu sein scheint.

Rom.

So bin ich denn also unwidersprechlich hier an der gelben Tiber, und zwar in keinem der letzten Häuser. Man hat hier im Hause viel Höflichkeit für mich, und mehr Aufmerksamkeit, als mir lieb ist: denn ich merke, daß ich hier viel theurer leben werde, als in irgend einem Wirthshause; wie mir meine Landsleute, die den römischen Rommel etwas verstehen, auch schon erklärt haben. Ich habe meine Addressen aufgesucht. Uhden und Fernow empfingen mich mit Humanität und freundschaftlicher Wärme. Du kennst die Männer aus

ihren Arbeiten, welche gut sind; aber sie selbst sind noch besser, welches nicht immer der Fall bei literärischen Männern ist. Ich bin also schon kein Fremdling mehr am Kapitole. Auch den selbstständigen, originellen und etwas barocken Reinhart sah ich gleich den zweiten Tag, und mehrere andere deutsche Künstler. Gmelin ist ein lebhafter, jovialischer Mann, der nicht umsonst die Welt gesehen hat, und der eine eigene Gabe besitzt, im Deutschen und Französischen mit der lebendigsten Mimik zu erzählen.

Der Kardinal Borgia, an den ich einen Brief hatte, nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf. Ein Anderer würde in seinem Styl Herablassung sagen; nach meinem Begriff läßt sich kein Mensch herab, wenn er mit Menschen spricht, und wenn irgend ein sogenannter Großer in seinem Charakter noch Herablassung nöthig hat, so steht er noch lange nicht auf dem rechten Punkte. Ich war genothigt, meine Anrede französisch zu machen, da ich mir im Italienischen nicht Wendung genug zutraute, mit einem solchen Manne eine zusammenhangende Unterredung zu halten. Er antwortete mir in der nämlichen Sprache; aber kaum hörte er, daß ich Latein verstand, so fuhr er, für einen Cardinal drollig genug, lateinisch fort, das Lob dieser Sprache zu machen, durch welche die Nationen so fest zusammenhängen. Haec est illa lingua, setzte er hinzu, quae nobis perperit Livios atque Virgilios. Et Tiberios et Nerones, hätte ich fast unwillkürlich durch die Zähne gemurmelt. Ein Wort gab das andere, ich mußte ihm einiges von meiner Kriegswanderung nach Amerika erzählen und von meinem Wesen in Polen, und der alte Herr fiel mir mit vieler Gutmüthigkeit um den Hals, und faßte mich im Ausbruch der Jovialität nicht allein beim Kopf, sondern sogar bei den Ohren. Ein alter militärischer General seiner Heiligkeit stand dabei, und es wurde ein herzliches Trio gelacht, in das ich so bescheiden als möglich mit einstimmte. Du wirst schon wissen, daß man in Rom mehr Mönchsgenerale als Kriegsgenerale antrifft. Beide spielen mit Kanonen, und es wäre nicht schwer zu entscheiden, welche die ihrigen am besten zu gebrauchen wissen. Ich erhielt die Erlaubniß, ohne Einschränkung immer zu dem Kardinal zu kommen, welches für einen Pilger, wie ich bin, keine Kleinigkeit ist. Er stutzte gewaltig, als er hörte, ich wollte übermorgen mein Bündel nehmen und des Weges weiter wandeln, billigte aber meine Gründe lachend, als ich ihm sagte, ich wollte vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit meinen Spaziergang nach Syrakus endigen und auf meiner Rückkehr mich länger hier aufhalten. Er bot mir keine Empfehlung nach Veletri an, um dort freieren Eintritt in das Familienkabinet zu haben, worüber ich mich einiger Maßen wunderte. Aber man hat Schwierigkeiten mit den Franzosen gehabt und Einige fürchteten sogar, die Franzosen würden die ganze Sammlung wegschaffen lassen. Das geschieht nun zwar, wie ich höre, nicht; aber es ist doch begreiflich, daß dadurch etwas Furchtsamkeit und Unordnung entstanden sein mag. Uebrigens bin ich nicht nach Italien gegangen, um vorzüglich Kabinette und Gallerien zu sehen, und tröste mich leicht mit meiner Laienphilosophie.

Eben habe ich Canova gesehen und unsere Freunde, Reinhart und Fernow. Es ist überall wohlthätig, wenn sich verwandte Menschen treffen; aber wenn sie sich auf so klassischem Boden finden, gewinnt das Gefühl eine eigene Magie schöner Humanität. Canova hat eine zweite Hebe für die Pariser gearbeitet, die mir aber mit den Veränderungen, die er gemacht hat und die er doch wohl für Verbesserungen halten muß, bei weitem nicht so wohl gefällt, wie die venetianische. Du kennst meinen Enthusiasmus für diese. Er hat, däucht mir, dem Urtheil und dem Geschmack der Franzosen geschmeichelt, denen ich aber in der Anlage einer Batterie eher folgen wollte, als in der Kritik über reine Weiblichkeit. Es bleibt an allen ihren schönen Weibern immer noch etwas von dem Character aus dem alten Palais Royal zurück. Er hat auch zwei Fechter nach dem Pausanias gemacht, die nach langer Ermüdung zur Entscheidung einander freien Stoß geben. Der eine hat so eben den furchtbarsten Schlag vor die Stirne erhalten — dieses ist der Moment — und reißt sodann mit entsetzlichem Grimm seinem Gegner mit der Faust auf einem Griff das Eingeweide aus. Sie gelten für Muster der Anatomie und des Ausdrucks. Da sie keine nahe Beziehung auf reine, schöne Humanität haben, konnten sie mich nicht so sehr beschäftigten: denn Furcht und Grimm sind Leidenschaften, von denen ich gerne mich wegwende. Die Stelle aus dem Pausanias ist mir nicht gegenwärtig; ich weise Dich auf ihn. Demoxenes heißt, glaube ich, der eine Fechter.

In einigen Tagen werde ich durch die Pontinen nach Terracina und sodann weiter nach Süden gehen; damit ich vor der ganz heißen Jahreszeit, wenn's glückt, wieder zurückkomme. Mißglückt es, denn man spricht gar wunderlich, so mögen die Barbaren mich auf ihrer Seele haben. Ich will mich nicht durch Furcht ängstigen, die auf alle Fälle kein guter Hausgenosse in der Seele ist. Zu Ende des Jahres hoffe ich, port varios casus Dich wieder zu sehen.

Terracina.

Du siehst, daß ich aus den Sümpfen heraus bin. Die Prophezeihung meiner Freunde in Rom ist eingetroffen. Der Herr Haushofmeister in dem Pallast Strozzi dem heiligen Franz mit den Stigmen gegenüber, überließ es meiner Großmuth, die seinige zu belohnen. Das heißt nun die Leute meistens am unrechten Flecke angefaßt. Ich griff mich indessen an, so viel ich konnte, und gab für drei Tage und drei Mahlzeiten, die übrigen hatte ich auswärts gehalten, zwei Kaiserdukaten, welches ich für ziemlich honett hielt. Der Mann machte in Rom ein flämisches Gesicht, aber doch weiter keine Bemerkung, sondern begleitete mich noch gefällig bis Sankt Johann von Lateran, wo er mir am Thore seine Addresse gab, damit ich ihn bei meiner Rückkunft finden möchte. Er mochte doch die Rechnung gezogen und überlegt haben, daß einen ganzen Monat verhältnißmäßig das Geldchen noch mitzunehmen wäre. Das war nun aber mir nicht gelegen; meine Börse wollte sich in die Länge nicht so großmüthig behandeln lassen. Man hat der Ausgaben mehrere. Ich ging nun durch die weitläufigen, halb verfallenen Gärten der Stadt und durch die ganz wuste Gegend vor derselben nach Albano hinüber.

Einige Millien vor der Stadt wandelte links unter den Ruinen der alten Wasserleitungen, die vom Berge herabkamen, ein Mann mit einem Buche einsam hin, suchte sich rund umher zu orientiren, und schloß sich, als ich näher kam, an mich an. Er war ein Franzose, der sich in Veletri schon lange häuslich niedergelassen hatte, in der Stadt gewesen war und jetzt heim ging. Seine Gesellschaft war mir hier höchst angenehm, da er mit der Geschichte der Zeit und den Vorfällen des Kriegs bekannt war und rund umher mir alle Auftritte erklärte. Links hinauf nach den Hügeln des Albanerbergs hatten sich die Franzosen und Insurgenten hartnäckig geschlagen. Die Insurgenten hatten zuerst einigen Vortheil und hatten deswegen nach der Weise der Revolutionäre angefangen höchst grausam zu verfahren: aber die Franzosen trieben sie mit ihrer gewohnlichen Energie bald in die Enge; und nun fehlte es wieder nicht an Gewaltthätigkeiten aller Art. Einige Millien von Albano ist rechts am Wege eine Gegend, welche Schwefelquellen halten muß; denn der Geruch ist entsetzlich und muß in der heißen Sommerperiode kaum erträglich sein. In einer Peripherie von mehrern hundert Schritten keimt deswegen kein Gräschen, obgleich übrigens der Strich nicht unfruchtbar ist.

Die Albaner bilden sich ein, daß ihre Stadt das alte Alba Longa sei, und sagen es noch bis jetzt auf Treu und Glauben jedem Fremden, der es hören will. Die Antiquare haben zwar gezeigt, daß das nicht sein könne, und daß die alte Stadt laut der Geschichte an der andern Seite des Sees am Fuße des Berges müsse gelegen haben: aber drei oder vier Millien, denken die Albaner, machen keinen großen Unterschied; und es ist wenigstens Niemand in der Gegend, der ein näheres Recht auf Alba Longa hätte als sie. Wir wollen sie also in dem ruhigen Besitz lassen. Die jetzige Stadt scheint zur Zeit der ersten Cäsarn aus einigen Villen entstanden zu sein, von denen die des Pompejus die vorzüglichste war. Dadurch sieht es nun freilich um das Monument der Kuriatier mißlich aus, das auf dem Wege nach Aricia steht, und welches mir überhaupt ein ziemlich gothisches Ansehen hat. Nach der Geschichte sind alle, die drei Kuriatier wie die beiden Horatier, unten vor der Stadt Rom begraben, wo der Kampf geschah und wo auch ihre Monumente standen: indessen läßt sich wohl denken, daß die neuen Albaner aus altem Patriotismus ihren braven Landsleuten hier ein neues Denkmal errichteten, als unten die alten verfallen waren. Wenigstens ist nicht einzusehen, wozu das Ding mit den drei Spitzen sonst sollte aufgeführt worden sein. Ein Kastell zur Vertheidigung des Weges wäre das Einzige, wozu man es machen könnte; aber dazu hat es nicht die Gestalt.

In Albano fand mein Franzose Bekannte, bei denen er einkehrte; und ich ließ mich auf die Post bringen, welche das beste Wirthshaus ist. Sobald ich abgelegt hatte, trat ein artiger, junger Mann zu mir in's Zimmer, der aus der Gegend war und mit vieler Gutmüthigkeit mir die Unterhaltung machte. Mit ihm wandelte ich noch etwas in der schönen Gegend hin und her, und namentlich an das Monument, von dessen Alterthum er indessen auch nicht sonderlich überzeugt war. Antiquitäten schienen zwar seine Sache nicht zu sein; aber dafür war er desto bekannter in der neuen Welt. Er sprach französisch und englisch mit vieler Geläufigkeit, weil er in beiden Ländern einige Zeit gewesen war; eine nicht gewohnliche Erscheinung unter den

Digitized by Google

Italienern. Je m'appelle Prince, sagte er, mais je ne le suis pas: indessen hatten ihn die Franzosen nach seiner Angabe prinzlich genug behandelt, alle seine Oelbäume umgehauen, und ihm auf lange Zeit einen jährlichen Verlust von zweitausend Piastern verursacht. Die Wahrheit davon lasse ich auf seiner Erzählung beruhen. Der junge Mann zeigt viel Offenheit, Gewandheit und Humanität in seinem Charakter. Sodann führte er mich einige hundert Schritte weiter zu einer alten Eiche an dem Wege nach Arieia, nicht weit von dem Eingange in den Park und die Gärten des Fürsten Chigi. Die Eiche sollte von seltener Schönheit sein, und sie ist auch wirklich sehr ansehnlich und malerisch; aber wir haben bei uns in Deutschland an vielen Orten größere und schönere.

Den Herrn Fürsten Chigi kannte ich aus Charakteristiken von Rom, und hätte wohl Lust gehabt, seine Besitzungen naher zu besehen. Er selbst ist als Dichter und Deklamator in der Stadt bekannt, und soll wirklich unter diesen beiden Rubriken viel Verdienst haben. Er muß indessen ein sonderbarer Bukoliker und Idyllendichter sein; denn in seinem Park hat er den schönsten und herrlichsten Eichenhain niederhauen lassen, und in dem Ueberreste läßt er die Schweine so wild herumlaufen, als ob er sich ganz allein von ihrer Mastung nähren wollte. Darüber sind nun besonders die Maler und Zeichner so entrüstet, daß sie den Mann förmlich in Verdammniß gesetzt haben, und ich weiß nicht, wie er sich daraus erlösen will. Die Gegend ist dessen ungeachtet noch eine der schönsten in Italien, und das romantische Gemisch von Wildheit und Kultur, die hier zu kämpfen scheinen, macht, wenn man aus der Oede Roms kommt, einen sonderbaren wohlthätigen Eindruck. Die Leute in dieser Gegend haben den Ruhm, vorzüglich gute Banditen zu sein.

Von Albano ging ich den andern Morgen über eben dieses Arieia, dessen Horaz in seiner Reisepistel von Rom nach Brindisi gedenkt, nach Gensano und Veletri und immer in die Pontinen hinein. Die Leute von Gensano sind mir als die fleißigsten und sittigsten im ganzen Kirchenstaate vorgekommen, und sie haben wirklich ihr Fleckchen Land so gut bearbeitet, daß sie den Wohlthaten der Natur Ehre machen. Die Lage ist sehr schön; Berge und Thäler liegen in dem lieblichsten Gemische rund umher, und der kleine See von Nemi, unter dem Namen der Dianenspiegel, giebt der Gegend noch das Interesse der mythologischen Geschichte.

Vor Veletri holte mich ein Franzose ein, nicht mein gestriger, sondern ein anderer, der bei der Conde'schen Armee den Krieg mitgemacht hatte, jetzt von Rom kam und mit Empfehlungen von dem alten General Suwarow nach Neapel zu Akton ging, von dem er Anstellunug hoffte. In zwei Minuten waren wir bekannt und musterten die Armeen durch ganz Europa. Nach seinen Briefen mußte er ein sehr braver Officier gewesen sein, der selbst bei Perugia ein Detaschement kommandirte; und ich habe ihn als einen ehrlichen Mann kennen lernen. Wir aßen zusammen in Veletri und schlenderten sodann ganz vergnügt die Berge hinab in die Sümpfe hinein, die einige Stunden hinter der Stadt ihren Anfang nehmen. In Cisterne wollten wir übernachten; aber das Wirthshaus hatte die schlechteste Miene von der Welt, und die päpstlichen Dragoner trieben ein gewaltig lärmendes Wesen. Uebrigens fiel mir ein, daß dieses vermuthlich der Ort war, wo Horaz so sehr von den Flöhen gebissen wurde und noch andere traurige Abenteuer hatte: daß auch der Apostel Paulus hier geschlafen haben soll, ehe man ihn nach Rom in die Kerker des Kapitols einsperrte. Das war nun lauter böses Omen. Wir beschlossen also, zumal da es noch am Tage war, noch eine Station weiter zu wandeln, bis Torre di tre ponti. Hier kamen wir aus dem Regen in die Traufe. Es war ein großes, leeres Haus, der Wirth war nach Paris gereist, um, wenn es möglich wäre, seine Habe wieder zu erhalten, die man ihm in die Wette geraubt hatte. Erst plünderten die Neapolitaner, dann die Franzosen, dann wieder die Neapolitaner und die Streiter des heiligen Vaters zur Gesellschaft: das ist nun so römische Wirthschaft. Es war im ganzen Hause kein Bett, und die Leute sahen nicht außerordentlich freundlich aus. Der Wirth war abwesend; es waren viele Fremde da, die in den pontinischen Sümpfen, wohin sogar der Auswurf aus Rom flüchtet, kein großes Zutrauen einflößen können. Die alte gutmüthige Haushälterin gab uns indessen eine große Decke; wir verrammelten unsere Thüre mit Tisch und Stühlen, damit man wenigstens nicht ohne Lärm hereinkommen konnte, legten uns beide, der französische Oberstlieutenant und ich, in die breite mit Heu gefüllte Bettstelle, steckten unsere Stöcke daneben, deckten uns zu und schliefen, so gut uns die Kälte, die Flöhe und die quackenden Frösche schlafen ließen. Den Morgen darauf war das Wetter fürchterlich und machte den nicht angenehmen Weg noch verdrießlicher: vorzüglich fluchte der Franzose nach altem Stil tous les diables mit allem Nachdrucke durch alle Instanzen, die Yorik gegeben hat. Es konnte indessen nichts helfen; ich Hyperboreer zog bärenmäßig immer weiter; der Franzmann aber versteckte sich in ein altes leeres Brückenhaus über dem Kanal und wollte den Sturm vorbei gehen lassen. Wenn man naß ist, muß man laufen; ich ließ ihn ruhen, und versprach, hier in Terracina im Gasthofe auf ihn zu warten.

Die letzte Station vor Terracina war für mich die abenteuerlichste. Die alte appische Straße geht links etwas oben von den Bergen hin und macht dadurch einen ziemlichen Umweg: aber die neuen wollten dem Elemente zum Trotz klüger sein, und zogen sie unüberlegt genug gerade fort. Sie sieht recht schön aus, wenn sie nur gut wäre. Das Wasser war groß, ich hatte den Abzug links über eine alte Brücke nicht gemerkt, und ging die große gerade Linie immer weiter. In einer halben Stunde stand ich vor Wasser, das rechts aus der See hineingetreten war und links durch die Gebüsche weit hinauf ging. Durch den ersten Absatz schritt ich rasch; aber es kam ein zweiter und ein dritter noch größerer. Es war dabei ein furchtbarer Regensturm und ich konnte nicht zwanzig Schritte sehen. Ich ging fast eine Viertelstunde auf der Straße bis über den Gürtel im Wasser, und wußte nicht, was vor mir sein würde. Einige Mal waren leere Plätze links und rechts; und da stand ich in den Einschnitten wie im Meere. Nur die Bäume, die ich dunkel durch den Regensturm sah, machten mir Muth vorwärts. Endlich war ich glücklich durch die päpstliche Stelle, und zog eine Parallele zwischen den Alten und Neuen, die eben nicht zum Vortheil meiner Zeitgenossen ausfiel. Wie ich heraus war, ward der Himmel hell, und ich sah den Berg der göttlichen Circe in der Abendsonne zu meiner Rechten und zu meiner Linken die Felsen von Terracina glänzen. Es war wirklich, als wenn die alte Generalhexe eben einen Hauptproceß machte, und ich konnte froh sein, daß ich noch so gut mit einem Bischen Schmutz davon gekommen war. Nachdem ich in der Locanda Reale, einem großen stattlichen Hause an dem Heerwege vor der Stadt, Quartier gemacht hatte, recognoscirte ich oben den Ort auf dem weißen Felsen, wie ihn Horaz nennt, wo man rechts und links von dem Circeischen Vorgebirge bis an das Kajetanische und über die Inseln eine herrliche Aussicht hat. Ich bekümmerte mich wenig um die Ruinen des alten Jupitertempels und um den neuen Palast des Papstes, sondern weidete mich an der unter mir liegenden schönen Gegend, den herrlichen Orangengärten, die ich hier zuerst ganz im Freien ausgezeichnet schön fand, und der üppigen Vegetation aller Art. Auch mehrere Palmbäume traf ich hier schon, da in Rom nur ein einziger als eine Seltenheit nicht weit vom Kolosseum gezeigt wird. Von der letzten Station führt eine herrliche Allee der schönsten und größten Aprikosenbäume in die Stadt.

Mein Franzose kam, und es fand sich, daß der arme Teufel mit seiner Börse auf den Hefen war. Ich mußte ihn also doch nach Neapel hinüber transportiren helfen. Zu Abend traf ich im Wirthshause ein Paar ziemlich reiche Mailänder, die mit schöner Equipage von Neapel kamen, und wir aßen zusammen. Die Herren waren ganz verblüfft zu hören, daß ich von Leipzig nach Agrigent tornistern wollte, bloß um an dem südlichen Ufer Siciliens etwas herumzuschlendern und etwa junge Mandeln und ganz frische Apfelsinen dort zu essen. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und angenehm, und die Norditaliener schienen die schöne Neapel quovis modo, literärisch, ästhetisch und physisch genossen zu haben. Morgen geht's in's Reich hinüber: denn so nennt man hier das Neapolitanische.

Neapel.

Der Morgen war frisch und schön, als wir Anrur verließen, der Wind stark und die Brandung hochstürmend, so daß ich am Strande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen schlugen majestätisch an den steilen Felsen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein französischer Reisekamerad Zwist mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte passiren lassen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo besah man bloß, schrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzose packte seine ganze Brieftasche aus, sprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Minister und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Respekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Instruction gegangen sein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wir ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutsche waren. Die Stadt selbst liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmsten Thaler, nicht sehr weit vom Meere. Der Weg von Terracina dahin ist abwechselnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felsen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi sollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueber-

Digitized by Google

reſte von der Ville des Nerva zu ſehen ſein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß darüber den Kaiſer, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus iſt die Gegend zwiſchen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges ſtand in einem engen Felſenpaſſe eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzoſen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie ſuchten ſich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner ſich gar nichts hatten träumen laſſen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuverſicht; man thut beſſer zu glauben, daß die Feinde alle Gemſenjäger ſind, und in einer Entfernung von ſechs deutſchen Meilen iſt es nie unmöglich, daß ſie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner ſahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzoſen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüſtet und Pferdeſtälle daraus gemacht. Das iſt nun freilich nicht ſehr human; von Religioſität nichts zu ſagen. Der Ort liegt in einer Bergſchlucht tief begraben. Es ſtanden hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger öſtreichiſcher Sergeant, jetzt neapolitaniſcher Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzoſe hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm alſo doch Schuhe machen laſſen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil ſeine Füße nicht mehr in baulichem Weſen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er ſuchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaſerta. Ich gab ihm alſo zu dem Ausgelegten noch einen Kaiſerdukaten, quittirte in Gedanken ſchon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Faſt hätte ich vergeſſen, Dir eine etwas ernſthafte Geſchichte von Itri zu erzählen, nämlich ernſthaft für mich. Itri iſt ein Neſt; das Wirthshaus war ſchlecht. Unſere Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und ſich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir ſodann nach. Er war etwas über See und ſchlief ſogleich ein; ich philoſophirte noch eins topſyturvy. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und ſehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehen oder zwölfe geſtiegen ſein. Nun vernahm ich, daß es über unſere armen Perſonalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquiſition hielt. Sono cattive gente, hieß es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorſchlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweiſe. Mein Franzoſe ſchnarchte. Du kannſt denken, daß mir nicht ſonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man ſchlägt hier zum Anfang ſogleich die Leute todt, und macht ſodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unſere Wirthin, nahm ſich unſer mit einem exemplariſchen Muthe an, ſprach und ſchrie, was ſie konnte, und behauptete, daß wir ehrliche Leute wären; der Kommandant hätte unſere Päſſe geſehen. Nun ſchien man zum Unglück dem Kommandanten ſelbſt in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch mochte geworden ſein. Ich zog ganz ſtille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italieniſch zuſammen, und machte Miene die Treppe hinab unter ſie zu gehen. „Meine Herren, ſagte ich ſo ſtark und beſtimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reiſender; ich dächte, im Wirthshauſe, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wohin Sie wollen: aber machen ſie die Sache mit Ernſt und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab.“ Es ward ſtiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich oben zu bleiben, welches ich natürlich ſehr gern that; und nach und nach ſchlichen ſie alle fort. Spaßhaft iſt es nicht ganz; denn dort geht man ſelten ohne Flinte und Meſſer, und jeder iſt zur Execution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich alſo allein zwiſchen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme iſt durch dieſes Etabliſſement ihres Namens faſt berühmter geworden, als ihr frommer Milchſohn. Warum war ich nun nicht geſtern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, ſchönes, ziemlich billiges Gaſthaus, wo ich bei friſchen Eiern und friſchen Fiſchen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und friſchen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühſtück hielt. Unter mir ſtand ein Zitronengarten in der ſchonſten Gluth der Früchte; und links und rechts überſah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Iſchia und Procida. Es iſt, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köſtlichſte Deſert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Vorfalles mit unſern Freunden wieder in nähere Berührung ſetzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz geſeſſen und Fiſche und Früchte gegeſſen, und mich aufgefordert, ſeiner zu gedenken, wenn ich von Mola auf das klaſſiſche Land umher ſchauen würde. Jetzt iſt er nicht mehr der Liebling ſeiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Fittigen zu erhalten verſtand und ſie rund umher gab. Wo auch ſeine Aſche ruht, ein Biederer müſſe hingehen und ſie ſegnen. Keiner ſeiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch ſein Herz gut, was ſein Kopf verſah.

Nun ging ich vergnügt und froh die ſchöne magiſche Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wo der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä ſtand, bis an den Liris hinab. Langſam wallte ich dahin; mir däucht ich ſähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ ſich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entſchloſſen den Lohn für ſeine Philippiken zahlen. Es iſt mir der ehrwürdigſte Moment in Cicero's Leben; der einzige vielleicht, wo er wirklich ganz rein als ſelbſtſtändiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres ſprach, war es vielleicht Ruhmſucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, ſtand ſeine Exiſtenz auf dem Spiel und er hatte keine andere Wahl als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrſcheinlich Haß und Partheiſucht. Im Glück prahlte er, im Unglück jammerte er: er zeigte in ſeinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewiſſer Rückſicht mit ſeinem Leben ausgeſöhnt; ſo wie es Männer in der Geſchichte giebt, deren Tod faſt das Verdienſt ihres Lebens auslöſcht. Dort unten lag Minturnä; dort, ſtelle ich mir vor, ſtand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder ſeiner Nation zu tödten, und wo dieſer gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesſchrecken in die Glieder jagte. „Menſch, wagſt du es, den Kajus Marius zu morden!“ Weiter hinab rechts iſt die Sumpfgegend, wo nach der Flucht der erſte Mann der erſten Stadt der Welt ſich im Schilfe verbarg, bis er ſich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich ſetzte unter dieſen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich dieſſeits von einer Menge Mauleſeltreiber umgeben war, die mir alle ſich und ihre Thiere zum Dienſt anboten. Da half kein Demonſtriren, ſie machten die Kleinigkeit der Forderung noch kleiner und ſetzten mich halb mit Gewalt auf ein laſtbares Stück, ſchnallten meinen Reiſeſack in Ordnung, und ſo zog ich mit der lieblichen Karavane weiter. Ein Kalabreſe hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Geſellſchaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte ſich einige Millien weiter herab angeſchloſſen, der in der Reſidenz ſein Glück verſuchen wollte, weil ſeine Stiefmutter zu Hauſe den Kredit ihres Namens etwas zu ſtrenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig ſeine Geſchichte erzählen. Nun fing mein alter Eſeltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menſchen die Gefahr vorzuſtellen, der er entgegenliefe. Er that dieſes mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Behutſamkeit im Vortrage, die mir den alten Mann ſehr werth machten. Wäre ich Sultan geweſen, ich hätte den Eſeltreiber zum Mufti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen ſein. Dieſe ſchöne, bedachtſame Philanthropie wäre manchem unſerer Moraliſten zu wünſchen. Auch ſchien er über die ehrenvolle Geſellſchaft durch ſeinen Verſtand und ſeinen heitern Ernſt ein ziemliches Anſehen zu haben. Kurz vor Seſſa ſchieden wir: ich ſetzte mich von dem Eſel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menſchen zu ſeinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Taſche als wohl gewöhnlich. Mein Kalabreſe begleitete mich, ich mochte wollen oder nicht, auf die Poſt, als das beſte Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, ſpazierte ich hinauf nach Seſſa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptſtadt der Volsker war. Der Weg von der Poſt hinunter und in die Stadt hinauf iſt angenehm genug: und die Lage des Orts iſt herrlich mit den ſchönſten Ausſichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaurus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche ſtand und einen heiligen Johannes, der enthauptet wird, betrachtete, und eben ſo ſehr die Andacht einiger jungen ganz hübſchen

Digitized by Google

Weiber beherzigte, die den schönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken festhielten; trat mein alter Eseltreiber, der auf der andern Seite heraufgekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberstücke gesehen, die ich dem Buben gegeben hatte; und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel seiner Zunftleute, und stellte mich wohl funfzig Eseltreibern aus Sessa und der Gegend mit der freundschaftlichsten Theilnahme vor. Mir däucht, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, sie hätten mich dem Minister zum Trotz einstimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; so sehr bezeigten sie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigstens eben so wohl, als da mich in Warschau die alte kommandirende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer herumführte, und mir in vollem Kreise die Ausfertigung einer Depesche in's Ohr flüsterte. Aus diesem Zirkel zogen mich einige sehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Augustinern führten, die hier für ihre Bäuche den behaglichsten Ruheplatz mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten ausgesucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klassischen Geschmack haben müssen, ist, daß sie die Falerner Berge übersehen. Ihr Gebäude ist für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich schon gewöhnt; man braucht eben nicht erst über den Liris zu gehen, um so ausschweifende Pracht, so unsinnige Verschwendung zu sehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris sieht man noch die Substruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenseits die Reste einer Wasserleitung. Der Fluß selbst, der nicht sehr breit ist, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu passiren sein: denn er ist ziemlich tief und jetzt im Frühling sehr schnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzosen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denselben setzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern desselben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, setzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indessen nicht stehen. Es ist blos die klassische Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat schon längst seinen alten Kredit verloren. Höchst wahrscheinlich ist die Ursache der Ausartung Vernachlässigung, wie bei den meisten italienischen Weinen, die sich besser halten würden, wenn man sie besser hielte. Als wir den Morgen auswandelten, ward meinem Kalabresen entsetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf bestände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Passage von Montagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windstoß durch das Gesträuch erschreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedorrte Köpfe in eisernen Käfichen an dem Felsen befestigt sahen, war er der Auflösung seines Wesens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faselte von lauter Mariolen, wie er sie nannte, die gar fürchterliche Leute sein sollten, und von denen er schreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beschreibung der Kerle ausbat, sagte er, man wüßte nicht, woher sie kämen und wohin sie gingen, sondern nur was sie thäten; sie plünderten und raubten und schlügen todt, wo sie könnten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erschienen und verschwänden, ohne sich um etwas zu bekümmern. Nach seiner Angabe kommen sie meistens aus den Bergen von Bruzzo. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gefunden, daß der Mensch ziemlich recht hat. Er pinselte mir aber die Ohren so voll, daß ich ihm sagte, er möchte mich ungehudelt lassen mit seinen erbärmlichen Litancien; wenn ich todt geschlagen werden sollte, so wollte ich mich doch wenigstens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl sehr gottlos vor, und mir seine Klagelieder sehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felsenpassage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünstiglich, als wir aus der Gegend heraus waren. Er segnete meinen Entschluß, als ich mich auf der Straße von einem Vetturino bereden ließ, mich einzusetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu lassen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouverneur nach Kaserta gefahren, und man wollte durchaus, ich sollte seine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich bestürmte ich den Capitaine du jour so viel, daß er mir den Paß ohne Vidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl schickte, er sollte mich gehen lassen; er selbst wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaserta gehen; dazu war aber mein Kalabrese durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der sichere Tod; da wimmelte es von Mariolen. Ich gab dem Schuft einige Kartin, verstehe neapolitanische; ließ ihn sich rechts nach Aversa forttrollen, um dort am rechten Orte seine attellanischen Fabeln zu erzählen, und schlug mich links nach Altkapua. Einige ehrsame Bürger aus der Festung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menschen erzählte, meinten, es sei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch schon seit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren schienen sich patriotisch ihrer vaterländischen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, steht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer bessern militärischen Position angelegt ist. Sankt Martin ist noch jetzt eine Lustparthie für die Bürger der neuen Stadt, so sehr behauptet der alte Platz seinen Kredit. Es steht bekanntlich noch der Rest eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und also verhältnißmäßig neu ist, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweise. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche ist, durch das Hannibal seinen Ruhm hinein und nicht wieder heraus trug, ließ nach kurzer Beschauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Kaserta fort. Es stehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römische Begräbnisse sind, und von denen eines wenigstens in sehr gutem Stil gearbeitet zu sein scheint.

Es wäre überflüssig, Dir eine Beschreibung des Schlosses in Kaserta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und besser finden kannst. Der erste Anblick ist groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die schönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beschäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefesselt von der Ansicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge geht, über welche man die berühmte Wasserleitung herübergebracht hat. Diese schöne reiche Kunstkaskade schließt den Grund der Parthie. Man wird selten irgendwo so etwas magisches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkührlich gehaust haben: jetzt ist der Kronprinz und seine Sardinische Majestät hier.

Auf der Post empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Trupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten sich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Humane Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu besehen; dieß war aber zur Auffassung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Vetturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Ma si, si, sagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich stieg ein und setzte mich neben einen stattlichen dicken Herrn; sogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieses ist also das schöne, reiche, selige Kampanien, das man, seitdem es so bekannt ist, zum Paradiese erhoben hat, für das die römischen Soldaten ihr Kapitol vergessen wollten. Es ist wahr, der Strich zwischen Aversa, Kapua, Kaserta, Nola und Neapel, zwischen dem Vesuv, dem Gaurus und den hohen Apenninen, oder das sogenannte Kampanerthal, ist von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch gesehen habe, der schönste Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchsten Verschwendung ausgegossen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzest einen Baum, und er wächst in kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor; Du hängst einen Weinstock daran und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum steht mit bescheidener Schönheit an dem Abhange der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatte am gesegneten Aste; gegenüber glüht im sonnigen Thale die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst, Wein und Weizen; und alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter diesen magischen Abwechselungen kamen wir in einigen Stunden in Parthenope an. Der stattliche dicke Herr, mein Nachbar, schien die Deutschen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag gewesen, wußte einige Dutzend Wörter von unserer Sprache, und war die Gefälligkeit selbst. Er war aus dem königlichen Hause, und mich wunderte deswegen seine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines seiner Bekannten an dem Ende des Toledo, bis ich den Herrn Heigelin aufgesucht hatte, an den meine Empfehlung

Digitized by Google

von Wien lautete. Es ist wirklich sehr wohlthätig, wenn man bei dem ersten Eintritt in so einen Ort, wie Neapel ist, als Wildfremder eine so freundliche Hand zur Leitung findet, bis man sich selbst etwas orientiren kann.

Neapel.

Du mußt und wirst von mir nicht erwarten, daß ich Dir eine topische, statistische, literarische oder vollständig kosmische Beschreibung von den Städten gebe, wo ich mich einige Zeit aufhalte. Dazu ist mein Aufenthalt zu kurz; die kannst Du von Reisenden von Profession oder aus den Fächern besonderer Wissenschaften gewiß besser bekommen. Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht. Meine Wohnung ist hier auf Mont Oliveto. Wie der Ort zu dem Namen des Oelberges kommt, weiß ich nicht; er ist aber eine der besten Straßen der Stadt, nicht weit vom Toledo, mit welchem er sich oben vereiniget. Die Besitzerin des Hauses ist eine Französin, die sich seit einigen Jahren der hiesigen Revolution wegen zu ihrer Sicherheit in Marseille aufhält. Ich habe Ursache, zufrieden zu sein; es ist gut und billig. Die Gesellschaft besteht meistens aus Fremden, Engländern, Deutschen und Franzosen; die letzten machen jetzt hier die größte Anzahl aus.

Seit einigen Tagen bin ich mit einem alten Genuesen, der halb Europa kennt und hier den Lohnbedienten und ein Stück von Cicerone macht, in der Stadt herumgelaufen. Der alte Kerl hat ziemlich viel Sinn und richtigen Takt für das Gute und sogar für das Schöne. Er hielt mir einen langer Sermon über die Landhäuser der Kaufleute rund in der Gegend umher, und bemerkte mit censorischer Strenge, daß sie das Verderben vieler Familien würden. Man wetteifere gewöhnlich, wer das schönste Landhaus und die schönste Equipage habe, wer auf seinem Casino die ausgesuchtesten Vergnügen genieße und genießen lasse, und wetteifere sich oft zur Vergessenheit, und endlich in's Unglück. Sitten, Ehre und Vermögen werden vergeudet. Kaum habe der Kaufmann ein kleines Etablissement in der Stadt, so denke er schon auf eines auf dem Lande; und das zweite koste oft mehr als das erste. Spiel und Weibergalanterie und das verfluchte oft abwechselnde Giseisbeat seien die stärksten Gegenstände des Aufwandes; und doch sei das Giseisbeat hier noch nicht so herrschend als in Rom. Wenn Du mir einwendest, daß das ein Lohnbedienter spricht, so antworte ich: Jeder hat sein Wort in seinem Fache; und hier ist der alte Kerl in dem seinigen. Seine Amtsbrüder in Leipzig und Berlin können gewiß auch weit bessere Nachrichten über gewisse Artikel geben, als man auf dem Rathhause finden würde. Jeder hat seine Sphäre, der Finanzminister und der Thorschreiber. Ich sah die Kirche des heiligen Januar in der Stadt; Neapel sollte, däucht mir, eine bessere Kathedrale haben. Das vorzüglichste darin sind einige merkwürdige Grabsteine und die Kapelle des Heiligen. Dieses ist aber nicht der Ort, wo er gewöhnlich schwitzen muß; das geschieht vor der Stadt in dem Hospital bei den Katakomben. In den Katakomben kroch ich über eine Stunde herum, und beschaute das unterirdische Wesen, und hörte die Gelehrsamkeit des Cicerone, der, wie ich vermuthe, Glöckner des Hospitals war. Ueber den Grüften ist ein Theil des Gartens von Capo di monte. Der Führer erzählte mir eine Menge Wunder, welche die Heiligen Januarius und Severus hier ganz gewiß gethan haben, und ich war unterdessen mit meinen Konjekturen bei der Entstehung dieser Grüfte. Hier und da lagen in den Einschnitten der Zellen noch Skelette, und zuweilen ganz große Haufen von Knochen, wie man sagte, von der Zeit der großen Pest. Die römischen Katakomben habe ich nicht gesehen, weder nahe an der Stadt, noch in Rignano, weil mich verständige Männer und Kenner versicherten, daß man dort sehr wenig zu sehen habe und es nun ganz ausgemacht sei, daß das Ganze weiter nichts als Puzzolangruben gewesen, die nach und nach zu dieser Tiefe und zu diesem Umfange gewachsen. Das ist begreiflich und das wahrscheinlichste.

Die heilige Clara hat das reichste Nonnenkloster in der Stadt und eine wirklich sehr prächtige Kirche, wo auch die Kinder des königlichen Hauses begraben werden. Die Nonnen sind alle aus den vornehmsten Familien; und man hat ihre Thorheit und ihr Elend so glänzend als möglich zu machen gesucht. Mein alter Genuese, der ein großer Hermeneute in der Kirchengeschichte ist, erzählte mir bei dieser Gelegenheit ein Stückchen, das seinen Exegetentalenten keine Schande macht, und dessen Würdigung ich den Kennern überlasse. Die heilige Klara war eine Zeitgenossin des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus; und man giebt ihr Schuld, sie habe beide insbesondere glauben lassen, sie sei jedem ausschließlich mit sehr feuriger christlicher Liebe zugethan. Dieses thut ihr in ihrer Heiligkeit weiter keinen Schaden. Jeder der beiden Heiligen glaubte es für sich und war selig, wie das zuweilen auch ohne Heiligkeit zu gehen pflegt. Dominikus war ein großer, starker, energischer Kerl; ungefähr wie der Moses des Michel Angelo in Rom, und sein Nebenbuhler Franziskus mehr ein ätherischer, sentimentaler Stutzer, der auch seine Talente zu gebrauchen wußte. Nun sollen auch die heiligen Damen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Qualitäten lieben. Der handfeste Dominikus traf einmal den brünstigen Franziskus mit der heiligen Klara in einer geistlichen Extase, die seiner Eifersucht etwas zu körperlich vorkam; er ergriff in der Wuth die nächste Waffe, welches ein Bratspieß war, und stieß damit so grimmig auf den unbefugten Himmelsführer los, daß er den armen, schwachen Franz fast vor der Zeit dahingeschickt hätte. Indeß der Patient kam davon, und aus dieser schönen Züchtigung entstanden die Stigmen, die noch jetzt in der christlichen Katholicität mit allgemeiner Andacht verehrt werden. Ich habe, wie ich Dir erzählte, ihm in Rom gegenüber gewohnt, und sie dort hinlänglich in Marmor dokumentirt gesehen. Mein Genuese sagte mir die heilige Anekdote nur vertraulich in's Ohr, und wollte übrigens als ein guter Orthodox weiter keine Glosse darüber machen, als daß ihm halb unwillkührlich entfuhr: Quelles bêtises on nous donne à digerer! Chacun les prend à sa façon.

Heute besuchte ich auch Virgil's Grab. Die umständliche Beschreibung mag Dir ein Anderer machen. Es ist ein romantisches, idyllisches Plätzchen; und ich bin geneigt zu glauben, der Dichter sei hier begraben gewesen, die Urne mag nun hingekommen sein, wohin sie wolle. Das Gebäudchen ist wohl nichts anderes als ein Grab, nicht weit von dem Eingange der Grotte Posilippo, und eine der schönsten Stellen in der schönen Gegend. Ich weiß nicht, warum man sich nun mit allem Fleiß bemüht, den Mann auf die andere Seite der Stadt zu begraben, wo er nicht halb so schön liegt, wenn auch der Vesuv nicht sein Nachbar wäre. Ich bin nicht Antiquar; aber die ganze Behauptung, daß er dort auf jener Seite liege, beruht doch wohl nur auf der Nachricht, er sei am Berge Vesuv begraben worden. Das ist er aber auch, wenn er hier liegt; denn der Berg ist gerade gegenüber; in einigen Stunden war er dort, wenn er zu Lande ging, und setzte er sich in ein Boot, so ging es noch schneller. Die Entfernung eines solchen Nachbars, wie Vesuv ist, wird nicht eben so genau genommen. Lag er dort, so hat ihn auf alle Fälle der Berg tiefer in den Tartarus gebracht. Aber alle übrigen Umstände sind mehr für diese Seite der Stadt. Hier ist die reichste, schönste Gegend; hier waren die vorzüglichsten Niederlassungen der römischen Großen, vornehmlich auf der Spitze des Posilippo die Gärten des Pollio, der ein Freund war des römischen Autokrators und ein Freund des Dichters; nach dieser Gegend lagen Puteoli und Bajä und Cumä, der Avernus und Misene, die Lieblingsgegenstände seiner Dichtungen; diese Gegend war überhaupt der Spielraum seiner lebendigen Phantasie. Wahrscheinlich hat er hier gewohnt, und wahrscheinlich ist er hier begraben. Donat, der es, wenn ich nicht irre, zuerst erzählt, konnte wohl noch sichere Nachrichten haben, konnte davon Augenzeuge gewesen sein, daß das Monument noch ganz und wohl erhalten war; hatte durchaus keine Ursache, diesem Fleckchen irgend einen Vorzug vor den übrigen zu geben, und dieses ist der Ort seiner Angabe, — zwei Steine von der Stadt, an dem Wege nach Puteoli, nicht weit von dem Eingange in die Grotte. Ich will nun auch einmal glauben; man hat für manchen Glauben weit schlechtere Gründe; und also glaube ich, daß dieses Maro's Grab sei. Den Lorbeer suchst Du nun umsonst; die verkehrten Afterverehrer haben ihn so lange bezupft, daß kein Blättchen mehr davon zu sehen ist. Ich nahm mir die Mühe, hinauf zu steigen, und fand nichts, als einige wild verschlungene Kräuter. Der Gärtner beklagte sich, daß die gottlosen vandalischen Franzosen ihm den allerletzten Zweig des heiligen Lorbeers geraubt haben. Dichter müssen es nicht gewesen sein; denn davon wäre doch wohl etwas in die Welt erschollen, daß der Lorbeer von dem Lateiner neuerdings auf einen Gallier übergegangen sei. Vielleicht schlägt er für die Gläubigen am Grabe des Mantuaners wieder aus. Man sollte wenigstens zur Fortsetzung der schönen Fabel das seinige beitragen; ich gab dem Gärtner geradezu den Rath.

Als ich hier und bei Sanazars Grabe nicht weit davon in der Servitenkirche war, verfolgte mich ein trauriger Cicerone so fürchterlich mit seiner Dienstfertigkeit, mir die Antiquitäten erklären zu wollen, daß er durchaus nicht eher von meiner Seite ging, bis ich ihm einige kleine Silberstücke gab, die er sehr höflich und dankbar annahm. Ich habe mich nicht enthalten können, bei dieser Gelegenheit wahres Mitleid mit dem großen Cicero zu haben, daß sein Name hier so erbärmlich umhergetragen wird. Die Ciceronen sind die Plagen der

Reisenden, und immer ist einer unwissender und abenteuerlicher als der andere. Den Vernünftigsten habe ich noch in Tivoli getroffen, der mir auf der Eselspromenade ein Dutzend von Horazens Oden rezitirte und nach seiner Weise kommentirte.

Ich versuchte es, an dem Fuße des Posilippo am Strande hinaus bis an die Spitze zu wandeln; es war aber nicht möglich, weiter als ungefähr eine Stunde zu kommen; dann hörte jede Bahn auf, und das Ufer bestand hier und da aus schroffen Felsen. Hier stehen in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelstunde zwei alte Gebäude, die man für Schlösser der Königin Johanna hält, wo sie zuweilen auch ihr berüchtigtes Unwesen getrieben haben soll. Sie sind ziemlich zu so etwas geeignet, gehen weit ins Meer hinein, und es ließe sich sehr gut zeigen, wozu dieses und jenes gedient haben könnte. Zwischen diesen beiden alten leeren Gebäuden liegt das niedliche Casino des Ritters Hamilton, wo er beständig den Vesuv vor Augen hatte; und man thut ihm vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn man aus dem Ort seiner Vergnügungen auf etwas Aehnlichkeit mit dem Geschmack der schönen Königin schließt, die von der bösen Geschichte doch wohl etwas schlimmer gemacht worden ist, als sie war. Ich war genöthigt, wieder zurückzugehen, und nicht weit von der Villa reale nahmen mich eine Menge Bootsleute in Beschlag, die mich an die Spitze hinausrudern wollten. Es schien mir für den Vormittag zu spät zu sein, deßwegen wollte ich nichts hören. Aber man griff mich auf der schwachen Seite an; man blickte auf die See, welche sehr hoch ging, an den Himmel, wo Sturm hing, und auf mich mit einer Miene, als ob man sagen wollte, das wird dich abhalten. Dieser Methode war nicht zu widerstehen, ich bezahlte die Gefahr sogleich mit einem Piaster mehr, und setzte mich mit meinem alten Genueser in ein Boot, das ich erst selbst herunterziehen half. Der Genueſe hatte auch mehrere Seereisen gemacht, und hatte Muth wie ein Delphin. Aber die Fahrt ward ihm doch etwas bedenklich; der Sturm heulte von Surrent und Kapri gewaltig herüber, und die Wogen machten rechts eine furchtbare Brandung; das Wasser füllte reichlich das Boot, und der Genueſe hatte in einem Stündchen die Seekrankheit bis zur letzten Wirkung. Ich wollte um das Inselchen Nisida herumgerudert sein; das war aber nicht möglich; wir mußten, als wir einige hundert Schritte vor dem Einsiedler vorbei waren, umkehren und unsere Zuflucht in ein einsames Haus nehmen, wohin man in der schönen Zeit von der Stadt aus zuweilen Wasserparthien macht, wo es aber jetzt traurig genug aussah. Indessen fütterte uns doch der Wirth mit Makkaroni und gutem Käse. Nicht weit von hier, nahe an dem Inselchen Nisida, auf welchem auch Brutus vor dem Tode der Republik sich einige Zeit aufgehalten hat, sind die Trümmer eines alten Gebäudes, die aus dem Wasser hervorragen, und die man gewöhnlich nur Virgils Schule nennt. Wenn man nun gleich den Ort wohl sehr uneigentlich Virgils Schule nennt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß er hier oft gearbeitet haben mag. Es ist eine der angenehmsten klassischen, mythologischen Stellen, welche die Einbildungskraft sich nur schaffen kann. Vermuthlich gehörte der Platz zu den Gärten des Pollio. Er hatte hier um sich her einen großen Theil von dem Theater seiner Aeneide, alle Oerter, die an dem Meerbusen von Neapel und Bajä liegen, von den phlegräischen Feldern bis nach Surrent.

Nicht weit von der Landspitze und von dem Wirthshause, wo ich einkehrte, stand ehemals ein alter Tempel der Fortuna, von dem noch einige Säulen und etwas Gemäuer zu sehen sind. Jetzt hat man an dem Orte ein christliches Kirchlein gebaut und es der Madonna della Fortuna geweiht. Man hat bekanntlich manches aus dem Heidenthume in den christlichen Ritus übergetragen, die Saturnalien, das Weihwasser und vieles andere; aber besser hätte man nicht umändern können; denn es ist wohl auf der ganzen Erde, in der wahren Geschichte und in der Fabellehre kein anderes Weib, das ein solches Glück gemacht hätte, als diese Madonna. Ein wenig weiter landeinwärts sind in den Gärten noch die gemauerten Tiefen, die man mit Wahrscheinlichkeit für die Fischhälter des Pollio annimmt, und in dieser Meinung eine große marmorne Tafel an der Thür angebracht hat, auf welcher lateinisch alle Gräul abscheulich genug beschrieben sind, die der Hecke hier getrieben hat; wo denn natürlich die Milde unserer Religion und unserer Regierungen ächt kardinalisch gepriesen wird. Ich weiß nicht, ob man nicht vielleicht mit dem britischen Klagemann sagen sollte: A bitter change, severer for severe! Es ist jetzt kaum noch ein Sklave übrig, den Pollio in den Teich werfen könnte.

Mein Genueſe bat mich um alles in der Welt, ihn nicht wieder in's Boot zu bringen. Auch ich war sehr zufrieden, auf einem andern Wege nach der Stadt zurück zu kehren. Ich zahlte also die Bootsleute ab, und wir gingen auf dem Rücken des Posilippo nach Neapel. Diese Promenade mußt Du durchaus machen, wenn Du einmal hierher kommst; sie ist eine der schönsten, die man in der herrlichen Gegend suchen kann. Lange Zeit hat man die beiden Meerbusen von Neapel und Bajä rechts und links im Gesicht, genießt sodann die schöne Uebersicht auf die Parthie jenseits des Berges nach Puzzuoli, welche die Neapolitaner mit ihrer verkehrten Zunge nur Kianura oder die Ebene nennen. Man kommt nach ungefähr vier Millien des herrlichsten Weges in der Gegend von Virgil's Grabe wieder herunter auf die Straße. Der Spaziergang ist freilich etwas wild, aber desto schöner.

Man sagte mir, die Regierung habe wollen eine Straße rund um den Posilippo herum auf der andern Seite nach Puzzuoli führen, so daß man nicht nöthig hätte, durch die Grotte und die etwas ungesunde Gegend jenseits derselben zu fahren, sondern immer am Meere bleibe. Das wird in der That einer der herrlichsten Wege werden: ungefähr eine halbe Stunde ist gemacht; aber wenn doch die neapolitanische Regierung vorher das Nöthige, Gerechtigkeit, Ordnung und Polizei besorgte; das andere würde sich sodann nach und nach schon machen.

Bekanntlich wird das Fort Sankt Elmo mit der darunter liegenden Karthause für die schönste Parthie gehalten; und sie ist es auch für alle, die sich nicht weiter auf den Vesuv oder zu den Kamaldulensern bemühen wollen. Es ist ein ziemlicher Spaziergang auf die Karthause, den unser schlesischer Landsmann, Herr Benkowitz, schon für eine große Unternehmung hält, auf welche er sich den Tag vorher vorbereitet. Ich Tornisterträger steckte die Tasche voll Orangen und Kastanien und wandelte damit zum Morgenbrode sehr leicht hinauf. In das Fort zu kommen hat jetzt bei den Zeitumständen einige Schwierigkeit, und man muß vorher dazu die Erlaubniß haben. Man sieht in der Karthause fast eben so viel, nur hat man nicht das Vergnügen, zehn oder zwanzig Klaftern höher zu stehen. Die Karthause hat der König ausgeräumt und sich die meisten Schätze zugeeignet. Es ist jetzt nur noch ein einziger Mönch da, der den Ort in Aufsicht hat. In der Kirche sind noch mehrere schöne Gemälde, besonders von Lafranc und ein noch nicht ganz vollendetes Altarblatt von Guido Reni; auch der Konventsaal hat noch Stücke von guten Meistern.

Um die schönste Aussicht zu haben, mußt Du zu den Kamaldulensern steigen. Die Herren sind in der Revolution etwas dezimirt worden, haben aber den Verlust nicht schwer empfunden. Man geht durch die Vorstadt Frascati und einige Dörfer immer bergauf und verliert sich in etwas wilde Gegenden. Weil man nicht hinauf fahren kann, wird die Parthie nicht von sehr vielen gemacht. Wir verirrten uns, mein Genueſe und ich, in den Feigengärten und Kastanienwäldern, und ich mußte dem alten Kerl noch mit meiner Topographie im Orientiren helfen. Das ärgerte mich gar nicht; denn wir trafen in der wilden Gegend einige recht hübsche Parthien nach allen Seiten. Es gab Stellen, wo man bis nach Kajeta hinüber sehen konnte. Da wir uns verspätet hatten, mußten wir in einem Dorfe am Abhange des Berges zum Frühstück einkehren und einen zweiten Boten mitnehmen. Dieser brachte uns auf einen der schönsten Wege an dem Berge über dem Agnano hin in das Kloster. Es ist dort nichts zu genießen als die Aussicht; die Kirche hat nichts Merkwürdiges. Ein Laienbruder führte mich mit vieler Höflichkeit durch alle ihre Herrlichkeiten, und endlich an eine ausspringende Felsenspitze des Gartens unter einige perennierende Eichen, die vielleicht der schönste Punkt in ganz Italien ist. Von Neapel sieht man zwar nicht viel, weil es fast ganz hinter dem Posilippo liegt; nur der hohe Theil von Elmo, Belvedere und einige andere Stückchen sind sichtbar. Aber rund umher liegt das ganze schöne maglsche klassische Land unter Einem Blick. Portici, das auf der Lava der Stadt des Herkules steht, der sich empor thürmende Vesuv mit dem Somma, Torre del Greco, Pompeji, Stabiä, Surrent, Massa, Kapri, der ganze Posilippo, Nisida, Ischia, Procida, der ganze Meerbusen von Bajä mit den Trümmern der Gegend, Misene, die Thermen des Nero, der Lukriner See und hinter ihm versteckt der Avernus, die Solfatara, bei heiterm Wetter die Berge von Kumä, der Garus und weiter hin die beschneiten Apenninen; unten der Agnano mit der Hundsgrotte, deren Eingang nur ein hervorspringender Hügel bedeckt; der neue Berg hinter der Solfatara; alte und neue Berge, ausgebrannte und brennende Vulcane, alte und neue Städte, Elysium und die Hölle; — alles dieses fassest Du mit Deinem Auge, ehe Du hier eine Zeile liesest. Tief, tief in der Ferne sieht man noch Ponza und einige kleinere Inseln. Da haben die Mönche wieder das beste gewählt. Freund, wenn Du einmal hörst, daß ich unbegreiflich verschwunden bin, so bringe mit unter Deine Muthmaßungen, daß ich vielleicht der schönsten Natur zu Ehren die größte Sottise gemacht habe, und hier unter den Anachoreten hause. Hier den Homer und Virgil, den Thucis-

Digitized by Google

bides und etwas von der attischen Biene, abwechselnd mit Aristophanes, Lucian und Juvenal; so könnte man wohl in den Kastanienwäldern leben und das Bißchen Vernunft bei sich behalten: denn diese wird jetzt doch überall wieder konterbandirt. Also gehe zu den Kamaldulensern, wenn Du auch nicht in Versuchung bist, bei ihnen oben zu bleiben.

Jetzt schließe ich und schreibe Dir vermuthlich noch einiges über Neapel, wenn ich aus Trinakrien zurückkomme; denn eben muß ich zu Schiffe nach Palermo.

Palermo.

Wir hatten einige Tage auf leidlichen Wind zum Auslaufen gewartet: endlich kam eine starke Tramontane und führte uns aus dem Zauberplatze heraus. Es war gegen Abend, die sinkende Sonne vergoldete rund umher die Gipfel der schönen Berge, der Somma glänzte, der Vesuv wirbelte Rauchwölkchen, und die herrliche Königsstadt lag in einem großen, großen Amphitheater hinter uns in den magischen Strahlen. Rechts war Ischia und links Kapri, die Nacht senkte sich nach und nach und verschleierte die ferneren Gegenstände in tiefere Schatten. Ich konnte in dem Abendschimmer nur noch deutlich genug die kleine Stadt auf Kapri unterscheiden. Die gemeinen Neapolitaner und Sicilianer nennen mit einer ihnen sehr gewöhnlichen Metathesis die Insel nur Krap. Sie ist jetzt ziemlich kahl. Ich hätte von Neapel aus gern eine Wasserfahrt dahin gemacht, um einige Stunden auf dem Theater herum zu wandeln, von welchem zur Schande des Menschenverstandes ein sybaritischer Wüstling einige Jahre das Menschengeschlecht mißhandelte; aber ich konnte keine gute Gesellschaft finden, und für mich allein wären nach meinen übrigen Ausgaben die Kosten zu ansehnlich gewesen. Ueberdieß war es fast immer schlechtes Wetter. Zur Ueberfahrt hierher hatte ich mich auf ein Kauffartheischiff verdungen, weil ich auf das Packetboot nicht warten wollte. Der Wind ging stark und die See hoch, aber ich schlief gut; man erkannte gleich daraus und aus meinem festen Schritt auf dem Verdeck, daß ich schon ein alter Seemann sein müsse. Da es Fasten war und die Leute lauter Oel aßen, wollte sich der Kapitän mit dem Essen für mich nicht befassen; ich hatte also auf acht Tage Wein, Orangen, Brot, Wurst und Schinken für mich auf das Schiff bringen lassen. Den ganzen Tag ging der Wind ziemlich stark und gut; aber gegen Abend legte er sich, und die See ward hohl. Doch hatten wir uns gegen Morgen, also in allem sechs und dreißig Stunden in den Hafen von Palermo geleiert. Das war eine ziemlich gute Fahrt. Auf der Höhe hatten wir immer die Kanonen scharf geladen und ungefähr vierzig große Musketons fertig, um gegen die Korsarin zu schlagen, wenn einer kommen sollte. Denn Du mußt wissen, der Unfug ist jetzt so groß, daß sie zuweilen bis vor Kapri und sogar bis vor die Stadt kommen, um zu sehen, ob sie etwa Geschäfte machen können, wie sich auch die Spielkapen in den deutschen Bädern ausdrücken. Das ist nun freilich eine Schande für die Regierung, aber die Regierung hat dergleichen Schandflecke mehr.

Wir kamen hier, ich weiß nicht zu welchem Feste an, wo in der Stadt so viel geschossen wurde, daß ich die Garnison wenigstens für zehntausend Mann stark hielt. Aber ich habe nachher die Methode des Feuerns gesehen. Sie gehört zur einheimischen Frömmigkeit und ist drollig genug. Man hat eine ungeheure Menge kleiner Mörser, die man in der Reihe nach einander geladen hinstellt; absatzweise stehen etwas größere, die wie Artillerie donnern. Sie sind alle so gestellt, daß, wenn am Flügel angezündet wird, das Feuer regelmäßig schnell die ganze Fronte hinunter greift und am Ende mit einigen großen Stücken schließt. Von weitem klingt es wie etwas großes; und am Ende besorgt es ein einziger alter, lahmer Konstabel. Unser Hauptmann von der Aurora ließ sich mit seiner Artillerie stark hören.

Ich wurde auf der Sanität, wohin ohne Unterschied alle Ankommenden müssen, mit vieler Artigkeit behandelt, und man ließ mich sogleich gehen, wohin ich wollte, da die andern, meistens Neapolitaner, noch warten mußten. Mein erster Gang, nachdem ich mich in einem ziemlich guten Wirthshause untergebracht hatte, war zu dem königlichen Bibliothekar, dem Pater Stezzinger, an den ich von dem Sekretär der Königin aus Wien Briefe hatte. Der Güte dieses wirklich sehr ehrwürdigen Mannes danke ich meine schönsten Tage durch ganz Sicilien. Er gab mir durch die ganze Insel Empfehlungen an Männer von Wissenschaft und Humanität, in Agrigent, Syrakus, Katanien und Messina. Der Saal der Bibliothek ist unter seiner Leitung in herrliche Ordnung gebracht, und mit allen sicilianischen Alterthümern sehr geschmackvoll ausgemahlt worden, so daß man hier mit einem Blick alles Vorzügliche übersehen kann. Es finden sich in der hiesigen Bibliothek viele Ausgaben von Werth, und mir ist sie im Fache der Klassiker reicher vorgekommen als Sankt Markus in Venedig. Eine Seltenheit ist der chinesische Konfuzius mit der lateinischen Interlinearversion, von den Jesuiten, deren Missionsgeschäft in China damals glückliche Aussichten hatte. Hier habe ich weiter noch nichts gethan als Orangen gegessen, das Theater der heiligen Cecilia besehen, bin in der Flora und am Hafen herumgewandelt, und auf dem alten Erkte oder dem Monte Pellegrino gewesen.

Von hier aus, sagt man mir, ist es durchaus nicht möglich, ohne Führer und Maulesel durch die Insel zu reisen. Selbst die Herren Bouge und Gaillot, an die ich von Wien aus wegen meiner fünf Dreier hier gewiesen bin, sagen, es werde sich nicht thun lassen. Ich habe nicht Lust mich jetzt hier länger aufzuhalten, lasse eben meine Stiefeln besohlen und will morgen früh in die Insel hineinstechen. Da ich barfuß nicht wohl ausgehen kann, und doch etwas anderes zu schreiben eben nicht aufgelegt bin, habe ich mich hingesetzt und in Sicilien einen Sicilier, nämlich den Theokritus, gelesen. Der Kyklops kam mir eben hier so drollig vor, daß ich die Feder ergriff und ihn unvermerkt deutsch niederschrieb. Ich will Dir die Uebersetzung ohne Entschuldigung und Präambeln geben, und werde es sehr zufrieden sein, wenn Du sie besser machst; denn ich habe weder Apparat noch Geduld, und wäre mit ganzen Stiefelsohlen wohl schwerlich dazu gekommen. Also wie folget:

Nicias, gegen die Liebe, so däucht mich, gibt es kein anders
Pflaster und keine andere Salbe als Musengesänge.
Lindernd und mild ist das Mittel, doch nicht so leicht es zu finden.
Dieses weißt Du, glaub' ich, sehr wohl, als Arzt und als Liebling,
Als vorzüglicher Liebling der helikonischen Schwestern.
Also lebte bei uns einst leidlich der alte Kyklope
Polyphemus, als heiß er in Galateen entbrannt war.
Nicht mit Versen liebt' er und Aepfeln und zierlichen Locken,
Sondern mit völliger Wuth, und hielt alles andere für Tand nur.
Oft, oft kamen die Schafe von selbst zurück von der Weide
Zu der Hürd', und der Hirt saß einsam und sang Galateen
Bis zum Abend vom Morgen schmelzend im Riedgras am Ufer,
Mit der schmerzlichen, schmerzlichen Wunde tief in dem Herzen,
Von der cyprischen Göttin, die ihm in die Leber den Pfeil warf.
Aber er fand das Mittel; er setzte sich hoch auf den Felsen,
Schaute hinaus in das Meer, und hob zum Gesange die Stimme:
Ach Galatea, Du Schöne! warum verwirfst Du mein Flehen?
Weißer bist Du als frischer Käse und zarter als Lämmer,
Stolzer als Kälber, und herber als vor der Reife die Traube.
Also erscheinest Du mir, wenn der süße Schlaf mich beschleichet;
Also gehst Du von mir, wenn der süße Schlaf mich verlässet;
Fliehest vor mir, wie ein Schaf, das den Wolf, den grauen, erblickte.
Mädchen, die Liebe zu Dir schlich damals zuerst in das Herz mir,
Als mit meiner Mutter Du kamst Hyacinthen zu sammeln
Auf dem Hügel, und ich die blumigen Pfade Dich führte.
Seitdem schau ich immer Dich an, und kann es durchaus nun,
Kann es nicht lassen; doch kümmert es Dich, beim Himmel! auch gar nichts.
Ach ich weiß wohl, liebliches Mädchen! warum Du mich fliehest:
Weil sich über die ganze Stirne mir zottig die Braue,
Von dem Ohre zum Ohre gespannt, die einzige lang zieht,
Nur ein Auge mir leuchtet, und breit mir die Nase zum Mund hängt.
Aber doch so, wie ich bin, hab' ich tausend weidende Schafe,
Und ich trinke von ihnen die süßeste Milch, die ich melke:
Auch geht mir der Käse nicht aus im Sommer, im Herbst nicht,
Nicht im spätesten Winter; die Körbe über den Rand voll.
Auch kann ich pfeifen, so schön wie keiner der andern Kyklopen,
Wenn, Goldäpfelchen, Dich und mich, den Getreuen, ich singe
Oft in der Tiefe der Nacht. Ich füttre eilf Hirsche mit Jungen,
Alle für Dich, und für Dich vier junge zierliche Bären.
Komm, ach komm nur zu mir; Du findest der Schätze viel mehr noch.
Laß Du die bläulichen Wogen nur rauschen am Felsengestade;
Süßer schläfst Du bei mir gewiß die Nacht in der Grotte.
Lorbeer hab' ich daselbst und schlanke, leichte Cypressen.
Dunkeln Epheu zur Laube und süß befruchteten Weinstock;
Frisches Wasser, das mir der dicht bewaldete Aetna
Von dem weißesten Schnee zum Göttertranke herabschickt.
Sprich, wer wollte dagegen die Wogen des Meeres erwählen?
Und bin ich ja für Dich, mein liebliches Mädchen! zu zottig,

Digitized by Google

Ei, so haben wir eichenes Holz und glühende Kohlen,
Und von Dir vertrag ich, daß Du die Seele mir ausbrennst,
Und, was am liebsten und werthsten mir ist, das einzige Auge.
Ach, warum ward ich nicht ein Triton mit Flossen zum Schwimmen?
Und ich tauchte hinab, Dir das schöne Händchen zu küssen,
Wenn Du den Mund mir versagst, und brächte Dir Lilienkränze,
Oder den weichesten Mohn mit glühenden, klatschenden Blättern.
Aber jenes blühet im Sommer und dieses im Spätjahr,
Daß ich Dir nicht alles zugleich zu bringen vermochte.
Aber ich lerne gewiß, ich lerne, o Mädchen! noch schwimmen,
Kommt nur ein fremder Schiffer zu uns hieher mit dem Fahrzeug,
Daß ich doch sehe, wie lieblich es sich bei euch unten dort wohnet.
Komm, Galatea, herauf, und bist Du bei mir, so vergiß dann,
Wie ich, hier sitzend am Felsen, zurück nach Hause zu kehren:
Komm und wohne bei mir, und hilf mir weiden und melken,
Hilf mir mit bitterem Lab die neuen Käse bereiten!
Ich die Mutter nur ist mein Unglück, und sie nur verklag' ich;
Denn sie redet bei Dir für mich kein freundliches Wörtchen,
Und sieht doch von Tage zu Tage mich magerer werden.
Sagen will ich dir nun, wie Kopf und Füße mir beben,
Daß auch sie sich betrübe, da ich vor Schmerzen vergehe.
O Cyklope, Cyklope, wo ist Dein Verstand hingeflogen;
Gingst Du doch hin und flochtest Dir Körbe und mähtest Gras Dir,
Deine Lämmer zu füttern, das wäre fürwahr doch gescheidter.
Melke das Schäfchen, das da ist; warum verfolgst Du den Flüchtling?
Und Du find'st Galateen: auch wohl eine schönere andre.
Mädchen die Menge rufen mir zu zum Scherze die Nacht durch;
Alle kichern mir nach: so will ich denn ihnen nur folgen;
Denn ich bin auf der Welt doch wohl auch wahrlich ein Kerl noch.
Also weidete Polyphemus und sang von der Liebe,
Und es ward ihm leichter als hätt' er Schätze vergeudet.

Ist es nicht Schade, daß wir das zärtliche Liebesbriefchen des Polyphemus an seine geliebte Galatee von dem Tyrannen Dionysius nicht mehr haben? Es wurde, glaube ich, durch einen Triton bestellt. Die sicilischen Felsen machen alle eine ganz eigene idyllische Erscheinung; und wenn ich mir so einen verliebten Cyklopen Homers oder Virgils in schmelzenden Klagen darauf sitzend vorstelle, so ist die Idee gewaltig possierlich. Das gibt übrigens auch, ohne eben meine persönlichen Verdienste mit den Realitäten des Polyphemus zu vergleichen, eigene, nunmehr nicht unangenehme Reminiscenzen meiner übergroßen Seligkeit, wenn ich ehemals meine theuer gekaufte Spätrose der kleinen Schwester meiner Galatee geben konnte, und wenn ich drei hyperboreische Meilen auf furchtbarem Wege in furchtbarem Wetter meinen letzten Gulden in das Schauspiel trug, um aus dem dunkelsten Winkel der Loge nicht das Schauspiel, sondern die Göttin zu sehen. Ich hatte mit meinem Cyklopen gleiches Schicksal, und brauchte mit ziemlichem Erfolg das nämliche Mittel.

Eben hatte ich die letzten Verse geschrieben, als man mir meine Stiefeln brachte: und diesem Umstande verdankst Du, daß ich Dir nicht auch noch seine Hexe oder sein Erndtefest bringe.

Agrigent.

Siehst Du, so weit bin ich nun, und bald am Ende meines Spazierganges, der bei dem allen nicht Jedermanns Sache sein mag. Von hier nach Syrakus habe ich nichts zu thun, als an der südlichsten Küste hinzustreichen; das kann in einigen Tagen geschehen. Wenn ich nun ein ächter Gelehrter oder gar Antiquar wäre, so würde ich mich ärgern: denn ich habe viel versehen. Ich wollte nämlich von Palermo über Trapani, Alcamo und Sciakka gehen, um in Segeste und Selinunt die Alterthümer zu sehen, die noch dort sind. Auch Barthels hat sie nicht gesehen, wenn ich mich recht erinnere; und der Tempel von Segeste wäre doch wohl eine so kleine Abschweifung werth. Ich wohnte in Palermo mit einem neapolitanischen Offizier, einem Herrn Canella aus Girgenti, zusammen, mit dem ich ein langes und breites darüber sprach: und dieser hatte die Güte, mir einen Mauleseltreiber aus seiner Vaterstadt als Wegweiser zu besorgen. Nun denke ich in meiner Sorglosigkeit weiter mit keiner Silbe daran, und glaube, der Kerl wird mich gerade an den Ort bringen. Ich setze mich auf und reite in der größten Andacht, in welcher ich meine Orangen nach und nach aufzehre, wohl zwei Stunden fort, als mir einfällt, daß ich doch zu weit links von der See abkomme. Der Eseltreiber versicherte mich aber sehr ehrlich, das sei der rechte gewöhnliche Weg nach Agrigent. Ich bin wieder einige Millien zufrieden. Endlich kommen wir bei Frati an, und ich finde mich zu sehr mitten in der Insel. Nun orientirte und erklärte ich mich, und da kam denn zum Vorschein, daß sich der Eseltreiber den Henker um meine Promenade bekümmert hatte, und mit mir gerade den alten römischen Weg durch die Insel geritten war. Was war zu thun? Rechts einlenken? Da war eine ganze Welt voll Berge zu durchstechen, und Niemand wollte den Weg wissen; und das Menschenkind verlangte nicht mehr als sechs goldene Unzen, um nach Palermo zurück und den andern Weg zu machen. Das war meiner Börse zu viel; ich entschloß mich also mit etwas Griesgrämlichkeit, nun so fort zu reiten, und die eryceinische Göttin andern zu überlassen, die vielleicht auch ihren Werth besser zu würdigen verstehen. Wir ritten von Palermo bis fast an die Bagagerie den Weg nach Termini, und stachen dann erst rechts ab. Die Parthien sind angenehm und könnten noch angenehmer sein, wenn die Leute etwas fleißiger wären. So wie man sich von der Hauptstadt entfernt, wird es ziemlich wild. Wir kamen durch einige ziemlich unbeträchtliche Oerter, und der Abfall der Kultur und des äußerlichen Wohlstandes war ziemlich grell. Alles war weit theurer, als in der Hauptstadt, nur nicht die Apfelsinen, an denen ich mich erholte und von denen ich mein Magazin nicht leer werden ließ. Nicht weit von Bei Frati blieb uns rechts auf der Anhöhe ein altes Schloß liegen, das man Torre di Diana nannte, und wo die Sarazenen ehemals mit den Christen viel Grausamkeit getrieben haben sollen. Es war mir noch zu zeitig bei den schonen Brüdern zu bleiben, zumal da das Wirthshaus geradezu der Revers des Namens war; wir ritten also ungefähr fünf Millien weiter an ein anderes. Hier war auch nicht ein Stückchen Brod, auch nicht einmal Makkaronen zu haben. Wir ritten also wieder weiter: mein Eseltreiber und noch ein armer Teufel, der sich angeschlossen hatte, fingen an, sich vor Räubern zu fürchten, und ich war es auch wohl zufrieden, als wir endlich ziemlich spät in Sankt Joseph nicht weit von einem Flusse ankamen, dessen Namen ich vergessen habe.

Hier fanden wir eine ganze Menge Mauleseltreiber aus allen Theilen der Insel, und doch wenigstens Makkaronen. Aus Vorsicht für mich hatte ich in Palermo Brod gekauft, das beste und schönste, was ich je gesehen und gegessen habe. Hier war es mir eine Wohlthat, und ich selbst konnte damit den Wohlthäter machen. Die Leutchen im Hause, unter denen ein Kranker war, segneten die fremde Hülfe: denn das wenige Brod, das sie selbst hatten, war sehr schlecht. Ist das nicht eine Blasphemie in Sicilien, das ehemals eine Brodkammer für die Stadt Rom war? Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen.

Einen lustigen Streit gab es zum Dessert der Makkaronen. Die Eseltreiber hatten mir abgelauert, daß ich wohl ihre Alterthümer mit besuchen wollte, wie sich denn dieses in Sicilien einem Fremden sehr leicht abmerken läßt. Da erhob sich ein Zwist unter den edelmüthigen Hippophorben über die Vorzüge ihrer Vaterstädte in Rücksicht der Alterthümer. Der Eseltreiber von Agrigent rechnete seine Tempel und die Wunder und das Alter seiner Stadt; der Eseltreiber von Syrakus sein Theater, seine Steinbrüche und sein Ohr; der Eseltreiber von Alcamo sein Segeste und der Eseltreiber von Palermo hörte königlich zu und sagte — nichts. Ihr könnt euch auch groß machen, sagte der Treiber von Katanien zu dem Treiber von Alcamo, mit eurem Margarethentempelchen, der nicht einmal euer ist, und fing nun an auch die Alterthümer seiner Vaterstadt, als der ältesten Universität der Erde, herauszustreichen, wobei er den Alcibiades nicht vergaß, der in ihrem Theater gerebet habe. Du mußt wissen, Margaretha heißt bei den Sicilitern durchaus ein gefälliges, feiles Mädchen: das war für die Mutter des ehrsamen Mannes der Aeneide kein sonderlicher Weihrauch. Ohne mein Erinnern siehst Du hieraus, daß die sicilischen Mauleseltreiber sehr starke Antiquare sind, ob sie die Sache gleich nicht außerordentlich genau nehmen: denn der Agrigentiner rechnete den benachbarten Makaluba zu den Alterthümern seiner Vaterstadt, ohne daß seine Gegner protestirten; und hätte der Streit länger gedauert, so hätte der Katanier vielleicht den Aetna auch mit aufgezählt.

Den Morgen darauf gingen wir durch die Jumarren, einen heillosen Weg, unter sehr schlechtem Wetter. Nie habe ich eine solche Armuth gesehen, und nie habe ich sie mir nur so entsetzlich denken können. Die Insel sieht im Innern furchtbar aus. Hier und da sind einige Stellen bebaut, aber das Ganze ist eine Wüste, die ich in Amerika kaum so schrecklich gesehen habe. Zu Mittage war im Wirthshause durchaus kein Stückchen Brod zu haben. Die Bettler kamen in den jämmerlichsten Erscheinungen, gegen welche die römischen auf der Treppe des spanischen Platzes noch Wohlhabenheit sind; sie bettelten nicht, sondern standen mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken flehend in stummer Erwartung an

Digitized by Google

der Thüre. Erſt küßte man das Brod, das ich gab, und dann meine Hand. Ich blickte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in dieſem Augenblicke alle ſicilischen Aebte und Barone mit den Miniſtern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kartätſche ſtellen können. Es iſt heillos. Den Abend blieb ich in Fontana Fredda, wo ich, nach dem Namen zu urtheilen, recht ſchönes Waſſer zu trinken hoffte. Aber die Quelle iſt ſo vernachläſſiget, daß mir der Wein ſehr willkommen war. Ich mußte hier für ein Paar junge Tauben, das einzige, was man finden konnte, acht Karlin, ungefähr einen Thaler nach unſerm Gelde, bezahlen: da ich doch mit den ewigen Makkaronen mir den Magen nicht ganz verkleiſtern wollte. Das beſte war hier ein großer, ſchöner, herrlicher Orangengarten, wo ich ausſuchen und pflücken konnte, ſo viel ich Luſt hatte, ohne daß es die Rechnung vermehrt hätte, und wo ich die köſtlichſten, hochglühenden Früchte, von der Größe einer kleinen Melone fand. Gegenüber hängt das alte Sutera traurig an einem Felſen, und Campo Franco von der andern Seite. Das Thal iſt ein wahrer Hesperidengarten, und die Segensgegend wimmelt von elenden Bettlern, vor denen ich keinen Fuß vor die Thür ſetzen konnte: denn ich kann doch nicht helfen, wenn ich auch alle Taſchen leerte und mich ihnen gleich machte.

Der Fluß ohne Brücke, über den ich in einem Strich von ungefähr drei deutſchen Meilen wohl funfzehn Mal hatte reiten müſſen, weil der Weg bald dieſſeits bald jenſeits geht, ward dieſen Morgen ziemlich groß; und das letzte Mal kamen zwei ſtarke cyklopiſche Kerle, die mich mit Gewalt hinüber trugen. Sie zogen ſich aus bis auf's Hemde, ſchürzten ſich auf bis unter die Arme, trugen Stöcke wie des Polyphemus ausgeriſſene Tannen, und ſuchten die gefährlichſten Stellen, um ihr Verdienſt recht groß zu machen: ich hätte gerade zu Fuße durchgehen wollen, und wäre nicht ſchlimmer daran geweſen, als am Ende der pontiniſchen Sümpfe vor Terracina. Ihre Forderung war unverſchämt, und der Eſeltreiber meinte ganz leiſe, ich möchte ſie lieber willig geben, damit ſie nicht bösartig würden. Sie ſollen ſich ſonſt kein Gewiſſen daraus machen, Jemand mit dem Meſſer oder dem Gewehrlauf, oder geradezu mit dem Knittel, in eine andere Welt zu liefern. Die Gerechtigkeit erkundigt ſich nach ſolchen Kleinigkeiten nicht weiter. Der Fluß geht nun rechts durch die Gebirge in die See. Ich habe ſeinen eigentlichen Namen nicht gefaßt; man nannte ihn bald ſo, bald anders, nach der Gegend; am häufigſten nannten ihn die Einwohner Fiumo di San Pietro. Von nun an war die Gegend bis hierher nach Agrigent abwechſelnd ſehr ſchön und fruchtbar, und auch noch leidlich bearbeitet. Nur um den Makaluba, den ich rechts von dem Wege ab aufſuchte, iſt ſie etwas mager.

Ich will Dir ſagen, wie ich den Berg, oder vielmehr das Hügelchen fand. Seine Höhe iſt mehr unbeträchtlich, und ſein ganzer Umfang ungefähr eine kleine Viertelſtunde. Rund umher ſind in einer Entfernung von einigen Stunden ziemlich hohe Berge, ſo daß ich die vulkaniſche Erſcheinung Anfangs für Quellwaſſer von den Höhen hielt. Dieſe mögen dazu beitragen; aber ſie ſind wohl nicht die einzige Urſache. Die Höhe des Orts iſt verhältnißmäßig doch zu groß, und es gibt rund umher viel tiefere Gegenden, die auch wirklich Waſſer halten. Am wenigſten ließe ſich ſeine periodiſche Wuth erklären. Wo ich hinaufſtieg, fand ich einen einzelnen, drei Ellen hohen Kegel aus einer Maſſe von Thon und Sand, deſſen Spitze oben eine Oeffnung hatte, aus welcher die Maſſe immer herausquoll und herabfloß, und ſo den Kegel vergrößerte. Auf der Höhe des Hügels waren ſechs größere Oeffnungen, aus denen beſtändig eben dieſelbe Maſſe hervordrang; ihre Kegel waren nicht ſo hoch, weil die Maſſe flüſſiger war. Ich ſtieß in einige meinen Knotenſtock gerade hinein, und fand keinen Grund; ſo wie ich aber nur die Seiten berührte, war der Boden hart. In der Mitte, und ziemlich auf der größten Höhe deſſelben, war die größte Oeffnung, zu der ich aber nicht kommen konnte, weil der Boden nicht trug, und ich befürchten mußte, zu verſinken. Zuweilen, wenn es anhaltend ſehr warm und trocken iſt, ſoll man auch zu dieſem Trichter ſehr leicht kommen können. Ich ſah der Oeffnungen rund umher, größere und kleinere, ungefähr dreißig. Einige waren ſo klein, daß ſie nur ganz kleine Bläschen in Ringelchen ausſtießen, und ich konnte meinen Stock nur mit Widerſtand etwas hineinzwingen. Die Ausbrüche und die Regenſtürme ändern das Anſehen des Makaluba beſtändig; er iſt daher noch etwas wandelbarer, als ſeine größern Herren Vettern. Ihm gegenüber liegt, in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden, auf einer beträchtlichen Anhöhe eine Stadt, die von weitem ziemlich hübſch ausſieht, und wenn ich nicht irre, Ravonna heißt. Die Einwohner dieſes Orts und einiger naheliegenden kleinen Dörfer wurden, wie man erzählte, vor drei Wochen ſehr in Schrecken geſetzt, weil der Zwergberg anfing, inwendig gewaltig zu brummen und zu lärmen. Es iſt aber dießmal bei dem Brummen geblieben. Von dem Diminutiv-Vulkan bis hierher ſind ungefähr noch acht Millien durch eine ziemlich rauhe Gegend über mehrere Berge.

---

von Sevelingen,
von Seven,
} ſ. Minneſinger.

David Chriſtoph Seybold,

am 26ten Mai 1747 zu Brackenheim in Würtemberg geboren, ſtudirte in Jena Philologie und wurde dann daſelbſt außerordentlicher Profeſſor. 1774 nahm er das Rectorat in Speier an, das er nach zwei Jahren mit demſelben Amte in Grünſtadt und 1779 mit der gelehrten Schule zu Buchsweiler im Elſaß vertauſchte. 1796 ward er nach Tübingen berufen und wirkte dort als Doctor der Philoſophie und ordentlicher Profeſſor der alten Literatur. Er ſtarb daſelbſt am 10. Februar 1804.

Von ihm erſchien:

Wanderſchaften eines Journaliſten. Buxtehude, 1772.
Predigten des M. Rothanker. Leipzig, 1774—76. 2 Thle.
Die Hirten der Alpen, Nachſpiel. Leipzig, 1777.
Neujahrsgeſchenke für Kinder. Frankf. 1778—83. 6 Bde.
Reihenſtein, (Roman). Leipzig, 1778. 2 Thle.
Hartmann, (Roman). Leipzig, 1778.
Joſeph II. Leipzig, 1786.
Hiſtoriſches Handbuch. Reutlingen, 1788—92. 5 Thle.
Reden. Lemgo, 1792.
Lucian's neueſte Reiſen. Reutlingen, 1791.
Glimpf- und Schimpfreden des Momus. Winterthur, 1792.
Einzelne Reden, Ueberſetzungen u. ſ. w.

S. zeichnete ſich namentlich durch ſeine Schulreden als ein ſehr tüchtiger Pädagog, ſo wie durch ſeine anderen Schriften als ein talentvoller Satyriker aus.

Seyfried, ſ. Minneſinger.

Digitized by Google

Heinrich Wilhelm Seyfried

ward am 28. Juli 1755 zu Frankfurt a. M. geboren, gehörte als Schauspieler und Theaterdichter verschiedenen Bühnen an, bis er sich zuerst in Braunschweig, darauf in seiner Vaterstadt und endlich in Berlin ganz literarischen Arbeiten widmete. Er starb zu Berlin am 20. April 1800 und hinterließ:

Frankfurter Dramaturgie. Frankfurt u. Leipzig, 1779 — 80.
Spiegel ohne Queckſilber. Frankfurt u. Leipzig, 1783.
Bruchſtücke ſatiriſchen Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1783. 84.
Dramatiſcher Faſtin. Hamburg, 1784. 85.
Poetiſche Schmauſereien. Wolfenbüttel, 1787.
Edel's Kampf und Rache. Berlin, 1788.
Gallerie der Engel. Berlin, 1788. 89.
Chronik von Berlin, 1789. 90. 4 Bde.
Der Neujahrstag, Poſſe. Berlin, 1791.
Die Thronfolge, Familiengemälde. Berlin, 1796.
Berliner Guckkaſten, 1796.

S. arbeitete zu ſeiner Zeit nicht ohne Erfolg für die Bühne, indem er die Anforderungen derſelben, ſo wie des Publikums genau kannte; da ihm aber nur darum zu thun war, augenblicklichen Beifall zu ernten, ſo geriethen ſeine Leiſtungen bald wieder in Vergeſſenheit. Seine übrigen Schriften erheben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Benedict Edlbeck Siber,

nennt ſich in ſeinem Buch ſelbſt Pritſchmeiſter, d. h. Hofnarr des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich. Sein Geburts- und Todesjahr ſind unbekannt. Er ſchrieb:

Vom ritterlichen Schießen zu Zwickau, 1574.

ein Buch, das eine Menge von guten und geſunden Späßen enthält, welche wohl verdienten, ein Mal wieder an das Licht gezogen zu werden.

Georg Ludwig Peter Sievers,

im Jahr 1766 zu Braunſchweig geboren, lebte zuerſt als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter in ſeiner Vaterſtadt, darauf in Caſſel, endlich in Paris. 1822 kehrte er nach Deutſchland zurück und ließ ſich in Wien nieder, bis er Italien zu ſeinem Aufenthalte wählte, wo er, bald in Rom, bald in Neapel wohnend, lange Zeit der wiener Zeitſchrift für Kunſt, Wiſſenſchaft und Leben die italieniſchen Artikel lieferte.

Er gab heraus:

Der weibliche Abällino. Leipzig, 1801.
Die komiſche Ehe, Luſtſpiel. Leipzig, 1802.
Auswahl aus vorzüglichen franzöſiſchen Schauſpielen. Leipzig, 1803.
Er und ſie, Luſtſpiel. Hamburg, 1805.
Die Zwillingsſchweſtern. Hamburg, 1805 — 1807. 4 Thle.
Leſſings Schädel, Luſtſpiel. Hamburg, 1807.
Der Schutzgeiſt Weſtfalens. Kaſſel, 1808.
Die Kleinſtädter. Leipzig, 1809. 2 Thle.
Schauſpielerſtudien. Leipzig, 1814.
Der Eilfertige, Komödie. Leipzig, 1814.
Ueber Madame Catalani. Leipzig, 1816.
Mozart und Süßmayer. Mainz, 1829.

Ein Mann von Geiſt und Geſchmack, den er jedoch mehr in ſeinen äſthetiſchen und kritiſchen Aufſätzen als in ſeinen Luſtſpielen und Romanen zeigte, obwohl auch dieſe ſich günſtige Leſer erwarben.

Sigeherr, ſ. Minneſinger.

Benjamin Silber,

mit ſeinem Schriftſtellernamen: Karl Sebald u. Eduard Blum, ward am 29. December 1772 zu Waldheim geboren u. trat ſchon 1790 in das Neuſächſiſche Artilleriecorps. 1798 ward er Lieutnant, 1807 Artilleriezeugwärter auf dem Königſtein, 1811 Capitän, 1813 Major. Als ſolcher und Kaſſirer bei dem Soldatenknabeninſtitute in Annaburg ſtarb er in letzterer Stadt am 7. April 1821.

Er gab heraus:

Die getäuſchte Liebe. Weißenfels, 1803 — 5.
Die 7 Sonntage. Freiberg, 1803.
Das Titelkupfer. Freiberg, 1803. 2 Thle.
Opiate in kleinen Erzählungen. Freiberg, 1804. 5. 3 Thle.
Oliver Cromwell. Leipzig, 1804. 2 Thle; 5. Aufl. 1821.
Kurfürſt Johann Friedrich, Trauerſpiel. Leipz. 1804.
Richard und Angelika. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Die Nebenbuhlerinnen. Berlin, 1806. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.

Gute Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen und eine lebendige friſche Darſtellung erwarben ſeinen Romanen viele Freunde.

Silvio Romano, ſ. F. W. Riemer.

Digitized by Google

Simplicissimus, s. Greifenſohn und Hempel.

Sineck, s. Denis.

von Singenberg, s. Minneſinger.

Philipp Balthaſar Sinold,

genannt von Schütz, wurde am 5. Mai 1657 zu Königsberg bei Gießen geboren, und ſtudirte zu Weißenfels und Jena. Nachdem er in Italien im Militär gedient hatte, ließ er ſich in Leipzig nieder; doch folgte er 1704 einem Rufe nach Köſtritz, wo er als Rath und Lehndirector der reußiſchen Lande, freilich nur ein Jahr lang wirkte. 1705 ging er nach Forſt und 1711 als Regierungsrath nach Barnſtadt in Schleſien. 1718 ward er gräflich-hohenloheſcher Präſident und 1727 gräflich-holmiſcher Geheimer-Hofrath zu Laubach, wo er am 6. Mai 1742 geſtorben iſt. Als Amadeus Kreutzberg (dies war ſein Schriftſtellername) gab er heraus:

Geiſtliche und andere erbauliche Poeſien, Lieder, Sonette und Epigrammata. Nürnberg, 1720.

Wahre Seelenruhe in den Wunden Jeſu. Leipzig, 1742.

Viele anderſeitige Schriften, auch Ueberſetzungen.

Tiefe Frömmigkeit, Innigkeit, und eine für jene Zeit treffliche Darſtellung zeichneten ſeine ascetiſchen Schriften aus; auch war er nicht unglücklich in ſeinen epigrammatiſchen Verſuchen.

Chriſtian Friedrich Sintenis,

dieſer ungemein fruchtbare Schriftſteller, der bedeutendſte von drei in der literariſchen Welt rühmlich bekannten Brüdern, ward am 12. Mai 1750 zu Zerbſt geboren, ſtudirte Theologie und lebte zuerſt als Prediger zu Bornum. Darauf wurde er als Diaconus in Zerbſt angeſtellt und verwaltete dies ſein Amt von 1777—1790; im letztgenannten Jahre kam er, mit dem Titel eines herzoglichen Conſiſtorial- und Kirchenraths, als Paſtor an die Dreifaltigkeitskirche und als Profeſſor der Theologie und Metaphyſik an das Gymnaſium zu Zerbſt. Er ſtarb daſelbſt am 31. Januar 1820. (Vergl. ſein Leben und Wirken v. Fr. W. v. Schütz, Zerbſt, 1820.)

Von ihm erſchien:

Veit Roſenſtock. 1776. 3 Thle.
Wahlmann. 1778. 2 Thle.
Menſchenfreuden. 1778. 3 Thle.
Reden. 1779. 3 Thle.
Die Reinfeld'ſche Familie. 2 Thle.
Das Buch für Traurige. 1781. 2 Thle.
Hallo's glücklicher Abend. 1783. 2 Thle.
Vater Roderich unter ſeinen Kindern. 1783.
Theodor. 1785. 2 Thle.
Elias Blayroſe. 1785.
Trakimor. 1787. 2 Thle.
Predigten. 1785. 4 Thle.
Flemmings Geſchichte. 1789. 3 Thle.
Stunden für die Ewigkeit gelebt. 1791. 2 Thle.
Nicolaus Grimm. 1794. 2 Thle.
Stunden der Wahrheit und Tugend. 1795. 2 Thle.
Elpizon. 1790. 2 Thle.
Dialogen des Küſters Ehrentraut. 1796. 2 Thle.
Robert und Eliſe. 1796. 2 Thle.
Neue Menſchenfreuden. 1797. 2 Thle.
Hallo der Zweite. 1797. 2 Thle.
Zweite Poſtille. 1798. 4 Thle.
Piſtevon. 1800. 3 Thle.
Sonntagsbuch. 1801. 3 Thle.
Das größere Buch für Familien. 1804.
Stunden des einſamen Nachdenkens. 1810. 3 Thle.
Predigten. 1811. 2 Thle.
Oswald der Greis. 1813.
Menſchenwürde. 1817.

S. war es, der zuerſt den moraliſch-religiöſen Roman einführte, um durch Darſtellungen häuslicher, auf der Baſis des Glaubens aufgeführter Zufriedenheit zu wirken und das Wohl der Familien zu befördern. Solchem Beſtreben mußte natürlich die ſentimentale Auffaſſung des Lebens die Färbung leihen. Er fand zu jener Zeit ein großes Publicum und ſeine Romane wurden viel geleſen. Sie ſind übrigens nicht weiter als einen Schritt weiter geführte Kinderſchriften, mit denen er ſich auch viel beſchäftigte und welche ebenfalls zu ihrer Zeit große Verbreitung gewannen.

Aus Sintenis Menſchenfreuden.*)

Das wünſcht' ich, daß ich ſo das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem mahle hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erſchütterung, gewaltiges Erbeben, und hingeworfenen Muth, verurſachen würd'? Denke dis nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt auch feierlich wonnevolle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweret; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſo iſts auch wieder überwunden.

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von ſich, und ſeinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren ließe; Ich kanns nicht ſagen, ob es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können, obs wahr ſei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe,

*) Menſchenfreuden; aus meinem Garten vor Z. Frankfurt und Leipzig, 1778.

Digitized by Google

hinter Dingen zu kommen, welche natürlich sein sollen. So viel weis ich aber mit Gewisheit und aus Erfahrung, daß die Vorstellungen, welche der Mensch von Kindheit an in Ansehung der Gewitter empfängt, bei Festsetzung seiner Denkungsart über sie das mehreste thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren gesehen, welche schon beim Anblick eines Wetterstrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz suchten, und sich mit einem Geschrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hause. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle gewesen wäre, unter denselbigen Umständen eben so würde gehandelt haben, als sie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, so bald ein einziges derselben aufstieg, um sie her gemacht wurden, das Zuschrauben der Fensterladen, das sorgfältige Verschliessen aller Thüren, das angstvolle Zusammenlaufen der Leute im Hause, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geschwister, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf sie keine andere Wirkung haben, als sie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf dessen Bewegungen ich bei jedesmahligen Aufsteigen eines Wetters die genaueste Aufmerksamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er sieht den Himmel in seiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er sich herzlich, und spricht; Papa, das war schön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrift, so ist er mit sich selbst noch nicht darüber einig, wozu er ihn machen solle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutsche gefahren, bald denkt er, es sei ein Schus, und greift geschwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit schiessen; bald hält ers für Trommelschlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falsche Vorstellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, so bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er sich selbst davon macht, will ich, wenns Zeit sein wird, schon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menschen bildet, sie für Gewitterfurcht sorgfältig zu bewahren! So würden sie einst den Vortheil davon haben, daß ihnen der gröste Theil des Sommers unruhloser, freudenvoller wäre; da sie im Gegentheil, wenn sie einmahl Vorurtheile darüber eingesogen, und diese sich festgesetzt haben, oft durch die vernünftigsten Vorstellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür sich nicht losreissen können.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüstung und Zerstöhrung, zubereiten, und man könnte bis für eine Apologie für die Furcht für selbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man sich darauf legte, über diesen Punkt oft vernünftig mit sich selbst zu raisonniren, so würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt ist nun einmahl von der Art, daß die möglichste Vollkommenheit des Ganzen da sein, und erhalten werden soll. Allein, diese Vollkommenheit des Ganzen verspricht keinesweges ähnliche Vollkommenheit iedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erscheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Lasset uns also annehmen, daß Gewitter, so, wie iedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüstung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, so ists doch offenbar, daß das Ganze derselben unaussprechlich dabei gewinne. Willst du's nicht glauben, Freund, so geh Tags drauf nachm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und sieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während desselben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und stell dir vor, daß dieser Balsam, den du jetzt einathmest, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Blitz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müste also gleichsam als ein Märtirer fürs Ganze betrachtet werden; man müste seine Niederlage als ein Opfer ansehen, ohne welches eine weit grössere Aufopferung würde haben vor sich gehen müssen. — Es gibt Gemüther, für welche diese Betrachtung allein schon Beruhigung genug sein kann, weil sie einsehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch sie nicht abgeändert werden könne, sie mit ihr zufriden sein müssen, und daß selbige, so, wie sie einmahl ist, auch weise und gut genug sei.

Aber lasst uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da stiften, einmahl nicht als Gewinn fürs Ganze, sondern als wirklichen Verlust für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, bist du bestimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: so wartet auf dich entweder Verlust deines Vermögens, oder deines Lebens selbst zugleich. Ich gestehs, aller seiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, besonders, wenn man Jahre lang daran gesammlet hätte, müst' eine traurige Situation im Leben sein. Philosophische Seelen müssen aber auch denn in dem Bewustsein noch Trost finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und sollt' es nicht in den Händen der Fürsten sein, ihre Unterthanen auch von dieser Seite zu beruhigen, wenn sie ein= für allemahl festsetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterstrahl abbrennte, alle seine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, ieder pro rata, dazu zusammentragen müsten, daß dem Unglücklichen sein verlohrnes Vermögen bei Heller und Pfennig ersetzt würde? Wahrscheinlicherweise würden sie sich alle dazu bereit finden lassen, weil ieden von ihnen das armmachende Schicksal treffen kann; und sollten Widriggesinnete sich dagegen setzen, so könnte ihnen angedeutet werden, die für einander sorgende Gesellschaft zu verlassen, und sich Häuser an einsamen Oertern zu bauen, damit sie, wenn sie ia abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer setzten. Träfe dich aber, Bruder, der Wetterstrahl selbst, und du fändest in seinem Schwefeldampf den Tod, was fragst du nach dem Brande, welcher dein Haus einäschert? Fürs Haus sorgt man allenfalls, so lange man darinn wohnt. Der Verlust deines Lebens scheint dir jetzt schrecklich, wenn du ihn dir denkst, nach dem Augenblick des Strahls aber schmerzt er nicht weiter. Uns allen ist die Gewisheit unsers Abgangs bekannt, nur seine Stunde kennen wir nicht. Müssen wir doch glauben, daß die, welche es einmahl sein soll, dazu die schicklichste sei. Geschöpfen, welche abgehen müssen, kanns gleich viel sein, ob sie heute, oder morgen, gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf schnell erschallt, gewinnen sie mehr, als sie verliehren, und vielleicht ist der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der sanfteste. Ob sie erst anfangen, zu hinken, sich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, sich mit dem Anblick derer, welche sie verlassen sollen, noch lange quälen, oder, ob sie mitten im schnellsten Lauf sinken, verkürzte Angst haben, und den Ihrigen aus den Augen gerissen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn sie vorsichtig genug gewesen wären. Wenn es einmahl Thiere gibt, deren Gesellschaft beim Wetter uns gefährlich ist, warum entfernen wir sie nicht alsdenn von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht sicher sind, warum nehmen wir zu ihnen unsere Zuflucht? warum setzen wir uns nicht lieber dem durchdringendsten Regen aus, und halten die Nässe, welche er über uns her führt, für ein Präservatif widers mögliche Unglück? — Vielleichts ists in den Händen der Menschen, die, dem Ansehen nach, furchtbarste Erscheinung in der Natur eben so unschädlich für sich zu machen, als ihre lächelndsten und entzückendsten. Beispiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem reifenden Geiste der Menschheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil siegen werde. Wär' ich Fürst, oder König, so brächt' ich auf meinem Residenzschlosse, auf allen meinen Lust= und Jagdschlössern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häusern, die Ableiter zuerst an, und machte mir von der Nachahmungssucht meiner Unterthanen die Hofnung, daß sie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen ist man schon weiter in der Sache, und hat davon den erwünschtesten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einsicht und Ansehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernst und Muth angriffen. Ich kenne einen siebzigjährigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über diese Wohlthat, welche man dem Menschengeschlecht erweisen könnte. „Bewahre Gott, sagt' er, Herr Konfrater, wie profan denken Sie! Wollen sie unserm Herrgott in seinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich sein?" Ich hatte Mitleiden mit der fürietzt übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonstrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am selbigen Tage sich hatte eine Ader öfnen lassen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute so schnell zur Ader gelassen?" Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchst nöthig, mein Arzt sagte mir, daß mich der Schlag auf den Fus verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlas Gott in seinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenstand unseres Gesprächs ziehen konnte, und fing von etwas anderm an zu reden. — Mit solchen Vorstellungen hab' ich mich den gröstn Theil meines Lebens hindurch beschäftigt, und damit ist mirs gelungen, das rasselndste Donnerwetter für mich zur Menschenfreude umzuschaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht'

ich, Gewitterstunde ist nicht mehr weit. Ich stand auf, sah mich um, und erblickte in Südost einige Wetterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerksamkeit. Nach einer halben Stunde erschien schon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir seine Annäherung. Die Sonne brennte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und schienen nach Erquickung zu schmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der hellste, blauste Himmel, weiter hin gekräuselte, lichthelle Wolken, welche sich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter selbigen ein dicker, schwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in sich aufgenommen zu haben schien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrup machten, eilten zur Sonne her, und verbargen sie. Noch war Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhub sich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauschte, und das Gewitter schwebte schon über meinem Haupt. Einige schmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, so zu sehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauschte er stark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächse, weil sie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden diese weicher und zarter, und das Geräusch verlohr sich merklich. Der Donner schallte schon wieder entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinsten Braunkohlpflanze hatte alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im stärksten Platzregen sah ich bereits den äussersten Rand des Horizonts sich wieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! In jeder Minute veränderte sich die Himmelsfarbe. Bald trennte sich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweisse Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und schienen gelb. Bald fingen sie von der Nachbarschaft der Sonne an, zu rötheln; bald liessen sie hier und da schon einige blaue Räume über mir sehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und senkte ihren glückwünschenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenschein den Glanz des Kristalls. In Nordosten schwebte nun das übergezogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen dasselbe schien, schwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es sah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel so rein und so blau, als er den ganzen Tag über nicht gewesen war. Die Dünste waren zerstreut, die Atmosphäre war reiner, und ein sanfter Westwind schüttelte den aufgehaltnen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues frisches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich schon auf den folgenden Morgen, um zu sehen, wie alles gewachsen, wie alles neu gepflanzt zu sein scheinen würde. Ich stand da, schaute mich um zwischen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaubt, daß man beim Bewußtsein der Tugend in allen ihren Auftritten, und solltens auch die äußerlichfurchtbarsten sein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, soll' auch einmahl den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grausen beiwohnen werden. Im Schooße der Natur bildet sich Güte des Herzens, und haben wir die, so beben wir auch im Weltgericht nicht. — —

Die Jahre meiner ersten Jugend trafen gerade in die Zeit des letzten deutschen Kriegs. Als ein Knabe von zehn Jahren las ich die Zeitungen mit der größten Attention. Ich wußte so ziemlich den jedesmahligen Stand der beiderseitigen Armeen, konnte die berühmtesten Generale beim Nahmen nennen, und hatte mir unter den Kriegführenden Mächten meinen Mann ausgesucht, für den ich in Gedanken herzhaft und wacker mitfocht. So oft ich von einer Bataille las, in welcher die Macht, der ich wohlwollte, den Sieg erfochten hatte, trug ich, wenn ich in die Schule ging, meine Nase hoch empor; hatte sie aber den Kürzern gezogen, so sah ich keinen Menschen an, und brummte, wenn mich iemand um etwas fragte, wie ein Bär. Nicht selten hatt' ich sogar mit alten Bürgern meiner Vaterstadt Händel, welche es mit der andern Parthei hielten, und ich kanns bis diese Stunde nicht begreifen, wie bejahrte Leute es mit einem Buben aufnehmen, und über dergleichen Sachen im Ernst mit ihm reden konnten. So viel weiß ich aber noch, daß ich von einem von ihnen einmahl bald ein Paar derbe Ohrfeigen deshalb bekommen hätte, wenn mein seliger Grosvater nicht dazwischen gekommen wäre. Da ich nun während des Krieges erst zum vollen Bewußtsein meiner kam, so hatt' ich auch gar keine Idee vom Frieden. Ich hörte allenthalben Wünsche nach Friede, hatte auch hie und da etwas von den Seligkeiten desselben gelesen, und konnte mir nicht vorstellen, was Friede sei. Tausendmahl hab' ich damahls blos darum gewünscht, daß endlich einmahl Friede werden möchte, damit ich nur erführe, was er wäre. Als ich nun las, daß er zu Hubertsburg wirklich geschlossen sei, so war ich allenthalben Aug', und allenthalben Ohr. Ich guckte starr den Himmel an, und war von der Ueberraschung so voll, daß ich nichts geringeres glaubte, als daß Sonne, Mond und Sterne, zu Friedenszeiten noch herrlicher glänzen würden, als im Krieg. Am Himmel aber bliebs, wie's gewesen war. Nun hielt ich mich an die Erde. Ich suchte auf derselben lauter neue Paradise, suchte allenthalben Freude und Wonne; meinen damahligen Vorstellungen aber nach schien sich auch da wenig zum Bessern hin abgeändert zu haben. Die Zeitungen waren im Gegentheil nicht mehr so amüsant für mich; die Kaufleute fingen an, zu klagen, daß nicht mehr so viel zu verdienen sei, als im Krieg; die Juden gingen lumpigter einher; ich konnte mit meinen Spielkameraden nicht mehr um einen Groschen Kegel schieben, wie sonst; mein Vater klagte über ansehnlichen Verlust, welchen er durch die schleunige Reduktion der Ephraimiten, Dreiergroschen, und Kupfersechser, erlitten hatte; und die abgedankten, zum Theil lahm und krumm gehauenen Soldaten kamen bettelnd vor die Thüren, und fluchten alle Teufel aus der Hölle heraus. Ha! wie da der Werth des Friedens in meinen Augen zu fallen anfing! aber, Brüder, so bald ich lernte, über wichtige Gegenstände der Menschheit gehörig reflektiren, sah ich ein, daß — *Friede Menschenheil und Menschensegen sei*; und von der Zeit an schwebt mir sein Bild als ein recht reizendes, göttliches Bild vorm Aug.

Menschenblut fliesst sanft und sicher in seinen Adern fort, wenn Friede ist — ha! welch ein Gedanke! — Ist wahrlich so etwas geringes nicht, als hie und da gedacht wird, wenn Tausende hingeführt, und dem Tod in den Rachen gejagt werden! Man hatte sie ia nicht gefragt, ob sie dazu ihre Einwilligung gäben. Wäre dis, daß sie den Tod freiwillig gesucht hatten: so könnte man allenfalls sagen, daß man ihnen nicht hatte zuwider sein wollen. Aber, wenn ich mirs vorstelle, wie Jünglinge und Männer zur Opferbank hingeschleppt werden, jene aus den Armen abgelebter Eltern, und sehnsuchtsvoller Bräute, diese aus dem Schos ihrer Gattinnen, ihrer Kinder, und ihres Vaterlands — wenn ich mirs vorstelle, wie sie sich gewaltig dagegen sträuben, und doch hingeschleppt werden: so blutet mir's Herz! Und, wenn sie denn nun hinkommen ins Schlachtfeld, so stehen sie da, und streiten, und wissen nicht, warum? Religion und Vaterland müsset ihr vertheidigen, sagt man ihnen; Religion und Vaterland — süstönende Nahmen! Man könnts ihnen aber nicht verdenken, wenn sie einmahl die wichtigen Fragen aufwürfen: ob die Religion überhaupt andere Waffen führen dürfe, als nebelvertreibende Aufheiterung, Führung des Menschen auf seine Bestimmung, Antrieb zu edeln, grosmüthigen Handlungen, abgetrocknete Thränen der Tugend, und allgemeines Menschenglück befördernde Wohlthätigkeit? und ob das Wohl des Vaterlands nicht mit geringerm Aufwande, als die Verschüttung des Bluts vieler Tausende seiner Kinder ist, erhalten, gesichert und befordert werden könne? Wären die Streiter noch wirkliche Feinde gegen einander: so wärs noch etwas. Gewaltiges, erhitzendes Gefühl empfangenen oder geglaubten Unrechts, könnte man vorgeben, risse sie denn so weit von sich selbst weg, daß Menschenhände, welche doch nur dazu gemacht sind, einander Wohlthaten zuzureichen, sich mit siebenfachern Tod für einander füllten. Aber so sehen sie sich auf der Erde vielleicht zum ersten mahle, kennen einer des andern Nahmen nicht, und das erste, was sie thun, soll doch sein, daß sie sich die Köpfe spalten, oder das Herz durchbohren, oder Hände und Füsse abhauen. Oder kennen sie sich, so steht wohl gar Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater — ach! wie eng wird mir die Brust, indem ich dis denke! Und denn gäbs ia wohl noch hie und da einen tapfern Kerl, der, wenns einmahl nicht anders sein soll, sich wacker wehrte, und sein Leben theuer verkaufte; aber so wird ihm auch dis wohl nicht einmahl verstattet. Wenn er mitten im Avanciren ist, so speien schon geöfnete Feuerrachen zu Dutzenden, und zu Schocken, von fern auf ihn Tod und Zerstümmlung her. Dis, Brüder! schien mir immer so etwas recht abschreckendwidermenschliches zu sein, daß man die edelsten, muthvollsten Menschen zu Boden stürzt, ohne daß sie sich wehren können! Stellte man sie noch Mann gegen Mann, und liesse sie sich mit einander balgen: so käme dem Helden doch seine Stärke und seine Entschlossenheit zu statten. Gewis gingen denn auch nicht so ungeheure Mengen von Menschen verlohren; es würden, welches noch gräslicher ist, nicht so

Digitized by Google

viele Krieger zerstümmelt, lägen nicht da aufm Schlachtfelde, und müsten über sich bei vollem Leben wegreuten und wegfahren lassen, müsten sich nicht jämmerlich verbluten, und zuletzt noch halblebend unter zwanzig Todten in einem geschwindverfertigten Grabe letzte Stäte finden! — — O Friede! Friede! du bist Menschenbluts Schutzgott! Menschenblut fliesst durch dich in seinen Adern ungestört und sanft fort, wallt für Kinder, und Eltern, und Gatten, für Freunde, und für Vaterland, ströhmt Eifer und Feuer zu Rechtschaffenheit und edler That zu!

Gottes Erde gewährt dir auch mehr Anblicke der Schönheit, Bruder! wenn heiliger Friede auf ihr schwebt. — Da siehst du keine Zerstöhrungen in der Natur, als die etwa, welche der Winter macht. Siehst keine verwüsteten Fruchtfelder — es müste denn hie oder da eins von ihnen ein seltener Hagelschlag treffen, der doch nur strichweise geht; siehst die Weiden voll froher Heerden, die, wenn auch eine Seuche sie zuweilen ergriffe, sich bald wieder vermehren; siehst nicht Meilenweit abgebrannte Dörfer, zerstöhrte Meierhöfe, und eingeäscherte Städte; siehst nicht die Landleute in grossen Schaaren flüchtig werden, und Häuser und Höfe verlassen; siehst nicht geplünderte Waarenlager! Allgemeine Sicherheit waltet. Der Städter treibt seinen Handel und sein Gewerbe, und sein Vermögen ist sein, und seiner Kinder. Der Bauer geht zu seinem Pflug, lockert die hart gewordene Erde, düngt sie, wirft seine Saaten aus, und spricht in seinem Herzen: nach einigen Monaten werd' ich erndten. Jeder Unterthan trägt mit Richtigkeit seine Gaben ab, und darf keine Schulden machen, um schwere Kontribution herbeizuschaffen. Sein Fürst sieht ihn frohlockend und arbeitsam, und seiner Kinder Freude wird Freude für sein väterliches Herz! — —

Und die Tugend, Freunde, ach! die Tugend — wie viel gewinnt sie durch Frieden! Nicht nur die Gesetze des Landes bleiben heilig und unverletzt; Menschenherz ist sich auch selbst Gesetz. Jene sanftern und zärtlichern Gefühle, welche der Adel unserer Natur sind, werden nicht durch stete Anblicke der Grausamkeit und Gewaltthätigkeit unterdrückt. Man kennt die Wollust nicht in so vieler Mannigfaltigkeit; der Jüngling wird nicht so allgemein vom Jüngling, und das unschuldvolle aufblühende Mädgen nicht vom zügellosen Böse wicht verführt. Eigenthumsrecht ist heilig, und gegenseitige Treue beglückt die Gesellschaft. Unmässigkeit im Trunk bleibt nur der Vorwurf weniger Unglücklichen, welche schon zu weit von der Bahn der Erbarkeit abgewichen sind, als daß sie zu ihr zurückkehren könnten. Der Eidschwur hat mehr Ehrwürdigkeit, und die fluchende Stimme tobet nicht so laut. Auf der Erziehung der Kinder, der künftigen Vaterlandsbürger, ruhet mehr Güte und Ordnung, mehr gute Beispielfülle. Das öffentliche Verdienst wird erkannt, und der Staat hat mehr Reichthum und Musse, es würdig belohnen zu können; das stille, im Verborgenen segnende wird aufgemuntert, hervorzutreten, und ähnlichen Lohn zu empfangen. Die Gerechtigkeit leistet auch dem Geringsten unter den Unterthanen Hülfe, und der Wohlstand öfnet dem Bürger die Quellen der Barmherzigkeit. — —

Dich will ich segnen, du Beglücker des Menschengeschlechts, Friede! ich will dich segnen, so lange ich bin! Du bist recht Menschenbestimmung — bist himmlischen Ursprungs — bist liebenswürdiges Geschenk vom Allvater! — Heil dir, mein deutsches Vaterland! Land des Fleisses, und der Volksmenge! daß Seligkeitvoller Friede jetzt auf deine Fluren wohnet! Ach! er müsse fort über dir schweben; müsse lange über dir schweben! Heilige, Freundschaftsvolle Bande müssen das Herz deines Josephs, deiner Thereese, und deines Friedrichs, an einander fesseln! müssen fesseln die Herzen aller deiner Fürsten! Denn müsse Jeder deutsche Vater seinen Kindern frühzeitig das Wort: Friede, lallen lehren — müsse sie lehren, die Seligkeit desselben kennen und schätzen — müsse sie hinführen zu den Altären der Tugend, und sprechen: Bewahret Unschuld und Güte, so wird auch — Freude in eurem Busen sein! — — —

Viel Friedliches hat gleich bei seinem ersten Anblick ein Erndtefeld. Jüngst ging ich über ein solches Feld; da empfand ich Erndtefreude — ach! Erndtefreude!

Unaussprechlich verliert der Städter, wenn er in seiner Eingeschlossenheit die Erndtezeit verlebt, und nicht fleissig in den offenen Fluren wandert. — Mannigfaltige, durchaus angenehme Abwechselung der Gegenstände überrascht uns da, theilt uns in zehn, zwanzig Theile, und zieht den einen davon dort- und den andern dahin. Bald wallen noch vor uns dickbestaudete Gersten- und Haferfelder; bald liegen hinter uns schon unzählbare Roggenhälmer in aufgethürmten Reihen. Wie sie da so still liegen, die kleinen Wälder, welche vor einigen Tagen noch sauseten und brauseten, — vollendetes Produkt der Natur — von Menschenhänden abgehauen und ihnen nun ganz überlassen! Dort harken einige alte Mütter; da binden muntere Mädgens Garben; hier mandelt ein männlicher Bauer auf; weiterhin hält ein Wagen, und ein Paar schwarzbraune Knechte laden die dicken Bunde; ganz unten ziehen schon vier wohlgefütterte Rappen einen andern schwerbelasteten Getraidewagen nach dem Dorfe hin. Wie geschäftig die Menschen alle sind! Mähen und harken, harken und binden, binden und laden, laden und fahren — mähen und harken, und binden, und laden, und fahren, und — pfeifen, und singen. Weiblich klatscht der fahrende Jüngling mit seiner Peitsche den schallenden Kreuzhieb, und die ihn liebende Dirne schreit Juchheisa darein. Ist doch ein gar vortreflicher Anblick, ein solches Gewimmle von Menschen zu sehen, die alle mit Eifer arbeiten, und bei ihrer Arbeit noch frohes Muths sind! Das sind so die rechten Menschen, welche arbeiten, und — dabei fröhlich sind. Die Arbeit versüsst ihnen die Freude, und die Freude erleichtert ihnen die Arbeit. Geh hin, Städter, und lerne vom Landmann dein Tagewerk verrichten, und dabei scherzen und lachen! Jedes abgemähete Feld verschafft uns eine neue Aussicht. Vorher, wenn wir vorübergingen, sahen wir ins Getreide; nun erblicken wir über dem leeren Acker hin Büsche, und Mühlen, und Dörfer. Es ist uns, als sähen wir sie alle zum ersten mahle. Gehen wir weiter an einen Morgen, noch mit Waitzen bestaudet, so sind sie alle wieder weg. Wir kommen wieder an ein Kornfeld, wo eben gemähet wird, und jeder Hieb, welchen die Sichel thut, lässt uns einen Zweig von jenen Bäumen, oder einen Schornstein von jenen Häusern, abermahls erblicken. Reitzvolles Spiel, welches die Natur noch mit ihren Kindern treibt! Wohne ihm noch bei, Städter! in wenig Wochen wird es aufhören, und stehst du denn auf derselben Stelle, so wird dich bald ein fortwährendes Einerlei ermüden! —

Bist du aber aufm Erndtefeld, so denke auch einen redlichen, weitumfassenden Gedanken an die Wohlthätigkeit um dich her! Bruder! welche Empfindungen werden dir ins Herz ströhmen, wenn du den Segen, als Mensch, betrachtest, welcher vor deinen Augen in herrlicher Fülle da liegt! Ist wahrlich nicht anders, als sähst du schon Brodt an Brodt liegen; als wär' das ganze Feld voll Tische, und voll Bänke, besetzt mit hungerstillender Nahrung, und mit esbegierigen Gästen. Stell dir vor, wie herzlich es ihnen schmecke; wie sie bei einer frugalen Mahlzeit nach vollendeter Arbeit sich erholen, und neue Kräfte zur morgenden noch vorschwebenden sammlen! Wohl euch, ihr Armen unter meinen Mitbürgern, deren vornehmste, beinahe einzige Nahrung Brodt ist, die im Schoosse einer zahlreichen Familie sich schon glücklich preisen, wenn sie für sich, für Weib und Kinder, dieses allgemeinen Nahrungsmittels Fülle haben — nun ist der Theurung wieder gesteuret! Neuer, erquickender Vorrath davon wieder allenthalben da! Bald werden die trockenen Körner, unter den arbeitsamen Händen des Dreschers, umherspringen; bald wird der Landmann damit seine Säcke füllen, und sie den Städtern zu Markte bringen. — Ach! wüste ich die Stätten im Felde, auf welchen Brodt wächst, welches bald hie und da ein Gefangener in seinem Kerker bei Wasser essen wird, mit welcher menschlichen Theilnehmung wollt' ich auf sie hintreten, und meine Thränen auf sie weinen! In Gottes freier Luft, wollt' ich denken, wächst Brodt für eingesperrte Brüder! daß sie doch auch die Freiheit hätten, welche die Hälmer hatten, in deren Aehren Korn für sie war! daß sie doch alsdenn eben so segenstreich wären, als sie! —

Das wäre meines Herzens voller Wunsch, daß ich die ganze Erndte hindurch meine Gemeine aufs Feld führen, und ihnen da predigen könnte! So im Anblick der um und um segnenden Natur, mitten unter dem tausendfachen Guten, welches vom Himmel auf die Erde gefallen ist — was für Empfindungen müsten sich da in die Seelen der Gottesverehrer ströhmen lassen! wie müste man sie da thätig zum Guten, duldend fürs Ungemach, aufmerksam auf Schöpfergüte, machen können! Einen feierlichern, herzdurchdringendern Gottesdienst müsts nicht geben auf Erden, als den! Dem Manne, welcher wohl wuste, was im Menschen war, und seine zärtlichste Seite bald finden konnte, mochte auch diese Bemerkung nicht entwischen. Mit überwallender Liebe für ihn les' ichs, daß er mit seinen Busenfreunden so gern über Saatfluren und Erndtefelder ging; daß er auch Sabbath mit ihnen daselbst oft feierte, und ihnen Hinblick auf den Allvater, Wohlgefallen an seinen Schöpfungen, Nachahmung der Natur, Glauben an die Fürsehung, und Aussicht in eine frohe Zukunft, lehrte!

Und Erndten, Brüder, erndten ist so eine recht menschliche Verrichtung. Nutzen sucht der Edle bei allen seinen Handlungen; Nutzen für seine Brüder, und für sich. Wir säen allenthalben im Leben, und warten auf Erndte. Warten sehnlich drauf, daß unsere guten Thaten den von uns abgezweckten, gewünschten Erfolg haben sollen. Der Anblick der Erndte im

Digitized by Google

Feld ist daher völlig nach unserm Geschmack. — Wir wissen die Widerwärtigkeiten, welchen oft die aufgegangene, ährentreibende, reifende Saat auf der Flur unterworfen ist; wissen auch, wie oft wir bei Ausübung unserer besten Thaten behindert werden; sehen wirs nun, daß der Ackermann gute, reichliche Erndte hält: so schwebt vor unsern Augen ein Bild jener Freude, welche wir haben, wenn wir von unsern edlen Handlungen allen den Segen erblicken, welchen wir uns von ihnen versprechen. — Ward das Feld, worauf jetzt Erndte ist, vor Winter besäet, ha! was für ein starker Gedanke ergreift denn den Christen! hast auch so, denkt er, eine Erndte über Winter zu hoffen, eine volle, reiche Erndte! — Wie ihn das Bild von Menschenbestimmung, welches ihm die Natur hier vorhält, so sanft anlächelt! wie er all' seine Blicke auf dasselbe fesselt, und nicht wieder von ihm loskommen kann! Guter Thaten Lohn, ach! guter Thaten ganzen Lohn — hier und dort, und dort und hier! Jetzt Anfang — denn Vollendung! Bei der Hinsaat wohl gar Trauren — aber zur Garbenbindezeit Freud und Jubel! — Der Mann, welcher mit Rom und Korinth korrespondirte, und sich gut drauf verstand, Gegenstände in der Natur, und im gemeinen Leben, für die Religion brauchbar zu machen, mocht das Bild auch oft angesehen, und mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet haben. Resultat all seiner Betrachtungen war und blieb: Lasst uns säen im Segen, so werden wir erndten im Segen! —

Auch, Brüder, hab' ichs nie stärker empfunden, wie wahr es sei, was einsmahls der Beste von uns allen sagte, als wenn ich zur Erndtezeit über Feld wandelte. Wenn ich denn so mitten auf einer grossen Waizenbreite stand, und nirgends Ende derselben sah, wenn die unzählbaren Millionen Aehren um mich her wankten: so wars, als stände ich mitten unter der ganzen Menschheit, und schaute den unendlichen Segen, welcher an ihr zu stiften — nicht zu stiften — nur zu sammlen, wäre. Erndte genug, dacht' ich, Erndte genug; nur Arbeiter her! Gelegenheit genug da, Menschengewinn zu machen; nur Edle werden erfordert, welche die Mühe dabei nicht scheuen — eine Mühe, die mit jedem Augenblick sich reichlicher belohnt! Und denn erneuerte ich auf der Stelle den Vorsatz, unermüdet zu arbeiten, und allenthalben, wohin nur meine Stimme bringen möcht, andere zu gemeinschaftlicher Arbeit mit mir zu ermuntern. — —

O Fluren voll Erndte — seid mir heilig! heilig, wie Tempel der Gottheit! Nie müss' ich auf euch hinwandeln, ohn von den edelsten, hinschmelzendsten Empfindungen durchdrungen zu werden! Nie euch wieder verlassen, ohn lebhaft zu fühlen, daß ich — um einen Grad mehr Mensch geworden sei! — — —

Dich, Jüngling, lieb' ich, dem beim heiligen Nahmen: Vaterland, das Blut schon gewaltiger wallt; und dich, Mann, der mit raschem, festigten Muth am Vaterlands Wohl arbeitet; und dich, Greis, der, an Kräften arm, an Wünschen aber reich, brennendes Verlangen, daß Vaterland nach seinem Hintritt noch glücklich sei, am Grabe vorm Allvater ausschüttet! O ihr Edlen, wie ergreift euch alle meine Liebe, und mein Lob! Wie seh' ich euch vornan in der würdigsten Menschenklasse, in welcher man Menschengrösse und Menschenwonne fühlt! — — Patriotismus! Patriotismus! — Freudenquell für alle grosse und schöne Seelen, in Latium nicht nur, und in Grächen, auch in Belgien, Helvetierland, Germanien, und Altmerika, und an allen Orten und Enden der Erde — Vaterland glücklich sehen, glücklich wünschen, nach Vermögen glücklich machen — — Der hat kein menschliches Herz, welcher dis alles nicht mit voller Heiterkeit verrichtet!

Gut aller Güter! Leben! ach! Leben! wie nenn' ich dich recht? — Ach! erstes, allererstes, allerheiligstes, allerunverletzlichstes Gotteseigenthum! triefendster, reichquillendster Schöpfersegen! Allumfassendster Ausfluß vom Wesen der Wesen! dich schätzen, dich nach Würde schätzen, dich menschlich verwenden und geniessen — dies ist unter allen Verehrungen, Preisungen und Anbetungen des Allvaters die würdigste, ihm gefälligste, und ewiger Glorieausficht vollste! — Kannst du, Bruder! auf dein Vaterland hinblicken, und wär' es auch nur ein Ländchen von anderthalb Meilen, ohn' in deinem Innern laut zu sprechen: Ach! liebes, theures Land, warst Lebensland für mich! In deinem Schoos fing ich an, zu athmen; zu empfinden, was Lebenskraft und Lebensfülle sei! Gabst Leben — habe Leben, gib Leben, empfange Leben auch von mir zurück, so lang' ich bin! — !

Sieh, Bruder! dein Vaterland zeigte dir nicht nur ersten unter allen Segen von fern, bracht' ihn dir auch nah; gab ihn dir nicht nur halb, gab ihn dir ganz! Tausendmahltausend Lebenerhaltende Wohlthaten umflossen dich in seinem Schoos! Wuchsest empor; hoch empor! Reifstest zur Menschenreife! Sahest seiner Frülinge Bluhmen; erntetest seiner Sommer und Herbste Früchte; genossest seiner Winter Ruh! — Nun stehst du da, mitten unter allen Wesen, schaust sie gebietend an, und sprichst: Seid all' unter meine Füsse gethan — all' unter meine Füsse gethan; doch ohne mir Recht zu geben, das Geringste von euch unnöthigerweise zertreten zu dürfen. — Ach! Vaterland, Vaterland, töne deinen Ohren süs! sei deinem Herzen edelstes, geliebtestes Erdenland! Freue dich, wenn ein Fürst darinn herrscht, welcher für das Heil desselben sorgt! Gönn' ihm den Frieden, und seine Erndten, und all' seine Wonnen! — Bist von ihm erhalten worden, suchs wieder zu erhalten! Wend' allen deinen Fleis an, ihm das wieder zu thun, was es dir that, und es zu segnen von allen seinen Seiten! —

Fandst auch, Bruder! im Vaterlande Menschen, welche dich in ihre Arme nahmen! Tratst in Verbindungen ein, die dir dein Leben heiterer und ruhvoller machten! — Da kam ein Redlicher, schon weit grösser, als du, auch schon dem Grabe wieder weit näher, als du, schaute dich liebreich an, drückte dich treu an sein Herz, und nannte sich — Vater; Vater von dir! Da lag ein Mensch von sanfterm Gliederbau, von zärtlicherer Empfindung, weinte, und lächelte zugleich, gab dir am Busen die erste öffentliche Nahrung, und rief dich: Kind; mit mütterlicher Liebe — Kind! Da liefen kleine, sorgenlose Geschöpfe, gebildet, wie du, herbei, zwar schon grösser, als du, aber noch unvollendet, spielten neben dir ihre frohen, kindlichen Spiele, wiegten dich, sahen dich wiegen, waren dir Bruder und Schwester! Da eilten Freunde, wohlmeinende Freunde, hinzu, schauten dich mit Blicken künftiger Vertraulichkeit an, und nahmen dich unter die Reihen derer auf, welche ihnen auf Erden die Werthesten waren! Nun fing in deinem Herzen an, die Liebe zu erwachen. Du sahst ein Mädgen, ein holdes, reitzvolles Mädgen, und wünschtest's, dein zu nennen. Vaterland gabs dir, und sprach: Nimms hin — hin in deinen Arm! Machs glücklich, und werde dadurch glücklich! All diese Bande sind nicht Ketten für dich; sind sanfte Umwindungen — Ros' an Rose. Las sie dich fest ans Vaterland knüpfen! Reich ihm gern ihrer grossen Segnungen Hälfte!

Geh zurück auf all' deiner Wissenschaft, Tugend, und Denkungsart, Grundlagen — nahmst sie aus Vaterlands begüternden Händen. Vaterland lehrte — Vaterland bildete dich. Die ersten Eindrücke, welche äuserliche Gegenstände auf dich machten, hatten den Anstrich seines Klima, seiner Regierungsform, und seiner Sitte. Auf seinen Fluren wardst du empfindsam, in seinen Tempeln religiös, unter seinen Edlen tugendhaft. So oft nun dein Auge mit tiefer Wollust auf die Natur, und ihre Schönheiten, schaut, so oft dein Glaube dich beruhigt, und Bewustsein deiner Rechtschaffenheit dich übers Misgeschick emporhebt: so oft wirf einen dankbaren Seitenblick aufs Vaterland hin! Freu dich, wenn wissenschaftliche Männer in seinem Schoos sind, deren Licht dem Mitbürger, dem Nachbar, und dem fernen Fremdling, scheint! Freu dich, wenn du siehst, wie ein würdiger Gerechter mit dem andern Arm in Arm durch seine Städte und Dörfer wandelt, und wie sie beide gemeinschaftlich sich bemühen, allenthalben edler Thaten reichen Segen zurückzulassen! Führ' seine Jünglinge der Weisheit, und seine Töchter der Tugend, zu! Sei selbst der Weisheit Verehrer, der Tugend Freund! —

Und hat Vaterland auch eine Stäte zum Grabe für dich, weist du unter allen seinen Fluren diejenige schon, auf welcher du stauben wirst: so geh an Frühlingsmorgen und Sommerabenden zu ihr hin, sieh Sonne und Mond auf ihr auf- und untergehn, und sprich: Ach! Vaterland! — auch einmahl Land der letzten Ruh für mich! — wenn dein Hügel mich deckt, dein Rasen über mir grünt, und deine Erde sich mit der meinigen vermischt; wenn ich kein holdseliges Wimpern der Morgenröthe mehr sehe, kein freundschaftliches Winken des Abendsterns mehr; wenn gegen Geräusch und Stille mein Ohr taub ist, und alle meine Theilnehmung an Weltfülle und Weltgeschäftigkeit verschwindet; wenn meine Gattin, meine Kinder, und alle die, neben denen ich gerne im Leben gehen mocht, über mir hinwandern: denn treffe dich noch Segen auf Segen! denn wohne noch Fried' und Seligkeit in dir! denn seien noch all deine Bürger Tugendfreunde, und Schöpferfreunde, und deine Freunde! denn arbeiten sie noch' all mit Eifer für dich — arbeiten für dich, und für sich! Heil vom Allvater ströhme denn mächtig hinzu — befördr' ihre edlen Unternehmungen — geb' ihnen allen heitern, wunschübertreffenden Ausgang! —

Ach! und lebtest du, Freund, dein Leben vom Vaterland fern; trennten dich von ihm lange, bahnlose, furchtbargethürmte Gebirge, unwirthbare, brennende Sandwüsten, und Weltmeere voll Schiffbruch und Tod; wärst du verlassen und einsam auf einer der unbekanntesten, von Menschen unbesuchtesten Inseln, und hättest Nacht, wenn dein Vaterland Tag

Digitized by Google

hätte: so müßte beim Gedanken an deine väterliche Flur dein Busen sich noch emporheben; müßtest die Sonne noch dafür segnen, welche jetzt über dir schwebt, daß sie vor zwölf Stunden überm Vaterlande schwebte, und ihm mit einem Strahl zugleich Licht und Wärme gab! Riefe dich denn der Tod — sucht' er und fänd' er dich unter einer andern Himmelsgegend, und könntst du ihm nicht entfliehen, und, ehe er dich träfe, dein Vaterland nicht noch einmahl von weitem schaun: so müst' aus jeder niederfallenden Thräne ein Wunsch für sein dauerndes Heil aufsteigen, und schmeichelnde Hofnung auf deiner Wünsche Erfüllung dir noch Versüssung des Hinscheids in fremden Lande sein! Müßtest noch hinschleichen in letzter Lebenskraft ans Gestade des Oceans, und über all seine Wellen nach der Zone hinblicken, unter welcher dein Vaterland läge, und stgnend deine Hände aufheben, und — sinken lassen!

Glückt's dir aber nach einer langen Reihe von Jahren, in seinen Schoos zurückzukehren, ha! welche unaussprechliche Freude für dich! Sähests denn von weitem und verdoppeltest eilfertig all deine Schritte; beträtst denn seine Grenze, und jauchztest! Suchtest deine Freunde; fändest einige von ihnen noch lebend, beinahe unkenntlich, und drücktest sie ans Herz; gingest zu den Gräbern der Verblichenen, und sextest dich auf sie hin, und dächtest noch einmahl ihre Liebe in all' ihrer Kraft! Wandeltest in das Haus, wo das Licht zum erstenmahl dir ins Auge fiel — besuchtest den grünen Platz, wo du gern mit deinen Gespielen tanztest — schauetest den Garten mit stillem Nachdenken an, wo du oft in Gesellschaft deiner Eltern, und ihrer Freunde, warst — trätest in den Schatten der Bäume hin, unter denen du einst nach Aepfeln suchtest — fändst noch hie und da auf Beeten, wo du sonst Blumen pflanztest, eine Viole, oder Tausendschön — und die zarten, kleinen Eindrücke, welche dis alles ehemahls auf dich machte, kämen in dich zurück; du erneuertest die Reihen deiner ersten Jugendideen, und ständest da, hinschmelzend — hinsinkend — Wonnethrän im Aug! — — —

Johann Christian Siegmund Sintenis,

am 17. August 1752 zu Zerbst geboren, Bruder des Vorigen, wurde 1785 Pastor zu Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Von ihn erschien:

Waldro, der letzte Vater in der Reihe der Edlen. Halle, 1781. 3 Thle.

Gutmann und Wilhelmine. Halle, 1782; neue Ausg. 1801.

Unterredungen mit Eltern und Kindern. Dornb., 1780.

Mütterlicher Rath an meine Tochter. 2. Ausg., Halle, 1794.

Ein fleißiger Nachahmer seines Bruders (C. F. s. den vorigen Artikel), den er jedoch nicht erreichte.

---

von Sittewald, Philander, s. Moscherosch.

Wilhelm Smets,

(mit seinem vollen Namen Philipp Carl Joseph Anton Johann Wilhelm S.) ein Sohn der großen dramatischen Künstlerin, Sophie Schröder, wurde am 15. September 1796 zu Reval im Esthlande geboren, wo sein Vater — ein Holländer von Geburt und namhafter Jurist — unter dem Namen Stollmers, Kotzebues deutsche Bühne als Director leitete. Nach der Ehescheidung seiner Eltern 1801 brachte ihn sein Vater auf die Schule nach Aachen; 1812, beim Tode desselben, erhielt er eine Freistelle auf dem kaiserlich-französischen Lyceum zu Bonn. Seine ganze Natur hatte ihn zum Künstler bestimmt und die Erinnerungen seiner Kindheit, so wie der Einfluß der natürlichen Erziehung hielten ihm beständig die Ideale künstlerischen Lebens vor. Doch mußte er seine große Neigung zur Malerei ganz unterdrücken, und seine poetische Anlage, die in Bonn sich zu entfalten begann, ward durch die Strenge der Disciplin und die Entziehung aller deutschen Classiker bedroht und eingeschränkt. Das Herannahen der verbündeten Heere begeisterte den Jüngling, im Lyceum eine Verbindung in dem Geiste zu stiften, der in der deutschen Burschenschaft seine Blüthe erhielt. Das Geheimniß ward entdeckt, S. entwich mit mehreren Genossen nach Aachen zu seinen Angehörigen. Im Herbst 1814 ward er Hauslehrer nahe bei Cöln, im darauf folgenden Frühjahre trat er in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins. In Gneisenau's Hauptquartier angestellt, rückte er bald zum Lieutenant bei dem dritten Rhein-Landwehr-Infanterie-Regiment auf. Nach dem Feldzuge begleitete er einen adeligen Zögling nach Wien, wo er nach 10jähriger Trennung in der großen Schröder seine Mutter wiederfand. Kurze Zeit versuchte er sich unter ihrem Auspicien und mit Glück auf mehreren Bühnen Wiens; kehrte aber, der Bretter überdrüßig, an den Rhein zurück, und ward in Coblenz an der Kriegsschule als Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Literatur, darauf am dortigen Gymnasium als Lehrer angestellt. Im Herbst 1819 ging er, einem längst gehegten Wunsche folgend, nach Münster und studirte dort unter Georg Hermes Theologie, besuchte später das Cölner Priesterseminar und ward 1822 in der Cölner Domkirche zum Priester geweiht. 1821 war er von Jena mit dem philosophischen Doctortitel belehnt worden. Er bekam bald das Amt eines ersten ordentlichen Religionslehrers und Pensionatinspectors am katholischen Gymnasium, und wurde nachher auch Caplan und Sonntagsprediger zu Cöln. 1828 zog er sich jedoch, körperlich sehr leidend, von diesen Aemtern zurück, um die Landpfarre Jersel bei Bonn anzutreten. Nach 4 Jahren wurde er als erster Oberpfarrer und Inspector von 26 Dorfschulen nach dem Landstädtchen Münstereifel berufen, wo er zugleich am Gymnasium durch Religions- und Declamationsstunden beschäftigt war, und als erzbischöflicher Commissarius bei den Prüfungen fungirte. Nach drei Jahren vertrieb ihn aber seine Kränklichkeit aus diesem rauhen Klima nach dem reizenden Nideggen an der Stoer, wo er ein Jahr Oberpfarrer war. Doch nur gänzlicher Ruhestand konnte seinen wankenden Kräften helfen. Seit 1837 lebt er daher als Weltgeistlicher und Privatgelehrter zu Cöln.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Cöln, 1816.

Poetische Fragmente aus Theobalds Tagebuche. Coblenz, 1818.

Taschenbuch für Rheinreisende. Coblenz, 1818.

Tasso's Tod, Trauerspiel. Coblenz, 1819.

Hieroglyphen für Geist und Herz. 2te Aufl. Cöln, 1823.

Ueber Volksfeste und Volksdenkmale. Cöln, 1823.

Gedichte, mit dem Bildniß des Verf. Cöln, 1824.

Digitized by Google

Ferdinand Franz Wallraf, ein biogr.-panegyr. Versuch. Cöln, 1825.

Neue Dichtungen. Bonn, 1830.

Des Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, Jubelfahrt auf dem Rhein, romant. Gedicht in 3 Gesängen. Bonn, 1833.

Kleinere epische Dichtungen. Bonn, 1835.

Spruchlieder. 2te Aufl. Bonn, 1835.

Epheukränze, neueste Dichtungen. Aachen, 1838.

Gedichte, vollst. Samml. Stuttgart und Tüb., 1840.

Tiefes, inniges Gefühl, Adel der Gesinnung, lebendige schöpferische Phantasie, Herrschaft über Form und Sprache, Anmuth und Wohlklang zeichnen ihn vorzüglich als Lyriker aus und räumen ihm eine würdige Stellung unter den deutschen Dichtern ein.

Aus den Gedichten von Smets.

Des Dichters Lebensbilder.

Es spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heiter zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erste zeigt am Strande,
Den Finnlands Flut benetzt,
Ein Kind, das sich im Sande
Am Muschelspiel' ergötzt.
Durch vielverschlungne Wege
Gelangt's zum schönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenstein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Citherklang,
Den Kummer zu versöhnen
Durch tiefen Herzensgang:
Und wo in Frühroths Milde
Am Berg das Schloß sich zeigt,
Dem schönsten Frauenbilde
Sich fromm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn viel wackre Leute
Von ihrer Heimath Herd:
Da sucht mein junges Leben
Im Opfertod sein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenspiel.

Das vierte läßt mich schauen
Ein altes Christenhaus,
Viel hundert Jahr' dran bauen,
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling kniet,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn durchglühet,
An Ruh' und Glauben reich.

Das fünfte nennt das klare,
Holdsel'ge Mutterherz:
Treu sucht' ich's viele Jahre, —
Da schwand der Trennung Schmerz:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid und Hohn!
Doch, groß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das sechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel',
Erst an des Meeres Strande,
Da ist des Wandrers Ziel:
Der eilet durch die Menge
Mit still verschämtem Blick,
Doch läßt er der Gesänge
Kühn redend Wort zurück.

Das siebente geleitet
Den Sänger wunderbar:
Im Priesterschmucke schreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet sich zum Volke,
Und spricht ein tröstend Wort,
Doch scheucht er selbst die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Mir innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülers Blicke sehen
Begeistert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Gestehen,
Wie unwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde, Arm in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine schlägt die Saiten,
Der Andre singt ein Lied,
Für echte Kunst zu streiten
Sind Alle heiß erglüht.

Das zehnte ist in Trauer
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesschauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der letzte Hauch nicht wehn,
Es soll an dieser Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Gram,
Der von des Lebens Feier
Früh seinen Theil sich nahm;
Doch ganz nicht überwunden
Hat er die Lebenslust,
Die noch in Weihestunden
Schwellt die verletzte Brust.

Das zwölfte froh mir zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das schonend sich geneiget
Zu mir und meinem Lied;
Da seh' ich Alle wieder,
Die mir so hold gesinnt;
Nicht schönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernst und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen soll?
Doch hat ihn nie so sinnig
Die Muse angeblickt,
Und nie so treu und innig
Die Freundschaft ihn beglückt.

So spricht aus dreizehn Bildern
Mein ernster Lebensgang,
Gleich edeln Wappenschildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauschet,
Der sanft wie Weste bald,
Bald wie der Waldstrom rauschet,
In meinen Liedern schallt.

Dankgebet.

Was hab' ich dir, unendlich Gütiger,
Nicht Alles zu verdanken! — Alles, Alles!
So sag' ich recht, und kniee weinend nieder,
Denn unaussprechlich ist mein heißer Dank.

Digitized by Google

Hoch ſchwillt mein Herz, und weiß ſich nicht zu faſſen,
Wenn mir Erinn'rung vor die Seele führt
Die Tag' und Stunden all', die unzählbaren,
Wo deine Liebe mich geſucht, gefunden,
Geſtärkt, geſchützt, getröſtet und genährt,
Wo du der reinen Freuden mir ſo viele
Bereitet haſt, aus mancher Fahr und Noth
Gerettet mich, den Ausweg mir gezeigt,
Wenn ſich mein Geiſt in Dunkelheit verlor;
Wie Manches, drob mein Herz gezittert ſchon,
Haſt du mit güt'ger Hand mir fern gehalten,
Und plötzlich, wann ich keine Hülfe ſah,
Mir zugewandt, was Troſt und Hülfe gab.
Und als der Tod mir ſchon ans Herz getreten,
Baar aller Kraft ich ausgeſtreckt da lag,
Da nahmſt du nicht den letzten Lebensodem
Von meiner Lippe weg, ein Schlummer ſank
Von deiner Huld auf mich herab, und wieder
Erhob ich mich zum Leben neu empor.

Unendlich Gütiger, ſo hab' ich Alles,
Ja, Alles dir zu danken, dir allein;
Ich bleibe weinend auf den Knieen liegen,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.....
Es iſt ein bodenloſes Meer von Güte,
Worein ich ſchaue, Herr, gedenk' ich dein:
Wie du mich haſt geführt ſo wunderbar,
Wie du mit Freuden haſt mein Herz erfüllt,
Daß ich von Leiden kaum zu ſagen weiß,
Sie ſchwinden all' wie unempfunden hin,
Vor deiner großen Güte Uebermacht.

Doch Dreierlei iſt's, Herr, wofür ich dir
Vor Allem danke, wenn ich darf den Werth
Von deiner Güte, du Unendlicher,
Nach Menſchenbrauch ermeſſen, mehr und minder.

Das Erſte denn, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die große Gnade
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verſtändniß, Troſt und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholiſch, apoſtoliſch heißt und iſt,
Daß ich ein Mitglied dieſer Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Das Zweite drauf, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt der heitre Sinn,
Den du mir, Gütigſter, verliehen haſt,
Das froh Gemüth, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir ſpielt, die bleiche Wange färbt, die Bruſt mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet,
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

Das Dritte dann, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die Himmelsgabe
Herzinn'ger Freunde, die du auf den Pfaden
Unſeres Lebens mir haſt zugeführt:
Es war ſo manches herrliche Gemüth,
So manche klare, himmelvolle Seele,
So manches Herz, das mir aufrichtig ſchlug,
So mancher Biedermann mit Rath und That,
So Viele, Viele, die mit Innigkeit,
Mit lautem Jubel und mit ſtiller Freude,
Mit reichem Geiſt und tiefem Ernſt des Lebens
Mich liebten, hegten, ſchützten, warnten, lehrten,
Die mich du Lieber, Bruder, Freund genannt. —

Ja, Alles, Alles, Herr verdank' ich dir,
Doch meines Dankes innigſtes Gebet
Bleibt immer dieſes, wenn ich eingedenk
Der drei Geſchenke bin, die du, o Vater,
Für mich herabgeſandt aus Himmelshöhe,
Den Pilgerpfad mir dreifach zu erleuchten.
Ja, Herr, dies iſt's, wofür vor allem Andern
In Thränen ich auf meinen Knieen liege,
Von unausſprechlich heißem Dankgefühl
Erbebend in des Herzens tiefſten Tiefen.

Der Schächer.

Sanct Joſeph und Maria
Mitſammt dem Jeſulein,
Die wandern aus Judäa
Still in Aegypten ein:
Maria auf dem Laſtthier
Mit ihrem Kindlein ſaß,
Und Joſeph ſchritt daneben
Mit Beil und Winkelmaß.

Wann Eins begann zu dürſten,
Sprang gleich ein klarer Quell,
Und wenn der Hunger heiſchte,
War eine Frucht zur Stell';
Und wo vor Götzenbildern
Vorüber ging der Zug,
Da fielen ſie in Trümmer,
Wie eitel Lug und Trug.

Auch ſchwang ſich oft ein Engel
Herab vom Himmelsrand,
Und gab die ſchönen Blumen
Dem Kindlein in die Hand.
So ging es viele Meilen
Durch Wald und über Feld,
Als wär' zu Ehr' und Freuden
Nur Alles wohl beſtellt.

Da ſaß nun eines Abends
Maria mit dem Kind
Still unter einem Baume, —
Es war ſo kühl und lind.
Sie ſaß voll Mutterfreuden,
Von Sorg' und Kummer bar,
Sanct Joſeph mit dem Thiere
Seitab gewandelt war:

Als plötzlich vor Maria
Ein kecker Räuber ſtand,
Und hielt den ſchweren Jagdſpieß
Erdräuend in der Hand.
Maria fleht inbrünſtig,
Und ſchaut auf's Kindelein
Mit Blicken, die erweichet
Wohl hätten einen Stein.

Das Kindlein unbeſorglich
Sieht auf den Raubersmann;
Der fühlt ſich ſo ergriffen,
Daß er's nicht tragen kann,
Und folgt dem Zug der Gnade,
Die ſchnell ſein Herz erreicht,
Von Mitleid tief beweget,
Und in den Wald entweicht.

Drauf zogen froh ſie weiter,
Und hatten keine Noth,
Und kehrten auch zur Heimath
Nach des Herodes Tod.
Das Kind erwuchs in Weisheit
Und Tugend wunderbar,
Das für der Welt Erlöſung
Beſtimmt zu ſterben war.....

Da kommt die bittre Stunde,
Wo unterm Kreuze ſteht
Maria, und ein Schwert ihr
Scharf durch die Seele geht.
Und rechts und links vom Heiland,
Da hangen voller Hohn
Die Schächer, und erleiden
Den wohlverdienten Lohn.

Doch Einer läßt erleuchten
Sein Herz vom Gnadenſtrahl,
Und ſehnt nach Jeſu Reiche
Sich in der Todesqual;
Und Jeſus ſpricht vom Kreuze
Mit göttlichem Verzeihn:
„Du ſollſt mit mir noch heute
Im Paradieſe ſein!"

Und wie Maria ſtehet
Am Kreuz' in Muttertreu',
Erkennt ſie jenen Räuber

Im Schächer voller Reu';
Der Jüngling war geworden
Ein Greis, in Sünden grau,
Doch hat sie seine Züge
Behalten gar genau.

Und der den Herrn verschonet
Einst in Aegyptenland,
Nun in der Todesstunde
Bei ihm Vergebung fand. —
So mög' uns Alle rühren
Die Mutter mit dem Kind,
Wenn wir auf schlimmen Wegen,
Wie dieser Schächer, sind.

Johannes Evangelista.

Als der Lieblingsjünger unsers Herrn,
Sanct Johannes, hochgealtert, wieder
Kam nach Ephesus aus Patmos' Oede, —
Noch der Einz'ge von den Zwölfen übrig,
Die der Herr in alle Welt gesendet,
Alle Creatur zu lehren und zu taufen, —
Pflegt' er gern Erholung sich zu gönnen
Nach des Tages apostol'schen Mühen,
Nach dem Himmelflug und heil'gem Ernste,
Da sein Evangelium er geschrieben.

Und in eines Gartens duft'ger Kühle
Ging der Greis lustwandelnd auf und nieder,
In den Händen eine Taube haltend,
Die er abgerichtet, daß sie aufflog,
Um die Silberscheitel girrend kreis'te,
Dann mit einem Mal die hellen Schwingen
Mächtig schlagend, aufwärts stieg und wieder
Sich dem Heil'gen auf die Schulter setzte,
Wie vertraut ihm in die Ohren raunend.

Eines Tags, da ihn solch Spiel erfreute,
Kam ein Fürst, ein Araber gegangen,
Der, ein Sprößling Ismaels, vernommen
Von dem Lichte, das der Welt erschienen,
Und zu ihm, der mit dem Licht gewandelt,
Der das Wort gesehn in Körperhülle,
Zu Johannes wollt' er hin, verlangend
Von ihm selber heil'ge Lehr' und Taufe.

Und er fragte nach dem Lieblingsjünger
Jesu Christi, nach dem Wundergreise,
Dem der Herr erschienen selbst auf Patmos,
Den aus glüh'nder Oelflut er gerettet.
Und man wies ihn hin zum Garten, deutend
Auf den Greis, der mit der Taube spielte.
Doch zurück trat, wie verhöhnt, der Häuptling,
Daß sein Bogen hell erklang, und dröhnend
In dem Köcher rasselten die Pfeile.

Wie, so redet' er den Greis an, soll ich
Glauben, du seist Einer jener Zwölfe,
Die der Herr der Welt sich hat erkoren,
Daß sie lehren seinen höchsten Willen?
Seh' ich dich hier solche Kurzweil treiben,
Mit der Taube spielend, gleich den Knaben,
Kann ich nur dem Ueberkühnen zürnen,
Der getäuscht mein heiliges Verlangen.

Doch Johannes freundlich ihm entgegnet:
Freund, was hängt doch über deiner Schulter?
Sag' mir das, ich bitte dich. — Ein Bogen. —
Wohl, so sag' mir auch: ist er gespannt? — Nein! —
Nicht? Warum denn nicht? — Ich habe keines
Schusses Ziel vor Augen jetzt, und blieb' er
Stets gespannt, verlör' er seine Straffheit,
Und versagte mir, wenn ich ihn brauchte.

Sieh, versetzt Johannes drauf, so geht es
Mit dem Geist des Menschen auch, wenn immer,
Wenn unausgesetzt er schafft und wirket,
Stets gespannt, dem Höchsten zugewendet;
In des Körpers hemmender Behausung
Eingekerkert, schwächt er, immer thätig,
Diesen Doppelgänger, und der Eine
Wie der Andre leidet an Erschlaffung.

Drum, das Wort vom Licht der Welt verkündend,
Forschend in der Gottheit heil'gen Tiefen,
Gönn' ich auch dem müden Geist und Leibe,
Zu erholen sich, erheitert, abgespannt,
Wie du abgespannt hast deinen Bogen. —

Das ist Weisheit, was dein Mund geredet,
Sprach der Araber, nun will ich's glauben,
Daß du bist Johannes, Christi Jünger.
Lehr' mich höhre Weisheit noch, ich bitte! —

Und Johannes hat ihm drauf verkündigt
Christi Lehre von der Lieb' und Sanftmuth,
Demuth und Geduld, von Mild' und Ruhe:
Nicht vom Himmel Feu'r herab zu rufen,
Das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen,
Und den Docht, der glimmt, nicht auszulöschen.
Dies und Alles, was des Heilands Lehre
Uns zu glauben und zu thuen auflegt,
Lehrt er ihn, und als er gläubig worden,
Hat er ihn getauft vor allen Brüdern.

Melano.

„Lucca, Lucca, hart bedrängt
Durch der Florentiner Haß,
Wie ihr Heer ohn' Unterlaß
Wüthend mordet, raubt und sengt;
Lucca, sollst du untergehen,
Nicht mehr frei für dich bestehen?
Prüfe, was dir Rettung schafft,
Rüste dich mit letzter Kraft,
Oder schon nach wenig Wochen
Wird Florenz dich unterjochen."

Lucca hört der Ehre Ruf,
Kämpft der Nothwehr heißen Kampf,
Stadt und Dorf in Glut und Dampf,
Aecker unter Rosses Huf.
Doch vor Fortebraccio's Heere
Kämpft umsonst für seine Ehre,
Seine Freiheit Lucca's Macht,
Kämpft schon in der letzten Schlacht,
Und der Feinde wildes Stürmen
Drohet selbst Petrosa's Thürmen.

Und Melano, der befiehlt
In dem letzten festen Schloß,
Wie viel edles Blut auch floß,
Doch Befreiung nicht erzielt;
Wie er sich auch wehrt auf's Beste,
Retten kann er nicht die Veste.
Den nicht Noth und Tod bedrängt,
Ob er in die Luft sie sprengt?
Sinn't er's? Will er fallend siegen,
Eh' der letzte Wall erstiegen?

Ja, beschlossen ist's im Rath,
Krieger, Bürger sind bereit,
Jeder gern dem Tod sich weiht,
Wandelt kühn den Schreckenspfad.
Schnell dem Untergang zu reifen,
Leiten sie die Pulverstreifen;
Längst der Unwehrbaren Zahl
War entfloh'n in's weite Thal,
Nur der Führer noch das zarte
Knabenpaar bei sich bewahrte.

Und zur Uebergabe dröhnt
Mächtig der Trompete Ton;
Doch herab mit edlem Hohn
Von dem Wall dies Wort ertönt:
Dann sollt ihr die Veste haben,
Wenn sie flammend uns begraben;
Wollt ihr nahe seh'n den Fall,
Stellt euch hart nur an den Wall,
Die ihr nicht vermögt zu zwingen,
Wird euch in die Arme springen!

„Aber bitten höret mich,"
Ruft Melano nun bewegt,
Und die heiße Thräne regt
Ungewohnt im Auge sich,
„Hört mich bitten um das Leben

Digitized by Google

Meiner Kinder, hingegeben
Sei's fortan in eure Hand
Als des Edelmuthes Pfand, —
Mutter sei Florenz den Knaben,
Wenn die Veste mich begraben!"

Und in Decken weich und warm,
Und mit Stricken wohlverwahrt
Werden nun die Knaben zart,
Liegen lächelnd Arm in Arm.
Und bei stummem Vatergruße
Sind sie zu des Felsen Fuße
Schon gelangt. „Noch einen Blick!"
Ruft Melano, tritt zurück,
Weiß er sie dem Feind verpfändet,
Der sich schnell zum Rückzug wendet.

Und die Veste bebt und kracht,
Aufwärts fliegen Thurm und Wall,
Und begraben mit im Fall,
Was da lebt, in grause Nacht. —
Aber in Florenz zu Rathe
Sind die Väter im Senate,
Und beschließen fest und kalt:
Stracks der Füchse Aufenthalt
Werde Lucca, eh' es mehre
Seiner Macht und Hoheit Ehre.

Sieh', geharnischt in den Saal
Tritt ein alter Krieger nun,
Dem Melano's Knaben ruhn
Auf der Arme hartem Stahl.
Und dem Rathe gibt er Kunde,
Wie Petrosa ging zu Grunde,
Wie der Feind sein liebstes Gut
Hingab ihrem Edelmuth',
Und den schönsten aller Siege
Sich errang im Schreckenskriege.

Rings die Senatoren schaun
Stumm sich an; des Helden That
Wendet der Vernichtung Rath,
Weckt Bewund'rung, Lieb' und Graun.
Und gesetzlich wird beschlossen,
Daß Melano's zarte Sprossen
Theilen sollen Würd' und Recht
Mit dem edelsten Geschlecht. —
Drauf versöhnt vom Kampfplatz schieden
Lucca und Florenz in Frieden.

Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt an dem Maine,
Da geht es lustig her,
Da ist's beim Fackelscheine
Als ob's bei Tage wär';
Denn wiedrum ward gekrönet
Ein deutscher König heut,
Drob durch die Stadt ertönet
Der Jubel weit und breit.

Herab vom Römer schallet
Trompeten- und Paukenton,
Der lustige Reigen wallet
Gar manche Stunde schon;
Da führt ein schlanker Ritter
Die Königin zum Tanz,
Doch wie ein Leichenbitter
Ist schwarz der Mummenschanz.

Und als der Tanz geendet,
Die Königin entzückt
Zum Tänzer hold sich wendet,
Der glühend auf sie blickt:
„Ihr gleicht des Todes Ritter,
Und seid voll Lebensmuth,
Drum löst der Maske Gitter,
Daß man euch kennen thut."

„„O nimmer dies begehre,
Erhab'ne Königin,
Mein Leben und deine Ehre,
Wohl wären beide hin!""

„Wer bist du, Ritter, sage,
Ich schütze dich, wohlan!
Vor Fürst und Reich nicht zage,
Und wärst in Acht und Bann!"

Und wie der Tänzer schweiget,
Der König zu ihm spricht:
„Poß Launen! Ritter, zeiget
Eu'r ehrliches Gesicht!...."
Da kann er's nicht mehr bergen,
Die schwarze Larve fällt:
Der Scharfrichter von Bergen!
Ein Schrei den Saal durchgellt.

Er sinkt dem König zu Füßen,
Spricht mit gewandtem Sinn:
„„Im Tod mag gern ich's büßen,
Doch entehrt blieb die Königin;
Drum Majestät, in Gnaden
Hört gern auf meine List,
Wie unser beider Schaden
Leicht abzuhelfen ist.

„„Zieht aus der goldnen Scheide
Den Degen blank und flach,
Und gebt im Ritterkleide
Mir auch den Ritterschlag;
Wer dann die Königin schmähet,
Den fordert mein ehrlich Schwert,
Der Ritter für sie stehet,
Und war des Tanzes werth.""

„Du Schalk! Die Schmach zu bergen,
Empfange Schild und Helm,
Doch sollst du Schelm von Bergen
Mir heißen, du arger Schelm!"
Der König spricht's, und ziehet
Den Degen zum Ritterschlag;
Der unehrliche Tänzer kniet,
Und wird ehrlich denselben Tag.

Das Mägdlein und das Christusbild.

An Meister Heinrich, welcher rüstig schuf
Manch Bildwerk, kam aus hohem Nord der Ruf:
Des Heilands Standbild, übermenschlich groß
Aus edelm Marmor würdig darzustellen.
Ein Greis schon, dankt er Gott sein Künstlerloos,
Und fromme Thränen seinem Aug' entquellen.

Es neigt vor Gott in Demuth sich sein Geist:
„Wo ist auch nur der Schatten, der mir weis't
Des hohen Urbilds göttliche Gestalt?
So oft ich, Herr, dein Testament gelesen,
War mir's, als sei an mir vorbeigewallt
Dein ew'ger Sohn, doch faßt' ich nicht sein Wesen."

Und Tag und Nacht hindurch und Nacht und Tag
Mit Fleiße denkt dem hohen Bild er nach;
Doch nichts genügt ihm, was er schafft und sinnt.
Das Göttlich-Menschliche so im Vereine,
Wie faßt er es, daß es Gestalt gewinnt,
Und hehr ins Leben tritt aus todtem Steine?

Da, sieh, in einer schönen Sommernacht,
Bei solchem frommen Sinnen halb durchwacht,
Als nun der Schlaf ihn in die Arme nahm,
Sieht er im Traum ein wunderseltsam Leuchten,
Drin aus der Fern' ein Bild ihm näher kam,
Deß Züge ihn wie die des Heilands dauchten.

Und in der zweiten Nacht sich's heller zeigt,
Doch noch gehüllt in Nebel weich und leicht.
Da endlich leuchtet in der dritten Nacht
Verklärt vor seinen hochentzückten Sinnen
Der Menschensohn in seiner Mild' und Macht,
Und langsam nur die Züge sanft zerrinnen.

Der Meister rafft sich auf, der Morgen graut,
Sein Geist das Bild noch immer deutlich schaut;
Da drückt dem weichen Thon er schnell es ein,
Und sieh, der kunstreich fert'gen Hand entsteiget
Das Traumbild, das sich im Verklärungsschein
Der dritten Nacht dem innern Blick gezeiget.

Und als nun im Modell das Bild da stand,
Im ungeschürzt hinwallenden Gewand,
Das himmelvolle Antlitz sanft geneigt,
Die eine Hand zart an die Brust gehoben,
Indeß die andre lehrend aufwärts zeigt:
Durch Mich nur kommt zum Vater ihr nach oben!

Da naht zur Morgensfrüh' ein Nachbarskind,
Ein holdes Mägdlein, keusch, und frommgesinnt,
Das reicht dem Meister frische Blumen dar;
Drauf dieser schnell vom Flor das Bild entblößet:
Da neigt das Kind sich tief, und lispelt gar
Den heil'gen Namen, der die Welt erlöset.

Der Meister fragt: „Weißt du denn, wer das ist?"
„„Ei, unser Herr und Heiland, Jesus Christ.""
Ihm scheint dies Wort ein höhrer Fingerzeig,
Er fragt bestürzt: „Woran kannst du das sehen?"
„„Sieht denn dem Herrn auch noch ein Andrer gleich?""
Versetzt das Kind, — der Meister glaubte zu vergehen.

„Die Garde stirbt, und ergibt sich nicht!"

Noch einmal ziehet zum Kampf ins Feld
Der Herrscher von Elba, der Frankenheld.
Sein Volk, dem wieder von Freiheit träumt,
Hat die Schwerter gewetzt und die Rosse gezäumt.
Von Charleroy zieht der Gewaltige aus,
Und besteht bei Ligny den ersten Strauß,
Und rüstet sich nun zur entscheidenden Schlacht
In Feldherrngröße und Kaiserspracht.

Ihm scharf gegenüber der Blücher sitzt,
Und Gneisenau's Aug' ihm entgegenblitzt,
Und neben diesen Sir Wellington
Mit des Niederlands muthigem Königssohn....
Im Sturmschritt Colonn' an Colonne sich reiht;
Die Feldherrn rufen, da ist's an der Zeit,
Da schlägt der Donner an jedes Ohr,
Zum Angriff klirrten die Reiter hervor,
Und mit: „Vive l'Empéreur!" ist die Schlacht entbrannt,
„Rule Britannia!" — „Mit Gott für König und Vaterland!"

Da steht, die Arme verschränkt auf der Brust,
Der Kaiser, und schwelgt schon in Siegeslust;
Sein Antlitz aber hat dessen Hehl,
Und kalt nur ertheilt er den Heerbefehl.
Doch nicht wie bei Wagram und Austerlitz,
Sein Wort wie ein Donner, sein Blick wie ein Blitz:
Entflohn ist der Zauber, und lässig zur That
Der Feldherrn mancher, und spinnet Verrath.

Drum plötzlich der Kaiser erstarrt und erbleicht,
Und der höhnische Zug von der Lippe weicht.
Die Schlacht ist verloren! das sieht er ein,
Und sein Herz durchwühlt unsägliche Pein.
Doch worauf er sein Heldenvertraun gesetzt,
Sein Bestes, das will er noch wagen zuletzt;
Und die alte Garde, die mit ihm war
In fünfzig Schlachten wohl zwanzig Jahr',
Rückt todesmuthig und ernst und still
Im Sturmschritt vor, wie ihr Kaiser es will.

Da stürzen zusammen die festen Reih'n,
Wie Congrev's Raketen den Tod auf sie spei'n,
Doch sinkend noch rufen sie: Vive l'Empéreur!
Und lassen vom Kaiser nimmermehr.

Wohl schmerzt' es den Mann von Vittoria,
Da so viel Brave er fallen sah,
Und schnell ist sein Vorschlag hinüber gebracht:
Sie möchten sich geben in guter Schlacht.
Held Cambronne aber gemessen spricht:
„Die Garde stirbt, und ergibt sich nicht!...."

Und auf's Neue der blutige Kampf begann,
Bis die Garden lagen, Mann bei Mann,
Auch fühlten im Sterben sie keine Noth
Durch das falsche Gerücht: ihr Kaiser sei todt.
— — Doch Gourgaud wandte dem Kaiser das Pferd, —
So entkam er Gneisenau's Rächerschwert.

Der alte Grenadier.

1830.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor seiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an sein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn sah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sanct Helena,
Da murrt der narb'ge Graukopf,
Und starret vor sich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf sein rauhes Kinn.

Wie sollt' er wohl besiegen
Den Schmerz in seiner Brust,
Wie könnt' er wohl vergessen
Den schrecklichen Verlust?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbann's,
Faßt ihn aufs Neu der Zauber
Des wunderbaren Mann's.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache stehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, gespenstig,
Und läßt ihm keine Ruh',
Bis endlich er marschieret
Dem nächsten Hafen zu.

Es liegt hier segelfertig,
Zu reisen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felsen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Capitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen sich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf segeln sie von dannen,
Sehn schon das Grab im Geist,
Da hebet sich der Sturmwind,
Und Tau' und Segel reißt.
Mit Mühe sie entkommen,
Dem Untergang so nah,
Und retten sich zum Hafen,
Der kaum sie scheiden sah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweser an.

Drum starret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr geruht:
Es tönt die Marseillaise
In sein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne tricolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiser lebt,
Ob ihn auch Hudson's Täuschung
Noch tausendmal begräbt!"
Und preßt, im Todeskrampfe
An's Herz sein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empéreur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,

Digitized by Google

Und Trauersalven schallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So starb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend seinem Kaiser
In's letzte Feldquartier.

Augustina.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nur in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nur vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Wüßt du schlimmer als der Feind denn selber deine Freiheit morden?....
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Krob' am Arme tragend.

Ihren Bräut'gam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken:
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen. —
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den Liebsten liegen sah in seinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

Christian Wilhelm Snell

ward am 15. April 1754 zu Dachsenhausen im Darmstädtischen geboren, studirte in Gießen, wurde daselbst Doctor der Philosophie und stand zuerst als Lehrer am dortigen Pädagogium. 1784 wurde er Prorector zu Idstein, 1797 Director und Professor daselbst und 1811 als Oberschulrath und Director an das Gymnasium zu Weilburg versetzt. 1828 trat er in einen ehrenvollen Ruhestand.

Von ihm erschien:

Ueber die frühe Bildung des Geschmacks. Marburg, 1782.
Mit F. W. D. Snell: Unterhaltungsbuch. Gießen, 1784—87. 3 Thle.
Handbuch der Philosophie für Liebhaber. Gießen, 1802—18. 8 Thle.; 2. Aufl. 1819 ff.
Sophron und Neophilus. Marburg, 1785.
Lehrbuch der deutschen Schreibart. Frankfurt, 1788; neu 1818.
Ueber Determinismus und Freiheit. Offenbach, 1789.
Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit. Frankfurt, 1790.
Unterhaltungen der Familie zu Rosenthal. Gießen, 1817.
Versuch einer Aesthetik. Gießen, 1828.

S. schloß sich dem Kantischen Systeme an und erwarb sich besonders dadurch großes Verdienst, daß er die Lehren dieser Philosophie durch eine klare und allgemein verständliche Darstellung dem größeren Publicum zugänglich zu machen suchte, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang.

Friedrich Wilhelm Daniel Snell,

Bruder des Vorigen, wurde am 26. October 1761 an demselben Orte, wo jener, geboren. Er begann nach vollendeten Studien seine Laufbahn als Lehrer am Gymnasium zu Gießen, wurde 1790 außerordentlicher, mit Anfang des neuen Jahrhunderts ordentlicher Professor der Philosophie, deren Doctorgrad er längst besaß, an derselben Universität. 1803 wurde er zugleich erster Lehrer am Gymnasium, legte diese Stelle aber 1805 nieder und wurde dafür zweiter Pädagogiarch. In diesen Aemtern wohlverdient, starb er am 28. October 1827.

Von ihm erschien im Druck:

Menon. Manheim, 1789; 2. Ausg. 1796.
Darstellung der kantischen Kritik der Urtheilskraft. Manheim, 1791—92. 2 Thle.
Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Gießen, 1794. 2 Thle.
Ueber philosophischen Kriticismus. Gieß., 1802.
Anfangsgründe der Naturlehre. Gießen, 1806. 2 Thle.
Mehrere Journale und mathematische Bücher.

Gleich seinem Bruder war auch er eifrig bemüht, die Philosophie durch populäre Darstellung allgemein zugänglich zu machen; zu gleicher Zeit zeichnete er sich durch treffliche mathematische Lehrbücher sehr vortheilhaft aus.

Digitized by Google

Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden,

ein höchst merkwürdiger Mann, 1754 zu Anspach geboren, wurde er zuerst brandenburgischer Regierungsrath, dann Geheimerrath zu Anspach. Darauf residirte er als preußischer Gesandter des fränkischen Kreises zu Nürnberg, privatisirte seit 1790 zu Saffenfurth am Main im Bambergischen, bis es ihm einfiel, Theaterdirector zu werden. Er ist der Gründer der ersten stehenden Bühne zu Bamberg. Seit 1810 lebte er zu Erlangen, als Doctor der Philosophie und der Rechte, fürstl. brandenburg. Geheimerrath und Kammerherr, Großprior des St. Joachims- und Ritter des kurpfälzischen großen Löwen- und des nassauischen Ordens pour l'amitié. Er starb daselbst am 13. Juli 1831.

Unter seinen Schriften sind vorzüglich hervorzuheben:

Emmi, oder die zerbrochenen Eier, Gedicht in acht Gesängen. Aarau, 1819.

Erzählungen. Brandenburg, 1823. 2 Bdchen.

Doctor Faust, Volksschauspiel in fünf Acten. Augsburg, 1797.

Hortensien, Erzählungen aus geschichtl. Quellen. Nürnberg, 1829.

Natalie und Desaide. Hildburghausen, 1820.

Psyche, ein Mährchen in 4 Büchern. Berlin, 1801.

Schauspiele. Berlin, 1788—91. 4 Bde.

Franz von Sickingen, histor. romant. Gemälde. Leipzig, 1808; neu 1819.

Theater. Aarau, 1814—19. 3 Bde.

Virginia. Trauerspiel in 5 Acten. Berlin.

Zoe, ein hohes Ideal zarter Weiblichkeit. Berlin, 1805.

Außerdem noch viele einzelne Dramen, Erzählungen, Schriften juristischen Inhaltes u. s. w. u. s. w.

Ein bedeutendes, aber zu rasch und unstät arbeitendes Talent, suchte v. S., mit reicher Phantasie, Wissen und Gewandtheit ausgerüstet, vorzüglich dem Tage zu gefallen und auf den Effect zu wirken; daher findet sich in allen seinen Leistungen, neben höchst glücklichen und gelungenen Stellen, viel Triviales und Gesuchtes, und wahrhaft künstlerische Durchdringung und Vollendung wird überall bei ihm um so schmerzlicher vermißt werden, als er bei größerer Strenge und Ruhe gewiß hätte Bedeutendes erreichen müssen.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger,

am 28. November 1780 zu Schwedt geboren, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und die Philosophie; 1802 wurde er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt. Von 1806—9 privatisirte er, seinen Studien obliegend, in seiner Vaterstadt und trat dann zu Frankfurt an der Oder wieder hervor, wo er sich habilitirte und bald Professor ward. Nach Aufhebung Frankfurts ging er zuerst nach Breslau, dann als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie nach Berlin, wo er am 25. October 1819 gestorben ist.

Er gab heraus:

Sophokles Tragödien, übers. Berlin, 1808; neu 1824. 2 Thle.

Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin, 1815. 2 Thle.

Philosophische Gespräche. Berlin, 1817.

Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludw. Tieck und Fr. von Raumer. Leipzig, 1826. 2 Thle.

Vorlesungen über die Aesthetik, herausgegeben von K. W. L. Heyse. Leipzig, 1829.

S. schloß sich dem Systeme Schelling's an, führte aber die Naturphilosophie auf eigenthümliche Weise nach mancher Richtung hin weiter, und zeichnete sich besonders als Aesthetiker und ästhetischer Kritiker durch originelle Auffassung, tiefes Eindringen in die von ihm behandelten Gegenstände, feinen Geschmack, geistreiche Behandlung, Scharfsinn und warmes Gefühl auf glänzende Weise aus; namentlich ist sein Erwin ein treffliches, Freunden der Kunst nie genug zu empfehlendes Buch.

Dietrich Wilhelm Soltau,

am 15. März 1745 zu Bergdorf bei Hamburg geboren, lebte früher als Kaufmann in Petersburg, legte aber 1797 dies Geschäft nieder und zog nach Lüneburg, wo er, als Doctor der Philosophie und Senator, am 13. Februar 1823 gestorben ist. Von ihm erschien:

Hudibras, aus dem Englischen des Buttler. Riga, 1787; neu Königsberg, 1798.

Pfauenfedern. Hamburg, 1800.

Don Quixote, aus dem Spanischen des Cervantes übersetzt. Hamburg, 1800—1801. 6 Thle.

Cervantes lehrreiche Erzählungen. Hamburg, 1800—1801. 3 Thle.

Reineke Fuchs. Berlin, 1803; neu Lüneburg, 1823.

Decameron des Boccaccio. Berlin, 1803. 3 Thle.

Beiträge zur Berichtigung von Adelungs Wörterbuch. Leipzig, 1800.

Reise durch Schottland u. s. w. Leipzig, 1808. 3 Thle.

Fox, Geschichte der früheren Regierungszeit Jamęs. Hamburg, 1810.

Briefe über Rußland. Berlin, 1811.

Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient, nach J. de Barros. Braunschweig, 1821. 5 Thle.

Lebensweisheit für alle Stände, nach dem Englischen. Braunschweig, 1822.

Ein trefflicher Uebersetzer, der bei genauer Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, die von ihm übertragenen Gegenstände mit seltenem Geschmacke, feinem Tacte und großer Gewandtheit zu behandeln verstand, und namentlich zur Verbreitung von Cervantes und Boccay in Deutschland nicht wenig beigetragen hat.

Digitized by Google

Elise Sommer

ward 1767 zu Stralsund geboren — ihr Vater hieß Brandenburg — heirathete jung den fürstl. sayn-berleburgischen Kabinetsrath Sommer. Eine nach dessen Tode eingegangene zweite Ehe mit F. A. Jost löste sie bald wieder, und nahm den Namen ihres ersten Gatten von Neuem an. Eine Zeit lang lebte sie in Marburg, von wo sie nach Frankfurt an der Oder gezogen ist.

Poetische Versuche. Marburg, 1806.
Gedichte. Frankfurt, 1813.
(Neuere) Gedichte und prosaische Aufsätze. Züllichau, 1833.

Warmes Gefühl, Innigkeit, Anmuth und glückliche Behandlung der Form zeichnen viele Lieder dieser talentvollen Frau sehr vortheilhaft aus.

Philipp Carl Christian Sondershausen

ward 1792 zu Weimar geboren, studirte Theologie und Philologie und lebte als Doctor der Philosophie, Pagenhofmeister und großherzogl. Rath in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Dramatische Gedichte. Altenb., 1821–23. 2 Bdchen.
Bernhard von Weimar, romantisches Trauerspiel in 5 Aufz. Merseburg, 1825.
Euterpe, dramatische Gedichte. Merseburg, 1825.
Proben aus meinem Tagebuche. Weimar, 1817.
Stunden im Weinberge des Herrn. Leipz., 1817.
Die Befreiung Griechenlands, zwei dramatische Gedichte. Altenburg, 1821.
Aëdon, der Hindu, der neue Orpheus, drei dramatische Gedichte. Altenburg, 1822.
Viele Aufsätze u. s. w. in Journalen u. s. w.

Reiche Phantasie, Innigkeit und Wärme des Gefühls, gute Characterzeichnung und glückliche Behandlung der Form sind den dramatischen Leistungen dieses trefflichen Mannes eigen und würden ihm einen bedeutenden Rang anweisen, wenn er sich nicht zu häufig von seiner Einbildungskraft fortreißen ließe.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria von Sonnenberg

ward am 5. September 1779 zu Münster geboren, studirte Jurisprudenz, durchreiste Frankreich und Deutschland, und ließ sich endlich in Jena nieder, um theils in der Stadt, theils in dem nahen Dörfchen Drackendorf zu wohnen. In einem furchtbaren Anfall von Schwermuth stürzte er sich aus dem Fenster seiner Wohnung am 22. November 1805.

Seine Schriften sind:

Deutschlands Auferstehungstag. Götting., 1808.
Donatoa, oder das Weltende. Rudolstadt, 1806. 4 Bdchen.
Frankreich und Deutschland, ein Basrelief. Hannover, 1803.
Gedichte, nach seinem Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Rudolstadt, 1808.
Das Weltende. Erstlinge, erster Thl. Wien, 1801. (S. Leben s. J. G. Gruber. Halle, 1807.)

Ein ausgezeichnetes poetisches Talent, voll schöpferischer Phantasie, Gluth und Kraft, würde v. S. neben Klopstock, dem er vorzüglich nachstrebte, eine hohe Stellung eingenommen haben, wenn er mit jenen seltenen Fähigkeiten größere Ruhe, Klarheit und Besonnenheit verbunden hätte. So aber, von dem rastlosen Drange seines Innern fortgerissen, gerieth er häufig in Uebertreibungen, die er dann durch Künstelei und Wortprunk zu vermitteln suchte. Unter seinen Oden wie in seinem Donatoa finden sich jedoch einzelne seltene und große Schönheiten.

Die Phantasie.

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondenheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonne Feu'rgestade
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen.

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, höreſt in tiefer, blauer Ferne
Auch den ersten Baum der Erkenntniß feierlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranz dir ums
Blüthengelock her;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Lilien
Silberschnee umglänzte deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühst du; siehe, dir dampft aus den Thälern
Das Gebirg' vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölken
Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen!

Dir auch erbrauset des empörten Meeres
Stürmisch Donnern; denn seine Schaumgebirge
Thürmt es nur zum würdigen Götterthrone
Dir in die Wolken.

Sieh, wie den Thron jetzt Wetterflammen röthen;
Jene Kinder der Lüfte wirbeln knieend um ihn;
Denn sie feiern, Königin, dich im großen
Tempel der Höhe.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huld'gen dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wenn du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne
Mit dem Säuseln der Eichen Dank dir schallen.
Bis ich endlich unter dem Blumengrase
Ruhiger schlumm're!

Aus F. von Sonnenberg's Donatoa.

Erster Gesang.

Du, die den Sfären die ewigen Harmonien gelehret,
Und mit dem Sfärengesang die Welt zur Liebe begeistert,
Muse, o du, die das Licht vom Himmel zur Erde gebracht hat,
Sieh den Jüngling vor dir, ihn würdige deiner Herabkunft!
Komm Allwissende! Göttliche, komm, wie du über der Welt
standst,
Als chaotisch noch unter dir rauschten die Wasser der Erde,
Und um das Antlitz ihr, wie ein Schleier, die Finsterniß wallte,
Du mit stralender Hand die schwarze Windel hinwegzogst,
Und mit dem Sternenhimmel im Morgenroth sie umhülltest,
O so komm, so hebe mir auf den Schleier der Zukunft,
Und durchglänze mit allerwärmendem Strale mein Innres,
Jener Zeiten Gesicht, mit Ernst und göttlicher Würde,
Und mit der Liebe, womit ich den Kindesarm an der Wiege
Schon zu dir hob, und ewig dich suchte, den Menschen zu singen!

Ja, in harmonischem Flug, o Ewige, seh ich dich kommen,
Jetzt ausstrecken den Stralenarm, aufwallet der Schleier,
Nebel entfliehn, Tag gießest du überall aus, mit dem Tage
Wird's unendlich um mich, die ganze Welt vor mir offen,
Offen das Lichtreich, offen der Abgrund, oben voll Liebe,
Unten voll Wuth, rings strömt es zur Erde, und wirret sich,
strakt hier,
Nachtet dort, verschwindet itzt alles in Nacht, nicht Welt mehr,
Nicht der Olimp, nicht der Abgrund mehr, entwölket in Licht sich
Alles, war Nacht denn nicht! ach überall lautestes Urlicht,
Fern nur, in tiefster Ferne, wie's glänzt dort: „Gott ist
die Liebe!"
Reiche, vom Sternenhimmel herab, die Harfe dem Sänger,
Heilige, Hehre, ich seh's, das große Gesicht der Vollendung!

Lächelnd in sanftester Herrlichkeit, gleich der erwachenden
Sonne,
Und mit Morgensternen gekrönt, Bild ewiger Unschuld,
Stand der Welt-Schutzgeist hoch über der Erd', ihm zur Rechte
Wogte das Meer, beströmt vom Golde des Abends, zur Link' ihm
Wallten, im Silber des Monds, die städtumkränzeten Fernen.
Ueberall rauschte das Leben um ihn, auf Stralengewölken
Schwebt' er empor, sein freundliches Auge durchirrte die
Welt itzt,
Mütterlich hing's an der Welt, an ihr, wie zum Kusse des
Abschieds,
Itzo senkt' er's gegen die scheidende Abendsonne,
Bebend erlöscht ihm das ewige Lächeln, noch wandt' er's
zur Erde,
Und wie die Klage getrennteter Lieb', entklang ihm die Stimme:

Erde, mein Schutzkind! seit der Geburt, führt' ich dich am
Leitband,
Ruhtest immer du mir, und ich dir immer, am Herzen.
Jetzt als Greisin schwankst du vor mir, Allvater noch ruft nicht,
Und schon suchst du den Hügel der Ruh, o hättest du, Erde,
Einst mich gehört, du liefest, als Kind, noch froh um die Sonne,
Ach und weintest mich jetzt nicht an, im verlassenen Alter.
Trüb ist alles in dir, dein Herz zusammengewelket.
In ihm wohnte der Gott der Lieb' einst, als du noch Kind warst,
Hättest du nicht von ihm dich getrennt, in ewiger Jugend
Blühtest du jetzt, ach jetzt mit dem Sterne der Liebe als Zwilling,
Die du gebarst, die treu dir am Busen einst hingen, und
damals
Freundlich einander sich all, vor deiner Sonne, umarmten,
Tödten sich hier! dort beugt sie das Joch, unheilige Herrscher
Spielen mit ihnen herum wie der Tod, und sie krönen den
Tod nun. —
Fern, wo der Himmel wie Rose noch blüht, dort thront noch
der letzte
Edelherrscher vor Gott, hindrängt sichs dunkel zum Thron auf,
Stürzt ihn sein Volk, deß Seligkeit Freud' ihm noch war,
von der Höhe,
Und er sinkt, wie tödtendem Sohne der Vater zu Füßen,
Dort, wo die Jugend der Menschen vordem, umkränzet von
Frühling,
Jubelnd in Unschuldslied, dem Blumenscepter der Liebe
Wie er ihm winkte, so gern ihm folgte zum Guten und Schönen.
Fern, ihr Thäler und Höhn, der ersten Liebe der Erde
Heilige Denkmal', itzt von Geburten unheiliger Lust voll!
Ach ihr entweiheten Thäler und Höhn, wo vormals des
Schöpfers
Herrlichkeit lächelnd die Wolken hinabstieg, seine Geschöpfe
Näher zu sehn, wo ich vor ihm in Frühlingen stand, und
ihm sagte:
Siehe die Unschuld der Welt! und meine Hoffnungen all' ihm
Laut zujauchzte, daß Meer und Erde verstummten, und alle
Ihre Kinder freudig verstummten, mich jauchzen zu hören;
Wo er die Erd' itzt segnete, wo in dem Segen sein Arm mich,
Mit dem Menschengeschlechte zugleich, an das Schöpferherz
schloß! —
Fern, wo sie prangen die Städt'; ach rings hinab durch die Ferne
Bachanal, so sah ichs, o Welt, seit des Mondes Geburt, nie;
Schaurig! und da, wo zu Unschuldsfesten die Jugend des
Lichtreichs
Oftmal hinabkam, und an die Kindheit der Erde sich anschloß,
Da, wo vereinet in Liebe und Lieb, die Erd' und das Lichtreich
Lebten zusammen, der Schöpfer sich freute, geschaffen zu haben!
Ach o Erde, wie jetzt, wie jetzt, veraltetes Schutzkind!
Unter der Abendröthe Triumphzug, dunkler Triumph dort,
Wachend zu sehn, die Freiheit der That nur wohn' in der
Traumwelt,
Und hier hauchte die schaffende Lieb' ihr göttlichstes, hauchte
Freiheit ein dem Geschöpf, hier ward's das Ebenbild Gottes,
Dankten ihm Göttermenschen durch That, im Gefühle der
Freiheit.
Fern, wo der Mond, sich, Erde, dein Kind, wo es freundlich
dir lächelt,
Schwelgt itzt alles in ewigem Mahl, und taumelt vom Mahle
Singenden Erdetöchtern hinab in den Schooß und die Arme,
Greise mit Kindern zugleich; ihr schwarzen Feste, wie dunkel
Werdet ihr mir! wie schreckt mich das Freudengelächter im
Umkreis.
O Geschöpf des unendlichen Vaters, wie sinkst du zum tiefen
Erdgeschöpf, das nie zu den Sternen nach ewigem aufblickt,
Seinen Himmel im Staube nur sucht, wo die Jugend der
Welt einst,
Blühend in heiliger Kraft, und in Schönheit, die Söhne des
Lichtreichs
Lockte hinab, auf der Erde zu lieben, die jubelnd emporrief:
Höchste Wollust, den Schöpfer zu denken! Wem lachst du itzt,
Schutzkind!
Ach dein Lachen, ich kenn's, dieß Weinen, verhüllet in Lächeln,
Oder Verzweiflungslächeln vielleicht, noch schauriger kommt es!
Hügel zu suchen, und nicht zu finden, o könnt' ich dich retten!
Dunkel, wie dunkel es dort auf den Wogen, und fern in den
Thälern,
Flammen wehn, Tod! rufet der Donner, wie wirrt es so
roth sich,
Wirrt sichs im Dunkel so weiß! die Kinder Gottes, sie tödten
Wüthend einander, sie wagten es nicht, einschlummernd vor
Schwäche,
Weh, sie ermuthigten erst sich durch Mahl, nur tödten zu können.
Menschengeschlecht! dein Abend ist da, stets düsterer steigt es,
Der aus der Unterwelt, drängt deine saufteren Führer,
Drängt sie immer ferner von dir, du höreſt, mein Schutzkind!
Meine Stimme nicht mehr, nicht deiner liebenden Schützer
Zärtliche Klag', ihr Bitten nicht mehr, wir sind dir umsonst
da! . . . .
Ach schon nah'n wir dem Rande der Welt! . . . ein höherer
Geist muß
Kommen zu dir, der erste im Reich Allvaters zur Hülfe.
Selber drängst du mich weg, ihn, der dich, als Kind, schon
geführt hat!
Scheiden muß ich, o Menschengeschlecht, ach scheiden von dir itzt,
Menschengeschlecht, das ich wiegt' in der Wiege des Paradieses;
Wo mich immer, und selbst aus den Armen der Jenseitgeliebten,
Liebende Sehnsucht wieder hinab zu dem Brudergeschlecht zog!
Scheiden, mich trennen von dir, das ewig mir ruhte am
Herzen,
Ach, woran ich so liebend gewöhnt bin, das aus des Schöpfers
Hand in die Arme, als Kind, mir kam, wo ich jauchzte zum
Schöpfer:
Nimm mich nie von der Erd', und schließen auch Hügel des
Schlummers
Söhne des Lichts, laß blühen den Hügel für mich auf der Erde!
Mitten im Menschengeschlecht, mich auferstehen mit ihm einst!
Scheiden von dir, das ich hoch von der Sonn' einst möchte
noch einmal
Wiedersehn — nun wende den Blick, und vielleicht nicht
mehr finde!
Ach, mein Geliebtestes drängt mich hinweg, mich drängst du
von dir weg! —

Digitized by Google

Schutzkind! — Menschengeschlecht!!!... ich kann die Welt nicht mehr führen!
Helft, o helft, ihr Höheren, bald, mir sinket das Leitband!

Wehmuth hauchte, wie trübes Gewölk, dem ätherischen Jüngling
Ueber das ewige Morgenroth der Seele voll Milde,
Seine sonnigen Stralen erloschen in weichesten Sternenglanz,
Und dem freundlichen Aug' hinab, wie vom Sterne des Aufgangs,
Glänzten des Mitleids Thränen, und sanken, wie perlender Thau, ihm
Ueber die liebliche Rosendämmrung der Wangen hinunter.

Einzuschlummern, verhüllte die Welt sich ins Schattengewand ißt;
Und er rief von den Schützern der Völker, den Führern der Kindheit,
Schaaren zu sich, sie stralten heran, so sprach er zu ihnen:

Söhne des Lichtes, hinauf! und zeugt vor dem Vater der Erde,
Wie ihr die Welt faßt, ... hebet euch dann zu ihm, der vom Lichtreich
Stieg hinab mit der Liebe zur Welt, und sie brachte der Menschheit,
Einet vor ihm eu'r innigstes Herzensgebet mit dem meinen,
Daß er bitte den Schöpfer, zur Rettung unseres Schutzkinds,
Ihm, statt meiner, zur Führung des Leitbands, dem ich erliege,
Höheren Geist, den ersten der Herrlichen niederzusenden.
Löschend die Thräne mit leuchtender Hand, wandt' um er sein Antlitz.
Orion, Adonalla, Libaniel, Ildi und Silpho,
Chöre mit ihnen, umhülleten sich mit lichterem Aether,
Schürzten ihr Aethergewand mit Abendstral an dem Knie auf,
Banden mit Silberschnur an die Füße sich rosigen Fittig,
Schwangen sich dann in die Lüft' und empor an blendender Schulter
Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze.
Goldnes Gewölk' umwallte den Zug, sie eilten! vom Himmel
Tönt' es in wirbelnden Melodien zurück auf die Erde.
Jetzt schwand ihnen die Welt, sie schwebten von Höhe zu Höhe,
Wallten durch Sonnen und Unschuldserden, und freundlich Gespräch kürzt'
Ihnen den Pfad, der liebendsten Hoffnungen bange Gespräche,
Und in ewigem Wechsel die ewige Schöne, der Schöpfung
Lautes Leben, wie Lied, rings Eine Jubelumarmung,
Hoffnung ihnen, der Schöpfer erhalt' um sie noch die Erde.
Monde mit knospenden Tagen umblühten, Planeten mit Abend
Purpurn beglänzt, und Sonnen voll ewigen Frühlings, von Welten
Rings in harmonischem Donnerflug umrollet, entschwanden.
Sirius reiche hindurch, noch Sternenhimmel herüber,
Und sie sahen in dämmernden Fernen, die Heimat der Höhern.

Alle jubelten ihr, sie nannten sie Kinder des Aethers,
Wie nur immer die Religionen der Erde sie kannten,
Jauchzten von Morgensternen ihr zu: o Himmel, die Erde
Nimm in dich auf, komm, Wohnung Allvaters, hinab auf die Erde!
Oeffne dich allen, o Lichtreich, öffne dich allen Geschaffnen,
Die durch göttliche Thaten, durch Sie bekennen: daß Gott ist;
Dich, Olimp, dich ahnet doch immer die Liebe der Erde.
Und nach dem Namen des Lichtreichs grüßten die Wohner in ihm sich:
Thronen des Himmels, Geburten des Urstrals, heilige Mächte,
Söhne des Lichts, des Olimps, Dämonen, Seraphim, Engel.
Siehe, die Ewigherrlichen waren's, wie immer der Erde
Kinder sie auch sich fabelten, waren doch alle die Höhern.

Nah war itzt der Olimp, umschleiert von sternenbesäumter,
Ewiger Aufgangsröthe des ungebornen Urlichts,
Rings voll Paradiese der Liebe, von jüngeren Engeln,
Und von der Unschulds-Erden verklärter Kindheit, bewohnet,
Stralt er, von Sonnen umkränzt, er selbst als die ewige Schönheit,
Schönheit außer ihm nicht, um ihn als Spiegel das Weltall.

Hier sieht jeder der Lichtgebornen den Vater der Schöpfung,
Jeder, nach seiner Natur, im Höchsturbilde der Liebe,
Aller Herrlichkeit, aller Vollkommenheit ewige Einheit.
Ihn, wie er ist, wie könnt ihn der Endliche fassen, vermittelt
Durch die Natur hier, offenbart er sich seinen Geschöpfen.

Durch die Pfort' itzt traten herein die Schützer der Menschen
In die Wohnung des Lichts, herglänzt, als Sonne des Weltalls
Rings von Sternenkreisen umwallt, der liebenden Allmacht
Ewiger Thron, als ewige Morgenröthe des Himmels.
Alle Himmel vom Aufgang bis in den Niedergang, alle,
Mit unendlichem Glanz, sie überströmend mit Urlicht.
Näher schwebten die Schützer der Welt, nun sahn sie des Schöpfers
Herrlichkeit in dem unendlichen Glanz, als die Seele des Urlichts.
Beteten an, sahn rings um ihn her, in Höhn und in Tiefen,
Jauchzten, in unabsehlichen Reihen, die Chöre des Lichtes.
Liebend umarmten sich all', mit Stralenarmen verschlungen,
Jubelten Cherub und Seraph empor, und Seraph und Cherub
Jauchzten, ans Herz einander geschmiegt, ringsher durch des Himmels
Unermeßliche, schwangen sich hier Erzengel und Seraph,
Innig umarmt, dort tausende, all' itzt Eine Umarmung,
Chor gedränget an Chor, Heerschaar an stralender Heerschaar,
Schwangen sich Himmel um Himmel gewunden, die Reiche der Liebe
All' empor zum unendlichen Herzen der Vaterallmacht.
All' umarmte der Schöpfer, aus aller Herzen ergoß sich
Wonnegebet, durch welche veredelnde Thaten, und wo sie,
Näher zum ewigen Plan des Allvaters, der Seligkeit Aller,
Wirken könnten in Sonnen und Erden, itzt ihnen zu winken.
Und der liebende Allunendliche wieß, durch die Schöpfung,
Hier sie in Sonnen empor, bald dort herunter in Sterne,
Ferner in Mond', und tiefer nach Erden am Ufer des Weltalls.
Laut frohlockend dankten sie dann, und warfen die Kronen
Nieder, daß purpurn zwischen den Lebensblumen der Lichtgrund
Blitzt' umher von den Kronen, wie einst von Sonnen der Aether,
Als mit der Schöpferhand der Sternensäer sie ausgoß.
Ueberall jauchzeten Engelumarmungen himmelab, stralten
Fort in der angeborenen Klarheit zu göttlichen Thaten.

Und die Schützer der Welt, geführt vom Schönsten des Himmels
Kamen jetzt vor den Thron Allvaters, und neigten ihr Antlitz.
Thränen im Blick, ausstreckend den Arm zum Herzen des Schöpfers,
Rief itzt Orion, bebender Stimme; der Hüter der Erde,
Schöpfer, er kann sie nicht mehr, ach! nicht mehr führen am Leitband.
Wehmuth faßte die Himmlischen alle, der Vater des Weltalls
Winkte herab, da trat zu ihm vor der Herrlichen erster,
Und erkannte den Weltgerichtsblick in der Vaterallmacht
Ewiglächelndem Antlitz, sank auf das Knie und die Stimme
Hob er leis' empor: ich erkenne dich liebende Allmacht,
O daß nicht allgegenwärtiger Schmerz die Himmlischen fasse,
Wenn sie nun sahn, wie, unter den Sternen, durch dunkele Thaten,
Lange Jahrtausende durch, das Ziel Allvaters gefernt wird,
Daß sie nicht sehn, ach! wie jetzt vielleicht die ewige Liebe
Weltuntergang aussprechen kann, sie dem Tode nun hingiebt,
Willst du, Vater des Lichts, in der Nacht des Heiligthums richten!

Und er trat in tieferen Himmel, des Heiligsten Nacht ruht
Unter ihm tief, hier richtet der Schöpfer gefallene Welten,
Richtet schonend, aus schreckender Ferne sie noch, bis dereinstens
Zu dem alles enträthselnden Tag die Ruferin herschallt.
Jeden, der wallet vorbei, erfassen heilige Schauer,
Schauer, entströmend dem inneren Graun, hier wohnen des Todes
Engel, die Welten den Untergang rufen, und führen zur Hölle.
Sieht das Reich der Liebe den Ewigen hier herabgehn,
Ach, es gedenkt mit Wehmuth dann, daß er schuf auch die Hölle.
Niedersank der Erhabne, in heißes Gebet für die Erde;
Dann erhob er sich, wälzet' auf die Pforten, sie rollten
Dumpf herein, wie fernes Gewitter, dem Brausen des Meers gleich.

Und als nun von dem Thron des Weltalls Vater sich wandte,
Rings von einem Himmel voll Sonnen umflossen, herabtrat,
Wie, Jahrtausende durch, kein Lichtgeborner ihn schaute,
Als er itzt, mit dem Himmel voll Sonnen, von tausendmal tausend
Engeln umschwebt, von Harmonien der Liebe umjubelt,
Ueber sich neigende Berg' und Hügel daher, mit der Allmacht
Majestätsgang niederstieg in des Heiligthums Tiefe;
Da verstummten die Jubel herum; dann traten des Lichtreichs
Schaarenheere zusammen, und reichten zum Bunde die Hand sich,
Jetzt durch Eine veredelnde Großthat für die Verklärung
Aller, dem Weltfall unter den Sternen entgegen zu wirken.

Dunkel stieg's in des liebenden Allunendlichen Antlitz,
Dunkel, wie Weltgericht auf, Posaunen schollen, es bebte

Leis in allen Tiefen der Himmel, und siehe, des Schöpfers
Ewige Liebe-Herrlichkeit schien itzt Grauen, die Sonnen
Strömten Flammen, wie Blut, und als er jetzt den Gerichtsthron,
Unter entsetzlichen Donnerschlägen, und rasselnden Stürmen,
So erstieg, wie er kam, da dem Schöpferrufe die Hölle
Selbst erschreckend vor sich, daß sie war, Angst gegen ihn aufschrie;
Sieh, da erschien in tiefster Fern', hochthronend auf Wettern,
Furchtbarer Todescherubim Heerschaar, welcher in Mitte,
Donatoa, in Mitte der Furchtbaren fürchterlich, thronte,
Und herwinkend zu sich, die Wirkungskreise ihr abmaß.
In Erdbeben, in Sturm und Gewitter, entartete Völker
Stürzend, zur Hölle zu führen, sie ausfandt' unter die Sterne.
Donnernd traten itzt all' herab von den Wettern, ihr Gang scholl
Dumpf, wie das fernher kommende Weltmeer; eine Gomorrha,
Flammend um Nacht, schien ihre Gestalt in tieferer Ferne.
Schwebten sie näher heran, dann strömten blutige Stralen
Ihnen aus Haupt, aus Arm und aus Brust, und strömten vom Auge
Blitze, und Stral und Blitz gleichtödtend, und hoben die Flügel
Sich aus den Stralen hervor, wie undurchdringliche Nächte.
Aber so schrecklich die Hehren auch dastehn, ihnen die Sonnen,
Wandeln sie her, zuschließen das Aug', und selber die Himmel
Ihnen schauern, so öffnet doch Sonn' und Gestirn und der Himmel
Hinter ihnen den Blick, sich ihrer Schöne zu freuen,
Sich in der furchtbaren Götterherrlichkeit auch zu entzücken.

Einen Blick in der Schrecklichen Schöpfung eröffne mir Muse!
Hoch vor der Erde Gebürt, als noch im Chaos die Hölle
Schlummerte, stieg Jehovah nieder, die Hehren zu schaffen.
Graunvolle Todesnacht umflorte das ewige Sternall.
Und in der Nacht hing unter dem Himmel ein schauriges Wetter,
Wie ein flammender Scharlach, über die Tiefe gespreitet.
Hoch stand da in der Nacht Jehovah, winkt', und es strömten
Flammen und greifbares Dunkel heran. Da schwebte der Schöpfer
Ueber dem grausen, mit Finsternissen sich mengenden Glutmeer,
Wo mit Entsetzen herum, des himmelerschütternden Wetters
Blitzausgüss' in die Todesdüstere purpurn erloschen.
Donnerstürme eilten umher, zerrissen das Wetter,
Tobten, und wirbelten über dem unermeßlichen Glutmeer,
Sieh, da schlugen und thürmten die Wogen sich hoch in die Stürme,
Und ins zerrissene, Donnerschläg' um sich stürzende Wetter,
Wirrte sich Wetter und Meer, und Meer und Sturm durcheinander;
Da durchhauchte sein Geist dies blutiglodernde Chaos;
Und er schöpft' in die ausgebreitete Allmachthand nun
Woge nach Wog', und schuf aus jeder ein Wesen, zu tödten,
Jedes Verderben an sich; und, Weltenweiten im Umkreis,
Jubelt' es dumpf, ihm dankten die Todesengel ihr Dasein.

Schreckenvoll saß jetzo Jehovah auf dem Gerichtsthron.
Tief in den Fernen herum, wo in Finsternissen der Thronglanz,
Weltbrand ähnlich, in schrecklicher Flammenröthe vertagte,
Knieten, zum Kreis sich schließend, die Todescherubim nieder.
Donner riefen itzt her vom Thron, mit bebendem Schritte
Nahten, die Flügel um Antlitz hüllend, die Führer der Menschen.
Ihrer ewigen Jugendherrlichkeit mildere Stralen
Zitterten all', da, wie blühender Tag, vor dem Thron sie standen.
Alle zeugten, zwar glänzten die Thränen der Liebenden, drückten
Eng sie aufs schlagende Herz, die Hand aufs blutende Herz sich,
Aber sie zeugten wider die Welt, gebrochen von Wehmuth,
Tönte die Stimm' und flehte um Welterrettung dem Schöpfer.
Dumpfer scholl's von dem Thron, dem Donnerruf, wie er herscholl.
Drängte mit einmal der Todescherubim Kreis um den Thron zu,
Feurige Wirbel entrauschten ihnen, sie strömten des Blickes
Schreckliche Glut, durch die Sternentiefen herab, auf den Erdball.
Als ihr forschender Geist der Königreiche gedachte,
Wo mit ewigem Krieg, zur Lust, die Herrschenden spielten,
Und auf Völkergebeinen sich Thron' an Thronen erbauten,
Als sie der Laster des Menschengeschlechts, der sinkenden Menschheit
Immer tiefern Sturzes gedachten, die Seligkeit Aller
Durch ihn gefernt, da lodert' ihr Auge, wie nächtlich Kometen,
Goß egyptische Finsternisse der Zorn in ihr Antlitz.
Alle hoben sich auf, und zeugten wider die Welt dann;
Und die Gerechtigkeit forderten alle zu Weltuntergang auf.

Schauer ergriff den sanfteren Himmel, er wandte zum Richter
Thränen und heißes Gebet, er wandt' an den Todes-Olimp sich,
Nicht zu flehn um Ende der Welt, fortströmte der Hehren
Schaurig Gebet, stets ungestümer ums Ende der Welt fort.

Dumpf und feierlich scholl's, wie der Todtenruferin Hall, itzt
Nieder vom Thron, und Vorempfindung des Weltgerichts faßte
Allen Himmel umher, da schwebt' aus fernesten Tiefen
Heerschaar auf zum hohen Gerichtsthron, siehe, des Todes
Seraphim waren's, voll höheren Grauns. Wann Welten der Tod ruft,
Kommen sie nur. Sie waren die Erstgeschaffnen des Richters,
Aelter noch wie Himmel und Holl', in der ersten Gestirne
Untergange, nach Donatoa, vom Richter geschaffen.
Langsam schwebten jetzt sie heran aus dunkelen Räumen,
Halb in Gewand noch verhüllt, sie nahten so, ihr Gewand war
Purpurdüsterer Flammennebel, wie über der Erde
Grabesnacht, vor dem Auferstehungsmorgen, er herzieht.
Sieh, und des Throns blutröthliches Licht starb schauerlich bleich itzt,
Da sie näher nun kamen, auf ihrer Antlitze Nächten,
Strömt' auf die Flüge herab, die, Bahre zu werden, sich hoben.

Bebend standen die Führer der Welt, sie sahen sie kommen,
Ahneten bange den Tod des Menschengeschlechts, und im Umkreis
Rüsteten schon die Todesengel zum Weltuntergang sich.
Schnell aus den Tiefen des Heiligthums schwangen sie sich in die Himmel,
Eilten zum Throne des Mittlers, mit unbesiegbarem Lächeln,
Voller Huld, voll göttlicher Gnad', empfing sie der Mittler.

Alle hoben gefaltete Hände zu ihm, und es zittert
Orions Stimm', aus Tiefe der Seel' erklang sie mit Wehmuth.

Mittler! die Erde vergeht, hält deine Liebe sie jetzt nicht!
Ach die Tödtenden rüsten sich schon, o rette die Welt itzt,
Hör uns, Mittler, uns hört nicht der Richter, wir weinen vor dir noch,
Du nur kannst noch allein, o eile zum Vater der Erde,
Deine Stimme zum Vater ist mehr als die Stimme der Engel,
Aller zugleich, dich hört er, der dich wie die ganze Natur liebt;
O und du hast ja die Welt geliebt, sie geliebt wie den Himmel,
Kamest zu ihr, und nahmest das Licht des Himmels für sie mit.
Soll denn die Welt nun vergehn, in Finsterniß jetzt sie vergehen,
Mittler! die du zum Himmel erzogst, ihr die Liebe gelehrt hast,
Sie, die wir nannten, ach immer nannten die Erde des Mittlers!
Du, der die Erde gesegnet, so viel, der alles für sie that,
Dein ist sie, erhalte das Deinige, unsere Brüder,
Deine Menschen, erhalte sie dir, erhalte sie uns noch,
Deine Engel, die einst um dich waren, als du in die Welt kamst,
Höre sie, du, der auf Erden in unserer Mitte gewohnt hat!
Du, dem wir lagen im Arm, als du mit sanfterer Stimme
Sagtest vor uns, „laßt kommen die Kleinen zu mir," und wir eilten,
Ach, und zu deinen Umarmungen trugen die freundliche Unschuld,
Sohn des Vaters der Welt, wenn Du für sie flehest, um Dich noch
Wird er die Welt, die Menschen erhalten, o Mittler, die Deinen
Sind's, die du einst geliebt hast, sind es, die dich einst liebten!
Deine Welt, verlasse sie nicht, ach, wenn du sie rettest,
Danken, wie wollen wir danken dir, Mittler, o Dir, wie dem Schöpfer,
Als er sie schuf, erhalt' uns das Einzige unter den Sternen;
Mittler, Mittler, wir flehn, uns rette die Erde, und dir sie!

Und die Heiligen, alle Geschlechte der Engel, die Himmel
Flehten um Welterrettung zum Mittler: voll göttlicher Liebe
Blickt' er sie an, und hob sie vom Thron zu des Heiligthums Tiefen.
Hoffnung glänzte, wie Morgen empor, in jeglichem Blick da,
Jubel tönet' umher, nachjauchzten die Himmel dem Mittler.
Und er trat in des Heiligsten Nacht, die Engel des Todes
Rollten in ehrfurchtsvollem Erstaunen zurück auf die Seiten,
Neigten sich ihm, des Liebenden Herrlichkeit stralte, wie Aufgang,
Her durch die schaurige Nacht, die Engelreihen herunter,
Und auf der Ewigkeit Thron, zu des Richters Seite sich setzend,
Sprach er voll Huld, und die Blick' und göttlichen Mienen, sie alle
Lächelten ewige Lieb', er neigte dem Schöpfer ans Herz sich:

Heiliger Vater, ich komme zu dir, voll Gnade auch hör' itzt
Mich mit der Liebe, womit du mich hörtest, als du mir die Welt gabst;

Digitized by Google

Meine Herrlichkeit hat sie mit Wonne gesehn, und des Vaters
Herrlichkeit einst erahnet in ihr, verklärend einander.
Wohnten wir, wie im Himmel, auf Erden, und Himmel und Erde
Waren Eins durch Wahrheit und Liebe, und unsere Menschen
Lebten selig in uns, wie wir voll Gnade in ihnen.
Deinem unendlichen Ziel, o Göttlicher, alle Geschaffnen,
Deiner Liebe Schöpfungen alle zu dir zu erheben,
Daß sie dich einst, die ewige Liebe von Antlitz zu Antlitz
Sehn, und sie alle in dir, in Gott uns Alle vereine
Daß sich alle der Seligkeit Aller in Ewigkeit freuen;
Deinem Ziel ist näher gekommen die ewige Menschheit;
Aber das zeitliche Menschengeschlecht verkennt mich im Geist itzt.
Allunendlicher Vater, als du den Plan für den Himmel
Aller Geschöpf' einst gründetest, war auch der Tod in dem Plane,
Und vor dir ist die Welt, wie das einzelne Wesen, nicht bitt ich,
Daß du die Welt erhaltest in Ewigkeit, Schöpfer, sie komm' einst
Näher zu dir, wie das Kind durch den Tod zum himmlischen Vater!
Sieh, wie der Mensch von Erd', ist jetzo die Welt gealtet,
Aber zu früh, durch schnelleres Leben zu früh, und die Menschheit
Hat noch ihr Erdenziel nicht erreicht, und schon nahet ihr Ende;
Vater voll ewiger Huld! so lang in der Menschheit der letzte
Gotteshauch, für die Heiligkeit Aller, auf Erden entwickelt,
Für dein ewiges Ziel, noch kann verherrlichet werden,
Vater, erhalte so lang', in meinem Namen, die Welt noch.
Deinen Herrlichen, Göttlicher, hast du vor allen geheiligt;
Nun erhöhe vor dir dein Geschöpf auch, nähere Gott es!
Sende den ersten, den liebendsten deiner Geschaffnen der Welt itzt!
Ihn verkläre vor Himmel und Erde, wie du vor den Engeln,
Vater, vor aller Natur, den Eingebornen verklärt hast!
Daß er mich jetzt, wie ich dich verherrlichte, da du mich sandtest,
Und ich das ewige Licht von dir zu den Menschen hinabtrug,
Göttlicher Vater, daß so er mich wieder vor allen verkläre,
Und mit mir dein Geschöpf, in Einer Liebe, bei dir sei.
Winke den Erstgeschaffnen zu mir, ich will ihn verklären,
Vater von dir, mit der Herrlichkeit, die du mir gabst, eh' die Welt war!
Mir auch gabst du die Welt, dein Höchstgeschaffener komme,
Schöpfer, und nehme, vor dir, aus meinen Händen die Welt itzt,
Frei, wie vor dem Unendlichen je ein Geschaffener frei war.
Endlich ist er, o Schöpfer, der Fall des höchsten Geschöpfes
Würde dein gottliches Ziel, durch Weltenalter, noch fernen.
Doch nur, deinem Geschöpf vertrauend, was selber die Gottheit
Liebend leitete, heiliger Vater, allein durch die Freiheit,
Selbst, wie Schöpfer zu wirken, erhöhst du, in deinem Erwählten,
Alle Schöpfung von dir, und heiligt er durch die That sich,
Würde dein Ziel, Weltalter dein Ziel, die Vollendung genähert,
Heiliger Vater, er komm in die Welt, daß er wieder die Meinen
Führe zu mir, und können sie nicht sich mehr auf der Erde
Freun in des Sohnes Herrlichkeit, er durch ihr zeitliches Ende
Alle sie wieder erhebe zu mir, und Gott und die Menschheit,
Liebend vereinet in mir, in Ewigkeit wohnen zusammen.
Du, der ewig, durch mich, sich offenbart dem Geschöpfe,
Allerheiligster, wandelst du auch mit deinen Gefallnen
Wege, die Nacht, die Untergang scheinen dem Blicke des Himmels,
Komm in der ewigen Schöpferhuld, daß alle die Meinen
Mitten im Untergang noch, den Gott der Liebe enthüllt sehn,
Vater, ihr sterbender Hauch dir noch dank', und allen Geschöpfen
Einst es offenbar werde, daß Wahrheit und Liebe des Sohnes
Herrlichkeit sind, und nur durch sie die Schöpfungen Gottes
Zu des Vaters Herrlichkeit kommen, der Seligkeit Aller.

Also mit göttlicher Liebe der Sohn, und als er voll Huld so
Sprach, glänzt' höher sein Antlitz immer, und strahlte die Klarheit
Aller Himmel vereint in ihm, er schwieg, doch die Blicke
Lächelten noch für die Welt um Gnade zum Vater der Schöpfung,
Und der neigte sich ihm, mit allen Strahlen, ans Herz nun;
Gnädig wandte sich so zum Mittler der Richter des Weltalls:

Sohn, du ewiges Bild der Gottesliebe zur Menschheit!
Mittler, worin der Endliche sieht die Enthüllung der Gottheit,
Deine Verklärung, o Sohn! ist meine Herrlichkeit, Allen
Komme sie einst, dein Wunsch ist erfüllt, die Welt, mit ihr werd' ich,
Wie ich als Vater sie schuf, als Vater mit ihr vollenden!
Aber der Weg' Unendlichkeit fordert das All der Geschöpfe,
Fordert zum Ziel Allvaters auch Tod, Weltuntergang oft auch.
Todesengel, auch Sie sind meine Geschopf', und der Schöpfer,
Er, der Alles verklärt, Allvater schuf auch die Hölle,
Schuf sie zum Wohle für All', und hat gesehn, daß sie gut war,
Alles in Ewigkeit für die Ewigkeit wohl geordnet.
Von mir hat sie die Welt getrennt, die gefallene Welt wird
Itzt erzittern dem Weg, den Ich mit ihr wandl' als Richter.
Ewiger Sohn, wodurch sich des Vaters Gerechtigkeit Allen
Ewig offenbaret als Liebe, verherrlichen werd' ich
Jetzt, vor dem Engelgeschlecht, vor allen Himmeln, den ersten
Meiner Todesengel, das höchste meiner Geschöpfe.

Als der Vater von Ewigkeit sprach, da neigte das Lichtreich
Ehrfurchtsvoll sich um ihn, und schauerte sanft, und es blühten
Neue Frühling' in seinen Elisien, stiegen, aus allen
Morgenröthen, wie Weihrauch ihm, umarmten des Aethers
Söhne sich all', doch liebende Bangigkeit schwellte den Busen
Aller Schützer der Welt, daß ein Todesengel herabsteig'.

Itzo winkte der Richter vom Thron, da hob sich ein Chor auf,
Spreitet aus die sternendurchsprengten Flügel, und lichtschnell
Flog's in die Himmel herbei! die strömten heran aus den Nähen,
Strömten aus Fernen heran, und all' ins Heiligste nieder,
Schlossen dann unabsehliche Kreis', in liebender Hoffnung,
Bang des hohen Gerichtsausganges Enthüllung erwartend.

Hoch vor den Heiligen, hoch vor den Engelgeschlechten erhaben,
Stand Donatoa vor Gott, als Erster aller Geschaffnen,
Fürchterlich schön, ihm schauerten alle versammelten Himmel.
Aller Blicke straften auf ihn, rings schwiegen die Himmel.
Liebend umkleidet' ihn nun, mit seiner Klarheit, der Mittler,
Und umarmet' ihn dann, vor allen Engelgeschlechten.
Harmonien der Lieb' erklangen, und rollender Donner
Tönt' in sie Einlaut — sieh, und die Herrlichkeit Gottes, vom Thron her,
Strömt sie auf ihn, der Schöpfer itzt heiligt' ihn, und erhöhte
Seine Freiheit vor Gott; frei war er, wie nie ein Geschaffner.
Jetzt mit der ewigen Liebeherrlichkeit ihn anlächelnd,
Wies des Mittlers Linke zur Welt, und reicht' er die Rechte
Donatoa, und sprach: Nimm itzt mein Menschengeschlecht hin!

Leise Schauer durchbebten die Himmel, Jehova schaute,
Richtenden Ernstes, auf Donatoa, mit Ernst, der erschütternd,
Himmel und Hölle zugleich, in Einem Blicke, ihm aufthat.
Reicht' ihm die Schlüssel des Abgrunds dar, der Furchtbare nahm sie,
Und im Donner erscholl zu ihm nieder die Stimme der Allmacht:

Donatoa, die Unterwelt wird wieder dich aufstehn!
Frei ist Sie, wie der Himmel, dir wird ein Großes vertrauet;
Steig herab, und verherrliche ihn, der, zum Wohle für Alle,
Auch die strafende Höll' erschuf; am Grabe der Schöpfung
Werd' ich richten dich einst, wie eine Welt, denn dich trag' ich,
Wie ein ganzes Engelgeschlecht, unsichtbar am Busen.
Wirke groß, und du sollst mich als Schöpfer der neuen Natur schaun!
Aber, wenn du zum Untergange der Erde nun aufstehst,
Donatoa, dann hör' hier erst die Stimme des Richters.

Zweifelnd blickten die Söhne des Lichtreichs auf zu dem Mittler,
Als sie die Welt und des Abgrunds Schlüssel dem Engel des Todes
Uebergeben nun sahn, in seinen Händen ihr Schicksal.
Stimme klang da nieder vom Thron, so tönte die Stimme:
Richtet nicht, Himmel, Allvater richtet die Todesengel,
Wendet eu'r Antlitz nicht, wenn ihr seht die Verderber herabgehn,
Und in ihren Händen die Welt, zu Tod sie daherziehn;
Jubelt ihm dann, Allvater ist hier, und wenn ihr hinabblickt,
Ihre Thaten nun schaut, und ihre Reden nun höret,
Wenn itzt Völker die Hölle verschlingt, und schreckliche Opfer
Flammen, von Todesengeln geweiht Allvater als Rächer,
Könnt ihr nicht jauchzen, dann schweigt mit Ehrfurcht dem, der vollendet;
Schaut und hört ihr so Dunkles, das bebend eu'r Inneres aufruft:
Dort ist Nacht! da verstummt, bis euch Allvater sie aufklärt,
Oder nun kommt dem gefallenen Todesengel als Richter;
Wohl, daß auch Nacht vom Heiligsten über die Zukunft herhängt.

Alle Himmel neigten sich jetzt, der Endlichen erster
Sank vor den Thron, stumm dankt' er dem Vater und Richter des Weltalls.

Donatoa, so nannt' ihn der Schöpfer, als er in der Urzeit,
Hoch vor des Himmels Geburt, in allunendlicher Liebe,
Morgenroth um sich her, vom ewigen Thron, in des Chaos
Aufruhr niederstieg, und, mitten im dunkeln Aufruhr,
Aus Urfeuer den Furchtbaren schuf; wild tobte das Chaos

Um den Geschaffnen, als ständ' er, wie Erstlingswelt, ihm in Mitte.
Siehe deinen Erschaffer! so klang die Stimme des Schöpfers.
Staunend dem Dasein, staunend dem Schöpfer, itzt seinem Verderben,
Starrt' er dankend ihn an, dann schaut' er umher durch das Chaos;
Wüthend verfolgt' es ihn, rast't empor um den Hehren, da schlang er
Traut, in des Daseins Kindheit, an die Jehovahbrust sich,
Fühlte sich staunend als Schöpfung im Chaos, und dennoch zu tödten
Ganz geschaffen, da trat er allein mit kindlicher Kühne
Mitten herein in den Aufruhr, tödtete schon mit der jungen
Herrlichkeit blutigem Stral, der bald zum Blitze heranwuchs.
Sieh, und was er als Sieger wie todt hinstreckte, ward Leben,
Drängt' um ihn sich, da ward das erste Gestirn, auf den Stern hin
Kniet' er jetzt vor den Schöpfer, und dankt ihm jubelnd sein Dasein.
Seinem Jubel erschrack das Chaos, der Jubel war Hymne;
Grabdumpf scholl sie die Urnacht durch, ihr Wiederhall seufzte:
„Tod!" da seufzte Donatoa zum Ewigen: „Tod?" auf;
Und im Unendlichen jauchzt' harmonisch der Wiederhall:
„Leben!"
Jubelnd staunt er empor, da gab der ewige Schöpfer
Liebend dem furchtbaren Engelkind in die Rechte den Donner,
Und die Stimme Jehovahs kam zu ihm nieder: so sprach sie:

Sieh, so bist du geschaffen, daß Schöpfung werde dein Tödten,
Heilige, Donatoa, in dir den Richter als Schöpfer!
Ahnden wird dich der künftige Himmel, doch spät dich erahnden,
Bleibe mir treu, denn du bist die erste Liebe des Schöpfers!

Mehr noch sprach der Schöpfer zu ihm, doch enthüllt's nur die Zukunft.
Und in allen Verderben, in seiner Schrecknissen allen,
Wuchs er heran, bald nannt' ihn der Himmel den Engel der Hölle.

Itzo hub er den Thron sich auf, in seiner Entsetzen
Blutigflammenden Herrlichkeit, halb noch verhüllt in Gewölken,
Neigte sein Antlitz, hehr wie der purpurglühende Vollmond,
Dankend dem Ewigen noch, vom Auge, voll strömender Blitze,
Heißen Dank für seine Verklärung, noch einmal ihm stralend.
Itzo rüstet' er sich, zum Erdkreis niederzusteigen,
Schlug die Wolken vom Haupt, und mit Regenbogen durchwunden,
Glänzet' hervor, wie Wetterstralen, sein wogiges Haupthaar.
Todesnacht warf dann er sich um, als Gewand, und es wallt' ihm,
Schaurig durchglänzt von seiner Gestalt hochflammendem Purpur,
Wie von der Abendröth' ein Gewitter, herab zu den Füßen.
Seitwärts wandt' er sich nun, nahm Stral aus Gewölken, verflocht ihn
Wie zum sternigen Gürtel, und gürtet' hoch des Gewandes
Nacht mit dem Stral sich auf an der Brust, in dunklere Falten.
Rollte dann, wie brausendes Meer, die Flügel, sie stiegen
Hoch an den Schultern empor, zwei Finsternissen des Abgrunds
Aehnlich empor um das leuchtende Haupt, und hinab durch der Engel
Glänzende Reihn, zog itzt er daher, zum Rande des Himmels.
Weit noch wogt' ihm das Todesgewand, enthüllte sich unten,
Sieh, und wie Morgenröth' des Jenseits schleppt' ihm der Saum nach.
Alles Verderben verhüllt, sahn ihn fortwandeln die Himmel,
Denn wenn in seiner zerstörenden Flammenblöß' er daherging,
Würden in Gräberwüsten, die Paradiese des Himmels,
Und der Sfärengesang, in Angstgebete, sich wandeln.
Aber wenn einst er dem Ende der Welt ruft, oder zum Weltgrab,
Zwischen sinkenden Monden und Sternen, die Himmel herabsteigt,
Seines Rachschwerts düstere Feuerstürm' um ihn nieder,
Durch die allgegenwärtige Nacht der Schöpfung ihm leuchten,
Wenn er itzt dasteht über dem Weltkreis, mit der Posaune
Donnerruf, die Erde vom Tod zum Gericht zu erwecken;
Dann wird der furchtbare Herrliche alles, was Schrecken, was Graun ist,
Alles entblößen vor ihr, und seine blutigen Blitze
Werden, in Güssen ihm rings entströmend, und bis um die Pole
Schlängelnd herab, der erwachenden Mutter Erde im Schooße
Alle die Kinder-Tod' enthüllen in schaurigem Frühroth.

Itzo wand er sich um, dem Todescherubim winkend;
Todesolimp, so nannte der Himmel das Heer der Verderber.
Und in dunkle Wetter sich kleidend, und Wolken umgossen,
Kamen in stürmendem Flug sie ihm nach, aufrollten des Lichtreichs
Pforten ihm nun, und dumpf, wie der flutende Ocean herrauscht,
Schwebte die Majestät Donatoa's nieder zum Erdkreis.

Und der Vater des Weltalls hob sich zurück in die Himmel,
Mit ihm die Söhne des Lichts, noch zarte Laute der Wehmuth
Mischten sich in den ewigen Jubel, da schwang von des Lichtes
Söhnen der erste, da schwang sich Michael hoch vor die Reihen.
Seine göttliche Seele durchglüht' ein großer Gedanke,
Glänzt' in die Meinen hervor, wie Posaun', erhob er die Stimme:

Hört mich ihr Reiche der Liebe, zu ihm, dem der Mittler die Welt gab,
Eil' ich hinab, mit inniger Bitte, mir frei zu gestatten,
Seinen furchtbaren Wegen zu folgen, und mir auf der Erde
Sfäre zu Rettungsthat für's Menschengeschlecht zu eröffnen.
Immer um ihn, will dann ich ihn flehn, zu verzögern den Weltsturz;
Und wenn als Tod er auch kommt, den Tod begleite die Liebe.
Hofft ihr Himmel, die Vaterallmacht war's, die ihn auskor!

Jubelnd umarmten ihn all', und bis hinab an die Pforten
Jauchzten die Engelreich' um ihn mit; und der Herrlichen schönster,
Liebendster aller, geschaffen aus Lilienstralen des Urlichts,
Hüllt' in den reinesten Aether sich hier, wie in Sternenhimmel,
Schwang den silbertönenden Flug, und wie Röthen des Aufgangs,
Wallten die Flügel, und Melodien entsäuselten ihnen.
Blumen gossen sie aus, und Frühling hauchten die Blumen,
Die er, der glänzenden Rosenblüth' am Busen Aurorens
Aehnlich, durch's goldene Haar, das über die Lilienschultern,
Gleich gekräuselten Sonnenstralen, sich wiegt' in den Lüften,
Hoch um die Weiße der Schläfe sich flocht, wie zum Kranze der Hoffnung.
Stillerhabener Ernst, und Seelenhoheit, wie nur sie
Einst der Gefallenen Fürst in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm, durch Liebe verklärt, aus dem Himmel der Mienen,
Und in die himmlische Züge des Götterernstes ergoß sich
Heiter und sanft, stillfriedliches Lächeln unsterblicher Jugend.

Schnell von Gestirn zu Gestirn, durch tiefere Sonnengebiete,
Schwebt' er dahin, die Rosenstralen der Fittige gossen
Morgen auf Unschuldserden, und rings in den Morgenröthen
Jauchzt' in seligen Festen der Freundschaft die Unschuld der Erden.
Immer noch schnelleren Schwungs, sah fern er itzt Donatoa,
Und in geschleuderter Eil' an Planet und an Monden hinunter
Blitzte sein Flug, und er stand, in allen lächelnden Eden
Seiner erhabenen Schöne, vor ihm, so sprach er voll Ehrfurcht:

Donatoa, vergieb's dem Schmerz, der mich vom Olimp zog,
Jenen Schmerz, daß du jetzt vielleicht mit der Erde schon endest,
Ihm, o Erster, vergieb's, wenn ich mit der Bitte dir nahe,
Donatoa, um Letztversuch für die Rettung der Welt noch!
Beid' uns schuf Ein Vater der Lieb', und ihn, der das Weltall
Wärmt an dem Vaterherzen als Kind, der Dich und der Mich liebt,
Ihn, den liebenden Allunendlichen, der, durch den Mittler
Ewig vermittelt dem Endlichen, dir sie gab, zu verklären,
Steigst du itzo hinab, vergönne mir so dir zur Seite,
Dich zu verherrlichen! Könnt' ich die Welt neu gründen durch Liebe,
Wieder verjüngt, sie als Unschulds-Erde, dem trauernden Schutzgeist
Sie in den Triumph zuführen als jüngere Schwester des Himmels,
Donatoa die That, nur dich verklär die That dann!
Aber willst du allein mit dem Menschengeschlecht vollenden,
Dann auch dränge mich nicht hinweg, und laß mir den großen
Hehren Blick in die Wirkungssphäre des Donatoa!
Denn wie ein Engelgeschlecht, wirkst du allein schon, und wenn ich
Deine Thaten nicht faß', ich werde schweigen mit Ehrfurcht.
Todesengel auch kamen vom Herzen des Schöpfers zur Welt oft,
Und ich ahnt's, wie auch Lieb' oft Sterne der Liebe zu Grab ruft.

Digitized by Google

Aber wenn du dem Menschengeschlecht das Auge nun schließest,
Dann laß fühlen der Welt, daß der Tod nur Allvaters Kuß ist!

Also der liebende Herrliche. Dämpfend die Flamme des Rachschwerts,
Gab ihm die Majestät Donatoa's also zur Antwort:

Der zum Tödten mich schuf, Erzengel, Er, der die Sündflut
Ueber die Welt goß, und in Gomorrha's Flamme herabfuhr,
Sah mir die Sodomwelt, ihr komm' ich als des Verdammers
Stellvertreter, und ihn zu erklären, empfang ich die Welt itzt!
Meine Pflicht ist Schwert der Gerechtigkeit, und an des Weltalls
Grabe dereinst, und über dem Tod der Engelgeschlechte,
Faßt mich allein ein Weltgericht, nun such' in dem Gange,
Den ich jetzt geh' mit der Welt, und führt er auch in den Abgrund,
Suche nicht, hier mich zu halten, Erzengel, unheilig nur wirkst du
Wider ihn, der auch Engelgeschlecht' einst himmelab stürzte;
Folge mir nach, vielleicht, daß auch That der Verherrlichung die wird,
Aber richte nicht für, nicht wider mich. Der neuschaffend,
Auch das gebrochene Herz des Todesengels verjünget,
Wird euch Alles enthüllen, am großen Tage Jehovahs.
Eil' itzt hinab zu dem Welt-Schutzgeist, des Kommenden schnell ihn
Vorzubereiten, und stürzt ein Stern herab in das Weltmeer,
Führ' auf den Stern ihn zu mir, daß übergeb' er das Leitband!

Und itzt strömt' er den Blick auf Michael, flammend Entsetzen
War er, und schien die Liebe dennoch; erheitert durch Hoffnung,
Und von Ahnung, unnennbarer Liebeahnung durchschauert,
Stralte die Schönheit Michaels eilend voran nach der Erde.
Sonnen rollten zurück, und Jubelwelten entschwanden,
Sterne stiegen empor, Milchstraßen schimmerten um ihn,
Und sein melodischer Flug, der wie Saiten die Lüfte umher schlug,
Tönt' Einlaut in des stürmenden Sfärenfluges Triumphe.
Netzende Welten durchleuchtet' er heller, wie fliegender Mittag,
Ballt' er über sie, goldenes Glanzgewölk aus den Morgen
Strömte, wie Flut von Rosen, ihm nach durch Auroragestirne,
Und von Westen durchhaucht, zum Kranz um den Engel sich ringelnd,
Und von den Stralenflügeln mit lichterem Purpur umgossen,
Bildet' es Aufgangsröth' um ihn her, und in Herrlichkeit stand er
Hoch in der Aufgangsröth', und wandte wie Sonne sein Antlitz
Jetzt nach der nächtlichen Erd' hinab, die fern vor ihm aufstieg.

Und, wie nach Weltumarmung sich sehnend, den Arm nach ihr reichend,
Klang ihm die Stimm', und zu Harmonie erhob ihr Gesang sich:

Friede mit dir! Du sternbekrönte Mutter der Menschen!
Zu dir komm ich hinab, zu ihm dich wieder zu führen,
Welcher den Himmel und dich, auf Einem Arme getragen,
Erde, dir reichet der Himmel die Hand, nimm auf ihn mit Liebe,
Fliehe ihn nicht, komm, ihm an der Hand, zurück zu dem Schöpfer!
An der großen Allvaterbrust hingst du, mit ihm glücklich,
Warst die Jugendgeliebte des Himmels, die treue, und gerne
Schmiegen in Liebe sich traut einst Erd' und Himmel zusammen.
Hättest du ewig treu ihn geliebt, neuschaffend die Schöpfung,
Würd' in ihr der Vater von Ewigkeit beid' euch vereinen.
Siehe, der Himmel, den du verließest, er selber, o Erde,
Naht sich nur dir, nimm wieder ihn auf, gedenkend der Zeiten,
Wo ihr zusammen noch wart, in hoher Jubelumarmung,
Eine Seele nur scheint, Ein Herz am unendlichen Herzen.
Nicht um der Blüthenhülle Hinwegfall trauert der Himmel;
Höher verklärt, und schön an dem Busen, woran er dir ruhte,
Bräutlich nun ausgeschmückt mit dem Stern der Liebe zum Strauße,
Würd' er im hohen Triumph, umjauchzt von erwachenden Sonnen,
Aus der Mitte der Sternengeschwister hervor im Triumphe
Führen die Braut vor den Gott der Liebe, und würde nun endlich
Eure Liebe gekrönt durch Verein, und, in ew'gem Verein, ihr
Ruhn im Schooße der Vaterallmacht, hoch ihr am Herzen,
Heb' aus der geistigen Nacht, die tief dich umhüllet, das Antlitz,
Blick ins Sternen-Unendliche, sieh, o Erde, wie alles,
Bis in die fernsten Tiefen und Höhn des Unendlichen alles
Liebe ist, und umschlingt, und liebend wieder gefaßt wird.
Sternenhimmel umarmen einander, und jüngere Sonnen
Drängen, als Kinder, sich vor, in Morgenröthen gekleidet,
Sonnen, von Sternenkreisen umrollt, um höhere Sonnen,
All', in Jubelgesang, um die höchste, den Thron Allvaters:
Liebe lehrt er der Nächsten um ihn, dem Himmel, der Himmel
Liebte die Erd', und lehrte sie ihr, zog Welten zu Gott auf.
Erde, so wareſt auch Du geschaffen, einst jüngere Welten
Zu ihm hinauf, als Muttererde, als Sonne zu führen,
Warst so ganz für den Himmel, und seine Liebe, geschaffen,
Mit ihm vereint, Stammeltern zu werden der neuen Natur einst;
Bis das hohe Allvaterziel, die Göttlichkeit Aller
Jauchzend errungen durch ewige That, und alle Natur nun,
All' in Einer Liebe vereint, Ein Himmel, um Gott sei.
Dieser Triumphgedank', o Erde, sinkt dir bei ihm nicht,
Wie ein veraltetes Grab, dein enges Leben zusammen!
Ach, und dies veraltete Grab, das nennst du dein Alles,
Erde, schwinge dich wieder empor zu höherer Liebe!
Komm zu der Liebe des Himmels zurück, und in heiliger Ahnung
Wirst du sehen den Kranz, der für dich im ewigen strahlet,
Wird er alles dir lehren, was' drüben deiner erwartet!
Siehe, so lange nicht zartere Hüll' aus Licht dich umwallet,
Kann dich der Himmel so eng nicht umschlingen, daß Seel' er in Seele
Hauch', er kam verschleiert zu dir, du hobst ihm den Schleier;
Erde, da war's, als sein Licht, die Herrlichkeit, die von ihm ausging,
Blendete dich, dein Auge verdunkelte, du ihn nicht mehr sahst. —
Deinem Abfall traurt der noch immer dich liebende Himmel!
Welten fallen wie Säuglinge oft, doch Erde, du hast dich
Selbst von seinem Herzen gestürzt in des Tartarus Arme,
Wirfst dich in schrecklichen Schlummer, dir reicht er Früchte des Todes
Und, voll Eden dein Traum, nimmst du sie als Früchte des Lebens.
Dich aus dem Traum, dich aufzuschrecken aus tödtendem Traume,
Kommt der Donnerer, hörst du ihn nicht, dann endet mit dir er,
Daß, wenn nicht mehr in der Zeit, du doch in der Ewigkeit aufwachst!
Erde, und wachst du im ewigen auf, in des Tartarus Armen,
Wirst du mit ihm für ewig vereint in der neuen Natur dann,
Wird der Himmel die Erd', als Ewigtodte, beweinen.
Fern schon heran, itzt näher heran erschallet des Donnrers
Flug, daß ihn, der Mittler ihn sandte, wie wird es mir Nacht hier!
Aber auch in der Nacht ist der Gott der Lieb', und die Nacht auch
Hat er verklärt mit der Sternenkron'! Er wird es enthüllen.
Wende dich wieder zu uns, du hehre Mutter der Menschheit,
Komm zur Liebe des Himmels zurück, die Religion ist!

Tief an der Erde vertönten die Melodien des Nachhalls.
Stille Hoheit, nahet er jetzt, sein Auge voll Urstral,
Funkelte grüßend ihr zu, und des Auges liebliche Blitze
Brachen sich sanft an dem Schnee der Wangen, und wurden auf ihnen
Sonnenröthen, er stieg zu dem Welt-Schutzgeiste hinunter.

Und des Donnerers Herrlichkeit naht', ihm strömten des Schwertes
Flammenergüsse hinab, und fern itzt bebt' ihm der Erdball.
Wie ein Komet, durchirrend die ruhige Bahn der Planeten,
Fern sie erschüttert, so kam er her, so bebt' ihm die Erde.
Donatoa trat auf ein kleines verwüstet Gestirn itzt,
Wo er, als Tödter gesandt, vor kurzem ein Menschengeschlecht noch
Führte zu Grab, itzt seine Verwesungen schwül um ihn stäubten.
Kirchhof war nun der Stern, oft ruhten Engel des Todes
Ueber dem Kirchhof, trüb versunken in düsteren Tiefsinn;
Und, von Todten umringt, auf neue Todte nun sinnend,
Oder alternde Nebel sich sammelnd, zu Sterbegesängen,
Ihrer Harfe, die Trauersaiten mit ihnen zu kränzen.
Donatoa stand auf dem Stern, gewandt nach der Erde,
Breitet' über ihn aus der Fittige Nacht, und ein Vollmond
Stieg im Fernen empor, schien auf sie feierlich herunter,
Und zwei jüngere Todesseraphim, welche dem Donnrer
Ueberall folgeten, traten, zur Seit' ihm, unter die Flügel.
Niedersenkt' er des Rachschwerts strömende Flamm', und ihr Schimmer
Floß um die Welt, wie schauriges Nordlicht, rings sie erhellend.
Lang' anstarrt' er das Menschengeschlecht, da wölkt' ihm des Zornes

Finsterniß schrecklich die Stirn, und der Wangen blutige Sonnen
Dämmerten Abend des Lebens herab zum Menschengeschlechte.
Sinkend auf's Knie, wandt itzt er das Auge, voll tödtender Stralen,
Halb gen Himmel, und halb zur Erd'; und, Blitz' um sich strömend,
Schwebte der grauenvolle Blick, wie zwischen Leben und Tod hier.
Wetter umrollten ihn dann, und dumpf, mit den Schlägen der Wetter,
Scholl in harmonischen Donner umher des Furchtbaren Stimme:

Du, deß Majestät durch die Tode des Menschengeschlechtes,
In dem Wirbel der Flut, mit Wohlgefallen, daherfuhr,
Der im alten Olimp-Sturz fürchterlich schon sich verklärte,
Schon in der Urzeit, hoch sich verklärt', als Er, mit der Rechte
Schaffend die Schöpfung, zugleich mit der Linke das ewige Grab grub;
Du, der in grauenvollen Weltgerichten mit Wonne sich fühlet,
Und, zu seiner Verherrlichung, einst der Natur das Herz bricht,
Ewiger Allvergelter, zu dir erheb' ich dies Rachschwert,
Das du, hoch vom Gipfel der ebengeschaffenen Hölle,
Einst mir herunterreichtest, zum Untergange von Welten!
Deinen Namen verklär's auf Erden, und bringe die Welt dir,
Hört sie im Leben dich nicht, dir todt dann wieder zu Füßen!
Tausend Gestirne, die du mir gabst, schon weiht' ich dem Abgrund,
Jubelnd zu dir, doch daß du endlich die letzte der Welten,
Richter, die Mittler-Erde, mit ihr zu enden, mir hingabst,
Dank, wie ich einst, aus der Chaos-Flamm', als Wesen mich hebend,
Dir am Jehovahherzen ihn jauchzete, wie für ein zweites
Dasein, Dank dir dafür; so ihn, wie ich, voll von Jehovahs
Tag, ihn dir jauchzt', als du, zur Schöpfung der Hölle, mich mitnahmst,
Kind ich als Todesengel noch war, dem furchtbaren Vater
Folgt', und mit einmal die Höll' itzt stand, ich verwirrt dich ansah,
Blick du mir gabst in der Gottheit ewige Tiefen, und nun ich,
Dir aus den Armen herab, anschaute die grause Geschaffne,
Und im Entzücken, daß war die Hölle, zu dir frohlockte;
So auch itzo dir Dank, daß du hier, zu enden, mich hersandtst,
Ueber Tod und Leben der Welt mit Freiheit zu richten.
Hört dich jetzt nicht die Sünderin, als der Gerechtigkeit Opfer,
Flamme sie dir, und werde der Staub des Menschengeschlechtes
Dir ein würdiger, dir ein wohlgefallender Weihrauch!
O, der erhabenen Folgen des hehren Gerechtigkeit-Opfers!
Ha, wie seh ich sie jetzt, verklärend den Vater der Hölle,
Vor mir schon in der Ewigkeit fernste Tiefen hinabgehn!
Ha, wie sehnte sich ewig mein Herz, mit diesen Planeten
Endlich, mit ihm, deß Ende der Ruf zum Tod der Natur ist,
Sternenzerstörer, mit diesem Planeten nun endlich zu enden,
Daß dein Weltgericht komm', und dich vor allen verkläre!
Ha, wie flammend drängt mich mein Inneres, sehnet mein Herz sich,
Sehnet sich heiß nach Weltgericht, heiß nach dem Tod der Natur sich:
Daß der Triumph der Gerechtigkeit gründe die neue Natur dann,
Jener Gerechtigkeit, die im Olimp auch Verdammerin einst war.
Wann am Grabe der Welt, in hoher furchtbarer Schöne,
Nun aufgeht der Weltgerichtstag, das Grab sich ihm aufschlicht,
Laut mit allen Posaunen des Himmels, von Sternen zu Sternen,
Rings die Natur durch, schallet sein Nam' herab bis zum Abgrund;
Und, mit stürzenden Welten, auf niedersinkenden Himmeln,
Ueber Sonnen voll Tod, herkommt der Zürner Jehovah;
Wehe dann, Erdnergeschlecht, wenn du jetzt zu ihm nicht zurückkehrst! —
Fürchterlich wird dich fassen sein Zorn, und, am Weltgerichtsabend,
Werden, von dampfenden Sternen herab, in eiserne Harfen
Todesengel die Jenseitswehen aus Wettern dir donnern;
Wehen, als heulte sie dir das dumpfe Gerüchel der alten
Höll' in der Todesstunde, so werden sie wider dich kommen;
Dich in den Brand der Schöpfung von neuem zum Tod hinstrecken,
Deinen flammenden Staub, durch Weltsysteme, zerstreuen,
Bis in der neugeborenen Höll' ihn der Schöpfer verjünget.
Dort, Gerichtetes, jammere dann an der ewigen Wunde,
Die du selber dir schlugst, wegtödtend das Herz, wodurch Gott sprach,
Jammert dort an der brennenden Todeswunde des Herzens,
Bis du einst aufwinselst zur mitverjüngten Gehenna:
Höll', als Säugling kannt' ich dich schon, ha, Schwarze, jetzt sind wir
Beide grau, ja winsele fort an der inneren Flamme,
Bis zur Greisin die Ewigkeit wird, und die Ewigkeit müd' ist,
Müde, dem Tage Jehovahs ruft, daß Er nun vollende!
Eile, Vergeltungstag, an deinen feurigen Handen,
Führend, wie Kinder, zur Linke den Tod, zur Rechte das Leben,
Komm, mit jubelnden Donnerstürmen der ewigen Harfen
Singen dir Todesengel ihr ernstes Willkommen entgegen;
Und oft wandelnd zur Höll', auf der Mittler-Erde mich rastend,
Auf den alten Babilon Trümmer, erschüttr' ich Triumphe,
Mit lustschauerndem Ungestüm dumpf in die Saiten herunter.
Eile heran, schon seh ich's, wie dämmernd in tiefester Ferne,
Seh es, hör' es schon her, wie endet der Ewige, um ihn
Untergeht der Weltgerichtstag, der Weltgerichtsabend
Morgen itzt wird der allunendlichen Aernte der Schöpfung,
Dumpfe flammende Schwül' aushaucht, und allgegenwärtig
Rauschet die Saat, wie Ozean rauscht, der Aernter umherschaut,
Reif das Weltall sieht zu der unendlichen Aernte,
Jetzt aufsteht von dem Thron, die Sichel faßt, und nun ausholt,
Ha, und die Sichel vom Aufgang, Blitze wie Fluten ergießend,
Rund um sich her zum Niedergang schwingt, und vor sich herunter
Alle Sternensaaten mit Einem Male dahin wirft;
Dann für die Ewigkeit schnell aussondert die edlere Frucht sich,
Und die dornige Saat in des Abgrunds Flamme hinwegstürzt.
Nah ist der Tag, als dornige Saat, schon seh ich dich, Erde,
Reifen zum Tage der Flamme, wie Garb' ihr wurde Gomorrha.
Graue Sünderin, kehrst du nicht um, Verzweiflungsgebet dann
Wirst du zu spät aufjammern zu Ihm, der, in grauester Urzeit,
Dich verschont', und ein Engelgeschlecht, das ihm ruht' am Herzen,
Nicht verschonte, gefallene Himmel ins ewige Grab stieß.
Du, der für Weltuntergang, für Tode mich schuf; wie die Freiheit,
Mehr' in mir auch die Kraft, jetzt mit dem Erdnergeschlechte,
Unter ewiger Jubelhymne zum Schöpfer der Hölle,
So zu enden, so fühle die Welt: es lebt der Verdammer!

Und wie tausend Orkane, wie todtweissagende Wetter,
Scholl die erschütternde Stimm' herab, und verlor um die Welt sich.
Sprach der Schreckliche, sprachen die Todesengel, die Erde
Hörte zwar nicht, mit irdischem Ohr, die Donner der Rede;
Aber ihr Inhalt drang in die Seele des bebenden Erdners,
Sprach lautdonnernd in ihm, als Stimme des ernsten Gewissens,
Schreckt' in ihm dumpf, wie Ahnungen auf, wie her aus dem Jenseits
Zugeflüstert, mit innerem Donner, der Seele nur hörbar,
Treffend, voll höheren Grauns, wie mit Todesstoß, ihn erschütternd.
Also sah der Erdner auch nicht, mit irdischem Blicke,
Mit dem Auge voll Nebeltrübe, die Furchtbaren wandeln,
Nicht die Gestalt, die Schreckniße nicht der hohen Verderber.
Geistig wirkten sie hier, nur zart versinnlicht, der Blicke
Feinsten, wie Schatten, enthüllt: die Schreckniße ihrer Gestalten
Wo die Entsetzlichen wandelten, wo sie die dunkelen wandten,
Fuhren herab in die Phantasie des Erdbewohners,
Und erfüllten mit Schreckenbildern von Tod und Gericht sie,
Und von Weltuntergang, von Jenseits-Strafe, von Hölle,
Stiegen tödtend hinab in des Erdners Traum, und Verwirrung,
Dumpfe Verstimmung und Angst, blieb lang noch zurück dem Erwachten.
Siehe, so wirkt' ihr Geist auf den Geist, unmittelbar traf er,
So entsetzt die Welt, vor Donatoa, sich jetzo.
Zwar wenn sie ganz der Natur sich nähreten, diese Verderber,
Uebergingen ins Sichtbare nun, sie kamen verkörpert
Dann in grausen Naturerscheinungen, sprachen in Wettern,
War Erdbeben ihr Schritt, ihr Zorn die Wuth der Vulkane.

So auch der Welt; daß nun sie erwach' aus dem Taumel der Laster,
Als des Weltuntergangs Vorbild, herunter zu kommen,
Rüstete Donatoa die dunkelen Schreckniße um sich.

Jahre schon wankte der Stern, herab zu stürzen zum Erdball;
Gegen ihn wandte der Donnerer sich, mit dumpfem Gebotschall:

Stern, stürz hin, erwecke die Welt, und wachet sie nicht auf,
Werde dem Todesolimp zum Hochaltare des Todes,
Wo er in Flammen das Menschengeschlecht der Gerechtigkeit opfert.

Weltschwer lastet' er jetzt auf den Stern sich, wiegt ihn mit Urkraft
Unter sich wild, vom Pole herauf, zum Pole herunter.
Da mit betäubendem Donnerknall zerplatzte die Axe,
Riß aus den Polen; und alle Gebirge zu Thal hinschmetternd,

Digitized by Google

Und mit entsetzlicher Wuth, mit Nachhall krachend Getöse,
Stürzte der Stern, wie tausend Donnerschläge mit einmal,
Scholl er, und borsten, im schmetternden Hinsturz, Gegenden borsten
Wüsten voll Ström', und dampfende Länder von seinem Gestad los,
Sanken, wie kleinere Sterne, wie Sternenhimmel, herunter.
Hoch auf die mittleren, hundertmeiligen Trümmer erhaben,
Kam der Donner her, umtobt vom Meer des Gestirnes,
Und in die Wogen des Rachschwerts Glutausströmungen dämpfend;
Kam, wie herab mit dem fallenden Sternenhimmel, zum Erdkreis,
Fürchterlich toste die Trümmer, die Höhn und die Tiefen verwirrend,
Prasselt' herunter itzt dumpf ins Weltmeer, brausend umschlug es
Rings ihr die Seiten, und brausend umschlugs die zerrissenen Wolken,
Hohl nachkrachende Donnererschütterungen tummelten lang noch
Hin und her in den Polen die Welt, die Fluten des Meeres
Warfen, in Wogengebirgen, der Sündflut ähnlich, sich thurmhoch
Ueber die Ufer, und wühlten, und wälzten, in dunkler Verwüstung,
Städte mit allen Bewohnern, empor in die donnernden Wolken,
Schleuderten dann, in Strudel gejagt, sie wieder zum Abgrund,
Und Erdbeben in Ost, Erdbeben in Westen, verschlangen
Völker und Städt', und Todesschauer durchzuckten die Erde.
Also kam in seinen Verderben der Donnerer nieder.

Hoch aus dem Wogen-Chaos des Meers, zwölf schwindelnde Berghöhn,
Ragte das Trümmergestirn, voll Graun, bis über den Dunstkreis,
Und in tiefsten Fernen, und neben der Erde vorüber,
Sanken schauerlich immer noch fort die anderen Trümmern.

Michael sah ihn, und über das Meer, in lichtester Klarheit,
Kam er auf blüthenweißem Gewölk, ihm hatt' um den Busen
Liebend sich angeschmiegt der erschrockene Hüter der Erde.
Und so schwebten sie her, wie Morgen und Mittag, zum Donnrer,
Der in der Höh, wie ein grauser, gewitterumströmender Abend,
Und zur Seit' ihm, wie Nacht, die Todesseraphim, dastand.
Traurend blickte der Welt-Schutzgeist gen Himmel, vom Himmel
Sank sein glänzendes Auge, voll Thränen, zurück auf die Erde.
Michael schlang mit den Stralenarmen ihn enger ans Herz sich,
Und wie Harfengetön, entfloß ihm die Rede des Trostes:

Hüter der Welt! der oft in den Jugendzeiten des Himmels,
Mit mir in Liebe-Sterne hinabstieg, dem ich, vor Alters
Führend umher durch den Sternenhimmel, die Schöpfung zuerst wieß!
Siehe, mir gab Allvater, den Erden Hüter zu wählen!
Ist auch die Welt, die du an dem Leitband führtest, gefallen,
Blick' in die Orionen empor, rings glänzen in ihnen,
Wo dein Blick auch nur späht, der Unschuldserden noch viele.
Wähle von ihnen dir, Jugendgeliebter, nach deinem Gefallen!
Die untreu den Himmel verließ, hört jetzt sie nicht seinen
Ernsteren Ruf, da den Erstgeschaffnen die liebende Allmacht
Sendet zu ihr, dann Schützer ihr sein, ist deiner nicht würdig!
Sieh, und die Unschuldswelt, die aus den Sternen der Liebe,
Oder aus schöneren Urlichtssonnen zur Hütung dir auswählst,
Frühlingt auch sie nicht mehr, als die erste Liebe des Himmels,
Fruchtet vielleicht, als die höhere zweite, als ew'ge des Himmels.
Hängt dennoch an der Erde dein Herz, und kann sie des Lichtreichs
Wiedergesundne nur werden im Tod, Schutzengel der Erde!
Ihre Hülle nur fällt, lang hat sie geblüht, und verblichen
Höhere Sonnen in ihrer Geburt, kaum Reife des Aufgangs,
Sanken sie schon, und neigten sich oft doch Sterne der Unschuld
Schon in dem Erstlingslächeln, und Silbermonde mit ihnen,
Weiße Wolkenhimmel nur erst, schon wieder dem Ende.
Neugeschaffen nach schönerem Bild, in Liebeverklärung,
Steht sie einst auf, ein höheres Wesengeschlecht an dem Busen,
Führst du sie dann, im Gejauchz, um ihre Sonne, den Himmel.

Lange verstummte der Hüter der Welt, dann sprach er voll Wehmuth:
Tiefer schmerzt mich jener Gedank', o in dieser geliebten
Blumigen Hülle, wie sah ich in ihr so gern doch die Erde,
Wie umschlang ich sie immer in dieser vertrauten Umhüllung,
Schöner war sie doch mir, als die Lichtumwallung der Sonne .....
Wenn nun alle die Thäler und Höhn, die Eden nicht mehr sind,
Wo ich vordem, umjauchzt von der Jugendliebe der Menschheit,
Sie für den Himmel erzog, wo des Lichtreichs Söhne auf Erden,
Einst mir am Herzen, den Himmel vergaßen, und sichtbar des Schöpfers
Liebe, wie im Olimp, mit gleichem Lächeln auch hier war;
Blühn sie nicht mehr, die Thäler und Höhn, wo göttliche Thaten
Meine Menschen zum Jubelopfer dem Schöpfer einst weihten,
Diese Gefild', hier lebt' ich mit ihnen, hier war mir der Himmel.
Sieh umher durch die Welt, die Höhn, die Tiefen, sie alle
Sind voll Spuren der Herrlichkeit Gottes, dem Hüter der Erde
Rings Denkmale der Jugendseligkeit, sind nun alle
Untergegangen, wie könnt' ich jubelnd die Erde noch führen!
Jede schönere Umgestaltung, und würde die Erde
Himmel auch einst, ich suchte die Jugendeden doch wieder.
Dort das kleine Gebirg, wo die Morgenröthe des Frühlings,
Mir als Rose des Himmels, nun aufsproßt, dieses Gebirge,
Wo du vordem mir, wie ich erschaffen ward, liebend erzähltest;
Jener Hügel, wo vormals ich sah die Schöpfung des Menschen,
Die ich gehütet in jeder Erschütterung, und einst in den Fluten;
Werther sind sie mir doch, als Paradies in des Aufgangs
Rosengestirn, als jedes Elisium in der Natur mir!
Find' ich den heiligen Hügel nicht mehr, das Gebirg und das Thal nicht,
Wo als Ober-Hüter der Erd', Eloa der Hohe,
Von dem Versöhner gesandt, mit mir einst theilte das Leitband,
Mir das gefallene Schutzkind wieder erhob und zurückgab;
Find' ich die traulichen Jugendhimmel der Erd' in der Heimkunft
Alle nicht mehr, dann ist sie ja nicht der Welt, die ich führte.
Diese liebt' ich, und jedes, auch höhere Wesengeschlecht ist
Doch nicht das Menschengeschlecht, woran ich, wie ewig, gewöhnt bin.
Sieh den Hüter der Welt, mehr auf der Erd', als im Himmel,
Hatt' er gelebt, so ward ihm die Erde zur traulichsten Heimath,
Und in die Unschuld, Seligkeit, Freundschaft und Liebe der Erde
Immer gemischt, so ist der Engel wie Mensch nun geworden.
Wie ich mein Schutzkind zu mir hinauf, so stimmt' ich zu ihm mich
Freudlich hinab, daß wir ganz Eins würden vor uns und dem Schöpfer,
Stürzte die Hülle der Welt hinweg, verläßt sie die Menschheit,
Find' ich das Menschengeschlecht nicht zurück in den Zügen der Menschheit,
Reiner, erhöhter und lichter, und so die Hülle der Welt auch,
O wie kann ich die Welt, wie anderen Stern, dann noch hüten! ...
Erde, dich nimmt mir der Todesengel vom Herzen hinweg nun! —

Traurend sprachs der Schützer der Erd'; und hin vor den Donnrer
Traten sie jetzt; sanft neigend sein Haupt an Michaels Busen,
Tönte sein Schmerz, wie Wehmuthslied vom Grab des Geliebten,
So zum Donnerer auf, indeß vom leuchtenden Aug' ihm
Thränen entbebten, und hell ins gebrochene Lächeln der Wangen
Sinkend, wie Liliensterne im Abendhimmel, erglänzten.

Nimm's denn hin, mein Geliebtestes, nimm mir denn ab das Leitband! ...
Dein ist jetzo die Welt, ich war ihr Führer, ... durch Liebe
Mit ihr vereint, durch ewige Leitung von ihrer Geburt an,
Mehr mit ihr als dem Himmel vertraut, nannt' einst ich sie mein noch ...
Alles hab' ich gethan, was ich für die Erde nur konnte;
Alle Hoffnungen laß ich in ihr, mit gehorchendem Willen
Geb' ich sie dir, mit der Erd', in die Hand, die zu Tod sich nur ausstreckt!
Schutzkind, fahre denn hin, dich seh ich zum letztenmal itzt!
O der bangsten Wehmuth für Alles einst hoffenden Engel,
Ach, zu sehn in den Händen des Todesengels sein Schutzkind!
Fürchterlicher! wenn je du es ahnetst, wie es der Schöpfer
Einst geliebt hat, wenn du es ahnest, daß auch das verhüllte
Allerheiligste Liebe nur ist; wie Michael, ahnest,
Daß es das Herz des Schöpfers nur ist, die Welt er dir hier gab;
O dann schone der Erde, du Fürchterlichster des Todes!
Hebe sie auf, durch Thaten, als thät' sie der Engel der Liebe,
Hebe sie auf, gieb dem sie zurück, der sie führte als Schutzgeist
Aber als Menschen-Erde zurück, denn mich freut kein Gestirn mehr,
Mich kein Menschengeschlecht, wenn dieß nicht wiederum mein wird!

Als er verstummte, da wandt' er den Blick auf Michaels Hoheit,
Bitt' auch du für das Leben der Welt, so sagte des Blickes
Trauerlächeln, der Liebeherrliche nahte des Donnrers
Majestät sich heran, und also hob er die Stimme:

Erster aller Geschaffnen, Gebieter der Engelgeschlechte!
Deiner Endigungsthat mit der Welt, ich hoffe zu dir es,

Donatoa, ihr werden die Himmel einst freudig erstaunen.
Jedes am schlagenden Gottesherzen gewärmete Herz sehnt
Gottesähnlich sich immer doch nach der Seligkeit Aller;
Auf sie blickest auch du, doch, endend itzt mit der Erde,
Du am Allvaterherzen der nächste, gedenke auch göttlich,
Daß die Bitte des Erdeschützers wie Tausender Bitt' ist!
Jedes höhere Wesen umschling' ich mit höherer Liebe,
Ob es im Lichtreich wandelt, in Engelhüll', in der Unschuld
Sternen, als Mensch, als Dämon in den oberen Morgenröthen;
Aller freut sich Allvater, zu Einem Ziele sie führend!
Aber da nur in der Menschenhülle der Hüter sein Schutzkind
Lieber umarmt, dem trauteren Bild sich traulicher anschmiegt,
Donatoa, mit Ehrfurcht wag' ich die Bitte der Liebe,
Seinen Himmel auch ihm mit der Welt einst wieder zu geben;
Macht, wie sie keinem der Herrlichen ward, ist dir angeschaffen,
Deine Freiheit, vor allem Olimp, erhöht von dem Urgeist.

Mildernd seine Verderben, die Wuth der Schreckniße um sich,
Aber die Stirn voll düsteren Ernstes, sein Auge voll Flammen,
Gab Donatoa mit leiserer Wetterstimme zur Antwort:

Selber wähle die Welt itzt zwischen Himmel und Hölle;
Wählt sie die Höll', ha, Schonung der Welt kennt dann nicht dies Rachschwert,
Jede Spur der Herrlichkeit Gottes erlösch' in der Erde;
Werde dann Weltgerichtsspur, Gomorrhagrab, wo einst Gott stand.
So zu verwandeln des Ewigen Spur, sieht dann mich der Himmel,
Mich hier wandeln, die Hölle; du bebst? den Engel des Todes
Rufen höhere Pflichten, als dich, Erzengel! und kam ihm
Höhere Freiheit, sein leisestes Schwanken wird Sturz vom Olimp ihm!
Mitleid ist Schwäche dem Todesengel, des Sternenzerstörers
Herz hat ihn in der Engel Kindheit gewärmet, sein Arm ihn
Oft um Höllen getragen, er hier ihm, zu jubeln, gelehret.
Sieh nun den Cherub, er will die Gerechtigkeit, Heiligkeit Aller,
Huldigt ihr nicht die Welt, ihr Schwert dann richte durch ihn sie.
Frage nicht hier! ich rief schon oft dem Ende von Welten,
Oft schon dem Tode von Wesengeschlechten, und, dem ich sie stürzte,
Er, den der Hölle Verzweiflung nicht ausspricht, freite mich höher!
Zweifl', Erzengel, nicht ihm! er richtet unser Gericht einst!
Siehe der flammenden Cherubim Herrschaar, die aus den Höhn itzt
Niederschwebt, dir könnt' ich aus ihr itzt trauernde zeigen,
Die, nach Gestirn, nach Erde gesandt, aus unheiligem Mitleid
Zögerten einst mit dem Untergang des Gestirns und der Erde;
Könnte dir zeigen aus ihr, die einst, unheiligen Mitleids,
Früher zu Untergang aufstanden, als ihnen die Pflicht rief.
Von den Händen der Erdenhüter, und Schützer der Menschen,
Fordert das Letztgericht Völker zurück, mit dumpferer Stimme
Fordert's Welten zurück von den Händen der Todesengel;
Fragt, von dampfenden Sonnen, auch ihn, mit eiserner Stimme:
Warum riefst du nicht hier: geh unter, Sonne, warum nicht
Früher dem Tod dort! geh für die Sonne, die Erde, nun unter!
Schreckenvoller noch wird, vom Grab des Todesolimps her,
Einst, um des Todes der Mittler-Welt, mit mir rechten Jehovah.

Donatoa verstummte, mit sonnenstraligem Blicke,
Wandte zum Welt-Schutzgeiste sich Michael, kann ich die Erde,
Sagte sein Blick, kann dir ich sie noch erhalten, ich werd' es.
Fordert die Liebe den Tod der Welt, zum Herzen des Mittlers
Heb' ich mich dann, und mit ihm zu der Lieb' Allvaters, sie hört mich
Dann, und dir kommt, verjüngt, mit der reinen Menschheit, die Erde
Wieder für ewig zurück, vertraue mir, Jugendgeliebter!

Und vertrauend der höheren Engelmacht, und voll Dank ihr
Blickend ins heitere Sonnenantlitz, flieg, wie des Aufgangs
Schöne, das Frühlingslächeln zurück in die Mienen des Schützers,
Und wie Regenbögen umglänzt' es sein liebliches Auge.
Dann vorstreckt' er die Hand, annahm der Donner das Leitband.

Und aus dem Lächeln die Thränen nun trocknend, sah er die Erd' an,
Und wie die jenseits hoffende Lieb', ertönte sein Abschied!

Hör' itzt, Erde, den höheren Himmel, der Mächtige hilft dir,
Auf, ermanne dich, rufe die Letztlingskräfte zusammen,
Helfe dir nach, er führt dich zurück, zu dem Schooße der Gottheit!
Ihm am Herzen, verjüngt, in paradiesischer Jugend,
Göttermenschen-Geschlecht am Mutterbusen dir hangend,
Seh ich dann, mein Schutzkind, wieder, vom Arme des Schöpfers
Zu mir hinunterwallen, als junger Himmel, in allen
Freundlichen Zügen von mir doch wieder erkannt, als die Erde.
Jauchzen werd' ich dir dann, wie ich jetzt dir traurte, und um mich
Alle Jugend des Lichtreichs, alle die Hüter der Erden,
Wieder wie einst, zur Seite des neu dich segnenden Schöpfers,
Werd' ich dein Menschengeschlecht, am Schöpferherzen umarmen,
Deines ewigen Lebens mich freun, und der Vater der Engel
Wird vollenden mit Schöpferliebe, und Himmel und Erde
Dann mit der Morgenröthe zusammenbinden zum Kranz sich.
Ja, ich sehe dich wieder, o Welt, denn hinauf in das Lichtreich
Schwing ich zum Schöpfer mich itzt, Fürbitter dort dir zu werden!

Eine Thräne nur glänzte zur Erd', und, über dem Abend,
Strahlt er die Wolken hindurch, ihn nannten die Himmel Adami.

---

von Sonnenburg, s. Minnesinger.

Joseph Reichsfreiherr von Sonnenfels

wurde im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mährischen Gränzstädtchen, geboren. In seiner früheren Jugend war er sich ziemlich überlassen, aber seine Anlagen ersetzten den Mangel fremder Unterweisung. Mit dem 13ten Jahre vollendete er die Schulphilosophie zu Wien und galt für einen vortrefflichen Logiker. Hierauf folgten drei Jahre, in denen er sich sehr wenig mit gelehrten Dingen beschäftigte und fast den ganzen Wust der frühzeitig eingenommenen Weisheit vergaß. Er ging unter das Militair, diente fünf Jahre zu Klagenfurt und wurde Unterofficier. Hier warf er sich in müßigen Stunden auf allerlei Zweige der Wissenschaft, lernte auf eben nicht systematischem Wege von Deserteurs und Mädchen Französisch, Italienisch und Böhmisch; las, was ihm vorkam, und schrieb und dichtete im Geist seiner Lectüre. Er kam mit seinem Regiment nach Ungarn, dann nach Wien, nahm seinen Abschied und begann jetzt, in jeder Hinsicht gereift, mit allem Eifer das Studium der Jurisprudenz, die er einst selbst zu lehren Neigung hätte. Zugleich studirte er unter seinem Vater, der eigentlich als Berliner Jude geboren, später getauft war, hebräisch und rabbinisch, und wurde demselben als Interpret derselben Sprache bei der niederösterreichischen Regierung adjungirt. Darauf bildete er seine juristischen Kenntnisse in zweijährigem Dienst bei dem obersten Justizrath, Grafen Hartig, aus. Aus Patriotismus, um Oesterreich auch in diesem Puncte vor dem Urtheil des übrigen Deutschland eine ehrenvollere Stellung zu verschaffen, warf er sich jetzt auf einmal, sein Fachstudium ganz vergessend, auf die Literatur. Die sogenannte deutsche Gesellschaft, von Herrn von Riegger gestiftet, wählte ihn zu ihrem Mitgliede, doch befriedigte dies seine Wünsche nicht. Er hielt an mehreren Orten vergebens um einen Lehrstuhl der Literatur an und ließ sich fast aus Verzweiflung als Rechnungsführer unter der ehemaligen Arrieregarde anstellen. Aber

Digitized by Google

diese Stellung machte sein Glück, indem sie ihm die Freundschaft und Achtung einflußreicher Männer erwarb. Durch diese ward er als Lehrer der politischen Wissenschaften an der Wiener Universität angestellt; 1763 begannen seine Vorlesungen, zugleich aber auch der Tadel der Neuerungssucht gegen den trefflichen freimüthigen Mann. Er ließ sich nicht irren und wirkte in verschiedenen Fächern, Politik, Recht, Polizei, Handlung, Finanzwesen, aber eben so für die wissenschaftliche und ästhetische Behandlung der deutschen Sprachkunde, der Poesie und des Bücherwesens auf die trefflichste, lichtvollste Art. Seine Feinde ruhten nicht eher, bis sie ihn bei Maria Theresia förmlich denuncirt hatten; doch durchschaute diese das Lügengewebe und Sonnenfels stieg nur noch höher dadurch. Er wurde K. K. Rath. Im Jahre 1779 wurde er zum K. K. wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, wie auch zum Beisitzer der K. K. Studiencommission ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. So lebte er beständig in Wien, mannigfach verdienstlich wirkend, als Doctor der Rechte, Commandeur des königlich dän. Danebrog- und Ritter des St. Stephansordens und Präsident der K. K. Akademie der vereinigten bildenden Künste. Er starb daselbst am 25. April 1817.

Seine Schriften sind:

Der Mann ohne Vorurtheil. Wien, 1765; neu 1775. 3 Thle.

Eleonora und Theresia, Wochenschrift. Wien, 1767; 2. Ausg. 1769.

Das weibliche Orakel, Wochenschrift. Wien, 1767.

Briefe über die wienerische Schaubühne. Wien, 1768. 4 Thle.

Ueber die Liebe des Vaterlandes. Wien, 1771; neu 1785.

Ueber die Abschaffung der Tortur. Zürich, 1775; neue Ausg. 1782.

Reden, polit. Abhandlungen u. s. w.

Gesammelte Schriften. Wien, 1783—86. 10 Bde.

Ueber v. S. Wirken als Schriftsteller urtheilt Küttner in seinen Characteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 407 mit folgenden Worten: Keine Werke von großer Erfindungskraft und seltenen Originalschönheiten, aber kleine, reichhaltige Schriften, voll Freimüthigkeit und edler, menschenfreundlicher Gesinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichsten Verstande ist er ein Schriftsteller der Menschheit und des gemeinen Lebens, der von allen seinen Arbeiten, die er mit so vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen vollendete, die ersprießlichsten Folgen erlebt hat. Er hat selbst im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzwesen, Verbesserungen gelehrt und durchsetzen helfen, die die Glückseligkeit unzähliger Geschlechter vermehren. Er hat mit entschlossenem Muthe dem falschen Geschmacke auf der Bühne und in den Hörsälen sich entgegengesetzt und den guten einzuführen getrachtet. Er hat wahres Verdienst um die Aufklärung und Aufmunterung des Künstlers und um die verfeinerte Denkart vieler seiner Landsleute. In seinem Vortrage, den er bald in rednerischen Schmuck, bald in gesellschaftliche Prosa kleidete, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satyre mit rührender oder strafender Moral vereinigt. Unerschrockenheit und feste Stärke des Geistes, Einsicht, Erfahrung, ein lauterer Geschmack und die thätigste Vaterlandsliebe beseelen Alles, was er schreibt und lassen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die seinem raschen Auge vielleicht zu gering und kleinlich schienen, nur wenig bemerken.

Carl Gottlob Sonntag

ward am 22. August 1765 zu Radeberg geboren, studirte zu Schulpforte und Leipzig und ging darauf nach Riga, wo er 1788 Rector der Domschule ward. 1789 wurde er als Rector an das Lyceum gewählt und mit dieser Stelle das Diaconat an der Jacobikirche verbunden. 1791 ward er Pastor, 1799 Assessor des Oberconsistoriums, 1803 Präses und Generalsuperintendent daselbst. Er hatte die Titel eines Doctor der Philosophie und Theologie und Ritter des St. Annenordens zweiter Classe, und starb am 29. Juli 1827.

Er gab heraus:

Zwei Schulreden. Riga, 1789.

Einige Predigten. Riga, 1789.

Das russische Reich. Riga, 1791—92. 2 Bde.

Ueber Menschenleben, Christenthum und Umgang, Predigten. Riga, 1794. 2 Thle.

Ein Wort zu seiner Zeit für Mütter und Töchter. Freiburg, 1798.

Riga's Umgebungen, Dünastrom und Jubiläum, Predigten. Riga, 1810.

Formulare, Reden und Ansichten bei Amtshandlungen. Riga, 1802. 7 Bde.; neu 1818. 2 Bde.

Von Gott, seinen Werken und seinem Willen. Riga, 1811.

Sittliche Ansichten der Welt und des Lebens, Vorlesungen. Riga, 1818—20. 2 Bde.

Ein trefflicher Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller, der die Gluth wahrer inniger Frömmigkeit mit Klarheit und edler, einfacher Darstellung zu verbinden wußte.

Georg Ludwig Spalding,

des berühmten Vaters (J. J. Spalding, s. den folgenden Artikel) würdiger Sohn, wurde am 8. April 1762 zu Barth in Pommern geboren, und lebte seit 1787 als Doctor der Philosophie und Professor der alten Sprachen am berlinisch-cölnischen Gymnasium. Später wurde er auch Prorector und Secretär der historischen Klasse der Academie der Wissenschaften zu Berlin, woselbst er am 7. Juli 1811 gestorben ist.

Von ihm erschien im Druck:

Rede über den Werth des Gelehrten. Berlin, 1797.

Versuch didactischer Gedichte. Berlin, 1804.

Ueber die deutsche Sprache. Berlin, 1807.

Die Wiederkehr des Königs, Ode in den Annalen der Academie. 1814—15.

(Vgl. Denkschrift auf G. L. S. von Phil. Buttmann in den Abhandl. der Academie. 1814—15; S. 24—27.)

S. erwarb sich als Philolog einen angesehenen Namen, auch erfreuten sich seine didactischen Gedichte zur Zeit ihres Erscheinens einer günstigen Aufnahme, da er Inhalt wie Form mit Geist zu wählen und mit Geschick zu behandeln wußte.

Digitized by Google

Johann Joachim Spalding,

dieser ausgezeichnete Kanzelredner, segensreichen und ehrwürdigen Andenkens, ward am 1. November 1714 zu Triebsees in Pommern geboren. In seinem 15. Jahre kam er auf die Schule nach Stralsund, 1731 auf die Universität Rostock, um daselbst Theologie zu studiren. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er die Vortheile einer Erzieherstelle mit denen des akademischen Lebens verband. Hier zuerst lernte er freiere Ansichten über Theologie und Philosophie kennen. Bis zum Jahre 1749, in welchem er das Predigtamt zu Lassahn in Schwedisch-Pommern antrat, lebte er, bald bei seinem Vater, um diesen in seinen Amtsgeschäften zu unterstützen, fleißig predigend, bald als Erzieher oder Studienleiter junger Adligen, immer mit dem Edelsten in unermüdlicher Thätigkeit beschäftigt. Er las, was ihm immer aus der theologisch-philosophischen Literatur sich darbot; schrieb Abhandlungen zum Theil unvergänglichen Werthes, las mit großer Freude Shaftebury's Moral und ließ 1748 sein Werk über die Bestimmung des Menschen drucken. Eine merkwürdige Episode seines Lebens bildeten die Jahre 1745 und 46, in denen er, als Sekretär des schwedischen Gesandten von Rudenskiold, unter den angenehmsten Verhältnissen und den erwünschtesten Anregungen zur Arbeit zu Berlin lebte. Seine Stellung ließ ihm hinreichende Zeit, um eines Gleims, Kleist und Sack Freundschaft ganz zu genießen und wohl zu nützen. Dennoch sehnte er sich nach einer Pfarre und nahm deshalb jene nicht bedeutende Stelle an. 1757 wurde er nach Barth, einer Stadt derselben Provinz, als erster Prediger und Präpositus der dahin gehörigen Synode berufen. Hier ging ihm alles Glück des geistlichen Standes auf, doch zugleich traf ihn der Schlag, seine geliebte junge Gattin (1762) zu verlieren. Wie ein Himmelstrost kamen ihm im darauf folgenden Frühling in sein verödetes Haus die drei geistvollen christlichen Schweizerjünglinge Lavater, Heß und Füßli, denen Sulzer keine schönere Weihe für ihren Beruf hatte empfehlen können, als die Nähe und Bekanntschaft seines frommen Freundes. Im Jahre 1764 wurde S. unterdessen schon literarisch berühmt geworden, als königl. preuß. Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin berufen und entwickelte — auch im Schulfach und zu Gunsten der akademischen Verhältnisse — mannigfaltige Thätigkeit. Es ist ein Zeichen seiner Zeit, daß er für gut fand, ein neues Collegium, auch für nicht Theologie Studirende, über die Wahrheit der Religion einzuführen. Er sah, von vielen Freunden umgeben, an der Seite bedeutender Theologen, zu denen seit 1768 auch Teller gehörte, unter der Pflege seiner dritten theuern Gattin ein schönes Alter herannahen, als Friedrich des Zweiten Tod ihm schwache Hoffnungen für die Sache des Glaubens, bald aber große Besorgniß für die Zukunft brachte. Die Religion hatte er stets als die erste Angelegenheit der Menschheit gepredigt und gelehrt verfochten, aber das Religionsedict versetzte ihn in Schrecken und Feuer. 1788 legte er deshalb seine Probststelle nieder. 1797 überbrachte ihm Niemeyer von Halle den theologischen Doctortitel. Allmählig nahm seine rüstige Gesundheit ab, und am 26. Mai 1804 entschlief er in seinem neunzigsten Lebensjahre.

Seine Schriften sind:

Bestimmung des Menschen. Greifswald, 1748; 13. Ausg. Leipzig, 1794.
Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthume. Leipzig, 1761; 5. Ausg. 1784.
Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Berlin, 1765.
Predigten. Berlin, 1765; 3. Aufl. 1775.
Neue Predigten. Berlin, 1768; 3. Ausg. 1777. 84. 2 Thle.
Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts. Berlin, 1772; 3. Aufl. 1791.
Vertraute Briefe die Religion betreffend. Berlin, 1784; 4. Ausg. 1788.
Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Leipzig, 1797; 2. Ausg. 1798.
Selbstbiographie, herausg. von G. L. Spalding. 1804.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w., Uebersetzungen u. s. w.

Ueber S. urtheilt Pölitz in seinem practischen Handbuche zur Lecture der deutschen Classiker Thl. I. S. 303 sehr treffend: Spalding gehörte nicht nur zu den denkenden und aufgeklärten Theologen der Nation, sondern auch zu ihren vorzüglichsten Schriftstellern. Um die practische Philosophie und um die fruchtbare Darstellung der Religionslehre hat er entschiedene Verdienste. Seine Wärme für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in der Darstellung als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle näher zu bringen, bezeichnen seine Producte.

Predigt über das Glück des häuslichen Lebens.

Gnade und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo sei mit uns allen. Amen.

Meine christliche Zuhörer! Eine gewissenhafte Frömmigkeit wird ohne Zweifel auch dadurch überaus schätzbar und liebenswürdig, daß sie in den besondern Umständen dieses zeitlichen Lebens selbst ihre glückseligen Wirkungen ausbreitet. Es ist kaum zu begreifen, woher bei einer so großen Menge von Menschen, die doch die Gottesfurcht nach ihrer wahren Beschaffenheit besser kennen sollten, der Wahn hat entstehen können, daß dieselbe das Glück und Vergnügen auf Erden schlechterdings störe, und also nicht anders, als wie eine beschwerliche widrige Last, anzusehen sei, die wir nur aus Noth und Zwang tragen müßten. Wenn das der ganz irdisch gesinnte und thierische Mensch sagt, der sich dazu geboren glaubt, bloß den nächsten sinnlichen Trieben seiner Natur nachzugeben, und seine ganze Lust lediglich auf eine leibliche Weise zu suchen; wenn dem dabei eine Lehre im Wege ist, die ihm, zur Erlangung besserer Freuden, eine Beherrschung und Einschränkung seiner Begierden, als nothwendig, vorschreibt; so ist es freilich kein Wunder, daß ein solcher diese Anweisung eben so gut für eine unerträgliche Tyrannei hält, als ein ausschweifendes verwildertes Kind die heilsamste Zucht eines weisen und liebreichen Vaters gleichfalls für Tyrannei zu halten pflegt. Aber wer noch dafür angesehen sein will, daß er etwas höhere Aussichten habe, daß er seinen Leib nicht für seinen ganzen Menschen halte, daß er noch andere Arten von Vergnügen kenne und glaube, als die er mit den Thieren gemein hat, für den ist allemal sehr unrühmlich, wenn er sich über die Störungen eines vergnügten und glücklichen Lebens, welche die Gottseligkeit ihm verursachen sollte, beschweren will. Sobald der Hauptzweck des Menschen, und das, worin seine wirkliche und ganze Glückseligkeit bestehet, einmal festgesetzt und entschieden ist; so wird man finden, daß alle wahrhaftig unschädliche Annehmlichkeiten auch keinesweges von dem Christenthum untersagt und gehindert, sondern vielmehr nur erhöht, nur wirklich einnehmender und reizender gemacht werden. Der Ausspruch des Apostels, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei, und die Verheissung dieses sowohl als des zukünftigen Lebens habe, ist so wahr, und wird durch so mannichfaltige Erfahrungen bestätigt, daß es immer nur einen Mangel von genugsamer Kenntniß und Ueberlegung verräth, wenn man über vermeinte Beschwerungen der Religion klaget, und darüber die unläugbaren Vortheile und Befriedigungen vergißt, die uns von ihr schon in dieser Zeit der Wanderschaft so häufig zu Theil werden. Ein Zustand des Lebens darf an sich nur der Natur, der Ordnung und dem wahren Nutzen gemäß sein, so wird die Furcht und Liebe gegen Gott uns allemal zu einem so viel erfreulichern Genusse dieses Zustandes verhelfen. Dieß gilt in allen Fällen; und eben auch die ersteren Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens, welche den

Digitized by Google

Grund und den Anfang von den übrigen ausmachen, das, was man häuslichen Stand und Familie nennet, das wird in Ansehung des wahren Glücks und Vergnügens ausnehmend viel gewinnen, wenn Gewissen und Christenthum dabei die Gemüther regiert. Ich werde aus dem heutigen evangelischen Text Anlaß nehmen, diese Sache in ein mehreres Licht zu setzen, und wir wollen Gott dazu um seinen Segen in einem gläubigen Gebet anrufen ꝛc.

Text: Joh. II. 1—11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht kommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam, die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpfet hatten), rufet der Speisemeister den Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

In dieser Erzählung wird einer Hochzeit, als des Anfangs des häuslichen Lebens, erwähnt; und es finden sich auch noch andere Umstände angezeigt, die dieser Betrachtung zu statten kommen. Ich will also das, als eine Anleitung, gebrauchen, unter dem Beistande Gottes,

Von dem Glück des häuslichen Lebens zu handeln.
Es giebt ein wahres und wichtiges Glück in dem häuslichen Leben,
Und in der Gottseligkeit liegen vorzügliche Mittel, sich dieses Glück zu verschaffen.

Das sind die beiden Stücke, die hiebei näher zu erwägen sein werden.

Es wäre eine sehr ungegründete Bedenklichkeit, wenn wir glauben wollten, daß Vorstellungen von dieser Art, welche sich auf so besondere Umstände und Pflichten beziehen, für die Würde eines öffentlichen christlichen Unterrichts zu klein und zu unerheblich wären. Ich bin vielmehr versichert, daß die Wirkungen des Christenthums und der Lehren von der Gottseligkeit so viel ausgebreiteter und merklicher sein würden, wenn unsere Christen zum Theil mehr lernten, die allgemeinen Unterweisungen und Ermahnungen eigentlicher auf die besonderen Fälle und Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, anzuwenden. Die ganze Religion gehet einmal dahin, den Menschen in der Rechtschaffenheit zufrieden und glücklich zu machen, und je klärer sich diese heilsame und wünschenswürdige Frucht davon auch in Absicht auf die besonderen Umstände in der Welt zeigen lässet, desto stärker muß uns der Werth der Gottseligkeit einleuchten. Vornehmlich macht auch das häusliche Leben einen so beträchtlichen Theil der Ordnung Gottes in der Natur aus, und es kömmt eben darauf so viel von des Menschen Glückseligkeit und Elend an, daß uns die Vortheile desselben von dieser Seite so viel wichtiger sein müssen. Darauf gehet der Zweck unsers ersten Theils.

Jesus, unser Herr, war bei dem Anfange einer Ehe mit Wohlgefallen gegenwärtig, und bestätigte also mit seinem Beifall diese Art der Verbindung, auf welche sich größtentheils alle übrige gesellschaftliche Verbindungen gründen. Wir finden auch sonst in seinen Reden so manche Aeußerungen, aus welchen genugsam erhellet, wie heilig und werth er alle diese Bande unter den Menschen will gehalten wissen. So lange auch die Natur noch nicht durch wilde Grundsätze und unwürdige Nachahmungen verderbet worden, so lange wird es immer ihrer ursprünglichen und innersten Einrichtung gemäß befunden werden, dergleichen genaue Gemeinschaft zu unterhalten, und darin ein vorzügliches Vergnügen zu finden. Es ist einmal wahr, daß freundschaftliche und liebreiche Zuneigungen überhaupt die menschliche Natur erfreuen, und daß eigentlich nur diejenigen Empfindungen der Seele angenehm sind, die aus dieser Quelle entspringen. Dies leitet also allerdings den Menschen dahin, seine Gesinnungen der Gütigkeit und des Wohlwollens so weit auszubreiten, und sein Gemüth mit so vieler Lebhaftigkeit dazu zu gewöhnen, als es ihm möglich ist. Allein außer dieser allgemeinen Zuneigung und Menschenliebe giebt es doch noch genauere Arten von Freundschaft und Theilnehmung, die aus nähern Vereinigungen entstehen, die etwas, das uns besonders angehöret, zum Gegenstande haben, und die eben deswegen unser Herz mit weit stärkern und einnehmendern Empfindungen erfüllen. So bringet es die ordentliche menschliche Natur mit sich. Was aber Gewohnheit, Vorurtheil, Nachhängung regelloser Triebe und ein gewisser Geist der Ungebundenheit, der, mit frecher Losreißung von aller Ordnung, nur immer ein gegenwärtiges Vergnügen suchet, was das in diesen ursprünglichen guten Verfassungen der Natur für Aenderungen und Verderbungen zuwege bringen kann, das ist freilich eine ganz andere Frage; und davon giebt die Erfahrung Zeugnisse genug. Die beßten Anlagen und Einrichtungen der Seele, die von dem Schöpfer selbst herrühren, können durch dergleichen fremde Ursachen so zerrüttet werden, daß darüber aller Geschmack an regelmäßigen und ordentlichen Vergnügungen durchaus verloren gehet. Indessen wird ein jedes unverdorbenes Herz schon von selbst finden, wie viel diejenigen Zuneigungen an Lebhaftigkeit und reiner unschuldiger Beruhigung voraus haben, die sich auf solche genaue und feste Bande gründen, die sich auf solche besondere Angehörige, auf Personen, welche gewissermaßen etwas eigenthümliches von uns sind, beziehen; und daß in den Namen von Ehegatten, von Aeltern und Kindern, von Familien und Anverwandten etwas überaus rührendes und angenehmes lieget, welches nur diejenigen nicht mehr zu empfinden wissen, die, durch Unordnung und Zerstreuung, von der wahren und guten Natur bereits gänzlich abgekommen sind.

Und gesetzt, daß so manche Menschen das natürliche Gefühl dieser Annehmlichkeit schon verloren haben, so würden ihnen doch, bei ein wenig Ueberlegung, diese genauen Verbindungen, auf welchen sich das Glück des äußerlichen Lebens gründet, sehr schätzbar und wünschenswürdig werden müssen, wenn sie bedenken wollten, wie viel das allgemeine Beßte der menschlichen Gesellschaft dabei gewinnet, und wie dies letztere gar nicht bestehen kann, wenn nicht durch die ordentlichen Bande der Familien der Grund dazu geleget wird. Da, wo keine Ehen heilig sind, wo Aeltern und Kinder sich nicht kennen, noch auf eine bestimmte vertrauliche Art sich angehören, wo Niemand gleichsam an den andern gebunden ist, da wird, außer der gehinderten Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, die Fürsorge, die Erziehung, der theilnehmende Beistand nothwendig aufhören müssen, ohne welche doch schlechterdings weder die Menschen für sich zu dem Genuß eines glücklichen Lebens geleitet, noch zu dem gemeinen Beßten nutzbar werden können. Derjenige, der aus solchen ungebundenen Gesinnungen niemand eigenes hat, dessen er sich annimmt, der wird sich noch so viel weniger anderer annehmen, die ihm gar nicht angehören; und das giebt dann eine solche allgemeine Trennung der Gemüther von einander, daß ein jeder bloß für sich lebt, bloß auf seine eigenen persönlichen Vortheile und Vergnügungen bedacht ist, und das ganze übrige menschliche Geschlecht als so etwas fremdes ansiehet, um dessen Wohl oder Weh er sich gar nicht zu bekümmern habe. Man muß, däucht mir, überall nichts sehen können, wenn man das nicht siehet, daß es eine wirkliche und offenbare Absicht Gottes in der Natur ist, durch die ersten ursprünglichen Vereinigungen, welche das häusliche Leben ausmachen, durch das Band zwischen Ehegatten, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Angehörigen und Familien, die Menschen gleichsam näher zusammen zu halten, und sie zu einer gemeinschaftlichen Fürsorge und Theilnehmung unter einander so viel geneigter und geschäftiger zu machen. Darum wird uns auch in der heiligen Schrift der Herr selbst, als der Stifter dieser Verbindungen, vorgestellet; und eben darum hat er auch den Menschen durch die Natur diese Empfindungen von Zärtlichkeit und Zuneigung in das Herz gelegt, damit das, was zu dem allgemeinen Vortheil so nothwendig ist, auch das eigene besondere Glück und Vergnügen eines jeden werden möge.

Eine Seele also, die noch das Gefühl der Regelmäßigkeit und des ruhigen Vergnügens bei sich erhalten hat, muß das nothwendig für einen sehr glücklichen Zustand des Lebens halten, wenn in einem Hause, in einer Familie, bei Ordnung, Fleiß und Unschuld, ein stiller, vertraulicher und liebreicher Umgang herrschet, wenn diejenigen, die darin zusammen gehören, sich selbst einander das Leben versüßen, wenn einer an dem andern Ursache zur Werthschätzung, zur Freude findet, wenn sie bei dem Wohlgefallen und bei der Zufriedenheit, so sie sich unter einander verschaffen, und wodurch das Herz am angenehmsten gerührt wird, nicht nöthig haben, außerhalb und in rauschenden Zerstreuungen ihre Aufmunterung zu suchen. Hier ist in Ansehung des wahren Vergnügens die genaueste Uebereinstimmung zwischen der Natur und Vernunft; und wenn wir auch mehr auf das Besondere gehen, so hat das Glück des häuslichen Lebens in mehr als einer Absicht so viel vorzügliches an sich, daß der Mangel desselben durch keine Art von weitläuftigern und schwärmendern Lustbarkeiten jemal ersetzet werden kann.

Die ruhigen sanften Freuden einer Familie, die sich unter einander gefällt und glücklich findet, sind darum schon so viel mehr werth, weil man sie näher in seiner Macht hat, weil man sie sicherer und ununterbrochener genießen kann, als die andern weit gesuchten Fröhlichkeiten, die auf so mancherlei

Digitized by Google

Art von zufälligen fremden Umständen abhangen, und deren man so oft wider seinen Willen entbehren muß, weil man sie nicht immer nach seiner Willkür schaffen und erzwingen kann. Derjenige, der nur dann sein Leben vergnügt und glücklich hält, wenn er an üppigen und prächtigen Ergötzungen Theil nimmt, der immer eine Menge von Menschen, Kosten, Anstalten und Zurüstungen bedarf, um etwa einmal einige angenehme Stunden zu haben, der wird nur gar zu oft dem Verdrusse unterworfen sein, daß es ihm daran fehlet; und je mehr er dann sein Gemüth dazu gewöhnet hat, daß er ohne das nicht leben kann, desto schmerzhafter wird ihm eine solche gezwungene Entbehrung werden. Hergegen wer da gelernet hat, in der Eingezogenheit vergnügt zu sein, und sich durch ordentliche Geschäftigkeit, oder durch den vertraulichen und nützlichen Umgang mit denen, die ihm angehören und die er liebet, zu ermuntern, der braucht diese seine Aufmunterung nicht weit zu suchen; dem bieten sich die Erquickungen des Lebens gleichsam in der Nähe und von selbst dar; und unterdessen, daß jener mit mühsamer Aengstlichkeit nach Fröhlichkeiten jaget und haschet, die ihm doch so oft entwischen, so wohnet dieser dagegen gleichsam unmittelbar an der Quelle der Zufriedenheit, die ihm durch dergleichen äußerliche Zufälligkeiten so leicht nicht verschlossen werden kann. Ich will damit freilich nicht sagen, daß ein solches Glück des häuslichen eingezogenen Lebens gar keinen Unfällen und Widerwärtigkeiten unterworfen sei. Dafür ist in dieser ungewissen Welt kein Zustand jemal völlig gesichert. Die angehenden Eheleute in unserm Texte mußten schon gleich anfangs einen Mangel erfahren, der sie ohne Zweifel nicht wenig kränkte. Und die Ursachen sind überhaupt zu mannichfaltig, die auf eine oder die andere Weise die heitere Ruhe bewölken und die Zufriedenheit stören können. Aber indem die bittersten Zufälle von solcher Art den Menschen bei einer Lebensart sowohl treffen können, als bei der andern, so wird doch gewiß die gemeinschaftliche liebreiche Verbindung in einem eingezogenen Leben dergleichen Bitterkeiten weit mehr erleichtern und überwinden helfen, als da, wo man der Unterstützung eines solchen vertraulichen und theilnehmenden Umganges entbehren muß. Auch in dieser Absicht sind die Betrachtungen sehr wahr, die Salomo äußert, und die er mit dem Gedanken beschließet: Wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.

Hiernächst hat das Glück eines zufriedenen häuslichen Lebens auch deswegen sehr viel voraus, weil es von so manchen sehr unangenehmen und schädlichen Folgen frei ist, die gemeiniglich aus einer gar zu zerstreueten Lebensart zu entspringen pflegen. Der Verlust von Zeit, Gesundheit und Vermögen, ein sehr gewöhnlicher und oft sehr weit gehender Verlust, sollte wohl einen jeden der Aufmerksamkeit würdig dünken. Aber der Schaden betrifft auch vielfältig die wesentliche Glückseligkeit der Gemüther selbst. Diejenigen, die kein Vergnügen in ihrem Hause zu finden wissen, die werden sich auch gerne so weit, als es ihnen möglich ist, von dem Geschäfte der Erziehung ihrer Kinder entfernen, einem Geschäfte, welches, nach dem Urtheil einer jeden überlegenden Vernunft, schlechterdings unter die wichtigsten und angelegentlichsten gehöret. Man kann so oft schon den ganzen elenden Erfolg eines solchen Verfahrens und die unglückliche Geschichte dieser Verwahrloseten voraus sehen, davon die Erfahrung so häufig und so traurige Proben giebt. Hergegen ist es unter die größten und edelsten Vergnügungen des Lebens zu rechnen, mit Sorgfalt an der Bildung des Verstandes und des Herzens der Seinigen zu arbeiten, und den guten Fortgang davon vor Augen zu haben. Hierzu aber setze man noch insonderheit die bessere Sicherheit des eingezogenen Lebens vor den herrschenden Verderbnissen, die leichtere Sammlung und Erhebung des Gemüths zu Gott, die bequemere Sorge für die große Angelegenheit der Seele, die öftern und ungehinderteren Gelegenheiten, das zu denken, was der vernünftige und unsterbliche Geist eines Menschen am meisten denken sollte; und man betrachte im Gegentheil, wie leicht die übermäßigen Zerstreuungen in der Welt das Gefühl der Religion verdunkeln und unterdrücken, das Gewissen verletzen, das Herz mit den schädlichsten Grundsätzen, die man überall um sich antrifft, und die sich selbst hernach schwer genug bestrafen, anstecken und vergiften, so wird sich auch daraus urtheilen lassen, daß der am glücklichsten lebt, der des Gewühls von ausgelassenen Belustigungen entbehren, und näher bei sich selbst Zufriedenheit finden kann.

Ich glaube, man dürfte nur die Abbildung von beiderlei Lebensarten lebhaft und vollständig genug gegen einander stellen, so würde daraus unstreitig der Vorzug der einen vor der andern sehr deutlich hervorleuchten. Es ist nicht meine Sache, hier eigentlich zu bestimmen, wie weit bisweilen Umstände und Pflichten es erlaubt machen können, sich dieser häuslichen Eingezogenheit mehr zu entziehen, oder an weitläuftigerm Umgange oder glänzenden Ergötzungen Theil zu nehmen. Die Entscheidung darüber muß, in den besondern Fällen, einem jeden ehrlichen Gewissen überlassen werden; und wenn dieß ehrlich ist, so wird es schon allemal richtig entscheiden. Da aber hier die Rede nur von demjenigen ist, was aus eigener Wahl gesucht wird, was man für seine Glückseligkeit, für sein unentbehrliches Vergnügen ansiehet; so scheinet es mir in der Absicht unglaublich zu sein, daß dann irgend ein Gemüth in dergleichen Zerstreuungen eine wirkliche Befriedigung antreffen könne. Wo bei den menschlichen Empfindungen nichts ruhiges, nichts festes und bestimmtes ist, da kann auch nimmermehr etwas wahrhaftig vergnügendes sein. Eine Seele, die ohne Ende auf tausend verschiedene Gegenstände herumflattert, die beständig gleichsam außer sich, und auf unzählige Art getheilt ist, die wird sich, mitten im Getümmel und Geräusch, dennoch in einer beständigen Leere finden, eben weil ihr die ruhige Sammlung und die gehörige Richtung der Neigungen fehlet, die dem Herzen eigentlich Genüge thut. Wenn ich mir aber an dessen statt ein Haus vorstelle, sollte es auch nur die niedrigste Hütte sein, wo eine solche eingezogene Glückseligkeit und Zufriedenheit wohnet, wo die Ehegatten in aufrichtiger Eintracht und Liebe sich das Leben so leicht zu machen suchen, als sie nur können, wo Aeltern und Kinder, an einer Seite liebreiche zärtliche Fürsorge, und an der andern willigen dankbaren Gehorsam gegen einander beweisen, wo auch andere nahe Verbundene, die zusammen gehören, in Vertraulichkeit und Freundschaft ihre Herzen gleichsam mit einander theilen, wo überhaupt ein jedes Gemüth von redlichem Wohlwollen und unverstellter Gefälligkeit gegen den andern erfüllet ist, wenn ich mir eine solche Familie vorstelle; so däucht mir das der erfreulichste und glücklichste Zustand zu sein, den die Welt geben kann; und eine jede Befleißigung, die darauf mit Ernst gewendet wird, belohnet sich selbst überschwenglich durch das unschätzbare heitere Vergnügen, welches damit verknüpft ist. David macht davon in seinem hundert und acht und zwanzigsten Psalm ein Gemälde, dessen Wahrheit und Annehmlichkeit ein jedes Herz rühren wird, dem die reinen und unschuldigen Empfindungen der Natur nach nicht durch eingewurzelte Unordnungen fremd und verächtlich geworden sind. Ich möchte daraus einem Jeden, der sich in solcher Verfassung befindet, den Glückwunsch zurufen: Wohl dir! du hast es gut.

Ein solches Glück ist wohl werth, daß es durch die gehörigen Mittel gesucht werde; und diese Mittel liegen vorzüglich in einer wahrhaftig gottseligen Gesinnung. Das habe ich nun noch in dem andern Theile mit Wenigem zu zeigen. Ich will mich also hier keinesweges in die Regeln einlassen, welche die irdische Klugheit und Weltkenntniß in dieser Absicht an die Hand geben kann. Ich bin freilich weit davon entfernet, dieselben, als unrechtmäßig und unnütz, zu verwerfen; allein das ist doch auch, nach einer genauen Untersuchung, unwidersprechlich, daß nicht allein durch alle Klugheitsregeln, die mit dem Gewissen nicht bestehen können, weit mehr verloren, als gewonnen wird; sondern daß auch, in Fällen von dieser Art, die bloße Rechtschaffenheit des Herzens und des Verhaltens allein schon das allermeiste zur Erlangung des gewünschten Zwecks ausrichtet. Man wird es in so manchen Angelegenheiten durch die Erfahrung selbst bestätiget finden, daß der göttliche Ausspruch: Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand, auch in Ansehung der wahren Vortheile des Lebens, eine weit ausgebreitetere Bedeutung hat, als man sich insgemein einbildet. Wenn einmal ein ruhiges und zufriedenes Leben mit Recht ein glückliches Leben heißen kann, so braucht man dazu ganz gewiß viel weniger Verschlagenheit, als nur gerade Gottesfurcht und Beobachtung des Gewissens. Anstatt daß jene erstere uns oft in Netze und Schlingen verwickelt, und in solche krumme Wege hinein leitet, wo wir gar nicht wieder heraus zu finden wissen, so haben wir unter der Führung der Gottseligkeit nur eine einzige richtige Bahn vor uns, die uns nicht irren lässet; und indem wir ein für allemal uns das Gesetz machen, das zu thun, was wir vor Gott, als recht, erkennen, so gehen wir dabei am allersichersten zu unserm Zweck, nämlich ein ruhiges und zufriedenes Herz zu haben.

Darauf kömmt es also auch hauptsächlich an, wenn einem Menschen sein häusliches Leben vergnügt und glücklich sein soll. Diejenige Familie, die nach der Erzählung unsers Textes, bei Gelegenheit einer Hochzeit beisammen war, hat alle Vermuthung vor sich, daß sie der Tugend und Rechtschaffenheit ergeben gewesen, weil Jesus, unser Herr, sich darunter befand, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu der Verwandtschaft derselben gehörete. Dabei genoß sie auch den Vortheil, daß dem Mangel von ihm abgeholfen ward, der sonst zu ihrem Schmerz und zu ihrer Beschämung würde gereichet haben. Wir wollen dieß, als ein Bild, gebrauchen, wie die Bewahrung eines guten Gewissens sehr gerade zu dem ruhigen Glück und Vergnügen führet, welches in dem häuslichen Leben so viel werth ist. Eine Seele muß nothwendig bei sich selbst in der rechten Ord-

Digitized by Google

nung sein, wenn sie an einer solchen stillen einheimischen Zufriedenheit Lust finden soll. Denn da ist uns ohne Zweifel der Anblick unserer selbst und unserer innerlichen Beschaffenheit so viel näher; da wird der Umgang mit unserem eigenen Herzen eher veranlasset; da werden wir immer leichter dahin gebracht, uns in unserer wahren Gestalt kennen zu lernen. Ist es nun alsdann mit unserm Gemüth und Wandel so beschaffen, daß wir die genauere Betrachtung desselben nicht scheuen dürfen, daß wir uns vielmehr, unter der Versicherung der göttlichen Begnadigung, nach dem Zeugnisse unsers Gewissens Beifall geben, und die gegenwärtige Richtung unserer Seele mit einem gegründeten Wohlgefallen ansehen können, so werden wir mit Vergnügen diesen Umgang mit uns selbst aushalten, und wir haben dann keine Ursache, eine Stille zu vermeiden, die uns durch keine nagende Vorwürfe beschwerlich wird. Aber wo diese gute Verfassung fehlet, wo der Mensch es schon voraus weiß, daß ein ruhiges und eingezogenes Leben ihn zu oft und zu dringend auf die Bekanntschaft mit seinem eigenen übelgestalteten Herzen führen werde, da ist es kein Wunder, daß er so weit davon fliehet, als er kann, und daß er eine jede Gattung von Schwarm und Getöse sucht, um darin sich selber und die Anklagen seines Gewissens zu vergessen. Es mag also so manchen zu ihrer eigenen Beurtheilung überlassen sein, ob sie sich nicht bloß deswegen so sehr in die Welt zerstreuen, damit ihnen die Erkenntniß ihrer selbst nicht zu nahe kommen, damit ihnen ihr eigener innerlicher Zustand nicht zu sichtbar werden soll? und ob sie nicht in der Ruhe des häuslichen Lebens weit mehr Vergnügungen finden würden, wenn sie dabei nur mit mehr Zufriedenheit an sich selbst denken könnten? Wo wirklich ein gutes Gewissen und ein gegründeter Friede der Seele ist, da wird gewiß auch diese Eingezogenheit schon so viel angenehmer werden.

Eben so nöthig aber sind auch die besondern Pflichten der Rechtschaffenheit und der Gottesfurcht, die sich eigentlich hieher beziehen, zum Genuß dieser häuslichen Glückseligkeit. Das Wort des Herrn selbst enthält so manche Vorschriften, deren gewissenhafte Befolgung die unfehlbare Frucht haben würde, Annehmlichkeit und Freude in den Familien auszubreiten. Und die eigene Betrachtung der Sache machet es klar, wie viel richtige christliche Gesinnungen dazu beitragen, die besten Vortheile in diesem Zustande des Lebens zu verschaffen und zu erhöhen. Lasset nur in den hierher gehörigen freiwilligen Verbindungen, von welchen unser Glück oder Elend in der Welt in so großem Maaße abhänget, die Wahl durch würdige Absichten geleitet, und durch eine gegründete gegenseitige Werthschätzung der Gemüther bestimmet werden; Lasset nur Einracht, freundschaftliche Gefälligkeit, und eine aufrichtige Begierde, unsern Angehörigen das Leben zu erleichtern, die Herzen einnehmen; Lasset durch Treue und Emsigkeit in den Verrichtungen des Berufs einen jeden so viel mehr für Ausschweifungen und für die kläglichen Folgen des Müßiggonges bewahret werden; Lasset eine christliche Vergnügsamkeit das Herz von weitschweifigen Begierden und den unseligen Qualen des Neides bei dem Anblick fremder Güter, Vorzüge und Herrlichkeiten frei machen; Lasset dann die vertraulichen gemeinschaftlichen Anweisungen und Ermunterungen zur Tugend und Unschuld die Seelen veredlen; die wünschenswürdigste Wirkung wird da nicht ausbleiben. Eben durch diese Gesinnungen wird eine Menge der bittersten Beschwerlichkeiten abgewehret, die sonst die Häuser mit Unmuth und Elend erfüllen. Was dann noch freilich immer von Widerwärtigkeiten möglich ist, die bloß von zufälligen Schickungen herrühren, so werden solche bei weitem das Herz nicht so peinlich zernagen, als diejenigen leiden, die der Mensch sich selbst durch seine Schuld und Thorheit zuziehet. Dagegen sind die unmittelbaren Folgen einer solchen rechtgeordneten Gemüthsbeschaffenheit so erfreulich, die daher entspringenden Vergnügungen so rein und den natürlichsten menschlichen Empfindungen so gemäß, das Wohlgefallen Gottes so gewiß, und die Beweisungen seiner Güte so zuverlässig, daß sich hier alles vereiniget, ein solches Leben glücklich zu machen. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet!

Diese bisherigen Vorstellungen werden ohne Zweifel sehr leicht von einem Jeden selbst nach der Beschaffenheit seiner Umstände näher auf sich angewendet werden können, ohne daß ich in der Absicht etwas Weiteres hinzuzusetzen nöthig habe. Ich will sie also nur mit einer allgemeinen Betrachtung beschließen, die ich für sehr erheblich halte. Ich wünsche nämlich, meine christliche Zuhörer! daß ihr hieraus Gelegenheit nehmen möget, überhaupt zu bedenken, wie nothwendig sich die christliche Frömmigkeit, wenn sie rechter Art sein soll, in dem Leben selbst und in einer jeder besondern Vorkommenheit desselben äußern, und da ihre Wahrheit und Kraft beweisen müsse. Man kann sich nicht leicht eine schädlichere Einbildung von dem Christenthum machen, als wenn man es als so etwas ansiehet, das sich von dem gewöhnlichen Verhalten gänzlich absondern lasse, wenn man es bloß in die Mauern der Kirche oder in die abgemessenen Stunden der Andacht einschließet, wenn man meinet, man sei damit Christ genug, daß man sich da etwa durch die Vorstellung göttlicher und geistlicher Dinge rühren und in Bewegung setzen lasse. Das sei die Zeit, denket so Mancher, die er Gott und der Religion einräume; und damit thue er schon sehr viel. Das übrige Leben aber habe damit nichts zu thun; das habe seine Regeln, seine Vergnügungen und seine Vortheile für sich, und die Grundsätze der Gottseligkeit und des Gewissens, die man sonst an sich gerne gut heiße und in ihrem Werth lasse, die könnten sich doch in die übrige ordentliche Führung des Wandels und in die gewöhnlichen Handlungen des gesellschaftlichen Lebens unmöglich einmengen.

Mich dünkt, es braucht nur etwas weniges von Nachdenken, so wird uns der Ungrund und die Nichtigkeit dieses Wahns klar genug einleuchten müssen. Die Erkenntniß von Gott und die Lehren von der Gottseligkeit haben durchaus den Zweck, daß wir gute Menschen werden sollen, weil wir sonst schlechterdings nicht in dem Wohlgefallen Gottes glückliche Menschen werden können. Diese Güte und Rechtschaffenheit des Herzens, die durch die göttliche Wahrheit in uns angerichtet wird, die wird dann natürlicher Weise die Quelle und Grundregel unsers ganzen Thuns und Lassens. Indem wir da den Werth oder Unwerth der Dinge in dem Lichte des Geistes kennen gelernet haben, indem wir nunmehr nicht nur wissen, sondern auch empfinden, was eigentlich als Glück zu suchen, oder als Elend und Schande zu verachten sei, so herrschet diese Gesinnung nothwendig durch alle unsere wissentlichen Worte und Werke. Das, was recht ist, was Gott gefällt, was uns glücklich macht, das ist uns dann in unsern Gedanken immer am unmittelbarsten gegenwärtig, und das regieret dann auch unser ganzes Leben. Wer also ein Christ sein will, der muß es in seinem wirklichen Verhalten, der muß es auch in den besondern Theilen desselben sein, der muß eben in den gemeinen Vorfällen seines Lebens seine Rechtschaffenheit, seine Achtung gegen Gott und gegen das Gewissen beweisen; oder sein ganzes Christenthum ist Blendwerk und Selbstbetrug. Man kann sicher sagen, daß nicht die Handlungen des Gottesdienstes und der Andacht, nicht die Gebetsübungen, nicht das Lesen und Betrachten des göttlichen Wortes, daß das nicht die Gottseligkeit selbst sei; sondern das sind nur die Mittel dazu; dadurch soll unser Gemüth nur in die Richtung und Ordnung gesetzet werden, die Gott an uns haben will, und die sich dann auch bei einer jeden Gelegenheit in unserm wirklichen Betragen äussert. Wenn ich durch die Ueberzeugung des Geistes und der Wahrheit die Gerechtigkeit lieb gewonnen habe, so kann ich auch nicht in der kleinesten Vorkommenheit mit Vorsatz eine Ungerechtigkeit begehen. Wenn ich, in der Aufklärung des Glaubens, das einzige wahre Glück des Menschen erkannt habe, so kann ich unmöglich den niedrigen unedlen Vergnügungen der Sinne, als meinem höchsten Gute, mit wissentlicher Begierde nachjagen. Wenn ich einmal, mit völliger Beistimmung meines Herzens, meine beßte Ehre in den Beifall Gottes und meines Gewissens gesetzt habe, so kann ich mir unmöglich nichtsbedeutende äußerliche Vorzüge zu meinem wichtigsten Werth anrechnen. Diese innerliche Gesinnung macht den Menschen zum Christen; und diese Gesinnung, wenn sie einmal da ist, muß sich in einem jedesmaligen Verhalten thätig beweisen. So kann also der Mensch gewissermaßen sein Leben zu einem beständigen Gottesdienst machen, wenn er sich beständig von der großen Empfindung des Glaubens und des Gewissens leiten lässet. Das ist unserer ganzen Bestrebung Werth; und nur dann werden wir die unschätzbaren Beruhigungen und Freuden der Gottseligkeit recht genießen.

Gieb du uns diesen Sinn, o heiliger Gott! und leite uns auf den Weg der Wahrheit, auf welchem wir dir gefallen können. Laß unser Christenthum nichts todtes und unfruchtbares sein; sondern mache es in uns zu einem beständig wirksamen Triebe, recht zu thun, und so viel Gutes auszuüben, als du uns Kräfte und Gelegenheiten dazu darbietest. Lehre uns, in einem jeden Umstande unsers Lebens deinem Willen treu zu bleiben, und bringe uns dadurch zu der gleichförmigen standhaften Rechtschaffenheit, ohne welche kein wahrer Friede in unserer Seele sein kann. Du wirst auch einmal alle unsere Thaten richten; darum verleihe uns die Gnade, dich vor Augen zu haben, daß wir nicht sündigen. Dann wirst du deine barmherzige Absicht an uns erreichen, daß wir durch Christum deiner seligen Gemeinschaft fähig werden. Dir sei Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.

Digitized by Google

Cyriakus Spangenberg,

am 17. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, studirte zu Wittenberg, ward daselbst Magister und bald darauf Prediger zu Eisleben. Von dort als Schloßprediger und Generaldekan nach Mannsfeld berufen, wurde er in den berüchtigten Streit des Jenaischen Theologen Flacius, als Anhanger desselben, verwickelt, und mußte deshalb Mannsfeld, so wie seine nächste Stelle zu Schlitz verlassen. Nach unstätem Umherirren starb er zu Straßburg am 10. Februar 1604.

Von ihm ist erschienen:

Wider die bösen Sieben ins Teufels Karnöffel-Spiel. Jena, 1652.

Der ganze Psalter Davids in Liedern. Frankfur1582.

Geistreiche Lieder und Psalmen. Frankfurt.

Christliche Comedie von dem kananäischen Weiblein. Schmalkalden, 1589.

Viele historische Schriften, Chroniken u. s. w.

Sein Leben von Johann Georg Leuckfeld. 1712. 1720.

Ein fleißiger und gelehrter aber geistloser Mann, dessen historische Schriften das Verdienst emsiger Zusammentragung haben, dessen poetische und satyrische Productionen aber statt des Witzes und der Kraft derbe Plattheit besitzen. Am glücklichsten war er in seinen Liedern, von denen sich einige, als wahrhaft gelungen, bis auf unsere Zeit in den kirchlichen Gesangbüchern erhalten haben.

Franz Heinrich Sparre, s. Renner.

Der Spate, s. von Stieler.

Karl Spazier,

am 20. April 1761 zu Berlin geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien zuerst als Lehrer am dessauischen Philanthropin angestellt. Nachdem er darauf einen gewissen Baron von Mengden als Führer nach Halle und Göttingen begleitet hatte, privatisirte er 1790 zu Neuwied. Im folgenden Jahre ging er, mit dem Titel eines Hofraths, — er war schon vorher Doctor der Philosophie geworden, — als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an die Schulze'sche Handelsschule nach Berlin, und wurde 1797 Mitdirector der vom Professor Olivier zu Dessau gestifteten Erziehungsanstalt. Seit 1800 privatisirte er in Leipzig, wo er die Zeitung für die elegante Welt stiftete und am 19. Januar 1805 gestorben ist.

Er gab heraus:

Lieder und Gesänge. 1782.

Antiphädon. Leipzig, 1785.

Ueber deutsche Schulen. Göttingen, 1786.

Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Protestanten. Gotha, 1788.

Wanderungen durch die Schweiz. Gotha, 1790.

Versuch einer kurzen und faßlichen Darstellung der theologischen Principien. Neuwied, 1791.

Ueber die Macht früher Gewohnheit. Berlin, 1791 (Rede).

Der neue Origenes. Berlin, 1792; neu 1796.

Karl Pilger, Roman seines Lebens. Berlin 1792—96; neu 1810. 3 Thle.

Berliner musikalische Zeitung. 1793. in 4.

Karl von Dittersdorf Lebensbeschreibung. Leipzig, 1801.

S. war ein talentvoller und geistreicher Mann, der mit glücklicher Darstellungsgabe, Witz und Scharfsinn zu verbinden wußte; den größten Ruf erwarb er sich jedoch durch die Gründung und Redaction der Zeitung für die elegante Welt, welche zu seiner Zeit, namentlich durch die in derselben vorwaltende Polemik gegen Kotzebue und Merkel, als Herausgeber der Zeitschrift, „der Freimüthige," in welcher sie besonders Goethe angriffen, großes Aufsehen machte.

Friedrich von Spee,

1591 zu Kaiserswerth geboren, ein vortrefflicher Mann und glühender Verfechter der römischen Kirche, der er das abgefallene Städtchen Peina wiedergewann, aus der adligen pfälzischen, jetzt in den Grafenstand erhobenen Familie der Spee von Langenfeld, trat frühe, von seinem Herzen getrieben, in den Jesuiterorden, und lebte zu Cöln und dann im Hildesheimischen. Er schrieb, freisinnig genug für seine Stellung, noch vor Thomasius gegen die Hexenprocesse. Im Leben vielfach angefeindet, starb er am 7. August 1635, als ein Opfer seiner Anstrengungen um die bei der Belagerung von Trier Verwundeten. Von ihm erschien:

Auserlesene Gedichte (modernisirt), herausgegeben von J. H. von Wessenberg. Zürich, 1802.

Trutz-Nachtigall, geistl. poet. Lustwäldlein. Berlin 1817 (wörtlich treu).

Dasselbe, herausgegeben von P. P. Willmes. Cöln, 1812. Cöln, 1840 u. ö.

Goldenes Tugendbuch. Coblenz, 1829.

Reiche, schwärmerische Phantasie, Tiefe des Gefühls, Gluth der Begeisterung, hohe Würde, seltene Anmuth und Kraft in Behandlung von Sprache und Form und eine warme lebendige Naturanschauung geben v. S.'s Liedern einen unvergänglichen Werth, und reihen sie dem Besten, was je die geistliche lyrische Poesie hervorgebracht hat, unbedingt an, trotz dem, daß auch sie hin und wieder nicht frei von der Geschmacklosigkeit und dem Schwulste jener Tage sind.

Digitized by Google

Aus Spee's Trutznachtigall.

1. Lob Gottes

aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen;
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schöpfest uns den besten Schein,
So Winters war verlohren,
Da Rad und Eimer schienen seyn
Von Kält gar angefroren.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluft nach Winterklag
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luft ich hör die Musie schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Für uns die schöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann so leise?
Wer zirkelt ihn'n so rein und rund
So mannigfaltig Weise?
Wer messet ihn'n den Athem zu,
Daß mögens vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudiges Tütelüren?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt laufen wieder stark und fest,
So Winterzeits gestanden,
All Flüß und Wasser, in Arrest
Bestrickt mit Eises Banden;
Jetzt kalte Luft und saure Wind
Uns wieder seynd versöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen sind
Die Felder lieblich krönet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschooß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laub und Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher bringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schön wie tretens an
Und wunderschön sich arten,
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein,
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen*), Nägelein**),
Narciß und Sonnenwendel.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ey da, du gülden Kaisers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tausendschön und Wiederton,
Nasturz und Rittersporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Basilien, Brunellen,
Aglepen auch und Bärenklau,
Dann Mohnsaam, Glock und Schellen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wissen,
Weil ihr an euch kein Farb gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copiret?
Das Vorbild wollt ich schauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer mag nun je geboren seyn
So reich von scharfen Sinnen,
Der auch das g'ringste Pflänzelein
Nur schlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit sag ich rund und glatt,
Dem würd all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menschenkunst erspinnen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Das Feld und Wiesen, feucht und feist,
Mit Bächlein viel zerspalten,
Die Sonn, wann sie vorüber reist,
Mit ihrer Schön aufhalten.
Nun wundert sich der Himmel selb,
Wie zierlich unterstrahlet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich sich gemahlet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer treibet aus Getreid und Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwirret saß,
Wer bats hinausgesponnen?
Wer schärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wo nehmens doch die Kunst und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die stolze Bäum' in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geschnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war so viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich schweigen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Bald auch die zahm und fruchtbar Bäum'
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obst, mit Kinderträum,
Nuß, Aepfel, Kirsch und Biren.
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfersich bleich wie falber Tod,
Die Kirschen schwarz gerathen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

*) Lilien. **) Nelken.

Des Obsts ich schier ohn Zahl erblick,
Und thut sich immer mehren,
Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Fast alle Äst*) beschweren.
Pomranzen gülden von Gestalt
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald
Als neulich hab verstanden.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Der Rebenstock voll Trauben schwer
An Pfählen lieblich scheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet,
Da sammlet sich das Rebenblut
Zu süßen Traubenzähren,
Die machen uns den frischen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die reine Fliß krystallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten schier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen,
Dort haltens ihre Freudenspiel
Auf glatten Wasserplanen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Thier auf grünen Felder breit
Sich frisch und freudig zeigen.
Das Wild in dunklen Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen**).
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig spielen.
Mit hin und her gewendtem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüsten wirds ergetzet,
Ergetzet wird fast jeder Sinn,
Und alles Wunder schätzet:
Ohn Maaß ist alle Welt geschmückt,
Wer Künstler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niedersenken.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Drum lobet ihn, ihr Menschenkind,
Bei nun so schönen Zeiten;
All Traurigkeit nun schütt't in Wind
Spannt auf die beste Saiten:
Auf Harf und Lauten tastet frei,
Schneid't an die suße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelschrei
Thut ihm all Ehr erzeigen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

*) Aeste.
**) Ein bekannter Jagdausdruck.

---

2. Gedicht vom heil. Franciscus Xavier,

als er nach Japon schiffen wollte, um die Heiden zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieser Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr.

Schweiget, schweiget von Gewitter,
Ach von Winden schweiget still!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet solcher Kinderspiel.
Lasset Wind und Wetter blasen,
Flamm' der Lieb vom Blasen wächst,
Laßet Meer und Wellen rasen,
Wellen gehn zum Himmel nächst.

Ey doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Pistol und Büchsenspeiß
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und sie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wehen
Wind und Wetter ungestüm,
Laßt die brummend Wellen schwätzen
Und die Trommen schlagen um.
Nord und Süden, Ost und Westen,
Kämpfen laßt auf salzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebresten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wogen,
Ueber tausend Wässer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tausend Seelen gilt.
Wem will grausen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen schön ohn alle Maaß.

Eya, stark und freche Wellen,
Eya, stark und stolze Wind!
Ihr mich nimmer sollet fällen,
Euch zu stehn ich bin gesinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet euch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nur vom Ufer drücket loß.

Philipp Jacob Spener.

Der fromme Spener wurde am 13. Januar 1635 zu Rappoltsweiler geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Colmar und ward seit 1651 auf der Universität Straßburg fromm und freisinnig erzogen; erhielt 1652 den Titel eines Magister, begleitete 1654 zwei Prinzen von der Pfalz auf Reisen, und kehrte zurück, um als Privatdocent aufzutreten. Doch fand er für gut, von 1659—62 zu seiner ferneren Ausbildung noch mehrere Universitäten zu besuchen. 1663 wurde er Frühprediger, 1664 Doctor der Theologie zu Straßburg; 1666 trat er, noch ein junger Mann, als Senior, an die Spitze der Geistlichkeit von Frankfurt am Main. Hier hielt er zuerst jene so heftig angefeindete, in ihrer Quelle sehr reinen Conventikel, die den Pietismus, diese rein practische, damals nothwendige, und, wäre sie nicht zur Modegefühlsreligion geworden, an sich untadelhafte Richtung, im Gegensatz gegen Unglauben und Orthodoxie ins Leben riefen. Er achtete die damalige Kirche gering und wollte sie lieber Gott, als seinen Priestern befehlen und ein Kirchlein in der Kirche stiften. Doch schon seine Anhänger mißverstanden den frommen, aber im Leben heitern Mann, und der Unsinn einer nur durch Kämpfe zu gewinnenden Seligkeit machte die an sich reine Sache nur zu bald verdächtig und verhaßt. 1686 wurde er als Oberhofprediger, Oberconsistorial-Assessor und Kirchenrath nach Dresden berufen, fiel jedoch, nach-

Digitized by Google

dem er dort und auch auf die Leipziger Universität für wahre Frömmigkeit und biblische Theologie unter Spott und Anfeindung segensreich gewirkt hatte, als gewissenhafter Beichtvater bei dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten in Ungnade, und ging 1691 als Consistorialrath und Probst zu St. Nicolai nach Berlin, woselbst er, nachdem eine 1698 an ihn ergehende Einladung, nach Dresden zurückzukehren, von ihm war zurückgewiesen worden, am 5. Februar 1705 starb.

Seine Schriften sind:

Pia desideria. 1675.

Vom geistlichen Priesterthum.

Von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen. Frankfurt, 1680.

Katechismuspredigten.

Bußpredigten. 8 Thle.

Leichenpredigten. 13 Thle.

Geistreiche Gesänge. Halle, 1710.

Theologische Bedenken, Gutachten und Briefe. Halle, 1700—11. 8 Thle.

Seine practische Wirksamkeit war weit bedeutender als seine schriftstellerische; es fehlte ihm an Kraft und Präcision in der Darstellung, an Phantasie und Leben; seine Prosa ist daher breit, redselig und ermüdend, seine Poesie nüchtern und arm; beide jedoch voll reiner Frömmigkeit und eifrigen Ernstes.

Predigt von Ph. J. Spener.

Joh. c. III. v. 17.

Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

οὐ γὰρ ἀπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ εἰς τὸν κόσμον ἵνα κρίνῃ τὸν κόσμον.

Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es solle uns Christen allen billich bekandt seyn, wie die gantze Christliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, sich in diese 2. Stück abtheile, die da heissen Gesetz und Evangelium. Da wir zu dem Gesetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir solchem Befehl vollkommen gehorsamen, das Leben verspricht, oder in dem Fall, daß wir seinem Fordern kein Genüge leisten, den Sündern trohet und sie verurtheilet: Zu dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheissungen und Vorstellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heyls in Christo.

Ob nun schon diese beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß sie beyde eines GOttes Wort sind, beyde alle Menschen angehen, und beyde unser Heyl befördern oder zu befördern gegeben sind; So dann beyde allezeit in der Christlichen Kirchen müssen getrieben werden. So ist gleichwol grosser Unterscheid unter denselbigen: Und solchen Unterscheid recht gründlich zu verstehen, ist wol eines von den vornehmsten Stücken der Christlichen Erkandtnuß: Ja wir mögen sagen, der seye bereits ein guter Theologus, welcher disen Unterscheid recht gnugsam verstehet.

Daß aber auch Einfältige etlicher massen solchen Unterscheid, und dessen vornehmste Stücke fassen mögen, so wollen wir derselben 8. mercken, wie sie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dietorici, befindlich.

Sind also Gesetz und Evangelium unterschieden. 1. Was anlanget dero Erkandtnuß, wie sie uns bekandt werden. So wissen wir nun etwas von dem Gesetz von Natur. Dasselbe ist Adam in das Hertz geschrieben gewesen, und ob schon solche Erkandtnuß, als ein vortrefflich Stück deß so herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, also, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Gesetz wiederumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, ist doch noch übrig geblieben einige Wissenschafft dessen was Gut und Böse ist; Daß auch die Heyden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun deß Gesetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Gesetzes Werck seye geschrieben in ihrem Hertzen, Rom. am 12. v. 15. welches ihr Gewissen, das sie verklagt und beschuldiget, eben dardurch wol zeigt. Hingegen ist das Evangelium keinem Menschen von Natur bekandt. Wir wissen von Göttlicher Versöhnung, und von Christo, von Natur gantz nichts, sondern Christi Erkandtnuß muß erst auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium ist ein Geheimnuß, das von der Welt her verschwiegen und erst offenbahret ist, Rom. 15. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß ist, hats uns verkündiget. Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Ist auch der Unterscheid, daß das Gesetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müssen die Hertzen erstlich durch deß Gesetzes Straffe erschrecket werden, ehe sie durch deß Evangelii Trost wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müssen in dem Gesetz lernen an sich selbst verzagen, ehe sie zu Christo in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Ist auch der Unterscheid darinnen. Daß GOtt das Gesetz durch Mosen seinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erstlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheissung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbahr durch seinen Sohn JEsum Christum, da Er auff Erden herumb gieng, vortragen und offenbaren lassen. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade aber durch JEsum Christum worden, Joh. 1. v. 18.

Vierdtens: Einer der vornehmsten Unterscheiden ist dieser, daß das Gesetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und lassen sollen, und daran hängenden Tröstungen und Verheissungen, die sich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheissungen, was GOTT ohne einige unsere eigene Würdigkeit, Verdienst oder Werk uns zu gut thun wolle und sich erbiete.

Also, welches das Fünffte ist, fordert das Gesetz von uns, wie wir sollen bewandt seyn, wie heilig wir sollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben sollen, so wil es auch haben, daß wir dann solches nicht nur wissen, sondern auch thun: Aber uns vor dem Bösen, das uns verbotten ist, hüten sollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geschencket werde, und wie wir derselben nicht durch unsere Wercke sondern den Glauben an Christum sollen theilhafftig werden.

Sechstens, daher obschon das Gesetz auch seine gewisse Verheissungen hat, so sind es lauter solche Verheissungen, die auff der Bedingung stehen, wo der Mensch solches thun werde. Thue das, so wirst du leben. Luc. 10. v. 28. Aber die Verheissungen deß Evangelij sind nicht umbschrenckt mit solchen Conditionen, sondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbsonst, und ohn einig unser Verdienst. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden durch die Erlösung so durch JESUM Christum geschehen ist, Rom. am 3. vers. 24.

Daher fliesset Siebendens, daß sie gantz unterschiedene Würckungen haben. Das Gesetz fordert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Mensch auch dasjenige thun köndte, was es forbert, sondern da mag der Mensch selbst sehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber auff keine Weise. Hingegen da das Evangelium den Glauben fordert, ob wir wol auch denselben nicht vor uns selbst und auß eignen Kräfften haben, so würckt gleichwol das Evangelium selbst denselben, bey denen die seine Würckung lassen an sich kräfftig seyn. Wiederumb weil besagter massen das Gesetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und also der Mensch nicht kan leisten, was es von ihm fordert, so trohet ihm das Gesetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch an, schrecket und ängstiget ihn, daß er, soviel an dem Gesetz wäre, verzweiffeln müste, aber es kan ihm nicht wiederumb selbst helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröstet den Menschen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn also durch Trost wiederumb lebendig.

Darzu kommet Achtens, daß deßwegen ob schon das Gesetz und Evangelium alle Menschen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müssen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterscheid seye, daß das Gesetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne sichere böse Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Christen anlangt, bei denselbigen allein ihr sündliches Fleisch und alten Adam, dann demselben drohet es noch immer, daß der Mensch nicht sicher werde, ohne daß gleichwol auch selbst dem Geist das Gesetz die Regel zeiget, nach dero er leben soll. Aber was das Aroheamt und den Fluch, auch den Zwang des Gesetzes anlangt, ist nach solchem dem Gerechten kein Gesetz gegeben. 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre

Digitized by Google

Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig sind. Es sind Mühselige und beladene, die der HErr zu sich ruffet, und welche Er erquicken wil. Matth. 11, 28. Es sind Elende denen der HErr predigen, zubrochene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er trösten wil, und darzu gesandt ist. Esa. am 61. v. 1. 2.

Also, meine Geliebte, sind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Gesetz und Evangelium, unterschieden, und ist solches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, sondern sich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben gestern gesehen, wieviel herrlicher seye unsere heutige Pfingsten deß Neuen Testaments gegen der alten Pfingsten. Nun ist eben solches deßwegen, daß die Pfingsten Alten Testaments war eingesetzt zur Gedächtnuß, wie das Gesetz war gegeben worden: Die Pfingsten aber deß Neuen Testaments erinnert uns der grossen Wolthat, wie GOTT seinen Heiligen Geist nicht nur vor deme sichtbar auff die Apostel außgegossen, sondern noch jetzo unsichtbahr in die Hertzen der Gläubigen sendet, und dardurch in ihnen kräfftig ist.

Was auch unser heutiges Evangelium anlangt, gehöret diese Materi gleichfals zur Erläuterung desselben, sonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr sagt: GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das vornehmste Gut deß Evangelij ist, nicht geschehen seye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Gesetz, daß also gewiesen wird, das Ampt Christi seye eygentlich nicht ein Gesetzes Ampt, sondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung ist, so uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Ersten und so bekandten, als kräfftigen Macht-Spruch: Also hat Gott die Welt geliebet, ꝛc. in vier Predigten, vier wichtige Materien tractiret: Wie sich Erstlich die Liebe GOttes gegen das Menschliche Geschlecht verhalte, als der Ursprung aller unser Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geschenck seye, da GOtt uns seinen Sohn gegeben habe, und wie wir dasselbige anzusehen haben. 3. Wie der Glaube so auß Würckung deß Heiligen Geistes herkommen muß, das einige Mittel seye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und also derselben thätlich geniessen, und wie der Glaube müsse bewandt seyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben seye, dessen die Gläubigen auß ihres himmlischen Vatters Liebe umb Christi Verdienstes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo sehen wir weiter, wie Christus die angefangene Materi außführet, und zeiget, Er seye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, sondern sie selig zu machen. Wir sehen aber dißmahl allein das Erste, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen seye. Ach HERR JESU! Lehre uns deine heylsame Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen seyest, sondern unsere Seligkeit zu befördern; also erkennen, daß wir uns auch von dir selig machen lassen, und nicht auß deiner Ordnung außschreiten, und damit deinen Rath an uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunfft uns nicht zum Gericht, sondern zum Trost und Seligkeit gereiche. AMEN.

Erklärung.

Unsere Wort lauten also: Dann GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Wir sehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt seinen Sohn gesandt habe. 2. Die Absicht, warum Er Ihn gesandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erste belangend, so heisset es: Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt. Das Dann hänget diese Wort an das vorige an, daß sie also eine Bekräfftigung und Erläuterung deß vorigen in sich haben; Der HERR hat in dem vorigen gesagt, daß Gott habe seinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da sagt Er: Dann Er hat Ihn nicht gesandt zum Gericht. Hat diese Krafft. Es hätte einer sagen mögen: Ach, dieses kan kein Werck der Göttlichen Liebe seyn, daß GOtt seinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT und also sein Sohn sind von unendlicher Gerechtigkeit, sie können nichts anders, als Sünde straffen.

Hat dann GOTT seinen Sohn in die Welt gesandt, so findet Er in der Welt nichts, daß sie würdig wäre, selig gemacht zu werden, sondern allein zum Gericht und Verdamnuß, so wird also die Verdamnuß dadurch vermehret werden. Wie dann in dem Alten Testament offtmahls GOTT vorher gesagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch so offt unser Gewissen an GOTT gedencket, kan es nicht anders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und also darvor sich entsetzen, wo es heisst, daß GOTT komme. Diesem Gedancken begegnet Christus, und sagt: Es seye dieses ein theures Gnaden-Geschenck, daß GOtt seinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wisse zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, aber Er habe Ihn gar nicht zu dem Ende gesandt, solches zu anden und zu rachen, sondern zu helffen und das jenige selig zu machen, das an sich verdorben war. Damit es dabey bleibe, es seye dieses ein gantz versicherte Prob der grossen Göttlichen Liebe, daß GOTT seinen Sohn geschicket habe.

Die Sache selbst heisset: GOtt hat seinen Sohn gesandt in die Welt. Der Ihn gesandt hat, ist GOtt. Wird damit verstanden die Erste Person der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unser Vatter ist, sondern zuförderst Christi, der Andern Person, Vatter. Daß aber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Ersten Person, im Gegensatz gegen die übrige, gehandelt werde, sehen wir darauß, weil stehet, seinen Sohn. Ist dieses also eine Person die einen Sohn hat. Doch ist zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn gesandt, so hat sich doch auch Christus der Sohn selbst gesandt, und ist auß eigenem Willen gekommen. Es ist aber GOtt in diesem Werck, da Er seinen Sohn zu unserm Besten uns geschickt hat, anzusehen; Als ein solcher GOtt, welchen wir mit unsern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders sahe, als lauter Feindschafft gegen sich. Und also die vor sich solcher Wolthat, nicht wurdig wären, sondern, daß also die Gutthat auß pur lauter freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeit hergekommen seye.

So vielmehr, weil GOtt, da er seinen Sohn sandte, nicht nur angesehen hat die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen ist, sondern, daß auch der allermeiste Theil noch künfftig würde in seinen Sünden fortfahren, und alle diese Wolthat die der HErr an ihnen thun wolte, an sich vergebens lassen werden: Ja, daß kein einiger unter allen seyn werde, der nicht unterschiedlich mahl mit Undanck solche Wolthat vergelten werde; Ob schon einige sich unter denselben endlich durch die anhaltende Gnade wurden gewinnen lassen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menschliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor solche Menschen seinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl aufhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren soviel sich solcher Gutthat nur so viel ärger mißbrauchen werden. Unter Menschen werden wir keinen finden, welcher seine Gutthat an dergleichen Leuthen, von denen Er alles solches vorsehe, thun würde. Aber das heisset es auch, daß GOTT uns nicht nur geliebet, sondern preise seine Liebe gegen uns, daß Christus vor uns gestorben, und also vorhin von dem Vatter gesandt worden, da wir noch Sünder und seine Feinde waren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher fliessende Gutthat soviel grösser machen.

Wen er aber gesandt habe, da heisset es seinen Sohn: Und eigentlicher, seinen selbst Sohn, und also einen solchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Wesen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menschen solche Gnaden-Kinder sind: Die Kron seines Hertzens: Den Glantz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens. Hebr. 1. v. 3. Und also einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheissen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Wesen und Majestät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Grösse Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß frembdem Gut, daß Er uns einen andern gesandt, der Ihn nichts angienge, sondern der Ihm dem Vatter so lieb ware als Er selbst: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Worauß wir nicht nur sehen, daß also Christus wahrer GOtt dem Wesen nach seye, welches der Name Sohn mit sich bringet, und zwar sein selbst Sohn: Da wir mit solchem Namen, nicht genennet werden seine Söhne, sein selb Söhne. Sondern auch, daß dann Christus in dem Werck seiner Erlösung nicht zu betrachten seye, nur als ein Mensch, sondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihr Werck darbey gehabt. Es heist hie: GOtt hat nicht die Menschheit Christi, sondern seinen eigenen Sohn gesandt, der ist nun GOTT. Nun welchen GOtt gesandt zu der Erlösung deß Menschlichen Geschlechts, der hats auch erlöset. Wiederumb die Erlösung muste geschehen durch Leyden und Sterben. Also hat auch GOtt seinen Sohn zum Leyden und Sterben geschickt, also hat dann auch GOttes Sohn, und daher ein wahrer GOTT gelitten und ist gestorben, obwol nicht ebennach seiner Gottheit, die nicht leyden noch sterben kan, dannoch in seiner Ihm eben sowol als die Gottheit zugehörigen Menschheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieses hierbey, daß auß sonderbahrem Rath GOtt der Vatter habe zu unserer Erlösung seinen Sohn schicken wollen, nehmlich, daß,

Digitized by Google

wie Er der wesentliche Sohn GOttes ist, Er mit seinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn gewesen ist.

Was aber die Sache selbst anlanget, so heisset es nun ferner: GOTT habe Ihn gesandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn gesendet: 1. In das Fleisch, daß Er Menschliche Natur an sich nahm, und also unser Bruder würde, auff daß nachmahl auß solchem Brüderlichen Recht, all sein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menschen gesündiget, so solte nach Göttlicher Gerechtigkeit Erforderung auch wiederumb ein Mensch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Mensch zu werden, sondern gar Knechtes Gestalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun solte vor unsere Sünde, sich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit gestrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter seinen Sohn darzu gesandt, daß Er das Gesetz erfüllete. Welches schon ein Stück der Knechts-Gestalt war, daß Er nemlich, da Er sonsten deß Gesetzes HERR an sich selbst war, und daran nicht verbunden gewesen wäre, sich demselben unterworffen. GOtt hat Ihn unter das Gesetz gethan. Galat. 4. und es alsdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den schuldigen Gehorsam nicht in eigener Person geleistet hatten, so muste unser Bürge denselben vor uns leisten. 4. Hat der Vatter Ihn auch gesendet zu seinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außstünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch solches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn so zu dem Leyden und Todt gesandt, daß auch Fünfftens Er Ihn gesendet, daß Er wiederumb durch sein Leyden in seine Herrlichkeit eingehen, und also die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben solte, welche solche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und also dem vollkommenen Werck der Erlösung, hat GOTT seinen Sohn gesandt. Und zwar mit gleichsam seiner gewissen Instruction und Befelch, das ist, es war von Ewigkeit beschlossen, was Christus thun und was Er leyden solte. Daher in der Schrifft deß vorbedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geschiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil desselben war bereits von den Propheten vorher gesagt worden, damit ja soviel kundtbahrer wäre; Christus thäte nichts als was der Willt seye, dessen der Ihn gesandt habe: Wie Er selbst sagt, Johan. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch also gesandt; wie ein grosser Herr, da Er einen gevollmächtigten Gesandten schicket, alles das jenige genahm hältet, was derselbe in seinem Namen thut, daß also auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen lassen, was Er in seinem, als seines himmelischen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat sein Opffer, das Er geleistet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn selbst darzu gesendet hatte, solches Opffer zu verrichten. Was Christus gelehret, das hat Er auß dem Schoß seines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles solches erkennt der Vatter vor sein Wort und Willen.

Daher weil uns Christus die Gnade seines himmlischen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugesagt hat, so ist es bey dem Vatter auch also sein Will: Und heisset also 2. Corinther 5. v. 18. 19. selbst von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm selbst versöhnet habe durch JEsum Christ, dann was Christus thut, daß Er uns versöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu gesandt hatte. Also müssen wir dieses senden ansehen.

Es hat aber der Vatter seinen Sohn zu uns gesandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, so muste GOttes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn gesendet nicht auff eine, sondern unterschiedliche Weise, dann 1. hat Er Ihn gesendet in seinem Ewigen Rathschluß. Dann weil von Ewigkeit her beschlossen gewesen, daß in der Fülle der Zeit Christus solte dem verlohrnen Menschlichen Geschlecht helffen, und es selig machen, so ist solcher Rathschluß bereits das erste Senden gewesen, da Er schon darinnen bestimmt worden, nicht zum Gericht, sondern zur Seligkeit der Menschen. Nachdem aber der Erste Mensch Adam würcklich gefallen war, so hat GOtt so bald seinen Sohn gesandt in dem Verspruch, weil Er gleich Gen. 3. versprach, es solle deß Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Diese Verheissung, und alle andere Verheissungen, darinnen GOTT in dem Alten Testament hat von dem HErrn Christo oder Messiä zugesaget, sind lauter Arten deß Sendens. Da ist Christus gleichsam schon außgegangen sein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geschlachtet worden sind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wusten, daß dieses Viehe so sie schlachteten, und dessen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen köndte, sondern, daß es die Krafft deß Bluts Christi thun müsse, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch diese Vorbilder dem Glauben vorgestellet ward: So offt wurde gleichsam Christus von seinem Vatter gesendet, und gab auß seinem künfftigen Opffer die Krafft voran solchen schlachtenden Opffern; Und kam also Christus so offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigener Person gekommen ist. Also heissets, Er seye das Lamm das erwürget ist von Anbeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn also der Vatter auf vielerley gedachte Weisen gesandt hatte hat Er endlich Vierdtens Ihn würcklich und persönlich gesandt, alles solches zu verrichten, was vorhin beschlossen, versprochen und vorgebildet worden.

Es ist aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der ersten Zukunfft Christi: Dann wie wir wissen, sind ohne die geistliche Zukunfft Christi, da derselbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HERRN, deren die Erste genennet wird die Zukunfft in das Fleisch, die Andere ist die Zukunfft am Jüngsten Tag zum Gericht. Hier ist klar auß schon besagtem, daß von der Ersten geredet werde.

Sonderlich wo wir sehen: 4. Wohin Er seinen Sohn gesandt? Da heisset es, in die Welt. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geschicket habe, darinnen sich zu offenbahren: Sondern, daß in die Welt heisset, daß Er auch selbst ein Theil der Welt würde, (das ist, daß Er ein Mensch würde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die Welt die ist die jenige, zu dero besten es angesehen war, daß der HERR kam. Also ist der HErr Christus nicht kommen, umb seines Lustes und Nutzens willen, sondern in die Welt umb dero bestens willen. Und zwar heisset hier die Welt, nicht so wol eigentlich dieses Gebau Himmels und der Erden, als die gesambte Menschen, die in der Welt sich befinden, und deßwegen, weil sie unter irrdischen Creaturen die vornehmsten sind, sonderbahr die Welt genennet werden. Dann es ist eine solche Welt, worinnen der Vatter seinen Sohn geschickt, die durch Ihn selig werden solte, welches keiner andern Creatur als den Menschen zukommt. Ist also so viel, ob sagte der HERR, GOTT habe seinen Sohn geschickt zu den Menschen, nehmlich zu ihrem besten, umb ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beschaffen ist: Ach! so hatte ja GOtt kein Ursach umb derselben willen seinen Sohn zu senden, dann die Welt ist nichts anders, als wie jener sagt, ein Stall voll böser Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, so gar, daß auch der Welt Freundschafft GOttes Feindschafft ist, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Christus das Menschliche Geschlecht mit diesem Namen Welt. Daß Er nicht sagt, GOtt hat seinen Sohn gesandt zu den Menschen und vor dieselbe, daß Er die Menschen, die gleichwol als Menschen GOttes Geschöpff seynd, selig machte; Sondern er hat Ihn gesandt, zu denen die aus Menschen und GOttes-Geschöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom. am 5. vers. 10.

In dem Stand waren sie anzusehen, als GOtt seinen Sohn vor sie gab: lauter Feinde GOttes, die darzu eine solche feindselige Natur hatten, daß sie auch nichts anders auß sich selbst konten, als ihren GOTT hassen. Eine solche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, also in diesen Worten auß Liebe ihr seinen Sohn gesandt. Eine Welt die in dem Argen ligt. 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finsternuß war, da Er als das rechte Liecht erst in die Finsternuß sie zu erleuchten kommen ist; Ja eine solche Welt, die darzu, als der HErr zu ihr gesandt wurde, Ihn nit auffnehmen wolte. Joh. 1. In solcher Boßheit mußte diese Welt angesehen werden.

Darnach als eine solche, daran GOtt nichts anders ansahe, als lauter Ursachen von Zorn, weil sie aus seinen Knechten und Geschöpffen seine Feinde worden waren, sie zeitlich und ewig zu straffen und zu verderben.

Das heist dann Liebe, daß GOtt eine solche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen liesse, sondern so ein theures Mittel derselben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich seinen Sohn vor sie zu senden.

Jedoch muß sie ferner angesehen werden, als eine solche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elende fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlassen

Digitized by Google

wurden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. Wo der Unterscheid und dessen Ursach allein Göttlicher Weißheit heimgestellet bleibet.

Es ist zu mercken, daß es eine Welt seye, die hier beschrieben wird, als eine solche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit selbst gehabt, sondern erst durch Christum hat erlangen müssen, dann es heist, daß eben umb sie selig zu machen, der HERR habe müssen gesandt werden: Bey ihr waren lauter Ursachen allein deß Gerichts gefunden worden. Ist der Erste Theil.

In dem Andern sehen wir jetzo: Worzu der HErr gekommen? Da heisset es: Nicht, daß Er die Welt richte, sondern, daß die Welt durch Ihn selig werde. Wir sehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte.

Hie möchte scheinen, wir könten dieses nicht wohl sagen, weil ja freylich CHristi Zukunfft vielen zum Gericht geschiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngsten Tag, so eigentlich zum Gericht angesehen ist; Sondern auch die erste Zukunfft, die Zukunfft ins Fleisch. Joh. 15, 22. Sagt Er selbst: Wann Ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde. Und deutlicher Joh. 9, 39. Ich bin zum Gericht auff diese Welt kommen. Welches das Ansehen haben möchte, daß solches gerad diesen Worten entgegen stünde.

Aber wo die Sache einfältig angesehen wird, so gibt sichs unschwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu CHristus gekommen, nach dem Willen seines himmlischen Vatters, was sein und seines himmlischen Vatters Rath dabey gewesen seye: hingegen ist es freylich geschehen, daß Christi Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß sie umb seiner Zukunfft willen so viel schwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außtrücklich deßwegen gekommen wäre, sondern zufälliger Weise aus ihrer Schuld. Weil sie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, so wird ihre Sünde dardurch schwerer und also ihr Verdamnuß vermehrt. Aber daran ist nicht Christus schuldig, sondern sie selbst. Gleich wie das Evangelium so an sich ein Geruch deß Lebens zum Leben ist, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Todt wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur schwerers Gericht auff sich ziehen von Christo, eben über anderes auch noch darinnen sündigen, daß sie deß HERRN heylsamen Rath gegen sich verkehren.

Es heist aber, daß Er nicht kommen seye, zu richten die Welt. Daß Er nicht kommen seye zu richten die Frommen, wo einige vor sich selbst fromm wären oder seyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier stehet, er seye kommen nicht, daß Er die Welt richte. Die Welt, das sündliche Menschliche Geschlecht, an dem an sich selbst nichts anders ist, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur schon wegen der sündlichen Verderbnuß das Gericht liget, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heissets die Welt, das ist, wiederumb alle Menschen ins gesambt, wie böse sie auch seyen. Da ist kein Mensch in der Welt, wie gottloß er ist, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Christus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen bringen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, sondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Selbsten Judas, deme doch Christi Zukunfft jetzt nichts nutzet, sondern er nur umb derselben willen so viel schwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Christus ihn zu richten nur gekommen seye, sondern Er ist auch ihn selig zu machen gekommen, aber er selbst hat das Gericht auff sich gezogen.

Das Wort Richten, heist mehrmal in der Schrifft so viel als in dem Gericht verdammen, und so wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht ausgeschlossen werde.

Ist also dieses die Meynung deß HErrn, GOtt hat seinen Sohn nicht darzu in die Welt geschickt, daß derselbe der Menschen gantzes Leben examiniren und erforschen, sodann nachdem ers finden würde, jedem nach seinem Verdienst geben, auch also die jenige die Böses gethan verurtheilen und würcklich endlich verdammen solle: Sondern das ist des Gesetzes und Mosis Ampt. Aber Christus ist darzu kommen, daß Er ohn eracht, deß Menschen Leben seye vorher gewesen wie es wolle, es seyen Sünden vorhanden so groß sie seyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben sich bekehret) wegen seiner auch greulichsten Sünden solle verdammt werden. Also ist der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, sondern sie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß sie ihrer Sünden wegen nicht sollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heisset es in folgenden Worten: Wer an ihn glaubet werde nicht gerichtet, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, sondern seye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.

Ja auch mögen wir sagen, der HERR seye auch also kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht so bald auff die Menschen kommen solte, daß der Mensch, der Sünder nicht gleich in seiner Sünde auff frischer That alsobalden mit dem Gericht überfallen würde, sondern, daß sie noch Zeit erlangten sich zu bekehren, und also durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

Lehr-Puncten.

Wir sehen jetzo zur Haupt-Lehre: Daß Christi Ampt nicht seye zu richten, sondern selig zu machen: Solches müssen wir aber recht verstehen.

1. Wird nicht gesagt, daß CHristus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja selbst in unserm Apostolischen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie seine erste Zukunfft in das Fleisch gewesen ist eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche sich nicht bekehret und seine Gnade angenommen haben, seyn eine Gerichtliche und Zorns Zukunfft. Darvon heisset es Joh. 5, 27. Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menschen Sohn ist. So wird Matth. 25. v. 31. seq. solche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und sonst hin und wieder in der Schrifft beschrieben. 2. Wird auch nicht gesagt, daß Er nicht richte; in dem Verstand, daß nicht das Gericht deß Gesetzes Mosis sein Gericht seye. Dann Er ist der einige Gesetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und also ist Er der, welcher selbst Mosi das Gesetz gegeben. Ist demnach Mosis Gesetz eben auch Christi Gesetz, und also wo Moses und sein Gesetz den Menschen richtet, so richtet CHristus den Menschen durch Mosen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Christus in seinem Ampt das Gesetz gar nie gelehret habe, als der freylich solches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in seinen Predigten sehen, sonderlich Matthei 5. Wo er deutlich saget, daß Er nicht gekommen seye das Gesetz auffzuheben, sondern zu erfüllen. Daher wo es heisset: CHristus seye nicht gekommen die Welt zu richten, sollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müste deßwegen in der Christlichen Kirche das Gesetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, sondern allein das Evangelium, als die Lehre Christi vorgetragen werden. Dann Gesetz muß allemahl neben dem Evangelio stehen, und diesen den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, sondern noch selbst bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen sündlichen Fleisches. Sondern dieses ist die Meynung, wo wir sagen, daß Christus nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Gesetze gegeben in seinem Mittler-Ampt. 2. Solch sein Mittler-Ampt bestehe nicht darinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers vor sich würdig ist. Damit widerspricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Christus darzu gekommen seye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Gesetz gegeben, darauß die Leute besser und gewisser selig werden möchten, wo sie dasselbige hielten; als durch Mosis Gesetz. Wie nicht allein solches den Türcken und Mahomets vorgeben ist, der da gelehret, daß unser JEsus ein grosser Prophet gewesen, der einen vollkommern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moses. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch bessern und leichtern Weg gewiesen. Sondern selbst in der Christlichen Kirchen, findet sich bey den Papisten, Arminianern, Socinianern dieser Irrthum, daß dieses zu Christi Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Mosis noch neue Gesetz gethan habe. Dann damit würde CHristus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Gesetze gibt, derselbe muß auch nach solchen Gesetzen urtheilen und richten, die jenige zu absolviren die nach solchem Gesetz thun, die jenige zu verdammen, welche sie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in seinem Mittler-Ampt kommen ist, so kan Er auch in demselben keine neue Gesetz gegeben haben. Muß deßwegen das Gesetz der Liebe, so Er seinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein solch neu Gesetz gewesen seyn, welches Er damahl zu aller erst gegeben, sondern es war eben selbst das alte Mosaische Gesetz, so Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und sie dessen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Christi also ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und bestehe seine Gnade nicht so wol darinnen, daß in unserer Rechtfertigung nicht auff die Wercke gesehen werde (welches die Gnade deß Evangelij ist) als darinnen, daß der HErr Christus uns die Gnade und Geist gegeben habe, das Gesetz zu halten, so wir sonst nicht hätten.

Digitized by Google

halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher auß haltung deſſelben ſelig werden müſten. Welches aber wiederumb hieſſe, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittler-Ampts Chriſti, daß Er kommen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Warheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konten, daſſelbe vor uns zu halten, und uns ſolchen ſeinen Gehorſam zu ſchencken, daß er vor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Perſon geleiſtet: Und alsdann in ſolchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Anſehung einiges Wercks, zu geben, ja uns auß ſolchem Glauben allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehre herrlich in den Schrifften Pauli außgeführet iſt, ſonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, ꝛc. das iſt ein ſolch ſeligmachen, das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet man an, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethan und verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittler-Ampt uns ſelig machet, ſolle gar darauff nicht geſehen werden, was wir gethan und verdienet haben, und ob ſolches im Glauben unſer werde. Das heiſt, Er ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige ſo ſie zu dem Glauben bekehret worden ſelig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil aber, da der Menſch glaubig worden, derſelbe Glaube nicht müſſig ſeyn ſoll noch kan, ſondern ſich in allerhand guten Wercken hervor thun muß: So iſt abermahl in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß Er ſolche Wercke nach der Schärpffe deß Geſetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allen Wercken noch groſſen Mangel würde finden, und ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er alle Mängel an denſelben mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, und läſſt Ihm dieſelbige umb ſein ſelbſt und umb deß Glaubens willen wolgefallen, nimbt ſie als gut an, ſihet in Gnaden das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran iſt, und hingegen träget Er mit Gedult die daran klebende Gebrechen. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye in ſeinem Mittler-Ampt, ſondern, daß dieſes darinnen beſtehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiner uns geſchenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere unvollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richter ſeye.

Aber hie laſſet uns, meine Geliebte, wol vorſehen, daß wir uns derſelben nicht mißbrauchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig machet ohne Abſicht auff unſere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glauben annehmen wil, ſo möchten wir nach unſerm wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zu frieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und deſſen Trohungen ſchweigen gegen uns; Dann was bedarff es derſelben, da Chriſtus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heyland Chriſtus ſeye nicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten erfordere, wie die Prediger ſagten: Dieſe müſten das Evangelium und ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, oder ſonſt Luſt haben die Leuthe forchtſam zu machen. Auch bey vielen die ſich eben mit Worten deſſen nicht verlauten laſſen, zeigt das gantze Leben, daß ſie in dem Verſtand Chriſtum vor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade an ihrem Heyl ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſagen, ſie glauben an Chriſtum, und können ihnen darüber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt aber ſolches ein grauſamer Betrug deß leidigen Teuffels, der auß der ſchönſten und lieblichſten Blum des Mittler-Ampts Chriſti als eine gifftige Spinne das ärgſte Gifft machet.

Es iſt freylich wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt kein Richter-Ampt ſeye, und daß allen denen jenigen jre Sünde, wie viel und ſchwer ſie ſeyen, nicht mögen ſchaden oder gerichtet werden, die an ſolch ein Mittler-Ampt ſich halten, und deſſen genieſſen. Es iſt aber auch wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt ſo fern allgemein ſeye, daß Er begehre alle ſelig zu machen; Was auch die Erwerbung der Gnaden und Heyls-Güter anlangt, hat Er ſie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlangt, ſo geſchiehet auß der Menſchen eygener Schuld, daß nicht alle an ſolchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt Chriſti als welche in Chriſto JEſu ſind, in denſelben allein iſt keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittler-Ampts Chriſti iſt. Welche aber auſſer Chriſto ſind, dieſelbe ſind die Güter deß Mittler-Ampts Chriſti unfähig, und denen bleibet der Mittler Chriſtus ein Richter.

Wer iſt aber in Chriſto JEſu? Antwort, allein der der den wahren Glauben hat. Ich ſage, den wahren Glauben, nicht nur die wahre Bekandtnuß der Religion, die Evangeliſche Religion, ſondern deroſelben Krafft, den Glauben ſelbſt, und zwar der ihn hat, nicht nur der ſich deſſelben rühmet, oder der ihn zwar gehabt aber verlohren hat. Wer alſo den wahren Glauben nicht hat, der iſt auſſer Chriſto.

Weil aber jederman meynt er habe den wahren Glauben, ſonderlich unter uns Lutheriſchen, welcher Glaube ja der rechte iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wollen wir nicht betrogen werden, was der wahre Glaube ſeye.

Vor zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. v. 16.) haben wir durch GOttes Gnade von ſolcher Materi außführlicher gehandelt: Jetzo läſſt es ſich in dieſer Kürtze nicht widerholen. Wir wollen allein dieſe 2. Stück zur Prüffung deß Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menſchen, als er vorhin geweſen. Wer alſo nicht ein anderer Menſch iſt, als wir Menſchen von Natur ſind, ſondern ſein Leben alſo führet, daß Er in allen Dingen ſeinen Nutzen, Ehr, Gemächlichkeit ſuchet, und dieſelbe ſeines GOttes Willen vorzeucht, deren wir die meiſte ſehen, der hat den Glauben nicht: Er ſtehet nicht in der Wiedergeburt.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar ſeines Kennzeichen, wer in Chriſto JEſu ſeye, und alſo den wahren Glauben habe, und deßwegen in wem keine Verdamnuß ſeye, nehmlich die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondern nach dem Geiſt. Er ſagt zwar nicht, die nicht das Fleiſch an ſich haben, und bey denen es nicht noch einige Früchten ſtätig ſuchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleiſch wandelen, welche die Lüſte ihres Fleiſches, das jenige worzu ſie die Welt, der Teuffel und ihr eygen Fleiſch anreiget, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihnen nachhängen, ſondern entweder alſo balden ihnen ſtarck gnug widerſtehen, oder, wo ſie je einmahl damit übereylet worden, dieſelbe ins Werck zu ſetzen, daß ſie ſo bald ſich wieder auffraffen, Buſſe thun, und mit ſoviel mehrerm Ernſt ſich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelen nicht nach dem Fleiſch, und die ſind es allein, welche deß Mittler-Ampts Chriſti genieſſen. Da ſie hingegen nach dem Geiſt wandelen, in dem ſie nicht nur das Böſe unterlaſſen, ſondern auch in dem Guten ſich üben, und demſelben nachſtreben, was der H. Geiſt, der ſie treibet, in ihnen wil. Das ſind nach Pauli Außſpruch allein diejenige, die in Chriſto JEſu ſind, und ſich deſſen zu getröſten haben, daß ihnen Chriſtus kein Richter ſeye, dann ſie genieſſen würcklich ſeines Mittler-Ampts.

Hier prüffe ſich alſo jeglicher wie er ſtehet, ſo wird er bald finden, ob er in dem Glauben ſtehe oder nicht: Er prüffe ſich aber redlich und ernſtlich, ſonſt, betreugt er ſich, ſo iſt der Schade ſein. Welche aber finden, daß ſie noch biß daher nicht haben begehrt nach dem Geiſt zu wandlen, und die noch nicht begehren den Wandel nach dem Fleiſch abzulegen, daß ich es deutlicher ſage, die noch nicht ernſtlich ihnen vorgenommen, nun und nimmermehr muthwilliglich ihren GOTT zu erzornen, und ein gantz ander Leben zu führen, als ins gemein in der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, ſage ich, haben den Glauben nicht, ob ſie ihnen ſchon ſolches einbilden, dann der Mangel der Frucht weiſet es, deßwegen ſo gedencken ſie nicht, daß das Mittler-Ampt Chriſti, biß ſie den Glauben in wahrer Buß erſt empfangen, ſie angehe zu würcklichem Genüß. Sondern ob ſchon Chriſtus kommen iſt, nicht, daß Er die Welt richte, und alſo auch, daß Er ſie nicht richte, ſo wird Er ſie gleichwol richten, dann ſie ſind wegen deß Unglaubens auſſer Ihm, und auſſer der Gnaden, daher ſind ſie wiederumb unter der Strenge deß Geſetzes. Alſo, wo ſie vor Chriſti Gericht werden kommen, ſo wird ihnen Chriſtus ein Richter ſeyn, denn als einen Mittler haben ſie Ihn von ſich geſtoſſen, und wird ſie nicht anders ſelig ſprechen als nach dem Geſetz, wo ſie das gantze Geſetz gehalten haben: Das iſt ihnen nun bloß unmüglich; Alſo ſind ſie, ohne in der Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Ferners, weil ſie auſſer Chriſto ſind, ſo iſt alles was ſie thun ſündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol ſchwach hergehet, und noch viel Gebrechen daran iſt, GOTT deßwegen gefället, weil Chriſtus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Geſetzes urtheilet, ſondern es umb ſeiner eygenen Gerechtigkeit willen vor gültig annimmt: So genieſſen die andern ſolcher Wolthat nicht, ſondern, wo das geringſte manglet an dem das ſie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel mangten muß,) ſo ſihet es GOtt als Sünde an, und verdammt deßwegen auch ihre vermeynte gute

Digitized by Google

Wercke, weil sie nicht nach dem Gesetz vollkommen sind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Gesetz worden ist, da sie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in seine Ordnung sich schicken wolten.

Sind also solche Leuth freylich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderst als GOtt mißfallen; Soviel seligen der jenigen Stand ist, welche in dem Glauben an Christum dem Gericht entzogen sind, darinnen eben unser grössester Trost ist. Dann da stehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überschreitet, der ist ewig verflucht und verdammt: Das sagt das Gesetz, dem wir nicht widersprechen dörffen. Hierauff subsumiret unser Gewissen. Nur habe ich nicht nur ein einiger, sondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Darauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Gesetz erledigt werden, so lang können wir diesem Schluß nicht entgehen.

Daher so ist dieses die grösseste Wohlthat Christi, daß er uns von dem Gericht erlediget, Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die GOttes Loß, 1. Pet. 3. v. 5. κλῆρος sind, so allen wahren Christen zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Gesetzes unser Urtheil anzuhören haben, sondern vor Christi Mittler-Thron. Da heist der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird selig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft seye, habe ich andere äusserliche Zeugnuß; daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß deß H. Geist, und dann das äusserliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich selig.

Also appelliren wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Gesetz auff das Evangelium: Von Christo der zwar das Gesetz durch Mosen gegeben / auch die Ungläubige an jenem Tag richten wird, auff Christum dem Mittler der nicht zu richten gekommen ist. Da wird das Gewissen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Gesetz gegeben hat, Wille seye, daß Er deßwegen seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit sie nicht müste nach dem Gesetz geurtheilet werden.

Damit ist der Mensch seiner Gerechtigkeit vor GOtt versichert, er ist auch versichert, daß GOTT seinen kindlichen Gehorsam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leistet, Ihm gefällig seyn lasse, und auch seine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er ist dessen gewiß, gleich wie hier in der Welt Christus nicht mehr Ihn richten wil, wo er in dem Glauben stehet, also, da er dardurch dem Fluch und der Gewalt deß Gesetzes einmahl entrissen ist, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abscheidet, so werde er an Christo auch, wann Er an dem Jüngsten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, sondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag seine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geschencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er solle auch da nicht gerichtet werden, ob er schon vor dem Richter-Stuhl stehet, aber das Urtheil über ihn nicht auß dem Gesetz, sondern Christi Gnaden- und Mittler-Ampt geschöpffet muß werden.

Ach HErr JESU! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter seyest allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wir damit alle Sicherheit deß Fleisches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muhtwilligen Sünden den Glauben wegstossen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du deinen Glaubigen kein Richter seyest, damit wir uns deines Verdienstes auß Würckung deß heil. Geistes freudig getrösten, darauß alle unsere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Todt einig uns darauff verlassen, auch vor deinem Richterstuhl getrost darauff beruffen, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit geniessen, die du uns verdienet hast. AMEN.

Lazarus Spengler

ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, und machte sich als vorderster Rathschreiber daselbst um die Reformation sehr verdient. Er starb am 7. September 1534.

Von ihm erschien:

Christliche Lieder, z. B. durch Adams Fall u. a.

Sein Glaubensbekenntniß, in Luthers Werken. Jen. Ausg. 6, p. 326.

Sein Leben von U. G. Haußdorf. Nürnberg, 1741.

Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel. 1520 (Nürnberg, 1830).

Spengleriana, von M. Max Meyer. Nürnberg, 1830.

S. suchte in seinen geistlichen Liedern vorzüglich Luther, sein Vorbild, zu erreichen, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang, und erwarb sich daher zu jener Zeit, wie um die Reformation im Allgemeinen, so um die Förderung des besseren Kirchengesanges im Besonderen große Verdienste.

Sperrvogel, s. Minnesinger.

E. Spiegel, s. Meistersänger.

Christian Wilhelm Spieker

wurde am 7. April 1780 zu Brandenburg geboren, studirte zu Halle und lehrte eine Zeit lang daselbst am Gymnasium und Pädagogium. 1806 machte er als Feldprediger den Kriegszug mit, begab sich 1807 als Lehrer nach Dessau, 1809 als außerordentlicher Professor der Theologie und Prediger nach Frankfurt. 1812 wurde er daselbst Archidiaconus und 1818 zum Superintendenten und Oberpfarrer an der Hauptkirche erwählt. Er war schon früher mit dem philosophischen und theologischen Doctortitel belehnt; auch zum Ritter des eisernen Kreuzes erhoben.

Er gab heraus:

Meine Reise von Halle nach dem Brocken. Halle, 1803.

Luise Thalheim. Leipzig, 1808. 2 Thle.

Die glücklichen Kinder. Leipzig, 1808. 4 Thle.

Emiliens Stunden der Andacht. Halle, 1808; 5. Ausg. 1837.

Vater Hellwig unter seinen Kindern. Nürnberg. 1809—10. 2 Thle.

Christliche Religionsvorträge. Züllichau, 1812.

Gebete, Predigten und Reden zur Zeit der Erhebung. Berlin, 1816.

Digitized by Google

Andachtsbuch. Berlin, 1816. 2 Thle.
Geschichte Martin Luthers. Berlin, 1818.
Des Herrn Abendmahl. Berl., 1819; 5. Ausg. 1839.
Erzählungen für die Jugend. Leipzig, 1819.
Gelegenheitsreden. Frankfurt, 1820.
Sammlungen geistlicher Lieder. Berlin, 1823.
Geschichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Berlin, 1839.
Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg. Berlin, 1839. 1. Bd.
Leben des Herzogs Leopold von Braunschweig. Berlin, 1839. 2. Ausg.
Christliche Morgenandachten. Berlin, 1835. 2. Ausg.
Christliche Abendandachten. Berlin, 1840. 2. Ausg.
Christliches Trostbuch für Leidende. Berlin, 1838.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w.

Als trefflicher Kirchenhistoriker, mehr aber noch als ausgezeichneter Kanzelredner und ascetischer und Jugendschriftsteller, hat sich S. durch sein unablässiges humanes und echt patriotisches Wirken einen gefeierten Namen erworben und mit Recht die lebhafteste Anerkennung gefunden.

Christian Heinrich Spieß,

1735 zu Freiberg geboren, lebte lange Zeit als Schauspieler und dramatischer Dichter, verschiedenen Bühnen angehörend, und wurde endlich 1788 gräfl. königlich-sächsischer Wirthschaftsbeamter zu Leydieckau in Böhmen, in welcher Stellung er am 17. August 1799 starb.

Er gab heraus:

Schauspiele:
Die drei Töchter. 1782.
Maria Stuart. 1784.
General Schlengheim. 1785.
Das Ehrenwort. 1790.
Clara von Hoheneichen. 1790.
Stadt und Land. 1791.
Die Folgen einer Lüge. 1792.
Liebe und Muth macht Alles gut. 1793.
Oswald und Mathilde. 1793.
Friedrich Graf von Toggenburg. 1794.

Romane:
Biographien der Selbstmörder. 1785. 4 Thle.
Das Petermännchen. 1791. 2 Thle.
Der alte Ueberall und Nirgends. 1792.
Die Löwenritter. 1794. 4 Thle.
Biographien der Wahnsinnigen. 1795. 4 Thle.
Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 1796. 3 Thle.
Die Geheimnisse der alten Aegyptier. 1797. 3 Thle.
Hans Heiling. 1798. 4 Thle.
Maria Clement. 1800.

Lebhafte Phantasie und rasche Darstellung sind ihm nicht abzusprechen, aber sein Geschmack war ungebildet und das Wohlgefallen, das er am Grauenhaften und Uebernatürlichen fand, so wie seine Vielschreiberei verleiteten ihn, auf den Effect allein hinzuarbeiten, ohne nach Höherem zu streben. Seine Schriften wurden daher eben sobald wieder vergessen, als sie in der Mode waren. Am Gelungensten erscheint sein Drama: Clara von Hoheneichen, das sich demgemäß auch am Längsten im Andenken bei der Menge erhielt.

A. R. Karl Spindler,

um 1795 zu Breslau geboren, erhielt seine Erziehung in Straßburg, wo er studirte, war eine Zeit lang Schauspieler und lebte dann als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Stuttgart, wo er seit 1829 die Damenzeitung redigirte. Im folgenden Jahre zog er nach München und begann zu gleicher Zeit die Herausgabe des Taschenbuchs: Vergißmeinnicht. Später ließ er sich in Baden-Baden nieder, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Er gab heraus:
Sämmtliche Werke. 50 Bände. Stuttgart, 1831 und folgende Jahre.

Daraus mögen hervorgehoben werden:
Eugen von Kronstein. 1824.
Der Invalide. 1831.
Der Schwärmer. 1831.
Blümlein Wunderhold. 1831.
Der Jesuit. 1829—32.
Kettenglieder. 1829—32.
Sommermalven. 1833.
Winterspenden. 1833.
Die Nonne von Gnadenzell. 1833.
Lenzblüthen. 1834.
Freund Pilgram. 1825 und 34.
Der Jude. 1827 und 34.
Herbstviolen. 1834.
Moosrosen. 1830—35.
Je länger, je lieber. 1835.
Der Bastard. 1826 und 35.
Boa Constrictor. 1836.
Tag und Nacht. 1836.
Regenbogenstrahlen. 1836.
Außerdem einzelne Erzählungen und Aufsätze in Zeitschriften, besonders in der von ihm redigirten: „Damenzeitung" und „Zeitspiegel," in Almanachen u. s. w.

Es sei mir gestattet hier das Urtheil anzuführen, das ich in meiner Allgemeinen Geschichte des Romans (Jena, 1841, S. 479 ff.) über S. aussprach, und als das Resultat langer und unpartheiischer Betrachtung der Werke dieses ausgezeichneten Mannes betrachten darf: Eine reiche, oft übermüthige Phantasie, eine vortreffliche objective Darstellung und eine genaue Auffassung der Zeit, welche er schildert, treten ihm in allen seinen Leistungen an die Seite. In seinen Characteren weiß er, besonders durch glückliche Intuition, die nationale Eigenthümlichkeiten eben so trefflich wieder zu geben, als das Besondere des Individuums zu zeichnen; nicht ganz so glücklich ist er aber in consequenter psychologischer Entwickelung derselben. Hier verfährt er oft zu gewaltsam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, sondern Alles, wie hervorgesprungen, gleich so entstehen läßt, wie er es braucht und haben will. Dies zeigt sich besonders in seiner Darstellung des Lasters; er handelt gleichsam mit den Ver-

Digitized by Google

brechen en gros, und seine Sünder sind so verworfen, wie nur irgend möglich; dadurch raubt er ihnen aber das Interesse des Mitleids, und schadet der Wahrheit wie der Wahrscheinlichkeit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeschwört. Seine Phantasie scheint ihn hierzu gewaltsam fortzureißen, und die künstlerische Ruhe, die über Allem schweben muß, zu zerstören. So lange man seine Werke liest, folgt man ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn er weiß denn Leser fortwährend zu fesseln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum seiner Darstellungen; hat man aber geendigt, so wird man sich nie befriedigt fühlen. Daß er, bei seiner Genialität, die Mittel besitze, Alles das, was man an ihm vermißt, zu leisten, unterliegt keinem Zweifel; auch beweisen einzelne, oft geringe Umstände, Momente und Motive, die Tiefe seiner Gefühle, die Leichtigkeit seines Blicks und das wahrhaft poetische Element, aus welchem sich Alles bei ihm entwickelt, hinlänglich. Seine kräftige Natur gefällt sich zu sehr in Contrasten, und drastische Wirkungen sind ihm die liebsten. — S. hat, seit jene Zeilen niedergeschrieben wurden, außer dem Könige von Zion, nur noch einen größern Roman verfaßt, die Nonne von Gnadenzell, und sich später fast allein mit kleinen Erzählungen beschäftigt, die seinem Wesen eigentlich nicht zusagen, da er, seinen Anlagen nach, durchaus die Einbogen frei haben muß, um erfolgreich zu sein, in der Enge eines kleinen Raums sich aber nicht zusammenzudrängen versteht. Jener Roman leidet an denselben Fehlern, und erfreut sich derselben Schönheiten, wie die übrigen; eins hat er vielleicht vor ihnen voraus, das ihn uns noch angenehmer macht, es ist mehr deutsches Naturleben darin, auf dessen Schilderung sich S. meisterhaft versteht, weil er es mit der ganzen Wahrheit eigener Anschauung wiedergibt. Er ist überhaupt durch und durch deutsch, und zwar süddeutsch, und so hat er auch den historischen Roman aufgenommen und behandelt, und ihn uns vor allen Anderen, die sich hier versuchten, am Nationalsten angeeignet.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth. *)

Süd-Frankreichs goldener Himmel und blaues Meer bezaubern das Auge des Reisenden, und wiegen seine Phantasie in morgenländische Träume; die nördlichen Küsten des Königreichs bieten ernstere Reize dar. Am mittelländischen Meere die Gärten der Armida, an der Manche ossianische Scenerieen; die Provence hat das Paradies von Hyères, die Normandie den Berg des heiligen Michal.

Sankt Michaels-Berg „in den Gefahren des Meeres" hat seines Gleichen nicht. Abgerissen von dem festen Gestade, eine Vorwacht des Landes in öder Sandfläche, die zweimal im Tage von den Meereswellen erobert und verlassen wird, streckt sich die riesenhafte Felsenpyramide stolz in die Luft, und trägt auf ihren dürren grauen Schultern eine Stadt, ein Schloß, eine Abtei. Das Kloster faßte einst, Mönche und Diener zusammengerechnet, über hundert Menschen; dreihundert Krieger lagen in der Veste; heute noch zählt das Städtchen zu den Füßen des Monasteriums vierhundert Einwohner.

Es geht die Sage, daß einst ein dichter Wald gewesen, wo sich jetzo die gefährlichen Greven oder Triebsandfelder bis zum Meere dehnen, und daß nur nach und nach die gewaltige Fluth des Oceans das Erdreich sammt dem Haine hinweggeschwemmt habe; daß der Felsen rund um von grünen Bäumen bekränzt gewesen, wie noch heute seine den Nordwinden ausgesetzte Seite, während gegen Westen der geborstene und vom Sturm gepeitschte Berg nur hie und da einen kümmerlichen wilden Feigenbaum von seiner Fruchtbarkeit zeugen läßt. Fenchelstauden und Schierlingskraut wuchern indessen allenthalben, vergilbte Moose hängen um die Scheitel der Granitblöcke, und wenn die Frühlingssonne des greisen Titanen Eitelkeit weckt, schmückt er sich mit einem üppigen Gürtel von blutrothen Steinnelken.

Es geht die Sage, daß einst in dem mächtigen Eichenhaine Druiden gehaust, und wilde Wahrsagerinnen ihre Sprüche gesungen; daß auf dem Gipfel der Felsen gräuliche Menschenopfer geschlachtet worden; daß endlich der Erzengel Michael selbst dem Heidenthume ein Ziel gesetzt, und einem gottesfürchtigen Bischof befohlen, Kirche und Kloster an den sündigen Ort zu bauen, und Jünger des heiligen Benedikt hinein zu thun, damit wieder Segen komme über das Land. — Heute sind aber die Hymnen der Priester verstummt, leer die Zellen des hochgethürmten Stifts, verödet die Kreuzgänge, dreihundert Fuß über Stadt, Grève und Meer.

Es geht die Sage, daß schon von den ältesten Grafen der Normandie die Aebte des Stifts die Gewalt des Schwertes erhalten haben, zugleich mit dem sanfteren Zwang des Hirtenstabes: so daß sie in der Feste gewappnete Schaaren hielten, und selbst die Waffen zur Hand nahmen, wenn es galt, das Heiligthum des Erzengels zu beschirmen gegen die rohe Wuth der Bretagner und Engelländer. Dem Herkommen gehorsam, bestätigten Frankreichs Könige durch mehrere Jahrhunderte das Recht der Aebte, und thaten öfters Wallfahrten nach dem Ort der Gnaden. — Heute ist es anders; aus dem Stifte ist ein Gefängniß geworden, die herrliche Kirche ist in eine Weberwerkstätte verwandelt, die Burg bewacht von Soldaten, die sehnsuchtsvoll nach dem Festlande starren, und den unseligen Kerkerdienst verwünschen.

Aber das Volk im Städtchen ist immer noch dasselbe, wie vor Zeiten; ein listig, rührig Fischervolk, wenige Bedürfnisse kennend, vertraut mit den Gefahren der Grève und der Tücke des Meeres, das in der hohen Fluth unerbittlich alles zerstört, was die Menschen auf dem feuchten, lockern Lande bauten, und bei seinem Rückzuge als ein Erbe die wohlschmeckenden Muscheln hinterläßt, womit sich die Bewohner des Berges zum großen Theile nähren. Weil die stets von neuem anschwellenden Wogen der See den Fischern nur in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen gestatten, aus dem Thore der Stadt zu gehen, und ihrem Gewerbe obzuliegen, so bedürfen die guten Leute eines Mittels, die langen Stunden der Muße auf eine wohlfeile Art auszufüllen, und wie alle Küstenbewohner finden sie dieses Mittel in den Mährchen, die einstens ihrer Großväter Einbildungskraft erdacht, und in den wunderlichen Geschichten, die, auf einem festern Grunde beruhend, von Mund zu Mund, aufgeputzt mit seltsamen Nebendingen und eigenthümlicher Redeweise, bis auf unsere Tage gekommen sind. Was diesem vom Festlande getrennten Geschlechte an Aber- und Wunderglauben abgehen möchte, haben die zahlreichen Wallfahrer hinzugetragen, die seit so vielen Jahren, — früherhin beinahe ohne Unterlaß und in hellen Haufen — aus allen Ländern Europa's zuströmten, den heiligen Michael in seinem Münster in periculo maris zu verehren. Die Fischer des Berges lernten von den Pilgern Abentheuer aus der Fremde, von den Priestern Legenden, Zeichen und Wunder, von dem Kriegsvolke Schlachten und Heerzüge, von den Gefangenen des Schlosses Gaunergeschichten, von den Schleichhändlern Wagstücke zu Wasser und zu Lande; und von den Seeleuten endlich die Kunst, alte Historien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt. So entstand nach und nach eine sehr merkwürdige Sammlung von Volkssagen auf dem Berge, die stets mit neuem Vergnügen von den Alten erzählt und von den Jungen gehört werden, wenn die Flamme im Kamine flackert, die Muscheln in der fetten Butter von Avranches geröstet werden, die Hammelrippen auf den Kohlen schmoren, und Aller Augen der guten Mahlzeit entgegenharren. Draußen, vor der klappernden Thüre, geht aber der Septembersturm, und die hohe Springfluth rollt heran, wie auf unzähligen, blitzschnelldrehenden Rädern aus dem Grunde des Meeres, und rings um Stadt und Berg brandet die tobende See. Oder sie rauscht ab in dunkeln Schatten, immer leiser schlagend den nassen, aufgewühlten Sand, und der Nebel zieht auf, daß der Fischer sich nicht hinaus wagt, und, Netz und Hacken bereitend, gierig horcht, wenn Geschichten erzählt werden, wie sie hier folgen.

1.

Die Träume des Mönchs Aubert vom Berge des heiligen Michael.

„Macht das Kreuz, Kinder, und betet ein Paternoster, junge Gesellen, daß der Versucher fern von euch bleibe."

In einer rauhen Herbstnacht verschlief ein armer Mönch aus dem Kloster die Frühmette, und der Mönch hieß Aubert, und es ist schon lange, lange her.

Und da ihn der ehrwürdige Abt zur Strafe ziehen wollte,

*) Aus Spindler's Taschenbuch 1835.

Digitized by Google

sagte er reuig: „Ich habe viel mehr gesündigt, mein Vater, was ich Euch in der Beichte bekennen will.“

Darum setzte sich der Herr in den verschwiegenen Beichtstuhl, und der Mönch sprach: „Da ich die Frühmette verschlief . . . just habe ich geträumt, daß es mir in der Clausur nicht mehr gefiele; weßhalb ich um Strafe und Ablaß bitte.“

Der Abt versetzte: „Entschlage Dich der sündigen Gedanken und bete die kommende Nacht hindurch auf Deinen Knieen im einsamen Chore.“

Der Mönch Aubert that, wie ihm geheißen. Aber am nächsten Morgen kam er wieder zu dem Herrn in den Beichtstuhl, und sprach: „Ich habe wieder und schwerer gefehlt. Der Schlaf hat mich vor dem Altare übermannt, und mir däuchte, als sey ich dem Kloster entsprungen, als liebte ich ein Weib, als wiegte ich Kinder, und begehrte ich nimmer in's Heiligthum zurückzukehren.“

Der Abt schüttelte nun bedenklich den weißen Kopf, und versetzte: „Deine Träume werden immer gefährlicher, armer Mönch. Büße dafür in der unterirdischen Kapelle, wo zwischen ungeheuern Strebesäulen, im Grunde des Münsterbaues, der Altar der heiligen Mutter steht. Ihre Milde reinige Deine von strafbaren Begierden befleckte Seele. Nach dreien Tagen kehre zurück vor diesen Richterstuhl der Gnade.“

Der Mönch ging gehorsam, wohin ihm befohlen. Da er jedoch in der Kapelle stand, wo im engen Kreise der fünf Schuhe dicken Pfeiler die Lampe vor dem Bilde der gesegneten Mutter brannte, und die Thüre, wodurch man in die Kirche stieg, schwer hinter ihm zufiel, — da seufzte er, und meinte ganz stille, es wäre doch wohl besser, wenn er daheim bei den Eltern geblieben wäre. Nicht ein Jeder ist zum Heiligen gemacht, und das erfuhr der Mönch gar bald, weil die Versuchung nicht von ihm abließ.

Am vierten Tage . . . nicht früher und nicht später . . . ließ der Herr das Gewölbe öffnen, und der Mönch wurde halb ohnmächtig gefunden. Er war am Boden ausgestreckt, und erschöpft von dem Fasten und Gebet. Aber nicht so bald hatte er sich wieder erholt, als er vor den Abt trat, und zu ihm als ein weinender Beichtsohn redete: „Ich bin Euer unwürdigster Bruder. Da ich eingeschlummert gewesen am dritten Pfeiler des Gewölbes, hatte ich wiederum einen Traum. Gott und der heilige Erzengel erbarmen sich meiner! Mir träumte, es sey eine blaue Nacht, und ich führe zu Schiffe mit vielen wunderlich gekleideten und bewaffneten Leuten, als ihr Wegweiser zum Berge. So überfielen wir dieses theure Kloster und warfen Feuer hinein, daß es lichterloh brannte, und das Bild des Erzengels vom Thurme schmolz. Ich aber hatte ein Schwert, das ich wetzte, und rief überlaut, daß ich vor mir selbst erschrak: Die Mönche alle müssen sterben, und den Abt morde ich mit eigener Hand! — So erwachte ich, und stelle Euch mein Leid anheim, ehrwürdiger Herr und Meister.“

Der Abt bekümmerte sich tief ob der bösen Träume seines Klostersohns, und er sagte: „Bei dem Schilde des heiligen Michael! So ist es noch keinem Schläfer in diesem frommen Felsenhause ergangen. Was gottesfürchtige Leute im Schlummer sehen, ist unschuldig Blendwerk der müden Sinne. Deine Gesichte sind jedoch von übler Vorbedeutung. O gedenke Deines Patrons, des heiligen Bischofs Aubert von Avranches, dem der Erzengel im nächtlichen Traume befahl, dieses Kloster zu gründen, und zum Wahrzeichen seiner himmlischen Sendung mit einer Berührung des Fingers die Schläfe öffnete, welches Maal und Signum noch an dem Schädel des Heiligen zu sehen ist. Durch solche Oeffnung zog die Gnade in des Bischofs Seele, aber der Böse hat Dein Herz angerührt, und den Keim der Sünde hineingelegt, daß es nur nach Zerstörung und Verderbniß lechzt. Du bist nicht rein genug, im Kreise Deiner Brüder zu verweilen. Büße darum in der Einsiedelei auf Tombelène, bis Du genesest. Dann rufe ich Dich wieder, ein liebender Vater.“

Ihr kennt Tombelène, ihr Jungen und Dienen; den rauhen Felsen, unfern von unserm Berge, weiter voran auf der Grève, weiter voran im Meere. Ihr badet euch dort in der Seefluth, ihr Buben, ihr betet dort zu der heiligen Appoline, ihr Töchter, und vermaledeit die Jakobiner, die Zerstörer der Kapelle, worinnen auf Tombelène die Martyrjungfrau verehrt worden ist.

Aber dazumal war auch ein Klösterlein neben der Kapelle, und in demselben wohnten Söhne des heiligen Benedict, dreie an der Zahl, die unser Herr, der Abt, alljährlich dorthin versendete, daß sie mit Gott allein seyen. Zu jenen Priestern schickte er nunmehr den Mönch Aubert in dem kleinen Klosterkahn, und Aubert hatte einen Brief von dem Herrn an die Brüder.

Da sie den Brief gelesen, standen sie schweigend vor Bangigkeit, bis ihr Vorsteher zu Aubert anhob: „Was haben wir verschuldet, daß wir mit Dir den Fluch empfangen? Ist nicht schon bitter genug unsere Abgeschiedenheit, nicht eisig genug der Sturm und die Fluth an diesem öden Orte, daß wir noch den bösen Feind bei uns aufnehmen müssen! Verhüte der Erlöser, daß Du in unserer Mitte schlafest! gehe hin zu der Hohle, die schon manchem Sünder als Wohnung gedient hat!“

Nach der Höhle, die gegen Mitternacht lag, führten die strengen Brüder den weinenden Aubert. Die Felsenspalte war fünfzig Fuß über der Grève und dem Meeresspiegel, und eben so viel Fuß unter der Fläche des Felsenbergs, der sich an dem Orte senkrecht in den Grund abstieß, so daß der elende Bewohner des Klippenlochs an Stricken hinuntergelassen werden mußte. Ein Brod, eine Kürbisflasche mit Wasser und eine Decke waren die Aussteuer, die man mit dem Mönche in die Tiefe senkte. Die Nahrung wurde erneuert mit jedem Tage; aber an jedem war die Plage der strengsten Einsamkeit dieselbe. Wollte der unglückliche Büßer nicht frieren, so mußte er in's Innere der Höhle kriechen, wohin nur ein matter Strahl des Tages drang; wollte er am Sonnenlicht sein Auge erfreuen, mußte er sich blosstellen dem Sturm. Eine Ranke von dunklem Epheu die einzige Erquickung seiner Sinne; der traurige Sandstrich oder das anwogende graue Meer seine einzige Aussicht; seine Musik der klägliche Laut des Brachvogels; das Gebet seine einzige Arbeit, sein einziger Zeitvertreib!

Da fragte er sich oft in verzweifelten Stunden, warum er geboren, warum er die Welt verlassen, und ob alles mit ihm zu Ende sey. Und in ihm erwachte der Trotz des Schiffers, der auf schwachem Boot durch die Brandung steuert, und sein Leben dünkte ihm nichts mehr, und er beschloß, es zu endigen. Und dieses sollte geschehen bei der nächsten hohen Fluth.

Als aber die Fluth kam, schrecklicher und tobender als jemals, daß der Felsberg in seinen Grundfesten erzitterte, — als der arme verblendete Mönch, das beschauliche Leben des Klosters verfluchend, schon die Kutte abwerfen wollte, um sich in die Wogen zu schleudern — da beruhigte sich auf einmal sein Herz. Doch war es nicht Gottes Finger, der es that, sondern der Böse, der mit seinen Rabensittigen dem Verirrten Muth zufächelte.

So daß er zu sich selber sprach: „Sieh doch, wie schon mein erster Traum ausgegangen ist in Wirklichkeit! Was hindert mich denn, zu warten, ob nicht auch der Traum der Liebe sich erfüllen möchte? Und endlich der Rache Traum, der schönste von allen?“

Seit langem zum erstenmal lächelte Aubert wieder, und setzte sich auf die Kante seiner Felsenhöhle, wo sie am meisten vorsprang in das wilde Wellenspiel. Doch Alles um ihn her war anders geworden. Das graue Meer schien ihm von Silber, und wo in der Ferne der Schaum der anschwellenden Wogen aufbrauste, bildeten sich vor seinem Auge liebliche Gestade mit grünen Hügeln, woran weiße Lämmer weideten, worauf vergoldete Thürme standen und frische Bäume wehten. Flog eine Möve vorüber, oder ein Zug von graugefiederten Regenpfeifern, so winkte ihnen der Mönch, als vorübergleitenden Schiffen; hüpfte in seiner Nähe ein wildes Kaninchen von Stein zu Stein, so grüßte er es als einen Menschen. Bis die Nacht ihr schwarzes Netz über die Fluthen breitete, trieb er es so, und nachdem es dunkel geworden, rief er dem Mond, obgleich derselbe hinter den Wolken schlief.

Indem der Mönch bemerkte, daß die Sterne fort waren, und Regen in den finstern Lüften hing, seufzte er schwer, wie ein Mann, der in seinem engen Grabe zum Leben erwacht; aber sein gieriges Auge hatte schnell gefunden, woran sein Herz verzweifelte. Weit, weit von ihm, dort, wo Meer und Himmel zusammenhängen, blitzte es auf, wie die Flamme eines Leuchtthurmes, und sie kam näher und heller heran, daß Aubert nicht mehr wußte, ob der Thurm auf ihn, oder er mit der Insel, als wie in einem Schiffe auf den Thurm zuschwamm. Nach und nach wurden aus dem einzigen Lichte ihrer zweie; zuerst wie die Augen einer Katze im Finstern, dann wie feurige Ruthen, deren Strahlen bald größer, bald kleiner ausfuhren, dann wie rollende Feuerräder. Die See rauschte, daß tausend klappernde Mühlen nicht gehört worden wären, und über den aufbuckelnden Rücken des Wassers strich ein ungeheures Thier, wie ein seltsamer Wettervogel mit weit ausgespannten schlagenden Schwingen. So geschah es, daß der Mönch, gleichwie er am Tage die Möven für Schiffe gehalten, jetzo in der Nacht ein gewaltiges Segelschiff für einen Meervogel nahm, bis die Masten deutlich wurden, besteckt mit Laternen bis zu den Bramstangen, und die gebauschten Flügel von blendem Tuch, und hundert schaumbedeckte Ruder, wie Spinnenfüße so emsig.

Habt ihr von dem grünen Seefahrer gehört, der auf einer Galeere von Perlmutter durch alle Meere steuert um Mitternacht, dessen Raaen voll Seide hängen statt des Segeltuchs

Digitized by Google

dessen Tauen aus den schönsten Mädchenhaaren gedreht, dessen Kanonen aus dem feinsten Golde gebohrt sind? Der zauberhafte Schiffer sammt allen seinen grünen Matrosen hat nicht ein Zehntheil der Pracht aufzuweisen, die sich vor dem armen Mönch Aubert aufthat, als das blanke Fahrzeug gerade unter seinem Felsen anlegte, das Verdeck von Fackeln hell wurde, wie am schönsten Sonnentage, und aus den sammetnen Vorhängen der Kajüte eine Dame trat, gewebt aus Rosen und Diamanten, aus Rubinen und Schnee.

Eine Menge von schillernden Dienern mit goldenen Ankern auf Knöpfen und Hüten, spannten eine Leiter von karmoisinrothen Seidenstricken aus, reckten die silbernen Ruderstangen hinan, daß sich die Dame ihrer als eines Geländers bedienen mochte, und machten ihre Aufwartung so geschickt, daß die funkelnde Herrin in der Höhle stand, ehe sich der Klosterbruder dessen versah.

Er drückte sich verlegen in einen Winkel. Die fremde Meerfahrerin schien ihn nicht zu bemerken, und setzte mit besonderer Behutsamkeit ein schwarzes Gefäß neben sich auf den Boden nieder. Dann klatschte sie in die Hände, und als wie ein Schwan mit stäubendem Fittig schwenkte sich das Zauberschiff in die Fluth zurück, und versank kaum hundert Schritte vom Felsen mit Mann und Maus und Schätzen in der Tiefe.

„Heiliger Erzengel, hilf!“ schrie der Mönch beim Anblick solchen Unglücks auf, und im Nu durchrollte ein grimmiger Donner die Höhle, und die fremde Dame sank zu Boden, erbleichend in all ihrem Glanze. Aubert lauschte ängstlich aus seinem Versteck; die Fremde rührte sich nicht, doch webte um ihre Gestalt ein grünliches Licht, wobei deutlich gesehen werden konnte, wie die schöne Frau nach und nach zur weißesten Leiche wurde. Aber auch der grüne Schimmer wurde mit jedem Athemzuge des Mönchs matter und matter, bis Aubert hervorsprang, von Angst und Begierde getrieben, sich neben der Sterbenden niederknieete, und mit seinen Händen ihre Wangen streichelte, mit seinem Munde den ihrigen küßte, untröstlich wie er war, so viel Liebreiz zu verlieren im Augenblicke, da er sich ihm zum erstenmale wie ein Freudenhimmel aufgethan. — Da wurde der Schein wieder licht und röthlich, und sprühte wieder Morgengluth auf das Gesicht der Ohnmächtigen, daß ihre Glieder gelenk wurden, und sie aufgerichtet fragen konnte: „Hat Dich Velleda, die Druidin, geschickt, mir zu helfen, Du Stern meiner Augen?“

In der Höhle lag nämlich die uralte Hexe begraben, welcher einst das ganze Heidenvolk der Normandie unterthan gewesen ist, und die fremde Dame, die sich eine Tochter des Herzogs von Bretagne nannte, war gekommen, an dem Grabe der Drude zu beten, die Zauberei zu lernen, und sich weissagen zu lassen von dem Gespenste. — Da sie dem Mönch dieses erzählte, sträubten sich freilich seine Haare, aber die Prinzessin war so schön, daß er nicht mehr von ihr gewichen wäre, hätte es auch sein Leben gegolten.

Sie öffnete das schwarze Gefäß, zog daraus eine schwere Lampe und einen Weihrauch, den sie in die Flamme warf. Er wirbelte auf wie aus einem Schornstein, und kaum hatte die Fürstin ein paar geheimnißvolle Worte gesprochen, als schon die Wand der Höhle barst, und der blasse Leib der Drude erschien, wie er im Felsengrunde lag, geschmückt mit Ketten und Ringen, ein Bündel blutrother Pfeile in jeder Hand. Der Leichnam, ohne ein Auge zu öffnen, antwortete langsam auf jede Frage der Prinzessin, und der erschrockne Mönch verstand weder Frage, noch Antwort. Er fror und schwindelte, als drehe er in einem Wasserstrudel, und zu Zeiten kam es ihn an, als solle er beten, doch fiel ihm leider kein Gebet ein.

Wie aber zu ihm die Prinzessin redete: „Die Zauberin prophezeit mir, daß Du mein Gatte sein werdest, und ich frage Dich auf Ja oder Nein!“ da wußte er mit einemmale frisch zu antworten: „Bei dem grünen Meere und den silbernen Sternen! ich muß verderben ohne Deine Liebe!“

Die Prinzessin verzauberte ihn noch mehr durch einen verbuhlten Blick, und befahl ihm, aus der rechten Hand des Gespenst einen Pfeilbündel zu nehmen. — Er that's, die Drude verschwand, und von Stund' an wurde der Mönch ein eidbrüchiger, gottvergessener Mann.

Vergebens schrieb von unserm Berge der ehrwürdige Abt gen Tombelène, daß dem Sohne Aubert verziehen, und der Schooß des Klosters wieder offen sei. Als ihm die Brüder die frohe Botschaft hinunter riefen in die Klippenspalt, antwortete er: „Ich habe geweint, und Ihr habt mich ausgestoßen; nun bleib' ich, wo ich bin, und will sterben, wo ich so lange gelebt habe.“

„Wir wollen den Starrkopf durch Hunger zwingen;“ rathschlagten unter sich die Brüder, und ließen zwei Tage vergehen, ohne dem Ausgesetzten Nahrung zu spenden. Einer von ihnen horchte aber in der Nähe, ob er nicht einen Ruf des Mönchs vernähme. Alles blieb still. Den Brüdern wurde endlich angst und bange. Sie schrieen in den Abgrund: „Bruder Aubert, lebst Du noch?“ — Alles blieb still, wie zuvor. Da weinten sie, und sprachen in ihrer Betrübniß: „Gewiß ist er gestorben, und wir haben seinen Tod auf dem Gewissen. Wenigstens wollen wir seine Gebeine in geweihte Erde legen.“

So gingen sie zur Zeit der Ebbe auf die Grève, und legten Leitern an das Gestein, und kletterten empor zur Höhle. Wie erschracken sie aber, da ein gelbgesprenkelter fetter Lindwurm den dampfenden Rachen ihnen entgegenhielt, umringt von einer Brut kleiner Drachen! Einer der Mönche war vor Entsetzen des Todes, und seine Gefährten trugen freilich eine Leiche nach ihrer Einsiedelei, aber sie war nicht die rechte.

Von der Zeit an floh Jedermann den Felsenvorsprung gen Mitternacht, als den Aufenthalt böser Geister. Wenn jedoch Windstille eintrat, und das Meer Friede hielt, hörten die frommen Bewohner von Tombelène oft ein fernes Gewinsel, wie von Kinderstimmen oder ein feines Gelächter, wie von einem frischen Buben, den die Amme schwingt und kitzelt. „Behüte uns vor dem Lindwurm und seinen Jungen!“ sangen alsdann die Priester, und verstopften ihre Ohren.

Indessen ging es in der Hohle lustig her und voller Freuden. Die feuchten schimmlichen Wände waren mit Silberstoff bekleidet, und Aubert schlief in einem Purpurbette an der Seite seiner Gattin; neben ihm stand die seidene Wiege seiner Kinder: eines Sohns und zweier Töchter. Die Zeit war vergangen wie auf Sturmesflügeln, und er wähnte sich im Reiche der Seligen, geliebkost von seinem schönen Weibe, im Besitz der herrlichsten Kleinodien. Der Felsen, so ärmlich von außen, war von innen ein reiches Schloß, das unsichtbare Geister Tag für Tag mit den seltensten Leckerbissen des Meeres und der Küste versahen, mit Austern aus der Bucht von Cancale, mit Weinen aus Bordeaux. Der Mönch, wünschte sich eine kleine Ewigkeit in solcher Hülle und Fülle.

Einst erhob sich jedoch die Zauberfrau von ihrem Lager, gähnte sehr, und dehnte die weißen Arme und sprach: „Ich habe ich an der Einsamkeit mich müde geschwelgt. Heute, schöner Aubert, verlasse ich Dich, denn meine Zeit ist um, und nimmer siehst Du mich wieder.“

Der abtrünnige Klostermann schwankte vor Entsetzen auf seinen Beinen, und das Scheidewort zermalmte sein Herz. Die arge Frau merkte dieses gar wohl; darum sprach sie mit listigem Lächeln weiter: „Nimmer, nimmer in Ewigkeit, wenn Du nicht Dich entschließen magst, mir zu folgen an den Hof meines Vaters, und zu erwarten, welches Loos er uns bestimmt: denn er ist streng, und wird mir um meiner Liebe willen zürnen.“

Diese Rede erwärmte des Unglücklichen Brust, und er schwor, dem Weibe und den Kindern zu folgen; zu sein, wo sie, zu sterben für sie. Die Zauberin befahl ihm, einen von den rothen Drudenpfeilen in die anwogende See zu schießen, denn es war wiederum die Zeit der höchsten Fluthen und wachsender Sturm auf den Wassern. Da der Pfeil in den Gischt der Wellen fuhr, besänftigte sich das Wetter und aus der spiegelglatten Ebene hob sich langsam das Schiff mit den Damastsegeln, den Silberrudern, den goldbeflaggten Masten und dem karmoisinrothen Tauwerk. Das blanke Schiffsvolk schwenkte die Hüte, die Geschütze krachten, und wie der Wind stach das Fahrzeug in die hohe See. Aubert lag, wie in Trunkenheit befangen, am Kabestan, und sah, wie durch einen Flor, Tombelene aus seinen Blicken schwinden, den Erzengel auf unserm Thurme immer weiter zurückweichen, bis er endlich im Lufttreise verdämmerte. Dann sah Aubert nichts mehr, denn er war fest eingeschlafen.

Als er wieder vom Schlummer zu sich kam, waren Schiff und Matrosen hinweg, und er fand sich im Sande auf der Küste von St. Malo, wo dazumal der Herzog von Bretagne dem Vergnügen des Lachsfangs oblag. Nur ein Schloß war da, denn die Stadt war noch nicht gebaut. Das Schloß wurde von des Herzogs Trabanten bewacht, die herabkamen, den fremden Abentheurer zu fangen, weil sie glaubten, die stürmische Fluth habe ihn an's Gestade geworfen. Der Mönch fürchtete sich vor den Bärenfellen, die sie auf den Schultern trugen, und vor den langen Schwertern in ihren Händen, und war um so gehorsamer, ihnen zu folgen, ob er gleich viel jammerte um sein Weib und seine Kinder. Er hatte gut jammern; die groben Bretagner verstanden ihn nicht.

Während dieses geschah, war die Prinzessin ihm vorausgegangen zum Schlosse, wo der Herzog bei'm Becher saß, mitten unter seinen Fischern, und der Fang war groß gewesen, und die Freude größer als der Fang. Und als der Herzog seinen Bart erfaßte und ausrief: „Bei'm großen Baal! den ganzen Schmaus gäbe ich darum, wenn meine liebe Tochter, die ich vor Jahren begrub, hier zur Stelle wäre, lebendig und frisch, und Mutter eines gesunden Buben!“ da trat die

Digitized by Google

Prinzessin in den Saal, umringt von ihren Kindern, und meldete, wie sie nicht gestorben, wie nur ein Blendwerk den Vater betrogen, wie sie zurückkehre, eine fröhliche Mutter. —

Der Herzog schickte hin, das Grab der Tochter aufzubrechen, und es wurde leer gefunden. Da überredete sich der Fürst, daß ihn ein Spuck genarrt habe, und weil die Zauberin niemanden ähnlicher sah, als seiner Prinzessin, so nahm er sie als solche in seine Arme. Wie er jedoch vernahm, daß ein Christ und ehemaliger Priester des Heilands seiner Enkel Vater war, gerieth er in heftige Wuth, und wollte den Mönch zu Staub verbrennen lassen. Mit Mühe nur änderte er sein Urtheil auf Fürbitte der Tochter dahin ab, daß dem Aubert das Leben geschenkt sein solle, wenn er oes Herzogs Götzen anbeten würde. Nebenbei befahl der Fürst, daß man die beiden Mägdlein, seine Enkelinnen, ertränke; nur dem Sohne schenkte er Gnade, weil sein eigener in der Schlacht gefallen war, und ein Erbe dem Herzogthum Noth that.

Die Prinzessin ging zu Aubert in den Kerker, und sagte zu ihm: „Unser Sohn lebt, wenn schon unsere Töchter im Meere zu Grunde gingen. Aber auch Du sollst leben, wenn Du ein Heide wirst." — Der verblendete Mönch war schon dergestalt von Gott gewendet, daß er hiezu ohne Bedenken sprach: „Amen, also geschehe es." —

Dann fuhr die Zauberin fort: „Auch sollst Du in Purpur und Seide gehen, mein Ehegemahl heißen, ein Fürst der Bretagne sein, wenn du dem Herzog helfen willst, des heiligen Michaels Berg zu gewinnen. Mein Vater wird nur dann glücklich sein, wenn er auf jenem Berge den Altar seiner Väter und sein eigen Schloß aufgerichtet hat."

Der Mönch zauberte ein wenig; aber — wer seinen Erlöser verläugnet, wird dirser seinen Brüdern getreu bleiben? So antwortete Aubert: „Bei Deiner Schönheit! ich will den Berg des Michael gewinnen." So führte ihn die Prinzessin im Triumph zum Schmause des Herzogs, wo er vor dem Bilde des Baal opferte, und zur Rechten des Fürsten saß, welcher ihn trunken machte vor Herrlichkeit und Wein, daß er seinen Schöpfer lästerte, und sich theuer vermaß, sein armes Kloster zu verderben.

Binnen dieser Frist sammelten die Hauptleute des Herzogs das Heer, und alle seine Sloops und Kanonierböte bereiteten sich, die Anker zu lichten, weil der Augenblick günstig war, zur See an den Berg zu kommen, bevor die Zeit der stehenden Wasser eintrat. Auf der vordersten Schaluppe schiffte sich der Eidam des Herzogs ein, und neben ihm seine Frau, kundiger als ein Steuermann der Strömungen und leitenden Himmelszeichen. Sie segelten rastlos und erreichten im mitternächtigen Dunkel den Felsen, wo noch keine Stadt, sondern nur das Kloster stand, himmelhoch, wie noch jetzt.

Beim Schein der Pechfackeln verließen die Bretagner ihre Fahrzeuge, und klimmten still die in den Felsen gehauenen Stufen hinan. Der Mönch war vorne daran, und suchte nach einem unterirdischen Eingang, der ihm wohlbekannt gewesen; denn er dürstete nach Blut und Rache, und rief, sein Schwert schwingend: „Alle Mönche müssen sterben, und ich morde den Abt mit eigener Hand!"

Da ihm solch wildes Wort entfuhr, fieß ihn die Frau zürnend an, und die Hunde des Klosters gaben Laut. Erschrocken schaute sich Aubert um, und siehe: da war es wie in seinem dritten Traume: die bunten wunderlich gekleideten Gewappneten, die Fackeln, die Spieße und Fahnen, und er, der Führer der Feinde. „So hat sich plötzlich mein Schicksal erfüllt!" seufzte er mit einer Anwandlung von Reue. Aber die Prinzessin stieß ihn wieder an, sagend: „Fühlst Du den kühlen Morgenwind? Es muß vollendet sein, bevor der Tag anbricht."

Ein feierlicher Gesang ertönte auf den Mauern, und die ältesten Priester erschienen auf der Brustwehr, demüthig die weißen Schädel neigend, und sprachen: „Tödte uns, unwürdiger Bruder, aber schone des Heiligthums!"

„Wirf den Brand in das Dach!" schnaubte die Prinzessin, und drückte dem Mönch eine glimmende Kugel in die Hand, während die Bretagner mit fürchterlichem Geschrei die Leitern ansetzten, und einen Hagel von Pfeilen nach den Zinnen schickten. Aubert schleuderte wie ein Wahnsinniger die Granate nach dem Thurme, und traf das metallne Standbild des Erzengels, daß es wie ein Höllenfeuer loderte; aber alsobald geschah ein Wunder. Das Bild fuhr hernieder vom Thurme, und der Erzengel selber war es in der Majestät seines Zorns, so wie ihr ihn noch sehet auf den Gemälden, mit dem strahlenden Schild und Helm und dem langen Degen. Als ein Wetterstrahl stürzte er auf die Zauberin, die sich plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwandelte, und trat das knirschende Ungethüm mit Füßen, daß der Berg zerborst, und die Gluth leuchtete bis nach Guernesey.

Die Bretagner entflohen heulend nach dem Ufer. Wer von ihnen nicht den Hals brach, kam in den Wellen um, denn die Schiffe waren von Sturmsgewalt dem Ankergrund entrissen worden, und trieben, zerbrochene Trümmer, auf dem Wasser. Aubert war mit dem Gesichte voran zur Erde gestürzt, und erwartete in seiner Vernichtung den tödtenden Streich vom Engelschwerte.

Auf Erden hätte wohl keiner dem Sünder das Wort der Gnade geredet, aber in den Himmeln richtete sich für ihn der allbarmherziger Fürsprecher, sein Namensheiliger auf, schwebte herab auf einer schonen klaren Wolke, und rief ihm milde zu: „Du sollst nicht sterben, schwacher, verführter Mann. Der Teufel, der listiglich versuchte, mit Hülfe eines Priesters das Heiligthum seines Erzfeindes zu verderben, liegt überwunden in dem Pfuhl der Flammen. Der Schirmwächter des Himmels hat nur Waffen gegen den Bösen; für den reuigen Sünder nur Gnade."

Nachdem der selige Bischof von Avranches ausgeredet, weihte er den Mönch aufs Neue mit seinem Segen, und verschwand in der Glorie des Erzengels, die zum Wahrzeichen noch einen ganzen Tag lang gesehen wurde. Die Klosterbrüder führten das wiedergefundene Schäflein in die Clausur, aber nachdem Aubert reiflich die Vergangenheit überlegt und geprüft, verlangte er nach Tombelene zurück, und beschloß daselbst in seiner Höhle, ein prophezeiender und gebenedeiter Einsiedler, sein andächtiges Leben, welches er in Buße und Gebet zu hohen Jahren brachte.

Der Herzog von Bretagne, da er solche Mähr erfuhr, bekehrte sich mit seinem Volke zum Christenthum und verstieß den Sohn der höllischen Braut von seinem Hofe. Die Fügungen der Vorsehung ließen zu, daß jener Halb-Satan im Verlauf der Zeiten eine Prinzessin der Normandie berückte, und jenes Grafen Robert Vater wurde, der in der Welt unter dem Namen des „Teufels" sich berüchtigt gemacht hat, und dessen Geschichte ihr alle kennt, Alt und Jung. —

2.

Die Wallfahrt des Königs Ludwig.

„Haben die Muschelthiere geschmeckt? Danket Gott für die leckere Speise, und puzet die Schaalen blank, weil der Pilger sie liebt und zum Andenken kauft, damit für den fleißigen Fischer nichts vom Fange verloren gehe. Gesegnet seien St. Michaels Meermuscheln, denn edel sind sie, wie die Muschelschaalen des heil. Jakob, und König Loys hat einen Ritterorden daraus gemacht. Von dem König Loys will ich daher erzählen. Das fordert die Arbeit, und hält die Augen wacker und munter."

Es war einmal ein König in Frankreich, dessen Vater übel gewirthschaftet, und auf ein Haar sein Land an die Rostbeefs verloren hatte. Wie ein Geiziger immer nach sich einen Verthuer, so zieht auch ein Verschwender nach sich einen Sparer. König Loys dachte daher in seinem Sinne, daß er so lang als möglich die Krone erhalten wolle, die er nach so mancher Gefahr geerbt hatte. Was ist aber eine Krone, wenn der Kopf darunter fehlt? Und wie leicht ist es nicht um eines Menschen Leben geschehen, und wer hat in einem Lande wohl der Feinde mehr, als ein König?

Darum sperrte sich Loys mit allen seinen Schätzen in ein Schloß ein, dem Niemand auf hundert Klafter nahen durfte, wenn er nicht einen Geleitsbrief des Königs hatte, oder ein Vertrauter des Schlosses war. Ohne Erbarmen wurde niedergemacht, der nicht Rechenschaft von seinem Begehren geben konnte, und die Leute ließen sich's gesagt seyn; denn wer nicht mußte, ging gewiß nicht in des gefährlichen Schlosses Revier.

Der König war nun wohl sicher von außen, wie in einer Nuß; aber die Langeweile plagte ihn, und weil ihn die Unterthanen nicht mehr besuchten, befahl er seinen Soldaten, die Unterthanen zu besuchen; namentlich die Adelichen, die er nicht leiden mochte, weil sie den Kopf höher trugen, als ihm lieb war. Darum verkürzte er hie und da einen um eine Kopflänge: darum ärgerten sich die andern und schworen sich zusammen gegen den König, der jedoch alle Verschwörungen vereitelte, das Schwert wacker brauchte, und Städte und Ländereien verschluckte, wie es ihm gefiel.

Der alte Herr von Mortal war der letzte, der dem weisen Könige die Spitze bot. Er hatte ein wohlbesetztes Schloß, worinnen sein Sohn als Commandant lag. Als des Königs Truppen kamen, die Burg wegzunehmen, zog ihnen der alte Sire entgegen, und lieferte eine Schlacht, die er elendiglich verlor, worinnen er leider gefangen wurde.

Da man ihn vor den König gestellt hatte, begehrte der Sire von Mortal ein geheimes Gehör, und sprach über eine Stunde lang mit dem Monarchen, worüber sich Niemand wunderte, da der alte Ritter in geheimen Künsten und Wissenschaften wohl bewandert, auch Herr Loys von dergleichen Gelehrsamkeit ein großer Freund gewesen. Um so mehr staunte

Digitized by Google

das Volk, als nach dem geheimen Gespräch der alte Ritter dennoch zum Galgen geführt, und ohne Verzug aufgehenkt wurde.

Der König sah aufmerksam hinter einem Fenster zu, und der silberlockige Greis drehte sich im letzten Augenblick zu dem Fürsten, und rief: „Mit meinem Leben besiegle ich, was ich Dir vertraut habe.“ Hierauf starb er wie ein Mann. König Loys verlor aber alsobald sein ungläubig lächelndes Gesicht, gab viele Sorge in seinem Antlitz kund, und gebot allen seinen Kriegern, den jungen Mortal lebendig zu fangen und vor seinen Thron zu bringen. Viele Schildlouisd'or wurden auf den Fang gesetzt, und mancher hätte sie gerne verdient, aber der junge Ritter machte einen Strich durch die Rechnung, indem er nach langer Vertheidigung die Festung in Brand steckte, und entfloh, ohne eine Spur zurückzulassen. Man hat in der Nähe und Ferne nach ihm gefragt und gejagt, ohne ihn zu erwischen, und endlich über anderen Händeln des flüchtigen Edelmanns gänzlich vergessen.

Von Stund an verließ alle Munterkeit den König, und eines Espenblattes Rauschen machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er verkehrte seine ganze Lebensweise, schlief am Tage, und ohne daß irgend eine Seele genau wußte, in welchem Zimmer; wachte zur Nacht, aber selten im Schlosse, sondern auswärts in fremden Herbergen und Schenken, wo sich Niemand des Königs Anwesenheit einfallen ließ; eine Viertelstunde, bevor er zu essen begehrte, ließ er den Köchen wissen, was sie zu bereiten hätten, und dann aß er nur das schlechteste der Gerichte; endlich mußte die Speise vor seinen Augen bereitet werden auf einem niedern Herde, ohne Gewürz, in einem Topfe, den er selbst reinigte, und er stand mit blankem Messer neben dem Koch, und belauerte denselben, ob er nicht etwas in die Speise zu werfen versucht sei.

In solcher Angst und Einsperrung verfielen seine Kräfte, und sein Arzt, der nicht mehr sein Vertrauen besaß, schüttelte den Kopf, und verschrieb eine Reise auf's Land. Das behagte dem König, und eines Tags ließ er verkünden, Seine Majestät befände sich unwohl und in allen Kirchen solle man für sein Leben beten. Während nun der Arzt des Fürsten Krankenzimmer mit eigener Hand vor allen Zudringlichen verschlossen hielt, ritt Herr Loys auf einem kleinen grauen Pferde zur Hinterthüre hinaus. Ihm folgten nur seine vertrautesten Diener, der Profos und der Barbier.

Wie dem König die Schwermuth und die Stubenluft den Appetit und die Heiterkeit geraubt hatten, so gewann er beides wieder durch des frischen blauen Himmels Anblick, und hörend der Vögel Gezwitscher, und den Gesang der Bauernbirnen, die der Feldarbeit oblagen. Er freute sich von Herzen des schönen Landes, das ihm gehörte, und wenn er einen Fluß sah, dachte er sich: „Auch der Fluß ist mein;“ und wenn er an einem Berge hinritt: „Ich bin der Herr dieses Bergs;“ und als eine Stadt sich vor ihm ausbreitete: „Ha, die Stadt ist mein eigen, und erst nicht die schönste, die ich habe.“

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl in der lustigen Stadt ritten alle weiter, Fürst und Diener; Herr Loys lachte und scherzte voller Munterkeit, daß auch die Diener wieder neu auflebten, weil sie wohl verspürten, daß sie nichts seien ohne den Gebieter.

So erreichten sie im Abendschein eine weite Ebene, an deren Ende eine Burg mit hohen Zinnen lag. „Wem ist das Schloß?“ fragte der König begierig, und seine Diener antworteten: „Das war des Herrn von Mortal Eigenthum, und jetzo ist's das Deine;“ vermeinten auch, wieder einen lustigen Schwank aus des Königs Munde zu vernehmen. Der blieb indessen stumm, faltete die Stirne, sprach den ganzen Abend kein Wörtlein mehr.

Am nächsten Morgen kamen sie durch einen herrlichen Kastanienwald. Loys, aufgeheitert durch die grüne Blätterpracht, fragte: „Wessen ist der Wald?“ — Seine Diener schauten einander verstohlen und verlegen an, und beide antworteten: „Wir wissen's nicht.“ Hierauf wendete sich mit derselben Frage der Herr an einen Fischer, der im Bach Krebse fing, und als ein ehrlicher Fischersmann antwortete ihm dieser: „Der Wald hat dem Sire von Mortal gehört, aber der König hat ihn für sich genommen.“ Herr Loys blieb wieder stumm, doch seufzte er tief, sprach den ganzen Tag kein Wörtlein mehr.

Bei so ungünstigen Zeichen wurde der Barbier keck genug, zu fragen, wie es komme, daß ein so gewaltiger König der Schwermuth nicht Meister werden könne, sobald er nur den Namen eines überwundenen Feindes höre? Der alte Sire sei ab und todt, und der junge, ein flüchtiger Landstreicher, werde etwa in laufender Stunde eine Beute des Hungers, oder der Raben Speise.

Nun zog jedoch Herr Loys mit blassem Gesicht den Hut demüthig ab, die Hände faltend, und sagte: „So wahr ich die Augen zum Himmel wende, so wünsche ich, daß es dem jungen Mortal wohl gehe, jetzo und immerdar.“

Der Profos zuckte die Achsel und machte eine blutdürstige Fratze, indem er das Maul bis zu den Ohren verzog, meinend, der König habe nach seiner Gewohnheit den Schelm im Nacken, wie eine Katze, die niemals sanftere Pfoten macht, als wenn sie zum Kratzen Lust trägt. Der Barbier sann stille über den verwunderlichen Spruch des Königs nach, und hing den dicken Schädel bis zum Sattelknopf.

Indem gewahrte Loys, der endlich die Augen vom Himmel abthat, zu seinen Füßen im Hintergrunde der Landschaft eine graue Fläche, die mit den Wolken eins zu sein schien, und als wäre dort das Ende der Welt. „Was dort?“ fragte er. „Das Meer;“ versetzte der Profos. „Und dort?“ — „Der Berg des heiligen Michael;“ versetzte der Barbier seinerseits.

Sie befanden sich nämlich auf der Höhe von Moidren, wo die Mühle steht; hatten zur Linken die Küste von St. Georg, den vielgekrümmten und gezweigten Fluß Couesnon mit seinen Untiefen, und schauten beim hellen Wetter hinaus bis an den Felsen von Cancale; rechts hinwiederum sahen sie Tombelene, und weit dahinter die Spitze von Granville; gerade vor sich den Michaelsberg, die mattweiße Grève und das graue silbergestriemte Meer. — So gewiß, als es nur eine Normandie und nur einen Berg, wie den unsrigen gibt, so gewiß ist es, daß alle Reisende von nah und fern ein Heimweh nach unserm Felsen verspüren, sobald sie desselben ansichtig wurden, und es ging dem König um kein Haar anders, denn er sagte: „Bei unsers Herrn Osterfest! ich will den berühmten Berg besuchen als ein Pilger, wie alle Könige, meine Vorfahren, gethan haben; und alsogleich soll es geschehen.“ Befahl zur selben Stunde dem Barbier, vorauszureiten und dem Abt zu bedeuten, daß Loys von Frankreich sich nähere, und guten Empfang begehre.

Der Barbier getraute sich nicht sehr, allein über den gefährlichen Triebsand zu reiten, und wollte den Profosen voranschicken. Weil aber der König von einem Augenblicke zum andern nicht wußte, ob es nicht etwas zum Aufknüpfen geben möchte, behielt er den Profos bei sich, und erneuerte dem Bartdiener sein Gebot. Endlich sagte dieser, als sei er um den König besorgt: „Bist Du auch gewiß, daß der Abt des Berges Dein Freund, und ohne Falsch sammt seinen Mönchen und Söldnern?“ — „Er ist mein Milchbruder;“ sagte der König entgegen: „Milchbrüder sind aber den leiblichen vorzuziehen, die schon als unsere Feinde zur Welt kommen. Leichter theilt sich ein Mutterbusen, als ein Königreich. Vorwärts, Barbier.“

Loys hatte nach seiner Gewohnheit gut gerechnet. Der Abt war sein aufrichtiger Freund und dankte ihm herzlich die Würde, die er durch des Königs Gunst erhalten, so wie durch die Wahl seiner Klosterbrüder. Kaum hatte er darum des Barbiers Botschaft vernommen, als er die Glocken zusammenschlagen hieß, seinen Soldaten befahl, in der Stadt Spalier zu machen, seinen Hauptleuten, dem Fürsten auf die Grève entgegen zu ziehen, und selber mit dem Convent und Kreuz und Fahne an das Thor der Stadt trat. Es war um die Mittagsstunde, wo die Grève trocken liegt, und Pferd und Mann am leichtesten die Tümpfel vermeiden mögen, die im Sande als wie ein Trichter sich plötzlich verrätherisch öffnen, um zu verschlingen, was in ihren Schooß versinkt. Die Luft war hell und warm, und des Königs Empfang nicht gestört.

So gings hinauf die vierhundert Staffeln zum Schloß und zur Abtei. An ihren Pforten wurden die Waffen der beiden Begleiter abgefordert, aber der König behielt die seinigen, dem uralten Recht zufolge. Er behielt sie auch aus schwarzem Mißtrauen, denn schon am ersten Thore, wo die beiden alten englischen Kanonen, aus Eisenstäben zusammengeschweißt, bald verschüttet im Sande liegen, hatte Loys, vor den Geschützen stehend und darüber eine und die andre Frage thuend, bemerkt, daß der Abt im Hintergrunde seines Herzens etwas verborgen hielt, das er nicht über die Lippen lassen wollte. Zum zweiten, da sie im Löwenhofe vor dem Standbilde des wappenhaltenden Thieres verweilten, war es dem König vorgekommen, als hielte der Abt seine Blicke nicht allzuredlich aus. Darum, wenn auch des Priesters Worte milde und getreu klangen, war doch der kluge Fürst vor ihm auf der Hut, und wer täglich um ihn war, merkte das, denn er that gar zutraulich, und wie das unbefangenste Kind.

Für's erste besuchte der vornehme Pilger die Kirche und hörte dem Te Deum zu, daß ihm die Mönche vorsangen. Für's zweite folgte er dem geistlichen Wirthe in den gewölbten Rittersaal, der dazumal seines Gleichen an Pracht nicht fand. Da war eine Tafel für die Majestät ganz allein gedeckt, und der Abt bediente den hohen Gast mit eigenen Händen, kredenzte ihm jeden Trunk, kostete jede Speise vor, so daß der mißtrauische Herr ohne Angst und Bedenken zulangen

Digitized by Google

kannte, obschon für alle Fälle der Profos, der Fürsten Schwert haltend, an der Thüre stand, neben ihm der Barbier mit des Königs Dolche.

Loys lehnte sich beim Nachtisch in den Armstuhl zurück, blinzelte mit den Augen und sprach gnädig zu dem Abte: „Ehrwürdiger, ich schenke Euerm Gotteshause sechshundert Thaler." — Der Abt verneigte sich einmal, antwortend: „Der liebe Gott segne den König dafür." — Loys fuhr weiter fort: „Ehrwürdiger, ich schenke Euch diesen kostbaren Rosenkranz." — Der Abt versetzte, indem er sich zweimal verneigte: „Der unwürdigste Pfaffe dankt dem König dafür." — Dagegen verlangte Loys, dem Priester nach seiner besondern Art zu danken, vollkommenen Ablaß und am folgenden Tag das Abendmahl zu empfangen. Der Abt, ob er schon wußte, daß der Monarch sich vorbehielt, in Gedanken zu beichten, was er nicht gerne mit Worten aussprach, that dem Gesalbten des Herrn seinen Willen, und absolvirte ihn als einen rechten, frommen, gottseligen Pilger. Deß war Loys froh, und sprach mit lauernden Blicken: „Jetzo wäre ich gerade vortrefflich zugerichtet, wenn Ihr mich heimlich aus der Welt schaffen wolltet; wie?" — der Abt schlug erschrocken ein Kreuz, aus in seines Gesichtes Verfärbung erkannte der König seine Unschuld, keineswegs die ertappte Bosheit. Dahet rückte er dem zitternden Wirthe näher, und sagte ihm mit glatter Freundlichkeit: „Wenn ihr nichts wider mich im Schilde führt, warum schlagt Ihr die Augen nieder, so ich Euch scharf anschaue? Bekennt mir das, wie ich Euch meine Sünden bekannte; wir sind allein, und ich zähle noch hundert Thaler in Euern Beutel, wenn Ihr gegen meine Neugierde mit der Sprache herausgeht."

Der Abt merkte freilich, daß er mit baarem Läugnen hier nicht durchkommen würde, und zugleich wollte er die andächtige Stunde seines gefährlichen Milchbruders nützen; dieses machte, daß er freimüthig anhob: er habe allerdings etwas auf dem Herzen, doch nimmer dem König zum Schaden, wohl aber einer von Angst gepeinigten Seele zum Nutzen, und wenn sein erlauchter Gast allen Pflichten eines mit Gott versöhnten Pilgers gehorsamen, und, wie er in der Beichte versprechen, allen seinen Feinden verzeihen wolle, so sei des Wirths Geheimniß zu seinen Diensten.

Dem König kam es auf ein Versprechen nicht an, und der Abt bekannte ihm, daß in dem Kloster ein Flüchtling verborgen sei, den alle Welt verfolge; der sich demungeachtet noch nicht habe entschließen können, seiner Heimath Boden zu verlassen, und gar zu gerne dem Herrscher sich unterwerfen wolle, wenn er seiner Gnade gewärtig sein dürfe.

Loys runzelte die Stirne und fragte: „Wer das?" — „Der junge Sire von Mortal;" antwortete der Abt mit Beklemmung; denn schon fürchtete er, wie er das Zornwetter aufsteigen sah, zu viel gesagt, auf des Fürsten Wort zu viel gebaut zu haben.

Wie seine Furcht jedoch groß war, so war zehnmal größer seine Freude, als der Sturm vorüberging wie ein Blitz, und das klarste Wetter aus den Augen des gewaltigen Herrn lachte, daß derselbe aufsprang, und sich geberdete, als ob er im Spiel ganz England gewonnen hätte, um es in Paris zu verzehren. Wie endlich seine Lustigkeit sich besänftigte, und er vor Gelächter zu Wort kommen konnte, rief er: „Unser Herr Gott lebe hoch, denn er hat das sehnlichste Begehren meines Herzens erfüllt! Ehrwürdiger, geht hin, und bringt mir den wackern jungen Edelmann, daß ich ihn als meinen liebsten Vasallen umarme."

Dem Abt war nicht wohl zu Sinne, indem er dafürhielt, der theure König sei plötzlich ein Narr geworden. Dennoch ging er, auf den Schutzheiligen des Hauses vertrauend, hin, den jungen Sire zu holen, welcher ungewiß und sorgenvoll seinen Schlupfwinkel verließ. Denn im Grunde seiner Seele haßte und fürchtete er den König um seines Vaters betrübten Todes willen, und nur sein verliebtes Gemüth hatte ihn im Vaterlande gefesselt. Er war der Verlobte des schönsten Fräuleins in der Normandie; einer älternlosen Waise, deren Vormund mit ihr unfern von Pontorson wohnte, und eifrig an dem König hing. Woraus leicht zu errathen, daß derjenige des Königs Freund sein mußte, der das schöne und reiche Fräulein gewinnen wollte.

Der junge Sire wollte sich dem Herrn zu Füßen werfen, aber Loys duldete das nicht, und öffnete ihm die Arme. Der Edelmann, der von Allem diesem nichts verstand, sagte: „Weil mein seliger Vater gegen Dich gefochten, o Herr, hast Du uns alles genommen, und ich bin ein Bettler. Wie stände mir eine Vertraulichkeit zu, welche Du nur Deinen vornehmsten Lehnsleuten gewährest?" — „Du sollst von Stund an der allervornehmste meiner Hofherren, der erste Marschall, ein Herzog und der reichste Ritter in der Welt sein;" versetzte der König.

Der Abt verspürte Schwindel bei solchen Reden, und der Ritter kneipte sich die Arme blau, um sich zu überzeugen, daß er mit wachenden Augen sehe, und mit wachen Ohren höre. Doch sagte er noch: „So viel Dank ich Dir auch für Deine Gnade darbringe, o mein König, so vergaß ich doch nicht, daß mein Vater an Deiner Ungnade starb, und mir ist ein Räthsel, warum Du eines Rebellen entwaffneten Sohn ehren solltest, wie Dein eigen Kind? Oder es ist Alles, was Du jetzo thust und redest, nur ein grausames Spiel mit einem wehrlosen Schlachtopfer, und dann wäre besser, Du gäbest mir alsogleich den Tod." — Dieser männlichen Sprache antwortete Loys mit freundlicher Stimme: „Ich mußte Deinen Vater hart strafen um des Beispiels willen, aber bei Dir gelobe ich seine Stelle zu vertreten. Darum lasse Deinen Pfleger und Gebieter nicht allzulange eine Versöhnung erwarten, die nur zu Deinem Glücke ausschlägt."

So umarmte denn der junge Sire von Mortal den König, und derselbe führte ihn in alle seine Rechte und Reichthümer wieder ein, schenkte ihm noch vieles Land und viele Leute, machte ihn zum ersten Kammerherrn, Pair und Herzog, und setzte ihm für alle Wohlthaten nur die Bedingung, fortan an seinem Hofe zu leben, so lange es Beiden, dem Herrn und dem Unterthan, gefällig und lieb sein würde. Der Ritter willigte in Hoffnung fröhlichster Zukunft ein, und der Abt pries des Himmels unerforschliche Fügungen. Der König gab den Mönchen ein Fest, speiste die Armen freigebig, beschenkte die arbeitsamen Fischer, und empfing von denselben ein leckeres Gericht von den allerbesten Muscheln. Dieses erinnerte ihn an die Muschelschaalen, welche im Klosterwappen stehen, und an die, welche die Pilger auf ihre Kleider zu heften pflegen; und aus Dankbarkeit, daß ihn der heil. Michael besonders gesegnet, stiftete er zu seinen Ehren einen reichen Orden, dessen Ritter eine Kette von silbernen Muscheln auf der Brust trugen, daran das Bild des Erzengels, wie es auf dem Thurm stand. Auch setzte er drei Silbermuscheln zu den vieren in dem Wappen der Abtei, und fügte hinzu des Königs Hauptschildstück, das blaue Feld mit den drei goldenen Lilien. — Der Kommandant des Schlosses, die tapfersten Offiziere des Königs, und der Ritter von Mortal, erhielten die Ordenskette des heil. Michael; doch wußte keiner, in welchem Stücke der Erzengel den König gesegnet hätte; am allerwenigsten der Sire von Mortal, der von seinem eigenen Schicksal und Erdenglück nicht das Mindeste begriff.

Bescheiden und einsam war der König zum Berge gepilgert; mit Pracht und Musik und vielem Gefolge kam er zu seiner Hofstatt zurück. Jedermann verwunderte sich über seine Leutseligkeit, und über die plötzliche Aenderung in seiner Lebensordnung. Seine frühere Aengstlichkeit war zum großen Theil verschwunden, und er floh nicht mehr die Gesellschaft der Menschen. Namentlich war einer am Hofe, den er nie von seiner Seite ließ. Das Frühstück mußte derselbe mit dem Fürsten theilen, und das Mittagsmahl, und das Abendessen; den Wein, das Spiel, die Jagd. In der öffentlichen Audienz stand er neben des Königs Thron; hatte irgend ein Gesandter heimliches Gehör, stand der unzertrennliche Freund dicht vor der Thüre. Saß Herr Loys am Kamin, so war ihm gegenüber der Andere; legte sich Herr Loys zu Bette, so schlief der Andere dicht an seiner Schwelle.

Der Profos hatte ehedem solch unaufhörlichen Dienst gehabt, und kam jetzo nur selten vor des Gebieters Angesicht. Der Barbier war ehedem der Günstling gewesen, und sah sich jetzo verdrängt. Der junge Sire von Mortal hatte die beiden Respektspersonen ersetzt, und doch wußte er nicht, wie und warum dieses geschehen; zugleich seufzte er selber über des Königs Gunst.

Denn, wenn er einmal sagte: „O Herr, erlaube, daß ich frische Luft schöpfe, während Du der Regierung abliegst," so versetzte der König schmeichelnd: „Ein Stündchen sei Dein, mein liebes Herz; nur gehe nicht zu weit!" Und alsobald war irgend ein Diener von des Herrn Vertrauten auf seiner Ferse, und wenn der Ritter fragte, warum? so hieß es: „der König wolle es so."

Ritt er wie ein kühner Edelmann im Galopp, so sprach der Diener, indem er ihm in die Zügel griff: „Der König will das; Ihr möchtet ein Unglück haben."

Wollte er sich baden im kühlen Strom, so litt es der Diener nicht, und sprach: „Der König wehret das; Ihr möchtet ein Unglück nicht haben."

Spielte er Ball, um sich warm zu machen, und war im besten Zuge, so stellte der Diener das Spiel ab, sprechend: „Der König wünscht nicht, daß Ihr Euch erhitzet; für Euch wäre es vom Uebel."

Schlug die Stunde der Heimkehr, so mahnte der Diener unbarmherzig, sprechend: „Der König erwartet uns, und wenn auch die Versäumniß Euch verziehen würde, mein Rücken würde sie theuer bezahlen."

Der junge Sire erbarmte sich alsdann stets des armen

Digitized by Google

Trabanten, und kehrte folgsam heim, als wie ein Lamm; doch schwoll ihm nach und nach das Herz vor Unwillen und Sehnsucht, und er dachte ernstlich nach, wie schlecht es ihm erginge in dem goldenen Käfich. Zugleich besann er sich, wie er sein Loos wohl ändern möchte. Mit Gewalt war nichts zu richten, nur allein mit List. Aber wie kurz und stumpf und durchsichtig ist die List eines jungen Mannes von zwanzig Jahren.

Einmal saß er mit dem König zu Tisch, und griff nach einem fetten Fische. Da klopfte ihm Herr Loys spielend auf den Finger, sagend: „Die Speise ist unverdaulich, und Du sollst den Magen Dir nicht verderben." Der Andere fragte: „Herr, warum nimmst Du so viel Antheil an meiner Gesundheit?" — „Weil ich Dich liebe als einen Sohn;" versetzte Loys mit freudlichen Katzenaugen. — „Wenn Du mich also liebst, o Herr, so möchte ich wohl etwas von Dir erbitten." — „Sag' es frei heraus." — „Gib mir ein schönes Pferd aus Deinem Marstall." — „Das schönste nimm' es Dir." — Alsdann ein paar lustige Pagen zum Gefolge." — „Es sei; meine edelsten Knaben sollen es als eine Ehre achten, hinter Dir zu reiten." —

„Ferner einen Beutel voll Goldes." — „Geh' zu meinem Schatzmeister. Die Gefälle Deiner Güter liegen bereit." — „Und endlich die Erlaubniß, eben diese meine Güter zu besuchen. Des Herrn Auge fehlet dort, und dem Erben ist es Pflicht, der Ahnen Vermächtniß nicht zu verwahrlosen." —

Der König schüttelte den Kopf und meinte: „Damit hat es noch Zeit. Du bist ein kleiner Schelm, und würdest lange nicht wiederkehren." — Der Ritter betheuerte: „Sobald Du es befiehlst, bin ich wieder hier." — Ich glaub' es nicht;" sagte der Fürst; „und wenn Du's ehrlich meintest, so könnte Dir auf der weiten Reise ein Unglück zustoßen. Kein Wort mehr davon." — Die Mühe des Ritters war umsonst gewesen.

Ein andermal griff er die Sache anders an. Der König war guter Dinge, denn seine Frau, die er nur dann und wann besuchte, hatte ihm einen Prinzen geboren. Daher schwatzte am Kamin der Monarch tausend schöne Dinge vom Glück des heiligen Ehestandes und der Häuslichkeit, daß ein Pfarrer es nicht besser hätte machen können. Der junge Sire von Mortal, der sein Herz im Angedenken an seine Liebste sehr bewegt fühlte, meinte, gerade jetzo sei des Königs Herz am leichtesten zu rühren. Darum sprach er mit Zutrauen: „Du bist so fröhlich, Herr; laß' auch mich Dein Vergnügen theilen."

Der König sagte: „Tausendmal für einmal, liebster Pflegesohn. Wie meinst Du das?"

Der Ritter sagte: „Ich bin durch Deine Gunst so reich und groß geworden. Gut wäre es, wenn ich all den Reichthum einst einem Sohne hinterließe, wie Du dem neugebornen Dauphin Deine Krone."

Der König krauste die Augenbraunen; doch sagte er: „So ist's von Anbeginn in der Welt gehalten worden. Erkläre Dich nur näher."

Der Ritter sagte: „Laß mich auf die Freite ziehen, königlicher Herr. Ich begehre ein Weib zu nehmen, und glücklich zu sein in meinem Hause, wie Du jetzo in dem Deinigen."

Da versetzte Loys trocken: „Ich war viel älter als Du, da ich heirathete. Späte Ehen bringen Glück. Zudem wollen die Weiber lange geprüft sein, denn sie taugen wenig. Ich wäre untröstlich, stürbest Du an Eifersucht oder an Gram über ein gehässiges Weib, oder im Zweikampf mit einem Nebenbuhler, oder an dem geschmolzenen Blei, was hie und da eine rachsüchtige Herr ihrem Manne ins Ohr träufelt, während er sorglos schläft. Man hat Beispiele."

Der Ritter sagte erschrocken: „Der liebe Gott bewahre mich. Die Dame, die ich mir erwählte...."

Der König fiel ihm listig in die Rede: „Hast Du schon etwas erlesen? Wer ist die Schöne? Sag' es mir."

„Sag' es nicht, sag' es nicht!" rief eine ängstliche Stimme in der Brust des Ritters so laut, daß er der Frage antwortete: „Die Dame, die ich mir erwählen würde, müßte nicht dem Bilde gleichen, welches Du, o Herr, von den Weibern entwirfst. Noch ist mein Herz ruhig, aber wenn ich prüfen soll, muß ich meine Freiheit haben. Gib mir die Freiheit."

„Du bist frei, so gut wie der König von Frankreich;" entgegnete ihm Loys mit falscher Schmeichelei. „Fordre nicht ein Mehreres. Erwarte ruhig alles von der Zeit und meiner Gnade."

Der Sire von Mortal schwieg zwar, doch mordete die steigende Erbitterung seiner Seele die Hoffnung, obgleich der König sie immerdar anfachte. Der Ritter warf seine Augen auf die Leute am Hofe. In ihren Blicken las er jedoch nur Haß gegen den Günstling, und erwartete von ihnen keine Hülfe. Nach seiner Liebe stand sein Sinn; aber wie aus der räthselhaften Falle kommen, worein ihn das Verlangen, sein Lieb zu verdienen, geführt hatte?

Da brach ein Krieg mit den Kaiserlichen aus. Alle Regimenter marschirten in's Feld, und so viele gute Marschälle und Generäle Frankreich schon dazumal hatte, so war doch gerade kein Ueberfluß an tapfern Männern. Als der Sire von Mortal die Trommeln, Trompeten und Signalhörner vernahm, griff er muthig an den Degen und dachte bei sich: „Jetzo oder nie ist die Zeit, meine Freiheit ehrenvoll zu gewinnen und die Braut hinterher!" — Forderte auch ohne Verzug vom König ein Kommando, oder mindestens die Erlaubniß, als Freiwilliger unter den Grenadieren die Campagne mitzumachen.

Da kam er schön an. Herr Loys wurde vor Schrecken blaß, und rief überlaut: „Bewahre mich Gott und der heil. Michael! Du könntest todt geschossen werden, oder als ein Krüppel wiederkehren, und eins wäre für mich so traurig als das andere. Laß Dir die Kriegslust vergehen, und bleibe bei mir im sichern Hause. Es gibt genug tapfere Franzosen, die ihr Land vertheidigen werden, ohne daß ich Deines Arms bedürfte."

Nun war dagegen in dem Ritter kein Haltens mehr. Er vermochte seinen Groll nicht länger zu verschweigen, und fuhr heraus wie ein braver Soldat: „Bedarf auch Frankreich meines Arms nicht, so bedarf ich der Ehre, und mein heldenmüthiger Vater hat mir seinen kriegerischen Namen nicht hinterlassen, damit ich hinter der Kunkel sterbe. Du falscher König! Du hast mich berückt um meine Freiheit und Jugend, und ich hätte zu dem Mörder meines Vaters mich nichts besseres versehen sollen; aber zu einem feigen Buben sollst Du mich nicht stempeln. Und weil Du mir die Thore Deines Kerkers nicht öffnen lassen willst, so zeige ich Dir in Deinem eigenen Hause, daß ich Dich, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich hasse Dich, wie den Teufel, Du bist mir zuwider wie eine Kreuzspinne, Du lügnerischer Fürst; ich verfluche Dich als einen Menschenschinder und mörderischen Blutigel! Da hast Du jetzo Dein Theil, und mein Herz ist wieder leichter. Du magst nur den Profosen rufen, daß er mich aufknüpfe. Mein ehrlicher Vater hat den unehrlichen Henkerstrick zu einem stattlichen Ordensbande geweiht."

Ihr glaubet wohl, ihr einfältigen Fischer vom Berge, daß Herr Loys nichts strafflicher zu thun gehabt, als zu befehlen, daß dem Jüngling geschehe, wie er gesagt? Mit nichten. Der König sagte lächelnden Angesichts: „Lieber Pflegsohn, Du hast Dich gewiß im Weine übernommen. Schlafe den Taumel aus, und komme dann wieder." Ließ ihn in sein Zimmer führen; befahl strenge, daß er den Umkreis des Schlosses nicht verlassen möchte. — Der Profos wachte mit tausend Augen; keine Maus wäre ihm entgangen.

Am andern Tag kam der Barbier, den Herr Loys zu dem jungen Sire geschickt hatte, nach dessen Wohlbefinden sich zu erkundigen, und sagte mit zögernder Stimme und heuchlerisch niedergeschlagenen Blicken: „O Herr, Du hast eine Schlange in Deinem Busen erzogen. Der verrätherische Herzog lästert Dich in Gegenwart Deiner getreuesten Knechte, verweigert, vor Dir zu erscheinen, und sendet Dir als ein Zeichen seines Ernstes des heiligen Michaels Ordenskette zerbrochen zurück."

Der König erblaßte diesmal sehr vor Zorn, doch bezwang er seinen Aerger, sprechend: „Ein Tollkopf ist's, mein lieber Barbier; doch bin ich ihm herzlich zugethan, und wehe dem, der ihm ein Leid zufügen möchte. Verstehst du mich, Barbier?"

Der Bartscheerer verneigte sich, ob er gleich den Kopf schüttelte, und sich erinnerte, wie viele schon in des gefährlichen Schlosses Mauern ihr Leben für weit geringere Fehltritte verloren. — Diesmal besuchte aber der König in eigener Person den widerspenstigen Edelmann. Der hatte sich, die Galle zu besänftigen, eine Ader öffnen lassen, und lag müde auf dem Bette, rührte sich auch nicht ein bischen, als der Fürst zu ihm trat.

Der König sagte gütig: „Tröste Dich und genese. Wenn der Krieg so absonderlich Dich freut, so machen wir den Feldzug zusammen; doch wirst du nie von meiner Seite weichen dürfen, daß Dir nichts Uebles widerfahre." Der Ritter sagte trotzig: „Was kümmert's Dich so mir Uebels widerfährt? Du bist wie ein eifersüchtig Weib, und ich fange an, ganz eigene Gedanken von Deiner Gnade zu hegen. An Deiner Seite wäre ich ein Gefangener im Lager, wie hier im Schlosse. Nichts da; lieber sterben."

Der König wurde ungeduldig und rief: „Wenn Du nur nicht immer von dem unseligen Sterben sprächest! das ziemt sich nicht für junge Leute, und verdrießt stets das reifere Geschlecht."

Der Ritter war gleich mit der bittern Antwort bei der Hand: „Ein Mörder fürchtet am meisten den Tod und das letzte Gericht." — Und als der König hier zufällig niesete: „Prosit, mein Herr von Frankreich! Gott helfe Dir; Amen."

Es war aber just, als wäre Herr Loys aus Stein ge-

Digitized by Google

hauen; denn während dem Barbier, Arzt und Profosen gelb und grün vor Augen wurde, da sie hörten, wie keck und frech der neugebackne Herzog redete, zuckte der König nur leise die Achseln und sagte im Ammentone: „He, he, was gilt der Waizen? Ohe, was gilt ein goldner Thron?" womit er andeuten wollte, daß dem eigensinnigen Knabengeschwätz selbst ein mächtiger Herr, wenn er vernünftig ist, Nachsicht schenken müsse.

Der Ritter verstand indessen wohl, wie sein seltsamer Pfleger seiner spottete, und brummte ihn an: „Spiele Deine Fastnachtsschwänke, wie Du willst, so lange Du magst. Ich bin es müde, Dein Affe zu sein, und bringe mich lieber mit eigner Hand um's Leben, wenn Du nicht dem Profosen Arbeit giebst."

Herr Loys verfärbte sich ärger als jemals, und sagte hastig: „Nehmt ihm alle Waffen weg, laßt ihn nicht aus den Augen! Das wäre erschrecklich. Man polstere die Wände aus, daß er sich kein Leid thue. Vergittert die Fenster! Gebt ihm keinen Fisch zur Speise; er möchte sich mit einer Gräte ersticken!" — Des Königs Vertraute gelobten Alles.

Der Ritter lachte hierauf verächtlich und grimmig, erwiedernd: „Fürchte nichts, Du Böswicht, der Du mich noch aufheben willst, um mich als einen ganz besondern Braten zu schlachten. Was Du auch mit mir vorhaben magst, ich will mir noch Zeit nehmen, Dir alle Verwünschungen zu sagen, die über meine Zunge wollen. Vermauere für mich Deine Küche, stoße Deine Fischbehälter in den Grund; ich will mich zu Tode hungern."

Herr Loys griff unwillkührlich nach seinem eigenen magern Leibe und zitterte sehr. Dann entfernte er sich, und band dem Arzt und dem Barbier auf's Gewissen, durch die leckendsten Speisen die Eßlust des Trotzkopfs zu reizen. Und weil er in seiner Klugheit überlegte, daß die gehässigen Diener dem Ritter etwa Gift in die Schüsseln thun möchten, ließ er dieselben wieder vor seinen Augen bereiten, und geleitete selber die Tafeldiener zur Thüre des jungen Sire, wo er alsdann, durch das Schlüsselloch schauend, von allem, was dahinter vorging, Zeuge sein konnte.

Der Edelmann war nicht weniger beharrlich, und verweigerte unerbittlich Speise und Trank. Einmal zwar hätte er sich bald verführen lassen, von den köstlichen Muscheln unsrer Meeresbucht zu kosten; sie rochen so trefflich! doch überwand er die starke Versuchung.

Es konnte nicht fehlen: er zehrte ab wie ein Schwindsüchtiger, und des Königs Kleider wurden demselben auch immer weiter, und ihm schmeckte kein Bissen mehr. Dennoch wetzte stets vergebens der Barbier sein Messer, und der Profos schürzte vergebens Schlinge auf Schlinge. Die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn fand kein Ziel; die Frommen im Hofstaate meinten, er fange schon an, seine Sünden zu bereuen; die Klugen dagegen befürchteten, der theure Fürst habe sich etwa irgend eine Wohlthat zu Schulden kommen lassen, und könne sich jetzo darüber nicht zufrieden geben.

Genug: am fünften Tage ging Herr Loys abermals zu seinem hartnäckigen Pflegsohn, der als wie ein Träumender auf dem Bette lag, und ein fürchterlich Gesicht schnitt, den widerwärtigen Besuch bemerkend. „Du zerreißest mein Herz!" redete der König mit leidender Stimme: „Ich sterbe mit Dir, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör giebst."

„Desto besser für Frankreich!" antwortete ihm, so schwach er war, der ungeschlachte Ritter. Worauf der König zusammenfuhr, und schalt: „Meinst Du, Du undankbarer Junge? Es ist also Dein Vorsatz, daß ich sterbe, Du tückischer Bösewicht? Jetzo befehle ich Dir, zu leben. Du sollst mit aller Gewalt leben."

Der Ritter lachte mit zufallenden Augen, indem er gleichgültig sprach: „Still, Lolo! Du störst mich. Geh' doch hin, woher Du kamst."

Die Umstehenden waren vor Bestürzung wie an den Boden gefroren. Endlich sagte der Profos mit Zerknirschung: „Wir alle sind in Deinen Diensten grau geworden, aber solche Vermessenheit haben wir noch niemals unbestraft gesehen. Gebiete endlich, daß man vorläufig diesem Menschen, der, ich weiß nicht wie, Dich offenbar beherte, die Ruthe gebe, die erstorbene Lebenslust wiederum anzufachen; und alsdann..."

„Schweige, Du grauer Esel!" rief plötzlich der Sire von Mortal, und Paff! hatte der Profos eine derbe Ohrfeige. Alsobald lag aber wieder der Ritter als ein Todter auf dem Bette. Der Profos rieb sich die Backe, die Anwesenden wichen scheu von dem Bette zurück; nur der König blieb ruhig, lächelte sogar, that den Finger an die Nase, und versetzte: „Wahrlich; die Ruthe wäre hier nicht übel am Platze, um..."

Er konnte nicht ausreden, denn bereits hatte ihn der Ritter bei dem Barte und den Ohren gepackt, schüttelte ihn gewaltig und rief: „So, du feiner Schalk? Du wähnst mich matt zum Tode? Warte, Du schelmischer Dieb, daß ich Dir zuvor den Zopf flechte, bevor Du den Schulmeister bei mir spielest!" Und zupfte und schüttelte den erlauchten Herrn, daß demselben Hören und Sehen verging, und er um Hilfe schrie. „Todt, todt schlagt den Frevler, todt!" schrieen alle Diener entgegen. Der Doktor schwang einen Arzneikolben, der Barbier sein Rasirmesser, der Profos seinen Pallasch. — Dießmal wäre es um den armen Sire von Mortal geschehen gewesen, hätte nicht — allen zum Staunen — der König mit dem eignen Leibe ihn gedeckt, und allen in das Ohr gedonnert: „Haltet ein! bei dem Leben Eures Herrn! des Todes ist, wer Diesem auch nur ein Härlein des Scheitels verletzt!"

Murrend und mit gesenktem Haupte, wie gejagte Hunde, gingen die Hofdiener hinaus; der Ritter streckte sich wiederum gleichgiltig auf dem Lager aus, und der König setzte sich in einen Winkel. Dort überlegte er lange und viel, und nachdem er mit sich auf's Reine gekommen war, redete er abermals zu dem Edelmann, als ob nichts vorgefallen wäre: „Vernünftige Leute geben nach. Du sollst Deinen Willen haben, was die Hauptsache betrifft; sollst frei sein, und für Deinen König fechten; doch schicke ich Dich nicht gegen die groben Deutschen, sondern auf das Meer gegen die Godbams. Meine Flotte versammelt sich an der Spitze von Granville, und auf der Hinreise thue mir nur die Liebe, dem Abt von St. Michael einen Brief zu überbringen. Es wird Dich freuen, Deinen besten Freund wiederzusehen. Ich gehe jetzo, das Schreiben zu verfassen. Während dessen iß und trink ohne Gefährde. Bei meinem Haupte! Schon heute sollst du nicht mehr in meinem Schlosse übernachten."

Während dieser Rede hatte sich der junge Sire langsam von seinem Kissen erhoben, und verwundert des Königs Gesicht gemustert. Darauf war jedoch nur Ernst und Gewissenhaftigkeit zu lesen, und daher strahlte bald von inniger Freude des Ritters Antlitz. Mit neuer Jugendkraft verließ er sein Siechbett, zog seine schönsten Kleider an, ließ sich den Bart zierlich stutzen, das Haar frisiren, und aß mit größtem Appetit, um wieder rothe Backen zu bekommen; denn sein Vorsatz war, auf dem Wege zu der Flotte in seines Liebchens Hause Anker zu werfen.

Als der König zurückkam, ihm den goldig versiegelten Brief zustellte, und ankündigte, daß der Profos mit den schottischen Reitern ihn begleiten würde bis zum Admiralschiffe, schmollte er freilich ein wenig; dachte aber schnell bei sich, daß er ja eben so gut, nach dem Abmarsch der Reiter, wieder auf einen Tag die Fregatte verlassen würde können, um, von Zeugen nicht belästigt, seine Dame zu besuchen.

Ehe der Abend kam, war Alles zu seiner Abreise bereitet, und er dankte mit kindlicher Seele dem Herrn für die Gnade, die solcher zwar spät, aber doch endlich an ihm bewiesen. Herr Loys machte dazu ein saures Gesicht, versetzend: „Gut, schon gut, fahre hin, Du Eigensinn. Ein anderer hätte Dich den schwarzen Röcken ausgeliefert, Dir den Prozeß zu machen,... aber, kann ich dafür, daß ich Dich mehr als einen Freund liebe? Mir ist's recht, daß Du hinausgehst, Dir die Hörner abzulaufen. Ich kann nicht heraus aus Furcht und Aengsten. Bald wagtest Du zu Pferde Deinen Hals, bald im Fechten Deine Glieder, bald im Schwimmen Dein Leben, und endlich wolltest Du Dich zu Tode hungern. Ueberall mußte ich die Augen haben, über Deinen Leichtsinn zu wachen. Die Schreibstube nehme ich aus, wohin Du nie verlangtest, den Tod eines Gelehrten zu sterben."

Der Sire von Mortal lachte hiebei herzlich, weil er nicht lesen und nicht schreiben konnte. Der König beschloß aber seine Rede: „Jetzo magst Du auswärts treiben, was Dir beliebt. Sehe ich's doch nicht selber mit an. Valet, mein Prinz Ungehorsam. Wenn Du London in der Tasche hast, so bring' es mir."

Auf diese Weise schieden sie von einander, nachdem die Herrlichkeit ihrer engen Freundschaft kaum ein paar Monate gedauert hatte. Der gute Abt von unserm Berge, zu welchem der junge Sire in gestrecktem Galopp geritten kam, den Auftrag des Königs auszurichten, sperrte verwundert die Ohren weit auf, da der Jüngling ihm Alles, was geschehen, erzählte. Noch begieriger aber öffnete er die Augen, da er des Königs Brief las, der ungefähr also lautete:

„Mein lieber und getreuer Milchbruder. Der Ritter, welcher dieses Schreiben besorgt, ist mir theurer als mein eigen Herzblut. Sein Vater, ein großer Nekromant, hatte in den Sternen gefunden, daß mein Leben mit dem des jungen Mortal aufs innigste verknüpft sei, und durch geheime Beschwörungen hat er herausgebracht, daß der Tod des Jünglings unfehlbar der Meinige sein würde. Welches der Vater mit seinem eigenen Tode bekräftigte, weil ich, Betrug fürchtend, ihm nicht Gnade gab. Jetzo bin ich vollends von der Wahrheit seiner Worte überzeugt, und weil der Sohn zu dieser Frist ein trotziger Löwe geworden, der in dem Paradiese mei-

Digitized by Google

ner Wohlthaten nicht mehr gut thut, so mache ich Dich hiemit zum Schatzmeister meines für Frankreich so kostbaren Lebens. Sperre den Sire in Deinen festesten Kerker, aber füttere ihn wie ein geliebtes Wildthier. Er ist ungestüm und böse, aber Deine Weisheit wird ihn erhalten und zu hohen Jahren bringen. Ich liebe Dich dafür schon im Voraus dreifach, ehrwürdiger Milchbruder. Aber bedenke, daß für Dich kein Galgen hoch, kein Scheiterhaufen heiß genug sein würde, wenn Du nur im Geringsten das Vertrauen täuschen möchtest, so ich in Deine Treue setze."

Unter diesen Brief hatte der kluge König seinen Namenszug so deutlich gemalt, daß dem Abt unmöglich wurde, an der Aechtheit der Depesche zu zweifeln. Eine lange Wahl war auch nicht möglich, denn der Ritter drang auf die Weiterreise, und der Profos, der ein wenig von des Königs Bosheit wissen mochte, belauerte den Abt mit verdächtigen Blicken. Zudem lag die Partei, welche der Abt zu ergreifen hatte, auf der Hand. Er liebte seinen erlauchten Herrn und Wohlthäter; er glaubte selber nicht wenig an die Verheißung der Sterne. So faßte er sich kurz zusammen, ließ schnell durch seine Söldner den arglosen Edelmann unversehens ergreifen, und sperrte ihn mit eigener, wiewohl zitternder Hand in den berüchtigten eisernen Käficht des Schlosses.

Dieser eiserne Käficht war aber eigentlich von Holz, und stand in den Gewölben. Noch heute kann man die Stelle sehen, wenn man in den Vorkeller steigt, aus dem die Treppe in die Todtengruft der Mönche abwärts führt. Aus dem Vorkeller, neben dem Fleck, wo ein Altar für die armen Seelen gewesen ist, geht's in einen weiten gewölbten Saal, und hinter demselben liegt das Gemach mit dem Käficht, der an den Bögen der Decke mit Ringen und Eisenstangen festgemacht war, und ganz frei stand, daß man um ihn herumgehen konnte.

Dorthin führte der Abt den Profos, zeigte ihm den in seinen Ketten knirschenden Gefangenen, und sagte ihm, er möchte dem Könige melden, was er gesehen, und wie der Befehl des Herrn vollzogen worden sei. — Der Profos versprach's gar gerne, und zog wohlgemuth von dannen. — Hierauf verbreitete sich an der Hofstatt das Gericht, der Sire von Mortal sei in's Meer gefallen und ertrunken; der König hatte nichts eiligeres zu thun, als die kaum verschenkten Güter wieder einzuziehen, und bald krähte kein Hahn mehr nach dem verschollenen Edelmann.

Der König lebte fröhlich und gesund viele Jahre lang in Freud' und Lustbarkeit, und schickte stets am Michaelstage ein Geschenk an den frommen Abt, mit der Frage, wie es um den Vogel im Käficht stehe. Und immer hatte der Abt zu antworten: „Gut stehts, und Gott wird noch lange unsern Herrn erhalten!" Da geschah es, daß die Regierungsgeschäfte sich häuften, und viele Kriege zu Wasser und Land ausbrachen, und Herr Loys nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, vor Arbeit und verdrießlichen Welt- und Familienhändeln. Da vergaß er des heil. Berges ein paar Jahre hindurch, und der Abt, weil er nicht gefragt wurde, gab keine Nachricht. Mittlerweile wurde der König viel älter, und nach und nach schwächer und kränker, ob er sich's schon nicht gestehen wollte; als plötzlich der heilige Franziskus in's Land kam und den König besuchte, daß er wieder genese.

Wie der heilige Franz hörte, was der kluge Herr Loys alles auf dem Gewissen hatte, wäre er fast ohnmächtig geworden; um so mehr, als so viele Todte nicht mehr lebendig gemacht werden konnten, weder vom Fürsten, noch vom Heiligen. Dagegen drang der Letztere in seinen Beichtsohn, daß er alle Gefangene losgeben möchte, und namentlich den armen Sire von Mortal. Es sei eine schwere Sünde, zu glauben, daß der Menschen Leben von andern Dingen abhänge, als vom Willen des lieben Gottes ganz allein, und was der alte Ritter vor seinem Tode ausgesagt, sei nur eine Lüge der väterlichen Angst und Zärtlichkeit gewesen, die den Sohn von dem Verderben zu retten begehrt hätte; indem er den Aberglauben des Königs mehr vertraut, als seiner Menschlichkeit.

Herr Loys wand sich, wie ein Wurm, aber der Heilige verweigerte ihm die Absolution, bis er endlich mürrisch sagte: „Wohlan, es sei, weil es sein muß. Heda, wo ist ein Kurier?" — „Geh selbst, und löse, die gebunden sind;" befahl ihm der Heilige, und der König setzte sich auf sein graues Pferd, ritt selbander mit dem Barbier zu unserm Berge, überfiel den Abt, ehe derselbe es vermuthete.

Schon von weitem rief er ihm entgegen: „Heda, Meister Abt, wie geht es meinem Finken im Bauer!" — Und der Abt wurde wie Scharlach. — „He, ehrwürdiger Milchbruder, seid Ihr taub, seid Ihr stumm? Bringt mir den Sire von Mortal zur Stelle." — Und der Abt wurde wie ein Leintuch. — „Bei'm heiligen Kreuz! was ist das? den Schlüssel her, den Gefangenen her! ich bedarf seiner, bei'm Donner!" — Und der Abt fiel dem König zu Füßen, und konnte kaum vor Schluchzen und Wehmuth hervorbringen: „Er ist gestorben, o Herr, seit drei Jahren schon gestorben, und ich habe nimmer gewagt, Dir's zu schreiben, um Dich nicht zu schrecken und zu erzürnen. Hier ist der Käficht, hier sind die Kleider, worinnen er den Geist aufgab; hier der Altar, wo ich für ihn ein Todtenamt gehalten; hier die Gruft, worinnen er schläft, unberühmt, schier namenlos, in einem schmalen Priestergrabe!"

Der König folgte schweigend dem Abt zum Käficht, zum Altar, zum Gruftgewölbe, und dann hinwieder zum Tag der Oberwelt. Mit verschränkten Armen und Beinen saß er über eine Stunde sinnend in dem großen Lehnstuhle des Rittersaals, und sein Antlitz, zuerst von Sorgen verfinstert, verklärte sich nach und nach in Heiterkeit. Seine Brust athmete freier, daß er voll Zufriedenheit ausrufen mochte: „Ihr thatet weise, frommer Abt, mir den Todesfall zu verhehlen. Er würde Euch den Kopf, und mir viele schlaflose Nächte gekostet haben. Heute jedoch, nach drei langen Jahren, ist es anders, und ich merke, daß der alte Rebell nur seine Kurzweil mit mir trieb, und daß der heilige Franz nicht Unrecht hat."

Zugleich freute er sich inniglich, daß des Ritters Absterben ihn hinderte, des Heiligen Willen durch die Befreiung des Gefangenen zu thun; denn, erstens, that er niemals gern einen Gefangenen los.

Dafür belohnte er den Abt reichlich, beschenkte abermals die Armen vom Berge, und ritt munter wie unser Herrgott unverzüglich wieder von hinnen. „Bleib' im Kloster über Nacht, königlicher Herr;" sagte zwar der besorgte Abt, indem er auf die weiße Sturmwolke am Himmel zeigte: „Wir werden ein Wetter erleben, ehe der Abend einbricht!" aber Herr Loys verachtete des erfahrenen Priesters Warnung, und meinte, er sei schon geborgen, wenn er nur vor dem Eintritt der Fluth über die Grève zur Küste käme.

Dieses geschah wohl, aber mit dem Fürsten stieg zugleich ein gräßliches Donnerwetter an das feste Land, das mit Hagel, Sturm und Regen den Reisenden unbarmherzig zusetzte, als sollten sie in Grund gebohrt werden. Des schlotternden Barbiers vom Wind zerfetzte Kleider flatterten wie ein zerrissenes Segel; der König troff wie eine Hängeweide. Sie verirrten sich auf der Küste. Das Abenddunkel und der Wolkenbruch jagten sie auseinander, und seit langen Jahren zum Erstenmale sah sich Herr Loys ganz allein, in einer wildfremden Gegend, auf einem Pferde, welches allen Gehorsam vergaß, und stets in der Runde drehte, wie ein schwaches Boot in einem Strudel. Schaute der arme Mann hinter sich, so leuchteten ihm freilich die Laternen von unserm Berge entgegen; aber dahin zurückkehren? Prosit die Mahlzeit! das Meer war schon da, und spottete aller Könige.

Darum stieg Herr Loys wohl oder übel vom Pferde, und führte dasselbe am Zügel; bald zog er den Gaul aus dem Morast, bald that ihm der Gaul die Gefälligkeit. Dann kamen sie in einen Wald, und stießen sich die Nasen an die Bäume, und endlich die Köpfe an ein Ding, das breiter war als ein Baum. Das war ein Thor mit guten eisernen Nägeln gespickt; an dem Thor eine lange Mauer, hinter der Mauer ein hohes Dach. Ein Edelhof, mit einem Wort. Der König klopfte wie ein Räuber, und die Christenmenschen im Schlosse machten ihm auf, und führten ihn zu der wunderschönen Dame, der all' die Herrlichkeit gehörte.

Sie empfing den Verirrten gastfreundlich, ob er sich gleich nur für einen Goldschmid ausgab, der von einem Jahrmarkt komme; ließ ihm ein Bad bereiten, versorgte ihn mit Wäsche, Kleidern, Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, wie die reichen Leute alle die Bequemlichkeiten nennen, und leistete ihm Gesellschaft bei einem wohlbestellten Nachtessen.

Der Tisch war für drei Personen gedeckt, und dennoch saßen nur zweie daran. Als noch überdieß der König bemerkte, daß die Edelfrau nur wenig aß, hie und da zerstreut ein Wort sagte, und kaum die Augen von einer Uhr verwendete, so auf dem Kamin stand, sprach er mit seinem einschmeichelnden Wesen: „Meine liebe Dame; wenn nicht bereits der Schlafrock und die Mütze, die ich trage, mir verrathen hätten, daß ein Herr dieses Haus bewohnt, so würd ich schon aus Eurer Ungeduld schließen, daß Ihr Euern Mann erwartet." Die Dame versetzte: „Das ist so, mein Herr. Mein Mann ist auf der Jagd, und das Wetter so böse. Ich kann seine Heimkehr kaum erwarten, denn ich liebe ihn sehr."

Der König, weil er wenig Liebe kennen gelernt hatte, lachte etwas ungläubig, daß die Dame empfindlich wurde, und wiederholte: „Ja doch, und tausendmal Ja. Er ist mir theurer als das Leben, und ich stürbe gern, wenn ich ihn unsern Kindern und seinen Freunden noch tausend Jahre erhalten könnte."

Der König dachte bei sich: „Wenigstens gießt meine Wirthin ihrem Manne kein geschmolzenes Blei in's Ohr, und ich

Digitized by Google

möchte wohl für meine quälende Krone das Leben dieses Fuchsjägers eintauschen.

Während er so dachte und grübelte, kam der Krautjunker heim. Derselbe war jedoch Niemand anderer als der Sire von Mortal, den der Abt von unserm Berge in der Klostergruft beerdigt haben wollte. Der König erfuhr gar bald, daß sein schelmischer Milchbruder schon vor einer kleinen Ewigkeit den Ritter freigelassen hatte, damit er sein Liebchen heirathen konnte, dessen Vormund gestorben war. Die getreue Dame hatte gern auf ihres Verlobten Namen und Reichthum verzichtet, um nur ihn selber zu besitzen, und ihre Güter mit ihm zu theilen.

Dieses erzählte ohne Furcht und Reue der edle Ritter dem König, und lag mit seiner Frau und allen seinen Kindern so lange vor dem Herrn auf den Knieen, bis derselbe — der Verlassene spürte weniger Gottes Finger, als vielmehr das Messer an der Kehle — seinen theuersten Schwur that, dem Abt alles zu vergeben, und dem Sire nichts zu Leide zu thun; unter der Bedingung jedoch, daß die schöne Dame das kostbare Leben ihres Mannes bis in's späteste Alter zu erhalten suche; was sie mit tausend Freuden gelobte.

Der König schied am andern Morgen versöhnt und lustig vom Edelhofe, und zankte den Barbier, da er ihn wieder antraf, nicht allzusehr, weil er guter Dinge war. Des alten Ritters Weissagung gewann wieder sein volles Vertrauen, und er war nicht böse, wenn er überlegte, daß wohl sein verwittertes Leben mit der blühenden Gesundheit des kräftigen Ritters zusammenhängen möchte. Für jene Gesundheit war die musterhafte Frau ein besserer Wächter als goldene Ketten und eiserne Käfichte, und die Schätze des Sire gab der kluge Loys nicht heraus.

Einen Monat lang reute ihn sein theurer Eid nicht. Da er jedoch schwächer wurde, härmte er sich ab, und er grübelte und diftelte, wie er seinen Schwur umgehen möchte, von dem er noch keiner Seele ein Wort gesagt hatte. Von Tag zu Tag hatte er neue Klagen. Heute sagte er: „Mir ist so übel; gewiß hat sich der unbesonnene Junker den Magen überladen!“ Morgen hieß es: „Welch eine Jast in meinem Blute! gewiß ließ sich der Andere schröpfen trotz des Mondwechsels!“ Uebermorgen jammerte er: „Meine Glieder fallen auseinander; sicherlich überläßt sich der Mensch dem Trunk und der Schwelgerei.“

Endlich sagte er eines Abends, da er sich vor Angst und Schmerz nicht mehr zu helfen wußte, zu dem Profosen: „Komm morgen in aller Frühe zu mir; ich habe Dich zu verschicken, und wichtig ist der Mann, den Du ausheben sollst.“ Als aber der Profos am andern Morgen kam, war der König todt, und das Geheimniß des Sire von Mortal mit ihm. — Der neue König hat später dem Ritter zu allen seinen Rechten wieder verholfen, und ihm erlaubt, eine kostbare Goldkrone in unser heiliges Stift zum Wahrzeichen zu schenken. Wer den diebischen Jakobinern erlaubt hat, dieselbe zu stehlen, weiß Gott. Genug: sie ist nicht mehr da.

3.

Das stumme Kind auf der Grève.

„Horch, wie die Glocke schwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Mensch verunglückt auf der Greve! ein Mensch geht unter in der wachsenden Fluth! — Ja, schreit es nur durch die Gasse, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menschlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen speien den Strick aus, und der klaffende Sand schnappt nach den Hufen der Pferde, wenn sie nicht zeitig den Rückweg suchen. Denn der liebe Gott schwebt über den Wassern, und des Menschen Hülfe richtet nichts.“

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Brustwehr, und gedenkt lieber bei eurer Arbeit mit stillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es ist nicht alles aus, wenn das Meer seinen Raub hinabschlingt. Ein ernsthafter Engel wacht über den Abgründen.“

„Wann die See über die Grève fährt, so tauchen die Muschelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre rosigen Schalen, daß sie einem Schiffchen mit ausgespanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwasser, und sinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Mensch wisse von ihnen.“

„Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand steigt mit Korb und Hacken, so findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und eure behende Stachelstange bohrt die versteckten Muscheln an's Tageslicht. — Also bedeckt das Meer nicht Alles mit seinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig versunken glauben.“

„Eine solche Geschichte hat sich bei uns zur Kaiserzeit begeben, und wer sich fürchten will, der höre zu.“

Alte Leute erinnern sich noch ziemlich deutlich des reichen Mathias. Am Ende seines Lebens bewohnte er das rothangestrichene Haus, dessen Dachgiebel sich an den Mauergang zwischen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem stattlichen Hause geboren, sondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marilland, von blutarmen Fischerleuten. Es hat niemals ärmere gegeben, und die Eltern ließen sich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden sollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngsten derselben nahm der Herr Pfarrer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, schickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geistlich studiren sollte.

Der ältere, der Matthias, war ein ungeschliffener Bursche, und prügelte alle seine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlste Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk seines Vaters aus dem Grunde, und brachte sein kleines Fischerwesen empor, so daß er bald stehende Netze in den Bachen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geschicklichkeit. Wer neben ihm fischte, hatte seine liebe Noth vor Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts sicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fisch und Krebse aus dem Behälter gestohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten stecken, schickte ihn auf die Inseln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte sich, daß er blind wurde, und brachte seinen Lebensrest in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkessel das Weihwasser bot, und hie und da ein Almosen dafür erhielt. Er hatte jedoch immerhin Hungers sterben können, wenn nicht sein Weib bei Tag und Nacht auf den Muschelfang gegangen und seine Versorgerin gewesen wäre.

Aber mit dem armen Fang ist's nicht allein gethan, und unsere Landsleute haben nicht umsonst das Sprichwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muscheln fischen, als das und jenes thun!“ — Des Mathias Eltern gingen allmählig zu Grunde, bis sie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer schönen Uniform, einen wollenen Bendel auf dem Kragen, auf der Brust eine feine Invalidenmedaille, in der Tasche einen schön geschriebenen Abschied. Er brachte viel Geld von den Inseln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz setzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tisch und Bett und Spiegel. Unter den Spiegel in Glas und Rahmen hing er seinen Abschied, an sein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unsrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein bescheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fischereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geschäft mit den Schleichhändlern, die zwischen unserer Küste und den englischen Inseln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Mezgerstochter von St. Lô mit ansehnlicher Aussteuer.

Das war jedoch ein Geschäft, das nicht sonderlich gut ausging. Die Frau langweilte sich auf unserm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangsal. Wann er, was oft geschah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei seinen Fischern zubrachte, um Platteißen und Barben zu fangen, ging's zu Hause hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern seines Gelichters. Die besten Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöst worden wäre, sind den ungebetenen Gästen durch die Gurgel geschlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hause hinaus warf, und sein Geschmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alsogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte sie als eine Verschwenderin in ein Kloster gesteckt, wo sie es nicht gar lange aushielt, und seelig starb. Der Mann begrub sie, und kam wieder mit dem Flor auf dem Hute, und sein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind setzte er in's Haus, und damit es eine bessere Aufsicht hätte, und er seinem nächsten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er seinen Bruder aus Irland kommen, wohin sich derselbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geistliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hause; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne

Falsch und Argwohn. Darum hatte die alte Marthe so viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Base von den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal schon ein Gefängniß gewesen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der seine Gefangenen und seine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochsenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter seinen Mißhandlungen hart wie ein Felsstein. — Da sie das älteste unter den Geschwistern war, so kam manchmal, wenn der Vater seinen Rausch ausschlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu schließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingesperrten Verbrecher sahen das Mädchen gern, weil es sie nicht prügelte, und sanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter steckte eine schmähliche Habsucht, womit sie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und sich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Wasser bezahlen ließ. Das trieb sie, bis sie genug beisammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde sie eine Betschwester, ging bei ihrem Vetter als Haushälterin in Dienst, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdessen gestorben, und sie hat niemals deren Gräber besucht.

Sie ist ein seltsames Weib gewesen, hat mit Niemand Freundschaft gehalten, über Alles gespottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, sie sei eine Närrin, oder sie müsse eine Hexe sein.

Von allen Menschen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbschaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen seines Geldes und wegen seiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn sie war nicht schön wie ein Engel, aber schön wie ihre Mutter gewesen, aber leichtsinnig wie ihre Mutter, aber schwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerseits Tiennette Niemand so lieb, als ihre Gesellschafterin Marthe, weil diese das Mädchen unaufhörlich hätschelte, putzte, kämmte und frisirte, beschenkte und fütterte, spazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was sie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendstreichen, und wenn der Kanonikus, der stets zu Hause war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, so nahm lieber Marthe alle Schuld auf sich selber, ehe sie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn sie nahm zu an Reiz und Leibesgestalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unersättlich. Bellottens Augen gingen stets hin und her, frisch und hell, wie spielende Fische, und suchten muthwillig ein Netz, sich darinnen zu fangen. Nicht lange, und sie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, gesponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Gelbkragen waren schelmische Soldaten. Wo sie keinen Feind wegzublasen hatten, schossen sie im Spaß nach den Herzen der unvorsichtigen Dirnen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte sie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kastanienbraunen Backenbarte und dem blassen Gesichte. Er hatte nämlich nicht die stärkste Brust, und die scharfe Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — seit er die Mamsell Mathias kannte — stieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und von der Stadt hinauf zum Schlosse. Dazumal war die neue Kaserne noch nicht gebaut, und die Soldaten lagen in der Abtei.

So wie er Geschmack an unsern steilen Gassen, so fand Tiennette mit einemmale Geschmack an der Aussicht von der Plateforme der Klosterkirche, fürchtete sich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und stieg unverdrossen täglich hinan, und spazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der sie behandelte wie eine große Dame, und ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwischen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerlosen Gange um das Kirchendach.

Marthe sah diese Spaziergänge nicht gerne, und sagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu bösem Ende!" — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil sie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte sie unaufhörlich im Hause aufzupassen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht von den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vater Mathias, der so scharf sah! der so verdrießlich war, seit er mehrere tausend Livres durch die Ungeschicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Muhe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags ist das Meer besonders ungeschliffen, und reißt alle Fischereien in der Bucht zusammen, daß man gar nicht mehr den Platz erkannte, wo sie gestanden. — Kurz darnach geht die Nachricht ein, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon ist. Mathias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein sollte der schlechte Kerl von Ausreißer einmal sein Schwiegersohn werden.

Das schlug den Alten sehr nieder. „Du wirst sehen," sagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpeln bei Tombelène Muscheln holen muß, um mein Leben zu fristen. Mit dem Glücke ist's aus; ich gehe dem Bettelstab entgegen." Von dem Tage an wurde er unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her schlich ohne Rast mit unauslöschlichem Durst; denn er schlief nimmer und fürchtete sich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit seinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber spazierte mit ihrem Offizier. „Sie ist wie ihre Mutter;" sagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf sie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samstag war sein Durst ganz unleidlich, und der Cider schmeckte ihm nicht mehr; so daß er nur nach Wasser verlangte. Die Cisternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen von Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unserm salzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es soll ein großer Jammer gewesen sein, den Mathias zu sehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er schwatzte in seinem Fieber nur von den weiten Inseln, von unrechtmäßig erworbenem Gelde, von Seelenmessen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug; zwischen hinein verwünschte er seine selige Frau, und seine lebende Tochter, daß dieselbe sich vor Entsetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienstag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerstag seine Hülle, wohin sie gehörte.

Nun ergab sich, daß Tiennette kein schlechtes Herz in der Brust trug, denn sie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf seiner Plateforme warten; sie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, sondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerst Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewisses.

Der Kanonikus soll den Lieutenant mit seiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu sehen ist, soll der Offizier bei seiner Seligkeit sich vermessen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, sobald der Kaiser ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsstelle gäbe.

Was an der Sache gewiß ist: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in seine Heimath auf Urlaub und soll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ sich nicht mehr vor den Leuten sehen, und des Matthias Haus war wie ausgestorben.

Unsere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küste, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortschaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder sie suchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichsten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand stiebte herab auf unsere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garnison, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu seyn glaubte. Der Maire, ein schläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpassen, die Bürger waren stets besorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine frische Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und so merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachtbarn, daß in des alten Mathias Hause ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;" sagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an?" — „Wir taufen ihn;" sagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter sagte nichts, und herzte das schwache Kind, und wollte seine Amme seyn, aber das ging nicht. Zudem schaute Marthe den Säugling finster an, und meinte: „Jetzo ist der Junge noch hinfällig und stille, aber in ein paar Tagen wird's anders seyn, und sein Geschrei wird uns verrathen. Wenn Du Deinen guten Ruf liebst, Bellotte, so trenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Last übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird." —

Tiennette sträubte sich, aber der Augenblick war streng, und der Kanonikus stimmte der Marthe bei. So wurde ends-

Digitized by Google

lich beschlossen, wie die Base wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in frische Wäsche, Marthe steckte es, da es schlief, in einen Fischkorb, deckte denselben säuberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der verbotenen Waare aus dem Thore auf die Grève, gegen Dol.

Der Abschied von dem kleinen Augustin war der Anfang von Tiennettens schwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe verlangte. Der hatte freilich viel sagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verschwiegen wie ein Beichtvater. Tiennette verdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam sie zu sich, und fragte nach der Base. Diese kehrte erst am Abend zurück, war von der Wanderung sehr angegriffen. „Der Weg ist weit," sagte sie verdrossen: „auch habe ich mich auf der Grève erkaltet. Das Kind ist jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samariter den Verwundeten." — „Gib mir einen Kuß dafür;" sprach Tiennette, und erschrak gleich darauf vor den kalten Lippen der Marthe. „Pfr!" sagte diese und schüttelte sich: „Ich bin wie ein Eiszapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellotte, löse ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männer im Hause, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus." — Sie schlief richtig die ganze Nacht, und stand wieder kerngesund auf. Sie war ein Weib, wie von Eisen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß sie nicht genesen konnte, und viele Wochen hinsiechte. Darüber war viel Gerede unter den Leuten, die sich erinnerten, was von Bellotten geargwohnt worden.

Marthe wurde ohne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich sie mit Zähnen und Klauen sich wehrte, und Bellottens und ihre eigene Unschuld betheuerte.

Zu jener Frist war eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieselbe „zu den drei Freunden." Marthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags saßen dort ein paar Fischweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, vom Cider berauscht, stichelten sie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten von Tiennette, die ihr Kind heimlich weggeschickt habe, und Marthe sey des Kindes Trägerin gewesen, und zwar zur Zeit, da sie zwei Tage vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu errathen: Marthe war seitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu stopfen, aber ihre zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vom Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erstickt wurde, um so mehr, da sie anfing, vor Grimm zu weinen, als immer wieder geschrieen wurde, sie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da stand ein Douanier auf, der hinter der Thüre gesessen, und sagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewasche, ihr einfältigen Leute. Die gute alte Mutter ist unschuldig wie die helle Sonne. Ich war just an selbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Posten, bei den vier Salinen. Hr. dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr stiegt so dastig von der Grève auf den Damm, und erschrakt so sehr, da ich unversehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr trüget Contrebande. Ja, so meinte ich, und visitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Korb war aber leer, und ich konnte, vom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte schlüpfen, so ehrlich als vorher."

Die vorlauten Schreier waren jetzo sprachlos; Marthe blickte stolz in der Stube umher, zuckte mitleidig die Achseln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen frischen Trunk auf ihre Kosten reichen, und ging beruhigt nach Hause. Von Stunde an hatte das Geschwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rieb sich auf vor Ungeduld. Ihr Krankenlager war des Laurentius Rost. Bald rief sie den Liebsten, der gar nichts von sich hören ließ, bald seufzte sie nach ihrem kleinen Augustin. Der Kanonikus hatte vollauf an ihr zu trösten, Marthe stets zu beschwichtigen. Der Onkel schrieb an den Offizier, an den Minister, an alle Generäle, an den Kaiser selbst; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin betheuerte unaufhörlich, der Knabe sey gut versorgt; Tiennette besänftigte sich kaum. Endlich wurde Marthens Kopf warm und sie sagte: „Beinahe wollte ich, der Bube sey gestorben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!" — Tiennette schrie aber hell auf, fiel schier in Gichter und Krämpfe, und schwor bei allen Engeln, sie würde elendiglich sterben, wenn sie jemals erführe, daß der kleine Augustin todt sey. „Nun, nun," antwortete immer hierauf die Alte: „ich meinte es ja nicht so ernstlich, ich sagte ja nur so." Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber sie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwischen den beiden Thürmen hinter ihrem Hause. Dort setzte sie sich Tage lang hin, und schaute trostlos über die Grève nach der Küste, ob sie nicht ihr Kind sähe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweise überdauerte sie diesen gewaltsamen Zustand, und ihr Gesicht wurde rosenroth wie zuvor, aber ihre Füße blieben schwach, und sie hätte nicht eine Viertelstunde weit gehen können. Eine traurige Gesellschafterin für den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, so daß Marthe, die Alles schlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline und deren Pflegling Augustin zu besuchen.

Inzwischen traf es sich, daß der Chirurgus die Garnison vertauschte, und von dem Kanonikus Abschied nahm. Der nahm Anlaß, ihm aufzutragen, daß er nach dem Lieutenant sich umschauen, ihn an sein Versprechen zu mahnen. Der Doktor sagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner, auf dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zu sehen, und ihr von ihm zu schreiben. Der Doktor sagte: „Gern; wo finde ich das Kind?" — „Von der Kirche linker Hand, das siebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenstern;" antwortete Marthe mürrisch, und setzte noch giftig hinzu, als der Doktor kaum hinweggegangen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, seinem Kameraden in's Gewissen zu reden, und nach dem Buben zu schauen? Es hat auch der Mühe verlohnt, ihm alles auf die Nase zu binden. Der schreibt in seinem Leben nicht."

Und er schrieb dennoch; einen Brief an den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nahm die Briefe vom Boten, und gab dem geistlichen Herrn den seinigen. Tiennettens Brief behielt sie, weil nichts darinnen stand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben an den Kanonikus stand auch nichts Tröstliches. Der Offizier war nach Spanien marschirt, und irgendwo vor einer Batterie geblieben.

Herr Mathias und seine Vertraute überlegten reiflich, ob sie der armen Bellotte ihr Mißgeschick darthun sollten. Endlich vereinigten sie sich in der Art, daß sie ihr nur den Abmarsch des treulosen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr noch die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtsinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falsche Soldat schlecht mit ihr gemeint, so meinte es ein anderer Mann um so besser mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Ponterson, ein gar weitläufiger Verwandter des Kanonikus, besuchte denselben, und machte alsogleich mit seiner hübschen Cousine Bekanntschaft, gesonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen besäße. Beides hatte Tiennette; aber es kam darauf an, ob sie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus sagte „Ja," weil er es wünschte; Marthe sagte „Nein," weil sie es nicht wünschte.

Eine Dirne ist der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dutzendmal zum Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — so waren Tiennettens Augen trocken, ihr Ohr offen, und sie bemühte sich, auf ihren Füßen gelenker zu scheinen, als sie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, nnd hatte einen langen Zwiesprach mit ihr bei verschlossener Thüre. Marthe errieth, was da verhandelt worden seyn mochte, und nahm auch an einem günstigen Abend ihre Pflegetochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu sprechen, und plagte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gott, aber ich meine, Bellotte, der Mensch hat Absichten auf Dich."

„Das meine ich auch;" versetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte sich hoch. — „Und Du?" fragte sie ausholend. — „Ei, mir wär's nicht ungeschickt." — Marthe staunte immer mehr. „So! Du Leichtsinn!" fragte sie wieder: „Das kann Dein Ernst nicht seyn. Wenn das der Lieutenant erführe..." — „Hm! der Lieutenant!" antwortete Tiennette schnippisch, und rümpfte die Nase. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!" wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des Leckers Freundin, aber da er doch einmal mit Dir getraut ist...." — „Das ist Alles vorbei, liebe Marthe;" sagte Tiennette ganz friedlich: „er ist todt; der Onkel hat mir's gesagt, und am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten."

Jetzo merkte erst Marthe vollständig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, und schwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete sie vor sich hin: „Der arme kleine Augustin!" — Tiennette wurde aufmerksam: „Was ist's mit dem Kleinen?" — „Der kann jetzo sterben, wann er will; eine Waise seyn oder einen Stiefvater haben... ich weiß nicht, was schlimmer ist." — „Wie Du auch redest! liebe ich ihn nicht von ganzer Seele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir seyn konnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erstens schämte ich mich zu sehr, und zweitens würden wir schwer ge-

Digitized by Google

straft, weil wir dem Maire alles verheimlicht haben." — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;" spottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Bettelbube, ein Dieb, ein ... was kümmert das die Mutter, wenn sie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen sie sich bekennen darf!" —

Tiennette weinte, und Marthe freute sich des Weinens. Darum stichelte sie fort, wie mit spitzigem Messer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend? Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellotte. Hast ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir ja alles auf der Welt. Deßhalb muß sein Kind zu Grunde gehen. Oder meinst Du, es werde anders kommen? der Einnehmer werde den Großmüthigen spielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er von der Historie Wind bekommt, läßt er Dich sitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hinterdrein."

Tiennette schluchzte immer heftiger, und warf sich der Marthe um den Hals. Jetzo schlug die Base gelindere Saiten an, indem sie sprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thust am besten, wenn Du für Dich bleibst. Die Männer sind alle schlecht, und Du würdest mit dem Einnehmer noch viel schlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer steht dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kömmt? Schon mancher ist todt gesagt worden, und wieder zum Vorschein gekommen, da man am wenigsten daran dachte."

„Laß die Todten ruhen!" seufzte Tiennette. Die Alte vernelgte sich mit einem zitternden „Amen!" worauf Mamsell Mathias versprach, den Einnehmer nicht zu begünstigen, und ledig zu bleiben, damit sie einstens für den kleinen Augustin sorgen könne. Aber Marthe müsse es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiedersähe, und öfters mit demselben sich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigstens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunsch am besten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Marthe nächstens selber nach Dol gehen.

Sie zögerte indessen von Tag zu Tag, weil sie des Einnehmers nächsten Besuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht sich selber überlassen bleibe, und vielleicht zerstört würde, was Marthe wieder mühsam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht; seine Besuche schienen plötzlich und auf immerdar abgeschnitten. Als eines Abends der Kanonikus sagte: „Ich höre von dem Boten von Pontorson, daß der Vetter krank zu Bette liege;" athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübsch Wetter seyn, und sie wolle nach Dol wandern. Was sie auch mit dem Frühsten that, versehen mit allerlei Geschenken für den kleinen Augustin, und mit ansehnlichem Kostgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Marthe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichsam ihr zum Trotze, in der Mittagsstunde auf seinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tausend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängstlich und scheu, machte sich bald in die Küche, weil sie in Abwesenheit der Haushälterin für den Gast Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er selber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerstreut auf die Fragen des Kanonikus, der sich nach seinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache ist," sprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht sowohl krank, als im Innersten erschüttert und gleichsam schwer ermüdet gewesen bin. Mir ist nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anstand genommen hätte, über Ihre Grève zu Gaste zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte stets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens seine Besuche und das Haus seiner Verwandten nicht im Geringsten angehe. Statt dessen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Lust, seine Cousine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in diesen Worten lauter Musik, und obgleich ihm schwer wurde, über gewisse Dinge mit der Sprache herauszugehen, so hielt er es doch im Vertrauen auf seines Vetters Bravheit für seine Pflicht, und sie plauderten lange insgeheim; schieden auch zufrieden aus solcher Heimlichkeit, so daß der Kanonikus bei Tisch seiner Nichte sagen konnte: „Dein wackerer Cousin weiß Alles, und es hat sich sein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein soll sein erstes liebstes Kind seyn und seinen Namen führen. Zu Pontorson ahnt Niemand eine Sylbe von Deinem Mißgeschick und die Anerkennung Augustins deckt Alles zu. Darum sage ein fröhliches Ja, meine theure Bellotte; einen edlern Mann findest Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich so wohl versorgt sehe."

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraschten Tiennette, und als sie durch diese Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtschaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte sie nicht über sich gewinnen, Nein zu sagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr gestanden. So küßten sich also die Verlobten, gaben sich die Hände, schenkten sich goldene Ringe, und setzten den Hochzeittag fest. Der Bräutigam kannte sich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde säumen, heimzureiten, seiner Mutter die angenehme Botschaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur gesetzten Frist bereit sey. Zugleich bedung er sich, daß der Kanonikus ihm schreiben möchte, wann der kleine Augustin zu La Rive ankäme, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, schaute der Einnehmer durch's Fenster, ob der Knecht aus dem Wirthshause bereits das Pferd gesattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geschehen; der feiste Schimmel stand zu Befehl. Aber der junge Freier wechselte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roth von dem Gesichte wischte. „Sonderbar;" murmelte er zwischen den Zähnen: „Was mich wieder die Angst überläuft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt."

Die Braut und der Kanonikus sahen sich bestürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Ursache seiner Beängstigung zu entdecken. Der schüttelte den Kopf, versuchte, sich selber auszulachen, blickte besorgt durch die Scheiben zum Himmel, der sich allmählig trübte, wie so oft in späten Nachmittagstunden geschieht, und stotterte auf einmal: „Es wäre etwa besser, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir ist so wunderlich zu Muthe."

Der Kanonikus wollte so eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu bestellen, als der Vetter sich plötzlich besann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anstehe, vor der Liebsten Muthlosigkeit zu zeigen. Daher rief er schnell: „Mit dem verdammten Schwindel sollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glase Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Triebsand noch die Untiefen des Couesnon." — Der Kanonikus sagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu passiren." — Tiennette, still erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Fassung zu sehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indessen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögerd darauf: „Dennoch passirte ich neulich das Wasser; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; so kam ich von meiner Straße ab." — „Das war das Mondlicht; es täuscht so oft auf der Grève;" bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Herr Onkel;" — dieß sprach der Einnehmer mit Seelenangst — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding ... wenn ich es Ihnen erzählte ... Sie würden mich vielleicht auslachen ..." — „Vielleicht;" versetzte der Onkel: „Verliebte sehen oft seltsame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte ist schreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlassen wollt, so drängt die Zeit. In einem Stündchen ist die Fluth da." — „Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei diesen Worten Tiennette mit dem Weine kam, schwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiedersehen, schüttelten sich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, stolperte der Schimmel mit seinem Herrn die steile Gasse hinab zum Thore.

Als sie auf die Grève kamen, rieselten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raschen Schritt, der jedoch nicht anhielt; der Sand war schlüpfrig, hie und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügerisch von lockern Sandballen verstopft sind, welche beben und zittern unter dem schreckhaften Fuße der unerfahrenen Menschen und Thiere, bis diese ihr eigenes Grab sich höhlen, und langsam, aber rettungslos, in das Moor sinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutsam. Es war leer auf der Grève. Kein Mensch durchkreuzte sie. Auf entfernten Sandstrichen stand hin und wieder ein Fischreiher, unbeweglich, nach und nach verdämmernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niedersank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küste.

Plötzlich drehte sich der Reiter im Sattel um, und horchte.

Digitized by Google

Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch ſeinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stöhnen ſo ähnlich klingt. Noch einmal ſeufzt die Grève, dann ſteht der Gaul mauerfeſt. „Vorwärts!“ ſpricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängſtigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten ſind wir bei dem Damme.“

Indeſſen war der Schimmel bereits bis an die Feſſel eingeſunken, und nur ein raſcher Druck des Reiters brachte das Thier aus dieſem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es ſchon gelinde am ganzen Körper, und hob ſträubend die Füße. „Bitterſt Du das Geſpenſt, Papillon? Kennſt Du nicht mehr den Weg zur Küſte? Iſt denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?“ Bei dieſen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in ſeinem Rücken ſah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er beſtürzt vorwärts ſchaute, war auch da der moltige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr ſichtbar, und er ſpürte ſich fortgetragen, ohne zu wiſſen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebts? warum halt!“ Das Thier ſchnaubte ſchwer. „Ich muß abſteigen;“ dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küſte oder dem Meere uns nähern.“ Er warf ſich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauſchte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demſelben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsſpuren zu unterſcheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauſchen. „Gott ſei mir gnädig;“ ſeufzte er: „das iſt der Couesnon, das iſt der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau beſinne, ſo ſagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht ſein würde.“ Indem er ſich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieſer Verlaſſenheit? Wenn du nicht getreu aushältſt in der Strömung des Fluſſes, ſo ſind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiſer zur Küſte werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon ſchnaubte ängſtlicher. Durch die Nebelmaſſe, die eben anzuſchauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Geſtalt, tief am Boden, dem Reiſenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die ſeine Augen verwirrte, erkannte er die Erſcheinung, die ihn ſchon einmal erſchreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, ſo heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Geſichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bittrer Kälte, als ob es troffe von ſchaumiger Fluth, als ob es aus einem naſſen Grabe emporgeworfen würde, ſchwankte es vor dem erſchreckten Bräutigam; es ſchloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es ſchreien; dennoch blieb eings die gräßlichſte Stille. Dann that es, wie das erſtemal, da der Einnehmer es geſehen: es drehte ſich um, ſchwamm durch die Luft, und lag plötzlich ſteif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müſſen.

Unter dem Geſpenſt ſchoß der Couesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als ſonſt, wie immer vor der Fluth, ſprudelnd gegen die Gewalt des ſteigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, ſprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind ſchwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, ſchnellte ſich das Geſpenſt um und um, und fauſte kopfunter in das Waſſer. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn ſchon mit einbrechenden Fußen.

Der Nebel verzog ſich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchſte Zeit. „Sind wir noch im Flußbette, Papillon? Was patſcheſt und ſchleuderſt Du ſo? O weh, das iſt die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, ſonſt iſt's um uns geſchehen!“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligſt durch die Schwemmung, durch die Rinnſale. Ein blaßgelber Punkt ſtach durch den Nebel; darauf zu rannte der Gaul: In wenigen Minuten hatte er die Küſte erreicht, und hielt ausſchnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Poſten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den ſich der Nebel auflöſte. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Marthe von ihrer kleinen Reiſe zurück.

Wohlgemuth ſagte ſie zu Tiennette: „Rathe, was der launiſche Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnſucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erſt in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch ſei getroſt, ſie läßt mich's vorher wiſſen, und wir erwarten ſie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Auguſtin kann alsdann gleich in unſerm Hauſe zu Pontorſon bleiben.“ — Marthe wiederholte verdutzt: „Hochzeit? in unſerm Hauſe zu Pontorſon?“

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater ſein; alles iſt ſchon in beſter Ordnung.“ Marthe warf den Kopf in die Höhe, ſtemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte ſchelten, und brach ſtatt deſſen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs luſtig klang, ſondern das innerſte Mark in Tiennettens Gebeinen zerſchnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde deſertirt.

Während alſo Marthe ſich abſonderlich aufführte und geberdete, während Tiennette ſich entſetzte und verſtummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Geſicht war bleicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geſchrieben wird!“ ſagte er mit ſtammelnder Zunge: „da iſt der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal ſchon vergebens geſucht, Deine Angaben ſeien falſch, liebe Marthe, ſchreibt er.“ — Die Baſe wurde blauroth auf der Stirne, und ſtotterte einige Worte, die Niemand verſtand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine ſchwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und ſprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, iſt noch viel ſeltſamer. Hört einmal, ihr Weiber.“ Hierauf las er mit vieler Angſt herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornehmlich deſſen letzte Worte: „Ich „achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein „Mordſtück verübt worden iſt, und habe deßfalls meine An„zeige bei den Gerichten ſchon gemacht. Wer weiß, was an „jenem Fleck ſich finden dürfte. Mündlich und bald ein Meh„reres.“

„Süßer Heiland! was ſoll das bedeuten!“ ſeufzte Tiennette mit ineinander verſchränkten Händen. Marthe ſagte: „Es iſt ſo heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen.“ Tiennette, ſteif wie ein Maſtbaum, horchte nicht auf den Unſinn der Baſe, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er ſich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verſchoben hatte, daß ſie wie die Nachtmütze eines Rekruten ſaß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich laſſe ihn bitten, mich ſo bald als möglich zu beſuchen.“ — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;“ antwortete Marthe, und ſchwankte aus der Stube. Dann lief ſie nach der Kammer, ſuchte ihr erſpartes Geld zuſammen, und wollte es in die Taſche ſtecken. Aber ſie vergaß es, während ſie den Mammon einwickelte, ſteckte an ſeiner Statt einen Schuh zu ſich, und ging auf die Straße. Ehe ſie es ſich verſah, ſtand ſie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man paſſirt nicht ohne Karte.“

Da beſann ſie ſich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schloſſe wohne, und ging ſchnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der ſteile Weg ganz einſam war, murmelte ſie vor ſich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil ſchön Wetter iſt, will ich fortgehen, und nicht einmal Abſchied nehmen.“

Was ſie auch that, obſchon die Witterung keineswegs ſo ſchön war, als ſie meinte. Es ſtürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorſon?“ fragte ſie ſich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da lieſe ich dem Einnehmer und ſeinen Gensd'armen in die Hände.“ — Sie wendete ſich in der Richtung nach Cherrueix. — Bald fragte ſie ſich auf's Neue: „Verfolgen ſie mich nicht?“ und ſchaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenſchein, am Fuße von aufſteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel ſchweben wolle. Von dem ſturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte ſich Marthe nach der Grève. Die Küſte, auf Duftwolken ſchwimmend, wie der Berg, ſchien vom Meere beſpült. Ein Reiter auf dem Damme ſchien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! ſeufzte Marthe, und warf ſich immer rechts in die Triebſandfelder. „Summen mir die Ohren, oder iſt das die Glocke vom Berge?“ ſagte ſie dann, ſtutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; ſie ſtand an deſſen Ufer. „Geſchwind hinüber;“ flüſterte ſie ängſtlich, und deutete ſcheu nach der Seite, wo der Fluß einen Ellbogen macht: „Iſt dort nicht der Platz?“ Sie entblößte die Füße, ſchürzte das Kleid, watete durch das Waſſer.

Digitized by Google

Es geschah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cherrueir heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüstig dem Berge zu. Am Cuesnon sah er ein, in einem Sandtümpel versinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor steckte. Der Mann half mit Christenmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Versinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieser Frist auf der Grève?" sagte er verwundert: „kommt, folgt mir geschwinde, ehe die Fluth steigt."

Worauf ihm Marthe mit stierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?" Wohin sie deutete, schaute der Mann, sah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht lassen, ich soll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn versenkt habe." — „Wen, Jungfer Marthe?" — „Armer Augustin! war Dein Tod so schwer? Wo sind Deine Ueberreste, daß ich sie wegräumen kann, ehe der Adjunkt sie findet? ich darf nicht eher nach Hause." — „Marthe, Ihr seid verrückt. Kommt doch; der Wind geht frisch, und der Strom schwillt." — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!" schluchzte Marthe, und ging im Kreise auf der wankenden Sandscholle: „ich muß den Augustin verstecken. Sie soll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden sie auf meinem Grabe lachen." — „Gott sei mir gnädig!" schrie der Bote, da er solch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schicksal.

Der Wind ging frischer, höher schwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angst vor dem Gespenste folgte die bittere Todesangst in Marthe's Seele. Jetzo begehrte sie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben stand vor ihr das blasse Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Frost, triefend von rieselnder Welle, öffnend den Mund zum Geschrei. Doch blieb es stumm, während sein Grab immer lauter brauste, und die See als ein graues Leichentuch sich langsam gegen die Küste aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Mensch, der sie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald knieend, bald rasend, schaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergespenstes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umspülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte sich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge sie hinweg, und legte sie entweder zu dem armen Augustin auf den Grund des Cuesnon, oder spülte sie mit seinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigesprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und sie ist mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weitern Schicksal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geschossen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber sein Sterbestündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

4.

Die schöne Catherine von St. Malo.

Crick! — Crack! — Der Blitz in Dein Genick! — ein schönes Kind in mein Hamak!"*)

Geschwind eine lustige Historie von der schönen Catherine von St. Malo. Sie war die Tochter des reichsten Seilermeisters, der jemals für die königliche Flotte von Frankreich Taue gesponnen hat. Der Seiler war ein guter Freund des berühmten Segelmachers Kerbiec und hatte Lust, sich mit demselben zu verschwägern. So beschlossen die alten Geizhälse bei einer Flasche Wein, daß sie ihr Geld auf einen Haufen legen wollten, indem der Segler seinen Sohn mit der kleinen Catherine verlobte. Yves war zehn Jahre alt, und Catherine ein halbes, als die Verlobung geschah, und in derselben Nacht wurde dem Segelmacher noch ein Bube geboren, welchen der Pfarrer mit dem Namen Jonas taufte.

Die Alten meinten, eine gute Ehestandsfregatte gebaut zu haben, mit Segel und Tauen aus eigner Fabrik, und befrachtet mit eigenem Golde. Aber der vorwitzige Nachzügler Jonas störte ein wenig die Fahrt in den Hafen.

Er war lustig, und Yves verdrossen; er war rüstig, und Yves schwerfällig; er war von verliebter Beredsamkeit, und Yves der tragste Bräutigam, den es je gegeben hat. Catherine, da sie sechszehnthalb Jahre hatte, sah den fünfzehnjährigen Springinsfeld lieber als den bedächtigen Verlobten, und sagte es von der Brust weg, ohne Scheu.

Da standen aber die Weißköpfe auf, und behaupteten, der Vertrag sei eisenfest, und Catherine müsse ihn erfüllen, weil die Vater nicht umsonst vor fünfzehn Jahren Narren gewesen sein wollten.

„Was fällt Dir ein?" sagte noch zwischen vier Wänden der Seiler zu seiner Tochter: „Yves ist ein Mann, Jonas ein Bube. Yves hat Ehrgefühl, denn er ist ein Kaufmann geworden, und zählt bald unter den Schiffsrhedern; Jonas hingegen ein gemeiner Matrosenjunge. Yves ist sparsam; Jonas verschwenderisch und ein wüster Geselle. Darum bekömmt Yves des Vaters Vermögen und Jonas nur eine dürftige Abfindung; und eben darum wirst Du Madame Yves und nicht Madame Jonas."

Hierauf weinte Catherine nur, ohne ein Wort zu sagen, denn sie kannte ihren Vater und sein gutes Tauende.

Jonas weinte freilich nicht, als der Segelmacher, der nicht gern viel redete, ihn ohne Weiteres abprügelte, aber er ging auf seines Bruders Schreibstube, und walkte den Yves tüchtig durch. „Das sind für jetzt nur Schläge;" sagte er ihm: „Wenn Du jedoch die Catherine heirathest, Du Dintenkler, so harpunire ich Dich wie einen Wallfisch." Ging sodann nach St. Servan, und bankettirte in den Kneipen, bis sein Vater wieder eine lange Rechnung für ihn bezahlen und ihm Alles verzeihen mußte.

Yves, der feige Tropf, athmete stets freier, so oft Jonas mit seinen Seekameraden auf den Kabeljau zog, oder eine Küstenfahrt machte. Doch war der Matrose immer wieder zurück, wie das Fieber, ehe man's verhoffte, und allemal gröber, ungeschliffener und verwegener.

Catherine war siebenzehn Jahre alt, und der Seiler drang auf die Heirath. Der Segelmacher versetzte immer lächelnd: „Die Aussteuer für meinen Yves ist noch nicht fertig. Wartet noch ein Weilchen zu."

Catherine war achtzehn Jahre alt, und weil sie sich langweilte, fragte sie: „Wann heirathe ich denn einmal?" — „Bald oder gar nicht;" brummte der Seiler verdrießlich: „Weiß ich, warum der alte Schleicher so lange zögert? Schier reut mich mein Wort."

Das Mädchen hätte Alles darum gegeben, wenn dieses also gewesen wäre, aber schon am Abend sprach der Seiler nicht mehr aus diesem Tone. Denn der alte Segelmacher hatte ihn unter den Arm genommen, und ihm eine Menge schöner Dinge gezeigt, die alle dem vielgeliebten Yves bestimmt waren.

Da stand in der breitesten Gasse ein prächtiges Haus, weiß wie Kreide, die Fenster grün umrändert, wie die niedlichsten Stückpforten; daneben ein Garten mit Blumen und Brunnen; ein Gewölbe voll von Waaren und eine Schreibstube mit vielen Dienern, die Feder hinter'm Ohr, vor dicken Büchern; eine Geldkiste, gestopft mit Silber und Gold; eine Wage, worauf der Kassirer das liebe Geld wog, weil er zu faul war, die Menge zu zählen. — Ueber all' diese Herrlichkeit befahl Yves ganz und gar.

Von dannen gingen die Alten nach dem Hafen, auf die Werfte. Da lag auf dem Stapel das trefflichste Schiff, ein nagelneuer Zweimaster, hell angestrichen, wie ein Vogelfisch, und getheert, daß es strahlte. „Hier ist meines braven Yves eigenes Schiff!" prahlte der Segelmacher: „Das soll ihm Geld und Gut in's Haus bugsiren ohne Unterlaß, und Deiner Tochter zu Ehren die „schöne Catherine von St. Malo" heißen, bei meiner Treu!"

Mit dieser Höflichkeit bohrte der pfiffige Segler des Seilers letzten Groll in den Grund, so daß er versetzte: „Topp, Gevatter Windmacher; und an dem Tage, da besagtes Schiff vom Stapel gelassen wird . . ."

„Heirathet mein Goldsohn Deine Tochter, Gevatter Strick!" vollendete der Andere. —

Sie gingen hin; der Erste, um die Blumensträußer für das Schiff, der Zweite, um den Hochzeitstrauß zu bestellen. Während dessen strich Jonas auf unsichern Wellen, nicht ahnend, welche Havarie sein Glück bedrohte. Catherine dachte wohl einmal, zweimal und dreimal an ihn, aber die Eitelkeit trug den Sieg davon. Eine reiche Kaufmannsdame und eine arme Matrosenfrau! Da war nicht viel zu wählen.

Yves mit den schönen Kleidern, den weichen Händen und den vielen Dienern; Jonas im Kamisol von Segeltuch, Hände und Gesicht voll Pech und Thran, ein Knecht, dem Jedermann befahl! Yves trank nur Zuckerwasser und erlaubte sich kaum dann und wann eine Cigarre; Jonas schluckte den Punsch mit vollen Zügen, und rauchte unablässig den abscheu-

*) Die Erzähler auf französischen Schiffen bedienen sich meistens dieser Eingangsformel, deren Gegenstrophe von den zuhörenden Matrosen gesprochen wird.

Digitized by Google

lichen Cantinenaster. Catherine hatte bereits gewählt; und wenn die heimliche Liebe ein oder das anderemal den Kopf in das Haus des Verstands steckte, wie wurde sie gejagt!

Da brach ein Tag an, wie ihn der Herrgott nur selten macht: allenthalben Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu warm schien, ein leises frisches Lüftchen über dem Meere, daß die kleinen Wogen sich kräuselten und blau waren, wie der Himmel. — Das Schiff, worauf Jonas diente, näherte sich, vollgepfropft mit Stockfischen, dem Hafen von S. Malo. Jonas und seine Kameraden, nachdem sie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit gethan, lagerten auf dem Verdeck, und berechneten stille für sich, was ihnen der heilige Vater zu Rom dafür schuldig sey, daß sie die Christenheit mit Fastenspeise versorgten.

Plötzlich hörten sie Glocken, plötzlich brummten ihnen Kanonen in die Ohren, Musik ertönte mit Trompeten und Pauken, und wie sie in den Hafen steuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Raaen saßen voll Menschen, und mitten unter ihnen wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluthen stürzte, bewimpelt von oben bis unten, ein nagelneues Schiff. Noch dampften die Rinnen der Stapelbahn, noch purzelten auf dem mastlosen Verdeck die neugierigen Landratten durcheinander.

„Ohe! ohe! wie heißt die Brick?" — „Die schöne Catherine von St. Malo!"

Indessen klang das Geläut wieder vom Kirchthurme. „Jetzt werden sie getraut!" rief das Volk, dahin rennend.

„Ohe! ohe! wer macht Hochzeit!" — „Die schöne Catherine von St. Malo!" — „O weh, o weh, wessen ist das Schiff?" — „Dem reichen Yves Kerbiec!" — „O weh, o weh, wem ist die Braut?" — „Dem reichen Yves Kerbiec!" — „So führe ihn der Satan über Teufels Bord, sammt Braut und Brick!"

Das war der zornige Jonas, welcher dergestalt fluchte, und mit einem Plumps im Wasser lag. Er wollte sich selber ersäufen, weil er just den Bruder und die Schwägerin nicht bei der Hand hatte. Sein Matrose jedoch, — das heißt: sein Schlafkamerad, — holte ihn wieder an's Tageslicht, und redete ihm so lange zu, bis Jonas Vernunft annahm, und wieder zu St. Servan einkehrte, und schlemmte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

So waren seit der Hochzeit vierzehn Tage vergangen, als Jonas in seinem schönsten Schifferstaate zu Herrn Yves auf die Schreibstube kam. Sein Gesicht war ernsthaft, aber ruhig, und er sagte alsogleich: „Fürchte nichts, lieber Bruder; ich will Dich nicht schlagen. Der liebe Gott hat zugegeben, daß Du Catherinens Mann wurdest, und so mag es denn in's Himmels Namen sein. Für meinen Schmerz und Verdruß reiche mir aber eine Entschädigung. Dein Schiff, die schöne Catherine von St. Malo" — bei diesen Worten standen dem armen Jungen die klaren Tropfen im Auge, — wird nächstens die Anker lichten, und bei den Mohren Goldstaub oder Ebenholz einladen; mache mich zum Capitän des Schiffs. Ich verstehe mein Handwerk besser, als man glaubt, und werde gewiß nimmer zugeben, daß der schönen Catherine ein Unglück zustoße."

„Ich habe schon meinen Capitän;" antwortete Yves kalt. — „So mache mich zu seinem Lieutenant." — „Ich habe auch diesen." — „Aber der Oberbootsmann?" — „Schon ernannt." — „Und der Steuermann?" — „Bereits gedungen." — „Und wenn ich auf der „schönen Catherine" als letzter Matrose dienen müßte . . ." — „So würdest Du auch alsdann zu spät kommen;" versetzte Yves mit Spott und Hohn: „mein Schiff entbehrt nicht des geringsten Küchenjungen. Gott befohlen, suche einen andern Dienst und bessere Dich."

Jonas maß mit zornigen Augen den Herrn Bruder von der höchsten Spitze seiner Nachtmütze bis zum untersten Rande seines großblumigen Schlafrocks, schnitt ihm ein bitterböses Gesicht, und ging trotzig davon. „Und wenn eine Legion von Teufeln an Steuer- und Backbord säße," brummte er in sich hinein: „ich segle doch mit der schönen Catherine nach Afrika."

Damit sein Gehirn geschmeidiger würde, trank er Grog; das Herz aufzurichten, ließ er brennenden Punsch folgen, und die Flammen desselben machten ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finstere Nacht hinaustanzte, als wäre sie von tausend Kronleuchtern erhellt. Er war außer sich vor Wohlbehagen, er hätte sich auf einer Bombe in die Wolken schleudern lassen, er hätte sich in eine Nußschale gezwängt, auf der Spitze des großen Mastes seine Toilette gemacht.

Sein Weg führte ihn zum Hafen. Da wandelten Laternen, da schlugen Ruder im Wasser, da tönten Pfeifen, da kreischten Räder und Winden. Die „schöne Catherine" nahm die letzte Fracht an Bord, sollte beim ersten Morgenlicht Hafen und Rhede verlassen.

Ein Canot wollte vom Ufer stoßen. Der Bootsmann schrie den Jonas an: „Ohe, schläfriger Matrose! bist Du's? kommst Du endlich? bist der letzte, lockerer Gesell. Spring herein, und eilends, oder . . . . ." Er schwang das betheerte Tau, aber Jonas ließ sich's nicht zweimal sagen, hüpfte in den Kahn, packte nervig in die Ruder ein, und legte bald unter der Brick an. — Ja wahrhaftig; sie war's, die schöne Catherine, mit wallenden Wimpeln, schneeweißen Segeln und Masten, die Stengen mit goldenen Knöpfen geziert, das knarrende Takelwerk neu und vornehm aufgerichtet. Und Jonas am Bord, der seligste Matrose von Frankreich, während der Trunkenbold, für den man ihn angesehen, in irgend einer Kneipe Rausch und Dienst und Glück verschlief. Denn Jonas achtete es für ein großes Glück, auf der Brick zu fahren, die seiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der schönen Catherine auf einer grünen Wiese spazieren, und als hüpften Lämmer um sie her, statt der schäumenden Wellen.

Der Capitän wunderte sich wohl, da er am hellen Tage den wildfremden Matrosen zu Gesicht bekam, aber schon war's zu spät, und er begnügte sich, ihm mit Seemannskälte zu sagen: „Du sollst ein böser Bube sein, Jonas, obschon ein guter Matrose. Aber auch ich bin böse wie ein Wolf, und bin mit schlimmeren fertig geworden. Achtung also! und mit Gott fahre aus!"

Die Brick war nur noch wie ein kleiner Punkt am Meeresrande sichtbar, als Madame Yves aus dem Schlummer erwachte, und bitterlich zu weinen anhob, daß die Kissen von ihren Thränen feucht wurden. Der Kaufmann fragte ruhig: „Was habt Ihr, Catherine?" — „Ich denke an Euren Bruder;" antwortete die Frau. Das ärgerte den Zuckerhut, und er sagte: „Laßt die Narrheiten sein; ich rathe es Euch." — Worauf sie: „Freilich war es meine größte Thorheit, daß ich Euch geheirathet habe. Ich hätte doch Euren Bruder lieber gehabt, und gewiß hat er sich vor Herzeleid in's Wasser gestürzt, und ein Haifisch frißt ihn wie seinen Aeltervater, den Propheten."

Dazumal gaben noch die Männer ihren Weibern Schläge, und daher wartete der Kaufmann seiner Ehehälfte mit einer Ohrfeige auf. Sie weinte desto mehr, und liebte ihn um desto weniger. Also brachte jeder Tag der Thränen und Ohrfeigen mehr, und immer weniger der Liebe; bis an einem schönen Morgen Catherine ihr Herz leer und hart wie einen Kieselstein fand, und in ihrem Sinne dachte: „Warum soll mich der Yves beständig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen!"

Frisch! der Wind setzt um; die Segel los! Es knackt der Mast mit seinen Wänden; laßt Euch treiben unbekümmert vor dem Winde. Der Kiel schneidet die Fluth; legte sich auch der Bord zur Seite, die Richtung ist gerade, und das Log haspelt gut. — Die schöne Catherine zu Hause, die schöne Catherine auf dem Meere, beide steuern trefflich; weil diese dem flinken Jonas gehorcht, und jene den plumpen Yves trillt.

Jonas war zum Steuermann der seinen Brick befördert worden, weil der bisherige für gut gefunden hatte, zu erkranken; Jonas behielt seinen Posten, indem der Kranke in den afrikanischen Gewässern starb, und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geschickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Die Geschäfte gingen herrlich, aber die Fieber auch. Es schneite nur so das Elfenbein in das Schiff, es stäubte das Gold hinein, Baumwolle und Ebenholz tapezirten es von oben bis unten. Aber täglich folgte ein Anderer von der Equipage dem alten Steuermann in das Meer, bis dem Capitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brick heimwärts zu wenden.

Jonas für sein Theil wäre lieber im Sande der Wüste verscharrt gewesen. Heimwärts steuern mit so viel Geld und Gut für den geizigen Bruder? heimwärts, um auf ewig die „schöne Catherine" zu verlassen? das liebe Schiff, seine einzige wahre Heimath? — Das war schier zu hart, selbst für eine harte Matrosenbrust.

Er hegte seine ganz besonderen Wünsche. Er betete zu Zeiten um einen tüchtigen Sturm, worinnen die Brick mit Mann und Maus zu Grunde ginge; dann um einen Corsaren, der die „schöne Catherine finge, und als gute Prise mit sich nähme; dann meinte er, es wäre hübsch, wenn er unversehens das Schiff an irgend eine Heideninsel führen, und daselbst Seiner wilden Majestät Großadmiral werden könnte. — Wie lieblich sollte dann seine Flagge der feinen Brick anstehen!

Aber nicht Sturm, nicht Corsar erschienen an Himmel und Horizont, und mit jedem Morgenlicht, wann der Capitän des Steuermanns Journal nachsah, punktirte er auf seiner Karte näher und näher zur vaterländischen Küste. — Die Equipage jubelte, aufgezehrt von Fieber und Scharbock, wie sie war, und lechzend nach französischem Brod und Gemüse. — Da kam es anders in einer pechfinstern Nacht.

Die ermüdete Mannschaft schlief größtentheils; der Capitän,

Digitized by Google

wie sich von selbst versteht. Jonas hatte ein paar Züge Grog genommen, und manövrirte mit schläfrigen Augen und Händen. Mit einemmale blies der Wind ein großes Ding heran, welches schwärzer war, als Nacht und Meer: ein holländisches Kriegsschiff von hundert und zwanzig Kanonen, und es hielt so scharf auf die arme Brick zu, daß der Zweimaster einen fürchterlichen Stoß erlitt, um und um purzelnd, als ginge er auf den Grund.

„Die Schaluppe aus! die Barcasse aus! das Schiff sinkt!" schrie die verzweifelnde Mannschaft, und wie durch ein Wunder gelang es ihr auf der Stelle, die Boote in die Fluth zu lassen, und Offiziere und Matrosen sprangen hinein, und das holländische Linienschiff, das wie eine Blindekuh das Unheil angerichtet hatte, nahm alle christlich an Bord, vermeinend, die Brick sei im Schooße Abrahams aufgehoben. Hierauf fuhr der Holländer nach dem Cap, fiel den Engländern in die Hände, die ihn zerschossen wie ein Sieb; deßhalb zündete der Monheer seine Pulverkammer an, und flog mit den Feinden gen Himmel. Freilich flogen auch die guten Franzosen von St. Malo mit ihm, und die Geschichte des armen Jonas hätte ein Ende, wenn er nicht zum Glück auf der „schönen Catherine" geblieben wäre, die nicht scheiterte, sondern nur ein bischen nässer als gewöhnlich aus dem Bade stieg.

An das Steuerrad geklammert, schlug Jonas die Augen auf, und wunderte sich, daß er nicht den Kopf unten und die Füße oben hatte. Noch schüttelte sich das Fahrzeug heftig, als erholte es sich von seinem Schrecken; dann gewann es das Gleichgewicht, dann gehorchte es dem Steuer, welches Jonas mit zaghafter Hand probirte. — Jetzo rief er seinen Wachtkameraden; keine Antwort. Hierauf stieß er in seine Pfeife; Niemand regte sich. Keine Lampe brannte mehr. Die Finsterniß war erschrecklich, die See ging hohl. Ein Schauer überflog den armen Jonas; denn, so oft eine breite Welle die Flanken des Schiffs schlug, dachte er sich: „Gewiß treibe ich auf einem lecken Kasten, und wenn die Sonne aufgeht, muß ich untergehen." Doch tröstete ihn, daß er mit der „schönen Catherine" sterben würde.

Die Sonne ging auf, und beschien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, welches nun Jonas vom Deck zum Raum durchsuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Mensch. Das zudringliche Salzwasser hatte alle Waaren verschont, nur ein paar Fässer Biscuit verdorben. — Jonas merkte nach und nach, daß er jetzo ganz allein der schönen Catherine Herr sei. Ein Anderer hätte sich gefürchtet; er war lustig und wohlgemuth.

Vorerst ging er in des Capitäns Kajüte, und putzte sich mit des Capitäns Staatskleide: dann frühstückte er eine gute Flasche Madera; sofort untersuchte er den Compaß, stopfte sich eine Pfeife, und überlegte, ernsthaft vor der Karte sitzend, was zu thun sei. Der Großadmiral von den wilden Inseln ging ihm wohl dann und wann durch den Kopf, aber leider wußte er nicht, wo die Inseln zu suchen seyen, und überhaupt wußte er nicht recht, wo er hinfuhr. Da merkte er, daß ein Capitän nicht just so vom Himmel falle, und Alles in der Welt gelernt seyn müsse.

Er schlug sich einige Monate auf der See herum, stellte die Segel, richtete und putzte das Schiff, und hielt sich fern von unbekannten Ufern. Sah er durch des Capitäns Fernrohr ein großes Fahrzeug, husch! zog er die englische Flagge auf, und passirte ungehindert. Spürte er in der Nähe einen Hund von Seeräuber, puff! gab er heftig Feuer aus seinen Caronaden, und kein Flibustier traute ihm sehr. — Eines Tags sah er die französische Flagge über's Meer streichen, und da er den Lougre herzhaft anrief, klangs zu ihm herüber: „Von St. Maurice; nach St. Malo!"

Jetzt packte ihn plötzlich das Heimweh, als wie mit glühenden Zangen, und er konnte nicht genug Segel aufziehen, um dem geschwinden Lougre zu folgen. Doch hielt er die Richtung ein, und ehe ein paar Tage vergangen waren, erkannte er sich nachgerade in den Gewässern. Da kamen die sieben Inseln herangeschwommen, dahinter das Gestade Frankreichs, die Insel Brehat, der Meerbusen von St. Brieuc, das Vorgebirg Frehel . . . . endlich, endlich St. Malo!

Jonas donnerte Schuß auf Schuß aus seinem Geschütz, und kletterte wie eine Katze Stenge auf, Stenge nieder, verrichtete alle Dienste, vom Marsklimmer bis zum Kieljungen, vom Capitän bis zum Kanonier. Die Lootsen kamen auf stiller See, die Zöllner am geräuschvollen Hafen, und ringsum war Staunen, Freude und Bewunderung, da man vernahm, wie ein Einziger durch Gefahren und Ströme mit sichrer Hand die „schöne Catherine" geleitet.

Nun wirbelte das Volk ohne Zahl zum Ufer, und die Commissäre der Marine schrieben schwarz auf weiß nieder, was Jonas gethan, und der Seepräfekt versprach ihm das allerneueste Ehrenkreuz, und der König that mehr, denn er gab es ihm wirklich. Alle aber meinten — vom König bis zum Lootsen, daß nach allen Schiffsgesetzen die Hälfte der reichen Schiffsfracht demjenigen gehöre, der das Ganze dem Eigenthümer gerettet.

Der geizige Yves meinte jedoch nicht so, wie alle, und wo alle sich freuten, stieß ihm der Neid das Herz ab. Erst zankte er sich mit dem Bruder, dann mit seiner Frau, die des Bruders Parthei nahm, dann kam es zu einem großen Prozeß. — Jonas trumpfte den Yves tüchtig ab, und sagte: „Eine von den beiden Catherinen muß ich haben: entweder das Schiff mit einer halben Million, oder . . . ." Da schrie Yves vor Gericht: „Nimm die andere, Du Thranfisch! ich gebe Dir sie herzlich gerne, denn sie keift und plagt mich zu Tode." — „Dann warte ich lieber noch ein Weilchen;" antwortete der boshafte Matrose. Und der Bischof sprach, „so sei es schicklich."

Madame Yves hatte indessen eine Wallfahrt nach unserm Berge gelobt, wenn Jonas den Prozeß gewinnen würde. Der heilige Erzengel konnte auch ein Weilchen auf die schöne Pilgerin warten, denn die Perücken rieben sich lange, bis das Urtheil zur Welt kam. Yves verlor seinen Handel ganz und gar, und da er es hörte, traf ihn der Schlag.

So gewann der brave Jonas auf einmal die schöne leibhaftige Catherine von St. Malo; ihre Namensschwester, die Brick; und alle Schätze des Yves, des Seilers und des Segelmachers. Unser Berg hat niemals ein freigebigeres und fröhlicheres Pilgerpaar gesehen, als Herrn und Madame Jonas. Er ist zum Wallfahrerkönig gewählt worden, und sie hat eine prächtige Reihe von Medaillen und Muscheln am rothen Bande um ihren Hals getragen. Verliebt, wie beide waren, sind sie geblieben, bis an ihr Ende, und Herr Yves mit seinem Geize und seinen Ohrfeigen lag so gut vergessen im Grabe, wie der alte Steuermann der „schönen Catherine" auf den afrikanischen Korallenbänken. — Die Geschichte ist alle; die Lichter sind aus. Gute Nacht!"

Spiritus Asper, s. Hempel.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler

wurde am 10. November 1752 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und trat daselbst 1777 als Doctor der Philosophie und Repetent an der theologischen Facultät auf. Im Jahre 1779 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen, wo sein Landsmann, der ehrwürdige Plank, schon lange wirkte, und 1788 wurde er Hofrath. 1797 rief indeß sein Vaterland den ausgezeichneten Geschichtsforscher und freisinnigen Politiker als wirklichen Geheimrath zurück; 1806 wurde er in den Freiherrnstand erhoben und zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudiencommission, Curator der Universität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienstordens ernannt. Aber so wie sein historischer Blick in einer so hohen Stellung gewinnen mußte, so drohten die allzudrückenden Geschäfte oft ihn zu überwältigen; er starb endlich hochgeehrt und wegen seiner geraden, treuherzigen Sinns beliebt, am 14. März 1810.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Werke, herausgegeben von R. Wächter. Stuttgart, 1827.

Wir zeichnen aus:

Geschichte des kanonischen Rechts. Halle, 1778.

Digitized by Google

Geschichte des Kelchs im Abendmahle. Lemgo, 1780.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. Göttingen, 1782; 5. Ausg. von Plank, 1812.

Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Göttingen, 1783.

Geschichte des Fürstenthums Hannover. Göttingen, 1786; neu 1796. 2 Thle.

Sammlung einiger Urkunden und Actenstücke zur würtembergischen Geschichte. Göttingen, 1792—96. 2 Thle.

Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. Berlin, 1793—94. 2 Thle; 3. Ausg. fortgesetzt von Sartorius. Berlin, 1823.

Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660. Berlin, 1790.

Von der ehemaligen Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den päpstlichen Stuhl. Hannover, 1797.

Ueber die Geschichte der Jesuiten, herausgegeben von L. Leipzig, 1817.

Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums, herausgegeben von J. Gurlitt. Hamburg, 1828.

Geschichte der Hierarchie, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Geschichte des Kreuzzüge, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Ueber S. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften, Bd. XI. S. 515, eben so treffend als gerecht, indem er von ihm sagt: S. legte wenig Werth auf Reize des Styls, bei denen der Verstand nichts gewinnt; aber sein politischer Scharfblick unterschied nicht nur sehr fein zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen, er verstand auch die seltene Kunst, den grammatischen Zusammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umstände und der Charactere mit wenigen Worten so hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe malerischer Beschreibungen bedarf, um sich ein Bild der Vergangenheit zu schaffen, als ob man sähe was man lernt. Dieses Talent zeigt sich besonders in den beiden historischen Werken, durch die sein Name zuerst ein Ansehen erhielt, dem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche und der Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen. In seinen späteren Werken, der Geschichte des Fürstenthums Hannover und der Geschichte der dänischen Revolution, beschränkt sich seine historische Kunst großentheils auf eine trocknere Entwickelung der politischen Rechtsverhältnisse zwischen Fürsten und Landständen. Aber auch sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, obgleich nur ein Lehrbuch, verdient in der Geschichte der schönen Prosa erwähnt zu werden, weil es in kurzen Sätzen, die man historische Aphorismen nennen möchte, die Zeitalter, die politischen Verhältnisse und die Charactere so treffend und so scharf bezeichnet, daß der Verstand immer beschäftigt wird und zugleich fast aus jedem Satze ein kleines Gemälde hervorspringt. S's Sprache ist nicht immer correct. Auch hat sein Styl in einigen Zügen etwas Erkünsteltes, dem man ein Bestreben, zu interessiren, zu sehr anmerkt.

Fünfte Periode; *)

von den Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erster Abschnitt.

bis auf die Zeiten der Concordienformel.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das Ganze zerfällt nun in so viele Haupttheile, als von einander verschiedene große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Geschichte der Griechischen und anderer Morgenländischen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menschen, der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen. Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten abschweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der positiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein kleiner Anhang bei den letztern werden. Bei allen diesen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre Dogmatik in besondern Capiteln erzählen, würde öfters nicht möglich sein und immer eine unnütze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen dieser Geschichte.

Der Strohm von Nachrichten fließt hier so voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlangt, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat recht polemisch genau viel gesammelt und ist bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 1781.) verbunden mit Robertsons Geschichte von Schottland und eben desselben Geschichte Carls V., wird die meiste Aufklärung verschaffen, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedieß ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung eines jeden einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reform. Gesch. haben will.

Weismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunct an recht schätzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böhmischer Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermönch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sundenschuld los zu sein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Factors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

Er schrieb theses gegen diesen Unfug (1517) und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Blutigel geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wie über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Siegen diese Schutzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoffnung, den Prozeß in Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu sein: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo gesucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ! In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der

*) Aus Spittlers Grundriß der Kirchengeschichte. Göttingen, 1783.

Digitized by Google

Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Bannbulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige so selten sind, die nicht mit der Wahrheit spielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er sich bloß nach Convenienz seiner gerad vorhabenden Projecte entschieden. Dem Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht, und Friedrichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mensch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Carlstadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Augustinermönch so einzusperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen, überall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich andere des reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologischen Facultät Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet stund Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was sein College gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg übersetzt hatte *), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wie viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürsten stund noch auf dem Scheidwege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabst sein wollten, aber allzuraschen Fortgang der Reformation mußte sie alle zurückschrecken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen wurde. Immer zeigt sich anfangs ohnedieß bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigste der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste verdrehen.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre von Christlicher Freiheit (1524) ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Probestück des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

§. 3.

Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der Weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte seinen unentdeckten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn und die Deutschen Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung (1525) sein Bruder Johann der Beständige, und unter dem Schutze dieses entschlossenern Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun sogar zu heirathen sich unterstund, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterrock vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu sein, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerade zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des Teutschen Ordens in Preussen, machte das Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnischer Vasall, heirathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel für die Bischöfe sein, wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals über die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Ton, in welchem sich der Wittenbergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bei den deutschen Schriften desselben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verschaffte endlich doch seiner Partei wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Carls General (1527) so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden sein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten: durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgraf Philipps von Hessen hub sich auch die neugestiftete Universität Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon lang nicht mehr auf Teutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondern selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie (1526) in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieser Visitation (1527) durch die traurigsten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sei, eines etwas größeren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäre, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundriß Melanchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabstes tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagoniste in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizerischen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs schien durch einen Reichtagsschluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinand, der damals noch nicht fürchtete, daß

*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

Digitized by Google

Suleimanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormser Decrets zu stande, und die Lage der neuen Kirche schien ungeachtet der damals eingelegten Protestation der protestantischen Fürsten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabst sich aussöhnte, und wahrscheinlich schon damals die muthigen Teutschen Fürsten zum Opfer der Versöhnung bestimmte. Von König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn so eben hatte auch er, durch lange Kriege erschöpft, Friede mit dem Kaiser geschlossen. Ferdinand siegte mit Oesterreichischem Glück über die Türken, und was am gefährlichsten schien, mit jedem Jahr wurde die Trennung der Schweizerischen und Sächsischen Reformatoren größer.

Schon lang war es auch nicht mehr blos Trennung einzelner Theologen, sondern der größte Theil der Reichsstädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigstens doch diesen innern Zwist zu heben, veranstaltete Landgraf Philipp zu Hessen ein Gespräch zu Marburg zwischen den Häuptern beider Partien, aber sein Ausgang war bloßer Scheinfriede. Mit Schrecken sah man der versprochenen persönlichen Ankunft des Kaisers entgegen, und so scheinbar gnädig auch das kaiserliche Ausschreiben zu einem Reichstag nach Augsburg (1530) war, so kannte man doch Carls arglistige Schmeicheleien, und der einzige seiner Räthe, auf dessen milde Gesinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinara starb unterwegs.

Der Kaiser hatte versprochen, die Sache der protestantischen Fürsten selbst zu hören, sie ließen also durch den sanftern Melanchthon einen kleinen Aufsatz entwerfen, welcher apologetisch und polemisch die Hauptstücke ihrer Lehre enthalten sollte. Der 25. Junius war der Tag der öffentlichen feierlichen Verlesung dieses Aufsatzes vor Kaiser und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhaftesten Eindruck zu bemerken, aber in einer so projectvollen Seele, als die seinige war, konnten keine Wahrheitseindrücke bis zur Thätigkeit werden, er haßte die Fürsten, die im Stande waren so unerschrocken sich zu widersetzen, und der Reichstagsschluß fiel so hart aus, daß die protestantischen Fürsten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einander zu Schmalkalden schlossen, und so gar manche der katholischen Partie wurden durch das despotische Verfahren aufmerksam gemacht, wodurch Carl die Römische Königswahl (1531) seines Bruders zu stand gebracht hatte.

Einen symbolisch verpflichtenden Aufsatz für alle Lutherische Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung seines Augsburger Aufsatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und selbst nach der Absicht der Fürsten nicht machen sollen, sie wollten ohnedieß nur die vorzüglichste Artikel bestimmen lassen: aber durch das Auflauren unserer Gegner und durch unsere eigene oft eifersüchtige Wachsamkeit gegen die Zwinglische Partie ist diese vortreffliche Lokalschrift zu einem Ansehen gediehen, das ihr selbst der Gegner aller symbolischen Verpflichtung unter allen Vorschriften dieser Art am willigsten gönnen wird.

§. 5.

Erster Rel. Friede. Verien der Schweizer und Sachsen. Heinrichs VIII. Pseydoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich seines Bruders gegen den siegreichen Sulejmann retten müssen, so würde Luther den Jammer eines Religionskriegs noch erlebt haben, welchen er so innig verabscheute, und Zwingels trauriges Schicksal (1531) der auf der Wahlstatt bei Cappel starb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen dessen Folgen nur der unüberwindlichste Glaube schützen konnte. Wie sehr auch Kleinmuth beschämt worden wäre! Gleich auf dem Nürnbergischen Reichstag (1532) des folgenden Jahres gestund man den Protestanten eine Religionsfreiheit zu, welche bestimmter und weniger karg war als die bisherigen Vergünstigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, und gegen die Schweizerische Partie eine Gränzlinie zog. Das war die letzte Freude, die Churfürst Johann der Beständige erlebte. Möchte er doch mehrere seiner Eigenschaften seinem Sohn, Johann Friedrich hinterlassen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte sich übrigens im Ganzen immer noch besser. Die nothwendige Abwesenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbischen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an seiner Wiederherstellung hinderlich war, die glückliche Erstickung der Münsterischen Raserei, der Tod des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg, ein neuer französischer Krieg wegen Mailand — alles traf wie bestellt zusammen, selbst auch zwischen der Schweizerischen und Sächsischen Partie wurde zu Wittenberg (1536) Friede geschlossen, und man merkt schon an dem Tone des Aufsatzes, welchen Luther zu Schmalkalden machen mußte, wie viel seit sechs Jahren gewonnen worden sein müsse. Wenn aus der von P. Paul III. so ganz nahe gezeigten Synode etwas werden sollte, so wollten die Protestanten freimüthig sprechen!

Dank für den Segen Gottes, der sie so allmälig ins freiete emporkommen ließ. Unendlich wünschenswerth waren solche läuternde Gefahren, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs bestimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von seiner Gemahlin einer Tante Kaiser Carls V. geschieden sein, weil seine Gewissenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntschaft mit der schönen Anna von Boleyn bis zur Ungeduld verstärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabst gegen den hastigverliebten alle politischen Kunstgriffe seines ermüdenden Ganzleiceremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorschläge zu einer auch ohne den Pabst gültigen Ehescheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieses vortrefflichsten Mannes stund, machte dem Pabste zum trotz (1534) sich selbst zum Pabst seines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob sie unter ihm weinen oder lachen sollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil sie ihn nicht als Pabst, nicht als rechtmäßig geschiedenen erkennen wollten, und die Protestanten mußten sterben, weil sie an Transsubstantiation und sieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heinrich zwar zerstört, aber die alten dogmatischen Irrthümer hat er stehen lassen, die Klöster hat er geplündert, aber der Mönchswahn ist geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieser König mit dem Gewissen seiner Unterthanen gespielt, wiemit den Köpfen seiner Gemahlinnen, und die Vorsehung schien Cranmern recht wundervoll unter ihm erhalten zu haben, weil sie ihn auch noch unter dem Nachfolger, Eduard, zur bessern Vollendung des unvollkommen angefangenen Werks brauchen wollte.

§. 6.

Fortgang der Ref. in Teutschland. Luthers Tod.

In Teutschland erfuhr man mit jedem Jahr immer mehr, wie glücklich die Zeit alles zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürsten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeiner, die alte dem Pabst ergebene starben nach und nach hinweg, und die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil hörten, kamen empor, schon mehrere Bischöfe waren der neuen Lehre beigetreten, und fast wäre sogar ein geistliches Churfürstenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen schienen ruhig fortzupredigen, fortzuschreiben und fortzudisputiren, weil sie es doch einmal auf diesem Wege so weit gebracht hatten, aber in Landgraf Philipp von Hessen brauste es beständig, und sein unruhiger Nachbar Herzog Heinrich von Braunschweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündnisse und Ligen wurden gegen einander geschlossen; Luther, erzürnt durch die ireniſchen Kunstgriffe der Schweizer, (1544) um allen Schein des Melanchthonisirens von sich zu entfernen, fing den Abendmahlstreit aufs neue an. Der Kaiser wartete nur auf den Frieden mit Frankreich und auf die wirkliche Eröffnung der schon lang vom Pabst versprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürsten seine Siegershand fühlen lassen. Auf denen immer vergeblich versuchten Religionsgesprächen wurde stets das Ganze so eingerichtet, daß die Protestanten als eigensinnige erscheinen mußten, und die öftere Abwesenheit ihrer Fürsten von Reichstagen, auf welchen doch selbst der Kaiser zugegen war, schien diesen Vorwurf zu bekräftigen. Luther starb (28. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbruche, als ob ihn Gott flüchten wollte.

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigkeiten der Lutheraner.

Der ganze lang gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr. Bei Landgraf Philipps brausender Hitze und Churfürst Johann Friedrichs phlegmatischer Unentschlossenheit konnte keine Eintracht sein, jeder der protestantischen Fürsten sah immer mehr auf das seine als auf die gemeine Sache, und besonders der Churfürst von Sachsen war ein Opfer treuloser und unverständiger Freunde. Die Schlacht bei Mühlberg (1547) entschied.

Moritz erhielt, was seine arglistige Politik gesucht hatte, aber den eifrigen Lutheranern war es ein Gräuel, daß er seinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; und man sah alle diejenige als Theilnehmer dieses Verbrechens an, welche aus Johann Friedrichs Diensten in Moritzens Dienste übertraten. Dem alten Melanchthon hätten sie es nicht so ganz übel nehmen sollen, er war einmal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die projectirte Universität Jena zu Stande kommen sollte, so war eine solche Versetzung immer unangenehm, und es forderte immer den Enthusiasmus junger Lehrer, um die Sache in Gang zu bringen. Moritz erfuhr bald, was für

Digitized by Google

ein beschwerlicher Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sei. Trotz aller seiner Vorstellungen wurde sein Schwiegervater der arglistig gefangen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und da Carl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthigen, auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) einen dogmatischen Aufsaz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuchen gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten. Nichts traurigeres ist, als eine solche Convenienzreligion, wie wir durch dieses Augsburger Interim bekommen sollten. Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie man sich über einem streitigen Stück Landes vergleicht, als ob wir uns fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatholiken hätten bequemen können, weil der Kaiser, der damals des Pabstes Freund nicht war, den Glauben an einen römischen Papst uns erlassen wollte.

Man kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß sich der gute Magister Philipp verleiten ließ, den Hoftheologen zu machen, das Augsburger Interim in Leipzig in ein anderes Interim umzugießen, und seinem neuen Herrn zu lieb so viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrund der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Carl ließ die Protestanten empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden Heeres von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann stand, und die übrige dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so ungerechte Art aussetzte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünscht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen Schüler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Osiander, Westphal ihn schützen möchte.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren besonders im Artikel von den moralischen Kräften des Menschen nicht wenig verschieden von Luthern gedacht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms; den Schülern erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehedem der lebende, und wenn dabei die Gefahr noch so nahe ist, in alte längst verwünschte Irrthümer zurückgestürzt zu werden, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens suchte Melanchthons Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem sie behauptete, die aus dem Interim angenommenen Dinge seien ganz gleichgültig (adiaphora) und Luthers eifrige Anhänger, ohne bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben, ergriffen jede Gelegenheit, um sich von den verdächtigen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden.

Weil Ge. Major obschon unter vielen richtig bestimmenden Einschränkungen den Satz äusserte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit seyen, so behauptete Nic. Amsdorf, sie seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und besonders der gelehrte Victorin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbsünde und seinen Einfluß auf die moralische Kräfte des Menschen glimpflich beschrieben, so behauptete Flacius, die Erbsünde sei die Substanz des Menschen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibs und Bluts Christi im Abendmahl näherten sich Melanchthons Schüler den calvinschen Redarten, die Schüler Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart sondern von der Allenthalbenheit (ubiquitate) der menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart erhielt besonders in Schwaben unter dem Ansehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Osiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie alles zum unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander behauptete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten Ausdrücken die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil er nur alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfertigung bezog, so bezog ein anderer, Stancarius, alles auf die menschliche Natur Christi.

Noch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther gewagt hatte die Theologie vom Staube der tödtendsten polemischen Scholastik zu befreien, so fingen seine unmittelbare Schüler schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer vortrefflichen praktischen Abzweckung hinwegzubrechen, wieder Streitfrage auf Streitfrage zu häufen, und das schon zu der Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das Ungewitter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu sehen Luther so sehnlich wünschte.

§. 8.

Religionsfriede in Teutschland und Mariens kathol. Eifer in England.

Moritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er überfiel den podagrischen Carl mit einer Schnelligkeit, die alles Besinnen nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand (1552) den Passauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum Augsburger Religionsfrieden (1555), der ersten feierlichen Garantie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht auf den fatalen Synodaltermin gründete. Leider sieht man es aber wohl in manchen Puncten dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen nicht mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waffen in der Hand geschlossen worden war. Für die Sicherheit der Schweizerisch gesinnten war es gar nicht bestimmt genug: den Besiz der bisher noch geretteten Kirchengüter hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel versichert, welche den Fortgang der evangelischen Religion besonders unter den Großen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einigem Genusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigsten Danks gegen den rettenden Gott mußten nicht damals Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Carls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihre Brüder daselbst wüthe; fünfthalb Monate nach dem geschlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thomas Cranmer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie sie gewiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem Tode der unaufgeklärtfrommen Königin (1558).

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kirche.

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen Provinzen von einander ab, daß sich fast gar nichts compendiarisch allgemein davon sagen läßt. Bischofliches Regiment ist bei Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als gesucht worden. Eine vollige Gleichheit aller Geistlichen unter einander aufzustellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsische Reformatoren nicht gedacht. Wo die Landstände bei der Reformation mitwirkten, da haben sich meistens auch die Kirchengüter erhalten, die sonst fast in allen den Ländern, wo die Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, gewohnlich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Fast alle Reformation in Teutschland war nur — vom Regenten erhörte allgemeine Bitte des Volks; der Regent hat also nicht dem Volk die Religion gegeben, sondern er hat sie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvorsichtige Freude über den gnädigen Schuz des Regenten manchen solche Ausdrücke abgelockt, die sich mit den Grundsätzen eines aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen lassen.

Nicht alle evangelische Kirchenordnungen stammen von der Obersächsischen ab, auch hier gab es einen Unterschied zwischen Melanchthonismus und Lutherthum, und das Interim, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in manchen Ländern vieles Ansehen behielt, vermehrte den Unterschied, der aber wie die Geschichte von Brandenburg am deutlichsten beweist, noch mannichfaltige Abwechslungen gelitten hat.

§. 10.

Ausartung der Schüler Melanchthons in sogenannte Krypto-Calvinisten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden (1560) erhielt endlich Melanchthon die langst gewünschte Ruhe im Tode, aber sein Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Unruhen. Auch seine Schüler schritten nun über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher der Lehrer noch schüchtern geblieben war, die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun erst recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder kleinen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schweizer endlich über die der strengern Lutheraner siegten, war kein Verlust für die letztere empfindlicher, als der Verlust der Churpfalz. Die Lutheraner schienen auf Reichstagen (1560) und bei andern öffentlichen Verhandlungen immer den Katholiken gleich bleiben zu können, so lange die drei weltliche Stimmen im Churcollegium protestantisch waren, und gegen die drei geistlichen Churfürsten bei seltener Theilnehmung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten konnten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft schienen Protestanten und Katholiken einander weniger tödtlich zu hassen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern selbst in Ansehung einiger der wichtigsten Lehren war, gab den erstern manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen, und da es schon zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die sogenannte

Digitized by Google

Zwinglianer sich erstrecke, wie viel weniger konnte er den eigentlichen Calvinisten gelten. Jo. Calvin hatte nehmlich schon lang in der Dogmatik der sogenannten Reform. Kirche die wichtigste Veränderungen gemacht, und ausser einer kleinen Umbildung der Zwinglischen Abendmahlslehre auch einen zweiten großen Streit über Prädestination und Gnadenwahl erregt, also auf Calvinisten schien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten sich zwar hierin noch nicht den Genfischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf diese letzte Erklärung ihrer ganzen Gesinnungen warten, und von beiden Seiten mischten sich politische Absichten ein, welche besonders aus dem individuellen Verhältnisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen Hauses entsprangen. Die seit Moriz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich-sächsischen Hauses gegen die Churlinie wurde unter Churf. August durch die Grumbachische Executionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstin Anna auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von seinem Leibarzt Peucer und andern ihn umgebenden politischen Theologen oder theologischen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden seyn.

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theologen durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen suchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, so trat zwischen dieselbe mit der Geschäftigkeit eines Unterhändlers der Tübingische Canzler Jakob Andreä, ein Mann von unermüdetem Eifer, der durch alle seine Privatverhältnisse zu einer strengen Behauptung der so genannten Schwäbischen Orthodoxie so gezwungen wurde, daß er zum grossen Schaden seines Ruhms bey der Nachwelt weniger gelinde seyn konnte, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt hätte.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

§. 11.

Letzte Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg herausgab (1571), beschleunigte den Ausbruch des lang gesammelten Hasses. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in den Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden sollte, und sacramentirische Gesinnungen so gar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dürften.

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte nie sollen mit Selnecker und Tilemann Heshusius zusammentreten, und die Wittebergische Theologen würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem Eifer den aufgeklärten Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churf. August von Sachsen, von dessen Entscheidung alles abhieng, fand sich in einem Gedränge, aus welchem sich selten ein frommer Fürst, bey genommener Theilnehmung an theologischen Streitigkeiten, glücklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samosatener, Arianer, und von andern protestantischen Höfen liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle. Umsonst hielt man Convente, umsonst versuchte man Vereinigungsschriften, die Wachsamkeit der Niedersächsischen Theologen ließ sich nicht durch Zweydeutigkeiten täuschen, und die Cursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu versichert, daß sie auch die auf dem Landtag zu Torgau (1574) abgefaßte Artikel nicht unterschreiben wollte.

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benutzte. Nun kamen die Aufsätze des Tübingischen Canzlers, Jakob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen Schrift nach Sachsen schickte, nur konnte man es unmöglich einem Manne überlassen, bey einer so großen Menge verschiedener Meynungen unter den Protestanten die feinste Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach seinem Gutdünken auszudrücken.

Bey wenigen Friedensschlüssen mag die Negociation so weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüchtig, die Kunst für alle alles zu werden, so mannigfaltig gewesen seyn, als bei Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wodurch die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche bisher ungewisse Gränzen gegen die Reformirte festgesetzt werden sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theologen im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten (1577), um einen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsatz, der unterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen herumgeschickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so siegte doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von den übrigen machte sich nur Chemnitz so wichtig, daß seine Meynung in einigen Artikeln beybehalten wurde. Wie nun zuletzt die Schrift bis zum Einsammlen der Unterschriften fertig war, ach so war es leider gar nicht Vereinigungsformel.

§. 12.

Würkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirte, welche sich bisher von vielen Lutheranern als Halbbruder betrachtet sahen, konnten bei Aufstellung eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch welches sie von allem, was ächtlutherisch sein sollte, so merklich ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in der neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht, sollten seine Schüler über den Undank nicht trauren, den dieser große Mann, noch eh er zwanzig Jahre lang todt war, von eifersüchtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche Gemeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie übergetreten seyn, wenn man nicht alle Melanchthonische Neutralität zum Verbrechen gemacht hätte. Politische Eifersucht der protestantischen Höfe unter einander gab vielleicht den Theologen in andern Ländern die nächste Veranlassung, sich dafür zu rächen, daß bey der letzten Revision ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung selbst ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutschland am besten. In Dänemark wurde dieses neue symbolische Buch als verbotenes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königin Elisabeth in England davon wissen, so wenig sie auch sonst die Genfische Partie liebte.

Der Historiker bekümmert sich nicht um die Richtigkeit der in diesem Buch feinbestimmten Sätze, aber die Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entstehung allzugenaubestimmender Symbole der Zustand einer jeden Kirche immer höchsttraurig ist. Die Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erscheinung des freymüthigern Kalixtus — welche dürre unfruchtbare Wüste ist sie nicht? und wie viel hat es nicht der so genannten reformirten Kirche genützt, daß sie erst ungefähr vierzig Jahre später zu einer gleich gesetzmäßigen Bestimmung gewisser dogmatischer Hauptpunete kam. Die nachfolgende Geschichte derselben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geschichte der Lutherischen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben.

Johann Baptist von Spix,

am 9. Februar 1781 zu Höchstädt an der Aisch geboren, studirte zu Bamberg und Würzburg erst Theologie, dann Medicin, und machte im Auftrage der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, Italien und die Schweiz. Nach seiner Rückkehr ward er Adjunct an der Akademie, 1811 Conservator des zoologischen Museums und 1813 wirkliches Mitglied der Akademie. Vom Jahre 1817—20 bereiste er mit dem Doctor von Martius Brasilien; er hat die Titel eines Doctors der Philosophie und Ritters des königlich baierschen Civilverdienstordens.

Er gab heraus:

Geschichte und Beurtheilung aller Systeme in der Zoologie. Nürnberg, 1811.

Brasilien in seiner Entwicklung seit der Entstehung bis auf unsere Zeit. München, 1822.

Mit R. P. F. von Martius: Reise in Brasilien. München, 1823—1828. 2 Thle.

S. erhöht seine Verdienste um Länder- und Naturkunde noch ganz besonders dadurch, daß er alle vorzutragenden Gegenstände mit großer Eleganz und An-

Digitized by Google

muth zu behandeln versteht, und so seinen sämmtlichen Leistungen nicht blos einen wissenschaftlichen, sondern auch ausgezeichnet künstlerischen Reiz zu verleihen weiß.

Johann Spreng,

1525 zu Augsburg geboren, lebte als Magister der Philosophie und kaiserlicher geschworner Notarius zu Augsburg, woselbst er im Jahre 1601 starb.

Seine Schriften sind:

Homer's Ilias, in Reimen übersetzt. Augsburg, 1610 und 1630.

Virgils Aeneis. Augsburg, 1610.

Ovids Verwandlungen. Augsburg, 1571.

S. war einer der ersten deutschen Uebersetzer, und deshalb nicht unverdienstlich, doch behandelte er die Originale mit nicht geringerer Freiheit als die Form, die er ihnen im Deutschen gab, und welche nur aus gereimten Knittelversen besteht, wie sie von den Meistersingern bei epischen Darstellungen überhaupt gebraucht wurden.

Johann Jakob Spreng,

am 31. December 1699 zu Basel geboren, lebte zuerst als Prediger zu Ludweiler im Nassauischen, dann seit 1743 als Magister der Philosophie und Professor der griechischen Sprache, der deutschen Poesie und Beredsamkeit zu Basel, wo er am 24. Mai 1768 starb. Von ihm erschien:

Geistliche und weltliche Gedichte. Zürich, 1749.

Uebersetzung der Psalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, 1766.

Ein fleißiger aber nicht eben talentvoller Mann, der sich der Bodmer'schen Partei anschloß und am glücklichsten in religiösen Liedern war.

Kurt Sprengel,

ward am 31. August 1766 zu Boldekow in Pommern geboren, von seinem Vater, einem Prediger, erzogen, wirkte, ohne alle eigentliche Schulbildung, in mehrern Häusern als Hofmeister, und ging 1785 nach Halle, um Theologie zu studiren. Doch vertauschte er dies Studium bald mit dem der Medicin und wurde Doctor erst der Philosophie, dann in seiner Facultät. 1789 erhielt er eine außerordentliche, 1795 eine ordentliche Professur und 1797 eine ordentliche Professur der Botanik mit dem Titel eines preußischen Medicinalraths. Er starb im Jahre 1833. Der preußische Adlerorden und der schwedische Nordsternorden waren die Zeichen fürstlicher Gunst, die ihm zu Theil geworden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Halle, 1792—99. 4 Thle.; 3. Ausg. Halle, 1821—28. 5 Thle.

Anleitung zur Kenntniß der Gewächse in Briefen. Halle, 1802—4. 3 Sammlungen.

Geschichte der Chirurgie. Halle, 1805; 1. Theil. Zweiter, von Wilhelm S., dem Sohn. Halle, 1819.

Geschichte der Botanik. Altenburg und Leipzig, 1817—18. 2 Thle.

Eine überaus sorgsame und edle Behandlung des Stoffes in der Darstellung verlieh seinen Leistungen neben ihrem hohen wissenschaftlichen auch noch einen wahrhaft ästhetischen Werth und erhob namentlich seine treffliche Geschichte der Heilkunde zu einem classischen Werke, welches fast in alle europäischen Sprachen übertragen wurde.

Matthias Christian Sprengel,

am 24. August 1746 zu Rostock geboren, studirte zu Göttingen, wo er sich unter Schlözers Einfluß zum Historiker bildete und 1778 außerordentlicher Professor ward. 1779 folgte er dem Rufe nach Halle, wo er als Doctor der Philosophie, ordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar wirkte und am 7. Januar 1803 starb.

Er veröffentlichte:

Geschichte der Europäer in Nordamerika. Halle, 1782. 1. Thl.

Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle, 1783; 2. Aufl. 1792.

Geschichte von Großbritannien und Irland. Halle, 1783.

Geschichte der Maratten. Halle, 1785.

Geschichte der indischen Staatsveränderungen von 1756—83. Leipzig, 1788. 2 Thle.

Mit J. R. Forster:

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Thle.

Mit G. Forster:

Neue Beiträge. Leipzig, 1790—93. 13 Thle.

Auswahl der besten ausländischen statistischen und geographischen Nachrichten. Halle, 1794 bis 1800. 14 Thle.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. Weimar, 1800—2. 7 Thle.

Einer der besten Schüler Schlözers, suchte S. in Allem seinem großen Lehrer nachzuahmen und zeichnete sich durch gründlichen Fleiß, Scharfsinn und reiche Kenntnisse sehr vortheilhaft aus; leider blieben seine gediegensten Leistungen unvollendet.

Digitized by Google

Paul von Spretten (Speratus),

am 13. December 1484 in Schwaben geboren, suchte in Paris und Italien seine Ausbildung, gesellte sich aber nach seiner Heimkehr zu Luthers treuesten Freunden und Vertheidigern der Reformation, deren eifriger Apostel er für Preußen wurde, nachdem er aus der Gefangenschaft des Bischofs von Ollmütz war entlassen worden. Er lebte als Doctor der Theologie, herzoglich preußischer Hofprediger und Bischof zu Liebrauhl im pomesarischen Kreise, und starb am 17. September 1554.

Fünf geistliche Lieder werden auf ihn zurückgeführt,

(S. die dritte Ausgabe von Luthers geistlichen Liedern, Wittenberg, 1525, in der sie enthalten sind),

die sich durch echte Frömmigkeit und Kraft auszeichnen.

Anton Matthias Sprickmann

ward am 1. September 1749 zu Münster geboren, lebte zuerst seit 1774 als kurcölnischer Regierungsrath, seit 1779 auch als Professor der Rechte zu Münster. 1791 ward er daselbst zum Hofrath und Lehnscommissär ernannt, und trat 1803 als Regierungsrath in den Oberappellationssenat, 1811 ins Tribunal. 1814 wurde er als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, und lebte endlich seit 1817 als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte, wie auch Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe zu Berlin, woselbst er 1827 starb.

Von ihm erschien im Druck:

Die natürliche Tochter, Lustspiel. Münster, 1774.

Der Tempel der Dankbarkeit. Leipzig, 1775. (Vorspiel.)

Eulalia, Trauerspiel. Leipzig, 1777.

Der Schmuck, Lustspiel. Münster, 1780.

Der Dialog zur Operette: Die Wilddiebe (von W. Rühle). Münster, 1774.

Maurerische Reden. Lingen, 5791.

Gedichte in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

S. schloß sich in seiner Jugend dem Göttinger Dichterbunde an und zeichnete sich in höherem Alter als einer der vorzüglichsten Lehrer des deutschen Staatsrechts aus. Als Dichter suchte er vorzüglich im bürgerlichen Drama Lessing nachzuahmen, und es gelang ihm besonders in seinem Trauerspiele Eulalia, das früher gern und oft auf der Bühne gesehen wurde, seinem Vorbilde sehr nahe zu kommen. Den Beweis möge folgendes Bruchstück liefern.

Aus Sprickmann's Eulalia.

Vierter Aufzug.

Scene: Ein Saal im Schlosse in der Stadt.

Erster Auftritt.

Herzog, Marquis (ankommend.)

Marquis. Willkommen hier, gnädiger Herr, auf der Wahlstätte, wo Sie siegen sollen!

Herzog. Das Siegslied singen Sie mir nun schon so lange; aber —

Marquis. Haben Sie mir nicht den ganzen Angriff überlassen; und wenn ich Ihnen denn nun mit meinem Kopfe dafür stehe?

Herzog. Nein, auch das nicht; wenn man ein bischen Prahlens gewohnt ist, und dann selbst doch nicht einsieht, wie das kommen müßte, so beruhigt auch das nicht.

Marquis. Aber warum sollten Sie's selbst nicht einsehen? Hab' ich Ihnen nicht meinen Plan vorgelegt, und meine Waffen? die nun schnell wie der Blitz alle nach einander, sie muß, sie soll nicht zu Athem kommen! (sieht nach der Uhr) — 8 Uhr! wie gesagt, mit meinem Kopfe, wenn Sie nicht um Mitternacht da stehen, berauscht in aller Wonne der Liebe, und im schwindelnden Mistrauen auf Ihr eigenes Gefühl, und doch in der innigsten trunkensten Gewißheit; aber nun, denk' ich, ziehen Sie sich zurück; man weiß unsre Ankunft, und man wird Sie bestürmen.

Herzog. Gerne, gerne, es ist mir ohnehin, als ob alle Welt auf mir läge! mein Herz pocht, pocht —

Marquis. O der kleine ungestüme Zager pocht gleich ängstlich beim Uebermaße des Glücks, wie des Unglücks! — Aber noch eins! So platonisch, wie Sie der Gräfin begegnet sind, könnte sie leicht d'rauf fallen, ein ausdrückliches Zeugniß von Ihnen hören zu wollen, wenn ich ihr nun sagen werde, daß es doch so gar geistig nicht gemeint war; und doch — sich sehen zu lassen — Sie sagten ja selbst, daß Sie das nicht dürfen. Ein Brief, denk' ich, gehen Sie, gnädiger Herr! schaffen Sie sich die Bilder all des Glücks in ihren Armen zur Anschauung, und dann das warme entgegenglühende Herz aufs Papier hin!

Herzog. Auch das!

Marquis. Und noch das wichtigste! wenn der erste Angriff fehlschlägt — der zweite heißt Wahl zwischen Ergebung oder Tod! und daß sie auch da Ernst sehe, ein Todesurtheil wider den Grafen!

Herzog. Was?

Marquis. Nur zum Schein, versteht sich!

Herzog. Ha, spielen mit Todesurtheilen?

Marquis. Spielen? ja, das eigentliche Wort, gespielt ist gespielt, und wenn kein ander Mittel ist —

Herzog. Und wenn denn auch dieses fehlschlägt?

Marquis. Gewiß nicht.

Herzog. Aber wenn nun? so werd' ich auch wohl — nur zum Schein — vollziehen sollen? Denn nicht wahr, auch das wäre gespielt? ob mit Würfeln oder Schwerdtern — Kleinigkeit!

Marquis. Gnädiger Herr! Sie versprachen mir so unumschränkt —

Herzog. Bei Gott! wenn ich Ihnen das versprach, Blut — Blut des Unschuldigen —

Marquis. Will ich denn Blut? Setzen Sie den Fall möglich, den ich unmöglich glaube, nicht glaube, weiß, weiß wie das Wissen meines Daseins — daß das fehlschlagen könnte, ist nicht Gnade und Vollziehung, beides in ihren eigenen Händen? Noch mehr, wenn ich mit einem Wörtchen Sie dann reize, so steh' mein Leben für das Leben des Grafen!

Herzog. Ich will's überdenken! ach Marquis, wenn Sie auch Wort halten mit all dem Prahlen von Siege, wie's dem guten menschenfreundlichen Feldherrn sein muß, wenn er durch Blut watet zum theuer erkauften Lorbeer, das fühl ich alles, alles zum Voraus! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Marquis (allein.)

Und wie's ihm sein muß, wenn er den Feind, den Gefürchteten, den Stolzen, da entwaffnet in der Mitte hat, sein spotten kann, und dann in die Trompete stoßen zur Vertilgung, ha, da fühl' ich so sanft, so selig! Aber zur That! Ueberdenken muß ich doch noch ein Mal den schönen herrlichen Plan! o ich weide mich daran so satt, und doch nie gesättiget! Da steht meine erste Schanze, so eine große, drohende! — Eifersucht! ob das liebe kleine Herzchen auch für dich wohl Raum hat! Schwerlich; ist's doch so voll, so voll Liebe! — Nun aber dann die zweite: Wahl zwischen Ergebung oder Tod; das muß wirken und durchsetzen, gewiß, gewiß! — Doch wenn auch die schon erstiegen; sieh guter Herzog, das weißt du selbst noch nicht: gespielt ist gespielt; aber das Spiel kann Ernst werden; und bring' ich es nicht dahin, daß du es selbst so umkehrst, — ha ich müßte dich nicht kennen!

Dritter Auftritt.

Gräfin, Marquis.

Gräfin (äußerst niedergeschlagen.) Der Herzog ist zurück, lieber Marquis!

Marquis. Ja, liebe Gräfin! will und kann aber niemand sprechen.

Digitized by Google

Gräfin. So Marquis! Lassen Sie uns Freunde sein! o ich hab' Ihnen vieles abzubitten, wenn Sie ein rechtschaffener Mann sind!

Marquis. Das dacht' ich immer, daß die Zeit kommen müßte, wo Sie einsehen würden, mich verkannt zu haben. Aber, Gräfin, das ist meine Art so, ich überlasse das der Zeit, was andre so lange von sich selbst ausposaunen, bis man anfängt ihnen zu glauben. Doch das läßt sich ja alles noch einbringen, liebe Gräfin, wenn Sie mich würdigen wollten, Ihr Freund, Ihr Rathgeber zu sein! Ihre Lage ist kritisch, und Sie brauchen beides. Der Herzog muß durch alles, was seinem Herzen werth ist, zugleich bestürmt werden, oder sein Zorn, fürcht' ich —

Gräfin. Ich höre immer von seinem Zorne, und die Beweise davon sind so schrecklich; aber warum? was hat der Graf verschuldet?

Marquis. Verschuldet? Hochverrath!

Gräfin. Gott, und alle Heiligen!

Marquis. Und das wäre Ihnen noch ein Geheimniß?

Gräfin. Wie sollt' es nicht?

Marquis. Die Geschäfte bei dem Vater der Herzogin waren abgemacht, und der Herzog schickte dem Grafen geheime Ordre, unverzüglich in Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit nach Wien zu reisen —

Gräfin. Geheime Ordre?

Marquis. Um die nur ich wußte.

Gräfin. Nach Wien? unverzüglich?

Marquis. Und er verachtet sie, und kommt zurück.

Gräfin. Unverzüglich? geheim? und mir, auch mir kein Wort davon? Ha, ich sehe, ich sehe! Schrecklich! schreckliches Licht, wie das bischen vom Blitz in der Sturmnacht! — Ha, wenn das wäre, was ich ihm nicht glauben wollte? Das doch — doch so wäre! Unverzüglich, Marquis? daß schon der Umweg von den Paar Meilen hieher, der kleine Flug der Liebe zu seinem armen Weibe, die kleine Stunde eines so langen, langen Abschiedes Hochverrath wäre?

Marquis. Wenn sie diese Angelegenheiten kennten —

Gräfin. O bewahre mich Gott, und alle Engel des Himmels davor! ich möchte schon — möchte schon jetzt, da ich sie nur zu errathen fürchte —

Marquis. Aber freilich, wenn's blos das wäre; aber das entsetzlichste —

Gräfin. Nein, nein, das entsetzlichste wäre das?

Marquis. Urtheilen Sie selbst; die Abreise, die Trennung der Herzogin —

Gräfin. Trennung?

Marquis. Was Sie bald hören werden, förmliche völlige Trennung!

Gräfin. Immer entsetzlicher!

Marquis. — ist sein Werk!

Gräfin. Lüge, Lüge! Gut, Marquis, daß ich Sie da ertappe, so kann doch auch das andere noch erlogen sein! Sein Werk? — Ha schändlich! Sagten Sie das meinige, so hätt' es Schein; Unbesonnenheit, unvorsichtige Theilnehmung, verführerische Schwärmerei, als wenn der Herzog zu bessern wäre, und durch mich — so was könnt' ich mir vorwerfen, wie ich das nun auch schon fast wie meiner Sünden sündlichste bereue, und doch war's, hoff' ich, von ihrer Seite undankbarer als von der meinigen unbesonnen. Aber Er!

Marquis. Und wenn ich nun hinzufüge, als den Grund von alle dem ein langes geheimes Verständniß des Grafen —

Gräfin. Des Grafen?

Marquis. Mit der Herzogin.

Gräfin. Teufel du!

Marquis. Ich verzeih' Ihnen das; mit dem Bewußtsein all Ihrer Liebe für den Unwürdigen, und all seiner Verstellung, können Sie sich das nicht denken; es sollte sich auch nicht denken lassen: so über alles, was das Glück einem Sterblichen geben kann, in Ihren Armen glücklich, und dann doch —

Gräfin. Ha, mir graut hier! — so allein — allein hier mit — mit — ja der bist du, den ich dich nannte, aller verworfenen Geister verworfenster! Von mir — von mir!

Marquis. Aber doch immer, dächt' ich, der Mühe werth, mich auszuhören; ich verspreche Beweise.

Gräfin. Beweise?

Marquis. Unwidersprechliche! — Sehen Sie hier! Eigenhändige!

Gräfin. Von Brünow? her! (Sie liest.)

Marquis. An die Herzogin: sie war aber schon abgereist.

Gräfin. Gott!

Marquis. Nun? kein Verständniß? keine Vorbereitung dieser Trennung? kein Trotz?

Gräfin. — aber nein, nein: oder man muß es mit euren Augen lesen.

Marquis. Es wird sich zeigen. Die Räthe sind beim Herzog versammelt.. ich fürchte zum Urtheil über ihn.. — ich fürchte!

Gräfin. Ha, ihr Sklaven! ja wenn er dem Herzog im Wege ist, wer von Euch, wer von Euch allen läßt sich nicht den Spiegel schieben, wie der Herzog will, zusehen, was Er will, und beträf's sein eigenes Weib und Kind? Aber wo sind sie? wo sind sie? Ich will hineintreten zu ihnen, will — will's ihnen sagen, daß sie's tief in der Seele fühlen sollen, noch im öffentlichen Gerichte Gottes, wo's auch über sie gehen wird, daß sie feile Augen und Hände haben, zu verdammen, und zu tödten! Der Graf — und mir das! das sagen Sie mir? Geh'n Sie, peinigen Sie ihm, wenn Sie können, Geständniß und Schwur darüber ab, Schwur in meinem Angesicht, und ich will eher glauben, daß er Gott —

Marquis. Mäßigen Sie sich, fassen Sie sich, Liebe!

Gräfin. Ha, wer sagt das?

Marquis. Sie haben all Ihre Standhaftigkeit nöthig.

Gräfin. Nicht so, nicht die! aber Wuth, und ich danke dir, Gott im Himmel, du hast mir reichlich gegeben!

Marquis. Wenn Sie nur nicht so bald hätten vergessen wollen, daß wir Freunde sein wollten!

Gräfin. So recht! zur Sünde verführt, und dann vorgeworfen, du bist der! du bist der!

Marquis. Und doch soll mich auch das nicht abhalten. Sehen Sie, so ganz leise ins Ohr will ich Ihnen gestehen, ich glaube von dem allen auch nichts: seh' es auch im Briefe nicht; aber jene — nun Herren seines Lebens, werden es finden, wie Sie sagen, wenn der Herzog will, und er wird, er wird wollen!

Gräfin. Marquis!

Marquis. Bin ich nicht der Vertraute seines Herzens?

Gräfin. Abscheulicher!

Marquis. Und so wissen Sie es denn! ja so — Sie nannten es bei'm rechten Worte: im Wege, im Wege, ist er ihm; der Herzog —

Gräfin. Schweigen Sie! schweigen Sie!

Marquis. Er liebet Sie, betet sie an, will, will Sie besitzen!

Gräfin. Will? Will? Ha, er komme! er komme mit seinem Wollen! aber Kerl! du lügst! du lügst!

Marquis. Auch davon Beweise! (ab.)

Vierter Auftritt.

Gräfin (allein.)

Beweise? ach! und braucht's noch bewiesen zu werden! alle Welt sieht es, sah es! die Herzogin, mein Vater, der Graf, alle, nur ich nicht! taumelte blind daher, als wollt' ich nicht! — als wollt' ich nicht! und sie sahen auch das, glaubten, mußten glauben! — o der Triumphirenden, die der Warnenden nicht hörte, nicht aufgeben wollte, was Menschenkenner unmöglich nannten! Aber auch was aufgeben? Hab' ich mich verirrt, welcher Engel würde sich schämen, sich so verirrt zu haben? und noch jetzt zweifle ich! Er war so gerührt! Dies Aufleben all seiner Tugend! Dies volle überströmende Gefühl der Schaam, der Reue! ach! wenn ich dürfte hoffen, das hoffen! — Ha er kommt! Gott über Himmel und Erde! — (in ängstlicher Erwartung.)

Fünfter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin! (giebt ihr einen Brief vom Herzog.)

Gräfin (liest, zittert, verstummt, in Betäubung: faßt sich, wirft ihm den Brief zu den Füßen: wild umher: — in Verzweiflung in den Lehnstuhl.)

Marquis. Armes Weib! Und ich muß Ihnen noch mehr sagen; das Todesurtheil ist unterzeichnet. Sehen Sie — (überreicht's ihr.)

Gräfin (keine Antwort .. wehrt ihn mit der Hand von sich, fällt zurück in den Lehnstuhl, läßt die Hände von beiden Seiten wie bei kommender Ohnmacht sinken: eine kleine Pause: dann schlägt sie beide Hände über dem Kopfe zusammen mit innigster Kraft:) Gott! Gott! (springt auf) Todt?

Marquis. Gräfin, Eine Stunde Bedenkzeit! ich werde sie hier im Vorzimmer abwarten. (ab.)

Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Todt, todt, todt? — sollst bluten, schöner Lieblicher! versprützen all das warme liebekochende Blut! sollst da liegen, dich krümmen um's Schwerdt, und röcheln des letzten Röchelns, daß ich zur Frau dir ward! Ha nun! Ha nun! Du armer Glücklicher in deinem Weibe! mußt — mußt! sie spricht's aus,

Digitized by Google

ohne Gnade! — ohne Gnade! — Ha! wie sie da zu ihm hereindringen, die Frohlockenden im Hohn der Hölle! — hast ein schönes Weib, ein gar schönes, wie Lilien und Rosen! Hast dir's wohl recht wohl sein lassen, zu saugen ihr an Blick und Lippe! aber sieh! das Ding gefällt andern auch! mußt daran! bete für deine Sünden! — (sie kniet.) Ach Gott! — hier! hier! (reißt den Busenschleier weg, liegt da, und rutscht auf den Knieen, als wenn sie jemanden beschützen wollte) hier! Erst hier, Mörder, wenn ihr Menschen seid, aus Barmherzigkeit, und wenn ihr Teufel seid, ihr tödtet ihn so zwiefach! Ha! — Ha! ohne Gnade! Die Schwerdter all! — Jesus Christus! — durchs Herz! — (fällt zurück an den Lehnstuhl.)

Siebenter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin, Gräfin! was machen Sie?

Gräfin. Fort? schon fort? (Marquis bringt sie in den Lehnstuhl.) Ha Sie, d'Anvriers! wo ist Er, wo ließen sie ihn? ich muß nach! ich muß! ich muß! das wißt ihr nicht, wie das so ist, das Sterben ohn' einander, und sterben soll er doch?

Marquis. Er kann ja leben, Gräfin, wenn Sie wollen!

Gräfin. Lügner! sie haben ihn ja ermordet!

Marquis. Fassen Sie sich doch! Sie können ja entscheiden! Denken Sie das! Sie, Sie sprechen es aus über Tod und Leben!

Gräfin. Wo ist er, wo ist er?

Marquis. Im Gefängniß!

Gräfin. Gewiß? Gewiß?

Marquis. Sie haben noch eine Stunde zu entscheiden!

Gräfin. So war's wohl nicht so, ich glaubte — eine Stunde? recht, so sagten Sie, so stand's ja auch auf dem Papiere, also ich entscheid' es!

Marquis. Ein Wort, und Sie retten ihn!

Gräfin. Retten? ja ja! wie Rynsolt und Lucia! Franzose! höre, hast du wohl deutsche Bücher gelesen? — Doch das gewiß nicht! wärst gewiß so ein Satan nicht, wenn du gelesen hättest, wo das steht mit Rynsolt und Lucia! thut aber nichts: ich kann's dir mit zwei Worten sagen: Rynsolt war der Herzog, Lucia ich, und Danvelt Brünov, und das arme Weib that's, wollt' ihn retten, und als es vorüber war, war's doch zu spät! man hatte den Armen ihr das Liedlein röcheln lassen zum Feste, daß sein Geist hinschweben konnte, und zusehn dem lieben Spektakel. So werdet ihr's auch wohl im Sinne haben?

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Daß ich auch so albern fragte! geh' nur, geh' nur! — geh'! (Marquis tritt zurück.) Rynsolt und Lucia! — o du Allgütiger, ein Wink deiner Gnade, daß dein schwaches Geschöpf nicht falle! ich fühl' es, ich fühl' es! fühle Kraft und Muth, das zu denken, zu wählen! Dank dir, ewiger flammender Dank! es hat seine Schrecknisse verloren, das Bild des Sterbenden! Dort oben bei dir ist Versammlung aller liebenden Gerechten in deinem Schooße, von Ewigkeit zu Ewigkeit! und was ist da Tod? Der Schritt in's bessere Brautbett! und er gehe voran! ich will ihm nachblicken, nachschmachten, und harren dem kommenden Brautengel. Gott! diese himmlische süße Ruh! diese Stärke — ! — Marquis! (er kommt näher.) Sehen Sie, ich brauche der hohen Gnade einer ganzen Stunde nicht! Gehen Sie, sagen Sie dem Herzog, der Entschluß ist gefaßt!

Marquis. Und heißt? —

Gräfin. Sterben!

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Ja, Sie mögen wohl erstaunen: das wissen Sie nicht, mögen es wohl nie gefühlt haben, oder erinnern sich's doch nicht mehr aus den frühen Tagen Ihrer Unschuld, wie's Gott einem giebt, wenn er Stärkung vom Himmel schickt im Entschluß zur Pflicht! — er sterbe!

Marquis. Aber bedenken Sie auch, bedenken Sie —

Gräfin. Verführer!

Marquis. Nicht das blos, daß Er fällt! aber Sie, Gräfin, Sie selbst —

Gräfin. Allein!

Marquis. In der Gewalt —

Gräfin. Ha schrecklich!

Marquis. Werden Sie am Ende doch nicht müssen?

Gräfin. Müssen? Du Undankbarer gegen Gott! Ein Mensch müssen, weil ein Mensch will? Und Gott gab dir — doch es ist wahr, nicht dir, nicht Seelen wie du bist! Zurück, zurück! ich muß das überdenken! (Marquis tritt zurück) Gott gab — (feierlich langsam, nachsinnend) dem leidenden Edlen — darf ich's nennen? Freiheit! Freiheit! eine Hand wider sich selbst, zu können, und Muth zu wollen, warum denn nicht auch Recht zu dürfen? zu dürfen, gegen Gewalt, die ihn zwingen will zu dem, was er nicht darf? und das werden sie? — sie werden machen wollen aus mir, was nicht sein darf! — also! — ich kann, ich will, ich darf! O immer süßer von oben! immer heller, wo alles Finsterniß war! Sterben zu dürfen, auch sterben! Bluten für ihn, wie er für mich (wieder nachsinnend) Und wenn für ihn, warum — warum nicht mit ihm? — mit dir, mit dir! So Arm im Arm! Herz an Herz, Lippe an Lippe, und so hinauf in's bessere Brautbett! — (setzt sich.) Ich weiß nicht: ich möchte weinen: ist's nicht Traum, oder wieder Gesichte? Mit dir, für dich! Einziger! und — und — nein: nun darf ich mir vollends nicht mehr trauen! Ist's eine Möglichkeit! Heller, glänzender Gedanke! o wenn du werden könntest! Für ihn! — und ohne ihn! Tod zur Rettung seiner! — —Und doch warum nicht? was soll den Harten der Tod des Grafen, wenn ich nicht bin? Herrlich, herrlich! o ich muß in's Einsame, beten da im Angesicht deiner Sterne, für all den Trost, Unendlicher! — Marquis! alles ist nun gut! gut, wie ich's wollte! wie Ihr's wolltet! Nur noch eine Weile, so mag der Herzog kommen.

Marquis. Gräfin!

Gräfin. Nicht wahr? das ist herrlich? pfui, daß ich das denken könnt, ihn sterben zu lassen, den Besten, Einzigen!

Marquis. Das konnten Sie nicht: ich wußte das zum Voraus.

Gräfin. Gehen Sie, sagen Sie's dem Herzog, daß ich will!

Marquis. Und wann?

Gräfin. Wenn's nun einmal so ist, die erste Stunde die beste! Nur ein Paar Augenblicke! denn sehen Sie! fertig bin ich zwar mit mir, aber da ist denn doch noch so allerhand! ich muß mich noch erst recht fassen.

Marquis. Er wird vor Freude außer sich sein!

Gräfin. Gewiß! aber, Marquis! noch eins: sprechen muß ich doch den Grafen erst noch.

Marquis. Den Grafen?

Gräfin. Nur einen kleinen Augenblick im Gefängniß!

Marquis. Ich weiß nicht —

Gräfin. Er könnte mich umholen, meinen Sie? nein, nein: hab' ich je falsch geschworen, nur gelogen? Und sehen Sie, die Hand auf die Brust, ich schwör's bei Gott! nur eine Stunde, so soll der Herzog mit mir schalten und walten, wie er will oder kann!

Marquis. Wenn's möglich ist, was dürfen sie jetzt nicht fodern? Er wird's kaum glauben; — und wollten Sie nicht, Gräfin — sehen Sie, — hier nur eine kleine Zeile unter den Brief.

Gräfin. O ja, o ja! kaum kann ich: (sie schreibt etwas unter den Brief des Herzogs.) Nun: ich erwarte Sie bald, recht bald. (ab.)

Achter Auftritt.

Marquis (allein.)

Ha ha ha! was das für ein Gesperre war! (liest, was sie geschrieben.) „Nur eine Stunde mich völlig zu fassen, nur die Erlaubniß, den Grafen noch einmal zu sehen, und es werde mit mir, was Sie wollen oder können. Eulalia." — Das soll nicht umsonst geschrieben sein. An's Leben kann ich dir also nicht, Verhaßter! aber ich will dir's vergiften! Ihre eigene Hand! das muß wirken, denk' ich!

Neunter Auftritt.

Marquisin, Marquis.

Marquis. Wie? Sie hier, Madam?

Marquisin. Ja!

Marquis. Und wie? Sie dürfen —

Marquisin. Alles.

Marquis. Und der Officier, dem Sie übergeben sind? —

Marquisin. Närrchen, sind die nicht alle meine Kreaturen?

Marquis. In der That, Madam, Sie thäten besser —

Marquisin. In dem Kämmerchen zu bleiben, wo Ihr mich einsperren möchtet? Ja, sehen Sie, das thät' ich nun recht gerne; aber — aber im Vertrauen, Marquis! ich habe so große, große Projekte im Kopf, und da ist mir das Kämmerchen so klein. Mit dem inneren Auge auf Pläne, Pläne von Ausdehnung von der Erde bis zu den Sternen, vom Himmel bis zur Hölle, und wenn denn das äußere Auge auch ein Mal wieder sehen will, dann so auf die engen vier Mauern eingeschränkt zu sein, das läßt sich nicht aushalten; frei, frei um sich blicken zu können, ist für die Seele halbe Arbeit.

Marquis (für sich.) Wenn ich sie dazu gebrauchte, den

Digitized by Google

Brief in die Hände des Grafen zu bringen? Aus ihrer Hand kann er ihm nicht verdächtig sein!

Marquisin. Und dann laßt Ihr einen da so ganz allein: man sieht und hört nichts; und ich liebe das Neue so, besonders wenn's so meine Freunde betrifft.

Marquis. Ihre Freunde?

Marquisin. Kein Mißverständniß! das geht nicht auf Sie, auch auf den Herzog nicht; aber ich habe noch einen Freund, den ihr in euren Hurenkommerz verwickelt habt! wiss't's, wiss't's, Graf Brünov ist mein Freund, und da sollt Ihr noch erst Wunder sehen!

Marquis. Nun: von dem Freunde kann ich Ihnen tröstliche Nachrichten sagen; er nahet sich seiner Befreiung!

Marquisin. Das heißt?

Marquis. In einer halben Stunde ist die Gräfin in den Armen des Herzogs.

Marquisin. Nimmermehr!

Marquis. Da sehen Sie's! Lesen Sie! (giebt ihr den Brief.)

Marquisin. Ha bravo! (eilt damit ab.)

Marquis. Madam, was wollen Sie? — Hören Sie, hören Sie! (ihr nach.)

Fünfter Aufzug.

Scene: das Vorzimmer des Gefängnisses: im Hintergrund das Gefängniß selbst, mit Gegitter! Die ganze Bühne ist dunkel, nur ein düsterbrennendes Licht im Gefängniß auf dem Tisch: der Graf in Ketten, stumm, in Betäubung; nach einer kleinen Weile hört man ein starkes Gerassel mit großen Kerkerschlüsseln; dann tritt die Marquisin herein.

Erster Auftritt.

Graf, Marquisin.

Marquisin. Hier? hier? entsetzlich; (sie reißt das Gegitter auf, sieht den Grafen eine Weile an) — Graf!

Graf. Ha Sie? — Sie hätten mich nicht stören sollen!

Marquisin. Es mögen reizende Bilder sein, die ich verjagte! — Hier, hier! ja hier muß es sich herrlich phantasiren lassen! so ein wahrer Todtenkeller, und dann das hohe feierliche Kettengerassel!

Graf. Herrlich, herrlich!

Marquisin. Aber ich sollte ja doch Ihre Freundin sein?

Graf. Recht; aber, gutes Weib! das muß weit, weit von hier sein!

Marquisin. Nun, und wenn ich Ihnen das nun anzukündigen hätte, daß das sein kann, bald, bald!

Graf. Was?

Marquisin. Noch vor Mitternacht!

Graf. Was?

Marquisin. Ja, freue dich, freue dich! Gleich zum Lohn des ersten Genusses! sobald deine Frau eingeweiht ist in meinem Bette, zur Favoritin im Serail!

Graf. (springt in Wuth auf, faßt sie heftig an der Schulter.) Weib!

Marquisin. Aber laß das sein: Laß sie das Weib behalten, wir wollen zusammen davon gehen, in der Einöden ödeste! Zwar deine Frau kann ich dir nicht sein, aber doch deine treue theilende Gefährtin: sollst sitzen in meinem Schooß und essen aus meiner Hand, und ausruhen an meiner Brust, oder wenn du weinen willst, was dir im Herzen brennt, will ich's einathmen, und kühlende Thränen drauf zurück gießen, die dir's lindern sollen; und wieder, wenn du klagen willst, und auffordern alles Gefühl, ob es gelitten habe, wie du, dann will ich dir erzählen, für jedes gräßliche deiner Leiden, noch gräßlicheres von mir selbst, und so soll dir's wohler werden!

Graf. Wahnwitzige, dein Glück, daß du mir das zeigst!

Marquisin. Wahnwitzig! das wolle der Himmel nicht, auch bin ichs nicht; noch nicht. Sieh, ich habe noch allerhand gute Einfälle! diesen Dolch zum Exempel! sieh, hab' ich ihn nicht recht spitz gemacht? Ich spieste meinen Schooßhund damit, und schwang ihn in die Höh, daß er zappelte, daß es eine Herzenslust war! Es ist so ein Dolch für Schooßhündchen, wenn sie aller Welt Freund werden, und nicht mehr hübsch an einem halten wollen!

Graf. Wie, wenn ich das recht verstehe —

Marquisin. Das müßten Sie ja wohl, denk' ich! Wir wollen unsern Bund beschwören, so recht feierlich, mit Einweihung und Blutopfer! und das soll der! er soll! er soll — — Aber o des Kalten, der so leben kann, beleidigt vor Gott und der Welt! und dann so ohne Rache! läßt sich sein Weib aus den Armen reißen, und steht denn da, und steht denn da, und meditirt über aller Welt Eitelkeit! ha, du hast deine Frau nie geliebt!

Graf. Wahnwitzige!

Marquisin. Nein, nein! das Herz müßte dir hoch aufpochen! Alles Blut kochen im Feuer, und zerreißen alle Pulsadern, alle Kräfte sich emporarbeiten, und dann in den Arm sich drängen zur Rache!

Graf. Ha, wenn ich Rache brauche —

Marquisin. Das ist's, was ich meine, daß dir das Herz das nicht sagt, nicht ungestüm zudonnert: jetzt, jetzt, jetzt wird dein Weib Hure!

Graf. Du rasest!

Marquisin. Und fühle mich deswegen besser, als du bist. Sieh, als der Herzog den ersten geilen Blick auf sie warf, der zerpreßte mir das Herz gleich, daß ich's wußte; denn ich liebte ihn wahrhaftig, und wenn er vollends so was geschrieben hätte: „Nur eine Stunde, so werde aus mir, was Sie wollen."

Graf. Ha, wer schrieb das?

Marquisin. Da! du Vernünftiger, Gelassener! (giebt ihm den Brief des Herzogs, mit den untergeschriebenen Zeilen der Gräfin.)

Graf. Eulalia! Eulalia! — Weib, deinen Dolch!

Marquisin. Recht so, recht so! Sieh ich habe auch noch einen für dich! Sieh! den!

Graf. (nimmt den Dolch, schwingt ihn.) Bist ein herrliches Weib!

Marquisin. Und du so ein Mann. Hast eine so schöne männliche, deutsche Faust! aber sieh her! die soll's auch schon mit ausmachen helfen! aber gieb, gieb! sie will noch erst herkommen.

Graf. Gut, gut!

Marquisin. Und da würdest du sie hier tödten.

Graf. Spießen, emporschwingen! Weib, das gefiel mir!

Marquisin. So spiel' ich nur mit Schooßhündchen! aber mit Menschen, mit Boshaften aus freier Wahl, was ist das bischen tödten? Da muß es besser kommen; und ich hab's gefunden das bessere. Gieb her! Sollst sie in seinen Armen sehen, und dann, dann —

Graf. Ja, das wäre, aber wie könnte das —

Marquisin. In seinen Armen, und dann so beide auf beide hinein!

Graf. Hui! das sollte!

Marquisin. Sollte nicht, soll! Sieh ich habe mich arm darum gemacht, habe nichts mehr, als wie du mich hier siehst, habe alles den Feilen hingegeben, die uns bewachen sollten, und sie haben mir beide den Herzog verkauft.

Graf. Du bist klug, wie ich mir's kaum träumen ließ.

Marquisin. Nicht wahr? o sollst schon noch sehen! ich bin dir ein recht herrliches Weib! — aber mich dünkt ich höre kommen! — her, her! mich muß sie hier nicht finden! so bald es Zeit ist, hol' ich dich ab! Ha! zur Rache! zur Rache! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf (allein.)

Das soll! das soll! (er schwingt die Hand, als ob er noch einen Dolch hätte.)

Dritter Auftritt.

Gräfin, Graf.

Gräfin. Brünov!

Graf. Sie ist's! (läuft in's Gefängniß zurück, und schlägt die Thür hinter sich zu.)

Gräfin (will ihm folgen.) Brünov!

Graf. Fort! fort!

Gräfin. Brünov! Wie? Deine Eulalia!

Graf. Mensch! fort!

Gräfin. Ach Gott! was ist das? Laß mich Brünov! nur ein einziger, einziger Blick! es soll der letzte sein! ich will sterben!

Graf. Ja, ja!

Gräfin. Mann, meiner Seele! was ist das?

Graf. Bestie!

Gräfin (kniet vor dem Gitter hin.) Ach, Brünov! sieh, hier lieg' ich und flehe! verstoße mich nicht! Nimm mich auf! nur noch einmal an deine Brust, daß dieses Herz an dem deinigen schlage! Meine Seele glüht auf meinen Lippen zur letzten, letzten Vereinigung! zum letzten Abschied, bis zum Wiederfinden im Schooße des Ewigen!

Graf. Entsetzlich!

Gräfin. Brünov! Um Gottes Barmherzigkeit willen! um der Tage unsrer Liebe, komm, komm!

Graf. Fort!

Digitized by Google

Gräfin. Du wirst es bereuen, du wirst es bereuen! ich will sterben; kannst du so mich hinscheiden lassen, deine Eulalia! dein liebendes, keusches Weib?

Graf. Ha, du! (springt wüthend heraus.) Kreatur!

Gräfin (fällt ihm zu Füßen, faßt seine Knie.) Nein, nein: nicht fort! ich kann, ich darf dich nicht lassen! du würdest dir's selbst nicht verzeihen! Brünov, Brünov! ich will sterben! nur den letzten, letzten Kuß der Liebe! du über alles — über — über meine Seele Geliebter!

Graf. Hure, Hure! (stößt sie mit dem Fuße, sie fällt zurück in Ohnmacht) (wüthend) Du, du, du! — (betrachtet sie eine Weile; in sanfterem Tone:) Du! — (nach einer kleine Pause; mit Wehmuth) Du! Du! — den letzten Kuß! ach Gott! wenn du sie jetzt nehmen wolltest, jetzt, jetzt, da es noch Zeit ist! Noch liegst du da, rein, und unbefleckt, schönes, süßes Meisterstück des Schaffenden! noch nicht verunstaltet zum Teufel! Nun, darf ich, darf ich dich noch küssen? (kniet neben ihr hin.) Noch sind diese Lippen unentweiht! Aber du darfst es nicht wissen; deine Seele ist es nicht mehr! (küßt sie.) den letzten — den letzten! — Und darin alles, was du mir warst, all den Himmel deiner Liebe! den letzten? nein, nicht den letzten! wenn du nun abgeblutet hast die Flecken deiner Seele: wenn sie dann emporsteigt, rein in Blut und Reue, wie dieser Engelkörper! — dann laß sie verweilen auf diesen Lippen, (küßt sie) diesen — diesen Lippen! und das sei der letzte! — Holla! Wache! (Wache kommt) Schleppt sie fort! (Man setzt sie auf einen Sessel und trägt sie fort.) Ach Eulalia, Eulalia! (küßt sie noch ein Mal.) (Eulalia ab.)

Graf (allein.) Wohin? wohin? Weib! daß du mir den Dolch nicht ließest! es wäre hier besser gewesen. — Gott! daß das das Ende sein sollte, all, all der Liebe! Eulalia! Eulalia! was that ich dir, Unmenschliche! was that ich dir, daß du mich zwingen mußtest, zu treten mit dir ins Gericht, dein Herz zu durchbohren, und dieses zehnfach, tausendfach in dem Deinigen!

Vierter Auftritt.

Marquisin, Graf.

Marquisin. Da gewesen?

Graf. Ja!

Marquisin. Und nun?

Graf. Entschlossen! (sinnt nach) entschlossen!

Marquisin. Da! (giebt ihm den Dolch) Deine Hand! und nun fühle, fühle, was wir wollen! Morden? wer kann das nicht? aber ich! morden in der Stunde. — Ha, mir schwindelt! — Morden in der Stunde der Sünde! Morden Leib und Seele! — Leib und Seele!

Graf. Weib!

Marquisin. Fort! fort!

Fünfter Auftritt.

Scene: Das Schlafgemach der Gräfin, sie sitzt auf dem Bette. Der Raum, wo das Vorzimmer des Kerkers und der Kerker selbst waren, wird das Vorzimmer der Gräfin.

Gräfin, Marquis; einige Weiber um sie beschäftiget.

Gräfin. Laßt mich, laßt mich, Lieben! es ist alles wieder gut. Geht, geht. (Sie gehen ab. Die Gräfin kommt mit dem Marquis heraus.)

Marquis. Dacht ich's nicht zum Voraus?

Gräfin. Eine kleine Ohnmacht, was will das sagen?

Marquis. Und nun?

Gräfin. Ja nun, der Herzog komme!

Marquis. O Gräfin! (küßt ihr die Hand.) (Ab.)

Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Gräfin. Das war bitter, bitter! aber auch billig. Hienieden soll nichts ohne Bitterkeit sein, auch die süße, süße Schale des Todes nicht! Ich murre nicht, Allgütiger, der du mich so unsanft rufst! Aber doch diesen Abschied, dieses letzte Ausweinen all meines Gefühls in seinem Schooße, hättest du es mir geben wollen — doch, was wäre auch dann dieses Opfer gewesen? Schmerzlich, schmerzlich sollt' es sein, und ich nehm' es an, wie du es mir darreichst! (sie zieht eine Flasche mit Gift hervor.) Du, du! (gießt das Gift in ein Glas Wasser.) Brünov! Brünov! — noch wär' es Zeit! aber sie eilt dahin! Ach, so lebe wohl! Lebe wohl! — Und daß du das nicht höreſt! in stummer Verzweiflung, Verzweiflung über mich, mich, da sitzest! mich liebst, und kämpfest mit dir selbst, mich nicht zu lieben! — Doch, auch das wird ja aufhören! zum letzten Male dann (wirft die Kammerthüre auf); o du stilles, schönes Gemach der Liebe, so oft den trunknen Liebenden ein Himmel! hier hier! — Heiliges Bett der Ehe, hier hier, (setzt sich auf's Bett) wenn er nun kommt, hier mich wiederfindet, und sieht die Eingeweihte dem Tode der Liebe! wie er dastehn wird in schrecklicher Betäubung! Gott, Gott, Allmächtiger, dem ich komme! — Doch nein, das will ich erflehen an der Stufe deines Thrones dort oben! Hier nur das: Laß den Uebergang der Sterbenden sanft sein! und nun! — (will trinken, kann nicht) nun! — Gott! als wenn Himmel und Erde um mich her schrien: noch ist's Zeit! (sie kommt heraus) ich kann nicht! entsetzlich! ich kann nicht!

Siebenter Auftritt.

Herzog, Gräfin.

Gräfin. Da ist er! (setzt das Gift hin.)

Herzog. Ach Eulalia! so ist es denn wahr?

Gräfin (beschämt, fällt ihm zu Füßen.) Ach, noch ist's, noch ist's Zeit!

Herzog. Wie? meine Liebe?

Gräfin. Sehen Sie all die Heiligthümer der Liebe! sehen Sie! sehen Sie!

Herzog. Noch Thränen? noch Sperrung? und Sie ließen mich glauben —

Gräfin. O das Weib! geängstigt in allem Gefühle für den Liebling ihrer Seele!

Herzog. Das heißt Spotten!

Gräfin. Hier mitten unter all den tausend und tausend Schwüren, das alles entweihen, entheiligen? — Lassen Sie, lassen Sie mein Winseln und Jammern an Ihr Herz dringen, um Ihrer eignen Seele willen!

Herzog. Ich höre das nicht! Sehe nur die Reize alle, in jeder Thräne neue Schönheit, in jeder neuen Schönheit neue Liebe, mein ganzes Sein nur Sinn zur Liebe!

Gräfin. Grausamer Mann! wer hätte das gedacht, als ich oft einsam um Sie weinte zu Gott!

Herzog. Nicht diese Bilder, Eulalia! Denken Sie meine Liebe, meine unnachfühlbare Liebe! kommen Sie, kommen Sie in diese Arme!

Gräfin. Und ich höre das? Noch ein Mal, noch ein Mal! O Sie glauben doch, daß ein Gott ist, der auf uns herab sieht! Gott, hier und in seinem Angesichte —

Herzog. Nein, Gräfin, Sie sollen mich nicht weich machen, Sie wissen die Bedingung und ich fordre —

Gräfin (zu seinen Füßen.) Herzog! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Kommen Sie, kommen Sie!

Gräfin. Bei dem Schöpfer Himmels und der Erde! bei dem Erlöser und Richter an jenem Tage! Erbarmung! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Ich lasse vollstrecken —

Gräfin. Entsetzlich! entsetzlich! nein, nein! so komm!

Herzog. Ach Eulalia!

Gräfin. Nur dieses Glas Wasser zur Fassung! (trinkt) Brünov! Gott! du sahst es! keine Rettung! Brünov! (eine kleine Pause) — (mit Ruhe und Kälte.) Nun, Herzog! das war Gift!

Herzog. Was?

Gräfin. Nun komm! Grausamer, Unerbittlicher! — schon wüthet es! nun? reizt dich's nicht mehr? — wie er nun dasteht!

Herzog. Gütiger Himmel! nein, nein: Eulalia! — ein Vorwand! —

Gräfin. Wirst es sehen! o, schon fühl ich's! (ihre Kräfte sind erschöpft, sie setzt sich in den Lehnstuhl.) Gott, wie mir wird!

Herzog. O laß es sein! laß es ein täuschender Vorwand sein! ich will aufgeben! Engel — ich will —

Gräfin. Zu spät!

Herzog. Barmherziger Gott — — (läuft wie unsinnig herum, ringt die Hände — eine kleine Stille, die plötzlich durch ein Lärmen im Nebenzimmer unterbrochen wird.)

Achter Auftritt.

Marquis, Marquisin, Graf, Wache, die Vorigen.

Marquis (noch inwendig.) Faßt sie an! faßt sie!

Marquisin (bricht herein, der Graf ihr nach.)

Gräfin. Brünov!

Marquisin. (die Wache hat den Grafen gefaßt; hält ihn mit Gewalt zurück.) Ha, Feiger! läßt dich halten, und hast Waffen, den schönen spitzigen Dolch? — her! (sie reißt ihm den Dolch aus der Hand, und so die Hände in die Höh', in jeder einen Dolch, Haar und Kleider in Unordnung, in äußerster Wuth herein:) Leib und Seele! Leib und Seele! (die Wache schleppt den Grafen mit Gewalt ab.)

Marquis (faßt sie von hinten beim Haar.) Weib!

Marquisin. Ha! wer faßt mich? voran! (will ihn durch-

Digitized by Google

ſtoßen, er faßt ſie bei den Schultern; die Wache hält ſie mit Gewalt feſt, entwaffnet ſie.)

Gräfin. Gott im Himmel!

Marquiſin. Meinen Dolch! meinen Dolch! Hu — Hu! (brüllt vor Wuth.) Teufel! Teufel! das ſollt' euch ein Feſt!

Herzog. Furie!

Marquiſin. Hu! — (windet ſich, will los.)

Marquis. Sehen Sie, gnädiger Herr!

Herzog. Ha, du! (faßt einen Dolch, zuckt ihn auf den Marquis — — wirft ihn hin.) Ha, es giebt noch Henker im Lande! faßt ihn! ins Gefängniß! ins ſchrecklichſte, das iſt! täglich ein kleines Glied von ſeinem Körper herunter, das neben ihm verfaule, bis ſeiner kein Gedanke mehr iſt, als in der Hölle!

Marquis. Gnädiger Herr!

Marquiſin. Ha! bravo! bravo! das iſt ſchon etwas!

Herzog (zum Marquis.) Fort! fort! Sieh her, was du gemacht haſt! Sie ſtirbt! Sieh her! und in jedem welkenden Reize deine Verdammung! Sie liebte mich, Abſcheulicher! der Teufel hatte dir das Gift in der Hölle gekocht! Verläumder! da liegt ſie nun, die mich liebte, und ſtirbt den heiligen Selbſtmord zur Rettung! — Gott! Gott!

Marquiſin (fährt mit äußerſtem Schrecken zuſammen; ſieht die Gräfin mit ſtarrem Auge an. Nach und nach läßt die Arbeit in Seel' und Körper bei ihr nach; die Wuth geht in Bewunderung, dieſe nach einem Blick auf ſich ſelbſt, in Reue über.)

Marquis (auf den Knien.) Denken Sie, gnädiger Herr! —

Herzog. Daß du mich retteteſt! eine Sünde mehr! fort, fort! (Marquis ab.) Ach, Eulalia! Eulalia! — (zur Wache.) Der Graf ſoll kommen, und der Kanzler!

Gräfin. Alſo in ſeinen Armen! Ach Gott! wenn's noch in ſeinen Armen ſein ſollte!

Marquiſin (mit wehmüthiger Stimme.) Laßt, laßt! (Die Wache läßt ſie los, ſie wirft ſich laut weinend vor einen Lehnſtuhl auf die Knie, den Kopf in den Lehnſtuhl.)

Herzog. Entſetzlich! entſetzlich! — (die Hände ringend) entſetzlich! wie konnteſt du, grauſames Weib? wie konnteſt du?

Marquiſin (ſpringt wieder auf; ſchlägt die Hände über'm Kopf zuſammen, — ſieht wild umher, will abgehen.)

Gräfin. Marquiſin! (ſie bleibt ſtehn, ſieht furchtſam hin.) Kommen Sie! kommen Sie! (die Marquiſin nähert ſich langſam dem Lehnſtuhl der Sterbenden.)

Gräfin (reicht ihr die Hand.) Freundin! (feierlich, nach einer kleinen Pauſe:) Gott weiß auch einen Weg für die Verirrten! (die Marquiſin reißt ihre Hand los, und eilt laut weinend ab.)

Gräfin. Herzog! Sie ſollen ihr gut begegnen! Eine Verirrte Ihrer Verführung! Laſſen Sie der Sterbenden den Gedanken, daß ſie alle ihre Sünden abbüßte!

Herzog. Grauſame! Grauſame! Marternder Engel! o hat denn dein Herz keinen Fluch, keinen einzigen anklagengenden Seufzer mehr? Sieh in die Jahre, die du hätteſt leben können, in all die Liebe deines Brünov! in all den Himmel, den ich zerſtöre! Und dann fluche dem Zerſtörer und den Mitſchuldigen allen; aus Barmherzigkeit! Fluche!

Neunter Auftritt.

Der Kanzler, die Vorigen.

Kanzler. Euer Durchlaucht!

Herzog. Herein! herein! Alter! doch daß Sie zuerſt kommen, armer furchtſamer Mann! Sie werden, können ja nicht fluchen, und ich muß, muß fluchen hören!

Kanzler. Gott! meine Tochter!

Gräfin. O mein Vater!

Herzog. Sie ſtirbt! Gift, Gift!

Kanzler. Eulalia! gerechter Gott!

Herzog. Ha! und nichts als das, Alter? So höre doch, ſie ſtirbt, ſie ſtirbt! laß es doch aufbrauſen! hier ſteht der Mörder! Laß es doch! Sei Vater und fluche! der Mörder deiner Tochter kann ja doch dein Herr nicht ſein? Fluche! fluche! fluche!

Gräfin. Nein, mein Vater, Verzeihung! wie ich ihm verzeihe! Auch mir, Vater! auch mir, Ihrer Armen, die Sie nicht hören wollte.

Kanzler. O meine Tochter, meine Tochter!

Zehnter Auftritt.

Graf, Vorige, Wache.

Graf (hereingeſtürzt.) Ha, Wütherich! (fällt auf ihn, man hält ihn mit Gewalt zurück.)

Herzog. Laßt ihn, laßt ihn!

Gräfin. Da iſt er! ach, Brünov! Brünov!

Graf. Iſt's wahr? Gift?

Gräfin. Sagt' ich dir's nicht, daß ich ſterben wollte? und daß es nur um den Abſchiedskuß war?

Graf. Engel! Engel! und ich hörte nicht, und hatte dir's geſchworen, nicht zu glauben? — Aber wo iſt er, wo iſt er? Hund, wo biſt du; ſpießen, emporſchwingen!

Herzog. Recht ſo!

Graf. Laßt mich! Laßt mich! Ho des Wilden! haſt d nun — haſt du nun —?

Herzog. Graf! Armer! Unglücklicher! und ich habe d alles angerichtet! — ich will deiner Rache nicht entrinne Sie ſoll über dich kommen, in all deinem Durſte. Nur lange ſie noch iſt, — ſie iſt dein! und dieſe Augenblicke, d letzten, darf ſie, darfſt du nicht verlieren. Aber ſie wi ſterben, fühle das in allen ſeinen Schreckniſſen! Sie wi ſterben! und wenn ſie todt iſt, durch mich, durch mich tod ſo ſei der nächſte Augenblick mein; ich will deiner harren der ganzen Wuth deines Elends! — Und du, Theure, Arm wie ſoll ich dich nennen, Märtyrerin!

Gräfin. Hören Sie mich, und du Brünov, wenn e die Wünſche der Sterbenden werth ſind, — ſeid Freunde.

Graf. Nie!

Gräfin. Brünov! — Doch ich will's hier nicht fodern — Aber wenn du ausgeweint haſt — Gott wird mir das gö nen, daß ich um dich ſein kann, und wenn dann der G danke in dir aufſteigt, dann denke, daß deine Eulalia dir z liſpelt, was ihr Wunſch im Sterben war. (Der Graf fä auf die Knie neben ihr und verbirgt ſich das Geſicht.) Und Sie Herzog, laſſen Sie es den Preis meines Todes ſein, was mi hieher geführt hat! aber ich dacht' es nicht, daß es dah kommen ſollte! Ihre Rettung, Ihre Rückkehr zur Tugen Liebe der armen Vernachläſſigten, und Rechtfertigung mein Unſchuld! Laſſen Sie's den Preis meines Todes ſein!

Herzog. Theure! — Heilige! (ab. Wache mit ihm.)

Elfter Auftritt.

Gräfin, Graf, Kanzler.

Gräfin. Und Sie, mein Vater! Es ſei an Ihnen, d Vermächtniß Ihrer Tochter auszuführen, was ſie nicht ve mochte, zwar nicht vermochte, aber doch, dünkt mich, vorb reitet hat, daß es leicht ſein muß!

Kanzler. Ach meine Tochter! meine Tochter!

Gräfin. Und nun — Brünov! Du — du — du! Theur ſter! Einziger! (Sie nimmt ſeine beiden Hände, und drückt mit Inbrunſt an ihre Bruſt.) Noch immer in der ſtumm Betäubung? Auf, deine Blicke! (Der Graf ſieht ſie an, wi den Arm um ihren Hals und läßt den Kopf an ihren Buſ ſinken.) Sagteſt du nicht ſelbſt, dort oben! daß da uns e zweiter Brauttag werden ſollte in reiner unbefangener Keuſch heit, wie der erſte klägliche deine Eulalia dir in die Arme ga Sieh Brünov, oft wenn ich den Mond ſo anſah, und d Sterne all am Himmel, dachte, daß ich die nun ſchon i meiner Kindheit ſo ſah, und in allen Abwechslungen mein Lebens, mit Augen voll Thränen, und wieder voll Freud wenn ich dachte, daß die erſten Menſchen ihn ſchon ſo ſahe und alles was hienieden gelebt hat, ihn ſo ſah, o dann ha ich's gefühlt, wie die innigſte Tröſtung vom Himmel, daß mit uns nicht blos für dieſes Sterbeleben ſein kann. Au wir werden ſo fortdauern, ſo ganz uns ſelbſt gleich, wie dieſ Mond dem Monde von Jahrtauſenden her! und was iſt ſterben? was ſind zwanzig, dreißig klagliche Jahre? u werd' ich dich dann dort oben weniger lieben! Geh' ich a der Schöpfung, in der du ſtehſt? ich werde da ſein, in d Ferne den Ball hier, auf dem wir uns fanden, und wo d noch wandeln ſollſt, nach mir, ſchimmern ſehn, wie der Stern geliebteſten! werde an ihm hangen in frommer wehmüthig Liebe! und wer weiß, was ich mir verdient habe? ob ich nic inniger bei dir ſein darf, dich umſchweben mit dem Eng deiner Leitung, dich in den Mühen deines Lebens, auf de einſamen Pfade zu mir, mit Troſt umſäuſeln und mit Stä kung? — Brünov! das konnte kein Traum ſchwärmend Liebe ſein, wenn wir in den trunkenſten Augenblicken zu Himmel hinaufſah'n, und dann die Hand uns drückten, w wollte lieben, wenn das Traum wäre — (eine Zuckung) A Gott! — wer wollte lieben? Brünov! komm, komm! mac mir das Ende meiner Kämpfe nicht ſchwer! es naht heran (eine noch heftigere) Vater des Lebens und des Todes! (hefti Brünov! Brünov! den letzten! (ſie faßt ſeine Hand, drü ſie mit Noth zu ihren Lippen, küßt ſie.)

Graf (ſpringt auf, küßt ihren Mund) Eulalia! Eulalia — nein, nein! (fällt wieder auf die Knie.)

Gräfin. Beſter! beſter! beſter! (eine heftige Zuckung ſie hebt ſich auf, wie in Angſt, fällt zurück) Gott! mein E löſer! Brünov! Brünov! (drückt den Kopf feſt auf die Bru und die Hände zuſammen) Brü — nov! — (ſtirbt.)

Kanzler. Meine Tochter! meine Tochter! weh! we weh!

Graf (ſpringt auf, ſieht ſie an mit äußerſtem Schrecke fällt über ſie her, küßt ſie, bleibt ſo liegen, ſinkt langſam h unter, fällt in Ohnmacht.)

Digitized by Google

Dietrich von Stade,

ward am 13. October 1637 zu Stade geboren, studirte zu Helmstädt und Upsala, trat 1662 als Secretär bei dem Baron von Banner in Dienst; 1668 aber ward er Consistorialsecretär, und 1711 Archivar der Fürstenthümer Bremen und Verden. Er starb am 19. Mai 1718.

Von ihm erschien:

Erläuterung und Erläuterungen der vornehmsten deutschen Wörter, deren sich Luther in der Bibelübersetzung bedient. Bremen, 1711; neu 1724; so wie ferner:

Mehrere Schriften zu Gunsten der deutschen Sprache — in lateinischer.

St. erwarb sich durch seine Leistungen zu jener Zeit große Verdienste um die Erforschung der älteren deutschen Sprachdenkmäler.

---

von Stadeke, s. Minnesinger.

Stadweg, s. Meistersänger.

Friedrich August von Stägemann

ward am 7. September 1763 zu Vierraden in Uckermark geboren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt dann eine Anstellung zu Königberg. 1808 ward er, zuerst beim Minister von Stein und 1810 bei dem Staatskanzler Hardenberg beschäftigt, Staatsrath, 1816 geadelt und 1819 zum ersten Redacteur der preußischen Staatszeitung ernannt. Zuletzt wirkte er als königlich preußischer wirklicher geheimer Staatsrath bei dem Ministerium. Er starb 1841.

Er gab heraus:

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. Berlin, 1828.

Erinnerungen an Elisabeth. Berlin, 1835.

Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1815. Halle, 1815. 2 Thle.

Nachtrag. Halle, 1818.

Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten von 1813—1815.

Sehr treffend sagt Menzel von ihm in seinem Werke über die deutsche Literatur, Thl. V. S. 191: Unter den patriotischen Dichtern glänzt auch Friedrich August von Stägemann, dessen antike Versmaße jedoch weniger geeignet waren, große Popularität zu erringen. Ueberdies verstand dieser Dichter den Freiheitskampf der Deutschen gegen Napoleon durchaus nur als Preuße und Aristokrat, und richtete deshalb die Kanonen seiner flammensprühenden Begeisterung augenblicklich gegen jede Völkerzuckung, die etwa ein Mißbehagen an dem Geworbenen ausdrückte. Zuletzt hat er denn auch gegen die armen Polen gesungen, was sich freilich den stolzen Erhebungen im Unglück gegenüber nur wie ein grausamer Uebermuth im Glück ausnimmt und nicht schön ist.

Der Rheinübergang des ersten Heerzuges.

Am 1. Januar 1814.

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelstiller Nacht?
So feierernst, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

Fragt Bober, Elb' und Partha! fragt:
Wer hat in ihre Flut
Das Erymanthenwild gejagt,
Bedeckt mit schwarzem Blut?

Es ist der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies.
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreis't
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeist
Voran der tapfern Schaar.

Und in den Blitzen, die er wirft,
Berauscht sich Blücher's Stahl,
Und Gneisenau, erleuchtet, schlürft
Den wunderbaren Strahl:

Und senkt hinaus in ernste Nacht
Den sternenhellen Blick,
Und wägt die zweifelhafte Schlacht
Und wägt des Cäsars Glück.

Ihm Heil, dem echten Sohn des Teut!
Der diesen grimmen Kampf
Auf Tod und Leben nicht gescheut,
Und nur des Frohnes Krampf:

Der nicht, ein schwankes Schilf, geweht,
D'rin Wind und Wetter spielt;
Der nach dem Herzen früh und spät
Der Schreckgestalt gezielt;

Die in der Geister grausem Streit
Bei Donners ehrnem Klang
Dem wahnzerriss'nen Haupt der Zeit
In Stahlgeschmeid entsprang.

Heil ihm, der uns gen Frankreich führt,
Der Landwehr treu gesellt!
Dort wird der Tiger aufgespürt,
Nur dort von uns gefällt.

Wir ziehn gen dort, wie Wetter ziehn,
Denn düster weht ein Flor
Noch um dein Waffenhaus, Berlin!
Um dein verwittwet Thor.

Dich, Friedrichs Degen! dich besitzt
Kein Wälscher, edle Zier!
Zu Tausenden gestaltet blitzt
Dein Feuer hier, nur hier.

Doch Brandenburger Fahnen wehn
An Feindes dreister Wand.
Sie wehten dort. Wir gehn, wir sehn;
Sie wehn in unsrer Hand.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

Digitized by Google

Wir ziehen heim, und Palmen blühn
Aus unserm Schwert hervor,
Und siegestrunken grüßt Berlin
Sein frischbekränztes Thor.

Unsre Zeit.

1820.

Siegeslied ist oft erklungen
Aus der gottgelobten Brust,
In den Gauen teutscher Zungen,
Unserm Volk zu Lieb' und Lust.
Denn wo Gottes Geist gewaltet,
Hat sich Licht und Lieb entfaltet,
Gottes innen sich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
Denn die Zeit ist nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Ritter, Pfaff und Folter,
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat gesprochen,
Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längst verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Papst und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, bespritzt Gemüther,
Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht sie nicht der Sonne Thoren,
Nicht der Geister Glanz und Glut.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Husse links und rechts.
Aus versunk'nen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern
Und der Märtyrer Geächz.

Land der Eichen, Land der Treue,
Männerstammes reifer Kern,
Heil dir, teutsches Land, gedeihe
Freudig unter gold'nem Stern!
Geist und Arm erlös't vom Frohne,
Tapf're Lanzen um die Throne;
Fürsten in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorsäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
Schwankt ihr schattengrau Gespenst.

Ueber hohen Brennusthürmen
Schwebt ein Aar mit Blitz beschwingt,
Dessen Strahl den Schlangenwürmen
Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklänge aus Memnonssaiten,
Wenn sein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Rosenkronen
Um der Erde Scheitel flicht.
Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
Was der Herr und Meister spricht.
Du entzünd', o Geistesklarheit!
Uns dein evangelisch Licht.
Helden, deren Sporn nur klinget,
Weisheit, die nur Messen singet,
Herr und Meister, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
Was wir ernst durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geist der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell in Tages Pracht!

Caroline Stahl, geborne Pumpf,

ward am 4. November 1782 zu Ohlenhof in Liefland geboren, wohnte früher in Nürnberg, dann in Wien, und hält sich jetzt als Wittwe in Dorpat auf.

Sie schrieb:

Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Kinder. Nürnberg, 1816. 1821.
Kleine Romane. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Erzählungen. Wien, 1820.
Die Familie Müller. Nürnberg, 1821.
Scherz und Ernst. Riga, 1823.
Moralische Erzählungen. Riga, 1823.
Allwinens Abendstunden. Riga, 1823.
Mährchen. Riga, 1824.

Feine Beobachtung, Scharfsinn, gute Characterzeichnung und anmuthige Darstellung zeichnen die Leistungen dieser geistreichen Frau aus und geben ihnen, da zugleich eine sehr gesunde Moral in denselben herrscht, einen bleibenden Werth; namentlich ist „die Familie Müller" um jener guten Eigenschaften willen, ein empfehlenswerther Roman.

Heinrich Wilhelm von Stamford,

1742 zu Bourges in Frankreich geboren, kam, ein Findling, jung nach Deutschland, und wurde im siebenjährigen Kriege Lieutenant in braunschweigischen Diensten. 1769 ging er als Lehrer nach Ilfeld und hielt bald darauf den Officieren zu Halberstadt Vorlesungen, bis ihn der König von Preußen zum Major à la suite ernannte. Im Jahre 1782 begleitete er den jungen Prinzen von Oranien nach dem Haag, wurde, nachdem er nach und nach die übrigen Grade durchlaufen hatte, Generallieutenant, und trat als solcher mit den holländischen Truppen in englische Dienste. Endlich zog er sich in den Ruhestand zurück und wohnte abwechselnd in Braunschweig und Hamburg, wo er am 16. Mai 1807 starb.

Von ihm erschien:

Nachgelassene Gedichte, mit Vorrede von H. M. Marcard. Hannover, 1808.

Seine poetischen Leistungen beurkunden mehr den durch die Wissenschaft und das Leben fein durchgebildeten Geist, als den eigentlichen Dichter, doch sind einige treffliche elegische Gedichte darunter.

Digitized by Google

von Stamheim, s. Minnesinger.

Nicolaus Peter Stampeel,

1764 zu Hamburg geboren, lebte als Privatgelehrter zu Leipzig, wo er am 5. October 1810 starb.

Er hinterließ;

Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen, z. B. Loboiska, Malwina, 3 Thle. Mathilde, 4 Thle.

Gab heraus: Aglaja., Frankfurt, 1801—3.

Ein fleißiger aber mittelmäßiger Uebersetzer.

Gotthelf Wilhelm Christoph Starke,

am 9. December 1762 zu Bernburg geboren, studirte in Halle, und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er 1783 Collaborator, 1792 Rector der Stadtschule ward. 1793 erhielt er die Oberpredigerstelle an der Altstädter Kirche, und ging endlich 1799 als Oberhofprediger nach Ballenstädt, wo er seit 1830 in ehrenvollem Ruhestande lebt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Bamberg, 1788.

Einige Gedanken über die Uebersetzung der griechischen und römischen Dichter. Halle, 1790.

Horazens Brief über die Dichtkunst. Halle, 1791.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Berlin, 1793—98. 5 Thle.; 3. Ausg. 1817.

Vermischte Schriften. Halle, 1796.

Predigten. 1797.

Kleine Romanenbibliothek mit B. Lafontaine, Levesque, S. Mernau und R. Reinhard. Göttingen, 1799—1801.

Kirchenlieder. Halle, 1804.

Lieder für unsere Zeit. Berlin, 1813.

Vier Predigten über die Vereinigung der evangelischen Christen. Quedlinburg, 1820.

Predigten und Reden. Stuttgart, 1828.

St. erfreute sich seiner Zeit großen Beifalls durch seine Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben, die sich durch glückliche, wenn auch auf einen engen Kreis beschränkte Erfindung, freundliche und gemüthliche Schilderung, gute Characterzeichnung, gesunde Moral und zarte Innigkeit auszeichnen, jedoch mitunter zu leicht in sentimentale Weichlichkeit ausarten.

Das Fest der Hausgötter.

Röthlich erhelltes Gewölk goß seiner Gebilde sich freund
Der gesegnete Mai hold über die Bläue des Himmels,
Wie verloren in Träumen der Lieb' ein blühender Jüngling
Ueber dem spiegelnden Quelle der Heimath Rosen zerpflücket.
Blumen gewährte der Mai den beteppichten Wiesen und Gärten,
Zehren der steigenden Saat, kühl athmende Schatten den Wäldern,
Freudengesang dem Gevögel und üppige Sprünge den Heerden.
Aber dem frohen Bebauer der milden italischen Fluren
Gab er im Wonnegefühl beim Feste der häuslichen Götter
Mehr als Lenzgenuß. Ach groß ist der Häuslichkeit Segen!
Siehe von ihren Geschenken gedeihet hienieden die Menschheit,
Wie das Getreide der Flur vom erfrischenden Regen des Frühlings,
Süßer begeistert ihr Hauch, als die stärkenden Düfte der Blumen,
Sanfter umhüllet ihr Dunkel als trauliche Schatten der Wälder,
Lieblicher wärmet ihr Feuer, als sonnige Tage des Maimonds.

Dieser Gewährungen froh trat schimmernd vom röthenden Morgen
Tullius neben der jungen geliebten Gefährtin zum Heerde,
Dankte den Göttern und rief: „Willkommen beglückender Festtag!
Heute bestäube der Rechen und Spaten, der Rocken und Webstuhl.
Festlich und rein glänzt' Alles, die Bilder der häuslichen Götter
Standen in Dunkel gehüllt vom schwebenden Dampfe des Weihrauchs.
Und sich enthülsendes Korn sprang knatternd in glühenden Kohlen,
Friedliche Still' umwallte so lauschend die ländliche Hütte,
Daß von dem nahen Gefilde das Wirbeln der steigenden Lerchen,
Und vom Gebälke des Dachs aus irdnem Gebäude der Schwalbe
Zwitscherndes, Liedergeschwirr helltönend die' Gatten erfreute.
Neben dem Heerde vergnügte das Aug' ein Körbchen, aus welchem
Blumen mit mancherlei Kraut frisch duftend und prangend sich blähten,
Krokus und Ritterſporn und Violen, Narcissen, Akanthus,
Iris und Lilienschnee, bei Rosen von Päſtum und Myrthen.

Aemsig verknüpfte die Gattin die Blumen und Zweige zum Schmucke,
Für die Götter des Heerd's. Wie schimmert das Kränzchen so lieblich!
Rief mit Entzücken der Mann. Ach! Beste, so windest du freundlich
Mir zum Kranze die Blumen der irdischen Freuden zusammen,
Schaue die Thränen des Danks, und laß uns die Götter verehren!
Ihnen zerflossen vordem die gesegneten Väter in Andacht,
Ihnen entbieten dereinst die Kinder Verehrung und Feste.
Weihe den Göttern den Kranz, sie beschirmen die reifende Menschheit,
Schirmen die Tugenden, welche zum Frieden die Sterblichen leiten.
Oftmal wird das Geleit im Gewimmel der Menschheit gedränget,
Sieh! dann flieht's zum Heerde der häuslichen Götter, und findet,
Schutz und erhaltende Lieb' — o laß uns die Hüter verehren!
Laß uns bewahren die Schätze des Schönen und Guten der Vorwelt,
Laß uns mit Schätzen des Guten und Schönen versorgen die Nachwelt.
Gütige Götter, und dann gewährt uns Gedeihen und Segen,
Gebt im genügsamen Sinne den Zauber des goldnen Alters,
Gebet in Wenigem Viel. Laßt immer in eurer Beschirmung
Kräfte zum Wirken am Morgen und Ruhe des Abends uns schöpfen,
Spendet erquickende Kühlung in drückender Hitze des Mittags,
Schutz, wenn's stürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundschaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kusse des Abschieds!
Redliche Gattin, du weinst? Laß Küsse dir Thränen dir trocknen!
Schreckt dich der Abschied? — Fürchte dich nicht vor Elysiums Auen!

Als er mit Wärme so sprach, vernahmen sie beide den Fußtritt
Eines Mannes; ihm eilte der Gatt' entgegen, und kehrte
Bald mit Entzücken zurück. O sieh nur, rief er von weitem,
Unser Verehrter und Freund, der Sänger des Wahren und Guten,
Sendet uns einen Gesang zur Feier des häuslichen Festes.
Gütige Götter des Hauses, ihr seid auch Götter der Freundschaft!
Schützet uns unsre Geliebten, erhaltet uns würdig der Freundschaft!

Inniglich lasen die Gatten das Lied, und freuten sich herzlich,
Drückten sich kussend die Händ' und lasen es oft noch von neuem.

Digitized by Google

Aber, ſeufzte das Weib, wie danken wir unſerm Geliebten
Für ſein freundliches Lied? Laß uns ein Sträußchen ihm binden,
Hier ſind Blumen genug, und wünſch' ihm, was wir uns wünſchten.
Fröhlich erkieſten und banden ſie nun die Blumen zum Strauße,
Küßten und ſandten den Strauß mit den Worten der Liebe dem Freunde:
Heil und Gedeihen und Dank dir, Sänger des Wahren und Guten,
Für dein freundliches Lied! nimm Edler ein Sträußchen von Blumen,
Welche wir freudig zum Schmucke der häuslichen Götter erlaſen.
Wandle noch lange mit Kraft, den Genoſſen des Tages die Schätze
Lehrender Alten zu ſpenden, o wandle hienieden noch lange,
Schätze des Wahren und Guten und Schönen zu ſammlen der Nachwelt.
Und die geſegneten Götter des Hauſes gewähren dir Freude,
Liebes und Gutes die Fülle! Genieß in ihrer Beſchirmung
Schöne begeiſternde Morgen, und Ruhe des Abends, Erquickung,
Schutz, wenn's ſtürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundſchaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kuſſe des Abſchieds,
Wandle ruhig, — und fürchte dich nicht vor Elyſiums Auen.

Der Dichter.

Ruhig verlebte Philetes in Joniens Auen die Tage,
Vielen geborgen und arm, doch beglückt durch die Gaben der Muſen,
Welche der Göttergenuß nicht ſelten verleihen der Armuth.
Liebend erfreut' ihn ſein Weib, ihn erfreuten die blühenden Kinder:
Für ſie beſchnitt' er den Baum, zog Früchte, und vermählte den Weinſtock,
Ihnen gehörte ſein Lied und der dürftige Lohn des Geſanges;
Und ſie genoſſen mit ihm den ärmlichen Segen genügſam
Und in zufriedenem Harren auf nahe beglücktere Zeiten.
Denn ein bithyniſcher Fürſt vom Rühme des Sängers getrieben
Hatt' in das Land ihn berufen, damit er in fröhlicher Muſe
Thaten und Feſte der Götter und Helden, die Tugend der Bürger,
Und zur Veredlung des Mahles die Freuden des Lebens ihm ſänge.
Wenige Monde nur noch, dann begrüßt er Bithyniens Auen.
Deren geahnete Reize die Seele des Sängers erfüllten.
Alſo ſich wiegend in Träumen verließ er ſein Hüttchen und wallte
Einſam und Lieder erſinnend am Ufer des kleinen Lethäos,
Wo begeiſternd ein Thal in umblühetes Dunkel ihn lockte.
Ueppiges Myrthengeſträuch verbarg die beſonnete Landſchaft
Lieblich dem Auge zu Theil, und Roſen umwanden die Zweige,
Daß ſie den Myrthen entknoſpet erſchienen, und Vögelein girrten,
Liſpelnd verlor ſich der Weſt in leiſe gebogenen Halmen,
Und das beblümete Moos ſchwoll weicher als ſeidene Polſter;
Aber vor allem entzückt' ihn der Zauber der göttlichen Muſen
Welche den Dichter verſtrickten in Banden des ſüßen Geſanges.
Wonniglich ging er einher verſunken in ſchönen Gedanken
Hörte der Himmliſchen Gruß, die des Sterblichen Hütte beſuchten,
Schwebte mit ihnen empor zum Olympos, und koſtete Nektar,
Folgte dann ſchauernd hinab zu den Schatten dem ſchwebenden Hermes,
Freundlich umſtrahlt ihn der Glanz von Elyſiums goldenen Blumen.
Süß war ſeine Begeiſtrung, und ſüß ſein liebendes Streben,
Ihre Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden.
Alſo verfloß ihm die Zeit, er beachtete nicht ihr Verfließen,
Denn des Geſanges Gewalt entnimmt uns den Feſſeln der Stunden.

Käm' er doch wieder, ſo wünſcht' indeß mit den Kindern die Gattin,
Denn ſie hatte ſchon lange die Speiſe beſchicket, und hielt ſie
Sorgſam und hütend auf Kohlen und ſtillte die fragenden Kleinen.
Sicherlich haben ein Mahl ihm die göttlichen Muſen bereitet,
Welches ihn ſchöner vergnügt, ſo redte ſie, harret ein wenig,
Sehet, er mag nicht allein, er mag mit dem liebenden Weibe
Mag mit euch nur genießen, und mehr als der eignen Erquickung
Freut er ſich eures Genuſſes; nicht lang, ſo bringt er euch Blumen.
Willig harrten ſie nun, mit ihm nur glücklich ſich fühlend.
Aber ihm war es gelungen im liebenden Streben, des Geiſtes
Holde Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden,
Und er begab ſich zurück, den Verzug nicht ahnend, zur Hütte.
Als er nun näher ihr kam, da gewahrt' er von Ferne ſein Hündchen;
Aber es hüpfete nicht wie ſonſt viel ſchmeichelnd und wedelnd,
Läſſig und angſtvoll ſchlich's ihm entgegen. Ihn rührte der Anblick,
Denn er liebte das Thier, ſchon lang' es ernährend mit Sorgfalt.
Treues Geſchöpf, was quält dich? ſo ſprach er bedauernd und ſtrich ihm
Sanft und ſanfter das Haar, da wollt' es ſich dankbar erheben,
Krümmte ſich, ſank vor ihm nieder, und winſelt' und zuckt' und erſtarrte.
Inniger hatte der Hauch der erweichenden Muſen des Herzens
Zarte Gefühle gemacht, und werther ihm alles, was athmet.
Mitleid netzte ſein Aug', er bedachte das Eilen des Lebens,
Und die beſeelende Kraft, wie ſchnell und wohin ſie verfliege.
Manches verſucht' er darauf, dem Thiere zu helfen, es regte
Nimmer ſich wieder, und ernſt betrat er die Schwelle des Hauſes,
Fragt' und erzählte mit Haſt, was draußen das Herz ihm bewegte.
Aber erſchrocken enteilte die liebende Gattin dem Heerde,
Sahe den Unfall erſtaunt mit den klagenden Kindern ihn klagend.
Wahrlich, uns hat ein Gift das Hündlein getödtet, begann ſie,
Eben umſprang es mich noch, von dem Dufte der Speiſen gereizet,
Lüſtern und raſch, und ſchien bald ſo, bald anders zu bitten,
Bis ich ihm gab; fürwahr durch grauſes Verſehn des Verkäufers
Ward mit erkauftem Gewürz' ein Gift mir heute gegeben,
Möge der Arzt uns belehren, uns drohte das bitterſte Wehe!

Eilig berief nun Philetes den Freund, den Arzt, in das Hüttchen,
Dieſer erforſchte das Mahl, und findend die Spuren des Giftes
Pries er das rettende Glück, es jauchzte das Weib mit den Kindern.
Dank euch, ihr Himmliſchen, Dank! uns werden noch fröhliche Tage
Von dem Olympos beſchieden, ſo ſprachen ſie ſelig, Philetes
Trocknete, brünſtig umarmt, ſich die Thränen, und rief im Entzücken:
Dank, o Muſen, auch euch! ihr gewähret elyſiſche Wonne,
Lehret und ſtärkt, euch preiſe mein Lied; mich gütig zu ſchützen,
Hieltet ihr zaubernd mich feſt in den Banden des ſüßen Geſanges,
Bis die Gefahr uns verſchwand, o Dank euch, göttliche Muſen!

Mitfreude und Mitleiden.

Agathon ſtand tiefſeufzend an ſeinem verhagelten Morgen,
Weiter ach! hatt' er kein Feld, Thränen entrannen ihm viel.
Nahe dabei beſaß ein Reicher die herrlichſte Breite,
Welche das Wetter nicht traf, golden von Weizen umwallt:
Siehe, wie voll, wie ſchön! gieb Wonne dem guten Beſitzer!
Dachte der Arme, und ging heitrer hinweg als er kam.
Drauf beſuchte der Reiche das Weizengefild', und bekümmert
Schaut' er die Felder umher mit dem zerſchmetterten Korn:
Agathon hartes Geſchick traf dich, nun klaget die Gattin,
Weinen die Kinder mit dir; tröſte dich dürftiger Mann!
Wächſt mir doch Viel, du ſollſt von der Fülle des Nachbars genießen!
Alſo dacht' er, und ging reicher hinweg als er kam.

Der Beſuch.

Zwei häusliche Gemälde.

Erſtes Gemälde.

Schon ſeit mehr als ſechzig Jahren ſind Halme und Blumen auf dem Grabe des Pfarrers Buchbaum gewachſen; aber noch pflegt ſein gegenwärtiger Nachfolger im Amte, wenn er ſeinen Gäſten den Kirchhof und auf demſelben die Ruheſtätte des Redlichen zeigt, von einem Beſuche zu erzählen, welchen Buchbaum einſt einem trauten Freunde, dem Prediger Haiden, gab.

Dieſer Beſuch war einige Jahre beſchloſſen geweſen, und immer durch mannichfaltige, ach! zuletzt durch ſehr traurige Vorfälle zu Buchbaums Schmerze verhindert worden. Denn er liebte den guten Haiden von ganzer Seele. Haiden war mit ihm aufgewachſen, hatte in der Schule immer neben ihm

Digitized by Google

gesessen, mit ihm gelernt und gespielt, mit ihm zugleich die Schule verlassen, auf der Universität drei Jahre lang mit ihm auf einer Stube gewohnt, und als sie sich nun trennen mußten, mit ihm den freundschaftlichen Vertrag gemacht, daß sie nicht bloß einen Briefwechsel über ihre wichtigern Angelegenheiten und Schicksale unterhalten, sondern sich, wenn es nicht durch eine zu weite Entfernung unmöglich gemacht würde, recht oft besuchen wollten. Beide wurden Prediger in Dörfern, die eine Tagereise aus einander lagen. Bis sie über die Funfzig hinaus waren, hatten sie jährlich einmal eine volle Woche vergnügt mit einander zugebracht. Als höheres Alter ihnen das Reisen etwas erschwerte, ward die bestimmte Ordnung nicht mehr so genau beobachtet, und nun waren schon drei Jahre seit Haidens letztem Besuche bei seinem Freunde vergangen.

Wahrlich, wir müssen den rechtschaffnen Jugendgenossen und sein ehrliches Weib einmal sehen, sagte Buchbaum zu seiner Gattin, die Pferde stehen müßig im Stalle, das Wetter scheint beständig zu sein, ich bin jetzt gesunder und getroster, als die Zeit her, wir müssen noch diesen Winter hin. Wer steht uns dafür, daß wir es sonst wieder können? In das alte, liebe Haus, in welchem wir so manche schöne Stunde feierten, kommen wir nun so nicht mehr. Je nun, da Haidens neue Stelle an Ertrage die vorige übertrifft, so ist es um so besser, und das Dorf, wo er jetzt wohnt, liegt uns beinahe eine Stunde näher. Seit einem Vierteljahre sind die Guten bereits da und völlig eingerichtet, wir werden also desto willkommner sein. Wir müssen hin. Wer weiß, wie es bald mit einem von uns kommt. Haiden wird mich so kaum noch kennen, ich bin in den Paar Jahren sehr alt geworden.

Der biedre Mann, der bei diesen Worten mit einem Seufzer und mit Thränen im Auge schwieg, hatte Recht. Er war nicht tief in den Sechzigen, aber der größte Kummer, den es giebt, Kummer um ein Kind, hatte seinen Rücken gekrümmt und sein Haar grau gemacht.

Der Besuch wurde beschlossen, und den Freunden in einem Briefe angekündigt, welcher mit der herzlichsten Liebe und Freude beantwortet ward. Ein junger Mann aus der benachbarten Stadt übernahm eine Predigt und die übrigen Amtsgeschäfte des Pfarrers, der Winter war gelind und angenehm, alles war weithin nur mit dünnem Schnee überdeckt und die Bahn vortrefflich. Ein Paar Stunden vor Tage setzten sich die beiden Alten in ihren wohlverwahrten Wagen, die sechs Meilen wurden über ihre Erwartung schnell zurückgelegt, und es schlug erst drei Uhr in Haidens Dorfe, als sie vor demselben waren. Hier sank ihnen Haiden, der den Wagen aus seinen obern Fenstern von fern bemerkt hatte, mit seinem Weibe in die Arme.

Ein Willkommen drängte das andre, eine Begrüßung und Umarmung, eine Frage, eine Erinnerung und eine Thräne jagte die andre, Wehmuth mit der ganzen Fülle von Gefühlen, die sie einschließt, herrschte bei Allen, darum waren ihre Reden anfangs nur kurz, von einem Gegenstande zum andern überspringend und abgebrochen. Liebe und Sorge der treuherzigen Wirthe für die Bequemlichkeit und Erquickung ihrer Gäste, Liebe und Dank der Gaste füllten die stummen Augenblicke aus. Aber jedes Wort und jede Aeußerung, jeder Händedruck und jede Nöthigung zum Genusse des dampfenden Trankes in der mild geheizten Stube, jede Frage und jede Bemerkung bei dem nachherigen Durchwandern der beiden Gästen noch unbekannten Wohnung, bei der Besichtigung ihrer Lage, und bei der Beschreibung aller ihrer Vortheile, war ein neues Band, welches die vier guten Menschen zu den vertraulichsten Ergießungen an einander schloß.

Diese waren längst im vollsten Strome, und schon mehrmals von der bei diesem Besuche unvermeidlichen Erwähnung großer Leiden absichtlich zurückgelenkt, als die Wirthin freundlich fragte, ob sie ihren Lieben, die sich heute zur Erholung vermuthlich etwas zeitig zur Ruhe legen würden, das Abendessen auftragen solle? Es ist später, setzte sie hinzu, als wir bei unserm traulichen Geschwätze dachten, sechs Uhr ist vorbei, und vielleicht hat sich der Hunger, der sich vorhin nicht melden wollte, bei unsern Reisenden eingestellt.

Ja, ja, sagte Haiden nach einem Blicke auf Buchbaums billigende Geberde, bringe, was du hast, und nun setzt euch Lieben, und laßt uns fröhlich genießen.

Fröhlich! erwiederte Buchbaum, ja fröhlich! und noch ein Wörtchen: Du weißt, Haiden, daß wir dießmal nicht ohne manche ernste Reden von einander scheiden werden. Es kann nicht anders sein, wir haben Vielerlei zusammen erfahren, wir haben uns zusammen gefreuet, und haben Herz genug, auch mit einander zu weinen. Aber laß uns im Voraus die Hand darauf geben, daß wir dem, so schnell es sein kann, ein Ende machen, daß wir uns nicht kümmern und erschüttern, sondern trösten und ermuntern wollen, zu dulden als solche, welche die Hoffnung haben, daß sie nicht immer hier bleiben, daß es für sie anderswo Aufschluß und völlige Befriedigung giebt.

Alle trockneten oder verbargen Thränen. Weißt du wohl, Haiden, fuhr Buchbaum aufheiternd fort, wie wir uns in Jena so zusammen an den Tisch setzten? Freilich dampfte uns da keine so gewürzte Suppe entgegen, auch blinkte für uns kein Wein, wie hier; aber es waren doch gute, gute Zeiten!

Haidens Antwort, die das Erwähnte weiter ausmalte, und die Folge von lachenden Bildern, die sich leicht daran anreihte, so wie manches Wörtchen von öffentlichen Begebenheiten, worüber Haiden von jeher gern plauderte, würzte das Mahl, und das Mahl labte und stärkte. Die Wirthin hatte es sorgsam zugerichtet, wie die Liebe zuzurichten pflegt, und bloß für den alten Jugendfreund war ein köstlicherer Wein angeschafft worden, als Haiden gewöhnlich trank. Gutmüthigkeit gab und empfing, Gutmüthigkeit sprach und hörte bei und nach dem Mahle.

War es ihr leiser Zug, der Alle mahnte, gegen die, mit welchen sie sich so innig eins fühlten, auch gar nichts im Herzen zurückzubehalten, oder war es bei allen ein dunkler Gedanke, daß sie sich in der gegenwärtigen Stimmung über erlittene Leiden am gefaßtesten sprechen lassen werde, oder war es beides, was der Unterhaltung bald nach Tische Feierlichkeit und Klagen, Seufzer und Thränen gab? Wie unwillkührlich waren sie plötzlich in einem Gespräche vertieft, an welchem sie oft schon gestreift, und das sie doch immer vermieden hatten. Sie rückten ihre Stühle näher zusammen, die Reden wurden schneller von den lauschenden Ohren empfangen, oft faßte eine Hand die andre, und oft drückte sich eine Brust an die andre, da Alles, was die Freunde aus traurigen Briefen wußten, wiederholt, erläutert und gegenwärtiger gemacht ward.

Buchbaum erzählte, wie sein Sohn, von welchem Haiden immer behauptet hatte, daß er ein außerordentlicher Mann werden müsse, zwei Jahre lang auf der Universität die größesten Erwartungen zu übertreffen versprochen, welche Fortschritte er in der Rechtswissenschaft, die er erlernte, und in der Meßkunst, die er vorzüglich liebte, gemacht habe, wie er dann durch eine verzeihliche Unbesonnenheit in eine Schlägerei, und durch diese in einen mehr öffentlichen Aufruhr verwickelt, wie er, der nicht leicht unter den Letzten war, als einer von den Anführern entdeckt, und schimpflich von der Universität verwiesen sei. Er hat es nicht gewagt, setzte der Vater schluchzend und oft stockend hinzu, indeß die Mutter in Thränen schwamm, mir wieder unter die Augen zu treten, da er meine Hoffnungen so schrecklich getäuscht hatte. Und Gott weiß es, ich hätte ihm gern vergeben. Daß doch Kinder Zutrauen zu dem Vaterherzen hätten! Ach, warum hat Furcht und Stolz über die Liebe gesiegt? Gott ist mein Zeuge, ich hätte ihm vergeben. Denke Haiden, bald nach seiner, damals noch nicht allgemein bekannten Entweichung, hat ihn ein Bauer auf dem Hügel hinter unserm Dorfe ernst und sinnig nach der Pfarrwohnung hinab blicken sehn. Der Mann denkt, Fritze ist zum Besuche zu Hause, und hat nichts Arges daraus. Nach acht Tagen erfuhr ich es gelegentlich. Wie habe ich geforscht! aber alles Forschen ist vergebens gewesen. Wenn uns eine Spur nicht irre geleitet hat, so ist er zu Schiffe gegangen. Gott, in welchem Meere mag er schwimmen oder verwesen. Wie beugst du mein graues Haupt, mein Fritze, mein einziger Sohn!

Getrost Freund, fiel ihm Haiden ein, getrost! es ist noch nicht Alles verloren; seit einem Jahre ist er verschwunden, vielleicht siehst du ihn wieder, vielleicht siehst du ihn bald wieder. Dir ist doch noch die Hoffnung übrig. So ist es mit uns nicht. Unsre Lotte kommt nimmer zurück von dem Todtenacker.

O, rief Buchbaum, wie gern tauschte ich mit dir! Deine Tochter starb als eine fromme, tugendhafte Jungfrau, du weißt, wo sie ist, du hättest sie nicht so versorgen können. In ihrer reinen Blüthe ward sie hingegeben in die Arme des Vaters, der sie nun weiter erziehen wird. O! daß ich so wüßte, wie du, wo mein Sohn ist! Siehe, wenn er auf unserm Kirchhofe eingesenkt wäre, als ein früh vollendeter schuldloser Jüngling, hinknieen wollte ich auf seinem Grabe, und die Hände falten und mit Entzücken rufen: du Herr hast ihn mir gegeben, du hast ihn mir genommen, dein Name sei gelobt! —

Haiden und seine Gattin thaten, was sie konnten, den Kummer der Freunde durch Ansprüche auf Mitempfindung zu zerstreuen und zu mildern. Sie erwähnten daher aller ihrer Kinder, die in den Jahren der früheſten Jugend starben, und dann weitläuftiger ihrer Lotte, die ihnen als erwachsene Jungfrau vor einem Jahre entrissen ward. Umständlich beschrieben sie das Entstehen, den Fortgang und das Ende der Krankheit, wiederholten die letzten Reden der guten Tochter, und ergossen sich dann, als wollten sie ihre Zuhörer nicht wieder zur Beachtung des eignen Wehes kommen lassen, in Aeußes-

Digitized by Google

rungen über die mannichfaltigen Beschwerden, über die Mühe und Angst des irdischen Lebens, wobei sie besonders auch die Furcht vor räuberischem Ueberfall in Anschlag brachten, die sie in der Nähe eines großen, damals noch sehr unsichern Waldes fast unablässig gefühlt hätten. Wir können uns glücklich schätzen, fügte Haiden hinzu, daß wir so durchgekommen sind. Mein Vorgänger in meiner vorigen Stelle ward doch, wie ich euch mehrmals erzählt habe, in zwanzig Jahren dreimal bestohlen. Auch ist seit zwei Jahren wieder mehr als vorher von Einbrüchen gehört worden. Und eben das hat mich stärker als die übrigen Vortheile zur Annahme meines jetzigen Amtes bewogen. Hier sind wir doch ein Stündchen weiter von dem fürchterlichen Walde entfernt, in dessen Nähe wir sonst wohnten. Ohne Sorgen leben wir indeß auch hier nicht, und unsre Nächte sind unruhig. Wie wohl ist, sprechen wir manchmal, denen in den Gräbern, die keine bösen Menschen mehr fürchten. Oft schlafen wir erst, wenn wir des Morgens um vier Uhr die Stimmglocke tönen hören, noch auf ein Paar Stunden unbekümmert ein.

Diese Worte führten mancherlei Beschreibungen von Diebstählen und von dabei verübter List und Gewalt herbei. Man weiß, wie in unsern Zeiten bei größerer Sicherheit dergleichen Gespräche die Aufmerksamkeit spannen und die Theilnehmung anziehn, indeß sie das Haar sträuben; mit welcher Innigkeit mußten sie also von denen geführt werden, die vor beinahe hundert Jahren in einer sehr waldigen Gegend das in der Wirklichkeit scheueten, was uns fast nur wie eine grause Dichtung schreckt. Enger drängten sich die trauten Leute zusammen, und erzählten mit leiser Stimme eine furchtbare Geschichte nach der andern, bis die Erwähnung, wie spät es sei, gleichgültigere und auf einen erwünschten Schlaf besser vorbereitende Reden in den Gang brachte.

Zehn Uhr war vorüber, als die Gäste in ihr Schlafzimmer hinauf begleitet wurden, und die Wirthe sich heiter und furchtloser als gewöhnlich zur Ruhe legten und entschliefen. Wenn man willkommne Freunde unter seinem Dache hat, ist man ja immer vor Dieben und Feuer minder bange, gleichsam als wären mit den Geliebten mächtige Schutzgeister in das Haus eingezogen. Auch Buchbaum lag mit seiner Gattin bald auf dem von sorgsamer Pflege erwärmten Lager. Der Alte hatte ein Tischchen vor das Bett gestellt, und seiner Gewohnheit nach vor dem Entschlummern ein wenig gelesen. Diesmal hatten ihn einige fromme Gesänge aus einem damals geschätzten Liederbuche beschäftigt. Ach dies Liederbuch war ihm vorzüglich theuer als das letzte Weihnachtsgeschenk, das seinem verlornen Sohne beschcert ward. Zierlich war es in rothes Pergament gebunden, und auf der Decke stand in Silber abgedruckt der Name des damals glücklichen Kindes, von Blumenranken und einer Krone eingeschlossen. Buchbaum schöpfte am Abende, wenn er nicht in der Bibel las, oft aus diesem Buche Erbauung, und dazu hatte er es auch beim Abreisen beigesteckt. Mit Gedanken, wie sie dies Büchlein erwecken mußte, war er, indeß sein Weib schon in festerm Schlafe lag, in leisen Schlummer gesunken.

Plötzlich schreckte ihn ein erschütterndes Krachen, wie wenn Alles umher zerschmettert würde, wieder auf, und über seiner schnellen Bewegung ermunterte sich seine Gattin. Er glaubte, einen Donnerschlag gehört zu haben, und faltete die Hände zum Gebete, als in der Kammer neben der Stube ein vielfaches Geräusch und Flüstern merklich ward. Räuber hatten den Fensterladen von außen aufgesprengt, und besprachen sich nun in der Kammer. Herr Gott! Diebe, Diebe! seufzten die Gatten einander zu, als schon mit einer Blendlaterne ein langer, furchtbarer Mann in die Stube trat, dessen Antlitz ein tief herabgedrückter Hut oben eben so verbarg, als den untern Theil des Gesichts ein schwarzer Bart verhüllte. Er schaute umher, betroffen darüber, daß er Menschen in der Stube bemerkte, und winkte seinen Gefährten zurück zu bleiben. Dann nahte er sich mit festem, bedachtsamen Schritte und beugte sich über das Bett her, in welchem die Alten mit über einander gerungenen Händen, an allen Gliedern sichtbar zitternd wie vom Fieberfroste geschüttelt, sich abwärts nach der Wand hin gerichtet hatten, so daß die Silberlocken des Greises dem Räuber zuerst in die Augen fallen mußten. Dieser Anblick schien ihn mächtig zu rühren; wie von übermannender Ehrfurcht ergriffen, starrte er so bestürzt weg, daß sein zurückfahrender Arm das Liederbuch vom Tische riß und dieses vor seinen Füßen niederfiel.

Er hob es auf, taumelte in die Mitte der Stube, richtete den Blick so schmerzlich aufwärts, als solle er vergehn, dann warf er ihn wieder auf das Buch, dann ballte er die Hand gegen die Brust, zitterte wieder nach dem Lager, hing eine Weile über demselben, wie ein Mensch, dem Vernichtung angekündigt ist, bebte dann wie von einer schrecklichen Gewalt gezwungen gleichsam sich sträubend zurück mit einem langen entsetzlichen Ach! schob das Buch hastig in den Busen, und ein Krampf schien seinen schlaffen Gliedern neue Festigkeit zu geben, als er hinweg stürmte und in der Kammer leise aber schnell gebot: Fort, im Augenblicke fort! oder ihr seid verloren, wir sind verloren, weg, weg! Ohne Verzug entfernten sich alle und zuletzt der Anführer, der noch einmal aus der Mitte der Kammer mit einem langen entsetzlichen Ach! wie vorhin, nach dem Lager herüber stöhnte und dann den übrigen folgte.

Es ward wieder still, die Gatten richteten sich auf, matt und mühsam wie Menschen, die ein Mörder erschlagen zurück zu lassen glaubte. Herr Jesus, Vater, seufzte die Mutter, das war Fritze. Sein Ach! — seine Stimme in der Kammer! — Gott! seufzte der Vater entgegen, es war Fritze. An der Stimme in der Kammer erkannte auch ich ihn, und sein Ach, sein Blick auf das Buch, — siehe, es ist nicht mehr da, — macht es mir gewiß; aber schweig, auch gegen unsre Freunde schweig, es war unser Sohn, wehe! —

Beide waren wie zermalmt. In einem Zustande dumpfer Betäubung wurden sie hernach von den wach gewordenen Wirthen getroffen, in einer Art von Betäubung, die Haiden und seine Frau als eine Wirkung des Schreckens nicht auffallend fand, blieben sie ferner, sie sprachen wenig, äußerten Liebe und Herzlichkeit mehr durch Geberden und schmerzliches Lächeln, als durch Worte und reisten, so bald es möglich war, in ihre Heimath zurück.

Der Besuch.

Zweites Gemälde.

Der Mensch vermag bisweilen etwas zu dulden, was er vorher für unüberstehlich, und Lasten zu tragen, die er, als möglich gedacht, für drückend gehalten haben würde. Die beiden Gatten sammelten sich allmählig aus der ersten wohlthätigen Dumpfheit ohne merkliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und erstaunten oft selbst darüber, daß sie so gefaßt waren. Wir haben, sagten sie wohl, das Unsrige an ihm gethan, wir haben uns nichts vorzuwerfen: Gott, der du uns Kraft giebst, laß ihn auf gute Wege zurück kommen. Zur Linderung ihres Schmerzes wirkten zum Theil auch die Schlüsse, die sie aus seinem ganzen Benehmen bei dem Ueberfalle und aus der Verbergung des Liederbuches auf seine Gesinnungen machten. Und diese Gesinnungen bestätigte ihnen bald nachher ein mit dem Erguße der quälendsten Reue und mit den flehendlichsten Bitten um Vergebung erfüllter Brief, welcher über alles folgenden Aufschluß gab:

Nach mehren fruchtlosen Versuchen, ein anständiges Unterkommen zu finden, hatte er bei seinen Streifereien einen mit ihm verjagten Jüngling getroffen und nebst demselben den Entschluß gefaßt, Soldat zu werden. Von allem entblößt und der Verzweiflung nahe, fanden beide in dem Gasthofe eines von der Landstraße entlegenen Dorfes einen Menschen, den sie nach seiner Tracht und nach seinem Vorgeben für einen Werber hielten. Dieser zog sie einige Tage mit sich herum, verpflegte sie beide während einer Krankheit sorgsam, schlug sich dann mit ihnen in waldige Gegenden und führte sie nach mancherlei Vorbereitungen bei der noch nicht sehr zahlreichen Rotte ein, deren Anführer er war. Von ihrer schrecklichen Lage, von Drohungen und Ueberredungen bestürmt, entschlossen sie sich zu dem Gewerbe der Menschen, welchen sie schon verpflichtet waren. Die rasende Kühnheit, womit sie bei der ersten Unternehmung den Tod suchten und nicht fanden, gab ihnen bei der Bande ein Gewicht, welches der Jüngling mehrmals zur Verhütung eines Mordes und anderer Schandthaten gebraucht zu haben versicherte.

„Der Einbruch bei dem redlichen Haiden, so hieß es dann wörtlich, welchen ich noch in dem Dorfe wähnte, wo ich als Knabe so manchmal die größten Seligkeiten genoß, war der zehnte und letzte Ueberfall, woran ich Antheil nahm. Tief erschütterte mich die Aehnlichkeit mit meinen Eltern, die ich an den weggewandten Gesichtern zu bemerken glaubte, und bei dem Anblicke des Buches, welches mir den gräßlichen Aufschluß gab, war mir, als würden meine umnebelten Augen aufgethan, in den Himmel, den ich verloren, und in die Hölle, in welche ich mich gestürzt hatte, zu schauen. Dies Buch ist nun mein köstlichster Schatz, immer trage ich es bei mir. Die Bilder von dem Segen der Unschuld, von häuslichem Frieden und Fleiße, von häuslicher Redlichkeit, Schuldlosigkeit und Freude, die es täglich in meine Seele ruft, werden mich meinen gegenwärtigen Vorsätzen treu erhalten. Oft war mir, wenn meine Hand es berührte, als tönten mir noch einmal die Abschiedsworte der Mutter: Vergiß deine Eltern und ihre Hoffnungen nicht! als hörte ich noch einmal den Vater sagen: Wandle vor Gott und sei fromm! — Ueber die Vereitlung des Raubes wußte ich die Rotte zu besänftigen,

Digitized by Google

und nach zwei Tagen gelang es mir und meinem Freunde, ihr zu entrinnen." —

Der Schluß des Briefes enthielt dann noch die Nachricht, daß er jetzt mit Aussichten auf Glück eine anständige Beschäftigung treibe und keiner Unterstützung bedürfe; eine Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen er seinen Aufenthalt nicht angebe, die Bezeichnung eines mit seinem Gefährten nahe verwandten Mannes, der zwar nicht seine Schicksale, aber seinen Wohnort wisse und ihm Briefe seiner Eltern zukommen lassen werde, und zuletzt Aeußerungen der innigsten Wünsche, daß er einst im Stande sei, den Bestohlenen, die ihm beständig vor Augen stünden, den Ersatz zu leisten, zu welchem er sich verpflichtet halte.

Aehnliche Briefe kamen in den folgenden Jahren zwar selten und mit vorsätzlich unbestimmt abgefaßtem Inhalte; aber die Gefühle und Grundsätze, die aus ihnen sprachen, richteten die Eltern eben so auf, als ein paarmal die Nachrichten von weiterer Entfernung sie bekümmerten. Buchbaum und seine Gattin gewannen das Leben wieder lieb, das ihnen in der Erwartung der wichtigsten Auflösung eine immerwährende Spannung gab, und in welchem sie noch einen unermeßlichen Schatz von Freuden zu heben hofften. Sie wurden wieder so gesund, als sie vor dem Verluste des Sohnes gewesen waren, nahmen wieder wie vorher an der Welt und ihren Ereignissen Theil, und der Briefwechsel mit Haiden ward von neuem so lebhaft als sonst geführt. Die lieben Freunde erfuhren von Fritzen, was sich mittheilen ließ, erklärten sich das Mangelhafte in den Nachrichten aus seinem Stolze, der noch immer eine öffentliche Beschimpfung nicht verschmerzen könne; und erhielten vielmals die dringendsten Einladungen. Ueber dem allen waren indeß beinahe vier Jahre seit Buchbaums merkwürdigem Besuche vergangen, als endlich an einem Abende im Anfange des heitern Herbstes der ersehnte Haiden mit seinem Weibe, wie es seit Monaten zugesagt war, zur Zeit des Abendessens, das schon auf Kohlen ihrer harrte, eintraf.

Freundschaftliche Wärme, Erinnerung, Mittheilung und Freude waltete bei demselben, wie in vorigen Zeiten, nur kummerfreier, als beim letzten Besuche. Buchbaum erzählte seinen Lieben, wie er die vollen acht Tage, die sie bei ihm zubringen wollten, vorläufig zu ihrem Vergnügen eingetheilt habe. In den letzten Tagen, sagte er, leben wir ganz uns selbst, die vorletzten bringen wir bei einigen braven Nachbarn zu, auf übermorgen ist alles von guten Menschen, was du in unserer Gegend kennst, besonders auch der ehrliche Pfarrer Müller, eingeladen, und morgen fahren wir mit dem Frühesten in die Stadt, um den Obersten Roulon zu sehen, der gegen Mittag mit seiner Schaar wieder ausrückt.

Den Obersten Roulon zu sehen? rief Haiden, der längst gern auf seinen Lieblingsstoff, auf Staatssachen und Kriegsbegebenheiten gekommen wäre, — ha! das ist schön. Roulon ist in diesem Kriege seit einem Jahre mein Held. Da siehst du Frau, daß ich Recht hatte. Sagte ich nicht, Roulon ist dort in der Nähe, wer weiß, ob er uns nicht zu Gesichte kommt? — Unterwegs habe ich gehört, daß er in der Stadt erwartet würde.

Buchbaum. Und er ist heute Mittags wirklich eingetroffen.

Haiden. Ja der ist rasch, wo man kaum an ihn denkt, da ist er schon. Er sei ein wunderschöner Mann von einer wahren Heldengestalt, sagte mir heute ein Gastwirth, der ihn gesehen hatte. Weißt du wohl, wie er sich vor einem halben Jahre, als man ihn bereits verloren gab, mit seinen Paar hundert Leuten durchschlug? das war ein erstaunlicher Streich! Wir können froh sein, daß uns hier der Krieg nicht näher angeht.

Buchbaum. Je nun, gegen den wehrlosen Bürger und Landmann war er doch immer edel und gütig.

Haiden. Freilich wohl, freilich. Bewaffneten Kriegern gegenüber wie ein Löwe, ist er doch selbst in Feindes Lande schonend und billig, und gegen alle andern friedlich wie ein Lamm. Roulon ist mein Held! — Auch gelehrt soll er sein.

Buchbaum. Wenigstens nach seinen Briefen und Reden zu urtheilen, die wir gelesen haben. —

Buchbaum stand hier auf und holte Zeitungen herbei. Ich habe, fuhr er fort, diese Blätter, die heute Nachmittags kamen, und die du noch nicht gesehen haben kannst, absichtlich für dich aufgehoben. Höre nur, hier ist eine Rede, die er vor dem letzten Durchzuge durch feindliches Gebiet, ehe er in unsre Lande kam, an seine Soldaten gehalten hat: „Muthig, meine kühnen Mitstreiter, meine braven Waffenbrüder, muthig! Nur noch eine kurze Zeit Schweiß und Mühe, so folgt Ruhe, nur **noch eine Zeitlang Gefahren und Wunden, so seht ihr eure Eltern und Weiber und Kinder und Bräute wieder. Denkt an die Eurigen, und fragt euch, wie ihr wünschtet, daß sie behandelt würden, wenn unsre Gegner siegreich wären, wie wir sind. So handelt denn in des Gegners Lande.** Seid muthig bis in den Tod gegen die gerüsteten Feinde, und schonet der unbewaffneten Handwerker und Bauern und Weiber und Kinder, mit welchen wir nicht fechten, und welche zu plagen den Krieger schändet. Geht, wenn wir weiter in die Länder kommen, deren Bewohner nichts mit uns zu schaffen haben, mit diesen wie mit Freunden um, erleichtert ihnen die Lasten der Kosten, welche die Nähe von Kriegsheeren ihnen unvermeidlich auflegt, erpreßt nichts, bezahlt redlich, was ihr empfangt; nehmt, was die Reichern euch so geben, als Geschenke dankbar an, und erwartet nichts von den Aermern. Seid meine kühnen Waffenbrüder, seid immer, was ihr waret, ehe ihr Soldaten wurdet, seid und bleibet Menschen!" —

Herrlich, herrlich! Roulon ist mein Held. Laß uns anklingen: Er mag jetzt einen vergnügten Abend haben! rief Haiden, griff dann begierig nach den Zeitungsblättern, und vertiefte sich mit seinem Freunde so im Lesen, Beurtheilen und Erzählen, daß der Abend allen, sie wußten nicht wie, verschwand.

Bald ruhten die lieben Gäste in den Armen des Schlafes, auch Buchbaum wollte sich niederlegen, und erneuerte nur noch mit Innigkeit und Wehmuth das Andenken an den ernsten Auftritt, den er bei seinem Freunde erlebte, als hastig an die Thür geklopft ward. Buchbaum schrak zusammen, öffnete vorsichtig einen Fensterladen, und sahe im hellen Mondenscheine einen Mann, den ein langer Mantel verhüllte, und hinter ihm einen Diener zu Pferde.

Wer ist da? fragte der Greis.

Der Oberst Roulon, war die Antwort.

Ach Fritze! Fritze! Gott im Himmel! Mutter! Fritze ist da. Dieses Rufen, und mit der Mutter hinaus taumeln, mit den Worten: Mein Sohn, mein Sohn! in des Mannes Arme sinken und an seinem Busen hängen, war so eins, daß die Erzählung es nicht schreiben kann. Grüße, Umarmungen, Liebkosungen, einzelne Fragen, Bitten um Verzeihung und Ausbrüche ihrer vollsten Gewährung wechselten lange, ehe der Sohn nur dies Wenige im Zusammenhange sprechen konnte: Welcher Macht — und ich denke auch welchem Rechte — ich diene, wißt ihr nun. Der vor vier Jahren ausgebrochene Krieg kam mir und meinem Gefährten, dem kühnen Major, der jetzt so oft genannt wird, zu Statten. Wir traten mit veränderten Namen in Kriegsdienste. Bei der Erstürmung einer Batterie kämpften wir beide mit der Wuth von Verzweifelnden, Unzählige sanken neben uns, wir kamen durch; ich trug nur diese beiden Hiebe auf der Stirn, einen Streifschuß im linken und eine unbedeutende Wunde im rechten Arm davon. Wir wurden ausgezeichnet und waren bald Offiziere. Meine Kenntnisse, vorzüglich meine Bekanntschaft mit der Meßkunst, fernerer Muth bei verschiedenen bald auf einander folgenden Unternehmungen, ungewöhnliches Glück bei einigen sehr gewagten, und der Tod so vieler braven Männer haben mich und beinahe eben so meinen Freund mit seltner Schnelligkeit emporgehoben. Große Schätze sind seit mehr als einem Jahre auf die rechtmäßigste Art in meine Hände gekommen, aber reich bin ich nicht. Es gab überall so viele Elende, denen geholfen werden mußte, und — o Gott, ihr wißt es — ich hatte zu erstatten. Erst vor einem Monate habe ich mich des letzten Ersatzes entledigt. Kennt ihr dieses Liederbuch noch? Gott, welche Erinnerungen hängen an ihm, daß ich sie ein Paar Tage hindurch in diesem Hause auffrischen und feiern könnte! Ach es ist noch alles in der lieben Stube, wie ehemals, auch ein Canarienvogel, vielleicht derselbe, den ich zuletzt mit von der Schule brachte, hängt an der alten Stelle. O daß ich eine Zeitlang hier hausen dürfte! Sehen mußte ich euch; aber meine Zeit ist kurz. Morgen Mittags gehe ich weiter, die Mitternacht ist vorbei, und um zwei Uhr ist meine Gegenwart in der Stadt nöthig. Morgen früh nach sieben habe ich noch ein Stündchen Muse, könntet ihr dann in der Stadt sein, da ließe sich noch manches sprechen und erzählen.

Wir kommen, wir kommen, mein Sohn, erwiederten die Alten, aber der redliche Haiden ist hier, dürfen wir ihn mitbringen?

Haiden, ach Haiden! rief der Held, o wie vieles Entzücken soll sich mir in wenige Stunden zusammen drängen! ja er muß mitkommen. Er hört ja so gern erzählen.

Nur einige flüchtige Verabredungen und ein Paar lange Umarmungen waren noch möglich, denn die Stubenuhr schlug eins. Wie oft hast du mich schon, sprach der Krieger, an den gern verschobenen Abschied gemahnt! Auf Wiedersehn in wenigen Stunden, lebt wohl, lebt wohl!

Digitized by Google

Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen! Ich bin so heiß, als ob ich einen schwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule ist freilich jetzt voll Kinder; ist's nicht so warm davon in der Stube, als ob eingeheizt wäre? Je nun, so unbequem es sonst ist, in der Wohnstube unterrichten zu müssen, im späten Herbste hat es doch seinen Vortheil, wenn man so wenig Holz zum Heizen bekommt, als ich. Die Wärme von meinen Schülern habe ich bei meinem Amte obenein, und sie ist mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit angerechnet. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findet's meine Frau, wenn sie herein kommt, nicht so schwül als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter schon so viele gab, seitdem der neue Kirchenrath die Landschulen in Ordnung bringen will und auch mich besucht hat. Was kann man dazu sagen? Der Mann hat gute Absichten, und gute Absichten soll man haben. Auch ist er freundlich und nicht stolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger, rechtschaffener Schuldiener wäre und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verständiger würden, als die Vorfahren, — und als ich selbst bin, hätte ich bald hinzugesetzt. Die Kinder, sagte er, müssen in der Naturlehre und Naturgeschichte nicht fremd bleiben, und wissen, was heutiges Tages gesund ist, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie schwer es sich auch lernt, wenn man sechs und siebenzig Jahr alt ist.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen lassen, ohne es je selbst mit der muthwilligen Schuljugend versucht zu haben, sollten nur bedenken, wie selten für die neuen Sachen, die sie vermuthlich alle wissen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man selbst nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Last zu Theil. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtsinnigen Knaben, und mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeschichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit so vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, das ich den Jungen in den Kopf bringen soll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir blutsauer; habe ich nicht gestern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon sprechen zu können! Die Kinder staunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorschein bringe, und ich sehe es ihnen an, daß sie denken, wer hätte geglaubt, daß unser Schulmeister so gelehrt ist! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es selbst erst im Schweiße meines Angesichts gelernt habe! Daß läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das sei unter den Lehrern nicht Sitte, sagte er, und vermindre nur ihr Ansehen. Er muß es ja verstehen. Nur schlimm, daß ich nicht alles recht behalte, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergessen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, und daß, seitdem das Buch geschrieben ward, woraus ich lerne, schon Manches wieder anders geworden ist. Hat mir nicht der Herr Pfarrer gesagt, daß hinter dem Saturn noch ein Planet entdeckt wäre? Was kann nun das helfen? Es waren ja Planeten genug, zumal für ein altes Gedächtniß.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus gesprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälschlich, wie ich nun aus meinem Buche sehe, der Mars vor den Merkurius gesetzt. Das haben sich die Jungen denn so fälschlich eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht schadet! wie bringe ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh sagen, die Gelehrten wären darüber verschiedener Meinung; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Merkurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt und für gewiß erfahren, daß der Mars erst nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu scheinen, als ich bin, nicht reden. Also kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich versprochen, daß ich geirrt habe, und so mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uebung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr scheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre lesen, und meine Kinder lesen fertig, und ein wenig schreiben und rechnen, und stelle die Planeten, so gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück schauen? Bin ich nicht von jeher mit den Knaben hingekommen, ohne Ungestüm und Gewalt, indeß manche Schulmeister alles durch Schläge zwingen wollen, als ob die Köpfe der Kinder Steinnüsse wären, die man aufklopfen muß! Hat nicht Wilmsens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchstaben kennen gelernt? Beim ersten Schulbesuche acht Buchstaben!

In derselben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch größeres Wesen davon, und läßt sich reichlicher dafür bezahlen. Ich will bescheiden meine kleine Thaten thun, und still meinen Weg gehen, und nicht viel Geschrei davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mir's immer so gelingt, und genügsam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten sein, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hause, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine schwarze Weste so röthlich wird und hie und da zerreißt, daß ich sie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anstoß daran, und die Wahrheit zu sagen, es giebt auf unserm Planeten Westen, die in noch schlechtern Umständen sind. Also getrost! ich will ferner fleißig arbeiten und ärmlich wohnen und essen, ich will in meinen müden Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunsche glückt, dem Herrn Kirchenrathe sagen: Haben Sie Nachsicht mit meinem Kopfe, und sehen Sie auf mein Herz. Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern giebts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kommt ja meine Christine mit der Wassersuppe und den rauchenden Kartoffeln!

---

von Starkenberg, s. Minnesinger.

Gotthold Friedrich Stäudlin,

am 15. October 1758 zu Stuttgart geboren, ein Bruder des bekannten Theologen K. F. Stäudlin, lebte als Doctor der Rechte und Kanzleiadvocat in seiner Vaterstadt, bis er am 17. September 1796 auf einer Reise zu Straßburg im Rhein seinen Leben ein Ende machte.

Albrecht von Haller, Gedicht in drei Gesängen. Tübingen, 1780.

Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten. Stuttgart, 1781.

Vermischte poetische Stücke. Stuttgart, 1782.

Gedichte. Stuttgart, 1788. 91. 2 Thle.

Gab heraus:

Schwäbischer Musenalmanach. Stuttgart, von 1782—87, und die

Poetische Blumenlese. Stuttg., 1792. 93. 2 Thle.

Gedichte der Geschwister Stäudlin. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

St. suchte vorzüglich Haller nachzuahmen und war nicht ohne Talent für die didactische und descriptive Poesie.

Digitized by Google

Karl Friedrich Stäudlin

am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und durchreiste nach vollendetem Studium, seit 1786 als Erzieher, später allein bis 1790 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Sogleich nach seiner Rückkehr von London wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie zu Göttingen ernannt, wo er von nun an, ununterbrochen thätig, — als Doctor der Philosophie und Theologie, auch Consistorialrath wirkte und am 5. Juli 1826 starb.

Von ihm erschien:

Geschichte und Geist des Scepticismus. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geschichte der Sittenlehre Jesu. Göttingen, 1799—1823. 4 Thle.
Geschichte der philosophischen, hebräischen und christlichen Moral. Hannover, 1805.
Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft. Gött., 1808.
Geschichte der theologischen Wissenschaften. Göttingen, 1810—12. 2 Thle.
Geschichte der Moralphilosophie. Hannov., 1822.
Universalgeschichte der christlichen Kirche. Hannover, 1823. 3. Ausg.
Kirchengeschichte von Großbritannien. Göttingen, 1819. 2 Thle.
Monographien, Lehrbücher u. s. w.

St. suchte als Theolog, vorzüglich auf historischem Wege, die ruhige Mitte zwischen der strengen Orthodoxie und der Neuerungssucht zu halten, und zeichnete sich durch Fleiß, Scharfsinn und Gründlichkeit (seine letzten Schriften ausgenommen, die hin und wieder den Stempel der Flüchtigkeit tragen) sehr vortheilhaft aus.

Heinrich Steffens

wurde am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. 1779 kam er mit seinem Vater nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Röskilde, und 1787 nach Copenhagen. Die Natur schien den tieffrommen und wohlredenden Jüngling zum Geistlichen berufen zu haben, aber er bestimmte sich frühe einen andern Weg. Büffons Werke versetzten ihn in solche Begeisterung, daß er beschloß, dies Studium zum Ziel und Preis seines Lebens zu machen. 1790 begann er seine akademische Laufbahn, die er so ehrenvoll beendigte, daß die Prüfungscommission der Naturforscher ihm 1794 eine Summe von 150 Thlrn. zu einer Reise in sein Vaterland bewilligte. Den Sommer dieses Jahres verlebte er in Bergen, und wurde im Herbst, nachdem ein Schiffbruch an der Elbmündung ihm seine ganze Habe geraubt hatte, nach Hamburg verschlagen, wo er den Winter über blieb. 1796 trat er, unter der liebevollen Fürsorge von Hensken und Fabricius, zu Kiel als Docent seiner Wissenschaft auf und seine äußere Lage würde sich bald genug freundlich gestaltet haben, hätte ihn nicht der Zwiespalt seines durch Spinoza zerrissenen Inneren aus dieser Ruhe aufgescheucht. Sein guter Geist führte ihn nach Jena, wo Schelling eben begonnen hatte, die Blüthe seines Systems zu entfalten, die, wie Platen ihm zusingt, Dichter begeistern konnte. St. ward bald in die neuen Mysterien so tief eingeweiht, daß Schelling ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften erkohr. In Jena Doctor und Adjunct der philosophischen Facultät geworden, ging er über Berlin nach Freiberg, wo er des großen Werner Achtung und Freundschaft erhielt und seine ersten Werke zu schreiben anfing. 1802 kehrte er in sein Vaterland zurück und las in Copenhagen mit hinreißendem Beifall, aber mancherlei Anfeindungen bewogen ihn, 1804 dem Rufe zu einer Professur in Halle zu folgen. Durch die Schlacht bei Jena von da vertrieben, lebte er bis 1809 in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann in seine Stellung zurück. Die heimlichen Bündnisse der Patrioten von Preußen fanden in Steffens den feurigsten, unerschrockensten Genossen. Lauter durfte freilich sein Donnerwort sich erheben, als er 1811 nach Breslau kam, wo das begeisterte Volk nur des Führers bedurfte. Er schrieb und sprach Befreiungsreden, trat endlich selbst in die Reihen der Freiwilligen, die er, nicht vor dem Fall von Paris, und mit dem eisernen Kreuze geschmückt verließ. Darauf lehrte er wieder als ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturgeschichte zu Breslau, bis er 1831 an die Berliner Universität berufen wurde, zu deren glänzendsten Zierden er gehört.

Das Verzeichniß seiner Werke beurkundet die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes:

Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde. 1801.
Handbuch der Oryktognosie. Halle, 1811—24. 4 Bde.
Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft. Berlin, 1806.
Anthropologie. Berlin, 1822. 2 Bde.
Polemische Blätter zur Beförderung der speculativen Physik. Breslau, 1829 und 1835.
Ueber die Idee der Universitäten. 1809.
Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin, 1817. 2 Bde.
Carricaturen des Heiligsten. Leipzig, 1819—21. 2 Bde.
Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Breslau, 1824; neu 1831.
Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir Lutherthum ist. Breslau, 1831.
Die Familien Walseth und Leith. Breslau, 1827; neu, 1830. 3 Bde.
Die vier Norweger. Breslau, 1828. 6 Bde.
Malcolm. Berlin, 1831. 2 Bde.
Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten. Berlin, 1835.
Religionsphilosophie. Berlin, 1841.
Was ich erlebte. Berlin, 1841.

St. ist einer der genialsten Schüler Schellings und unter den Naturphilosophen nächst Oken unbedingt derjenige, welcher die Wissenschaft und das Leben am Glänzendsten seinem Systeme zu vermitteln wußte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er als Philosoph zu poetisch, als Dichter zu philosophisch sei, und dieser Vorwurf läßt sich allerdings nicht von ihm ablehnen, aber St. wäre ohne diesen Fehler nicht, was er ist, nicht der begeisterte, beredsame Dichter und Denker, nicht so eigenthümlich und reich, wie er sich auf allen Gebieten des Geistes, auf denen er sich bewegt, uns zeigt. Er ist ganz der Sohn seiner Ueberzeugung, Alles kommt bei ihm aus einem warmen, wahren Herzen voll tiefer Frömmigkeit und lebendiger Begeisterung, selbst seine Wissenschaft ruht stets auf seinem Gemüth und das eben ist es, was ihn selbst da, wo er sich zu Extremen hinreißen läßt, so originell und doch so wahrhaft und

Digitized by Google

innig liebenswürdig macht. Voll Gluth der Empfindung, voll reicher Phantasie, mit seltener Herrschaft über die Sprache, obwohl er nie den Ausländer ganz von sich abzustreifen vermag, ausgerüstet, legt er selbst in seinen Romanen stets nur die Ergebnisse seines Strebens, seiner Anschauung, seiner Erfahrung nieder, und seine Persönlichkeit ist es, die uns immer in derselben auf das Wohlthuendste, selbst unter der farbenreichsten Verhüllung entgegentritt. Man möge ein noch so entschiedener Gegner seiner, namentlich politischen und religiösen Ansichten sein, dieselben noch so heftig bekämpfen, vor ihm selbst wird man stets die größte Hochachtung hegen, denn überall offenbarte sich auch bei dem, was uns vielleicht als Irrthum erscheint, stets die großartige und edle Natur, der es entsprungen ist. Von diesem Standpuncte aus betrachtet erscheinen uns seine Romane besonders, wie Manches auch gegen Plan, Oeconomie und Durchführung derselben einzuwenden sein möge, als die reichsten und beredtesten Zeugnisse einer erhabenen Seele, welche unablässig für das Große und Schöne wirkt, und die Mißverhältnisse des Lebens mit dem Höheren zu vermitteln und zu versöhnen sucht, indem sie sich deren Ausgleichung oder Beseitigung auf die redlichste Weise und mit würdigstem Ernste angelegen sein läßt. Wen der Verstand nicht einseitig gefangen hält, der wird nie ein Buch von St. ohne die innigste und wärmste Anerkennung und Verehrung seiner Persönlichkeit aus der Hand legen.

Aus Walseth und Leith.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Masten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel versehen (ein Ottring), war mit acht Mann besetzt. Diese waren in kurze, meist wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, steif, und glänzend geschwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umschließend, mit breiten Rändern, aus grober zusammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und schwarz, wie jene. Die meisten waren junge rüstige Burschen, zwei ältere, mit langem, struppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Aussehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweise, aber eine gewisse herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrschender Zug.

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräuselten das Wasser, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Osten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herrschte eine feierliche Stille, selten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern tönte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger, gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden, scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen; — man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongseggen), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Diubsaagn), einen Kabeljau anzogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen seltenen Leckerbissen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Haifisch fingen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deßwegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht, den Augenblick zu benutzen, dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so, daß er eben das Zeichen ist, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen, aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

Wir müssen aus dem Strom heraus, sagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Käse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank war eine Mischung von Wasser und saurer Milch.

Als wir gestern früh ausfuhren, fing Thorwald an, sah ich in dem dicken Nebel den Seedrou leibhaftig am Seehause stehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich ging zurück, die Ruder zu holen; da stand er als Seemann gekleidet, in der Thüre, und war verschwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählst, unterbrach ihn Ola, so will ich dir auch sagen, daß ich den Drouspeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gesegelt waren. Svend sah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wissen solltet.

Gott stehe uns bei! das ist ein schlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — sagte jetzt Svend, ein schöner junger Fischer, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wissen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich sage euch, in einer Stunde haben wir Südnwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fischer blickten ängstlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden sobald nicht nach Hause kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiedersehen, sagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es schien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot ist tüchtig, es fehlt uns nicht an Speise und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben!

Sie ergriffen die Ruder, und suchten völlig aus dem Strome heraus, und, so viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während sie alle mit großer Anstrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß bestimmend, bewölkte sich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die schwarze Meeresfläche kräuselte sich immer mehr, und ein Wind blies aus Südosten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgespannt, und sie suchten, den Wind bis auf wenige Grade durchschneidet, und so hin und her kreuzend, die Höhe, die sie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß sie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indessen erhob sich der Wind immer stärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd strebten die kühnen Fischer dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen spielten an dem Rande des schiefsegelnden Boots, überströmten es oft, und als der Wind sich bis zum Sturme steigerte, spritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Wasserfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements schwer zu erkennen. Nur die Worte — schöpft das Wasser aus — reef die Segel ein — das Ruder nach der Leeseite, (Roer i Læ) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüsten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten sich unermeßliche, nach unten gerundete Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe sich verengten. Auf dieser Schärfe brachen sich die Wellen, sich zersplitternd in schneeweißen Schaum, der hoch in die Luft spritzte, während ein Theil des Wassers von

Digitized by Google

dieser Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feste abschüssige Wand herablief. Aber die große riesenhafte Wassermasse hob sich, indem sie sank, sank, während sie sich hob, und so schien sie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Gestalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Hast von dem Oceane gepeitscht, nach Norden gejagt wurde. Die Fischer eilten, als der Sturm sich so gewaltig erhob, die Segel, die Masten herunterzuziehen, schnell griff jeder nach seinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine solche Richtung zu geben, daß es die immer wachsenden Wellen durchschneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtssteigenden Wellen das Wasser neben dem Boote abwärts lief, wurde dieses selbst, von der mächtigen Woge, an welcher es schwebte, wie an einen schroffen Hügel hinauf nach der schäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesschnelle herunterzustürzen. Die Hälfte der Mannschaft ruderte ohne Unterlaß, während einer steuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitschaft, aufmerksam da saßen, um die Rudernden, wenn sie ermüdeten, abzulösen. So gespannt waren sie auf das Nächste, auf das Nothwendigste, daß die Furcht keine Gewalt über sie erhielt. Der Himmel ward immer finsterer, das Meer, die brausenden Wellen immer schwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Manner mußten ununterbrochen das Wasser ausschöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, schwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Mast trug das eine mächtige Segel aufgerieft. Aber nur einen Augenblick erblickten sie das Schiff; der nächste tauchte es zwischen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verschlungen. Plötzlich erschien es wieder, und jetzt sah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung schwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilschnell vorüber, und sie sahen, wie das Schiffervolk das Entsetzen auf mannichfaltige Weise äußerte, als sie Fischer in einer so gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erscheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannschaft vorüber, bald sahen sie es in der düstern Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumspitze tanzend verschwinden, und fühlten sich doppelt verlassen.

Mehre Stunden waren schon verflossen, die Mannschaft erschöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen sich, einzelne Wassermassen erhoben sich kugelförmig mit schäumendem Gipfel, und von der regellosen Bewegung der Wogen ergriffen, schwankte das Boot unbestimmt in allen Richtungen. Schon war es spät geworden, noch immer mußten sie mit Anstrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind sich in Nordwest erhob. Dieser nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Masten wurden aufgerichtet, die Segel ausgespannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fischer, die sich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der sie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durst stillten, theils einschliefen.

Der Wind ist zwar gut, sagte Ola, aber wir sind noch weit vom Lande; und da der Südsturm sich gegen Abend legte, so können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und so Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou ist nicht umsonst erschienen. Ich sehe ihn noch, wie er drohend vor mir stand, und darauf verschwand.

Ich erblicke jetzt etwas Besseres, Ola, erwiederte Svend, erkennst du dort nicht die drei Schwestern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola strengte sich an. Nur das geübte Auge der Fischer konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei schwarze Punkte wahrnehmen.

Indessen dauerte der Nordwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob sich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig setzten die Fischer sich hin, entblößten die Häupter, und stimmten mit rauhen Kehlen einen geistlichen Gesang an, dessen harte Töne sich mit dem Brausen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hineinschallten. Ola sprach darauf ein einfaches Morgengebet, in welchem in schlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fischer murmelten das allen wohlbekannte Gebet leise nach, und die zwar stumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil sie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in innigender Andacht. Der Cours ging nun immer mehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felsenspitzen und Inseln, die wie chaotisch unter einander geworfene, mannigfaltig zerrissene Riesenmassen sich darstellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennst du, Godde siehst du, Ola, wie der Nebel sich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht so, erwiederte verdrießlich Ola, du kannst den Wind besprechen, daß er umschlägt. Bis der Fischer in dem Hafen ist, muß er fürchten, ohne furchtsam zu sein. Die Jugend wird immer tollkühner, sie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüsten Meeres sind, wenn wir uns seinen Wellen mit so zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten sah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unsere Väter, von solcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, scheuten sie sich, auch die gemeinsten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in so ungewohnter, unsichrer Lage. Das war der alte stille Ernst; doch jetzt sieht jeder leicht darüber hinweg.

Du hast wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübselige Angst daraus entstünde, daß der Seemann unmännlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo starrst du so hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieser. Erst erschien es als ein kleiner schwarzer Punkt, der immer wieder verschwand, daß ich mich zu täuschen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange suchten sie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten sie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es ist ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerksam hingesehen hatte. — Wir müssen darauf zu, vielleicht ist dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beistimmend.

Sie steuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten sie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von diesem Punkte ausfahren zu sehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Wasser empor, und bald darauf glaubten sie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothschuß, sagte Ola, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgten sie den ihnen jetzt so wichtigen Gegenstand. Immer entschiedener wurde Svends Vermuthung bestätigt. Man war schon einig, daß es eine Brigg sein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmast, den fast verschwundenen Boegspriet, und sah, wie die zerrissenen Taue um den einen kahlen Mast herumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannschaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten sich lebhaft, streckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, während das Schiff den Wellen preisgegeben, unsicher hin- und herschwankte. Früher hätten sie es schon erreicht, wenn es sich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als sie näher kamen, sahen sie das Ruder zerbrochen, das Hinterkastell zerstört, und hörten das Jammergeschrei der Männer. Endlich legten sie an das Schiff an. Es war schwer, weil die unstäte Bewegung desselben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es schien, von äußerst kraftlosen Armen. Svend war der Erste, der sich durch den Strick auf das Schiff hinaufschwang. Andere folgten, und Alle erschraken, als sie den Jammer erblickten, der auf diesem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrschte. Zehn bis zwölf Menschen schwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen starr und tief in den blassen, abgemagerten Gesichtern liegend. Kaum vermochten sie zu reden. Ein einziger junger Mensch schien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er sprach bänisch. Man erfuhr durch ihn, daß sie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendste Noth der furchtbarste Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieses gehört, als er eilig sich in das Boot schwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fische, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne frisches Wasser. Wie grimmige Thiere stürzten die Matrosen über die rohen Fische her. Vergebens beschwur man sie, zu warten, bis sie gekocht waren.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochschwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenblässe hatte sich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewiesen, daß sie bessere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geschlossen, da. Eine einfache, weiße Mütze schloß sich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, ein weißes leinenes Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Brust. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit starken Gesichtszügen, wie es schien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten

Digitized by Google

Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieses war ein schwarzseidenes Tuch eng geschlungen, so daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerst auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden selten. Man führte ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erschöpfung mit sich, und die rüstigen Fischer hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu diesem kostbaren und seltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläschchen bei sich trug. Mit Wasser verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte sich etwas, und ihr erster Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann versuchte Svend durch dieses Mittel zu stärken.

Während er hier beschäftigt war, hatten einige Fischer die Fische gekocht, diese und Gerstenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genossen gierig, und schauderhaft erschien es dem guten jungen Manne, als er diese feine, edle Gestalt von einem fast thierischen Heißhunger ergriffen sah. Die Frau richtete sich auf, und fühlte sich sichtbar gestärkt. Sie schien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weise die Frau getäuscht hätte, um von den seinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu spät gemerkt, und daher war der Mann früher schon, als die meisten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es schien ihnen ein Räthsel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannschaft auch war, so wurden sie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend setzte schon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man sowohl Segel als Ruder benutzte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe sichtbar erschüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langsam geht es!

In der That ging das Schiff sehr langsam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küste zu. Während die Fischer mit großer Anstrengung ruderten, und schon zweifelten, daß sie Kräfte genug haben würden, um das Schiff so weit zu schleppen, entdeckten sie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannschaft zu, daß sie eine Kanone lösen sollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer stark, sie schienen den Ruf nicht zu verstehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend bestieg es, er sah nur flüchtig die Frau, die erschöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen schien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten standen, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden sich mit dem ersten, und das Schiff ging jetzt schon schneller nach dem Lande zu.

Indessen neigte sich der Tag, der Wind hörte auf, in der stillen Nacht tönten die vereinigten Ruderschläge, die Wellen brachen sich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger suchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Godöe erhob sich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten sich dem Ufer immer mehr, und als sie gegen Morgen in Breesund hineinruderten, erblickten sie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete sich schnell, Boote strömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinschleppten, konnte vermehrt werden, die erschöpften Fischer wechselten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalvestad, dicht unter einer steilen, drohend herunterhängenden Felsenwand fest angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, Mehrere von der Mannschaft des Schiffes hatten sich so weit erholt, daß sie ohne Hilfe das Schiff verlassen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten sich wechselseitig, stürzten auf die Knie, und die gewaltsamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuschauer, die sie neugierig umgaben.

Unser Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die sich zudrängenden Zuschauer, die sie mit Fragen bestürmten, und war schon gestorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unseren großen Mast zersplitterte, auch unser Steuermann, jetzt todt, lag krank in seiner Koye, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns versahen, zerschmettert, und seit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten sicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilschnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel so ab, daß wir den Hungertod vor Augen sahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und schon fingen einige an, das Schauderhafteste vorzuschlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte sich, und sie erkannte den jungen Mann, der sie so freundlich unterstützt hatte. Aber sie sprach deutsch, und keiner verstand sie. Sie pflegte mit angstvoller Sorge ihren Mann, kniete neben seinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde versucht; allein sie kam zu spät. Mit einem matten Blicke nach seiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in stilles Gebet versunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingestürzt. Nach einiger Zeit schlug sie die großen Augen auf, sie schien ganz in innere Betrachtung vertieft, sie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten sich, ein klares Licht schien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Freude spielte um die blassen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme sang sie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß versuchet werden.
Er bleibet noch ein Vater in der Noth.
Sein Trost erleichtert seines Kind's Beschwerden.
Er, höre nur, wie er so freundlich spricht:
Verzage nicht.

Und also bricht das Herz ihm gegen dich,
Er spricht: ich muß mich über dich erbarmen.
Du armes Kind hast niemand, außer mich.
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen;
Sei gutes Muths, die Hilf' ist dir schon nah.
Der Trost ist da.

Die Fischer hatten sich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau gestellt, und als sie zu singen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverständlich; aber die rührende Andacht, die sich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge aussprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Gesanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Versammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte sich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuschauer zeigten, schien das Vertrauen gestärkt zu haben, sie blickte mild um sich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächststehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte, sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach: Du hast dich für mich und für dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet; denn allen erschien sie hilfreich, und verschmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein tröstender Engel, wenige Männer so muthig, wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte: so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten, daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege foderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich nähern. Im Hintergrunde stand ein ansehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

Da kömmt der Herr von Gidskö, rief das Volk, er wird schon für die Frau Sorge tragen.

Er näherte sich dem Schiffe, bestieg es, und ging auf die Fremde, die, wie er sah, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner, breitschultriger Mann, der einen dunkeln Ueberrock trug, sich aber besonders durch eine wohlfrisirte, gepuderte Perücke auszeichnete; diese war mit einem Haarbeutel beschwert, von welchem breite schwarzseidne, an den Rändern gezähnte, Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn liefen, wo sie sich über der feinen Hemdkrause vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreieckiger, wie die Weste, mit goldenen Tressen gezierter, Hut.

Digitized by Google

Der höchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen, daß sie von geringem Stande sei, und er redete sie in dieser Voraussetzung etwas herrisch auf dänisch an, sie auffodernd, ihm über ihre Lage Bericht abzustatten.

Ich bin, antwortete sie, im reinsten Französisch, nicht so glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verstehen; — und als sie merkte, daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

Ich komme von Grönland, wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, unstät auf dem Meere herum, der Hungertod drohte uns, und leider, mein Mann, ein Missionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war, nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott, der mich in einer so hilflosen, verlassenen Lage zu einem wohlwollenden, christlichen Volke führte, und Sie, mein Herr! werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze, — die letzte, theuerste, habe ich auf immer verloren, sagte sie, indem sie die Thränen zu verbergen suchte, — nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.

Während sie sprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn sich auffallend verändert, er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerksamkeit anhörte. Er hatte ihre anmuthigen, ja auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte seinen Ohren nicht trauen, da sie sich selbst als die Wittwe des eben verstorbenen Missionars angab.

Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen, antwortete er; sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schwester werden sich glücklich schätzen, Ihnen diese leisten zu können. Ich ersuche Sie, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freilich einige Meilen entfernt ist; und es sollte mir lieb sein, wenn Sie sich stark genug fühlten, mein Boot zu besteigen, und diese kleine Reise zurückzulegen.

Der Mann zeigte so viel wohlwollende Theilnahme, er hatte so viel Vertrauen Erweckendes, nnd die Hoffnung, in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen, denen sie sich verständlich machen könnte, wirkte so mächtig, daß sie sich stark genug fühlte, das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte sich indessen von den Umstehenden, die ihn zu kennen und zu lieben schienen, Alles erzählen lassen, trat auf die Frau zu, und redete sie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Französisch an.

August Friedrich Freiherr von Steigentesch

ward am 12. Januar 1774 zu Hildesheim geboren; der Enkel eines berühmten Komikers zu Wien, trat er mit dem funfzehnten Jahre in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich schnell aus. Er machte die Feldzüge von 1805 und 1809 mit, nahm darauf seinen Abschied und ward in dem letztgenannten Jahre nach Königsberg gesandt. Im Jahre 1813 stand er dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg als Generaladjutant zur Seite, 1814 ward ihm die zweite diplomatische Mission, nämlich in Vereinigung mit den Gesandten der vier großen Mächte Norwegen dem Könige von Schweden zu übergeben. 1815 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Copenhagen; die Rückkehr Napoleons von Elba machte jedoch seine Anwesenheit in der Schweiz nothwendig, um deren Regierungen zum neuen Kampfe aufzufordern. Später folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg, kehrte jedoch nach Wien zurück und erhielt nun den Titel eines wirklichen Geheimraths. Sein letzter Gesandtschaftsposten war in Turin; er bekleidete ihn aber nur kurze Zeit, da er schon am 30. December 1826 daselbst starb. Er war Großkreuz des St. Annen-, Wladimir-, Danebrog-, und des Ordens der eisernen Krone, Commandeur des Leopolds-, Ritter des Militär-Max-Josephsordens und mehrerer anderen Decorationen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften, Ausgabe letzter Hand. Darmstadt, 1819. 5 Thle.
Convenienz und Liebe, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Erzählungen. Osnabrück, 1802.
Erzählungen. Wien, 1818. 2 Thle.
Erzählungen und vermischte Aufsätze. Darmstadt, 1819 und 1823. 3. Aufl.
Die Freier, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Gedichte. Osnabrück, 1799.
Gedichte. Frankfurt, 1805 und 1808. 2. Aufl.
Gedichte. Darmstadt, 1823. 4. Aufl.
Die Gelehrsamkeit aus Liebe. München, 1809.
Keratophonos, Mährchen. München, 1806. 1809.
Die Kunst, sein Glück zu machen. Osnabr., 1802.
Das Landleben. Leipzig, 1803 – 1810.
Loth, Erzählung. Osnabrück, 1802.
Lustspiele. Leipzig, 1823. 3 Thle.
Marie, Roman. Darmstadt, 1812. 1823. 2 Thle.
Mährchen. Leipzig, 1813.

Seine Characterzeichnung, glückliche Erfindung, Anmuth und Wahrheit der Darstellung, Correctheit und große Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache sind sämmtlichen poetischen Leistungen dieses talentvollen Mannes, vorzüglich aber seinen Lustspielen eigen, deren Werth noch durch einen witzigen und feinen Dialog sehr erhöht wird. Sein Roman: Marie, ist eine freie Bearbeitung der berüchtigten liaisons dangereuses und wie dieser in Briefen geschrieben, die sich ebenfalls durch einen trefflichen Styl auszeichnen aber vor dem französischen Original noch den großen Vorzug hoher moralischer Tendenz, und einer, trotz der Verderbniß der Sitten, welche hier gleicher Weise, obwohl unter andern Verhältnissen, geschildert wird, keuschen und reinen Darstellung voraus haben.

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten,
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder:
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus,
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, vom Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errungnes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah', von dem er Trost empfing;
Er drückte seine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So sprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide;
So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir.

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menschen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Brust zu legen,
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt;

Digitized by Google

„„Geh',"" sprach sie, „„suche Brot, du bleibst den Deinen,
Kommst du zurück, wie meinem Herzen werth.""

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfassen,
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu schwach,
Da weint' ich laut, vergessen und verlassen,
Kein Auge sah, der Felsen sprach mir nach.

„Am Thor der Heimath setzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam zum Birkenwalde her,
Ich sprang empor und rief: „Du hast mich wieder!"
Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr.

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater! wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie sie, den armen Thoms nicht mehr."

Jetzt sah er, wie im Westen freundlich schwebend
Der Abend sich in Thetis Arm verlor,
Da hob er seine Hände, kalt und bebend,
Und seinen Blick zum Geist der Nacht empor.

Und kalte feuchte Morgennebel flossen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her.
Da war sein Blick für diese Welt geschlossen,
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beschienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeist in Ruinen,
Schwamm auf dem Felsenquell sein Bild.
Da lispeln sanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Gesanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauschet durch die Lieder
Mit schwarzen Flügeln um sein Ohr,
Das Schrecken sträubt sein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die sanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt schwach und stark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der West im Mai;
Der Kindheit goldne Träume schweben
Im Spiegel des Gesangs vorbei.

Der schöne Traum, zu früh vergangen,
Hat sanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln schleicht
Sich schüchtern auf die blassen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Tosen,
Bald schwach, bald stark, mit leisem Schwung,
Die Sehnsucht um verblühte Rosen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich scheidenden Gewittern,
Verhallt, nun sterbend, dumpf und schwach;
Die Saite ahmt mit leisem Zittern
Den süßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blasse Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finstern Hallen.

Dem Arm der Freude schnell entrissen,
Erhebt sich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kissen,
Das Blut und Wunde schrecklich macht.
Die Harfe schweigt; in ihren Pausen
Verblutet röchelnd sich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brausen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blasse Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er sehnt sich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu sterben.

Der Harfe Stürme rauschen wilder;
Das Siegel springt am Grab der Zeit;
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauscht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felsenkluft der Nord.
Des Sängers blasse Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß,
„Laß," ruft der Ritter leichenblaß,
„O laß das Bild vorüberfliehen!"

Da flüstern leise durch die Saiten
Der Hoffnung süße Melodien.
Sanft, wie des Schicksals Faden, leiten
Sie in den Arm der Trösterin.
Kühn trotzt der Mörder den Gesetzen,
Ihn lenkt das ewige Geschick;
Auf seinen Wink hält das Entsetzen
Des Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter schlingt um die Gestalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An seiner Brust voll Leidenschaft
Das süße Traumbild festzuhalten.

Der Sänger schweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenschwer;
Da flüsterts leise durch das Grüne:
„„Erkennst du Erichs Ton nicht mehr?""
Er blickt empor, die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert sich mit kalten Händen
An seines Bruders Knieen fest.

Das Band des Schreckens löst sich wieder,
Das seine Kraft gefesselt hält;
Und auf die blassen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

Christian Gottfried Daniel Stein

ward am 14. October 1771 zu Leipzig geboren, besuchte die Thomasschule und von 1788—90 die Universität seiner Vaterstadt. Theologische Zweifel unterdrückten in ihm die früher gehegte Neigung zum Predigerstande, immer lebhafter trat dagegen sein Interesse an Erdkunde hervor, das er in allen Ferien auf kleinen Reisen zu befriedigen suchte. Nachdem er Doctor der Philosophie geworden, ward er durch Gedicke's Fürsprache 1794 Collaborator und seit 1802 Professor am grauen Kloster zu Berlin. 1830 ernannte ihn der König zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Er starb am 14. Juni desselben Jahres, nachdem er sein ganzes Leben dem Studium seiner Jugend, und zwar immer an derselben Stelle gewidmet, und sich um die Wissenschaft höchst verdient gemacht hatte.

Er veröffentlichte:

Handbuch der Geschichte und Erdbeschreibung des preußischen Staats. Berlin, 1798.

Characteristik Friedrichs des Zweiten. Berlin, 1798. 3 Thle.

Digitized by Google

Kleine Geographie. Leipzig, 1808.
Handbuch der Geographie. Leipzig, 1808; 4. Aufl. 1819—20. 3 Thle.
Geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1811. 2 Thle.
Neues geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1818 bis 21. 4 Thle.
Handbuch der Naturgeschichte. Leipz., 1812. 2 Thle.
Europäische Geographie nach natürlichen Grenzen. Berlin, 1817.
Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staats. Berlin, 1819.
Reise-Taschenlexikon für Europa. Leipz., 1827.
Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa. Leipzig, 1826—29. 7 Thle.
Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Sachsen. Dresden, 1828.

St's Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, Genauigkeit, Faßlichkeit und eine sorgfältige treffliche, dem Inhalt vollkommen angemessene Darstellung aus und haben sich von jeher mit Recht eines großen Kreises von Lesern aus allen Ständen zu erfreuen gehabt.

Karl Stein,

1773 im Mecklenburgischen geboren — als Schriftsteller Gustav Linden, Karl Jents, auch Georg Schiller genannt — lebt als königlich preußischer Hofrath, großherzoglich sachsen-weimarischer Rath und Professor zu Berlin.

Romane:
Imöne. Posen, 1804. 2 Thle.
Ludmilla. Posen, 1809. 2 Thle.
Herr von Schulterbein. Berlin, 1807.
Abenteuer des Herrn von Wackelbart.
Albertine von Wackerbarth. Hamburg, 1806.
Die Unergründlichen. Berlin.
Der Sohn des Krieges. Berlin, 1808.
Der Herr Nachbar. Berlin, 1810. 2 Thle.
Scherz und Ernst. Berlin, 1808.
Die Wachsfigur. Berlin, 1808.
Der Hausnarr. Berlin, 1811. 2 Thle.
Der Gasthof zur silbernen Laute. Berl., 1812.
Buch für Winterabende. Berlin, 1812—19. 3 Thle.
Gleich und Gleich. Berlin, 1824.
Das Blumenkörbchen. Coblenz, 1828.
Und viele andere.

Lustspiele:
Die Schädellehre. Berlin, 1805.
Die Nymphe der Spree. Berlin, 1808.
Die zweite Heirath.
Die Wahl.
Die Probe.
Der rechte Mann. Berlin, 1812.
Deutsches Theater. Berlin, 1820.

Aeußerst glückliche Characterzeichnung, geschickte Erfindung der Situationen, Witz und eine unversiegliche heitere Laune haben St's Erzählungen und Romanen viele Freunde erworben; mehrere seiner Lustspiele erfreuten sich nicht geringeren Beifall auf der Bühne.

von Steinach, s. Minnesinger.

Steinau, s. E. Hübner.

Gotthelf Samuel Steinbart

wurde am 21. September 1738 zu Züllichau geboren, und höchst pietistisch erzogen, doch schon auf der Schule zu Kloster Bergen unter der Leitung des Abtes Steinmetz besonders durch die Bekanntschaft mit Voltaires Schriften zum Nachdenken angeregt, und später durch das Studium von Locke und Wolff im Umgange mit Teller und Töllner zum Rationalisten ausgebildet. Von Halle, wo er studirte, durch den siebenjährigen Krieg vertrieben, ging er nach Frankfurt an der Oder und nach Berlin; endlich kehrte er, als Director der Schule daselbst, in seine Vaterstadt zurück. 1774 wurde er, durch seine Schriften empfohlen, als ordentlicher Professor der Philosophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen; 1786 zum Doctor der Theologie, 1787 zum Oberschulrath, später zum preußischen Consistorialrath ernannt. 1789 legte er seine Stelle als Oberschulrath nieder. Den Ruhm, den er in seiner Zeit genoß und Doctor Bahrdts Lobrede konnte seinen Endämonismus doch nicht gegen die Macht der Kantischen Philosophie schützen; er hatte seinen Ruf längst überlebt, als er am 3. Februar 1809 starb.

Er gab heraus:
Philosophische Unterhaltungen. Jena, 1782—86. 3 Hefte.
Grundbegriffe zur Philosophie über den Geschmack. Züllichau, 1785. Thl. 1.
Anweisung zur Amtsberedsamkeit. Züllichau, 1784. 2. Ausg.
Gemeinnützige Anweisung zum regelmäßigen Selbstdenken. Jena, 1793. 3. Ausg.
System der reinen Philosophie des Christenthums. Züllichau, 1794. 4. Ausg.

St. wirkte zu seiner Zeit äußerst günstig als aufgeklärter Theolog, wie er sich gleichfalls auch als trefflicher Schulmann einen wohlverdienten Ruhm erwarb.

Digitized by Google

Heinrich Christoph Steinhart,

geboren 1763 zu Bierau in der Altmark, unter dem Namen Ludwig von Salbiger als Schriftsteller bekannt, lebte als Prediger zu Dobbrun in der Altmark, wo er am 20. September 1810 starb.

Von ihm erschien:

Ueber die Altmark. Stendal, 1800—1801. 2 Thlr.
Meine Reise nach Frankreich. Berlin, 1801—1803. 3 Thle.
Meine Reise ins Bad. Berlin, 1803.
Meine Reise nach Italien. Berlin, 1804—1806. 2 Thle.
Die Revue. Berlin, 1804.
Drei Monate aus dem Leben des Canonicus v. S. Berlin, 1806.
Der goldene Stier. Berlin, 1805—20. 2 Thle.
Die Drillinge. Berlin, 1811. 3 Thle.

St. suchte als Humoristiker vorzüglich Jean Paul und Benzel-Sternau nachzustreben, doch blieb er, obwohl keineswegs ohne Talent für diese Gattung, weit hinter Beiden zurück, da es ihm an geistiger Tiefe und poetischer Productivität fehlte.

Steinhäuser, s. Meistersänger.

Friedrich Christian Philipp von Steinheil,

am 16. November 1760 zu Baireuth geboren, war zuerst als Aufseher und Lehrer der englischen Sprache an der Carls-Akademie zu Stuttgart angestellt, hierauf Regimentsquartiermeister und Hauptmann, zuletzt wirkte er als außerordentlicher Professor am Gymnasium zu Stuttgart, woselbst er am 10. Januar 1814 gestorben ist.

Seine Schriften sind:

Lehrgebäude der deutschen Sprache, mit einer Geschichte dieser Sprache überhaupt und jedes Redetheils insbesondere. Stuttg., 1812.
Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Stuttgart, 1815.

St. zeichnete sich zu seiner Zeit höchst vortheilhaft durch scharfsinnige Forschung auf dem Gebiete der deutschen Sprache aus.

Steinhövel, s. Meistersänger.

Steinmar, s. Minnesinger.

Heinrich Stephani

ward am 1. April 1761 zu Gmünd an der Gteck geboren, studirte zu Erlangen und begleitete darauf einen jungen Grafen von Castell nach Kloster Bergen und Jena, in dessen Folge er den Titel eines Consistorialraths erhielt. Nach einer Reise in die Schweiz ging er 1808 als bairischer Kreis-, Kirchen- und Schulrath nach Augsburg, wurde 1811 als Kreis- und Schulrath nach Ansbach, 1818 als Decan und Stadtpfarrer nach Gunzenhausen im Rezatkreise versetzt. Nach vieljährigem ausgezeichneten Wirken wurde der ausgezeichnete und aufklärende Mann, im Jahre 1834, auf eine Anzeige des Consistoriums von der bairischen Regierung aus seinen Aemtern entlassen. Er ist Doctor der Philosophie und Theologie, königlich bairischer Kirchen- und Schulrath, und Ritter des Hausordens vom heiligen Michael.

Von ihm erschien:

Lehrbuch der Religion. Nürnberg, 1787.
Menschenhaß und kindliche Reue, Schauspiel für die Jugend. Magdeburg, 1792.
System der öffentlichen Erziehung. Berlin, 1805; neu 1813.
Der bairische Schulfreund, Zeitschrift. Erlangen, seit 1811.
Das heilige Abendmahl. Landshut, 1811.
Beiträge zur gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache. Landshut, 1823—27. 2 Thle.
Predigten, Fibeln und andere Lehrbücher.
Archiv für Erziehungskunde. Leipzig, 1791—94. 4 Theile.
Selbstbiographie. Aachen, 1829.
Ueber die Duelle, die Schande unseres Zeitalters. Leipzig, 1828 u. s. w.

St. machte sich als Pädagog vorzüglich verdient durch die von ihm erfundene neue Methode das Lesen zu lehren, welche in sehr vielen Volksschulen mit großem Erfolg eingeführt wurde. Als ascetischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnete er sich ferner durch Innigkeit, Wärme, Klarheit und Gründlichkeit höchst vortheilhaft aus.

Christian Gottlob Stephanie,

(eigentlich Stephan,) 1733 zu Breslau geboren, entsagte früh dem Kaufmannsstande, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte, und trat bei der Schuch'schen Schauspielergesellschaft zuerst 1756 in seiner Vaterstadt mit Beifall auf. Mit derselben bereiste er ganz Deutschland, verließ sie jedoch, als sein Streben durch Eckhofs und

Digitized by Google

Kirchhofs Freundschaft einen höheren Flug nahm. Er spielte darauf in Altona und in Mitau, bis er 1750 als Hofschauspieler nach Wien berufen wurde. Hier mußte er sich dem Geschmack des Zeitalters und der Sitte extemporirter Komödien, der er einst entweichen wollte, als er Schuch verließ, eine Zeit lang fügen, aber schon 1762 wurde durch seine Wirksamkeit allwöchentlich Ein regelmäßiges Stück gestattet, und seit 1768 die Posse auf zwei Abende beschränkt. Natürlicherweise setzte er sich durch solches Streben den bittersten Anfeindungen aus, gegen welche nur Maria Theresia selbst den Achtungswerthen schützen konnte. Er wirkte bis an seinen Tod, der 1798 am 10. April erfolgte, unermüdet fort, ohne Josephs II. Anerbieten des ehrenvollsten Ruhestandes anzunehmen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, 1766—68. 3 Jahrgänge.

Schauspiele:

Die Liebe in Corsica. Wien, 1770.

Die neue Frauenschule. Wien, 1770.

Die Wahl. 1771.

Der neue Weiberfeind. Wien, 1773.

Seine Schauspiele erfreuten sich zur Zeit ihres Erscheinens freundlichen Beifalles, erhielten sich aber nicht lange auf der Bühne, da sie bald von besseren Leistungen Anderer überflügelt wurden, und es ihnen an Tiefe und Originalität fehlte.

Gottlieb Stephanie, der Jüngere,

am 19. Februar 1741 zu Breslau geboren, Bruder des Vorigen, ward in seinen zu Jena begonnenen Studien durch den Krieg unterbrochen. 1757 wurde er preußischer Husar, gerieth 1760 in österreichische Gefangenschaft, nahm darauf noch einmal Dienste und stieg zum Oberlieutenant hinan. 1769 folgte er seinem Bruder als Schauspieler auf das Burgtheater zu Wien. Er starb am 23. Januar 1800.

Von ihm erschien:

Lustspiele:

Die abgedankten Officiere.

Die Wohlgeborene.

Gräfin Freienhoff.

Die Kriegsgefangenen.

Der Bräutigam.

Die Wildschützen u. a. m.

Schauspiele:

Der Deserteur aus Kindesliebe.

Gerader Sinn und Hinterlist u. a. m.

Sämmtliche Schauspiele. Wien, 1771—86. 6 Thle.

" " Singspiele. Liegnitz, 1792.

" " dramatische Werke. Wien, 1789. 6 Thle.

St's dramatische Leistungen sind noch unbedeutender als die seines Bruders.

Sternau, s. von Wenzel Sternau.

Sternau, s. Meynier.

Sternberg, s. Meynier.

Alexander Freiherr von Sternberg

ward am 22. April 1806 auf dem Gute Noistfer bei Reval geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, besuchte darauf das Gymnasium in Dorpat, studirte dann auf der dortigen Universität und ging 1829 nach Petersburg. Die Cholera vertrieb ihn 1830 von dort; er ging nach Dresden, machte dann eine Reise nach Süddeutschland, lebte drei Jahre in Mannheim, besuchte darauf die Schweiz, Oberitalien und Oesterreich, und schlug später seinen Wohnsitz in Weimar auf, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Er gab heraus:

Die Zerrissenen. Stuttgart, 1832.

Eduard. (Fortsetzung des Vorigen.) Stuttgart, 1833.

Lessing. Stuttgart, 1834.

Novellen (mit Einschluß der ebengenannten). Stuttgart, 1832—34. 4 Bde. in 5 Abtheilungen.

Molière. Stuttgart, 1834.

Galathee. Stuttgart, 1836.

Fortunat. Leipzig, 1838. 2 Bde.

Palmyra. Stuttgart, 1838. 2 Bde.

Psyche. Frankfurt, 1838. 2 Bde.

Kallenfels. Berlin, 1829. 2 Bde.

Saint-Sylvan. Frankfurt, 1839. 2 Bde.

Schiffersagen. Stuttgart, 1848. 2 Bde.

Georgette. Frankfurt, 1830.

Alfred. Dessau, 1841.

Novellen, Erzählungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Es sei dem Herausgeber gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, das er erst vor Kurzem in seiner „Allgemeinen Geschichte des Romans" über diesen ausgezeichneten Schriftsteller mit folgenden Worten niederlegte. St. behandelte zuerst eine Manifestation unserer Zeit, auf welche spätere Tage gewiß höchst verächtlich blicken werden, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, welche sich gegen sich selbst wendet, weil sie in sich keinen Halt findet und ihr der heilige Ernst der Gesinnung fehlt, und schilderte dieselbe, jedoch nicht erschöpfend, was er

Digitized by Google

überhaupt nicht thut, in seinen beiden Erzählungen, Eduard und die Zerrissenen. Die fein sinnliche Behaglichkeit, welche die höheren Stände um sich zu verbreiten wissen, und durch welche die Blasirtheit nur noch mehr gesteigert wird, stellte er vortrefflich dar, wie sich überhaupt seine Romane dadurch sehr vortheilhaft auszeichnen, daß der Gentleman überall durchblickt, während gerade die meisten Romanschriftsteller der neuesten Zeit so großen Mangel an wirklicher Kenntniß des Wesens der höheren Stände, die sie vorzugsweise gern schildern, wie an Tact für das Schickliche, besonders bei der Zeichnung vornehmer Frauen, verrathen. In seinen übrigen Erzählungen beschäftigte er sich ebenfalls vorzüglich mit Interessen der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit, jedoch mit eben derselben Auffassung. — Seine Situationen sind immer geistreich erfunden und trefflich angeordnet, seine Charactere indessen häufig schwankend und unsicher. Wie anmuthig spielend und zugleich künstlerisch gestaltend seine Phantasie sei, das hat er vorzüglich in einigen Märchenromanen und Novellen bewiesen.

Die Alchymisten.

Novelle von A. von Sternberg.

In einer jener langen finstern Gassen des alten Dresdens, die so eng sind, daß fast eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberstehenden schwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürsten Christian II. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldschmiedmeister mit Namen Tobias Rosen. Er hatte frühzeitig geheirathet und sein junges hübsches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeschick hineingerissen, das ihn verfolgte, so weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitsam und auf seine Weise thätig in die Zukunft denkend, war seine Armuth keine selbstverschuldete; nur insofern war sie ihm zuzuschreiben, indem sich sein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Rosen litt an Schwermuth, und eine so erkrankte Seele ist schon ohne äußeres Mißgeschick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil seiner Familie, es hatte seinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schicksal. Die finstersten Anfälle zeigten sich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungssorgen geplagt, innerlich von seinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeschosses saß, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf die gegenüberstehende unermeßlich hohe schwarze Mauer richtend, die erst in der späten Abendstunde einen spärlichen Lichtschimmer empfing. Im Hause gegenüber zeigten sich nur ein paar Fensteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringste und Niedrigste der Hausgenossenschaft nicht, dort wohnen mochte, waren die Läden halb geschlossen, und der kalte Luftzug, der in der engen Gasse herrschte, fuhr durch die Gitterstäbe und halb zerbrochenen kleinen Fensterscheiben. Von Ferne tönte das Geräusch der lebhaften sonnenbeschienenen Gassen und Plätze herüber, Spaziergänge und Besuchende verließen um diese Zeit ihre Häuser, doch Keiner, führte ihn auch sein Weg durch die dunkle Gasse, mochte aus dem fröhlichen Sonnenschein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längsten Umweg. Und so störte denn auch Niemand die finstern Gedanken des armen Goldschmiedemeisters: er mußte endlich, da sie ihn zu erdrücken drohten, sich selber kräftig aufraffen; er that es und stand auf, um in die Kammer seines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beschäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu besuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Fest in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie sie bei trübem Lampenschimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff stand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tiefverwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thränen ausbrechen mögen. Er setzte sich hin, und indem er sie auf seine Knie zog, half er ihr einige Bänder befestigen, die sie nicht selbst zu knüpfen vermochte; seine Hand umspannte ihren Leib, ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, indem er sie lange aufmerksam und forschend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinst Du wirklich, Du seiest noch schön? glaubst Du, die Leute werden stehen bleiben, Dir nachzusehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte? Kind, Du bist die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenschwellend, pfirsichfrisch, eine holde Kleine, jedes Männerauges süßeste Kost. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauses wie im Triumph überschreitend, Dein Lächeln, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber hast Du sie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes schönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Last der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schönheit geworden, Deine Reize habe ich langsam gemordet. O, fort mit diesem Kleide! es war Dein Brautkleid; siehst Du nicht, wie es überall nicht mehr passen will! wo sind die süßen Reize geblieben, die hier die ängstlich klaffenden Falten ausfüllten! Das Häubchen sucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange, um sich daran zu schmiegen, die Wange ist eingesunken und erbleicht; die Fülle des schwarzen Haars, sonst so übermüthig und widerstrebend, wo ist sie hin? Ach, Marie, sieh mich nicht so bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schönheit!

Das treue Weib tröstete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er schob die ihm liebkosende Hand zurück und sprach finster: Hier in dieser Stadt, wo der Neid der Zünftler mich so bitter peinigt, hier in dieser finstern Grube, gegen die der Missethäter im ekelhaftesten Gefängniß wie in einem Palaste wohnt, hier fühle ich erst recht, wie sehr ich von allem Glücke verlassen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es ist Alles aus.

Er schwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widersprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsstück an; er sah es, sprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich setzte sie sich jetzt neben ihn, und beide saßen eine Weile so stillschweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne sein Weib dabei anzusehen; es käme nur darauf an, daß Du in meinen Plan willigst und nicht durch eine unpassende falsche Zärtlichkeit das Gelingen verhinderst. Es ist dieses: auf unsrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeschick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erschrick nicht darüber, was ich Dir jetzt sage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider seinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder hast Du Reichthum und lebst ohne Sorgen, Du kannst auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns scheidet, will ich schon auftreiben.

Er hatte bei dieser Rede nicht den Muth aufzusehen, und hätte er aufgeblickt, so wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigste gerührt worden. Sie, die ihn so innig liebte, war jetzt von Entsetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen flossen. Es ist genug, rief Tobias, denke diesen Worten nach, in den ersten Augenblicken der Aufregung ist Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir sprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer sich und kettete sich an den Unglücklichen; wir sprechen nie wieder hiervon. Willst Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unsrer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie verbarg ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt hast, sagte er nach einer Pause, so hattest Du doch Ursache zu klagen. Selbst das Mutterglück, Du Arme, ist Dir nicht zu Theil geworden; hättest Du eine Tochter, sie brächte Jugend und Freude in diese finstern Mauern, ihretwillen könntest Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing sich mit der heißesten Zärtlichkeit an seinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte schöne Mädchen, das zuerst Neigung ihm bewiesen. Den armen Tobias überwand so viel Liebe, er blickte getrösteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieses Gespräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung hervor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlassene Werkstatt sorgfältig abgeschlossen worden, aus der finstern Gasse hervor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer sie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Fest gab, hatte mit Empfang ihrer Gäste so viel zu schaffen, daß der Meister mit seinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er setzte sich in eine entfernte Laube nieder, und sein schönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie sie ihm die vorhergehende häusliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe seiner Liebe, er drückte ihr stumm die Hand. Während dessen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte.

Digitized by Google

Er mochte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich gestimmt war, und sagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine lustige Geschichte erzählen, die sich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn sie unserm Fürsten zum Spott ausersonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land spricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die sich mühten das Geheimniß, wie man Gold hervorbringen könne, auszuforschen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn sie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerst, liegt am Tage; doch es ist mit diesen Forschungen, so eifrig und vielseitig sie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; statt dessen haben sich die Thorheit, der Unverstand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menschlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht gestellt. Viele weise Männer sind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles schlimmer ist; unsrer Zeit jedoch, scheint es, ist's aufbehalten, an Unsinn und Verkehrtheit die ergötzlichsten Beispiele aufzustellen. So hat sich nun kürzlich am Rhein eine Gesellschaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen lassen, die ganze Angelegenheit im spaßhaftesten Ernste nimmt. Es nennen sich diese Leute nicht geringer als Beherrscher der Welt, und im Grunde haben sie auch nicht ganz Unrecht; sie behaupten, das Geheimniß, Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunst theilhaftig werden will, muß sich gefallen lassen, unter seltsamen Ceremonien in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiser, dazu sieben Kurfürsten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche sind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die seltsamste, bei welcher der allerwunderlichste phantastische Spaß vorfallen soll, ist die sogenannte chemische Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende bestehen muß. Ihr könnt denken, daß die gelehrten Herren Alchemisten, wie man sie nennt, die die Sache ernsthaft behandeln, nicht wenig über diese Scherze eifern; allein das ist, meiner Meinung nach, eben das Köstliche in der Menschennatur, daß sie im Stande ist, durch muthwilligen und lieblichen Scherz der dunkeln tiefsinnigen Beschauung, die den Menschen, der sich ihr ungetheilt überläßt, innerlich aushöhlt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzusetzen. Wem wären Geldgier, Habsucht, schnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehässigen Leidenschaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menschen mit Heißhunger gesucht würde? Tausende würden sich in diesem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grausam zerstören, alle finstern Kammern des Elends, des Selbstbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und besänftigend der Scherz und der Muthwille auf, sie stellen die Thorheit ans Licht, so daß man über sie lacht, und siehe da, die große Menge ist geheilt, Niemand will mehr Gesundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagestück setzen.

Wer sind denn diese Menschen, fragte Marie, welche sich diese Scherze erlauben?

Ich kenne sie nicht, entgegnete Leonhard, doch stelle ich mir vor, daß sie jung und sorgenlos sind; denn unsern gesetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir sie hier wandeln sehen, käme dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr solltet Euch in ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehörtet nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geschieht's auch. Es scheint ja doch, daß es mit der Anstellung hier am Hofe nichts wird, und so könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen stehn.

Ihr seid glücklich! seufzte Tobias, indem er sein Haupt in die Hand stützte.

Auf diese Weise, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich spät; aber dafür ist es auch eine chemische Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was so gewöhnlich geschieht.

Ein großer, ernst aussehender Mann hatte sich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben sich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Gesprächs schon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umständlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Gesellschaft!

Wie gesagt, rief Leonhard, sie lehren Gold machen. Da sie aber dabei das lustigste Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderschaft sind, so mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht sehr strenge genommen werden. Gewiß ist es, daß ein lustiger Student, ein reiches Muttersöhnchen, an ihrer Spitze steht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern ist das Aufsehen, das sie erregen, am Rhein, in Schwaben, Franken, zum Theil auch schon bei uns hört man von ihnen sprechen, und sogar ist mir ein lüblicher Vetter genannt worden, der sich erst kürzlich mit allen Formen in die Gesellschaft hat aufnehmen lassen.

Hierher, bemerkte der Arzt Hubert, werden sie schwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, ist unser Kurfürst auf das ernstlichste mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiser und Reich sie duldet, wenn sie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Priester aufwiegeln? Freie Narreninnungen hat es überall gegeben. Ja, ich versichere Euch, meine Freunde, ich denke schon recht mit Lust daran, mich ihnen dahinzugeben und den Rest meiner Tage in überschwenglicher Thorheit zuzubringen. Lerne ich auch nicht die Kunst, Gold zu machen, so wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allererquicklichste Weise verschwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymist treibt, der nun schon vier Jahre bei unserm Herrn im verschlossenen tiefsten Gewölbe des Schlosses laborirt! Der arme Mann sieht Monate lang weder Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenschein; doch es giebt Leute, die nicht viel besser wohnen. Er sah bei diesen Worten Marien an, und sie blickte ihm verstohlen, aber sanft und begütigend ins Auge.

Der Arme, entgegnete Leonhard, ist nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich fruher sagte. Ihn haben nun die Dämonen. Er hat die feindliche schwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefesselt sind seine Glieder Tag und Nacht an den unglückseligen Höllenherd, an dem er blasend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde steht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem staubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublasen vermag. Muthwillig schadenfroh verwandelt sich der Erdgeist immer neu vor ihm, streift immer glänzendere Kleider ab, schlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So steht und bläst er jahrelang, das ekelhafte Gequike der schmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Kessel tönt in seine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erscheint ihm das Gespräch mit Menschen, das Lächeln eines schönen Weibes oder der Gesang des Priesters am Altare. Verwandelt ist er durch und durch und gleichsam metallen geworden, eine grausige Bildsäule der Begier, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden sich zieht, der sich krampfhaft zuckt und regt. Selbst sein Schlaf ist fürchterlich verwandelt. Haben wir Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vögeln spielen, so hat der Arme schwere metallene Träume, die zernichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von seiner unsterblichen Seele reden; kann sie wohl jemals fromme und gottselige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr seht selbst, wie sich jedes Geheimniß der forschenden Kraft im Menschengeiste entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge sollen jedoch, wie es scheint, immerdar für uns verschlossen bleiben, und wo wir auf ein solches Gesetz des Verbots stoßen, sollte es uns durchaus heilig sein. Vielem selbsterschaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunst viel mit den Metallen zusammengeführt, doch so gefährliche Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unschuldige Freude gehabt, mir sind die edlen unter ihnen lieb, weil ich sie für die reinsten Erzeugnisse der innern schaffenden Erdkraft halte, sowie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Wasser und Luft scheinen.

Es giebt Menschen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine so unschuldige Liebe zu besondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, sollte man glauben, eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtschaft zu einem Metall! rief der Meister Leonhard mit Lachen; ja, ja eine solche Verwandtschaft würde ich mir ganz gut gefallen lassen.

Ich kannte, setzte der Arzt seine Rede fort, eine fromme engelreine Frau, die Aebtissin des Klarenklosters war, welches jetzt aufgehoben worden. Diese edle Dame liebte nichts so sehr als den Anblick schönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte sie auf ihrem Tischchen vor sich eine Scheibe von diesem Metalle, dazu ein Glockchen; sie blickte wohl minutenlang die erste an und ließ dann das zweite mit anfangs leisen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft gestand sie mir, wenn ich sie an ihrem Krankenlager besuchte, daß jene Töne eine wunderbare Sprache für sie wären, die sie vollkommen verstande, sowie die silberne Scheibe ihrem Auge erquickender sei als die schönste Blume. Nie habe ich von dieser Frau vernommen, daß sie habsüchtig oder geizig gewesen, daß sie übertriebenen weltlichen Putz geliebt, was

Digitized by Google

schon der fromme Stand ihr untersagte; doch mußte Alles, was sie umgab, zierlich und glänzend sein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten sie. Wo sie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte sie Silber an, und da ließ sie auf das anmuthigste das matte Silber mit dem glänzenden, hellanspiegelnden abwechseln; zuweilen zog sie Farben mit hinzu und ergötzte sich an dem Widerspruch, den diese bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Wesen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe sich aus diesen Erscheinungen der Geiz erklären, die Habsucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finstern Verirrungen eines an sich unschuldigen geheimnißvollen Triebes sein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, so kenne ich diese zarte Verwandtschaft ganz wohl; doch hab' ich's stets nicht ganz christlich mit diesen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Tasche, so drängte es mich, sie wieder zu verstoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenso schnell wieder absegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippschaft auf diese Weise zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemische Hochzeit anstoßen.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beisammensitzenden mit vollen Gläsern versehen. Als man eben anstieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte sich die freundliche Wirthin des Festes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten sich unter einander. Das Gespräch über die Goldmacherkunst war jetzt abgebrochen, die Gesellschaft, meistens Bürger mit ihren Familien, vertheilte sich, um das Brettspiel, die Schaukel und Rennbahn sowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Musik wurde in den Garten gelassen; bei den ersten Klängen gerieth der Meister Leonhard sogleich außer sich: der Anblick der hübschen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten sich zugleich seines feurigen Sinnes; er drängte sich an die erste frische Tänzerin, und man sah ihn bald in immer schnellern Kreisen mit seiner Beute herumfliegen, so daß die Musikanten selbst, auf einen Moment ihre Instrumente absetzend, über den ausgelassenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn vertrieb der Lärm, er stahl sich fort, indem er den Entschluß faßte, ein Geschäft noch zu besorgen, das ihn ziemlich weit hinaus vor's Thor rief. Es wohnte daselbst auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher sich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine ansehnliche Arbeit dem jungen Meister anzuvertrauen. Als er den halben Weg schon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, schwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein schnell emporsteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verschlossen; der Besitzer hatte plötzlich verreisen müssen, und die zurückgebliebene Dienerschaft berichtete, daß er erst nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch diesen verfehlten Gang noch trüber gestimmt, als sie ohnedies war, er sah ein, daß er in der Nacht und bei dem schlimmsten Wetter den Rückweg antreten müsse, und verwünschte seinen Entschluß, so spät und bei so ungewissen Nachrichten sich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er so dastand, rauschte der Regen in Strömen nieder, dichte Finsterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die spärlich vertheilten Posten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte sich das erste Ungestüm, und er betrat die Straße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf sich zukommen hörte; es hielt in seiner Nähe; zwei streitende Stimmen ließen sich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entschloß sich, nicht um jene sich zu kümmern, da er doch nicht im Stande war ihnen zu helfen; allein sein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angstruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die fast ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unscheinbares Fuhrwerk bemerken, dessen Führer eben, wie es schien, es verlassen hatte; der einzelne magre Gaul, seinem Willen überlassen, scheute und drohte den Wagen, in dem, so viel Tobias sehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Gestalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob seine Stimme, und als er glauben mochte, seine Worte seien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte sich an Tobias' Knie, der beschäftigt war, das wildgewordene Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch sein mögt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht so grausam sein, ihn hier vor Euern Augen elend umkommen zu sehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stöße des Windes, und die brüllenden Donnerschläge ließen diese Worte nur theilweise an's Ohr des jungen Goldschmiedmeisters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor sich zu sehen, dem aller Beistand fehle, so erschütternd für ihn, daß er sich entschloß, selber in diesem Unwetter der Hilfe bedürftig, sie den Bedrängten angedeihen zu lassen. Auf seine Frage berichtete der Knabe, daß sein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann sei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückischer Feinde die Flucht zu ergreifen. Diesen Bericht brachte der Knabe nur stockend hervor, in Tobias' Herzen regten sich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlassen? fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unsern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und soll ich nicht dasselbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme!

Himmel! schrie der Knabe mit dem ergreifendsten Wehelaut, so giebt's denn kein menschliches Erbarmen mehr! Ihr seht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in diesem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, sterben soll er, ohne Gnadenmittel und Tröstung! seine Seele ist auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in sein Inneres. Was soll ich für Euch thun? rief er dem Knaben zu, indem er dessen umstrickende Arme von seinen Knien löste, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen sichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der sicherste ist in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias rasch; seid Ihr einmal mein Gast, so birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, so viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schulter laden; Ihr mögt die wenigen Habseligkeiten im Wagen mir nachtragen, und so will ich Euch, will's Gott, sicher in meine einsamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Herr, rief er, daß die Thore schon geschlossen sind; wie wollt Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge sein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin stehen. Der Knabe näherte sich jetzt dem Kranken, leise und behutsam hob er zuerst das Haupt, und Tobias sah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geschlossenen Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er sich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erst die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorsicht sich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leise und sanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr seht, ihm ist schon grausam mitgespielt worden; ein unvorsichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte schwankende Lebensflamme lischt unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zustand des Kranken; mit Entsetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk gerissen niederhingen, kraft- und willenlos schwankte die ganze Gestalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüstigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgelösten Verbrecher auf seinem Rücken durch die Schrecken einer so wilden Nacht nach Hause trüge. Der Knabe schien diese Gedanken zu errathen, denn er benutzte jeden passenden Zeitpunkt, um sich mit zärtlichen Bitten und Liebkosungen an Tobias anzuschmiegen; er verdoppelte sogar dieses ängstliche demüthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Tasche des Meisters einen vollen Beutel mit Geld geschoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, sucht damit die Wache zu bestechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in so rauher Nacht die Wachsamkeit der Söldner eingeschläfert. Gott laß' uns nur an der Flamme des äußern Wachtfeuers ungesehen vorüberkommen! Tobias war zu sehr mit sich und seinem Unternehmen beschäftigt, um den Jammernden zu trösten; er mußte seine ganze Klugheit und Geschicklichkeit aufbieten, um nicht so nahe dem Rettungshafen noch zu scheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldschmieds, öffnete, und so zogen die einsamen Wanderer mit ihrer schauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln

Digitized by Google

Gassen der alten Stadt ein; nur wenige Schritte noch, und sie befanden sich vor dem bestimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen saß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, sie öffnete das Fenster und herableuchtend entsetzte sie sich vor der Gruppe, die sich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte sie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was sich zwischen ihm und dem Fremden ereignet, und bat sie, unverzüglich Anstalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkstatt zu bereiten. Es geschah so leise und schnell wie möglich. Der Kranke, sowie sein verwüsteter Körper die bequeme Lage der Polster fühlend, zeigte zum ersten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von seinem Bette, als bis sie ihn in einen ruhigen Schlaf versenkt sahen, der Knabe jedoch ließ sich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Den Morgen darauf ging der Meister zum Arzte Hubert. Der Knabe, der sich an die Thüre des Krankenzimmers gestellt hatte, wollte den fremden Mann, als er erfuhr, daß es ein Arzt sei, durchaus nicht einlassen; erst als man ihn versicherte, es gelte das Leben seines Vaters, gab er nach. Hubert untersuchte die Wunden des Mannes und wandte sich dann kopfschüttelnd zu Tobias. Nehmt Euch in Acht, rief er leise; wenn nicht alle Merkmale trügen, so hat der Mann schon auf der Folter gelegen; wie es scheint, habt Ihr einem schweren Verbrecher Eure Hilfe zugesagt. — Als Tobias bei diesen Worten heftig erschrak, setzte Jener mit milder Stimme hinzu: Doch, Freund, laßt Euch nichts gesagt sein; die Zeichen können auch täuschen, und wäre er auch verdammt — bedenkt, hat unser Herr und Meister nicht selbst dem Sünder am Kreuz seine göttliche Hilfe zugesagt?

Ich mußte es wohl, rief Tobias, dumpf in sich hinein; Unschuld, Freude und Glück begegnen mir nicht — so soll mir denn auch jede That zur Verdammniß werden. Weh mir, ein todeswürdiger Verbrecher in meinem Hause!

Wer sagt Euch, daß er das ist? rief Hubert leise; kann er nicht unschuldig angeklagt und gerichtet worden sein, hört man in diesen verwirrten stürmischen Zeiten nicht von Grausamkeiten aller Art? Doch, Freund, Vorsicht muß ich Euch selbst anrathen, auf meinen Beistand könnt Ihr zählen, lange wird es der Arme doch nicht mehr machen, die mörderischen Eisen haben fürchterlich in seinem Fleische gewüthet.

Aber wenn er nun in unserm Hause stirbt? rief Marie.

So sorgen wir, entgegnete Hubert, für ein stilles Grab, in dem seine zerschlagenen Glieder weich liegen mögen. Fürchtet nicht das schlimmste, liebe Frau.

Tobias, Marie und Hubert theilten sich jetzt in die Pflege des Alten; ermüdete ihre Wachsamkeit, so war der Knabe Bertram da, dessen Kräfte unerschöpflich schienen. Auf diese Weise lebte der Kranke wohl zwei Wochen in Tobias' Hause; Hubert's stärkende Mittel wirkten, das volle Bewußtsein kehrte den Armen wieder, und er hatte nun öfters heimliche Unterredungen mit seinem jungen Begleiter. Wenn Tobias und Marie an seinem Bette erschienen, dankte er ihnen auf das rührendste; der Knabe bat sich von Marien Frauenkleider aus, und so ging er in die Stadt. Eines Tages kehrte er frühzeitig zurück und fragte um die Erlaubniß an, ob seine Stiefmutter eintreten dürfe, sie wüßte von dem elenden Zustande ihres Mannes und ließe sich nicht länger abhalten ihn zu sehen, seine Pflege zu übernehmen. Tobias besprach sich mit seinem Weibe und beide ertheilten, obgleich ungern, die Erlaubniß, die fremde Dame kommen zu lassen. In dunkler Abendstunde erschien jetzt eine in schwarze Schleier gehüllte hohe Gestalt, die ins Gemach eintretend mit einem dumpfen Wehelaut am Lager niedersank. Es erfolgte eine lange Unterredung der Drei untereinander, die das Ehepaar aus Zartgefühl nicht stören mochte, obgleich Hubert gegen jedes längere anstrengende Gespräch gewarnt hatte. Als die Dame wieder heraustrat, suchte sie den jungen Goldschmiedmeister auf, um ihm in den rührendsten Ausdrucken die Gefühle ihres Dankes auszusprechen. Tobias blickte in ein Antlitz, das obwohl blaß, doch von großer Schönheit war; die wenigen rührenden Worte, die sie ihm sagte, die Innigkeit, die in Stimme und Geberde lag, goß zum ersten Mal wieder nach langer Zeit eine süße Befriedigung in die Seele des jungen Mannes, seine That gereuete ihm jetzt nicht, und wäre auch ein doppelt großes Wagniß mit ihr verbunden gewesen.

Das Geheimniß vom Aufenthalte des Verfolgten verrieth keine von den Personen, die im Hause des Meisters davon wußten; Tobias schätzte sich jetzt glücklich, in einer Gasse zu wohnen, die zu betreten der Fuß jedes müssigen Spaziergängers scheute. In einsamen Stunden plagte ihn jedoch selbst die Begierde, zu wissen, wer sein Schützling sei; in welchem Verhältniß Arabella, so hieß die schöne Dame, zu ihm stände; ob sie, die liebliche reizende Erscheinung, wirklich jenem verlöschenden, verwüsteten Leben angekettet sei; in wie weit Bertram, der schöne Knabe, zu dem seltsamen Paare gehöre. Zufällig wurde ihm über diese Zweifel und Vermuthungen ein dunkler Aufschluß ertheilt. Beim Beginn der dritten Woche erschien der lustige Sangmeister Leonhard in der Werkstatt, wo er den Freund allein fand, und nachdem er auf seine Weise mancherlei Lustiges berichtet hatte, zog er mit einem Mal eine ernsthafte Miene und sagte: Habt Ihr nicht vernommen, daß man auf das angelegentlichste dem großen Zauberer und Alchymisten nachforscht, der aus der Haft unseres Herrn entsprungen ist?

Tobias horchte hoch auf, und jener fuhr unbekümmert fort: Wir sprachen vor Kurzem im Garten der reichen Wittwe von diesen Zauberkünstlern und Allerweltsleuten; es wurde bei der Gelegenheit noch gefragt, was denn doch aus dem gelehrten Alchymisten, den der Kurfürst eigends für sich im Schloßgewölbe arbeiten lasse, geworden sei; Niemand wußte hierüber Auskunft zu ertheilen; jetzt aber thut sich's kund: entsprungen ist der Unglückliche, und was das Schlimmste ist, die Frucht der jahrelangen Studien hat er mit sich genommen.

Ei, rief Rosen, und worin hat denn diese Frucht bestanden?

Es ist ihm endlich gelungen, Gold zu machen, entgegnete Leonhard wichtig. Unserm gnädigen Herrn aber, der ihm für die Entdeckung wohl zu wenig geboten hat, ist er sammt dem Geheimniß entschlüpft. Doch so geht es, wenn man sich mit dem Leibhaftigen einläßt. Die Menge behauptet, in jener Nacht, wo wir das erste starke Gewitter hatten, sei der Goldmacher vom Teufel geholt worden, ja einige Schloßwächter haben ihn ganz deutlich aus dem großen Rauchfange der unterirdischen Esse mit Qualm, Feuer und Geräusch in die Höhe fahren sehen: Andere behaupten seinen Wagen unweit der Stadt gefunden zu haben, doch leer, wo er denn wahrscheinlich, da das irdische Fuhrwerk ihm zu langsam ging, zum höllischen seine Zuflucht genommen, und querfeldein oder vielmehr querluftaufwärts vor dannen gefahren sein muß. Kurz, verschwunden ist und bleibt er, unser allergnädigster Herr sitzt jetzt mit langer Nase da. Die goldnen Füchse, die schon so lieblich im Tiegel blinkten, und zu denen, wie der närrische Doctor kürzlich behauptete, so viele ehrliche Leute eine wahre Verwandtschaftsliebe fühlten, sind nun auch auf und davon.

Rosen verbarg den Antheil, den er an dieser Rede nahm, so gut es ihm die schreckenvolle Ueberzeugung, den so allgemein gefürchteten und verachteten Alchymisten in seiner Wohnung zu haben, gestattete. Sein Gesellschafter, der zu sehr mit seiner Neuigkeit beschäftigt war, achtete nur wenig auf Den, welchem er sie mittheilte. Ich möchte nur wissen, sprach er weiter, wie viel denn nun eigentlich Wahrheit an dem ganzen wunderlichen Treiben ist. Man hört jetzt so viel und mancherlei, daß Einem ordentlich der Kopf zu summen anfängt. Ihr, zum Beispiel, Herr Gevatter, seid nun so gefühllos; bedenkt doch nur, wenn an der Sache etwas Wahres ist, werdet Ihr nicht mit beiden Fäusten zugreifen? Ernsthafte und gestrenge Herren wie der Kurfürst Christian lassen sich doch auch nicht von Jedermann den Bart scheren. Ich versichere Euch, fiele mir der Teufelsbanner in die Klauen, er sollte nicht fort, ohne Federn zu lassen.

Treibt keinen Scherz, Freund, mit derlei Dingen; bedenkt, daß es fluchenswerthes Wissen ist.

Possen! rief Leonhard. Ihr nehmt Alles ernst und gewissenhaft auf. Kann es nicht ein ganz einfaches Naturgeheimniß sein? Als man zum ersten Mal davon sprach, daß ein Buch, statt von den Mönchen langsam abgeschrieben zu werden, mit feststehenden, kleinen Zeichen könnte gedruckt, und um so viel Tausende vervielfältigt werden, schrie da nicht Alles auch über Teufelskünste, und am Lichte besehen löste sich die ganze Verdammniß in eine unschuldige nützliche Erfindung auf. So geht es auch hier. Ich habe, da man so viel über jene Kunst spricht, ernstlich nachgedacht, und will auf meine Weise die Erfindung heiter und gefällig ans Licht stellen. Wenn Ihr Zeit habt, mir zuzuhören, so will ich Euch sogleich einiges von meinem Plan mittheilen. Erstlich müßt Ihr Euch vorstellen, daß der große Erdkörper gleich nach der Schöpfung in die größte Verwirrniß gerathen, daß alle Dinge drunter und drüber geworfen worden, Gehässiges mit dem Freundlichen sich verketten mußte, Freunde getrennt, Feinde aneinandergeschlossen wurden. Dieses ist nun gewissermaßen der Sündenfall der tauben, fühllosen Creatur; da kamen die vier Elemente als eben so viele Erlöser, um überall, wohin ihr lebendiges Wort bringt, die Bewußtlosen zum Bewußtsein, die sich Suchenden und Getrennten zum süßen Vereine zu bringen. Unaufhörlich geht, während wir Menschenkinder auf der Erde stehen und wandeln, unser bürgerliches Geschäft wohl oder übel treiben, dieses Werk der stillen Erlösung vor sich; unter unsern Füßen, unsern tappischen Händen, oft vor unserer Nase fliegen sich die getrennten Naturtheile in die

Digitized by Google

Arme, begrüßen sich die süßen Liebschaften aus Ost und West, und mit Gebraus und Gezänk, das wir jedoch nicht verstehen, werden unzufriedene Ehen getrennt, glückliche geschlossen. Und dieses ist stets das Werk der vier thätigen Erlöser, die nicht ermüden, überall, auch in den verwirrtesten Händeln ihre Hände im Spiel zu haben. Der Mensch ist eigentlich dabei nur ganz nebenher nöthig, obgleich er sich einbildet, wie überall, so auch hier die Hauptperson zu sein; dann will er wohl auf seine Weise, was die vier geschäftigen Erlöser leisten, selbst verrichtet haben und baut ihnen Herd und Esse, schiebt ihnen die verwickeltsten Processe unter und schaut müssig zu, wie die wunderlichen unsichtbaren Sachwalter die schwierige Aufgabe lösen werden. Dann braust es und zischt vor seiner Nase, und hundert Zungen reden geschwätzig durcheinander, Funken sprühen, wie von zornigen Augen geschleudert, bis endlich der Friede eintritt und das schöne leuchtende Kind lieblich aus dem Streit hervorgeht. Dann freuen sich wohl die Dummen, daß sie den Proceß gewonnen haben, schieben dieses ihrer Geschicklichkeit zu, und vergessen die vier Erloser, die ohne alle Beihülfe früh oder spät dasselbe ausgewirkt hätten. Seht, so würde ich das Ganze in artige Reime zu bringen suchen.

Ihr habt einen spaßhaften Sinn, Gevatter, rief Tobias. Euch erscheint, was tausend Andre in Sorgen und Bedenklichkeit stürzen würde, als willkommene Aufgabe, Euern heitern Scharfsinn daran zu prüfen. Doch verzeiht, daß ich diesmal nicht recht auf diese Scherze hören kann: ich habe einen schweren Kranken im Hause, der mir viel Bekümmerniß verursacht. Eben jetzt höre ich den Armen in Nebenzimmer stöhnen, und so muß ich wohl hingehen zu sehen, wie es ihm geht.

Laßt Euch nicht stören, entgegnete der Sänger; wenn es nicht anders sein kann, so bin ich auch der Mann, der sich mit selber leidlich unterhalten kann, zudem kommt ja da unser Freund Hubert, dem will ich doch sogleich einige Neuigkeiten aufbinden. Der Arzt trat ins Zimmer, und Tobias fand Zeit, sich ans Bette seines Kranken zu verfügen. Schon während den Reden Leonhard's hatte er bemerkt, wie Bertram, von Zeit zu Zeit in die Stube blickend, ihm heimlich mit besorgter Miene Zeichen gegeben. Jetzt fand er den Alten leblos auf dem Lager ausgestreckt, der Knabe ihm zur Seite kniend. O heiliger Johann! rief er, als Tobias näher trat, und die Zwischenthür der Gemächer verschlossen hatte, der Vater hat Euer Gespräch, Meister, mit dem fremden Herrn mit angehört; ach, jedes Wort schien ihm die fürchterlichsten Schmerzen zu machen, zuletzt sank er mit einem dumpfen Schrei zurück und liegt nun so erstarrt, wie Ihr ihn hier seht. Ja, edler Meister, Ihr habt die Wahrheit vernommen, Ihr wißt nun Alles! Bei der Jungfrau und ihrem ewigen Sohne, handelt christlich an uns!

Tobias beruhigte den zitternden Knaben, selber jedoch fühlte er sich auf das heftigste erschüttert. Er vermochte nicht in dem Gemache auszuhalten, indem jetzt der geringste Gegenstand, vor Allem aber der Anblick des fürchterlichen Mannes ihm Entsetzen einflößte. Beruhigend war es ihm, Hubert noch in der Werkstatt zu finden, der dort allein und unruhig auf- und niederging, nachdem er von Leonhard verlassen worden war. Als er den bekümmerten Meister eintreten sah, schloß er ihn zärtlich und mit Heftigkeit an seine Brust. Armer Freund, rief er, Ihr seid in der That unglücklich! das Mißgeschick verfolgt Euch; ich habe Alles erfahren und frage Euch nun, was Ihr zu thun gedenkt.

Tobias schaute finster vor sich hin. Er muß fort! rief er endlich in wildem Zorne aufbrausend, er muß mein Haus verlassen; nicht länger darf ich mit dem Ungeheuer unter einem Dache leben, das ganz Sachsen verflucht, das allein Schuld an dem Elend unsers Landes ist, das unsern menschlichen, friedlichen, gütigen Fürsten zu einen hämischen, tückischen Tyrannen umgeschaffen hat. Jeder Hauch seines Mundes ist ein Fluch mehr über mein Haupt.

Still, sagte Hubert, indem er den Zürnenden auf die Seite zog; schont seiner, bedenkt, daß er uns gar wohl hören kann. Wie muß ihm, der vielleicht bald abschließen will, der jetzt mit seinem verrathenen Gott peinvolle Rücksprache nimmt, Euere Verdammnißrede ins Ohr fallen. Schont seiner.

Keine Schonung, rief Tobias; ihm, dem Landverderber keine Schonung!

Aber dem Sterbenden Schonung, entgegnete Hubert, denkt an Euere eigne Sterbestunde dereinst, und wenn Ihr auch wolltet, so ließe ich, der Arzt, drn Armen nicht aus dem Hause schleppen. Er packte mit diesen Worten die Salben und Kräuter, die er mitgebracht, zusammen und entfernte sich ins Krankenzimmer, gleichsam um auf jede frische Wunde, die die heftigen Worte seines Freundes geschlagen, einen Tropfen heilenden Balsams zu spenden. Der Kranke, als er aus dem bewußtlosen Zustande erwachte, küßte die Hände seines Pflegers, drückte den Knaben mit heißen Thränen an sich und verlangte dann zum ersten Mal eine geheime Unterredung mit Tobias.

Gegen die späte Abendstunde schlossen sich beide Männer in dem einsamen Gemach ein, und der Kranke nahm das Wort:

Es ist geschehen, was geschehen mußte, mein Geheimniß ist verrathen; Ihr wißt jetzt, redlicher, trefflicher Meister, an wem Ihr das Werk der Barmherzigkeit geübt habt in jener fürchterlichen Nacht. Ja, ich bin der Schotte Setonius, der von dem Herrn dieses Landes auf das schändlichste verrathen worden; bin es, der den dunklen Fluch hat auf sich nehmen müssen, den er allein tragen muß. Ich verwünsche die Stunde meiner Geburt; allein auch die seinige sei verwünscht um des beispiellosen Elends willen, das er auf mein Haupt gehäuft.

Weiht mich nicht zwecklos in Euere Geheimnisse ein, bemerkte der Goldschmiedmeister ernst; theilt mir nur mit, was ich wissen muß, um Euch zu retten.

Retten! wiederholte der Kranke, und ein hohles fürchterliches Lachen schlug an die Wände des engen Gemachs; mich wollt Ihr retten! Unglücklicher, Ihr habt mich auf Euern Rücken getragen und wißt noch nicht, wie es mit mir steht. Bei diesen Worten warf er die Decken ab, und Tobias' Blicke fielen auf einen Körper, der halb schon eine Beute der Verwesung, den gräßlichsten Anblick darbot, den man sehen konnte. Schaut her, setzte der Alchymist seine Rede fort, so lohnen Fürsten! Das ist der Preis für sieben schauervolle Jahre, in denen ich unablässig für ihn gearbeitet; dieses der Preis für meine schlaflosen Nächte, dieses der Lohn, daß ich das Antlitz meines Weibes, meines Kindes entbehrt. Ja, Freund, mit solchen Gliedern wandelt man nicht mehr unter den Lebendigen; ich weiß, wo ich hingehöre, und wo ich vielleicht nach Verlauf weniger Stunden sein werde. Doch ehe ich scheide, will ich den Schatz, der dem frischen Leben gehört, in Euere Hände niederlegen; Ihr, Tobias, sollt unter den Hunderttausenden, die unter Qualen nach dem Preise gerungen, Derjenige sein, dem er spielend in den Schoos fällt.

Von welchem Schatze sprecht Ihr?

Hört meine Geschichte, rief Seton aus.

Kennt Ihr das Hochland, Freund, es ist mein Vaterland; laßt mich zuerst bei seinem Bilde verweilen. Mit seinen kühnen Felsenmassen, mit seinen Nebelgebilden und dunkeln schweigenden Gewässern, mit seinem ewig brausenden Meeresstrande und seinen unwirthbaren Küsten ist es das Land der Dämonen. Man sollte meinen, der wilde Trotz, die unersättliche Begier, der lauernde Hohn, sie hätten gleich am Anfang, wie die sanftern Geister Herrschaft über die Erde gewannen, sich dorthin zurückgezogen, um ihre rauhen Athemzüge mit dem Hauch unwirthbarer Wüsten zu mischen. Der Mensch, geboren auf jenen Bergen, lernt frühe seinen unsichtbaren Erziehern gehorchen: seine niedere Hütte ist umgeben vom lustigen und tückischen Volke der Elfen, der Gnom pocht an dem Gestein seines Herdes und Kobolde rücken an dem Dache; schwankt des Fischers unsicheres Boot auf den schwarzblauen Wellen, so zieht der ärmlichen schaukelnden Wiege ein boshafter Nix nach, sie in gefährliche Buchten lockend; dem Jäger, der sich für sein darbendes Weib daheim und die hungernden Kinder den Gefahren der Jagd hingibt, verfolgt ein Schwarm wilder Luftgeister, die ihn von Felsen zu Felsen hetzen, bis sie den Elenden mit zerschmetterten Gliedern im Abgrunde liegen sehen. Noch schlimmer aber sind die Geister des Hochmuths, des Trotzes, die sich unsichtbar in das Herz des Hochländers nisten und mit jedem Pulsschlage wachsen. Auch meiner Seele bemächtigten sich die Unholde, in ihre rohe Hände fiel der Inhalt meines Lebens, und er war rettungslos verloren. Mein Vater besaß Reichthümer, er opferte einen Theil derselben großmüthig meiner Erziehung, doch er riß mich leider zu spät aus der Wildheit meiner Umgebung heraus. Mit den Dämonen, die an meine Fersen sich hefteten, trat ich jetzt in das zahme Triebwerk des auf Verdienst gebauten thätigen Lebens; wie mochte ich's lange in diesen Fesseln aushalten? Eine Stelle unter den Landtruppen wurde mir gegeben; ich verließ sie widergesetzlich und flüchtete mich, verfolgt, in das mir verwandte stürmische Element; ich wurde Matrose. Hier lächelte mir das Glück; mein Muth gewann mir Freunde. Schon einmal waren die Schranken bürgerlicher Gesetze übersprungen, es kostete mich nur wenig Bedenken, es zum zweiten Male zu thun. Ein gehässiger Hauptmann stand uns Allen im Wege, mein Messer befreite uns, es nahm das Meer den Leichnam auf, und frei, der kleinen, von dürftigen Geistern ersonnenen Gesetze der Gesellschaft spottend, zogen wir in das grenzenlose Gebiet der Willkür, des Muths und des Glückes ein. Gleich Triumphbögen spritzte der Schaum um unser Kaperschiff, es tanzten und jubelten die Wellen, als hätten in der Tiefe die unruhigen Meergeister unsern Kreuzbruch erfahren. Ich war nun wieder ganz in der Gewalt

Digitized by Google

meiner alten Dämonen; sie hatten mich, sie hielten meine Locken, sie badeten mein Herz in wilden Wünschen und stachelten meine Seiten, daß ich gleich einem wilden Rosse dahinbrauste, ihnen nur folgend. Indessen büßte ich auch diese Lust bald. Mein Auge ward in der Stille einer Nacht wunderbar geöffnet; ich that finstere Blicke in das Innere des Menschengeistes, und siehe da, die ewig schwankende Waage von Wunsch und Hoffnung stand gezähmt in meiner Hand. Bis jetzt hatte ich Ehrgeiz, Thatenlust, Freiheit für das Höchste gehalten; jetzt sah ich, daß diese wilden Leidenschaften nicht selbst herrschend waren, auch sie beugten sich einer geheimen magischen Kraft, die verhüllt, doch allmächtig hinter jeder Erscheinung des Lebens lauschte. Es war des Goldes Macht! Kaum hatte ich den stärkern Dämon erkannt, als ich auch sogleich ihm Treue schwur: vergessen, gleich einem verstäubten Gewande sank das kühne Gemälde meines Korsarenlebens hinter mir hinab; das Auge erhielt jenen lauernden Blick, die Hände jene stille Geschäftigkeit, die der Verkehr mit meinem neuen Dämon erforderte. Auf heißen Marktplätzen saß ich jetzt, im Gewühl der Straße, unter den Wechselbänken der Börse, und in mein Ohr, gewöhnt an das Brausen der Aequinoctialstürme, tonte jetzt das alte Lied der Klage, das zahme Gewinsel des Elends, die Lockpfeife des Betrugs. Hier erkannte ich nun die ganze Größe meines Dämons: ich sah den Leib der Unschuld hingemordet, die greise Locke des Verdienstes geschändet, das verwandte Blut verspritzt; Alles im Dienste meines Dämons: und in seinem Umgange gereift, kam mir der Gedanke, mich in Besitz großer Schätze, sei es, auf welche Weise es wolle, zu setzen. Schändlichen Wucher hatte ich schon lange getrieben, jetzt trat ich von Neuem aus den Schranken des Gesetzes und schloß mich einer Bande von Falschmünzern an, die in den Klüften eines einsamen Gebirges ihr Wesen trieben. Hier hatte mich die Hölle schon näher an ihrem Herde. Lange Nächte hindurch saß ich mit fast erblindetem Auge, die hellen Metallscheiben brünstig betrachtend, die aus unserer Werkstatt hervorgingen, um ihre betrügerische Laufbahn durch die Welt zu machen. Ich haßte die Menschen und freute mich, sie betrügen zu können. Doch bald ekelte mich auch diese Wirksamkeit an; so nahe der geheimnißvollen Quelle, wollte ich ihren Gehalt bis auf den tiefsten Grund erforschen. In Rücksicht auf Sonderung und Bereitung der Metalle, hatte ich schon manche kostbare Erfahrung mir zu eigen gemacht, es trieb mich zu immer neuen Versuchen, unermüdlich strebte ich weiter — doch vergebens! Damals gerade erscholl das Gerücht von einem Manne, den die Inquisition verfolgte, der nach England hinüber sich rettete und endlich in unsern schottischen Gebirgen eine Zuflucht fand. Man erzählte von ihm wunderbare Dinge, er sollte das Geheimniß entdeckt haben, nach dem schon Tausende vergeblich forschten, das Geheimniß, das edelste Metall schöpferisch hervorzurufen. Mein Geist flammte auf, ich floh aus unsern Höhlen und fand mich bald in der Nähe jenes Meisters.

Der Sprechende hielt hier inne. Vergebt, edler Meister, fuhr er mit erschöpfter Stimme fort, wenn die Macht dieser Erinnerungen mich niederbeugt, laßt mich eine Pause machen, in der ich mich sammeln kann, um Euch die bittersten Erfahrungen meines unruhvollen Lebens mitzutheilen. Tobias winkte ihm Gewährung zu; er selbst vermochte nicht zu sprechen, schweigend trat er an das Fenster und richtete sein Auge auf die wankenden Schatten, die das Licht im Gemach auf die gegenüberstehende Wand des Nachbarhauses warf. Tiefe Stille herrschte, dann bat Seton, seine Erzählung fortsetzen zu dürfen.

Jener Mann, hub er an, war ein Italiener von Geburt, verschwiegen und tückisch; es kostete Mühe, mich ihm nahe zu bringen, und gewiß wäre es mir nie gelungen, sein Schüler, sein Vertrauter zu werden, wenn nicht sein junges Weib, das ihm gefolgt war, eine geheime Leidenschaft zu mir gefaßt hätte; ich begünstigte diese; es war mir völlig gleich, auf welchem Wege ich zu meinem Zwecke kam. O, junger Freund und Retter, wie soll ich Euch mein Entzücken beschreiben, als ich nun erfuhr, daß es in der That ein Mittel gebe, jenes herrliche Metall schöpferisch hervorzurufen. Dieses Mittel hatte mein Meister in Händen; aber Haß gegen die Menschen, Verachtung der Welt brachten ihn jetzt dahin, daß er schwur, die geheimnißvolle Tinktur mit sich ins Grab nehmen. Denkt Euch, Freund, die goldne Frucht des Lebens versenkt ins Grab! Konnte ich dieses leiden, konnte das Weib, das mächtige Erdenwünsche stachelten, dieses leiden? Ich schweige von der peinvollen Zeit, in der ich mit dem finstern Bernardo zusammen lebte und arbeitete. Tückisch, wie er war, machte es ihm Freude, auch mich immer und immer in die Irre zu führen, mich tausend vergebliche Versuche machen zu lassen; jetzt das Geheimniß dicht vor mich hinzulegen und dann, wenn meine Hand schon darnach griff, es hohnlachend in die weiteste Ferne zu schieben. Doch wehe dem Elenden; er meinte mit mir zu spielen, und er selbst war ein Spiel in unsern Händen. Die geheimnißvolle Tinktur, für mich des Lebens Erstes und Letztes, verschloß er jedoch auf das sicherste; vergeblich war ein Versuch sich der Flasche zu bemächtigen, alle unsere Anschläge, sie durch Güte in unsere Gewalt zu bekommen, mißglückten; fürchten mußten wir, daß der finstere Lebensüberdruß des Meisters, der von Stunde zu Stunde sich steigerte, ihn zum Selbstmord treiben werde; er könnte dann wol von einem Felsen sich ins Meer hinabstürzen, die kostbare Flasche in seinen Händen — für uns, für die Welt auf ewig verloren! Diese Gedanken brachten mich dem Wahnsinn nahe. Weshalb, sagte in einer geheimen buhlerischen Stunde meine Geliebte zu mir, weshalb ein Fahrzeug retten wollen, da es doch bestimmt ist, an der nächsten Klippe zu zerschellen? Ich verstand diese Worte, die Lippe des Weibes sprach nur aus, was in meinem Busen längst sich emporgedrängt; unsere Augen leuchteten und brannten zusammen, die wilde Lohe eines Menschenmordes schoß verzehrend zugleich über die ausgedörrte Steppe unsrer Herzen; ihre Rechte faßte krampfhaft nach dem Messer, indeß die meinige den Dolch im Gürtel packte. Indem hörten wir Bernardo das Haus verlassen und in die stürmische Nacht sich hinausschleichen. Es ist Zeit! stöhnte sie, und ich sprang auf; die Hand vor die flackernde Flamme des Lichts haltend, blickte sie mir nach, wie ich leise hinauswankte. So irrten zwei Schatten, einer den andern verfolgend, durch die Nebel einer trüben Mondnacht; lauernd gleich einer Katze bückte ich mich um jedes Gesträuch, jetzt auf dem Leibe fortkriechend, jetzt um eine vorspringende Felsenkante mich windend; immer noch schwebte die schwarze Gestalt vor mir, zehn Schritte nur entfernt — jetzt bleibt er stehen — ich, meinend, er wolle sich nach mir umschauen, weiche zurück, indem höre ich einen schwachen Laut, und o Himmel! aus meinem Versteck auftauchend, finde ich die Stelle, wo er stand, leer — dumpf braust das Meer unten an seinem Gestade. Wie vom Tode gehetzt spring' ich hervor, suche, rufe durchfliege den ganzen Raum am Abhange — umsonst! meine Beute ist mir entgangen, zerschmettert mit meinem Schatze liegt er in der Tiefe! Die Welt ging unter vor meinen Blicken, der Wahnsinn faßte mich, ohnmächtig stürzte ich auf die Platte des Felsen nieder.

Als ich wieder die Besinnung fand, schlug kalter Regen an meine Wangen, betäubt und blutend erhob ich mich, um in die verlassene Hütte zurückzuschleichen. Auf dem Wege dahin fiel das ganze Bewußtsein des Verlorenen auf meine Brust und lähmte meine Schritte. Wozu zurückkehren? rief ich bei mir, fort in die Welt, es ist ja doch Alles verloren! Ich weiß nicht, welch ein ahnendes Gefühl mir trotz jener Ueberzeugung zuflüsterte: kehre heim, noch ist nichts verloren! So trat ich denn in das Gemach, wo ich Beatricen, so hieß die Witwe Bernardo's, auf mich harrend fand. Als sie Blut an meinen Kleidern sieht, triumphirt sie; doch indem meine Worte sie belehren, daß es mein eignes sei, daß die Beute uns entgangen, stößt sie ein fürchterliches Jammergeschrei aus. Jetzt wird das ganze Haus durchsucht, die Gewölbe erbrochen, jeder Behälter geöffnet, die Mauer selbst umgerissen — umsonst, der Schatz bleibt verloren; sogar die Leiche des Meisters, die uns einige Tage darauf gebracht wurde, entweiht vergebens die räuberische Hand der Habsucht. Was jetzt beginnen? Beatricens Schätze, wenn sie ihren Besitz mit mir theilte, versprachen noch auf lange Zeit ein wildes, ausschweifendes Leben; dennoch hätte ich sie nicht zu meinem Weibe gemacht, wenn mir nicht anfangs eine dunkle Ahnung, dann ein deutlicher Verdacht, zuletzt fast Gewißheit von Beatricens verstellter Tücke Kenntniß gegeben. Die Reichthümer, die in meine Hände fielen, schwanden bald, dennoch fanden sich immer neue, es wurde mir deutlich, daß das in alle Künste der Heuchelei eingeweihte Weib mich in jener Nacht betrogen, und daß es ihr gelungen, die Wundertinktur von dem Untergange zu retten. Meine Bitten, meine Vorstellungen blieben fruchtlos, da ersann ich ein wahrhaft teuflisches Mittel, um das Geheimniß zu enthüllen. Als sie sich Mutter fühlte, und ihre Zeit herannahte, trat ich an ihr Lager, jede Hülfe entfernend, wiederholte ich noch einmal meine Bitten; als sie auch jetzt taub blieb, wandte ich grausame Mittel an, die die Geburt verhinderten. Unter Qualen der Hölle wand sich die Arme auf ihrem Lager, sie zitterte für das kaum erwachende, sie zitterte für ihr eigenes Leben; fast schon bewußtlos, in blutigen Thränen gebadet, bekannte sie endlich, da die Marter aufs Höchste stieg, daß sie schuldig sei, daß sie die Tinktur vom Untergange gerettet und bis jetzt verborgen habe. Die Flasche ward ausgeliefert, und jetzt endlich hatte ich meinen Gott in Händen; allein um welchen Preis war er erkauft!

Entsetzlich! rief Tobias und verhüllte sein Antlitz.

Ich komme jetzt an die letzte Epoche meines Lebens. Wir verließen Schottland; der Ruf meiner geheimen Wissenschaft ging mir voran, und ich sah auf Reisen vieler Herren Länder

Digitized by Google

Glaubt nicht, daß die Ehre, die Auszeichnung, die man mir erwies, mich die Menschen lieben lehrte, nein, ich lernte sie nur um desto grimmiger hassen, je deutlicher ich das Band fühlte, daß sie an mich kettete. So kam ich denn auch hierher, und hier sollte das Maß meines Mißgeschickes erfüllt werden. Ihr sowol, Tobias, als das ganze Land kennt die Geschichte meines Lebens an diesem Hofe; doch Euch wie den Uebrigen ist mein eigentliches Verhältniß zu diesem Fürsten wol nie klar geworden, und nach Dem, was Ihr jetzt aus meinem Munde erfahren, möchte es Euch noch weniger begreiflich erscheinen; doch höret weiter. Von den sieben Jahren, die ich hier zugebracht, sind mir fünfe mit dem äußersten Glanze, durch alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens geschmückt, dahingeflossen; ich war es, dem die Schätze dieses Reiches zu Füßen lagen, den man auf Gold und Purpur bettete; der Fürst wollte mich kirren, doch ich blickte in sein finsteres, enges Herz, und jetzt kam mir die Lust an, die ich so oft meinen Meister an mir hatte büßen sehen, mit meinem Opfer zu spielen. Ich peinigte seine Ungeduld, stachelte seine Begier, malte ihm die Reiche der Welt zu seinen Füßen; und wenn er dann anbetend vor mir niedersank, verstreckte ich mich arglistig hinter ein blindes Ungefähr, schob ihm ein Märchen unter und verlor mich in die geheimnißvolle Wolke, in die er mir nicht nachdringen konnte. O, Freund, Ihr seid arglos, selbst ungekränkt, habt Ihr wol nie Kränkungen empfinden lassen, Ihr kennt nicht die Lust, die darin liegt, mit den Gewaltigen dieser Erde zu spielen, sie ihre Ohnmacht empfinden zu lassen, und hunderttausend Beleidigungen, die sie gewohnt sind ungestraft auszutheilen, langsam und unter dem Schein von Schmeicheleien auf ihr eignes Haupt zu häufen. Ueberdrüssig des Lebens, bekannt mit jeder seiner Gefahren wie seiner Liebkosungen, selbst Herr unermeßlicher Schätze, lag mir an der Gunst des Fürsten wenig, ich verscherzte sie, und dieser, des Spiels überdrüssig, kehrte auch jetzt die Kralle hervor und er, der sonst an meinem Busen gelegen, der mir das heiligste Bündniß zuschwor, das jemals Menschenworte besiegelte, er ließ mich jetzt in den Kerker werfen, wo mich kein Strahl des Lichtes begrüßte, wohin der Blick meines Weibes, meines Kindes nicht drang. Hier that ich nun den Schwur bei der finstern Nacht meines Dämons, als Sieger aus diesem Kampfe herauszugehn: der Fürst sollte sich den Fluch seines Volkes vergeblich aufgeladen haben, meine Rache an der ganzen Menschheit ließ ich lastend auf dieses eine Haupt fallen, und Dank der höhern Mächten, es ist mir gelungen! Zerschmettert liege ich, doch nicht überwunden; mein ist der Preis, indessen er in ohnmächtiger Wuth die goldnen Säle seines Palastes durchtobt, auf ewig sich betrogen fühlend.

Bis so weit war Seton in seiner Erzählung gelangt, jetzt fesselte gänzliche Erschöpfung seine Zunge, dennoch faßte er nach einer kurzen Pause seine ganze Kraft noch einmal zusammen, um seiner Rede noch diesen Schluß beizufügen: Ich habe gesiegt, doch ferne sei es von mir, wie jener Verdammte, meinen Schatz mit in die Gruft nehmen zu wollen; er sei dem Leben geschenkt, mit einem Worte, Meister Tobias, er sei Euch geschenkt.

Seine Augen funkelten in wildem Feuer und er rief mit noch lauterer Stimme: Ja, Dir sei er gegeben, Freund, der Gott dieser Welt! Das Scepter aller Reiche lege ich zu Deinen Füßen! Dieses sei Dein Lohn dafür, daß Du auf Deinen Schultern während jener fürchterlichen Nacht, wo ich schon mit meinen Dämonen Abrechnung hielt, mich zurück ins Leben, ins Reich des Lichtes schleptest. Freund, nicht wahr, ich lohne königlich? Doch was königlich, göttlich lohne ich — ich bin Dein Gott! sinke nieder vor mir im Staube! —

Er fiel röchelnd zurück und lag, eine Leiche, auf dem Polster. Tobias saß erschüttert da, den Blick auf die Gestalt vor sich richtend, und als jetzt die bleichen Lippen zuckten, als sich der zerbrochene Leib, gleichsam den Tod von sich stoßend, noch einmal aufrichtete, um die letzten entscheidenden Worte zu sagen, stürzte der junge Mann, wie von höhern Mächten gezwungen, auf die Knie vor das Lager und bot sein Ohr dem lispelnden Munde des Sterbenden: Höre, mein Sohn, die Bedingung, unter welcher der Schatz der deine ist: jene Beatrice, von der ich gesprochen, lebt, sie ist eine und dieselbe Person mit Arabellen, die Du an meinem Lager gesehen. Sie liebt Dich, sie will die Deine werden, und nur wenn Du meine Wittwe heirathest, erhältst Du meine Reichthümer.

Haltet ein! rief Tobias, ich habe ein Weib! —

Verstoße sie! Ist da noch eine Wahl, Bettler oder König zu sein! Unglücklicher, sollte ich mich in Dir getäuscht haben, und ich müßte mich nach einem Andern umsehn, der nicht so elender Feigheit Gehör gibt, um sein Glück mit Füßen zu treten?

Versucher! rief Tobias mit gepreßter Stimme, fort, entfliehe, ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Er sprang auf und stürzte aus dem Gemach.

Hubert kam ihm an der Thür entgegen und schien entsetzt über sein Wesen, doch trat er ohne zu fragen ins Krankenzimmer, und ließ dem Goldschmied Zeit, in der einsamen Werkstatt über das eben Gehörte und Gesehene nachzudenken. Sein erster Entschluß war, sogleich zu seinem Beichtiger zu gehen, ihm jenes aufgedrungene Geheimniß zu übergeben und so den Verbrecher vor seinem Tode in die Arme der strafenden Kirche zu überliefern. Doch schon im nächsten Moment fühlte er sich von Mitleid bewegt. Wie, rief er bei sich, er will Dich reich, will Dich glücklich machen, und Du willst ihn verrathen? Der Arme, seinen bösen Geistern dahingegeben, erleidet er nicht schon Strafe genug? — Hubert trat jetzt wieder zu ihm, das Antlitz dieses sanften Menschenfreundes leuchtete in Heiterkeit. Wieder zwei Stunden Schlaf ihm geschenkt, rief er, ein köstliches Geschenk; er, der die Reichthümer der Welt zu besitzen meint, er bittet um nichts, als eine Stunde ruhigen Schlafes; ich fürchte, daß nun bald der ewige darauf folgen wird. Ihr werdet, Tobias, in wenigen Tagen eine Leiche aus Euerm Hause tragen lassen, macht es nur still und klug, damit das arme hübsche Weib und der holde Knabe, die er nachläßt, nicht den Fluch tragen müssen, der an diesem zerbrochenen Körper hängt.

Kann ich's wehren! entgegnete Tobias, wenn sein Aufenthalt in meinem Hause ruchbar wird, wenn man ihn zu suchen kommt? —

Wer soll es erfahren? sagte Hubert sanft; wir Beide sagen es gewiß Niemanden.

Ihr wißt nicht, was er mir vertraut hat, ich fühle mich halb und halb gedrungen, es meinem Beichtiger zu berichten. Hubert sah den Goldschmied mit seinen klaren offenen Augen an: Das solltet Ihr nicht, wenn er Euch vertraut hat; fühlte der Arme Bedürfniß nach Beichte und Erbauung, so will ich den Pater Augustin herbringen, da mögen sie es unter einander abmachen; warum wollt Ihr den Zwischenträger spielen?

Tobias neigte zu diesen Worten zerstreut und fast willenlos das Haupt, der Arzt verließ das Zimmer. Die Thüre zum Krankenzimmer stand offen, leise näherte sich ihr der Meister, um einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, doch er blieb gefesselt stehen auf der Schwelle. Arabella lag zu den Füßen des Lagers, sie schien, von Anstrengung und Nachtwachen ermüdet, in Ohnmacht gesunken, sie hörte nicht das Geräusch des Nahenden, und diesem blieb Zeit, sich an dem Anblick ihrer verführerischen Schönheit zu weiden. Aufgelöst hingen die dunkeln Locken um den blendenden Nacken und die gewölbte Schulter; das schwarze Gewand, das die schöne Gestalt verhüllte, verbarg nicht die edeln Formen, ebenso wenig wie der dunkle Schleier vermögend war, die süßen Regungen eines Busens zu verbergen, der vielleicht jetzt mit den Bildern einer reizenden Zukunft sich füllte, mit einem Glücke sich beschäftigte, dessen Hauptgegenstand, ihr unbewußt, sich gegenwärtig befand. Der arme Goldschmiedmeister fühlte sich aufs heftigste ergriffen; alle glühenden Träume seiner Jugend, die blendenden Aussichten von Glück, Reichthum und Liebe bemächtigten sich jetzt seines berauschten Herzens, erweiterten es zu neuer Seligkeit; Elend und Erniedrigung, sein ganzes früheres Leben, sanken hinter ihm zurück; er fühlte Muth und Jugendkraft, die neue glänzende Laufbahn anzutreten, die ihm unerwartet das Glück anbot. Wie hatte eine einzige Stunde so ganz sein Leben umgeändert! Doch in diesen Träumen störte ihn jetzt Mariens Bild. „Unglücklicher, rief er zu sich selbst, so nahe also wohnen Treue und schändlicher Verrath in deinem Busen beisammen? Das liebende Weib, das dir in Armuth und Elend gefolgt, das bereit ist, bis ans Grab mit dir auszuharren, ihr willst du entsagen! und einem Weibe willst du sie opfern, das sich durch Verbrechen befleckt hat, das nichts besitzt, als ihre buhlerische Schönheit und Gold, um damit ihre Schande zuzudecken? — Wankelmüthiger! rief die geheime Stimme im Herzen, willst du wieder jenen niedrigen Bedenklichkeiten Raum geben, die dich bis jetzt in ein enges, dürftiges Dasein gebannt? Zerreiße endlich die Bande deines düstern Charakters! Wie? buhlerisch nennst du das holde Weib? du irrst, dir wird sie treu sein, an dich kettet sie die Liebe; deinem Arme ist es aufbehalten, sie aus unwürdiger Umgebung hinaufzuziehen; konnte sie bei den Ungeheuern, denen sie bis jetzt angehörte, wol anders handeln? Und Marie? wird sie ernstlich deinem Glück, das zugleich das ihrige ist, entgegensein? Noch seid ihr jung, noch ist ein neues Leben für Beide möglich; oder willst du im Elend ausharren, bis es euch Beiden das Herz abdrückt! — Ein schneller Schritt, und es ist geschehen! —

Es klopfte an die Thür, und heftig erschreckend fuhr Tobias aus seinen Träumen auf; er glaubte Marien eintreten zu sehen, doch es war Hubert, dem der Benedictiner folgte. Ich bringe da meinen Collegen, den himmlischen Arzt, rief

Digitized by Google

der Erstere, laßt uns nur gleich zu Werke schreiten. Sie näherten sich der Thür des Krankengemachs, die Tobias geschlossen hatte; er sah dem Mönche erstaunt und verwirrt ins Antlitz. Weshalb so eilig? rief er zu Hubert; es hat Zeit. Nein, Freund, entgegnete jener, ich habe es Euch so deutlich vorhin nicht sagen wollen, doch vernehmt jetzt, daß der Arme die Nacht nicht mehr erleben wird. — Tobias zitterte heftig, es fielen ihm Seton's Worte ein: so muß ich mich denn wol mit meinem Schatze an einen Andern wenden! Jetzt entscheide dich! rief die innere Stimme drohend; sowie der Fuß des Mönchs diese Schwelle überschritten hat, so ist Alles verloren. — Kalte Schauer bedeckten die Stirn des Unglücklichen; er hörte Mariens Stimme ihn beim Namen rufen, zugleich tönte das Röcheln des Sterbenden aus dem Krankenzimmer. Laßt uns, rief Hubert; wie seid Ihr doch so thöricht und grausam, uns länger aufzuhalten. Noch nicht, entgegnete Tobias mit fast tonloser Stimme; ich habe mit ihm zu sprechen; bleibt hier vor der Thür, bald komme ich wieder. Er trat ins Gemach, Arabella kam auf ihn zu, sorgfältig verschloß sie die Thür. Seton hatte sich aufgerichtet und seine dunkeln Augen leuchteten dem Eintretenden entgegen. Nun, hast Du gewählt, mein Sohn? fragte er dumpf.

Ich bin der Euere, rief Tobias und sank am Lager nieder; in dem Moment fühlte er sich von Arabellens Armen umschlossen. Hab ich's doch gewußt! triumphirte Seton, allein jetzt ist keine Zeit zu verlieren. In die Hände Deines Weibes lege ich den Schatz nieder, entschließt Euch Beide zur eiligsten Flucht, ist mein Leib erstarrt, so müßt Ihr schon weit über das Weichbild dieser Stadt entfernt sein. Unter meiner Lagerstätte liegt in Gold eine ansehnliche Summe, sie bringt Euch fürs Erste über die Grenze dieses Landes, nehmt den Knaben mit und wahrt seiner. Jetzt lebt wohl! Noch einmal, Tobias, bleibe treu Deinem Weibe, denn wisse, daß sie jeden Treubruch bestrafen kann, nur sie weiß um die Art, wie die geheimnißvolle Tinktur angewendet werden muß.

Das Auge der schönen Arabella senkte sich bei diesen Worten, ein Zug von Schmerz wurde auf ihrer hohen Stirne bemerkbar. Warum diese Zweifel? sagte sie leise, von denen mein Herz nichts weiß. Ich bin ganz die Euere, Tobias.

Der junge Mann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umschloß die Braut, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen. Eine Pause verging.

Seton richtete sich auf, seine Blicke glänzten in wildem Feuer, indem er sie auf die Gruppe vor sich richtete. Betrogen! Grausamer, betrogen! rief er mit schneidender Stimme; tobe jetzt durch die leeren Räume Deines goldenen Kerkers! ich bin Dein Gott, ich habe Dich elend gemacht, um diese zu beglücken! Im Bewußtsein dieses Sieges fahre hin, erbärmliche Welt!

Er sank zusammen und war verschieden, ehe ihm der Priester die Gnadenmittel reichen konnte. In derselben Nacht verließ Tobias mit Arabellen und Bertram in heimlicher Flucht die Stadt. Er mochte sein Weib nicht wiedersehen. Arabellens Arm hielt ihn umschlungen, hinter ihm schloß sich das dunkle Gemälde seines Elends, die Pforten einer glänzenden Welt öffneten sich prangend.

In einer der herrlichsten Gegenden am Rhein, nicht weit von der alten Stadt Mainz, befanden sich eine Menge fröhlicher und geputzter Leute auf einer ansehnlichen Wiese beisammen. Ein zierliches, von frischen Baumgruppen umgebenes Haus erhob sein freundliches Obdach auf einer kleinen Anhöhe; es war ganz der festlichen Freude gewidmet, unaufhörlich zogen lustige Schwärme hinaus und hinein; oben über der Hausthür auf einer großen vergoldeten Tafel standen die Worte: Die lustige Gesellschaft der Goldmacher hat hier ihre Herberge aufgeschlagen.

Indeß die jungen Leute, Mädchen und Bursche sich auf der Wiese mit Fangball, Scheibenschießen und Tanz belustigten, saß der Wirth der Herberge mit einigen seiner Freunde auf dem grünen Vorplatze des Hauses bei einem Becher kühlen Weines. Das Gespräch bewegte sich um die heutigen Festlichkeiten, die schon dagewesenen und die noch zu erwartenden. Ein Paar Bürger, die eben hinzutraten, erkundigten sich, ob die Schiffe noch nicht zu sehen seien.

Nein, entgegnete der Wirth; erwartet sie auch nicht so schnell wiederkehren zu sehen, sie sind den Fluß weit hinaufgefahren, auch wollen sie hie und da am Ufer landen, wo man ihnen freundliche Grüße und Ehrenbezeigungen aller Art schon vorbereitet hält. Setzt Euch hin, Freunde, und laßt sie uns erwarten. Die Beiden nahmen Platz, und der Eine sagte: Mich ergötzt in der That diese lustige Brüderschaft. Mag, wie so Viele behaupten, ihr Beginnen thöricht sein, dennoch bringen sie in die finstre Zeit Leben und Fröhlichkeit; ihre Schwänke und Possen lassen uns den Zank der Fürsten vergessen, sowie die kleinen boshaften Zwistigkeiten der Städte, welche so gern alle Welt von sich sprechen machen möchten.

Ihr habt Recht, entgegnete der Wirth; als vor zehn Jahren das Wesen seinen Anfang nahm, hätte ich ihm diesen lustigen Fortgang nicht prophezeit. Die ersten Begründer mischten offenbar noch zu viel Ernst ins Spiel, sie gingen wirklich darauf aus, irgend ein Geheimniß zu entdecken; jetzt aber weiß Jedermann, daß selbst der tiefsinnigste Ernst hier nichts als gutgemeinten Scherz bedeutet.

Wie, nahm einer der Gäste das Wort, Ihr meint also wirklich, daß Alles nur auf Possen und Spaß hinausläuft, daß hinter allen ihren Feierlichkeiten sich durchaus kein Geheimniß verbirgt?

Sicherlich nicht! rief der Wirth. Ein finsterschauender langer Mann am Ende des Tisches erhob sich jetzt und rief: Wie könnt Ihr doch noch zweifeln, Gevatter, daß Alles Dummheit, Narrheit ist! Schande und Spott für unser liebes Deutschland ist es, daß dieses und vieles andere Gesindel so frei und schamlos auf Straße und Markt sein Wesen treiben, Kirche und Staat wol gar nebenbei beschimpfen darf. —

Ihr irrt Euch, Herr Archivarius, entgegnete eine Stimme, Staat und Kirche bleiben unangetastet.

Unangetastet? wiederholte der Erzürnte. So ist es wol zu dulden, daß die Narren dort die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches mit sich führen? daß selbst des Kaisers Majestät von ihnen lächerlich gemacht wird? Nicht allein, daß sich das Gesindel über die Gesetze des bürgerlichen Lebens hinwegsetzt, an den Hoflagern des Fürsten sich einnistet, sie untergraben auch Friede und Ordnung im Lande. Jeder mißrathene Bursche, dem die Arbeit nicht mehr schmeckt, läuft zu solchen Narreninnungen über, und ist immerdar höchst willkommen.

Sie fallen Niemanden zur Last, bemerkte der Wirth, sie bezahlen ordentlich, wo sie hinkommen.

Aber von welchem Gelde! erwiderte der Eiferer. Reiche Thoren, die sie anklirren, müssen's hergeben. Freilich ist diese Art, Gold zu machen, kein Geheimniß. Mich wundert nur, daß unser Herr, der Erzbischof, die Wirthschaft so mit ansehen kann, daß er keinen Machtspruch thut. Seht zum Beispiel heute, meint Ihr, daß irgend ein Schreiber es in der Actenstube aushält? Hinaus will Alles. So werden die kostbarsten Processe, die weitläuftigsten Untersuchungen, Meisterstücke der Feder bei Seite geworfen, um in blinder Wuth hinauszutoben. Zuschauen wollen die Narren, Einer lacht über den Andern, am Ende sind sie Alle blind, toll. Die Welt ist alt und kindisch geworden.

Macht nur nicht, rief der Wirth, daß sie Euch für Euere Strafpredigten mit in den Narrenorden schließen; sie verstehen sich auf's Hänseln trefflich. Viele lachten, der Archivarius wollte eben antworten, als mehre Stimmen laut riefen: Da kommen sie, da kommen sie! Alles drängte sich von der Wiese hinan auf den erhöhten Platz des Hauses, von wo man den herrlichen Fluß übersehen und zugleich den Blick auf die nachbarlichen, im Abendschimmer lieblich glänzenden Auen richten konnte. Mehrere buntbewimpelte Schiffe kamen jetzt majestätisch den Fluß herab; ein fernes frohes Geräusch von Blasinstrumenten und singenden Stimmen ließ sich vernehmen; Waldhorn und Flöte klangen wie rufende Kinderstimmen in das Abendroth hinein, das Echo wiederholte die zauberischen Klänge, am Ufer tönte Freudengeschrei und Beifallrufen. So schwammen die geschmückten Fahrzeuge nahe an die Wiese heran, wo schon eine Gesandtschaft bereit stand, sie in Empfang zu nehmen. Die Bürger am Tisch hatten sich alle auf die Bänke gestellt, der Wirth behauptete den Platz auf dem Tische, und indem er sein ungeheueres Kelchglas schwenkte, gab er der Dienerschaft das Zeichen, mit einem allgemeinen Jubelruf einzustimmen. Indeß der Zug sich aus den Schiffen hinaus langsam die Wiese hinaufbewegte, fanden einige Freunde des Wirths Gelegenheit, sich nach den vorzüglichern Mitgliedern desselben zu erkundigen. Wer ist nun der dicke freundliche Herr, fragte der Eine, den sie dort mit Blumen geschmückt, gleichsam im Triumph daherbringen? Die untergehende Sonne spiegelt sich auf seinem frischen rothen Antlitz, und wohlgefällig im lauen Abendwinde nicken die prächtigen weißen Federn auf seinem Hute.

Dieser ist der eigentliche Freudenspender, entgegnete der Wirth, der das ganze heutige Fest veranstaltet hat und es aus seiner Tasche meistens bezahlt, der alte reiche Ritter Blending aus der Nachbarschaft.

Der ältliche Herr also, der die schönen Besitzungen am Flusse hat! fragte eine andere Stimme. Ei seht doch! freilich er ist ein Hagestolz; hat nicht nöthig, das kostbare Gut so streng beisammenzuhalten, um es lachenden Erben später hinzuwerfen. Wer aber ist der besonders lustige zierliche Herr,

Digitized by Google

der jenem zur Seite geht, fast wie ein fahrender Schüler gekleidet, mit der Laute im Arm!

Der Sänger Leonhard, entgegnete der Wirth mit wichtiger Miene; Ihr seht an der großen goldnen Kugel, die er am feuerrothen Bande um die Schulter trägt, daß er zu den Eingeweihten gehört. — Freude über Freude! riefen mehre Stimmen; seht ihn dort unsern gnädigsten Kurfürsten? auch er ist im Zuge, auch er verschmäht es nicht, einen guten Spaß mitzumachen. Still doch! tönten andere Stimmen; überschreit doch nicht die Musik! Hört ihr die Pfeifen und Trompeten? Jetzt kommen sie den Hügel hinan! ein stattlicher Zug! Wer ist doch der große, reichgekleidete Herr, auf dem stolzen Rosse dort? fragte der Wirth seinen nächststehenden Freund; er sieht finster aus und scheint ein Fremder zu sein. Gewiß, war die Antwort, hat auch ihn das große Fest herbeigelockt; doch verschont mich jetzt mit Fragen, Gevatter, ich muß nach Weib und Kind sehen, daß sie noch auf dem Gerüste Platz finden; das schwärmt im Gedränge herum und geht wol gar am Ende spurlos verloren.

Man hörte jetzt von allen Seiten her Musik, Geschrei und Beifallrufen. Eine Menge junger Mädchen, mit Blumen geschmückt, zeigte sich auf der Höhe; die unten stehende Sonne übergoß ihre leichten Gestalten mit flüchtigem Purpur, und es schien, als schwebten die leichten Gestalten tändelnd in der Luft. Goldne Mützen, weiße Federn, bunte Gewänder schimmerten jetzt durcheinander im gedrängten Zuge, der sich zum Gasthof hinaufbewegte; Rosse wieherten, die Träger der Frauensänften schrien sich einander zu, zwischendurch tönte Gelächter, Pagen und Diener liefen hin und her, am Gerüste wurde gehämmert, eine Menge Kinder wandten sich durch die Gruppen der Erwachsenen, indem sie sich mit großen Blumenkränzen und Gewinden schleppten, sie den Arbeitern hinreichend, welche sie an den Pfeilern des kurfürstlichen Zeltes befestigten. Hinter diesem belebten Gemälde sah man den majestätischen Rheinstrom dahinfluten, seitwärts die Thürme der Stadt Mainz, gegenüber die herrlichen, mit Reben bepflanzten Uferhügel, bis weithin im schwimmenden Glanz der Abendröthe daliegend.

Während sich die Menge auf der Wiese belustigte, die Vertrauten und Bekannten im Gespräch zusammentraten, viele Eilige und Besorgte sich um Plätze auf den Gerüsten stritten, wurde es nach und nach dunkel, und ein prächtiger Zug von Fackeln kündigte den Beginn des Schauspiels an. Der Wirth des Gasthofs hatte es nicht unterlassen können, seiner Neugier folgend, sich dem geheimnißvollen Fremden, der so mächtig seine Aufmerksamkeit an sich gezogen, näher anzuschließen. Beide betraten jetzt einen geräumigen Brettergang, an dessen Ende sie einen Platz einnahmen, von dem sie die Aussicht sowol auf die große Menge der Zuschauer, als auch den sichern Anblick Dessen hatten, was sich auf der Bühne ereignete. Man vernahm hier auch die Stimme der Sprechenden deutlich; die entfernter Sitzenden ließen sich von ihren Nachbarn den ungefähren Sinn der Worte, insofern sie Bezug auf den Vorgang hatten, erklären; den Meisten war nur an dem reichen und blendenden Schauspiel gelegen.

Die Fackeln waren überall hin vertheilt, und vor dem fürstlichen Zelte erschien jetzt in bunter Tracht ein sogenannter Schalksnarr, der hier den ernsthaften Posten eines Prologus auszufüllen hatte. Er machte kund, daß er von den Göttern abgesendet sei, um folgendes traurige Ereigniß anzuzeigen. Der mächtige König der Erde, nämlich der Erdgeist, habe seine liebste Tochter, die Prinzessin Gold, verloren, durch feindliche Zauberer sei sie ihm geraubt und in einen Thurm eingeschlossen worden, den eine dreifache unüberwindliche Mauer umgebe. Viel tausend Jahre habe die Arme darin geschmachtet; endlich sei ein edler mannhafter Ritter erschienen, der sie befreien wolle. Allein mit gewöhnlichen Waffen war ein so schwieriges Unternehmen durchaus unausführbar; die Tücke der Magier hatte ihr Opfer zu sicher verwahrt, Talismane von der stärksten Macht waren an die Pforten geheftet, alle Schlösser an den Eingängen gefeit. Was sollte nun geschehen! Zum Glücke gelingt es dem weisen und tapfern Ritter, sich vier kühne Helden zu Freunden zu machen, und zwar dadurch, daß er ihnen den Aufenthaltsort ihrer entführten Schönen entdeckt. Mit der Macht dieser Schönen, die vier unüberwindliche Feien sind, wird eine Lanze geschmiedet, die alle Hindernisse überwindet, durch deren Hülfe der reiche und tapfere Ritter zum Besitz der Prinzessin gelangt. Er führt die Holde ihrem Vater zurück und erhält sie von diesem zur Gemahlin zum Dank für seine kühne Ritterthat.

Diese Worte, in zierliche Verse gebracht, waren verklungen, vom Beifall der schaulustigen Menge begleitet; es begann jetzt die eigentliche tragische Verhandlung. Alle Blicke hefteten sich auf die Bühne. Man sah einen wunderbaren Garten, aus dessen Boden helle bunte Flammen emporloderten; doch was Flammen schienen, waren prächtige Blumenkelche, kolossale Tulpen, purpurroth, smaragdgrün, goldgelb durcheinanderfunkelnd; über ihnen wiegten sich Schmetterlinge, die gleichfalls in durchsichtigen Farben brannten und gleich schimmernden Sternen in dunkeln Lüften hingen; aus den Gebüschen drangen liebliche Töne, bald schmachtend, bald klagend in den Nachthimmel hinauf. Doch das Köstlichste zeigte sich den erstaunten Blicken in der Mitte des wunderbaren Gartens. Hier warf ein Springbrunnen Strahlen goldgelben Weines in ein Becken von Gold, nebenbei auf reichen Teppichen und Polstern saß die Prinzessin Gold, von ihren Frauen umgeben. In der That konnte man nichts Lieblicheres und Entzückenderes sehen, die Gestalt und die herrlichen Formen des schönen achtzehnjährigen Mädchens waren in ein prangendes Gewand von Goldstoff gehüllt, das seine schweren Falten weithin auf den dunkeln Teppich hinbreitete, goldne Ketten zierten Arme und Busen, selbst das hellgelbe Haar war mit ihnen durchflochten, und über Alles legte sich in klaren Wellen, gleich einem goldnen Duft, ein leichtgewebter Goldschleier. Sie saß sinnend da, mit dem einen schönen Arm das Haupt stützend, mit dem andern einen herrlichen Papagei emporhaltend, der, wie ein großer funkelnder Strauß von Edelsteinen sich schimmernd bewegte. Die Menge auf den Gerüsten ließ sich bei diesem Anblick nicht zähmen, alle Stimmen brachen in laute Bewunderung aus, als sich die schöne Prinzessin jetzt erhob und langsamen Schrittes durch den Zaubergarten dahinwandelte, gleichsam auf den Wellen der Musik schwimmend; die Spur ihres Ganges bezeichnete eine Menge Goldfunken und Glühwürmer, die im Grase funkelten. Doch wehe dem schönen Bilde! es soll nicht lange in so süßer Einsamkeit schwärmen dürfen! Plötzlich, welch ein Anblick, fangen die mächtigen Tulpenhäupter sich zu regen an, hinter jeder lauscht eine finstere verzerrte Larve hervor. Bald erheben sie sich lang und länger, in jeder Minute wächst ihre fürchterliche Zahl; aus der Erde, aus den Gebüschen, selbst aus dem Springbrunnen steigen sie empor, und endlich stürzen die Ungeheuer mit vereinter Gewalt auf die Prinzessin los, die mit ihrem flatternden Goldschleier wie eine wahnsinnige Blume ihnen voranfliegt. Vergebens, der Schwarm der dunkeln riesigen Gestalten ist dicht hinter ihr her, es kreisen im Sturmwind ihre schwarzen Gewänder hoch in die Lüfte, die Ketten rasseln und schlagen an die erhitzten Leiber, und endlich, als sie die Arme gefangen haben, erheben sie einen dämonischen Freudentanz auf der Wiese, bei dem sie die köstlichen Blumen des Gartens mit wilden Füßen zerstampfen. Nach diesen bewegten Erscheinungen tritt Ruhe ein; jene Unholde verschwinden mit ihrer Beute, und nach einer Pause zeigt sich ein neuer Anblick. Seitwärts öffnet sich ein Felsenthor, und alle Blicke wenden sich dorthin, um den Erdkönig zu begrüßen, der langsam aus der Tiefe emporsteigt und durch sein gefurchtes Antlitz, mehr noch durch einen langen ehrwürdigen Bart, der bis an die Erde reicht, nicht wenig Ehrerbietung und Staunen einflößt. Der alte treffliche Herrscher, so lange Jahrhunderte in Frieden regierend, beklagt sich jetzt bitter über den Raub seines Lieblingskindes. Dunkle Gerüchte haben ihm erzählt, daß der Frevel von den Magiern verübt worden, und wenn dem in der That so ist, hat jede Hoffnung zur Befreiung der Unglücklichen nur schwachen Grund. Der trostlose Vater muß fast verzweifeln, denn er kennt jene betrügerischen Weisen, die die Nase in jedem Geheimniß stecken haben, die so gerne Alles wissen möchten und dabei zudringliche, unbequeme Leute sind. In diese Sorgen vertieft steht er noch da, als man im Hintergrunde auf seinem guten Gaul den Ritter Blending nach Abenteuern ausreiten sieht. Der König winkt ihn heran, und der Ritter, das Schicksal der unglücklichen Prinzessin erfahrend, zeigt sich sogleich voll Edelmuth und Thatkraft, er bietet seinen tapfern unüberwindlichen Arm an, vorher aber, und dieses ist ihm nicht zu verdenken, möchte er gern das Bild der Schönen sehen, zu deren Frommen er sich jetzt in ein Gefährniß begibt. Warte, mein Sohn, ruft der Alte und greift in die Tasche, dieses Vergnügen sollst Du haben; ich pflege stets eine Anzahl von ihren Portraits bei mir zu führen — siehe, da ist eines! Er zeigt dem Ritter ein Goldstück, und dieser ist so entzückt über das Portrait, über dessen Glanz und Lieblichkeit, daß er sogleich dem edeln König den glücklichen Ausgang des Unternehmens zuschwört. Ich dachte es wol, bemerkte dieser; wer nur dieses Portrait zu Gesichte bekam, hat sogleich den brennenden Wunsch bezeigt, sie zu besitzen. Allein mein Sohn, die Verborgene aufzufinden ist nicht so leicht; ich rathe Dir, Dich nach Beistand umzusehen, vor allen Dingen mußt Du die Metalle zu Rathe ziehen.

Wer sind diese?

In Wahrheit, entgegnete der Alte, ich weiß nicht, wo sie herumschwärmen; es sind die Brüder jenes holden Kindes. Doch ich muß Dir gestehen, setzte er mit einem kleinen leichtfertigen Lächeln hinzu, sie sind nicht meine ächten Söhne. Die einzige Frucht meiner Ehe ist die wunderschöne Tochter, jene sind mir nebenbei durch allerlei Liebschaften meiner etwas

Digitized by Google

wilden Jugend zugefallen; sie sind jedoch, wie ich höre, brave, rechtliche Bursche, wenngleich manche ein wenig plump und gemein sind, allein man kann nicht an allen seinen Kindern gleiche Freude erleben.

Der Ritter entschließt sich nun die Metalle aufzusuchen. In der That sind einige verarmt: das Eisen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei ist so dick und schwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen sich erhalten kann; nur das Silber hat den schönsten Platz, es ist am Busen eines jungen Mädchens. Als diese vier tapfern Helden das Unglück ihrer Schwester vernahmen, entschließen sie sich rasch, dem Ritter ihre Hülfe zu gewähren. Sie machen sich zu diesem Zwecke alle waffenfähig, und jeder schmiedet sich einen Panzer von dem ihm zukommenden Metalle, und so reiten sie aus, um von ihren Geliebten Abschied zu nehmen. Doch auf dem Schloß der Damen angelangt, erfahren sie zu ihrem Schreck, daß Raubritter sie entführt haben. Neues Ungemach! Der Ritter verspricht die verlornen Schönen aufzusuchen, und es gelingt ihm, sie zu finden. Diese vier Fräulein sind die Elemente. Das Feuer, eine hohe stolze Jungfrau im rothen Gewande, erwählt zu ihrem Paladin das Kupfer; es ist ein derber, gesund aussehender Bursche, der nur vom vielen Trinken eine etwas roth angelaufene Nase hat, doch grade deshalb ein um so feurigeres Ansehn zeigt. Die Erde, ein braunes, schon etwas ältliches Fräulein, ergibt sich dem Ritter Eisen, weil er ihr der ehrlichste und derbste scheint. Wasser, die holde zarte Jungfrau im silbernen Schleier, mit den klaren Augen und dem süßen Wellenschlage des schönen Busens, ist schon durch die zartesten Bande mit dem Jüngling Silber verbunden, und in der That kann man nicht leicht ein schöneres Paar sehen. Das jüngste Fräulein, ein verzogenes Mutterkind, grillenhaft, voll Launen, dabei aber die süßeste Kleine, die je das Auge geschaut; ihr Sylphenkörperchen tanzt auf jedem schwankenden Grashalm, ihr Gesichtchen spiegelt wie ein klarer röthlicher Mondglanz; diese vermählt sich aus lauter Caprice dem plumpen Ritter Blei; die wunderlichste Ehe, die man sich denken kann. Der arme Mann kann von seinem Weibchen nicht die geringste Gunst erlangen; denn ehe er vor ihr auf ein Knie niedersinkt, ist sie schon hunderttausend Meilen weit fortgeeilt, und während er die Worte: ich liebe Dich, ausspricht, hat sie schon drei Mal die Runde um den Erdkreis gemacht. Dennoch sind alle vier Damen für das Glück ihrer süßen Vereinigungen so erkenntlich, daß sie nun dem irrenden Ritter ebenfalls ihre Hülfe zusichern. Da sie mächtige Feien sind, so ist auf ihre Versprechungen schon zu bauen; wirklich verfertigen sie alsbald durch gemeinschaftliche Kunst eine krystallene Lanze, die sie dem Ritter in die Hand geben. Dieser eilt jetzt auf den Schauplatz der ihm bestimmten Thätigkeit, gefolgt von den vier Helden. Man sieht ihn vor dem Thurm, in dem die Prinzessin schmachtet, erscheinen. Die erste Pforte, vertheidigt durch einen wilden Riesen, den Aberglauben, wird gesprengt; die zweite schützt ein träges Ungeheuer, die Faulheit, doch auch sie muß weichen; die dritte endlich, geschlossen durch einen kräftigen Talisman, das Geheimniß, fodert die meiste Anstrengung, doch auch sie öffnet sich endlich und im Glanze zahlloser Lichter tritt die Prinzessin Gold hervor. Ein allgemeines Beifallsgeschrei begrüßt ihr Erscheinen; die vier Helden senken ehrerbietig die Speere beim Anblick ihrer holdseligen Schwester. Indem lassen Pauken und Cimbeln sich hören, auf einem goldnen Wagen, gezogen von vier prachtvollen Löwen, erscheint die Göttin Fortuna; sie nimmt die Befreite und ihren Retter in den Wagen auf, die Metalle und Elemente schließen, auf ihren stolzen Rossen thronend, dem Zuge sich an, und dieser bewegt sich nun in heitrer Pracht beim Jubel der Menge langsam über die Bühne. Zum Schluß erscheint nun auch der alte Erdkönig; er zeigt sich durchaus als ein Mann von Ehre, der seine Zusage auch zu halten willens ist; die Metalle, Elemente, niedere und höhere Naturgeister aller Art sind gegenwärtig, wie er die Hand der Prinzessin in die des glücklichen Ritters legt. Chöre der Geister singen Brauthymnen, und indeß sich die Vermählten auf einem goldnen Thron niederlassen, kommen nun alle Völker der Erde in ihren verschiedenen Trachten, um ihnen zu huldigen. Tanz und Gesang beschließen das Ganze.

Die Festlichkeit war beendet; viele Gäste eilten nun nach Hause, andere suchten sich für die Nacht ein Plätzchen im Fremdenhofe oder in den benachbarten ärmlichen Hütten. Das große Wirthszimmer hatte der Ritter Blinding in Anspruch genommen; es wurden hier Anstalten zu einem köstlichen Mahl getroffen, welches die Eingeweihten unter sich, ohne Zuziehung anderer Gäste, einnehmen sollten. Der Wirth jedoch mußte es so einzurichten, daß der Fremde unbemerkt ein Plätzchen an der Wand erhielt. Die gute Laune der Goldmacher war so lebhaft erregt und ging durch die herrlichen Weine, die der reiche Gastgeber spendete und die ohne Aufhören um die Tafel kreisten, bald in eine so wilde Ausgelassenheit über, daß auch ohne jene Vorsicht Niemand sich um den einzelnen fremden Mann bekümmert hätte. Der Ritter Blinding saß obenan, sein Antlitz glänzte, als schiene wiederum die Abendsonne darauf, das runde Bäuchelchen und die vollen Wangen schüttelten sich bei dem kräftigen Gelächter, das Meister Leonhard's Schwänke zu erregen wußten. Die vier Metalle waren in ihrer Maskenkleidung geblieben, nur hatten sie die Larven abgelegt, und es zeigte sich jetzt, daß es vier ehrenfeste Ritter aus der Nachbarschaft waren; auch der Erdkönig trat jetzt als ein junger lustiger Bursche ohne Bart hervor. Die Frauen und Jungfrauen, die das Spiel hatten verherrlichen helfen, blieben von dem Gelage fort.

Als die gesellige Freude ihre höchste Spitze erreicht hatte, bemerkten mit Unwillen die Zunächstsitzenden an dem Sänger Leonhard eine traurige und nachdenkliche Miene. Ach, meine Freunde, entgegnete der Meister auf ihre Fragen, wie Ihr mich jetzt fröhlich in Eurer Mitte sitzen seht, so will es mich gemahnen einer Zeit, die jetzt längst dahin ist. Eine geheime Schuld drückt mein Herz; ich meine, daß ich an dem Unglück eines lieben Genossen und theuern Freundes Schuld bin. Viele wurden bei diesen Worten ernsthaft, Andere erkundigten sich neugierig, von wem die Rede sei, und der Ritter Blinding rief: Ich, Euer König, befehle Euch, und zwar im Namen meiner holdseligen Gemahlin, die leider gleich nach unserer heiligen Trauung mich wiederum verlassen hat, die Ursache Eurer Bekümmerniß, Meister Leonhard, sowie die Geschichte jenes Freundes, den Ihr unglücklich nennt, uns zu erzählen. Alle Gäste stimmten dieser Auffoderung bei, und der Sänger nahm das Wort: Leider, meine hochgeehrten Freunde und Genossen des Geheimnisses, kenne ich das Schicksal jenes Freundes selbst nicht genau; der Theil von Schuld, den ich mir aber bei seinem Mißgeschick zumesse, ist dieser. Zehn Jahre sind es jetzt ungefähr, da ich, damals in der Residenzstadt Dresden lebend, in einem Kreise fröhlicher Leute von jenen ehrwürdigen Geheimnissen sprach, in die ich jetzt durch besondere Gnade des Himmels eingeweiht bin. Wer hätte glauben sollen, daß das Bäumchen scherzhafter Unterhaltung, entsprossen dem Boden augenblicklicher ausgelassener Laune, so bittere Früchte des Ernstes ansetzen würde. Mein Freund, der auch gegenwärtig war, nahm sich meine Worte zu Herzen, böse Gesellen mögen wol nachgeholfen haben; kurz, der redliche stille Mann ging plötzlich in schädliche Verwirrung über, verließ Frau und Werkstatt und ist in die weite Welt gezogen. Ich höre, daß er sich für einen gelehrten Alchymisten ausgegeben hat, sein näheres Schicksal habe ich aber nicht erfahren können; es ist nur zu gewiß, daß auch er das elende Ende aller jener Leute gefunden hat, welche sich im Ernste mit der finstern Kunst beschäftigen. Wenn dieses ist, ach, Freunde, so drückt mich die alte Schuld; denn ich war es, der ihm leichtfertig zusprach, als er eines Tages von der Goldmacherkunst mit mir redete.

Wie nannte sich euer Freund? fragte ein Ritter.

Leonhard erwiederte: Laßt mich seinen Namen verschweigen, ich will Niemandes Ankläger werden.

Ich frage auch nur, entgegnete jener, weil ich vor einigen Jahren am Hofe König Sigismund's von Polen einen fremden Grafen kennen lernte, den die Menge einen Alchymisten nannte, und über dessen Herkunft nur dunkle Gerüchte gingen. Es könnte ja wohl dieser Euer vermißter Freund sein.

Leonhard schüttelte das Haupt. Wie käme der Arme zu Ansehen, Glück und Reichthum! Ach, wenn der Himmel mir nur das Glück schenkte, ihn noch einmal zu sehen, oder wenigstens von seinen Erlebnissen genaue Kunde einzuziehn!

Wäre er nur in unserer Mitte, rief der Ritter Blinding; hier an unserer wohlbesetzten Tafel könnte er lernen, wie man in Wahrheit Gold machen könne. Nicht in finstern Gewölben, am dunkeln Heerde bei Rauch und Qualm, nein, unter heitern Gesellen, bei Gesang und Wein und kräftiger liebevoller Freundschaftsrede, da wird im Herzen das echte Gold geboren, da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher, gierig saugt die begehrliche Lippe den flüssigen Goldschaum, und aufsteigend erblühen im Gehirn die goldenen Träume, die trunkenen Bilder. Alles dieses, meine Freunde, ist wirkliches echtes Gold, und die Art, wie wir es hervorbringen, ist die einzig wahre und echte; wer mir von einer andern redet, will mich betrügen und täuschen.

So sitzen wir denn, rief Meister Leonhard, in das heitere Bild unwillkührlich einstimmend, in unserer geheimnißvollen Werkstatt beisammen, Jeder an seinem Platze am Heerd beschäftigt; mein Auge erblickt nichts als Retorten, Destillirkolben und Zaubergefäße von allen Formen. Noch schwebt über uns im goldenen Dufte das Geheimniß! Wer wird zuerst mit aufwärts schauendem, begeistertem Auge einen der schlanken zierlichen Geister erfassen, die in der schimmernden Atmosphäre oben tanzen und jubiliren? Seht, wie sie neckisch

auf- und abfahren, stets flüchtig enteilend, wenn der Gedanke sie eben zu fassen meinte. Das sind die Geister des Scherzes, der glücklichen Einfälle, die über jeder gutbesetzten Tafel ihr tändelndes Spiel treiben. Auf, Ihr Goldmacher! wer zwingt zuerst die süßen kleinen Gottheiten in die Retorte hinab; doch nein, nicht gezwungen wollen sie sein, freiwillig kommen sie und senken die zierlichen krystallenen Glieder in die schäumende Weinflut, singend auf- und niederfahrend im goldenen Element. Laßt sie wieder entflattern, wenn sie wollen; haltet sie nicht, seid zufrieden, daß der Trank, der alltägliche Trank in Euerm Becher, durch ihre Berührung jetzt in Gold verwandelt ist; schlürft ihn herab und gebt uns dann gleich die neugeprägten Gedanken, die echten herrlichen Witze frisch aus der Werkstatt. Ihr Andern, die noch nicht das Geheimniß fanden, macht das Wechslergeschäft, bringt das neue Gold in Umlauf, tauscht die großen Münzen in kleine um und versorgt die äußersten Enden der Tafel geschickt mit Erwerb und Wohlstand. Seht, seht, wie jetzt bald das ganze Land in Wohlthätigkeit blüht; gleichwie jeder Bauer sein Huhn im Topfe hat, so hat jetzt jeder Gast, auch der ärmste und stillste, auf seinem Teller einen guten Einfall. Immer häufiger senken sich die zarten neckischen Geister von oben herab, immer zärtlicher schauen sie in die begehrlichen weinglänzenden Augen der fröhlichen Trinker, zu ganzen Schaaren stürzen sie in die kühlen goldenen Badewannen, und bald ist Keiner mehr im Kreise, dem nicht in innerster gedrungener Lebensfülle, in überschwenglicher Lust das Geheimniß aufgegangen ist, der nicht das stille Fest der Vermählung mit der erwählten süßen Braut begangen hat. Ja, Freunde, wir sind alle Goldmacher, erkennt unsern großen Beruf, doch laßt uns zugleich streng das Geheimniß bewahren; der geistreiche freie Lebensgenuß, das echte lautre Gold der Freude ist nur für die Auserwählten geschaffen, die taube, dumpfe Menge muß ewig im Finstern tappen.

Nein, rief der Ritter Blinding, wir in unsern königlichen Gnaden sind nicht ganz Eurer Meinung, verehrlicher Goldmachermeister. Unsere holdselige Vermählung mit der Prinzessin Gold ist mit Recht eine denkwürdige Angelegenheit des ganzen Landes zu nennen. Ich stelle mir vor, wie viele meiner geliebten Unterthanen, die in ihren entferntesten Wohnplätzen von dem großen Ereigniß haben sprechen hören, nicht wenig Begierde zeigen werden, ihre neue Herrscherin kennen zu lernen. Da dieses von Angesicht zu Angesicht nicht leicht möglich ist, so beschließen wir huldvoll, genannten Unterthanen eine genügende Anzahl Portraits zu überschicken. Auf diese Weise, meine Freunde, laßt uns denn nun auch die Nichtwissenden in unser Geheimniß einweihen.

Er nahm bei diesen Worten sein graues Hütlein vom Haupte, warf eine Handvoll Goldstücke hinein, unter Scherz und Gelächter ging das Hütlein weiter im Kreise, und als es nun zum Sänger Leonhard gelangte, rief er: So will ich denn diese kostbare Portraitsammlung mit einigen seltnen Cabinetsstücken aus alter Schule vermehren. Ja, Glück und Freude den Armen und Unglücklichen! Er löste von seiner goldenen Kette ein paar große, gewichtige Münzen ab und warf sie klingend in den Hut.

Recht so, rief der Ritter, Ihr zeigt Euch als tüchtigen Goldmacher, dem es auf ein paar Loth mehr oder weniger im Gewichte nicht ankommt. Habt meinen Dank, lieber Meister!

Scherz und Freude erreichten die höchste Spitze. Nun singt das Lied der Goldmacher! riefen mehrere Stimmen, und Meister Leonhard ergriff die Zither, die an seinem Stuhl lehnte, und sang mit wohllautender Stimme folgende Strophen:

Tief in der Nacht geheimnißvoll
In dunkler Höhlen Raum
Wächst durch gespaltet Steingeklüft
Ein lebenvoller Baum.

Wo ist des Baumes Wurzelschaft,
Dem blühend er entsteigt?
Wer nennt mir die geheime Kraft,
Die tausendfach sich zweigt?

Ist, wie in des Gehirnes Raum,
Ein goldner Traum entblüht,
So dies der alten Erde Traum,
Drin frühe Jugend sprüht?

Ist's der Titanen wildes Blut
Vergossen einst im Streit?
Die Spur von Götterübermuth
Vernichtet keine Zeit.

Wie, oder treibt des Frühlings Gruß,
Der Blumen bringt dem Thal,
Dort in der Felsenkammer Schluß
Den hellen Goldesstrahl?

Vergebens forscht der Seherblick,
Die dunkle Tiefe schweigt,
Des Baumes räthselhaft Geschick
Ist Dir im Bild gezeigt.

So wuchern unter Steingeklüft
Die Adern goldner Lust:
Vergebens das Du um Dich greifst,
Greif' in die eigne Brust.

Ja, ja, rief der Ritter Blinding, ein Thor ist, wer das Köstliche und Süße in der Ferne sucht, es liegt uns Allen nahe. Gebt dem Sänger diesen Becher unseres schönsten Metalles, ihm sei es zuerst geweiht! Gott segne des trefflichen Mannes Eintritt in unsere Gemeinschaft, es wäre ewig Schade gewesen, wenn so kostbare Talente sich im Alltagsdienste des staubigen Lebens abgenützt hätten. Es lebe der Meister Leonhard, der Sänger!

Alle stimmten fröhlich in diesen Trinkspruch ein, zugleich ertönten liebliche Flötentöne unter den Fenstern dem Neuaufgenommenen zu Ehren.

Der Fremde, der aus seiner Ecke heraus ein aufmerksamer Zeuge der Tafelfreuden und Gespräche gewesen war, benutzte jetzt den Augenblick, in dem mehrere Gäste sich erhoben, um in der Stille das Zimmer und das Haus zu verlassen. Draußen lag die Nacht über die Gegend gebreitet, mild leuchtete der Halbmond herab, sich in den Wellen des Flusses spiegelnd. Die Ufer unten und noch ein Theil der Wiese war mit unruhigen Gruppen gefüllt, die sich zur Abfahrt anschickten. Eine schöne Gondel, höher als die andern Fahrzeuge im Preise, lag noch wartend da; der Fremde miethete sie für sich, um noch vor Mitternacht die Stadt Mainz zu erreichen. Wie die Ruderer eben abstoßen wollten, zeigten sich am Gestade zwei ängstlich suchende Frauen, von einer Dienerin begleitet; sie wünschten einen Platz zu erlangen, doch die überfüllten Böte wiesen sie überall zurück; der Fremde wurde ihrer nicht sobald gewahr, als er ihnen die Gondel anbot. Das Anerbieten wurde nach kurzem Zögern angenommen, und es traten, von den Ruderknechten geleitet, eine ältliche Frau und ein blühendes junges Mädchen in den innern, von bunten Lampen erhellten Raum. Wie angenehm überrascht war der Fremde, als er in dem jungen Fräulein die Prinzessin Gold erblickte. Sie schien ihm hier in ihrer einfachen Tracht fast noch blühender und schöner; das goldene Haar, dessen köstliche Fülle erst jetzt recht sichtbar war, umschloß in vollen Flechten das zarte jungfräuliche Antlitz, dieses hob sich auf das schönste von dem dunkeln Hintergrunde der bewegten Wellen ab. Schwankend, wie die Bewegung des Bootes es mit sich brachte, wiegte sich die holde Erscheinung; es war dem fremden Manne, als sei nicht der dicke Ritter Blinding, sondern er der Glückliche, der die wunderbare Prinzessin Gold, des Erdkönigs Lieblingstöchterlein, in geheimer dunkler Kammer bei sich verschlossen halte als seine süße Braut. Er theilte der Matrone seine Entdeckung in Betreff des Schauspiels mit und erfuhr von dieser, daß er sich nicht getäuscht habe; im Gespräch, das jetzt angeknüpft war, zeigte es sich, daß die schöne Lisbertha die Tochter eines Goldschmieds war; der Vater, schon seit Jahren todt, hatte nur ein geringes Erbtheil seiner Wittwe hinterlassen, von dem sie in beschränkter Lage dennoch zufrieden und glücklich lebte. Der Ruf der Schönheit, in dem die schöne Goldschmiedstochter stand, hatte ihr die heutige Ehre zugezogen, die anderen Frauen beim Feste waren ihre Gespielinnen. Zu schnell für die schon beginnende vertraulichere Mittheilung war die Stadt und das Haus der Wittwe erreicht. Der Fremde, nachdem er die Frauen bis an ihre Thür geleitet, nahm Abschied und erhielt die Erlaubniß, sie noch einmal vor seiner Abreise besuchen zu dürfen.

Auf einem abgelegenen Platze im Garten vor der Stadt fanden sich zwei Männer zusammen, die sich gegenseitig Vieles zu berichten hatten. Es war der Meister Leonhard und jener Fremde, in dem wir den Goldschmiedmeister Tobias Rosen aus Dresden wiederfinden. Nicht aufhören konnte der Sänger sich über das Aussehen seines Freundes zu verwundern. Wie, rief er, indem er jetzt vor ihm stehend seine Hand ergriff, wie ist's nur möglich, liebster Meister, daß ich Euch überhaupt nur erkannt habe? Als ich Euch verließ, standet Ihr im vollen Reichthum Euerer jugendlichen Kraft, und jetzt, in der That ich täusche mich nicht, färben graue Haare Euern Scheitel; sind denn wirklich nur zehn Jahre über unsern Häuptern dahingegangen?

Zehn Jahre, erwiederte Tobias mit bitterm Lächeln, sind Zeit genug, um den Giftbecher des Lebens zu leeren. Freund, hast Du nie gehört, daß eine einzige Stunde hinreicht, um einen braunen Scheitel in einen grauen zu verwandeln? Nur zu sehr hast Du die Wahrheit ausgesprochen an jenem Abende; ich bin der Elende, den Du bezeichnetest, der, auf Haufen

Digitized by Google

Goldes ruhend, nahe daran ist zu verschmachten, der, im Besitz alles Dessen, was das Leben köstlich macht, den ärmsten Bettler beneidet. Doch höre jetzt meine Geschichte.

Meine Flucht aus Dresden mit jener Arabella hast Du schon vom Arzte Hubert, unserm beiderseitigen liebevollen Freunde umständlich erfahren; begleite mich jetzt auf dem kecken Ausfluge, den ich im Besitz von Seton's Schätzen in die weite Welt unternahm. Unser Weg führte uns zuerst weit weg von dem Lande, aus dem ich selbst durch Verbrechen mich auf immer gebannt hatte; in Rom, wo Arabella, mit ihrem wahren Namen Beatrice, Verwandte fand, blieben wir einige Zeit. Hier verband uns das heilige Sacrament der Ehe, und am Abend jenes Tages reichte sie mir die Flasche mit der geheimnißvollen Tinctur. Meine Begier, die ersten Versuche zu machen, war so groß, daß ich die Nacht trotz Arabellens liebkosenden Bitten mich in das schon bereit gehaltene Gewölbe einschloß und bis an den frühen Morgen die Zeit mit Experimenten zubrachte. O Freund, welche nie geahnte Seligkeit durchdrang jeden meiner Pulsschläge, als nun zum ersten Mal unter meinen Händen aus der Umhüllung von tauben Schlacken, in seltsam treibender brausender Kraft sich öffnend, das blinkende goldene Auge mich anlächelte! Noch immer zögernd und fürchtend, die himmlische Erscheinung möchte wieder in Nacht verschwinden, wage ich es kaum, das neugeborene Metall der scharfen prüfenden Feile anzuvertrauen, es auf die Scheibe des Steines zu bringen; jetzt, da es geschieht und es sich als echt bewährt, bringe ich es an meine Lippen und erwärme das starre Kind mit den heißesten Küssen. Ich hatte mir selber einen heiligen Eid gethan, das erste Gebild, welches ich aus dem selbstgewonnenen Metalle wollte formen lassen, sollte das der gebenedeiten Mutter Gottes mit dem Kinde sein, hierdurch glaubte ich verblendeter Thor meine Schuld zu sühnen. Das Bild wurde in Arbeit genommen; doch, nennt es Zufall, nennt es Strafe des Himmels, vergeblich mühte sich einer der geschicktesten Meister Roms, es trefflich auszuführen, immer wieder mißlang der Guß, und das Werk, welches er endlich vollendete, erfüllte weder meine noch seine eigenen Wünsche und Erwartungen. Das Gold der Hölle sollte zu keinem heiligen Zwecke dienen! Ein prächtiger Halsschmuck, den ich der schönen Lucretia, der Tochter eines meiner römischen Freunde, schenkte, gelang besser; doch hier zeigten sich auch zum ersten Mal die dämonischen Kräfte wirksam. Arabellens Eifersucht, schon lange heimlich trag, brach in vollen Flammen aus, sie warf mir Undank vor, und ich erkannte jetzt, in welche Fesseln schmachvoller Abhängigkeit ich mich begeben; das Band der Sinnenglut, das mich bis jetzt an die Seite des schönen Weibes festgehalten, zerriß; nur die Treue, die sie mir bewahrt, die Anhänglichkeit, die sie mir bewiesen, gebot mir Achtung; doch auch diese Stütze meines Glückes sollte zusammenbrechen. Ich vergaß Euch zu erzählen, Freund, daß jener Bertram, den wir aus Dresden mitnahmen, Seton's Sohn, Arabellens Stiefsohn, jetzt von einem schwächlichen Knaben zu einem schönen Jüngling herangereift war. Ich nenne ihn schön; doch es war jene unheimliche düstere Schönheit, die, indem sie einerseits unser Interesse mächtig an sich zieht, andrerseits jede auch nur leise Annäherung des Vertrauens und der Liebe kalt von sich stößt. In einem bleichen, regelmäßig geformten Gesichte brannten zwei dunkelleuchtende Sterne, der Stempel finstrer Verschlossenheit war der hohen Stirn aufgedrückt, und um den schöngeformten Mund zuckte die kalte Miene des Stolzes. Er hatte mir immer die Ergebenheit gezeigt, die er dem Retter seines Vaters schuldig zu sein glaubte, in Stunden des innigern Gespräches nannte er mich seinen Freund, seinen Retter, und soll ich's gestehen, trotz jener abschreckenden Anzeichen seines Gesichtes hing ich mit vollem Vertrauen an seinen Worten. Ach, ich war ja noch nicht getäuscht worden, noch hatte ich keinen Zug aus dem bittern Kelch gethan, den ich später bis auf die Neige ausleeren mußte. Es war mir ein Bedürfniß, zu lieben, und ich liebte den schönen Jüngling, den ich an meiner Seite hatte aufwachsen sehen. Zugleich beschwichtigte ich mit dieser Neigung mein mahnendes Gewissen: Du willst für ihn Schätze sammeln, rief ich bei mir; ihn, an dessen Ferse sich noch kein Fluch geheftet hat, dessen Locken die üppige Fülle der Jugend schmückt, ihn willst du reich und glücklich machen. Diese Gedanken begleiteten mich, wenn ich in meine stille Gruft hinabstieg zur nächtlichen Arbeit, sie hielten mich aufrecht, wenn in fürchterlichen einsamen Stunden mir der Gott, dem ich jetzt diente, sein eigentliches Antlitz zeigte. Wie oft kamen mir jetzt jene Worte in den Sinn, die Ihr, Meister Leonhard, einst spracht von der nächtlichen Tiefe der Begier, die in der Menschenbrust schlummert, und die Niemand ungestraft weckt; jetzt sah ich mich selbst in dem Bilde, vor dem ich damals schaudernd zurückbebte, und dennoch war meine Kraft zu schwach, um mich loszureißen. Wem der gütige Himmel das Geschenk der Liebe rein im Busen bewahren will, den stellt er nicht hoch, eine süße Abhängigkeit schlägt ihre Bande um sein Herz, und das Bedürfniß schließt ihn fest an die Menschen; anders ist es mit den Gewaltigen dieser Erde, sie lernen frühe die Sklaven ihrer Laune hassen, ein käuflich Geschlecht sehen sie zu ihren Füßen, das sich willig jeder Schandthat bequemt, sowie es ohne Willen der Tugend dient. Auch mir wurden diese bittern Betrachtungen, früher mir so fremd, jetzt einheimisch in der Seele. Aengstlich prüfte ich ein Herz, das sich mir näherte, ich fürchtete es als unechtes Gold zu erkennen, und wie oft fand ich meine Furcht gegründet. Nur Bertram's Treue hielt ich mir zugesichert, doch ich sollte von dieser Seite her auf das empfindlichste gezüchtigt werden.

Der Sprechende hielt inne, das ganze Gewicht seines Elends schien ihn zu übermannen, er senkte sein Haupt und verbarg es in der Hand. Die Tröstungen seines Freundes vermochten ihn in seiner Erzählung weiter fortzufahren.

Ein mir treuergebner alter Diener hatte mir schon lange von geheimen Zusammenkünften Nachricht gegeben, die Arabella, wenn sie mich in der Werkstatt arbeitend glaubte, veranstaltete; ich gab seinen Zuflüsterungen kein Gehör. Endlich zündete auch hier der Funke des Argwohns, und in einer finstern Nacht schlich ich verkappt durch die Gänge meines eignen Palastes dem Schlafgemach meines Weibes zu. Man erwartete mich sicherlich nicht: ich fand die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt, eine schlafende Zofe war die einzige Wache, die die Treulosen dem Verräther entgegensetzten. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thüren und stand endlich mitten in der dämmernden Nacht des Schlafgemachs. O Freund, was mußte mein Auge erblicken: ein köstliches Mahl stand bereitet, Arabella und Bertram hatten sich daran gelagert, die Ehrvergessenen fuhren entsetzt von den schwelgerischen Polstern auf, als sie meine drohende Gestalt hinter den hohen silbernen Credenzgefäßen des Tisches erblickten. Ich glaubte sie reuig zu meinen Füßen sinken zu sehen; doch dieser Moment war dazu geschaffen, mir die ganze fluchwürdige Tücke Derer zu enthüllen, die ich bis jetzt mit Liebe und Vertrauen umschlossen. Auf meinen Blick des zornigen Vorwurfs erhob sich Arabella zuerst. Treuloser, rief sie, Du wagst es mich anzuklagen? Du, den ich aus der Niedrigkeit emporhob, und der mir, die geschworne Treue schändlich brechend, mich jedem augenblicklichen Gelüste aufopferte. Dein unnatürlicher Durst nach Gold, Ungeheuer, entfernt Dich schon auf ewig aus meinen Armen! Hinab wieder in Deine kalte Gruft! Was willst Du unter Menschen, fort aus dem Gebiete des Lebens, dem Du nicht mehr angehörst! Dieser Vorwurf traf mein Innerstes, er erschütterte mich tief. Arabella, rief ich mit gebrochnem Herzen, und Du, Bertram, hört mich ihr Treulosen! wenn ich den finstern Mächten anheimgefallen, wenn mein Auge von dem goldnen Lichte des Tages Abschied genommen, für wen geschah dieses? für wen arbeite ich dort in der Tiefe und sammle Schätze? Schütte ich sie nicht freigebig in Euern Schoos? verzehrt mich nicht die Mühe, um daß Euch die goldne Frucht erquicke? Ha, Ihr Undankbaren, und das ist mein Lohn!

Ich hielt mich schwankend an die Stützen des Tisches, fast drohte ich meinem Schmerze zu erliegen; da trat jener freche Bube auf mich zu, seine schönen Züge waren verzerrt, sein Antlitz das eines Mörders, der auf Raub ausgeht, er faßte mich krampfhaft, und seine dunkeln Augen blitzten mich an. Wo ist mein Erbe? rief er mit entsetzlicher Stimme, gib es heraus, Elender! Die Stunde ist gekommen, wo wir fürchterliche Abrechnung mit einander schließen müssen. Ich sah ihn starr und gelassen an. Mein Erbe! rief er drohender; jene Tinctur, die Du durch Heuchlerkünste dem sterbenden Vater abzulocken gewußt, und die mir, mir allein gehört. Liefre sie aus in unsre Hände, und dann ziehe frei Deines Weges! Diese Worte waren kaum gesprochen, als ich meine volle Kraft wiederkehren fühlte; die Fülle des Zorns übergoß mein Antlitz und ich war nahe daran augenblickliche blutige Rache zu nehmen. Die Elenden waren darauf gefaßt, der Ruf Bertram's brachte mehre Diener herbei, sie ergriffen mich, vergeblich war mein Widerstand, in meinem eignen Hause, von meinen eignen Knechten gefesselt und auf Befehl Dessen, den ich als Freund geliebt, wurde ich fortgeführt. O entsetzliche Nacht!

Ihr habt Bitteres erduldet, rief Leonhard, indem er die Hand des Leidenden faßte. Wie kann doch so viel Verrath und Schändlichkeit in dem Busen des Menschen beisammen wohnen! Sagt, was geschah nun jenen Elenden?

Laßt mich von den fürchterlichen Tagen schweigen, setzte Tobias seine Rede fort, wo ich in meinem eignen Hause als Gefangener lebte. Zum Glück hatte jener alte treue Diener, von meinem Schicksal die Vorahnung hegend, Mittel gefunden, den Schatz in Sicherheit zu bringen; er ruhete nicht

Digitized by Google

eher, als bis es ihm gelungen, auch mir die Freiheit zu verschaffen, gerade in einem Zeitpunct, wo ich den Gerichten auf Anklage jener Schändlichen ausgeliefert werden sollte. So entfloh ich denn in einer Nacht einsam und hülflos; doch ich hatte in den Händen, was mich wieder reich und angesehen bei dem treulosen Geschlechte der Menschen machen konnte. Doch, Freund, konnte ich mich des geretteten Schatzes freuen? war er es nicht, der mir jene bittern Erfahrungen zugezogen? Ich war nur zufrieden, daß er keine Beute meiner Verderber geworden. Ich durchzog jetzt wieder frei die Welt. Europa war mir zuwider geworden; mich trieb es, fremde Welttheile zu sehen, ich wollte die glücklichen Gegenden besuchen, in denen der Mensch, ein freier Sohn der Natur, in völliger Abgeschiedenheit und Einfachheit paradiesische Tage verlebt. So wanderte ich zu der Wiege der Menschheit, nach Asien, hinüber, und auf den merkwürdigen weltkundigen Gebirgen, von deren Scheiteln der Strom der Weltgeschichte sich vor sechstausend Jahren brausend ergoß, wanderte jetzt mein einsamer Fuß. Glücklich war ich in den Wüsten; doch wo ich menschliche Wohnsitze betrat, da erwachten auch wieder die alten Geister der Verachtung, des wilden Uebermuths in mir. Ueberall schlossen sich unter der lockenden Larve von Liebe und Freundschaft Habgier, Heuchelei und Verrath mir an. Wozu, Freund Leonhard, das ganze trübe Gemälde vor Deinen Augen entrollen? Du siehst, das mich das Heimweh doch wieder nach Europa gebracht; ich habe jetzt die Welt kennen gelernt, nach deren Anblick mich dürstete. Ach, Frieden und Ruhe finde ich nur bei ihr, an dem Busen meiner Marie; zu ihren Füßen will ich wallfahren, durch blutige Thränen meine Schuld abbüßen, und nimmt sie den Reuigen auf, dann lächelt mir auch wol wieder der Himmel. Vorher jedoch will ich den Schatz der Dämonen von mir thun. Mir, dem Schuldigen, hat er Fluch gebracht, doch in den Händen der Unschuld und Jungfräulichkeit muß er auch wider Willen Segen schaffen. Gestern, mein geliebter Freund, hab' ich ein Mädchen kennen gelernt, ein süßes Kind voll Schönheit und Anmuth, einen Engel der Erde, wie er nie reiner aus den Händen des Schöpfers hervorging, ihm will ich mein Gut dahingeben und dann an der Seite Mariens den Unterhalt meines Lebens wie früher kümmerlich gewinnen, doch mit dem wieder gewonnenen Glück und dem Frieden im Herzen.

Uebereilt Euch nicht, Meister Tobias, rief Leonhard, als jener seine Erzählung beschlossen hatte; werft nicht muthwillig von Euch, was Ihr so sauer erkämpft. Hab ich Euch jemals als ein wahrer Freund gegolten, so hört auf meinen Rath.

Tobias schüttelte das Haupt, Thränen befeuchteten sein Auge. Ich habe genug gelebt, rief er; ich bin müde, das Tageslicht zu schauen. Was sollen mir Reichthum und Glanz? Soll ich Euch gestehen, jene Stunden, in denen ich Euch fröhlich beim Festtisch erblickte, haben mir den Dolch vollends ins Herz gestoßen. Diese Herrlichkeit ist für mich auf immer dahin! So laßt mich denn nun auch aus der Gemeinschaft der Lebenden hinaustreten.

Ihr erschreckt mich, Meister, rief Leonhard, und schloß den Freund in die Arme; bedenkt, daß Ihr noch ein schönes Lebensziel vor Euch seht.

Den Tod sehe ich vor mir, entgegnete Tobias mit dumpfer Stimme, und will mich der Himmel beglücken, so schenkt er mir den Tod in den Armen meiner Marie.

Er erhob sich und trat in den Schatten der dunkeln Lindenbäume, Leonhard folgte ihm. Die offene Thür des Gartens ließ die Gruppe fröhlicher Spaziergänger sehen, die, aus der Kirche kommend, in Gespräch und Scherz den frühlingshellen Weg hinabwandelten. Noch tönte die ernste Glocke der Cathedrale ihre feierlichen Klänge durch die klaren Lüfte. Die hinschauenden Männer erblickten Lisbertha's holde Gestalt, wie sie neben ihrer Mutter am Gartenthor vorbeiging. Dieses süße Bild vermochte den Trübsinn beider Freunde zu zerstreuen; Meister Leonhard's Augen glänzten, und Tobias, indem er auf die Enteilende hinwies, rief leise: Dieses ist der Engel, den ich auserwählt; sie lebt mit ihrer Mutter in Armuth, auch der Geliebte, dem sie schon versprochen, ist nicht reich, so hat sie im vertraulichen Gespräch es mir gestern selbst gestanden. Wohlan, sie soll über ihr Geschick einen goldnen Morgen anbrechen sehen. Das verführerische Metall, das sie im Bilde dargestellt, es sehnt sich, als gehorsamer Sclave, zu ihren Füßen seine Dienste anzubieten. Kennst Du sie, diese Prinzessin Gold, Freund Leonhard?

Ob ich sie kenne, rief der Sänger fast unwillig; hab' ich doch für sie, zu ihrer Verherrlichung das ganze wunderliche Spiel gestern gedichtet.

So nenne mir auch den Glücklichen, rief Tobias rasch, der diese Perle, dieses Kleinod heimführen soll.

Schaut mir in die Augen, entgegnete der Sänger, und Ihr werdet keine Frage weiter nöthig finden. Wie, Ihr selbst! rief der Freund und schloß den Glücklichen in seine Arme. O, so ist auch mir geholfen, ich darf dann meinen Schatz in Eure Hände niederlegen. Ihr nehmt ihn, nicht wahr, als Vermächtniß eines Unglücklichen, der Euch einst theuer war?

Der Sänger zeigte sich auf das innigste gerührt. Tobias, rief er, Euer Herz ist rein und gesund geblieben, es fühlt lebendig und warm wie früher. Ja, Ihr seid der Alte; doch weil die Dämonen an Euch keine Macht haben, so behaltet jetzt selbst Euern Schatz. Fangt ein neues freudiges Leben an, noch ist der Entschluß in Eure Gewalt gegeben! — Kommt, laßt uns zusammen Marien aufsuchen; ich lasse Euch nicht, bis ich Euch wieder froh und glücklich sehe.

Ihr lehnt meine Gabe ab, nahm nach einer Pause Tobias das Wort; Ihr wollt Euch frei und ohne Schuld erhalten: nur mich, nur mich soll das volle Gewicht des Elends zu Boden drücken! Er sank auf die Ruhebank nieder, seine Thränen flossen, und in dem bleichen Antlitz kämpften Schmerz und Verzweiflung. Vergebens tröstete der Sänger mit den zärtlichsten Worten, er mußte den Freund seinem Trübsinn überlassen. Den andern Morgen hatte er die Stadt verlassen, Leonhard und Lisbertha erfuhren nicht, wohin er sich gewendet.

In dem Garten der reichen Wittwe zu Dresden saß der Arzt Hubert allein in der Laube, die, ihres Schmuckes durch die letzten rauhen Tage des Herbstes beraubt, ein passendes Bild darbot zu dem Gemüthszustand Dessen, der in ihr Platz genommen. Die sonst aufgerichtete Gestalt des Mannes hatten Jahre und Sorgen gebeugt, die Züge seines wohlwollenden Antlitzes, noch immer sanft und freundlich, trugen doch Spuren tiefen Kummers. Aus den Gedanken und Bildern, in die er versunken, schreckte ihn jetzt das Geläute der Sterbeglocke aus der nachbarlichen Kirche. Langsam erhob er sich, und dem Eingang des Gartens zuschreitend, empfingen ihn schwarzgekleidete Männer in ihre Mitte, und auf die Gasse hinaustretend, sah man sie sich dem Zuge anschließen, der eben mit Gesang und geweihten Kerzen einen Todten zur Ruhestätte brachte.

Vor dem Thore angelangt, zeigte sich ein Wanderer, der des Weges kam und der beim Anblick des Zuges stehen blieb; er trat auf Hubert zu, indem er fragte, wen man hinaustrüge. Der Arzt erwiederte: Die Wittwe eines Goldschmiedmeisters aus dieser Stadt, Maria Rosen mit Namen. Der Wanderer wich still zur Seite, und der Zug ging seine Straße weiter.

Der Mond leuchtete durch zerrissene Wolken, die Bäume des Kirchhofs warfen ihre wankenden Schatten über die zahllosen Leichensteine und Gebilde; da schlich sich noch spät ein einsamer Waller die Furchen zwischen den kühlen Ruhebetten entlang, bis er ein frisch aufgeworfenes Grab fand, auf dem er niedersank. Der Mond beleuchtete sein bis zum Tode entstelltes Antlitz; noch einmal richtete sich der Unglückliche auf, der dunkle Mantel hob sich im Winde, raschelnd wand sich das dürre Laub unter seinen Füßen, und in den Busen greifend, rief er mit hohler Stimme: Nimm Dein Geschenk zurück, Seton! Fluch über Deine Asche! — In dem Moment blitzte im Strahl des Mondes eine Krystallphiole und zerbrach klirrend auf der hellen Fläche des nächsten Steines; gleich dunklem Herzblute floß die purpurne Spur und verlor sich unter den Marmor. Heftiger rauschten die Gipfel zusammen, es war, als tönte eine menschliche Stimme klagend über die Gräber dahin.

Als der Arzt Hubert das Grab am frühen Morgen besuchte, fand er die Leiche des Wandrers auf dem Rasen desselben. Wie ward ihm, als er, näher hinschauend, seinen unglücklichen Freund erkannte. Er bewahrte sein Geheimniß, nur sorgte er, daß der Arme seinen Platz neben seinem Weibe erhielt.

Stettler, s. Meistersänger.

Digitized by Google

von Steyn, s. Meistersänger.

Christian Ludwig Stieglitz,

am 12. December 1756 zu Leipzig geboren, stammt aus einer alten hochansehnlichen und wegen treuer Anhänglichkeit an den Protestantismus aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten Familie. Sein trefflicher Sinn wurde unter Johann August Ernesti's Vormundschaft ausgebildet, der schon seinen Vater unterrichtet und seinem Großvater den Cicero gewidmet hatte. Er besuchte die Thomasschule und studirte die Rechte auf der Akademie seiner Vaterstadt, aber Baukunst blieb seine Lieblingsneigung. 1784 wurde er Doctor der Rechte, 1792 Mitglied des Raths, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, endlich 1823 Proconsul. Schon früh hatte er eine Stelle im Collegiatstifte zu Wurzen erhalten, und 1810 ward er mit der Würde eines Probstes bekleidet. Nachdem er 1834 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, starb er am 17. Juli 1836.

Er gab heraus:

Erzählungen aus den Ritterzeiten. Weißenfels, 1787.

Taschenbuch für 1802.

Wartburg, Gedicht in acht Gesängen. Leipzig, 1801.

Ueber den Geschmack in der Baukunst. Lpz., 1788.

Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken. Leipzig, 1790.

Geschichte der Baukunst der Alten. Leipz., 1792.

Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst. Leipzig, 1792—98. 5 Thle.

Die Baukunst der Alten. Leipzig, 1796.

Gemälde von Gärten. Leipzig, 1804; neue Ausg.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer. Weimar, 1801. 2 Thle.

Archäologische Abhandlungen. Leipzig, 1817—20. 2 Thle.

Von altdeutscher Baukunst. Leipzig, 1820.

Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz. Leipzig, 1829.

St. hat sich vorzüglich durch seine Forschungen im Gebiete der Archäologie, und besonders der Geschichte der Baukunst, einen sehr rühmlichen Namen erworben, seine dichterischen Leistungen sind dagegen von geringerer Bedeutung.

Heinrich Stieglitz

ward im Jahre 1803 zu Arolsen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, studirte seit 1820 Philosophie und Philologie in Göttingen, Leipzig und Berlin, promovirte in der letztgenannten Stadt als Doctor der Philosophie, und ward 1828 hier als Custos an der Bibliothek und Lehrer an einem Gymnasium angestellt. Seine wankende Gesundheit veranlaßte ihn später beide Aemter wieder aufzugeben; eine Reise nach Rußland und in dem darauf folgenden Jahre der Besuch des Bades Kissingen stellten ihn jedoch nicht ganz wieder her. Da faßte seine Gattin Charlotte, geborne Willhöft 1834 den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben durch einen Dolchstoß ein Ende zu machen, in dem irrigen Wahne, ihm durch diese gewaltige Erschütterung Leben und geistige Freiheit wieder zu erringen. Er verließ nun Berlin, lebte eine Zeit lang in München und den baierischen Hochlanden und befindet sich gegenwärtig in Italien.

Seine Schriften sind:

Gedichte zum Besten der Griechen. (Mit Ernst Grosse.) Leipzig, 1823. 2 Thle.

Bilder des Orients. Leipzig, 1831—33. 4 Bde.

Stimmen der Zeit. Leipzig, 1833; neue Ausg. 1834.

Dionysosfest. Leipzig, 1836.

Gruß an Berlin, ein Zukunftstraum. Lpz., 1838.

Bergesgrüße. München, 1839.

Einzelne Gedichte und prosaische Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Phantasie, Lebendigkeit, Gedankenreichthum, seltene und glänzende Herrschaft über Sprache und Reim und poetischer Aufschwung sind St. in hohem Grade eigen, aber es fehlt ihm an Ruhe und an jenem tieferen geistigen Durchdringen des Stoffes, wodurch derselbe poetisch eigentlich erst geschaffen wird, und welches den ursprünglichen Dichter beurkundet. Durch das schwere Schicksal, das ihn traf, scheint ihm bis jetzt Beides noch nicht geworden zu sein; er ist für einen Dichter immer noch zu sehr ein Kind der Gegenwart.

Kaspar von Stieler

ward am 1. März 1632 zu Erfurt geboren, studirte zu Erfurt, Leipzig, Gießen und Königsberg Theologie und Medicin, trat 1654 in Kriegsdienste und verwaltete mehrere Officierstellen. Nachdem er gräflich dohnaischer Hofmeister und auf Reisen gewesen war, begann er 1662 in Jena das Studium der Rechte. 1663 ward er vom Grafen von Schwarzburg zum Kammersecretär, 1666 von den Herzogen von Sachsen zu ihrem Kammer-, Lehn- und Gerichtssecretär zu Eisenach ernannt. Diese Stelle legte er aus Liebe zur Schriftstellerei nieder und lebte, nachdem er vom Herzoge zu Holstein den Hofrathstitel erhalten, in Jena, Weimar und zuletzt in Erfurt. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Spaten. Er starb am 24. Juni 1707.

Seine Schriften sind:

Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder teutscher Sprachschatz. Nürnberg, 1691. 4.

(Umgearbeitet von Christoph Ernst Steinbach, med. dr. „vollständiges deutsches Wörterbuch". Breslau, 1734. 2 Thle.)

Das Trauerspiel Ballemgerie. Jena, 1680. 12.

St. erwarb sich große und mannigfache Verdienste durch sein deutsches Wörterbuch, in welchem er neben großem Fleiß seltenen Scharfsinn beurkundete, von dem er jedoch häufig zu sehr gewagten und kecken Conjecturen verleitet wurde.

Digitized by Google

Jakob Stille, s. Glatz.

Karl Stille, s. Demme.

Karoline Stille, s. Thiesen.

Stilling, s. Jung.

Ehrenfried Stöber,

am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, lebt als Licentiat der Rechte und Advocat zu Straßburg.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Tempelritter, nach Raynouard. Straßburg, 1805.
Alsatisches Taschenbuch für 1807. Straßb., 1806.
Biographische Notiz über Oberlin. Straßburg, 1807.
Blätter dem Andenken Pfeffel's. Straßb., 1810.
Lyrische Gedichte. Straßb., 1811; neu 3. Ausg. 1821.
Straßburg's Jubelfeier der Reformation. Straßburg, 1817.
Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel. Straßburg, 1818.
Geschichte und Characteristik der schönen Literatur der Deutschen. 1826.
Sammlung auserlesener Stücke der schönen Literatur von Noël und Stöber. 1827. 2 Thle.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine lebendig schaffende Phantasie, Anmuth und Wohllaut sind St's Gedichten eigen, nur findet sich ein eigenthümlicher Gegensatz bei ihm darin, daß er in deutschen Weisen das Franzosenthum preist und verherrlicht.

Christian Gottlob Stöckel

ward am 23. Mai 1722 zu Neobschütz geboren, studirte zu Breslau und Frankfurt an der Oder, wurde 1744 Hofmeister beim General von Derschau in Breslau. 1746 als Stadtsecretär zu Brieg angestellt, wurde er 1752 Syndicus daselbst; seit 1764 wirkte er auch als Waisenamtspräses und des königl. Handelsgerichts erster Beisitzer. Er starb 1774 im September.

Er gab heraus:

Das befreite Schlesien. Breslau, 1745. 46. 4.
Gedichte. Breslau, 1748.
Vier Oden über den siebenjährigen Krieg. Breslau, 1761.

Ein Gottschedianer ohne alles wirkliche Talent.

Leonhard Stöckel,

um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren, lebte als Schulmeister zu Bartfeld in Ungarn.

Er schrieb:

Historia von Susanna, in Tragödienweise gestellt. Wittenberg, 1559.

Ein unbedeutendes Machwerk im Geschmack jener Zeit.

Heinrich Arnold Stockfleth,

am 17. April 1643 zu Alfeld geboren, wirkte zuerst als Superintendent zu Neustadt an der Aisch und darauf als Oberhofprediger, zugleich auch General- und Specialsuperintendent zu Mönchberg und Director des Gymnasiums zu Baireuth, in welcher Stellung er am 8. August 1708 verschied. Er führte die Titel eines Licentiaten der Theologie und markgräflich brandenburg-baireuthischen Kirchenraths; als Pegnitzschäfer war er Dorus und seine Gattin (Maria Katharina, geb. Frisch) wegen ihrer Theilnahme an seiner Makarie in der Orden aufgenommen, Dorilis benannt. Er gab heraus:

Reisegeschenk. Mönchberg, 1668. 12.
Die kunst- und tugendgezierte Makarie. Nürnberg, 1669. 12.

St. war am glücklichsten als Lyriker und hat namentlich in seiner Makarie mehrere sehr gelungene Proben seines Talentes für diese Gattung der Poesie niedergelegt.

Digitized by Google

Ernst Stockmann,

am 18. April 1634 zu Lützen geboren, war zuerst Prediger zu Beyer-Naumburg im Mansfeldischen, und darauf bis an sein Ende Superintendent zu Allstädt in Sachsen-Weimar. Auch hatte er den Titel eines Magisters der Philosophie. Er starb am 28. April 1712.

Von ihm erschien:

Poetische Schriftlust, oder 100 geistliche Madrigalien. Leipzig, 1668.
Lob des Landlebens. Jena, 1681.
Lob des Stadtlebens. Jena, 1683.

St. war nicht ohne Talent für die descriptive Poesie und hat manche für jene Zeit recht gelungene malerische Schilderung hinterlassen.

Christian Graf zu Stolberg,

von der Linie Stolberg-Stolberg, am 15. October 1748 zu Hamburg geboren, war der Sohn Christian Günthers, G. v. St., dänischen Kammerherrn, Geheimraths und Oberhofmeisters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Er studirte von 1769—1774 in Göttingen, wo er Mitglied jenes berühmten Dichterbundes ward, der unter Klopstock's Schirm Bürger, Boje, Leisewitz, Voß, Miller, Hölty und mehrere andere glückliche Talente vereinigte. Im Jahre 1777 wurde er Ammann zu Tremsbüttel in der holsteinischen Landschaft Stormarn, legte diese Stelle 1800 freiwillig nieder und lebte als königlich dänischer Kammerherr auf seinem Gute Wiedebye bei Eckernförde im Holsteinischen, woselbst er am 18. Januar 1821 gestorben ist.

Seine Schriften sind:

Gedichte der Brüder Stolberg. Leipzig, 1779 (neue Ausg. Wien, 1822). 2 Thle.
Gedichte aus dem Griechischen. Hamburg, 1782.
Schauspiele der Brüder Stolberg. Hamburg, 1781. 1. Thl.
Sophocles, übersetzt. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Die weiße Frau, sieben Balladen. Berlin, 1814. 12.
Vaterländische Gedichte von den Brüdern Stolberg. Hamburg, 1815.
Gesammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamburg, 1821—26. 22 Thle.

Ueber Graf Christian Stolbergs dichterische Leistungen s. den Schluß des folgenden Artikels.

Aus Christian, Grafen Stolberg's Gedichten.

Blücher.

Den 14ten Juli 1814.

Ihr Töchter Deutschlands, wallet mit Hochgesang
Entgegen, wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unsern Helden! traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

Sie kommen, eilt, ich höre drommeten! Du
O Blonde! ringl' im Wallen dein Haar, und du
Mit blauem Blick aus schwarzen Wimpern,
Winde dich aus der Matrone Händen,

Die sorgsam dir die Falte des Kleides wie
Die Locke schlichtet; Flügel der Eile ziemt
Den freien Töchtern Deutschlands, Eile
Gab uns den Sieg, und der Sieg die Freiheit!

So, endlich! Nun auch ordnet den Reigen! Seht
Ihr schon es stäuben hinter dem Hügel dort?
Sie nahen! Vor den Fahnen brauset,
Wo ich nicht irre, der Schimmel Blüchers!

Er ist's! Er ist's! Athmet die Seelen ihm,
Wie Nachtigallen hold, und wie Lerchen froh,
Entgegen in Gesang' dem Helden!
Spendet den Sommer aus euren Körben,

Vor seinem Rosse! Du, die ich meine, nah'
Mit freier Ehrfurcht, nahe dem Helden, steigt
Er von dem Roß — er wird es — winde
Dann ihm in's silberne Haar die Blumen!

Denn gut und freundlich ist er, wie Sonnenschein
Im Lenze, wenn auf glühenden Abendroth
Des Rheines sich die Sieben Berge
Senken und heben in reger Wallung.

Und sag ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Mosel,
Danket dir Deutschland durch seine Töchter!

Denn Blitze Gottes sprühte dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbusch!
Dein Arm war Sturm! Dein Schwerdt, den Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

Dem schnöden Feinde! Ha! Du zerstiebtest ihn
Wie oft! Er wandte fluchend sich oft, und floh
Geschreckter, bis vor seiner Babel
Thoren sein Trotz in den Staub dahin sank!

Dein Name, Blücher, tönet im Hochgesang,
So lang der Rhein die kreiselnden Strudel wälzt;
Dann knirscht das Volk, deß Name nimmer
Scholl in dem reinen Gesang der Deutschen*).

An meine sterbende Schwester Sophie Magdalene.

Rosenknospe! So schön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's, welchen der Morgenthau
In den duftenden Busen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.

Und nun neigst du herab, Rose, dein lechzendes,
Ach, dein welkendes Haupt! — Wenige Sonnen nur
Und du blühest, o Schönste,
Schöner wieder in Eden auf!

Labung thauen auf dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!

Deiner Leiden entkrimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der dich umflechten soll!
Wie so heiter, o Beste?
Zeigt dein Engel den Kranz dir schon?

Weinend naht' ich, und sank sprachlos an deine Brust,
Lächelnd küßtest du mich, aber nur bitterer
Floß die Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Geliebteste!

Die Blicke.

An Dora.

Röthliche, goldbesäumte Wolken hüllen
Ihre Strahlen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

*) Es ist merkwürdig, daß unter allen Namen der Völker der Name Franzosen der einzige ist, den der Gebrauch der edleren Sprache bei uns nie zuließ.

Digitized by Google

Schimmernder blüh'n die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Strahlt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um sich.

Himmlischer aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild in's Herz mir noch ungefühlte,
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulse; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namenloses Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübsinn! Dann entquellen
Sehnsuchtsseufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duftige Nebel locket so die Sonne
Aus dem Blumengefild' am Sommerabend;
Trübe steigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir in's liebende Herz! Auch sie gewähret
Süßes namenloses Gefühl, der Liebe
Traute Gesellin!

Bis du mir einstens (Ahndung lispelt's leise —
Ahndung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im schmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelst!

Elise von Mannsfeld.

Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert.

„Wie viele sehnten sich nach dir,
Du kühle, stille Nacht!
Nun hast du ihnen Labung, Ruh
Und sanften Schlaf gebracht.

Auch mir kommst du erwünscht; jetzt kann
Ich frei und einsam sein;
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! was hab ich denn gethan,
Daß sie so grausam sind?
Mein Vater nannte mich ja stets
Sein liebes, gutes Kind;

Und ihren besten Segen gab
Die Mutter sterbend mir,
Der wird im Himmel einst erfüllt;
Doch wahrlich! nicht auch hier.

Daß dieser Segen sich nur nicht
In Fluch verkehr' für die,
Die so mich kränken! Gott verzeih
Es ihnen! beff're sie!

Ach, alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärst,
Die du durch hoffnungslose Qual
Mein krankes Herz verzehrst!

Kann ich's nicht dulden, nun wohlan
So hab' ich Einen Trost:
Dann brichst du, armes Herz! Drum sei
Bis daß du brichst, getrost!" —

So eben kehrt ein Rittersmann
Von seinem Ritt zurück,
Und kommt, geführt von seinem Pfad,
Hart an des Schlosses Brück'.

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief in's Herz hinein;
Er wähnt', um Hülfe fleh' sie ihn,
Und will ihr Retter sein.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher sein Auge glüht,
Bis endlich hoch am Fenster er
Das Fräulein stehen sieht.

„Ach Fräulein! sprich, was jammerst du?
Vertraue mir dein Leid.
Dies Schwerdt, der Arm, dies Leben sei
Zu deinem Dienst geweiht." —

„Ach, edler Ritter, Schwerdt und Arm
Ist nicht, was mir gebricht!
Nur Trost für mein beklomm'nes Herz:
Und ach, den hast du nicht." —

„Entdecke mir dein kränkend Weh,
Das wird dir Lind'rung sein,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Trost verleihn." —

„Du guter Jüngling! höre denn,
Ich eine Waise bin,
Und mit den lieben Eltern starb
Mir Ruh' und Freude hin;

Ein Ohm und eine Muhme jetzt
An Eltern Statt mir sind,
Die quälen mich, daß Gott erbarm'!
Und tödten schier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf,
Nun ist das Erbe mein.
O, wär' ich arm! dies schnöde Gut
Ist Ursach meiner Pein.

Mein Oheim dürstet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut,
Drum sperrt in diesen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wuth.

Hier bleib' ich, droht er, wo ich nicht
Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
Ob ich in's Kloster mag.

Wie eilig wär' die Wahl geschehn,
Ich thät den Schleier an,
Ach, liebte nicht mein junges Herz
Den besten, schönsten Mann.

Jüngst beim Turniere sah ich ihn,
Ich sah und liebt' ihn gleich,
Wie frei, wie edel und wie kühn!
Nicht einer war ihm gleich." —

„Sei, edles Fräulein! gutes Muth's,
In's Kloster sollst du nicht,
Noch mindet sollst du sein die Schnur
Vom alten Bösewicht.

Ich kann's, ich will's, ich rette dich,
Das ist mein fester Sinn,
Bring' dich in deines Jünglings Arm,
So wahr ich Stolberg bin." —

„Du? Stolberg? o mein Leid ist hin!
Mein Engel führte dich;
Du bist mein trauter Jüngling, du!
Nach dem ich sehnte mich.

Jetzt sag' ich frei und offen dir,
Was schon mein Blick gestand,
Als ich um deine Lanze jüngst
Den Eichenkranz dir wand." —

„O Gott! du mein geliebtes Kind,
Elise Mannsfeld! O!
Dich liebt' auch ich beim ersten Blick;
Noch keiner liebte so!

An meiner Lanze sieh den Kranz,
Den sie nun ewig trägt,
Ach könntest du dein Bild auch sehn,
So tief hier eingeprägt!

Digitized by Google

Jedoch was säumen wir? ich bring
Dich heim vor Sonnenschein,
Und unsrer keuschen Liebe soll
Nichts mehr im Wege sein."

„Von ganzer Seele lieb' ich dich
O Jüngling! aber doch
Sträubt sich mein jungfräulich Gefühl
Bei'm raschen Vorsatz noch.

Du kennst die arge Welt; du weißt,
Wie im Triumphe sie
Mir Stand und Ehr' und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entfloh." —

„O Mädchen, was ist uns die Welt?
Laß immerhin sie schrei'n;
Dein Beifall nur, mein Beifall nur
Soll unser Richter sein.

Und keiner deines Stammes soll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Priesters Segenshand
Zur Eh' geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erst
In meine Burg hinein.
Nun geht's zu meiner Schwester hin;
Da soll die Trauung sein.

Wie wird mein liebes Gustchen sich
Der lieben Schwester freu'n,
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr' eig'ne Wonne sein!

Elise laß uns eilen! komm,
Gleich ist es Mitternacht!
Der Mond, der jetzt so hell uns scheint,
Hat bald den Lauf vollbracht." —

Nun schlich das Fräulein leisen Tritts
Hinab den Windelsteig,
Bis unten sie zum Fenster kam,
Da ward sie todtenbleich;

Doch schnell ergreift sie wieder Herz,
Und öffnet es behend,
Und wagt's und springt dem Ritter zu,
Der ihr entgegen rennt.

Sein Mädchen drückt' er sprachlos jetzt
Fest an sein klopfend Herz,
Vor ungefühlter reiner Lust
Vergaß sie allen Schmerz.

Dann hob er freudig sie auf's Roß,
Und vor ihr setzt er sich,
Sie schlang die weißen Arm' um ihn;
Fort ging's nun ritterlich.

Vom Roß und freudigen Gebell
Des treuen Greifs erweckt,
Lief schnell die Zof' an's Fenster hin,
Ihr Fräulein sie erblickt.

Sie tobt mit wildem Angstgeschrei,
Klagt allen ihre Noth;
Der Alte schäumt und flucht und schwört
Der Nichte Schmach und Tod.

Er fordert seine Sassen auf,
Und eh' der Tag begann,
Verließen rüstig sie das Schloß,
Er führte selbst sie an.

Indessen war das Ritterpaar
Durch Anger, Wiese, Feld
Weit über Berg und Thal und Forst;
Vom günst'gen Mond erhellt.

Mit lautem Schaumgetöse stürzt
Die Bude vor sie hin:
„Es geht, mein Kind, erzittre nicht!
Des Stroms ich kundig bin." —

Der Rappe stutzt und hebt den Fuß
Und prüft den Fluß gemach,
Drauf strebt' er wiehernd durch, als wär's
Nur ein Forellenbach.

Nun kommen sie zum Schloß gesprengt,
In Himmelswonn' entzückt;
Beschreib's, wer eine Freude je,
Wie diese war, erblickt'.

Nun saßen sie bei'm frohen Mahl,
Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf!
Der Mannsfeld rücket her!"

Und Braut und Schwester jammerten,
Zerrauften sich das Haar;
Indeß der Graf zu Pferde schon
Im vollen Harnisch war.

Dem Zug' er schnell entgegen kam,
Und rief dem Mannsfeld laut:
„Umsonst ist deine Müh'; sie ist
Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
Deß Ruhm erschallet weit,
Der Fürsten unserm Volke gab
Schon zu der Heiden Zeit?" *)

Mit eingelegter Lanze sprengt
Der Alte gegen ihn;
Sein Haufe folgt; erwartend bleibt
Der Ritter kalt und kühn,

Und zieht sein Schwerdt. Als Mannsfeld naht,
Verhaut er ihm den Stoß,
Und haut, und haut den Schädel durch,
Daß er zur Erden schoß.

Die Reisigen zerstreuen sich,
Und Stolberg eilt nach Haus,
Und ruht die lange, süße Nacht
In Liebchens Armen aus.

Hymnus an die Göttin der Genesung.

Im Januar 1780.

Hygea, Göttin, es strömt
Von dir aus Heilung und Kraft,
Und Leben haucht
In die Adern der Natur,
Daß ihre pochenden Pulse schlagen,
Daß schwillt ihr allsaugender Busen,
Dein Odem, Beseelende!

Schaue, Göttin, herab, es knieen
Der Flehenden tausendmal tausend an deinem Altar,
Bebende Händ' erheben sie dir,
Und es steigt empor in den Weihrauchwolk' ihr Gebet.

Aus den Tausenden der Gelübden sondre du,
Himmelstochter, mein Flehen, das nicht
Eigener Schmerz entpreßt sterbenden Lippen.

Keine Genesungsmale von mir
Harren dein an deines Tempels Wand;
Statt der Gaben nimm von mir, o Retterin,
Die bangen Thränen, die mein Aug' und mein blutend Herz
Weinen auf Emilia's bleiche Hand!

Ach, Emilia, sieh', Emilia liegt
Kraftlos' und leidend! Es beugt sich welk
Herab die Rose der Wang', es umwölkt sich, ach!
In Emilia's Auge die Heitre der Himmelsbläue.

---

*) Das Geschlecht der Stolberge gehörte unter die zwölf Edlen Häuser der Vierfürsten des sächsischen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große Sachsen eroberte.

Digitized by Google

Hygea, Göttin, es keimt
Da, wo du wallst über der Gebirge Scheitel
Und durch den Schooß des grünenden Thals,
Labsal unter deinem Fuß empor und Heil!
Deine Locken athmen, wenn du vorüberschwebst,
Lebenshauche mit der Narde Duft
Und da, wo die Lüfte theilt dein Saffranmantel,
Gaukeln heilende Würzgerüche dir nach!

Helferin, du bist reich
An Rettung! Aber dein Balsamkelch, ist er
Ach, ausgegossen! — so komm, ich beschwöre dich, komm,
Raube von mir der Stärke Fülle,
Die aus der Gesundheit überschäumendem Becher
Tobend mir in den Adern fleußt,
Und in dem Nervenarm schäumend mir zuckt!
Nimm was dein ist von mir und träufle Genesung
In die lechzenden Lippen Emilia's, daß sie wieder
Glüh'n, und daß wieder, wie vom Morgenthau erquickt,
Blühe die Rose der Wang', und Emilia's Auge
Glänze wieder im Schmuck des Sonnenhimmels.

Höre, Göttin, ach! mein Flehn und das Flehen Aller,
Aller Guten, die All' Emilia lieben!
Gieb mir, o Tochter Gottes, mit der Genesung
Meiner Leidenden, wieder Trost und Ruhe!
Ach, sie flohen von mir, und es schleicht indessen
Wie der versiegende Bach in des Mohrenlands Wüste,
Traurig und öde dahin mein Leben.

Der wahre Traum.

Eine Ballade.

Wundersam, durch Dunkelheiten
Geht, allheilige Natur,
Deines Zaubertrittes Spur;
Ahnend folgen die Geweihten;
Aber sieh, es irren, gleiten
Klüglinge, die selbst sich leiten,
Die des Dünkels Irrwischschein
Zieht in Sumpf und Pfuhl hinein.

Wohl mir, Göttin, daß zu deiner
Hochbeglückten Jünger Schaar,
Als die Mutter mich gebar,
Du mich lasest von gemeiner
Bahn mich führtest, zu geheimer
Weisheit Pfad, wo heller, reiner
Jeder Wahrheit Urborn quillt,
Und des Forschers Schmachten stillt.

Bald, als Feuersäul', erhebet
Sich dein Haupt gen Himmel; wir,
Voll Begeistrung, folgen dir
In die Himmel, neu belebet;
Bald, als Wolkensäul', umschwebet
Heilig Dunkel uns; dann bebet
Ahnungsschauer, der uns mild
Lockt in Edens Duftgefild.

Oft, um mütterlich zu walten,
Lehr' und Warnung zu verleihn,
Wenn Gefährlichkeiten dräun,
Muth und Glaub' in uns erkalten,
Bei der Rechten uns zu halten,
Hüllst du dich in Traumgestalten,
Lispelst, in des Schlummers Ruh',
Offenbarungen uns zu.

So noch gestern. — Freunde, hören
Sollt ihr staunend, was geschah,
Welches Traumgesicht ich sah;
Eu'r Vertrauen zu vermehren,
Soll euch dieser Handschlag schwören,
Daß ich euch nicht will bethören,
Wahrlich dieser Traum nicht sei
Ein Gespinnst der Phantasei.

Als ich sanft und schlummernd ruhte,
Alles Kummers unbewußt,
Wohl auf meines Weibes Brust,
Horcht, da kam mit hohem Muthe,
Wie entsproßt aus edlem Blute,
Zu der Eich', an der ich ruhte,
Schön gewappnet, angethan
Nach der Ritter Brauch, ein Mann;

Reichte traulich mir die Rechte,
Traulich schlug ich drein, alsdann
Seine Red' er so begann:
„Müßig ruhst du hier? Ich dächte,
Lieber, kämst mit mir; ich möchte
Wetten schier, wohin ich brächte
Dich, da solltest du gestehn,
Daß du nie so was gesehn."

Sonder Säumen thät ich wallen,
Mit dem Ritter, der mich bald,
Wo am dunkelsten der Wald,
Schattete, bald nach Gefallen,
Leitete durch Felsenhallen,
Bald durch Trümmer wild verfallen,
Dann der schroffen Kluft entlang,
Dann bedroht vom Klippenhang.

Endlich langten wir zur Stelle,
Zu des Ritters Fehdeschloß,
Das ein Zwinger rund umschloß,
Brücken, Warten, Zinnen, Wälle,
Pforten, Stein so Pfost' als Schwelle,
Sicherten für Ueberfälle
Diese Burg; als wir davor,
Schloß von selbst sich auf das Thor.

Aus dem Thore schlich zur Linken
Unterirdisch, wüst' und bang,
Ein gewölbter Niedergang;
Unter'm Fuß, so thät mir's dünken,
Sah ich Leichensteine blinken;
Aengstlich folgt' ich, sahe sinken
Eine Fallthür; Leichenduft
Athmete die grause Gruft.

Särge standen hier die Fülle.
Einer, schön von Marmelstein,
Hatt' ein eigen Kämmerlein.
„Hier in dieses Grabes Stille,"
Sprach der Ritter, „ist mein Wille,
Daß du seheſt, Freund, die Hülle
Des Gebeins, einst weich und warm,
Ach, des Weib's in meinem Arm!"

Auf des Todtenmales Mitte
War, von Silber, glatt und schön,
Ein gediegner Kelch zu sehn.
„Sage, Ritter, sag', ich bitte" — —
Zürnend blickt' er, winkt' und litte
Nicht zu enden, stieg drei Tritte,
Gab den Kelch mir, sah mich an:
„Zittre nicht! Du bist ein Mann!"

Kaum hatt' er den Kelch gegeben,
Als es in dem Wunderding
Brausend an zu gähren fing,
Und mit Macht herauszustreben,
Gleich als ob der Traube Leben
Perlte drinnen; sich erhebend
Thät alsbald der weiße Schaum
Höher denn des Kelches Saum.

Aus dem Schaumgesprudel stiegen
Holder Blümlein drei heraus,
Wanden sich in einen Strauß;
Schaum und Gährung sanken, schwiegen.
Schwebend sich im Kelche wiegen
Sah ich Ros' und Veilchen, schmiegen
Sich um beide, unschuldweiß,
Das geliebte Kind des Mai's.

Hold und lieblich duftend, blühten
Meine Blümlein; plötzlich gohr
Schaumgezisch im Kelch empor;
Sausend stieg's, verschlang mit Wüthen
Meine Blümlein; drauf versprühten
Gischt und Blasen, ängstlich mühten,
Ach! nicht lieblich, wie zuvor,
Meine Blümlein sich hervor.

Digitized by Google

Aschenfarb und gelb, verblichen
Jede Schöne, süßer Duft
Nun verkehrt in Grabesluft!
Todesschweiß und Schauer schlichen,
Ob dem bangen, fürchterlichen
Anblick, über mich; entwichen
War ich schier. Der Rittersmann
Sah's und hub zu reden an:

„Einst hatt' ich ein Weib! Besingen
Thät kein Dichter je ein Weib,
Schön, wie sie, an Seel' und Leib;
Keinem Maler (hundert gingen
Stolz zum Werke!) that's gelingen,
Sie auf Leinewand zu bringen;
Sie nur malte fein und glatt
Einst sich auf ein Rosenblatt.

„Einst hatt' ich ein Weib!" (Es bebten,
Als er's seufzte, perlenklar,
Thränen an der Wimper Haar.)
„Lieb' und Gegenliebe lebten
In uns, Ruh' und Wonn' umschwebten
Uns, und Heiterkeit: die webten
In des Lebens Ungemach
Süße Freuden, Nacht und Tag.

Dennoch — Ach! der Weiber Herzen
Sind ein Räthsel allzumal! —
Fand sie Kurzweil manches Mal,
Mir zu brüten Sorg' und Schmerzen,
Kalt zu küssen, kalt zu herzen,
Leicht mit meiner Ruh' zu scherzen,
Meiner Liebe! warm und treu,
Immer alt und immer neu!

Immer thät das Wunder währen
In dem Kelch; es sauf'te, stieg,
Blühte, welkte, brauf'te, schwieg.
„Was dies Sträuslein sei, dies Gähren
Sollst du," sprach er, „staunend hören.
Dieser Kelch faßt meine Zähren,
Die der Liebe Freudendrang,
Und auch Gram, vom Auge zwang!" —

Da erwacht' ich bebend. Sehen
Thät ich, statt des Traumes Bild,
Nur mein Weiblein süß und mild.
Ihres Odems leises Wehen,
Ihres Busens sanftes Blähen
Hieß mein Beben schnell vergehen.
Deine Warnung, Nachtgesicht,
Dank der Liebe, schreckt mich nicht!

Die weiße Frau.

Im Auszuge.

Erste Ballade.

Ein alter, weiser Spruch uns lehrt
Der erste Schritt nur koste;
Von leisem Odem angezehrt,
Des Stahles Spiegel roste;
Wohl Tibur's Leiersänger spricht:
Des Färbers Schmink erstatte nicht
Verblich'ner Wollenflocke
Den Schnee der Lämmchenlocke.

Ihr Herr'n und Fraun'n mit warmem Blut
Und leichtem Sinn, auf eurer Hut!

Einst stand an Vesta's Opferheerd
Im Jungfraunkranz ihr Blümchen,
Die Priesterin, die unversehrt
Bewachte Flamm' und Blümchen,
Wohl jenes Flämmchens Bild, das zart
Ein heil'ger Wächter dem bewahrt,
Dem noch im Heiligthume
Nicht welkte Edens Blume.

Das Flämmchen, trifft's ein rauher Hauch,
Erlischt und wandelt sich in Rauch.

Wohlan denn, schließt den Ring und hört,
Doch zürnt nicht, Herr'n und Frauen,
Wenn, was mich Clio's Täflein lehrt,
Erfüllt eu'r Herz mit Grauen.
Die Sonn' auf ihrem Flammenpfad,
Alltäglich sieht die Gräuelthat,
Verübt durch Menschenhände,
Wie Dichtung nicht erfände.

Ein Phöbos-Roß erschöll' sein Mund,
Erschaudernd, ach, was thät's uns kund

Graf Otto schwang sich auf sein Thier
Und sprach zu seinen Rittern:
„Wir ziehn umher, ich trachte mir
Ein Weibchen zu erwittern;
Es hab' in Stadt, Gebirg' und Thal
Das Forscherauge freie Wahl,
Nicht eh' bis ich sie finde
Gehts heim nach Orlamünde.

Halsbrechend ist, o Graf, dein Ritt,
Nimm weislich Freundes Warnung mit!

Vom Elbstrom bis zum schwarzen Wald,
Vom Bodensee zum Brocken,
Blieb stets sein Puls, sein Herz ihm kalt
Für Busen, Aug' und Locken;
Das anmuthsvollste Fräulenchor
War ihm ein bunter Tulpenflor,
Kein Wuchs gab ihm Genüge,
Kein Köpfchen mied die Rüge.

Des Sängers Finger: Warne! winkt,
Die Strafe folgt, so schwer sie hinkt.

Mit Mißmuthsfurchen sich bezog,
Des eklen Wählers Stirne,
Die Hoffnung, sie zu sehn, entflog,
Sie seines Traumbilds Dirne.
Frisch auf! zu meiner Sippschaft hin
Ziehn wir, dort zwischen Etsch und Inn,
Wo meiner Laune Grillen
Mir Ohm und Muhmen stillen.

Du arme Stirne, die sich furch't,
Doch Aerg'res bräut dir unsre Furcht!

Willkommen! drängt sich's um sein Roß,
Herr Vetter, Neffe, Pathe!
Und aller Jubel grüßt im Schloß
Den Sohn der Frau Beate.
Die schöne Tochter an der Hand,
Macht Fürst Meran ihm sie bekannt.
Schnell kam von Amors Bogen
Ein Pfeil ihm angeflogen.

Ach, was dich stach, wenn's nur nicht war
Ein Würmchen aus Alecto's Haar!

Hoch feir't der Feste Prunk nach Brauch
Die Ankunft unsers Grafen;
Schon weht der Wechselliebe Hauch
Sein Schifflein in den Hafen,
Und Freuden, wie an Perlenschnur
Gereiht, entsprießen Beider Spur,
Bis sie des Ehstands Kette
Umschlingt im Hochzeitbette.

Ein Hafen, dem's an Klippen nicht
Und Strudeln, wie bekannt, gebricht!

Durch Priesterspruch und Gattenkuß
Gestempelt zur Vermählten,
Zog, über Berg und Feld und Fluß,
Sie mit dem Auserwählten,
Zur Heimath, die aus Sala's Thal
Schon ragt empor im Abendstrahl,
Land, Stadt und Schloßgesinde
Jauchzt laut in Orlamünde.

Wohl herrlich ist das Einzugsfest,
Glück ist ein Vogel, halt ihn fest!

Gesponnen von der Freude Daum,
Glitt, wie im Zaubermährchen,
Ihr Tag, und auf der Liebe Flaum
Ruht Nachts das Turtelpärchen;
Vom Schäferspiel zur Schau und Pracht,
Vom Grottenbad' zur Falkenjagd

Digitized by Google

Ging's und vom Leckermahle
Zum Faschingstanz im Saale.

Des Lebens Rose blüht, doch, o,
Auf Erden ohne Stachel, wo?

Schaut! eng und enger stets umschlingt
Der Gürtel schon ihr Mieder,
Der zehnte Mond erscheint, da singt
Die Amme Wiegenlieder;
Ein Zwillingspaar auf Mutterschooß
Erhöht der Eltern Wonneloos,
Mit großem Aug' das Bübchen
Und sie mit Wangengrübchen.

Holdselig Pärchen! Ach, euch singt
Kein Vöglein, was euch Zukunft bringt!

Bald lud nach Nürnberg zum Turnier
Sie Burggraf Albrecht beide — —
„Behagt's dir Liebchen? — Schatz, mit dir
Zög' ich zum Styr mit Freude."
Gesattelt und gezäumt zum Ritt!
Flugs unter ihm sein Renner schritt,
Ihr Zelter spielt zur Seite,
Von fern folgt ihr Geleite.

Zum Styr? Dein Tanz auf Blüthenbahn
Gleicht nicht dem Schritt in Charon's Kahn!

Graf Albrecht Zollern trug die Burg
Des Kaisers dort zur Lehne,
Er, Deutschland und Burgund hindurch
Mit Fug benannt der Schöne.
Für Phidias und für Apell'
Der Männerschönheit Kunstmodell,
Von Sohle bis zu Scheitel
War Rüg' und Tadel eitel.

Die schöne Tyndaride sah
Den schönen Paris. Was geschah?

Zweite Ballade.

Ein Morgenlands-Eroberungsherr
Einst prangt' im Wagensessel,
Ihn zogen kaiserlich einher
Vier König' in der Fessel.
Der Ein' in Purpur angeschirrt,
Von Gold und Kettenschmuck umklirrt,
Blickt, unter Schweiß und Keichen,
Stets rücklings nach den Speichen.

Was treibst du? frägt Sesostris ihn,
Erwiedernd sagt er kalt und kühn:

Schau, Herrscher, wie des Rades Rand
In Wirbelkreisen schwebet,
Wie, was jetzt birgt des Gleises Sand
Empor sich wieder hebet,
So schwingt sich auch des Glückes Ball,
Erhebung sinkt, es steiget Fall,
Wohl diese Tröstung schenkten
Die Götter dem Gekränkten.

Sesostris spannt betroffen aus,
Vier Gästen öffnet er sein Haus.

Verschmäht die Warnung beide nicht,
Mann mit dem schönen Weibe!
Noch strahlt auf euch ihr Zauberlicht
Fortuna's helle Scheibe.
Sie wendet sich! — Mit festem Sinn
Springt auf vom Schooß der Buhlerin,
Eh' was jetzt glänzend funkelt,
In Nacht sie euch verdunkelt! —

Der Herold ruft uns zum Turnier,
Schon harrt die Menge, folget mir!

Auf Söllern und auf Bühnen prangt
Die Blüthe edler Frauen,
Schon sehnend Jeder Herz verlangt
Ihn, dem es klopft, zu schauen.
Es öffnet sich der Schranken Thor,
Die Kämpfer paarweis ziehn hervor!
Die stolzen Lanzen neigen
Sich vor der Schönen Reigen.

Wohl manche sitzt so spröd' und kalt,
Der's unter'm Busenkoller wallt.

Der Thaten herrlichste vollbringt
Das Häuflein Ritterhelden,
Doch vorwärts mein Gesang sich schwingt,
Die Chronik mag sie melden.
Auf jenen Purpurerker hin
Geheftet, späht mein Aug' und Sinn,
Ob, was das Herzchen lüst're,
Ein Feuerblick mir flüst're.

Färbt sich die Wange? Rosenschein
Des Vorhangs mag der Büßer sein.

In Feierprunk, auf Barbenhengst,
Graf Zollern strahlt vor Allen,
Ach, guter Orlamünde, längst
Ist dir dein-Loos gefallen!
Entgegen sprengen Beid' in Hast,
Doch Albrecht, ehrend seinen Gast,
Beugt aus, senkt ihm die Spitze,
Schaut auf nach ihrem Sitze.

Als Beider Speer gefällt, ersah
Sein Ziel, wie war dir, Gräfin, da?

Sie, nach Gebühr, erwählet, kränzt
Den Sieg im Ritterkreise,
Sie tritt vor Albrecht, o wie glänzt
Ihr Blick bei'm ersten Preise,
Als ihr gelöst'es Busenband
Zur Schleif' um seinen Arm sie wand,
Er dankend sich ihr bückte,
Die Hand ihr küssend drückte!

Schwebt schon dir, wie mir Argwohn singt,
Ein Schleiflein vor, das Liebe schlingt?

Bei Fackelgluth und Kerzenglanz,
In hochgewölbter Halle,
Fei'rt Freud' ihr Fest im Walzertanz
Bei Geig' und Hörnerschalle;
In Sphärenschwung kreis't her und hin
Der Sieger mit der Siegerin — — —
Ihr streift an Scheiterklippe!
Ach, nur nicht Lipp' an Lippe!

Dort, wo euch barg der Säule Fuß,
Was sah, was hört' ich? war's ein Kuß?

Ein Baum, uralt, entwuchs dem Kern,
Verboten Frucht und Blüthen,
Wohl sproßt er nah, wohl sproßt er fern,
Schwer ist's, die Lust zu hüten;
Die Dryas, vor der Stirn gelockt,
Im Nacken kahl, umschwebend lockt,
Und wer im Flug sie haschet,
Die Honigäpfel naschet.

Dem Baume fern blüht, zart und hold,
Das Unschuldspflänzchen Minnesold!

Er uns in inn'rer Brust gespannt,
Ein Prüfer, Warner, Richter,
Der Aderpuls, ihr starrend stand,
Umwachsen dicht und dichter.
Sie schüchtern erst die Blüthen hascht,
Dann mählig auch ein Früchtchen nascht,
Bis sie die Zweige schüttelt
Und voll ihr Körbchen rüttelt.

Gleich ihm, jung, ehlos, Sieger, o,
Du Schöner, warst kein Scipio!

Schon läugst auf Aller Angesicht,
Ihr Herren und ihr Damen,
Les' ich die Frage: Nennst du nicht
Des schönen Weibes Namen? —
Ach, nicht vermag ich zu entweihn
Den Namen, der so engelrein,
In Lieb' und Sehnsuchtsschmerzen,
Lebt heilig mir im Herzen!

Dein Name soll entweiht nicht sein,
O Schwester, Psyche-Agnes, nein!

Digitized by Google

Dritte Ballade.

Wie singt mein alter Freund? — Natur
Giebt Jedem was ihm diene,
Dem Roß den Huf, Gehörn dem Ur,
Und ihren Dolch der Biene,
Dem Manne giebt sie klugen Sinn,
Und was des Mann's Gebieterin?
Die Schönheit, der, besieget,
Der Weis' und Held erlieget.

Verschwieg der Greis, daß Weiberlist
Des Venusgürtels Brämung ist?

Sie reichlich ausgestattet war
Mit solchem Angebinde,
Lockt wo ein Ziel, sie wußt' aufs Haar,
Wie krumm ihr Pfad sich winde.
Ihr Otto, erst wohl barsch und wild,
Wird bald durch Kosen sanft und mild;
Was Herzchen nur ersinnet,
Die List ihr schlau erspinnet.

Ihr, die des Zaubers Gurt umschmiegt,
Ihr Schönen! schönen Sieg nur siegt!

„Ach, Orlamünde liegt so fern,
Ziehn dort wir hin, ich sterbe!
Und huldigt meinem Ehegerrn,
Als mütterliches Erbe,
Nicht Gulmbach, das vom Main umkränzt,
An Albrecht's Rebenhügel gränzt?
Dort soll ein herrlich Leben
Mir Lieb' und Freude weben!"

In nächster Nacht bei Kuß und Spiel
Erreichte schon ihr Wunsch sein Ziel.

Die Horen flogen, schon erscholl
Des Abschieds dumpfe Stunde,
Ach ihr, den Pfeil im Busen, quoll
Die bittersüße Wunde!
Ihm von des Eifers Gluth verzehrt,
Das Blut in allen Adern gährt,
So ziehn zum neuen Neste
Sie hin nach Gulmbach's Veste.

Wohl mir, daß nicht als Dritter ich,
Unseelig Paar, geleite dich!

Wie Sumpfes Qualm und Rosenduft,
Wie Strahl entfernt von Schatten,
So zwischen Jetzt und Einst die Kluft
Klafft gähnend unsern Gatten.
Der Graf, gelähmt an Sinn und Arm,
Schwand mählig hin durch stummen Harm,
Starr', wie des Grames Bildniß,
Saß er in öder Wildniß.

Ein Tröpfchen Gift, wär' ich Gemahl,
Wie dankt' ich dir die kürz're Qual!

Ihm brach das Herz! — Im Wittwenflor
Forscht sie des Spiegels Launen
Und künstelnd leihet sie das Ohr
Dem Rath, den Zofen raunen.
Graf Otto, mit Gepräng' und Pracht,
In's Grabgewölbe wird gebracht,
Im weißen Nonnenschleier
Schaut sie die Leichenfeier.

Das Zwillingspärchen, schwarz geschmückt,
So hold aus Himmelsaugen blickt!

Die Jo's Bremse einst summt' und schwirrt'
Und stach und stach und summte,
Daß rastlos Berg und Thal durchirrt'
Entflammt, die Schlauvermummte.
Ihr Stachel ist noch heut gewetzt,
Sie schwirrt und sticht und summt und hetzt,
Und weißt du, wo sie brüte?
Im lüsternen Gemüthe.

Doch zieht's, die Circe's Stab nicht schreckt,
Und die nicht Jo's Bremse neckt!

Umsummt, umschwirrt lag Morgens sie,
Da seufzt' die Lieblingszofe:

„Gestrenge Frau, bei'm Burggraf, wie
War's herrlich dort bei Hofe!
Soll ich, ihr seid so jung, so schön,
Im Wittwenbett verblühn euch sehn!
Was meint ihr, wenn er käme,
Platz hier zur Seit' euch nähme?"

Du Natter! in des Sprichworts Sinn,
Trägst du zum Quell das Wasser hin!

„Hör', Trutchen, schleiche du dich fort,
Sei dienstbar mir im Stillen,
Laß fallen manches kluge Wort,
Schlau fördernd meinen Willen!"
Sie flink bei'm Frühmett-Glockenschall,
Zieht Bursch' und Klepper aus dem Stall,
Strebt rasch mit feinen Ränken
Ihr Werk zum Ziel zu lenken.

Wirf nur den Angelhaken aus,
Doch wird der Fisch dir auch zum Schmaus?

Den Burggraf wurmt nun manche Jagd
In fremdem Lustgehege,
Vergeltend, dräuend, sein Verdacht
Weckt Ahnungsorg' ihm rege.
Er spricht: „Der Gräfin Orlamünd'
Ist Hinderniß ihr Zwillingskind,
Von ihrem Traualtare
Ziehn mich zwei Augenpaare."

Dich leitet Klugheit, doch mich schreckt
Der Vorwandsschleier, der sie deckt.

Ein Blitz bei Gertrud's Botschaft schlägt
Der Wittwe durch die Glieder,
Erröthend und erbleichend frägt
Sie stotternd, frägt, und wieder. —
Ihr guter Geist, der längst schon strebt
Umsonst, nun weggewandt, erbebt,
Vermags nicht länger, hebet
Den Fittig und entschwebet.

Kennt ihr ein Wetterglas, hervor
Tritt, wenn die Jungfrau weicht, der Mohr?

Das Zwillingspaar auf jungem Klee
Im Schatten lächelnd spielet,
Und sanft bestreut im Blüthenschnee
Mit Händchen, Füßchen wühlet;
Schon keimt's in ihrem Sinn empor,
Und Herzensblümchen sprießen vor,
O seht, wie's Schmeichelbübchen
Umhals't sein Schwesterliebchen!

Das Vög'lein singt im Morgenthau
Und Abends würgt's des Sperbers Klau'!

Sie geht vorbei mit raschem Fuß,
Den Lieblichen, die Mutter,
Sie lall'n und werfen Kuß auf Kuß
Holdselig hin der Mutter,
Doch, was giebt ihnen sie zurück?
O, fragt nicht, ihr Medea-Blick
Zeigt sattsam, was sie brüte
Im mörd'rischen Gemüthe.

Es haspelt schaudervoll dein Knäul
Sich ab, in Gräul verwebt sich Gräul!

Schon ist durch Mutterhand vollbracht
Der Frevelthaten Fülle!
Den Jammeranblick, Mitternacht,
Deck' ihn mit schwarzer Hülle!
Und du? — Umsonst die Linke reibt
Die Rechte, unvertilgbar bleibt
Gesprenkelt rothes Leben
An deinen Fingern kleben!

Das Weltmeer, könnt' es Bad dir sein,
Es wüsche nicht die Flecken rein!

O seht, wie hold das Engelpaar —
Zum Sarge ward die Wiege,
Zum Siegsgewand der Grabtalar —
In Himmelsträumen liege!
Die Todeswund' ist wohl versteckt,
Ein unschuldsvolles Häubchen deckt

Digitized by Google

Dem Knäblein und dem Mädel
Ach den durchstochnen Schädel!

Geprägt in Todeszügen steht,
Ach, für die Mutter ein Gebet!

Auf volkbesä'ter Straße zieht
Der Leichenzug der Kleinen,
Wehklage jammert, Andacht glüht,
Und aller Augen weinen.
Willst du in tiefer Klostergruft,
Beschirmet treu vor Zeit und Luft,
Die Zwillingssärge sehen?
In Himmelskron sie stehen.

Da flammten, wohl manch' hundert Jahr,
Zwei Lämpchen ihnen am Altar.

Unsichtbar schwebt und sinkt und steigt
Die ernste Rächerwage,
Umher von Mund zu Ohr schon schleicht
Die schaudervolle Sage.
Die edlen Häupter des Geschlechts
Berathen sich, ihr Spruch des Rechts
Schließt in des Kerkers Enge
Sie ein auf Lebens Länge.

Im Wonnebett der Liebesrausch
Und Züchtlingsschragen, welch ein Tausch!

Hof heißt die Stadt im Frankenland
Da starr'n des Zwingers Zinnen,
Die enggewölbte Felsenwand
Umschließt das Räumchen drinnen.
Durch's Gitter blinzt des Tages Spur,
Es pflastern Kieselchen die Flur,
Nur Bank und Tisch und Schragen
Sind Hörer ihrer Klagen.

Die hohlgetret'ne Kieselflur
Trägt stürmender Verzweiflung Spur.

Bei'm Mittagsglöckchen schiebt sich ein
Mit Fastenspeis' ein Teller,
Durch schmalen Spalt, es perlt ihr Wein
Im Quell und nicht im Keller.
Ach, und der Trost, den uns gewährt
Des Menschen Aug', ist ihr verwehrt,
Kein Laut aus Menschenkehle
Nah't ihrer Jammerhöhle.

Sie muß den Todtenkopf auf zween
Gekreuzten Knochen vor sich sehn!

Es steigen rastlos Sonnen auf,
Es sinken Sonnen nieder,
Und wechselnd kehrt der Stundenlauf
In Lenz und Winter wieder.
Unseelig Weib! Es rächt Natur
An dir sich, Nacht und Winter nur
Umgiebt dich, keine Schonung
Blickt mild in deine Wohnung.

Dem Jammerflehn der Richter Ohr
Bleibt eisern wie dein Kerkerthor.

Doch mählig, mählig wirkt der Zeit
Geheimer Zauber, schleichend
Wirkt Kerkerqual und Einsamkeit,
Das Felsenherz erweichend;
In einen Abgrund dringt ihr Blick,
Erbebend schaudert sie zurück,
Stets gräßlicher entfalten
Sich ihr die Gräulgestalten.

Des Steines Kieselschooß, berührt
Vom Stahl, den Funken so gebiert.

Jedoch ihr lodert nicht in Gluth,
In lauter'er Flamm' ihr Funken,
Sie zagt und in Verzweiflungswuth
Liegt trostlos sie versunken;
In ihrer Brust gewidmet war
Euch nimmer noch ein Weihaltar,
Euch beiden Himmelstöchtern
Des reinen Flämmchens Wächtern.

Ach, Glaub' und Lieb', aus eurer Hand
Ward ihr noch nie ein Himmelspfand.

O, hättest du als Sünderin,
In Staub und Asche büßend,
Zermalmt das Herz, zerknirscht den Sinn,
Gefleht, in Zähren fließend.
Dann hätten Glaub' und Lieb', erweicht,
Den Tröstungsbecher dir gereicht,
Dann hätt' ein Blick von Oben
Das welke Herz gehoben.

Das Segenspflänzchen, perlenfeucht,
Von Früchten schwer die Sprossen beugt.

Es steigen rastlos Sonnen auf,
Es sinken Sonnen nieder,
Und wechselnd kehrt der Stunden Lauf
In Lenz und Winter wieder.
Kein Schimmer tagt, sie trostlos liegt,
Des Jammerlebens Quell versiegt,
Der schwache Puls nur schläget
Von Todesgraun erreget.

Kein Labetröpfchen lindernd kühlt
Die Gluth, die ihr im Busen wühlt.

Dem Ruhegeber, der befreit
Vom Joch den Lebensmatten,
Ihn bettet nach des Frohnens Zeit
In kühlen Grabesschatten,
Dem Leidenlöser, der nur reicht
Die Freundeshand, der selbst schon leicht
Geschürzt sich fühlt zu dringen
Empor auf freien Schwingen.

So wie er sproßt, im Neste schon,
Den Fittig prüft des Adlers Sohn.

Gebrochnen Auges, wild sie starrt,
Die letzten Kräfte sinken,
Sie röchelnd, zuckend, angstvoll harrt — — —
Er nah't, sie schaut sein Winken.
Der Knochenmann, der schreckt sie nicht,
Sie schreckt das ernste Strafgericht,
Der Richterwage Neigen,
Ach, ihrer Schaale Steigen!

Wär' unser Auge schuppenlos
Wir schauten unsrer Schaale Loos.

Ihr Stündlein schlug! — Verdammt ihr Geist,
Gebannt in enge Sphäre,
Irrt unstät, ruhelos, verwaist
Umher in öder Leere.
Der alte Sehnsuchtstrieb nicht ruht,
An Albrecht's Stamm, an Zollern's Blut —
So Drang und Zwang sich gatten —
Geheftet bleibt ihr Schatten.

Wohin des Burggrafs Sippschaft reicht,
Des Weibes Schemen dort sich zeigt.

Gehüllt in weiße Wittwentracht,
Im weißen Nonnenschleier,
So schleicht sie nun um Mitternacht
Durch Burg- und Schloß-Gemäuer,
Die bleichen Händ' in's Kreuz gelegt
Auf flachem Busen, unbewegt
Den Blick gesenkt zur Erde,
Mit starrer Leichgeberde.

Die weiße Frau! Sie, allbekannt,
Zuerst gesehn in Frankenland.

Wechselgesang Israels bei seiner Erlösung aus der Babylonischen Knechtschaft.

(Fragment aus dem Drama: Belsazer.)

Chor der Greise.

Du hattest, Adler, dem von dem Aufgang her
Der Retter winkte, hattest vom Erdensaum,
O Mann, die Bahn, vollbracht, und nahe
Säuselt' es unter dem Fuß' und Fittig.

Wir zagten noch! O zürne, du Retter, nicht
Uns Erdensohnen, denen zum Erbe ward

Digitized by Google

Die Kleinmuth; die nach ihres Herzens
Spanne dich messen und dein Erbarmen!

Chor der Männer.

Hüter; freudig erschallt nun von der Warte dein
Jubel! Hüter, die Nacht hat sich in Sonnenstrahl
Nun verwandelt, die Klage
Nun verwandelt in Harfenklang!

Fessel, du bist gelöst! Kerker, geöffnet sind
Deine Thore! Du liegst, blutige Drängerin,
Liegst im Staub', und im Staube
Liegst du, Wüthrich, o Belsazer!

Chor der Greise.

Hinab, o Babel! Setze, Geschändete,
In Asch' und Staub dich! Stolze Chaldäerin,
Entflechte deine Locken, schürze
Dich, und ermatt' an der Mägde Mühle!

Du zarte Lüftlin, krümm' in der Fessel dich!
Wie deine Sklaven unter der Geißel einst.
Ha, frei sind sie! Nun stampft auf deinen
Nacken die Ferse des Ueberwinders!

Chor der Männer.

Erdenkönigin einst! hüll' in den Schleier dich,
Wittwe! scheere dein Haupt; schleich' in den Zauberkreis;
Laß die Meister des Glücks dir
Rettung lesen im Sternenlauf!

Ach, sie zagen, wie du, hüllen ihr graues Haupt
In den Mantel! — Wo war eure gepriesene
Kunde? Winkt der Mond euch
Keine Deutung der Flammenschrift?

Chor der Greise.

Der Blitzstrahl schießt! und plötzlich erschallet laut
Des Donners Stimme! Siehe, so folgte schnell
Der Flammenschrift das Angstgewinsel,
Schallte das Echo der Siegsdrommete!

Chor der Männer.

Unsre Danke mit ihr! Sonne der Hoffnung, du
Mond des Trostes und du, untergegangen war't
Ihr, und Dunkel umhüllte
Unsern Kerker der Dienstbarkeit!

Zweiter Wechselgesang

(anderer Greise und anderer Männer).

Chor der Männer.

Aus ist's, Treiber, mit dir! Siehe zerbrochen ist
Deine Geißel des Frohns, und in dem Staube liegt
Deiner wüthenden Herrschaft
Völkertilgender Königsstab!

Chor der Greise.

Nun feiert die Erde! Libanon's Jubel tönt,
Die Ceder rufet rauschend der Tanne zu:
Der stolze Dränger liegt! Nun dröhnet
Uns an der Wurzel nicht Axt und Hammer.

Die Hölle jauchzte, da du hinunter sankst,
Vom Sessel hoben ihre Tyrannen sich,
Und ruften höhnend: Ha! wie uns, sind
Dir nun gefallen die Qualenloose!

Chor der Männer.

Deine Pracht ist dahin! König, es schwindet dir
Tanz und Feiergesang. Schwelger der Frevelluft,
Nun sind Motten dein Bette,
Deine Decke die Würmerbrut!

Endlich sankst du hinab, flammender Unglücksstern!
Ha! du strebtest den Stuhl über die Sterne des
Lichts zu heben, zu fahren
Hoch auf Wolken, ein Gott, einher!

Chor der Greise.

Zur Hölle fährst du, Wüthrich! Es zischet dir
Der Schatten Lache! Dir, o du Dürstender
Nach Blut der Völker, der zur Wüsten
Machte das Land, und zur Trift die Städte.

Zwar viele Fürsten, Dränger des Landes, ruhn
Im Marmorgrabe! So nicht, o Belsazer,
Dein Leib! Er wird auf Scheidewege
Wie ein veraltet Gewand, geworfen.

Chor der Männer.

Da vermodre, Tyrann, deine zertretene
Leiche! Würger des Volks, der du in's eiserne
Joch der Knechtschaft die Deinen
Zwangst, und Freie des Nachbarlands!

Die vier Chöre der beiden Wechselgesänge.

Der du den Dränger schlugst und die Drängerin,
Der du den Deinen lösest der Knechtschaft Joch,
O stürze jeden Dränger, löse
Jedem Gefesselten seine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; schon dämmerst du Freiheits-
Morgen! Es duftet der Thau schon und die Pappel des Thales.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig!
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick;

Chor der Jungfrauen.

Schwestern, wendet euch weg von der Morgenröthe nach Salem:
Wendet das Aug', und in ihm feuchte die Sehnsucht den Blick!
Du auch blickst nach Salem, o schöner Morgen der Freiheit!
Lieblich duftet dein Thau, labet die Rose des Thals!

Hananja, Misael und Asarja.

Erhebt die Häupter! Schaut der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel schwebet
Schön, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein schöner Morgen! schöner als Lenze sind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat,
Läßt seines Auges Sonne leuchten,
Israel, träuft dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aeltesten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwangre gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O, dann grünst du empor, Juda, ein triefender
Oelbaum, rankest empor, Israel, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskol's
Bach die Rebe des Wunderstamms.

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwerdt, und geschmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unser Retter im Himmel ist unser Schild, und es flammet
Seines Engels Schwerdt auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O, dann blüht, wie die Ros' im Thale, die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unschuld Gewand blendet im Lilienglanz;
Myrtenkränze schmücken ihr Haar, und ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr sittsam den Schooß.

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reifet mit Früchten das Bette der Keuschheit;
Heil dir, die du gebierst! Heil dir, o säugendes Weib!
Wir gebahren und säugten mit Jammer! — mit Wonne gebierst du
Kinder des Segens, und säugst Kinder des Segens, o Weib!

Digitized by Google

Chor der Greise.

Kindlein, euch ergreifet die Hand, die das Auge nicht siehet,
Leitet auf ebener Bahn euch in ein heiliges Land.
Auch wir strauchelten ohne sie! und ohne des Führers
Leuchte verlöre den Pfad unser verlöschender Blick!

Hananja, Misael, Asarja.

Der du, schaun wir empor, uns auf der Berge Höh'
Zeigst den segnenden Strahl, fasse der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

Alle Chöre.

Greis, und Jüngling, und Mann, siehe, wir schaun empor!
Weib, und Jungfrau, und Kind! Fasse der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

Fragment aus dem Trauerspiel Otanes.

Chor.

Im Purpurzelte saß, im entferntesten
Der Winkel, tief zur Erde das Haupt gebeugt
Die Fürstin Susias, entflochten
Sank das Gewebe der braunen Locken.

Umringt von Mägden, hüllten die Traurende
Der Magd Gewande; aber es täuschte nicht
Der Tugend Würde, nicht der Schönheit
Liebliche Blume den Blick der Sieger.

Da floß die Thräne, rann auf den Schleier, rann
Auf ihre Füße; jammernd zerriß sie das
Gewand, und schlug den Schwanenbusen!
Banges Gewinsel der Jungfraun folgte.

Sie kannte nicht den Sieger, den edelsten
Der Göttersöhne, der von dem Weibe weg
Sein Auge wandte, heilig, wie die
Schwester sie ehrte, dem Gatten rufte.

Die Schlacht begann, der Donner des Wagenheers
Erscholl, da kam sie, hielt in der rechten Hand,
Umweht vom Fittig, einen goldnen
Helm in der linken ein Halsgeschmeide.

Des Panzers Purpur wallt ihr vom Arm hinab;
So stand sie vor ihm — „Weib, du entzeuchst den Schmuck
Dir selbst!" — Ach, Abradates, du nur
Bist mir mein Ruhm, mein Stolz, mein Kleinod!

Sie selber schmückt' ihn, doch ihr entträufelten
Des Kummers Zähren, die sie umsonst verbarg;
Da ruft ihm die Drommete — leise
Flüsterte sie mit der Liebe Worten:

„War je ein Weib, das mehr wie die Seele den
Geliebten liebte, bin ich das Eine Weib!
O, streite deiner werth, ich scheu ein
Leben der Schmach, doch mit dir den Tod nicht!"

Ernst und wehmuthsvoll hob er das Auge gen Himmel:
Bester, größter Gott, mache des Weibes mich werth!
Flehr' er, und sprang in den Wagen, und faßte die Zügel indessen
Küßte das liebende Weib, bis es entrollte, das Rad.

Ach, noch röthete nicht Paktolo's Welle der Abend,
Als des Leichnams Haupt ihr in dem Schooße schon lag;
Ruhig blickte die Weinende bald gen Himmel und ruhig
Bald auf den blutenden Leib ihres Geliebten hinab.

Denn sie war entschlossen; sie hatte den Tod und das Leben
Ernst gewogen: den Tod hatte die Treue gewählt;
Sterbend sank der Liebenden Haupt auf die Brust des Geliebten;
Beide schwebten zugleich in die Gefilde des Lichts.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Bruder des Vorigen, wurde am 7. November 1750 in dem holsteinischen Flecken Bramstedt geboren, er studirte in Göttingen, wo er ebenfalls zu dem Dichterbunde gehörte und machte dann eine größere Reise mit seinem Bruder. Nach seiner Rückkehr anfangs dänischer Kammerjunker in Kopenhagen, erhielt er im Jahre 1777 die Stellung eines fürstbischöflich lübeckischen bevollmächtigten Ministers daselbst. 1789 ging er als dänischer Gesandter nach Berlin, wurde 1791 Präsident der fürstbischöflichen Regierung zu Eutin und bereiste in demselben Jahre mit seiner zweiten Gemahlin Italien. Gewiß war diese Reise nicht ohne Einfluß auf Stolberg's ganze Gemüthsstimmung und das Ereigniß, das mit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts so großes Aufsehen erregte. Er war ein vieljähriger Freund von Johann Heinrich Voß, aber schon erregte sein „Sendschreiben an einen holsteinischen Kirchspielvogt in Schweden," in welchem er sich der Einführung der neuen von Adler verfaßten schleswig-holsteinischen Kirchenagende widersetzte, bei den Liberalgesinnten Befremden und Verdacht. Hatte er sich in derselben aber, wenn auch pietistisch, doch als einen streng lutherischen Orthodoxen gezeigt, so mußte ein Zeitalter, das die geheimen Uebergänge von diesem Standpunct zum katholischen noch nicht kannte, auf das Aeußerste erstaunen, als Stolberg im Jahre 1800 alle seine Aemter niederlegte, nach Münster ging, und, mit den größten Opfern, nebst seiner ganzen Familie, von der nur Agnes, die älteste Tochter sich ausschloß, zu der römischen Kirche übertrat. Das Erstaunen sprach sich in zahlreichen Schriften, oft mit großer Erbitterung gepaart, aus; am tiefsten mußten Stolberg die heftigen Vorwürfe seines früheren Freundes, des alten Voß, der noch 1819 ihn angriff, verwunden. Er lebte längere Zeit zu Münster und seit 1812 zu Tatenfeld bei Bielefeld. Endlich zog er sich auf sein Gut Sondermühlen im Osnabrückischen zurück, woselbst er am 6. December 1819 gestorben ist; noch seine letzten Tage waren durch Voß' Schrift getrübt. Er war auch Ritter des russischen Alexander-Newsky- und St. Andreas-Ordens und seit 1815 Doctor der Philosophie.

Von ihm erschien:

Homers Ilias. 2 Thle. Flensburg und Leipzig, 1778. 1793. 2 Bde.
Jamben. Leipzig, 1784.
Die Insel. Leipzig, 1788.
Reise nach Italien. Königsberg, 1794. 4 Thle.
Die Westhunnen. Eutin, 1794.
Platons auserlesene Gespräche. Königsberg, 1796—97. 3 Thle.
Vier Tragödien des Aeschylos. Hamburg, 1802.
Ossian's Gedichte. Hamburg, 1806. 3 Thle.
Geschichte der Religion Jesu Christi. Hamburg, 1806—1818. 15 Thle.
Büchlein von der Liebe. Hamburg, 1821. 3. Ausg.
Leben Alfred's des Großen. Münster, 1816.
Drei kleine Schriften. Münster, 1818.
Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamburg, 1819—21. 2 Thle.
Kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Hofrath Voß. Hamburg, 1820.
(Ueber die mit denen seines Bruders zugleich erschienenen Werke, vergl. den vor. Artikel.)

Ueber die poetischen Arbeiten der beiden Brüder (s. den vorigen Artikel) ertheilt Bouterweck in seiner

Digitized by Google

Geschichte der schönen Wissenschaften Bd. XI. S. 403 sehr treffend mit folgenden Worten: Die Brüder Christian Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1748, und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1750, theilten mit ihren Freunden Voß und Bürger schon zu Göttingen das Interesse für deutsche und griechische Poesie. Ihre Gedichte, die zuerst durch die Musenalmanache und das deutsche Museum bekannt wurden, gaben ihrem Namen bald ein Gewicht, das noch vermehrt wurde, als im Jahre 1778 die homerische Iliade in Hexametern übersetzt von dem Grafen Friedrich Leopold zu gleicher Zeit mit Bodmer's Uebersetzung desselben Gedichts herauskam. In dem folgenden Jahre besorgte Boie eine Ausgabe der ersten Sammlung eigner Gedichte der beiden Brüder. Seit dieser Zeit sind zu denen vom Grafen Christian nur wenige hinzugekommen, unter andern im Jahre 1787 zwei Schauspiele mit Chören zugleich mit ähnlichen vom Grafen Friedrich Leopold, der nicht lange vorher, im Jahre 1784, in ernsten Satyren unter dem Titel Jamben sich von einer neuen Seite gezeigt hatte. Der hohe Adel des Gefühls, durch den sich fast alle diese Gedichte, selbst die volksmäßigen und kindlichen, auszeichnen, hätte ihnen unter Gleichgesinnten Freunde erwerben müssen, wenn auch ihr eigentlich poetischer Werth geringer wäre. Aber sie gehören auch als Gedichte zu den vorzüglicheren aus dieser Periode der deutschen Literatur. Die Phantasie schwingt sich in ihnen nicht immer so hoch, wie das Gefühl; aber sie erhebt sich kraftvoll über das Gemeine, und verarbeitet den anziehenden Stoff in glücklichen Gedanken und Bildern mit männlicher Leichtigkeit zu einem schönen Ganzen. In der gewählten und doch ungezwungenen Sprache erkennt man die Zöglinge der alten Classiker. Im lyrischen Rhytmus wird der Graf Friedrich Leopold von keinem deutschen Dichter übertroffen. Er ist auch der Einzige, dessen Balladen in der Nähe derer von Bürger einen ehrenvollen Platz behaupten. In den Schauspielen mit Chören, in gleichem Geist und Style von beiden Brüdern, wird das dramatische Interesse, das man vermißt, durch das lyrische wenigstens so weit ersetzt, daß Gefühl und Phantasie immer hinlänglich beschäftigt bleiben. Die Uebersetzung der Iliade vom Grafen Friedrich Leopold mußte der von Voß den Platz räumen; aber sie verdient im Andenken zu bleiben als ein Versuch, den griechischen Dichter mit einer prunklosen Feierlichkeit reden zu lassen, die freilich verschieden von seiner patriarchalischen Naivetät ist.

Aus F. L. Grafen Stolberg's Gedichten und Jamben.

Ode.

An den Mai.

Eile nicht, schönster Sohn des bunten Jahres!
Schüttl', o glänzender Mai, die Rosenflügel
Ueber dieser Wölbung der Eiche, dieser
Wölbung der Buche,

Deren verschlungne Wurzeln Sitz mir bieten,
Deren Wipfel umschlungen kühle Schatten
Senken, und mit wehendem Luftgesäusel
Sprachlos mir schmeicheln;

Hier, wo die Biene mich umsummet, vor mir
Sich an schwebendem Faden wiegt die Raupe,
Wo mir einsam Horchenden, einsam tönend
Wehmuth und Wonne.

Sehnsucht und leise Hoffnung Philomele
Singt in's ahnende Herz, bis laute Chöre
Rund umher wetteifernder Nachtigallen
Wecken den Träumer.

Bindet den holden Mai mit Geisblatt, Kinder,
Ihr mit Ranken des Weines, daß sein Fittig
Weile; lulle, freundliche Philomele,
Lull' ihn in Schlummer!

Der Harz.

Herzlich sei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geistes,
Denn das blache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooß, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir giebt reinere Luft und die teutonische
Keuschheit Jugend von Stahl; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Herrmann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwerdt
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Herrmanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstock's mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia dir! Furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

Die Natur.

Er sei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunk'ner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten,
In hoher Wallung seiner Seele
Nie mit der steigenden Morgensonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger,
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erb' ist Taumel, oder Schlafsucht!
Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!

Digitized by Google

Er iſt kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Iſt Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerſchlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich ſpotte! —

Ich ſeiner ſpotten? — Weh mir! O zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Staub ergriff
Den Mann von Staub, daß er des Staubes
Spottete, den er beweinen ſollte!

O ſei geſegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch geſegnet, du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!

Nur reinen Herzens duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen ſind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einſamkeit, können nur ſie ertragen!

Woll'ſt oft, o ſanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernſte Pfade leiten, im Mondenſchein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!

Dann werden oft ſich ernſte Betrachtungen
In Harmonieen wandeln, Begeiſterung
Wird mich erfüllen, daß die Thale
Hallen mein Lied und die Felſengänge!

Wenn du mich förder leiteſt, Natur, ſo ſoll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es ſoll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel ſchmücket!

Frauenlob.

Traun, der Mann iſt Neides werth,
Dem ſein Gott ein Weib beſcheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falſch, den Täublein gleich!

Seiner Wonne Maaß iſt groß!
Seine Ruhe wechſellos!
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den ſolch' Weiblein tröſten kann!

Gleich des Mondes Silberblick
Lächelt ſie den Gram zurück;
Küßt des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen ſeinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn von Zorn die Bruſt ihm glüht
Und ſein Auge Feuer ſprüht;

O! dann ſchleicht ſie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Alſo kühlt der Abendthau
Die verſengte Blumenau!

Keine Mühe wird ihm ſchwer!
Keine Stunde freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Laſt
Harret ſein die ſüße Raſt!

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken Beider Augen zu!
Ihrer keuſchen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand!

Gott ſchenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm!

Mit verſchämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter! glühn
Mit der Mutter Unſchuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenſchein!

Drob erfreut der Vater ſich,
Drob die Mutter inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preiſt den Geber früh und ſpät!

Gold hat keinen noch beglückt;
Falſcher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden haſcht, greift Sand!
Wiſſenſchaft iſt oft ein Tand.

Aber Weiber giebt uns Gott!
Ohne ſie iſt Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch!
Lieben uns im Himmel noch!

Das eine Größte.

Ländliche Ruhe, Freundſchaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude! Freiheit giebt uns
Mannſinn! aber göttlich zu leben iſt das
Einige Größte!

Lied eines alten ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

Sohn, da haſt du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu ſchwer!
Nimm den Schild und dies Geſchoß
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm ſchon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwerdt und Streitart ſtumpf gemacht!

Herzog Rudolf hat dies Schwerdt,
Art und Kolbe mir verehrt,
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verſchmähte Heinrich's Sold!

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolf's Muth
That mit ſeiner linken Hand
Noch dem Franken Widerſtand!

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiſer Conrad rüſtet ſich!
Sohn, entlaſte mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umſonſt dies Schwerdt
Für der Väter freien Heerd!
Sei behutſam auf der Wacht!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer ſei zum Kampf bereit!
Suche ſtets den wärmſten Streit!
Schone deß, der wehrlos ſteht!
Haue den, der widerſteht!

Wenn dein Haufe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein feſter Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwerdt,
Sieben Knaben, Deutſchlands werth!
Deine Mutter härmte ſich
Stumm und ſtarrend, und verblich.

Einſam bin ich nun und ſchwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber ſiebenmal,
Denn der ſieben andern Fall.

Drum ſo ſcheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich,
Freut dein alter Vater ſich!

Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich ſcheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Digitized by Google

Er der letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall;
Zwischen moosbewachs'nen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst bei'm freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang' von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwerdt.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

Stimme der Liebe.

Meine Selinde! denn mit Engelstimme
Singt die Liebe mir zu, sie wird die Deine!
Wird die Meine! Himmel und Erde schwinden!
Meine Selinde!

Thränen der Sehnsucht, die auf blassen Wangen
Bebten, fallen herab als Freudenthränen!
Denn mir tönt die himmlische Stimme: Deine
Wird sie! die Deine!

An Jünglinge.

Ihr fröhlichen Jünglinge, höret
Den fröhlichen Jüngling! Er lehret
Euch glücklich und weise zu sein.
Heut ist mir's im Herzen so helle!
Ich schöpfe die Freud' aus der Quelle
Im alten Hungarischen Wein!

Auf, wackre Gesellen, und tränket
Mit Freude die Seelen! Es tränket
Den höllischen Drachen das Glück.
Doch hütet euch, Brüder! Er lauschet,
Und wo sich ein Jüngling berauschet,
Da grinzt er mit schielendem Blick!

Oft führt er bei nächtlichen Fackeln
Die Reigen der Thoren; sie wackeln
Frohlockend, und träumen nicht Harm.
Er führt sie im Taumel des Tanzes;
Noch duften die Blumen des Kranzes,
Schon hält sie die Laïs im Arm.

Ich warne dich, flatternde Jugend:
Oft grenzet die Freude der Tugend
An giftiger Laster Genuß.
So schleichet, im freundlichen Schatten
Der Pappel, auf blühenden Matten,
Die Natter, und sticht dich im Fuß.

Drum merke dir, was ich dich lehre:
Auf daß dich der Feind nicht bethöre,
So suche dir heut' noch ein Weib!
Statt länger zu flattern, erwähle
Ein Mädchen mit lieblicher Seele,
Und eben so lieblichem Leib!

Es halte sich jeder zur Schande,
Zu fliehn die holdseligen Bande,
Womit uns ein Weibchen umschlingt!
Sie führt uns am rosigen Bändchen,
Mit sammtnen, liebkosenden Händchen,
Bis sie in den Himmel uns bringt!

O Wonne, sein Weibchen zu wiegen
In Armen der Liebe, zu liegen
Bei'm Weibchen in süßem Genuß!
Ich achte, mit neidenden Blicken
Und schmachtendem Geisterentzücken,
Umschweben die Engel den Kuß.

Ich hätt' euch noch vieles gelehret;
Das Mädchen hier hat mich gestöret;
Sie weckte den Trunknen dort auf.
Wart, Braune! Gleich wirst du ihm büßen!
Er straft dich mit duftenden Küssen,
Und hascht dich im wankenden Lauf!

Die Büßende.

Ballade.

Hört, ihr lieben deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seid,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter, sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuschheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittermann von weiten,
Der zum Kaiser sollte reiten,
Von Navarra's Fürst gesandt
In das heil'ge deutsche Land.

Einst da Strom und Nachtwind brauf'te,
Und sein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutscher Ritter hauf'te,

Digitized by Google

Dessen Hof der Sturm durchsauſte,
Und der Ulmen Haupt zerſauſ'te;
Freudig leitet' er ſein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erſtarrt;
Denn des Winters Froſt war hart.
Bald erſchienen edle Knappen,
Forſchten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten ſeinen treuen Rappen,
Führten dann bei Fackelſchein
Ihn in den Palaſt hinein.

Herzlich, nach der Deutſchen Weiſe,
Ging auf ihn der Deutſche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh'
Nach der ſchweren Winterreiſe,
Und erquicke dich mit Speiſe!
Sieh', es glänzt von Reif und Eiſe
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch iſt deine Hand erſtarrt." —

Bei der krummen Hörner Schalle
Führt er den erfrornen Mann,
Einen Windelſteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter ſtanden alle,
Aus gegoſſenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl
In dem ungeheuern Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und ſchon ſitzen ſie am Tiſch,
Unſre Helden trinken friſch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welſcher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre ſich;
Stumm und langſam feierlich,
Kommt ein Weib in ſchwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geſchmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geſchornem Haupte, ſchön
Wie der blaſſe Mond zu ſehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaß;
Ihm entſank ein Doppelglas.
Und er zweifelte ob Leben
Wär' im Weibe, ob ſie ſchweben,
Senken, oder ſich erheben
Würde, ein Geſpenſt der Nacht,
Das in grauſen Stunden wacht.

Aber näher kam ſie ihnen,
Setzte nun ſich an den Tiſch,
Aß zween Biſſen Brod und Fiſch,
Und ſie ſchellte; da erſchienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt ſie! er verſteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und ſchon hält er in der Linken
Einen Schädel, ſpült ihn rein,
Gießet Waſſer dann hinein,
Hälts ihr ſchweigend dar zu trinken;
Ach! ſie läßt die Augen ſinken,
Sieht den naſſen Schädel blinken,
Starret vor ſich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

„Ich beſchwöre dich, zu ſagen,"
Hub der fremde Ritter an:
„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannſt du mit dieſen Plagen
So ſie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen ſtumme Klagen?
Sie iſt ſchön, wie Engel ſind,
Und geduldig wie ein Kind."

„Fremdling, ſie iſt ſchön! Ich baute
Auf die Schönheit all' mein Glück;
Labte mich an ihrem Blick,
Wann ſie bei der ſanften Laute,
Fromm und liebend auf mich ſchaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre ſchönen Augen logen!
Wer ergründet Weibesſinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat ſie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb ſich immer gleich und neu!

Als ich einſt von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da ſah mein erſter Blick,
Der ſie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm ſich,
Doch ihn traf der Todesſtich!

Aber ſie fiel mir zu Füßen,
Flehend: „Herr erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eiſen möcht ich küſſen,
Das da ſoll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugeſellt!" —

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seelen noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und ſachte
Meines Zornes Gluth; ich ſprach;
„Büßen ſonſt du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du fuhrſt zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magſt du nach dem Heile ſtreben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angſt und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!"

Da thät ich ihr Haupt beſcheeren,
Nahm ihr Gold und Edelſtein,
Hüllte ſie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen ſie verzehren,
Magſt du von ihr ſelber hören.
Faſſe dich, und folge mir
Hier durch dieſe Seitenthür!" —

Und er führt' ihn eine lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führſt mich in ein Grab!" —
Rief der Ritter, und war bange.
„Graut dir ſchon vor dieſem Gange?
Aber horch dem leiſen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt ſie ihren Bußgeſang." —

„Halt! nun ſind wir an der Schwelle!" —
Rief der Deutſche, ſtieß an's Schloß;
Raſſelnd ſprang die Feder los,
Und ſie ſah'n ſie in der Zelle.
Von den Augen ſtürzt die helle,
Gottgeweih'te Thränenquelle,
Fließet aus zerknirſchtem Sinn,
Auf das off'ne Pſalmbuch hin.

„Ach! wie iſt ihr Schickſal bitter!"
Ruft der Gaſt, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der geſtrenge deutſche Ritter.

Digitized by Google

Wie getroffen vom Gewitter
Sieht er hinter einem Gitter,
O, wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe sonder Haupt.

Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: „Sieh' den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte;
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Frevelthat
Mir mein Bett beschimpfet hat!

Das ist nun ihr größtes Leiden,
Daß sie ihren Ehemann,
Der solch' Leid ihr angethan,
Muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonst, nun möcht' sie gern ihn meiden,
Doch sie sieht ihn, und beim Mahl
Ist sein Schädel ihr Pokal." —

Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
Mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: „Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist recht geschehn!" —

Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer; sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
Bang' und kummervoll durchwacht
Er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildniß immer,
Wie sie bei der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er seine Rüstung an,
Ging hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette;
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen,
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein rasches Drauen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen;
Nahm sie in sein Bett von neuem,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unsre Frauen zu belehren
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in saub're Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des erdumgürteten Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf; und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! in schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres

Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Safrangewande,
Aber, wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und soll dein Bogen ertönen,
O, so richte dein furchtbar Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeigten Alpen herunter schmelzende Gipfel.
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tieger durchirren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehen der Vögel Gesänge;
Dir der säuselnde Wald; und dir die duftende Blume
Wollest nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wollest nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wollest vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürstest
Selber nimmer! Als Gott, mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf.
Millionen auf einmal, jede mit Erden umkränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenke deß, o Strahlende! Früher,
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung
Wähne nicht zu vergehen! Der große Geber des Lebens
Wird gefall'ne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen! Wie du auf schwärmende Mücken herabschaust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

Der Rheinstrom.

(Fragment aus der Hymne an die Erde.)

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die brünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O wie stürzt er donnernd herab bei'm hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'rung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnitzer Fluthen
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schützest die Grenzen des heiligen Reiches,

Digitized by Google

Und beſchenkſt die Ufer mit hangenden, goldenen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! ſie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch finge,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, ſie fleußt ihm entgegen in ſanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geſchenke, den Reichthum der fruchtbaren Fränkiſchen Fluren;
Bringt ihm ſilberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felſen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt ſie mit mächtigem Arm, und führt ſie hinunter,
Durch kryſtallne Hallen, in ſeine ſtille Behauſung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die ſchönen Geſtade
Hallen weit umher vom Brautgeſange der Fluthen!

Lied.

Ich ging im Mondenſchimmer
Mit Lyda Hand in Hand,
Ach, ich vergeſſe nimmer,
Was da mein Herz empfand!

Bald ſchien die Nacht mir lauer,
Als ich vorher ſie fand,
Bald eilten kalte Schauer
Aus mir in ihre Hand.

Auf ihren Augen ſchwebte
Des Mondes Silberſchein,
Auf ihren Lippen bebte
Sein ſanfter Strahl ſo rein.

Der Liebe Thränen bebten
Aus meinem Aug' hervor,
Und leiſe Seufzer ſchwebten
Hinauf zu Lyda's Ohr.

Sie ſchwieg — doch eine Thräne
Bebt ihr im Auge hell,
Der Mond ſchwamm auf der Thräne
Wie auf dem Wieſenquell.

Ich ſchwieg — und ſah die Thräne,
Sie meint ich ſäh' ſie nicht!
Der Mond ſchwamm mit der Thräne
Hinab in ihr Geſicht.

Nun ſchwanden Mond und Erde
Vor meinem Angeſicht!
Nur Lyda blieb — ich werde
So ſelig wieder nicht!

Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Roſenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wieſe, ſchwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen ſenket,
Und an jungen Aehren bebt;

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts ſich die Schaafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen ſaugt;
Wann das Geißblatt ſüße Düfte
In dem Wehen leiſer Lüfte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die ſchweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend ſingt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als ſchwebte ſie im Tanze,
Süße Milch nach Hauſe bringt;

Wann die Erlen duftend ſäuſeln;
Wann die Mücken Teiche kräuſeln;
Wann der Froſch ſich, quakend, bläht;
Wann der Fiſch im Waſſer hüpfet,
Aus der kalten Tiefe ſchlüpfet,
Und der Schwan zum Neſte geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Heſper mit verliebtem Strahle
Heimlich meine Quelle küßt;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
Philomele ſie begrüßt:

Dann umſchweben ſüße Freuden,
Hand in Hand mit ſtillen Leiden,
Meinen Geiſt; mein Auge weint.
Wann die Thrän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiß ich ſelbſt nicht immer,
Was die ſtille Thräne meint.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
Dem getäuſchten Auge ſtahl;
Mancher leiſe Wunſch entbebte
Seufzend meiner Bruſt, und ſchwebte
Ungeſehn im Mondenſtrahl.

Ich beſchwör' euch, Abendlüfte!
Ich beſchwör' euch, kühle Düfte!
Heſper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beſchleichet dieſes Sehnen
Mich allein mit ſolchen Thränen
Im geheimen Mondenſtrahl?

Die Erſcheinung.

Hingeſunken am See, über den Düften des
Lenzes, dacht' ich nur Sie, fühlte nur Sie allein,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Blüthen fielen, und Thau fiel auf die Wimper mir,
Weſte wiegten mich ein; eh' ich die Augen ſchloß,
Sah' ich funkeln den Abend,
Hört' einſchlafend die Nachtigall.

Da erſchien mir im Traum Eine der Himmliſchen,
Gleich dem Abendgeſtirn flammten die Augen der
Göttin, Seligkeit ſchwebte
Auf den Lippen der Lächelnden.

Wie der Abend des Baches Wellen mit Gold bedeckt,
Floß ihr Roſengewand über die göttlichen,
Leicht hinſchwebenden Glieder,
In Geduft von Ambroſia.

Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und lächelte;
Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und träufelte
Ihres himmliſchen Nektars
In die bebenden Lippen mir.

Freude heiß ich! es blüht bei den Unſterblichen
Meine Laube, doch ſenkt auch zu den Sterblichen
Sich mein Fittig herunter,
Und ich tränke mit Nektar ſie.

Komm, ich liebe dich, komm! Weihe die Leyer mir,
Mir dies klopfende Herz, komm und entſage der,
Die des Tags dir die Seele,
Die des Nachts dir die Seele füllt.

Göttin, ſprach ich, für dich ſeufzen die Sterblichen,
Selig preiſen durch dich ſich die Unſterblichen!
Ach, ich liebe dich, Göttin,
Aber, Himmliſche, zürne nicht!

Sieh' ich folge dir nicht! Zürne der Sterblichen,
Zürne Lyda nur nicht! Kann ich entſagen der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt?

Sie entſchwand wie ein Blitz; und ich erwachte ſchnell;
Hochauf klopfte mein Herz, aber es klopfte der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Digitized by Google

Ode.

An Agnes.

Warum an meinem Auge dein Auge hängt,
Wie auf dem Quell im Thale der Vollmond schwimmt,
Das weiß ich, Freundin; deiner Blicke
Forschen versteh' ich, auch wenn du schweigest.

Warum ich schweigend lange dem Wellenspiel
Mit Wehmuth nachsah? fraget dein Auge mich;
Ob mir Erinnerung, ob mir Zukunft
Ueber den Wellen die Seele wiege?

Ach beides, Freundin! War es nicht hier, daß uns
Den Brautgesang die Nachtigall flötete,
Du mir Vergißmeinnichtchen wandest,
Träufelnd von Thau und der Liebe Thränen?

In diesen Buchen säuselte sanft der West,
Ihr zartes Laub hing über den Häuptern uns:
In jener Krümmung tanzten Fische
Zwischen den Schemen der wilden Rosen.

Die wilden Rosen welkten, des Sommers Gluth
Gab dunkleres Laub dem Haine; den falben Herbst
Vertrieb der Winter eilend, stand dann
Still auf dem See mit erstarrtem Fuße.

Die Knospen schwellen wieder, der Buchfink singt,
Das Veilchen blüht, das Lämmchen umhüpfet schon
Die Mutter, und das Reh verschmähet
Lange das Moos an dem alten Stamme.

So fliehn die Jahre, Weib, und es trennet uns
Ein Jahr dereinst, es lächelt im Lenzgewand
Vielleicht uns beiden, und der eine
Weinet im Sommer am Grab des andern.

Ich müsse weinen, Agnes, bei deinem Grab'!
Es wird mir Trost sein, daß du um mich nicht weinst,
Das mein der Jammer ward, und daß du
Weinen mich siehst aus des Himmels Lauben;

Und daß von vielen Kindern die jüngste dir
Sei gleich geworden, liebend wie du, wie du
Voll reiner Unschuld, um die Mutter
Weinend, wie du um die Mutter weintest.

Du weinest? Sieh, ich küsse die Thräne dir
Vom schönen Auge, weine, Geliebte, nicht!
Wie klopft dein Herz! Ach, unsers Erstlings
Schone, der unter dem Herzen schlummert!

Das befreite Deutschland.

November 1814.

Wenn der junge Tag, in der wallenden Locken Gold
Erröthend aus der Wiege des Meers, zu dem Himmel schaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains:
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegesang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht bekaurt,
Entfernt sich mit schleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Geäst. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finstern Graun sich Wohlsein erspäht.

Es erschalle laut, o ihr Sänger des Vaterlands,
Der glühende deutsche Gesang aus der vollen Brust,
Wir sind frei! wir sind frei! — O Freiheit erkämpft
Mit dem Schwerdte des Ruhms, wer sich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir sind frei durch's Schwerdt! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind;
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind?
O nein! er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand,
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns galt, im schnödesten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und er weckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube mit ihr;

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertraun in Ihn.
Da erhuben sich schnell so Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn!

Du bist frei, o Land der bewährten und festen Treu!
Verdien' es zu sein, von Europa das Herz!
In vereintem Gemüth zu hegen die Gluth,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

Die Gränze.

Den 29. Januar 1814.

Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl und Freude!

Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell;
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam;

Sind tief wie Meer, wie Gottes Geschosse schnell
Und kraftvoll, doch befreundet dem flachen Kiel,
Das deinen Wogen sich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.

Als Gott der Herr die Veste von Fluthen schied,
Und Inseln aus der Tiefe sich heben hieß,
Und Quellen aus dem Schooß der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze stellte;

Gesetz dem Sturme sprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anstaunte; da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern

Sein Wonnestrahl; durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rheinischen Berge Schooß. Er empfing und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Träufelte Labsal von deutschen Reben.

Des Rheines werth, des Deutschen auch werth! voll Kraft,
Zu That entflammend und zu Gesang, nicht Schaum
Aufsprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geist, und das Herz durchglühend.

An beiden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felsen, spielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, sich kräftiger dort entflammend!

An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Aus deutschem Wort; dem edelsten Weine gleich,
Und dir, o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;

Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.

Ihn haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz —
Heuschrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet —

So haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bei uns vermaß, ihn selbst, den Dränger,
Herr von der Oder bis hin zum Rhodan

Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Frieden, ja Frieden sei
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,

Digitized by Google

So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme hehre; sie, der Empfindung, sie,
Gespielin des Gesangs, der frei im
Tanze wie Sphärengesang einherschwebt!

Ode.

Deutschlands Beruf.

Ja, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein!
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben, eignest, veredelnd, dir
Das Gute zu von Allen, giebst es
Allen veredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eigner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollst du, o Deutschland sein,
Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Gluth des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewundrer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; laßt
Dem Arm die Ehre, laßt dem Fuß sie,
Denn sie erwarmen an Gluth des Herzens.

Dem Knaben durch's Leben.

Sei deinen Freunden immer treu,
Und weich bei fremdem Schmerz,
Den Großen dieser Erde sei
Dein Nacken starr wie Erz!
Die Wahrheit sei dir nie ein Scherz!
Rein sei dein Herz,
Und schaue glaubend himmelwärts!

Elegie.

An die Lieben in der Heimath.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jungling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
Löschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
Aelterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufstellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weisen der Zeit, welcher sich trügelnder schmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
Staunt und schwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,
Wo die grünliche Woge sich birgt in Wolken des Schaumes,
Und mit ewigem Thau weit die Gefilde bestrahlt.
Wo der Engel der Schweiz den siebenfarbigen Bogen
Täglich spannt, des Bunds strahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher dauernde Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
Bis dein Donner, o Rhein, zwischen den Felsen verstummt!
Meine Seele schwebet mit euch im gleitenden Nachen
Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an den Ufern der Siel mit Lavater, irrt an der Limmat
Ufern mit ihm und euch, und mit dem redlichen Heß.
O, wie wiegt sich mein Geist in wehenden Lüften der Freundschaft!
O, wie schwingt sich mit euch über den Sternen mein Geist!
Lavater, reiße mich nicht auf deinen Flügeln zum Himmel;
Auch von dem Nordmeer schwebt über den Sternen mein Geist.
Laß mich weilen mit dir die Augenblicke der Täuschung,
Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
Lebe wohl, und lebet ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
Wolkenan! wie tobt hoch von den Felsen die Reuß!
Hundert Ströme stürzen von überhangenden Klippen,
Felsen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, schäumender Strom, du Felsenhohrer mich gängelt
Trunk'ne Begeist'rung hinauf, bis in dein wankendes Bett,
Welches die klimmende Gemse nicht sah; der steigende Adler
Nistet darunter, und schaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die schwarze Wolke dich, Gotthard, gürtet, indessen
Deine Scheitel sich sonnt, Sonne den Fuß dir bestrahlt!
Stiller schwebt mein Geist auf dem See, den Thaten der Vorzeit
Kränzen, auf deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entsprangst du dem Nachen; nun steht die geweihte Kapelle
Hier, wo jährlicher Dank Gott, dem befreienden, tönt,
Dessen umwölkter Rath Jahrhunderte duldet, daß Frevler
Völker drängen, der Staub über den Staub sich erhöht
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
Wagen, stampfen beschäumte Rosse mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang dein Geschoß: so klang dir's nicht an der Linde,
Wo den Apfel der Pfeil pflückte vom Scheitel des Sohns
Dort erklang dein Geschoß, und knirschend stürzte der Zwingherr
Dort, wo jährlicher Dank Gott, dem gerechten, ertönt,
Der in umwölkter Hand die schicksalwägende Wagschal'
Hält; die Schale des Heils sank auf die Alpen herab.
Heilig ist jene Höhe vor allen Höhen, es schwuren
Arnold, Staufach und Fürst hier den erhabenen Eid.
Gott in Himmel es sind ja auch der Höhen in Deutschland
Und der Zwingherrn viel; sind der Geweihten nicht drei? — — —
Wieder bin ich, ihr Lieben, bei euch, am Fuße des Jura!
Reben neigen sich hier über mein Haupt in den See.
O, wie der thauende Abend Savoyens Felsen mit dunklem
Purpur röthet, ihr Bild wieget sich sanft auf dem See
Dunkelnder schwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranz
Noch die Sonne das Haupt schneeiger Berge bekrönt.
Das sind deine Kronen, o Schweiz! ein rosiger Schleier
Deckt sie allmählich, es sinkt schweigende Ruhe herab!

Lied.

Ich bin! das freuet sich mein Herz!
Ich bin, und werde sein!
Ein Stäubchen ist des Lebens Schmerz,
Gesehn im Sonnenschein.

Gesehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die, was war, was ist, wird sein,
Empor ging und besteht.

Froh wandl' ich auf des Lebens Bahn
Entgegen ihrem Licht,
Das manchen Nebel, manchen Wahn
Mit goldnem Strahl durchbricht.

Es führe mich des Glaubens Hand,
Mir schwebe Hoffnung vor,
Und Liebe heb' an sanftem Band
Mich aus dem Staub empor.

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steur't des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Ocean.

Wo laute Fluth des Jubels hallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Und Lieb' an Lieb erglüht!

Digitized by Google

Der Rath.

An Tobias Mumsen.

Ἔρξης ὀργάδας Βαβυλωνίους ἀπόστασας, καὶ κραιπάλας, προστάξειν ὅπλα μὴ φορεῖν, ἀλλὰ ψάλλειν, καὶ ἀυλεῖν, καὶ παροξυσκεῖν, καὶ καπηλεύειν, καὶ φορεῖν χολπώτους χιτῶνας.

Zürnend auf die Babylonier, welche von ihm abgefallen waren, bezwang Xerxes sie, verbot ihnen Waffen zu tragen, befahl ihnen aber auf Geigen und Flöten zu spielen, Hurenhäuser und Schenken zu besuchen, und Gewande mit weiten Falten zu tragen.

Plutarch in den Sprüchen der Könige und Feldherrn.

Dank sei's den Weisen unsrer Zeit, wir sind
So weit gekommen, daß bewiesen ward
Die Freiheit sei ein Traum, ihr Nam' ein Schall,
Des Narren Losung, und des Klugen Spott.
Die Nacht, in welcher Rom und Griechenland
Dem Irrwisch tappend folgten, ist dahin,
Wesern sie jemals war, dem Weisen ist
Es zweifelhaft, denn alle Thaten Roms
Und Griechenlands sind vielleicht auch nur
Ein Mährchen; kann man wohl mit Nüchternheit
Des Geistes glauben, daß dreihundert Mann
Den Teufel so im Leibe haben, sich
Gewissem Tode kalt zu widmen, nur
Damit der kleinen Sparta rauhes Volk
Bei schwarzer Brüh' im irdnen Napfe frei
Sich träume? Welche Nase wittert hier
Nicht Lügen? Oder wenn von Marathon
Ein Grieche fabelt, daß Miltiades
Mit einer Hand voll freier, also schlecht
Geordneter, denn Ordnung giebt der Zwang,
Des großen Königs ungeheures Volk
Zertrümmert habe, wie ein Fels im Meer
Den Nachen, der auf Wogen hüpft, zerschellt.
Wer wollte bei der Amme Mährchen sich
Zum Zweitenmal begeifern wie ein Kind,
Zu hören was das trunkne Alterthum
Von Brutus und Timoleon erzählt,
Von Cato, der wie Werther sich entleibt,
Ein Werther ohne Lotte wollte denn
Ihm Cäsar nicht vergeben? konnt' er nicht
Der Ersten einer an dem Hofe sein?

O Fürsten, Väter Eures Vaterlands!
Gelang' es euch das alberne Gewäsch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch selbst die Kinder neuer Zeit so
Zu säubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn sie zu gefährlich ist,
Erschiene, Väter eures Vaterlands,
Ihr säßet ruhiger auf eurem Thron.

Ich härme manchen Tag und manche Nacht
Mich schlaflos um das Wohl der Könige,
Des Segens Fülle schütten sie auf's Volk,
Versäumen eigne Ruh' und eignes Wohl.
O dürft' ich rathen! zwar ihr hört mich nicht,
Doch überlaßt mich meinem süßen Wahn,
Daß von den Weisen, die um euren Thron,
Wie Wasserblasen um die Klippen sind,
Mich einer hört, und, zu gelegner Zeit,
Euch ehrerbietig das Gehörte sagt.

Ein jedes Reich hat zween Dämonen, die
Wie Nacht und Tag im ew'gen Kampfe sind.
Der eine ist euch dienstbar, und sein Hauch
Bläst auf die Völker, die seit grauer Zeit,
Beglückt durch euch, dem Throne dienstbar sind.
Ich nenne ihn den nächtlichen, denn Ruh',
Des Schlummers Ruhe geußt er auf das Volk,
Es fühlt den heißen Strahl des Mittags nicht,
Der sein Gehirn ihm in dem Schädel dörrt,
Es fühlet nicht den Sturm der Mitternacht,
Wenn sein erstarrter Arm im Froste zuckt.

O selig ist der König, der vom Thron
Das Schnarchen des gestreckten Volkes hört!
Neptunus ähnlich, wenn der Wogen Schall
Die Stufen des Korallenthrons so laut
Umrauschet, daß des Schiffbruchs Krachen fern
Von ihm verhallet, und das Angstgeschrei
Der Scheiternden des Götterohres schont!

Der andre Dämon ist ein Feind der Ruh',
Ein Morgenstern, ein arger Lucifer!
Mit seiner Fackel wallet er umher,
Er stört die Völker aus dem süßen Schlaf,
Und weckt er auch nicht gleich ihr schweres Haupt,
So wirkt sein Einfluß doch auf ihren Traum.
Auch Träume sind gefährlich tiefer Schlaf,
Ja tiefer, schwerer, starrer Schlaf allein,
In schwarze Finsterniß, giebt wahre Ruh!
Und dennoch ist gewisse Sicherheit
Niemals des Menschen Loos! Es schliefen auch
Die Schweizer tiefen, schweren, starren Schlaf,
Nun wachen sie bei'm hellen Licht des Tags!
Ja, was beweinenswerth, und seltsam ist,
Ich hab' es selbst gesehn, sonst sagt' ich's nicht,
Ich raun' es ungern euch und leis' in's Ohr:
Die Frevler unterstehn sich froh zu sein,
Und sind die Glücklichsten der Sterblichen!

Auch über Britten waltet Lucifer,
Zwar streut des Thrones Dämon Mohn und Gold,
(Denn Gold ist kräftiger als Laudanum)
Aus vollen Händen, dennoch wacht das Volk;
Sein Beispiel schrecke wie die Schweizer euch.

Bewahrt vor allem väterlich das Volk
Was Nerven stählt und Schwung dem Geiste giebt;
Was frommet ihm des Armes Kraft, seitdem
Der Krieg ein Spiel der Kunst geworden ist?
Und Geist ist ihm gefährlich! Brecht ihm früh
Den Fittig, weil er noch am Sumpfe klebt,
Dem Jäger gleich, der früh die Schwanen lähmt,
Daß nicht, wenn er gewaffnet wiederkehrt,
Der schöne Vogel sich im Silberklang
Der Lüfte hebe, ihm zum bittern Hohn,
Versammelt, was die Sinne reizen kann,
Um euren Thron, o spart zur Unzeit nicht!
Ihr spart? für wen? für euer Volk doch nicht?
Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Ist kalt für Freiheit und dem Fürsten feil!
Ruft den Kastraten von der Tiber her,
Er ist der beste Bürger eures Reichs,
Er singet euren Hof in weiche Ruh',
Ist leer an Kraft, von Leidenschaften frei,
Ein solches Volk wär' ganz Europa werth
Für einen König, stürb' es nur nicht aus!

Das Schauspiel kann gefährlich werden! fern
Von eurer Bühne schreite Hamlets Geist,
Kein Odoardo zucke seinen Dolch,
Es ruhe Götz mit seiner Eisenhand,
Das weiche Singspiel wieg' euch täglich ein,
Mit Frankreichs Tönen und mit Frankreichs Witz.
Die welsche Melodie erregt das Herz,
Weckt die Empfindung, giebt die Ebb' und Fluth,
Und eures Volks Empfindung müsse still,
Nicht tief, von euch durchschaut, und eingeschränkt
Wie ein Kanal in euren Gärten sein.

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
In's laue Bad französcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Karten immer hold,
Ein Volk, das täglich spielt, gehorchet gern.

Ihr selber spottet der Religion,
Ihr Geist ist Geist der Wahrheit und der Kraft,
Doch ehrt die Pfaffen, denn sie ehren euch,
Ihr Geist ist Geist der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemästet räuchern sie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Priester haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet seinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus seinem Mund.
Das Füllhorn eurer Gnade schüttt Band
Und Stern und Schlüssel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen so!
Er lehrt, was klein ist, achten, und verschmähn,
Was edel ist, gewöhnt auf eure Hand
Hinauf zu schaun, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die goldne Saat
Der Hand versammelt, die es schlachten wird.

Der Rechtsgelehrte sonne sich im Glanz
Der Gunst, und knete das Gesetz wie Wachs.

Sein Kiel behaupte eures Schwerdtes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.

Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schaalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heilgthumes Seckeln ab.

Vor allem steh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink — wenn auch kein Wolf
Der Heerde dräut; denn unter uns gesagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik! ein süßer Kern!
Euch aufbewahrt! indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schaalen stumpf!

Die Weigerung.

An Zimmermann.

Nunc ego mitibus
Mutare quaero tristia — —
Horat.

Ich kann, ich darf, ich muß, ich will, o Freund,
Die Weiblein nicht erzürnen! reize mich
Nicht gegen sie! Dem Pontifex allein
Vergönnte Roms Gesetz mit strenger Hand
Vestalen zu bestrafen, dennoch durft'
Er nicht den Schleier heben, und sein Blick
Blieb ehrfurchtsvoll, wie streng die Hand auch war.
Ich höre deines Lächelns Frage schon:
Sind unsre Weiber den Vestalen? Nein,
So wenig als ich Pontifex, und als
Wir Römer sind. Die Weiber waren stets,
Wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, sonst ihnen gleich. Als Rom
Die Feldherrn von der Furche holen ließ,
Als weder Pyrrhus Gold noch Elephant
Den Helden rührte, hätte nicht sein Gold,
Noch Pyrrhus selbst, der Löw', ein Weib gerührt,
Die, stolz auf welsches Blut und keusche Zucht,
Der Väter Thaten ihrem kleinen Sohn,
Indeß bei früher Lampe schon ihr Arm
Den zarten Faden von der Spindel wand
Erzählte, oder zu der Wiege Schwung
Dem kleinen Markus früh ein heißes Lied
Von Vaterland und Sieg und Freiheit sang.
Die Kinderstube bildete schon früh
Des Knaben Herz, eh' noch in Mavor's Feld
Der nackte Jüngling rang, und schweißbedeckt
Hinab sprang in der Tiber kalten Strom.

Des Cato Kind, die schöne Porcia,
War ihres Vaters, ihres Mannes werth.
Der war der letzte Römer, sie war nicht
Die letzte Römerin, denn selbst zur Zeit
Des Sclavenjochs blieb Arria noch frei,
Gab lächelnd ihrem Mann den blut'gen Dolch,
Den Schlüssel einer freien Welt, und sprach
„Pätus, es schmerzet nicht!" was ist der Tod
Der Schlacht wohl gegen diesen Tod? und doch
War jene stärker noch als Arria,
Die, noch bespritzt von ihrer Söhne Blut,
Von ihrer langen Marter nicht geschreckt,
Dem siebenten, dem Jüngling, weinend rief:
„Mein liebes Kind, neun Monden trug ich dich
Hier unter diesem Herzen, säugte fast
Drei Jahre und erzog mit Mühe dich.
Gedenk' an deinen Schöpfer, deinen Gott!
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!
Nichts größers that ein Mann; was Männer thun,
Posaunt der Ruhm in späte Zeiten aus,
Indeß am stillen Heerde, nicht bemerkt,
Im dunkeln Schatten der Bescheidenheit,
Die Weibertugend tiefe Wurzel schlägt,
Und in dem Säuseln ungestörter Ruh',
Mit sanftem Wehen unsre Hütten kühlt.

O Freunde, laßt uns Männer Männer sein,
So werden unsre Weiber Weiber sein!
Von Wachs sind ihre Herzen, bildet sie
Mit leiser, aber warmer Hand, wir sind's,
Die sie mißbilden, unsre Thorheit geußt
In unbefangne Seelen fremdes Gift;
Wir reißen aus des Hauses Schatten sie,
Und stellen sie auf luft'ge Höhen hin,
Wo Frankreichs lauer West Verderben haucht.
Wir tödten das Gefühl der reinen Brust,
Wenn Leichtsinn oder Spott des Heiligen
Von unsrer Lippe trieft, wenn unser Blick
Des schlauen Doppelsinnes Sinn bestimmt.
Uns war der Väter Sprache schon zu keusch,
Die stark und rein und reich und edel ist;
Wir wählen klüglich unsers Feindes Sprache,
Die schwach und arm mit falschem Sinne buhlt.
Der Schöpfung letztes Werk verderben wir,
Und spotten unsers Mißgeschöpfes dann.
Sind wir vielleicht besorgt, sie würden uns
Verschmäh'n, wenn sie nur edel blieben? uns
Für Sclaven ansehn, weil wir Sclaven sind?
Die Schmach zum wenigsten trifft uns allein!

Ich habe keinen Cato noch gesehn,
Noch keinen Brutus, aber Weiber, die
O Porcia, an Seelenschöne gleich,
Voll Lieb' und hohen Sinns wie Arria,
Und Mütter, die geflehet hätten: Kind,
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!

Die Götzen.

Chiama vi il cielo, e intorno vi si gira
Mostrandovi le sue bellezze eterne,
E l'occhio vostro pur a terra mira.
Dante.

Der ungerechte Richter fragte: Was
Ist Wahrheit? Hätt' er ernsthaft das gefragt,
An welcher Quelle stand er! Silberrein,
Den Himmel spiegelnd, wäre sie geströmt,
Und hätt' auf ewig seinen Durst gelöscht.
Er trug den Schalk im Herzen, darum ward
Ihm keine Antwort, niedre Menschenfurcht
Und Vorurtheil trieb ihn zum Frevel an.
Sie trieben Tausende zum Frevel an.
Der leeren bunten Theidinge sind mehr
Als Wasserblasen auf des Meeres Strand,
Und jeder wird begierig nachgehascht.
Die Thorheit läutet stets zur Kirchmeß ein;
Gleich feilen Metzen winkt der Lüste Schwarm;
Der Lorbeer lockt den Jüngling in das Feld,
Der nicht für Vaterland und Freiheit kämpft;
Des Thrones Sclaven lockt ein Ordensband;
Auf schwarzgeschwollnen Wogen schwebt der Geist,
Befrachtet mit dem Tand der Ueppigkeit.
Der bleiche Bergmann forscht in tiefer Kluft,
Und schnappend, wie die Muschel, die er fing,
Zieht dort ein Seil den Taucher in das Schiff;
Hätt' ich des Priesters Lungen, unter dem
Die Kanzel mit geschnitzten Engeln bebt,
Wenn er, indem sein Mund die Wahrheit preis't,
Mit runden Worten seinen Zehnten häuft
Ich nennte doch der bunten Götzen nicht
Den tausendsten, dem sich Europa beugt;
Und minder noch den kleinen Hausgott, den
Auf eignem Heerde jeder Mensch verehrt,
Der immer ändernd, ein Chamäleon,
Die Farbe zeigt, in welcher jedes Jahr
Der Mann erscheinet, der ihm Weihrauch streut.
Denn jedes Alter, Jüngling, Mann und Greis,
Verändert seinen Abgott, bis der Tod
Den letzten stürzt. Bethörter Erdensohn,
Der hülflos, weinend, nackt, das Licht erblickt,
Wenn er, nach langem Irren, nicht nur arm,
Nein, tiefverschuldet in die Grube fährt;
Beklag' ihn, aber weil du lebst nicht dich.
Der Sclave fröhnte nur dem eitlen Wahn,
Sein Lohn ist nichtig, wie sein Opferrauch.
Geh, stürze deinen kleinen Hausgott erst,
Und knie vor des Volkes Götzen nicht,
Verlaß die vielbetretnen Pfad' und suche
Die stille Weisheit, die sich finden läßt,
Die nicht im Sonnenglanz auf Erden strahlt,
Doch sichern Mondenschein dem, der sie sucht,

Digitized by Google

(Und Mondenſchein iſt auch der Sonne Licht)
Herunter ſchimmert, durch die Luft ihn führt,
Wo Thoren fallen von dem Dunſt getäuſcht,
Der flammend an den Rand des Pfuhles tanzt.
Ein ſchöner Vollmond ſcheint in unſrer Nacht,
Den guten Alten ſchien ſein Antlitz nicht,
Sie ſuchten Pfad bei ſchwachem Sternenſchimmer,
Und, o wie ſuchten ſie! wie riefen ſie
Sich warnend zu! Wie mancher Weiſe ging
Der Tugend ſtillen Dornenpfad, und bot
Entflammten Jünglingen die ſtarke Hand!
Wie lehrten ſie Verachtung jedes Lands!
Wie ſie der Selbſtverläugnung eignen Lohn!
Wie männlich trotzten ſie der falſchen Schaam
Der Unverſchämtheit Zwillingsſchweſter, die
Selbander nun beherrſchen unſre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreiſe, wenn der Wahrheit laut
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben ſich
Wohl einer, einer ſich der Jungfrau, wenn
Des unbefangnen Ohres keiner ſchont?
Du Vater, iſt es dir genug nicht ſelbſt
Dein Kind zu morden? Biſt kein Ungeheuer,
Wenn du die gift'gen Pfeile ziſchen hörſt,
Und nicht den Schild vor ſeinen Buſen hältſt?

An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unſre lehret, unſre weihet ſie!
Sie ſcheinen heilig ihr, was heilig iſt
Erreget Spott, wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn dereinſt,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit iſt des Geiſtes Leben, er
Erkrankt vom Wahn, und Lügen ſind ihm Peſt,
Die Wahrheit iſt des Himmels erſtes Kind,
Nur ſie iſt ſchön, in nackten Reizen ſchön,
Wie Eva, eh' die Schlange ſie belog.
Wer ſie mit Einfalt ſucht, mit Inbrunſt liebt,
Den tränket ſie, dem öffnet ſie den Blick,
Den hebt ſie über jedes Leiden, ſchenkt
Geduld im Leben, und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenroth,
Nur Einfalt, keuſche Einfalt findet ſie,
Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit laut'rem Oel der Inbrunſt Flamme nährt.
Der Schule eitler Lehrer ſieht ſie nicht,
Dem faul Geſchwätz von kalten Lippen trieft,
Er ſucht ſie nicht, hat ſeinen Lohn dahin,
Wenn ihn des Miethlings feiles Blatt erhebt,
Und ſein Jahrzehend ihn zum Plato weiht.

Der Unterſchied.

Oh villain, villain, smiling damned villain!
My tables, — meet it is, I set it down,
That one may smile, and smile, and be a villain!
Shakespeare.

Die Erde öffnet ihren Mund, und ſchlingt
In einem Biſſen Völkerſchaften ein;
Die hochgethürmten Städte, und das Dorf
Mit ſeinen Linden, unter deren Schutz
Nur eben eine frohe Knabenſchaar
Mit glatten Kieſeln aus dem nahen Bach
In junger Freude nach dem Ziele warf.
Des harten Schwelgers vollbeſetzter Tiſch
Stürzt mir des armen Landmanns Moosdach ein,
Der jenes Weinberg dieſen Augenblick
Mit ſeinem Schweiß begoß, und ſtill zu Gott
Emporſah, welcher ſein geängſtet Flehn
Zugleich mit ſeines Drängers Trotz vernahm,
Und beide vor den Richterſtuhl berief.
Wie viele Freuden ſchlang die Erd' hinab,
Doch auch wie viele Noth! Manch frommes Weib
Weint um den Gatten, den ſein Feld begrub;
Doch manches gute Mädchen konnte nur
Durch ſchnellen Tod dem vorgezählten Glück
Der reichen Heirath, dem verhaßten Bett
Des Freiers, den aus toller Zärtlichkeit
Bethörte Eltern wählten, ſo entgehn.
Ja, ſie entrann auf ewig ihm, indeß
Das fromme Weib den Mann einſt finden wird
Bei'm armen Winzer, der dem harten Vogt
Nicht mehr das thränenvolle Kerbholz zeigt.

Wer wahre Gluth im treuen Herzen hegt,
Wer oft ergrimmte, wenn ſein Flammenblick
Das Netz der Liſt, die Keule der Gewalt,
Und beide durch den Wahn geweihet ſah,
Der jammert nicht gedankenlos und feig
Mit ſeidnen Püppchen in dem Vorgemach,
Wenn auch die Zeitung, ſelbſt das wilde Meer
Beſchämend, ganz Formoſa auf einmal
Mit Millionen Menſchen in ſich ſchlürft.
Nur ſäh' er lieber dort des Oceans
Geſperrten Rachen, wo der Schwarzen Volk
In ſchattenloſen Inſeln, unter'm Strahl
Der heißen Sonne, von der Sonne fern,
Mit Blut des weißen Treibers Geißel färbt,
Und ſeiner Doggen Maul, wenn einer floh,
Und bellend ihn die laute Jagd verfolgt,
Dem mattgejagten Hirſche gleich — Mir fiel
Die Feder aus der Hand — Gerechter Gott!
Es martern Chriſten ein geſtohlnes Volk! —
Weg mit dem Schurken, welcher Menſchenkauf
Nicht Diebſtahl nennt! — Die Käufer ſchützt der Staat!
Der Staat, das blutbefleckte Ungeheuer,
Das wie Saturnus ſeine Kinder frißt,
Und dennoch wie ein Gott verehret wird.
Hier weine, wem vom Froſt der kalten Welt
Die Thräne nicht erſtarrt! Und ſieht ſein Blick
Nicht über's Weltmeer, o ſo ſchau er hin,
Wo der Leibeigne unter ſchwerem Joch
Sich krümmt, und höre, wenn der freche Stolz
Behauptet, angeboren ſei das Joch
Dem Menſchen, gleich als ob's im Mutterleib
Ihm angewachſen wäre! — aber kalt
Bleibt hier der Weltling, den das Zeitungsblatt
Zu Thränen zwang, denn Recht und Unrecht ſind
Ihm leere Namen, nur des Todes Bild
Erſchüttert ſein Gebein, des Todes Bild,
Das ihm der Zeitungsſchreiber ſonder Glimpf
Und millionenfältig zeigt — indeß
Wie bald verſchwindet es! Die Oper tilgt
Die letzten Spuren ſeiner Angſt, und löſ't
Mit feinen Thränen einer Buhlerin
In Dido's Rolle ſeine Schauer auf.
Auch ich bedurfte der Erholung hier,
Und folgte gern dem ſeidnen Männchen nach,
Denn wenn die Galle ausgeraſet hat,
So bleibt mir noch das Zwerchfell und die Milz.
Da ſitzen ſie, die kalten Herrchen, nun,
Und kalte Weibchen ſonder Hirn und Herz!
Wie glücklich an franzöſiſchem Gefühl
Sich zu erwärmen! ſitzen Affen gleich,
Die ſich im Winter ſammeln um das Feu'r
Im Walde; ſchlau genug ſich an der Gluth
Zu wärmen, doch zu thieriſch, eine Gluth
Zu nähren, ſpringen, wenn die Lohe ſinkt,
Sie neuen Affenſtreichen wieder zu.
Zu ſchwach, auf blut'gen Raub zu gehn, nicht nütz'
Den Pflug zu ziehn, nicht an der Kette wach,
Leicht wie der Schaum der Wogen und ſo falſch
Verbuhlt und beißig, naſchend, ſchmeichelnd, feig
Und froſtig beide, trennt ein Unterſchied
Den Affen von den Schranzen; jener beißt
In ſeine Kette, dieſer küſſet ſie.
Den Affen reizt der rothen Farbe Glanz
Zum Zorn, Empfindung reizt des Höflings Spott!
Sein Lächeln täuſcht! Wer immer lächeln kann,
Der iſt ein Schalk! Sein glattes Antlitz gleicht
Dem falſchen Grund, den helles hohes Gras
Bedeckt, in ihm verſinken Mann und Roß.
Der wahre Menſchenfreund — kein Weichling kann
Und kein gedankenloſer Wicht es ſein! —
Wird ſelten lächeln, ſcheint vielleicht ſogar
Dem Seelenpöbel oft ein Menſchenfeind.
Der große Cato, welchen die Natur
Zur Probe zeigte, was ein Menſch zu ſein
Vermag, erſchreckte blendend ſeine Zeit
Mit heißem Strahl, doch fühlte ſeine Zeit
Er ſei der liebevollſte Menſchenfreund.
Nur unſre ſeidne Brut verkennet ihn,
Halbſeidne Söhne der erſchlafften Zeit,
Denn ungemiſchte Seid' iſt rein und ſtark.
Der Menſchenfreund wird nie gleichgültig ſein;
Doch ich geſteh' es gern, er läuft Gefahr,
Daß überall verſtoßen und verkannt,
Die Menſchenliebe ſich in Menſchenhaß
Verwandle! Heraklit erfuhr es, und
Jean Jacques, der Heraklit von unſrer Zeit.

Digitized by Google

Die heißre Liebe ward zu größerm Haß
Wie Waſſer, das bei Tag geſiedet hat,
In kalten Winternächten ausgeſetzt,
Vom glatten Spiegel bis zum Grund erſtarrt.
Wohl dem, der warmes Herzens noch der Stadt
Entrinnt', eh' dieſer Froſt im Buſen ſtarrt!
Wohl ihm, wenn die Natur ſein volles Herz
Zum Einklang ihrer Liebestöne ſtimmt!
Des Waldes Lüftchen und der helle Bach,
Weh'n Melodieen in die Seele ein,
Und löſen jedes ſtickende Gefühl.
Wenn große Seelen, welche hie und da,
Wie ſeltne Rieſen doch noch übrig ſind,
Ihn lieben, ſinket ſeine Seele nicht
In Menſchenhaß, der Uebel ärgſtes ein.
Ich danke Gott für mein Geſchick! ihr wißt's
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir ſtürzte, Menſchenliebe mir
Die ſchwanke Geißel und den Bogen gab,
Sie gegen Narren, gegen Schalkheit den!
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieſer Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite ſchärfer ſpannt, und höher zielt.

Gott.

Wechſelgeſang.

Einer.

Wer ſpannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer ſchwärzet die Wogen?
Wer ſchrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Alle.

Er ſpannet den Bogen
Im friedlichen Zelt,
Er ſtillet die Wogen,
Er tränket mit Labſal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht!
Wer bräut zu zerſchmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Alle.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Nacht!
Dem Menſchen, dem Wurme,
Verkündet ſich ſegnend des Herrlichen Macht!

Einer.

Wer ſchaute die Roſſe
Von Seinem Geſpann?
Mit welchem Geſchoſſe
Durcheilt Er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Alle.

Die Kraft und die Eile,
So heißt Sein Geſpann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen; Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, ſollen
Die Berge zerſchmelzen? verſiegen das Meer?

Alle.

Des Mächtigen Nähe
Beſeelet die Welt!
Hier iſt Er! O, ſpähe
Nach ihm nicht von ferne durch's Wolkengezelt!

Einer.

Wie ſoll ich Ihn kennen?
Wer zeiget mir Ihn?
O dürft' ich Ihn nennen,
Und zitternd vor Ihm in den Staub hinknieen!

Alle.

Sein Nam' iſt Erbarmen,
Und Liebe Sein Thun!
Wir ſollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, Ihm ruhn.

Die Leiter.

Auf der Erde ſtehet die Leiter der Weisheit, und reichet
An den Himmel; wir ſehn wenige Sproſſen von ihr.
Mühſam klimmt der Gelehrte hinan, und purzelt und klimmet
Wieder hinan; und was hat der Gelehrte geſehn?
Unten ſchlummert der Dichter auf Moos, wie der Hirte von Kanan,
Und es ſteigen zu ihm Söhne des Himmels herab.

Ständchen.

Trallara bideldumla trallara tralla!
Auf, Mädchen, erſcheine; dein Liebſter iſt da!
Ach, keine Geſpenſter!
Komm, öffne das Fenſter!
Laß rauſchen den Vorhang; dein Liebſter iſt da!
Trallara bideldumla trallara tralla!

Es laden aus der Linde Gerüche dich ein,
Es leuchtet das Würmchen mit grünlichem Schein,
Es glänzen die Erlen
Von thauigen Perlen.
Es beben die Sternlein im wallenden See,
Es duftet aus den Auen von ferne der Klee.

Es ſteiget aus Gewölken dort Luna empor
Im ſtrahlenden Schleier von ſilbernen Flor.
O Mädchen erſcheine
Im mondlichen Scheine!
Mir lächelt die Göttin mit freundlichem Schein,
Sie lächelt mir vergebens, ich harre ja dein.

Es hält dich, o Geliebte, mit ſchüchternem Blick
Und roſigen Wangen die Scham nur zurück;
Mit purpurnen Fädchen
Umſpinnt ſie mein Mädchen;
Sie raubet mir Freuden, und ſpinnet mein Glück;
Ich walle, du Geliebte, getröſtet zurück.

Es müſſe, wenn du ſchlummerſt auf ſinkendem Flaum,
Wie Hauche des Abends dir flüſtern im Traum
Ein himmliſches Bübchen,
Gelagert im Grübchen
Der roſigen Wang', und dir zeigen das Bild
Von dem, der, o mein Mädchen, die Seele dir füllt!

Ode.

Die Töchter des Himmels.

Wiewohl die ſchnellen Stunden im Fluge bald
Auf unſre Scheitel Blüthen des Lenzes ſtreun,
Bald Freude bringen, welche ältre
Schweſtern in ſchwellenden Trauben reiften,

So hätt' ich doch ſchon lange mich hingelegt
Zu meinen Vätern, und der entwölkte Mond,
Der mir im vollen Glaſe ſchimmert,
Würd' auf die einſame Maye ſcheinen,

Die dicht am tiefen Bette mein Bruder mir
Gepflanzet, welche weinend die Schweſtern mir,
(Auch die, um welche nun ich weine!)
Hätten umſtreut mit des Lenzes Blumen:

Wenn nicht des Himmels Töchter von Kindheit an
Mich oft beſuchten, freundlich wie Abendroth,
Die eine, die Erinnrung heißet,
Herrlich die andre, wie Morgenſonnen.

Digitized by Google

O Hoffnung, wie die Sonne dem Morgenthau
Bescheinet, welcher duftend am Gräschen wankt,
So schienst du oft auf meine Thräne,
Eh' sie von zitternder Wimper stürzte!

Wie mir die Morgensonne das Weltmeer oft
In ungemess'ner Ferne verherrlichte,
So zeigst du mir, o Kind des Himmels,
Hoffnung, unendliche Wonnemeere.

Oft gebt die Hoffnung dicht der Erinnrung nach;
Wenn diese weinend mir von den Todten spricht,
Schwebt jene schnell hervor, und lächelt,
Wie nun die Töchter des Himmels lächeln.

„Wer lächelt so, mein Trauter?" Du störtest mich,
O Agnes! eifre nicht mit den Himmlischen,
Sie lieben beide dich, und reden
Oft mir von dir, und mit Flammenworten!

Wiegenlied,

zu singen für meine Agnes.

Lieblicher Knab', ich wiege
Singend dich ein in Schlummer,
Knabe, lächle noch einmal!

Eh' du die Aeuglein schließest,
Eh' du die Händchen streckest,
Knabe, lächle noch einmal!

Trug ich dich nicht neun Monde
Unter gedrücktem Herzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Und da der Storch dich brachte,
Biß er nicht deine Mutter?
Knabe, lächle noch einmal!

Säug' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Wenn du der Mutter lächelst,
Wird dich der Vater lieben.
Knabe, lächle noch einmal!

Joseph Ludwig Stoll,

1778 zu Wien geboren, wo sein Vater als Arzt in großem Ansehen stand, studirte Medicin und bereiste England und Frankreich, um sich auch der Arzneiwissenschaft zu widmen. Doch konnte er sich nicht entschließen, seine Freiheit den Schranken eines Berufs zu opfern. Er starb daher, nachdem er sein Vermögen verzehrt hatte, in Armuth und Elend am 22. Januar 1815 in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Amors Bildsäule, dramatisches Gedicht. Wien, 1803.
Ernst und Scherz, Lustspiel. Berlin, 1804.
Briefe des Eigeldauers. Berlin, 1805.
Prometheus. Berlin, 1808 (mit L. von Seckendorf).
Die Schneckenkomödie, dramatisches Taschenbuch. Leipzig, 1810.
Poetische Schriften. Carlsruhe, 1811.

Ein gewandtes, vielseitiges Talent voll Zartheit, Laune und Witz, das bei größerer Festigkeit des Charakters und unter günstigen Verhältnissen, sich gewiß höchst glücklich ausgebildet haben würde.

Ferdinand Stolle,

eigentlich Ludwig Ferdinand Anders (den Namen Stolle nahm er aus Dankbarkeit gegen seinen Oheim C. S. Stolle, der den früh verwaisten Knaben adoptirte, an), nach 1806 in Dresden geboren, erhielt dort seine Schulbildung und bezog dann 1827 die Universität Leipzig, wo er die Rechte studirte. Später gab er aber die juristische Laufbahn auf, und widmete sich ganz den schönen Wissenschaften. Er lebt gegenwärtig als Privatgelehrter und Doctor der Philosophie in Grimma.

Von ihm erschien:

Blüthen und Perlen. Leipzig, 1831.
Stella. Leipzig, 1832.
Sachsens Hauptstädte. Leipzig, 1834. 35. 2 Bde.
Nacht und Morgen. Novellen u. s. w. Leipzig, 1836.
Commeragen. Grimma, 1835.
Sachsens goldenes Büchlein. Meißen, 1836.
Camelien. Novellen u. s. w. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Nationalversammlung der deutschen Lyriker. Grimma, 1838. 39. 1—3. Bd.
1813. Ein historisch-romantisches Gemälde. Leipzig, 1837. 3 Bde.
Elba und Waterloo. Fortsetzung von 1813. Leipzig, 1838. 3 Bde.
Der Weltbürger. Historischer Roman. Leipzig, 1839. 3 Bde.
Der neue Cäsar. Seitenstück zu 1813. Leipzig, 1840. 3 Bde.
Deutsche Pickwickier. Komischer Roman. Leipzig, 1841. 3 Bde.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Journalen.

Reiche Phantasie, scharfe und lebendige Charakterzeichnung, treffliche Darstellung und würdige Behandlung des Lebens und seiner Erscheinungen gehören zu den vorherrschenden Eigenschaften dieses eben so talentvollen als bescheidenen Schriftstellers. Viele geben seinen kleineren Arbeiten den Vorzug vor den größeren, da jene sorgfältiger ausgeführt scheinen. Ueber seine wohlthuende Gemüthlichkeit und die frohe, harmlose Laune in vielen seiner Mittheilungen herrscht nur eine Stimme der Anerkennung, mehr noch aber hat ihm sein hoher sittlicher Ernst, namentlich unter den Frauen, einen großen Kreis von Lesern erworben.

Genrebilder*).

Der deutschen Ostern.

Es gibt im deutschen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem mystischen Nebelgrau jener hochschottischen, Ossian-besungenen Bergatmosphäre nicht nachstehen. Mit nassen dunkeln Vorhängen ist der Novemberhimmel umhangen. Gespenstisch werden von den losgelassenen Stürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel wie ein Heer ungeschlachter Riesen über todtstille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die gestorbenen Locken des letzten Frühlings, rauschen von Zeit zu Zeit empor; ein einsamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es sind die Sterbeseufzer des verscheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit ist die der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod in ahnungreiches Dunkel zu kleiden. Aber ein ganz

*) Aus „Camelien u. Leipzig 1838. 2 Bde."

Digitized by Google

anderer Ton als aus dem grauen Spätherbste spricht aus diesem Frühlingsdämmerreiche. Verrauschen die Novembernebel, so bescheint der klare kalte Dezemberhimmel eine große, weiße Leiche; aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und sonnengelockt hervor.

Wie der Himmel, so das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausschicken, bevor ich erwähne, daß das deutsche Ostern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Ja, auch wir Deutschen glauben an eine Auferstehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit; darum feiern wir unsere Ostern, und die Natur feiert sie mit uns. Gleichzeitig flammt es auf unseren Altären und Bergen. Die dunkeln Winterträume dort oben zerrinnen und siegend tritt die Frühlingssonne in die schöne Welt.

Es gibt kein zweites Fest im Jahr, das so symbolisch zu uns spräche, so einfach, so tiefsinnig, und nur ein deutsches Gemüth vermag Ostern in seiner ahnungsvollen, heiligen Deutung zu verstehen.

Bedeutsam klingt die deutsche Osterglocke in dem Gemüthe des Knaben wieder, und wächst er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferstehen, Auferstehen, hier und jenseits, ist das hohe Lied der deutschen Ostern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, himmel-bräutlich, madonnenhaft.

Ich kenne Euch, ihr Madonnenaugen des Ostermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeschaut, und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Wie oft stand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn Du süßes Heiligenbild, im alterthümlichen, seltsam geschnitzten Kirchenstuhle saßest und mit Gott sprachst und seinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmst Du nur die schönen rothen Mandelblüthen her, die stets neben dem Büchlein mit goldenem Schnitte lagen?

Zerfallen mit Kopf und Herz, voll sophistischer Spitzfindigkeiten, theologischer Skrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Osterglocke in die stillen Hallen. Ich schaute Dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unsterblichkeit. Du warst mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unsern nordischen Himmel seltsam rothe Blumen; als ich sie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geschenk gemacht. Es war ein Christuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die versöhnende Liebe. Auch sie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem, hingebendem Auge. Ach, die schöne Sage von Pygmalion ist auch nur eine schöne Fabel gewesen, sonst würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und sie davon geführt haben nach seiner Heimath.

Ich glaube, es ist auch geschehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, saß auf ihrem Platze eine schwarzverschleierte Dame. Auch das Christusbild war mit Flor umhangen. Eine erbebende Ahnung durchzuckte mein Innerstes. Prophetisch klangen die Osterglocken in der Höhe. Ich folgte der Verschleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe und kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten — schöne rothe Mandeln.

Die Nacht im Forsthause.

Rauschend schlugen die finstern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitscht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden; aber in Deutschland wird man nicht so leicht toll. Unsere treffliche Philosophie, und jeder Deutsche ist geborener Philosoph, läßt es nicht zum Aeußersten kommen. Wir haben da ein reichhaltiges Lager von Stoßseufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübsal.

Ich stärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit solchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Försterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein solch entsetzliches Geheul, als habe man sie vier Wochen lang auf mein theures Fleisch und Bein fasten lassen. Ich lebte damals wirklich der moralischen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nachsten Tages nicht erleben wurde.

Das Forsthaus, soviel ich in der Finsterniß gewahren konnte, war so alterthümlich-romantisch, daß es jeder umsichtigen Theaterdirection als Muster zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegentraten, konnten sich getrost in die Brockhausische Urania binden lassen, als abgeschlossene und abgerundete Charaktere des Waldbruders Ludwig Tieck.

Eine tiefe Baßstimme richtete folgende Apostrophe an mich: „Plagt Sie der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, sein Sie schönstens willkommen."

Der Nimrod, der diese trostreichen Worte sprach, war Niemand anders, als der Beherrscher des Waldes, der alte Oberförster Z..., ein stattlicher Greis, wie ihn Iffland nicht gediegener hervorbringen konnte.

Sowie ich nur einigermaßen im Trockenen saß, brach die Poesie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Försters hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahne, den dreißigjährigen. Ich lernte diesen Abend mehr deutsche Geschichte, als ein deutscher Professor im längsten Semester vorbringt. Wallenstein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Försterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei saß die schöne Spinnerin, wie ein lebendiges Mährchen mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis zu Fuß rosenlaunig und übermuthfröhlich; sobald aber ein Fremdling naht, wie erschrockene Rosen sich zurückziehen und die langen seidenen Wimpern tief und sittig über die blühenden Augen herabfallen lassen. Meine herzlichen Fragen wurden schüchtern, fast einsilbig beantwortet, und nur selten erhob sich der zarte Flor, und ich schaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Zur irdischen Glückseligkeit gehört im Grunde sehr wenig. Ein gemüthlicher Sessel und vor uns eine siebenzehnjährige Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe sein müsse, wenn jene süßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe" sprächen, und jene Wundersterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förster mit der Frage unterbrach: „Ob ich den alten Pascha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?"

Ich erkannte sofort den Ali Pascha für einen Höllenhund und erstattete Bericht über den Zustand der Griechen nach dem neuesten Hamburger Correspondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, so daß ich mich plötzlich vom Arme des Försters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele gesprochen, Doktor, aber werden sie's aushalten? Der Kapudan ist unterwegs, der fackelt nicht, der Himmelsakermenter."

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad schwieg und ein Paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein Paar verkündende Welten, daß ich die Wahrheit gesprochen, wie sie geschrieben stand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr gesprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es heute noch, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Försterhause.

Die Locken Germaniens.

Die deutsche Geschichte ist ein so verzweifelter Punkt für den gewissenhaften deutschen Historiker, daß sich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit in einem aparten Aufsatze zu der Anfrage getrieben fand: Gibt es eine deutsche Geschichte? Wenn wir diese seltsame Sache mit historischem Blute überdenken, und von den heutigen toupirten und büpirten Köpfen aufwärts steigen, durch die Säcula der Perrücken und Panzer, bis zu den goldhaarigen Ahnen, so stellt sich allerdings das bedenkliche Resultat, daß es wohl allerlei deutsche Geschichten gibt, aber keine deutsche Geschichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme statt, in zwei ziemlich von einander liegenden Zeiträumen. Diese beiden Ausnahmen ereigneten sich, als das deutsche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäsaren Augustus und Napoleon theils erschlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Ersten dieser deutsch geschichtlichen Momente, denn solche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein seltsamer Akt zuvor, der für das ganze deutsche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen symbolischen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klassischen Andenkens, schnitten zwar den unterjochten Deutschen alle ungehorsamen Köpfe ab; das hätte sein mögen; wir wissen aus der Weltgeschichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei selten Großes herauskommt; aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen speculativer zu Werke, sie bewirthschafteten die stehen gebliebenen Köpfe als Wollhandler, schnitten, ich weiß nicht, ob die Schur, wie heutzutage, auf einen besonderen Monat beschränkt war, die goldgelben Flechten ab, und schickten sie Kistenweise als gesuchter Artikel an die römischen Friseure. So wurden die Deutschen gleich beim Beginn ihrer Geschichte, im vollsten Sinn des Wortes, geschoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutschen Geschichten belegen es, daß der Deutsche einen Spaß versteht, sei er subtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den

Digitized by Google

Waffen greift, aber diese symbolische Entmannung durch die römische Scheere war ihm außer Spaß und stieg in die gelüfteten Köpfe. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel sproßte, und das war bei jedem ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heutzutage uns nicht genug verwundern können.

Jenes industriöse Haarverschneiden haben aber die Deutschen Rom nie vergessen; und so oft in der Folge ein Kaiser nach Italien zog, waren sie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandalischem Grimme. Sie mußten bei diesen höchst unersprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf lassen; heldenhaft kämpfte das Kaiserhaus der Hohenstaufen fast seine Lebzeit über im heillosen Welschland, bis es seinen letzten Kopf auf einem Schaffote zu Neapel einbüßte. Ziehen die Oestreicher nicht stets mit Eheruskermuthe über den Po, wenn in Italien die Revolutionsglocke läutet und blasen Feierabend? und wer wollte endlich jenen zweitausendjährigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Gustav Nikolai? Bella Italia! Du hast die goldenen Locken Italiens theuer bezahlt.

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von seinem System, den Deutschen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht lassen. Als seine Präfecte und Lictoren Nichts mehr zu schaffen hatten im deutschen Lande, erfand es die Tonsur und schor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutschen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutschen wieder viele Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfisch des sechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte.

In Folge dieser Haarwuchs befördernden Lehre Luthers fuhren sich die Deutschen wiederum dreißig Jahre einander selbst in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perrücken begann, unter welchen man die zerzausten und zerschlagenen Häupter verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit, voller Bücher- und Puderstaub, bis Napoleon gegen die deutschen Perrücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchsen den Deutschen die Haare wieder, sie erhielten Einheit und Manneskraft und jagten den neuen Augustus aus dem Lande.

Die deutschen Turner, welche hierbei rüstig geholfen hatten, haben jetzt wohl ein, daß die Kraft des deutschen Volkes, wie beim seligen Simson eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen sie sich dieselben so lang, wie immer möglich wachsen, bis sich das neue Institut des deutschen Bundes dieser altväterischen Sitte widersetzte.

Es sind an die zweitausend Jahre, seit uns Rom die Haare verschnitt; die nächtig schattenden Wälder von Altgermanien sind gelichtet, und klar und nebelrein scheint die Sonne über die deutschen Lande. Es hat sich darum unser Haar sichtbar gebräunt, und die goldgelben Locken, jene einstige nationale Kopfbedeckung, werden immer seltener. Ueberdieß haben die zahlreichen Besuche aus aller Herren Ländern einer jeder wissenschaftlichen Untersuchung hohnsprechende Haarverwirrung zurückgelassen, so daß ich bezweifele, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unseren Locken tragen. Wien hat auch in dieser Hinsicht die Fürsorge übernommen und liefert die schönsten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutschland.

Dieß ist die Geschichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch euer gedenken, seidene, zauberhafte Fäden, die ihr euch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt; oder tändelnd herabringelt in reizendem Muthwillen, oder traumhaft umschattet blumenhafte Sonnen?

Was siehst Du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, süßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, seliges Pfand gestorbener Seligkeiten? Fern in einem schönen Thale von Deutschland, wo die Linden duften, und die Nachtigallen schlagen, küßtest Du jahrelang ein Frühlingsschönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand selbstmörderisch Dich löste aus dem goldenen Reiche der Schwestern.

Schönster Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfestes, dessen Kerzen in einer anderen Welt flammen, dessen Glocken in einer anderen Welt läuten, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unsere Nebeldecken und feuchten Wolkenschichten.

Das Abendroth war einsam verblüht, hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer sank die Welt in das große ahnungsreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in duftendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geisterhaft in dunklen Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdensarg hinabsank in das ernste Reich der Schatten, um so flammender und überzeugender entzündete sich dort oben der sonnengestickte Namenszug Gottes in unsterblicher Schöne.

Mitten im goldduftenden Dunkel, zwischen Blumen und Sternen, saß ich an der Seite Seraphinens, jenes poesiereichen Kindes mit blondseidenem Haar und frommen, wunderschönen Augen. Eine tiefe Sabbathstille ruhte heilig über der nächtlichen Schöpfung. Das Reich der Träume wob sinnend seine goldenen Floren über Glocken und Kelche. — Da wanden sich leise und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten sich wie Himmelsgrüße einer schönen Welt an unser Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr süßes Haupt gegen meine Brust und ich hauchte einen leisen Kuß auf die schöne Stirne.

O Seraphine, flüsterte ich, seligster Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer schönen Welt — und ich bat die Holdselige, warum ich schon so oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres schönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer sinkenden Abendstern.

Er sinkt gen Frankreich, sprach ich leise, bald folg' ich ihm, und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da könte eine bekannte Hofthürschelle.

Die Aeltern sind zurück, sprach Seraphine, stand schnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Aeltern begrüßte, und wo das Abendessen schon bereit stand.

Letztes heiliges Abendmahl in jenem schönen deutschen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male saß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unsterblichkeit. Die Römer klangen an einander auf meine dereinstige Wiederkehr aus dem schönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton so rein und golden die Luft durchzog wie sterbendes Abendroth, versank ich zum letzten Male in jene seligen Himmel ihrer blauen Augen; und unwillkührlich durchklang mich das reizende Lied des herrlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einst in heiliger Stunde gewiß auf eben so schöne Augen gedichtet hat:

Ich schaute die blaue unendliche See,
Da ward mir im Herzen so wohl und so weh,
Doch als ich Dein blaues Auge gesehen —
Da, weiß ich selbst nicht, wie mir geschehen.
Und ob ich die blaue unendliche See
Auch immer und immer wiedersehe;
Das Wasser immer nur Wasser bliebe —
Dein Aug' ist ewig unendliche Liebe.

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der schönsten Locken Germaniens, welche mir Seraphine in ein goldgerändertes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich schwermuthvoll ob des bevorstehenden Abschiedes durch das geöffnete Fenster nach den nächtlichen, duftenden Garten hinabschaute. O seliger Augenblick! — Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen sinken; aber sie war bereits durch die Glasthür entschlüpft. Ich klingte. Die Thüre war verschlossen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgestalt im himmelblauen Kleide, als sie durch die zweite Thür entschwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe sie nie wieder gesehen; denn bereits am anderen Tage rief sie ein Brief an das Sterbebette ihrer weiten entfernten Tante, welche sich die letzten Augenblicke durch das Anschauen eines Engels versüßen wollte. Von Tag zu Tag verschob sich meine Abreise; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort; ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlassen.

Das Posthorn klang. Fort brauste der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Brust aber ruhte wie ein stiller Segen das letzte heiligste Geschenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

Die Schwalbennester-Revolution.

In einem deutschen Fürstenthume ereignete sich der tragische Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Gränzdorfe ihre Nester bauten, die Baumaterialien aus dem ausländischen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, so wie er von der Pascherei erfuhr, gab den Befehl die unversteuerten Nester zu zerstören. Ein boses Beispiel verderbe gute Sitten, hatte er gesagt, denn er wußte für die verwickeltsten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee setzte sich sofort gegen die Schwalbennester in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre sämmtlichen Collegen im deutschen Lande, die Schwalbennester an den Häusern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerstörung nicht zugeben und setzten sich zur Wehre.

Digitized by Google

Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Sprichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delikatesse; aber im Pariser Temps las ich bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An solchen Miniatur-Revolutionen ist die deutsche Geschichte neuerer Zeit nicht arm. Oft waren die Ursachen noch unbedeutender als Schwalbennester.

Der Gutsherr, welcher der Schwalbennester-Revolution so determinirt auf den Kopf trat, war Niemand als Herr von X...., der als späterer Landstand die Kammeropposition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Sprichworte schlug er einmal die ganze Debatte darnieder, die für das Ministerium schon eine sehr bedenkliche Wendung nahm. Die Opposition beschwerte sich nämlich über die vielen Censurlücken in der inländischen periodischen Presse. Man brachte die gravirendsten Beweise vor. Die Ministerbank gerieth in die Enge. Da erhob sich Herr von X....:

„Meine Herren", rief er, „ich versichere auf Ehre, daß mich die Censurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philosophie und denke: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Die rechte Seite fand diese Ansicht eben so weise als beruhigend; das Ministerium schöpfte frischen Athem, und die Opposition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X.... einmal in Baden-Baden persönlich kennen. Er war der leibhafte Repräsentant des Conversativ-Systems und hatte sich selbst vortrefflich conservirt. Die Stürme der Revolution waren spurlos über diesen deutschen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge bestand darin, noch so lange zu leben, bis den Franzosen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X.... hatte nämlich alle Ursache, mit Frankreich unzufrieden zu sein. Die Franzosen hatten nach und nach fast seine sämmtliche Vetterschaft todtgeschossen, von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er selbst zählte mir eine Menge verklärter Cousins auf.

Aber Papa, rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, wie viel Cousins hast Du nur gehabt? Da ist der Bobo, der Albrecht, der Hans, der Kaspar, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abscheulichen Schnurrbärte.

Einfältig Kind, brummte der Alte, danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten sind. Wären jene Helden, fügte er zu mir gewendet mit leisem Seufzer hinzu, nicht so frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt stünde.

Es wäre Manches anders geworden, gegenredete ich.

Der Isegrim steht noch vor mir, sprach der deutsche Ritter mit stiller Begeisterung, ein Prachtjunge. Die Geschichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn selig, er hieß eigentlich Moritz; aber die Familie nannte ihn Isegrim.

Der mag erst einen Schnurrbart gehabt haben, rief Anna mit komischem Entsetzen.

Lothringen und Elsaß mit samt dem Münster entgingen uns nicht, behauptete der Alte, den schmachvollen Pariser Frieden hätte Isegrim nimmer zugegeben.

Ich betrauerte von Herzen den edeln Ritter.

Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend ersteigt und die Blicke über das weite schöne Elbthal dahinstreifen, sieht man den südlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabsinken. Das sind die blaugrauen Wolken des Erzgebirgs. Mährchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantasie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendste Mährchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauschen geheimnißvoll die dunkeln Bergwasser in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da steigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die schwarzen Eingeweide der Erde; irren die Grubenlichter in zweideutigem Nebel und einsam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtstille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Rose, da ist der Gnomen und Erdgeister märchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwischen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden, wirkt so erquickend, wie das erfrischenste Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'schen Terrasse.

Ich saß an einem schönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Hand breit über den Rebenbergen der Lösnitz stand, warf ihren Rosaschimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenster der Loschwitzer Weinberghäuser strahlten in prachtvoller Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Musikkorps spielte das süße Duett aus Jessonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen ꝛc., als plötzlich ein poetischer Freund zu mir trat und mit demosthenischer Beredtsamkeit mir die Reize eines Flug's durch's hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen auseinander setzte.

Bedenke nur, rief er begeistert, heute noch sitzen wir hier im reizenden, sonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königstadt, inmitten von süßen Melodien, leuchtenden Rosen, und morgen schon hören wir die Urquellen rauschen im hohen Gebirg, sehen den einsamen Raubvogel über stärren Felsen kreisen; Alles ist todt und erstorben —

„Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut."

Ich lasse nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetische Idee zu realisiren. Es sind solche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, desto reicher ist das Leben selbst zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeschlagen und bereits am andern Morgen selbanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das reizende Tharand ist der letzte südliche Stern der schönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldstiller, ernster und höher. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr Berge wälzen sich zwischen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbst der Himmel verliert bald sein erquickendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da steigt die einförmige Rauchsäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir sind in das Reich des Plutus getreten. Das ist aber ein eben so unliebenswürdiger Gott, wie sein Herr Vetter Vulkan. Aschgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leibhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergstadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, ist so alt wie die ältesten sächsischen Spezies. Hier wird jene Kunst, die Erde auszubeuten, methodisch gelehrt; denn hier befindet sich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern besucht wird. Selbst Spanier studirten noch vor nicht langer Zeit hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerikas erloschen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kastilischen Könige schlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthaunen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, sah man eines Tags fremde südliche Gestalten mit stolzen Schritten und tiefkatholischen Gesichtern einherwandeln in den Straßen eines unscheinbaren sächsischen Bergstadtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluste beider Indien in den eigenen Busen greifen und aus den Tiefen seiner Sierras die Gold- und Silberquellen sprudeln lassen in nie gesehener Schöne. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen ist; doch scheint mir, daß Freund Mendizabal bei den karlistischen Händeln die Freiberger Studien vor der Hand habe dahin gestellt sein lassen, indem er es für gerathener fand, zuvor den schönen Hamsterbau der spanischen Kloster bergmännisch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutscher Name in der kleinen Bergstadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfassers der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Bevor ich die Bergstadt, die nächst ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlasse, muß ich noch eines kleinen musikalischen Meisterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düstern Mauern gedichtet und in Musik gesetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Musikstück: „der Bergmannsgruß," Text von Döring, componirt von Anker, außerhalb Sachsen so beliebt und bekannt ist, wie innerhalb unserer bescheiden gezogenen Grenzen. Es erhält dieses Tonwerk hauptsächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerklebens entstanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichsam in sich gesogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert ist, denkt man wunder wie hoch man sich befindet, während sich im Süden neue, höhere Bergmassen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation sparsamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einsame Rauschen finsterer Tannenwälder.

Digitized by Google

Wir beschlossen, das gewerbreiche Chemnitz, die Lebenspalisade des Gebirgs, rechter Hand liegen zu lassen, und wanderten über das freundliche Bergstädtchen Annaberg schnurstracks auf jene vom Himmel verlassene Gegend zu, die man unter dem Namen des sächsischen Siberien begreift.

Man kann das sächsische Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den südlichen Abhängen, der üppige Saum ist mit Blumen durchwirkt, fruchtbelastete Aeste beugen sich im Herbste zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut sich der Landmann sein solides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Auskommen des Eigenthümers. Aber ein schneidender Luftzug durchweht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizende Kinde Florens, die goldenen Augen aufzuschlagen. Der Fleiß der Menschenhand muß hier nachholen, was der Erdboden versagt. Unermüdlich schwirrt das Weberschiffchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tausend und abertausend Hände regen sich in geschäftiger Eile wie ein Ameisenhaufe, vom armen Löffelschmidt und Korbflechter bis zur blassen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lampenlicht von früh bis zum späten Abend an ihrem kunstreichen Gewebe sitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, da schweigt alsbald die Gewerbthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird stiller, rauher; auf der Erde ist für die Menschen nichts mehr zu holen, und er steigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Gesichter blässer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch stolz und majestatisch zum Himmel streben, verlieren allen Muth und werden zwergartig. Dürftig nur noch gedeiht der einsame Eibischbaum mit seinen blutrothen Beeren am Wege, endlich erlischt auch dieser, und so weit der Blick trostlos die todtkalte Gegend durchstreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmlosen Himmel und graues Elend.

Fast wie Ironie sieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem sonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein goldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang Oktober diese Gegend, da stand das armselige Korn mit seinen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Hafer war noch ganz grün.

Die Armuth in dieser, von allen Göttern verlassenen Region nimmt von Jahr zu. Beim angestrengtesten Fleiße verdient jetzt — im vollsten Sinne des Worts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brod, denn sie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln stillen. Dazu kommt noch, daß der Berghau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, sind die Armen auf den Himmel angewiesen, wovon sie leider nicht satt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchsten Gebirgs, in Johann Georgenstadt, Eibenstock, Schönhaide, den blassen Leidensgestalten begegnet, die mit seltsamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufschauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier oben in dieser Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der seine Kinder beim angestrengtesten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anspruch auf die Liebe derselben, und ist irgend deutschen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Amerika zu wünschen, so sind es diese armen Bewohner des sächsischen Siberien.

Auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen beim Dorfe Bildenthal steigt ein gigantischer Berg zu den Wolken; es ist dieß der Auersberg, und wer ihn erstiegen, kann von Aussicht erzählen. Man muß aber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage sind selten von Nebeln frei. Da liegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wie eine frisch colorirte Landkarte, zu unsern Füßen. Ein gut bewaffnetes Auge soll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, so überschweift unser Blick die beiden kalten Gürtel des Erzgebirgs und ganz am Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und seidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland seine reichen Getreidefluren in endlosen Flächen aus bis zur bayrischen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmischen Grenzgebirge fast jede Aussicht.

Auf diesem höchsten Gebirge standen wir und schauten wie Könige auf die große Welt zu unsern Füßen. Dort in weitester Ferne, hinter jenem blassen Nebelstreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'sche Terrasse, wo wir noch eben gestern saßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einsamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigsten jener sächsisch-siberischen Kolonien mit seinen ärmlichen Hütten voll Hunger und Elend.

Kalt strich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flasche guten Medoc mit heraufgeschleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüttenbewohner und auf das schöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläste und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flasche in den Abgrund. Eine Schaar schwarzes Geflügel stieg erschreckt hervor und umkreiste mit heiserm Geschrei unsere Häupter; der Wind aus Böhmen pfiff schneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

„Laß uns dorthin, dorthin ziehn,
Wo die Blumen schöner blühn."

sang er, und unter der Spohr'schen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reise zur Post von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus dem Winter in den Frühling zurück. —

Die sächsischen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenstand ein unbefangenes, philosophisches Urtheil abzugeben, ist ein Haupterforderniß, daß man nicht selbst verliebt ist. Da ich mich, Gott sei Dank, dermalen in diesem glücklichen, emancipirten Zustande befinde, so ergreife ich die schöne Gelegenheit, und berichte, wie folgt:

Die sächsischen Mädchen sind ein herrliches Geschlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frommen seiner guten und getreuen Bewohner des constitutionellen Königreichs Sachsen besonders erschaffen hat, obschon die königlich sächsischen Mädchen nichts weniger als constitutionell gesinnt zu nennen, da der sächsische Landtag gleich beim Beginn seiner Sitzungen die unpolitische Ungalanterie beging, das reizende Geschlecht von seinen Sitzungen auszuschließen und sich seine Gallerie muthwilligerweise zu defloriren.

Es ist ein uralt Bonmot, daß

„in Sachsen die schönen Mädchen wachsen."

Ging ich nun nicht so unparteisch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf sich beruhen, und die Welt käme hinsichtlich der sächsischen Mädchen nie auf's Reine, aber so streiche ich das schön und setze dafür hübsch. Nach dieser Variation will ich das Sprichwort beschwören, falls die Sache zum Prozesse kommt. Hiemit soll nun nicht gesagt sein, als ob in Sachsen nicht auch sehr schöne Mädchen wüchsen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moralischen Ueberzeugung, daß sich $^9/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für sehr schöne Mädchen halten.

Hätt' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren und schreiben:

„In Sachsen, wo die herzigen Mädchen wachsen."

Dieß kann ich sogar auf geographischem Wege beweisen. Deutschland oder, wie die Turner wollen, Teutschland, oder demagogisch das deutsche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutschen Bundesstaaten sind bekanntlich das Herz von Europa; Sachsen wiederum ist das Herz von Deutschland; kann es aber nach deutscher Logik und fundamentaler Philosophie anders kommen, als daß auf solch herzigem Terrain die meisten herzigen Mädchen wachsen? Ein sächsisches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als sich damit zu verlieben, und das macht das süße Kind eben so herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederschreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch sächsische Mädchen, kann ich nicht läugnen und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß sie mit ihren diversen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich zu verlieben. Ich will mich auf gut constitutionellem Wege aus der Schlinge ziehen und so klar als möglich fassen.

Jeder Medicíner, wenn er auch noch nicht promovirt hat, wird mir zugestehen, daß jedes irdische Mädchen, von andern ist die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache jetzt die Nutzanwendung auf die sächsischen Mädchen. Wenn ich von ihnen im Allgemeinen behaupte, daß sie mit ihren Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich damit zu verlieben, so soll das so viel heißen, daß sie sich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben sich blos mit Einer, während die Andere mit allerhand Contrebande, als da sind Feronieren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch schlimmeren Dingen vollgepfropft ist.

Digitized by Google

Die Leipziger Mädchen sind wie ihre vaterländischen Colleginnen zwar constitutionelle Staatsbürgerinnen, aber liberaler gesinnt. Sie geben dem Zweikammersystem den Vorzug. Es ist da ein ewiger Streit der Interessen zwischen Liebe, Eitelkeit und Gefallsucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wissen, daß sie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was soll das bedeuten? Es ist gut, daß mir diese Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, fast nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civilisation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator blos erschaffen hat, damit er sich um Leipzig drehe, hat sich seine eigene Geographie geschaffen. Nach diesem Leipziger geographischen Katechismus wird das Königreich Sachsen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenhäuser, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Sahne statt Rahm sagt, was nicht zittert und bebert, sondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit seinen Kunstschätzen, Dresden, die Haupt- und Residenzstadt, das gewerbreiche Chemnitz mit seinen Fabriken — Alles ist Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anspruch auf die ewige Glückseligkeit, und Leipzig mit seinen fetten Lerchen und magern Professuren ist die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthema den sächsischen Mädchen, zurück.

Mir ward Gelegenheit, die sächsische Flora in den verschiedenartigsten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche selige Winternacht lehnte ich an einem Pfeiler der kerzenflammenden Ballsäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und sah die reizenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberschweben. Ich habe sie geschaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, so wie die freundlichen Blumen der Residenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den süßesten Melodien Bellini's. Man befand sich in einem Zauberparke von Tausend und Einer Nacht; man war berauscht, entzückt, aber nicht — erquickt. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blassen kränklichen Gestalten auf der Promenade begegnete, schwand vollends alle Poesie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere sächsische Flora, die wie ein duftendes Veilchengefild in der Stille ihrer Berge und Thäler einsam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und sie ist die Nationalfarbe der sächsischen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigter Leser, an schönen Sommerabenden die freundlichen sächsischen Landstädte, blicke auf nach den Fenstern, wo Blumen herabnicken, und Du wirst hinter den Blumen noch schönere Blumen versteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häusern, wo sie gern vereint sitzt die holde nachbarliche Flora, plaudernd und Mährchen erzählend, und Du wirst sie oft der glänzendsten Damengallerie des Ballsaals vorziehen. Kehre nur ein in den einsam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Försterwohnungen und den hinter blühenden Linden versteckten Pfarrhäusern, und Du wirst erkennen, daß in Sachsen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und selbst der königlich-sächsische statistische Verein Nichts weiß.

Indem ich dieß schreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja Deiner gedenken, unnennbar süße Blume, die Du einsam und vergessen blühst in Sachsens höchstem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg der schwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel steigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Wege der Eibischbaum mit seinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegst Du herab von Deinem Wolkensitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde Dich begrüßen. So wirst Du einsam blühen, einsam sterben, und im Eise des Erzgebirgs wird Dein einsames Grab sein. Denn Du bist arm und ein Engel, zwei Eigenschaften, die vollkommen geeignet sind, hiernieden recht bald vergessen zu machen. Vielleicht, daß, wenn Du von hinnen gegangen, die Volkssage ihren Regenbogenschimmer um Dich breitet, und Du den wenigen armen Leuten, die Dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erscheinst und sie stärkst im frommen Wandel. Mir ist Nichts von Dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich später einer jungen Dame schenkte, der ich oft von Dir erzählte und die Dich innig liebte, weil sie Dir ähnlich war. Obschon sich die Paar Verse gedruckt vorfinden, sei ihnen doch, da sie ein sächsisches Mädchen charakterisiren, ein Plätzchen gegönnt:

Hoch oben auf dem Felsen,
Wohin kein Auge sieht,
In Frühlingspracht eine schöne
Vergessne Blume blüht.

Tief unten lacht der Frühling,
Leben der Schwestern viel:
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr lustiges Spiel.

Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht,
Es schaut kein freundlich Auge
In das so liebe Gesicht.

Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend schöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

Das Abendroth ist verklungen,
Die Sterne blicken herfür —
Die Blume ist gestorben —
Es weiß kein Mensch von ihr.

Der Leser wird mir übrigens für dergleichen poetische Excurse wenig Dank wissen. Ich gehe aber in mich, werde wieder statistisch und berichte wie folgt:

Unter zehn sächsischen Mädchen ist eins sehr hübsch, eins recht hübsch, drei sind hübsch, drei weniger hübsch, zwei gar nicht hübsch. Schön ist ungefähr das Fünfzigste und häßlich das Dreißigste.

Unter zehn sächsischen Mädchen sind ferner drei bis vier liebenswürdig, ein Paar sind angenehm, die übrigen lassen gleichgültig.

Geistreich sind von Zehn eins oder zwei, gemüthreich aber acht.

Naivetät ist ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden sich wenigstens sechs oder sieben Naive.

Sich geschmackvoll zu kleiden verstehen unter Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert sich dies Verhältniß, da verstehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; sechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdestoweniger sind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf zufrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung, von der sich jeder Leser, so er nach Sachsen kommt, wird überzeugen können, sei mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübschen Sachsinnen in der Regel benamt.

Da stehen nun gleich im ersten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beisammen, stecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und sonderbar, ein eigner Segen ruht auf den sächsischen Marien, es sind fast sämmtlich süße und holde Kinder. Daher das liebe Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeisterten Marienliebhabers ertönt:

Maria möcht' ich Dich begrüßen!
Mein Herz hat stets Dich so genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Strand;
Maria rieseln seine Wogen,
Maria soll Dein Name sein. u. s. w.

Nach den Marien kommen die Paulinen. Auch diese sind in der Regel recht hübsch; und ich würde überhaupt bei jeder königlich sächsischen Gevatterschaft den guten Rath geben, das respective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübsch.

Auf die Paulinen folgen die Theresen, diesen die Sophien, die Luisen, Henrietten, Amalien, die Julien und Emilien, diesen die Charlotten und Karolinen, die Auguſten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen gibt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Bescheidenheit ist eine der hervorragendsten Tugenden meiner schönen Landsmänninnen. Sie würden es daher nur ungern sehen, wollte ich dieses Kapitel, welches allein über sie handelt, noch weiter fortspinnen; obschon mir der interessanteste Stoff zu Gebote stünde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendsten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie ist doch noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel sagen will, und indem ich dem Wunsche der bescheidenen Schönen zuvorzukommen suche, schließe ich diesen Aufsatz mit der Bitte an alle nicht sächsischen Leser, recht bald selbst in mein freundliches Heimathland zu kommen und sich von der Wahrhaftigkeit meiner Aussagen über die sächsischen Mädchen zu überzeugen.

Digitized by Google

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß sie die Reise nicht gereuen wird.

Ein theologisches Fragment.

Es war ein klarer, fröstelnder Spätherbstmorgen, als Martinus Luther, gefeierten Andenkens, seine berühmten Controversen an die Schloßkirche zu Wittenberg nagelte. Die Morgensonne schien so nüchtern über die Dächer der churfächsischen Universitätstadt, daß der Reformator für seinen hochheiligen Zweck gar keine geeignetere Zeit wählen konnte. Der Frühling mit den blühenden Altären und sterngestickten Nachtigallnächten war nicht passend für die nüchternen Vernunftsätze Meister Martins; auch der norddeutsche gluth- und schweißreiche Sommer nicht; wohl aber jene klare, leidenschaftslose Herbstsonne, wo die Natur das blühende Gewand abgestreift hat, die Sinne unbehelligt läßt, und die Contemplative erleichtert. Als nach einigen Wochen die Novembernebel herabsanken, war die Saat bereits gestreut und in den langen, ofenerwärmten Winternächten fand Bürger- und Rittersmann hinlängliche Muse, über die fünf und neunzig Sätze nachzudenken. Die Schneedecke des Winters 1517 bis 1518 schmolz, donnernd trieben die Eisschollen der Elbe gen Norden — da brach die Saat der Reformation wohl erhalten und stark hervor.

Ich weiß nicht, wie lange jenes welterschütternde Placat an der Schloßkirche zu Wittenberg angeheftet hing; aber heute noch, nach länger denn dreihundert Jahren, muß ich mich wundern, wie die damalige Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei der guten Universitätsstadt ein solches polizeiwidriges Unternehmen so gelassen mit ansehen konnte. Ich kann mir die Sache nur daraus erklären, daß die damaligen weltlichen Behörden, die Fürsten, Grafen und Herren gegen den für ihre höchst eigenen Gefälle so verderblichen Ablaßkram nach weit aufgebrachter waren als Luther selbst; die heller Denkenden der Universität waren über die Abnormitäten der damaligen katholischen Kirche längst im Klaren und der hausbackene, phantasielose Sinn des Bürgers zu Wittenberg, einer Stadt an der prosaischen Elbe, ließ sich durch die Declamatorien Tetzels kein E. für ein U. machen. So war Luther nur das Organ der damaligen öffentlichen Meinung. Er hatte den Muth sie auszusprechen und anzuschlagen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517, und zu vertheidigen vor Kaiser und Reich in der freien Reichsstadt Worms. —

Frühlinge kamen und gingen. Da verstummten allmählig in Folge jenes herrlichen Octobertages die katholischen Glocken in den Domen und Hallen, die ewigen Lampen erloschen, die Heiligenbilder erbleichten und weinend floh Madonna gen Süden. Aber auch dort, in den Gebieten der weithin rauschenden Donau, in den fröhlichen Thälern von Ober- und Nieder-Oesterreich, in der eisenhaltigen Steier, wo Italien heraufrankt mit seinen blühenden Armen, und das kernvolle deutsche Wort in melodischem Wohllaut zerfließt, ward es Lutherlaut und Tageshelle. Lange Zeit schleuderte der Vatican seine Blitze gegen den heraufbrechenden Morgen; sein Reich schien zu Ende im deutschen Lande. Da schlug einer der römischen Blitze in die Hofburg zu Wien. Das junge deutsche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersbrunst. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg sein religiöses und politisches Glaubensbekenntniß nieder. Mancher katholische Dom stürzte zusammen, manches evangelische Bethaus ward geschleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden schloß, theilte sich Luther und Papst in das deutsche Reich. Jener behielt den Norden, dieser den Süden. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finster und waldumnachtet erhebt sich auf Böhmens und Sachsens Grenze ein hoher Berg mit basaltner Kuppe und einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er ist einer der Marktscheiden zwischen dem protestantischen und katholischen Deutschland. Weithin streift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholische Böhmen, wo sie vor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luther und jetzt gläubig knien vor dem heiligen Nepomuck. Weithin schweift der Blick auf der anderen Seite in das lachende protestantische Sachsen. Der Gipfel selbst des Berges ist lutherisch, vom nahen sächsischen Gränzdorfe tönt einfach und still die Glocke des reinen Evangeliums. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges beginnt Sanct Peters Macht. Tief unten im Thale tritt die Elbe aus Böhmen herüber und fließt nun ruhig fort durch lauter protestantische Länder bis zu ihrer Mündung im Meere.

Dort oben auf der unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut steht auf kaltem Basalt, und umrauscht wird von der einsamen Eichengruppe, in welcher wunderbare Lieder tönen, kehren in den Sommermonaten oft Harfenspieler ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Besucher des Winterbergs durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einst hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhause zu übernachten. Schon von fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen, und wie in einem grauen Mantel versanken allmählig Städte und Dörfer, Berge und Wälder. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauschte es mährchenhaft. Der Abendhimmel umzog sich immer dunkler und in den kleinen Fenstern des Winterhauses ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch ein kleines Unwetter und wünschte mir Glück, noch trocken das Winterhaus erreicht zu haben. Ich war heute der einzige Gast und trat in die kleine aber gemüthliche Fremdenstube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmischen Nationalmelodien, in welcher, wie in allen slavischen Liedern, ein so unendlicher Zauber liegt. Es war ein Allegro, aber ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerschaften spricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen seit Jahrhunderten um einen unersetzbaren Verlust, der so groß ist, daß sie ihn nicht auszusprechen wagen in Worten; aber wenn wir ihre Lieder hören, verstehen wir ihn. Weich und thränenvoll legen sich diese Klänge an des Deutschen Brust, die so gern theilnehmend mitschlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden sich die Berge und Thäler Slavoniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der deutschen Eichen umgürten; aber einst — dafür bürgt der Geist der Geschichte, die große sittliche Weltordnung — werden jene Molltöne wieder in Dur übergehen, und der Himmel wird sich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Rachestammen.

Das Musikcorps auf dem Winterberge bestand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und seiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonnen. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tiefkatholisch. Das dunkelseidene Haar scheitelte sich rein und reizend um das von Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüsterte leis und spielend in den Saiten der Harfe. So saß sie da, wie ein schönes frommes Legendenbild der Vorzeit.

O ihr schönen frommen Legendenbilder der alleinseligmachenden Kirche, ich bin Protestant, aber gegen euch hab' ich nie protestirt. Ich glaube, daß ihr selig sprechen könnt mit dem süßen Munde, und Unsterblichkeit verleihen mit den Gewißheit verkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterberge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwetter im Anzuge. Schon grollte und pfiff es ganz unheimlich in der rings aufgethürmten Felseneinode. Ein fernes Wetterleuchten setzte die Gegend in momentane Beleuchtung.

Der Harfner war mit seiner Tochter vor das Winterhaus getreten. Das Mädchen hielt ängstlich seinen linken Arm umschlungen und blickte scheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitz ihr Gesicht an der Brust des Vaters verbergend.

Ein langsamer Donner rollte jetzt durch's Elbthal, bald Sachsen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters verkündend. Der plötzlich herabfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme stellte sich sogleich an's Fenster und schaute keck hinaus in das großartige Nachtstück, während das Mädchen zitternd die Perlen des Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließ. Immer wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit stürzte ein losgerissenes Felsstück unter donnerähnlichem Gekrach in den Abgrund. Seufzend schlugen die Eichen auf ihrem basaltenen Postament die nassen Kronen gegen einander. Rings umher ewige Nacht, fortwährend von den goldenen Bändern der Blitze durchschnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur seinen höchsten Grad erreicht hatte, das schöne Mädchen todtenähnlich zusammengesunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand mit bebenden Lippen dastanden, und mir selbst ganz und gar nicht wohl zu Muthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daherfuhren — da griff der alte Böhme mit Einemmale nach seiner Harfe. Seine Blicke leuchteten, die Töne rauschten und er stimmte an ein uraltes böhmisches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, siegsfreudiger Schlachtgesang aus dem Kriege der Hussiten. Der ging aber nicht aus Moll, sondern aus dem kräftigsten, freudigsten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich sah die Procope hoch zu Roß, die Eisenkeule in der Faust, voran den schwarzen rache- und freiheit-

Digitized by Google

schnaubenden Schaaren. Es war ein heißer und blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederschlug in die Felsen und dröhnend wiederhallte, um so lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus diesem sanften Instrumente solche Töne zu schlagen wären.

Aber der Sturm legte sich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiser klangen die Saiten. Da brach aus zerrissenen Wolkendecken der Nachthimmel in seiner stillen Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und siegesicher und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Erschrocken sprang bei diesen Klängen das frommbesorgte Mädchen auf den Vater zu, und suchte ihn mit gefalteten Händen zu beschwören. Zugleich blickte sie scheu nach mir, den Wirthsleuten und dem in immer weiterer Ferne sich zurückziehenden Gewitter, gleichsam als fürchte sie, es werde zurückkehren ob dieses ketzerischen Liedes.

Der Alte ließ sich aber nicht stören und sang laut und begeistert alle vier Verse des großen Liedes. Es ist kein Verräther unter uns, mein Kind, sprach er, als er geendet, und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; schau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich sie singen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte sie auch der fromme Pater Clemens noch so streng verboten.

Das Mädchen schüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengesicht, und küßte um so inniger das kleine Marienbild, das sie in der Hand hielt. Sie wußte er ja wohl, die Himmelskönigin war es gewesen, die das Winterhäuschen vor dem Blitz geschirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen lassen. Der Wirth klappte sorgfältig die alte Hausbibel zu, in welcher er sich während des Unwetters Trost erholt, und stellte sie ehrfurchtsvoll an den gewohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieses heilige Buch, war es gewesen, der man die Rettung aus sichtbarer Todesgefahr verdankte. Der Harfner setzte sein Instrument ruhig in den Winkel; es war ihm ziemlich ausgemacht, hätt' es nicht das uralte Freiheitslied des Vaterlandes angestimmt, die Sache konnte schlimm werden.

Ich aber trat hinaus in die Sternennacht, wo in goldner Schrift des Vaters Name in unverlöschlichen Zügen brannte. Da unten wohnten die Sachsen und Böhmen. Oft bekämpften sie sich in dunklen Schlachten über den wahren Gott, und es war doch derselbe Himmel, der über beide Länder mit gleicher Liebe herabsank! Waren es nicht dieselben Sterne, welche über beide Länder mit gleicher Klarheit und gleicher Liebe leuchteten! Wie aber das Gewitter vorüberzog, ohne daß seine Blitze ein einziges Komma in jener Wahrheitsschrift dort oben verrücken konnten, so wird die Wahrheit selbst siegen über die Wolken und Stürme der Erde, und dereinst nur Ein Gott, Ein Glauben, Ein Vaterland und Ein Himmel sein auf Erden.

Gottlieb Stolle,

am 3. Februar 1673 zu Liegnitz geboren, studirte zu Leipzig und Halle, wurde Magister der Philosophie und Hofmeister, 1713 Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena und 1717 Professor der Politik und Präsident der deutschen Gesellschaft daselbst, nachdem er 1714 als Director des Gymnasiums zu Hildburghausen angestellt gewesen war. Er nannte sich Leander aus Schlesien und starb am 4. März 1744. Er schrieb:

Deutsche Gedichte. Jena. 8.

Auswahl im Almanach Luna von Franz Horn, für 1805. S. 262.

Unter den Schülern der sogenannten Hoffmanns-Waldauschen (zweiten schlesischen) Dichterschule ist St. unbedingt einer der talentvollsten, da er Leichtigkeit, Anmuth und Wohllaut mit Geist verbindet, und einen reineren Geschmack hat als die Meisten unter seinen Vorgangern und Zeitgenossen.

Meister Stolle, s. Minnesinger.

Adelheid von Stolterfoth,

am 11. September 1800 zu Eisenach geboren, verlebte ihre Jugend mit ihrem Vater, einem preußischen Officier, zu Erlangen, später zu Bingen und seit 1819 hält sie sich zu Langenwinkel im Rheingau auf. Sie ist königlich bairische Stiftsdame zu Birken.

Sie gab heraus:

Zoraide, romantisches Gedicht in drei Gesängen. 1825.

(Gedichte in mehreren Zeitschriften und Almanachen.)

Rheinischer Sagenkreis. Frankfurt, 1835.

Alfred, romantisches Gedicht. Wiesbaden, 1834.

Ein schönes lyrisches Talent voll Wärme der Empfindung, Gluth der Phantasie und Anmuth in der Darstellung; besonders glücklich in der Behandlung rheinischer Sagen.

Johann Jakob Stolz

ward am 31. December 1753 zu Zürich geboren, bekleidete zuerst seit 1781 ein geistliches Amt in der reformirten Kirche zu Offenbach. Nachdem er aber 1784 nach Bremen berufen war, erhielt er als Prediger an der Martinskirche daselbst den Titel eines Doctors der Theologie und 1802 zugleich eine Professur am Gymnasium. 1810 wurde er Pastor Primarius an derselben Kirche, legte jedoch schon im folgenden Jahre seine Aemter nieder, um in der Vaterstadt sein Leben zu beschließen. Er starb zu Zürich am 12. März 1821.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Schriften des neuen Testaments, übersetzt, 1781—82. Zürich, 2 Thle.; neue Ausg. Hannover 1820.

Erläuterungen dazu. Hannover, 1809.

Predigten über die Geschichte unsers Herrn. Frankfurt, 1782—86.

Christliche Vorträge. Frankfurt, 1783.

Fest- und Communionpredigten. Winterthur, 1785.

Briefe. Winterthur, 1789—90. 2 Thle.

Geist der Sittenlehre Jesu. Lemgo, 1792—93. 3 Thle.

Die Liebe nach Paulus. Hannover, 1798.

Predigten über Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Bremen, 1800—1802. 4 Thle.

Historische Predigten. Jena, 1805—1807. 2 Thle.

Predigten zur Beförderung der Humanität. Hannover, 1810. 2 Thle.

Digitized by Google

Die Psalmen. Zürich, 1814.
Vier Predigten. Bern, 1814.
Vermischte Schriften. Winterthur, 1816—17. 2 Thle.

Ein freisinniger, geistreicher Theolog, der sich besonders als Kanzelredner auszeichnete und namentlich durch seine gediegenen Predigten über historische Stoffe großes Aufsehen machte.

David, Achimelech, Achis*).

1. B. Sam. XXI. 1. 2. 3. 8 — 13.

David kam nach Nobe zu Achimelech, dem Priester. Achimelech erstrak, als er David entgegen ging, und sagte zu ihm: Warum kommst du allein, und ist niemand bei dir? David sprach zu Achimelech dem Priester: Der König hat mir ein Geschäft aufgetragen, und zu mir gesagt: Niemand soll wissen warum ich dich gesandt, und was ich dir aufgetragen habe, auch habe ich die Bedienten an einen gewissen Ort beschieden. Hast du nun etwas, so gieb es mir, etwa fünf Brode, oder was sich findet..... Und David sprach zu Achimelech: Hast du nicht hier einen Spieß oder ein Schwerdt? Ich habe mein Schwerdt und meine Waffen nicht mitgenommen; denn die Sache des Königs war eilig. Der Priester sprach: Das Schwerdt Goliaths, des Philisters, den du im Terebinthenthale erschlagen hast, ist hier in einem Tuche eingewickelt hinter den heiligen Kleidern. Willst du dies nehmen, so nimm es; ein anderes als dies ist nicht hier. David sprach: Keins ist wie dieses; gieb es mir! Jetzt machte David sich auf, und floh vor Saul, und kam zu Achis, dem Könige zu Gath. Die Diener Achis's sagten zu ihm: Ist dies nicht David, der König des Landes? Sangen sie nicht spielend gegen einander von ihm: Geschlagen hat Saul seine tausend, und David seine zehentausend? Über diese Reden ward David betroffen, und fürchtete sich sehr vor Achis, dem Könige zu Gath. Da verläugnete er seinen Verstand vor ihnen.

Leicht werden gewisse Handlungen entweder zu strenge oder zu gelinde beurtheilt. Diejenigen, welche sich nicht anders als hart und schneidend darüber zu äußern wissen, setzen sich nicht in die Lage des Nächsten, der sich so betrug, und nehmen auf manches, was bei gerechter und billiger Beurtheilung dieser Handlungen in Anschlag gebracht werden muß, keine Rücksicht. Da ihre Denkart, selbst ihr Temperament und Naturell von dem ihres Nächsten sehr verschieden ist, und sie also freilich nie in Versuchung kommen, gerade so zu handeln, so können sie den, der so handelte, nicht begreifen, und ihr Unwille über sein Verhalten wird ohne Maaß ausgedrückt. Diejenigen hingegen, welche diese Handlungen in Schutz nehmen, sind in anderer Hinsicht zu tadeln; sie rechtfertigen; was höchstens entschuldigt werden kann und darf; sie erklären für allgemein erlaubt, was sehr bedenklich wäre, ohne genaue Bestimmung aller Umstände jedem Einzelnen zu erlauben. Es versteht sich, daß hier nicht von Handlungen die Rede ist, welche gegen den ausdrücklichen Buchstaben der zehn Gebote anstoßen; denn über diese urtheilt jedermann gleich, und es wird zum Beispiele allgemein für unerlaubt gehalten, sich an des Nächsten Leben, Ehegenossen, Vermögen, gutem Namen geradezu oder auf eine hinterlistige Weise zu vergreifen. Allein es giebt andre Handlungen, welche ungleich beurtheilt werden. Dahin gehört, was in diesem Abschnitte der Geschichte, auch in dem unmittelbar Vorhergehenden und Nachfolgenden von David erzählt wird. Wir haben bereis gehört, daß David kein Bedenken trug, seinem Freunde Jonathan den Vorschlag zu thun, daß er seinem Vater sagen sollte, David sei nach Bethlehem gegangen, um an einer jährlichen Familien-Opfermahlzeit Theil zu nehmen; dies geschah aber keineswegs, sondern er hielt sich in der Nähe des königlichen Hoflagers verborgen. Jonathan sollte also eine wissentliche Unwahrheit sagen. Heute hören wir abermal, daß David sich gegen den Oberpriester Achimelech eine wissentliche Unwahrheit erlaubte; er versicherte nämlich, er reise in Geschäften des Königs; dies war ganz falsch; denn er war auf der Flucht. Weiter unten lesen wir, daß er sich auch das in dem Heiligthume aufbewahrte Schwerdt Goliaths zu verschaffen gewußt habe, weil er, ganz der Wahrheit zuwider, versicherte, das ihm von dem Könige aufgetragene Geschäft sei so eilig, daß er sich nicht einmal mit den nöthigen Waffen für seine Reise habe versehen können. Was ist hiervon zu halten? Die Urtheile hierüber sind ungleich. Eben so verhält es sich mit demjenigen, was am Ende des Capitels erzählt wird. David begab sich nämlich, diesen Nachrichten zufolge, auf seiner Flucht vor Saul in das Gebiet der Philister, an den Geburtsort Goliaths, zu dem dortigen Könige, ward aber bald erkannt, und mußte befürchten, an Saul ausgeliefert zu werden; um sich nun zu retten, stellte er sich unklug, nahm, um dafür gehalten zu werden, ungereimte und aberwitzige Handlungen vor, und erreichte seinen Zweck; man ward seiner überdrüssig, er wich allen Erklärungen über seine Person aus, und konnte sich durch die Flucht den befürchteten Gefahren entziehen. Auch hier kann man fragen: „Was ist davon zu halten? Ist ein solches Betragen Davids würdig, ist es anständig, ist es musterhaft und kann es Regel unsers Betragens sein?“ Davon werde also jetzt geredet.

Es darf niemanden befremden, daß wir Davids Verhalten einer freien Beurtheilung unterwerfen. Die Geschichte erzählt nur, was geschehen ist, und überläßt das Urtheil über das Geschehene dem Leser. Mag immerhin David ein Mann nach Jehovens Herzen genannt werden, darum sind seine Handlungen dem Urtheile eines jeden, der urtheilen kann, nicht weniger unterworfen; ohnehin sagt jener Ausdruck nicht, daß sein ganzer Lebenswandel das Wohlgefallen eines heiligen und gerechten Gottes gehabt habe, sondern er soll sagen, daß David als Regent die auf die Verehrung Jehovens, als Nationalkönigs gegründete Staatsverfassung aufrecht erhalten habe, und es wird ihm dadurch ein Vorzug vor Saul, seinem Vorganger, zugeschrieben, dessen Verhalten auch darum getadelt wird, weil er sich in die Formen dieser Staatsverfassung (Theokratie) nicht fugen wollte. Dadurch sind wir also in der freien Beurtheilung seines sittlichen Verhaltens nicht eingeschränkt; aber gerecht und billig sollen wir ihn beurtheilen; dies ist das Gebot unsers Herrn; wir sollen ihn nicht nach Grundsätzen richten, die er noch nicht kannte, jedoch eben so wenig für unsre Personen bessern Grundsätzen untreu werden, die wir als Christen kennen, und deren hohern Werth wir anerkennen müssen.

Wenden wir dies auf die vorliegende Geschichte an, so müssen wir zwar gestehen, daß David sich wissentliche Unwahrheiten erlaubte; allein um ihm nicht Unrecht zu thun, müssen wir zugleich bemerken, daß er dies, nach den Einsichten seines Zeitalters, nicht für unerlaubt hielt. Die noch rohern sittlichen Grundsätze jener Zeit erlaubten manches, was nach christlichen Grundsätzen nicht gebilligt werden kann; an Feinden Rache zu nehmen, galt für Tugend; sich nicht zu rächen, galt für Feigheit; einem Widersacher eine Unwahrheit zu sagen, auf der Flucht vor Feinden durch Unwahrheiten sich Rettung und Erleichterung seiner Lage zu verschaffen, ward nicht für tadelhaft gehalten; was in solchen Fällen zum Zwecke führte, ward gebilligt, und wenn es klug ausgedacht war, gepriesen. Wenn also David durch Jonathan dem Könige eine Unwahrheit sagen ließ, wenn er auf seiner Flucht vor Saul dem Priester eine Unwahrheit sagte, so machte er sich keine Vorwürfe darüber; er hielt es, unter den obwaltenden Umständen, für erlaubt, alles zu thun, wodurch er sein Leben sicher stellen konnte. Eben so verhält es sich mit seinem Betragen an dem Hofe des Königs zu Gath; wenn er sich unklug stellte, wenn er sich wie ein Wahnsinniger geberdete, um sich die Flucht zu erleichtern, so schadete dies seinem Rufe im geringsten nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichte; er ward vielmehr als ein kluger Mann gelobt, wenn er diejenigen, die ihm schaden konnten, zu täuschen wußte. Die alten Geschichten erzählen ähnliche Dinge von Ulysses, von Solon, von Junius Brutus, der sich an dem Hofe des römischen Königs, Tarquinius, aufhielt, ehe er diesen Fürsten vom Throne stürzte; und indem sie solche Dinge von diesen Männern erzählen, wollen sie dieselben keineswegs herabsetzen, sondern sie halten vielmehr ihrer Klugheit eine Lobrede. Es würde demnach unbillig sein, wenn wir David nicht nach der herrschenden Denkart seines Zeitalters beurtheilten, und eine höhere Tugend von ihm foderten, als nach seiner Einsicht von ihm zu erwarten war.

Allein mehr können wir doch als Christen zu Davids Gunsten nicht sagen; wir können sein Betragen nicht als Regel unsers Verhaltens gelten lassen; wir können nicht zugeben, daß es dem Christen unter ähnlichen Umstanden gezieme, sich wissentliche Unwahrheiten zu erlauben, oder die Würde eines vernünftigen Menschen zu verläugnen, um sich nur aus einer Verlegenheit zu ziehen. Die christliche Lehre macht uns mit einer edlern Denkart bekannt; ihren Grundsazen zufolge, müssen wir das Nützliche und das Rechte sorgfältig unterscheiden; das Nützliche darf, wenn

*) Aus Stolz historischen Predigten.

Digitized by Google

das Rechte darunter litte, nie in Betrachtung bei uns kommen; sie erlaubt uns also auch keine Nothlüge; auch mit unserm Schaden sollen wie der Wahrheit gegen jedermann getreu bleiben. Klugheitsmaaßregeln erlaubt sie uns zu unserer Sicherheit zu ergreifen; allein nie darf dabei die Wahrheit verletzt, und die Aufrichtigkeit eines truglosen Charakters dabei verläugnet werden. Nach christlichen Grundsätzen konnte es demnach nicht gebilligt werden, wenn David dem Jonathan auftrug, seinem Vater zu sagen, er sei nach Bethlehem gegangen, um an einer Opfermahlzeit Theil zu nehmen, und er doch gar nicht gesonnen war, nach Bethlehem zu gehen, oder wenn er dem Oberpriester sagte, er reise in Geschäften des Königs, vor welchem er doch die Flucht ergriff. Die Wahrheit soll dem Christen in jedem Falle heilig sein; ob er gleich nicht verpflichtet oder auch nur berechtigt ist, jedem alles zu sagen, was ihm als wahr bekannt ist, so muß es sich doch mit dem, was er sagt, wirklich so verhalten; er darf sich nicht nach Willkühr Abweichungen davon erlauben; denn dadurch würde er die Zuverlässigkeit eines redlichen Charakters verletzen; man könnte sich in keinem einzelnen Falle darauf verlassen, ob er wirklich die Wahrheit sagte; immer müßte man befürchten, daß vielleicht irgend ein unbekannter Grund ihn bewöge, sich mehr oder weniger von der Wahrheit zu entfernen; und er selbst würde sich immer mehr an Unwahrheiten gewöhnen, wenn er einmal sich berechtigt glaubte, von der Regel der Wahrhaftigkeit, so oft es ihm nützlich schiene, eine Ausnahme zu machen; er würde allmählig eine immer größere Fertigkeit erlangen, andre durch Unwahrheiten irre zu führen; mithin würde die edle Einfalt eines Menschen ohne Falsch von Tage zu Tage mehr darunter leiden. Auch David scheint, zum Schaden seines Charakters, es schon zu einer gewissen Fertigkeit, Unwahrheiten zu sagen, gebracht zu haben; immer stand ihm eine Unwahrheit zu Gebote, die er mit großer Unbefangenheit vorzutragen wußte, so daß andre leicht dadurch getäuscht wurden. Läßt es sich wohl denken, daß er bei dieser Denkart nichts von der Aufrichtigkeit eines truglosen Menschen eingebüßt habe?

Vielleicht wird man aber denken, daß es unschädliche Unwahrheiten gebe, die man sich wohl erlauben dürfe, und man wird vielleicht gerade David als Beispiel anführen, daß man ganz unschädliche Unwahrheiten sagen könne, weil es niemanden geschadet habe, wenn er den König glauben machte, er sei nach Bethlehem gegangen, wohin er doch zu gehen nicht gedachte. „Sollte, wird man sagen, eine Un„wahrheit unerlaubt sein, die niemanden in der Welt schadet, „hingegen dem, der sie sagt, einen wichtigen Dienst leistet?“ Allein wir haben schon bemerkt: Nach christlichen Grundsätzen darf das Rechte dem Nützlichen nicht untergeordnet werden; wir dürfen also auch nicht darum von der Wahrheit abweichen, weil wir einen Vortheil davon zu ziehen glauben. Auch läßt es sich nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Unwahrheit, die wir uns erlauben, ganz unschädlich sei. David hielt zum Beispiele die Unwahrheit, die er dem Oberpriester sagte, gewiß für ganz unschädlich; ja er konnte sich sogar bereden, daß sie dem Oberpriester selbst sehr nützlich sei, denn er konnte denken: „Zu seiner „eignen Sicherheit sage ich ihm das Ding, das „nicht ist; denn nun kann er einen Eid darauf schwö„ren, er habe nichts um Davids Flucht gewußt; er kann „mit Wahrheit sagen, er habe es für seine Pflicht gehalten, „den in Geschäften der Regierung reisenden Abgeordneten des „Königs zu unterstützen; mithin wird meine Unwahr„heit zu seiner eignen Rechtfertigung dienen, „wenn er wegen seines Verhaltens gegen mich zur Verant„wortung gezogen wird, und seine Sicherheit wird „durch meine Unwahrheit befördert werden.“ Allein wie sehr täuscht sich der Mensch, wenn er die Folgen seiner Handlungen in seiner Macht zu haben glaubt! Gerade die Unwahrheit, womit David den Oberpriester täuschte, war dem Oberpriester und noch fünf und achtzig andern Priestern und deren Familien verderblich; denn diese Unwahrheit verleitete den Oberpriester, mehr für David zu thun, als er sonst vielleicht für ihn gethan haben würde; und diese Unterstützung des Flüchtlings ward von dem Könige als Hochverrath angesehen, und Achimelech und seine Familie mußten nebst noch fünf und achtzig andern Priesterfamilien unschuldiger Weise mit ihrem Leben dafür büßen. Er also mußte sich das schreckliche Unglück so vieler schuldlosen Menschen vorwerfen; auch gestand er selbst, daß er die Schuld an ihrem Tode hätte. So sehr kann der Mensch sich betrügen, wenn er unschädliche Unwahrheiten zu sagen glaubt. Hätte David die Wahrheit gesagt, so würde es von dem Oberpriester abgehangen haben, was und wie viel er für David thun wollte, und es wäre sein eigner Wille gewesen, wenn er die Gefahr mit David getheilt hätte; er hätte sich alsdann nicht sicher geglaubt, und würde, so wie David, die Flucht haben ergreifen können; nun glaubte er aber, durch Davids Unwahrheit irre geführt, nur seine Pflicht gegen den König zu erfüllen, glaubte sich mithin in Sicherheit, und verlor darüber mit so vielen Menschen das Leben. Welche Warnung vor Unwahrheiten, auch vor solchen, die ganz unschuldig scheinen! Alle unglücklichen Folgen, die daraus entstehen, muß der sich vorwerfen, der sie sich erlaubt. Wenn wir der Wahrheit, so gut wir sie wissen, gemäß reden, wenn wir ehrlich und redlich handeln, auch da, wo es vortheilhaft zu sein scheint, anders zu handeln, so mag daraus entstehen, was da will, wir haben uns nichts vorzuwerfen; wir haben es zwar zu bedauern, wenn Unglück daraus entsteht; aber zum Vorwurfe kann es uns nicht gereichen. So bald wir uns aber eigenmächtig Abweichungen von der Wahrheit erlauben, so sind wir für alles Unglück verantwortlich, das daraus entstehen mag. Ferne also von uns, in irgend einem Falle, wie David, Unwahrheiten zu sagen. Ferne von uns, Davids Betragen in dieser Hinsicht zur allgemeinen Regel für unser eignes Verhalten zu erheben! Was ihm, weil er noch keine bessere Einsicht hatte, zu gut gehalten werden kann, das müßte an uns schon strenger beurtheilt werden, weil wir hierüber zu einem richtigern Erkenntnisse gelangt sind.

Eben so verhält es sich mit Davids Betragen in der Philister-Stadt Gath. Nachsichtig wollen wir es gerne beurtheilen, daß er sich daselbst wie ein Unkluger geberdete, daß er abenteuerige Handlungen vornahm, um für einen Menschen zu gelten, der seinen Verstand verloren hätte, und seine Rettung sich dadurch zu erleichtern. Allein wenn auch alle Weisen Griechenlands und alle Helden Roms dasselbe gethan hätten, so würde es doch unter der Würde des Christen sein, sich wahnwitzig und albern zu stellen, um dadurch einen Vortheil zu erhalten. Möge die alte Welt immerhin die Klugheit derjenigen gepriesen haben, die sich in Gefahren auf solche und ähnliche Weise durch ihre Schlauheit gerettet haben, unter Christen gilt Klugheit bei weitem nicht so viel als Weisheit und sittliche Würde. Wir dürfen, um die innere Unanständigkeit eines solchen Betragens zu fühlen, uns nur die Frage vorlegen: „Würde wohl Jesus jemals sich unklug und „wahnsinnig gestellt haben, um einer Gefahr „dadurch zu entgehen?“ Unser aller Empfindung wird sein: „Dies läßt sich nicht denken; die sittliche Würde Jesu „würde es nie erlaubt haben, daß er sich etwas der Art er„laubte.“ Er hatte andre, eines Weisen würdige, Mittel in seiner Gewalt, wenn seine Widersacher ihn greifen wollten, sich aus ihrem Kreise zu begeben; durch Blicke voll Geist und Kraft, durch mächtig beredte Worte wußte er manche Gefahr von sich abzuwenden; aber nie würde er sich unklug gestellt haben, um sein Leben zu retten. Es giebt Hülfsmittel, deren ein Weiser sich nie bedient, gesetzt auch, daß er durch den Gebrauch derselben die größten Gefahren von sich abwenden und die glänzendsten äußern Vortheile sich zueignen könnte. Und wenn es nun nach aller Christen Empfindung undenkbar ist, daß Jesus sich jemals eines solchen Rettungsmittels bedient hätte, so würde es auch eines Verehrers Jesu unwürdig sein, sich so zu betragen. Nicht also nach David, sondern nach Jesus wollen wir uns bilden; nach edlern Grundsätzen lehrt er uns handeln; er verfeinert unser sittliches Gefühl, so daß uns manches an David mißfällt, was er sich vielleicht noch zum Verdienste und zur Tugend angerechnet hat; er weckt in uns einen Sinn für größere sittliche Vortrefflichkeit, als wir von keinem andern Menschen lernen könnten: Er also sei und bleibe unser Vorbild; von ihm lernen wir nur Anständiges, Würdiges, Edles und Gutes. Die Nachahmung seiner wird uns in keiner Rücksicht nachtheilig sein, sondern unsre Vervollkommnung wird in jeder Rücksicht gewinnen, und wir werden dem Urbilde aller sittlichen Güte immer ähnlicher werden.

Digitized by Google

Daniel Stoppe,

gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu Hirschberg geboren, wirkte als Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig und starb 1741. Er hinterließ:

Erste und zweite Sammlung deutscher Gedichte. Frankfurt, 1728—42.
Der Parnaß im Sattler. Frankfurt, 1735.
Neue Fabeln und moralische Gedichte. Breslau, 1745. 2 Thle.

Ein gewöhnlicher mittelmäßiger Reimer, jedoch nicht ganz ohne Talent für das Komische, was er besonders in Fabeln und noch mehr in einigen von ihm im schlesischen Dialect geschriebenen Versuchen bewies.

Heinrich Storch,

zu Petersburg, wahrscheinlich 1759 geboren, lehrte eine Zeit lang am Landcadettencorps seiner Vaterstadt und wurde im Jahre 1789 als Collegienassessor im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. 1797 erhielt er den Titel eines Hofraths, 1801 ward er Collegienrath, bald Etatsrath und Ritter des St. Annenordens zweiter Classe daselbst. Seit 1816 trägt er auch den preußischen Adlerorden dritter Classe.

Er gab heraus:

Skizzen, Scenen und Bemerkungen aus einer Reise durch Frankreich. Heidelberg, 1787; neu 1790.
Gemälde von St. Petersburg. Riga, 1794. 2 Thle.
Materialien zur Kenntniß des russischen Reichs. Riga, 1796—98. 2 Thle.
Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs am Ende des 18ten Jahrhunderts. Riga, 1797—1803. 8 Thle.
Briefe über den Garten zu Pawlslowsk. Petersburg, 1804.
Rußland unter Alexander dem Ersten. Leipzig und Petersburg, 1803—11.

St's Werke über Rußland sind vortreffliche, mit großem Fleiß und sorgsamer Darstellung geschriebene Hülfsmittel zur näheren Kenntniß dieses Reichs.

Ludwig Storch

ward 1802 zu Ruhla geboren, lebt, nachdem er sich früher in Leipzig und Stuttgart aufgehalten, jetzt als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Gotha.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Beguine. Frankfurt, 1833. 3 Thle.
Bergmüllers Röschen. Die bestrafte Untreue. Gotha, 1836.
Der Diplomat. Frankfurt, 1834.
Dur- und Molltöne. Leipzig, 1827 und 1832.
Erzählungen. Gotha, 1832.
Die Fanatiker. Leipzig, 1831.
Die drei Flämmchen. Gotha, 1824.
Der Fluch des Urahn. Gotha, 1835.
Förberts-Henns. Leipzig, 1830.
Der Freibeuter. Leipzig, 1834.
Der Freiknecht. Leipzig, 1830—33.
Das Fürstenhaus von Gotha. Erfurt, 1826.
Der Glockengießer. Leipzig, 1830.
Heimgebrachtes. Stuttgart, 1829.
Die Intrigue. Frankfurt, 1828 und 1838.
Der Caricaturist. Frankfurt, 1835.
Knospen. Göttingen, 1824.
Die Königsbraut. Mainz, 1832.
Kunz von Kauffungen. Leipzig, 1828 und 1831.
Der Jacobsstern. Frankfurt, 1836.
Thüringische Chronik. Gotha, 1841.
Erzählungen und Gedichte in Almanachen und Zeitschriften u. s. w.

Ein reiches Talent, voll Gluth der Phantasie, poetischer Schöpfungskraft und lebendiger Darstellungsgabe, aber nicht ruhig genug, um bei so bedeutenden Fähigkeiten ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, was freilich auch wohl die Schuld des Druckes der Verhältnisse sein mag, die mitunter schwer auf ihm lasteten, und bei denen man daher die Biegsamkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes um so mehr bewundern muß. In allen seinen Leistungen finden sich ohne Ausnahme sehr glückliche Momente, aber nicht selten auch üppige Auswüchse. Sein gelungenstes Werk bleibt sein Kunz von Kauffungen; sein gediegenstes möchte dagegen wohl der Jacobsstern sein. Wäre es St. vergönnt gewesen, seinen Anlagen eine ungestörtere Entwickelung und größere Reife zu bereiten, so würde er gewiß einen sehr hohen Rang unter unseren Romandichtern einnehmen, da er jetzt schon zu den beliebtesten Erzählern gerechnet wird, und sich eines sehr großen Kreises von Lesern erfreut. Wie Treffliches er bei größerer Muße zu leisten vermöge, beweise nachfolgendes Buch seiner lange und sorgfältig vorbereiteten Chronik von Thüringen.

Aus Storch's Thüringischer Chronik.

Erstes Buch.

Vorhalle der Geschichte und das Königreich Thüringen.

Vom ersten Auftreten der Thüringer in der Geschichte bis zum Untergange ihres Königsreichs 404 bis 531 n. Ch.

Erstes Kapitel.

Vorhalle der Geschichte.

1.

Abstammung und Name der Thüringer.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung tritt plötzlich ein deutscher Volksstamm in der Geschichte auf, dessen sie früher nicht erwähnte, und den sie mit dem Namen der „Thüringer," Toringer oder Doringer bezeichnet. Die Geschichtschreiber, die sie zuerst nennen, [1] sprechen von ihnen, nicht als von einem erst werdenden, sich bildenden, sondern als von einem fertigen, allgemein bekannten großen Volke. Es wäre demnach überflüssig gewesen, die Zeitgenossen über dasselbe belehren zu wollen. Und deshalb lassen die Chronisten uns, die späten Nachkommen, auf die jene allgemeine, vorausgesetzte Kenntniß der Verhältnisse des thüringischen Volks durch mündliche Fortpflanzung nicht übergegangen ist und der Natur der Sache nach nicht übergehen konnte, völlig im Dunkeln über die Abstammung und das Entstehen, über das Wachsthum und die Ausbildung dieser Völkerschaft zu einer solchen, und eben so wenig geben sie einen Fingerzeig über die Entstehung des Namens derselben und dessen Ableitung. Da nun nicht zu hoffen steht, daß noch alte und ausführlichere Geschichtsquellen aus jenen nebelhaften Jahrhunderten werden aufgefunden werden, so ist anzunehmen, daß über die geschichtlichen Anfänge des thüringischen Volks und über die richtige Deutung seines Namens niemals eine genügende Helle verbreitet werden wird. Seine Wiege ist, wie die meisten Völker, mit dichten Schleiern verhängt, die kein menschliches Auge, rückwärts schauend, je zu

durchdringen vermag. Eine unfruchtbare und thörichte Mühe aber ist es, sich in gehaltlosen Vermuthungen zu ergehen, und, von Wortähnlichkeiten verleitet, wunderliche Schlüsse zu machen. Selbst die wahrscheinlichste Vermuthung, die nicht auf historischen Quellen fußt, schwebt in der Luft und kann keinen Platz in der Geschichte finden. Die Bearbeiter der thüringischen Geschichte haben sich vordem in dieser Beziehung viele Lächerlichkeiten zu Schulden kommen lassen. [2] Wir sind nicht mehr so kühn, in einer dichten Nacht, die anderthalb tausend Jahre hinter uns liegt, Gegenstände entdecken und unterscheiden zu wollen; uns genügt, die ersten Strahlen der Geschichtssonne, welche die über das junge Thüringervolk gelagerten Nebelhüllen zerreißt und uns einige hervorragende Punkte des neuen Landes zeigt, sorgsam zu sammeln, und mit menschlich schwachem Auge, das in jener Frühe die Sage nicht immer von der Geschichte zu sondern vermag, den allmäligen Sieg des Lichtes Schritt für Schritt zu verfolgen, bis endlich die ganze Landschaft hell und frei vor unsern Blicken liegt.

Die Länderstriche, in welchen wir die Thüringer bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhaft finden, hatten vier Jahrhunderte früher, römischen Schriftstellern zu Folge, die sich mit den Zuständen deutscher, mit den Römern in feindliche und freundliche Berührung gekommener Völkerschaften beschäftigten, die Stämme der Chatten, Cherusker und Hermunder [3] inne, die einer jener Autoren mit den Sueven zum großen Hauptstamme der Hermionen oder besser Herminen zählt. Der Name der Cherusker und Hermunder ist im Laufe jener vier Jahrhunderte verschwunden, dagegen der der Thüringer aufgekommen. Der der Chatten und Sueven hat sich in „Hessen" und „Schwaben" bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob nun Cherusker und Hermunder, oder die Hermunder allein im Laufe jener nachtumhüllten Zeit einen neuen Völkerbund bildeten, der sich, vielleicht von einem mächtigen Anführer, dessen Andenken in der Geschichte verloren gegangen, Thüringer nannte, oder ob die Thüringer ein eigner deutscher Volksstamm war, der jene von ihren Sitzen verdrängte und sie selbst einnahm: wer darf das Eine oder Andere behaupten? [4] Jedenfalls gehört die Geschichte der Cherusker und Hermunder, wie sie uns die römischen Schriftsteller bruchstückweise überliefert haben, nicht in eine thüringische Chronik, die es nur mit den Thüringern als solchen zu thun hat, sondern in eine Geschichte des deutschen Volks überhaupt.

2.

Die Grenzen der Thüringer.

Die Grenzen der Wohnsitze der ältesten Thüringer anzugeben, ist nicht minder eine Sache der Unmöglichkeit; denn die gleichzeitigen Geschichtschreiber reden davon nur in den unbestimmtesten Ausdrücken. Der Geschichtsforschung ist daher nirgend ein sichrer Anhaltepunkt gegeben, von wo aus sie sich weiter verbreiten könnte. So viel scheint nicht bezweifelt werden zu dürfen, daß die ältesten Thüringer südlicher wohnten, als das Land gelegen ist, dem sie später ihren Namen gegeben, und wahrscheinlich von den Quellen des Mains bis zur Donau hinab. Durch ihr Land gingen mehre Flüsse, von denen zwei genannt werden „Bac," vermuthlich die Nabe, und „Reganum" die Regen, die beide in die Donau fielen.

Im sechsten Jahrhundert, bevor sie dem mächtigen Frankenbunde einverleibt wurden, besaßen sie einen großen Länderstrich, aber man kann vom Umfange des Königreichs Thüringen nur in allgemeinen Angaben sprechen. Im Norden berührte es das Gebiet der Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Thüringen vorgedrungen, als in der nächstfolgenden Zeit, und Nordthüringen reichte über den Harz hinaus, bis an die Elbe; im Westen dehnte sich das Thüringerreich bis in die Gegend des Rheins und die Uferfranken waren hier die Nachbarn der Thüringer, wie die Alemannen im Süden jenseits der Donau. Ob sie im Osten schon damals mit slavischen Wenden zusammenstießen, ist ungewiß und zweifelhaft; hundert Jahre später war es der Fall.

3.

Die politische Verfassung der Thüringer

Auch über die bürgerliche Verfassung der Thüringer in diesen frühen Zeiten lassen sich keine bestimmten Angaben machen. In das schon bezeichnete Dunkel ist der Zeitpunkt gehüllt, wann ihre Regierungsform aus der patriarchalischen in die königliche überging. Nur der sinkende Stern dieses Königthums tritt blutroth flammend aus der geschichtlichen Nacht hervor. Alles, was als früher geschehen, von Spätern erzählt wird, sind Sagen, womit hellere Jahrhunderte stets geneigt sind, die dunkeln Partien der Jugend eines Volks auszuschmücken und zu übermalen, wie das Brockengespenst sich abenteuerlich auf den Nebelschichten gestaltet, die die niedern, den höchsten Harzberg umgebenden Berge einhüllen.

Wie groß der Umfang der königlichen Gewalt war und ob nicht im Kriege größer als im Frieden, wie ihr Verhältniß zu den drei Volksklassen, den Adligen („Adelingen"), den freien Männern („Fritingen"), und den Leibeignen, und dieser untereinander, läßt sich, da Gleichzeitige nichts darüber niedergeschrieben haben, nicht angeben. [5] Das thüringische Volk verlor viel zu früh seine Selbstständigkeit, als daß ein Geschichtschreiber aus ihm hätte erblühen können. Unsere Quellen sind meist fränkische und später sächsische Chronisten, die für die thüringischen Zustände und Verhältnisse keine patriotischen Sympathien hatten und ihrer nur gelegentlich gedenken.

Zwar treten bei Tacitus auch schon Könige auf, aber man weiß nicht recht, was man aus ihnen machen soll, und zur Erklärung der spätern königlichen Würde bei den Franken und Thüringern können sie nicht dienen. Die Adelinge waren jedenfalls nur ursprünglich reiche Grundbesitzer, die ihren Knechten gegen bestimmte Abgaben Theile ihrer Ländereien einräumten; diese Hintersassen werden unter den Namen „Lazzen" und „Liten" aufgeführt. Sie sind zu unterscheiden von den Leuten, welche gekauft und verkauft wurden, also Leibeigene waren. Wer sein kleines Gut selbst bewirthschaftete und keinen Zins einzunehmen hatte von Lazzen und Liten, scheint ein „Friling" gewesen zu sein, ein freier Mann, der, auf seinem Erbe sitzend, von Niemand abhängig war.

Aus dem Verhältniß der Adelinge zu ihren Knechten mochten sich die Gemeinden gebildet haben, und aus der Vereinigung derselben zu Trutz und Schutz und zur gemeinsamen Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, die Gaue, deren in Thüringen unter der fränkischen Oberherrschaft mehre genannt werden. Der Adel kam durch Reichthum, Ansehn und Kriegsthaten natürlich an die Spitze dieser Verbindungen und übte Einfluß auf das übrige Volk aus. Die ältesten des Adels führten also auch den Vorsitz in den Volksversammlungen der Gauen; und erhielten den Namen der „Grauen" (Grafen). Später wurde der Weiseste oder Angesehenste mit dieser Würde beehrt, der Name aber blieb, er war der Gau-Graf. Zur Schlichtung der Rechtshändel waren aber die Männer des Volks in Abtheilungen von je hundert gebracht, denen jedesmal ein besonderer Graf vorstand, der erst gewiß der Hundert-Graf, und nur später, als die lateinische Sprache mehr aufkam, der Centgraf hieß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die hundert Männer wiederum in zehn Abtheilungen zerfielen, und zehn Männer wiederum einen Vorsteher hatten, der ihre Rechtsangelegenheiten schlichtete. [6]

Zu bestimmten Zeiten versammelte sich der ganze verwandte Volksstamm zu Berathungen, die mehre Tage dauerten. Dies waren zugleich Festtage für das Volk.

Das Bedürfniß gegenseitigen Schutzes führte die einzelnen Gauen wieder zu größeren Bündnissen zusammen, und bei diesen großen Veränderungen gingen wahrscheinlich die Namen der Volkerstämme, die zu ihnen traten, allmälig unter im gemeinsamen Namen des Bundes. Ein solcher Bund war jedenfalls der der Thüringer, ein solcher der der Franken u. A.

Wie nun dem einzelnen Gau ein Graf vorstand, so mußte der Vereinigung vieler Gaue und Stämme ein vortragendes Haupt vorstehen, und so entstand aus der Natur der Sache die königliche Würde, die im Anfange gewiß nichts weiter war, als die Würde eines Vorsitzenden in der Volksversammlung, der die Berathung leitete, dann aber als oberster Richter zu größerer Macht gelangte.

4.

Kultur, Sitten und häusliches Leben der Thüringer.

Es läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß der Kulturzustand der ältesten Thüringer dem der übrigen deutschen Völkerstämme gleich war; wenigstens ist keine Nachricht vorhanden, die das Gegentheil für sie in Anspruch nähme. Sie waren einfache Kinder der Natur.

Als ein junges kriegerisches Volk konnten die Thüringer nicht im Besitz einer Geisteskultur sein, die der Jugend eines Volks niemals eigenthümlich ist. Aber gewiß erfreuten sie sich der an allen deutschen Stämmen gerühmten Tugenden der Treue, der Keuschheit, der Gastlichkeit, der Herzenseinfalt, des Muthes und der Todesverachtung, und die bei den Römern allgemein verbreiteten Laster waren der großen Menge unbekannt und wurden mit einer furchtbaren Strenge bestraft. Wenn nun auch die Schilderungen der römischen Schriftsteller sich auf Zeiten bezogen, welche über dreihundert Jahre vor das Auftreten der Thüringer fallen, so wechselte das Eigenthümliche und Charakteristische im einfachen Volksleben der Deutschen in jenen frühen Tagen zu wenig, und es wird zu oft ausdrücklich erwähnt, daß sie an der Sitte der Väter festgehalten, als daß man nicht anzunehmen berechtigt wäre, was zur Zeit des großen römischen Schriftstellers Tacitus von

Digitized by Google

den Deutschen überhaupt gegolten habe, dürfte eben so gut auch von den Thüringern ins Besondere gelten; ja wir sind anzunehmen berechtigt, daß die Sitten der Thüringer, die in der Mitte Deutschlands wohnend, mit den spätern kraftlosen Römern in keine Berührung gekommen waren (sonst würden wir wahrscheinlich durch römische Schriftsteller ihre erste Geschichte kennen), ein reineres Gepräge trugen, als die frühern deutschen Völkerstämme, welche in vielfachem Verkehr mit den Römern gelebt und viele Laster derselben überkommen hatten.

Zuerst werden die Thüringer wegen ihrer schönen Pferde erwähnt (um 404); später findet man sie unter den deutschen Völkerschaften genannt, welche wahrscheinlich durch Bündnisse von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila gewonnen, in seinem Heere fochten und nach dessen Tode (453) die Römer an der obern Donau auf eigne Hand feindlich anfielen. Sie waren also ein wohlberittenes, kampfgeübtes Volk. Ihre ungeheuern Wälder machten sie dabei zu Jägern, ihre Flüsse und Seen zu Fischern, ihre Thäler und Matten zu Hirten, ihre Ebenen zu Ackerbauern. Wenn schon zu Tacitus Zeiten der Ackerbau der Deutschen auf keiner niedern Stufe stand, so darf man von den Thüringern erwarten, daß sie verständige Landwirthe waren. Krieg und Ackerbau, vorzüglich wenn letzterer schon Jahrhunderte betrieben worden ist und das Volk an den heimischen Boden gefesselt hat, bedingen Gewerbe, ja der Glanz des Königthums, sei er in Vergleich mit spätern Zeiten auch noch unbedeutend, steigert das Bedürfniß und ruft seine Befriedigung hervor. Die an Pracht und Luxus gewohnte Nichte Theodorichs des Großen, Königs der Ostgothen, des Pflegers der Künste und Wissenschaften in Italien, deren gelehrte Bildung und feine Sitten von ihrem Oheim gerühmt werden, brachte gewiß Ansprüche aus Italien mit nach Thüringen, denen man zu genügen sich bestreben mußte, und so waren Künste und Wissenschaften in Thüringen höchst wahrscheinlich im Keimen begriffen, als ein grausames Schicksal ihre Entwickelung hemmte.

Der adlige und freie Mann verachtete die Beschäftigung des Ackerbaus und der Gewerbe, er lag den Waffenübungen und der Jagd ob. Die Knechte und Leibeigenen arbeiteten. Die Frauen spannen, webten und verfertigten die Kleider. Die Wolle des Schaafs und die Häute der Thiere wurden zur Bekleidung verarbeitet.

Auch das Bauwesen mußten die Thüringer schon in einer gewissen Vollkommenheit verstehen, da in der Geschichte ihrer Besiegung durch die Franken eine befestigte Stadt genannt wird, wenn diese Angabe nicht auf einem Irrthum eines weit spätern sächsischen Chronisten beruht. Doch fällt die Erbauung der ersten Städte in diese Zeiten. Das Zusammenleben in Städten setzt aber schon einen erhöhten Kulturzustand voraus.

Das häusliche Leben der Thüringer war, den erhaltenen Andeutungen nach, einfach und ehrenwerth. Der Mann hatte nur ein Weib und dadurch wurde der hohe moralische Werth der Ehe bedingt. Der Ehebruch wurde mit schmachvollem Tode bestraft. Das ganze Volk der Thüringer scheint wuthentflammt über den Ehebruch seiner Königin Basina gewesen zu sein, und sie durch einen verheerenden Einfall in das Ländergebiet ihrers Verführers, des Frankenkönigs Childerich gerächt zu haben. Das konnte nur ein Volk, dem die Reinheit der Ehe als heilig galt. Die Frau war die Genossin, nicht die Sklavin des Mannes. Der Jüngling wuchs in Waffenübungen auf und weidete die väterlichen Heerden; die Jungfrau wurde von der Mutter im Spinnen und Weben unterrichtet. Die Geschlechter lebten zusammen, doch war Keuschheit ihre höchste Zierde. Erst wenn der Jüngling reif war zum Manne und sich durch Gesinnung und That als würdig bewährt hatte, vermählte er sich nach dem Rath seiner Verwandten mit der gleichfalls reifen Jungfrau. Die Ausstattung oder das Brautgeschenk gab der Jüngling der Braut. Es bestand in den frühern Zeiten, nach Tacitus, in einem Gespann Rinder, einem Schlachtroß, einem Schilde, Spieß und Schwert. Auch der thüringische König Herminfrid sandte die Brautgabe nach Italien, ausgezeichnet schöne silberfarbne Rosse, als er um Amalberg, Theodorichs Nichte, freite.

Die Bande der Liebe und Tugend hielten das Haus zusammen und gaben ihm eine hohe moralische Kraft. Diese äußerte sich auch in körperlicher Blüthe, ein kräftiges Geschlecht nach dem andern erstand aus diesen Häusern; die Körperstärke, oft von den entsittlichten und geschwächten Römern bewundert, öfter noch gefürchtet, war ein Resultat der Reinheit und Tüchtigkeit der Gesinnung und Gesittung. Diese zeigte sich unter andern auch in der Tugend der Gastlichkeit. Der Fremdling war in jedem Hause willkommen; er wurde als Freund betrachtet, sein Haupt stand unter dem Schutze des Familienvaters, man pflegte sein mit liebender Sorgfalt, und zwischen ihm und der gastlichen Familie wob sich ein festes Freundschaftsband.

Die Lebensmittel waren einfach und bestanden meist nur aus Brod, Milch und Fleisch. Butter scheint man schon bereitet zu haben. [*] Die feinen Erzeugnisse der römischen Küche kannten gewiß nur wenige, die in Italien gelebt hatten. Eins war tadelnswerth, die Liebe zum Trunk. Schon Tacitus giebt an, daß die Deutschen Bier gebraut haben. Wein erhielten sie durch Handel von den Galliern, später von den Franken. Bei den Volksversammlungen liebten sie, sich zu bezechen. Es galt für einen Ehrenpunkt, ja für eine Tugend (wie die Tapferkeit) viel zu trinken, und gerade diese zweideutige Tugend hat sich schier am längsten erhalten.

5.

Die Religion der Thüringer.

Am meisten ist der Mangel bestimmter Nachrichten über das innerste Wesen, die Gefühlswelt unsrer vorchristlichen Vorfahren zu beklagen. Aber hier gerade fehlt uns jegliche Anschauung. Wenn auch die Ueberlieferungen hinsichtlich der äußern Lebensverhältnisse dürftig sind, so läßt sich aus ihnen doch wenigstens ein Bild skizziren; was uns die Schriftsteller über das Verhältniß sagen, in welches sich die menschliche Schwäche und Abhängigkeit jener edlen, reinen Menschen zu einem höhern Walten stellte, läßt nicht einmal eine Vermuthung zu. Von dem eigensten geistigen Lebensborn dieses Volkes, wonach wir es allein richtig zu beurtheilen vermöchten, kennen wir nur einige Aeußerlichkeiten, aus denen man nur allgemeine Schlüsse zu ziehen wagen darf. Aber auch diese dürfen nicht an das geistige Band dieser äußern Erscheinungen rühren, dürfen die Seele nicht erfassen wollen: diese ist für ewig entflohen.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß das innere und äußere Religionswesen der Thüringer d. h. ihre seelische Anschauung des höchsten Wesens und der Kultus, ihre Götter- und Heldensagen, im Allgemeinen nicht sehr verschieden war von dem der übrigen deutschen Völkerstämme. Die religiöse Gefühlsweise aller Völkerschaften, die durch Sprache, Sitte und mündliche Ueberlieferungen sich als stammverwandt erwiesen, mochte in ihren Grundzügen wohl mit der der Bewohner des hohen Nordens, die ja auch deutschen Ursprungs waren, zusammenfallen; und die Götter- und Heldensage der südlichern deutschen Volksstämme war ihren Hauptmomenten nach wahrscheinlich dieselbe wie die skandinavische, die, in einer weit spätern Zeit zusammengestellt, uns erhalten worden ist. Aber wenn wir auf der einen Seite nicht wissen können, wie groß oder klein die Aehnlichkeit beider war, so auf der andern eben so wenig, wie weit die uns von so späten Dichtern des Nordens aus alten Liedern und Sagen zusammengestellte Religionslehre der frühern Wirklichkeit entspricht, wie viel die Jahrhunderte, wie viel die christlichen Dichter hinzugethan, weggelassen, verändert und verfälscht haben [*].

Es ist sehr voreilig, als ausgemacht anzunehmen und hinzustellen, die Thüringer hätten die Götter der Skandinavier verehrt, ja wohl gar den Namen Thüringer vom Gotte Thor ableiten zu wollen. Alles was man zugeben kann, ist, daß der Gott der Schlachten und Siege, Wodan, bei den Skandinaviern Odin, der bei den Sachsen, Longobarden, Alemannen verehrt wurde, auch die höchste Gottheit der Thüringer gewesen sein dürfte.

Tacitus nennt eine Gottheit der Deutschen Mercur, eine andere Mars, d. h. er suchte dem deutschen Kultus einen irgend ähnlichen römischen Begriff anzupassen, so gut es ging (denn er konnte ja den damit verbundenen Begriff der Deutschen nicht kennen), und nannte nun den deutschen Gott, dessen eigentlicher Name ihm vielleicht nie genannt worden war, mit dem römischen. Ob nun Mercur oder Mars den Wodan bedeute, ob der andere vielleicht Thor war, das sind Fragen, die niemals beantwortet werden können. Und wenn man nun auch nach Tacitus Worten „die Germanen verehren am meisten den Mercur, dem sie auch an gewissen Tagen Menschenopfer darzubringen für Pflicht halten," behaupten könnte, dieser Mercur sei Wodan gewesen; was wäre dadurch gewonnen?

Cäsar sagt ganz kurz, die Deutschen hätten keine Priester, brächten keine Opfer und hielten die Sonne, den Mond und den Vulkan für Götter. Dies scheint auf Sonnen- und Feuerdienst zu deuten, aber von einer Verehrung dieser Götter sagt er nichts. Hinsichtlich der Opfer sind Tacitus und Cäsar in Widerspruch. Tacitus nennt noch den erdgebornen Gott Tuisco und dessen Sohn Man als die Stammväter der deutschen Heldengeschlechter, und fügt hinzu, daß diese beiden in alten Liedern gefeiert würden. Schwerlich bezeichneten diese Namen Götter, denen ein besonderer Kult geweiht war; sie waren nichts als die mythische Wurzel des ganzen Volksstam-

Digitized by Google

mes, der Tuisco, Düsko, Dütske, der Deutsche, und der Man der Repräsentant des Volks überhaupt. Mit dem Religionswesen selbst hat diese an und für sich wichtige Angabe nichts zu thun. Was Tacitus von jenem beibringt, ist geeignet, uns einen würdigen Begriff von der geläuterten und erhabenen religiösen Gefühlsweise unserer Vorfahren zu geben. Er sagt nämlich: die Himmlischen wären ihnen viel zu groß, als daß sie dieselben in Wände einzuschließen, oder ihnen irgend eine Aehnlichkeit des menschlichen Antlitzes verleihen zu dürfen glaubten. Sie bezeichneten mit der Götter Namen das Geheime, das sie nur mit Ehrfurcht schaueten, und weiheten Haine und Wälder zu Plätzen ihrer Verehrung jenes Geheimen. Zwischen den Nachbarstämmen der Chatten und Hermunder entstand, ebenfalls nach Tacitus Erzählung, ein blutiger Kampf um die Salzquellen an einem Grenzflusse, den Spätere für die fränkische Saale halten, aus dem Grunde, weil der Glaube unter diesen Völkerschaften herrschte, daß solche Orte dem Himmel am nächsten seien, und die Gebete von den Göttern nirgends besser gehört würden; daher komme durch die Gnade der Götter an jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei andern Völkern durch Austretung des Meers, wobei das Wasser vertrocknete, sondern über einen Haufen brennendes Holz gegossen, wobei das Salz aus zwei sich widerstrebenden Urstoffen gerinne, dem Feuer und Wasser. Aus der Geschichte des heiligen Bonifacius, des Apostels der Thüringer, erfahren wir, daß er eine uralte, mächtige Eiche bei Geismar in Hessen niederhauen ließ, unter welcher das Volk den Donnerer anbetete, welchem sie vielleicht geweiht war. Ein Volk aber, das im Schattendüster heiliger Haine, im Rauschen eines alten ehrwürdigen Eichbaums, im geheimnißvollen Geflüster der Quellen zum höchsten unsichtbaren Wesen betete, konnte in seinen Gefühlsbeziehungen unmöglich auf einer so niedrigen Stufe religiöser Bildung stehen, wie man wohl glaubhaft zu machen gesucht hat. Man begreift nicht, wie man einem Volke hat Götzenbilder aufbürden können, das so hohe und reine Begriffe von der Gottheit hatte. Und von Tacitus bis zu den Thüringern ist doch nicht so weit, es sind keine so wichtige Begebenheiten vorgefallen, daß die Völker aus einer edlen Religion in rohen Götzendienst hätten verfallen können. Deshalb sind alle die Götzenbilder, welche in Thüringen an verschiedenen Plätzen gestanden und zum Theil von Bonifacius zerstört worden sein sollen, nur der Einbildungskraft christlicher Schriftsteller entsprungen, denen die Anschauung des Gottesdienstes ihrer Altvordern verloren gegangen war. Solcher Götzen werden viele genannt, als der Krodo, der Biel, der Hastard, die am Harze verehrt worden sein sollen, der Stuffo, der bei Eschwege auf einem Berge gestanden haben soll, die Lara und die Jecha, denen man den Sitz in der Gegend von Sondershausen anwies, der Püstrich, der noch vorhanden und auf dem Rothenberge in der Goldenen-Au gefunden wurde, der Fortan, der Loll bei Mainz, die Holle oder Holde im Thüringerwalde. Die jetzige Geschichtschreibung ist von diesen Irrthümern zurückgekommen, zu welchen wahrscheinlich die Nachbarschaft der slavischen Völker Veranlassung gab, welche in jeder Hinsicht tief unter den Deutschen stehend, viele Götzenbilder hatten und anbeteten. Deutsche, die über Slaven Siege erfochten, mochten wohl solche Götzenbilder als Beute mit in ihre Heimath nehmen, die dann später zu so falschen Deutungen Veranlassung gaben. Auch beging Karl der Große die Sünde an den Deutschen, Slaven unter sie zu versetzen. Und wenn diese auch mit Gewalt getauft worden waren, so hingen sie doch allzuhartnäckig an ihrem Aberglauben; und so war eine Verwechselung Späterer, die dieses Verhältniß nicht kannten, leicht möglich.

Es soll inzwischen keineswegs behauptet werden, daß die alten Thüringer gewisse Ideen oder Naturkräfte sich nicht in bestimmten, ihrer Kindlichkeit angemessenen Anschauungen versinnlicht hätten. Aber wer will jetzt noch feststellen, was davon in das Gebiet der Religion, in das des Aberglaubens gehört, da wir von beiden kaum die äußern Grenzlinien kennen? Alle Völker sind in ihrer Jugend denselben Weg gewandelt; denn die Jugend eines Volkes hat, wie die des einzelnen Menschen eine glühendere Phantasie und einen unreifern Verstand, als das späte Alter; und einzelne dunkle Sagen, Gebräuche, die in vorchristlicher Zeit wurzeln, alte Namen, die an Localitäten haften geblieben sind, deuten genugsam darauf hin. So ist die der Sagenwelt angehörige, im Hörselberge hausende Frau Holle oder Holde, welche sicherlich nur christliche Mönche, in dem ihnen bekannten römischen Heidenthume einen analogen Begriff suchend, zur Frau Venus stempelten, eine solche versinnlichte Idee. Sie fährt in den zwölf Nächten mit dem wüthenden Heere aus dem Berge heraus und umkreis't in der Mitternacht das Thüringerwaldgebirge. In den vom Aberglauben gewebten Hüllen dieser merkwürdigen Sage scheint ein Religionskult unsrer heidnischen Vorfahren verborgen zu liegen. Aber wer reicht uns den Schlüssel zu dem Geheimniß? Dieser ist für ewig verloren gegangen.

So waren die Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Erntefeuer, die im Mittelalter Nachts auf den Bergen flammten, unbestreitbar heidnischen Ursprungs, und deuten auf eine heilige Feier des Sonnenlaufes hin, jedesmal die Punkte bezeichnend, wann die Sonne der Erde am nächsten und am entferntesten stand. Die heimlichen Zusammenkünfte auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, und die heiligen Feuer, die dort mit seltsamen Gebräuchen von den Thüringern und Sachsen, trotz des Verbots der herrschenden Franken, abgebrannt wurden, scheinen ebenfalls ihren Ursprung in den Sonnen- und Feuerkult zu haben, auf welchen Cäsar bereits hindeutet. Doch von der Feier der durch die größten Gestirne bestimmten Zeit-Abschnitte im Jahreslauf mit dem der Sonne verwandten irdischen Feuer bis zum Anbeten der Sonne, des Monds und des Feuers ist noch ein ungeheurer Weg.

Zum Kultus gehörten ohnstreitig die Gebräuche, wodurch die alten Deutschen die Zukunft erforschen zu können glaubten. Tacitus berichtet darüber Merkwürdiges. Sie schnitten einen Zweig von einem Fruchtbaum, vielleicht von der bedeutungsvollen Mistel, theilten ihn in Stäbchen und warfen diese, durch gewisse Zeichen unterschieden, blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. In öffentlichen Angelegenheiten that dies der Priester des Gaus, in häuslichen der Hausvater selbst. Mit Gebet und zum Himmel gerichteten Blick hoben sie die Stäbchen dreimal auf und deuteten sie nach den vorher eingedrückten Zeichen. War die Deutung ungünstig, so fand über den in Frage stehenden Gegenstand an demselben Tage keine Berathung statt; war sie günstig, so suchte man durch Vorbedeutungen Gewißheit darüber zu erlangen. Wie bei anderen Völkern befragte man die Stimmen und den Flug der Vögel, aber den Deutschen eigenthümlich war das Befragen der Pferde. In den heiligen Hainen und Wäldern wurden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, die niemals eine Arbeit verrichteten. Diese wurden an den heiligen Wagen gespannt, der Priester und der König oder Fürst des Volks begleiteten sie, und beobachteten und deuteten ihr Wiehern und Schnauben. Dieses Befragen der Pferde fand bei der Menge wie bei den Vornehmen das größte Vertrauen. Wir wissen, daß Thüringen das Vaterland der herrlichsten silberfarbenen Pferde war, und so läßt sich annehmen, daß dieser religiöse Gebrauch in diesem Lande vorzüglich blühte.

Doch aus allen diesen einzelnen Aeußerlichkeiten läßt sich niemals ein Ganzes zusammenstellen, weil der innere geistige Zusammenhang fehlt, die Gemüthsanschauung, der eigentliche geistige Kern der Religion, und nur so viel kann man mit Gewißheit schließen, daß die religiösen Begriffe unsrer heidnischen Vorfahren, wenn auch den christlichen gänzlich fremd und entgegengesetzt, keineswegs so roh und ungeläutert waren, wie spätere christliche Schriftsteller sie darzustellen bemüht gewesen sind, und daß die Form ihrer Gottesverehrung eine des höchsten Wesens keineswegs unwürdige war.

Mit bestimmten Behauptungen in dieser Beziehung kann man nicht vorsichtig genug sein, und es ist weit vernünftiger zu gestehen, daß wir vom Religionswesen der alten Thüringer so viel wie nichts wissen und niemals etwas wissen können, als in dem breiten und ausgefahrenen Geleis der früheren Chronisten und Geschichtschreiber sich bequem fort zu bewegen und mit anstößiger Gewißheit zu erzählen, welche Götter die Thüringer verehrt, welche Gebräuche dabei obgewaltet, wo die Bilder derselben gestanden u. s. w.; lauter aus der Luft gegriffene Behauptungen, oder Schlüsse aus dunkeln kurzen Angaben und Ortsnamen, aus denen man nichts schließen kann. Das lächerlichste aber ist, die poetischen Sagen der Edda abzuschreiben und sie für die Religion der Thüringer auszugeben.

Zweites Kapitel.

Das Königreich Thüringen.

1.

Sagen aus der frühesten Zeit der Thüringer. Sagenhafte Könige. Attila's Hochzeitfeier und großer Landtag in Eisenach. Disparqum.

Die Sage ist die Amme der Völker, die Geschichte deren Erzieherin. Auch die Kindheit des thüringischen Volks hat die Sage genährt und mannichfach umschmückt. Der Chronist, der in unsrer Zeit die alten Begebenheiten wiedererzählt, berichtet zwar ihre Gedichte, aber er scheidet sie so viel als möglich von den auf geschichteten Quellen begründeten Aussprüchen der Geschichte; die Chronisten der frühern Zeiten gaben dagegen die Plaudereien der Sage für Geschichte und brachten dadurch große Verwirrung in dieselbe.

Digitized by Google

In das Gebiet der Sage sind eine Reihe von Königen, die über die Thüringer geherrscht haben sollen, nebst ihren Thaten und Erlebnissen zu verweisen. Ihre mythischen Namen tauchen aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, selbst noch Nebelgebilde, hervor, bunte Bilder einer Spiegelung, die jeder Wirklichkeit entbehrt. Sie gleichen auch verwitterten Steinbildern, deren Züge und Schmuck durchaus nicht mehr zu erkennen sind, und die die Sage für etwas ganz anders ausgiebt, als sie zweifelsohne ihrer ursprünglichen Bedeutung nach waren. Da hören wir von einem Könige Erpes oder Erpo, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll; von einem Könige Hoyer oder Hogelin, der sich mit den Franken gegen die vordringenden Alemannen verbündet haben soll; von einem Könige Otterich oder Athanar, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen. Es werden ferner als Könige der Thüringer genannt Walderich oder Balderich, Withulf oder Bitholf, Namen, an welche die Sage nicht einmal ein fabelhaftes Ereigniß knüpft. Freigebig dagegen hat sie den König Gunther oder Gundar bedacht, dem sie die uralte Stadt Eisenach — östlicher als die jetzige Stadt gelegen — zum Königssitz anweist, und eine wunderschöne Tochter Kriemhilde zuertheilt. Dorthin, so erzählt sie, kam der Hunnenkönig Attila, die Gottesgeißel der Völker, mit seinem Heere und gewann Kriemhilden zum Weibe. Zum Beilager schrieb Attila einen großen Landtag gen Eisenach aus und lud alle deutschen Fürsten ein. Es kamen ihrer auch Viele, die sich um die Gunst des gewaltigen Etzel [9] bewarben, oder schickten ihre Gesandten; glänzende Feste wurden gefeiert, und das Rennen, Turnierstechen und anderes Ritterspiel dauerte viele Tage. Drauf wurden die Gäste vom Hunnenkönige reich beschenkt und gnädig entlassen. Er selbst aber verweilte noch eine Zeit lang in Thüringen und soll sogar dessen König geworden sein, war mild und kostfrei, münzte die alten Decemépfennige, die man zuweilen noch ausackert, und hielt glänzenden Hof. Auch lagerte er mit seinem Heer bei Tonndorf hart am See, waidwerkte und fischte allda, wo man den Ort jetzt noch den Königsstuhl heißt, und brach dann auf, das römische Kaiserthum zu überziehen. — Diese Sage spielt offenbar in den Sagenkreis des Nibelungenliedes, des mitteldeutschen Nationalgedichtes hinüber, wo König Etzel Kriemhilden, die Schwester des Königs Gunther von Burgunden, freit. Schwerlich kam Attila auf seinem Zuge gegen die Franken und Römer nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Schriftstellern gewiß nicht unerwähnt geblieben.

Eben so sagenhaft und geschichtlich ungegründet ist die Erzählung, welche die fränkischen Könige Chlodio oder Chlogio und Merwig oder Merováus zu thüringischen Königen macht. Ein fränkischer Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts [10] sagt, die Franken hätten zuerst am Rhein gewohnt, waren dann über den Fluß gesetzt nach Thoringen, und hatten sich Könige mit langen Haupthaaren gewählt. Der Frankenkönig Chlodio, welcher in dem festen Schlosse Dispargum gewohnt, das sich im Landesgebiet der Thoringer befinde, habe von Dispargum aus erst Kundschafter nach der Stadt Camerich (Cambrai) geschickt, und sei dann, als alles wohl durchspäht gewesen, selbst dorthin aufgebrochen, und habe die Römer geschlagen und die Stadt erobert. — Aus dieser Stelle geht zu Genüge hervor, daß das Schloß Dispargum, die Residenz Chlodio's, am rechten Rheinufer und nicht in Thüringen zu suchen sei, und daß Gregor von Tours, jener Geschichtschreiber, oder die Abschreiber seiner Geschichte der Franken Thoringen statt Thongrien setzten, und daß also der Volksstamm, von welchem hier die Rede ist, nicht die in der Mitte Deutschlands wohnenden Thüringer, sondern die am Unterrhein wohnenden Tungern, und Dispargum eine tungrische Burg war. Dieses Dispargum hat den thüringischen Geschichtschreibern sehr viel Kopfzerbrechen gekostet und ihre Federn in große Bewegung gesetzt; es gab fast eben so viele Dispargum, als Geschichtschreiber. Zuletzt nahm man als gewiß an, Dispargum habe bei Helmershausen ohnweit Meiningen im Hennebergischen auf einem hohen Berge gelegen, der die Diesburg heißt. Man bedachte aber dabei nicht, daß die Residenz des Königs der Franken, die bereits über den Rhein gesetzt und in Gallien vorgedrungen waren, des Königs, der von Dispargum aus Vorkehrungen zur weiteren Eroberung Galliens traf, unmöglich in der Nähe des Thüringerwaldes liegen konnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dispargum das alte Duysborg zwischen Cöln und Wesel im Lande der Tungern war.

So wenig nun Dispargum zu Thüringen gehörte, eben so wenig war Chlodio ein König der Thüringer, und sein siegreicher Kampf gegen die Römer in Gallien geht die Geschichte Thüringens nichts an. Aber nicht allein Chlodio, der erste siegreiche Frankenkönig und Held, auch sein Nachfolger in der Herrschaft über die Franken, jener Merováus, welcher der ersten fränkischen Königsdynastie den Namen der Merovinger gegeben hat, wird von der Sage ohne allen geschichtlichen Grund zum thüringischen Könige erhoben. Merwig oder Merováus, so erzählt sie, war kein Sohn Chlodio's, wohl aber der Gemahlin desselben. Diese badete einst im Meere, da rauschte ein Meerwunder aus der Tiefe empor und zwang die reizende Königin zur Umarmung, deren Frucht Merwig war. — Die Zeit seiner Herrschaft über die Franken fällt in die Jahre 447—456. Als thüringischer König ist er eine rein mythische Person, und was von ihm gemeldet wird, gehört nur der Sage an. Er soll auf dem nachherigen Petersberge bei Erfurt ein Schloß, ebenso in der Nähe Erfurts an der Gera einen Burgsitz, die Merwisburg, aus welcher hernach das jetzige Dörfchen Möbisburg entstanden sei, erbaut, ja Erfurt selbst gegründet oder erweitert und verschönert haben. Auch sollen ihm die Städte Nordhausen und Merseburg ihren Ursprung verdanken. Die Thüringer, vom Joch der Hunnen schwer belastet, soll er dadurch befreit haben, daß er den als unsiegbar geltenden Attila aufs Haupt geschlagen. Hier allein kettet sich die Sage an ein geschichtliches Faktum; denn Attila wurde auf seinem Eroberungszuge durch Gallien von den vereinigten Römern, Westgothen und Franken unter dem Könige der letztern, Merováus, bei Chalon sur Marne 451 gänzlich geschlagen, und mußte sich mit schwerem Verluste zurückziehen. Nach dieser Schlacht ließen sonst die Geschichtschreiber den wilden Hunnenkönig nach Thüringen ziehen und das bereits erwähnte fabelhafte Beilager mit Kriemhild nebst dem großen Landtage halten. Die Sage bindet sich an keine Zeitrechnung. Was nicht geschehen, sondern nur erdichtet ist, kann unter kein Datum gebracht werden.

2.

Das Haus des Basinus.

Aus dem Wolkengebiet der Sage treten wir nun auf festen geschichtlichen Boden heraus. Aber noch ist nicht alles wirkliches Land umher, die Bilder der Sage gaukeln immer noch herein, und es wird uns schwer, ja unmöglich, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterscheiden. Der erste geschichtliche thüringische König ist Basinus oder Bissin. Schwerlich war er überhaupt der erste König der Thüringer; wie viele aber vor ihm regiert und wer, darüber schweigt die Geschichte. Basinus ist allein merkwürdig durch die tragischen Ereignisse in seinem Hause, die den Untergang des Königreichs und die Unterjochung der Thüringer durch die Franken herbei führen.

Dem Könige Merováus folgte in der Regierung über die salischen Franken sein Sohn Childerich I. 457. Als ein Lüstling verführte er die Töchter und Frauen seines Volks, erregte dadurch den gerechten Zorn desselben und wurde gewaltsam vertrieben, an seiner Statt aber der Römer Aegidius zum Könige erwählt, der nach dem Untergange des römischen Reichs in Italien ein Ländergebiet in Gallien als unabhängiger Fürst beherrschte. Childerich floh zu seinem Gastfreunde, dem Könige Basinus von Thüringen, an dessen Hofe er gastlich aufgenommen und acht Jahre wohl gehalten wurde. Zum schnöden Dank für solche Freundschaft verleitete der wollüstige Franke des Königs Basinus Gemahlin, Basina, zum Treubruch und gewann sie zur Buhlin. Unterdessen hatte der Römer Aegidius, von Childerichs geheimen Freunde und Anhänger Wiomad dazu beredet, die Franken arg bedrückt, die nun hinwiederum Wiomads Zuflüsterungen Gehör gebend, sich nach Childerichs milderer Herrschaft zurück sehnten, endlich auch den Aegidius vertrieben und den Childerich auf den Thron seiner Väter zurück riefen (465). Basina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ bald darauf heimlich ihren Gatten und folgte Childerich nach, der sie auch zu seiner Gemahlin erhob. Sie wurde (466) von ihm Mutter des nachherigen Frankenkönigs Chlodowig des Großen, der die Frankenherrschaft in Gallien fest begründete, fast das ganze Land eroberte, und alle Stämme der Franken unter seiner Herrschaft vereinigte.

Es ist geschichtlich wahrscheinlich, daß die Thüringer, von Rachedurst über die erlittene Schmach ihres Königshauses entbrannt, und von dem betrogenen Basinus angeführt, einen verheerenden Einfall in das Frankenreich thaten. [11] Hier überließen sie sich, um Basinus verletzte Ehre zu ahnden, einer zügellosen, unmenschlichen Grausamkeit. Erst erschlugen sie die ihnen von den Franken des Friedens wegen gesandten Geiseln, stürzten sich dann wie wüthende Thiere über das wehrlose Volk her, und raubten und mordeten, was ihnen vorkam. Die Knaben hingen sie mit der Fußflechse an Bäume auf, und mehr als zweihundert Jungfrauen zerrissen sie theils mit Pferden, pfählten sie theils und ließen sie von Lastwagen zermalmen, ihre blutigen Leichname aber zur Atzung der Raubvögel und Hunde liegen. Diese Angaben kommen freilich aus

Digitized by Google

dem Munde eines spätern Frankenkönigs, der sein Volk zur Wuth gegen die Thüringer aufreizen will, und machen mißtrauisch. Inzwischen muß doch ein Ueberfall statt gefunden haben, und wenn die Thüringer wirklich so viel Weiber mordeten, so ließ sich diese Gräßlichkeit aus dem Umstande erklären, daß ein Weib ihr Königshaus und sie selbst mit Schande befleckt hatte.

Diesen Ausbruch eines rohen Hasses vergalt hernach der Frankenkönig Chlodowig der Große (491) den Thüringern reichlich. Er überzog sie mit einem großen Heere, erschlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen, den Franken einen Zins zu zahlen.

3.

Herminfrid der Brudermörder.

König Basinus hinterließ drei Söhne, Baderich, Herminfrid und Berthar, wahrscheinlich mit einer spätern Gattin als der Basina gezeugt, die das thüringische Reich unter sich theilten. Um sich der zinsbaren Abhängigkeit von den Franken und deren wachsenden Uebermacht zu entziehen, suchten die thüringischen Könige mit großem Eifer die Bundesgenossenschaft des in Italien zu gewaltiger Macht und Herrschaft gelangten Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, in den altdeutschen Heldenliedern, in denen er hochgefeiert wird, Dietrich von Bern genannt, weil er seine Residenz zuweilen in Verona (Bern) hatte. Die Ostgothen waren früher wahrscheinlich die Grenznachbarn der Thüringer an der Donau gewesen, als aber der Anführer der Heruler, Odoacer, 474 dem abendländischen römischen Kaiserreich ein Ende und sich zum Könige von Italien gemacht hatte, war Theodorich, von Thatenlust, Ruhmgierde und Eroberungssucht getrieben, 489 mit seinen Ostgothen nach Italien gezogen, hatte den Odoacer besiegt, und, nach kurzem Bündniß zu gemeinschaftlicher Regierung mit ihm, erschlagen, worauf er sich zum Könige von ganz Italien erhoben hatte. Um dieses mächtigen und weisen deutschen Fürsten Freundschaft bewarb sich vorzüglich Herminfrid, vielleicht der mächtigste und kriegerischste unter seinen Brüdern, und Theodorich sagte ihm Amalberg, die Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin zu. Herminfrid schickte nach der alten Sitte die Brautgabe nach Italien, eine Anzahl silberfarbiger Rosse, das Beste, was Thüringen erzeugte. Hierauf langte die Braut selbst in Thüringen an, und brachte ihrem Verlobten ein Schreiben ihres Oheim, von dessen berühmten Kanzler Cassiodor [12] verfaßt, mit, das in vielfacher Beziehung sehr merkwürdig ist. Theodorich schrieb an Herminfrid:

„Da wir Euch unter unsre Verwandten aufzunehmen wünschen, so verbinden wir Euch unsre Nichte als ein theures Pfand mit göttlichem Segen, damit Ihr, selbst von königlichem Blute entsprossen, nun auch durch den Glanz des kaiserlichen Blutes weithin strahlen möget. Wir senden Euch die Zierde Eures Hofes, die Vermehrerin Eures Geschlechts, die treue Genossin Eures Rathes, die süßeste Wonne Eures Ehebettes, die nicht nur mit Recht die Herrschaft mit Euch theilen, sondern auch Euer Volk durch bessere Einrichtungen bilden möge. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien erzogen hat, die, in den Wissenschaften bewandert, in den Sitten erfahren, nicht nur eine Zierde durch die Abstammung, sondern auch durch ihre weibliche Würde ist: so daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihre Sitten, als durch seine Triumphe hervorleuchten wird. — Wir grüßen Euch deßhalb mit geziemender Ehrerbietung, und thun Euch kund, daß wir von Euern angelangten Gesandten, die uns nach der Völkersitte bestimmten Geschenke, ein allerdings unschätzbares Gut, die mit Silberfarbe geschmückten Rosse, die sich gar wohl zur Brautgabe eignen, empfangen haben. Brust und Schenkel derselben sind von sanfter Fleischesfülle lieblich geschwellt, ihre Seiten etwas in die Länge gestreckt, dagegen der Bauch von straffer Kürze; der Kopf giebt das Bild eines Hirsches, dem sie es auch an Schnelligkeit gleich thun, und mit welchem sie überhaupt Aehnlichkeit haben. Bei ihrer bedeutenden Fettigkeit sind sie doch zahm, bei ihrer großen Körperlast sehr schnell, angenehm für das Auge, lieblicher noch für den Gebrauch; denn sie schreiten sanft einher und ermüden ihren Reiter nicht durch tolle Eile. Man ruht mehr auf ihnen, als daß man angestrengt wird, und mit weiser Mäßigung gelenkt, können sie in steter Bewegung lange ausdauern. Aber diese wenn auch noch so edle Heerde, diese wohlgezogenen Thiere, und alles andere Ausgezeichnete, was Ihr uns übersandt habt, werdet Ihr durch die übertroffen finden, welche alles mit Recht überragt und selbst dem Kleinod der königlichen Würde noch höheren Glanz verleiht. Zwar hatten auch wir Euch zugedacht, was der fürstliche Rang erheischt, aber nichts Größeres können wir Euch schenken, als wenn wir Euch mit der Zierde einer solchen Frau vermählen. Die Himmlischen mögen mit Eurer Verbindung sein, und wie uns ein Band der Liebe vereinigt hat, so möge die elterliche Freundschaft auch unsere Nachkommen verbinden."

Obgleich Amalberg Christin war [13] und das Christenthum zuerst nach Thüringen verpflanzte, so entsprach doch ihr inneres Wesen dem in diesem Briefe entworfenen Bilde keineswegs, wohl aber dem Stolze, der sich darin ausspricht. Mit aller Anmaßung der Nichte des großen Theodorich, des Eroberers und Beherrschers von Italien, der sich in seinem Schreiben an Herminfrid sogar die kaiserliche Würde beilegt, trat sie in Thüringen auf. Zwar wurden durch diese Verbindung die Thüringer wieder unabhängig von den Franken, und diese aus Furcht vor dem mächtigen Ostgothenkönige von fernern Gewaltthätigkeiten gegen jene zurückgehalten, aber in das königliche Haus der Thüringer war mit Amalberg der böse Geist des Verderbens getreten. Voll unbändigen Stolzes, voll ungezügelter Herrschsucht, voll Neid und Mißgunst und voll tückischer Grausamkeit, gebrauchte sie ihre Schönheit nur um den schwachen Gemahl zu verlocken und zu bethören. Ihrem hochfahrenden Sinne war es unerträglich, daß ihr Gemahl nur einen Theil des Thüringerreichs besaß und flüsterte ihm zu, sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Als er ihren bösen Rathschlägen widerstand, fand er einst, zum Mahle gerufen, den Tisch nur halb gedeckt. Dem darob Verwunderten rief ihr Hohn verächtlich zu: Dem halben König nur der halbe Tisch! und stachelte ihn mit diesen Worten zum entsetzlichen Entschlusse des Brudermordes. Zuerst fiel Berthar vom Mordstahle, und sein Ländertheil ward Herminfrids Eigenthum. Baderich dagegen, noch bei Zeiten gewarnt, erwartete den treulosen Bruder gerüstet, und da dieser sah, daß er allein nichts gegen jenen werde ausrichten können, so sandte er Boten an den König der Ostfranken (Austrasier) Theodorich oder Dietrich I., den Sohn Chlodowigs I., und lud denselben ein, ihm gegen Baderich beizustehen, den er des von ihm selbst verübten Brudermordes beschuldigte.

Nach Chlodowig des Großen Tode (511) hatten dessen vier Söhne das Frankenreich unter sich getheilt. Dietrich I. hatte Austrasien (Ostfrankreich), das Land der Uferfranken von Cöln bis an die Grenzen der Thüringer und der Alemannen auf beiden Seiten des Rheins, und noch einen Theil von Aquitanien; Chlothar das Reich Soisson, das sich von Soisson und Amiens bis zum Rhein und die friesische Grenze erstreckte; Chlodomir das Reich Orleans, das südlich an das Königreich Burgund grenzte, und Childebert I. das Reich Paris, das die westlichen Provinzen bis zu den Pyrenäen begriff, erhalten.

Herminfrid versprach Dietrich I. im Falle des Siegs die Hälfte von Baderichs Länderbesitz, und der Ostfrankenkönig, froh einer Gelegenheit, um die in Thüringen durch den Einfluß des Ostgothenkönigs verlorne Uebermacht der Franken wieder, wenn auch nur theilweise herzustellen, willfahrtete Herminfrids Verlangen, und führte ihm ein Heer zu, um Baderich zu bekämpfen. Dieser erlag denn auch der Gewalt der vereinigten Heere der Thüringer und Franken, und verlor zugleich Reich und Leben. Wie aber Herminfrid treulos gegen seine Brüder gewesen war, so nun gegen den Frankenkönig, dem er das für den Beistand gelobte Versprechen nicht hielt, vertrauend auf die mächtige Stütze des gewaltigen Ostgothenkönigs. Und so hatte denn Amalberg ihr stolzes Ziel erreicht: sie war die Gemahlin des Alleinherrschers der Thüringer.

4.

Beginn der Vergeltung.

So lange der Ostgothenkönig Dietrich lebte, schwieg der Ostfrankenkönig Dietrich und hielt die Rache gegen Herminfrid wegen des Wortbruchs zurück, als aber der gefürchtete Gothenheld 526 im höchsten Glanze seines Glücks gestorben war, und die Herrschaft einem Kinde, seinem elfjährigen Enkel Athalarich, und einem Weibe, der Mutter desselben, Amalaswinth (Dietrichs Tochter), die die Vormundschaft führte, hinterlassen hatte, hielt es der Ostfrankenkönig an der Zeit, Herminfrids treulosen Wortbruch zu rächen. Dietrich I. verband sich also (530) mit seinem Bruder Clothar I. dem Könige von Soissons, und beide brachten ein großes Heer zusammen, um es gegen die Thüringer zu führen. Dietrich erinnerte dieses Heer, um es zur Wuth aufzustacheln, an die gräßlichen Grausamkeiten, welche die Thüringer (sechzig Jahre zuvor bei ihrem Racheeinfall in das Frankenreich) an ihren Vätern und Verwandten verübt hätten, und brachte damit die Schmach in Verbindung, die er selbst von dem Brudermörder Herminfrid erfahren hatte. Seine Absicht gelang. Voll Grimm brach das Frankenheer gegen Thüringen auf, geführt von Dietrich und Clothar und von Theudebert, Dietrichs Sohn. Aber die Thüringer hatten Nachricht von dem feindlichen Zuge ihre Nachbarn erhalten, und auf dem Felde, wo sie zu streiten gedachten, tiefe Gruben mit Rasen sorgfältig überdeckt,

Digitized by Google

in welche viele der fränkischen Reiter beim beginnenden Kampfe stürzten und umkamen, bis die Uebrigen den Betrug merkten und ihm aus dem Wege gingen. Diese Hinterlist half den Thüringern zu nichts. Sie wurden von den dadurch nur noch erbittertern Franken in diesem ersten Treffen geschlagen, und mußten, ihrem fliehenden Könige folgend, bis an die Unstrut zurückweichen. Die Franken setzten ihnen nach und bei Runiberg [14] kam es zu einer dreitägigen furchtbaren Schlacht, in welcher endlich die Thüringer nach der verzweifeltsten Gegenwehr gänzlich besiegt wurden. Das Bett der Unstrut war so mit Leichen angefüllt, daß die Franken, wie auf einer festen Brücke, darüber ans jenseitige Ufer gingen. Herminfrid floh und zog sich mit seinen noch übrigen Leuten in eine Veste zurück, die von einem viel spätern Chronisten [15] Schidingi (Scheidingen) genannt wird, ein Name, den sie höchst wahrscheinlich einem spätern Ereigniß verdankt und der sich wohl in dem jetzigen Burg-Scheidingen erhalten hat.

Die Franken hatten aber auch Tausende von ihren Streitern verloren, und König Dietrich hielt einen Kriegsrath, in welchem die Frage verhandelt wurde, ob man mit dem so sehr geschwächten Heere heim ziehen, sich heilen, neue Kräfte sammeln und später in verstärkter Anzahl zurückkehren, oder den geschlagenen Feind sogleich weiter verfolgen solle. Einer der Fürsten, Namens Waltherich, rieth zum Erstern. Aber ein Vertrauter des Königs, ein Leibeigener, der nicht mit Namen angeführt wird, entwickelte in seinem Vortrage die zweite Ansicht mit solchem Nachdruck, daß die Könige ihr beistimmten, und beschlossen wurde, die Thüringer noch ferner in ihrem Lande zu bekriegen. Doch mit der Einsicht, daß sie allein nicht viel mehr ausrichten würden, kam ihnen der Entschluß, die Sachsen, die alten erbitterten Feinde der Thüringer, [16] die jenseits des Harzes nach dem Meere zu wohnten, zu Hilfe zu rufen. Es wurden Boten an dieselben gesandt mit dem Versprechen, ihnen, wenn die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachsen gänzlich überwunden würden, einen Theil des eroberten Landes zum Lohne ihres Beistandes abzutreten. Den kampf- und eroberungssüchtigen Sachsen kam dieser Vorschlag sehr gelegen, und es stellte sich sogleich ein Heer von neuntausend Mann unter neun Anführern bei den Franken in Thüringen ein.

5.

Scheidingens Fall. Der Thüringer Niederlage.

Die riesigen Gestalten der Sachsen riefen in den Franken ein Staunen hervor, das an Schrecken grenzte. Es schien ihnen, diese treuen Bundesgenossen dürften, wenn sie erst Herren des thüringischen Landes wären, leicht den Franken selbst gefährlich werden. Und in Wahrheit war das Aeußere der Sachsen Ehrfurcht gebietend, Furcht erweckend. Lange Haare wallten ihnen über die breiten Schultern hinab, ein Kriegsmantel war ihre Bekleidung. Ihre Waffen bestanden in langen Speeren, kleinen Schilden, auf die sie sich stützten, und großen Messern, die statt der Schwerter an ihren Hüften hingen. Dieses Messer hieß Sax, und von dieser ihnen eigenthümlichen Waffe erhielten sie, der an der Weser und Niederelbe wohnende Völkerstamm, höchst wahrscheinlich den Namen. Auf ihrer Fahne, die ihnen als ein Heiligthum galt, waren die Bilder eines Löwen, eines Drachen und darüber eines fliegenden Adlers zu sehen. Als sie angelangt waren, traten die neun durchs Loos gewählten Anführer, jeder mit hundert Mann Geleite vor Dietrich und erklärten ihm: die Sachsen hätten nur einen Willen, zu siegen oder zu sterben. König Dietrich, nur die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, beschwichtigte die Besorgnisse seiner Fürsten in Bezug auf die Sachsen, und schloß mit diesen ein Bündniß, in Folge dessen er ihnen befahl, die Stadt anzugreifen. Und schon am andern Tage stießen sie dieselbe mit Feuer an. Die belagerten Thüringer, dadurch auf das Aeußerste gebracht, thaten einen verzweifelten Ausfall auf die neuen Feinde, und nur die Nacht machte dem wüthenden Gemetzel ein Ende, das auf beiden Seiten Vielen den Tod brachte, ohne den Sieg zu entscheiden. Die Thüringer zogen nach so fruchtlosem Kampfe in die Veste zurück, und Herminfrid, wohl einsehend, daß er keinen zweiten werde bestehen können, sann darauf, durch Unterhandlungen und Geschenke vom Frankenkönig den Frieden zu gewinnen. Er sandte deshalb einen seiner Getreuesten, Namens **Hiring, mit all' seinen Schätzen in der Nacht heimlich in das Lager der Franken.** Dieser Hiring hatte sich durch Scharfsinn, Entschlossenheit, Ueberredungsgabe und Muth erst in die Gunst der Königin Amalberg und dann des Königs Herminfrid zu setzen gewußt. Daß er schlau und geschickt zu dem schwierigen Auftrage war, bewies der glückliche Erfolg, mit welchem er denselben ausführte. Denn nicht nur, daß er mehre der fränkischen Großen durch Bestechung gewann, es gelang ihm auch durch diese, dem Könige Dietrich die Ueberzeugung beizubringen, daß die Franken von der gänzlich gebrochenen Macht der Thüringer nicht das Mindeste mehr, von den unbändigen Sachsen aber Alles zu fürchten hätten, und es daher gerathener sei, die Thüringer zu schonen, und mit ihnen gemeinschaftlich die gefährlichen Sachsen zu vertreiben. Diese Ansicht stimmte zu sehr mit der Meinung der meisten fränkischen Fürsten überein, als daß sie nicht Alles hätten aufbieten sollen, ihren König dafür zu gewinnen. Zwar hielt es schwer, doch ließ sich Dietrich endlich zur Gnade gegen Herminfrid und die Seinigen bestimmen. Es ward sofort verabredet, daß am folgenden Tage ein Freundschaftsbündniß zwischen dem fränkischen und dem thüringischen Könige aufgerichtet, und die durch das Treffen ohnedies geschwächten Sachsen überfallen und vertrieben werden sollten. Der schlaue Hiring that diese Freudenbotschaft noch in der Nacht seinem schwer bedrängten Herrn zu wissen; er selbst blieb in dem fränkischen Lager zurück, um jeder Willensänderung Dietrichs durch seine persönliche Gegenwart vorzubeugen. Aber das mühsame Gebäude seiner Schlauheit zerstörte der unglückliche Flug eines Vogels, der den Thüringern das Verderben nicht sowohl weissagte, als vielmehr wirklich bereitete. Hirings Friedenskunde hatte sich in der Stadt verbreitet und die angsterfüllten Gemüther beruhigt. Da ging einer der thüringischen Krieger aus der Veste an das Ufer der Unstrut hinaus, um mit seinem Falken auf dem Flusse Enten zu beizen für seinen Tisch. Der Vogel aber flog einem am jenseitigen Ufer wandelnden Sachsen zu. Lange bat der Thüringer vergebens um Zurückgabe des Falken, und nur erst, als er dem Sachsen ein wichtiges Geheimniß zu entdecken versprach, willigte dieser in den Austausch. Hierauf verrieth der Thüringer den bereits verabredeten Bund seines Königs mit den Franken gegen die Sachsen, und rieth diesen, dem Verderben durch schleunige Flucht zu entrinnen. Der Sachse gab den Vogel zurück, eilte in das Lager der Seinigen und verkündete die drohende Gefahr. Die Bestürzung machte die Krieger rathlos; sie erachteten, daß sie den vereinten Franken und Thüringern nicht würden widerstehen können, und gedachten deshalb in der Nacht die Flucht zu ergreifen. Da erhob Hathagast, einer ihrer Anführer, ein Greis mit jugendlichem Muthe, wegen seines Ansehens der „Vater der Väter" genannt, die heilige Fahne, und redete zu seinen Landsleuten: „Ich habe im Dienste der Waffen ein hohes Alter erreicht und niemals einen Sachsen auf der Flucht gesehen. Soll ich nun in meinen Jahren thun, was ich nie gelernt? Zu kämpfen weiß ich und zu fallen, aber nicht zu fliehen. Seht auf unsre todten Brüder! Nicht geflohen sind sie, sondern kämpfend gefallen. So laßt uns ein Gleiches thun! Aber ich setze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden siegen, wenn ihr meinem Rathe folgt. Die vom Kampfe ermatteten Thüringer sind durch das neue Bündniß mit den Franken in die Ruhe der Sicherheit gewiegt. Laßt uns die Veste ersteigen, wenn sie im ersten sorglosen Schlafe liegen, und alles niedermachen, was uns vor das Messer kommt. Auf und folgt mir zum Sieg und zur Rache!" Durch diese Worte von Muth und Kampfeslust neu beseelt, jauchzten ihm die Sachsen zu, und thaten, wie er gerathen hatte. Kurz vor Mitternacht überstiegen sie in aller Stille und ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, die Mauern und mordeten die bestürzt aus dem Schlafe emporfahrenden und wie Betrunkene in den Straßen umhertaumelnden Thüringer fast ohne Widerstand dahin. Der Sieg war leicht; denn der mit den Franken geschlossene Waffenstillstand hatte die Belagerten sicher gemacht. Nur wenige der Unglücklichen retteten sich durch die Flucht, bei weitem die meisten geriethen in die Gefangenschaft der Sachsen, und alle Erwachsenen wurden dem Tode geweiht, nur die Kinder verschont. Als der aufgehende Morgen die blutigen Gräuel beleuchtete, pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem östlichen Thore auf und errichteten einen Siegesaltar, an welchem sie eine religiöse Feier begingen. Das Siegesfest dauerte drei Tage, dann wurde die Beute getheilt und die Gefallenen beerdigt. Das Lob der Helden und vorzüglich Hathagasts, des weisen Rathgebers und greisen Anführers, wurde wie das eines Gottes gesungen. Dieser Tag soll der gemeinen Sage unter den Sachsen nach der erste October gewesen sein, der von ihnen lange Jahre hernach noch festlich gefeiert wurde. Das Jahr aber war höchst wahrscheinlich das 530ste.

6.

Herminfrids Ende. Amalberg und ihre Kinder. Die heilige Radegundis.

König Herminfrid war mit Weib und Kindern dem Gemetzel der sächsischen Messer glücklich entkommen, und hatte sich, vom Dunkel der Nacht begünstigt, durch die Flucht gerettet. König Dietrich belobte die Sachsen wegen ihrer Heldenthat und kehrte dann mit den Franken in sein

Digitized by Google

Land zurück. Das südliche Thüringen war sein Eigenthum. Die Sachsen blieben im Besitz des nördlichen bis an die Unstrut reichenden Thüringens und der eroberten Königsburg, die wahrscheinlich jetzt erst den Namen Schridingen erhielt, weil sie die Scheide war der beiden Theile des eroberten Landes. Andere Namen, die an jene Theilung erinnern, sind Sachsenburg, Frankenhausen, Sondershausen, d. i. die Gemarkung, wo sich die beiden siegreichen Völker von einander absonderten. Das gewonnene Land theilten Franken und Sachsen an Freunde und Freigelassene aus. Den Ueberrest des besiegten Volks machten sie zinsbar.

Im folgenden Jahre ließ König Dietrich von Austrasien den unglücklichen Herminfrid freundlich zu sich nach Zülpich entbieten, versprach ihm Sicherheit und beehrte ihn, als er ankam, mit kostbaren Geschenken. Als sie nun einsmals selbander auf der Stadtmauer lustwandelten, wurde Herminfrid unversehens von einem Dritten, den ein Chronist als Theudebert, Dietrichs Sohn, bezeichnet, in die Tiefe hinabgestoßen und kam elendiglich ums Leben. Der mit Verrath, Treulosigkeit und Brudermord sich befleckt, erhielt den Tod durch den treulosen Gastfreund, so daß sich die strafende Gerechtigkeit des Himmels hier klar herausstellt. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß Herminfrid auf Veranstaltung seines Wirthes ermordet wurde. Eben so wurden mehre Söhne Herminfrids auf Dietrichs Befehl umgebracht. Die Verursacherin all' dieses Unheils, die übermüthige Amalberg, entfloh mit ihren noch übrigen Kindern nach Italien, wo ihr Bruder Theodat bei der Amalaswinth, der Tochter Theodorichs des Großen und Beherrscherin der Ostgothen, in hoher Gunst stand, so daß sie ihn 534, nach dem Tode ihres unmündigen Sohnes Athalarich, zum Gemahl und Beherrscher ihres Volks erhob, wofür er sie noch in demselben Jahre umbringen ließ. Am Hofe des ostgothischen Königs wurden Herminfrids Kinder erzogen, von welchen ein Sohn, Namens Amalafrid, durch seine Schicksale merkwürdig geworden ist. Ueber die fernern Erlebnisse und das Ende der Amalberg haben die Geschichtschreiber jener Zeit nichts aufgezeichnet. Es war eine furchtbare Strafe für sie, daß sie erst das mächtige thüringische, und dann das noch weit mächtigere Ostgothenreich mit eignen Augen mußte zusammenstürzen sehen.

Um den Mord der Amalaswinth zu rächen, überzog der oströmische Kaiser Justinian I. den Ostgothenkönig Theodat mit Krieg. Dieser verlor 536 das Leben, und sein Nachfolger im Königreich Vitiges (Wittig), wurde nebst Amalfrid und dessen Schwester von Justinians siegreichem Feldherrn Belisar, der Rom eingenommen und fast ganz Italien erobert hatte, 541 gefangen nach Constantinopel geführt. Amalfrids Schwester erhielt der Longobardenkönig Auduin vom Kaiser Justinian zur Gemahlin; Amalfrid selbst wurde von demselben als Heerführer angestellt, und in einem großen Heere den Longobarden gegen die Gepiden zu Hilfe gesandt; denn Justinian I. begünstigte die Longobarden sehr, räumte ihnen Noricum und einen Theil Pannoniens ein, und hatte Bundesgenossenschaft mit ihnen. Auf diesem Heereszuge focht Amalfrid in der furchtbaren Schlacht, in welcher die Gepiden fast gänzlich von den Longobarden aufgerieben wurden, 551. Einer nicht streng historischen Angabe zu Folge, die aber gleichzeitig ist [17], kam Amalfrid, der sich als Feldherr berühmt gemacht hatte, auf einem Kriegszuge im fernen Morgenlande bald darauf ums Leben.

Unter den weiblichen Nachkommen des thüringischen Königshauses, die den Untergang desselben, den Zusammensturz des Königreichs und die Unterjochung des thüringischen Volkes überlebten, ragt die edle Gestalt einer frommen Dulderin besonders hervor, und auf ihre schmerzlichen Züge fällt der düstere Schein des letzten verglimmenden Abendroths der thüringischen Königsgeschichte, die kaum ein Paar Stunden im hellen Sonnenglanze gestanden hatte, und wirft ihr den Purpur eines hochtragischen Geschicks um. Es ist die heilige Radegundis, gewissermaßen der versöhnende Gegensatz der unheiligen Amalberg. Diese Radegund war eine Tochter des Königs Berthar, der zuerst durch Herminfrids brudermörderische Hand fiel. Im Gefühle seiner Schuld ließ Herminfrid die Kinder des erschlagenen Bruders an seinem Hofe mit seinen eigenen erziehen und schenkte vorzüglich der kleinen Radegund seine Liebe. Sie faßte eine große Neigung zu ihrem Vetter Amalfrid. Nach der Besiegung der Thüringer wurde sie die Gefangene der Franken. Zwischen den beiden Königen derselben, Dietrich und Chlothar, beide von ihrer hohen Schönheit entflammt, kam es ihretwegen fast zum blutigen Streit; jeder wollte sie besitzen. Durch die Entscheidung des Looses fiel sie Chlothar zu, der sie auf einem seiner Meierhöfe zu Ateja im Viromandesischen vollends erziehen ließ. Dann vermählte er sich mit ihr im Jahre 544. Es ist bezeichnend für die Falschheit und Grausamkeit seines Charakters, daß er bald darauf ihren Bruder, dessen Name nicht genannt wird, durch verworfene Menschen umbringen ließ. Unmöglich konnte Radegundis einen solchen Gatten lieben. Der tiefe Seelenschmerz über das furchtbare Geschick ihres Hauses lenkte ihren reinen kindlichen Sinn vom Irdischen ab und dem Göttlichen zu. Sie, die ein Königsgeschlecht, das ihr blutsverwandt war, hinmorden, die ein mächtiges Reich, dessen Fürstin sie war, zusammenstürzen, ein edles großes Volk, dem sie angehörte, unterjochen gesehen hatte, konnte den Freuden der Erde keinen Geschmack mehr abgewinnen. Wie die spätere heilige Elisabeth, die Landgräfin Thüringens, mit der die heilige Radegund viel Aehnlichkeit hat, und deren Vorläuferin sie gewissermaßen ist, legte die thüringische Königstochter allen Schmuck ab und wandelte in Demuth vor dem Herrn; zur Nachtzeit verließ sie das Lager ihres Gemahls und brachte in der Kirche im Gebet zu. Ihr weltlich gesinnter Gatte hatte deshalb nichts dagegen, als sie sich von ihm trennte, und in ein von ihr erbauetes Kloster zu Poitiers als Nonne trat, wo sie durch frommen Wandel bald in den Geruch der Heiligkeit kam, in Folge dessen sie nach ihrem Tode auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Mit ihrem Vetter Amalfrid scheint sie bis zu dessen Tode in einer sehr freundschaftlichen Verbindung gestanden zu haben. Eben so mit einem andern Verwandten, Namens Artachis, der vielleicht ein Schwestersohn Radegunds oder ein Nachkomme des thüringischen Königsgeschlechts war, von welchem wir keine weitern Nachrichten überkommen haben [18]. Die stille Größe ihres Charakters gewann ihr die hochachtungsvolle Freundschaft eines Dichters, des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitiers, der mit ihr in stiller Abgezogenheit von der Welt lebte, und in ihrem Namen mehre uns erhaltene Elegien gesungen hat, rührende Klagelieder über den Fall des thüringischen Reichs und den Untergang des königlichen Hauses. Dieser einsame Jammerschrei, der aus dem geschichtlichen Dunkel jener Zeit zu uns hinüberdringt, ausgehend vom Grabhügel eines Königreichs, herzzerreißend und von hochpoetischer Natur, wenn auch nicht Ausführung, erinnert an die Gesänge Ossians am Grabe Fingals. Aber Radegunds trauernde Unschuld, wie sie in jenen Liedern dargestellt ist, weiß nichts von einer Blutschuld in ihrem Hause; sie bezeichnet den Fall desselben, wie ein Unglück, das mit geheimnißvoller Macht vernichtend über Völker wie über Einzelne hereinbricht. Die Herzen ihrer nächsten Verwandten sind nicht mit Neid, Haß und Tücke erfüllt, Herminfrids Hände nicht mit Bruderblut befleckt, und so scheinen diese Gedichte mit den Geschichtsschreibern in Widerspruch zu stehen [19].

Durch Entsagung alles weltlichen Glanzes und durch strenge Erfüllung der klösterlichen Pflichten sühnte die fromme Frau Amalbergs und Herminfrids Schuld, wissend oder nicht, ja im letzten Falle noch höher stehend. So ist sie die letzte versöhnende Gestalt, die schmerzzuckend aus dem Gewühle der Blutschuld und des Verraths auftaucht, einsam in der Nacht über die Leichen der erschlagenen Ihrigen wandelt, und, die Thüre des öden Königshauses schließend, verschwindet, wie ein Stern aus der Nacht wirrer düsterer Wolken, die ihre verderblichen Blitze eben entsendet hatten, aufleuchtet, dann noch eine Zeit lang friedlich sehnsüchtig schimmert und endlich verlöscht, wie die Blitze verlöscht waren; und dann hüllt Nacht, tiefe Nacht den ganzen Himmel ein.

7.

Letzter Blick auf das gefallene Königreich.

Das Aergste war geschehen. Ein großes Königreich, das wahrscheinlich das ganze mittlere Deutschland in sich begriff, war seinen treulosen, übermüthigen Feinden erlegen [20]. Das thüringische Volk mußte mit dem Verluste seiner Selbstständigkeit büßen für die schwere Schuld zweier Königinnen seines Herrscherhauses und für die Schwäche und den Verrath seines letzten Königs. Denn was Basina begonnen, hatte Amalberg vollendet; Herminfrid war nur das Werkzeug in der letztern Hand. Das herliche Land, zwischen Franken und Sachsen getheilt, ist später nie wieder vereinigt worden, und da die Macht des thüringischen Volkes gebrochen, ihr Königreich, die Schutzmauer gegen die von Osten kommenden wilden slavischen Völkerschaften, umgeworfen war, so standen diesen nun die östlichen Landesgrenzen offen; sie drängten von dort her immer drohender heran, und ihre verheerenden Einfälle blieben nicht aus, wodurch die Entwickelung des deutschen Lebens in seinen zartesten Keimen verletzt wurde. Der fränkische Königsstamm hatte sich schwer versündigt an den Thüringern; dafür starb er langsam ab, wie ein entkräfteter verdorrender Baum, und zwei Jahrhunderte später schob das Haus der Diener das in Schuld und Sünde entartete Königsgeschlecht bei Seite und stieg selbst auf den geraubten Thron. Das sind die Werke der ewigen Vergeltung in der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Anmerkungen.

1) Der erste Schriftsteller, welcher die Thüringer nennt, ist Flavius Vegetius Renatus, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein kleines Buch über das römische Kriegswesen schrieb. Andere gleichzeitige Schriftsteller, die bald darauf die Thüringer nennen, sind: Prokopius, der Begleiter und Secretär des Belisar auf dessen Kriegszügen. Er schrieb eine Geschichte der Kriege des Kaiser Justinian mit den Persern, Gothen, Vandalen und Mauren, und starb gegen 560. Aimoin, Benedictiner-Mönch der Abtei Fleury an der Loire, wo er 970 aufgenommen wurde. Er schrieb unter Anderm fünf Bücher von den Thaten der Franken, die uns erhalten sind. Sidonius Apollinaris, Dichter und Krieger, zu Lyon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts geboren, kämpfte gegen die Gothen und starb als Bischof zu Clermont in Auvergne 482. Er gedenkt der Thüringer in einem panegyrischen Gedichte auf den römischen Kaiser Avitus. Jornandes, ein Alane, der ebenfalls unter Kaiser Justinian lebte und eine Geschichte der Gothen schrieb, die als historische Quelle von großer Wichtigkeit, sonst aber in sehr schlechtem Latein abgefaßt ist. Andre werden weitläufiger besprochen werden. Bei diesen Schriftstellern sind die Thüringer ein Volk, das nicht mehr jung ist. Dies führt zu der Annahme, daß sie eben so alt sind, wie die Sachsen, die Alemannen, Franken und Gothen. Auch diese Namen kannte man zur Zeit des Tacitus in Deutschland noch nicht. Aber die großen Völkervereine, die sie führten und in denen die Namen der früher genannten einzelnen Völker untergingen, entstanden bald darauf, und wurden den Römern bekannt, weil sie mit ihnen in Berührung kamen. Mit den in der Mitte Deutschlands liegenden Thüringern konnten sie es nicht; denn die Siegeszüge des in sich selbst schmählich zerfallenden Roms hatten damals aufgehört. Darum erfährt man den Namen der Thüringer erst so spät, aber dann auch als den eines längst bestandenen Volks. Das Zusammentreten der einzelnen Volksstämme zu großen Völkerbündnissen an den Grenzen Deutschlands, wodurch allmälig die Alemannen, die Franken, die Gothen und die Sachsen entstanden, mußten ja auch einen gleichen Bund im Herzen Deutschlands hervorrufen. Und so waren die Thüringer der fünfte Verein; aus Cheruskern, Hermundern und einem Theil Chatten gebildet. (Luden Geschichte des teutschen Volkes 2. Bd.) Wenn man nun Thüringer von „Thor, der Berg" herleitet und mit „Bergvölker" übersetzt, so ist man, mein' ich, der Wahrheit am nächsten gekommen.

2) Von den vielen Albernheiten, die in dieser Beziehung zu Tage gefördert worden sind, mögen der Curiosität wegen, nur einige hier Platz finden. Ein Chronist giebt an: Thüringer hieße so viel als dura homines, harte Menschen, als ob sie lateinisch gesprochen hätten; Andere: so viel als Thörlinge, d. i. thörichte Menschen, weil sie, nach einer beim sächsischen Chronisten Witechind, dessen nachher ausführlicher gedacht werden wird, erhaltenen Sage (die ebenfalls nachher erzählt wird), von den Sachsen bei deren Ankunft zu Schiffe im Hasler-Lande bethört worden wären. Wieder andere leiten sie von den alten Thyrsten am Schwarzen Meere ab, deren Plinius, Strabo und Ptolomäus gedenken. Diese sollten plötzlich mitten in das Herz Deutschlands eingewandert sein. Eben so zerlegte man das Wort in Theure-Ringer und bewies daraus, daß sie vortreffliche Ringer und Kämpfer gewesen seien. Andere: Leute, die in „Dürren Ringen" d. i. in unfruchtbaren Kreisen wohnen. Und Thüringen war stets ein so gesegnetes Land! — Man leitete sie auch in gerader Linie von Japhets Sohn Thyras ab, und brachte sie auf diese Weise unmittelbar mit dem Kasten Noah in Verbindung. Gelehrte Leute thaten sich etwas darauf zu gut, aus den Reudingern (Reudingi) des Tacitus, die er ein kleines deutsches Volk nennt und dessen Wohnsitz er nicht angiebt, die Thüringer zu machen, und behaupteten, Tacitus habe sich verhört oder verschrieben.

Nicht so abgeschmackt ist wenigstens die Ableitung von Thor, dem Sohne Wodans oder Odins, aber eben auch unhaltbar. Lächerlich dagegen ist die Angabe, die Hermunder, die die Römer Hermunduri schrieben, hätten im Laufe der Jahrhunderte die zwei ersten Silben ihres Namens verloren und aus duri wäre Thuringi entstanden. Davon gleich nachher. Es giebt derlei Ableitungen noch mehr, eine immer unsinniger als die andre: aber wozu das Papier damit füllen, das zu bessern Dingen da ist?

3) Ich schreibe Hermunder (wie Ferd. Wachter, der gelehrte selbstforschende Verfasser der Geschichte Sachsens) und nicht Hermunduren, wie die meisten Geschichtschreiber, den Römern nach: Hermunduri. Her die erste Silbe hat sich noch in unserm „Herr" erhalten und ist mit „Wehr" verwandt. Die Römer sprachen es verdorben „Er" aus. „Mund" d. i. Mann, hat sich noch in unserm „Vormund" erhalten. Die Anhängesilbe ur ist die altdeutsche Mehrzahl und unser angehängtes „er." Hermundur heißt also Hermunder. Die Römer verstanden aber das Deutsche nicht hinlänglich und hingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und so entstanden Hermunduruu und Hermunduri, woraus die Deutschen auf Treu und Glauben „Hermunduren" machten, dem Genius der deutschen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutschen Hauptstämme Hermionen, und der Letztere rechnet außer den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denselben. Das Wort Hermionen mag Einer von dem Andern abgeschrieben haben. Es soll wohl Herminonen heißen. Min ist nur ein Umlaut von Man, wie man in Herminfrid sieht, der aus Herman (Armin) und frid zusammengesetzt ist. Die Endung on ist wiederum altdeutsch und heißt die Mehrzahl aus, unser jetziges angehängtes „en." Herminon heißt also Hermanen (nach verdorbener römischer Aussprache: Germani, eben so viel und ganz dasselbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und so entstanden Herminones oder Hermiones. Ganz dasselbe Verhältniß findet mit den Teutonen statt. Teut ist die einfache Zahl, ein Deute (die Römer sprachen es nur so hart und schrieben es dann auch Teut, niemals die Deutschen selbst). Teuton ist die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung auch daran, weil sie die deutsche Endung nicht verstehen, so kommen Teutones heraus. Aber wir Deutschen sollten ihnen nicht ewig nachbeten und von Hermionen, Teutonen, Ingäwonen, Istäwonen, Eburonen, Guttonen ꝛc. reden, sondern von Herminen oder Hermannen, Teuten, Ingäwen, Istäwen, Eburen oder Ebreren, Gutten. — Wie unsre nächsten Nachbarn die deutschen Namen entstellen, davon liefern die Franzosen täglich die lächerlichsten und ärgerlichsten Beweise. Und sie kennen Deutschland und die Deutschen doch wahrlich besser (wenigstens sollten sie, da sie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unsre heidnischen Vorfahren. Wenn nun einst Deutsche deutsche Zustände und Namen unsrer Zeit nach den französischen Quellen besprechen und die Namen wiedergeben wollten, wie die Franzosen dieselben geschrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorschein! Den Römern der alten Zeit ist es aber in Bezug auf Deutschland nicht viel besser gegangen, als den Franzosen der Jetztzeit, ein Fingerzeig, daß man überhaupt auf die römischen Quellen nicht schwören soll.

4) Doch ist das Erste weit wahrscheinlicher als das Andere, wie in der ersten Note dargethan ist. Wären die Thüringer ein eingewandertes Volk und nicht ein Völkerbund von Volksstämmen, die seit Urzeiten diese Sitze inne gehabt, so hätte sich gewiß irgend eine und wenn auch nur dunkle Spur eines solchen gewaltsamen Eindrängens in das Herz Deutschlands in der Geschichte erhalten: denn ein solches Ereigniß wäre ja etwas ganz Außerordentliches gewesen. Man muß stets festhalten, daß die Thüringer in der Mitte Deutschlands wohnten, und ein fremdes Volk nicht wie eine Heerde Störche durch die Lüfte kommen und sich hier herablassen konnte. Es leidet fast keinen Zweifel: die Thüringer waren Eingeborne, ein Völkerbund aus den schon genannten, früher bekannten Stämmen zusammengesetzt. Die Deutschen lieben ihre Stammsitze, wie alle Ackerbau treibenden Völker. Die sogenannte große Völkerwanderung kann keinen Gegenbeweis abgeben.

5) Tacitus giebt schon mehre Klassen unter den Deutschen an, aber die lateinischen Worte, die er für die beiden ersten Klassen gebraucht (nobilitas und ingenui), geben uns durchaus keinen Begriff vom Verhältnisse dieser Volksklassen unter sich und zu den andern. Das erstere heißt freigeboren also Gegensatz von freigelassen, was aber ein nobilis ein Edler bei den Deutschen war, darüber läßt sich nichts behaupten und nichts bestreiten. Das römische Wort mit dem römischen Begriff paßte jedenfalls nicht zu dem deutschen Begriff, und das deutsche Wort Adeling ist viel jünger. Den im spätern Mittelalter entstandenen Adel in jene frühern Zeiten hinaufführen wollen, ist eine Thorheit, die nur dem Hochmuthe und der Schmeichelei ihr Dasein verdankt.

Das kleine Buch des Tacitus, so unschätzbar es auf der einen Seite ist, weil er für ewige Zeiten ein großes reines Bild von den Deutschen zur Zeit der größten römischen Verderbniß aufgestellt und uns eine unerschütterliche Grundlage edlen Nationalgefühls gegeben hat, ist doch auf der andern, so bald man auf Einzelheiten eingeht, nur mit großer Vorsicht und Prüfung zu gebrauchen. Manches muß man geradezu dahin gestellt sein lassen. Man darf es weder annehmen noch verwerfen. Tacitus kam nie nach Deutschland, er konnte selbst nicht Deutsch; er mußte also seine Angaben von Deutschen entlehnen, die nach Rom kamen und Römisch sprachen. Volkseigenthümlichkeiten in einer fremden Sprache genau bezeichnen, ist aber sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Davon habe ich mich selbst überzeugt. Ein Engländer, der nicht Deutsch aber vollkommen Französisch verstand und sprach, kam nach Gotha, um über thüringische Volkseigenthümlichkeiten (Idiom, Volksfeste, Trachten, Sitten und Gebräuche) ein englisches Buch zu schreiben. Ich sollte ihm alles angeben. Ich suchte mich ihm französisch so klar als möglich zu machen, da ich es englisch nicht so vermochte, wenn ich aber nachher sein Manuscript las, fand ich die lächerlichsten Irrthümer, und konnte ihm über manches trotz aller Mühe nicht den rechten Begriff beibringen. Der entsprechende Begriff fehlte ihm in der Seele. Wie oft mag es Tacitus eben so ergangen sein; der edle, hochherzige Römer brachte durchaus keinen Begriff mit zu dem ihm geschilderten Volkseigenthümlichkeiten. Dann scheint auch das ganze Buch mehr eine Notizensammlung, als eine vollendete Schrift zu sein. Er wollte diese Sammlung wahrscheinlich später zu einem größern Werke verarbeiten. Daher Alles so orthoristisch und unzusammenhängend. — Lazzen und plite. Das erstere Wort kommt von lazzen, lassen s. v. als: entlassen der, also ein Entlassener, Freigelassener; das zweite läßt sich schwer erklären, scheint aber ganz dieselbe Bedeutung gehabt zu haben.

6) Graue — Grave — Grafen. Derselbe Begriff, daß das Alter und die demselben anhaftende Erfahrung die Grundlage des eigentlichen Adelsinstituts bildet, findet sich bei den Griechen, Römern, Franzosen; immer ist das Wort, welches die Würde des Standes bezeichnet, von der Würde des Alters entlehnt. Aus den Zehen-Grafen gingen die Hundertgrafen, aus diesen die Gaugrafen, aus diesen die Grafen der Völkervereine hervor; und diese endlich waren die Könige. Ebenso war bei den ältesten Römern der oberste Senator der König.

7) Diese Angaben sind alle nach Tacitus gemacht; die Hutter erwähnt Plinius, nennt zwar die Deutschen nicht als Verfertiger, scheint aber unter dem Worte „Barbaren" auf sie hinzudeuten.

8) Die Hauptquellen unsrer Kenntniß von der nordischen Götterlehre und Heldensage sind die beiden berühmten Bücher, die ältere und die jüngere Edda. Das Wort Edda heißt Stammmutter der Poesie. Die ältere Edda enthält eine Sammlung alter Lieder und Gesänge, die sich im Munde des Volks erhalten hatten. Sie wurde zu Anfang des 12ten Jahrhunderts veranstaltet. Die jüngere Edda ist über 150 Jahre später entstanden und nach der ältern bearbeitet, ein System der nordischen Religionslehre. Wenn man bedenkt, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte diese Lieder im Munde von Leuten, die Christen waren, die mannichfachsten Veränderungen erleiden, ja durchaus eine christliche Färbung annehmen mußten, wenn man ferner nicht weiß, was die Sammler hinzugethan und davon gelassen, was also ächt ist, so wird man nicht unbedingt alle Angaben der Edda für Glaubensartikel der nordisch-deutschen Volksstämme halten. Die poetische Abrundung des Ganzen und der einzelnen Theile erregt schon Zweifel. Wenn man nun nicht Alles, was in der Edda steht, als unbezweifelten Ausdruck der Religion der nordischen Völker hinnehmen kann, wie viel weniger der südlich gelegenen, die mit jenen gewiß nur in seltene Berührung kamen. Wie wären die Thüringer zu den Isländern gekommen? Wie

Digitized by Google

kann man uns diese Gedichte nun als die Religion der Thüringer aufbinden wollen? Es gehört viel Unverschämtheit dazu.

9) Wie in den mitteldeutschen Heldenliedern der Ostgothenkönig Theoderich der Große stets „Dietrich von Bern" (Verona) heißt, so der Hunnenkönig Attila stets „Etzel."

10) Dies ist Gregor von Tours (Georgius Florentinus Gregorius), ein Hauptquellenschriftsteller für die frühere fränkische und nebenbei auch für die erste thüringische Geschichte. Er war Bischof von Tours, schrieb eine Geschichte, oder vielmehr Kirchengeschichte der Franken und starb 595, 50 Jahre alt. Er wurde also 14 Jahre nach dem Untergange des thüringischen Reichs, wo alle Thatsachen noch im frischen Andenken waren, geboren. Dies giebt seiner Geschichte, die bis zu seinem Tode reicht, hohen Werth, obgleich sie voller Mängel und Lächerlichkeiten ist.

11) Nämlich aus der Rede, welche der Ostfrankenkönig Theoderich an seine Franken hält (bei Gregor von Tours), als er über Herminfrid herfallen will, um sie zur Wuth gegen die Thüringer zu entflammen.

12) Magnus Aurelius Cassiodorus, einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit; bekleidete unter Odoacer mehre Staatsämter in Rom und war dann Theoderich des Großen Kanzler oder Geheimschreiber. Nach des Königs Tode zog er sich in ein von ihm erbautes Kloster in Calabrien zurück, wo er mit seinen Mönchen ganz den Wissenschaften lebte. Er ließ die alten Handschriften abschreiben und erhielt sie dadurch, schrieb eine Geschichte der Gothen, aus welcher Jornandes einen Auszug lieferte, sammelte Theoderichs Ausschreiben und Verordnungen, wobei sich auch jener Brief befindet, und verfaßte noch mehre auf uns gekommene Schriften.

13) Amalberg war zwar Christin, gehörte aber, wie alle Gothen, der Arianischen Partei an, die damals schon im Untergehen begriffen war. Wenn nun auch das Arianische Christenthum durch Amalberg in Thüringen Wurzel schlug, woran kaum zu zweifeln ist, so wurde es doch durch die siegreichen Franken, welche strenge Orthodoxen oder ächt katholische Christen waren, gewiß wieder ausgerottet und neuer Samen gestreut. Aber wie lange vor Bonifacius war in Thüringen das Christenthum bekannt, wohl gar verbreitet!

14) Ueber dies Runiberg war unter den Geschichtsschreibern sonst die größte Meinungsverschiedenheit. Es wäre zu weitläufig, anzuführen, wohin jeder einzelne diese Schlacht verlegt hat. Bei Weißensee heißt ein Gebirgszug noch Runeberg und bei Nebra liegt ein Berg, der Ronneberg heißt. Der sächsische Mönch Witichind, der den Ort nennt, spricht aber nicht einmal von einem Berge, sondern sagt: Die Schlacht war an einem Orte, der Runibergum heißt. Witichind verwechselt in dieser Erzählung Personen und Begebenheiten; er stellt fast Alles falsch dar, warum denn nicht auch einen Ort? und es ist also lächerlich, auf das „Runiberg" so große Wichtigkeit zu legen.

15) Witichind, der Mönch des Klosters Corvei, von welchem später ausführlicher gesprochen wird.

16) Diese Worte Witichinds beziehen sich auf folgende Sage, mit der er die Sachsen in die Geschichte einführt: Die Sachsen kamen zu Schiffe im Hadeler Lande an der Elbmündung an, welches damals den Thüringern gehörte. Diese wehrten die Landung mit bewaffneter Hand ab, konnten aber doch nicht hindern, daß die Sachsen Besitzer des Hafens blieben. Nach langem blutigen Streit, der Vielen von beiden Völkern den Tod brachte, schlossen sie einen Friedensvertrag des Inhalts, daß die Sachsen Handel treiben, aber kein Land erwerben, auch Niemandem mit Rauben und Morden schädigen sollten. Den Sachsen wurde dieser Friede auf die Dauer beschwerlich. Da ging eines Tages ein sächsischer Jüngling von den Schiffen aus in das Gebiet der Thüringer, der war geschmückt mit einer goldenen Halskette und mit goldenen Armbändern. Ihm begegnete ein Thüringer und fragte ihn spöttisch: warum er so viel Gold an seinem hungrigen Leibe trage? Ich suche einen Käufer dazu, versetzte der Sachse, da ich doch meinen Hunger damit nicht stillen kann. Was willst du dafür haben? fragte der Thüringer. Gieb mir, was du willst, es ist mir jedes recht. — Wie? wenn ich dir nun dafür den Schooß voll Erde schüttete? rief der Thüringer lachend. — Gieb sie! — Der Thüringer raffte Erde von einem nahen Haufen und warf des Sachsen Schooß voll, der ihm dafür den goldnen Zierath eindändigte und freudig zu den Seinen zurückkehrte. Diese verlachten und straften ihn als einen Thoren. Die Thüringer dagegen priesen ihren Landsmann ob seiner Klugheit, die für ein Paar Hände voll Erde so viel Gold eingetauscht. Der Sachse führte seine ihn so hart tadelnden Fremde auf das Feld hinaus und bestreuete dasselbe mit der erkauften Erde so weit sie reichte. Dort schlugen sie ihr Lager auf. Die Thüringer schickten sogleich an die Sachsen, nannten sie bundbrüchig und begehrten sofort die Entfernung des Lagers. Die Sachsen versetzten, sie hätten den Bund gehalten und wollten nur die mit ihrem Golde erkaufte Erde ruhig besitzen, oder, wenn man sie daran zu hindern versuche, mit den Waffen vertheidigen. Die Thüringer verfluchten nun das sächsische Gold und ihren Landsmann, der es gebracht und den sie erst so hoch gepriesen, und fielen das Lager der Sachsen mit blinder Wuth an. Von den Sachsen wohl empfangen und gänzlich geschlagen, wichen sie ins Land zurück und mußten nach jedem neuen Treffen, das sie versuchten und verloren, weiter weichen. Da begehrten sie Frieden zu schließen und mit den Sachsen unbewaffnet zur Berathung zusammen zu kommen. Diese aber hatten ihre Messer (Saxa) unter den Kleidern verborgen, fielen in der Versammlung über die unbewaffneten Thüringer her, ermordeten sie alle und nahmen ihr Land in Besitz. — Diese Sage beweist wenigstens, daß die Sachsen die Thüringer für ein eben so altes Volk hielten, wie sich selbst.

17) Dies sind die rührenden Klagegedichte, welche der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, im Namen der heiligen Radegundis schrieb, und die uns erhalten worden sind. Eins derselben behandelt den Untergang des thüringischen Reichs.

18) Nur die Gedichte des Venantius Fortunatus erwähnen desselben. Der fromme Bischof von Poitiers schrieb auch ein Leben der heiligen Radegund, aus welchem die Nachrichten über sie geschöpft sind.

19) Man muß aber bedenken, daß Radegund ein Kind war, als die Gräuel vorfielen; daß sie am Hofe Herminfrids mit Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, wo man den wahren Zusammenhang gewiß geheim vor ihr hielt; daß sie dann im fernen Frankreich unter Fremden vollends aufwuchs, und zuletzt ihr Herz ganz dem Himmel zukehrte. Ein solch kindlich-reines, frommes Frauengemüth konnte ja nicht an die schwarzen Thaten glauben, die in ihrem Hause geschehen waren; sie mußte die Rache des Himmels als ein Unglück ansehen, das wie ein vernichtender Gewittersturm über den Königsstamm, in ihren Augen schuldlos wie sie selbst, hereingebrochen war. Und endlich hat sie ja diese Gedichte nicht selbst geschrieben. Venantius Fortunatus aber war ein stiller frommer Dichter, eine jener rein gemüthlichen Naturen, die in bescheidener, wehmüthiger Glückseligkeit von der Bosheit der Welt niemals einen Begriff fassen können. Sie wandeln wie Engel durch die Erdennacht, und ihr Gewand wird nie von Blut besprizt, das die tobende Wuth, die List, die Habgier, die Grausamkeit neben ihnen vergießt. Darum wissen jene Elegien nichts von dem Gräuel im Königshause der Thüringer. — So und nicht anders muß man sie beurtheilen. Wenn irgend ein Gegenstand in der ältern thüringischen Geschichte, so ist das Leben der heiligen Radegund von hoher poetischer Schönheit und einer dichterischen Bearbeitung werth. Alle hochtragischen Elemente sind hier vereinigt, die der Schuld und die der Versöhnung. Aber einen Meister verlangt dieser ausgezeichnete Stoff, nicht einen Versechmied, wie sie Thüringen jetzt leider dutzendweise hervorbringt, die da meinen durch dürftige, in Klingklang gebrachte Geschichten sich unsterbliche Namen zu erschreiben.

20) Die nähern Umstände des Untergangs des thüringischen Königsreichs werden stets verworren bleiben. Geschichte und Sage schmelzen so in einander, daß sie nicht zu scheiden sind. Wie ich sie erzählt habe, lassen sie sich nicht verbürgen. Gregor von Tours, der eigentliche Gewährsmann, erzählt die Begebenheiten schlicht und einfach bis zur Schlacht an der Unstrut. Er berichtet: „Der Fluß war dergestalt mit Leichen angefüllt, daß die Franken über sie hinweg wie über eine Brücke an das andre Ufer gingen. Nach diesem Siege nahmen sie das Land ein und brachten es unter ihre Herrschaft." Hiermit bricht die Erzählung ab. Dann erzählt er kurz darauf den Tod Herminfrids auf die von mir angegebene Weise. Von der Hülfe der Sachsen, von der Veste Scheidingen und all den Begebenheiten, die mit den herbeigerufenen Sachsen zusammenhängen, weiß er kein Wort, er, der schon 30 Jahre später sein Buch schrieb! Hätte er so wichtige Dinge nicht wissen sollen? Und absichtlich verläugnen konnte er sie doch, seinem Volke gegenüber, das eben so genau damit vertraut sein mußte, unmöglich. — Alle Begebenheiten, die das Erscheinen der Sachsen vor Scheidingen in Folge hat, erzählt Witichind, Mönch zu Corvei, der in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts lebte und eine Geschichte der Sachsen schrieb. Also volle 400 Jahre nach jenen Ereignissen. Wie viel hatte die Sage, die unermüdliche Fälscherin der Geschichte, in dieser Zeit hinzuerfinden und ausgeschmückt! Dies beweisen diejenigen Facta, die er mit Gregor von Tours zusammen erzählt. Da ist Alles entstellt, unwahr und sagenhaft. Er macht die Amalberg zur einzigen Tochter des großen Frankenkönigs Chlodowig, die deßhalb die Erbin seines Reiches gewesen. Die Franken aber hätten aus Dankbarkeit den Dietrich, den er Thiaderich nennt, einen natürlichen Sohn Chlodowigs, zum König erhoben, und derselbe eine Gesandtschaft an Herminfrid geschickt und um Friede und Freundschaft gebeten. Der thüringische König sei dazu genöthigt gewesen und habe seine Fürsten und Räthe zusammenberufen, und Alle, Einer ausgenommen, hätten für Friede und Eintracht gestimmt. Dieser Eine sei Hiring, der Vertraute der Königin Amalberg, ein kühner Mann, von scharfem Geist, klugem Rath und großer Beredsamkeit, gewesen. Diesen hätte die Königin für ihre Ansicht gewonnen gehabt. Sie hätte nämlich keine Gemeinschaft mit ihrem Knechte haben wollen, wie sie den Thiaderich genannt, weil er der Sohn einer Magd gewesen. Hiring nun habe sich der Meinung aller übrigen Fürsten widersetzt und Herminfrid beredet, Thiaderichs Antrag abzulehnen und dem Gesandten die Erklärung zu geben: Er wundere sich, wie Thiaderich sich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann sei. Mit seinem eigenen Knechte könne er, Herminfrid, keine Gemeinschaft haben. Auf diese Botschaft habe Thiaderich versetzt: So muß ich wohl zu Herminfrids Dienst eilen. Und so sei er mit einem großen Heere nach Thüringen gezogen, und Herminfrid habe ihn an einem Orte erwartet, der Runiberg heiße. Dort sei es zur Schlacht gekommen. Zwei Tage habe der Sieg geschwankt; am dritten Tage haben sich die Thüringer zur Flucht gewendet und sich in eine Veste, Namens „Schidingi" an dem Flusse „Unstrode" geworfen. —

Soweit erzählen Gregor und Witichind fast dasselbe. (Von der Veste weiß Gregor nichts, doch scheint er fast darauf zu deuten.) Darf man nun mit Recht von Witichinds erwiesenen Fabeln in dieser Erzählung auf das Folgende schließen, was Keiner weiter erzählt als er, so wird das ganze Auftreten der Sachsen in diesem Kriege der Franken und Thüringer höchst zweifelhaft. Später treffen Witichind und Gregor wieder zusammen in der Erzählung von Herminfrids Tode. Gregors glaubwürdigen Bericht kennen wir. Witichind giebt abermals nichts als Sage, ja er selbst giebt die Erzählung für nichts weiter aus. „Als Herminfrid des Reiches beraubt war, sandte er den Hiring, den Mann der Klugheit und Beredsamkeit, an Thiaderich. Hiring jedoch vertrieb des Mannes höchste Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenstellen übernahm er es, Herminfriden zu ermorden, und in die Dienste des glücklichen Siegers zu treten. Herminfrid wurde zu Thiaderich eingeladen. Als er kam, warf er sich dem Sieger, in dessen Händen sein Schicksal lag, zu Füßen. Hiring stand neben dem Könige, wie sein Waffenträger, mit entblößtem Schwerte. Und als nun Herminfrid zu Thiaderichs Füßen lag, stieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber solcher Schandthat, aus: Nichtswürdiger, fort aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer eines solchen Verbrechens sein. — Hiring antwortete: Wohl bin ich ein Nichtswürdiger. Ehe ich aber gehe,

Digitized by Google

will ich mein Verbrechen sühnen. — Mit diesen Worten stieß er das selbe Schwert dem Könige Thiederich durch die Brust, und warf Hermanrichs Leichnam auf Thiederichs Leichnam, damit derjenige im Tode als Sieger erscheinen sollte, dem das Schicksal im Leben den Sieg verliehen hatte. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwerte und verschwand aus den Augen der Menschen.“ Dies ist Witichinds Sage. Ist nun der Anfang seiner Erzählung, sowie das Ende derselben rein sagenhaft und historisch unwahr, wie wir ihm aus dem gleichzeitigen Frankenschriftsteller Gregor beweisen können, so haben wir ein Recht anzunehmen, daß auch die Mitte der Erzählung nur Sage sei, und das gänzliche Schweigen des Gregor vom Auftreten der Sachsen gilt ebenfalls als Beweis dafür. Und somit wird denn das zu Hülfe rufen der Sachsen durch die Franken, das Erstürmen Scheidingens ꝛc. zur bloßen Sage. Der Namen Scheidingen erregt schon von vorn herein Verdacht. — Freilich ist, von der andern Seite betrachtet, der Untergang des mächtigen thüringischen Königreichs von zu großer Wichtigkeit, als daß wir es in der Erzählung Witichinds mit einer bloßen Fabel, ohne allen historischen Grund, zu thun hätten. Die Sage hatte sich wohl bei den Sachsen auf die erzählte Weise fortgepflanzt, sonst hätte sie Witichind seinen Landsleuten nicht so bieten können. Ein historisches Factum mußte zu Grunde liegen, wie bei allen Sagen, die sich um große weltgeschichtliche Begebenheiten spinnen. Die Sachsen mußten irgend beim Falle des thüringischen Reichs feindlich thätig gewesen sein. Aus Nichts konnte eine solche Sage nicht entstehen; dies läuft gegen ihr eigentliches Wesen. Auch erzählt der Mönch Almoin, daß die Thüringer sich in eine Veste an der Unstrut geworfen, und stimmt also mit Witichind darin überein. Hier nun liegt die große Schwierigkeit, welche niemals befriedigend gelöst werden wird. Ich stelle mir die Sache so vor, daß sich nach Besiegung der Thüringer durch die Franken das Königthum doch noch eine geraume Zeit erhielt und endlich von den Sachsen gestürzt wurde, daß also Witichind zwei Begebenheiten, die in der Zeit weit von einander liegen, zusammenzieht, oder vielmehr nur der Sage folgt, die sie zusammen gezogen hatte. (Doch bleibt Gregors gänzliches Schweigen immer noch ein unauflösbares Räthsel.) Denn das ist auch eine der Eigenthümlichkeiten der Sage, daß sie zwei verschiedene Begebenheiten, zwischen denen ein großer Zeitraum liegt, leicht und naiv zusammenbindet, mit einander vermengt und zu einer Begebenheit zusammen schmelzt. Geschieden kann hier nichts mehr werden. Rost und Eisen sind im langen Laufe der Zeit eins geworden. Wer das Eine lösen will, zerstört das Andre. Die historische Kritik senkt ihre Waffe und läßt das Ganze unangetastet stehen, wie ein verwittertes Heiligenbild. Man sucht Gregors und Witichinds Erzählungen zu verbinden, so gut es geht, und giebt das Ganze nicht für verbürgte historische Wahrheit aus. Damit hat man verthan.

Philipp Adam Storck,

1780 zu Treben an der Mosel geboren, war zuerst als Lehrer an der Handelsschule zu Hagen in der Grafschaft Mark angestellt und übernahm 1810 die oberste Leitung derselben. 1817 ging er nach Bremen, wo er als Doctor der Philosophie und Professor an der Handelsschule wirkte und am 19. April 1822 starb.

Er gab heraus:

Episoden aus einer Reise nach Paris im Sommer 1809. Essen, 1810.

Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande. Essen, 1818. 2 Thle.

Gedanken über den deutschen Handelsverein. Bremen, 1819.

Walters Scott's Fräulein vom See, übersetzt. Essen, 1819; neu 1823.

Scott's letzter Minstrel. Bremen, 1820.

Burg Stokeby, übersetzt. Bremen, 1822.

Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Frankfurt, 1823.

St. hat sich besonders als sehr gewandter und geschmackvoller Uebersetzer ausländischer Poesien große und wohlverdiente Anerkennung erworben.

Gottlob Christian Storr,

am 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater in hohen geistlichen Würden stand, entwickelte früh die fromme Geistesrichtung, die ihn später zu einem der Begründer der alten Tübinger Schule machte. Durch langwierige Augenleiden bisher fast gänzlich vom öffentlichen Unterricht fern gehalten, doch von gewissenhaften Lehrern gründlichst vorgebildet, bezog er in seinem 15ten Jahre die Universität Tübingen, beendigte 1768 seinen theologischen Cursus und bereiste mit seinem Bruder, der Arzt war, die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. In Leyden hörte er zwei berühmte Männer, durch deren Lehre er seine Ansichten philosophisch zu begründen suchte, Valckenaer und J. J. Schultens. In Paris traf er, mit ähnlichen Zwecken beschäftigt, den großen Griesbach und den um die orientalischen Sprachen hochverdienten Kanzler Schnurrer, mit denen er ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. 1772 kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde sogleich Repetent im Tübinger theologischen Seminar und 1775 als Vicarius nach Stuttgart berufen. Doch noch im nämlichen Jahre trat er, inzwischen durch gelehrte Abhandlungen bekannt geworden, als außerordentlicher Professor der Philosophie zum zweiten Male in Tübingen auf, und auch nicht viel später nannte die theologische Facultät, welche Stütze ihrer Rechtgläubigkeit durch Storr zu Theil werden würde. Im Jahre 1777 wurde er außerordentlicher Professor und Doctor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter Professor der Theologie, Superintendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger. Endlich wurde er 1797 als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart berufen, wo er am 17. Januar 1805 starb.

Von ihm erschien:

Rede vom Einfluß der Offenbarung in die Philosophie. Tübingen, 1767.

Predigt von der Dreieinigkeit. Tübingen, 1776; neu 1800.

Predigt über die Unentschuldbarkeit der Christen, wenn sie nicht selig werden. Tübingen, 1779; neu 1800.

Predigt von der Anhänglichkeit an das Irdische. Tübingen, 1780.

Zwei Predigten am 17ten Sonntage nach Trinitatis. Tübingen, 1789.

Predigt bei der Niederlegung seines Amtes zu Tübingen. Tübingen, 1797.

Predigten, herausgegeben von Süßkind und Flatt. Tübingen, 1806—1808. 2 Thle.

Predigten über die Leidensgeschichte, herausgegeben von Flatt. Tübingen, 1810.

Betrachtungen über den Brief Pauli an die Römer, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1823.

Betrachtungen über verschiedene Briefe des neuen Testaments, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1824.

St. war zu seiner Zeit einer der gelehrtesten Theologen Würtembergs und einer der eifrigsten und gründlichsten Verfechter der Orthodoxie gegen die Neuerer. Als Kanzelredner erscheint er indessen weniger bedeutend, da es ihm an Kraft und Aufschwung, dagegen aber nicht an Innigkeit fehlte.

Digitized by Google

Samuel Johann Ernſt Stoſch

ward am 18. September 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder und ging 1735 als Prediger auf das Dorf Lino bei Rheinsberg, eine Schweizercolonie, 1769 auf das mit jenen verbundene Dorf, Lüdersdorf. Im Jahre 1782 wurde er königlicher Hofprediger an der Schloßkirche zu Küſtrin, Conſiſtorialrath und Inſpector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er lebte zuletzt im Ruheſtand zu Berlin, wo er am 27. Juni 1796 ſtarb. Er veröffentlichte:

Verſuch der richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter. Frankfurt an der Oder, 1777. 2. Ausg. 3 Thle.

Kritiſche Anmerkungen dazu. Frankf. a. d. O., 1775.

Kleine Beiträge zur Kenntniß der deutſchen Sprache, herausgegeben von Conrad. Frankfurt an der Oder, 1798.

Scharfſinn, Gründlichkeit und reiches Wiſſen verleihen ſeinen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, namentlich ſeinen Unterſuchungen auf dem Gebiete deutſcher Synonymik bleibenden Werth.

Dietrich Heinrich Stöver

ward am 15. Juli 1769 zu Verden im Hannöverſchen geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und privatiſirte zuerſt zu Altona, darauf ſeit 1793 zu Hamburg als Doctor der Philoſophie. 1810 erhielt er den Titel eines herzoglich-mecklenburg-ſchwerinſchen Legationsraths; 1811 ward er Ritter des franzöſiſchen Lilien-, 1813 des ſchwediſchen Waſaordens zu Hamburg, wo er zurückgezogen den Wiſſenſchaften lebte, beſonders mit der Redaction des Hamburger Correſpondenten beſchäftigt, und am 13. April 1822 ſtarb. Er ſchrieb:

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beiträge zur näheren Kenntniß der Staaten und der neueren Weltbegebenheiten. Hamburg, 1789.

Archiv zur Länder- und Geſchichtskunde. Schwerin, 1790.

Leben Voltaire's von dem Marquis von Condorcet. Berlin, 1791.

Leben des Ritters Carl von Linné. Hamburg, 1792. 2 Thle.

Er redigirte das:

Politiſche Journal von 1786—1793 und den Hamburger Correſpondent von 1793—1822.

Ein ruhiger und beſonnener, mit reichem Wiſſen ausgerüſteter politiſcher Schriftſteller, der unter den ſchwierigſten Zeitverhältniſſen ſeine Anſicht zu behaupten und durchzuführen verſtand und mit jenen Eigenſchaften die Gabe vortrefflicher Darſtellung zu verbinden wußte.

Chriſtian Friedrich Lebrecht Strack,

am 24. Januar 1781 zu Kloſter Roßleben geboren, wurde zuerſt als Veſperprediger zu Leipzig angeſtellt. Nach zwei Jahren, 1806, ging er nach Halle als Lehrer am Pädagogium, 1810 nach Werthheim am Main als Profeſſor am dortigen Gymnaſium und 1814 in derſelben Eigenſchaft nach Düſſeldorf. Seit 1817 lebt er als Doctor der Philoſophie, Director und Profeſſor der Vorſchule zu Bremen, ſegensreich wirkend.

Von ihm erſchien:

Eloah, Erhebungen des Herzens zu Gott. Frankfurt, 1814; 4. Ausg. 1826.

Eins der beſten neueren Erbauungsbücher, voll echter, klarer Frömmigkeit, Innigkeit und Wärme in ſehr gelungener Form und trefflicher Diction.

Joſeph Anton Stranizky,

nach der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Schweidnitz geboren, ſtudirte zu Breslau und Leipzig, betrat aber bald, ſeinem innern Berufe folgend, als Mitglied der Veltheimſchen Geſellſchaft als Komiker die Bretter. Beſonders als Hanswurſt errang er durch ſeine kecke Laune ſolchen Beifall, daß er, 1708, in Wien Schauſpieldirector wurde.

Von ihm erſchien:

Olla potrida des durchgetriebenen Fuchs-mundi. 1722; neu 1728.

Hanß Wurſt. Gedruckt in dieſem Jahre. Pinzerthal, 1787. 4. Ausg.

Ueber Stranizky bemerkt Menzel in ſeiner deutſchen Literatur Thl. III. S. 247 ſehr richtig: Er war der berühmteſte Schauſpieler ſeiner Zeit, ein Schleſier von Geburt, durch die Italiener gebildet, und führte 1708 das erſte deutſche Theater in Wien ein, deſſen Geiſt und Ton ſich im Leopoldſtädter bis auf unſere Zeit erhalten hat. Seine glückliche Miſchung des altdeutſchen mährchenhaften Faſtnachtſpieles mit der italieniſchen durch Gozzi veredelten Poeſie ſagte und ſagt dem heitern Character der Oeſtreicher beſonders zu und war bei Weitem den kläglichen franzöſirten Antiken Lohenſteins vorzuziehen, obgleich ſich Stranizky keineswegs zur Höhe des Andreas Gryphius erhob.

Gottfried von Straßburg, ſ. Minneſinger.

Digitized by Google

Friedrich Straß

ward am 10. März 1766 zu Grünеberg in der Neumark geboren, war zuerst am königlichen Cadettencorps zu Berlin angestellt. 1802 wurde er Director zu Kloster Bergen, 1812 zu Nordhausen und 1820 zu Erfurt. Er ist außerdem Doctor der Philosophie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Er gab heraus:

Denina's Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien. Berlin, 1800—1804. 3 Thle.
Geschichte der Deutschen, tabellarisch. Berlin, 1802.
Der Strom der Zeiten, oder bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Ueberblick der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Ueber die Pflicht des Erziehers, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen. Magdeburg, 1804.
Beiträge zur Geschichte der technischen Cultur. Nordhausen, 1813.
Ueber das Turnwesen. Halle, 1819.
Handbuch der alten Geschichte. Jena, 1830. 2 Thle.
Einzelne Programme u. s. w.

Ein ausgezeichneter Schulmann, dessen segensreiches Wirken sich nicht blos auf die Anstalt, welcher er vorsteht, erstreckte. Selbst ein tüchtiger Historiker hat er besonders durch seine trefflichen Lehrbücher sich um die bessere Behandlung der Geschichte, namentlich auf Gymnasien, große und bleibende Verdienste erworben.

David Friedrich Strauß

ward am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren, besuchte die hohe Schule seiner Vaterstadt und trat 1821 in das theologische Stift zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem theologischen Seminarium zu Tübingen vertauschte. Nach zurückgelegten Studien wurde er 1830 Pfarrvicar und 1831 Lehrer am Seminar zu Maulbronn. Während des Winters 1831 hielt er sich zu Berlin auf, und kehrte dann als Repetent nach Tübingen zurück. Die Herausgabe seines Werkes über das Leben Jesu hatte seine Entlassung zur Folge. Eine Lehrerstelle am Lyceum zu Ludwigsburg, welche ihm dafür ertheilt worden war, gab er 1836 wieder auf. Seit dieser Zeit privatisirt er in Stuttgart, da die Verhältnisse ihm nicht gestatteten, eine Professur der Theologie in Zürich, zu der er 1839 war berufen worden, wirklich anzutreten.

Von ihm erschien:

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. Tübingen, 1835. 2 Bde. 3. Ausg. 1839.
Streitschriften. Tübingen, 1837. 3 Hefte.
Zwei friedliche Blätter. Altona, 1838.
Characteristiken und Kritiken. Leipzig, 1839.
Hennol's Untersuchung über den Ursprung des Christenthums. Stuttgart, 1840.
Dogmatik. Tübingen, 1840. 1. Bd.

Ueber St. dogmatische Ansichten zu urtheilen ist hier nicht der Ort. Als Schriftsteller im Allgemeinen nimmt er durch sein reiches Wissen, seinen Scharfsinn und seine treffliche, klare und elegante Darstellungsweise einen sehr hohen Rang ein.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß

ward am 24. September 1786 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark, wo sein Vater Prediger war, geboren, und studirte zu Halle und Heidelberg Theologie. Schon im Jahre 1809 wählte ihm die Gemeinde Stonsdorf im Herzogthume Berg zu ihrem Pfarrer; — hier war es, wo der erste Band seiner Glockentöne, die in mehr als einer Sprache verbreitet sind, entstand. 1814 ward er nach Elberfeld berufen, wo er mitten in den Schrecken des Krieges unverzagt an der Wiedergeburt des religiösen Lebens arbeitete. Im Jahre 1822 wurde er als Hofprediger und ordentlicher Professor der Theologie nach Berlin versetzt, wo er noch gegenwärtig in diesen Aemtern, auch als Director des homiletischen Seminars auf ausgezeichnete Weise wirkt. Er ist Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Von ihm erschien:

Glockentöne. Elberfeld, 1815—19. 7. Aufl. 1833.
Helon's Wallfahrt nach Jerusalem. Elberfeld, 1820—21. 4 Thle.
Die Taufe im Jordan. Elberfeld, 1822.
Predigten. Berlin, 1826.

Tiefe echte Frömmigkeit, Zartheit der Empfindung, Wärme des Herzens, ächt poetische Auffassung und Behandlung der höchsten Interessen der Menschheit, treffliche Darstellung und eine edle Sprache haben seine Schriften einen höchst bedeutenden Ruf erworben, den selbst der Vorwurf seiner Gegner, daß er mitunter zu gesucht und süßlich sei, nicht verringern konnte.

Adolf Friedrich Carl Streckfuß

ward am 20. September 1779 zu Gera geboren und studirte, in Zeitz vorgebildet, seit 1797 in Leipzig die Rechte. Zu Dresden begann er im Justizamt seine öffentliche Laufbahn, ging indessen 1801 als Hofmeister nach Triest und 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo ihm von Collin und Caroline Pichler sehr gewogen waren. 1806 kehrte er nach Sachsen zurück und lebte Anfangs als Advocat, dann als Gerichtsactuar und seit 1807 als Secretär bei der Stiftsregierung zu Zeitz. Im Jahre 1812 ward er geheimer Secretair in Dresden, 1813 geheimer Referendar und erhielt bald nachher vom russischen Gouvernement eine Einladung zur Hülfleistung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum geheimen Finanzrath bei demselben Gouvernement ablehn-

Digitized by Google

nend, zog er vor, in seiner frühern Stellung bei dem nachmals preußischen Gouvernement zu bleiben. Nach 1815 arbeitete er erst im Gouvernement zu Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der damaligen Regierung angestellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er den Titel eines geheimen Oberregierungsraths im Ministerium des Innern und den rothen Adlerorden dritter Classe erhielt.

Er schrieb:

Altimon und Zomira, in sechs Gesängen. Lpz., 1808.
Marie Belmonte, Tragödie. Zeitz, 1807.
Neuere Dichtungen. Halle, 1834.
Erzählungen. Dresden, 1813.
Erzählungen. Berlin, 1830.
Gedichte. Wien, 1804.
Gedichte. Leipzig, 1823. 2. Aufl.
Zwei Mährchen nach Gozzi. Berlin, 1805.
Julie von Lindau. Leipzig, 1815. 2 Thle. 2. Aufl.
Ruth, in vier Gesängen. Wien, 1805.
Clementine Wallner. Leipzig, 1811.
Ariost's rasender Roland. Halle, 1818—23. 6 Thle.
Tasso's befreites Jerusalem. Leipzig, 1822 u. ö. 2 Thle.
Dante's göttliche Komödie. Halle, 1824—26 u. ö. 3 Thle.
Manzoni's Adalgis. Berlin, 1827.

Seine eigenen poetischen Leistungen zeichnen sich durch glückliche Erfindung, anmuthige Phantasie, warmes Gefühl, gute Characterzeichnung und gelungene Darstellung rühmlich aus; noch bedeutender steht er aber als Uebersetzer der großen italienischen Dichter da, indem er mit tiefer, gründlicher Sachkenntniß seltene Herrschaft über Sprache und Form, Wohllaut, Kraft und Reichthum verbindet.

Der heilige Dominik.

Im rauhen, härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinaus zu sehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und so ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich wie des Meeres Raum;
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum.
Ein süßes, himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin im brünst'gen Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß, Herr, mein Gott, o laß geschehen,
Daß leidend sich mein Herz bewährt!
In deiner Furcht, für meine Brüder
Ertrag' ich Alles mit Geduld.
O sende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr —
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,
Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthvollem Sehnen
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
Was dich beschwert, ich will es theilen,
Will dir mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefste Wunde heilen,
Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er sprichts mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild.
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

„„Mein Gatte,"" spricht sie, „„zog von hinnen
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levante fernem Strand.
Was acht' ich, sprach er, die Gefahren!
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück ins Haus.

„„Er zog. Auf allen seinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch schifft er bald mit reichem Segen
Zum theuren Vaterland zurück.
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind ist günstig, glatt wie Spiegel
Ist rings umher des Meeres Raum.

„„Da segelt der Korsaren Horde
Herbei, ihr scharfer Säbel blinkt,
Beim Widerstand gezuckt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenlosen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand
Beschwert mit harten Sklavenketten
Gelangen sie zu Tunis Strand.

„„Dort schmachtet er; mit Qual und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und breite bang die leeren Arme
Nach seinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich fesselt hier der Mutter Pflicht —
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.""

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, „er ist dir hold!
Zwar, dir den Gatten neu zu geben,
Besitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich sicher seine Ketten,
Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangenen zu retten,
Biet' ich mich selber dem Korsar."

Er sprichts, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis.
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er rufts, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
„„Bereitet, Herr, euch zu der Reise,
Denn morgen zeitig schiff' ich fort!"" —

Und sieh', da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern ämsig hin zum Strande
Und fühlen nun auf festem Grund
Im heiß ersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut,
Ein Blitz der Wonne sie durchzücket —
Es ist ihr Gatte, den sie schaut.
Sie fliegt ihm in die off'nen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Digitized by Google

Doch Dominik erfleht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick,
„O Herr, was sehnend ich erstrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet hast du gehört.
Hast ihres Herzens Angst gestillet,
Drum sei dein Name hochgeehrt."

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Luft auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch süße Liebe war.
Und als sie sich dem Rausch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm spähn,
War in der Dämmrung er verschwunden
Und ward am Strand nicht mehr gesehn.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkste soll König der Starken sein,
Der Größte Herrscher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, so schwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorsam weihn,
Zu Childerich sei er verstoßen!"

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vasallen.
„O seht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürst ist Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kameele,
Reicht just sein Helmbusch dem Marschall ans Maul;
Doch ist er auch klein, so ist er nicht faul
Zu trotzigem, stolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüstern,
Mit Murren folgend gen Welschland ziehn,
Ihm säumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich mürrischer täglich verdüstern.

Und stark im Geiste, gewaltig und klug,
Erträgt er's mit weisen Gedanken.
„Sei heut des Weges, der Mühen genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtspiel die Schranken.

„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm stellen!"
Wohl seltsam scheint die Bestellung und neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen stolzen Gesellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie schwach doch, wie schwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatze und es fällt,
Und das Ungethüm sitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er sich trefflich sicher gestellt,
Zu schaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
In der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er schreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd sieht sich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und schreitet getrost in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und streckt sich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„Ihr männlichen, trotzigen Krieger,
Da schaut ein Kampfspiel, ein würdiges, schaut!
Wer sich zu messen mit diesem getraut,
Den nenn' ich den ersten der Sieger."

Und ein Zischeln, ein Murmeln, ein Murren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leise.
Bald, wie wenn, stärker und stärker beschwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut ringt,
So sauset's und brauset's im Kreise.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechste der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir lassen dir's gern,
Herab von dem sichern Altane!"

„„So sei's!"" spricht Pipin, und sich schwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und sehnig,
Vom Balcon herab auf den sandigen Platz.
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!""

Und schlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf schnellt der Leu, wuthschauernd im Flug,
Doch dringt, eh' die Tatze, die zuckende, schlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entsprudelt dem grausigen Schlund,
Und über sich stürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er streckt sich, und zuckt und verendet.

Stolz schaut der König im Kreise herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erstaunt und stumm,
Und der Hohe dreht still verachtend sich um —
Kein Murren ward weiter vernommen.

Des Narcissus Verwandlung.

Narciß, der schönste Hirt der Flur,
Von reicher Anmuth Glanz umstrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die sich in seinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Bestrebt, im Spiegel der Gestalt
Das Namenlose zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnsucht Qual,
Und findet das Gesuchte nimmer.

Einst sieht er unter jungen Mai'n
Im Rasen eine Quelle spielen,
Sanft lispelnd ladet sie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narcissus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder;
Da strahlet hell und ungetrübt
Ihm seiner Formen Zauber wieder.

Er sieht's und staunt, die Schönheit lacht
Aus stillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen.

Und er vergißt sich selbst, er sieht
Nur sie, die der Olymp geboren,
Der wild von Ahnungen entglüht
Er ew'ge Huldigung geschworen.

An seine Brust voll Liebesgluth
Will er das Heißersehnte reißen,
Doch wie er naht der stillen Fluth,
Zerrinnt es schnell in ihren Kreisen.

„O weile, weile, süßes Bild,
Nur ein Mal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Lust und Schmerzen."

Digitized by Google

Er ruft's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild — und, o Entzücken!
Es streckt zu ihm die Arm' empor,
Und schaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und scheint entglüht von seinem Sehnen.

Da stürzt er mit der Liebe Wuth
Noch ein Mal zu der Quelle nieder,
Und schnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder. —

Narcissus sinkt ans Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geist und jeder Sinn
Besitzen, was ich hier gesehen."

Und Zeus erblickt von seinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Trost und schönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer sein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Und läutert sich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren —
Und langsam würde die Gewalt
Der wilden Sehnsucht dich verzehren.

„„Das Schöne stürbe beim Besitz,
Wollt' ich es deinen Wünschen geben,
Drum, hoher Jüngling, soll mein Blitz
Dich über Wunsch und Trieb erheben.

„„Doch eine Blume blühe da,
Wo einst, zur Quelle hingesunken,
Dein Blick das Tiefempfundne sah,
In wunderbarem Schauen trunken.

„„In voller Blüthe soll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken;
Sie soll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.""

Nicolaus Niembsch, Edler von Strehlenau,

als Dichter Nicolaus Lenau genannt, ward zu Chatad in Ungarn am 13. August 1802 geboren, studirte zu Wien Philosophie, Jurisprudenz und Medicin, und machte dann im Jahre 1832 eine Reise nach Nordamerika, von der er jedoch bald wieder nach Deutschland zurückkehrte. Er hat sich seitdem abwechselnd in Stuttgart, Wien und Ischl aufgehalten.

Von ihm erschien:

Gedichte. Stuttgart, 1832; 3. Ausg. 1838.
Neuere Gedichte. Stuttgart, 1838.
Faust. Stuttgart, 1835.
Savonarola. Stuttgart, 1837.
Frühlingsalmanach. Stuttgart, 1835.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Ueber die poetischen Leistungen dieses ausgezeichneten Geistes im Allgemeinen äußert sich der Verfasser des ihn betreffenden biographischen Artikel in dem Conversationslexikon der Gegenwart Band III. S. 917 sehr treffend mit folgenden Worten: „Es ist darin (in Lenau's erster Gedichtsammlung) eine herrliche Naturmalerei, die sich im Zarten wie im Großartigen und Schauerlichen gleich glücklich bethätigt, zuweilen jedoch sich zu weit in Detailschilderungen verliert; aber Alles ist frisch, kühl und duftig, ein gesundes Leben naiver und unschuldiger Urvegetation der Empfindung bekundend. Dies Festgestelltsein in der Unmittelbarkeit des Naturlebens ist für St. durchaus bezeichnend; selbst in seinen Reflexionen und Gleichnißreden kommt er stets auf eine gewisse Naturssymbolik zurück, nur daß wir hier einen Mangel wahrnehmen, welche den neuen Lyrikern überhaupt vorzuwerfen ist; es bleibt nämlich der Gedanke häufig hinter seinem Bilde oder Gleichniß zurück, oft auch diese hinter jenem. Etwas ermüdend dürfte bei St. auch eine zu weichlich düstere Ausspinnung der Reflexionen, Empfindungen und Naturmalereien sein, obgleich es ihm an andern Orten keineswegs an Präcision, Heiterkeit und männlicher Kraft fehlt. Die sprachliche Einkleidung, wenn schon sie zuweilen das grammatikalische Gesetz verletzt, ist oft überraschend neu, der Rhythmus von hohem Wohllaut, Bild und Gedanke sind meist originell, zuweilen jedoch gesucht und spielend; vortrefflich ist St. da, wo er sich der einfachen Weise des Volksliedes anschließt." Diese Characteristik dürfte auch im Allgemeinen auf eine zweite Sammlung seiner Gedichte passen, welche unter dem Titel: „Neuere Gedichte" erschienen ist. Sie enthält des Vortrefflichen ebenfalls viel, wenn auch weniger als die erste, wird aber durch eine Reihe polemischer Gedichte verunstaltet, welche gegen St's frühere Tadler und Kritiker gerichtet sind. Die politisch freisinnige Richtung des Dichters, welche sich vorzüglich in seinen zum Theil außerordentlich schönen Polenliedern, die aber mehr elegische Nachklänge als zu Heldenthaten auffordernde Oden sind, bekundet, trug dazu bei, dem Dichter ein ausgedehnteres Publicum zu verschaffen, als die Repräsentanten deutscher Lyrik, mit wenigen Ausnahmen, sonst um sich zu versammeln pflegen. Die lyrische Seite ist überhaupt die glänzendste und hervorstechendste in St's. Talent. Auf die erste Sammlung seiner Gedichte folgte das episch dramatische Gedicht „Faust", welches vorher als Fragment in dem von St. herausgegebenen „Frühlingsalmanach" erschienen war. Das eigenthümlich grübelnde, selbst finster brütende Element in St. macht sich auch in diesem Gedichte geltend, und nach dieser Seite hin; insofern sie sich mit lyrischen Elementen verschwistert, liegen sogar die köstlichsten Partien des Dichterwerks; Vieles ist hochpoetisch und großartig aufgefaßt, Anderes mit üppiger, sogar sinnlicher Farbenglut dargestellt, und wieder Anderes überrascht durch Originalität des Ausdrucks. Auch fehlt es diesem Dichtwerke nicht an selbstständigen Gedanken, aber wohl an innerer geistiger Einheit, an eigentlicher Ineinsbildung des Inhalts mit der Form und an humoristischer Lebensanschauung. Eigentliches dramatisches Interesse erwecken die Personen und die Handlung des Gedichts nicht, und Lyrisches, Dramatisches und Episches drängt sich, oft ohne Nothwendigkeit des Beieinanderseins, auf- und ineinander; dazu ist der Character der Volkssage bei St. fast gänzlich verwischt. Aber das uralte Thema ist so geistreich und in oft so überraschender Weise variirt, daß man darüber die Mängel der Ausführung vergessen könnte. — — Einheitlicher, als der Faust, besonders der Form nach, ist sein Savonarola; aber dies Gedicht ist zu episch, um ein speculatives, und zu speculativ, um ein episches zu sein, überhaupt zu reflectirend und oratorisch, um ein reines Gedicht zu sein.

Warnung und Wunsch.

Lebe nicht so schnell und stürmisch.
Sieh' den holden Frühling prangen,

Digitized by Google

Höre seine Wonnelieder.
Ach, wie bleich sind deine Wangen!

Welkt die Rose, kehrt sie wieder,
Mit den lauen Frühlingswinden,
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden sie dich wiederfinden?

„Könnt' ich leben also innig,
Feurig, rasch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verschwunden!"

Asyl.

Hohe Klippen, rings geschlossen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüsternde Genossen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Gesange
In den schönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In so dunkeln Einsamkeiten.

Weiches Moos am Felsgesteine,
Schwellend scheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier so leise,
Räthselstimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaise
Zittert still im Abendschauer.

Und kein Bach nach diesen Gründen
Darf mit seinem Rauschen kommen,
Darf der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

Denn die rauhen Felsen sorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Seemorgen.

(Auf dem Atlantischen Meere.)

Der Morgen frisch, die Winde gut,
Die Sonne glüht so helle,
Und brausend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran;
Doch wie sie sich auch bäumen,
Dem Schiff sich werfen in die Bahn,
In toller Mühe schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
Zieht fort, unaufzuhalten,
Und mächtig wird von seiner Brust
Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Gesprüh' der Wogen,
Kommt ihr zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
Seh' ich die Fluth sich dehnen,
Die uferlose; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich so lang' euch meiden muß,
Berg, Wiese, Laub und Blüthe!
Da lächelt seinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menschenangesicht
Mit seiner stillen Wärme!

Aus Faust.

Der Traum.

Matrosen singen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe schied,
Schon ohne Widerhall im Meere schwindet,
Wo Menschenstimme keinen Anklang findet,
Im Meer, das fremd und stolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt selbst des Himmels Donnerstöße.
Sanft kräuselnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler sachte vor sich her,
Wie ihren Liebling die verschämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Busen drängt,
Und doch in seinen Armen sich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter sich im Westen,
Noch zittert auf der Fluth ihr Schimmerpfad;
Ein Weilchen harrt, gleich diesen Strahlenresten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer ist es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuschauen;
Im Augenblicke wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verschlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh',
Er sieht die Fluthen dämmern heimlich bang,
Beschleichen mag auf irren Meeresstraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlassen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und sucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menschenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmlischer beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird solch Gefühl, o Faust, dein Herz beschleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen? —
Ihm naht des Schiffes Capitän und spricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang regt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die todte Mutter mußte senken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie wenige so schmerzlich ihn erfahren,
So lang' ich noch hienieden lebe, soll
Das Herz mir seinen Kummer treu bewahren.
Da lag sie auf dem Brette ausgestreckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett an Schiffesrand,
Ein kurz Gebetlein — der Matrose schnellt
Vom Brett die Todte lächelnd ab — sie fällt,
Uno lange, lange sah ich sie noch sinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war so schwer,
Daß ich allein die Mutter mußte lassen,
Wenn auch schon todt, im weiten, fremden Meer
Wo sie die kalten Ungeheuer fassen.
Und wenn ins Meer versinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Faust aber spricht: „Ihr seid mir wunderlich;
Wie konntet ihr auf rauhem Meere fahren,
Und doch so weiche Sitten euch bewahren?
Ganz anders stimmte diese Reise mich.
Was einst mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einst gekränkt,
Der Erde ganze Lust hab' ich versenkt
Ins tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule
Hier mag er würdig aufzuflammen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig fernen,
Und daß er nicht nach dem Erschaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erschaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn fernher schnellt Erinnrung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indessen schwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und schlaff die Segel niederhangen,
Der Wind ist mit der Sonne schlafen gangen,
Die Wellen werden leiser, dunkler immer. —
Auf seinem Lager, schlummerharrend, liegt
Der Wandrer Faust, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geschmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Faust hört vergnügt im sanften Meeresstosen
So nah den Tod an seinem Haupte kosen.
Bald ist's ein Rieseln, ein Geflüster bald,

Digitized by Google

Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wies' und Wald
Den Rest verstreuter Glockentöne bringen;
Nun braust es dumpf, wie Wasserfälle rauschen,
Wie vom Gebirge herrliche Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumerisches Lauschen,
Von fernem Spielplatz lust'ge Kinder schreien.
Faust höret wirrer stets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes beimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf sich gestellt,
In stolzer Einsamkeit sich seine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm versiegen
Wie süß es ist, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkusse der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Faust's ein Traum berührt,
Der sie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träume steht auf einem Inselstrand,
Von Meer umfluthet rings, das nirgends endet,
Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verschwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einsamkeit
Im Vogelsang, von Strömung nie bedroht,
Der Liebe Lust, der Sehnsucht süßes Leid,
Im Osten strahlt ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und singen Wonnelieder,
Melodisch lockt zu sich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauscht und meint sie zu verstehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauscht er, wunderbar beklommen,
Der Luft des Meers so heimathlichen Sprachen:
Nun sieht er plötzlich, ostenher geschwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein schönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln seliges Genügen,
Die Ruh' der Unschuld in den holden Zügen.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig ins Gesicht.
„O Mutter!" ruft er aus, — mit stillem Weinen
Legt sie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„So warst du einst!" Das war ihr stummes Klagen,
Und schon hat sie die Fluth dahingetragen.
Faust starrt ihr nach und seinem Kindesbild,
Und wie sie fort und immer ferner schwimmen,
Verstummen in dem Wald die Frühlingsstimmen,
Der Wind, die Wasser rauschen fremd und wild.
Und Abends ist's, mit wildem Satze sprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein schwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine starre, schreckensbleiche
Jungfrau, mit einer starren, blassen Leiche.
Wie sie an Faust vorüberfahren dicht,
Da blickt sie ihm gar traurig ins Gesicht:
„Den schlugst du todt!" Das war ihr stummes Klagen
Und schon hat sie der Sturm dahingetragen.
„Maria!" ruft er aus — und ist erwacht,
Und eilt aufs Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und sucht das Boot im sturmbewegten Meer.
Hier aber ist kein Sturm, hier ist kein Nachen,
Das Meer ist still, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Gestirne ihm ins Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es flieht des Traumes Däuchten.
Das Meer ist still, nicht eine Welle ruft,
Und lauschend stehn geblieben ist die Luft;
So still die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und schier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und schier den Mondstrahl auf das Wasser fallen;
Wie Faust hineinsinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephisto, spricht: „Es ist doch eigen,
Darein kann mein Geschmack sich gar nicht schicken,
Abscheulich ist die Stille, zum Ersticken.
Ich will vom Schlafe die Matrosen holen,
Daß sie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum bist du viel ernster, blasser;
Ich höre lieber die Matrosen singen
Ihr gellend Lied, als auf das stille Wasser
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!"
„„Still, störe nicht mit deinem scharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen ist vorbei.
In Wolken sind die Sterne nun verkrochen,
Wie Kinder sich verkriechen in die Decken,
Wenn sie an ihrem eignen Traum erschrecken.
Der ist ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag schneller jagen,
Mein Herz erschrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantastischen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Erdenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus,
Und werfe den Gespensterspuk hinaus.
Doch ist's ein Uebel, daß ich Träume habe,
Wann Schlaf gefesselt meine Willensmacht,
Die grausam, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe,
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und hoch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengrauen
Von Schuld und Reu' mag fest herunter schauen,
Die Träume, ungelehr'ge Bestien, schleichen
Noch immer nach des Wahns verscharrten Leichen!""
So hadert Faust zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Rest des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel übers dunkle Meer hinschweifen
Und seine trotzigheiße Stirne streifen.

Der Sturm.

(Faust und Mephistopheles spazieren auf dem Verdeck.)

Faust.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer ist mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde sammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und sucht
In ew'ger Leidenschaft, und kann's nicht finden.
Mir ist das Meer vertrauter, als das Land;
Hier rauscht es unbestreitbar in die Seele,
Was dort ich leise, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnsucht quäle;
Nach einem Glücke, das sie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth,
Kann sich in Ruhe nirgendwo verschanzen,
Stets in den Sturm der Sehnsucht fortgerissen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinsternissen,
Muß meine Asche um die Sonne tanzen.

Mephistopheles.

Nur scheinbar ist die Ruhe selbst der Rinder,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, fressen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs der Frühlingskinder;
Indessen kocht in seiner kleinsten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Rossehirten;
Wir trafen ihn, als wir auf Abenteuer
Zu Pferd das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an seinem Wachefeuer.
Die schwarzen Hengste graf'ten in der Runde,
Seltsam bestrahlt, der wilde Mähnenhang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauschen sang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann schwieg er still und starrte in die Gluth,
Und thürmte drüber manche Blättersäule,
Und starrte wieder mit verschlossnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
Und schwirrt' unheimlich krächzend um sein Ohr,
Und der geneckte Hirte sprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und schwang ihn um sein Haupt in wilder Hast,
Die Eule scheuchend fort, den schlimmen Gast.
Wie jener Hirt in Waldeseinsamkeit
Ums Haupt im Kreise schwang das Flammenscheit,
So schwingt der ew'ge Hirt mit starker Hand
Im Kreis ums feste Haupt den Weltenbrand,
Zu scheuchen fort aus seiner Nacht die Eule,
Die sonst ihm krächzend naht: die Langeweile.

Faust.

Und wenn der Sterne große Wanderschaaren
Nur Funken wären, jenem Brand entfahren,
Den um sein Haupt der starke Hirte schlägt,
Wo sind die Rosse, die der Hirte hegt?

Digitized by Google

Mephistopheles.

Die werden auch noch wo zu finden sein.
Du treibst mir die Metapher in die Enge,
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn sie sich nicht aus deiner Frage schlänge.
Die Rosse, die dem Hirten weiden gehen,
Und die allein dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Rosse nennt der Philosoph Ideen;
Mir aber ist's ein inniges Ergötzen,
Heranzuschleichen mich mit seinem Tritt,
Und plötzlich mich auf so ein Roß zu setzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und scheu zurück
Zu seinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als frisches Weidefutter.
Du, Röslein, bist für dieses Loos zu gut,
Drum steck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh dort am Himmel kommen andre Rosse,
Dort kommt die schwarze Donnerwolkenheerde;
Kennst du den Flug, die wilde Kraftgeberde?
Hallod! schon kracht das Schiff vom ernsten Stoße!

Faust.

Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
Hinsausend an den schlanken Graseshalmen
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meereshaide als Verwüster,
Und wiehern Sturm aus aufgerissner Rüster,
Der Masten schlanke Halme niederblasend.

Mephistopheles.

Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Capitän, den schreckerblaßten?
Das ist der Käfer, der am Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten nieder taumelt.

Faust.

Hier, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Du ist kein Mann, weß Blut im Sturmgehudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel,
Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Fluth!
Schämst du dich, Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
Den Menschen da in seiner Bettelblöße
Gemüder der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieses Meer,
So schrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh' uns! wie Alles wankt und bricht und reißt!
Der nächste Augenblick ein Ende macht!
Ich zittere nicht für mich, und ich erblasse
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlasse;
Sie sollen beten einst an meinem Grab.

Faust.

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!
(wirft ihn in's Meer.)

Ein Priester
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!
Herr! deines Sohnes Christi Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Besänft'ge mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesfluth!

Matrosen.
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!

Faust
(ruft in die Wolken.)

Mach', was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturschaft!

Mephistopheles.

Bravissimo! zu Schanden geht der Rachen;
Den kleinen Bissen hat der Ocean
Lang hin- und hergespielt in seinem Rachen,
Nun beißt er drein mit seinem Klippenzahn.
(Wehgeschrei der Mannschaft.)
Nun schluckt er ihn! Faust! spring' auf diese Zacken,
Hier kann die tolle Fluth dich nimmer packen.

Faust.

Schon steh ich fest; doch sterben die Matrosen,
Wohl gerne lebten noch die Rettungslosen.

Mephistopheles.

Sie haben meist das Eiland schon betreten,
Die Kerle schwimmen kräft'ger, als sie beten!
Doch ist der bleiche Capitän ersoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.

---

von Strettlingen, s. Minnesinger.

Johann Stricer,

um die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Lübeck geboren, lebte daselbst seit 1584 als Burgprediger und starb am 23. Januar 1598. Er schrieb:

Der deutsche Schlemmer, ein geistlich Spiel. Magdeburg, 1588.

Dasselbe niedersächsisch. Frankfurt a. d. O., 1593.

Vom erbärmlichen Fall Adams und Evan, geistlich Spiel. 1590.

St. war nicht ohne dramatisches Talent, was sich besonders in seinem raschen lebendigen Dialog zeigt. Der schlechte Geschmack seiner Zeit hielt jedoch auch ihn gefesselt.

Friedrich Karl von Strombeck

ward am 16. September 1771 zu Braunschweig geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Carolinum und studirte dann in Helmstädt und Göttingen die Rechte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Hofgerichts-Assessor zu Wolfenbüttel, 1799 Hof- und Abteirath von Gandersheim und Geschäftsführer der Aebtissin, dann Hofgerichts-Assessor zu Braunschweig. Bei Errichtung des Königreichs Westphalen wurde er

Digitized by Google

Präsident des Distrikt-Civil-Tribunals zu Einbeck, dann Präsident der Gesetzgebungs-Commission in Cassel und darauf Ritter des Ordens der westphälischen Krone und Präsident des Appellationshofes in Celle. Diese wichtigen Functionen unterbrachen nur kurze Erholungsreisen. Er war zum Reichsbaron und Staatsrath in Cassel ernannt worden, als das Königreich Westphalen ein Ende nahm. Nun kehrte er nach Wolfenbüttel in den Privatstand zurück und beschäftigte sich mit wissenschaftlichen Arbeiten. Bei dem braunschweigischen Landtage von 1819 führte er das Protocoll und wirkte seitdem als lippischer Geheime und Oberappellationsrath und braunschweigischer Steuerdirector in vielseitiger Thätigkeit zu Wolfenbüttel fort.

Die nicht juristischen und staatswissenschaftlichen Schriften dieses so vielfach ausgezeichneten Mannes sind:

Uebersetzungen:
Ovid's Kunst zu lieben. Göttingen, 1795.
Ovid's Heilmittel der Liebe. Göttingen, 1796.
Tibull. Göttingen, 1799.
Propertius. Braunschweig, 1803.
Tacitus Werke. Braunschweig, 1815—16. 3 Bde.
Sallust. Göttingen, 1817.

Darstellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Braunschweig, 1832. 2 Bde.
Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien. Braunschweig, 1836. 3 Bde.
Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Holland. Braunschweig, 1838.
Darstellungen aus einer Reise von Niedersachsen nach Wien. Braunschweig, 1839.
Darstellungen aus einer Reise durch Schweden und Dänemark. Braunschweig, 1840.

Deutscher Fürstenspiegel aus dem 16ten Jahrhundert. Braunschweig, 1829.
Henning Brabant und seine Zeitgenossen. Braunschweig, 1829.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Zeitschriften.

Tiefes Eindringen in den Geist des Originals, reiches Wissen und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen seinen Uebersetzungen einen bleibenden Werth. Seine Darstellungen zeichnen sich dagegen durch treffliche Auffassung, klare Lebensanschauung, Gemüthlichkeit und treffliche Schilderung aus, nur ist nicht zu leugnen, daß dieser geistreiche aber durch seine günstigen Verhältnisse etwas verwöhnte Mann, mitunter diesen oder jenen Gegenstand nicht erschöpfend und daher einseitig beurtheilt und behandelt, trotz dem, daß echte Humanität immer die Basis aller seiner Leistungen bleibt.

Stricker, s. Minnesinger.

Stromer, s. Meistersänger.

Andreas Sebastian von Stumpf

ward 1772 zu Seßlach bei Würzburg geboren, studirte zu Würzburg, woselbst er 1795 Bibliothekssecretär, 1800 Archivar und fürstlicher Hof- und Regierungsrath und 1804 Professor der Diplomatik wurde. 1806 folgte er einem Rufe als Landesdirectionsrath nach Bamberg, 1809 dem noch ruhmvolleren als Legationsrath und Reichsarchivar nach München. Auch wurde er als ordentliches Mitglied in die Academie der Wissenschaften aufgenommen. 1814 kehrte er als geheimer Legationsrath und Director der Reichsarchiv-Commission nach Würzburg zurück, wo er seit 1817 als Doctor der Philosophie, Regierungsdirector des Untermainkreises und Ritter des Civilverdienstordens lebte und am 16. April 1820 starb.

Von ihm erschien:
Eulogius Schneiders Leben und Schicksale. Frankfurt, 1792.
Diplomatische Geschichte der deutschen Lige im 17ten Jahrhundert. Erfurt, 1800.
Denkwürdigkeiten der deutschen Geschichte. Erfurt, 1802—1807.
Historisches Archiv für Franken. Bamberg, 1804.
Diplomatischer Beitrag zur Geschichte des Landsberger Bundes. Bamberg, 1804.
Geschichte des Kurhauses Pfalzbaiern. Bamberg, 1804.
Kurze Geschichte der Landstände des jetzigen Großherzogthums Würzburg. Bamb., 1808.
Ueber Deutschlands Wiedergeburt. Leipz., 1814.
Noch einige Worte über Deutschlands gegenwärtig höchstes Interesse. Leipzig, 1814.
Baierns politische Geschichte. München, 1817. Bd. I. Abth. 1. und 2.
Diplomatischer Beitrag zur europäischen Staatengeschichte. Nürnberg, 1818.

Gründlichkeit, Scharfsinn und genaue Kritik, verbunden mit guter Darstellung geben seinen historischen Leistungen bleibenden Werth; leider hinderte ihn sein frühzeitiger Tod an der Vollendung seines bedeutendsten Werkes, der Geschichte Baierns.

Christoph Christian Sturm

ward am 25. Januar 1740 zu Augsburg geboren, studirte zu Jena und Halle und wurde Magister der Philosophie. Bis 1765 wirkte er am halleschen Pädagogium; dann ging er als Conrector nach Sorau. 1767 kehrte er als Pastor an der Marktkirche nach Halle zurück, wurde 1769 zweiter Prediger an der heiligen Geistkirche zu Magdeburg und endlich 1778 zum Hauptpastor an der Petrikirche und Scholarchen in Hamburg ernannt. Nach einem höchst verdienstvollen Wirken verschied er daselbst am 26. August 1786.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:
Lieder für das Herz. Frankfurt, 1767.
Sammlung geistlicher Gesänge. Halle, 1774.
Lieder und Kirchengesänge. Hamburg, 1780.
Gesangbuch für Gartenfreunde. Hamburg, 1781.
Der Christ in der Einsamkeit. Halle, 1763.
Der Christ am Sonntage. Halle, 1764—66.

Digitized by Google

Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur und der Vorsehung. Halle, neu 1797. 2 Thle.
Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, neu herausgegeben von Wilmsen. Hannover, 1811. 2 Thle.
Predigten über die Episteln. Halle, 1774—76. 4 Thle.
Predigten über die Evangelien, herausgegeben von Wolfrath. Hamburg, 1792—96. 5 Thle.

Einer der beliebtesten und talentvollsten ascetischen Schriftsteller, Kanzelredner und geistlichen Liederdichter seiner Zeit. Milde Frömmigkeit, Klarheit der Gedanken, Innigkeit und Wärme sind ihm eigen und erwarben seinen Schriften zu ihrer Zeit einen großen Kreis von frommen und dankbaren Lesern.

Der Tag des Weltgerichts.

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Leben
Und im Staube Jugendstärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme schallt:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche schnell vergehn,
Und wir wankend auf den Trümmern stehn:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst,
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

Ottokar Sturm, s. F. E. Rambach.

Helfrich Peter Sturz

wurde am 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren. Er studirte von 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und wurde nach zwei Jahren zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, der damals kaiserlicher Gesandter am dortigen Hofe war. Doch als Protestant in Baiern fast ohne Aussicht auf Beförderung, ging er nach einem Jahre nach Glückstadt, wo er des Kanzlers von Eyben Privatsecretär wurde, für welchen er zwei Mal nach Wien, später nach Wetzlar reisen mußte; zu Wien erhielt er den Titel eines bernburgischen Rathes. Der Kanzler erkannte die ganze Bedeutung seines Secretärs und war großmüthig genug, ihn freiwillig 1762 einem glänzendern Wirkungskreise in Copenhagen entgegenzuführen. St. lernte schnell die dänische Sprache. Der große Bernstorf nahm ihn in sein Haus auf, wo er die Stelle seines Privatsecretärs verwaltete, mit welcher er seit 1763 einen Posten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten verband. Hier verlebte er an der Seite des edlen und geistreichen Bernstorf und im engen Bunde mit Klopstock die schönsten Tage seines Lebens und entwickelte sich unter dem Einfluß dieses Umgangs und der hohen Sphäre der Gesellschaft, welcher er angehörte, sehr schnell zum Kenner der Welt und des Staatswesens, zum Künstler, Dichter und Schriftsteller. Im Jahre 1768 wurde er dänischer Legationsrath und folgte dem Könige, Christian dem Siebenten, auf dessen Reise nach England und Frankreich. 1770 wurde ihm sein Wirkungskreis im Generalpostdirectorium angewiesen und nichts schien seine glänzenden Aussichten stören zu können, als die Katastrophe vom 17. Januar 1772 auch ihn, wenngleich unschuldig, in Struensee's Unglück verwickelte. Er ward verhaftet und erst nach vier Monaten wieder auf freien Fuß gesetzt. Nun lebte er eine Zeit lang mit einer dänischen Pension in Glückstadt und Altona. 1772 ward er dänischer Seits als Regierungsrath in die oldenburgische Regierung gesetzt; 1775 zum oldenburgischen Etatsrath ernannt. So war seine äußere Lage gesichert und zahlreiche treue Freunde verbanden sich mit seiner Gattin, ihm seine früheren Schicksale vergessen zu machen. Aber sein inneres Leben war gebrochen und er zehrte sich in Siechthum und Unmuth allmählig auf. Auf einer Reise nach Bremen im Jahre 1779 erhielt er Briefe aus Dänemark so überraschend freudigen Inhalts, daß sein ganzes Wesen dadurch in Erschütterung gerieth; aber sie wirkte zum Uebel. Nach zwei Tagen starb er an einem hitzigen Fieber am 12. November 1779.

Von ihm erschien:

Briefe eines Reisenden. Schleswig, 1766—70.
Erinnerungen aus Bernstorf's Leben. Schleswig, 1777.
Schriften. Leipz., 1779—82. 2 Thle.; neu 1786. 2 Thle.
Julie, ein Trauerspiel. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Einer der elegantesten Prosaisten seiner Zeit, welcher Scharfsinn, Adel der Gesinnung und feinen Witz mit einem überaus fließenden Styl verband, aber im fortwährenden Streben nach Eleganz und Glanz der Diction doch mitunter künstelnd und manierirt wurde.

Aus Sturz's Schriften.

Pitt.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die Bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah in's Gränzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unter-

Digitized by Google

wartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Glassen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Brittaniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredtsamkeit war leicht und helle, drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: sondern er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt, durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte *).

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerstehn, als er in der Toga stand, und für die Colonien gegen die Stempelakte sprach: Eure Herrschaft über Amerika ist unumschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankömmt, aber ihr seid nicht befugt, Steuern von den Colonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, so bewilligen Sr. Majestät Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Colonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend einer Stadt — wo sind sie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so theuer als ihr wünschet, kaufen? Alles an euch, so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf diesem Markt neben euch zu stehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürchterlichen Plan gewagt; er war unsern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unserer Verfassung. — Ist dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken."

Die Verehrer Pitt's wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konnte, in's Hospital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt *)."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konnten Pitt erhöhen, sondern er entwich allein dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Aber als er neulich sich wieder auf seinen Krücken empor hob, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: „Briten, ihr wollt Frieden kaufen? aufopfern Ruhm und Herrschaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihrem Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatham jener Zeit, Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Consul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der, durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige stellten vor, daß eine große Schlacht verloren sei, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begriff, einen schimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte **). Er hörte nicht sobald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestützt er in die Versammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

„Römer," sprach er, mit zitternder Stimme, „ich bin schon lange blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist euer Trotz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet: habt ihr nicht oft wiederholt, das Rom nur der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; aber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden andere Feinde sich waffnen, und über das erniedrigte, muthlose Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis ***)!"

Rom verwarf den Frieden und siegte.

Fragment aus den Papieren eines verstorbenen Hypochondristen.

Hypochondrie, polypenartiges Ungeheuer! hier lieg' ich ohne Rettung, und winsle, von deinen tausend Armen umstrickt.

Freilich war es meine Schuld (und dieß vermehrt meine Qual), daß ich mich im Genuß des Lebens übereilte, und

*) Bis hieher gehören einige Züge einem englischen Schriftsteller.

*) Lettres to Mr. Stanhope.

**) Es verlohnt sich der Mühe aufzuführen, was Cicero von diesem Manne sagt. „Appius Claudius war nicht allein alt, sondern auch blind; dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, sprach er dawider, wie Ennius solches in folgenden Versen ausdrückt.

„Wie ist euer standhafter Muth auf einmal so thöricht und tief herabgesunken, ihr Römer!" Und an einer andern Stelle: „Appius stand seiner Familie vor, und war alt und blind; sein Geist war gespannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Ansehn unter den Seinigen, sondern er herrschte sie auch. Er war gefürchtet von seinen Knechten, von seinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In seinem Hause blühten alte väterliche Sitten und Zucht. Cato major, vel de Senect. Cap V et XI.

***) Plutarch im Pyrrhus.

Digitized by Google

seine Freuden und mich, in einer gedankenlosen Jugend, erschöpfte. Ich war noch nicht dreißig Jahr alt, als ich schon zu leiden anfing. Immer schlug mir, wie ein Uebelthäter, das Herz; ich holte mühsam, wie Sisyphus unter seinen Felsen, Athem; auf traurige Tage folgten jammervolle Nächte; die Welt ekelte mir; ich seufzte nach Einsamkeit, und konnte mir selbst nicht entfliehen. Ein französischer Arzt versicherte mich, daß ich nichts bedürfe, als viermal im Jahre einen Coup de lancette. Ihre Humeurs, sprach er, kochen und streben; Ihre Gefäße sind überfüllt; Ihre Nerven überspannt, und das freie Spiel Ihrer Lunge ist gefesselt. Ich folgte viele Jahre seinem Rathe, und meine Beschwerden nahmen fürchterlich zu.

Danken Sie Gott, daß Sie noch leben, schrieb mir ein Practicus; denn Aderlassen ist ein langsamer Mord. Die Natur, die sonst allen Ueberfluß wegräumt, hat, wie Sie wissen, dem Blut keinen ordentlichen Ausgang geöffnet. Nun arbeitet Ihr ganzes Räderwerk träge, indem es an Säften, an Blut, an Oel zum Reibezeug mangelt. Ihr Magen hat seine Reizbarkeit verloren, und bereitet statt Nahrung ein schleichendes Gift. Nehmen Sie von meinen Tropfen, die, ohne Ruhm zu melden, Wunder thun, und trinken Sie alten, wohlthätigen Wein. Anfangs fruchtete diese Curart; aber es waren nur Freuden eines Rausches, nur Opiumsträume. Denn Morgens, eh' ich meine Tropfen verschluckte, befand ich mich bald elender als jemals, und Nachmittags entfloh das Gefühl der Gesundheit mit den Dünsten des Weins.

Wohl! — declamirte mein gelehrter Professor, ein Anderer hätte das ohne Tiefsinn vermuthet. Denn eine gewaltsame Anstrengung entkräftet immer in dem nämlichen Verhältniß; man hat Ihre Nerven nur angespornt, nicht gestärkt. Ihre Tropfen sind nichts als eine Art Aquavit, und der Wein ist nicht mehr der gesunde Saft der Traube, sondern eine halb verdorbene, fermentirte, oft durch Arsenik und Bleizucker*) vergiftete Infusion, ein Getränk, das Krankheiten zeugt, entwickelt und nährt, und dessen sich die Vorsicht eben so zweckmäßig, wie der Pest und Bajonetten, bedient, um Raum für künftige Geschlechter zu machen. Wasser, und nichts anders, müssen Sie trinken, und Sie können des Guten nicht zu viel thun. Ich füllte, wie die Danaiden, ganze Ladungen Wasser in meine Gefäße, dehnte meine Gedärme wie Spritzenschläuche aus, ohne daß darum meine Kräfte sich mehrten; ich wandelte immer kränker und schwächer, und endlich wie ein Schatten, umher.

Eine meiner Muhmen, eine sittsame Witwe, schickte mir ihren jungen Hausmedicus zu, und dieser trug eine ganz neue Lebensordnung vor. Man hat, lispelte er, Ihre Constitution zu ungestüm behandelt. Wir müssen leisere Schritte thun, und den Launen Ihres Magens mit mehr Behutsamkeit schmeicheln. Trinken Sie Milch, die schon ein halbes Blut ist, und der Natur die Arbeit der Chilification erspart. Meiden Sie das Fleisch; denn nur eine verdorbene Ueppigkeit hat diesen blutgierigen Geschmack eingeführt. Wir sind nicht zu Tiegern im Walde erschaffen. Das Pflanzenreich bietet uns eine gesundere Nahrung dar, und ganze Völker befinden sich vortrefflich dabei. — Unter allen Diäten ist mir keine übler bekommen. Um diese Zeit fiel mir ein Buch von einem Edinburger Arzt in die Hände, der Alles, was die Natur Genießbares auftischt, für eine gesunde Nahrung der Menschen hält. Wir können, lehrt er, ohne Gefahr, bei dem Kuräken und den Hottentotten schmarotzen. Nur die Menge, nicht die Mannigfaltigkeit schadet. Diese nützt vielmehr oft, indem eine Speise die schädliche Wirkung der andern aufhebt, wie z. B. das Alkali des Fleisches die sauren Pflanzensäfte mildert. Es ist wahrer Unsinn, das Fleisch zu verbieten, das sich am leichtesten mit unsrer Substanz assimilirt, das unser Magen begehrt, für welches unsre Zähne gebildet sind. Wir Britten leben vom Fleisch, und sind nervig und blutreich, und werden unter jedem Himmelsstrich alt; auch hat die Erfahrung im letzten Krieg in Indien gelehrt, daß ein Heer Banianen vor einem kleinen Haufen Fleischfresser flieht.

Mir gefiel die Toleranz dieses Mannes! aber ich versuchte sie zu meinem Unglück, vermuthlich weil meine Natur schon lange nicht mehr die angeborne, sondern eine verkünstelte, verdorbene Natur war.

Nebenher wechselte ich eben so oft mit Arzneimitteln ab. Ich gebrauchte Stahl, China, Kräutersäfte, Assa fötida, Seifenpillen u. s. w. je nachdem ich die Schwindsucht, die Wassersucht, die Gelbsucht oder irgend eine von den hundert Suchten befürchtete*). Da ich auch meinen Zustand in jedem Brunnenbuch, und zahlreiche Beispiele bescheinigter Curen antraf, so trinke ich schon seit zehn Jahren die mineralischen Wasser, wie sie auf der Landkarte folgen.

Im verwichenen Sommer trat in Pyrmont eine hagre, hohläugige Gestalt zu mir. Haben Sie, fragte das Gespenst mit bebender Stimme, auch das kalte Bad schon gebraucht? Es stärkt gewaltig. — Hier fiel es in Ohnmacht. Ich läugne die Kräfte des kalten Wassers nicht. Im Wasser zu leben, nennt Maillet**) respirer l'air natal, und es kann sein, daß es zuweilen das ekelhafte Dasein manches Invaliden verlängert. Mir aber gerieth die Cur nicht, ich gebe vielmehr der Erkältung dabei meine Gliederschmerzen Schuld, welche weder die Douche noch das Sensbad, noch das Dampfbad, noch irgend ein warmes Bad, lindern will.

O Aeskulape! zürnet nicht, wenn mein Glaube an eure Kunst zu wanken beginnt, wenn ein unglücklicher Actienspieler über die Mäkler in Change-Alley schmält! Oft helft ihr unstreitig, wenn uns ein wüthendes Fieber ergreift, wenn die Natur nur bestürmt, nicht zerrüttet ist; ihr dämpft den Aufruhr; ja ihr rettet zuweilen, wenn die Flamme durch alle Stockwerke lodert — wenn das Gebäude nur noch fest ist. Aber wenn der Grund wegsinkt, wenn die Fäulniß tief in den Hauptständern sitzt, wenn ein chronisches Uebel an unsrer Lebenskraft nagt, hilft alsdann Hygica dem Elenden noch? Giebt es eine Wissenschaft, die unterliegende Natur aufzurichten? oder, wenn ihr Funken noch glimmt, wenn sie noch strebt, ist es weise, sie durch Arzneien zu ermüden? in ihrem Gange zu verwirren? Und wer wählt unter der zahllosen Menge von Mitteln, die oft nur die Mode des Tags in Schutz nimmt? Von der Transfusion an bis zu Pomme's***) Brühen, welche Reihe von Pflanzen, Salzen, Gummi, Metallen und Giften? Theerwasser, Schierling, Harzrauch und Eicheln, Guajak, Pomeranzenblätter, Käfer, Würmer und Bella Donna, Vipernsuppen und Eselsmilch, alle haben ihren Ruf überlebt; die Quassia ringt mit der China, und man fängt an vom Queckfilber übel zu sprechen; Dominicetti fumigirt alle Zufälle weg; jener lockt funkenweise Krankheiten ab, oder zieht sie durch Magnete wie Eisenstaub an; K. hilft durch die vim centrifugam, und P. heilt durch den Beischlaf das Podagra. Wehe dir Kranken, wenn du in die Hände eines Amateurs fällst, der dich wie einen Apparatus betrachtet, um an der Veränderung deiner Farbe, deinem Puls, deinem Schweiß, deinen Zuckungen, die unterhaltende †) Wirkung seiner Versuche zu beobachten! Wenn in einem deinem Haarröhrchen eine Stockung entsteht, so verordnet man dir auflösende Mittel. Diese sollen, im Magen mit fremden Säften vermischt, hundertfältig verändert, in tausend Canäle vertheilt, mit einem Tausendtheilchen an dem kranken Ort noch mächtig genug sein, um die Verstopfung aufzulösen? Und wer ist dir Bürge, daß ein allzu starkes Resolvens auf dem Wege zum Uebel nicht ein größeres Unheil anrichtet? Könnt ihr irgend einen wirkenden Balsam zu einer innern Wunde bringen? Nerven beruhigen, die lang zum Krampf gewöhnt sind? ihre Federkraft herstellen? oder muß sich der Elende mit dem Araber trösten, der, in seinem Harem isolirt, umsonst von Niebuhr's Reisegefährten nur noch einmal die Freuden einer Nacht kaufen wollte?

---

*) Ein neuerer Genius hat den Einfall, für jede Sucht einen Arzt zu bestellen, um jede gründlich zu erforschen. Nach einer flüchtigen Berechnung der namhaften Seuchen, die in Ingredienz dieser besten, freudigen Welt sind, besoldete der Regent alsdann ungefähr anderthalbhundert Leibärzte: erst wurde der Schnupfenarzt, dann der Fieberarzt, zuletzt der Schwindsuchtarzt gehalt. Man denke sich den Competenzstreit, die praeventionem fori; der hat sicher im Kartätschenfeuer gewandelt, der damit seinem Leben entwicht.

**) Unter dem Namen Telliamed debauchirt er mit vielem Witze, daß wir ursprünglich im Wasser lebten. Nichts ist so abgeschmackt, was nicht irgend ein Philosoph behauptet hatte, sagt Cicero.

***) Pomme, ein Arzt in Paris, der vor acht Jahren alle Krankheiten mit Hühnerbrühen heilte.

†) Unterhaltend heißt, nach der Sprache eines neuern Arztes, eine Complication unangenehmer Martern. Wenn ein Elender, mit aufgetriebenem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, in schrecklichen Zuckungen heult, das ist ein unterhaltender, interessanter Casus. Als D'Aniens zerfleischt war, drängte sich ein wohlgekleideter Herr mit einem Fernglas an's Gerüste, um die Operation näher zu betrachten. Der Henker bat ihm ehrerbietig mit den Worten durch's Gedräng: place, place, Monsieur est un amateur.

*) Ein Beispiel einer solcher Vergiftung, dessen ein neues englisches Werk erwähnt, interessirt die Menschheit. Drei junge Leute von guter Familie hatten ziemlich viel jungen Franzwein getrunken, der mit Arsenik abgeläutert war. Zwei starben wenige Tage darauf. Der Dritte, vielleicht weil er stärker war, oder weniger trank, entging zwar dem schleunigen Tode, aber sein Körper wurde mit Blutflecken bedeckt: alle seine Ausleerungen, sein Speichel, sein Harn, waren mit Blut gefärbt: er wurde ödematös, erholte sich scheinbar, führte einige Jahre ein krankes Leben, und starb an der Wassersucht. S. Observations critical and historical on the Wines of the Ancients — by Sir Edward Nacry Bet. 1776. Manche Patrioten haben diese tödtlichen Mißbräuche gerügt. Unser in seinem Arzt entdeckt eine Menge schädlicher Weinverfälschungen. Nur unsere Polizei ist noch träge, diesem Menschenmord zu steuern, und die Verbrecher zu strafen.

Digitized by Google

Von Berger und Zimmermann, Wohlthäter der Menschen, wenn euch einst Muße am Abend eurer Tage erwartet, so schreibt ein Buch, das noch nicht geschrieben ist, von gewisser Erfahrung. Ihr beobachtet mit Hippokratischem Geist, ihr denkt großmüthig und edel, ihr verachtet die Systemsucht, und forschet nach Wahrheit, denn euer Herz ist empfindlich; — gesteht der Welt die Lücken eurer Wissenschaft, und krönt dadurch euer segenreiches Leben; beschreibt heilbare Krankheiten durch untrügliche Zeichen; nennt zuverlässige Mittel, und in zweifelhaften Fällen ruft den Trostbegierigen zu, sich in die Arme der liebreichen Natur zu werfen, die öfter hilft als die Kunst und gewiß seltener verdirbt! Euer Buch wird nicht groß sein — ein berühmter englischer Arzt versprach die ganze gegründete Arzneikunst auf Einem Bogen zu hinterlassen. — Es sei euer Codex, künftige Aerzte; und wenn es nicht geschrieben wird, so rath' ich euch, was Sydenham Blackmoren rieth: leſt nie ein ander Buch als den Don Quixote.

Etwas von Regenschirmen.

Ich fürchte den Regen nicht, sagte Joseph auf der Parade zu Metz, als ein freundlicher Offizier ihm seinen Regenschirm anbot, mit gastfreier Aufopferung seiner Frisur.

Der Mann dort, im seidenen Wagen, der sich wollüstig auf Stahlfedern wiegt, ist Führer eines furchtbaren Volks, das auf seinen Wink Tod und Verwüstung verbreitet.

Cäsar ging zu Fuße an der Spitze seines Heeres; sein kahles Haupt war nur mit einem Lorbeerkranze*) bedeckt. Wann der kühne Imperator, mit der Flamme im Blick, einem fliehenden Signifer den Adler wegriß, und dann rief: Gefährten wer den Tod verachtet, folge mir nach! theile Tod aus, eh' er ihn empfängt! das mußte Römerseelen erschüttern.

Denkt euch nur manchen neuern Feldherrn, halb zur Mumie gebeizt und gewickelt in Vigognewolle, wann er mit einer sublimirten Stimme zwitschert:

France! Français! mes enfans, la journée est à nous!

muß das nicht die Helden à quatre sols par jour zu gewaltigen Empfindungen stimmen?

Die Franzosen haben's oft mit einer ihnen eigenen Naivheit wiederholt, daß wir Neuern, oder sie wenigstens, tapferer sind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumschlagen, und mit einer Sommerweste ins Kanonenfeuer gehen. Aber die Krankenwärter zur Pestzeit, welche, des Brods wegen, tausendfachen Tod wagen, sind darum dem Primipilen der Römer nicht ähnlich. Wenn ihr eure Armeen durch Ribbenstöße in lange dünne Reihen geordnet habt, sind das Heere, wie Ossian sie schildert? as roll a thousand waves to the rocks, so Swaran's host came on; as meets a rock a thousand waves, so Innisfail met Swaran**).

Lechzt jeder Krieger mit dürrer Zunge nach Rache? tobt in jeder Brust lodernde Ungeduld, den Feind zu fassen und seine Seele zu schleudern auf eine vom Blitze des Himmels geröthete Wolke?

Oder ist es eine aufgetriebene Heerde, zum Dezimiren verurtheilt, die fühllos, und oft zitternd, erwartet, wer der zehnte, der zwanzigste sein wird, den das blindgeworfene Todesloos trifft?

Eure Chocs — wenn die im Rauche schwankenden Massen, durch die Gesetze ihrer Organisation, unwillkührlich auf einander treiben, gleichen sie den Handgemengen im Homer?

Unter dem Streich der starken Hände knirschten die Rücken,
und der nasse Schweiß lief von den Gliedern herunter:
viele Striemen mit stockendem Blut entschwollen den Seiten
und den Schultern. Ilias XXIII. Ges. Stolbergs Uebers.

Oder noch besser im Ossian: Each rushes to the grasp of his foe; their sinewy arms bend round each other; they turn from side to side, and strain and stretch their large spreading limbs below***). Und wie klingt ein Kommandowort gegen den Zuruf des Vultejus: Comites, decernite letum.

Unsre Verfeinerung, Polizirung, Filigranisirung, das ganze künstliche System unserer Knechtschaft, hat freilich einige Arten des Uebels ausgerottet, und manchen würdigen Mann, auch manchen Schurken, der Erde länger erhalten. Wir leben sicherer, und schlafen unsere sieben Stunden ruhiger; aber die Sehne des Geistes ist erschlafft und klingt nicht mehr auf unserm Bogen von Korkholz.

Wer forscht nach Hochgefühl der Menschheit, Vaterlandsleidenschaft, Opferdurst für Freiheit und Gesetze, der sehe sich um in den Tales of former times.

Ein nordischer König, erzählen die Sagen, rüstete ein Schiff aus, und wollte nur tapfere Gefährten. In seiner Halle lag ein Stein; wer den nicht aufheben konnte, wer ein furchtsames Wort aussprach, wer das Gesicht verzog, wenn man mit einer Lanze, die nicht selten traf, darnach warf, der blieb zurück; man verglich sich über Gesetze: der Degen mußte kurz sein; jeder mußte seinen Feind gefaßt haben; Wunden wurden nur den folgenden Tag verbunden; im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Mastes herabgelassen werden. Nach vollendeten großen Thaten kamen sie zurück. Ein schreckliches Ungewitter stürmte. Die einzige Rettung war, das Schiff zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter lassen. Alle drängten sich, und die ersten am Rande sprangen ins Meer. Das Schiff wurde leichter, und das Segel blieb. Es bedurfte des Looses nicht. Jeder eiferte für die Gesetze zu sterben.

Diese Erzählung schildert den Geist eines Volks, das in kleinen Haufen Thronen erschüttert, das man ausrotten, aber nicht unterjochen kann.

Freilich sind Sie uns, Monsieur le Marquis, mit ihren Kaloschen, auf unserm Parquet, mehr als diese Seeungeheuer willkommen, und wir wünschen auch die Zeit der Regner Lodbroge und der Innisfaile nicht wieder zurück, weil wir den Stein in der Halle doch liegen lassen müssen. Aber, als Soldaten betrachtet, war das schmutzige Häufchen wohl so brauchbar, als ihre Legion portant des casques dorés, ombragés d'une touffe de crins blancs en forme d'éventail; und wenn Voltaire voller Verwundrung spricht:

Comment ces courtisans doux, enjoués, aimables,
Sont-ils dans les combats des lions indomptables?
Poëme de Fontenay.

so ließe sich das Räthsel wohl noch erklären — weil es eigentlich auf das Comment ankommt.

Ueber die Verbesserung der Landschulen.

Unsre Philantropen sind nicht damit zufrieden, Menschen für ihren Wirkungskreis zu bilden; sie wollen, wie es scheint, die Gattung veredeln. Die Pflanze soll vollkommner in ihren Töpfen gedeihen, und in die alte Erde versetzt, künftig allen Witterungen trotzen. Was will man nicht alles aus Bauernjungen erziehen? Aufgeklärte, polemische Christen, Patrioten, Weise, die, mit ihrem Zustand zufrieden, gegen alles Leiden gewappnet sind, Philosophen, welche Ursache und Wirkung, Grund und Verhältniß, Wahrheit und Irrthum erklären. Der Knabe soll's begreifen, daß Gehorsam, Zwang und Druck Befestigung seiner Wohlfahrt sind, ein Satz, der dem Greise nicht anschaulich einleuchtet, wann man ihm seinen Sohn exportirt, oder wann er seinen Acker verlassen und das Land seines Herrn pflügen muß. Und was fordert man, um alle diese Wunder zu wirken? Nur die Kleinigkeit, eine Heerde ächter Menschenkenner, die, wie Sokrates, spielend Weisheit einflößen, und jedem Alter, jedem Geiste verständlich sind, die jeder eigenen Empfänglichkeit tiefsinnig nachspüren, in alle vielartige Triebfedern des Willens eingreifen, und jedem Kinde sein verdauliches Theil Unterricht mit der Wage des Sanktorius zuwägen. Ich wünsche unsern Zeiten Glück, wenn die Resewitze, die Basedowe, die Salis, die Rousseaus, die Condillacs so zahlreich sind, und wenn man sie für hundert Thaler zu jeder Dorfschule miethen kann.

Und doch ist die Frage, was sich von der überfeinerten Erziehung erhält, wenn der abgerichtete Zögling, in die verwilderte Welt geschleudert, unter allen Leidenschaften seines Alters herumtreibt. Wird gegen mächtiges Gefühl etwas übriggebliebener Wortkram verschlagen? Und die Ahndung entfernter Folgen den Reiz des Genusses überwinden? Auf dem Lande, wo Sklavenarbeit auch wieder Sklavenfreude fordert, wie des Hundes, der seiner Kette entrinnt? Wie behauptet sich Lehre gegen das Beispiel der Alten, das wenig Tugenden predigt? Wie ein Sittenspruch gegen manche Erfahrung, daß eine Lüge fruchtet, eine Wahrheit schadet, und der Betrug oft besser gelingt als die Redlichkeit? Ferne sei's, daß ich Arbeit und Wünsche würdiger Menschenfreunde tadeln sollte. Ich bin von dem elenden Zustand unsrer Schulen überzeugt; und warum sollten sie nicht verbessert werden können? Aber erwartet keine Sprünge, keine ungeheure Revolutionen, weder im Reiche der Natur, noch der Vernunft.

Bildung der Seele bis ins vierzehnte Jahr ist nichts mehr, als was in diesem Alter Ringen und Laufen, Heben und Tragen

*) Den er, nach einem Dekret des Senats, beständig tragen durfte.

**) Wie tausend Wellen gegen die Felsen rollen, so kam Swaran's Heer heran: wie ein Fels tausend Wellen empfängt, so empfing Innisfall Swaran.

***) Jeder läuft seinen Feind zu umfassen. Ihre nervige Arme schlingen sich um einander: sie kehren sich von Seite zu Seite, und strecken und dehnen am Boden ihre großen mächtigen Glieder.

Digitized by Google

für den Körper ist, noch nicht bestimmte Anwendung, sondern Uebung, Prüfung, Entwickelung der Kräfte. Im jungen Geist ist nichts geschäftig, als Gedächtniß und Einbildungskraft; jenes soll genährt, nicht überladen, diese erwarmt und nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit schränkt sich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch beständige Ermunterung zu der besten Richtung sanft zu lenken, und an ihrer Sinnlichkeit vorsichtig zu bauen.

Predigt darum weniger Religion und Tugend, sondern, wie ein großer Schriftsteller sagt, umringt die Seelen der Jugend damit. Laßt alles, was heilige Ehrfurcht verdient, immer in feierlichem Ernst und Würde erscheinen. Tief haftet sinnlicher Schauer, und stimmt auf immer Begriffe von Gott und Erwartung eines künftigen Lebens. Auch uns Klügere befriedigt über das Unsichtbare Empfindung mehr als Erklärung, und Wortkram und Beweise verwehn bei dem Knaben, wie Schall in der Luft. Lehrt Kinder Wohlthun durch Wohlthaten lieben, ehrt jede kindliche Tugend, Mitleiden, Güte, Dankbarkeit, pflegt jede junge Freundschaft, die alle Freuden des Lebens verherrlichet, und erstickt in keinem Herzen die Blume Edens, Fröhlichkeit, die freiwillig keimt, aber in ihrer zarten Blüte oft durch einen Hauch getödtet wird. Ein froher Knabe wird ohne Kunst ein zufriedener und ein glücklicher Mann.

Wo finden wir Lehrer? Darauf kommt freilich alles an. Schulgesetze, vorgeschriebene Methoden haben noch niemand erleuchtet, und es läßt sich keine Klugheit verordnen. Seminarien sind nur in großen Ländern möglich, und ich verlange keine Kandidaten des Predigtamts, wenn die Schule das Fegfeuer und die Kanzel der Himmel sein soll. Meine Lehrer müssen ihren Beruf als eine gewählte Bestimmung ihres Lebens innig lieben, und fern bleibe von meinem Knaben die Blendlaterne, Kompendienweisheit. Aeltere Schüler aus den Gymnasien sind selbst nur ältere Knaben, ganz ohne Menschenkenntniß, und ohne Sanftmuth und Geduld. Nur die Klasse bleibt übrig, aus welcher man unsere Dorfschulen gewöhnlich besetzt, Schulmeisterssöhne, Söhne armer Priester und kleiner Beamten, die, fertig im Lesen, Schreiben und Rechnen, einen Schuldienst als das Ziel ihrer Wünsche betrachten, und sich bis dahin mit Dienen ernähren. Knechte für den erhabensten Beruf der Menschheit! — Wer hat die Söhne der edelsten Römer erzogen? Ich verlange für meine Bauernjungen keine Lehrer aus einer höheren Kaste.

Meine Bedingungen sind erfüllt, wenn ihr Charakter sanft, folgsam, ihr Verstand offen, unverderbt, ihr Wandel sittlich ist. Ihre Vorbereitung wird in einer Normalschule vollendet, deren Einrichtung Muster und Gesetze für alle Schulen des Landes sein wird. Jeder künftige Schulmeister muß darin ein ganzes Jahr gearbeitet haben.

Zu Lehrern dieser Normalschule sind ein Paar aufgeklärte Männer nöthig, die reichlich bezahlt werden müssen. Warum sollten sie nicht eben so gut als ein wohlversorgter Priester bedacht sein, der der Blüthe wartet, da jene den Baum an der Wurzel pflegen! Warum hat man immer den Erinnerer so sehr über den Lehrer erhöht?

Ich fordere wenig Wissenschaft, nur Eine Gabe Basedows, ohne welche keine Erziehung gelingt, — das Talent, die Freundschaft der Jugend zu gewinnen. Alles ist verloren, wenn der Knabe Unterweisung als eine Plage flieht, und sich irgendwo glücklicher als in der Gesellschaft seines Lehrers fühlt.

Religion ist der ehrwürdigste Theil des Unterrichts. Ich rede nur furchtsam davon. Das Christenthum ist leider! eine Wissenschaft geworden, und wer begehrt den Rath eines Laien? Allgemein giebt man zu, daß eine brauchbare Anweisung, welche die Glaubenslehren dringend und deutlich und für die Kinder begreiflich enthält, noch unter die frommen Wünsche gehört. Ein solches Lehrbuch ist allerdings schwer. Nicht, weil es nicht angeht, die Wahrheiten unsers Glaubens in einen verständlichen Vortrag zu kleiden, sondern weil man dazu eine Sprache wählen müßte, die den Wächtern in Zion zu unsymbolisch und darum zu gefahrlich klingt. Wonne dem wohlthätigen Mann, der sich an die bedenkliche Arbeit wagt! Ihn müßte Christus Lehrart erleuchten, der wenig Geheimnisse predigte, aber innig Liebe empfahl, der gern tröstete, selten drautte, und sich immer zum Begriffe seiner Zuhörer herabließ, der nichts tiefsinnig erklärte, sondern durch Beispiele und Gleichnisse sprach, und der seine himmlische Weisheit nie durch schulgerechte Schlüsse bewies.

Ins Lehrbuch der Religion gehört zugleich die Moral, eine Frucht des nämlichen Baums. Beide sind Gesetze der Liebe. Das Glück der Menschen ruht auf dem Rath: Begegne deinem Nächsten, wie du wünschest, daß er dir begegne. Wenn diese Liebe mehr im Herzen, als im Verstande, durch Beispiele mehr als durch Worte in der Jugend erweckt wird, so gedeiht sie gern in jedem Busen. Hiemit sollte man, nach dem Rath der wohlthätigen Kaiserin*), einen faßlichen Auszug der Landesgesetze verbinden; denn der Bauer sollte wissen, was das Gesetz von ihm fordert, damit er es nicht durch unverschuldete Strafen, oder mit seinem Untergang durch Rabulisten erfahre.

Ein Satz würde nach dem andern vorgenommen nicht durch peinliche Verhöre, nicht durch Auswendiglernen ohne Verstand, sondern der Lehrer muß sich, nach Schlossers und Rochows Rath, im Tone des Gesprächs mit seinen Schülern unterhalten, und jede Wahrheit so lange durch Fragen und Exempel erläutern, bis der Schüler, ohne die Worte des Lehrers zu wiederholen, den Sinn begreiflich machen kann. Eher haftet nichts, und dieser Versuch ist Probe des Eindrucks. Aeltere Schüler schreiben ihren Begriff nach Vollendung des Unterrichtes nieder. Nichts berichtiget die Erkenntniß mehr, als wenn man zu dem Gedanken den schriftlichen Ausdruck finden muß.

Fertiges Rechnen und Schreiben ist dem Landmann unentbehrlich. Letzteres würde nach gestochenen Vorschriften geübt; es ist eben so leicht eine gute Hand, als eine schlechte zu lernen. Zur Erholung würde zuweilen aus Gellerts faßlichsten Schriften etwas laut vorgelesen. Strafen bestünden im Heruntersetzen und im Ausschließen von Ergötzlichkeiten; Belohnung, außer dem Heraufrücken, wäre eine Bank im Chor der Kirche, die Bank der guten Schüler genannt. Der Abt von Sagan schlägt die Konduitenlisten vor, ein Einfall, der mit den Regimentslisten verwandt ist. Man muß durch die Form die Sache nicht erschweren. Dafür ist's genug, wenn auf jeder Kirchenvisitation jeder Lehrer einige der besten Schüler nennt, und diese werden mit kleinen Geschenken an Büchern und Kleidungsstücken erfreut.

Aufsicht über die Schulen blieben bei dem Konsistorium; aber ein Mitglied deselben wird zum Schulinspektor ernannt, der den Superintendenten auf die Visitationen begleitet, und die Geschäfte der Schulen in der Versammlung vorträgt. Auf seinen Vorschlag würden auch die fleißigsten Lehrer durch außerordentliche Geschenke ermuntert.

Aber, ruft mir ein wärmerer Jugendfreund zu, die Seele der Bauern ist höherer Aufklärung fähig. Man muß mit einer verständlichen Logik anfangen, als Wissenschaft die Vernunft zu gebrauchen. — Vermuthlich, weil die Professoren der Logik die allervernünftigsten Menschen sind? — Und soll, frägt man ferner, der Bauer in seinem Beruf unwissend bleiben? Nicht den Ackerbau nach richtigen Vorschriften lernen, damit endlich die schädlichen Vorurtheile schwinden? — Freilich ist nichts herrlicher als Theorie, und wir würden alle besser chaussirt sein, wenn der künftige Schuster sein Handwerk nach Grundsätzen lernte.

Wird der Knabe seinen Vater bekehren? Oder glaubt ihr, wenn er heranwächst, wenn er endlich selbst ein Eigenthümer wird, daß er nun seinen geübten Landesgebrauch auf das Ansehen seines Schulmeisters ändert? Lehrt durch Beispiele, ihr klügeren Wirthe! Wenn eure Künste Vortheil bringen, so wird der Bauer sinnlich zur Nachfolge gereizt. Dennoch fährt mein wohlgesinnter Erziehungslehrer fort, kommt und seht, was in einer höheren Sphäre die Salis, die Basedowe mit ihrer Jugend ausrichten, wie die Rochowe ihre Bauernjungen erziehen! Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir durch Dünger, Kosten und Arbeit eine grasreiche, blühende Wiese zu erschaffen; aber die Kunst, die Lüneburger Haide urbar zu machen, ist darum noch nicht erfunden. Wer in unserer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches sagen, und wenig Gutes thun.

*) Instruction pour la Commission des loix.

Ein Zweikampf, wie es wenige giebt.

In einer französischen Garnison ward ein junger Offizier eines Versehens wegen auf die Wache gesetzt. Als er nach überstandner Strafe sich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieser ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermahnung empfing, verlor der junge Ritter so sehr alle Gelassenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbsten Schimpfwörter ausstieß. Der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme: Ich zittre, wie du siehst. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernsten Grenze des Reichs. Sie schlugen sich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konnte.

Kaum erschien er wieder, so war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Also hat

der Stoß durch die Rippen meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie bestehen darauf — aber auf Kugeln.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig danieder.

Der Sohn erschien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fordre Genugthuung. — Sie sind, wie ich sehe, schwer zu befriedigen; geben Sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter versammelte die Kapitäne des Regiments, und trug ihnen die Sache, als kompetenten Richtern der Ehre, vor. Bin ich schuldig, fragte er, mich so lang herum zu schlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: Haben Sie denn den Alten schon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten Sie den Anfang machen sollen. — Der Ritter folgte. Als er aus der Thür des Alten trat, kam ihm der Sohn mit offnen Armen entgegen: Ich bitte um Ihre Freundschaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum sagten Sie mir nicht eher, was Sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konnte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht ihn zu rächen.

Ihr Gesetzgeber, Satirenschreiber, Philosophen, wollt ihr diesen Herausforderer für infam erklären?

Eine Wundergeschichte.

Um jede Dame an ihrem Nachttisch schwebt, wie Pope lehrt, ein Heer unsichtbarer Sylphen, um die neue Schöpfung zu vollziehen. Einer bläst auf der bleichen Wange die Stäubchen des Karmins zurecht, andre wiegen sich auf der spielenden Locke, andre zerren am treulosen Busenschleier, und einer muß sich oft in der hohlen Schnürbrust, wie ein kleiner Sisiphus, martern. Viele sind über das mannigfaltige Werkgeräthe der Schönheit gesetzt. Aus dieser Mythologie läßt sich ein seltener Vorfall erklären, der sich in meiner Gegenwart neulich bei Themiren zutrug. Ihr Spiegel fing an reden; hört, was der Unbescheidene sprach:

„Ich habe Ihnen gnädige Frau, viele Jahre redlich gedient, und sie brehren mich dafür mit einem Vertrauen, dessen sich kein anderes Stück Ihres Nachttisches rühmen kann. Sie schienen mit mir zufrieden zu sein, wenn ich anders Ihr holdes, gefälliges Lächeln recht erkläre. Diese lange Bekanntschaft giebt mir ein Recht zur Aufrichtigkeit. Von nun an darf ich Ihnen einige Fehler nicht verbergen, und vielleicht ist dann Ihre Gnade vorbei."

„Täglich sagt' ich Ihnen, daß Sie schön und reizend sind; wenn ich nun mein Wort zurücknehme? Themire, die Welt ist in ihrem Urtheil mit mir einig; hören Sie von Ihrem alten Freunde in Ihrem Zimmer geduldig eine Wahrheit, die man ungern in den Blicken einer großen Versammlung liest. Ich bin ein gefährlicher Liebling; zu lang darf man mit mir nicht umgehn. Fragen Sie mich seltner um Rath. Es giebt Verdienste, die meines Beifalls nicht bedürfen. Sie können sehr angenehm sein, wenn ich auch noch so übel von Ihnen rede."

Themire ward rings um Ihre Schminke bleich; eine Thräne stieg ins zornige Auge; sie stieß verächtlich den geschwätzigen Spiegel vom Tisch, daß er in kleine Stücke zerbrach. Ich hörte ein leises Lachen des befreiten Silfen, der durch das offne Fenster — seinen Abschied nahm.

Ueber Klopstock.

(Fragment.)

Ich habe Tellows Briefe an Elisa mit innigem Vergnügen gelesen. Mögen sie doch für den größten Haufen manch unwichtiges enthalten; mich interressirt jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; alles erneuert mir den Genuß besserer, vergangener Zeiten.

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind, außer einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft umdämmert; denn auch als Freund ist Klopstock

Eiche, die dem Orkane steht.

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auf sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.

Ich will, lieber Boie, auch aus meinem Gedächtniß einzelne Züge für die wenigen sammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde, lebe, genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höhern einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute, bei welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräg mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen, wie eine Bürde, fortschleppen — sie sind auf der Leiter der Wesen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich ewig in der nehmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. „Dorthin!" rief er, „aber geradezu — wir werden auf Morast und Gräben treffen — ei Bedächtlicher! so bauen wir Brücken;" — und so wurden Aeste gehauen; wir rückten, mit Faschinen beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wann er so mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner bessern Menschen; unsre Stolberge und Karl Gramern hat seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert, oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, eure Micris, Retscher und Slingelande fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm Bouchardons Tiresias, wie er die Schatten beschwört, Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wann sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzet wie ihre Hoffnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur diemen, des Sängers Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier eine griechische Tänzerin. O, wie oft lauschten wir an unsers Gerstenbergs Klavier, wann er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte!

Gerstenberg lebte damals in Lynadve, nahe bei Bernstorf, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Jugend und alle Freuden der Liebe.

— Licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde katullische Lied, und erfand die goldenen Träume des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hipplasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und die Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus, und verließen Paläste, wie man, durch le Notres Gärten, nach dem kunstlosen Hain eilt.

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,
Wann der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.

Digitized by Google

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentirt. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab:

Stammt du roh immer an der Wallung auf dem Heerd', und schläfst
Scheinbar denkend ein? Wecket dich der silberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling! nicht auf?

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur ein Gesetz: wir verlassen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte, oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen Apolls: schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten, und die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — Wird es wohl gar ein Partagetraktat? oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichts? — Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt. Er hat Gesetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonischen Ernst. Ueber alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausforderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrotzend — wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben sofistischen Nichtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein andres Mittel bekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Einbruch, keine Ueberraschung gestört. Ich hab' ihn, als er Hermanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich vertheidigt. Grabt in der Mine, so findet ihr Gold, oder wann euch das zu mühsam wird, so lest Uebersetzungen von Junker, oder Collier's Kubachiade. Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Ueberfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlaut, Zeitmaaß und Wortlaut zu, schöpft so anhänglich aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nüancen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenreihe hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt; und darum ist es nützlich und gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden kommentirt.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Goufre, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — disjecta membra poetae — ließe sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt: ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter goldenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archivs. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

Ein Brief, im Jahre 1768 auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben.

Paris den 20. Nov. 1768.

Wer Lust hat einen Weisen zu sehen, unter diesem sibaritischen Volke, der nahe sich ehrerbietig, wie man sich den Gängen der Akademie zu Platons Zeiten nahte, um fünf Uhr Nachmittags den Zimmern der Mademoiselle de l'Espinasse, wo, in einem auserlesenen Zirkel, Alembert erscheint. Dies ist der Mann, der aus sich selber Fülle der Zufriedenheit schöpft, der, wie Cicero sagt, omnia sua in se posita esse, humanosque casus virtute inferiores putat.

Er hat über den Werth der menschlichen Dinge seine Prüfung vollendet, die Grenzen unserer Erkenntniß umwandelt, und bestimmt, mit mathematischem Scharfsinn, wo Wahrheit und Träume sich scheiden. Wenn er, mit Bacons hellem Blick, alle Wissenschaften durchschaut, überall entdeckt, berichtigt, aufklärt, so übertrifft er den Britten durch seinen Geschmack, durch sein feines Gefühl des Schönen, und durch die Unschuld seines Lebens. Er ist eher kalt, als einladend; aber darum ist Gefühl eigener Würde nicht Stolz bei dem Mann, der sich auf der einmal erstiegenen Höhe fest hält. Strenge Wahl der Gesellschaft ist kein Eigensinn, wenn man das kurze Leben nicht vertändeln will, unter leeren Köpfen, die ein Kompliment, wie ein Sonnenstrahl Mücken, herbeizieht. In dem Kreise seiner Freunde, unter Menschen, die er schätzt, ist er gütig, sanft, bescheiden; dann theilt er sich mit, hört sittsam zu, ergießt sich vertraulich, und nimmt alle Herzen ein. Um die Gunst der Mächtigen buhlt er nicht, ob er sie gleich nicht cinisch verachtet; aber er glaubt, daß ein wahrer Gelehrter klüger ihren Umgang meidet, weil sich Freiheit nicht mit der nothwendigen Ehrfurcht für ihre Launen vereinigen läßt. Einer lebt indeß, der in allen Kampfspielen der Tugend pulverem colligit olympicum, und Helden-, Bürger-, Dichter- und Weisheitskronen ersiegt hat: Friedrich schätzt ihn, und schreibt ihm schönere Briefe, als Trajan dem Plinius schrieb, ohne dafür zu verlangen, daß er ihm eine Lobrede vorlese. Wenn Alembert von ihm, von seinem Aufenthalt in Sans-Soucy redet, so glänzt sein Auge, und sein Ausdruck erwärmt sich. „Man kennt," sagt er, „diesen König allein durch seine Thaten; die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht, wie er dann durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König," spricht er, „steht für die Menschen, und für die Menschenherrscher, wie die Regel des Polyklets für alle Künstler da."

Katharinens Ruf und sein Entschluß, ihn abzulehnen, verherrlicht sie beide. Es war ihrer Tugend gemäß, für ihren Sohn einen Erzieher zu wünschen, den das Urtheil von Europa, wie einst das Orakel den Sokrates für den Weisesten erklärte; er aber überzeugt bescheiden, daß er nicht darein willigen durfte: „Warum sollt' ich," fragte er freundlich, „die Vertrauten meines Herzens, den Himmel meiner Jugend verlassen, um mich in ein entferntes Land zu verpflanzen, das mir ewig fremd bleiben müßte? In meinem Alter hat der Geist schon unvergängliche Falten, der Geschmack wird unbiegsam. Ich würde nicht in Rußland gefallen; mir würde dort alles zuwider sein. Jetzt bin ich glücklich; soll ichs drauf wagen, ob ichs auch im Zwange der Höfe, unter tausend Gefahren, sein kann? Ueberfluß ist äußerst beschwerlich, wenn man nur gebrauchen, und nicht verwalten mag. Pracht und Titel reizen mich nicht, oder ich hätte das Vertrauen der Kaiserin weniger verdient. Es ist wahr, die Philosophie ist alsdann nur schätzbar, wenn sie thätig wird; eigener Vortheil darf hier nichts entscheiden, und man sollte keine Neigungen hören, wanns darauf ankommt, ausgebreitet nützlich zu sein; aber ich habe meine Kräfte geprüft: alles, was ich in meinen Büchern lernte, ist ein wenig Wissenschaft und Genügsamkeit, nicht die schwere Kunst Monarchen zu bilden."

Unter den Neuern erinnert mich Niemand so lebhaft, als er, an die Weisesten unter den Römern. So stelle ich mir des Cicero Freund, den Q. Lucilius Balbus vor *). Er mag reden oder schreiben, immer ist es feste strenge Vernunft, Schlußfolge tiefer Untersuchung; nie wird man gewahr, daß er einkleiden will; er fällt nicht in den lehrenden Ton; er schimmert nicht, aber er leuchtet hell; sein Ausdruck ist männlich und stark; es ist immer der Styl, der sich genau zum Gegenstande schickt; er greift nicht nach den bunten Blumen, die man heutiges Tages über Gemeinsätze streut. Lesen Sie

*) Qui tantos progressus habebat in Stoicis, ut cum excellentibus in eo genere Graecis compararetur. Cic. de Nat. Deor. L. 1

Digitized by Google

nur seine Vorrede zur Encyklopädie, wie er da mit Adlerflug alles Wissen überschwebt und vereinigt, zu der edlen Absicht, das Glück des Menschen zu erhöhn. Als unser König die Akademie besuchte, las Alembert, wie es die Gewohnheit fodert, einen an ihn gerichteten Aufsatz vor, nicht im frostigen Lobredнerstyl, sondern unter der Wendung, seine Wißbegierde zu preisen, war es Xenophon, der die Regenten unterrichtet.

„Wahrheit," sagt er, „ist allein unsers Fleißes, unserer Anstrengung werth; wann ich eine neue Wahrheit in der Meßkunst finde, so vertausche ich sie mit keiner Freude, nicht mit dem reineren Vergnügen, das ein Gedicht, oder ein vollkommenes Schauspiel gewährt; denn meine Lust ist keine Täuschung; die Seele legt zu der Summe ihres Reichthums etwas wirkliches hinzu. Wer mir," fuhr er fort, „eine neue Pflanze zeigt, ist mir lieber als alle Dialektiker, die über Wahrscheinlichkeiten vernünfteln; denn was ist ihre Philosophie? eine Meinung über Meinungen."

Unter Männern dieser Gattung, und ihre Anzahl ist nicht klein, lernt man die Franzosen anders schildern, als es unsere schreiblustige Jugend gewohnt ist. Gesunde, nervige Philosophie, aufgeklärte Menschenliebe erheben jezo dreist ihre Stimmen. Die Nation thut Riesenschritte, und bebt, im Patrioteneifer, nicht vor der Geißel des Despotismus zurück. Freilich fällt es auf, daß die Regierung Wahrheit verträgt, und ihr nicht folgt, daß sie noch immer kleine Vorurtheile heiligt, und erkannte Rechte der Menschheit verletzt. Nach Voltaires, Alemberts, Diderots und Helvetius Schriften, ist es sonderbar, daß man in diesem Lande die Calas rädert, die Chalotais peinigt, jedem Verbrecher vor seinem Tode noch die Folter als eine Zeremonie beibringt. Man begreift nicht, wie man nützliche Bürger zwar staatsklug duldet, aber ihre Nachkommen gesezlich für Hurenkinder erklärt, daß man immer noch Lettres de Cachet ohne Namen, Billette für die Bastille, wie Theaterbillette, an die Minister austheilt, und das Volk der Raubsucht der Finanzhermandad ohne Schuz überliefert. Aber die Aufklärung steigt nur allmählig empor; lange harrt sie in der niedern Gegend. Manche Staaten gleichen den Alpengebirgen; wohlthätige Fruchtbarkeit weit in der Mitte, und die Gipfel bleiben kahl.

Die Mode.

Freund, kein Erdenbürger handelt frei!
Alle fesselt Modetirannei;
Sie, die Damen, süßen Herren, Zofen
Durch Jahrtausende Gesezze gab,
Schwingt auch über steife Philosophen
Eigensinnig ihren Zauberstab.

Sie verordnet Anstand, Sprache, Ton,
Lehrmethoden, Deklamation,
Eigne Schönheitslinien für den Rücken,
Wann er sich vor Hochgebornen beugt;
Sie gebeut Mißfallen und Entzücken:
Wir gehorchen; die Empfindung schweigt!

Aus dem Füllhorn, das sie lächelnd hält,
Sieh, was alles auf uns niederfällt:
Priesterkragen, Poschen, Locken, Zöpfe,
Federbüsche, tiefer Ehrfurcht werth,
Für Dragoner und für Mädchenköpfe,
Oder für ein stolzes Schlittenpferd!

War einst Bayard wohl nicht kühn genug,
Weil sein tapfres Herz im Küraß schlug?
Sind es Helden, die in Tuch und Seide
Bebend jauchzen, wann die Kugel fehlt?
Oder hat die Mode blos zum Kleide
Gestern Eisen, heute Stoff gewählt?

Auf der Kanzel lehrte sie vorhin
Hohle Seufzer aus der Brust zu ziehn,
Und nun rührt sie durch ein schmachtend Lächeln,
Durch ein frei hinwallendes Gewand,
Durch Begeistrungsblicke, durch das Fächeln
Mit der sanft erhobnen weißen Hand.

Sonst war Ordnung Stolz der Wissenschaft;
Auch der Kunst verlieh sie Nervenkraft:
Nun verhöhnen wir das Schulgeschwäze,
Folgen schöpferischen Launen nur.
Sklaven seufzen unter dem Gesezze,
Freie herrschen über die Natur!

Und so schwingt sich, zum Genie erklärt,
Strephon kühn auf Yorik's Steckenpferd,
Trabt mäandrisch über Berg und Auen,
Reist empfindsam durch sein Dorfgebiet,
Oder singt, die Jugend zu erbauen,
Ganz Gefühl, dem Gartengott ein Lied.

Gott der Gärten, stöhnt die Bürgerin,
Lächle gütig! Rosen und Schasmin,
Haucht Gerüche! Fliehet, Handlungssorgen,
Daß mein Liebster heute noch in Ruh
Sein Mark-Einsaz-L'hombre spiele — Morgen
Schließen wir die Unglücksbude zu!

Elend — ruft die Dame bessrer Art,
Ball ist Mode, Schauspiel, Schlittenfahrt;
Von dem Pöbel angestaunt, beneidet
Freiheit athmen; Mann und Wirthschaft fliehn;
In ein halbes Rittergut gekleidet,
Kinder für das Hospital erziehn!

Großen schmeicheln, sich vor Niedern blähn;
Heiß umarmen, die wir heimlich schmähn;
Um kein Epigramm zu unterdrücken,
Keinen Fehler, kein Verdienst verzeihn;
Silberlocken frühlingsähnlich schmücken;
In der Schule klug wie Wittwen sein.

In des Lebens kurzem Possenspiel
Ist nur Freude, nur Genuß das Ziel,
Jauchzt der Musensohn, von Wonne trunken,
Er, der kühn auf Adlerschwingen fliegt,
Bis er, zur Vernunft herabgesunken,
In dem Vorsaal seiner Götter kriecht.

Meine Mode, spricht ein weiser Mann,
Ist, dem Staat zu dienen, wenn ich kann,
Nachbarn gleich im Rathe zu votiren,
Feiner Ketzer Arglist durchzusehn,
Hunderte gelassen zu verlieren,
Und das Wechselreiten zu verstehn.

Du, mein Erbe! ruft ein Reichsbaron, *)
Deine Wissenschaft sei guter Ton!
Handle dreist, gebärde dich bescheiden,
Lerne leben, werde kein Pedant,
Tanze zierlich, wisse dich zu kleiden,
Und vergesse niemals deinen Stand!

Grazie macht an Verdiensten reich;
Werde keinem plumpen Deutschen gleich!
Deutsch beleidigt unsrer Fürsten Ohren;
Nur Paris kann große Männer ziehn;
Freiherrn sind zum Glänzen nur geboren;
Laß um Jugend sich das Volk bemühn!

Ob du junger Unschuld Kränze raubst,
Dir Betrug und Ehebruch erlaubst,
Ob dich heimlich Neid und Hochmuth quälen,
Das entehrt dich Ersigebornen nicht;
Denn die Mode duldet schwarze Seelen,
Aber keine Flecken im Gesicht.

Und so gaukeln wir im Gängelband
Durch das Leben, an der Mode Hand,
Ohne daß sie je zurückekehrten,
Die verträumten Stunden unsrer Zeit.
Wann wirst du einst wieder Mode werden,
Vätertugend, deutsche Redlichkeit?

Empfindungen.

Glücklich ist nicht, wer im goldnen Zauber
Seiner Schlösser schmachtet nach Genuß,
Wer bei Harmonieen wie ein Tauber
Gähnt, und seiner Herrschaft Ueberdruß
Auf sich schwer, wie Felsentrümmer, fühlet,
Gern dem Marterdiadem entsagt,
Das ihm nicht die heiße Stirne kühlet,
Wann ihn schwarze Königssorge plagt.

*) Chesterfield's Letters.

Digitized by Google

Laß ihn Schöpfer einer neuen Erde,
Felsen ebnen und Gebirg' erziehn,
Flüsse lenken, laß auf sein: es werde!
Freudenlose Wüsten um ihn blühn;
Laß ihn schweben auf der Purpurwolke,
Näher dem Olymp, verehrt im Hain,
Bang umzittert von dem blinden Volke,
Und der Gott der Odendichter sein;

In dem kalten, wonneleeren Herzen
Nagt der Ekel seiner Göttlichkeit,
Und er drängt sich durch geweihte Kerzen,
Durch den Opferdampf, im Strahlenkleid,
Ach! umsonst nach Freuden armer Hütten,
Seufzt nach Freunden, findet Knechte nur;
Blumen welken unter seinen Tritten,
Und vor ihm entfärbt sich die Natur.

Wer umlocket seine bleichen Wangen
Freundlich mit dem frühbereiften Haar?
Und wer hängt mit innigem Verlangen
Aus der feilen Odaliken Schaar
An dem hohen Blick der Götterſöhne,
Unter'm Weihrauch, den ein Sklave streut?
Ach! wer trocknet ihre stille Thräne
Durch den warmen Kuß der Zärtlichkeit?

Heil mir an der kühlen Felsenquelle,
Die zu Liedern reizet, und versteckt
Unter Blumen rieselt, endlich helle
Silberarme durch die Fluten streckt,
Wann ich oft, des Tages Arbeit müde,
Einsam hier durch Eichengänge schlich!
Ach! dann fühlt' ich's, innrer Seelenfriede
Und des Herzens Unschuld lohnten mich.

Ist sie's, die in jenen Büschen lauschet,
Und die Lilienstirne schüchtern hebt,
Und nun leiser durch die Blüten rauschet,
Und jetzt kühner durch die Zweige strebt?
Auch ich höre: Vater! rufen, lallen —
An der Tochter Hand erscheint sie mir.
Und sie lächelt die Natur Gefallen,
Und der Weste Schweigen huldigt ihr!

Ha! an ihren Busen hingerissen
Junge Freudenthränen auszuspähn,
Und den Thau der Wollust wegzuküssen,
Weil der Liebe warme Seufzer wehn,
Und die Seele, aufgelöst, schon freier,
Höher schwebt, die Erde schon verläßt,
Ist zu viel — O Nacht, in deinen Schleier
Hülle unsrer Liebe Siegesfest!

David Theodor August Suabedissen,

im Jahre 1773 geboren zu Melsungen, wo sein Vater Justizamtmann war, erhielt wegen der Armuth seiner Eltern eine sehr dürftige Vorbildung für die Academie, die er 1789 durch eine Freistelle an dem Stipendium zu Marburg besuchen konnte. Bis 1793 war er durch eisernen Fleiß so weit gekommen, daß er unter die Candidaten aufgenommen werden konnte. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer gewirkt hatte, erhielt er 1795 eine Stelle an dem Stipendium zu Marburg, dem er selbst seine Bildung verdankte. Er wurde 1800 Professor der Philosophie an der hohen Landesschule zu Hanau, legte diese Stelle aber 1803 nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe zu begründen, die er bald nach Hanau verpflanzte. Seit 1805 bekleidete er mehrere Stellen an Schulen in Lübeck, seit 1812 desgleichen in Cassel, woselbst er auch Instructor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, jetzigen Kurprinzen und Regenten war. Endlich wurde er 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg angestellt; er hatte die Titel eines Doctors der Philosophie und den eines kurhessischen Hofraths. Jetzt wandte sich sein bisher besonders auf Padagogik gerichteter Sinn ausschließlich der Philosophie zu, die ihn schon als Jüngling unwiderstehlich angezogen hatte. Erhard Schmid's, Reinhard's und endlich Kant's Schriften ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Doch strebte er schon damals die starre Form des Lehrgebäudes zu durchbrechen und so suchte er nun bei Spinoza, Fichte, Schelling und Jacobi eine freiere philosophische Ueberzeugung. Ueber der Bearbeitung einer von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Copenhagen gestellten Preisaufgabe, die er glänzend löste, befestigte sich seine eigene Ansicht, von Kant losgerissen, jedoch ohne wissenschaftliche Ausbildung. Auch seine zweite Preisschrift, über die innere Wahrnehmung, wurde 1808 in Copenhagen gekrönt. So entwickelte er auch in Marburg eine ausgezeichnete Wirksamkeit, welcher am 14. Mai 1835 durch den Tod ein Ziel gesetzt ward.

Er gab heraus:

Aufsätze, pädagogischen Inhalts. Leipzig, 1804.
Resultat der philosophischen Erforschungen der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant. (Preisschrift.) Marburg, 1805.
Briefe über den Unterschied in der Erziehung von Knaben und Mädchen. Lübeck, 1806.
Ueber die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.
Die Betrachtung des Menschen. Cassel und Leipzig, 1814—18. 3 Thle.
Wiederherstellung des Christenthums durch Luther. Berlin, 1818.
Philosophie und Geschichte. Leipzig, 1821.
Zur Einleitung in die Philosophie. Marburg, 1827.
Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen. Marburg, 1829.
Von dem Begriffe der Psychologie. Marb., 1830.

S. ist nur als Eklectiker zu betrachten, denn zu einem eigenen durchgebildeten Systeme gelangte er nicht; demungeachtet aber hat er als philosophischer Denker, wie als Pädagog die Wissenschaft zu seiner Zeit durch seine Bestrebungen und Leistungen wesentlich gefördert.

Suchenwirth, s. Meistersänger.

Christoph Joseph Sucro,

am 14. December 1718 zu Königsberg geboren, bezog 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren und wurde Magister der Philosophie. 1743 erhielt er die Professur der Philosophie und der griechischen Sprache, später die der Beredsamkeit am academischen Gymnasium zu Coburg. Er starb daselbst am 8. Juni 1756.

Seine Schriften sind:

Lehrgedichte und Fabeln. Halle, 1747.
Kleine deutsche Schriften, herausgegeben von G. C. Harleß. Coburg, 1769.

S. war eigentlich durchaus kein Dichter, wußte aber zu damaliger Zeit nicht ohne Geschick die Form zu behandeln und gute und gesunde Gedanken und Lehren in ein leidliches poetisches Gewand zu kleiden.

Digitized by Google

Johann Josias Sucro,

der jüngere Bruder des Vorigen, war wie Jener in Königsberg geboren und lebte als Cadetten-Prediger zu Berlin, woselbst er 1750 starb.

Von ihm erschien:

Die beste Welt, Lehrgedicht. Halle, 1747.
Sammlung auserlesener Gedichte. Halle, 1747.
Erfahrungen. Brandenburg, 1758—66. 4 Thle.
Parallelen. Brandenburg, 1760.

Der jüngere S. besaß noch etwas mehr Talent als sein Bruder, doch beschränkte er sich auch nur auf didactische Stoffe, die er nicht ohne Geschick behandelte.

Daniel Sudermann,

1550 zu Lüttich geboren, brachte seine Jugend — nach seinen eigenen Aeußerungen — an Höfen zu und lebte später im Geist Schwendfeld's zu Straßburg, wo er im ersten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts gestorben sein muß.

Gleichnusse, in welchen durch Vorstellung leiblicher Figuren garschöne geistreiche Lehren fürgebildet werden. Straßburg, 1624—26. 2 Thle.

Ein eifriger Schwärmer, der jedoch nicht ohne Talent für das religiöse Lied war.

Johann Georg Sulzer,

am 16. October 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, das jüngste von 25 Kindern, die seinem Vater; Rathmann und Seckelmeister, geboren wurden, verlor an demselben Tage seine beiden Eltern und konnte von dem kleinen Erbtheil kaum zu studiren hoffen. Der republikanische Sinn seiner Landsleute hauchte ihm früh unbegränzte Freiheitsliebe und der Abscheu, den seinem Vater die Verfolgung der französischen Reformirten einst gegen allen Parteihaß eingeflößt hatte, dieselbe Toleranz in Glaubenssachen ein. Ohne große Neigung kam er, um Theologie zu studiren, 1736 mit schwachen Vorkenntnissen auf das akademische Gymnasium nach Zürich. Wolfs Metaphysik regte ihn zuerst zum Denken an. Große Männer wirkten von nun an auf seinen schwer zu erweckenden Geist, unter denen der Theolog Zimmermann, der Naturforscher Johann Geßner, endlich Bodmer und Breitinger die bedeutendsten waren. Doch blieb seine Neigung zur Mathematik vorherrschend, ja aus Freude an mechanischer Arbeit erlernte er die Buchbinderei auf das Gründlichste. 1739, nachdem er ohne eine eigentliche Universität besucht zu haben, seinen theologischen Cursus vollendet hatte, wurde er ordinirt und als Vicar dem Pfarrer zu Maschwanden beigegeben. Kränklichkeit nöthigte ihn, diese Stelle gegen die eines Hofmeisters im Schlosse Wyden an der Thur zu vertauschen: auch hatte sich schon sein Geist immer mehr von der Theologie der Naturwissenschaft zugewandt. Eine ähnliche Stelle bekleidete er seit 1743 in Magdeburg. Hier war es, wo ihm durch Bekanntschaft mit mehreren Dichtern, namentlich Gleim, die früher nicht geahnte hohe Bedeutung der schönen Wissenschaften aufging. 1747 nahm er einen Ruf als Professor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin an, 1750 ward er in die königliche Academie der Wissenschaften aufgenommen. Der Tod seiner geliebten Gattin nöthigte den Tiefgebeugten, eine Reise in sein Vaterland zu machen; von 1762 bis 1763 blieb er dort und fühlte sich so von ihm gefesselt, daß er 1763 um Entlassung von seiner Stelle anhielt, um sein Leben in der Schweiz zu beschließen. Aber der König erhielt ihn Berlin durch eine ehrenvolle Anstellung an seiner neugegründeten Ritteracademie, auch schenkte er ihm ein Gütchen in Moabit. Jetzt lag ihm vor Allem die Regulirung der sehr in Unordnung gerathenen Verhältnisse der Oeconomie und eine Reform des Joachimsthaler Gymnasiums ob; 1770 mußte er mit Sack und Spalding die Schulen von Kloster Bergen, Stargard und Stettin untersuchen. Aber seine Gesundheit begann mehr und mehr zu wanken; auf Haller's Rath bereiste er 1775 die Schweiz, Südfrankreich und die Lombardei. Auf dieser Reise erfreute ihn des Königs Gnade durch Uebersendung des Titels eines Directors von der philosophischen Facultät seiner Ritteracademie. Er kehrte nach Berlin zurück, aber seine Kräfte schwanden sichtbar, und am 25. Februar 1779 machte der Tod seinem reichen Leben ein Ende.

Seine Schriften sind:

Lobrede auf den König. Berlin, 1758.
Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur, herausgegeben von Sack. Berlin, 1741.
Allgemeine Theorie der schönen Künste. Leipzig, 1772—74; neu 1792—94. 4 Thle.
(Literarische Zusätze von Blankenburg. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.)
(Nachträge von Schatz und Dyck. Leipzig, 1792—1808. 8 Bde. 8.)
Philosophische Schriften. Leipzig, 1773—85. 3 Thle; neu 1800.

Ueber S. urtheilte am Treffendsten der große Herder im Octoberhefte des deutschen Merkurs vom Jahre 1781 S. 30—35, wo er von ihm sagt: „S's Verdienste sind die eines Pädagogen und Philosophen, beide Worte im edelsten Verstande genommen. Der Klang, der er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, ist außer meinem Urtheil. Als practischen Philosophen über die Erziehung und Unterweisung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Versuch (über Auferziehung und Unterweisung der Kinder) an; sein kurzer Inbegriff der Wissenschaften, seine Vorübungen, die Einrichtung des Mitauischen Gymnasiums, und viele Verdienste, die er sich um das Schulwesen in Berlin und andern preußischen Städten erworben, haben durch Rath und That diesen kleinen Versuch erhöhet. Wenn es nun wirklich keine nützlichere Philosophie giebt, als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat S. einen Rang über manchen scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder. Ich setze in dieses Fach auch einige seiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur, über den Werth der Noachide, über die bessere Anwendung der Künste und sonst geschrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber sie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Noachide ist S. eigentlich kein strenger Kunstrichter,

Digitized by Google

sondern ein Freund des Dichters, der die moralischen Schönheiten seines Gedichts entwickelt und der Jugend anpreiset, wie er es auch im großen Wörterbuche der Künste oft gethan hat. Der moralische Nutzen, auf den er überall die Künste und jede schöne Wissenschaft angewendet wissen will, ist edel und wünschenswerth, vielleicht aber nicht immer, insonderheit auf den Wegen, die er vorschlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hindernisse, sondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunst selbst wegen. Indessen sind bei der großen Zwecklosigkeit und den zum Theil schandlichen Mißbräuchen, in die die besten derselben gerathen sind, zu unsrer Zeit auch platonische Gedanken und Wünsche hierüber schätzbar. Als Philosoph war S. ein Philosoph des gesunden Verstandes, der planen, nicht spitzfündigen Vernunft. Psychologie war das Feld, wo ihm die Zerlegung der Begriffe am meisten glückte. Und giebt es in der ganzen Philosophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld, als dieses? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, seine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Triebe, zuletzt über das Wesen und die Unsterblichkeit der Seele sind voll schöner Wahrnehmungen. Wenn sie die Begriffe nicht allemal zur vollständigsten Deutlichkeit heben, so ziehen sie sie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor, und sind dem Leser, insonderheit dem sich bildenden Jünglinge so unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philosoph emporsteigt, läßt er stehen, und zieht sie nicht stracks nach sich; ein anderer kann und mag weiter steigen. Das größeste Gebäude endlich, das S. errichtete, ist sein Wörterbuch der schönen Wissenschaften und Künste; ein babalisches, vielleicht unvollendetes und ein zu vollendendes Gebäude, das seinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erste Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menschen Leben hinausreichte; selbst der Plan derselben ward einigemal geandert; das Gebäude kam indessen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es ist wohl unleugbar, daß S. den Plan, den er in den Literaturbriefen bekannt machte, nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei so verschiedenen Künsten nicht jedem Begriffe, jedem Hauptworte auf den Grund kommen; noch weniger in der, für jede zusammenhängende Philosophie fatalen Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältnisse nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verschiedenen Künsten verschiedene Mitarbeiter waren, die gemeinschaftlichen Ideen verschiedener Künste auf dem kürzesten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. s. f. Aber wer wird Unmöglichkeiten fordern und wer einem, und zwar dem ersten Versuche, das Geschäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? S. hat angefangen; wer baut weiter? Man binde, leite, simplificire die Begriffe, wo sie noch nicht recht gebunden und simplificirt sind; man stelle die Künste und ihre Theile mit mehreren Verhältniß gegen einander, als sich bei dem ersten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; insonderheit führe man auch die Begriffe der Kunst genetischer in ihre Geschichte, und schärfe hie und da, was bei S. zu rund, zu allgemein gesagt sein möchte. Das Werk, wie es ist, ist ein Denkmal des philosophischen Sinnes der Deutschen, mit La Combe und ähnlichen Büchern so wenig zu vergleichen, als der Palast mit einer Marktbude. Wenn man S. zum Theil strenge beurtheilt hat, so kam es davon her, daß man ihn nach seinem eigenen Plane beurtheilte, und in diesen hohen Ideen lange auf das Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt ist wohl Niemand in Deutschland, der den Werth seines Buchs verkennt; und auch selbst die Mängel desselben; daß S. sich mehr auf dem Wege des schlichten, gesunden Verstandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzelner feiner Begriffe umherkletterte, sind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die schönsten Artikel in ihm sind auch psychologisch und pädagogisch; hierunter sind manche, die für ganze Abhandlungen der Academie gelten möchten. In diesem Werk ist S. eine ganze Academie selbst. In den letzten Jahren seines Lebens that der kranke Weltweise eine Reise durch die schönsten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in seinen früheren Jahren so wahr, so fromm und edel gepriesen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Gesundheit zu holen; sie konnte ihm aber denselben für diese Welt nicht mehr geben. Er ging mit Gesinnungen, die ein Brief von Spalding in seinen letzten Tagen beschreibt, in eine schönere Natur Gottes über."

Ode*).

(Dichtkunst.)

Das kleine lyrische Gedicht, dem die Alten diesen Namen gegeben, erscheinet in so mancherlei Gestalt, und nimmt so vielerlei Charaktere und Formen an, daß es unmöglich scheinet, einen Begriff festzusetzen, der jeder Ode zukomme, und sie zugleich von jeder andern Gattung abzeichne. Von der Eiche bis zum Rosenstrauch sind kaum so viel Gattungen von Bäumen, als Arten dieses Gedichtes von der hohen pindarischen Ode bis auf die scherzhafte, niedliche Ode des Anakreons. Es scheinet, daß die Griechen den Charakter dieser Dichtungsart mehr durch die äußerliche Form und Versart, als durch innerliche Kennzeichen bestimmt haben. Die neuern Kunstrichter geben Erklärungen davon, und bestimmen ihren innern Charakter; aber wenn man sich genau daran halten wollte, so müßte man manche pindarische und horazische Ode von dieser Gattung ausschließen.

Nur darin kommen alle Kunstrichter mit einander überein, daß die Oden die höchste Dichtungsart ausmachen, daß sie das Eigenthümliche des Gedichts in einem höhern Grad zeigen, und mehr Gedicht sind, als irgend eine andere Gattung. Was den Dichter von andern Menschen unterscheidet, und ihn eigentlich zum Dichter macht, findet sich bei dem Odendichter in einem höhern Grad, als bei irgend einem andern. Dieses ist nicht so zu verstehen, als ob zu jeder Ode mehr poetisches Genie erfordert werde, als zu jedem andern Gedicht; daß Anakreon ein größerer Dichter sei, als Homer: sondern so, daß die Art, wie der Odendichter in jedem besondern Falle seine Gedanken und seine Empfindung äußert, mehr Poetisches an sich habe, als wenn derselbe Gedanken, dieselbe Empfindung in dem Ton und in der Art des epischen, oder eines andern Dichters, wäre an den Tag gelegt worden. Was er sagt, das sagt er in einem poetischen Ton, in lebhaftern Bildern, in ungewöhnlicherer Wendung, mit lebhafterer Empfindung, als ein andrer Dichter. Mit einem Wort, er entfernet sich in allen Stücken weiter von der gemeinen Art zu sprechen, als jeder andere Dichter. Dieses ist sein wahrer Charakter.

Deswegen aber ist nicht jede Ode erhaben, oder hinreißend; aber jede ist in ihrer Art, nach Maaßgebung dessen, was sie ausdrückt, höchst poetisch; ihr Ausdruck, oder ihre Wendung hat allemal, wenn auch der Inhalt noch so klein, noch so gering ist, etwas Außerordentliches, das den Zuhörer überrascht, mehr oder weniger in Verwunderung setzet, oder doch sehr einnimmt. Um dieses zu fühlen, lese man die zwanzigste Ode des ersten Buchs vom Horaz. Mäcenas bat sich selbst bei dem Dichter zu Gaste; in der gemeinen Sprache würde dieser ihm geantwortet haben: Du kannst kommen, wenn du mit schlechterm Wein, als dessen du gewohnt bist, vorlieb nehmen willst. Ein Dichter, der sich nicht bis zum Ton der Ode heben kann, würde dieses etwas feiner

*) Aus Sulzer's Theorie der schönen Künste.

und witziger sagen: Horaz aber giebt dem Gedanken eine Wendung, wodurch er den empfindungsvollen sapphischen Ton vorträgt; und indem er ihn in einer hohen poetischen Laune vorträgt, wird er zur Ode.

Es ist also nicht die Größe des Gegenstandes, der besungen wird, nicht die Wichtigkeit des Stoffs, darin man den Charakter dieses Gedichts zu suchen hat; es erhält ihn allein von dem besondern und höchstlebhaften Genie des Dichters, der auch eine gemeine Sache in einem Lichte sieht, darin sie die Phantasie und die Empfindung reizet. So leicht es ist, das Charakteristische dieser Dichtungsart bei jeder guten Ode zu empfinden, so schwer ist es, dasselbe durch umständliche Beschreibung zu entwickeln.

Da sie die Frucht des höchsten Feuers der Begeisterung, oder wenigstens des lebhaftesten Anfalls der poetischen Laune ist: so kann sie keine beträchtliche Länge haben. Denn dieser Gemüthszustand kann seiner Natur nach nicht lange dauern. Und da man in einem solchen Zustande alles übersieht, was nicht sehr lebhaft rühret, so sind in der Ode Gedanken, Empfindungen, Bilder, jeder Ausdruck entweder erhaben, hyperbolisch, stark und von lebhaftem Schwung, oder von besonderer Annehmlichkeit; alles Bedächtliche und Gesuchte fällt da nothwendig weg. Darum ist auch die Ordnung der Gedanken darin zwar höchst natürlich für diesen außerordentlichen Zustand des Gemüthes, darin man nichts sucht, aber einen Reichthum lebhafter Vorstellungen von selbst, von der Natur angeboten, findet; man empfindet, wie ein Gedanken aus dem andern entstanden ist, nicht durch methodisches Nachdenken, sondern der Lebhaftigkeit der Phantasie und des Witzes gemäß. Es ist darin nicht die nothwendige Ordnung, wie in den Gedanken, der ein zergliedernder, oder zusammensetzender Verstand entwickelt, aber eine den Gesetzen der Einbildungskraft und der Empfindung gemäße, nach welcher der poetische Taumel des Dichters insgemein sich auf eine unerwartete Weise endiget, und in dem Zuhörer Ueberraschung oder sanftes Vergnügen zurückläßt. Dadurch wird jede Ode eine wahrhafte und sehr merkwürdige Schilderung des innern Zustandes, worin ein Dichter von vorzüglichem Genie, durch eine besondere Veranlassung auf eine kurze Zeit ist gesetzt worden. Man wird von diesem sonderbaren Gedicht einen ziemlich bestimmten Begriff haben, wenn man sich dasselbe als eine erweiterte, und nach Maaßgebung der Materie mit den kräftigsten, schönsten, oder lieblichsten Farben der Dichtkunst ausgeschmückte Ausrufung vorstellt.

Wir müssen aber nicht vergessen, auch eine ganz eigene Versart mit zu dem Charakter der Ode zu rechnen. Man kann leicht erachten, daß ein so außerordentlicher Zustand, wie der ist, da man vor Fülle der Empfindung singt und springt, (dies ist wirklich der natürliche Zustand, der die Ode hervorgebracht hat), auch einen außerordentlichen Ton und Klang verursachen werde. Der Dichter nimmt da Bewegung, Wohlklang und Rhythmus, als bewährte Mittel, die Empfindung zu unterhalten und zu stärken zu Hülfe *). Ich habe anderswo eine Beobachtung angeführet, welche beweiset, wie viel Kraft das Melodische des Sylbenmaaßes habe, um den Dichter in seiner Laune zu unterhalten **). In der Gemüthslage, worin der Odendichter sich befindet, spricht man gerne in kurzen, sehr klangreichen Sätzen, die bald länger, bald kürzer sind, nach Maaßgebung der Empfindung, die man äußert.

Daher ist zu vermuthen, daß jede wirkende Ode, sie sei hebräischen, griechischen oder celtischen Ursprunges, in dem Klange mehr Musik verrathen wird, als jede andere Dichtungsart. Dieses liegt in der Natur. Als man nachher die von der Natur erzeugten Oden zum Werk der Kunst machte, dachte man vielfältig über das Sylbenmaaß nach, und das feine Ohr der griechischen Dichter fand mancherlei Gattungen desselben ***). Die Anordnung der Verse in Strophen, die nach einem Muster wiederholt werden, scheinet blos zufällig zu sein, ob sie gleich jetzt beinahe zum Gesetz geworden.

Dieses scheinet also der allgemeine Charakter aller Oden zu sein.

In besondern Zügen aber herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit. In dem Ton ist sie entweder hoch, auch wohl durchaus erhaben, oder sie ist blos ernsthaft und pathetisch, oder gar wohl nur klein, launisch, oder lieblich. So viel Schattirungen des Tones von der durchdringenden Trompete und stürmenden Pauke, bis auf den sanften Ton der Flöte sind, so vielfältig kann der Ton sein, in welchem der Odendichter singt: und in dem Ton ist die Ode bald durchaus gleich, bald steigend, bald fallend. Eben so mannichfaltig ist sie in dem Plan, oder der Ordnung der Gedanken. Bisweilen läßt sie uns den Dichter in lebhafter Empfindung sehen, deren Veranlassung wir nicht wissen, bis er ganz zuletzt den Gegenstand kurz anzeiget, der ihn in diesen außerordentlichen Zustand gesetzt hat. So ist Klopstocks Ode an Bodmer. Der Dichter fängt ungemein feierlich und pathetisch an:

Der die Schicksungen lenkt, beißet den frömmsten Wunsch
Mancher Seligkeit goldenes Bild
Oft verweben, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.

In diesem Ton und in dieser Materie über die verborgenen Wege der Vorsicht fährt der Dichter bis gegen das Ende fort, ohne uns merken zu lassen, wodurch diese feierlich ernsthafte Betrachtung veranlasset worden. Ganz am Ende entdecken wir sie, da der Dichter sie kurz anzeiget, und nun schweiget. Er kommt zuletzt auf diese Betrachtung:

Oft erfüllet er Gott, der das Schicksal geordnet, auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehen wir denn unser Glück,
Sehens mit Augen und glaubens kaum.

Und nun zeiget er uns erst die Veranlassung aller dieser Betrachtungen, indem er schließt:

Dieses Glücke ward mir, als ich zum erstenmal
Bodmers Armen entgegen kam.

Anderemal läßt der Dichter gleich anfangs den Gegenstand, der ihn belebt, sehen, verweilet sich kurz dabei, verliert ihn denn aus dem Gesicht, und hält sich bis ans Ende mit Aeußerung der Empfindungen auf, die er in ihm veranlasset hat. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens Ode auf den über die See fahrenden Virgil. Der Dichter zeiget uns gleich seinen Gegenstand, indem er mit dem Wunsch anfängt, daß das Schiff, dem die Hälfte seiner Seele anvertraut ist, glücklich fahren möge. Denn verläßt er diesen Gegenstand; die Sorge für seinen Freund führet auf verdrießliche Betrachtungen über die Kühnheit der Menschen, die es zuerst gewagt haben, die See zu befahren; dann kommt er in dieser Laune auf noch allgemeinere Betrachtungen über die Verwegenheit der Menschen, die alles wagt, was sie nicht wagen sollte, bis er mit dem übertriebenen Gedanken schließt:

Coelum ipsum petimus stultitia neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Iovem ponere fulmina.

Hier ist also der Plan der angeführten Klopstockischen Ode gerade umgekehrt. Beide zeigen uns den Gegenstand, der den Dichter ins Feuer gesetzt, nur einen Augenblick, und halten sich durch die ganze Ode bei der Wirkung desselben auf ihr Gemüthe auf.

Andremale füllt der Gegenstand allein den ganzen Gesang aus. So ist die zehnte Ode des Horaz im ersten Buche ein Lobgesang auf den Mercurius, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; der Dichter wendet sein Auge mit keinem einzigen Blick von seinem Gegenstand ab. Klopstocks Ode, die beiden Musen, ist eine hochst poetische Beschreibung des Gegenstandes, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; und die meisten Oden des Anakreons sind liebliche Schilderungen eines Gegenstandes, den der Dichter nicht einen Augenblick verläßt.

In andern Oden wechseln Ursach und Wirkungen wechselweis ab. Der Dichter macht zwar oftere, aber kurze Ausschweifungen von seinem Gegenstand, kommt aber bald wieder auf ihn zurück. Oft aber sehen wir ihn in einem hohen poetischen Taumel, dessen Veranlassung wir kaum errathen, und unter dessen mannichfaltigen Wendungen wir kaum einen Zusammenhang erblicken. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens vierte Ode im dritten Buch. Der Dichter fängt an die Calliope, die vornehmste der Musen, vom Himmel herunter zu rufen, und bittet sie irgend ein langes Lied, in welchem Ton es ihr gefallen möchte, zu singen: er läßt uns nicht merken, warum er diesen Wunsch äußert. Gleich dünkt ihn, er höre den Gesang der Muse, die gekommen sei und nun im heiligen Haine herumirre. Aber jetzt erzählt er uns, wie er in seiner Kindheit, als er in einer Wildniß herumschweifend eingeschlafen, von wilden Tauben mit Laub bedeckt worden, um vor Schlangen und wilden Thieren sicher zu liegen. Doch scheinet er uns merken zu lassen, daß er diese Wohlthat den Musen, seinen Schutzgottinnen, zu danken habe. Denn fährt er voll Empfindung fort, die Musen für seine Beschützerinnen zu erkennen, mit denen er bald auf einem, bald auf einem andern seiner Landgüter sicher herumirret. Ihnen verdankt ers, daß er weder in der Niederlage bei Philippi umgekommen, noch von dem umgestürzten Baum erschlagen worden. Darum will er, von ihnen begleitet, in die entferntesten fruchtbarsten Länder reisen, und sich unter die wildesten Völker wagen. Nun kommt er plötzlich auf den Cäsar und sagt,

*) S. Melodie; Takt; Rhythmus.
**) S. die Vorrede zu der ersten Sammlung der Gedichte der Frau Karschin.
***) S. Sylbenmaaß; Versart.

daß er nach unzähligen vollbrachten Arbeiten des Krieges, da er jetzt die Ruhe sucht, sie im geheimen Umgange mit den Musen finde, rühmet sie, daß sie Lust daran haben, ihm gelinde Rathschläge einzuflößen. Denn kommt er auf den Krieg der Titanen, bei dem er sich lang aufhält, und scheinet uns lehren zu wollen, daß Jupiter von der Pallas unterstützt, einen leichten Sieg über sie erhalten, obgleich eine fürchterliche Macht gegen ihn gestanden. Dieses leitet ihn auf die wichtige Bemerkung, daß Macht ohne Ueberlegung unmächtig, hingegen mittelmäßige Stärke durch kluges Ueberlegen den Segen der Götter gewinne, und von großer Wirkung sei. Denn lobt er auch von den Göttern, daß sie alle Macht, die auf Unrecht abzielt, verabscheuen, und erwähnet zur Bestätigung dieser Anmerkung die Strafen, die den hundertarmigen Gyges, oder Briareus, den verwegenen Orion, den Typhous, den Tytius und den Pirithous betroffen. — Und damit ist die Ode zu Ende.

Hier kann man kaum errathen, was für ein Gegenstand, oder was für ein Gedanken den Dichter so lebhaft gerührt hat, daß er in einem so feurigen Ton erst die Calliope vom Himmel ruft, denn so sehr gegen einander abstechende Vorstellungen in diesem Gesang vereiniget. Von den Auslegern des Horaz sagt einer dieses, ein andrer etwas anderes, und einige getrauen sich gar nicht das Räthsel so aufzulösen; so sehr versteckt ist oft der Plan des Odendichters.

Weil es doch überhaupt einiges Licht über die Theorie der im Plan sehr versteckten Ode verbreiten kann, so will ich meine Gedanken über die Veranlassung und den Plan dieser Ode hier zu setzen wagen, den Warter, wie höhnisch auch unser sonst furtreffliche Geßner dabei lächelt, wie mich dünkt, wenigstens zur Hälfte errathen hat.

Cäsar hatte nun alle Vertheidiger der Freiheit, und zuletzt auch seine Mitthrannen überwunden, und war allein Herr über alles. Horaz mochte in einer vertraulichen Stunde mit einem Freund, vielleicht dem Mäcenas, über die Lage der Sachen sich unterredet haben: dabei kann einem von ihnen den Gedanken aufgestoßen sein, daß diese, auf so große Macht gegründete Herrschaft, vielleicht doch nicht sicher genug sei. Diese Vorstellung rührte den Dichter auf das lebhafteste, und dazu war freilich die Sache wichtig genug. Nun fällt ihm ein, wie dieser Herrschaft eine völlige Sicherheit zu verschaffen wäre. Cäsar müßte die Künste der Musen in Flor bringen, dabei sich durchaus einer gelinden Regierung befleißen, und alles mit großer, aber wahrhaftig weiser Ueberlegung veranstalten. Es sei nun, daß der Dichter seine Gedanken hierüber blos seinem Freund zu eröffnen, oder gar den Cäsar selbst errathen zu lassen, sich vorgesetzt habe, so war allemal die Sache höchst bedenklich, und konnte weder allzudeutlich, noch geradezu gesagt werden. Darum nimmt der Dichter einen großen Umweg, und überläßt dem, für welchen die Ode geschrieben worden, zu errathen, was er damit habe sagen wollen.

Die feierliche Anrufung der Calliope ist schon zweideutig: man konnte sie auslegen, daß der Dichter die Göttin um ihren Beistand für diesen Gesang anrufe; aber er meinte so, sie soll kommen, um mit allen Reizungen ihrer Gesänge dem Cäsar beizustehen, und durch Ermunterung vieler Dichter seinen Zeiten Glanz und mannichfaltige Annehmlichkeit zu geben. Er sieht auch den Anfang dieser guten Zeit: aber er will nicht zu offenbar sprechen; er kommt plötzlich auf sich selbst zurück, ohne den Hauptgedanken fahren zu lassen, und erzählt, oder erdichtet, wie die Musen ihn, weil ein Dichter aus ihm werden sollte, beschützt haben, und noch beschützen. Dieses ist eine Art Allegorie, wodurch er zu verstehen giebt, daß der, der nichts gefährliches, nichts gewaltthätiges gegen andre im Sinne hat, sondern, wie ein unschuldiger Dichter, blos sich zu ergötzen sucht, sonst keine Ansprüche macht, und jedem seine Art läßt, auch nie etwas zu befürchten habe. Dieses drückt er sehr poetisch aus, daß die Musen ihm sichern Schutz angedeihen lassen. Damit bestätiget er zwei Sätze auf einmal; den, daß eine angenehme Regierung sicher sei, und den, daß der Regent wenigstens den Schein annehmen soll, als wenn er gegen Niemand etwas Gewaltthätiges im Sinn habe. Nun kommt er wieder ganz natürlich und ohne Sprung, ob es gleich so scheinet, auf den Cäsar, der auch in diesem Fall sei, weil er sich auch mit den Musen beschäftiget, die ihm deswegen Mäßigung und Gelindigkeit einflößen. Nun giebt er einen noch offenbaren Wink, um durch eine neue Allegorie zu zeigen, wie es wirklich leicht sei, mit Ueberlegung und Weisheit selbst gegen die Auflehnung einer noch großern Macht sich in Sicherheit zu setzen, und allenfalls die Aufrührer, die insgemein sich ihrer Macht auf eine unbesonnene Weise bedienen, zu zähmen. Endlich giebt er noch eben so verdeckt und allegorisch den Rath, durch eine gerechte und billige Staatsverwaltung die Götter für die neue Regierung zu interessiren, die alle auf Unrecht gehende Gewalt verabscheuen und bestrafen.

Dieses ist überhaupt der Weg, den der Dichter gerne nimmt, um von sehr bedenklichen und gefährlichen Dingen mit Behutsamkeit zu sprechen, und darin gleichet er dem Solon, der sich närrisch anstellte, um dem athenienſischen Volk einen dem Staate nützlichen Rath zu geben, den er ohne Lebensgefahr geradezu nicht geben durfte.

Wir haben die verschiedenen Arten der Ode in Absicht auf den Ton und den Plan oder Schwung derselben betrachtet. Eben so ungleich ist sie sich selbst auch in Ansehung des Inhalts, oder der Materie, die sie bearbeitet. Sie hat überhaupt keinen ihr eigenen Stoff. Jeder gemeine oder erhabene Gedanken, jeder Gegenstand, von welcher Art er sei, kann Stoff zur Ode geben; es kommt dabei blos darauf an, mit welcher Lebhaftigkeit, in welcher wichtigen Wendung, und in welchem hellen Lichte der Dichter ihn gefaßt habe. Wer, wie Klopstock so feierlich denkt, von Empfindung so ganz durchdrungen wird, oder eine so hoch fliegende Phantasie hat, findet Stoff zur Ode, da, wo ein andrer kaum zu einiger Aufmerksamkeit gereizt wird. Wer, als ein Mann von so einzigem Genie, würde einen Stoff, wie in der Ode Sponda, ich will nicht sagen in so hohem feierlichen, sondern nur in irgend einem der Leier, oder der Flöte anständigen Tone haben besingen können? Der wahre Odendichter sieht einen Gegenstand, der mancherlei liebliche Phantasien, oder auch wichtige Vorstellungen, oder starke Empfindungen in ihm erweckt: tausend andre Menschen sehen denselben Gegenstand mit eben der Klarheit, und denken nichts dabei. Des Dichters Kopf ist mit einer Menge merkwürdiger Vorstellungen angefüllt, die wie das Pulver sehr leicht Feuer fangen, und auch andere daneben liegende schnell entzünden.

Der gewöhnlichste Stoff der Ode, der auch Dichter von eben nicht außerordentlichem Genie zum Singen erweckt, ist von leidenschaftlicher Art; und unter diesen sind die Freude, die Bewunderung, und die Liebe die gemeinsten. Die beiden erstern sind allem Ansehen nach die ältesten Veranlassungen der Ode, so wie sie es vermuthlich auch von Gesang und Tanz sind, die allem Ansehen nach ursprünglich mit der Ode verbunden gewesen. Der noch halb wilde, so wie der unmündige Mensch äußert diese Leidenschaften durch Hüpfen, Frohlocken und Jauchzen. Ein feierliches Trauren, das bei dem noch ganz natürlichen Menschen in Heulen und Wehklagen ausbricht, scheinet hienächst auch Oden veranlasset zu haben; durch Nachahmung solcher von der Natur selbst eingegebenen Oden, ist der Stoff derselben mannichfaltiger worden.

Man kann überhaupt die Ode in Absicht auf ihre Materie in dreierlei Arten eintheilen. Einige sind betrachtend, und enthalten eine affektvolle Beschreibung oder Erzählung der Eigenschaften des Gegenstandes der Ode; andere sind phantasiereich, und legen uns lebhafte Schilderungen, von einer feurigen Phantasie entworfen, vor Augen; endlich ist eine dritte Art empfindungsvoll. Am öftersten aber ist dieser dreifache Stoff in der Ode durchaus vermischt. Zu der ersten Art rechnen wir die Hymnen und Lobgesänge, wovon wir die ältesten Muster in den Büchern des Moses und in den hebräischen Psalmen antreffen. Auch Pindars Oden gehören zu dieser Art, wiewohl sie in einem ganz andern Geist gedichtet sind: insgemein aber sind sie nichts anders, als höchst poetische Betrachtungen zum Lobe gewisser Personen, oder gewisser Sachen. In diesen Oden zeigen die Dichter sich als Männer, die urtheilen, die ihre Beobachtungen und Meinungen über wichtige Gegenstände empfindungsvoll vortragen. Der darin herrschende Affekt ist Bewunderung, und oft sind sie vorzüglich lehrreich.

Zu der zweiten Art rechnen wir die Oden, welche phantasiereiche Beschreibungen, oder Schilderungen gewisser Gegenstände aus der sichtbaren Welt enthalten, wie Horazens Ode an die blandusische Quelle, Anakreons Ode auf die Cicade und viele andere dieses Dichters. Man sieht, wie dergleichen Gesänge entstehen. Der Poet wird von der Schönheit eines sichtbaren Gegenstandes mächtig gerühret, seine Phantasie geräth in Feuer, und er bestrebt sich, das, was dieser ihm vormalt, durch seinen Gesang zu schildern. Bisweilen ist es ihm dabei blos um diese Schilderung zu thun, wodurch er sich in der angenehmen Empfindung, die der Gegenstand in ihm verursacht hat, nähret: andremal aber veranlasset das Gemälde bei ihm einen Wunsch, oder führet ihn auf eine Lehre, und diese setzet er, als die Moral seines Gemäldes hinzu*). Von dieser Art ist die Ode des Horaz an den Sextius**), und viele andre dieses Dichters. Sie scheinet überhaupt die größte Mannichfaltigkeit des Inhaltes für sich zu haben. Denn die natürlichen Gegenstände, wodurch die Sinne sehr lebhaft ge-

*) S. Moral.
**) Lib. I. Od. 4.

Digitized

reizt werden, sind unerschöpflich, und jede kann auf mancherlei Art ein Bild einer sittlichen Wahrheit werden. Diese Oden sind auch vorzüglich eines überraschenden Schwunges fähig, durch den der Dichter seine Schilderung auf eine sehr angenehme, meist unerwartete Weise auf einen sittlichen Gegenstand anwendet, wovon wir Gleims Ode auf den Schmerlenbach zum Beispiel anführen können. Man denkt dabei, der Dichter habe nichts anders vor, als uns den angenehmen Eindruck mitzutheilen, den dieser Bach auf ihn gemacht hat; zuletzt aber werden wir sehr angenehm überrascht, wenn wir sehen, daß alles dieses blos auf das Lob seines Weines abzielt; denn der Dichter setzet am Ende seiner Schilderung hinzu:

Jedoch mein lieber Bach,
Mit meinem Wein sollst du dich nicht vermischen.

Die dritte Art des Stoffs ist der empfindungsvolle. Der Odendichter kann von jeder Leidenschaft bis zu dem Grad der Empfindung gerührt werden, der die Ode hervorbringt. Alsdenn besinget er entweder den Gegenstand der Empfindung und zeiget uns an ihm das, was seine Liebe, sein Verlangen, seine Freude oder Traurigkeit, oder auf der andern Seite seinen Unwillen, Haß, Zorn und seine Verabscheuung verursachet; die Farben zu seinen Schilderungen giebt ihm die Empfindung an die Hand, sie sind sanft und lieblich, oder feurig, finster und fürchterlich, nachdem die Leidenschaft selbst das Gepräg eines dieser Charaktere trägt; oder er schildert den Zustand seines Herzens, äußert Freude, Verlangen, Zärtlichkeit, kurz, die Leidenschaft, die ihn beherrscht, wobei er sich begnüget den Gegenstand derselben blos anzuzeigen, oder auch nur errathen zu lassen. Gar oft mischet er beiläufig Lehren, Anmerkungen, Vermahnung, oder Bestrafung, zartliche, fröhliche oder auch verdrießliche Apostrophen, in sein Lied. Seine Lehren und Sprüche sind allemal von der Leidenschaft eingegeben, und tragen ihr Gepräg. Darum sind sie zwar allemal nachdrücklich, dem in Affekt gesetzten Gemüthe sehr einleuchtend, bisweilen ausnehmend stark und wahr, andremal aber hyperbolisch, wie denn die Leidenschaft insgemein alles vergrößert oder verkleinert, auch oft nur halb oder einseitig wahr. Denn insgemein denkt das in Empfindung gesetzte Gemüth ganz anders von den Sachen, als die ruhigere Vernunft. Aber wo auch bei der Leidenschaft der Dichter die Sachen von der wahren Seite sieht, wenn er ein Mann ist, der tief und gründlich zu denken gewohnt ist: da giebt die Empfindung seinen Lehren und Sprüchen auch eine durchdringende Kraft, und erhebt sie zu wahren Machtsprüchen, gegen die Niemand sich aufzulehnen getraut.

Am gewöhnlichsten sind die Oden, darin dieser dreifache Stoff abwechselt; da der Dichter von einem Gegenstand lebhaft gerühret, jede der verschiedenen Seelenkräfte an demselben übet; da Verstand, Phantasie und Empfindung bald abwechseln, bald in einander fließen. In diesen herrscht eine höchst angenehme Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern und Empfindungen, aber alle von einem einzigen Gegenstand erweckt, der uns da in einem mannichfaltigen Licht auf eine höchst interessante Weise vorgestellt wird.

Es wird etwas zu endlicher Aufklärung der Natur und des Charakters der Ode dienen, wenn wir durch einige Beispiele zeigen, wie ein Gedanken, eine Vorstellung, die Aeußerung einer Empfindung zur Ode wird. Wir wollen diese Beispiele aus dem Horaz, als den bekanntesten Odendichter, wählen.

Die eilfte Ode des ersten Buches ist nichts anders, als dieser Satz: es ist klüger das Gegenwärtige zu genießen, als sich ängstlich um das Künftige zu bekümmern. Er ist auf die kürzeste und einfacheste Weise in eine Ode verwandelt. Diese Verwandlung wird dadurch bewirkt, daß der Dichter mit Affekt die Leukonoe anredet, und den allgemeinen Gedanken auf den besondern Fall dieser Person mit Wärme und lebhaftem Interesse anwendet, daneben alles mit starken poetischen Farben malet. Die zehnte Ode des zweiten Buchs ist die ganz gemeine Lehre, „daß ein weiser Mann sich weder durch das anscheinende Glück zu großen und gefährlichen Unternehmungen verleiten, noch durch jeden kleinen Anfall des widrigen Glücks kleinmüthig machen läßt," höchst poetisch vorgetragen und ausgebildet. Der Dichter redet einen Freund an, dem er diese Lehre in einem warmen dringenden Ton einschärft. Erst wird sie in einer kurzen sehr malerischen Allegorie vorgetragen.

Rectius vives, Licini, neque altum
Semper urguendo, neque tam porcellas
Cautus horescis, nimium premento
Littus iniquum.

Denn folget eine affektvolle Anpreisung eines durch Mäßigung glücklichen Lebens, sehr kurz und lebhaft durch ein paar malerische Meisterzüge ausgedrückt.

Aurenm quisquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Schon diese beiden Strophen stellen uns eine Ode dar. Aber es liegt dem Dichter sehr am Herzen, seinen Freund gänzlich von jener Lehre zu überzeugen. Darum fährt er in dem affektreichen Ton fort zuerst die heftige Unruhe, die die Hoheit begleitet, und die große Gefahr, die ihr drohet, durch zwei höchst treffende allegorische Bilder zu schildern:

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus; et celsae graviore casu
Decidunt turres; feriuntque summos
Fulgura montes.

hernach seinen Freund zu erinnern, wie ein wahrhaftig weiser Mann bei widrigem und günstigem Glücke dessen Veränderlichkeit bedenkt, deren ihn auch der Lauf der Natur erinnert. Daraus ziehet er den Schluß, daß ein gegenwärtiges widriges Glück eine bessere Zukunft hoffen lasse.

— Non si male nunc et olim
Sic erit.

Zuletzt stellt er durch ein angenehmes Bild vom Apollo, der nicht immer in ernsthaften Geschäften den Bogen spannt, sondern auch bisweilen durch den Klang der Cither, sich zu angenehmen Zeitvertreib ermuntert, vor, daß ein weiser Mann sich nicht ohne Unterlaß mit schweren Geschäften abgiebt; und schließt endlich mit der Vermahnung, im widrigen Glücke sich herzhaft, und im günstigen vorsichtig zu zeigen, welches ebenfalls in einer sehr kurzen und vortrefflichen Allegorie geschieht.

Rebus angustis animosus atque
Fortis appare; sapienter idem
Contrahes vento nimium secundo
Turgida vela.

Hier sieht man sehr deutlich, wie eine gemeine Vorstellung durch das Genie des Dichters zur Ode geworden.

Aus der fünften Ode des ersten Buches sehen wir, wie ein bloßer Verweis, den der Dichter einem Frauenzimmer wegen ihrer Unbeständigkeit in der Liebe giebt, zu einer sehr schönen Ode wird. Der Dichter wollte im Grunde nichts sagen, als dieses einzige; du bist eine Unbeständige, die mich nicht mehr anlocken wird. Die Wendung, die er diesem Gedanken giebt, und der höchst lebhafte Ausdruck, macht ihn zur Ode. „Wen magst du nun gefesselt halten, o! Pyrrha? — Ach der Unglückliche weiß nicht, wie bald du ihm untreu werden wirst! Ich bin aus deinen Fesseln, wie aus einem Schiffbruch gerettet, und habe meine nassen Kleider aus Dankbarkeit dem Neptunus geweiht!"

Man siehet aus diesen Beispielen, wie ganz gemeine Gedanken durch den starken Affekt, in dem sie vorgetragen werden, und durch Einkleidung in lebhafte Bilder zur Ode werden. Würde Jemand sagen: seitdem Sybaris die Lydia liebt, hasset er die freie Luft und die Leibesübungen ꝛc. so lag ehedem der Sohn der Thetis versteckt: so weiß man nicht, ob er ein satyrisches Epigramma machen, oder blos die seltsame Wirkung der Liebe an diesem Beispiel in philosophischem Ernste zeigen will. Wenn aber diesen Zustand des Verliebten einen Dichter von lebhaftem Genie in leidenschaftliche Empfindungen setzet; wenn er ausruft: „Um aller Götter willen, o! Lydia, warum stürzest du durch deine Liebe den Sybaris in's Elend? Warum haßt er die freie Luft! u. s. w." so fühlt jeder sogleich den Ton der Ode.

So kann auch eine bloße Schilderung eines Gegenstandes, wenn sich wahre Leidenschaft und starke dichterische Laune darin mischt, zur Ode werden. Nichts anders ist die Ode an die Tyndaris, als eine bloße mit viel Affekt gezeichnete Schilderung der Annehmlichkeit eines der Horazischen Landsitze, die er mit der Geliebten zu theilen wünschet. So entstehen auch aus poetischen und bilderreichen Schilderungen des innern Zustandes, darin ein Mensch durch irgend eine Leidenschaft gesetzt worden, die angenehmsten, die feurigsten, die zärtlichsten, die erhabensten Oden.

Dieses kann hinlänglich sein, um von der Natur und den verschiedenen Charakteren der Ode, sich wahre Begriffe zu machen. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß es Dichter giebt, die bisweilen durch Kunst, Zwang, oder aus bloßer Lust nachzuahmen, ihr Genie in dem Ton der Ode stimmen, und das, was sie mit so viel Affekt oder Laune ausdrücken, nicht wirklich fühlen. Aber der Dichter muß sehr schlau sein, und seine Ode mit erstaunlichem Fleiß ausarbeiten, wo wir den Betrug nicht merken, und wo wir seine verstellte Empfindung für wahr halten sollen. Es begegnet ihm sehr leicht, daß das, was er sagt, mit dem Ton, darin es gesagt wird,

Digitized by Google

nicht so vollkommen übereinstimmt, als es in der wirklichen Empfindung geschieht. Selbst Horaz konnte sich nicht allemal so verstellen, daß man den Zwang nicht merkte: seine Ode an den Agrippa*) ist gewiß nur eine Ausrede, wo der Dichter das was er von seinem Unvermögen sagt, nicht im Ernst meinet. Von solchen Oden kann man nicht erwarten, daß sie das Leben, oder die Wärme der Einbildungskraft und Empfindung haben, als die, welche in der wirklichen Begeisterung geschrieben worden. Da es eine der Eigenschaften der dichterischen Genies ist, sich leicht zu entzünden: so kann auch die durch Kunst, oder Nachahmung entstandene Ode, der wahren, von der Natur eingegebenen, sehr nahe kommen.

Von der Kraft und Wirkung der Ode kann man aus dem urtheilen, was wir in den Artikeln Lied, Lyrisch, hierüber bereits angemerkt haben. Empfindung und Laune haben etwas ansteckendes; in der Ode zeigen sie sich aber auf die lebhafteste Weise: darum ist diese Dichtart vorzüglich eindringend, auch wohl hinreißend. Es waren lyrische Dichter, von denen man sagt, daß sie die noch halb wilden Menschen gezähmet, und unwiderstehlich, obgleich mit sanftem Zwange dahin gerissen haben, wohin sie durch keine Gewalt hätten gebracht werden können. Die Ode hat mit dem Lied, das eine besondere Art derselben ist, dieses vor viel andern Werken der schönen Künste voraus, daß sie ihre Kraft auch bei noch rohen Menschen zeiget, da die Beredsamkeit, die Malerei, und überhaupt die aus verfeinertem Geschmack entstandene Kunst viel weniger populär ist.

Zwar scheinet es, daß die hohe Ode sich sehr von dem Charakter, wodurch sie auf den großen Haufen wirket, entferne, da viel Psalmen, pindarische und horazische Oden oft den feinsten Kennern nicht verständlich genug sind. Man muß aber bedenken, daß uns in dieser Entfernung der Zeit, in der so unvollkommenen Kenntniß der alten Sprachen und sehr vieler Dinge, die zu jener Dichter Zeiten jedermann bekannt waren, manches sehr schwer scheinet, was denen, für welche die Oden der Alten gedichtet worden, ganz geläufig gewesen. Denn ist auch ein Unterschied zu machen zwischen den Oden, die für öffentliche Gelegenheiten und für ein ganzes Volk, und denen, die nur bei besondern, einen Theil der Nation, oder gar nur wenig einzelne Menschen interessirenden Veranlassungen gedichtet worden. Jenen ist das Populäre, Verständliche, wesentlich nothwendig; bei diesen wird der Zweck erreicht, wenn sie nur denen, für deren Ohr sie gemacht sind, verständlich sind.

Von welcher Art aber die Ode sei, wenn sie einen von der Natur berufenen Dichter zum Urheber hat, und von ihm wirklich in der Fülle der Empfindung, oder des Feuers der Phantasie gedichtet worden, so ist sie allemal wichtig. Sie ist alsdenn gewiß eine wahrhafte Schilderung des Gemüthszustandes, in dem sich der Dichter bei einer wichtigen Gelegenheit befunden hat. Darum können wir daraus mit Gewißheit erkennen, was für Wirkung gewisse merkwürdige Gegenstände auf Männer von vorzüglichem Genie gehabt haben. Wir können den wunderbaren Gang, und jede seltsame Wendung der Leidenschaften und anderer Regungen des menschlichen Gemüthes, die mannichfaltigen, zum Theil sehr außerordentlichen Wirkungen der Phantasie, daraus kennen lernen. Wir werden dadurch von der uns gewöhnlichen Art, sittliche und leidenschaftliche Gegenstände zu beurtheilen und zu empfinden, abgeführt, und lernen die Sachen von andern weniger gewöhnlichen Seiten ansehen. Manche Wahrheit, die uns sonst wenig gerührt hat, dringet durch die Ode, wo sie in außerordentlichem Licht, und durch Empfindung verstärkt, erscheinet, mit vorzüglicher Kraft bis auf den innersten Grund der Seele; mancher Gegenstand, der uns sonst wenig gereizt hat, wird uns durch die höchst lebhafte Schilderung des lyrischen Dichters merkwürdig und unvergeßlich: manche Empfindung, die wir sonst nur durch ein schwaches Gefühl gekannt haben, wird durch die Ode sehr lebhaft und wirksam in uns. Also dienet überhaupt die lyrische Poesie dazu, daß jedes Vermögen der Seele dadurch auf mannichfaltige Weise einen neuen Schwung und neue Kräfte bekommt, wodurch Urtheilskraft und Empfindung allmählig erweitert und gestärkt werden. Darum kann die Ode mit Recht auf den ersten Rang unter den verschiedenen Werken der Dichtkunst Anspruch machen, und der Reichthum an guten Oden gehöret unter die schätzbaren Nationalvorzüge.

Die ältesten und zugleich vortrefflichsten Oden der alten Völker sind ohne Zweifel die hebräischen, deren wir aber hier blos erwähnen, um den Leser auf die höchst schätzbaren Abhandlungen darüber zu verweisen, die wir dem berühmten Lowth, einem Mann von tiefer Einsicht und von großem Geschmack, zu danken haben**). Die Griechen besaßen einen großen Reichthum, wie in allen andern Gattungen der Werke des Geschmacks, also auch in dieser; aber der größte Theil davon ist verloren gegangen. Die Alten rühmen vorzüglich neun griechische Odendichter; diese sind: Alcäus, Sappho, Stesichorus, Ibicus, Bacchylides, Simonides, Aleman, Anakreon und Pindar. Die Oden der sieben ersten sind bis auf wenig einzelne Stellen verloren gegangen. Von Anakreon haben wir noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und von Pindar eine starke Sammlung, obgleich eine noch größere Menge ein Raub der Zeit geworden sind. Aber der Stoff der übrig gebliebenen pindarischen Oden ist für uns weniger interessant, weil darin blos die Männer besungen werden, die in den verschiedenen öffentlichen Kampfspielen der Griechen den Preis erhalten haben. Wir haben diesem großen Dichter einen besondern Artikel gewidmet*). Man muß auch die tragischen Dichter der Griechen hieher rechnen; denn in jedem Trauerspiel kommen Gesänge der Chöre vor, die wahre Oden von hohem feierlichen Ton sind. Sie haben vor allen andern Oden dieses voraus, daß die Gemüther durch das, was auf der Bühne vorgegangen, auf das Beste vorbereitet sind, den Eindruck mit voller Kraft zu empfinden. Die genaueste Ueberlegung hätte kein schicklicheres Mittel ausgedacht, den vollkommensten Gebrauch von der Ode zu machen, als das, was die Gelegenheit hier von selbst anbot. Wir haben anderswo gesagt, wie die Chöre in alten Trauerspielen gelegentlich beibehalten worden. Wenn wir von diesem Ursprung derselben nicht unterrichtet wären, so würden wir denken, sie seien mit guter Ueberlegung in das Trauerspiel eingeführt worden, um der Ode Gelegenheit zu verschaffen, in ihrer vollen Wirkung zu erscheinen. Die Gemüther sind durch die tragische Handlung zum Eindruck der Ode vorbereitet, und er wird durch den feierlichen Vortrag und die Unterstützung der Musik noch um ein merkliches verstärkt. Diese Betrachtung allein solle hinreichend sein, die Chöre wieder in die Tragödie aufzunehmen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein in der griechischen Litteratur wol erfahrner Mann, von so reifem Urtheil und so feinem Geschmack als Lowth, über die verschiedenen Gattungen der griechischen Ode so gründlich und ausführlich schriebe, als dieser vortreffliche Mann über die hebräische Ode geschrieben hat. Dieses würde ein Werk von ausnehmender Annehmlichkeit und für die Odendichter von außerordentlichem Nutzen sein. Es ist kaum eine Gemüthslage, in der ein Dichter sich zur Ode gestimmt fühlte, möglich, die dabei nicht vorkäme; von den kleinen lieblichen Gegenständen, wodurch die Seele in süße Schwärmerei gesetzt wird, bis auf die größten, die sie mit Ehrfurcht, Schrecken und andern überwältigenden Leidenschaften erfüllen, ist kein Odenstoff, den nicht irgend einer der griechischen Dichter behandelt hätte, wenn wir vom Anakreon bis auf die erhabenen Chöre des Aeschylus heraufsteigen. Hier wäre also vortreffliche Gelegenheit für einen wahren Kunstrichter, Ruhm zu erwerben.

Die Römer sind, wie in allen Zweigen der Künste, so auch hierin, weit hinter den Griechen zurück geblieben. Horaz war ihr einziger Odendichter, der den Griechen zur Seite stehen konnte; dieses haben sie selbst eingestanden**). Aber dieser allein konnte statt vieler dienen. Er wußte seine Leier in jedem Ton zu stimmen, und hat alle Gattungen der Ode von der hohen Pindarischen, bis auf das liebliche Anakreontische, und das schmelzende Sapphische Lied, glücklich bearbeitet.

Wir dürfen in diesem Zweig der Dichtkunst keine der heutigen Nationen beneiden. Klopstock kann ohne übertriebenen Stolz dem Deutschen zurufen:

> Schrecket noch anderer Gesang dich, o Sohn Teutons,
> Als Griechengesang: —
> — So bist du kein Deutscher! ein Nachahmer
> Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!

Diesen Vorzug haben wir vornehmlich dem Mann von außerordentlichem Genie zu danken, der mit gleichem Recht sich dem Homer und dem Pindar zur Seite stellen kann. Nichts ist erhabener, feierlicher, im Flug kühner, als seine Ode von höherem Stoff; nichts jubelreicher, als die von freudigem; nichts rührender, schmelzender, als die von zärtlichem Inhalt. Nur Schade, daß dieser wirklich unvergleichliche Dichter in seinen Oden von geistlichem Inhalt, bisweilen auch bei weniger erhabenem Stoff seinen Flug so hoch nimmt, daß nur wenige ihm darin folgen können.

Nächst diesem verdienet Ramler eine ansehnliche Stelle unter unsern einheimischen Odendichtern. Er hat das deutsche Ohr mit dem Wohlklang der griechischen Ode bekannt gemacht,

*) Lib. I. Od. 6.

**) Rob. Lowth de sacra poesi Hebraeorum praelectiones Academicae. Prael. XXV—XXVIII.

*) S. Pindar.

**) Lyricorum Horatius fere solus legi dignus. Quintil. Instit. Lib. X. Cap. 1. 69.

auch den wahren Schwung und Ton der horaziſchen Ode in der deutſchen vollkommen getroffen. Hierin ſcheinet er ſeinen Ruhm geſucht zu haben; denn man entdecket leicht bei ihm den Vorſatz, ein genauer Nachahmer des Horaz zu ſein. Selbſt in der Wahl des Stoffs ſcheinet er des Römers Geſchmack zum Muſter genommen zu haben. Für die höhere Ode iſt Friedrich ſein Auguſt; zu der gemäßigten von ſanft empfindſamem, oder blos phantaſiereichem Inhalt, giebt ihm ein Mädchen, oder ein Freund, oder die Annehmlichkeit einer Jahreszeit den Stoff, den er allemal in einer höchſt angenehmen Wendung behandelt, und mit überaus feinen Blumen beſtreut. Was kann anmuthiger und lieblicher ſein, als ſein Amynt und Chloe? Höchſt maleriſch und phantaſiereich iſt die Sehnſucht nach dem Winter, und mit einem höchſt glücklichen und angenehmen Schwung hat der Dichter dieſe ſchöne Ode geendigt. Nichts iſt zärtlicher und von ſanfterem Ausdruck, als das wechſelſeitige Lied Ptolemäus und Berenice.

Auch Lange und Pyra, die es zuerſt gewagt haben, der deutſchen Ode ein griechiſches Sylbenmaaß zu geben, und Uz ſtehen mit Ehren in der Claſſe der guten Odendichter. Dieſer letztere hat oft, ohne den Horaz nachzuahmen, von wirklicher nicht nachgeahmter Empfindung angeflammt, in Schwung, Gedanken und Bildern, bald den hohen Ernſt, bald die Annehmlichkeit des Horaz erreicht. Cramer hat vorzüglich den Pſalm für ſeine Leier gewählt; ſein Vers ſtrömt aus voller Quelle. Wenn er weder die Hoheit noch die Lieblichkeit, noch die nachdrückliche Kürze des hebräiſchen Ausdrucks erreicht, ſo übertrifft er doch darin meiſtentheils ſeine deutſchen Vorgänger.

Ueberhaupt ſcheinet es, daß die Ode das Fach iſt, darin die deutſche Dichtkunſt ſich vorzüglich zeigen könnte: hätten nur unſre Dichter einen bequemern und höhern Standort, aus dem ſie zur beſten Anwendung ihrer Talente, die Menſchen und ihre Geſchäfte beſſer überſehen könnten!

von Sumauwe, ſ. Meiſterſänger.

Suonegge, ſ. Minneſinger.

Friedrich Gottlieb von Süßkind,

am 17. Februar 1767 zu Neuſtadt an der Linde geboren, wurde zu Stuttgart erzogen und 1783 in das theologiſche Stift zu Tübingen aufgenommen. Nachdem er am Ende ſeiner Studienzeit Pfarrgehilfe geworden war, machte er 1790 eine Reiſe durch Deutſchland. Im Jahre 1791 wurde er Repetent am Stift zu Tübingen und Doctor der Philoſophie, 1795 Diaconus zu Urach und 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Tübingen. Hier entwickelte ſich und endigte auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1805 ging er als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart. Bald wurde er Oberſtudienrath, Feldpropſt und Ordensprälat, einige Jahre ſpäter Mitglied des Obercenſurcollegiums und 1814 Director des Oberſtudienrathes. Er ſtarb am 12. November 1829.

Von ihm erſchien:

Antrittspredigt. Tübingen, 1798.
Abſchiedspredigt. Tübingen, 1805.
Ueber die peſtalozzi'ſche Methode. Stuttg., 1800.
Liturgie für das Königreich Würtemberg. Stuttgart, 1809.
Prüfung der ſchelling'ſchen Lehre von Gott, Vorſehung, Weltſchöpfung, Freiheit, moraliſchem Guten und Böſen. Stuttgart, 1812.
Predigten, herausgegeben vom Magiſter L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.
Vermiſchte Aufſätze, herausgegeben von L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.

Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Theologen ſeines Vaterlandes, machte ſich v. S. um daſſelbe ſowohl als practiſcher Geiſtlicher, wie durch treffliche Schriften vielfach verdient.

Süßkind, ſ. Minneſinger.

Johann Wilhelm Süvern,

am 3. Januar 1775 zu Lemgo geboren, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Berlin Theologie und Philologie und nahm 1796 eine Lehrſtelle am grauen Kloſter daſelbſt an. 1800 übernahm er mit einer Profeſſur das Directorium der Schule zu Thorn und 1803 daſſelbe zu Elbingen. 1809 wurde er endlich als Staatsrath und 1818 als geheimer Ober-Regierungsrath zu Berlin angeſtellt und mit dem rothen Adlerorden dritter Claſſe geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 2. October 1829.

Er gab heraus:

Aeſchylus Sieben gegen Theben, überſetzt, nebſt ſechs Abhandlungen. Halle, 1797.
Ueber Schillers Wallenſtein. Berlin, 1800.
Sophocles Trachinierinnen, überſetzt. Berlin, 1802.
Erinnerungen an merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen. Berlin, 1814.
Ueber Ariſtophanes Drama: Das Alter. Berlin, 1827.

Ein überaus feiner Kunſtkritiker bewährte S. namentlich ſeine tiefe claſſiſche Kunſtbildung durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung antiker Dramen.

Sylveſter, ſ. G. A. von Hardenberg.

Syntax (Peregrinus), ſ. Hempel.

Digitized by Google

T.

Talander, s. Bohse.

Tannhäuser, s. Minnesinger.

Fanny Tarnow

ward am 17. December 1783 zu Güstrow geboren, verlor ihre Eltern früh, und lebte nach einander in Petersburg, Berlin, Lübeck und Hamburg. 1820 ließ sie sich in Dresden nieder, später in Weißenfels.

Ihre bedeutendsten Schriften sind:

Auswahl aus ihren Schriften. Leipzig, 1830. 15 Bde. 12.
Novellen. Leipzig, 1830. 3 Bde.
Auguste. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Briefe. Berlin, 1819.
Celeste. Leipzig, 1834. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.
Erzählungen. Leipzig, 1833—35.
Sir Richard Falkonet. Leipzig, 1825.
Lebensbilder. Leipzig, 1824.
Thecilde von Adlerstein. Leipzig, 1816.

Viele andere theils originale, theils dem Englischen und Französischen nachgebildete oder aus diesen Sprachen übertragene Schriften.

Feine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen, lebendige Phantasie, tiefes Gefühl, Klarheit und Kraft der Darstellung, und ein ausgezeichneter Styl geben allen ihren Leistungen einen bleibenden hohen Werth. Sie zeichnet sich vorzüglich dadurch von den anderen deutschen Schriftstellerinnen aus, daß sie mit zarter Weiblichkeit den Adel der Seele zu schildern versteht, und auf ihn nächst dem Glauben, als das Wahre und Einzige hinweist, welches über alle Kämpfe des Lebens siegreich emporhebt.

Täschler, s. Minnesinger.

Johann Tauler (Thauler)

ward im Jahre 1294 zu Straßburg, nach Andern zu Cöln geboren, trat sehr jung in den Dominikanerorden ein, in welchem er sich bald durch scholastische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit hervorthat. Als der Ausgezeichnetste der deutschen Mystiker, in denen im vierzehnten Jahrhundert die Gefühlstheologie gegen die Philosophie ihre Rechte vertreten sah, an der Spitze der Brüderschaft der ewigen Weisheit, genoß er, auch im Lebenswandel höchst erbaulich, die größte Theilnahme seiner Zeitgenossen und selbst Luther bekannte große Sympathie für seine Predigten. Mitten in seiner glänzenden Laufbahn ward einst der berühmte Doctor der Theologie von einem Laien überführt, daß er noch nicht ganz zur Gnade in der Selbstverleugnung durchgedrungen sei. Eines Sonntags verstummte er plötzlich auf der Kanzel unter vielen Thränen und erst nach zwei Jahren still beschaulichen Lebens wagte er wieder sie zu betreten und redete mit neuen Zungen von der Lust des Liebestodes in Gott. Er starb im Dominikanerkloster zu Straßburg am 16. Juni 1361.

Seine Werke erschienen als:

Sermones des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Dr. Johann Tauler, von latein in teutsch gewendt. Augsburg, 1498. 1508. Basel, 1521. (Neu bearbeitet: Predigten. Frankfurt am Main 1826. 3 Thle.)
Seine Opera, zu Cölln, 1548. (Uebersetzt, mit Speners Vorrede. Nürnberg, 1688.)

Is Predigten entsprangen aus der Tiefe innigster gläubiger Begeisterung und verbanden mit reichster Wärme des Herzens große Einfachheit und Verständlichkeit, besonders seitdem er sich von der metaphysischen Behandlung seiner Stoffe ab und der reinen geistigen Auffassung und Behandlung zuwandte. Für die Ausbildung deutscher oratorischer und didactischer Prosa waren seine Kanzelvorträge von hoher Wichtigkeit, denn, wenn er sie gleich deutsch hielt, während er sie lateinisch niederschrieb, so daß sie erst wieder zurück in das Deutsche übersetzt werden mußten, so ward doch die Sprache außerordentlich durch neue Wortbildungen und Wendungen, welche er ursprünglich eingeführt und die sein Uebersetzer wieder anwandte, bereichert, um so mehr, als sich viele hochbegabte Männer um ihn sammelten, die seine Weise nachzuahmen und zu erreichen strebten.

Zwei Predigten von Johann Tauler *).

I. Ueber Paul. II. ad Corinth. III. v. 6. Littera occidit, spiritus autem vivificat.

Item die bredie usser sancte pauwels epistele des zwölften sunnendages leret wie wir got liben sollent in allen sinen goben, in allen sinen bürden mit rehter langbeitikeit.

„Die geschrift die toetet, vnd der geist machet lebende." Es sint zwo wisen**) des volkes vnd der friunde gottes. Die eine das was die alte e, das alte geseyede. Die

*) Nach W. Wackernagel's Recension.
**) Die Straßb. Hss. Es sint zwei wesen zwo wisen.

ander die niuwe e, das niuwe gesetzede. Die alte gesetzde die muosten alle menschen halten die behalten solten werden, biz das christus geboren wart, vn mit allen iren ampten, biz die niuwe e kam mit iren gesetzeden vnd iren ampten. Vnd ist bise alte gesetzede gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzede. Vnd siht ein ieklich disem niuwen rechte vnder die ougen. Vnd wirt mit dem alten bereit zuo dem niuwen. Wan ein ieglich ding das enphohen sol, das muos zuo dem ersten empfenglich werden. Die alte gesetzede die hatte vil vntregenliche bürden, vnd hatte griuweliche vrteile vnd strenge bewegunge der gerechtikeit gottes vnd ein vinstere verre hoffenunge einre erloesunge: wanne die pforten warent in gar vnd zuo mole beslossen, das siu mit alme irme lidende vnd iren werken niut hin en mohten. Aber siu begerten sere, vnd muostent lange vnd swerliche beiten e danne die niuwe e keme: Das ist fride vnd fröide in dem heiligen geiste. Wer nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwifel, er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden vnd tragen die burden vnd böigen sich vnder die gewaltige hant gottes, daz siu lident jndewendig vnd vsswendig, wanne es her kummet. Kinder, sehent für iuch: dem dinge muos vil anders sin danne ir wenent; und haltent die lere gottes vaste, vnd wer empfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir siu habent, Vnd vnderbiegent iuch, vnd tragent got in allen den wisen und durch wen er kummet. Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, so muessent ir das alte vor liden, vnd forhtent iuch in demuetikeit iuwers hertzen, So wo iuch iemer trost geschit von innen vnd von vssen. wan es en mag den weg niut durch: es muos disen weg vnd keinen andern. Kerent es ir wie ir wellent, es muos sin. dar vmb getrostent uch der sacramente geistlicher erliuchtunge, göttelich gefuelen vnd alle menschliche helfe. Jr lieben, böigent den alten menschen vnder die ambaht der alten e mit aller demuetikeit vnd gelassenheit, vnd lident got in allen sinen goben mit allen sinen bürden: in der worheit, sin bürden sint lihte vnd sin ioch das ist senfte. Lieben kinder, ich beuilhe iuch von grunde mins hertzen vnder daz geuengnisse des crutzes vnsers herren ihesu christi, Das das sie in iuch vnd usser iuch, hinder iuch vnd für iuch, vnd mit starker truckunge, mit grundeloser gelossenheit, wie got wil vnd ewreliche gewellet hat: dan für iuch mit verwegenheit aller zuokünftiger lidunge; Noch iuch mit vernichtunge aller menschen vnde smacheit vnd hinder reden. Alsus vndertrugt den alten menschen vnder die alte e, biz das christus in der worheit geborn wurt in iuch in der niuwen e, Do wor fride vnd fröide vf stet in der worheit. Die heiligen vettere, wie sere siu begertent, do muostent siu dennoch beiten fünf tusent ior: Aber in der worheit, woltent ir iuch alsus lossen, Jr endürftent niemer ein ior gebeiten. gedenkent, obe ir ein virtegigen ritten hettent ein ior oder zwei, ir muestent in liden. Die ander lidunge der alten e das worent griuweliche ürteil vnd swere bewisunge der gerechtikeit gottes. Das bewiset sich mit maniger wis, mit lidunge, mit bissender conciencien. Das wollent soliche vs würken mit bichtende. das du tusent werbe bichtest, es en hilfet dich niut. So wanne totsünde vernichtet sint mit genuog tuonde, so sol man das ander got lossen vnd liden, biz das es got guot machet. bichte ime die andern mit verdünsterunge jndewendig. das wellent siu abe legen mit fragende vnd mit hoerende, vnd hoffent ie siu füllent do iut niuwez hoeren, vnd senent sich dar nach. Nu louf alle dine ior: es enhilfet dich niut. Du muost es von jnnen warten Vnd do nemen, oder do würt niut vs. Ich han ouch gesehen den heiligesten menschen den ich ie gesach jndewendig vnd vsswendig, der nie denne fünf bredigen allen sinen leben *) gehort hette. Do er wuste vnd sach was der mere was. Do gedochte er es were genuog, vnd starp dem er sterben solte vnd lebete dem er leben solte. Las das gemeine volk lossen vnd hoeren, das siu niut verzwifelnt noch in vnglouben en vallent: Aber alle die gottes jndewendig vnd vsswendig wellent sin, die kerent sich zuo in selber vnd in sich selber. Vnd wellent ir iemer tiurre werden, so muessent ir iuwer vs suochen begeben vnd iuch in keren. Vnd mit worten gewinnet ir es niemer: Horent wie vil ir wellent; danne alleine minnent vnd meinent got von grunde iuwers hertzen vnd iuwern nehsten also iuch selber, Vnd lossent alle ding vf in selber ston, Vnd tuont iuwer hertze mit den heiligen vettern gottes zuo begerende, vnd begerent das ir begerent, vnd lossent alle ding. Das dritte das die alte e hatte, das was ein vinster hoffenunge vnd verre einer erloesunge: Wanne die pforten worent beslossen, Vnd en was enkein prophete der sprechen mohte wenne die losunge beschehen solte. Also muos der mensche sich gotte lossen einualteclichen in ganzer getruwunge vnd **) sinen ewigen willen. Wanne er wil das es geschehe in gebeitsamer gelossenheit: Sicher so kummet er. Er würt geborn: aber wanne, das los ime. ettelichen in irme altere, ettelichen an irme ende. dis beuilhe als ime. *) Vnd du endarft dich enkeinre sunderlichen uebunge an nemmen: dan halt die gebot vnd den heiligen glouben. Die artikele des glouben die lerent vnd die heiligen gebot. Vnd lident iuch vnd lossent iuch in allen dingen: Sicher so würt in iuch geborn christus die niuwe e, fride in der worheit vnd fröide in dem heiligen geiste. Würt in iuch geborn ein engelsch leben in subtilheit, in vernunft, das dunket iuch ein groz ding. Nein, des ist vil me: der geist machet lebende Ein wor gottelich leben sin selbes über alle engelsch leben oder menschen verstentnisse, über alle sinne vnd vernunft. Aber durch disen weg vnd niut anders wolkummet der mensche dar zuo, das er dis edel wesen verstet, vnd floveret mit den sonnen hie inne vnd in der vernunft. Aber das man es sie vnd das man es gewerde, do en mag man niut zuo kummen dan disen weg wore gelossenheit: dan vindet man es sicherlichen. Die leuiten truogent die arken: me hie tragent vns die arken. So wer got nu nuit wil liden in sinre gerechtikeit vnd in sinen urteilen, on allen zwifel, er vellet ewiklichen vnder sine gerechtikeit vnd in sin ewig ürteil. Des en mag niut anders sin. Kere es wie du wilt: du muost dich lossen vnd liden in der worheit. So treit vns got in allen dingen: in allem lidende, in allen burden so biutet got sin achsele vnder vnser burden Vnd hilfet vns liden vnd tragen. durch got lident: Wan litten wir vns werlichen vnder got, so en würde vns kein liden noch niut vnlidelich. wan wir nu sint one got vnd stent in unserre eigenre krangheit, Dar vmb en mugen wir **) niut geliden noch gewürken. Das wir dis ioch gottes alle tragen würdeclichen, Des helfe vns got. Amen.

II. Ueber Luc. X. v 23: Beati oculi qui vident quae vos videtis.

Item die bredie usser sancta lucas ewangelio des britzehenden sunnentages leret vns noch dem einen werben das got selber ist, Vnd bekennen vnser selbes blintheit vnd snoedikeit, do durch wir gezogen werdent zuo rechter demuetikeit geistes vnd naturen.

Man liset das sich vnser herre zu einem male fröwete, do er jndewendig an sach die von sinem vatter fürsehen worent, Vnd sprach „Ich danken dir, himmelischer vatter, das du disi ding hest verborgen vor den grossen vnd den wisen dirre welte, Und hast siu geoffenbaret den kleinen.“ Do kerte er sich zuo sinen geminneten jungern Vnd sach siu an, vnd er hub an das ewangelium das man nu liset von der wochen von der zjit: „Beati oculi qui vident que uos videtis, Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent. Wanne vil künige vnd propheten begerten zuo sehende das ir do sehent, vnd ensohent es niut; Vnd zuo hoerende das ir hoerent, vnd en hortent es niut.“ Do kam ein meister von der e Vnd wolte unsern herren versuochen vnd in do mitte verwerfen, Vnd froget in vnd sprach „meister, was sol ich tuon, das ich das ewige leben besitze?“ Vnd vnser herre entwürte ime guetlich, vnd wuste doch wol das sin meinunge valsch waz, vnd sprach „Wie lisestu in der e?“ Do sprach er „das man got minnen soll von allem hertzen und selen vnd von allem gemuete, vnd den nehsten also sich selber.“ Do sprach vnsre herre „das tuo, vnd du solt leben.““ Nu nemen wir das erste wort „Selig sint die ougen die do sehent das ir do sehent.“ Der mensche hat zweierleige ougen, vsswendige ougen vnd jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut, So wer es herte snoede krang ding mit dem vsswendigen ougen vmb den menschen, Vnd so wer der mensche also ein vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu das sin, das die edele vernunft, das jndewendige ouge, alsus erbermeklich erblendet ist, das es dis woren liechtes niut en siht? der mordige schade ist dannan von kummen: Do ist ein dicke grop hut vnd ein dickes vel über gezogen: Daz ist minne vnd meinunge der creaturen, oder es si der mensche selber oder ettewas des sinen; Vnd von dem ist der mensche blint vnd toup worden, siu sint in welicher stat siu sint, weltlich oder geistlich. Vnd hie mit gont siu zuo dem heiligen lichom vnsers herren, Vnd ie me siu dar gont, ie touber siu sint vnd ie blinder siu werdent vnd die hut ie dicker würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der mensche in sinen grunt in keine wis mit niut kummen mag? Das ist des schult: do ist also manige dicke hut über gezogen, dicke also ohsen stirnen, Vnd die hant im sin innerkeit also verdecket, das got noch er selber niut drin en mag: es ist verwahssen. Wissent, ettliche menschen mugent drissig oder vierzig hiute haben, dicker grober swarzer hiute also beren hiute. Wele

*) leben] die Papierhandschrift lebetagen.
**) vnd] in

*) iuch fehlt. **) wir vns.

Digitized by Google

sint dise diute? das ist ein ieglich ding do du dich mit willen zuo keres t, Es si gemuetwilligkeit an worten vnd an werken, an gunst an vngunst, Hochmuetikeit, eigenwillikeit, behegentlicheit deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtuertikeit, vnbehuotsamekeit der wandelungen. Diser geliche machent alle dicke diute Vnd gros mittel die den menschen die ougen verblendent. Vnd also balde also der mensche dis mit liden an sicht vnd sich gotte dis demuetiklichen schuldig git vnd sich willen hat zuo besserunde noch siner maht, Zuo hant so wirt es alles guot; so ehte sich der mensche demuetiklichen bekennet, So wirt es alles guot rot. Aber etteliehen liuten den ist ruhte, was man in seit, das gat in zuo hertzen niut; Rechte also obe siu sint entsloffen, Also sint in die vel gewahssen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent siu niut lossen, weler künne siu sint. Siu tuont also frouwe sara tet die vf die abgötte ging sehen. Die bilde die man von den hat die machent hindernisse, Vnd die vel vallent ime für die iuren ougen in die oren, das die ougen der vernunft niut mugent gesehen danan von siu selig werden. Selig sint die ougen denne die do sehent das ir do sehent. Ein mensche der do sinne hette, der mohte an im selber pruefen: itali*) weltlichen hertzen den also wol ist mit den creaturen die zuo male niut sint; So muest es ein wunder sin mit dem dis wunder alles vs geflossen ist. Vnser herre der sprach das sine jungern selig weren mit irme gesihte. Wellen wir nu rechte pruefen, so süllent wir wol selig sin: Wanne wir sehent verre me von vnsern herren iheſu christo Wanne die jungern toten. Wanne S. Peter oder sant Johannes, siu sohent einen armen kranken lidelichen menschen vor in gon, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen glouben Einen grossen würdigen gewaltigen got vnd herren, der himmel vnd erden vnd alle creature von niht gemachet hat. Sehent wir dis recht an, so sint vnser ougen selig eweclichen. Lieben kint, die grossen pfaffen vnd die lesemeister disputierent weder bekenntnisse merer vnde edeler si oder minne. Aber wir wellent nu alhie sagen von den lebmeistern. Also wir dar kummen, denne süllen wir aller dinge worheit wol sehen. Vnser herre sprach: „eins ist not.“ welles ist nu die **) eine daz alz not ist? Das eine das ist das du bekennest din niht das din eigen ist, was du bist vnd wer du bist mit dir selber. Vmb dis ein hastu vnserm herren also angest gemachet, das er bluot switzete. Vmb das du dis eine niut woltest bekennen, so ruoft er an dem criuze „got, min got, wie hast du mich gelossen!“ wanne das eine des nat ist also gar von allen menschen solte verlossen sin. Lieben kint, lo varn alles das ich vnd alle lerer ie gelertent vnd alle würklicheit vnd schouwelicheit Vnd hoch contempliciren, vnd lerent alleine dis ein, das iuch das werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar vmb sprach vnser herre „maria het den besten teil vsserwelt.“ In der worheit, kündestu dis alleine erlangen, so hettestu wol erlanget niut ein teil, sunder alles. Dis eine ist niut das etteliche liute kunnent also vernunfticlichen sagen Von irme nihte vnd also demueticlichen, Recht also obe siu die edel tugent wesenlichen besessen habent; Vnd die selben sint in irme grunde noch grosser wanne der tuom sa. Dise wellent gros sin vnd schinen; siu triegent die liute vnd allet meist sich selber: wanne siu sint die, die in dem truge in der worheit blibent. Kinder, diser grunt der ist wenig liutes bekant: Zelent das driu menschen hie sint die dis an gange. Dis ist niut in dem gedanke noch in der vernunft: Aber entriuwen, es hilfet gar wol dar zuo, das man es steticlichen für sich neme Vnd von flisse kumme zuo wesende: Wan flissige uebunge die machet zuo lest formelich vnd wesenlich. Also balde also man eins vf sehendes gewar werde jndewendig oder vsswendig, Denne zuo hant sol man nider sinken in den aller tiefsesten grunt snelleclich sunder beiten: In dem grunde entsinke in din niht. So kumment etteliche vnd sprechent „ich tuon alle tage dis oder das: ist das das leben vnsers herren?“ vnd alsus vnd also. Lieben kint, haltest du von keine tuonde oder wise die du getuon maht, das das iut sülle sin, So wer dir vil weger das du niut entetest vnd kertest in das luter niht, niht tugen, niht vermugen, danne du in also grosser würglicheit stuendest jndewendig vnd vsswendig Vnd du dines nihtes vergisses. Nu reden wir von dem vsern menschen. Sich an, was bistu? wannen von bistu kummen! von einer vnstetiger vnreiner fuler boeser materien, die vngelustig ist an ir selber vnd allen menschen. Vnd nu, was bistu worden! ein vnreiner stinkender sag vol bahtes, vnd kein so edel, so reine spise noch trang in dich kummt noch so schoene noch so reine, es werde in dir stinkende vnde vnlidelich vnd smachende. Vnd es en hat nieman den andern so lieb, vnd die dar vmb sich dicke sins ewigen lebendes hant vertrost Vnd ewig hellebrant hant gewoget zuo sinde, stirbet er, das er in müge by sich von***) geliden, Er fliehe in me wanne einen toten hunt. Nu hat got alle creaturen wider die nature gefast, den himmel, die sunne vnd die sternen. Nu friuret dich; nu zuo heis, nu zuo kalt; Nu riffen, nu sne; nu ist dir wol, nu ist dir we; Nu hunger, nu turst; nu die wolfe, Nu die spinnen; nu die fliegen, nu die floehe: Vnd der enkanstu dich dicke niut erwern. Nu sich wie die tumben vihe herlicher sint in ir naturen: in wahssent ir kleider, do mitte siu benueget, ist es warm, ist es kalt. Vnd du muost von ime lehenen din kleit, vnd an dem selben armuote minnest du lust vnd genuegede vnd hochuart. Ist das niut ein vnsprechenliche blintheit? Die tier, das vihe genuegede an spise, an tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. Nu sich, was gehoert wunders her zuo, das dine arme nature enthalten werde; Vnd do von nimmet man dar zuo grossen lust, vnd uebet grosse gebresten an der nutzunge der toten vihe. Hie vor also die heiligen soltent essen, so weindent siu; vnd so siu sterben soltent, so lachetunt siu. Nu sich vor an din niht. Was hastu jomers in diner nature! Betestu gerne, vastestu gerne, weinestu gerne, was würt hie vs! das du wilt, das tuost du*). was wunders stot dicke in dir vf von maniger wunderlicher bekorunge, vnd wie manigen gebresten verhenget got über dich Jndewendig vnd vsswendig! Achte das du dis gelerest: das ist not. Gehab dich wol: got verhenget es alles vmb din guot, Das du mit allem disem in din niht gerotest; Vnd ist dir dis lihte vil besser danne das du in grossen dingen stuendest. So kumment die liute über dich mit griuwelichen geberden vnd sweren worten, Vnd denne dise grossen vernunftigen mit den geswindesten groesten hochsten worten, rechte also siu die apostoln sin. Lieber kint, sinke in den grunt in din niht, vnd so den turn mit allen sinen glocken vf dich vallen; So alle die tiufele die in der helle sint über dich kummen, Himel vnd erde mit allen creaturen: Es sol dir alles wunderlichen dienen. Sinke echte du: dir wurt das aller beste teil. Nu sprechent siu „herre, ich gedenke alle tage das liden vnsers herren, wie er stuont vor pilato vnd vor herode vnd an der stulle, Vnd do vnd do.“ Lieber kint, ich wil dich leren. du solt alsus dinen got an sehen: niut also einen lutern menschen; Sunder sich an den aller groesten gewaltigesten ewigen got, der himmelrich vnd ertrich mit einem worte gemachet hat vnd zuo nihte machen mag, vnd der über wesentlich vnd über bekentlich ist, Das der wolte also zuo niute werden für sin arme creatur; vnd schame dich, du toetliche hünden mensche, das du ie ere vnd vorteil vnd hochuart gedahtest, vnd vnderdrücke dich vnder das criuce, wo es her kummet, jndewendig vnd vsswendig; Biuge din hochuertig gemuete vnder sin dürnin krone, vnd volge dinem gecriuzigeten got mit vnderworfenem gemuete in wore verkleinunge din selbes in allen wisen, jndewendig vnd vsswendig. Sit din grosser got also gar zuo niute ist worden vnd verurteilt ist von sinen creaturen vnd gecriuziget ist vnd erstorben, Alsus soltu mit getultigeme lidende vnd mit aller lidender demuetikeit dich in sin liden erbilden vnd dich darin trucken. Dis tuont die liute niut: Aber ein iegeliches gedenket wol an das heilige liden vnsers herren In einer verloschener blinder rower minne, Also das der gedang in der uebunge niut en würket Das er sins gemaches oder hochuart oder eren oder liplicher genuegede ir sinne dar vmb enberen welle: Danne siu verblibent als also siu sint. Ouch wie wenig früht bringet das minneclicke liden vnsers herren an den liuten. Die frucht schinet an dem erbilden vnd an dim leben vnd an den sitten vnd an den werken. Lieber kint, alsus soltu dis heilige liden vnsers herren ueben vnd überdenken, das es lebende früchte an dir bringe, Vnd solt dich selber verniuten, Vnd solt lossen dich dunken das dich die erde vnbillichen vf irme rücken tragen sol Vnd das siu dich niut verstindet in sich; vnd gedenke das manig tusent menschen in der helle sint die lihte nie also vil vnrettikeit gewunnent; Vnd het in got also vil liehtes gegeben Vnd also manig gros guot geton also er dir het geton, Siu werent dir vngeliche worden: Vnd er het din geschonet vnd geheitet, Vnd er hat siu eweclich verdampnet. Dis solt du dicke an sehen und solt ein trahen wassers niut mit friheit vnd vermessener getörstekeit geturren nemmen denne mit temuetiger vorhte. Nuze alle ding noch notdurft diner krangheit vnd niut noch genuegede. So kumment etteliche vnd sagent von also grossen vernunftigen vnd über wesenlichen, über formlichen dingen, Rechte also siu über die himele geflogen sint; Vnd siu bekantent noch nie einen trit vsser in selber noch bekentnisse irs eigenen nihtes. Siu mugent wol sin kummen zuo vernunftiger worheit: Sunder zuo der lebenden worheit, do die worheit worheit ist, Dar zuo kummet nieman danne durch disen weg sins nihtes. Vnd wer disen weg niut gangen ist, der sol mit grosseme schaden do ston, do alle ding endecket werdent. O kinder, denne möhtent soliche wellen das siu nie

*) [leist] **) dir] dis ***) by sich von] bi ime

*) das [tuost du] das tuost du niut. vnd das du niut enwilt, das tuost du.

geistlichen schin hettent gewunnen, Vnd das siu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret sagen noch do mitte vmbe gegangen hettent noch also grossen nammen nie gewunnen en hettent, Vnd sullent denne wunschen das siu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen vnd ir broetelin mit irme sweisse gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil vorderunge tuon von den minneclichen goben die er ime*) so milteclichen vmb strôwet Vnd der man so krenglichen nu gebruchet sunder alle früht. Disе verkleinunge sol niht bringen ein zwifeliche vorhte, also die zwifeler: Sunder siu füllen würken einen demuetigen undervat vnder got vnd vnder alle creaturen in rechter gelossenheit. Het ouch der mensche nu in ime iut für demuetikeit, so wer es valsch. Dar vmb sprach unser herre „Ir werdent also dis kint. niergent abe sol man haltent**). Lossent die kleinen zuo mir kummen." daz ertrich ist das aller niderste von allen elementen Vnd hat den himmel von siner niderheit aller meist geflohen, Vnd dannen von so iaget im der grosse himmel mit aller siner kraft aller meist noch, Vnd sunne vnd mone vnd alle die sternen, Vnd würkent die aller groeste früht in der erden vor allen den hohen obersten elementen. Wo ouch das tal aller tiefest ist, do fliusset das wasser aller meist: Die telre sint vil frühtberer gemeinlichen wan die berge. Disе wore verkleinunge die versinket in das gotlich innerlich abgründe. Kinder, do lont siu sich zuo mole in rechter worer verlornheit ir selbes. Das abgründe das inleitet das abgründe: Das geschaffene abgründe das inleitet von siner tieffe wegen; Sin tieffe vnd sin bekant niht das ziuhet das ungeschaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt do ein einig ein; Ein niht in das ander niht, Das niht do S. Dyonisius abe sprach das got niht en si alles das man genemmen oder verston oder begriffen mag. Do würt der geist gelossen in dem, das in got wolte alzuo mole niht machen, Vnd möhte er in dem zuo mole zuo nihte werden, er würde es von des nihter minnen vnd*) das er versunken ist; wanne er en weis niht, er mint niht, er en smacket niht wan das ein. Kinder, disе ougen die alsus sint sehende worden, die sint wol selig, Vnd von dem möhte unser herre wol sprechen „Selig sint die ougen die do sehent das ir sehent." Das wir alle denne selig werden mit einer worer gesiht unsers eigen nihtes, Des helfe uns got. Amen.

*) ime] nu. **) halten.

*) und] in

Heinrich der Teichner, s. Meistersänger.

Wilhelm Abraham Teller

ward am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, erhielt unter der Leitung seines Vaters, Romanus Teller, eines zu seiner Zeit angesehenen Theologen, eine vortreffliche Erziehung, die ihn befähigte, schon 1749 seine Studien in derselben Wissenschaft zu beginnen. 1753 wurde er Magister der Philosophie, 1755 Katechet an der Peterskirche und bald darauf Baccalaureus der Theologie. In diesem Grade durfte er dociren und in der Universitätskirche predigen. Schon 1756 legte er in einer Druckschrift über den hebräischen Bibeltext ruhmvolles Zeugniß von seinen Studien ab. 1758 wurde er Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche, nachdem er einen ähnlichen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte. Ganz unerwartet erhielt er im Jahre 1761 einen Ruf als Generalsuperintendent und ordentlicher Professor in Helmstädt und, nachdem er zu Leipzig vorher in einer höchst merkwürdigen Disputation den Doctortitel seinen orthodoxen Gegnern abgezwungen hatte, trat er den neuen Wirkungskreis an. Hier bildete er sein theologisches System zum Aergerniß Vieler, aber unter dem Beifall der Stimmführer jener aufklärungsstolzen Zeit vollkommen aus. Einen Ruf nach Halle an die Stelle des seligen Baumgarten schlug er aus Dankbarkeit gegen Braunschweig aus; aber als im Jahre 1767 ein zweiter Ruf nach Berlin als Oberconsistorialrath und Probst zu Kölln erfolgte, waren die Anfeindungen, die ihn wegen seiner jüngsten Schriften immer bitterer trafen, auf einen Grad gestiegen, der ihm die Entfernung von Braunschweig zur Pflicht machte. Jetzt begann die glänzendste Periode seiner Wirksamkeit, die sich unter einem Fürsten wie Friedrich, unter Ministern, wie Münchhausen und Zedlitz, in der innigen Verbindung mit Sack, Spalding und vielen anderen Mitstrebenden nach vielen Seiten hin auf das Glücklichste entfaltete. 1786 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Auch an ihm gingen die der Aufklärung so verderblichen Folgen des Thronwechsels nicht spurlos vorüber; er erlitt die größten Kränkungen, blieb aber in seinem Glauben unerschüttert, den er in den freimüthigsten Schriften bekannte; schlug eine ehrenvolle Rückberufung nach Helmstädt aus und erwartete, überzeugt, auch durch dies Dulden seiner Sache zu helfen, — was er erwarten mußte, die Absetzung selbst: doch so viel wagten die hohen Gegner des Lichtes nicht. Er erlebte noch den Anbruch einer neuen Zeit mit des jungen Königs Thronbesteigung und starb, nur körperlich entkräftet, am 8. Decbr. 1804. —

Seine Schriften sind:

Predigten. Braunschweig, 1769.

Predigten von der häuslichen Frömmigkeit. Berlin, 1772.

Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. Berlin, 1785 – 1794.

Predigten über die Evangelien in Verbindung mit anderen Schriftstellern. Neu, 1787 — 1790. 4 Thle.

Freisinnigkeit, lichtvolle Behandlung des Stoffes, wahre Aufklärung verbunden mit Religiosität und trefflicher Darstellung verliehen seinen Kanzelreden zu jener Zeit einen um so höheren Werth, als er einer der Ersten war, welche sich von der herrschenden starren Orthodoxie abwandten und diese Bahn einschlugen.

Tenelli, s. Millenet.

Wilhelm Gottlieb Tennemann

ward am 7. December 1761 zu Klein-Brembach bei Erfurt geboren, studirte Philosophie und wurde 1798 als außerordentlicher Professor der Philosophie, deren Doctortitel er schon längst erworben hatte, in Jena angestellt. Seit 1804 wirkte er als Professor der Philosophie zu Marburg und ward 1816 daselbst auch als zweiter Universitätsbibliothekar verwandt. Er starb am 1. October 1819.

Digitized by Google

Von ihm erſchien:

Lehren und Meinungen der Socratiker über die Unſterblichkeit der Seele. Jena, 1791.
Syſtem der platoniſchen Philoſophie. Leipzig, 1792—1795. 4 Thle.
Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1798—1820. 11 Thle.; 2. Ausg. von A. Wendt, 1829.
Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1812; 3. Aufl. 1830.

T's vorzüglichſtes Werk, die Geſchichte der Philoſophie, zeichnet ſich durch Fleiß und reiches Wiſſen ſehr vortheilhaft aus, iſt dagegen aber nicht frei von Einſeitigkeit, da er dem Kantiſchen Syſteme ſich anſchloß und von dieſem Standpunkte aus Alles auffaßte und beurtheilte.

Wilhelm Ernſt Tenzel

ward am 11. Juli 1659 zu Greußen geboren, ſtudirte zu Wittenberg und wurde 1685 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und Aufſeher der Kunſtkammer und des Münzcabinets. 1702 ging er als Rath und Hiſtoriograph nach Dresden, legte dies Amt jedoch bald nieder und lebte als königl. polniſcher und kurfürſtlich ſächſiſcher Rath ſeinen gelehrten Beſchäftigungen. Er ſtarb am 24. November 1707. Er gab heraus:

Monatliche Unterredungen von allerhand Schriften. Leipzig, 1689 ff. 17 Bde.
Curieuſe Bibliothek. Leipzig, 1704—1706. 3 Thle.

T. iſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Intereſſe, da er zuerſt das Journalweſen in dieſelbe einführte. Wiſſenſchaftliche Streitigkeiten verſchiedener Art erwarben ihm damals einigen Ruf, der ihn jedoch, da er eigentlich nichts Bedeutendes leiſtete, nur ſehr kurze Zeit überlebte.

Johann Nicolaus Tetens

ward am 16. September 1737 zu Tetensbüll in der Landſchaft Eiderſtädt im Herzogthum Schleswig geboren, ſtudirte von 1755—1758 zu Roſtock und Copenhagen, promovirte zu Roſtock als Magiſter und trat 1759 als Privatdocent zu Bützow auf. 1763 erhielt er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Phyſik und bekleidete von 1765—1770 die Directorſtelle am dortigen, durch ihn neu organiſirten Pädagogium. Im Jahre 1776 folgte er einem Rufe nach Kiel, wo er die Profeſſur der Philoſophie und Mathematik erhielt; 1789 wurde er zum Aſſeſſor im Finanzcollegium und Caſſendirector in Copenhagen, darauf 1791 zum königlich däniſchen Etatsrath und Deputirten im Finanzcollegium, 1803 endlich zum Conferenzrath daſelbſt ernannt. Auch war er ſeit 1787 ordentliches Mitglied der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Copenhagen. Er ſtarb am 19. Auguſt 1807.

Seine Schriften ſind:

Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind. Bützow, 1780.
Von den vorzüglichſten Beweiſen für das Daſein Gottes. Bützow und Wismar, 1761.
Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow und Wismar, 1772.
Ueber die allgemeine ſpeculative Philoſophie. Bützow, 1775.
Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung. Leipzig, 1777. 2 Bde.

T. erwarb ſich vorzüglich dadurch Ruf, daß er zu ſeiner Zeit Gegenſtände der practiſchen Philoſophie allgemein verſtändlich behandelte und auf eine klare und lichtvolle Weiſe darzuſtellen wußte.

von Tettingen, ſ. Minneſinger.

Theodor Chriſtian Tetzner

ward am 15. November 1792 zu Frankenhauſen geboren, ſtudirte zu Halle und Jena Theologie und wurde 1816 an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal angeſtellt. 1817 ging er als Lehrer an das Halle'ſche Waiſenhaus und Pädagogium, 1819 nach Magdeburg als Director der Handlungs- und Gewerbeſchule. Seit 1824 lebt er als Director der Bürgerſchule und Doctor der Philoſophie zu Langenſalza.

Er veröffentlichte:

Die Abende auf dem Herrmannſtein, Sagen für die reifere Jugend. Magdeburg, 1821.
Kurzer Leitfaden zum Unterricht in der deutſchen Sprache. Hannover, 1821.
Die Schule der ſieben Weiſen. Nordhauſen, 1822.
Leſebuch für Bürgerſchulen. Magdeburg, 1822.
Der Weg zum Leben. Nordhauſen, 1822.
Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen. Magdeburg, 1823.
Geſchichte der Römer. Brandenburg, 1824.
Geſchichte der Hellenen. Brandenburg, 1824.
Ausgewählte proſaiſche und poetiſche Lehrſtücke. Langenſalza, 1827.
Zeitgeiſt und Stock, zwei Schulreden. Langenſalza, 1827.

Ein wackerer Schulmann, der ſich namentlich durch treffliche Lehrbücher und ausgezeichnete Gelegenheitsreden einen ſehr geachteten Ruf erwarb.

Digitized by Google

Georg Teubner,

um das Jahr 1777 zu Schlitz geboren, lebte als Doctor der Philosophie in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Das silberne Kalb. Erfurt, 1803.
Gott Wetzels Zuchtruthe des Menschengeschlechts. Erfurt, 1804.
Die Leiden des jungen Moz. Erfurt, 1804.
Die silberne Kuh. Erfurt, 1805.

T. suchte in seinen humoristischen Schriften Jean Paul und Benzel Sternau nachzueifern, blieb aber weit hinter seinen Vorbildern zurück, da es ihm an Originalität und Tiefe fehlte.

Christian Friedrich Gottfried Teuscher

ward im Jahre 1791 zu Delitzsch geboren, studirte Theologie und lebte zuerst als Pfarrer zu Blankenhain im Großherzogthum Weimar, bis er dem Ruf zu der Superintendentur zu Buttstedt folgte. Er erwarb auch die philosophische Doctorwürde.

Von ihm erschien:

Saladdin, romantisches Gedicht in vier Gesängen. Leipzig, 1819.

Glückliche Erfindung und treffliche Behandlung der Form und Sprache erwarben diesem Gedichte den von den Herausgebern des Almanachs Urania für ein romantisches Epos ausgesetzten Preis.

Adalbert von Thale, s. Becker.

Der Thaler, s. Minnesinger.

Franz Ignaz Thanner

ward am 9. Februar 1770 zu Neumarkt in Baiern geboren, wirkte, nachdem er seine Studien vollendet, zuerst als Gehilfspriester in der Domstadtkaplanei, seit 1802 aber als Professor an der Universität zu Salzburg. 1805 ging er als Professor der Philosophie, deren Doctorwürde er schon besaß, nach Landshut, 1808 auf einen ähnlichen Ruf nach Inspruck, wo er blieb, bis er 1810 zum geistlichen Rath und Director des Lyceums zu Salzburg ernannt wurde.

Er gab heraus:

Predigten und Predigtentwürfe. Salzburg, 1801.
Versuch einer faßlichen Darstellung der kantischen Philosophie. München, 1801—1805.
Mutschelle's Moraltheologie, fortgesetzt. München, 1803.
Der Transscendentalidealismus in seiner dreifachen Steigerung. München, 1805.
Idee des Organism, angewandt auf das höhere Lehrgeschäft. München, 1806.
Handbuch der Vorbereitung zum selbstständigen wissenschaftlichen Studium. München, 1807.
Versuch einer möglichst faßlichen Darstellung der absoluten Identitätslehre. München, 1810.
Logische Aphorismen. München, 1811.
Lehr- und Handbuch der theoretischen und praktischen Philosophie. München, 1811 u. 1822.
Wissenschaftliche Aphorismen der katholischen Dogmatik. München, 1816.

Th. schloß sich den Naturphilosophen an und zeichnete sich durch treffliche Entwickelungen und Darstellungen dieses Systems sehr vortheilhaft aus. Als katholischer Kanzelredner erwarb er sich gleichfalls mit Recht einen gefeierten Namen.

Andreas Tharäus,

um 1570 geboren, lebte als Prediger zu Friedensdorf in der Niederlausitz. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Erbärmliche Klage der lieben Frau Gerste und ihres Bruders Herrn Flachs. (Abgedruckt in Dornavii Amphith. I., S. 222.)

die aber durchaus keinen Werth hat.

Zacharias Theobald,

am 29. März 1584 zu Schlackenwald in Böhmen geboren, war zuerst Feldprediger, später als Pastor im Dorfe Kraftshof angestellt. Er hatte den philosophischen Doctorgrad und schon die Berufung zum Professor der Mathematik in Prag erhalten, als er im Jahre 1627 starb. Von ihm erschien:

Hussitenkrieg: oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johann Hussens. Breslau, 1750.

Eine für jene Zeit gut geschriebene und durch die Behandlung des Inhaltes nicht minder werthvolle historische Leistung.

Digitized by Google

Ludwig Friedrich Franz Theremin,

am 19. März 1783 zu Granzow in der Ukermarck geboren, erhielt von seinem Vater, der Prediger der französischen Gemeinde war, den ersten Jugendunterricht und besuchte dann das französische Gymnasium zu Berlin und darauf die Universität zu Halle, wo Knapp und F. A. Wolf besonders wohlthätig auf ihn wirkten. Im Jahre 1805 wurde er zu Genf ordinirt: als aber 1810 der nachmalige Staatsminister von Ancillon Erzieher des jetzigen Königs wurde, erhielt der junge Theremin dessen Stelle als französischer Prediger an der Werderschen Kirche. Vollkommen entfaltete sich aber erst sein Geist, als er ihn, seit 1815 als Hof- und Domprediger, auch in deutscher Rede zeigen konnte. 1824 wurde er zum Oberconsistorialrath und vortragendem Rath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums der geistlichen und Medicinalangelegenheiten, 1840 zum Honorarprofessor der Theologie ernannt. Außerdem ist er Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Er gab heraus:

Cervantes Drangsale des Persiles und der Sigismunde. Berlin, 1808. 1r Thl.
Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, Gedicht. Berlin, 1813.
Die Beredsamkeit, eine Tugend. Berlin, 1814.
Predigten. Berlin, 1817. 4 Thle. Neue Ausgabe, 1826.
Hebräische Gesänge von Lord Byron. Berl., 1820.
Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin, 1823.
Stimmen aus Grabern. Berlin, 1828.
Adalberts Bekenntnisse. Berlin, 1828. (1835.)
Das Kreuz Christi. Berlin, 1828. 1837.
Ueber die deutschen Universitäten, ein Gespräch. 1836.

Einer der ausgezeichnetsten lebenden Kanzelredner von eben so reicher als vielseitiger Bildung. Wärme, Innigkeit des Gefühls, Tiefe und Lebendigkeit sind seinen religiösen Vorträgen, Klarheit und Gründlichkeit seinen didactischen Schriften, Treue und Eleganz seinen Uebersetzungen, und Ideenreichthum, edel gestaltende Phantasie, Anmuth der Form und Wohllaut der Sprache seinen poetischen Leistungen eigen.

Anton Friedrich Justus Thibaut

ward am 4. Januar 1774 zu Hameln geboren, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, und wurde 1796 Doctor der Rechte zu Kiel. 1798 ward er als Adjunct, 1799 als ordentlicher Professor an der Juristenfacultät daselbst angestellt. 1802 ging er nach Jena, drei Jahre darauf nach Heidelberg. In demselben Jahre ernannte ihn die kaiserliche Gesetzcommission zu Petersburg zu ihrem Correspondenten. Nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft forderte er als eine der Hauptbürgschaften für die Sicherheit des neuen Staatenbundes ein bestimmtes, allgemeines deutsches Recht und rief dadurch Savigny's Gegensatz hervor. Er lebte seit 1805 ununterbrochen in Heidelberg als Professor und Justizrath; 1818 erhielt er den Character eines geheimen Hofraths und 1830 das Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens. Es war in vieler Hinsicht für Heidelberg ein unersetzlicher Verlust, als Thibaut 1839 starb, denn auch sein Haus war ein Schutz edler Sitte und alter Musik, der er, auch im heftigen Kampf gegen die neueren Richtungen, manche Stunden widmete.

Seine Schriften sind:
System des Pandektenrechts. Jena, 1803. 2 Bde.; 8. Aufl. 1834.
Juristische Encyclopädie und Methodologie. Altona, 1797.
Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. Jena, 1798; 2. Aufl. 1806.
Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts. Altona, 1799; 2. Aufl. 1806. 2 Bde.
Ueber Besitz und Verjährung. Jena, 1802.
Beiträge zur Kritik der Feuerbachischen Revision der Grundbegriffe des Staatsrechts. Jena, 1802.
Civilistische Abhandlungen. Heidelberg, 1814.
Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland. Heidelberg, 1814.
Nachlaß, herausgegeben von C. J. Guyet. Berlin, 1840.
Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg, 1826. 2. Aufl.

Was Th. als Lehrer des Rechts leistete, ist hier nicht der Ort zu characterisiren; dagegen aber zu bemerken, daß sein didactischer Styl sich durch Präcision, Klarheit und Deutlichkeit so vortheilhaft auszeichnet, daß seine Schriften auch in dieser Hinsicht als Muster dienen können.

Johann August Thiele von Thielenfeld,

am 24. September 1752 zu Görlitz geboren, war königlich sächsischer Consistorialrath und privatisirte zuletzt zu Döbern bei Spremberg, wo er 1820 gestorben ist.

Er gab heraus:
Ida und Alfred, Briefe über Fortdauer, Wiedersehen und Wiedererkennen. Sorau, 1814; Leipzig, 1818.
Ansichten wichtiger Gegenstände des höheren geistigen Lebens. Leipzig, 1818.
Gründe für und wider den Selbstmord. Leipzig, 1817.

Th. zeichnete sich zu seiner Zeit durch geistvolle Erbauungsschriften sehr vortheilhaft aus und wurde viel und gern gelesen.

Carl Traugott Thieme,

am 28. Januar 1745 zu Lanitz bei Oschatz geboren, besuchte die Fürstenschule zu Meißen und studirte in Leipzig, wo er 1772 an der Peterskirche Nachmittagsprediger wurde. 1776 erhielt er das Rectorat am Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, 1784 ward er in gleicher Stellung nach Merseburg, 1790 nach Löbau versetzt. Kränklichkeit nöthigte ihn, sich von den Amtsgeschäften zurückzuziehen; so privatisirte er als Magister der Phi-

Digitized by Google

losophie zu Görlitz, wo er am 30. Mai 1830 starb. Er veröffentlichte:

Erste Nahrung für den gesunden Menschenverstand. Leipzig, 1776; 8. Aufl. (von Dolz) 1817.
Ueber die Hindernisse des Selbstdenkens in Deutschland. Leipzig, 1788.
Ideal eines Lesebuchs für Bürger- und Landschulen. Leipzig, 1793.
Gutmann, oder der sächsische Kinderfreund. Leipzig, 1794. 2 Bde. 10. Aufl. (von Dolz) 1830.
Die Gutmannsche Schule. 1804.
Erdmann, eine Bildungsgeschichte. Leipzig, 1801. 3 Thle.
Grundlinien zu einer Geschichte aller positiven Religionen. Leipzig, 1803.

Ein sehr tüchtiger Jugendschriftsteller, der besonders äußerst vortheilhaft auf die bessere Gestaltung der niederen Schulen wirkte.

Moritz Thieme,

am 8. Mai 1799 zu Löbau geboren, Sohn von Carl Traugott Thieme, studirte seit 1818 die Rechte zu Berlin und Leipzig und ließ sich dann als Privatgelehrter, früher zu Wiederau und Dessau, später zu Ilmenau nieder.

Er gab heraus:

Dramatische Spiele für die Jugend. Berlin, 1819. 1822.
Mährchen und Sagen für die Jugend. Berl., 1820.
Wanderung dreier Musensöhne an den Rhein. Halberstadt, 1821.
Die Bilderlaube. Leipzig, 1821.
Geistergeschichte oder keine. Leipzig, 1821.
Vorboten des Frühlings. Leipzig, 1822.
Der kleine Freischütz, Singspiel. Leipzig, 1823.
Der Kampf des Alten mit dem Neuen. Eisenberg, 1824.
Mina's Leben. Ilmenau, 1824.
Frauenmuth, Schauspiel. Ilmenau, 1824.
Der kleine deutsche Cornelius Nepos. Ilmenau, 1824.
Kinder des Frühlings. Berlin, 1826.
Kleiner deutscher Ehrentempel. Heidelberg, 1828.
Hedwig's liebste Puppe. Berlin, 1829.
Edmund und Tony. Berlin, 1830.

Ein fleißiger Jugendschriftsteller, der glückliche Erfindung mit Verständlichkeit und anmuthiger faßlicher Darstellung verbindet, und sich für seine Leistungen eines großen Kreises von Lesern in der Kinderwelt erfreut.

Friedrich Wilhelm Thiersch,

am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen in Thüringen, unweit Freiburg an der Unstrut geboren, wirkte schon auf den Schulen zu Naumburg und Pforte durch sein Beispiel auf die Mitschüler sehr günstig; seit 1804 studirte er zu Leipzig Theologie. 1807, nachdem er zu Dresden Candidat geworden, begleitete er zwei Liefländer nach Göttingen, wo Heyne seinem Interesse für Philologie reiche Nahrung bot. Er wurde Hilfslehrer am Gymnasium daselbst, habilitirte sich und trat 1809 als Assessor zur Facultät. Doch hielt ihn Göttingen nicht sehr lange. Jacobs hatte die junge Universität zu München verlassen und T. wurde von Niethammer zu dessen Nachfolger bestimmt. Die Streitigkeiten der Nord- und Süddeutschen, welche zu dampfen ihm mißlang, machten seine Stellung anfangs sehr schwierig, selbst bedenklich, doch stieg er in der allgemeinen Achtung und Theilnahme nur desto mehr. Als Lehrer an der Universität und am Gymnasium setzte er sich mit Jacobi und Schelling in nahe Verbindung. Der Auftrag, die königlichen Prinzessinnen in der Geschichte und Literatur zu unterrichten, bezeichneten ihm die Gunst des Königs. Er gründete das philologische Institut, welches 1812 der Academie angeschlossen wurde. Während des deutschen Befreiungskrieges durfte er nur durch persönliche Mitwirkung bei der kriegerischen Ausbildung der Jugend seine Theilnahme beweisen, doch reiste er 1813 nach Paris. Durch die Kriegesstürme von dort vertrieben, kehrte er im folgenden Jahre noch einmal zurück, um die aus Baiern entführten Kunstschätze heimzufördern, doch konnte er, durch Napoleon's Flucht von Elba, erst bei einem dritten Aufenthalt seinen Auftrag vollkommen ins Werk setzen. — Auch um Griechenlands Wiederaufblühen erwarb sich Th. von den Einen zu hoch erhobenes, von den Andern ungerecht geschmälertes großes Verdienst. Seit 1812 suchte er das Land, das er auch als sein geistiges Vaterland betrachtete, mit deutscher Wissenschaft in Verbindung zu setzen. Wie sehr ihm dies gelang, beweist die ausgezeichnete Anerkennung, mit der ihn 1814 auf dem Wiener Congreß die bedeutendsten Griechen als Philhellenen feierten. Von 1822 bis 1823 bereiste er Italien; 1826 ward er Professor an der Münchener Universität. 1831 war das politisch merkwürdigste Jahr seines Lebens, in dem er Griechenland sah und sich solchen Einfluß auf die dortigen Angelegenheiten zu verschaffen wußte, daß er sich rühmen durfte, zu Otto's Thronbesteigung nicht wenig mitgewirkt zu haben. 1832 kehrte er nach München zurück; 1836 durchzog er Frankreich und Belgien. Seitdem blieb er in München, woselbst er, als Doctor und Professor der Philosophie, Hofrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Lehrer sehr gefeiert, bei Hofe hochgeachtet, ein für Kunst und Wissenschaft, Schule und Staat unermüdlich thätiges Leben führt.

Seine Schriften sind:

Betrachtungen über die angenommenen Unterschiede zwischen Nord- und Süddeutschland. 1810.
Griechische Grammatik. Leipzig, 1826. 3. Aufl.
Uebersetzung Pindar's. München, 1820. 2 Bde.
Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen. München, 1829. 2. Aufl.
Reise in Italien seit 1822. Leipzig, 1826.
Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Baiern. Stuttgart, 1826—1830.
Ueber die neugriechische Poesie. München, 1828.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Die Darstellung dessen, was Th. als Philolog und Pädagog in streng wissenschaftlicher Hinsicht leistete, liegt außer den Grenzen dieses Werkes. Geschmack, Geist und tiefes Wissen mit einander verbindend, ist er auch durch seine treffliche Behandlung der Form und Sprache, abgesehen von seinen übrigen hohen Verdiensten, als ein didactischer Musterschriftsteller zu betrachten.

Digitized by Google

Ueber die Freiheit der Studien und die Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Hochschulen, nach Sinn und Geist unserer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieses Jahr an unserer Hochschule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unserer akademischen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu sprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. [1]) Welchen Tag aber dürften wir zu solcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unsern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieser zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutscher und fremder Lande, die sich um einen schon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung versammelt hat, Ihrer Erwägung Würdigeres vorlegen, als die altüberlieferten Grundsätze des akademischen Studiums und Lebens, auf welche die Universitäten von Deutschland vor beinahe vier hundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein sie auch jetzo noch Kraft und Dauer empfangen. Oft befehdet und fast aufgegeben in Zeiten geistiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geistes dieser alten ehrwürdigen Stiftungen verlustig gegangen, haben sie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und sind, nachdem die Ungunst winterlicher Monde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die sonnigen Auen der Wissenschaft ergossen war, in unsern Satzungen mit ursprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzo, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geister frei durch wahre Wissenschaft, und stark durch Selbstständigkeit des Bestrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht sehen. Ich spreche von der Freiheit der Studien und von der Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Universitäten, nach Geist und Sinn unserer Satzungen.

Frei in seinen Studien ist derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derselben nicht äußerem Zwange, sondern der inneren Neigung, nicht dem Gebote der Macht, sondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Schranken, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit so gerne die akademische Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menschlichen Forschens und Wissens, dem freiesten, weil es das geistigste wie das unbedingteste ist, sich keinem Ansehen und keiner Macht anders als durch freie Selbstbestimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, sondern gleich Allem, was da ist, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, so finden wir auch hier feste Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erscheint. Nicht durch zufällige Ansicht oder Vorurtheil, sondern durch die innere Natur der Sache sind sie gezogen, und dienen eben so als Markscheide der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Geistes nur gegen die Gesetze der Natur erscheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Universität selbst in das Gebiet der Schule herabsinken müßte, sind die beiden wesentlichen Bedingungen, die auch unsere Satzungen an den Eingang in das akademische Leben gestellt haben [2]); und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Universität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademischen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgestellt [3]) und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befestigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird [4]).

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Universität sind an diese Vorbedingungen geknüpft, und ohne sie wird jede Gewähr zum Trug und jede Vorkehrung zur Thorheit werden, sei es, daß man die Rathschläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem sich als eine Schranke der allen deutschen Universitäten eingebornen Freiheit der Studien darstellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine seiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen [5]), oder was vorgekehrt ist, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge sicher zu stellen [6]), berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und ist allein dem Eilfertigen und Lässigen zu heilsamer Hut angeordnet. Selbst die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören [7]) und den besondern Wissenschaften das Studium der allgemeinen zu verbinden [8]) trifft nicht den Verständigen, welcher hier nur ausgesprochen findet, was ihm die eigene Einsicht und Neigung gebietet, und ist allein gegen die unfreie Einseitigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademischen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Einbruch der öffentlichen Macht in die altakademische Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige sich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet [9]), wo der Zwang, bestimmt den widerstrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geist niederbeugt [10]), wo dieser genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerstreben zurückstößt [11]), seine Thätigkeit auf Gegenstände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zersplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung gestellt ist. — Weil aber nach dem Ausspruche eines alten Dichters ein ungeziemendes Werk andere zeuget, die seinem Geschlechte gleich sind *), so kann eine solche Ordnung nicht bestehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Vorkehrungen die Natur der Universität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbstständigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloszustellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine solche Gesetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wissenschaften widerstrebt und ihren inneren Zusammenhang auflöset. Sie wird die Universität nöthigen, von der höheren, selbstständigen Forschung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzusteigen [12]) und, nachdem der Aufschwung des Talents gehemmt ist, der Mittelmäßigkeit Freistatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Vorkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuschung sich in das heilige Verhältniß zwischen Mann und Jüngling mischen und mit der wissenschaftlichen Bildung des Geistes zugleich die sittliche des Charakters bloßstellen [13]). Was in diesem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an diesem Tage vor zwei Jahren die gottgesegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet [14]), als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit seiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingssonne, welche den erweckenden Stral über die Leben sprossende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, sich in frischer Kraft und Herrlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht' entgegendrängen.

Verschwunden ist die Trennung der allgemeinen und besondern Wissenschaften, und die Nöthigung, aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Besonderen hinaufzusteigen: dem Studium der Philosophie, der Natur, der Geschichte, des Alterthums ist nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, sich erweckend, belebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademischen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen sind die fast unübersehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entschwand die Gewähr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nöthigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geisttödtender und seiner unwürdiger Arbeiten beugten, und selbst gegen Willen und sittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Universität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grausamsten und heillosesten Täuschungen gemacht hatten, um so betrübender, weil es bestimmt war, durch falschen Schein die Leerheit und Erfolglosigkeit zu verhüllen, mit der eine solche Studienordnung nur zu oft geschlagen war. Es ehrt zwar die neue Ordnung, was durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in sich abgeschlossener ehrwürdiger Institute geboten wird [15]), und auch von ihr ergeht das Gebot zum ernsthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen sind auch durch sie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben [16]), aber sie sind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerstrebenden trieb, tritt jetzo dem Jüngling als Anweisung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen [17]), und neben der großen und schönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wissenschaft zu finden, steht ihm nach den Satzun-

*) τὸ γὰρ δυσσεβὲς ἔργον
μητρὶ μὲν πλείονα τίκτει
ὁμογενῆ τοκέεσσι γένηι. Aeschyl. Agam. V. 758.

gen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, oder durch den Vortrag ihm verleideten Gegenstandes durch eigenes Studium sich schneller oder sicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr seiner Studien ist für ihn in die Fülle und das Einladende der akademischen Mittel, in die Wirkung des Beispiels, in das Ansehen und den Rath der Lehrer, in seinen freien Entschluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anstalt jenseits der Schranken der Universität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in dem öffentlichen Dienst einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochschule und des wissenschaftlichen Geistes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erstarken und über die Anstalt sich verbreiten kann, begehrt sie von demjenigen, welcher seine durch wissenschaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfnisse und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugnissen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweise, wen und was er gehört, sondern daß er durch sich selbst nachweise, was er ist und vermag.

Gegeben ist sofort einem Jeden die Möglichkeit, sich nach seiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausschließung des Widerstrebenden und Zerstreuenden für das Hauptsächliche, das Bildende die Kraft durch Beschränkung zu sammeln und das Studium durch Innigkeit zu verstärken; gereiniget ist sein Verhaltniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rucksicht drängt sich zwischen ihn und diejenigen Männer, denen er das Höchste und Lauterste seiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann so leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung sucht, und so gerne dem redlichen Bestreben erwiedert, wandeln sie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wissens und des Forschens, die allein zu den Höhen der Wissenschaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Argwohne und der Beschränktheit von jeher versagt blieb. Zwar sehen wir, da die Uebel langsamer sind, als die Heilmittel, des Ungefugen nicht wenig zurückgeblieben; vorzüglich sind die Gestalten der Täuschung nicht ganz gewichen. Noch zeigen sie ihr unholdes Antlitz besonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch sie das Wort seine Bedeutung verloren hat, auch jetzo noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen bescheinigt wird, der sich selbst im Stillen eines ganz anderen bewußt ist. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und der Lauterkeit, welchen unsere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den aus ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch diese Unholde vollends scheu entfliehen, um ihren Zug gen Westen nach dem eines besseren Schicksals so würdigen, aber nun in nächtliche Trauer versenkten Sitze der Musen hinzulenken, der allen Geistern des Zwanges und des Bannes, die aus unsern entsühnten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken seiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienst bereitet hat [15]). Auch müssen wir die Hindernisse beklagen, welche gegen Willen und Absicht der über uns waltenden weisen und menschenfreundlichen Obhut bewirkt haben, daß wir noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unserer Satzungen, die damals verheißene Einsetzung jener Prüfung vermissen, welche nach ihnen von nun an allein als Gewährleistung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und ist irgend ein Wunsch billig und dringend, so ist es gewiß dieser, den wir mit vollem Vertrauen auf seine Gewährung aussprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unsere Hoffnung getäuscht, sondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutschland der wahren Wissenschaft zu wohnen unmöglich ist, durch Einsetzung jener Gewähr Schluß und Halt auf den Hochschulen von Baiern gesichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher dessen bedarf, ist sie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilsam auf Ordnung und Beharrlichkeit des Fleißes zurückwirken, sondern auch jenem, welcher ohne solche Mahnung sich und dem Staate genug thäte, wird sie zur Stärkung und Beruhigung dienen, als eine erwünschte Gelegenheit nach seinem Austritte aus unserem Verbande männiglich zu beweisen, was er geworden und dem Vaterlande zu leisten fähig ist. Daran aber schließen wir mit vollem Vertrauen seiner Erfüllung den zweiten Wunsch, daß jene Gewähr im Geiste der Satzungen sich auf das Wesentliche und Wichtige, was auch das Schwierige und Tieferliegende ist, beschränke, und nicht durch Ausbreitung über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wissens in Gefahr stelle. Bald gewährt, weise geordnet und verständig gehandhabt wird sie von den äußeren Gewährleistungen die stärkste, wird sie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild sein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu schirmen, durch die allein unsere Hochschulen zu der Würde und der Selbstständigkeit ihrer deutschen Schwestern erhöht wurden.

An Ihnen aber ist es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend innewohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare innere Gewähr der akademischen Studien halten, und die Besorgnisse der Aengstlichen niederschlagen, denen vielleicht auch jetzo noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig scheint, damit das akademische Feld mit sattsamer Betriebsamkeit geackert und bestellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Lösung aller Fesseln hervorging. „Vertrauen andere deutsche Staaten ihrer Jugend, warum soll ich nicht dasselbe thun?“ [16]) Ja Er, dessen königliches Gemüth voll unvergänglicher Frische und eben darum der Jugend zugethan ist, der wohl weiß, wo der Enthusiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lautersten zu finden ist, er thut dasselbe, er vertraut auch jetzo Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beschränkung suchen, die sich uns als unnütz und nachtheilig bewiesen haben: und schon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, seine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die versäumt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtsinnigen Dienste des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademischen Lebens sich verlieren; indeß sie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochschule, und sind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar gewesen, wie sie es dem Rathe der Vernunft sein werden. Aber der stets wachsenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unserer Jugend im Ganzen sind wir das Zeugniß schuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre besser geworden ist, seitdem die Universität durch ihre Satzungen an die wahre Bestimmung deutscher Hochschulen gewiesen ward, eine Pflegerin freier Studien zu sein.

Die Vorlesungen, sowohl die, welche für die besonderen Fächer eingesetzt sind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenstände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder besonderen enthüllt werden, sind zahlreich und mit anhaltender Theilnahme besucht, das Bestreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, ist keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wissenschaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung ist verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen schon jetzo bezeichnen, welche einst der Wissenschaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei so schönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen desselben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen sich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anstalt jenen wissenschaftlichen Geist verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forschens keine Anstrengung zu groß, kein Ziel zu hoch ist, an dessen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anstalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft sind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geistes, wenn sie nicht durch eine Gesinnung getragen würde, die alles, was groß, sittlich und heilig ist, warm und innig umfaßt, und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens sich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geistes, so kann auch die Gesinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umflossen und genährt wird, sobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten sind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei ist und auf die sittliche Kraft eben so wie dort auf die geistige vertraut wird. Darum haben schon die ältesten Ordnungen der Universitäten neben der Freiheit der Studien die Selbstständigkeit des akademischen Lebens gestellt, und unsere Satzungen folgen bei Allem was sie hierin Förderliches vorkehren, eben so dem Bedürfnisse wie dem Gebrauche dieser altehrwürdigen Anstalten. Allerdings hat die Umgestaltung der Zeiten und Staaten hier tiefer in die Universitäten eingegriffen und sie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgestattet sie aus den Jahrhunderten großer und starker Corporationen in die späteren, dem Geiste derselben abholden Zeitalter gekommen sind; das Gebäude, seiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geschmacke zusagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Universität und die akademische Jugend ungeschmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfassungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleistet, nicht ausgenommen die Befugniß, sich zu geselligen Vereinen in jeder Weise zu verbinden, die ihren Neigungen

Digitized by Google

und Bedürfnissen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen ist. Was aber als Schranke sich darstellt, ist auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, ist die Gewähr der Freiheit gegen ihre bittersten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältnisse der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünschen übrig, was durch die besondere Lage der akademischen Jugend geboten, und ohne Störung der Stadtordnung gewährlich ist, so dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiste, der über uns waltet, der Gewährung mit Gewißheit entgegensehen. Am meisten aber werden Sie selbst diese Gewährung herbeiführen und die bessere Gestaltung aller der Verhältnisse befördern, wenn sie entschlossen sind, aus Ihrer Mitte selbst die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und selbstständigen akademischen Lebens entgegenstehen. Ich meine die starren, dem Ganzen feindseligen Formen der Verbindungen, und als ihre Folge die innere Zwietracht.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden bestehenden Gesellschaften eingehe, so werde ich zwar durch unsere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Bestand unter bestimmten Gewahrleistungen anerkennen [31]) und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch stoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Universitäten ordnen und führen, nach welcher besser sei, diesen Gegenstand, da er allen Maßregeln einer Umgestaltung oder Hebung seiner Gebrechen widerstrebe, und nachdem auch der letzte große Versuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden selbst wegen Beimischung unlauterer und der Universität fremder Bestrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf sich beruhen zu lassen. Indeß wissen wir, daß ein erfahrner und muthiger Arzt, welcher einen Zustand mehrfachen Leidens behandelt, sobald er in ihm noch lebenssprossende Kräfte genug hervordrängen sieht, denselben nicht für unheilbar erklärt und aufgiebt, und seines Beispiels wollen wir zumal in solcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt also jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns selbst mit Unvermögen und Rathlosigkeit behaftet erklärten, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen sind, halte ich es für besser, mich über den Gegenstand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche schon oft die Verkündigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von sich zu stoßen. Ich darf dieses um so mehr, da es mir widerstrebt, mich denjenigen zu gesellen, welche dem engern Anschließen ähnlich gesinnter Jugendgenossen in einer meist fremden, oft unholden und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zusagenden Verhältnisse und Freuden auch da, wo durch solche Verbindungen das Heiligthum der Gesetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schädliche sei, was sich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, so gehört es eben doch hauptsächlich den Verhältnissen und Umständen; sie tragen, wie alles Menschliche, die Farben der Zeit und stehen unter ihren Einflüssen; aber hinter ihm erscheint das Wesentliche stark genug, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden und sich wohlthätig zu erweisen. — Entsprungen aus demselben Geiste, der die Universitäten erzeugt und stark gemacht hat, sind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechselnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptsächlich haben dem akademischen Leben einen selbstständigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geist der Universitäten gegenüber einer Zeit geschirmt, die allem Verbundenen und Ueberlieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus seinen alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerstäuben unablässig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form sich angebildet hat, ihnen selbst feindselig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen selbst als hart und abstoßend empfunden wird, ist jenes Versessensein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Ansprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienstbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbstständigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademische Genossenschaft in kleinere Massen gesprengt und in Feindseligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demselben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn ursprünglicher Verbindungen durch starre Formen und zeitraubende Gebräuche verunstaltet wurde, trübte sich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit bestanden hat, und der Zweikampf, von dem Schirme ritterlicher Tugend zur Verfechtung gleichgiltiger Begegnungen und unbegründeter Ansprüche herabgezogen, wurde zur grausamsten Ironie seiner selbst. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit seiner meisten Veranlassungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn selber, nicht die unerbittliche Strenge des Gesetzes, welches zu handhaben wir berufen sind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unserer Hochschule sich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Besinnung bringt, möge diesen doch der Abscheu seines Monarchen bewegen, in dessen reiner königlichen Brust die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn sie von der Erde verschwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unserer Zeit mit tiefem Unwillen von sich stößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der persönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbstständige wie im Staate, so im akademischen Leben beruht, sondern die Mehrung eben jenes männlichen Ernstes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen sucht, und eben so bereit ist, zufälliges Unrecht auszusühnen als für das von andern geschehene die Sühne anzunehmen. Wo dieser Ernst waltet, ist er und in ihm die wahre persönliche Würde durch sich selbst geschützt, und jeder, der ihn in sich und andern nährt, erbaut und schmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbstständigkeit des akademischen Lebens bestehen kann.

Wenn wir dieses nicht nur als Wunsch, sondern als Hoffnung aussprechen, so werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß derselbe edlere Geist, dessen Flügelschlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademische Leben zu bewegen anfängt. Denn es ist die Art des Guten wie des Bösen nicht in einer Richtung zu beharren, sondern sich nach allen Seiten hin heilsam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältnissen des Lebens alles entfernen sollte, was ihm als hemmend und seiner selbst unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerksamen Beobachter ist verborgen geblieben, daß bald nach der Verlegung der Universität in die Hauptstadt im Innern jener Vereine, die unsere Satzungen gestatten, das Bedürfniß eines mit den akademischen Zwecken zusammenstimmenden Lebens auf mannigfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und innern Frieden unmöglich zu machen schien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Ansicht und Neigung im Leben überwog den alten ausschließenden Widerwillen. Auch haben sie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genossen sich hülfreich erwiesen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es ist gut das anzuerkennen, und auf diese edlen Stoffe zur Bildung des akademischen Lebens hin zu weisen, nachdem ihnen so viel Schlimmes ist nachgesagt worden und auch so Manches zur Last fällt. Noch aber ist Vieles zu thun übrig; und was geschehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreise alter und fester Gewohnheiten, wo es über Rath und Vorstellung, über die Wirkung des persönlichen Vertrauens hinausgeht, ist überall mehr störend als förderlich gewesen. Desto dringender jedoch ist die Mahnung an Jeden, der es ernst mit sich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung sich nicht zu entziehen, eingedenk zu sein der Gefahren, von denen das Leben der Universität in allen seinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht ist, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Bestand und Dauer haben könne, was seinen ursprünglichen Zweck und mit ihm seine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieser begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältnisse und das Leben auf der Universität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiste der wahren Freiheit, Würde und Selbstständigkeit mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen, kann einst, wenn diese flüchtigen Jahre ihm schnell vergangen sind, für seine ganze Zukunft das Bewußtsein in sich tragen, daß er in dieser für das Leben der Hochschule entscheidenden Zeit, der Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung seiner Vorzüge, daß er sich der großen und nationalen Sache der Universität förderlich bewiesen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen sich dem unbefangenen Beobachter das Dasein eines bessern Geistes allmälig enthüllt, so ist auch außer ihnen und in der Gesammtheit unserer akademischen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfassenden Ganzen rege geworden. Unsere Universität sah, die erste unter ihren Schwestern, von ihrer Jugend den mit überraschendem Erfolge gekrönten Versuch, eine solche Vereinung mitten in das Leben der Hochschule hineinzustellen und auch in ihr das Gesellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben,

Digitized by Google

was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieser schönen Jahre und ihrer Bestimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundsatz, daß sie sich Keinem versagt, welchen die Universität unter ihre Bürger zählt, versöhnend durch die Ansicht, daß sie keinem besondern Vereine im akademischen Leben entgegensteht, sondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinbarung, in welcher sich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß sie keinen mit einer besonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entsagen nöthigt, hat sie einen besseren freieren Geist auch unter den noch Zweifelnden oder Abgesonderten dadurch enthüllt, daß diese, getroffen von der Idee dem gemeinsamen Leben ein Asyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindseligen Begegnung sich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademischen Gesellschafts-Aula allen Zwist der Eintretenden niederzulegen und sich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genossenschaft zu fühlen heißt, welche, die akademische Jugend selbst darstellend, ihr Dasein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet ist.

Fassen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Universität unter dem Schirm der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleistet haben, uns als einzelne Erscheinung entgegentritt, in Einem Ueberblicke zusammen, so wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünschen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir stehen, eine Umgestaltung aller Verhältnisse und Bestrebungen zum Besseren sich offenbart, und es ist für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach bestem Wissen und Gewissen vor König und Vaterland dieses Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in seinem Kreise bewährt, nicht genügend erscheinen, was sie gethan, nicht gesichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren sind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert ist. Schon ein Alter hat gesagt, die Knechtschaft sei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienstbar sein gefahrloser als seinem eigenen Willen folgen. Denn frei ist nur, wer der Freiheit würdig ist, und dieses zu sein, das ist die Arbeit, das der Preis, des Schweißes der Edlen werth. Darum gebührt auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzurichten, um ihn zu gewinnen, und jedweden Kampf zu bestehen, um seine Herrlichkeit zu schirmen. Was in der menschlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über sich erhebt, was Bildung zeitiget und Tugend pflegt, es ist in dem heiligen Kreis der Selbstbestimmung, der offenen Huldigung des Würdigen und jener Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderstehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sprossen edler deutscher Stämme, die der bairische Name vereint, zeiget vor den Genossen, welche das gemeinsame Vaterland aus freigehaltenen Anstalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Burgen seiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernste Ausland über den Ocean wie über die Steppen des starken Norden unter Euch sendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großsinnigen Monarchen, der das höchste Gut seines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entschlusse anvertraute, nicht umsonst an Eure Herzen schlug, daß sein Hauch in ihnen die Flammen edler Entschließung entzündete, stark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geist auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beschlossen ist.

Anhang.

1) Nach einer k. Verordnung vom 26. Nov. 1827, daß über die Satzungen von dem Rektor bei dem Antritte seines Amtes an die Studirenden eine den Geist und Zweck derselben erläuternde Rede soll gehalten werden.

2) Dadurch, daß §. 6. Immatriculirung der Inländer nur gegen Vorlage ihrer Gymnasialabsolutorien oder ihrer Lyceralzeugnisse geschehen darf, und nach §. 7. auch Ausländer gehalten sind, Zeugnisse wie über ihr sittliches Betragen, so über ihre wissenschaftlichen Vorkenntnisse vorzulegen.

3) Der neue Schulplan giebt nach §. 148 den Gymnasien die oberste Klasse zurück, die ihnen früher war entzogen worden, und gestattet §. 109 den Uebergang auf die Universität nur nach vollendetem achtzehnten Jahre.

4) Die Vorbildung ist durch jene Schulordnung hauptsächlich dadurch fester begründet worden, daß §. 3 des Schulplans ihr Anfang zwei Jahre zurück in das achte Jahr des Knaben gesetzt und ihr zehn volle Jahre gewidmet, und daß durch Vermehrung der Stunden, für die Hauptfächer der alten Sprachen, der Mathematik und Geschichte festere Begründung und größere Ausbreitung gewonnen, daß der Unterricht folgerecht gesteigert, die Autonomie der Schule und ihrer Zucht gegründet und der Lehrstand durch Vertrauen und Belohnung gehoben wird.

5) „Für das Studium der allgemeinen und besondern Wissenschaften wird vorläufig bis zum Erscheinen eines neuen Studienplans ein Zeitraum von fünf Jahren festgesetzt. Denjenigen, welche einen zweijährigen Lyceralkursus zurückgelegt haben, ist gestattet, ihr akademisches Studium mit drei Jahren zu beschließen" §. 15 der Satzungen. — Die hier angekündigte Bestimmung des Schulplanes ist in §. 148 desselben eingetreten: „Da das Gymnasium in seiner künftigen Gestaltung aus seinen bisher gewesenen drei oberen Klassen und einer höheren bestehen wird, so sollen mit dem Anfange des nächsten Schuljahres 18$^{37}/_{38}$ die Schüler der jetzt sogenannten oberen oder fünften Klasse statt auf die Universität oder in das Lyceum überzugehen, in jene höhere Gymnasialklasse einrücken, dagegen aber wird ihnen die Gelegenheit eröffnet, ihr Universitäts-Studium um Ein Jahr zu verkürzen, und sich schon nach zurückgelegtem vierten Jahre desselben zu der theoretischen Prüfung für ihr besonderes Fach zu melden."

6 Hierher gehören die Bestimmungen in §. 1. „Inländern, welche nach Verlauf der ersten vier Wochen des Semesters sich zur Immatriculirung noch nicht gemeldet haben, soll dieses Semester in die vorgeschriebene Studienzeit nicht eingerechnet werden;" dann der ganze III. Titel, welcher Bestimmungen über die Dauer der halbjährigen Lehrkurse, über die Inscriptionen für Vorlesungen und Honorarien enthält, besonders §. 21. die Verpflichtung mit dem Anfange des Semesters pünktlich am Orte der Universität einzutreffen und daselbst bis zum Schlusse der Vorlesungen zu beharren; und der VII. Titel, soweit er Disciplinarvorschriften über den Fleiß der Studirenden enthält; vorzüglich §. 51. „Die Lehrer werden alle Mittel anwenden, sich des Fleißes und der Fortschritte ihrer Zuhörer zu versichern; sie werden deßhalb theils darauf achten, daß dieselben mit den ihnen angewiesenen Plätzen in der Regel nicht wechseln, theils durch freie Arbeiten, die sie einer genauen Correktur und Beurtheilung unterwerfen, durch Disputatorien und Conservatorien oder durch andere angemessene Mittel den Zuhörern Gelegenheit geben, ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu bewähren so wie die Lehrer verpflichtet sind, den Unfleiß ihrer Zuhörer nicht nur zu rügen, sondern auch bei fruchtloser Warnung ihn erst der Fakultäts-, dann dem Universitätssenate anzuzeigen."

7) §. 52: „Wenn ein Studirender keine, oder die von ihm gewählten Collegien nicht fleißig besucht, noch irgend eines der Universitätsinstitute sorgfältig benutzt, soll der Universitäts-Senat auf erhaltene Anzeige ihn vorfordern, und wegen Verwendung seiner Zeit zur Rechenschaft ziehen: dem Unfleißigen soll sodann ein Verweis ertheilt und ein Termin gesetzt werden, nach dessen Ablauf er Beweise seiner wissenschaftlichen Thätigkeit während desselben vorzulegen hat. Vermag er dieses nicht, so ist ihm das akademische Bürgerrecht zu entziehen."

8) §. 14. „Jeder Inländer, welcher die Universität in der Absicht besucht, sich auf ein öffentliches Amt vorzubereiten, für welches ein vollständiges Universitätsstudium erfordert wird, ist verpflichtet, während seines Aufenthaltes an der Universität sich, im Falle er kein Lyceum besucht und absolvirt hat, eben so dem Studium der allgemeinen Wissenschaften d. h. der Philosophie, der Mathematik, der Philologie, der Geschichte und der Naturwissenschaften, wie dem Studium der besondern Wissenschaften seines Berufs mit Ernst zu widmen:" und die Bestimmung in §. 16. daß die theoretischen Prüfungen mit besonderer Rücksicht der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen sind.

9) In den alten Gesetzen für die Studirenden an der k. b. Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut von 1814 gehört hierher II. Titel §. 1. „Der Inländer, welcher dereinst in den Staatsdienst, für welchen ein vollständiges Universitäts-Studium erfordert wird, eintreten will, muß durch Zeugnisse beweisen, daß er

a) die allgemeinen Wissenschaften vorschriftsmäßig gehört.

b) dem Studium derjenigen speciellen Wissenschaften, welche für den bestimmten Staatsdienst, dem er sich widmen will, vorgeschrieben sind, in der dafür festgesetzten Zeit sich gewidmet (das heißt, wie die Einfetzung der Semestralzeugnisse lehrte, sie ebenfalls gehört) habe" — und §. 2. daß die von Gymnasien Kommenden bei der Universität nur zum Studium der allgemeinen Wissenschaften angenommen werden können. (Sie konnten nach der löblichen Kunstsprache nur Philosophen werden, und nach der Terminologie der Zeugnisse durfte man bestimmt annehmen, daß am Schlusse des Semesters unter 600 solchen jungen Ankömmlingen 300 Philosophen von Auszeichnung waren); — dann §. 4. „Zu dem Studium der speciellen Wissenschaften darf keinem Candidaten der Zutritt gestattet werden, der sich nicht ausweisen kann, daß er nach der Vorschrift des §. 2 und 3 dem Studium der allgemeinen Wissenschaften sich gewidmet habe.

10) Es geschah dieses vorzüglich durch die unbedingte, Allen gleich gebotene Nöthigung alle dem Urheber jener Satzungen für den Einzelnen nöthig scheinenden Lehrgegenstände bis auf den letzten zu hören, aus ihnen die Prüfung zu bestehen und darüber das Zeugniß vorzulegen. Jede Selbstbestimmung war ausgeschlossen, der Student statt auf sich auf diese Form gewiesen, die durch ihre Natur und Folgen bald eine Leere geworden war, und allem Wissenschaftlichen d. i. selbstständigen Geiste so sehr im Wege stand, daß er in keiner Gestalt sich frei entwickeln konnte, und das hervorragendste Talent in den aufgetretenen und öden Pfad des Herkommens gezogen wurde.

11) Ohne daß ich daran denke, irgend einen der akademischen Lehrer, die waren oder sind, persönlich zu nahe zu treten, will ich nur daran erinnern, was aus solcher Studienordnung, welche durch den Zwang die Hörsäle füllt, und dadurch die Bedingung, unter der Talente für den akademischen Vortrag sich bilden, ihrer Natur nach aufhebt, für Folgen haben, und wie diese eben dann auf die Theilnahme gerade

Digitized by Google

der ausgezeichnetsten und geweckteſten Jünglinge tödtlich zurückwirken muß, es einem jeden überlaſſend, aus ſeiner Erfahrung anzugeben, ob und in wiefern ſie in der That und Wirklichkeit eingetreten ſind.

12) Hauptſächlich durch die Einſetzung der Semeſtralprüfungen und das ganze Gefolge von Vorkehrungen, mit welchen allein ſie gehandhabt werden konnten.

13) Die ganze Zeugnißordnung war trotz aller Vorkehrungen, wenn auch nicht auf Täuſchung berechnet, doch zur Täuſchung geworden. Die Inſcriptionen ſelber geſchahen, wie der Commiſſär an einer baieriſchen Univerſität durch Vergleichung der Liſten förmlich conſtatirt hat, nicht ſelten auf zwei ja drei Collegien, die zu derſelben Stunde geleſen wurden, die Prüfungen, welche nur flüchtig und dürftig ſein konnten, waren unzureichend, das Urtheil der Lehrer zu beſtimmen, und ſo wird erklärlich, wie im Allgemeinen und auch in dieſem beſondern Falle für die ſämmtlichen Vorleſungen der zwei- und dreifach Inſcribirten unermüdeter Fleiß und ausgezeichneter Fortgang konnte beſcheinigt werden. Alles ging dahin zuſammen, die Nichtigkeit und Verderblichkeit dieſer Anordnung mit einem falſchen Scheine zu umgeben, und der Einzelne konnte, ja kann zum Theil faſt jetzo um ſo weniger umhin, dem Zuge zu folgen, da keine königliche Behörde, kein Bureau, keine Magiſtratur, kein Ortsvorſtand ein Zeugniß, wo es noch begehrt wird, berückſichtigt, welches nicht jene Eminenz oder irgend ein anderes ihr nahekommendes Trugbild vorſiegelt. Neben der Unmöglichkeit, einen wiſſenſchaftlichen Charakter zu entwickeln, trat die gleich ſtarke, ja noch ſchreckbarere Unmöglichkeit, das ſittliche Gefühl der Jugend zu wahren, klar hervor, und die Geſetze waren, ſo wenig es auch ihr Urheber gedacht hatte, zugleich eine Untergrabung des ſittlichen Charakters und eine der ſchlimmſten Quellen der Immoralität für die ſtudirende Jugend.

14) Dieſe Freiung der Univerſität und mit ihr der Beginn einer neuen Aera derſelben iſt in dem §. 16 enthalten, dem wichtigſten und dem weſentlichſten der Satzungen, neben dem alles Andere nur ordnend und helfend erſcheint: „Es bleibt den Studirenden überlaſſen, in welcher Zeitfolge und Ordnung ſie ſich diejenigen Kenntniſſe, welche ſie in der Prüfung für den Staatsdienſt bewähren müſſen, erwerben wollen. Was bisher zur Controlle und Ermittelung ihres Fleißes und Fortganges in den Studien angeordnet war, Semeſtral- und Abſolutorial-Prüfungen, dann die hierauf gegründeten Zeugniſſe und beſonderen Inſcriptionen bei den Facultäten werden aufgehoben, und als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolgs ihrer Studien ſollen von nun an allein die Ergebniſſe der Prüfung für den Staatsdienſt gelten, welche ſofort mit deſto größerer Strenge und mit beſonderer Berückſichtigung der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorzunehmen ſind.“

15) Nach §. 16 unterliegen Bewerbungen um Staatsſtipendien der Verordnung, welche nach dem Willen der Stifter ihren Genuß von Fleiß und Fortgang des Studirenden abhängig macht, und „eben ſo bleibt es in Hinſicht jener beſondern Inſtitute, an welchen jährliche oder halbjährliche Prüfungen vorſchriftsmäßig oder herkömmlich ſind, bei den bisherigen Beſtimmungen.“

16) Vergl. §. 14, 31, 32.

17) In §. 17 heißt es: „Auch ſoll, damit der Studirende ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Univerſität über Umfang, Mittel und Folge der ihm obliegenden Studien ſich belehren kann, jede Facultät eine kurze und bündige Belehrung über Anzahl, Zuſammenhang und Methode der zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften entwerfen, welche zuſammen gedruckt und jedem Studirenden gleichfalls bei ſeiner Immatriculirung zugeſtellt werden ſollen.“ Dieſer Verordnung iſt im Jahre 1828 genügt worden, und jeder Student empfängt jene Anleitung als ein monitum paternum ſeiner Lehre zugleich mit der Matrikel.

18) Es iſt Tübingen gemeint, welches durch ſeine Organiſation vom 18. Januar 1829 die alte Geſtalt der deutſchen Univerſitäten abgelegt, ſtatt des Rectors einen beſtändigen Canzler, ſtatt der wechſelnden Decane an der Spitze der Facultät je das älteſte Mitglied, und im Ganzen die Einrichtung jeder andern Landesſtelle von etwa gleichem Range mit wenigem Unterſchiede bekommen, und daneben mit dem Collegienzwang, den Semeſtralprüfungen und dem ganzen Gefolge jener hemmenden, allen wahren Geiſt der Univerſität zerſtörenden und ſie mit ſchweren Gebrechen behaftenden Anſtalten begabt worden, welche unſere Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut, von Landshut nach München geſchleppt hatte, um hier durch die weiſe Anſicht eines hochherzigen Monarchen von ihnen erlöſt und ihrer urſprünglichen Würde zurückgeſtellt zu werden. Es iſt gut, zu bemerken, was jeder in Würtemberg zuverläſſig erfahren kann, daß zu ſolchem Unheil nicht irgend ein Anlaß von dem Monarchen, einem der wohlwollendſten und beſten Fürſten, welche die deutſchen Throne zieren, nicht von dem erfahrnen, in der alten würtembergiſchen Ordnung erzogenen Miniſter des Innern, ſondern von einem gebornen Franzoſen ausgegangen, welcher ſich zur Einführung dieſes wälſchen Erzeugniſſes unbeutſchen Bannes mit einem Arzt und Profeſſor verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Canzlers der Univerſität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingeſetzt wurde, welche nicht fehlen wird, ihre Natur in den ſchlimmſten und zerſtörendſten Folgen zu offenbaren. Höchſt ungern entſchloß ich mich, ſolche Dinge hier öffentlich zur Sprache zu bringen; aber es gilt eine allgemeine, wichtige, das innere Leben und die innere Kraft von Deutſchland und ſeiner Bildung treffende Angelegenheit, und wehe dem, der, obwohl überzeugt, daß hier nur Uebles geſchah und durch Bezeichnung des Uebels vielleicht der Hülfe Raum gemacht werden konnte, demnach vor der Rückſicht auf die Sache die Rückſichten der Beſorgniß oder der Perſonen vorwalten läßt!

19) Eigene Worte unſeres Monarchen, würdig der Geſchichte aufbewahrt und den Herzen unſerer Jugend eingegraben zu werden, geſprochen von ihm in dem entſcheidenden Augenblicke der Berathung über die Satzungen, als er ſich entſchloß, die alten Begrenzungen und Controllen aufzuheben, und der Univerſität nach langer Bedrängniß ihre urſprüngliche freie Form, mit ihr aber die Möglichkeit zu geben, von vielem und zahlreichen Leiden durch die entbundene innere Kraft zu geneſen.

20) Durch Allerhöchſtes Reſcript vom 31. Juli 1827 die Studentenvereine betreffend, von dem ein Auszug im Anhange der Satzungen mitgetheilt iſt.

Charlotte Thiesen,

als Schriftſtellerin Caroline Stille genannt, zu Schwartau im Jahre 1782 geboren, lebte bis 1821 mit ihrer Mutter in Celle. Nach dem Tode derſelben zog ſie nach Bremen. Sie ſchrieb:

Kleine Erzählungen, (herausgegeben von Thereſe Huber). Nürnberg, 1822.
Moraliſche Erzählungen für die Jugend. Heidelberg, 1828.
Maria Leszinska, Gemahlin Ludwig des XV. Hamburg, 1829.
Neue Erzählungen für die weibliche Jugend. Leipzig, 1830.
Abendunterhaltungen. Bremen, 1832.

Gute Characterzeichnung, Scharfſinn, Lebenskenntniß und eine reine geſunde Moral haben ihren Schriften viele freundliche Leſer erworben.

Johann Otto Thieß,

am 15. Auguſt 1762 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und ward 1783 als Nachmittagsprediger in der Vorſtadt St. Pauli angeſtellt. Im Jahre 1790 legte er dieſes Amt wegen Streitigkeiten mit der orthodoxen Geiſtlichkeit nieder und trat, von der Univerſität Gießen zum Doctor der Theologie ernannt, in Kiel als Privatdocent auf. 1792 wurde er Adjunct der Facultät und bald außerordentlicher Profeſſor. 1799 trat er, penſionirt, in den Privatſtand zurück, in welchem er zuerſt zu Itzehoe, und ſeit 1803 zu Borderholm bei Kiel lebte, wo er am 7. Januar 1810 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Gedichte. Hamburg, 1783.
Chriſtliche Lieder und Geſänge. Hamburg, 1785 und 1794.
Chriſtliche Predigten. Hamburg, 1788. 1790.
Unſer Herr. Andachtsbuch. 1790.
Communionbuch. Leipzig, 1794.
Sonntagsunterhaltungen. Leipzig, 1798.
Ueber den Tod und das Leben. Leipzig, 1799.
Ueber die Liebe und Ehe. Leipzig, 1801.
Geſchichte ſeines Lebens. Hamburg, 1801.
Vorleſungen über die Moral. Leipzig u. Gera, 1801.
Klopſtock. Altona, 1805.
Predigten zur Beförderung einer heiteren Frömmigkeit. Altona, 1803.
Lieder dem Vaterland und der Religion. Kiel, 1807.
Neue Predigten. Glückſtadt, 1808.
Das ſittliche Leben nach der Schrift. Kiel, 1809.

Ein geiſtvoller und kenntnißreicher, aber zu raſch und flüchtig arbeitender Mann, wandte ſich Th. zu ſeiner Zeit den theologiſchen Neuerern zu und erwarb ſich Anſehen und Ruf, gerieth aber nach ſeinem Tode bald in Vergeſſenheit.

Digitized by Google

Friedrich Theophilus Thilo,

am 24. Juli 1749 zu Roda in Sachsen geboren, lebte zuerst als Advokat und Finanzcommissar im Amte Wendelstein in Thüringen; von hier zog er nach Frohburg, endlich als Accisinspector nach Rochlitz, wo er am 26. März 1825 starb. Er schrieb:

Sämmtliche Schauspiele. Leipzig, 1780.
Emilie Sommer, Geschichte in Briefen. Leipzig, 1780. 1785.
Lorenz Arndt von Blankenburg. Leipzig, 1784—1785.
Lebensscenen aus der wirklichen Welt. Leipzig 1784—1790.
Felix von Freudenfels. Leipzig, 1787—1788.
Menschenschicksale. Leipzig, 1791. 1792 u. v. A. m.

Th's Familiengemälde und Schauspiele fanden in ihrer Zeit viele Leser um der innigen und warmen Darstellung willen, deren sie sich erfreuten, geriethen dann aber bald in gänzliche Vergessenheit, da sie sich weder durch Originalität noch durch Ideenreichthum auszeichneten.

Friedrich August Deosidus Tholuck

ward am 30. März 1799 zu Breslau geboren, und hatte schon angefangen in der Werkstatt seines Vaters das Goldarbeiterhandwerk zu erlernen, als er es erlangte, die Gymnasialbildung vollenden und die Universität seiner Vaterstadt beziehen zu dürfen. Rosegarten erweckte in ihm 1816 zuerst die Vorliebe für die orientalische Literatur, die der Prälat von Diez, ehemals Gesandter zu Constantinopel, in Berlin nährte und befestigte. Dieser übergab seinen Pflegesohn bei seinem Tode dem Minister Altenstein, den Th's längeren Aufenthalt in Berlin unter Ideler's und Wilken's größtem Einfluß auf seine Entwickelung möglich machte. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem aus dem begeisterten Verehrer aller Weisheit der Welt der gläubige Christ zum Durchbruch gelangte, der seine frühere Lebenszeit als verloren, sich selbst als nunmehr gerettet ansah. Neander war Hauptveranlassung seiner Wiedergeburt. Seine Begeisterung sprach sich in vielen rasch geschaffenen Werken aus. Schon 1821, als der edle de Wette Berlin verlassen mußte, hatte Th. theologische Vorlesungen gehalten; 1824 ward er außerordentlicher Professor dieser Facultät. 1825 unternahm er mit Unterstützung des preußischen Ministeriums eine Missionsreise nach England und Holland, und erregte, in fremden Zungen redend, im Auslande großes Aufsehen, daheim durch unzeitige Klagen, die er dort über deutsche Theologie erhob, sowie bei Vielen gerechtes Aergerniß. Dennoch ward er 1826 an die Stelle von Knapp als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen, mußte aber, weil sein körperlicher Zustand sehr angegriffen war, erst eine Reise nach Italien machen und wirkte ein Jahr lang als Prediger der preußischen Gesandtschaft zu Rom. Seitdem hat er Halle nicht mehr verlassen, wo er in unglaublich reger Wirksamkeit als Lehrer von der großen Hälfte der Studirenden gefeiert, als Prediger sehr verehrt wird und als Schriftsteller unermüdlich seinen theologischen Standpunkt mit allen himmlischen und irdischen Waffen zu vertheidigen und geltend zu machen strebt. Er lebt daselbst als königlich preußischer Consistorialrath, erster Universitätsprediger, Professor und Doctor der Theologie und Philosophie.

Seine ascetischen Schriften und Predigten sind:

Die wahre Weihe des Zweiflers. 1836. 5. Aufl.
Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nichttheologische Leser. Hamburg, 1837; 2. Aufl. 1838.
Predigten, gehalten zu Rom, Berlin, London und Halle. Berlin, 1829.
Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienst der Universität Halle. Hamburg, 1834—1838. Zweite Folge, 1839—1840.
Stunden der Andacht. Hamburg, 1840. 2 Bde.
Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik. Berlin, 1825.

Ueber diesen merkwürdigen, vielfach angefeindeten, jedenfalls aber höchst eigenthümlichen und bedeutenden Mann, äußert sich der Verfasser des denselben betreffenden biographischen Artikels in dem Conversations-Lexikon der Gegenwart Bd. IV. S. 47 fgde. sehr geistreich und wahr mit folgenden Worten: „Auch Th's heftigste Gegner müssen in ihm vor Allem die außerordentliche Vielseitigkeit anerkennen, welche seine Anlagen, seine Ausbildung und seine Thätigkeit auszeichnet. Zu den ersten gehört eine seltene Beweglichkeit und Rastlosigkeit des Geistes, die lebendigste Reproduction der mannichfaltigsten Gemüthszustände mit einem Wissen um ihre Unterschiede und einer nur dadurch möglichen höhern Gewalt über die Sprache, und vorzüglich ein productives Talent, wonach unter seinen Händen „Alles ein Vehikel", unter seiner allegorisch sinnigen Durchdringung jeder, auch der unscheinbarste Stoff an Ideen ergiebig wird. Dabei ein Heranziehen und Benutzen am liebsten des Entlegenen und Ungewöhnlichen, ein reicher, wenn auch oft verhaltener Witz, ein Bedürfniß nach ästhetischer Aufregung bis zu einer Vorliebe für humoristisch grellen Wechsel entgegengesetzter Stimmungen überhaupt eine Jean Paul'sche Natur, nur bei ihm, der dieses Talent nicht als Dichter, sondern im Dienst seines Berufs apologetisch gebraucht, mit mehr rhetorischem Streben, wenn auch mit weniger Absichtslosigkeit und Kindlichkeit, als bei Jean Paul. Dieselbe Vielseitigkeit, wenn auch zugleich das Unruhige und Desultorische, zeigt sich in seiner gelehrten Ausbildung; er hat eine außerordentlich mannichfaltige Belesenheit, er kennt eine Menge Sprachen, alte, orientalische und neuere, und spricht namentlich mehrere der letztern mit Eleganz. — — — Th's eigentliche dogmatische Richtung hat sich seit 1830 fortwährend am deutlichsten ausgesprochen in seinem „Literarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt", und zwar als eine durch innere Erfahrungen getragene Auffassung des Christenthums, welche das Factum des Sündenbewußtseins zum Mittelpunkte macht, hiernach eine nicht selbst erworbene und erreichbare Erlösung fordert, die im Christenthum gegebene auch wieder als ein gottgegebenes Factum annimmt und an den Früchten erkennen will, und den in Aneignung derselben erfahrenen Segen für eine bessere Begründung hält, als Nachweisungen der Begreiflichkeit und Verständlichkeit, vielmehr dafür eine Anhänglichkeit hat, welche durch unerklärlich Scheinendes nicht abwendig gemacht, sondern nur noch mehr angezogen wird und welche sich gedrungen fühlt, auch für Andere in apologetischen und halieutischen Bestrebungen sich zu äußern. In den letzten Zeiten hat Th. indessen mehr als früher seine christlichen Ueberzeugungen mit der Philosophie zu gleichen gesucht und dabei besonders die Hegel'sche berücksichtigt, wie er es denn „schon mit seiner Stellung als akademischer Theologe unvereinbar finden mußte, mit dem Verständnisse eines so tief in die Zeit eingreifende

Digitized by Google

Systems nicht zu ringen." Wenigstens zeigt sich bei ihm neuerlich eine vermehrte Bekanntschaft mit den Schriften und der Ausdrucksweise dieser Schule und eine zunehmende Anwendung dessen, was ihm davon apologetisch brauchbar scheinen konnte, und so hat er auch kürzlich selbst erklärt, er könne sich zwar nicht zu einer solchen Abtrennung der Theologie und Philosophie entschließen, wie sie von Schleiermacher angestrebt sei, er meine, daß die Dogmatik den Inhalt frommer Erregungen als einen dem denkenden Geiste nothwendigen darstellen solle; er halte der Wissenschaft gegenüber eine freie Stellung und in dogmatischer Hinsicht die Zuversicht fest, daß der Christenglaube sich auch vor der Vernunft oder vielmehr als Vernunft rechtfertigen werde, daher sei ihm auch das Studium der Philosophie, und so auch der Hegel'schen, ein Bedürfniß gewesen und er erkenne in den Denkformen derselben vielfach speculative Wahrheit. Zugleich aber hat er doch auch erklärt, er halte jede Philosophie für Zeitphilosophie und die speculative Dogmatik nur für Stückwerk; niemals könne die christliche Wahrheit von der Wissenschaft dividirt werden, ohne daß ein Bruch übrig bliebe, und immer werde die Geschichte, wenn dies verkannt werde, Gewalt leiden müssen, und so hoffe er auch, daß unter diesen Beschränkungen seine philosophischen Studien nur zum Aufbau des seligmachenden Glaubens dienen würden. Auch ist hier kein Zunehmen, sondern nur ein Abnehmen seiner Anschließung zu erwarten, denn der geist- und phantasiereiche Verehrer von Claudius und Hamann kann nicht lange mit einer im Innersten kalten und glaubensleeren Weltansicht befreundet bleiben, besonders wenn bald auch ihr äußerlich bedingtes „Eingreifen in die Zeit" wieder vermindert sein wird. Aber dieses apologetische Verfahren dehnt Th. auch, wohin es weniger gehört und als wissenschaftliches Vorurtheil nicht dem Glauben, sondern der Forschung schadet, zu unbedingt über historische und kritische Untersuchungen aus, wie unter Anderem seine Schrift gegen Strauß: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nicht theologische Leser", hier und da zeigt. Am zahlreichsten sind in der letzten Zeit seine Beiträge zur praktischen Theologie gewesen. Außer seinen früher erschienenen „Predigten, gehalten zu Berlin, Rom, London und Halle" und außer einer Menge anderer in Halle oder auf Reisen in Heidelberg, Straßburg, Kissingen und anderwärts gehaltener und einzeln erschienener Predigten hat er die früher herausgegebenen vier „Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle" denen er neuerdings eine „Zweite Folge" beifügte, zusammen unter dem Titel: „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens", mit einer lehrreichen und anziehenden Abhandlung über neuere Predigtweisen bekannt gemacht, worin er der Predigt mehr Freiheit, Lebendigkeit und Volksmäßigkeit durch größere Annäherung an Sprache, Denkweise und Neigungen des jetzigen Zeitalters, mehr Frische und Eindringlichkeit durch Aufhebung der steifen Form und der zwischen Prediger und Gemeinde befestigten Kluft zu vindiciren sucht und bei seinen begründeten Besserungsvorschlägen vielleicht nur zu wenig beachtet, daß die Gravität selbst zum norddeutschen Nationalcharakter gehört, welcher in ernsten Dingen durch zu viel Leichtigkeit und Formlosigkeit verletzt und gestört wird. Dieser Umstand wird es auch stets Manchen unmöglich machen, sich mit der Art zu befreunden, wie Th. in seinen Predigten und noch mehr in seinen „Stunden der Andacht" nicht nur von der ihm eigenen erschütternden Kraft, Einfachheit und Eindringlichkeit der Rede, sondern noch öfter im schroffsten Wechsel von seinem reichen Witze, seinem Zuströmen interessanter, aber sehr ungleichartiger Reminiscenzen und seiner Gabe, diese allegorisch und humoristisch anzuwenden, Gebrauch gemacht hat. Weniger wird ihm die ganz unbedingte Verwerfung und Verhöhnung schaden, welche auch kürzlich wieder in einer neuen Streitschrift („Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet") und zwar nach Th's offenen Andeutungen („Zur Charakteristik rationalistischer Polemik, eine Beleuchtung der Schrift: Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt u. s. w.") durch einen Specialcollegen über ihn ergangen ist; denn allerdings wird schon der Umstand, daß „dergleichen Schmähschriften angestellter Lehrer jedesmal einen nachtheiligen sittlichen Einfluß auf Universitäten ausüben", gegen eine solche auf offensive Polemik verwandte Mühe einnehmen und wieder aufmerksamer machen auf die Lichtseiten einer so begabten und so bedeutenden geistigen Eigenthümlichkeit, wie die hier angegriffene ist."

Thomann, s. Moeller.

Christian Thomasius (Thomas),

der sich selbst in seinen Schriften nur der deutschen Endung seines Namens bediente — wurde am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Jacob, Professor und Rector an der Thomasschule, ein Lehrer des Leibnitz gewesen war. Im 16. Jahre wurde er Baccalaureus, im 17. Magister der Philosophie. Seine Liebe zum Naturrechte bestimmte ihn zum Juristen: schon 1675 hielt er zu Frankfurt a. d. Oder Vorlesungen in dieser Wissenschaft und wurde 1697 Doctor der Rechte. Nach einem kurzen wissenschaftlichen Ausfluge nach Holland begann er in seiner Vaterstadt besonders Naturrecht zu lehren, welches er, so sehr es bisher vernachlässigt war, für das Fundament der Jurisprudenz erklärte. Die unzähligen Anfeindungen, die der Mann des Fortschrittes zu ertragen hatte, erreichten ihren Gipfel, als mit seinem 1688 erscheinenden deutschen Programm die neue Periode deutscher Universitäten und deutscher Wissenschaften hereinbrach. Zugleich kündigte er, was ehedem unerhört war, deutsche Vorlesungen an und schwang in dem ersten in Deutschland erscheinenden Journal, über seine Gegner die Geißel bitteren Spottes. Aber seine Gesinnung wurde auf harte Proben gestellt. Nicht genug, daß die von ihm angegriffenen Theologen Pfeifer und Carpzow den freien Geist als Atheisten dem Volkshaß Preis gaben; nicht genug, daß ein andrer geistlicher Herr, der dänische Oberhofprediger Masius ihn des Majestätsverbrechens beschuldigte; daß seine warme Fürsprache für den frommen, der rechtgläubigen Kirche verhaßten H. A. Francke ihn in die, ihm sehr fremden, pietistischen Wirren verwickelte; er fühlte sich getrieben, bei der Vermählung des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen die Ehe zweier fürstlichen Personen verschiedener Confession zu vertheidigen; da entbrannte der Zorn der Wittenberger Theologen gegen ihn, welche vergaßen, daß die Reformatoren

Digitized by Google

einst Bedenklicheres gestattet, — da kam der Befehl, Th. Katheder und Presse zu verschließen und ihn selbst zu verhaften; ein Befehl, der Deutschlands Schande sein würde, hätte nicht Preußen im freudigen Willkommenheißen des Flüchtigen das erste Vorzeichen seiner künftigen geistigen Bedeutung abgelegt. Friedrich der Dritte erlaubte ihm, an der Halle'schen Ritteracademie Vorlesungen zu halten. Er las seit 1690 mit außerordentlichem Beifall und sein Katheder ward 1694 der Grundstein der Friedrichsuniversität. Er wurde hier als churfürstlicher Rath und Lehrer der Rechte angestellt. Auch in Halle blieb er nicht ohne Feinde, doch konnte er sich leicht gegen ihre Angriffe behaupten; ja Leipzig, das ihn einst verbannt, rief ihn 1709 als Ordinarius der Juristenfacultät zurück. Natürlich blieb er seinem neuen Vaterlande getreu und erhielt den Titel eines Geheimeraths; 1710 wurde er zum Director der Friedrichsuniversität und Decan der Juristenfacultät ernannt. Hier erreichte er im Bewußtsein, seinem Volk genützt zu haben, das er von Folter und Gespensterglauben befreite und seine Sprache ehren lehrte, ein hohes ruhmvolles Alter. Er starb am 23. September 1728.

Seine deutschen Schriften sind:

Monatsgespräche, oder, freimüthige Gedanken. Halle, 1683. 3 Thle.
Einleitung zur Vernunftlehre. Halle, 1691.
Einleitung zur Sittenlehre. Halle, 1692.
Ausübung der Sittenlehre. Halle, 1696.
Vom Wesen des Geistes. Halle, 1699.
Ausübung der Vernunftlehre. Halle, 1710.

Vgl.: Sein Leben, von Heinrich Luden. Berlin, 1803.

Ueber Th. haben bisher die verschiedensten Urtheile geherrscht. Während Einige wie z. B. Schröckh ihn auf das Entschiedenste loben, sprechen Andere wie z. B. F. Horn ihm alles tiefere Eindringen und alle Gründlichkeit ab, und werfen ihm Oberflächlichkeit und Wankelmuth vor. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Am unpartheiischesten scheint uns Buhle in seinem Lehrbuche der Geschichte der Philosophie Th. 6. Abthl. 2. S. 1024 fgde. über ihn zu sprechen, weshalb wir seinem Urtheile hier vorzugsweise eine Stelle einräumen. Es lautet: „Das vornehmste Ziel, nach dem Th. mit unermüdetem Eifer strebte, war, eine richtigere Beurtheilung der Gelehrsamkeit überhaupt bei dem Publikum zu veranlassen und mittelst dieser eine bessere und in Beziehung auf das gemeine Leben und die wahre Bestimmung des Menschen zweckmäßigere Methode der Studien einzuführen. Die Gelehrsamkeit hat nach seiner Meinung gar keinen Werth, als sofern sie gemeinnützig ist, und ihre Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft unmittelbar bewähren kann. Nur derjenige ist ihm ein Gelehrter, der einige Wahrheiten, wenn es auch nur wenige sein sollten, gewiß weiß, und von diesen für die wirkliche Welt Nutzen zu ziehen versteht; der dabei den Wahn seiner Mitmenschen einsieht, und das Talent und die erforderliche Einsicht hat, um diesen aufzudecken, und dadurch das Gedeihen der Wahrheit zu befördern. Die Gelehrsamkeit soll den Menschen geschickt machen, Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen zu unterscheiden, die wahrscheinlichen Ursachen des einen und des andern anzugeben, und auf diese Art sowohl seine eigene, als die Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, wovon jene in der Off barung, diese im menschlichen Verstande ihre Quelle h jene auf die Beförderung des ewigen, diese auf das z liche Wohl gerichtet ist. Aus dieser seiner Ansicht Zwecks aller Wissenschaften ist der Eifer leicht zu erk ren, womit er auf die damals gangbare aristotelisch-sc lastische Philosophie losstürmte. Er tadelte mit R an dieser die Menge spitzfindiger, trockener, schwer v ständlicher und im gemeinen Leben großen Theils un wendbarer und entbehrlicher Speculationen, so wie ihren Anhängern den sclavischen Systemgeist. Aber we des Schlechten übersah und verwarf er öfters das Gu was selbst mit der wissenschaftlichen Philosophie in ih damaligen Zustande, wenigstens mit der wissenschaftlic Philosophie überhaupt genommen, verbunden ist. ging ihm hier, wie allen Reformatoren, die sich wöhnlich in ihrem raschen Ungestüme zu weit trei lassen. Dazu kamen seine natürliche Heftigkeit, Hang zur Spötterei und Anmaßung, und das au ordentliche Glück, daß er mit seiner populären Man die Wissenschaften und besonders die Philosophie zu handeln, machte, wodurch er zuletzt für billige und n der einseitige Urtheile ganz unfähig und auch ganz empfänglich wurde. Eben weil er alle Subtilität in Untersuchung der philosophischen Principien nicht umging und vermied, sondern sogar verhöhnte und lachte, so läuft auch Vieles, was in seinen Schri über speculative Philosophie vorkommt, auf ein oberflächliches, seichtes Geschwätz hinaus. Die Gri selbst, aus denen Th. alle höhere und subtilere Forschu sowohl in der Philosophie, als in allen anderen Disc nen verwarf, sind lauter solche, die auch ein ungeb ter Handwerksmann oder Bauer vorbringen würde. seiner Verachtung aller subtilern Speculation und Streben nach Popularität verband Th. die entschied Gleichgültigkeit gegen eine genaue philosophische Spra Anstatt die Wortstreitigkeiten durch eine präcise Bes mung der, den Worten und Ausdrücken zum Gru liegenden, Begriffe zu verhindern, suchte er ihnen dad auszuweichen, oder andern dieselbe zu ersparen, da dem gemeinsten Sprachgebrauche folgte, für diese Gegenstände und Begriffe bald diese, bald jene Wö brauchte und ausdrücklich empfahl, es mit den Wör nicht so genau zu nehmen, und sich lediglich an Sachen zu halten. Man übe nur gewisse Tuge aus und streite nicht über ihre Benennungen; n binde sich in Definitionen nicht an Wörter; wenn Erklärung die Gegenstände erkennen und unterscha lehrt, so ist es hinlänglich. Hier übersah Th. den r gen Zusammenhang zwischen der Sprache und den griffen gänzlich und arbeitete aller Gründlichkeit wissenschaftlichen Erkenntniß, und aller bestimmten D stellung derselben schlechthin entgegen. Auf eine Sch rigkeit inzwischen, mit welcher Th. gar sehr zu kämp hatte, muß man billig Rücksicht nehmen, und diese die Unvollkommenheit der deutschen Sprache zu s Zeit, deren er sich fast zuerst für philosophische Ma bediente, so wenig sie auch noch zu einer angemess Bezeichnung derselben geeignet war. Daher ist sein U ter, mit lateinischen und französischen Wörtern di webter Styl zu entschuldigen, wiewohl er als deut Schriftsteller fast noch mehr leistete, als man von unter den Umständen hätte erwarten sollen."

Digitized by Google

Moritz August von Thümmel

ward am 27. Mai 1738 auf Schönfeld, unweit Leipzig geboren, seit 1754 zu Roßleben vorgebildet, und im Jahre 1756 von Gottsched, damaligen Prorector, unter die Studenten von Leipzig aufgenommen. Die Freundlichkeit seines Characters erwarb ihm die Zuneigung Gellerts, Rabener's, Weiße's und Kleist's; ja ein alter Jurist, Namens Balz, machte ihn 1776 zu seinem Universalerben eines Vermögens von 24,000 Thalern. 1761 trat er als Kammerjunker in die Dienste des nachherigen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg, welcher ihn bei der Huldigung zum Geheimen Hofrath, 1768 zum wirklichen Geheimen Rath und Minister ernannte. 1783 zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück und beschloß seine Tage theils in Gotha, theils auf einem Gute seiner Gemahlin, Sonneborn. Er starb bei einem Besuche zu Coburg am 26. October 1817.

Von ihm erschien:

Wilhelmine oder der vermählte Pedant, prosaisch-komisches Gedicht. Leipzig, 1764.
Die Inoculation der Liebe. Leipzig, 1771.
Kleine poetische Schriften. 1782.
Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Leipzig, 1791—1805. 9 Thle.
Sämmtliche Werke. Leipzig, 1812. 6 Thle.; neue Ausgabe 1820. 7 Thle.

Ueber v. Th. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften Th. XI. S. 447 sehr treffend mit folgenden Worten: „Th's natürlicher Geschmack machte ihn von mehreren Seiten zu einem Zöglinge, aber nicht Nachahmer der Franzosen. Wie Wieland verweilte er mit dem Wohlgefallen des Satyrikers bei den Schwächen des menschlichen Herzens, den Reizen der Sinnlichkeit und der Thorheiten, die von keinem eigentlich bösen Willen ausgehen. Kein strenger, noch weniger finsterer Zug war seiner Satyre eigen. Sein Muthwille band sich aber auch nicht an die Gesetze der ernsteren Sittsamkeit, die den üppigen Scherzen keinen Zugang gestattet. Von Wieland, der mehr Gelehrter war, unterscheidet sich Th. durch den nur ihm unter allen deutschen Dichtern ganz eigenen Ton der großen Welt. Eine Fülle der Phantasie und des ironischen Witzes durchströmt seine komischen Sittengemälde. Sprache und Styl umkleiden mit kunstreicher Nachlässigkeit die heitern Gedanken. Das Werk in zehn Bänden, das sich eine Reise in das südliche Frankreich nennt, darf mit noch mehrerem Rechte als die Wilhelmine, die schon im Jahre 1764 herauskam und als die Inoculation der Liebe, vom Jahre 1771, zu den eigentlichen Gedichten eben sowohl, als zu den Romanen gezählt werden. Unter den metrischen Stellen sind einige auch in einem höheren Sinne poetisch.

Wilhelmine.

Ein prosaisch-komisches Gedicht.

Erster Gesang.

Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dies Landgut in Schatten, und versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müssigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preußen zu schmälen, bald die bessern Besuche eines freigebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Polizeibefehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die sonst auch auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursache seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieser oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sei gedankt, ferne von uns, und verpraßt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendigt; mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einen verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmer besucht, die alle Buchstaben zerfraßen, und höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drollichten Postillen den einfältigen Freigeist belustigt. Aber die komische Muse hüpfe ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Schedule des Pastors; sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwei und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangener Jahrtausende zu hängen; so wie der furchtbare Nachtfalter, auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht, — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Henker sein Leben verfolgte. — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer. Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrak, denn bisher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt — wie etwan den Belzebub oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Pastors — und Amor fuhr lächelnd fort; Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaßtes Stottern — und wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte, — Ach sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiel entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Vergieb es mir, liebster Magister, daß ich hier deiner Unthätigkeit spottte! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müssiggange verdammt waren; und du! du verzagtest dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen der vergangenen traurigen Tage zu vergessen; der Aufschub deines Verlangens — ja — er ward dir schwer zu ertragen. Doch jetzt vermehrt er dein Glück! Denn siehe! Mit munterm Gesicht erwartet dich die jüngste, feurigste Liebe! Sie würde kraftlos — schläfrig, ja wohl gar erloschen sein, wenn Wilhelminens Besitz dich schon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich also und höre meinen liebreichen Rath: mor-

Digitized by Google

gen wird die reizende Wilhelmine den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen — von keinem Höfling begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren, Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt! Folge ihm — suche Wilhelminens Gesellschaft und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt wird — sie, die jetzt mit ernsthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen seufzt — sie — ich — schmeichle dir nicht, wird froh sein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwischen, und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt sein. So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum ersten Mal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekommt, und bei aller seiner Geschäftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigste gedacht. — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! Laß ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeistreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarschall seine Ptisanenkur schließt und die Schönheiten wieder aufsucht, die jetzt sein durchwässertes Herz medizinisch verachtet — Und morgen sei bedacht, dich reinlich zu waschen! Pudre deine beste Perrücke, dein schwarzer Rock soll dir nicht schaden: nur sei so dreist und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verschwand Amor. — Das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen, und seine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich sein, daß er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bei den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen — warum sollte denn jetzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist, ihren Diensten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! so murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelmine in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der sechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchenes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riedgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schicksals, oder wenn sie, an dem Ufer des rieselnden Baches sitzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönern Gegenstand der Natur — ihr widerscheinendes Gesicht aus der Acht ließ. Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anschauens genossen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend sie sei, und niemand, ich sag' es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte selbst bis hieher den feinen Verstand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken und nur von ihm allein ward sie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher süßen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrei der Gemeinde durch die Sakristei in sein lauschendes Ohr drang! Schon sann die Liebe ernsthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ausgeberin des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen seiner freigebigen Diöces und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brot und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungriger Magen verlangt, doch seine minutenlange Näscherei verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewiß würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und vier lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müßiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte mit seiner Entdeckung, daß sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des anfmerksamen Hofmarschalls erklang, der sogleich den sultanischen Entschluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Elster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: so erweckt oft dies prophetische Geschrei bei dem reifenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken — Er ersteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichsten Beeren.

Der entschlossene Hofmarschall fuhr, von der Kabale, seiner beständigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Person zu Niklas, dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und es währte nicht lange, so hatte er seine großmüthige Absicht eröffnet. „Ich will," sagte er freundlich zu dem Alten, „eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: dieß ist die Ursache meines Besuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn stand der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuß aus und fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und versuchte indeß mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiße Reihe von Zähnen, wie sie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, sie sollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen; und über den gütigen Herrn schüttelte seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beredtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem besten Putze zu kleiden; alsdann hob sie der vergoldete Herr in seinen glänzenden Wagen, setzte sich neben ihr und ließ die seidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten sechs wiehernde Hengste durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritischen Jahres erblickt er zum ersten Mal wieder die tröstende Hoffnung.

Zweiter Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie bescheinen sollte, und nun wandte sie auch ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll sammt den Musen verachten und ungeheißne Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz des erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und sanft wirkt sie, die mächtige Sonne, auf die Felsenherzen der Großen und in die morschen Gebeine der Helden, die jetzt, voller Neigung zur Ruhe, sich beschwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmale ihrer Tapferkeit vernähen zu lassen. Stolz auf ihr Elend behängen sie den krüppelichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten, mit dem theuern Spielwerk

Digitized by Google

von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, stand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich, länger herabzuschauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölk. So steht ein blühendes, unschuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der versammelten Schule der Maler, und verräth die geheimsten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunst. In schamhafter Einfalt versteckt sie ihre mächtigen Augen hinter eine ihrer jungfräulichen Hände, indem sie mit der andern das letzte neidische Gewand von sich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängstlich erwartet sie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geschicktesten Jünglinge zittern bei dem Anblick der unverhüllten schönen Natur, und ihre sonst gewisse Hand zeichnet Fehler auf das gespannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier seinen Meister; denn in seinem kleinen, noch fühllosen Herzen liegen jene sympathetischen Triebe unentwickelt, und seine Hand lernt eher der Kunst, als jenes der Liebe gehorchen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niklas, dem Verwalter, wünschte ihm ein fröhliches neues Jahr und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz — denn die gebietenden Glocken hatten schon zum dritten Male geläutet, und die geputzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Niklas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig bestellt' er die Küche, damit sie, zur Ehre eines so lieben Besuchs, viele schmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bat auch den werthesten Träumer zur Tafel und ging an seiner rechten Seite mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, bis unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntschäckige Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend schmält er auf sich, daß er so lange gepredigt, aber dennoch überholt er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen geziert, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrak und nicht wußte, ob er mit seiner bäurischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer und sprach — nichts. Lange getraute er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von englischen Tänzen und überirdischen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauschenden Ergötzungen, hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht — und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich diese liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran, doch durft' er es jetzo nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen des köstlichsten Weines mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränke, kostete es mit der Miene des Kenners und ließ doch sein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantisch — Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhälsige Flasche des still scheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand schmiß, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalt aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückischen Wein und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistigen Lippen — Anthithesen und Wortspiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erschrak er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner — Dreimal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt, da wurd er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viel Waffen der Liebe als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viel zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreimal wankte sie — aber ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den Hof erhielt sie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten — und da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: „Wohlan!" sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne saß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsorts vertauschen, und da sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so wird es unzeitig sein, spröde zu thun — ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und" — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das System einer versuchten, klugen Lenklos gelesen — „küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unserer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert — küßte sie dreimal und machte es zur Probe recht artig. Sie steckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und er — welcher Tausch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt, überreicht ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worin ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen. — Da sagte Wilhelmine die merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der Kabale auf den feuchten balsamischen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend, an den kostbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbeter ermuntert, und wenn die eigensinnige Göttin der Mode ihren Liebling den Schneider zu wichtigen Konferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verstehen: Morgen, wenn es früh Zehne geschlagen, da rüsten Sie Sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre schuldige Aufwartung bei unserm Hofmarschall; bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heirath! Ich selbst will ihn noch heute zu diesem Ihren Besuche vorbereiten, und so werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der beste Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir schmeichle, etwas bei ihm vermögen, so geben Sie Acht! — so soll er selbst bei unserer Hochzeit erscheinen, und durch seine ehrende Gegenwart unser Fest glänzender machen. Jetzt aber theilen Sie, ohne Komplimente, den Platz in meinem zweisitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hause nicht eben so sauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süß versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verließ er jetzt sein trauriges Kirchspiel.

Noch halb berauscht von dem Besuche seiner Tochter und dem seltenen Weine, den er bei vollen Gläsern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, sein häusliches Glück den Gewattern und der Versammlung der Schenke zu verkündigen. Wie schien sich doch alles zur Feier dieses seines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte schon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Freude seines Herzens vergaß er sein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmonischen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rußigen Wände, — denn das Schicksal vergönnte

Digitized by Google

diesen Abend den fröhlichen Bauern ein seltenes Vergnügen. Die Schauspielkunst war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer ersten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Lust! Ein vielstimmiger Mann schwebte wie Jupiter unsichtbar über einer lärmenden, thörichten Welt, lenkte mit seiner Rechten ganze tragische Jahrhunderte, und regierte mit gegenwärtigem Geiste die schrecklichsten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weisesten Menschen erstaunen. Jetzt sah man hochmüthige Städte, wie sie sich über Dörfer erheben, — und augenblicklich darauf eingeäschert oder in einem Erdbeben versunken; Rom und Carthago, Troja und Lissabon wurden zerstört, und der Hellespont schlug über ihre stolzen Thürme seine Wellen zusammen. Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrscht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt! denkt ihr wohl der Strafe des Zeus zu entfliehen! Ja, da sieht man's. — Hier liegt nun der grausame Nero in seinem Blute, und wird von seinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann; Heliogabulus! Pompejus! oder wie du sonst heißen magst. Seht nur, wie stolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann sie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt' ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beschreiben, die die gerührten Zuschauer mit lautem Lachen beehren! Jetzt sah man auch das bedrängte Friedrichshall von Carl dem Zwölften belagert! Schon war die Pistole gespannt, die diesem schrecklichen Helden das Leben endigen sollte — und schon wurden die Laufgräben geöffnet, und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter hereintrat. Bei seiner längst gewünschten Ankunft verstummte die Fiedel. Die große Versammlung der Zuschauer hob sich von ihrem Sitze, schmiß eine allgemeine Bank um, und grüßte freundlich den Alten — eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als nur der ehrwürdige Kato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieser Zufall schob die Belagerung auf — eine glückliche Pause für Karln! und selbst der Regierer der Welt stieg itzt in seinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernsthaftes Stillschweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, seine glückliche Geschichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredsamkeit, und man hörte ihm zu mit sichtbarem Erstaunen, und stemmte die Hände in die Seiten und schüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe.

Indessen waren die beiden Verliebten nach drei kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutigam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehn, mit höchst zärtlichen Küssen. Welche triumphirende Freude durchströmte nicht jetzt das Herz des verliebten Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz andre Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beisitzer widersprachen ihm nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würde es schon löblich verwalten, und sie überließen die Seelen der Bauern seiner Treue und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerem Recht freute er sich jetzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eignes Verdienst, das sprödeste Mädchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß ich meinem prophetischen Traume folgte, mich so dreist und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch' eine Liebe für mich muß nicht in der Brust meiner Wilhelmine erwacht sein, da sie sich so eilig entschließt, den prächtigen Hof zu verlassen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, dessen altfränkische Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter seinen letzten Nachtgesang in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte sich in seinen Schafpelz und beurlaubte sich von der Stadt. In gehöriger Entfernung schlichen die Spötter seiner Aufsicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorschreiber auf, und erreichten bald das sichere Gehölze: und am Horizont fing schon der Tag an zu grauen, eh' unser Verliebter einschlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich höllischen Gespenstern rasselt' unter ihm mit Ketten der böhmische Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in seinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh — Denn sobald er das Bellen der Hunde und das Rasen des Windes nicht mehr so deutlich vernahm, so bemächtigten ängstliche Ahndungen sich seines Gefühls. Bald träumt' er — seine berauschte Seele erhöbe sich über die Sonne und begrüße unbekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen, schrie — sträubte sich — stieß sich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So steigt ein lustiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von sich, und brauset unter Wolken; — bald darauf sinkt er — nun sinkt er — endet sein kurzes Geräusch, und zerplatzt mit einem lächerlichen Knall.

Dritter Gesang.

In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erschienen; ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhabenen Trieb nach Geschäften zu fühlen; denn einige verschluckten schon levantischen Kaffee und blätterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage wieder zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bei der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen. Mit edlem Eifer übten sich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch geschwinde Volten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräulein an der Toilette zu besuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bei dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die käufische Stimme eines bärtigen Juden erschreckt, der dreimal schon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern! schrie der Hebräer gewaltig hinein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in die Höhe fuhr. Der Ungläubige entfloh — erschrokken sah der schläfrige Christ nach seiner tombacknen Uhr, erstaunte, daß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen, und ohne Vorbereitung den Komplimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns! In einem Schlafrock von schwerem Stoffe empfing er den Pastor mit offener Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplikant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der hellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn stille zu stehen, und zerstreute die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bebenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf. — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon Ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr! Sie wollen uns unsere Wilhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiete! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst Ihre Lieb' eröffnet, und mit verschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebeten. — Wohlan! Ich werde kein Hinderniß ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — werden sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsre Wilhelmine gebeten, morgen selbst bei Ihrer Hochzeit zu erscheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die Ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — denn dieß sei die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Rimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheint, wird sich nicht weigern, seine holde Klarisse auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen — Der Comtesse

*) Eine Schrift Moseres.

aber sagen Sie heimlich: Ich würde dabei sein. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebietet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächter Eremitage sollen in solchem Ueberfluß fließen, wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden. — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen, geübten Händen schlug der Hofmarschall beide Theile zurück, strich mit dem Fuße aus und empfahl sich dem Pastor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chokolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, nnd siehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich. Eine ganz sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, uud trieb ihren wallenden Busen empor, daß der blaßrothe Atlas zu knistern anfing, der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach welch ein reizender Busen! o scherzhafte Muse beschreib ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet dnrch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drollichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueien und Freiherrn auf sich zog. Aber jetzt erhob sich dreimal die warme bebende Brust, und trennte die gebörrte Musche von Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne schrie, und der ernsthafte Hofmarschall wirklich zu lachen anfing. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morschen Trümmer seines Theaters, indem er mit stampfender Beredsamkeit dem Pöbel winkt, sein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geschrei, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte sein buntschäckiger Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe rauschte bald die schöne Verlobte in die Versammlung der übrigen Zofen des Hofs, die schon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als sie ihnen den papiernen Triumph zeigt, den sie jetzt vom Hofmarschall erhalten. Aeußerlich klagen sie zwar ihre verkaufte Gespielin: „Ach du armes, verblendetes Mädchen! So willst du denn fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verseufzen — uud nur von Bauern bewundert, den stolzen Busen erheben? So willst du denn in einer dunkeln geistlichen Hütte als Frau Magisterin wirthschaften? Ach du armes, verblendetes Mädchen!"

So klagten alle die Zofen den Abschied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünschte sich jede, bald auch so beweint zu werden, und in den sichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechsel des falschen Hofes zu verlachen.

Vierter Gesang.

Auf den Uhren war schon der Mittag vorüber, aber in den Häusern der Großen brach er erst mit festlichem Pomp aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbeter verloren. — Mit mehrerem Eifer als wohl jemals ein ägyptischer Priester gehabt, feiern sie täglich ihr Fest, mit sonnenrothen Gesichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwei Meilen langen Weg an. Die alles vermögende Liebe hatt' jetzt den Magister zu einem gemeinsamen Botenläufer erniedrigt, und er mußte, welche sonderbare Bedingung — als sein eigener Hochzeitsbitter, noch ein zweites Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneite Weg ermüdete seine Knie, und die duftende Kälte kandirte seinen schwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers dem Priester entgegen kam! Ein unschuldiges unbekümmertes Gesicht, die Larve der Heuchelei, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund," redete er ihn vertraulich an, „sagt mir doch, ist dieses die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Nimmer!" Ehrerbietig nahm jetzt der Boshafte vor dem Pastor den Hut ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schrecknisse der Nacht über diese Heide verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einen Ameisenhaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner den Anbruch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweihten Glieder zu bedecken. „O mein Freund," rief er, „den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach entfernt mich doch eilig von diesem Fußsteige, der meine Gebeine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an." Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreißig Ephraimiten von einer güldenen Madonna. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeß der jüdische Haufe mit Geräusch bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöset zu werden, und in einem ungewissen Kurse betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastor die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe verbirgt den Raub und den hurtigen Räuber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllte eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Lüfte: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn ou auch — der du einen Priester beraubet, den Dreiangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz und kein Kirchengebet helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den Römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeiten beten, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern." — So schrie er und erholte sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dies der rechte Weg sei, überließ er sich mit nagender Furcht seinem Verhängniß; doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füße durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süßer Traum von einem Kapaune mit Austern beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bedienten, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flößte dem Wächter des Hofes die schuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an die Stube der jungen Gräfin begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saß die muntere Comtesse, den einen ihrer niedlichen Arme auf ihre verschobene Toilette gelehnt, und hielt in der andern einen vergoldeten zärtlichen Brief, den sie erst jetzt an den Hofmarschall, ihren Geliebten geschrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer kritischen Freundin vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwei weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verspäteten Pastors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantin erweckt, die wie ein Polizeiverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freimüthigkeit gebot die betroffene Comtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchsamer Wink widersprach ihrem Befehle. — Die kluge Sibylle verstand ihn, ging langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre und schmähte entsetzlich auf das strenge verrostete Schloß, da indeß ihre Gebieterin die nöthige Zeit gewann, mit Eau de Levante ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Cavalier und das Posthorn, *) und warf ihn klein gedrückt, hurtig unter das Bette; aber wie dauerte sie nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastor zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigen Schrecken und stiller Betrübniß empfand einst der freigeistische Desbarraux, als er sich zur Fastenzeit einen Eierkuchen erlaubte. Schon hatte sein erzkatholischer Diener, blaß wie der Tod, das Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes

---

*) Die sonstigen Zeichen des sogenannten Kavalier- oder Postpferdes.

Digitized by Google

Gewitter am Himmel heraufzog, ein schrecklicher Schlag die nüchterne Seele betäubte, und ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eierkuchen ist! schrie er halb unwillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gasse; aber wie dauerte ihm nicht das verlorne gute Gericht, als das Gewitter vorüberging! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte auf's neue den abergläubischen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der kriechende Pfarrherr seine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Antrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten. Er lispelte heimlich der Gräfin und ihrer Vertrauten dies anbefohlne Geheimniß ins Ohr: der gnädige Herr Hofmarschall werde dabei sein — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen, konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckte jetzt mit den Fittigen der Mitternacht das Kabinet der schönen Klarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beide mußten sich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaßt, untersucht und durch neue verdrängt! Lange ging das wichtige Projekt wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten, hohen Miene eines versuchten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte. „Jetzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorschlag: meine willige Stimme soll jetzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß sein sicheres Geleite Sie den Windhunden vorbei in die Stube führe, die unser Haushofmeister bewohnet. Dieser wird gerne eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bei dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; Er wird Ihnen gewiß Ihre Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge haben seine hypochondrische Brust mit Ehrfurcht für Sie, Herr Pastor, erfüllet. Also schlafen Sie sanft, bis die Morgenröthe Ihre gestärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeste erweckt!" Ein gütiger Lobspruch aus dem rosenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einsicht der Zofe — auch der Magister wollte ihr gern seinen Beifall darüber bezeigen, aber seine Worte verwandelten sich in gähnenden Mißlaut, so daß er zu Hülfe ein bedrebtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten war jeder wichtige Umstand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeister beherbergte den schnarchenden Magister, und die dunkelbraune Nacht verbarg seine heimliche Ankunft unter ihrem Schleier vor den mißtrauischen Augen der Gouvernante und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebornen Gerichtsherrn erweckt. Jetzt überdenkt er noch im Bette den Zustand seines Magens und fordert mit schwelgerischer Neugier den frühen Küchenzettel. — Da tritt der Haushofmeister herein und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er jetzt, voll Verlangen Ihro Gräfliche Gnaden zu sprechen, vor der Kammerthür lauschte. „Je, willkommen, werther Herr Pastor, willkommen!" schrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieser vor das Vorhangbette des Grafen, und sein schwerer Athem blies sogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünschen beschloß, wozu ihm der Wechsel der Zeit die beste Gelegenheit darbot. Bei starkem ungeduldigen Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhusten des stotternden Grafen sich legte — als er auf einmal diese deutliche Antwort vernahm: O sehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an ihrem Ehrentage, lieber Herr Pastor, im schönsten Putze zu glänzen. Der priesterlichen Aufsicht überlassen, ist ihre Tugend sicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund verlassen Sie Sich darauf, sie soll Nachmittags mit sechs rüstigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erscheinen, und das Hochzeitsgeschenk will ich selber besorgen. Damit aber auch Sie, mein Lieber, Sich nicht vor Ihrer nahen Hochzeit ermüden, oder wieder beraubt werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie jetzt Ihren erwartenden Geschäften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte sie hundert Mal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die die über seinen flachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sommerregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war diese Freude; denn nach diesem Orakelspruche endigten sich alle seine Leiden. Halb war nun schon die Bedingung des Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Klarisse schon sorgen. Mit einem segnenden Komplimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den Ausgang der Sache. Mit zwei kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterin. Nun beschäftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beide weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüßte, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spazierfahrt — und leichtfertig erkundigte sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabei sein, sprach er, als seine Confratres vom Lande." Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfin ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarschall, bis der geschäftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttin, nebst ihrer vielfarbigen Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinausflog.

Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine verrostete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche herum, daß der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbeiging, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, jetzt von dem vornehmen Koche etwas zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Souper.

Die dritte kritische Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebetenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muse! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beschreiben, die sich jetzt in das Haus des Pfarrherrn sammelten. Zuerst erschien der lackirte Schlitten des Hofmarschalls an der Spitze vieler andern. Vier deutsche Hengste, chinesisch geschmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den schnurrbärtigen Kutscher. — Ein musikalisches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren stampfenden Füßen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr seinen Gönner und an seiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtsamer Höflichkeit ging er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber sein wilder Führer schwang die knallende Peitsche und wendete mit seinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magister, mit verzerrtem Gesichte, eilig wieder zurück sprang. Mit majestätischem Anstande stieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem sammtenen Sitze, und da verrieth sich zugleich, auf einige süße Augenblicke für den entzückten Bräutigam, ihr kleiner vorgestreckter Fuß bis an die Höhe des seidenen Strumpfbands, auf welchem mit Pünktchen von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire gestickt war. Ach wohin weiß doch nicht ein französischer Dichter zu schleichen! Gesteht es nur, ihr Deutschen, bis dahin ist noch keiner von Euern größten Geistern gedrungen. So bald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Stoff diese verdeckten Schönheiten. Eine schneeweiße türkische Feder blähete sich auf ihrem gekräuselten Haare, und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr sprang der ansehnliche Hofmarschall unter die Menge der erstaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Fest ihres Hirten zu begaffen. Ein gewässertes Band hing schief über dem lazurblauen Sammte seines Kleides; und der milde Einfluß seines Gestirns zeigte sich auf allen Gesichtern, und nöthigte dem unhöflichen Dreschet den Hut ab. Alle Blicke wandten sich jetzt einzig auf den gestempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Wilhelminen. Diese werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magisterin bewundern, aber einen Hofmarschall sieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles bescheinende Licht des Olymps, wenn eine seltene Nebensonne erscheint, die plötzlich entsteht und verschwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der — eine seltsame Erfindung des witzigen Bildhauers — auf einem Ladestocke ritt, lieferte zwei aufgedunsene Müßiggänger

Digitized by Google

am Hofe, Kammerherren genannt. Einst hatten sie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzelnen furchtsamen Räuber verjagt, und sich und dem geängsteten Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten sie sich dieses unthätige Leben erwählt, genossen einer feistmachenden Pension, erzählten immer die große That ihres Soldatenstandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmause. So lebten einst die Erhalter des Kapitols, jene berühmten Gänse, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geschlachtet zu werden, fraßen sie den ausgesuchtesten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienst, den eine jede andere schnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Merkur und vier schnaubende Rappen brachten die pygmäische Figur eines affektirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geschmack, ersetzten seine reichen Kleider den Mangel seines Verstandes. Zuversichtlich besah er heut' eine glänzende Weste, die, wie die weiße Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter seinem rothplüschnen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienste der weit kostbareren zurück, die sich noch in seiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinschnallen, und eine Dose, von Saint-Martin erschaffen, waren ihm das, was einem rechtschaffenen Manne ein gutes Gewissen ist — sie machten ihn zufrieden mit sich selbst und dreist in jeder Gesellschaft. Jetzt lief er gebückt in die Pfarre hinan; gebückt, als ob sein kleiner Körper befürchtete, an die altväterische Hausthüre zu stoßen, die gothisches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weisen des Hofs, den Befehlen seines Herzens mit strengem Eigensinne folgte. Nie erniedrigte er sich zu der Schmeichelei, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaster des Fürsten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt. Vergebens — (konnt' es wohl anders sein?) hofft' er in diesem Getümmel ein nahes Glück, hier, wo man nur durch seine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verstand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerst mit glimpflichen Worten vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtsinn, und die verjährte List eines wollüstigen Hofs ihre Jugend verwickelte, der ihr zuerst den Gedanken erträglich und wünschenswerth machte, wiederum die heitere, gesündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung sah er, daß der heutige Tag seine Bemühung krönte, und dieses frohe Gefühl beschäftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Gesellschaft. Ungern sah ihn der Hofmarschall in dem Kreise seiner Lust. — Er aber trug ungekränkt diese ehrende Verachtung und gab sich gern einem unruhigigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entschlossenen Tugend zu stärken. Zischt ihn aus — ihr Lieblinge und Weisen des Hofs! Was helfen ihm alle seine Verdienste! Daß sie einst vielleicht, in Stein gehauen, auf seinem Grabmale sitzen und weinen? O wie thöricht! den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürst befiehlt, und auf dem einsamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falsche wankende Uhr des Stadthauses den Vorurtheilen der Bürger gebietet, so betriegt uns oft unsere wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jeder dem allgemeinen Irrthume folget, den eine summende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewissen Sternseher, daß er sich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und seine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen seinen Kalendern wird er bald sein Mittagsmahl — bald den Besuch bei seiner Geliebten und den Thorschluß versäumen.

Zwei würdige Gesellschafter beschlossen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unscheinbares Bildniß beschwerte. — Ob es einen nervichten Vulkan oder einen aufgeblähten Midas vorstellte, war für die Kunstrichter ein Räthsel. Ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeister des Marschalls, an Stande, so wie an Wissenschaft, weder Pferd noch Esel — nahm die eine Hälfte des bretternen Sitzes ein, und auf der andern saß ein graugewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und Prosa die hohe Gesellschaft zu erlustigen: aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß sein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, daß er so lange glücklich regieret, und um welches sich jetzt der fürstliche Läufer, der Oberschenk und eine dicke Tyrolerin rissen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Komtesse. Der Hofmarschall stand unbeweglich an dem offenen Fenster, und seine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf dem Weg hin, woher die schöne Klarisse kommen sollte. Wimmernd rang der angstvolle Magister die Hände, und versicherte ohne Aufhören den argwöhnischen Hofmann: „die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! sagte er, sie hat mir ja mit der aufrichtigsten Miene versprochen, meine schwere Bedingung erfüllen zu helfen, und sie wird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlassen." Unterdessen war auch schon der theure Mann angelangt, der dies Braupaar fester verbinden sollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo Niemand die Reize einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drei Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot seines Freundes etwas einzuwenden hätte! Und dreimal hatt' er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten gebannt: der schweige nachmals stille! Sein frommfarbiger Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und in diesem gezwungenen Stande ward er selbst in einem Amte mager, das seit dreihundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hat. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er sprach aber gern von dem General Ziethen und dem lustigen Treffen bei Roßbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuernte: bald aber beglückt' er sie, zum Trost, mit einem warmen Sonnenschein in der Weinlese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seitdem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeierten Pause — erschien endlich die ersehnte Göttin, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarschall, ohne Gouvernante erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitsgeschenke hatte diese geizige Seele zurückgehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum Erstenmale den langbewahrten Schatz einem listigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen wußte. Mit funkelnden Augen empfing er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glassirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt ward. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schicksal des armen Dorfpfarrer bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens mit Freuden empfing. Mit einer zurückhaltenden, bescheidenen Miene empfing auch sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguß auslöscht. Ein geheimer Neid saß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehemaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihren Pfarrherrn schwebte — und das wache Bewußtsein ihres jetzigen Schicksals bracht' ein ernsthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaß der Beglückte seine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreißen konnte. Nun hab' ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks drückt er oft seiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher, unversehener Gedanke, der sich wieder alles Vergnügen auflehnte, stieg jetzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor. — Ist dies nicht, seufzte sie bei sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit! Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als dem, der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und jetzt begräbst du mich sogar in eine schmutzige Pfarre! Aber ihr weiser Freund und Rathgeber entdeckte kaum diesen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Gesicht, als er durch einen ernsthaften Blick, gen Himmel geschlagen, ihr denselben verwieß, sie mit ihrem Schicksale versöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematischer Fourier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabei die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuern Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Jetzt ergriff der schimmernde Hofmarschall die warme, weiche Hand der blauäugigen Wilhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bat den dankbaren Magister, sich neben seine Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn seine Geliebte

Digitized by Google

entzog, giebt sie ihm jetzt bei einem freigebigen Gastmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm all sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickte einst der große Agamemnon seine Briseis dem belorbeerten Priester des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe mußten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias die Geschichte, wie ich jetzt die Hochzeit eines Magisters besinge.

Der Schmaus ging an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freimüthige Scherz, die feine Spötterei, und das fröhliche Lächeln vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Komtesse und des Champagners durchbrauste die fühlbaren Herzen der Gäste. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magister und der Hofnarr — immer in sich gekehrt, saßen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologischer Scrupel, bald ein Gedanke seiner künftigen Liebe; und der andere ängstete sich heimlich, daß es in seinem Gehirne so finstre, wie eine durchnebelte Winternacht aussah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marschalls, und wie oft verfolgte sein schwerer Witz die flüchtigen Reden des lustigen Kammerjunkers! aber eh' er sie erreichte, waren sie von der Gesellschaft und von dem Redner selbst vergessen, und mit Verdrusse nahm er wahr, daß niemand seine Einfälle begriff, und alle seine witzige Mühe verloren ging. Ein alter hungriger Wolf schleicht so dem Fuchse nach, der unbekümmert durchs Gras scherzt, den verdrießlichen Räuber bald nach dieser, bald nach jener Seite hinlockt, und endlich doch seiner groben Tatze entwischet. Zur Erholung der gesättigten Gäste, deren immer sich anstrengender Witz manchmal schlaff zu werden begann, rief der kluge Hofmarschall den Verstand des sinnreichen Konditors zu Hülfe, der so oft seine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden eines Fürsten seinen Hof einzuwiegen drohen — Und — auf einmal reizt eine überzuckerte Welt die weitrn Augen der Gäste. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetischen Brennofen gebildet, scherzten ohn' Aufhören im funkelnden Grase. In der Mitten entdeckte sich eine lachende Scene unter einer hohen arkadischen Laube, von ewigem Wintergrün: die porzelanene Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn er sich einholen läßt! denn der kleine lose Dieb hat ihr Stundenglas listig entwendet, und schüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Gesellschaft sich innerlich freute. Ein voller Teller lustiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, streute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermischung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke, Ferngläser und Schnürbrüste, Küraff' und Palatins, Spiegel und Larven klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder seine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelsprüche wurden laut gelesen. Ein Puzkopf lieferte dem Hofmarschall eine feurige Liebeserklärung — lächelnd sah er seine gräfliche Nachbarin an, und überreicht' ihr die bunten Lose. Sie ergriff einen Federhut, und las stotternd eine prophetische Beschreibung des verliebten Meineids ab. Furchtsam gab sie den Teller von sich — Ein ungesalznes Epigramm auf den Hymen lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus seinem Staube gezogen, und mit lautem Lachen ausposaunt — Die lose Wilhelmine zerrieb eine Knotenperrücke, die in Knittelversen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahndung, der Magister ein schneeweißes Herz, worein eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet er es und fand diese wenigen Worte: ich liebe einen um den andern. — Wer hätt' es diesem falschen Herzen ansehn sollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühsam die beiden Hälften wieder zusammen. Alle noch übrigen Devisen wurden von den beiden Kammerherren und dem Hofnarrn zerknickt, die ganz still die noch verborgenen Schätze des Witzes für sich einsammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrießliche Langeweile fing wieder an, den angenehmen Lärm der Gesellschaft zu unterdrücken, als der schlaue Hofmarschall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitsgeschenk aus seiner Tasche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllenden Papier, und ermunterte die übrigen Gäste, seinem Beispiele zu folgen. Ungezwungen stellt er sich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hing ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem schwarz-moornen Bande zwischen dem schönen Busen hinunter rollte. — O was für ein Bewußtsein durchströmt' jetzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, und die unzeitige Schaam brachte sie in eine kleine Verwirrung. Ein solches Gefühl durchdringt oft die treulose Brust eines Hofmanns, wenn sie nun zum erstenmale unter dem ertheilten Ordensstern klopfet. Furchtsam glaubt' er, die Gemahlin des Fürsten möchte das Verdienst errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbst den ihm unbekannten lakonischen Worten des Sterns traut er nicht, und er wird es nicht eher wagen, sich unter seinen Neidern zu brüsten, bis ihm sein trostreicher Schreiber die goldenen Buchstaben verständlich gemacht hat.

Was für köstliche Geschenke häuften sich nicht in dem Schoße der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe und Dosen und künstliche Blumen — Ach! dachte der Pastor — ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beschwerlichen Amte gesammelt — und wie wunderbar; als Herr seines Weibes dankt' Er — auch Er! seinen großmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen angebracht waren.

Sechster Gesang.

So endigte sich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäste taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umschallte die Wände; Leuchter und Stühle drehten sich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgestohlne Küsse erfüllten die Luft. Die zerstreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hause sie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — die junge Komtesse, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantin uneingedenk, stellte sich mit dem freundlichen Hofmarschall in den einsamen Bogen des Fensters, und dieser genoß der süßen Betäubung der Schönen, so gut als er vermochte. Der kindische Kammerjunker versuchte seinen Witz an dem schläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der aufmerksamen Gesellschaft. Aber Alle verachteten die harmonische Erinnerung des Nachtwächters, und übersahen das politische Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geschöpfe einer Maskerade widersinnig unter einander, vergessen ihre Verkleidung, und nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moses zieht die verkappte Nonne zum schwäbischen Tanz auf, oder fordert ein Stück schmackhafte Cervelatwurst. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Gesundheit des allerchristlichen Königs, und die stroherne Pyramide fängt an, Knaster zu rauchen.

Jetzt ging der ungeduldige Ehemann in seine einsame Studirstube — verwünschte seine lärmenden Gäste und rief also zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! hast du mir deinen Schutz nur darum angeboten, und mich deines Rathes gewürdigt, um mich jetzt desto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizen meiner Wilhelmine hast schmachten gelehret, — daß du mich durch ihr melodisches Jawort beglückt hast. — Was hilft es, daß mir dieser Tag in der schönsten Feier entflohen ist, wenn meine erste Brautnacht langweilig und ungefeiert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich spottend an die neue Bekanntschaft einer Freud' erinnern, die wider mein Verschulden mir fremd geblieben ist, und Wilhelmine wird mir mit ernsthaftem Lächeln in das Gesicht sehn, wenn sie die glückwünschenden Bauern Frau Magisterin grüßen. Diese Nacht, o Sohn der Venus! nur diese einzige Nacht, beherrschest du noch mit dem Hymen in gemeinschaftlicher Ehre. — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöse der gepuderten Höflinge und durch das Wiehern ihrer Pferde, diese glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend ist, mir wieder zurück zu führen, sollten sie einmal davon sein!" Diese Seufzer des unruhigen Magisters brachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute sich, daß der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienstbare Hilfe des Hymen, des Amors Freundschaft noch suchte. Gütig entschloß er sich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch' ein heroisch Unternehmen — Welch' eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojanische Brand ein, der die trotzige Garnison der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlassen, und diese so oft besungene schreckliche Geschichte gab ihm eine sinnreiche Kriegslist an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet aus den Händen des gefesselten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und stahl sich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunst verlassen, die vor kurzem zwanzig schöpferische Hände darinnen beschäftigte, ruht itzt eine finstere Traurigkeit unter

Digitized by Google

ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebrauchte Speckseite in der aufgehäuften Asche verborgen, woran die ganze große geschwänzte Armee des scherzhaften Mäoniden sich hätte sättigen können. Dieses ungeheure Magazin steckte der freibeutische Amor mit abwärts gesenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die schwarze Esse, die sich rauschend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte. — Es war geschehen — Amor schüttelte seine Flügel und floh, und stellte sich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier stand er wie Nero, als er mit grausamer Wollust seine Residenz brennen sah, freute sich seines gelungenen Anschlags, und erwartete den schrecklichen Ausgang — Und nun — o Muse! hilf mir das Getümmel beschreiben, das in dem Hause des Magisters entstand, als die gräßliche feuerschreiende Stimme sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete. Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor ermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrei der Kinder, und das Pochen der Nachbarn, und das Bellen der Hunde, machte eine finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so faßten sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verließen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug, so umfaßt' itzt der getreue Hofmarschall seine weinende Klarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Falten des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissenen Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre hohe Karosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockne Weise, gegenwärtig in den dringendsten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder so, wie der größte Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Ruhe besorgt, um eine Prise Rappé bat — noch schnupft' er sich mit süßer Empfindung, in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals hin, und befand sich in der andern Welt, eh' er — niesen konnte — eben so nahm noch itzt der Hofmarschall drei verliebte Küsse von seiner beängstigten Schönen, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so gebot Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verlosch. — Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hilfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, auf's priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe in den schwarzen Abgrund hinunter stieß, daß ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück; darauf ging er Hand in Hand mit ihm zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht' er an dem rauschenden Brautbett, und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit auf den Wangen seiner zufriednen Schönen sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Jetzt stand der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerei seine Kriegslist und seinen Triumph, daß seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beifall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einen sanften geistigen Sonnenschein auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter so vielen tausend poetischen Seelen die meinige allein begeisterte. Ich hab' Alles gethan, was meine Muse befahl; ich habe das Elend des verliebten Magisters, und seine fröhliche Hochzeit besungen, und hab' ein Werk verrichtet, daß durch eine schöne Druckerpresse vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

L. Freiherr von Thumb,

in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelebt, lebt als königlich würtembergischer Kammerherr zu Stuttgart und gab heraus:

Zwei Theaterstücke. Tübingen, 1813.
Viola, oder Liebe um Liebe. Frankfurt, 1813.
Erzählungen und Novellen. Nürnberg, 1814—1815.
Der Nebselige; Lustspiel. Stuttgart, 1816.
Beiträge für die deutsche Schaubühne. Frankfurt, 1818.
Zwei Bühnenstücke. Tübingen, 1820.
Die neue Schauspielerschule. Leipzig, 1821.
Neue Bühnenstücke. Augsburg, 1814.
Das Recept für Magen und Herz. Hanau, 1820.

Seine meisten Bühnenstücke sind größtentheils französischen Originalen nachgebildet. Da er die gewählten Stoffe jedoch mit Geist, Eleganz und Lebendigkeit zu behandeln versteht, so zeichnen sie sich unter der großen Menge ähnlicher Leistungen sehr vortheilhaft aus.

Johann Thurmayr, genannt Aventinus,

wurde 1477 zu Aremberg geboren, studirte zu Ingolstadt und trat daselbst, nach mehrfachen Reisen, 1509 als Lehrer der Geschichte auf. 1512 wurde er vom Kurfürsten von Baiern zum Erzieher der Prinzen Ludwig und Ernst, 1517 zum Historiographen ernannt. Er lebte zuletzt in Nürnberg unter mancherlei Verfolgungen der Geistlichkeit, die seinen Freimuth fürchteten, bis zu seinem am 9. Januar 1534 erfolgten Tode.

Seine Schriften sind:

Bairische Chronik. Frankfurt am Main, 1566; Basel, 1580.
Dreißig Stammtafeln der bairischen Fürsten. Frankfurt, 1580.
Chronik vom Ursprunge der alten Deutschen. Nürnberg, 1541.

Einer der vorzüglichsten Chronikenschreiber früherer Tage, dessen Styl sich bei guter Darstellung namentlich seltener Kraft erfreut.

---

von Thurne, s. Minnesinger.

Digitized by Google

Georg Thym oder Klee

ward um das Jahr 1516 in Zwickau geboren, wurde Melanchthon's Schüler und zuerst an der Magdeburger Schule, 1548 als Rector zu Zwickau angestellt. 1550 folgte er einem Rufe nach Goslar, von da ging er nach Wernigerode und starb als Magister der Philosophie zu Wittenberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er schrieb:

Des Edlen Gestrengen weitberühmten und streitbaren Heldes, Thebel Unverferden von Walmoden tapferer, männlicher und ritterliche Thaten vielhübsch Geschicht. Magdeburg, 15[illegible]

(S. Cl. R. Reichards Beiträge zur Einsicht in Geisterreich Th. I. S. 603 fgde.)

Einer der ersten deutschen prosaischen Romane, d[illegible] nicht ohne Interesse ist.

Ludwig Tieck,

der größte jetzt lebende deutsche Dichter, ward am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, studirte, nachdem er schon auf der Schule zu dichten angefangen, von seinem neunzehnten Jahre an zu Halle, Göttingen und Erlangen besonders Geschichte und die antike sowie die moderne poetische Literatur, durch enge Freundschaft mit Wackenroder vereint. Seine ersten Werke, in welchen eine neue poetische Richtung, deren Hauptbegründer er wurde, bald mit düstern, bald heitern Tönen sich entschieden verrieth, erschienen zu Berlin, wo er, mit dem jüngeren Nicolai befreundet, auch dessen merkwürdigen Vater kennen lernte und von diesem beschäftigt wurde. Bedeutender war für seine Entwickelung der darauf folgende Aufenthalt in Jena, wo Fichte, Novalis und die Schlegel den Gleichgesinnten freundlich aufnahmen; in dessen Nähe geistesverwandt, doch schon beruhigt, Herder wirkte. Darauf ging er nach Hamburg, wo Friedrich Ludwig Schröder, der Romantiker, auf der Bühne ihn entzückte. Nachdem er sich dort vermählt hatte, zog ihn Friedrich Schlegel nach Dresden; hier blieb er während der Jahre 1801 und 1802; darauf lebte er theils zu Berlin, theils zu Ziebingen, in der Nähe von Frankfurt an der Oder. 1805 trat er eine Reise nach Italien an, von der er nach einem Jahre krank heimkehrte; die erste Ruhe suchte er in München, später wandte er sich wieder seinem ländlichen Sitze unweit Frankfurt zu. Seit einer Reise nach England 1818 hat er Deutschland nicht wieder verlassen. 1819 ging er nach Dresden, wo er 1825 den Hofrathtitel und die Intendanz des Theaters erhielt. Hier lebte er bis 1841, der Stolz Dresdens, freundlich dem Fremden zugänglich und heiter trotz großer Gichtleiden; auch schriftstellerisch sehr thätig und — wenngleich von dem jungen Deuschland viel gemißhandelt — einer großen Zahl alter Verehrer immer willkommen: in diesem Jahre folgte er einer ehrenvollen Einladung des Königs von Preußen in seine Vaterstadt, ohne jedoch seine Stellung in Sachsen aufzugeben.

Seine Schriften sind:

Abdallah. Berlin, 1795.
William Lovell. 1796.
Peter Leberecht. Berlin, 1796.
Peter Leberechts Volksmärchen. Berlin, 1797. 3 Bde.
Ritter Blaubart. Berlin, 1797.
Der gestiefelte Kater. Berlin, 1797.
Franz Sternbald's Wanderungen. Berlin, 1798. 2 Bde.
Don Quixote, von Cervantes. Berlin, 1799—1801; 3. Aufl. 1831.
Zerbino, die Reise nach dem guten Geschmack, Romantische Dichtungen. Jena, 1799—1800. 2 Bde.
Genoveva. 1800.
Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Bremen, 1800.
Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. Berlin, 1803.
Kaiser Octavianus. 1804.
Altenglisches Theater. 1814—1816. 2 Bde.
Phantasus. Berlin, 1814.
Ulrich's von Lichtenstein Frauendienste. Tübingen, 1815.
Shakespeare's Vorschule. Leipzig, 1823—1829.
Gedichte. 1821. 3 Bde.

Novellen:

Die Gemälde, Novelle. 1822.
Die Reisenden. 1823.
Die Verlobung. 1823.
Märchen und Zaubergeschichten. Breslau, 1829
Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin, 1826.
Novellenkranz. Berlin, 1831.
Der junge Tischlermeister. Berlin, 1836.
Dramaturgische Blätter. Breslau, 1826. 2 Bde
Vittoria Accorombona. Berlin, 1840. 2 Bde.
Gesammelte Schriften. Berlin, 1828—1829. 15 Bd
Einzelne Novellen u. s. w. in Almanachen u. s. w

Es sei dem Herausgeber gestattet, seine Ansicht, d[illegible] er in einem früheren Werke über diesen großen Dicht[illegible] aussprach, hier zu wiederholen, da er derselben unve[illegible] ändert treu geblieben ist. „So wie T. hat wohl Kein[illegible] den romantischen Charakter des Mittelalters aufzufass[illegible] und im glühendsten und dabei doch zartesten Farbenspi[illegible] wieder zu geben verstanden. Es ist, als wenn die al[illegible] ächte Frömmigkeit, die tiefe Liebe, die Kraft und Eh[illegible] barkeit jener entlegenen Tage wieder auferstanden wär[illegible] und unter uns herum wandeln in seinen Werken, u[illegible] in edler Opposition die Nichtigkeit, Leere und Hohlh[illegible] des Alltags zu zeigen, ohne uns dabei allen Trost [illegible] rauben, denn sie erhöhen die Lust und Freude an jen[illegible] Herrlichkeiten. Dabei zeigt sich nirgends falscher Prun[illegible] selbst im Spott nicht, denn auch in diesem herrscht d[illegible] wahre Bonhommie der Gemüthlichkeit vor, mit welch[illegible] der Schalk, der das ganze Reich des Witzes, samm[illegible] allen seinen Nebenprovinzen zu commandiren versteh[illegible] die Gemeinheit der Gesinnungen und des Strebens, d[illegible] Alltäglichkeit des Haufens verspottet und geißelt. — [illegible] ist deshalb ein so ächter deutscher Dichter, weil er all[illegible] Schöne des Auslandes in sich aufgenommen und es [illegible] mit seiner innersten Eigenthümlichkeit zu verschmelz[illegible] gewußt hat, daß ein drittes originales Ganze daraus entsprang, und sich aus diesem die bestimmteste Selbs[illegible] ständigkeit in seinen Leistungen offenbart. Nachdem [illegible] sich in anderen Fachern der Poesie durchaus als e[illegible] Meister bewährt hatte, brach er in seinen späteren Ja[illegible] ren der deutschen Novelle eine eigenthümliche neue Bah[illegible] indem er, mochte er nun einen historischen Stoff behan[illegible] deln oder die Fabel selbst erschaffen, sich stets einer b[illegible] stimmten ausgesprochenen Erscheinung des Bestehend[illegible] bemächtigt, und diese sowohl erzählend als reflectirt[illegible] von allen Seiten darzustellen weiß. — Die große Kunst[illegible] welche er hier offenbart, liegt darin, daß er Alles, Ch[illegible] rakter und Situationen, so verschieden diese auch [illegible] ihren Grundbestandtheilen von einander sind, in das b[illegible] stimmteste Verhältniß zu jener Hauptidee bringt, so da[illegible] Alles, wie die Strahlen in einem Brennspiegel, zule[illegible] in einem Punkte zusammentrifft und trotz dem, daß d[illegible] Dichter gelegentlich nach allen Seiten schweift, sich do[illegible] wieder genau concentrirt, ohne daß der Leser die Absich[illegible]

Digitized by Google

lichkeit bemerke, oder durch jene Abschweifungen gestört werde. — Das Eigenthümlichste dabei ist seine ironische Weltansicht, welche Alles schildert, wie es eben ist, so daß wir leicht glauben, es sei auch so im Gemüthe des Dichters, der sich nirgends subjectiv äußert, sondern gerade jedes Object in seiner ausgebildetsten Subjectivität verführt, und uns eben dadurch die Thorheit, Leere und Nichtigkeit der Erscheinungen in das hellste Licht stellt. Hier offenbart sich der feinste Spott, eben deshalb so fein, weil nirgends subjective Gereiztheit sichtbar ist; der Dichter steht über dem Ganzen, weil das Ganze außer ihm liegt, und nur indem wir das ihm Verwandte durch die Gesammtdarstellung erkennen, ahnen wir seine Vortrefflichkeit, die uns immer klarer und deutlicher wird, je mehr wir die geistige Kraft haben, seinen Standpunkt zu erreichen. Eben durch diese Natürlichkeit sehen T's Novellen so leicht aus und fanden so viele Nachahmer, die jedoch alle weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben."

Nacht.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er seufzt und weint und schleicht so sacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen gold'nen Sterne
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht.
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht;
Vertrau uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Der Trostlose.

Dich von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden sprossen,
Wünsch' ich bald mein Grab zu sehn.
Dort im kühlen, abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat sie dich ja doch verstoßen,
Und sie war so süß und schön!
Tausend Thränen sind geflossen,
Und sie durfte dich verschmäh'n —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einsam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verstoßen,
Bitten zeugten nur Verschmäh'n —
Dicht von Felsen eingeschlossen,
Wo die stillen Bächlein gehn,
Hier im stillen einsam grünen Thal
Such' zum Troste dir ein Grab zumal!

Frühe Sorge.

Durch die bunten Rosenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munt're Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.
Immer wach sind meine Sorgen,
Nimmer ruht dies treue Herz,
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Wollt ihr mich der Qual entbinden?
Hört ihr, Götter, mein Gebet?
Kann ich nie die Ruhe finden,
Die mein Herz von euch erfleht?

Zuversicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenschein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig stehn,
Gar lustig rauscht er fort;
Hörst du des Windes munt'res Weh'n?
Er braust von Ort zu Ort.

Es reist der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Mensch, du sitzest stets daheim,
Und sehnst dich nach der Fern':
Sei frisch und wandle durch den Hain,
Und sieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und such' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen sein und Bangigkeit,
Ist doch der Himmel blau,
Und wechselt Freude stets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht;
Es säuselt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, schlaf' ein,
Leiser rauschet der Hain,
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr versteckten Gesänge,
Und stört nicht die süßeste Ruh,
Es lauscht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Gesänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, schlaf' ein,
Im dämmernden Schein
Ich will dein Wächter sein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rausche nur, du stiller Bach.
Schöne Liebesphantasieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume schwimmen nach.
Durch den flüsternden Hain
Schwärmen gold'ne Bienelein
Und summen zum Schlummer dich ein.

An Novalis.

I.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der traure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnen, Sehnsucht nach dem Frieden.

Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr' wohl; wir sind ja nicht geschieden.

II.

Wann sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt goldner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.

Bald regt sie sich, in Aengsten, daß sie säume,
Luft, Sonne, Wasser, die sie schön genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen;
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume.

Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Giebt sie, von tiefer Inbrunst angesogen,
Den Blumengeist und stirbt in süßen Düften.

So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schiedst du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

Die Rose.

O beglückt, beglückt, du Persien!
Persien, Wunderland des Morgens!
Süße Fluren, heilige Wälder,
O du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Odem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimath, wo die Lieder wohnen!
Aber ihr vor allen, Gärten!
Seid gegrüßt mir, Lauben, dorten
Möcht' ich auf den Fluren wandeln,
Wenn sie blühen roth von Rosen.
Rose, liebste Mädchenblume!
Rose, die du dort geboren!
Ach! wie ist ein Liebesblut
Das Gefilde, wenn du oben
An Gesträuchen blühend dichte
Wankst und zitterst mit den Knospen,
Und die heißen Sommerwinde,
In der Farbengluth verloren,
Kühlend baden, sich berauschen:
Nein, so schön ist nichts geworden,
Was die Erde liebend treibet,
Was vom Himmel schaut die Sonne,
Als flatternd auf grünem Stengel
Meine liebste rothe Rose;
Rose, liebste Mädchenblume,
Liebesblume, süße Rose!

Wie ich dich in Händen halte,
Die zur Lieb' ich mir erkoren,
Und ich schau in deine Blätter,
In das Labyrinth, das rothe,
Und ich frage die Bedeutung
Und wie du zur Welt geboren,
Bin ich trunken und weissagend
Süßen Rausches aufgehoben;
Liebesblume, Mädchenblume,
Rosenblume, süße Rose!

Nicht umsonst bist du erst quillend
Eingehüllt in deiner Knospe;
Also schläft des Mädchens Busen,
Eh' die Liebe ihn erhoben:
Und das Roth, ein heimlich Feuer,
Bricht hervor süß angeschwollen,
Und wie ein verstohlen Küßchen
Hangst du an dem Zweig gebogen:
Aber inniger entbrennen
Lüfte, die dich aufgesogen,
Immer süßer träumst du Liebe,
Hast die Luft in dich gezogen,
Immer buhlerischer küsset
Dich das Licht, das dir gewogen,
Und du lässest nun die Scham,
Und es dringt zu deinem Schooße
Alle Kraft des heiligen Aethers,
Seine Pfeile, glänzend golden. —
Mußt du welken in der Liebe,
Mädchenblume, süße Rose!

Als die Göttin sonst der Liebe,
Venus, auf der Erden wohnte,
Und zum Erstenmal sie wandelnd
Trat der grünen Wiese Boden,
Jungfrau noch und unvermählet,
Aus dem Meere jüngst entsprossen, —
Aus der Zeugungskraft des Wassers
War das Licht empor geflogen, —
Und sie stand, sich selbst besinnend,
Selber über sich betroffen,
Ihre Schönheit, ihre Anmuth
Mußte Venus selber loben,
Und der Himmel glänzte heller,
Wie den Blick sie aufgehoben,
Und die Erde grünte grüner
Von dem Fuß getreten, stolzer
Sangen murmelnd blaue Bäche
Von dem Wiederschein vergoldet,
Und die Tauben girrten inn'ger
Und die Nachtigall schlug voller,
Hub und breitete ihr Lied aus
Wie ein Kleid von süßem Wohllaut,
Deckte Wald mit und Gefilde,
Daß die Bäume treibend quollen.
Noch nicht war die Liebesblume
Lebend, meine süße Rose.

Aus dem Walde tritt ein Jüngling,
Und wie Flammen angezogen
Fliegen zündend ihre Blicke,
Brennen nicht mehr hier und dorten,
Doch der Jüngling tritt zur Jungfrau;
Und sie hatten sich umschlossen,
Und die Unschuld lehrt sie küssen
Und es treibt zum süßen Zorne,
Wie sie sehnen und ermatten,
Kaum erkannt ein Liebeswollen:
Und im Sträuben und Ergeben
Löset sich der wunderholde
Zauber, Liebe wird zur Liebe,
Und der Flur wird von dem Zorne,
Von den Küssen, von der Milde
Ein Andenken wie zum Zolle
Dargebracht; dem heiligen Blut
Zittert gleich das Feld voll Wollust,
Und es rauschen und es treiben
Quillend ungestüm die rothen
Blumen her, bedecken blutig,
Lächelnd, küssen, voll und voller,
Knospend, blumend, ganz den Anger,
Und die Göttin weiht die Rose
Zu dem Eigenthum der Liebe:
Also wurdest du geboren,
Mädchenblume, Liebesblume,
Rosenblume, süße Rose!

Die Lilie.

Sei du mein Gesang, o weiße,
Heil'ge, sanfte Liebeslilie;
Wenn ich dich mit Lippen küsse,
Weißt du, wie ich innig liebe.

Digitized by Google

Keiner soll die Rose schelten,
Deren süßes Blut durchdringet
Unser Blut mit froher Sehnsucht,
Zündet in dem Herzen Schimmer:
Aber wer den blauen Aether
Kannte und das Licht des Himmels,
Und die stille Kraft der Wellen,
Liebt auch dich, holdsel'ge Lilje.

Unter Felsen, unter Waldern
In dem einsamsten Gefilde
Wo nur heilig Rauschen wohnte,
Geister in den Quellen rieselnd
Mit den Bäumen sich besprachen
Und sich in dem Echo riefen,
Lebten zwei Geliebte glücklich,
Selig ganz in ihrer Liebe,
Aus der wüsten Welt geflohen
Fanden sie die Ruhe wieder,
Und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einst, als sie nach langen Küssen
Sich beglückt in Armen hielten,
Und die Blicke zu einander
Sehnsüchtig, befriedigt spielten,
Blickte er in ihre Augen,
Sie in seines Herzens Tiefe,
Und, so wie aus Geisterbrunnen,
Stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei große Thränen,
Die sie fest in Zittern hielten.
„Was bedeuten," sprach er seufzend,
„Die Gefühle, Liebe, diese
Wehmuthvollen süßen Thränen,
Die in Andacht du erwiderst!
Nein, ich mag sie nicht verbergen,
Gern hab' ich sie dir gewiesen,
Und die Thräne soll nicht rinnend
Aus dem Blicke niederfließen." —
„„Ein Geheimniß ist es,"" sprach sie,
„„Wonach diese Wasser zielen,
Das sie gerne mit der Andacht
Wollen aus dem Herzen ziehen,
Aber schwach sind ihre Arme,
Und es fällt ins Dunkle wieder,
Und ermüdet sinkt die Thräne
Ueber unsre Wange nieder."" —
„Also nur ist Erd und Wasser,"
Sang er, „Luft, Licht und Gestirne
Aus der Sehnsucht hergequollen,
Ein Geheimniß aufzufinden,
Klar im Golde funkelt Sehnsucht,
Süß Ermatten glänzt im Silber;
Wollte sich doch deine Thräne
Auch gestalten als Erinn'rung!
Ward ja aus der Fluth Geheimniß
Doch der Bau der Welt gebildet,
Süße Geister, regt euch alle,
Daß ein Sein der Thrän' entquille,
Und ein neues Gold wird leuchten,
Süßer, sanfter, glänzen milder." —
Und es waren Geister nahe,
Die im Quell mit Blumen spielten,
Sie erhörten das Gebet, die
Thränen sanken, Blumen fielen,
Griffen, hielten fest die Erde,
Und geheimnißvoll zwei Lilien
Sahen hin auf die Entzückten,
Inniger fühlten sie die Liebe.
Sanfte, goldne, silberweiße,
Also wardst du, Liebeslilje.

Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Meer die Unke!
Hörst du wohl die Raben krächzen?
Die Gespenster in dem Sturme?" —

„„Vater, laßt die Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird sie der Mond bezwingen,
Der zu scheinen schon begunte.

„„Durch die Thäler streift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, schon leucht't das Kruzifixe,
Das Kapellenbild da drunten."" —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild, sei gnädig,
Bleib in Finsterniß verschlungen!

„Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fahren laßt den alten Wulfen:
Tod und Sünde, seine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

„Wie die Nacht bald leucht't, bald dämmert,
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Ist es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

„Wie die Wälder sausen, schallen,
Rauschen ab die Felsenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter." —

Und es spricht sein Sohn ihm tröstend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach, mein Vater, wär' vorüber
Diese schreckenvolle Stunde!

„„Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß ihr gesundet?
Soll ich beten? Geht zum Heiland,
Tröstet euch an seinen Wunden.

„„Wollt ihr sterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angst bezwungen:
O wie faß' ich doch die Seele,
Die sich Gott und Heil entrungen?

„„O besinnet euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns sprang, den Sündern,
Von des Gottessohnes Blute.

„„Denkt den Vater, denkt Marien,
Unsrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geist, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder.

„„Das wir leben, sind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott versöhnen,
Auf macht er die Heiligthume.

„„Unsre Angst klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schlosse sitzt Erbarmen,
Schiebt den Riegel bald zurücke.

„„Ohne Schätzung ist der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unsre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet sie als Münze gulden.

„„Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn bergunter,
Jeder Stein, hinaufgeschleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde;

„„Also zieht den Menschen Sünde,
Niemals kann er ganz gesunden.
Daß er aufrecht schaut zum Vater,
Sind die himmlischen fünf Wunden.

„„Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradiese,
Aus fünf Wurzeln göttlich blumend.

„„Da erschrack die Erde freudig,
Und zerborst in große Klüften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.

Digitized by Google

„„Blüht hinein in seinen Himmel,
Wächst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten;
Große Kraft hat Herz und Zunge.

„„Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu seinem Ruhme.““ —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind!“ begann er,
„Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

„Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig,
So wie ihre Todesstunde.

„Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah' ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß die Sorge,
Schnürte fester mich im Bunde.

„Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen.
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhube.

„Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Frucht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

„Also bist du mir erwachsen,
Immer war mir fremd dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

„Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

„Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

„Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge.“

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„„Vater, was ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde!

„„Das uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel ist uns so gefunden.

„„Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge *kann* vergeben,
Und es *will* auch der Allgute.

„„Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

„„Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Truge.““ —

Da erwacht der alte Vater
Sehnend, wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf!“ so spricht er, „was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche;
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

„Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verbergen, hole;
Betend sind' ich dann wohl Ruhe.“

„„Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen?““ —

„Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen
Weiß da steht auf trübem Grunde!

„Oftmals hast du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

„Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers.
Den erhebe, bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten.

„Und zwei Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhe.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

„An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Tugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

„Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen;

„Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen;

„Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

„Also schrieb er selber nieder.
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

„Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde.
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

„Diese Feste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde, als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde:

„Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

„Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten,
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.

Digitized by Google

„Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.

„Meine Liebe ward ihm fremde.
Ihn gereute seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Aeltern Kunigundens.

„Lieber war ich ihr geworden
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu sein, doch war ihr Vater
Jenem hold ob seinem Gute.

„Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich schnell ihn ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschluge.

„Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte,
Wie, woher; so eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.

„Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte;

„Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde
Weiter ab im dunkeln Grunde.

„Dieses ist das zweite Zeichen
Gehe hin, den Stein verrücke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drücke.

„Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach! wo find' davor ich Ruhe!

„Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

„Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

„Angeklagt des schnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen;
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

„Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

„Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube.
Ehre, Hoffnung, Liebe! Leben
Ausgetilgt und jedem Guten

„War mein Herz nun preisgegeben;
Und mir grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

„Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

„Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

„Das die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an, so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tiefrem Grausen
Ward ich bald den finstren Zunften.

„Und der böse Feind erschiene
Finster meinem bösen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute.

„Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verschuldet.

„Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ichs sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

„Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?

„Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

„Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen.

„Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

„In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!" —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihn so fremd bedunken,
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Kruzifixe,
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Er sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren,

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe,
Sieh, da sind die beiden Dolche
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer ist er abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achtet's nicht; es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört fernab ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem größten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.““ —

„Wie so unhold?“ sagt der Fremde;
„Wohlbekannt ist deine Jugend,
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.“ —

„„Kunze ist dein Name, sprichst du?““
Ruft erschreckend aus der Junge;
„„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute.““

„Wird noch stets sein Wahnsinn irren?“
Sprach der Mann mit dumpfer Zunge;
„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

„Zwietracht hielt uns lang' entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschluge
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.“

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„„O so komm' mit mir! mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

„„Zeig' ihm jetzt dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe.

„„Ach! wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute.““

Nebenher gehn beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren.
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Kluften.
Sieh'! da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,“
Sagt der fremde Mann; „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

„Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schlupfen.“
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um so bälder,““ sagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke,
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

„Ja, der Menschen Erbfeind ist es.“ —
„„Kennst du mich?““ — so fragt der Dunkle;
„„Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter.““

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge.
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Trauernd von derselben Stunde;

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag und Nacht und singet
Requiem dem todten Wulfen,

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen;
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend;
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn ins Grab zur Ruhe.

Aus Kaiser Octavianus.

Prolog.

(Trompeten. Eine Schaar von Kriegern zieht durch den Wald.)

Chor.

Auf, tapfere Mannen
Und folgt dem Getön!
Es führen uns schön
Trommeten von dannen.
Die Fahnen im Winde
Rothglühend vorauf,
Das Echo im Walde —
Der Frühling gelinde —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie froh der Busen schlägt,
Wie frei das Herz sich regt,
Wenn es den Panzer spürt.
Die goldne Sonne scheint:
Wohlan, wo bist du, Feind?
Hörst du die Jubelklänge?
Siehst du die frohe Menge
Entgegen dir geführt,
Die ziehend mit Gepränge
Dich Flücht'gen einholt balde
Im Walde?

(Ziehn vorüber.)

Digitized by Google

(Ein Zug von Schäfern und Schäferinnen, tanzend und singend, mit Flöten und Schallmeien.)

Schäfer.

Die Mailust ist begonnen,
Der Baum hat seine Grüne,
Die Blätter schon gewonnen.
Wie seufzten alle Knaben:
O, daß der Mai erschiene,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Fort mit dir, Winter kalte,
Komm wieder Sonnenschein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder Vögelein
Im Walde.

Schäferinnen.

Und seht, er ist gekommen,
Das goldne Kind, der Mai,
Ist allen angeglommen,
Das Eis ist weggenommen,
Die Fluren sind so neu.
Er bringt uns alles wieder,
Schon tönen Frühlingslieder,
Die kühlen Bächlein rauschen
Vom Hügel hergeschwommen,
Die Vöglein alle tauschen
Die tausend Melodieen,
Die goldnen Blümlein blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schatten,
Und ließ die Erde los,
Nun blüht der grüne Schooß,
Nun sieht man auf den Matten,
Im kühlen Waldesschatten,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem andern ziehen,
Und liebend sich begatten.
Gegrüßt sei, holder Mai!
Die Lieb' ist dein Gespiele,
Wenn ich den Frühling fühle,
Wird auch mein Leben neu,
Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

(Ziehn vorüber.)

Der Dichter (tritt auf).

Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.
Ein blau Krystall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergesenket,
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.
Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Thiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, vom grünen Zweig umrauschet.
Wenn Thiere, Wasser, Blumen, Flur erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühlt von Gottheit sich berauschet.

Chor

(von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).

Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Chor

(von der andern Seite mit Flöten in der Ferne.)

Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Trommete Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge,
Dem Frühling und dem Muth wird Gruß gesungen.
Die Fahnen dort sind kühn empor geschwungen,
Im blanken Erze tummelt sich die Menge,
Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge,
Und Flöten, Horn und Wald in eins erklungen.
Drein gießt sich Duft von Baum- und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen, grünen Feuer,
Und Geister in den Zweigen sich entzünden.
Da regt die Poesie sich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leyer,
Er will sein volles Herz der Welt verkünden.
Hör', Echo, du im Thale drunten! — unten
Baumzweige über meinem Haupte droben — oben!
Die alte Zeit kömmt nie in meine Sinnen, — innen
Gefühle wunderfel'ger Stunden — stunden
Im Herzen auf und mich bezwangen — Wangen
Und süße Lippen, Busen, Locken — locken
Der Sehnsucht reizende Gefühle — fühle!

Ein Liebender (tritt auf).

Hier ist der Bach, das grünende Gebüsche,
Wo einst bei eines schönen Morgens Frische,
Ach meiner allzufel'gen Hand
Die reizendste der Hände sich verband,
Mir ihre Gunst die Schäferin gestand.
Alle Wünsche, alle Träume
Waren herrlich nun gestillt,
Das Verlangen war erfüllt,
Fröhlich rauschten grüne Bäume
Aus geh' ich, die Spur zu finden,
Alles sagt mir von dem Glücke,
Jene Zeit kömmt mir zurücke.
Mußte sie so schnell verschwinden?
Ach wie war die Stunde süße,
Als sich unsre Blick' erkannten,
Unsre Herzen schnell entbrannten,
Sich begegneten die Küsse.
Jeder Frühling sagt mir wieder,
Kommt der Herbst, bin ich vermessen,
Kommt der Winter, seh' ich glänzen
Manche Schönheit bei den Tänzen,
Und die Einz'ge wird vergessen.
Aber wenn die Blumen sprießen,
Wenn die Nachtigallen singen,
Muß sie wieder mich bezwingen,
Ich den schnöden Frevel büßen.
Fließet, fließet, treue Thränen,
Herz vergeh im tiefen Schmachten,
Mögt ihr Augen euch umnachten,
Leben, lös' dich auf im Sehnen.

Ein Pilgrim (kömmt).

Was heute war, ist morgen schon verschwunden,
Es wechseln ohne Rast des Lebens Stunden,
Fortuna rennt unstätig durch die Welt
Und weiß nicht wo, weiß nicht, wenn einer fällt,
Sie spielt mit Zepter, Herrlichkeit und Kronen,
Blind geht sie hin, wo irgend Menschen wohnen,
Unglück und Leid, und Thränen und das Lachen,
Sind die Begleiter, die den Hofstaat machen,
Sie kümmert's nicht, wer jammert, wer gewinnt,
Sie kömmt und flieht, forteilend wie der Wind.
Ohne Ruhe ewig wandelnd
Geht sie fort, weiß nicht wohin,
Irr und unstät ist ihr Sinn,
Nur nach blinder Laune handelnd.
In das laute Lachen streut sie
Unvermerkt der Thränen Saat,
Und den Jammer, wenn auch spat,
Durch ein holdes Glück erfreut sie.
Dies sah ich auf allen Wegen,
Und die falsche Welt verlassend,
Und das Weib Fortunam hassend
Wall' ich einer Klaus entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendstrahlen,
Jetzt sieht man sie in hellem Feuer glühen,
Und wie sie sich in seltsam Bildniß malen:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufsteigend aus der Zeiten goldnen Schaalen,
Doch wie sie noch die Welt am schönsten schmücken,
Fliehn sie wie Wolken und ein schnell Entzücken
Was dieser flichende Schimmer will bedeuten,
Die Bildniss', die sich durch einander jagen,

Digitized by Google

Die Glanzgestalten, die so furchtbar schreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend sagen;
Es wechseln die Gestalten, wie die Zeiten,
Sind sie euch Räthsel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt stehn in seinem Lied gedichtet,
Was die Natur schafft und im Rausch vernichtet.
Es wohnt in ihr nur dieser ewige Wille,
Zu wechseln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht sie ab die dunkle Hülle,
Sie weckt die Töne auf aus ihrem Schweigen,
Ein Lebensquell regt sich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder steigen,
Nur Phantasie schaut in das ewige Weben,
Wie aus dem Tode keimt ein neues Leben.

Der Ritter (kömmt zurück).

Die Feinde sind entflohn, die muth'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerschlagnem Helm
Zurück ins Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harnisch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein rother Wein,
Der lockend im Pokal vom Golde schwimmt,
Und Glanz von ihm in seine Röthe nimmt.

Ein Hirtenmädchen (kommt).

Das Fest ist vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der sinkenden Röthe.
Die andern beginnen
Wohl liebliche Töne,
Will jeder die Schöne
Mit Liedern gewinnen.
Mich lassen sie gehen,
Folgt keiner zum Hain,
Ich muß nun allein
Im Walde hier stehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Im künftigen Lenze
Der Schäfer mich sucht,
Dann nehm' ich die Flucht,
Er windet mir Kränze.
Dann fürcht' ich die Buchen,
Die finstere Eiche,
Er wird im Gesträuche
Im Dunkeln mich suchen.

Ein Reisender (tritt auf.)

So leg' ich hier den schweren Bündel nieder,
Der mir den Weg fast zu beschwerlich macht.
Ich habe nun der Länder gnug gesehn
Und will mich im Erinnern schön ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Und Nachbarn, ihnen alles zu erzählen;
Die größte Lust kömmt immer hinten nach.

Ein zweiter Reisender (tritt auf).

Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu schauen:
Keiner darf sich selbst vertrauen,
Oder sich als weise wähnen;
Das erfordert manche Künste,
Mancherlei muß man erfahren,
Und oft sieht man erst nach Jahren:
Alles waren eitle Dünste.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen,
Meist folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt etwas im Schilde,
Und umsonst ist nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beschwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.

Ritter.

Beglückt, wer mit den aufgespannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er sieht um sich die große Fläche spiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt,
Er lenkt den Kiel nach seiner Heimath Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorsam dienen Winde, wie die Wogen.

Erster Reisender.

Was hab' ich nun von meiner ganzen Reise,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt?
Als ich den Weg vor meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müsse was Besondres werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede werth.

Zweiter Reisender.

Wundervolle Berge warten
Meiner, und die Wasserfälle,
Glänzend springt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauschen, Gemsen klimmen
Oben schwindlicht am Gesteine,
Freundlich sind im Mondenscheine
Städte da mit Thürm' und Zinnen.
Manches wird sich noch begeben,
Mancher Rausch und manche Schöne,
Mancher Zwist, den ich versöhne,
Fügt sich lustig in mein Leben.

Ein Küster (tritt auf.)

Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurücke reisen müssen,
Das ist mir herzlich ungelegen,
Denn meine Beine müssen's büßen,
Und alles aus dem dummen Grunde,
Weil unsre Uhr nicht richtig geht,
So daß sie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden stille steht.
Das Dach ist nicht ganz regendichte,
Und immer scheut das Dorf die Kosten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder rosten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine
Und alle machen groß Geschrei,
Es ist zwölf Uhr, so ruft der Eine,
Der Andre schwört, es sei schon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regel,
Und Keiner ist's, der sich nicht merke,
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da sich die Dinge so gestalten.
Die Ordnung ist nun auch begraben,
Und Alles schwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Currende-Knaben,
Lebt Jeder wie das liebe Vieh.
Doch ist die Uhr nur erst im Stande,
Und das geschieht in kurzer Frist,
So weiß doch jedermann im Lande,
Woran er mit sich selber ist.

Erster Reisender.

Das ist gewiß, nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht honette Uhr.
Warum? Man weiß dann stets in jeder Stunde,
Wie viel dir Glocke eigentlich geschlagen.
Man ißt dann nicht zu spät und nicht zu früh,
Man geht zur rechten Zeit zu Bette,
Man treibt's Studiren niemals über Macht,
Und da das Leben aus der Zeit besteht,
So muß man auch beständig darnach sehn,
Wieviel es an der Zeit ist in der Welt.

Zweiter Reisender.

Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof schön herüber
Einem kann so viel bedeuten,

Digitized by Google

Nichts auf Erden iſt mir lieber.
Und die ernſten Glockenſchläge
In der ſtillen Mitternacht
Machen alles Grauſen rege,
Wenn ich grade nach gewacht.
Nie möcht' ich die Uhren miſſen,
Und auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben wiſſen,
Wo doch wohl die Glocken hängen.

Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied mir in mein Ohr,
Drum zögert, eilt nicht allzuſchnell von hinnen,
Ich fühle ſchon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze ſteigt das Bild empor.
Es thun ſich Thiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, königliche Zinnen,
Ein Knab' will mit dem Rieſen Schlacht beginnen,
Ein Kinderpaar, das ſich im Wald verlor.
Es toben wild der Heiden rohe Schaaren,
Die Chriſtenheit zu ſtürzen all' entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein ſchönes Frauenbild mit goldnen Haaren,
Die Augen, wie der reinſte Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht. —
Doch ſchaut, welch' Bildniß reitet durch den Wald?
Iſt's eine Jägrin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegesgöttin, die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit ſiegender Gewalt?
Iſt es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt, und unſrer Erde gönnet,
Daß man ſich wiederum als Göttin kennet?
Noch nie ſah ich ſo herrliche Geſtalt.
Mein Herz erbebt in freudigem Entzücken,
Mich zieht an ſich das wunderbare Weſen,
So göttlich groß, ſo lieblich doch und mild.
O nahe dich, du herrlich Frauenbild,
Ich bin von jedem Leiden gleich geneſen,
Wenn du mich würdig hältſt, mich anzublicken.

Erſter Reiſender.

Wir ſtehn, ſo glaub' ich immer, in der Schonung,
Die abgehegt vom andern Walde iſt,
Der Jäger kommt, uns Alle abzuſtrafen:
Ich hab' ſo viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reiſen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh nach Hauſe.
(Geht ab.)

Zweiter Reiſender.

Ich verweile mich zu lange,
Wie die Zeit ſo ſchnell vergeht,
Keine Stunde ſtille ſteht,
Die Betrachtung macht mir bange.
Warum ſoll ich hier noch harren!
Die Geſellſchaft macht mir Reue,
Und nun kommen vollends neue,
Endlich wird man gar zum Narren.
(Geht.)

Der Küſter.

Ich frage nur: kann dies die Uhr mir beſſern?
Wenn das nicht iſt, ſo ſuch' ich einen Meiſter,
Der wieder Alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu ſehr verwirrt.
(Geht ab.)

Der Dichter.

Halt an, du wunderbares Bild! wer biſt du,
Auf dieſem weißen, königlichen Zelter?
Mit Federbüſchen in dem Winde flatternd,
Die weiße Bruſt mit blauem Schleier ſchmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt,
Auf vollen Wangen Throne für die Liebe?
Mir iſt, ich kenne dich, doch biſt du fremd,
Ich habe nie ſo Wunderherrliches,
So Liebliches geſehn, ſo fremde Tracht.

Die Romanze (auf einem Pferde).

Romanze.

Hältſt du mir des Roſſes Zügel
Auf in meinem ſchnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen ſagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur
Wenn man von mir ſpricht, Romanze,
Ich durchzieh die Welt mit Freuden,
Streue Luſt aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen,
Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter iſt die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten.
Beide haben mich erzeuget,
Als ſie ſehnſuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüſten
Wuchs ich auf, in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochroth wehten Chriſtenfahnen,
Kreuze drein die Krieger führten,
Und die Heidengötter ſanken,
Flohe Venus, die betrübte,
Nach dem einſam dunkeln Walde,
Venus, aus dem Meer geboren,
Trauernd, daß kein Tempel ſtande,
Wo man der Verführerin
Opfer noch und Weihrauch brannte;
Und voll Trug hüllt ſie die Glieder
In die büßenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War ſie gänzlich umgeſtaltet,
So fand ſie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felſen wallte.
Venus war erfreut des Truges,
Und ihr weltlich Herze lachte
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunſt geſtand im Wahne.
Drauf gebar ſie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber ſie ward eingeſchloſſen
In der Felſenklüfte Spalten,
Daß ſie keinen Trug erſinne,
Und die Liebe nicht verwandle:
Selbſt erzog, ernährt' ſich dieſe
Von dem ſüßen Himmelsmanne.
Und ſie blühte auf, ein heiliger
Ueberirdiſch ſchöner Garten;
Drauf vermählte ſich der Glaube
Mit der ſüßen, die ſo zarte.
Denn er ſprach: Wen ſoll ich freien?
Alle Mädchen, die ich ſahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen.
Von der Welt und von der Sünde
Losgeriſſen, muß mich laben
Streit für Gott und Chriſt und Geiſte,
Hält mein Herz in goldnem Brande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein ſtiller Sinn von jener
Wie die Sehnſucht wohl verachtet.
Da erblickte er die Holde,
Meine Mutter, als er ſahe,
Daß ſolch Bild auf Erden wohne,
Wünſchte er ſich ihre Gnade.
Und ſie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenſtrahlen,
Wie des Mondes ſanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thale.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menſchen neue Sprache,
Liebevoll war Glauben immer,
Glauben nur ein Liebsgedanke.
Das bezwang die härtſten Herzen,
Alle zu dem Kreuze kamen:
Ewig, ewig ſei die Liebe!
Rief voll Inbrunſt nun der Vater;
Ewig ſei der Glaube blühend!
So die hohe Mutter ſange,
Und die frommen Menſchen riefen
Zu den beiden Wünſchen: Amen!

Dichter.

Steig von deinem Roß alsbalde,
Biſt du wohl vom Jagen müde,
O erwünſcht, daß ich dich ſehe,
Das macht meiner Seelen Friede.
Immer war nach dir mein Sehnen
Schöne Tochter hoher Liebe,
Edles Kind des ſanften Glaubens,
Unvermuthet kommſt du nieder.
Aber ſage mir, du Holde,

Digitized by Google

Wenn es dir also gefiele,
Blieben denn die Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele?

Romanze.

Von dem Rosse will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen:
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener,
Eine werthe Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihme.
Zu den allertreusten Diensten,
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht;
Beten, heilige Gefühle,
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wo find' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen,
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Gibt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man scherzen ohne Liebe?
Reines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen.
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe (treten herein).

Glauben.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter,
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe ist euch ewig,
Aber gern schein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit süßem Kreuze,
Und dem schönen Christusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Ist der Glaube, wie du siehest.
Hat er nicht recht Vateraugen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in diesem holden Lächeln
Kann man recht die Sehnsucht kühlen.
Jene dort, so wie Madonna,
Die zur Erde steigt hernieder,
Alle Herzen an sich lockend,
Ist die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat sie zwei Blumen,
Eine Rose, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebessehnsucht
Immer zu einander blühen.
Rose lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz ist ihr beschieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden ist sie treu geblieben,
Will die Rothe trunken machen,
Schaut sie ihre Schwester drüben.
Will die Bleiche Frommes sprechen,
Sanft erheitern, sanft betrüben,
Schaut sie auf die Rothe sehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz spricht aus den Augen,
Senken sie sich golden nieder,
Wer sie anschaut kann nicht sorgen,
Denn ihr Blick ist allzulieblich,
Was die Frühlingssonne meinet,
Und nicht Worte kann ersinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden diese Augen,
Und die goldnen Augenlieder.
Spürst du nicht, sie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und so klingt dieselbe Sprache,
In dem Schwung der schönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.

Glauben.

Ja ich bin, den du beschrieben,
Kennt ihr, Menschen, wohl den Glauben?
Lange herrscht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnsucht flehe, so wie Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu schauen,
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hülfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigstes Vertrauen,
Blumen, Gold und Menschen selber
Sind nur Mischung aus dem Staube.
Jenseit allem, was du denkest,
Fühlest, hörest, oder schauest,
Liegen, die du erst verließest,
Deine vaterländ'schen Auen.

Pilgerin.

Ach, wie froh, daß du erschienen,
Ist die seligste der Frauen,
Ich mit meinem Pilgerstabe
Nahe dir mit heilgem Schauer,
Willst mich Arme nicht verwerfen?
Du bist meine feste Mauer,
Lange sucht ich dich vergebens,
Hier beendigt sich die Trauer.

Liebe.

Sind noch welche, die mir trauen,
Die sich meinem Dienst ergeben,
Leben, wie die stillen Priester,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenstreben,
Alle Kämpfe, die geschahen,
Alle Lieder, alle Wesen,
Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nur von meinem Geist erreget,
Blühend standen alle Gärten,
Liebe schmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Hingegeben stillem Sehnen,
Inbrunst glänzte in den Augen,
Herz des Lichtes, Wurzel, Quelle!

Der Liebende.

Wenn die holde Stimme rufet,
Könnte da wer widerstehen?
O wer zöge sich zurücke,
Wenn der Liebe Fahnen wehen!
Wenn du willst mein Hauptmann heißen
Will ich gern im Heere stehen,
Alle Wünsche strebten zu dir,
Niemals will ich von dir gehen.

Glaube.

Wenn du glaubst und niemals zweifelst,
Wirst du jetzt dein Glücke sehen.

Digitized by Google

Liebe.

Die du längſt geſucht, ſie ſteht dort,
Gehe zu ihr, freundlich rede.

Der Liebende.

Himmel! ſie, die Theure, iſt es?
Pilgerin, willſt du mich kennen?

Pilgerin.

O wie könnt' ich dich verläugnen?
Dich nicht meinen Liebſten nennen?

Beide.

Alſo waren wir uns nahe,
Und wir glaubten uns ſo ferne,
Und uns trennte keine Weite,
Nur die allernächſte Nähe.
Ja, wir haben uns gefunden,
Und nun mag uns nichts mehr trennen,
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.

Glaube.

Doch wo bleibt das kühne Mädchen?
Tapferkeit, ſo komm von dorten!

Liebe.

Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältſt du dich verborgen?

Tapferkeit und Scherz (treten herein)

Scherz.

Sieh, hier iſt dein treuſter Diener.

Tapferkeit.

Dir bin ich berufen worden.

Scherz.

Eilend komm' ich hergelaufen.

Tapferkeit.

Weilten auf dem Hügel droben.

Romanze.

Jenes Mädchen in dem Harniſch,
Blanken Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Brüſte ſchön erhoben,
Tapferkeit wird ſie genennet:
Niemals iſt genug zu loben
Ihre Schönheit, die ſo furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Führt ſie, Wehrgehenke golden,
Was der Vater ſagt, das thut ſie,
Angefriſcht von ſeinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe ſcheinet,
Iſt vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe hüpft der Junge,
Die erfreut ſich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, muß geſunden,
Fühlt erfriſcht den Todesodem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.
Wo er weilet, iſt der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen;
Leid und Jammer, Wehklage
Stirbt dem weg, den er erkoren,
Alte Märchen weiß er, ſchöne,
Er iſt ſelber wie gewoben
Aus den reinſten Phantaſieen,
Von dem Lichte ausgeboren.

Liebe.

Warum biſt du mir entwichen,
Diener, der du Treu' gelobet?

Glaube.

Dienerin, du bleibſt an meiner
Seite, geh mir nicht verloren.

Liebe.

Immer muß ſie dich begleiten,
Scheint es faſt, du könnteſt ohne
Gattin leichter fröhlich leben,
Als ohn' ſie, die herrlich thronen
Muß in deiner Bruſt, ich neide
Ihr die allerſchönſte Krone,
Mehr, als mich, haſt du ſie immer
Zur Vertrauten auserkoren.

Glaube.

Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne,
Mit dem Knaben ewig tändelſt,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwildern kannſt am Ende,
Haſt du Thorheit eingeſogen:
Möchteſt einſt vergeſſen leichte,
Daß wir in dem Himmel wohnen.

Romanze.

Wild erſchien' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe, raſch und rohe,
Dennoch bind' ich ſie zuſammen,
Bin die Eintracht dieſer Hohen.
Zürne keiner ob dem andern,
Du nicht ob dem jungen Sohne,
Mutter du nicht ob der Jungfrau,
Ihr müßt bei einander wahnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glauben traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine,
Diener, Vater, Magd, die Höhe.

Tapferkeit.

Biſt du dort ein Kriegsmann worden?
Trägſt du Panzer, ſammt dem Helme?

Ritter.

Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhre Luſt mir wiſſend,
Als den Erzruf der Trommete,
Schilder, in der Sonne ſpiegelnd,
Feinde auf der grünen Ebne.

Tapferkeit.

Immer ward ein Mann erfunden
Und es lohnt dir einſt die Ehre.

Ritter.

Alles will ich fahren laſſen,
Will der Ruhm nur mein gedenken.

Scherz.

Du im leichten Hirtenkleide,
Willſt du mir nicht näher treten?
Komm und ſag' mir, wer du ſeieſt,
Daß ich deine Augen ſehe.

Hirtenmädchen.

Immer haſt du mir gefallen,
Und mir iſt, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig
Mehr uns werden kennen gerne.
Die Geſpielen ſind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,
Nennen mich die kleine Unſchuld,
Weil ich noch nicht küſſen lerne.
Aber Lieb' und Luſt zum Dinge,
Wie man wohl zu ſagen pfleget,
Macht die Arbeit ſehr geringe,
Und ich will gern Lehre nehmen.

Scherz.

Kleine Unſchuld, du gefällſt mir,
Immer möcht' ich bei dir leben,

Wie du Mädchen, so ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.

Mädchen.

Freundlich wollen wir mitsammen
Viele Märchen, Possen reden.

Scherz.

Lieblich wollen wir zusammen
Durch die grünen Felder gehen.

Mädchen.

Und wer Blumen sieht am Wasser,
Soll sie für den andern lesen.

Ritter.

Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir sprechen:
Willst du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herze innen brechen.

Mädchen.

Du gefällst mir, muß ich sagen,
Schild und Harnisch, und der Degen,
Und der Helm mit seinem Busche,
Nicht ist mir das Gold entgegen:
Willst du wohl mein Liebster heißen,
Da ich nur ein kindisch Mädchen?

Ritter.

Kann was schöner sich verbinden,
Als der Mensch mit Unschuld, Scherze?

Romanze.

Und du stehst so einsam sinnend,
Gar nichts sagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt ist,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich suchte,
Was mir keiner konnte geben,
Seh ich spielend dich umschweben.
Wenn du lächelst, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß streben,
Sich in diese Lippen fangen,
In die rothen Fesseln legen:
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leisen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannst du mir gewogen sein?
Möchtest du mich nicht verschmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberselig untergehen.
Du bist Liebe, du bist Glauben,
Du bist Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich alles leicht verstehen.
Jeder hat, was er gewünschet,
Nach dem Herzen sich erwählet,
Willst du günstig mir erscheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dienest, wenn du treu bleibst,
Will ich dich mit Muth beseelen,
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die andern mich verschmähen,
Einmal hab ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu bestehen,
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Folge denen, die nie dienten,
Liebe sie mit voller Seele.
Wer da will ein Priester heißen
Muß des Tempels nie vergessen. —
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Musik.

Mit Trompeten kommen die Krieger auf der einen, die Schäfer mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte stehen Glauben und Liebe, zur Seite des Glaubens Tapferkeit, zwischen ihnen der Liebende und die Pilgerin, neben der Liebe der Scherz, zwischen diesen der Ritter und das Hirtenmädchen, im Vorgrunde der Dichter und die Romanze.

Chor der Krieger.

Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald senkt sich der Schimmer,
Drin erwachen zarte Träume.
Geister schweifen sacht
Durch die grüne Nacht

Im Walde.

Chor der Schäfer.

Der Tag versteckt sich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß sich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geister wieder finden,
Die auf Erden hier geschieden,
Die das Irdische getrennt;
Wenn Mondschein brennt
Dann wandeln sie in Frieden

Im Wald.

Liebe.

Liebe läßt sich suchen, finden,
Niemals lernen, oder lehren,
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne selbst sich zu verzehren,
Muß sich reinigen der Sünden.
Alles schläft, weil er noch wacht,
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Mondbeglänzte Zaubernacht.

Tapferkeit.

Aber nie darf er erschrecken,
Wenn sich Wolken dunkel jagen,
Finsterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig steht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig schwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Scherz.

Keine Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernst beschieden,
Flüchtig sind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an sich hält,
Dem ist Schatten vorgestellt,
Alles, was die Dichter sangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Glauben.

Herz im Glauben auferblühend
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es lieblich in sich ziehend
Macht zu eigen sich und seine,
In der schönsten Flamme glühend.
Ist das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!

Allgemeines Chor.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Digitized by Google

Aus Prinz Zerbino.

Der Garten.

Nestor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben so was gesehen! Was das hier für eine Einrichtung ist! Kein Garten, sondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unsinnig werden. Und warum nicht? Ist es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Ursachen begegnet. — Blumen, so hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher sind als ich, mit einem Blumenstern, den man nicht umspannen kann, große Rosen an Rosen, zwischen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die so hoch sind, daß der Blick sie kaum erreichen kann, — und alles in solchem Ueberfluß, alles so gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtner Blumenkranz aussieht. Und alles brummt und singt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verstand so sehr besorgt sein müßte.

Der Wald. Der frische Morgenwind
Durch unsere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geschwind,
Wenn er so wohlgemuth durch alle Aeste weht.
Rühr' dich, o Menschenkind,
Was soll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unsern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erschließ dein Herz der Freudigkeit.

Nestor. Ist das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauschen? Ich habe doch nun, so lange ich denken kann, schon manchen Wald gesehen, aber dergleichen ist mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und spüren so eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aesten,
Durchrauscht von spielenden Westen,
Durchsungen von Vögelein,
Freun wir uns frisch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauschen, wir flüstern, wir wogen,
Geschirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, sei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Mensch, sei frei von Sorgen
In unserm Schatten, der brüderlich labend.

Nestor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geschwätz, das beinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meisten Sorgen. — Das Tollste ist, wenn sie nun alle zusammen musiciren und zwitschern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, so wär ich schon längst wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder sein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wir durchsammen verwirrt,
Doch keiner den andern irrt,
Der streckt die Zweig' in die Weite,
Rührt schirmend das Gras mit der Hand,
Der steht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauschen, sein eigen,
Und schüttelt sich frisch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brüderlichen Chorgesang.
So auch die Menschen mitsammen
Die verschieden von Einem nur stammen,
Jeder rührt sich in seinen Zweigen,
Doch alle streben zum Lichte zu steigen,
Wenn sich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder sein,
Verschiedenheit ist nur Schein,
Sie rauschen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgesang sein.

Nestor. Sieh da, sieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Besten unter uns. Nur ein bischen konfuse, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber mochte man doch des Teufels darüber werden.

Rosen. Bist du kommen, um zu lieben,
So nimm unsre Blüthe wahr,
Wir sind röthend stets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen sind die Büsche
Mit den Rosen überstreut,
Daß die Liebe sich erfrische,
Ewig jung sich stets verneut.
Wir sind Lippen, rothe Küsse,
Rother Wangen sanfte Gluth,
Wir bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wie so süße
Herz und Herz zusammenneigt,
Liebesgunst aus Lippen steigt.

Nestor. Ich wette, daß in dieser Rose keine Spur von ächter Moralität zu finden ist.

Rosen. Küsse sind verschönte Rosen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr süßes, süßes Kosen
Ist der Wünsche schön Geleit,
Wie die Rose Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbst der Liebe herrlichsten Genuß.

Nestor. Ich hab's gleich gedacht, daß so etwas heraus kommen würde.

Rosen. Liebe ist es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth steigt nieder jede Nacht:
Rosen sind verschämte Röthe,
Sind die Ahndung, sind der Kuß;
In Granaten steigt die Röthe
Zeigt sich in der höchsten Pracht,
Sind der Liebe vollester Genuß.

Nestor. Immer dasselbe! Immer dasselbe!

Lilien. Wende dich zu unsern weißen Sternen,
Mondschein sind sie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt sie gerne.

Nestor. Das ist sehr unverständlich.

Lilien. Unser Lieben, unser Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernst und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die sich zu uns richten.

Nestor. Das glaub' ich ungeschworen. Welche seltsame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien so absonderlich vorgekommen sind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unschuld und Pracht;
Wir stehn so hoch als stille Warten,
Auf denen Sinn und Geist wohl ruht:
Geht er vorüber Rosengluth,
Ist ohne Wunsch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Nestor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit diesen Creaturen unterhalte.

Die Gebüsche. Komm! komm!
Das Blättergeräusch,
Es lockt dich,
Unser Glanz,
Unser frisches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verschmähst du uns?
Alles kann nicht Wald sein,
Alles kann nicht Blume sein,
Muß auch Kinder geben.

Nestor. So? Eine schöne Entschuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willst du die Blumen verstehn,
Mußt du erst den Wald durchgehn.
Ist dir erschienen
Der Sinn des Grünen
Dann magst du die Blumen verstehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß
In das die Natur sich weiht,
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmückt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umschlossen ist.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten?
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein andrer wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in vollster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wir Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
An Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein!

Feldblumen. Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen doch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abend- und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist Du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblick halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich verrathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, das dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Digitized by Google

Nestor. Ich stelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reise, und mein Prinz kann nicht eher seine vollständige Gesundheit erhalten, bis wir den guten Geschmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geschmack?

Nestor. Ich will es Euch schon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig scheint. Seht, der Geschmack, — als wenn ich sagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich strenge mich pur so an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — also, wenn Ihr Euch ein klassisches vollendetes Gedicht denkt, — klassisch nehmlich, was, — nun, das ergiebt sich von selbst, oder so ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln observirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verstehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunst?

Nestor. Nun ja, es wird ohngefähr so zutreffen. Wenn ihr die Classiker gelesen hättet, da würdet Ihr mich schon eher verstehn. Hätt ich' doch nur meine Grundsätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt sich den Kranken gleich hierher verfügen,
In diesem sel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln sich erlöst
Befinden, denn hier wohnt die Poesie.

Nestor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raserei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorstellungen von Euch und Eurem Garten, ich sehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln sie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie sie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Nestor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig scheinst du zweifelhaft zu sein.

Nestor. Man muß sich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie sie unhöflich sind, sie kümmern sich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Nestor. Noch eins, ich werde ja in Eurem Garten gar keine Raupen gewahr, und doch ist es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnsitz.

Nestor. Nun das ist noch von allen Dingen das unnatürlichste und unwahrscheinlichste. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Mensch glauben, seht, meine liebe Frau, ein solcher Garten ist bisher noch gar nicht erhört gewesen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr seid von seltner Munterkeit des Geistes.

Nestor. Wie heißt denn der finstre alte Murrkopf hier?

Göttin. Bescheidner sprich, es ist der große Dante.

Nestor. Dante? Dante? Ach jetzt besinn' ich mich, er hat so eine Comödie, gleichsam ein Gedicht über die Hölle geschrieben.

Dante. Gleichsam ein Gedicht? Wer bist du, daß du also sprichst?

Nestor. Nu, nur nicht so böse, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunst und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euren Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurpfei — wie war das Werk, das Du so eben nanntest?

Nestor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat selbst welche gemacht. Das bedeutet so Euer dummes Zeug, Eure lustigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertrödeln kann.

Dante. Wer bist du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieser frechen Sprach' erkühnst?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Bist du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poesie verstoßen?

Nestor. Ereifert Euch nicht so, alter Mann, denn die Wahrheit zu sagen, so habe ich Euch niemals gelesen.

Dante. Und kommt daher und spricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurpfeiferei!
Ein schändliches, barbarisch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Nestor. Seid stille, sag' ich Euch, und laßt uns einmal ernsthaft sprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter gewesen?

Dante. Ariost! Petrarca!

Nestor. Nun, nun, die Zeiten haben sich seitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — aber jetzt seid Ihr zu schwer zu lesen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinst du damit, Wurm?

Nestor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur sagen, war es erstaunlich leicht ein Dichter zu sein, weil wie ich gelesen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten existirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder andre damals eben so wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte also nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättest auch wie ich die Welt erstaunt?

Nestor. Natürlich, ja was noch mehr ist, ich denke sogar in unserm Zeitalter, wo es doch tausendmal schwerer ist, dahin zu bringen. Erst fang' ich so sachte, sachte mit Abhandlungen für Monatsschriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietisten ganz artig und sauber in seiner Blöße darstelle, dann schreib ich gegen Gespenster, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laß' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht ist, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiren, was man nur leisten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den ersten Menschen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure sogenannte Comödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geschrieben. Hölle und Paradies! Und alles so umständlich, wie ich mir habe sagen lassen. Fi! schämt Euch, ein alter erwachsener Mann, und solche Kinderpossen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir also verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetisch Lied
Zur Glorie der katholischen Religion
In reinester Begeisterung zu sprechen.

Nestor. Nu, das ist es ja eben, wovon wir reden. Die katholische Religion, das ist mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anstoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei diesem Ausdruck denn?

Nestor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man sich dabei denken soll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, sogar bei den gemeinen Leuten geworden ist, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu sagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholisch werden.

(Dante wendet sich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Nestor. Die Dichter sind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man sich für ihre Werke interessirt!

Ariost. Der Protestant protestirt ja gegen alles Gute und besonders gegen die Poesie.

Nestor. Alle durch die Bank grob! Wer seid Ihr denn?

Ariost. Ich nenne mich Ludovico Ariost.

Nestor. Aha! Mit Euch bin ich schon ein wenig mehr bekannt, seid auch amüsanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmoralisch. Mensch, Mensch, wie habt Ihr so manches beim Durchfeilen können stehen lassen!

Ariost. Ha ha ha!

Nestor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln soll. Aus Liebe zur Menschheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Possen durchaus nicht niederschreiben sollen.

Ariost. Aus Liebe zu den Menschen habe ich es gethan, aber was ist die Menschheit?

Nestor. Die Menschheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — seht, das ist so die Welt en gros.

Digitized

Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstaunlich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nu, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Arioſt. Darüber ließe ſich vielleicht ein Luſtſpiel ſchreiben.

Neſtor. Es geſchieht ohne Euch genug, dazu kommt Ihr zu ſpät, alles für die Menſchheit.

Arioſt. Und ſind ſie ſehr luſtig, dieſe Luſtſpiele?

Neſtor. Wo denkt ihr denn hin? Nun ja, da ſieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend iſt's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Böſewichter, und hoher edler Menſchen.

Gozzi. Dieſer wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Lieſt man denn meine bunten Lieder noch?

Neſtor. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit ſeiner Veredelung ſo viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrig bleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närriſcher, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden ſein.

Neſtor. Wie Ihr's verſteht! Nein, mein Beſter, das zu beurtheilen iſt für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubſtummen-Inſtitute, Cabinetsordern, Leſebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Du raſeſt.

Neſtor. Und ſchöne Weiblichkeit und zuckerſüße Häuslichkeit, und wahre Menſchenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das ſcheint mir in der That nöthig.

Neſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr ſolltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu exiſtiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arioſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Neſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rückſichten entbehren, denn der größte Deutſche Poet hat ſo ohngefähr das Beſte aus Eurer Manier genommen, und in ſeinem herrlichen Oberon trefflich verſchönert; dabei hat er auch den ſogenannten Stanzen eine ſchöne Originalität beigebracht, indem er ſie freier, unkünſtlicher, liebenswürdiger entſtanzt und umgeſtanzt hat.

Arioſt. So?

Neſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbeſſert. — Wie iſt denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Neſtor. Ich habe alſo die Ehre, ein ſehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten überſetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge iſt über die Gebühr langweilig. Sagt mir nur, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden ſeid?

Petrarca. Du biſt ein wunderlicher Kauz. Haſt du denn meine Sonette verſtanden?

Neſtor. Ach, lieber Gott, was iſt da ſonderlich zu verſtehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen iſt für mich nicht. — Ich möchte faſt darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo ſeid.

Taſſo. Nicht anders.

Neſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer iſt der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er iſt der Caſtilianiſche Poet Cervantes.

Neſtor. Je Poſſenreißer, Poſſenreißer, komm doch vor und ſei nicht ſo blöde, dich mag ich erſtaunlich gern leiden, denn du biſt ein luſtiger Geſelle.

Cervantes. Was willſt du von mir?

Neſtor. Dein Ding, dein Don Quixote iſt zum Todtlachen, aber was ſollen die Novellen drinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Neſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was ſoll das ganze Buch?

Neſtor. Das ſag' Er nicht, mein Beſter, denn erſtens hat das Buch andre viel beſſere veranlaßt, zum Beiſpiel den Don Sylvio von Roſalva, alſo iſt das ſchon ein gewiſſer beträchtlicher Nutzen, und dann iſt es ja zum Todtlachen, es iſt keiner unter uns, der das dumme Zeug nicht geleſen hätte, nein, ſei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfuhr, noch meinem Tode ſo tief heruntergeſunken, daß der Pöbel mich für ſeinen Geſellen und Bruder erkennt?

Neſtor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er geleſen, und in den Ueberſetzungen läßt man ſeine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Anſehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Neſtor. Je das ſind ja Jugendſchwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakſpeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Neſtor. Alſo der Teufelskerl iſt auch hier? Eine kurioſe Geſellſchaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klaſſiſchen und korrekten Menſchen hier, an dem man ſein Gemüth auf eine verſtändige Weiſe erquicken konnte. Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein! Der Schwärmerei der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Neſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldenes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mit dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß Ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt nach ihm ſich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Neſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger (ihm leiſe in's Ohr). Goethe.

Neſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, ſo rezenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verſchmäht es nicht, dieſen Läſterer hier in dieſem reinen Aufenthalte zu dulden?

Neſtor. Wer iſt der gewaltige Herr?

Cervantes. Es iſt luſtig, Sophokles, ihn ſprechen zu hören.

Neſtor. Ach, iſt das der Grieche Sophokles? — Einen ſchönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speiſe reichen.

Neſtor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden ſind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Reſpekt vor Ihnen, — nur ſind, wie man ſagt, Ihre Ohre etwas ſchwer, — ſo übel wird einem Freunde der Dichtkunſt mitgeſpielt! —

Sophokles. Wie hatte ſich dieſer Barbar hier eingefangen?

Digitized by Google

Göttin. Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Unrecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Cervantes. Die Irdischen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderst du dich also? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

Der Hexen-Sabbath.

Novelle.

In Arras lebte, in den letzten Regierungsjahren Philipp des Guten, eine reiche schöne Witwe, die sich am liebsten, da sie mit ihrem Manne nicht glücklich gewesen war, Frau Catharina nennen hörte. Sie besaß ein großes Haus in der Stadt, in welchem sie viele Gesellschaft sah, so wie vor dem Thore einen anmuthigen Garten, wo in den Sommertagen ihre Freunde oft im kühlen Saale sich um sie versammelten.

Philipp, den seine Zeitgenossen den Guten nannten, war in seinem hohen Alter schwach geworden, und seine Günstlinge benutzten seine Launen und wechselnden Stimmungen, um sich zu bereichern und vieles durchzusetzen, worüber die Unterthanen mit Recht Klage führen konnten. Die Mächtigen, der hohe Adel, die Reichen handelten oft nach Leidenschaft und Willkühr, und jedermann war in dem wohlhabenden blühenden Lande mehr oder minder darauf angewiesen, sich selber Recht zu schaffen, und durch Kraft der Waffen Anhang oder Protectoren sich zu sichern, um nicht beeinträchtigt zu werden.

Der Herzog Philipp war mit seinem Sohne Carl gespannt. Beide hatten Ursache, sich über einander zu beklagen und Günstlinge und Schmeichler wendeten alle Künste an, um diese Verstimmung in Zwietracht und einen öffentlichen Bruch zu verwandeln.

So waren zwei Partheien im Lande, die sich entgegen arbeiteten. Die des Sohnes hatte sich verstärkt, seitdem der Dauphin von Frankreich, Ludwig, seinem alten, argwöhnischen Vater mißtrauend, sich als Flüchtling unter den Schutz des Herzogs Philipp des Guten nach Burgund begeben hatte. Der Sohn, Carl, Graf von Charolais glaubte, und wurde von seiner Umgebung in dieser Meinung bestärkt, daß der Dauphin seinen Einfluß benutze, um ihm seinen Vater Philipp ganz zu entfremden. Entfernen sich die Gemüther, die durch Bande des Bluts, durch Dankbarkeit und Wohlthat verbunden sind, erst von einander, so wird dem Bösgesinnten leicht, gerade diese unversöhnlich und auf immer von einander zu trennen.

Alle Stände litten, indem sich das Mißtrauen immer bestimmter aussprach, und sich die Partheien immer schärfer gegenüber stellten.

In einem so reichen Lande, wie es unter der Regierung Philipp des Guten alle Provinzen von Burgund waren, gab es freilich auch viele Menschen, die sich wenig um die Gefahren des Staates, oder um die zunehmende Macht Frankreichs kümmerten, und nur dafür hauptsächlich sorgten, wohlbehaglich ihr Einkommen zu verzehren, mit Verstand ihr Vermögen zu verwalten, und mit Heiterkeit das ungewisse Leben zu genießen, daß so Viele unter den Anstalten verlieren, indem sie es herauspuzen und zu etwas Würdigerem erheben wollen. Der Kreis von Freunden und Bekannten, der sich bei der verständigen Frau Catharina versammelte, war in der Stadt Arras als ein solcher bekannt, in welchem man dem Kummer, der Furcht, den Grübeleien, oder fern und selbst nahe liegender Besorgniß keinen Raum gestattete. So wenig die kluge Frau ihren Umgang beschränkt hatte, so sehr sie gern Menschen um sich von allen Ständen sah, so zogen sich doch die finstern Gemüther, oder diejenigen, die nur dem Gewinne oder ihren Tagesgeschäften lebten, von selbst zurück, weil man wußte, daß nur von Dichtkunst, Malerei, Festen, Putz, oder lustigen Geschichten in diesem Hause die Rede war. Schien es also, daß die weltliche Freude eine zu ausschließende Rolle hier spielen dürfe, so verweigerten dennoch ernste Gemüther, und selbst angesehene Geistliche nicht, Theil an dieser Heiterkeit zu nehmen, denn ein langer Friede, durch die Weisheit des Regenten erzeugt und erhalten, hatte Lust, Ueppigkeit und Pracht befördert und der Herzog und sein Hof gaben das Beispiel und ermunterten zur Nachahmung, das arme Leben mit allem Glanz aufzuschmücken, dessen es fähig ist, obgleich Philipp fromm war und die Kirche und ihre Regenten hochachtete und verehrte.

Im Garten der Frau Catharina Denisel war an einem heitern Sommertage eine Gesellschaft versammelt, die sich an Liedern und Saitenspiel ergötzte. Beaufort, ein alter, angesehener Edelmann und Ritter war heut der vornehmste in der Versammlung, er war in der ganzen Stadt wegen seinen Sitten, seiner Freundlichkeit und Milde, so wie wegen seines großen Reichthumes geschazt und geliebt. Er war mit seinem Sohne Friedrich zugegen, um von der artigen Frau, die er schon seit lange kannte, Urlaub zu nehmen, weil er sich in Geschäften auf einige Tage nach Gent begeben wollte. Friedrich war schwermüthig, denn er entfernte sich nur ungern, selbst auf kurze Zeit, von Arras, weil er, wenn er seinen Vater nicht gefürchtet, alle Stunden seines Lebens an der Seite der Frau Catharine zugebracht hätte, die ihn gern sah, oft aber verstimmt wurde, wenn er seine Leidenschaft zu deutlich zeigte, oder in die Gesellschaft trat, in welche er nicht geladen war.

Erfrischungen, Wein, Obst und Gewürz in Zucker wurden herum gegeben, als der alte Beaufort das Wort erhob und sagte: meine Freundin, diesen anmuthigen Saal, diese glänzenden, schön gewirkten Tapeten, und Euer liebliches, holdes Antlitz, dessen Lächeln alle diese bunten Figuren bleich macht, werde ich nun auf eine oder zwei Wochen nicht sehen, denn ich habe Geschäfte in Gent mit dem großen Grafen von Etampes, dem Vetter unsers gnädigen Herzogs. Diese vornehmen Herren brauchen, eben weil sie zu Zeiten großmüthig und freigebig sind, immerdar Geld; und zuweilen nehmen sie es mit der Art, es zu erringen, nicht so gar genau und christlich. Da sollen wir wieder beisteuern, und der Vorwand dazu ist ziemlich nichtig. Die Stadt, die schon genug gethan hat, wird gedrückt, und so viel auch aufgebracht wird, so zerrinnt es doch unserm Herrn wieder unter den Fingern, weil er zu gütig ist.

Ein geistlicher Herr, der etwa vierzig Jahr alt sein mochte, wendete sein schönes volles Antlitz herum, sah mit klugen Augen den Ritter an, und sagte mit wohlklingender Stimme: Gewiß, Herr Ritter, hat Euer Stand, und der der Büger, zu klagen Ursach; aber was sollen wir Geistlichen erst aussprechen! Wir, die wir so schwer vor einigen Jahren taxirt wurden, als mit so großen Feierlichkeiten der Zug gegen Constantinopel beschlossen wurde, um den Türken wieder von dort zu vertreiben! Alle die Summen, die wir und das Land hergaben, verschwinden, und es geschieht nichts, und kann und wird niemals etwas geschehen. Und doch wird immerdar wieder Nachschuß begehrt, und immer wieder reicht die Summe nicht aus. Wenn wir aber verarmen, wie soll es der Armuth ergehn, die wir ernähren müssen!

Herr Dechant, verehrter Herr Marck, antwortete der alte Ritter, Ihr findet in der Kirche immer neue Quellen, um den Verlust wieder zu ersetzen; sind aber unsre Güter verpfändet und mit Schulden belastet, dringt der Kaufmann auf plötzliche Rückzahlung, so sind wir ganz und auf immer verloren. Und doch können wir uns nicht so einschränken, wie es dem Geistlichen vergönnt ist, wie es ihm sogar zur edlen und heiligen Pflicht gemacht wird; kommt der Fürst oder dessen Sohn zu uns, gilt es einen Aufzug, ein Bankett, dem Grafen Etampes zu Ehren, oder den großen Herrn, die fast allein das Land regieren; kommt gar der Dauphin von Frankreich einmal zu uns herüber, so müssen wir in Kleidern und Livreen glänzen, und dürfen nicht fragen, um wie viel unsre Schulden zunehmen, oder wie sehr dadurch unsre Nachkommen verarmen.

Wächst uns, sagte der Dechant lächelnd, das Getreide unsichtbar nach, wie Ihr behauptet, so wißt Ihr vom Adel dagegen Künste, es auf offner Straße, in der Stadt oder auf dem Felde, am lichten Tage mit scharfer Sichel zu schneiden. Noch vorgestern ist bei Douay, unter dem nichtigsten Vorwand eines alten Zankes, ein reicher Mann aus Seeland eingefangen worden; der übermüthige Ritter hat ihn gefänglich eingesteckt, und so lange gemißhandelt, bis er ihm zweitausend Goldstücke durch einen andern Kaufmann ausgeliefert hat.

Der alte Ritter stand auf und sagte mit zornigem Gesicht: Herr Dechant, Ihr seid ein wackrer Mann, aber mit der Zunge noch etwas zu jung. Ich könnte erwiedern, daß die Kirche, Pabst und Klerisei, mit Ablaß, Tubeljahr, und auf wie andre Weise noch, Gelder zwar nicht gewaltthätig erpressen, aber doch auch, wie manche Freigesinnte sagen, durch Mißbräuche und falsche Deutung an sich bringen. Ich bin keiner dieser Freigesinnten, und will gegen die Kirche, die ich fromm verehre, nichts einwenden und vermuthen, weil ich

Digitized by Google

unerlaubt ist. Jener gewaltthätige Räuber, von dem Ihr eben sprachet, ist mir weitläufig befreundet, aber weder ich noch andre echte und wahre Ritter werden sein Mißthun billigen oder rechtfertigen. Ich bin jetzt, unter den Augen meiner Mitbürger, siebenzig Jahr alt geworden, aber ich fordere Euch, oder wer es sei, selbst meine bittersten Feinde, auf, mir das Kleinste zu beweisen, worin ich von dem Wege Rechtens abgewichen wäre. Jeder mag sein Thun verantworten, vom Höchsten bis zum Niedrigsten. Unser glorreichster Fürst, den die Welt bewundert, ist zu alt und nachgiebig, um allenthalben, wo es nöthig wäre, das Schwert der Gerechtigkeit walten zu lassen; auch erfährt er nicht alles, und so ist Gewaltthat, Willkühr und Laune des Hochmuthes in unserm Lande freilich nicht so bewacht und bestraft, wie in Frankreich. Doch ich fühle mich rein, und darf es aussprechen; und deshalb gestehe ich Euch, daß mich Euer Wort beleidigt hat.

Der geistliche Herr erhob sich, und reichte dem alten Ritter die Hand, indem er in einem freundlichen, fast bittenden Tone sagte: Nicht so war es gemeint, mein geehrter, wackerer Freund; ein Wort giebt das andere, halb im Ernst, halb im Scherz; doch verzeiht mir, wenn Ihr aus meiner Rede etwas anderes herausgehört habt, denn wahrlich, es war nicht meine Absicht, Euch im mindesten zu verletzen.

Wie kommen wir nur, sagte die freundliche Frau Catharina, auf so sonderbare, widerborstige Gespräche! Laßt die jungen Nichten der Frau Wacker wieder einmal das Lied singen, welches neulich unser Freund Labitte gedichtet hat.

So geschah es; die jungen Mädchen wurden von ihrer alten Base ermuntert, und Friedrich nahm die Laute, um sie zu ihrem zärtlichen Gesange zu begleiten. Als sie geendigt hatten, fragte der Dechant, von wem diese zärtlichen Verse gedichtet seien, die sich dem Ohr und Herzen so schmeichelnd einfügten.

Kennt Ihr das schöne Lied nicht? erwiederte Frau Catharina. Es ist ja von unserm vielbekannten Labitte, dem beliebten Dichter.

Ist dieser jetzt hier? fragte der alte Ritter.

Schon seit geraumer Zeit, erwiederte Friedrich; vor Jahren war er auch in unserm Hause.

Ich kenne wohl, sagte der Ritter, manche seiner älteren Gedichte; auch weiß ich, daß er ein guter Maler ist.

Er ist eine Zier, fuhr Catharina fort, unserer Dichtergesellschaft; und eine unbegreifliche Munterkeit und Kraft hält ihn aufrecht, so alt er nun auch ist. Wer ihn nicht kennt und ihn zum erstenmale erblickt, hält ihn für einen einfältigen, fast blödsinnigen Menschen; auch hat er Stunden, in welchen er nur wenig Verstand verräth. Doch plötzlich erfaßt ihn die Laune, oder eine Stimmung zur Poesie, und er spricht und singt die wunderbarsten Sachen und Gedichte. Er ist es manchmal allein, der lange Zeit hindurch unsre Gesellschaft belustigt.

Ganz recht, fügte der Dechant hinzu, es ist derselbe alte Thor, den sie oft den einfältigen, den blödsinnigen oder dummen Abt nennen, weil man nicht weiß, ob er sich albern stellt, oder es wirklich ist. Ich habe nie begriffen, wie Menschen noch als Greise den Lustigmacher spielen mögen.

Ihr seid viel zu hart, ehrwürdiger Herr, sagte Catharina sehr freundlich; soll Alles auf eine und dieselbe Art sein? Ich versichere Euch, der gute Alte macht sich niemals verächtlich, so seltsam auch manchmal seine Reden ausfallen mögen. Sein Sinn ist ernst, ich habe ihn selbst schwermüthig gesehen, und wenn ein solcher, der ohne Weib und Kind, ohne Bruder und Schwester, nicht im Ueberfluß lebend, sich über die dunkle Bestimmung des Daseins durch Scherz und Laune, Spaß und Witz, die manchmal an die Tollheit gränzen, zu trösten sucht, und andere erheitert und ergötzt, indem er seine Lebensgeister in der Gesellschaft erhöht, so darf man solchen nicht mit jenen gemeinen Narren vergleichen, die das Edle verschmähen und in den Staub treten. Er ist ein guter, lieber alter Mann, einfältig wie ein Kind, leichtgläubig und harmlos. Deshalb wird sein besserer Sinn auch oft von Listigen gemißbraucht, die ihn lächerlich machen. Wenn es geschieht, und er einsieht, wie boshaft man mit ihm umgegangen ist, so ist er der Erste, welcher Alles vergiebt. Ist dieß nicht die christliche Tugend?

Ohne Zweifel, antwortete der Dechant, doch wäre es noch christlicher, wenn er zu allen diesen Anstößen keine Gelegenheit gäbe.

Friedrich nahm das Wort und sagte: Nicht so, ehrwürdiger Herr; sollen wir dem Scherz und Gelächter gar keine Stelle einräumen, so dürften wir jungen Gesellen nur lieber Maulkörbe tragen, die die Lippen zu Ernst und Ehrbarkeit fest zusammen schnüren. Man muß die Thorheit erleben, um später Unglück ertragen und Weisheit begreifen zu können. Glaubt Ihr nicht, daß in solchen Späßen, die oft zweideutig aussehn und dem Tadel unterliegen dürfen, sich nicht auch Liebe, Gefühl und eine Art Frömmigkeit zu Zeiten erziehn lassen?

Verschont mich mit dergleichen Fragen, sagte der Dechant in übler Laune, denn da ich sie nicht verstehe, weiß ich keine Antwort darauf zu geben.

Der Vater sah den Sohn mit einem strengen Blick an, worauf Friedrich mit Laune und Freundlichkeit erwiederte: Ich will Niemand ärgern, sondern jene Vorrede sollte nur die Einleitung zu einer kleinen unbedeutenden Geschichte abgeben. Unser guter Labitte war schon im vorigen Jahre, als er noch draußen in Douay wohnte, eine Zeit lang hier bei uns. Wir suchten ihn auf, da wir schon längst seine schönen Lieder gesungen hatten, und er gab sich uns so freundlich hin, als wenn er der jüngste und unerfahrenste von uns Allen wäre. So verlor sich bald die fromme Scheu vor dem Manne, der auch den Lobgesang auf die Maria gedichtet hat, der bei uns zur Erbauung dient, wenn feierliche Umgänge gehalten werden, oder wenn man das große Erntefest feiert. Er nahm uns in seine Wohnung, und ließ uns zugegen bleiben, wenn er an seinem Bilde malte, das, wenn es auch nicht die vorzüglichsten erreicht, doch anmuthig wurde und uns mit seinen klaren Farben ergötzte.

Der Mann hat einen weißen Pudel, den er schon seit manchem Jahre mit der größten Zärtlichkeit liebt. Dieses Thier mit seinen langen Ohren und aufgelocktem Fell ist zu Hause sein beständiger Gesellschafter. Er spielt mit ihm, er spricht zu ihm, erzählt ihm, als wenn der Hund ihn verstehen könnte. Da wir zuweilen den halben Tag bei dem alten Maler zubrachten, so wurde der Hund, der schon gesellig war, auch bald mit uns allen vertraut und zuthunlich. Er machte auch uns seine Künste, die der Maler ihm gelehrt hatte, und freute sich in Sprüngen, wenn er einem von der jungen Bande auf der Straße begegnete. Wir wunderten uns oft über die Leichtgläubigkeit unseres Labitte, dem man, weil er sich um weltliche Handel und Staatssachen so gar nicht kümmerte, alles Mögliche einbilden konnte, wenn auch jedes Kind die Fabel begriffen hätte.

So geschah es denn, daß wir ihm erzählten, sein Hund sei um vieles klüger, als er es selber wisse. Wir hatten des Pudels Geburtsstunde von unserm Freunde erfahren, und so hatte uns ein leichtfertiger Astrolog das Horoskop des Künstlers gestellt, aus welchem hervorging, daß ein Wesen, in dieser Stunde, unter diesen Aspekten geboren, die auffallendsten Geistesfähigkeiten in sich vereinige. Es schmeichelte dem Alten, daß das Thier, welches er liebte, außer seiner Treue noch so viele Vorzüge besitze. Wir wußten, daß er an einem Morgen schnell zum Statthalter gerufen werden würde, um dessen Bildniß zu malen; er war auf dem Spaziergange, und mußte auf einen Augenblick in sein Haus gehen, um seinen bessern Mantel umzulegen und seine Farben zu holen. Einer der Genossen, der in demselben Hause wohnte, hatte auf unsern Wink den gelehrigen, freundlichen Pudel genommen, ihn aufrecht sitzend in einem Sessel festgebunden, und vor ihm eine Chronik, die auf einem Pulte lehnte, aufgeschlagen. Wir schlichen uns in den Saal, um den Alten, wenn er eintreten würde, zu beobachten. Hinter einem großen Gemälde versteckt, sahen wir vor uns die possirliche Gestalt des Hundes, der aufrecht sitzend, die Pfoten auf den Tisch gestützt, in der kostbaren pergamentnen Handschrift zu lesen schien, indem ihm die lange rothe Zunge aus dem Maule hing, und er, von den Bändern gehemmt, keuchend Athem holte, wie einer, der tief von dem, was er lieset, ergriffen ist. Der Maler tritt hastig ein, fährt zerstreut und fahrig, nach seiner Weise, in die Kammer, kommt gleich in seinem neuen Mantel zurück, nimmt vom Tisch die Pinsel, und sieht plötzlich seinen weißen, zottigen Freund im Studium des Froissard begriffen. Die Miene des Erstaunens, der aufgerissene Mund, die großen Augen, seine Stellung, alles dies ist nicht zu beschreiben. Er hört die mahnende Glocke schlagen, und stürzt in größter Eile wieder aus dem Hause. Der Hund wird gleich losgebunden, und wir zerstreuten uns.

Am andern Tage sind wir in der Weinschenke heiter versammelt, und der Alte kommt auch wohlgemuth zu uns. Man sah ihm an, daß er ein Geheimniß auf dem Herzen habe, welches ihn drücke, und daß er den Muth und günstigen Augenblick nicht finden könne, es uns mitzutheilen. Als ihn die Weinlaune mehr beherrschte, sagte er endlich: Freunde, junge Menschen, wenn Ihr nur ein wenig solider dächtet, so könnte ich Euch wohl etwas erzählen, das schon der Beachtung würdig ist. Aber Ihr seid zu leichtsinnig und zu ungläubig, Ihr werdet mir nicht glauben, und in Eurem Spott der Unerfahrenheit das abstreiten wollen, was ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, und das wird mich dann verdrießen.

Wir ermunterten ihn, sich uns edel und offen mitzutheilen. Die Rede kam auf den Pudel, und dessen Lob wurde von neuem gesungen. So eröffnete er uns denn endlich, wie er gestern unvermuthet die Entdeckung gemacht habe, daß das gute verständige Vieh seine besten Eigenschaften verberge und

Digitized by Google

verschweige; er habe diesen Tyras nehmlich überrascht, der sich dessen nicht versehen habe, wie er Geschichte hinter seinem Rücken studire und mit großem Eifer lese, so von dem Gegenstande hingerissen, daß er ihn selbst, seinen Herrn, nicht einmal bemerkt habe. Wie er nach zwei Stunden zurückgekommen, sei das Buch wieder an seinen Platz gestellt gewesen, und der bescheidne Student habe wieder, als sei nichts vorgefallen, und als könne er kein Wasser trüben, auf die gewöhnliche Hundeweise unter dem Bette gelegen. Mit ernster Miene hörten wir zu, und erklärten dann, er erzähle uns in dieser Sache nichts Neues, denn wir hätten dergleichen schon längst gemerkt, wie der Hund seine Abwesenheit benutze, um sich, ohne damit zu prahlen, im Stillen mehr auszubilden. Keiner hätte ihm etwas davon sagen wollen, weil er schon so oft klage, daß man ihn necke; man sei aber überzeugt, der Hund werde sich auch nächstens im Schreiben, vielleicht im Malen üben.

Der Alte war entzückt und rief aus: Wenn mein Tyras mich einmal durch ein gelungenes Bild von eigener Erfindung überrascht, oder durch ein gutes Gedicht, so soll er bei mir Zeitlebens die besten Tage haben. Welch ein Hund! Man kann ja von ihm noch das Unwahrscheinliche, ja das Unmögliche erwarten, da er es schon so weit gebracht hat. — So sehr sich meine Spielgenossen über diese Albernheit des Alten freuten, so war mir diese seine mehr als kindliche Einfalt eine zu rührende Erscheinung, als um es dulden zu können, daß er noch länger ein Spielball der übermüthigen Jugend sein sollte. Ich ging am folgenden Morgen zu ihm, und eröffnete ihm den ganzen Handel. Er war sehr bestürzt und traurig, nicht darüber, daß man ihn so arg geneckt hatte, sondern daß seinem Hunde nun jene Fähigkeit abgehe, über welche er sich schon so sehr gefreut habe. Es ist doch Jammerschade, sagte er dann, daß so alles Geschaffene sich in Schranken bewegen muß. Man findet doch auch so gar nichts, bei dem nicht das Hohe und Geistige mit dem Nichtigen, dem ganz Armseligen verbunden ist, ja in diesem Dummen, Nichtsnutzigen nur wurzeln und aus ihm erwachsen kann. Unsre schönsten Gemälde stehn da auf Holz, die Farben sind Saft aus Pflanzen, Pulver aus Erde und Metall. Staub, Nässe, Licht, alles arbeitet daran, den Schimmer wieder zu trüben. Der Dichter singt, und wird heiser, er vertraut dem Pergament und dem Papier seine hellen Gedanken: sie vergehen und verschrumpfen, und haben nur für Wenige, in wenigen Augenblicken geleuchtet. Wie man sich begeistert dünken mag, so fällt man doch, wie sich der Zeiger der Uhr nur etwas weiter bewegt, in Müdigkeit, Hunger und Durst zurück, und was eben noch das Feuer ins Auge trieb, ist jetzt ein kalter, oder unverständlicher, oder selbst widerwärtiger Gedanke. Der Hund versteht mich nicht, und ich nicht den Hund. Von dem Geheimniß der Welt und der Schöpfung weiß ich nun gar nichts, und Ihr, junges Volk, versteht nicht einmal, wie man die Farben reiben muß. Warum Roth roth, und Blau blau ist, weiß kein Mensch; noch weniger, was das Roth ist. Wir gehen eben so gut, wie Tyras, auf vier Beinen; er kann dienen und Schildwacht stehen, aber er muß doch wieder in die Quadratur seiner Füße und Bestimmung zurück. Wir richten auch unsern Geist nach oben, und sind beflügelt, schauen und glauben, und müssen platt wieder zur Erde in den Staub niederfallen. — So räsonnirte er viel durch einander, nahm dann mein Taschentuch und hieß mich gehen. Als ich auf der Straße in einem fernen Theil der Stadt war, rannte mir der weiße Pudel nach, sprang an mich hinauf, zerrte mich am Kleide, und belferte und kläffte in seinen hohen Tönen, mit denen er Freundlichkeit ausdrückte. Ich merkte nun wohl, daß er mich zurück haben wollte, und ging auch mit ihm wieder nach der Wohnung seines Herrn. — Da seid Ihr wieder, rief mir der Maler lachend entgegen. Seht Ihr nun wohl, daß in seinem Fache der Hund mehr ist als wir Alle? — Ich wies ihm nach einer halben Stunde nur Euer Tuch und winkte damit hinaus, er beschnupperte es eifrig, sprang Euch nach und hat Euch durch die Witterung bald aufgefunden. Macht das einmal nach, wenn ich Euch auch deutlich sage, holt mir den Ferdinand, Boppo, den Melzer, oder wer es nur sei. Trefft Ihr sie nicht zu Hause, und erfahrt dort nicht, wohin sie gegangen sind, so steht Ihr ganz dumm und völlig hülflos da; ja Euern besten Freund oder Euer Liebchen könnt Ihr nicht aus der dringendsten Lebensgefahr reißen, wenn Ihr es nicht mit dürren Worten erfahrt, wo und wie sie anzutreffen sind.

Der Dechant nahm nach dieser Erzählung wieder das Wort und sagte: Wenn dieser konfuse Mensch, wie es scheint, einigen Verstand hat, so wäre es wohl seine Pflicht, mit diesem seinen ganz augenscheinlichen Blödsinn auszubessern, damit er zum Menschen würde. Immer habe ich es geglaubt, und diese Schilderung bestärkt mich wieder in meiner Meinung, daß die Dummheit im Menschen meistentheils etwas Freiwilliges sei, das man aber verwerfen und sich den Verstand aneignen muß. Aber bequem ist es sich so gehn zu lassen, allen Launen zu folgen, ihnen Trägheit, Spaß und Laune die Herrschaft einzuräumen, und das göttliche Ebenbild in uns auszulöschen.

Seid nicht so unbillig, ehrwürdiger Herr, sagte die freundliche Frau Catharina. Die Gaben sind verschieden, die Geister mannigfaltig, und das ist das Erfreulichste der Schöpfung. Wir können uns nicht alle gleich und ähnlich sein, ja wir sollen es auch gewiß nicht. Dieser faßt in der Schärfe des Geistes die Bedeutung der Dinge in seinem Verstande auf, und weiß von allem Rechenschaft zu geben. Heil ihm, denn er ist wach im Erkennen, und wird weder vom Aberglauben beherrscht werden, noch sich den Täuschungen der Phantasie, oder den blinden Leidenschaften ergeben. Ein solcher Prüfender ist frei und Herrscher im Gebiet der Sinne und des Denkens. Doch der Dichter, der Künstler, der Maler muß jenem Schein, dem der Scharfsinnige entfliehen will, mehr Wesen, dem Schatten mehr Körper, und seinen Träumen mehr Wirklichkeit zugestehen, wenn ihm nicht in seinem Handwerk die Arme ermüdet und ungläubig am Leibe niederfallen sollen. Und unser alter, lieber Labitte nun gar. Er kommt mir vor, wie ein in Menschengestalt verwirklichter Traum, der unter uns herschreitet, um von den seltsamsten Gegenden, die wir niemals besuchen, Kunde zu bringen. Der Glaube an Wunder ist ihm der natürlichste; seine Phantasie umkleidet ihn wie ein Mantel und es giebt für ihn keine Unmöglichkeit. Kann er durch diese Traumfähigkeit etwas auffassen, so sieht er weiter wie die meisten Menschen, und spricht tiefsinnig und prophetisch: soll er auf dem Wege unsers gewöhnlichen Verstandes etwas begreifen, so erscheint er ganz unfähig und blöde. Sein Wesen, sein Umgang, seine Laune, ist deshalb so wundersam, daß jeder, der ihn kennt und versteht, ihn von Herzen lieb gewinnen muß; daß er aber auch allen, die ihn so, wie die übrigen Menschen, nehmen und auffassen wollen, nur als unbeholfener und langweiliger, unwissender Gesellschafter erscheint. Er ist wie ein Spielkamerad von Thieren und verklärten Geistern; das Irdische an ihm ist wie Verkleidung bei einem Maskenanzug, und dahinter glänzt ein Elfe: Oberon, der König der Feen.

Genug und übergenug! rief der Dechant aus; der alte Thor muß sich glücklich schätzen, daß er von so schönen Lippen so kräftig vertheidigt wird. Er hat Recht, Wunder und das Wunderbare zu glauben, denn diese Gunst, die ihm selbst widerfährt, ist seltsam und unbegreiflich genug.

Der Zorn des Dechanten stieg noch höher, als jetzt ein aufwartender Knabe die Ankunft des alten Mannes meldete. Man sah diesen auch alsbald, auf seinem Stab gelehnt, durch den Garten schreiten. Der Geistliche stand auf und nahm Abschied von der Dame und der übrigen Gesellschaft, und hörte nicht auf Catharinens Bitte, daß er noch verweilen möge. Als er dem Alten vorbeiging, der ihn freundlich und achtungsvoll begrüßte, dankte er kaum, was der Maler in seiner arglosen Weise nicht bemerkte.

Der junge Friedrich ging dem Alten entgegen und Catharina begrüßte ihn herzlich. Meine theuren, verehrten Freunde, sagte der Alte mit erschöpfter Stimme, erlaubt mir, daß ich mich niedersetze, denn ich bin sehr ermüdet, und die Sachen, die ich draußen auf dem Markt habe hören müssen und erläutern sollen, haben mir alle Kraft geraubt.

Er ließ sich im Gartensaale lächelnd nieder, und sagte nach einiger Zeit, indem ihn Alle neugierig betrachteten: In der Stadt tragen sie sich mit der Nachricht, daß nicht weit von Mecheln vor einigen Tagen in der Nacht ein großer Stein vom Himmel gefallen sei, von einer Materie, die kein Mensch kennt, und jemals gesehen hat. Er hat ein tiefes Loch in den Erdboden, auf dem Acker eines guten Landmannes geschlagen, und man grübelt, deutelt und prophezeit nun, was dieser sonderbare Fall zu bedeuten habe. Einige meinen, es sage uns den Tod unsers guten alten Herzoges an, manche böse Menschen gehen noch weiter, und meinen, unser Philipp würde sterben, und unter seinem Sohne Carl, dem verwegenen Fürsten, das ganze Land zu Grunde gehen.

Am einfachsten, sagte der alte Ritter, ist anzunehmen, daß die ganze Sache erlogen sei, wie es denn viele dergleichen kindische Mährchen giebt, an denen sich das gemeine Volk ergötzt.

Nein! nein! rief der Maler, der Naturfreund Melchior, der so viele Steine sammelt, hatte sich gleich ein Stückchen von dieser Materie senden lassen, und zeigte es den Neugierigen vor.

Und wie sahe es aus? fragte Beaufort.

Halb wie Glas, antwortete Labitte, wie so grobes, grünliches, trübes, dickes Glas in der Masse, halb wie Eisenschlacke, halb wie ganz unförmlich gestaltet, halb wie ein Ding, das man schon sonst gesehen hat, und dann wieder wie

Digitized by Google

etwas, worauf sich Keiner besinnen kann. Es ist eben ein kurioses Ding, und verdient wohl eine genauere Betrachtung, denn ich dachte gleich daran, daß sich so was nicht malen ließe, und in einem Bilde eine schlechte Figur machen würde.

Der alte Ritter lachte über die Beschreibung und sagte: Sollte es vielleicht nicht wirklich eine Erzschlacke sein, die man aus einem Bergwerke gebracht hat?

Nein, sagte Labitte, denn dergleichen unnützes unterirdisches Ungeziefer hab' ich wohl oft schon auf meinen Reisen sonst gesehn. Der freundliche Denker und Philosoph, der Küster drüben an unsrer Cathedrale, der Dichter Wundrich, sagte: es sei offenbar ein Stück, welches vom Mond herunter gefallen sei. Er glaubte nehmlich, die Gestirne hätten eben so gut Krankheiten zu überstehen, wie die Menschen und Thiere, und unsre Erde sei auch nicht von solchen Fiebern, Catharren, Koliken, Gicht und Schwindsucht frei zu sprechen. Er habe seit lange unsern alten herkömmlichen Mond beobachtet, und nach seinem unpartheiischen Urtheil aussagen müssen, daß er schon seit einigen Jahren an einer bedenklichen Blässe leide. Diese zeige sich um so auffallender, wenn er in der Fülle sein rundes Gesicht aufblase, und uns die runden Backen und seine aufgetriebenen Augen so recht vollständig hinhalte. Neulich, sagte Wundrich, als ich in einer Frühlingsnacht den Kunden beobachtete, erschrak ich fast über die Gesichter, die er plötzlich schnitt, denn es war nicht anders, als wollte er nun eben zu sprechen und zu heulen anfangen. Seht, Männer, fuhr der gelehrte Künstler fort, mag es nun sein, was es will, aber er hat sich etwas zu Gemüthe gezogen, er ist nicht mehr der Alte, jener rüstige, frische, unermüdete Nachtwanderer, mit dem kerngesunden, rothen, feurigen Antlitz, das dem dicken Dorfschulzen gleicht, wenn er Abends aus der Schenke kömmt, sondern er pimpelt, bläßelt und wimmelt und wabbelt nur so nächtlich dahin, und so ist es natürlich, daß er abbröckelt, in Nerven- oder Altersschwäche hie und dort ein Stück von seinen Gliedern und Bestandtheilen abfallen läßt, die nun uns, seinen nächsten Erben und Nachbarn, zusterben. Drum eben, fuhr der Naturfreund fort, merken wir nichts davon, wenn andre Gestirne, Sirius, Orion, Bär, Löwe oder Morgenstern dergleichen Anwandlungen kriegen, weil sie uns zu entfernt ihr Wesen treiben. Ich selbst aber fürchte fast, wenn unser Küster recht haben sollte, daß es in so Kurzem um den ganzen lieben Mond gethan sein möchte, und, wenn Alles so beschaffen ist, wie das, was er uns jetzt gesendet hat, so ist es nicht der Mühe werth, auf seinen Sterbefall und sein Vermächtniß Hoffnungen zu gründen, denn der Bauer meint, zu gar nichts sei der Abfall der Mondwelt und diese Probezeichnung des jüngsten Tages zu gebrauchen, sondern es liege nur seinem Acker zur Last und verderbe ihn. Man will also das dumme Ding einer überreifen, ins Holz gewachsenen Schöpfung dort wegnehmen, und zum Angedenken der wunderbaren Begebenheit in der Kirche aufhängen. Fragt sich nur, ob der Mond, wenn die Umstände sich wieder einmal ändern, und er den Rausch ausgeschlafen hat, nicht diesen alten Knopf von seinem Alltags-Wamms, oder was es sein mag, wieder zurückfordert, um ihn sich von der Jungfrau am Himmel wieder an seine Stelle, wo er hingehört, nähen zu lassen.

Die Sache läßt sich bedenken, sagte der Ritter Beaufort: indessen hat das was für sich, was jener Mann von der Krankheit der Planeten vermuthet und fürchtet. Ein Neffe von mir hatte noch vor zwei Jahren zwei schöne und große Landgüter; er zeigte sich darum auch hier und in Brüssel, als ein Client des Grafen Etampes, in großem Glanz; und seht, diese Theile der Erde sind ihm so rein weggeschwunden, daß er jetzt Schulden halber im Gefängniß sitzt.

Seht Ihr wohl? antwortete der Maler; diese Schwindsucht ist also augenscheinlich und wird auch von andern Leuten bemerkt. Auf der andern Seite aber ist es, als wenn oft eine Wassersucht, ein Anschwellen und Aufquellen die arme Erde befällt und ängstigt. Die Familie Croy war immer schon mächtig und groß, aber wie sind ihre Ländereien seit Menschengedenken aufgequollen! Dasselbe kann der Graf Etampes, der nahe Verwandte unsers Herzoges, an seinen Grundstücken beobachten. Aber noch sonderbarer ist es mit dem jungen Köstein, den wir alle als einen Lumpen, Taugenichts und Habenichts gekannt haben; der junge blondlockige Bengel kam in die Dienste unsers Herzogs, erst Aufwärter, dann Page, dann Liebling; und wie er nur erst ein ganz kleines Gärtchen, mit einem bescheidenen Häuschen, von seinem gnädigen Herrn erhalten hatte, — o Wunder! — so war dieses Fleckchen unserer Burgundischen Erde gerade ein so fruchtbares, schwangeres, quellendes und treibendes, daß es in wenigen Jahren alle benachbarten Aecker, Gärten, Felder und Wälder ganz mit magnetischer Kraft an sich gezogen hat, so daß es fast lächerlich wird, wenn man die erste Grundlage, die kleine Mutter aller dieser großen, ausgereckten Kinder, mit den Riesen-Armen und Beinen, betrachtet. Nun will man, und selbst unser Erbherr, der Carl von Charlorois, dies Wunder auf die Schwäche unsers alten Herzoges schieben, und es ist offenbar eine Schwäche unsers Erdballs, und der gute Philipp muß, selbst gegen seinen Willen, dieser Nachgiebigkeit des Bodens nachgeben, weil er mit aller seiner Macht dies Zusammenschießen der Landgüter doch nicht verhindern könnte.

Alter Freund, warnte der Ritter, sprecht Euch nicht in Euern eignen Schaden hinein; Alle, die Ihr da nennt, sind mächtig, und könnten Euch, wenn sie es vernehmen sollten, verletzen.

Nein, werther Freund, antwortete Catharina, statt des Malers; unser guter Fürst ist zu milde, um Tadel, auch wenn er ernst gemeint ist, so zu ahnden, wie wir es nur in Geschichtchen älterer Zeiten von Tyrannen lesen; um so weniger zürnt er, der selber gerne scherzt, über Scherz, und seine Günstlinge, und selbst sein Sohn, dürften es nicht wagen, über dergleichen zu klagen, oder es mit Strafen verfolgen zu wollen. Das sind die freundlichen, ruhigen Tage, die wir dem Frieden und der hohen Gesinnung des Fürsten zu danken haben. Ist es nicht eben so mit der Geistlichkeit und ihren frühern Anmaßungen? Sie sind beschränkt, und selbst die Inquisition, die über die Gewissen und die Ketzerei wachen soll, ist kaum zu spüren, und darf nur die gröbsten Vergehen, Abfall von der Kirche, Gotteslegnung und dergleichen vor ihren Gerichtshof ziehen.

Der alte Beaufort warf der Redenden einen ernsten Blick zu, er schwieg eine Weile nachdenkend und sagte dann: Ihr mögt Recht haben, im Wesentlichen, und wir sollen unser Glück mit Dank erkennen. Doch ist mir eigentlich nur wohl, wenn ich mich aller dieser Gedanken entschlage. Vieles vergessen, noch mehr nicht sehen, über das, was man sieht, nicht zu viel denken, unterkriechen, wenn Sturm und Platzregen kommen, lieber kleines Unrecht dulden, als sich im Bewußtsein der gerechten Sache zu männlich widersetzen — das ist, was ich immer befolgt, und wobei ich und mir ähnliche Männer uns wohl befunden haben. Sprechen wir lieber noch von jenem Mondstein.

Recht! sagte Labitte; die Politik und das Räsonniren über Staat und Fürst ist immer verdrießlich; wir wollen philosophiren. — Und so denke ich denn von jenem Stein eigentlich ganz anders als der gelehrte Küster. Nicht wahr, Ihr alle kennt das Sprichwort, womit alle Menschen so oft die zu weit getriebene Aengstlichkeit abweisen: wenn der Himmel einfällt! — Mancher sagt: dann werden die Lerchen wohlfeil; Andre: dann brauchen wir keine Schlafmützen mehr — und dergleichen unnütze Redensarten: — diese Begebenheit zeigt uns aber, daß wohl einmal unter gewissen Umständen der Himmel einfallen könne, und dieser große, ungerathene und unbrauchbare Stein ist eben ein Stück aus dem Himmel, und ein scharfes Auge würde droben auch wohl das Loch entdecken können, wo er eigentlich hingehört.

Nun, das wäre mehr als ein Wunder! rief Friedrich!

Junger Mensch, sagte der blasse Alte, der Ihr Euch gar zu gern verwundert, — es giebt gar kein Wunder; Alles, was geschieht, geschieht ganz natürlich, einfach, wenn auch nicht alltäglich, nach nothwendigen Gesetzen, wenn auch unsern dummen oder verwöhnten Sinnen nicht immer begreiflich. — Sollte die Luft nicht das älteste Element sein? In der Schrift scheint es wenigstens vor dem Licht das Majorat zu haben. Die Erde war im Anbeginn bloß hart, wüst, unbrauchbar, vielleicht wie jener Mondstein, nur im Großen; Licht war nicht, die Luft, die zarte, bewegliche, sich dehnende, ziehende, belebende und tiefathmende, hatte wohl auch damals, vor dem Anfange der Zeiten, den starren Klumpen, im Schreck über die werdende Schöpfung ausgestoßen. Die Wasser bewegten sich, die immer eins und dasselbe Gemüth mit der Luft sind, nur im andern Kleide. Mit dem neuen Spielgenossen, Licht, fing nun erst recht das sonderbare Handthieren an. Da wurde dem starren Erdklumpen so zugeredet, geliebkost, er ward gedrückt, gewiegt, geschüttelt, verkehrt und bekehrt, daß er es sich denn gefallen ließ, aus seinem starren Wesen nachgiebig und durch all das wunderliche Wesen gerührt, die Gartenerde in sich zu zerbröckeln, und so den Bäumen, Gräsern, Halmen und Blumen den mütterlichen Boden anzuweisen. Aber die alten Träume und Tücken kamen wieder; aus den Launen brachen von unten aus der Tiefe die Gebirge hervor, und strebten und wuchsen hinauf, um Wald und Wiese zu beschämen und zu verhöhnen; aber die Liebe kletterte nach, und hing ihre grünen Kränze fast bis in die gerunzelte, weiße, verdrießliche Stirn der Alpen hinein; zurückgeschreckt blieb das Grün in scheuer Entfernung, aber die heitere Luft gab den ernsten, blendenden Schnee, und die muntern, kindischen Quellen, die beredsamen Bache, die muthigen Ströme tanzten doch oben um den Alten her, der keinen Spaß verstehen und

Digitized by Google

von keiner Liebe was hören wollte. Wer steht uns denn dafür, daß nicht damals auch die Luft, in welcher sich alles gebart, auch Steine, Berge, Gebirge niedergeworfen hat, um jenen harten Launen und scharfen Einfällen der Erde entgegen zu kommen? Die Luft zieht das Wasser, das als Regen niederfällt; alles Wasser kann Dunst, Wolke, Luft werden; alle Nebel-, Wolkenmassen, und auch die klarste, blaueste Luft, kann, angesteckt, angerührt, durch die Umstände persuadirt zu Wasser werden. Warum denn nicht zu Stein? Nun, hinauf muß es rieseln, herunter muß es grieseln; fügen muß sich's, und dann ist es wenigstens eben so natürlich und begreiflich, als daß die Pflanze in der Erde aus dem verfaulten Keime wächst. Ja, es kann geschehen, wenn sich der Himmel so verhärtet, daß einmal eine thurmhohe Kruste herunterfällt, und Städte, Wälder, ja ganze Länder zudeckt. Weil die uralten Ungezogenheiten und groben Späße der Elemente und ihrer Geister aufgehört haben, weil das Volk wohlerzogen scheint, muß es darum immer so bleiben? Vielleicht schlummern sie, vielleicht sind sie bei der Mama in der Putzstube in feiner, artiger Gesellschaft, und schneuzen höchstens einmal mit einem kleinen Trompetenton die Nase. Aber sie können wohl wieder einmal ins Bengelhafte gerathen, und nicht darauf achten, ob sie die neuen Manchetten und Halskrausen zerrißen. Die uralten Geister, die auf Pension sitzen, fabeln gewiß, unsre sanfte, geregelte Welt sei der Untergang der Welt, und die Erde nichts besseres als ein Käse, den Millionen Würmer und Maden durchfressen und zermürbt haben. Geht für uns die Welt unter, so munkeln sie wohl, nun finge die wahre Schöpfung erst wieder an, und die alte Ordnung würde wieder hergestellt. Essen wir, trinken wir, so lange etwas da ist und wir noch Zähne haben, von denen mir die meisten fehlen; respektiren wir die Luft, wie ich gesagt habe, und bedenken, daß, wenn es nach meinem Glauben Luftgebirge giebt, die Menschen nicht völlig zu verachten sind, die auf Luftschlösser rechnen und sie zu bauen suchen. — Alles jedoch sei mit Vergunst meines großen Meisters gesagt und seiner höhern Einsicht unterworfen. —

Friedrich lachte laut; doch dessen Vater blieb ernsthaft und sagte dann: Meister Labitt, alles, was man von Euch erzählt, so wie das, was ich jetzt von Euch gehört habe, ist höchst sonderbar. Es scheint, daß Ihr das Meiste in der Welt aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, als die übrigen Menschen.

Geehrter Herr, erwiederte Labitt, indem sich sein bleiches Antlitz zu einem übertriebenen Lächeln verzog, das ist meine Art so; wie ich mich etwas krumm halten muß, von Alter und Schwäche, wie ich übertrieben mager bin, wie mein Bart nur dünn und mein weniges Haupthaar fast ganz ausgefallen ist, wie ich eine beinahe zu lange Nase habe, und meine Lippen beim Sprechen und Schweigen in ihrer Blässe immerdar zittern, so ist es auch mit meinem Geist, meiner Sprache und meiner Art mich auszudrücken, beschaffen. Glaubt mir nur, die menschlichen Gedanken sind wie das Wetter. Oft ist es recht blau und hell in mir, aber wenn ich eben an etwas anderes als an die Gedanken denke, so weiß ich es selber nicht, daß ich nachdenkliche Sachen und weise Sentenzen von mir gebe; erzählen mir nach einigen Tagen meine jungen Freunde davon, so erbaue ich mich selbst an meinen Aussprüchen und lerne viel aus ihnen. Dann kommen dichte Wolken und Hagelschauer und verfinstern meine Seele. Drinnen kochen und gähren dann wieder zukünftige Gedanken, und wenn ich gerade bei Laune bin, sehe ich selber diesem tollen Wesen zu. Ach! Sonnenschein! Freunde! das ist etwas Großes! Wer hat ihn immer? Und könnte ihn immer brauchen, wenn es uns auch vergönnt wäre?

Ja, dann, in diesen herrlichen Momenten, bin ich wirklich sehr gescheidt, und nicht nur klüger wie die andern Menschen, sondern ich übertreffe mich sogar selbst. Ich habe es oft gesagt, ich hätte es zu etwas Außerordentlichem gebracht, auch in meiner Kunst, wenn es nicht Ein Ding mir unmöglich gemacht hätte, und zwar etwas recht Erbärmliches, was die Menschen eine Kleinigkeit nennen, und die es doch wahrlich nicht ist. Aber blind und verworren bleiben sie freilich immer in ihren Bestrebungen.

Und das ist! fragte lächelnd Catharina. Schade ist es doch immer, daß Ihr nicht so vortrefflich geworden seid, wie es Euch, Euren Aussagen gemäß, so nahe lag.

Spottet nur! rief der Alte, Ihr bleibt doch mein Liebchen, und die holdseligste Creatur, die ich jemals gekannt habe. Um Euch aber die Sache deutlich zu machen, muß ich Euch erzählen, daß ich, wenn mich die Thoren auch oft ketzerisch nennen, eine viel zu große Ehrfurcht vor dem Schöpfer, und eine so innige, liebevolle Anbetung seiner Herrlichkeit habe, daß ich dem Gesellen, der ihm gegenüber arbeitet, nicht die Macht und ungeheuere Wirkung und Furchtbarkeit zutrauen kann, die ihm die unwissende Menge, aus abergläubischer Angst vor ihrer eigenen Thorheit, zuschreiben will. Durch kleine Erbärmlichkeiten macht sich dieser Geist Luft, und hindert freilich auch durch diese das Große und Edle. Wenn ich recht mit meinem Geiste einverstanden bin und ihm zuhöre, in der Sabbathstille meines ausgeklärten Gemüthes immer schönere und feinere Gedanken und Bilder aufsteigen, wenn ich dann mein Sein und Fühlen ausstrecke, weiter, immer weiter, und ich schaue und weiß, jetzt ist das Rechte und Beste unterwegs, und wird gleich in die aufgeräumte Putzstube meiner Seele anlangen — brtsch! ist alles weg, denn ich muß niesen; wenigstens einmal, oft auch in drei Repititionen. Der Moment nimmt mir das Bewußtsein, ich bin auf einen Augenblick nicht mehr als ein Pfahl oder Stock, — und, wie nüchtern, arm, düster, jammervoll ist es nachher in meinem Innern; Alles, was glänzte, liegt wie altes, widerwärtiges Getrödel in einer Polterkammer durcheinander, mit Staub und Spinnenweben überzogen, so daß ich keinen der Fetzen, die eben noch Gedanken und Entzückungen waren, aus dem Gerümpel hervorlangen mag, um mir nicht die Hände meines kümmerlichen Bewußtseins zu beschmutzen. Denn meine Dummheit ist wenigstens noch besser als das Denken und Anschauen, was ich jetzt treiben könnte. So ist es mir auch immer beim Malen ergangen. Ich habe mir mehr wie einmal eingebildet, wenn ich vor meiner Tafel saß, ich könnte die Werke meines Freundes Johann, des von Eyck, erreichen; ich war selig in der Arbeit, die Farben wurden immer glänzender, die Mienen immer heller und menschlicher, — nun kommt mit eins jenes verdammte Niesen, aus ist Alles, todt; wenn ich die Augen wieder brauchen kann, stehn Fratzen und schmierige Oelflecke auf dem Holze, und alle Anmuth ist in dieses hineingeschlagen; ich sehe im Pinsel, den ich noch eben in Freude fliegen ließ, nur einen Theil des unsaubern Schweines, von dem er genommen ist. Das hat immerdar mein Leben verkümmert. So weiß ich nun schon, streckt einmal der Geist sich in mir so aus, daß ich nahe daran bin, die Bande zu zerreißen, so werde ich augenblicklich niesen, — und oft, wenn ich zerstreut bin und an gar nichts denke, so weiß ich am Niesen, wenn es mich befällt, daß so eben in meinem Innern der Festkuchen gebacken wurde, um dem verlornen Sohn in Procession entgegen zu gehen. Nun fällt Kuchen und Kalb, Sohn und Vater, Sünder und Gerechter zugleich in den Brunnen. Man kann wohl auch fragen, ob es nicht selbst so feine, geistige Wahrnehmungen giebt, die ohne weiteres, wie ein zu scharfes Licht, auf die Nase wirken, und sie zum innerlichen Krampfe zwingen. Es kommt aber auf dasselbe hinaus, ob ich es physisch, ob geistig betrachte. Diese Gedanken sind mir einmal nicht gegönnt; statt im Gehirne eine höhere Stelle zu suchen, rennen sie abwärts und erlöschen in jenem Kitzel, der in einem Ton ausbricht, welcher aller Musik sich durchaus feindlich entgegen stellt. — Daß der Fliegengott, Beelzebub, dem Denker und Andächtigen oft eine Fliege sendet, um ihn zu stören und zu empören, das haben selbst fromme Theologen eingesehen und ausgesagt.

Guter, lieber Schwätzer, sagte der alte Ritter, indem er ihm die Hand gab, gehe es Euch recht wohl in den letzten Jahren Eures Lebens, und möge diese krause Laune Euch nie verlassen. Was Eure Zunge bei diesen Erzählungen allein verschuldet, wie viel aus Eurem Herzen kommt, das möchte schwer zu unterscheiden sein.

Er beurlaubte sich von der Wirthin und der übrigen Gesellschaft. Er versteht Dich nicht, sagte Friedrich, der gute Vater. Er meint, alles Denken müsse immer gerade aus gehen. Er ist auch kein Freund der Dichtkunst. Deine Gedichte kennt er gar nicht.

Ja, ja, sagte der Maler, die Menschen sind seltsam. Immer nur gerade aus denken! Nicht singen mögen! Meine Gedichte nicht kennen! Wir haben Schlund, Hals, Gaumen, Lippen, Zähne. Es zeigt sich deutlich der Gebrauch von allem, ob der Erste, Nothwendigste der Beste, wer kann es sagen? Wir sollen schlingen, kauen, essen, und außerdem vernünftig mit allem diesem Handwerkzeuge sprechen. Gut, wir thun es auch Alle. Aber, wenn nun Gaum und Zunge den liebevoll geistigen Wein auf die feine wunderfüchtge Probierwage legt? Und züngelt, schleckert, lippelt, und der Schlund auch zur Zunge wird? Wenn das schon mit bei der Schöpfung ausbedungen ist, wie ich doch glaube, worum soll Kauen des Brodtes und Schlucken des Wassers oder Bieres rechtgläubiger sein? Die Lippen schon prüfen den Wein, die Nase riecht seine Geister ahndend, und Gefühl, stummes, ist mehr als Auge und Ohr. Statt zu sprechen, singt nun gar das Maul. Es soll nichts Vernünftiges, Nutzbares oder Erbauliches, sondern eben nur Gesang werden, der eben so hoch über das nüchterne Reden steht, wie der heitere Rausch über die Sättigung des Durstes. Und wer unter den Sterblichen hat denn den unnützen, widersinnigen, ganz vernunftwidrigen Kuß erfunden? Da treten die Lippen nun vollends aus Reih und

Digitized by Google

Glied, und das Auge glänzt vor Freude, daß ein Druck mehr ist als Vernunft, Licht, Gesang, Poesie und Philosophie; daß nur durch das Maul das Maulen auf die süßeste Art in sprachlose Freude übergehen kann. Ja, Menschenkinder, es ist Euch viel vergönnt, daß das Lippenwesen so fein über den Zähnen aufgeliebelt ist. Und dann noch das Lächeln als Zugabe. — Seht! seht nur Frau Catharinen an, und die jungen Mädchenkinder dort! Möchte man nicht die ganze Seele zwischen die Mündchen und die Lippenröthe legen, daß sie dort in Liebe gewiegt würde, und als der holdseligste Gedanke aufblühen könnte?

Er stand auf und küßte nach der Reihe Catharinen, die Mädchen und die alten Frauen. Friedrich sah seinem Beginnen so eifrig zu, als wenn er den Wunsch und die Absicht habe, seine Freiheit nachzuahmen; doch ein strenger Blick Catharinens nahm ihm den Muth.

Die Gesellschaft wendete sich wieder zum Gesange und zur Musik. — Nicht wahr, sagte Labitt nach einiger Zeit; Ihr seht doch auch alle die kleinen Geister von allen Farben, roth, weiß, gelb, blau und scheckig, die in der Luft auf den Tönen, wie auf ausgespannten Seilen, tanzen und springen? Und da oben sitzen andere mit ehrbaren Gesichtern und in weiten Gewändern, und nicken gar ernsthaft und schlagen den Takt, um das tolle Unwesen in Ordnung zu halten. So ist es immer. Der Unsinn hat nichts zu bedeuten, und ist weder toll noch erfreulich, wenn nicht Sinn und Vernunft die Aufsicht über ihn führen, und seine Rasereien bedeutsam machen. So herrscht auch in diesem Wirrwarr der Takt, die Töne schwingen in Melodie um: und kein Schmidt, kein Schiffbaumeister kann seine Absicht fördern, wenn nicht eben so Takt und Puls das Werk bewachen. Nur der sogenannte Teufel kennt weder Maaß, Takt, noch Melodie; er hat das Maul blos zum Sprechen, darum ist er so unglücklich, und kann, wie er sich auch anstellt, so wenig ausrichten.

Ihr sprecht so vertraut von ihm, sagte Friedrich, als wenn Ihr ihn persönlich kenntet.

Kenne ich den miserablen Knirps denn nicht etwa persönlich? rief der Alte im halben Rausche; so viel, wie man ein solches klägliches Unwesen, das keine Person hat, kann persönlich kennen lernen. Da draußen im Walde hält der Armselige manchmal seinen Sabbath, und da bin ich neulich hinaus gelaufen, um ihm meine Aufwartung zu machen und ihm meine ganze Verachtung und Geringschätzung zu zeigen. Er saß auf drei uralten Kröten, daß sollte seinen Thron vorstellen, auf dem Kopfe hockte als Krone eine Fledermaus, sein Mantel bestand aus Spinnweben, und eine Scheere eines großen Hummers sollte das Scepter bedeuten. Blähte sich das dumme Vieh nicht, als wenn er Monarch des Erdbodens wäre! Frösche, Unken, Molche, Spinnen, manches Gezieser kniete und kroch vor seinem Throne. Auf Besenstielen, in Backtrögen ritten und fuhren ein Dutzend alte, runzlichte Weiber, um ihn zu verehren, herbei, die Luft versinsterte sich, indem sie kamen. Die Abgeschmackten konnten die Herrlichkeit der Natur und Schöpfung nicht mehr sehen und fühlen; sie hatten die heilige Anbetung, das süße Grauen vor dem Vater und Schöpfer der Welt auf immer verloren, sie empfanden nichts beim Kirchengesang, beim Ton der Nachtigall, bei Gedicht und Musik, und waren nur für das Abgeschmackte, Aberwitzige begeistert, weil der Mensch irgend etwas verehren muß; ihre Tollheit trug sie durch die Lüfte, um hier anzubeten, und dem Kläglichen ein Harem durch ihre Buhlschaft zu bilden. Der Kerl wurde dann auf seinen Kröten auch immer aufgeblasener, und lächelte die Unholdinnen in seiner Manier recht freundlich an. Kleine buckliche Pygmäen von bösen Geistern schwirrten und tanzten in der Luft, ein Igel spielte auf der Trommel, eine Heuschrecke auf dem Hackebret, aber alles ohne Takt. Der Mond sah kläglich und mit schiefem, verhöhnendem Gesicht auf das Gesindel, und ich stand in der Ferne unter einem Baum, um die ganze Hofhaltung aufzuzeichnen.

Ganz recht, sagte Friedrich, das ist das berüchtigte Gemälde, welches Ihr schon vor Jahren zu Stande gebracht habt, und das Euch von manchem Kunstfreunde viel bittern Tadel zuzog. Man meinte, der Gegenstand sei häßlich und aberwitzig zugleich, und man begriff nicht, wie derselbe Mann, der die Mutter des Herrn, die gebenedeite Jungfrau in einem Liede so schön besungen hat, diese Widerwärtigkeit mit so vielem Fleiße und dem Aufwand so vieler Zeit hatte ausführen können.

Der Alte lachte selbstgefällig und sagte: Macht man einmal etwas zu seiner eigenen Freude, so will es den Leuten, für die man sich oft geplagt hat, in der Regel nicht gefallen. Ich wollte dem dummen Teufel, oder dem Teufel der Dummheit, der mich oft stört, auch einmal eins versetzen.

Ihr wißt aber, fuhr Friedrich fort, daß der herrliche Maler, Johannes, selbst Euer Bild sehr scharf damals getadelt hat, und gesagt, so etwas dürfe gar nicht dargestellt werden.

Ich weiß es! rief Labitt aus; ist denn das nun etwas andres, als das ganz einfache Nein? Wahrlich, ich sage Euch, es werden nicht viele Tage in's Land gehen, so werden wir einen Ueberfluß von diesen Bildern, von Hexen, Teufeln, Beschwörung und dergleichen haben, und meine Sache ist nur anstößig gewesen, weil sie die erste dieser Art war. — Jeder Erfinder ist der Märtyrer seiner Originalität. Viel schlechtere Sachen werden nach meinem Tode Aufsehen und Verwunderung erregen, und, wenn es geschieht, so wird kein Mensch dann mehr von dem armen Peter Labitt nur reden.

Es war spät geworden, und die Gesellschaft erhob sich. Ist es Euch nicht bange gewesen, sagte die kleine Sophie, als Ihr, mein theurer Herr Labitt, mit dem Satan so ganz allein im Walde waret?

Nein, sagte der Maler, denn ich muß Euch sagen, wen man recht von Herzen verachtet, den fürchtet man nicht. Und doch thut man vielleicht nicht wohl, denn oft, sehr oft ist das, was uns verächtlich scheint, nur eine Maske des Fürchterlichen.

Alle begaben sich zur nahen Stadt, und nur Friedrich blieb zurück, obgleich es den Scheidenden auffiel, um mit der Dame Catharina ein sonderbares Gespräch zu führen. Sie sah es ungern, daß der Jüngling verweilte; indessen meinte sie, da er sich nicht rathen ließ, ihm jetzt im Vertrauen alles sagen zu können, was sie für nöthig hielt.

Wie also Friedrich vom Gartenthore wieder umkehrte, war sie fast erzürnt, denn sie sah, daß die Uebrigen dieses Betragen des Jünglings auffallend fanden. Indessen, da es nicht zu ändern war, nahm sie sich vor, ganz aufrichtig mit ihm zu sprechen, denn sie kannte seinen Sinn und auch den Gegenstand des Gespräches, zu welchem er sich wieder wenden würde.

Sie setzten sich im Gartensaal, indem sich der Himmel schon röthete. Alles verkündet die Nähe des Abends, sagte Catharina, und Ihr wollt nicht zu Eurem Vater kehren, der Euch sehnlich erwartet, und der auf mich zürnen wird, weil er meint, ich halte Euch zurück.

O nein! rief Friedrich aus, durch meine Klagen, durch meinen Verdruß ist er genug davon unterrichtet, wie Ihr es nicht seid, die mich aufmuntert, länger zu verweilen.

Aber, mein lieber junger Freund, sagte die verständige Frau mit heiterer, einschmeichelnder Rede, warum strebt Ihr denn nun schon seit Monaten, diese Eure Freundschaft, die ich so hoch achte, die zu meinem Lebensglück gehört, mir zu entreißen! Warum wollt Ihr mich überreden, es könne ein anderes Verhältniß zwischen uns statt finden, welches Ihr ein innigeres nennt?

Ja, rief Friedrich, ich muß noch Einmal Euer Ohr mit allen jenen Wünschen, Forderungen und Fragen bestürmen, die Ihr so weit von Euch werft! Jetzt ist es ein Jahr, schöne Frau, daß ich Euch kenne. Ohne Vorurtheil, ohne Leichtsinn bin ich in Euer Haus getreten; ich hörte nicht auf so manches Geschwätz, was der und jener, armselige Menschen, mir halten mittheilen wollen. Ihr wißt, mein Sinn ist ernst, so thöricht ich wohl manchmal im Haufen meiner Jugendgefährten erscheinen mag; meine Wünsche sind lauter, mein Leben war einfach und rein, so vielfach Basen und Splitterrichter meine jugendliche Heiterkeit und den erlaubten Leichtsinn haben verlastern wollen. So erwachte mein Herz in Eurer Nähe zum ersten Mal, und was ich mir sagte, wie ich gegen dieses Gefühl kämpfte, das zur brennenden Leidenschaft wurde, so war Alles vergeblich; ja, jeder Einwurf, jedes Hinderniß entzündete und verstrickte mich nur mehr. Es ist keine Täuschung, keine Aufwallung unreifer Jugend, nein feste Ueberzeugung, daß Ihr, nur Ihr das Glück meines Lebens machen könnt. Wenn Ihr, Geliebte, nicht alle Liebe läugnet, so müssen Euch meine Worte, meine Bitten endlich gewinnen.

Catharina betrachtete ihn lange mit den großen braunen Augen, und sagte dann mit dem Ausdruck des Schmerzes: Mein geliebter Freund, es thut mir weh, daß Ihr noch immer beharrt. Glaubt mir, ich kenne Euch besser, als Ihr Euch selbst; die Welt, wie das Leben, sind mir vertrauter, da Ihr noch eben im Frühling des Jahres steht, und ich mich dem Herbst und Winter schon nähere. Ihr wißt es ja, mein Freund, daß ich mehr als zehn Jahre Euch voraus bin, Ihr seid kaum fünf und zwanzig und ich sechs und dreißig. Schon seit zwölf Jahren bin ich Wittwe, nachdem ich in einem bittern Ehestande die schrecklichsten Erfahrungen und Schmerzen gewonnen habe. Jetzt, das weiß ich, dünkt es Euch, als wenn in meinem Besitz Euer Leben erst anheben würde. Diese Täuschung des Gefühls und der Phantasie ist in der Natur so fest begründet, daß Euch Jeder als ein Lästerer erscheint, der Euch das Gegentheil darthun will. Aber mir werdet Ihr das Wort vergönnen, das ich in Eurer und meiner Sache sprechen darf. Durch den Besitz, durch einen kurzen Rausch des Genusses würde Eure Sehnsucht befriedigt, das Unbedingte und Unbeschränkte Eurer Leidenschaft gemä-

Digitized by Google

figt und beſchloſſen, und das verirrte Gefühl aus der poetiſchen Täuſchung zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Nicht daß Eure Neigung erlöſche, daß Ihr Euren Entſchluß bereuetet, daß Eure Liebe ſich in Haß und Widerwillen verkehren könnte! Ihr ſeid zu edel, Ihr würdet mir Euer Unglück, Eure Enttäuſchung verſchweigen, durch Zärtlichkeit, Aufopferung und Wohlwollen mich und Euch hintergehen wollen. Aber unglücklich würdet Ihr ſein, und fühlen und ſehen, wie Ihr Eure Jugend an eine Einbildung, einen leidenſchaftlichen Eigenſinn verloren hättet. Die Natur verlangt es, daß in der innigſten Verbindung, auch wenn beide Liebende im Jugendrauſche träumen, jene quälende und beſeligende Unruhe und Sehnſucht erliſcht. Ich aber würde Eurer erwachten Phantaſie ſehr bald als eine ältere Schweſter, vielleicht nach einem Jahre als eine mütterliche Freundin gegenüber ſtehen. Die Reize, die ich noch etwa aus meinem Schickſale und meiner längſt entwichenen Jugend davon getragen habe, müſſen binnen Kurzem ſchwinden: ſoll ich erwarten, daß auch mein Alter reize, Schwäche, Bläſſe, Runzeln? Eine Krankheit kann in wenigen Wochen dieſen Nachſommer der Wangen und Augen zerſtören, — und für dieſen kurzen Beſitz einer Schönheit, die in Eurer Umarmung in Aſche und Staub zerfällt, wollt Ihr den Hohn Eurer Landsleute, den Zorn Eures Vaters, die Verachtung der Jungfrauen auf Euch laden? Wie manches ſchöne Auge zielt nach Euch, wie manches junge Herz wünſcht im Stillen, Euch zu gewinnen. Ernüchtert wärret Ihr nun an mich, vielleicht auf lange gekettet. Nicht löſen läßt ſich das Band, wie es leicht ſich anlegen läßt. hätte ich erſt das höchſte Elend meines kummervollen Lebens gewonnen. Ich müßte Euch im ſtillen Gram, in Reue ſchwinden ſehen; ich müßte mir den bittern Vorwurf machen, daß ich Euch nicht rein, nicht wahrhaft genug geliebt habe, indem ich ſo ſchwach habe ſein können, Eurem Ungeſtüm nachzugeben. Und wenn ich es nun erlebte, wie es doch ohne Zweifel geſchähe, daß Euer Sinn ſich einer edeln Jungfrau näherte, die Euer Gemüth zu würdigen wüßte, ſo ſtände ich als die Furie, als ein Geſpenſt zwiſchen Eurem Glück, und ich müßte mich verachten und meinen Tod ſo ſehnlich herbei wünſchen, daß Nadel, Scheere und Meſſer in meinen Händen zu Strafe und Rache gegen mich werden könnten.

Friedrich ſtand auf und ſchritt durch den Saal. Sie ſah es wohl, wie er ihr die Thränen verbergen wollte, die ſich aus ſeinen heißen Augen drängten. Endlich, nachdem er lange, um ſich zu kühlen, in den Garten geblickt hatte, kam er zurück und ſagte: Mögt Ihr Recht haben, mag die Vernunft ſo ſprechen: aber iſt es gut, iſt es, möcht ich ſagen, fromm, ſo verſtändig zu wägen, und Herz und Leben ſo in die Dienſtbarkeit der anſcheinenden Nothwendigkeit herabzuzwingen? Nicht alles, was unvermeidlich iſt, kann und ſoll darum vermieden werden. Das iſt kein Schickſal, daß wir uns der Natur und ihren Geſetzen fügen; ſondern daß wir unſerer Kraft vertrauend, auch in den Kampf gehn, um ſtärker als die Geſetze zu ſein, uns höher zu ſtellen, als dieſe Natur: nun beginnt das wahre Schickſal im Ringen, und wie wir Stand halten oder erliegen, kann erſt der Inhalt und die Aufgabe unſeres Lebens werden. Und was weiß denn die Liebe von Zeit, Tagen und Jahren? Der Held ſtürzt in den Feind, und der Augenblick des Sieges, indem der Feind mit allen Panieren flieht, genügt ihm übervoll, und er ſieht lächelnd das Blut aus ſeinen Todeswunden ſtrömen. In wie manchem Gedicht bewundern und beneiden wir den Liebenden, der endlich den Lohn ſeiner Schmerzen erhält, und beſeligt in der Geliebten Armen ruht; dieſer Moment iſt ſein Leben, ſeine Vergangenheit und Zukunft, wir preiſen ihn, wenn der Tod auch ſchon hinter dem Lager lauert, und beweinen in unſern Thränen nicht ihn, ſondern das Räthſel des Daſeins ſelbſt, das eben das Höchſte, das Einzige, Innigſte, Göttlichſte und Edelſte, das Unnennbare Glück, die Liebe freilich nur in unſerer Einbildung ruht, das alles dies kein Unterpfand in der Wirklichkeit aufzeigen kann, und daß das Unſterbliche nur am Staube gebunden erſcheinen kann. Damit, wenn Ihr dieſen Glauben nicht verleugnen könnt, ſind auch alle Eure Zweifel und Einwendungen abgewieſen.

Für Euch wohl, erwiederte ſie ſchmerzlich lächelnd, aber nicht für mich; immer bleibt die Frage übrig, daß da ſich einer von uns aufopfern ſoll, welcher es von beiden ſei; Ihr leugnet, daß Ihr es ſeid, ſo muß ich alſo die Geopferte ſein, und wie das Eure Liebe verlangen kann, begreife ich nicht.

Nein, rief Friedrich aus, Ihr ſollt eben ſo glücklich ſein, als ich mich fühlen werde! Das könnt Ihr, wie ich aus dieſen Reden ſchließen muß, auf keine Weiſe, und ich bin alſo elend.

Ich bin unglücklich, erwiederte ſie, wenn ich Eure Freundſchaft verliere.

O, Catharina, rief Friedrich jetzt in der höchſten Leidenſchaft: Freundſchaft! Was iſt ſie, was ſoll dies unverſtandne Wort? Wiſſen die Menſchen ſchon nicht, was ſie mit dem Ausdruck „Liebe" meinen, ſo denken ſie bei dem Laute „Freundſchaft" noch weniger. So tief kann ich mein Gefühl für Euch nicht hinunter ſtimmen, ſo kalt, gewogen, gleichgültig kann ich in Eurer Nähe nicht ſein; ich bin es nicht, wenn ich nur an Euch denke, wenn Euer Bild in mir aufſteigt. Iſt das Leben denn einmal wahnſinnig, warum wollen wir uns dem Taumel nicht hingeben? Iſt es der Tod, der in allem Leben wirkt, iſt es die Verzweiflung, die ſchon in der Freude ſchlummert, — fügen wir uns denn und ſein wir Sterbliche, da uns das Ewige, Bleibende nicht gegönnt iſt. Im Moment, im Rauſch, im Wollen erhaſchen wir es, und können dem Vergangenen doch nachrufen: du warſt es! du ſollſt es geweſen ſein!

Laßt uns abbrechen, ſagte Catharina, wohl giebt es Freundſchaft, die auch glücklich macht. Indem ich Euren Geiſt und Werth begreife und Ihr meinen Charakter verſteht, uns Lieder und Geſänge näher treten, die Behaglichkeit des Daſeins, die edle Rührung, und wir uns einer am andern erfreuen, und ſo alle Güter durch unſer Verſtändniß heller glänzen. Verſucht es ſo mit mir, und Ihr ſollt zufrieden ſein.

Das iſt es ja, rief der Jüngling, was ich nur halb an Euch verſtehe und die Welt ganz mißdeutet. Ich muß es Euch ſagen, und Ihr wißt es ja wohl zum Theil, wie viel unwürdige Verläumdung man an Euern Namen knüpft, wie man Euch mißverſteht, wie man das Beſte Euch zum Schlimmen ausdeutet, Eure Liebe zur Kunſt Euch zum Verbrechen macht, und ſelbſt Eure Wohlthätigkeit verunglimpft, weil Ihr immer heiter ſcheint, und jeden Prunk der Religioſität, jedes Prahlen mit Frömmigkeit, alles, wodurch ſich die meiſten Menſchen Ehrfurcht verſchaffen, gefliſſentlich vermeidet.

Was ſoll ich thun? rief Catharina, nicht ohne einigen Unwillen aus; mich in ein Kloſter ſperren? Nur die Geſellſchaft langweiliger alter Weiber und mürriſcher Prieſter aufſuchen? Oder mein Leben in Bußübungen, ſogenannten guten Werken, als Mitglied einer frommen Schweſterſchaft zermartern? Der Muſik, der Heiterkeit, dem Lachen und Scherz ſcheu aus dem Wege treten, als wenn Alles nur Bosheit, Laſter und Erzeugniß der Hölle ſei? Ich kann es nicht, und will es nicht, um das zu werden, was die Knechte tugendhaft nennen. Meine Ehe war Schmerz, das Schickſal erlöſte mich von meinem Tyrannen: ich habe alle Hoffnung meiner Jugend, alle jene goldenen Träume, die den Buſen der Jungfrau umgaukelten, mit eigenen Händen längſt begraben aber ich habe auch Trauer und Wehmuth überſtanden, Schmerz iſt mein Leben, hoffnungslos meine Zukunft und darum kann ich mit der Gegenwart ſcherzen, darum bin ich froh, weil ich mich ſelbſt nicht mehr verlieren kann, darum ſind mir Gedicht und Geſang ſo lieb und befreundet, Geſpräch und Gedanke, edle Menſchen, wie Ihr, und Bücher, weil ich kein Irdiſches, kein Bedürfniß an ſie knüpfe, keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieſer zarten Freude liegt.

Gut alſo, ſagte Friedrich; iſt es nun nicht beſſer, klüger, edler, durch eine neue, glücklichere Ehe jenen Schwätzern unmittelbar die Zunge zu lähmen, um ſo, auch ohne den mindeſten Vorwurf, ohne den kleinſten Verdacht ſich dieſe Güter alle anzueignen. Und glaubt Ihr wirklich, daß nicht Zeiten kommen dürften, wo ein Beſchützer, ein Ehemann Euch unentbehrlich wäre? Wo es Euch ſpäterhin gereuen möchte, daß Ihr nicht irgend einen Gemahl, ſchon Eurer äußern Lage wegen, gewählt hättet? Beglückt Ihr mich durch Eure Hand, ſo iſt auch dies gewonnen, und mein höchſtes Glück zugleich mir obenein in den Kauf gegeben.

Ich verſtehe Euch nicht, ſagte Catharina; wir genießen eines glücklichen Friedens, unſer Fürſt beſchützt uns, wir Alle erfreuen uns ſeiner; woher ſoll Hader, Zwietracht oder Krieg uns kommen? Und ſelbſt, wenn auch —

Ihr habt wirklich nicht bemerkt, fuhr Friedrich eifernd fort, daß der Dechant, dieſer ehrgeizige, heftige Mann, mehr als Freundſchaft und Wohlwollen für Euch empfindet! Seid Ihr wirklich ſo arglos, und wohnt Euch nicht die Frauenfeinheit bei, dergleichen zu erſpähen und zu verſtehen? So iſt die Liebe, die Eiferſucht denn ſcharfſichtiger. Dieſer Dechant bewacht Eure Blicke, er erröthet, wenn Ihr ihm naht, er erblaßt, wenn Ihr vertraulich Eure Hand in die meinige legt. Iſt er zugegen, ſo könnt Ihr kein Wort ſprechen, keinen Schritt thun, keine Meinung äußern, keine Höflichkeit einem Gaſte erzeigen, die er nicht beobachtet, prüft, und Euch in ſeiner Seele grollt und hadert. Seine ſcharfen Blicke geizen, um die Eurigen aufzufangen; mit jedem Jüngling, der Eure Zimmer verläßt, wird ſein Buſen erleichtert; er ſeufzt, ohne es zu wiſſen, wenn ein Fremder eintritt, der jung und ſchön erſcheint. Wie wollt Ihr dieſer Leidenſchaft ausweichen? Wie viel Unheil kann ſie Euch bringen! — Liebt Ihr mich auch

Digitized by Google

nicht, so wie ich Euch, wollt nicht, könnt es vielleicht nicht, o Theuerste meiner Seele, so nehmt mich doch als Wächter, Schutz; kümmert Euch nicht, wie glücklich ich bin, denn ich bin es gewiß, und kann dann auch die Gefahren abkämpfen, die Euch bedrohen.

Catharina lächelte und sagte dann: O, Ihr wollt mich durch Schlauheit und Furcht in Euer Netz ziehen, Ihr Arglistiger! Woher Gefahr? Die Zeit ist so herangewachsen, daß die Geistlichkeit und selbst Petri Stuhl, nur noch diejenigen schrecken, die sich wollen schrecken lassen. Unsre Obrigkeiten sind eifersüchtig auf ihre Rechte und Gewalt, und lassen niemals Abt und Kloster, selbst nicht den Bischof einschreiten, wie es wohl ehemals geschah. Spottet man nicht oft und zu viel über Priester, Kirche und Glaubensartikel? Jenen finstern Jahren sind wir auf immer entrückt, das dunkle Gewölbe des Aberglaubens und der Schrecken ist verriegelt und auf ewig verschlossen. Die Welt ist heiter geworden und wird sich immer mehr aufhellen, das wissen die Priester selbst und verkündigen es.

Man geht oft eben so gern zurück, als man vorschreitet, bemerkte Friedrich.

Das ist, antwortete sie, in Sachen des Landes, der Regierung, der Geschichte unmöglich.

Und dieser Dechant ist unerträglich! rief der Jüngling; seht Euch vor mit ihm!

Er ist ein frommer, edler Mann, erwiederte Catharina, der mir wohl will, und freien, hellen Geistes ist. Er kennt die Welt und Menschen, aber sein Gewissen und sein Beruf wird ihm nie erlauben, den Leidenschaften, die ihm Sünde sind, Gehör zu geben. — Weil ich Euch so bekümmert sehe, und weil Ihr mein Vertrauen verdient, so kommt morgen, zwei Stunden etwa vor Sonnenuntergang, zu mir; ich bin dann einsam, wir werden nicht gestört, und ich will Euch einen Theil meiner Geschichte erzählen. Dann, so kenne ich Euch, werdet Ihr mir selber zureden, meinem Entschluß getreu zu bleiben.

Gekränkt, betrübt verließ sie Friedrich, denn sie hatte ihm selbst, wenn auch freundlich lächelnd, einen Abschiedskuß verweigert.

Am folgenden Tage, als Frau Catharina in ihrem Garten bei einer Arbeit saß, meldete ihr die Dienerin den Besuch des Dechanten. Sie ging ihm entgegen, etwas verwundert, daß der geistliche Herr so früh schon zu ihr eintrete. Beide gingen in den Saal, der gegen den Garten offen war, und setzten sich, die frische Kühle des anmuthigen Morgens zu genießen. Einige Dienerinnen gingen ab und zu in Geschäften des Hauses, der Gärtner arbeitete in der Nähe, und der Wirthin war offenbar diese Störung erwünscht, um dadurch den Anschein zu vermeiden, als walte ein Geheimniß zwischen ihr und dem Dechanten ob. Dieser aber schien diese Störung des Gespräches weniger gern zu sehen, denn er war verlegen, und mehr wie einmal stockte die Unterhaltung, indem er Neuigkeiten erzählte, und vom Hofe in Brügge, vom Erben des Reiches, von Rom und manchen andern Gegenständen redete.

Am meisten erging sich sein Witz über den Stellvertreter des Bischofs. Derjenige, der den Stuhl von Arras besaß, war auf einer Gesandtschaft in Rom, und sein Stellvertreter war ein Bischof in partibus, der von Baruth, der nach den Schilderungen des geistreichen Dechanten einer der sonderbarsten Menschen war. Dieser kleine, stets verdrießliche Mann stand in Arras beim Adel wie beim Bürgerstande nur in geringer Achtung, weil er ohne Anstand beim Gottesdienste war, verständigen Rath nur selten anhörte, und den Gelehrten durch seine Unwissenheit manche Blöße gab.

Catharina war verwundert, daß der Dechant von seinem zeitigen Vorgesetzten so ohne Rückhalt sprechen konnte. Dieser aber, als sie ihm dies bemerkte, antwortete lachend: Schöne Frau, Euch darf ich es doch wohl nicht erst sagen, in welcher merkwürdigen Crisis sich unsere Zeit befindet. Das alte Regiment der Geistlichkeit ist zu Ende, und wenn sie sich nicht der Welt bequemen und nach ganz andern Grundsätzen handelt, so muß ihre Macht in allen Ländern zerbrechen. Die Bücher und Erzählungen des Boccaz, so wie so vieler andrer hellen Köpfe, haben allenthalben Eingang gefunden, sogar der Bauer lacht über Vieles, vor dem er noch vor dreißig Jahren in scheuer Ehrfurcht kniete. Ein großes Elend für die Christenheit mag es sein, daß der Türke Constantinopel, wie wir es erlebt haben, eroberte; aber wie viel die Bücher und Wissenschaften, die dadurch nach dem Abendlande mit flüchtigen Griechen herübergekommen sind, wirken werden, läßt sich gar nicht bestimmen, da schon seit wenigen Jahren fast Alles eine andre Gestalt gewonnen hat. Und vorzüglich in unsern Ländern, die, ohne uns zu täuschen, durch Friede, Wohlstand und Handlung, in Kunst und Wissenschaft jetzt wohl höher, als alle andern, stehen. Wie gesagt, diese Macht der Clerisei ist geschwächt und gebrochen, wenn es gleich verderblich werden könnte, falls die Welt darnach strebte, sie ganz zu vernichten. Wir also sind ohne Gefahr für die Welt, und derjenige unseres Standes, der noch die verjährten Rechte gelten machen will, kann nur, wie dieser klägliche Bischof, lächerlich werden. Nicht so ist es mit dem Adel. Er mißbraucht seine Stellung und Macht. Alle Thaten verderblicher Willkühr, alle Unterdrückung geht von ihm aus, und der Prinz wird genug zu thun finden, um, vielleicht mit Gefahr seines Lebens, alles böse Unkraut auszujäten, welches so wild und üppig allenthalben empor geschossen ist, weil der alte Gärtner viel zu schwach wird, den Wuchs dieses Giftes zu beschränken. Ein Kampf gegen den Adel wird der Zukunft eben so nothwendig sein, als er es jetzt gegen die Mißbräuche der Kirche war.

Und Ihr meint, sagte Catharina, jene schreckliche Finsterniß, der wilde Aberglaube, die Verfolgung und Martern, wovon wir mit Grausen lesen, wenn wir die alten Chroniken aufschlagen, könnten niemals wiederkehren?

Gewiß nicht, sagte der Dechant; alles, was Irrthum und Wahnsinn der Art hervorbringen konnte, ist zu Ende, diese Krankheit des Gemüthes hat sich erschöpft. Der Krieg hat Gräul genug ausgesäet, diese Wuth, die Engländer und Franzosen damals an einanderhetzte, und das letzte traurige Opfer des Aberglaubens und der Verfolgung, die arme Johanna von Arc, von der wir in unserer frühen Jugend so viel haben reden hören, hat die Reihe jener Märtyrer geschlossen.

Wenn Ihr Recht habt, gelehrter Herr, antwortete die Frau, so haben wir auf jeden Fall viel gewonnen.

Gewiß, erwiederte der frohsinnige Geistliche, und darum ist alles, was dieser gute, liebe Bischof, dieser kümmerliche Athanas, thut und will, nur komisch. Der lächerlichste Zug seines Charakters ist der, daß er sich die feinste und umgreifendste Kenntniß der Menschen zutraut. Er sieht nur wenige Leute und studiert gar nicht, so wenig weltliche wie geistliche Schriftsteller, und dennoch hat er eine so hohe Meinung von sich, daß er sich selbst für gelehrter als alle Gelehrte hält. Das Unglück seines Lebens ist es gewesen, daß er vor fast zehn Jahren bei dem großen Jubelfeste in Rom zugegen war, und er damals die Stelle eines Pönitentiarius beim Pabste hatte. Dies ist dem schwächlichen Manne so zu Kopfe gestiegen, daß er sich seit dieser Zeit wie ein wahrer Apostel vorkommt. Wie Ihr wißt, hat sich damals eine unzählige Menschenmasse aus ganz Europa in Rom zusammengedrängt. Er fand eine Gelegenheit, die freilich wohl nicht wieder kommt, Spanier, Engländer, Deutsche, Franken, Ungarn, Polen und Nordländer aller Art und von allen Ständen zu sehen. Sein Beruf machte es ihm zur Pflicht, da dieser Menge auch die große Anzahl von Priestern in Rom nicht genügte, mit Vielen und den Verschiedensten in ein vertrautes Verhältniß zu kommen, und diese tausend und tausend Beichten und Bekanntschaften und Erzählungen der Pilger haben ihm, wie ich die Sache begreife, seinen schwachen Geist geradezu gestört und verdreht, er ist ein verrücktes Haupt, ein dummer Mann geworden, und da manche vom Pöbel ihn und seine Verkehrtheit verehrten, so spielt er den Begeisterten und Propheten.

Seid Ihr nicht vielleicht unbillig gegen den Mann, fragte die Frau mit Bescheidenheit, der im Ruf der Frömmigkeit steht! Man sagt, Ihr habt oft Streit mit ihm, und, wenn er Euch drückt, so ist es begreiflich und vielleicht verzeihlich, daß Ihr ihn verkennt.

Ihr sollt selbst urtheilen, schöne Freundin, sagte der Geistliche mit lachender Miene. In voriger Nacht ließ er mich eilig zu sich rufen. Ungern kleidete ich mich an und ging hinuber. Er war in seinem Schlafgewande und ganz verstört. Schreiend kam er mir entgegen und klagte, daß er gar nicht mehr schlafen könne, allnächtlich werde er von Gespenstern und bösen Geistern gestört und beunruhigt. Er zeigte nach einem dunkeln Winkel der Stube nnd rief: Seht! Freund! da steht immer noch das große Vieh, und glotzt mich mit seinen grünen Augen an! Vertreibt ihn, beschwört ihn, damit ich Ruhe gewinne.

Ich wußte nicht, ob ich lachen sollte, ich fing aber an, nach seinem Wunsche zu beten und zu beschwören. Eifriger! schrie der Wahnsinnige, der Kerl ist abgehärtet, aus so einfachem ruhigem Gebete macht er sich nichts, der will schon stärker angegriffen sein. — Ehrwürdiger Herr, erwiederte ich, nicht ohne Verlegenheit, Ihr seid einsichtiger, frommer, älter, als ich, wenn Ihr ihn selber bannen wolltet, würde er Eurem stärkern Worte gewiß leichter, als dem meinigen schwachen, gehorchen. — Nicht unwahr, sagte der Bischof; und wenn ich ihn mit meinen Feueraugen so recht starr anschaue, seht, so zittert die ganze Creatur, wie der Nebel im Morgenwinde. Das Gethier hat aber, wie ich schon lange gemerkt, eine sonderbare Sympathie zu mir, es kommt eben so oft

freiwillig, als es wieder von einem mächtigern Geiste, um mich zu turbiren und zu entsetzen, abgesendet ist; denn Ihr müßt wissen, daß der verdammten Bestie wohl in meiner Nähe ist, von meiner heiligen Weihe strömt auf ihr etwas über, und mildert auf Augenblicke seinen unseligen Zustand. Seht, darum wird er auch schwächer und ohnmächtiger durch Eure Gegenwart, denn er kann Euch und Euer etwas weltliches Wesen nicht ausstehen, weil seine Qual durch Euer Nahesein verstärkt wird. Der ganze Kerl wird sich, so bärbeißig er thut, gleich davon machen müssen, denn Gesellschaft, das sehe ich ihm an, kann er durchaus nicht vertragen. — Nach einigen Gebeten war denn auch wirklich, nach der Aussage des Bischofs, das Ungeheuer verschwunden. Er dankte mir für meine Bemühung und fügte hinzu, es sei auch eine nicht zu verachtende Gabe, daß ich so scharfe, grimmige und witzige Höllengeister, wie die, die ihn quälten, durch eine gewisse Mittelmäßigkeit meines Geistes, durch das Unbedeutende, ja fast Langweilige, was mir anklebe, verscheuchen könne; der Arbeiter im Weinberge müßten eben manche nnd von verschiedenen Tugenden und Qualitäten sein. Ja, beschloß er, das habe ich schon bemerkt, in Eurer Nähe hält kein Geist aus, weil Ihr das seid und vorstellt, was man geistlos nennt. Dankt dem gütigen Himmel für diese Gabe und wuchert mit Eurem Pfunde.

Catharina lachte laut und sagte dann: Dem guten alten Herrn legt Ihr allerliebste Sachen in den Mund; weil Ihr Scherz liebt und versteht, macht Ihr den lächerlich, der nur ernsthaft sein kann und mag.

Nein, rief der Dechant, eben in seinem steinharten Ernste hat er mir buchstäblich so diese Worte gesagt. Glaubt mir, theure Freundin, man braucht bei manchen Menschen nichts zu erfinden, wenn man von ihnen wieder erzählt, so fern stehn sie mit ihrem Wesen der hergebrachten Möglichkeit. Nachher führte er mich zu einem Sessel, und ich mußte ihm diesen entzaubern helfen. Er erzählte mir, daß, so oft er in diesem sitze und meditire, steige jedesmal hinter seinem Rücken ein ungeheures, widerliches Fratzengesicht empor, und kucke ihm über die Schultern in sein Buch; er sei oft erschrocken, und habe darüber den Faden seiner Gedanken verloren; manchmal aber habe er lachen müssen, was noch schlimmer sei, denn im Gelächter erlösche alle Frömmigkeit, und das, was die Menschen Lachen nennten, sei eigentlich der bestimmteste Gottesleugner. Seht, werthe Frau, so denkt, handelt und träumt dieser sonderbare Mann, den wir wohl zu den wahnsinnigen rechnen müssen. — Doch, warum so viel von diesem Thoren sprechen? Diesen klaren Augen gegenüber! Wenn der Wahnsinn dort in jener finstern Gegend eines willkührlichen Aberglaubens liegt, so ist in diesem Lächeln und liebevollen Blick Freude, Vernunft und die Wahrheit, um die es sich allein der Mühe lohnt, das Leben noch so weiter zu leben.

Ihr seid sehr artig, Herr Dechant, sagte Catharina nicht ohne Verlegenheit; wie sollte man glauben, daß ein Priester auch wie ein Weltmann so überfeine Schmeicheleien und Unwahrheiten einer alternden Witwe vorsagen könnte! Möchte ich Euch doch auch fast für einen bösen Geist halten, der mir erschiene, um mich zu thören, so wie jener Euren Bischof irrte, wenn gleich Eure Gestalt nicht so abschreckend ist.

Ihr seid witzig und bitter, sagte der Dechant, und das habe ich nicht um Euch verdient. Ihr sprecht das Wort Priester mit einem besondern Ausdruck. Euch, der Verständigen, brauche ich doch wohl nicht zu sagen, daß alles Abschreckende, Beschränkende, Verweisende und Furchtbare, was ehemals in diesem Laut liegen konnte, jetzt seine Bedeutung verloren hat. Ihr kennt und wißt von den Italienern. Sind sie doch oft genug als Gesandte, Reisende, Geschäftsträger in unserm Lande. Ihr habt so viele Franzosen gesehen, auch von hier sind, wie oft, die vorzüglichsten Männer in Eurem Hause gewesen. Mag der Haufen, der gemeine Mann, der Arme, oder der zünftige Priester, der nichts Höheres kennt als den Zehnten und die Beisteuer, die ihm aus Beichtehören und Messelesen erwächst, am Buchstaben, an der todten Lehre haften, und aus dem Mißverstand den Sinn, aus der kalten Verzweiflung den Trost holen wollen. Wir alle, wir Höherstehenden, wir Begünstigten, wissen, daß das Geheimniß eben ein verriegeltes Thor für jeden ist, der draußen bleibt; daß aber derjenige, welcher den Schlüssel besitzt, in diesen Lehren und Ueberlieferungen, in diesen Gesetzen und Strafen die Erklärung sieht und faßt, die ihn eines freieren und edleren Lebens würdig und fähig macht. Was der Geweihte in allen Zeiten lehren konnte, er, dem die Binde von Augen fiel, der sich weder durch Buchstaben noch Gespenst schrecken ließ, das versteht derjenige, der ohne Frage und Antwort zum Bunde hinzugelassen ist. Das Göttliche ist nur darum ein Geheimniß, weil es der Haufe nicht versteht und nicht verstehen kann. Wunder ist Alles, oder Nichts. Der versteht das Wundervolle nur, der im verschlossenen Busen die Erklärung schon hinzu bringt. Gesetz und Schranke dient nur, den Pöbel abzuhalten. Der erkennende Geist, der Erhabene, derjenige, welcher liest, ohne sich mit den Buchstaben zu quälen, erreicht sogleich, ohne auf Staffeln hinauf zu klettern, die höchste, oberste Stufe. Dasjenige, was in unserer Religion das Göttliche, Wahre, Ewige ist, war schon da, bevor die Menschen noch von Christenthum oder Christus wußten. Wir sind nur dadurch Christen, indem wir als Schüler das offenkundig bekennen und aussagen, was ehemals ein Geheimniß war. Das alte Geheimniß, was der Vorzeit unverständlich und ein Gräul war, ist nun auch nach außen gekehrt, und dafür das, was in frühern Jahrhunderten allverständlich war, wiederum zum Geheimniß geworden. Denn so erzeugt sich immerdar das Verständniß aus dem Unverständlichen. Derjenige aber, der Beides verbinden kann und mag, nur er allein ist der wahre Mensch der Natur und der Religion; ihm allein sind alle Zeiten erschlossen, und nur er ist der Freiheit fähig, welche die Apostel in räthselhaften Worten dem wahren Christen verheißen haben. Die Vision mit den reinen und unreinen Thieren deutet darauf hin; der Spruch: dem Reinen ist Alles rein, nicht weniger. Aber nur die Auserwählten haben den Muth, das ganze Leben in allen seinen Kräften zu erfassen, und niemals nach Reue, Vorwurf und allen den Armseligkeiten zurück zu blicken, durch welche jene schwachen Geister geängstiget werden, die immerdar der Sünde hingegeben sind, indem sie tugendhaft zu sein wähnen, und nicht wissen, wo sie den ewigen reinen Urquell der Wahrheit suchen sollen.

Ich verstehe Euch und Eure Weisheit nicht, antwortete Catharina; Ihr haltet mich für zu wissend und gelehrt, daß Ihr mir diese Gedanken mittheilt.

Und wandelt doch, sagte der Dechant lebhaft, seit Jahren in unserer Mitte nach dieser Einsicht, befolgt doch in Eurem Dasein und Walten diese Lehren. Ich habe Euch deshalb seit lange bewundert; diese Stärke des Charakters, diese Freiheit der Gesinnung ist es, die Euch mein Herz gewonnen haben. Ja, geliebte Frau, verstehen wir uns ganz, sprechen wir ganz offen mit einander, damit wir uns kennen und uns gegenseitig glücklich machen. Seit lange schon, so wie ich Euch kannte und beobachtete, habt Ihr mein Gemüth entzündet, alle meine Gefühle erregt, und die leidenschaftlichste Liebe hat sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Mein Stand, mein Gelübde, alte Satzungen und Vorurtheile, der Aberglaube und die Unvernunft haben mich, wenn ich mich allem diesen fügen will, auf immer elend gemacht und mein Dasein vergiftet. Genuß und Schönheit, Natur und Wahrheit, Kunst und Einsicht werden mir zum Fluch, wenn ich mich diesen Einrichtungen einer längst rasend gewordenen Welt fügen will. Wohin ich blicke, hat sich der denkende Priester, der Pabst auf seinem Thron, der Bischof, so wie der einsame Mönch, alle haben sich diesen strengen Satzungen entzogen. Wir selber müssen jene witzigen Geschichten und anstößige Begebenheit belachen, welche von Priestern erzählt werden, und deren Wahrheit wir nicht leugnen können. Derjenige, der in der ächten, alt strengen Furcht Gottes, in der Beobachtung jener Gesetze wandelt, die heilige Männer mit verfinsterten Stirnen vorschrieben, bleibt ehrwürdig und groß, wenn er kämpft und siegt; immer ist es erhebend, wenn das Sterbliche dem Unsterblichen (wie die Menschen denn nun einmal diese Trennung gemacht haben) geopfert wird. Alles in der Welt ist wahr, und Alles unwahr; der Denkende und der Grübler sind eben diejenigen, die am meisten in die Irre gerathen werden. Schon in den frühesten Zeiten, und bei Aegyptern wie Persern, meinte der Priesterstand, er müsse durch vorgegebene Entfernung von aller Freude, von allem Glück und Genuß, der das Leben der Sterblichen erhöht und ihm Inhalt giebt, das Volk blenden und in Unterwürfigkeit erhalten. Aber auch Vernunft beherrscht die Unvernunft, auch der Schein vertritt die Wirklichkeit, und feiner Anstand, Freundlichkeit und Weltklugheit entwaffnen den rohen Haufen. Man verletze nur nicht den Schein, man fordre das öffentliche Urtheil nur nicht heraus, und man herrscht noch sichrer als jener finstere Ernst, der mit seinen Schrecknissen doch manchmal nicht auslangt. Das ist die Kunst des Lebens, Alles mit einander auszugleichen, und diese große Kunst ist es, die ich an Euch immer habe bewundern müssen. Denn eben so, ja schlimmer noch, wird Euer Geschlecht, die Frau so wie das Mädchen, von Vorurtheilen und Aberglauben umgarnt und umstellt. Argwohn, Eifersucht, Lästerung stehen Wache, und senden die Bosheit, wie eine verzehrende Flamme, durch die Welt, um Spott und Schmach, Verfolgung, Schande, ja Einkerkerung und Tod, auf jene herabzuziehen, die die Satzung verletzten und dem Triebe des Herzens oder der Natur folgten, oder die selbst ganz unschuldig sich nur der Heiterkeit, dem Scherz und Lachen auf Stunden hingaben. Wie ist die Welt durch jenen finstern Ernst entstellt, der in allen Wand-

Digitized by Google

lungen als Gesetz, Moral, Sitte und Religion auftreten will. Wie hat er die natürlichsten Verhältnisse zerrissen, alle Freuden vernichtet, das Schöne entwürdigt und die Natur selbst in ein Gespenst verwandelt. Das sind in solcher Irrsaal die wahren Menschen, die sich auch beim Pöbel nichts vergeben, und dennoch sich und ihrer wahren, ungefälschten Bestimmung leben; die nicht von blinder Leidenschaft hingerissen, Unglück in Familien verbreiten, gute, wahre Ehen verderben, deren es freilich nicht so gar viele giebt, und dadurch, indem sie Elend veranlassen, jenen finstern Gesetzgebern, den wahnsinnigen Ascoten und Einsiedlern, wieder in die Hände arbeiten, die uns immerdar predigen, die Freiheit sei das Böse an sich selbst, und der Mensch sei nur um so besser, frommer und tugendhafter, je mehr er eiserne und unzerbrechliche Schranken um sich ziehe. Ihr seid ein Muster Eures Geschlechtes, und beweiset uns, daß auch Weiber Philosophen sein können. Ihr benutzt Eure Stellung, um Euch selbst und das Leben auf die feinste und freieste Art zu entwickeln und zu genießen, Jung und Alt umgiebt Euch, Dichter und Künstler, Mädchen und Frauen entziehen sich Eurem Umgange nicht; der vornehme Ritter, der stille Bürger, der Geistliche achtet Euch, und immer habt Ihr einen Günstling, einen jungen und ältern Mann, der diese Auszeichnung verdient. Ihr verachtet die Lästerung und wißt sie zu zähmen, sie wird niemals Frechheit und Anklage. Sei Liebe eine himmlische Entzückung, sei die wahre Ehe eine heilige Einrichtung, immer werden sich edle Menschen finden, die von einer einzigen, ewigen Liebe, die von einer Verbindung, die Gesetz und Kirche weiht, nicht befriedigt werden können. Ihr gehört zu diesen Frauen, und Ihr seid mir darum nur noch liebenswürdiger. Und in diesem Sinne wage ich nicht zu viel, da ich weiß, daß Ihr mir nicht unhold seid, Euch meine Liebe und Leidenschaft für Euch zu bekennen. Glaubt nicht, daß mein Gefühl, oder mein Glück, wenn Ihr mir holdselig entgegen kommt, mich roh und unfreundlich machen wird. Wie könnte ich verlangen, daß Ihr für mich allein Augen und Sinn haben solltet! daß Euch nicht Andere, Jüngere und Schönere auch gefielen! Noch weniger fällt mir ein, Euer Verhältniß mit Friedrich, das Euch zu beglücken scheint, aufzulösen. Aber auch mir könnt Ihr Freundlichkeit, Gunst und Liebe zuwenden, und mein stilles, unbekanntes Glück soll Euch nichts rauben, und keinen Seufzer um ein verlornes kosten. Aber noch inniger werden wir uns dann verstehen, und durch mein Verhältniß zur Kirche und zur Welt ist Eure Stellung noch sicherer und fester. Gehört Friedrich zu jenen Schwachen, die nur an eine ausschließende Liebe glauben können, die den verehrten Gegenstand wie einen Besitz, wie ein Eigenthum behandeln wollen, so sind wir klug und erfahren genug, ihm unsere Verbindung verhüllen zu können.

Während dieser langen Rede war die überraschte Frau ganz in sich und in die Worte des Dechanten versunken; sie war erschreckt und erschüttert, und gewann erst wieder die Gewalt über sich, als sie sich in den Armen des Dechanten sah, und einen brennenden Kuß seines Mundes auf ihren Lippen fühlte.

Sie stand auf, ganz mit Röthe übergossen, sah sich um, und bemerkte, daß die Dienerinnen sich entfernt hatten. Sie ging durch den Saal, und drückte den Arm des Geistlichen von sich, der sie in vertraulicher Umschlingung begleiten wollte. Ich sehe Euch erschüttert, sagte er endlich, und das ist, was ich am wenigsten erwarten konnte.

Wie! rief Catharina, so wenig habt Ihr mich gekannt! O über die klägliche Bestimmung des Weibes! Sind wir nicht ganz wie alte Basen und Muhmen, ganz eingewickelt in Herkommen und in trübe Langeweile des Hauswesens, so meint Jeder, wir sind auch als freie Beute jedem Gelüste Preis gegeben. Daß der Pöbel so von mir denkt, habe ich verachten können; daß aber diejenigen, die sich meine Freunde nennen, mich nicht achten und verstehen, muß mich innigst kränken. Ja, tief schmerzen muß es mich, mich selbst, mein Geschlecht und die Natur muß ich verachten, daß ein Mann, der mir würdig dünkte, den ich mir befreundet wähnte, mir diese Worte sagen, diese Vorschläge einreden darf. Es ist denn doch ein Zeichen, daß in allen, allen Männern eine tiefe unvertilgbare Verachtung der Weiber und ihrer Bestimmung wohnt, die manche nur, wenn sie sich für verliebt ausgeben, leicht mit Phrasen und süßen, eigenliebigen Gefühlen verhüllen. Durch meine Jahre glaubte ich endlich vor aller dieser Mißhandlung, die die Männer immerdar an der Schönheit ausüben, die sie anzubeten wähnen, gesichert zu sein; ich folgte meinen unschuldigen Launen, ich ergötzte mich am Geiste und an der Reife der Männer; ich hatte mit meinem Leben und allen Hoffnungen abgeschlossen; mein Gefühl und mein Herz wahrte ich und trug meine Leiden nicht zur Schau, um die Heiterkeit der Gesellschaft nicht zu stören, und diese Opfer wie Mittheilungen ziehen es mir zu, daß ich verkannt und erniedrigt werde. Ihr sprecht von der Freiheit, als dem edelsten Besitz des Geistes, und nehmt doch schon ohne Fragen an, das Weib könne nur ein Genuß, ein Zeitvertreib sein, gradelt genug, wenn sie Euren Sinnen Befriedigung gewährt. Daß sie auch in der Liebe selbst ein Opfer bringt, daß sie auch im süßesten Einverständniß fürchten muß, im Herzen, das ihr ganz ergeben, möchte jenes Gefühl der Verachtung erwachen, welches sie und ihr ganzes Geschlecht erniedrigt, daß sie also immerdar, auch angebetet, auch beglückt, immerdar an jenem Abgrund steht, der sie und die Liebe in jedem Augenblick verschlingen kann, das ist Euch in Eurer tyrannischen Männersicherheit noch niemals eingefallen. Ja, jener Fluch, den die erste Mutter des Menschengeschlechts empfing, ist keine bloße Sage, die bittre Wahrheit, die täglich, stündlich jedem fühlenden Herzen in Erfüllung geht. Ich muß glauben, daß auch in der wahren, edlen Liebe des besten Mannes, in seiner Schwärmerei und Begeisterung, diese Verachtung unsers Geschlechtes, diese unbewußte Verhöhnung des Edelsten in uns, einen Theil seiner Schwärmerei ausmachen muß.

Wie Ihr es nun nehmt, deutet und nennt, rief der Dechant sehr bewegt: mit andern Worten, Ihr seid Weiber und wir sind Männer; um dieses klare Geheimniß, um dieses Räthsel, welches keiner Lösung bedarf, dreht sich Alles. Das einfache, ungetrübte Naturgefühl weiß von diesem Schmerz und dieser Grübelei nicht, es nimmt selbst den Scherz und alle Empfindungen, die Ihr krampfhaft aufgeregt Verachtung nennt, leicht und heiter auf. Sei Alles, was Euch schmachvoll dünkt, nun auch Natur-Nothwendigkeit; aber warum Fluch! Alles, was lebt, hat seine Schranken, und lebt nur in diesen; Alles, was Ihr ersinnt und denkt, könnt Ihr Euch nur in Bedingung, in Beschränkung denken; das Unbedingte, Schrankenlose ist ein Nichts. In diese Bedingung sich heiter fügen, sogar den Vortheil dieser Schranken verstehn, ist die Aufgabe des Lebens, und die Liebe, wie Ihr auch widerstreiten mögt, gleicht alle diese Widersprüche und Kämpfe am schönsten aus. Wer von den Sinnen und der Sinnlichkeit geringe denken will, der muß auch alle Kunst und Poesie verdammen, und warum soll ihm der Schmuck der Natur und die Farbe der Blumen, der Wohllaut der Musik und alle Schöpfung irgend etwas sein? Schlimm, verehrte Frau, daß gerade das, was ich an Euch hochschätze, mir Euren tiefsten Unwillen zuzieht, indem er es das Verwerfliche, Sündliche nennt.

Wir wollen nicht streiten, sagte sie, denn wir verstehen uns nicht. Aber glaubt mir, ein Verhältniß, wie Ihr es annehmt, hat zwischen mir und Friedrich nie stattgefunden, und kann auch niemals eintreten. Was mir das Leben noch sein kann, die Freuden, die mir noch blühen, sind nicht aus jenem Garten, in welchem mit Euch zu wandeln Ihr mich zwingen wollt. Friedrich ist mein Freund, eben so, wie Ihr es waret; mein Umgang mit ihm, mein Vertrauen zu ihm war nicht anders, als zu manchem, den ich in meinem Hause gesehen habe, seitdem ich Witwe bin.

Der Dechant sah die Frau mit scharfen Augen an, indem beide still sich gegenüber standen. Wenn es wahr ist, sagte er dann, wodurch Ihr nicht im mindesten in meiner Achtung steigen würdet, — wozu dann dieser ausgewählte Anzug? Diese Farben, von denen Ihr so genau wißt, wie sie Euch kleiden! Dieser Schmuck um Haupt und Brust? Warum muß diese so reizend, so verrätherisch sich blähen, nur bald verhüllt sein, um mit dem Elfenbein der blendenden Schultern zu wetteifern? Warum denn dieser feine, goldverzierte Schuh? Dieser blinkende Gürtel, der so schön Euren edlen und vollen Wuchs bezeichnet? Warum wollt Ihr in Jedem, der Auge und Sinne hat, diese Trunkenheit erregen, und sie niemals, wie die tödtlichen Sirenen, befriedigen?

Catharina weinte. Was ist Euch! fragte der Dechant erschrocken. Nun ja, sagte sie, so ziemt es sich, so muß es sein, daß derjenige, der am Mißverstehen seine Freude hat, Alles mißverstehen muß. Wie die Rose sich bei der Sommerwärme entfalten muß, und schöner und immer schöner blühen, bis sie am Sonnenstrahl verblaßt und bald nachher in Staub zerfällt, eben so in Unschuld wird das Weib sich durch Schmuck, Putz, Zier und Sauberkeit verschönen. Sie will freilich gefallen, sie will es, ohne es sich vorzusetzen oder darüber zu denken. Jene Schroffgesinnten, die mit Bedacht der Zier aus dem Wege gehen, und sich in verwildeter Nachlässigkeit selbst verhäßlichen, sind keine Weiber, und ihrer giebt es nur wenige. Euer Wort erinnert mich, wie bald es mir geziemen wird, vielleicht sollte es jetzt schon geschehen, mich in die Gewänder zu verhüllen, die dem Alter wohl anstehen.

Nein! rief der Geistliche, Ihr seid reizend, und wißt es; noch lange wird sich Eure Schönheit erhalten, denn sie ist großartig und edel, nicht den vergänglichen Zufälligkeiten anvertraut. Aber verwerfen sollt Ihr mich darum nicht, weil ich Euch vergöttere; weil ich Euch nicht glaube, denn auch diese süße, Unschuld und Tugend spielende Lüge ist dem Weibe als Mitgift von der ewigen Natur zur Ausstattung mitgege-

Digitized by Google

den. Opfert mich nicht ganz diesem Friedrich, den ich nicht verdrängen will; beglückt ihn und mich. Noch ist Eure Regierung der Schönheit nicht beschlossen, theilt künftig noch Andern Eure Gunst mit, wenn dieser, wenn ich Euch Langeweile machen; aber erkennt den Bund an, den ich als einen solchen anbiete, der uns geziemt, der mein Leben verherrlicht, der erst allen jenen freundlichen Worten, die Ihr mir manchmal gesagt habt, Seele, allen holden Blicken Geist einhaucht.

Catharina wandte sich ab, um sich in ihr Gemach zu begebe. Nein, verlaßt mich nicht so, mit dieser Verachtung nicht, denn diese muß ich für Lüge halten; Ihr bildet Euch ein, jenem Jüngling dadurch treu zu bleiben, und vergiftet so die schönste Region Eures Geistes. Haß erfüllt Euch dann statt Liebe, und dieser könnte aus Eurem Herzen, eben weil ich Euch ganz angehöre, in das meinige herüber sprühen. Wahrt Euch, ich bitte, in Eurem Hochmuth, und laßt die Klugheit wenigstens das thun, was Neigung versagt. Mäßigt Euch und schont mich mindestens. Es könnte sich, das fühl' ich, eine Hölle in meinem Herzen erzeugen, so sehr ich alle finstere Leidenschaften, die alle aus der Eigenliebe fließen, immer gehaßt habe. Seht Euch vor, überkluges, tugendsames Kindchen. Ihr wollt mit mir spielen und Eurem Stolze ein Fest geben; aber hütet Euch, ich bin kein Jüngling.

Welche Sprache, rief Frau Catharina aus, indem sie sich umwendete; wie ziemt sie Euch zu mir? Wißt, hört, es ist mir gleichgültig, ob Ihr es glaubt: ich habe mir nichts vorzuwerfen. Gott kennt mein Herz und meinen Wandel.

Gut, sagte der Dechant, indem er sich, um fortzugehen, nach dem Garten wendete, die Welt soll also Unrecht haben, alle Gerüchte sollen lügen, die Frau Denisel könnte sich einem Gottesgerichte unterwerfen. Aber auferstehen werden denn doch vielleicht einmal alle die Sünden, die jetzt im Winkel schlummern und begraben scheinen, die Verführung des jungen Friedrich — — nun? warum seht Ihr mich so zornig an? Den Namen könnt Ihr also hören, und mit Ruhe, — gut — aber auch, wenn ich Robert ausspreche? —

Er kehrte um, sie aber stürzte blaß in den Sessel und sah nicht, wie er Haus und Garten verließ. — Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, suchte sie sich durch Thränen zu erleichtern.

Am Nachmittage traf Friedrich seine verehrte Freundin noch weinend und in Schmerz aufgelöset. Sie empfing den Jüngling freundlich, mochte ihm aber jetzt noch nicht anvertrauen, wie sehr sie vom Dechanten gekränkt worden sei, weil sie seine Heftigkeit fürchtete. Sie gedachte aber der Warnungen, die Friedrich ihr noch gestern gegeben hatte, und sie erinnerte sich nun mit Schmerz, wie leichtsinnig sie die Entdeckungen seiner Eifersucht abgewiesen. Friedrich war sehr bekümmert. Er suchte die Geliebte zu trösten und zu beruhigen, aber Catharina war so tief betrübt, daß seine Reden nur wenig Eingang fanden.

Nach einer Pause sagte die Frau: Mein theurer, mein wahrer Freund, ich hatte diese Stunde dazu bestimmt, um Euch Etwas von meinen Schicksalen zu erzählen, damit Ihr mich näher kennen lerntet; und so wie ich meinem Gedächtniß das trübe Blatt meines Lebens wieder aufgerollt habe, hat mich ein ungeheurer Schmerz befallen. Ach freilich! sind wir meistentheils nur glücklich, wenn wir in Zerstreuungen, in Nebensachen uns selbst vergessen.

Meine Eltern, die in der Nähe unsrer Stadt Besitzungen hatten, waren reich. Ich ward als das einzige Kind mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen. Man kam allen meinen Wünschen zuvor, und meine Mutter, die schwach war und fast verliebt in ihr verzärteltes Kind, verdarb mich und bestärkte mich in meinem kindischen Eigensinn. Mein Vater zeigte mir seine Liebe durch Geschenke; er liebte den Prunk, war aber ein ernster, ja finstrer Mann, den keiner niemals lachen oder lächeln sah. Als ich nun zur Besinnung kam, erfuhr ich und bemerkte es selbst, wie er gänzlich ein Werkzeug der Priester sei, die sich aller seiner Kräfte bemächtigt hatten und ihn unbedingt regierten. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, und erzählte selbst zuweilen von jener Zeit mit Grauen, und klagte sich auf dunkle Weise vieler Vergehungen an. Es schien mir, als ich erst fähig war, nachzudenken und über dergleichen Dinge ein Urtheil zu fassen, daß er in seiner wilden Jugendzeit die Freiheit gemißbraucht hatte, die der Krieg und der Beruf des Soldaten bei so vielen zur Zügellosigkeit steigern.

So hatte er sich nun vorgesetzt, seine früheren Sünden durch Buße und strengen Wandel abzubüßen. In dieser Sinnesart bestärkte ihn vorzüglich sein abergläubiger Beichtvater, der jedes Geschöpf nur wie einen abgefallenen bösen Geist betrachtete, und in jeder unschuldigen Freude eine Gotteslästerung sah. Meine Mutter, deren weltliche Gesinnung diesem Wesen widersprach, fühlte sich in diesem finstern Treiben oft sehr unglücklich, besonders da mein Vater immer verschlossener und trübsinniger wurde; sie äußerte wohl, indem sie sah, daß jedes Jahr ihr mehr und mehr alle jene Feste, Reisen, Gesellschaften und weltliche Freuden raubte, auf welche sie mit Sicherheit gerechnet hatte, daß sie niemals die Verbindung mit meinem Vater eingegangen wäre, wenn er früher schon so streng und unfreundlich gewesen wäre.

So ward meine Jugend, die heiter zu beginnen schien, bald verfinstert, und noch mehr, als mein Vater verlangte, daß ich an seinen Andachtsübungen Theil nehmen sollte. Christenthum und Religion, wie ich sie nun kennen lernte, was diese Priester so nannten, war abschreckend und furchtbar. Der Gott, den sie erkennen konnten, war nur ein grausamer Tyrann, der an Qualen, die er verhängte, an sinnreichen Strafen, die er auf Kind und Kindeskind sendete, seine Freude hatte; das Leben war ein Gefängniß, der Mensch nur geschaffen, um zu büßen. Die Opferung des Sohnes heischte zur Vergeltung Blut; Haß, Verfolgung, Bitterkeit und Verzweifeln war es, woran sich diese Christen als solche erkannten.

Mein jugendlicher Sinn wendete sich mit Abscheu von diesen Vorstellungen. Es geschieht so oft, daß Kindern und jungen Gemüthern auf diese Weise selbst das Edelste und Größte auf immer oder auf lange verleidet wird, und ich bemerkte nicht an mir allein, daß die Mädchen und Jünglinge, die man vorsätzlich zu Frommen und Rechtgläubigen ausbilden wollte, am leichtesten in Unglauben und Widerwillen gegen die Religion verfielen. So war es auch mit mir. Es hatten sich mehr Mädchen meines Alters zusammen gefunden, und wir bildeten gleichsam eine stille Verschwörung gegen die Kirche und ihre Gesetze, wir brachen in unsern Versammlungen die Fasten, und ahmten die Lächerlichkeiten der Priester und unserer Beichtväter nach. Als die Sache verrathen ward, entstand, wie leicht zu begreifen, ein ungeheures Geschrei. Wir waren alle verdammt, und es konnten kaum Bußen genug und hinreichende Grausamkeit ersonnen werden, um diesen entsetzlichen Abfall wieder einigermaßen zu vergüten. Ich wurde menschenscheu, gab mich selbst auf, und mein Leben war mir in der Jugend schon verbittert. Jetzt befreundete ich mich mit den Vorstellungen des Todes und der Verwesung, da ich hier keine Freude haben sollte und mir jenseit keine denken konnte, daher war mein Wunsch und meine ganze Sehnsucht nach der Vernichtung gerichtet. Ich glaubte weniger als jene, aber um nicht wieder den grausamen Mißhandlungen derer zu verfallen, die für meine Seele sorgten, lernte ich lügen und heucheln, und war in meiner Treulosigkeit auf dem Wege, ganz schlecht zu werden. Meine Mutter bejammerte meinen Zustand, wußte aber keinen Rath, da man sie so eingeschüchtert hatte, daß sie kein Wort für mich zu sprechen wagte. Auch litt sie an einer Krankheit, die allgemach ihre Kräfte verzehrte, und an der sie wirklich nach einigen Monden starb. Ich hatte sie leiden sehen, und ihre Schmerzen hatten mir oft das Herz zerschnitten. Ich begriff es nicht, daß sie ungern starb, daß sie noch, selbst mit allen diesen Leiden, zu leben wünschte. Ich beneidete sie und wünschte mich an ihre Stelle; gern hätte ich meine Gesundheit und Jugend gegen die Vernichtung ausgetauscht, in welche sie jetzt, nach meiner Ueberzeugung, eingegangen war. In jener Stimmung, in welche ich damals gerathen war, erschien mir nichts so fürchterlich, als zu leben, da zu sein. Die ganze Schöpfung schien mir die Wirkung eines furchtbaren Fluches, oder der Niederschlag ehemaliger, wahnsinniger Geister, die auch verschwunden waren in das Nichts, und nur das tolle Werk ihrer Raserei zurück gelassen hatten, daß sich nun irr und zwecklos fortbewegte und ängstigte, und sich in Verzweiflung dem Tode entgegen quälte. Ich kann nicht Worte finden, meinen damaligen Zustand zu schildern, es ist mir auch nicht möglich, ihn mir deutlich zu vergegenwärtigen. Aber wahr ist, daß ich ganz und unerschütterlich überzeugt war, es sei kein Gott. Wie mir nun Kirche, Priester, Religionsübung erschien, wie mir die Lehren, die Wunder, die Messe und alles Christliche vorkamen und in das Ohr tönte, würde, wenn man es beschreiben wollte, das seltsamste Gemälde einer Verstimmung des Herzens und der Seele geben. Indem ich mich in der Kirche in mein Gebetbuch niederbückte, von meinem Schleier verhüllt, mußte ich oft laut in bitterm Hohn der Verzweiflung lachen, welches meine gläubigen Nachbarn für Thränen der Buße und Erschütterungen der Reue hielten, da meine Gottlosigkeit stadtkundig geworden war.

Ich schwankte an der Gränze des Wahnsinns hin. Schlimmer als jede Entartung ist diese innere Verwesung des Herzens. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht, als ich zur Jungfrau erwachsen war, einen wahrhaft frommen Mann, einen Priester hätte kennen lernen, der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurück kam: Dieser Pater Philipp, der in einem benachbarten Kloster ein Bruder war, löste allgemach meine Seele aus ihren Todesbanden. Daß nur Liebe der Geist der Religion, vorzüglich aber des

Digitized by Google

Christenthume sei, dieses Gefühl, diese Ahndung ging nach und nach in meinem erstorbenen, felsenharten Gemüthe auf. Alles, was ich verhohnt hatte, erschien mir nun als ein süßes Geheimniß, in welches sich mit allen Kräften unterzutauchen, himmlische Wollust war. Als ich erst als Schülerin in diese Lehre eingeweiht war, sprang mein Geist auch sogleich von einem zum andern Aeußersten; denn mir genügte nicht Wort, Bild und Wunder, ich glaubte alles noch inniger, in einem höhern Sinne zu verstehen und zu erfassen. Meine Trunkenheit hob mich oft wie über die Erde und alle Bedingungen des zeitlichen Daseins hinweg. Ich schaute, ich war entzückt, und rühmte mich, daß der Geist Gottes in mir sei, Philipp suchte diese Gefühle zu mäßigen und mich von dieser Schwärmerei zu heilen, welche er eben so gottlos als jenen starren Unglauben schalt. Ich verstand ihn damals nicht, und wähnte schon, in einer höhern Weisheit, als mein Lehrer, einheimisch zu sein. Wahrscheinlich wäre mein Abfall von dieser schwindelnden Höhe noch gefährlicher und heilloser als mein früherer geworden, wenn nicht das Glück oder mein Schicksal, vielleicht der Himmel, vielleicht ein böser schadenfroher Geist, mir einen Mann entgegengeführt hätte, der so in meinem Herzen das Gefühl der irdischen und ewigen Liebe anzündete, daß in diesem Schimmer sich alles sühnte und erquickte, alle jene über die Erde fliegenden Gefühle und Phantasieen sich im nächsten Gefühle milderten und zum Verständniß wurden.

Ja Friedrich, ich habe einmal geliebt, ich bin geliebt worden, und meine Liebe war kein Irrthum, war es wenigstens in ihrem ersten Frühlingsalter nicht. Ach nein, die Liebe selbst ist niemals ein Mißverständniß, nur stößt und verwundet sie sich leicht an diesen Mißverständnissen des Lebens und der Wirklichkeit.

Ein Mann, der schon das Jünglingsalter überschritten hatte, Robert, ward durch den Pater Philipp in unser Haus eingeführt. So wie ich ihn nur erblickte, mußte ich Vertrauen zu ihm fassen. Jetzt begann der Frühling meines Lebens, jetzt erst fand ich mich selbst im Abglanz meines Freundes, im Verstehen seines hohen Geistes erwachte meine Seele erst von ihren Träumen.

Ihr seht, mein trauter Friedrich, daß ich ganz wie zu einem geliebten Bruder zu Euch spreche. Mein Bildniß wird nach diesen Geständnissen meines Glückes und Unglückes klarer in Eurer Seele stehn. Dieser Robert hatte viele Länder durchwandert und war in Jerusalem mit dem Bruder Philipp bekannt worden. Seine Seele kam der meinigen entgegen und wir verstanden uns.

Ohne Wunsch, ohne Streben war diese Liebe. Es genügte uns Gespräch, Blick, Verständniß, Beisammensein. Robert war ganz glücklich, und ich war beseligt, daß er nicht mehr begehrte. Ein ganzer, heiterer, höchst beglückter Sommer verfloß uns in dieser krystallreinen Freude. Aber es sollte nicht immer so bleiben. Durch meinen Geliebten erfuhr ich zuerst von einem gewissen gereinigten Christenthum, das sich im Stillen verbreitet, und in vielen Ländern die hellern Geister, die kräftigeren Gemüther zu einem geheimen, unsichtbaren Bunde vereinigt hatte. Dieses Bündniß war gegen die verfolgenden Priester und den tödtenden Buchstaben ihrer rohen Satzungen gerichtet. Schon früher, belehrte mich mein Freund, hatten Waldenser und Albigenser dieselben Erleuchtungen gesucht, doch bei der fast allmächtigen Hierarchie jener Tage waren sie vertilgt worden, weil sie ihre Einsichten zu offenkundig gemacht hatten; das empörte Volk, das den geistigen Sinn nicht fassen konnte, mordete die Priester und zerstörte die Kirchen, und Clerisei wie Regenten vertilgten mit Feuer und Schwert diese Rebellen. Seitdem bewachte die geistliche Inquisition und der Dominikaner-Orden die Länder. Man freut sich, daß man heut zu Tage über dergleichen zu vertrauten Freunden, wenn auch noch nicht öffentlich, sprechen darf. Diese Einsichten vermehrten das Glück meiner Liebe, und ich that mir selbst das Gelübde, mich niemals zu vermählen, um in diesem geistigen Bunde meine ganze Befriedigung zu finden, und so am schönsten mein Leben zu erfüllen.

Aber es war mir nicht vergönnt, meinen Vorsatz auszuführen. Die Priester, die sich zwar nicht die Macht der früheren Jahrhunderte anmaßen durften, waren doch in Wuth, als sie hie und da auf die Spuren dieser unsichtbaren Gemeine gekommen waren, und sie zürnten um so mehr, weil alle diejenigen, die sie auf ihrem dunkeln Wege entdeckten, zu den tugendhaftesten und frommsten Christen gehörten, die sie selbst vielfach gelobt und andern als Muster zur Nachahmung aufgestellt hatten. Mein Vater schäumte vor Wuth, und der angeklagte verdächtige Robert durfte unser Haus nicht mehr betreten. Damit nicht zufrieden, suchte mein Vater mir unter seinen geistigen Zunftgenossen einen Gemahl aus, der mich genauer bewachen und vor allen Verirrungen bewahren sollte. Ein ehemaliger Soldat, noch älter als mein Vater, war derjenige, den die Priester auserkohren, um meine Seele zu retten. Sein Wandel war in der Jugend und in jenen Feldzügen so ruchlos gewesen, daß man sprichwörtlich denjenigen, den man als abscheulich bezeichnen wollte, nur „so arg, als Denisel" nannte. Obgleich sich dieser Sünder bekehrt hatte, auf jene Weise nämlich, auf welche ihn jene abergläubigen Priester hatten bekehren können, so war der Zorn und die Wuth des alten Riesen immer noch furchtbar und ungeheuer. Viele Fehler hatte er nach seiner Meinung abgelegt, aber niemals, wie er selbst bekannte, hatte er sich die geringste Mühe gegeben, sich des Trunkes zu entwöhnen, und selbst sein Beichtvater durfte ihm mit dieser Anmuthung nicht beschwerlich fallen. Dadurch wurde sein Zorn, an den er sich seit früher Jugend gewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit, auch der geringfügigsten, in ihm aufgeregt, er kannte sich selbst nicht, und wußte nicht, was er in dieser thierischen Wuth begann. Sehr oft, und wohl die Folge seiner wilden ausschweifenden Jugend, fiel er dann in Krampfen nieder, in welchen er schäumte nnd sich ohne Bewußtsein wälzte. Oft hatte man schon glauben müssen, daß er in solchem Anfalle seinen Geist aufgeben würde. So sehr war das Gemüth meines armen Vaters verfinstert worden, daß er den Einreden seiner geistlichen Freunde nachgab, und mir dieses Ungeheuer zum Gatten bestimmte. Daß jede Einrede von mir vergeblich sein würde, wußte ich, und ich verlor auch kein Wort gegen meinen Vater, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber zu meinem Freunde Philipp flüchtete ich, den ich bei einer Muhme von mir traf. Er tröstete mich; aber welcher Trost konnte fruchten! Einigemal sah ich auch meinen Geliebten heimlich. Er war in Verzweiflung. Wie glücklich ich in deiner Nähe, im Bewußtsein deiner Liebe war, rief er aus, davon bist du Zeuge gewesen; kein Wunsch, keine Begier bestürmte dich. Vielleicht soll der irdische Mensch nicht so geistig schwärmen und sich seinem Berufe, der Aufgabe des Lebens entziehen, die er freilich auch mit den Niedrigsten theilt. Aber meine Seele duldet es nicht, dich in den Armen jenes Ungeheuers so völlig entweiht, so bis zum Entsetzlichen geschmäht zu denken. Jetzt ist die Begier, dich ganz mein zu nennen, daß du mir als Gattin angehörst, geheiligt worden. Jetzt ist es meine Pflicht, dich zu diesem Schritt zu überreden, durch meine Liebe dich zu ihm zu zwingen, wenn du dich weigern solltest.

In der Verwirrung aller meiner Lebensgeister folgte ich seinen Einreden nur gar zu gern. Ich ward sein Weib und Philipp segnete unsern Bund.

Wir sahen uns oft bei jener Muhme, einem liebevollen, schwachen Wesen, die durch unsre Noth war gerührt worden. Da aber zu befürchten stand, daß mein Vater alles entdecken würde, so hatten wir die Flucht beschlossen; wir hatten vor, uns nach England zu wenden, wo Robert angesehene Freunde hatte. Doch zu spät. Mein Vater traf mich, indem ich einen Brief an Robert schrieb, aus ihm ersah er, daß er mein Gatte war. Er schäumte und war entsetzlich in seiner Wuth. Ich ward eingesperrt und bewacht. Er wendete sich an Bischof und Clerisei. Philipp ward als Verbrecher angeklagt und mußte entfliehen, ich weiß noch jetzt nicht, wohin. Alle Worte, Bitten und Klagen waren vergeblich. Durch Geld — o was vermag das Geld nicht — brachte man es dahin, daß meine scheinbare Ehe, so nannte man sie, für ungültig erkannt und aufgelöst wurde; ich sei noch nicht mündig gewesen, und habe mich also, vorzüglich ohne Wissen meines Vaters, noch nicht versprechen können; Philipp sei ein Abtrünniger und kein Priester, er habe also das Sakrament nicht verwalten und spenden dürfen, und von jener Sünde des Concubinats ward ich, als Unwissende, Thörichte, von meinem Beichtvater, nachdem ich mancherlei Bußen hatte üben müssen, losgesprochen. Ich war wieder vernichtet und zum zweiten Mal um mein Leben, und um ein verschöntes, veredeltes betrogen. Ich mußte mich und die Welt und Menschen verachten, um so mehr und schmerzlicher, da der rohe, gefühllose Denisel keinen Anstand nahm, mich nach diesem öffentlichen Schimpf als seine Gattin heimzuführen.

O! es ist entsetzlich, was der Mensch erleben und ertragen kann, und kein Mann kann es fühlen und wissen, um wie viel furchtbarer noch das Schicksal des Weibes ist. Sei er durch Unglück an eine Gattin gekettet, die er hassen oder verachten muß, — so vernachlässigt er sie, findet im Geschäft, Arbeit, Gesellschaft, oder bei andern Weibern, selbst im Laster, Zerstreuung und Trost. Giebt er sich in schwachen Stunden dem aufgedrungenen Weibe hin — er verliert nicht seinen Werth, nicht sich selbst in ihren Armen. — Ja, Freund, wir sind schon in der Geburt, seit dem Beginn der Schöpfung verflucht, und nur wenigen, nur Auserwählten ist es vergönnt, sich dieser Schmach und Verwerfung zu entziehen, und diesen gelingt es doch wohl nur, wenn sie sich der Alltäglichkeit, den kümmerlichen Gewohnheiten des Lebens, der hoffnungslosen Mittelmäßigkeit unbedingt ergeben, und einem

Digitized by Google

Gatten angeschlossen sind, der auch von sich und dem Leben nichts als ein jammervolles Unbedeutendes erwartet. — Gefühl, Liebe, Sehnsucht nach Wahrheit und unsterblichen Gütern überliefert uns immer wieder dem schadenfrohen bösen Feinde.

Was mir am leidlichsten schien, ja was mir eine Art von Trost gewährte, war die Grausamkeit, mit der mich dieser aufgedrungene Gatte mißhandelte. Mein Vater, die Priester und er waren übereingekommen, daß er mich, als Ersatz der Kirchenbuße, wegen meiner Abtrünnigkeit täglich züchtigen und strafen könne, auch ohne alle Veranlassung, ohne daß ich gegen ihn den kleinsten Fehl, nach seiner Meinung, begangen habe. Dies zu thun vergaß mein Peiniger nie. Meine Gesundheit schwand, mir war alles gleichgültig, ich stand in keinem Verhältniß, in keinem Zusammenhange, weder mit Gott noch Menschen. — Ach! mein Freund, ich habe viel gelitten, ich habe viel gefehlt, und auch an der Liebe mich versündiget. Damals wünschte ich kaum noch den Tod, denn Sein und Nichtsein lag in der fürchterlichsten Gleichgültigkeit vor mir. Ich glaube, eine Pflanze hat mehr Stolz.

Unvermuthet lichtete sich mein Dasein wieder aus. Die Liebe macht listig und erfinderisch, und so hatte Robert Mittel gefunden, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, wieder in die Stadt zu kommen; er hatte mit meinem Peiniger Bekanntschaft gemacht, und als armer Bittender dessen Gunst so sehr gewonnen, daß dieser ihn in seine Dienste nahm. Wie erstaunte, wie erschrak ich, ja hielt es für ein Wunder, als mein Mann mir meinen Geliebten, meinen Gatten selbst in mein Zimmer führte, und diesem die Aufsicht über mich anvertraute.

Freilich hatte sich mein Leben nun verwandelt. Die Kunst des Robert vermochte viel über den unmenschlichen Denisel, nur konnte er ihn nicht überreden, die Strafen, mit denen er mich täglich heimsuchte, zu unterlassen. In der Abwesenheit des Mannes war Robert mein Gesellschafter. Oft aber, wenn Denisel keine vornehmen Freunde fand, mußte Robert mit ihm trinken und schwärmen; in diesen wilden Stunden erzählte er ihm von den Streichen seiner Jugend, von seiner Rohheit und Mordsucht im Kriege, von den Weibern und Mädchen, die er verführt und elend gemacht hatte, von den Bauern und Bürgern, die er geplündert oder in ihren Häusern verbrannt hatte. Auch jetzt noch, ob er gleich Greis war, hatte er noch seine Liebschaften mit gemeinen und liederlichen Dirnen. Alles dies erzählte mir Robert, und es war natürlich, daß ich meinen Quäler nur um so mehr verachtete und haßte.

War mein Wesen verwandelt, so war auch Robert nicht mehr, wie ich ihn ehemals gekannt hatte. Sein Sinn war weltlicher, heftiger, ja ich mag es wohl so ausdrücken, roher geworden. Die Gelage, zu welchen er meinen Mann begleiten mußte, waren ihm bald nicht mehr so zuwider, wie Anfangs; ich entschuldigte es, wenn ich ihn manchmal berauscht sah, daß er sich der Umgebung und dem Willen seines Herrn fügen müsse. Wollte ich, wenn ich ihn jetzt betrachtete, meine Empfindung für ihn mit jener messen, wie sie noch vor Kurzem, wie ein Engel leuchtend, durch meine Seele flog, so schnitt es durch mein Herz; ich konnte mich jenes Himmelsklanges nicht erinnern, und mir war, als sei alles nur Lüge gewesen, welche mir eine Seligkeit erheuchelt hatte.

Warum, Freund, führe ich Euch diese Wanderung durch die furchtbare Wüste meines Gemüthes! Ihr sollt mich kennen lernen, damit Ihr Euch und mich beruhigt. Aber richtet nicht zu strenge, und entzieht mir Eure Achtung und Freundschaft nicht.

Heftiger geworden, in einen Mann verwandelt, der sich viel weltlicher als ehemals zeigte, glaubte Robert sich durch seine ihm von der Kirche gegebenen Rechte ermächtigt, vertraulich mit mir umzugehen, und auf das neu geschlossene Bündniß keine Rücksicht zu nehmen. Alle meine Zweifel wußte er mit seiner Beredsamkeit zu widerlegen, seine Bitten bestürmten mich, die Achtung vor mir selbst hatte ich längst verloren, meinem Quäler glaubte ich keine Pflicht schuldig zu sein, Religion und Priester hatten sich mir als Feinde, die erkäuflich waren, gegenüber gestellt, und so ergab ich mich ihm, in der Ueberzeugung, ihn glücklich zu machen.

Ich fühlte, daß er mich noch liebte, aber jene Heiligkeit war aus seiner Liebe entschwunden; er ehrte mich nicht, er achtete mich nicht mehr; Mitleid, Erbarmen hatte er mit mir, und sich selbst hielt er ebenfalls geringe, und suchte jetzt durch Leidenschaft und Heftigkeit zu ersetzen, was seinen Gefühlen an Innigkeit abging. Und doch waren wir glücklich, so sehr, als es arme Verirrte sein können, die jede Leuchte in der Nacht verloren haben.

Muthwille, Scherz und Witz sollten unser Dasein erhöhen, wir freuten uns, wenn der gemeine Denisel durch eine neue List betrogen wurde, wenn ein Anschlag gelang, ihn vom Hause fern zu halten, wenn wir, seine Trunkenheit benutzend, in seiner Nähe uns Liebkosungen erlaubten. Robert wurde mit jedem Tage ausgelassener; mit den grellsten Farben schilderte er mir jetzt oft die Ausschweifungen des rohen Gemahls, und ich freute mich dieser Darstellungen und lachte. Doch ward es noch schlimmer. Mein vormaliger Gatte und jetziger Geliebter konnte sich, um seinen Herrn nicht mißtrauisch zu machen, vielleicht schon durch eigenen Leichtsinn dazu bewegt, dem nicht entziehen, hie und da auch eine Liebschaft anzuknüpfen und ein ärgerliches Abentheuer zu bestehen. Wenn er mir diese Geschichten eben so umständlich und anstößig erzählte, so schnitt freilich eine brennende Eifersucht durch meinen Busen, aber ich lachte doch, weil mir das ganze Leben als ein albernes Possenspiel, eine widrige Fratze erschien. Längst schon war durch Robert jene weibliche Heiligkeit meines Wesens verletzt, schon in seinen herzlichsten, liebevollsten Stunden mußte ich ihm vieles vergeben, und um ihn zu entschuldigen, redete ich mir vor, er könne nicht anders sein, denn dies sei die Natur der Männer. Jetzt hatte ich nun entdeckt, daß auch im besseren Weibe, und für ein solches hatte ich mich gehalten, das Unheimliche, Frevle und Freche schlummre, das nur durch Leidenschaft und Selbstvergessen geweckt werden dürfe, um harmlosen Scherz, holdselige Schalkheit und süßen Muthwillen in das Widerwärtige und völlig Unweibliche zu verwandeln.

Ja, ich gestand es mir, ich sei eine Buhlerin, nichts besser als Hunderte, die ich ehemals verachtet und verabscheut hatte. Ich meinte dann, das sei Schicksal und das menschliche Leben. Wir bildeten jetzt in unserm Hause eine Gruppe, wie eine der vielen, die uns Boccaz so witzig und kräftig schildert.

Woher nehme ich den Muth, Euch alles das zu sagen, was die Schwester vielleicht dem Bruder verschwiege? Weil ich Euch ganz vertraue, und weil Ihr mir helfen sollt, wenn Ihr mich ganz und alle meine Verirrungen kennt.

Immer dreister und unbesonnener wurden wir in unserem Taumel. An einem Tage, an welchem wir uns am sichersten glaubten, überraschte uns der grausame Denisel. — Diese Stunde war die furchtbarste, die ich noch erlebt hatte, so entsetzlich auch mein Leben gestaltet war. Kein Mensch vermag die Wuth meines Mannes zu beschreiben. Nicht bloß war er darüber in Verzweiflung, daß ich ihn getäuscht hatte, sondern daß es durch den geschehen sei, den er mir im vollsten Vertrauen zum Wächter gesetzt hatte. In seiner Wuth befiel ihn jener tödtliche Krampf, der ihn so oft leblos niederstreckte.

Er kam wieder zu sich, und statt Ausbrüche neuer Wuth, die wir erwarteten, erhob er sich, setzte sich matt in einen Sessel und weinte laut und heftig. Da er unser Erstaunen sah, sagte er schluchzend, indem er noch ohne Fassung war: Ja, Ihr Schändlichen, Ihr seht etwas, das mir selbst ein Wunder dünkt. Seit meiner Kindheit habe ich keine Thränen vergossen, so viel Elend ich auch sah und erlebte. Wißt denn, schon seit lange hat mich die ruhige Ergebenheit dieses Weibes, ihre Geduld, mit der sie meine Grausamkeit ertrug, tief bewegt. Ich empfand, wie unglücklich sie sein mußte, und warf einen reuenden Blick in mein Leben. Ich nahm mir fest vor, besser zu werden, und sie fortan gut und freundlich zu behandeln; sie sollte künftig nur Güte in mir finden und sich mit mir versöhnen. Diesem Menschen, den ich liebte, dachte ich eine Summe zu schenken, daß er nicht mehr Diener zu sein brauche, sondern mein Freund würde. Gemeinsam wollten wir in Liebe und Ruhe leben, ich wollte mich von jenen hassenden Priestern zurückziehen, denn ich schämte mich vor dieser Catharina, die mir wie eine Heilige gegenüber stand. Und nun! ich sehe, sie ist schlechter als ich, sie verdient nur meine Verachtung.

Jetzt stellte sich Robert ihm gegenüber, gab sich zu erkennen, nannte seinen Namen, erzählte sein Unglück, und wollte ihm deutlich machen, daß er selbst mir früher angehört habe, und daß unsre Verbindung vom Priester geweiht und eine rechtmäßige Ehe gewesen sei, die widerrechtlich sei aufgehoben worden. Als Denisel erfuhr, seit wie lange er schon sei getäuscht worden, und mit welchen Künsten sein größter Feind sich ihm genähert und seine Freundschaft erworben habe, gerieth er von neuem in Wuth und Raserei. Er stürzte, indem er einen Dolch faßte, auf Robert, um ihn zu ermorden; dieser aber stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß der Alte rücklings über stürzte, wiederum in seine Krämpfe fiel und sich nicht erhob. Er war gestorben.

Robert fand zuerst Sprache und Besinnung wieder. Was wir in diesen Augenblicken erlebt hatten, war so erschütternd, so allgewaltig in unser Leben gedrungen, daß wir fühlten, eine neue Bahn liege vor uns, wenn wir uns nicht zu Grunde richten sollten. Robert war in Reue und Trostlosigkeit zerflossen. Die herzzerreißendste Anklage seiner selbst floß von seinen Lippen, wie er mich, die er zu lieben und zu verehren gemeint, in den Abgrund gezogen habe, und wie er jetzt sehe

und innigst fühle, daß die Liebe selbst das Böse sei; wie er jetzt verstehe, daß im ersten Keime derselben, in der frühesten und unschuldigsten Regung, die ihn wie mit himmlischer Heiligkeit überschüttet habe, schon das Laster geschlummert. Das Leben selbst, so fuhr er fort, sei Sünde, und das Gift in diesem regiere. Er bereue auch jetzt alle seine Irrthümer gegen die Kirche, er widerrufe jene Lehren, die er und Philipp ihren Vertrauten gepredigt hätten, und einzelne schlechte Priester könnten niemals die hohe Würde des Standes erniedrigen.

Er war ganz vernichtet, erflehte in Thränenergüssen meine Verzeihung, daß er mich zur Sünde verleitet habe, und ging, sich mit der Kirche zu versöhnen. Seit dem, so hat man mir erzählt, lebt er unter strengen Büßungen in einem Walde als Einsiedler.

Es machte kein Aufsehen, daß Denisel gestorben war; er war Greis, es war bekannt, daß die fallende Sucht ihn schon oft dem Tode nahe gebracht hatte. Auch mein Vater verließ bald die Zeitlichkeit, und ich war mir nun, im Besitz eines mäßigen Vermögens, selber überlassen; denn Vieles, das wir früher besessen hatten, war durch Denisel und meinen Vater an Klöster und Kirchen vergabt worden. —

Nun wißt Ihr Alles, mein vertrauter Freund, und ich hoffe, Ihr helft mir dieses Leben erheitern, welches ich mir erwählt habe, nachdem so viele Stürme mein Gemüth erschütterten.

Liebe Catharina, sagte der junge Mann, Euer Bekenntniß hat Euer ganzes Wesen mir näher gebracht, und doch wieder seid Ihr mir fremder und entfernter als gestern. Ich meine nur, da Ihr schon früher nachgabt, um einen andern zu beglücken, solltet Ihr um so leichter meinen Bitten nachgeben.

Lieber Friedrich, antwortete sie, ich habe in allen diesen Jahren nicht aufgehört, mich als Roberts wahre, vom Priester angetraute Gattin anzusehen. Ich wäre, wenn es seine Reue und Zerknirschung zugelassen hätte, wohl mit ihm, da ich nun frei war, nach England gereiset. Ich liebe ihn noch, sein Bild wohnt in meinem Herzen, ich darf ihm die Treue nicht brechen. Ihr verwundert Euch vielleicht, wenn ich Euch sage, daß ich selbst jene Umwandlung seines Wesens so wenig verstand, wie billigte. Gewiß hatten wir uns schwer versündiget, und viele Augenblicke der Schaam und Reue hatten mich zu dem Vorsatz geführt, besser zu werden. Meine unsterbliche Seele bedurfte es, aus dem Zustande der Erniedrigung wieder erhoben zu werden. Aber nicht durch Untreue gegen mich und das Edelste, was ich geschaut und erlebt hatte, durfte die Besserung anheben. Sein Bild, jenes Frühlingsgefühl, welches den Winter meines Herzens damals durch Duft, Glanz und Blüthe vertrieben hatte, war mir noch heilig, muß es mir in Ewigkeit bleiben. Ich kann nicht jenen Glauben aufgeben, alle jene Ansichten, die ich damals durch Robert und Philipp gewann; denn sie läuterten und erhoben alle meine Seelenkräfte. Und so bin ich seitdem allgemach und sicher zu meiner frühern Lebensweise zurück gekehrt, in Schaam und Vergessenheit sind jene unseligen Verirrungen begraben, mit jedem Tage ward ich sicherer, fester und im Herzen glückseliger. Werdet Ihr mich verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich es nicht fasse, wie jene wilde, verzweifelnde Reue, Buße und Trostlosigkeit, Selbstqual und Selbstverachtung uns dem Ewigen näher bringen soll? Im Anschauen des Schönen und Edlen, im Glauben an meine Liebe, im Genuß von Kunst und Poesie, im Umgang mit Freunden und edlen Menschen habe ich die Verklärung meiner Seele gesucht und gefunden. Die Süßigkeiten des Glaubens und der Religion sind mir näher gekommen und eindringlicher geworden, und alles Unedle ist mir fremd, nicht unverständlich, da ich es erlebte, aber weit entrückt. So bleibt Ihr nun auch ferner mein Freund, Theuerster, und mißversteht mich niemals.

Friedrich war in tiefes Nachsinnen verloren, er fuhr aus diesem auf, als wenn er seine Gedanken wie mit Gewalt von sich verscheuchen wollte, betrachtete seine Freundin dann, und eine Thräne der Rührung floß aus seinem Auge. In dieser Stunde, sagte sie, da Ihr so bewegt seid, hört noch einige Worte von mir geduldig an, geduldig und ohne Zorn.

Friedrich setzte sich wieder, Catharina nahm seine Hand und sagte mit den lieblichsten Tönen: Euer Vater war bei mir, er ist ein guter, lieber Mann, der zärtlich um Euer Wohl besorgt ist. Die Hoffnung Eurer Familie beruht auf Euch. Sammelt Euer Gemüth, edler Freund, faßt den Entschluß, der Euch, von so wackern Eltern stammend, geziemt. Jetzt müßt Ihr unbezweifelt einsehn, daß keine Verbindung unter uns möglich ist, da selbst die Gesetze der Kirche wie des Staates, wenn auch sonst keine Hindernisse wären, sie unmöglich machen. Das liebliche Mädchen, Sophie, welches Ihr neulich hier saht, die, von edlen Eltern stammend, Euch Reichthum, Schönheit und alles Wünschenswerthe bringt, — macht diese glücklich; denn man sieht, daß sie Euch verehrt. Je früher Ihr diesen Entschluß fassen könnt, um so früher erfreut Ihr Euren Vater, dessen Alter schon so vorgerückt ist, daß er Euch vielleicht bald kann entrissen werden. Dann sind wir Alle froh und zufrieden, und jenes Glück, das wir uns wünschen, ist uns freundlich gesichert.

Friedrich sprang auf, faßte Catharinens Hand, sah ihr scharf in's Auge, und sagte dann: Also daher Eure Weisheit! Ihr verschmäht es nicht, Euch zur Unterhändlerin mißbrauchen zu lassen, um die Absichten eines alten Mannes durchzusetzen, der nur auf Geld und Besitz sieht, und diesen eigensinnigen Wünschen das Wohl seines einzigen Sohnes opfern will! Und doch wollt Ihr meine Freundin sein! Nein, elend, verachtet, verstoßen lieber als eine solche Verbindung! Muß ich denn gerade in eine Ehe treten, wenn Ihr meinen Wunsch so bestimmt und mit aller Kälte zurück weiset! Und Ihr fühlt nicht, daß nur die Einsamkeit noch mein Glück sein kann, die Flucht vor solcher vernünftig berechneten Ehe! Ihr habt ja den Fluch dieser tyrannischen Verküpplung an Euch selbst erfahren, und solltet mindestens diejenigen nicht in das Joch zwingen wollen, die Ihr Eure Freunde nennt.

So ist dies denn, sagte Catharina trauernd, die Frucht meines Vertrauens! Ihr wollt mich lieben, und könnt mich so ganz mißverstehen? Ihr sagt, daß Ihr mich achtet, und traut mir doch eine geringe Gesinnung zu?

Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was ich denke! rief der heftige Jüngling: Ihr seid es selbst, die mich irre macht in allen meinen Erkenntnissen; kann ich denn noch sagen, was ich wünsche? Ob ich liebe? In wie fern ich Euch verstehe? Ihr wollt es ja selbst, daß eine unermeßliche Kluft zwischen unsern Herzen sein soll. Warum zürnt Ihr mir nun, wenn ich den Riß noch größer mache! Eure Erzählung, Euer Gefühl kann es mir nicht deutlich machen, wie ich Euch entsagen müsse; ist denn nun nicht besser, wir nehmen an, dies unergründliche Mißverstehen beruhe schon auf innerm Hader, auf einer unsichtbaren Feindschaft, die ausbrechen muß! Ja, könnte man die Liebe auflösen, sei es auch durch lange Geduld, wie einen künstlich verschlungenen Knoten; der aber liebt nicht, der sagen kann: Ich will von der Zeit und Zukunft meine Genesung erwarten, denn im gegenwärtigen Augenblick ist und strebt die ganze Kraft der Liebe und weiß von keinen Morgen und Uebermorgen! Gut denn; wir gehen nun auf verschiedenen Bahnen, und ich weiß in Zukunft, daß, wenn Ihr mich freundlich anblickt, Ihr nur darauf sinnt, mir wider eine andre Ehehälfte annehmlich zu machen. Das sagt wenigstens meinem Vater, daß Ihr redlich seinen Auftrag ausgerichtet, aber keinen Dank dafür geerntet habt.

Er stand auf und ging, ohne der Trauernden noch einen Blick zu gönnen. In der Gartenthür stand er still, schaute um, und sah das sehnsüchtige Auge der Gekränkten. Vergebt mir, rief er, indem er zurückkehrte: der tiefe Schmerz hat auch sein Recht, und ich fühle wohl, aus räthselhaftem Gelüst kränkt man nur den recht schmerzlich und vorsätzlich, den man auf das innigste liebt. Diese Schmerzen, die ich so roh und wild Euch gebe, sind ja nur eine andre Art von Liebeserklärung, und ich muß mich bewachen und mir in die Zügel fallen, um mich nicht noch mehr zu erniedrigen. Schändlich könnte ich in diesen Augenblicken werden, und innerlich bin ich es schon, aber ich will Euch den Anblick ersparen. Vergebt mir denn, wie Ihr könnt. Aber Ihr könnt nicht, da das Wort einmal gesprochen ist. Wenn ich mich bis daher für gut hielt, so bin ich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ganz schlecht bin und werden kann.

Er entfernte sich, und Catharina blieb in tiefer Trauer zurück. So müssen sich also, klagte sie, die Menschen, die sich verstehn und lieben, am schlimmsten verletzen? So führt gerade die Einigung der Seelen zur feindlichsten Entfernung? Ja, wenn sich nicht Leidenschaft in Freundschaft und Liebe mischte, so wären sie himmlische Güter. — Und was wäre Freundschaft und Liebe ohne Leidenschaft! Würde ich gekränkt sein, wenn nicht diese süße Leidenschaft, dies selige Einssein und innere Näherverwachsen der Empfindung und des Verständnisses mich an ihn mit ewigen Banden gekettet hätte? Und liebe ich ihn denn vielleicht! — Ja und Nein. — Nicht wie Robert, nicht als Gatten, — und doch kann ich ihn nicht entbehren, und doch hat er mein Herz zerrissen. — Ja wohl besteht unser Leben nur darin, daß wir immer und immer wieder alle Güter, allen Besitz aufopfern müssen. — Unser Dasein ist wie der Sturm auf der See; mehr und mehr werfen wir über Bord, um uns selbst nur zu retten, und gehn doch wohl auch unter; oder, wenn wir endlich landen und uns geborgen nennen, so sind wir Bettler, und es verlohnt sich nicht, das nackte Leben fortzuleben.

Nacht und Schlaf unterbrachen endlich diese Klagen.

Digitized by Google

In einem Winkel der Vorstadt lebte in einer unbemerkten Hütte eine alte, sonderbare Frau, ganz von der Welt zurückgezogen, die bei den Nachbarn, vielen Priestern und denen, die nicht blos weltlich gesinnt, und sich um die Einsamen bekümmerten, in dem Ruf der Heiligkeit stand. Sie war so arm, daß sie bettelte und nur von Almosen und Wohlthaten lebte. Für sich selbst bedurfte sie fast nichts, sie lebte von Brot und Wasser, und versagte sich jede Erquickung, denn das Gebet und der fleißige Besuch der Kirche war ihre höchste Labsal. Aber verarmte, elternlose Kinder unterstützte sie, brachte sie in den Häusern armer, gutwilliger Handwerker unter, und sprach darum die Wohlthätigkeit Gutgesinnter an, um die Pflegeeltern der Waisen zu unterstützen. Für diejenigen, die schwer krank lagen, die keine Hülfe hatten, bettelte sie unermüdet bei den Vornehmen, und zürnte nie, oder klagte, wenn sie auch wieder und immer wieder, oft mit harten Worten, abgewiesen wurde, nicht selten von den übermüthigen Dienstboten oder von solchen Reichen, die noch niemals von ihr vernommen hatten, gemißhandelt wurde.

So wie sie aus ihrer finstern Hütte auf die Straße trat, fiel sie Allen am Licht des Tages als ein sonderbares Schauspiel auf. Sie war mit Lumpen bedeckt, in Holzschuhen ging ihr nackter Fuß, die greisen Haare strebten reich und lang aus einer schwarzen, kleinen Tuchmütze hervor, die sich eng dem Kopfe anschloß. Ihre weißen, struppigen und langen Augenbraunen verschatteten die dunkeln großen Augen. Ihr Antlitz war kreideweiß, am meisten die lange vorstehende Nase. So erschien sie Allen, vorzüglich der Jugend, wie ein Leichnam, oder wie ein Gespenst. Die Buben auf den Straßen nannten sie nur die alte verrückte Gertrude, und liefen ihr schreiend und sie verhöhnend nach; die schlimmsten warfen sie dann mit Steinen, und würden sie verwundet, wohl gar getödtet haben, wenn die ältern Leute die Frechen nicht gehemmt und bestraft hätten. Sie selbst aber blieb immer ruhig und freundlich, erwiederte niemals ein böses Wort, beklagte sich auch nicht, sondern wandelte fort, ohne sich nur nach den Scheltenden und Höhnenden umzusehen.

Der Küster Wundrich, ein kleines, stets heiteres Männchen, wandelte jetzt nach der stillen, einsamen Gasse, in welcher die Hütte der Alten lag. Er kannte sie und brachte ihr das, was ihm von weichherzigen Menschen war mitgetheilt worden, damit sie es an die verarmten Kinder und nothleidenden Kranken vertheilen könne.

Indem Wundrich sich der Hütte näherte, überlegte er noch einmal, wie er am besten seinen Auftrag ausrichten könne; denn so freundlich, ruhig und demüthig die Alte war, so hatte er doch schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer leicht sei, sie zu einer Sache zu bereden, die ihrer Gemüthsweise entgegen war.

Leise öffnete er die kleine Thür und indem er die innere öffnen wollte, sprang ihm eine Ziege so heftig entgegen, daß sie ihn bald umgerannt hätte. Sieh da! sieh da! rief der kleine Mann aus, was schafft sich denn unsre alte Wahrsagerin für gehörnte Freunde an, die den Fremden so ungestüm begrüßen? Stille, stille Kind! Du mußt bei unsrer feinsprechenden Gertrud um eine bessere Erziehung bitten.

Er machte die Thüre auf, und vor ihm drängte sich die Ziege in die kleine, finstre Stube. Nur wenig Licht fiel durch die runden, verfinsterten Scheiben, am grellsten hob sich ein hölzerner Christus am Kreuz hervor, der lebensgroß die eine ganze Wand bedeckte, mit Farben bemahlt. Der vermagerte Leichnam, mit den stark hervorgetriebenen Rippen in der hochgewölbten Brust, dünnen Beinen und Armen war einer jener widerwärtigen, mit denen viele Kirchen und Kapellen verunziert waren.

Die Alte kauerte im Winkel, so klein zusammengezogen, daß sie fast unsichtbar war. Wundrich entdeckte sie an der Ziege, die sich vor sie stellte, um von der Alten gemelkt zu werden. Bei diesem Geschäft kehrte das Thier sein kluges Gesicht mit den starren großen und gespaltnen Augen zu dem Küster wie höhnisch herum, als wenn es ihm deutlich machen wolle, wie viel Recht es habe, in der Kammer zu sein.

Die Alte begrüßte ihren Bekannten mit einer kleinen Bewegung des Hauptes, indem sie ungestört, und ohne ein Wort zu sagen, ihr Geschäft verrichtete. So habt Ihr Euch ja eine Gesellschafterin zugelegt, sagte Wundrich; die Einsamkeit ist Euch doch wohl zu lästig geworden. Der Springinsfeld ist aber für Eure Haushaltung etwas zu munter, wenn Ihr ihn nicht als Thürhüter anstellen wollt, der mit Hörnerstoßen die Fremdlinge von Eurem Palaste abweist.

Die Alte ging jetzt, ohne nur aufzusehen, mit der Schale, in welcher sie die Milch gefaßt hatte, stillschweigend in eine finstre Kammer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, öffnete stumm die große Thür und ließ die Ziege heraus, die nach dem Hofe sprang, auf welchem sich ein schmaler Grasplatz befand.

So, sagte Wundrich, nun sind wir allein und kein Mensch kann unser geheimes Gespräch behorchen und verrathen. Nicht wahr! Nun, so redet doch, alte gute Meisterin, die Ihr hier abseits wie eine Hexe oder Zauberin wohnt. Kocht Ihr brav Liebestränke? Beschwört Ihr Euch wohl selbst ein Liebchen daher? Kommen viele Kunden zu Euren Sprüchen? Warum redet Ihr denn heute so gar nichts?

Wenn Ihr vernünftig anfangt, sagte die Alte, so giebt es vielleicht etwas zu antworten.

Hier, sagte der Küster, nehmt, was mir eingekommen.

Ohne das Paket anzusehen, legte es die Alte in einen Kasten.

Es ist Gold dabei, sagte Wundrich, verzettelt es nicht; ich bringe Euch diesmal viel.

Viel oder wenig, sagte Frau Gertrud; es ist da und wird morgen nicht mehr da sein; die Noth wächst immer, wie die Saat auf dem Felde, und das Almosen will immer nicht zur Sichel werden, es zu schneiden. — Setzt Euch.

Wohin? sagte Wundrich: altes Kind, ich werde mich, wie die Ziege vorher, da auf vier Beine hinstellen, und Euch so in das blasse Angesicht schauen.

Da, antwortete sie, ist der kleine Schemel unter dem Kreuz; lehnt Euch an das.

Und so dem Heiland den Rücken kehren? fragte der Geistliche.

Das thut ihr ja doch immer, erwiederte sie; wenn er Euch einmal anblickte, würdet Ihr Euch die unnützen Reden abgewöhnen Ihr seid gut, aber Ihr könntet noch viel besser werden.

Der Küster setzte sich auf den niedern Schemel und lehnte sich an das Bild; die Alte aber kauerte wieder in ihren Winkel und nahm einen Rosenkranz in die dürren Hände.

Wie geht's Euch sonst? fragte Wundrich.

Wie immer, antwortete sie, gut; ich kann meinem Schöpfer und Heiland nicht dankbar genug sein, wie ich hier schon im irdischen Leben so überschwenglich glücklich bin.

Es ist erbaulich, sagte er, daß Ihr Euch so begnügt. Aber neulich, als Euch die Buben ein Koch in den Kopf geworfen hatten, das Euch viele Schmerzen machte; wie war es da?

Ach! erwiederte sie fast lachend, ich habe durch meine Sünden viel Schlimmeres verdient.

Ihr sündigt nicht, Alte! rief Wundrich gerührt, schweigt still, Sybille, und lästert Euch nicht selber, gutes, liebes Weib.

Ihr kennt mich nicht, sagte sie gelassen, ich bin so sündig, wie irgend ein Mensch, und der Herr ist so gütig und freundlich gegen mich, daß er nicht mit mir in's Gericht hat gehen wollen. Die Wunde ist ganz geheilt, und ich kann den Kopf besser brauchen als jemals. O die Gnade, die mir der Herr erwiesen hat! Ich könnte krank sein, und bin gesund; ich könnte weit weg im Heidenlande leben, und bin hier als Christin geboren, von frommen Eltern, in der Nähe schöner Kirchen und ehrwürdiger Priester, ich könnte gottlos und verstockt sein, und der Herr hat durch seine Gnade mein Herz schon vor vielen Jahren angerührt; ich könnte blind und taub sein, aber ich vernehme die heiligen Glocken, ich höre den Gesang der Kirche, sein Wort dringt durch mein Ohr in meine Seele; ich sehe seine Sonne und seine Gestirne, ja schon früh fällt und schleicht ein Strahl durch die matten Scheiben und vergüldet das todte Antlitz meines Heilandes dort, der dann wie mit Stimmen zu mir spricht, und wie mit Liebesblicken in mein Herz hinein leuchtet.

Liebe alte Segensprecherin, fing Wundrich wieder an, der Dechant Dubos ist ein verständiger Mann und meint es gut mit Euch. Ihr sollt Euch im Spital selbst eine Zelle aussuchen, da wird man Euch verpflegen; Ihr seid der Kirche näher, Ihr braucht nicht mehr Almosen zu heischen, und Euer hülfloses Alter ist ganz ruhig und ohne Sorgen. Der Herr schätzt Euch hoch, er hat von Eurem Wandel gehört; er wünscht, daß Eure Tugend belohnt werde, und daß Ihr doch endlich die guten Tage kennen lernt.

Küster, sagte Gertrud verdrießlich, schwatzt nicht so albern, wo wäre Tugend an mir zu finden! Wenn ich für meine Kinderchen bettle, so gehe ich nur meinem Vergnügen nach, und kein Mensch soll mir diese Freude nehmen. Dann sehe ich die Kleinen selbst, wie sie gedeihen, ob sie die rechte Pflege haben; troste die Kranken, gebe den armen Pflegeeltern, und bin so froh in meiner Seele, daß ich laut dem Geber aller Güter danken muß. Was geht mir hier ab? Die alte Stube verlasse ich einmal nicht. Was kümmert mich der Herr Dechant, so sehr ich ihn verehre! Er soll mich in Ruhe lassen, so wie ich ihn nicht störe. Giebt er mir Almosen, um so besser für meine Kinderchen; kann und will er nicht, so werde ich auch nicht über ihn klagen.

Der Bischof von Baruth, fuhr der Küster fort, möchte Euch in seiner Nähe haben, er nennt Euch eine heilige Frau

Digitized by Google

und ein Muster für die Christenheit. Geht es nach ihm, so bleibt Ihr nicht arm, sondern stellt Euch in der Stadt an die Spitze einer frommen Schwesterschaft, verwaltet das Almosen und seid selbst der Noth enthoben, genießt noch Ehre und Achtung; und gebt so Veranlassung, daß sich die christliche Gemeine an Euch erbaue.

Küster! Küster! rief die Alte, wahrlich, wehrlich, ich sage Euch, Ihr seid ein Schalk! Ihr wollt mir da von einem frommen Bischofe etwas aufbinden, das ihm keine Ehre macht, wenn er es gesagt haben sollte. So selten sollte es um einfältige Christen stehn, daß man sie bei mir, hier in der Hutte, aufsuchen müßte? Ein Bischof, ein Gesalbter des Herrn sollte so gottlose, trostlose Reden führen? Ein armes Bettelweib bin ich, das so, wie Andre an Tanz und Mahl, ihre Lust an Betteln hat; ich ließe es gewiß, wenn es mir nicht Spaß machte. Und hort, Küstermann, ich will weder den Herrn Dechanten, noch den Herrn Bischof sehen; ich will nichts verhandeln und thun, was mir noch in meinen alten Tagen meinen oft zerschlagenen Kopf verrücken könnte. Ja, ich habe viel erlebt, und denke und meine über vieles hinweg zu sein. Aber man lernt die Welt und sich niemals zu Ende kennen, denn der Mensch bleibt dumm und voll böser Trachtens, wenn er auch Methusalems Jahre erreichen sollte. Das fehlt noch, daß sie mir die Schüssel des geistlichen Hochmuthes so nahe rückten, daß der betaubende kräftige Geruch mir in die Nase stiege, und mich dort hinsetzte, um davon zu naschen und zu speisen. Jeder Mensch muß sich das aus dem Wege stellen, was seinen Glauben irrt. Vermögen, Ansehn, Ehre, Aufsehn machen, das alles könnte mich weit, weit weg führen. Für mich ist die Armuth, der Hohn der Knaben, der Uebermuth der Großen, der Ekel, mit dem die Reichen auf mich herab sehen; diese Demüthigung ist mir werth, denn mein Herz war böse und eitel, und erst, da mir der Herr so gnädig war, mich so zu führen, wie jetzt, bin ich glücklich geworden.

Der Küster ward still und dachte über die wunderbare Gemüthsart der Alten. Er merkte, daß alles, was ihm aufgetragen war, bei ihrem festen Sinne nicht durchzusetzen sei. Er wollte ihr deutlich machen, daß sie entweder als Vorsteherin einer Schwesterschaft mehr Gelegenheit finde, wohlthätig zu sein, oder, selbst Haus, Geld und Eigenthum besitzend, mit weit mehr Sicherheit ihrem schönen Gefühle folgen könne. Im Großen, beschloß er, könnt Ihr, gute Frau, dann das thun und ausüben, was Euch jetzt schon glücklich macht. Dieses Glück wird Euch aber doch durch eignen Mangel, durch die Hartherzigkeit der Menschen und durch so manches Hinderniß verkummert, welches Euch nachher nicht mehr quälen würde.

Freund, sagte sie immer noch verdrießlich, laßt ab von mir, denn Ihr werdet mich doch nicht überreden. Daß ich ganz arm, und bettelarm bin, das ist meine Freude und meine Andacht. Mein Heiland hatte auch nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Wenn ihr meinen Sinn nicht versteht, so laßt mir wenigstens Ruhe. Fast alle Menschen glauben, sie fingen erst an zu leben, wenn sie Eigenthum erwerben. Ich habe alles verloren und vergeudet, und seitdem ist mir erst wohl. Der heilige Vater Franciscus und mancher Andre, auch Sankt Rochus, Alexius, dachten eben so. Es ist eine Seligkeit schon hier auf Erden, ganz arm zu sein und nichts zu besitzen. Nun weine ich nicht mehr über die Bettler, Hülflosen und Kranken, nun gehöre ich selbst zu dieser Gilde, und kann erst glauben, daß alle meine Brüder sind. Wie andre Menschen sich nach Freuden, Musik und Tanz und großen Festen sehnen, so ging meine Sehnsucht auf diese Armuth hin. Jeder muß wissen, wie er in seinem Glauben treu sein und verbleiben kann.

Sagt mir, alte Verwunderliche, fragte der Küster, ist denn das nicht auch vielleicht eine Eitelkeit, daß Ihr so das Erstaunen Eurer Freunde, der Nachbarn und des Volkes erregen wollt?

Ihr seid ein Versucher! rief sie aus, darüber werde ich im Stillen meinen Heiland befragen und Euch nächstens Antwort sagen. Ach! Ihr Weltlichen, Ihr wißt nicht, wie vieles Ihr aufgebt, um nur Menschenkinder zu sein, um Euch mit Weisheit, Glück, Reichthum zu blähen und den Andern überzuragen. Unten, im Staube liegen, von Allen verachtet sein, von den Stolzen mit Füßen getreten zu werden, o, das ist das liebe Wohlbehagen, die süße Einsamkeit des Herzens und der Liebe. Wer noch Sorgen hat und Vermögen, Haus und Kind, der kann den Heiland nicht aus vollem, überwallenden Herzen lieben. Und wer noch etwas vorstellen will und irdische Ehre genießen, der ist nicht ruhig, der fliegt und fluthet noch in Drangsalen hin und her.

Nun, wie Ihr wollt, sagte Wundrich; sagt ja doch das Sprichwort: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Ja wohl, antwortete die Alte, die jetzt redselig geworden war; nur muß der Mensch auch einen wahren Willen haben, der ihm die rechte Stelle in seiner Welt anweist. Ich bin todt und lebe nur noch der Gnade. Der Kirchengesang, die Messe, — ach! lieber Freund und Herr — wenn ich das Haus Gottes betrete, und der feierliche hohe Dom umfängt mich so liebreich und ehrwürdig: da fallt doch gleich jeder Zweifel, jede irdische Angst zu Boden. Der Duft des Raucherwerkes, die Stimme des Priesters vom Altar weckt, so wie ich mich nun niederwerfe, eine sehnende Inbrunst in meinem Herzen auf. Die brennenden Kerzen erinnern mich mit ihrer stillen Flamme an das Geheimniß der Welt und Schöpfung, und ein süßes Grauen wandelt in meinem Wesen auf und ab, was sie bedeuten könnten. Ich sinne und bete, und der Schöpfer und der Heiland rühren mit inwendigem, unausgesprochenem Worte meine Seele an. Da ist in mir eine Liebe über alle Liebe, eine Seligkeit und Wonne; ein himmlisches Athmen; und nun klingt die Glocke und die Wandlung ist geschehen, da geht der Schauer durch alle Adern und das Mark der Gebeine, und ich weiß, daß ich eine Christin bin und der nahe, verkörperte Heiland mich liebt.

Die Augen der Alten leuchteten, und Wundrich betrachtete sie mit Erstaunen. So komme ich denn, fuhr sie fort, neugestärkt nach Hause. Warum soll ich mich in meinem Wesen und Beruf stören lassen! Wozu Geld, Weltlichkeit, bessere Speise? Ihr wißt es auch nicht, der Ihr Euch in den Häusern umtreibt, welche Kraft, Herrlichkeit und Wohlgeschmack im klaren, frischen Wasser webt und kühlt. Der Brunnen drüben, aus welchem ich schöpfe, ist mir fast wie meine irdische Kirche. Er giebt mir die Genüge und Fülle.

Bücher sehe ich auch, sagte der Küster.

Nur wenige, antwortete sie. Ach! die süßen Gesänge auf die heilige Jungfrau, die ich alle auswendig weiß, und mir so hersage und in ihnen bete, wenn ich mir eine rechte Freude einmal machen will.

Hast du, Seele, nicht für Wunden
Süßen Balsam aufgefunden,
Wenn in Glanz und Abendröthen
Geht die Herrin der Natur,
Wonnesang auf ihrer Spur,
Trost und Heilung allen Nöthen?

Wie im Frühlingsabend Haine
Von dem Nachtgallton durchklingen,
So ertönt, wenn ich ihr weine,
Der Holdseligen süßes Singen;
Ach, die Königin, der reine,
Will sich gern hernieder schwingen,
Sag' ich, was ich lieb' und meine,
Wird sie Englein mit sich bringen,
Kinder, lachende Gestalten,
Die in klaren Händen halten
Blumen duftend, weiße Blüthen,
Himmels-Rosen, Trost und Segen,
Die mir alle Noth vergüten,
Und sich um die Seele legen.

Blüthen hüllen wie Gewande
Weiß den liebekranken Geist,
Zitternd sprengt er seine Bande,
Und der Erdenhülle reißt.

Flügel werden Blüth' und Kranz,
Leicht entschwingt er auf zum Licht,
Und nun steht er noch im Glanz
Ach! Mariens Angesicht.

Wo sie hinblickt, sprosset Glauben,
Lieb' und Sehnsucht in der Welt,
Fliegen wie die weißen Tauben
Durch das lichte Himmelszelt.
Aus dem Lächeln tropft Versühnen
Wie Rubinen
Hoffnung strahlend in das Herz
Starrer Sünder, und es schmelzen
Aller Gotteslängnung Felsen,
Und in wundersüßem Schmerz
Kommt der Bereuende
Sich selig Befreiende,
Wie ihn die weichende
Mutterhand der Liebe rührt
Und zum Heiland zärtlich führt.

Zähren kannst du nicht, nur klagen,
Dir der Heiland nicht versagen
Wenn dein Mund die Bitten spricht,
Wollen Sohn und Vater schelten,
Wirst du selber für den Frechen,
Der dich höhnt, noch freundlich sprechen,
Nicht darf er die Sünd' entgelten,
Dein Schutz fehlt uns nimmer nicht.

Dies ist, sagte der Küster Wundrich, aus einem Gedicht meines Freundes Labitt, des alten Malers.

Digitized by Google

So? antwortete die Alte, des Mannes, den sie den Einfaltspinsel oder den dummen Abt nennen, um ihn zu verspotten? Ich habe es schon vor vielen Jahren singen hören.

Nun so lebt wohl, gute Freundin, sagte Wundrich, indem er sich erhob. In diesem Augenblick ertönte aus der kleinen Kammer ein lautes Geschrei, und die Alte rannte schnell hinein. In der Eile vergaß sie die Thüre zuzuschließen, und der Küster, welcher neugierig geworden war, naherte sich leise und schaute durch die Spalte. Ein schwer Verwundeter, der den Ausdruck eines Sterbenden hatte, lag auf dem schlechten Lager. Es schien, daß sich im Schlummer ein Verband gelöst hatte, denn die Alte stillte das Blut und legte frische Leinwand um, nachdem sie eine Salbe aufgestrichen hatte. Wundrich war erstaunt und erschrocken, denn er glaubte den Verwundeten zu erkennen. Nachdem die Alte den Kranken getröstet hatte, und er wieder beruhigt war, reichte sie ihm eine Schale Milch, die er mit Begier ausleerte. Sie machte ihm sein Lager wieder zurecht, betete über ihm, segnete ihn ein und ging dann in ihre dunkle Stube zurück. Sie schien zu erschrecken, als sie die Thür offen sah, und verschloß sie mit dem Ausdruck des Unwillens.

Gute alte Mutter, fing Wundrich wieder an, Ihr thut immer noch mehr Gutes, als man schon von Euch weiß, oder Euch zutraut. Wird es Euch denn nicht zu viel in Eurem hohen Alter?

Ach was! sagte sie mit zögernder Stimme, warum zu viel! Der Herr schenkt mir ja zu solchem Dienste Gesundheit und Leibeskräfte. Er hat mir vor drei Wochen diesen Leidenden vor meine Schwelle gelegt, und ich nahm in der Nacht, als er mir schon wie ein Sterbender vorkam, diesen Armen in mein kleines Haus. Es war eine furchtbare Schlägerei gewesen, ein Paar Menschen blieben todt, diesen hatten sie auch so liegen lassen. Als ich nach Mitternacht herausstrat, ächzte er schwer. Ich legte ihn dort in das Bett und verband seine Wunden, die sehr schlimm und tief waren. Er murmelte allerhand unverständliches Zeug, und wollte mir viel erzählen. Ich verlangte aber nichts zu wissen, denn diese Welthändel gingen mich nichts an. Als er am andern Tage etwas mehr bei sich war, bat er mich, keinem Menschen etwas davon zu sagen, daß er bei mir sei. So habe ich ihn gepflegt, und seine schlimmen Wunden, die erst immer weiter um sich fraßen, fangen nun endlich an, einen bessern Anschein zu gewinnen. Der Arme ist mir seitdem sehr lieb geworden, und ich möchte ihn schon nicht entbehren. Ich bin kein schlechter Wundarzt, und ich verpflege ihn besser wie es im Spital geschehen würde. Zu seinem Besten habe ich auch die Ziege angeschafft, deren Milch ihm gut bekommt und seine scharfen Säfte mildert. Ich tröste ihn, und der arme Mensch wendet sich durch meine schwache Bemühung seinem Heilande mehr zu, als er früher gethan haben mag. Da der Elende nicht zur Kirche gehen kann, so lese ich ihm Gebete vor, er hört dazu das Lauten von ferne, ich sperre diese Thür auf, und er sieht von seinem Lager den gekreuzigten Heiland hier an der Wand. So leben wir mit einander, und er ist froh, daß er mein Gast geworden ist; ich fühle mich glücklich, diesen unverhofften Besuch in meinem kleinen Haushalt bekommen zu haben. Wenn Ihr mich aber lieb habt, Küster, so erzählt keinem Menschen, daß Ihr den armen Unglücklichen in meinem Hause gefunden habt. Er will es auch nicht, daß irgend ein Mensch darum wisse.

Ich glaube das gern, antwortete Wundrich; Ihr aber Alte, müßt ja doch erfahren, wen Ihr beherbergt, denn es ist ja kein andrer, als der Mörder Denis, den unser Herzog, und noch mehr der Prinz Carl, schon seit einigen Monaten so eifrig suchen lassen. Er hat einen Freund des Herzogs heimtückisch erschlagen, einen Jüngling, der mit dem Liebling des Herzogs, dem reichen, hochmüthigen Köstein, nahe verwandt ist. Der Strauß von neulich, hier in der Vorstadt, ist gewiß entstanden, weil ihn die Herzoglichen, oder Freunde des Grafen Croys haben greifen oder aus dem Wege räumen wollen. Frau, Frau, welche Verantwortung zieht Ihr Euch zu, wenn Ihr solchen Sünder bei Euch versteckt haltet.

Seht Ihr, wie Ihr nun seid, sagte die Alte bittend, Ihr Leute nehmlich, die Ihr noch immer in der Welt leben wollt! Sünder, Mörder, alle die Worte und Schimpfreden fließen Euch so leicht von der Zunge, als wenn sie nichts zu bedeuten hätten. Er hat mir ja vielleicht Alles selbst gebeichtet. Wir sind zumal Alle arme Sünder vor dem Herrn. Er war sterbend, blutend, zerschlagen, und mein Bruder. Was gehen mich Eure Händel und Verschwörungen und Verfolgungen an, wo fast immer einer so frevelhaft verschuldet ist wie der andere? Ihr solltet, als ein Geistlicher, besser denken. Darum sagt auch kein Wort, weder dem Bischof, noch Diaconus, noch irgend einem Menschen, von meinem lieben Gast. Wollt Ihr mir das versprechen?

Der Küster stand nachdenklich. Ich kann ihn ja jetzt noch nicht aus dem Hause werfen! rief die Alte ungeduldig; er kann noch nicht gehen und stehen, er kann sich nicht regen, so schlimm haben sie den Armen zugerichtet.

Ich kann es Euch nicht so unbedingt versprechen, antwortete Wundrich; denn wenn die Sache entdeckt wird, so würde ich auch meines Schweigens halb verantwortlich. Der junge Herr ist gar so argwohnisch, der alte Herr schwach, die Croys grausam und leichtsinnig und der großthuende Köstein ein schadenfroher Narr. So kommt man, mag man fast nur auf ihren Schatten treten, in Verwickelung und Elend, aus dem man sich nicht wieder herausstricken kann.

Küster, rief die Alte beängstigt, nur acht Tage haltet Euer gewissenhaftes, politisches Maulwerk. Es wird Euch ja kein Mensch darum befragen. Was wären denn meine Liebesdienste, wenn sie den Hülflosen mir von meinem armseligen Bette wegrissen, um ihn zu quälen, zu foltern, oder hinzurichten? So hätte ich ihn ja nur eingefangen, um ihn tuckisch der Marter zu überliefern. Da müßte ich es ja verwünschen, daß ich Euch nur je gekannt, daß ich nur je die kleinste Gabe von Euch angenommen hätte. Immer, immer noch bin ich mit der Welt zu sehr verwickelt. Im Walde sollte ich leben, und auch keinem Geistlichen trauen, und keinen mit Augen sehen, — und besser noch, sterben! — Laßt mir meinen armen Freund ungestört, den armen Verbluteten. Ihm wäre ja sonst besser gewesen, ich hätte ihn an der kalten Nachtluft liegen und hinfahren lassen. — O du mein Heiland! ich glaubte nun so ruhig sein zu können, so von allem Wirrwarr des verächtlichen Lebens erlöst, und nun muß wieder ein einziger Augenblick, ein dummer Leichtsinn, eine Vergeßlichkeit, daß ich die Thür nicht zuschließe, die Jämmerlichkeit muß mich wieder allen Sorgen und Qualen überliefern, als wenn ich noch jung und rathlos wäre, wie damals. Küster, Ihr konnt nicht so ruchlos sein, mir meinen armen Schelm und Schacher verrathen zu wollen.

Gebt Euch zufrieden, sagte der Küster gerührt, ich verspreche Euch, nichts zu sagen. Es war ja auch möglich, daß ich ihn nicht sah, daß ich ihn nicht erkannte; ich habe mich auch wohl geirrt, und der Leidende ist ein ganz anderer. Es ist finster bei Euch, meine Augen sind nicht die besten.

Recht! rief die Alte, wir wollen uns beide recht tüchtig etwas vorlügen, um nur gute, milde Christen zu bleiben, um uns durch die Wahrheit nicht zu Henkersknechten zu machen. Ihr seid besser, Herr Wundrich, als ich geglaubt habe. Haltet Euch wacker, und ich werde Euch immer danken.

Jetzt nahm der Küster von der Alten, die mehr beruhigt schien, Abschied. Die Alte begleitete ihn, und als sie auf den Gang kamen, lief die Ziege vom Hofe zu ihnen und drangte sich schmeichelnd an Gertrud. Diese machte die Hausthür auf, um den Besuch zu entlassen; aber obgleich die Alte ihre Ziege bei den Hörnern fest hielt, so sprang diese doch vor dem Küster vorbei und auf die Straße hinaus. Die alte Frau lief ihrer Ziege nach, rief und lockte, nannte sie mit den zärtlichsten Namen, und der Küster half, so gut er konnte. Das Haus ward verschlossen, aber die Ziege war schon in die nächste Gasse gerathen, und die Alte winkte dem Geistlichen, ihr zu folgen und den Flüchtling einfangen zu helfen.

Der Küster wurde immer verlegener. Er wollte der Alten, die ihm als eine fromme, fast heilige Frau erschien, nicht seinen Dienst versagen, und doch fürchtete er, in dieser Treibjagd lächerlich zu erscheinen, da sich schon einige junge Buben aus den Häusern versammelten, um der Alten und ihrer Ziege nachzulaufen. Seine Gutmüthigkeit siegte dennoch über seine Aengstlichkeit, und er rannte in die andre Gasse, um die Ziege der schreienden Alten entgegen zu scheuchen. Die kluge Ziege aber, als wenn sie diesen Kriegesplan begriffe, rannte wieder in eine andre Nebengasse, um diese Absicht zu vereiteln. Da ein Hallo in diesem abgelegenen Viertel der Stadt ertönte, sammelten sich immer mehr der müßigen Jungen, die theils der Alten, theils der Ziege nachliefen. Am schlimmsten aber wurde es, als eine ganze Schule aus einem finstern Hause brach und den Tumult zur Reife brachte. Einige der größeren Jungen kannten die alte Gertrud und schrieen: Here! Here! Andere riefen: Ihr Kobold, die Ziege, ist ihr weggelaufen! Halloh! halloh! Andere riefen dazwischen: Der Beschwörer, der Hexenmann ist auch gekommen! Auf sie drein! auf die Sünder! — Der Küster wollte sich in Autorität setzen und rief: Still! ungezogene Bengel! Ich bin der Küster von der Cathedrale! Die fromme Gertrud ist eine stille, wohlthatige, heilige Frau! Ich werde Euch, boshaftes Gesindel, der Strafe überliefern!

Das Getümmel aber war schon so laut geworden, daß seine Ermahnung wie sein zürnendes Wort erfolglos verhallte. Einer von den Buben warf mit Obst nach der alten Frau; der Apfel flog tösend an ihren Rücken, und ein allgemeines Gelächter jubelte. Hierauf griffen einige zu Steinen, und Wundrich wie Gertrud wurden von größeren und kleineren

Digitized by Google

getroffen. Schon fiel die Alte wehklagend nieder, und es würde wahrscheinlich auch dem Küster schlimm ergangen sein, wenn jetzt nicht eine Anzahl von Männern, die durch die Straße gingen, dem Unfug gesteuert hätten. Am schnellsten aber stiftete der Dechant Friede, der mit einigen Dienern von seinem Garten herein kam und vom Geschrei und Toben nach dieser einsamen Gasse war gezogen worden. Ein angesehener Canonicus, Melchior, welcher sein Gast gewesen war, begleitete ihn. Beim Anblick dieser vornehmen Geistlichen floh die ungezogene Jugend, und der Dechant stellte den verwundeten und übel zugerichteten Küster zur Rede, wie er ein solches Aergerniß veranlassen, und sich mit den Jungen auf der Gasse schlagen könne.

Wundrich vertheidigte sein Betragen, wie er nur die fromme Gertrud habe retten wollen, jene tugendhafte Alte, die von allen Verständigen hoch geehrt werde, und nun dort schwer verwundet liege, von den bösen Buben verletzt, wie ihr schon, wegen ihres sonderbaren Aeußern, öfters geschehen sei.

Wie! sagte der Canonicus, jene Bettlerin, die dort liegt, ist die Gertrud, die man wohl eine Heilige nennen möchte? — Der Dechant rief ebenfalls mit Erstaunen aus: Himmel! noch niemals habe ich diese ehrwürdige Frau gesehn, die wir alle nicht genug achten können; und so schmählich ist sie behandelt worden!

Die Männer eilten mit ihren Dienern nach der Stelle, wo die Alte fast ohne Bewußtsein lag. So wie sich das Getümmel verlaufen hatte, war die Ziege auch zurückgekommen und stand jetzt ruhig neben Gertruden, und sah sie aufmerksam an, als wenn sie sie trösten wolle. Die Diener nahmen die Alte auf, welche stark blutete, und die nur langsam, auf die Männer gestützt, gehen und sich bewegen konnte. So ward sie nach ihrer Hütte geführt, indem der Dechant und der Canonicus sie aufmunternd und tröstend begleiteten. Auch der Küster folgte in einiger Entfernung, und erwartete, daß jene Geistlichen an der Thür umkehren, und die Verwundete ihm übergeben würden. Sie schloß zitternd auf, und Alle gingen mit ihr, indem die Diener sie in einen kleinen Sessel legten. Jetzt wurde diesen aufgetragen, nach einem Wundarzt zu gehn, und der Canonicus zeigte sich vorzüglich theilnehmend. Herr Dechant, sagte er zu seinem Freunde gewendet, dieser Tag ist mir ein Freuden- und Trauer-Tag, den ich nicht leicht vergessen werde. Freudig ist er mir, da ich Eure edle Gesellschaft genossen habe, und dann noch zur Bekanntschaft eines Wesens gelangte, das ich, nach meiner Einsicht, heilig nennen muß, wenn man irgend einen Sterblichen also nennen darf. Höchst traurig ist dieser Tag, da wir den Hohn und die Schmach gesehn, mit welchem der Pöbel immerdar das Göttliche verfolgt.

Ach Gott! ach Gott! rief die Alte jetzt, soll man so hohe Herren in meiner Hütte sehen? Ich bitte, bitte, entfernt Euch, Hochwürdige, damit ich mich wieder besinnen kann, denn Ihr paßt nicht für diese Wände.

Was ist Euch, was ist Euch, Mutter Gertrud? tönte jetzt aus der kleinen Kammer eine matte Stimme. — Der Küster wurde blaß und Gertrud rang die Hände, als sie sah, daß sich der Canonicus erhob. Bleibt! bleibt! schrie sie ängstlich; laßt die Thüre zu, um Gotteswillen! Erlaubt mir, daß ich in meinem Hause auch etwas zu befehlen habe, ich bitte demüthig.

Der Canonicus aber hatte die Thür schon geöffnet, sah hinein, und fuhr mit dem Ausdruck zurück: Wie? der Mörder Denis hier? der meinen Neffen umgebracht hat? der Mensch, den die Fürsten so emsig suchen lassen! — Den beherbergt Ihr! — O wunderbarer Tag und höchst wunderbare Entdeckung!

Die Diener kamen mit dem Wundarzt, welcher die Wunden der Alten, die jetzt wieder ohne Bewußtsein war, untersuchte und verband. Der Canonicus sandte die Diener sogleich wieder nach einer Tragbahre, um den Kranken nach dem Spital zu bringen, der sich erschreckt in seine Kissen verhüllt hatte.

Jetzt kamen die Träger mit der Bahre, und man nahm den Kranken vorsichtig aus dem Bette. Er schloß die Augen, indem er durch das Zimmer getragen wurde; die Alte aber erhob sich weinend und klagend: So wird mir, rief sie aus, mein theuerstes Kleinod so grausam entrissen und geraubt, und von Männern, welche behaupten wollen, daß sie mich achten und lieben! Ach! der Arme! Nun soll er reden, Antwort geben und vielerlei treiben, und kaum hält er noch Leib und Seele zusammen. Meine Erquickung und Erbauung, mein Trost geht mit dem Elenden aus meinem Hause, und ich weiß nicht mehr, weshalb ich noch leben soll.

Der Canonicus trat zu ihr und sagte: Ich gehe jetzt mit jenem Denis, um selber zu sehn, daß er gut behandelt und so verpflegt werde, wie sein Zustand es erfordert. Ihm soll, liebe, fromme Frau, kein Unrecht geschehen, und ich will, wenn es nöthig ist, selber sein Vertheidiger werden, obgleich er mich am schmerzlichsten gekränkt hat.

Er ging mit den Trägern und Dienern fort; der Wundarzt, welcher jetzt mit dem Verbande fertig war, entfernte sich ebenfalls, mit der Erklärung, daß er am Abend wiederkommen wolle.

Der Dechant setzte sich jetzt zu der Kranken, faßte ihre zitternde Hand und sagte: Ich irre mich nicht, gute Frau Gertrud, dieser Schreck und diese Wunde haben Euch so erschüttert, daß Ihr aufgereizt und in krampfhaftem Zustande Euch befindet. Sammelt Euch wieder, daß Ihr gesund werdet, beruhigt Euch und faßt darin einen Trost, daß viele rechtschaffene Männer der Stadt, viele Geistliche und fromme Menschen Eure Aufopferung und Tugend anerkennen. Lebt in der Stadt, in unserer Nähe, so seid Ihr auf immer den Mißhandlungen eines rohen Pöbels entzogen.

Nein! nein! rief sie aus, Ihr könnt mich nicht beschwatzen, lieber vornehmer Herr Dechant. Ich bin jung gewesen und habe in der Welt gelebt; auch war ich nicht immer so arm, wie Ihr mich jetzt seht. Kein Vertrauen auf die Vornehmen, keine Freundschaft mit den Reichen! — Die Liebe Gottes kennen sie nicht, Mitleid und Erbarmen sind Ihnen fremd; Eigennutz ist ihr Kopfkissen, Grausamkeit ist ihr Bett. Was soll ich unter diesen! Ich habe nicht vor dreißig Jahren schon diesen Zustand gewählt, habe nicht damals alles fortgegeben, und befinde mich seit so langer Zeit wohl und glücklich, um unter Eure billige, kluge, verständige Menschen wieder zurück zu gehn, die für jede Schande und jede Mißhandlung eine scheinbare Ausrede haben. Seit ich die Bettler kenne, kenne ich die Herzen, welche mein Heiland angerührt hat. — Aber wahr ist es, ich bin tief, tief erschüttert. Seit mein Kleinod aus der Hütte fortgeschleppt ist, sehe ich keinen Trost für mich. Und die Jungen auf der Straße haben darin recht, daß diese Ziege gewiß ein böser Geist oder ein Kobold ist, der den Armen verrathen und mir das Unglück zugezogen hat. — Küster, lieber Freund, laßt das böse Thier gleich nachher abholen, denn ich kann es nicht mehr vor Augen sehen.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Dechant fort, daß Euer Zustand mich rührt, daß ich Euch meine Liebe beweisen möchte. Ihr seid zu eigensinnig und halsstarrig, und Euer Sinn weist meine Freundschaft zurück! Ist das fromm und christlich? Ist es recht?

Herr Dechant, sagte die Alte, Eure Zunge ist weich und Eure Stimme sanft. Mein Geist treibt mich an, ich möchte und sollte Vertrauen zu Euch fassen, aber dann stoßt es mich wieder von Euch zurück, Eure Miene, Eure Augen — das Herz zieht sich zusammen, und ich möchte weinen und verzweifeln.

Ihr seid im Fieber, sagte der Dechant, und Arznei muß Euch vorerst helfen.

Ja! ja! rief sie mit verzerrtem Antlitz und fast lachend, Krankheit, Wahnsinn ist Euch Menschen Alles, was nicht mit Euren feinen Rechnungen stimmt. Seit ich mich mit meinem ganzen Herzen zum Heiland gewendet habe, wollte ich mit dieser gepriesenen Vernunft nichts mehr zu schaffen haben. Beten, Mitleid bedürfen und Mitleid üben, hungern und den Hungernden trösten ist seitdem mein Handwerk gewesen; Ihr, Hochverständiger, macht so viele Ausnahmen, Ihr findet stündlich, der und jener habe sein Unglück verdient, als wenn Ihr selbst schon der Richter wäret der Lebendigen und der Todten. — Ja! ja! Ihr habt recht das Antlitz, Herr Dechant, als möchtet Ihr gern Menschen zu Qualen verdammen! O weh! Euer feuriges, kluges Auge schneidet mir durch die Seele! — Ach! Ihr werdet mich und Andre quälen! Nein, Ihr liebt mich nicht! Es steht ein dunkler, scharfer Geist hinter Euch, der es nicht leidet, daß Ihr Euer Herz zu einem so armen, alten, häßlichen Weibsbilde wendet. Ja, ja, wie ich sagte, Ihr auch seid grausam, Ihr habt Freude an der Qual, und die Liebe Gottes ist nicht in Euch! Weh dem Tage und der Stunde, da so vornehme Besuche in meine Hütte gekommen sind!

Der Dechant sah den Küster mit einem ungewissen, fragenden Blicke an, und dieser, welcher sich zurückgezogen hatte und am Fenster stand, sagte: Sie ist krank, ehrwürdiger Herr, wie Ihr selber bemerkt habt, sie weiß eigentlich nicht mehr, was sie spricht, und darum könnt Ihr auch der Armen nichts zum Uebeln deuten.

Daß sie meine Freundin ist, werde ich ihr beweisen, antwortete der Dechant, so wenig sie auch geneigt scheint, meinen Worten Glauben beizumessen.

Er gab der Alten die Hand und entfernte sich nachdenkend, indem er in der Thür noch sagte: Freund Wundrich, vergeßt es nicht, heut Abend noch zu mir zu kommen.

Die Alte sah dem Scheidenden mit einem scharfen Blicke lange nach und sagte dann, indem sie sich wieder aufrichtete:

Digitized by Google

Ich bin ganz gesund, der Dechant versteht sich auf Krankheit nicht besser wie auf Christenthum. Ja, ja, er mag sich nur vorsehen, daß er mit seinem anscheinend guten Willen nicht mein Uebelthäter wird. Sein Verstand ist auch nicht einer der hellsten und dauerhaftesten; weltlich ja, aber nach dem Ueberirdischen reicht sein brauner, feuriger Blick nicht, den hat er zu tief in die Gluth der Leidenschaft getaucht. Wenn man ihm recht ins Auge schaut, so versteht man wohl, was die Geister zu bedeuten haben, die die Gestalten der Engel des Lichtes annehmen können. Das ist nun schon Dechant und des Bischofs rechte Hand, das denkt natürlich darauf, auch Bischof zu werden. Das Unglück von diesem, das Leiden von jenem, der Sturz eines Dritten, die Zurücksetzung eines Vierten, das Wohlgefallen der Vorgesetzten, Schmeichelei dem Mächtigen, nicht widersprechen dem Herrscher, dem Fürsten sich gefällig machen, den Bürger freundlich grüßen, bei den Brüdern für gelehrt und weise gelten, das sind die Staffeln der Leiter, auf welcher diese Menschlein hoch und höher steigen. So war aber die Leiter nicht, von welcher Jakob im Traum die Engel herniederr steigen sah. Jene Staffeln waren Demuth, Geduld, Liebe, Freundschaft und Dienstbarkeit. Wehe dem, der noch mit der Welt sich will zu schaffen machen, und doch Christo anhören. Niemand kann zweien Herren dienen. Ja wohl!

Wundrich sagte: Alte, liebe Freundin, ich kenne Euch gar nicht wieder. Wo ist die Geduld von ehemals, die stille, einfache Demuth, jene Einfalt, mit der Ihr Euch von allen heftigen Gedanken und Leidenschaften abwendetet! Thut nicht Andern Unrecht, damit Ihr nicht das größte Unrecht gegen Euch selbst verübt.

Ihr habt Recht, guter Küster, erwiederte sie heftig, ich fühl' es, ich bin bezaubert, und die böse Ziege hat es mir angethan, die Ihr mir auch gleich, das Zauber-Unthier, aus dem Hause schaffen müßt. Ich sehe nichts als Elend und Qual. Wohin ich die Augen meiner Seele richte, nur Unruh und Verwirrung, und die ganze Stadt in Aufruhr. Das Böse wächst und wächst, bis es alle guten Kräfte überschüttet, und Wahnwitz sitzt am Steuerruder, um in Tod und Verderben hinein zu fahren. Das Auge der Vorsehung ist verschwunden, und dunkelschwarze Wolken ziehn sich vor des Himmels freundliche Güte. Ich bin nicht mehr die ich bin, und der Dechant weicht und wankt nicht, mir selbst mein eignes Wesen abzustreiten. Ihr, Küster, seid auch nicht mehr, wie Ihr wart, oder meine Seele erkennt Euch nicht mehr. Alles steht schief und krumm, und wie ich einfältig war, so wächst der Stolz der Jugend meiner christlichen Demuth wieder über den Kopf.

Alte, liebe Freundin, sagt Wundrich, ergebt Euch nur nicht diesem Schwärmen. Es scheint wirklich, daß Euch die Sinnen aus den Fugen gerathen sind, denn Ihr sprecht nicht ausbündig klug. Indessen erholt sich auch die Vernunft bei mir manchmal, und macht ein solches Wurstgemengsel von verschiedenen Gedanken, das, wenn nur der Pfeffer nicht darin gespart ist, sich immer ohne Nachtheil genießen läßt, denn die einfache Kost des alltäglichen Verstandes mundet nachher um so besser. Die Ziege, den ungezogenen Schüler, will ich abholen lassen, denn wenn Ihr der Creatur die Freundschaft aufgesagt habt, so ist unter Euch doch kein rechtschaffener Umgang mehr möglich. Lebt wohl und besinnt Euch, altes liebes Wesen, denn Ihr seid verständig, wenn Ihr nur wollt, so sehr Ihr auch heut auf den Kopf gefallen seid.

Lebt wohl, rief sie ihm nach; werdet Ihr mich denn auch wohl in meiner neuen Wohnung besuchen!

Wo wollt Ihr denn hin, fragte der Küster, indem er schon in der Thüre still stand.

Ich sehe sie nur, faselte sie, weiß aber nicht, wo sie liegt, sie ist aber noch finsterer, als diese, noch unfreundlicher, aber viel Elende sind in der Nähe, auch hoffärtige, wandelnde, frech umschauende Leichen. Ja, wir sind alle zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen, und die Kerzen und Fackeln brennen hell, das giebt ein Jauchzen und ein Zetergeschrei, und keiner kennt den andern.

Wundrich schüttelte sein greises Haupt, und entfernte sich mit dem Vorsatze, den Arzt zu senden, und sonst auf Hülfe für die Arme zu denken, die er seit so manchem Jahre gekannt und geliebt hatte.

Indem die Frau Catharina Denisel die Erfahrungen überdachte, welche sie seit kurzem gemacht hatte, überschlich sie das Gefühl, daß sie an sich selbst und an denen, die sie am innigsten sich verwandt wähnte, von neuem irre wurde. Die Ruhe des Herzens, die sie errungen hatte, war ihr wieder verloren gegangen, und es war ihr peinlich, alle die Gedanken und Gefühle wieder durchkämpfen zu müssen, mit welchen sie glaubte, schon seit lange Frieden geschlossen zu haben.

Als sich daher wieder eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Garten versammelt hatte, konnte sie die Heiterkeit nicht finden, die man sonst an ihr gewohnt war. Der Dechant war zugegen und Friedrich, die Muhmen waren heiter und sangen. Während der Musik benutzte der Dechant einen Augenblick, als Catharina aufgestanden war, um mit ihr in den Raum eines Fensters zu treten. Ihr habt mir, schöne Frau, begann er, nicht erlaubt, Euch früher zu sehen und allein zu sprechen, ich muß daher jetzt diese Gelegenheit ergreifen, in welcher wir weniger beobachtet werden. Könnt Ihr nicht vergessen und vergeben, was ich Euch neulich im Vertrauen gesagt habe, so kann ich eben so wenig meine Leidenschaft aufgeben. Aber warum sollen wir mit einander grollen und schmollen? Wozu den Leuten ein Schauspiel geben und unnütz Geschwätz veranlassen? Bezwingt Euer Herz, und stellt Euch mir wieder so unbefangen, wie ehemals, gegenüber.

Es sei, antwortete sie nicht ohne Verlegenheit, ich will streben, meine vormalige Heiterkeit wieder zu finden. Und wenn Ihr mich nicht unnöthig quält, so erwächst auch wohl das alte Vertrauen wieder unter uns.

Nur, fuhr er fort, seid nicht so zurückstoßend, vermeidet mein Gespräch nicht so auffallend. Euer Wesen selbst ist ja Freundlichkeit, das Opfer kann Euch ja so viel nicht kosten.

Catharina wendete sich wieder zur Gesellschaft, zu welcher der Küster Wundrich getreten war. Dieser ging dem Dechanten entgegen, und erzählte ihm, wie die alte Gertrud immer noch phantasire und das Fieber nicht weichen wolle. Die Krankheit der alten Frau hatte Aufsehn in der Stadt gemacht, und alle erkundigten sich nach dem Zustande der Frommen. Es ist seltsam, berichtete der Küster, wie im Phantasiren alle ihre Begriffe sich verwirren. Bald hält sie sich für verzaubert und klagt die bösen Menschen an, die ihr die Bosheit angethan haben, dann verwechselt sie sich mit jenen, und erzählt, sie selbst sei diese Zauberin, und der böse Geist habe sich ihr einverleibt, um den ehemaligen guten aus ihr zu vertreiben. So sucht und verliert sie sich abwechselnd und ich fürchte, sie hat ihren Verstand auf immer verloren.

Es ist zu fürchten, sagte der Dechant, doch sind freilich die Beispiele seit neuerdings nicht selten, daß durch die Imagination, bösen strengen Willen, und durch seltsame Künste das Gemüth eines andern bezwungen werden kann.

Wie! Herr Dechant! rief Friedrich aus, mit dergleichen unbegreiflichen Vorstellungen kann sich Euer Verstand vertragen? Das sind ja eben die verwirrten, gottlosen Begriffe, gegen welche der erlauchte Geistliche kämpfen müßte, um sie gänzlich und auf immer auszurotten.

Junger Mann, erwiederte der Dechant mit einiger Hoheit, so lange die Kirche, die Concilien, und alle Kirchenväter nebst dem Papste und dem Collegio der Cardinäle die Möglichkeit der Bezauberung, der Einwirkung böser Geister zugeben und als Lehrsatz aufstellen, so lange dieser nicht von jenen aufgehoben und vernichtet wird, sind wir beide wohl zu schwach und ungelehrt, ihn für Unsinn erklären zu dürfen.

Catharina sah ihren Verehrer verwundert mit großen Augen an, und Friedrich rief unwillig aus: Nun wahrlich, wenn wir dahin zurück kehren sollen, so ist es besser, Denken und Sinnen aufzugeben, um nur im finstern Joch des Aberglaubens wieder zu wandeln. Und von Euch, geehrter Mann, hätte ich, wie wir Euern Scharfsinn zu kennen glaubten, diesen Ausspruch wohl am wenigsten erwartet, denn wir schienen uns über diese Punkte zu verstehen.

Was Zweifel und vertrauliche Mittheilung sich erlauben, sagte der Dechant, sollte von den Klugen auch immer nur als ein Pfand der Freundschaft angesehen und geachtet werden. Ein andrer bin ich, als ein armer, irrender Mensch, der Scherz versteht und befördert, und der sich auch wohl Zweifel, Einwürfe und Grillen erlauben darf: und ganz ein andrer bin ich als Priester oder Bürger des Staates, oder Theilnehmer am großen christlichen Bunde. Wie ich mich den Befehlen meines Herzoges, den Gesetzen der Obrigkeit unterwerfen muß, so muß ich auch jenen Satzungen Folge leisten, die mir die Kirche hinstellt, wenn meine armen hinfälligen Sinne sie auch vielleicht nicht begreifen können.

Catharina war verwirrt, Friedrich aber in Zorn. Das ist es ja, rief er entrüstet, worüber seit Jahrhunderten der Streit der Geister hinüber und herüber geht. Wenn die Besseren und Klügeren nicht mehr zusammen halten wollen, so werden von dem erst neu aufgeführten Gebäude die Stützen hinweg geschlagen, und woran sollen sich die Vernünftigen in Zukunft anders erkennen, als an der Vernunft?

Wir wollen nicht streiten, sagte der Dechant, am wenigsten mit Heftigkeit, denn umstoßen werden wir die Stellen der geheiligten Offenbarung niemals, in denen von Bezauberten und bösen Geistern die Rede ist, die Erklärungen dieser hochwichtigen Worte und Erzählungen sind auch schon lange von den ehrwürdigsten Männern, nicht ohne Inspiration, festgestellt. Lernen sollen wir, nicht meistern. Aber auch in so

Digitized by Google

fern wir uns außer der Kirche, als zweifelnde, irrende Wesen befinden, können wir doch wohl manches begreifen, was auch jener Offenbarung auf natürlichem Wege entgegen kommt. Wer vermag denn die wunderbare Kraft des Willens zu leugnen? Was erfinden, erstreben, gewinnen wir nicht durch diesen, wenn wir ihn zur höchsten Kraft und Energie hinauf spannen! Soll unsre Herzensliebe auf Freunde, Verwandte und Kinder keinen Einfluß haben? Soll unser Gebet, wenn die ganze Inbrunst des Herzens fleht, die Geister des Verstorbenen nicht erreichen, oder in unsre Nähe ziehn? der Liebende erzählt ja wie oft, daß er die Gedanken und Gefühle seiner Verlobten aus weiter Ferne ahndet. — Und wie? Dem bösen, kräftigen Willen, der sich ganz in seiner herben Bosheit zusammenzieht, ihm sollte alle Kraft des Wirkens mangeln? Vielleicht ist dieser noch stärker als jener, da sich unsre verderbte Natur mehr zum Haß als zur Liebe neigt. Stechend und widerwärtig ist uns schon der Blick manches Menschen, verletzend sein Ton, schwache Naturen können schon durch diese der Krankheit nahe kommen. Also ist es auch nicht ganz vernunftwidrig anzunehmen, daß der feste Vorsatz verdorbener, lasterhafter Menschen auf die reine Natur verderblich wirken könne, vorzüglich wenn diese sich nicht dagegen wahrt und dem Feinde keine Vorsicht entgegen setzt. Will der Rechtgläubige diese Wirkung, die eine unsichtbare ist, durch Geister geschehen lassen, so kann der Zweifler auch gegen diesen Ausdruck, der dann für Willenskraft steht, nicht viel einzuwenden haben. Das Geheimniß ist aber, daß wir wohl beständig von Geistern und Engeln umgeben sind, die uns schützen und bewahren, die sich, wenn wir tugenhaft wandeln und heilig denken, in unsrer Nähe wohl befinden, und uns selbst durch ihre Lieblichkeit läutern und verklären. Die Schrift lehrt uns, daß Engel, und die mächtigsten, glänzendsten, gefallen sind; ihr Bestreben kann nur Gott und seinen Kräften sich entgegen richten, ihnen kann nur wohl sein, wenn der Mensch, das Ebenbild Gottes, sich verfinstert, denn der geschaffene freie Mensch kämpft alsdann dem Licht und dem Himmel entgegen; und diese gefallenen Engel sollten sich nicht mit dem bösen, gottlosen Gemüthe vereinigen können, und das schon gesättigte Herz mit Bosheit übersättigen? dem Sterblichen scheinbar zu Diensten sein, um ihn zu beherrschen? Wer das Bessere glauben kann, muß nicht mit bloßem Zweifel und eigensinniger Willkühr das Schlimmere leugnen wollen. Uns ist Flöte und Schalmei Organ für unsere Melodie und Musik, und wir Menschen sind auf ähnliche Art Organ für die Geisterwelt.

Mit dem Küster entfernte sich jetzt der Dechant Marck, und beide wollten für die alte Gertrud Sorge tragen. Die Gesellschaft begab sich nun in die Kühle des Gartens, und Friedrich benutzte die Gelegenheit, um seiner Freundin Catharina in einen Seitengang zu folgen, der sie von der übrigen Gesellschaft etwas absonderte. Ihr seht nicht wohl aus, mein junger Freund, begann die Frau; Ihr warfet mir vorher so zornige Blicke zu, daß ich vor ihnen erschrecken mußte.

Ich bin Euch gefolgt, sagte Friedrich, um Abschied von Euch zu nehmen. Ihr hättet mir ja, da Ihr mir schon so viel vertrautet, auch das hauptsächlichste Geheimniß enthüllen können, und Euer Wesen, das mir so unverständlich erscheint, wäre mir dann wohl klar geworden.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Catharina; könnt Ihr Euch nicht deutlicher machen?

Nun gut, versetzte Friedrich bitter, ich will es versuchen. Warum habt Ihr es mir verschwiegen, daß Ihr mit dem Dechanten in einer geheimen vertrauten Verbindung lebt? Meine Warnung, die ich Euch neulich so gutmüthig geben wollte, erscheint mir jetzt lächerlich, und wie müßt Ihr in Eurem Herzen meine kindische Einfalt verhöhnt haben. Das also ist die kurze Lösung des Räthsels, warum Ihr mein Herz und meine Hand verschmäht. Die Ehe dünkt Euch zu fesselnd und grausam, und Ihr findet ein Glück in einer leichter zu lösenden Verbindung mit diesem gewandten und zweideutigen Geistlichen.

Catharina ließ sich ermüdet auf einen Rasensitz nieder und sagte mit matter Stimme: Friedrich, seit ich Euch neulich mein Herz ganz eröffnet habe, geht Ihr recht geflissentlich damit um, mich zu zerreißen und zu zerstören. Ich könnte fragen: wer giebt Euch das Recht, so mit mir zu sprechen? Das will ich nicht, ich frage nur: was berechtigt Euch zu diesem ganz unwürdigen Verdacht?

Friedrich blickte sie scharf an und sagte: Die auffallende Art, mit welcher Ihr Euch vorhin aus der Gesellschaft mit ihm ins Fenster zurück zoget, dort das eifrige, leidenschaftliche Gespräch, Eure brennenden Blicke, seine Röthe, das Zittern Eurer Hand, welches ich wohl bemerkt, alles dieses muß ja jeden Zweifel in meiner Brust zerstören, wenn ich auch gern noch zweifeln wollte.

Catharina trocknete ihre Thränen und sagte: So müßt Ihr denn erfahren, was ich Euch verschweigen wollte, um Euer aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr zu reizen. Euer Argwohn gegen den Dechanten Marck war nur zu gegründet, er hat mir frech, mit vielen Worten, vor kurzer Zeit eine unwürdige Leidenschaft bekannt, und wir trennten uns in Zorn. Ich war sichtlich verstimmt, daß er es heut von neuem wagte, unsre Gesellschaft zu besuchen; ich konnte meinen Widerwillen gegen diesen Mann zu wenig verhehlen. Er führte mich beiseit, um mich um Mäßigung zu bitten. — Sie erzählte dem Freunde alles und schloß mit den Worten: So hängt alles zusammen, und das war die Ursache meiner Verlegenheit, meiner Leidenschaft und meines Zitterns. Euer unwürdiger Argwohn hat Alles falsch ausgelegt.

Friedrich neigte sich auf die weiße schöne Hand, drückte einen heftigen Kuß darauf und sagte: Es ist nun einmal Euer Schicksal, mir immerdar zu vergeben, und meine rohe Ungeduld wird sich noch oft an Euch versündigen. Aber wohl und leicht ist mir wieder nach Eurer Erklärung, und daß ich jenen Pharisäer und Gleißner nicht so zu hassen brauche, wie ich ihm schon ergrimmt war, da Ihr nicht seine Beute geworden seid. Laßt uns nun wieder fröhlich sein und des schönen Tages genießen.

Kommt zur Gesellschaft, antwortete sie, damit wir nicht ein zweites Aufsehen erregen, das mißgedeutet werden könnte. Ich will versuchen, ob ich fröhlich sein kann; aber eine düstre Ahndung liegt auf meiner Seele und drückt alle meine Kräfte zu Boden. Ich kann, so sehr ich mich bestrebe, alle meine früheren Gefühle nicht wiederfinden.

Sie gingen, und ein lautes Gelächter schallte ihnen aus dem Baumgange entgegen. Der alte Maler Labitt war zur Gesellschaft gekommen, und die Mädchen und jungen Männer ergötzten sich an seinen Erzählungen und Scherzen.

Ihr kommt gerade recht, rief er Friedrich entgegen, um an unsern Späßen und Anordnungen Theil zu nehmen. Ihr, Frau Denisel, seid eine schöne, mächtige Zauberin, wir Alle stehn in Euren Diensten und müssen Euren Hof ausmachen, so poetisch, scherzend, herrlich, wie uns die Dichter von der herrlichen Göttin der Liebe und dem wundersamen Venusberge vorgesungen haben. Setzt Euch, Frau Catharina, auf diesen Hügel, und wir Alle theilen uns in die Geschäfte des Hofdienstes. Ich will den Germonien-Meister machen, der Euch die verschiedenen Gestalten vorführt. So alt, bleich, mager und gebrechlich ich sein mag, so will ich doch vor Euch, Großmächtige und Leuchtende, meinem Amte Genüge leisten. Ich könnte mich auch, meiner moralischen Schwächlichkeit wegen, für den getreuen Eckart ausgeben; da es dieses alten Helden Art aber ist, alle Fremdlinge warnend vom Venus-Hofhalt zurück zu weisen, so bleibe ich lieber meiner ersten Bestimmung getreu. —

Catharina saß auf dem Hügel, und Labitt faßte Friedrichs Hand und sagte: Seht hier, Königin, der getreue, liebeschmachtende Tristan, der sich, in Sehnsucht aufgelöst, Eurem Schutze empfehlen will. — Friedrich mußte seine Knie beugen und wurde dann zum Handkusse gelassen. — Der alte Beaufort, der auch erst kürzlich in den Garten getreten war, mußte als König Artus figuriren, Sophie ward als Isalde vorgeführt, ein junger Mann als Parzifal, ein andrer als Gawein, und Wundrich, der mit Günther, einem Befreundeten, zurückgekehrt war, mußten als Marschall Kay und Iwan sich vorstellen lassen. — Hierauf wurden von den jungen Leuten Tänze im Garten angeordnet, denen sich aber Catharina entzog. Labitt und Friedrich folgten ihr in den Saal, und nachdem Beaufort der Musik und dem Springen einige Zeit zugesehen hatte, entfernte er sich wieder. Günther und Wundrich gingen durch den Garten, um sich verschiedene Dinge mitzutheilen.

War es nicht eine schöne Zeit, sagte Labitt, nachdem man sich im Saale niedergelassen hatte, in jenem dreizehnten Jahrhundert, als der Kaiser Friedrich selber sich mit Freuden Dichter nannte, als in jener bewegten Welt die süßen und tiefsinnigen Gedichte von Lancelot, Tristan, Parcifal, Titurell, Iwan und Erick allgemein gekannt, gelesen und gesungen wurden? Liebe, Frühling und Wunder war der Inhalt alter Lieder und die Freude der Welt, so wild sich auch Helden, Städte und Kirche gegen einander feindlich bewegen mochten. Unser Zeitalter, wie verfinstert ist es gegen jenes! Die Welt war heiter und freundlich, denn die Phantasie jener Menschen war wie in Frühlingswärme ausgelichtet. Der Zauber, welcher Chateau Merveil band, war nicht finster und grausig; selbst das, was die Menschen die bösen Kräfte nannten, war nicht in wilden, verzerrten Figuren vorgestellt. Im Titurell und der schönen Sage vom heiligen Graal ist selbst kein Widerwille gegen die Heidenschaft ausgesprochen, und die Gestalten der Saracenen treten in Heldengröße auf. Die Religion und ihre Geheimnisse, die Kirche, das Heremoniel, die Heiligkeit des Priesters, der Glaube an den Heiland, alles ist so süß und freundlich gemalt, so aus dem Schatten alles Hasses

Digitized by Google

herausgerückt, daß ich nur die lieblichsten und blühendsten Gemälde unsers herrlichen Johannes von Eyck damit vergleichen könnte. Neben den Geheimnissen der Sage, der Zauberei, der Religion und Liebe webt sich auch noch das Wunder der Feen hinein, die Göttinnen genannt werden, und auch in Liebe mit diesem oder jenem Helden verbunden sind. Diese Artusgedichte sind die ausgeblumte Frühlingspracht der Welt und Poesie, und nichts, nichts darf sich mit ihnen vergleichen.

Wie schön waren jene Tage, sagte Frau Catharina mit anmuthiger Trauer, als ihr mir damals die schönen Sachen vorlaset und erklärtet. Man konnte so ganz die jetzige rohe Welt vergessen, ihre Kriege und Zerstörungssucht, die Frechheit des Soldatenstandes und den Verrath der Großen.

Ach! rief Labitt aus, in der Wirklichkeit sah es auch nicht immer artig aus, in jener Zeit, wo diese Gedichte galten; denn wo ein Ezzelin regierte, wo ein Carl von Anjou geizte und grausamte, waren vom Baume der Zeit eben keine lieblichen Früchte zu brechen. Aber was die Menschen Gedicht, Sage, Phantasie nannten, das war von Himmelsheiterkeit durchwebt. Wie listig und schalkhaft sind die vielen Zauberpossen, die selbst in den großen, würdigen Gedichten erzählt werden! Da ist so ganz die Bosheit des Teufels, das Satanische der Höllengeister vergessen, daß auch das Schlimme sich nur wie eine seltsame, wunderliche Gestalt in den bunten Reigen der edlen Tanzenden springend mit bewegt. Die Menschenart war eine edlere, das Jahrhundert ein geläutertes, es bedurfte nicht des Grausens, der Gespenster und Qualen, des Widerwärtigen und Abscheulichen, um die Phantasie in Thätigkeit zu setzen. Auch der Untergang des Artus und seiner Helden, der Tod Tristans und seiner Geliebten, der Wahnsinn Iwans, das Leid der Sigune, alles ist groß, gelinde, und die Noth des Lebens noch lieblich und reizend.

Ich glaube wohl, sagte Friedrich, daß der edle Ton und die lichte Farbe dieser Gedichte jenes Zeitalter charakterisirt; der Mensch war innerlich aufgehellt, und seine Würde zeigte sich wohl darin, daß er sich keine Scheusale hinstellte, um sich selbst davor zu entsetzen, dies Gelüste, was immer eine kranke Welt bezeichnet, war ihm auch nicht so nahe getreten, weil die Ketzergerichte der Dominikaner, die Vertilgung der Albigenser, und so manches, was jeder in der Nähe erlebte, Schrecken und Grausen genug in der Wirklichkeit darstellten.

Ihr habt wohl Recht, antwortete der Alte; wer Fische im eignen Teiche hat, braucht sie nicht auf dem Markte zu suchen. — Sollte, könnte aber nicht auf ähnliche Art, wie jene Dichtungen dazumal die Gemüther der Menschen erhellten, die vieldeutige, bildungsreiche Religion des Christenthums die Sehnsucht, Hoffnung, die Trauer und Freude der Menschen beleben und in Thätigkeit setzen? Was ängstigen uns diese Priester immerdar mit Buße, den Martern der Hölle, dem Zorn ihres Gottes, wie sie ihn sich denken. Ihre Kirchenceremonien, ihre Gebete und Kniebeugungen, alles soll nur abzielen, den furchtbaren Unbekannten guter Laune zu machen, damit er das Elend des Lebens, Armuth, Krankheit, und was den dürftigen Menschen immer quält, nur nicht noch mehr anhäufe. Von den Martern und dem schmerzlichen Tode des Erlösers und seiner früheren Bekenner sprechen sie am liebsten, und so machen sie aus einer süßen Trunkenheit, aus einem Rausch der Liebe eine Gespenster- und Todes-Angst. Freilich liegen alle Wunder, und folglich auch die des Grausens, auch die Lust an der Verwesung, in unserm Innern; aber wir sollen uns bestreben, das Lichte, Edle, Himmlische, Liebevolle und Beseligende aus diesen unergründlichen Tiefen hervorzurufen, und von dem Bösen, Trüglichen zu entbinden, was es in seinen dunkeln Fesseln hält, um uns als Menschen, als Berufene zu erkennen, und so im Glanz der ächten Religion unsern eigenen Triumph zu feiern.

Die ächte Religion! sagte Catharina; das ist eben der Streit! keiner glaubt, an der unächten sich verloren zu haben.

So ist es, sagte Labitt; die Leidenschaft des Menschen kann keine Unterschiede machen. Nur vom Menschen geht das Böse aus, indem er seine Kräfte, die ursprünglich gut sind, willkührlich in das Nichtige wirft, die Lüge erweckt, und den Tod in das Leben ruft. Nur sind jene Gespenster, die erst nur lächerliche Phantome und nichtige Schemen waren, durch seine Bosheit und Wuth gepanzert, nun ziehen sie mit fast undurchdringlichen Harnisch dahin und vernichten die Welt, und richten sich dann auch gegen ihre Lügenmeister, der ihnen erst den Geist hassend eingeblasen hat.

Gut sind die Kräfte des Menschen ursprünglich! fragte Friedrich; da scheint Ihr doch zu sehr vom Sinn und dem Ausspruch der Offenbarung abzuweichen.

Erlaßt mir, junger Freund, sagte der Maler mit Wehmuth, nähere Erklärungen. Wo das Wort sich Bahn machen will und einschneidet, da wird immer Geist und Sinn zertreten und untergewühlt, um das Wort nachher für Sinn ausgeben zu können. Ward nach der alten Sage der Mensch frei erschaffen, sollte er als ein Unsterblicher da stehen, und in Gott, als seinem Boden, wurzeln, so ist, menschlich zu reden, das Verbot, nicht das Gute und Böse erkennen zu dürfen, unbegreiflich. Denn erst dadurch wird er Mensch und sich seiner Freiheit bewußt. In wie ferne ihn die Schlange belogen hat, daß er Gott noch ähnlicher werde, ist eine verwickelte und bedenkliche Untersuchung. Die Tiefe des Abgrundes hat sich dadurch in ihm aufgethan, die ihm vorhin verschlossen war; aber er kann nun erst, indem er in diese Tiefe schaut, mit freier Liebe den Gott der Liebe anbeten und sich ihm widmen und opfern, wenn er früher fast nur als beseelte Pflanze wie unwillkührlich sein bewußtloses Herz zu seinem Vater erhob, dem Zuge der Natur so nachgebend, wie die Rose aufblüht und ihre Düfte ausstreut. Mag er durch diesen Abfall auch erst den seltsamen Bedingungen seines irdischen Daseins verfallen sein, so hat er ja dadurch auch die Schaam und die Einsicht vom Edel und Unedel gewonnen, und wie ihn diese Schaam in seiner Erniedrigung unter das harmlose Thier stellt, so erhöht sie ihn auch, und giebt ihm einen Maaßstab für die Unendlichkeit seiner Kräfte, mildert seinen Stolz, sänftigt seinen Hochmuth, und macht selbst seine Liebe und den Rausch des Genusses demüthig. Er hat, sagen sie, auf diesem Wege auch den Tod gefunden. Mag sein; aber war denn sein erster Zustand etwas anders, als ein verhüllter Tod! Könnten wir in Wahrheit uns in jene blinde, unbewußte Ruhe zurück wünschen, so sehr sie immer als Ziel unserer Wünsche, als Lohn unserer Kämpfe und Unruhe in unserer Phantasie lockend dasteht! Was ist Tod? Was ist Leben? Wenn ich das Wort im Innersten verstehen will, so verschwindet wohl der Unterschied, und ich sehe, daß jedes nur eine andre Offenbarung des Lebens sei. Sage denn gegen Sage, so erklärt mir ein Bild wohl ein anderes, und in diesen Gegenden kommen wir niemals weiter. Wir können hier, was wir Offenbarung nennen, nicht beim Wort nehmen, denn hier ist der Buchstabe nichts und der Geist alles. So schwärme ich denn, wie Andre es gethan haben. — Alles dies sei mit Erlaubniß meines hohen Meisters gesagt. — Der Alte nahm bei diesen Worten sein Barett mit einer ehrerbietigen Geberde vom Kopfe.

Erlaubt, fiel ihm Friedrich ein; diese Redensart, wenn Ihr etwas erklärtet, so sprachet, wie jetzt, oder auch Scherze vortrugt, habe ich Euch schon oft brauchen hören; uns allen muß das auffallen: könnt oder wollt Ihr mir eine Erklärung darüber geben?

Der Alte war erst sehr ernsthaft, lachte dann gutmüthig, und formte dann wieder sein Gesicht zur Ehrbarkeit, indem er sagte: Nun Jüngling, glaubt Ihr mir denn, wenn ich Euch sagen oder vorlügen möchte, daß ich ein Eingeweihter in Geheimnissen sei, derentwegen vielleicht die alten Templer gestürzt wurden! Daß ich ein Vertrauter und Lieblingsschüler eines großen Meisters bin, den ich nicht nennen darf! Daß unsersgleichen, so wie die Eingeweihten der Griechen, in den Mysterien, das ächte, ungefälschte Christenthum besitzen und bekennen! Alles könnte ja Wind sein und ist es auch. Es ist eine Sache, die ich mir so angewöhnt habe, und wobei ich mir etwas nicht eben Unvernünftiges denke.

Catharina sann tief nach, denn so manche Gespräche Roberts so wie Philipps, wachten wieder lebendig in ihrem Geiste auf. Labitt fuhr fort: Ich könnte ja auch meinen lieben, alten, längst verstorbenen Meister in der Malerei, den herrlichen, wahrhaft frommen und gottseligen Hubert von Eyck, meinen, von dem ich so vieles Sinnige vernommen habe, als ich fast noch ein Kind war. Der Mann Gottes war ein Auserwählter, ein fertiger Mensch, so wie es auch unser Johannes ist. Diese Erdgebornen haben die Schlacken abgelegt und triumphiren in Liebe und Freude, wenn Johannes auch das jüngste Gericht auf die herkömmliche Weise hat malen müssen. Diese Meister richten aber und verdammen keinen; die Erde verdient es nicht, daß es ihr geschieht, und der Geist verträgt es nicht, denn er kehrt doch irgend einmal zur Wahrheit zurück.

Fahrt fort, sagte Friedrich; ich bin erfreut, Euch so bei Laune zu sehen. Euer Gespräch ist mir immer fruchtbar gewesen, und ich merke wohl, daß, wenn ich Euch nicht ganz verstand, oder mir manches Thorheit schien, ich nur den Zusammenhang Eurer Gedanken nicht begriff. In Eurer Seele, Meister, muß es wunderbar aussehen; sie ist die Werkstatt der buntesten, seltsamsten und verschiedenartigsten Bildungen. Eure Laune ist so, daß sie mir schon oft Schwindel erregt hat; dann sprecht Ihr wieder so tiefsinnig, daß ich lange über ein hingeworfenes Wort von Euch sinnen kann. Ich möchte wohl in dem lichten Blumengarten mit meiner Seele wohnen, in welcher die Eure einheimisch zu sein scheint. Ach! lieber Freund,

was mäßt Ihr in Eurer Jugend für ein liebenswürdiger Mensch gewesen sein!

Der Alte schmunzelte, lachte dann und sagte mit seiner seltsamen Miene im gespitzten Gesicht: Ach nein! ich habe davon niemals viel rühmen können. Man ist nun einmal da, so wie man da ist, so schlimm und gut, so häßlich und verzeichnet, wie es Natur und Zufall nun einmal bestimmten. Was die Seele selbst an ihrer Hütte baut, ist schwer auszumitteln, und nicht alle Seelen sind gerade in der Architektur Kenner und Meister. Mancher Schönheitssinn ist wohl zur lustigen Strafe in einen häßlichen Körper eingesperrt. Andere wie unser Johannes, haben darum das Malen und Bilden so leicht, weil Geist und Körper schön sind. Seht nur unsre Frau Catharina an, da haben alle Geister mitgewirkt, sie recht schön und wohlgefällig auszubauen. Wißt Ihr noch, schöne liebe Freundin, wie Ihr mir damals als Modell zur heiligen Catharina saßet! Ein andermal formte ich selbst die Mutter des Heilandes, die glorreiche Maria nach Euch ab. Am meisten aber gelang die Magdalena, und alle Welt wollte das hübsche Bild haben, so daß ich es auch mehrmals kopiren mußte. Damals lebten wir auch recht fröhlich mit einander. Die Zeiten wechseln freilich, und nichts ist beständig, als der Unbestand. Um nun nicht meine Rede zu vergessen, von der ich eigentlich ausgegangen war, so kann es wohl sein, daß ich auch einen ganz andern mit meinem Handwerksgruß meine. Ich sagte also, Bild könne ein Bild und Sage die Sage erklären, weil uns der eigentliche Urtext doch verloren gegangen ist, und wir uns nur mit den Auslegungen behelfen müssen. Ist also, wie eine alte Kunde es von sich giebt, ein Theil der geschaffenen Engel abgefallen, und waren es eben, wie auch verlauten will, die kräftigsten und glänzendsten, so kann dieser Abfall doch auch nur so verstanden werden, daß sie eine andere Bahn suchten, ein anderes Wirken, Schaffen und Beleben als jene orthodoxen, oder mehr passiven Geister, die in der Region blieben, die ihnen angewiesen war, und von ihrer Freiheit, die ihnen ebenfalls gegeben war, keinen Gebrauch machten. So entstand also durch ihren Sturz in die Tiefe wohl das, was wir die Wirklichkeit nennen. Sie ist nichts als eine Ueberhebung über das Geistige, wodurch sich dieses mit dem Nichts, dem Vergänglichen auf das innigste verbindet und mit ihm durchdringt, wodurch es die Materie, die Zeit und das körperliche, sichtbare Wesen erschafft. So ist der Tod in das Leben gerufen, und das Leben ist mit dem Tode vermählt worden: beide eins und unzertrennlich. Und was ist nun Lucifer? Was schon viele Alte gelehrt haben, die Kraft, die die Welt, die Bewegung, das Leben der Natur, Geist und Strömung der Materie in Bewegung setzt, und durch scheinbare Vernichtung schafft, und durch scheinbare Schöpfung vernichtet. So gebaren die Elohim die Welt. Als nun die Menschen vom Herrn als Mittelgeister hingestellt waren, ergaben sich diese, in Begeisterung, um die Natur und ihre Tiefen zu ergründen, ebenfalls dem Wirken dieses hohen, kräftigen Geistes, und wurden erst wahrhaft, natürlich und kreatürlich, als sie sich entzückt in den Tod gestürzt hatten, um das Leben zu finden. Doch immer wieder werden sie durch Sehnsucht und Liebe, Hingebung und Demuth zum ewigen Anfang, der ohne Anfang ist, hingetrieben, und in dieser Andacht steigt der Vater selbst in die brünstige, entzündete Seele und löscht alles Irdische, Trostlose durch seine Gegenwart auf Augenblicke im zagenden Geiste des Menschen aus. Diese Liebe zum Unsichtbaren, diese Wollust im opfernden Hingeben hat uns der Sohn gelehrt, und so ist die Religion Christi die Religion der Liebe. Diejenigen, die sich ganz dieser süßen Vernichtung weihen, streben den Zauber der Kraft zu zerbrechen, und sich wieder in das Reich des Unsichtbaren, des Unwirklichen zu begeben. Wer aber im Wechsel bald seinen Geist mit allem Leben jener Wirklichkeit zukehrt, und sich dann wendet, um auch aus dem Quell der heiligen, wesenlosen Liebe zu trinken, der ist der vollkommene wahre Mensch. Das Versinken in die Ruhe, in den Tod wird ihm neue Stärke geben, um die wirkende Unruhe, das sich verwandelnde, stets forttreibende Irdische zu genießen und zu verstehen, und die Sättigung im Leben und Schaffen wird ihn erst genug läutern, um jener Ruhe und des in sich selbst Versinken, um in Gott unterzugehen, fähig zu werden. Was ist uns Mittler, um uns dem Allerhöchsten, dem Unbegreiflichen zu nahen? Christ soll es sein, in seiner Menschen- und Kindergestalt, in seinem Lehren und Leiden, in unsrer anbetenden Liebe und schmerzlichem Mitleid. Aber auch die Geschichte, die Natur, die Kunst, Poesie und Musik, so wie der Gedanke und die Philosophie, können und sollen uns Vermittler sein. In allen diesen wirkt und herrscht jener hohe Feuergeist, jener kräftige Engel, der sich vom Unsichtlichen trennte, und sich des Scheines, des Nichts, des Vergänglichen erbarmte, um auch dieses zum Triumph zu führen, und jenen Allmächtigen, Unaussprechlichen im sogenannten Irdischen zu verklären. Dieser Lichtträger oder Lucifer, ist es, der im Helden, Denker, Begeisterten, Dichter und Künstler regiert und webt. Was dieser hohe Geist hervorbringt, ist freilich vor dem Auge des ganz in die Unsichtbarkeit versenkten Religiosen ein Nichts, ein Atom, ein Moment; aber in diesem Moment erhebt sich die ganze Ewigkeit. Ihr werdet es oft erlebt haben, mein Freund, daß im Beschauen eines schönen Gemäldes, in der Musik, oder wenn ein edles Gedicht Euch wahrhaft entzückt hat, Ihr im höchsten innigsten Verständniß auf einen Augenblick ganz in das Kunstwerk übergegangen, und für diesen Moment Euch selber todt seid. Das ist der Augenblick der Weihe und der Seligkeit. Und gleich darauf, wenn Ihr zu Euch und zur Besinnung zurückkehrt — was blickt Euch in der Erinnerung des Entzückens und Verständnisses für ein Auge an? Der Ewige, Unaussprechliche selbst, der in Eure edelsten Kräfte hineingestiegen war, Ihr habt Ihn erlebt und gefühlt, und in dem innersten Heiligthum der Kunst oder Natur, welches dieser Kunstgeist Lucifer Euch schuf und öffnete, ist doch nur wieder Er. Dieser erinnernde Rückblick, in welchem Ihr Ihn erkennt, ist der fruchtreichste, ergiebigste Eures Lebens, denn in ihm erzeugen sich tausend neue Gedanken und Gefühle zu künftigen großen Verständnissen. In solchem Moment weiß der Denker, so wie der begeisterte Freund der Kunst, daß er Ihn geschaut hat, und die Idee, wie es Platon nennt, ist ihm entgegen gekommen. Aus dem augenblicklichen Tode ist das höchste Leben erwachsen, und nur im Rückblick der Besinnung wird er dann erkannt, indem er sich uns schon wieder entzieht, so wie Telemach im Entweichen erst Pallas erkennt, oder Jakob nach dem Kampfe, mit wem er gerungen hat, die Jünger den erstandenen Heiland, nachdem er in Emaus entschwunden ist. Ja, Freund, so sehen wir in dem Ungrund zuweilen ihn selbst, und der Heiland führt uns in milder Gestalt der Liebe zum Ewigen, vor dem wir nur zittern könnten, enthüllte er sich uns in ganzer Macht; so sind die Engel und Geister Vermittler, alle die Heiligen, Wunderthäter und Märtyrer, der Anblick des Kreuzes, der Kirche, der Lichter und Sacramente: aber nicht weniger jene kräftigen Geister der Erde, vor denen sich der Unverständige mit Scheu zurückwendet; diese Kräfte der Natur, der Kunst, des Forschens, der Geist der Schönheit, des Scherzes und des Witzes sind uns ebenfalls Vermittler, und geben uns den gemilderten Anblick des Ewigen, und unser Herz ist in Liebe gesättigt und jauchzt, von den Wogen der Liebe getragen und gehoben; denn diese, wohin ich nur blicke, kommt mir in tausend wechselnden Gestalten entgegen. Der Heerführer und hochkräftige Fürst dieser ist der geschmähte Lichtbringer, Lucifer, der Erreger des irdischen Glanzes, der Freude, der Kunst und aller Poesie. Und diesen geheimnißreichen Meister, dem wir Alle das Schönste zu danken haben, begrüße ich in allen Stunden, wie eben jetzt wieder, und wunsche, daß ich nichts gesprochen haben möge, was ihm entgegen ist.

Es sei Euch Dank gesagt, antwortete Friedrich, tief nachdenkend, daß Ihr die Erde, das Irdische und die Wirklichkeit, so wie den Schein und die schnell vorübergehende Entzückung aller Kunst, so hoch habt würdigen wollen; das Leben selbst erscheint so, wenn man Euren Grillen oder Einbildungen folgt, in einem weit schöneren und würdigeren Lichte; aber hütet Euch, daß Euch jene Kurzsichtigen nicht irgend einmal vernehmen, die alles nur nach dem Winkelmaße messen, und das Geistige mit den gestempelten Gewichten wiegen wollen; diese könnten Euch böse Ausdeutungen Eurer Poesie machen.

Es hat nichts zu bedeuten, sagte der Maler; denn sie sind schwach, körperlich sowohl als geistig. Sie verstehen mich auch nicht, wenn ich nicht, um sie zu ärgern, dürre und grob alles sagte; und warum sollte ich sie angreifen! Bin ich doch im Wesentlichen mit diesen Priestern und allen Frommen einverstanden. Aber ich deute mir die Lehre; ich fable, wo Grund und Boden ausgeht. Alle Maler und Dichter haben es von je so gemacht, wenn man es gleich vielen, und vor allen dem großen Dante, sehr verdacht hat.

Catharina sagte: Eure Reden und schwärmende Phantasieen, lieber Alter, haben mich wehmüthig gestimmt. Wenn ich Euren Dichtungen folgen möchte, so schwindelt mir auch und der Boden versinkt mir unter den Füßen. Ist es nicht besser, sich dem Leben und der Poesie unwissend und bescheiden hinzugeben, als, wenn auch im Bilde, den Grund des Verständnisses finden zu wollen!

Auch so ist es gut, antwortete Labitt; wer Ruhe dabei findet, ist im Recht. Jeder mag seinen eignen Weg gehn, nur ohne Hochmuth oder verdummenden Eigensinn, so wird jede Seele sich auch wahrhaft selbst antreffen. Ach! liebste Freundin, darum ist meiner Seele die Verehrung und Anbetung der Maria auch so nothwendig und unentbehrlich. In dieser Gestaltung der vergötterten weiblichen Natur hat sich die innige Poesie des Christenthums erst beschlossen. Die Liebe selbst, das stille Entzücken, die Verehrung der Ruhe, der-

Digitized by Google

himmlischen Ergebung, alles Süße, wovon das Kind schon still befriedigt wird und wonach der Greis sich noch sehnt, was der roheste Bösewicht und der wildeste Heide, der Gottesleugner und der Frecher, der an Unschuld und Jungfrauen frevelt, was alle diese nie ganz in sich vertilgen können, ist in diesem Glauben, in diesem Bilde uns sichtbar und überzeugend nahe gekommen. Diese schöne Demüthige, diese kindliche Jungfrau, welche niemals zürnen kann, deren Fürbitte und Liebe sich nie erschöpft, die nie ermüdet, sich dem Flehenden zu nahen, die immerdar vergiebt, und der Reue freundlich entgegen tritt, alle diese himmlischen Tugenden des ächten Weibes, welche nie glänzen, der Menge und dem stürmischen Gemüthe nie sichtbar werden, auch diese mußten vergöttert und in die Lehre einer wahren allgemeinen Kirche aufgenommen werden. Der schlichteste Sinn, dem alle Geheimnisse verschlossen bleiben, kann in dieser Anbetung seine Fülle und Genüge finden und den Durst seines Herzens löschen.

Und wie! erwiederte Catharina, wenn ich Euch auch ganz in diesem letzten Gefühle folge uns verstehe, fällt Ihr dennoch nicht in eine Art von Heidenthum! Ja Ihr dürftet vielleicht dessen abgöttische Bilder nach Eurer Denkweise nicht so ganz aus Eurem Panthron fortweisen, da Ihr schon mit Entzücken von den Feen und den Geistern sprecht, die, nach dem Glauben mancher, die Natur bewohnen und beleben sollen.

Der Dichter, sagte Labitt, muß auch nichts so unbedingt abweisen. Lassen wir jene Götterbilder immer als natürliche Kinder meines Lucifer gelten, womit auch der strenge Priester nach seinem Alphabet einverstanden sein wird. Die Dialekte gehen wundersam durch einander; wenn die Maurergesellen, indem sie vom Thurme steigen und mit unverstandenen Worten an einanderstoßen, nur nicht in Schlägerei verfallen, so ist die Sache auch an sich gut, daß jener unnütze Thurm nicht ausgebauet wurde. Wir wären gewiß niemals einig, wenn nicht jeder etwas Anderes wollte und fände. Ihr erwähnt wieder jene Feen aus den Gedichten und der freundlichen Liebes-Ansicht jener Tage. Wie abscheulich, was uns seitdem so oft vom Satan, von der Hölle, den Martern, der Scheußlichkeit der Magie und der Zauberei ist gelehrt worden! Wohin hat sich dieselbe menschliche Phantasie verirrt, wenn wir von dem abgeschmackten Unsinn des Hexen-Sabbaths vernehmen; Wahnsinn und Dummheit, welchen selbst Männer, die sich verständig dünken, hie und dort ihr Ohr leihen.

Ich habe noch wenig oder nichts davon vernommen, sagte Catharina, ich kenne nur durch Euer seltsames Bild einiges von diesen tollen Aberglauben. Ich meinte aber, alles sei nur ein wilder Scherz, und kein Mensch könne glauben, daß etwas Wahres zum Grunde liege.

Nein! nein! rief der Maler lachend; sie erzählen, wie alte Weiber wirklich durch eine Hexensalbe, die ihnen natürlich der Teufel bereiten lehrt, auf einem Besenstiel, wenn sie diesen beschmieren, meilenweit durch die Luft fliegen können. Auch verwandeln sie sich in Wölfe, Bären und andere Gestalten. Dem Satan, welcher bei dem Feste als Bock, Affe oder Schwein präsidirt, wird dann ewige Treue geschworen. Man schmauset und tanzt nachher, und Unsitte und Unzucht wird ausgeübt, wie sie die beschmutzteste und verdorbenste Seele nur ersinnen kann. Wir brüsten uns mit Weisheit und Gelehrsamkeit, unsere Malerei und Baukunst ist ohne Zweifel herrlich geworden; aber kann dies, zusammt den weltberühmten, kostbaren Festen unsers burgundischen Hofes unsre Zeit als eine treffliche rechtfertigen, wenn dieser mehr als thierische Abenwitz in diese fröhliche Musik so widerwärtig hineinschreit! —

Das Gespräch ward jetzt ein allgemeines und heiteres, weil die Mädchen, so wie die älteren Frauen, ebenfalls in den Saal traten. Man genoß die dargereichten Erfrischungen, und aller Augen wurden jetzt nach der Thür des Gartens gerichtet, durch welche die hohe schöne Gestalt eines Jünglings eintrat, welchem einige geschmückte Diener folgten. Er war in himmelblauen Sammt gekleidet, und sein Mantel war von hellrothem, geflammten Atlas. Sein edler Wuchs wurde auch durch seine stolze Haltung erhöht, denn er erhob übermüthig den langen Hals, der glänzend aus einer einfachen Krause hervorstieg. Sein blaues Barett war mit Edelsteinen und einer kostbaren Reiherfeder geschmückt, und indem er durch den Garten schritt, glaubten alle in dieser Erscheinung einen der vornehmsten jungen Herren des Landes zu erkennen. Er kam in den Gartensaal, ging auf die Wirthin stolz aber freundlich zu, verneigte sich vor ihr, indem er den Hut abnahm, und sagte dann mit feinem Ton: Ihr kennt mich wohl nicht mehr, schöne Frau!

Frau Denisel erhob sich, ging dem vornehmen Fremden mit Ehrerbietung entgegen und sagte: Nein, mein verehrter Herr, ich weiß nicht, wen mein armes Haus in Euch beherbergt.

Es sind freilich nun schon zwölf Jahre her, sagte der Fremde, daß ich als ein Knabe in diesem Garten spielte. Damals war ich der arme Köstein, der Eurer Güte so manches zu danken hatte.

Ist es möglich? sagte die Frau verwundert, daß man sich so verwandeln kann? Nein, niemals, gnädiger Herr, hätte ich Euch wieder erkannt, so völlig, so durchaus habt Ihr Euch verändert. Und wie dankbar muß ich sein, daß Ihr Euch in Eurem jetzigen Zustande meiner noch erinnert.

Man setzte sich, und der schlanke Köstein nahm seinen Platz neben der Frau des Hauses, welche er mit der größten Freundlichkeit behandelte. Mein Schicksal, sagte er, ist ein außerordentliches zu nennen. Arm, ohne Eltern und Verwandte, lebte ich hier in dieser Stadt. Die Geistlichkeit war freundlich gegen mich und nahm sich meiner Erziehung an; ein reicher, gut denkender Bürger, Schakepeh, eröffnete mir sein Haus und behandelte mich wie sein Kind. Von ihm wurde ich nach Gent geschickt, wo ich in das Haus des hohen Prinzen, des Grafen Etampes, aufgenommen wurde. Der Graf war freundlich gegen mich, und stellte mich unserm Herzoge, dem guten Philipp vor. Der liebe, herrliche Fürst nahm mich wie seinen Sohn auf, er schenkte mir Haus und Gut, er erlaubte mir, daß ich immer um ihn sein durfte, ja seine Gunst nahm so zu, daß er fast nicht mehr ohne mein Gespräch und Umgang sein mochte. Er hat mich zum Ritter und reich gemacht, und ich darf mich rühmen, daß er auf mein Wort und meinen Rath achtet; und freilich, da die Zeit sich so gefährlich gestaltet, so thut er Recht, seine wahren Freunde von den falschen zu unterscheiden, damit, wenn es die Noth erfordert, er nicht ganz ohne Hülfe sei.

Friedrich, der diesen Köstein, den Günstling des Herzogs, von dem das ganze Land sprach, noch niemals gesehen hatte, verwunderte sich über diese Reden, die der junge Ritter so leicht von seinen Lippen fallen ließ.

Jetzt, fing dieser wieder an, habe ich eines sonderbaren Vorfalles wegen, die Reise hierher gemacht. Mein Vetter, der Canonikus Melchior, meldet mir, daß jener böse Denis, der einen fernen Verwandten von uns heimtückisch ermordet hat, zufällig sei entdeckt worden und krank im Spital liege. Dieser boshafte Mensch, den ich ehemals wohl gekannt habe, muß uns erklären, was er gegen uns und die Herren von Croys und den Grafen Etampes im Schilde führt, und mit wem er noch verbunden sein mag.

Er erhob sich jetzt und rief aus: Ei! ist das nicht unser Vater Labitt? — Ei, lieber Alter, Ihr lebt also noch? — Er umarmte den Maler mit vieler Herzlichkeit und schüttelte ihm freundlich die Hand. — Ihr habt wohl, sagte er dann, alle die losen Streiche vergessen, die ich Euch damals, in Gesellschaft von andern Buben, spielte?

Freilich, freilich, sagte der Alte, denn es sind doch einige Jahre seitdem verflossen. Jetzt seid Ihr ein Staatsmann und von großem Einfluß. Viel Ehre, daß Ihr Euch noch eines armen alten Mannes erinnert. Hütet Euch nur, daß Euer Muthwille jetzt nicht unsern alten Herzog beschädigt, der freilich der Freunde bedarf.

Immer noch wie sonst! sagte Köstein lachend, es ist Recht, daß Ihr mich ganz wie Euern ehemaligen Zögling behandelt. Unser alte Herr aber kennt seine Leute und weiß sie zu wählen. Seine bösgesinnten Feinde stehen leider auf der Seite seines Sohnes und Erben. Der Prinz, der seine männlichen Jahre erreicht hat, wird nur gar zu leicht von böswilligen Menschen und Verleumdern gelockt. Wir haben hinlänglich gegen diese zu kämpfen und müssen stets ein wachsames Auge auf alle Bewegungen unserer Feinde haben.

Friedrich zog sich von diesem Gespräche scheu zurück. Er begriff nicht, wie ein Mann, der am Hofe und im vertraulichen Umgange der Großen lebte, mit diesem leichtsinnigen Stolze von seinen Verhältnissen reden konnte. Er schloß daraus, daß das Alter den Herzog noch schwächer und nachgiebiger gemacht habe, als man gewöhnlich glaubte, wenn er einem solchen unbesonnenen Jünglinge, wie dieser Köstein war, sein unumschränktes Vertrauen schenken könne. Frau Catharina, die dem jungen Freunde mit ihren Blicken folgte, schien seine Meinung zu errathen. Der Maler machte sich im Gegentheil mit dem jungen Ritter immer mehr zu thun und wurde noch vertraulicher und freundlicher. So seht Ihr, fragte er, den Dauphin von Frankreich auch wohl zuweilen?

Fast täglich, antwortete Köstein, und er ist immer sehr gnädig gegen mich, indem er mich vor vielen andern auszeichnet. In diesem verständigen Herrn erkennt man niemals, seinem Aeußern und Betragen nach, den Fürsten und den künftigen Regenten der großen Monarchie. Er ist leutselig, gesprächig, redet gern selbst mit den allergeringsten Leuten, tragt sich in seinen Kleidern fast immer bürgerlich, und ist am heitersten, wenn er seinen Rang und seine Bestimmung vergessen kann. Ja, mein alter Freund, wie hätte ich mir das vor zwölf Jahren einbilden können, daß ich jetzt nur mit großen Herren und Regenten umgehen würde, und mit ihnen

Digitized by Google

allen auf dem vertrautesten Fuß? Denn ich muß sagen, unser großer mächtiger Herzog liebt mich so sehr, daß er mir nicht leicht eine Bitte versagt, beträfe sie auch einen noch so wichtigen Gegenstand.

Könnte man nicht, sagte der Maler, auf diesem Wege unsern zu eifrigen stellvertretenden Bischof von Baruth entfernen! den kleinen Bernhard! Der Mann macht sich lächerlich und kann dem geistlichen Stande keine Ehrfurcht erwerben.

Mit der Geistlichkeit, antwortete Köstein, lassen wir uns nicht ein; das ist der einzige Punkt, wo mein wackerer, edler Herzog immer eine Art von Scheu und Furcht zeigt. Er setzt seinen Stolz mit darin, für einen rechtgläubigen Christen und einen Vertheidiger der heiligen Kirche zu gelten. Er hat auch keinen Einspruch sich erlaubt bei der sonderbaren Begebenheit, die sich jetzt in Langres zugetragen hat. Ich bin über diesen Ort auf meiner jetzigen Reise gekommen, weil ich dort eine bedeutend große Summe einzunehmen hatte. Sie waren eben dabei, einen Gottlosen oder Ketzer zu verbrennen, wegen, ich weiß nicht welchen Lehren, die sie ihm zur Last legten.

Wie! rief Frau Catharina mit Entsetzen aus; wiederum hört man von dergleichen Abscheulichkeiten! Wo ist die Hoffnung, ja die Ueberzeugung geblieben, die wir schon gefaßt hatten, daß von diesen Grausamkeiten niemals mehr die Rede sein solle!

Friedrich hatte sich im Unwillen erhoben, Labitt sah schwermüthig aus, aber Köstein sagte ganz gleichgültig: Lieben Leute, was soll denn mit Menschen geschehen, die auf keine Vermahnung, weder weltliche noch geistliche etwas geben wollen! Immer besser, man verbrennt sie, oder schafft sie auf andre Art aus der Welt, als daß sie noch Viele mit ihrem bösen Beispiele und Wandel anstecken.

Da es spät war, trennte man sich. Köstein ging wieder zum Canonicus, um mit diesem Abrede wegen seines Processes zu treffen, und Friedrich begab sich mit Labitt zu Wundrich, um über diesen Vorfall, weshalb der junge Köstein nach Arras gekommen war, so wie wegen der alten Gertrud nähere Erkundigung einzuziehen.

Einer der reichsten Bürger von Arras gab alljährlich ein großes Fest, zu welchem er die meisten seiner Bekannten einlud. Da der heitere Mann ein ganz außerordentliches Vermögen gesammelt hatte, durch Holzhandel und seine Verbindungen mit dem Auslande, da er in Antwerpen, noch mehr aber in Brügge, große Geschäfte machte und sein Vermögen mit jedem Jahre zunahm, so war diese Versammlung in seinem großen Hause für die ganze Stadt Arras gewissermaßen ein Fest zu nennen. Schakepeh war gegen jedermann wohlwollend, gegen die Armuth sehr wohlthätig, mit Niemand verfeindet, lebte ohne Neid und Mißgunst, und unterstützte Handwerker und ärmere Kaufleute auf alle Weise; darum vergaben ihm auch die Vornehmeren sein bürgerliches Wesen, seine etwas rauhe Zutraulichkeit und den spaßhaften Ton, den er sich oft gegen jedermann erlaubte. Am schönen Sommertage strömte eine große Schaar von Gästen nach seinem weit ausgedehnten, glänzend aufgeschmückten Hause, das in der Hauptstraße einen großen Raum einnahm und viele andere Häuser überragte, ob es gleich nur von Holz gebaut war. In der Mitte sprang die Wand mit Fenstern vor, und bildete gleichsam einen Thurm, aus welchem man rechts und links die Straße weit hinunter übersehen konnte. An beiden Enden des Gebäudes waren ähnliche Thürme angebracht, das Dach bestand aus fünf geschmückten Giebeln, und allenthalben lief ein künstliches Schnitzwerk um Fenster und Thüren, wodurch das Haus ein seltsames und abentheuerliches Ansehn gewann, aber trotz dieser Alterthümlichkeit nicht unangenehm dem Blicke erschien. Schakepeh hatte das Gebäude ganz nach seiner Laune ausgeführt, und keinen Rath und Einwand eines Bauverständigen anhören wollen.

Auf das Fest, welches jetzt gefeiert wurde, war die Stadt und die Masse der geladenen Gäste diesmal begieriger als je, weil der Günstling des Herzoges, der junge Köstein, heute als der Vornehmste der Versammlung hier glänzte, wo er ehemals als Knabe, der von Wohlthaten erzogen wurde, von denselben, die ihm heut ihre Ehrfurcht bezeigen mußten, vor zwölf Jahren kaum war beachtet, oft bemitleidet, zuweilen verspottet worden. Alle waren neugierig darauf gespannt, wie sich dieser Emporkömmling, von seinen hohen Beschützern entfernt, benehmen würde.

Er war früher gekommen, und wandelte Arm in Arm mit dem alten Schakepeh durch die aufgeputzten Räume, und erinnerte sich, halb gerührt, halb mit Lachen, wie er in früher Jugend in diesen Zimmern und Sälen oft mit Angst sich umgetrieben habe, wenn sein alter Wohlthäter etwa nicht bei guter Laune gewesen sei. Der alte Holzhändler erfreute sich an dem heitern, einfachen Wesen seines ehemaligen Schützlings, dem es wohl that, einmal den Zwang des Hofes zu vergessen, und sich in Erinnerungen seiner Kindheit zu ergehn. Als beide alles betrachtet hatten, stellte sich Köstein in den vorspringenden Altan oder Thurm des mittlern Zimmers, um an der Seite seines Wirthes in die Straße hineinzusehen. Alle Fenster waren hinaufgezogen, und der junge schöne Mann stand halb an die Säulen und halb an den alten Bürger gelehnt, wie ein Fürst in seinem ritterlichen Schmucke da, so daß alle Vorübergehenden mit Ehrfurcht zu dem Söller hinauf schauten, und die gemeinen Bürger, die von Kösteins Ankunft noch nichts erfahren hatten, sich über den Holzhändler verwunderten, der einen so glänzenden Prinzen am Arme halte.

Jetzt kam Friedrich mit seinem Vater, dem Ritter Beaufort, und beide grüßten hinauf. Lebt der mürrische Beaufort noch! sagte Köstein; den Sohn habe ich schon draußen bei der Frau Denisel gesehn. Die beiden wurden von Dienern empfangen, und an der Treppe, im großen Vorsaal, wurden sie von der schönen Sophie, der Tochter des Hauses begrüßt. — Jetzt schritt die schlanke, große und schön gekleidete Frau Catharina über die Straße, von ihrem alten Freunde, dem Maler Labitt, geführt. — Was die große, mächtige Frau so schön bleibt und jugendlich! rief Köstein; schreitet sie nicht an der Hand des alten Narren wie eine Fürstin einher! — Mit höflichem Gruß traten die beiden in den kühlen Flur des Hauses. — Jetzt kam der Dechant über die Straße gegangen, vor dem sich alle Bürger in Ehrfurcht neigten, indessen er sie mit einem vertraulichen Lächeln grüßte. Köstein sagte: Der Mann, dieser Dechant ist ein würdiger und verständiger Mann; mich wundert nur, daß er nicht zugleich mit dem Canonicus, meinem Vetter kommt. — Indem eilte der Canonicus Melchior aus der Nebengasse und holte den Dechanten noch ein, bevor dieser die Schwelle des Hauses betreten hatte.

Männer vom Magistrat kamen mit ihren Frauen und Töchtern, noch einige der vornehmsten Bürger, die zugleich Schöffen der Stadt waren, einige Edelleute mit ihren Gemahlinnen oder Töchtern, und nach einiger Zeit hörte man auch von schmetternden Trompeten das Zeichen, daß es Zeit sei, sich an die Tafel zu setzen. In der Mitte saß Köstein; ihm zunächst eine Edeldame, und auf der andern Seite die Tochter des Hauses, neben welcher Friedrich hatte Platz nehmen müssen. Ihnen gegenüber hatte der Dechant seinen Platz, neben Rittern und Magistratspersonen; in ihrer Nähe saß zwischen Frauen und Mädchen der alte Ritter Beaufort; in eine Ecke, um behaglich zu sein, hatte sich der fröhliche Wirth zurückgezogen, und neben sich die Frau Catharina, die er gern sah und hörte, Platz nehmen lassen, so wie den alten Maler, den er herzlich liebte. Bei der Tafel ertönte eine anmuthige Musik, die auf einer kleinen Gallerie im hohen Saale gestellt war. Diener warteten auf, mit reinlich gekleideten Mägden wechselnd, und man sah im ganzen Saal nur heitre Gesichter und Lachen und hörte nur fröhliches Schwatzen. Guter Wein und treffliche Speisen erfreuten alle Herzen, und abwechselnd wurden des Wirths, der Gäste, der Damen, mehrmals Kösteins, dann wieder des Herzogs Gesundheit nach der Sitte des Landes ausgebracht, und jedesmal beantwortete die Musik das Lebehoch.

Indem das Gespräch allgemein und immer lauter wurde, konnte man die Rede des Einzelnen nicht mehr vernehmen. Bei eingetretener Stille sagte der Wirth: Es thut mir leid, daß der alte, gute Wundrich, einer meiner liebsten Freunde, nicht hat herkommen können oder wollen; er hatte aber so viel mit seiner kranken Gertrud zu thun, daß er es mir diesmal, das erstemal in meinem Leben, geradezu abgeschlagen hat, an diesem feierlichen Tage mein Gast zu sein. Der gute Alte fehlt mir außerordentlich, und sein leerer Platz da thut meinen Augen weh.

Er erscheint vielleicht etwas später, sagte der Canonicus, denn er will keinem andern, als sich selbst, die Kranke anvertrauen; er giebt ihr die Medikamente ein und sucht sie zu erheitern. Auch ist sie mehr melankolisch als krank. Er fürchtet, daß sie wahnsinnig bleibt.

Schade! sagte Schakepeh; so wäre uns eine Fromme oder wohl gar Heilige so aus Reih und Glied gelaufen, um im Narrenthum zu endigen. Warum gränzt nur die Unklugheit immer so nahe an das Allerbeste im Menschen!

Der Dechant erwiederte: Doch wohl, weil das Beste und Edelste immer ganz geistiger Natur ist und ganz mit der Liebe eins. Wir erleben es aber auch oft, wie leicht sich und wie schnell die heftigste innigste Liebe in fürchterlichen und grausamen Haß umsetzen kann.

Davon sind freilich alle Geschichten und Gedichte voll, sagte Flamand, ein junger Advokat, der sich in alle hübsche Mädchen verliebte, und deshalb die Fabel der Stadt geworden war. Frau Catharina hatte zum Dechanten bei seinen Worten hingesehn und ein stechender Blick des Geistlichen begegnete ihr, der sie so ängstete, daß sie verlegen es lange nicht wagte, wieder empor zu schauen.

Digitized by Google

Wir bedürfen der Geschichte nicht, sprach der Dechant, um diese Wahrheit einzusehn. Alle Aeußersten berühren sich. Die wildesten Ketzer waren diejenigen, die vorher im Ruf der Frömmigkeit gestanden hatten. Wir lesen, daß oft brünstige Seelen, die wahrhaft den Herrn in der Tugend liebten, im Alter so herbe abfielen und sich dem Schöpfer abwandten, daß sie Gott verfolgten und das Heilige im Grimme zu vernichten strebten.

Kann sein! rief Schakepeh, aber laßt uns nicht bei Tisch so ganz auf erbauliche Gespräche führen. Bringt lieber was Thörichtes auf das Tapet, und wenn der ehrwürdige Herr Dechant der Aufgabe nicht gewachsen sein sollte, so übernimmt mein alter Labitt, oder mein junger Flamand, oder eins von den schönen lachenden Mädchen die Mühe, die ja alle aus der Thorheit herausblühen, wie die Rose aus ihrer Knospe. Lacht, Menschenkinder, und sprecht thörichtes Zeug! —

Ja wohl, sagte Flamand, wäre es besser, nur das Heitre, oder Seltsame vorzutragen. Drei Meilen von hier liegt ein Dorf, in welchem der verständige Schulze vier alte Weiber hat einziehen und kriminel verklagen lassen. Und warum? Sie sollen Hexen sein und alle Wochen oder monatlich den Hexen-Sabbath einmal besuchen. Das ganze Dorf ist über diese verständige Sache in Allarm, denn jedes Weib und jeder Mann steht in Gefahr, von der Weisheit dieses Schulzen ebenfalls in das Gefängniß geworfen zu werden. Er hört nehmlich die Wahnwitzigen an, und sie dürfen diese und jene nennen, welche sie ebenfalls auf dem Hexen-Sabbath wollen gesehen haben, und da dieser Traum, oder die Einbildung bei dem Richter für Wahrheit gilt, so ist es nicht unmöglich, daß er sein ganzes Dorf nach und nach, so wie die Bauern der benachbarten Oerter in die Gefängnisse steckt.

Viele lachten, und da der Dechant ganz ernsthaft blieb, sagte der Ritter Beaufort: Wie kommt es, geistlicher Herr, daß der Bischof, oder der Priesterorden und die Herrn Canonici nicht diesem Unfug steuern?

Der Dechant sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an, und erwiederte: Es ist wunderbar, wie die Geistlichkeit alles Auffallende, Thörichte oder auch nur Unbegreifliche richten und schlichten soll, und wie uns dieselben, die dergleichen erwarten, auch immer wieder vorwerfen, daß wir uns in alles mischen, was uns nicht kümmern sollte. Geschieht etwas Ruchloses, Gottloses, so heißt es: das hätten die Priester verhindern können und sollen, und durch ihre Säumniß sind sie gewissermaßen des Verbrechens mitschuldig! Erkennen wir geistliche und weltliche Strafen für nothwendig, um den Uebel, das immer mehr um sich greift, zu steuern, so fordert man Langmuth, Vergebung, Lammsgeduld von uns, und meint, die Kirche sei nur da, um zu segnen.

Warum wollt Ihr mich so mißverstehen, trefflicher Herr? sagte Beaufort: Euer Stand ist so nothwendig, wie jeder andre, und ohne Kirche ist kein christlicher Staat möglich. Was die unwissende Unzufriedenheit der Schwätzer tadelt, kümmert mich nicht; aber einem Wahnwitzigen, der sein Amt mißbraucht, dürft Ihr und müßt Ihr keck und mit schlichtem Wort entgegen treten. Auch dürfte, wenn einer tadeln wollte, dieser wohl fragen: Wie kommt der finstre Aberglaube, dieser Unsinn unter jene Landbewohner, die in einfacher Arbeit der Natur und Wahrheit so viel näher stehen? Wie ist es möglich, daß der Schultheiß, ein Mann, der als der Klügere, von der Gemeine gewählt wird, auf diesen Unsinn als Richter hört? Ein Unzufriedener würde dann wohl bemerken dürfen, ohne sich von der Wahrheit zu sehr zu entfernen, daß jene Priester auf dem Lande, so wie die Lehrer in den Dorfschulen zu unwissend sind, weder Vernunft noch Religion kennen, und jene Stellen ihnen nur anvertraut werden, weil sie zu keinem andern Geschäfte brauchbar sind, indeß die gebildeten, gelehrten Geistlichen nur nach Einkünften und hohen Plätzen streben, mit gleichgültigem Sinn die kirchlichen Ceremonien üben, und den Bürger und das Volk sich selber überlassen.

Meine Herrn Ritter, sagte der Dechant, dieser Tadel ist schlimmer und ungegründeter als jener, den Ihr eben erst als unnützes Geschwätz wolltet abgewiesen wissen. Diese Gesinnung ist es aber, welche den Einfluß der Kirche und der frommen Priester schwächt, ja fast vernichtet. Wen sollen wir erziehen, wann sich jeder klüger als die Kirchendiener, als die Lehrer des göttlichen Wortes wähnt!

Ihr seid zu scharf, geistlicher Herr, rief Köstein von seinem Sitze gleichgültig hinüber: Jeder Stand hat seine Plagen und findet seine Verleumder, alle haben aber auch ihre Freude, und wie sehr die geistlichen Herrn nur auf ihren Vortheil sehen, daß ist eine Sache, über die schon in alten Zeiten ist geklagt worden.

Als Schakepeh sah, daß man verstimmt war, rief er: Bei Tisch geht alles drauf und drein, man kann und soll nicht jedes Wort abwägen; Freunde sind wir alle, sonst wären wir nicht hier versammelt, und kein Wohlwollender wird ein hastiges Wort übel auslegen wollen.

Die Mahlzeit war geendet, und alle standen auf, mehr verstimmt als erheitert. Man begab sich in einen andern Saal, um eingemachte Früchte, Zucker, Obst und süßen Wein als Nachtisch zu genießen. Catharina war nachdenkend, und hörte nicht auf die Scherze ihres Wirthes, Friedrich blieb mit seinem Vater, Köstein und einigen Rathsherren im Zimmer, weil sich unter ihnen ein lebhaftes Gespräch angesponnen hatte. Labitt ging träumend hin und her, da er, wie fast jeder, ziemlich viel des starken Weins genossen hatte.

In einem Bogenfenster, welches mit Blumenranken umhängt war, hatte sich Catharina zurückgezogen. Sie hörte nicht auf die Gespräche der andern, die von den Früchten, oder dem Zuckerwerk nahmen, sondern sie sah starr vor sich nieder, weil ihr Gemüth, ohne Gegenstand zwar, tief bewegt war. Sie sann nach, warum sie traure, und ein zagendes Zittern sie durchbebe, als sie die Augen erhob und über den Dechanten erschrak, der sich still an ihre Seite gesetzt hatte. Was ist Euch? fragte der Geistliche theilnehmend. Weiß ich es selbst! antwortete sie; ich betrat mit Heiterkeit dieses Haus und werde es nun tief betrübt verlassen, ohne daß mir etwas begegnet sei, das ich traurig, oder nur unangenehm nennen könnte. Es scheint oft in der Luft eine Schwermuth zu regieren, die sich den Menschen unmittelbar einsenkt, denn alle waren heut, so schön das Wetter ist, verstimmt und zu Verdruß und Händeln aufgelegt.

Es ist wohl oft, sagte der Dechant, das Vorgefühl unsers künftigen Schicksals, welches der inwendige Geist schon voraussieht, ohne Bild und Gestalt. Das mag wohl jene unnennbare Angst sein, die zuweilen alle unsre Kräfte zusammendrückt. Die Erfüllung des Vortraums kommt oft erst nach Jahren. Auch mich quält oft solche Angst, von der wir nicht wissen, ob wir sie eine geistige oder körperliche nennen sollen. — Freundestrost ist in dieser Verstimmung das höchste Glück, aber Ihr habt Euch mir entzogen und wollt Euch immer mehr entfremden, ja es gefällt Euch, mich zu Euern Feinden zu zählen. Seht aber ein, schöne Freundin, daß zwei Menschen, die Verstand haben, sich einigen sollten, sich nützen, sich gegenseitig beruhigen, einer dem andern helfen. Jeder kann schaden und nützen. Und wenn es wahr ist, wie ich es denn nur zu gern glaube, daß Ihr mit Friedrich nicht in jener Verbindung steht, die ich argwöhnte, so solltet Ihr, Holdselige, nicht länger mein Gesuch und mein Bündniß abweisen.

Catharina ermuthigte sich und sah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an: Es kann nicht sein, sagte sie dann ruhig, ich erkläre es Euch fest und bestimmt.

Ihr werdet es einmal bereuen, fuhr der Dechant dringend fort, auch ist es unmöglich, daß eine so wahre Leidenschaft, wie es die meinige ist, keine Erwiederung finden sollte. Erinnert Ihr Euch wohl einer alten Armgart, die aus Euerm Hause sich mit einem Bauern verheirathete?

O ja, antwortete sie, sehr gut, sie war schon lange Witwe gewesen und beging die Thorheit, nachdem sie einige Jahr die Aufsicht meines Hauses geführt hatte, sich mit einem jüngern Manne zu verbinden, der sie des kleinen Vermögens wegen nahm. Sie ist unglücklich, ich habe sie nun schon mehrmals unterstützen müssen; der Mann ist ein Trinker, und sie ist krank und gebrechlich geworden.

Ihr Elend, sagte der Dechant, hat sie bis zur Verzweiflung getrieben, nachdem ihr Verstand schon gelitten hatte. Jetzt sitzt sie draussen im Gefängniß und wird morgen zur Stadt gebracht werden.

Und was hat sie begangen? fragte Catharina in großer Spannung.

Ein Verbrechen, an welches Ihr nicht zu glauben vorgebt, das aber unser Bischof und manche von der Clerisey als das größte und ungeheuerste ansehen.

Wie! rief Catharina, mit krankhaftem Lachen, welches sie unterdrückte: eine Hexe ist sie wohl gar?

Sie hat sich selbst als solche angegeben, erwiederte der Dechant, indem er scharf in das Auge der Frau Denisel blickte, die ihn mit durchdringlicher Frage anschaute. Er hielt ihren starren Blick aus, ohne sich zu verwirren, und sagte nach einer langen Pause: worüber dieses Wundern?

Ueber Euern unerschütterlichen Ernst, sagte sie, selber sehr ernst.

Die Sache wird untersucht werden, antwortete er leichthin, in den Formen, nach Herkommen und Gesetz. Das geistliche Gericht wird sondern, was Wahnsinn, Krankheit, Einbildung und Wahrheit ist.

Wahrheit! rief sie, fast kreischend aus, war halb aufgestanden und sank in den Sessel zurück; sagtet Ihr, nanntet Ihr Wahrheit! sprach sie dann, wie mit erschöpfter Stimme.

Wohl, Wahrheit, fuhr der Dechant milde fort; wie anders? Unser Bischof ist, wenn auch beschränkt, doch fromm

wenn nicht der Gelehrteste, doch von christlicher Liebe durchdrungen. Seine Beisitzer, die Canonici, wir und die andern Priester werden ihm helfen und seine Meinung erläutern. Die Sache wird sich, so hoffe ich zuversichtlich, bald zum Guten wenden. — Aber Ihr wechselt, bald mit Gluth, bald mit Leichenblässe. Ihr seid nicht wohl, schöne Frau.

Doch, sagte sie, nur für den Augenblick ein weniges verrückt. So, so könnt Ihr sprechen? Ihr, von dessen Lippen ich noch vor wenigen Tagen ganz andere Gedanken und Worte vernahm!

Wie ich gegen die vertrautesten Freunde, zu der Geliebten meiner Seele rede, sagte der Priester, ist ganz ein anderes, denn ich spreche dann nur mit mir selber. Zu diesen wollt Ihr aber nicht gehören, Ihr kündigt mir im Gegentheil Euern Haß an. Ihr seid, als leidenschaftliche Frau, zu voreilig, mit dem abzuschließen, was Ihr Wahrheit nennt. Wie neulich ein Mondstein herunter gefallen ist, was ich auch nie geglaubt hätte, wenn ich die große, schwere, fremdartige Masse nicht selbst gesehn hätte, so kann ich auch noch, und eben so Ihr, Vieles, Vieles lernen und erfahren, von dem sich in unsrer gewöhnlichen Stimmung unser Glaube mit Widerwillen abwendet. Diese Hexen haben sich selbst angegeben, sie schwören, daß sie jenen Sabbath besucht haben, den sie eben so lächerlich als entsetzlich beschreiben. Sie haben andre Männer und Frauen, Bekannte wie Unbekannte dort angetroffen, sie nennen Namen, sie bezeichnen die Gestalten, sie erzählen wieder, was diese gesprochen haben, sie wissen um Geheimnisse der Familien, die sie auf dem natürlichen Wege nicht haben erfahren können. Da der Prozeß schon eingeleitet ist, so kann es nicht fehlen, daß dieser und jener, der es sich jetzt noch nicht träumen läßt, mit in die Untersuchung gezogen wird. Verdrüßlich ist es, wenn Kranke oder Melankolische ihre Einbildungen oder Träume, oder selbst nur das Gelüst, diesem und jenem einen Schreck zu machen, mit der Wahrheit und ihrer wirklichen Ueberzeugung verwechseln. Darum ist es jetzt mehr noth, als je, Freunde zu suchen, verkehrt ist, sie von sich zu stoßen.

Er faßte die Hand der Frau, und sah sie mit zärtlichem Blicke an. Catharina zog ihre Hand gelinde zurück, und sagte mit ruhigem, kalten Ton: Nun! Diese Armgart, die mich mehr kennt, wie irgend wer in der Stadt, die mich mehrmals besucht, die seit zwei Jahren von meinen Wohlthaten lebt: nicht wahr, sie hat vielleicht schon ausgesagt, daß sie mich auch auf ihrem Hexen-Sabbath angetroffen hat?

Nicht anders, geliebte Catharina, sagte der Dechant mit sanfter, gleitender Stimme, Ihr seid die allererste, die sie genannt hat.

Jetzt stand die Frau auf, erhob sich in ihrer ganzen Größe und sah stolz auf den Dechanten hinab. Ihr dauert mich unendlich, sagte sie, aber es schneidet mir durch das Herz, daß ich Euch so tief, so tief verachten muß. — Sie fiel wieder in ein krampfhaftes Lachen, welches ihren Körper heftig erschütterte, dann machte sie dem Schluchzen durch einen Strom von Thränen Luft, indem sie sagte: Ich glaubte die Menschen zu kennen, aber sie waren mir fremd, ich glaubte viel, auch großen Schmerz erlebt zu haben, aber die wahre hohe Schule fange ich jetzt erst an, zu besuchen. Dechant, ärmster aller Menschen, jene verrückten alten Weiber, die Dummheiten faseln und den Namen Gottes mißbrauchen, sind doch weit edler, besser und selbst klüger, als ihr. Also dafür, daß Ihr mich gegen diese Reden, Aussagen vertretet, Dinge, für die ich keinen Namen habe, dafür, daß Ihr Euch nicht auch aberwitzig anstellt, und die niederträchtigste Heuchelei als Diener des ewigen Gottes treibt, dafür soll ich Euch meine Gunst verkaufen, und Ihr redet dann wohl ein mildes, kluges Wort für Eure Buhlerin: mit dieser lacht Ihr dann wohl über die mehr als aberwitzige Verblendung jener elenden Betteln und Eures Bischofs. Nein, das wird nie, nie geschehn!

Gewiß nicht, sagte der Dechant, Ihr nehmt diese Sachen, die eigentlich wahre Kindereien sind, viel zu wichtig. Wie könnte man Euch, was könnte Euch gefährden? Es thut mir weh, daß ich Euch diesen Schrecken gemacht habe, habe machen müssen. Wie soll ich das wieder vergüten?

Daß Ihr mich nie wieder seht, sagte Catharina, indem sie sich wieder erhob, daß Ihr es vergeßt, wie wir uns je gekannt haben, daß Ihr meinen Namen nicht mehr nennt.

Gut, sagte der Dechant, es mag sich wohl so treffen; aber wodurch habe ich denn nur das, was Ihr doch für eine Strafe, und zwar eine recht empfindliche nehmt, verschuldet!

Wodurch? rief sie mit schneidendem Ton; dadurch, daß Ihr Euch nicht gleich den schändlichen Dummheiten widersetzet, daß Ihr nur mit einem ernsthaften Gesicht ihrer erwähnen konntet, daß Ihr von mir so geringe dachtet, geringer als von einem Thiere, daß diese Abgeschmacktheiten mich schrecken würden, daß Ihr Euch also dieser Fratzen bemächtigt, um Eure niederträchtige, sündliche Lüsternheit so zu büßen, und mich auf so wohlfeile Art zu Eurer Sklavin zu machen.

Sie wollte sich mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung entfernen, aber der Dechant, tief erschüttert, hielt sie gewaltsam beim Kleide fest, und setzte sie wider ihren Willen in den Sessel zurück. So ist es nicht, sagte er dann, indem er den Blick erhob, bei Gott, ganz so ist es nicht, nicht so schlimm habe ich es mit Euch gemeint, so sehr Ihr mich gekränkt und beleidigt habt. Man ist schlimm, aber doch nicht ganz so verworfen, wie Ihr glaubt.

Was wollt Ihr mit mir! sagte sie, den Dechanten abwehrend. Ich kenne Euch nicht mehr. Soll ich Hülfe rufen! Soll ich Euch, wie einen Hund, mit Füßen von mir stoßen?

Ihr sprecht ja, sagte der Dechant wieder bitter und mit einem grinsenden Lächeln, wie eine Fürstin der Tugend und Ehre. Wehrt Euch! wehrt Euch, wenn auch nicht gegen die Aussagen der blödsinnigen Armgart, doch gegen den Ernst, der Euch von einer andern Seite bedroht. Ja, es wird Ernst, so wenig Eure Hochfahrenheit auch dem warnenden Freunde glauben, und seine Liebe und Hülfe annehmen will. In Langois ist ein frommer Einsiedler, der seit Jahren dort im nahen Walde lebte, eingezogen worden. Das geistliche Gericht hat ihm den Prozeß gemacht. Aus Briefen, Papieren, die man bei ihm fand, aus seinen Geständnissen, die er theils frei, theils auf der Folter ablegte, ist hervorgegangen, daß er ein verruchter Ketzer, ein Rebell gegen die Kirche, ein Waldenser war, der Lehre zugethan, wodurch diese Frevler schon früh die Kirche stürzen wollten. Vor drei Tagen ist er verbrannt worden. Man hat auch Blätter von Eurer Hand gefunden. Der verbrannte Missethäter ist Niemand anders als Euer geliebter Robert.

Catharina stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus und lag todtenblaß und regungslos wie eine Leiche im Sessel.

Alles lief herbei. Ein Theil der Gesellschaft, die um das Bankett, oder den Nachtisch, saß und stand, hatte schon mit Verwundern dem lebhaften Gespräche aus der Ferne zugesehn, welches der Dechant mit Frau Catharina führte. Der Wirth war um die Frau, die er immer geehrt hatte, sehr besorgt. Er ließ eine Sänfte holen, und die Kranke, als sie wieder zur Besinnung gelangt war, nach ihrem Hause führen, von seinen Dienern begleitet. Der Dechant, den man befragen wollte, was vorgefallen sei, war, ohne daß man es bemerkt hatte, schon fortgegangen. Was kann geschehen sein? sagte Schakepeh, ich meinte immer, unser Herr Dechant sei mit der Frau Denisel gut Freund. Es war ja, als wenn sie lebhaft stritten, und er ihr zuletzt etwas Entsetzliches sagte.

Die Frauen und Mädchen waren sehr besorgt, und Schakepeh, verdrüßlich geworden, rief aus: An diesen Schmaus werde ich gedenken! Ist es nicht, als wenn heute böse Geister in meinem Hause ihr Spiel trieben? Noch nie sind alle meine Gäste so verstimmt und ärgerlich gewesen, und kein Mensch weiß, wo das Unheil herkommt, oder wer es erregt. Sollte man nicht an Zauberei und Hexen glauben, von denen die Pöbelleute jetzt wieder fabeln wollen!

Indem vernahm er wieder im benachbarten Zimmer ein lautes Gezänk. Erschrocken sprang er hinein, und diejenigen von seinen Gästen, welche noch geblieben waren, folgten ihm nach. Köstein war es, der trunken und vom Zorne heiß, gegen Friedrich den Degen gezogen hatte. Einige ältere Männer hielten den wüthenden Jüngling fest, und suchten ihm die Waffe aus der Hand zu ringen. Köstein hatte noch einige Kelchgläser Wein auf das Wohlsein des Herzogs Philipp, seines großen Beschützers getrunken: der Ritter Beaufort hatte ihm Bescheid gethan, und dann die Gesundheit des Prinzen Carl, des Grafen von Charolais ausgebracht, welche der schon trunkne Köstein in seinem Uebermuthe verweigerte. Beaufort und sein Sohn Friedrich hatten dies übel empfunden, sie wollten ihn zwingen, ihnen Bescheid zu thun, und Köstein, anstatt sich zu besinnen, hatte sich in heftige Schmähungen gegen den Prinzen ergossen. Bösewichter! rief eben der erhitzte Jüngling, als Schakepeh mit seinen Gästen in den größern Saal trat, ich will Euch lehren, den alten Herrn meinen Fürsten respektiren! Auf den Knieen sollt Ihr, Rebellen, seine Gesundheit trinken, und den Boden dazu küssen. Was soll uns dieser Prinz! Dieser Händelmacher! Dieser Unfähige! Er der alle Welt haßt, und von allen gehaßt wird!

Schakepeh trat näher und sagte: Kind! schreit nicht so alberne Reden heraus! Her mit dem Degen, den Ihr so wenig, wie die Zunge, zu regieren wißt.

Er gesellte sich zu den Rathsherren, die den wüthenden Köstein fest hielten, und nahm diesem das Schwerdt aus der Hand, welches der Trunkne jetzt nicht zu bemerken schien, denn er nahm plötzlich, ganz freundlich den alten Schakepeh beim Kopf, warf sich in seine Arme, küßte ihn herzlich und sagte: Ihr seid doch noch ein verständiger Mann, der weiß, was sich geziemt, und wie man sich gegen ausgezeichnete

Digitized by Google

Gäste, die am Hofe vielen Einfluß haben, zu betragen hat. Kauderwelsche Menschen aber, wie der alte Ritter dort, haben in dem kleinen Nest hier keine Lebensart, keine Rittersitte gelernt, sie wissen keine Unterschiede zu machen. Aber wartet nur, Ihr tückischen Kleinbürger! Der Prinz, mein Graf Etampes, ja der Herzog selbst soll es erfahren, wie schlecht Ihr von ihm gesprochen habt, und wir wollen alsdann doch sehn, ob wir nicht Euern rebellischen Nacken beugen können.

Herr Schakepeh, sagte der alte Beaufort, der auch vom Wein und Zorn erhitzt war, ich brauche Euch wohl nicht erst zu sagen, daß der trunkne junge Mann etwas Inhaltloses daher faselt, Ihr kennt mich lange genug, so wie ich auch meine Denkungsart niemals verschwiegen habe. Ich verehre den Fürsten, den guten Philipp, aber wir müssen auch dessen einzigen Erben hochachten und lieben, wenn wir Patrioten sein wollen.

Friedrich sagte, selbst zornig: Zürnt nicht mein Vater, es ist der Mühe nicht werth. Der junge Mann hat nicht Erfahrung und Ueberlegung genug, er kann Euch nicht beleidigen.

Köstein ward hierüber von neuem wüthend. Ich kann Euch und jedermann beleidigen! rief er aus; das Vorrecht wird und soll mir bleiben! Ich habe schon manchen beleidigt, in Brügge, Gent und Brüssel, und die kleinen Bürgersleute habens hinnehmen müssen, ohne nur das Maul aufzuthun! Ich war gegen hundert Menschen völlig im Unrecht, und doch haben sie sich nicht verantworten dürfen. Das fehlt noch, daß man mir, oder einen Prinzen von Geblüt, oder den Herrn von Croys noch viel widerspräche, wenn wir im Unrecht sind! Das wäre ja eine ganz neue Haushaltung!

Gevattersmann, sagte jetzt Schakepeh, setze dich vor's erste da nieder, und trink einen Becher kühlen Brunnenwassers, das wird deinem vornehmen Eifer gut thun. Wir müssen alle als gute Freunde und Nachbarn leben. Du hast die Gabe, den Leuten Unrecht zu thun, und sie ohne Noth zu beleidigen, das sehn wir ja alle: aber Herr Beaufort und wir haben auch die Gabe, dir zu vergeben und einzusehen, daß du ein junger leichtsinniger Thor bist, dem die Hofgunst in den Kopf gestiegen ist, und der nun in seinem Wirrwarr alle zusammen wettern möchte, wenn wir es litten. Nicht wahr, so verhält sich die Sache, wenn wir es beim Lichte besehn?

Köstein lachte wieder und umarmte von neuem seinen Wirth. So ist es, sagte er fröhlich, du hast es getroffen, und dir als meinem zweiten Vater, als dem Verständigsten hier, als den musterhaften Bürger, der so vortreffliche Weine in seinem Keller hat, übergebe ich nun mein Schwerdt und nenne mich deinen Gefangenen, bis ich mich von dir ranzionirt habe.

Er faßte nach dem Degen und war sehr verwundert, nur die Scheide anzutreffen. Wer sprach von Zauber! rief er aus; ja wohl, ich sehe es, wir sind alle behext! Das starke Schwerdt ist verschwunden, und wenn Stahl und Eisen nachgeben muß, so soll mein Herz nicht mehr als der Degen verhärtet sein. Ich nehme es gnädig und wohlwollend an, daß der Ritter Beaufort und sein Sohn mich um Verzeihung bitten, und vergebe den lieben guten Leuten, die freilich niemals am Hofe gelebt haben. — Er umarmte mit vornehmer Herablassung den alten Ritter und Friedrich, die ungewiß schienen, ob sie auf diese Worte nicht von neuem etwas erwiedern müßten. Schakepeh hinderte aber einen neuen Ausbruch des Zornes, indem er Alle nach der Reihe umarmte und sie dann nach dem Bankett führte, indem er sagte: versüßt hier im Confekt und Zucker die Bitterkeit Eurer Geister. Nichts besser als so ein Niederschlag von süßen Sachen, so daß der kräftige Geist sich einer gewissen sanften Schwermuth und Sehnsucht ergiebt, die ihm recht schwärmerisch aus diesen Dingen da erwächst, so daß, wenn der Mensch etwas zu viel genießt, aus diesen lauen und flauen Empfindungen einer geläuterten Moral der fleißige Näscher sich bis zur wahren körperlichen Uebelkeit und einem wohlthuenden Ekel empor schwingen kann.

Sie setzten sich beruhigt nieder, und Köstein, welcher neben der schönen Sophie Platz gefunden hatte, war gegen diese besonders freundlich. Der Ritter Beaufort schämte sich jetzt seiner Hitze, und sprach mit Friedrich, dessen jugendliche Wangen noch glühten, wie man niemals und unter keinen Umständen seinem Zorne Raum geben müsse.

So war die Ruhe des Hauses wieder hergestellt, und Labitt, welcher, selber halb trunken, für seinen Freund, den jungen Friedrich, lebhaft Parthei genommen hatte, setzte sich auch zu Schakepeh nieder, um von den gezuckerten Früchten zu genießen. Ihr seid der ächte Friedensstifter, Freund, sagte er zum Alten, denn Euer Wein, der erst den Zwist erregt, besänftigt ihn auch wieder. Wenn es wirklich schadenfrohe Geister giebt, so haben sie heute ihren Fastnachts-Aufzug in diesen Sälen gehalten. Mir deucht, meinem verklärten Auge sind sie auch sichtbar gewesen. Das gaukelte von allen Seiten, an den Fenstern, über der Tafel, und die Geisterkerle, die lange rothe Nasen hatten, hielten diese immer über den Kelchgläsern, noch ehe die Gäste daraus tranken. Hatten sie nun den Duft eingezogen, so glänzten und gläserten die grünen, widerwärtigen Augen noch grüner. Und bei dieser Gelegenheit habe ich die naturhistorische Bemerkung gemacht, daß die Arten des Weines verschiedene Arten von Geistern anziehen und sichtbar machen. Denn ich, der ich ein Fürst und kommandirender Feldherr über alle diese Arten von Kobolden bin, und jedem gleich an der Nase ansehen kann, wohin er zielt, oder was er meint, hielt alle diese geflügelten, schwebenden, Duft einschlürfenden Vagabunden durch meinen Blick in eine gewisse Ordnung, denn sonst hätten sich wohl heut ganz andre Prügeleien in Euren hübschen Sälen kund gethan. Ich brachte es aber dahin, daß sie den Anstand doch einigermaßen beobachteten. Ach! Ihr glaubt nicht, wackrer Schakepeh, als die hübschen Mägde den süßen, lieben Wein aus Languedoc hereinbrachten, der in den Kristallgläsern so zart schwebte und bebte, was sich da schöne, rosenroth durchsichtige Sylphiden mit den brennenden Lippen an den Rand drängten, um von der zauberischen Flut zu nippen. Darauf schlugen sie die himmelblauen Augen so entzückt auf, daß es von dem klaren Schimmer selbst im Saale leuchtete; die eine, die etwas zu viel getrunken haben mochte, schwebte nah dem Fenster und setzte sich dort in den großen Blumenkranz, steckte ihr krauses Köpfchen in die kühle, eben aufgeblätterte Rose und schlief nun so süß und entzückend ein, daß ich mich in das Feenkind mit meinem ganzen Herzen verliebt habe. Wenn sich der blanke Busen im Schlummer hob und senkte, so wallten die Rosenblätter gelinde, und das Aurikelchen daneben bebte vor Wonne. Dem groben Blick schien es, als spiele nur die Sommerluft manierlich in den bunten Blätterchen. Ei, Alter, es verlohnte sich schon deswegen der Mühe, einmal zu sterben, um diese Kinderchen mehr in der Nähe kennen zu lernen, und ihnen die Liebeserklärung zu machen. Nachher kam eine Fliege durch das Fenster geflogen, stieß in ihrer groben Ungeschicklichkeit an die Rose, und mein Liebchen wachte wieder auf. Nun setzte sie sich aufrecht, legte die Beinchen ruhend über einander, nnd sah alles aufmerksam an, was die wilden, thörichten Sterblichen im Saale vornahmen. Glaubt Ihr wohl, edler Mann, daß einer von den rothnasigen Kerlen jetzt mit dem Kindgeiste ein dummes Gespräch anfangen wollte! Der Stümper war auf gemeine menschliche Art so simpel hin betrunken, und verstand nicht den edlen Rausch meiner Sylphe. Sie winkte ihm aber mit den weißen Fingern, gegen die die Lilienblume noch schmuzig ist, so majestätisch und doch so freundlich ernst, daß er nicht den Muth hatte, seine Dummheiten oder Liebeserklärungen anzubringen. Nun glaubte ich gewonnen Spiel zu haben, und lachelte sie mit so vieler Holdseligkeit an, als ich nur zu Stande zu bringen wußte; da schlug sie aber ein so lautes und possirliches Gelächter auf, daß ich beschämt von meinem Traum erwachte. Ich saß gerade dem Spiegel gegenüber, und erschrak vor der grinsenden Fratze, die ich mir selbst entgegen hielt.

Der verstimmte Schakepeh hörte nur halb auf das Geschwätz des alten Malers hin, denn ihm war, als wenn eine trübe Ahndung ihm sagte, daß neue Unruhe oder neuer Zwist diesen Tag wiederum verstören würden. Auch schwebte ihm immer noch das Bild der ohnmächtigen, leichenblassen Frau Catharina vor den Augen. Er mochte den heiter faselnden Labitt nicht durch die Nachricht von der plötzlichen Krankheit der Frau überraschen, weil er wußte, wie sehr der Maler ihr Freund war. Dieser hatte den sonderbaren Vorfall nicht bemerkt, weil seine Aufmerksamkeit indessen im andern Saale war beschäftigt gewesen. Es war dem Wirthe daher lieb, daß Labitt noch weiter dichtete, und einige der jüngern Leute der Laune des Alten gern zuhörten. Noch mehr war er erfreut, als Köstein sich jetzt erhob, um Abschied zu nehmen; dasselbe that der Ritter Beaufort und Friedrich, dessen Augen vergeblich die Frau Denisel gesucht hatten. Köstein, ganz ernüchtert, wie es schien, ging ohne Nachweisung selbst zu dem Tische, auf welchem sein Degen lag, steckte ihn ruhig an und sagte dann, indem er dem Ritter die Hand reichte: So sind wir denn also wieder Freunde, und bleiben solche.

Beaufort gab ihm nachlässig die Hand und sagte leichthin: Warum nicht! Was man im Trunke spricht, vergißt sich am leichtesten.

Kann sein, erwiederte Köstein, indem er stolz das Haupt aufrichtete und mit wichtiger Miene sein kostbares Barett aufsetzte. Aber wir Hofleute, fuhr er lächelnd fort, sind tückisch, wir haben unsre Freude an der Bosheit, und nichts geht über die Lust, als den Gegner, den man sicher gemacht hat, so recht plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, zu beschädigen und ihm recht empfindlich wehe zu thun. Von dergleichen Feinheiten des Lebens wißt Ihr hier herum nun freilich

Digitized by Google

nichts, Ihr Holzhändler, Tapetenweber oder Rittersleute aus dem vorigen Jahrhundert. Wer aber mit Grafen und Herrn umgeht, mit den Croys, den Etampes, den Herzogen, der lernt auch diesen hohen Geschmack unter den Gerichten der Lebensmahlzeit am meisten schätzen und genießen.

Friedrich wollte etwas antworten, hielt aber auf einen ernsten Wink des Vaters seine Rede zurück, und Schakepeh, der den jungen übermüthigen Ritter noch begleitete, kam ganz heiter die breite Treppe wieder herauf und trat gesprächig zur Gesellschaft, um in dieser noch eine frohe Stunde zu genießen, da sich der Unruhestifter endlich friedfertig entfernt hatte, als eine neue Erscheinung ihn und alle, die noch zugegen waren, heftig erschreckte und ihre Gemüther mit Grauen erfüllte.

Der Küster Wundrich stürzte blaß, entstellt, mit aufgesträubtem Haar und allen Zeichen des Entsetzens herein. Seine Kleidung war unordentlich, die Krause seines Halses verschoben, und so wie er eintrat, fiel er, bevor er noch jemand begrüßt hatte, matt in einen Sessel nieder. Die Brust klopfte ihm, er suchte nach Athem und Stimme, aber das Wort versagte ihm. Ihm folgte ein starker, fest gebauter und untersetzter Mann, ein alter Freund des Schakepeh, Peter Garrieur, der reichste Tapetenwirker der Stadt Arras. Auch dieser schien aufgebracht und erschrocken, hatte aber doch mehr Fassung behalten als der Küster.

Alles drangte sich um den wohl gekannten Wundrich, und Labitte zeigte sich am meisten besorgt. Der Wirth des Hauses reichte dem Erschöpften selbst einen Becher Wein, damit dieser sich erholen und seine Kräfte wiederfinden möge. Garrieur ging indessen im Saale auf und ab und stampfte heftig mit den Füßen.

Endlich hatte sich Wundrich etwas gefaßt und sagte nun mit matter Stimme zu Schakepeh und den Umstehenden: Verzeiht, daß ich Euch durch meinen Eintritt diesen Schrecken verursacht habe, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich zu Euch gekommen bin. Ich erinnere mich plötzlich, daß ich Euch versprochen hatte, Euer großes Fest mit feiern zu helfen. Die Zeit war schon vorüber, und ich komme jetzt her, zu einem alten Freunde, bei dem ich Trost suche, oder dem ich meine Klagen sagen darf.

Ihr wißt, daß unsre alte Gertrud seit einiger Zeit krank und das ist, was man unklug nennen muß. Ich habe sie gesehn und getröstet, und sie schien wieder auf dem Wege der Besserung. Geistlichkeit und viele von Adel und Bürgerstand halten das liebe alte Weib für eine Heilige, die auch seit Jahren mit schmerzlicher Aufopferung sich so milde, wohlthätig und demüthig erzeigt hat, daß sie für das Muster einer wahren und ungefälschten Christin gelten konnte.

Ihr habt von dem Geschwätz vernommen, wie einige dumme alte Weiber in einer Art Wahnsinn sich selbst, nachdem die Bauern sie lange schon so gescholten, für Hexen angegeben haben. Wir glauben über diesen Unsinn lachen zu können. Eine alte Magd, die der Alten zuweilen etwas hilft, ihr auch vom Dorfe Kohl oder sonst ein Gemüse bringt, erzählt unsrer Gertrud von diesen Albernheiten. Als ich zu ihr komme, finde ich sie sehr matt und schwach, und sie bittet und forscht, ob es nicht möglich sei, daß der Bischof zu ihr kommen oder sie zum Bischof gehen könne. Ich begriff die Bitte nicht, da sie niemals mit den Herren aus der Geistlichkeit, mit den Prälaten sich hat einlassen wollen. Ich suchte ihr die Grille auszureden, aber sie beharrte fest, weil sie etwas Wichtiges entdecken wolle und müsse. So trug ich denn dem Herrn Bischof von Baruth die Sache vor, und er ging mit mir zum alten, wunderbaren Weibe hinaus. Die Vorstadt und die Nachbarschaft verwunderte sich, daß der hohe Prälat in eigner Person die Hütte besuche.

Wie wir hineintraten, fand ich die Alte wie verwandelt. Sie erhob sich hastig, sie bewegte sich schnell, ihre Augen glänzten auf unnatürliche Art, und sie hatte fast das Wesen einer Trunkenen. Ich entsetzte mich vor dem Anblick, sie aber, die mein Erstaunen sah, lachte mir höhnisch ins Gesicht. Der Bischof breitete die Arme aus, indem er sie segnete, und sagte: Fromme, heilige Frau, sei mir gegrüßt, nach deren Anblick mein Auge sich schon lange gesehnt.

Sie sah ihn an und lachte wieder, beugte sich dann und fiel zu seinen Füßen nieder. Ihr irrt, gnädiger Herr, rief sie, ich wollte Euch eröffnen, daß ich die größte, die allerschlimmste Sünderin auf der ganzen Welt bin. Seit Jahren bin ich verworfen und heuchle in Bosheit Christenthum, Demuth, Wohlthun und Frömmigkeit. Ja, hoher Bischof, seit vielen Jahren habe ich mich mit meinem eignen Blute dem Satan und allen Teufeln verschrieben, habe Gott und Christum auf ewig verleugnet, meinem Antheil an der Seligkeit abgesagt, und bin nichts als eine verruchte Hexe und Zauberin, die den Scheiterhaufen verdient. Seit manchem Jahre habe ich mit vielen andern fast alles Unglück, welches unsre Stadt betroffen hat, herbei gezaubert, die Dürre, den Mißwachs, die Feuersbrünste, den Tod so mancher guten Menschen, Alte wie Junge. Immer höher ist meine Bosheit gestiegen, und ich war nun dabei, die Brunnen zu vergiften und Alles zu verderben, so weit mein Wunsch und Wille nur reichen mochte. Das versprach mir auch mein Geist, der in Gestalt einer Ziege seit einem Monat mit mir hauste. Nehmt nun mein Bekenntniß an, glorreichster Herr, gebt mir meine Strafe, so kann meine arme, so tief verschuldete Seele vielleicht noch gerettet werden.

Der Prälat stand da, in Staunen aufgelöst; ich entsetzte mich vor diesem Wahnsinn der Armen und näherte mich demüthig dem Bischofe, um den Unsinn der Alten zu entschuldigen.

Der Küster hielt inne, um sich wieder zu erholen. — Und der Bischof! fragte Schakepeh. — Und wie ward es? riefen viele Stimmen durcheinander.

Hier nun, hier, so schrie Garrieur mit donnernder Stimme, hier fängt es nun an, Freunde, wo uns allen das Blut in den Adern stocken muß. Hört ihn nur, unsern wackern Küster, laßt ihn nur zu Ende erzählen!

Wundrich stand auf und sah sich in der Versammlung um. Ja, lieben Freunde und verehrte Männer, sagte er mit feierlicher Stimme, berathet Euch, sinnt, denkt, wie uns Hilfe werde. Denn der Bischof, ohne auf meine Mahnung zu achten, wies mich strenge zurück und hieß mich schweigen. Seit lange, rief er, habe ich eine solche Entdeckung, wenn auch nicht aus Eurem Munde, Frau Gertrud, erwartet. Man wird gewiß Rücksicht darauf nehmen, daß Ihr Euch freiwillig, obgleich Ihr im Geruch der Heiligkeit standet, angegeben habt.

Ich fuhr zurück, denn diese Rede hatte ich nicht erwartet. Er aber rief seine Diener, die auf der Gasse seiner warteten, und hieß sie die Häscher holen. Es geschah. Der Pöbel hatte sich schon versammelt. Die Häscher kamen mit einer Trage, auf welcher man die Verbrecher, wenn sie nicht mehr gehen können, zur Folter schleppt. Der Bischof trat heraus. Wir haben, rief er, hier eine schreckliche Zauberin und furchtbare Hexe entdeckt! — Ja! ja! rief Gertrud mit gellender Stimme, ich bin eine Hexe! ich bin mit dem Satan vermahlt! — Sie hatte in der Eile ihre schwarze Kappe verloren und die greisen Haare flatterten im Winde, indem sie auf der Tragbahre saß. — Ein Zetergeschrei verfolgte sie. Sie ist im Gefängniß, unterirdisch verschlossen, mit Ketten und Eisen belegt, an die Wand geheftet, denn man hat Furcht, es könne ihre Aussage sie gereuen, und sie sich in der Nacht, durch Hülfe ihrer Geister, wieder in Freiheit setzen.

Alle waren vor Schrecken blaß. Jeder schwieg, keiner wagte, laut Athem zu holen. Ist es möglich! sagte endlich Schakepeh, als er die Sprache wiedergefunden hatte, kann es einen Geistlichen, einen verständigen Menschen, ja einen Thoren hier in der Stadt oder irgend wo in der Welt geben, der nicht den baaren klaren Aberwitz der Alten erkennt? Daß sie krank ist! Daß sie faselt! Und der Oberste, der Vorsteher des Ketzergerichtes, der Bischof, macht Ernst?

Das ist es, schrie Garrieur, was wir eben nicht dulden müssen! Er, der arme, kleine, verdrückte und schwachköpfige Bischof ist ja zehnmal dümmer und aberwitziger als diese alten Weiber. Die vom Dorfe hat er auch schon hinein holen und in die Inquisition bringen lassen. Indessen ihr hier schmauset und guter Dinge seid, geht an der andern Ecke der Stadt Vernunft und Menschenverstand zu Grunde. Wir müssen gegen diesen Bischof protestiren, der Herzog muß uns helfen. Keiner von uns ist sicher, daß die Verrückten ihn nicht in Bosheit und Dummheit angeben. Nicht ist es nöthig, daß einen ein Verbrechen bewiesen wird, oder eine falsche Lehre, eine Ketzerei, oder das er verbotene Bücher besitze, welches alles, wenn von neuem die Welt durch dergleichen Verbote, Haussuchungen und Fragen belästigt wird, schon schlimm genug ist; sondern, so hat der Bischof es schon in unsrer Gegenwart ausgesprochen, wen diese Hexen (Gott verzeihe mir, daß ich sie auch so nenne!) auf ihrem Hexen-Sabbath (der nur in ihrer verrückten Einbildung ist) gesehen haben wollen, auf wen sie aussagen, der wird auch unmittelbar vor das Gericht gezogen. Da hilft denn natürlich kein Leugnen, und Vernunft und Verstand genug haben, diesen ruchlosen Aberwitz Aberwitz zu schelten, ist dann natürlich schon Verbrechen und hinreichende Gottlosigkeit. Um aber diese Geistlichen zu schrecken und es möglich zu machen, daß der alte Herzog die Sache wichtig genug nimmt, sollten wir Bürger uns alle zusammenthun, mit Waffen und Fahnen vor die Inquisition und die Wohnung des Bischofes ziehen, den Thörichten zwingen, sein Amt, dem er nicht gewachsen ist, aufzugeben, und alles ruhen zu lassen, bis unser wahrer Bischof, der verständige Mann, von Rom zurückkehrt.

Keine Uebereilung! sagte Schakepeh, mäßigt Euch, lieber,

Digitized by Google

heftiger Mann. Die Sache, wie sie jetzt liegt, ist klar, und es ist Hoffnung, daß noch so viel Vernunft im Lande wächst, um diesen Aberwitz unschädlich zu machen. Könnten aber viele vom hohen Adel bei dieser Gelegenheit von Rebellion sprechen, so würde unser Herzog gewiß sich ganz auf die Seite der Geistlichen stellen. Man würde beides verwechseln, und wir Bürger müßten dann das Bad bezahlen, was bis jetzt nur von gutgemeinter Einfalt einigen alten Weibern zugedacht ist.

Dieser Meinung waren auch die Männer vom Magistrat und einige Schöffen. Man wollte gleich am folgenden Tage etliche aus ihrer Mitte nach Brügge zum Herzoge senden, um diesem Unwesen Einhalt zu thun. So war man wieder einigermaßen beruhigt, als der junge Advokat Flamand das Wort nahm: Ihr übersehet nur eins, lieben Männer, daß der Herzog hierbei keine Stimme hat, oder nur wenigen Einfluß ausüben kann. Das Ketzergericht ist da, seit länger als zwei Jahrhunderten in seiner Einrichtung bestehend. Dieser stellvertretende Bischof ist der Präsident desselben; ihm liegt es ob, es zu verwalten und zu regieren. Nun haben wir in unserm glücklichen Lande seit lange von keinem entdeckten und bestraften Ketzer etwas vernommen, eben so wenig von Zauberern und Hexen; in Paris, Brüssel, und in manchen großen Orten, selbst in Rom und Florenz, schreibt man Bücher und Erzählungen, die den Glauben an Zauberei verspotten. Viele meinen, daß, sowie die Wissenschaft, die Kenntniß der Natur und selbst künstliche Erfindung zunehmen, jener Glaube, den sie Aberglauben nennen wollen, immer mehr abnehmen und endlich ganz verschwinden werde. Aber — giebt es wirklich keine Ketzerei mehr? Wandeln keine Geister mehr um, die die Kirche und den Papst stürzen, die geheiligten Lehrsätze unserer Religion entkräften möchten? — Das wird keiner zu behaupten wagen. In Langres ist erst vor wenigen Tagen ein großer Ketzer, der Eremit Robert, verbrannt worden. Nach der Meinung der rechtgläubigen Christen hat er seinen Tod verdient, eben so wie die Kirche vor zwei Jahrhunderten gegen die Waldenser und Albigenser mit Feuer und Schwert wüthen mußte, um die Religion und das Christenthum aufrecht zu erhalten. — Wir haben seit lange nichts von Zauberern vernommen. Sind sie deshalb nie gewesen? Ist alles, was die Schrift, die Väter, die Geschichte von ihnen erzählt, darum Lüge? Neu ist es gewissermaßen, und in so fern es Fratze ist, auch fast lächerlich, was von diesem Hexen-Sabbath, den Ceremonien, dem Tanzen dort, dem Schmaus erzählt wird; indessen, warum soll sich die Wirkung der bösen Geister, wenn diese denn doch einmal nicht zu leugnen sind, nach den verschiedenen Jahrhunderten und Zeitläuften nicht auf verschiedene Art äußern? Der Böse gewinnt eben die Wahnsinnigen nur durch Wahnsinn, und wie er früher in Macht triumphirte und durch Glanz blendete, so besticht er jetzt das Thierische und Verworfene im Menschen durch Abscheulichkeit und kindische Gaukelei.

Und so kann nur ein Schuft sprechen! schrie der wüthende Peter Carrieur, indem seine gewaltige Faust zugleich den jungen Mann beim Halse ergriff. Der starke Mann machte Miene, den nach Hilferufenden aus dem Fenster zu schleudern. Der Wirth aber widersetzte sich aller Gewaltthätigkeit, und brachte mit ernsten und freundlichen Worten alles wieder zur Ruhe. Flamand war todtenblaß geworden und verließ mit kurzem Abschiede das Haus.

Alle beurlaubten sich jetzt, verstimmt, erschreckt, betrübt, voll Sorge, was sich aus dieser Begebenheit entwickeln möchte. Labitt blieb zuletzt, und zu diesem sagte halb scherzhaft der wohlwollende Schakepeh: Freund Poet und Maler, Euch sollten diese wilden Bürgersmänner eigentlich ein wenig auf die Finger klopfen, denn Ihr habt durch Euer Gemälde vom Hexen-Sabbath die Menschen vielleicht zuerst wieder auf diese Fratzen und Abentheuer gebracht.

Nun, nun, sagte Labitt; die Dummheit war schon da, schon als Spaß im goldnen Esel. Aber freilich, ich hätte mit meinen Farben bessere Gestalten anstreichen können. Unser Verstand ist ein schwaches Werkzeug, da die alte Gertrud so hat unsinnig werden können. Wir sollen uns Alle hüten.

Die Stadt Arras war nach diesen Vorfällen in großer Aufregung. Keiner hatte geahndet, daß dergleichen Unerhörtes plötzlich geschehen könne. Die Reichern, die Verständigen, die Bürger und die Jugend sahen, daß plötzlich etwas als Ernst behandelt wurde, worüber sie wohl nur als über einen Gegenstand des Lachens gesprochen hatten. Viele unter dem Pöbel, manche aus den ärmern Klassen hatten ihrer Schadenfreude keine Hehl, daß etwas geschehen war, welches die Klügeren niemals hatten glauben wollen. Viele Priester gaben sich ein geheimnißvolles Ansehn, und beantworteten die mancherlei Fragen nur mit bedenklicher Miene, die von den Zudringlichen an sie gerichtet wurden.

Die Schöffen und die Bürgerschaft, mit einigen der Adligen verbunden, sendeten einige ehrbare Männer an den Herzog, um ihre Beschwerden vorzutragen.

Der Bischof von Baruth hatte am folgenden Tage die vornehmsten Geistlichen, unter welchen sich auch der Dechant und der Canonicus Melchior befanden, zu einer Synode berufen. Er trug ihnen vor, was sie schon wußten, und da keiner antwortete, forderte er sie auf, ihm ihre Meinung frei und unverholen mitzutheilen. Der Dechant schwieg, aber Melchior machte ihn auf die Unwahrscheinlichkeit und das Thörichte dieser Vorfälle, Schilderungen und Anklagen aufmerksam, er wünschte, daß man diese Frauen als Kranke behandle, sie freigebe und alles unterdrücke.

Die kleine Gestalt des Bischofs erhob sich im heftigen Zorn. Er ging dem Sprechenden ganz nahe und sahe diesem scharf in die Augen. Nein, sagte er dann, aus Euch spricht nur Einfalt und Gutmüthigkeit, und Ihr seid kein Mitglied dieses höllischen Ordens.

Wie meint Ihr das, Herr Bischof? fragte Melchior erstaunt.

Ihr wißt, sagte der Bischof, daß ich im Jahre 1450 in Rom war, und dort das große Jubiläum mit gefeiert und erlebt habe. Dort hatte ich Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen. Rom, die große Stadt, war so mit Fremden und Pilgrimmen aus allen Ländern Europens überdrängt, daß sie kaum Platz fanden und sich täglich die sonderbarsten und bedenklichsten Vorfälle ereigneten. Auch fand ich Gelegenheit, mich bei den frommsten und gelehrtesten Priestern zu unterrichten. Schon damals vernahm ich von Zaubereien und unerlaubten Künsten, die man seit Jahrhunderten, im Norden wie im Süden, getrieben hatte. Diese Schulen der Zauberei, von denen wir schon in sehr alten Chroniken lesen, sind niemals untergegangen. Und immer ist dieses Verbrechen mit der Gottlosigkeit der Ketzerei verbunden gewesen. Alle früheren Manichäer, Donatisten, Arrianer, nachher die Waldenser und Albigenser, zu Zeiten die Juden, sind Zauberer gewesen, und haben durch ihr Verbündniß mit dem Satan es wie oft möglich gemacht, mit einem Schein von Tugend, Weisheit und Frömmigkeit zu glänzen, und arme Unwissende zu blenden und zu verführen. Immer wieder wird die Bosheit auf eine Zeit verschwiegen und unterdrückt, sie tritt von neuem hervor, und wieder muß die rechtgläubige Kirche dagegen kämpfen. Es ist Bosheit und Unglaube, zu sagen, diese Abscheulichkeiten seien nicht wirklich und nur Erzeugnisse einer kranken Einbildung. Jeder, der dies dreist behauptet, macht sich selber der Zauberei und eines Bündnisses mit bösen Geistern verdächtig, wenn er nicht bald von seiner Unwissenheit zurückkommt. Aber ich bin damals, in Rom, erschrocken, wie viel Menschen, die unter dem Vorwande, als Christen das Jubeljahr zu feiern, nach Rom kamen, sich dem Teufel, der Ketzerei und Zauberei ergeben haben. Viele Tausende sind von Christo abgefallen und seine Feinde geworden, Millionen dieser Bösewichter sind in allen christlichen Ländern verbreitet. Von den höchsten Theologen belehrt, sah und erfuhr ich, daß Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, der Weltgeistlichen und Mönche zu geschweigen, diesem gottlosen, ungeheuren Bunde angehören, Soldaten, Bürger, Ritter, Studirte, Kaufleute und Bauern in allen Ländern. So ist es nahe daran, daß sich die Kirche auflöst und unse heilige Religion gestürzt wird. Was fehlt noch, als daß sich irgendwo ein mächtiger, unternehmender Fürst an die Spitze dieser Abtrünnigen stellt, und er kann Papst und Clerisei, Rom und die Gesetze Gottes umwerfen, und ein neues Reich beginnen, in welchem Christus von seinem Stuhle gestoßen wird. Den Ausbruch dieser furchtbaren Begebenheit können wir jeden Augenblick erwarten. Wer weiß, wo jetzt schon der Fürst oder König lebt, der sich zum Heerführer dieser Bande machen möchte. Darum müssen wir von der Geistlichkeit dagegen kämpfen mit allen unsern Kräften, mit Lebensgefahr, um diesen großen, furchtbaren Augenblick zu verhindern oder zu verzögern, durch Schreck und Furcht die widerspenstigen Gemüther in die Bahn des Glaubens zurück zu treiben. Mögen die Ueberweisen unser Werk und unsern Eifer verlachen und verspotten; auch die Apostel wurden verhöhnt, auch der Heiland verachtet.

Noch muß ich zweier Dinge erwähnen, die meinen Brüdern vielleicht wunderbar, manchem unglaublich scheinen mögen.

Alle Welt weiß, daß damals in Rom die Brücke über den Tiberstrom zerbrach und Hunderte in den Fluthen ihren Tod fanden, viele auf immer verstümmelt waren und krank und elend blieben. Das aber wußten ich nur und die Freunde, die mit mir in die Geheimnisse drangen, daß die Zauberer dieses Unglück herbeiführten, denn alle die dort umkamen, waren Fromme und Rechtgläubige.

Digitized by Google

Das zweite Wunder ist, daß ich von meinem ehemaligen, frommen, heiligen Lehrer die Gabe erhielt, jedem Ketzer, Hexenmeister, jeder Hexe es an den Augen ansehn zu können, ob sie zu der verworfenen Zunft gehören. Mich kann daher kein Mensch trügen. Mein ist das Amt, die Untersuchung, die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen mein, und so weit ich wirken und helfen kann, soll zum Besten der Menschheit und dieser armen Seelen selbst, keine von diesen Angeklagten anders als auf dem Wege des Scheiterhaufens zur Buße und Versöhnung gelangen.

Alle erschraken. Die Canonici sahen sich schweigend an und der Dechant fragte endlich: Auch die alte Gertrud?

Wie anders? erwiederte der Bischof. Sie hat mit Umständen, mit überzeugenden, sich selbst angegeben. Sie muß nun, freiwillig oder auf der Folter, andre Mitschuldige anzeigen, nicht minder jene Armgart und die andern Weiber, damit wir unsre Stadt und Gegend säubern konnen.

Man ging wieder auseinander. Die Einrede der Geistlichen hatte nichts gefruchtet, da der Bischof sich auf frühere Proceduren und vorgeschriebene Formen berief, da alle seinen Wahnsinn fürchten mußten, der keinen Anstand nahm, jeden Widerspruch mit dem Namen Ketzerei zu bezeichnen.

Der Dechant blieb zurück. Im Vertrauen auf sein früheres Verhältniß mit dem Bischofe wollte er ihm deutlich machen, wie viel er wage, wenn er sich bei der Bürgerschaft zu sehr verhaßt mache; wie vielleicht der Herzog, ja der Papst selbst, diese Strenge nicht billigen möchten. Er suchte seinen Stolz in Bewegung zu setzen, daß sein Ruhm bei diesem sonderbaren Unternehmen leiden könne.

Schweigt! rief der Bischof im höchsten Zorne, ich kenne Euch ganz. Es fehlt nur um wenige Zoll, so steht Ihr selbst unter den Ketzern. Weiß ich nicht, wie vertraut Ihr mit der verruchten Hexe Denisel umgegangen seid? Eine Freundschaft mit dem verworfenen, gottlosen und lasterhaften Weibe, die allen Ehrbaren ein Anstoß und Aergerniß war! Seid Ihr nicht freiwillig zur alten Hexe Gertrud hingelaufen? Eure Zweifelsucht, Eure Lust am Witz und grübelnder Untersuchung sind schon die Vorschwelle zur Zauberei und Gotteslästerung.

Wie könnt Ihr, sagte der Dechant, meinen Umgang mit einer Frau, die Ritter und Kaufleute besuchen, so ärgerlich auslegen! Als wir die Schriften von Langres und die Bekenntnisse des hingerichteten Robert erhielten, war ich es, der Euch, selbst unerbrochen, alle jene Briefschaften und Papiere übergab. Nachher, als Ihr mir sie zur Untersuchung gabt, konnte ich die Blätter, welche die Denisel betrafen, zurück behalten. Daß ich aber so offen verfuhr, muß Euch beweisen, wie wenig ich mir vorzuwerfen habe, und wie mein Verhältniß zu dieser Frau ein ganz untadeliges muß gewesen sein.

Ihr hättet mir die Blätter zurückhalten können! rief der Bischof erbost; Ihr irrt! Thatet Ihr es, so wart Ihr selbst verloren, armer Mensch. Ihr selbst hattet mir in vertraulichen Stunden schon zu vieles von dieser Denisel vorgeschwatzt; ich hörte Euch zu und antwortete nicht; aber ich habe mir alles gemerkt und eingeprägt. Und haben denn nicht Hunderte die gottlosen Worte dieser Denisel und des alten verruchten Labitt gehört! Alles soll bei Euresgleichen für Scherz und Witz, oder Poesie und artige Phantasiebilder gelten, worin aber das ganze Gift der Hölle verborgen liegt. Nein, Mann, noch bin ich Euer Freund; noch, ich sehe es Euch an, seid Ihr nicht ausdrücklich von Gott abgefallen. Darum wahrt, so lange es noch Zeit ist, Eure Seele und Eure Ehre als Priester. Morgen werde ich ernster mit Euch sprechen. Euer Liebchen wird heut noch in Gewahrsam genommen; sie und der alte Maler, den das Volk nur den dummen Abt nennt, sollen uns wohl, sie mögen wollen oder nicht, die eigentlichen Obern ihrer Rotte verrathen.

Herr Bischof, rief der Dechant, Ihr könntet so weit gehen, und diese Armen, Unschuldigen —

Noch ein solches Wort! sagte der Bischof, indem er den Bestürzten mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung ansah — und Ihr sitzt gefesselt im dunkeln Gefängniß. Ich muß wissen, was ich zu thun, was ich zu lassen habe. — Kommt jetzt mit mir zur alten Gertrud, um ein vorläufiges Verhör mit ihr anzustellen.

Sie verließen den Palast, um sich nach dem Gebäude der Inquisition zu begeben. Auf der Straße hatte sich das Volk zusammengerottet und sprach und erzählte von diesen neusten Begebenheiten. Der Andrang war groß, und man bemerkte erst die kleine Figur des Bischofs nicht. Viele schalten, andre spotteten, und zwei freche, gemeine Dirnen, die sich aus einer kleinen, finstern Gasse an das Licht gewagt hatten, sagten zu einem englischen Soldaten: Freund Engelbert, habt Ihr auch schon die dummen Geschichten gehört! Die andre rief: Hexen! Hexen! das ist doch einmal etwas Neues vom Jahr: unser Bischof sorgt dafür, daß wir Spaß haben, der einfältige kleine Knirps.

Der Bischof stand hinter ihnen, winkte den Häschern und rief: Nehmt diese beiden Dirnen fest, belegt sie mit Ketten, sie sind selbst Hexen, bringt sie in den Gewahrsam, der Scheiterhaufen wartet ihrer.

Wir Hexen! schrieen die Dirnen mit Entsetzen, — woher! warum!

Die Häscher ergriffen sie gewaltsam. Sie kreischten, riefen um Hülfe, und das Getümmel ward so groß, der Andrang der Neugierigen so gewaltsam, daß der Bischof verhindert wurde, seinen Weg fortzusetzen. Die Häscher waren mit ihrer Beute auch in den schreienden und fragenden Volkshaufen eingeklemmt, und immer mehr Menschen strömten aus den Gassen herbei, um zu erfahren, was sich begeben habe. Der Dechant wollte sprechen, um die tobende Menge zu beruhigen, aber seine Stimme ward in dem lauten Geschrei, selbst von den Nächsten, nicht vernommen.

Jetzt näherte sich ein ehrbarer Mann, der nicht mehr jung war und in der Stadt eines großen Ansehns genoß. Er, als Schöffe, hatte das Recht, sich um die Ursach des Tumultes zu erkundigen; auch machte seine Gegenwart das Volk scheu, denn diejenigen, die ihn bemerkten, wurden jetzt still und traten auseinander. Er fragte und hörte, und da er vernahm, daß der Bischof mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte, so machte er sich Platz bis zu dem kleinen Manne, begrüßte ihn höflich und sagte dann: Verehrter Herr, es thut mir leid, Euch hier so zwischen dem schreienden Volke zu finden, und das aus Ursach jener beiden unzüchtigen Dirnen; diese, da sie sich ungebührlich gegen Euch betragen haben, sollen alsbald aus der Stadt gewiesen werden, der sie nur Aergerniß geben. Habt daher die Güte, den Dienern und Häschern zu befehlen, sie einstweilen frei zu lassen, damit das Volk sich wieder beruhige.

Herr Takel, erwiederte der Bischof trotzig, wer giebt Euch das Recht, Euch in meine Amtsgeschäfte zu drängen? Diese jungen Hexen sind der Inquisition verfallen und sollen von der und mir gerichtet werden. Die Verweisung aus der Stadt wäre für ihre Bosheit nur eine geringe Strafe.

Takel sah den Geistlichen aufmerksam an, betrachtete wieder die weinenden Dirnen, die sich den beiden Mannern zu Füßen geworfen hatten und die Hände rangen, und erwiederte mit einigem Unwillen und scharfem Tone: Herr Bischof, ich darf Eure Rechte bezweifeln, daß ihr also verfahren mogt. Ihr mochtet vorerst uns Schöffen von diesen Vergehungen Nachricht ertheilen, und so gelangte Eure Klage, wenn sie gegründet ist, an die Obrigkeit unsrer Stadt. Ich zweifle, daß das geistliche Gericht also willkührlich verfahren darf, und obendrein in einer so höchst seltsamen Sache, von der wir fast nie gehört haben, oder wo das vorgegebene unbegreifliche Verbrechen jedesmal von denen, die nicht vom Wahne hingerissen waren, bezweifelt wurde. Woher wißt Ihr, daß sie Hexen sind, diese Unglücklichen? Was nennt ihr überhaupt mit diesem Namen!

Herr, rief der Bischof, der schon die Fassung verloren hatte, Ihr sprecht, als wenn Ihr mich hier öffentlich verhören wolltet! Von der alten Hexe Elsbeth, die vom Dorfe hereingebracht worden ist, sind diese ebenfalls angegeben, weil die Alte mit ihnen gemeinsam den verruchten Hexen-Sabbath gefeiert hat.

Der Schöffe Takel lächelte. Dieses alte Weibsbild, sagte er, ist mir nicht unbekannt, denn sie ist die Frau meines Gärtners draußen. Laßt Euch aber dienen, Herr; diese Alte, die von jeher confuse war, hat sich ihre Armuth so zu Gemüthe gezogen, denn sie war immer hoffärthig, daß sie seit Kurzem verrückt geworden ist. Ich habe den Leuten immer geholfen, aber die Wirthschaft wurde zu schlecht verwaltet, und jetzt wollte ich schon, dem Manne das Leben zu erleichtern, die Unkluge in den Narrenthurm schaffen.

Wolltet Ihr! rief der Bischof; ei, wie fein! Sie in den Narrenthurm schaffen! Nicht wagt, dahin würdet Ihr mich auch gern abliefern wollen, wenn es Euch gestattet würde! Freilich, wenn sich das Gewissen rührt, wenn man aus solchen Augen schaut, so kann man nicht wunschen, daß die Kirche hergestellt und erhalten werde. Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch nicht kenne? Denkt Ihr mir zu entgehen? Das Gericht ist offen, und wird wissentlich keinen Schuldigen entschlüpfen lassen.

Der Schöffe Takel war so erstaunt, daß er Anfangs keine Worte finden konnte. Endlich fuhr er auf und sagte: Ich verstehe Euch nicht, geistlicher Herr, und mag Euch nicht verstehen, denn Eure Rede ist ohne Sinn. Trotz sei dem gebotten, der mich eines Verbrechens bezüchtigen kann. Ihr werdet aber vorerst diese beiden Dirnen der Obrigkeit der Stadt und mir übergeben, bis sie verhort sind, und hier nicht Kläger und Richter zugleich in einer Person spielen wollen, denn es ist doch unerhört, auf Angabe von Unklugen unschuldige

Digitized by Google

Menschen einer tollen Bosheit bezüchtigen und sie ohne Untersuchung strafen zu wollen.

Da das Volk diese Rede des Schöffen vernahm, der von allen hochgeachtet wurde, so erhob sich von neuem ein Geschrei, Steine flogen, man machte die Dirnen von den Häschern frei, und diese bemühten sich, fliehend das Gewühl der Menschen zu durchbrechen. Da erhob sich der Bischof auf die Schwelle eines Hauses, vor welchem er stand, und rief: Wer sich an den Dienern der Obrigkeit vergreift, ist im Bann der Kirche, und ein solcher, wenn er nicht augenblicks vom bösen Werke absteht, sei verflucht. — Alles war still geworden, und die Häscher kehrten zurück und bemächtigten sich der Dirnen von neuem. — Die Diener der Obrigkeit, welche dem Schöffen gefolgt waren, standen regungslos. Der Bischof winkte wieder und fuhr mit erhabener Stimme fort: Zugleich befehle ich, daß die Häscher diesen gegen Ketzer und Hexenmeister greifen, diesen verruchten Johann Taket, der hier einen Aufruhr hat erregen wollen, denn jene Zauberin Elsbeth hat auch ihn als einen Mitgenossen ihres satanischen Bundes freiwillig angegeben.

Alle standen stumm und blaß. Der Schöffe sah nach den Dienern der Gerechtigkeit, welche sich zitternd zurückzogen, ohne nur nach dem Angeklagten umzuschauen. Ihr Bürger und Ihr übrigen wackern Leute hier, rief Taket ganz außer sich, konnt Ihr es dulden, daß ein Mann, den Ihr als unbescholten alle kennt, hier von einem Wahnsinnigen gemißhandelt werde! Daß auf die Anklage einer verrückten Bettlerin, die von meinen Wohlthaten gelebt hat, ich für einen Zauberer und Verbündeten des Satans gelten soll! — Er blickte umher, aber alle waren scheu von ihm zurückgewichen, alle entfernten sich, von stummer Angst gefesselt, und die Häscher führten ihn, der nun ruhig wurde, als er sah, daß jeder Widerstand vergeblich sei, nach der Inquisition.

Hierauf ging der Bischof weiter, das Volk zerstreute sich, erschreckt und betäubt, und der Dechant folgte seinem Vorgesetzten in tiefen Gedanken. Ich weiß, sagte der Bischof zum Dechanten, daß Ihr mich stets für einen schwachen Mann angesehen habt, weil ich Euren gelehrten Floskeln nicht habe Rede stehn können und mögen, Ihr seht jetzt meine Kraft und Macht. Die Menschen und ihre Satzungen sind mir gleichgültig, und ich lasse jedem gern die Ehre, gelehrter zu sein als ich; aber wo es das Reich Gottes gilt, da sollt Ihr erfahren, daß ich standhafter und kräftiger bin als irgend wer. Ihr wart der Erste, der mich auf diesen und jenen Unfug in der Stadt aufmerksam machte, Ihr dachtet vielleicht, mit dem Feuer zu spielen und mich nur zu necken; Ihr seht aber, daß Euer philosophischer Spaß zur lichten Flamme ausschlägt, die Euch und alle verzehren kann.

Beide gingen in das große Gebäude der Inquisition, um die Schuldigen noch einmal zu hören, bevor die Folter angewendet wurde, der sie vielleicht entgehen konnten, wenn sie eine recht große Zahl von Mitschuldigen angaben.

Nachdem sich das Volk wieder zerstreut hatte, sah man den Canonikus Melchior mit seinem Vetter, dem jungen Ritter Köstein, über den Platz wandeln. Sie erwarteten den jungen Flamand, den Advokaten, um den verwundeten Denis wieder zu besuchen, und seine Aussage, wegen des Mordes, aufzuschreiben. Der Canonikus war sehr verstimmt und aufgeregt, weil es ihn verdroß und erschreckte, daß ein Prälat, den Alle bis dahin nur gering geschätzt, ja wohl verachtet hatten, plötzlich eine so drückende Tyrannei über sie Alle ausübte. Die letzte Begebenheit, von der er Zeuge gewesen war, hatte ihn erschreckt und um alle Fassung gebracht. Jetzt, sagte er zu dem Jüngling, kann es kaum einer mehr wagen, ihm zu widersprechen, wenn er nicht sogleich Gefahr laufen will, auch als Zauberer dem Gefängniß überliefert zu werden. Das gräßlichste Unheil schwebt uns allen über den Häuptern; denn da er keinen Anstand genommen hat, den wackern Taket, welchen die ganze Stadt ehrt und liebt, unter diesem Vorwand gefangen zu nehmen, so wird er nicht zaudern, auch den Vornehmsten und Frömmsten zu bezüchtigen. Es ist furchtbar und entsetzlich, daß aus einem so unscheinbaren Funken sich so plötzlich diese Flamme hat entzünden können.

Er kämpft für seinen Stand und für Euch, sagte Köstein; und wenn der Mann nicht so ausgemacht dumm wäre, so könnte man ihn für einen der allerlistigsten Priester halten, die nur jemals die Welt regiert und betrogen haben. Aber er ist so gewissenhaft dumm, daß er gewiß Zeit seines Lebens noch niemals eine List begriffen, noch weniger eingefädelt hat.

Wie meint Ihr das? fragte Melchior.

Ihr seht ja, antwortete der Ritter, daß es von je her einen Kampf zwischen den Geistlichen und Weltlichen gab. Diese Kriege, welche sie mit einander führen, erscheinen in verschiedenen Gestalten, und bald ist das Recht auf dieser, bald auf jener Seite, oft haben beide Partheien gleich viel Recht und Unrecht. Seit lange scheint mir die Sache schon so verwickelt, die vielfältigen Fäden so verschlungen, die eigentliche Religion aber so tief in den Knoten hineingeknüpft, daß sie keiner mehr sehen und unterscheiden kann, wobei es doch noch eine Frage bleibt, ob durch einen künftigen Alexander, wenn er das Gestricke mit dem Schwerte durchhaut, die Welt was Erkleckliches gewinnen möchte.

Junger Mann, sagte Melchior, Ihr sprecht heut, gegen Eure Gewohnheit, so vielsinnig, daß ich Eure Meinung kaum errathen kann.

Und doch habt Ihr die Historien studirt, antwortete Köstein, und die Geschichte Eurer Kirche und ihrer Ausbreitung, so wie Eurer Händel mit tausend Ketzern und vielen Sekten, mit den Deutschen Kaisern und den Tempelherren und Frankreich. Mir scheint, die Kirche ist dadurch so mächtig, und zu Zeiten so allmächtig geworden, daß ihre Satzungen, Lehren, Wunder, Heilige und Feste sich immer vermehrt, und das erste unscheinbare Bild zu einem gewaltigen Coloß ausgearbeitet haben. So folgt jeder neuen Lehre und Erscheinung, jeder Offenbarung, eine neue Auslegung, ein neues Fest, ein neuer Kirchendienst. Die Menge wird durch die sinnliche Erscheinung, durch den Aberglauben, durch Beichte und Ablaß gefesselt und regiert. Die Vorbitten der Heiligen, die Wallfahrten, das Jubiläum, die Orden und Bettelmönche, die neuen Wunder, alles dient nur, die Kirche und ihren Vorsteher, den Papst, mächtiger zu machen, indem die Menschen immer darauf hingewiesen werden, an dem Buchstaben zu halten, den sie durch Glauben, Freude, Trauer, Büßung und Geißelung, durch Glanz und Kirchenfeste, Rührung und Putz so viel beleben dürfen, als sie nur wollen. Und ist es nicht ein schönes Leben und Weben in diesem fortwährenden Traum! Aber der Geist ist ihnen untersagt; diesen suchen, oder gar finden, ist die größte, die unverzeihlichste Sünde; denn in ihm und durch ihn genügt der Mensch sich selbst, und findet alle jene noch so großen und glänzenden Anstalten überflüssig. Religion und Glaube werden nun seine nächsten Hausgenossen, er braucht den Heiland nicht in Gebäuden und Schränken, nicht in frommen Ländern oder Legenden der Dichter zu suchen, denn er fühlt ihn, als sein eigenstes Herz, als den ersten Pulsschlag seines Wesens.

Steh' still, Vetter, sagte der Canonicus, und laß Dich einen Augenblick betrachten. Woher kommt Dir diese Weisheit, die Dich auch auf den Scheiterhaufen führen kann, wenn unser begeisterter Bischof etwas von ihr vernimmt!

Die Sorge wäre lächerlich, sagte Köstein: wer so fest steht, wie ich, wer dem Herzoge alles sagen darf, was er nur will, der kann bei diesem altem schwachen Herrn wohl Andre stürzen, selbst aber niemals gestürzt werden. Ich sage Dir, Vetter, ich bin dem herrlichen Fürsten unentbehrlich, und kann von ihm verlangen, was ich nur will: aber freilich darf ich ihm diese Gesinnungen auch nicht merken lassen, weil er mich nicht verstehen würde, er auch die Kirche so achtet, und die Geistlichen aufzuregen und zu bekämpfen so sehr fürchtet, daß er in seinem hohen Alter niemals auf etwas eingehen würde, was ihre Macht zu brechen drohte.

Sei also vorsichtig, sagte der Canonicus.

Diese Vorsicht, erwiederte der Vetter, lernt sich wohl am Hofe. Ich will Dir nur, dem verständigen Priester, deutlich machen, wie mir alle die Erscheinungen vorkommen, die sich hervorgethan haben, seit die Kirche mächtig und mächtiger geworden ist. Sie ist das Gefäß geworden, in welchem einzig und allein Glaube, Christenthum, Heiland und Gott schweben, und nur aus diesem den durstigen Seelen mitgetheilt werden können. Außerhalb dieses Gefäßes ist die Wüste, der Tod, das Heidenthum, das Böse, der Satan. Schon immer haben Denker, Fürsten und Völker sich diesem nicht fügen wollen, weil selbst der Fromme sieht, daß dort alles einem willkührlichen Aberglauben anheim fallen kann. Kluge Fürsten sahen früh ein, daß unter diesem Vorwand Papst und Clerisei die Herrschaft der Welt an sich reißen könnten. So entstanden die Kämpfe in verschiedenen Gestalten, und die Lehre der Arrianer ward als Ketzerei ausgerottet, obgleich sie eine Zeitlang herrschend war. Fromme, ächte Geistliche und große Päpste sahen aber auch in andern Zeiten ein, daß freche und kluge Fürsten den Vorwand, sich von der Tyrannei der Kirche und Clerisei loszureißen, nur benutzten, um sich selbst zu Tyrannen zu machen, und die Völker, zusammt der Kirche, in den Staub zu treten. Und so waren denn die geschmähten Priester wieder oft die Vertreter der Freiheit und der Tugend. Wenn einmal Krieg und Kampf sein muß, so hat dieses Ringen wenigstens eine edlere Gestalt als das Balgen und niederträchtige Raufen, welches unsre Vorfahren erlebt haben, und das unsern Nachkommen vielleicht bevorsteht. Als die Frömmigkeit in den Waldensern sich nun offenkundig als Kampf und Verfolgung gegen die Priester aussprach, und die Vernichtung dieser forderte, da war die Sache wieder so einfach und klar geworden, daß die Kirche, wenn sie nicht ge-

ſtürzt ſein wollte, wohl zu jenen abſcheulichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, durch welche jene armen, erleuchteten Menſchen auf die gräßlichſte Weiſe vernichtet wurden. Aber ſeit dem, dünkt mir, iſt auch die Lehre dieſer Ketzer, in tauſendfachen Geſtalten und Umbildungen, immer allgemeiner geworden. Gedichte, Scherze, Gelehrte, Kaufleute, Zünfte, viele von den Geiſtlichen, Fürſten; alles rennt, mancher ſelbſt unbewußt, gegen die alte Kirche an, die ſchon vieles von ihrem Glanz und ihrer Untrüglichkeit verloren hat. Der ächte Prieſter, der ganz von ſeiner Beſtimmung durchdrungen iſt, muß jetzt auf Tod und Leben kämpfen. Heut iſt es aber viel ſchwerer, der mehr ungläubigen und ſchon zweifelnden Welt deutlich zu machen, was Ketzerei ſei, oder ſie gegen dieſe zu entflammen. Da iſt es nun recht willkommen und paſſend, daß ſich ein Grauſal aufthut, eine ganz nahe und perſönliche Gegenwart des Teufels, angemalt und ausgebildet, wie ihn der gemeinſte Pöbel faßt und gerne hat. Was hilft es, wenn der Verſtändige dieſen Popanz verlacht? Die Autorität der Kirche, der Aberglaube, die Gewalt der Menge und des gemeinen Volkes werden es ſchon durchſetzen und die Feineren dürfen ſich nicht Preis geben. Ja, es iſt faſt zu erwarten, daß dieſer tolle Aberglaube, wie Peſt, die Welt durchraſen wird, und unzählige Opfer dahin raffen, und daß die ſogenannten Denker und Gelehrten eben ſo viel Argumente für ihn erſinnen werden, wie ſie für jeden andern Unſinn erfunden haben. Und am Ende, ob die ſchuldloſen Opfer dem Hexen-Sabbath, oder dem Streit um das Palladium, oder dem Arrianismus, oder dem Glauben der Waldenſer fallen, oder der Lehre des Huß, kommt das nicht alles auf eins hinaus! Auch dem Götzen der Freiheit, auch dem Handelsvortheil, auch dem Eigenſinn und der Habſucht des Adels ſind ſchon Viele geſchlachtet worden. Man muß lachen, wenn Viele glauben, daß die Menſchen vernünftiger und beſſer werden, und daß die Welt ſich immer mehr in Zukunft auslichten ſoll. Das iſt auch wieder Aberglauben, und vielleicht, wenn die Kirche einmal geſtürzt iſt, fordert er auch ſeine Opfer. Jetzt aber wird Schreck, Angſt und Furcht in allen Familien und Ständen ſich erzeugen, und das Anſehn der Geiſtlichen iſt auf eine Weile wohl wieder gerettet. Darum hütet Euch, einſichtsvoller Vetter, zu ſtark und kräftig gegen dieſen Unſinn zu reden, denn Ihr bekämpft dadurch Euch ſelbſt und Euren Beruf; tragt aber auch nicht ohne Noth Brande hinzu, denn an denen wird es nicht fehlen.

Melchior ſtand wieder ſtill, und ſah den jungen unklugen und überklugen Propheten mit Erſtaunen an. Jetzt glaube ich wirklich, ſagte er dann, daß zuweilen ein Geiſt von den Lippen der Unmündigen weiſſagen kann. Ich vermuthe faſt, Du verſtehſt Deine eignen Worte nicht ganz, wenn ich Deinen Leichtſinn, Dein umfahriges, unſtätes Weſen, Deinen kindiſchen Dünkel und Deine Naſeweisheit bedenke.

Köſtein ſah den Oheim freundlich an und lachte laut und herzlich. Geht es denn, ſagte er dann, mit Deinem Biſchof etwa in einer andern Melodie? Ihn hat auch ein fremder, hocherleuchteter Geiſt der Weiſſagung befallen. Denn der klügſte, geriebenſte und durchtriebenſte Pfaffe hätte doch nichts Beſſeres thun können, als für Geld und gute Worte ein Paar alte Weiber zu gewinnen, daß ſie dieſe Albernheit von ihrem Hexen-Sabbath ausſagen mußten, um in dieſer ganz neuen Form die Sünder und Abtrünnigen anzugeben. Offenbar benutzt ein Satan, oder Beelzebub, oder ſonſt ein ſchadenfroher Geiſt dieſen Kopf, in dem er leicht Quartier finden konnte, weil er ſo leer iſt, und alſo jedem Gaſte offen ſteht, um ihm dieſe Dummheiten einzublaſen. Dieſer fromme Biſchof glaubt ſie nun wirklich, und handelt bloß nach ſeinem Gewiſſen. Lächerlich und tröſtlich iſt es nur, daß, wenn die Kirche wirklich von Gott iſt, wie doch ſo Viele ſagen, der böſe Geiſt der Lüge alſo nun ſelbſt dazu wirken muß, dieſe zu ſtärken, und ſo manchen Bauſtein, der heruntergefallen war, wieder mit vieler Müh und Sorgfalt einzufugen.

Komm, mein Freund, ſagte Melchior; dieſe Art, die Dinge der Welt anzuſehen, will mir nicht zuſagen. Auch iſt unſer Geſchäft ſo ernſt, daß es wohl geziemlich iſt, unſern Geiſt dazu zu ſammeln.

So heiter und leichtſinnig Köſtein zu ſeinem verwundeten Feinde ging, ſo ernſt und verſtimmt kam er von dieſem zurück, weil er vernahm, daß er ſich jedem vorläufigen Verhöre weigere und ſich jeder Unterſuchung entziehe. Der Sachwalter des Gefangenen erklärte nämlich, dieſer Denis, der jene Ermordung eines Verwandten Melchiors und Köſteins nicht leugnen wolle und könne, habe ſich auf den Erbprinzen des Burgundiſchen Hauſes, auf Carl, Grafen von Charolais, berufen, indem er ſich nur in ſeiner Gegenwart, und zwar nur ihm allein, erklären könne, weshalb er jene That unternommen habe; er wollte dem Prinzen zugleich ſo hochwichtige Geheimniſſe entdecken, daß er ſeiner Gnade und Verzeihung faſt verſichert ſei.

Als Melchior ſeinen Vetter ſo nachdenkend ſah, ſagte er: Ich fürchte, Du haſt auf die Gnade des Herzoges zu viel gebaut, und dich in Complotte und Schlechtigkeiten mit dieſen Croys, dem Grafen Etampes und ihren großen und kleinen Helfershelfern verſtrickt. Es iſt ja bekannt genug, wie aufſäſſig ſie alle dem Erben des Herzogthumes ſind. Der Dauphin Ludwig, ſo ſehr er hier Schutz und Liebe bei unſerm Philipp gefunden hat, ſchürt doch immer das geheime Feuer. Alle ſind gegen den Erben und lauern ſchon auf den Tod unſers alten Fürſten; die meiſten mehr oder minder mit Frankreich im Einverſtändniß.

Jetzt ſiehſt Du zu weit, lieber Vetter, ſagte Köſtein, der ſich wieder zu ſeinem gewöhnlichen Leichtſinn zwang. — Fühlſt Du Dich nicht rein, ſagte der Canonicus, ſo benutze die Zeit, die Dir noch gegönnt iſt, und mache Dich über die Gränze.

Das wäre eine treffliche Auskunft! rief Köſtein; und meine Gemahlin, meine Landgüter, meine Schätze, mein jährliches großes Gehalt, alles dahinten laſſen, um einem nichtigen Geſpenſt zu entfliehn!

Das vielleicht, ſagte Melchior, nicht ſo weſenlos iſt, als dieſe Hexen und ihr Sabbath.

Sie trennten ſich, und Köſtein verſchloß ſich auf ſeinem Zimmer, um ſeiner Lage nachzudenken und wie er ſich benehmen ſolle.

Die Stadt war in ein ſtumpfes Erſtaunen, in Betäubung und Schreck verſenkt, denn alles, was geſchah, war ſo plötzlich und ohne Vorbereitung eingedrungen, war dem gewohnten ſichern Lebensgange ſo entgegen geſetzt, daß keiner ſich faſſen und ſammeln konnte, ſondern Alle wie in einem ängſtigenden Traume feſtgehalten, ohne Heiterkeit, Kraft und Entſchluß fortlebten, völlig ohne Rath und Hülfe. Peter Carrieur ſchien der Einzige, der entſchloſſen war, dieſe eindringende unerhörte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben; er rieth, die Bürger zu bewaffnen, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und den Biſchof, als unfähig, ſein Amt zu verwalten, vorläufig als krank zu behandeln, bis er vom Papſte ſeiner Würde entſetzt ſei; er war überzeugt, daß der Herzog und der Adel dieſen gewaltſamen Schritt, wenn ſie erführen, was ihn veranlaßt, billigen, ſich ihm wenigſtens nicht widerſetzen würden. Er, einer der reichſten Männer des Landes, erbot ſich, die vielen Arbeiter ſeiner Fabriken zu bewaffnen und der Bürgerſchaft zu Hülfe zu ſenden. Aber Schakepeh und die meiſten Schöffen erſchraken vor dieſer Maasregel, weil ſie zum Bürgerkriege führen könne, welcher vielleicht gar den Untergang ihrer Stadt herbeiführen möchte.

Wenn wir uns nicht einigen können, ſagte Carrieur, ſo ſind wir freilich nur ſchwach. Sieht aber der Fürſt unſern Ernſt, und daß dieſer Aufſtand kein Vorwand iſt, um ihm ſeine Rechte zu verkürzen, ſo wird er unſre Geſinnung achten. Könnt Ihr es denn dulden, daß auf offnem Platz der wahnwitzige Prieſter unſern würdigen Schöffen von den Häſchern hat ergreifen und als des Scheiterhaufens würdig in das Gefängniß werfen laſſen? Die Sache ſpricht, ohne unſre Worte, für ſich ſelbſt. Taket ſoll ein Hexenmeiſter ſein, ſich dem Satan verſchrieben und einen Gaſt beim Hexen-Sabbath abgegeben haben! Seit unſre Stadt gebaut iſt, iſt noch unter keinem ſo dummen Vorwande ein Bürger in den Kerker geführt worden.

Gebt Euch Geduld, Zornesmann, ſagte Schakepeh; daß das nicht kann geduldet werden, ſehen wir Alle ein, nur verderben wir nicht durch Uebereilung und Zorn unſre gute Sache. Erwartet die Boten von unſerm gütigen Herzoge zurück, er wird uns Recht ſprechen, und ſeine Bürger, die er liebt, durch welche er reich und mächtig iſt, nicht unter ſo nichtigem Vorwande verderben laſſen. — Man ging wieder auseinander, ohne einen Beſchluß gefaßt zu haben. Der reiche Peter Carrieur wollte über dieſe Schwachheit verzweifeln. Jachzornig, wie er war, hatte er unbeſonnen einige Worte gegen ſeine Arbeiter fallen laſſen, und indem er jetzt nach dem großen Hauſe ging, wo die Tapetenwirker für ihn arbeiteten, ſah er in ſeinem Hofe ein großes Getümmel. Die meiſten ſeiner Arbeiter waren dort verſammelt, und Guntram, der älteſte unter ihnen, ein rieſengroßer Mann von wilder Natur, theilte ihnen Waffen aus. Was iſt das? rief Peter. — Wir wollen Eure Stadt vertheidigen, ſagte Guntram; alle dieſe guten Geſellen ſind frohen Muthes, und wollen mit uns leben und ſterben.

Peter Carrieur befahl ihnen, die Waffen nieder zu legen und wieder an ihre Arbeit zu gehen; dem großen heftigen Mann aber winkte er zu bleiben, und ging mit ihm in ſeinen Garten, in welchem ſie nicht gehört werden konnten. Warum übereilt Ihr Euch ſo? ſagte der Herr zu ſeinem Geſellen. Die Bürger würden nicht zu uns ſtehn, die Schöffen ſind

Digitized by Google

unentschlossen und voll Angst, der Adel zöge vielleicht gegen uns. Dann wären wir verloren, wenn der Herzog nachher noch seine Reisigen gegen uns schickte. Ja, wären wir einig und dächten Alle so wie ich, so wollten wir diesem kleinen verrückten Bischof bald sein Spiel verderben.

Wie Ihr wollt, Herr, sagte Guntram; aber Ihr seid in diesen Dingen nicht so erfahren wie ich. Ich habe den großen Aufstand in Gent mitgemacht, früher war ich Soldat; wo es Lärmen und Scharmützel gab, da wurde ich von meinem Gemüthe hingezogen. Es liegt oft nur an einer Kleinigkeit, daß eine ganze Stadt und Landschaft in den hellen Aufruhr hinausbricht. Sitzt Alles still und läßt sich alles Unheil auf Ohren und Rücken regnen, so ergiebt sich freilich nichts. Aber oft bedarf es nur einer Handvoll Menschen, die steif und fest auf ihrem Willen bestehen, so befeuert das die Andern; der Schläfrigste wirft seine Mütze ab und setzt fluchend den Sturmhut auf; der Spektakel ergreift Alles; in jeder Gasse rühren sich die Menschen und besinnen sich darauf, daß sie etwas zu verfechten haben. Wie ein Fieberhitziger steckt einer den andern an, und sie trotzen, schreien und toben, und wissen oft selbst nicht, was sie wollen. Manchmal haben sie keine Sache zu verfechten, die finden sie dann aber im Tumult. O, ich weiß mit den Geschichten Bescheid und kenne das Gemüth meiner Landsleute. Einer, dann etliche, dann mehr müssen nur voran. Jeder denkt dann, die haben Hinterhalt, so laufen sie mit und begeistern sich und andre. Die Masse wächst, wie ein gerollter Schneeballen, und indem sich jeder auf den andern verläßt, wird er selber muthig. Und Ihr nun gar! Ihr habt ja die allerbeste Sache von der Welt zu verfechten. Jetzt sind es gerade dreißig Jahre, als ich dabei stand, wie das gute Mädchen von Orleans verbrannt wurde. Das tapfere Kind, das damals den jetzigen Franzen-König aus seinem Elend errettete, sollte nun auch eine Hexe sein. Das, dachten wir alle, wäre nun gewiß die letzte Hexe, die sie auf den Scheiterhaufen setzten, denn die schändliche Lüge sprang allen in die Augen. Die Menschen weinten und ächzten, als sie das geduldige, schönlockige Schlachtopfer in seinen qualvollen Tod hineingehen sahen. Ich versichere Euch, hätten sich nur vierzig Menschen einen echten Muth fassen können, so wäre wohl das ganze Volk, trotz den Englischen Soldaten, zur Meuterei erwacht. Laßt uns gewähren, Herr, und Ihr sollt Wunder sehen.

Ich verbiete Dir jedes Unternehmen, sagte Carrieur, wenn Du nicht willst, daß ich Dich, so nützlich Du mir bist, fortschicken soll.

Meinthalb, sagte Guntram verdrießlich; aber ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr es noch bereuen werdet, so unsern guten Willen verkannt zu haben.

Köstrin, von der Forderung und Apellation des verwundeten und kranken Denis erschreckt, nahm unvermuthet von seinen Freunden, Bekannten und dem Canonicus Melchior Abschied, um schnell zum Herzog zu reiten, damit ihm die Berufung auf dessen Sohn keinen Schaden bringen möge. Er war überzeugt, daß es nur weniger Worte beim alten Fürsten bedürfe, um Alles niederzuschlagen, was irgend Wahres oder Unwahres gegen ihn vorgebracht werden könnte. Melchior war um seinen Vetter besorgt; dieser aber verlachte in seinem jugendlichen Uebermuth nur die Furcht des älteren Mannes.

Friedrich war eben bei der tief betrübten Frau Catharina, um sie zu trösten, als sie durch einen Boten, den sie nicht kannte, und der sich schnell wieder entfernte, folgendes Blatt erhielt. Die Schrift war verstellt, und der Schreiber nicht mit Sicherheit zu errathen.

„Entflieht! Noch heut, wo möglich noch in dieser Stunde. Am sichersten nach Frankreich oder Deutschland. Zaudert nicht. Wählt das Land, das ihr am ersten erreichen könnt. Nehmt Juwelen und Geld mit, so viel Ihr könnt. Morgen ist Alles zu spät. Laßt auch das Beste zurück, um Euch nur selbst zu retten."

Sie sahen sich an und auch Friedrich war erblaßt. Ich flehe, sagte sie, denn ich errathe, von wem dieses Blatt kommt; es ist eine That der Reue, denn der Dechant hat erst diesen Unsinn des Bischofs befördert, den er jetzt vielleicht gern zur Vernunft bringen möchte. Es scheint also, die Sache wird ernster, als selbst unsre böseste Furcht ahnden konnte.

Wie kann ich Euch nützen, arme Freundin? fragte Friedrich; soll ich Euch begleiten? Braucht Ihr mehr Diener!

Nichts von alle dem, sagte sie, was nur Aufsehen machen würde. Ich gehe in einer Stunde mit meinem Reisewagen fort, als wenn ich jemand auf dem Lande besuchen wollte, und suche die Küste zu erreichen, um von da nach England zu gehen. Ich habe am Hofe dort einige Jugendfreundinnen, die mich aufnehmen werden. Zwar ist mir nach dem entsetzlichen Schicksale meines geliebten Robert das Leben verhaßt, aber ich will nicht so sterben, unter Martern, als Scheusal, ein Opfer des Aberwitzes.

Friedrich nahm mit einer herzlichen Umarmung Abschied von der schönen Frau. Er konnte nicht weinen, aber sein Herz war unendlich beschwert, und als er aus der Thüre trat, versagten es die Knie, ihn aufrecht zu erhalten. Er kehrte noch einmal um, sich etwas mehr zu sammeln, und sagte erschöpft: Daß ich Euch so verlieren soll, die ich niemals mein nennen durfte, konnte uns wohl keiner vorhersagen.

Vielleicht sehen wir uns wieder, und bald, antwortete sie; dieser Traum der Thorheit, dieser Schwindel muß ja doch bald vorüber gehn. Wahrt Eurer Gesundheit, geliebter Freund, gedenkt Eures alten Vaters.

Noch einmal drückte der Jüngling die schöne Gestalt an sein Herz, dann eilte er schnell aus dem Hause, um einen Vorsatz auszuführen, der ihm im letzten Augenblicke wieder Kraft und Hoffnung gegeben hatte. Er eilte nehmlich nach der Residenz des Bischofes, und ließ sich bei diesem melden und um eine Unterredung bitten. Ein Priester führte ihn durch die Gemächer in das Zimmer des Bischofes, den er in Gesellschaft des Dechanten traf. Der kleine Mann saß und hielt das feurige Auge starr auf ein Blatt geheftet, welches er las und dann unterschrieb. Der dienende Priester nahm es dann aus seiner Hand und entfernte sich stumm und mit einer tiefen Verneigung. Noch blieb der Bischof in seiner nachdenkenden Stellung, der Dechant stand verlegen und es schien, als wage er es nicht, sein Auge zum Jüngling zu erheben. Endlich stand der Prälat auf, als wenn er aus tiefem Sinnen erwachte, ging auf Friedrich zu, trat ihm ganz nahe vor das Antlitz, und sah ihm scharf und brennend in seine Augen, mit einem so langen und unermüdlichen Blicke, daß Friedrich die Augen niederschlug und wie in Beschämung erröthete. — Es ist richtig! sagte der Bischof dann, wie ich es vermuthet habe, und trat wieder zurück: ich habe Euch lange nicht gesehn, junger Mann, und Ihr habt Euch wunderbar verändert.

Ihr wart lange nicht in unserm Hause, verehrter Herr, antwortete Friedrich, und kein Geschäft führte mich in das Eurige, so ist mein Antlitz Euch fremd geworden, und Ihr findet es verändert, weil vielleicht früher Kummer seine Kennzeichen hineinschrieb.

So? antwortete der Bischof trocken, und heut führt Euch ein Geschäft zu mir?

So ist es, antwortete Friedrich; aber es wird mir schwer, den Anfang meiner Bitte, oder Vorstellung, oder wie soll ich es nennen, zu finden; aber ich möchte Euch Manches im Namen unsrer ganzen Stadt an das Herz legen, was Ihr nicht von Euch weisen solltet.

Also seid Ihr ein Abgesandter von der Stadt? fragte der Bischof, und sprecht in ihrem Namen?

Nichts weniger als das, sagte Friedrich; nur mein eigner Entschluß hat mich hierher getrieben.

Die Stadt, antwortete der Prälat kurz, hätte freilich wohl auch einen Aeltern und Verständigern senden mögen. Also aus eignem Antrieb beliebt es Euch, mir manches zu eröffnen! — so redet denn.

Ich beschwöre Euch, sagte Friedrich, verachtet meine Jugend und mein gutmeinendes Wort nicht, damit Ihr Euch nicht den Fluch Eurer Mitbürger, der Geistlichkeit und der Zukunft durch rasches und leidenschaftliches Thun herbeiziehen möget. Es ist nicht anders möglich, Euer Gemüth muß erwachen, Eure Vernunft muß sich überzeugen, daß Ihr jetzt ein Werk begonnen und unternommen habt, welches nur mißverstandner geistlicher Eifer, falsche Frömmigkeit und eine Sucht, das Abentheuerliche zu glauben und leere Phantasieen für Wahrheit zu nehmen, hat hervorbringen können. Auf diese schwindelnde Spitze setzt Ihr Euren Ruf, Eure Würde, Euer Verhältniß zur Clerisei und zum Papst. Kehrt um, guter schwacher Mann, so lange es noch Zeit ist, und gesteht als Christ Eure Uebereilung ein.

Ohne Zweifel, sagte der Bischof mit Hohn; und was treibt Euch dazu, Euch in Dinge zu mengen, die Euch gar nicht berühren, und weit über Eure Begriffe und Fähigkeiten liegen?

Wie? rief Friedrich mit Unwillen; es soll mich nicht, nicht jeden berühren und mit Schmerz und Pein durchdringen, wenn ein würdiger Mann, wie unser Schöffe Taket, uns grausam geraubt und als Verbrecher dem Pöbel Preis gegeben wird?

Er ist also kein Zauberer und Hexenmeister? fragte der Prälat.

Gewiß nicht, erwiederte Friedrich; so wenig als ich es bin.

Der Bischof lachte laut auf, und der Jüngling, von diesem kalten Hohn noch mehr aufgereizt, verlor seine Fassung ganz und sagte mit zornglühenden Augen: Laßt ihn frei, den

Digitized by Google

würdigen Schöffen, so wie die andern armen Opfer eines irrigen Verstandes. Kann es Euch denn wirklich darum zu thun sein, mit Wahnsinnigen einen Prozeß auf Leben und Tod zu führen? Ist es erhört, daß man auf die Aussagen von Verrückten andre Unbescholtene einkerkert und ihr Leben in Gefahr setzen will?

Diese Unbescholtenen, fing der Prälat wieder an, liegen Euch also sehr am Herzen! Unbescholten sind die beiden Dirnen wohl auch, die vom Laster ihren Unterhalt gezogen haben? Wollt Ihr nicht für diese auch als Ritter auftreten!

Das ist etwas ganz anderes, antwortete Friedrich; die Dirnen sind verwerflich, und die Stadt kann ihnen verboten werden.

Sie sind aber wenigstens eben so gut, sagte der Bischof höhnend, als Euer Liebchen, die Frau Catharina Denisel, die doch auch ein eben so schändliches Gewerbe getrieben hat.

Plötzlich ward Friedrich leichenblaß vor Zorn, er verlor auf einen Augenblick das Bewußtsein und stürzte auf den Prälaten los. Als er wieder zur Besinnung kam, stand der Dechant vor ihm, der zwischen beide getreten war. Laßt ihn nur, rief der Bischof, er muß ja seine Tugendheldin, die Hexe, in Schutz nehmen, er, der, wie ich ihm gleich beim Eintritt auch aus seinen Augen las, selbst ein Hexenmeister ist!

Höre ich wirklich diese unsinnigen Worte! rief Friedrich in der höchsten Bewegung aus; oder ist alles nur ein aberwitziger Traum! Und Ihr, Herr Dechant, konnt, ohne ein Wort zu sprechen, diese Lästerungen eines Rasenden so ruhig anhören!

Schimpft nur, sagte der Bischof; dem Verbrecher, der seinen Untergang vor Augen sieht, muß man es erlauben. Ihr wollt es wohl leugnen, daß Ihr noch kürzlich im Garten dieser Denisel einen Hexen-Sabbath gefeiert habt, bei welchem der verruchte Labitt den Ceremonien-Meister und Marschall des Satans gemacht hat! Daß die Hexe sich dort, als Stellvertreterin des Teufels, als Frau Venus mit ihrem ganzen Hofhalt gezeigt hat! Daß Ihr dabei auch ein dienender Satansbruder wart, und der Hexe demüthig huldigtet! Müßt Ihr nicht aller dieser Dinge geständig sein! O, meine Spione sind gut, und auch Busch und Strauch hat manchmal Ohren.

Jetzt erst kenne ich Euch, sagte Friedrich mit kalter Verachtung, und es ist unter der Würde eines jeden Menschen, der noch eines Gedankens fähig ist, auf den Aberwitz eines Narren zu antworten.

Friedrich wollte ohne Gruß und ohne irgend ein Zeichen von Hochachtung sich entfernen, aber der Bischof rief: Bleibt! Antworten werdet Ihr ganz gewiß, entweder im Guten und freiwillig, und dann kann, wie sehr Ihr mich auch lästern mögt, die Kirche noch mit Mitleid Eurer Jugend gedenken, die dem Irrthum und der Verführung, besonders durch schöne Weiber, ausgesetzt ist; oder Ihr gesteht gezwungen, durch das Mittel, welches für verstockte Sünder da ist, durch die Folter.

Die Thüre öffnete sich, und Häscher traten herein, die den betäubten Friedrich in Empfang nahmen, um ihn in den Kerker zu schleppen. Auf der Straße begegnete ihm ein Zug, vom Geschrei des Pöbels und lautem Lachen und Jubel begleitet. Als er näher kam, sah er, daß es Frau Catharina war, die, so wie er, in den Kerker geführt wurde. Wir sehn uns früher wieder, als wir dachten, sagte sie mit mildem Ausdruck, indessen Friedrich, von blinder Wuth betäubt, nicht fähig war zu sprechen. Die Schadenfreude des Pöbels, die über das Unglück und die Schande der schönen, reichen Frau gefrohlockt hatte, ward dadurch gestört, daß Friedrich, der Sohn des geliebten Ritters, den alle ehrten, ebenfalls derselben Schmach war Preis gegeben worden. Der Vater vernahm mit Entsetzen, was seinem Sohne begegnet sei, und berieth sich mit seinen Freunden, welche Mittel man ergreifen müsse.

Es war ein betrübender Anblick für alle Freunde des Alten, wie Labitt trostlos durch die Stadt irrte, als er erfahren, daß Friedrich und Catharina gefangen seien. Allenthalben suchten seine Klagen Hülfe, er war in der Furcht, daß man auch ihn anklagen würde, und so geschah es auch, indem er eben weinend im Hause des Schakepeh Mitleid erflehte. Der Greis war ganz ohne Fassung; er rief, als er über die Straße geführt wurde, den Küster Wundrich sich zu Hülfe, der aber mit trostlosem Kopfschütteln und bleichem Antlitz sich von ihm entfernte.

Man hoffte jede Stunde auf die Boten, die vom Herzoge zurückkommen sollten. Sie erschienen freudig nach einigen Tagen, und verkündigten, daß der Erfolg ihrer Sendung über Erwarten glücklich sei, und daß die Noth und der Schimpf, welche ihre Stadt bedrohten, binnen Kurzem abgewendet würden.

Alle reichen Bürger und Schöffen, so wie Ritter Beaufort, eilten nach dem großen Gasthause des reichen Josset, denn dieser war es gewesen, der als Sprecher der Bürgerschaft sich dem Herzoge Philipp vorgestellt hatte.

Josset, ein wohlbeleibter, frohlicher Mann, der auch Schöffe war, und von allen Menschen wegen seines Wohlwollens und heitern Sinnes geliebt wurde, erzählte, wie freundlich er von dem alten Fürsten sei aufgenommen worden, wie gern man ihn angehört und alle Umstände habe vortragen lassen. Gewiß, so sagte der Herr, ist diese Sache denkwürdig und höchst seltsam; ich will nicht, daß meine geliebten Unterthanen, einem Aberglauben zum Vorwand nehmend, gemißhandelt werden. Der Bischof darf nicht über seinen Bezirk hinausgreifen. Die Sache ist so seltsam, daß sie genau untersucht werden muß, und wer im Unrecht ist, soll der Strafe nicht entgehen. Der Geistliche soll durch Ermahnung strafen, durch Tugend ermuntern und mit Liebe den Fehlenden aufrichten, aber nicht Henker und Beil zu Hülfe rufen. Wir haben gesehen, welcher Mißbrauch mit Worten getrieben wurde, als das arme Mädchen von Orleans, jene Pucelle, hingerichtet wurde.

Der liebe, edle Herr! rief Schakepeh aus. Wußte ich es doch, daß er dieser verächtlichen Tyrannei steuern würde.

Am folgenden Morgen, fuhr Josset fort, ließ uns der erhabne Mann wieder in seinen Palast fordern. Er war noch milder und gütiger als am vorigen Tage. Eure Erzählung, sagte der freundliche Fürst, hat mich in der ganzen Nacht beschäftigt; sie ist so sonderbar, daß ich viel darüber habe denken müssen. Menschen, denen man nichts Wirkliches, keine That beweisen kann, diese werden als Verbrecher ergriffen, weil andre, die vielleicht im Gemüthe krank sind, sie bei einer Versammlung böser Geister wollen gesehn haben, zu welcher diese Ankläger selbst durch die Luft auf Gabeln, Besen, Tröcgen und Böcken auf unbegreifliche Art hingefahren sind. Ist es nicht, als wollte ich meine Räthe und Freunde des Mordes und Hochverrathes anklagen, weil ich oder einer meiner Diener sie im Traume hat ein Verbrechen begehen sehen? Und weil ich zeigen will, wie sehr ich meine gute Stadt Arras und ihre Bürger liebe, habe ich, auch den Rath von Freunden anhörend, beschlossen, meinen Vetter, mein nahverwandtes Blut, den Grafen von Etampes, mit unbeschränkter Vollmacht nach Arras zu senden, um in meinem Namen, und so weit meine Macht und Gerichtsbarkeit reicht, zu handeln.

Daran erkenne ich den großen Fürsten! rief der alte Beaufort höchst erfreut aus; das giebt uns Trost und Kraft. Vor dem Grafen, diesem mächtigen Herren, wird der feige Bischof sich in seine Zelle zurück flüchten müssen. Der edle Graf muß empört sein, daß man den Adel und dessen Vorrechte so mit Füßen tritt. Er wird mir sogleich meinen Sohn zurück geben, und diesen Geistlichen, die unter den verächtlichsten Vorwänden die Tyrannen spielen wollen, zeigen, wie man einen so alten adligen Stamm, wie den meinigen, nicht verletzen darf.

Ja, rief der zornige Carrieux aus, der kräftige Graf muß uns aber nicht bloß beistehn, er muß auch diesen frechen Priester und andre seines Gelichters bestrafen. Er muß ein starkes Beispiel geben, damit es keiner wieder wagt, jemals einen solchen Unsinn aufzuführen.

Freilich, rief Josset, der Gastwirth. Wir leben ja jetzt wie in einem Narrenhause, und müssen uns Fratzen erzählen lassen, die wir schon als Kinder abgeschmackt fanden. Und die blödsinnigen Erzähler schneiden dabei so ernsthafte Gesichter, als wenn sie uns die heilige Schrift erklärten.

Alle waren froh und drückten sich freudig die Hände; als sich aber Beaufort zu Schakepeh wendete, um auch diesen zu umarmen, wich der Kaufmann zurück, und setzte sich schweigend und verdrießlich in einen Winkel. — Was ist Euch! fragte Beaufort; wollt Ihr an unserer Freude nicht Theil nehmen!

O wir Armen, sagte Schakepeh, und nahm den Kopf zwischen beide Hände; ich fürchte jetzt, ja ich bin davon überzeugt, unsre Sache ist verloren, und schlimmer, als wenn sie ganz allein in den Händen des Bischofs geblieben wäre.

Er spricht wieder einmal Unsinn! rief Carrieux; alles will er besser wissen, der launenhafte Mann, der mit jedem Tage seine tiefsinnige Weisheit wechselt.

Aber laßt ihn reden, sagte Beaufort, daß er uns deutlich machen kann, wie er es meine; denn ich begreife seine Betrübniß durchaus nicht.

Herr Ritter, sagte Schakepeh, indem er dem alten Beaufort die Hand reichte, Ihr wißt es, ohne daß ich Euch jetzt zu schmeicheln brauche, wie wir Bürger Euch achten und lieben. Ich hasse den Adel nicht, so vielfachen Verlust ich auch durch Edelleute und ihre Wortbrüchigkeit erlitten habe. Oft hat uns der Adel geschützt, und mehr wie einmal im Kriege gerettet; — aber diese Großen, diese höchsten und prinzlichen Edelleute, die unserm Fürsten am nahsten stehn, diese Grovs, die Etampes, Nivernois, zu diesen können und sollen wir kein Vertrauen fassen. Diese Geldgierigen, die die Liebe unsers Fürsten, das Glück des Landes, Krieg, Elend und Theurung, Bündniß mit Fremden und alle Umstände immer nur benutzt haben, sich zu bereichern, diese sind weder Adlige noch Bürger

Digitized by Google

des Landes. Sie kennen kein Vaterland, sie wollen und lieben nur sich. Immer verschwendend, scheinbar großmüthig, und immer wieder knickernd, wuchernd, wie ein Jude, und liebtos ihre Vorrechte und Stellung zum Lande nur zu Erpressungen benutzend, sind sie die, welche die Kräfte unsers Herzogthums eigennützig wegsaugen. Denkt an mich, wenn dieser gemüthlose vornehme Herr uns erst vollig unglücklich macht.

Wie kann er es! sagte Beaufort; wer würde ihm darin beistehen!

Ich verlasse mich sonst auch auf die Vornehmen nicht, sagte Peter Garrieux; aber bei dieser Gelegenheit kann er doch nur seinen Vortheil finden, sich dem Bischof zu widersetzen.

Ihr sprecht auch, Freund Schakepeh, fiel Jasset ein, als wenn die großen Herren gar kein Gewissen hatten, keinen Gott glaubten und keine Strafe fürchteten.

Sie haben ihr eignes, abgerichtetes Gewissen, sagte Schakepeh, das auf jeden Fall ganz anders als unser bürgerliches aussieht. Es hat ein Wesen wie das Chamäleon, und spiegelt alle Farben. Ihr Gewissen ist, ihren Stamm groß und reich zu machen, ihr Blut für eine ganz andre Brühe zu halten, als die in den Adern der übrigen Menschen gährt, ihre Ehre über alles zu schätzen, und sie aufrecht zu halten, sich auch vor keiner Niederträchtigkeit zu fürchten; am meisten hilft es aber dazu, Geld und immer nur wieder Geld zu sammeln, auf allen Wegen und durch alle Mittel. Da unser Herr aber, so weise er ist, zu Zeiten ein Verschwender ist, so sind sie es auch, machen Schulden, und treiben wieder, wo sie nur können, ihre Verluste ein, und denken weder an Gewissen, Gott, Strafe noch Religion.

Er ist ein Menschenfeind geworden, sagte Jasset, und heut hat er wieder die Laune des Widerspruchs. Beaufort aber war nachdenklich geworden, und die überwallende Freude Garrieux's war auch verstummt.

Ein junger Mensch, Caspar, ein Verwandter des Gastwirthes Jasset, trat jetzt herein und sagte: Denkt Euch, meine Herren, die seltsame Geschichte! In seinem Gefängnisse hat sich der alte Maler Labitt mit einem Federmesser die Zunge abgeschnitten. Es ist ihm zwar nicht ganz gelungen, aber er ist doch so verwundet, daß er kein Wort sprechen kann.

Alle waren betrübt, und in seinem Mitleid sagte Garrieux auf seine zornige Weise: Im Glück und Unglück bleibt der Labitt ein alter Esel. Mit Recht nennen sie ihn den blödsinnigen Abt. Einfältiges Menschenkind. Er bildet sich nun ein, er kann und braucht in den Verhören nichts zu beantworten, er kann nun nichts gestehn, weder von sich noch von andern. So sehr hat ihm die Angst alle Besinnung genommen, daß er vergißt, wie er doch schreiben kann, und wie sie ihn dazu schon anhalten werden.

Freund Garrieux, sagte Schakepeh mit einem so weichen Ton, daß es schien, er müsse gewaltsam seine Thränen zurückhalten, Ihr seid selbst heut am Tage ein wenig einfältig. Der gute Alte, einer meiner liebsten Freunde, einer der edelsten Menschen, die ich je gekannt habe, in seiner Todesangst hat er nicht so ganz den Verstand verloren, wie Ihr es glaubt. Er hat sich die Sprache geraubt, um den Elenden nicht auf der Folter antworten zu dürfen; mit dieser müssen sie ihn doch mindestens verschonen, wenn er ihnen schriftlich Antwort geben soll. O der kläglichen Zeit, wenn unbescholtene, tugendhafte Bürger auf dergleichen List und Auskunft verfallen müssen, um nur ihre Glieder zu retten, daß sie ihnen nicht unter unduldbaren Qualen zerrissen werden.

Beaufort, der plötzlich an seinen Sohn denken mußte, hielt die stürzenden Thränen nicht zurück. Er umarmte den alten Schakepeh heftig und eilte nach Hause, um sich ungestört seinem Schmerz zu überlassen.

Schakepeh nahm von den Bürgern Abschied, indem er sagte: vielleicht habt Ihr Recht, und alles fügt sich zum Guten. Daß wir aber dergleichen hoffen, daß wir es ein Glück nennen müssen, von solchem Unsinn erlöst zu werden, ist schon Elend genug. Mein armer, liebevoller Labitt! Dieser Freund, so ganz Kindertraum, Wohlwollen, Spiel und Tiefsinn. O, er lernt im Greisenalter das Leben noch von einer schlimmen Seite kennen. Und wer schützt uns, die wir uns alle seine Freunde nannten? — Hofft Ihr auf den Grafen Etampes und sein verständiges Wirken; es gehe Euch wohl. Ich denke dessen wohl entübrigt zu sein, wenn ich gleich bei meinem Entschlusse viel einbüßen sollte.

Was habt Ihr vor? fragte Jasset.

Nichts Besonderes, erwiederte Schakepeh, ihr werdet es schon erfahren. Mit diesen Worten verließ er die Freunde.

Als er in sein großes, schönes Haus trat, sah er die Säulen, Thürme, den Altan, die breite Treppe und die großen Zimmer, allen kostbaren Hausrath und seine Kleinodien eins nach dem andern genau an, schüttelte bedenklich den Kopf und warf sich dann gewaltsam in eine heitere Laune, die ihm sonst so natürlich war. Bei Tische erzählte er fröhliche Dinge, um seine Tochter, die schöne Sophie zu zerstreuen, die um Friedrich, Labitt und Frau Catharina viel am Morgen geweint hatte. — Nach Tische nahm er ihre Hand und sagte: Ja, Kindchen, das war mein Lieblings-Projekt, wie ich es auch niemals verschwiegen habe, Dich mit diesem Friedrich Beaufort zu verehelichen. Sein Vater schien auch damit einverstanden, und es fehlte nur noch an dem jungen Menschen, der keiner Neigung zu einem hübschen Mädchen fähig schien. Sieh, mein kleiner Engel, Dich hat er freilich bezaubert, das hast Du Dir auch merken lassen, und ich habe es längst bemerkt. Dafür haben sie in nun auch zur Strafe als Herenmeister festgesetzt. Dort, im Gefängnisse, wird er in sich gehn, seine schwarze Kunst ablegen, und Du kannst unterdeß ein wenig zaubern lernen. Lassen sie ihn dann wieder aus seinem Loche an das Tageslicht, so übst Du Deine kleinen Künste an ihm aus, und es wird zu meiner Freude doch wohl noch ein Paar aus Euch. Weil aber hier bei uns in Arras das Zaubern, wie Du siehst, so strenge verboten ist: wie wär's, wenn Du Dich zu Deiner Muhme nach Paris aufmachtest, die Du schon so lange hast besuchen wollen? Grüße sie von mir, und laß Dich dort im Hexen unterrichten, Du kleiner, zarter Engel.

Er küßte sie gerührt, und das erstaunte Mädchen sagte: Wie Ihr es befehlt, mein Vater, obgleich ich auf diese Reise gar nicht vorbereitet bin. Wann reise ich?

Jetzt gleich, sagte Schakepeh; ich habe den Wagen schon einrichten lassen, die Pferde sind auch schon vorgespannt, sichre Leute und Diener werden Dich begleiten.

Mein Vater, sagte Sophie bestürzt, gleich jetzt? Wie ist das möglich?

Ich folge Dir bald nach, sagte der Vater; in wenigen Tagen siehst Du mich auch dort in Paris, so bald ich nur meine nothwendigsten Geschäfte geordnet habe.

Also keine Trennung! sagte Sophie. — Nein, mein Kind, erwiederte der Vater, indem er seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; lange möchte ich Dich nicht aus meinen Armen lassen.

Sie stiegen die Treppe hinab, und das Kind verwunderte sich, den Reisewagen, unter dessen aufgespannter Leinwand sie sitzen sollte, mit so vielen Sachen bepackt zu sehen. Sie erfuhr, daß alle ihre Kleider und Wäsche, vorzüglich aber alle ihre Kleinodien, goldnes Geschirr und eine große Summe in Gold und Silber, sich in den Kasten befand, die dem Wagen aufgeladen waren. Alles dies, sagte der Vater, giebst Du in Paris in die treuen Hände Deines Oheims, meines lieben, verständigen Bruders, der Dir so Deine Mitgift bewahren wird. Ich hoffe noch in wenigen Tagen eine große Summe mit mir zu bringen. Nun, Herzchen, sieh Dir noch einmal Haus, Zimmer, die Schränke und Spiegel an, falls dies das letztemal wäre, daß sie Dir als Dein Eigenthum vor Augen ständen.

Lieber Vater, sagte sie zitternd, Ihr sprecht so räthselhaft. Wollt Ihr Alles verkaufen! Wollt Ihr von hier wegziehen! Wollt Ihr in Paris Euren Handel fortsetzen!

Kann sein, kann nicht sein, antwortete der Vater; es ist ja auch möglich, daß man mir das Haus und Alles drinn und draußen abkaufen will, ohne es mir zu bezahlen. Kann nicht ein Erdbeben Alles verschlingen? Ein Brand! Man muß sich für alle Fälle vorsehen.

Weinend fiel die geängstigte Sophie dem Vater um den Hals. Er tröstete und beruhigte sie, rief die bewaffneten Diener herbei und sagte ihnen nochmals, wie die Reise gehen und wo sie Halt machen, die Nacht ausruhen und nirgend länger verweilen sollten, als es, um die Pferde ruhen zu lassen, nothwendig sei. Für jede Stadt gab er ihnen Briefe mit, an Handelsfreunde, und so fanden sie auch bei diesen an jedem Tage frische Pferde. So wie sie auf das Gebiet Frankreichs kämen, durften sie verweilen, und die dem Hause verbündeten Kaufleute sicherten ihnen, wie Schakepeh wußte, einen ruhigen und sichern Aufenthalt. Mit Freuden sah der Alte seine Tochter wegfahren, denn mit ihrer Entfernung war ihm die größte Angst vom Herzen gewälzt. Ruhiger wollte er in sein Haus zurückgehen, als ihn ein sonderbarer Anblick noch auf der Straße festhielt.

Es ritten bewaffnete Wächter daher, die den jungen Köstein in ihrer Mitte führten. Er saß auf einem schlechten Pferde, das ohne allen Schmuck war, er selbst trug nur geringe Kleidung, sein Antlitz war traurig und seine Haltung ohne Stolz. Schakepeh sah wohl aus diesem Anzeichen, daß er als Gefangener zurückkam, und die Gunst seines großen Herzogs ihn vor dieser Demüthigung nicht hatte schützen können.

Der Bürger näherte sich dem Gefangener, der sein Pferd anhielt, und sagte: Freund, Ihr kommt schneller wieder, als wir denken konnten. Was ist Euch begegnet?

Meine Feinde, sagte Köstein, haben für einen Augenblick den Sieg davongetragen. Aber in wenigen Tagen wird meine

Ehre von neuem glänzen; mein großer Beschützer und Freund, der Graf Etampes, ist unterwegs und wird mir die vollkommenste Rechtfertigung verschaffen.

Ich wünsche Euch das beste Glück, sagte Schakepeh, indem er ihm die Hand reichte. Köstein ritt weiter, nach dem Hause, das ihm vorläufig war angewiesen worden, um dort bewacht zu werden. Schakepeh wendete sich an den letzten Wächter mit der Frage, warum der Ritter so behandelt werde. Ich verstehe die Sache nicht weiter, antwortete dieser, aber ernsthaft ist sie; denn auf Veranlassung des kranken Denis ist der Prinz, der Graf Charolais, selbst als Kläger gegen den Ritter aufgetreten, und beschuldigt ihn des Hochverraths. Der Erbprinz, wird auch, sagt man, hierher kommen, vielleicht sogar der Herzog.

O weh! sagte Schakepeh, du armer Köstein! Deine Laufbahn scheint mir schon geendigt. Gegen so hohe Klagen wirst du dich schwerlich rechtfertigen können. Der Prinz selbst dein Gegner! dem dich der Herzog schon Preis gegeben hat? Wer wird sich nun noch deiner annehmen wollen?

Er ging zum Canonicus Melchior, um ihm diese Nachricht mitzutheilen. Der Canonicus hatte die Sache schon erfahren und war in Angst. Hätten wir doch, rief er aus, diesen unglückseligen Denis bei der alten Gertrud gelassen, wo er vielleicht stillschweigend gestorben wäre, oder wenigstens nicht diese ungeheure Anklage gegen meinen Vetter erhoben hätte. Denn er thut es, um sich zu retten und seinen Mord zu rechtfertigen. So bricht denn Elend von allen Seiten herein. Und ich muß fürchten, daß meine Verwandschaft mit Köstein mich auch in die unglückselige Sache verwickelt.

Labitt hatte indessen in seinem Gefängnisse, in trostloser Verzweiflung und alles Rathes entblößt, folgendes seltsame Bekenntniß aufgeschrieben, welches die Verwirrung seiner Sinne für den Verständigen am deutlichsten beurkundete.

So soll ich denn, Ihr geistlichen Väter, schriftlich meine Bosheiten gestehen, weil ich nicht sprechen kann, und mir durch eigne Schuld das Maul gestopft ist. Die Zunge, durchschnitten und eines Theils beraubt, ist doch so groß und aufgeschwollen, daß sie mich fast am Athmen, noch mehr aber am Trinken und Essen hindert. Gewiß zur Strafe für alles Thörichte, was sie getrieben und geredet hat. Soll das Gehirn, weil es unkluge Dinge beherbergte, eben so anwachsen, so muß mein Kopf, so hart er auch sein mag, zerbersten.

So habt Ihr denn also, liebwerthe Herren, meinen weißen Pudel schon, zusammt der Ziege der Frau Gertrud, als böse Zaubergeister verbrennen lassen. Es war dem Tyras nicht an der Wiege gesungen, daß er so wie Herkules zum Olymp steigen sollte, und Feuer nöthig sei, die Kapsel zerspringen zu machen, die seinen Geist zum Blühen brächte. Ob er sich gewundert hat! Er war nur daran gewöhnt, aus dem Wasser zu apportiren, im Feuer ist er gewiß stecken geblieben. Da hat er sich selbst nur herausholen können und zum Schöpfer sagen: da bin ich wieder! Ich hielt den weißen klugen Schelm nur für einen ganz gewöhnlichen Hund, nebenher Pudel. Aber freilich: was ist ein Hund? Weiß mir das einer der hochwürdigen Herren zu sagen? Aus seinem Blaffen und Bellen habe ich es nie heraushören können. Er wußte es wohl selbst nicht, und verfiel darum jedesmal in dieses Stottern oder Stammeln, wenn er von sich Kunde geben sollte. Ein Geist war er wohl. Ihr sagt, ein gefallener. Kann auch sein. Vielleicht sind die Geister für uns hier auf Erden nur dann da, wenn sie gefallene sind, das heißt, geschaffene. In so fern sie aus dem ewigen Urquell des höchsten Gottes frei gemacht, und dem Dasein anvertraut worden, ist das schon ein Abfall vom Ewigen, Unaussprechlichen zu nennen. Kann Tyras ein abgefallener Geist sein, so mußte er wohl durch seine pudelnärrische Hundenatur, wie in einer der untersten Klipp- und Pfennig-Schulen, hinburch, um in eine höhere Classe zu kommen. So mag auch das Feuer-Examen für den Candidaten in seiner nicht ganz rein weißen Zottel-Toga ein recht menschliches Beförderungsmittel gewesen sein, ihn auf eine bessere Bank hinaufzupractiziren, auf welcher er aber vielleicht wieder als Ultimus sitzt, und als Pennal von allen andern Mitschülern gehänselt und torquirt wird. Ihr meint es aber eigentlich nicht so, sondern behauptet, da Ihr den Teufel und Satan nicht bloß vom Hörensagen kennt, das lustige Vieh sei aus der sogenannten Hölle desertirt, und habe sich bei mir für einen Hund ausgegeben. Nun könnte ich zwar einwenden, daß mir des Tyras Vater und Mutter schon als augenscheinliche, unzweifelbare Hunde bekannt gewesen, aber die Aussage, daß er ächte Hunde-Ahnen habe aufweisen können, würde bei Euch wenig fruchten, da Ihr von der Mesalliance innigst überzeugt seid, durch die ein hoher Höllenfürst sich erniedrigt hat, um als mein Tyras auf vier Beinen sich umzutreiben. Dieser schwarze Prinz hat mich dann auch beherrscht, oder ich erst scheinbar ihn: wir haben uns einander einverleibt und dies höllische Paktum hat mich zum Zauberer und Ketzer gemacht.

Es ist wahr, vernünftige Seelenhirten: wenn eine Gans in ihrer Ruhe einhertritt, so läßt sie sich schwerlich beikommen, daß auf ihr schon jene schicksalsschwangere Feder wachse, mit welcher ein Gottesleugner die Bücher schreiben wird, welche an der Kirche den Eckstein und Strebpfeiler einwerfen können. Eben so lesen wir ja auch schon im goldnen Esel, daß es Zauberfalben gegeben, die Menschen verwandeln. Hat eine Feder die Kraft, tingirt vom schlimmen Geist des Schreibenden: was widerspricht dem, daß ich Salbe, aus Kräutern, Schwämmen, Moosen und Hexensegen präparirt, an einen guten, fähigen Besenstiel schmiere, der nur einiges Ingenium verräth, um mit ihm durch die Lüfte zu fahren! Könnte die Gans die Apostel widerlegen, mein Tyras ein Hexengeist sein, so sehe ich keine Ursach, wenn man nur halbweg Ovidii Metamorphosen gelesen hat, warum ein so unterrichteter, angestrichener und aufgezäumter Besenstiel nicht ein Pferd sollte sein können. Alles kommt nur auf die Uebung an. Ein solcher eingerittener Besen, und vollends, wenn es viel wären, oder man die besten zusammenhielte, und sie Kinder zeugen ließe, könnte unserem Herzoge von größerem Nutzen sein, als viele seiner Grafen und Herren, Ritter und Stallmeister, die umgekehrt, mamchmal, wenn sie reiten und streiten sollen, sich in Besenstiele verwandeln und zu Hause hocken, so daß keine Hexensalbe, von Ehre, Nachruhm, Dienstpflicht und Schande zusammengerührt, sie aus ihrem Winkel treiben kann.

Freilich bin ich einer der obersten Hexenmeister, der große Marschall und Turniervogt, der die Ceremonien bewacht, daß auf unserm Sabbath nichts unziemliches vorfalle. Ich führe die jungen, schüchternen Hexen ein, mache ihnen Muth, lehre ihnen die Verbeugungen etcetera. Ihr habt wohl selbst vor Jahren über mein Gemälde dieses Hexen-Sabbathes gelacht. Ja, damals, Erleuchtete, wart Ihr noch nicht erleuchtet und freutet Euch über den Spaß, den ich von allen Malern zuerst erfunden hatte. Nun seht Ihr aber beim Licht der Scheiterhaufen heller und wißt Alles anzudeuten, und daß unsereins, Tyras und Ich und Ziege, den Teufeln so müssen geopfert werden, wie die Heiden den Göttern ihre Opfer brachten. Vielleicht legt Ihr es auch auf Hetakomben an, wenn gerade der Geburtstag des Beelzebub sein sollte.

Als Erfinder dieses After-Sabbaths sitze ich nun hier zum Dank, fast eben so, wie Miltiades, Themistokles und Aristides verbannt wurden. Aber warum habe ich denn auch die Schönheit und den Reiz immerdar verehrt, und in der Person der Catharina Denisel angebetet? So alt ich war, war ich närrisch von ihr verzaubert. Sie sagten mir nach, und es träumte mir oft, ich sei in sie verliebt. Kann das, frage ich Euch selbst, mit natürlichen Dingen zugehn? Warum ist denn keine schöne Jungfrau oder züchtige Matrone in unsern kleinen garstigen Bischof verliebt? Weil er sich von Gott, als ein wahrer frommer Christ, die Gnade erbeten hat, so häßlich zu sein, daß viele, besonders hübsche Menschen einen Abscheu vor ihm empfinden. Er wird niemand reizen, und so ziemt es dem Frommen. Freilich dienen so Dichter und Maler dem Morgenstern, dem Lucifer, dem Fürsten der Schönheit. Ist Schönheit da, wenn sie nicht begeistert und entzückt! Armes Volk, das nicht, wie vom Blitz, davon getroffen wird.

So verdrehen sie mir aber das Wort im Munde, was mir, wegen der zu großen Zunge, einigermaßen lästig wird. Dieser Lucifer soll der ältere Bruder des Heiland sein, der Majoratsherr, dem die Herrschaft gebührt, der verstoßen ist. Aber er hat ja alles, was er sich wünscht. Kein Kampf des Eteokles und Polynikes. Das heißt ja meinen Glauben ganz entstellen. Keiner wird mit dem andern tauschen wollen. Der Geist, der uns und Alles beseelt, kann sich nur offenbaren, wenn er im Blut, Sehnen, Adern und Fibern und Nerven regiert. Ist nun alles Sichtbare, Körperliche an mir Hölle und Teufel, Tod und Verderben, so muß der Geist, der sich in diese Röhren des Todes präcipitirt, wohl auch ganz Hölle werden, weil er immerdar in diesen Gelenken spielt, und in diesem Giftqualm plätschert und sich drinne gefällt, wie das Vögelchen, das im Springquell badet und springt.

Ja, meine Herren, die Magie ist nicht zu leugnen. Indem ich die schwarzen Worte schreibe, lache ich über die krausen und eckigen Zeichen, und weiß, daß Ihr die frommen Augen darüberlaufen lasset und die Schnörkel zu verstehen glaubet, glaubt Gedanke, Ueberzeugung, Geistiges aus diesen Tintenflecken Euch formiren zu können. O, wenn es so ist, welche Zauberer seid Ihr! Lehrt doch Andern die Kunst. Und wenn Ihr sie nicht versteht? Der Fall ist möglich. Muß ich doch, trotz meiner Schmerzen, über die Gesichter lachen, die Ihr schneidet, indem Ihr die Köpfe schüttelt.

Nun sagen sie, der Satan lasse sich, wenn ihm gehuldigt werde, nicht auf dem Gesicht, sondern auf dem entgegengesetzten Theile huldigen, dem wir, menschlich gewöhnt, nicht

Digitized by Google

gern eine solche Auszeichnung zukommen lassen. Ich sage aber, ländlich, sittlich. Ueber diesen heterodoxen Kuß denke jeder, wie er will. Er sitzt drum gern als Affe, oben auf seinem Thron. Nun wißt Ihr, gelehrte Männer, am Affen ist, nach unsern Weltbegriffen, das Angesicht auch nicht sehr holdselig. Wir haben einmal die Angewöhnung, dieses Verstutzte, Wackelnde, Aeugelnde und Verzwickte dieser Physiognomie häßlich zu finden. Purpur-Roth und Azur-Blau gelten aber bei allen Menschen für schöne, herrliche Farben, und ich als Maler bin vorzüglich dieser Gesinnung. So denken auch Fürsten und Herren, von Salomon an, und kleiden sich prachtvoll. Eine Sorte von Affen ist nun von der Mutter Natur so angemalt, daß Striche, wie vom schönsten Ultra-Marin, Zinnober und Carmin, ihm über die Nase und Wangen laufen, wie ein fein illuminirtes Wappen. Dem Heraldiker muß ein solcher Affe erwünscht, wenn nicht verehrungswürdig sein. Wie aber noch mehr jener, der dieselben Streifen, vornehmer als der römische Senator, als Lehnbrief und schöngefärbtes Wappen besitzt, von der verhätschelnden Natur ihm auf den Theil gemalt, auf welchem er sitzt! Ihr habt gewiß, Ehrwürdige, auch von diesen Affen mit Erstaunen gesehn. Küssen Abergläubige diese Farben, an jener Stelle, die in allen Schilden von Spanien, Frankreich, England, Burgund und Deutschland leuchten, und am Arme oder auf dem Rücken so manches Wappen-Heroldes Ehrfurcht gebieten, so kann man jene, die die Vasallenpflicht noch weiter treiben, nur vielleicht bemitleiden, gewiß aber nicht verdammen. Doch Alles sei Eurem Ermessen, noch mehr aber meinem großen Meister anheimgestellt.

Das ist der Geist dieser Welt, der mich zum höchsten Schöpfer und dessen Sohn auf eine mir verständliche und eigne Art führt. Soll und muß es durch Feuer geschehen, so zittre ich davor, als Mensch, weil es schmerzhaft sein mag; aber jener wird mich vielleicht, wenn ich so hinaufgesendet werde, mit sanftem Wort kühlen und trösten. Springt mir Tyras auch entgegen, lerne ich ebenfalls von diesem etwas, wie es schon hier geschah.

Uebrigens bitte ich um Gnade, und versichere, ich bin ein rechtgläubiger Christ. Aber wie es beweisen? Daß ich verdamme alles, was ich je gedacht? Ja, auch. Daß ich alles bekenne, was man verlangt? Kann auch geschehen.

Nach einigen Tagen ritt der Graf Etampes mit seinem Zuge feierlich in Arras ein. Die Stadt und das Rathhaus waren geschmückt, und die Schöffen, ein Theil der Bürgerschaft, so wie viele vom Adel, empfingen ihn und gingen ihm entgegen. Der Graf, ein ansehnlicher Mann in seinen besten Jahren, hochgewachsen und schön, gewann durch seine Freundlichkeit und seinen edlen Anstand sogleich das Vertrauen Aller, die mit ihm sprachen. Er war mittheilend und ohne alle Zurückhaltung; er hörte die Beschwerden, die ihm vorgetragen wurden, mit Theilnahme, und sagte endlich, als ihm die Schöffen die willkührliche Handlung des Bischofs erzählten, und wie er den unbescholtenen, wackern Taket auf offener Straße selbst verhaftet habe: Faßt Euch in Geduld, meine wackern Herren; gewiß soll sich die Geistlichkeit nichts anmaßen dürfen, was ihr, ihren Rechten nach, nicht zusteht. Ich werde Eure Gerechtsame bewahren, da Ihr Euch keine Eingriffe in die der Kirche gestattet. Ich handle hier im Namen und in der Person des großen Herzoges, meines Vetters, der Euch alle wie seine Kinder liebt. Eine Kleinigkeit kann leicht eine Stadt verwirren und in Unglück bringen. Es ist zu loben, daß Ihr so ruhig geblieben seid und alles der Weisheit des Fürsten anheim gestellt habt. Ich gebe Euch mein fürstlich Wort, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet. Gottlosigkeit, Ketzerei, offenbaren Abfall vom Christenthum, oder Empörung gegen die Kirche werdet Ihr nicht vertreten wollen, und so könnt Ihr darauf vertrauen, daß jeder Eurer billigen Wünsche bei mir ein geneigtes Gehör finden wird.

Alle beurlaubten sich, der Graf stieg vor seiner Wohnung ab, und bat den Ritter Beaufort, mit ihm in sein Gemach hinauf zu steigen.

Ihr seid am schlimmsten verletzt, sagte der Graf, als sie sich im Saale befanden und allein waren; man hat Euch Euren hoffnungsvollen Sohn unter einem nichtigen Vorwande geraubt. Allein Euch soll vollkommene Genugthuung werden.

Ein betrübter Vater, erwiederte der Ritter, wird sich Euch ewig dankbar erkennen. Wir stehen hier alle in der Stadt erstarrt und ohne Fassung, als wenn vor jedem ein Blitz niedergeschlagen wäre. Wir wissen nicht, ob der Bischof wahnwitzig ist, oder ob er aus Bosheit so handelt; ob irgend eine andre Absicht hinter diesem Beginnen lauert, welches kindisch wäre, wenn es nicht so Viele an Ehre und ihren guten Namen kränkte, und wohl in jeder gut geordneten Stadt bis jetzt unerhört gewesen ist.

Ihr wolltet mich vor einiger Zeit in Gent besuchen, fuhr der Graf freundlich fort, indem er den Ritter nöthigte, sich neben ihm in einen Sessel zu setzen.

Euer Gnaden Briefe selbst, die ich am folgenden Tage erhielt, bewogen mich, meine Reise, zu welcher ich mich schon eingerichtet hatte, wieder einzustellen, antwortete Beaufort.

Ich weiß, antwortete der Graf, denn ein plötzlicher Auftrag des Herzoges zwang mich, Gent schnell zu verlassen. So kann ich denn mündlich meine Verabredungen mit Euch treffen, der Ihr meine Aufträge immer freundlich und mit großer Pünktlichkeit besorgt habt.

Nur diesmal, antwortete Beaufort, werde ich Euch nicht mit der geforderten Summe, die allzugroß ist, dienen können. Sie übersteigt meinen Credit; ich habe neuerdings Capitale verloren, meine Güter haben nur wenig Ertrag geliefert, und alles, was ich draußen habe bauen müssen, hat schon die Einkünfte von manchem Jahr im Voraus verzehrt. Selbst wenn ich das Aeußerste und meinen eignen Ruin wagen wollte, so würden mir doch die bürgerlichen Kaufleute oder die großen Fabrikherren für Euch nichts vorschießen können oder wollen.

Ich weiß, sagte der Graf verstimmt, diese Menschen haben immer tausend Ausflüchte. Sie berufen sich auf die Kriegssteuer, auf die außerordentlichen Gaben, die der Herzog zu verschiedenen Malen gefordert hat, auf die zunehmende Theurung und tausend andere Dinge; und doch sind alle reich, besitzen große Häuser, und prunken wie Ritter und Graf.

Sie sind freilich wohl reich, erwiederte der Ritter, aber wie viele baare Auslagen muß ein solcher Teppichwirker machen, wie große Summen muß er täglich seinen Arbeitern und Untergebenen auszahlen. Hier darf er niemals im Rückstande sein, und eine einzige versäumte Woche würde ihn verderben. So ist es mit dem Holzbändler und Tuchwirker ebenfalls. Wagten sie es, ein solches großes Capital auf einmal ihrem Geschäfte zu entziehen, so würden sie plötzlich allen Credit verlieren, wenn die andern Bürger es erführen. Darum ist ihr Reichthum nur scheinbar so groß, da immerdar große Summen ausströmen, und sie auch für den Fall sorgen müssen, wenn auswärtige Zahlungen nicht eintreffen, oder Kaufleute, von denen sie zu fordern haben, bankrott machen. Dazu kommt noch, mein gnädiger Herr, daß alle diese Menschen Euch, was ihnen nicht zu verargen ist, weniger als andern vertrauen, eben weil Ihr so reich, mächtig und groß, und gewissermaßen der Erste nach unserm Fürsten seid. Sie haben keine Mittel in Händen, das Ihrige wieder zu erhalten, wenn es Euch durch die Umstände unmöglich fällt, ihnen nach Bequemlichkeit zurück zu zahlen.

Der Graf lachte und sagte: Ich verstehe Euch, Beaufort, und ihr denkt natürlich eben so, und ich darf es Euch ebenfalls nicht verargen. So seid Ihr nun, Ihr zu treuherziger Ritter, dem ich wahrlich Dank schuldig bin; Ihr denkt so arg von uns, und noch mehr Eure Bürgersleute und Zunftmeister. Freilich kann das Darlehn oft nicht zurückgegeben werden. Ist es darum verloren? Kann ich Euch nicht Gunst gewähren, Privilegien? Euch dahin weisen und stellen, wo Ihr vierfach das von andern gewinnt, was Ihr vielleicht an mir verlieren müßt? Ich spreche so aufrichtig, weil ich Euch kenne und achte.

Hoher Graf, sprach Beaufort etwas verlegen, Ihr habt es selbst schon gesagt, daß für uns dergleichen nicht paßt. In welche weite und ungewisse Distrikte würde uns ein solches Treibjagen führen! Wie viel Freundschaften müßten wir erwerben, um nur sicher zu werden, wie viele heimliche Feindschaften würden uns zu untergraben suchen.

Ich wäre nicht in dieser Verlegenheit, sagte der Graf, wenn die Vermählung meiner Schwester mich nicht ganz ausgeplündert hätte. Baare Summen, die ich zahlen, prächtige Feste, die ich geben mußte, und durch welche Tausend sich reich gemacht haben. Was helfen mir für den Augenblick meine großen, unermeßlichen Güter und Schlösser? Diejenigen, die für vorgeschossene Summen sich auf zwei Jahr meiner Einkünfte bemächtigt haben, darf ich, meiner eignen Ehre wegen, nicht verdrängen, sie genießen ebenfalls des höchsten Schutzes. So verwickelt eins das andre, und Ihr, die Ihr uns vielleicht aus der Ferne beneidet, wißt nicht, wie viel Drangsal und Verdruß aller Art uns zur Last fällt. Auch kann ich die Gnade des Herzogs nicht immer in Anspruch nehmen, zu welchem schon alle Augen gierig hingerichtet sind.

Freilich hat jeder Stand seine Beschwerde, sagte Beaufort; aber einem erlauchten Fürsten muß es immer leichter fallen, als einem gewöhnlichen Privatmanne, diese Hindernisse zu besiegen. Ich sehe also wohl, Gnädigster, ich muß auch in diesem Jahr die schrecklichen Wucherzinsen für Euch zahlen, die mir schwer fallen werden, da Ihr, nach Euren Aeußerungen, meine Bürgschaft jetzt noch nicht auslösen könnt.

Digitized by Google

Guter Beaufort, sagte der Graf, es ist das Wenigste, was Ihr für mich thun könnt, da Ihr mir jene größere Summe nicht schafft, auf die ich gerechnet hatte. Gehabt Euch wohl, Freund, und speiset morgen mit mir; ich werde auch einige andere von Eurem Adel einladen lassen.

Beaufort entfernte sich, froh, daß er nicht einen härtern Stand, den er gefürchtet, gehabt hatte. Er begab sich noch zu der Gesellschaft der Bürger, die sich beim reichen Josset, im großen Hause, versammelt hatte, nachdem sie der Graf Etampes beurlaubt hatte. Man stritt eben mit dem heftigen Carrieur, der mit der Rede und Verheißung des Grafen sehr unzufrieden war, weil er sie zu unbedeutend fand. So machen es diese Herren, rief er jetzt, sie wollen es mit Niemand verderben, und wer dieser Weise folgt, muß immer den Besseren schädlich werden. Er wird sich nun so hin und her winden, daß er gar nichts thut, und bei dieser scheinbaren Klugheit und Unpartheilichkeit müssen die listigen Pfaffen gewinnen. Und Schakepeh! — hat er sich wohl im Zuge sehen lassen? — Ist er wohl hergekommen, wie wir ihn doch luden? — Wenn die Bürger selbst so gleichgültig gegen die Verletzung ihrer Rechte sind, so arbeiten sie ja ihren Feinden in die Hände, und wir dürfen uns nicht verwundern, wenn der Adel uns ganz fallen läßt.

Schakepeh, sagte der Gastwirth Josset, muß etwas Großes im Schilde führen. Er hat so viel Geld in der Eile einkassirt, als er nur immer konnte; er hat einigen Schuldnern ein Drittheil ganz erlassen, um nur das Uebrige zu bekommen. Mir hat er sogar sein großes schönes Haus angeboten, und zwar, wenn ich ihn baar bezahlen wolle, um einen ganz schwachen Preis; ich gewänne die Hälfte, wenn ich es brauchen könnte, oder die Summe baar hätte. In allen diesen Dingen verfährt der Mann, der sonst die Ordnung selbst ist, so hastig, daß ich fürchten muß, er macht bankrott und will nur eilig, mit großen Verlusten, Geld zusammentreiben, um noch etwas zu retten.

Das kann unmöglich sein, sagte Beaufort ruhig, denn er hat mir nur heut, lange vor dem Termine, eine bedeutende Summe gezahlt, die ihm, wenn er in Gefahr stände, zu wichtig sein muß. Ich vermuthe, er will Arras ganz verlassen, um anderswo, vielleicht in einem fremden Lande, sich mit seinen Reichthümern niederzulassen.

Carrieur schrie laut auf. Das wäre entsetzlich! sagte er dann; wäre es wirklich schon so weit gekommen, daß der Bürger hier im Lande keine Sicherheit mehr fände?

Melchior hatte sich indessen auf die Bitte des jungen Köstein zum Grafen begeben, den er mit dem Ritter Conrad beim Schachspiel fand. Er sagte dem Grafen in aller Demuth, daß der bedrängte Köstein, von Allen verlassen, seinen Schutz und sein Wohlwollen anriefe, das er ihm so oft bewiesen habe; er erinnerte an jenes gnädige, fast freundschaftliche Vertrauen, mit dem er dem Verfolgten so oft entgegengekommen, ja er ließ von den Diensten, die Köstein dem hohen Grafen beim Herzoge geleistet, auf kluge und bescheidene Weise Einiges einfließen, um seinen Bitten mehr Gewicht zu geben. Der Graf sagte aber kalt: Lieber geistlicher Herr, in dieser Sache kann ich durchaus gar nichts thun, da ich zu ganz andern Untersuchungen, wie Ihr es selbst wohl wißt, hieher gesendet bin. Kann sich der junge Köstein gegen die schwere Anklage rechtfertigen, so wird er meine Freundschaft wie sonst genießen; kann er es nicht, so wäre es wohl ungeziemend, dem Herzoge und Thronerben hier mit Herrschsucht oder unziemender Protektion entgegen treten zu wollen.

Der Gefangene, sagte Melchior, wünscht nur, daß Ihr ihm ein unschuldiges Zeichen Eurer bestehenden Gunst zukommen laßt, damit seine Feinde nicht zu frech gegen ihn auftreten, und die Richter, wenn sie ihn völlig ohne Schutz sehn, sich partheiisch auf die Seite seiner Gegner wenden.

So müßte ich ihn wohl gar, entgegnete der Graf schneidend, indem er aufstand, in seinem Gefängniß besuchen? Herr Canonicus, es handelt sich hier um die Beschuldigung des Hochverrathes. Eine so hochwichtige Anklage, die bewiesen werden muß, oder schwer auf das Haupt des Klägers zurückfällt, kann man nicht mit Protektion, mit Gunstbezeugung oder Einschüchtrung zum Schweigen bringen. Ihm wird ein unpartheiisches Gericht werden, dessen kann er versichert sein.

Melchior entfernte sich, und der Graf setzte sich zum Spiel wieder nieder. Da ihn der Herzog, mein Vetter, hat fallen lassen, sagte er, der wie kindisch in den Laffen verliebt war, so muß unser Graf Charolais schon Beweise seiner Anklage vorgelegt haben. Was der Kindische sich dabei denkt, zu mir zu schicken. Als wenn ich mich selbst verdächtig machen würde, um diesen Glückspilz, dem zornigen Thronerben gegenüber, zu retten. Mag er es haben und nun sehn, wohin Frechheit und Uebermuth führen. Er, der mit uns in der Pracht wetteiferte, der sein Weib so herausstaffirte, daß am Hofe meines Vetters sich meine Gemahlin einmal schämen mußte, weniger und nicht so kostbaren Schmuck an sich zu sehn, als in welchem das sonst so arme Fräulein glänzte. Der Fall dieses Aufschößlings mag eine Lehre und Warnung für alle ähnlichen Glücksritter werden.

Melchior kam ohne Trost zu seinem bekümmerten Vetter, dem er in milden Ausdrücken erzählte, wie er so gar nichts beim Grafen, auf welchen Köstein sehr gerechnet, hatte ausrichten können. Der rathlose Jüngling warf sich verzweifelnd in den Sessel und weinte und schluchzte laut. So sind sie, sagte er dann, diese Großen! Wie oft hat er mich gebraucht, ihm bei meinem Herzoge dieses oder jenes auszumachen, so manches durchzusetzen, was gegen alles Recht war. Er wußte, daß der alte Herr mehr auf meine Scherze hörte, und ihm meine Freundlichkeit mehr gefiel, als wenn der Graf oder andre Verwandte etwas durchtreiben wollten. Nun zittern sie alle vor diesem Thronerben, und Alle hassen ihn, und wünschen, daß er unterginge. Aber sie werden auch einst ihre Strafe finden. Ich dachte so sicher zu stehn, daß ich mich bloß zu den Feinden des Prinzen Carl gesellte; es schien, als wenn alle die von der andern Parthei mich gar nicht entbehren könnten, solch ein unbedingtes Vertrauen bewiesen sie mir alle. Allen habe ich geholfen, und keiner dankt es mir. Noch jetzt, ganz neulich gab ich diesem Etampes einen klugen Rath, wie er zu großen Summen gelangen könne, die er einzunehmen wünscht. Seine Hoffarth, und die noch größere seiner Schwester, hat ihn das Unermeßliche gekostet. — Komme ich nur aus dieser Lage, sollen sie aber auch sehn, was sie an mir verloren haben.

Melchior verließ den Jüngling, tief betrübt, daß sein Unglück ihm den Verstand, den er noch kürzlich bewundern müssen, so völlig geraubt hatte.

Mit einigen seiner Edelleute begab sich der Graf Etampes in die Wohnung des Bischofes. Dieser war von Priestern umgeben, unter denen sich der Dechant und der Canonicus Melchior befanden. Der Graf setzte sich dem Sitze des Bischofes gegenüber, und erklärte ihm die Absicht, aus welcher der Regent des Landes ihn nach Arras gesendet habe. Daß der gnädige Fürst wünsche, daß nicht ohne die äußerste Noth etwas Grausames und Hartscheinendes geschehen möge; wie sehr es der Graf bedaure, daß schon der angesehenste Theil des Bürgerstandes sich in der Verhaftung seines Schöffen gekränkt fühle, und wie er nicht zugeben könne, daß das Gericht der Clerisei sich in die Gerichtsbarkeit des Magistrats und der Schöffen und Vorstände des Bürgerwesens dränge.

Der Bischof antwortete: Von dem allen, geehrter Fürst und Herr, ist von unsrer Seite nichts geschehen. Die Herren des Adelstandes und des Bürgerwesens kennen nur zu wenig, wie weit die geistlichen Rechte sich erstrecken, und haben die sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit der Inquisition vergessen, weil seit lange kein Verbrechen sich zutrug, welches sie zu richten, oder vielmehr, weil sie in ihrer christlichen Aufmerksamkeit nachgelassen hatte. Daß ich selbst, aus eigner Vollmacht, den Schöffen Taket verhaftete, getraue ich mir vor jedem geistlichen und vernünftigen weltlichen Gerichte zu verantworten, denn mehr als Ein Zeuge seines Verbrechens ist gegen ihn aufgetreten. Ich kann es aber, als Präsident des Gerichtes der Inquisition, als stellvertretender Bischof und geistliches Oberhaupt dieser Stadt, niemals zugeben, daß sich weltliche Richter oder Männer vom Adel meine Rechte und die Rechte der Kirche anmaßen, und so kann Eure Sendung von unserm gnädigsten Herzog unmöglich gemeint sein, da es weltbekannt ist, wie hoch er die Heiligen verehrt; sondern seine edle Absicht ist gewiß, daß er einen allgemein verehrten Fürsten seines Hauses sendet, um Pöbel wie Bürger, Adel wie Geistlichkeit durch die Autorität dahin zu vermögen, daß alles auf dem Wege des Rechtes, der Sitte und der Billigkeit geschehe; und so treten wir von der Geistlichkeit Euch mit demselben herzlichen Vertrauen entgegen, welches Euch der edle Bürgerstand schon bewiesen hat.

So ist es allerdings gemeint, antwortete der Graf, und Ihr habt die Absichten unsers gnädigsten Landesherrn ganz richtig ausgedeutet.

Nehmt gütig, erwiederte der Bischof, diese Akten, die die Anklagen, Zeugenverhöre und Beweise enthalten, alles, was wir bis jetzt auf dem freundlichen Wege haben entdecken können. Der Herzog hat uns auch einige Doktoren der Rechte wie der Theologie von Löwen gesendet, und so viel ich weiß, sind alle mit meinem Verfahren, das ich bis jetzt beobachtet habe, einverstanden.

Der Graf blätterte in den Akten, gab sie den Rittern, die mit ihm gekommen waren, zur Ansicht und sagte dann: Geehrter Herr, die Sache an sich scheint für sich zu sprechen, so wenig ich mir ein Urtheil in diesen verwickelten geistlichen Angelegenheiten und in diesen sonderbaren Begebenheiten erlauben darf. Denn höchst wunderlich sind diese Bekenntnisse und Aussagen. Aber warum haben die hiesigen Einwohner

Digitized by Google

ein solches Aufhebens von diesen fratzenhaften Geschichten gemacht, daß sie sogar die Autorität des Fürsten selbst zu Hülfe gerufen! Zwei liederliche Dirnen, eine alte Bettlerin, drei jammervolle Weiber vom Lande, und eine Frau von zweideutigem Rufe in der Stadt, nebst einem blödsinnigen Gemäldepfuscher, sind hauptsächlich und zuerst angeklagt, und deren Schuld scheint, eigenen Geständnissen nach, so ziemlich erwiesen; denn das Verbrechen des Taket, und noch mehr des jungen Beaufort, ist noch dunkel. Steht es aber so, so ist der Handel, meines Ermessens, nicht so hochwichtig, jene Sünder mögen verdammt oder freigesprochen werden.

Hier kommt mein gnädigster Herr, rief der Bischof neu belebt, auf den Punkt, welcher, wie ich immer sagte, und wie meine geistlichen Mitbrüder von mir schon gehört haben, der wichtigste ist. Diese armen Seelen, die jetzt in unsern Gefängnissen sitzen, haben aus blödem Sinn, gewissermaßen in einem Anfall von Lebensüberdruß, sich selbst und ihr höllisches Bündniß verrathen; der Maler, sowie die Frau Denisel, die von den Uebrigen angeklagt sind, wollen leugnen, und Beaufort und Taket noch stärker; aber, verehrter Herr, alle diese Armseligen sind, wie Ihr ganz richtig geahndet habt, nicht die Kraft und der Kern der höllischen Brüderschaft, sie sind nur der leichte Vortrab des satanischen Heeres. Land und Stadt, Kirche und Fürstenthum, ja Europa und Rom und der Papst sind von dem unendlich weit verbreiteten Bündniß bedroht, zu welchem selbst Priester sich halb und ganz haben verführen lassen, selbst Bischöfe und Cardinäle. Seit lange strebt man dahin, auch Fürsten und Könige für diesen Greuelbund zu gewinnen, und es steht dahin, ob es nicht schon gelungen ist, wenn wir beobachten, wie dieser und jener Prinz, der und jener König sich gegen Papst und Kirche betragen, welche Meinungen und Reden sie dulden, oder selber aussprechen. Und so werdet ihr mir, Gnädigster, da Ihr diese Gesinnung offenbart, behülflich sein, die Reichen und Mächtigen auszuspüren, und der Strafe zu überliefern, und wir armen Geistlichen dürfen dann, von Eurer Autorität geschützt, um so fester den Frevel auszurotten streben, ohne vor den Drohungen des unverständigen Pöbels zu erschrecken.

Der Graf neigte beifällig sein Haupt und hatte die Akten des Processes wieder in die Hand genommen, die er tiefsinnend betrachtete. Er war ganz in Gedanken versunken, doch schien er nicht zu lesen, und es entstand eine lange Pause. Endlich fuhr er wie aus einem Traume auf, legte die Blätter auf den Tisch, erhob sich, grüßte den Bischof mit vieler Ehrerbietung, und verließ mit seinem Gefolge den Saal. Der Bischof verabschiedete die Geistlichen und sendete nach den Doktoren, die von der Universität Löwen gekommen waren, um sich mit diesen zu berathen.

In der Stadt hatte sich die Stimmung auffallend verändert. Der Pöbel, der Anfangs die seltsame Sache nur als eine Neuigkeit angestaunt hatte, tobte jetzt in Schadenfreude, daß ein Ereigniß hervorgetreten war, welches auch die Reichen und Angesehenen bedrohe. Viele Mönche und unwissende Geistliche, deren Phantasie von diesen Bildern des Aberwitzes ergriffen war, lehrten und predigten in Häusern und Gassen von der Möglichkeit und Wahrhaftigkeit dieser Gräuel, wodurch Weiber und schwache Gemüther des Bürgerstandes auch überzeugt wurden. Wie etwas Erfreuliches und Unterhaltendes erzählte man sich in Gesellschaften neue Tollheiten, die die Gefangenen bekannt und ausgesagt haben sollten. Als der verständige Küster Wundrich auf der Gasse einen solchen Haufen von Bethörten belehren wollte, war er in Gefahr, gemißhandelt zu werden, und einige der Gläubigsten wollten ihn schon, als neu entdeckten Zauberer, mit Gewalt zur Inquisition schleppen. Wundrich nicht allein, sondern fast alle Geistlichen, die den Aberwitz einsahen, wurden eingeschüchtert, und sprachen nur offen zu Gleichdenkenden, oder wo sie sicher zu sein glaubten. Da das Mährchen nun allgemein bekannt und verbreitet war, sahen boshafte Weiber und Männer, Taglöhner und Hausbedienten jedem Vornehmen, dem sie auf der Straße begegneten, mit Frechheit in das Gesicht, als wenn sie ebenfalls die Kunst des Bischofs überkommen hätten, die Zauberer an den Augen zu erkennen. Da geht auch wohl ein Gast des Scheiterhaufens! mußte mancher würdige Mann hinter sich her sagen hören, wenn einen vom Pöbel sein Halsschmuck, oder die seidne, schmucke Kleidung geärgert hatte. So war Furcht in jeder Familie, und keiner wagte mehr, unbefangen seinen Geschäften nachzugehen, oder seine Freunde zu besuchen, noch weniger aber, wie sonst so oft geschah, beim Gastwirth Josset mit andern Fröhlichen ein heiteres Gelag in dessen großen Sälen zu feiern.

In dieser Stimmung schlossen sich sehr viele Bürger, und selbst Adelige, der Procession an, welche der Bischof angeordnet hatte, um den Himmel um Gnade anzuflehen für eine Stadt, die so tief in Sünde versunken war. Singend und betend ging der Zug, der Bischof an der Spitze, durch die Gassen, um dann in der Cathedrale den Gottesdienst zu feiern. Ein Wagen, schwer bepackt, hielt vor dem großen Hause des Schakepeh, und der stattliche Bürger stand in Reisekleidern davor, im Begriff, das Fuhrwerk zu besteigen. Da er die singende Menge herunterkommen sah, und die Procession der Geistlichen, stellte er sich anständig hin, nahm seinen Hut ab und betete, um der geistlichen Ceremonie seine Ehrfurcht zu beweisen. Jetzt stand der Bischof dicht an ihm, gab das Kreuz, das er trug, aus den Händen, und der Gesang verstummte. Was macht Ihr hier, Freund Schakepeh! fragte der Bischof.

Ich wollte so eben eine Reise in Geschäften machen, antwortete der Bürger; mein Handel ruft mich nach Antwerpen, ich habe dorten Summen einzufordern, die ich nur erhalten kann, wenn ich persönlich erscheine.

So? sagte der Bischof; fein ausgedacht. — Er sah den Bürger, welcher mit bloßem Kopfe vor ihm stand, lange und bedeutend an, indessen mancher aus dem Zuge, der zu Schakepehs Bekannten gehörte, näher getreten war, um zu sehen, was geschehen würde. — Da der Bischof den Bürger immer noch durchdringend anschaute, verlor dieser die Geduld, setzte den Hut auf sein Haupt und sagte: Nun ist es genug, guter Herr, die Pferde, Diener und meine Geschäfte warten auf mich; wenn ich zurückkomme, so laßt mich nur rufen, und ich will Euch dann mein Gesicht, so lange Ihr wollt, zum Beobachten hinhalten.

Es wird mir wohl jetzt noch bleiben! rief der Bischof mit heiserer Stimme, denn ich erkläre Euch, daß Ihr mein Gefangener seid! Ihr seid ein alter Freund des Zauberers Labitt und der Hexe Denisel, so wie des jungen Beaufort, und mein Auge hat in Eurem Eure Sünde erkannt.

Gevattersmann! rief Schakepeh im Zorn, wenn Ihr immer über den Durst trinkt, oder von Natur so dummhäuptig seid, so könnten wir eben so gut den Wetterhahn droben auf dem Rathhause zum Bischof haben. Laßt mich ungeschoren!

So ist es nicht gemeint, antwortete der Bischof mit Gelassenheit und Ruhe. Er winkte, und die Häscher, die herbeigekommen waren, näherten sich dem Bürger. Laßt mich! rief Schakepeh; sind wir hier unter Räubern und Mördern? Ihr wackern Bürgersleute, die Ihr hier wie Staare und Dohlen in dem schwarzen Zuge mittrippelt, hat denn keiner mehr ein Gemüth für die Freiheit, um sich dieser Tyrannei zu widersetzen! Blödsinnigster aller Menschen! Ich, der Bürger und Holzhändler Schakepeh soll ein Hexenmeister sein! Ich habe mehr zu thun, als die Alfanzereien auf Eurem Hexen-Sabbath mitzumachen.

Die Schergen hielten den Widerstrebenden; und da Schakepeh bemerkte, wie hier und dort einer von seinen Bekannten, die er für wackere Männer gehalten hatte, sich fortschlich, andre aber die Augen scheu zur Erde niederschlugen, so sagte er im Verdruß: Packt mich nicht, Ihr Herren Schergen, die Ihr jetzt unsre freie Stadt so verständig regiert, ich werde Euch freiwillig nach dem Gefängnisse folgen. Aber wehe den hohen Herren, die es dahin kommen lassen! Es muß alles zu Grunde gehen, wenn beim Bürger keine Kraft und beim Geistlichen kein Verstand zu finden ist, und wenn die, die uns schützen sollten, uns verderben.

Als er fortgeführt war, bemerkte der Bischof mit Verdruß, daß die Procession sich sehr vermindert hatte, denn fast alle der wohlhabendern Bürger waren still und traurig nach ihren Häusern geschlichen, alle liebten den Mann, den sie jetzt hatten mißhandeln sehn.

Als wieder das geistliche Gericht versammelt war, wurde nach den Anzeigen, die die alte Gertrud, so wie die übrigen Weiber aus der Dorfgemeinde gemacht hatten, beschlossen, auch den reichen Gastwirth Josset einzuziehen, der um so verdächtiger schien, weil bei ihm mehr wie einmal, eben so wie bei der Frau Denisel, der Maler Labitt bei fröhlichen Gelagen zugegen gewesen war, wo man von Frau Venus, Lucifer, unbekannten Obern gesprochen, und den Satan, so wie den Hexen-Sabbath, lächerlich vorgestellt habe. Noch andre angesehene Bürger wurden an demselben Tage verhaftet.

Als Peter Carrieur inne ward, wohin sich die Sache jetzt wendete, sagte er: Nun sehe ich ein, wie Schakepeh der Klügste von uns allen war, dessen Verstand es vorhersah, wie es nun gekommen ist; aber es hat ihm doch auch nichts geholfen, da er nicht früher abreisen konnte.

Und Ihr wollt immer noch nicht meinem Rathe folgen? rief der riesengroße Guntram: Euch bleibt ja doch nichts anderes übrig, und je früher Ihr dazu thut, je besser ist es für Euch. Laßt uns Arbeiter, so wie wir da sind, zu den Waffen greifen, denn wir sind wahrlich jetzt auf unsre Fäuste angewiesen, da es keine Gerechtigkeit mehr im Lande giebt. Ihr habt auch zuweilen mit dem heitern Alten, dem Labitt, gescherzt, Ihr seid auch im Hause der Frau Denisel gewesen;

Digitized by Google

wollt Ihr es abwarten, bis sie Euch ebenfalls in die Inquisition führen, und über Dummheiten verhören?

Indem sie noch sprachen, kam ein Bote des geistlichen Gerichtes, der den Bürger und Teppichwirker Peter Carrieur vor das geistliche Gericht der Inquisition zitirte, weil er der Zauberei und der Hexenkünste verdächtig sei, als Mitgenoß und Freund des Labitt, welcher schon im Gefängniß alles freiwillig bekannt habe. Carrieur stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dieser Citation Folge leisten sollte; Guntram warf ihm einen bedeutenden Blick zu und schielte nach der Rüstung; da aber der verständige Bürger bedachte, daß man die Schergen senden würde, um ihn mit Gewalt fortzuführen, zog es es vor, dem Boten der Geistlichkeit freiwillig zu folgen.

Als der Herr des Hauses fortgegangen war, versammelte der zornige Guntram alle Gesellen, Diener und Handlanger, und stellte ihnen vor, wie sie alle zu Bettlern werden müßten, nun ihr Herr verhaftet sei; es sei nicht daran zu denken, daß man ihn so bald wieder freigeben würde, wahrscheinlich gehe der Unsinn so weit, ihn zu verdammen. Alle nahmen schnell Rüstungen, Schwerter und Schilde, weil sie den Versicherungen des alten, erfahrnen Guntram glaubten, wie sich die ganze Stadt, wenn nur ein Anfang gemacht würde, für sie bewaffnen müßte. Sie stürmten mit Geschrei hinaus und rannten vor den Pallast des Bischofs hin. Aber kein Bürger erhob sich, in der Nähe des Getümmels verschloß man die Läden, das Haus des Bischofs und die Inquisition waren fest verrammelt.

Die Gesellen tobten, und zerschlugen, was sie erreichen konnten; da aber Reisige, welche der Graf Etampes, unter Anführung eines Ritters, schickte, sich zeigten, schlichen sich viele der Aufrührer davon. Die Muthigen, welche blieben, hatten mit den bewaffneten Reitern einen ungleichen Kampf zu bestehn; erst als verschiedene getödtet und schwer verwundet waren, nahmen die Uebrigen die Flucht und wurden in den Gassen verfolgt. Der lange Guntram riß mit seiner Riesenstärke eine verschlossene Hausthüre auf, sprang über den Flur, rannte in den Garten, und kletterte über dessen Mauer hinweg, worauf er bald in einsamen Gegenden verschwand, wodurch er sich seinen Verfolgern entzog, die nicht begreifen konnten, wohin er so schnell entkommen war. Darüber verwundert Ihr Euch? sagte einer von den Lanzenknechten. Er ist ja auch einer von denen, die mit dem Teufel ein Bündniß aufgerichtet haben, so hat der Satan unsre Augen verblendet, oder den thurmhohen Bösewicht durch die Lüfte oder auf einem Sturmwind davon geführt. Vielleicht hat er im Hause einen eingeweihten und sündlich getauften Besen gefunden, und ist auf diesem, wie auf dem besten Pferde, in alle Welt hinein geritten.

Der alte Beaufort saß trostlos in seinem innern Zimmer. Er hatte das Vertrauen zum Grafen Etampes verloren, da dieser sich so wenig der willkührlichen Tyrannei des Bischofes widersetzte, daß vielmehr seit seiner Anwesenheit weit mehr Verhaftungen, nnd von viel bedeutenderen Menschen, stattgefunden hatten. In seinem Kummer überraschte ihn der Ritter Conrad, einer der Vertrauten des großen Grafen Etampes. Nach den Begrüßungen und einigem Gespräch sagte Conrad: Werther Herr, Eure Bürgerschaft handelt nicht klug daran, in offenbare Empörung gegen das Gesetz hinauszubrechen, da durch die Gegenwart meines gnädigen Grafen der Stadt doch ein Unterpfand gegeben, daß ihr auf keine Weise Unrecht geschehen soll.

Bedenkt, mein werther Herr, erwiederte Beaufort, daß es keineswegs die Bürgerschaft war, die sich empörte, sondern es war nur eine Rotte von Arbeitern, die jetzt, nach Einziehung des Peter Carrieur, um ihren Unterhalt besorgt ist. Und es ist wahr, die Stadt wird bald wie verwaiset und ausgestorben sein, wenn man fortfährt, so das Gewerbe zu stören.

Erlaubt, Herr Ritter, erwiederte Conrad, es war ein großer Volkshaufen, es waren Bürger, die uns bekämpften, ich bin selbst zugegen gewesen. Ein Ritter, der treffliche Adelbert, mein vorzüglicher Freund, ist in diesem Strauß erschlagen; vier der Reisigen sind verwundet, und fünf Lanzenknechte liegen mit tödtlichen Stichen in der Brust im Spital. Soll da unser Graf nicht die Geduld verlieren, wenn er sehn muß, daß dieselben Bürger, welche er beschützt, sich ihm so mörderisch widersetzen?

Beaufort ward roth und sagte nicht ohne Bitterkeit: Könnten wir alle von diesem Schutze doch nur etwas gewahr werden. Daß der Graf so ganz mit unserm Bischofe, den wir immer nur geringe geachtet haben, einverstanden sein würde, konnten wir wohl niemals befürchten, als wir uns seines Eintritts erfreuten.

Was sollte er thun? erwiederte Conrad; der Kirche und ihren Satzungen feindlich widerstreben? Sich zu den Meuterern gesellen? Die Angeklagten frei sprechen, bevor noch eine Untersuchung eingeleitet war? Den Kirchenbann und die Ungnade des frommen Herzogs wagen?

Es kann von allem, sagte Beaufort, innerlichst gekränkt, nicht die Rede sein; es kann überhaupt keine Rede, und über nichts mehr, geführt werden, so wie der Graf es nur irgend der Mühe werth findet, nach diesen Aussagen und Anklagen hinzuhören. Wenn er sie wirklich in seiner Seele nicht für aberwitzig hält, oder sich nur, wer weiß, warum, die Miene giebt, sie nicht so zu nehmen, so ist es mit meinem Witze völlig zu Ende.

Es ist begreiflich, antwortete Conrad mit einigem Hohn, daß Ihr und Euresgleichen die Sache möchtet für abgemacht halten, bevor sie noch einmal angefangen hat; wir andern aber —

Ich und meinesgleichen? fragte Beaufort mit Heftigkeit, indem die Hand nach der Schwertseite griff; was meint Ihr damit!

Keine Privatzwiste, sagte Conrad mit großer Kälte, denn es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge, und ich bin Streites wegen von meinem Grafen nicht hergesendet worden. Weil der hohe Graf Euch persönlich ehrt und Euch befreundet ist, weil er Euren Stand achtet, so hat er mich, seinen Vertrauten, einen Euch ebenbürtigen Ritter, abgeschickt, um Euch kund zu thun, daß Ihr auf wichtige und unabweisliche Anzeigen verhaftet seid, und daß Ihr Euch mit mir, damit kein Aufsehn erregt werde und man Euch nicht beschimpfen könne, sogleich zum Bischof begeben sollt.

Man wagt es! rief Beaufort im größten Erstaunen aus; an den Adel legt man die Hand, an den freien Rittersmann? Was habe ich mit dem albernen Bischof zu verrechnen, außer daß ich meinen Sohn von ihm fordern muß?

Er nahm den Degen, setzte das Barett auf, und ging mit Conrad die Stiege hinunter. So finde ich wenigstens, sagte er, Gelegenheit, diesem böswilligen Prälaten Alles zu sagen, was ich von ihm denke.

Als sie auf die Straße traten, wurden sie vom Pöbel verfolgt, der sich vor dem Hause versammelt hatte, denn es mußte schon ausgekommen sein, daß man den alten Ritter Beaufort zum Verhaft und in das Verhör der Geistlichen führe.

So ist es Recht! rief ein Lahmer; auch die Reichen, auch die Vornehmen müssen an's Gericht. Die Bösewichter! Gott der Herr hat ihnen schon so Vieles verliehen, Geld vollauf und alle Herrlichkeiten, und sie müssen sich doch aus Bosheit noch mit dem Satan verbinden! Indeß wir Hungernde, Kranke —

Beaufort wandte sich um. Er kannte den Bettler, der oft Almosen von ihm empfangen hatte. Spiessing! alter Soldat! rief er ihn an, ich gab Dir oft, nimm auch dies noch, vielleicht zum letztenmal. Ich vergebe Dir.

Der alte Krüppel war beschämt und schlich weinend davon. Die Uebrigen erinnerten sich der Güte des greisen Ritters, und verließen ihn, ihrer Schlechtigkeit sich bewußt, und so gelangte er ohne Begleitung und Beschimpfung in die Wohnung des Bischofes.

Die Sache des jungen Ritters Köstein, die sehr geheim gehalten wurde, hatte indessen dem Anschein nach auch eine schlimmere Wendung genommen. Er war in ein strengeres Gefängniß gebracht, und Niemand, auch sein Vetter Melchior nicht, durfte ihn besuchen und sprechen. Man erfuhr nur so viel, daß er beschuldigt sei, dem Leben des Prinzen Carl nachgestellt zu haben. Diesen Erben des Reichs erwartete man, um den peinlichen Proceß des jungen Ritters zu beendigen.

Alles war in der Stadt in Verzweiflung, eine Angst hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Niemand wagte, zu verreisen, wenn es sein Geschäft noch so dringend verlangte, um sich nicht dem Verdacht des argwöhnischen Bischofs auszusetzen, sein Gewissen treibe ihn fort und er wolle sich der Strafe entziehen. Fremde vermieden jetzt, auf ihren Wanderungen Arras zu berühren, aus Furcht, auch zu den Hexenmeistern und Zauberern gezählt zu werden. Diese Begebenheit hatte allenthalben das größte Aufsehn erregt, und man sprach darüber auf mancherlei Weise. Glaubten die schwachen Gemüther die Wahrheit der Anklage, so spotteten andere um so bitterer, vorzüglich in Frankreich, über diese augenscheinliche Thorheit; die Feinde von Burgund und des Herzogs enthielten sich nicht, laut auszusagen, Philipp benutze diesen Aberglauben, um sich zu bereichern.

In Arras selbst wagte Niemand mehr, laut zu sprechen, seit diejenigen, die man als die kühnsten Gegner dieses Hexen-Prozesses kannte, selbst als Mitschuldige waren eingezogen worden. Dem Bischofe gegenüber hatte man noch einigen Muth behalten, sich ihm zu widersetzen; aber seit der große Graf von Etampes mit seinen Rittern, Reisigen und Lanzenknechten in der Stadt wohnte, war auch der Verwegenste verstummt. Im Kreise der Familien flüsterte man, daß es

Digitized by Google

leicht sei, der wahnsinnigen Gertrud in den Mund zu legen, was man nur wolle, und daß sie und die Bäucrinnen Mitschuldige ihres Sabbaths genannt, deren Namen sie früher nie gekannt hätten.

Es war seltsam, daß die Richter der Sache eben so befangen und schüchtern waren. Viele, wie der Dechant, sahen den Unsinn und das Widersprechende der Aussagen ein; der Dechant aber war, durch frühere leichtsinnige Aeußerungen, so völlig in der Gewalt des Bischofes, daß er am eifrigsten den Prozeß betrieb, und allen Verstand aufbot, aufmerksam die früheren Begebenheiten und Hexen-Geschichten las und sammelte, um sich seinem Vorgesetzten nun als einen Bekehrten zu zeigen, damit dieser nicht, in seinen plötzlichen Launen, ihn selber den Gefängnen und Angeklagten beigesellte. Einige der Doktoren meinten, die Weiber seien von einer Gemüthskrankheit befallen, in welcher sie sich alles, was sie ausgesagt, nur eingebildet hätten; sei aber die Sache selbst unwahr, so könne die Aussage und das Zeugniß von Thörichten nicht gegen wackre unbescholtne Männer auf irgend eine Weise gelten. Ein junger Mann dachte dadurch der Sache den Ausschlag zu geben, daß er rieth, man solle eins dieser Weiber, in Gegenwart von Zeugen, sich oder einen Stock mit der Zauberssalbe bestreichen lassen, um zu sehen, was sich ergeben werde. Bliebe sie, wie er glaubte, zur Stelle, oder fiele vielleicht nur in Schlaf, so sei die Unwahrheit von selbst entschieden. Dieser ward aber von den Eiferern überstimmt, und man entgegnete ihm, daß, so wie die Hexe oder der Zauberer im Gewahrsam einer ächten Obrigkeit sei, sie ihre Zaubermacht verlieren; auch könne der Teufel ihnen vielleicht immer noch gestatten, zu ihm zu kommen, und an ihrer Stelle einen Scheinkörper zurücklassen, um die Richter zu blenden. Dieser Versuch sei also der verwerflichste, weil durch ihn nichts bewiesen werden könne, und man außerdem noch in Gefahr gerathe, die Hexe selber einzubüßen. Es war nah daran, daß den Bischof und die Eifrigen seiner Parthei den jungen Rathgeber selbst für einen Genossen des Sabbaths erklärten, denn sie meinten schon, der Teufel selbst könne nur dem Gelehrten einen so listigen und verderblichen Rathschlag eingegeben haben, der, wenn er ausgeführt würde, wohl gar dem ganzen Hexen-Proceß ein Ende machen dürfte.

Die alte Gertrud, Armgart und Elsbeth sagten von sich und andern aus, was man nur wollte. Labitt, der ganz zerstört war, erzählte schriftlich allerhand durcheinander, von seinen Grillen über Kunst und Natur, von seinen Gedanken über die Schöpfung und Lucifer, und daß er den Hexen-Sabbath müsse gekannt haben, weil er ihn sonst nicht habe malen können; dann phantasirte er wild, wie vertraut er mit allen Teufeln, aber eben so mit den Heiligen und dem Himmelreiche sei, und daß er, soweit er vermocht, Jung und Alt in seine Ansichten der Dinge eingeweiht habe. Die Frau Denisel hatte sich völlig der Betrübniß ergeben; sie konnte und wollte die Spiele nicht leugnen, in denen sie, nach Labitts Anordnung, figurirt habe, als Venus, oder Göttin; eben so bekannte sie ihren vertrauten Umgang mit Robert, von dessen Ketzereien sie allerdings Kunde gehabt. Friedrich und dessen Vater leugneten Alles, nur gestand der Letzte, als man ihn erinnerte, daß er als König Artus im Garten der Frau Catharina eingeführt sei. Takel, Schakepeh und Josset wollten auf nichts eingehen, bekannten aber ihre Freundschaft zu Labitt; am hartnäckigsten und heftigsten war Carrieur, der seine Richter immer mit Zorn und Verachtung behandelte, und ihnen, vorzüglich dem Bischofe, oft die härtesten Dinge sagte, und eben so wenig den Grafen Etampes verschonte, wenn dieser bei den Verhören zugegen war.

Bei denen, die beständig leugneten, hatte man die Folter angewendet. Da sie gequält eben so wenig gestanden, fanden die Eiferer, das eigene Geständniß sei überflüssig, da die ganz zerknirschte Gertrud, sowie Armgart und Elsbeth, die sich völlig bekehrt hatten, mehr als genug freiwillig von allen jenen Verstockten aussagten, um von deren Mitschuld überzeugt sein zu können.

Als man nun endlich zum Urtheilspruch kam, waren Viele der Meinung und zeigten, um diese zu verstärken, Briefe aus der Fremde vor, in denen eben so geurtheilt wurde: daß, da, alles auch zugegeben und angenommen, was die Weiber in überreizten und verwirrten Zuständen von sich und andern ausgesagt haben, sie selbst, sowie ihre angeklagten Mitschuldigen doch weder Raub und Mord, noch Entheiligung der Hostie ausgeübt, oder irgend sonst ein todeswürdiges Verbrechen begangen, sondern von Phantasie, Neugier und Vorwitz verführt, vielmehr sich einer Versündigung hingegeben, für die in den Gesetzen noch keine Strafe ausdrücklich nahmhaft gemacht sei, da diese seltsame Begebenheit fast als die Erste in ihrer Art betrachtet werden könne: so schiene es billig und gerecht, daß man einige mit Kirchenbuße, die Reichern durch Geld zu bestrafen, Allen aber aufzulegen habe, sich durch Fasten, Gebet und Wallfahrten nach heiligen Orten wieder zu reinigen, um als gesäuberte Glieder in die christliche Gemeinschaft wieder eintreten zu können.

Die Vernünftigern unter den Richtern meinten die Sache dadurch entschieden zu sehn, und der Tollheit schon überflüssig nachgegeben zu haben. Der Bischof aber erhob sich in seinem frommen Eifer und rief: Nein, das soll unter uns hier nicht gesagt und gelehrt werden, daß dieser entsetzliche Abfall von Gott, dieses feierliche Verbündniß mit dem Satan, dieses Bekennen ketzerischer und ganz unchristlicher Lehren eine leichte und läßliche Sünde sei, die mit sanfter Strafe gebüßt werden könnte. Wahr ist es, wir hörten bis jetzt nur von diesem und jenem Magier, der sich dem Satan ergeben hatte, um abscheuliche Zwecke durchzusetzen, der durch diese oder jene Künste strebte, den Fürsten zu ermorden, den Feind des Landes zu begünstigen, sich am Gegner zu rächen, oder irgend eine vornehme Frau zur Gegenliebe zu nöthigen. Meistentheils gebrauchten diese Bösewichter zu ihren verruchten Thaten geweihte Hostien, um ihren Mord auszuüben. Diese Absicht weder, noch diese Entweihung hat sich aus den Bekenntnissen der hiesigen Sünder ergeben. Ich meine aber, sich gegen Gott und Christus aufzulehnen, seinem Bunde zu entsagen, und so schändlich des heiligen Sabbaths zu spotten, wie es so oft auf diesem Hexen-Sabbath geschah, sei Frevel, noch verruchter, als jene Entweihungen und Mordversuche. Freilich ist diese Sabbath-Feier etwas Neues und Unerhörtes, aber unsre Nachkommen, die frommen Christen der künftigen Jahrhunderte müssen uns nicht eines frevlen Leichtsinns bezüchtigen können. Furchtbar muß die Strafe, eindringlich die Warnung sein, damit die Bosheit geschreckt werde, die die Ermahnungen der Liebe nicht anhören will. Mein und unser aller hier Versammelten Stolz muß es sein, daß dieser Prozeß, die Untersuchung und das Wunder desselben, so wie es das erste große Beispiel eines so ungeheuren und verbreiteten Bündnisses ist, auch als ein Muster in der Führung, als ein Regulativ in der Bestrafung für alle künftigen Zeiten dastehen muß. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, unendlich viele sind von diesem Gift, von dieser Krankheit angesteckt, und ich sehe im Geiste voraus, daß künftig in allen Ländern diese Schandthaten sich entdecken werden.

Alle Abergläubigen in der Versammlung stimmten ihm bei, und da der Graf Etampes ebenfalls äußerte, man dürfe die christliche Liebe nicht so unbedingt walten lassen, um so unerhörte Frevel der Strafe zu entziehen, so ging nach neuen Untersuchungen einige Tage später der strenge Vorschlag des Bischofs durch.

Als Advokat des Bischofs hatte sich in diesem Prozeß vorzüglich der junge Flamand thätig erzeigt. Er hatte sehr viel dazu mitgewirkt, daß endlich fast alle, die bis dahin immer noch leugneten, alles, oder doch das meiste eingestanden, dessen sie beschuldigt wurden. Nur Carrieur und Beaufort blieben fest.

Der Dechant, der aus Furcht eifrig zur Verdammung der Schuldigen mitgewirkt, erbat sich vom Bischofe die Erlaubniß, den alten Ritter in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Er hatte umsonst gewünscht, Labitt oder die Frau Catharina zu sehen, denn beides hatte ihm der Bischof strenge verweigert. Da jetzt aber der Dechant versprach, er wolle es durch diesen Besuch dahin bringen, daß auch Beaufort alles eingestehe, so bewilligte ihm der strenge Bischof endlich sein Gesuch.

Der Ritter war erstaunt, den Dechanten in sein Gefängniß kommen zu sehn. Es ist sonderbar, fing er an, daß wir uns hier treffen; keiner von uns hätte dies wohl vor acht Wochen glauben können. Ihr Herren von der Geistlichkeit zeigt uns, was Ihr vermögt, aber Ihr benutzt Eure Herrschaft auf eine Weise, daß Euch doch alles den Gehorsam aufkündigen wird.

Ich kam, sagte der Dechant, zerknirscht und tief bekümmert, in guter Absicht zu Euch. Ich wünschte Euch zu retten, und das ist nur möglich, wenn Ihr Alles eingesteht.

Elender! Wahnsinniger! rief der Greis in der höchsten Entrüstung; also auch an mir wollt Ihr die verächtlichen Künste versuchen, die Euer Bursch, der klägliche Flamand, bei den übrigen Gefangenen angewendet hat? Leben und Sicherheit verspricht er, wenn sie durch eine elende Lüge den ungeheuren Aberwitz eingestehen und bekräftigen wollen. Auch mein junger Sohn, so höre ich, hat die Ehre so sehr vergessen, um alles zu bekennen, was die Rasenden von ihm verlangen. Freilich muß der Bischof und die Knechte seines Gelichters es dahin zu bringen suchen, um nicht ganz von Schmach überkleidet vor der Welt dazustehn. Sein Aberwitz muß doch eine Art von Entschuldigung zu erringen suchen: und um nur eine kümmerliche Ehrenrettung zu finden, beredet er mich durch Euch, seinen verworfenen Knecht, ebenfalls in sein Lied einzustimmen. Aber vor wem kann ihn diese Maaßregel schützen! Kein Verständiger jetzt, keiner in Zukunft

Digitized by Google

wird etwas von diesen Fieberträumen glauben. Er kann und darf nicht weiter gehn, als er bis jetzt gethan hat, und er muß schließen, mit Schande gebrandmarkt. Und darum ist es meine Pflicht, für meine beschimpften und gekränkten Mitbürger zu stehn, und mit meiner ganzen Kraft gegen diese elende Tyrannei zu kämpfen.

Verachtet mich, sagte der Dechant, alter, würdiger Greis, ich verdiene jede Schmach. Durch Ueberklugheit, durch List, die ich mir zutraute, habe ich mich zum Sklaven dieses Bischofes gemacht. Ich muß ihm dienen, wenn er mich nicht selbst schmählich aufopfern soll. So habe ich mir mit meiner eingebildeten Weisheit die Ketten selbst geschmiedet. Durch meine Leidenschaft für die Frau Catharina, meine Eifersucht: ihr wollte ich drohen und sie dadurch in meine Gewalt bekommen; Winke, Worte ließ ich gegen den Bischof fallen, dessen Einfalt, ich Kurzsichtiger, verachtete. Sein tückisches Gemüth hat jeden Laut aufbewahrt. Eine Raserei bemächtigt sich, wie aus der Luft herabgeweht, einiger alten Weiber, und sie sagen Unsinn aus, der sich immer mehr und mehr bei jeder neuen Frage zu einem wilden Mährchen ausspinnt. Plötzlich ist das Entsetzen persönlich in unserm Hause, und alle meine Freunde sind in ein Netz verwickelt, das, wie es aus Luft gewebt, doch unzerreißbar ist. Glaubt mir, theurer Mann, ich bereue mein Thun, ja mein Leben, aber wir stehen der jämmerlichen Nothwendigkeit Angesicht an Angesicht gegenüber; gebt nach, sagt zu allen Thorheiten, die man Euch abfordern mag, Ja, sonst seid Ihr verloren.

Thue er doch, rief Beaufort, sein Aeußerstes! Was kann er ausrichten? Hand an mich legen! Das wagt der Verächtliche nicht. Sein Aeußerstes, sein Frechstes war, daß er mich hieher zu schicken sich unterfing; nun muß er wieder umkehren, und nur Schaam und Reue bleibt ihm übrig.

Der Dechant sah den Greis an, brach in Thränen aus, und stürzte dann zu seinen Füßen nieder. Er ergriff die Hand des Alten und küßte sie inbrünstig. Unter Schluchzen rief er: Nein! nein! auf dem Wege verderbt Ihr Euch und Euren Sohn! Bedenkt die Schande, die auf Euren Namen fällt, bedenkt das unaussprechliche Elend. Der Bischof läßt Euch mit fester Gelassenheit den Scheiterhaufen zuerkennen; rettet Euch und Euren jungen Sohn, wenn auch mit Verlust Eurer Habe. Nur durch ein unbeschränktes Eingestehn aller dieser eingebildeten Sünden könnt Ihr Euer Leben retten; denn alsdann tritt der Graf Etampes zu Eurem Besten gewißlich auf, der Euern Untergang nicht will, der Euch retten möchte, wenn Ihr diesen Weg einschlagt.

Wie! sagte der Ritter in tiefem Sinnen; Ihr sagt mir Wunder. Ich glaubte, der Prälat könne nie im Ernst daran denken, nur die ärmste dieser armen Weiber hinzurichten, — und Ihr denkt, er könnte selbst mich verderben wollen? Der Graf, der Herzog könnten, dürften dies irgend zugeben?

Der Geistliche hatte sich erhoben, setzte sich neben den Gefangenen, und nahm dessen Hand in die seinige. O mein theurer, theurer alter Freund, sagte er dann; lernt Ihr denn jetzt so spat erst die Menschen kennen! Der alte, schwache Herzog meint es mit aller Welt gut, aber alles geschieht doch immer, wie er es nicht will. Sein Vertrautester, der Graf, ist an seiner Statt, als Stellvertreter, hergesendet. Dieser, statt Euch und die Bürger zu schützen, hat mit Klugheit gleich die Miene angenommen, als wenn er in Liebe und Ehrfurcht für die Kirche an die Wichtigkeit dieses Prozesses und den Inhalt der Klagen glaube. Seit seiner Anwesenheit haben die Wetterinnen erst die Wohlhabenden der Stadt und Euch angegeben. Sind diese überführt, so fällt ihr Gut dem Herzoge anheim, und, wie ich glaube, ist alles schon dem Busenfreunde, dem Günstlinge, zugesichert. Verharret Ihr nun und läugnet fest, so ist der Bischof gezwungen, nach seiner Ueberzeugung, Euch hinzurichten; gesteht Ihr Alles, ohne irgend etwas auszunehmen, so kann er Euch wie ein verirrtes, armes Wesen behandeln, das Mitleid verdient, und er erläßt Euch mit christlicher Gnade den Scheiterhaufen. Der Graf ist nicht blutdürstig und kein Unmensch, so habsüchtig er auch sein mag; er bittet dann, aus Mitleid für Eure Verirrung, kräftig vor, und Ihr seid gerettet.

Beaufort war sehr nachdenkend geworden. Freilich, sagte er endlich, fällt, unter diesen Umständen, diese Hexengeschichte wie eine plötzliche große Erbschaft, vor die Füße dieses Grafen nieder; meines Freundes, wie er sich so oft nannte. Soll es nun einmal ein Bluthandel werden, so bedinge ich mir aber auch das Leben meines Sohnes mit ein, der ja schon alles gestanden hat, und dem man, als einem jungen Manne, der der Verführung ausgesetzt ist, noch leichter vergeben kann. Dechant, könnt Ihr mir auf Euer Gewissen versichern, daß, wenn ich bekenne, mein Sohn mit mir gerettet ist, so will ich mich fügen und zu allem Ja sagen.

Ich glaube es versichern zu können, sagte der Dechant. Er umarmte den Ritter, und ging, einigermaßen beruhigt, zu seinem Bischofe, der die Nachricht, daß sich der verstockte Sünden endlich bekehrt habe, mit großer Freude vernahm.

Um diese Zeit starb der alte König von Frankreich, Carl der Siebente. Kein Monarch hatte so viele und sonderbare Abwechselungen des Schicksals erfahren. Sein Sohn, Ludwig der Eilfte kehrte jetzt nach Frankreich zurück, um in Rheims gekrönt zu werden. Die Bewegung, welche diese Vorfälle in Burgund verursachten, benutzte der Küster Wundrich, um in einer Verkleidung zu entfliehen. Er begab sich nach Rheims, wo er, von angesehenen Freunden beschützt, wieder eine Anstellung als Geistlicher erhielt.

Von dort schrieb er folgenden Brief nach Paris, an seine Freundin Sophie, der jungen Tochter des Schakepeh.

„Erfahrt vor allen Dingen, geliebtes Kind, daß Euer theurer Vater, mein sehr werther Freund, dem entsetzlichen Schicksale, welches ihn bedrohte, entronnen ist. Verarmt ist er zwar, aber sein Leben ist gerettet. Es war ein furchtbarer, trauriger Tag, als vor dem Thore, im Freien, jene Hinrichtungen vorfielen, die unsre Stadt Arras und die Geistlichkeit dort mit Schande bedecken. Alle, bis auf unsern festen, eigensinnigen Carrieur, hatten die Verbrechen eingestanden, deren man sie bezüchtigte. Alle übergaben sich, bis auf diesen zu strengen Mann, der unbedingten Gnade oder Strafe der Kirche.

Auf dem Markt ward den Verbrechern, wie man sie nannte, ihre Sünde, die sie begangen, von neuem vorgelesen, und von neuem gestanden sie die Ketzereien, das Besuchen des Teufels-Sabbaths, die Verwandlungen, die sie unternommen, die Tänze, die sie gefeiert, und wie sie auf Besen, in Mulden, auf Ziegen und Böcken, auf Ofengabeln und Kröten hingeritten und gefahren seien; wie sie den Satan verehrt und sich ihm zu eigen gegeben. Die alte Gertrud lachte und war erfreut; die sonst so schöne Frau Denisel war blaß und abgefallen; der alte wunderliche Labitt war wie verklärt; Euer Vater und die Männer wagten vor Schaam nicht die Augen zu erheben, nur Carrieur lästerte und fluchte, und schalt seine Richter Narren und Blödsinnige. Hierauf wurden sie dem weltlichen Gerichte übergeben, und der Richter erklärte Labitt, Frau Denisel, Armgart, Elsbeth und die dritte Bäuerin, so wie zwei liederliche Dirnen aus Arras, nebst Peter Carrieur, dem Scheiterhaufen verfallen. Labitt konnte nicht sprechen und Frau Catharina war stumm, aber Carrieur sprach wieder laut von Schändlichkeit und Lüge, und die übrigen Weibspersonen heulten und schrieen, betheuerten ihre Unschuld, und selbst die alten Bäuerinnen erklärten, wie alles nur in ihnen Krankheit und Einbildung gewesen, wie man ihnen die Anklagen in den Mund gelegt, und der Advokat Flamand versichert habe, es würde ihnen nichts geschehen, wenn sie nur bei ihrer Aussage blieben und immer mehr eingeständen. So wurden sie hinaus geführt, und es war tief erschütternd, mit welchen Blicken der junge Friedrich im Zuge nach der Frau Catharina hinsah.

Draußen, beim Scheiterhaufen, sagten noch einmal alle, daß sie unschuldig hingeopfert würden; Carrieur hielt noch eine Anrede an seine Richter, nur die wahnsinnige Gertrud lachte und jubelte und bekannte sich als Hexe. In kurzer Zeit waren sie nicht mehr. Nur wenige Bürger waren dem Zuge gefolgt; alles war still und traurig, jeder hatte sich in seinem Hause verschlossen.

Auf einer hohen Bühne, dem Scheiterhaufen gegenüber, wurden die Männer ausgestellt, die, als reuig bekennend, ihre groben Irrthümer einsehend, und sich in den Arm der Kirche werfend, begnadigt wurden, nehmlich der Ritter Beaufort und sein Sohn Friedrich, Schakepeh, Euer Vater, und die Schöffen Taket und Josset. Der Bischof stand eben, ermahnte sie, und berührte sie dann nach der Reihe verschiedene Male mit einer Ruthe, als Zeichen der geistlichen Strafe. Dann wurden sie in das Gefängniß zurückgeführt, wo sie noch einige Zeit bleiben werden. Das Vermögen der Frau Catharina, so wie des reichen Carrieur, ist ganz an den Herzog, das heißt, an den Grafen Etampes gefallen. Auch Beaufort, Taket und Josset, so wie Euer Vater, müssen den Klöstern, noch mehr aber dem Herzoge, oder dem Grafen zahlen, daß ihnen eben nur so viel bleiben wird, ein dürftiges Leben zu fristen. Die Güter sind eingezogen, die Häuser verkauft. Um einen ziemlich hohen Preis hat der junge Advokat Flamand vom Grafen das Haus Eures Vaters gekauft, und wird sich dort mit einer jungen hübschen Frau einrichten. Es scheint, Alle haben gewonnen. Wenn der Graf durch die Straßen reitet, wenden die Bürger die Augen von ihm ab; der Advokat ist dreist und benimmt sich als reicher Mann.

Da dieses Unheil hat geschehen können, so spreche man nur nicht davon, daß wir besser und klüger geworden sind als unsere Vorfahren. Manche träumen sogar, alle Völker würden nach und nach veredelt, und das ganze Menschenwesen menschlicher.

Digitized by Google

Der liebevolle, poetische, sinnreiche Labitt steht in seiner sanften Miene immer noch neben mir. Seine Scherze und Späße sind für ihn zu grimmigen Feinden geworden, und seine Erleuchtung hat ihm zum schmählichen Tode heimgeleuchtet. Er hatte Unrecht, die Macht des Satans zu leugnen, denn aus jedem lachenden Wort ist ihm ein Höllengeist erwachsen, der ihn und andere Unschuldige den Henkern übergeben hat.

Mich wollte der Bischof auch als einen Freund des Labitt greifen lassen, und ich benutzte die letzte Stunde, um hieher zu entfliehen. Er hat sogar verlangt, daß mich die hiesige Kirche ihm ausliefern soll; aber man hat sein Begehren mit Verachtung zurückgewiesen. Hier spricht alle Welt, auch die Geistlichkeit, nur mit Abscheu von jenem unsinnigen Prozeß in Arras. — Der Himmel behüte Euch. —"

In Arras war die Stadt nach kurzer Zeit mit einer andern großen Erscheinung beschäftiget, denn der Graf von Charolais, der Erbprinz von Burgund, zog wirklich mit einem großen Gefolge ein. Die Klagen wegen des gefangenen Beaufort und der Uebrigen wies er von sich, weil er den Grafen Etampes, der ihm schon feindlich genug war, nicht kränken wollte, da er fürchten mußte, daß die Aussagen des Denis oder Köstein schon manches gegen diesen und der ihm verbündeten Familie Croys aussagen möchten.

Alle diese Händel, Anklagen und Prozesse, in denen durch die Kleinen die Großen so leicht verwickelt waren, erregten dem alten friedfertigen Herzoge ein Grauen, und er hätte gern alles dieser Art ohne Untersuchung der Vergessenheit übergeben. Diesen Widerwillen benutzten seine Freunde und Günstlinge, um alles, was ihnen und ihren Partheien schaden konnte, dem alten Manne als gleichgültig oder verdächtig vorzustellen, so daß er alles, was er nur konnte, von sich schob, und sich selbst lieber hinterging, und nicht sehn wollte, was sich seinen Blicken aufdrang, als daß er scharf und fest eingeschnitten hätte, weil er nicht wissen konnte, wie tief sein Messer eindringen müsse. So hätte er auch diese Händel und die Anklage gegen Denis, so wie dessen Rechtfertigung, gern unbeachtet gelassen. Aber diese Anklage des verzweifelten Denis, welcher sich auf den Erben des Reichs selber berief, und diesen zum Richter über sich und den jungen Günstling aufforderte, machte es dem Herzoge unmöglich, diese Händel nicht zu beachten. Um so weniger, da der Graf Charolais diese Klage so heftig auffaßte, daß er die Sache ganz wie seine eigne nahm, und knieend seinen Vater bat, diesen Prozeß, der nicht weniger als sein Leben bedrohe, in seine eignen Hände nehmen zu dürfen. Auf diese Bitte des Sohnes und Erben ließ der Vater sogleich Köstein, seinen thörichten Günstling, der Wache übergeben, und als einen des Hochverrathes Angeklagten nach Arras führen, um seinem Ankläger, Denis, gegenüber gestellt zu werden.

Wie viel der Prinz Carl nun auch erlangt hatte, so wußte er doch, daß, wenn auch Köstein aufgeopfert würde, man die Sache doch wohl so führen konne und werde, daß von demjenigen, was er eigentlich zu wissen begehre, nur wenig zu Tage kommen möchte. Er vermuthete, daß die Richter selbst den Kläger wie Beklagten so führen und lenken würden, daß die vielverschlungene Verwicklung sich in Privathändel und persönlichen Haß und Mord auflösen würde. Der Prinz sah manches deutlich und ahndete noch weit mehr, und doch mußte er sich gestehn, daß er nicht wünschen könne, Alles zu erfahren, und das weit verbreitete Netz des Verrathes ganz zu fassen und mit allen seinen Fäden in den Händen zu haben. Kennte er als Fürst handeln, so war viel gewonnen. Aber vom Argwohn des Vaters konnte er es nicht erwarten, daß dieser ihn zu seinem Stellvertreter ernennen und sich von den Regierungsgeschäften zurückziehen würde. Hätte der alte Fürst auch selbst aus Ueberdruß einen solchen Entschluß fassen können, so widersetzten sich alle Räthe und alle Verwandte des Herren einem solchen Schritte mit allen Kräften und auf jede Weise, weil die meisten fürchten mußten, daß der junge Prinz damit anfangen würde, ihnen allen Einfluß zu entziehen. Seine rasche, zornige Art, seine unfreundliche Laune hatte zu oft schon seinen Widerwillen gegen die Vertrauten und Günstlinge seines Vaters kund gegeben.

Denis war früher ein Diener des Ritter Köstein gewesen, von dessen Gnade er lebte. Denis hatte dann Reisen unternommen, und keiner wußte, wohin oder zu welchem Entzweck. Nur so viel hatte man erfahren, daß er in Frankreich und Italien gewesen sei. Seit der Dauphin von Frankreich am Hofe Philipps lebte, hatten sich die meisten Freunde des Herzoges an den Dauphin geschlossen, vielerlei mochte verabredet sein, worauf diejenigen, die gegen den Prinzen Carl waren, mit Sicherheit rechnen konnten, da jetzt dieser eilfte Ludwig zum König von Frankreich gekrönt war.

Denis hatte sich endlich mit seinem Beschützer Köstein entzweit. Sie stritten um eine Schuld, die der junge Köstein nicht anerkennen wollte. Denis erlaubte sich sonderbare Reden, über welche diejenigen erschraken, die ihn in seiner frühern Abhängigkeit gesehen hatten. Er bedrohte Köstein und gab zu verstehn, dessen Wohlfahrt liege unbedingt in seinen Händen. Köstein, der dies vernahm, verlachte diese Drohungen, und gab sich die Miene, Denis zu verachten. Er brachte aber durch Geschenke einen armen Verwandten des Canonicus Melchior dahin, daß dieser es über sich nahm, den unnützen Schwätzer Denis aus dem Wege zu räumen. Als Denis dies erfuhr, suchte er sich auch eine Parthei zu machen, und nach einigen Tagen fand man den Vetter des Canonicus ermordet. Seitdem war Denis unsichtbar geworden, weil alle Welt ihn für den Mörder hielt, und die Gerichte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Man suchte ihn emsig auf, ohne ihn finden zu können. Dem Herzoge hatte man erzählt, dieser Mörder trachte nicht nur nach dem Leben seines Lieblings, des jungen Köstein, sondern nach dem des Fürsten selber. Die Nachsuchungen und das Forschen nach diesem Denis war nun um so heftiger. Er war offenbar von mächtiger Hand beschützt; und da seine Gegner doch endlich seinen Aufenthalt in Arras entdeckten, so suchten sie ihn in einer Nacht meuchlerisch aus dem Wege zu räumen. Er war nicht ohne Hülfe und Begleitung, und jener Strauß erfolgte. Köstein und dessen Freunde hielten ihn für todt, und er war verschollen, bis Melchior ihn durch Zufall bei der alten Gertrud entdeckte. Hätte der Canonicus die Gesinnung des jungen Köstein mehr gekannt, so würde er den Gefangenen vielleicht nicht den Gerichten übergeben haben; denn der Günstling, der die Sache schon für ganz abgemacht hielt, mußte jetzt von neuem in die Fragen und Antworten eingehn. Er dachte es indeß durch seine Stellung und die Gunst des Herzoges durchzusetzen, und hielt es nicht für schwer, seinen ehemaligen Vertrauten einem ewigen Gefängniß überliefern zu können. Jetzt wendete sich Denis an den Grafen Charolais selbst und behauptete, Köstein habe ihn nach Turin gesendet, um Gift für ihn zu kaufen, mit welchem der Ritter den Erben Burgunds langsam hinrichten wolle.

Wenn Carl, den die Welt nachher den Kühnen nannte, auch diese Beschuldigung glaubte, so hatte er in seiner Stellung immer nur wenig gewonnen, wenn ihm der unbedeutende Köstein aus seinem Wege geräumt würde. Er war bei mehreren Verhören selbst zugegen, und Denis mußte dem Ritter seine Anklage ins Angesicht wiederholen. Köstein leugnete bald, bald gab er zu, und entschuldigte sich nur damit, die geheimen Schachtein hätten kein Gift, sondern ein künstlich bereitetes Liebespulver enthalten, durch welches Köstein die Liebe und das Vertrauen des Thronerben habe erwerben wollen, weil er deutlich dessen Haß gegen ihn erkannt habe. Die Pulver selbst aber waren nicht mehr vorhanden und in andern Verhören schien es wieder, als sei dieses Vorgegebene nur eine armselige Lüge des Denis, der sich durch diese gegen die schweren Anklagen Kösteins und des Canonicus Melchior retten wollte.

Richter und Beisitzer, Advokaten wie Schöffen führten die Sache so, daß der Prinz wohl merkte, wie durch höhern Einfluß Alles gehemmt sei und der Prozeß wesentlich nicht aus der Stelle rücke. So oft die Untersuchung sich zu den Gewaltigen des Landes zu lenken schien, so oft Kläger und Angeklagter auf diesen oder jenen irgend eine Hinweisung vorbrachten, so wurde bald auf mehr oder minder künstliche Art die Sache wieder in einen andern Weg geleitet. Denis schien weniger als Köstein zu wissen, aber man mußte glauben, daß Köstein den Glauben gefaßt hatte, er könnte sein Leben retten, wenn er schwiege, durch Widersprüche seine eignen Aussagen schwäche und lieber sich Lügen beweisen ließe, als daß man seiner Wahrheit vertraute.

Endlich wurden beide, Kläger und Angeklagter, des Todes schuldig befunden. Köstein, als Giftmischer, welcher den Prinzen hochverrätherisch habe hinrichten wollen, und Denis als Mörder und Mitwissender dieses Plans.

Am Tage vor seinem Tode ließ Köstein den Grafen Carl um ein vertrautes Gespräch in einem einsamen Zimmer ersuchen, wo sie von Niemand behorcht werden könnten. Die Richter und Edelleute wollten dem Prinzen abrathen, den Bösewicht vor sich zu lassen, der vielleicht in Verzweiflung jetzt noch einen Mordversuch an seiner geheiligten Person wagen würde. Doch Carl lächelte und ließ den Verbrecher vor sich erscheinen. Alle übrigen mußten das Zimmer verlassen und Köstein, krank, blaß und schwach kniete vor dem Thronerben nieder.

Der Graf Charolais stand groß und schlank vor dem in den Staub geworfenen Sünder, sah ihn aus seinem trotzigen braunen Gesicht mit den dunkeln Augen scharf an und sagte, indem er ihm mit der Hand winkte: Steht auf, Köstein, was habt Ihr mir zu sagen?

Köstein stand zitternd auf, warf den scheuen Blick umher und fragte: Ist auch gewiß Niemand zugegen?

Niemand, der uns hören könnte, sagte der Prinz; Ihr

Digitized by Google

saht selbst, wie sie sich alle in das fernste Vorgemach zurückgezogen haben. Ich denke aber doch, Ihr werdet mir hier die Geschichte von der Vergiftung oder von den Liebestränken nicht wiederholen wollen, oder alle jene Thorheiten, was Euch gegen Denis aufgebracht, oder was Ihr gegen den Elenden verschuldet haben sollt. Ich denke, um dergleichen war es Dir beim Bitten um dieses Gespräch nicht zu thun.

Nein, mein gnädigster Herr und Fürst, sagte Köstein, sondern da ich sehe, daß mein Leben verfallen ist, daß die Hoffnungen, die man mir machte, trügerisch sind, will ich Euch vor meinem Tode wenigstens einen Dienst leisten, da ich Euch durch mein Leben so sehr entgegen gestrebt habe.

So sprich, sagte der Fürst.

Der Graf Etampes, der jetzt hier zugegen ist und mich mit so vielen Versprechungen hinterging, ist einer Eurer schlimmsten Feinde. Aber wo hättet ihr die nicht! Die Nivernois, die Croys, die Räthe Eures Vaters, fast alle Großen des Landes. Man hat auch mich gemißbraucht, den alten Fürsten gegen Euch aufzubringen, Euch zu verläumden; die Parthei der Franzosen im Lande und unter Eurer nächsten Umgebung ist sehr groß. Man vertraute mir manches, und mehr noch habe ich errathen und erhorcht, da man mich für leichtsinnig und unbedeutend hielt, und viele sich in meiner Nähe ohne Rückhalt betrugen.

Fahre fort, sagte der Prinz, und sprich offen, da Du nichts mehr zu wagen hast.

Eure nächsten Diener, sagte Köstein, sind Euch ungetreu, wie Ihr Euch noch in dieser Woche davon überzeugen könnt. Wenn Ihr nach Gorkum von hier geht, so sind alle Anstalten getroffen, Euch auf einem Schiffe heimlich zu entführen.

Der Prinz sprang zurück. Wie! rief er aus; Du lügst!

Ein flüchtiger Brabanter, Rubempré, ist dort in der Stadt; sein Schiff ist im Hafen. Er verweilt da unter allerhand Vorwänden. Orli, Euer Kammerdiener, Franz, Euer Stallmeister, wissen um die Sache. Am Abend in der Dämmerung, indem Ihr nach Hause geht, sollt Ihr unter einem glaublichen Vorwand in eine Barke gelockt, und von dort mit Gewalt auf das segelfertige Schiff gebracht werden, welches dann sogleich in See sticht.

Der Prinz hatte sich entfärbt und war in tiefem Sinnen. Und wohin mich führen? fragte er dann.

Darüber sind die Verräther wohl noch selbst nicht einig. Genug, Euer Leben ist in Gefahr, wenn Ihr dieser Bosheit nicht zuvorkommt. Wie Euch der König von Frankreich haßt und fürchtet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Euer Vater ist so gut, daß er der edelste der Menschen sein würde, wenn seine Schwache, sein Mißtrauen ihn nicht immer wieder in die Hände Eurer Feinde lieferte. So sehr er Euch liebt, so giebt es Stunden, wo sein Mißtrauen, von den Croys und der französischen Parthei genährt, so stark wird, daß er Euch fürchtet, vor Eurer Heftigkeit zittert, und Euch die schwärzesten Complotte gegen seine Staaten und seine Person zutraut. Wie gereut es mich, daß ich mich selbst dazu habe mißbrauchen lassen, so viele seiner heitern Stunden zu vergiften. So glaubt er jetzt, Ihr habt Euch vom Hofe entfernt, um nach Holland zu gehn, und Euch dort als Souverain und unabhängigen Fürsten zu erklären.

Der Prinz schlug die Hände im Erschrecken zusammen. Nein! rief er dann, bleich im Gesicht, ich habe niemals glauben können, daß es die Bosheit meiner Feinde so weit treiben würde! — Er ging im Zimmer mit großen Schritten auf und ab. — So ist es mit mir denn ohngefähr eben so, — sprach er für sich selbst, — wie es mit diesem Dauphin Ludwig und seinem Vater Carl stand! — Dieses ewig wache Mißtrauen — diese grübelnde Zweifelsucht — diese Unfähigkeit, Glauben zu fassen — sie vergiftet jede Liebe, sie machen die Bande der Natur schwach und zerreißen sie oft. — Zwar bin ich kein schleichender, boshaft kluger Ludwig, und mein Vater ist stärker als der schwache Carl es war — und doch! — Oft ist es ja nur Nothwehr, wenn das doch endlich geschieht und geschehen muß, was erst nur Lüge und Verläumdung war! — Wie traurig, wenn auch der beste Sohn nach dem letzten Tage des Vaters aussehen muß, durch welchen er erst frei und mündig wird! —

Sein Blick war zornig, seine Wange roth geworden. — Und dieser Rubempré, fragte er hastig, indem er sich wieder nahe vor Köstein hinstellte, — welcher ist es? Der Bastard oder dessen Bruder?

Ihr wißt, sagte Köstein, der Bruder, der sonst auch ein lieber und vertrauter Diener Eures Vaters war, ist jetzt bei Ludwig dem Eilften in großem Ansehn, nachdem er Eure Dienste hier, mit schlechtem Vorwande, verlassen hatte; dieser hat wohl, auf Befehl des Königs, den Bastard ausgesendet, um Euch zu fangen. Ludwig rechnet fest auf Euren Untergang, und wird gewiß, wenn Ihr ihn nicht überflügelt, alles versuchen, um Euch zu stürzen. Vielleicht will er Euch als Geißel entführen, um Eurem Vater Provinzen abzubringen; vielleicht ist es auf Euren Mord abgesehn. Die nächsten Mitgenossen und Unterhändler dieser Bosheit sind Eure schlimmsten Feinde, die Herren von Croys. Aber, wenn es Euch auch gelingt, diesen Bastard zum Geständniß und zur Strafe zu bringen, diesen Croys werdet Ihr, so lange Herzog Philipp lebt, niemals etwas anhaben konnen, und dieser Rubempre ist so klug und vom listigen König gewiß so vorbereitet, daß Ihr Euch hüten müßt, daß in der Untersuchung die Anklage des Verbrechens nicht gegen Euch selbst gewendet werde.

Gut! gut! rief Charolais, dem Anschein nach wieder beruhigt. Ich sehe immer deutlicher, ich stehe auf einer dünnen Eisrinde über einem Abgrunde. Das Nothwendigste ist vorerst, diesen Rubempré zu fangen, und mich dann mit meinem Vater ganz und herzlich auszusöhnen, um ihm die Augen zu öffnen.

So thut, mein gnädigster Herr, denn einige Eurer nächsten Umgebung, scheinbar Eure Freunde, und die gegen Euch immer so eifrig auf den Herzog Philipp schelten, suchen Euch täglich zu überreden, Euch in Holland, oder hier in Flandern als unabhängig zu erklären und die Fahne des offenbaren Aufruhrs zu schwingen. Ich brauche Euch sie nicht zu nennen, die schon mehr wie einmal Euch dies als das einzige Mittel, Euch zu retten, heftig angepriesen haben. Ihr habt ihnen schon ein geneigtes Ohr geliehen; ja im vorigen Monat seid Ihr schon schwankend gewesen. Alles dies weiß der Herzog, denn von den Croys, die mit diesen rechtlichen Herren Eurer Umgebung in Verbindung stehn, erfährt Euer Vater alles. Und mit Zusätzen und Uebertreibungen, wie Ihr Euch selbst vorstellen könnt.

So ist mir denn, rief der Fürst wehmüthig und erzürnt aus, der Vater fast ein eben so gefährlicher Feind als der König von Frankreich! Und nirgend Freunde!

Ihr entfernt sie durch Eure Heftigkeit, sagte Köstein, und durch Eure wechselnde Laune, so daß es kaum möglich ist, Vertrauen zu Euch zu fassen. So höre ich wenigstens alle die sprechen, die sich, weil sie es vielleicht gut meinen, entschuldigen wollen.

Schweig! sagte der Fürst mit einiger Entrüstung; ich habe Dich nicht rufen lassen, daß Du mir Lehren geben solltest; und wenn auch vielleicht einiges Wahre in Deinen Worten wäre, so ziemt dem tiefgebornen Vasallen nicht, sie auf diese Weise auszusprechen.

Vergebt mir, sagte Köstein demüthig; einer, der doch zum Tode verdammt ist, wagt mehr als der Freund und Rathgeber.

Und so danke ich Dir, sprach der Fürst; oder hast Du mir noch etwas zu entdecken?

Noch eine Anzeige kann ich Euch mittheilen, sprach der junge Mann zagend, die Euch vielleicht die unglaublichste von allen dünken wird. Als jene dort in Gent, Brüssel und Brügge von dem Unsinn hier, dem Hexen-Prozeß, erfuhren, so verschmahten diese große Herren auch diese thörichten Begebenheiten nicht. Ich sprach mit dem Grafen Etampes, der jetzt die Stadt bei dieser Gelegenheit geplündert, und das Vermögen der reichsten Einwohner im Namen Eures Vaters eingestrichen hat, und er fand nicht nur meinen hingeworfenen Rath, daß ihn der Abfall dieser verkehrten Menschen aus allen seinen Verlegenheiten helfen könnte, sehr vernünftig, sondern er meinte auch gleich, es sei von der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß Fürsten und Herren, Monarchen und große Charaktere wohl auch schon von dieser Gottlosigkeit durchdrungen sein möchten. Noch mehr ergriff die Familie Croys, die sich immer durch Rechtgläubigkeit und frommen Sinn ausgezeichnet hat, diese aberwitzigen Geschichten. Man freute sich, daß der blödsinnige Bischof hier in seiner Verblendung die Sachen so ernsthaft nahm. Man wartete es nur ab, wie Bürgerschaft und Adel, wie Frankreich und die übrigen Provinzen diesen Prozeß ansehn würden. Alle hofften eifrig, das Feuer sollte alle Stände und die Vernunft aller Menschen sogleich ergreifen. Man hörte nicht auf eine Einwendung, daß jede tüchtige Dummheit Jahre brauche, um sich einzuwurzeln und die segenreichen Früchte zu tragen. Ja, mein Prinz, wäre Frankreich und Deutschland, vorzüglich aber Euer Land, in einen pöbelhaften Jubel und Glaubenseifer über diese ruchlosen Anklagen und Verhaftungen ausgebrochen, hätten sich nicht Adel und Bürgerstand, vorzüglich aber die Universität von Paris und die Doktoren dagegen erklärt, so — —

Nun, so! rief der Prinz; sprich, Unglücklicher! —

So, sagte Köstein zögernd, — so hätte dieser und jener es wohl einer Armgard, oder Thalburg, oder wie die alten Weiber heißen mögen, auf die verdorrte Zunge gelegt, Euern Namen zu nennen, und Euch als einen Genossen des Sabbaths anzuklagen. —

Der Prinz ging plötzlich wieder auf und ab und rief:

Digitized by Google

Sollte es möglich sein? So sehe ich denn wie man meinen Vater und auch mich verachtet! — Ich will Dir hierin nicht glauben, Thörichter. — Hast Du aber nicht, sprich selbst und ungezwungen, Deinen Tod zehnfach verdient, der Du so um alle diese Complotte wußtest, zu ihnen gehörtest und schweigst?

Des Todes, sagte Köstein ruhig, bin ich schuldig; ich sterbe, aber Ihr könnt nicht alle hinrichten lassen, die eben so, oder noch mehr schuldig sind als ich.

Du hast Recht, Elender, antwortete der Fürst, winkte, und ließ Köstein wieder fortführen, der am folgenden Tage enthauptet wurde, so wie Denis, sein ehemaliger Gesell.

Der Prinz ging nach Gorkum und ließ dort den Bastard Aubempré verhaften, versöhnte sich mit seinem Vater, und gerieth in tiefe Verwicklung mit seinem Adel und dem Könige von Frankreich.

Das Leben des Dechanten war gebrochen. Sein geistlicher Stolz war zu einer irren, ungenügenden Demuth, seine Sicherheit des Wissens zum leeren Zweifel, und sein fester Sinn zur Haltungslosigkeit herabgesunken. Seine Mitbrüder erkannten ihn kaum wieder, wenn sie ihm begegneten.

Der Bischof, jetzt noch dreister geworden, ließ wiederum Bürger und Kaufleute, auch Bauern verhaften, die sich verdächtig gemacht hatten oder die angezeigt waren; der Dechant aber zog sich von allen Untersuchungen und Verhören zurück, Krankheit vorschützend, welche ihm auch aus Angesicht und Auge zu sprechen schien.

Er vermied die Menschen, irrte gern im Felde umher, und verschloß sich dann wieder in seiner stillen Zelle. Dort blätterte er in einer Nacht in Papieren und Briefen, die ihm noch aus dem Nachlaß der alten Gertrud, von der Untersuchung ihrer Anklage, waren liegen geblieben; andre hatte ihm der Bischof, nach gefälltem Urtheil, wieder zurückgesendet. Da sie freiwillig alles selbst bekannt hatte, so waren diese Blätter nicht beachtet worden, und der Dechant nahm sie jetzt, in tiefer Nacht, um sich zu zerstreuen, wieder vor. Unvermerkt war er in Briefschaften mit aller Aufmerksamkeit festgehalten, die von der Jugendgeschichte der alten Zauberin vieles erzählten; sie war die Tochter vornehmer und reicher Eltern in Gent, hatte viele Freier gehabt und einen nach dem andern höhnisch abgewiesen. Ihre Schönheit lockte aber neue an, die eben so hart behandelt wurden. Dies alles zeigte sich auf alten vergilbten Blättern, zerrissenen Zetteln und in einer alten Kapsel, welches alles auf dem Grunde eines halb vermoderten Kastens, des einzigen, den die Alte besaß, gelegen hatte. Von ihr waren diese Blätter gewiß vergessen worden, sonst hätte sie sie wohl nicht aufbewahrt.

In der Kapsel fand sich eine Sammlung von Briefen, welche mehr zusammen hingen; sie waren fast alle von derselben Hand. Ein junger, schöner Krieger hatte endlich den Zauber der Spröden gebrochen, sie war ihm mit Wohlwollen, später mit Liebe entgegengetreten. Bald war ihr Verhältniß ein vertrautes geworden. Unwillkührlich stellte sich dem Dechanten das Bild der Frau Catharina vor, indem er dieses Lob der Schönheit, die Schilderung der Reize las; er schauderte, wenn er einen Augenblick wieder an die alte, greise, wahnsinnige Gertrud dachte, an welche ein wilder und frecher Jüngling, in Liebe erglüht, diese trunknen Worte vor vielen Jahren gerichtet hatte. Der schwärmende Soldat vertheidigte sich in andern Briefen gegen Anklagen, versprach besser zu werden und wieder die Kirche zu besuchen. Es fand sich sogar das Zeugniß eines Priesters, daß er wieder gebeichtet und am Sakrament Theil genommen hatte. Nun wurde auch der Name dieses Kriegers deutlicher, der Zeit nach traf es ebenfalls zusammen, daß er kein anderer war, als der Vater der Catharina Denisel. Nun fehlten Blätter, und es war plötzlich von einem Knaben die Rede, welchen der Liebende heimlich bei guten und sichern Leuten untergebracht hatte. Die Briefe trösteten, die Worte, wie gezwungen sie gestellt waren, suchten zu beruhigen. Es ergab sich, daß die Eltern der schönen Gertrud vor Gram gestorben waren, da sie die Schmach ihres Kindes entdeckt hatten. Wieder Trost und Nachricht vom Knaben, der von einer wohlwollenden Frau auf dem Lande versorgt wurde. Er beschreibt die Lage des Dorfes und des Hauses. Er kann aber seine Verlobte, auch ein reiches, angesehenes Mädchen, nicht verlassen; selbst sein Beichtvater macht es ihm zur Gewissenssache. Diese Verlobte war die Mutter der Denisel, wie es Name und Familie zeigte. Jetzt sah man, wie die kürzeren und seltneren Briefe das Erlöschen seiner Leidenschaft deutlich ausdrückten. Die Wittwe des Wassermüllers hatte dem Beichtvater den Knaben, der schon drei Jahr alt war, übergeben; er wollte ihn zum Geistlichen erziehen. Dieser Priester hieß Dubos; ein strenger Mann; er meldete plötzlich, der kleine Markus sei verstorben. — Ein wilder Brief der Gertrud, wie es schien der Entwurf eines abgesendeten, schilderte ihr Elend; sie wollte alles, was sie besaß, den Armen geben, und unbekannt, zur Strafe und Abbüßung ihrer Sünden, als Bettlerin leben. — Sie mußte diesen Vorsatz wohl ausgeführt haben, und in Arras, einer fremden Stadt, hatte sie sich verborgen und den Augen aller Bekannten und Freunde entzogen.

Plötzlich geschah wie ein heftiger Ruck im Gehirn des Lesenden. Ihm schwindelte. Er las wieder, und immer deutlicher wurden ihm die Erinnerungen, immer klarer trat alles in Zusammenhang. Er erinnerte sich jener Mühle im schönen Thal, er gedachte des strengen, finstern Priesters, von dem er den Namen Dubos hatte annehmen müssen. Als man ihn selbst zum Priester weihte, forschte er bei Dubos nach seinen eigentlichen Eltern, da er doch kein Sohn eines Geistlichen sein könne. Dubos hatte ihm im Vertrauen eröffnet, er sei die Frucht der Sünde und möge seinem Ursprunge nicht nachforschen, auch seien alle seine Angehörigen gestorben, die man schon längst vor ihrem Tode von seinem Hinscheiden überzeugt habe, um ihn ganz für die Kirche, als einen Sohn derselben, ohne Einspruch von andern erziehen zu können. Seine Eitelkeit erschrak damals vor dieser Entdeckung, und er selbst ging von der Zeit an allen Fragen über seine Herkunft am meisten aus dem Wege.

Jetzt enthüllte sich ihm das ganze entsetzliche Geheimniß. Gertrude war seine Mutter gewesen und Catharina Denisel von seinem Vater her seine Schwester. Von Leidenschaft geblendet hatte er diese verrathen, und dazu geholfen, sie und die eigne wahnsinnige Mutter dem Scheiterhaufen zu überliefern.

Ein ungeheurer Haß gegen den Bischof und gegen sich selbst ergriff sein zerrüttetes Gemüth. Er verließ die Zelle und irrte die ganze Nacht wehklagend in der Stadt umher. Die Einwohner erstaunten, ihm am Morgen so zu begegnen, der alle Zeichen des Wahnsinns an sich trug. Ohne Zusammenhang erzählte er jedem von sich, dem Bischof, der alten Gertrud und der schönen Denisel. Der Bischof, der von seiner Verrücktheit hörte, ließ ihn nicht vor sich, als er diesen um ein Gespräch ersucht hatte, und man führte ihn noch an demselben Tage in ein Zimmer des Narrenthurms, wo er nach einigen Wochen in seinem Elende verschied, indeß man sich in der Stadt mit den seltsamsten Gerüchten von ihm trug. Zum Theil hatte man die Wahrheit errathen, alles aber ward durch die Zusätze und Erzählung der gemeinen Bürger in ein grausenhaftes Mährchen verwandelt.

Der Bischof sah seine Krankheit und Raserei nur für Bestrafung an, die ihm wegen seines vertrauten Umgangs mit der Hexe Denisel vom Himmel verhängt sei. Er war froh, daß der Dechant so von seinem geistlichen Amte entfernt war, denn er kämpfte immer mit seinem Gewissen, ob er ihn nicht als Zauberer und Ketzer verhaften und verdammen sollte.

In dieser Stimmung, sich schon freuend, wie viel die neuen Verhöre der Eingekerkerten und die Aussagen auf der Folter wieder ergeben, welche Entdeckungen aus ihnen hervorgehn müßten, erhielt der Prälat folgendes seltsame Blatt, welches sein Gemüth noch höher aufspannte.

„Morgen, gegen die Zeit der Dämmerung, seid Ihr allein, denn Alles folgt der großen Prozession, die Ihr diesmal nicht begleiten wollt. Hoher Mann, wenn Ihr um die Zeit, doch ohne alle Begleitung, einen Unbekannten in dem dunkeln Buchengange Eures Gartens sprechen wollt, so kann dieser Euch viel wichtigere Entdeckungen mittheilen, sonderbarere als alles, was bisher gefunden ist. Mißtraut Ihr mir, seid Ihr nicht ganz einsam, so erscheint Niemand, und Ihr bleibt vom hohen Geheimniß ausgeschlossen."

Das Blatt war sonderbar undeutlich geschrieben, und der Bischof ging mit sich selbst zu Rathe, wie er sich zu benehmen habe. Da es ihm aber schien, daß ein Gleich- und Wohlgesinnter, ein Eifernder für die gute Sache ihm diese Worte gesendet hatte, so theilte er Niemand den Inhalt desselben mit, und erwartete mit Ungeduld die Dämmerung. Da er sich nicht wohl befand, entfernte er, um ganz einsam zu sein, alle Diener, und begab sich dann am Abend in den dunkeln, abgelegenen Buchengang. Er erstaunte, den Unbekannten, einen riesengroßen Mann, der seine starke Figur bis auf den Kopf sogar in einen schwarzen Mantel gehüllt hatte, schon dort zu finden.

Schüchtern näherte sich der Prälat der großen finstern Gestalt und sagte: Ihr schon hier? Der Thürhüter hat noch Niemand eingelassen.

Brauch' ich des Eingangs dort? antwortete der Fremde mit dumpfer tiefer Stimme; mir stehn alle Wege offen, und ich hätte Euch deshalb eben so gut in Eurem Zimmer, ohne Anmeldung, besuchen können.

So? sagte der Bischof, und es schauerte ihn. Und was könnt Ihr mir entdecken?

Daß, wenn Ihr nicht morgen schon, rief der Verhüllte, morgen schon alle die unschuldig Eingekerkerten freigebt, Ihr, Unsinnigster, selbst in wenigen Wochen als Ketzer und Hexen-

meister den Scheiterhaufen besteigt, auf derselben Stelle, wo Ihr jene Armen, falsch Angeklagten oder Wahnsinnigen habt hinrichten lassen.

Der kleine Bischof zitterte und mußte sich an einen Baum lehnen. Und, wenn ich sie nicht freispreche? sagte er mit dünner, fast erlöschender Stimme, indem er sich zu ermannen strebte.

Zehn böse, wilde Menschen haben sich verschworen, wenn Ihr nicht von Eurem Rasen lasset, Euch einstimmig als einen der obersten Hexenmeister anzugeben, sagte jener. Sie alle sind selber in den Sabbath eingeweiht, sind alle Zauberer: aber sie sind so von bösen Geistern besessen, daß sie sich alle mit Lachen wollen verbrennen lassen, wenn sie Euch, giftigen Pfaffen, nur ebenfalls den Flammen überliefern können. Sind also die Gefangenen morgen nicht frei, so tobt morgen schon der Zeter durch die ganze Stadt, daß Ihr auch ein Mitglied des Hexen-Sabbaths seid; die Bürger und der Adel, die Ihr gemißhandelt habt, werden es glauben, und Ihr werdet nach denselben Formen gerichtet und verdammt, die Ihr selber eingeführt, und die Ihr nicht wieder umstoßen könnt.

Wer seid Ihr denn, klagte der Bischof, furchtbarster aller Menschen!

Ich bin kein Mensch! rief der Fremde mit donnernder Stimme, und schlug den Mantel vom Gesichte zurück, das schwarz, verzerrt und mit brennenden Augen den halb ohnmächtigen Prälaten angrinzte; der Satan bin ich, sagte die hohe Gestalt, der Dir schon sonst Geister und Gespenster zugesendet hat, um Dich zu ängstigen. Keinen von den Unschuldigen, die Du hast hinrichten lassen, habe ich bekommen, und Carrieur war ein frommer Mann; aber auf Deine Seele rechne ich!

Der Bischof ward von seinen Leuten, die ihn suchten, da es finster geworden war, ohnmächtig auf der Erde gefunden. Er war seitdem still und gemüthskrank, ließ die Eingekerkerten frei, und zog sich, als schwach am Verstande, von allen Geschäften zurück. Guntram, der zurückgekommen war, hatte, für seine Kraft ein Leichtes, die Mauer des Gartens überstiegen, um in der Maske den Prälaten zu erschrecken. Und so endigte mit einer Posse dieses fratzenhafte Possenspiel der unmenschlichsten Tragödie, die Unvernunft gedichtet und blödsinnige Grausamkeit hatte aufführen lassen.

Als der Herzog von Burgund, Philipp der Gütige oder Gute, mit dem Grafen Etampes und seinen übrigen Günstlingen zusammenkam, ward auch die Rede auf die Hexengeschichten von Arras gewendet; ich will nicht, sagte er, da der Bischof krank ist, daß in dieser Sache fortgefahren werde. Ich glaube, daß der von Baruth nur das Heil der Kirche und die Unverletzlichkeit der Religion im Auge gehabt hat. Aber unsre Nachbarn sind erschreckt, die Sache ist räthselhaft, der stärkste Ankläger ist krank geworden, der Dechant ist wahnsinnig; — kann man es, unter diesen Umständen, nicht auf sich selbst beruhen lassen?

Der Graf Etampes gab dem Herzoge Recht und bewunderte dessen Klugheit und Menschenliebe. — Nun gut, fuhr der alte, kranke Herzog fort, ich habe mich mit meinem Sohne versöhnt, und wünsche, daß alle meine Vasallen jetzt, diese Aussöhnung beherzigend, ihn als mein zweites Ich, als meine eigne Person ansehen mögen. Graf Etampes, lieber Vetter, von Deutschland, Frankreich und England habe ich Briefe erhalten, die mir melden, daß ich, als meineidiger Fürst, unter dem Vorwand der Ketzerei, mich des Vermögens meiner [illegible] terthanen bemächtige, und sie, damit keine Einrede stattfi[illegible] verbrennen lasse, um ihnen den Mund zu stopfen. Ihr, [illegible] ter, seid mein Zeuge, daß dem nicht so ist; wir müssen [illegible] den bösen Menschen die Mäuler stopfen, die immerdar schwa[illegible] ohne daß sie selber wissen, was sie eigentlich sagen. Ich [illegible] also der Meinung, daß man der Frau des Köstein, obg[illegible] er wegen Hochverrath hingerichtet, ist, die Güter und [illegible] Vermögen des Mannes lasse, welches ich ihm alles gesch[illegible] habe. Er war, seine Bosheit abgerechnet, ein guter Ju[illegible] und man muß auch nicht immer das Aeußerste durchse[illegible] wollen.

Der Graf verneigte sich und war derselben Meinung. [illegible] war für jetzt aus allen seinen Verlegenheiten gerettet, [illegible] wenn er auch die Summe, für welche sich Beaufort verbü[illegible] hatte, bezahlte, so blieb ihm doch von den eingezogenen [illegible] tern so viel übrig, daß diese Wiederzahlung einer alten Sch[illegible] nur eine Kleinigkeit war.

Der eigentliche Bischof von Rom kehrte jetzt von sei[illegible] Gesandtschaft zurück. Er mißbilligte das Verfahren sei[illegible] Stellvertreters, und eben so der Papst. Noch mehr that [illegible] der berühmte Aeneas Sylvius, Graf Piccolomini, welcher [illegible] den Stuhl bestieg. Doch blieb der Hexen-Prozeß noch [illegible] der Schwebe.

Nach zwei Jahren ward Schakepeh, der Ritter Beauf[illegible] Taket und Josset freigesprochen, aber sie waren verarmt. [illegible] ließ Schakepeh seine Tochter von Paris zurückkommen, [illegible] wenigstens ihre Mitgift gerettet hatte, obgleich dies als [illegible] Geheimniß verschwiegen wurde. Sie vermählte sich dem j[illegible] gen Friedrich, und die Eltern kauften vom Grafen Etam[illegible] jene unscheinbare Hütte in der Vorstadt, in welcher Gert[illegible] gelebt hatte. Nach und nach ließen die Familien von ih[illegible] klug geretteten Vermögen etwas mehr sehn, kauften die [illegible] benhäuser, die auch nur unscheinbar waren, und bauten n[illegible]

Endlich, als der Bischof, der Dechant, der alte [illegible] zog, Graf Etampes längst verstorben waren, und schon l[illegible] vor ihnen der alte Beaufort, als Burgund gestürzt [illegible] zwischen Frankreich und Oestreich getheilt war, als Fried[illegible] von seiner liebenswürdigen Sophie schon erwachsene Sö[illegible] und Töchter hatte, ward jener Hexen-Prozeß von 1459 n[illegible] einmal durchgesehn, und völlig kassirt und für null und n[illegible] tig erklärt. Man rief aus, daß Peter Carrieur, der Ma[illegible] Labitt, Frau Catharina, die alte Gertrud und die übri[illegible] Weiber, welche verbrannt waren, so wie Beaufort, de[illegible] Sohn, Taket, Josset, Schakepeh, und wer noch beschuld[illegible] war, völlig unschuldig, rein und tugendhaft befunden wä[illegible] und das Gedächtniß und die Ehre ihrer Familien und ih[illegible] Namens wieder hiermit hergestellt würde.

Aber das Vermögen, das Leben der Angeklagten war [illegible] schwunden und längst vernichtet. Friedrich, so wenig wie [illegible] phie oder deren Kinder, wollten bei dieser Ehren-Erklär[illegible] gegenwärtig sein. An derselben Stelle, wo vor vielen Jah[illegible] die Angeklagten waren verbrannt worden, wurde, nach[illegible] man ihre Ehrenrettung laut vorgelesen hatte, eine lustige [illegible] mödie gespielt, über welche die Zuschauer viel lachten. [illegible] doch war dieser unsinnige Hexen-Prozeß nur der erste g[illegible] in Europa, nach dessen Form bis 1700, bis auf Thom[illegible] und Spee's Einrede, so viele Unschuldige und Wahnsinn[illegible] dem Feuer geopfert wurden.

Johann Friedrich Liede

ward am 9. April 1732 zu Pasewalk geboren, studirte seit 1752 zu Halle Theologie und wurde 1757 als Sekretär des Generals Mayr, 1759 aber als Feldpredigerprediger bei dem Regiment Anhalt-Bernburg angestellt. 1774 folgte er einem Ruf als Oberprediger nach Schweidnitz und Schulinspector mehrerer Kreise. Er starb daselbst als Consistorialrath am 19. October 1795.

Von ihm erschien:

Friedrich von Preußen, Ode. Stettin, 1752.

Moralische Reden. Halle, 1765—1769; neu 179[illegible]

Auserlesene Lieder für die Garnisongemein[illegible] Halle, 1760; neu 1769.

Unterhaltungen mit Gott in den Abendstund[illegible] Halle, 1771. 1772. (9. Aufl. von Wilmsen. H[illegible] nover, 1813.)

Casualreden. Halle, 1777—1796.

Sowohl durch seine Erbauungsschriften wie [illegible] seine Kanzelreden erwarb sich L. zu seiner Zeit [illegible] dauernden Ruf.

Digitized by Google

Thomas Franz Tiede

ward am 15. Juni 1762 zu Pasewalk geboren, wurde, nachdem er das Studium der Theologie auf Universitäten vollendet hatte, 1783 Inspector und Lehrer an der Friedrichsschule zu Breslau, 1785 Prediger in Steinseifersdorf bei Reichenbach, 1786 Diakonus und bald darauf Oberprediger zu Reichenbach, wo er am 22. Januar 1824 starb. Von ihm erschien:

Der Communicant. Breslau, 1801.
Sonntagsabende, Andachtsbuch. Breslau, 1799.
Die denkwürdigsten Jahrstage Schlesiens. Glatz, 1802—1804.
Merkwürdigkeiten Schlesiens. Reichenbach, 1804.
Die Siege bei Leipzig. Berlin, 1813.
Die letzten Stunden. Berlin, 1814.
Kanzelgemälde und Altarstücke aus den Zeiten der Dienstbarkeit und der Morgenröthe der Erlösung. Berlin, 1814—1816. 1818.

Seine Erbauungsschriften wie seine Predigten zeichneten sich durch Wärme, Klarheit und Lebendigkeit aus und fanden zu jener Zeit viele Freunde.

Dieterich Tiedemann

ward am 3. April 1748 zu Bremervörde im Herzogthum Bremen geboren, studirte schon auf dem Athenäum zu Bremen philosophische Schriften und ging 1767, ohne sich für eine bestimmte Wissenschaft berufen zu fühlen, nach Göttingen. Kästner flößte ihm die größte Neigung zur Mathematik ein, doch fand er ihre Schwierigkeit für sich unüberwindlich. Ueber dem Lesen der Fielding'schen Romane, durch Rousseau und Pascal ergriffen, kehrte er zu dem Ideal seiner Kindheit, der Theologie zurück: doch konnte er sich mit der Dogmatik nicht befreunden. Nicht besser ging es ihm in der Jurisprudenz: die Unumschränktheit philosophischer Studien befriedigte ihn allein. Doch mußte er, um seinen Vater zu beschwichtigen, 1769 das Opfer bringen, eine Hauslehrerstelle in Liefland anzunehmen, die ihn vier Jahre lang seinen Lieblingsbestrebungen entzog. Im Jahre 1773 kehrte er in seine Heimath, 1774 nach Göttingen zurück, wo er in dürftigen Umständen theils schriftstellerte, theils Studenten unterrichtete. Aber Heyne erkannte die Anlagen des schüchternen Manns, der eine Zierde seines Seminars war, und nahm die Professur der alten Literatur zu Cassel, zu welcher er Tiedemann vorgeschlagen, ohne ihn zu fragen, für seinen Schützling an. Tiedemann, bisher nur Doctor der Philosophie, folgte diesem Rufe und gewann in der damals geistig angeregten Stadt, an der Seite von Dohm, Georg Forster, Johannes Müller eine herrliche Stellung. Im Jahre 1786 bei der Auflösung des Carolinums wurde er mit mehreren seiner Collegen nach Marburg versetzt und erhielt den Hofrathstitel. Er starb am 24. Mai 1803.

Er gab heraus:

Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga, 1772.
System der stoischen Philosophie. Leipzig, 1776. 3 Thle.
Untersuchungen über den Menschen. Leipzig, 1777. 1778. 3 Thle.
Griechenland's erste Philosophen. Leipzig, 1780.
Geist der speculativen Philosophie. Marburg, 1791—1797. 7 Thle.
Theätet. Frankfurt, 1794.
Idealistische Briefe. Frankfurt, 1798.
Handbuch der Psychologie, herausgegeben von Wachler. Leipzig, 1804.

T. schloß sich als Philosoph keinem bestimmten Systeme an, sondern suchte als Eklektiker vermittelnd einzutreten und zeichnete sich hier durch Scharfsinn und reiches Wissen sehr vortheilhaft aus.

Christoph August Tiedge

ward am 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt bald ein Secretariat bei dem Landrath zu Magdeburg. Doch unbefriedigt durch die juristische Laufbahn, wandte er sich 1776 nach Elrich in der Grafschaft Hohenstein als Erzieher. Hier schloß er mit Göckingk, Gleim und Klamer Schmidt einen zärtlichen Freundschaftsbund; auch lernte er Elise von der Recke damals zuerst kennen. 1784 zog er Gleim und Schmidt zu Liebe nach Halberstadt. 1792 jedoch ging er als Gesellschafter, Privatsecretär und Erzieher in das Haus des Domherrn von Stedern und übersiedelte 1797 mit dieser Familie von Neinstädt bei Quedlinburg nach Magdeburg, wo ihm Archenholz, Matthisson und Köpken seine alten Freunde ersetzten. 1798 begleitete er Frau von Stedern nach Quedlinburg und blieb bei ihr, bis sie 1799 ihrem Gatten folgte, der vor fünf Jahren gestorben war. Er hätte mit der Pension, die seine Freundin ihm bestimmt, recht gut von einer Vicariatspräbende, die Gleim ihm verschafft, leben können, doch war er zu gebeugt, als daß er nicht wünschen mußte, seinen Wohnort zu ändern. Nach einigen Reisen hielt er sich abwechselnd in Halle und Berlin auf; — hier fand er Frau von der Recke wieder und begleitete sie auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien von 1805—1808 und, nach ihrer Heimkehr, erst nach Berlin, 1819 nach Dresden. Der im Leben ihr unzertrennlicher Freund gewesen, sollte auch nach ihres Testaments Bestimmung, als sie 1833 starb, in den Räumen seine Tage beschließen, die in unveränderter Einrichtung ihn immer an die verklärte Freundin erinnern mußten. Erst im Jahre 1840 starb er, nachdem er noch vor Kurzem eine schwere Krankheit überstanden hatte. — Seine Schriften sind:

Urania. Halle, 1801; oft aufgelegt.
Frauenspiegel. Halle, 1806.
Elegien und vermischte Gedichte. Halle, 1803; 2. Aufl. 1814.
Das Echo; oder: Alexis und Ida. 1812.
Nennchen und Robert. Halle, 1815.
Denkmale der Zeit. Halle, 1814.
Die Wanderer, am Geburtstage der verewigten Königin Louise.
Lebensbeschreibung der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland. Leipzig, 1823.
Gesammelte Werke. Halle, 1823—1829.
Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle, 1836.
Nachlaß, herausgegeben von Falkenstein. Dresden, 1841.

T. ist von einer späteren Generation häufig und nicht ganz mit Unrecht wegen seiner zu sehr vorherr-

Digitized by Google

schenden Sentimentalität getadelt worden, durch welche er dagegen in seiner Blüthezeit, wo die allgemeine Neigung sich dieser Richtung zuwandte, große Geltung und Berühmtheit erlangte. Tiefes und warmes, wenn auch nicht immer männliches Gefühl, Innigkeit und Zartheit und eine seltene Herrschaft über Sprache und Form, weisen ihn jedoch immer einen hohen Rang unter den deutschen Dichtern an. In der didactischen Poesie, wenn man anders überhaupt diese Gattung gelten lassen will, steht er unerreicht da, indem er seine Stoffe mit eben so großer Gewandtheit als Anmuth zu behandeln wußte, und mehrere seiner Episteln und Elegieen, sowie viele Einzelnheiten in seiner Urania, können mit vollem Recht in ihrer Art Anspruch auf den Namen von Meisterwerken machen.

Vertrauen auf Gott.

Groß ist der Herr; die Berge zittern
Vor seiner Gottesmajestät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorüber geht.
Doch Liebe strömt aus seiner Hand
In finstern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo sich der Halm entfaltet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrscht sein Gesetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben giebt und Freude schafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm ist deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menschen nicht.
Der so viel giebt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geist!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Ist dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Frieden, deinem Harm
Wirf seiner Huld dich in den Arm.

O schwinge dich empor vom Staube,
Verfinstern deine Tage sich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Versagend selbst erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das heil'ge Dunkel seiner Huld!

Gott fehlet nicht! O Seele, thue
Was dir gebührt, sei fromm und gut!
Versage dir nicht diese Ruhe;
Aus ihr erwächst der hohe Muth,
Der, wenn das Unglück uns umstürmt,
Uns rettet, tröstet, hebt und schirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmsten Wunsch versagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruh'n im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Skolie.

Pflanzt die Gläser auf den Tisch!
Trinkt die schwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! singet Lieder!
Myrt' und Aster sind noch frisch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unsre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen sprießen,
Gern des milden Thau's genießen:
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebensaft begießen.

Hier, soll Freud' und Friede sein,
Und der Kriegsposaunenbläser
Finde heute keinen Leser!
Jedes Herz sei hell und rein,
Rein und hell, wie unsre Gläser!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finster wolkig, draußen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die sanfte Fröhlichkeit
Ueber unsern Kreis gezogen.

Frohsinn würzt ein Festgelag,
Er macht Seel' und Leib genesen.
Jener Ernst von finsterm Wesen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonaparte's Thaten lesen!

Leben soll die beff're Zeit!
Und kein Gete soll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben soll die Menschlichkeit,
Trotz den Geten und den Szythen!

Leben soll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts soll diesen Kranz entzweien!
Klingt die Gläser an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeschieden,
Abgelöst ist jedes Joch;
Selbst der Gram entschlief in Frieden.
Meine Liebe, wachst du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der sich nur der Nacht vertraut!

Töne leiser, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenster weht die Stille,
Ruhig ist ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ida nicht! sie schlummert schon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage spricht,
Nächtlich düstre Geisterschauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beseelt der Raum mit Muth,
Wo die sanfte Unschuld ruht.

Stummer wird's, und immer stummer.
Lüftchen, wecke sie nicht auf,
Bringest du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

An den Schlaf.

Sohn der Nacht; laß um Elisen
Deine Stille niederthau'n,
Duftig, wie auf Liljenwiesen
Sommerliches Abendgrau'n!

Nein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh' um ihr Gemüth;
Und mit schönen Bildern schließe
Sich ihr sanftes Augenlied!

Nieder sink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwischen dieser Welt
Und der stillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

Digitized by Google

O, kein Trauerbild beflecke
Dieser Augen heil'ge Ruh'!
Wie in Wölkchen, Schlummer, decke
Dies Gestirn der Liebe zu!

Komm aus Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch säumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküssen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmlisch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in seine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüthe,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern schöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Rosen-Phantasie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypressen,
Aus des Lethestromes Fluth!
O, sie darf ja nichts vergessen!
Engelthat ist, was sie thut.

Darum führe du ihr Lieber
Sanft, mit deinem Liljenstab,
Einen schönen Tag vorüber,
Dem sie eine Krone gab!

Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinab;
Blumen schlafen, und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt;
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft.
Hier an dieses Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schädelstätten überschau'n.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Erndtefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n; sie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert,
Weist den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypresse hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt!

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sah'n die graufe Schlacht:
O sie schlafen ruhig, und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Rocheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Diese Greisin, diese düst're Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher deiner Welt, du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der sein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, sie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen;
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Cicad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestöhnt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach?
Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest du dort um die Todtenhöhle
Durch das Nachtgrau'n deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub;
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach! und kann sie nur bestreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen sanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein zartes Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüberzieht,

Digitized by Google

Klagend eine silberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeist'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehalt'ner Wellenfall.
Leise schwebe sie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Weiß der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum,
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick:
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elysium zurück.
Viel der edeln Männer sind gefallen;
Aber Kleist, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Fluth der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der gold'nen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseins so die Faden reißt!
Welche Faden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Lustig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm:
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hieher, Volksregierer,
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu sein.
Hier schau her, wenn dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Grau'n!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubau'n?

Einen Lorbeerkranz verschmäh'n, ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Es verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich!

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bess're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden;
Des Verwüsters Hand ist ausgestreckt;
Und die Wahrheit wird den Menschen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz versteckt!"

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze schimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüsten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das schimmert in blendender Lilientracht.

Es leuchtet einen Stundenschlag
Ins finstre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein stiller Tag
Der Unschuld, heilig unter;
Dann ist es, als wandelten Geister dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine sanfte Lichtgestalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt sich empor, und wallt, und wallt,
Und schwindet in den Lüften.
Es wehet und säuselt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal stand einst ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und moosig;
Da blühte Bertha still und rein,
Ein Mägdlein, zart und rosig,
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die spielenden Lämmer der Wiese schaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirschen und nach Rehen:
Da sah er früh im Morgenstral
Am Zaun das Mägdlein stehen.
„Was schaust du hier," sprach er, „am grünen Zaun?
Komm' mit mir! dort oben ist mehr zu schaun!"

„Du sollst mein trautes Liebchen sein,
Zu schön für eine Hütte." —
Doch Bertha sprach: „„Das kann nicht sein!""
Und floh in ihre Hütte.
Da fand sie die Mutter am stillen Heerd:
„„Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt."" —

„„Ob auch der Junker dein begehrt;
Laß dich sein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus seinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, säume nicht, rette dich!"" —

„„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor seinem Dienerschwarme?""
So weinte sie, und stürzte sich
Der Mutter in die Arme. —
„„Ein Kloster, mein liebliches Töchterlein;
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

„„Da schmücket dich mit keuschem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangst du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirst du in graulicher Mitternacht
Von schirmenden Engeln getreu bewacht."" —

„„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Klosterstille,

Digitized by Google

Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!'"
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie riſſen Bertha frevenlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!" —

„Du Sohn Maria's!'" rief ſie laut,
„Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf' und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſprecht!
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

„Doch ſtill! ich hör' ein leiſes Wort;
Ich darf Erlöſung hoffen.
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!'"
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummte ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geiſt der Engel, Tod,
Ins ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſehn;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergehn.

Und wo ſich Bertha's Auge ſchloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandrer ſchaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Herakles.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einſamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er ſinnend plötzlich ſtill.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?
Zwei erſcheinende Geſtalten
Stehn vor ſeinem Blicke da.

Eine der Geſtalten leuchtet
Wie der friſche Blumenring,
Der, vom erſten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!" ſprach ſie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!" —

Zauber ſprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig naht ſie, wie der Friede,
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt ſich zitternd der Kleide
Von der Tugend angeſchreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht ſie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, biſt du mein."

„Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich beſiegen aber, weiht
Ihm die höchſte Strahlenkrone
Himmliſcher Unſterblichkeit." —
Und der Jüngling — ſchöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig ſich und glühend
In die Hand der Tugend ſchwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der ſtarke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber ſeinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeſchick.
Grauſe That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh'! er reißt ſie ohn' Erbarmen
Mit Verrath und Meuchelmord
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewiſſens ihm an's Herz;
Und der ſüße Lebensfriede
Wandelt ſich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zuſammen,
Seines Geiſtes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdenſohn verlor;
Die Verſchattung ſinkt darnieder,
Die Verklärung ſtrahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele ſchwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

Aus Urania.

Erster Gesang.

Klagen des Zweiflers.

Wie auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opferguth;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.

Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich itzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durftest du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug.
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf, und suche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangener Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.

Hin, dahin ist diese holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh' und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabzypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sei gegrüßt, du stilles Geisterreich! —"
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte,
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!

Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Sein und Werden! seid ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantasieen untergehn? —"

Wenn ich sinnend durch das Leben walle:
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnte Gott, der so den Menschen machte,
Daß er Wahrheit suche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verschmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn?

Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt, die Mitternacht ist stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrthen schlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tausend Kerzen
Einen stillen Geist zu Gott hinauf;
Aber blickst du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann schrzien tausend Schmerzen
An dem tief zerrissnen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Zypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend ärntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ungefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ungefähr.
Ja! das ist die Macht, die feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unsre Lauben,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?

Digitized by Google

Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihrem Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede sein? —

Ob ein Gott sei? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht!

Die du so gern in heil'gen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!

Wenn, längstverhallt, geliebte Stimmen schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlassner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.

Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes
Von einer nahen Sonne sehn! —

Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseins, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!
Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalter Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick in's Freie mir beschränkt;
Und die Seele —— doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gedanken um ein weites Grab.
Blüthen sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf als Opfer zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtsein nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtsein ist?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag' das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?
Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinem Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Dasein, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deine Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem sturmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!" —
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieses wandelbaren Glücks?
Armes Herz! so baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge sich der hohe Weise rühmen,
Diese Weisheit zu verstehn:
Sich den Weg zum Nichtsein zu beblümen:
Ich kann nicht so glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann ist Tod, und nichts, als Tod um mich!
O dann steht das Thier auf seiner Stufe
Höher, seliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat sie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Mensch mit jeder Freude,
Die dahin stirbt, Einmal stirbt.

O, Zerstörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichsten Weihestunden!
In die Luft verkleidet sich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Rosentage
Flattert selig der bekränzte Scherz:
Dort sieh hin! am stummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaistes Herz! —
Lieb' und Freundschaft! müßt ihr so verschwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dies Emporschaun von dem engen Thale,
Ist es Wahnsinn? ist's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in diesem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber strahle. —
O, der edle, hohe Tugendsinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns so zwecklos hundert Plagen
Durchs Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! weißt du, was es soll?
Sieh es an! kein Fiebertraum ist bunter:
Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laster, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?

Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn!" —

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menschen tritt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn!" —
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', einmal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüthen?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Dasein hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich auf zu kämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Fluthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Pietro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dort hin reißt!
Ist es Ebb' und Fluth der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch ans große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht
Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heil'ge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge;
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,
Daß der Mensch hier alles wird und nichts?

Sieh! da steh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beschneiter Bahn.
Und in einem wüsten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten,
So viel Klippen ein vollkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher sein? —

Heil'ge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelstraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?

Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, schwindend, an der öden Gränze
Dieses Lebens niederlegt?

Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

An meinen alten Ueberrock.

Zu Ende geht hier alles nachgerade;
Der Zebernwald, so wie der Rosenstock,
Der Liebe Huld und Majestäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit schon hin und her genagt,
Die nichts verschont, was wir auch ewig wähnen,
Die sich sogar an Pauli's Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Excellenzen,
Voll Demuth, wie in Fürstenhallen, spricht.
Er meint es gut, er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit so mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih, o Frack, daß ich von dir mich scheide.
Luisa selbst, die doch ein schlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den schlechten Mann verzeiht:
Luisa meint, daß wir uns trennen müssen;
Du seist, meint sie, ein wenig angerissen;
Und weil sie's meint, wohlan, so scheiden wir.
Ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunst, das Liebste selbst zu missen.
Bei weitem zwar bist du nicht so zerfetzt,

Digitized by Google

Als Ehren Kuhns durchlöchertes Gewissen,
Das er getrost durchs Einmaleins ersetzt.
Indessen blieb dir doch so manche Narbe,
Wir haben oft uns durchs Gebüsch gedrängt;
Dazu hat längst die Pfirsichblüthen-Farbe
Der Sonnenstrahl von dir hinweg gesengt;
Auch merk' ichs wohl, du bist nicht im Geschmacke
Der Mode mehr, die uns tyrannisirt:
Denn warum sahn der Mann im seidnen Fracke,
Und jener Pfahl, mit Port-épée geziert,
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Was warf die wohlgesteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte sich die hochgeborne Mähne
Des Löwensterns so gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht, zuweilen
Bracht' ich mich selbst um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen,
Zum wenigsten trägst du die halbe Schuld.
Doch mag es sein! uns kann das wenig schaden.
Der Stern, der jetzt im vollem Glanze steht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieses Hehre,
Dies Prachtgestirn im Nebel seines Lichts!
Und wie ging's auf in seiner Strahlensphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt aus Nichts.
Ein solch Gestirn — oft strahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn steht es nicht oft mit der Geistessonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?
Doch wollen wir der Hoheit es verzeihen,
Daß sie vor uns in Wolken sich verbarg;
Allein daß auch von schlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das ist arg!
Zwar weiß ich wohl, daß sich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der sich aus Nebel nieder senkt,
An Rosen und — an Distelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum wenigsten etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack, allein wir müssen nun,
Der Wohlstand will's, wir müssen nun uns trennen.
Du wirst fortan von deinem Dienste ruhn.
Du weißt es selbst, in Kleiderstolz zu prassen,
War eben nie mein höchster Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich gesträubt, dich zu verlassen!
Nun aber sieh! da liegt schon dein Adjunct.
Ich werde nichts bei diesem Tausch gewinnen,
Und meine Ruh ist halb mit dir dahin!
Ich bleibe fort, zum wenigsten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menschen — nein, die machten sie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Pull ist ein Narr und Kuhn ein Bösewicht:
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menschen nur drei Seelenhülsen sind.
So sieht man denn, ist man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und andern Außenseiten,
Das überall, auch unter hohen Leuten,
Viel Hülsenwerk und wenig Körner sind.
Der Mensch ist Mensch, die Leute sind verschieden.
Klaus war ein Mensch, ein echter Mensch, allein,
Was brachte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchste nur zufrieden!
Mit Menschensinn — ach! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hinieden.
Man braucht noch mehr, man braucht zu seinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beseelt ein seelenloses Leben;
Füllt aus, und wär's an Kopf und Herzen hohl.
Dies Etwas kannst du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du bist mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm gespielt,
Von welchem sie zu dir die Wolle schoren;
Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen scheide,
Die man so schwer — ja wohl so schwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir beide
Bis jetzt ein Herz, Ein Geist gewesen sind!
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu sagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Busen trägt;
Und du, du hast das meinige getragen,
Das heut in dir zum letzten Male schlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern scheide,
Warst mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee.
Mit dir bestieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit dir durchstreift' ich Felsenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit dir hat oft bei ihrer Thränenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth sich verweilt.
Mein guter Frack, so Alles, Harm und Freude,
Hast du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geist im öden Lebensschwarme
Trotz allem Kampf, am Ende dort erlag,
Wie flog ich dann erlöst in deine Arme
Hin zum Ersatz für den verlornen Tag!
Verströmt war nun, wovon ich jetzt noch gähne,
Die Schwätzerfluth; die um mein Ohr geschäumt.
Verschwunden war die steife Frau Baläne,
Mit Stickerei besäet und besäumt!
Ich durfte nun die feierliche Mähne
Des Löwensterns, die sich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte sich mein holder Genius
Mir freundlich nahn, um mir mit seinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwanges zu versüßen.
Nun spielte sanft die liebliche Magie
Der Geisteskraft um meinen freien Busen.
Ich war ein Gott, ich lag im Arm der Musen,
Ein Leben quoll wie lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Possenspiels, das seine Puppenwelt
Mit viel Geschrei und wirrigem Getümmel
Fein aufgesteift auf seine Bude stellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz sich hält.
O diesen Geist der feierlichsten Stunden,
Den hohen Sinn der weisen Mitternacht
Hab' ich in dir, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigste hab' ich in dir gedacht;
Und ist einmal mein Grab nicht ganz verschwunden,
Mit dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht;
Drum möcht ich gern ein wenig dich vergöttern!
Und grünt mir einst aus meiner Musenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blättern,
Die Franz, der Koch, an meine Suppe streut:
So sei auch dir davon ein Blatt geweiht!

Johann Heinrich Tieftrunk

ward 1760 zu Stove bei Rostock geboren, studirte Theologie und promovirte als Doctor der Philosophie. Zuerst als Nachmittagsprediger, dann am Joachimsthal zu Berlin angestellt, erhielt er durch seine Schriften solchen Ruf, daß er 1792 zum ordentlichen Professor der Philosophie in Halle gewählt ward, woselbst er 1838 in hohem Alter starb. Von ihm erschien:

Einzig möglicher Zweck Jesu aus dem Grundgesetze der Religion entwickelt. Berlin, 1793. 2. Aufl.

Censur des christlich-protestantischen Lehrbegriffs. Berlin, 1791—1794. 3 Bde.

Die Mündigkeit der Religion. Berlin, 1800. 2 Bde.

Philosophische Untersuchungen über das Privat- und öffentliche Recht. Berlin, 1797—1799. 2 Bde.

Digitized by Google

Philosophische Untersuchungen über die Tugendlehre. Halle, 1805. 2 Bde.
Grundriß der Sittenlehre. Halle, 1803. 2 Bde.
Die Denklehre im reindeutschen Gewande. Halle, 1825.
Das Weltall nach menschlicher Ansicht. Halle, 1821.

Ein sehr scharfsinniger Denker der Kantischen Schule, der das System seines Meisters mit Erfolg weiter zu bilden suchte und vorzüglich auf dem Gebiete der Religionsphilosophie und Moral Erfreuliches leistete.

Christian Friedrich Timme

war 1752 zu Arnstadt geboren und lebte als Privatgelehrter zu Erfurt, wo er am 7. Juni 1788 starb.

Er schrieb:

Lustspiele:
Der abgedankte Officier. Erfurt, 1778.
Die gute Ehefrau. Erfurt, 1779.
Der schöne Lieutenant. Erfurt, 1781.
Der Tausch der Brüder. Erfurt, 1781.

Romane:
Faramond's Familiengeschichten. Erfurt, 1779—1781.
Der empfindsame Maurus Pancratius Cyprianus Kurt. Erfurt, 1781—1783.

T. war nicht ohne Talent für das Komische, bearbeitete jedoch die von ihm gewählten Stoffe zu oberflächlich, um sich eines dauernden Beifalles zu erfreuen.

Johann Friedrich Wilhelm Tischer

ward am 5. August 1767 zu Deutschen geboren, studirte und promovirte als Doctor der Philosophie zu Leipzig und wurde 1793 Pastor in seiner Vaterstadt. 1796 ging er als Superintendent nach Jüterbogk, 1798 nach Plauen im Voigtlande. 1802 wurde er zum Doctor der Theologie, 1815 zum Ritter des Civilverdienstordens gewählt. Seit 1823 wirkte er als Superintendent zu Pirna. Er veröffentlichte:

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Leipzig, 1793—1804. (10 Thle.; auch einzeln zu haben).
Psychologische Predigtentwürfe. Leipzig, 1795—1798.
Sinngedichte. Leipzig, 1806.
Predigten über das menschliche Herz. Leipzig, 1825.
Beobachtungen des menschlichen Herzens, in Gnomen. Dresden, 1829.
Einzelne Predigten u. s. w.

Ein ausgezeichneter Denker, dessen biographische Arbeiten wie seine Kanzelreden sowohl um der vortrefflichen psychologischen Entwickelung, wie um der meisterhaften Darstellung willen, ihm einen sehr geachteten Namen erwarben.

Friedrich Wilhelm Tittmann

ward am 29. April 1784 zu Wittenberg geboren, studirte seit 1800 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, promovirte in der philosophischen Facultät und wurde 1804 als geheimer Archivscanzlist in Dresden angestellt. In der Muße, welche diese Stellung ihm gewährte, machte er große historisch-politische Studien, die ihm bald auch öffentliche Anerkennung verschafften. 1822 wurde er Doctor der Rechte, 1823 Oberconsistorialrath und 1836 Archivar zu Dresden, wo er noch lebt.

Seine Schriften sind:

Ueber den Bund der Amphiktyonen. Berlin, 1812.
Ideen zur Politik und Geschichte der europäischen Staatengesellschaft. Dresden, 1816.
Ueber Erkenntniß und Kunst in der Geschichte. Dresden, 1817.
Darstellung der Verfassung des deutschen Bundes. Leipzig, 1818.
Darstellungen der griechischen Staatsverfassungen. Berlin und Leipzig, 1822.
Gesammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. Dresden, 1825.
Ueber Censur und Preßfreiheit, in Pölitz Jahrbüchern. 1832.
Ueber die Bestimmung der Gelehrten. Berlin, 1833.
Blicke auf die Bildung unserer Zeit. Leipzig, 1835.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein durch reiche Wissenschaftlichkeit, wie durch gründliche Forschung und meisterhafte Darstellung gleich sehr ausgezeichneter Historiker und Publicist, dessen Studien auf dem Gebiete griechischer Geschichte und Politik namentlich, von bleibender Geltung sind.

Johann Peter Titz

ward am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren, studirte zu Danzig und Rostock und bekleidete am Danziger Gymnasium zuerst die Stelle eines Conrectors, später eines Professors der Poesie und Beredsamkeit. Er starb am 7. September 1689.

Von ihm erschien:
Lucretia, ein episches Gedicht. Danzig, ohne Jahrszahl.
Unterricht zur deutschen Poesie. Danzig, 1647.

Ein unbedeutender Poet, dessen Lucretia eben so verfehlt war wie seine deutsche Poetik.

Digitized by Google

Johann Tobler

ward am 8. April 1732 zu St. Margaretha im Rheinthal geboren, studirte zu Zürich und wirkte zuerst als Katechet der Gemeinde zu Unterstraß bei Zürich. 1754 ward er als Pfarrer nach Emmtingen, 1768 als Diaconus am Frauenmünster nach Zürich versetzt. Seit 1777 war er an der Großmünsterkirche daselbst zweiter Archidiaconus und zweiter Chorherr. Er starb am 3. Februar 1808. Von ihm erschien:

Sämmtliche Erbauungsschriften. Zürich, 1776.
Blätter vermischten Inhalts. Zürich, 1783.
Kanzelvorträge. Zürich, 1769.
Predigten für die Familienandacht. Offenbach, 1788.
Auferstehungslehre des Apostels Paulus in zehn Predigten. Zürich, 1792.
Predigten bei besonderen Gelegenheiten. Halle, 1801.
Oden. Zürich, 1805.

T. erwarb sich zu seiner Zeit einen geachteten Namen durch seine Kanzelreden und Erbauungsschriften, welche sich durch Wärme, Klarheit, Würde und Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. — Seine poetischen Leistungen sind dagegen unbedeutend.

Toggenburg, s. Minnesinger.

Ernst Heinrich Toelken,

ward am 1. November 1785 zu Bremen geboren, studirte zu Göttingen und machte 1808 mit dem Baron Otto von Stackelberg eine Fußreise nach Rom. 1811 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie und Lehrer der Alterthumswissenschaften zu Göttingen; 1816 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor an die Universität zu Berlin, wo er nicht lange darauf wirklicher Professor, Secretär der Academie der Künste und Director des Antiquariums bei dem königlichen Museum wurde. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn bei der Huldigung zum Geheimen Regierungsrath.

Er gab heraus:

Ueber das Basrelief und den Unterschied der Plastik und Malerei. Berlin, 1815.
Ankündigung und Plan wissenschaftlicher Vorträge über die Mythologie, besonders der Griechen. Göttingen, 1813.
Rede bei der Gedächtnißfeier Rafaels zu Berlin. Berlin, 1820.
Ueber das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie. Berl., 1822.
Berliner Kunstblatt, von Toelken und Förster. 1828—1829.
Ueber den protestantischen Geist aller wahren Kunst und deren neuere Entwickelung in Deutschland. Berlin, 1839.

Einer der vorzüglichsten lebenden Forscher und Kritiker auf dem theoretischen Gebiete der Künste, dessen Schriften, durch die in denselben vorherrschende reiche Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Verständlichkeit und meisterhafte Darstellung ihm einen hochgeachteten Namen erwarben.

Tomasini, s. J. H. Westphal.

Karl Töpfer

ist der Sohn eines geheimen Archivars, und 1792 zu Berlin geboren. Er genoß daselbst eine gute klassische Ausbildung, allein unwiderstehliche Neigung trieb ihn auf das Theater. Von Strelitz, wo sein Erfolg gering war, ging er nach Breslau, von da nach Brünn, endlich 1815, einem Rufe folgend, auf das Wiener Burgtheater, wo er zwar Glück machte, aber bald erkannte, daß er mehr zum Bühnendichter, als zum Mimen berufen sei. Er schrieb in belletristischen Journalen, bald auch Bühnenstücke, die sich schnell der armen Repertoirs weit und breit bemächtigten. 1820 verließ er das Theater, erwarb sich 1822 von Göttingen durch eine Abhandlung über die griechische Tragödie das philosophische Doctordiplom und zog nach Hamburg, woselbst er, einer Bühne nahe, welche seine Stücke gut und mit Beifall aufführt und die er in seinem Blatt „Thalia" durch wohlwollende Kritiken zu heben strebt, als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

a) Dramatische:

Der Tagesbefehl, Drama. 1810.
Der Empfehlungsbrief.
Hermann und Dorothea.
Ein Stündchen Incognito.
Spenden für Thalien's Tempel. Leipzig, 1823.
Lustspiele. Berlin, 1830—38. 3 Bde.
Karl der Zwölfte auf der Heimkehr.
Gebrüder Foster.
Die Einfalt vom Lande.
Die Zurücksetzung.
Die Wasserkur.

b) Novellistische:

Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Hannover, 1823.
Der Herr im grünen Frack. Cassel, 1827.
Muck Kobold und Peter Meffert. Cassel, 1827.
Der lebende Todte. Cassel, 1828.
Ferner Erzählungen, Aufsätze in Zeitschriften u.s.w.

Gute Erfindung, ein rascher und lebendiger Dialog, reicher Witz, Lebenswahrheit und eine gewandte Behandlung haben seinen dramatischen Leistungen allgemeinen Beifall erworben, so daß er mit Recht zu den beliebtesten Lustspieldichtern der Gegenwart gehört.

Digitized by Google

Joseph August Graf zu Törring,

geboren am 1. December 1763, lebte zu München als bairischer Reichsrath, Staatsminister und Präsident des Staatsraths, auch Ritter des St. Georgs- und Großkreuz des Civilverdienstordens. Er starb daselbst am 9. April 1826. Von ihm erschienen:

Agnes Bernauerin, Trauerspiel. München, 1780. Mannheim, 1791.

Kasper der Thoringer. Klagenfurth, 1785.

Beide Stücke, Nachbildungen des Goethischen Götz von Berlichingen, zeichneten sich durch inneres Leben, consequente Durchführung der Charaktere, interessante Situationen und treffliche Diction aus und haben sich daher lange auf der Bühne erhalten, auf der sie hier und da selbst jetzt noch gern gesehen werden.

Balthasar Ludwig Tralles

ward am 1. März 1708 zu Breslau geboren, studirte zu Leipzig und Halle Medicin, und practicirte mit solchem Erfolg, daß er die glänzendsten Einladungen an verschiedene Höfe erhielt. Doch schlug er alle aus und blieb in seiner Vaterstadt, vom Herzog von Gotha 1767 zum Rath, vom König von Polen 1787 zum Hofrath ernannt; er starb am 7. Febr. 1797. — Er veröffentlichte:

Versuch eines Gedichts über das schlesische Riesengebirge. Leipzig, 1750.

Zufällige Betrachtungen über Lessing's Nathan. Berlin, 1779.

Schreiben von der deutschen Sprache und Literatur. Berlin, 1782.

Ein Nachahmer Haller's, der jedoch weit hinter demselben zurückblieb.

Ernst Christian Trapp

ward am 8. November 1745 zu Drage in Holstein geboren, zeigte früh große Neigung und Anlage zum Pädagogen, die er als Lehrer an den Schulen zu Segeberg, Itzehoe, Altona und am Philantropin zu Dessau ausbildete. 1779 folgte er dem Ruf als Professor der Pädagogik nach Halle, legte dies Amt aber 1783 nieder, um das Campe'sche Institut auf dem Hammerdeich bei Hamburg zu übernehmen. Nach drei Jahren ging er als Schulrath nach Wolfenbüttel und lebte da bis an seinen, am 18. April 1818 erfolgten Tod. Er gab heraus:

Unterredungen mit der Jugend. Hamburg und Kiel, 1775.

Tägliches Handbuch für die Jugend. Hamburg und Kiel, 1784.

Theologischer Beweis, daß Doctor Bahrdt Schuld am Erdbeben in Calabrien sei. Hamburg und Kiel, 1786.

Debatten, Beobachtungen und Versuche. Braunschweig, 1789.

Neue Sammlung von Reisebeschreibungen. Braunschweig, 1794.

Pädagogik. Berlin, 1780.

Friederike Weiß und ihre Töchter. Berlin, 1805.

Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

T. war bedeutender durch seine practischen Leistungen auf dem Gebiete der Pädagogik, als durch seine theoretischen; noch unbedeutender aber sind seine satyrischen Versuche.

Johann Gottlieb Trautschold,

ist am 26. Februar 1777 zu Pesneck im Saalfeld'schen geboren und lebte nach seinen akademischen Jahren zuerst als Hauslehrer bei dem Grafen Schulenburg. Im Jahre 1807 wurde er Diakonus zu Friedrichsstadt bei Dresden, 1814 Pastor zu Gröbern und Großdobritz bei Meißen. Seit 1824 ist er Pastor zu Kötzschenbroda bei Dresden.

Von ihm erschien:

Das Leben der Andacht, in 100 geistlichen Liedern. Leipzig, 1817. Zweites Hundert, 1820.

Kleine Bilderwelt. Meißen, 1821.

Bibelgenuß in dichterischen Darstellungen. Meißen, 1823.

Einzelne Predigten, Gedichte u. s. w. in der Abendzeitung und anderen Journalen.

Innigkeit, Klarheit, reiche Phantasie, Wärme des Gefühls und treffliche Behandlung der Sprache und Form, verleihen den Predigten und Gedichten, besonders aber den religiösen Liedern dieses wackeren Geistlichen einen wahren und bleibenden Werth.

Hans Karl Heinrich von Trautzschen

ward am 26. Juni 1730 zu Wittgendorf bei Zeitz geboren und diente vom Jahre 1755 an im sächsischen Militär. Im Jahre 1763 trat er in den Privatstand zurück, nahm jedoch 1778 von Neuem eine Stelle bei dem Generalstabe an, die ihm zu Ernstthal im Schönburgischen seinen Aufenthalt anwies. Seit 1784 privatisirte er zu Dresden, mit dem Titel eines sächsischen Obristlieutenants; und starb daselbst am 26. October 1812.

Er veröffentlichte:

Militärische und literarische Briefe. Leipzig, 1769.

Vermischte Schriften. Chemnitz, 1771.

Deutsches Theater. Leipzig, 1772. (Nachdruck. Prag, 1774.)

Den meisten Beifall erwarben seine dramatischen Arbeiten, vorzüglich seine Trauerspiele, welche zu ihrer Zeit gern auf der Bühne gesehn wurden.

Digitized by Google

Johann Friedrich Treitschke,

im Jahre 1785 zu Leipzig geboren, privatisirte längere Zeit in seiner Vaterstadt, bis er als k. k. Hofoperndichter und Regisseur nach Wien berufen ward. Er lebt dort jetzt als Doctor der Philosophie und k. k. Hofökonom.

Er gab heraus:

Singspiele nach dem Französischen. Wien, 1803—1808. 5 Bde.
Mit Streckfuß: Musenalmanach auf 1805. Wien.
Taschenbuch für 1807. Wien.
Gedichte. Wien, 1817.

T. wußte französische Sing- und Lustspiele mit großer Gewandtheit auf die deutsche Bühne zu verpflanzen; seine lyrischen Poesieen fanden dagegen geringere Beachtung bei dem Publikum, obwohl manche, wie z. B. die hier mitgetheilten vortrefflich sind.

Polychloros.

I.

Heute, wo der Spätherbst scheidet,
Spärlich nur die Sonne lacht,
Bricht ins Leben Polychloros
Aus der Chrysalide Nacht.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd
Starret ringsum die Natur.

Matt vom irren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht erwecken dunklen Traum;

Denn ihm ist: als andres Wesen,
Einst in einer andren Welt,
War ihm, was er jetzt vermisset,
Reich und herrlich beigesellt.

Damals sah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr sind.
Und die Sonne schien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünsche Qual.
Wenige verschlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geschlossnen, engen Reihn.
Jetzt auf ungemessner Weite
Ist er einsam und allein.

Also blickt die Sehnsucht düster
Nach vergangner Tage Zier.
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
„Polychloros, flieh von hier!

Nicht verschwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geschick.
Was du schlummernd einst verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!"

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungestörte stille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf.

II.

Winter ist vorübergangen,
Frühling nahet schmuckbegränzt:
Knospen schwellen voll Verlangen,
Primeln stehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder.
Käfer, Bienen summen schon,
Fische schwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entflohn.

Auch zu Polychloros Zelle
Dringt des Zaubers starke Macht.
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle,
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt sich, — dehnt sich, — wacht!

Schlüpfend taumelnd vor ins Freie,
Sieht die theure Kinderwelt:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles festlich aufgestellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wiesen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht satt sich schauen,
Mag sich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die sich ungeduldig rührt?
Lauschen will ich leis' und stille,
Welchen Zweck sie wohl erfülle,
Ob sie auch den Frühling spürt?"

Jetzt! o jetzt! die Schaale spaltet, —
Polychloros sieht sein Bild,
Das sich regsam rasch entfaltet,
Mit den Schwingen wegt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechselworte schnell entbrennen:
„Liebchen, sprich, wie kenn' ich dich?"
„„Dich auch, Lieber, soll ich kennen!""
„Immer möcht' ich mein dich nennen."
„„Immer dein, so nenne mich!""

Und noch vor dem Mittagsstrahle
Hat er sich die Braut errafft,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Ißt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerstaub und Honigsaft.

Wie sie küssen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne dringen! —
Abends, wenn Cicaden singen,
Sind die Engverbundnen todt.

Treizsaurwein, s. Meistersänger.

Friedrich Freiherr von der Trenck,

mehr wegen seiner sonderbaren und unglücklichen Schicksale, als durch seine Schriften bekannt, wurde am 16. Februar 1726 zu Königsberg geboren. Nachdem er frühzeitig seine academischen Studien abgebrochen hatte, trat er 1744 bei dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges als Adjutant in Friedrich's II. Dienst. Die verhängnißvolle Verwandtschaft mit dem berüchtigten Panduren-oberst führte ihn, wegen Verdacht des Verraths auf die Festung Glaz. Versuche zu Flucht steigerten des Königs Erbitterung, endlich entkam er nach einer Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter. Jetzt wollte er wirklich begehen, wofür er schon bestraft war: aber Franz von der Trenck war bereits gefangen und nicht dazu geneigt. Er ging nach Moskau, von da nach Danzig, wo er, obwohl Rittmeister in kaiserlichen Diensten, von preußischer Seite aufgehoben ward, um in ein unüberwindliches Gefängniß nach Magdeburg gebracht zu werden. Erst im December 1763 durfte er wieder nach Prag gehen. Er führte von nun an ein unstätes Leben in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim: erst Friedrich Wilhelm II. gab ihm seine confiscierten Güter in Preußen zurück. Aber sein wilder Geist rannte seinem Untergange entgegen; er begab sich nach Paris mitten in die Stürme der Revolution und wurde durch eine Ironie des Schicksals am 25. Juli 1794 als Spion der fremden Mächte auf Robespierre's Befehl guillotinirt.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Gedichte und Schriften. Leipzig, 1786. 8 Thle.

Lebensbeschreibung. Berlin und Wien, 1786. 4 Bde.

Große Lebendigkeit, Freiheitsliebe und Witz characterisiren seine Schriften, denen jedoch strenggenommen nur des Verfassers Schicksale wahres Interesse verleihen.

Gottfried Reinhold Treviranus

war am 4. Juli 1776 zu Bremen geboren, studirte von 1793—1796 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und wurde 1797 als Professor der Mathematik an dem Lyceum seiner Vaterstadt angestellt. Später wirkte er segensreich als praktischer Arzt, ohne jedoch auch der theoretischen Medicin, obwohl mit wenig Freude an ihren neueren Richtungen, ungetreu zu werden. Er starb zu Bremen, am 16. Februar 1837.

Von ihm erschien:

Physiologische Fragmente. Hannover, 1797—1799. 2 Bde.

Biologie oder Philosophie der lebenden Natur. Göttingen, 1802—1822. 6 Bde.

Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Bremen, 1831—1832. 2. Bde.

Die Lehre vom Geschlecht der Pflanzen. Bremen, 1822.

Scharfsinn, gründliche Forschung, Ideenreichthum und eine vortreffliche Darstellung weisen seinen Schriften, besonders seiner Biologie, in welcher er sich dem Systeme Schelling's anschloß, einen hohen Rang an.

Daniel Wilhelm Triller

ward am 10. Februar 1695 zu Erfurt geboren, studirte seit 1713 zu Leipzig die Medicin und trat daselbst, nachdem er 1718 zu Halle die Doctorwürde erhalten hatte, als Docent in seiner Facultät auf. 1720 wurde er Landphysikus zu Merseburg, 1730 aber Leibarzt des Erbprinzen von Nassau-Saarbrück, den er bis 1732 durch die Schweiz, Holland und Frankreich begleitete. 1744 wurde er ordentlicher Rath und Leibarzt des damals zu Frankfurt am Main befindlichen Reichs-Hofrathscollegiums, dem er aber nur ein Jahr treu blieb, indem er im nächsten Jahre zum Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Weißenfels ernannt ward. Bei dem Tode desselben, erhielt er 1746 die erste medicinische Professur in Wittenberg, mit dem Character eines königl. polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofraths und Leibarztes. Er starb in hohem Alter, am 22. Mai 1782.

Er gab heraus:

Neue äsopische Fabeln. Hamburg, 1740. 1750.

Der sächsische Prinzenraub. Frankfurt und Leipzig, 1743.

Poetische Betrachtungen. Hamburg, 1725—1739. 1750—1755. 6 Thle.

Der Wurmsaamen, Heldengedicht. Hamburg, 1751.

Die geprüfte Pockeninoculation, physikalisch-moralisches Gedicht. Frankfurt a. M., 1766.

Ein eifriger Anhänger Gottsched's und ein heftiger Gegner Klopstock's, dessen Richtung er in seinem komischen Epos, der Wurmsaamen, zu bekämpfen suchte, fehlte es T. an Allem, was man von einem Dichter fordern muß; nur eine gewisse Glätte und Sauberkeit in Behandlung der Form ist ihm nicht abzusprechen. Ohne Begeisterung, Kraft, Gedanken und Natürlichkeit, blieb er ein mittelmäßiger Reimer sein ganzes Leben hindurch. Folgendes Probchen wird das hier Gesagte vollkommen bestätigen.

Aus Triller's Sächsischem Prinzenraube.

Wie sich ein Geier früh in ferne Höhen schwinget,
Und mit geschärftem Blick in niedre Gegend dringet,
Bis er an einem Bach ein sichres Täublein schaut,
Das seine Federn putzt, und seiner Unschuld traut,
Sich dann im Kreise dreht, urplötzlich niederschießet,
Das unverwarnte Thier an Klau und Schnabel spießet,
Es mit sich aufwärts reißt, die Lüfte schnell zertheilt,
Und mit dem warmen Raub nach seinem Lager eilt:
So eilte gleichfalls Cunz mit dem erhaschten Raube,
Nicht anders, wie allhier der Geier mit der Taube,
Nach seinem Raubnest zu, das er in Hoffnung sah,
Denn Böhmen lag bereits auf halbe Meile nah.

Hier dacht er sich nun bald in Sicherheit zu schauen,
Hier wollt' er seinen Raub der Vestung anvertrauen,
Hier sann er schon im Geist auf großes Lösegeld,
Und was ein süßer Wahn ihm sonst noch fürgestellt.
Doch wollte wechselsweis die feste Hoffnung wanken,
Der Reiter lag ihm noch zu frisch in den Gedanken;
Wie, sprach er bei sich selbst, komm' ich nach Freiberg hin?
Was hab' ich da zu thun? es will mir nicht in Sinn;
Vielleicht will sich mit mir der Churfürst dort vergleichen,
Vielleicht will er daselbst mir alles überreichen
Und willig zugestehn, was ich ohn' alle Frucht,
Zum Vortheil meines Rechts, bisher bei ihm gesucht.
So, und doch anders nicht, weiß ich dies zu erklären,
Was mir der Geist gesagt; sonst werd' ich nie begehren,
Nach Freiberg hin zu ziehn; so lang' der Churfürst nicht
Mir billigen Vergleich und neue Huld verspricht.

Digitized by Google

Doch Freiberg war das Wort, das Cunzen zittern machte;
So oft er nur daran in seinem Sinn gedachte,
Doch wußt' er nicht warum? er sann zwar hin und her,
Allein es war umsonst, sein Herze blieb ihm schwer:
So pflegt der arme Mensch in diesen Eitelkeiten
Was Böses öfters gut, und Gutes schlimm zu deuten,
So wird oft Schädliches vor Nützliches erwählt,
Weil ihm das wahre Licht zu der Erklärung fehlt.

Nun waren sie zum Wald bei Wiesenthal gekommen;
Nachdem die Sonnengluth um Mittag zugenommen;
Ach, Cunz! fing endlich hier Prinz Albrecht schmachtend an,
Ich kann nicht weiter fort, es ist um mich gethan.
Die Kräfte sind erschöpft, ich kann mit leerem Magen
So einen harten Trab nun länger nicht vertragen,
Da ich den halben Tag und fast die ganze Nacht
So ohne Rost und Trank, als schlaflos, zugebracht.
Bedenk' doch, was du thust, bedenke meine Jahre,
Und wirf mich nicht so jung schon auf die Todtenbahre,
Erwäge meine Noth und meiner Eltern Leid,
Und übe gegen sie und mich Barmherzigkeit.
Gönn' mir ein wenig Ruh, mich wiederum zu laben,
Gieb etwas Speise her, so gut sie hier zu haben,
Ach! reiche mir doch nur ein wenig Wassers dar,
Sonst komm' ich ganz gewiß in tödtliche Gefahr.

Doch diesen Einfall schien der Schutzgeist beizutragen,
Denn ob dem zarten Prinz gleich langer fort zu jagen,
Fast unerträglich fiel; ob Durst und Hunger gleich
Ihm mächtig zugesetzt; war er doch nicht so weich,
Den annoch kurzen Ritt nicht weiter auszustehen;
Vielmehr dacht' er hierdurch den Stricken zu entgehen;
Er hörte fern und nah, wie man zum Stürmen schlug,
Und also meinet' er, durch einigen Verzug,
Die ihnen nachgeeilt, auf rechte Spur zu bringen,
Daß sie ihn lösceten, den Cunzen aber fingen:
Auch in dem Walde selbst hofft er Jemand zu sehn,
Dem er erzählen könnt', was ihm zu Leid geschehn,
Der ihm behülflich wär', sich glücklich loszureißen.
Voraus, wenn er zugleich ihm großen Lohn verheißen,
Drum stellte sich der Prinz so schwach und hungrig an,
Damit er, wie gedacht, nur Zeit und Raum gewann.

Cunz, mehr von Scham und Angst, als Mitleid, angetrieben,
Zwang sich nun auch einmal, ein gutes Werk zu üben,
Er hub den Prinz vom Pferd, und führt ihn bei der Hand
In kühlen Wald hinein, damit er Schatten fand.
Fünf Reiter, die dabei, hieß er voraus zu reiten,
Und Schweiniz und ein Knecht blieb bei ihm, zum Begleiten.
Weil es nun in dem Wald viel reifer Erdbeer gab,
Las Cunz die besten aus, und brach die röthsten ab,
Mit diesen von Natur umsonst geschenkten Früchten
In seiner Mattigkeit den Prinzen aufzurichten,
Damit er Kraft empfing, die Reise zu vollziehn,
Die Cunzens Meinung nach bald wohl vollendet schien.
Hier war der Schauplatz nun, wo Gottes Vorsicht wachte,
Und dem verstrickten Prinz die Freiheit wiederbrachte,
Dies ist des Höchsten Art: je größer die Gefahr,
Je näher stellt er sich mit seiner Hülfe dar.

Es wohnte daherum ein armer Kohlenbrenner,
Ein Ausbund redlicher und treugesinnter Männer,
George Schmidt genannt, bei dem im rauhen Wald
Der Sitten Unschuld mehr, als ein Gesetze, galt.
So wird die Tugend oft in armer Leute Hütten
Viel mehr, als im Pallast der Mächtigen, gelitten,
Drum ward er auch von Gott zum Werkzeug auserkiest,
Daß Sachsens Untergang verhindert worden ist.

Es war die Mittagsgluth zum höchsten Punkt gestiegen,
Und Luft und Land erhitzt, die meisten Vögel schwiegen,
Das Wild lag im Gesträuch in Ruh, und kühlte sich,
Der ganze Wald war still, und schien halbfürchterlich:
Nur blies ein sanfter West mit lispelndem Gezische
Bisweilen in das Haar der leichtbewegten Büsche;
Der nahgelegne Bach, der über Kiesel rann,
Gab sittsam seinen Lauf mit sanftem Murmeln an.
Der Köhler suchte nun, der Hitze zu entweichen,
Die in der Hütte war, den Schatten einer Eichen,
Hier lag er ausgestreckt, von Schweiß und Arbeit matt,
Der Baum dient ihm zum Dach, das Gras zur Lagerstatt,
Der Wald zum Schaugerüst, ihm Freude zu erwecken,
Die Frommigkeit zum Schutz vor Angst, Gefahr und Schrecken,
Sein Schürbaum lag ihm nah, sein starker Hund nicht weit,
Und hielt vor seinen Herrn getreue Wachsamkeit.

Indem er dergestalt nicht völlig schlief, noch wachte,
Und in sich selbst vergnügt, an mancherlei gedachte;
Schien ihm, als rief' ihm was mit leiser Stimm' ins Ohr:
Steh' eilends auf und hilf! Er hub sein Haupt empor,
Und sah bestürzt umher: sein Hund fing an zu bellen,
Sprang auf, und witterte die fremden Raubgesellen
Von weitem allbereit! Der Köhler eilte fort,
Nahm seinen Schürbaum mit, und kam an diesen Ort,
Zu welchem ihn die Spur des wackern Hundes führte,
Der immer heftiger die laute Stimme rührte.
Hier merkt er nun gar bald, daß es nicht richtig sei,
Der nur gehörte Ruf fiel ihm gleich wieder bei,
Des Prinzen Angesicht wies ihm in seinen Zügen
Ein wunderbar Gemisch von Hoffnung und Vergnügen,
Von Zweifel, Angst und Furcht; doch auch von Majestät,
Wie denn Gott denen meist, die er zum Thron erhöht,
Die Zeichen ihres Stands auf ihre Stirnen präget,
Daß jeder, der sie sieht, vor sie schon Ehrfurcht heget,
Ob er sie gleich nicht kennt: drum sprach er alsobald
Die Fremden ernstlich an: was habt ihr hier im Wald,
In dieser Einsamkeit, gleich um Mittag zu schaffen?
Und warum reiset ihr gepanzert und mit Waffen?
Wo denkt ihr sonderlich mit diesem Knaben hin,
Der nicht gemeiner Art, wie ich der Meinung bin?
Es sei nun, was es sei; so muß ich erst erfahren,
Wie es mit Euch bewandt? ihr müßt mir offenbaren,
Wohin die Reise geht; wer, und woher ihr seid,
Eh' laß ich euch nicht fort; drum gebt mir gleich Bescheid.
Wofern ihr redlich thut, wie ich zur Zeit noch meine;
So hoff' ich, daß man mir mein Bitten nicht verneine:
Wo aber sich Betrug in euren Handel mischt,
So glaubt nur sicherlich, daß ihr mir nicht entwischt.

Doch diese Tapferkeit, mit Dreien anzubinden,
Die mächtiger, als er, ihn leicht zu überwinden,
Das unerschrockne Herz, das hier der Köhler wies,
Und sich nicht von Gewehr und Waffen schrecken ließ,
Kam nicht so wohl von ihm, als mehr von Gottes Güte,
Die gab ihm Zuversicht und ein beherzt Gemüthe,
So, daß er die Gefahr, der er sich ausgesetzt,
Wie groß sie in der That, doch als vor nichts geschätzt.
Allein der Heldenmuth, der sich bei ihm befande,
Entging um so viel mehr der feigen Räuberbande;
Ein gut Gewissen macht, daß man sich freudig wagt,
Ein böses aber ist stets furchtsam und verzagt.

Des Köhlers Frage nun klang in des Cunzen Ohren
Gleich als ein Donnerschlag: sein Muth war ihm verloren,
Und seine Zunge starr: doch, als er sich gefaßt,
Sprach er halbzitternd: Freund, thu mir nicht Ueberlast,
Und laß mich ruhig ziehn, was hast du mich zu fragen,
Wer dieser Knabe sei? doch kann ich dir wohl sagen,
Es ist ein böser Bub und ungerathner Sohn,
Der trotzte seinem Herrn und lief im Zorn davon;
Nun aber hat sein Herr mir ernstlich anbefohlen,
Den Buben wiederum zur Strafe heim zu holen.
Nein, sagte jener drauf, des Knabens Angesicht
Sieht viel zu redlich aus zu einem Bösewicht,
Ich kann dem Ansehn nach, ein unschuldvolles Wesen
Und lasterfreies Herz aus seinen Mienen lesen;
Stellt sich die Bosheit gleich bisweilen engelrein,
Scheint dieser junge Mensch doch davon frei zu sein,
Und hat zu einem Schalk zu adliche Geberden.

Hier fiel Cunz im Gesträuch durch seinen Sporn zur Erden,
Mehr durch Gewissensangst, als Waffenlast gedrückt;
Sobald der freie Prinz nun diesen Fall erblickt,
Raunt' er in schnellster Eil' dem Köhler in die Ohren:
Befreie mich, mein Freund, ich bin ein Prinz geboren,
Der Churfürst Friederich, der mein Herr Vater ist,
Wird dein Vergelter sein, wo du mein Retter bist.

Als dieses Schweiniz sah, entblößt er seinen Degen,
Und hiebe nach dem Prinz, ihn tödlich zu erlegen,
Er hätt' es auch vollbracht, wofern des Höchsten Hand
Durch seinen Schutzgeist nicht den Hieb noch abgewandt.
Denn dieser hat den Streich des Schwertes aufgehalten,
Daß es dem Prinzen nicht den zarten Kopf zerspalten;
Er war auch Ursach dran, das Cunz sich selbsten fing,
Und mit dem langen Sporn in dem Gesträuche hing.
Weil er sein Roß nicht gern aus seinen Händen ließe,
Das ihm noch zu der Flucht den besten Schutz verhieße,
So mangelt' ihm die Kraft, drum fiel es ihm zu schwer,
Daß er von seinem Fall selbst aufgestanden wär'.

Digitized by Google

Und du, du willst dich noch, du Räuber, widersetzen?
Und meinen Landesherrn am Leben selbst verletzen?
War es noch nicht genug, daß du ihn weggeraubt?
Und wagst du dich sogar an sein geheiligt Haupt?
Nun seh ich ganz gewiß aus euren bösen Thaten,
Daß dies die Wahrheit sei, was mir der Prinz verrathen;
So sprach aus edlem Zorn des Köhlers treuer Mund,
Und hiermit hetzt er gleich auf Schweiniz seinen Hund,
Der ihn dann überfiel und bei der Kehle hielte,
Indem Cunz auf der Erd' des Schürbaums Streiche fühlte.
Zwar wehrt' er sich so gut, als es ihm möglich war,
Vor gegenwärt'ger Noth und künftiger Gefahr;
Er schalt, er schlug, er warf; er konnte doch nicht siegen,
Und blieb in dem Gebüsch mit seinen Sporen liegen.
Man hätt' ihn auch vielleicht des Lebens ganz beraubt,
Wofern es anders nur der fromme Prinz erlaubt;
So aber bat er vor, des Cunzens zu verschonen,
Aus Mitleid, oder auch, ihn würdig zu belohnen.
Wie wenn ein wildes Schwein, das halb in Sumpf verfällt,
Sich gegen einen Bär noch frech zur Wehre stellt,
Mit allen Kräften hebt, ergrimmet um sich hauet,
Und in der Todesangst noch seinen Waffen trauet,
Bis der erhitzte Bär ihm in den Nacken greift,
Und die behaarte Haut im Zorn herunterstreift;
Nicht anders wurde Cunz vom Köhler überwunden,
So hielt der Bär das Schwein mit seiner Klau gebunden;
Und so bekam nunmehr das dunkle Traumgesicht
Des fürstlichen Gemahls hierdurch erst völlig Licht,
Denn davon hat der Bär ursprünglich hergerühret,
Den noch des Köhlers Stamm in seinem Wappen führet,
Dieweil der Bär im Traum dem Eber Einhalt that,
Daß er den Rautenstock nicht schändlich niedertrat.

Nachdem das Lärmen nun im Walde weit erschollen,
Und auch der wackre Hund beständig fortgebollen;
So lief des Köhlers Weib, Maria Walderin,
Aus Neugier oder Angst zu diesem Platze hin:
Da fand sie ihren Mann mit zwei bewehrten Leuten,
Durch tapfern Muth und Arm, in heißem Eifer, streiten,
Und meinte, wie es auch die lautre Wahrheit war,
Es wäre dieser Feind ein mördrisch Räuberpaar.
Sie gab den Köhlern gleich das sonst gewohnte Zeichen,
Sie sollten ihrem Mann geschwinde Hülfe reichen,
Und schlug auf einer Art mit einem Zschörper an,
Als welches man im Wald gar weit vernehmen kann.
Auf den bekannten Schall kam stracks ein ganzer Haufen
Von Köhlern, hier und dort, zusammen hergelaufen,
Von welchem der ein Beil, der einen Schürbaum, trug,
Womit der auf den Cunz, der auf den Schweiniz schlug.
So blieb der Jäger selbst in seinem Garne hangen,
Und der erst Andre fing, ward jetzo selbst gefangen;
So ward der dunkle Spruch des Geistes klar gemacht:
Nimm dich vor rother Frucht und Kohlen wohl in Acht!
So pflegt des Voglers List in die gelegten Schlingen,
Durch rother Beeren Kost, die Vögel leicht zu bringen;
Und also ward auch Cunz auf seiner Flucht bestrickt,
Und kam um Glück und Haupt, indem er Erdbeer pflückt.

Als er den Ernst nun sah, und daß man ihn gebunden,
War aller Frevelmuth und Trotz bei ihm verschwunden,
Er stand bestürzt, beschämt, und war voll Angst und Schmerz,
Reu', Zweifel, Hoffnung, Gram und Furcht durchdrang sein Herz:
Er legte sich nunmehr vom Drohen auf das Bitten,
In Meinung, sich durch List der Fessel zu entschütten,
Und sprach mit leiser Stimm', den Köhler folgend an:
Wie so ergrimmt, mein Freund? was hab ich dir gethan?
Gieb mich doch wieder frei, du sollst ja diesen Knaben,
Wenn du darauf bestehst, von mir gutwillig haben,
Thu' mit ihm, was du willst; vielleicht erfährst du bald,
Wer, und woher er sei; nur mir thu' nicht Gewalt.
Und laß mich wieder los! was wirst du doch erwerben,
Daß du so eifrig suchst, mich schändlich zu verderben?
Die Freiheit ist mir lieb; bin ich gleich ohne Schuld,
Wie ich versichern kann; fehlt mir doch die Geduld,
Den ungewohnten Zwang der Banden zu ertragen,
Wer hat sich über mich mit Rechte zu beklagen?
Bedenke, was du thust! du glaubest dem Bericht
Des Knabens allzu viel; mir aber glaubst du nicht;
Da jenen doch Betrug, Haß, List und Rachsucht treibet,
Die Wahrheit gegentheils auf meiner Seite bleibet:
Wie? oder meinest du, daß kein bejahrter Mann
Die Wahrheit sprechen mag, ein Kind nicht lügen kann?

Wer, sprach der Köhler drauf, Recht oder Unrecht, hab
Laß ich unausgemacht; doch dünkt mich, daß der Knabe
Gerechter sei, als du: ich trau' mehr auf sein Wort,
Denn auf das deinige, und laß dich drum nicht fort,
Doch bist du sonder Schuld, wird dich die Unschuld schützen,
Du sollst, versichre dich, bei mir nicht lange sitzen,
Der Abt von Grünhain mag allhier den Ausspruch thun,
Was dieser mir gebeut, dabei laß ichs beruhn.

Ach! sagte Cunz bestürzt, laß mich doch nur entrinnen!
Du kannst durch meine Flucht ein großes Gut gewinnen,
Nimm diesen Beutel Geld vor meine Freiheit an,
Der dich und dein Geschlecht viel Jahr' ernähren kann.
Was? rief der Köhler aus, suchst du mich zu bestechen,
Wie? soll ich um dein Geld Eid, Treu und Glauben brechen?
Dein Anerbieten mehrt bei mir nun den Verdacht,
Daß du das Bubenstück, den Prinzenraub, vollbracht.
Des Geldes ist zu viel, die Freiheit zu erkaufen,
Wenn du dich sicher weißt, doch wird der güldne Haufen
Mir viel zu wenig sein, wofern du schuldig bist,
Weil eine Welt voll Gold alsdann zu wenig ist.
Mein Geldgeizleeres Herz zum Unrecht zu verführen,
Und gegen meinen Herrn die Treue zu verlieren,
Darum behalt dein Geld, es wird dich nicht befrein,
Ein gut Gewissen soll mein größter Reichthum sein.

Cunz schwieg für Scham und Leid, und ward gleichwe
getrieben,
An seinem Feinde selbst die Tugenden zu lieben,
Doch wünscht' er ihn nur ist was minder tugendhaft,
So käm' er durch sein Geld aus der Gefangenschaft.

Allein er mußte fort, wohin der Köhler wollte,
Bis man Befehl erhielt, wo er verbleiben sollte:
Nun stellte sich bei ihm des Lasters Größe dar,
Das klein so lange schien, bis es verübet war.

Dieselbe Höh' des Walds, wo sich dies zugetragen,
Heißt itzt der Fürstenberg, wie die Geschichten sagen,
Dieweil des Fürsten Sohn daselbst die Freiheit fand,
Die man im Gegentheil dem Cunz mit Recht entwandt.
Fürst Albrecht selbsten kam nach fünf und zwanzig Jahren
An diesen Ort, wo ihm die Rettung widerfahren,
Nachdem er nun den Platz mit allem Fleiß besehn,
Rühmt' er des Höchsten Schluß, der ihm, als Prinz, geschi
Und weil sich damals noch drei alte Männer fanden,
Die zu derselben Zeit dem Köhler beigestanden,
Als Cunz gefangen ward, hat er aus Dankbarkeit
Durch fürstliches Geschenk sie insgesammt erfreut.

Carl Bernhard von Trinius

war im Jahre 1773 zu Erfurt geboren, studirte Medicin, wirkte zuerst seit 1805 als praktischer Arzt zu Hasenpoth, und zwar mit solchem Glück, daß der Herzog Alexander von Württemberg ihn 1807 zu seinem Leibarzt ernannte. In dieser Stellung lebte er eine Zeit lang zu Wien; später ging er nach Petersburg, wo er Doctor der Medicin, russisch kaiserlicher Hofrath, Lehrer des Großfürsten Thronfolgers, auch Ritter der St. Annenordens 2., und des Wladimirordens 3. Classe wurde.

Er gab außer mehreren naturhistorischen Werken i
deutscher, französischer und lateinischer Sprache heraus

Dramatische Ausstellungen. Berlin, 1820.

Einzelne Gedichte in Journalen und Almanachen.

Gedankenreichthum, lebendige Phantasie und gewandt
Behandlung der Form, erwarben seinen poetischen L
stungen allgemein eine freundliche Aufnahme.

Digitized by Google

Johann Christian Trömer

ward im Anfang des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich in Leipzig geboren und war bei dem Steuerwesen angestellt; er schrieb unter dem Namen Jean Chretien Toucement, der Deutsch-Franzos. Später war er königlicher Post- und Reisecommissär zu Dresden, wo er 1757 starb.

Er gab heraus:

Des Deutsch-Franzos Schriften. Leipzig, 1736; neu Nürnberg, 1772.

Nackricht von ehne Krieg, die in die Sommerzeit sein Ankefang kenomm, solls man nenn Russisch Szeit. 1760.

Eigentlich der einzige deutsche makaronische Dichter, schrieb Tr. in einem Mischmasch von französisch und deutsch, wie es ungefähr ein Franzose sprechen würde, lustige und possenhafte Gedichte, die nicht ohne Witz und Laune, und namentlich für die Kenntniß der Sittenzustände seiner Zeit von Interesse sind. Eine kleine Probe möge hier, um der Merkwürdigkeit willen, folgen.

Vom Schmidt ßu Uttjerbock.

Vor diß, in ehn kewisse Land
Die alle Leute wohl bekannt,
Da wohn ehn Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne schwarß und weise Rock;
Man nenn Ihn steß die fromme Schmidt,
Weil er ath ehn reckt kut Kemüth.
Denn er thu steß viel kute Werck,
Wie alle Leut ahn wohl kemerck;
Die Leut die ahn kar nicks ßu eß,
Er thu sie Speiß mit viel Caress,
Er keb sie Brod mit Kraut und Wurst,
Ehrnock er still ock ihre Durst;
Die Leut die ahn kar kehne Kleid,
Er kleid sie nack Rothdürfftikeit.
Die krancke Leut, die woll crepir,
Er thu sie offt bevisitir.
Er keb sie kuten Arzeney,
Und thu sie kuts nock vielerley.
Er laß die arme Tod bekrab,
Wenn ihre Freund kehn Keld mit ahb.
Knin! was man kan pretendir,
Daß thu die fromme Schmidt prestir.
Ehnmal es iß ßu ihm kekomm
Ehn heilig Mann, die ock leb fromm
Die bitt kar sehr den Meßter Schmidt,
Weil abend iß und er iß müd.
Er soll ihm daß mal permittir,
Bey ihm ßu nehm sein Nackt Quartir.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit seine schwarß und weise Rock.
Der spreck: Ick will das kerne thu
Ick wünsch nur, daß du mack kut ruh.
Er keb ihm Brod, er keb ihm Schinck,
Er keb ihm ock kut Bier ßu trinck.
So bald als komm der Morgend Tagk,
Der Frembd er woll sick weiter tragk
Dock er spreck erst: mein liebe Mann
Du ahst mir viel ßu kut kethan.
Ick bin dir reckt viel obligir
Vor Eß, vor Trinck, und vor Quartir,
Davor mein liebe ehrlick Schmidt
Du kan dir ehne Knab ausbitt;
All was du wilst, du kan verlangk,
Du soll kleick deine Bitt erlangk.
Die Schmidt sagk: „Ick bin obligir,
Daß du mir woll recompensir.
Ick brauck kar nicks in diese Welt,
Denn ick bin reick, und ahb viel Keld.
Und ick mack nicks mehr pretendir,
Ick bin kar nicks interessir.
Darauf antwort die frembe Mann,
Eh bien! Du ahst mir kuts kethan,
Ick kan das dock kar nit verkeß,
Daß du so öhfflick bist keweß.
Drum ick will kerne danckbar seyn;
Ick will dir ehlff in Himmel neihn.
O! spreck die Schmidt: Mein liebe Chrr,
Spahr dir die Müh, ick bitt dir sehr,
Ick kan in Himmel so passir,
Weil ick viel kute Werck prestir.
Ick ahb nock kar nicks böß kethan,
Ick leb so fromm, all wie ick kan.
Ick thu nit Spiel, ick thu nit sauff,
Ick thu nit fluck, ick thu nit rauff,
Ick thu die Fasten observir,
Ick thu ock kar nit courtisir.
Ick hanck ock nit, ick thu nit stehl,
Ick thu ock sonst kehn kroße Fehl.
Ick thu kar niemand filoutir,
Und ahb ock kehn Mensch massacrir.
Ick thu all kut an arme Leut,
Und keb sie ihr Nothdürfftikeit.
Knin! es kan nit anders seyn
Ick muß komm in die Himmel neihn.
Meintahlben spreck die frembe Mann,
Ick ahb dir mein Offerte kethan.
Wilstu mein kute Sinn verschmäh,
Eh bien! ick muß es laß kescheh.
Allehn, ick kan nit fort marchir,
Als ehn undanckbar Passagir.
Darum mein liebe Meßter Schmidt
Thu du dock nur um etwas bitt.
Du kan ja bitt nack deine Will
Ick will dir en Moment erfüll;
Ick trett mein Reiß nit eher an,
All biß ick dir ehn Knab kethan.
Nu endlick thu der Schmidt parir,
Weil ihn der Fremd so sehr forcir.
Er spreck: Weil nit kan anders seyn
Meintahlb ick keb mein Will darein,
Ick will mir nur 3 Stück ausbitt,
Wenn du wilt thun, mehr ick will nit.
Su erst, in meine Stube steh
Ehn kroße Stuhl, wie du da seh.
Die Stuhl ick ahb laß mack vor mir,
Dock viel Leut thu sick drein placir.
à Part die krobe Bauer Leut
Die seß sick darein alleßeit.
Wenn du nun kanst die Kunststück mack,
Wie ick das wünsch, ick woll brav lack.
Du soll die Stuhl so preparir,
Wenn sick jemand in Stuhl placir,
Und er woll von die Stuhl auf steh,
Daß er nit kan von Stelle keh.
Und daß er muß in Stuhl bleib siß
Wenn er kleick wie ehn Dcße schwiß.
So lank all biß ick commandir,
Daß er kan von die Stuhl marchir.
Der Frembe spreck: mein liebe Schmidt
Daß iß ehn reckte schleckte Bitt.
Ick will sie dir kar kern kewähr;
Du kan von mir nock mehr bekehr.
Der fromme Schmidt von Uttjerbock
Mit seine schwarß und weiße Rock.
Er spreck: Kleick diese Augenblick
Ick will bitt um das 2te Stück.
Ick ahb in meine klehne Gart
Ehn Apffel Baum von kute Art,
Davon die Apffel reckt kut schmeck,
Daß man muß alle Fingker leck.
Daß wehß kar wohl viel schlimme Leut,
Die stehl sie mir bey die Nackt Zeit.
Und thu so schelmisch partagir,
Daß übrigk bleib nit viel vor mir.
Wenn nun steigk ehn uff Baum ihnauf,
So mack, daß er muß bleib darauf,
Biß daß ick keb Permission.
Daß er darf wieder keh davon.
Der Fremd er rickt den Baum so ßu,
Daß er muß diese Wunder thu.
Nu spreck die fromme Meßter Schmidt;
Jeßund es komm mein leßte Bitt;
Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn so mack,
Das wenn ick steck Jemand ihnein,
Oder es kriegk von selber drein,
Daß er so langk muß drein restir,
Biß ick ihn wieder dimittir.

Digitized by Google

Denn manckemal es komm die Dieb,
Da will ick Sack vor Thüre ſchieb
Da kann ick ühbſch die Diebe fangk,
Ehrnock ſie werd an Kalgk kehangk.
So kleick die fromme Passagier
Sie aht den Schmidt gratificir.
Und endlick ſie nehm ihr Abſchied
Von ihre Wirth den fromme Schmidt;
Nit langk wie das ſo aht passir,
Da komm die Monsieur Tod marchir
Mit ſeine Uhr und Senſe Stock
Zu fromme Schmidt von Uttjerbock;
Der Tod er kloff ſtarck an das Hauß,
Der Schmidt er fragk: Wer iß denn drauß;
Der Tod er ſpreck: Mack du nur auf,
Es iß jemand, der will was kauff.
Darauf der Schmidt ſchließ auf die Thür,
Da tret die Monsieur Tod ehrfür.
Par bleu! wie thu die Schmidt erſchröck
Wie er ſeh die Monsieur Pußweck.
Er ſagk zu Tod: Mein liebe Mann,
Du treff bey mir kehn Herbergk an.
Allehn die Tod die thu nur lack,
Und ſpreck: Ick fragk da nicks darnack
Dein Leben Stund iß all passir.
Du muß in Reick der Tod marchir.
Und ahlt dir nur nit langke auf,
Die Uhr ſie iß kanß auskelauff.
Die Schmidt iß reckt voll Angkſtlickeit,
Er woll ſick nit zu ſterb bereit.
Jedock zu ehne kute Klück
Er denck an ſeine Kunſten Stück.
Er denck, nu wart du ſchlimme Tod,
Du ſoll mir kriegk dein türckiſch Noth.
Er ſpreck mit ehn barmehrzigk Arth:
Ehrr Tod thu nur ehn biſſel ward,
Ick will zu Reiß mir preparir
Und will kern mit dir fort marchir.
Allehn du werd wohl müde ſeyn,
Seß dir dieweil in Stuhl ihnein.
Du kan Comodité kebrauck,
Und kan ehn Feiffel Toback rauck.
Der Tod der iß ſo tumm keweß,
Und aht ſick in der Stuhl keſeß,
Er kriegk ſein Feuer Mörſ ehrauß,
Und ahlt ehn klehne Tobac Schmauß.
Par bleu! Er mack ſo kroße Damff
Daß man konn kriegk davon den Kramff.
Wie er ſiß in dem Stuhl nit langk:
Es werd ihm kraußam Angkſt und bangk,
Er rippel und er rappel ſick,
Und mack reckt fürckterlicke Blick,
Er thu die Schmidt ſtarck admonir,
Sie ſoll mack fort, ſie woll marchir.
Und endlick ſpreck die fromme Schmidt:
Nu ick bin fertigk, ick keh mit.
Der Tod woll aus die Stuhl aufſteh,
Allehn er wehß nit, wie zu keh,
Er mack ſick wie er will movir,
Er kan nit aus die Stuhl marchir.
Ey, ey, wie thu die Schmidt brav lack,
Sie plagk die Tod ſie ſoll fort mack.
Die Tod ſie raßel mit ſein Behn
Und blöck vor Angkſt ſein Kalber Zähn,
Der Schmidt der thu was reckts bravir,
Die Tod ſie ſoll dock fort marchir.
Da ſpreck der Tod: Mein liebe Mann!
Seh du dann nit, daß ick nit kan.
Daß iß mir kehne mal passir,
Daß ick bin word ſo ſehr vexir.
Ick wehß nit, ob ick bin beher,
Ick marter mir daß ick muß trer.
Wenn du kan ehlff, ick thu dir bitt,
Ack ehlff mir liebe Bruder Schmidt.
Der Schmidt ſagk: Nu du nit kan fort,
Du Schurck, nu keh du kuten Wort,
Schau, ſchau du Bestialité,
Erſt, du ſprek mit Brutalité:
Schmidt deine Stund iß all passir,
Du muß in Reick der Tod marchir,
Jeßund du nenn mir dein mon Frere,
Allehn ick danck vor dieſe Ehr,
Der Teuf er mack dein Bruder ſeyn,
Der ſchick ſick zu die Strecke Bein.
Wer dir keheiß, zu mir zu keh,
Er helff dir ock aus Stuhl aufſteh!
Der Tod er thu reckt lamentir,
Und ſie thu die Schmidt promittir,
Wenn er ihn nit mehr werd ſo kränck,
Er woll ihm nock 10 Jahre ſchenck.
Sie keb ihm ihre klapper Hand.
Und ihr Parol zu Unterfand.
Darauf es laß der Schmidt keſcheh,
Daß darf von Stuhl der Tod auf ſteh.
Der Tod er ärger ſick kanß kranck,
Und marchir fort mit ſchwehr Kedanck.
Er ath ſick reckt viel chagrinir
Daß ihn der Schmidt aht ſo touchir.
Indeß der Schmidt er lack ſick ſatt,
Daß er den Todt betrogken aht.
So bald als nu 10 Jahr um ſeyn,
Ehrr Tod ſtell ſick ühbſch wieder ein,
Er thu reckt ſehr brutaliſir,
Als wie ehn böſe Exequir.
Er blöck die Zähn mit kroße krauß,
Und ſchrey wie ehne Fleyer Maus.
Fort Schmidt du Uhnd du muſt nu ſterb,
Der Schmidt denck, du ſoll dock nicks erb,
Komm denn du Ripps Rapps noch ehnmal,
Wart, wart, ick will dir ſchon beßahl.
Er mack den Tod viel Compliment,
Und bitt ihn in ſein Logiment.
Der Tod er ſchüttel ſeinen Koff,
Und ſpreck: Denck du, ick bin beſoff?
Mein du denn, daß ick ahb verkeß,
Wie ick in ſchlimme Stuhl keſeß.
Ick müſt ehn tumme Ockße ſeyn,
Wenn ick marchir in Stub ihnein.
Fort, fort, mack nur nit viel Façon,
Daſ mal du kriegk kar kehn Pardon.
Der Schmidt thu ſick ſehr ſubmittir,
Und ſpreck: Er woll kern mit marchir.
Er woll ſick nur zu reckte mack
Und woll ſuck ſeine Reiße Sack.
Der Tod laß ſick nock persuadir,
Und thu vor Stuben Thür restir.
Indeß er denck, weil er muß wart,
Er keh ehn biſſel in der Kart.
Es werd ihm dock nun nit manquir,
Daß er den Schmidt kan attrapir.
Allehn das war ehn kruße Fehl,
Daß er ſick das Plaisir erwehl.
Denn als er in den Kart passir,
Er thu die Baum kleick observir.
Darauf die ſchöne Apffel wackß,
Die ſchöner ſeyn als in kanß Sackß.
Der Tod kriegk ehn kroß Appetit,
Daß er davon nehm etlick mit,
Er denk, in ſeine Schnapſe Sack
Er woll ſick ehn Partie einpack.
Dock weil er ſie kan nit erreick,
Er muß uff Apffel Baum nauf ſteigk
Mit ſeine langke Truthahn Fuß,
Und denck nit, daß er kriegk Verdruß.
Worum? der Schmidt ath wohl keſeh,
Und laß daſ kar zu kern keſcheh.
So bald als nur der Tod ihnauf,
Da komm der Meſter Schmidt kelauff
Mit ehne kroße Ohpffen Stangk,
Und ſeine Kneckt mit Schmide Zangk,
Sie komm als wie der Bliß kerenn,
Und thu wenn ſie den Tod nit kenn.
Sie ſchrey, du Schelm, du Apffel-Dieb,
Daß wir dir fangk, das iß uns lieb.
Allo ſchlagk zu ihr kut Camrad,
Weil er uns thu ſo kroße Schad.
Par bleu! wie ſchlagk die Schmidt Kneckt zu,
Sie ahlt kar kehne biſſel Ruh,
Der Tod mack ſchrey nur wie er will,
Sie ſchlagk drauf loſ, und ahlt nit ſtill.
Das thu ſo ehn Kerumpel mack
Als wie uff welſche Nußen Sack,
Der Tod woll kerne echapir.
Allehn das mal er muß pausir.
Und er thu mit ſein Schade ſeh,
Das es ihm wie in Stuhle keh.
Darum er rickt ſick nack der Ort,
Und keb an Schmidt reckt kute Wort.
Er ſoll ihn dock nit ſchlagk ſo ſehr,
Er woll zu ihm komm kar nit mehr.
Der Mehſter Schmidt hör endlick auf,
Und er ſchau uff die Baum hinauf,

Digitized by Google

Er thu, als wenn er recht erſchröck,
Das er keſchlagk die Ehrr Pußweck.
Er thu ock als wenn ihm wär leid,
Und ſpreck mit kroß Scheinheiligkeit;
Ehrr Tod ſie thu mir pardonir,
Daß ick ſie ahb incommodir.
O! ſey ſie dock uff mir nit böß,
Daß ſie aht kriegk ſo krobe Stöß.
Par bleu! Wir ahn nit kern kethan,
Wir denck wir treff ehn Dieb da an.
Der Tod denck uff ehn kluge weiſ
Ick muß in ſauer Apffel beiſ.
Du biß mir wohl die recht Keſell,
Ick muß mir nur ock was verſtell.
Er ſpreck: Mein liebe Mehſter Schmidt,
Ick wehß ſchon, du kan davor nit,
Dock du ſoll mir die Lieb erzeigk
Und ſoll mir laß von Baum abſteigk.
Der Schmidt ſpreck: Ja mit all Plaisir,
Komm nur ehrab von Baum marchir.
Der Tod bemüh ſick was er kan,
Allehn es keh ihm kar nit an.
Er muß ſteß uff der Baume bleib
Szu Schmidt ſein luſtigk Zeit vertreib,
Er thu den Tod recht brav vexir,
Er ſoll dock komm, ſie woll marchir.
Dock weil die Tod nit runter kan,
Der Schmidt thu ihm viel Schimff-Wort an.
Er ſpreck: nu ſchau du Menſche Fucks,
Kelt ick ahb dir nock mal beluckß.
Du ſuper klugke Weiſe Naſ
Jeßund du Zitter wie ehn Haſ,
Du kan die kanße Welt bezwingk,
Und kan dock nit von Baum abſpringk.
Daſ ſchmeck wie bitter Mantel Kern,
Wart Vogkel du ſolt feiffen lern.
Dem Tod werd recht viel Angſt und bangk,
Der Schmidt kriegk ſeine Hopffe Stangk,
Und keb dem Tod viel Naſe Stüber
Daß er bekomm das kalte Fieber.
Der Tod thu dem Schmidt offerir.
Wenn er ihn das mal liberir,
Er woll ihm die Parole keb,
Daß er ihn woll laß ewigk leb.
Er woll ihn nit mehr perturbir,
Wenn er ihn das mal laß passir.
Er ſoll ihm nur ehlff aus die Noth,
Er woll das ahlt als ehrlick Tod.
Der Schmidt er thu das acceptir,
Und thu ihn das mal liberir.
Der Tod mack mit die Schmidt Contract,
Ehrnock er aht ſick fort kepackt.
Er aht erbärmlick auskeſeh,
Es thu ihm alle Kleider weh.
Er nehm ehn kanß betrübt Abſchied
Von ſeine Feind die fromme Schmidt.
Von ſeine Hopffen Stangk Tracteur,
Und danck kar ſchleckt vor all Honneur.
Es lauf der Monsieur Senſe Mann
So uhrtigk fort all er nur kan,
Er aht ſick kar nit umkeſeh,
Biß er komm, da ehn Wind Mühl ſteh,
Da ſeß er ſick an Wind Mühl Haus,
Und woll da ruh ehn bißel aus.
Wie er nun da ſo traurigk ſiß,
Und nock vor Angſtlikeit brav ſchwiß.
Da komm der Teuffel an marchir,
Daß ihn der Tod kaum obſervir.
Der Tod wie er den Teufel ſeh,
Er ſpreck: Du Bestialité!
Wer Teuf wer aht dir der keſchick?
Keh pack dir weck du Kalgken Strick,
Und wenn du nit will retirir,
Ick will dir Teuf kleick massacrir.
Der Teuf ſpreck: Foudre! mon Cousin,
Was ahſtu denn vor kroß chagrin?
Par bleu! was iß dir denn passir?
Ick ahb dir kar nit disgoustir.
Der Tod ſpreck: (mit betrübt Visage.)
O mir verkeh wohl die Courage.
So lang all eck keweß der Tod,
Ick ahb keahbt nock kehn ſo Noth.
Kennſtu die Schmidt ßu Uttjerbock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock!
O der verfluckte Zauber Mann
Der ath mir kroße Tord kethan.
Ick komm und woll ihn caponir,
Er aht mir ſelbſt bald massacrir.
O liebe Ehrr mon Frere Cousin,
Du klaub nit, was das vor Chagrin.
Par bleu! ick ahb mir alterir,
Das ick vor Zorn bald muß crepir.
Der Tod aht Teufel all keklagk,
Wie er vom Schmidt iß word keplagk.
Wie er ath in die Stubl keſeß,
Und wie er uff die Baum keweß.
Der Teufel fangk reckt an ßu lack,
(Wie er vernehm ſa ſchöne Sack)
Er thu ſick kraußam viel moquir.
Und ſpreck ßu Tod: (Ihm ßu touchir)
Je du biß ja die Menſche Freß,
Und biß ſo tumme Narr keweß.
Du thu ja alles massacrir
Und laß dir von ehn Schmidt vexir.
Je du ehnfältigk Puße weck!
Man ſoll dir in ehn Eſel ſteck,
Der Tod ſpreck mit kroß alterir,
Daß dir das Wetter fricassir.
Du Teufel Teuf iß das Raison,
Daß du mir vexir sans Façon?
Ick bin ehn kroß betrübte Mann
Und du thu mir ock Schande an.
Du Naſe ſchwarß ahſt kut parlir
Keh nur, und thu du ock probir.
Du Teufel Uhns Fütter Visage,
Keh hin, und probir dein Courage.
Der Teuf ſpreck: O! die arme Troff
Ick will ſie bald kriegk bey die Schoff.
Ick ahb ſchon mancke Menſch keohl,
Ick kriegk den ock uff mein parol.
Der Teuffel thu mit Tod parir,
Er woll den Schmidt weck transportir.
Der Tod ſpreck: Ick will uff dir wart,
Biß du komm mit die Ziegen Bart.
Enfin! der Teuf iß fort marchir,
Und iß bei Schmiede arrivir.
Er woll kleick in die Auhß keſchwind,
Allehn er kan kehn Lock nit find
Da er ſick neihn kan practicir,
Daſ thu ihm ſchon viel chagrinir.
Er keh wie Katz um heiße Brei,
Daſ mack ihn viel Fick Fackerey.
Darum der arme Teuffel Troff,
Er muß fein an die Hauß Thür kloff.
Dock eh die Thür werd auf kethan,
Der Schmidt fragk erſt: wer kloff denn an?
Der Teuf antwort: mein liebe Schmidt,
Ick bin Ehrr Teuf ick thu dir bitt,
Keb mir dock ehne Nackt Qvartir,
Ick will dir kar nit molestir.
Der Schmidt ſpreck: Je du Teufel Teuf,
Ick will dir was uff Puckel feiff.
Der Teuf darf nit in meine Auhß,
Es iß da nicks vor ihn ßu ſchmauß.
Du kan dir deine Wege ſcheer,
Und kan keh hin, wo du komm her.
Der Teufel keb recke kute Wort,
Er ſpreck: Ick kan nit weiter fort,
Ick ahb mir ehne Wehn vertret,
Logir mir nur in dein Secret.
Er denck, bin ick nur ehnmal drein,
Der Schmidt ſoll balde meine ſein.
Der Schmidt merck kar wohl was passir,
Wart Teuf ick will dir ſchon curir.
Er denck in ſeine Schmidte Koff,
Ick will dir ſchon die Fell aus kloff.
Er ſpreck ßu Teufel Passagir,
Du ſoll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir die Schmidt ßu Uttjerbock,
Wenn du fahr ein ßu Schlüßel Lock;
Denn weil es iß ſchon finſter Nackt,
Die Auhß Thür werd nit uft kemackt.
Der Teuf thu kerne acceptir,
Wenn er nur kan in Auhß logir.
Er freu ſick ſchon in ſeine Sinn,
Wie er vom Tod die Wett kewinn.
Allehn der Schmidt er war ßu klugk,
Er merck vom Teuffel ſein Betrugk.
Er denck, ick muß dir prevenir,
Daß du mir nit kan altrapir.
Keſchwind er nehm ſein Kohlen Sack
Und thu ihn vor die Schlüß Lock mack.

Digitized by Google

Alsdenn er ruff: Nu komm ehrein,
Uhsch fahr der Teuf ßu Schlüß Lock rein.
Allehn sie fahr in Kohlen Sack,
Da thu die Schmidt die Sack ßu mack.
Die arme Teufel muß nu seh,
Daß man mit sie mack attrapé.
Er fragk, Ehrr Schmidt was soll das srin,
Daß du mir steck in Sack ihnein!
Ick kan in Kohlen Sack nicks seh,
Laß mir dock aus die Sack raus keh.
Der Schmidt spreck: Ey du Teufel Teuf,
Nu du soll tanß, wie ick werd feiff.
Was ahstu Teuf bey mir ßu thu!
Wart, wart, ick will dir trinck ehns ßu,
Denck du denn nit, daß ick wohl merck,
Was du woll mack vor schlimme Werck
Mit mir, ick arme ehrlick Mann.
Allehn du komm kanß unreckt an.
Du Teuf dick soll der Teufel ohl,
Wenn du nit mack reckt Capriol.
Der Teuf er thu sick excusir,
Er schwöhr bey alle Kroß Vezier.
Bey alle alte Jungkfer Schuh
Er ahb ihm woll kehn Leid anthu.
Der Schmidt er spreck: Es iß schon reckt,
Ick kenn dir schon du kute Kneckt.
Wer trau dir und dein Vetter Tod,
Er komm kewiß in kroße Noth.
Du thu die kanße Welt belügck,
Und ahst dir jeßund selbst betrügk.
Der Schmidt ruff seine Schmiede Kneckt,
Allo ihr Pursch nu arbeit reckt.
Schmeist Sack mit Teuffel uff Amboß,
Und schlagkt nur wacker uff ihn loß.
Die Schmiede Kneckt ahn kleick kethan,
Sie pack ihn wie die Häscher an.
So bald sie uff die Amboß liegk,
Da thu sie die Schmid Hammer kriegk.
Poß tauß! wie schmeiß die Schmidte druff
Das keh die Piff, die Paff, die Puff.
Die Schmiede Kneckt sie bild sick ein,
Der Teufel werd ehn Stock Fisch seyn.
Ey, ey, wie thu die Teuffel schrei,
Ihr Scheim ihr schlagk mir all entßwey.
Er thu wie ehne Löwe brüll,
Allehn sie ahlt drum dock nit still.
Biß endlick, daß sie werde müd,
Da singk der Teuf ehn Sterbe Lied.
Und bitt man soll ihm pardonir,
Er woll kehn mal mehr retourrnir.
Nu endlick laß die Schmidt kescheh,
Und spreck die Kneckt soll ihn laß keh.
Jedock der Teuf muß promittir
Er woll sick wieder retirir,
Wo er ßuvor war rein kekrock,
Als nehmlick durck die Schlüssel Lock,
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüssel Lock,
Ey, ey, wie war der Teuf keschwind,
Er retirir sick wie der Wind,
Allehn er kriegk nock uff die Wegk
Ehn ahlde uhndert kute Schlägk.
O wie marchir der Teuffel fort,
Und er verfluck die schlimme Ort.
Wo ihm iß so malheur passir.
Vor Angkst er thu nit observir,
Daß ihm die Hüfft entßwey keschmiß,
Und ehne lahme Teuffel iß.
Biß bey die Tod er arrivir,
Die thu ihn schön beneventir.
Sie spreck: Du komm kanß malheureux,
Willkomm Diable Boiteux,
Du ahst wohl brav bekomm ßu trinck,
Daß du so kraußam viel muß hinck.
Vielleick du ahst ehn Uhner Augk,
Laß dir die Schmidt was keh ßu brauck.
So kehts, die Teuffel knappe Schu
Die rickt ehn so die Füße ßu.
Du ahst ock wohl das Podagra,
Singk nur Rundadinellula.
Wie iß! Du kan kehn Wort parlir,
Du seyn ja reckt viel Consternir.
Der Teuf er seh so morbleu aus
Wie ehn bancrotte Tauben Auhß,
Vor Zorn er kan nit repondir,
Weil er sick nit kan revangir.
Par bleu! Er mack so viel Gramace,
Als wie uff Jagd die wilde Kaß.
Und wie er sick recolligir.
Er fangk an sehr ßu fulminir.
Er spreck: Mein kute Vetter Tod,
Du ahst keahbt kehn solcke Noth.
Als wie ick in die Kohlen Sack,
Ick wehß nit wer den ath kemack.
Kehn Fluck man kan nock mehr erdenck,
Die er nit in die Kohl Sack schenk;
Er thu den Tod all rapportir,
Was ihm iß bey die Schmidt passir.
Der Tod er lack ihn redlick aus,
Ahb ick dir nit kesagk voraus.
Du seyn ja ehn Politicus,
Und mack dir selbst so kroß Verdruß.
Eh bien es iß dir reckt kescheh,
Ick woll daß dir nock schlimmer keh.
Ehn andermal bleib aus die Auhß,
So dörf du kehn Schmithammer schmauß,
Und thu dir nit mehr so moquir,
Wann andern ehn Malheur passir.
Allehn! was iß nunmehr ßu thu?
Das best iß, wir keb uns ßu Ruh,
Wir könn das dock nit anders mack,
Wir muß nur mit Kedult ertragk.
Vielleickt die Zeit werd permittir,
Daß wir uns könn nock revangir
Komm wir woll keh in schwarze Bär,
Und woll ehn Kläßel Wein verßehr.
Wer wehß wen wir da rencontrir,
Der Deutsch Francos soll uns traetir.
So consolir in ihre Noth
Die 2 ßusammen der Teuf und Tod.
Das war die Histoire von Schmidt ßu Uttjerbock,
Von Teufel und von Tod, wie die seyn word betrod.

---

von Tromlitz, s. von Witzleben.

David Trommer,

um das Jahr 1663 zu Plauen geboren, lebte als Magister der Philosophie, gekrönter Dichter und Pfarrer zu Baiern, nachdem er zu Zützdorf und Buckau in Kursachsen gestanden hatte. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Geistliches Singespiel von der Verehelichung Isaaks und der Rebekka. Leipzig, 1691.

Eine schwulstige Arbeit, im Lohensteinischen Geschmack

Ignaz Paul Vital Troxler

ward am 17. August 1780 zu Vero-Münster im Canton Luzern geboren, und wurde zu Solothurn und Luzern auf Jesuitercollegien gut unterrichtet. Kurze Zeit darauf diente er bei dem Ausbruch der französischen Revolutio als Secretär des Regierungsstatthalters: der Dran nach Wissenschaft trieb ihn jedoch auf deutsche Univers

Digitized by Google

täten zum Studium der Medicin und Philosophie. In Jena ward er, 1800, von Schelling fortgerissen; dann studirte er zu Göttingen und Wien. Er bereiste 1806 Italien und ließ sich nach seiner Rückkehr in Luzern als praktischer Arzt nieder. Doch ein wahres freies Wort, das er während einer Epidemie gegen den dasigen Sanitätsrath schrieb, vertrieb ihn. Nun ging er nach Wien, bereiste dann Holland, Frankreich, Italien und kehrte 1806 nach Münster zurück. 1814 ward er politisch verdächtig und nur durch hohe Verwendungen gerettet. Nach einer diplomatischen Mission nach Wien und Berlin wohnte er 1816 in Aarau und nahm 1820 — nachdem er mehrere ausländische Berufungen mit unerschütterlichem Patriotismus ausgeschlagen hätte — den philosophischen Lehrstuhl zu Luzern an. Von hier vertrieben ihn die Jesuiten, die alle seine trefflichen pädagogischen Unternehmungen zu Schanden machten. Er ging nach Aarau, wo er als Lehrer, Arzt und Vorsteher einer polytechnischen Schule wirkte. 1830 wurde er als Professor der Philosophie nach Basel berufen, aber auf den Verdacht der Theilnahme am Aufstand der Basler Landschaft schon im folgenden Jahre abgesetzt. Später lebte er in Aarau, wurde 1832 Mitglied des großen Raths des Cantons Aarau, zugleich Ehrenbürger von Bern und Professor an der dortigen Universität, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Er veröffentlichte:

Ueber das Leben und sein Problem. Göttingen, 1807.
Elemente der Biosophie. Leipzig, 1808.
Blicke in das Wesen der Menschen. Aarau, 1812.
Ueber die Schweiz. Aarau, 1815.
Schweizerisches Museum. Aarau, 1816.
Philosophische Rechtslehre. Zürich, 1820.
Fürst und Volk. Aarau, 1821.
Was verloren ist, und wie zu gewinnen? Glarus, 1822.
Luzern's Gymnasium und Lyceum. Glarus, 1823.
Ueber die römische Kirche, ihre Gebrechen und Verbesserung. Aarau, 1829.
Metaphysik. Aarau, 1828.
Logik. Stuttgart, 1829.
Vorlesungen über Philosophie. Bern, 1835.

Er wird mit folgenden Worten sehr treffend von Menzel in dessen deutscher Literatur Band I. Seite 309 characterisirt: „Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegensatz der zwei Principe. Er ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und drückt selbst einen großen real-idealen, praktisch-speculativen Gegensatz aus. In der politischen Umwälzung der Schweiz äußerst thätig, predigte er dort die Demokratie noch in der Demokratie und würde sie in der dritten Potenz predigen, wenn er sie in der zweiten durchgesetzt hätte. Seine philosophische Lehre aber schwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Aargauer Revolutionen, und scheint nicht das Mindeste mit demselben gemein zu haben. Doch hat sich Troxler zu einer Modification seiner frühern Ansicht bekannt und in gewisser Beziehung dem freiheitsstolzen Fichtianismus genähert, ohne deshalb die Lehre Schelling's vom Gegensatze aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegensätze wieder rückwärts in das Fichte'sche Ich. Er nimmt eine innerste lebendige Einheit an, gleichsam im Weltsamenkorn, das Alles in sich enthalte und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, so sei auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskorn hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und geben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele, in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs bloß auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beiden, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende. Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beiden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andere von der Sinnlichkeit aufsteigende, untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge."

Friedrich Carl Adolf von Trützschler

ward am 3. Juni 1751 zu Kulmitsch bei Weida im Voigtlande geboren, studirte seit seinem 15. Jahre in Jena die Rechte und wurde 1771 als Assessor bei der Landesregierung zu Altenburg angestellt. 1774 wurde er Hof- und Consistorialrath, 1783 Consistorialpräsident und geheimer Regierungsrath, 1780 Vicekanzler, 1794 Geheimrath und wirklicher Kanzler, 1804 wirklicher Geheimrath und 1820 Präsident des geheimen Rathscollegiums zu Gotha: doch behielt er seinen Wohnort immer in Altenburg. Erst 1830 nahm er, nachdem er schon vor neun Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, seinen Abschied. Er starb am 31. Juli 1831 zu Falkenstein im sächsischen Voigtlande. Er war Großkreuz des königlich sächsischen Civilverdienst- und des weimarischen Falkenordens.

Außer mehreren juristischen Schriften veröffentlichte er:

Elise, Schauspiel. Altenburg, 1777.
Liebe und Tod. Altenburg, 1778.
Lydio. Leipzig, 1779.
Karl von Helberg. Altenburg, 1781.
Geschichte der Emilie Goldbach. Altenburg, 1782.

Gute Charakterzeichnung und das Talent, die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschauers bis zum Schlusse zu spannen, erwarben seinen belletristischen Schriften zu ihrer Zeit ein geneigtes Publikum.

Digitized by Google

von Trymberg, s. Minnesinger.

Adolph Ritter von Tschabuschnigg

ward am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt geboren und stammt aus einer reichsritterlichen Familie des Herzogthums Kärnthen. Er studirte auf dem dortigen Gymnasium und Lyceum und dann auf der Universität die Rechte und trat 1832 als Rathauskultant in den Staatsdienst. Von hier wurde er als Justizbeamter nach Triest versetzt, wo er gegenwärtig noch verweilt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Leipzig und Dresden, 1833.
Novellen. Wien, 1835. 2 Bde.
Immergrün. Wien, 1837.
Ironie des Lebens, Roman. Wien, 1840. 2 Bde.
Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Journalen u. Almanachen.

Innigkeit, reiche Phantasie, tiefes Gefühl und ei freie Lebensanschauung, verbunden mit einem unermü lichen Streben nach Vervollkommnung, haben ihm ein sehr geachteten Rang unter den Dichtern seines Vat landes erworben.

Tschachtlom, s. Meistersänger.

Andreas Tscherning

ward am 18. October 1611 zu Bunzlau in Schlesien geboren, und mußte schon im 19. Jahre als Protestant vor den Gefahren des 30jährigen Krieges flüchten; 1630 begann er in Görlitz durch Unterricht sein Leben zu fristen. In ruhigeren Tagen ging er auf die Schule zu Breslau, 1635 auf die Rostocker Universität, mit Empfehlungen von Opitz an Peter Laurenberg, der sich seiner sehr annahm, versehen. 1637 mußte er nach Bunzlau heimkehren, wurde aber durch die religiösen Unterdrückungen bald aufs Neue vertrieben. Er wandte sich zum zweiten Male nach Breslau, das von Neuem ihm eine Vaterstadt, ja die Quelle und Ursache seines Lebensglückes wurde. Seine Gönner daselbst machten ihm möglich, einen längst gehegten Wunsch, die unterbrochenen Studien in Rostock zu vollenden, zu Stande zu bringen. Er ward Docent und als 1644 Laurenberg starb, dessen Nachfolger als Lehrer der Dichtkunst. Sein Glück war nun entschieden, aber leider von kurzer Dauer, da ihn der Tod schon am 27. September 1659 ereilte.

Seine Schriften sind:

Deutscher Gedichte Frühling. Breslau, 1642.
Vortrab des Sommers deutscher Gedichte. Rostock, 1655.
Poetische Schatzkammer. Lübeck, 1659; in 12.
Uebersetzung von Ali's arabischen Sprichwörtern. Rostock, 1642.

Tsch. gehört zu den talentvollsten Nachahmern seines Vorbildes Opitz, namentlich zeichnen sich seine lyrischen Gedichte durch Anmuth, Kraft und gute Behandlung der Sprache aus, nur entlehnte er zu viel von seinem Meister und bewegte sich daher nicht mit Freiheit und Selbstständigkeit, mit denen er ungleich mehr hätte leisten können.

Andenken an Gott.

Denk an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege seine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die schon währt von Ewigkeit.
Er ist unser Fels in Noth;
Denk an Gott!

Hast du guten Stand und Ruh',
Geht dir alles nach Behagen:
Schreib es ihm mit Danke zu.
Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen aus dir Spott:
Denk an Gott!

Fallen Krieg und Seuchen ein:
Wer an seinen Gott gedenket,
Kann im Glauben sicher sein.
Wird der Brodkorb hoch gehenket:
Regnet doch der Himmel Brodt.
Denk an Gott!

Jüngling, weil dir deine Kniee
Noch bei grünen Kräften blühen:
Sei nicht stolz, gebrauche sie,
Schone dich nicht zu bemühen;
Aber halt' auch dieß Gebot:
Denk an Gott!

Weil du schwach wirst, alter Greis,
Weil dein kaltes Haupt beschneiet,
Weil der matten Glieder Eis
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägst das letzte Loth:
Denk an Gott!

Lob des Gesanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künstler singen
Und Saiten klingen,
Ist taub an Ohren
Und krank geboren:
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man soll ihn oben
Auch also loben:
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier sich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

Digitized by Google

Aegidius Tschudi,

aus altem Patrizierstamm 1505 zu Glarus geboren, studirte in Basel und Paris. 1528 sandte ihn Glarus im Reformationsgeschäft nach Einsiedeln zur Tagsatzung; 1529 wurde er zum Landvogt in Sargans; 1533 zum Landvogt in Baden und 1549 zu demselben Amte von Neuem gewählt, nachdem er inzwischen acht Jahre in französischen Diensten gestanden hatte. 1556 wurde er Statthalter, 1558 Landammann zu Glarus. In dieser Würde starb er 1572 am 28. Februar.

Von ihm erschien im Drucke:

Schweizerhistorie, von 1000—1470.

Leben und Schriften, von J. Fuchs. St. Gallen, 1805.

Tschudi's Werk ist eine wichtige Quelle für die Schweizer Geschichte und um so verdienstlicher, als es, sich vor ähnlichen Arbeiten jener Zeit höchst vortheilhaft auszeichnend, auch wegen seiner Sprache und Darstellung, die sich bedeutend über das Gewöhnliche erheben, wahre Anerkennung verdient.

---

von Türlin, s. Minnesinger.

Tüsch, s. Meistersänger.

August Detlev Christian Twesten

wurde am 11. April 1789 zu Glückstadt geboren, studirte Philologie und Theologie in Kiel, wurde Doctor der Philosophie und dann als Lehrer und Inspector an zwei Gymnasien in Berlin angestellt. Im Jahre 1814 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kiel und zeichnete sich hier durch zwanzigjährige bedeutende Wirksamkeit rühmlichst aus. Nach Schleiermachers Tode rief man ihn von Neuem auf das Ehrenvollste nach Berlin zurück, wo er gegenwärtig als ordentlicher Professor und Doctor der Theologie und Ritter des Danebrog, noch in regster Thätigkeit lebt.

Er gab in deutscher Sprache heraus:

Logik und Analytik. Schleswig, 1825.

Grundriß der analytischen Logik. Kiel, 1834.

Die ungeänderte augsburgische Confession (mit Harms). Kiel, 1819.

Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Hamburg, 1826. 1. Bd. 1838. 4. Aufl. 1837. 2. Bd.

Nachricht von dem zu Gettysburg in Pensylvanien zu errichtenden theologischen Seminare u. s. w. Hamburg, 1826.

Recensionen u. s. w. in Zeitschriften.

Ueber Tw's Dogmatik als dessen Hauptwerk, urtheilt der Verfasser des denselben betreffenden Artikels im Conversationslexikon der Gegenwart Bd. V. Abth. 2. S. 138 folgendermaßen, indem er die von diesem bedeutenden Theologen eingeschlagene Richtung treffend charakterisirt: Tw. sucht hier nach Schleiermachers Vorgange die Gebiete der Philosophie und der Dogmatik zum Vortheil für beide völlig zu scheiden. Als die eigentliche Aufgabe der Dogmatik betrachtet er die wissenschaftliche Darstellung des unmittelbaren religiösen Bewußtseins, und näher des gemeinsamen Glaubens der christlichen, der evangelischen, und weiter etwa der protestantischen Kirche, wie derselbe unmittelbar und unabhängig von philosophischer Demonstration im Gefühl ihrer Mitglieder lebendig ist. Er „muthet dem Philosophen auf keine Weise zu, sich der Dogmatik unterzuordnen, sondern nur, wie diese, seine Grenze anzuerkennen, d. h. so wenig absprechen zu wollen über Das, was Sache des religiösen Gefühls, als diese über Das, was Sache der Erkenntniß sei." Die Dogmatik aber soll sich gründen auf die Voraussetzung, daß „das Gefühl, als unmittelbares Bewußtsein Dessen, was ist, nicht trügen könne," wie z. B. wer die Wiedergeburt und ihre Wirkungen in sich erfahren habe, sich durch keine philosophische Auseinandersetzung bestimmen lassen werde, zu glauben, daß die Wiedergeburt nichts sei. Sie hat nach Tw. nur die Aufgabe, für den Inhalt dieses religiösen, christlichen, evangelischen, protestantischen Gefuhls einen wissenschaftlichen Ausdruck zu finden, wobei sie zur Reflexion über das Gefühl genöthigt, und, während sie das Gefühl und den Glauben als ein factisch Gegebenes annehmen und unangetastet lassen muß, doch selbst Irrthümern ausgesetzt ist, welche gleichsam Uebersetzungsfehler sind, da sie nur entstehen, so oft ihr diese Uebertragung des Gefühls in die Sprache der Wissenschaft nicht gelingt. Tw. hält es wohl auch „für das höchste Ziel des Theologen, Das, was sich wissen läßt, auch wirklich zu wissen," aber er „kann und will sich doch über den Erfolg keine Illusionen machen, kann nicht den Willen für die That, nicht das Versprechen für die Erfüllung nehmen," und kann sich nicht verhehlen, „daß es wichtige Dogmen gibt, die ihm bei allen vielgerühmten Beweisen dafür durchaus problematisch bleiben würden, wenn er das Wort der Schrift nicht als entscheidend wollte gelten lassen." So ist Tw's „Dogmatik" eine der bedeutendsten Vertretungen der Richtung, durch welche, indem sie die Sache des Christenthums zu einer Sache der Erfahrung und des Lebens macht und sie dadurch vom Streit der Philosophenschulen emancipirt, allein eine befriedigende Vermittelung der Hauptdifferenzen vorbereitet werden kann."

Twinger, s. Meistersänger.

Digitized by Google

Gabriel Tzschimmer

lebte zwischen 1659 und 1681 zu Dresden und schrieb: Durchlauchtigste Zusammenkunft, oder: Erzählung, was H. Johann Georg der Zweite in Dresden im Februario des Jahres 1678 an allerhand Aufzügen, Schauspielen, Opern u. s. w. Denkwürdiges aufführen und vorstellen lassen. Nürnberg, 1680. 2 Bde. fol.

ein für die Geschichte der deutschen Bühne sehr wichtiges und interessantes Werk.

Heinrich Gottlieb Tzschirner

wurde am 14. November 1778 zu Mittweida in Sachsen geboren. Mit Pölitz besuchte er die Schule zu Chemnitz; zu Leipzig, wo er seit 1796 studirte, war der bekannte Theolog Winter sein Stubengenoß. Reinhard gab ihm, den er im Examen kennen gelernt hatte, Gelegenheit, 1800 in Wittenberg als Docent aufzutreten. 1801 zog er nach seinen Geburtsort, um seinen alten Vater zu unterstützen, dessen Diakonat auf ihn überging. In demselben Jahre ward er als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg gerufen, 1809 in derselben Eigenschaft nach Leipzig. 1814 ging er als Feldprobst mit den Truppen, die Karl August von Weimar führte, nach Frankreich, während Winter, von Wittenberg flüchtig, sein Katheder in Leipzig inzwischen besorgte. Noch in demselben Sommer kehrte er von Paris zurück: im Frühjahr 1815 sollte er Rosenmüller's Beistand als Archidiaconus an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und wurde, als jener plötzlich starb, zugleich sein Nachfolger im Ephorat. Allein schon seit 1823 hatte er mit Brustleiden zu kämpfen, die ihn oft Monate lang Kanzel und Katheder zu meiden zwangen und denen er endlich am 17. Februar 1826 unterlag. Er war Doctor der Philosophie und Theologie, Domherr von Meißen, Ritter des sächsischen Civilverdienstordens und des dänischen Danebrog. —

Seine Werke sind:

Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. Leipzig, 1812—1816.
Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von 1817—1818. Leipzig, 1828.
Geschichte der Apologetik. Leipzig, 1806.
Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder. Leipzig, 1805.
Neunter und zehnter Theil zu Schröckh's Kirchengeschichte. Leipzig, 1812.
Briefe durch Reinhard's Geständnisse veranlaßt. Leipzig, 1811.
Ueber den Krieg. Leipzig, 1815.
Die Sache der Griechen, die Sache Europa's. Leipzig, 1821.
Der Uebertritt des Herrn von Haller. Leipzig, 1821.
Protestantismus und Katholicismus. Leipzig, 1822.
Die Gefahr einer deutschen Revolution. Leipzig, 1823.
Die Rückkehr katholischer Christen in Baden zum evangelischen Christenthum. Leipzig, 1823.
Das Reactionssystem. Leipzig, 1823.
Briefe über Religion und Politik. Leipzig, 1828.
Der Fall des Heidenthums, herausgegeben von Riedner. Leipzig, 1829.
Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre, herausgegeben von K. Hase. Leipzig, 1829.
Viele einzelne Predigten u. s. w.
Vergl. Tzschirners Denkmal von W. T. Krug. Leipzig, 1828.

Einer der eifrigsten und redlichsten Kämpfer für Licht und Glaubensfreiheit zeichnete sich T. auf dem Gebiete der Theologie durch reiche und gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Freimüthigkeit, Selbstständigkeit und Originalität eben so rühmlich aus, wie er als Kanzelredner durch seine vortrefflichen Predigten voll Klarheit, Begeisterung, Liebe und feiner psychologischer Entwickelung höchst segensreich wirkte.

U.

Friedrich von Uechtritz,

im Jahre 1800 am 12. September zu Görlitz in der Lausitz geboren, studirte zu Leipzig die Rechte und trat schon damals als Dichter und Novellist auf, ohne jedoch großes Aufsehen zu erregen. Erst Tieck's Theilnahme an seinen Leistungen, welche derselbe durch eine Vorrede zu U's Alexander und Darius beurkundete, verschaffte ihm 1827 zu Berlin Anerkennung, besonders bei den Anhängern des Dichters, erregte aber freilich zugleich gegen U. eine heftige Polemik und überspannte Hoffnungen auf sein Talent. 1828 wurde er als Landesgerichtsassessor nach Trier, 1829 nach Düsseldorf versetzt, wo er vereint mit Immermann Kunstsinn zu erregen strebte und auch nach dem Tode des Letzteren dem Theater und der Akademie seine Theilnahme erhalten hat.

Seine Schriften sind:

Chrysostomus, Drama. Brandenburg, 1822.
Trauerspiele. Berlin, 1823. (Rom und Sparta cus, Rom und Otto der Dritte.)
Alexander und Darius, mit einer Vorrede von Tieck. Berlin, 1827.
Das Ehrenschwert, Trauerspiel. 1828.
Rosamunde, Trauerspiel. Düsseldorf, 1833.
Die Babylonier in Jerusalem. Düsseldorf, 1836.
Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Düsseldorf, 1839—1841.

Adel der Gesinnung, reiche Phantasie, gute Erfindung und Anordnung und eine glänzende und würdige Behandlung der Sprache und Form, weisen U's dramatischen Leistungen einen sehr ehrenwerthen Rang an. Wenn er sich mehr zu commentiren wüßte und das lyrische Element nicht zu häufig bei ihm in der Tragödie das vorwaltende wäre, so würde der Eindruck seiner Werke auf der Bühne auch bleibender und nachhaltiger sein. Als seine ausgezeichnetste Arbeit betrachtet man

Digitized by Google

mit Recht: Die Babylonier in Jerusalem. Hier tritt dem Leser bei großen Gaben überall dichterische Reife und besonnene Klarheit entgegen. Für einen Auszug schien uns jedoch nur folgende treffliche Scene aus U's erstem Werke passend.

Chrysostomus.

Vierter Aufzug.

Vierte Scene.

(Bischöflicher Pallast.)

Cyprianus sitzt und schreibt. Chrysostomus tritt herein.

Chrysostomus.

Und sind die Briefe fertig?

Cyprianus.

Ja, Hochwürd'ger.
An jeden Bischof, den Ihr mir als Euern
Freund nanntet —

Chrysostomus.

Nicht als meinen Freund,
Als einen frommen Knecht des Herren. — Weiter!

Cyprianus.

An jeden dieser frommen Männer hab' ich,
Wie Ihr befohlen, einen Brief gesandt,
Worin ich ihn geladen zum Concilium,
Das Ihr zu halten denkt.

Chrysostomus.

Wohl, Cyprianus.

(Pause.)

Die Zeit wird bald nun kommen, wo die Menschen,
Die blöden Menschen, es erkennen werden,
Daß er mich zum Gesandten hat erkoren,
Der seine weitverirrten Kinder soll
Zurück zur Unschuld, Gottergebenheit
Der ersten Christen führen, wie sie sich
Vereinigt unter Leitung der Apostel; —
Und daß, wie es die Kirche damals war, —
Die Kirche, die der Herr als Mensch gestiftet
Und den Aposteln sterbend dann vertraute, —
Wie sie es da in den Aposteln war,
Die selber in der Heiden nächt'ge Herzen
Den Himmel blicken ließ, daß sie entsündigt
Durch seinen bittern Tod, den Herrn erkannten,
So die Ecclesia wiederum es sein soll,
Wodurch — wie vormals die Apostel — ich
Solch keusches, gottergebnes Dasein werde
Heimführen in die Wohnungen der Menschen.

(Pause.)

Vereitelt hat er meiner Gegner sünd'gen
Verruchten Angriff durch die Sünde selber,
Die so sich selber hat gelähmt. Gelähmt ist
Durch des Vigilius Eitelkeit und Selbstsucht
Die Bosheit meiner Feinde, — der Augusta.
Erheben will ich mich mit Macht, — die Diener
Und Kinder Gottes um mich her versammeln,
Der ich berufen ward, sie zu berufen,
Und im Concilium, das sich so wird bilden,
All jene Bischöfe, die der Augusta
Gottlosen Wünschen frech sich zugesellt,
Und jetzt gehofft auf des Arcadius Beitritt,
Um mich zum zweitenmale zu bekämpfen,
Mich und den Himmel, — aus der Kirche stoßen,
Zur Hölle stoßen, wie Sanct Michael.

Cyprianus.

Vergebt mir, wenn ich wag', Euch eine Bitte
In Demuth vorzulegen. Eure Feinde
Sind wohl zurückgeschlagen, nicht bezwungen;
Wär es darum nicht wohlgethan, Hochwürd'ger,
Wenn Ihr, gleich ihnen, ehe das Concilium
Sich feierlich um Euern Stuhl versammelt,
Um die Bestät'gung des Arcadius bätet.

Chrysostomus.

Nein, Cyprianus.

Cyprianus.

Dann vergebt!

Chrysostomus.

Ich bin
Nicht willens, aus kleinmüth'ger Furcht und Sorge
Mein großes Ziel mir selber zu vernichten.
Ich will die Menschen, die in Sündenschlamm
Versunknen Menschen durch die Kirche rein'gen,
Ich will die Kirche reinigen vor Allem
Zum lautern, wenn auch irdischen Gefäß,
Worin die Himmelsfluth geboten werde,
In der die sünd'gen Menschen sollen baden,
Um sich vom Schlamm der Sünden zu entladen.
Wie könnt' ich aber jemals das vollenden,
Wenn über dies Gefäß in seinem Umfang
Nicht ich, nicht der Allmächtige durch mich,
Nein des Arcadius Wort zu richten hätte.

Cyprianus.

Es wär nur sichrer, wenn Ihr nach und nach —

Chrysostomus.

Um eine Stunde meines Ziels Erreichung
Verzögern, wär' schon frevelnde Verzagtheit.

Was ist Arcadius, die Verfassung und
Regierung dieses Lands, als das Gewand,
Das irdisch-vergängliche, worin
Der Griechen Volk sich fröstelnd eingehüllt,
Und dessen Schnitt und Form nach dem Bedürfniß
Der Schwäche dieses Volkes sich gerichtet?
Denn so veränderlich und so vergänglich
Sind diese Formen, wie die Menschen selber.

Arcadius und sein Hof und der Beamten
Zahlloses Heer ist nur ein abgenutztes
Und unbehülfliches Gewand der Zeit.
Und dieser eitle Herrscher über die
Vergänglichkeit — er sollte richten können
Ueber das Einz'ge, was auf Erden dauert,
Ueber die Kirche, die der Herr gestiftet,
Daß sie, ein lautres wenn auch irdisches
Gefäß, die Heiligung den Menschen biete?

Und wenn nun dies Gefäß vom gift'gen Odem
Der kühn nach Herrschaft ringenden Verderbniß
Selbst angehaucht ward, daß sein Glanz verblindet
Und Dunst die lichte Fluth darin bedeckt;
Wenn dann der Himmel einen Mann berufen
Durch wunderbares Traumgesicht, und ihn
Mit starkem Arm zum Hüter des Gefäßes,
Daß er es rein'ge von dem gift'gen Nebel,
Bestellt hat, darf der Gottgekräftigte
Die Sünd' erst um Erlaubniß fragen, wenn er
Die Sünde will bekämpfen, soll er selber
Die Herrschaft der Vergänglichkeit, die schon
Zur Sünde wird, wenn sie das Ew'ge will
Beherrschen, anerkennen und sich binden
An die Gesetze, welche sie geschaffen
Und die mit ihr vergehen werden, — die
Mit des Arcadius Reich vergehen werden?

Cyprianus (bescheiden).

Allein Arcadius und die vor ihm
Auf seinem Thron gesessen, sind sie nicht
Die Quelle, draus die äußre Macht geflossen,
Die Euerm hohen Stuhl verbunden ist?
Und doch gedenkt Ihr, diese äußre Macht
Von ihnen unabhängig hinzustellen?

Chrysostomus.

Was sollt' ichs leugnen? Dahin geht mein Streben —
Und wohlberechtigt tret' ich in die Schranken.

Denn, Sohn, wenn du von meinen Rechten sprichst,
Und dann an jene alten Peraamente
Gedenkst, worin sie aufgezeichnet stehn,
Wie sie von Menschen mir verstattet worden,
So irrst du, Lieber.
Meine höchsten Rechte
Sind nicht entflossen so getrübter Quelle,
Nicht Menschengunst — die Gnade Gottes hat mich
Zum großen Werk der Heiligung gerüstet.
Drum frag' ich nicht vermoderte Papiere,
Um zu erfahren, was ich darf und nicht darf, —

Digitized by Google

Mein Innres frag' ich — und den Willen Gottes,
Der sich darinnen offenbart.

Cyprianus.

Ihr seid
Zu groß für diese Erde, hoher Herr,
Und doch befürcht' ich, daß Ihr nicht den Kerker
In den dies arme Leben ist verschlossen,
Zum freien Spielraum Eures reinen Willens
Ausdehnen werdet. Ach, der ew'ge Gott
Hat ja auch diesen Kerker angeordnet.

Chrysostomus.

Ja wie er auch die Hölle hat geordnet —
Für die Verdammten. — Aber wenn ein Sel'ger
Herniedersteigt in jene Nachtgefilde,
Was kann die Macht der Hölle gegen ihn?

Cyprianus.

O nichts vermag sie, denn der sel'ge Geist
Hat keinen Theil an ihr, doch Ihr, Hochwürd'ger,
Ihr seid ein Mensch, Ihr lebt im Erdenkleide,
Ihr seid den ird'schen Schmerzen unterworfen.
Drum fürcht' ich, diese Erde wird sich rächen
An Eurem ird'schen Theil, der ihr gehört,
Für die Verschmähung Eures stolzen Geistes.

Chrysostomus.

Sie mags versuchen und sie hats versucht
Und Gott hat mich geschützt. Preis dem Allmächt'gen!
(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der Bruder Alarichs mit seiner Braut.

Chrysostomus.

Sie sind willkommen!
(Diener ab.)

Chrysostomus (zu Cyprianus).

Alles ist beschlossen,
Die Briefe sind geschrieben. — Jetzt zur Ruhe,
Jetzt laß uns froh sein mit den Fröhlichen,
Mit deiner Schwester, ihrem Treugeliebten!
(Ataulf und Anna kommen.)

Anna.

Hier bring' ich Euch den guten Ataulf, Herr.
Ihr wünschtet ihn zu sehn, mit ihm zu sprechen.

Chrysostomus (lächelnd).

Ei freilich wünscht' ich das. Seid mir willkommen!

Anna.

Es führt uns gar besondrer Anlaß heut
Zu Euch, der bald recht schlimmes End' genommen.
Doch Gott hat uns beschützt, wie seine Kinder,
Und eben, weil der liebe Gott so gar
Auffallend hier im Spiele, kommen wir
Zu Euch.

Chrysostomus.

Erklärt Euch!

Ataulf (vortretend).

So erfahrt denn, Herr,
Daß die Augusta mich verlocken wollen
Zur schlimmsten Sünde — (nun ists kein Verrath,
Wenn ich auch Alles, Alles Euch entdecke.
Sie selber hat durch ihre Mordversuche
Jedwedes Pflichtband zwischen uns zerrissen.) —
Zur schlimmsten Sünde wollte sie mich locken. —
Denkt, an der Anna sollt' ich untreu werden!
Und weils nicht möglich war, so wollte sie
Mich erst erstechen lassen durch den Comes —
Nun das war Tändelei und nicht zu fürchten,
Ich stach den Comes nieder, — ging nach Hause.

Chrysostomus.

O die Entsetzliche!

Ataulf.

Was hat sie nicht
In jener bösen Stunde mir verheißen!
Ich glaube gar auch des Arcadius Thron!

Chrysostomus.

Und sie — in voller Jugendkraft und Schönheit
Prangt sie auf diesem Thron, den sie geschändet!
O unerforschlich, Herr, sind deine Wege.
Sie ist der Sünde Haupt — dies Haupt herab,
Und unabwendbar wär' der Sieg des Lichts.
So lang sie noch vom höchsten Thron hernieder,
Auf dem die eitle Sünde je gesessen,
Die wollusttrüben Blicke darf versenden
Und die Verlockung paaren mit der Macht,
So lang ist es noch Nacht, und ich muß wirken.

Ataulf.

Ihr fürchtet Euch vor der Auguste, Herr?
Mit der ists wohl vorbei, denn seit sie mich
In ihre Schlingen nicht verlocken können,
Ist sie gar bleich geworden, wie zum Tode,
Und heute, wie sie uns das Gift geboten —

Chrysostomus.

Das Gift!

Anna.

Deswegen kamen wir, Hochwürd'ger.

Ataulf.

Ja, wie sie uns das Gift geboten und
Wirs nicht getrunken, wofür Gott zu danken,
Da ist sie ganz und gar verrückt geworden.

Chrysostomus.

Verrückt!

Ataulf.

Ja, ganz wahnsinnig. Gott hat sie
Gestraft.

Chrysostomus.

So wär' der Sünde Haupt gefallen.
Laß dich umarmen, junger Freund! — du bist
Ein Engel Gottes, den er mir zum Beistand
Zusendet mit dem Flammenschwert der Tugend. —
Dank dem Allmächt'gen! — Bleibe bei mir, Ataulf,
Denn der Erwählten sind so wenig, Sohn,
In dieser traur'gen Zeit, daß sie in festes
Und inn'ges Bündniß sich verschlingen müssen.

Ataulf.

Doch rechnet Ihr auch mich zu den Erwählten?

Chrysostomus.

Ich nenne jeden so, der dieser Erde
Verlockungen im Herrn besteht, den Willen
Des Ew'gen thut, den er den Menschen allen
Oder auch ihm allein nur offenbart hat.

Ataulf.

Nun, wenn Ihr die zu den Erwählten rechnet,
Die, so wie ich, in solcher Lage handeln,
Dann sagt nur nicht, daß ihrer wenig wären.
Viel Tausend meines Volks — so helf mir Gott!
Sie hätten sich weit tücht'ger noch betragen.
Wir sind ein wildes, doch ein muth'ges Volk —
Wer etwas Muth hat, kann nicht anders thun,
Muß solchen wind'gen Comes niederstechen.

Chrysostomus.

Die Reinheit ist ja mit der Kraft verbündet, —
Das deutete der heldenmüth'ge Jüngling,
Den ich im Traum gesehn. — Ein großes Volk
Voll Kraft und reiner Tugend! — o mein Traum!

Ataulf.

Ihr scheint die Griechen, Bischof, nur zu kennen.
Wir sind in Vielem gegen sie, wie Kinder,
Allein auch darin, daß in uns das Leben
Noch nah der Quell' und darum reiner fließt.

Chrysostomus (für sich hin).

„Ein neues Leben, eine schönre Zeit,"
Sprach der Apostel, „wird der Erd' entblühen." —
Und diese schönre Zeit herbeizuführen,
Dazu ward ich berufen durch den Traum.
Ich fühl' in mir die nöth'ge Kraft, — es hat
Jene Verheißung göttlicher Gewährung
Nur meines Innern Pforten aufgesprengt,
Daß sich die Kraft lichtstrahlend draus erhebe,
Und diese Welt mit reinen Tugenden
Bepflanze, denen eine Saat des Lebens,
Wie einst geblüht hat in den ersten Christen,
Aufs Neu zum Heil der Erde mög' entsprießen. —
Was wollen diese Zweifel? — O was will
Der Jüngling, seine Tugend und sein Volk?

Digitized by Google

Ataulf.

Wir werden diese Hauptstadt bald verlassen,
Hochwürd'ger Herr.

Chrysostomus.

So wollt Ihr mich verlassen?

Ataulf.

Mich zieht die Sehnsucht nach der lieben Heimath.

(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der alte Thorismund.

Chrysostomus.

So führ' ihn her!

(Diener ab. Thorismund kommt.)

Ataulf.

Willkommen, Vater!

Thorismund.

Sprachst Ihr etwa schon
Mit dem Hochwürd'gen von der argen Sache?

Anna.

Nein, lieber Vater.

Chrysostomus.

Sagt, was führt Euch zu mir?

Thorismund.

Ihr habt ja immer, Herr Chrysostomus,
Euch hoch gerühmt und oft gepredigt, daß
Der Kirche Reinigung Euch sehr am Herzen,
Ganz überaus am Herzen liege. Drum
Wend' ich mich jetzt an Euch, Hochwürdigster.
Der Archipresbyter Liberius
Hat meiner Anna sündlich nachgestellt.
Die hat ihm zwar erwiedert, wie sichs ziemt,
Doch wünscht' ich nicht, daß er ganz straflos bliebe.

(Er giebt dem Chrysostomus das Gebetbuch.)

Lest aber selbst, hochwürd'ger Herr, die Verse
Die er in dies Gebetbuch frech geschrieben!

(Dem Chrysostomus das Cruzifix übergebend.)

Lest selbst die Schrift hier an dem Cruzifix,
Das ein verruchter Mönch, den er gesandt,
In Annens Schlafgemach hinstellen wollte.

Chrysostomus.

Die Sünde droht von allen Seiten her,
Den Himmel höhnend, — gotteslästerlich. —
Doch mag sie nur! — hier kann ich ihr begegnen.

(Pause.)

Ich bet' Ihn an im Staube. — Daß Er jetzt,
Gerade jetzt, wo sich die Zweifel nahten,
Urplötzlich die Gelegenheit mir bietet,
Auf dem betretnen Wege fortzukämpfen,
Wird mir zum klaren Zeichen, daß er selber
Des Traumes schöne Bilder mir gesandt,
Daß es kein leeres Truggesicht gewesen.

(Zu Thorismund.)

Beruhigt Euch, mein guter Alter, denn
Ich will genug Euch thun, beim Namen Gottes!
Ihr selbst sollt einsehn, daß die Reinigung
Der Kirche mir sehr ernst am Herzen liege.
Denn — ich entsetze den Liberius.
Er ist nicht länger Archipresbyter.

Cyprianus.

Liberius! Ihr entsetzt ihn! — o wie bin ich
Im Innersten zerrissen! — Der die Schwester
Beleidigt hat — und doch — Ihr könnt nicht, Herr,
O nein, Ihr könnt nicht, müßt es widerrufen.

Chrysostomus.

Und warum muß ich?

Cyprianus.

Habt Ihr, hoher Herr,
Vergessen, daß Vigilius, sein Oheim,
Wie seinen Sohn ihn liebt? O der Präfectus
Ist gar zu reizbar, würd' Euch nie vergeben,
Wenn Ihr in seinem Neffen ihn beleidigt.

Chrysostomus.

Liberius Maaß ist voll.

Cyprianus.

Nur jetzt verschont ihn!
Wenn nun Vigilius Euch verließe, wenn er
Nun auch auf Eurer Gegner Seit' hinträte,
Und seine Macht vereinte mit der ihren,
Wer könnt' Euch retten, — o wer sollt' Euch schützen?

Chrysostomus (zürnend).

Ungläubiger, so meinest du denn wirklich,
Daß nur Vigilius mich und seine Gunst,
Nicht Gott, nicht meine gottverliehne Kraft
Aufrecht erhält! Ungläubigster von Allen,
Dem ich erschlossen meines Busens Grund
Und ihm die Schätze drin gewiesen, der mich
Geschaut, begleitet hat in meinem Wirken.

Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!
Noch heute wollt' ich meine Würd' ablegen,
Fern von den Menschen selber mich verbannen,
Und dort betrauern mein verlornes Streben,
Weil es nicht bessre Stützen sich gewonnen.
Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!

Doch, Dank dem ew'gen Gott, es ist nicht also,
Ich fühls, daß eigne Kraft er mir gegeben.
Zum mindsten bin ich Bischof von Byzanz.
Darum entsetz' ich den Liberius.

Und zweifelt Ihr an meiner Kraft, Ungläub'ge,
O, so erinnert Euch an jenen Tag,
Wo der gefallne Günstling des Arcadius,
Eutropius, auf des Altars Stufen lag! —
Von sämmtlichen Anhängern seines Glanzes
Von allen Freunden seines Glücks verlassen,
Drückt' er sich an die kalten Marmorstufen —
Fest angeklammert, — als ob die ihn retten,
Beschützen sollten vor der Wuth des Volkes,
Das nach dem Blute des Gefallnen lechzte.
Da trat ich vor ihn hin — ein Engel Gottes, —
Worte des Friedens, der Versöhnung flossen
Von meinen Lippen und das Volk besann sich
Und griff in seine eigne Brust und weinte,
Wie es der Flüchtigkeit des Menschenglücks
Und seines eignen kleinen Glücks gedachte.
Nur ich verließ den ganz Verlassnen nicht —
Und wenn ich selbst nun so verlassen stände,
Glaubst du, daß ich mich selbst verlassen würde?

Hast du so ganz vergessen jene Nacht,
Wo ich durch Gott und durch des Volkes Muth
Und Treue meinen Feinden obgesiegt,
Wo mich das frohe Volk auf seinen Schultern
Vor dem Pallast vorüber unter Saitenspiel
Und Flötenspiel beim Schein der Fackeln trug?
Vertraue, wenn du mir, wenn du dem Traume,
Den mir der Ew'ge sandte, nicht vertrauen willst,
Zum mindsten auf des Volkes treuen Muth,
Der sich in jener Nacht so schön erprobt hat!

Cyprianus.

Doch war Vigilius damals krank, Hochwürd'ger,
Und Eure Feinde wen'ger gut gerüstet.
Bedenkt, sie haben ein'ge tausend Krieger —
Aus sichrer Quelle weiß ichs, — bei dem Dux
Von Thrazien bestellt, die vor den Thoren
Ein Zeichen Eurer Gegner nur erwarten,
Um durch Byzanz sich zu ergießen und
Das Volk in Zaum zu halten. Also hofft,
Hochwürd'ger, nicht zu sehr auf dieses Volk!

Chrysostomus (finster).

Liberius wird entsetzt. — Es gilt die Probe.
Wenn ein Vigilius mich stürzen könnte,
So hätt' ich nur geträumt und wär' erwacht.
Wohl träumt' ich einst, — Er sandte mir den Traum,
Verhieß im Traum mir, daß ein schönres Leben
Der Erde bald und leuchtend soll' entblühen —
Ein schönres Leben! — Jüngling sprachst du nicht
Viel tausend andr' aus deinem Volke hätten
Gleich dir gehandelt!

Ataulf.

Weiß ich doch nicht, Bischof,
Wie Euch mein Handeln so verwundern kann.
Ei freilich hätten wohl die meisten Gothen
Gethan, wie ich, — und nicht die Gothen bloß,
Auch die Burgunder, auch die Franken, Herr.
Wir sind ja all' aus gleichem Stamm — Germanen.

Digitized by Google

Chryſoſtomus.

Aus gleichem Stamm, — Germanen. —

(Er verſinkt in tiefes Sinnen.)

Cyprianus (heimlich zu Ataulf und Anna).

Liebe Anna,
Mein theurer Ataulf, wenn Ihr irgend mich
Ein wenig liebt, ſo bittet den Hochwürd'gen,
Daß er nur jetzt nicht den Liberius
Entſetzen möge, denn er wär' verloren,
Ihr ſeht ja ſelbſt wohl ein, — er wär' verloren.
O ich beſchwör' Euch —

Anna.

Ataulf, nicht mein Ataulf!

Cyprianus (zu Thorismund).

Und Ihr, mein Vater, laßt jetzt Euern Groll!
O glaubt, es thut mir weh, — ſehr weh, mein Vater,
Daß meine Schweſter ſo gequält iſt worden,
Doch, gebt nicht zu, — (Ihr dürft ja nicht, mein Vater!) —
Daß ſich der heil'ge Biſchof Euretwegen
Ins Unglück ſtürze!

Thorismund.

Nun da mag er ſelbſt ſehn.

Anna (zu Ataulf).

Geh, Ataulf, ſags dem Biſchof!

Ataulf.

Mein Hochwürd'ger,
Um meinetwillen und der Anna willen
Iſts nicht erſt nöthig, daß der Herr Liberius
Der Archipresbyter gezüchtigt werde,
Die Anna hat am beſten ihn gezüchtigt.

Chryſoſtomus.

Meinſt du, mein Knabe, mit den hellen Augen,
Du, der die Kaiſerin zum Wahnſinn brachte
Durch ſeine Tugend! — willſt du mirs nicht gönnen,
Nicht gönnen, Braungelockter, daß auch ich
Für die verheißne neue Lebensſonne,
Die uns erquicken ſoll nach langer Nacht,
Arbeiten und die Schatten vor ihr her
Zertheilen möge? — Das verlange nicht,
Erwarte nicht, mein Jüngling, denn du haſt
Doch niemals ſo geträumt, wie ich.

Ataulf.

Geträumt!
Mir iſt das Wachen lieber, als das Träumen.

Cyprianus.

Zu Euern Füßen lieg' ich hier und flehe.
Laßt mindſtens das Concilium, das Ihr
Berufen habt, darüber richten, Herr,
Ob der Liberius zu entſetzen ſei!

Chryſoſtomus (nach einer Pauſe).

Ich bin nicht übermüthig, Cyprianus,
Und glaube nicht, daß dieſer ſchwache Arm
Genüge, meines Geiſts erhabne Ahnung
Auf dieſer Erde zu verwirklichen.
Darum berief ich das Concilium,
Der Diener Gottes heilige Verſammlung,
Und acht' es für der Himmelsgnaden höchſte,
Daß ich berufen ward, ſie zu berufen.
Doch was mit ihrer Hülf' ich ſoll vollführen
Und was allein, das werd' ich ſelbſt entſcheiden.
Was dieſen Fall betrifft, — ſo wird Liberius
Von mir allein entſetzt, — und wärs auch nur
Um zu erproben des Vigilius Macht,
Um zu erproben meine hohe Sendung.

(Er geht ab. Die Andern ſtehen ſchweigend.)

Herrmann Wilhelm Franz Uelzen

ward 1758 zu Celle im Hannöverſchen geboren, ſtudirte in Göttingen Theologie, lebte dann von 1780 bis 1784 als Hauslehrer in Oldenburg und Bremen und von 1784 bis 1786 als Mitglied des Predigerſeminars und Hospes zu Kloſter Loccum. Dann ward er Prediger zu Langelingen bei Celle, wo er am 8. April 1808 ſtarb.

Er gab heraus:

Taſchenbuch für Jünglinge. (Mit Crome und Rotermund.) Bremen, 1786—87.

Gedichte. Bremen, 1795—96. 2 Thle.

Mannichfaltigkeiten. (Mit B. Benecke.) Leipzig 1807.

U. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poe beſonders für das leichtere Lied; minder glückten i die anderen Gattungen derſelben.

Johann Ludwig Uhland

ward am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1805 Jurisprudenz, wurde ſodann Advokat und 1810 Doctor der Rechte. Darauf machte er eine Reiſe nach Paris, beſonders um auf der königlichen Bibliothek die Manuſcripte des Mittelalters zu ſtudiren. Seit dem Herbſt 1812 lebte er zu Stuttgart, eine Zeit lang im Büreau des Juſtizminiſteriums beſchäftigt. 1819 wurde er vom Oberamte Tübingen und im folgenden Jahre von ſeiner Vaterſtadt zum Mitgliede der Ständeverſammlung erwählt, in der Folge machte ihn die Kammer zum Beiſitzer des weitern Ausſchuſſes; den Platz im engern hatte er abgelehnt. 1830 wurde er außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur: aber bald legte er dieſe Stelle nieder, wie er ſchon früher der Poeſie faſt entſagt hatte, um allein ſeinen ſtändiſchen Verpflichtungen nachzukommen.

Er gab heraus:

Gedichte. 1829. 11. Aufl.

Ueber Walther von der Vogelweide. Stuttgart, 1822.

Ueber den Mythus von der nordiſchen Sagenlehre vom Thor. Stuttgart, 1836.

Dramatiſches:

Herzog Ernſt von Schwaben. Heidelberg, 181

Ludwig der Baier. Berlin, 1819.

Schon früher ſprachen wir folgende Anſicht über aus (Siehe die neueſte Literatur Europa's, dargeſt in ihren bedeutendſten Erſcheinungen, Seite 66 auf die wir um ſo lieber zurückkommen, als die Ja uns in derſelben immer mehr befeſtigten: — „U. iſt dur gängig ſubjectiv, ſelbſt da wo er erzählend verfährt, b aus ſeiner Vortragsweiſe blickt ſeine innerſte eigenthü liche Geſinnung ſtets ſiegreich hervor. In Allem w er bringt, offenbart ſich die edelſte, reinſte Natur, d redlichſte Gemüth. — Wie wir in Goethe's Liedern d Schönſte und Hervortretendſte des deutſchen Charact herausfühlen, ſo finden wir bei ihm den deutſchen Ch racterzug in vollſter Wahrheit und darin ſteht höher als Goethe. Er ſchildert nicht fremde Gefühle ſeine eigenen, ſondern nur ſeine eigenen ſelbſt, aber di ſind ſo echt, daß ſie jedem Alter, jedem Stande als e gemeinſames ſchönes Gut entgegentreten. Dabei iſt U. ſo viel keuſche Zartheit, neben großer Würde u

Digitized by Google

inniger Tiefe der Leidenschaft und Alles dieses so wahr dargestellt, daß es nie möglich wird, sich den Dichter vom Menschen getrennt zu denken. Eine reiche, doch ruhige und eben dadurch gleichmäßig wirkende Phantasie, lebendige Auffassung der Schönheiten des Alls, die sich kindlich auch am Kleinsten freut und in Allem den großen Gedanken sieht, der sich ein festes Band durch Alles hindurchschlingt, unendlicher Zauber der Sprache, Anmuth der Bilder, Wohlwollen im Ernst und Scherz sind Eigenschaften, die die sichere Grundlage bilden, aus welcher sich U's poetische Schöpfungen entwickeln. Vergangenheit und Zukunft müssen ihm wie die Gegenwart ihre Schätze eröffnen, damit er sie gegenseitig schmücke und durch sie den Adel des Menschengeschlechtes hervorheben, zur Freude, zur Ermahnung wie zum Beispiel. Ueber Allem aber, schwebt bei ihm eine wahre, antike Ruhe und eine seltene Einfachheit, die keines anderen Schmuckes bedarf, als des ihr angeborenen. — Seine beiden dramatischen Arbeiten Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier sind tiefgefühlte Meisterwerke, wie Alles, was dieser große Dichter in der Fülle seines Reichthums bringt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß er nicht weiter drang auf dieser Bahn, von ihm wäre das Heil zu hoffen gewesen, auf das wir seit Schiller vergeblich harren — und doch sind jene eben angeführten Dichtungen der Menge kaum dem Namen nach bekannt — weil sich die Menge überhaupt nicht auf stille Größe versteht." —

Gesang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schwestern, himmelan,
Und schwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinste Sonne,
Da singen wir in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'schen Glut:
Du bist ein ewig Jugendblut
Und unsrer Busen stäte Fülle,
Die ew'ge Flamme, die wir stille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du stiegest nieder, ew'ge Güte,
Du lagst, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, süß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in sich saugen,
Bis sie die Glorie umglühte.

Du hast mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgespannt.
Da ruft der Sturm, da dröhnt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, sprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit off'nen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Ist diese Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich sehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verschweben,
Ein Glutstrahl in die große Sonne!

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er braus't vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten!
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Digitized by Google

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es sagen?
Doch wunderbar ergriff mich's diese Nacht;
Die Glieder schienen schon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben schlagen.

Den Geist befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geist, der stets so sicher sich gedacht;
Erlöschend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rothe Morgen glüht,
Ins rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erstorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmlisch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannt', es schlug des Busens Welle.

Wie wallt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte rastlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' ist höher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun sucht' ich sie an dir, in mir vergebens,

Drum muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide sind erloschner Liebe Leichen,
Uns traf der Tod des liebelosen Lebens!

Geisterleben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuseln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchensang, kein Balsam süßer Düfte,
Kein Strahl der Morgensonne kann mich laben.

Wenn sich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte steigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann schweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich so fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt,
Bis zu der Schönheit stillem Heiligthume.

Erschreckt dich Geisterhauch, du zarte Blume?
Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Der Frühling.

Wohl denk' ich jener sel'gen Jugendträume,
Obschon sich die Gefühle mir versagen,
Wann in den ersten, milden Frühlingstagen
Im Busen sich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeschlagen;
Die Hoffnung wollte sich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen frisches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchste jüngst genossen,
Gerissen aus dem innigsten Vereine,
Vom reichsten Paradiese kaum verstoßen:

Was sollen nun mir halbergrünte Triften,
Einsamer Amselschlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch so süß von Düften?

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn,
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang,

Digitized by Google

Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt schmettern Festtrommetenschall,
Er hebt sich an des Tisches Bord
Und ruft in dunkler Gäste Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauses ältester Vasall,
Nimmt zögernd aus dem seidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Krystall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis
Schenk rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es strahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da spricht der Lord und schwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Krystall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein schrieb sie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir schlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall:
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erst klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Gesang der Nachtigall,
Dann wie des Waldstroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geschlecht
Sich den zerbrechlichen Krystall;
Er dauert länger schon, als recht,
Stoßt an! mit diesem kraft'gen Prall
Versuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend springt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt!
Die Gäste sind zerstoben all'
Mit dem brechenden Glücke von Edenhall.

Ein stürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erstieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält in der Hand noch den Krystall,
Das zersprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerstörten Hall',
Er sucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er sucht im grausen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand, — spricht er — springt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlassen,
Da thät er die Nacht verpassen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er sich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da sprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handschuh' hab' ich vergessen
Auf der Bahre, da ich gesessen."

Der Reitknecht kam zurück so bleich:
„Die Handschuh' hole der Teufel Euch!
Es sitzt ein Geist auf der Bahre;
Es starren mir noch die Haare.

„Er hat die Handschuh angethan
Und schaut sie mit feurigen Augen an,
Er streicht sie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiste sich tapfer schlug,
Er hat den Geist bezwungen,
Seine Handschuh wieder errungen.

Da sprach der Geist mit wilder Gier:
„Und läßt du sie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das schmucke, schmeidige Pärlein!"

„Ein Jährlein ich sie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
An deinen dürren Tatzen."

Rechberger sprengte von dannen stolz,
Er streifte mit seinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören sie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze schlug,
Des Weges kam ein schwarzer Zug
Vermummter Rittersleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Räpplein führet er,
Mit Sattel und Zeug staffiret,
Mit schwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer sind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treuesten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt ihn Nah und Fern.
Ein Jährlein, so ist er erschlagen,
Dann wird das Räpplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den Andern nach;
Der Junker zu seinem Knechte sprach:
„Weh mir! vom Roß ich steige,
Es geht mit mir zur Neige.

„Ist dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu schwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnste,
Und brauch' es in Gottes Dienste!"

Rechberger in ein Kloster ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering

Digitized by Google

Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie."

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh es dir an den Sporen an,
So magſt du der Pferde walten,
Die im Kloſterſtalle wir halten."

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh am Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie ſein bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſich ſchwingt nun im luftigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlößlein gefährdet ſein."

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſtein's Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſeie die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein ander Mal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein."

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im bräutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlößlein gefährdet ſein."

Die Bidaſſoabrücke.

Auf der Bidaſſoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die ſpan'ſchen Berge,
Segnet links den fränk'ſchen Gau;
Wohl bedarf's an dieſer Stelle
Milden Troſtes himmelher,
Wo ſo Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zauberhaft Geſicht:
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Roſen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem iſt das Elend finſter,
Jedem glänzt ſein Vaterland.

Friedlich rauſcht die Bidaſſoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend ſteigt hernieder
Eine Schaar zum Flußgeſtad,
Unſtet, mit zerriſſ'ner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidaſſoabrücke
Lehnen ſie die Büchſen bei,
Binden ſich die friſchen Wunden,
Zählen, wer noch übrig ſei?
Lange harren ſie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächſet nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel
Und ein alter Kriegsmann ſpricht:

„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erſten Male wandelt
Dieſen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum erſten Male ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern',
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſt'gen Stern.

„Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebſt du unberührt;
Ganz und heil iſt uns der Retter,
Noch verbürgt iſt Spaniens Glück;
Schreiten wir getroſt hinüber!
Einſt noch kehren wir zurück."

Mina rafft ſich auf vom Steine,
Müde ſaß er dort und ſtill,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne ſinken will:
Seine Hand, zur Bruſt gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidaſſoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald,
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich!

Digitized by Google

Was kos't so sanft und küßt so süß?
Und hält so lind umfaßt!
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Rast?

Es ist der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerstand.
Schon sind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland:

Nur er, der Beste, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er ist vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geschnallt.

All seine Krieger sind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Rosse, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt von dann
Der stolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenschein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felsen rauscht es frisch und klar,
Er springt vom Rosse schnell,
Er schnallt vom Haupte sich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durst gestillt,
Versagt ihm Arm und Bein;
Er muß sich setzen auf den Fels,
Er nickt und schlummert ein.

Er schlummert auf demselben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt gesenket auf die Brust,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesschmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer seiner Schläfe
Unglückselger Liebe Zeichen:

Wundert's wen, daß ird'schen Sängern,
Die dasselbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?

Daß sie ernst und düster blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Lust sie wenig singen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?

Sängerliebe, tief und schmerzlich,
Laßt euch denn in ernsten Bildern
Aus den Tagen des Gesanges,
Aus der Zeit der Minne schildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.

Blüthenglanz und süße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensgluth und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend ward ihr immer,
Aber eure reichste Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Jene tapfern, schmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie sie schön gefeiert worden!

Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgepriesen, vielbeneidet
Die von ihm besungne Dame.

Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rudello's Liedern schwebte.

Denn nur in geheimen Nächten
Nahte sie dem Sänger leise,
Selbst den Boden nie berührend,
Spurlos, schwank, in Traumesweise.

Wollt er sie mit Armen fassen,
Schwand sie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm süße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß von Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre.

Und so oft Rudell es hörte,
Fühlt' er sich's im Busen schlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unsichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf dieser regen Wüste
Mag die irre Sehnsucht schwanken.

Fern von Tripolis verschlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widersteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber ostwärts schaut er immer,
Bis sich hebt am letzten Rande
Ein Pallast im Morgenschimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port von Tripolis
Fliegt das Schiff mit günst'gem Wehen.

Kaum vernimmt die schöne Gräfin,
Daß so edler Gast gekommen,
Der allein um ihretwillen
Uebers weite Meer geschwommen.

Alsobald mit ihren Frauen
Steigt sie nieder, unerbeten,
Als Rudello, schwanken Ganges,
Eben das Gestad' betreten.

Schon will sie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden schwinde;
In des Führers Arme sinkt er,
Haucht sein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt sein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt sie schreiben
Allesammt mit goldnen Lettern,
Köstlich ausgezierte Decken
Giebt sie diesen theuren Blättern;

Liest darin so manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen
Bis auch sie ergriffen ist
Von dem unnennbaren Sehnen.

Digitized by Google

Von des Hofes luft'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geschieden,
Suchet sie in Klostermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Balbi
Zieht Durand mit seinem Spiele;
Voll die Brust von süßen Liedern,
Naht er schon dem frohen Ziele.

Dort wird ja ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich rauschen,
Augen senkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauschen.

In des Hofes Lindenschatten
Hat er schon sein Spiel begonnen,
Singt er schon mit klarer Stimme
Was er Süßestes ersonnen.

Von dem Söller, von den Fenstern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin seiner Lieder
Kann sein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der sich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet."

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort gesprochen.
Ach! sein Aug' ist schon erloschen,
Ach! sein Herz ist schon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geschmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka sich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Ist sie blühend auferstanden,
Tritt im Sterbekleid hervor,
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr geschah, nicht wissend,
Wie von Träumen noch umschlungen,
Fragt sie zärtlich, sehnsuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand gesungen?"

„Ja! gesungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er singen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen."

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er seine süße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich sich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er sehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kastellan von Coucy.

Wie der Kastellan von Coucy
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum ersten Mal erblickte!

Seit demselben Augenblicke
Drang durch alle seine Lieder,
Unter allen Weisen, stets
Jener erste Herzschlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die süße Liederklage,
Nimmer darf er dieses hoffen,
Daß sein Herz an ihrem schlage.

Wenn sie auch mit zartem Sinn
Eines schönen Lieds sich freute,
Streng und stille ging sie immer
An des stolzen Gatten Seite.

Da beschließt der Kastellan
Seine Brust in Stahl zu hüllen
Und mit drauf geheft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu stillen.

Als er schon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag gestritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörst du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeschlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollst du es hinübertragen!"

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne,
Liegt es, wohl einbalsamiret,
Und zu Schiffe steigt der Diener,
Der es sorgsam mit sich führet.

Stürme brausen, Wogen schlagen,
Blitze zucken, Maste splittern,
Aengstlich klopfen alle Herzen,
Eines nur ist ohne Zittern.

Golden strahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küste glänzet drüben,
Freudig schlagen alle Herzen,
Eines nur ist still geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet rasch der Urne Träger,
Plötzlich schallt ein lustig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büschen rauscht ein Hirsch,
Dem ein Pfeil im Herzen stecket,
Bäumt sich auf und stürzt und liegt
Vor dem Knappen hingestrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geschossen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' ist rings umschlossen.

Nach dem blanken Goldgefäß
Tasten gleich des Ritters Knechte;
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„Dies ist eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kastellans von Coucy,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeschlagen
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen."

„Jene Dame kenn' ich wohl!"
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Hastig dem erschrocknen Träger!

Nimmt sie unter seinen Mantel,
Reitet fort in finstrem Grolle,
Hält so eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf sein Schloß gekommen,
Müssen sich die Köche schürzen,
Müssen gleich den Hirsch bereiten
Und ein seltnes Herze würzen.

Digitized by Google

Dann, mit Blumen reich bestecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Favel
Mit der Dame sitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze."

Wie die Dame kaum genossen,
Hat sie also weinen müssen,
Daß sie zu vergehen schien
In den heißen Thränengüssen.

Doch der Ritter von Favel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß sie melancholisch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kastellans von Couci,
Der so zärtlich Lieder girrte!"

Als der Ritter dies gesprochen,
Dieses und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame sich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber solch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängst die Lieder sangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl ist mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speise,
Seit mich dieses Herz genähret.

Aber Euch wünsch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters." —
Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Massias.

Don Massias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.

Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngst ihr zum Genossen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verschlossen.

Traurig sang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauschen,
Theure Blätter, liederreiche
Ließ er oft vom Fenster rauschen.

Ob es Wandrer fortgesungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.

Ihr Gemahl, argwöhnisch spähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbst wenn er im Kerker schmachtet?"

Einstmals schwang er sich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.

Don Massias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang so glühend seine Liebe,
Schlug so zierlich seine Zither.

Jener hub sich in den Bügeln,
Wuthvoll seine Lanze schwingend;
Don Massias ist durchbohret,
Wie ein Schwan, verschied er singend.

Und der Graf, des Siegs versichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es starb der Sänger,
Doch es leben seine Lieder;

Die durch alle span'schen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,
Andern sind sie Philomelen,
Jenem nur sind sie Harpyen.

Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben sie ihn aufgeschrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:

In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geisterstimmen tonen
Des Massias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarsten Frühlingsmorgen
Zog so festliches Gewimmel?

Kinder, hold wie Engelschaaren,
Reich geschmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Rosenthal
Zu den frohen Festestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja! ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Als zur Jungfrau hold erwachsen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch seine Dichtung schon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langsam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem schwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geschmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod so früh gepflücket.

Dante saß in seiner Kammer,
Einsam, still, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte sein Gesichte.

In der Wälder tiefste Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan seine Lieder.

Aber in der wildsten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgesandter
Von der hingeschiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefste Schluchten,
Wo sein ird'scher Schmerz verstummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Digitized by Google

Bald zum sel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieses Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher schwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angesichte,
Das, verklärt, ihn schauen ließ
Abglanz von dem ewigen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit so ewigen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felsen schreibet.

Ja! mit Fug wird dieser Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'sche Liebe
Sich zu himmlischer verkläret.

Romanze vom Recensenten.

Recensent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Rosse, kühn und stolz;
Ist's kein Hengst aus Andalusien,
Ist es doch ein Bock von Holz.

Statt des Schwerts, die scharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, statt des Visirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tausendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbarisch schnaubend,
Ein Siegfried'scher Lindwurm droht,

Bald ein süßer Sonettiste
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr mystisch predigt,
Daß ihr die Besinnung stockt.

Recensent, der tapfre Ritter,
Hält sich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.

Dennoch will er, groß bescheiden,
Daß ihn Niemand nennen soll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthselvoll.

Recensent, du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrensold!

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niedersenken
In die spiegelklare Fluth;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es gesehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber stehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl sah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau sah ich nicht."

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! so frühe schon rüstig und rege
Dich, treuste der Mägde, dich machet die Liebe nicht träge.
Ja, mähst du die Wiese mir ab von jetzt an in drei Tage
Nicht dürft' ich den Sohn dir, den einzigen, länger versagen

Der Pächter, der stattlich begüterte, hat es gesprochen,
Marie, wie fühlt sie den liebenden Busen sich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie schwingt sie die Sense, wie streckt sie die Mahden danieder

Der Mittag glühet, die Mähder des Feldes ermatten,
Sie suchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatte
Noch schaffen im heißen Gefilde die summenden Bienen,
Marie, sie ruht nicht, sie schafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne versinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug ist's für heute!
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinne
Marie, sie dengelt die Sense zu neuem Beginnen.

Schon sinket der Thau, schon erglänzen der Mond u
die Sterne,
Es duften die Mahden, die Nachtigall schlägt aus der Fer
Marie verlangt nicht zu rasten, verlangt nicht zu lauschen,
Stets läßt sie die Sense, die kräftig geschwungene, rauschen

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abe
Mit Liebe sich nährend, mit seliger Hoffnung sich ladend;
Zum dritten Mal hebt sich die Sonne, da ist es geschehen,
Dort seht ihr Marien, die wonniglich weinende, stehen.

„Guten Morgen, Marie! was seh ich! o fleißige Hände
Gemäht ist die Wiese! das lohn' ich mit reichlicher Spende
Allein mit der Heirath — du nahmest im Ernste mein Scherz
Leichtgläubig, man sieht es, und thöricht sind liebende Herzen

Er spricht es und gehet des Wegs, doch der armen Ma
Erstarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Besinnung geschwunden,
So wird sie, die Mähderin, dort in den Mahden gefunden.

So lebt sie noch Jahre, so stummer, erstorbener Weise,
Und Honig, ein Tropfen, das ist ihr die einzige Speise.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendsten Wiese!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie diese.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal!
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist der Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht.

Der Herzog sprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Digitized by Google

Da sprach der Taillefer: „„Und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei:
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild und mit Schwert!""

Nicht lange, so ritt der Taillefer ins Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm ins Feld,
Sie sprach: „Dort reitet, bei Gott! ein stattlicher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräuleins Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie sprach: „Der singet, das ist eine herrliche Lust!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Brust."

Der Herzog Wilhelm zog wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faff' und ergreife dich, Engeland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„„Manch Jährlein hab ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

„„Und hab' ich euch gedient und gesungen zu Dank,
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!""

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer.
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwert und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahn's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schilderklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner aufs blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

Der blinde König.

Was steht der nord'schen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in seinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme
Auf seinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenspiel, ihr Lied, so süß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Hast du sie weggeraubt,
Dir ist es ewig Schande,
Mir beugt's das graue Haupt."

Da tritt aus seiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er schwingt sein Hünenschwert empor
Und schlägt an seinen Schild:

„„Du hast ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient so mancher Fechter,
Und keiner kämpft um sie!""

Noch stehn die Fechter alle stumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt sich um:
„Bin ich denn ganz allein?"
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn so warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.""

„O Sohn! der Feind ist eisenstark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch! in dir ist edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie ist der Skalden Preis.
Und fällst du, so verschlinge
Die Fluth mich armen Greis!"

Und horch! es schäumet und es rauscht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König steht und lauscht,
Und Alles schweigt umher;
Bis drüben sich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeschrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis so freudig bang:
„Sagt an, was ihr erschaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab so scharfen Laut."
„„Der Räuber ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du starker Königssohn!""

Und wieder wird es still umher,
Der König steht und lauscht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es rudert und es rauscht."
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In sonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.""

„Willkommen!" — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig sein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legst mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singst mir den Grabgesang."

Das traurige Turnei.

Es ritten sieben Ritter frei
Mit Schildern und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als sie sahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten sie drüben;
Und als sie traten in Königs Hall',
Da sahen sie Kerzen sieben.

Da sahen sie liegen todesblaß
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte saß
In großem Herzeleide.

Da sprach der stolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umsonst gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen."

Drauf sprach der jung' Herr Adelbert:
„„Wir sollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter ist immer werth,
Daß wir drum stechen und schlagen.""

Digitized by Google

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„„Nach Hauſe woll'n wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.““

Sprach Adelbert: „Wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie ſtritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über Alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde bleich und todt,
So bleich, wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd'
Ein Stein bedecket Beide.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„„Willkommen Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!““

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reinem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb ans Fingerlein.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

„„Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh,
Tritt, ſchöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe ſeh
Den Brautſchmuck meiner Liebſten;
Sie iſt ſo ſchön, wie du.““

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſondrer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt ihr auf den goldnen Kranz.
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

„„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

„„Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz;
Wollen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie als wackre Ringer
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken
Als ein Schattenhut ihr Haupt;
Reben mit den Blütheranken
Halten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz' als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer;
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrocken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seid gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Speer,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

„Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin bei Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

„Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt!
Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Reiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau fern,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht als ein neuer Stern.

Digitized by Google

„Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz.

„Weh! zu früh bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat sich verloren,
Frühling ewig sich erneut.
Sie, in ihrer Rosenlaube,
Wird des Reiches Herrin sein.
Ich muß hin zu Nacht und Staube,
Auf mich fällt der Leichenstein!"

Als der Alte dies gesprochen,
Er die bleichen Lippen schloß.
Seine Augen sind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin!
Ach! kein Balsam kann ihn heilen,
Keine Stimme weckt ihn.

Und die Jungfrau niedersteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig sich zum Greise neiget,
Setzt ihm auf den Rosenkranz:
„Sei des Maienfestes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann!"

Der junge König und die Schäferin.

I.

In dieser Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu singen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Ritter reiten
Das Wiesenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen stehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen rothen Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein frischer Bronne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäf'rin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Es rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrocken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen,
Du wunderschöne Maid!
Wärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid."

„„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag,
Ich meint', es hab durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag.""

„Ach! wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

„„Meine Flasche magst du haben,
Noch keinem macht' ich's schwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'.""

Zu schöpfen sie sich bücket,
Aus der Flasch' ihn trinken läßt.
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du holder Art!
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart;

„Und bist doch mit Würd' umfangen,
Und strahlest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„„Frag meinen Vater, den Schäfer,
Ob er ein König was!
Frag meine Mutter, die Schäf'rin,
Ob sie auf dem Throne saß?""

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er setzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all'!""

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wieder schaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr',
Sein Land ist überwunden
Von böser Feinde Schaar.

„Ich will sein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

„Ich ziehe zum ersten Kriege,
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! labst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„„Ich will dir schöpfen und langen,
So viel der Bronn vermag,
Auch sollst du die Kron' empfangen
So blank, wie an diesem Tag.""

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

II.

Nun soll ich sagen und singen
Von Trompeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun soll ich singen und sagen
Von Leichen und von Tod,
Und seh doch die Bäum' ausschlagen
Und sprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erste der Helden,
Wie bei Frauen, so in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf sein Siegspanier;
Da stieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt!""

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfest begann;
Doch wer nicht saß in der Halle,
Das nicht beschreiben kann.

Und wär' ich auch gesessen
Dort in der Gäste Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergessen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar sprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein Lanzenbrechen!
Was setz' ich euch zum Preis?""

„Herr König hochgeboren,
So setzet uns zum Preis
Statt goldner Helm' und Sporen
Einen Stab und Lämmlein weiß!"

Um was sonst Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum sah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommelschalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu sprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein neues Stechen
Und setz' einen höhern Preis.

„„Wohl setz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich setz' euch meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.""

Wie glühten da die Gäste!
Beim hohen Trommetenschall
Wollt' jeder thun das Beste,
Herr Goldmar warf sie all'.

Der König stand im Gaden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferstab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite
An rosenrothem Band.

Der König sprach: „„Ich lohne
Dir nicht mit Spiel und Tand,
Ich geb' dir meine Krone
Aus der schönsten Königin Hand.""

Er sprach's und schlug zurücke
Den Schleier der Königin;
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' sehen nach ihr hin.

„Keine Königin soll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

„Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh ins Thal hinab."

Da rief eine Stimm' so helle,
Und ihm ward mit Einemmal,
Als sängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm stand,
Mit reichem Geschmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willst du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

„„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließest zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrscht nun über zwei Land'!""

Nicht länger blieben sie stehen,
Das Eine vom Andern fern.
Was weiter nun geschehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wissen,
Dem thät ich's plötzlich kund,
Dürft' ich sie umfahn und küssen
Auf den rosenrothen Mund.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wollte früh aufstehn,
Mit ihrem Hofgesinde
Zum Frauenmünster gehn.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geschmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es stehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da saß der edle Heime,
Der sprach viel leise Wort':
„Was Gold, was Edelsteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So sprach der Jüngling leise,
Da trieb der Wind sein Spiel,
Das aus der Blumen Kreise
Die schönste Rose fiel.
Herrn Heime thät sich bücken,
Die Rose wegzupflücken,
Damit wollt er sich schmücken.

Da war ein alter Ritter
In Siegelindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfst du vom Kranz der Ehren
Ein Läublein nur begehren?"

O weh dem Garten immer,
Der solche Rosen bracht'!
O Heil den Linden nimmer,
Wo solcher Streit erwacht!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' sich nieder
Und nahm die Ros' empor,

Digitized by Google

Steckt' in den Kranz sie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geschmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Nahm sie herab die Kron':
„„Nimm du sie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entsagen,
Den heiligen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.““

Abschied.

Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch' in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth';
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennt und glühet!““

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und legt die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder! und hast du noch keinen Strauß?
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du schönste von Allen,
Laß ein Sträußlein herunter fallen!“

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„„O weh! er ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

„„Da steh ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.““

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses dräut der Sterne Schein,
Drum schaff' du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!

„„Mein Vater, willst du Schlachtgewand,
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.““

„Ja! Spinne, Kind, in heiliger Nacht!
Den Faden weih der höllischen Macht!
Draus web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heilger Nacht, im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„„In der Hölle Namen!““ spricht sie leis',
Die Spindel rollt im feurigen Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul;
Es rauscht und sauft in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog sondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geist,
Wer bot' es ihm, wer stellt ihm dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt.

Ein Jüngling springt ihm vor's Gesicht:
„„Halt, Würger, halt! mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst,
Dein Werk ist Tod, dein Zauber Dunst.“

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft vom Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand
Und Jeder flucht des Andern Hand.

Die Tochter steigt hinab ins Feld:
„„Wo liegt der herzogliche Held?““
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid,
Wie spannest du das schlimme Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„„Die Hölle hab' ich wohl genannt;
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd,
So spann' ich, weh! dein Todtenhemd.““

St. Georgs Ritter.

I.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandez von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.

Almansor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Herresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastilische Ritterschaar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandez, der tapfre Graf:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kastilischer Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.

„Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht,
Hörst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?

„Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“

Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Speer und Stahlgewand,
Und der Ritter kniet betend
Vor dem heiligen Altar;

Digitized by Google

Iſt in Andacht ganz verſunken
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestoſen,
Durch die Waldgebirge hallt;

Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;

Aus der Wolke ſteigt er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleucht hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtrahl!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mohrenſchaar.

Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;

Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtiliſcher Ritterſchaft:
Sei geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

„Wie ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag,
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“

Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang.
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Deutet ſchweigend himmelan.

II.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;

Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.

In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heiligen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heilgen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter harrt.

Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“

Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt;

Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan,

Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt,
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.

Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia;
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Sei geprieſen tauſend Mal!“

Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heilige nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

Aus: Ernſt von Schwaben.

Zweiter Aufzug.

An der Heerſtraße.

Ernſt, in geringer Tracht.

Dort hebt der Dom von Baſel ſich empor,
Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
In's Thor der Stadt, das gaſtlich offen ſteht,
Hineinzuſchreiten wie ein andrer Mann.
Der breite Heerweg ziehet ſich hinauf,
Ich aber darf gebahnte Straßen nur
Durchkreutzen, wie ein aufgeſcheuchtes Wild,
Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
Zween Herren reiten mit Gefolg heran,
Am Kreutzweg halten ſie, ſie ſteigen ab,
Sie wandeln hieher, nach dem Schattenſitz.
Er iſt', er iſt's, Graf Odo, ja er iſt's!
Und auch den Andern ſollt' ich kennen, ja!
Wie ſchlägt mein Herz! der Vater Edelgard's!

Ernſt tritt in das Gebüſch zurück, während die Grafen Hugo von Egisheim und Odo von Champagne auftreten.

Hugo.

Ich bat Euch abzuſteigen, werther Graf!
Wir trennen uns an dieſem Scheideweg,
Euch führt die Straße rechts nach der Champagne,
Mich jene links zum kaiſerlichen Hof.
Damit nun dieſe Scheidung unſrer Bahn
Nicht eine Trennung ſei für immerdar,
Vergönnt ein wohlgemeintes Abſchiedswort!
Es iſt in vor'gen Zeiten wohl geſchehn,
Daß Ihr den ältern Freund um Rath befragt,
Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
Mit ſeinem Rath erſcheinet!

Odo.

Sprecht, Herr Graf!

Hugo.

Ihr habt in Baſel ſelbſt Euch überzeugt
Von der burgund'ſchen Großen Wankelmuth.
Ihr ſaht die ſtürmiſchen Verſammlungen
Herüber und hinüber wogen.

Odo.

Nun!

Hugo.

Als erſt gemurmelt ward, daß Herzog Ernſt
Entlaſſen ſei aus ſeiner Kerkerhaft
Und hergeſtellt in herzogliche Macht,
Da war es all vergeſſen, daß man jüngſt
Dem Erbvertrag einhellig beigeſtimmt,
Den Rudolph mit dem Salier neu beſchwor.
Um Euch, den Blutsverwandten Ernſt's, den gleich
Betheiligten, erhob ſich das Gedräng,
Die Loſung: Ernſt und Odo!

Odo.

Und wozu
Mir dieſes jetzt?

Hugo.

Als aber bald darauf
Der Bann, die Aechtung Ernſt's verlautet war,
Da wechſelte der Wind.

Digitized by Google

Odo.

Erlaßt mir das!

Hugo.

Die Losung: Kunrad!

Odo.

Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo.

Noch nicht, mein Freund! das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr so feindlich, mit verbißnem Groll,
Nach Hause kehret.

Odo.

Wißt Ihr das gewiß?

Hugo.

Noch ist mein Auge nicht so alterschwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Trotz
Und jeglicher Bewegung Hastigkeit
An Euch verborgen bliebe. Theurer Freund!
Nicht in vereinter Kraft mit Herzog Ernst
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen, hofft es nicht!
Unbeugsam steht des Kaisers Wille, groß
Ist seine Macht, vermeidet seinen Grimm!
Verzehren würd' er Euch. O schleudert nicht
Die Fackel in das unglückselge Land,
Das noch vom alten Kriegesbrande raucht!
Ihr werdet nicht, gebt mir darauf die Hand!

Ernst tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.

Odo.

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?

Ernst.

Das Erbe von Burgund.

Odo.

Ernst!

Hugo.

Herzog Ernst!

Ernst.

Nicht er, sein Schatten nur,
Sein irrer Geist, der auf dem Kreutzweg spuckt.

Odo.

Wahnwitziger!

Ernst.

Wär' ich wahnsinnig worden,
Wen dürft' es wundern? doch ich bin es nicht.
Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo bist,
Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
Begehr' ich Hülf' in meiner Noth.

Odo.

Zur bösen Stunde bist du mir genaht,
Wo mir's im Busen kocht, im Hirne brennt,
Wie du so schmählich, schmählich mich getäuscht.
Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresspitze,
Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoß,
So hab' ich dich erwartet, und es stand
In deiner Macht. Für einen Landsverwiesnen
Betrogst du mich — und läufst nun selbst daher,
Ein weggejagter Bettler, und verlangst,
Ich soll die nackten Lenden dir mit Purpur
Bekleiden, soll dir auf dein struppig Haar
Die Krone stoßen, soll auf meinen Schultern
Thron-an dich schleppen. Nein! du kennst mich falsch.
Nicht will ich an Geächtete mich ketten,
Frei will ich schreiten an mein hohes Ziel.
Gelüstet's dich nach Kronen, frage nur
Den Alten hier, der weiß für Alles Rath!

abgehend:

Mein Roß!

Ernst.

O Schmach! o rachelose Schmach!
Auch du bist ehrlos, herzogliches Schwerdt,
Und keines Freien Klinge kämpft mit dir.

Hugo.

Unglücklicher!

Ernst.

Du fühlest Mitleid noch
Und ungetröstet soll ich nicht von hier.
Du siehst dich sorglich um, sei ohne Furcht!
Wir sind hier unbehorcht, kein Lauscher wird's
Verrathen, wenn du den Verbannten hörst.
Ich will dir ferne stehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt, noch mein Gewand dich streift.

Hugo.

Könnt' ich dir Trost gewähren, o wie gern!

Ernst.

Ehrwürd'ger Greis! wenn die Erinnerung
Vergangner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirst du dich entsinnen, daß ich einst,
In schönrer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneuen,
Ich wär' ein unglückselger Bräutigam.
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreutzte sich das Volk,
Kein Festklang könte von dem Glockenhaus,
Noch die Posaune von des Thurmes Kranz.
Und wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So schwiege Chorgesang und Orgelschall,
Der Priester höbe dräuend seine Hand
Und spräche Fluch, statt Segen, über uns.
Nein! werben darf ich nicht um Edelgard,
Auch hab' ich's um dich selber nicht verdient.
Drei feste Burgen hab' ich dir zerstört,
Weil du zum Kaiser, deinem Vetter, hieltst.
Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick, die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Geathmet, wie man oft im Traume pflegt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthätig, hülfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilger und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat sie freundlich eines Morgens mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blühend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
Und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
„Mein Aug' ist trübe worden — hob sie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Irdischen Lebewohl.

ab.

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der tröstend in mein Kerkergitter schien!
An dieses Weibes liebevoller Brust

Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenskelch gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

Er will abgehen, ein Kriegsknecht vertritt ihm den Weg.

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Zurück! ich sag', zurück!
Du bist gedungen, mich zu morden. Ja!
Schon lang verfolgst du mich. Heb' dich hinweg!
Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß zu!
Triff dieses Herz!

Ernst.

Mein Werner! o mein Werner!

Werner.

Dein Werner, und der Deinige so ganz,
Und so mit jedem Athemzug, mit jedem
Blutstropfen —

Ernst.

Jetzt bin ich geborgen, Gott
Verließ mich nicht.

Werner.

O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lautres Gold!

Ernst.

Halt ein!

Werner.

Wie viel, wie viel hast du für mich gethan,
Geduldet! nie vergelt' ich dir's.

Ernst.

Du hast
Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan,
Du bist der einzig Treue.

Ernst.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern müd.
Die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo du warst indeß,
Wie du gelebt!

Werner.

In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König seine Fürsten zähmt,
Da kam von Aachen her mir der Bericht,
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet seist,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab,
Und gürtete sein kurzes Schwert mir um,
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

Ernst.

Werner, sprich!
Auf dir auch lastet Acht und Kirchenfluch:
Wie hast du es gemacht, daß du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst du mir, als ich dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein,
Vom Bannstral, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernst.

Mir däucht es, deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest du wie eine Rose blühn.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dieß Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Noth
Erhebend sich beweise dir und mir.

Ernst.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde muß es sein.

Werner.

Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß!
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Männer nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hielt:
Nein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Andrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählig war's gereift
Zum allgemeinen, offenen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkohr man Zween,

Digitized by Google

Allbeide Franken, fürstlichen Geschlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst,
Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt.
Da standen nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutsche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutsche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigsten,
Und so einander selbst an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da standen sie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht,
Von stolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Diesen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eifersucht und Zwist:
Da sah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und sich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid
Und Jeder stand dem Andern gern zurück.
Der Erzbischof von Mainz erhob sich jetzt:
„Weil doch — so rief er — Einer es muß sein,
„So sei's der Aeltre!" Freudig stimmten bei
Gesammte Fürsten, und am freudigsten
Der jüngre Kunrad; donnergleich erscholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf sich niederließ,
Ergriff er seines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu sich auf den Königssitz.
Und in den Ring der Fürsten trat sofort
Die fromme Kaiserwittwe Kunigund,
Glückwünschend reichte sie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Festzug aber schaarten sich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Gesang
Die Geistlichen und Laien, so viel Preis
Erscholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten sie dem Strom entlang nach Mainz,
Woselbst der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erschien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und seine Schulter ragt' ob allem Volk, —
Das ist der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangsal frisch erhält

Ernst.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer andre. Dazumal, als du
Dem freien Vaterland ins Auge sahst,
Erglänzte mir der ersten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, stand in Vormundschaft
Von meinem Ohm, dem Erzbischof von Trier,
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen andre Zeiten strengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner.

O nicht vergeß' ich's, mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern schwäb'schen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unsre Pferd' im Rhein,
Da kamest du den Strom herabgeschifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht.
Du selbst im Fürstenschmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der schönen Edelgard,
Und schwebend auf dem Schiffesrande saß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich schlug.
Des Stromes Klarheit aber spiegelte
Die glänzenden Gestalten.

Ernst.

Schöne Zeit!
Wie ist das alles längst den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir so groß und herrlich stand,
Es ist nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der so demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeschränktheit, nach Alleinherrschaft
Und nach der Erblichkeit in seinem Stamm.
Die ihn erwählten tritt er in den Staub,
Den Kunrad den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen,
Des Reichs verwiesen ist der graue Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irrt
Mit seinen Söhnen heimatlos umher.
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirscht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Freundschaft heilig Band verknüpfet uns,
Doch wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgesucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einst zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernst.

Wohl wittert jedes Wesen seinen Feind.
Drum hegt auch dir der Kaiser wildern Haß
Und unversöhnlicheren, als mir selbst.

Werner.

Von diesem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer sein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich gesaugt.
Du aber hast nach Frieden dich gesehnt,
Und mußt nun so unendlich friedlos sein,
Und hast für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich schadenfroh und stolz
Auf dich hinblicke, wie du nun so ganz
Verlassen dastehst und so ganz entblößt,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehnsmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienst zu leisten bis zum letzten Hauch.

Ernst.

Gewaltiger! was neigst du dich vor mir?

Werner.

O wahrlich! nie in deinem Fürstenglanz,
Erschienst du mir so herrlich, so erlaucht,
So würdig jeder tiefsten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach,
In deiner Selbstverbannung, vor mir stehst! —
Doch nein! so ganz vergessen bist du nicht.
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo Mancher jetzt auf seiner Veste haust,
Der unter deinem Banner einst gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß sein,
Dorthin sei unser irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernst.

Dir folg' ich, und wenn Alles mich verschmäht,
Du wirst mich nie verlassen.

Werner.

Siehst du hier?
Der Handschuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiser in den Staub geschleudert,
Daß er verschmähet und zertreten sei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieser Handschuh liegt an meiner Brust.

Beide ab.

Friedrich August Ukert

ward am 28. October 1780 zu Eutin geboren, woselbst er früh den Unterricht von Johann Heinrich Voß und Bredow genoß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts studirte er in Halle, wo Friedrich August Wolf, Roesselt und Knapp ihn am meisten anzogen und förderten. Von da ging er nach Jena, wo er bei Griesbach, Schütz und Eichstädt, die sich um ihn viel Verdienst erwarben, auch Voß wiederfand. Von 1804—1807 war er Hauslehrer zu Danzig, dann ward ihm die Erziehung der beiden Söhne Schillers und seines Neffen von Wolzogen anvertraut. 1808 erhielt er einen Ruf nach Gotha, zuerst als Inspector am Gymnasium und zweiter Bibliothekar. Neben mehreren kleinen Aemtern, blieb die Professur am Gymnasium und die Bibliothek das Hauptquo seiner außerordentlichen Wirksamkeit, durch die er sich fortwährend große Verdienste erwirbt. Mit seinen Verhältnissen in Gotha durchaus zufrieden, hat er mehrere ehrenvolle Berufungen nach Erfurt, Leipzig und Berlin abgelehnt. Er lebt dort als Professor, Bibliothekar und Doctor der Philosophie, in Verbindung mit den meisten wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands.

Von ihm erschien, außer mehreren Uebersetzungen:

Gemälde von Griechenland. Königsberg, 1810.
Bemerkungen über Homer's Geographie. Weimar, 1815.
Handbuch der Geographie der Griechen und Römer. Weimar, 1816. 1819.
Vollständiges Handbuch der Geographie (mit mehreren andern Gelehrten). Weimar, 1819 ff. 24 Thle.
Mit A. Heeren: Geschichte der europäischen Staaten. 1828. (16 Lieferungen. Hamburg, 1829—1840.)
Viele einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

U. verbindet mit Gründlichkeit, reichem Wissen, Scharfsinn und Geschmack eine sehr klare und elegante Darstellung und hat sich besonders große Verdienste um die Behandlung der alten Geographie in Deutschland erworben.

Christian Samuel Ulber

ward am 26. August 1714 zu Landshut in Schlesien geboren, studirte seit 1732 in Jena und erhielt 1738 die Pfarre Heinersdorf bei Liegnitz. 1741 ward er in seiner Vaterstadt Diaconus, bald Archidiaconus und Senior: aber 1757 folgte er dem Rufe nach Hamburg, wo er am 27. August 1776 als Hauptpastor an der St. Jakobi-Kirche und Scholarch starb.

Von ihm erschien:

Gottgeheiligte Betrachtungen über den leidenden und sterbenden Jesus. Breslau, 1749; neu 1766.
Der christliche Kreuzträger. Liegnitz und Hamburg, 1760—1766.
Die Gott lobenden und bittenden Stimmen der Andacht. Liegnitz und Hamburg, 1763. 1764.

U. zeichnete sich als geistlicher Liederdichter durch Innigkeit, Kraft, Klarheit und gute Behandlung der Form vortheilhaft für seine Zeit aus.

Johann Jacob Ulrich

ward 1569 zu Zürich geboren, studirte zu Heidelberg und Marburg Theologie, wurde Magister der Philosophie und 1592 als Professor der Theologie in seiner Vaterstadt angestellt, wo er 1638 starb.

Er gab heraus:

Von der Vorsehung Gottes.
Christliche Ermahnungen an die Wiedertäufer.
Gottselige Gedanken von gegenwärtigen Sterbeläuften u. A. m.

U. erwarb sich durch die Innigkeit und Wärme in seinen Predigten viel Beifall zu seiner Zeit.

Johann Karl Unckel

lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der ersten des 17ten als Buchführer zu Frankfurt am Main (Näheres ist nicht über seine Lebensverhältnisse bekannt) und verfaßte:

Pfalz, Sachsen, Brandenburg. Frankfurt, 1619. in 4.

ein großes beschreibendes Gedicht, das jedoch ohne poetischen Werth ist.

Friederike Helene Unger,

eine Tochter des General von Rothenburg, ward 1751 zu Berlin geboren, vermählte sich mit dem Professor der Xylographie J. F. Unger, der zugleich eine Buchhandlung und Buchdruckerei leitete, und setzte nach dessen Tode das Geschäft fort. Sie starb in ihrer Vaterstadt am 21. September 1813.

Neben vielen Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen gab sie anonym heraus:

Julchen Grünthal; eine Pensionsgeschichte. Berlin, 1784. N. A. Berlin, 1798. 2 Bde.
Gräfin Pauline. Berlin, 1800. 2 Thle.
Bekenntnisse einer schönen Seele. Berlin, 1806.
Der junge Franzose und das deutsche Mädchen. Hamburg, 1810.

Gute Sittenschilderung und eine angenehme Darstellung erwarben diesen Romanen, zur Zeit ihres Erscheinens, ein freundliches Publikum; namentlich wurde Julchen Grünthal häufig gelesen.

Digitized by Google

Johann August Unzer

ward am 29. April 1727 zu Halle geboren, bezog 1742 die Friedrichsuniversität, wo er schon in seinem 18. Jahre anonym als Schriftsteller auftrat, und wurde 1747 als Adjunkt des Professor Junker in Stand gesetzt, seine medicinischen Kenntnisse im Waisenhause vielfach anzuwenden. Er wurde Doctor und hielt Vorlesungen über Medicin und Philosophie. 1750 ließ er sich in Hamburg nieder, siedelte aber bald nach Altona über, wo sich ihm eine ausgebreitete Praxis eröffnete. Er starb am 2. April 1799.

Seine Schriften sind:

Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle, 1746.

Gedanken von Einfluß der Seele in ihrem Körper. Halle, 1746.

Gedanken vom Schlaf. Halle, 1746.

Der Arzt, medicinische Wochenschrift. Hamburg, 1759–1764. 12 Thle.; neu 1770. 8 Thle.

Sammlung kleiner Schriften. Leipzig und Hamburg, 1766–1767. 3 Thle.

U. war einer der ersten deutschen Aerzte, welcher Gegenstände der Arzneiwissenschaft, die von allgemeinem Interesse waren, in einer klaren, verständlichen Sprache behandelte und der Menge zugänglich machte. Er trug dadurch um so mehr zur Verbreitung einer naturgemäßen Lebensweise und zur Beseitigung vieler Irrthümer bei, als er seinen Schriften auch den Werth einer guten und für die damalige Zeit geschmackvollen Darstellung zu verleihen wußte.

Johanne Charlotte Unzer geborne Ziegler,

die Gattin des berühmten Arztes J. A. Unzer, wurde 1724 zu Halle geboren. Sie erhielt im Jahre 1753 den poetischen Lorbeerkranz von Helmstädt und wurde Ehrenmitglied der englischen und braunschweigischen, deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Helmstädt. Sie starb am 29. Januar 1782 zu Altona. (S. den vor. Artikel).

Von ihr erschien:

Versuch in Scherzgedichten. Halle, 1751. 1753. 1766.

Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten. Rinteln, 1760. Halle, 1766.

Sittliche Würde, Adel der Gesinnung und Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache, erwarben ihren Gedichten zu jener Zeit rühmliche Anerkennung.

Johann Christoph Unzer

ward am 17. Mai 1747 zu Werningerode geboren, war ein Neffe des Arztes Unzer, studirte Medicin und lebte als Doctor der Medicin, Professor der Physik und Naturgeschichte und Stadtphysikus zu Altona. Er starb auf einer Reise nach Carlsbad zu Göttingen am 20. August 1809.

Seine Schriften sind:

Diego und Leonore, Trauerspiel. Hamburg, 1775.

Schauspiele. Hamburg, 1782.

Geschichte der Brüder des grünen Bundes. Berlin, 1782.

Hinterlassene poetische Schriften. Altona, 1811. 2 Bde.

Ein feines und angenehmes Talent, das sich den Bestrebungen seiner Zeit anschloß, aber sich mehr durch gefällige Behandlung der Form als durch den eigenthümlichen poetischen Werth seiner Leistungen auszeichnete. Seine beste Arbeit ist ein Lustspiel: die neue Emma.

Johann Peter Uz

ward am 31. October 1720 zu Anspach geboren, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied, die sorgfältigste Erziehung und eine gute Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Poesie und Malerei waren schon damals seine Lieblingsstudien, Horaz und Anacreon fesselten seine weiche Empfindung am Meisten. Seit 1739 studirte er zu Halle Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz. Mit Gleim und Götz schloß er hier ein zartes Freundschaftsbündniß; sie übersetzten und reimten in Gemeinschaft, vom frischen Hauch der Zürcher Kritik angeweht. Als Gleim nach Berlin kam, verließ auch Uz um 1743 die Universität und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er 1748 Secretär beim Justizcollegium wurde. 1763 ging er als Assessor des kaiserlichen Landgerichts nach Nürnberg; 1790 wurde er burggräflicher Director daselbst und Geheimrath. Als Anspach preußisch wurde, ernannte ihn sein neuer Monarch zum wirklichen Justizrath und Landrichter, in welchem Amte der unermüdliche Greis bis zu seinem am 12. Mai 1796 erfolgten Tode thätig wirkte. —

Er schrieb:

Lyrische Gedichte. Berlin, 1749. Anspach, 1755. Leipzig, 1756–1765.

Sämmtliche poetische Werke. Leipzig, 1768; neu 1772. Herausgegeben von C. F. Weiße. Wien, 1804.

Sehr schön sagt Herder im dritten Stück seiner Adrastea von Uz: „Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra auf's Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm; eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaaßen unser Gemüth durchdringt, und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht oder fortreißt. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden."

Lob des Erlösers.

Ich will, ich muß von Jesu singen!
Aus Liebe kam er in die Welt.
Die Wahrheit flog mit güldnen Schwingen
Ihm göttlich strahlend beigesellt,

Digitized by Google

Als Finsterniß der dichten Schatten
Noch über allen Völkern lag,
Und auch die Weisen keinen Tag,
Kaum eine schwache Dämmrung hatten.

Ihr Völker, in Judäens Gränzen
Erscheint ein wunderbares Licht!
Des Jordans weiße Fluthen glänzen,
Wie von der Sonnen Angesicht.
Ich sehe Cedern sich vergülden,
Die Cedern auf dem Libanon!
Der neue Morgen schimmert schon
Bis zu den dunkelsten Gefilden.

Gott kommt vom Himmel, euch zu lehren;
Seht, wie vor ihm die Erde schweigt!
Die Heiden drängen sich, zu hören,
Da sich der große Lehrer zeigt;
Er lehret uns die Gottheit kennen,
Und ladet uns zum neuen Bund:
Durch ihn darf unser scheuer Mund
Gott wieder unsern Vater nennen.

Da unser schuldiges Geschlechte
Dem Tode heimgefallen war,
Stellt sich der einzige Gerechte
Zum Opfer der Versöhnung dar.
Verloren waren Adams Kinder!
Der Sohn des Gottes Zebaoth
Erniedrigt sich zum Kreuzestod,
Und stirbt für abgefallene Sünder.

Er stirbt, und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jesum raubt!
Wie grimmig zischt vor meinen Ohren
Die Natter, schwellend um dein Haupt!
Ich bete, Herr, vor dir im Staube!
Du redest, und ein himmlisch Licht
Strahlt sieghaft mir ins Angesicht;
Du redest, und ich hör' und glaube!

Wie? Der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte,
Allmächtig aus dem Grab hervor,
That über menschliches Vermögen;
Und sollte Mensch, nur Mensch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöser sein,
Und hundert Wunderwerke lögen?

Er ists, er kann sich nicht verhehlen,
Er ist es, Gott von Ewigkeit!
Ich schwör' es bei den großen Seelen,
Den Märtyrern der alten Zeit,
Die sich nach diesem Jesu nannten,
Und mit erhabnem Heldenmuth
Auch auf der Folter, in der Gluth
Verfolgter Christen Gott bekannten.

Verehrt, verehrt ihn, alle Lande!
Der Jesu, der im Grabe liegt,
Zerbricht des Todes ehrne Bande,
Lebt ewig, und sein Glaube siegt.
Sein Glaube, diese zarte Pflanze,
Grünt aus verströmtem Blut hervor,
Und hebt im Sturm das Haupt empor,
Und prangt mit ungeschwächtem Glanze.

Was lehnen wüthende Nerone
Sich wider den Messias auf?
Ihr Ungeheuer auf dem Throne,
Tyrannen, sammelt euch zu Hauf!
Wo seid ihr? Doch sie sind verschwunden;
Und alle Heiden müssen sehn,
Daß Menschen Gott nicht widerstehn,
Und unser Jesus überwunden.

Die Wünsche.

Welche Gottheit soll auch mir
Einen Wunsch gewähren?
Unentschlossen irr' ich hier
Zwischen den Altären.

Sorgen schwärmen rund herum
Und den Gott der Schätze,
Und der Ehre Heiligthum
Liegt voll falscher Netze.

In der Schönheit Schooße liegt
Amor, der mit Küssen
Sich an ihren Busen schmiegt:
Kann ich Amor'n missen?

Nein, er soll mir günstig seyn;
Doch ich will auch lachen,
Und er muß bei meinem Wein
Mich nicht irre machen.

Ruhm und du geflügelt Gold!
Ich entsag' euch beiden:
Wenn ihr selbst mich suchen wollt,
Will ich euch nicht meiden.

An die Sonne.

O Sonne, Königin der Welt,
Die unser dunkles Rund erhellt,
In lichter Majestät;
Erhab'nes Wunder einer Hand,
Die jene Himmel ausgespannt,
Und Sterne hingesä't!

Noch heute sah ich deinen Glanz:
Mir lacht in ihrem Blumenkranz
Noch heute die Natur.
Der Vogel buntgefiedert Heer
Singt morgen mir vielleicht nicht mehr,
Im Wald und auf der Flur.

Ich fühle, daß ich sterblich bin!
Mein Leben welkt, wie Gras, dahin,
Wie ein verschmachtend Laub,
Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchsten Wort an mich erschallt:
Komm wieder in den Staub!

Wenn mich das finst're Grab verschlingt,
Ein ewig Schweigen mich umringt,
Mich die Verwesung nagt:
Alsdann bleibt alles doch zurück,
Und hätte gleich ein lächelnd Glück
Mir keinen Wunsch versagt!

O Thorheit, wenn ich mich verkannt
Und nach der Erde Lieblingsstand,
Nach großem Gut gegeizt!
Wenn mich der Ehre schimmernd Kleid
Und aller Prunk der Eitelkeit
Zu nied'rem Neid gereizt!

Verlangt mein leiser Wunsch zu viel?
Verfolg ich ein zu weites Ziel,
Auf ungewissem Pfad?
O Gott, ich beuge mich vor dir!
Hier bin ich, es geschehe mir
Nach deinem bessern Rath!

Der Mensch, der aufgeblas'ne Thor,
Schreibt seinem Schöpfer Weisheit vor?
Dir, großer Menschenfreund?
Du liebst ihn mehr, als er sich liebt,
Wenn deine Huld nicht immer giebt,
Was jedem nützlich scheint.

Wann der bethaute Morgen lacht,
Wann von den Fittigen der Nacht
Die Stunden kühler sind;
Spricht mir die Weisheit liebreich zu:
O Sterblicher, was sorgest du
Und wünschest in den Wind?

Der dich gemacht, sorgt auch für dich!
Nicht auf die Erde schränket sich
Der Plan des Himmels ein.
Dies Leben ist ein Augenblick,
Ein Frühlingstraum das längste Glück!
Du sollst unsterblich seyn!

Digitized by Google

Gedanke der Unsterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt!
Empöre dich in meiner Brust,
Wenn die Sirene falscher Lust
Mich klein zu machen strebt!

Die Rosen um des Lasters Haupt
Verblühen, ehe wir's geglaubt,
Und ihr Genuß entehrt.
Ich bin ein Pilgrim in der Zeit,
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

Gieb mir, o du, der willig giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,
Und rein und heilig ist!
Mach andre groß, o Gott! Ich sei
Vergnügt und meiner Pflicht getreu
Ein Weiser und ein Christ.

Theodicee.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhab'ner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbar'n Klippen
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Er öffnet mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom stygischen Gesträuche,
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht und oft gefährlich gleitet!

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich, mit immer neuer Pracht,
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

Der Sertus einer besser'n Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
In keinem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten!
Der Schöpfer wählt sie nicht! Er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Ersor der Weiseste den ausgeführten Plan:
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo sich der Blick voll reger Lust verlieret.

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Gesangs und herdenvolle Triften
Und hier krystall'ne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geschwungen,
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleiner Theil der Welt ist Rheens sinst'res Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde?

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen and'rer Art! Ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück,
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in unermess'ner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt.
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn sein Blick, was 'bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs Beste stets geschiehet.

Es leide mit gepriesnem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laster groß gesäugt,
Die spätverlass'ne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden speit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finstern saß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, daß ihr blos nach eurem Winkel kennet
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht versteh'n.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen,
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust:
So muß der Mensch nicht seyn: welch größerer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen schmücket.
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt und stufenweise nur
Auf ihrer güld'nen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll gröss'rer Mängel
Auf schwarzer Erde kreucht, und vom erhab'nen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beiden doch verwandt,
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Klugen schreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven, welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften;
So herrschen sie zuletzt; sie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freigebor'ne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden!

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:

Digitized by Google

Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit;
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich seyn nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

Aus: die Kunst, stets fröhlich zu sein.

Erstes Buch.

Des Weisen wahres Glück wird nicht vom Ort entschieden:
Er kann stets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich sein: denn seine reinste Lust
Entspringt nicht außer ihm, sie quillt aus seiner Brust.

Was ist Glückseligkeit, die alle Zungen preisen?
Erkenntniß, Tugend selbst, die Königin des Weisen,
Und was die Schule sonst das höchste Gute nennt,
Oft prächtiger beschreibt, als nach dem Wesen kennt;
Beglücken uns, o Freund, indem sie uns vergnügen,
Sind Quellen unsers Glücks, die niemals uns betrügen;
Doch jenes Glück nicht selbst, nach dem der Weise fragt,
Nach dem des Narren Wunsch umsonst sich müde jagt.
Vergnügen fühlen wir, wann wir uns glücklich fühlen:
Und wir verdammen doch, auf strengen Richterstühlen,
Die Wollust Epikurs, die keinem Thoren lacht,
Obgleich ihr Name tauscht, und Narren lüstern macht?
Vergnügen, Wollust, Lust (die Namen sind verschieden,
Die Sach' ist einerlei:) was Sterbliche zufrieden,
Wahrhaftig glücklich macht, wird auf die Sinne nicht
Vom Weisen eingeschränkt, der vom Vergnügen spricht,
Und wie? Sind Menschen denn blos Körper, die verwesen?
Lebt nicht in ihrem Leib ein Geist von edlerm Wesen?
Verpflegt ein Sterblicher sein schlechtes Theil allein,
Und seine Seele darbt, wie kann er glücklich sein?
Das höchste Glück ist nicht, wo noch Begierden klagen,
Noch hungrig, unvergnügt, an einer Seele nagen,
Und ein zu starker Trieb, den die Natur gesäugt,
Sich unbefriedigt fühlt, und nur gezwungen schweigt.

Du lächelst? und verlangst, den Glücklichen zu kennen,
Der niemals klagen darf? Denn was wir Erde nennen,
Ein immer stürmisch Meer! wird schwerlich Menschen sehn,
In deren Segel stets die Winde günstig wehn.
Man findet sie vielleicht beim ungefundnen Weisen,
Den uns Chrysipp's Roman, den Zenons Träume preisen,
Der seiner Schmerzen lacht, wenn ihn die Gicht entseelt,
Stets herrscht und alles hat, auch wann ihm alles fehlt.

Nein, Freund, mir träumte nie von ganz vollkommnem Glücke:
Die Erde hat es nicht, stets fehlt's an einem Stücke.
Des Lebens Güter sind vertheilt mit weiser Hand:
Gemeiner Mangel ist ein allgemeines Band.
Wollt' auch ein mildes Glück, was jedes wünscht, gewähren,
Wird ein gewährter Wunsch nicht neuen Wunsch gebähren?
Wer ist vollkommen weis'? und ist es allezeit?
Und wird nicht überrascht von blinder Sinnlichkeit?
Auch um den Weisen schleicht, in unbewahrten Stunden,
Die Unzufriedenheit; zerfleischt von hundert Wunden
Die magre Furie, die unersättlich wacht,
Und uns noch ärmer macht, als die Natur uns macht.
Soll drum der Philosoph nicht in erhabnen Bildern
Des Weisen prächtig Glück, des Weisen Adel schildern?
Sein kühn gezeichnet Maaß beschämet stolzen Wahn:
Und wer nicht nahe kömmt, hat nicht genug gethan.

Vollkommenheit, die selbst vor Gottes Angesichte
Stets gegenwärtig glänzt, umstrahlt vom Sonnenlichte,
Nach deren Rath er schuf, und was er schuf, regiert,
Das Ordnung überall das große Ganze ziert,
Sie aller Wesen Zweck, des Weisen höchste Liebe,
Reißt ihn, vom schnöden Tand, vom Staub unedler Triebe,
Nur ihrem Reize nach; und wie er Schritt vor Schritt
Ihr immer mehr sich naht, wächst sein Vergnügen mit.
Indem er immer nun in reinem Lichte wandelt,
Und immer edler denkt, und immer edler handelt;
Fühlt seine Seele sich von hoher Lust entzückt,
Die ihrer würdig ist, und fühlet sich beglückt.

Wie Menschen glücklich sind, kann er schon glücklich heißen,
Obgleich noch Dornen ihm den müden Fuß zerreißen,
Obgleich der Glückliche nicht allzeit ungekränkt
Auf weichen Rosen ruht, und sich mit Nektar tränkt.
Stets überwiegt in ihm die Schmerzen das Ergötzen:
Die Weisheit wird, was fehlt, aus ihrem Schatz ersetzen:
Sie giebt Zufriedenheit; und ein zufriednes Herz,
Fühlt seine Freuden ganz, und halb nur seinen Schmerz.

Doch zürnet blinder Wahn, daß Menschen sich vergnügen?
Er höre die Natur: kann die Natur betrügen?
Sie beut uns reine Lust in vollen Bechern dar,
Und wir versagen uns, was uns bestimmet war?
Denn sieh zum Himmel auf! bald funkeln tausend Sterne,
Zum Dienst der Mitternacht, in jener blauen Ferne;
Bald, wann der junge Tag durch graue Schatten bricht,
Lacht holdes Morgenroth und Titans güldnes Licht.
Das Jahr verändert sich, verändert unsre Freuden,
Wann Gras und Blumen jetzt der Erde Schoos bekleiden,
Itzt Saat, itzt mildes Obst ihr schönes Haupt bekränzt,
Sie hat verschiednen Putz; und Lust für alle Zeiten;
An ihr ist alles Reiz: wir sehn auf allen Seiten
Die fette Flur geziert mit angenehmem Grün,
Die Berge prächtig stehn, die niedern Thäler blühn;
Und fröhliches Gewühl auf Heerdenvollen Matten,
Gebüsche voll Gesangs und stiller Wälder Schatten,
Hier See, dort felsigt Land, und aus dem dunkeln Hain
Die Quellen murmelnd fliehn, und endlich Flüsse sein.

Ist alles nicht für uns, was wir so reizend finden?
Wir treten in die Welt mit Sinnen, zu empfinden.
Du weißt, wann frischer West die Sommertage kühlt,
Mit welcher Wollust ihn die heiße Wange fühlt.
Was dachte die Natur, uns einen Leib zu bilden,
Den bunter Nelken Glanz in lachenden Gefilden,
Und ihr gewürzter Hauch, der Nachtigallen Schlag,
Der Pfirsich saftig Fleisch, empfindlich reizen mag?
Ist sie's, die unsern Leib mit junger Schönheit schmücket,
Und uns ein Auge giebt, das dieser Schmuck entzücket,
Das für die Grazien nicht blind, gleich Thieren, ist,
Und fröhlich glänzend sieht, was Liebe feurig küßt?
Wer sieht's und zweifelt noch, ob sie vergnügen sollte?
Verband sie nicht mit Lust, was uns erhalten sollte?
Die Speise, die uns nährt, ergötzt auch unsern Mund:
Bewegung, die vergnügt, erhält den Leib gesund.

Die Kunst schafft neue Lust: mit zauberischen Farben
Erweckt sie, was einst war, und Menschen, welche starben:
Ein leblos Erz beseelt ihr schöpfrisch kühner Arm:
Sie locket Harmonie aus dem gestrichnen Darm.
Der Kenner schweigt entzückt, wann ihm die Musen singen;
Noch süßer muß dem Freund des Freundes Rede klingen,
Wie lieblich ist für uns der Wahrheit Unterricht,
Und wann die Tugend laut in unsrer Seele spricht!
Soll angebotne Lust in hundert Quellen fließen,
Und uns verboten sein, sie freudig zu genießen?
Nicht, weil der Schöpfer will, allein durch unsre Schuld,
Herrscht mürrischer Verdruß und Gram und Ungeduld.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Gesichten quälen,
So soll, was Mirza sah, die Muse dir erzählen.
Es lieben, wie du weißt, die Musen unser Zeit
Des Orients Geschmack und sein geblumtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forschenden Gedanken,
Sah Mirza das Geschöpf mit seinem Schöpfer zanken,
Den Menschen elend sein; und schwarzer Sorgen Heer
Stieg wolkicht von ihm auf, wie Staub am rothen Meer.
Die Fichten rauschten wild um seine dunkle Höhle,
Und lispelnd nährt ein Bach die Schwermuth seiner Seele.
Des Unmuths trübes Glas verkürzte sein Gesicht,
Als eine Stimme rief: sieh auf und richte nicht!
Er sah ein luftig Thal, das, mit Gebüsch umflossen,
Ein Garten Gottes war, wo Bäche silbern flossen.
Balsamischer Geruch durchstrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern ging ein Mensch im tiefen Traum,
Die Lilje buhlt umsonst nach seinen starren Blicken;
Die süße Feige sprach: tritt her, dich zu erquicken.
Umsonst er sah sie nicht, er sah nur in den Sand,
Nach einem schnöden Kies, der glänzt' und schnell verschwand.
Er kam zum Rosenstrauch; die raschen Finger brachen
Begierig Rosen ab, und ihre Dornen stachen.
Er sah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn:
Muthwillig kroch er nach, und sie verwundet' ihn.
Wehklagend schrie der Mensch: ach! wär' ich nie geboren!
Hat eine ganze Welt sich wider mich verschworen?
O Aufenthalt der Qual! — Halt' ein! was zürnest du,

Digitized by Google

Wenn du dich elend machst? rief ihm die Stimme zu.
Du, den die Freude sucht, fliehst, was du suchen solltest,
Und könntest glücklich sein, wenn du vernünftig wolltest:
Genieße deines Glücks! die Kunst, sich zu erfreun,
Ist für den Sterblichen, die Kunst beglückt zu sein.

An Herrn Hofadvokat G***.

Du, den Lyäus mir, den mir die jungen Freuden,
Umkränzt mit Epheu, zugeführt,
Als mich der Himmel hieß auf Römhilds Fluren weiden,
Der oft mit mir beim Wein dem Vorzug nachgespürt,
Wie ächte Wesen sich vom Pöbel unterscheiden,
Wenn, unbetäubt von rauhen Leiden,
Vom Glanz der Großen ungerührt,
Sie jenen standhaft sehn, sie diese nicht beneiden:
Mein G***, wenn sonst nichts beweist,
Daß ein verwandtes Blut in unsern Adern fleußt;
Wenn weder Leichenstein, noch Wappen übrig bliebe:
So überzeugen meinen Geist
Der Herzen gleichgesinnte Triebe
Zu Wein und Musen gleiche Liebe,
Zu Mädchen auch und schlauverwehrter Lust
Auf ihrem Mund, an ihrer Brust.
Ich höre mit entzückten Ohren,
Wenn dein umlorbeert Saitenspiel
Von unsrer Freundschaft schallt, und wie ein gleich Gefühl
Dich mir gewählt, mich dir erkoren.
Ach! Jude, Bauer, Schelm, Betrüger oder Thoren
Sind, unter lärmendem Gewühl,
Mein Umgang, seit ich dich verloren:
Nach dem, im Schooß der Vaterstadt,
Nun wieder, wie vorhin, zu dornichten Geschäften,
Die unser himmlisch Theil an Staub und Erde heften,
Mich Themis angewiesen hat.
Du, dem ein günstig Glück ein sorgenfreies Leben,
Und ohne Sklavendienst, was du bedarfst, gegeben;
Dem unverwehrt ist, frei zu sein
Und ungestört sich zu erfreun:
Darf meine Muse dich in deinem Lehnstuhl stören,
Und achtest du auf ihre Lehren,
Wenn mit entwölktem Angesicht,
Sie, als ein Seneka, im Schooß der Wollust spricht:
Freund, so verlange nicht,
Mit Ketten mühevoller Pflicht,
Die um der Ehrsucht Arme rauschen,
Dein stilles Glücke zu vertauschen.

Der Weise, dessen Herz von Menschenliebe flammt,
Flieht nicht vor anvertrauten Bürden.
Doch drängt er seinen Hals nicht in das Joch der Würden.
Aus einem niedern Stolz, den seine Brust verdammt.
Sein Herz ist groß genug, die Größe zu verachten,
Die farbigt schwillt und platzt, eh kleine Seelen dachten,
Die nach dem bunten Tande schmachten,
Und um ein schimmerreiches Amt,
Das ihrer nicht bedarf, noch sie bedürfen, laufen,
Der Thorheit Sklaven sind und neue Felsen kaufen.
Der Thor bleibt stets ein Thor, auch in der Ehre Schooß;
Und wird von innrer Knechtschaft Schande,
Von Knechtschaft schlimmer Art, aus eines Rud'rers Bande
Selbst unterm Purpur los.
Die Höhe, wo er steht, macht keinen Gecken groß:
Sie läßt, wie klein er sei, nur desto weiter sehen.
Ein Sturm des Glücks verschlägt ihn an entweihte Höhen;
Ein stürmisch Glück
Schlägt wieder ihn zurück:
Wie eine träge Regenwolke
Sich auf des Windes Flügeln hebt,
Und über einem ganzen Volke
Mit fürchterlichem Schatten schwebt,
Sie rauscht in ungewohnter Sphäre:
Nicht lange! denn die eigne Schwere
Drückt sie zur Erde bald herab,
Die ihr den Ursprung gab.

Gieb nicht im Frühling muntrer Jahre
Verblendeten Begierden Raum;
Und überlaß den Geiz der Kindheit grauer Haare
Den Stolz der Ehre Sommertraum.
Die Sorgen stören ihn mit schreckenden Gestalten:
Durch Niederträchtigkeit wird, was ihn reizt, erlangt,
Durch Niederträchtigkeit erhalten:
Und schmilzt, wie Frühlingsreif, der an der Sonne prangt.
Der große Liebling großer Fürsten
Mag unerquickt nach Ruhe dürsten:
Sie flieht ihn schüchtern überall.
In jedem dunkeln Laut, in Blicken und Geberden
Zeigt bange Furcht ihm seinen Fall:
Der Sklave fürchtet, frei zu werden!
Freund, von des Irrthums Brust entwöhnt,
Laß dich kein Puppenspiel von goldner Freiheit scheiden!
Und brich die Rosen aller Freuden,
Die keine Reu umdornt, kein spätes Ach! umtönt.
Der weisen Wollust sei dein Garten eingeweihet
Die, von der Weisheit Hand gekrönt,
Mit ernster Tugend nie entzweiet,
Die ernste Tugend selbst mit Fröhlichkeit versöhnt.

Seh ich unter grünen Lauben,
Bei dem Gotte froher Trauben,
Und beim Saitenspiel der Musen,
An des besten Mädchens Busen,
Dich, vom sichern Busch verdeckt,
Unter Blumen hingestreckt?
Hör' ich unter Nachtigallen
Deine süßen Lieder schallen?
Lieder wie mein Chaulieu sang,
Wann er frei von eklem Zwang
Und bei spätem Weine wachte!
Bacchus, wann sein Lied erscholl,
Ließ den trunknen Becher voll,
Der ihm in die Augen lachte;
Und, gelehnt auf seinen Stab,
Der vom heil'gen Epheu rauschte,
Hing er schweigend hin und lauschte,
Bis der Dichter durstig schwieg, Bacchus ihm den Becher gab.

Doch meinen Dichtergeist umnebeln leichte Träume!
Du ruhest jetzt wohl nicht im Schatten deiner Bäume,
Nun, da sie fast entblättert stehn,
Und rauhe Winde nur in öden Gärten wehn:
Da nach des Herbstes milden Segen,
Das greise Jahr mit kaltem Regen
Die Fluren umgewühlt, wo Raben einsam gehn.
Wann Zephyr die verjüngten Blätter
Und Floren und die Liebesgötter
Aus düftendem Gefieder bringt,
Und in der Frühlingsluft die frühe Lerche singt:
Alsdann wird Amor dich im Grünen wieder finden,
Dich, der sein Sklave schon, ihm nur entwischet war,
An seinem flammenden Altar
Mit Blumen ewig feste binden,
Zu seiner andern Sklaven Schaar.

Laß von den Grazien dir eine Gattin wählen,
Die nicht von den gemeinen Seelen,
Blos wirthlich, reich, vielleicht getreu,
Doch ohne Zartlichkeit und lauter Pöbel sei.
Zwar war, wie unsre Väter, wissen
Von keinen englischen Clarissen:
An ihre Würde reicht kein sterblich Mädchen hin.
Ach! Harlow's Tochter starb! auf Erden war kein Gatte
Für sie, die nichts vom Weibe hatte,
Als Reizungen und Eigensinn.
Du, Freund, bist selbst ein Mensch, und wirst ein menschlich Wesen
Zu einer Gattin dir erlesen:
Zu glücklich, wenn sie dir, vom Himmel mild bedacht,
In einen holden Leib, zu schlauer Lust gemacht
Auch eine Seele zugebracht,
Die denkt und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich, als Freundin, liebt, wann sie dich Gatten nennet!
O Wollust, nicht blos einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verschleichen,
So ruhig, als ein Bach, der unter finstern Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungerunzelt lacht:
Hoch über ihm hinweg braust unter nahen Eichen
Der schwarzen Stürme Wuth, die niemals ihn erreichen.

Digitized by Google

V.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe

ward 1785 zu Düſſeldorf geboren, ſtudirte zu Halle, Berlin und Tübingen Medicin und trat 1809 in öſterreichiſche Kriegsdienſte, welche er aber aufgab, um als Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn den ruſſiſchen Fahnen während des Befreiungskrieges zu folgen. 1814 veranlaßte ihn Fürſt Hardenberg in ſeine Kanzlei einzutreten, in welcher Funktion er den Congreß zu Wien beſuchte und nach Paris reiſte. Von hier wurde er als Chargé d'Affaires und nach kurzer Zeit als Miniſterreſident nach Karlsruhe geſandt. Gegenwärtig privatiſirt er mit einer Penſion in Berlin als geheimer Legationsrath.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Mit A. v. Chamiſſo: Muſenalmanach für 1804–1806.
Mit W. Neumann: Erzählungen und Spiele. Hamburg, 1807.
Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Berlin, 1808.
Geſchichte der Hamburger Begebenheiten im Jahre 1813. London, 1813.
Geſchichte der Kriegszüge des Generals von Tettenborn in den Jahren 1813 und 1814. Tübingen, 1814.
Teutſche Erzählungen. Tübingen, 1816.
Vermiſchte Gedichte. Tübingen, 1816.
Biographiſche Denkmahle. Berlin, 1824—1830. 5 Thle.
Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Arztes J. B. Erhard. Stuttgart, 1830.
Die Sterner und die Pfittſcher. Berlin, 1831.
Zur Geſchichtſchreibung und Literatur. Berlin, 1833.
Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim, 1837. 4 Bde. 12.
Leben des Feldmarſchall Schwerin. Berlin, 1841.
Viele einzelne Aufſätze, Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber V. äußert ſich einer ſeiner eifrigſten aber unbefangenen Verehrer Heinrich Laube (Moderne Characteriſtiken Th. II. S. 299) mit folgenden Worten: „Seine ſpecielle Stellung in unſerer Literatur iſt die eines Kritikers und Biographen. Die Fähigkeit zur Kritik und Biographie iſt ſehr verwandt mit der Fähigkeit des höheren, geſelligen Umgangs oder richtiger: ſie iſt der nächſte Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenſtände für eine wirkliche Kenntniß Herr zu werden. Der Umgang iſt die Vorbereitung dazu, die hier bei nöthiger Unterordnung ſchwindet am Schreibtiſch, aber die Liebe, das Anſchmiegen, das Aufnehmen bleibt. — Im Umgange ſpricht ſich zunächſt das Weſen unſerer Bildung aus. Da dieſe bei Varnhagen ſo hervorſtechend human und fein iſt, ſo haben auch ſeine Schriften dieſen Charakter erhalten. Er iſt unſer feinſter und humanſter Kritiker und Biograph. Jenes hat er namentlich in ſeinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahrbücher der Kritik bewährt, welche 1833 unter dem Titel „Zur Geſchichtſchreibung und Literatur" geſammelt erſchienen ſind, dieſes in ſeinen biographiſchen Denkmalen. Die letzteren betreffen zumeiſt Staatsmänner und Krieger und lehren unwiderleglich die Nothwendigkeit, den Menſchen nicht blos in den einzelnen Aeußerungen ſeiner Berühmtheit ſondern als ganzes mannigfaches Weſen auch mit Fehlern und Schwächen darzuſtellen. — — Einfach und ſauber iſt ſein (Varnhagen's) Wort, klar und voll Ordnung. — — In Summa iſt Varnhagen von Enſe der Inbegriff jener höheren deutſchen Kritik, an die wir denken, wenn wir uns in Kunſt und Wiſſenſchaft anderer Völker überheben, jener Kritik, welche den Schmerz über häuslichen Jammer im Herzen tragen, und doch klare Worte ſtrenger Unpartheilichkeit über Freund und Feind auf der Lippe haben kann. Dieſen deutſchen Stolz, das Beſte ohne Anſehn der Perſon zu würdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es ſelbſt nicht beſitzt, dieſen Stolz repräſentirt Varnhagen."

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe,

geborene Rahel Levin, die Tochter eines angeſehenen jüdiſchen Kaufmannes zu Berlin, ward daſelbſt 1771 geboren, erhielt eine treffliche Erziehung, vermählte ſich, nachdem ſie zur chriſtlichen Religion übergetreten war, am 27. September 1814 mit Varnhagen von Enſe und ſtarb in ihrer Vaterſtadt am 7. März 1833. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihr Gatte ihren Briefwechſel unter dem Titel:

Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. 3 Bde.

und fügte ſpäter, zur Ergänzung hinzu:

Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Leipzig, 1836. 2 Bde.

Sie war eine merkwürdige und ſeltene Erſcheinung; da ſich jedoch Alles, was wir von ihr beſitzen, auf ihre perſönliche Individualität bezieht, ſo kann ſich die rein literariſche Kritik nicht geſtatten, ein Urtheil darüber zu fällen.

Valentin Karl Veillodter

ward am 10. März 1769 zu Nürnberg geboren und widmete ſich nach vollendetem Schulcurſus dem Studium der Theologie, dem er zu Jena und Altdorf oblag. Nach beendigten Studien wurde er 1791 zum Nachmittagsprediger an der Kreuzkirche ſeines Geburtsortes berufen, welche Stelle er aber 1801 wieder aufgab, um ein Pfarramt zu Walkerbrunn anzunehmen. Hier blieb er bis 1809, wo er wieder nach ſeine Vaterſtadt berufen wurde, um das Amt eines Stadtpfarrers an St. Aegidien zu verſehen. Gleich im folgenden Jahre wurde er Mitglied der Kommiſſion, welche die theologiſche Aufnahmsprüfung und die Aufſicht über die Schullehrer des betreffenden Diſtriktes zu beſorgen hatte. — 1814 wurde er zum königl. baieriſchen Dekan und zum Hauptpaſtor zu St. Sebald in Nürnberg ernannt. Er ſtarb am 9. April 1828.

Seine Schriften ſind:

Predigtſammlungen: Nürnberg, 1794—97. 2 Thle. 1799. 2 Thle. — Leipzig, 1805—6. 3 Thle. 1810—11. 2 Thle. — Nürnberg, 1815—17. 2 Thle. 1820—21. 2 Thle.
An junge Chriſten bei der erſten Feier des heiligen Abendmahls. Nürnberg, 1798.

Digitized by Google

Kommunionbuch für gebildete Christen. Nürnberg, 1798.
Gebete am Morgen und Abend. Nürnberg, 1801.
Erzählungen, Lieder und Fabeln. Nürnberg, 1805.
Beicht- und Kommunionbuch für christliche Landleute. Nürnberg, 1805.
Ideen über Leben, Tod und Unsterblichkeit. Nürnberg 1809.; 3. Ausg. 1815.

Einer der bedeutendsten und ausgezeichnetsten Kanzelredner und Erbauungsschriftsteller neuester Zeit, voll wahrhaft hoher und edler Begeisterung, tiefen Gefühls, Kraft und Klarheit, Würde und Feuer, vorzüglich da, wo er sich über die höchsten und wichtigsten Interessen und Erscheinungen des menschlichen Lebens ausspricht.

Karl Franz van der Velde

wurde am 27. Sept. 1779 zu Breslau geboren. Er widmete sich dem Studium der Jurisprudenz theils auf der Universität seiner Vaterstadt, theils in Frankfurt a. d. O. Nach beendigten Studien wurde er Auscultator zu Breslau, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Stadtgerichtsassessor zu Breslau. — 1818 verließ er seine Vaterstadt wiederum, um als Stadtrichter nach Zobten sich zu begeben, doch kehrte er 1822 als Justiz-Kommissarius dahin zurück. Er starb am 6. Juni 1824.

Seine gesammelten Schriften enthalten:
Th. 1—4. Dresden, 1820. (Erzstufen und Prinz Friedrich).
Th. 5—7. 1821. (Eroberung von Mexico).
Th. 8—10. 1822. (der Maltheser, die Lichtensteiner, die Wiedertäufer).
Th. 11 und 12. 1823. (die Patrizier, Guido).
Th. 13—18. 1824. (Arwed Gyllenstierna, das Liebhabertheater, der böhmische Mägdekrieg, Christine und ihr Hof).
Th. 19. 1825. (das Horoscop) 3. Ausg. von K. A. Böttiger und Th. Hell.

Der Herausgeber erlaubt sich hier ein Urtheil zu wiederholen, das er bereits in seiner allgemeinen Geschichte des Romans S. 572 über van der Velde ausgesprochen. Durch Art und Weise der Auffassung und Behandlung der von ihm gewählten Stoffe schließt sich z. B. de la Motte Fouqué an und bildet so den Uebergang im Romane von den deutschen Romantikern bis zu den Formen Walter Scott's. Er war innerlich eine wirklich poetische Natur, und behandelte daher nur Stoffe, welche sein Gemüth erfreuten und seine Phantasie anregten, aber ihm fehlte die Kraft, den eigentlich waltenden Geist im Leben und der Geschichte zu erkennen, und so vergriff er sich stets sowohl bei der Anlage und Durchführung der Charaktere, als auch bei den Situationen, in welche er dieselben brachte. Dagegen besaß er das Talent, Umgebungen und Verhältnisse gleichviel ob richtig erfunden oder nicht, mit großer Anmuth und Reichthum zu schildern, und sich selbst bei ihrer Gestaltung in eine Welt zu versetzen, die ihm willig alle Mittel, deren er bedürftig zu sein glaubte, darbot. Betrachtet man Walter Scott als einen in sich fertigen Mann, so ist van der Velde mit ihm verglichen ein nicht minder glücklich ausgestattetes Kind, aber nicht mehr und nie weiter kommend. Diese kindliche Liebenswürdigkeit blickt auch überall bei ihm durch; sie hindert ihn nicht, Fehler auf Fehler zu häufen, aber sie bewahrt ihn vor Uebertreibung. Seine Helden handeln oft äußerst inconsequent, werden häufig zur Unzeit sentimental, aber sie bleiben immer liebenswürdig, wie er; seine Beschreibungen umgiebt stets ein zauberischer Glanz und Schimmer, seine Landschaften haben immer einen Ton, der sich vielleicht in der Wirklichkeit nur selten findet, doch das Auge zu jeder Zeit erfreut. Tiefere Leidenschaften versteht er freilich nicht darzustellen, das Verhältniß des Einzelnen zum großen Gesammtwesen einer bedeutenden Epoche nicht klar und bestimmt hervorzuheben, die Gegensätze nicht scharf zu sondern — lauter große Mängel an einem Dichter historischer Romane, das weiß ich sehr wohl — aber alle seine Gebilde haben etwas Anziehendes, das sich bei einigen bis zu hoher Anmuth steigert, wie z. B. in der Erzählung Asmund Thyrsklingurson in den Erzstufen, welche sichtlich durch la Motte Fouqué's Thiodolf entstanden ist, aber doch ein eigenthümliches, Herz und Sinn gewinnendes Leben hat. Seine Irrthümer darf man ihm daher auch nicht so hoch anrechnen, wie es spätere und namentlich jüngere Kritiker gethan; gefördert wurde der historische Roman dagegen nur in sofern durch ihn, als er das größere Publicum dafür einzunehmen verstand, das ganze Genre poetisch und mit Liebe auffaßte, nicht daran durch mühselige Combinationen künstelte und keine falschen undichterischen Tendenzen hineinbrachte. Mit etwas mehr Genie und etwas weniger Talent hatte er gewiß weit Größeres geleistet; von dem Ersteren hätte er ein Bischen zu wenig, von dem zweiten etwas zu viel. Das Weibliche herrschte in seiner Natur zu sehr vor, darum drang er nicht in die Geschichte ein und verfehlte die Charaktere; er glich einem Maler mit außerordentlichem Sinne für die Farbe, der aber nicht zeichnen konnte und es auch nie hätte lernen können, weil ihm die Natur den angebornen Blick für die Verhältnisse versagt.

Der Wunsch des Canfu.

(Einem persischen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canfu beschatteten, und die höchsten Wipfel begannen sich schon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifensohnes Raalkur in dem Gebirge Gabel el Ared. An einer Palme stand Gussarat, Canfu's schöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre schwarzen Augen schienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Hast du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er sie verdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Gussarat sah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch näher zu ihr hin, und wiederholte seine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Gussarat heftig. Melkt sie selbst, wenn ihr Milch haben wollt.

Das ist wieder so eine Antwort, wie ich sie von dir gewohnt bin, murrte Kelanu. Wenn ich die den Eltern brächte, so würde es dir übel ergehn, aber ich bin besser als du. Ich werde lieber die Ziegen selber melken, damit ich dir Schläge erspare.

Thu', was du willst, antwortete Gussarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelanu fortgehend. Wenn die schlimme Dirne nur nicht so hübsch wäre, ich hätte ihr schon lange den Handel aufgesagt; aber wenn sie sich nicht in Kurzem ganz und gar ändert, so geschieht es doch noch, denn ihr Uebermuth ist unerträglich!

Gussarat hörte nicht auf sein Schelten, sondern blieb stehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüsch, aus Pfeilwunden blutend, schäumend vor Angst und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen war er an der erschrockenen Gussarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampflustigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß streifte vorbei und zuletzt kam auf einem schwarzen Araber ein schöner Jüngling

Digitized by Google

durch hohe Miene und edle Gestalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unsers Herrn, rief Gussarat, und sank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Busen kreuzend, auf ihre Kniee.

Raalkur hielt sein schnaubendes Roß an. Mir ist sehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Wasser, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Gussarat, stürzte in die Hütte, und kehrte blitzschnell zurück mit einem Becher voll ihrer besten Ziegenmilch, die sie dem Fürstensohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte

Du giebst ja mehr, als ich dich bat, sprach Raalkur, zwischen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinst einen recht guten Mann bescheren.

Verlegen senkte Gussarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat sich gesetzt, und leistet grimmigen Widerstand, meldete herankeuchend ein Jäger. Also drauf! rief lustig Raalkur, warf Gussarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfspeer aus der Hand, und sprengte fort.

Ach! seufzte Gussarat im thörigten Wahne ihres eiteln, stolzen Herzens, den sie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du stehst noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelanu, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fischen, und du sollst der Mutter helfen beim Käsemachen.

Das mag ein Geschäft sein für Cansu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haben, werden sich nicht damit besudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? fragte Kelanu erstaunt.

Allerdings, antwortete Gussarat stolz. Wie von Mekka's heiliger Staude troffen die Worte der Huld von seinen Rubinlippen, und seine Magd hat Gnade gefunden vor seinen Augen.

Bist du bei Sinnen? fragte Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebest bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn sich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, sprach Gussarat begeistert, wie sollte sich diese nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und sich nicht an dem stolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun ist der Narrheit genug! rief Kelanu entrüstet. Der Thronfolger ist ein schöner Jüngling und einst unser Herr, und du bist eine hochmüthige, manntolle Dirne, das ist der Schlüssel zu deinem thörichten Geschwätze. Dergleichen unsinnige Träumereien mußt du den Abschied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden soll!

So meinst du wirklich, erwiederte Gussarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, so plump von Gestalt als roh von Sitten?!

Sey ganz ruhig, schrie Kelanu wüthend. Vor dieser Schmach bist du sicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet sich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen lasse, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hause meiner Geburt zu den räuberischen Stämmen der Wüste, und nimmer soll Kelanu's Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Ared!

Er stürzte fort, von Gussarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Cansu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der lässigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtschaft, sprach diese, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! schickte noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöse, und ging unmuthig in die Hütte.

Finster kam der alte Cansu mit seiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechsel zwischen seinem Sohne und seiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er seine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergstromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für sich. Die ungestüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrin, Feuer und Wasser! Zwei Elemente, die sich ewig hassen, und sich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der sich dort mit donnerndem Gebrause von dem Felsen in die Tiefe stürzte, an den untern Klippen zerstäubend, sich in weiße Schaummassen auflös'te, und dann, noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwischen den hohen Stein-Ufern fortrauschte.

Die Heerde breitete sich aus auf der fetten Kräuterweide, und Cansu setzte sich auf einen großen Stein am Ufer, starrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewässer, und sah den Schaumhügeln zu, die, je weiter sie sich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verschwanden.

Das sind die Wünsche und Gebete der armen Sterblichen! sprach er bei sich. Je länger der Lebensstrom fließt, desto bescheidner werden sie, und versinken endlich ungehört und unerfüllt. Diese Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunsch, der mir übrig geblieben war von tausend vereitelten, der einzige süße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war so freundlich, so natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunst zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umsonst! Er will *seinen* Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Cansu zu ihm emporsteigen würde! Auf seinem goldnen Throne sitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er spöttisch auf den niedern Wurm herab, der sich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebste seiner Gebete!

Während Cansu also mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menschenkörper gewahr, den der brausende Strom mit sich daherriß. Nachdem er mit dem Wasserfall herabgestürzt war, schwamm er auf der Wasserfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Cansu, dessen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böse war, konnte das nicht sehen, ohne helfen zu wollen. Er stieg hinab in den Strom, und sich an einer Uferklippe festhaltend, streckte er seinen gekrümmten Hirtenstab nach dem heranschwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, diesen zu fassen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderschönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergossen, mit geschlossenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Cansu zurückstieß, so vollendet schön die Formen des Gesichtes waren. Der ehrbare Cansu warf sein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr stehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu versuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Cansu's Gewand das Wasser von dem Körper abgetrocknet, als diesen eine sanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete sich die schöne Gestalt auf, und öffnete die schwarzen blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Cansu schoß, vor dem dieser erschrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus sprach. In dem Augenblicke breiteten sich leichte, duftige, schimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, stieg die schöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen starrte Cansu ihr nach. Sie flog dem Felsen, des Wasserfalles zu, und umkreis'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob sie einer Beute auflauere. Da erschien ein anderes geflügeltes Wesen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Gestalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, stürzte sie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal rissen seine Fluthen sie den Wasserfall herab und Cansu's Retterhand entgegen.

In schweigendem Erstaunen zog Cansu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erste Mal auflebte und in unsterblicher Jugendschöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten stand.

Es ist vergebens, sprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es ist vergebens, gegen eine Macht zu streiten, die mir überlegen ist. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur ist so beschaffen, daß, während das Tagegestirn die Erde beleuchtet, das Wasser mein Wesen aufzulösen vermag. Ich bin Geiwäraha, von dem Geschlecht der kühnen und freien Geister, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Lust ist: dem Willen des Propheten zu widerstehn. Du sahst mich so eben im Kampfe mit einem seiner Sclavengeister. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte absichtlich diesen Ort zum Angriff, und stürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerstören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der sein Gebet nicht erhören will. Was Er dir versagt, Cansu, das will ich dir gewähren, sobald du nur einwilligest, denn meine Macht ist beschränkt, und ich darf den Menschen ohne ihre eigne Zustimmung weder helfen noch schaden.

Digitized by Google

O reizender Geist! erwiderte Cansu in thörichter Freude. Du hast meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelanu durch das Band der Ehe mit Gussarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getrost in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhnischen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunsches hat bereits begonnen.

Und der Geist spannte seine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl, aus Grauen und Reue gemischt, stürzte Cansu auf sein Angesicht nieder.

Als die Sonne hinter dem Gebirge versank, kehrte Cansu mit der Heerde zu seiner Hütte zurück. Huadir, sein Weib, kannte das Blöcken der Ziegen, und eilte ihrem Manne entgegen. Wo ist Kelanu geblieben? fragte sie ihn erstaunt.

Kelanu ist nicht mit mir gegangen, antwortete Cansu befremdet. Ich hatte ihm geboten, im Flusse Fische zu fangen zur Abendkost.

Das weiß ich wohl, versetzte Huadir. Er hat auch sein Geschäft ausgerichtet, aber nachher ging er fort, dich zu suchen, als die Sonne noch in den Thälern war.

Cansu erschrak über diese Worte, denn er erinnerte sich, daß es um die Zeit gewesen, da er dem Geiste Geiwäraha seine Einwilligung gegeben.

Wäre er vielleicht ausgegangen ein Reh zu schießen? fragte er bekümmert, oder ist er bei Gussarat?

Bogen und Köcher hängt ruhig in der Kammer, antwortete Huadir, und Gussarat, die heute zu keiner andern Arbeit zu brauchen war, muß fleißig spinnen in der Hütte. Ihre Gesellschaft sucht er gewiß nicht. Eher glaube ich, daß er fortgegangen ist, sie zu vermeiden.

Das ist ein großes Unglück! jammerte Cansu und rang die Hände.

Wie kommst du mir vor, Cansu! fragte Huadir. Soll das verzagte Weib den muthigen Mann trösten? Ist doch der Bursche alt genug und der Gebirgswege kundig. Hatte er sich auch verirrt, er wird sich schon wieder herzufinden. Komm zum Abendessen. Dem Landläufer wollen wir seinen Antheil aufheben.

Sie ging hinein. Trostlos blieb Cansu stehen. Ich habe in mein eignes Unglück gewilligt, klagte er, und Geiwäraha hat mir die einzige Freude meines Herzens gestohlen! O, großer Prophet, sieh' meinen Kummer, und strecke deinen mächtigen Arm aus zu meiner Hilfe! Aber ach, ich darf dich nicht anrufen; denn ich habe mich mit deinen Feinden verbündet, und mit Recht hast du mich verlassen!

Ruhelos war Kelanu unterdeß in den Bergen herumgeschweift. Wohlbekannt in den Thälern und Felsen des Gebirges, in dem er geboren war, wußte er auch alle die Kerbe zu finden, die sein Vater hier und da in Steine und Baumstämme gehauen hatte, zu Merkzeichen in den verschlungenen Bergsteigen, aber heute schien ihn seine Kenntniß zu verlassen. Lange war er herumgewandert, ohne den Weideplatz am Strome finden zu können, und als endlich die Nacht hereinbrach, hatte er den Weg völlig verloren, und stand auf einer unfruchtbaren Haide, von allen Seiten mit hohen Felsen umgeben.

Da ward ihm bange an dem unbekannten, unheimlichen Orte. Sein Vater, verwildert durch das wüste Waldleben und durch manche Sorge, hatte nichts gethan für seine junge Seele. Er war roh herangewachsen, gleich den Thieren des Gebirges. Er wußte nichts von höheren Dingen, und kannte keine Macht, die er anrufen konnte in den Stunden der Noth. Da schrie er laut den Namen: Cansu, und bat ihn um Rettung aus dieser Wüstenei! Aber Cansu hörte ihn nicht, der Vater hatte seinen Sohn dahingegeben, und Muhamed wollte den nicht retten, der nichts von ihm wußte.

Jetzt brach mitten auf der Haide eine kleine blaue Flamme aus der Erde hervor. Sie wuchs mit jedem Augenblicke, und loderte endlich hoch empor, gleich einer feurigen Garbe; und zugleich erhob sich ein Sturmwind, der um die Felsengipfel heulte, aber die Mitte der Haide konnte er nicht erreichen, wo Kelanu stand und die blaue Feuergarbe brannte.

Und hoch in der Luft ertönte ringsum ein gräßliches Geschrei und Geheul und Gezisch, das immer näher kam, und sich endlich niedersenkte auf die Haide, und ein Gewimmel geflügelter luftiger Gestalten umgab jetzt das Feuer, und Kelanu sah sich rings eingeschlossen von dem fürchterlichen Geisterkreise.

Da schwebte ein schönes Weib aus der Menge hervor, und ergriff mit einem Blicke voll wilder Freude Kelanu's zitternde Hand.

Ihr freien Geister, sprach sie zu ihren Genossen, seht hier in Eurer Mitte einen Jüngling, der unserer Macht anheimgefallen ist. Sein Vater hat sich unserer Herrschaft unterworfen, und Kelanu ist den Verächtern Muhameds übergeben. Laß uns daher sehen, königliches Geschlecht: wie weit das menschliche Herz fähig ist, in den kühnen Grundsätzen unterrichtet zu werden, vor denen die knechtischen Jünger des Propheten von Mekka zittern!

Ein Gemurmel, gleich dem ersten Grollen des Erdbebens, drückte den Beifall der wüsten Versammlung aus; indem krachte ein Donnerschlag, und in einem Blitze erschien ein furchterliches Wesen in der Mitte der Geister. Riesig über sie emporragend, schwang es die dunkeln ungeheuern Flügel, sein wildes Gesicht trug zugleich den Stempel der Größe und Verworfenheit, und seine unruhigen Augen leuchteten von einem innern gräßlichen Feuer und schossen ihre Strahlen im Kreise herum.

Allahoara! heulten die Geister und warfen sich nieder auf ihr Angesicht, ihrem aufrührerischen Anführer die Huldigung darbringend, die sie dem Herrn des Himmels und der Erde verweigerten.

Bebend, wie das Laub der furchtsamen Espe, näherte sich die freche Geiwäraha dem gewaltigen Gebieter, und nöthigte Kelanu, seine Kniee vor ihm zu beugen.

Ich weiß, was du gethan hast, Geiwäraha, sprach Allahoara mit einer Stimme, die dem fernen Gebrüll des Löwen glich, und ich lobe deine Sorgfalt und Treue für unsere Sache. Nimm zum Lohne das Amt einer Erzieherin bei dem Jünglinge. Bringe ihn in unsern Palast im Mittelpunkte der Erde, führe ihn durch alle Schulen unsers Geschlechtes, laß ihn in allen den Künsten unterweisen, die er zu den Thaten bedarf, welche wir von ihm fordern werden, und mache ihn zu einer brauchbaren Geissel der elenden Sclaven des stolzen Muhamed.

Die Worte waren kaum verklungen, da rauschte es ringsin der Luft, wie eine Hagelwolke, die, vom Sturme gepeitscht, davoneilt. Blitze zischten, Donner rollten. Allahoara war verschwunden mit seiner Rotte. Fürchte dich nicht! mahnte Geiwäraha den Jüngling, den sie fest umschlang mit ihren Armen. Unter ihrem mächtigen Fußstoße bebte der Boden, die Gipfel der Felsen zitterten von der gewaltigen Zauberei, und das Thal sank mit der unglücklichen Beute der Geister hinunter in die grause Tiefe.

Mit einem Erdstoße setzte sich das hinabgesunkne Thal fest in dem Innern der Erde, und von allen Seiten öffneten sich die Felsen, die es umgaben, rauhe und unregelmäßige Bogen und Gange bildend, die den Blick frei ließen in weite Säle und Gewölbe. Geiwäraha führte den erstaunten Kelanu in einen langen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Schein hohe Spiegelwände zurückwarfen, daß ein Glanz, dem Sonnenlicht ähnlich, die Augen des Jünglings blendete. Hier hingen in langen Reihen die herrlichsten Kleider aus allen Zonen der Erde; des kultivirten Europäers gekünstelte, entstellende und beschwerliche Tracht, des Asiaten bequeme, großartige Pracht, und der bunte Fell-, Feder- und Muschelschmuck der wilden Nationen.

Das dürftige Gewand, das du trägst, ist deiner unwerth, sprach Geiwäraha. Wähle hier nach deinem Geschmack, und scheue dich nicht, das köstlichste zu wählen. Was deinem Herzen gelüstet, ist dein.

Lange betrachtete Kelanu mit Neugier und Lust den bunten Schimmer der Farben und Metalle und Edelsteine, streckte unentschlossen die Hand bald dahin, bald dorthin aus, und gelangte über der Menge der Herrlichkeiten, unter denen er zu wählen hatte, zu keiner Entscheidung.

Nimm diese Sultanskleider, sprach Geiwäraha, als sie seine Unentschlossenheit wahrnahm. Sie sind berechnet für einen hohen, kraftigen Wuchs, und sprechen zugleich deine künftige Bestimmung aus. Denn der Liebling unsers Geschlechtes ist geboren zum unumschränkten Beherrscher der Menschen.

Mit geheimem Entzücken warf sich Kelanu in den Kaftan von himmelblauer Seide, von Gold und Sapphiren strahlend, und drückte sich den weißen, perlengeschmückten Turban, aus dessen Diamantenkleinod ein stolzer Reiherbusch emporstieg, in die Stirne.

Du bist noch schöner, als ich glaubte, rief Geiwäraha mit lüsternen Blicken, deine Jugend strahlt in diesem Schmucke mit wahrhaft göttlichen Reizen! Eilig führte sie den Jüngling vor die nächste Spiegelwand, die ihm seine volle Gestalt entgegenwarf. Erschrocken und entzückt betrachtete er sein glänzendes Bild in dem klaren Krystalle, und bekannte sich im Stillen, daß ihm Geiwäraha nur Gerechtigkeit widerfahren lasse. Weit öffnete sich sein Herz, und die Eitelkeit zog zuerst hinein mit ihrem Gefolge, und rüstete und beschickte es für den Empfang der gewaltigen Mächte, die ihr nachfolgen sollten.

Digitized by Google

Du mußt ermüdet sein, sprach jetzt Geiwäraha, von der langen ruhelosen Wanderung im Gebirge und von Allem, was sich seitdem mit dir zugetragen. Darum stärke dich durch einen kurzen Schlaf zu herrlichen, nie geahnten Genüssen und zu einem Unterricht, der dich spielend das lehren soll, was die armen führerlosen Sterblichen in einem Menschenalter nicht begreifen lernen.

Sie führte ihn in ein Nebengemach, wo ihm unter einem prächtigen Baldachin ein köstliches Sopha die hohen seidenen Polster entgegenblähte. Eine Lampe, die in einer Vase von rothem Krystall brannte, goß ein freundliches Abendroth auf die Schlummerstatte herab. Kelanu's Sinne umschleierten sich, und er sank auf das Lager nieder. Schlummre sanft, und die Mächte der Erde hüten deinen Schlaf, flüsterte Geiwäraha, und verschwand. Eine sanfte Musik ertönte aus der Ferne, immer schwächer und schwächer, und als sie verstummte, war Kelanu entschlafen.

Aber sein Schlaf war nicht traumlos. Es dünkte ihm: er sehe seinen Vater Ganfu auf dem Gebirge Gabel el Ared. Sein Gesicht war finster, wie der schwarze Abgrund der Felsenkluft, seine Stimme glich dem Brausen des zornigen Meeres, wenn es gegen Klippen brandet. Er schalt seinen Sohn wegen seiner schönen Kleidung und befahl ihm, sein Hirtengewand wieder anzuziehn, und den verirrten Ziegen nachzusehn auf den Berggipfeln. Empört über die unwürdige Zumuthung, widersprach Kelanu. Drohend hob Ganfu den Hirtenstab gegen ihn. Furcht und Zorn weckten den Jüngling, und als er die Augen aufschlug, stand Geiwäraha vor ihm, ein listiges Lächeln auf dem schönen Gesichte.

Voll von dem Gegenstande, mit dem er sich so eben beschäftigt, erzählte ihr Kelanu seinen Traum. Alberner Vater! rief sie spottend, erbärmlicher Kanfu! Soll Kelanu, der Schützling der Geister, Geiwäraha's Auserwählter, auf die Thorheiten eines kindischen Greises achten, und wieder an den armen Ganfu denken! Nein, Jüngling, verachte die Lehren, die dir je dieser nichtswürdige Ziegenhirte gegeben; und denke nicht mehr an die einfältigen Ermahnungen deiner unwürdigen Eltern. Kelanu wurde geboren zu herrschen! Wie darf denn ein künftiger König hören auf die Lehren der Armuth und Einfalt?!

Und sie führte Kelanu durch einige weite Hallen und lange Gänge in einen hohen herrlichen Saal. Hier umringte ihn eine Schaar schön gekleideter Jünglinge mit großer Freude und demüthigen Begrüßungen, und nachdem sie seine Gestalt, seinen Anstand, seine Kleidung nach Kräften gepriesen, riefen sie ihn jubelnd zum Sultan ihrer Vergnügungen für diesen Tag aus, und geleiteten ihn wie im Triumphe zu einem goldnen Sessel, der unter einem Thronhimmel stand.

Ein schwelgerisches Mahl wurde aufgetragen, und die bunteste Unterhaltung rauschte um die Tafel. Uebertriebene Lobpreisungen, die jedes Wort Kelanu's begleiteten, giftiger Witz, der die Gegenwärtigen tückisch verletzte und die Abwesenden schonungslos zerriß, scharfsinnige und lustige Lästerungen Allahs, wollüstige Anspielungen und Erzählungen, die der unschuldige Kelanu nur zu schnell verstehen lernte, würzten die Speisen, und jetzt gingen krystallne Pokale in die Runde, in denen der edelsten Weine Gold und Purpur funkelte; bedenklich zögerte Kelanu, den Becher zu nehmen, aber der Tischgenossen Gelächter bestrafte ihn sogleich dafür.

Du denkst doch wohl nicht gar an das Verbot des elenden Muhamed? fragte ihn sein Nachbar. Hast du vergessen, daß du ihn abgeschworen und einem größern Herren angehörest? Was die Erde giebt, ist zu unserm Genuß da, und der wäre wohl ein tausendfacher Thor, der dürsten wollte, wenn sich ihm der Becher darbietet, aus dem er Kraft und Lust trinken kann, und neue Kraft zu neuer Lust.

Dieser Grund schien der Begierde Kelanu's unwiderlegbar. Er leerte den Becher mit raschen Zügen, und bald brannten seine Wangen von ungewöhnlicher Glut, und seine Augen blitzten von wildem Verlangen nach einem Gegenstande, den er noch nicht kannte.

Da ertönte plötzlich der Zymbeln und Flöten lieblicher, freudiger Klang, und vier und zwanzig junge Sclavinnen tanzten in den Saal. Blumenkränze schmückten die Rabenlocken, die, auf den vollen Busen herabfließend, seinen Schnee noch blendender hervorhoben, und aus den blühenden Gesichtern lachten große, dunkle, schelmische Augen, welche lüstern und verführerisch nach der Tafelgesellschaft blickten. Noch reizender erschienen die schönen Formen in den verschiedenen Stellungen und Wendungen des künstlichen Tanzes, der mit jedem Takte wollustathmender wurde.

Freut dich das Leben unter Geiwäraha's Führung? flötete eine süße Stimme neben ihm, und eine heiße, weiche Hand drückte sanft die seine. Er blickte zur Seite, und Geiwäraha selbst, in der Tracht der Tänzerinnen, nur unendlich reizender durch unsterbliche Geisterschöne, saß neben ihm, und ihre dunkeln Augensonnen brannten tief in sein Herz.

Ach, Geiwäraha! seufzte er, den Händedruck erwiedernd, und sank, berauscht von Wein und Sinnlichkeit, an den Busen des Geistes.

Fort! flüsterte Geiwäraha leise in den Saal hin, und wie vom Sturmwinde gefaßt, verschwanden Tafelgäste und Tänzerinnen aus dem Saale, und die schimmernde Kerzenpracht wich einem sanften Mondenlichte.

Geiwäraha! seufzte Kelanu, und hob seine Augen zu ihr empor, und furchtsam näherten sich seine Lippen den ihren.

Geiwäraha, sprach er kühner, und schloß das schöne Gespenst in seine Arme.

Ganz mein! rief sie mit wilder Glut. Aber dabei funkelte es in ihrem Blicke so feindlich und grimmig, daß Kelanu entsetzt zurückfuhr und sich mit der Kraft der Angst aus ihren Armen riß.

Aus deinen Augen funkelt das Feuer der Hölle! stammelte er, du bist nicht geschaffen für die Umarmung eines Sterblichen! Bleibe Thor! sprach sie lächelnd, und streckte noch einmal die Arme nach ihm aus.

Jetzt kommt mir die Erinnrung, rief Kelanu, die Hände wie zum Schutz vorhaltend. Du bist ein böser Geist, du liebst mich nicht, du willst mich nur verderben, hebe dich weg von mir!

Kindisches Kind! sprach sie mit Hohngelächter. Du bist noch nicht reif für meine Liebe. Dein Gemüth, durch eine elende Erziehung verwöhnt, ist noch zu weichlich. Es muß erst gestählt werden durch die Unterweisungen unserer Meister, bis du dahin gelangst, daß du nichts mehr fürchtest, nicht einmal Allahs rachenden Donner!

In einer kleinen Hütte, der Behausung des Mangels und der Unsauberkeit, stand Geiwäraha mit Kelanu. Eine alte gräßliche Hexe, um deren gelbe schmutzige Knochenhaut nur noch einzelne ekelhafte Lumpen hingen, kam an einer Krücke herbeigehinkt, und betete demüthig an vor der schönen Geiwäraha.

Ich will diesen Schüler einige Zeit bei dir lassen, Morad, sprach der Geist. Unterweise ihn in deinen Künsten, und mache ihn zu einer brauchbaren Ruthe für das menschliche Geschlecht.

Morad erhob sich von ihren Knieen, schielte Kelanu mit ihren Triefaugen hämisch an, hob plötzlich die Krücke auf, und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Schlage über das Haupt zu Boden.

Als er von der Betäubung zu sich kam, sprang er entrüstet auf. Er war mit Morad allein, Geiwäraha hatte ihn verlassen.

Stirb von meiner Faust, Ungeheuer! schrie er, und wollte über die Hexe herfallen; aber sie berührte ihn grinsend mit ihrer Krücke, und der Muth, wie die Kraft, ihr zu schaden, war bei ihm verschwunden, und eiskalt rann das Blut in seinen erschlaffenden Adern.

Heraus mit der Narrentracht, Bursche, keifte die Hexe, herunter damit, und nimm den Krug und hole mir Wasser aus dem Sumpfe dort.

Noch einmal regte sich in Kelanu die Lust zum Widerstande. Aber Morad hob die Krücke, und da es ihm schon klar geworden, daß er hier der Schwächere war, so nahm er gehorsam den schonen Turban vom Kopfe, zog den herrlichen Kaftan aus, ergriff den Krug, und brachte ihn bald zurück, mit dem Schleimwasser des Sumpfes gefüllt.

Iß! sprach Morad gebieterisch, ihm ein Stück stinkendes Fleisch reichend. Kelanu hatte schlechte Lust dazu, aber ein drohender Blick des Scheusals und die Achtung vor ihrer Krücke drang ihm die abscheuliche Speise auf, und er verschlang sie, grimmig auf seine Quälerin blickend.

Diese kauerte sich während der Mahlzeit ihm gegenüber auf die Erde. Der Unterricht der Armuth und Unterdrückung ist mannigfaltig, belehrte sie ihn ruhig. Er macht den Menschen barmherzig oder grausam. Er lehrt den niederträchtigen Schooßhund sich schmiegen und kriechen, und den Rachen des Tigers läßt er dampfen von Mord und Blut.

Des Tigers Loos sei das meine, erwiederte zornig Kelanu, wenn du nur das erste Opfer meines Grimmes wirst.

Der Morad Segen, welcher Fluch ist, begleite dich! sprach die Hexe mit einem tückischen Beifallslächeln, erhob sich auf ihrer Krücke, und faßte seine Hand mit ihrer naßkalten Knochenfaust.

Willst du mich wieder zu Geiwäraha bringen? fragte Kelanu mit wehmüthiger Sehnsucht, aber das lebendige Gerippe schüttelte seinen Todtenschädel, und zog den Jüngling mit sich fort, bis an den Schlund einer Felsenhöhle, die voller Leichname lag.

Digitized by Google

Dem Tode keck in die Augen sehen, kreischte die Hexe, das bewährt den Muth des Mannes. Lerne es, Kelanu. Diese Höhle ist deine Ruhestätte für diese Nacht.

Nimmermehr! rief Kelanu schaudernd, und wollte entfliehn. Aber Morad ergriff ihn bei den dunkeln Locken, schleifte ihn daran in die Höhle, und schleuderte ihn auf die Leichen. Dann murmelte sie einige unbekannte Worte, und hinkte davon.

Kelanu wollte ihr folgen, aber ihr Zauber hielt ihn in der Höhle zurück. Schrecklich quälten ihn Furcht und Entsetzen und Ekel, aber diese Gefühle wurden immer schwächer, je länger er sich in dem scheußlichen Aufenthalte befand, und die allmächtige Gewohnheit machte ihm endlich diesen Anblick so erträglich, daß er dazu gelangte, die Ermüdung zu fühlen, die sich mit dem Bedürfniß des Schlafes bei ihm einstellte. Er sah sich in der Höhle nach einer bequemen Lagerstätte um, und da er keine fand, so bereitete er sich aus zwei Leichen, die er übereinander schichtete, ein Ruhekissen für sein Haupt, legte sich getrost darauf nieder, und schlief bald ein.

Als er erwachte, stand Morad und Geiwäraha am Eingange der Höhle. So ist es recht, grinsʼte die Hexe. Du machst meiner Erziehung Ehre, Kelanu. Wer also zu schlafen vermag, für den ist jedes Schrecken der Erde nur ein Spiel.

Hat Kelanu seine Lehrzeit ausgestanden? fragte Geiwäraha.

Ja, antwortete Morad. Sein Herz ist nunmehr gehörig gehärtet, durch Elend und Grimm und Entsetzen, und empfänglich für die Lehren des Betruges und der Heuchelei.

Geiwäraha stand mit Kelanu vor einem alten Thurme. Ein schlau blickender Greis in einem braunen Derwisch-Gewande, mit einem langen Silberbarte, einen großen Rosenkranz am Gürtel, trat aus der Pforte.

Nervan, du Freund unsers Geschlechtes, sprach Geiwäraha. Nimm dieses Küchlein unter deine Flügel, und unterweise es in den Künsten, die dich reich gemacht haben und geehrt unter den einfältigen Sterblichen.

Demüthig verbeugte sich Nervan, und Geiwäraha verschwand.

Kelanu trat mit dem Greise in dessen gewölbte Zelle. Hohe eiserne Kasten, mit sieben Schlössern verwahrt, und Schränke mit Rechnungsrollen gefüllt, standen an den Wänden umher. Auf einem Marmortische in der Mitte des Gemaches lag ein großer Haufen Goldstücke, eine Goldwage, einige Feilen und anderes Geräthe.

Siehe hier deine erste Arbeit, junger Mensch, sprach Nervan, Kelanu zu dem Marmortische führend. Die Goldstücke dieses Haufens befeile rund um, bis du ihr Gewicht um so viel gemindert hast, daß sie diesen Musterstücken gleich wiegen. Mit diesem stählernen Rädchen gibst du ihnen dann den genommenen Rand zurück. Sei fleißig und geschickt, und liefere die Feilspäne treulich an mich ab.

Was machst du aber mit den befeilten Goldstücken? fragte Kelanu, sich gehorsam an die Arbeit setzend.

Ich gebe sie als vollwichtig aus, antwortete Nervan, lächelnd über die treuherzige Frage.

Geht denn das so an? fragte Kelanu, der sich in diesem Augenblicke dunkel daran erinnerte, was ihm sein Vater über den Betrug im Handel und Wandel gesagt hatte.

Es ist ein Tribut, den der Weise erhebt von der Einfalt seiner Mitwelt, belehrte ihn Nervan, und fragte dann: Kannst du schreiben? Es thut auch weiter nichts, sagte er, als Kelanu die Frage verneinte. Zu dem Geschäft, wozu dich Geiwäraha bestimmt hat, hast du es nicht unumgänglich nöthig. Du hättest mir blos in einer Schuldverschreibung die Zahlen ein wenig abändern sollen, denn meine Augen werden schon schwach. Aber ich werde mich diesmal schon selbst darüber machen.

Und er setzte sich sogleich an einen andern Tisch zu dieser Arbeit nieder, kratzte auf dem Pergamente mit einem Messerchen aus, was ihm nicht taugte, schrieb dafür hinein, was ihm gut schien, brummte bei diesem Geschäft eine Sura des Korans in den Silberbart, und Kelanu's Feile, die die Goldstücke benagte, begleitete die erhabenen Prophetenworte mit ihrem eintönigen Geräusch.

Du schreibst also *mehr* in den Schuldschein, als darin steht? fragte Kelanu nach einer Weile den Alten.

Allerdings, erwiederte Nervan, das Gegentheil wäre eine elende Abänderung!

Wenn dich aber nun der Schuldner der Verfälschung anklagt vor dem Richter, wendete Kelanu ein, da bestehst du ja mit Schanden.

Dann, antwortete Nervan, lege ich meine Hand auf den Koran, oder worauf es sonst dem Richter beliebt, und schwöre, daß der böse Zahler gelogen hat.

Ein falscher Eid! rief Kelanu entsetzt.

Thor! schalt Nervan. Was ist ein Eid? Die Anrufung eines Wesens, von dessen Dasein wir so gut als nichts wissen, zur Zeugschaft über eine Thatsache, von der dieses Wesen nichts weiß. Ich bin alt geworden, aber niemals habe ich gesehen, daß Allah den Meineidigen gestraft hätte. Und wäre ja noch ein Bedenken dabei, so giebt es auch dafür Rath. Du *denkst* dir bei dem Eidschwur andere Wörter, als du *aussprichst*. Die *ausgesprochenen* Worte sind für den *Richter* und für den *Gegner*, die *gedachten* beruhigen *dich*, und so ist Allen geholfen.

Die Feile und die Worte des Korans summten von neuem durch die Zelle. Wozu plagst du dich aber in deinen alten Tagen mit so schlechten Künsten? fragte Kelanu ärgerlich über die langweilige Beschäftigung. Ich dächte doch: an den Eisenkisten, die ich hier sehe, hättest du genug dein ganzes Leben lang.

Da hast du einen sehr unrichtigen Gedanken ausgesprochen, mein Sohn, erwiederte Nervan. Der Mensch hat *nie* genug, und des Goldes kann er nie zu viel haben. Das Gold ist der eigentliche Muhamed der gebildeten Welt, weil der Eigennutz ihr Allah ist. Gold ist das einzige Ding hienieden, das einen wahren bleibenden Werth hat. Freilich darf man es nicht, wie einige blödsinnige Thoren thun, in den Kasten schließen, und darüber wachen, gleich dem hehren Greif über den Zauberschätzen, die er nicht genießen kann. Nein, man muß es aussenden, und arbeiten lassen in der Welt, damit die ausgeflogenen Tauben neue Gefährten mitbringen aus fremden Schlägen, und so immer vorwärts schreiten und Zinsen auf Zinsen häufen, bis die irdische Allmacht errungen ist; denn der wirklich Reiche ist der König der Erde, und für Gold ist sie ihm feil mit allen ihren Schätzen.

Mit *allen*? fragte Kelanu erstaunt.

Mit *allen*! fuhr Nervan fort. Alles, was nur möglicher Weise verkauft werden kann, ist für Gold zu haben. Für Gold überläßt sich die Schönheit den Umarmungen eines Pavians, für Gold spricht der Kadi dir Recht, spricht der Iman dich selig. Gold öffnet dir den Divan, wie das Harem des Chalifen, für Gold kannst du Ehrentitel und Ehrenzeichen haben, zu jedem Preise und von jeder Güte. Herrschaft über Meer und Länder wird zwar mit einer andern Münze bezahlt, mit Menschenblut, aber Menschenblut steht wieder zu guten Preisen feil in allen Welttheilen, und ein Wechsler, der sein Geschäft recht versteht, kann sich in kurzer Zeit bis zum Gebieter der Erde hinaufwuchern.

Du willst mir einwenden, sprach Nervan eifrig zu dem kopfschüttelnden Kelanu, daß man noch keinen Juden oder Armenier findet auf einem der Throne Europa's oder Asiens. Das ist blos ein schlauer Kunstgriff, ersonnen von der Weisheit dieser Männer. Zufrieden mit der *Macht*, überlassen sie den Sultanen und Chalifen großmüthig die äußern Zeichen derselben, und herrschen auf diese Weise gewaltiger und sicherer, als sie herrschen würden mit der oft so unbequemen Krone auf dem Haupte.

Die vortreffliche Vorlesung wurde unterbrochen. Ein vierschrötiger Kerl mit einem kolossalen Turban und breitem Säbel, von zwei andern mit Beil, Stab und Geisel ausgerüsteten Gefährten begleitet, trat in das Gemach und brummte: Mich schickt der Kadi.

Dieser Mann kommt wie gerufen! sprach Nervan zu Kelanu. Du sollst mit ihm dein Probestück machen. Dein Verhalten dabei wird entscheiden, ob ich dich aus der Lehre entlassen kann. Eine Wittwe hier in der Nähe war mir nach dieser Schuldverschreibung fünfzig Goldstücke schuldig. Ich habe hundert daraus gemacht. Der Kadi ist pflichtgemäß bereit mir die verlangte Rechtshülfe angedeihen zu lassen, und du sollst diese Rechtshülfe in meinem Namen leiten. Ich will dich mit keiner langweiligen Unterweisung heimsuchen. Merke nur das Eine: Gold allein ist Wesen, alles Andere ist Schein. Hier gilt es blos mir meine hundert Goldstücke zu verschaffen, durch Ergreifung Alles dessen, was die Schuldnerin hat, ihre Person nicht ausgenommen. Für Klagen über Betrug — eine eherne Stirn, für Bitten — ein ehernes Herz. Die Worte: Aufschub, Nachsicht, Schonung, Mitleid, sind böse Zauberformeln, durch welche sich einfältige Leute täuschen lassen, und vor denen der Weise sein Ohr verschließen muß.

Kelanu stand mit seinem Gefolge in der dürftigen Hütte der Schuldnerin. Der befürchtete Einwand war bereits mit edler Unverschämtheit niedergeschlagen worden. Das alternde Weib, Redlichkeit, Mangel und tiefen Gram in dem blassen, magern Gesicht, jammerte zu Kelanu's Füßen, und eine flüchtige Erinnerung an seine Mutter wollte ihm schon das Herz erweichen; aber Nervans Lehren hatten ihm zu wohl eingeleuchtet, als daß dies Gefühl hätte Bestand haben können. Er gab den Büttln den Befehl zur Auspfändung. Gleich

Digitized by Google

Harpunen stürzten sie sich auf das ärmliche Hausgeräth, und schleppten es hinaus vor die Hütte.

Nur die Lagerdecken meiner Kinder laßt mir! flehte die Wittwe, als die Unholde zurückkehrten; aber Kelanu winkte, und auch diese wurden genommen.

Bald kehrte der Machtbote des Kadi zurück. Ihm folgte ein Mann von höchstwidrigem Ansehn, eine dicke Peitsche in der Hand. Das ganze Gerümpel ist nicht fünf Goldstücke werth, sagte der Gerichtsdiener. Darum wird die Person aushelfen müssen. Hier ist ein Sclavenhändler.

Ewige Barmherzigkeit! kreischte das unglückliche Weib zu Kelanu hinauf. Wenn Ihr ein Mensch seid, verkauft mich nicht. Meine armen Kinder sind noch so klein. Sie würden umkommen ohne Mutterpflege!

Mein Meister muß um jeden Preis befriedigt werden, antwortete Kelanu hart, weißt du keinen andern Rath dafür, so muß ich dich verkaufen.

Nur einen kurzen Aufschub, nur einige Nachsicht, flehte die Wittwe. Ich bin geschickt in allerlei künstlichen Arbeiten, die theuer bezahlt werden. Ich will meine Schuld nach und nach ehrlich abverdienen, und du hast denn noch die Genugthuung, neben der Behauptung deines Rechtes Mitleid geübt zu haben gegen eine unglückliche Familie.

Weinend klammerten sich die Kinder um Kelanu's Knice und heulten: Laß uns unsre Mutter.

In der augenblicklichen Rührung, die er darüber empfand, schien es ihm, als ob dieser Vorschlag annehmbar sei; aber sogleich fiel ihm ein, daß die Worte, die die Schuldnerin gebraucht, zu den bösen Zauberformeln gehörten, vor denen ihn Nervan gewarnt hatte.

Du hörst es selbst, wie geschickt dies Weib ist, sprach er zu dem Sclavenhändler. Du wirst also kein Bedenken tragen, hundert Goldstücke für sie zu bezahlen, da ich sie dir für keinen geringen Preis lassen kann.

Der Sclavenhändler widersprach, wollte abdingen, und zählte endlich die Goldstücke auf, die Kelanu einstrich.

Mutter, Mutter! schrieen die Kinder, und hingen sich von allen Seiten fest an die verzweifelnde Frau. Aber Kelanu ging trotzig auf sie zu, und riß die Kinder von ihr los.

Hier ist deine Sclavin, rief er, das arme Weib dem Menschenhändler zuführend; dann ging er fort, und das Jammergeschrei der verwaisten Kleinen tönte herzzerschneidend hinter ihm.

Du bist schon ein ganz verständiger Mensch geworden in der kurzen Zeit, sprach Nervan, als Kelanu ihm über die Ausrichtung des empfangnen Auftrags Bericht erstattet hatte. Du bist es wohl werth, daß ich dich jetzt in mein bestes Geheimniß einweihe. Du weißt nun, warum du erwerben mußt, du weißt, was dazu gehört. Du mußt nun auch noch lernen, wie du dir das Erworbene sichern kannst. Der blos Reiche steht jederzeit auf einer gefährlichen Spitze. Der Neid, die Faulheit, die Ungeschicklichkeit, die Habsucht Anderer feinden ihn an, und leicht wird er ihren Angriffen erliegen, wenn nicht ein besonderer Talisman ihn schützt. Das ist ein Ruf, der ihm die Liebe und den Schutz der Menge verbürgt, und Tücke und Gewaltthat von ihm zurückschreckt. Solcher Ruf ist von gar mannigfaltiger Art und Beschaffenheit. Ich aber glaube das beste Theil erwählt zu haben, und will meine Wahl dem Lieblinge der Geister nicht verschweigen. Folge mir.

Und er führte den Jüngling aus dem Schatzgemache in eine Nebenzelle, und schloß sorgfaltig die Thür hinter sich zu. Erstaunt sah sich Kelanu um in dem neuen Zimmer. Es war vom Boden bis zum Schlußstein des Deckengewölbes von weiß gebleichten Menschengebeinen erbaut, und oben am Gesimse und unten liefen als Verzierung schön geordnete Reihen von Todtenschädeln. Schaudernd blickte Kelanu auf seinen Führer und erstaunte über die plötzliche Verwandlung, die sich mit dessen Gesichte zugetragen hatte. Der Mund, um den sonst ein listiges Lächeln spielte, stand offen, gleich dem Munde eines Sehers, der prophetische Worte verkünden will. Die tückisch eingekniffenen Augen starrten begeistert gen Himmel, und mit einer Stimme voll Salbung fragte er den Jüngling: Was denkt das schwache Reiß von dem Baume der Sterblichkeit über diese Wohnung?

Ich denke, erwiederte Kelanu verdrießlich: Morad hat das Fleisch abgefressen und Nervan die Knochen übrig gelassen.

So denken die Söhne der Thorheit, sprach Nervan gelassen, einen Schwamm unter seinem Gewande hervorziehend. Was ihre Augen sehen, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Solche schwache Urtheile erniedrigen dich vor den Menschen, über denen du doch hoch stehen mußt, wenn es dir wohlergehen soll auf dieser Narrenkugel. Nimm daher diesen Schwamm und wische dir die Augen damit.

Kelanu gehorchte, und als er die Augen aufschlug, befand er sich mit seinem Führer nicht mehr in dem schauerlichen Knochenhause, sondern in einer prächtigen Moschee, die mit den Gräbern der Sultane und Propheten geschmückt war, und in der eine Menge gläubiger Muselmänner ihre Gebete hersagten.

Thue das, was du mich thun siehst, gebot Nervan dem Jünglinge, warf sich vor einem der Gräber auf das Angesicht nieder, betete inbrünstig, und wiederholte dabei, zur großen Erbauung der Anwesenden, fleißig den Kernspruch des Korans: Allah ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet.

Im höchsten Grade erstaunt, folgte Kelanu dem Beispiel des Lehrers. Als dieser seinen Gottesdienst beendet und sich wieder von der Erde erhoben hatte, zog er einen Beutel voll kleiner Silbermünzen aus seinem Gewande, gab ihn Kelanu, und gebot diesem das Geld an die Bettler auszutheilen, die die Pforte der Moschee umlagerten. Kelanu gehorchte. Der Segen des barmherziger Erbarmers über den frommen, gläubigen Muselmann, der die Vorschriften des Propheten so treulich erfüllt! schrie der zerlumpte Chor, und Kelanu kehrte zu Nervan zurück. Dieser ergriff seine Hand, murmelte einige geheimnißvolle Worte, und stand im Augenblicke drauf mit ihm wieder in dem bekannten Schatzgewölbe.

Du bist mir unbegreiflich, weiser Nervan, sprach Kelanu hier. Bist du nicht ein Diener des Geschlechtes der freien Geister, die Muhamed verachten? Wie kommst du dazu, in Muhameds Tempel deine Andacht zu verrichten, und den gläubigen Muselmännern deine Schätze aufzuthun?

So denken die Söhne der Thorheit, erwiederte Nervan. Was ihre Augen sehn, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Wisse, du Feder, die du auf der Fläche der See schwimmst, aber die Klippen nicht siehest, die sie verbirgt, daß der höchste Unglaube, die wahre ewige Verneinung, sich in nichts so gewaltig und entscheidend ausspricht, als in der Verspottung Allahs und seines Propheten durch erkünstelte Andacht. Heuchelei ist die stärkste Waffe unsers Geschlechtes. Laß Muhameds leichtgläubige Anhänger dich für fromm und gottesfürchtig halten. Zeige dich ihnen, ausgestreckt liegend im Gebete in seinen Tempeln, opfere dem gläubigen Bettlergesindel einige Münzen von deinen zusammengestohlnen Schätzen, so wird die Schwärmerei deine Laster zu Tugenden anfärben, und deine Sünden werden für Vollbringung der Vorschriften der Religion gelten.

Wie bist du mit deinem Schüler zufrieden? fragte Geiwäraha, die plötzlich zwischen ihnen stand.

Er könnte ungelehriger sein, erwiederte Nervan. Nur bei Ausrichtung eines Auftrages von mir hatte ihn fast eine Anwandlung thörichten Mitleids beschlichen. Zwar wehrte er sie noch glücklich genug von sich ab, aber weniger, weil er seine Thorheit erkannte, als weil er seine baldige Entlassung aus der Lehre wünschte, die an seine Standhaftigkeit geknüpft war.

So mußt du schon noch ein wenig Sultan spielen, ehe du es wirst, sagte Geiwäraha, Kelanu's Hand ergreifend, denn ohne ein hartes Herz kann ich dich nicht brauchen.

In einem stolzen Königssaale, unter einem goldnen Thronhimmel, auf Polstern von Goldstoff saß Kelanu, und Emirn und Veziere lagen anbetend vor ihm auf den Knieen.

Du hast den Divan getränkt aus dem Borne deiner Weisheit, mächtiger Sultan, sprach, sich erhebend, der erste Vezier, und mit pflichtmäßigem Eifer werden deine Sclaven deinen Willen vollstrecken. Aber jetzt sind die Stunden der Ruhe und Erholung gekommen, und der Stahlbogen deines hohen Geistes muß abgespannt werden durch irdische Freuden. Gefiel es meinem Herrn, die Sonne seiner Gegenwart leuchten zu lassen im Cirkus? Die Spiele harren nur deiner Ankunft.

Kelanu hatte von der Ergötzlichkeit, die seiner harrte, keinen Begriff, aber er neigte doch gewährend sein Haupt, und die Großen des Reichs geleiteten ihn durch Marmorgalerien zu einem großen Amphitheater, das von Zuschauern wimmelte. Ein neuer Thronhimmel harrte dort sein, sein Gefolge stellte sich ihm zur Seite, und der Klang einer wilden Musik, die jetzt losrauschte, gab das Zeichen zu blutigen Thiergefechten, einem Schauspiel, das für Kelanu eben so neu als anziehend war. Aber diese Kämpfe trugen alle den Stempel der Unwürdigkeit und Grausamkeit. Der gewaltige Auerstier unterlag der Ueberzahl der grimmigen Doggen, und gegen den einzelnen königlichen Löwen wurden drei Tiger losgelassen, die ihn trotz seines tapfern Widerstandes in Stücken zerrissen. Anfänglich widerte das Schauspiel den Jüngling an, und er kehrte sich weg, wenn die angreifenden Bestien den ruhmlosen Sieg erstritten hatten und das Zerfleischen des Besiegten begann, aber nur zu schnell hatte er sich daran gewöhnt, und als der edle Elephant, von den Stoßwaffen mehrerer Ras-

Digitized by Google

hörner durchbohrt, donnernd zur Erde stürzte und mit traurigem Gebrüll verendete, da mischte Kelanu schon sein Beifallgelächter in den Jubel der blutgierigen Menge.

Genug der gemeinen Thierhetze, rief jetzt der erste Vezier hinunter. Laßt die Fechter herein!

Und von einem Trauermarsche begleitet, traten Paarweise zwölf nackende Sclaven in den Cirkus, mit kleinen runden Schildern und breiten blanken Säbeln bewaffnet, und die einzelnen Paare stellten sich streitfertig einander gegenüber. Bei dem Schmettern der Trompeten begann der wuthendste Einzelkampf, und der Sand des Kampfplatzes, vom Blut der Thiere befeuchtet, trank bald das Blut der elenden Menschen, die sich für die Augenlust ihrer Brüder zerfleischen mußten. Nach kurzer Zeit lagen sechs Besiegte todt am Boden, und die schwer verwundeten Sieger wurden vom Platze getragen.

Diese Hunde waren schlecht eingeübt, rief der Vezier. Die Lust hätte viel länger gedauert, wenn sie ihre Schuldigkeit besser gethan hätten. Laß't andre kommen, daß das Spiel von neuem beginne!

Kelanu hatte noch nie des Menschenmordes gräßliche Gestalt erblickt. Sein Gemüth empörte sich gegen die Erneuerung des Gemetzels, und er fragte unwillig: Sind wir auch berechtigt, so grausam zu spielen mit diesen Unglücklichen?

Das stumme Lächeln seiner Großen bewies ihm die Thorheit seiner Frage. Nur zwei Stande giebt es in der Welt, belehrte ihn sein Vezier: Herrscher und Sclaven. Befehlen, empfangen, genießen, ist des Herrschers Beruf, gehorchen, geben und dulden geziemt dem Sclaven, und sein einziger Ruhm ist: das, was er hat und was er ist, freudig seinem Gebieter zu opfern. Du bist Herr hier! Dein Wille ist der einzige Sultan, dem du zu gehorchen hast, und dein Wort ist für deine Sclaven der Rathschluß der Götter!

Während diese Rede tief eindrang in Kelanu's eitles Gemüth, hatte sich der Cirkus mit neuen Opfern gefüllt, und von neuem begann der blutige Kampf. Kelanu sah ihm fortan weit gelassener zu. Das Mitleid entschlummerte immer fester in seiner Brust. Bald betrachtete er das gräßliche Schauspiel nur noch mit den Augen der Neugier, und konnte sich schon darüber freuen, wenn einem der Fechter ein geschickter Streich gelang, der den Gegner tödtete oder verstümmelte. Das Gefecht dauerte weit länger als das vorige, endlich lagen die Kämpfer blutend und sterbend am Boden, bis auf das letzte Paar, welches alle Kraft und Kunst aufbot, die Zuschauer recht lange zu ergötzen. Jetzt stürzte der eine Fechter verwundet nieder, und hob bittend die Hand auf, der Sieger aber packte ihn bei den Haaren, hob den blutigen Säbel, und sah fragend zu Kelanu hinauf.

Was soll das? fragte Kelanu ungeduldig. Warum haut er nicht zu? Der Besiegte bittet um sein Leben, erwiederte der Vezier, und der Sieger überläßt dir die Entscheidung. Solche Gnade ist aber etwas Ungewöhnliches, und ich halte es für anmaßend, daß ein Sclave ewig leben will.

Ja wohl! rief Kelanu, winkte dem Sieger, der Todesstreich fiel, und der ganze Cirkus jauchzte aus einem Munde: Heil, Heil, Heil unserm Sultan Kelanu!

Hinter einem goldnen Dreifuß, beladen mit Pokalen, in denen das Blut der edeln Traube von Schiras perlte, saß Sultan Kelanu in seinem Harem, dessen Schönheiten sein Befehl zusammengerufen hatte. Die Blüthe aller Länder der Erde von der üppig gebauten dunkelschwarzen Afrikanerin mit dem blendend weißen Schmelz der Augen und Zähne und den schwarzen Kraushaaren, bis zu der großen, kräftigen Nordländerin mit der Schneehaut, den blauen Augen und goldnen Locken, und alle Farben, die zwischen diesen beiden Endpunkten liegen, füllten wimmelnd das schimmernde Gemach, und flisterten, lächelten, schmachteten, gingen und hüpften unter einander herum, je nachdem jede glaubte, daß sie das Eine oder das Andere, ihre Augen, oder Zähne, ihren Wuchs oder Gang, Hand oder Fuß, oder was jede sonst am schönsten zu haben vermeinte, von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen vermöchte, um das Auge des Gebieters auf sich zu ziehn.

Lange genoß Kelanu die Süßigkeit der Ungewißheit, aber endlich sprang er auf, um eine wunderschöne Cirkassierin für die Königin des Harems zu erklären. Da winkte ihn ein Stummer mit Eil' und Angst in den Vorsaal. Mit einem sehr bestürzten Gesicht trat ihm sein erster Vezier entgegen.

Die neue Kopfsteuer, sprach er, die dein Schatz bedurfte, Sultan, hat deine Unterthanen schwierig gemacht. Achtzehn Viertel deiner Hauptstaat haben Abgeordnete an dich geschickt, welche um die Abschaffung dieser Abgabe bitten.

Führe mich zu ihnen, sprach Kelanu, verdrießlich über die Störung seiner Freude, ich will ihre Beschwerde anhören.

Das sei ferne von meinem Herrn! antwortete der Vezier. Damit der Konig stets der Ehrfurcht seiner Sclaven versichert bleibe, beherrsche er sie unsichtbar, gleich der Gottheit! Würdige deinen Knecht, der Bote und Vollstrecker deines Willens zu sein.

Sind die Klagen meiner Unterthanen gegründet? fragte Kelanu

Die Bedürfnisse des Staates, erwiederte achselzuckend der Vezier, der Aufwand, durch den die Würde meines Herrn behauptet werden muß, die Feste, zur Erholung von den Regierungs-Geschäften unentbehrlich, erfordern manche Opfer. Doch lebt ja das Volk von einem Tage zum andern, und wenn es sich nur noch einige Lustbarkeiten versagen, nur noch etwas fleißiger arbeiten wollte, so konnte es bei der neuen Kopfsteuer recht wohl bestehn.

Du sagst mit milden Worten, sprach Kelanu, sich schon erhitzend, daß meine Unterthanen aus Ueppigkeit und Trägheit unruhig sind. Hast du ihnen nicht hierüber deine Meinung eröffnet?

Ich habe es gethan, erwiederte verlegen der Vezier. Aber ihre Antwort war so unbescheiden, daß ich deßhalb eigentlich Bedenken trug, die frechen Menschen des Anblickes deiner Person zu würdigen.

Nun? fragte Kelanu heftig, und seine Augen brannten.

Sie verlangen die Einschränkungen, die ich ihnen anmuthete, von Dir, großer Sultan, erwiederte der Vezier. Verminderung des Heeres, das du doch bedarfst gegen die innern und äußern Feinde, Abschaffung der Fechtspiele im Cirkus, Einschränkung deines Harems —

Genug! rief Kelanu wüthend. Sage den Unverschämten, daß es bei der Kopfsteuer bleibe, und daß die Elenden, die sich noch einmal zu aufrührerischen Botschaften an ihren Herrn hergeben werden, ihre Häupter lassen sollen an der Schwelle meines Palastes!

Der Vezier betete vor Kelanu an, und eilte fort. Dieser kehrte in den Harem zurück. Noch einmal hielt er allgemeine Heerschau über die schönen Sclavinnen, und als ihm nach langem Kühren und Vergleichen die Cirkassierin noch immer die schönste dünkte, ergriff er sie plötzlich bei der Hand von Elfenbein, und hocherröthend und mit freudefunkelnden Augen sank sie, ein Bild entzückter Ergebung, zu seinen Füßen.

Da erhob sich in der Ferne Unglück weissagend ein wüstes Getümmel, und abermals stürzte der unwillkommne Stumme herein, den Sultan durch Zeichen beschwörend, ihm zu folgen.

Im höchsten Zorne über die abermalige Störung eilte Kelanu hinaus. Noch bestürzter als das erste Mal nahte ihm der Vezier.

Ich habe deinen Befehl vollstreckt, meldete er, und die Flamme des Aufruhrs rast durch deine Hauptstadt. In unabsehbaren Haufen strömt das Volk gegen deinen Palast, Tod und Verderben dir drohend.

Das Verderben über ihren Kopf, rief Kelanu wüthend, und riß den Säbel des Veziers aus der Scheide. Wo ist meine Leibwache, wo ist mein Heer?

Deine Trabanten, erwiederte der Vezier, und die Truppen, die in der Stadt liegen, haben sich vor dem Palast aufgestellt und erwarten deine Befehle.

Hinaus! donnerte Kelanu, und stürzte aus dem Palaste. Die Truppen begrüßten ihn durch Zuruf und Waffengeklirr. Näher und näher erscholl das Angriffsgebrüll des Volkes. Ein köstlich geschmücktes Roß wurde Kelanu vorgeführt. Er schwang sich hinauf und sprengte vor die Kriegerhaufen. Helft mir die Aufrührer vernichten! schrie er sie an. Zum Lohne gebe ich Euch meine Hauptstadt preis. Ihr mögt plündern, morden und brennen nach Eurem Gelüst! Fort zum Siege!

Heil unserm Sultan! jubelten die Schaaren, und setzten sich in Bewegung. Fast zugleich brachen aus der nachsten Straße des Volkes wild empörte Wogen gegen den Palast los. An der Spitze seiner Reiter warf sich der muthige Kelanu mitten in das Getümmel und bald ward das Gemetzel allgemein. Die Volkshaufen wichen zurück, grimmig von Kelanu verfolgt. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz trieb er sie vor sich her, und wo sie versuchten, sich festzusetzen in den Häusern, da flammten diese empor als Brandopfer des königlichen Zornes. So ward schonungslos gewüthet in der unglücklichen Stadt, bis der Abend hereinbrach, bis alle Aufrührer gefallen oder geflohen waren und kein Feind mehr zu bekämpfen übrig blieb. Da wendete Kelanu mit stolzer Freude sein Roß um, und zog mit seinen jubelnden Soldnerschaaren über die Leichen der Erschlagenen triumphirend nach seinem Palaste zurück.

Von der Blutarbeit verschnaufend, lag Kelanu auf seinen Polstern, und sah mit wildem Lacheln in die rothen Feuer-

Digitized by Google

wolken, die sich hier und da aus den bezwungenen Stadtvierteln emporwälzten. An hundert Rebellen sind gefangen worden mit den Waffen in der Hand, meldete eintretend der Vezier.

Laß sie sogleich niederhauen im Hofe des Pallastes, befahl Kelanu, und der Vezier eilte fort. Bald tönte das Todesgeschrei der Verurtheilten kläglich zu dem Gemache des Sultans hinauf. Er hörte ihm erst eine Weile lächelnd zu, und sprang dann an das Fenster, um sich an dem blutigen Schauspiel zu weiden. Aber die Diener seines Zornes waren sehr schnell gewesen. Der Feuersbrünste trauriger Schein beleuchtete nur noch Leichen, und eben stürzte das letzte Opfer in sein Blut. So ziemt es sich! rief Kelanu, dessen Herz sich nun völlig versteinert hatte, und wie die Grausamkeit öfters eine schreckliche geheimnißvolle Verwandtschaft mit der Wollust zu zeigen pflegt, so flogen jetzt seine Gedanken von der Schädelstatte seines Grimmes wünschend hinüber zu den Freuden seines Harems, in denen ihn heute der Aufruhr so unwillkommen gestört hatte. Da stand auf einmal Geiwäraha vor ihm, schöner, als er sie je gesehen, aber auch schrecklicher. Der vollkommene Körper schien zu glühen von dem Wiederscheine der fernen Brände, und heller als diese brannten Grimm und Freude und wildes Sehnen in ihren Augen.

Jetzt bist du geweiht zu Geiwäraha's Umarmung! rief sie mit furchtbarer Zärtlichkeit, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

Göttliches Weib! stammelte Kelanu, von dem Anblick ergriffen, und von Blutvergießen und frevler Lust gleich trunken, sank er an den Busen des bösen Geistes.

Von Geiwäraha's Kusse geweckt, erwachte Kelanu am andern Morgen.

Es ist genug geschehen für unsere Zwecke, mein Kelanu, sprach sie. Du hattest von der Natur starke Leidenschaften und Begierden empfangen, deine Eltern haben sie ungestört wachsen lassen, und ich habe dich gelehrt, dich ihnen ganz hinzugeben. Du bist jetzt eine geschickte Geissel für die Gläubigen, und es ist Zeit, daß du das Reich des Chalifen zu Bagdad siehest, das noch heute das deinige werden soll.

Wozu soll ich mir erst ein Reich in der Ferne aufsuchen? fragte Kelanu befremdet, da ich ja hier schon unumschränkter Sultan bin durch die Gunst deines Geschlechtes?

Albernes Kind! lispelte Geiwäraha, ihn küssend. Ahnest du denn nicht, daß Alles, was du hier erlebt, nichts war als magische Täuschung, die zu deinem Unterricht gehörte? Du bist nie aus unserm Palaste im Kern der Erde gekommen. In seinen Felsenhallen hätten wir dir dein kurzes Traumreich gebaut. Aus Schattenbildern wähltest du dir eine Schöne aus, und an der Spitze eines Schattenheeres hast du gegen Schatten gefochten. Hier ist nichts wirklich, als meine Zärtlichkeit für dich, und die Eindrücke, die in deinem Herzen zurückgeblieben sind von Allem, was du bisher erfahren. Jetzt erst trittst du ein in das Reich des Seins, und jetzt gilt es zu zeigen, was du gelernt hast in der Schule der Geister. Fort nach Bagdad!

In einem Gemache des Chalifen-Palastes zu Bagdad stand Geiwäraha mit Kelanu. Ein schöner Jüngling, reich gekleidet, schlummerte auf einem Sopha.

Kelanu, sagte Geiwäraha. Du siehst hier Raalkur, den Sohn und Erben des Chalifen von Bagdad.

Also meinen Nebenbuhler um Bagdads Krone! antwortete dieser mit mordlustigen Augen; ich habe aber keinen Dolch, den Schlaf dieses holden Jünglings zu verewigen.

Das ist uns auch nicht erlaubt, seufzte Geiwäraha. Dürften wir unsere Jünger zum offnen Kampfe wider die Söhne der Gläubigen führen, so solltest du einen Kocher voll Pfeile haben, alle mit Scorpiongift bestrichen. Aber unsere Macht wird gehemmt durch den Muhamed, den wir verabscheuen. Nie hätte ich dich auch hierher bringen dürfen, hätte dieser Raalkur nicht den Zorn des Propheten auf sich gezogen. Deine Hand darf aber nicht wider sein Leben sein. Ich werde ihn in Sicherheit bringen und dir seine Gestalt geben.

Indem sie dies sagte, hauchte sie Kelanu an, der augenblicklich des schlafenden Raalkur Gestalt annahm. Eine Berührung ihrer Hand verwandelte Raalkur in einen grünen Papagoi, der, als habe er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, sich erschrocken erhob und ängstlich rufend im Gemache herum flatterte. Kelanu sprang ihm nach und erhaschte ihn.

Gieb mir den Vogel! rief ihm Geiwäraha mit finsterm Ernste zu. Er darf nicht in deinen Händen bleiben.

Warum nicht? fragte Kelanu trotzig. Ich wünsche sicher zu gehn. Ich könnte einst deine Gunst verlieren, und dann möchtest du leicht diesen Raalkur gegen mich gebrauchen, wie du *mich* jetzt als Werkzeug gegen *ihn* brauchst. Wenn ich aber dem Papagoi den Hals umdrehe, so habe ich von dem Thronerben nichts mehr zu fürchten.

Eben wollte er den Papagoi erwürgen, als Geiwäraha ihm denselben mit Gewalt entriß. Wie, Böswicht! rief sie zornig. Bist du so zügellos in deiner Bosheit, daß die Befehle deiner Beschützerin nichts über dich vermögen? So komme der Fluch der Blindheit über dich, und damit deine einfältige Tücke nicht die Geheimnisse unsers Geschlechtes verrathe, so will ich die Erinnerung der Vergangenheit von dir nehmen.

Und verflucht, schrie wüthend der verblindende Kelanu, verflucht sei durch den Propheten, den du hasset, dein verworfenes Geschlecht! Mögen Eure Bemühungen ewig von den Flüchen derer begleitet werden, denen Ihr zu dienen meint. Es ist weder Friede noch Freundschaft, weder Dank noch Liebe bei denen, die Böses thun, und die müssen Euch am ersten fluchen, die Ihr am meisten zu segnen trachtet!

Geiwäraha antwortete auf diese Strafrede nichts, denn sie merkte es wohl an dem Grauen, das ihr ankam, daß nicht Kelanu zu ihr sprach, sondern der Prophet zu Mekka durch Kelanu's Mund. Heulend flog sie hinweg, und suchte mit Gewissensangst die Höhlen der Erde und die Thäler des Todes.

Traurig stand Kelanu da in seiner doppelten Dunkelheit, denn auch die Erinnerung der Vergangenheit war von ihm genommen, und er starrte mit den Augen seines Leibes und Geistes zugleich in einen öden, finstern, bilderleeren Raum.

Da öffneten die Kämmerlinge und die Stummen die goldenen Pforten des Gemaches, und warfen sich vor dem falschen Raalkur auf die Erde.

Der Tod, sprach der oberste Kämmerling, hat Simrahs Augen geschlossen, und der Chalif von Bagdad, dein Vater, ist in den neunten Himmel hinaufgestiegen. Die Houris haben seinen kostbaren Leib in Strömen von Milch, und ewige Jungfrauen flechten bei seiner Annaherung die Lauben des Paradieses neu. Er ist unbeschädigt über den glühenden Rost gegangen, und hoch in Ehren unter dem Geschlecht der Gläubigen.

Kelanu hörte die Stimme des Redners, den er nicht sah. Er tappte nach der Gegend hin, woher sie erscholl, und die Kämmerlinge erstaunten nicht wenig, als sie ihren Chalifen so ungewiß um sich herum greifen sahen, gleich einem Blinden.

Welch ein Unglück hat unsern König und Herrn befallen?! rief der Oberste der Kammerlinge. Warum weigert er sich, die Sclaven zu sehn, die zu seinen Füßen liegen? Ganz Bagdad wartet mit verlangenden Augen, seinen neuen Chalifen zu erblicken, und Raalkur würdigt die Getreuen keines Blickes, die ihn für ihren Herrn erkennen!

Laßt denn einen reichen Lohn für den ausrufen, befahl Kelanu, der dem Chalifen von Bagdad die Kraft des Gesichts wiedergeben wird.

Sieben Tage zogen die Herolde mit Trompeten umher, und riefen die reichste Belohnung für den aus, der Raalkur, dem Chalifen von Bagdad, die Kraft des Gesichts wiedergeben würde.

In dichtgedrängten Haufen strömten Bagdads Aerzte nach dem Palaste, und alle versprachen dem blinden Chalifen das Gesicht, aber keiner vermochte Wort zu halten. Alle Mittel schlugen fehl bei dem unglücklichen Kelanu, der den Glanz des Thrones, den er nicht sehen konnte, mit dem Verluste des edelsten Sinnes nur zu theuer bezahlt hatte.

Diese fehlgeschlagene Hoffnung entzündete Kelanu's böses Herz zum wüthendsten Grimme, und er befahl alle Aerzte hinzurichten, denen seine Heilung mißlänge. Täglich wurde fortan das Beil des Scharfrichters mit Blut genahrt, Bagdad betrauerte den Verlust seiner Aerzte, aber den Augen des Chalifen blieb das Licht fremd.

Einige Zeit darauf brachte der Oberste der Kämmerlinge mit mitleidigem Gesicht einen schönen jungen Mann, in der Tracht eines Arztes, in das Gemach des blinden Tyrannen.

Ein neuer Arzt, sprach er traurig, der sich vermißt, dem Chalifen zu seinem Gesicht zu verhelfen.

Der Arzt betete an vor Kelanu, aber dieser befahl ihm verdrüßlich, ohne Verzug zum Werke zu schreiten, weil das Beil des Henkers schon auf sein Haupt warte.

Der junge Mann erschrak nicht über die grausame Drohung. Er stand auf, zog einen Beutel aus seinem Gurtel, nahm ein Pulver heraus, blies es dem Chalifen in das Gesicht, und die Schuppen fielen von seinen Augen, und Kelanu sah das Licht, und mit Entzücken den Mann, der es ihm wiedergeschenkt hatte.

Laßt diesen Arzt, gebot er seinen Kämmerlingen, in meinem Reiche erheben über alle meine Veziere und Edle. Ehre begleite ihn und jede neue Sonne sehe sein Glück und seinen

Digitized by Google

Ruhm vermehrt! Verlange von mir, was dein Herz wünscht, sprach er zu dem Arzte, und wenn es mein halbes Königreich wäre, du sollst es erhalten!

O Chalif, erwiederte der Arzt. Fern sei es von mir, Ehre und Reichthum zu suchen. Vergib mir nur einen Betrug, und das Herz deiner Magd wird auf immer zufrieden sein.

Kelanu fuhr auf, und sah seinen Helfer schärfer an. An der plötzlichen Schaamröthe auf dem schönen Gesicht, an den niedergeschlagenen Augen erkannte er bald, daß er mit einem Frauenzimmer rede.

Glücklich bin ich, rief er, daß die Natur selbst eine würdige Vergeltung für meine reizende Aerztin bestimmt hat. Ja, schöne Fremde, du bist die Sultanin meines Herzens, und sollst meine Freuden mit mir theilen und mein Reich.

Wonnetrunken stürzte die Fremde zu Kelanu's Füßen. Die geringste deiner Sclavinnen zu sein, rief sie begeistert, war der kühnste Wunsch der Gussarat, eines niedern Hirtenmädchens aus dem Gebirge Gabel el Ared.

Ich kenne das Gebirg nicht, von dem du sprichst, antwortete Kelanu, sie aufhebend. Aber das Paradies selbst würde durch die Geburt meiner liebenswürdigen Sultanin nicht erniedrigt werden. Du bist ein Kleinod, das meiner Krone neuen Glanz geben wird, und dieser Tag noch soll dich zu der Gebieterin des Chalifen Raalkur erheben.

Es ist seltsam, sprach Gussarat, daß Raalkur das Gebirge Gabel el Ared nicht kennt, wo er den Tiger gejagt hat auf den Felsen, die über meines Oheims Hütte hängen. Erinnert sich mein Herr nicht, wie er mich damals um einen Becher Wasser gebeten? Ich aber brachte dir die Milch unserer Ziegen, und deine Huld beglückte die arme Gussarat mit einem liebreichen Scherze, den ich jetzt prophetisch nennen möchte.

Ach, holdes Mädchen, seufzte Kelanu. Mit meinem Gesicht verlor ich jede Erinnerung des Vergangenen. Ich kannte sogar meinen Stand nicht einmal, als meine Sclaven zu mir kamen, bis mein getreuer Kämmerling mir meinen Titel sagte. Aber ob du vom Throne oder aus einer Hütte herstammst, ob du, gleich dem Sapphir, aus den Tiefen der Erde, oder, gleich dem Morgensterne, aus dem Palaste der Sonne gekommen bist, dein Werth ist in dir selbst, und kann keinen größern Glanz von dem erhalten, was ihn umgibt. Durch was für eine Kunst aber, schöne Gussarat, hast du dies Wunder vollbracht? Wer hat die Schätze der Arzneikunst vor dir aufgethan? Woher hat eine junge Dirne aus dem Gebirge eine Kenntniß erworben, größer als die der weisesten Aerzte von Bagdad?

Einige Zeit, nachdem du in unsern Bergen gejagt hattest, erzählte Gussarat, erfuhr ich den Tod des Chalifen Simprah und das Unglück seines Thronerben. Da flatterte meine Sehnsucht auf Taubenflügeln hinüber nach Bagdad zu meinem Herrn, und mir entschlüpfte gegen die Frau meines Oheims der Wunsch, dir zu deinem Gesicht zu verhelfen.

Aber zornig schalt sie mich, wegen meiner Eitelkeit, wie sie die Stimme meines Herzens nannte, und trieb mich fort, unsere Ziegen auf die Weide zu führen. Meine Füße gehorchten dem Gebot meiner Base, aber mein Herz floh, wie der Leopard, über die Felsen, hin zu meinem Herrn, dem Chalifen. Als ich so seufzend hinter meinen Ziegen herging, kam mir eine junge Schaferin entgegen. Ihr goldnes Haar war mit dem Schmuck der Fluren durchflochten, Blumengewinde bekränzten ihr Gewand. Leicht und anmuthig hüpfte sie daher nach den Tönen einer Flöte, auf der sie blies, und fröhlich sprang ihre weiße Lämmerheerde ihr nach.

Als sie mir näher kam, lächelte sie mich an. Schöne Gespielin der Ziegen, spottete sie auf eine höchst reizende Weise, wie magst du dich so gern hier an dem üppigen Busen deines Vatergebirges belustigen! Glückliche Gussarat, deren Vergnügen Gehorsam ist, aber noch glücklichere Huadir, welche gesegnet ist durch die pflichtmäßige Unterwürfigkeit ihrer Nichte! Laufe doch deinen verwegenen Ziegen nach, liebe Gussarat! rief sie plötzlich mit schallendem Gelächter. Dort deine Gefährtin klettert an einem Abgrunde herum!

Ich sah hin, die Ziege war wirklich in Gefahr, aber der Schäferin Hohn schnitt mir zu tief in das Herz. Schönes Mädchen, bat ich sie, vermehre nicht mein Unglück durch deine grausamen Spöttereien, lindere es lieber durch Mitleid und guten Rath.

Ist denn Gussarat Willens, fragte die Schäferin jetzt plötzlich ernsthaft, dem Rathe ihrer Freundin zu folgen?

Ja, rief ich, befreie mich nur aus meinen unwürdigen Verhältnissen, und ewig will ich deine Güte preisen.

So kehre zurück in die Hütte deines Oheims, befahl mir die Schäferin, und gehorche in nichts, was dir auch mag befohlen werden von deinen Verwandten. Wenn ich dich treu erfunden, so sollst du mich nach drei Tagen wieder auf dieser Stelle antreffen.

Flötend hüpfte sie fort, und verschwand bald mit ihrer Heerde zwischen den Felsen.

Am Abend kehrte ich mit der Heerde zurück nach der Hütte meines Oheims. Huadir gebot mir ein Böckchen zu schlachten für den morgenden Festtag, aber ihr Befehl galt mir nicht so viel, als das Versprechen, das ich der Schäferin gegeben hatte. Huadir raſete vor Zorn, und rief meinen Oheim zu Hülfe, daß er ihr die widerspenstige Nichte zum Gehorsam bringe.

Ganfu haßte mich, weil er mir die Schuld beimaß, daß sein Sohn aus dem Vaterhause entflohn war. Er freute sich des Vorwandes, seinen Groll an mir auszulassen, schleppte mich aus der Hütte, band mich an einen Baum, und mein Blut floß unter unbarmherzigen Geisselstreichen.

Wer ist der Bösewicht, rief Kelanu aufspringend, der sich unterstanden hat, die Schönheiten meiner liebenswürdigen Gussarat zu verletzen?! Bei den Mächten der Verheerung: Er und sein verruchtes Weib sollen die ausgesuchtesten Martern erleiden! Lasset sie, gebot er den Kämmerlingen, ehe der Morgen anbricht, vor meinen Divan schleppen, und laßt ein Blutgerüst aufrichten, damit ganz Bagdad ein Zeuge ihrer Bestrafung werde!

Ja, sprach Gussarat triumphirend. Also müssen die Feinde des Gerechten umkommen!

Fahre fort in deiner Erzählung, bat Kelanu. Ich ängstige mich, wenn ich daran denke, wie du der Bosheit deiner Feinde entronnen bist.

Zwei Tage, erzählte Gussarat weiter, wurde ich von Ganfu und seinem Weibe eingesperrt und gemißhandelt. Am dritten Tage, als Ganfu bei der Heerde war, widersetzte ich mich Huadirs Grausamkeit. Ich rang mit ihr, sie schrie um Hülfe, es war aber Niemand in der Nähe. Endlich überwältigte ich sie, ließ sie ohnmächtig auf der Erde liegen, und eilte nach dem Orte, wo mich die Schäferin verlassen hatte. Bei Sonnen-Untergang erschien meine schöne Lehrerin, aber ihre Heerde folgte ihr diesmal nicht. Sie hielt einen Beutel und ein Bündel Kleider in ihren Händen. Nimm diesen Beutel, meine muthige Schülerin, sprach sie zu mir, und zieh' diese Kleider an, die die Tracht eines Arztes zu Bagdad sind. Ich will dich nach dieser Stadt führen, du mußt verlangen vor den Chalifen gelassen zu werden, und wenn du ihm etwas von dem Pulver in diesem Beutel in die Augen streuest, so wird er sein Gesicht wieder erhalten. Entzückt warf ich mich in die Kleider, die Schäferin blies mich an, in dem Augenblicke befand ich mich vor dem königlichen Palaste zu Bagdad; wie mein frommer Wunsch erfüllt wurde, weiß mein Herr, und Stadt und Reich werden dies glückliche Ereigniß segnen.

Dieses Tages, sprach Kelanu zärtlich, werde ich mich jederzeit mit Entzücken erinnern, denn ich habe nicht allein das Licht meiner Augen, sondern auch einen Gegenstand empfangen, der der Betrachtung so werth ist.

Er nahm die ehrgeizige Schöne bei der Hand, und ließ sie noch an demselben Tage als Sultanin von Bagdad ausrufen, und in das Schmettern der Zinken und Trompeten, die diese Erhöhung dem staunenden Volke verkündeten, erscholten die Hufschläge der Reiter, die zu Ganfu's und seines Weibes Verhaftung aufbrachen nach dem Gebirge Gabel el Ared, und die Axthiebe der Zimmerleute, die das Blutgerüst für die Unglücklichen vor dem Palaste des Chalifen aufrichteten.

Huadir war dem Gram um den verlorenen Sohn, und dem Aerger über die ungerathene Nichte erlegen. Der arme Ganfu hatte die treue Gefährtin seines kummervollen Lebens begraben, und lag in der Nacht einsam auf seinem dürftigen Lager, die trübe Vergangenheit noch einmal durchdenkend.

Da erklangen plötzlich Speerstöße und Säbelhiebe an seiner Hüttenthür, und rauhe Stimmen verlangten tobend Einlaß.

Ganfu sah durch das Gitter, und erkannte die Trabanten des Chalifen. Erschreckt von diesem Anblick, der unter des neuen Herrschers blutiger Regierung nur Böses bedeuten konnte, brach er in laute Klagen aus.

Ihr Geister der Luft! jammerte er, wo ist Kelanu, mein Sohn? Wo sind die Versprechungen, die Ihr dem unglücklichen Ganfu gegeben? Helft mir jetzt aus meiner Angst und Noth!

Da erleuchtete ein schwacher blauer Schimmer die Kammer, und Geiwäraha stand vor ihm.

Was verlangt mein Unterthan? fragte sie mit tückischem Lächeln.

Die Trabanten des Chalifen stürmen meine Hütte, antwortete Ganfu, und du weißt es guter Geist, daß sie die Boten des Todes sind.

Fürchte nichts, Ganfu, sprach Geiwäraha mit kaltem

Digitized by Google

Spott. Erinnere dich dessen, was ich dir gesagt. Wer darf, mich der Lüge zeihen? Eben jetzt sollst du Kelanu in den Armen der herrschsüchtigen Gussarat sehen. Mehr fordere nicht von mir. Dein einziger Wunsch war die Ehe deines Sohnes mit deiner Nichte. Die freien Geister sind zufrieden, wenn sie ihr Versprechen erfüllen. Wenn wir deinen Wunsch gewähren, was hast du noch zu fordern? Ob die blinden Wünsche der Sterblichen aus der Quelle ihrer Weisheit oder ihrer Thorheit fließen, das kümmert unser unsterbliches Geschlecht wenig!

Verächtlich wendete sie sich von Ganfu, breitete ihre Nebelflügel aus und verschwand vor seinen Augen. Unterdeß hatten die Trabanten die Hüttenthür gesprengt, brachen in die Kammer Ganfu's, banden den Unglücklichen, und schleppten ihn mit sich fort nach Bagdad.

Ehe die Sonne erwacht war vom Traume der Nacht, ward der Gefangene in den Vorhof des königlichen Palastes geführt, und der erste Morgengruß, den die Kämmerlinge dem Chalifen und seiner Sultanin brachten, war die Botschaft, daß zwar Huadir ihrem Grimme entronnen sei durch den Tod, daß aber Ganfu in Ketten seiner Strafe harre. Gussarats Augen schwammen in boshafter Freude bei dieser Nachricht, und Kelanu erhob sich zornig, den Feind seiner Sultanin vor seinen Augen martern zu sehen.

Neben dem Blutgerüst war ein Thron erbaut, auf welchen Kelanu und Gussarat mit den Großen ihres Hofes stiegen. Die Straßen waren mit erwartenden Augen gefüllt, und die ganze Stadt drängte sich in hitziger Begierde, das blutige Schauspiel so nahe als möglich anzusehen. Kelanu hatte befohlen, daß keine schreckende Ceremonie ausgelassen werden solle. Seine kurze Herrschaft war eine Herrschaft der Grausamkeit gewesen, und bei dieser Hinrichtung war er gekommen, sich selbst zu überbieten.

Zwanzig schwarzgekleidete Sclaven, mit kahlen Köpfen und entblößten Füßen, jeder einen Todtenschädel und eine brennende Fackel von stinkendem Geruche tragend, eröffneten den furchterlichen Zug. Ihnen folgten sechs andere, durch enge, mit Gebeinen bemalte Kleider in wandelnde Gerippe umgeschaffen, jeder ein Stück rohes Fleisch im Munde, von dem das Blut herabtrof. Hierauf erschienen zwölf riesengroße Männer. Ihre Gesichter waren feuerroth gemalt, Rauch dampfte aus ihren Nasenlöchern und jeder trug ein nackendes Kind in seinen Armen, dem er wirkliche Marter anthat. Denn so groß war Kelanu's Grausamkeit, daß er diesen unmenschlichen Zusatz zu dem gräßlichen Trauerspiele nicht verlieren wollte, sondern lieber befohlen hatte, zwölf Kinder aus der Stadt dazu herbeizuschaffen.

Das Geschrei der armen Kinder rührte die Herzen des Volkes, und war zugleich eine Verschärfung der Qual des unglücklichen Ganfu, der hinter den zwölf Riesen hergeschleppt wurde. Acht Sclaven, in Tigerhäute eingenäht, trugen ihn. Jeder Sclave hielt einen eisernen Haken, der in das Fleisch des Opfers griff, und so zum Handgriff diente, es in der Marter zu erhalten.

Gussarats Bosheit war aber damit noch nicht zufrieden. Sie rief von ihrem Throne herab, daß die Sclaven ihre Haken noch tiefer in das Fleisch ihres Feindes drücken sollten. Diese gehorchten, und das Jammergeschrei des Elenden erscholl so kläglich, wie nur Allahs Feinde es ausstoßen, und nur böse Geister es ohne Erbarmen und Grauen hören können. Bagdad aber seufzte, als es die Tyrannei seines Chalifen und die Grausamkeit seiner Sultanin wahrnahm.

Jetzt rollte plötzlich ein starker Donner durch den klaren blauen Himmel, und in diesem Augenblicke stand auf dem Blutgerüste ein schöner Jüngling von übermenschlicher Größe. Zwei große weiße Flügel leuchteten von seinen Schultern, eine goldne Rüstung deckte seinen Körper, purpurrothe Flammen wehten als Federbusch von seinem golden Helme, auf seiner linken Hand trug er einen Papagoi, und in der Rechten schwang er ein leuchtendes Demantschwert.

Kelanu ahnte Böses aus dieser Erscheinung. Greift den Frechen! schrie er, mit seiner angebornen Heftigkeit von dem goldnen Sessel aufspringend, und riß den Sabel aus der Scheide. Greift ihn, rief Gussarat, die die Verzögerung ihrer Rache besorgte, ihm wüthend nach.

Aber mit edelm Zorn in dem Gesicht streckte der Jüngling sein Schwert gegen die beiden Ungeheuer aus, und sie blieben unbeweglich in der Stellung stehn, die sie eben angenommen hatten.

Verflucht sind, rief jetzt der Rächer mit Donnerstimme, die Handlungen und Werkzeuge der Grausamkeit!

Und als er diese Worte gesprochen, schien der ganze Zug in Flammen zu stehen, und in einem Augenblicke war Alles, bis auf Ganfu und die zwölf Kinder, zu Asche verbrannt.

Ganfu's Sinne waren schon fast erstarrt im Tode, und das Licht verging vor seinen Augen. Als der Jüngling erschien, hatte er nur noch so viel Leben, daß er das sehen und verstehen konnte, was geschah.

Das Gesetz deines Propheten war dir beschwerlich, redete der Jüngling ihn an, und die unerforschlichen Wege des großen Allah schienen dir krumm und unrichtig. Sollten wohl die Gedanken des ewigen Gottes sich nach den deinigen richten? Sollte die Hand dessen, der die Sonne schuf, von den eiteln Rathschlüssen eines Erdenwurmes gelenkt werden? Kurzsichtiger! Was hast du dadurch gewonnen, daß du Muhameds Dienst verlassen und den gottlosen Tritten der abtrünnigen Geister gefolgt bist? Weil der Prophet wußte, das aus Kelanu's und Gussarat's Verbindung nur Böses entstehen könne, so hatte er in seiner Weisheit beschlossen, sie auf immer von einander zu trennen, und dadurch das Leben seines Verehrers Ganfu zu segnen. Aber weil du Muhamed verläugnet und dich mit seinen Feinden verbündet hast, so hat er es zugelassen, daß sie deinen Frevel durch die Gewährung deines thorichten Wunsches so schrecklich bestraft haben. Sieh' denn, du armer Abgefallener, die Begierden deines Herzens erfüllt!

Und er streckte das leuchtende Schwert nach Kelanu aus, und der Schein von Raalkurs Gestalt fiel sammt dem Chalifenschmucke ab von ihm, und Ganfu erkannte seinen Sohn. Mit dumpfem Erstaunen sah der arme Vater zu seinem Peiniger hinauf, und Kelanu war außer sich, als er mit seiner vorigen Gestalt auch sein Gedächtniß wieder erhielt, und zugleich erkannte, daß seine Grausamkeit wider seinen eignen Vater gerichtet gewesen.

Verfluchte Geiwäraha! seufzte sterbend der unglückliche Ganfu. Du hast wirklich Kelanu mit der hochmüthigen Gussarat vereinigt. Dein Wort ist gelöset und Ganfu ein Opfer seiner eigenen Thorheit!

Die Augen starr auf seinen Mörder gerichtet, verschied er. Mit wüthenden Blicken hatte Gussarat die seltsame Verwandlung angesehn. Statt mit dem geliebten Chalifen Raalkur, sah sie sich mit dem verhaßten Hirtensohne Kelanu vereinigt, und war nicht länger Sultanin von Bagdad, sondern ein geringes Hirtenweib auf Gabel el Ared. Ihre Zunge war mit Bosheit beladen, aber gefesselt durch die magische Kraft des leuchtenden Schwertes. Unter dem Volke von Bagdad, das wimmelnd das Blutgerüst umgab, erhob sich ein Gemurmel des Abscheues, der Freude und der Neugier. Es sah sich von einem Tyrannen befreit, aber es begriff nicht, wie der Sohn eines Ziegenhirten die Person seines Chalifen hatte vorstellen können.

Der Jüngling schien in den Seelen der Menge zu lesen. Bewohner Bagdads, redete er sie an mit majestätischem Ernste, Ihr vermißt Euern rechtmäßigen Gebieter. Seht ihn in der Gestalt dieses Vogels, die er der Bosheit der abtrünnigen Geister verdankt. Glaubt aber nicht, daß Allah diese Verwandlung zugelassen haben würde, wenn nicht Raalkur durch seine Vergehungen diese Strafe verdient hätte. Seine Geringschätzung der Pflichten der Religion, seine thörichte Leidenschaft für die Jagd und andere einem Könige unanständige Ergötzungen, über denen er es versäumte, sich zur Erfüllung seiner Regentenpflichten vorzubereiten: alles dies hatte ihm Allahs Unwillen zugezogen. Jetzt aber hat sein Leiden ein Ende, und Hassarak, Bagdads Schutzgeist, ist von Muhamed gesandt worden, den Chalifen seinen Unterthanen zurückzugeben.

Er berührte den Papagoi mit seinem Schwerte, bald stand Raalkur vor den Augen der gerührten Menge, deren dankbarer Jubel in den Himmel emporstieg. Raalkur aber kniete auf dem Gerüste nieder.

Im Staube mich demüthigend, betete er mit lauter Stimme, flehe ich Allah an um Verzeihung und Frieden. Ihm gebührt Ehre und Anbetung, und so wenig Er unseres Dienstes bedarf, so undankbar sind wir, wenn wir diesen Dienst versäumen. Er empfange meine Gelübde für die treue Erfüllung meiner Herrscherpflichten. Er verleihe mir Kraft, sie zu üben zum Heil der Völker, die seine Gnade mir anvertraut hat. Es gefällt mir, sprach Hassarak, daß deine ersten Worte ein Dankgebet und ein frommer Entschluß waren. Nachdem du dich aber nun vor Allah gedemüthigt hast, Chalif, so besteige deinen Thron, und beginne deine Regierung mit Gerechtigkeit über diese Sünder gegen Allah und Allahs Volk.

Laßt sie also, befahl Raalkur, das Gerüst besteigen, welches sie zu anderm Zweck erbauen ließen. Aber ihr Tod zeuge nicht von der Abscheulichkeit ihrer Verbrechen, sondern von der Menschlichkeit des Richters.

Und die Trabanten ergriffen die Verurtheilten, und führten sie von dem Thron auf das Blutgerüst, wo der Nachrichter ihrer bereits harrte. Kelanu stieg mit wildem Trotz hinauf, Gussarat schien die Gegenwart ihres Gefährten unerträglicher zu finden, als das Schicksal, das ihr bevorstand.

Digitized by Google

Ehe Kelanu vor dem Blocke niederkniete, stampfte er wüthend mit dem Fuße, und seine Faust und seine Augen drohten gegen die Tiefe hinab. Ich bin lebenslang ein Sclave des Bösen gewesen, sprach er dumpf. Ich habe gearbeitet und nicht eingesammelt. Ich habe mit Sorgen gesäet, und nicht in Freuden geerndtet. Ich habe den Trost Anderer vergiftet, aber es ist kein Segen in meinen Schooß gefallen! Ich bin gehaßt von den Söhnen der Menschen, verdorrt sind die Pfade, die ich betreten habe. Meine Thaten sind zu gefräßigen Geiern geworden, die mein Eingeweide zerfleischen, und die scharfen Klauen der bösen Geister harren meiner an dem Orte der Qual. Schlage denn zu, Beil, weil Allahs Blitz zögert mich zu zerschmettern, daß mein Andenken auf ewig verlösche auf Erden!

Die Häupter der Verbrecher waren gefallen. Möchten doch, sprach Hassarak zu dem Chalifen, alle deine Urtheilssprüche dem ersten gleich sein an Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dann werden dir deine Unterthanen mit Freuden gehorchen, und Allah, der die wahren Gläubigen belohnt, wird dich dereinst aufnehmen in die seligen Wohnungen seines ewigen Paradieses.

Und Hassarak spannte die glänzenden Flügel aus, und die Arme segnend über Bagdad ausbreitend, verschwand er in den Wolken. Raalkur aber und sein ganzes Volk stürzten nieder auf ihr Angesicht, und alle riefen mit Dankbarkeit und Inbrunst: Allah ist groß!

---

von Veldeck, s. Minnesinger.

Velschberger, s. Meistersinger.

Karl Venturini,

geboren am 30. Jan. 1771 zu Braunschweig, studirte Philosophie und Theologie zu Helmstädt, worauf er einige Zeit als Secretär des Etatsraths von Schirach zu Altona lebte. 1795 erhielt er am Erziehungsinstitute zu Kopenhagen die Stelle eines Lehrers der Statistik und Geschichte, begab sich aber nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück und wurde Pfarrer zu Hordorf bei Braunschweig, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Lesebuch der Geschichtskunde älterer Zeiten. Kopenhagen, 1799.
Pythagoras und seine Zeitgenossen. Chemnitz, 1801. 2 Thle.
Muhamed Abul Casem. Kopenhagen, 1802—3. 2 Bde.
Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. Kopenhagen, 1800—2. 3 Thle.
Chateaubriand's Genius des Christenthums. Amsterdam, 1803. 2 Thle.
Hermann der Sachsen Herzog. Kopenhagen, 1804.
Klosterzwang und Klosterfurcht. Kopenhagen, 1805.
Handbuch der vaterländischen Geschichte. Braunschweig, 1805 u. 6. 2 Thle.
Geschichte des Urchristenthums. Rom, 1807—9. 2 Thle.
Geschichte unsrer Zeit. Leipzig, 1811—14. 3 Thle.
Geschichte der spanischen und portugiesischen Thronumkehrung. Altona 1812—21. 3 Thle.
Rußlands und Teutschlands Befreiungskriege. Leipzig, 1816—19 4 Thle.
Teutsches Heldenbuch. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Scandinavien und Karl XIV. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Margarethe von Nordheim. Leipzig, 1824. 2 Thle.
Erich Stenbock. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1828 figde.
Jean Cavalier. Leipzig, 1831. 2 Bde.

V. zeichnet sich als Historiker vorzüglich durch fleißige Studien und eine geistreiche und elegante Darstellung aus. Seine Romane erfreuen sich guter Erfindung der Situationen, treffender Charakterentwickelung und gewandter Behandlung des Stoffes. Seine früheren theologischen Schriften dagegen zogen ihm eben so heftigen Tadel zu, als sie ihm wegen des darin bewiesenen Scharfsinns und Muthes Ehre machten.

Johann Bernhard Vermehren

wurde 1774 zu Lübeck geboren, und starb, noch nicht 30 Jahre alt, als Privatdocent zu Jena am 29. November 1803.

Von ihm erschien im Drucke:

Ueber Schillers Maria Stuart, Gedicht. Jena, 1800.
Musenalmanach für 1802 u. 1803. Leipzig und Jena.
Schloß Rosenthal, ein Mährchen. Berlin, 1803.

V. schloß sich in seinen Bestrebungen der romantischen Schule an, und bemühte sich vorzüglich um Vollendung in der Form, ohne jedoch Hervorstechendes zu leisten.

Gerhard Ulrich Anton Vieth,

am 8. Jan. 1763 zu Hooksyl im Jeverschen geboren; wurde Schulrath und Direktor der fürstlichen Hauptschule zu Dessau, wo er auch als 73jähriger Greis im Jahre 1836 starb.

Er veröffentlichte:

Versuch einer Encyclopädie der Leibesübungen. Ber 1794—95. 2 Thle.
Physikalischer Kinderfreund. Berlin, 1798—1809. 10 Thle.
Sammlung einiger Schulreden. Dessau, 1818.
Lehrbücher der Mathematik und Physik ꝛc.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen treffliche Schulreden namentlich verdienen hervorgehoben zu werden, da sie weniger als seine Lehrbücher Verbreitung fanden und viel Gutes enthalten.

Digitized by Google

Vintler, s. Meistersinger.

Jakob Vogel

war kaiserlich gekrönter Poet und Barbier zu Stößen zwischen Weißenfels und Naumburg in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Ueber seine näheren Lebensumstände ist nichts bekannt.

Er schrieb:

Wandersregeln. Jena, 1617—18. 3 Thle.
Ungrische Schlacht. Jena, 1626.

Didactische und descriptive Reimereien im Geschmacke seiner Zeit.

Nicolaus Vogt

ward zu Frankfurt a. M. im Jahre 1763 geboren, widmete sich vorzüglich dem Studium der Geschichte und wurde zuerst als ordentlicher Professor derselben zu Mainz angestellt. Hierauf lebte er in Aschaffenburg und später in seiner Vaterstadt als großherzoglich frankfurter geheimer Legationsrath und Oberschulinspector; einige Jahre nachher wurde ihm auch die Senatorwürde ertheilt. Er starb daselbst 1830.

Seine Schriften sind:

System des Gleichgewichts. Mainz, 1785.
Ueber die europäische Republik. Frankfurt, 1787—92. 5 Thle.
Gustav Adolph. Frankfurt, 1790. 2 Thle.
Heinrich Frauenlob. Frankfurt, 1792.
Rheinische Bilder. Frankfurt, 1793.
Das Urtheil des Paris, Faoca. Frankfurt, 1792.
Shakespears Beruf und Triumph. Frankfurt, 1792.
Geschichte der französischen Republik. Frankfurt, 1792.
System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit. Frankfurt, 1802. 2 Thle.
Ansichten des Rheins. Frankfurt, 1804.
Die Ruinen am Rhein. Frankfurt, 1809.
Die teutsche Nation und ihre Schicksale. Frankfurt, 1810.
Abriß einer Geschichte der Teutschen. Frankfurt, 1810.
Historisches Testament. Mainz, 1814 u. 15. 3 Thle.
Rheinische Geschichten und Sagen. Frankfurt, 1817. 3 Thle.
Rheinische Bilder. Frankfurt, 1821.

Lebendige Darstellung, Scharfsinn und gewandte Behandlung erwarben seinen zahlreichen Schriften viele Freunde, reichten aber nicht hin, ihnen einen bleibenden Werth zu verleihen.

Friedrich Siegmund Voigt,

ein Sohn des 1823 verstorbenen geheimen Hofraths und ordentlichen Professors J. S. Voigt zu Jena, wurde im Octbr. 1781 zu Gotha geboren und widmete sich der Medicin und Botanik, welche letztere er 1803 als Privatdocent zu Jena lehrte. Im folgenden Jahre wirkte er als praktischer Arzt in Gotha, verließ aber diese Stellung bald wieder, um nach Jena zurückzukehren, wo er 1807 außerordentlicher Professor und Director des botanischen Gartens wurde. 1817 wurde er großherzoglich weimarischer Hofrath, später geheimer Hofrath und 1818 ordentlicher Professor der Botanik.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Darstellung des natürlichen Pflanzensystems von Jussieu. Leipzig, 1806.
System der Botanik. Jena, 1808.
Von der Wichtigkeit des Naturstudiums. Jena, 1814.
Die Farben der organischen Körper. Jena, 1816.
Von dem Werthe der Naturgeschichte. Jena, 1816.
Grundsätze einer Naturgeschichte. Frankfurt, 1817.
Uebersicht der Naturgeschichte. Jena, 1819.
System der Natur und ihrer Geschichte. Jena, 1823.
Almanach der Natur. Jena, 1832.
Cuvier, das Thierreich.
L. C. Richard, Analyse der Frucht.
Saussure, chemische Untersuchungen.

Abgesehen von dem wissenschaftlichen Werthe, zeichnen sich V's naturhistorische Schriften noch besonders durch eine klare, deutliche und allgemein verständliche Darstellung, der es jedoch keineswegs an Eleganz und Lebendigkeit fehlt, sehr vortheilhaft aus.

Johannes Voigt,

geboren am 27. Aug. 1786 zu Bottenhausen, einem Dorfe bei Meiningen, besuchte das Gymnasium zu Meiningen und ging von da nach Jena, um dem Wunsche seines Vaters gemäß, Theologie zu studieren. Indessen zog er das Studium der Geschichte vor und widmete sich diesem mit entschiedener Liebe. — 1809 wurde er als Lehrer an das Pädagogium zu Halle berufen, 1817 aber Archivdirector und Professor der historischen Hülfswissenschaften zu Königsberg und 1821 ordentlicher Professor der Geschichte daselbst.

Er gab heraus:

Hildebrand als Papst Gregor VII. Weimar, 1815.
Geschichte des Lombardenbundes. Königsberg, 1818.
Leben des Professors C. J. Kraus. Königsberg, 1819.
Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Halle, 1820; 3. Ausgabe 1822.
Darstellung der ständischen Verhältnisse Ostpreußens. Königsberg, 1822.
Geschichte der Eidechsengesellschaft in Preußen. Königsberg, 1823.
Johann v. Lindenblatts Jahrbücher herausgegeben von V. und F. W. Schubert. Königsberg, 1823.
Geschichte Marienburgs. Königsberg, 1824.
Geschichte Preußens bis zum Untergang der Herrschaft des teutschen Ordens. Königsberg, 1826—30. 3 Thle.
Leben des Reichs-Burggrafen und Grafen F. F. A. zu Dohna-Schlobitter. Leipzig, 1833.

Digitized by Google

Einzelne Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Unter den deutschen Geschichtsforschern nimmt V. einen sehr ehrenvollen Rang ein, wegen der in seinen Schriften vorherrschenden Gründlichkeit, Klarheit und Uebersichtlichkeit, so wie wegen der eleganten und geschmackvollen Darstellung, die er ihnen zu gleicher Zeit zu verleihen weiß.

V. Voigt, s. Meistersinger.

Traugott Gotthilf Voigtel,

geboren am 19. März 1766 zu Siersleben im Mansfeldischen, wurde zuerst Lehrer am lutherischen Gymnasium zu Halle, außerdem 1799 außerordentlicher Professor der Philosophie und 1804 ordentlicher Professor. Hierauf legte er seine Stelle am Gymnasium nieder und erhielt 1809 die zweite Oberbibliothekarstelle daselbst.

Von ihm erschien:

Versuch eines hochteutschen Handwörterbuchs. Halle, 1793—95. 3 Thle.

Lehrbuch der prosaischen Schreibart. Halle, 1802.

Geschichte des teutschen Reichs unter Otto dem Großen. Halle, 1802.

Handwörterbuch der teutschen Sprache. Halle, 1804.

Verteutschungswörterbuch. Halle, 1811.

Teutsche Geschichte. Halle, 1818.

Versuch einer Geschichte des preußischen Staats. Halle, 1819.

Ein eben so gründlicher als vielseitig gebildeter Gelehrter, machte sich V. vorzüglich durch seine lexicographischen und theoretischen Schriften um die deutsche Sprache und deren Fortbildung verdient.

Gabriel Voigtländer

war um 1633 Stadtpfeifer zu Lübeck und wurde später, 1639, königlich dänischer Feld- und Hoftrompeter. Sein Todesjahr ist unbekannt. — Er veröffentlichte:

Allerhand Oden und Lieder (mit Musikbegleitung). Lübeck, 1650.

Ein glückliches und witziges Talent, das zu einer anderen Zeit und mit reicherer Bildung ausgerüstet, gewiß Vorzügliches geleistet haben würde.

Heinrich Friedrich Magnus Volger

wurde am 13. Novbr. 1785 zu Hatdorf geboren, wo sein Vater Prediger war. Er studierte zu Göttingen und erhielt 1807 einen Ruf als Lehrer an das Pädagogium zu Ilefeld, welche Stelle er aber durch mancherlei Umstände niederzulegen sich genöthigt sah. Als Romanschreiber nimmt er den Namen Adolf Bühren an. — Seine Schriften sind:

Adolphine, die schöne Seiltänzerin. Braunschweig, 1823.

Vier Wochen in Pyrmont oder wer's Glück hat führt die Braut heim. Braunschweig, 1824.

Die Reise zum Martinsabend. Leipzig, 1825. 2 Thle.

Das Feuerwerk, oder die seltsame Bekanntschaft. Fulda, 1826. 2 Thle.

Die Erzählung auf der Flucht. Fulda, 1827.

Gute Erfindung und eine anmuthige Darstellung verliehen seinen Schriften vielen Reiz, ohne ihnen jedoch Anspruch auf künstlerische Vollendung geben zu können.

Wilhelm Friedrich Volger

wurde am 31. März 1794 zu Nentze bei Lüneburg geboren, wo sein Vater, aus einer hannoverschen Patrizierfamilie stammend, selbst Prediger war und ging 1812 nach Göttingen, um Theologie zu studiren, doch folgte er bald seiner Neigung zu geographischen und historischen Forschungen. Er erwarb zu Göttingen die philosophische Doctorwürde und wurde, nach seiner Heimkehr nach Lüneburg, 1815 erster Collaborator am Johanneum, dann Subconrector und 1830 Rector daselbst. 1836 erhielt er dazu die Direction der zwei Jahre früher errichteten Realklassen.

Von ihm erschien:

Länder- und Völkerkunde. Hannover, 1820; 2. Auflage, 1833.

Lehrbuch der Geographie, erster Cursus. Hannover, 1839; 9. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, zweiter Cursus. Hannover, 1839; 5. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, dritter Cursus. Hannover, 1837; 2. Aufl.

Handbuch der Geographie. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geschichte, erster Cursus. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geschichte, zweiter Cursus. Hannover, 1836; 2. Aufl.

Einer der gründlichsten und zuverlässigsten Geographen neuerer Zeit hat V. vorzüglich durch seine trefflichen Lehrbücher großen und bleibenden Nutzen gestiftet.

Digitized by Google

Christian Daniel Voß

wurde am 24. Aug. 1761 zu Querum bei Braunschweig geboren. Nachdem er seine Studien absolvirt hatte, erhielt er eine Hauslehrerstelle zu Braunschweig und 1788 wurde er als Lehrer an das Pädagogium nach Halle berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1799 blieb, wo er eine Professur des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften an der dortigen Universität erhielt; auch ertheilte ihm der weimarische Hof den Titel eines herzoglich weimarischen Rathes. Sein Todestag ist der 27. April 1821.

Von ihm erschien im Druck:

Eduard, eine Geschichte. Leipzig, 1790. 2 Thle.
Historische Gemälde. Leipzig, 1790—93. 4 Thle.
Geschichte des Hauses Stuart. Leipzig, 1794—97. 4 Thle.
Geschichte der englischen Revolution. Berlin, 1797.
Das Jahrhundert der Aufklärung. Altona, 1797—1800. 5 Thle.
Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft. Leipzig, 1797—1802. 6 Thle.
Versuch über die Erziehung für den Staat. Leipzig, 1799. 2 Thle.
Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse des 18. und 19. Jahrhunderts. Gera, 1801—4. 5 Thle.
Rußland beim Anfange des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1802—14. 2 Thle.
Parallelen. Amsterdam, 1809—12. 2 Thle.
Die Zeiten. Weimar, Halle u. Leipzig, 1805—19.

Scharfsinn, Geist, Gewandtheit und Vielseitigkeit erwarben seinen Schriften großen Beifall und seinem Journal: die Zeiten, einen ausgebreiteten Kreis von Lesern.

Johann Heinrich Voß

am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen geboren, konnte nach beendigter Schulzeit durch die Armuth seines Vaters, der seit 1772 als Schulmeister seine Familie dürftig ernährte, die Universität nicht eher beziehen, bis er, von 1769—1772 als Hauslehrer auf Ankershagen, sich selbst einige Mittel dazu verschafft hatte. Aber sein akademisches Leben gab ihm für seine trübe Jugend Ersatz! Er wurde Eins der thätigsten Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, dessen Freuden und Anregung er drei Jahre lang genoß. Außer Heyne zogen ihn die Docenten wenig an. Seit 1775 lebte er einige Jahre zurückgezogen zu Wandsbeck unweit Hamburg, des alten Asmus Lieblingssitze. 1778 wurde er Rector zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1782 erhielt er dasselbe Amt zu Eutin. 1786 ernannte ihn der Prinz Peter Friedrich Ludwig zu Holstein-Gottorp zum Hofrathe; derselbe setzte ihm 1802, als er wegen seiner Kränklichkeit das Schulamt niederlegen mußte, eine lebenslängliche Pension von 600 Thalern aus. Seiner Freiheit sich bedienend zog er nach Jena; doch war das dortige Klima seiner Gesundheit nachtheilig. Daher brachte er seine letzten Jahre in Heidelberg zu, wo er durch eine neue Pension des Kurfürsten von Baden in äußerlich glücklichen Verhältnissen lebte. Nur verbitterte er seine Tage durch die heftigsten Streitigkeiten, die er als Vorkämpfer des rationalen Protestantismus gegen den Symboliker Creuzer zu Heidelberg und gegen Leopold Stolberg führte, als dieser zu Münster „ein Unfreier geworden war". Er starb am 30. März 1826.

Seine deutschen Schriften sind:

Sämmtliche Gedichte. Königsberg, 1802. 7 Thle. Ausgabe letzter Hand. Königsberg, 1826. 4 Thle.
Uebersetzung von Homer. 4 Thle.
Ovid. 2 Thle. Virgil. 3 Thle. Hesiod und Achäus, Horaz, 2 Thle.
Tibull und Lygdamus, Theocrit, Bion, Moschus, Aristophanes. 3 Thle.
Shakespeare, bis 1829. 9 Thle.
Mythologische Briefe. Königsberg, 1794. 2 Thle. neue Ausg. 3 Thle. 1827.
Ueber Gleim's Briefsammlung. Heidelberg, 1807.
Ueber Götz und Ramler. Mannheim, 1809.
Abriß meines Lebens. Rudolstadt, 1808.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? im Sophronizon 1819.
Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe. Stuttgart, 1820.
Voß gegen Perthes. Stuttgart, 1822.
Antisymbolik. Stuttgart, 1824—26. 2 Thle.
Kritische Blätter. Stuttgart, 1828. 2 Thle.
Briefe, herausgegeben von A. Voß. Halberstadt, 1829.

Ueber diesen für deutsche Geistesbildung so bedeutenden, in neuerer Zeit von einer Partei eben so heftig angefeindeten, wie von der anderen über die Gebühr gepriesenen Mann, urtheilt, namentlich was seine früheren Leistungen als Dichter und Uebersetzer betrifft, am Unbefangensten der treffliche Bouterweck in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. 11 S. 400 mit folgenden Worten: „Natureinfalt, mit Ernst und Würde verbunden, ist die Grundlage seiner Dichtungen. Wo der Scherz in ihnen sich hören läßt, weicht er nie aus der Bahn der besonnensten Sittlichkeit. Klar und wahr treten die Gedanken und Bilder hervor. Das Gefühl, das aus ihnen spricht, ist warm aus der Seele gequollen, ohne irgend einen Zusatz von schwärmerischer Selbstbethörung. Die Phantasie des Dichters steht immer unter der Aufsicht eines prüfenden Verstandes. Die Form dieser Gedichte ist überall fest und bestimmt. Die deutsche Sprache hat außer Klopstock kein anderer so gründlich studirt, und keiner hat ihr so viele Geheimnisse entlockt, die dem nicht verborgen bleiben dürfen, wer sie ganz als Meister beherrschen will. Das Verdienst, das echte Volkslied im Geiste des Zeitalters gebildet zu haben, theilt Voß mit Bürger; aber in Voß'ens Volksliedern und auch in seinen übrigen lyrischen Gedichten und Elegien erkennt man noch mehr die Grundzüge des deutschen Nationalcharakters. In der Poesie der Ode ist Klopstock Voß'ens Muster geblieben. Auch der Ausdruck religiöser Gefühle in mehreren der vorzüglichsten dieser Oden ist klopstockisch, nur ohne die Dunkelheit, die Klopstock für keinen Fehler hielt, wo er Andern zu errathen gab, was ihm selbst klar war. Seitenstücke zu den Liedern von Voß sind seine idyllischen Gedichte. Auch sie sind, ungeachtet der antiken Form in Hexametern und in einem zum Theil theokritischen, zum Theil homerischen Style, so nationaldeutsch, wie wenig andere Gedichte in der deutschen Literatur. Sie versetzen uns weder in ein griechisches, noch in ein romantisches Arkadien, noch in die ideale Unschuldswelt Geßner's. Das ländliche Leben, das den Dichter im nördlichen Deutschland umgab, spiegelt sich in diesen Nachbildungen der Wirklichkeit so klar, als ob die Phantasie nur ein geringes Verdienst um sie hätte. Aber eben darin zeigt sich die Kunst

Digitized by Google

dieſer treuen Naturgemälde, daß der Dichter, ohne ſie zu idealiſiren, der gemeinen Wirklichkeit das entzogen hat, wodurch ſie zurückſtoßend wird, und daß er mit der feinſten Beſtimmtheit das Anziehende hervorgehoben hat, das eine poetiſche Bildung annimmt. Eine ſolche Gattung von Idyllen gab es vorher nicht in deutſcher Sprache. Beſonders hat das ländliche Gedicht Luiſe, das dieſe idylliſche Poeſie auf eine ähnliche Art erweitert, wie Geßner der ſeinigen durch den erſten Schiffer einen größeren Umfang gab, die Zuneigung verdient, die es bei dem Publicum gefunden hat. Von komiſchen Idyllen, die nicht Parodieen ſein ſollen, wußte man auch in Deutſchland nichts, bis die von Voß ſogar den plattdeutſchen Dialekt der holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Bauern zu einer Dichterſprache in Hexametern machten. Durch alle dieſe ländlichen Gedichte iſt der Hexameter auf eine ſolche Art in der deutſchen Sprache nationaliſirt, daß er ſeitdem das Fremdartige, das ihm noch anhing, völlig verloren hat, und mit Dichtungen, die ſich dem Volksliede nähern, eben ſo gut harmonirt, wie mit Klopſtock's Epos. Ueber den Werth der Ueberſetzungen der griechiſchen und römiſchen Dichter, die durch Voß'ens Talent, die deutſche Sprache in allen ihren Gelenken zu bewegen, in Deutſchland ganz, wie ſie lebten, aus den Gräbern hervorgerufen zu ſein ſchienen, wird man künftig ein ſichreres Urtheil fällen können, wann die Zeit gelehrt haben wird, ob die deutſche Sprache an die durch dieſe Ueberſetzungen ihr eingedrückten griechiſchen und lateiniſchen Formen ſich gewöhnen kann. Gewiß iſt, daß es in keiner neueren Sprache eine Ueberſetzung der homeriſchen Gedichte giebt, die der deutſchen von Voß den Vorrang im Ganzen ſtreitig machen dürfte. Auch um die Vervollkommnung der deutſchen Verskunſt nach Grundſätzen hat ſich kein Dichter ſo verdient gemacht, wie dieſer. Auf ſeine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, am Ende der Ausgabe ſeiner Schriften vom Jahre 1802, wird jede künftige Metrik, die dieſe Bemühungen fortſetzt, ſich beziehen müſſen."

Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, dein Licht,
Und wend' auf deine Werke
Mein frohes Angeſicht.
Wie herrlich ſtrahlt die Sonn' empor,
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wir fei'rten all' ermattet
Und ſehnten uns nach Ruh;
Da ſchloß, von Nacht umſchattet,
Dein Schlaf die Augen zu.
In Neſt und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wir.

Da floß aus deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wir lagen ſanft in Stille,
Aufathmend und geſtärkt;
Wir fühlten unſer Leben kaum,
Und um uns ſpielt' ein leichter Traum.

Bald hellte ſich die Frühe
In kühlen Morgenwehn.
Auf Einmal ſteigt, o ſiehe!
Die Sonne roth und ſchön;
Erſt Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau betröpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubeln lebts und webet
Durch Feld, Gebüſch und Luft;
Das Vieh voll Muthes ſtrebet,
Und ſchnaubt den friſchen Duft.
Das Vöglein ſchüttelt ſich vom Thau,
Fliegt auf, und ſinkt im hellen Blau.

Mit heiter'm Aug' und ſinnend
Geht nun der Menſch, und ſchafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Luſt und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet;
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, deine Sonne raget,
Und ſtrahlt uns Lieb' und Macht!
Wohl uns hinfort, wenn's taget
Nach unſrer letzten Nacht!
O Gott! in deinem Sonnenſchein,
Wer wollte nicht auch gern erfreu'n?

Waldgeſang.

Grüne Dämmerung des Haines
Schattet uns umwebend,
Sanfter Glanz des Sonnenſcheines
Blinkt durch Laub, es blinkt des Weines
Glanz entgegen, bebend.

Heit'res Auges ruh'n wir alle
Unter blauem Himmel,
Hell erklingen uns Kryſtalle,
Mit Geſang und Vögelſchalle
Durch das Laubgewimmel.

Mägdlein, friſcher heut und röther,
Schaffen Reiz dem Feſte:
Sonnenhell der Augenäther,
Schalten ſie, wie leichtgewehter
Blumenduft im Weſte.

Schmachtend ſingt aus jungen Sproſſen
Philomel'; o höret!
„Bald iſt unſre Zeit verfloſſen!
Liebt und freut euch, o Genoſſen,
Weil der Frühling währet!"

Reigen.

Sagt mir an, was ſchmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirmeßbier?
Daß ich ſo vor Freude kräh',
Und auf einem Bein mich dreh'?
Schurken um und um!

Kommt die ſchmucke Binderin
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haſelnüſſen,
Und dann ſchreit: Ich will nicht küſſen!
Nun, ſo ſchert euch zum...!

Dieſen Strauß und dieſen Ring
Schenkte mir das kleine Ding!
Seht, ſie horcht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudeldidel dum!

Fiedler, fiedelt nicht ſo lahm;
Wir ſind Braut und Bräutigam!
Fiedelt friſch; ich mach' es richtig!
Und beſtreicht den Bogen tüchtig
Mit Kalfonium!

Poliſch muß hübſch luſtig gehn,
Daß die Röcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal kuranzen!
Meint ihr, Trödler, Bären tanzen
Hier am Seil herum?

Heiſa luſtig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verſchränken,
Und an unſern Brauttanz denken!
Heiſa! rund herum!

Ha! wie ſchön das Hackbrett ſummt,
Und der alte Brummbaß brummt!

Digitized by Google

Ha! wie drehn sich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!
Dudeldidel, dudeldidel dum!
Dudeldidel dum dum dum!

An Selma.

Du jungfräulicher Geist, gleich den Vollendeten
Schon im Staube verklärt: schmachtet umsonst mein Blick,
Deiner Herrlichkeit Abglanz,
Jene Blüthengestalt, zu schau'n?

Ach! so war mir zur Qual dieses phantastische
Herz, das geniuskühn Zaubergebilde schafft,
Dann in nichtiger Sehnsucht
Nach dem fliehenden Traume strebt!

Traum! Den göttlichen Traum bildet' ihr Seraph mir!
Ihren ahnenden Wunsch hüllt' er in Morgenglanz,
Bracht' in Düften des Schlummers
Dann die heilige Bildung mir!

Uns, zur Liebe geweiht, ach! zu der innigsten
Seelenliebe geweiht: warum bestrahlt der Mond,
Still die Wolken durchwandelnd,
Uns durch Hügel und Thal getrennt?

Oft beseeltest du uns, Liebe; doch unerkannt
Schien dein Odem uns bald säuselnder Frühlingshauch,
Bald ein Nachtigallseufzer,
Bald Erfrischung der Sommernacht.

Liebend pflückten wir oft thauige Rosen uns,
Oft Violen zum Strauß, schwebten in Blüthenduft
Mit Gesang, wie die Vögel
Durch den schimmernden Aether, hin.

Liebelnd hörten wir oft murmeln den Erlenbach,
Sah'n aufsteigen den Mond, schwinden das Abendroth
Voll süßschwärmender Wehmuth,
Dachten Tod und Unsterblichkeit.

Schon im himmlischen Thal, wo wir, noch Seelen nur,
Träumten, spielten wir stets unter demselben Strauch,
Pflückten einerlei Blumen,
Horchten einerlei Harmonieen.

Ach! wann dämmerst du einst? Eile, geflügelter!
Selma seufzet dir auch! Eile, du Wonnetag,
Der zu meiner Geliebten
Ueber Hügel und Thal mich führt!

Selma, wenn dir alsdann schnelle Vergessenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir der Wangen Gluth
Und des klopfenden Herzens
Ahnung sagte, daß ich es sei!

Die Sterne.

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geist,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am grausen Chaos kreist!
Wie hehr sich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen dreh'n!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefster Fern' in höchste Höh'n!

Entbrannt von Mutterlieb' umschweben
Sie, Gott, dein Angesicht,
Die Sonnen rings, und schöpfen Leben
Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, satt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

„O Vater!" preist ihr hohes Klanges:
„Du hülltest uns in Glanz!
„Du lehrtest, froh des Preisgesanges,
„Uns Harmonie und Tanz!
„Den Felsenleib, durchbraust von Meeren,
„Erschuf voll Keim' uns deine Hand:
„Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
„Und wimmle Wasser, Luft und Land!

„Du schmückst der Berge Haupt mit Wäldern,
„Mit Erz der Berge Schooß;
„Du schenkst Getreid' und Kraut den Feldern,
„Der Wildniß Heid' und Moos!
„Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
„Von Alpenhöh'n zur tiefsten Fluth,
„Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
„Gewürm und Fisch und Vögelbrut!

„Doch herrschend ragt in seiner Stärke
„Der Geist, von Staub umhüllt,
„Das Wunder deiner Wunderwerke,
„Der Mensch, dein Ebenbild.
„Er forscht, und staunt, der Wesen Leiter
„Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
„Voll Zweck und Eintracht, und steigt weiter
„Zur Weisheit und zur Lieb' empor.

„Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
„Verschmäht er, was nur nährt,
„Und schauet tief des Staubes Söhne
„Dem Staube zugekehrt;
„Er, Himmelssohn, der Willkühr Schranken
„Nicht duldend, keines Glaubens Knecht,
„Erhöht Gedanken auf Gedanken,
„Und schwebt in Gottes Licht und Recht.

„Durch Drangsal, Gott, und harte Mühe,
„Regst du des Geistes Kraft,
„Damit sein schwang'rer Keim entblühe
„Zu edler Wissenschaft.
„Und wann, am stäten Licht verschmachtet,
„Die Wissenschaft zu Trägheit welkt:
„Schnell stürmst du, daß die Heitre nachtet,
„Von schwarzem Wahn und Trug umwölkt.

„Bald ringt der Geist hindurch zur Klarheit,
„Der Urkraft sich bewußt,
„Vertraut der selbsterrung'nen Wahrheit,
„Und ahnet Himmelslust.
„Ihm lächelt selbst der Tod, ein Retter!
„Es dorre Laub vom Herbst verstreut,
„Es fäusle Mai um junge Blätter;
„Der Weise denkt Unsterblichkeit.

„Lobsingt durch aller Himmel Ferne!
„Ein Retter ist der Tod!
„Im Reigentanz, ihr Morgensterne,
„Lobsinget unserm Gott!
„Und Vorgefühl des bessern Lebens
„Durchschaur' ihn, sanft hinabgethaut,
„Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
„Empor zu unserm Reigen schaut!"

Die Veredelung.

Der Geisteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' und dumpf auf Deutschlands Gauen;
Da wandte Gott sein Angesicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämm'rung schwindet:
Der Wild', ein kaum belebter Klos,
Wird Mensch, blickt um sich, und empfindet,
Was war und edel ist und groß.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erst befehdet,
Doch kühn und kühner, singt und redet
Von Menschenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.
In Zauberschrift umhergeschwungen,
Fliegt tausendfach der weise Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und schafft Gemeinsinn überall.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Digitized by Google

Nicht herrscht durch fremder Formeln Düfter
Hinfort Gerichtsherr oder Priester;
Das Volksgesetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm' und Reich'.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienst ein Brauch.
Nur Lieb' ist aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft ist Amt und Bürde!
Der bauet Kunst, Gewerb' und Saat;
Der schmückt den Geist, der Heer und Saat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des treuen Volks Beglücker,
Ihm Rechenschaft von Hab' und Blut.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Verebelt strebt das Volk, nicht schlechter!
Vom Mißbrauch nur genest der Thron,
Vom Wahne nur Religion!
Die Fessel strengt ihr an! Vergebens!
Nur Freiheit ruft uns unser Gott!
Dem Geist im Vollgefühl des Sterbens
Ist aller Welten Macht ein Spott!
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balsamischer duftet der Garten
Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Busch.
Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabstürzt,
Gleite sanft wie ein Traum gegen die schäumende Fluth,
Und mein horchendes Ohr hört leisen Laut, wie des Mädchens
Liebe seufzendes Ach, tief in des Falles Geräusch.
Denkt mein Mädchen an mich! und erfüllt mit zitternder Ahnung
Hier in Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
O so beschwör' ich dich bei des Mädchens reinster Empfindung,
Die ihr mit Himmelswonn' Augen und Wangen verklärt;
Zeige mir die Gestalt der Herrlichen, welche voll Tiefsinn,
Fern auf verlassener Flur, ihres Erkorenen denkt!
Irrt sie im bunten Thale, von frohen Gespielen genöthigt,
Stumm, den grünen Hut über die Augen gesenkt;
Pflückt ohn' Absicht Blumen, und springt itzt freudig zur Blüthe
Jenes Hollunders, der einst unsere Küsse verbarg!
Oder zum rieselnden Quell, den in hohler Hand sie bei Mondschein
Einst zu trinken mir bot? Spielte sie zögernd im Quell,
Unachtsam des Geländels um sie; und lispelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du bist ja so still?
Oder sitzt sie einsam im grünen Dunkel der Laube,
Auf der Stelle, wo einst mir an dem Herzen sie lag?
Die ihr die sonnigen Blätter mit duftender Kühle durchathmet,
Weht mir den Rosenbusch, freundliche Weste, zurück!
Ach! sie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
Hingesenkt auf die Hand, an den gebogenen Ast;
Thränen netzen die Hand und die glühende Wange; sie seufzet,
Nennet mich, und schwer zittert ihr Busen empor.
Selma, Selma! weine nicht so! Du weinest um mich zwar;
Aber es bricht mir das Herz, Beste, dich weinen zu seh'n.
Der mit segnendem Blicke so ähnlich unsere Seelen
Schuf, so wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
Unser Vater, beschied uns Trennungen; aber nicht zürnend
Bald vereint uns, bald! wieder ein ewiger Bund!
Still! sie athmet leis', auf die müde geweinten Wimper
Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
Und umstrahlt ihr den Geist mit des heiligen Tages Erscheinung,
Der den Locken der Braut Rosen und Myrthen umflicht:
Athemlos umarmt sie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
Wollust schmachtendem Laut drückt sie ihn fester ans Herz,
Bebt! und wie Abendroth auf regenbeträufelter Rose,
Schimmert ein Lächeln sanft über ihr nasses Gesicht.

Der siebzigste Geburtstag.

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnstuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunnarbigem Juchten voll schwellender Haare geziert war:
Tamm, seit vierzig Jahren in Stolp, dem gesegneten Freidorf,
Organist, Schulmeister zugleich, und ehrsamer Küster,
Der fast Allen im Dorf, bis auf wenige Greise der Vorzeit,
Einst Taufwasser gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung gespielt, und hinweg schon Manchen gesungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröstenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte sein Blick und er sank in erquickenden Mittagsschlummer.
Festlich prangt der Greis in gestreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und silberfarbenem Haupthaar
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geschmückt mit goldner Troddel.

Denn er feierte heute den siebzigsten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfarrer
Ausersehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateinische Schul' und die theuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählter Pfarrer in Merlitz,
Und seit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung seines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und stärkende Weine gesendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er selbst und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verschneiete Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen sie Beide, das Fest mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine versiegelte Flasche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh sich gespendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Gesundheit
Ihres Sohnes Zacharias geklinkt und der freundlichen Gattin,
Die sie so gern noch sähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch sprachen sie fort von Tagen des Grams und der Tröstung,
Und wie sich Alles umher auflös' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrauen und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir selbst, du trauteste; solches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer gesagt, wenn du weinetest: Frau nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je größer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer ist aller Beginn; wer getrost fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernährt' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balsamische Trank, der altende, löste dem Alten
Sanft den behaglichen Sinn, und duftete süße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen geziert,
Wo von der Schule Geschäft sie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäst' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und gemuhlt, und mit feinerem Sande gestreuet,
Reine Gardinen gehängt um Fenster und lustigen Alkov,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptisch,
Und das bestäubte Gewächs am sonnigen Fenster gereinigt,
Knospende Ros' und Levkoj' und spanischen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Korb Maililien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten gescheuert die zinnernen Teller und Schüsseln
Auf dem Gesims; auch hingen ein Paar stettinische Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerkieke von Messing,
Besen und Mandelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greise gestimmt und besaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und schimmerte; unten befestigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüsselschilden von Messing —

Digitized by Google

Ihre selige Mutter, die Küsterin, kauft ihn zum Brautschatz — Hatte sie abgestäubt und mit glänzendem Wachse gebonet. Oben stand auf Stufen ein Hund und ein züngelnder Löwe, Beide von Gyps, Trinkgläsern mit eingeschliffenen Bildern, Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Tassen und Aepfel.

Als sie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binsenbeflochtenen Spinnstuhl,
Langsam, trippelte dann auf knirrendem Sande zur Wanduhr
Leis', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichtes an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht störte das klingende Glas und der Gukguk.
Jetzo sah sie hinaus, wie die stöbernden Flocken am Fenster
Rieselten, und wie der Ost dort wirbelte, dort in den Eschen
Rauscht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernstem Gesicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand sie vertieft in Gedanken, und flüsterte halb, was sie dachte:

„Lieber Gott, wie es stürmt und der Schnee in den Gründen sich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reisen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Mensch wohl jagte bei solchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer seines Viehs sich erbarmet!
Dennoch kommt mein Söhnchen, das Fest mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu besonders
Wühlt mir das Herz! Und seht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
Schnurrt, und das Pfötchen sich leckt, und Bart und Nacken sich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"

Sprach's, und trat an den Spiegel, die festliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verschob, mit dem Kuß ausgleichend den Zwiespalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, sie auf den Enkel.
„Nicht ganz schäme sich meiner die Frau im modischen Kopfzeug!"
Dachte sie leis' im Herzen und lächelte selber der Thorheit.

Neben dem schlummernden Greis, an der andern Ecke des Tisches,
Deckte sie jetzt ein Tuch von feingemodeltem Drillich,
Stellte dann die Tassen mit zitternden Händen in Ordnung;
Auch die blecherne Dos', und darin großklumpigen Zucker,
Trug sie hervor aus dem Schrank und scheuchte die sumsenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verschont zur Wintergesellschaft;
Auch dem Gesims' enthob sie ein Paar Thonpfeifen mit Posen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

Als sie drinn umher den Empfang der Kinder bereitet,
Ging sie hinaus vorsichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Gesindestube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief sie, die Thür halb öffnend, Marie, die geschäftige Hausmagd,
Welche gehaspeltes Garn von der Wind' abspulte zum Weben,
Hastiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiser ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umschwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann schieb den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fort glimme, dem leidigen Froste zur Abwehr!
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge, wenn sie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!"

Und der Ermahnenden folgte Marie, und sprach im Herausgehn:
„Barsch durchkältet der Ost; wer im Sturm lustreiset, ist unklug;
Nur ein wähliges Paar, wie das unsrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen sich kraueln."

Sprach's; und sobald sie dem Ofen die funkelnden Kohlen entscharret,
Legte sie Feuerung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Hustend, und schimpfte den Rauch, und wischte die thränenden Augen.

Aemsig stand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd schwitzten die Bohnen und bräunten sich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Gesimse des Schornstein,
Schüttete Bohnen darauf, und fest mit den Knieen sie zwängend,
Hielt sie den Rumpf in der linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoos haushälterisch sammelnd,
Goß sie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte sie nun die rasselnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verspundete, sprach sie gebietend:

„Eile, Marie, und sperre den wachsamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten sich naht, das Gebell nicht stört den Vater!
Denkt auch Thomas an die Karpfen für unseren Sohn und den Pastor,
Der uns zu Abend beehrt, ihr Lieblingsessen von Alters?
Hol' er vor dunkler Nacht! Sonst geht ihm der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorsicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir gestopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenschlag, und sieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"

Kaum gesagt, so enteilte Marie, die geschäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maschigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Geburtstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und schloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs kratzte der Dogg', und winselte; aber, sobald er
Wärme roch vom frischen Gebäck des festlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und streckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thomas mit gewaltiger Arbeit
Häckerling schnitt, denn ihn fror, und sie sagt' in der Eile den Auftrag.

„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thomas, vor dunkler Nacht! Sonst geht dir der kitzliche Fischer
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unserem Sohn und dem Pastor!

Thomas antwortete drauf, und stellte die Häckerlingkad' hin:
„„Splitter', Marie, und Karpfen verschaff' ich dir früher, denn noth ist!
Wenn an dem heutigen Tage sich kitzelich zeiget der Fischer,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald ist der Hälter geöffnet!""

Also der rüstige Knecht; da rannte sie durch das Gestöber,
Stieg auf den Taubenschlag, und pustete, rieb sich die Hände,
Streckte sie unter die Schürz' und schlug sich über die Schulter,

Digitized by Google

Als sie mit schärferem Blick in des Schnees umnebelnden Wirbeln
Spähete, siehe, da kam's mit verdecktem Gestühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg sie herab, und brachte der ämsigen Mutter die Botschaft,
Welche der Milch abschöpfte den Rahm zu festlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht sicher, doch glaub' ich!"
Also Marie: da verlor die erschrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie', und sie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos! ihr entflog im hastigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Gekling' und das Klatschen der Peitsch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Ross' in den Hofraum,
Blank geschirrt, und der Schlitten mit halb schon offnem Verdeckstuhl
Hielt an der Thür', und es schnoben, beschneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „„Willkommen!"" daher, „„Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?"" und reichte die Händ' in den schönen Verdeckstuhl;
„„Lebt in dem grimmigen Ost mein Töchterchen?"" Dann von den Kindern,
Selbst sich zu schonen, ermahnt: „„Laßt, Kinderchen!"" sprach sie, „„dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eisernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unser Geschlecht steinalt und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt ist zart und scheuet die Zugluft.""

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entsprang, umarmte sie eilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußsack,
Und liebkoste viel, mit Kuß und bedauerndem Streicheln,
Zog dann Beid', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Rasch in das Haus, dem Gesinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„Aber wo bleibt mein Vater? Er ist doch gesund am Geburtstag?""
Fragte der Sohn. Schnell tuschte mit winkendem Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagsschlummer im Lehnstuhl!
Laß mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen segnet!""

Sprach's und führte sie leis in der Schule gesäubertes Zimmer,
Voll von Tisch und Gestühl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo sie an Pflock' aufhangte die nordische Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geschirmt und das seidene Halstuch.
Und sie umschloß die Enthüllten mit strömender Thräne der Inbrunst:
„Tochter und Sohn, willkommen! Ans Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Altenden Freud', in Freud' auch altet und greiset
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wir gesehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermalt, du frisch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Gesicht roth glühet vom Ostwind!
O du Seelengesicht! Denn ich duze dich, weil du es forderst!
Aber die Stub' ist warm und gleich soll der Kaffee bereit sein!""

Ihr um den Nacken die Arme geschmiegt, liebkos't die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Also geschah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarst und erzogst mir den wackern Sohn Zacharias,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er sagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind sein.
Fröhliches Herz und rothes Gesicht, das hab' ich beständig,
Auch wenn der Ost nicht weht. Mein Väterchen sagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Gesundheit."

Jetzo sagte der Sohn, sein Weib darstellend der Mutter:
„„Mütterchen, nehmt sie auf Glauben! So zart und geschlank, wie sie dasteht,
Ist sie mit Leib und Seele vom edelsten Kerne der Vorwelt.
Daß sie der Mutter nur nicht das Herz abschwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichsten Kuß zum Geburtstag.""

Schalkhaft lächelte drob, und sprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Besseres bring ich im Koffer
Unserem Vater zur Lust, und dem Mütterchen ohne dein Wissen!"

Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leise die Thür', und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trautesten Kinder Umarmung.

Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälscht auf dem Scheitel bewahret!
Mit heran! wir verstehn,
In dem Reigen uns zu drehn,
Wie er mischt, wie er trennt, wie er paaret!

Die Weiber.

Sacht, ihr Kinder!
Tanzt gelinder!
Schaut auf unsern Ehrentanz!
Unsre Hauben,
Mögt ihr glauben,
Sind so gut, wie euer Kranz!

Die Mädchen.

In's Gesicht uns geschaut,
O ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub' euch gefalle!
O wie schön! o wie jung!
Zu der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht sind wir alle!

Die Weiber.

Liebe Männer,
Ihr seid Kenner;
Rühmt doch unsrer Hauben Schnitt!
Laßt die tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtsam, Schritt vor Schritt!

Die Mädchen.

Ja gedrehet! ja gerollt!
Wie die Regel es gewollt!
Mit hinauf! mit hinab! in die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o so warm!
Sich begegn' an der Wang' und dem Munde!

Die Weiber.

Wir auch schreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu!
Freundlich blickend,
Händedrückend,
Gehn wir uns im Tanz vorbei!

Die Mädchen.

O herum mit Gesang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freieren Tanze!
Wann die Haub' uns geziemt,
Sei das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Alle.

Dann so friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

Digitized by Google

Die kleine Näherin.

Schwesterchen, mein Finger thut
Mir so wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
Daß ich nähe;
Eh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Lobe neckt' er mich,
Bald mit Tadel;
Plötzlich hat er einen Stich
Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Zorn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
So gewaltig!
Stich nur, lacht' er, stich nur zu;
Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruß!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schwester, mehr wie einen Zoll
Bist du größer;
Wie man was vertuschen soll,
Weißt du besser.
Mutter, sag' ich, suche doch!
Mäuschen trug ihn wohl in's Loch!

Die Kartoffelernte.

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Ueberschwang!
Ob wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch ist immer kein Vergang;

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schöngekerbten Knollen,
Weiß und roth, und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

Nicht umsonst in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau!
Ward gejätet, ward gehäufet:
Kindlein, Gottes Segen reifet!
Rief ich oft, und traf's genau!

Einst vom Himmel schaute Gott
Auf der Armen bittre Noth:
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Trost, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

Nein, ein Mann ward ausgesandt,
Der die neue Welt erfand!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's sein holdes
Nährendes Kartoffelland!

Nur ein Knöllchen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!
Kaum sind Hände genug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Aber, Kindlein, hört! ihr sollt
Nicht verschmähn das liebe Gold!
Habt ihr Gold, ihr könnt bei Haufen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grad' aus Holland, wenn ihr wollt!

Die Arbeiter.

Frischen Muth, ihr wackern Leute!
Chor. Greift mit an!
Wer was kann, der zeig' es heute,
Chor. Was er kann!
Wer nicht aufstand mit dem Hahne,
Brav zu schaffen, den ermahne
Weib und Mann!
Chor. Wer nicht u. s. w.

Frischer Muth in allen Thaten
Chor. Giebt uns Kraft!
Fortgehn sieht man und gerathen,
Chor. Was man schafft!
Deß wird Jeder überdrüssig,
Der, wenn andre schaffen, müssig
Steht und gafft!
Chor. Deß wird u. s. w.

Sagt, was führt in Sorg' und Zweifel?
Chor. Müssiggang!
Müssiggang ist aller Teufel
Chor. Ruhebank!
Wer umsonst als Hummel immer
Zehren will, dem schmecket nimmer
Speis' und Trank!
Chor. Wer umsonst u. s. w.

Wir mit derbem Hunger gehen
Chor. Froh zu Tisch!
Lecker scheinet, was wir sehen,
Chor. Fleisch und Fisch!
Fleisch und Fisch sind hohe Mahle!
Aber auch bei kalter Schale
Sind wir frisch!
Chor. Fleisch und u. s. w.

Derber Hunger würzt uns alles,
Chor. Kalt und heiß!
Satt auch singt man, froh des Schalles,
Chor. Froh mit Schweiß!
Denn nach Tisch ist Ruhestunde;
Lustgesang in steter Runde
Stärkt den Fleiß!
Chor. Denn nach u. s. w.

Das Nachleben.

Jung ist alles heut und fröhlich;
Denn der Tag ist schön;
Und die Weiblein hüpfen wählig
Trotz den jungen Recken.
Alter Mann, du lachst der Sprünge,
Fröhlich, aber alt?
Setzt euch, Freund'; ein Lied erklinge
Durch den grünen Wald.

Seht, der Vater nickt uns dankend!
Hier euch ausgestreckt,
Wo der dünne Schatten wankend
Uns den Rasen fleckt.
Liebst du mehr der Wärm', o Alter?
Mädchen machen warm!
Nimm die Wild' und steur' als Walter
Unserm Mädchenschwarm.

Ernsthaft, Kinder! Hier vor Jahren
War der Alt' noch jung,
Und mit ungebleichten Haaren
That er manchen Sprung.
Künftig reden wir von Tugend
Und von alter Zeit,
Wann die ausgelassne Jugend
Allzu wild sich freut.

Schaut an jenem Baum die Namen,
Meist verwachsen schon!
Sie, die jung hieher einst kamen,
Sind nun all' entflohn.
Ihr nur werdet ausgedeutet,
Die ihr Stadt und Land
Einst durch gute That erfreutet;
Mehr sind unbekannt.

Digitized by Google

Heil dem Alten, deß Gedächtniß
Kind und Enkel liebt;
Der der Nachwelt zum Vermächtniß
Thaten übergiebt!
Ob wie Schatten auch verschwebet
Auf Geschlecht Geschlecht;
Wer was Gutes that, der lebet
Erst im Tode recht!

Tönt durch alle Zeit, Gesänge,
Tönt dem Guten Dank,
Der uns schuf die Schattengänge
Und die Rasenbank!
Ihn im jungen Lenz besinget
Hier die Nachtigall!
Ihm in schwüler Nacht erklinget
Horn und Wiederhall!

Aus des neuen Lebens Sterne
Schwebt er oft herab.
Durch die Bäum', und schauet gerne
Freuden, die er gab.
Horcht, wie sanft ein leiser Schauer
Von dem Wipfel fleußt!
Gebt, so ruft's, dem Leben Dauer!
Dank dir, guter Geist.

Das Wintermahl.

Immerdar mit Schnee und Eis
Laßt den Winter schalten!
Wer vom Winter Böses weiß,
Mag's für sich behalten!
Dichtgedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punsch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube,
Wärmet uns die Stube.

Tadel hört der Winter viel:
Manchem wird's zu lustig,
Wenn er athmet, dem zu kühl,
Dem zu dumpf und dustig;
Manchem dünkt im weißen Schnee
Gar zu einfach Land und See;
Gern zum Lappen schöb' er
Ewiges Gestöber.

Uns auch machen Nord und Ost
Oft den Pol zu düster;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschlossne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.
Uebles kommt zum Uebeln
Durch das starre Grübeln.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen;
Wälschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies erhellen!
Aber grämlich kreist der Bär
Dort um unsern Scheitel her,
Vom beschneiden Nacken
Schüttelnd Reif und Zacken!

Auf! den Frühlingsgeist geschöpft,
Mit geschweifter Kelle!
Wenig Tropfen eingetröpft
Schaffen Mild' und Helle!
Schaut und voll ist jedes Glas!
Voll das große Deckelfaß!
Unversieglich fleußt es,
Voll des milden Geistes!

Ja, von Paradieseslenz,
Zucker, Rack, Citronen,
Gabt ihr uns die Quintessenz,
Kinder heißer Zonen!
Hat euch kluge Hand gebraut:
Frost und Ungestüm verthaut,
Wie am Morgenstrahle,
Um die heiße Schale!

Wenn ihr, Freund', im Herzen kalt,
Gleich dem Schneemann wäret;
Gleich dem Schneemann würd' euch bald
Haupt und Hirn verkläret!
Hünenschultrig, wohlgebaucht,
Glänzt die schneeige Durchlaucht;
Vor der Augenflamme
Staunet Kind und Amme.

Eingeschenkt den Frühlingssaft,
Ihr des Festes Horen!
Wer ihn trinkt, fühlt Götterkraft,
Fühlt sich neugeboren!
Hell in heller Gläser Klang
Stimmt melodischer Gesang;
Gleich dem Lenz entdunkelt,
Facht das Aug' und funkelt!

Sehnsucht des Alters.

Freundlich ist das Wetter
Für mich alten Mann!
Blüthen treibt's und Blätter,
Daß man's sehen kann!
Leis' im Sonnenscheine
Wank' ich hier und dort;
Denn die alten Beine
Wollen nicht mehr fort!

Nah, ihr lieben Bäume,
Nahe muß ich sehn,
Wie die braunen Keime
Halb entgrünt sich blähn;
Wie hier kaum gestaltet
Blüth' aus Knospen bricht,
Dort schon hell entfaltet
Reiches Obst verspricht!

Manches Jahr gekostet
Hab ich's, und gedankt,
Wann ihr, Blätter, sproßtet,
Wann ihr welkend sankt!
Mancher schon der Brüder
Hier und überall
Sank beim Sprossen nieder,
Sank beim Blätterfall!

Wär' es Gottes Wille;
Gern entschlief' ich bald:
Denn des Geistes Hülle
Wird so schwach und kalt!
Schauer faßt und Beben
Mich vom Fuß zu Haupt,
Wann Gewölk im Schweben
Mir die Sonne raubt!

Wie das Bienchen schaffend
Dort zur Arbeit singt;
Arbeitlos und gaffend
Schau' ich's unverjüngt!
Trau'n, vordem nicht säumig
Trug ich Müh' und Last:
Aber jetzo träum' ich,
Abgestorben fast!

O gebenedeites,
Heiliges Getön,
Wann des Grabgeläutes
Dumpfe Halle wehn!
Matt vom Weltgetümmel,
Sehn' ich mich zu ruhn!
Bald, o Gott, im Himmel
Gieb mir was zu thun!

Huldigung.

Oben glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die schöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Treue,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Brich, o Geist, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort geengt und Zeit!
Auf zu Gott entfleuch mit kranken
Lichtgedanken,
Endlos durch Unendlichkeit!

Digitized by Google

Schau, wie hehr und wunderprächtig
Alles strahlt, so hoch du drangst!
Vater, gut und weis' und mächtig,
O wie dächt' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angst?

Aller Wesen Stimm' erhebet:
Gott ist Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub sich regt und lebet,
Alles strebet
Zu der Geister Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geschrieben
Ward sein ewiges Gebot:
Reine Menschlichkeit zu üben;
Ach zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnsucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereiftern Lobgesang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geist uns angefacht.
Ob der Staub um uns zerstiebe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht!

Der Gesunde.

Gesund an Leib und Seele sein,
Das ist der Quell des Lebens.
Er strömet Lust durch Mark und Bein,
Die Lust des tapfern Strebens.
Was man mit frischem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Wer rein, wie Gott ihn ausgesandt,
Auf Gottes Pfaden gehet,
Voll Stärke hebt er Fuß und Hand,
Und trägt das Haupt erhöhet.
Er herrscht, als Gottes Ebenbild;
Was seine Zunge spricht, das gilt;
Und was er schafft, bestehet.

Braucht's Wort und That, voran ist Er,
Kein Feiger, noch Verstummer!
Und schlage Sturm und Wetter her;
Dem Starken droht kein Kummer.
Sein Werk gedeiht in Hitz' und Frost;
Ihm würzt der Hunger jede Kost;
Ihn labt der süße Schlummer.

Dann schaut er froh das schöne Feld
Im Glanz des Morgenlichtes,
Und fühlt: ein Vater schuf die Welt,
Kein Gott des Strafgerichtes.
Er singet Lied und Dank dem Herrn,
Und freut sich auch an andern gern
Des frohen Angesichtes.

So wandelt er getrost fortan,
Bei wohlerworbner Habe,
Geliebt als Jüngling und als Mann,
Geliebt als Greis am Stabe.
Zuletzt von keiner Siegheit matt,
Versinkt er alt und lebenssatt,
Wie reife Frucht, zum Grabe.

Frühzeitig welket und erschlafft
Der Zärtling und der Prasser,
Gleich Maienbäumchen, deren Kraft
Der Rind' entfleußt wie Wasser.
Erschlaffend traurt er, und bereut,
Vom Lenz und Frühroth unerfreut,
Und wird ein Menschenhasser.

Gesundheit, heiliges Geschenk,
Dich preisen wir in Chören!
O sein wir deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren!
Oft kränkt ein jugendlicher Sprung,
Ein Lüftchen und ein kühler Trunk!
Laßt Gottes Gab' uns ehren!

Julius von Voß

wurde am 28. Aug. 1768 zu Brandenburg geboren; er widmete sich dem Militärdienste. Nachdem er bis zum Range eines Lieutenants gelangt war, entsagte er seinem bisherigen Stande; wahrscheinlich, um seiner Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten sich ungestörter hingeben zu können. Außerdem erhielt er als Auszeichnung den preußischen Militär-Verdienstorden; sein Aufenthaltsort war meist Berlin. Er starb daselbst 1832 an der Cholera. —

Seine bedeutendsten Schriften sind:

Lustspiele. Berlin, 1807—13.
Possen- und Marionettenspiele. Berlin, 1816.
Neue dramatische Schwänke. Berlin, 1817.
Theaterpossen. Berlin, 1819 und 20. 2 Thle.
Neuere Lustspiele. Berlin, 1821. 2 Thle.
Fünfundzwanzig Theaterspiele. Berlin, 1822.
Neue Theaterpossen. Berlin, 1822.
Trauerspiele. Berlin, 1823.
Neuere Lustspiele. Berlin, 1823. 2 Thle.
Auswahl neuer Lustspiele für's Hoftheater. Berlin, 1824—27. 7 Thle.
Kleine Romane. Berlin, 1811—16. 11 Thle.

Außer diesen umfassenderen Werken schrieb er noch eine ziemlich bedeutende Zahl Romane und einzelne Schauspiele.

Sehr treffend charakterisirt ihn Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. V. S. 86 mit folgenden Worten: „Die meiste Energie in frivolen Charakterbildern der Zeit offenbarte Julius von Voß, der die preußischen Zustände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena besser aufgefaßt hat, als irgend ein Anderer. Mehrere seiner Romane schildern das Junkerthum, die Liederlichkeit u. s. w. im damaligen preußischen Heere, und dem Geschichtsforscher wird es vielleicht nirgends so klar, warum Alles so kommen mußte, als bei dieser Lectüre des feinsten Beobachters. In seinen „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottlosen übereilten Ehen und Scheidungen, wie sie damals in Berlin sehr häufig waren, eine meisterhafte Schrift von tiefer psychologischer Wahrheit gleich den besten Satyren der Alten. In seinem „Herrn von Schievelbein" stellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienst zu den höchsten militarischen und politischen Würden gelangt, wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch des „Künstlers Erdenwallen" führt er uns mitten hinein in die ästhetische Faselei, Theater- und Concertwuth, die ebenfalls damals in Berlin ihren Umschwung nahm. Und so sind fast alle seine Romane und Lustspiele treue Bilder seiner Zeit; ja selbst seinen schmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt, z. B. die „Liebe im Zuchthause" ist eine kräftige Wahrheit des Pinsels nicht abzusprechen. Solche Schriftsteller, die von ihrer eigenen Zeit nicht mit Unrecht verachtet werden, erhalten doch für die Folgezeit Bedeutung, wie ein Petronius. Wenn Tausende von albernen Empfindungen, sentimentalen Tugendspiegeln, historischen Romanen u. s. w. vergessen sein werden, weil sie Unwahres darstellen, werden die Schriften dieses Julius von Voß noch Geltung haben wegen der Wahrheit, mit der sie seine Zeit in einem Moment des tiefsten sittlichen und politischen Verfalls schildert."

Digitized by Google

von Vriberg, s. Minnesinger.

Christian August Vulpius,

geboren zu Weimar am 22. Juni 1763, setzte nach vollendeter Schulbildung seine Studien auf den beiden Universitäten Jena und Erlangen fort und befand sich, nach erlangter Doctorwürde der Philosophie, 1787 und 1788 zu Nürnberg als Gesellschafter und Sekretär des Grafen von Soden. Darauf lebte er bis zum Jahre 1790 abwechselnd in Leipzig und Erlangen, von wo er sich nach Weimar begab, um auf einige Zeit die Stelle eines Theaterdichters zu versehen. Im Jahre 1797 wurde er Bibliotheksekretär und 1805 Bibliothekar und Inspektor des weimarischen Münzkabinetes. Im Jahre 1816 erhielt er den Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch die Auszeichnung des weißen Falken-Ordens. Er starb am 26. Juni 1827.

Seine Schriften sind:

Abentheuer des Prinzen Kalloandro. Berlin, 1796. 2 Thle.
Abentheuer des Ritters Palmendes. Leipzig, 1784.
Abentheuer und Fahrten des Bürgers und Barbiers Sebastian Schnaps. Leipzig, 1798.
Aloisio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Quedlinburg, 1826.
Armidero, Roman vom Verfasser des Rinaldo Rinaldini. Rudolstadt, 1804. 2 Bde.
Aurelia, Roman. Rudolstadt, 1804.
Aurora, ein Gemälde der Vorzeit. Leipzig, 1800. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Auswahl romantischer Gemälde. Zittau, 1793. 3 Thle. Mit 2 Titelvign.
Bibliothek des romantisch Wunderbaren. Leipzig, 1805. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Romantische Blätter. Leipzig, 1795.
Geschichte Blondchens. Ein überaus wahrscheinlicher Roman. Halle, 1787.
Budlina, die Heldin Griechenlands unserer Zeit. Gotha, 1822. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Erlinde, die Ilm-Nixe. Meißen, 1827. Mit 1 Steindruck.
Romantische Erzählungen. Hof, 1801. Mit 1 Kpfr.
Fernando und Kaliste. Zittau, 1792. Mit 1 Titelvign.
Fürstinnen, unglücklich durch Liebe. Rudolstadt, 1801. Mit 1 Kpfr.
Gabrino, einer der abentheuerlichsten Ritterromane. Berlin, 1785.
Gallerie der unterhaltendsten Geister- und Zaubergeschichten. Quedlinburg, 1826. 3 Thle.
Geheimnisse aus der Fürsten- und Klosterwelt. Erfurt, 1809.
Romantische Geschichten der Vorzeit. Leipzig, 1792—98. 10 Bde.
Harlekins Reisen und Abenteuer. Halle, 1798.
Glorioso der große Teufel, Roman in 3 Thlen. Rudolstadt, 1806.
Hulda, oder das schöne Wasserfräulein. Leipzig, 1804.
Frau Helda Waldina, die wilde Jägerin. Rudolstadt, 1805.
Johann von Leiden. Wahre Geschichte der Vorzeit. Leipzig, 1805. Neue Ausgabe.
Leidenschaft und Liebe. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, 1799.
Don Juan, der Wüstling; nach dem Spanischen des Tirso de Molina. Penig, 1805.
Karl der Zwölfte bei Bender. Schauspiel in 5 Acten. Rudolstadt, 1800.
Leontine, eine romantische Geschichte. Rudolstadt, 1804.
Lucindora, die Zauberin. Erzählung aus den Zeiten der Mediceer. Leipzig, 1810.
Die Nonne im Kloster Odivales. Frankfurt, 1803. Mit 1 Kpfr.
Operetten. Baireuth, 1790. 18 Bdchen.
Drei Lustspiele. Baireuth, 1791.
Der Maltheser. Ein historischer Roman. Leipzig, 1804.
Opern aus verschiedenen Sprachen übersetzt und für die teutsche Bühne neu bearbeitet. Leipzig, 1794. 1. Band.
Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer. Rudolstadt, 1802.
Don Petro, ein Roman. Berlin, 1785.
Die Portugiesen in Indien. Ein historisch-romantisches Gemälde. Hof, 1793. 2 Thle. Mit 1 Kpfr.
Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 5. ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, 1824. 4 Thle. Mit 18 Kpfrn.
Lionardo Montebello, oder der Carbonaris-Bund. Fortsetzung des Rinaldini. Leipzig, 1821. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Die Rose, eine tragisch-komische Erzählung. Baireuth, 1791. Mit 1 Vignette.
Eduard Rosenthal; eine abentheuerliche Geschichte. Leipzig, 1784. 2 Thle.
Thüringsche Sagen und Volksmährchen. Gotha, 1822. 2 Bdchen.
Adolph von Schönthal. Eine Geschichte dieses Jahrhunderts. Halle, 1787.
Die Schreckenshöhle, oder die Leiden der jungen Miranda. Leipzig, 1810.
Serafina, Trauerspiel in 5 Aufzügen. Halle, 1790.
Die Sicilianer. Rudolstadt, 1803. 2 Bde.
Skizzen aus dem Leben galanter Damen. Regensburg, 1791—93. 4 Sammlungen.
Sommertags-, Nachts- und abentheuerliche Romane. Erfurt, 1788. 2 Thle.
Graf Thalheim, eine romantische Geschichte. Erfurt, 1806.
Theodor, König der Korsen. Rudolstadt, 1801. 3 Bde. Mit 3 Kpfrn.
Thermitonia, das Buch der Geistereien. Leipzig, 1825. Mit 1 Vign.
Truthina, das Wunderfräulein der Berge. Erfurt und Gotha, 1822.
Die Vorzeit. Ein Journal für Geschichte, Dichtung, Kunst und Litteratur des Vor- und Mittelalters. Erfurt, 1817—20. 4 Bde. Mit illuminirten und schwarzen Kpfrn.
Meine Wanderungen. Leipzig, 1787.
Wellenthal. Penig, 1805.
Zauberromane. Leipzig, 1803. 2 Thle.
Die Zigeuner; Roman nach dem Spanischen. Rudolstadt, 1802.
Der Zwerg; ein Roman. Rudolstadt, 1803. Mit 1 Kpfr.

Ein unermüdlicher Schriftsteller war V. keineswegs ohne Talent der Darstellung und der Erfindung, namentlich romantischer Situationen, aber er wandte die ihm von der Natur verliehenen Gaben nicht auf die rechte Weise an und stieg zu dem schlechten Geschmack der Masse hinunter, anstatt diese, wie er gekonnt hätte, zu sich heraufzuziehen. Durch seinen Rinaldo Rinaldini brach er den Rauberromanen, die seitdem wie ein unvertilgbares Geschwür an unserer mittleren Literatur haften geblieben sind und großen Schaden gestiftet haben, die Bahn und eine Legion von Nachahmungen, deren noch jeder Tag neue erzeugt, folgte. Seine historischen Arbeiten sind geschickt zusammengestellte Compilationen. —

Digitized by Google

W.

Johann Friedrich Ludwig Wachler

wurde am 15. April 1767 zu Gotha geboren. Er bestimmte sich für die Theologie und studierte dieselbe zu Jena und Göttingen. Nach beendigten Studien wurde er 1789 als Professor der Philosophie nach Rinteln berufen, nahm aber sogleich im folgenden Jahre den Ruf als Rektor an der Schule zu Herford an. Schon nach vier Jahren, 1794, verließ er diese Stellung wieder, um das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie zu Rinteln zu bekleiden. 1801 wurde er zum ordentlichen Professor der Philosophie und später auch der Geschichte an der Universität Marburg ernannt. Auch diesen Wirkungskreis verließ er, um 1815 als Regierungs-, Consistorial- und Schulrath und ordentlicher Professor der Geschichte nach Breslau sich zu begeben. 1824 gab er sein Amt als Consistorial- und Schulrath auf, um die Oberbibliothekarstelle zu versehen, die er bis zu seinem am 4. April 1838 erfolgten Tode bekleidete. —

Seine Schriften sind:

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur. Lemgo, 1793—1801. 3 Thle.
Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Kultur. Marburg, 1804. 2 Thle.
Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. Marburg, 1807.
Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen, 1812—1820. 2 Bde.
Lehrbuch der Geschichte. Breslau, 1817; 5. Ausg. 1838.
Ansichten über Teutschlands Zukunft. Breslau, 1817.
Freimüthige Worte über die allerneueste deutsche Literatur. Breslau, 1817—1819. 3 Hefte.
Wünschers Lebensbeschreibung. Frankfurt, 1817.
Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Frankf. 1819—1821. 2 Thle.
Philomathie. Frankfurt, 1818—1822. 3 Thle.
Lehrbuch der Literaturgeschichte. Leipzig, 1826.
Die pariser Bluthochzeit. Leipzig, 1828. 2. Ausg.

W. hat sich namentlich großes Verdienst durch seine Forschungen und Leistungen auf dem Gebiete der Literärgeschichte, da er mit reichstem Wissen gründlichen Scharfsinn und die Gabe trefflicher Anordnung und Darstellung verband, erworben. Als Historiker im Allgemeinen zeichnete er sich aus durch Begeisterung für Wahrheit und Recht, treffendes Urtheil, und edle, würdige Diction.

Carl Adolph von Wachsmann

ward am 27. September 1787 zu Grünberg in Schlesien geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und trat früh in preußische Kriegsdienste, an dem Feldzuge von 1806—1807 Theil nehmend. Nach dem Frieden von Tilsit in das Badensche Militair übertretend, focht er in Tirol und Vorarlberg mit und ging dann zu dem in Spanien stehenden Badenschen Contingent. Hier benutzte er alle ihm werdende Muße, um die Sprache, Literatur und Sitte dieses merkwürdigen Landes auf das Genaueste kennen zu lernen, wozu ein längerer Aufenthalt in der Mancha und in Madrid ihn besonders befähigte. Seine Gesundheit litt jedoch sehr von den Beschwerlichkeiten, die er im activen Dienst zu tragen hatte; er kehrte daher 1811 nach seinem Vaterlande zurück, nahm seinen Abschied, verheirathete sich und lebte nun bis 1818 in wissenschaftlicher Stille auf seinen Gütern in Schlesien. Der Tod seiner geliebten Gattin bestimmte ihn, sich nach Breslau zu begeben, um sich dort zu einer Reise in den Orient vorzubereiten. Er ließ jedoch diesen Plan fahren, kaufte sich im Riesengebirge an und lebte, zum zweiten Male glücklich vermählt, bis 1833 auf seinen Besitzungen. Dann siedelte er nach Dresden über, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Seine Schriften sind:

Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1830—1842. 21 Bde.
Lilien. Taschenbuch. Leipzig, 1838 fgde.
Das Urtheil des Vaters. Histor. Schausp. Breslau, 1836.
Monographie der Insel Helgoland. Dresden, 1842.
Viele belletristische, ethnographische, strategische, ökonomische, kritische u. s. w. Aufsätze und Abhandlungen in Almanachen und Zeitschriften.

Reiche Lebenserfahrung, glückliche Erfindungsgabe, lebendig wirkende Phantasie, gute Charakterzeichnung und ein blühender Styl befähigen v. W. Ausgezeichnetes namentlich im Fache der Erzählung zu liefern, um so mehr, als er historische Ereignisse zum Mittelpunkte seiner Novellen macht und ihnen auf diese Weise einen bleibenden Werth verleiht, der durch das Streben dieses Dichters, allem Falschen und Unwahren männlich, aber ruhig, entgegen zu treten, noch erhöht wird.

Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth,

am 28. December 1784 zu Hildesheim geboren und unter dürftigen Verhältnissen, die sein ungemeiner Fleiß durch Stundengeben erträglich machte, auf dem Gymnasium daselbst ausgebildet, bezog 1803 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Besonders Fr. A. Wolf übte auf ihn einen großartigen Einfluß und er bestimmte sich für die academische Laufbahn. Doch wurden seine Vorbereitungen dazu unterbrochen, als er nach kurzer Anstellung am Pädagogium zu Magdeburg 1811 einem Rufe als Subrector am Gymnasium zu Zerbst folgte. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit den neuern Sprachen zu und erlangte dadurch für geschichtliche Forschungen, seine Lieblingsneigung, außerordentliche Vortheile. Im Jahre 1815 erhielt er eine Lehrerstelle an der Hauptschule, zugleich eine außerordentliche Professur für englische und italienische Literatur an der Universität Halle. Diese Doppelstellung machte ihm den sonst sehr angenehmen Aufenthalt in Halle so schwer, daß er 1820 den Ruf nach Kiel als Professor der alten Literatur und Director des philologischen Seminars

Digitized by Google

nicht ausschlagen konnte. 1825 im Herbst ward er als Professor der Geschichte nach Leipzig berufen, woselbst er noch mit vielem Erfolg für die Verbreitung seiner Wissenschaft, auch in Vorlesungen für die gebildete Bürgerschaft, als Docent und Schriftsteller gleich unermüdlich wirkt. Er ist Doctor der Philosophie und Ritter des Dannebrog-Ordens.

Seine Schriften sind:

(mit G. F. R. Günther) Athenäum, Zeitschrift. Halle, 1816—1818. 3 Bde.
Geschichte der Römer. Halle, 1819.
Entwurf einer Theorie der Geschichte. Halle, 1820.
Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Leipzig, 1826—1839.
Hellenische Alterthumskunde. Halle, 1826—1828. 2 Thle. 4 Bde. 1830.
Aeltere Geschichte des römischen Staats. Halle, 1819.
Historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit. Leipzig, 1830—1831. 3 Bde.
Europäische Sittengeschichte. Leipzig, 1831—1839. 5 Bde.
Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg, 1840.

Gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, eindringende Forschung, Gedankenreichthum und Kraft und lebendige, beseelte Darstellung haben W. eine sehr geachtete Stellung unter den deutschen Historikern erworben, trotz dem daß sein Styl von Einigen als gesucht und gratiös angegriffen worden; ein Tadel, der ihn jedoch keineswegs und nicht überall so strenge trifft, als er ausgesprochen ward.

Ferdinand Wachter,

am 29. Juni 1794 auf dem Rittergute seines Vaters zu Renthendorf in dem, damals kursächsischen neustädter Kreise geboren, studierte seit 1816 zu Jena die Rechte. Er habilitirte sich daselst 1820 als Doctor der Philosophie und erhielt 1834 eine außerordentliche Professur dieser Facultät.

Seine Schriften sind:

Die Unanwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutschen Sprache. Jena, 1820.
Die Liebesrasenden und der Brudermord. Jena, 1821.
Otfried und Repgau, ein scherzhaft-ernstes Gemälde. Neustadt a. d. O., 1821.
Brunhild, Trauerspiel. Jena, 1821.
Rosimund, Trauerspiel, und Minnelieder. Jena, 1823.
Thüringische und obersächsische Geschichte bis 1247. Leipzig, 1826. Fortsetzung, Leipzig, 1830.
Forum der Kritik im Gebiet der Geschichte. Altenburg, 1828.
Stiorri Sturluson's Weltkreis (Heimskringla übersetzt). Leipzig, 1835—1836. 2 Bde. bis jetzt.

Einer der gelehrtesten und gründlichsten Forscher und Kenner auf dem Gebiete deutscher, besonders thüringischer Geschichte.

Johann Georg Wachter

wurde am 7. März 1673 zu Memmingen geboren. Er studierte zu Tübingen, Leipzig, Halle und Frankfurt, und unternahm nach absolvirten Studien auf Kosten des Kurfürsten von Brandenburg eine Reise nach Holland. Nach Beendigung derselben lebte er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und genoß eine ihm ausgesetzte Pension. Als er diese unter Friedrich Wilhelm I. verloren, ging er zuerst nach Dresden, dann nach Leipzig, wo ihm eine nicht unansehnliche Besoldung auf Lebenszeit vom Magistrate ausgesetzt wurde. Er starb am 7. November 1757.

Sein Werk:

Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae. Lips. 1736. 2 Tom.

wird als eine treffliche Vorarbeit für alle späteren Untersuchungen und Forschungen auf diesem Gebiete noch immer mit Recht sehr geschätzt.

Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter

ward am 25. November 1762 zu Uelzen im Lüneburgischen geboren, studierte in Göttingen Theologie und lebte sodann als Kandidat zu Hamburg. 1792 wohnte er unter den Hannöverschen Truppen einigen Feldzügen gegen die Franzosen bei und ward vor Mainz verwundet. Nach Hamburg zurückgekehrt war er am Erziehungsinstitut des Professor Voigt thätig. Seit 1814 übernahm er selbst die Leitung dieser Anstalt. Als Schriftsteller trat er gewöhnlich pseudonym als Veit Weber auf. Er starb am 11. Februar 1837.

Er gab heraus:

Sagen der Vorzeit. Berlin, 1787—1798. 7 Thle.
Holzschnitte. Berlin, 1793.
Historien. Hamburg, 1794.
Wilhelm Tell, Schauspiel. Hamburg, 1794.
Der Nachtbote. Berlin, 1793.
Für Freiheit und Recht; zwei Reden. Hamburg, 1815.
Ulrich von Hutten. Hamburg, 1818.
Einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

W's Sagen der Vorzeit, mit denen er, durch Goethe's Götz von Berlichingen angeregt, das Thun und Treiben während des deutschen Mittelalters in Erzählungen darzustellen suchte, machten zur Zeit ihres Erscheinens, vorzüglich wegen des Gegensatzes, den sie zu dem vorherrschenden sentimentalen Ton bildeten, großes Aufsehn und wurden begierig gelesen. Licht und Schatten verstand ihr Verfasser allerdings in scharfem Contraste wirken zu lassen, auch ist ihm eben so wenig Originalität als genauere Kenntniß jener Zeiten abzusprechen, aber es fehlten ihm Anmuth, Grazie, Feinheit der Empfindung und wahrhaft poetische Durchdringung der von ihm behandelten Stoffe, und das Interesse des Publikums an seinen Schriften verlor sich bald, so daß er den ihm zu Theil gewordenen literärischen Ruhm lange überlebte, um so mehr, als seine anderen Schriften den Sagen der Vorzeit in jeder Hinsicht nachstehen.

Wilhelm Heinrich Wackenroder

ward 1772 zu Berlin geboren, wo sein Vater Rath und Bürgermeister war, und studierte zu Berlin und Halle Jurisprudenz. Er war ein vertrauter Freund L. Tieck's, da er zugleich mit demselben sowohl seine Schul-, als Universitätsjahre verlebte. Er starb aber leider noch sehr jung am 13. Februar 1798 als Referendar bei dem Kammergericht zu Berlin.

Von ihm erschien:

Herzergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 17

Dies in mancher Hinsicht treffliche, durch Tiefe u Reichthum der Gedanken und gründliche Kenntniß Kunst vorzüglich ausgezeichnete Buch, läßt, trotz der H neigung zur Mystik, auf das Lebhafteste bedauern, d sein talentvoller Verfasser schon so früh seinem Va lande entrissen wurde.

Carl Heinrich Wilhelm Wackernagel,

am 23. April 1806 zu Berlin geboren, studierte, von Kindheit an im Kampfe gegen dürftige Verhältnisse geübt, von 1824—1827 in seiner Vaterstadt unter Lachmann's mächtigem Einfluß besonders deutsche Literatur. Seit seinen akademischen Jahren privatisirte er bis 1830 zu Breslau; 1831 kehrte er nach Berlin zurück, wo er jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen keine entsprechende Anstellung fand. Daher folgte er im Frühlinge 1833 einem Ruf an die Universität und das Pädagogium zu Basel, wo er 1835 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt, und, nachdem ihm 1836 das preußische Bürgerrecht entzogen worden war, 1837 mit dem Bürgerrecht beschenkt wurde.

Er veröffentlichte:

Das Wessobrunner Gebet und die Wessobrunner Glossen. Berlin, 1827.
Gedichte eines fahrenden Schülers. Berlin, 1828.
Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock. Berlin, 1831.
Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel, 1833.
Die altdeutschen Handschriften der Bas'ler Universitätsbibliothek. Basel, 1835.
Ueber die dramatische Poesie. Basel, 1838.
Schwabenspiegel, erster Theil. Zürich und Frauenfeld, 1840.
Deutsches Lesebuch. Basel, 1839—1840. 2 Bde. 22. Aufl.

Höchst verdient um die nähere Kenntniß der deutschen mittelalterlichen Literatur durch seine eben so geistreichen als gründlichen und genauen Forschungen und Leistungen, hat er sich auch als lyrischer Dichter durch die Frische, Wahrheit, Naivetät und Lebendigkeit seiner Poesieen sehr rühmlich vor der Menge ausgezeichnet.

Der Tropfen.

Ein Tropfe fällt, es klingt
Das Meer nur leise,
Die Stelle wird umringt
Von Kreis' an Kreise.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Die Alpenrose.

O Alpenrose!
Vergönne mir, daß ich dich lob' und preise;
Vergönn's dem Winde, daß er mit dir kose.

O Alpenrose!
Ich bin der Wind, doch nicht in Windes Weise:
Ich nehme nur dein Lob mit auf die Reise.

O Alpenrose!
Hier vor den Leuten lob' ich dich in Versen:
Mit mir und dir allein thu ich's in Prose.

O Alpenrose!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne süße,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe lose!

O Alpenrose!
Als Falter komm' ich zu dir hergeflogen,
Daß ich dich schauen mög' und möge loben.

O Alpenrose!
Der Falter bin ich, der von deinem Throne
Sich Edelsteine holt für Kleid und Krone.

O Alpenrose!
Der Falter bin ich, der von deinem Brosem
Nur einzig lebt, und webt in deinem Odem.

O Alpenröslein!
Gott lohne dirs, du grün beschattet Sträußlein:
Ich will ja deines Lachens nur ein Bröslein.

O Alpenrose!
Als du entsprossest aus der Mutter Schooße,
Da wog das Schicksal nichts als weiße Loose.

O Alpenrose!
Ob rings die Sonne funkl' im thauigen Grase,
Du blühest siegreich fort in deinem Moose.

O Alpenrose!
Schön ist die Ros' im Thal, doch schöner diese
Hoch über Thal und Staub erblühte Rose.

O Alpenrose!
Die Nachtigall sitzt da auf ihrem Reise
Und zweifelt, welche Rose sie erkiese.

O Alpenrose!
Ich zweifle nicht: vom Dorn der Dornenrose
Ist wund mein Herz: o heil' es, dornenlose!

O Alpenrose!
Schau wie sich auch mit ihren weisen Nasen
Im Gärtlein dort die Tulpen all erbosen.

O Alpenröslein!
Das Bäslein nimmt sein elfenbeinern Döslein
Und schnupft und giebt dem Bäslein auch ein Prisla.

Rose der Alpen!
Laß sie den Turban rechts und links nur stülpen:
Zuletzt vergibt der Neid doch alle Tulpen.

O Alpenrose!
Du grünst und blühst und glühst bei Schnee und Eis
Der Schnee hat Sorge, daß er nicht zerfließe.

O Alpenrose!
Ein Bächlein hüpft aus der krystallnen Klause
Und spricht von dir mit plauderhaftem Tosen.

O Alpenrose!
Du grünst und blühst und glühst bei Schnee und Eis:
Rund um mein Herz blühst du in gleicher Weise.

O Alpenrose!
Auf lebt mein Herz und wird zur grünen Wiese,
Die rings umsäumt das süße Roth der Rose.

Digitized by Google

O Alpenrose!
O grün' und blüh', daß dieser kahle Felsen
Sich grün belauben mag' und roth berosen.

O Alpenrose!
Ein glitzernd Tröpflein hält dein Kelch umschlossen:
Ist's Thau? sind's Thränen, die auf dich geflossen?

O Alpenrose!
Die Thräne ruht in deines Kelches Schooße,
Die Thräne, meiner Liebe treufter Bote.

O Alpenrose!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne lose,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe süße!

Christian Jacob Wagenseil

ward am 23. November 1756 zu Kaufbeuern geboren, und privatisirte Anfangs, nachdem er das Studium der Jurisprudenz absolvirt hatte, in seiner Vaterstadt, sich blos der Schriftstellerei hingebend. Später erhielt er daselbst die Stelle eines Actuars und 1795 eines Kanzleidirektors, Archivars und Bibliothekars. 1804 wurde er als Stadtkommissär nach Kempten versetzt, und kurze Zeit darauf zum Kreisrath des Illerkreises ernannt, dann aber als königlicher Regierungsrath zu Augsburg berufen, wo er 1837 starb.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Schildheim, eine Geschichte. Gotha, 1779. 2 Thle.
Ehrlichkeit und Liebe, Schauspiel. Gotha, 1779.
Die Freimaurer, Lustspiel. Kaufbeuern, 1780.
Beitrag zur Weisheit und Menschenkenntniß. Gotha, 1780 u. 81. 4 Thle.
Neue Beiträge. Dessau, 1783. 2 Thle.
Der Abschied des Kalas. Drama. Kaufbeuern, 1781.
Historische Unterhaltungen. Augsburg, 1781. 6 Thle. Neue Ausgabe 1811.
Vaterlandsgeschichte. Augsburg, 1783—1796. 3 Thle.
Vermischte Gedichte und prosaische Aufsätze. Kempten, 1785—1814. 5 Thle.
Der abenteuerliche Simplicissimus. Leipzig, 1785.
Der Gang der Vorsehung. Leipzig, 1791 u. 1793. 2 Thle.
Die Hausfreude. Leipzig, 1807.
Neues historisches Handbuch. Augsburg, 1820—22. 3 Thle.
Ulrich von Hutten. Nürnberg, 1823.
Geschichte gefallener Minister u. s. w. Karlsruhe, 1823 u. 24. 2 Thle.
Beitrag zur Geschichte der Reformation. Leipzig, 1829.
Literarischer Almanach von Ratzenberger dem Jüngeren. Leipzig, 1827 fgde.

Ein gewandtes und gefälliges Talent, ausgezeichnet durch gute Darstellung vorzüglich historischer Gegenstände, jedoch zu rasch und nur für das größere Publikum arbeitend, als daß er etwas Bedeutendes von bleibendem Werthe hätte liefern können.

Ernst Wagner

ward 1768 am 2. Februar zu Roßdorf bei Meiningen geboren, wo sein Vater Pfarrer war, blieb im älterlichen Hause bis zu seinem Abgang auf die Universität Jena, da er durch seinen in der alten Literatur ziemlich bewanderten Vater ohne weiteren Unterricht bis zu dieser Reife herangebildet worden war. Von Jena zurückgekehrt erhielt er in seinem Geburtsorte vom Freiherrn von Wechmar die Stelle eines Gerichtsactuars, Privatsekretairs und Verwalters; welchem Amte er bis 1805 vorstand, wo er als Kabinetssekretair nach Meiningen berufen wurde. Er starb daselbst am 25. Februar 1812.

Seine Schriften sind:

Die reisenden Maler. Leipzig, 1806. 2 Thle. Neue Ausgabe 1820.
Wilibald's Ansichten des Lebens. Meiningen u. Hildburghausen, 1806. 2 Thle. Neue Ausg. Leipz. 1822.
Reisen aus der Fremde in die Heimath. Hildburghausen, 1805—1810. 2 Thle.
ABC eines 40jährigen Fibelschützen. Tübingen, 1810.
Isidora. Tübingen, 1812.
Gesammelte Schriften, herausgegeben von Mosengeil. Leipzig, 1824—1828. 12 Bde. in 12.

Glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung, reiche Naturanschauung, Wärme und Innigkeit, so wie Anmuth der Darstellung und gefälliger Witz, zeichnen W's Romane sehr vortheilhaft aus und werden sie im Andenken der Leserwelt noch lange erhalten. Schade, daß hier und da eine versteckte Lust an Sinnlichkeit hervorblickt, die nicht kräftig und großartig genug, um entschieden hervorzutreten, mitunter dem Tone des Ganzen etwas Weichliches und Süßliches verleiht, und so dem Totaleindrucke schadet.

Auszug aus E. Wagner's historischem ABC.

Affektirtes Wesen. Ist auf der lieben deutschen Erde eine sehr häufige Erscheinung, die wir alle täglich in unsern Spiegeln und sonst bemerken können. Meine erste Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abscheulich vorkommt, bestand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu sagen, klinge bäurisch: es müsse heißen „Collrad." Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich schon buchstabirt und gelesen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die ein Mal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" sagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range steigt und abnimmt, und in den allervornehmsten und gebildetsten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrschen, sondern nur die reinste, von allem wirklichen Betragen schon gänzlich befreite Affektation. Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frei von affektirtem Wesen, wiewohl es in dieser Klasse bis jetzt viel seltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der sogenannten Mantelfamilie. Es äußert sich indessen unter den Landleuten meistens blos in der Sprache, und klingt fast immer komisch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren, — sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte zur Dame gewordne niedersächsische Bauernmädchen: „die schönste Stadt in der Welt sei und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein Hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er besitze sehr schöne Feldgäuter und besonders eine mächtig große Weise." (Feldgüter, Wiese.) Ein Thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W." Ein Fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein breitmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagsessen: „grüne Erweesen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbsen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütsen*). Doch, Ehre,

*) Hütse nennt man in einigen fränkischen Gegenden eine Art von sehr festen Klösen. Daher kommt das Räthsel: „Welches ist der Unterschied zwischen Hütsen und Klösen?" Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: diesseits der fränkischen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mir, der jetzt in Sachsen-Meiningen diese Note verfertigt) nennt man diese Magenpflastersteine „Hütse," jenseits „Klöse."

Digitized by Google

dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Erklamation „Behüteuns!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: (!) Selbst beim Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum ersten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Portraitmaler seinen Kopf erst durch das Glas aufreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte sein; denn — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schöner Willkühr wiedergiebt, hierbei immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doctor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadheit umdüftert hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühl nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Gesängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genusse, suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

Apostroph. Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau.) Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden sein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Kateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle — o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

Castrat. Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen sänge und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche nnd gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt! und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödtlich sein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig umschließt. Es giebt kein Heilmittel für solche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunst. Wie schön ist es, von diesem Uebel frühe, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuem Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir? In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40sten), lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren von Thurme blasen." Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen, — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die unreinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man dreifert [illegible]

Digitized by Google

alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt sein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So viel dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal angeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott gesegne dir's!“

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei diesen beiden — da ich mich längst resignirt hatte, — der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freilich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich besonders lieb gewann. Das erste hieß: „des Verstorbnen sogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth; — kurz: so oft der Verstorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenossen und Freunde mehr Rath und Hülfe fand, schloß er zum Trost seinen Auerbachshof auf, — und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sei und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden rühren, — damals aber fast zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwarme des zarten Jahres, berühren auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor?“

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer seltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt,“ von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden, — und so und so müßt ihr es anstellen.“ Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntschäckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister, — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur tugendhaft bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken“ hervorspötteln!) wieder herbeiwünschen ließen? Das Schlimmste bei allen solchen Dingen ist, das nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beide Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anmahnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend sind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben sein!

Freundschaft. (S. den Art. Liebe.) Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißsprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schon: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht; sie ist das große alleinthätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorsam, als bloß gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine), so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten

Digitized by Google

Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus seinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an seinen vortrefflichen Tisch zu. „Das geht ja gut!" denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen schon an dem hübschen Thore hält. Aber da steht der grobe, abscheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun ist mir die ganze Entree versalzen! — Da ich die Stadt A. verlassen will, um nach C. zu reisen, fehlt es, wegen der starken Durchmärsche, an Pferden. Ich machte einen letzten Versuch auf der Post, werde abgewiesen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutscher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner sich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erst sein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillscheid, der Bediente wird zurückgeschickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberschreite, (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) sehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her ist, welcher heute Holz einführt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen, und fange bei der Gräfin O. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat; sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will sogar im Concerte meine Nachbarin sein. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von E. gerufen wird, und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C." nannte,) den besten Platz — das heißt neben dem seinigen — einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühsam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wandrern, beiseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst, — da erschienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrthengebüsch, und kühltest seine Stirne mit deinem himmlischen Kusse und führtest ihn sanft aufwärts durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich entschwebte mir deine göttliche Gestalt, — und ein hämischer Satyr stieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hindernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch allenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch. Die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum so viele der neuern Menschen wollen, daß man sich vor Gewittern nicht fürchten soll. Nehmt mir die Furcht davor, so nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches schrecklich schöne Gewitter hat mir geschadet, meinen Nächsten erschlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgerissen, Menschen und Vieh getödtet, und nur andere, fremde Gegenden beglückt, — und ich sollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufschauen zum barmherzigen Lenker der Weltereignisse, wenn ein schweres Wetter heraufzieht? — Welch abgeschmacktes unmenschliches Ansinnen einiger — selbst furchtsamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glück sehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern so viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigen, gerade die Furchtsamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angst abhielten, so wie man im Dunkeln gern laut wird. Sobald ich mich von der Richtigkeit dieser meiner Bemerkung ein Mal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren selbst, fing beim nächsten Gewitter an zu predigen; — es ging vortrefflich; man versuche es nur, es hilft und schafft die Angst vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man sich dabei gewissermaßen als eine officielle göttliche Person fühlt. Wer sich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich beim Gewitter von ganz fremden Dingen zu sprechen, und zeigt sich nicht inspirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich ist. Doch sind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer sich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der sucht besonders (wie z. B. ich), das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird sich alles erquicken! Wie wird die Gerste wachsen! Nun kann es noch Klee geben!" u. s. w.) und gibt sich wenigstens alle Mühe, das Gewitter — so lange es noch irgend möglich ist und die Schlossen nicht gar zu dicht fallen, — zu entschuldigen, nämlich über das, was es schon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen sucht er alle Gründe Anderer — wenn sie behaupten, es komme nicht hierher, sei leicht, thue nichts, oder sei schon vorüber, — sorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch stets die Achseln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wissen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, so weit sind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und schneckenfett angezogen!" u. s. w. — Kurz, er schmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angst fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wiesen- und Fruchtbäume im vollen Blüthenschmucke da standen, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich schon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzen untersuchte, und — erstarrt fand! Der Mißmuth des Landmenschen über einen solchen gewissen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unserer Beschämung finden wir es am Morgen fast nie so schlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu schützen. Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich sah, wie ein schweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit dastehende Ernte hereinzubrechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einst rings um mich her in der Fülle des Sommers und schien sich schon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen desselben anvertraut; ich hielt sein Gedeihen und Verderben für das meinige, und sann bereits auf schnelle Förderung des herrlichen Erntegeschäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller bisher schon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüsse machen, und ach, die jetzt erscheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur! Es tönten die ersten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und selbst ein drittes zu beiden Seiten! Hilf, Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finstere Ganze. Nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwei elektrischen Geschlechtern wie Brautgetümmel ungeheurer Geister; näher und höher tönt das Rasseln; — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank

Digitized by Google

dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge empor, als die Lerchen wieder sangen; und sanftschwankende Töne entwanden sich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht singen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar sein?"

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir so wenig Zweck und zu viel Selbstständigkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beiden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivität ab und um, und oft, — wenn jene Zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sei beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um; — und das hat mir ihn so lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene Beiden, (ich sehe ihn gern in ihrer Gesellschaft,) er spielt nur mit ihnen, und oft ein schönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Carreaux und dem Witz auf seinen „Treff" immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beiden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und daß er am Ende immer so wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darin besteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es ist bewunderungswürdig, welche Reichthümer unsre Phantasie, indem wir eine interessante Geschichte lesen, noch zwischen die Darstellung hineinträgt! Besonders wenn die Geschichte eine bedeutende Ueberschrift hat, auf deren Erfüllung wir nun passen. Wenn ich z. B. im Ziegler oder Franzisci die Ueberschrift las: „Der funfzehnte Junius. Wurde N. N. mit sieben Dolchstichen grausamlich ermordet —" oder gar: „Fiel Abends das grausame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor" — wie war dann schon vor dem Lesen die Phantasie geschäftig! Ich ergriff sogleich Parthei und setzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt; ja ich war selbst diese Stadt. (Dieß geschah indessen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberschrift „das blutige, doch muthige N." oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, so wie ich überhaupt in allen See- und Feldschlachten fast immer die Parthei des Siegers nahm.) Nun las ich die ersten Zeilen, und — stand dann selbst am bedrohten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langsam, und in der düstern Abenddämmerung schien sie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald sollte sie ja die Stille dieser Nacht ermorden; — nach wenigen Augenblicken sah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entsetzliche Geschrei der gellenden Commandopfeife verkündigte schon den prasselnden Einsturz meiner Paläste, wie der Blitz den Donner u. s. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch größere von falschen) Umständen hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers selbst bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantasie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste, was man im Jahre pflanzt; er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der frühesten. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude daran mit mir theilen. Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgeschaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue ersetzte, und dabei oft mit Entzücken den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittenen Zweige sog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in den selbstgepflanzten und gerathnen Bäumchen! O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum seid ihr von der Erde verschwunden? Warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft beschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte, — deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfing. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die Bibel sogleich verbunden wird, eine solche Weltansicht bewirken. Abgesehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Israeliten immer ein höchst wichtiges und interessantes Bild des großen Schicksals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein sie sind für die Geschichte das merkwürdigste Beispiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufstellte, wie sie nicht erkannt und verehrt werden wolle, — und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen, ist eine Warnung für alle Geschlechter, welche die Wahrheit hassen. Wollte Gott, wir könnten das Unsrige von dieser thörichten Sünde frei sprechen! Uebrigens nahm ich freilich die Israeliten für viel bedeutender an, als sie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und diese irrige Unterstellung habe sich auch durch nachherigen historischen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachtete ich die Israeliten, bis zu Jesus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern und geschichtlich erscheinen), als unsere Vorfahren und ehrwürdige Voreltern, deren heilige Länder auch als unser Vaterland erscheinen. Abraham war stets auch mein Erzvater; und zu seiner Zeit waren nach meiner Meinung noch immer keine andern Menschen auf der Erde zu sehen, als er und seine Familie, die sich nun allmälig umher verbreitete. Die lichtesten Punkte ihres Aufenthalts sind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

Kluge Kinder haben mich stets besorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, und dann dasselbe selbst speiset, dagegen aber das ihm bestimmte Brod, „damit der Hund es ihm nicht nehme," in den Winkel versteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichste Geschichte davon zu erzählen weiß, wie weit es sich heute von seinen „sechs schwarzen Hengsten," die in sechs schwarzen Bohnen bestehen, habe herumkutschiren lassen: — dergleichen Kinder sind gewöhnlich die beliebtesten und waren mir von jeher fürchterlich. Das ist nicht die schöne Selbsttäuschung der kindlichen Phantasie! Nein, es ist der eigennützige alte Lügengeist, den du schnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt!

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch — geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung, — ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drei große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bei besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Lazertagen betrachten; und dann war auch ihre Wirkung immer die sicherste und beste. Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden und mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuren Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bilde, die mir damals vorzüglich werth waren, und mich bei jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergessen — und daraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen sein mag. Das zweite stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und noch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig dazuliegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz! — die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten sein mußte. „Hier, dachte ich: gehen mir die Rechten, Wahren spazieren! Hier muß das Betteln Etwas eintragen; — und, welche Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!" Unten standen folgende Verse:

Digitized by Google

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud'."

Also machte der Dichter nicht ein Mal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete! Er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so sein, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft,) Hei, was da große Ehre gepflogen ward!" Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegentheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet sein sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. „Ei, ei, sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Frazen: ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst ein Mal in eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen." Dann fiel es mir freilich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemalt seien: aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuren Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffee's, „so großer Ehren pflegen" konnte. Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborden nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehreren Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr Viele sind verliebt in's Spiel von Kegelschieben,
Wobei man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabei in dem Schmarocheln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viels Kegel an."

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarocheln sei. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichten konnen! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind), auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einziges Mal in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmarocheln könnte!

Kindheit. Das Leben der Kindheit setzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigstens Geschwister voraus, in jedem dieser Fälle aber auch ein gewisses häusliches Verhältniß, das ich nicht beschreiben kann. Daher können gar viele Menschen (z. B. früh vereinzelte Waisen, solche, die sehr bald in große Pensionen kämen, auf Reisen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großstädter u. s. w.) nicht eigentlich sagen, daß sie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt oder gelebt haben. Ihr Schicksal schmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank sei der milden Weisheit Gottes für diese himmlische Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein seliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünstigungen in der Folge bald ein schöner Ersaz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleistet ward. Entbehren müssen sie aber doch gar Manches! — und gern wollte ich gegenwärtiges schon an sich breites Büchlein noch weiter ausspinnen, wenn ich ihnen dadurch verständlich werden könnte; wenn ich nur sie dadurch zu Mitgenossen meiner eignen seligen Nachgenüsse zu beleben vermöchte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich dir vor vielen Andern schuldig!

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete; — wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte,) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor sie hinsetzte, bösen und lüderlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermogen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte, und so immer tiefer in den schrecklichen Müßiggang versiel! O, ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens, — in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue versenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kennt!" — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht, sähet die bittre Thranenfluth, von der es überströmt wird, — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte, — dennoch so vieles Gute nicht that, und indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ, — und daß nun diesem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermogen! Ihr würdet ein Beispiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langenweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitode schnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — seliger sein denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müßigganges, — wo ich, in officieller Maße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband, und auf dem Strome des Innern zwischen den blüthenvollen und gesangreichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslust zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! Und nun sagt mir, gute Menschen! wie ist es moglich, daß man in solchem Müßiggange jemals von der Langenweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen konnen; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Inbrunst. Geschmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sei. Doch bin ich ein Mal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui trifft du ein Mal mit mehrern derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich zusammen; die Gesellschaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung: jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen: und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich sehr oft beim Lobe Anderer besorgt, und bei ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefallt mir gerade nicht, und deßhalb möcht ich sie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind." Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich, aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. s. w. Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt!

Lächerlich. Es giebt wenige — ich möchte sagen keine, — absolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist ungewisser und schwankender, als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn so verschieden die Menschen sind in Rücksicht der Genialität, des Verstandes, der Vernunft, des Geschlechts, Herzens, Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit, Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen, und andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer Gegenstand; und man kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Wirkung rechnen. So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehn Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nämlich unter den Gegenständen keine

Digitized by Google

besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte, und mit ihr den Genius selbst, vollkommen lächerlich. Was sich von diesen Sätzen umkehren läßt, das überlasse ich jedem selbst zur Probe; nur vergesse man dabei nicht, daß Gemeinheit die Gelehrsamkeit keinesweges ausschließt. Mich hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen ein Mal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchstlächerlich vorkamen u. s. w. Besonders geht es mir so mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder ein Mal nicht als lächerlich ansprechen. Doch, ich will sie erzählen, und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. Ich ging mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann,) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich danach, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den zehrenden Dingern (der Schwindsucht) kranken Sohn, Käuse von diesem gegen einen Grenzstein geschossen. Zum Glück aber sei es mit dem Jungen hierdurch besser geworden; und sobald derselbe wieder auf den Beinen sei, werde auch die Flinte so gerade schießen wie ehemals; außerdem aber nimmermehr! Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten bestand,) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Aberglaubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdacht hatte. Derselbe legitimierte sich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll seien keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sei eben so hoch eingeschazt, als obige drei Thiere. So gräßlich mir diese Geschichte anfangs in's Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hatte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugespizt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabei nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Liebe. (S. d. Art. Freundschaft.) Himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde; und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! Oft triffst du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durch's Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer deine Wunder würdig singen! Diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und — erwachen!

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetze; in Ebnen, wenn ich stehen blieb; im Hause beim Anfange des Abendessens; am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Tinte am meisten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbnem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt, war mir fast einerlei mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeizurufen oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen, habe ich selbst manche Beispiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität; und ich konnte auch einen solchen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — Hans Dampf.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt sind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Diese Anlage ist so entschieden, und ich habe ihre Spuren so durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erste göttliche Abzeichen im menschlichen Gemüthe, wodurch sich dieses von aller bloß organisirten Natur unterscheidet, betrachte. Ich habe in den Gesichtern vieler Kinder, lange vor der Entwickelung ihres Sprachvermögens, ganz dieselben Züge erscheinen sehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen diese Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und sogar dieselben mehrmals, durch gewisse Zeichen der Wehmuth und eines wachsenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen gesteigert. Was meine eignen dießfallsigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, so hat sich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen), vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menschen auszanken sah, welcher traurig dazu schwieg; wenn Jemand so auffallend beschämt ward, daß ich die Beschämung einsah; wenn ein Vornehmer einen zerissenen Strumpf, Schlafrock, schlechte Schuhe, schmuzige Wäsche u. s. w. trug, wobei ich stets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Theurung eines gewissen Nahrungsmittel, Kleidungsstücks u. s. w., dessen Vorzüge ich so eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit sehr harten, aufgerissenen Händen oder blutigen Flecken im Gesichte vor mir stand; (ja schon ein jedes Kind, in dessen Gesicht ich Schmuzflecken, einen Kirsch- oder Heidelbeerbart sah, dauerte mich sehr merklich und kam mir leidend vor;) besonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbst- oder Winterkälte herumlaufen sah, dessen Weste von der Hose ein Paar Hände breit abstand, so, daß im Zwischenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchst bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Frostschauer, ja die höchste Noth ahnen; und je mehr sich ein solcher Junge anstrengte, je freundlicher er um mich her sprang, (denn vermuthlich war ihm selbst oft sehr wohl dabei zu Muthe,) und je größere Dienste er mir leistete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer solchen Verfassung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin schlägt wohl Niemand irgend eine Bitte so ungern, und im Nothfall noch mit so viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß lezte Gefühl schon eine Mischung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreierlei Empfindungen in mir erregt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes,) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirthlicher als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer steht, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich ein Mal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der alten Kirche! Ueber den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen theuern Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen, sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmertes und doch sehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob. So wie das Abendroth dort vollends da-

Digitized by Google

hin schwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber! — O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder!"

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804,) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schatten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt und nun nach allen Seiten hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. Da kam von Osten herauf die ernste Nacht. Mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach," rief ich, „sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbenen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren! Warum hoffst du nicht, getreue Seele?" Aber sieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber, und auf ein Mal war jene düstere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich! Mächtig drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwei Lichtgegenden!

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmälig nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müsse er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen! Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall" mehrmals bestätigt gefunden, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannesen, Gottlieben oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freilich wird Niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bei den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, sobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit seinem Namen. Der Unterschied liegt ganz gewiß bloß in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Lieblingshündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beigelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen" benennen. Mir selbst ist es auch, in Rücksicht meiner und meines Haushundes Wechselneigung, und aller seiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Vornhol's — das zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger ist,) Luna oder Lise nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird sie wohl am meisten und ärgsten gefunden; — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erst ein Mensch Hans, so nennt man ihn, sobald er sein Haus an das Dorfwasser baut, sicherlich Wasserhans. Hat er etwa einen kurzen, stämmigen Sohn, so heißt dieser natürlicher Weise Wasserhansendicker, und dessen Tochter wird dann ohnehin als „das Wasserhansendickenmädchen" fortgeführt. Die Cumulation wächst so lange fort, bis entweder die Menschen den ungeheuern Namen nicht mehr auszusprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas Wichtiges, z. B. einen dummen Streich, auf eigne Hand liefert; oder bis ein letztes Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. s. w. eine Veränderung bewirkt. So habe ich selbst vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwei Namenlastträgerinnen gekannt: Ein recht hübsches Mädchen, die Margarethe Trautwein hieß und „das Wasserhansenvaltinsgeorgadamsmädchen" genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Elisabeth Trautwein, welche „Fuchsengeorgenstophelsgrethliese" hieß. — Wie oft habe ich vor einem solchen Koloß von Namen staunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Wortes sehr versichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — sogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That, oder Gedanken mir fast gleichbedeutend noch ein Mal wiedergiebt: — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe dem Andern, doch trefflicher, nachthut. Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt. (S. d. Art. Stehlen.)

Obligation. Ich habe manchen höchst vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unterzeichneter Schuldverschreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen,) zugebracht. Alle diese keuschen Seelen sprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, so unschuldig und bloß gelehrt an! Ich selbst wußte mich dermalen so sicher vor ihnen, daß ich sie recht lieb gewann. Und wenn ich dann blätterte und fand, daß eine gerade so aussehe wie die andere, und nun doch die verschiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunstalten sollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils an drei Kreuze gehängt, — prangen mußten: ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen fest vor, wenigstens mich selbst vor allem näheren Umgange mit diesen schuldlosen Mädchen eifrig zu hüten; und ich kann wirklich dergleichen sinnige Beschauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparsamkeit empfehlen! Ein solcher Versuch zur allgemeinen Bekanntschaft mit ihnen (und dieß schöne Geschlecht kann, wie gesagt, nur im Ganzen bewundert werden,) wird gewiß nicht so theuer zu stehen kommen, und weit größern Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende sein: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknecht hinlaufen und „Väterchen!" rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unsrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungfernwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Portische Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet, recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an! Er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Dasein nur an und klassificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. Aber mir will auch das Klassificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte solcher ächten Blümlein, aber — ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete, wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Baßstimme,) vom Diskant und Basse noch so viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieß Talent

Digitized by Google

oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Zukunft so reiche, stille, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergesse!) mir selbst ganz vollständig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einen musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiscenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt; — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Paukendienste verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Rührung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da das Pfeifen bei Leuten von Bildung ein Mal in schlechtem, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme errufen kann, hinter demselben her springt und aus Leibeskräften — pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer sieht sich in der Regel nach keinem Pfiffe um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinsten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört sich schon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmsten klingen die verschiedenen Jagdpfiffe, die ich besonders liebe.

Prädikate. Einer Person oder Sache die ihr jedes Mal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beizulegen, erfordert eine gewisse Ruhe und Besonnenheit. In dieser Rücksicht habe ich die passendsten Auswahlen und die glücklichste Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehört. So erklärte mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anders Wort für die Schlingenanstalt im Walde zum Fang der Herbstvögel,) woher es komme, daß die Meisen oft ganze Strecken der Schneiße ausbeeren, ohne daß eine einzige sich fängt. „Eine Meise, sagte er: hängt sich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Drossel,) kommt großmüthig," d. i. er setzt sich so gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf sogleich in die Schlingen steckt. Ein Knecht fuhr mich mit zwei muthigen Pferden einen steilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugstränge reißen möchten. „Fürchten Sie sich nicht, sagte er: die Pferde zerreißen nichts, sie sind muthig, aber sie ziehen gar sittsam."

Rache. Ich habe diesem Worte niemals viel Sinn abgewinnen können; und wiewohl ich die eigentliche Rachelust sehr oft gespürt, ist doch selten viel daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewiesen, daß die Rachbegierde allerdings wohl in der menschlichen Natur müsse vorhanden sein; aber dennoch habe ich, (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß so gerade herausjage!) jenen göttlichen Befehl stets für ein wenig überflüssig gehalten. Besonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Mensch doch eigentlich zu gut für alle gründliche und erschöpfende Rache ist. Dachte ich nun vollends an Gott, — an den Barmherzigen und Gnadenreichen, — so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Rache ist mein; Ich will vergelten, spricht der Herr." „O, wenn Du vergelten willst, — dann hat es gute Wege!" sprach ich oft gerührt, und pries die Menschheit selig. — Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweisheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!" Es ist doch wahrlich das einzige sichre Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renommistisches Wesen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erschien, (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beschränkten Kreisen nicht gehabt, und finden sich deren doch, so bitte ich sie himmelhoch, sich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit ist, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden suchen!) dann sann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich sei, einen solchen Menschen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, sein Widriges zu verschmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menschliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paar Mal in meinem Leben ist mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine solche Denkungsart in mancher Rücksicht fehlerhaft ist, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben so verdammlichen Stolz beweist. Aber ich war doch ein Mal von jeher so; und viele Menschen müssen wohl so sein. Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet fast immer da, wo sie wirklich beginnen soll, oder artet doch dann in andere Leidenschaften aus. Ich könnte wohl den Menschen, der mir den Vater oder Sohn erschlagen, meine Ehre geraubt u. s. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem ersten, schwerlich mit einem zweiten. Denn so wie ich ihn (sei es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, sobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben ist, und endlich vor dieser ungeschützt dasteht, verfliegt sie schnell, und selbst der erste Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, sondern die Ausgeburt eines schnell wiederkehrenden, augenblicklichen Wahnsinnes aus Schmerz oder Zorn. Der gerichtliche Kläger dringt auch bei Verbrechen meistens weniger auf die Bestrafung (ja oft Ersatz), als auf Eingeständniß des Sieges, der Uebermacht, der Beleidigung, Sünde u. s. w. Freilich, so lange die Rache komisch bleibt, kann sie bis ins Unendliche reizen: aber der erste Uebergang zum Tragischen wird sie fast immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier ist übrigens nur von gewöhnlichen Menschen die Rede; nicht vom Auswurfe der Menschheit. Ich glaube, daß selbst der hartgewöhnte Weltüberwinder seinem Feinde in demselben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundenen setzt.

Schadenfreude, — oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das, ich gestehe es frei! auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bei dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß; mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten; kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sei; im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie mit feurigen Kohlen auf dem Haupte dastehen, und sehen, „in welchen sie einst gestochen!" So habe ich mir oft in wonnevoller Phantasie die herrlichsten Paläste geschaffen; ungeheure Landgüter mit ganzen Landschaften umher für mich ausgeziert; ja, die Plane dazu mit der Bleifeder wirklich entworfen; dort ganze Gesellschaften von jenen Menschen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen, bewirthet, beschenkt; ihnen fürchterliche Capitale vorgeschossen, (doch stets ohne Zinsen und in der Hoffnung, daß sie einst um Erlaß bitten würden), und sie im Geiste mit wahrer Freude endlich den Bettelstab ergreifen sehen; und nun — mußten sie von mir großem Hansen durch eine Kleinigkeit schnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdischer Glückseligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabei selbst bezeugen: Ich verlangte und wünschte ihren Ruin nie, als insofern ich — aber einzig ich, — ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbei hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Gesellschaften dann gerade die Personen, welche jetzt zurückgesetzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verspottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihretwillen allein sollten die jetzt so stolzen und hochnäsigen Hauptpersonen dann gleichsam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten, unleidlichen Sinn wollte ich mit nachlässig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider schwer durchzusetzenden) Behauptungen so im Vorübergehen ganz gelind zu Boden schmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irdischen sättigen: mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmlischer Wahrheit und Klarheit leben und schwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen sollte gezeigt werden, daß sie mit ihrem anmaßenden und absprechenden Wesen von jeher Unrecht, ich aber nebst meinen Schützlingen Recht gehabt. Rechthaberei

Digitized by Google

lag also wohl hauptsächlich hierbei zum Grunde. — Meine sogenannten Feinde (s. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu sehen, ohne selbst sie sogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen kann ich aber auch nicht sagen, daß ich das Böse bestraft, das Gute belohnt und anerkannt wissen wollte. Und daher wurde diese Beglückungswuth eine unreine, egoistische, hochmüthige Sehnsucht nach Verschwendung, die sich zwar mit den Jugendjahren sehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menschen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (s. d. Art. Wohlthätigkeit), natürlicher Weise sehr verdächtig machen mußte.

Schiebkärrner (s. d. Art. Genius), sind in der Regel äußerst zornig, übler Laune und grob; dies alles aber noch in höherem Grade, sobald sie nicht schieben, sondern gar ziehen. Das Ziehen scheint überhaupt dem Deutschen die niedrigste und abgeschmacktestete Arbeit zu sein; und daher kommt es vielleicht, das unser Volk schwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freudenwagen in die Stränge zu fallen und Gauldienste zu übernehmen. Selbst bei Feuerspritzenproben habe ich oft dieses sich äußern sehen. Im Anfange haben die Spritzenmeister die ganze Spritzendeichsel voll Jungen. Nach den ersten Paar hundert Schritten stiehlt sich jeder davon, bis auf wenige ächte Gassencantoren, die sich zum Fortschleppen bereden oder doch fortschleppen lassen. Am wüthendsten wird ein Schiebkärrner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der sich ermüdet anstellt und Jenen mit folgendem sehr gewöhnlichen, gottlosen Gruß anredet: „O, wie gut habt ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fuße gehen!" Ein vornehmer Freund grüßte einst in meiner Gegenwart einen Schiebkärrner so. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für sich und fuhr weiter. „Was denken sie von seinem Murmeln?" fragte ich. Ich denke, sagte mein Freund, daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.

„Sei bedankt!" Wie oft habe ich darüber nachgesonnen, wie man wohl diesen Ausdruck für alle Redensarten, die, außer dem schlichten Zeitworte selbst, noch vom Danke sprechen, passend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich" widerspricht offenbar und geradezu dem obigen, doch ein Mal anerkannt guten Ausdruck, und heißt soviel. als „ich gebe den Dank, welchen ich dir schuldig zu sein glaube, mir selbst." Sollte es bedeuten, „ich belebe, befruchte oder betrachte mein Gefühl für dich mit Dank" so kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends, wenn ich hören muß: „Gestern habe ich mich auch recht schön bei dem Herrn Minister bedankt!" dann erschrecke ich gleichsam, als hätte der Mensch im Angesichte des Ministers die größte Grobheit verübt! Doch ich will nicht laut sprechen, denn wenn es unsere neuesten Sprachforscher und hauptsächlich die Puristen erfahren, so machen sie mich gewiß durch einen weit schlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Schöne Frauen. Man sagt, sie hätten meistens untreue Ehemänner. Auch ich habe dies oft bestätigt gefunden, doch nur bei solchen, die durch eine gewisse Regelmäßigkeit für das gelten konnten, was man gewöhnlich schön nennt; seltner bei denen, die durch einzelne schöne Züge oder Formen reizen. Jene sind dann meistens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbstgefühl kalt oder nachlässig; und dies scheint mir die Ursache des leidigen Uebels zu sein. Oft mag auch frühe Erschöpfung dabei zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume ist, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren als Gärtner sein wollen. Zuweilen ist auch die Ursache nur darin zu suchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichsam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freilich stärker entzündet werden muß als ein Anderer. Jede, die im gegebenen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit sehr vieles gut machen. Die Hauptregel ist diese: Auch für die schönste Frau giebt es keine wichtigere und schwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbst. Jeder Mensch sucht überall nur sich und seine eignen Ideen, die er mit sich herumträgt, und glaubt sie auch auf den ersten Anblick noch wirklich zu finden. Neulich besuchte mich ein zerstreuter, aber vielseitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff sogleich vom Tisch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter, las wenigstens zehn Zeilen, und sagte dann erst: „Was hast du da? Zeugenartikel?"

Sokrates. Ein edler Mensch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des scholastischen Streites wieder in ihm zurückgekehrt, und stets hat die Anmuth seiner Philosophie mich von neuem lieblich überrascht. Was war es, das er so treulich suchte, in sich selbst, wie in der Natur und den Sälen und Hallen, so redlich bei Freunden und Edlen, wie bei der schönen Aspasia und jenen reizenden Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Mensch in seiner Schonheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchsten Ideal des Schönen fand der liebenswürdige seinen Gott!

Sonderbare Menschen bleiben oft in jeder Lage, wohin man sie zu bringen probirt, nichts als — sonderbar, ungenießbar, verstockt, unnahbar. Ihre Stunde ist nun ein Mal hienieden noch nicht gekommen, und sie vagiren unter den Landthieren so seltsam herum wie Wasserhasen oder Seenachtigallen. Um einen Apfel aus Ostchina, einen Fußbreit Landes in Westgallizien, eine Fischerhütte in Südlappland zu erwerben, gehen sie jeden Vertrag ein: aber sobald man ihnen dergleichen Sachen aus Westchina, Ostgallizien oder Nordlappland für jene substituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge; — gleich fahren sie auf, schreien über das nichtswürdige Vaterland, schelten auf die Unwissenheit, über große Unkunde in Rücksicht der besten irdischen Lokale u. s. w. Man erkennt sie sehr bald an den Meinungen, die sie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erscheinung soll seltsam abweichend, toll, ungemein, also klug — namlich dumm, — erklärt werden; alles schließen sie an gewisse fixe Ideen an. Z. B. du gehst mit einem vor das Thor und lobst den so eben ertönenden Gesang eines Finken. Gleich demonstrirt er dir, daß man sehr bald um Dörfer und Städte her diesen Gesang ganz werde entbehren müssen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache ist blos die: Er hat zufällig in seiner Jugend ein Mal zwei solche Vögel mit einander kampfen sehen. Alles Uebrige ist Einbildung.) Du bemerkst auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? lächelt er: Wissen Sie, was für eine Fährte das ist? Eine Fischotter!" (Nämlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fischotter sich spüren lassen, die vielen Schaden soll verübt haben. Seitdem findet er überall die Spuren derselben.) Ich habe einen scharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewissen gelehrten Streit, der in unserer Gesellschaft geführt wurde, sich steif und fest einbildete, er habe Bastarden von Kaninchen und Enten gesehen. Dergleichen seltsame Menschen sind mir sehr oft vorgekommen. In der Regel sind sie scharfsinnig. Widerspricht man ihnen, so fangen sie an zu recitiren, zu deduciren, und sagen öfters mitunter so viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man sich todtlachen möchte. Ich schüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde ist noch nicht gekommen!

Schlüsselblumen. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln wegen ihres ungemein leisen, einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primelsorten (ich besitze deren gegenwärtig zwei und dreißig!) in höchster Blüthenfülle, leise dampfend in der ersten Fruhlingsgluth; ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blüthenstaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — o das ist für mich die höchste Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unsre neuesten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume, die Shakespeare schon besingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind, das entzückt zwischen duftenden ungeheuern Sträußen spielte und ihre Süßigkeiten einsog, diese Flecken „fünf blutende Wunden," und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich strebt, den behandle man doch ja mit Achtung und lasse ihn ungestört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er siegt oder erliegen muß! Besonders gilt dieß von allen artistischen Tendenzen. Die strebende Kunst arbeitet sich oft durch dunkle, seltsame Pfade und Nebelmassen, — und findet sich endlich im Allerheiligsten der Natur selbst wieder.

Spaziergang. Viele Menschen wollen und können nicht bloß lustwandeln, ohne dabei einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müssen irgendwo auf dem Lande Jemand besuchen, zum Wein, Bier oder Milch gehen, einen Freund begleiten, in Gesellschaft wandern, oder wenigstens einen Acker besehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergange Einsamkeit und gänzliches Ueberlassen an den Gedanken des reinen Lustwandelns; ja ich hasse und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außer dem Gange selbst beabsichtigen soll. Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche Anhöhe ist die Hauptbedingung bei allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, so fühle ich in jeder Ebne so lange Angst, Bangigkeit und Langeweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge

Digitized by Google

gesichert und gerettet, welchen himmlischen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird sie mir nie; denn um mich her und hinter mir, über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland; — vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gastlich durchschifft, indem er sich schon jenseits derselben sehnend nach neuen Bergfernen hinrichtet, die ihm wieder näher, heimischer und verwandter entgegenschimmern. Hier schließt sich dann die Phantasie mit einem gewissen Zustande der Ruhe an, jeder nahe und ferne Gegenstand erhält nun seine eignen einzelnen Reize für mich; jeder neue Hin- und Herblick scheint mit neuen Phantasien und Lebensmelodien beladen, in mich zurückzukehren, und ich liebe im herrlichsten Vollglanze der großen Welt! (Denn das ist sie, ihr lieben, guten, englogirten Pariser! Und auf diesen Glauben will ich fröhlich sterben!) Wie oft habe ich bei tagelangen Fußmärschen durch eine fruchtbare Ebene aus der Tiefe der staubigen Chaussee brünstig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied gesungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions umgewandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!“

Sagt, was sollen mir die üppigsten Saatfelder und Auen, wenn ich sie nicht zu übersehen vermag! Was sollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht; jenes sattsame Grün eines ungeheuren Getreidefeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatschrose, besäumt mit dem hellen Blau der Cyanke, breit gestreift mit dem kreischenden Gelb der Rübsaamenblüthe und entzündet von der Sonnengluth —: was soll mir das alles hier unten, wo es mich zu ersticken droht, wo es mir wollüstig, geil, ja zuletzt ekelhaft vorkommt; wo seine Nähe meine Phantasie so schwer drückt wie ein Bierrausch! Stellt mich lieber auf einen Hügel; dort falle ich auf meine Kniee und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke und was ich nicht sehe. Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. Nur im Walde fühl' ich mich frei und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freien, ebnen Gegend wohnen könnte, bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe ein Mal gestohlen, — und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen, — ein Pfund wog er wenigstens, — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken. Essen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel, sprach ich bei mir selbst, ist doch ein liederlicher Mann! Hatten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!“ Am andern Morgen glanzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrod, aber mit so zweideutigem Appetit wie ein teigfressender Esel, — und trat dann angstvoll in's Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann; — ich mußte sogleich statt aller Strafe das siebente Gebot vorlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. O des furchtbaren, ungeheuren Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwei Worte, die ich sprach (nämlich „Herr Rommel!“) sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich sagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken, und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen zu stehlen. Besondere Grundsätze, außer dem siebenten Gebote, habe ich mir niemals deshalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber, wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem fremden wichtigen Schranke stand, „wie ein Mensch wohl stehlen könne?“ In Versuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gereicht mir dies keineswegs zur besondern Ehre. Denn der Grund davon ist wahrscheinlich: Ein gewisses Streben, in der Mode zu sein und für geschmackvoll zu gelten, welches mir schon frühe besonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen so wie manche ander groben Vergehungen von jeher für äußerst dumm, abgeschmackt und längst außer der Mode. Dieß hat sich so entschieden in mir fortbewahrt, daß ich noch jetzt mir fest einbilde, ein Mensch, welcher stiehlt, welcher betrügt, sein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geschenke nimmt, aus Privatrücksichten parteiisch ist u. s. w. — könne unmöglich ein guter Gesellschafter, geschweige denn Schriftsteller oder Künstler sein. Ich halte auch oft diese Gesinnung für das höchste Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. Literarischen Diebstahls, wie man es fälschlich nennt, bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die ersten Zeilen des Art. Nachahmen.) Gedanken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüßen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbei muß ich gleichwohl noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten, bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, Ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken, — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die seinigen waren; oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechsellust ausgetauscht hatten! August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt, recitirten wir da und schrieen gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwei Wahnsinnige oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte, — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa; und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Weltgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsaulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern? August, unsre Träume? Kennst du noch die heitre Mondnacht in Bade zu Liebenstein? Wo ich dich um die Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.“

selig lächelnd erwachtest? — O du guter, sanfter Mensch! Habe Dank, für deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles, was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir! Ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu sein glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele, gefielen dir deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest nicht mehr, daß sie die deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch sich die reine Liebe von der bloß sinnlichen Neigung unterscheidet. Bei der letztern kommt sehr wenig darauf an, ob der eine Theil sich seiner gethanen Schwüre erst etwas später erinnert, als der andere die seinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieser Art müssen einander aus einem der Natur vollkommen gemäßen thierischen Triebe ungetreu werden, sobald der reizendere Gegenstand ihnen erscheint. Wird nicht die edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alberne Hasenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden! Daher wird bei solchen Liebenden die Treue nur selten und blos einseitig vorkommen wie Pferde- oder Hundetreue.

Tod. So tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet! Laß mich dich einen

Digitized by Google

Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheibenförmig in und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe, die allmälig mit uns aus dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. Breite dann auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Mal schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! Nie habe ich unmenschlich dir gerufen, nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

Ungewöhnliches — es bestehe in Thaten, Zeichen oder Worten, — kann oft einen Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen oder gar erschrecken. Von der Wirkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beispiel auf der Akademie mitangesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf dem Fischmarkte, weil diese ihm jeden seiner kleinen Späße sogleich mit den abscheulichsten und unnatürlichen seltsamsten Schimpfreden verdarben und verleiteten. Besonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaftig fürchterlich klangen, und weil er es noch nicht vermocht hatte, sie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einst berichtete er, das Geheimniß hierzu sei wahrscheinlich gefunden, und lud eine Gesellschaft ein, um wenigstens von ferne den Spaß mit anzusehen, der ihn zu seiner Rache führen sollte. Wir traten in die Nähe. Er selbst ging an den Weibe vorüber, drehte sich aber schnell wieder zu ihr und fragte: „Was kostet dieser Bücking?" „Achtzehn Pfennige" war die Antwort. „Viel zu theuer!" sagte er gelassen, und schlug das Weib mit dem Bücking ein wenig an beide Ohren, rieb ihr dann sehr freundlich den Fisch ein Paar Mal unter der Nase herum, legte ihn wieder an seinen Ort und nahm höflich seinen Abtritt. Sie sprang auf, stemmte beide Arme in die Seite und — fing an! Er hörte aufmerksam zu, und nach den ersten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen, worauf das hebräische Alphabet geschrieben stand, hervor, entfaltete ihn und begann ganz langsam, aber mit fürchterlicher Baßstimme folgender Maßen zu schimpfen: „Was? — I du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sain, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Samech, du Ajin, du Pe, du Zade, du Resch, du Schin, du Sin, du Thau!" — Nach den ersten zehn Begrüßungen ward das Weib still und setzte sich, und der ganze Fischmarkt fing an zu lachen. Am Ende starrte sie ihn an, konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen und litt es still und geduldig, als der Siegreiche sein Proklama wieder einpackte und davon ging. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es ist doch hübsch, wenn man was gelernt hat!" und bat ihn um Abschrift.

Voß und Rosegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittsameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wenn ihr Vater in der Sakristei still sitzt, und der Geliebte — predigt!

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichen Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweiten Mal verheiratheten Frau. Beide Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparenten (oder Comparent): diese angeöhrte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, uud habe deswegen einen ganz besondern Werth." — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher — und noch in seinem Grabe, so oft ich ihn nennen hören, — unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (s. d. Art Mitleiden) ganz entsetzlich dauern.

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig aus einander, ihr Herren, denn ich will heftig werden und scheiten! — „Wie?" Ja alle vertrauten Briefe sind und bleiben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen — das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römischen Rechten (hört ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen — pfui, wie garstig ist's, unmittelbar (d. h. sobald ihr es gethan habt), infam zu werden! Bedenkt das wohl! — Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen; — denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, urd etwas Rechtschaffnes gelernt! — Ist es nicht war, liebes, bestes Publikum, daß das alles wahr ist? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meinung, so lange dir noch ein Auge offen steht, du Verehrtestes! — Und dich allein geht auch eigentlich die Sache an (und nur die Briefe nichts!) aber mich Unpartheiischen interessirt sie im Grunde gar nicht. — Denn was mich selbst betrifft, so weiß ja die Welt längst (und ich werde es noch öffentlich und feierlichst erklären!) daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt (wozu auch noch dieses A. B. C. mit gerechnet werden soll), keine Zeile geschrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin schon viel zu viel ist; daß ich aber, was insbesondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geschrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweise es mir mit meiner eignen Handschrift, — ich werde ihm dagegen eine Abschrift zurücksenden, und eine Fidimation hinten dran, die er nicht in's Fenster stecken, geschweige drucken lassen soll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinnen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „so was" sein!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken lassen, so habe ich ja durch Vorstehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen Produkten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt sein, und ich wollte bei dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im zweiten Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Lüderlichkeit, des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — euch unschätzbar, euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich, — könntet ihr sie zusammenbringen, — konntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem Markte verbrennen — o so hole euch und alles Geschreibsel der Guckuck baldmöglichst!

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in so fern sie nämlich Geld oder Atzung austheilt. Treiber die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frei in ihm schaffen können — dann seid ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwerdt verfolgt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben konnen, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber nie dann (s. den Art. Schadenfreude), wenn ihr euch zu fahlen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern, und ihre Freundeschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonnigliches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menschen vor vielen auf ein Mal erscheinenden Freuden bange wird. Am häufigsten habe ich dieß Gefühl freilich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erschienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geschenke, Besuche, Neuigkeiten u. s. w., wovon ich manches herzlich wegwunschte,

*) Ich nehme höchstens zwei Fragmente aus, die ich einer Freundin, respective zur Vollendung übergeben habe.

Digitized by Google

manches mit größerer Hast zu genießen, manches auch nur mit desto höherer Freude und Sicherheit wegzukehren strebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehäufte Freudenlast gleichsam drückte. In solchen Wonnezeiten kann auch die kleinste interessante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum so schnell zum Ueberflusse steigern, daß man der Verschwendung sich zu ergeben geneigt wird. So ging auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfestes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt seine Schwester mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der Kronprinz von *** durch die Stadt reisen werde. „Der Kronprinz von ***? (schrie der erfreute Kleine). Ei, Vater — da schneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!" — Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreißig Jahren hätte ich dasselbe gethan — und noch gestern that ich etwas Aehnliches.

Xenium ist ein Gast-, oder Neujahrs-, oder Gesandtengeschenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht hatte, — ein solches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz schlägt." Auch jene Xenien, worin einst Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutschland mit so reichlicher Spende erfrischten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter seitdem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht schöne herzliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müssen erregt haben. Daß aber die meisten dieser kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht sowohl ihre eigne Natur als die Natur des deutschen Parnasses Schuld; — und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

Johann Christian Wagner

wurde am 23. Juni 1747 zu Pöseneck bei Saalfeld geboren; er widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde herzogl. sachsen-hildburghausenscher wirklicher Rath und Präsident der Landesregierung zu Hildburghausen, wo er am 14. Juni 1825 starb.

Er gab heraus:

Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Hildburgh. 1808.

Gibelreden oder Zimmermannssprüche. Hildburghausen, 1812.

Innigkeit, Wärme, wahre Frömmigkeit und gute Behandlung der Form, zeichnen die von ihm verfaßten, in dem obengenannten Gesangbuche befindlichen 91 geistlichen Lieder sehr vortheilhaft aus.

Johann Jacob Wagner,

am 21. Januar 1775 zu Ulm geboren, studirte in Jena und Göttingen in der Sturm- und Drangperiode, als Fichte's und Schelling's kühne Rede alle Gemüther in Bewegung setzte. Er ward, als seine Richtung noch Kant und Plato ausschließend angehörte, Doctor der Philosophie; später trat er zu Fichte mit einer Vertheidigung von dessen Angriff auf Nicolai. Die längste Zeit fesselten ihn Schelling's Ideen, bis er sich mehr und mehr auch von diesem entfernte und 1804 öffentlich durchaus lossagte, um unter geringer Theilnahme des philosophirenden Publikums ein eigenthümliches System auszubilden. Er hatte einige Jahre zu Jena und Göttingen als Privatdocent gewirkt, privatisirte dann zu Nürnberg und Salzburg, bis er eine ordentliche Professur zu Würzburg erhielt. 1809 ließ er sich zu Heidelberg nieder, kehrte aber 1815 nach Würzburg zurück.

Seine Schriften sind:

Wörterbuch der platonischen Philosophie. Göttingen, 1799.
Ueber Fichte's Nicolai, oder Grundsätze des Schriftstellerrechts. Nürnberg, 1801.
Theorie der Wärme und des Lichts. Leipzig, 1802.
Von der Natur der Dinge. Leipzig, 1803.
Versuch über das Lebensprincip. Leipzig, 1803.
System der Idealphilosophie. Leipzig, 1804.
Philosophie der Erziehungskunst. Leipzig, 1804.
Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt. München, 1804.
Ueber das Wesen der Philosophie. Würzburg, 1804.
Grundriß der Staatswissenschaft. Leipzig, 1805.
Von der Philosophie und Medicin. Bamberg, 1805.
Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1809.
Theodicee, Bamberg, 1809.
Mathematische Philosophie. Erlangen, 1811.
Organon der menschlichen Erkenntniß. Erlangen, 1830.
Der Staat. Würzburg, 1811.
Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat. Erlangen, 1819.
System des Unterrichts. Aarau, 1821.
System der Privatökonomie. Aarau, 1836.
Das Ständchen, Lustspiel. Jena, 1798.

Ueber W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. I. S. 308 mit folgenden Worten: „Wagner in Würzburg hat auf dieselbe Weise (wie Ast) eifrig, uneigennützig, consequent die Lehre vom symmetrischen Gegensatz als Philosophie des Alls, durchzuführen gesucht. Echt poetisch beginnt er damit, das ganze All' als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzusehen, im Gegensatz gegen diejenigen Schüler Schelling's, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derselben annahmen. Aber die Ausführung dieser liebenswürdigen Idee hat das Schicksal aller übertriebenen Consequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, ist eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentlich Characteristische dieses Systems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerstoffs und Wasserstoffs, die in das geistige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geistigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das ist das Charakteristische in Wagners Lehre."

Heinrich Balthasar Wagnitz

ward am 8. September 1755 zu Halle geboren, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und wurde nach Beendigung seines Studiums zuerst zum Diakonus an der Nicolaikirche und Zuchthauspreddiger zu Halle, 1805 zum Professor und Inspector des theologischen Seminars, 1807 zum Superintendenten, 1809 zum Oberprediger und 1817 zum Consistorialrathe ernannt. Er starb daselbst 1834.

Digitized by Google

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Zur Ehre Christi und seiner Religion. Halle, 1784—1786. 2 Thle.
Moral in Beispielen. Halle, 1787—1790. 6 Thle. Neue Ausgabe 1810—1820.
Gebete für Zuchthäuser. Magdeburg, 1792.
Kurze Gebete auf alle Tage der Woche. Halle, 1789.
Religionslehre in Beispielen. Halle, 1800. 2 Thle.
Memorabilien. Halle, 1802—1806. 2 Thle.

Als theologischer und didactischer Schriftsteller hat sich W. vorzüglich durch seine trefflichen Anleitungen und Hülfsmittel für die Erhebung des täglichen Lebens durch Religion und Moral einen sehr geachteten Namen erworben.

Johann Sal. Wahll

ward geboren zu Altenburg am 11. November 1641 und studirte zu Jena, worauf er zuerst Rector in Nonneburg wurde und später als Director des Gymnasiums zu Altenburg lebte. Er starb am 29. October 1686.

Von ihm erschien:

Gründliche Einleitung zu der rechten reinen und galanten deutschen Poesie. Altenburg, 1723.

Eine nur für den Literärhistoriker interessante, sonst aber geistlose und unbedeutende Arbeit.

E. Just. Wahrlieb, s. Joh. Ad. Bergk.

Friedrich Wilhelm Waiblinger

wurde 1804 zu Reutlingen geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, ging dann nach Italien und starb schon am 17. Januar 1830 zu Rom.

Er gab heraus:

Lieder der Griechen. Stuttgart, 1823.
Phaeton, ein philosophischer Roman. Stuttgart, 1823. 2 Thle.
Drei Tage in der Unterwelt. Stuttgart, 1826.
Blüthen der Muse aus Rom. Berlin, 1827—1829.
Anna Bullen, Königin von England; Trauerspiel. Berlin, 1829.
Taschenbuch aus Italien und Griechenland. Berlin, 1830.

Ein bedeutendes aber unreifes und übersprudelndes Talent, dem es trotz reicher Phantasie und glücklicher Darstellungsgabe an Ruhe und Besonnenheit fehlte, um etwas Bleibendes zu leisten. Schwankend in seiner Richtung, ging Waiblinger endlich in jener genialen Zügellosigkeit unter, die er als ein Vorrecht der Poesie betrachtete und aus dieser in das Leben hinübertrug, während er, nachdem er zuerst Goethe, dann Byron nachzuahmen versucht, sich zuletzt der Tieck'schen Weise in ihrer neueren Richtung anschloß.

Burkard Waldis,

wahrscheinlich zu Altendorf an der Werra in Hessen geboren, war Kaplan der Landgräfin Margarethe, bei welcher er zuletzt in Abterode lebte, woselbst er noch 1554 gestorben sein muß. Sein übriges Leben ist sehr wenig bekannt; in seinen Schriften erscheint er nach dürftiger Jugend, in der er auf weiten Reisen mancherlei Gefahren bestand, von der römischen Kirche abgefallen bis an seinen Tod ein tapferer Verfechter der Reformation.

Er veröffentlichte:

Esopus ganz neu gemacht, mit 100 neuen Fabeln. Frankfurt a. M. 1548. 55. 57. 65. 84.
Psalter in neue Gesangsweise gebracht. Frankfurt, 1553.

Ueber B. Waldis urtheilt Bouterwek in der Geschichte der Poesie Th. IX. S. 448 sehr treffend: „Das vorzüglichste Verdienst, das W. sich um diesen Theil der Nationalliteratur (die Fabeln) erworben hat, besteht in seiner Erzählungsart. Schon in dieser Hinsicht wäre er mit dem französischen Fabulisten Lafontaine zu vergleichen; aber er gleicht ihm auch darin, daß er nicht sowohl eine neue Art, Fabeln zu erzählen, erfand, als den alten Styl durch neue Reize belebte. Hätte Waldis im Zeitalter und unter den Umgebungen Lafontaine's gelebt, so würde er vielleicht auch die naive Eleganz und Grazie der Erzählungskunst des französischen Meisters erreicht haben. Im sechzehnten Jahrhundert, und in Deutschland geboren und gebildet, blieb Waldis im Ganzen dem Geschmacke getreu, der damals der herrschende in seinem Vaterlande war; aber er vervollkommnete, wenn gleich nicht die Dichtungsart, doch den seit Boner's Zeiten in der deutschen Literatur hergebrachten Styl der Fabel durch eine Cultur, die man damals in Deutschland kaum zu schätzen wußte. Die Fabeln von Waldis sind nicht nur mit gefälliger Natürlichkeit und Gewandtheit erzählt; sie unterscheiden sich auch von den meisten deutschen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts durch eine, nicht selten musterhafte Präcision der Sprache. Nur die Moralen, die Waldis jeder Fabel anhängt, sind in das Langweilige gedehnt, und oft ganz überflüssig. Unter den Schwanken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgestattet ist, sind mehrere platte, aber auch einige gar drollig, und die meisten nicht schlecht erzählt. Die wenigen unsittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, sind gegen dasjenige, was sich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komischen Erzähler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert findet, für Kleinigkeit zu achten."

Vom lügenhafften Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab
Weit hin in fremde Land' begab,
Daß er viel sähe, hort' mancherlei,
War aus ungefähr ein Jahr, zwei, drei;
Als er nun wieder heim hin kam,
Sein Vater ihn einst mit sich nahm,
Daß er Gesellschaft hätt' und Kurzweil,

Digitized by Google

Zu einer Stadt über zwei Meil,
Da schwatzten sie von mancherhanden;
Der Vater fragt, was er in Landen
Von Wunder gesehn und seltsam Thier.
Er sprach, Vater, nun glaubet mir
Am Meer zu Lissabon im Sund
Sah ich so gar ein großen Hund,
Der ward geschätzt viel Tausend werth;
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater b'gunt [1]) die Lügen merken;
Sprach, hab bei allen geschaffnen Werken
Deßgleich nicht gesehn, gehört, noch gelesen
Es ist ein großer Hund gewesen.
Doch findt man gar viel seltsam Stücken.
Gleich wie da vor uns ist ein' Brücken,
Wer des Tags hat ein' Lüg' gelogen,
Und kommt daselbst hinüber gezogen,
Sey selbander oder allein,
Mitten auf der Brücke bricht ein Bein.
Der Knab' erschrak, wollt' doch nicht gern
Ein Lügner sein, der Ehr' entbehrn.
Begab sich über ein' ebne Weil,
Sprach: Vater, wollet nicht so eil'n;
Sagt mir auch etwan seltsam Schwänk'?
Er sprach, des Hund's ich noch gedenk
Der ist gewesen ohne Maß. [2])
Er sprach, er war nicht also groß;
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Wie sonst ein Esel war er wohl.
Da b'gunten sie der Brücke nahen.
Er sprach, ich kann mich nicht entschlahen [3])
Der G'danken dieses Hundes halb;
Sprach, er war wie ein gährig Kalb.
Sie giengen fort bis um Mittag,
Und daß die Brück' da vor ihn'n lag.
Der Knab' sprach, wollt Euch nicht bekümmern;
Ich kann Euch zwar verhalten immer
Den Schwank, den ich Euch vom Hunde sagt,
Damit ihr mich nicht weiter fragt:
Er war gleich wie ein andrer Hund;
Denn [4]) daß er um und um war bunt,
Und scheckicht über seinen Rücken.
Er sprach, so ist auch diese Brücken
Gar nicht schädlicher denn die andern;
Magst wohl unb'schädigt darüber wandern.
Allein hüt dich ein andermal;
Wenn du willt lügen, b'denk dich wohl,
Daß du also gar krumb nicht draißt, [5])
Daß du es auch zu sidern [6]) weißt.

Wer sich aufs Singen soll begeben,
Der muß nicht allzu hoch anheben,
Daß ers auch kann zum End' ausschreien.
Also, wem's Lügen will gedeihen,
Der muß nicht nauf in d' Wolken treiben,
Hienieden bei der Erden bleiben.
Sonst geht's ihm wie dem Edelmann,
Der nahm sich großer Lügen an,
Zeugt [7]) mit sein Knecht, der bei ihm war,
Ders ihm verjahet [8]) ganz und gar,
Damit der Junker blieb bei Ehren.
Als er nun thät die Lüg' vermehren,
Und log von Lüften und den Winden,
Drauf konnt' der Knecht kein' Antwort finden,
Und sprach zum Junker: Nicht also!
Wollt Ihr Eurs Lügens werden froh,
So bleibt hienieden bei der Erden,
Auf daß Euch mög' geholfen werden.
Denn wenn Ihrs allzu grob wollt spinnen,
Werd't Ihrs zuletzt nicht fedmen [9]) können.

---

1) fing an. 2) ohne Maß. 3) nicht entschlagen, erwehren. 4) außer. 5) dreheſt. 6) zu verantworten. 7) rief ihn zum Zeugen. 8) bekräftigt. 9) einfädeln.

Anton Wall, ſ. Chriſtian Leberecht Heyne.

Joh. Isab. Eleonore von Wallenrodt, geb. von Koppy,

ward am 28. Februar 1740 zu Uhlſtadt bei Orlamünde geboren, vermahlte ſich 1762 mit dem Rittmeiſter v. Wallenrodt, welcher 1776 zu Breslau als preuß. Major und Ritter des Ordens pour le mérite ſtarb. Darauf lebte ſie abwechſelnd zu Berlin, Prag und Leipzig, zuletzt bis zu ihrem am 11. Oct. 1819 erfolgten Tode bei ihrer Tochter, der Frau von Krockwitz, zu Lampersdorf bei Bernſtadt in Schleſien.

Sie gab heraus:

Die drei Spinnrocken. Leipzig, 1793.
Wie ſich das fügt. Leipzig, 1793. 3 Thle.
Emma von Ruppin. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geſchichte Theophraſtus Gradmanns. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Heinrich Robers Begebenheiten. Riga, 1794. 3 Thle.
Phantaſien. Halberſtadt, 1794.
Adolph und Sidonie. Halle 1796 u. 97. 2 Thle.
Prinz Haſſan. Leipzig, 1796.
Goldfritzel. Gera, 1797. 2 Thle.
Ritter Wolfram von Veldigk. Berlin, 1816. 2. Ausg.
Karl Moor. Mainz, 1801.
Erzählungen und Anmerkungen auf Reiſen. Prag, 1810. 3 Thle.
Empfindungen des Geiſtes in Gedichten. Berlin, 1798.
Selbſtbiographie in Briefen. Leipzig u. Roſtock, 1796 u. 97. 2 Thle.

Nicht unglückliche Erfindung und eine gewandte Darſtellungsgabe erwarben ihren zahlreichen Romanen zu ihrer Zeit den Beifall des größeren Publikums; doch litten dieſelben durch Flüchtigkeit und Mangel an Ruhe zu ſehr, als daß ihnen eine höhere Anerkennung hätte zu Theil werden können.

Ferdinand Franz Wallraf

ward am 20. Juli 1748 zu Köln, wo er auch ſeine Studien machte, geboren, erhielt 1772 die Prieſterweihe und wurde kurz darauf Lehrer am mortaniſchen Gymnaſium. 1784 ward ihm eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie und zwei Jahre darauf eine ordentliche Profeſſur der Naturgeſchichte, Botanik und Aeſthetik an der Kölner Univerſität. Vier Jahre nach einander (1794—98) war er Rector derſelben, und nachdem dieſe Hochſchule aufgehoben worden war, trat er als Profeſſor der ſchönen Literatur und Geſchichte an die Centralſchule. Auch war er Kanonikus und ſeit 1818 Ritter des rothen Adlerordens III. Er ſtarb am 18. März 1824.

Seine Schriften ſind:

Beſchreibung der kölniſchen Münzſammlung des Domherrn von Mörle. Köln, 1792.
Taſchenbuch der Ubier für 1799 und 1800. Köln.

Digitized by Google

Agrippina, Gemahlin des Klaudius. Köln, 1800.
Das Museum zu Paris. Köln, 1801 u. 2. 2 Hfte.
Biographie des Pfarrers P. Anth. Köln, 1810.
Beiträge zur Geschichte von Köln und der Umgebung. Köln, 1818.
Altdeutsche Zeit und Kunst. Frankfurt, 1824.

Durch seinen Patriotismus und seine glühende Kunstliebe hat sich W. unsterbliche Verdienste um seine dankbare Vaterstadt erworben. Als Schriftsteller leistete er Treffliches auf dem Gebiete historischer Forschung und als tiefer und gründlicher Kenner der bildenden Künste.

Walter von Metz, s. Minnesinger.

Walter von der Vogelweide, s. Minnesinger.

Johann Leonhard Walz

ward am 21. September 1740 zu Lörrach geboren, studirte Theologie und wurde nach Ablauf seiner Studienzeit Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe, verließ aber 1771 diese Stellung, um sich als Diaconus nach Pforzheim zu begeben, von wo er 1782 als Hofdiakonus nach Karlsruhe zurückkehrte. Später wurde er nach einander daselbst zum Oberhofprediger, Oberkirchenrath und Director der Prüfungskommission ernannt. Er starb am 8. November 1817. — Von ihm erschien:

Predigten. Karlsruhe, 1813.
Neues badisches Gesangbuch. Kehl, 1786.

Ein ausgezeichneter Prediger, der sich besonders durch seine trefflichen Gelegenheitsreden einen weitverbreiteten Ruf erwarb.

Christian Leberecht Traugott Wankel

wurde am 18. April 1785 zu Schkeuditz geboren; widmete sich der Theologie und erhielt 1813 das Pastorat zu Merseburg in der Vorstadt Altenburg, nachdem er die seit 1811 von ihm bekleidete Predigerstelle zu Hohenlohe bei Lützen aufgegeben hatte. Er starb am 3. März 1829.

Er gab heraus:

Predigten und Gelegenheitsreden. Merseburg, 1824 u. 27. 2 Sammlungen.
Drei geistliche Lieder von ihm befinden sich im Merseburger Gesangbuche.

Innigkeit, lichtvolle Klarheit und treffliche Anordnung verleihen seinen Predigten bleibenden Werth.

Mark. Alerius Borobabel, Herr zu Warburg,

ohne Zweifel ein Pseudonym, welcher sich Aureus eques veritatis exul in Sodalitio Pasquin Civis Romanus zu Leyrenburg unterschreibt. Man hat in ihm den Rector Heinrich Schärius zu Thorn erkennen wollen, dem man die Erfindung der Leberreime zuschreibt.

Das unter jenem Namen erschienene Buch heißt:

Des uhralten Leyer Matz lustiger Correspondenz-Geist mit Clem. Marot, Jan Trompeter, dem lustigen Heerpaucker, Jan Tembour, Polnischem Sackpfeifer Courtisan, Pucinello, Quacker, Oremann und Wenner, sammt der ganzen fürtrefflichen lustigen Gesellschaft. Herausgedruckt zu Lirum Larum Lütkendey. Anno 1668.

Es ist eine der ersten deutschen Anecdotensammlungen und enthält, neben manchem Anziehenden, viele Plattheiten und Alltäglichkeiten.

Jacob von der Warte, s. Minnesinger.

Gottfried Weber

ward 1779 zu Freinsheim in Rheinbaiern geboren, studirte die Rechte, trat in Staatsdienste und rückte bis zu dem Amte eines General-Staatsprocurators 1832 in Darmstadt vor, wo er 1837 starb.

Seine Schriften sind:

Ueber chronometrische Tempobezeichnung. Mainz, 1817.
Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst. Mainz, 1817; 3te Aufl. in 5 Lief. Mainz, 1831.
Nachlese über mündliche und öffentlich Gerichtsverfahren. Darmstadt, 1819.
Pragmatische Geschichte der Verhandlungen der Landtage des Großherzogthums Hessen. Darmstadt, 1828.
Allgemeine Musiklehre. Darmstadt, 1822; 3te Aufl. Mainz, 1831.
Cäcilia. Zeitschrift für Tonkunst. Mainz, 1824 fgde.

Durch seine trefflichen Schriften über Musik, namentlich durch seine Theorie hat sich W. außerordentliche und bleibende Verdienste um eine eben so gründliche als geistreiche Behandlung der Tonkunst erworben.

Digitized by Google

Karl Julius Weber

ward 1767 zu Langenburg geboren, ſtudirte die Rechte, diente vor 1806 mehreren deutſchen Fürſten, lebte darauf eine Zeit lang als Privatmann und wirkte ſpäter von 1820—1824 als Abgeordneter von Künzelsau in der Würtembergiſchen Ständeverſammlung. Er ſtarb am 19. Juli 1831 zu Kupferzelle.

Er gab, jedoch anonym, heraus:

Die Mönchere i, oder geſchichtliche Darſtellung der Kloſterwelt und ihres Geiſtes. Stuttgart, 1818—20. 3 Bde.

Das Ritterweſen. Stuttgart 1822—24. 3 Bde.

Deutſchland oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Stuttgart, 1826—27. 2 Bde.

Kenntniſſe, Geiſt und tüchtige Geſinnung ſind dieſem wackern Kämpfer für Licht und Wahrheit eigen; ihr Werth wird durch die heitere Laune und den geſunden Blick, mit welchem er Menſchen und Zuſtände erfaßt und darſtellt, bedeutend erhöht; ſein Witz iſt aber oft zu derb, ſein Humor oft zu ſinnlich; Beides ſchadet daher dem Geſammteindrucke und noch mehr der Wirkung ſeiner Schriften.

Karl Maria von Weber,

geboren zu Eutin am 18. December 1786, war von ſeiner früheſten Jugend für die Muſik entſchieden eingenommen; nachdem er unter Abt Vogler ſeine Kunſt ſtudirt und einige Künſtlerreiſen beendigt hatte, erhielt er 1803 die Stelle eines Muſikdirectors zu Breslau, und 1806 zu Karlsruhe in Schleſien. Durch den Krieg von dort vertrieben, machte er wiederum Kunſtreiſen und dirigirte 1813—16 die Oper zu Prag, nach welcher Zeit er als königl. Kapellmeiſter zu Dresden in ſächſiſche Dienſte trat. Er ſtarb auf einer Kunſtreiſe zu London am 5. Juni 1826.

Seine Schriften ſind:

Tonkünſtlers Leben, eine Arabeske. Dresden, 1828. 2 Thle.

Hinterlaſſene Schriften, herausgeg. von Th. Hell. Leipzig, 1828 u. 29. 3 Thle.

W's Schriften kommen zwar ſeinen Compoſitionen nicht gleich, beurkunden aber auch, welchen großen Schatz von Geiſt, Laune, allgemeiner Bildung und Darſtellungstalent dieſer ausgezeichnete Meiſter beſaß und mit welchem tief poetiſchem Geiſte er die Erſcheinungen des Lebens ſowohl wie der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte zu durchdringen und ſich anzueignen verſtand.

Wilhelm Eduard Weber,

Einer der Sieben, — am 24. Oktober 1804 zu Wittenberg geboren, beſuchte, ſeit der Verſetzung ſeines Vaters, des Theologen Michael Weber, nach Halle das dortige Pädagogium und ſtudirte die Naturwiſſenſchaften. Sehr früh ließ er in einzelnen durch Journale veröffentlichten Abhandlungen ſeinen Scharfſinn bewundern. Nachdem er eine Zeit lang außerordentlicher Profeſſor in Halle geweſen, ward er 1831 auf Gauß' Empfehlung auf den Lehrſtuhl der Phyſik, den Tobias Mayer's Tod erledigt hatte, als ordentlicher Profeſſor nach Göttingen berufen. Er wirkte dort auf die großartigſte Weiſe, gemeinſchaftlich mit Gauß, bis er am 14. December 1837 mit den bekannten ſechs Profeſſoren abgeſetzt ward. Seit jener Cataſtrophe machte er mehrere Reiſen nach England und durch Deutſchland, kehrte aber nach Göttingen zurück, wo er, wenn auch dem öffentlichen Hörſaal entzogen, doch unerſchüttert ſeinen erdumfaſſenden Forſchungen folgt.

Er gab heraus:

Reſultate aus den Beobachtungen des magnetiſchen Vereins. Göttingen, 1837—38; Leipzig, 1839—40.

Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen. Leipzig, 1840.

Ein tiefer und gründlicher Forſcher in ſeiner Wiſſenſchaft, zeichnet ſich W. zu gleicher Zeit auch durch das Talent klarer und trefflicher Darſtellung aus.

Wilhelm Ernſt Weber,

am 14. Oktober 1790 zu Weimar geboren, ſtudirte zu Leipzig, beſonders unter Beck's Einfluß, Philologie, wurde 1813 daſelbſt Doctor der Philoſophie und 1814 Erzieher im Hauſe des Grafen Benzel-Sternau. Nach für ſeine ganze Ausbildung ſehr vortheilhaften Jahren, die er in dieſer Stellung theils zu Aſchaffenburg, theils auf einem Gute unweit Hanau verlebte, ward er als Profeſſor der alten Literatur zu Chur in Graubündten aufgenommen. Der Umgang mit Orelli ließ ihn die bedeutenden Unbequemlichkeiten, die dieſes Amt für den deutſchen Gelehrten haben mußte, vergeſſen, doch nach zwei Jahren folgte er gern einem Ruf als erſter Oberlehrer am Gymnaſium zu Wetzlar. 1823 ward er zum Prorector und Profeſſor in Frankfurt am Main gewählt, für deſſen Gymnaſium und ſtädtiſches Muſeum er bis 1829 unermüdet thätig war. In dieſem Jahre übernahm er das Directorium des Gymnaſiums zu Bremen, welches er noch mit größter Rüſtigkeit und glücklichſtem Erfolg verwaltet.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die griechiſchen Elogika, überſetzt. Wetzlar, 1821—22; Frankfurt, 1824.

Kaiſer Marcus Salvius Otho. Frankfurt, 1815.

Freuden und Leiden des Schulmanns. Bremen, 1831.

Schule und Leben. Halle, 1837.

Vorleſungen zur Aeſthetik, vornämlich in Bezug auf Schiller und Goethe. Hannover, 1831.

Goethe's Fauſt. Halle, 1836.

Claſſiſche Dichtungen der Deutſchen. Bremen, 1839.

Ueber die myſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit. Darmſtadt, 1829.

Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hinderniſſe und ihre Erſcheinung in den Staatsformen. Bremen, 1831.

W. zeigt deutlich in seinen Schriften, was ein Mann zu leisten vermag, der mit dem Geiste des Alterthums innig vertraut, die dort gewonnenen Resultate auf Leben und Wissenschaft der Gegenwart zu übertragen und anzuwenden weiß. So ist er überall als ein geschmackvoller Beförderer des Guten und Schönen, als ein b sonnener aber unermüdlicher Vertheidiger des Lichtes, d Wahrheit und des Rechtes aufgetreten und hat sowo durch seine literarischen Leistungen, wie als practisch Schulmann höchst segensreich gewirkt.

Veit Weber

aus Freiburg im Breisgau, kämpfte in den Reihen der Schweizer gegen den stolzen Herzog von Burgund und begeisterte seine Kampfgenossen durch seine Lieder; man hat ihn nicht unpassend den Tyrtäus des 15. Jahrhunderts genannt. Diese Lieder finden sich in Diebald Schillings Schweizer-Chronik, sind aber auch von Schreiber besonders herausgegeben. Freiburg, 181 Sie zeichnen sich durch Kraft und Schwung, sowie du Lebendigkeit und frische Anschauung sehr vortheilhaft a

Georg Rudolph Weckherlin

wurde am 25. Septbr. 1584 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen Jurisprudenz, und bereiste dann Deutschland, Frankreich, England; worauf er Secretär des Herzogs von Würtemberg wurde. Später wirkte er bis zu seinem im Jahre 1650 erfolgten Tode als Gesandtschaftssecretär bei der deutschen Kanzlei zu London.

Seine Gedichte finden sich in:

Zwei Büchlein Oden u. Gesänge. Stuttgart, 1618.
Geistliche u. weltliche Gedichte. Amsterdam, 1641 u. 48. 2 Sammlungen.

Der geistreichste und talentvollste Vorgänger Opitzens und ein deutscher Patriot im besten Sinne des Wortes, zeichnete sich W. durch Wärme und Tüchtigkeit der Gesinnung und lebendige Anschauung, sowie durch glückliche, wenn auch oft zu breite Darstellung sehr vortheilhaft aus, dagegen vergriff er sich in der Form, den Genius der deutschen Sprache in dieser Hinsicht verkennend, indem er nur die Sylben in seinen Versen zählte, ohne auf die Kürze oder Länge derselben zu achten, während er auf der andern Seite wieder Präcision und Reinheit des Ausdruckes sehr sorgfältig beobachtete.

An Myrta.

Ich — treulos? — Ich — ein Flattergeist? —
Welch ein Verdacht! O komm! Bereue!
Ich weiß, der Gott der Liebe preist,
Wie deine Schönheit, meine Treue.

Wer könnte wohl mit Andern dich,
Bild der Vollkommenheit, vergleichen,
Und von den Schäfern allen mich
Wer an Beständigkeit erreichen?

Als dein zu bleiben, ich versprach,
Hab' ich mir selbst nichts vorbehalten,
Und deine Zärtlichkeit — o Schmach! —
Dein fester Glaube sollt' erkalten?

In dir ja wohnt mein Herz und Sinn;
Nur, dich zu lieben, athm' ich Leben.
Wenn ich dein, Myrta, nicht mehr bin,
So sprich: wem hast du mich gegeben?

Lust und Pein.

O der bitterfüßen Schmerzen!
Ich ertrage sie voll Muth;
Denn sie fühlt in ihrem Herzen
Gleiche wunderbare Gluth;
Ja, sie will mit holden Blicken
Mich versehren und erquicken.

Meiner Augen Klage mehret
Meines Herzens tiefe Qual;
Rosa's Herz ist auch versehret,
Mir verräth's ihr Augenstrahl.
Ja, sie will mit Feuerblicken
Strafen mich und süß erquicken.

Diese Stern' in allen Stunden
Schimmern so trophäenreich,
Daß sie nah und fern verwunden,
Cephalus Geschosse gleich,
Und zugleich mit Wonneblicken
Mich durchpfeilen und erquicken.

Darum muß die Welt bekennen
Deiner Augen Pracht und Macht.
Ja, wo deine Fackeln brennen,
Ist verwiesen dunkle Nacht.
Denn du kannst mit Wunderblicken
Rings bedrohen und entzücken.

Welch unsägliches Ergötzen,
Findet euch mein Herz so klar,
Und verehrt euch, seine Götzen,
Auf dem reizendsten Altar.
Möchtet ihr mit Himmelsblicken
Niemand sonst, als mich, erquicken!

Möchtet ihr's doch nicht verschmähen,
Wenn mein Herz ein Opfer thut,
Diesen Phönix anzusehen,
Der verbrennt in Liebesgluth.
Denn ihr könnt durch zaub'risch Blicken
Tod mit Leben neu erquicken.

Wilhelm Ludwig Weckhrlin,

geboren am 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, lebte, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, als Privatmann abwechselnd in Paris, Nördlingen, Wien, Augsburg und Anspach, in welcher letztern Stadt er am 24. November 1792 starb.

Er schrieb:

Denkwürdigkeiten von Wien. 1777.
Anselm Kabiosus Reise durch Ober-Deutschland. Salzburg, 1778.
Felleisen. Nördlingen, 1778.
Chronologen. Frankfurt, 1779—83. 12 Thle.
Das graue Ungeheuer. 1784—87. 12 Thle.
Hyperboreische Briefe. Nürnb., 1788—90. 7 T
Paragraphen. Nürnberg, 1791—93. 3 Thle.

Digitized by Google

W. war einer der unerschrockensten und kühnsten politischen und satyrischen Schriftsteller seiner Zeit. Obwohl aus Wien verbannt und später als Pasquillant verfolgt und eingekerkert, gab er doch mit unerschütterlicher Ruhe fortwährend und bis zu seinem Tode ähnliche Schriften heraus, Lüge und Obskurantismus mit schneidender Laune und in trefflicher Darstellung bekämpfend.

Friedrich Wilhelm Wedag

wurde im September 1758 zu Neuenrode in Westphalen geboren, und widmete sich der Theologie, die er zu Halle und Duisburg studirte. Nach beendigten Studien wurde er erster reformirter Prediger zu Dortmund, jedoch 1788 nach Zollikofer's Tode an dessen Stelle nach Leipzig berufen. Er starb daselbst am 18. Mai 1799.

Von ihm erschien:

Predigten zur Berichtigung irriger Vorstellungen u. s. w. Leipzig, 1793; Neue Ausg. 1817.

Die Religion als beständige Gefährtin auf dem Pfade des Lebens. Leipzig, 1794.

Handbuch über die frühere sittliche Erziehung. Leipzig, 1795.

Zollikofer war das Vorbild, welchem dieser treffliche Mann als Kanzelredner nachzustreben suchte; wenn er dieses Muster auch nicht ganz erreichte, so zeichnen sich doch seine Predigten durch Wärme des Gefühls, lebendige Darstellung und treffliche Diction sehr vortheilhaft aus.

Christian Friedrich Weichmann,

geboren zu Braunschweig, studirte Theologie und bekleidete zuletzt die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Hof- und Konsistorialrathes zu Wolfenbüttel; er starb 1769.

Er gab heraus:

Die Poesie der Niedersachsen. Hamburg, 1721—38. 6 Thle. Neue Ausgabe 1725—38.

Seine Sammlung ist für den Literärhistoriker nicht ohne Interesse, für den Freund der Poesie bietet sie aber wenig Anziehendes dar, da sie, mit geringen Ausnahmen, nur Mittelmäßiges als Zeichen des Verfalls des Geschmackes in jener Periode enthalt.

Karl Weichselbaumer

ward am 8. August 1791 zu München geboren, wo er auch seine Studien machte und als Dr. der Philosophie und expedirender geheimer Secretair des Ministerium des königl. Hauses lebt.

Er gab heraus:

Ueber die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie. München, 1813.
Menökeus, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Denone, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Niobe, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Dido, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Abendbilder. Bamberg, 1822.
Die Vertrauenden. Ulm, 1825 u. 26. 2 Thle.
Dramatische Dichtungen. Ulm, 1829.
Tassilo, ein historisches Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel. München, 1835.
Unterhaltungen. Ulm, 1832.
Orpheus; eine Zeitschrift, in 4 Heften. Nürnb. 1824—25.

Ein talentvoller, begabter Dichter, der lebendige Phantasie, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls mit Correctheit und Kraft verbindet, und sich vorzüglich das klassische Alterthum zum Vorbilde gewählt hat, wodurch jedoch seine dramatischen Dichtungen nicht so bekannt geworden sind, wie sie es in reichem Maaße verdienen.

Achilles Jason Weidmann

aus Halle in Schwaben, lebte in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und beschrieb die Schwänke des Peter Lewe, seines Landsmanns, der von seiner Stärke seinen Namen Löwe erhalten hatte, in folgender gereimter Schrift:

Historv des Peter Lewe, des andern Kalenbergs. 1613. 1620. 8.

welche dem Volke so wohl gefiel, daß sie unter demselben ziemliche Verbreitung fand.

Digitized by Google

Paul Weidmann,

geboren zu Wien im Jahre 1746, wurde Hofconcipist an der k. k. Hofstelle in seiner Vaterstadt, nachdem er zuvor ebendaselbst die Stelle eines Official in der Kabinetskanzlei versehen hatte. Er starb daselbst 1811.

Von ihm erschien:

Schauspiele: Anna, Dido, Pedro und Ines, Adelheid, Hababah, Pizarro, Merope u. Wien, 1775. 3 Thle.

Karl's Sieg, Heldengedicht. Wien, 1775. 2 Thle.

Die Parochiade, scherzhaftes Heldengedicht. Wien, 1776.

Satiren. Dessau und Leipzig, 1784.

Ein unbedeutender, vorzüglich als Satiriker höchst mittelmäßiger Poet.

Valentin Weigel

1533 zu Hayn geboren, studirte Theologie und wurde nach zurückgelegten Studien und nachdem er die Würde eines Magisters der Philosophie erlangt, Pfarrer zu Tschopau im Meißnischen. Er starb am 10. Juni 1588.

Von ihm erschien:

Kirchen- und Hauspostille, Weg und Weise alles zu erkennen, Anleitung zur teutschen Theologie, von dem Leben Christi und den falschen Propheten u.

W. machte zu seiner Zeit Aufsehen als Mystiker, Theosoph und Alchymist, ist aber jetzt ganz vergessen; doch war er nicht ohne Talent und sein Styl zeichnet sich für jene Zeit vortheilhaft aus.

Kajetan von Weiller

ward am 2. August 1762 zu München geboren. Er studirte daselbst und in Freisingen Theologie und wurde 1785 zum Priester geweiht. Da sein Vermögen durch seine Studien aufgegangen war, sah er sich genöthigt, blos durch Privatunterricht sein Leben zu fristen, bis er 1792 als Lehrer an der Realschule zu München angestellt wurde. Er wurde nun kurz nach einander Professor und Rector des dortigen Lyceums, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Director aller Lehranstalten der Hauptstadt, Ritter des Civilverdienst-Ordens und endlich 1823 Generalsekretär der Akademie. Er starb am 23. Juni 1826.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Ueber die gegenwärtige und zukünftige Menschheit. München, 1799.

Versuch einer Jugendkunde. München, 1800.

Lehrgebäude der Erziehungskunde. München, 1802. 2 Thle.

Erbauungsreden. München, 1802—4. 3 Thle.

Mutschelle's Leben. München, 1803.

Der Geist der allerneuesten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. München, 1803. 2 Thle.

Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie. München, 1804.

Verstand und Vernunft. München, 1806.

Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. München, 1808—14. 3 Thle.

Geschichte der Philosophie. München, 1813.

Grundlegung der Psychologie. München, 1818.

Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. München, 1821.

Mit Schlichtegroll und Thiersch: F. H. Jacobi nach seinen Leben, Lehren und Wirken. München, 1819.

Characterschilderungen seelengroßer Männer. München, 1826.

Ein Schüler Jacobi's und einer der eifrigsten Widersacher Schellings, kämpfte W. unermüdlich und mit großer Kraft, von der Natur sehr günstig ausgestattet, als ein origineller und scharfer Denker, für die Reinheit des evangelischen Christenthums in der katholischen Kirche.

Karl Bernhard, Herzog von Weimar,

geboren am 30. Mai 1792 zu Weimar, Bruder des regierenden Großherzogs, bereiste 1825 u. 1826 Nordamerika und bekleidete seit 1830 die Stelle eines königl. niederländischen Generallieutenants.

In deutscher Sprache schrieb er:

Reise des Herzogs Bernhard von Weimar durch Nordamerika, herausg. von H. Luden. Weimar, 1828. 2 Bde.

eine der besten und unparteiischesten Schilderung der vereinigten Staaten von Nordamerika.

Christian Weise

wurde am 30 April 1642 zu Zittau geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und vollendete seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität zu Leipzig, wo er 1663 Magister der Philosophie wurde. Nach abgelaufener Studienzeit wurde er Professor am Gymnasium zu Weißenfels, und 1678 Rector der gelehrten Schule seiner Vaterstadt, wo er am 21. October 1708 starb.

Seine Schriften sind:

Die drei Hauptverderben. Leipzig, 1671.

Die drei Erznarren. Leipzig, 1676.

Gestürzter Marggraf von Anere. Leipzig, 1681.

Zittauisches Theatrum. Leipzig, 1683.

Komödienprobe. Leipzig, 1695.

Trost- und Sterbeandachten. Leipzig, 1720.

ed by Google

Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend. Leipzig, 1680.

Neue Jugendlust. Leipzig, 1684.

Politischer, geläuterter, gelehrter, freimüthiger, vertrauter Redner. Leipzig, 1677—1700.

Kurieuse Gedanken in Versen. Leipzig, 1691.

Ueber W. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 328 sehr treffend: „Einer der fleißigsten in dieser Reihe von Verfassern deutscher Theaterstücke, die niemand mehr lieset, ist der zu seiner Zeit sehr gepriesene Schulrector zu Zittau, Christian Weise, der vom Jahre 1642 bis 1708 lebte. Er müßte mit Auszeichnung genannt werden, wenn sein patriotischer Eifer, die deutsche Literatur in Aufnahme zu bringen, nicht durch die Art, wie er dieses Geschäft betrieb, mehr geschadet, als genützt hätte. Besonders für die Jugend auf den Schulen, wo die deutsche Sprache noch immer nicht sehr geachtet wurde, aber auch für das größere Publicum, das seine Arbeiten dankbar aufnahm, schrieb er außer vielen Lustspielen auch satyrische Romane, Anweisungen zum galanten Briefstyl, eine Poetik, und mehrere Beiträge zur Rhetorik. Seine Frömmigkeit beglaubigt er durch die von ihm verfaßten und herausgegebenen Tugendlieder und andere geistliche Gedichte. Weise wollte zeigen, daß man ein verdienstvoller und christlicher Schulrector sein könne, ohne dem lateinischen Pedantismus ergeben zu sein. Sein Geist hatte überhaupt viel Gewandtheit, und zu komischen Dichtungen unverkennbare Anlage. Aber um dem Pedantismus zu entgehen, gab sich dieser galant sein wollende Schulmann ganz dem schlechten Modegeschmacke seiner deutschen Zeitgenossen hin. Durch seine theoretischen Schriften suchte er nur die Unarten, die er hätte bestreiten sollen, auf Grundsätze zurückzuführen! Seine Kritik beförderte dieselbe zügellose Geschwätzigkeit, die sich in seinen komischen Erfindungen zeigt. An der Verbindung der dramatischen Poesie mit der Musik scheint ihm wenig gelegen gewesen zu sein; doch Einiges mußte auch in den Lustspielen, die er in Prosa schrieb, wenigstens zum Beschlusse gesungen werden. Uebrigens gehören auch diese Lustspiele zu den Gattungen von Mißgeburten, die auf dem deutschen Theater keine Reform aufkommen ließen."

Christian Weisflog

ward am 27. December 1780 in Sagan geboren, studirte die Rechte, ward Dr. juris und lebte dann in seiner Vaterstadt als Stadtgerichtsdirector. Er starb am 17. Juli 1828 zu Warmbrunn in Schlesien.

Von ihm erschien:

Phantasiestücke und Historien. Dresden, 1825—29. 12 Bände.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Journalen, namentlich in der Abendzeitung u. s. w.

Anmuthige Darstellung, glückliche Erfindung, Innigkeit und Wärme des Gefühls und eine glückliche humoristische Auffassung des bürgerlichen Kleinlebens haben W's Schriften zu ihrer Zeit einen ausgebreiteten Kreis von Lesern erworben, der sich auch jetzt noch, hin und wieder, gern mit ihm beschäftigt.

Biographische Spittelfreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein.

Eine Erzählung von Chr. Weisflog.

Da bin ich denn nun, im Hafen des Friedens bei dir Maria,

Cujus animam gementem
contristantem et dolentem
pertransivit gladius.

Bei Ihnen, Wohlgeborner Herr Kommerzienrath mit dem grünen Pelze und dem steifen Zopfe, bei Euch, trauter Magister David, in der kühlen Sabbathruhe, nach einem langen, schwülen Sommertage im freundlichen Hause, das die Barmherzigkeit gebaut und die Milde erhalt — im Spittel!

Aber was weinst du denn immer und ewig, wenn du vor dem Myrtenstocke stehst — Maria? Sei doch lustig und guter Dinge, wie ich! Bist du noch nicht im Klaren, daß der selige Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz ja gar nicht an dem gestrickten Nacht-Kamisole, mit den rosaseidnen Schleifen gestorben? Siehst du es noch nicht deutlich, daß dein Myrtenstrauch ja eben der ist, den er für dich zog zum Brautkränzlein? Oder — ist dir's nicht recht, daß die Jugend flog, wie Schwalben vor dir hin? Nehm' ich denn einen Anstoß dran und passen wir nicht herrlich zusammen, du, eine blühende Jungfrau von zwei und vierzig Jahren und ich — übermorgen sechzig? Muß nicht, wenn es eine glückliche Ehe geben soll, der Mann beträchtlich älter sein, als die Frau? Und was sind denn sechzig Jährlein? Wurden nicht die lieben Erzväter der Bibel fünf-, sechshundert und mehr Jahre alt und waren gewissermaßen, eh sie das erste hundert zurückgelegt und die Kinderschuhe ausgezogen, noch dumme Jungen, die von Papa und Mama noch nirgend in Gesellschaft mitgenommen werden konnten und erst im zweiten hundert anfingen, die süßen Gefühle zu ahnen, die jetzo unsern Herrlein von vierzehn Jahren schon ganz klar und deutlich sind? Was wollen also die lumpigen sechzig sagen? — O Maria! gar nichts — gar nichts! — Jugend? — Was ist Jugend? — Ein negativer Begriff, ein Defizit von Runzeln, grauen Haaren und dergleichen, sonst in der Welt nichts positives! — Ein Traum! Maria, ein Traum! Das Alter nur ist Wirklichkeit, und du und ich, wir sind nun — wirklich. Und doch gäb' auch ich diese Wirklichkeit hin für den Traum, mein Herzblut, könnt' ich ihn damit zurück erkaufen. Denn ich mag nicht wirklich sein, ich will träumen und sollte mir's der Kreis-Physikus noch weiter und breiter attestiren, als schon geschehen, daß es bei mir — wie sich die dumme nüchterne Welt ausdrückt — übergeschnappt und ich eben deshalb hier bin. O Jugend! Jugend! du bist auf ewig dahin und kehrst nie wieder und Sapperment! das könnte mich rasend machen! Aber nur lustig, Maria! Wenn die Veilchen wieder blühen und die Lerche singt und die Nachtigall und andres Ungeziefer der Art, dann ist Hochzeit, denn dann werden wir doch wieder jung mit dem jungen fröhlichen Lenze und der Herr Kommerzienrath sollen auf der Hochzeit tanzen, mit dem schiefen Beine, und Ihr, ehrlicher David, predigen als Doktor Luther, aus der leeren Zuckertonne. Es ist eine feine Kanzel und oft hab ich sie Euch schon mit grünen Zweigen geschmückt.

Die Alten links, sollen jeder ein Weißbrod haben mit Käse und ein halbes Aquavit und die Verrückten rechts — — O pfui! Nicht das Wort! Sie sind eigentlich die, die das Schicksal zurecht gerückt — zum seligen Traume — in die ewige Jugend, das weiß auch der Muselmann, der darum Respekt vor ihnen hat — die sollen Semmelmilch essen mit uns unter den Bäumen. Denn leben sie nicht alle mit mir in einem Himmel? —

Wie oft, wenn ich sonst in der brennenden Sonne mit dem Aktenpakete, schwitzend unter einer Perrücke, die dürre, trockene Straße hinauf wanderte nach dem Amte, labte mich das alte, stattliche, steinerne Gebäude mit seinen lang ausgestreckten Schatten. Wie oft schauete ich da wehmüthig durch die Spalten des Bretterzauns in den dunkeln Garten und sehnte mich mit dem Ausrufe des Horaz an seinen Freund Septimius:

O, dieser Erdenwinkel lächelt mir vor allen!

dahinein. Und wenn ich dann am Abend wieder heim ging, matt und abgetrieben und auf den Bänken vor dem Hause unter den Weinranken und Kirschbäumen mit den glänzenden

Digitized by Google

schwarzen Früchten, ruhige Greise saßen, die ihr Abendbrod verzehrten und mir von oben durch's Gitterfenster lachend eine Wahnsinnige die Rose nachwarf und zurief: Schlaf wohl, mein Schatz, morgen sehn wir uns wieder! — ach! wie seufzte ich dann: Wer doch auch so glücklich wäre, wie Ihr! — Und — nun bin ich's wirklich, nun bin ich im Spittel, nun sitz ich mit den Greisen auf einer steinernen Bank unter dem Weinlaube und wandle im Schatten der Bäume des Gartens! Wie ich dahin gekommen, das will und muß ich schriftlich zu Papiere bringen, sintemal es wohl manchen unter denen, die die Phantasiestücke und Historien meines gewesenen Prinzipals, und in solchen gleich vorne mein Brieflein an den verstorbenen Herrn Kammergerichts-Rath E. T. A. Hoffmann gelesen, zwicken und treiben dürfte, zu wissen, was aus dem Privatschreiber Jeremias Kaylein geworden, ob er bereits Todes verfahren oder noch im mühsamen Amte quaestionis fungire, oder, da er nun gar öffentlich als Schriftsteller, ungerüffelt, ja, im Gegentheile vom kritischen Dreifuße herab gnädiglich angelächelt, aufgetreten, zu höherem Posten und Würde gelanget. Darum also, und daß die, die an mir armen Menschen ein Interesse gewonnen, doch wissen, woran sie sind, verwache ich nun die einsamen Stunden der Nacht, wenn alles um und neben mir im Lande und hier im Hause schläft, oder von Rechtswegen schlafen sollte und — schreibe. Ich kann's nicht lassen und es thut mir gütlich, wie Balsam auf eine alte schmerzliche Wunde, daß ich endlich schreiben darf, was ich will, nicht was andre mir mit Krähen- und Hühnerpfoten vorgekleckst und ich bin glücklich, daß mein langes Kopistenelend nun kommen zu einem seligen End, da es ja doch auf Erden für ein Menschenkind mit leiblich eigener Denkkraft nichts Miserableres und Seeletödtenderes giebt, als Tag für Tag zu esein im Abschreiben, vornehmlich Advokatischen Wustes, obgleich auch ein Kalkulator und Steuerkontrolleur nicht auf Rosen wandelt, der sein Lebelang die dürre Rechenweise: sechse von fünfen kann ich nicht, borg' ich mir eins, abseufzt und im Addiren Ellenlanger Zahlenreihen verzweifelt, weshalb man auch den Inbegriff alles Erbärmlichen und Drückenden Kalamität genannt, weil Calamus die Schreibfeder heißt und der Unglückliche, der zum kalamiren, d. h. zum Federfuchsen verdammt ist, füglich als der Weisel, Hauptmann und Polarstern menschlicher Trübsal gelten kann, jedoch mit vorbehaltenen Rechten der Schulmeister. Und darum heißt auch die bitterste Erdgalle der Wurzelwelt billig — Kalmus. Doch das hat nun, wie gesagt, ein Ende. Warum und wie das aber so gekommen, und wie ich vor's erste in die Kalamität gerathen, das — o ihr fühlenden Seelen, die ich hiermit sammt und sonders durch geziemendes Abnehmen der Schlafmütze salutire — sollt ihr nun in möglichster Einfalt und Kürze erfahren.

Mögen obscure Scribenten, aus Bosheit darüber, daß sie von Haus aus nichts sind und auch niemals etwas zu werden Aussicht haben, immerhin auf die Vorzüge der Geburt schimpfen oder verächtlich das Maul über die Trauben ziehen, die ihnen zu hoch hängen; ich bin andrer Meinung, und denke, daß jene Vorzüge denn doch besser sind, als gar nichts. Ja, ich bilde mir was darauf ein, aus einer alten Familie zu stammen. Denn mein Vater, Anno 1725 geboren, wäre nun gerade hundert Jahr, wenn er noch lebte und mein Großvater noch älter. Item war ersterer beim Finanzministerio angestellt — General-Landes-Steuer-Kassen-Stubenheizer. Ich genoß daher eine, meinem Stande angemessene Erziehung, d. h. frequentirte die öffentliche Schule, wo damals die Lehrer nur sehr unbedeutend weniger hungerten, als jetzt und deshalb die liebe Jugend auch nur eben so unbedeutend größere Fortschritte in litteris et moribus machte, erhielt manche öffentliche Belobigung meines Fleißes in Baumklettern und Vogelnester ausnehmen, kniete nur etwa über den andern Tag auf Erbsen, wegen verpönter botanischer Excursionen in die Pilze oder in die Schoten ungeschlachter Bauern, wurde aber öfter mit dem Schulverdienstorden des grauen Müller-Löwen dekorirt, wegen meines eminenten Dichtertalentes, welches der alte brummige Subrektor Seemaus „Lügen" nannte, dem ich dafür Maikäfer auf die Axel und Hummel in die Tabaksdose applicirte und trug des Sonntags einen rothplüschnen Rock, den mir die Mutter aus dem ihr vom Präsidenten geschenkten alten Ueberzuge seines Lehnsessels hatte machen lassen. Aber dieser Rock ward für mich die Quelle unendlichen Drangsales, denn überall hieß ich nun darum die „Feuerkröte." Man kann denken, daß ich, den die gütige Natur mit derben Fäusten begabt und mit dem besten Willen, mich ihrer wirksamst zu bedienen, mir das Ehrenprädikat nicht geduldig und ungeahndet gefallen ließ. Blutige Köpfe waren daher an der Tagesordnung und gewöhnlich jeder Sonntag, an welchem ich nolens volens in der leuchtenden Krebshülle prangen mußte, ein Tag des Schreckens und Entsetzens auf unsrer Gasse. Was half es, daß ich daheim den vermaledeiten Rock unter bittern Thränen mit Füßen trat, ich mußte ihn doch wieder anziehen, denn — ich hatte keinen andern, und zudem war auch der Herr Präsident, der den Plüsch geschenkt, mein Pathe, und versüßte mir mit manchem Apfel und Freßbreier mein Elend, aus Erkenntlichkeit, daß ich den Fleck, mit dem sein Liebwerthester so viele Jahre in traulicher Freundschaft und Nähe verlebt und der manches erdulden mussen, öffentlich als Ehrenkleid an mir selber herum schleppe. Ja, er ging noch weiter, nahm mich einst lächelnd bei der Hand — ich mochte ein Bengel von funfzehn Jahren sein — und führte mich die steinernen Treppen des Kollegienhauses mit den Worten hinauf: nun will ich dir zeigen — mein Söhnlein! — welch ein Glück ich dir zugedacht, so du fein fleißig bist und folgst. Schaue! In diesen Himmel setz' ich dich! — Er öffnete den Himmel. — Es war die Kanzleistube. Ein stinkender Aktendunst quoll mir an dem heißen Augustnachmittage um fünf Uhr daraus entgegen. Grabesstille herrschte und nur das Kritzeln der Federn war hörbar, wie das einsame Fressen der zwanzigtausend Seidenraupen in einer deutschen Plantagenstube. Ein halb Schock bleiche Gestalten, mit und ohne Brillen, saß umher, und wenn einer mit trübem Seufzen das Haupt erhob, so sah man nur blasse, hängende Wangen, nur hervorstechende Knochen in dem gelben, schwindsüchtigen eingefallenen Kammergesichte. Siehe — mein Söhnlein! — schmunzelte der Präsident — das sind die Kopisten, und so du fromm bist und was lernst, sollst du auch hier sitzen, wie die.

Nur die erste Hälfte dieser trostvollen Verheißung hörte ich deutlich, denn bei der andern ergriff mich ein panischer Schreck. Ich entsprang mit Blitzesschnelle der gräulichen Stube, als solle ich nun eben schon angenagelt werden in diesem Kopistenhimmel, und lief in's Freie, begütigend mein Entsetzen und den Sturm meiner Seele in allerlei Unfug und Petulanz.

Als ich ausgewüthet und wieder nach Hause kam, hatten die Eltern die Herablassung des gnädigen Pathen und mein ungebührliches Entweichen erfahren und der Vater nahm mich, nach einigen — einleitenden Demonstrationen, das heißt nach einigen — wie man zu sagen pflegt — Kopfnüssen, koram.

Range! — eröffnete er das Verhör — nun sage endlich, da ich sehe, daß du das Gute, was man mit dir vor hat, nicht erkennest, was willst du werden in dieser Welt?

Ein Komödiant — gab ich, ingrimmig über das mir Zugedachte, zur Antwort — oder ein Seiltänzer, am liebsten aber — gar nichts.

Wa — wa — was du Bösewicht? — stotterten die Eltern in höchstem Entsetzen über dieses unerwartete frevelhafte Geständniß und über den Gräuel, den ich durch Erwählung einer solchen Lebensart in die ehrbare Familie zu bringen gedacht — auf die liederliche Seite willst du dich legen? Ein Komödiant? — Ein Seiltänzer? — Dafür soll gebeten sein. Den Hals wollen wir dir umbrehen, und dazu wird der gnädige Herr Präsident helfen. Nicht von der Stelle sollst du von Früh bis in die Nacht und schreiben bis du schwarz wirst und — Kopist!

Wirklich schien es mit dieser Drohung Ernst werden zu wollen, denn ich wurde nun förmlich dem Seemaus übergeben, bei dem ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang schreiben, lateinisch lernen und rechnen, dabei Küchen- und Hausrupel sein, Holz hacken, Stiefel putzen und das kleine Kind warten mußte. O, wie bitter wurde mir die schmähliche Gefangenschaft! Wie sehnte ich mich, wenn die Februarsonne so warm an die kleinen sechseckigen Fensterlein meiner Schulstube schien und ich nun wußte, daß der prächtige Schneemann draußen, den meine jubelnden Kameraden aufgerichtet und mit stattlichen Augen geschmückt, die sie dem Schmiede aus dem Kohlenschuppen gemaust, ohnfehlbar vor die Hunde gehen müsse, wenn ihm nicht mit neuen Ansätzen zu Hülfe geeilet werde, wie sehnte ich mich da heraus! Aber mit eiserner Faust hielt mich der vermaledeite Schreibzwinger und das — war meine Jugend! Dennoch wünsch' ich, ich wäre noch beim Seemaus, und jung, wie damals. Denn über die Freude und das innige Gefühl der armen, unschuldigen Knabenlust, die sich auch in meinem Kerker fand und sich in jedem Kerker findet zu einem fühlenden Gemüthe, wie die freundliche Spinne zu dem Naturforscher Quatremere geht gar nichts.

In unserm Hofe war ein Gärtchen. Gott, wie glücklich war ich, wenn ich mit dem kleinen Kinde im ersten Frühlinge da unter dem Hollunderbaum auf dem neugrünenden Rasen sitzen durfte und hie und da ein scharlachrothes Sammetwürmlein herumkroch und die Fliegen fröhlich an der Mauer summten und alles duftete nach frischer Erde

Digitized by Google

und hervorsprießenden Kräutern! Und wenn ich nun des Abends die Frösche emsig schreien hörte, weit draußen im Waldreiche; wie rief ich da, hin nach der Gegend: o, wer bei euch wäre, ihr herrlichen Frösche! Wehmüthige Thränen tropften aus meinen Augen herab auf das junge Gras; aber dennoch war ich in meiner Verlassenheit selig. Nur die Stube, die verdammte Stube und das Schreiben — nein, das war nicht zum Aushalten. Eine Erlösung sah ich nicht, wohl aber im schaudernden Hintergrunde den auf mich wartenden Kopistenhimmel. Was blieb mir also übrig, als die Gelegenheit abzulauern und mich aus meiner Gefangenschaft selber zu ranzioniren, das heißt — davon zu laufen! Wohin, und was anfangen; das war mein geringster Kummer, und Vater und Mutter zu verlassen, sie vielleicht nicht wieder zu sehen, mir ganz egal. Geschwister hatte ich nicht, und im väterlichen Hause überhaupt nichts liebes, als einen Staarmatz, den ich selber noch halb nackt aus der Kietze genommen und an dem mein Herz hing, den ich aber auch zu vergessen hoffte, bei den viel tausend Vögelein draußen im Freien und im duftenden, dämmernden Walde. Ich lief daher immerfort, ohne umzuschauen und kam auf's nächste Dorf, wo eben ein Theospiskarren seinen Einzug hielt. Himmel! wie ward mir, als nun mit einem Male die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches in den zusammengeleimten und geflickten Fetzen der abgeräucherten Rosamunden und Schäferinnen und in den silberpapiernen Harnischen und Schildern der tapfern Helden und Ritter vor mir stand! Wie vergaß ich Hunger und Durst, als nun in der Scheune, in die ich ohne den Logedreier — den ich nicht hatte — hereingeschlüpft, die Asiatische Banise aufgeführt wurde, der wüthende Chaumigrem mit entsetzlichem Bierbasse dem unglücklichen Pegu den Untergang zubrüllte, und wie schauderte ich, als der Papiermond sich verfinsterte, das Kolophonium blitzte, der Donner vom Boden einer leeren Wassertonne rumpelte und selbst den Dorfquiriten Angst wurde! Wie hielt ich es da für die größte Erdenseligkeit, mit blitzen und donnern und wüthen zu können, auf den Brettern! Wie träumte ich mich da hinein in den Triumph, als Held in der glänzenden Rüstung da droben zu stehn, zu meinen Füßen meine Widersacher in der Stadt und ich nun ihnen wie ein Löwe zubrüllend: Sehet da die Feuerkröte, ihr Tausendsapperlot! — Und dennoch, so sehr mich der Traum entzückte, er genügte mir nicht, es fehlte mir etwas, ich wußte selber nicht was. Endlich mit einem Male schlug es hell, wie ein Blitz in mein Innres und jauchzend und speingend rief ich mein „Hevrika! ich hab' es gefunden" aus, in dem lauten Jubel: Juchhe! Sie haben ja keinen Hanswurst!

Du hast Recht — mein Sohn! — sagte der Direktor, dessen Kennerauge in mir die Weltbürgerschaft entdeckt haben mochte und der mich spähend auf's Korn genommen, der fehlt uns, der ist uns abgegangen, und Senator geworden in Riesebeutel. Aber was willst du damit sagen!

Was ich damit sagen will? — gnädiger Herr Komödiantenpräsident! antwortete ich — das, daß ich Ew. Excellenz Hanswurst selber sein möchte.

Du? — erwiderte der Direktor — Hast du Talent? — Glaube mir — mein Sohn! — es ist nichts leichtes, ein Narr zu sein. Kluge gelehrte Leute, hangende und bangende Thränenhelden und Heldinnen, girrende Schäfer, brüllende Tyrannen, die findet man überall zu Schocken, aber ein rechter, echter Narr — o mein Sohn! — das ist was seltenes, das ist ein Juwel, das man in Gold fassen muß. Denn zur ergötzlichen Narrheit gehört mehr, als zur langweiligen Klugheit. Willst du ein Narr sein, den ich brauchen kann, so zeige dein Talent und mach mir einen Spaß vor, aus dem Stegreif.

Was sollte ich thun? Zwar jagte mir das Examen rigorosum, das mir nun so plötzlich auf den Hals fiel, einen leichten Frost durch die Glieder, aber schnell ermuthigte ich mich, denn es galt ja mein Wohl und mein Weh, und fing an, Gesichter zu schneiden, wie ich sie nur je in den üppigsten Schäferstunden des Genius, daheim, umgeben von meinen jubelnden Kameraden, erfunden.

Nicht übel! — rief der Direktor — und dieser Zuruf, bei dem ich das nur mühsam verhaltene Lachen des ernsten Mannes deutlich entdeckte, befeuerte mich dergestalt, daß ich in den allerausserordentlichsten Grimassen, die ich selber in mir nicht g ahnet, mich übertraf und der Direktor nun laut lachte, daß ihm der Bauch wackelte. Dies war neues Oel in mein Feuer. Flugs improvisirte ich eine Scene aus meiner vergangenen Feuerkrötenschaft mit solcher Virtuosität, daß der Direktor aus den Lachthränen heraus einmal über das andre meckerte: Es ist mein Ende! Es ist mein Ende! Wetterjunge, du sollst Hanswurst sein!

Ein ungebackner Rath, der so eben erst ganz frisch aus der Form kommend, sich zum ersten Male mit dem langersehnten Titel nennen hört, kann die Erdenseligkeit und die Götterwonne nicht fühlen, die mich bei dieser Patentirung ergriff. Ich sprang wie toll und schrie, daß Banise mit dem bereits halb abgewaschenen und noch halb mit Bolus angestrichenen Gesichte herbei lief und Chaumigrem voll Entsetzen in's Soufleurloch stürzte und die Kommunbranntweinflasche zertrümmerte: Juchhe! ich bin der Hanswurst! Victoria! Victoria! Ich bin der Hanswurst!

Der Direktor berief nun die Bande zusammen und stellte mich ihr in meiner neuen Qualität vor, als ein Subjekt von zwar noch rohen, aber viel versprechenden Talenten. Gleich den Tag darauf machte ich mein Probestück. Sie gaben das Trauerspiel: Hamlet, Prinz von Dänemark. Natürlich war alles, was ich dazu lieferte, reine Erfindung von mir selber, denn ich hatte im Leben von diesem Hamlet noch nichts gehört und gelesen, jedoch schon manchmal daheim mich in's Puppentheater gestohlen, wo ich mir das Prinzip geholt, daß ein Trauerspiel ohne Hanswurst sich gar nicht denken lasse. Meine Späße mochten daher freilich nicht eben immer die edelsten und passendsten sein, das fühlte ich selber, als ich dem Geiste und der Ophelia in ihrem Wahnsinne das Hasenschwänzlein anhing und in der Scene, wo der Sohn der Mutter den Sündenspiegel vorhält, unter dem verdeckten Tische Frauengesichter schnitt und bald wie ein Hund winselte, bald wie eine Katze miaute, und dem Könige, wie er knieend betete, von hinten die Pudelmütze auf's Haupt stülpte; aber sie erreichten den Zweck. Denn schallendes Gelächter und das Lob der Kenner und des Theaterrecensenten, der auch hier seine eigene Loge — im Banse hatte, wo er leidlich vor Prügeln gedeckt war; das der Hanswurst bei der Sache eigentlich das Kraut fett gemacht und trotz seiner Jugend so gut gespielet, wie ein ganz alter Narr, erhob mich in die alleroberssten Räume der Seligkeit, und meine Tage flossen wonnig dahin, sogar, was auch nicht zu verachten — unbeneidet von meinen Kameraden, maßen ich vor der Hand um's liebe Brod, einen neuen Rock und die Ehre diente. Ja, Madam Huzel, welche die Heldinnen machte, und Mamsell Thereserl, der bei ihrer sechs und vierzigjährigen Jugendblüthe besonders die schmachtenden und naiven Rollen sehr glückten, bechrten mich wechselseitig mit ihrer zarten Freundschaft und Liebe und letzte spielte mir sogar einmal ein zärtliches Gedicht in die Hand, in dem unter andern die Verse vorkamen:

Mein armes Herz fühlt grimme tiefe Wunden,
seit meine Sehnsucht dich, Hanswurst, gefunden
und thränend blickt mein Aug' in's Sterngewimmel
zum Narrenhimmel.

Da wohnt mein Leben, da wohnt mein Entzücken:
Drum eile Trauter! mich an's Herz zu drücken,
Denn meine Lippen wonnezitternd müssen,
Hanswurst, dich küssen!

Schade nur, daß meine siebenzehnjährigen Gefühle es noch nicht verstanden und wagten, sympathetisch in diese zarte Minneweise einzustimmen.

Mein Name wurde natürlich flugs verändert und ich hieß nun Monsieur Murr, woher es auch wohl kommen mochte, daß ich unentdeckt, unverfolgt von den Meinen und unaufgegriffen blieb. Auch machten wir uns weislich bald aus der Gegend und zogen weit und breit im Lande herum, bald nach Norden, bald nach Süden im lieben Vaterlande, wo es uns heut gut, morgen schlecht ging und ich in meiner Kunst täglich neue Fortschritte machte.

Was soll ich Euch — meine empfindsamen Leser! — mit langer Weile quälen durch Erzählung der Abenteuer und Abwechslungen meiner lustigen Komödiantenfahrt? Was soll ich Euch referiren, wie oft sich unsre Bande in den zwölf Jahren häutete, das heißt, alte Mitglieder abstreifte und neue gewonnen, wie oft der Direktor Abbitte thun und Schulden halber in der Büttelei sitzen müssen, welche Stürme das Herz des nun immer männlicher und verständiger werdenden Monsieur Murr bewegt und wie die edle Kunst sich damals bei uns und überhaupt in Deutschland gestaltete, das würde allein einen Band füllen, den am Ende kein Mensch läse. Ich schweige daher von allen diesem und sage nur so viel, daß mir die ganze Sache sich bald von einer ganz andern Seite darstellte, je länger ich das Wesen trieb, immer mehr und mehr der schöne Traum entschwand, der mich ins Komödiantenleben verlockt und dieses selbst mir endlich fatal und bitter wurde, wie Galle. Spaß mußte ich schlechterdings machen, alle Tage, da half nichts vor, ich mochte hungrig oder satt, gesund oder krank, lustig oder traurig sein, und eben das, daß ich gezwungen als Pickelhäring Lachen hervorbringen mußte bei andern, wenn mir's selber am wenigsten lächerlich war, das brachte mich zur Verzweiflung und machte mich mürrisch und melancholisch, so, daß ich nun recht gut begriff, wie wahr die bekannte Anekdote sein

Digitized by Google

könne, nach welcher einmal zu einem Arzte in Wien ein anständig gekleideter Mann mit leidenvoller Kummermiene in die Stube trat und ihn dringend um Hülfe gegen die tiefe Melancholie flehete, die sich seiner bemeistert. Mein Herr — erwiderte ihm der Arzt — da weiß ich Gott sei Dank guten Rath. Gehn Sie nur in's Theater zu dem Kasperl, wenn der Sie nicht kurirt, so hilft Ihnen nichts. Ach! — entgegnete trübselig der Patient — der Kasperl — der bin ich ja selber!

Gerade so ging es mir. Ich war der Unglücklichste in der ganzen Bande. Selbst der Name „Hanswurst" den ich früher gewiß um keinen Rathstitel vertauscht haben würde, er schien mir nun verächtlich, als unter meiner Menschenwürde. Nur des Abends wagte ich auszugehen, denn ließ ich mich bei Tage blicken; so war ich da, wo ich einmal aufgetreten, der Ball muthwilliger Rangen, die mich Heerdenweis verfolgten, theils beschimpften, theils vergötterten. Ich war ein Spott in allen meinen Beziehungen und Handlungen. Selbst meine Leiden, selbst mein Beten erregte Gelächter. Ich hatte in Wahrheit aufgehört, Mensch zu sein und war nur — Narr und noch dazu ein hungernder Narr. Aber was dem Fasse eigentlich den Boden ausstieß und meiner ganzen Künstler-Karriere ein plötzliches Ende machte, daran denke ich noch jetzt mit Schaudern.

Wir waren nämlich in ein Städtlein eingerückt, wo eben Jahrmarkt war und wo ich an selbigem Abende im Trauerspiel Romeo und Julie, als Romeo ganz unbändig Spaß machen sollte, indem ich da, bei der Vergiftung, mir einen derben Haarbeutel anzutrinken pflegte, der dann das Wiedererwachen Juliens im Sarge und ihre Vereinigung mit mir im Tode, den sie aus der nämlichen Fuselflasche mit kräftigen Zügen hob, ungemein pikant machte. Wie ich so Nachmittags durch die Gassen schlendre, im Orte, wo ich noch nicht bekannt war, nach dem Marktplatze, hör' ich Trompetenstöße, die ferne Lache des Pöbels und werde von der nun stärker und neugieriger wogenden Menschenmasse mit fortgezogen. Himmel! wie erschrak ich, als ich mit einem Male vor mir am Röhrtroge ein Theater aufgeschlagen, auf demselben einen prahlenden Wurmdoktor in scharlachrothem Tressenkleide, den Degen an der Seite und bei ihm — mich selber sah, nämlich einen Pickelhäring in der Hanswurstjacke. Ich gedachte vor Schaam und Aerger in die Erde zu sinken. Denn nun stand meine allertiefste Erniedrigung, mein zur Karrikatur verzerrtes Menschenantlitz im treuen Spiegel vor mir. Verfluchte Schande! — knirschte ich — und meine Hände zuckten krampfhaft bei den Zoten und Possen, die nun gerissen wurden und die leider nichts anders waren, als eine Quintessenz meiner eigenen, allererbärmlichsten pöbelhaftesten. Da dröhnte der Markt von wüstem Gelächter. Da dacht' ich, die Lache gelte mir. Da jagte mich der unheimliche Spuk scheu und mit grausenvollem Entsetzen, als sei das Zeichen Kains auf meine Stirne gedrückt, mit fliegender Eile von dannen, durch die gaffende Menge, die meine Rippenstöße zertheilte, immer fort, fort durch die Gassen, bis in den entfernten Winkel meines Quartiers. Hier schäumte der schon lange in mir stillkochende Grimm über mein elendes Handwerk herauf, wie ein siedender Kessel. Fest stand mein Vorsatz, mich der Hölle zu entreißen, die ich einst für den Himmel gehalten. Ich zerriß wüthend die Zeichen meiner Schande aus der Theatergarderobe; warf mein armseliges Ränzel über die Schulter und floh, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, als sitze der Satan mir auf der Ferse zur Stadt hinaus, fort immer fort in's Freie, Weite.

Wie ich nun da war und am Walde, von wo ich tief unten im neblichen Thale die fernen Thürme der Stadt nur noch wie durch einen Schleier erblickte; da machte ich erschöpft Halt, da athmete ich zum ersten Male wieder frei und tief aus der gepreßten Brust und schüttelte mich, als solle die schmähligе Vergangenheit von mir abfallen. Da war der Sturm der Seele vorübergebraust und ruhigere Besonnenheit zurückgekehrt. Da fragte ich mich aber auch zum ersten Male wieder: Wohin nun, Jeremias? Eine unnennbare Bangigkeit überfiel mich und matt sank ich nieder in's Moos und Haidekraut unter den rauschenden Fichten. Es war hier alles so einsam, so feierlich, so still und duftend und ich in dieser Einöde allein. Wie Schattenbilder stieg die Vergangenheit herauf in meiner Seele, mein Leichtsinn, mit dem ich Vater und Mutter verlassen und den mir zugedachten Beruf, der — ich fühlte es — doch wohl rühmlicher war, als mein abgestreiftes Narrenkleid, und es erwachten bittere Empfindungen der Reue.

Da sah ich aus dem Moose rothe Würmlein hervorkriechen, wie vor zwölf Jahren unterm Hollunderbaume des Seemaus, und meine Thranen flossen wehmüthig, wie damals. Aber sie thaten mir wohl, denn ich wußte es, Niemand sah sie und kein Rudel muthwilliger Buben rief jubelnd: Ha, ha, ha, der Hanswurst weint!

Holla! Holla! Herr Kommerzienrath! was schreien Hochdieselben denn so erbärmlich im Schlafe, drüben in Dero Kämmerlein? Stecken Sie etwa wieder einmal — wie Sie mir schon oft zu erzählen beliebten, bei Bergen in Norwegen dem Wallfische im Rachen, dem Sie einige Pfund Fischbein auszubrechen intendiret, der aber den Spaß beinahe übel genommen, und Sie ganz gewiß gefressen haben würde, wenn nicht gerade in dem Augenblicke seine Gedanken nach seinem Hintertheile gezogen worden wären, wo so eben Ihre Leute ihm einige Tonnen Speck ausgeschnitten, weshalb er Sie dann mit dem Fischbein in Frieden fahren lassen? — Doch, Sie schweigen, Sie schlafen wieder und es ist mithin nicht von Nöthen, daß ich mich hinüber bemühe zu Ihnen mit der Cremor Tartari Büchse, Kraft meines Amtes, als Spittelwärter. Sie erlauben mir daher auch, zurückzukehren unter den Baum im Walde, aus dessen Moose das rothe Würmlein hervorkroch.

Was soll mit dir nun werden, Jeremias? — fragte ich mich nochmals — Graben mag ich nicht, auch schäm' ich mich zu betteln. Wieder unter die Komodianten gehn, die Pritsche mit Helm und Harnisch, Kron' und Zepter vertauschen? — Ach! es erschien mir eins so miserabel und fatal, wie das andre. Der ganze Stand war mir ein Grauel und ein glänzendes Elend, das Herumvagiren in der weiten Welt und in planloser Liederlichkeit, ein Abscheu. Schöner, wie noch nie, that sich vor mir der erstverschmähete Kopistenhimmel wieder auf und in einer unendlichen Wehmuth war mir nun die stille aktendunstige Kanzleistube ein Ort des Friedens und der Ruhe, abgestorbener irdischer und menschlicher Leidenschaften, so, wie mir auch immer die Kolonien der Herrenhuter sich darstellten. Hier ist auch alles so still, so heimlich, so schattenvoll. Diese Menschen sind glücklich, aber das Feuer des Lebens mit seiner Warme, mit seinem Lichte, wie mit seinem Brennen und Blenden ist von ihnen gewichen. Sie wandeln im Gewimmel voll Kraft und Drang rund um wie kalte Leidenschaftlose, im Herrn entschlafene Leichname, mitten unter ihren Gräbern von Linden umdunkelt, von Rosen umblüht. Im Anfange ergreift dieser stille Friede das Herz mit unwiderstehlichem Zauber, und es sehnt sich, zu tauchen die Täuschungen des bewegten unruhigen Treibens der Welt in diese Lethe; doch bald entschwindet der schwärmerische Traum und bald wird es eben der fühlenden, lebenden Brust bange in diesem einsamen Reiche des Todes. Nur die Resignation findet in dieser Dämmerung einen Paraklet, wie mir es nun die Kopistenstube schien. Die Jugend ist dir ja doch dahin, armer Elias! — trauerte ich — und du hast dich ihrer nicht freuen können! In Druck, Armuth und Spott sind deine schönsten neun und zwanzig Jahre vergangen und was nun noch folgen könnte an Lebensgenuß, ist nicht der Rede werth. Ob nun die Wangen verbluhen und der Körper vollends abstirbt dort, oder im unruhigen Treiben und Irren, herum im geräuschvollen Taumel, das ist am Ende den Wangen und dem Körper ganz egal. Darum hin, hin nach dem Orte meiner Geburt! Suche dir wieder das verlorne Paradies — o Jeremias! Ach! und meine lieben Eltern! Wie will ich als verlorner Sohn pater peccavi sagen! Ihr werdet den Reuigen aufnehmen und der gnädige Herr Präsident sich mildiglich des Plüschfleckes erinnern, den ich so hoch in Ehren gehalten und seiner trostvollen Verheißung. Und kann ich doch auch des Sonn- und Feiertags hinaus rennen zu den alten Spielplätzen meiner Jugend, in den herrlichen Wald, wo die Frösche musiciren und ich die Sprenkel gestellt als Knabe. Darum fort, fort, Elias! Dir lächelt die Vaterstadt!

Dahin laß mich mit dir, mein schlarpes Ränzel ziehn!

So exklamirte ich am Ende, schnitt mir einen tüchtigen Ziegenhainer und wanderte nach der Heimath, die freilich ferne war.

Wie ich nun die Thürme der geliebten Stadt vor mir erblickte in der Weite, durch die grünen Laubmassen hindurch; wie schlug da mein Herz, bang und wehmüthig froh.

Ich werde kaum zum Thore hineingetreten sein — dacht' ich — da wird's unter den Rangen heißen! die Feuerkröte ist wieder da! Mags! — rief ich und freuete mich sogar auf diesen Anklang aus meiner Jugendzeit und verzieh im Voraus den Ekelnamen.

Eitler Wahn! — Ich war zum Thore hinein, wanderte durch die Straßen, die alten Häuser standen noch, wo und wie sie vordem gestanden, aber Niemand kannte mich. Die Feuerkröte war verschollen und versunken in Vergessen. Natürlich! Denn alle meine ehemaligen Kameraden hatten sich zerstreut in die Welt, nach allen Himmelsgegenden, wanderten entweder, wie ich, mit dem Ränzel im fröhlichen lusti-

Digitized by Google

gen Handwerksburschenleben, oder saßen bereits fest in ehrbarer Philisterei, als Bürger und Meister. Nun ging's nach der Töpfergasse, an der Stadtmauer.

Schon von fern streckte mir das elterliche Haus seinen verräucherten schwarzen Holzgiebel entgegen mit dem geländerten Altane, der, wie die hängenden Gärten Semiramis, etwas schief auf den gesunkenen Balken quer am Hause eben dahin lief. Mein Herz klopfte hörbar. Nun wird die Mutter herauskommen, auf den Altan — dacht' ich — in ihrer schwarzsammtnen Haube und nach der Wäsche sehn, die da trocknet, nun der Vater über den Gesprächen im Reiche der Todten sitzen, drinnen in der Stube im Lederstuhle. Ach! was soll ich ihnen sagen! Ach was werden sie selber sagen!

Eitler Wahn nochmals! — Keine Mutter kam heraus in ihrer schwarzsammtnen Haube! Und der Vater — — nun freilich, der saß allerdings bei den Gesprächen im Reiche der Todten, denn beide waren lange schon — heimgegangen in's Land der Ruhe, und die in ihrem Hause wohnten an der Stadtmauer — kannten mich nicht. Auch der Präsident, auch der Subrektor Seemaus lebte nicht mehr.

So ist denn alles todt? — rief ich mit bittern Thränen auf ihren Gräbern im stillen Friedhofe, auf den ich mich nun, wie zu meiner eigentlichen Heimath — denn hier waren ja alle meine Lieben — geschlichen. — So ist denn alles dahin in der kurzen Zeit von zwölf Jahren? So bin ich denn nun wirklich allein in der vollen lebendigen Welt, wie hier, unter den Abgeschiedenen?

Sie sind nicht allein, Bürger! — antwortete eine Stimme.

Ich blickte erschrocken auf und sah zwei anständig schwarz gekleidete Männer, welche wahrscheinlich die Monumente und merkwürdigen Inschriften dieses stillen Ortes betrachteten. Mit langem Blicke starrte mich der eine an und rief dann dem andern zu: Ma foi! Pethion, wie er leibt und lebt! — Bürger, wer sind Sie?

Bürger? — Bürger? — erwiederte ich scheu und erstaunt und dachte dabei sofort — es war in den ersten Jahren der französischen Revolution — an die neue Sitte der transrhenanen Ohnehosen.

Wie soll ich Sie sonst nennen? — fiel der Fremde ein. Mein Freund? Oder mein Herr? Das erste sind Sie nicht, das andre muß ich mir höflichst verbitten. Aber Bürger sind Sie, so gut wie ich und der und alle, wenn auch nicht eingeschworen in die Menge innerhalb städtischer Ringmauern; doch ein Weltbürger, ein Kosmopolit. Und das ist der allgemeinste, ehrenvollste Titel. Darum noch einmal. Sie scheinen verloren zu haben, was man nicht gern verliert und nimmer wieder findet, und tragen dabei ein merkwürdiges Gesicht. Wer sind Sie?

Das „merkwürdige Gesicht" fuhr mir elektrisch durch die Glieder, denn ich dachte sogleich: der sieht dir den Hanswurst an der Nase an. Darum fragte ich bitter zurück: Wer sind denn Sie? Sie tragen auch ein merkwürdiges Gesicht.

Kann sein! — entgegnete der Fremde. Ich bin der Graf Mirabeau und mein Freund der General, Markis de la Fayette.

Eiskalter Schauer überrieselte mich. Denn ich wußte allzugut, daß ersterer lange schon todt und letzterer eben in diesem Augenblicke nicht hier in der Residenz eines deutschen Fürsten sein konnte. Düster dämmerte schon der Abend, unheimlich beglänzte falber Mondschimmer die Urnen und Engel auf den Leichensteinen, und warf weite finstre Schlagschatten über die Gräber. Ohne zu antworten stand ich auf und wollte mich, scheu den Blick von den beiden Gestalten abwendend, von dannen schleichen. Da ergriffen sie mich bei den Armen, der eine rechts, der andre links, hoben mich über die Gräber, und schwebten so mit mir hinaus zur offenen Kirchhofsthür, während ich in der Angst meines Herzens alle Stoßgebetlein meiner Jugend herausdrängte, denn ich war überzeugt, nun eben hole mich der Teufel.

Bürger, was ist Ihnen? — fragte der eine — als sie mich herausgebracht, und auf der Gasse niedergelassen. Sie zittern, Sie schwitzen Angstschweiß. Kommen Sie mit in unser Hotel.

Hotel! — dacht' ich. — Nun, da pflegt ja doch der Teufel nicht zu wohnen, auch schien mir die ganze Rede nicht teufelisch, und wie ich mir nun die Figuren näher betrachtete, selbst diese nicht. Uebrigens war mein eignes Hotel vor der Hand noch der freie Himmel. Das Hotel der beiden Fremden also — sie mochten nun sein, was und wer sie wollten — mit seinem nothwendigen Appendix von Essen und Trinken, Sopha und Bett und ihre Einladung dahin, immer ein liebliches und nicht zu verachtendes Wort. Meine Angst zerschmolz in Hoffen und mein Seufzer: Vor dem Teufel uns bewahr! im nahen Geruche der Fleischtöpfe Egypti, zum stillen Tischgebete: Komm Herr Jesu und sei mein Gast.

Man sieht daraus mein mildes Gemüth, da ich, kaum den Klauen des Satans entronnen, und noch selber nichts Gaumen labendes habend schon in der Hoffnung auch an andre dachte und vornehme Gäste lud.

Ich ging daher ohne weiteres Bedenken mit, und erstaunte über die geldbeblechten dienstbaren Geister, die im grünen Löwen meine Begleiter in Empfang nahmen.

„Setzen Sie sich, Bürger! Stärken Sie sich mit einem Glase Hochheimer; und erzählen uns Ihre Passionsgeschichte!" Diesen trostvollen Zuruf ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich setzte mich, trank und erzählte — die klare unumwundene Wahrheit, denn was konnte sie mir noch schaden. Meine Aufrichtigkeit, meine lustigen Fahrten und nun meine schlechten Aussichten in die Zukunft, gewannen mir das Mitleid und die Theilnahme meiner Zuhörer, die ich immer noch nicht näher kannte, die aber doch nicht die besagten Französischen Herrschaften sein konnten, da sie deutsch sprachen, so gut wie ich. Der Graf Mirabeau schlug mich auf die Schulter und sprach: Sie gefallen mir. Wollen Sie mein Sekretair sein, so ziehen Sie Ihren bisherigen Namen aus, heißen Pethion und reisen morgen mit mir zurück auf mein Gut, wo sich das Weitere finden wird. Ich bin der Graf Hohenburg und mein Freund ist der Baron von der Wieden, eigentlich sind wir beide, wie wir uns auf dem Kirchhofe genannt.

Mit Freuden schlug ich ein. War ich doch nun vor dem Verhungern gesichert, und, wenn schon auch nur Schreiber in einer französischen Sauce, doch errettet vom Kopistenzwinger des Finanzkollegii, der mir nun wieder gerade so ekelhaft vorkam, wie sonst. Meine wehmüthige Resignation verwandelte sich schnell wieder in Ansprüche auf die Freuden der Welt, und ich begriff nun sehr wohl, daß nur ein erzdummer Teufel, oder ein Kranker das Leben mitten im Leben wegwerfen könne aus Ueberdruß, um ein Phantom, um eine ungewisse Hoffnung — um nichts. Daß ich dieselbe Nacht elysische Träume gehabt, das kann ich eben nicht sagen, da ich niemals sonderlich viel vom Träumen gehalten, und gerade diese Nacht, nach einer langen Fußreise und reichlichen Erquickung des Leibes und Beruhigung der Seele, fest, wie ein Todter schlief. Aber daß mein Erwachen elysisch war, das wird mir jeder glauben, wenn er hört, daß der erste Blick meiner sich öffnenden Augen auf ganz neue Kleider vom Kopf bis zum Fuße fiel, die mir an die Stelle der ziemlich alten und schabigen auf den Stuhl vor meinem Bette gelegt waren. Sogar eine tombakne Uhr hing dabei, und auf dem Tische stand die freundliche Kaffeekanne und ein Teller mit Butterschnitten, so groß, wie die Stubenthür.

O Segen über dich, du würdiger Graf Mirabeau! — rief ich, als ich in die neuen Beinkleider fuhr — hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß du Wildfang, der du Vater und Geliebte so bitter, bis zum Tode gekränkt, so mild gegen einen armen Erhanswurst sein könntest! — Nun vielleicht ist's der Brummstall in Vincennes, der dich zur Raison gebracht, sintemal es auf Erden kein besseres Mittel gegen üble Laune und boshafte Mucken giebt, als Gefängniß, Hunger und Prügel und es ist Schade, daß die Kultur des sanften Zeitalters in Europa diese Trias harmonica zerrissen und den Prügel nur den Chinesen gelassen, die damit das große, weite Reich in wunderbarer Ordnung halten, da auch Se. Excellenz der Staatsminister von einer Rekreatio mit dem Bambus nicht sicher sind.

Darum denn, wenn es so sein soll, vorwärts Jeremias, ins fröhliche Leben!

Wirklich ging es auch nun bald vorwärts, nachdem ich mich vorher kurzlich überzeugt, daß die hochedle Justiz mein geringes elterliches Erbe dergestalt emsig und genau verwaltet, daß durch dessen jährliche Berechnung, diesfällige Dekrete und Verfügungen, Edittalcitationen, Tantiemen und dergleichen mir die Mühe, auch nur einen Deut davon in die Tasche zu stecken, gänzlich erspart worden, und bald langten wir auf dem Schlosse meines neuen Patron an, der in der That kein anderer war als der Graf Hohenburg, so wie sein Freund, der Baron von der Wieden. Warum sie sich selber mit den Namen der beiden Koryphäen der Revolution getauft, das blieb mir nicht lange ein Räthsel. Sie lebten und webten in der französischen Revolution, und welche Seele ist nicht davon elektrisirt worden? Wen haben diese Massen von Wundern, diese riesenhaften Erscheinungen nicht ergriffen! Des Grafen Ideal war der kühne, freisinnige Demosthenes Mirabeau, des Barons, der edle la Fayette, darum gab es für sie nichts Höheres auf Erden, als zu heißen wie sie und zu handeln wie sie, und darum nannten sie sich daheim und überall, wo ihr rechter Name nicht von Nöthen, also. Auch hielten sie wechselseitig alle Wochen auf ihren Schlössern

Digitized by Google

Konvent, wo ihre gleichgesinnten Freunde und Narren, die sich henseln ließen, die Neuigkeiten jenes großen Dramas wiederkäueten und selbst höchst ergötzliche Scenen zum Besten gaben. Da deklamirte ein ernster Condorcet über die unveräußerlichen Rechte des Menschen, ein Barnave über das agrarische Gesetz, da prahlte ein magrer Krippenreiter — Barrere — ein Baron mit von Weindunst angeschwollenem Haupte und funkelnder Rubinnase — Anacharsis Cloots — zum allgemeinen Gelächter, vom Siege der Vernunft, die nun schon den Großtürken zum Sansculotte gemacht, oder als Redner des Menschengeschlechts. Da gab es einen Wohlfahrtsausschuß, nämlich seine Züngler und wackre Brüder — der Graf und der Baron lebten in fröhlichem Hagestolzlate — denen das Küchen- und Kellerdepartement überwiesen war, und die für Kaviar, Austern und Johannisberger zu sorgen hatten, da einen öffentlichen Ankläger, der die kleinen geheimen Schwachheiten der Herren Deputirten an's lustige Tageslicht zog. Sogar eine Guillotine stand auf dem Schloßhofe des Grafen, unter deren Beile die zum Bratspieße verurtheilten Gänse und Truthühner bluteten und das Räumchen, wo sie stand, hieß — der Greve-Platz. Man sieht hieraus unbeschwert, daß die Sache bei den Vernünftigen, also auch bei meinem Grafen ein noch unklares Gemisch von Wahrheit, Spaß und Ironie war. Sie wußten selber noch nicht, auf welche Seite sie sich definitiv schlagen sollten. Die Idee, die Theorie schien ihnen erhaben, göttlich, die Anwendung, die Praxis mehr als teuflisch und beides zusammengemengt gab eine Mittelfarbe — das Lachen.

Nicht so vernünftig nahmen ihre Bauern, die die interessante Unterhaltung ihrer Herren erschnoben und die großen Neuigkeiten aus Paris durch die Willfährigkeit der Tagesblättler brühwarm in der Schenke hatten — die Sache. Bei ihnen war sie bittrer Ernst, Freiheit und Gleichheit ihr Losungswort. Sie lechzten nach der Erlösung von der Frohne und nach den Geldkasten, Scheunen und Kellern der Reichen; hatten eben auch ihren Konvent und erst vor Kurzem dem Abbé Sieyes, ihrem dürren hagern Schulmeister, der einen wüthenden Marseiller Hymnus gegen die Bauernschinder von der Tribune — das heißt, vom Schenkstocke des Kretschams herabgebrüllt, eine Ehrenwurst dekretirt. Der hinkende Bader, mit den aufgeworfenen, zuckenden Wulstlippen war ihr Marat, ein langer meckernder Schneider, Egalité, der Grobschmidt, Danton, ein Stelzfuß von Husaren-Unteroffizier, der General Dumouriez, der Büttel Maximilian Robespierre. Selbst der Nachtwächter, der Präsident des Sicherheitsausschusses, konnte hinter dem Patriotismus der Uebrigen nicht zurückbleiben, und sang nun nicht mehr zum Schlusse seines Stundenabrufes: Lobet Gott den Herrn! sondern: — Lobet Gott, den Bürger! Nur die Müller, die die Brissotiner sein sollten, waren widerspenstig, wollten durchaus den Ekelnamen nicht dulden, mit dem sich der Begriff von Schelm, wie von selbst verband, kamen deshalb schon weit früher, als ihre Vorbilder in Paris, nicht mehr in den Konvent und ließen nicht ab, wo sie nur konnten, ihren Gegnern, der Bergpartei, die kräftigen Fäuste fühlbar zu machen, so oft sie deshalb auch bereits im Violon — das heißt, im Loche — brummen müssen.

Mir konnte das ganz egal sein, denn ich hatte vollauf, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört und mischte mich in die ganze Geschichte nicht, obschon ich als Pethion, Sekretair des Konvents war und im Wohlfahrtsausschusse, wegen meiner besondern Virtuosität im Hühnermästen und Guillotiniren Sitz und Stimme hatte, denn mir war, besonders im Anfange, das Ding unklar, ich wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei und saß bei den pathetischen Reden im Konvente da, wie verrathen und verkauft. Dabei hatte ich überdem Arbeit die Fülle, freilich nichts als Abschreiben der kriglichen Konzepte meines Herrn, der trocknen, handdicken Rechnungen des Amtmanns und der langweiligen Expeditionen des eben so langweiligen Gerichtshalters, der als Chaumette im Konvente das nämliche war, was ich unter den Komödianten gewesen.

So ging denn die Sache einige Jahre ganz scharmant und wäre noch länger so gegangen, wenn ich vernünftig gewesen wäre und nicht täppisch nach dem Kräutlein noli me tangere meines gnädigen Prinzipals gegriffen hätte. Aber mich ritt — wie man zu sagen pflegt — der Satan und es traf bei mir ein, wie es im Sprüchworte heißt: wenn dem Jeremias zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht das Bein.

Jenes Kräutlein noli me tangere war nämlich ein schmuckes, blondes Cousinchen des Herrn Grafen, von achtzehn Jahren, keine Comtesse, sondern nur ein schlichtes Fräulein, und noch dazu ein ganz armes, aber liebreizend, wie Hebe, mit schmachtenden blauen Augen und einem Mäulchen, wie eine frisch aufgesprungene Rosenknospe.

Sei nicht eifersüchtig — Maria! denn du bist ja viel schöner in deiner reifen Fülle. War jene ein Dijon-Röslein, eine sich eben erst entfaltende Camellia japonica Maiden-blush; so bist du ja meine Rosa unica, weiß und — wie keine Rose auf Erden — etwas gelb schattirt, und jene Verirrung war nur ein kurzer Uebergang und gehörte mit zu den Albernheiten meiner Jugend, wenn man nämlich das Alter des Vierunddreißigers noch Jugend nennen kann, und die Jugend — Sapperment! die ist doch zum Henker, und dich liebe ich mit meiner dauerhaftesten Liebe, nämlich mit der letzten, über die Klapperbein sein segnendes Amen spricht.

Konnte ich dafür, daß Amor — spät genug — auch mir mein Recht anthat? Konnte ich — Unglücklicher! — es ahnen, daß mein Graf, der vierzigjährige Junggeselle, sich eben das Cousinchen nach vorheriger stillen, von allen unbemerkten Probe und Auskostung, zur Dame seines Herzens erwählet, die ausersehen, ihn in's lange geflohene Ehrjoch zu spannen? War ich nicht auch ein ganz erträgliches Mannsbild und als wohl akkredidirter Privatsekretair und Pethion befugt, auf eine auskömmliche Versorgung in der bedeutenden Herrschaft zu rechnen? und war Nantchen — wie schon gesagt — nicht nur ein ganz armes Fräulein? — O, als ich sie einst im Garten über den angeschwollenen Graben hob — ich sah es von Weitem, wie sie ängstlich am Ufer herum trippelte, eine schmale Stelle suchte und sie nicht fand und doch hinüber mußte und wollte, und ich nun herbei lief und nun die süße Last in meinen Armen hielt und mit ihr nun leicht hinüber schwebte an's andre Ufer, und sie nun mit der Purpurgluth der Wangen und mit scheuem Blicke der großen herrlichen Vergißmeinnichtaugen mir verlegen lächelnd dankte, und mich dabei „lieber Pethion!" nannte; da fuhr der Satan in mein Herz, wie einst dem Judas, als er den in Sardellensauce eingetauchten Bissen empfing; da entbrannte mein beklagenswürdiges Herz in lichterloher verrückter Liebe. Daß auch ich Eindruck auf sie gemacht, das war mir ganz außer allem Zweifel. Denn warum wäre sie sonst so roth geworden, so verlegen? Warum hätte sie sonst mich den „lieben Pethion" genannt, warum unter meinem Fenster gekichert, als ich auf der Viola d'amour gespielt und dazu beweglichst mit süßer Fistel lamentirt:

Willst du die Ruhe finden,
Die mich zeitlebens flieht;
O, so verlaß die Linden,
Wo dir ein Denkmal blüht!

Ich hatte nämlich ihren holden Namen zierlich in ihr Lieblingslinde geschnitten, oben darüber eine Krone und zu beiden Seiten hielten ihn zwei Löwen mit den Pranken, wie ein Bäckerschild, und ich wußte, daß sie den Namen mit großer Verwunderung und Freudigkeit betrachtet und nun eben unter meinem Fenster Erdbeeren im Garten ablese? Warum — fragte ich mich nochmals — hätte sie das alles gethan, wenn nicht auch in ihr Herzchen der lose Schalk mit Pfeil und Bogen seinen Einzug gehalten und mir da die freundliche Stätte bereitet hätte. Darum fing ich nun an zu spintisiren, wie und auf welche Weise ich zum Ziele gelangen, hauptsächlich wie ich den Grafen zur Einwilligung stimmen könne, denn sie war doch immer ein Fräulein, ich wenig mehr als gar nichts und der gebietende Herr und Cousin, trotz seines Weltbürgerthums — ein Graf. Lange wälzte ich mich schlaflos, wie das anzufangen, lange ging ich, wie vor den Kopf geschlagen in meiner Angst und Seelenarmuth herum. Endlich hatte ich's gefunden und jauchzte vor Freude und Seligkeit. Der Konvent war das Mittel. Von da aus konnte ich den Grafen bearbeiten und ihn nach und nach zur Sache leiten, bis der letzte entscheidende Schlag vorbereitet. Ich fing daher, um mir eine größere Wichtigkeit zu verschaffen und die Augen mehr als bisher auf mich zu ziehen an, im Konvente mich — wie man zu sagen pflegt — mausig zu machen. Erstaunt blickten mich die Mitglieder an, noch erstaunter und verwunderter, doch ohne ein Wort zu sagen, der Graf. Das geht gut, Jeremias! o das geht scharmant! — rief ich mir selber jubelnd zu und wurde nun mit jedem Tage frecher und dreister, ja beinahe wirklich so frech, wie ein Pariser Citoyen und immer höher stieg die stille, schweigende Verwunderung des Grafen und des ganzen Konventes, denen der mit einemmale so sonderbar aufgethauete Pethion ein Räthsel war. Wozu mir einmal der Hausdoktor im Konvente auf Befehl des Grafen an den Puls griff, das konnte ich nicht errathen, aber jetzt sehe ich schon ein, warum es geschah.

Da hielt ich es nun an der Zeit, förmlich und völlig los zu brechen. Der nächste Konventstag war zur großen Entwickelung bestimmt. An diesem Tage wollte ich zwei Fliegen

Digitized by Google

mit einer Klappe schlagen, nämlich durch eine feurige Rede sämmtliche Deputirte mir und meinem Vorhaben ganz und gar gewogen machen, hauptsächlich den Grafen, und dem geradezu klaren Wein einschenken und mit französischen Principien ihn überzeugen, daß seine Einwilligung Pflicht und es von mir bloße Güte sei, solche nachzusuchen und anzunehmen. Und hatte ich nun dieses große Werk vollbracht, dann wollte ich des Abends, wenn alles schlief, förmlich zum Fenster hinein zur Geliebten meines Herzens Sturm laufen. Denn ich wußte, Nantchen ließ die Fenster ihres Schlafkabinets im obern Stocke, hinaus nach dem Garten, des Nachts über in der schwülen würzigen Sommerluft stets offen und anders, als so, ihr anzukommen, war, trotz meiner häufigen Versuche, nicht möglich. Immer, wenn ich sie zu einem heimlichen Wörtchen zu erwischen gehoffet, war sie mir entschlüpft, sogar das zärtliche Briefkein, das ich ihr einst in die Hand gedrückt, hatte sie in einem Anfalle von Krampf fallen lassen, so, daß ich nur schnell mit dem Fuße darauf treten mußte, damit die andern den verwünschten Zettel nicht sähen, bis ich unbemerkt wieder damit in die Tasche fahren konnte, von wannen er gekommen. Sie ist ein Mädchen — dacht' ich da — sie kann nicht, wenn sie auch will, vor den verdammten Schnapphähnen, die auf jedes Wort, auf jeden Blick lauern. Aber in der heimlichen Stille ihres Schlafkloſets, wo sie — o Jerum, o Jerum! — schon alle die neidischen Hüllen abgelegt, die die Eleusinischen Geheimnisse der Leibe meinen spähenden Augen verborgen; da wird sie, wenn der erste Schreck und Scheinzorn vorüber, den ich ja gleich mit den von ihr lange ersehnten Küssen beschwören kann, frei und ungehindert mit süßem Geständniß mir in die Arme sinken und meinen klugen, kühnen Einfall mit himmlischer Minne belohnen. Juchhe Jeremias! dann bist du am fröhlichen Ziele! So jauchzte ich in seliger Zuversicht und sprang wie ein Böcklein.

Zuvörderst ging es nun an das Elaboriren der Rede, deren pathetisches Declamiren ich mir vor dem Spiegel einübte, wobei mir meine Studien unter den Komödianten gar ersprießlich zu Hülfe kamen.

Endlich war der große Tag erschienen. Gravitätisch wanderte ich, mit meiner Rolle unterm Arme nach dem Konventssaale, gravitätisch grüßte ich zu beiden Seiten rechts und links und ließ mich an meinem Sekretairtische nieder. Still und vornehm hörte ich die Vorträge der andern Deputirten an, und hielt absichtlich mit meinem eigenen zurück, bis ganz zuletzt. Denn — dacht' ich — Ende gut, alles gut, der Schluß kröne das Werk, kein andrer, nachkommender Eindruck schwäche die Kraft deiner Ciceronianischen Rede — o Pethion!

Endlich waren die andern fertig. Da schwebte ich hervor und schwang mich auf die Rednerbühne. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte im Saale, denn es war mein erster öffentlicher Vortrag, mein — wie der Engländer sich ausdrückt — **Maiden Speech**, und das mit vollem Rechte, da der Grundtext dazu ein Mädchen war. Ich räusperte mich, lüpfte die Halsbinde rings um mit dem Finger, wie es die damalige Sitte, breitete meine Papiere auf das Pult und las:

Hochansehnlicher, Sehr verehrungswürdiger Konvent!

Gleich wie die Eiszapfen der hölzernen, weit in die Straße reichenden Dachrinnen in Schlesien vom warmen Strahle der Sonne schmelzen, triefen und endlich den arglosen Passanten auf die Köpfe fallen; also hat auch die Sonne der Aufklärung und Vernunft die alt- und kleinstädtischen Vorurtheile des finstern, kalten Deutschlands geschmolzen. Manche die darunter weggingen, sind mit dem Tropfbade davon gekommen, manchen aber ist der schwere Klumpe auf's Kranium gestürzt, wo denn damit — wenn nicht Besserung und Abflachung der aristokratischen und bigotten Gallschen Organe des Hauptes, doch schneller und sanfter Tod bewirkt worden. Vieles, woran unsre dummen Eltern noch steif und fest geglaubt, ist uns ein Mährlein, manches, was ihnen ehrwürdig war — ein Gelächter. Denn wem ist nun noch der rechtmäßige Fürst des Landes ein unverletzlicher Repräsentant des höchsten Wesens? Wem dieses höchste Wesen nicht selber blos die Hauptperson ergötzlicher Mummereien und dramatischer Vorstellungen, in denen kein Mensch mehr etwas Wahres sucht? Wo dünkt sich nun nicht der göttliche Sauhirt des Odysseus eben so gut, ja noch vornehmer zu sein, als Odysseus selber? Wo stehen nun nicht die Fleischer und Schuster auf und werden Gesetzgeber und Rathsherrn, so gut wie Legendre und Simon in Paris? Wo hat nicht die Ehe nun vollends noch den letzten lächerlichen Anhauch eines heiligen Standes verloren, seit uns die Franken überzeugt, daß es dazu gar nicht der Religion bedürfe? Wer hält noch jetzt Widerspenstigkeit der Untergebenen und Rebellion für Sünde, seit wir wissen, daß das zu den ersten unveräußerlichen Menschenrechten, ja sogar zu den heiligsten Pflichten gehört? Wo sehnet man sich nun nicht nach der praktischen Anwendung der Gleichheits-Theorie, die mit einemmale den Lazzaronis — und das ist immer die Mehrzahl der Bevölkerung — das Eldorado müßigen Wohllebens öffnet, Brod giebt und — Circenses, nämlich selige Heß- und Hepp-Hepp-Scenen gegen die Vornehmen und Reichen und ergötzlichen Mord und Todschlag? Und wem haben wir Deutschen diese Fortschritte in der Kultur zu danken? Wem anders als den Zeitungsschreibern, den Journalisten und unter ihnen besonders den literarischen Hökerweibern, die über die Fakta ihren pragmatischen Senf gießen, vor allem aber den patriotischen Klubs und Filial-Konventen? Wie gerne zählte ich auch unbedingt unsre verehrungswürdige Versammlung zu diesen hellstrahlenden Lichtern; aber ich kann nicht, denn lange schon hat es mir das Herz gepreßt, zu sehen und zu erfahren, daß hier Freiheit und Gleichgewicht nur in den Worten zu finden, nicht in der That. Die Bauern unsrer Dörfer sind elende Sclaven nach, wie vor, müssen zinsen, wie seit Olims Zeiten und werden in täglicher Frohne geschunden. Ja, was sag' ich, in täglicher Frohne! In mehr als täglicher! Denn die Zweihufner zu Reichenfelde haben in der Woche sieben Hofetage! Wenn man nun auch, wie billig, den Sonntag für gar nichts oder für einen Werkel- und Arbeitstag, wie die andern hält, sich also hierbei noch nicht das „mehr als täglich" rechtfertigte; so stellt sich doch solches in der Ernte dar, wo eben diese armen Zweihufner, außer den sieben Hofetage, wöchentlich noch einen sogenannten „Martertag" haben, an welchem sie von Sonnenaufgang bis Untergang auf dem Felde arbeiten müssen, wofür ihnen jedoch billige Entschädigung gereicht wird, nämlich alljährlich am heiligen Weihnachtsabende je dreien von ihnen — ein Häring! — — Ist das Aufklärung? — Ist das Achtung der Menschheit — im Menschen? Ja, haben nicht neulich zehne in's Hundeloch gemußt, weil sie sich aus dem Dominialforste Holz geholt, wo es doch die Natur keinem Baume in die Rinde gegraben, daß er nur für die Tyrannen wachse? Und hat nicht erst vorgestern der Bürger Chaumette einen Brissotiner, der vor ihm wegen Diebstahl in Inquisition gestanden, einen Schlingel genannt? Er, der überdem schon als Richter es wissen sollte, das niemand zarter behandelt werden muß, als ein Spitzbube vor Gericht, den, im geringsten an seiner Ehre zu kränken, in der Proceß-Ordnung auf's härteste verpönt ist? O diese weisen Gesetzgeber haben die Menschenrechte besser gekannt, als wir glauben, und schreiben expreß vor, daß jeder Delinquent ad Generalia auf das sorgfältigste befragt werde, ob er etwa an schlechtem und verdorbenem Magen leide, oder sonst woran laborire, welches in der Büttelei bessere Verpflegung erfordere als er draußen gehabt. Ist es darum nicht doppelt Unrecht, daß hier und gerade bei uns, die Freisinnigen, welche sich schon kühn zur Gleichheit der Güter empor geschwungen, so schlecht behandelt werden? Und hat nicht sogar der Graf Mirabeau und der Marquis de la Fayette in der Kirche, bei den dortigen dramatischen Vorstellungen und Declamations-Uebungen — einen Sperrsitz? Hat nicht letzterer neulich auch einem Bürger attaché — was die aristokratische Welt „einen Bedienten" nennt — mit eigener Hand ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil er sich in seinen Keller geschlichen und einige Fläschlein Nierensteiner zu sich genommen? — Ist das Humanität? Ist das Weltbürgersinn?

Mehr noch könnte ich rügen, ich könnte sagen, wir haben einen öffentlichen Ankläger, der weit entfernt, wie Fouquier Tainville den Stall der Nation mit blutigem Besen zu fegen und dem Meister Hämmerling in die Hände zu arbeiten, sich nur mit Alotriis befasset und des bloßen Spaßmachens verdächtig ist; aber ich will schweigen. Doch kann und darf unser ehrwürdiger Konvent und am allerwenigsten der höchst vortreffliche Bürger-Präsident, der Graf Mirabeau, nicht länger den schielenden Schein und das verbrecherische Ansehn behalten, als sei es uns mit promulgirten Grundsätzen keineswegs ein rechter Ernst, sondern unser ganzes Gebären nur ein üppiger Spaß zur Unterhaltung, oder gar noch etwas Schlimmeres — Ironie! — Ich schaudre, wenn ich nur an die Möglichkeit solches entsetzlichen Verdachtes denke. Ich erblicke die Geister unsrer erhabnen Vorbilder, die längst in das Land ewiger Freiheit, entweder auf dem gewöhnlichen Wege alles Fleisches gegangen, oder dahin durch Meister Samson expedirt worden, wie sie racheschnaubend auf uns herabschauen. Ich sehe, wie der Pariser Mirabeau sich im Grabe wälzt und Chaumette, Robespierre, Fouquier Tainville, Carrier, Anacharsis, Danton, Couthon und St. Just sich an den blutigen Hals greifen und mit geballten Fäusten drohen. Ich sehe mich selber — nämlich den wirklichen Pethion, von dem kein Mensch recht weiß, wo er geblieben, aus einem Graben auftauchend, in welchem er erstickt, Zeter schreien über die schändliche Travestie. Ich seh das schlechte Beispiel, das wir geben, wie eine Harpie über uns schweben und die dumme Welt gerade zu dem Gegentheile von dem verlocken, was unsre Worte verkünden. Ich

Digitized by Google

höre, wie sie über Deutschland krächzt: Glaubet ihnen nicht! Ihre Redner des Menschengeschlechts, ihre Thomas Payne, ihre Barrere, ihre Barnave, ihre Condorcet sind nichts als elende Pickelhäringe! So wie ihre Mutter-Loge, der Konvent in Paris, längst Todes verblichen, und ihr Konvent nur noch als die Haare und Nägel zu betrachten, die dem Leichnam im Grabe fortwachsen; so ist auch ihr Patriotismus nur schnödes Haar und Horn, ohne eignes Leben, Freiheit und Gleichheit ein Hirngespinnst. Nur der Aristokratismus, nur Bigotterie, Aberglaube und Tyrannei, Adelstolz und der Geldsack ist etwas Wirkliches! Darum zurück in die alte Nacht des Feudalismus, in die Mönchskutte, in's Hundeloch der Gewalt!

Schweigt, ihr grinsenden Larven, ihr drohenden Spukgestalten! Euer Spott, euer Hohn soll uns nicht treffen. Es wird etwas geschehen, was Euch, ja die ganze Welt überzeugen muß, daß wir der Freiheit würdige Söhne sind, daß wir unsre Worte mit Thaten besiegeln, also hier eigentlich der Konvent erst recht anfängt, wie das Röhrwasser, wenn er dort aufgehört. Ein erhabenes Gemüth wird sich selber zum Opfer bringen, wie Curtius seinen Mitbürgern. Er wird sich über das Gewöhnliche hinweg schwingen, in einen sauern Apfel beißen, ein Individuum des verhaßten Adels zu sich hinauf in die reine Sphäre des allein achtbaren Bürgerstandes erheben und damit zu erkennen geben, daß auch ein rechtschaffener Adlicher ein Mensch sei, den man keineswegs gänzlich verabscheuen dürfe. Und der höchst ruhmvolle Konvent wird Beifall rufen, obschon er leider meist aus Grafen, Baronen und Edelleuten besteht, die jedoch gerade dadurch ihren Freiheitssinn glänzend beurkunden und zeigen werden, wie würdig sie des Namens „Bürger" sind.

Ich sehe Euer Erstaunen — Hochverehrte! und Eure Mienen fragen: Wer ist das erhabene Gemüth, wer ist Curtius, der dieses Opfer bringt und in den sauren Apfel beißt? O, Ihr Trefflichen! Er steht vor Euch. Ich bin es, ich, ich selber!

Darum frohnet in Gottes Namen, Ihr Bauern, schindet Euch im Martertage, Ihr Zweihufner, nach wie vor, bis an der Welt Ende! Schimpfe — würdiger Chaumette! — fürder, soviel du willst, oder soviel du nur Strafe zu zahlen Lust hast! Brummt im Loche — ihr Holzdiebe! das alles kann nun unserem Ruhme nicht mehr schaden, die Reinheit unsrer Gesinnungen nicht mehr verdächtigen, denn in dem Beispiele, welches gegeben werden soll, wird unsern bittersten Feinden der Glaube in die Hände kommen, das wir es ehrlich und redlich gemeint und am Tage, an welchem Hymen das Opfer bekränzt, würdig und gerecht der Hymnus ertönen:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

Triumphirend stieg ich von der Rednerbühne herab. Ich hatte mich zuletzt in der Steigerung der Stimme und Aktion selber übertroffen, und sah, wie von starren Staunen ergriffen, kein Mitglied der Versammlung eines Wortes mächtig war, die Sitzung ein Ende hatte und die Deputirten aus dem Saale flohen als jage sie eine spukhafte Erscheinung.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, mit denen ich wieder meine stille Stube betrat. Cicero und Burke waren gegen mich nur miserable Stümper und gern hätte ich laut vor Freude über den Schloßhof geschrieen in meiner unendlichen Wonne und Seligkeit. Aber ich bezwang den rasenden Sturm, bis ich im Zimmer war. Da konnt' ich mich nicht länger halten, ich drückte mit Freudenthränen die mir dahin gefolgten zwei Windhunde an mein jubelndes Herz und tanzte mit ihnen herum im brausenden Hymnus:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

wobei denn die enfans de la patrie mit entsetzlichem Geheule akkompagnirten.

Zur Abendtafel ging ich mit Fleiß nicht und ließ mich krank melden, denn es bedünkte mir nicht schicklich, um gewissermaßen die Huldigungen und Gratulationen, mit denen man mich, wie ich glaubte, überschütten mußte, selbst zu holen und mit dem Klingelbeutel einzukassiren. Auch mußte ich mich zu dem wichtigen Werke, welches ich diesen Abend noch vorhatte, sammeln, und gehörig durch sorgfältige Toilette vorbereiten, doch gelang es mir noch vorher, dem lustig schäkernden Nantchen die Worte zuzuflüstern:

Im Sternenschein heut bist du mein.
Da steig ich zu dir in den Himmel hinein.

Ich Esel! — ich hätt' es können bleiben lassen, dann wäre vieles anders gekommen. Aber so ist der Mensch. Mäßigung im Unglück ist schwer, doch Mäßigung und Vorsicht im Glücke noch tausendmal schwerer, und man hat Beispiele, daß starke Seelen, die eine Zentnerlast von Leiden nicht zu Boden drücken konnte, einem Sonnenstiche des Glückes erlagen.

Bald stand ich nun stattlich geputzt vor dem Spiegel, im neuen seegrünen Frack mit Rosa-Futter beflastert mit blanken stählernen Tellerknöpfen, an beiden Seiden des, wie ein beschneiter Alpengletscher, eingepuderten Hauptes, Locken, wie Pistolenläufe, duftend wie eine Zibethkatze vom reichlichst über meine ganze Oberfläche gesprengten Eau de mille fleurs. Ich war unbeschreiblich liebenswürdig und zitterte vor schmachtender Erwartung des ersehnten Augenblickes, wo alles im Schlosse still war und schlief, und Venus mir freundlich zum kühnen Kiltgange funkelte.

Der Augenblick verzögerte sich diesmal ungewöhnlich, da sämmtliche Konventsglieder gerade heut besondere Lust zu haben schienen, länger als sonst sich den Nektar des Grafen Mirabeau schmecken zu lassen. Es schlug zehn, es schlug elf, ach! noch immer tosrte vom andern Flügel des Schlosses herüber schallendes Gelächter der fröhlichen, zechenden Gäste, die wahrscheinlich dabei auch meiner liebreichst gedachten. Mein Herz klopfte, wie ein Kupferhammer, und ich verwünschte das heillose Bacchanal, das mir gerade heut so wenig gelegen kam.

Endlich ward es stiller, endlich war das Leben im Gesellschaftssaale erstorben, endlich herrschte rund um nur die schweigende Nacht, und nur die Nachtigall wachte noch in den blühenden Linden des Parks mit süßer Liebesklage und die zirpenden Heimchen. Endlich sah ich am Scheine des Lichtes, der aus Nantchens Schlafkabinette an den dichtbelaubten Akazien draußen vorüberschwebte, daß sie nun da sei. Endlich hörte ich, wie sie die Fenster öffnete. Endlich war der flüge Augenblick erschienen und gerade als der Nachtwächter unten im Schloßhofe den Abruf der zwölften Stunde mit seinem „Lobet Gott, den Bürger" beschloß, schlich ich zitternd, bangend und verlangend in den Garten, schrotete still und heimlich die Baumleiter herbei, legte sie an die Spalier-Aprikosen der Mauer unter Nantchens Fenster und ermuthigte mich zu dem großen Werke durch den leisen Stoßseufzer: fils du saint Louis, monte au ciel!

Wunderbarlich dadurch gestärkt trat ich nun auf die erste Stufe der Leiter, dann auf die zweite, dann immer höher und höher, bis ich merkte, daß mit noch einer Stufe mein glückliches Angesicht der Angebeteten in's Zimmer schauen werde. Lange hielt ich, wie im Vorgefühle einer großen Kalamität, den schon gehobenen Fuß zurück. Endlich mußte es sein, endlich that ich den verhängnißvollen Schritt, endlich schauete ich in meinen Himmel mit dem gepuderten Haupte, aber endlich wär ich auch beinah vor Schreck herabgestürzt auf die prosaische Erde. Denn in meinem Himmel war der Teufel — der Graf Mirabeau, in vollem Anzuge, wie er im Konvente gewesen, der, so wie ich das Haupt zum Fenster hineinstreckt, mir gelassen zuruft: Bürger! Sie sind ein Narr!

O Gott! warum rührte mich nicht auf der Stelle der Schlag? Wie kam es, daß ich die Kraft behielt, sacht und schweigend, wie ein Krebs, wieder zurück zu kriechen, von wannen ich gekommen? Aber wie ich nun wieder auf meinem Zimmer war, da tobte ich in rasendem Grimme, ungewiß in brausendem Sturme der Seele, wer mich betrogen, ob Eva, die Schlange, ob der Graf, ob ich mich selber.

Am folgenden Morgen ward es mir klar, denn da gab mir der Graf kurz und gut ohne weiteres den Laufpaß. Da erfuhr ich seine Intension mit dem Cousinchen, erfuhr, wie sie mich zum Besten gehabt, wie er mir auf die Sprünge gekommen, die tolle Konventsrede ihm vollends die Augen geöffnet, Cousinchen ihm meine ihr zugeflüsterte Kiltgangesverfagung brühwarm referirt und er ihr versprochen, sie schützend mich abzulauern.

So ist denn alles ein Narrenspiel! — rief ich wüthend und hieb mit dem Ziegenhainer in die Schlehdornsträuche an der Straße, auf der ich nun wieder dahin wanderte in die weite Welt, daß die Zweige flogen. So bin ich denn richtig wieder unter Komödianten gewesen, die mich in meiner alten Qualität gebrauchet — als Hanswurst? — O Tausendsapperlament! Wie glücklich hätte ich sein können, als reiner Schreiber, ohne weiteren verfänglichen Zusatz, wenn man mir nicht die Schellenkappe angehangen und mich zu schnödem Spott und Irrsal verlockt hätte. Und wohin nun mit den elenden zwanzig Gulden, dem Residuo des kärglichen Lohnes von fünf schmachvollen Jahren? Immer tiefer hinein geht es in's Leben, immer dunkler und trüber wird der Horizont der Zukunft! O grausames, bittres Schicksal! Ich habe keine Eltern, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Freund, keine Geliebte! Wohin ich auch den irren Fuß setze, ich finde keine Heimath!

Fassen Sie Muth, lieber Herr! — tröstete ein sanftes Stimmlein hinter mir, wo schon lange meine Exklamationen

Digitized by Google

bemerkt worden — oft kommt die Hülf' aus Winkeln her, wo man es nicht vermuthet!

Erschrocken blickte ich mich um nach der milden Trösterin.

Du warst es — Maria!

Noch stehst du vor mir, wie damals vor fünf und zwanzig Jahren, in deinem reinlichen blaugeblumten, weißen Kattunkleidchen, das Bündel mit Wäsche unterm Arm, ein schlankes, blondes, blühendes Mägdlein von siebenzehn Frühlingen! — Wie ist doch die Zeit vergangen! — Da waren wir beide noch jung und gedachten nicht, daß wir endlich, nachdem ich hierhin gegangen und du dorthin gehen müssen, auf wunderlichen Wegen des Lebens und Schicksals, uns hier wieder finden sollten zu ewiger süßer Vereinigung — im Spittel.

Verdenkt es mir nicht — freundliche Leser! — daß ich hier die Feder niederlege und mich ein wenig ausweine in der stillen einsamen Nacht, bei der bittersüßen Rückerinnerung. Wie glücklich hätte ich damals sein können mit nur einem kleinen Klümplein Goldes, so groß etwa, wie meine Schlafmütze, oder als festsitzender Fixstern im Kopistenhimmel! Das holde Wesen an meiner Seite würde mir ihn zum Paradiese gemacht haben. Wie glücklich, ohne den Querstrich, den uns, als ich schon im Vorhimmel an Mariens Hand war, der allgemeinste Störenfried menschlicher Hoffnungen, herbeigerufen von schwarzer Bosheit, zog! — Nun: es sollte nicht sein!

Sie ist von Nantchens Geschlecht und Farbe — dacht' ich, als der erste freudige Lichtstrahl dieses Findens in meiner Brust vorüber gezuckt und mir die Nacht meines Schmerzens, meiner erlittenen Täuschung, meines Zweifelns an Lieb' und Freundschaft nur noch fühlbarer gemacht. — Fliehe diese Sirenen, sie ziehen in den Abgrund! Und dennoch konnt' ich es nicht lassen, zu ihr hinüber, auf die andre Seite des Weges, wo sie leicht neben mir dahin schwebte, erst verstohlen, dann immer freier, endlich mit herzlichem Wohlwollen über ihre Theilnahme an meinem ihr ganz unbekannten Leide, und mit Selbstvorwürfen über meine stumme, störrige Grobheit, die ihr nicht einmal ein freundliches Wort erwiedert, zu blicken. Wie sollte ich nun das wieder gut machen? — Daß sie auch nicht auf Rosen durch's Leben wandle, das sagte mir der Kontrast ihrer feinen Gestalt, mit der armen Bürde, welche sie trug, und Mitleid mit der, die selber vielleicht der Hülfe bedürftig, mir Mitleid bezeiget, erfüllte mein Herz. Ihr Bündel — fing ich furchtsam an — liebes Mamsellchen — denn das Bürgerthum hatte ich an der Grenze der Hohenburgschen Herrschaft von meinen Füßen geschüttelt — scheint Ihnen beschwerlich zu werden in der drückenden Sonnenhitze! Wollen Sie mir's wohl erlauben, zu tragen? Ich vergaß in dem Augenblicke, daß mir selber ein, wenn auch ziemlich schlappes Ränzel über den Schultern hing, was sie auch als Grund ihrer Weigerung gab, die mich aber nur um so beharrlicher machte, ihr auf diese Weise meine schnell wachsende Neigung zu erkennen zu geben. Kurz, ich ließ nicht nach, bis ich die süße, die leichte Last auf den Ziegenhainer gegabelt über der Achsel in fräulicher Nähe mit meiner eignen fahrenden Habe dahin tragen durfte. Die nähere Bekanntschaft und wechselseitige Mittheilung war dadurch bestens eingeleitet und ich erfuhr nun, daß sie eine elternlose Waise von guter Herkunft sei, der auch noch die letzte Stütze, eine weitläufige Verwandte, bei welcher sie bis jetzt gelebt, gestorben, weshalb sie denn nach der Residenz pilgere, um dort bei dem Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz — einem noch weitläuftigeren Verwandten und sechzigjährigen Hagestolze, einem eigensinnigen Geizhalse, der sie längst schon in seinen Dienst verlanget, Zuflucht, die eben nicht glänzend erschien, zu suchen. Auch ich hoffte von dieser Residenz, die weit, weit von der Residenz meiner Geburt entfernt war, mein Glück, und so wanderten wir denn traulich zusammen, wobei mir gleich der Gedanke durch den Kopf fuhr, ich könne wohl gar eben auch bei dem Krünitz Dienste erhalten. Abschreckend freilich kam mir der Vogel nach der Beschreibung Mariens vor, die ihn übrigens auch nur vom Hörensagen kannte; doch schon die Aussicht, mit Marien unter einem Dache zu leben, versüßte mir das Bittere, das ein solcher Dienst ohnstreitig haben mußte, immer mehr und mehr, je länger ich mit dem holden Mägdlein zusammen war, der ich denn auch meinen Wunsch und meine eigene Lebens- und Leidensgeschichte, jedoch beides mit großer Vorsicht und letzteres mit poetischer Freiheit, das heißt mit Hinweglassung und Vertuschung der partes honteuses, mittheilte und mich innig freuete, daß die sanft erröthende Gefährtin nicht erst viel gegen das gemeinschaftliche Dach protestirte.

So kamen wir in der prächtigen Stadt an, nachdem Marie mir freundlich versprochen, das Terrain für mich bei dem alten Vetter zu rekognosciren, auch davon mir in meiner Herberge Kunde zukommen zu lassen, so bald als möglich.

Ich wartete zwei, drei Tage. Umsonst! Keine Nachricht kam! Ich strich wie ein verliebter Pflastertreter an dem alten Hause des Oberhofgerichts-Prokurators vorüber, spähete nach allen Fenstern. Vergeblich! Die Thüre blieb verschlossen und Niemand ließ sich an den verhangenen Fenstern blicken.

Fünf Tage vergingen so in ängstlichem Harren, Hoffen und Zweifeln. Schon war ich entschlossen, am Morgen darauf, mich bei dem Krünitz selber zu introduciren, da er bei näherer Erkundigung mir wenigstens als ein überall in großem Ansehen stehender Mann geschildert wurde, als Marie am Abende zuvor, an der Thüre des Gasthofes, wohin sie mich herunter rufen lassen, mir fast athemlos sagte: das sei der erste freie Augenblick, den sie sich zum Ausgehen ablauern können, da der Vetter sie wie eine Gefangene eingesperrt hatte. Glücklicher hätte sich's aber nicht treffen können, denn der vorige Privatschreiber des Herrn Vetters sei versorgt worden und letzterer brauche einen neuen, weshalb ich mich nur keck lich morgen früh um zehn Uhr melden solle.

An ein weiteres Fragen nach der Gelegenheit des Hauses und des Herrn und was ich etwa zu beobachten, war gar nicht zu denken, da der Leichtfuß scheu und furchtsam entflohen war, ehe ich nur vom Sehen und Hören zum Reden hätte kommen können.

Und wiederum prangte ich am Morgen drauf in dem stattlichen seegrünen Frack, der mir noch vor Kurzem eben so wenig zu besonderem Ruhm verholfen, als der vermaledeiete Plüschfleck des Präsidenten. Und wiederum klopfte mein Herz in banger Erwartung und sehnendem Verlangen nach der Assekuranz vor dem Verhungern und — dem gemeinschaftlichen Dache.

Wirst du mich auch jetzt wieder betrügen, tückisches Schicksal? — fragte ich und ordnete die Locken, ließ aber weißlich das Kau de milles fleurs zurück, sintemalen es hier nicht principaliter einer Geliebten, sondern einem alten verstockten Juristen galt, dem solcher Duft nur Hasenfußwitterung sein mußte und begab mich mit sonderbarem Tremuliren und ahnungsvollem Schauder nach dem ominösen, stillen Zwinger, in welchem eine alte Magd mich empfing und hinaufwies in die Schreibstube des Herrn.

Da stand nun dieser Herr vor mir, ein kleines, altes, verhuzeltes Männlein, mit ungepuderter, struppiger Aktel. Er hatte einen Schlafrock an, dessen Farbe die Zeit zu einem gänzlich unklaren Begriffe verwandelt, der in tausend Fetzen und Löchern schon mehrere Jahre sich seinem endlichen Berufe — dem Lumpenkasten eines Hadersammlers — entzogen haben mußte. Beschäftiget, kleine Stücklein Bindfaden sorgfältig an einander zu knüpfen, würdigte mich der Prokurator kaum eines Blickes, sondern fragte nur mürrisch: was man wolle.

Ja — dacht' ich — das ist das Bild des filzigsten Geizes, und bedauerte im Herzen die arme Maria und zitterte, ungewiß, ob es nicht besser sei, draußen zu verhungern, als in diesem Kerker, meinen Wunsch in kurzen wenig devoten, fast gleichgültigen Worten heraus. Und nun erst nahm mich der Alte näher auf's Korn, steckte die Brille vor und betrachtete mich lange schweigend von oben bis unten. Hm, hm — sagte er endlich — man ist von Gott mit gesunden, fast möchte ich sagen wohl proportionirten Gliedmaßen begabt, scheint auch bereits die Kinderschuhe abgelaufen zu haben, item die Hörnlein, welches gar wünschenswerth und ersprießlich bei einem Privatschreiber und Famulo. — Nun wir wollen sehen! Man setze sich hierher an den Tisch und elaborire sein Curriculum vitae, das aber nur eine Quartseite füllen darf und rechne mir dieses Exempel. Zu diesem gebe ich eine Stunde Zeit, was davon die Arbeit übrig lässet, während welcher ich mich in meine Bibliothek begebe, das verwende man zum beliebigen Genusse des Frühstückes. Maria! — rief er hinaus — bringe dem Subjecte hier einen Teller mit Wurst und Butterbrod, zwei kleine Schnittlein von jeden, aber eine Flasche Würzburger. Und damit ließ er mich allein, allein mit meinen sonderbaren Gedanken, mit dem aufgegebenen Pensо und meiner freundlichen Marie, die nun das kleine Tischchen deckte und das Befohlene auftrug.

Marie! — rief ich ihr entgegen — wohin sind wir gekommen! Marie! holder, freundlicher Engel des Lebens in dieser finstern Aktengruft, einen einzigen, allereinzigen Kuß zur Stärkung dem zagenden Subjekte! Aber stumm, mit dem Finger auf dem Mund zeigend, entwand sie sich mir, doch tröstend durchzuckte mich ihr leiser, kaum merklicher Händedruck und muthig schritt ich zur Arbeit, die in weniger als einer halben Stunde vollendet war, der Lebenslauf — versteht sich, wieder mit poetischer Freiheit — kurz und bündig und in Zügen und Buchstaben, wie gestochen.

Nun machte ich mich über das Frühstück.

Wunderbar! — dacht' ich — dieser Geizhals läßt dir zu essen und zu trinken vorsetzen, zwar nur zwei kleine Schnittlein Wurst und Brod, doch eine Flasche guten Wein! — Was bedeutet das? — Ich verlor mich in fruchtlosem Sinnen und Grübeln und verzehrte dabei das Eßbare, trank aber

Digitized by Google

nur ein einziges Glas Wein, um bei dem nun noch zu erwartenden mündlichen Examine rigoroso meine ganze ruhige Besinnung zu behalten.

Die Stunde war vergangen, der Alte wieder in der Schreibstube und las meine ihm überreichten Aufsätze mit lakonischem hm, hm, ging dann an mein Speisetischchen, hob die Bouteille in die Höhe und sah durch's Fensterlicht nach dem Weine.

Man hat nur wenig von der Gottesgabe zu sich genommen — brach er endlich das Stillschweigen — ist man kein Liebhaber vom Wein, oder mundet die Sorte nicht?

Keins von beiden, Herr Oberhofgerichts-Prokurator! — antwortete ich — der Wein ist sehr gut, ich trinke auch gerne welchen, wenn ich ihn habe, doch immer nur wenig, da viel, wie ich merke, mir nicht zusagt.

So! so! — erwiederte der Prokurator — nun das ist recht gut. Die gefertigten Specimina sind nicht übel und so man in andern Dingen gleiche Applikation bezeigte, könnte das Anstellungsgesuch wohl in nähere Erwägung gezogen werden. Ist man denn auch geübt, fremde Handschriften nachzumachen, Dokumente zu radiren und auf schickliche Weise den Inhalt zu ändern, item Briefe unmerklich zu öffnen und Abdrücke von Siegeln zu fertigen?

Das habe ich noch nicht versucht, Herr Oberhofgerichts-Prokurator — rief ich und fühlte mein Gesicht von brennendem Unwillen überflogen.

Nicht? — dehnte der Alte — Ei, da ist man noch sehr unerfahren. Indeß, was man nicht weiß, kann man lernen, wenn man Gelegenheit hat — guten Willen.

Freundlicher wurde sein Auge und mit einer gewissen Art von Vertraulichkeit zog er mich näher an den Aktentisch und langte eine voluminöse Urkunde mit vielen Siegeln hervor. Man sehe! — flüsterte er leiser, indem er scheu um sich blickte, als fürchte er, belauscht zu werden. — Dieses hier ist das Testament des Grafen Hellborn. Mein Klient wünscht, den eingesetzten Erben daraus verdrängt zu wissen, dagegen sich an dessen Stelle. Es kommt dabei nur auf geschickte Ausmerzung dieser acht Worte hier an, so wie, daß dafür die andern Worte, wie ich solche hier aufsetze — er schrieb sie auf einen Papierschnitz — eingerückt werden. Man hat Aehnlichkeit mit der Handschrift, darum versuche man es, das Desideratum auf kluge Weise zu beheben, da ich selber solches nicht zu bewirken vermag.

Nimmermehr! Herr Oberhofgerichts-Prokurator — fiel ich ihm erbittert in die Rede — nimmermehr werde ich solchen Schelmenstreich vollbringen!

Ei, ei — lächelte der Alte — wer wird denn gleich in dermaßen anzügliche Redensarten ausbrechen, die fast lauten wie grobe Injurien? — Was ist ein Schelmenstreich? Antwort: ein schadhafter Betrug. Dieser ist hier nicht in Casu, denn der eingesetzte Erbe ist ein liederlicher Taugenichts, der das bedeutende Vermögen in Kurzem verprassen, mein Klient hingegen ein Mann, der es zu Rathe halten, ja wohl gar davon viel Gutes thun würde den Armen, Wittwen, Waisen, Kirchen und Schulen, weßhalb denn auch sothane Rasur keineswegs ein schadhafter Betrug, sondern ein Gott wohlgefälliges Werk — —

Und immer und ewig — unterbrach ich ihn — ein Spitzbubenstreich bliebe, da das Geschriebene des Schreibenden unverletzliches Eigenthum ist, woran verfälschend Hand zu legen Niemanden ein Recht oder die Befugniß zustehet, eigenthümlich abzuändern, am wenigsten bei Testamenten oder Kontrakten, also hier, wie ich schon gesagt, eine Schlechtheit, mit der ich nochmals mich zu verschonen bitte.

Ei? — — wirklich? — grinselte der Krüniz — Nun da könnte freilich aus der Anstellung in meinem Dienste nichts werden, sintemal an klügeren und fügsamern Subjecten dermalen, Gott sei Dank, kein Mangel. Hätte man sich aber vernünftig finden lassen; so wäre nicht nur die Sache gemacht, sondern auch noch obenein ein halbes Dutzend angenehmer Goldfüchslein zum Auf- und Angelde zu gewinnen. Man überlege daher den Casum näher im stillen, einsamen und triftlichen Nachdenken, während ich einstweilen einen Abtritt nehme und entschließe sich zu der verlangten Emendation, oder packe sich von dannen refusis impensis, das heißt, nach vorhergegangener Bezahlung des genossenen Frühstücks.

Nein — rief ich ihm nach — ergrauter Bösewicht! hier bedarf es keiner weitern Ueberlegung. Zehnmal lieber will ich wieder als armer, ehrlicher Hanswurst auf den Brettern stehen und Spaß machen, um ein Gericht Essen, als in deiner Goldfabrik arbeiten! Du und ich, wir passen nicht, denn bin ich auch kein Tugendspiegel und wenig mehr als ein Vagabunde und habe geheult in thörichtem Unverstande mit dem Wölfen der Freiheit und Gleichheit im Konvente; doch befleckt Betrug und Verbrechen nicht meine Seele.

Fest stand daher mein Vorsatz, dem Prokurator kurz und gut den Handel aufzusagen und den Staub auch dieses verruchten Advokaten-Sodoms von meinen Füßen zu schütteln. Nur das ich Marien in dieser moralischen Mördergrube, in diesem elenden Kerker zurücklassen solle, das schlug mich nieder und ich wußte dagegen nicht Rath, nicht Hülfe, da ich selber nun hülflos war. O, wie sehnte ich mich, ihr nur noch ein einziges trauriges Lebewohl sagen zu dürfen. Wie schaute ich mit nassem Blicke nach der Thüre, daß sie sich öffne und mir die Geliebte zum Scheidekusse des Abschiedes hereinführe! — Die Thür öffnete sich, aber nicht die Geliebte, nur der verhaßte Seelenverkäufer trat herein.

Nun, wie ist's — fragte er — hat man sich des Besseren besonnen und sich entschlossen zu dem, was frommet und nützt!

Ja — antwortete ich kurz und verächtlich und nahm meinen Hut — ich habe mich entschlossen. Ich mag Ihren Dienst nicht mit Schlechtem erkaufen, wünsche aber dabei, daß Ihr erhabener Schutzpatron Sie zum Segen der Welt hole, so bald als möglich.

Mit diesen Worten wollte ich schnell zur Thür hinaus, doch der Alte erwischte mich mit kräftiger Faust und zog mich zurück, mit den Worten: Gemach, gemach! Ihr romanhafter Brausewind! Damit kommt man nimmer durch die Welt!

Mags — erwiderte ich — und strebte mich dem unheimlichen Zwange zu entreißen, doch er drückte mich nieder auf das lederne Sopha und stand mit übereinander geschlagenen Armen, mich lange schweigend betrachtend, vor mir. Seine Augen glänzten. Mir ward wunderbar zu Muthe, ja ich hätte nun nicht von der Stelle gekonnt, wenn ich auch gewollt, so fest fühlte ich mich durch einen unwiderstehlichen Zauber gebannt.

Da brach er endlich das drückende Schweigen und sagte langsam: Und das ist Euer Ernst? das ist Euer wirklicher Ernst, Jeremias Kätzlein? Nun! Ich mag Euch nicht zwingen zu dem, was Euch nicht munden will, dennoch sollt Ihr mein Schreiber sein, auch ohne das! Das alberne Mägdlein hat wahrhaftig Recht! Darum sollt Ihr bei mir bleiben, und fortan: Jeremias heißen und „Ihr"! Merkt es wohl, das „Ihr" ist bei mir ein Ehrenname. Nehmt Euch in Acht vor dem „Sie" und Gott helfe Euch zu dem „Du!" Vor der Hand wird zwar von baarem Lohne nicht die Rede sein, bis ich weiß, wozu Ihr zu gebrauchen, aber was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört, das soll Euch werden. Wollt ihr nun unter diesen Bedingungen mein redlicher und ehrlicher Schreiber und Famulus sein?

Ich will! — platzte ich unwillkürlich heraus, denn ich fühlte mich mit einemmale unaussprechlich wohl, ja, die ganze Sache verändert, ich wußte nicht warum.

Nun gut — endete der Alte — so gehet und beziehet Euer Quartier im Dachstüblein und kommt hernach flugs herunter in's Partheienzimmer — zu Vereidigung. Marie! — rief er hinaus — der Jeremias hat sein Examen bestanden, du magst ihn installiren in die Schreiberstube.

Gott! wie war mir, als nun draußen die holde Führerin mich erwartete mit freudefunkelndem Blick und ich mit ihr die Treppen glücklicher und vorwurfsfreier hinaufstieg, als auf die verwünschte Leiter im Garten des Grafen Mirabeau. Wie ward mir, als wir nun droben waren in der abgeschiedenen Einsamkeit und nun Marie meinen innigen ersten Kuß der Liebe — aber auch nur den einen — erröthend duldete und mir kurz sagte: sie habe freilich gleich am ersten Abende schon dem Vetter von mir erzählt, von einer Vakanz und von meinem Wunsche, wozu indeß Anfangs der Vetter keine Ohren gehabt, den folgenden Tag aber die Sache wiederholt und nicht locker gelassen, bis endlich am fünften der Vetter sie bedeutsam angeschauet, das Haupt geschüttelt und nach einigen bedenklichen hm, hm, ihr geheißen, den Patron kommen zu lassen, daß er ihm auf den Zahn fühle, wobei er ihr jedoch auf's Strengste verboten, weder jetzt noch künftig ihm irgend etwas, den Charakter des Alten betreffend, mitzutheilen, welches sie denn auch dermalen und fürder treulich zu halten gesonnen. Besonders strenge sei irgend ein näherer freundlicher Umgang zwischen ihr und mir verpönt und augenblicklicher Laufpaß darauf gesetzt, wornach ich mich also zu richten.

Hat nichts zu sagen! — erwiderte ich lachend — Die Augen des Vetters werden keine Argusaugen, sein Hungerdienst hier auch nur ein Intermistikum sein, wo ich stilldeimlich, wenn ich nur erst eingewurzelt bin, uns Beiden die bessere Stätte zu bereiten gedenke. Und so ging ich denn heiter und leichten Muthes, obschon noch nicht im Klaren darüber, was ich aus dem Alten machen solle, wieder herunter und ward in's Partheienzimmer gelassen, wo der Oberhofgerichts-Prokurator meiner bereits wartete in stattlicher schwarzer Amtstracht; den kleinen silbernen Degen an der Seite, die Hände weit bedeckt von den feinen Spitzenmanschetten und auf dem Haupte die schneeweiße Perrücke. Auf dem großen,

Digitized by Google

grün überzogenen Tische stand unter und zwischen den Gesetzbüchern ein silbernes Kruzifix.

Ich gestehe, mir wurde bei dem feierlichen Anblicke dieser Stube, wie des ernsten Mannes, der nun ein ganz andres Ansehn hatte, als vorher im zerissenen Schlafrocke, um den auch hier ein besondrer Nimbus der Ehrwürdigkeit zu schweben schien, ganz kalt, wie einem, der beim Baden nach und nach in frisches Wasser taucht. Es versetzte mir den Athem und niemals gewiß ist ein Diensteid andächtiger abgeleistet worden, als der, den ich nun schwor.

Nun — sprach der Oberhofgerichts-Prokurator, als es zu Ende war — daß Ihr auch diesen Eid jederzeit gewissenhaft halten und solchen niemals verletzen werdet, weder aus Menschenfurcht, noch Haß und Neid, oder um Geschenk und Gabe willen, oder aus irgend einer andern unerlaubten Absicht, das trau ich — mein Jeremias Dir — wollt' ich sagen Euch zu und Ihr werdet mir darauf die Hand geben. Ich gab sie ihm und spürte, wie seine eigne bei dem leisen Drucke zitterte und sah, wie seine Augen ein feuchter Schleier überzog und es war mir, als stehe mein Vater vor mir und meine Augen fülleten sich mit Thränen.

Bald wurde ich nun in den Pflug der Arbeit gespannt. Wahrlich dieß Joch war nicht sanft, meine Last nicht leicht. Von Tagesanbruch bis in die Nacht mußte ich eseln im Abschreiben oder Protokolliren. Nur den sitzigen Geiz, dessen Sitz ich hier, beim ersten Anblick erwartet, fand ich nicht, vielmehr reichliche, wenn auch frugale Kost, in allen Arbeitern meines Prinzipals aber den durchaus geraden, unbestechlichen, dabei sehr erfahrnen Geschäftsmann, so, daß mir nun der erste Auftritt mit ihm als das, was er wirklich war, erschien — als Prüfung meiner eigenen Rechtlichkeit und Mäßigkeit, noch mehr, als meiner Kenntnisse. Auch sah ich manchen Nothleidenden, der in sein stilles Gemach bange ja zitternd ging, mit Thränen herauskommen; aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

Und dieser Wohlthätige — fragte ich einst ganz laut vor mich hin — umhüllet sich geflissentlich mit dem Scheine des Gegentheils? — Wozu das? Warum kleidet er sich in den abschreckenden Cynismus und sammelt emsig Bindfadenreste, Couvertssiegel, Papierschnizel, Stecknadeln?

Warum? — antwortete der Alte hinter mir, der mich belauscht hatte — Warum? Könnte ich geben, wenn ich nicht sammelte und sparte? Und muß ich nicht rauh und widerwärtig erscheinen von Außen, auf daß nur die, die den Glauben haben an Menschengefühl und an mich, zu meinem Innern gelangen und ich nicht geschunden werde von Krethi und Plethi und ganz und gar ausgezogen zur Ungebühr?

Daß ich's kurz mache. Mein Leben in diesem Hause war sechs Jahr lang ein Leben voll Arbeit, aber auch ein Leben der Zufriedenheit, der Wonne im Bewußtsein meiner erfüllten Pflichten, der immer wachsenden Zuneigung meines Prinzipals, der stillen, heimlichen Liebe meiner Marie, welche letztere der Alte bald genug merkte, doch — mir unerklärbar — zu ignoriren schien. Nur eins gefiel mir nicht. Noch immer nämlich bekam ich keinen Gehalt, noch immer hatte ich keine Aussicht zu einem festen Posten und war — nah an Vierzig. Dies, und daß der Prinzipal meinen diesfälligen Anspielungen stets geflissentlich auswich, nur dies machte mich manchmal höchst niedergeschlagen und traurig und eben so meine Maria.

Endlich, an des Alten siebenzigsten Geburtstage, sollte sich alles Räthselhafte lösen.

Ein Verwandter des Prokurators, Assessor eines Provinzial-Kollegii, ein langer, kalter, spähender Laban, den der milde Vetter studiren lassen, zur Versorgung gebracht und erhalten bis jetzt, besuchte uns, um den Geburtstag des Wohlthäters mit zu feiern. O, wäre er geblieben, wo der Pfeffer wächst! Er war die Schlange, die zwei schuldlose Menschen aus dem Paradiese trieb.

Daß ihm das innige Verhältniß, in welchem ich mit Marien zu dem Alten stand, ich und sie und das uns bezeigte Wohlwollen ein Dorn im Auge, das gab schon sein lauschendes Schleichen, so wie mancher heimliche Judasblick zu erkennen, wenn auch seine Zunge nur glatte, liebliche Worte lispelte. Doch das irrt mich nicht. Denn was kann er dir schaden — dacht ich — bald zieht er ja wieder fort, von wannen er kommen.

Da erschien der Tag der Feier, an welchem der Assessor mit pathetischer Rede dem würdigen Greise ein Band, bedruckt mit schwülstigen Versen überreichte, ich selber ihm nichts darbringen konnte, als den ungeschminkten herzlichsten Ausdruck meiner innigsten Empfindung, Marie aber ein, von ihr mühsam bei Nacht gestricktes Schlafjäckchen, mit milden Thränen der Liebe und dem Wunsche, daß er recht sanft darinnen schlafen möge auf Erden.

Das werde ich! — meine liebe Tochter — antwortete der Alte gerührt — und du magst mir es auch anziehen, zum letzten sanftesten Schlafe in der Erde.

Der noch recht fern sein möge! — flötete der Assessor mit einem giftigen Seitenblicke auf die Geberin.

Wie Gott will! — schloß der Greis, der von einer sonderbaren Ahnung überfallen schien, die ihn nicht verließ den ganzen Tag und auch durch seine Heiterkeit bei dem frohen, glanzvollen Mittagsmahle und den herrlichen Lebehochs seiner zahlreichen Freunde durchschimmerte, die da in Jubel und Biedersinn um ihn versammelt waren.

Viel wohler schien ihm zu werden, als sich nun gegen Abend die Gäste verloren. Da begab er sich in seine Schreibstube, winkte mir und Marien, mit zu kommen, zog den Staatsrock aus und den Schlafrock an, und setzte statt der Festatzel die kühle Mütze auf's Haupt. So! — rief er, tief Athem holend — Nun bin ich wieder zu Hause! Kommt her, Maria und Jeremias, denn es bedünkt mich nun an der Zeit, daß ich Euch Euren Lohn zahle, für sechsjährige treue Dienste und ungeheuchelte Liebe, jetzt, da ich es noch kann, sintemal es mir vorkommt, als laute man mir schon das Glöcklein zum Thorschlusse. Dir, Maria, dir Verlassene! war ich Vater vom ersten Augenblicke. Darum widerte es mich Anfangs an, deinen Begleiter auf der Reise hierher, in welchem ich nur einen Lump und Vagabunden erblickte, zu mir in Dienst und Hays zu nehmen und nur die Beharrlichkeit, mit der du seine Parthie ergriffen, woraus ich denn alsbald vermerkte, wie viel die Glocke geschlagen, und das und jenes, was mir nach deiner Relation an dem Burschen gefiel, bestimmte mich, einen Versuch zu machen. Dabei traucte ich deinem Tugend- und Ehrgefühle und — du hast mich nicht betrogen. Denn die süßen, unschuldigen, heimlich abgestohlnen Viertelstündlein, die ich freilich nicht merken sollte, die auch allerdings gegen die Abrede waren, die ich aber doch erwittert, waren ja wohl nothwendig, daß Ihr Euch kennen und achten lerntet, im Bewußtsein ihrer Schuldlosigkeit, weshalb ich auch schwieg und that, wie Unverstand. Ihr aber — mein Jeremias! — waret ein treuer Knecht in meinem Dienste mit unermüdeter Emsigkeit, unbezweifelter Rechtlichkeit, mit wahrer Freundschaft und wahrer Liebe für mich. Darum seid Ihr denn auch heut pro primo avancirt und „Du" geworden, welches „Du" kein leerer Rathstitel, kein Kalbarisches Erz ist, das wie Gold aussieht, doch weit davon entfernt ist, Gold zu sein. Dieses „Du" ist ein Sola-Wechsel, ausgestellt von meiner Liebe auf Gut und Blut meine ganze Habe aller Orten, wo ich zu treffen und zahlbar, nach Sicht — ein Privilegium exclusivum, mit mir zu schalten nach Lust und Belieben. — Sehet, mir gab das Schicksal auf Erden kein liebendes Weib zur Begleiterin, keine Kinder zur Freude meines Alters. Wohl schmerzlich fühlte ich diesen Mangel, da mich Gott mit dem gesegnet, was ihr irdisches Glück hätte begründen können. Lange schauete ich aus in die Welt und unter meine Bekannte und Verwandte, die Lücke zu füllen. Umsonst! — Ich fand nur Habsucht und List und — blieb allein. Der Assessor, mir der Nächste, erfüllt mich mit unheimlichem Grauen. Ach, sein Herz ist kalt wie Froschhaut, trocken wie Bimstein! Darum sehnte ich mich denn, daß Ihr mir einschlagen möchtet und — Gott Lob! es ist geschehen und Ihr seid nun meine Kinder, Du, Jeremias, mein Sohn, Du, Maria, meine Tochter. Und Ihr sollt wissen, daß Ihr einen Vater habt. Deshalb, Jeremias, bereite dich, so wie der todtkranke Oberhofgerichts-Sekretair Neumann, der noch wenige Tage leben kann, heim gegangen, rückst du an seine Stelle — es kostet mich nur ein Wort. — Dann — Maria! — dann schneide ich dir das Kränzlein vom Myrtenstocke am Fenster, den ich ja für dich gezogen und gepflegt und morgen übergebe ich dem Gerichte mein Testament, das Euch zu meinem Erben einsetzt und dessen Entwurf in meinem Pulte schon bereit und fertig da liegt.

Ein leises Geräusch an der Thüre machte sich hier bemerkbar. Ich allein nur erhaschte noch mit flüchtigem Blicke den Moment, wo sie, vorher nur unmerklich in einem kleinen Spalt von einem Lauscher in der andern Stube geöffnet, sanft wieder hinein in den Schluß gezogen wurde.

Die Sache war mir klar. Aber hatte ich denn jetzt Zeit und kaltes Gemüth, weiter darüber nachzudenken? Zog es mich nicht eben so gut wie Marien, dankend und selig an die Brust des redlichen Vaters, der uns segnend gar nicht aus seinen Armen lassen wollte, als sei es der letzte Gruß seiner Liebe auf Erden? War denn nicht nun mein Sehnen gestillt, meine Zukunft ein Blumengarten? Und durfte ich denn nun nicht vor den Augen des Vaters meine Braut herzen und küssen und sie mich? — O, es war der glücklichste Augenblick meines Lebens, alles, was nun noch drauf folgte bis heut, nur der leere Nachklang jener Wonne meines verlornen Paradieses!

Digitized by Google

Der Abend verging uns im kleinen friedlichen Familienkreise, wo nun der Assessor das Lieblingsgetränk dos fröhlichen Alten, der in neuer Heiterkeit scherzte und lachte, den glühenden Burgunder-Kardinal im anstoßenden Kabinete bereitete und einschenkte.

Ist er gut, lieber Vater? — fragte er beim ersten Glase, das er ihm reichte.

Scharmant! war die Antwort — nur ein wenig zu stark, zu herbe. Etwas mehr Zucker könnte nicht schaden.

Waren vorher unsre Herzen der Freude schon geöffnet, so trieb nun der feurige Nektar unsre frohe Stimmung bis auf den höchsten Grad, wir würden auch gewiß noch länger getrunken und gejubelt haben, wenn nicht der Vater am Ende schläfrig geworden wäre und nach dem Bette verlangt hätte. O, warum sagte ich ihm blos meine herzliche gute Nacht? Warum küßte ich nicht die treuen Hände, die mich gesegnet? Warum schloß ich ihn nicht fest an mein schlagendes Herz?

Nur Marien war es vergönnt. Dieser, sagte er: Komm mit — liebe Tochter! — Du sollst mir nun dein Jäckchen selbst anziehn und sehen, wie es sitzt. Und sie ging und durfte sich noch der innigen Umarmung des Vaters freuen — der letzten auf Erden. Denn am andern Morgen fand man den Oberhofgerichts-Prokurator todt in seinem Bette. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Sein Gesicht war aufgedunsen und die rosaseidnen Bänder des Schlafjäckens schnitten in das aufgetriebene Fleisch der Arme und des Nackens ein.

Denke sich jede fühlende Brust, wie dieser Anblick uns zu Boden schmetterte. Wir hielten das Gräßliche nicht für möglich. Wir rufften den Vater mit allen Schmeichelnamen der Liebe. Wir zerrissen die seidenen Schleifen, wir rieben, wir wuschen — Alles umsonst!

Offenbar die Folge dieser unvernünftigen, pressenden Bekleidung, nach dem übermäßigen Genusse des geistigen Getränks! — sprach der Assessor mit satanischem Mundverzerren zu Marien gewandt, die verzweifelnd die Hände rang, und wie ich, den geliebten Todten mit Thränen und Küssen bedeckte. Was soll das Heulen? — Das Unglück ist geschehen! Er erwacht nicht wieder! Der Schlag hat ihn gerührt. Niemand kann untröstlicher sein als ich, über den unersetzlichen Verlust, obschon mein Herz kalt ist wie Froschhaut und trocken wie Bimstein! Dafür ist das Eure desto wärmer und nässer! Mags, das ändert hier nichts. Die Todten bleiben todt. Wohl dem, der selig stirbt, ohne lange Marter, wie dieser, wenn auch von lieben sanften Händen, die es freilich so böse eigentlich nicht gemeint haben mögen, wie ich in christlicher Milde gerne zugeben will.

Ja, der Schlag hat ihm gerührt — bezeugten die herbeigerufenen Aerzte, heimlich aber murmelte man — von Opium.

Da lag nun meine Hoffnung, mein Glück. Da stand nun Maria und jammerte: O ich bin's, ich habe dich gemordet und dir das Nachtkleid angezogen, wie du sagtest zum Schlafe in der Erde, und bald werden sie kommen und mich abholen in's Kriminalgericht!

Beruhige dich, Maria! — tröstete ich — Du bist ja unschuldig, es mag nun sein, wie es wolle! Gott sieht in die Herzen!

Umsonst! Sie erfüllte das Haus mit entsetzlichem Geschrei, und als nun die Glocken den Verlust des edlen Mannes der erstaunten Stadt verkündeten, da trat sie leichenblaß in mein Zimmer, ihr Auge war matt und ohne Thränen. Nun kommt der Kriminalrath — rief sie — und die Schergen mit den Ketten! Pflege den Myrthenstock Jeremias, daß ich ihn finde bei der Auferstehung und bepflanze das Grab des Vaters mit Rosen!

Vergebens war mein Zureden. Sie flog die Treppe hinunter, wie ein brausender Sturmwind uud — war verschwunden. Jedes Nachforschen, wo sie hingekommen, blieb fruchtlos und mir am Ende die Gewißheit, daß man sie schon finden werde zu seiner Zeit, angeschwommen an's Weidenufer des tiefen Flusses.

So waren denn alle meine Hoffnungen zertrümmert.

Den bittern Kelch voll zu machen, fragte mich am Tage nach dem Begräbniß der Assessor, der nun als nächster Intestaterbe des Prokurators sich in den Besitz seines Nachlasses gesetzt, nach meinem Kontrakte, um mich, dafern noch etwas am Lohne rückständig, abzufinden. — — Ich hatte keinen, und meine Versicherung, daß ich noch keinen Pfennig Lohn erhalten, wurde blos mit höhnischem Lachen beantwortet. Auch wollte sich kein Testamentsentwurf im Pulte des Verstorbenen finden lassen. An den Posten des sterbenden Oberhofgerichts-Secretairs war vollends gar nicht zu denken, da der geltende Fürsprecher nun fehlte, auch darauf ein Heer von Schützlingen anderer Patrone lauerte. Was blieb mir also übrig, als nach der kurzen und bündigen Weisung des Assessors wiederum mein Ränzel zu schnüren und den treuen Wanderstab zu ergreifen.

Vornehm drückte mir der Assessor beim Abschiede einen Dukaten in die Hand, den ich ihm jedoch grimmig vor die Füße warf und begleitet von seiner Hohnlache dem Zimmer wie einer Hölle entsprang, in welcher ich den Teufel mir auf der Ferse sitzen sah. Unten an der Hausthüre aber stand die alte Beate, mit den rothgeweinten Triefaugen, die mir wie Marien immer wohlgewollt, zum letzten traurigen Valet — dem einzig redlich gemeinten in diesem Hause. Sie suchte dabei mit der Hand mir an die Rocktaschen zu kommen. Aber es mißglückte und ein ledernes Beutelchen fiel vor mir nieder, ein Beutelchen mit zehn Thalern sauer ersparten Lohnes. O, ich dummes Thier! — rief sie erschrocken — Werden Sie nun noch den armen Reisepfennig nehmen, da es so gar albern herauskommt?

Ja, entgegnete ich — gute Beate! treue Seele! Den nehme ich, er rettet mich vor dem Verhungern. Gott mag es Euch vergelten, wenn ich es nicht kann!

Hinter mir schloß sich nun die Thüre des Hauses, in welchem ich sechs Jahre so unaussprechlich glücklich gewesen. Wieder ein Theil meines Lebens war wie ein Traum vergangen und wieder der freie Himmel mein Obdach und die große leere Welt meine Heimath. Mir ekelte vor der Stadt, in welcher so wehmüthige Erinnerungen mich umgaben. Von Marien war noch keine Spur gefunden. Was sollte ich also länger hier? Ich eilte daher das Weite zu gewinnen und holte aus tiefer Brust erst dann wieder frei Athem, als ich vom Waldhügel herab die Thürme fern hinter mir in sanfter Dämmerung sah, wie damals, als ich dem Hanswurstthum entsprugen. Und wie damals fragte ich mich wieder: Wohin nun Jeremias?

Wohin? — antwortete ich — Nun, der Nase nach? Führt sothaner Wegweiser nicht den, dem alle zwei und dreißig Striche der Windrose offen stehen, immer die richtige Straße? O Jeremias, du bist, du bleibst, was du warst, von Jugend an — ein Weltbürger, ein Exul in hac lacrymarum valle, wie es im Salve Regina heißt.

Und das blieb ich auch wirklich, zog kreuz und quer im Lande herum und dankte Gott, wenn ich meine Füße unter den Schreibtisch eines Advokaten stecken durfte, bei ihm zu eseln um's liebe Brod in schmähligem Kalamiren.

Was soll ich euch — o Ihr redlichen, aber auch höchst ungeduldigen Leser, die ihr am Ende mich gar nicht mehr leset, wenn des Dinges zu viel wird, langweilen mit breitem Erzählen, wo ich mich überall herum getrieben, welchen Herren ich gedient; was solches für Käuze gewesen, item, was ich dabei profitirt. — Ach! ich übergehe das mit Stillschweigen. Einen Krünitz fand ich nicht wieder, und was ich bei der Sache endlich profitirt, ist — das kahle Haupt unter meiner Aexel und — der Spittel.

Mein letzter Prinzipal, der mich ab und zur Ruhe gesetzt und bei dem ich zehn Jahre fungirt als Privatschreiber, war auch ein Advokat und daneben — nun, Ihr kennt ihn vielleicht, zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, wobei Ihr auch gar nichts verliert, wohl aber aus seinen Scripturen, die ich bis daher mundirt. Soll ich's euch beschreiben, wie er aussieht, ob er groß ist oder klein von Statur, ob er einen schwarzen Rock trägt, oder einen grauen, ob er den Kaffee mit Milch trinkt, oder ohne, oder gar keinen, ob er Tabak raucht oder nicht, welche Mucken und Phims ihn zwicken und plagen? Was konnte Euch das interessiren! Ueberdem lebt er ja auch noch, denkt nicht daran, dem irdischen Jammerthale so bald Valet zu sagen, welches Valet — wie er meint — denn doch, ohne vieles Denken, zu seiner Zeit von selbst kommt, ist mithin auch bis dato noch kein Braten für die biographische Küche! Lebende Schriftsteller aber, deren Personalia und Schlafrockscenen man den Zeitgenossen auftischt, sind in der Regel, wenn sie nicht, wie ich, sich selber biographiren, nur ein schlechtes Gericht für Koch und Gast. Denn ersterer erhält selten dafür, wie der Koch des Generals Moreau, eine Ehrenkasserolle vom armen, gewaltsam an's Tageslicht und in den Topf gezogenen literarischen Troglodyten, und der Gast verderbt sich meist immer an der nur halb gar gekochten Speise den Magen, und dankt es dem Koche am Ende mit dem Henker, daß er das liebliche, ideale Traumbild zu einer ledernen Wirklichkeit, zu einem elenden Frikassee verarbeitet, aus dessen Ueberbleibseln die Nachwelt, wenn sie überhaupt noch die Person und Sache der Rede werth hält, ein noch viel elenderes Ragout aufwärmt. Daher schweige ich billig über alle Personalia besagten meines gewesenen Prinzipals.

Er war mit mir zufrieden, bis er selber das Unkraut unter den Weizen säete, das heißt, durch seine Phantasmata mich zu schnödem Irrsale verlockte. Denn nun, wie ich solche durch Abschreiben zum Drucke präpariren mußte, prägten sich selbige meiner Imagination so tief ein, daß ich sie am Ende für wahr hielt, so wie der Lügner sich durch öfteres Erzäh-

Digitized by Google

len, in seine Erdichtungen gemüthlich so hineinlügt, daß er zuletzt selber daran glaubt.

Aber ist denn nicht auch wirklich von jenen Historien manches gewiß und wahrhaftig so, wie es geschrieben steht, obschon es aussieht, wie reine Erdichtung oder phantastischer Traum? Habe ich denn nicht wirklich mit diesen meinen leiblichen Jeremiasaugen noch diesen Sommer Eps, den Zwiebelkönig [1]), in unserm Spittelgarten gesehen?

Es war seine Stunde, nämlich, von neun bis zehn Uhr des Abends im August, als ich ohne alle arge Gedanken noch einmal zu den Maulwurfsfallen im Gurkenquartiere ging, um nachzuschauen, ob die Fallen von tückischer Hand wiederum aufgezogen, wie gewöhnlich. Wirklich fand ich's wieder so und verwünschte unmuthig den unbekannten, nie zu erwischenden Frevler, der solches gethan. Da huschte aus den Zuckererbsen das zwergige Männlein hervor, gerade so, wie es mein Prinzipal schrieben, blitzte mich mit den weiß und blau, wie Irrwische leuchtenden Augen an und grölzte mit heiserer Stimme: Menschenwurm! was thun dir meine Leute, unsere schwarzen Husaren, daß du sie verfolgst mit deinen Schlingen und Gruben? Nimm dich in Acht, du Schelm, daß ich dir nicht den Denkzettel reiche! Denn gönnest du ihnen nicht fürder das unschuldige Vergnügen des unterirdischen Spazierganges, oder des Vorpostenreitens im Gnomischen Dienste, hart an der Oberschale unsers Reiches, das dir wenig schadet; so sei versichert, daß ich zu dir komme in dein Gemach um Mitternacht, dich zu drücken wie ein schwerer Alp!

Entsetzt und schaudernd lief ich zurück in meinen Spittel, aus dem mir oben herab vom Dachfenster der Graf Mirabeau in der Schlafmütze entgegen rief: Bürger, Sie sind ein Narr!

Mag's sein, daß mir der Doktor am Morgen drauf zur Ader ließ. Was geschehen war, war doch geschehen. Und hat mich nicht sogar, als ich eines Abends vor der Thüre auf der steinernen Bank saß, der Herr Stadtschreiber Hinzelmann aus Katzweiler [2]), der — wie Ihr wisset — der Galan der alten Barbara Murchel, beim dortigen Bader Rezpomuck Schwepperlein — eigentlich ein schwarzer Kater und seit zwei hundert Jahren auf Reisen ist, besucht? — Wie er so an der Mauer die Gasse herunter schlich, hielt ich ihn freilich für weiter nichts, als für eine ganz gewöhnliche Katze. Aber bald genug ward ich andrer Meinung, als er sich an mich drückte, den Buckel hob, den starren Schweif an mein rechtes Bein schlug und zärtlich miauete: Guten Abend, lieber Herr Vetter Jeremias Kätzlein! Wie befanden sich Ew. Hochedelgeboren? Hat Barbara Murchel nicht ein Briefchen an mich bei Wohldemselben zur Bestellung hinterlassen, als sie vergangene Walpurgisnacht hier vorbei über Oschatz nach dem Blocksberge geritten?

Daß ich denselben Abend wiederum Cremor Tartari trinken müssen, aus eigner Büchse; was ändert das? Was wahr ist bleibt wahr, und man wird wir wohl zutrauen, daß ich einen Stadtschreiber von einem gewöhnlichem Kater zu unterscheiden im Stande. Auch früher schon, als ich noch bei meinem Prinzipal arbeitete, hatte ich eine Unterredung mit der Spinne Fintasch [3]) die, wie bekannt, den armen Eps wegen seiner kleinen Galanterie mit der Wasserrose so unbarmherzig geknöchelt. Schlechte Seele! — fuhr ich sie an — du willst eine Gnomenfürstin sein und seine Erziehung haben und weißt nicht, daß in der vornehmen und gebildeten Welt, sie klüglich ein Auge zudrückt, damit er es zu seiner Zeit eben so mit beiden thue?

Mein Herr lächelte zwar, als er mich bei dieser Unterhaltung ertappte, und schüttelte mit dem Haupte; aber was sollte denn ich thun, als er von seinem Freunde, dem Doktor im Bade, den Krückstock mit dem elfenbeinernen Nostradamuskopfe geschenkt bekam, und nun steif und fest glaubte, das sei wirklich der alte Magier, dessen Leiche zu Salon in einen Knochen verhärtet, nachher in Nürnberg zu allerlei Spielzeug und Rippes verschnitzt und verdrechselt worden, deren jeglichem die Zauberkraft des ehemaligen Ganzen beiwohne, wenn man sie nur kenne und zu gebrauchen wisse? Was sollte ich dazu sagen, daß er manchmal Stunden lang vor dem Klaviere saß, mit starr gesenktem Blicke auf die Klaviatur, keinen Tast anrührte, und doch am Ende behauptete, er habe sich nun eben im richtigen Vortrage der großen Beethoven'schen Symphonie selber übertroffen, oder alleweile eine Oper fertig gemacht, die auf der Stelle ihre tausend Dukaten werth sei? Warum hat man denn ihm nicht zur Ader gelassen oder Cremor Tartari gereicht? Warum attestirt es nicht auch dem der Kreisphysikus, daß es bei ihm übergeschnappt — Sapperment! — wie bei mir?

Freilich trieb ich hernach die Sache in's Große, schob in Deduktionen, Defensionen und Berichte, die ich abzuschreiben hatte, wenn mir Stellen darin nicht kräftig genug und zu trocken erschienen, Verbesserungen eigner Fabrik ein, die meist wörtliche Stellen aus den Phantasiestücken und Historien meines Prinzipals oder angenehme Variationen derselben waren und die ihm hernach mancherlei Verdruß machten, besonders, wenn er im Anfange die Munda unterschrieb und abgehen ließ, ohne sie vorher durchzulesen. Aber hatte ich nicht immer Recht und diese meine Geistesstimmung, die die nüchternen Geschäftsmenschen nur nicht verstanden, oder zu schätzen wußten, seiner eigenen Verführung, die wenigstens den Acker zur nachher üppig darauf hervorgehenden Frucht bereitete, zu danken? Konnte ich verrückt werden — o Himmel! — wenn er es nicht selber war? Und bin ich denn auch verrückt? — Merkst du mir — o du redlicher Leser! — in dieser Scriptur wohl das geringste davon an? — Daß ich manchmal — notabene manchmal — wunderliche, oder erhabene Gedanken habe; kann man das „Verrücktheit" nennen? Und wäre es, wäre die unaussprechliche Seligkeit, die mich in solchen Stunden jung macht, reich, vornehm, klug, Wahn; o so segne ich den Wahn, der besser ist, als die erbärmliche Wirklichkeit. Diesen Wahn, diese Seligkeit habe ich, wie schon gesagt, ihm zu verdanken, so wie — eben auch den Spittel, noch eh ich in ihn förmlich einstallirt wurde. Erhobst nicht auch du mich dazu, die das Schicksal nach langer Trennung mir wieder gab zu ewiger Vereinigung?

Es war ein schwüler Sommerabend, als ich einst wieder einmal matt und abgetrieben vom Amte nach Hause schlich, vor dem friedlichen Hause vorbei. Ach! — da sehnte ich mich wieder, wie immer, in die Kühle des schattenvollen Gartens. Was hindert dich denn, hineinzugehen? — sprach ich, als ich das Hausthor offen stehen sah, wo man durch das dunkle Gewölbe in den Hof, aus diesem hernach in den Garten kommt. Doch eine Scheu, eine Bangigkeit überfiel mich, als sei dieser Eingang die Pforte der Unterwelt, aus welcher man nie mehr zurückkehrt, wenn man einmal den kühnen Fuß hineingesetzt. Mein Herz klopfte so stark und noch stärker, wie damals, als ich den ersten Schritt in das Haus des Oberhofgerichts-Prokurators that. Aber dennoch wagte ich es, trat furchtsam in das Gewölbe, schlich mich durch den Hof, öffnete leise das Gitterthor und stand nun unter den Bäumen im grünen heimlichen Garten, in welchen ich so manchmal durch die Spalten des Bretterzauns mit einiger Wehmuth geschauet. — Ich stand im Haine meiner Zukunft, vor der Erfüllung meines Schicksals, am Vorhange des Isis-Tempels!

Bald gewahrte ich, daß ich nicht allein sei. Am Wasserspiegel, ganz hinten unter den Akazien, wo das kleine Blumengehege, sah ich, von mir abgewandt ein Frauenbild im langen, weißen schimmernden Kleide, das auf irgend etwas nachdenklich aufmerksam seine Gedanken zu richten schien. Unbeweglich stand die Gestalt, die ich für ein Gebilde von Stein gehalten haben würde, wenn nicht, fast unmerklich, ihr Gewand im leisen Abendhauche sich bewegt hätte. Unwillkürlich näher gezogen vom Zauber geheimer Achtung, schlich ich durch die Seitengänge, immer weiter und weiter hin, bis ich von der Gestalt nur noch wenige Schritte entfernt war. Da weckte sie mein leiser, doch in dieser Einsamkeit immer noch hörbarer Fußtritt. Da wandte sie sich im purpurnen Schimmer des Abendrothes, der durch die dunkeln Laubmassen der Akazien brach.

Da sah sie mich, ich sie. Da schritten wir langsam näher und betrachteten uns lange in feierlichem Schweigen. Da reichten wir uns endlich in einem Momente die zitternden Hände. Sie stammelte: Jeremias! ich: Maria! Unsere Thränen flossen in bittersüßer Wehmuth. Wir hatten uns wieder gefunden, aber — wie?

Jeremias! — sagte sie nach langer Pause, tief athmend — wie bist du alt geworden, in den acht Tagen und wie haben sich deine Locken verwandelt, man sollte schwören, du trügst eine Perrücke! Siehe mich an! Bin ich nicht noch eben so frisch und munter, wie damals, als wir uns begegneten, auf der Reise, ich mit der Bürde, du mit dem Ränzel? Und schaue hier den Myrthenstock. Ist er nicht trefflich gewachsen, seit wir uns nicht gesehen? Und weiß ich's nun nicht ganz gewiß, daß den Vater die heiligen Engel geholet in den Himmel, in der Sankt Johannisnacht, und er ja gar nicht am Jäckchen gestorben?

O Maria! — fiel ich ein — du hier? Hier im Spittel? Und du bist nicht todt und lebst? O sage, wie kommst du hierher?

Das sollst du erfahren — mein Freund! — erwiderte sie. — Denn sind wir nicht Brautleute? Ist nicht nun die Hochzeit, sobald der Vater aufwacht, da der Sekretair Neumann nun lange schon todt ist, in dessen Stelle du gerückt?

1—3) Siehe Phantasiestücke und Historien von Weisflog. Bd. I.

Digitized by Google

Komm mit, daß ich dir alles erzähle, aber weg von diesem Orte, wo ich nicht frei reden kann, wie ich will!

Sie nahm mich bei der Hand. Unbemerkt tropften meine Thränen hernieder auf den Rasen, denn ich wußte nun, welcher Wurm diese Rose zernagt. Wir wandelten einsam unter den Bäumen. Da verspürte ich, daß der Irrwahn sie verließ, je weiter wir uns entfernten vom Wasserspiegel und von den Blumen. Ein mildes Gefühl des Trostes zog in meine verwundete Brust und mit wachsender Beruhigung sah ich, wie sie bald gänzlich befreit von den Träumen ihres nebelvollen Schicksals, mir zu erzählen vermochte, was sich mit ihr begeben, wie sie in Todesfurcht und Seelenfolter, mit rasender Geisteszerrüttung aus dem Hause des Vaters gerannt, weit hinaus in's Freie. Damals habe sie nicht gewußt, weder wo sie hingerathen, noch wie lange dieser ihr Zustand der Besinnungslosigkeit gedauert. Endlich nach vielen Jahren, die ihr vergangen, wie ein dumpfer Schlaf, habe sie sich in einem Hause wieder gefunden, das sie nachher für das Irrenhaus der Residenz erkannt. Da habe der Arzt an ihrem Bette gesessen, wo sie, nach einem schrecklichen Falle und langer Krankheit mit einem Male zum klaren Bewußtsein erwacht. Da habe man es denn wagen können, ihr zu entdecken, daß sie bei ihrer Flucht sich acht Tage lang menschenscheu in Feldern und Wäldern herumgetrieben, von Beeren und Korn ihr Leben gefristet, endlich aufgegriffen und in das Irrenhaus gebracht worden, wo sie sich funfzehn Jahre in ununterbrochenem Wahnsinne befunden. Inzwischen sei der Assessor, der nachher Rath geworden, gefoltert von Gewissensbissen verstorben, von seinem Vermögen aber, das zerstoben, wie Spreu im Winde, doch noch so viel gerettet worden, daß er reuevoll auf seinem Todtenbette ihr eine Pensionsstelle hier im Spittel dieser entfernten Provinzialstadt erkaufen können, da doch Umstände ihren völligen Rücktritt in die Welt unmöglich gemacht. Und so lebte sie denn hier seit fünf Jahren, während welchen sie nie erfahren können, was aus mir geworden, da sie selber das Haus nie verlassen, auch sie mich längst für todt gehalten. Die Umstände, die sie in diesem Aufenthalt hier noch ferner fest bannten, die wisse ich nun, da ich sie gerade an dem Orte getroffen, der, wie so manches andere nach ihre stille Melancholie, wie ihre Träume aus der Vergangenheit errege.

Tief hatte mich dieses Wiederfinden und das Schicksal der armen Maria ergriffen! Wie vor den Kopf geschlagen ging ich herum in finstrer Trauer über unser so grausam verpfuschtes Leben, über die verlorne Jugend, die niemals, niemals mehr wiederkehrt. Maria stand vor mir überall. Bald nahm meine Seele die Farbe der ihrigen an und von da ab inkommodirte mich der Kreisphysikus mit seinen unnützen Fragen, mit seinen Pillen und Aderlässen. Meinen Prinzipal hatte ich übrigens sofort von der Sache in Kenntniß gesetzt, da ich wußte, daß das gerade Wasser auf seine Mühle sein würde, sintemal sich daraus wohl eine leidliche Historia dürfte fabriciren lassen. Seine Theilnahme für mich und Marien, die er zum öftern besucht, war Balsam in mein Herz, und vermehrte sich, als er nun gewahrte, welchen Eindruck diese Katastrophe auf mich gemacht. Täglich durfte ich meine Maria sehen. Aber täglich vermehrte und vergrößerte sich auch das angebliche Elend, welches meine arme Feder im Dienste stiftete. Ja mein Prinzipal wäre nach den konfusen Begriffen seiner Behörden, die in Amtssachen auf pedantische Weise nur das Rechtliche, nicht das Romantische goutiren, schlechterdings verloren gewesen, wenn er nun nicht alle meine Munda sorgfältig durchgelesen hätte. Denn so mußte ich unter andern ein Urtel mundiren, in Sachen eines armen Mädchens gegen ihren Verführer, in welchem der letztere — ein frecher, liederlicher Taugenichts, zur gewöhnlichen, sehr geringen Entschädigung der Entehrten, so wie zum, wo möglich noch elenderen Erziehungsbeitrage für das Kind verurtheilt wurde, für welchen man nicht einen Hund zu ernähren im Stande. Das erbitterte mich. Wie? — rief ich — Dieser Kerl soll leben und Mutter und Kind verhungern, während er schwelgt? Mit nichten! Sterben muß die Kanaille, wenn sie nicht davon läuft, was ihr nicht zu verdenken wäre! Ich veränderte daher das ganze Erkenntniß, verurtheilte den Beklagten ohne Weiteres — — zum Tode, setzte die Klägerin und das Kind zu seinen Erben und sagte in den Entscheidungsgründen unter andern folgendes:

„Der Mörder, der mit dem Vorsatze zu morden, seinem Mitmenschen das Leben raubt, wird nach dem Gesetz des eigenen Lebens verlustig. Ob der Gemordete ein Kind sei, eine Stunde alt, das vielleicht in der nächsten ohnedem gestorben wäre, wie recht und billig, da es auf diese Weise in ewiger Jugend verblibe und die Qualen des Lebens nicht litte, oder ein Familienvater; das ist hier egal. Die Kindermörderin gelangt nicht minder zum Rabensteine, wie der Raubmörder auf offener Heerstraße. Allein ob der Mörder mit dem Leibe seines Schlachtopfers auch zugleich dessen Seele verderbt, wenn es eine hat, wie doch öfters der Fall; darnach wird nicht gefragt, und dennoch ist der Mord der Seele nach den Begriffen unsers Glaubens, gräßlicher, als der Mord des Leibes, absonderlich, wenn sothaner Mord durch Opium von einem Assessor begangen wird, per indirectum. Wer solchen Mord zugleich mit dem Morde des Leibes verübt, hätte er zehn Leben, mit allen würde er sein Verbrechen nicht büßen. Was ist aber Verklagen anders, als ein solcher doppelter, ja, — wenn man das Kind gewissermaßen auch für einen Menschen hält — ein vierfacher Mörder? Er, versenkt in den Schlummer der Liederlichkeit, hat absichtlich ein unschuldiges Mädchen verführt und die Folgen seiner That waren ihm wohl bekannt. Er hat das Laster in ihre Seele gepflanzt und das Laster der Mutter, wie sein eigenes auf sein Kind vererbt. Die Mutter, in ihrer individuellen Lage, kann und wird sich nie mehr zur Tugend erheben. Schon jetzt leidet sie auch körperlich an den Folgen ihres Vergehens zugleich mit ihrem Kinde. Beide sterben langsam und qualvoll dahin an Leib und Seele und der Verklagte ist ihr Mörder. Daß er beide nicht formell mit der Axt todtgeschlagen, sondern ihnen das langsame, aber gewiß tödtende Gift eingeflößt, wie unerkanntes Opium in einem wohlschmeckenden Glase Burgunder Kardinals, das sollte seine Strafe nur noch schärfen, da die Gesetze heimlichen Giftmord strenger ahnden, als jeden andern, notabene, wenn er entdeckt wird, weil im Gegentheile der Assessor doch Rath wird, auch die Nürnberger keinen henken, sie hätten ihn denn zuvor. Es mag jedoch Mutter und Kind auch genesen: immer ist und bleibt ihr Leben gewaltsam verkürzt, und sei es um ein Jahr, um einen Tag. Und wäre es nur um eine Stunde; der, der solches gethan, hat die Strafe des Mordes so gut erwirkt, wie jede Kindesmörderin, die durch ihre That den natürlichen Tod nur beschleuniget und höchstens kann dies die Strafe des Mörders vom Rade zum Schwerte vermildern. Daß er absichtlich gemordet, das unterliegt keinem Bedenken, da er bei seiner Bildung die Folgen seiner That sehr wohl gewußt, auch nicht in betrunkenem Rausche, sondern mit listiger Ueberlegung gefrevelt, als er die Verführte zu seinem Willen verlockt.

Ganz sie zu entschädigen mit Gelde, das ist er nicht im Stande. Und hätte er auch den Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz beerbt; wer bürgt ihm dafür, daß ihm am Ende noch so viel übrig bleibt, Mutter und Kind in den Spittel einzukaufen, — dem Tausendsapperlot! Eben so unmöglich ist nach seinen Verhältnissen eine Verehelichung mit der Klägerin. Allein damit doch etwas gethan werde, muß er schleunigst und ohne weitere Defension, damit er sich indeß nicht verfristet, vom Leben zum Tode gebracht werden, Mutter und Kind aber Erbe seines Nachlasses sein, weshalb denn überall, wie geschehen zu erkennen gewesen von Rechtswegen."

Armer Jeremias! — rief mein Prinzipal wehmüthig, als er dieses Mundum gelesen, und eine Thräne fiel aus seinen Augen herab auf den verderbten Stempelbogen. In welcher Welt lebst du? Was würde aus der Bevölkerung werden, wenn du Gesetzgeber oder Regent wärest? Was aus mir selber, wenn ich dein Urtheil publicirte? — Nein! Bis hieher und nicht weiter!

Von nun an durfte ich nicht mehr schreiben. Mein langes Kopistenelend war kommen zu einem seligen Ende. Zu einem seligen? seufzte ich, als ich das mündliche Absetzungs-Dekret erhielt — Ach! noch immer mit derselben Milde von meinem Herrn behandelt, doch im Gefühle meiner nunmehrigen Ueberflüssigkeit bei ihm, so wie überhaupt im Leben, wußte ich ja lange nicht, woran ich eigentlich sei, ob er mir das Gnadenbrod oder den Laufpaß geben werde — wie der hinaus in die freie, weite Welt.

Keins von Beiden erfolgte. Auch dieses Räthsel löste sich. Die drückende Schwüle der Ungewißheit ward zum sanften Abendhauche kühlender Erholung.

Was heißt — fragte mich nach einigen Tagen mein Prinzipal —

Otium divos rogat in patenti
prensus Aegaeo

zu deutsch?

Um Ruhe — war meine Antwort — um Ruhe fleht seinen milden Patron der arme Jeremias, der auf dem weiten Meere des Lebens hin und her geschleudert worden.

Ganz recht! — entgegnete der Prinzipal — Und wo sucht der arme Jeremias seine Ruhe? fragte er weiter —

Im Grabe! — erwiderte ich, mit traurig zu Boden gesenkten Blicken — bis dahin aber, daß ich zu dem friedlichen Port gelange — —

In der Vereinigung mit Marien — fiel mein Herr ein — Nicht war? Nun ich hab' es errathen. Ich hab' es vor-

Digitized by Google

der gewußt, daß es so kommen werde. Treue, zehnjährige Dienste kann auch ich vergelten, obschon ich kein reicher Oberhofgerichts-Prokurator bin. Darum hab' ich es nun bei dem Magistrate erlangt. Sie sind Spittelvoigt in der Georgen-Anstalt mit auskömmlichem Gehalt und hier ist die Bestallung.

Im Spittel bin ich? Im Spittel — rief ich außer mir vor Freude — bei Marien? Bei meiner Maria?

Ja! fuhr mein Prinzipal fort — Bei Ihrer Maria! Auch sie weiß es schon und ist glücklich, und es wird nun von Euch abhängen, wann der Myrthenstock im Garten seine Zweige geben soll zum Brautkränzlein.

O, so schimmert denn auch mir noch — jubelte ich — und Marien ein freundliches Abendroth auf Erden? So ist es denn wirklich wahr, daß ich fortan ganz und gar sein und leben soll im kühlen Hause, im dunkeln schattenvollen Garten?

Wirklich! — schloß mein Wohlthäter und schon den Tag darauf war meine feierliche Installation.

Geführt von einem Rathsdeputirten zur Rechten, von meinem Herrn zur Linken, zog ich nach dem Spittel.

Da empfingen mich seine Bewohner, alle stattlich geputzt, die zitternden, lächelnden Greise mit freundlichem Händedrucke — sie kannten mich ja schon alle — und die Verrückten streueten Blumen. Der Kommerzienrath im grünen, langen Pelze — wie immer, seit er sich, wie er sagte, auf einer Fußreise über das Eismeer und den Nordpol totaliter verkältet, obschon er sich im neun und achtzigsten Grade der Breite, bei einem freundlichen Gastwirthe, der sich da auf dem Rücken eines Kraken etablirt und eine Restauration angelegt, eine warme Biersuppe kochen lassen — hielt seine hohe Seegelstange mit den bunten, flatternden Wimpeln und rief: O, schönster Tag meines Lebens, an welchem ich mit meinen glücklichen Augen in sieghaftem Einzuge zu seiner Residenz den großen Rahjah erblicke, mit dem ich bei Kabul auf dem Elephanten gefrühstückt und Chokolade getrunken! — Willkommen mein Schatz! lachte das Mägdlein mit der weißen Rose. Willkommen! schrieen und murmelten alle.

Nur Maria fehlte. Das wußte ich ihr Dank, denn die schwebte ja hoch über allen diesen. Sie gehörte nicht zu ihnen und drinnen — davon war ich überzeugt — harrete sie ja doch meiner mit Sehnsucht und Liebe. Hatte sie nicht schon den Tag vorher mein Gemach stattlich aufgeputzt und mir den vollen Becher mit Ästern auf den Tisch gesetzt und lächelnd dabei gesagt: Siehe diese herrlichen Veilchen, Jeremias! Du denkst vielleicht, es sind Blumen des Herbstes und grämst dich, daß nun bald der Winter komme, wo du schlafen mußt und ich. Glaube den täuschenden Augen nicht! Es sind Veilchen, blaue duftende Märzveilchen! liebliche Kinder des Frühlings, die Boten, die uns die wiederkehrende Jugend verkünden!

Aber aus seiner Zuckertonne erhob sich der Magister David mit halbem Leibe und perorirte:

Laßt, eh' wir unsre Andacht schließen
— Ihr lieben Christen! — Eure Thränen fließen,
daß alles gar so eitel ist.
Wir werden alt und schwach, geboren kaum.
Des Lebens Jugend schwindet wie ein Traum,
aus dem nun wieder andre Träume sprießen,
die all' im letzten Schlafe man vergißt.
Doch ebm, daß das Träumen und das Wähnen
nicht ewig dauert, trockne Eure Thränen.
Ich selbst — Lutherus, wie Ihr wißt —
ich habe seit dreihundert Jahren
des Schicksals Wechsel auch erfahren,
und nach des Lebens irrem Lauf,
der kühle Spittel nahm mich auf,
der freundlich, still und frei ist von Beschwerde,
wie sein Herr Bruder unten in der Erde,
den man das Grab heißt. Wie des Meeres Welle
in tiefer Menschenbrust auch schäumt und wogt;
Der Sturm verbraust, die Nacht wird sternenhelle,
wenn lächelnd Euch an seiner stillen Schwelle
Freund Klapperbein empfängt — der Spittelvoigt,
und Fürstenmäntel: wie der Bettler Kittel;
sie müssen alle in den Spittel!
Denn alle gingen die da kamen
und aus ist meine Predigt. Amen!

Johann Nicolaus Weislinger

wurde 1691 zu Pättlingen in Lothringen geboren. Er bekleidete das Amt eines Definitors des Rural-Kapitels Ottersweyher, dann eines Pfarrers zu Kapell im Breisgau, und starb nach 1752.

Von ihm erschien:

Friß Vogel oder stirb. Straßburg, 1723.

Der neue lutherische Heilige P. Prosper. Kostnitz, 1728.

Des allenthalben feindseligst angegriffenen Weislingers höchst billige und gründliche Antwort ꝛc. Kapell, 1733. 2 Thle.

Hutterus delarvatus. Konstanz u. Augsburg, 1730.

Auserlesene Merkwürdigkeiten von alten und neuen theologischen Marktschreiereien. Straßburg, 1738. 4 Thle.

Zweihundertjähriges Jahrgedächtniß auf Luther's Todesfall. Straßburg, 1746.

Ein unermüdeter geistlicher Klopffechter und einer der heftigsten Gegner Luther's und der Reformation, zeichnete W. sich jedoch nur durch seine Galle, Plumpheit und Gemeinheit aus.

Christian Felix Weiße

ward am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, erhielt, nach dem Tode seines Vaters, seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium in Altenburg und studirte dann seit 1745 Philologie und Theologie in Leipzig. Hier übte der Umgang mit Klopstock, Cramer, Gellert, Rabener, Kästner u. A. und ganz vorzüglich mit Lessing, einen ganz eigenthümlichen Reiz auf ihn aus, und trieb ihn an, sich selbst in poetischen Arbeiten zu versuchen. 1750 ward er Hofmeister eines Grafen von Geyersberg, den er später nach Paris begleitete. Als er von dort zurückgekehrt war, lebte er eine Zeit lang bei dem Grafen von Schulenburg auf Burgscheidungen und am Hofe zu Gotha, bis er 1761 Obersteuersecretair zu Leipzig und später Kreissteuereinnehmer wurde. Er starb daselbst nach einem langen arbeitsamen Leben, auf das höchste von seinen Mitbürgern verehrt und geliebt, am 16. December 1804.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Beitrag zum deutschen Theater. Leipzig, 1759—68; 2. Aufl. 1767 fgd. 5 Thle.

Komische Opern. Leipzig, 1767—71. Neue Ausg. 1777. 3 Thle.

Trauerspiele. Leipzig, 1776—80. 4 Thle.

Lustspiele. Leipzig, 1783. 3 Thle.

Lyrische Gedichte. Leipzig, 1772. 3 Bde.

Der Kinderfreund. Leipzig, 1776—82. 24 Bde.

Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes. Leipzig, 1783—92. 12 Thle.

Autobiographie. Leipzig, 1807.

Viele Uebersetzungen aus dem Englischen, Französischen u. s. w. Auch war er Redacteur der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste.

Es fehlte W. durchaus an eigentlicher Originalität und an dem Muthe, etwas Neues zu wagen, trotz dem, daß gerade seine Zeit so mächtig sich entwickelte und bedeutenden Neuerungen die Bahn brach. Er ist als der letzte Anhänger des französischen Geschmackes zu betrachten und seine Leistungen, besonders die dramatischen,

Digitized by Google

waren deshalb nicht ohne Wirkung auf die Menge, weil er derselben durchaus etwas Verständliches brachte und namentlich fremde Stoffe mit Geschmack und Talent für Deutschland zu behandeln wußte. Am glücklichsten ist er daher auch in der leichteren Gattung, vorzüglich im Lustspiel und noch mehr in der Operette, welche letztere jedoch erst ihren eigentlichen Glanz durch Hillers Composition erhielt. Weiße's lyrische Dichtungen zeichnen sich eben so durch gefällige und gewandte Behandlung der Gegenstände und durch Correctheit und Leichtigkeit aus, dagegen fehlt es ihnen aber fast durchgängig an Neuheit der Gedanken, an Tiefe und Gluth der Empfindungen und an poetischer Kraft. Seine Jugendschriften waren für die Zeit, in der sie entstanden, recht wohl gemeint und erfreuten sich auch recht großer Verbreitung. Jetzt sind sie nur noch ein veraltetes Zeugniß der damaligen beschränkten Ansichten in Allem, was die Erziehung und Bildung der Kinder betraf.

Aus: Weiße's Richard der Dritte.

Richard. Die Königin. Elisabeth.

Königin.

Grausamer! sollen wir vielleicht das Vorspiel sehn
Von einem Todtenfest, dir, Wüthrich, zu begehn?
Ist unsrer Freunde Mord, sind unsrer Kinder Schmerzen
Des Buhlers erst Geschenk? der Weg zu unsern Herzen?

Richard.

Ja, wenn die Wohlthat uns das Herz nicht öffnen kann.
Ich biet' in dieser Hand ihr Kron' und Scepter an;
Ha! ist ihr dies Geschenk zu klein? der Britten Kronen?
Wohlan! wie soll man denn dies Opfer ihr belohnen?

Elisabeth.

Vor Unmuth springt mein Herz noch unter seiner Last!
Du sprichst von Kronen? Du? die du gestohlen hast?
Doch will ich dir nochmals, noch hundertmal dir sagen,
Und hätte deine Hand mir Welten anzutragen;
So sprach' ich: fort, Tyrann! nimm deine Welten hin!
Ich bin mir eine Welt und bleibe, was ich bin.
Ein tugendhaftes Herz und ein unschuldigs Leben,
Nicht Kron und Scepter sinds, die unsern Werth uns geben.

Richard.

Der süßen Schönen kann ich diesen Wahn verzeihn,
Die Liebe gibt ihr ihn und nicht die Staatskunst ein:
Sie wird im dunkeln Hain Richmonden eh beweinen,
Als in des Purpurs Glanz auf einem Throne scheinen.

Elisabeth.

So weint sie nicht um Blut, das du vergessen hast,
Unschuldig, ungedrückt von deiner Krone Last!
Trag' du die Kron' allein! glänz' auf dem Thron der Britten!
Nur eines Räubers Huld ist, was wir von dir bitten:
Nimm uns, was übrig ist! nimm Kron und Scepter dir!
Das Leben schenk' uns nur, und dafür danken wir.

Richard.

Ha! kann die Königin dies unbestrafend hören?
Ich weiß es, dies sind nicht der weisen Mutter Lehren;
Sie kennet, welch ein Glück der Purpur uns verheißt,
Der Wunsch, das höchste Ziel von einem großen Geist!
Mit andern Augen wird sie meine Huld betrachten:
Ich weiß, sie lehrte dich —

Königin.

Dich und den Thron verachten.
Wie lange sprichst du noch gekränkter Tugend Hohn?
Wer sind Wir, und wer Du, und wessen ist der Thron,
Den du verschenken willst? — Geh! eil', es aufzuschlagen,
Das höllenschwarze Buch von deinen Lebenstagen;
Kein Blatt! ein jedes klagt ein teuflisch Laster an.
Kein Schritt! und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn!
Die Erde, wo du stehst, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal siehst, tönt der Erschlagnen Stimme,
Sie tönt, schreit auf zu Gott! und Gott, Gott höret sie,
Spannt seine Donner an, und kommt spät oder früh!
Die Dienrin seines Zorns auf ausgespannten Flügeln,
Die Rache rauschet schon von jenen Leichenhügeln
Und schwebet über dir! ich hör' sie, Bösewicht,
Ich hör' ich sehe sie: und du erzitterst nicht?
Was willst du? —

Richard

(zieht den Degen und geht nach der Prinzen Gefängniß).

Dieses soll dir gleich die Antwort geben!

(Die Königin fällt ihm zu Fuße und hält seine Knie umfaßt, Elisabeth ergreift ihn bei dem Arme.)

Königin.

Nicht eher! raube mir zuvor mein trauriges Leben!
Sie! eine Königin, die mehr den Thron geschmückt
Als du, liegt tief vor dir im Staube hingebückt!
Stoß zu; so lange bleib' ich auf den Boden liegen!
Tod ist dein Lieblingswort und Quälen dein Vergnügen.
Was zauderst du? bin ich nicht dieser Gnade werth?

Elisabeth

(reicht ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand).

Tyrann! hier ist die Hand! die hast du ja begehrt!
Komm! führ' dein Opfer fort! führ' es zu den Altären:
Hier will ich — ew'gen Haß dir vor dem Priester schwören:
Doch hüte dich, daß nicht vor Ungeduld mein Geist,
Sobald du dich mir nahst, sein Sclavenhaus zerreißt,
Den schnöden Leib dir läßt, zu seinem Ursprung fliehet,
Und voll Verachtung dort auf dich hernieder siehet;
Unsichtbar dich verfolgt, in Träumen dich erschreckt,
Und alle Furien zu deiner Marter weckt!

Königin

(schlägt die Hände zusammen und hebt sie gen Himmel).

Was thust du, Tochter? Weh! weh mir! —

Elisabeth.

Es ist geschehen!
Hier ist die Hand, Tyrann, laß uns zum Altar gehen!

Richard.

Genug! o schöne Wuth! so lang gefällst du mir —
Dein Drohen schreckt mich nicht, die Bürgen hab' ich hier,
(er zeigt aufs Gefängniß)
Und wenn —

Elisabeth.

Dies schwör' ich dir! bei Gott sei es geschworen
Und allen Heiligen! die Hand soll dich durchbohren
Und dein meineidigs Herz zerfleischen, wo es nicht
Der Prinzen Leben schont, und die Bedingung bricht:
Die Hand (die ist nun dein) wirst du doch so viel lehren
Ein Blut, wie deines ist, frohlockend zu zerstören! —
Nur die Bedingung! — nichts — sonst nichts —

Richard.

Es soll geschehn,
Die Prinzen leben —

Königin.

Ach! darf sie die Mutter sehn?

Richard.

Bald! —

Elisabeth.

Und warum nicht jetzt?

Richard.

Die Thüren sind verschlossen.
Doch soll sie Gatesby, noch eh der Tag verflossen
Dir öffnen — und so oft, als du gebieten wirst!

Elisabeth.

Ha! siehe zu, Tyrann, daß du uns nicht verführst!
Ich bin das Opfer! —

Königin

Sie! welch Opfer! meiner Seele
Geliebtes, bestes Kind! — (gen Himmel) dir befehle
Ich sie und uns —

Richard.

Dich soll des Opfers nicht gereun,
Und Richard wird für euch mehr, als ihr glaubet, sein!
(zur Elisabeth) Bald soll die Liebe dich in mir zum Altar führen!
Und alsdann öffnen sich auf ewig diese Thüren;
Ja, Königin, alsdann — genug! ich sag' es zu!
Geht und beruhigt euch —

Elisabeth

(ganz schwach, ergreift ihre Mutter bei der Hand).

Ja, ich bedarf der Ruh!
Ach! liebste Mutter, komm, und wein' in meine Zähren!
Vielleicht, daß wir auch bald dies einzge Glück entbehren!
(Sie gehen ab.)

Digitized by Google

Richard (allein).

Geht nur, Unglückliche! geht nur! Ihr sollt sie sehen,
Das hochgepriesne Paar! sie, meines Zorns Trophäen!
Bald soll sie diese Faust gleich einem Sturm ergreifen
Und wie das Laub im Herbst von stolzen Aesten streifen —
Bei Gott — bald fürcht' ich mich! — ich schäme mich vor mir!
Wie Löwen gingen sie auf ein gejagtes Thier,
Entathmet, stumm, betäubt, schaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich schon den Tod herunter steigen sähe! —
Und dieses ist ein sanft und zärtliches Geschlecht?
Und sie sind nicht bestraft? nud ich bin nicht gerächt?
(Er zieht den Degen und fühlt ihn an)
Bist du auch scharf genug? — Ja, auf der Göttersitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit diesem Blitze! —
(Er fährt jählig zusammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mich dahin? —
Wie? — was? — ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod! — er kömmt! mein Freund kennt meine Stimme!
Komm! stähl' ein schüchtern Herz und füll' es ganz mit Grimme!
Es sträubt sich — und warum? klopft scheu und unruhvoll!
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich jetzt morden soll?
Die Feinde meines Glücks! Die Räuber meiner Größe?
Zwei Kinder! weiter nichts, als zween herzhafte Stöße —
Und doch — (höhnisch) Ja, dieses wird vielleicht mir furchtbar sein,
Wenn sie voll Todesangst durchdringend „Oheim!" schrein?
Wenn sich der kleine York an meinem Busen windet,
Und mich zu küssen glaubt, und sich durchstochen findet?
Wenn Eduard, den schon der Thronen Stolz erfüllt,
Für seinen Bruder fleht, und für sich trotzig schilt? —
Weh ihm! — Den Augenblick soll er nicht überleben,
Und schrecklich sein Gehirn an düstern Mauern kleben! —
Mich schaudert! — Still! — wer ruft? — die Stimme Heinrichs! — Ja! —
Noch einmal! — noch einmal! — da floh sein Schatten! — da! —
Er kömmt zurück! — er rauscht — er schreitet hin und wieder! —
Er steht! — Sein Auge rollt! — gießt Flammen auf mich nieder!
Er droht! — er winkt! er winkt! — umsonst! — ich folge nicht!
Er flieht! die Erde bebt! — weg schreckliches Gesicht!
Verdammte Phantasie! wie oft wirst du mich plagen? —
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen?
Wo bleibt doch Tyrell? — still! — er ist's! —

Richard. Tyrell.

Richard.

Du kömmst sehr spät?

Tyrell.

So bald, als dein Gebot mich hergerufen hat! —
Doch welche Blässe, Herr, bezeichnet deine Wangen?
Hast du, eh du hier warst, die Nachricht schon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt? —

Richard.

Verwegner! hab ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn! — doch wie? ist er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk gleich aufgerieben?
Ist Richmond nicht entflohn?

Tyrell.

Der Streit begann erst itzt,
Voll Muth scheint Richmonds Heer und Richmond selbst erhitzt,
Man sah ein wenig selbst dein Heer zurück sich ziehen,
So schien es, sagt man —

Richard.

Sprich lieber gar, sie fliehen.
Durchbohrtest du den nicht, der dir die Nachricht gab? —
Kenn' ihn, es wartet sein ein unvermeidlichs Grab! —
Doch eine große That sollst du erst mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbespritzte Haupt des Bräutigams zurück!
Was werden über ihn für schöne Thränen fließen!
Dann wird sie mir die Hand vom Blute trocknen müssen,
Wie ihre Thränen ich! Ich werd' es lächelnd sehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen spähn;
Ha! der Gedanke selbst beflügelt meine Stärke —
Auf! Tyrell! nimm den Dolch: komm zu dem großen Werke! —
Du bebst — Verfluchter! wie? — Du bebst? vor wem? vor mir?
Gut! wenn du vor mir bebst, alsdann verzeih ich dir —
Nur nicht vor einem Mord von diesen Königsknaben,
Mit ihnen wirst du sonst ein gleich Verhängniß haben.

Tyrell.

Doch Herr —

Richard.

Kein Wort! — Sieh her,
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du siehst, er ist gezückt!
Du kennst mich — folge mir — mach dich zum Mord geschickt!
Ein weibisch Mitleid steht nicht Dienern meiner Rache:
Die Wuth ist ihre Pflicht und Tödten ihre Sache.
Verstopf dein zärtlich Ohr dem kindischen Geschrei,
Und zeig', wie sehr dein Arm des Beifalls würdig sei —
Ohn' Aufschub! stoß zuerst, wenn du mich willst versühnen —

Tyrell.

Ich folge — welche Qual, den Wüthrichen zu dienen! —

(Sie gehen mit gezückten Dolchen nach dem Zimmer, wo Prinz Eduard und York verschlossen sind.)

Gedichte von C. F. Weiße.

Der Sieg über sich selbst.

Hört zu! ich will die Weisheit singen:
Die Kunst, sich selber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne sie allein.
Es lehrt kein Doktor und Professer
Sie leichter, gründlicher und besser:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weise sein.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher steigen,
Weißt er euch ab, läßt Narren ein!
Laßt sie sich Reverenzen machen,
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein!
Da seid ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelastens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide;
Geht ihr, er muß gefahren sein.
Er fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So schlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger List und bösen Ränken;
Wer soll euch seinen Beistand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch selbst am klügsten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit eurer Liebespein:
So rast nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,
Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

Mittel der Deutschen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutschlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und West und in Nordosten wohnen,
Sind halb so weise nicht als wir.

Der leichte Franzmann pfeift und schneidet Kapriolen;
Der römische Kastrate singt:
Der Britte greift nach Strang, nach Degen, nach Pistolen,
Der Deutsche, was thut der? er trinkt!

Digitized by Google

Lieder für Kinder.

Der junge Baum.

Das liebe, kleine Bäumchen hier
Ist, sagt Papa, gleich alt mit mir,
Und trägt, so jung und zart,
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt dem Vater, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen sein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ich's auch an Früchten sein.

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst dich unter Blättern, fliehst
Der stolzen Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz duftest du,
Sobald man dich gepflückt,
Uns süßre Wohlgerüche zu
Als manche, die sich schmückt.

Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

Der Mai.

Es lächelt auf's neu
Der fröhliche Mai
In buntem, festlichem Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr — mein künftiges Leben!

Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,
Eine leichte Luft zerstört!
Ist dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlösser sind,
Die ihr euch so hoch erbaut,
Und mit Stolz beschaut?

Werden sie noch morgen stehn?
Ja — vielleicht, wir wollen sehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unser ganzes Glück?

Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's) giebts Leute
So groß als ungefähr mein Daum:
Man denk' erst in der Weite!
Da müssen sie gewiß so klein
Als bei uns eine Mücke sein.

O wär' ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich säh', gewiesen:
Dort, sprächen sie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als jetzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger,
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schrein:
Am Leibe groß, am Geiste klein!

Auf einen künstlichen Garten.

Dein Garten ist sehr schön geschmückt!
Hier Statuen und dort Cascaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk und güldne Vasen,
Und Porcellan auf ausgeschnittenen Rasen,
Und buntes Gatterwerk und... eines such ich nur...
Ist's möglich, daß was fehlt? „nichts weiter als Natur."

Der Grobian.

Ein hochgeborner Herr, dumm, wie sehr viele sind:
Doch aufgeblasen, stolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn schmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Bent, so hieß der Mann,
Stieß jüngst an einen Bauer an; ...
„Ha, Flegel! stehst du nicht vor dir?"
Was seid ihr, sprach der Knoll, denn für ein großes Thi
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freilich dumm,
Man geht ja wohl der Esel wegen um."

Der Glückliche und der Weise.

Wer das kann, was er will, ist ein glückselig'ger Mann,
Doch weis' und groß ist der, der das will, was er kann.

Die Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint!

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint!

Der Greis.

Dort fiel ein armer, alter Greis!
Sein Haupt war wie das Silber weiß,
Und ihm versagt sein zitternd Knie,
Und ach — die bösen Knaben die,
Wie lachten sie!

Mich dauert dieser gute Mann!
Wer eines Alten spotten kann,
Ist der wohl werth, jetzt jung zu sein?
Ist der wohl werth, einst alt zu sein?
Wahrhaftig, nein!

Digitized by Google

Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wie nahe gehst du mir!
Noch spielst du sorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet dir!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubst du, er sei dein Freund? —
Dich liebt er, weil er sich nur liebt,
Und ist dein ärgster Feind!

Die rothe Schleife, welche sich
Jetzt um dein Hälschen schlingt,
Ach! ist das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und diese Hand — mit sanftem Muth
Wird sie von dir geküßt?
O! wüßtest du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieser fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfrist!
Was hülf es dir, ach, wüßtest du,
Was dir beschieden ist!

Der Schneemann.

Der schöne Schneemann — ei wie groß!
Ein riesenmäßiger Coloß ...
Doch ach! die liebe Sonne scheint,
Und er zerrinnt, eh' man's gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf.
Von weitem glänzt der arme Tropf:
Doch der Verstand beleucht' ihn nur,
So schmilzt die schimmernde Figur.

Der thörichte Wunsch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So schnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken streicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreis'te jeden Ort,
Wär' bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann sucht' ich stets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und baute mir mein flüchtig Haus
An schönsten Oertern hin.

Bald schwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald schlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich, wie ein Adler fliegt..
Doch — welch ein Schuß geschah!
O weh! ein armer Vogel liegt
In seinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Jetzt würd' ich nicht mehr sein.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menschheit freun.

Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigsammlerinnen!
Jetzt bei warmem Sonnenschein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müßiggänger haßt man hier!
Fleiß und Arbeit sind euch Freude,
Und das Beste sammelt ihr
Auf der blumenvollen Weide.

Wenn nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel streichet,
Und die schönen Blumen dort
Von der bunten Flur verscheuchet;
Dann sitzt ihr in Sicherheit:
Voll sind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thürrn jammern.

Doch ihr sorgt nicht nur für euch;
Nein, bei eurem süßen Fleiße
Seid ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weise:
Ihr verzinst das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Und er leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geschlecht
Möge jährlich sich vermehren,
Und das weise Bürgerrecht
Nie ein falscher Fremdling stören:
Blumen will ich pflanzen, hier
Jedes Blümchen sorgsam schonen,
Und ihr sollet mich dafür
Einst mit Honigseim belohnen.

Der Kräusel.

Mein Kräusel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig liegt er hier,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer stets dem Glück im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weise, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Der Morgen.

Willkommen schöner Morgen!
Wär' ich nicht früh erwacht,
So bliebst du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Lust, Wunder und Entzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenstrahl
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind schön und schön das Thal.
Rings um mich her ist Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Prasser,
Was ihr für Glück verschlaft,
Seid eure eignen Hasser,
Und durch euch selbst bestraft!
Verschlaft die schönsten Stunden,
Nie sei von euch empfunden,
Was diese schöne Welt
Für Wunder in sich hält!

Ich aber will es fühlen. —
Indem die Weste mir
In Locken lieblich spielen,
Sitz' und betracht ich hier.
Gott! ist mein irdisch Leben
Mit so viel Glück umgeben,
Was wird das Leben sein,
Das dort uns soll erfreun!

Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen;
Dieß nur kann ich übersehen;
Was geschehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nicht hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze,
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Das Vergnügen, wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt sie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Voll himmlischer Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu schwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und sah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Ist Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit so viel reiner Lust verwandt:
So sei in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand.

Die Vorsicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht so wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß sich von seinem Joche los,
Und floh davon auf grüne Weiden
O! welche Freuden;

Der Lenz und Sommer strich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute sich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wiesen wurden leer!
In Lüften stürmt ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängstlich seine Blicke
Auf sich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach; ach!
Hätt' ich die kurze, schöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht gescheut!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach.
Wie schändlich! für so kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Scherzhafte Lieder.

Die Haselsträuche.

Heil euch, verwachsnen Haselsträuchen!
Wie sehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten seh ich manchen Schäfer schleichen
Mit seiner Schäferin, sobald die Sonne sticht.
Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen sein.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen:
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh ich sehr oft den Schäfer zu euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberst ja schon!
Die sprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleier
Die wachsende Brust,
Die Blicke sind Feuer
Und tödtende Lust.

Schon ladet zum Küßchen
Der schwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du singest, du spielest,
Du tanzest, wie schön!
Und wüßt, was du fühlest,
Dir selbst nicht gestehn.

Die Mutter mag sagen,
Du seist noch so klein:
Du darfst es nur wagen,
Es nicht mehr zu sein.

Noch kleiner, Rosette,
Ist Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Das goldene und eiserne Zeitalter.

Wo Fürsten und Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was sie gebieten,
Und Dummheit den Verdiensten dräut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit straft, der Tugend lohnet,
Die Künste hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn über Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte streiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläsern sich vertragen,
Wenn sie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären sie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder schreit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo zauberische Flöten spielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch streut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küssen,
Und mehr als ihre Mütter wissen,
Und buhlen blos aus Lüsternheit:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo sie erröthend widerstreben,
Um siegender sich zu ergeben,
Besiegt von Treu' und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet
Durch Saufen guten Wein entweiht:
Da herrschet die eiserne Zeit.

Digitized by Google

Doch wo er ungeschwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, sich dessen freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Wo Schönen griechisch disputiren
Und mit Gronoven Kriege führen,
Von Dintenflecken nie befreit;
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo sie Gellerten empfinden,
Mit seinem Witz Verstand verbinden,
Das Herz nicht den Verstand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jüngling kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Rosenkränzen
Sich der genossnen Jugend freut:
Da blühet die goldene Zeit.

Der Jüngling an die Freude*).

Du Freude bist mit mir geboren:
Einst unter jenem Rosenstrauch
Hast du mir ewig Treu' geschworen,
Und diese schwör' ich dir jetzt auch.

Du hüpftest, mir als Kind, zur Seiten
Und ludest mich durch Näschereien,
Geschwätz und Scherz und Fröhlichkeiten
Zu deiner zarten Freundschaft ein.

Bald sannst du kleine Pfänderspiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefst mit mir bald nach dem Ziele,
Brachst bald mir einen Blumenstrauß.

Du wischtest mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelschwingen ab,
Und lehrtest mich der Lust entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

Als Jüngling gabst du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabst du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabst mir Flügel an die Füße
Zum Tanz bei süßer Harmonie:
Du schafftest mir von Spröden Küsse,
Und du, du selber würztest sie.

Du gabst mir treue Freund' und Brüder,
Geschmack für Liebe, Wein, Gesang:
Drum preisen dich auch meine Lieder,
Drum preis't in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einst Hymens Fackel brennen,
So zünde du sie selber an,
Und laß mich keine Gattin kennen,
In der ich dich verkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir selber auferziehn:
Nie sei ihr Himmel schwül noch trübe,
Damit sie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz,
Und schmücke noch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit; Gesang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Bahre
Nicht krumm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und schlag' um meine Lilienhaare
Noch sterbend deinen Rosenkranz!

Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dieses Leben
Mir immer noch erträglich machst,
Und wenn ja Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst:

Wie preis' ich dich! Schon auf dem Schoße
Der sanften Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Brust die Rose
Und scheute nicht der Dornen Stich.

Sobald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt' ich deine Blumenspur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich hascht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wiesen und am Wasserfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen
Und in dem leichten Federball.

Kaum hing am Kinn die Pflaumenfeder,
So trugest du in meinem Blut
Durch das sanft schwellende Geäder
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Geld und Ehre,
So gab es mir ein Saitenspiel,
Und du gabst mir die weise Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich schlürft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Wasser ein:
Du träumtest still mit mir im Haine,
Und scherztest in der Mädchen Reih'n.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Brust
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürsten Lust.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein stets zufrieden Herz,
Und denen, die jetzt um mich spielen,
Stets meiner ersten Jahre Scherz.

So seh' ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kranzen, die sie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein fröhlich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbekissen, ohne Klage,
Ein spät und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß selbst deine Flügel,
Daß es kein finstrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhstatt deiner Kinder sei!

Die zufriedene Liebe.

An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein größer Glücke geben.

Der Baum, der uns jetzt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern;
Doch soll auch unsre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben still, wir leben frei
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
Sobald sie kommen, scheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunst
Mit seinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunst,
Uns ewig zu gefallen.

*) Dieses Lied ist mit dem folgenden einerlei Inhalts. Der Verfasser hatte es verlegt, und verfertigte nach einerlei Ideen das folgende. Es fand sich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, ist es von beiden dem Leser die Entscheidung.

Christian Hermann Weiße,

zu Leipzig im Jahre 1801 geboren, Enkel vom Verfasser des „Kinderfreundes," studirte Jurisprudenz, ließ sich aber 1822, um Geschichte zu lesen, in seiner Vaterstadt nieder. Mehr und mehr der monistischen Schule zugewandt, wurden seine Vorlesungen seit 1825 immer entschiedener philosophisch; doch wurde bald seine Abweichung von der hegelschen Ansicht bemerklich. Von Jena mit der theologischen Doctorwürde beschenkt, zog er sich 1837 gänzlich von dem öffentlichen Lehramt auf seinen Landsitz zu Stötteritz bei Leipzig zurück. In neuester Zeit wandte er sich wieder dem Katheder zu.

Er gab heraus:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Leipzig, 1827.
Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. Leipzig, 1829.
System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. Leipzig, 1830.
Ueber das Verhältniß des Publikums zur Philosophie im Zeitpunkte von Hegels Abscheiden. Leipzig, 1832.
Ueber die Legitimität der gegenwärtigen französischen Dynastie. Leipzig, 1832.
Die Idee Gottes. Dresden, 1833.
Die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Leipzig, 1834.
Theodicee, in Reimen. Dresden, 1834.
Büchlein von der Auferstehung. Dresden, 1836.
Grundsätze der Metaphysik. Leipzig, 1835.
Kritik und Erläuterung des goethe'schen Faust, nebst einem Anhang zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Leipzig, 1837.
Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. Leipzig, 1838.

Ein scharfer und gründlicher philosophischer Denker, schloß sich W. anfangs dem neuesten Systeme an, schritt aber über dasselbe hinaus und suchte, vorzüglich in seinen letzten Schriften, die wirkliche Welt mit den philosophischen Gedanken in Einklang zu bringen und Beiden, ohne daß sie einander beeinträchtigten, ihr gutes Recht zu erhalten und ihnen vollkommene Geltung zu gewähren.

Heinrich Hatzbold von Weißensee, s. Minnesinger.

Johanna Franul von Weißenthurn,

1773 zu Koblenz geboren, war die Tochter eines gewissen Grünbergs, der Anfangs baierischer Offizier, zuletzt aber Schauspieler war und früh starb. Sie wuchs unter dürftigen Verhältnissen auf, betrat in ihrem 15. Jahre zum ersten Male die Bühne zu München; erhielt dann einen Ruf als Hofschauspielerin nach Wien, den sie annahm. Sie vermählte sich dort mit dem Patricier von Weißenthurn aus Fiume, erhielt 1829 vom Kaiser die goldene Ehrenmedaille, und trat nach langem Wirken 1841 mit entschiedenster Anerkennung von der Bühne ab.

Sie schrieb:

Schauspiele. Wien, 1810. 6 Bde. 7r u. 8r Bd. Berlin, 1817. 9r—12r Bd. 1810—29.

In guter Schule gebildet, erkannte F. v. W. was besonders auf der Bühne wirkte, und schrieb in diesem Sinne, ohne der Wahrheit und dem guten Geschmacke zu nahe zu treten, ihre dramatischen Arbeiten, welche sich auch durchgängig freundlichen Beifalls zu erfreuen hatten und von denen mehrere, namentlich einige sehr gelungene Lustspiele, sich fortwährend auf dem Repertoire erhalten haben.

Friedrich Christoph Weißer,

geboren zu Stuttgart am 7. März 1761, wurde zuerst Landschaftssekretär, 1807 Obersteuerrath und zuletzt königl. würtembergischer Oberfinanzrath. Seit 1822 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb 1836 im Januar.

Von ihm erschien im Druck:

Acht Romanzen. Leipzig, 1804.
Kleine Satyren. Leipzig, 1805.
Sinngedichte. Zürich, 1805 u. 1806. 2 Thle.
Die Mährchen der Scheherezade. Leipzig, 1809.
Scherz- und ernsthafte Miscellen. Leipzig, 1808.
Satyrische Blätter. Leipzig, 1812. 2 Thle.
Mährchen. Frankfurt, 1816.
Schalkheit und Einfalt. Berlin, 1822. 2 Thle.
Poetische Satyren. Berlin, 1823.
Lilien und Rosen. Ulm, 1823.
Poetisch-satyrische Pinselstriche. Ulm, 1823.
Muse und Muße. Ulm, 1824.
Ernste und heitere Stunden. Berlin, 1824.
Ernste, fröhliche und scherzende Muse. Halle, 1826. 2 Thle.
Neue Sammlung prosaischer Werke. Augsburg, 1827. 3 Thle.
Mit F. Haug: Epigrammatische Anthologie. Zürich, 1807—1809. 10 Thle.

W. war nicht ohne Witz und Talent für die Form, arbeitete aber zu flüchtig und leichtfertig, um etwas Bedeutenderes zu leisten. Am gelungensten sind einige seiner Epigramme.

Johann Ignatz Weitzel

ward am 24. October 1771 zu Johannisberg geboren und sollte nach dem Willen seines Vaters Schneider werden; allein da er zu etwas Höherem sich bestimmt fühlte, ging er auf die Schule zu Mainz, wo er sich durch seine eigene Kraft durchhelfen mußte. Seine academischen Studien vollendete er zu Jena und Göttingen. In sein Vaterland zurückgekehrt versah er bei der französischen Behörde bis 1800 mehrere Aemter. Darauf begab er sich nach Mainz und wurde dort bald Professor am kaiserlichen Lyceum. 1815 nahm er einen Ruf als

Digitized by Google

Hof- und Revisionsrath nach Wiesbaden an, und 1820 ward er Bibliothekar, wo er am 8. Januar 1837 starb.

Seine Schriften sind:

Egeria, Monatsschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik. Frankfurt, 1801.
Lindau, oder der unsichtbare Bund. Frankf. 1805.
Egeria, oder die Feindschaft aus Liebe. Mainz, 1809.
Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur, mit Nicolaus Vogel. Mainz, 1810.
Denkschrift von Napoleon Buonaparte. Mainz, 1814.
August und Wilhelmine. Mainz, 1815. 2 Thle.
Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Mainz, 1829.
Vermischte Schriften. Mainz, 1820 u. 21. 3 Thle.
Das Merkwürdigste aus meinem Leben. Mainz, 1821. 2 Thle.
Der heilige Bund. Wiesbaden, 1823.
Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. Wiesbaden, 1824.
Betrachtungen über Deutschland. Leipzig, 1828.

Ein gründlich durchgebildeter, kenntnißreicher, scharfsinniger, geschmackvoller Publicist und belletristischer Schriftsteller, voll Klarheit und Kraft, erwarb sich W. vorzüglich durch seine trefflichen geschichtlich-philosophischen Entwickelungen und seinen echten, auf Ueberzeugung beruhenden Liberalismus einen sehr geachteten Ruf.

Karl Theodor Welcker

ward zu Oberfleiden bei Marburg am 20. März 1790 geboren und studirte die Rechte zu Gießen und zu Heidelberg; dann widmete er sich der akademischen Laufbahn, bekleidete nach einander Professuren der Rechte in Gießen, Bonn und endlich seit 1822 zu Freiburg im Breisgau. Hier wirkte er mit großer Kraft für den Liberalismus, und zeichnete sich besonders als Deputirter auf dem Badenschen Landtage aus, wo er vorzüglich 1830 lebhaft für die Preßfreiheit sprach. Unermüdlich fuhr er seit dieser Zeit fort, in Reden und Schriften seine Ansichten und seine Ueberzeugung auszusprechen, Anfangs mit großer Heftigkeit, später ruhiger und gemäßigter. Auf einer Reise durch den Norden Deutschlands in neuester Zeit erhielt er überall die unzweifelhaftesten Beweise der Anerkennung von einem großen Theile der Nation, wurde jedoch nach seiner Rückkehr quiescirt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Gießen, 1813.
Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit. Freiburg, 1830.
Die Universal- und die juristisch-politische Encyklopädie und Methodologie. Stuttgart, 1829. 1. Bd.
Ueber das rechte Verhältniß von bürgerlicher Ordnung, Kirche und Schule, mit Rücksicht auf badische Staatsgrundsätze. Freiburg, 1828.
Oeffentliche actenmäßige Vertheidigung gegen die öffentliche Verdächtigung der Theilnahme oder Mitwissenschaft an demagogischen Umtrieben. Stuttgart, 1823.
Die Vervollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes zur bestmöglichsten Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit. Karlsruhe, 1831.

Viele einzelne Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften, wie z. B. den Kieler Blättern, dem Freisinnigen ꝛc. — Seit 1834 gab er gemeinschaftlich mit v. Rotteck (S. d. Artikel) und nach dessen Tode allein das Staatslexikon heraus, aus welchem mehrere von ihm geschriebene Artikel auch besonders abgedruckt erschienen.

Ueber W's Wirken kann erst die spätere Zeit entscheiden, da er sich noch zu sehr innerhalb der Gegenwart und ihrer Bewegungen befindet. Ein ebenso gründlicher als scharfsinniger Rechtskundiger und Rechtslehrer, hat er durch seine unerschrockene Vertheidigung der Preßfreiheit und des Liberalismus einen sehr bedeutenden und bleibenden Einfluß auf das gesammte Deutschland ausgeübt.

Gebhardt Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstadt*): (und der große deutsche Freiheitskrieg).

(Aus von Rotteck's und Welcker's Staats-Lexikon. Band II.)

Kräftige menschliche Bestrebungen und Thaten bilden an sich einen würdigen Gegenstand menschlicher Betrachtung. Höheren Werth erhalten sie, wenn ihr Gegenstand groß ist, den höchsten, wenn sie zugleich ihrem Schauplatz und Zusammenhang nach einem der großen Hauptacte im Drama der Menschengeschichte angehören und bedeutend in denselben eingreifen. Mit den bedeutendsten, mit den unglücklichsten wie mit den ruhmvollsten Ereignissen, welche seit Jahrhunderten das deutsche Vaterland erlebte, mit den wichtigsten Veränderungen, welche der staats- und völkerrechtliche Zustand von Europa und vorzüglich von Deutschland in der Periode der neueren Zeit erfuhr, ist der Name Blücher unzertrennlich verbunden. Wie verschieden auch bedeutende historische Personen, ihre Verdienste und ihre Mängel, je nach den verschiedenen Standpunkten der Menschen beurtheilt werden mögen, in einem Punkte werden, was Blücher betrifft, alle sich leicht vereinigen, welche die erhebende Zeit der großen Freiheitskämpfe sich lebhaft vergegenwärtigen wollen: unter allen den hohen und glänzenden Namen aller europäischen Nationen, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 gegen die Napoleonische Welttyrannei kämpften, trat wenigstens in der Zeit dieser glorreichen Kämpfe selbst keiner mehr hervor, als der Name Blücher. Bei Freund und Feind, im In- und Ausland, bei der Jugend, im Volk und in den Heeren hat Niemand eine allgemeinere moralische Bewegung der Begeisterung und des Schreckens, der Liebe und des Hasses bewirkt, als der „Marschall Vorwärts", als der „Vater Blücher", der jugendlich feurige Greis von mehr als siebenzig Jahren.

Solche erhebende, solche vereinigende und vorwärts treibende Begeisterung in schwerem gemeinschaftlichen Kampfe ist sicher der Wirkung nach an sich schon höchst bedeutend; alsdann zumal, wenn so, wie damals, der Sieg nur durch so viele und große freiwillige Opfer und Anstrengungen zu hoffen ist, und wenn es gilt, die schwerfällige, locker verbundene Masse so vieler Regierungen, so verschiedenartiger Volksstämme und Heere einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber zusammen zu halten und zu nachdrücklichen harmonischen Bewegungen gegen das gemeinschaftliche Ziel zu bestimmen. Nicht gut historisch aber wäre es, die genügenden Gründe von großen Dingen nur allein in kleinen Ursachen, die Kräfte zu großen Thaten lediglich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten oder in nur unbedeutenden und kleinlichen persönlichen Eigenschaften suchen zu wollen.

Schon jene große Wirksamkeit für unseren öffentlichen Zustand und die wesentlich politischen Kräfte, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wurde, fordern natürlich auch das Staats-Lexikon zu einer Betrachtung derselben auf.

Aber selbst die Betrachtung der höheren Bedeutung und des ganzen Zusammenhanges jener Freiheitskämpfe scheint vorzugsweise an diese Persönlichkeit sich knüpfen zu wollen. Blücher hatte bereits nicht blos in den früheren Revolutionskriegen 1793 und 1794 und in dem unglücklichen Feld-

*) Die vielen Quellen hat mit großer Vollständigkeit die ausführlichste Biographie Blüchers, die von Varnhagen von Ense (Biographische Denkmale Thl. III. S. 621 — 686) angegeben. Einige eigene standen dem Verfasser dieser Zeilen zu Gebot.

ed by Google

zuge von 1806 mit einer damals seltenen, mit der hervortretendsten Auszeichnung gekämpft. Er, der Greis Blücher, war auch im ganzen Befreiungsheere der Einzige, der zugleich die Schlachten des siebenjährigen Kriegs und die von Leipzig und Belle-Alliance mitgekämpft hatte, und in dessen früherer Lebensgeschichte vor allen ein Ereigniß hervortritt, welches so, wie für seinen eignen Charakter, so auch für die Zeit Friedrichs des Großen bezeichnend ist.

Seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber begann, seit der französischen Revolution trat sichtbarer hervor, und durch den siegreichen Ausgang der großen Freiheitskriege und die Verwirklichung der sie eröffnenden fürstlichen Verheißungen sollte sich glücklich entscheiden ein großer Entwicklungskampf für Deutschland und Europa. In reichen, großen und drangvollen Ereignissen, wie sie oft der lange Lauf vieler Jahrhunderte nicht vereinigt, wie man sie seit der kirchlichen Reformation im sechszehnten Jahrhunderte nicht sah, wollte sich gegen Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten eine neue Reformation, eine neue Bildungsperiode entwickeln. Es war die politische Reformation, welche an die Stelle des Feudalwesens und der feudalistischen Verfassungen und desjenigen, was von der hierarchischen blinden Glaubensgewalt in sie zu verwachsen war, freie Nationalstaaten, freie staatsbürgerliche Verhältnisse und Verfassungen setzen wollte. Sehr erklärlich aber erhielten die bewußteren wie die unbewußteren Bestrebungen für die neue politische Zeit zuerst mehr einen negativen Charakter, das heißt, sie zerstörten nur die alten Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen Formen und Verfassungen gegründet oder befestigt wurden. Bis zu einem gewissen Grade geht ja überhaupt von selbst die Zerstörung des alten Baues dem neuen voraus. In den großen, schwer ganz zu umfassenden Verhältnissen von Religion und Politik aber werden außerdem nur allzugewöhnlich die Gegner der einen, einseitigen Richtung, durch die menschliche Schwäche, zuerst selbst zu der entgegengesetzten Einseitigkeit fortgerissen. Selbst so große Geister, wie Voltaire und Friedrich der Große, bekämpfen, bei allem Ernst der Gesinnung für's Gute doch nicht den Aberglauben, ohne den Glauben zu zerstören, oder ohne auf die Seite des Unglaubens zu treten, nicht die Anarchie, sei es eine feudale oder eine demokratische Anarchie, ohne durch Zerstörung und Anfeindung aller Freiheit einem eben so verderblichen Absolutismus in die Hände zu arbeiten. Die Gegner des Unglaubens und des Despotismus dagegen suchen uns wieder dem Mysticismus und der Anarchie zu überliefern. Nur die allmälig in den Vor- und Rückschwankungen gewonnene praktische Bildung oder der Einfluß seltner bildungskräftiger Männer führt die Völker zur glücklichen Vereinigung von Religion und Aufklärung, von Ordnung und Freiheit. Die natürlichen Folgen nun aber von der Zerstörung der alten politischen Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen staatsbürgerlichen repräsentativen Verfassungen gegründet oder fest und wirksam wurden, mußten in Europa unvermeidlich die absolute despotische Gewalt der an der Spitze stehenden monarchischen oder republikanischen Machthaber begründen. Vollends aber entstand in Frankreich zuerst ein furchtbarer Despotismus. Theils geschah dies durch die verderbteste absolute Königsmacht, durch die unter ihr ausgebildete Verderbniß des französischen Volks, endlich durch die maßlose Selbstsucht und Herrschsucht Napolrons, des übermächtigen Erben der französischen Revolution. Mit allen durch das Freiheitsstreben, durch die Revolution selbst aufgeregten, ihr längere Zeit bewußtlos dienstbaren Kräften schien diese Napoleonische Herrschaft, welche sich an die Stelle der erstrebten Freiheit setzte, in den innern und äußern Verhältnissen aller europäischen Nationen eine Unterjochung täglich mehr ausbilden zu wollen, die um so unerträglicher wurde, je allgemeiner der Widerspruch derselben mit den angeregten Ideen, mit der Bestimmung der Zeit, mit der innern und äußern oder der nationalen und der verfassungsmäßigen Freiheit erkannt wurde. In dem Streben für diese doppelte Freiheit mußte also ebenso der Kampf der übrigen europäischen Völker gegen Frankreich entbrennen, wie er früher zum Theil von der absolut gewordenen Fürstengewalt gegen die von Frankreich ausgehende Verbreitung der Freiheitsgrundsätze geführt wurde. Schon sehr frühe war in der französischen Revolution nicht blos das Streben nach Freiheit in innere Anarchie und Despotie, sondern auch in Verletzung gegen fremde Nationen übergegangen. Und bald wurde jetzt alle Gewaltthat der absoluten französischen Könige, namentlich auch gegen Deutschland, überboten. Verblendung und Ehrgeiz hatte insbesondere einen großen Theil der Franzosen, und namentlich die Heere, zu Genossen und Werkzeugen der Napoleonischen Unterdrückung, und als solche auch zu den Feinden der für ihre Freiheit kämpfenden Völker gemacht. Aber auch die Franzosen kehrten, wie sich nachher zeigen wird, vorzüglich durch den deutschen Freiheitskrieg, von ihrer Verblendung und einseitigen Richtung allmälig mehr und mehr wieder zur ursprünglich erstrebten Freiheit zurück.

In diesen großen europäischen Entwicklungskampf fällt Blüchers Leben und Wirkung. Blücher war zu Rostock den 16. Dec. 1742 geboren. Sein Vater, ebenso wie seine Mutter aus Mecklenburg abstammend, war Rittmeister in hessencasselschen Diensten gewesen, und hatte sich auf sein kleines Rittergütchen Großenrensow zurückgezogen. Wir wissen von ihm fast nur, daß ihn, wie die Mutter, der Sohn mit dankbarer Verehrung nannte, und dann, daß er gegen einige Tanten, welche diesem Sohn bei seiner Geburt einen aus den Schäferliedern seiner Zeit geborgten fremden, idyllischen Namen zudachten, statt desselben vielmehr die für ihn passenderen kräftigen deutschen: Gebhardt Leberecht, durchsetzte. Die Unruhen des langen Haders zwischen dem Herzog und der landständischen Ritterschaft hatten den Vater vor Blüchers Geburt bewogen, nach Rostock zu ziehen. Die des siebenjährigen Krieges bestimmten ihn später, seine Söhne Ulrich und Gebhardt auf die Insel Rügen zu seinem Schwiegersohne v. Krackwitz zu schicken. In Mecklenburg wie auf Rügen mag wohl wenig wissenschaftlicher Unterricht die Knaben an das Zimmer gefesselt haben. Selbst die französische Sprache hatte, in einer Zeit, wo alle deutsche Nationalität in elender Nachäffung des Franzosenthums unterzugehen schien, Blücher, der einst in Paris deutsch sprechen und dem deutschen Namen seine Achtung wieder erwecken sollte, nicht erlernt. Desto kräftiger entwickelte er unter freiem Himmel, bei einiger Theilnahme an landwirthschaftlicher Thätigkeit und bald auf wildem Roß, bald auf dem stürmenden Meer im Wettkampf mit seinen Altersgenossen in freiem glücklichen Jugendleben seine kräftige, unverwüstliche körperliche Constitution, seine Tugenden der Körpergewandtheit, des kühnen unerschütterlichen Muthes, des gesunden Sinns und Blicks und des tüchtigen Charakters, so wie die unzerstörliche Heiterkeit und Lebenslust und seine offne gutmüthige Treuherzigkeit Geringe und Vornehme. Fischer am Ostseeufer der Insel Rügen erzählten, „daß ihre „Väter den Feldmarschall wohl gekannt, da sie noch Buben „gewesen und mit dem wilden Junker und einem älteren „Bruder Ulrich so manchen Streich ausgeführt hätten. Da „sei der Junker Leberecht immer voran gewesen. Was „Keiner gewagt, habe er unternommen, und Alle hatten ihm „gehorchen müssen, weil Keiner so großes Herz gehabt. Ihm „sei kein Baum zu hoch gewesen. In die Schluchten der „Kreidefelsen (wo heutiges Tags es angeschlagen ist, daß „wegen der Lebensgefahr Niemand hineinsteigen darf) kletterte „er hinab bis zu der Brandung des Meeres, ohne Schwindel. „Beim Sturme rief er seine Gefährten in den Nachen und „schlug mit dem Ruder gegen die empörten Wellen, als „wollte er sie schweigen heißen" *). Bei solcher Stimmung mußte das Soldatenleben in dem auf Rügen liegenden schwedischen Husarenregiment von Mörner anlocken. Aber die älterliche Zustimmung wurde verweigert. Da verließen im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges beide Knaben heimlich den Schwager und suchten Aufnahme in jenem Regiment. Sie erhielten, nachdem endlich der Vater eingewilligt hatte, die gewünschte Anstellung. Aber bald wurde auf einem Streifzuge in die Uckermark der vierzehnjährige Junker Gebhardt mit verwundetem Pferde von einer überlegenen Anzahl preußischer Husaren gefangen. Ein Husar nahm ihn vor sich auf sein Pferd. So nun trug dieses ihn seinem großen Schicksal entgegen. So brachte es den Preußen den Helden der Befreiungskriege. Dem preußischen Husarenobrist v. Belling gefiel der schöne muthige Knabe. Er gewann ihn lieb, behielt ihn auf sein Ehrenwort bei sich, und bot ihm wiederholt preußische Dienste an. Diese aber lehnte Blücher, so lange er noch seinen schwedischen Abschied nicht erhalten konnte, standhaft ab. Endlich nach einjährigem Harren glückte es durch einen günstigen Zufall, ihn zu erhalten. Blücher wurde preußischer Fahnenjunker, bald (1760) Cornet und Adjutant seines väterlichen Gönners, der ihn ausrüstete. Er half nun mit Eifer und Muth den siebenjährigen Krieg, welcher nach langer Zerrüttung und Erschlaffung die erste erhebende Bewegung in Deutschland erzeugte, muthig zu Ende kämpfen. Blücher focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg, in welcher letzteren er verwundet wurde. Er rückte bis zum ältesten Staabsrittmeister vor. Da fiel Belling in Ungnade bei Friedrich dem Großen und Blücher

*) Förster, der Feldmarschall S. 3.

Digitized by Google

wurde, ohnerachtet seiner Gegenvorstellungen, bei der nächsten Beförderung in der Zutheilung der Escadron einem jüngeren Rittmeister v. Jägerfeld nachgesetzt. Der König selbst hatte bereits diese Diensteinrichtung gegen Blüchers Vorstellungen genehmigt. Dennoch schrieb Blücher die kühnen Worte an seinen großen König: „Der von Jägerfeld, der „kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgra„fen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied.“ Friedrich befahl, ihm Arrest zu geben, damit er sich eines Bessern besinnen könne. Blücher saß und saß, dreiviertel Jahre lang, und blieb bei seiner Erklärung. Da erklärte seinerseits der König: „der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste ent„lassen; er kann sich zum Teufel scheeren.“ Blücher liebte leidenschaftlich den Kriegerstand. Er war damals vermögenslos, dazu verlobt mit einer ebenfalls vermögenslosen Braut, einer Fräulein von Mahlin, der Tochter eines ehemaligen sächsischen Obersten, der in Polen Güter gepachtet hatte. Nur die innere Empörung eines unabhängigen festen Charakters gegen das Unrecht, nur ein tiefes Gefühl für das Recht, welches Blücher in seiner Person verletzt glaubte, konnte ihn in solcher Lage, in solcher Zeit unbeschränkter Fürstenherrschaft, in welcher vollends im Militair schon der Zweifel an der Unfehlbarkeit königlichen Willens als Verbrechen galt, zu so kühnem, unerschütterlichem und aufopferungsvollem Rechtstreb selbst gegen seinen großen König bestimmen. Es sind aber dieselben Gefühle und Kräfte, welche zum Kampf gegen fremde Unterdrückung und welche gegen die Willkür der verschiedensten Art im Innern begeistern und stählen. Ein aufopferungsvoller, muthiger gesetzlicher Widerstand gegen Unrecht der Gewalt, zum Schutz des gemeinsamen Rechts, ist meist schwerer, oft heilsamer, als Angriff.

Blüchers Freunde fürchteten, er werde seine Verbindung aufgeben müssen. Er that es nicht. Er nahm ein Pachtgut seines Schwiegervaters in Unterpacht, heirathete und lebte mit seiner Gattin, die ihm sechs Kinder gebar, obwohl oft zum Kriegsdienst sich zurücksehnend, doch funfzehn Jahre lang glücklich in ländlicher Einsamkeit. Durch einsichtsvollen und eifrigen Betrieb des Landbaues, worin er als Muster galt, erwarb er sich bald ein kleines Landgut in Pommern und durch Charakter und Benehmen die Achtung und Liebe seiner Umgebung, so daß ihn, den geborenen Ausländer, die pommerischen Landstände zum Landrath der Provinz ernannten. Selbst der große König bezeugte ihm, der dem Lande einige Dienste geleistet hatte, wiederholt mündlich und in Briefen und durch Geldgeschenke seine Achtung und, wie es scheint, die Absicht, das Vergangene zu vergüten. Nur erlaubte eine falsche Vorstellung von der königlichen Würde nicht, dieses auf die auch nur den Schein eines königlichen Irthums oder Unrechts eingestehende Weise, nämlich durch eine passende Wiederanstellung, zu thun. Die letztere war erst möglich nach Friedrichs Tode. Doch hielt zuerst gutmüthiges Nachgeben gegen die dringenden Bitten seiner Gattin Blücher ab, Schritte zur Erfüllung seiner Wünsche zu verfolgen. Einst aber, bei einer Heerschau in Pommern, bemerkte Friedrich Wilhelm II. mit Wohlgefallen einen Mann, der durch seine männliche Schönheit und als kühner trefflicher Reiter unter den Zuschauern sich auszeichnete. Mit den Worten: „Der könnte uns Allen was zu rathen aufgeben,“ wandte sich der König zu seinen Cavallerieofficieren und erkundigte sich. Es war Blücher. Der König, diesmal besser als sein großer Vorfahr, den rechten Mann erkennend, trug ihm huldvoll den ersehnten Rücktritt in die Armee an. „Ja, mit „Freuden, wenn sein Recht ihm würde,“ war Blüchers Antwort, und es ward ihm. Er erhielt 1787, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, gerade in sein altes Regiment den Wiedereintritt und die Majorsstelle vor demselben v. Jägerfeld, dem er einst nachgesetzt wurde; und sein Patent wurde zurückdatirt auf 1779, eine Zeit, wo der König, der es unterzeichnete, gar noch nicht regierte.

An der Spitze desselben rothen Husarenregiments, von Golz, kämpfte 1793 und 1794 Blücher in den Feldzügen am Rheine, zuerst als Obrist, bald, zur Belohnung seiner Verdienste, als Generalmajor und als Inhaber des Regiments und mit dem rothen Adlerorden geschmückt. In den Kämpfen von Eisoing, Luxemburg, Kaiserslautern, Morschheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moorlautern zeigten sich Blüchers kühner Geist und seine Freude am Kampfe, der schnelle Blick und Entschluß in jeder Lage, die von Tollkühnheit entfernten vorsichtigen Anstalten, wie die Energie der Ausführung, endlich die begeisterte Liebe und Folgsamkeit, welche des Anführers Vorangehen in jeder Gefahr und Mühseligkeit und das gutmüthige, treuherzige Wohlwollen seinen Kriegern einflößten. Man nannte ihn den neuen Ziethen. Beinahe 4000 Gefangene, darunter 150 Offiziere und ein Generallieutenant, einige tausend Pferde, 11 Kanonen und 5 Fahnen hatte unter seiner Führung sein Regiment gewonnen, nie, mit Ausnahme von sechs Mann, Gefangene verloren.

Schon glänzte Blüchers Name. Doch sollte er seinen vollen Glanz vor seinem Greisenalter nicht erwerben. Dieses verhinderte Deutschlands unglückliches Schicksal, begründet durch allbekannte Mängel und Ursachen, durch die innern Verhältnisse und durch ihre Folgen, die Niederlagen im Kriege, insbesondere der baseler Friede und die Demarcationslinie, welche das in die Revolutionskriege hineingezogene übrige Deutschland preußischer Seits ebenso wie der Friede von Campoformio österreichischer Seits hülflos ließen, sodann ferner die unglückliche Zögerung des bereits ausmarschirten preußischen Heeres 1805 und endlich die furchtbaren Ereignisse von 1806. In der auf den baseler Frieden folgenden Waffenruhe hatte sich Blücher nach dem Tode seiner ersten Gattin zum zweiten Male vermählt und zwar mit einer schönen Ostfriesin, einem Fräulein von Colomb. Im Jahre 1811 war er General-Lieutenant geworden und 1812 und 1813 hatte er, beauftragt mit der Besitznahme von Erfurt, Mühlhausen und Münster, und dann als Gouverneur von Münster durch sein menschenfreundliches, zutrauliches Wesen manche Schwierigkeiten und Härten des neuen Zustandes der Bewohner beseitigt. Auch als Schriftsteller trat nun Blücher auf. Er ließ 1796 sein Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein erscheinen, welches Sachkundige zu den besten Werken dieser Art zählen, ein lebendiges Abbild seiner ritterlichen Kriegsthaten, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. — Im Jahre 1805 schrieb er die schon durch ihren Titel und die darin ausgesprochene Grundidee merkwürdige Schrift: Gedanken über Formirung einer preußischen Nationalarmee, in welcher er schon damals fordert, jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden *).

An dem unglücklichen Tage von Jena hatte Blücher in noch untergeordneter Stellung an der Spitze von fünfundzwanzig Escadronen Cavalerie und einiger reitenden Batterien, über welche man ihm erst auf dem Schlachtfelde den Befehl anvertraute, das Seinige gethan. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet. Als der ungeordnete Rückzug und die Auflösung der Armee erfolgte, führte er vermittelst einer kühnen Kriegslist 5000 Mann mitten durch die feindlichen Reiterdivisionen Klein und Lasalle hindurch und zog noch das weimar'sche Corps unter dem Herzog von Braunschweig-Oels an sich. Um einen Theil der feindlichen Heeresmacht von dem Herzen der Monarchie und von den wenigen dem König übrigen Truppen bis zur Ankunft der Russen abzuziehen, warf er sich nun mit seinen 15,000 Mann nach Mecklenburg; alsbald aber, durch Murat, Soult und Bernadotte von 80,000 Mann umzingelt, mit Verwerfung aller ihrer Capitulationsanträge, nach Lübeck. Da aber die schlecht befestigte Stadt, trotz aller Gegenwehr und des unermüdlichen persönlichen Kampfes des Anführers, selbst noch in den Straßen der Stadt, von der feindlichen Uebermacht erstürmt war, mußte er endlich in Radkau, einem Dorfe bei Lübeck, ehrenvoll capituliren. Doch verweigerte er hartnäckig, die Capitulation zu unterzeichnen, bis ihm die ungewöhnliche ausdrückliche Hinzufügung gestattet wurde, „daß er nur deswegen capitulire, weil „er weder Munition noch Brod und Fourage habe.“ „Ihm wurde“ — so berichtet Varnhagen von Ense über Blüchers Theilnahme an diesem unglücklichen Kriege (S. 118) — „in den Augen des Kriegers nur Achtung und Bewun„derung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und „Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, „hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet und in dem „allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, „vorüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem „Pfade sich zum ehrenvollen Ziele durchgerungen. Seinem „Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf „Schlag die Geprüftesten ergriff, kein Unmuth und keine „Schwäche genaht. Seine Truppen hatten sich tapfer, aus„dauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches „Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer „ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme „der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden konnte. „So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volks „vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preu„ßen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nach„barstadt tief gefühlt wurde (und wo Blücher die Zeit sei„ner Kriegsgefangenschaft verlebte), und in Lübeck selbst

*) Noch eine dritte Schrift schrieb Blücher: Bemerkungen über die Instruction und das Exerciren der Cavalerie. 1807. Sie soll theoretisch nicht viel bedeuten. Blücher war Praktiker.

„zeigte die Menge für ihn und seine Krieger ihre Theilnahme, „ihren Eifer. Der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, „bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise; ja er setzte sie „oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor „den Gefährten einräumte, die nicht das Glück gehabt, unter „Blüchers Befehlen zu stehen." Eine Einladung von Bernadotte, mit ihm spazieren zu fahren, lehnte Blücher, dem das Franzosenthum in Deutschland, seitdem es so offenbar selbst der fremden Unterdrückung diente und huldigte, verhaßt war, und in dessen Hause auch von den Seinigen kein französisch gehört wurde, mit der Entschuldigung ab, „er spreche nicht französisch und sei zu alt, es zu lernen."

Wir brauchen hier nicht auszumalen die ganze Reihe trauriger Ereignisse, welche die Schlacht von Jena eröffnete, die fast unbegreifliche moralische Zerrüttung, welche sie zu Tage brachte, die völlig vertheidigungslose Uebergabe der Festungen Hameln und Nienburg, Erfurt und Magdeburg, Spandau, Stettin und Küstrin, Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz, den Einzug der Feinde in Berlin und ihren Empfang daselbst, die Zerstückelung der preußischen Monarchie, die höchst drangvolle Lage des durch die russische Alliance geretteten, vom Feinde ausgesogenen und militairisch besetzten übriggebliebenen Theils und die Unterdrückung von Deutschland. Es sollte der Welt offenbar werden, daß zahlreiche wohldressirte Heere und treffliche Festungen, daß gefüllte Schatzkammern und ein äußerlich sehr ausgebildeter, wohlgeordneter Staatsmechanismus, daß selbst, was unendlich höher steht, ein vortreffliches Fürstenhaus mit allgemein und laut ausgesprochener Liebe und Verehrung für dasselbe, daß geistige Bildung und wohlerworbener Kriegsruhm — daß alles dieses noch nicht genügt, um einen Staat gegen große, oft lange verborgene Gebrechen und in der Stunde großer Gefahr gegen den Untergang zu schützen. Es sollte, größer im furchtbarsten Unglück, als je im glänzendsten Glück, dasselbe Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 der Welt zeigen, wodurch die wahren, unzerstörbaren Staatskräfte wachsen, wodurch selbst kleine, an materiellen Mitteln schwache Staaten unüberwindlich und siegreich werden und, sofern sie dem aufgefundenen rechten Wege treu bleiben, in glorreicher Entwickelung fortschreiten können. Mit rühmlicher Weisheit und eines reinen Willens sich bewußt, suchte die Regierung nicht, wie die Thoren, in Andern und in Zufälligkeiten, sondern im Innern des Staats selbst, die Quellen so großen öffentlichen Unglücks und in völliger Selbsterkenntniß die Bedingung der Herstellung. Muthvoll ließ sie Wort und Schrift zur lauten, oft bittern Enthüllung aller wahren und vermeintlichen Gebrechen und Fehler der Behörden und der Einrichtungen, der Verfassung und der Verwaltung frei. Energisch begründete und vorbereitete sie dann durch Stein und Scharnhorst in diesen wenigen Jahren, mit den beschränktesten Mitteln, in der durch den übermüthigen Feind beengtesten Lage Alles, was 1813 — 1815 die glorreiche Befreiung und Wiedergeburt möglich machte, Alles, was noch jetzt der Stolz und die Hoffnung Preußens ist, dessen Dauer und weitere Entwicklung, nach dem Wort eines der edelsten seiner Staatsmänner, dem Staate die Bürgschaft leisten sollte, daß ihm niemals ein neues Jena gefährlich oder nöthig sei. Durch die Befreiung des Bauernstandes von der Unterdrückung des Feudalismus, durch die freie Städteordnung, durch die Gleichheit der öffentlichen Pflichten und Rechte, und endlich durch die ausdrückliche Verheißung einer repräsentativen Provinzial- und Reichsverfassung (Edict vom 28. October 1810) wurde der Nation eine allgemeine freie staatsbürgerliche Verfassung vorbereitet und verbürgt. Durch die einstweilen dem Wesen nach schon gewährte Freiheit des Worts und der Schrift, durch die neue Gründung von Universitäts- und Schuleinrichtungen im liberalsten Geiste wurde der Nation die geistige Erhebung und Waffe gegeben. Das Zerbrechen des schimpflichen Stocks, der bei Jena als so nichts vermögend sich gezeigt hatte, die für alle Bürger gleiche und unablösliche Waffenpflicht und die Landwehr endlich gaben hier die treffliche kriegerische Wehrordnung. Der Grund von Preußens, von Deutschlands Unglück und Schmach, Feudalismus und Verfassungslosigkeit, und die Aufgabe der neuen Zeit war also klar erkannt. Licht und Recht, Freiheit und Ehre wurden überall als der Preußen Losungsworte erklärt. Und wahrlich, nicht etwa, weil die vorzüglichsten Wiederhersteller der Größe Preußens, Stein, Scharnhorst und Blücher, ebenso wie Hardenberg, zufällig in andern deutschen Ländern geboren waren, sondern weil man tief erkannt hatte, daß für Preußen nur durch deutsche Cultur und Freiheit, durch das Vorangehen in ihnen und in freier inniger Verbindung mit Deutschland, Sicherheit und Gedeihen sei, huldigte man in Wort und Werk auch dieser Idee. Mit solchen Waffen konnten die Regierung und ein Bund begeisterter Vaterlandsfreunde, der Tugendbund, durch allgemeine Verbreitung einer moralischen Erhebung der Nation unter den Augen des argwöhnischen, die Landesfesten besitzenden Feindes, die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten.

Blücher war bald nach seiner Gefangennehmung, seinen dringenden Bitten gemäß, gegen den von Schill gefangenen Marschall Victor ausgewechselt, von dem König mit dem schwarzen Adler belohnt und zu einer kühnen Unternehmung nach Pommern entsendet worden. Der Friede zu Tilsit hinderte sie. In der Umgebung des Königs, arbeitend im Kriegsdepartement, dann Generalgouverneur von Pommern, stets auf gleiche Weise stimmte Blücher ein in die Richtung des neuen Preußens, suchte er Vertrauen und Muth und kriegerische Tüchtigkeit zu verbreiten. Ihm wurde daher eben so wie Stein, die Ehre, von dem übermüthigen Sieger, als einer der Männer bezeichnet zu werden, die, weil er sie fürchtete, die preußische Regierung außer Dienst setzen mußte. Blücher, der schon, bald nachdem, nicht seiner Neigung gemäß, der baseler Friede geschlossen war, immer auf's Neue durch Briefe an den König und durch mündliches Wort zum Krieg gegen den Unterdrücker Deutschlands getrieben, trieb jetzt auf's Neue und lebhafter, sobald die erste Möglichkeit dazu kam. Schon 1808, wo er kränklich war, antwortete ihm Scharnhorst auf solche Mahnungen und Vorschläge: „Ihr Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht. Ich „sehe es, was Alle sagten, Ihr Geist hat nicht gelitten. Sie „sind unser Anführer, unser Held, und müßten sie auf einer „Sänfte uns vorgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück." Als Schill 1809 seine kühne Unternehmung begann, hatte Blücher auf ihre Billigung hoffend, bereits kriegerische Vorbereitungen gemacht, mußte sie aber, dem königlichen Befehl gemäß einstellen.

Von Jahr zu Jahr war unterdessen Napoleons Uebermacht angewachsen. Doch hatte er noch immer durch die unter ihm überall und auch in dem rheinischen Bunde nach dem Beispiele Frankreichs bewirkte wohlthätige Zerstörung des Feudalismus und die Einführung der Gleichheit öffentlicher Pflichten und Rechte, sowie durch die scheinbar freien ständischen Verfassungen, die er in Frankreich bestehen ließ, in allen von ihm gestifteten Staaten, in dem Königreich Westphalen, in den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, in Holland wie in Polen, ja selbst in Spanien und Italien einführte, eine sehr große Zahl selbst der edelsten Männer — ich nenne nur Johannes Müller — getäuscht und dadurch vorzüglich eine große Kraft für sich gewonnen. Wer dieses übersieht, kann die damalige Zeit nicht verstehen. Auch das Schreiben an den Fürsten Primas, wodurch Napoleon feierlich protestirt, daß man etwaige Willkür der Rheinbundfürsten ihm zuschreibe*), seine sorgfältige Schonung der deutschen Unterrichtsanstalten, namentlich der akademischen Lehrfreiheit, und Anderes beweisen deutlich, daß er den Glauben: Freiheit und Fortschritt seien auf seiner Seite, zu würdigen wußte. Doch bei jeder Zunahme der Macht zerstörte sein despotischer Uebermuth immer mehr diese Täuschungen, und das durch seine Freiheit allein unbesiegbare Britannien rüstete zur Rettung Europa's immer neue Kämpfer. Da erschütterten endlich die ungewöhnlich frühe Winterkälte, der Brand von Moskau und vor Allem die so höchst unpolitische Täuschung der gerechten Erwartungen der Polen auf alsbaldige Wiederherstellung ihrer Freiheit, welche ihm sichern Rückzug und neue Hülfsquellen geboten hätte, seine Macht, und der General York gab mit kühner Seele das Signal zum allgemeinen Befreiungskrieg.

Er begann. Aber es ist nöthig, um die Geschichte gegen Verfälschungen zu vertheidigen, und um Blüchers Wirken zu verstehen, sich deutlich zu erinnern, wie er begann. Zum erstenmale seit der französischen Revolution eröffneten die ein Vierteljahrhundert hindurch immer und immer besiegten Regierungen den Kampf mit dem Losungswort, nicht bloß der Sicherung der Thronrechte und der äußern, sondern auch der innern staatsbürgerlichen Freiheit. Herüber von der bisher unbesiegbaren feindlichen Macht und auf ihre Seite beschwuren sie jetzt die moralische Kraft der großen Idee der Zeit, die Kraft der Freiheit und der öffentlichen Meinung siegeskräftiges Panier. Die verbündeten Monarchen eröffneten den Krieg durch die gemeinschaftliche feierliche Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813. Darin erklären sie: „Daß sie, dem Wunsche des deutschen Volkes begegnend, je„den Deutschen auffordern, sich anzuschließen und zu kämpfen „mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben „für die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands

*) Winkopp's rheinische Bundesakte, S. 109.

Digitized by Google

„und für die Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitgemäßer Gestaltung, welches allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleibe und in seinen Grundzügen und Umrissen möglichst aus dem ureignen Geiste des deutschen Volkes hervorgehen solle, damit Deutschland verjüngt und lebenskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern dastehe." „Für diesen Zweck" — so erklären sie, so erklärt namentlich auch Fürst Metternich noch zwischen dem ersten und zweiten Kriege auf dem wiener Congreß — „für diesen „Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und alle Staaten, welche der großen Alliance sich anschlossen, erklärten sich „schon durch ihren Beitritt für denselben Zweck [1])." Dieser Zweck wird eben so oft wiederholt, von allen Regierungen einstimmig auch bezeichnet „als eine der öffentlichen Meinung, „dem Zeitgeist und der Erwartung der Zeitgenossen, als den „allgemeinen Wünschen und gerechten Ansprüchen der deutschen „Nation entsprechende nothwendige Festsetzung und Sicherstellung der staatsbürgerlichen Rechte und ständischer Verfassungen, mindestens mit den Rechten der Preßfreiheit, der Steuerbewilligung, der Zustimmung zu den Landesgesetzen und der „Verantwortlichkeit der Staatsdiener." Und als 1815 der neue, gefährliche Krieg drohte, da nahm man schnell auf dem wiener Congreß die über den Länderstreit fast vergessene deutsche Verfassungssache wieder vor. Da erklärten alle Regierungen eben so einstimmig: „daß unter den dringenden Umständen „der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zusicherung dieser Rechte in der, wenn auch noch unvollständigen Bundesakte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft „und Freudigkeit den neuen Kampf zu beginnen, über diese „Rechte beruhigt werden, daß sie zur Ueberzeugung gelangen „müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, so wie die neuen „Anstrengungen für ihre theuersten Interessen, für ihre „unverjährbaren Rechte geleistet und erheischt würden." [2]) Mehrere Regierungen ertheilten jetzt ebenfalls unmittelbar vor Eröffnung des neuen, schweren Krieges ihren Völkern noch besondere ähnliche Zusicherungen, Versprechungen wahrer, zeitgemäßer Constitutionen oder Repräsentativverfassungen, so z. B. die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Großherzog von Baden. So auch der König von Preußen (dessen Bevollmächtigte in ihren fünf Entwürfen zur Bundesverfassung stets jene obigen Rechte im ausgedehntesten Umfang als wesentlich erklärten) in der neuen Zusage einer reichsständischen repräsentativen Verfassung durch das königliche Edict vom 22. Mai 1815, und durch die Besitzergreifungspatente der alten und neuen Provinzen [3]). Wohl also konnten später am deutschen Bundestage die Gesandten sich in Beziehung „auf eine allgemeine, baldmöglichste Begründung ständischer „Verfassung, die an sich schon den Rechten gemäß sei," auf diese feierlichen Grundverträge der Regierungen mit der Nation und den Bürgern, „auf die Zusagen, welche den Völkern während des Freiheitskriegs laut und öffentlich gemacht wurden," berufen, und erklären, „daß Deutschland nur darum mit dem „Blute der Völker befreit und die Länder ihren rechtmäßigen „Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher „Zustand an die Stelle der Willkür treten möge" [4]).

Ueberall wurde dabei die öffentliche Meinung als Leitstern für die Regierungen feierlich anerkannt und an die Spitze gestellt [5]). Blücher aber, der Feldherr der Verbündeten, erließ den 23. März 1813 bei dem Vorrücken ihrer Heere in Deutschland, eine Proclamation zunächst an die Sachsen, „seine deutschen Mitbürger oder seine deutschen „Brüder, mit welchen er gemeinschaftlich für Vaterland und „Freiheit kämpfte." (S. seinen Aufruf an das Heer vom 24. April.) In dieser Proclamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die Napoleonische Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachsen wird sogleich auch die Verheißung verwirklicht [1]). In der That wurde fast überall, wohin sich die Herrschaft der verbündeten Armeen erstreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des so höchst liberalen Rheinischen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der verbündeten Heere erklärte, sagte er noch später zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten pariser Frieden: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sei; ich „nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr ist, so mögen Sie „Alles drucken lassen. Aber, das sage ich Ihnen, wahr muß „es sein" [2]).

Schon vor dem Befreiungskriege hatten aber auch die Schriftsteller, welche für die zukünftige Befreiung Deutschlands zu wirken suchten, und von welchen im Kriege nicht wenige in bedeutender öffentlicher Wirksamkeit auftraten, stets auch für freie Verfassung als einen Haupttheil und eine Grundbedingung der Befreiung gesprochen. Selbst Herr von Gentz in Berlin hatte in seiner Berliner Monatsschrift (z. B. Bd. II., S. 276 flg.) mit Begeisterung sogar auf die nordamerikanische Freiheit „und ihre beispiellosen, glücklichen Folgen als Pflanzschule von Weisheit und Kraft für „unsern alternden Erdtheil hingewiesen, die höchstmögliche, „bürgerliche Freiheit als den letzten Zweck, als das Ideal „jeder politischen Verbindung" erklärt und „die Zerstörung „der durchaus verderblichen, mittelalterlichen und feudalistischen „Verhältnisse, als die höchste Wohlthat, als die wesentliche „Aufgabe der Zeit" gepriesen. Hr. von Gentz erklärte in diesen Ausführungen auf eine für die historische Auffassung jener Zeitverhältnisse eben so bezeichnende Weise insbesondere auch die von ihm schon in der berühmten Zuschrift an Se. Majestät den König von Preußen so energisch geforderte Preßfreiheit „als unzerstörbares Recht gesitteter Völker, ihre Beeinträchtigung nicht blos als muthlos und als politisch verderblich, sondern als die schwerste Rechtskränkung, als Beleidigung der Menschheit, ja als absichtliches (!) Hinderniß „menschlicher Vervollkommnung, als frevelhaftes und zugleich „fruchtloses Bestreben, als ein Bestreben, welches zuletzt unvermeidlich den Haß derer, gegen die es gerichtet ist, und „ihre Neigung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erwecken „müsse" (S. 296, 312, 318). Und Friedrich von Schlegel hatte in seinen öffentlich zu Wien vor zahlreichem Publikum gehaltenen Vorträgen über die deutsche Geschichte überall die freie Verfassung als die Grundlage der Größe der Staaten, ihre Zerstörung als Grund ihres Unglücks nachgewiesen und eine Staatsform ohne freie ständische Verfassung geradezu eine Unform genannt. Gleiche Grundideen sprachen vollends jetzo die wahrhaft zahllosen Flugschriften und die vielen in ganz Deutschland begierig gelesenen liberalen Tagblätter und Zeitschriften aus, welche, veranlaßt, ermuntert, belobt von den Fürsten, ihren Ministern und Feldherren, oder ohne dieses, als freiwilliges Contingent zur großen heiligen Nationalsache und zur Verstärkung der öffentlichen Meinung von einzelnen Schriftstellern ausgingen. Wir erinnern beispielsweise an den preußischen Correspondenten, vom Geh. Staatsrath Niebuhr redigirt, an die allgemein gelesenen deutschen Blätter, auf höhere Veranlassung und unter Mitwirkung der geachtetsten Staatsmänner, zuerst in Leipzig, dann in Freiburg (hier von K. v. Rotteck) herausgegeben, an den rheinischen Merkur von Görres, die Nemesis von Luden, an die Schriften von Jahn, Arndt, Kohlrausch und so viele andere. Die Forderungen der Freiheit, von Tacitus an in Deutschland nie verstummt, verstärkt durch die Reformation, durch die Begeisterung für die ersten Ideen der französischen Revolution, dann durch die Bewunderung der englischen Verfassung, welche Britannien unbesiegt erhielt und Europa rettete, wurden jetzt auf's Neue wieder in der ganzen Nation vernommen. So allgemein hatte die Idee verfassungsmäßiger Freiheit in Europa gesiegt, daß selbst Spanien, welches jetzt, nächst England, am meisten Allen als Vorbild galt, vor Allem sie in seinem Befreiungskampf hergestellt hatte, und daß die Monarchen unmittelbar nach dem Sieg ihre Wiederherstellung selbst für die besiegten Franzosen und Polen begründeten und schützten. Ja, es befanden sich während des Freiheitskrieges Schriftsteller und Freiheitsredner in den großen Hauptquartieren angestellt, so Arndt in dem der Hauptarmee, August Wilhelm Schlegel in der Nordarmee, Steffens in der Armee von Blücher. Der Verfasser dieser Zeilen war Zeuge, daß Blücher selbst mit seinem ganzen Generalstabe den Freiheitsreden, welche Steffens in Gießen (später in Marburg, überhaupt in den Umgebungen des Hauptquartiers) an die Bewohner, die Beamten, die Professoren, die studirende Jugend hielt, durch persönliche Gegenwart höheres Gewicht gab.

1) Klüber's Acten des wiener Congresses, Heft I. S. 61 und 104.

2) Klüber's a. a. O. I. S. 34, 45, 57, 65, 68, 72. III. 101, 125, 131, 134. IV. 43, 44, 48, 50, 51, 104. V. 1, 3, 16, 55, 107, 109, 195, 298. VI. 106. VII. 298, 359, 378. VIII. 33, 424, 445, 492, 512, 523, 524, 529, 532, 547, 551, 565. S. auch diese urkundlichen Erklärungen von dem ersten und zweiten Befreiungskriege in C. Th. Welcker's Vervollkommnung der organischen Entwickelung der deutschen Bundesverfassung. Karlsruhe bei Groos. S. 15—40. Die Beweise, daß man überall an wahre zeitgemäße Repräsentativ-Verfassungen dachte, s. insbesondere S. 39 ff.

3) S. die zuletzt citirte Schrift S. 39 ff.

4) Protokolle der deutschen Bundesverf. I. S. 14 flg. S. 30, 50, 51, 54, 130, 146, 194, und die vielen Stellen, welche die Schrift in der vorletzten Note, S. 32 flg. anführt.

5) S. die vorigen Noten und österreichischen und preußischen Kriegsmanifeste, nach welchen die Gesinnungen des deutschen Volkes den Krieg erklärten und den Beschlüssen der Regierungen vorauseilten. Schmidt Geschichte: der deutsche Bund, I. S. 40, 51, 61.

1) Varnhagen, S. 156, 159.

2) Varnhagen, S. 558.

Digitized by Google

So wurde also wirklich auf jede denkbare Weise die allgemeine Begeisterung und das Vertrauen auf die verheißene wahre, innere wie äußere Freiheit genährt. Es wurden durch diese Begeisterung Männer und Frauen und die freien Vereine derselben, es wurde das Volk und die Gebildeten, welche als Freiwillige ihre höhere, begeisterte Stimmung den Heeren mittheilten, zu Opfern jeder Art bestimmt. Es wurde durch Landwehr, Landsturm und Freischaaren das Volk bewaffnet und trotz aller früheren Leistungen und Opfer, ohne Mühe für die Regierungen, in kürzester Frist die größten Kriegerschaaren, welche deutsche Länder jemals aufstellten, zusammengebracht und ihre treffliche Ausrüstung bewirkt. Nur so, durch jenes Vertrauen, durch diese Begeisterung, nur durch solchen wahren Volkskrieg wurde der bisher unüberwindliche, noch immer an Mitteln überreiche Feind besiegt. Blücher aber wurde der Held des deutschen Volkskrieges.

Der tiefe, richtige Blick von Scharnhorst, der 1806 unter ihm diente, hatte den 71jährigen Greis dazu ausersehen, entgegenstehende Zweifel beseitigt und sich ihm als General-Quartiermeister beigesellt, in welcher Stelle, nach seinem Falle bei Lützen, Gneisenau ihm folgte. — Blücher und das vereinigte russisch-preußische Heer kämpften ruhmvoll gegen Napoleon bei Lützen (2. Mai) mit 80,000 gegen 120,000, und bei Bautzen (20—21. Mai) mit 90,000 gegen 140,000 Mann. Der Kaiser Alexander lohnte Blüchern nach der Schlacht von Lützen mit dem Georgenorden und mit der Erklärung: „Die von Ihnen an diesem schönen „Tage geleisteten Dienste, Ihr Eifer und glänzende Art, sich „jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre „Beharrlichkeit, das Feld der Ehre selbst verwundet nicht zu „verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich „mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." In beiden Schlachten hatte man kein Geschütz verloren, eben so wenig als Gefangene, ja bei Lützen Geschütz genommen und das Schlachtfeld behauptet, und Napoleon erkannte mit Schrecken den neuen Geist in dem Heere. Dennoch mußte man zurückgehen. Blücher hatte dem guten Vernehmen der verbündeten Heere mit Selbstentsagung das große Opfer gebracht, den Oberbefehl dem russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, zu überlassen. Nun half sein Vorwärtsdrängen und das siegreiche Behaupten seiner Stellung nicht. Saumnisse und Mißgriffe konnte er nicht verhindern. Einen Augenblick des interimistischen Oberbefehls während des Rückzugs nach Schlesien benutzte er sogleich, um den Feldzug vor dem großen Waffenstillstand (vom 4. Juni bis 17. August) mit dem glänzenden siegreichen Reitergefecht bei Hainau (26. Mai) ruhmvoll zu beschließen. Doch eine angebliche höchst wichtige Meldung inmitten des Unternehmens, welches russischer Seits nicht gern gesehen wurde, schien es vereiteln zu wollen. Sie berichtete ihm und seiner Umgebung höchst bedenklich, man müsse den Rückzug beschleunigen, bereits stehe Napoleon Blüchern im Rücken. Blücher, nicht der Mann, das begonnene Unternehmen bnrch Zweifel sich verderben zu lassen, und stets bedacht, auch die störenden Besorgnisse seiner Umgebung schnell und kräftig niederzuschlagen, antwortete höchst unwillig in seiner derben Soldatensprache: „Steht er mir im „Rücken, nun, so ist mir's recht angenehm, da kann er mich „ja geradewegs — — — Vorwärts, Kinder!" Und schnell war der Sieg entschieden. Mit einem Verlust von nur 80 Todten und Verwundeten waren über 1500 Feinde niedergehauen, 400 Gefangene und 11 Kanonen genommen, die Stimmung der Seinen gehoben und dem verderblichen Nachdringen des Feindes ein Ende gemacht.

Auch nach dem Waffenstillstand, ja während des ganzen Feldzugs, waren Blüchers Verhältnisse schwierig und ungünstig genug. Napoleon war der allgewaltige, von sich allein abhängige Gebieter seines großen, ihm unbedingt gehorsamen Heeres und aller seiner Unterfeldherren. So nicht Blücher. Sein Heer war zusammengesetzt aus Russen und Preußen und seine Unterbefehlshaber, Langeron, Sacken, York, hatten zum Theil schon selbst das oberste Commando geführt. Dazu nun neben ihm und seiner nicht sehr großen sogenannten schlesischen Armee rechts in der Mark die weit stärkere Nordarmee unter Bernadotte oder dem Kronprinz von Schweden, und links in Böhmen die noch größere Hauptarmee mit dem Oberbefehl über alle Heere unter Schwarzenberg und den Monarchen. Verderbliche Störungen durch Eifersucht und Mißverständnisse schienen da unvermeidlich. Gleicher Eifer, gleiche Treue, selbstentsagende Unterstützung, wie Blücher sie stets leistete, begegneten ihm fast niemals. Ja in einer Zusammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Trachenberg (9. Juli) hatte man ohne sein Wissen beschlossen, sein Heer solle für sich allein gar nicht schlagen, sondern nur zur jeweiligen Unterstützung der beiden andern Heere bereit bleiben. Und dieses war sogar seinem Unterbefehlshaber Langeron zur Nachachtung mitgetheilt. Als er endlich von Barclay de Tolly (11. August) selbst erfuhr, da mußte man freilich auf seine Erklärung: „daß er lieber das Commando niederlege", wenigstens mündlich die Sache zurücknehmen. Dieses aber erfuhr Langeron nicht, und dieser vereitelte ihm nun durch eigenmächtiges Zurückgehen seine beschlossenen Schlachten, und selbst noch in der Schlacht an der Katzbach einen Theil seines Planes. Doch begeistert und aufopfernd für die große Sache, höchst klug und zugleich stets ohne Eifersucht und gutmüthig nachgebend, unerschütterlich fest aber, wo es galt, besiegte er stets alle Schwierigkeiten.

Nach dem Waffenstillstande zog Napoleon von Dresden aus zuerst gegen Blücher, um mit großer Uebermacht sein Heer zu vernichten (20. August). Aber Blücher zwang ihn durch kluges Ausweichen und gute Stellungen, zurückzugehen. Alsbald aber drang nun Blücher selbst gegen Macdonald und seine drei Armeecorps vor, und die glänzende Schlacht an der Katzbach am 26. August, demselben Tage, wo die große Hauptarmee vor Dresden unglücklich focht, dieser erste große Sieg gab das Signal zu den bald folgenden Siegen. Glänzend hatte sich Blüchers schneller Entschluß, seine persönliche Sicherheit, sein feuriges Vorwärtsstreben bewährt. Der anfängliche Plan, die Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach zu schlagen, wozu bereits die Anstalten getroffen waren, wird durch zuvorkommendes Uebergehen des Feindes auf das rechte Ufer vereitelt. Schnell ist der neue Plan gefaßt und die Anordnung der Armee verändert. Die Unruhe der Seinigen aber beseitigt Blücher, indem er sie glauben läßt, Alles gehe nach Wunsch und Berechnung, durch die Worte: „Nun haben wir genug Feinde vorübergelassen: „jetzt vorwärts, Kinder, d'rauf los!" Als es sich auf einem Punkte zum Schlimmen zu wenden scheint, ist er mit den Worten: „Ich werde sie gleich 'mal anders fassen, laßt mich „nur erst unter sie kommen", so wie es stets seine Freude war, selbst an der Spitze einer Reiterschaar. Siegreich geht's voran. Und bald ruft es ihm von allen Seiten, wo er sich naht, den Eifer zu befeuern, und Vorwärts, Vorwärts zu treiben, fröhlich entgegen: „Aber hör', Vater Blücher, heute „geht's gut!" Und zwei Adler, 20,000 Gefangene, 105 Kanonen, 300 Pulverwagen waren erbeutet. Mit einem eigenen Verlust von nur 1000 Mann hatte er dem Feinde einen Verlust von 30,000 beigebracht. Fast nur mit dem Bajonet und dem Gewehrkolben hatten die tapfern Landwehrmänner gekämpft. Von Kniellingswalde aus rief er seinem Heere zu: „Schlesien ist vom Feinde befreit, lasset uns dem Herrn der „Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und für den uns verliehenen „herrlichen Sieg danken."

Bald erfolgten jetzt auch die Siege der beiden andern Armeen bei Culm und bei Dennewitz. Blücher, schnell durch die Lausitz vorauseilend, strebt das ganze Heer der Verbündeten zum Vorgehen über die Elbe zu bestimmen und so den Feind aus seinem herrlichen Standort Dresden herauszuzwingen, dessen Trefflichkeit auch Friedrich erkannt hatte und von wo jetzt der Kaiser mit Uebermacht bald auf dieses bald auf jenes der einzelnen Heere vernichtend sich zu werfen suchte. Blüchern war der schöne Name „Vorwärts" geworden, ein Name, bald Volk und Heer durchdringend und verbindend, von siegreicher Kraft. Doch die Zögerungen der andern Heerführer kann das bloße Wort nicht besiegen. Da beschließt er durch sein eigenes Vorangehen sie nachzuziehen. Die abermals versuchten Angriffe des Kaisers (4. u. 22. Septbr.) hatte er durch kluges Ausweichen und feste Stellungen vereitelt. Vom Kronprinzen von Schweden hatte er endlich die Zusage, daß er mit ihm (am 3.) die Elbe überschreiten wolle. Aber das Wort bleibt unerfüllt und durch die Säumniß des Nordheeres steht Blüchern allein alle Macht des Feindes auf der andern Seite des Flusses entgegen, so daß Blüchers Unterfeldherren zweifeln und abrathen. Dennoch aber wagt Blücher bei Wartenburg (3. Okt.) den kühnen, heldenmüthig durchgeführten siegreichen Uebergang. So zieht er den Kronprinzen sich nach, und mit dem französischen Kaiser, der ihnen folgen muß, endlich auch die zögernde Hauptarmee. Zwar den Kronprinzen kann er kaum abhalten, einer feindlichen Kriegslist folgend, wieder über die Elbe zurückzugehen. Ja dieser versucht, jedoch vergeblich, vermöge einer angeblichen Oberbefehlshabergewalt, ihn nachzuziehen. Auch vermag Blücher, der jene Kriegslist richtig beurtheilt hatte, als der Kronprinz sein Vorhaben endlich gezwungen aufgab, den allzuvorsichtigen, durch keine Nachgiebigkeit, durch kein williges Unternehmen der schwersten, undankbarsten Stellung bei keinem Entschluß einer gemeinschaftlichen Schlacht festzuhalten. Selbst die endlich auf solche Bedingungen für den 11. Oktober zugesagte Hülfe bleibt abermals aus. Dem jetzt aus dem großen Hauptquartier eintreffenden Befehl, von der Saale wieder zur Elbe zurückzu-

Digitized by Google

geben, setzt Blücher dennoch glücklichen Widerspruch entgegen. Er nöthigt vielmehr auf diese Weise das Hauptheer nun selbst zur Nachfolge und führt den Kampf seiner ersten glorreichen Entscheidung bei Leipzig entgegen. Den 16. beginnen die Verbündeten, in weitem Kreise Leipzig und das französische Heer umgebend, den Angriff. Bei Wachau und Lindenau hatte das tapfer kämpfende Hauptheer gelitten, und die Siegsglocken in Leipzig ertönten. Da macht Blüchers glänzender Sieg bei Möckern, den er bei neuer Unthätigkeit des Kronprinzen allein gewonnen, sie gänzlich verstummen und der Sieg des 18. ist vorbereitet. Die Waffenruhe am 17. unterbricht nur er, indem er den Herzog von Padua schlägt und nach Leipzig treibt. Am 18., am Tage des allgemeinsten, ruhmwendigsten Kampfes überläßt Blücher mit abermaliger großer Selbstverleugnung dem Kronprinzen die bessere Stellung, ja, um ihm nun jeden Vorwand zu entziehen, bewilligt er die höchst unbillige Forderung, von seiner so sehr geschwächten Armee ihm 30,000 Mann zu überlassen. Doch will er sie, um sie nicht zu verlassen, unter dem Kronprinzen selbst commandiren. Als nach vergeblichem Widerspruch der Kronprinz die Partha nur im weiten Umwege über die Brücke bei Taucha passiren will, wobei die ganze Armee unmöglich hätte zur Schlacht kommen können, ist er mit seinen 30,000 Mann schnell bei Mockau durch das Wasser am jenseitigen Ufer und läßt dem Kronprinzen sagen: „er sei über." So ist er auch hier voran und längst in siegreicher Arbeit, als die Schweden anlangen. Seine Kühnheit, Zuversicht und entschlossene That belebt, reißt Alle mit sich fort. Auch am 19. ist seine Armee die erste, die stürmend in Leipzig eindringt. Auf dem Marktplatze umarmt ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Retter von Deutschland!" und führt ihn dem gerührten Danke seines Königs entgegen. „Durch Ihre Siege", erklärt ihm dieser, „mehren Sie Ihre Verdienste um „das Vaterland schneller, als ich mit den Beweisen meiner „Dankbarkeit folgen kann." Er ernannte ihn zum Feldmarschall, der Kaiser von Oesterreich zum Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Alexander, der keinen Orden mehr für ihn hatte, schmückte ihn mit einem reichen Ehrendegen. Nach der Schlacht ist Blüchers Armee in der Verfolgung des Feindes voran und erbeutet neue Trophäen, besonders bei Freiburg a. d. Unstrut. Da Wrede mit der baierisch-österreichischen Armee dem fliehenden Feinde auf der Straße nach Mainz sich entgegenstellt, so eilt ihm Blücher von Fulda aus, um ihm die Straße nach Coblenz abzuschneiden, nach Gießen zuvor, wo er nun sein Hauptquartier nimmt. Hier wurde sein Einzug angesagt, nachdem man kaum die Berichte von der Schlacht bei Leipzig gelesen. Der Form nach also zog er noch als Feind ein. Aber schon lebte sein Name in aller Deutschen Herzen. Der hessische und zugleich französische Commandant, der Universitätsrektor und der Regierungspräsident aber verboten am Morgen des Einzugs durch Ausschellen und Anschlag unter Androhung „schwerer Ungelegenheiten" jedes Zeichen des Beifalls. Man denkt sich leicht die Wirkung solcher Abgeschmacktheit, die natürlich auch Blücher noch vor dem Einzug erfuhr. Nie werde ich den unaussprechlichen, und doch von allen Ständen und Altern und Geschlechtern, von den Bewohnern und Umwohnern, so tausendfach und zum Theil auf die rührendste Weise ausgesprochenen Seelenjubel bei diesem Einzuge vergessen, niemals den ergreifenden Eindruck der Persönlichkeit des greisen Helden von heroischer Gestalt, mit dem schön und edel geformten Haupt und Antlitz, mit dem scharfen und doch freundlichen Blick, nie so manches erhebende und treffende Wort des ebenso wohlwollenden als kräftigen Kriegers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Gießen. Manche hielten Unannehmlichkeiten für jene französisch gesinnten Männer für möglich, doch Blücher strafte sie nach seiner Weise nur mit einem derben Wort. Er lud sie, als sie ihm aufwarteten, zur Tafel für denselben Abend. Und als nun an dieser, welche offen gehalten wurde, der Champagner kam, erhob er sich und mit diesen Gästen, von welchen der Rock des einen noch die Stelle zeigte, wo der Stern der schnell abgenommenen Ehrenlegion gesessen hatte, anstoßend, sagte er: „Nun, meine Herren, meine Liebs„lingsgesundheit: Gut deutsch, oder an den Galgen."

Blücher aber hielt mit dem Rückzug der Franzosen über den Rhein die Aufgabe noch keineswegs für vollendet. Ihm war klar — und er sprach schon jetzt bestimmt aus, bald nachher auch in den Proklamationen an sein Heer vom 30. December und an die Franzosen vom 1. Januar, so wie in der merkwürdigen Rede an die Deputation von Nancy (17. Januar) und der Proklamation von Laon (13. März) — daß Napoleon fallen müsse, daß man ihm und seinen Anhängern, ehe sie neu gerüstet seien, den Kampf auf Leben und Tod, den übrigen, den friedlichen Franzosen, Friede und Freiheit ankündigen müsse. Paris war sein Ziel. Er fürchtete die Wirkung der verschiedenen russischen, schwedischen, österreichischen, deutschen Interessen und Ansichten, die Intriguen und Schwächen der Zaghaftigkeit und unzeitigen Friedensliebe, wovon man bereits die Anzeichen sah. Vielen waren die Erfolge zu groß, um sie schnell und ganz als wohlerworben zu benutzen. Blücher drängte im Hauptquartier, wo bald die Unterhandlungen mit Napoleon begannen und durch lautes, kräftiges, oft sehr derbes Wort, durch die für sich und sein Vorwärts in Anspruch genommene begeisterte öffentliche Meinung. Das erste Glas Rheinwein leerte er in Gießen, wie anderwärts, auf raschen Uebergang über den Rhein! und das derbe Wort des ruhmgekrönten Feldmarschalls gegen die Zaghaften schlug doppelte Wunden, da die öffentliche Meinung so entschieden für ihn war. Noch mehr aber brachte er diese öffentliche Meinung dadurch zur Sprache und Wirksamkeit, daß er am 6. November von seinem Hauptquartier zu Gießen aus ohne Weiteres den Zug nach Frankreich über Cöln begann. Freilich erreichte ihn am 11. schon der Eilbote mit dem bestimmten Gegenbefehl. Seine Armee mußte wieder zurückgehen, doch blieb der Eindruck seines Unternehmens und es halfen ihm seine Energie und sein ferneres persönliches Wirken zu Frankfurt und die immer stärkere Gewalt der öffentlichen Meinung endlich zum Sieg.

Nachdem er vorher den Feind so, wie bei Wartenburg, durch Kriegslist getäuscht, überschritt seine Armee am 1. Januar 1814 mit dem Schlage Zwölf Uhr, unter dem Lärm der Neujahrsnacht gleichzeitig bei Mannheim, Caub und Coblenz den Rhein. Die Franzosen suchte er von Napoleon herüber auf die Seite der Alliirten zu bringen, indem er auf Napoleons Unterdrückung und auf die höchst merkwürdigen Vorgänge in Paris am 28. December 1813 verwies, wo nach Rainouards und Lainé's kräftigen Darstellungen der gesetzgebende Körper vom Kaiser Wiederherstellung der Freiheit gefordert, der Kaiser aber den gesetzgebenden Körper nach Hause geschickt und sich den einzigen Repräsentanten Frankreichs genannt hatte. Die friedliche Schonung gegen die französischen Bürger, welche Napoleon sich nicht anschließen wollten, empfahl er auf seine eindringende Weise seinen Soldaten. „Die Bewohner" — so sagt seine Proclamation — „sind uns nicht feindlich gesinnt. Ich habe ihnen „Schutz ihrer Personen und Sicherheit ihres Eigenthums ver„sprochen. Ich that's in Eurem Namen. Ihr müßt's hal„ten!" Seine Armee, jetzt verstärkt durch das vierte und fünfte deutsche Armeecorps, nahm wieder die Mitte ein zwischen der großen Armee, welche zu seiner Linken, südlich von der Schweiz aus, vorrückte, und zwischen der Nordarmee, welche — jedoch zuerst wegen Bernadotte's Zaudern nur theilweise — zu seiner Rechten von den Niederlanden aus vorrücken sollte. Wie früher Leipzig, so mußte nun Paris der Zielpunkt werden. Am 17. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 26. in Brienne, wo ihm ein Ueberfall persönlich große Gefahr brachte, aber den Zweck, seine Verbindung mit der Hauptarmee zu verhindern, nicht verfehlte. Schon wieder hatte er jetzt mit den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei im Hauptquartiere und gegen die Rückerinnerungen an den frühern Rückzug aus Frankreich während der Revolution zu kämpfen. Er trieb nach Paris und erbot sich, bei einiger Unterstützung durch die Hauptarmee, da sein Heer noch nicht vereinigt war, den Kaiser sogleich jetzt zu schlagen. Das Vertrauen der Monarchen und Feldherren übertrug ihm hierauf am 1. Februar über einen Theil der Hauptarmee, über die Truppen unter Wrede, Giulay und dem Kronprinzen von Würtemberg, den Oberbefehl für eine Schlacht bei Brienne oder la Rothiere. Er schlug. In schönen Vereine fochten die verbündeten Heerschaaren. Als es die Entscheidung galt, da rief Blücher: „Ihr nennt „mich den Marschall Vorwärts: nun will ich Euch zeigen, was vorwärts heißt!" Und an der Spitze einer tapfern Schaar sprengte er voran auf den entscheidenden Punkt, und das Dorf la Rothiere, Napoleons feste Stellung, ist genommen. Die erste Schlacht auf französischem Boden war gewonnen. Angesichts seiner militairischen Wiege war der große feindliche Feldherr von Blücher besiegt, hatte 3000 Gefangene und 82 Kanonen verloren und sah auf's Neue den Glauben an seine Unüberwindlichkeit gefährlich untergraben.

Blücher, jetzt mit größerem Nachdruck nach Paris treibend, rückte an der Spitze seiner Armee mit Schnelligkeit an die Marne und, schon die Hauptstadt bedrohend, bis Meaux vor. Langsamer und weniger glücklich operirte die große Armee ihrerseits an der Seine. Aber mit der ganzen Kraft seines großen Geistes, durch sie reich an Hülfsmitteln und seine Heerschaaren durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen fast verdoppelnd, kämpfte der Kaiser. Hätten die Idee der Freiheit und die französische Nation noch mit ihm gekämpft, hätte er es nur wagen dürfen, eine Volkswehr aufzubieten, wahrlich, in dem reichen kriegsrüstigen Frankreich, siebenmal größer, als das Volk, an dessen Spitze Frie-

Digitized by Google

reich siegreich gegen den größten Theil von Europa kämpfte, in demselben Frankreich, das in der Revolution noch ungerüstet, überall von auswärtigen und innern Feinden besetzt, begeistert durch seine Freiheitsideen, sie alle so glorreich besiegte, der Sieg hätte sein werden müssen. Mit Blitzesschnelle von einem Heere der Verbündeten zu dem andern eilend, benutzte er jede Blöße, jede Lücke. So warf er sich jetzt zuerst auf die Blücher'sche Armee, welche durch fehlerhafte und der Abrede zuwiderlaufende Bewegungen der Hauptarmee, ohne daß Blücher es wußte, auf der rechten Seite entblößt war und vereinzelt stand. Zuerst überraschte und schlug er den General Olsufieff bei Champaubert (10. Febr.), dann Sacken bei Montmirail (11. Febr.) und hierauf York bei Chateauthierry (12. Febr.), schnitt sie von dem Rest der Armee unter Blücher ab und warf sich auf diesen bei Joinvilliers und Etoges (14. Febr.). Er umzingelte dessen Heerhaufen dergestalt, daß nur das Durchschlagen in Quarré's einen durch die seltenste Geistesgegenwart bewundernswürdigen Rückzug gegen Chalons zu möglich machte. Ein französischer Berichterstatter (Koch, Mémoires) gesteht, daß die Franzosen die Geistesgegenwart Blücher's bei diesem Rückzuge bewunderten. „Er sammelte," so fährt Koch fort, „sein „Fußvolk, mitten unter den Angriffen der Cavalerie, eine Sache, „die so schwer gelingt, daß sie in gleichem Grade den Feldherrn und seine Soldaten ehrt." Bald bei der Vorhut, bald bei der Nachhut, war Blücher überall, wo die Feinde am dichtesten drängten. Aber so furchtbar sah er, trotz aller Ordnung des Rückzugs, die Seinigen fallen, daß er zuletzt im bittern Schmerz jede, auch die nöthigste Vorsicht für seine Person aufgab, auch als alle Ordonanzen zu seiner Seite fielen, im stärksten Kugelregen unbeweglich ausharrte und seines treuen Adjutanten, des Grafen Nostiz Mahnung, sich zu retten, zurückwies, da sagte ihm dieser: „Nun, wenn Ew. „Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen „lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches davon zu erzählen haben." Da sah ihn Blücher ernst an und mit den Worten: „Nun, Nostiz, so lassen Sie uns reiten!" trieb er sein Pferd an. Gleich darauf kamen Gneisenau und andere Offiziere und suchten den schon Vermißten. „Na, „Gneisenau," — rief er, schon wieder im Besitz seiner heitern Zuversicht, Jenem entgegen — „nun es heute noch nicht mit „mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit! „Es wird nun schon wieder gehen; wir werden noch Alles wieder gut machen!" Die vier vereinzelten Gefechte hatten 14,000 Mann, fast den vierten Theil der Armee, darunter 6000 Gefangene und 27 Kanonen gekostet und Napoleon berichtete nach Paris: „die Blücher'sche Armee sei vernichtet." Doch schnell vereinigte nun Blücher in Chalons alle seine Heertheile mit sich und großmüthig sprach er in seinem Bericht seine Generale frei und nahm alle Schuld auf sich. Selbst die Führer der Hauptarmee verschonte er mit Vorwürfen, dachte vielmehr auf ihre Unterstützung und bot Schwarzenberg seine alsbaldige Unterstützung zu einer Hauptschlacht an. Er hätte tollkühn scheinen können, aber Blüchers Muth wuchs mit dem Unglück. Schwarzenberg war unterdessen mit dem Hauptheere allmälig bis gegen Fontainebleau vorgedrungen gewesen; im Fluge aber hatte Napoleon sich jetzt von Blücher, von der Marne zur Seine eilend, wieder auf das Hauptheer geworfen. Er schlug die Russen sogleich bei Nangis (17. Febr.) und die Würtemberger bei Montereau (18. Febr.) und am 19ten war Schwarzenbergs Heer im vollen Rückzuge, doch hatte er Blüchern bereits geantwortet, wenn dieser noch mit 30,000 Mann am 23sten in Mery zu ihm stoßen könne, so wolle er dort sich stellen und eine Hauptschlacht liefern. Blücher antwortete: „Ich werde schon am 21sten mit 53,000 Mann und 300 Ka„nonen zur Stelle sein." Und wirklich traf er am 21sten noch zur rechten Zeit in Mery ein, um die Wittgensteinische Armee von einer großen Niederlage zu retten. Von den französischen Schriftstellern, die überhaupt öfters bemerken, da oder dort habe man an der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck der Bewegungen bemerkt, daß man es mit Blücher zu thun habe, berichtet hier Fain in seinem Geschichtsbuch: „Das ganze Heer Schwarzenbergs war im Zurück„weichen. Ueberall stieß Napoleon auf Truppen, welche „wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit „der Gegenwehr bei Mery setzte in Erstaunen. Man fragte, „wer dieser trotzige Feind sei. Napoleon erfährt, es seien „Truppen von Blücher. Er will es nicht glauben, er meint, „diese Truppen müßten noch 30 Stunden weit von hier weg „sein. Doch es war so; nun ist Alles begreiflich, nur nicht, „wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer „Niederlage erholt haben könnten, überhaupt so schnell wieder „und jetzt hier auf dem Kampfplatz erscheinen konnten." Aber leider harrte Blücher in Mery vergeblich auf die Verfügung zur versprochenen Hauptschlacht. Er konnte Schwarzenberg nicht dazu bewegen. Schon hatte dieser den Franzosen einen Waffenstillstand angetragen und man hoffte wieder auf die Friedensunterhandlungen auf dem Congresse zu Chatillon. Schwarzenberg besteht darauf, seinen Rückzug bis nach Chaumont und Langres zu verfolgen. Vergeblich läßt ihn Blücher durch Grollmann beschwören, seinen Vorsatz aufzugeben. Ja Schwarzenberg befahl Blücher an diesen Rückzug sich anzuschließen, und förmlich ausgefertigt langte alsbald derselbe Befehl aus dem großen Hauptquartier an. Hätte Blücher gefolgt, so war der Feldzug verloren und ein unglücklicher, schimpflicher Rückzug aus Frankreich unvermeidlich. Schon hatte Napoleon das stolze Wort gesprochen: „Jetzt bin ich näher an Wien als die „Feinde an Paris!" da faßte Blücher den kühnen, in seinen Folgen welthistorischen Entschluß, nicht zu folgen, vielmehr seine Verbindungen mit der Hauptarmee abzubrechen, mit seiner Armee schnell zum zweitenmal an der Marne nach der Hauptstadt vorzudringen, dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien, und sie so dem Vorgehen nach Paris wieder günstiger zu stimmen. Durch dringende Vorstellungen bei den Monarchen von Preußen und Rußland (der Kaiser von Oesterreich war schon früher rückwärts in Dijon) wußte er, nachdem er bereits unverweilt seinen Plan in Ausführung gebracht, auch die nachträgliche rühmliche Genehmigung zu dem Geschehenen zu erlangen und selbst eine Vermehrung seiner Armee durch das Winzigerodische und Bülow'sche Corps von der auf's Neue zaudernden Nordarmee und durch das weimarische Corps zu erwerben. Er warf Marmont bei Sezanne und überschritt die Marne bei La Ferte. Sein Plan, die große Armee zu befreien, war schnell erreicht. Schon am 7. März stand wieder ihm Napoleon bei Craon zur Schlacht gegenüber. Unverantwortlich verspätete sich Winzigerode mit 11,000 Mann Reiterei und mit der reitenden Artillerie. Blücher mußte sich zurückziehen. Doch Unfälle und verlorene Schlachten schlugen ihn und sein Heer nicht nieder. Schon den nächstfolgenden Tag (am 9. März) boten sie dem Kaiser bei Laon eine neue Schlacht an. Sie wurde glänzend gewonnen und dadurch den Alliirten die Thore von Paris eröffnet. Mehr als 50 Kanonen, 100 Pulverwagen und mehr als 2000 Gefangene waren der Preis eines glänzenden nächtlichen Angriffs am 9ten gegen einen geringen eignen Verlust. Napoleons eigener Angriff am 10ten wurde siegreich zurückgeschlagen. Napoleon ohne den leidigen Blücher auch nur zu nennen, berichtete nach Paris, er habe gefunden, daß die Höhen von Laon uneinnehmbar seien. Seine Angriffe auf die Blücher'sche Armee aber mußte er nun aufgeben. Er wendete sich wieder gegen das Hauptheer. Dieses, durch Blüchers kühnen Vorgang bestimmt, war unterdeß ebenfalls zum zweitenmale von der Seine nach Troyes, Sens und Provins vorgerückt. Es hätte schon am 5. März vor Paris stehen können. Aber 90,000 Mann stark, hatte es sich durch 32,000 Mann unter Macdonald vierzehn Tage lang fast an derselben Stelle in Unthätigkeit halten lassen. Doch war Napoleon, der in Rheims den General St. Priest überfallen hatte, so geschwächt, daß er bei Arcis sur Aube seinen neuen Angriff auf die verbündeten Heere (20. März) nicht durchsetzen konnte. Da suchte er durch eine kühne Kriegslist die beiden Heere von dem Vordringen nach Paris abzuwenden. Durch einen Rückzug über Vitry und Saint Dizier warf er sich in ihren Rücken, hoffte, sie sich nachzuziehen und, gelehnt an seine Grenzfestungen und unterstützt durch den Mangel der ausgehungerten Gegenden und durch das zur Verzweiflung aufgereizte Volk, sie ins Verderben zu stürzen. Und das Hauptheer begann wirklich bereits in die Falle zu gehen. Napoleon, in übereilter Siegesfreude, äußerte: „Man hat von Frieden gesprochen, aber ich unter„handle nicht mit Gefangenen." Diesmal konnte jedoch Blücher, unterstützt durch einen aufgefangenen Brief von Napoleon an die Kaiserin, der die List enthüllte, bei den Monarchen schnell sein Vorwärts nach Paris durchsetzen. Er selbst schreibt an einen deutschen Fürsten: „Nachdem ich den Na„poleon bei Laon geschlagen, bestand ich gegen die Meinung „aller Umgebungen der Monarchen darauf, mit beiden Heeren „auf Paris loszumarschiren und Napoleon machen zu lassen. „Es würde dann schon Alles sich finden, wenn wir die Haupt„stadt hätten." Am 23. wurde wirklich im Hauptquartier zu Vitry mit freudiger Zustimmung jetzt auch des edeldenkenden Schwarzenberg das Vorrücken beider Armeen beschlossen. Napoleon ließ sich durch die ihm von Blücher klug nachgeschickte Reiterei des Generals Winzigerode zu dem Wahne verleiten, die Armeen folgten ihm. Als er endlich, seine Täuschung erkennend, eiligst gegen Paris zurückging, war es bereits zu spät. Am 30sten griffen die Alliirten Paris an. Blücher, der unterwegs gegen Marmont und Mortier und den General Pacthod die Unfälle im Fer-

Digitized by Google

bruar siegreich gerächt hatte, endigte durch Erstürmung des Montmartre glorreich den Feldzug. Am 31sten zogen die Verbündeten in die Hauptstadt ein.

Der Kaiser Alexander erließ jetzt in seinem und seiner Bundesgenossen Namen die Erklärung an die von ihrem Despoten befreite französische Nation, sie möge sich eine andere Regierung erwählen. Mit dem treubrüchigen Napoleon würden die Verbündeten nicht unterhandeln. Der Senat aber setzte den Kaiser ab, und gab, zurückkommend auf die Erklärungen im gesetzgebenden Körper 28. Dec. 1813, des Kaisers Unterdrückung der verfassungsmäßigen Freiheiten, insbesondere auch der Preßfreiheit, als Grund an. Napoleon wollte Paris stürmen. Aber jetzt versagte ihm auch seine Armee durch die Marschälle den Gehorsam. Er mußte mit der Insel Elba und einer Jahresrente zufrieden sein. Der Senat entwarf nun in Eile eine neue liberale Verfassung, die auch der gesetzgebende Körper eben so eilig gut hieß. Von beiden wurde Ludwig XVIII. zurückgerufen. Dieser erklärte vor seinem Einzuge in der Proclamation von St. Ouen, daß auch er die Grundsätze der neuen Verfassung annähme, versprach jedoch dieselben, „weil die Verfassungsurkunde zu sehr das Gepräge „der Eile an sich trage," in einer vollständigeren Urkunde zu verwirklichen, und erfüllte in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Sieger dieses Versprechen durch die am Tage nach seinem Einzuge in Paris publicirte Charte vom 4. Juni.

Blücher hatte schon vor der Schlacht von Laon, von einem fieberhaften Zustande ergriffen, sich nur durch die Kraft und Spannung des Geistes und die Größe seiner Aufgabe aufrecht erhalten. Er commandirte auf dem Montmartre nur aus dem Wagen und wegen schweren Augenleidens mit einem grünen Damenhut bedeckt. Nun drohte eine schwere Krankheit dem Greis das Leben oder mindestens das Gesicht zu rauben. Er war sechs Tage lang blind, doch siegte bald seine kräftige Natur.

Vergeblich eiferte Blücher jetzt mit seinen oft sehr derben Erklärungen gegen den für die Feinde zu günstigen Frieden. Alle deutschen Länder wünschte er für Deutschland. Die Zurückrufung der Bourbons gefiel und bürgte ihm nicht. Er sagte laut voraus, daß man so nur einen Waffenstillstand schließe. Und er hatte recht gesehen. Die Partei der adeligen Emigranten und ihre restaurirende Vernichtung und Bedrohung aller Früchte der Revolution, und namentlich der auch in der Charte anerkannten Freiheitsrechte, öffnete dem von Elba zurückkehrenden Napoleon die Bahn. Daß jetzt erst Ludwig XVIII. vor den schnell versammelten Kammern die Charte durch feierlichen Eid beschwor, ist zwar für die Idee der Zeit sprechend genug, konnte aber nun nicht mehr helfen. Napoleon seinerseits beschwur auf dem Maifelde jetzt noch größere Freiheit, und rüstete die Armeen.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Bürgerrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verheißungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits nach raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington, mit dem Hauptquartier zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Cürassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Helden, der im Falle noch ruft: „Nostiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Nostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Nostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge „gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder aus„bessern." Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, versetzte er: „Auswendig hilft „das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen," ließ sich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte kalt nachge„trunken, es würde besser gehen!" Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch „wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn „schlagen, denn wir müssen." Wellington, welcher bei Quatrebas ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!" war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!" sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, rieth, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich." Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht „nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder „Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch „nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfelds, den Meierhof la Haye-sainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Mar„schall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit „wiederfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg dies„es furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Bei-

Digitized by Google

„stande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur „den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der „Feldmarschall flog im dichtesten Pulverdampf daher. Es war „eine Freude, ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte „sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Ku„gelregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, „seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den fliehenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Ver„folgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Arbeiten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Plessis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint Cloud. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von Lafayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

Er schien die Absicht Wellingtons und anderer Verbündeten, aus Schonung für die Bourbons und ihre Herrschaft die Einnahme von Paris nicht zu erzwingen. Dieses und die Bemühungen für die Bourbons gefielen Blüchern nicht. Er wünschte für die Franzosen ihre volle innere Freiheit. Nur wollte er bessere Wiederherstellung und Bürgschaft für Deutschland. Er eiferte in dieser Hinsicht auf's Neue für bessere Friedensbedingungen. Und durch seine Raschheit konnte er, noch ehe die Monarchen und Minister ankamen, mehr noch als durch Worte wirken. In den Unterhandlungen über den Waffenstillstand gebrauchte er einen den Franzosen seit lange ungewohnten Ton und die deutsche Sprache. Dennoch rieth der große Carnot, lieber mit Blüchers derber Geradheit, als mit Wellingtons höflicher Zweideutigkeit zu unterhandeln. Blücher verwarf es entschieden, daß die Hauptstadt wiederum, so ganz gegen der Franzosen Verfahren in Deutschland, von Einquartierung frei bleibe, verfügte schnell die Beschlagnahme der aus Deutschland geraubten Kunstschätze und schrieb Contributionen aus. Sein Vorangehen und seine lauten, energischen, durch die öffentliche Meinung unterstützten Worte trugen auch bei zu dem jetzt besseren Frieden. Auch wurde merkwürdigerweise den Franzosen die Erhaltung ihrer freien Verfassung jetzt förmlich durch den Friedensschluß verbürgt, doch gefielen die Bedingungen Blüchern nicht ganz und er fürchtete neue Gefahren. Bei einem großen Festmahle, welches Wellington den in Paris versammelten Ministern, Diplomaten und Feldherren gab, brachte er den Trinkspruch aus, den man in England mit großem Beifall den Blücher-Toast nannte: „Mögen die Federn der Minister nicht wieder „verderben, was durch das Schwert der Heere mit so vieler An„strengung gewonnen worden!“

Auch nach der Rückkehr aus den Feldzügen maßte sich zwar Blücher keineswegs die Rolle eines Staatsmannes oder eine Einmischung in die Verwaltung an; aber er hielt als Privatmann mit seinem gesunden Rechtsgefühl und praktischen Sinne fest an den großen Grundsätzen, durch welche Preußen wieder stark und groß und Deutschland gerettet war, welche mit den Herrschern und der Nation auch er in den Freiheitskriegen mit Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen, durch welche er gesiegt hatte. Er war sehr weit entfernt von der reactionairen Bestrebung derjenigen, welche diese Grundsätze und selbst alle Begeisterung für Freiheit und Vaterland während der Freiheitskriege jetzt ableugneten, welche sogar damals, nämlich vor ihrer Erneuerung durch die königliche Erklärung vom 17. Januar 1820, die Verheißung der Reichsrepräsentation auslöschen wollten, und welche den alten Staatskanzler jetzt deshalb anfeindeten, weil er den freien Grundsätzen Sanction und zum Theil schon die Verwirklichung verschafft hatte. Sein oft äußerst herber Tadel gegen den altgewordenen Staatsmann und manche neuern Maßregeln war ganz anderer Art. Blücher blieb in seinen Gesinnungsäußerungen, in seinen kräftigen, oft ausführlichen, aber leicht dahinfließenden und meist allgemein ergreifenden Reden an das Volk, so z. B. in den freien Städten, in Frankfurt (1815), in Hamburg (1816), und bei Gastmälern, und in seinen kurzen Kraft- und Schlagworten, von welchen, wo er hinkam, sogleich viele in Umlauf waren, völlig der Mann des Volks. Manche Privatäußerungen waren so stark und derb, zuweilen auch gegen Persönlichkeiten verletzend, daß, wie sein ausführlichster berliner Biograph bemerkt, ihre Bekanntmachung zum Theil erst in einer spätern Zeit zu erwarten ist. Und wir wollen ebenfalls einzelne, die wir vernahmen, hier nicht wiederholen. Auch beseitigte er selbst zuweilen ein tieferes Eingehen in politische Discussionen durch einen Scherz. So erwiederte er auf gewisse Klagen in Beziehung auf Preußens Constitution: „Der Staat hat keine bessere Constitution als ich; im „Kriege sind wir frisch; aber im Frieden will's nicht recht gehen.“

Mit Wärme hielt insbesondere Blücher fest an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwischen dem Krieger- und Bürgerstand und zwischen Adeligen und Bürgerlichen. So war sein Trinkspruch bei dem großen Feste, welches ihm nach seiner ersten Rückkehr von Paris die Ständevertreter der Monarchie gaben: „Der glücklichen „Verbindung des Krieger- und Bürgerstandes vermittelst der „Landwehr!“ An der königlichen Tafel, bei einem großen Feste am 15. August 1814, bat Blücher um die Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, „welcher dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majestät und der „Nation verdient und erlangt, so wie durch den Geist, welchen er der Staatsverwaltung eingeflößt, jene innige Verbindung „der Nation zu einem Ganzen bewirkte, wodurch die großen „Leistungen möglich geworden und es dahin gekommen ist, daß „man in Preußen jetzt nicht weiß, wo der Kriegerstand aufhört „und der Bürgerstand anfängt. Ich wünsche,“ so fuhr Blücher fort, „daß diese glückliche Verschmelzung unauflöslich „bleibe.“ Am 16. Juni 1816 hatten die Badegäste in Carlsbad ein Fest zur Feier des Jahrestages der Schlacht von Belle-Alliance veranstaltet und die Preußen Blüchern dazu eingeladen. Jedoch hatten die Vornehmern sich von den Bürgerlichen abgesondert. Da fand sich Blücher zuerst bei der Mittagstafel der Bürgerlichen ein, zu dem Balle am Abend aber erklärte er „nur dann kommen zu können, wenn die un„statthafte Absonderung aufhöre.“ In seinem Trinkspruch sagte er hier: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Belohnungen aller „und reichlicher Art, sind mir zu Theil geworden. Meinen „schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, „in der Achtung meiner Zeitgenossen und in dem Bewußtsein, „meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts mit Aufbietung „aller meiner Kräfte erfüllt zu haben.“ — An den Wohlthätigkeitsverein in London schrieb Blücher, der oft seine Bewunderung Englands aussprach: „Wenn es meine äußern Ver„hältnisse erlaubten, so möchte ich mein Leben in England be„schließen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine

Digitized by Google

„Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das „sich in Allem so sehr auszeichnet und seinen Reichthum auf so „edle, anderwärts unbekannte großherzige Weise verwendet, muß „zugleich erhebend und beruhigend sein.“ Mit welcher Energie sich Blücher am Ende des Jahres 1815 für die 1813 in seiner ersten Proclamation verheißene, aber damals schon angefochtene unbeschränkte Preßfreiheit aussprach, wie er, der gerade, oft derbe Wahrheitsfreund, gar keine andere Grenze derselben sich denken konnte, als die Wahrheit selbst, dieses wurde schon oben berührt.

Im Sommer 1816 besuchte Blücher sein Vaterland Mecklenburg. Er wurde von dem Fürsten und dem Volk auf das Höchste geehrt. In Dobberan, an der großherzoglichen Tafel, dankte er dem Großherzog, der alle braven Mecklenburger hatte leben lassen, im Namen derselben und sagte unter Anderem: „Es ist mir eine Ehre, den Mecklenburgern anzu„gehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen „mitzuhelfen, daß die Welt befreit würde vom Sklavenjoch des „Tyrannen. Mir ist noch mehr gelungen! Was ich unter „allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte „und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, „das ist erreicht. Ich bin nun da froh und frei, in dem Lande, „wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, „wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt, „wie ich mich gesehnt habe, ehe auch ich mein Grab fülle, zu „beten an ihrem Grabe“ (er that dieses einige Tage nachher in der Kirche zu Rostock). „Gern ruhte ich an ihrer Seite, „wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch „ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr „als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder! „Bleibt, wie ich Euch finde, treu Eurem Gott und der Wahr„heit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst getreu!“

Solcher Liberalität, Pietät, Treue und Herzlichkeit der Gesinnung, wie sie sich in dem Bisherigen äußert, entspricht Blüchers ganzes begeistertes treues Wirken. Selbst bei seinen Fehlern kommt sie noch zu Tage. Bekannt ist seine Leidenschaft für's Wagespiel. Wir wollen sie nicht entschuldigen durch die gleiche Leidenschaft unserer kriegsmuthigen altdeutschen Vorfahren. Aber es war ein schöner Sieg der Pflicht, daß Blücher während der ganzen Zeit eines Feldzugs nie auch nur ein einzigesmal spielte. Sehr auffahrend und derb und ohne wissenschaftliche Ausbildung war der in den Heerlagern des siebenjährigen Kriegs erwachsene Kriegsheld. Aber mit einigen heftigen derben Worten, von ihm selbst öfter zuweilen in versöhnenden Scherz gewendet, war meist sein Verdruß ausgetilgt. Nie sah man ihn schlagen. Freundlich und mild gegen Schwächere, gegen Frauen und gegen seine Krieger, scheuete er sich nicht, diesen mit Achtung ein vergangenes Unrecht abzubitten. Bei dem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg sagte er zu seinen Soldaten: „Vorwärts, „Kinder! und gut ausgehalten, die Brücke lasse ich hinter uns abbrechen!“ Da vernimmt man Murren und mehrere Soldaten rufen laut: „So brauche man ihnen nicht zu kom„men. Sie würden ja wohl ihre Schuldigkeit auch ohne das „gethan haben, das hätten Sie wohl gezeigt.“ Da erwiedert der wackere Feldherr kräftig und zutraulich: „Ihr habt recht, „Kinder, da hat der alte Blücher wieder einmal etwas Dum„mes gesagt. Aber bös war's nicht gemeint. Wir kennen „uns ja schon!“ Und: „Hurra, Vater Blücher!“ so ging's vorwärts. Auf eines Vornehmen etwas geringschätzende Aeußerung über die gemeinen Soldaten erwiederte er warm: „Der Soldat hat so gut Ehre, als die Fürsten und die Officiers, und unsere Ehre besteht durch ihre Ehre!“ Die Feinen mögen wohl Anstoß genommen haben, wenn Blücher selbst im Frieden die Soldaten in alter herzlicher Weise behandelte, wenn der Feldmarschall auch in Berlin keinen Anstand nahm, den gerade vorbeigehenden Landwehrmann anzuhalten und, an dessen Pfeifenstummel seine Tabakspfeife setzend, sie in dieser Gemeinschaft anzurauchen. Aber die Krieger vergaßen ihm dies sicher nicht. Er sorgte überhaupt auch im Frieden gern für sie. Von dem englischen Hülfsverein für verwundete Krieger wußte er für die seinigen 264,000 Thaler zu erhalten. Wie manchesmal sprach Blücher in einigen derben Worten, wie wir sie ja selbst bei dem großen Dichter vom Götz lesen müssen, beredter und tiefer ergreifend, als alle Redekünstler. So sagte er einst zu einem Regiment, das gestern siegte, und das er heute auf's Neue zum Sturm kommandirte, die Soldaten ansehend: „Kerls, ihr seht ja aus „wie die Schweine! Aber ihr habt die Franzosen geschlagen. „Damit ist's aber noch nicht genug. Ihr müßt sie heute wie„der schlagen, denn sonst sind wir Alle — —“. Das sind rednerische Motive, wie sie Demosthenes nicht besser hat. Als bei dem Rheinübergang ein Bataillon, das sehr gelitten hatte, in düsterer Haltung an ihm vorbeizog, ruft er ihnen traulich zu: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich „bleiben, bis Ihr alle französisch könnt!“ und das ganze Bataillon wurde guter Laune. So ging ihm nie Lust und Kraft aus, mit einem guten Worte den Seinigen seine heitere Zuversicht und unerschütterliche Entschlossenheit mitzutheilen, sie dadurch und durch begeisterte Liebe für die Sache und für ihre Feldherren zu einem einzigen Körper zu vereinigen und zu beseelen. So wenig in der Nacht als am Tage fehlte ihm der schnelle sichere Entschluß wie das kräftige ermuthigende Wort. So erweckt ihn einst ängstlich seine Umgebung mit der Nachricht: Napoleon sei im Begriff, eine gewisse kühne Bewegung gegen ihn auszuführen. Noch gähnend erwiedert er: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen,“ ordnete die nöthige Vorkehrung an, legte sich herum und schlief weiter. — Gelehrte Wissenschaft war ihm freilich fremd. Aber gewiß, er hatte Vieles, um sie zu ersetzen, und er hatte innere Tüchtigkeit und Bildung genug, um sie und jedes tüchtige Wirken zu schätzen. Niemals hörte man ihn von der Wissenschaft, noch weniger von der Religion geringschätzig sprechen. Als er 1816 in Hamburg und Altona weilte, und dort bei keinem Bekannten aus seiner Unglückszeit treuherzig anzusprechen vergaß, sah man den alten Feldmarschall nie am Grabe des ihm einst befreundeten Klopstock an der Straße bei Altona vorbeigehen, ohne daß er den Hut abnahm und tief senkte.

Vor Allem aber in dem Verhältniß zu seinen Mitfeldherren, Wittgenstein, Schwarzenberg, Kronprinz von Schweden, Wellington, zu seinen Unterbefehlshabern und zu seinen zwei Generalquartiermeistern, Scharnhorst und Gneisenau, bewies Blücher beharrlich, in Verbindung mit seinem so wohl begründeten Selbstgefühl, die schönste Treue und Pietät und Selbstentsagung für die große Sache, die liebenswürdigste Neidlosigkeit und Bescheidenheit. Er wußte, daß die Feinde und die Friedensfreunde unter den Verbündeten, welche beide sein feuriges Vorwärts! haßten, ihn den Husarengeneral nannten und gern auch das, was nur er im Heere und in der Schlacht wirkte, ganz seinen unsterblich verdienten Generalquartiermeistern zugeschrieben hätten. Aber Niemand hat zu allen Zeiten lauter ihre Verdienste erhoben, als gerade er, der gebietende Feldherr, welcher stets eben so willig besserem Rathe nachgab, als er alle Berechnungen und Plane durch die lebendige Auffassung und Durchführung beseelte, das Beschlossene mit eigenthümlicher Energie, ohne Wanken verwirklichte und bei jeder neuen Wendung der Dinge mit schnellem Blick und sicherem Tact neuen, meist Sieg bringenden Entschluß wußte. Von Scharnhorst sagte er bei einem Feste, welches ihm die Freimaurerloge Royal York (er hatte in diesen Mysterien die Meisterschaft erhalten) veranstaltete, am Schluß seiner Rede: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei Du selbst Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!“ Ueber Gneisenau äußerte er sich stets nicht minder anerkennend und bescheiden. Als man in einer Gesellschaft sich gegenseitig schwere Aufgaben stellte, verhieß Blücher, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Alle sind erwartungsvoll. Da küßte er Gneisenau mit herzlicher Umarmung. Einst überhäufte man ihn mit Lobreden. Da erhob er sich ungeduldig und sprach mit edler Begeisterung die schönen Worte: „Was ist's, das Ihr rühmt! Es „war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und „des großen Gottes Barmherzigkeit.“

In solchen Gesinnungen sah endlich der edle Greis heiter und ruhig sein Ende nahen. In den vier Jahren nach seinen letzten großen Siegen quälten ihn öfter schmerzliche Leiden. Doch genoß er noch reichlich bald auf seinen Reisen, bald in Bädern, bald auf seinem Landgut, bald in der Hauptstadt mit aller Heiterkeit die Freuden des Lebens. Im September 1820 verschlimmerte sich sein Uebel sehr. Am 5. sagte er zu dem Adjutanten, welchen der König zu ihm gesendet hatte, und welcher ihn durch die Erklärung seiner Aerzte beruhigen wollte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, „als die Aerzte, die meinen Zustand nicht mehr beurtheilen „können. Ich sterbe gern, denn ich bin zu nichts mehr nutz. „Sagen Sie dem König, daß ich ihm treu gelebt und ihm „treu sterbe.“ Aehnliches wiederholte er dem König, der ihn Tages darauf selbst besuchte, und empfahl ihm seine Gattin. (Er hinterließ wenig.) Zu seinem Freunde und Retter, Graf Rostiz, dem er ebenso mit unwandelbarer dankbarer Treue anhing, als dieser ihm, sprach er, als derselbe ihm einen Labetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Rostiz, Sie „haben Manches von mir gelernt! Jetzt sollen Sie auch von „mir lernen, wie man ruhig stirbt!“ Sanft entschlief er am Abend des 12. Septembers und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter freiem Himmel bei den drei Linden an der Straße von seinem Gute Kriblowitz begraben, geehrt durch Todtenfeier und öffentliche Trauer von König und Heer und von manchem Verein im deutschen Vaterlande, so von der Bürgerwehr der freien Stadt Hamburg.

Digitized by Google

Eine solche Persönlichkeit, ein solches Wirken waren wohl geeignet, eine allgemeine Begeisterung in Volk und Heer und große Erfolge hervorzubringen.

Die begeisterte Stimmung des Volks für Blücher aber darf beispiellos genannt werden. Seine verschiedenen Züge durch Deutschland waren fortwährend Triumphzüge. Die Städte, in die er kam, wie z. B. Magdeburg, Cassel, Coblenz, Cöln, Aachen, Frankfurt, Hamburg, feierten großartige Volksfeste, bei welchen jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht dem freundlichen Helden zu huldigen wetteiferte. Und auch wo er länger weilte, wie in den freien Städten Hamburg und Frankfurt, da wollten die immer neuen Feste, der immer erneuerte laute Jubelruf des Volkes nicht enden. Und Blücher war nicht unempfindlich für solchen oft rührenden und ergreifenden Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Er, der gerne und gut öffentlich redete, dankte seinerseits in herzlichen, die edelsten Volksgesinnungen bekräftigenden Reden an die Versammelten. Der durch kein feindliches Geschütz je erschütterte Kriegsheld war dabei oftmals tief ergriffen und gerührt. Mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, ich „erliege sonst," wehrte er bei dem letzten Scheiden von dem ihm so theuren, als wohlwollenden Hamburg weitere Achtungsbeweise ab und trieb zur Eile. Und nicht in Deutschland allein, sondern in dem alten England, in der Hauptstadt der Welt, wie in Oxford, dort, wo die alte Freiheit den Tact des tüchtigen Volks für Tüchtiges und Großes ausgebildet hat und wo das verbreitetere Lesen ausführlicher Nachrichten in den Zeitungen vollständigere Kenntniß der Zeitgeschichte begründet, als anderwärts, empfing den deutschen Helden dieselbe Gesinnung. Der Prinz Regent hatte ihn als seinen Gast eingeladen, „um ihm — wie er schrieb — seine Bewunderung und seinen Dank auszudrücken." Er kam nach dem ersten Pariser Frieden, also noch ehe er den Britten ihren Ruhm bei Waterloo erkämpfen half, zugleich mit den Monarchen, mit Wellington, der eben in Spanien und Frankreich seinem Vaterlande so außerordentlich großen Ruhm errungen hatte, und mit andern berühmten Feldherren. Aber auf die auffallendste Weise wendete sich die allgemeinste Begeisterung aller Stände, selbst der vornehmsten Frauen, die sich zu seinem Lever drängten, dem „Marschall Vorwärts" dem „Besieger des Tyrannen" (the Conqueror of the Tyrant) zu. Da half keine Abwehr selbst gegen das buchstäbliche Tragen auf den Händen, gegen das Ausspannen der Pferde und gegen das Zudrängen, daß jeder wenigstens einmal seine Hand drücke. Der donnernde Beifallsruf, oft von Hunderttausenden und gleich dem Geschütz der Feldschlacht, ertönte, sobald Blücher in Bewegung war. Und während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts, vom Tage der Ankunft (6. Juni) bis zum Tage der Abreise (11. Juli), bei welcher er, bis zum Meere begleitet von Hunderttausenden, unter dem Donner der Kanonen und des Beifallsrufes sich einschiffte, dauerte, von allen Ständen getheilt, das große Volksfest, sprachen die allgemeine Liebe und Verehrung oft in den ergreifendsten, wie in den ergötzlichsten Zügen stets neu sich aus. Blücher sagte: „Ich muß über mich selbst wachen, „daß ich nicht zum Thoren werde." Alle Zeitungen kamen darin überein, daß seinem vaterländischen Kriegshelden, daß selbst seinem Nelson das englische Volk keine solche Begeisterung, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung ausdrückte.

Mit solchen Anerkennungen der Völker verbanden sich entsprechende Belohnungen der Fürsten, zahlreichere, ausgesuchtere und größere, als je einem andern Feldherrn zu Theil wurden. Die höchsten Orden aller europäischen Fürsten, die von Frankreich ausgenommen, schmückten den Helden. Nach der zweiten Einnahme von Paris mußte sein dankbarer König ein neues Ehrenzeichen für ihn allein erfinden, so wie ihn schon früher Englands Herrscher mit einem solchen vor den Augen des englischen Volkes zierte. Durch die Ertheilung der Feldmarschalls- und der Fürstenwürde, deren Name, zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach, von dem nahen Wahlstadt entlehnt wurde, durch wiederholte große Geldgeschenke und reiche Einkünfte, durch Landgüter und ein Haus in Berlin, durch die große fürstliche Dotation, endlich durch ein prachtvolles, colossales Standbild in der Hauptstadt lohnte ihn sein Königshaus auf das Großmüthigste.

Auch noch zwei andere solcher Standbilder, wahre Kunst- und Nationaldenkmale — eine seltene Zierde für Deutschland — erhalten Blüchers Andenken bei der Nachwelt. Das eine von der Provinz Schlesien auf dem größten Marktplatz in Breslau errichtet, das andere von der Gesammtheit der Mecklenburger unter Leitung der Stände zu Rostock auf dem Blücherplatz. Dieses stellt ihn nach Göthes Vorschlag als Marschall Vorwärts im deutschen Landwehrrock dar, während das zu Berlin seine eigenthümliche Neigung, durch eigne Theilnahme am Gefecht die Sache im rechten Augenblick zur Entscheidung zu bringen, andeutete. Die Stadt Berlin ehrte ihn durch Denkmünzen und so wie London und Hamburg durch die Bürgerwürde, die Universitäten Oxford, Cambridge, Berlin durch die Doctorwürde und Hamburg und Altona durch Stiftung des Blücherclubbs „zur Feier seiner Ehrentage und zur möglichsten Verbreitung seiner liebenswürdigen Eigenschaften und „Tugenden." Zahllose Büsten, Gemälde, Kupferstiche und Bilder aller Art, eine Anzahl von Biographien und eine große Reihe von Gedichten, darunter welche von Deutschlands ersten Dichtern, Göthe, Uhland und Fr. L. Graf zu Stolberg, von Arndt und Rückert, suchten sein Andenken zu erhalten, auszubreiten und zu verherrlichen.

Und groß und leicht erklärbar, wie diese Begeisterung für Blücher, waren die Erfolge seines Wirkens für die große Sache.

„In Blüchers Hauptquartier und Heer war" — nach dem Ausdruck eines seiner Biographen — „der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit. Der „eigentliche Kern der Kriegsführung, der thätige Anstoß und „das fortreißende Beispiel waren hier." — „Durch den ganzen Krieg hindurch war" — so fügt ein anderer hinzu — „Blüchers treibendes Vorwärts das bewegende Princip des „Kampfes. Wie hätten wir sonst nach Paris kommen mögen?" Daß aber nun dem also war und daß nach demselben Schriftsteller „das ganze Heer auf ihn mit unerschütterlichem „Muthe vertraute, mit ihm siegreich focht, daß sein Ruhm „den Ruhm größerer Feldherren neben ihm und ihm gegenüber „verdunkelte, daß er allein in ganz Deutschland, ja von Alt„england, als der Held des Krieges gefeiert wurde, dieses er„klärt sich daraus, daß Blücher ganz der Richtung des da„maligen Volksgeistes entsprach, daß er in Wort und That „des Volkes Stimme verkündete, in jeder That das vollbrachte, „woran das Volk selbst schon Hand gelegt hatte." Derselbe Schriftsteller schließt seine Biographie Blüchers mit der feierlichen Aufforderung an die Städte, „wenn die dem Reich „versprochene Verfassung auch ihnen, für welche durch die „Städteordnung von 1809 die Einleitung zu festeren Ver„hältnissen gemacht ist, ein geordnetes Bürgerthum bringen „werde," das Bild Blüchers „als Wahrzeichen ihrer Frei„heit" aufzupflanzen *). Es war, wie die Manifeste aner-

*) Förster, der Feldmarschall S. 416. Aber es ist unumgänglich nothwendig, unsere hier entwickelte historische Grundansicht von Blüchers öffentlicher Rolle gegen Widerspruch von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus zu vertheidigen. Derselbe berliner Biograph Blüchers, welcher in der soeben angeführten und in andern Stellen der Gewalt der offen vorliegenden Wahrheit huldigen muß, scheint sich doch anderwärts der Partei, welche auf so merkwürdige Weise alle Begeisterung und vollends allen Gedanken an innere Freiheit zur Zeit der Freiheitskriege hintennach ganz ausstilgen und ableugnen möchte, anschließen zu wollen. Ja, er führt ausdrücklich als Gegenbeweis an, „daß man ja mit russischen Leibeigenen gegen die Franzosen gefochten, welche letzteren doch für die Freiheit ihre Revolution begonnen hätten." Hr. Förster folgt wohl, indem er solchergestalt seine freieren Aeußerungen durch die Huldigung gegen jene Partei gewissermaßen loszukaufen und zu versöhnen scheint, nur ungern einer beklagenswerthen Mode oder einem äußern Drange. Wir Andern aber wollen nicht vergessen, daß die Satelliten des Napoleonischen Despotismus, die wir schlugen, ganz etwas Anderes waren, als die für ihre Freiheit begeisterten Kämpfer in der Revolution, welche stets uns und ganz Europa besiegten. Wir wollen eben so wenig vergessen, daß der edle Kaiser Alexander in der Proclamation von Kalisch der ganzen deutschen Nation ausdrücklich auch Wiederherstellung ihrer innern verfassungsmäßigen Freiheit mit verhieß und daß er später auf dem wiener Congreß mit Beziehung auf diese feierliche Zusage vor dem Beginne des Kampfes ausdrücklich die liberalste Verwirklichung derselben anempfahl (s. Klübers Acten Heft I S. 61), daß er darauf drang, die freie französische Verfassung zu gründen und sogar durch den Friedensvertrag zu sichern; daß er auch den von ihm besiegten Polen eine höchst liberale Verfassung mit völliger Preßfreiheit verlieh und den Gedanken erregte, er bereite auch für sein eigenes Volk die Freiheit vor, daß er endlich schon vom Beginne seiner Regierung an durch die liberalsten Erklärungen und Maßregeln allen Ideen europäischer Civilisation huldigte und in seinem Reiche Eingang zu verschaffen suchte, nach ausdrücklicher Erklärung insbesondere auch die Aufhebung der Leibeigenschaft vorbereitete, sie milderte und bereits theilweise wirklich aufgehoben hatte. Und unter solchen Umständen sollte allein schon die Annahme russischer Kriegshülfe als eine Lossagung von der Freiheit und europäischen Cultur dargestellt werden dürfen? Mögen übrigens diejenigen, welche es ableugnen, daß Begeisterung für innere verfassungsmäßige Freiheit zur glücklichen Durchführung der Freiheitskriege nöthig und wirksam gewesen, sich vorsehen, daß sie nicht in noch andere, unerwartete Gefahren gerathen. Könnte es nicht einstweilen scheinen, als wollten sie den Herrschern wie ihren Staatsmännern vorwerfen, daß sie ohne Einsicht in das Zweckmäßige und Nothwendige bei ihrer größten Unternehmung sich alle jene oben dargestellte Mühe gegeben hätten, unmittelbar vor Eröffnung des ersten und des zweiten Freiheitskrieges das Vertrauen ihrer Völker zu begründen, der Preis ihrer höchsten Anstrengungen werde alsbald nach dem Frieden jene wahre Freiheit sein? Und scheint man nicht durch die Behauptung, die Völker hätten noch nicht genug gethan, um zu beweisen, daß sie auf jene Verheißun-

Digitized by Google

kannten, ein von den Volksgesinnungen beschlossener, wie die feierlichen Freiheitsverheißungen und die Aufrufe an Jugend und Volk erklärten, ein nur durch Begeisterung und Aufopferung des Volkes für die Freiheit siegreich zu führender Krieg, kurz ein wahrer Volkskrieg. Und Blücher war der Volksheld in diesem Kriege. Er war es, indem er ganz einging in das Vorwärtsstreben seiner Zeit und, durchdrungen von der Gesinnung seines Volks, sie, so viel an ihm war, verwirklichte, sie nährte und steigerte in Wort und Werk. Er war es vor Allem dadurch, daß er dieses auf eine Weise und mit den Eigenschaften that, welche, an sich groß, für ein tüchtiges Volk und Heer unmittelbar ergreifend sind. Er that es nämlich mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Charakters oder mit der Treue und Wärme der Gesinnung und dem nie zagenden, nie wankenden Entschluß und kühnen, begeisterten Muthe, treuherzig und gutmüthig gegen die Seinen, die Schwachen und Wehrlosen, eine ehrne Brust gegen den gewaffneten Feind, voll Lebensmuth und Vertrauen — ein ächt deutscher Held. Daß Blücher hierdurch und weder durch die höchste Künstlichkeit kalter, studirter Berechnungen, noch durch Zufall, daß durch des Volkes eigene Begeisterung für seine Freiheit und Ehre und durch den von ihr durchdrungenen Volkshelden die Volkssache siegte, dieses — wodurch die Gegner Blüchers herabzusetzen meinten — war sein und seines Volkes erhebendster Stolz. Und in dem Grade, als diese Gesinnung fehlte, wie z. B. bei Schweden und Russen, um so mehr mußte natürlich in solchem Kriege bei Freund und Feind, trotz aller Tapferkeit und Kunst, That und Ruhm zurückstehen. Wie hoch man auch mit Recht die Mittel und Kräfte der Kunst und Wissenschaft, der Berechnung und des Verstandes schätzen mag, dahin sollte es — so mahnen der ganze große Freiheitskampf und seine Helden seit dem Beginn der französischen Revolution — doch nimmermehr kommen, daß man diesen künstlich bereiteten und regierten Kräften und Mitteln die großen Kräfte der Naturgaben, des Charakters, der moralischen Eigenschaften und einer erwachten tüchtigen Volksgesinnung nachstellt. Möchte doch vielmehr recht bald der großen Sache des Jahrhunderts, der Freiheit — da wir ihre ferneren Siege ohne blutigen Krieg zu gewinnen wünschen — auch für den Frieden und unter den Diplomaten und Ministern ein solcher Marschall Vorwärts erstehen, wie es für den Krieg der alte Blücher, wie es den Preußen vorübergehend auch im Frieden der alte Stein gewesen. Güte Absichten, Talente, Kenntnisse, Einsichten, wer mag sie so vielen der neueren Staatsmänner absprechen wollen. Aber eine gründliche Erfassung der großen Ideen der Zeit und des Volks thut uns noth und ein Charakter, um sie durchzuführen, jene Wärme und Treue der Gesinnung, jene Unerschütterlichkeit des Entschlusses und des Muths für das einmal als gut und recht Erkannte, ein Mann, der, so innig verbunden mit dem Volk, wie Blücher mit dem Heere, so fest vertrauend auf Gott und die gute Sache in unserer großen Zeit, nicht aus zaghafter Vorsicht zehnmal größere Gefahren herbeiführt, als er zu beseitigen vermeint, ein solcher, der so kräftig, so siegreich die innere Freiheit und Ehre gegen innere und äußere Feinde erkämpft, wie Blücher die äußere.

Erhebend zugleich und mahnend bleibt aber stets der Blick auf diese deutschen Heere, welche im ersten Vierteljahrhundert der französischen Revolution immer auf's Neue zerschmettert wurden, als sie kämpften gegen die nationale Begeisterung und Freiheitskraft der Franzosen und gegen ihre in derselben gebildeten Heere, welche dagegen, nach allen Niederlagen, nach allen Verstümmelungen und Beraubungen der deutschen Länder, ebenso furchtbar dastehen, wie das übermächtige, von Sieg und Beute genährte Frankreich als gelähmt erscheint, sobald die Rollen wechselten, sobald die Deutschen ihrer Uebereinstimmung, die Franzosen dagegen ihres Widerspruchs mit der großen Idee der Zeit sich bewußt geworden. Erhebend und mahnend vor Allem ist der auf solchem Grund und Boden geführte Kampf der beiden am meisten hervortretenden Kriegshelden in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815.

Dort der menschenverachtende Kaiser, von colossaler Größe durch Geist und Feldherrnkunst, Sieger in dreißig Feldschlachten, aber als er, mit offenbar gewordenem Treubruch gegen das Princip seiner Einsetzung, durch eine Politik der Lüge und Selbstsucht und durch Sultanismus die Freiheit vernichtet und gegen freiheitsliebende Volksheere kämpft, ein- und abermal niedergeworfen von dem gering geachteten Greis Blücher, und ausgestoßen von Europa, auf der öden Felseninsel, jenseits der Linie, tantalische Qualen erduldend.

Hier der menschenfreundliche Greis Blücher, nicht groß und gewaltig durch die außerordentliche Geisteskraft und kriegswissenschaftliche Ausbildung und Kunst, aber den bisher unbesieglichen furchtbaren Gegner und sein gewaltiges Reich wiederholt zerschmetternd und, mit dem Lorbeer der glorreichsten Siege umwunden, an der dankbaren Liebe und Bewunderung seines Vaterlandes und Europa's sich mit gerührtem Herzen erhebend und erfreuend — so groß und so siegreich, weil er mit allen Kräften einer tüchtigen Natur so treu und unerschütterlich, so begeistert und charakterfest, mit seinem Volk und für dessen Freiheit gestritten.

---

gen und die Freiheit großen Werth gelegt, dieselben aufzufordern, etwas Anderes zu thun, als mit unbedingtem rührenden Vertrauen gegen seine Fürsten an die feierlichsten Zusagen und an die öffentliche Treue zu glauben und nur durch die gesetzlichen, allein freigelassenen Organe, wie durch die begeisterte That die Zustimmung zu jenen Zusagen auszudrücken? Vollends verkehrt aber würden die Einwendungen sein, welche man gegen unsere Grundansicht daher entnehmen wollte, daß in allen Freiheitskämpfen aller Zeiten die höheren Ideen, welche diesellen veranlaßten, und welche die Tüchtigeren, die auf ihre Mitbürger Einflußreichen begeistern und so, wenn auch unbewußter, die ihnen vertrauenden Schwächeren ergreifen, dennoch nicht in jedem rohesten Gliede des Ganzen und nicht in jedem Drange augenblicklicher Kriegsarbeit zum klaren Bewußtsein kommen. Von ganz entgegenstehendem Standpunkt aus aber, nämlich nicht von einer Parthei der Allzufriedenen, begegnet auf die traurigste Weise unserer historischen Grundansicht, ja sogar jedem Lobe Blüchers und der deutschen Freiheitskriege, jedem Vertrauen auf ihre großen Verheißungen und auf die öffentliche Treue eine Art von Widerwille und bitterem Spott. Schon um eine historische, für den Staatsmann beachtenswerthe Wahrheit nicht zu unterdrücken, und in wohlwollendster Absicht, muß dieses erwähnt werden. Untersuchen aber können und wollen wir hier nicht, wie groß diese Partei ist und wer sie bildet und was ihre Stimmung veranlaßt. Den Wunsch dagegen muß jeder Vaterlandsfreund mit uns theilen, daß diese Stimmung selbst und ihre Ursachen, keineswegs ihre Aeußerung, wenn sie einmal innerlich da ist, baldmöglichst verschwinden, nicht aber sich befestigen und verbreiten möchten. Nahe genug liegen uns, um dieses zu wünschen, gerade die wahren Gründe unserer schrecklichen Niederlagen wie die Quellen unserer glorreichen Siege. So viel aber können wir, die wir in Beziehung auf die volle Verwirklichung der verheißenen, von der Zeit geforderten Freiheitsrechte wohl nicht zu den übermäßig Geduldigen gehören und auch die heiligste Pflicht des Schriftstellers — da, wo Gott in Unglück und Glück so entschieden gerichtet hat, zur Achtung seines Gerichts zu mahnen — völlig anerkennen, dennoch zur Milderung jener unglücklichen Stimmung sagen, daß für das lange Völkerleben die Entwickelungen langsamer gehen, als für das kurze Leben der Einzelnen. Die historische Wahrheit der Dinge vollends aber kann rückwärts durch keine spätere Veränderung und keinen gerechten oder ungerechten Unmuth über sie verändert werden. Hielten übrigens nur Alle, so wie der alte Marschall Vorwärts auch in schlimmer Zeit das Vertrauen und den unbesieglichen Eifer für den nothwendigen Sieg des Rechten fest: er würde alsdann bald nahen!

E. Wellentreter, s. Heinroth.

Helfrich Bernhard Wenck,

geboren zu Idstein 1739, war hessen-darmstädtischer geheimer Oberconsistorial- und Oberschulrath, Professor und Director des Pädagogiums zu Darmstadt, Historiograph und Bibliothekar, und starb daselbst am 27. April 1803.

Er gab heraus:

Hessische Landesgeschichte. Darmstadt, 1783—1804. 3 Bde.

Leben des Dr. L. J. F. Höpfner. Frankfurt, 1797.

Ehrendenkmahl des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Frankfurt, 1790.

Seine historischen Leistungen sind Beweise seiner Gründlichkeit und seiner Kenntnisse.

Digitized by Google

Georg Friedrich Christian Wendelstadt

ward zu Hanau am 26. April 1774 geboren und widmete sich dem Studium der Medicin. Er wurde zuerst practicirender Arzt zu Wetzlar und 1806 kurerzkanzlerischer Medicinalrath. 1807 gab er seine amtliche Stellung auf und bezog ein Landgut, nahm aber wieder nassauische Dienste und lebte als Obermedicinalrath zu Hochheim. Er starb am 10. August 1819.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichtliche und naturhistorische Fragmente. Osnabrück, 1798.

Medicinisches Krebsbüchlein. Frankfurt a. M., 180
Rheinreise von Mainz bis Neuwied im Jul 1812. Hadamar, 1814.
Ranée, romantische Tragödie. Hadamar, 1814.
Die Völkerschlacht bei Leipzig, Heldengedicht i 4 Gesängen. Hadamar, 1815.
Durchflug durchs Fürstenthum Siegen. Dor mund, 1818.

Ein talentvoller und geistreicher Arzt, dessen Ep als der gelungenste Versuch einer poetischen deutsch Verherrlichung der Leipziger Völkerschlacht zu betrachten

---

Amadeus Johann Gottlieb Wendt

ward am 29. September 1783 zu Leipzig geboren, vollendete seinen academischen Cursus auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er dann als Privatdocent auftrat und 1811 das Amt eines außerordentlichen Professors der Philosophie und Custos der Universitätsbibliothek erhielt, in welcher Stellung er bis 1815 blieb, in welchem Jahre er ordentlicher Professor wurde. 1824 wurde er hessischer Hofrath und 1828 nahm er einen Ruf nach Göttingen an, wo er 1836 starb.

Seine Schriften sind:

Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer vierten Säcularfeier. Leipzig, 1809.
Grundriß der philosophischen Rechtslehre. Leipzig, 1811.
Reden über die Religion. Sulzbach, 1813.
Leipziger Kunstblatt. 12 Hefte. Leipzig, 1817 u. 1
Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leip 1819—1826.
Rossini's Leben und Treiben. Leipzig, 1825.
Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Z kunft der Freimaurerei; Reden. Leipzig, 1
Musenalmanach. Göttingen, 1830 fgde.
Ueber die Hauptperioden der schönen Kun oder die Kunst im Laufe der Weltgeschi dargestellt. Leipzig, 1831.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Mus besonders in Deutschland. Göttingen, 1836

W. hat sich vorzüglich als trefflicher Redner, grün licher Kunstkenner und gewandter lyrischer Dichter ein geachteten Namen erworben.

---

von Wengen, s. Minnesinger.

Johann Christoph Wenzel

ward am 8. Februar 1659 zu Unterellen bei Eisenach geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und besuchte die beiden Universitäten Erfurt und Jena. Dort studirte er Philosophie und Medicin, hier Theologie, und wurde dann M. und Dr. der Medicin; 1695 aber Director der Schule zu Altenburg. Seit 1713 bekleidete er dieselbe Stelle am Gymnasium zu Zittau; wo er am 2. März 1723 starb.

Er gab heraus:

Cypressenwald. Jena, 1701.
Historische Reden. Leipzig, 1712.
Altenburgisches Rosengebüsch. Bautzen, 1719
Cedernwald. Jena, 1724.
Opern: Die drei Hauptbeherrscherinnen mens licher Begierden. Altenburg, 1697.
Die ungleich gerathene Kinderzucht. Altenbu 1700.
Der unerkannte Jesus. Budissin, 1719.

Ein mittelmäßiger Poet, der jedoch nicht in d Maaße, wie die übrigen Anhänger der zweiten schlesisch Schule, dem falschen Prunk und Schwulst huldigte.

Johann August Weppen

ward am 28. Januar 1741 zu Nordheim geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, studirte in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1764 Auditeur, 1766 aber Actuar beim Amte Brunnstein, und erhielt noch in demselben Jahre den Titel Amtmann nebst der Gerichtshalterstelle zu Oldershausen. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn jedoch, seiner amtlichen Thätigkeit zu entsagen und sich auf sein Landgut zu Wickershausen zurückzuziehen. Er starb am 18. August 1812.

Von ihm erschien:

Der Liebesbrief; komisches Gedicht in 4 Gesängen. Göttingen, 1768.
Heinrich der Lange; historisches Gedicht. Göttingen, 1778.
Die Kirchenvisitation; komisches Gedicht in 12 G sängen. Göttingen, 1781.
Gedichte. Göttingen, 1783. 2 Thle.
Der hessische Officier in Amerika; Lustspiel. G tingen, 1783.
Das Freischießen; Operette. Göttingen, 1786.
Das städtische Patronat; komisches Heldengedicht 6 Gesängen. Göttingen, 1787.
Erzählungen, Singgedichte und Sittengemälde. Hannover, 1796.

Ein leichtes und gefälliges Talent, das sich mit Gl in der naiven und komischen Erzählung versuchte m dessen Leistungen zu ihrer Zeit gern und viel gele wurden.

Digitized by Google

Hugo von Werbenwag, s. Minnesinger.

Dietrich von dem Werder

ward am 17. Januar 1584 zu Werdershausen geboren, bekleidete eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Hessen das Amt eines Hofmarschalls, folgte aber dann Gustav Adolphs Fahnen. Vom Jahre 1635 an war er Amtshauptmann und Kriegsrath zu Altgadersleben. Er starb am 18. December 1657 auf seinem Gute zu Rainsdorf.

Er gab heraus:

Gottfried oder erlöstes Jerusalem. Frankfurt, 1626.

Arioſt's rasender Roland. Leipzig, 1632.

Eins der eifrigsten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Vielgekörnte hieß, leistete W. für jene Tage als erster deutscher Uebersetzer der beiden großen italienischen Dichter sehr Tüchtiges, indem er trotz dem Zwange, den ihm seine damals noch sehr spröde und unbeholfene Muttersprache auferlegte, dennoch nicht allein tief in den Geist seiner Vorbilder einzudringen, sondern auch Vieles in denselben sehr wacker und auf eine, für jene Verhältnisse höchst gelungene Weise wieder zu geben verstand.

Paas von dem Werder

ward 1623 zu Kassel geboren; er war der Sohn und Erbe Dietrichs von dem Werder, und fürstlich anhaltischer Rath. Er starb zu Dessau 1674.

Von ihm erschien:

Zwanzig heroiſche hochdeutſche Frauenreden. Naumburg, 1659.

die jedoch nicht von Bedeutung sind.

Abraham Gottlob Werner

ward am 25. September 1750 zu Wehrau in der Niederlausitz geboren und widmete sich den Bergwissenschaften, in denen er sich zu Bunzlau, Freiberg und Leipzig ausbildete. Er wurde zuerst Inspector des Naturalienkabinets zu Freiberg, dann Professor, Bergrath und 1816 Ritter des Civilverdienst-Ordens. Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817.

Von ihm erschien:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Foſſilien. Leipzig, 1774.

Neue Theorie von der Entſtehung der Gänge. Freiberg, 1791.

Oryktognoſie oder Hausbuch für die Liebhaber der Mineralogie. Leipzig, 1792.

Letztes Mineralſyſtem. Freiberg, 1818.

W's unsterbliche Verdienste um die Geognosie und Mineralogie, welche nie vergessen werden können, zu würdigen, wäre hier am unrechten Orte. Es muß genügen zu bemerken, daß seine Schriften auch hinsichtlich der Darstellung ein lebendiges Zeugniß seiner Genialität, seines Scharfsinns und seiner reichen Bildung sind.

Bruder Werner, oder Werner der Pfaff, s. Minnesinger.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner

ward am 18. November 1768 zu Königsberg geboren, wo er auch seine Studien vollendete. Er wurde 1793 Sekretär bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau und bald darauf in ähnlichem Amte nach Warschau versetzt. Später erhielt er die Stelle eines geh. Sekretärs zu Berlin, legte sie aber bald wieder nieder, und lebte nun meist auf Reisen. 1809 wurde er vom Herzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath ernannt, und im folgenden Jahre trat er zu Rom in die katholische Kirche ein, wurde 1814 Priester zu Aschaffenburg, 1817 zum Ehrendomherrn in Kaminieck ernannt und 1821 Mitglied des Ordens der Redemtoristen. Er starb am 17. Januar 1823 in Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Königsberg, 1789.

Die Söhne des Thals; dramatiſches Gedicht. Berlin, 1803. 1. Thl.: Die Templer auf Cypern. 2. Thl.: Die Kreuzbrüder. Berlin, 1823.

Das Kreuz an der Oſtſee; Trauerſpiel. Berlin, 1806; 3. Ausg. 1823.

Martin Luther, oder die Weihe der Kraft; Tragödie. Berlin, 1807.

Attila, König der Hunnen; Tragödie. Berlin, 1808.

Wanda, Königin der Sarmaten; Tragödie. Tübingen, 1810.

Klagen um Louiſe von Preußen. Rom, 1810.

Kunigunde die Heilige; Schauſpiel. Leipzig, 1815.

Der vier und zwanzigſte Februar; Trauerſpiel. Leipzig, 1815; 2. Ausg. 1819.

Die Mutter der Makkabäer; Tragödie. Wien, 1820.

Letzte Lebenstage. Wien, 1823.

Lebensabriß; (von Hitzig, zum größten Theil aus W's Briefen herausgegeben). Berlin, 1823.

Einzelne Predigten u. ſ. w.

Ueber W's poetiſches Streben und seine Leistungen äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. IV. S. 219 sehr treffend mit folgenden Worten: „Werner suchte diese Erhebung und Veredlung (der dramatischen Poesie) dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von

Digitized by Google

denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag leugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war? Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Glut warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehen. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Jugend eitel sei, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinen Thun und Leiden prädestinirt sei. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von „Azur und Licht" oder in das dunkle von „Nacht und Glut" geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung und man kann darin ein Analogon der hierarchischen Tribunale nicht verkennen. Jene Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine heilige Fehme, bald unter einem allerheiligsten Aeltesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

„Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpossen, nachdem sie wie Tamino durch's Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeit lang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte, wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich „der Nordpol zum Südpol beugen" müssen.

„Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deshalb gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem Tiefsinn und an einer gewissen Glut der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommenes Nachtstück war der vier und zwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbänden im Verborgenen beinah' verschollen. Man lacht nur noch darüber."

Aus: „die Mutter der Makkabäer."

Tragödie von F. L. Z. Werner.

Fünfter Akt.

(Das Innere der Colonnade des Jupitertempels. Ueber den ganzen halbzirkelförmigen Säulengang läuft eine Gallerie oder Balustrade, die oben offen ist, so daß darüber die Luft erscheint. Die Colonnade selbst ist nicht offen, sondern mit verzierten Wänden ausgefüllt, und im Hintergrunde mit zwei großen Flügelthüren geschlossen. Im Mittelraum auf einem Piedestal, die colossale Statue des Jupiters von Bronze, in der rechten erhobenen Hand den Donnerkeil, in der linken ruhenden den langen Stab haltend. Zu beiden Seiten innerhalb der Colonnade sind schon die im Triumphzuge vorhin getragene Trophäen aufgestellt; nämlich das eherne Meer, der goldne Leuchter, der Schaubrodtisch und die Lanze mit dem hohenpriesterlichen Gewande. Vor der Bildsäule des Jupiters steht eine runde bekränzte griechische Ara, auf der eine Opferflamme brennt, links im Vordergrunde ein Thron mit zwei Polstern, dem gegenüber eine Treppe zu der über die ganze Colonnade laufenden Gallerie hinaufführt.)

Der Oberpriester (stehend).

Die Priester des Jupiters
(knieend am Altar des Jupiters).

Die Großen des Reichs, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath und Volk von Antiocha (im Hintergrunde).

Oberpriester.

Des Opfer-Ebers Eingeweide sahn
Wir Hierophanten, kund hat es gethan,
Daß, eh' die Sonne sinkt, Gefahren nah'n!
Trauer bedräuet des Triumphes Bahn!
D'rum schrei't zum Zeus!
(er kniet nieder.)

Die Großen, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath, die Kinder und Volk
(indem sie alle niederknieen).

Hilf, Angst hat uns umfah'n!

Die sechs der Bundeslade vorangehenden Posaunenbläser treten auf, die wie beim Triumphzuge wenige Töne blasen, und sich alsbald seitwärts stellen; dann wird von den zwölf alten jüdischen Leviten die Bundeslade langsam hereingetragen. Unmittelbar hinter ihr treten Jason (der sich gleich an den Thron stellt), dann Benoni, Machir, Juda, Achas, Arath und Jacob (gefesselt) und gleich hinter ihnen Salome (ungefesselt) ein.

(Kaum daß die Bundeslade erscheint, so fällt der Donnerkeil mit Getöse aus der Hand des Jupiters.)

Alle Knieenden (mit Entsetzen).

Weh' uns!

Oberpriester
(sich mühsam vom Schrecken sammelnd).
Ein Omen, das noch nicht erlebt! —
(zu den Leviten).
Sclaven, die Lade, welche Graus umwebt,
Setzt ferne sie vom Donnergott!

Die zwölf Leviten
(setzen die Bundeslade ganz in den Vorgrund in die Mitte, und knien sich, sechs zu jeder Seite der Bundeslade, die Häupter gegen dieselbe gekehrt und an den Boden gedrückt, ausgestreckt nieder, in welcher Stellung sie unbeweglich, bis gegen Ende des Akts verharren).

Jason (vor sich).
Mir bebt,
Das Mark! —

Salome
(auf der entgegengesetzten Seite, dem Thron gegenüber mit ihren sechs Söhnen stehen bleibend, zu letzteren begeistert).
Der Cherubim danieder schwebt!
Gesegnete, Gott Jehovah erhebt!

(Heliodor und seine zwei Trabanten, dann die vier Edelknaben mit den Kissen, worauf die Insignien, dann Antiochus Epiphanes, den Prinzen Antiochus Eupator auf dem Arm.)

Heliodor (laut ausrufend).
Antiochus Epiphanes, der Sohn
Des Donners, nahet!
(er stellt sich mit den Trabanten seitwärts an den Thron.)

Antiochus.
Scepter her und Kron'!
(er nimmt zweien der ihm vortretenden Edelknaben, einem die Krone ab, die er sich aufsetzt, dem andern das Scepter, und besteigt den Thron, auf den er das Kind zur Linken und sich zur Rechten setzt. Dann zum Volk.)
Ich kam, ich sah', und ich besiegte Zion!
(auf die Bundeslade zeigend.)
Gebeugt liegt Jehovah vor meinem Thron!
(zu den Priestern.)
Zündet das Opfer an!

Der Oberpriester.
Es lodert schon!

igitized by Google

Antiochus (zu Jason).

Israels Hoherprieſter, zum Altar
Des Zeus tritt opfernd hin! — Mach's offenbar,
Judäas Glaube ſei vertilget gar!

Jaſon
(zum Altar tretend und die Hand mit dem Bruſtſchilde erhebend, aber mit merklich zitternder Stimme).

Der Glaube Jupiters allein iſt wahr —
Ihm opfr' ich — Namens meines Volks — Fluch Zebaoth und ſeiner Schaar! —

Salome.

O Blitz des Rächers, ſchone noch!

Antiochus (zum Volk).

Ihr hört,
Daß ſelbſt ſein Hoherprieſter ab ihn ſchwört!
Jetzt leg' das Bruſtſchild, das das Volk bethört,
Zur Zauberlade! —

Jaſon (entſetzt und zögernd).

Herr! —

Antiochus.

Sonſt trifft mein Schwert
Dich! —

Jaſon (eilt zur Bundeslade).

Salome
(ihm entgegen eilend, ſehr raſch).

Unglückſeliger, halt' ein!

Jaſon
(ohne auf ſie zu hören, tritt raſch zur Lade und legt das Bruſtſchild darauf, in demſelben Augenblicke fährt ein ſehr ſtarker Blitz aus der Bundeslade und erſchlägt ihn, ſo daß er gleich todt niederfällt).

Das Volk.

Wehe!

Salome
(mit einem ſchmerzhaften Blick gen Himmel).

Dein Zorn hat ihn zerſtört!

Antiochus.

Ein Gaukelwerk — ich kenn' es ſchon!
Iſt todt der Bube? —

Heliodor
(ſich dem Leichnam Jaſons nähernd, mit zitternder Stimme).

Ja!

Antiochus (laut auflachend.)

Ihm ward ſein Lohn!
Der Blitz des Gauklers Zebaoth prallt ab von meiner Kron'!
(Der Stab fällt aus der Hand des Jupiters.)

Oberprieſter
(gegen den König vortretend).

Ein zweites Omen! Herr, es ſtürzt dein Thron!
Errette dich, dem alle Götter drohn!

Antiochus
(zu der auf der andern Seite ihm gegenüberſtehenden Salome herüberrufend).

Du Nemeſis! Bebſt du vor Göttern?

Salome
(laut zu ihm herüberſchreiend).

Nein!

Antiochus.

Wohl! Wir ſprechen ihnen Hohn!

Oberprieſter (zu Antiochus).

Erzittre! —

Antiochus (ſtolz und ruhig).

Alles iſt erwogen!
Nikanor hat Verrath geflogen,
Doch eilt ihm Rach' entgegen ſchon!
Den Judenfeldherrn, ihm verbunden,
Ihn den mein Arm hat überwunden,
Auch ihn trifft des Verrathes Lohn!

Salome
(ſich dem Throne nähernd, laut zu Antiochus).

Nicht dein Arm hat ihn überwunden,
Den Feldherrn Israels, verbunden
Du mit dem Scheuſal Jaſon,
Ihr habet Israel betrogen!
Verrath habt ihr zuerſt geflogen,
(auf Jaſon zeigend.)
Wie den trifft dich Verrathes Lohn!

Antiochus.

Ein ſolches Wort mir, das heißt wagen!
Könnt' der von Erz dort
(auf die Statue des Jupiters zeigend).
das mir ſagen,
Ich ſchlüg' ihn nieder!

Oberprieſter (entſetzt ausrufend).

Vater Zeus!

Antiochus
(ohne auf ihn zu achten, gegen Salome fortfahrend).

Doch dich ereil' ich nicht im Zorne,
Weil du mir Oel vom Nektarborne
Geſpendet, biet' ich dir den Preis!
Beſteige meinen Thron und theile,
Mir Mutter, meiner Krone Pracht!

Oberprieſter (zu den Prieſtern).

Iſt es erhört? —

Salome (zu Antiochus).

Dir naht in Eile
Der Todesſtunde finſt're Nacht! —
(flehend mit einem Blick gen Himmel.)
O bis bereut er hat, verweile
Noch Jehovah! —
(zu Antiochus.)
Den du verlacht
Bet' an, Tyrann!

Oberprieſter.

Ich komm' von Sinnen! —

Antiochus (zu Salome).

Glanz kann dich alſo nicht gewinnen? —
Nicht Glanz noch Furcht? — Den Göttern eigen
Iſt das — ich ehre, Nymphe, dich!

Oberprieſter.

Nein, Herr, ich kann nicht länger ſchweigen,
Die Eumenide —
(auf Salome zeigend).
tödte mich,
Herr, oder laß vor Zeus ſich beugen
Die Jüdin! —

Antiochus.

Die da beugen ſich! —

Salome (zu Antiochus).

Es hat dich Stolzen Gott verblendet!
(zum Volke.)
O bleibt der Demuth zugewendet! —

Antiochus.

Sich beugen die? — Das möcht ich ſeh'n!
Laß, Prieſter, ſie zum Opfer geh'n!

Oberprieſter (zu zwei Prieſtern).

Bringt die Opferſpeiſen her,
Zum Altar des Jupiter,
Ihr Gefang'nen, tretet vor!

Salome (zu den Söhnen).

Auf ſich ſchleußt das Himmelsthor!
(ſie tritt mit ihren Söhnen zum Altar.)

Antiochus
(zu den Makkabäern).

Sklaven! —

Salome
(ihm entgegenſchreiend).

Helden! Meine Söhne!

Antiochus.

Alſo wirklich nur ein Weib,
Nur ein irdiſch Weib?

Salome.

Ich höhne
Deinen Hohn!

Antiochus (vor ſich).

Ein Zeitvertreib
Wär's, zu ſchauen, ob ſie kröne,
Geht's den Söhnen an den Leib,
Ihren hohen Muth —?
(laut.)
Wohlan,
Bringt die Opferkoſt heran!

Digitized by Google

Zwei Prieſter
(bringen große Vaſen, mit noch dampfenden Opferſpeiſen hereingetragen).

Antiochus
(gebieteriſch zu den Makkabäern).

Eſſ't ihr von den Opferbiſſen
Oder ſterbt?

Benoni
(kühn hervortretend zum Antiochus).

Was frägſt du viel?
Und was willſt du von uns wiſſen?
Segenstod iſt unſer Ziel!

Antiochus.

Willſt von Herkershand zerriſſen,
Bube, ſein? — Iſt Tod ein Spiel?

Benoni.

Brechen unſers Herrn Gebot? —
Lieber wollen wir den Tod! —

Salome.

Hallelujah, daß geboren
Hat mein Schooß den Heldenſohn!

Cidli
(wild hereinſtürzend; nach ihr Jonathas).

Cidli
(den Benoni umklammernd).

Haſt du meinen Tod geſchworen? —
Iſt das meiner Liebe Lohn?

Salome.

Eleazars Kind — verloren
Haſt du dich! —

Antiochus (wild).

Wer nennt zum Hohn
Mir den Störer meiner Ruh'? —
(zu den Trabanten, auf Benoni zeigend.)
Führt zum Tod' ihn! —

Benoni (zu Antiochus).

Folge du! —
(will dem ihn abführenden Trabanten folgen, indem er ſich von der immer ihn umſchlungen haltenden Cidli ſanft loszuwinden ſucht.)

Cidli
(Benoni umklammernd, und ihn faſt gewaltſam vor den Thron ziehend, zu Antiochus, indem ſie vor ihm auf die Kniee fällt).

O hab' Erbarmen,
Mit ihm, dem Armen!

Antiochus.

Wer biſt du?

Cidli.

Ach, ſeine jammernde Braut!
Erſt nur ſeit geſtern ihm angetraut! —

Salome.

O der Schmach! Hinknie'n vor dem Tyrannen?! —
(zu Benoni.)
Heldenſohn, kann dich ein Weib übermannen?!

Benoni (zu Salome).

Laß mich noch einmal
Eh' ich zum Todesthal
Hinſcheide, ſonnen mich in Cidlis Blick! —
(er umſchlingt Cidli liebevoll.)

Antiochus (höhniſch).

Jetzt wird er weiſe.
Reicht ihm die Speiſe!

Oberprieſter
(dem Benoni die Prieſter mit den Opferſpeiſen zuführend).

Opferkoſt rettet dein Leben!

Salome
(immer näher zu Benoni tretend, indem ſie die Prieſter mit den Speiſen von ihm abwehrt).

Zurück! —

Benoni
(zu Cidli halbfragend).

Cidli? —

Salome
(von der andern Seite zu Benoni).

Du wankeſt!

Cidli (zu Salome).

O kennſt du die Liebe?
Grauſame! — Willſt du verdammen die Triebe,
Welche Gott ſelbſt ſchenkt der Treue zum Lohn?
Mein iſt er, welchen du mordeſt, der Sohn!

Benoni.

Raſende!

Cidli.

„Vater und Mutter verlaſſen
Sollſt du, und liebend dein Weib nur umfaſſen!"
Sprach Gott zum Manne ſchon auf Edens Flur!
Bricht ſein Geſetz denn das Recht der Natur!

Salome
(gen Himmel blickend).

Oeffne die Augen der läſternden Blinden!

Cidli.

Du biſt blind! Willſt dir die Augen verbinden!
Kennteſt du Liebe, das göttliche Licht,
Würgteſt den Sohn du, den Gatten mir nicht!

Salome.

Jungfrau! — Der Glut und Treu' der Mutterliebe
Es gleichet ihr an Stärke nichts auf Erden,
Im Himmel nichts, als Der, Der ihn gegründet!
Was ſonſten Liebe heißt, kann Haß auch werden,
Und durch den glühendſten der Himmelstriebe
Wird Höll' auch oft in unſrer Bruſt enzündet;
Doch ewig treu verbündet
Bleibt Mutterliebe — will, wie Gott, nicht tödten,
Beleben nur! — Von tiefſtem Schmerz zerfleiſchet
Iſt mein Herz, als der Wahnſinn, der dich täuſchet!
Komm' an mein Herz — ich theile deine Nöthen!
Doch flammt mir auch, ſelbſt im gebrochnen Herzen,
Das Abramsopfer durch die Nacht der Schmerzen.

Cidli.

Mutter — kannſt du verzeih'n?

Salome.

Auch mit dir weinen!

Cidli (zu Benoni, ſehr innig).

Gehſt du zum Tode —?!

Benoni (erhaben gen Himmel blickend).

Ja!

Salome (freudig).

's iſt doch mein Se

Cidli (wieder wankend).

Du gehſt zum Tod — ſcheidest von der Deinen!

Benoni.

Weil Gott mich ruft!

Salome.

Gönn' ihm die Palmen-Kron'!

Antiochus
(der auf Cidli lüſtern geblickt hat, zum neben ihm ſtehenden Heliodor auf ſie zeigend, halbleiſe).

Die Judenbraut iſt köſtlich!

Heliodor (eben ſo zu Antiochus).

Ich ſollt's meinen!

Antiochus (zu Cidli).

Hör', ſchönes Bräutlein, ich ſchenk' dir zum Lohn,
Auch ſonder Opfer deines Bräut'gams Leben,
Doch du mußt Paphos Opfer noch dieſe Nacht mir geben!

Salome (zu Antiochus).

Du, dieſe Nacht wirſt, Frevler, ſchon gewogen,
Zu leicht befunden!

Cidli.

Ha, dies Bubenſtück
Reißt mich, Tyrann, aus meiner Qualen Wogen!
Ich trotze dir und deinem Tigerblick!
Siehſt meinen Vater du, er ſpannt den Bogen
Auf dich! —
(zu Benoni.)
Stirb! Eleazars Tochter bleibt zurück —

Antiochus (entſetzt).

Elea —
(das Wort erſtirbt ihm auf der Zunge.)

Cidli.

Zu fluchen unſerm Mörder!

Digi

Salome.

Segen
Sprach Gott!
(zu Benoni.)
Geh', Makkabäer, ihm entgegen!

Benoni
(tritt erhaben zum König und reicht ihm die Hand).

Antiochus
(zieht seine Hand, bald beschämt, bald wüthend zurück, und verbirgt sich das Antlitz in seinen Mantel).

Cibli (zu Benoni).
Was thust du? —

Salome.

Makkabäerpflicht! — Er segnet
Den Mörder!

Cibli (schmerzlich beschämt zu Benoni).
Bin ich's werth dir Braut zu sein? —

Benoni
(Salomen und Cibli die Hand zum Abschiede reichend).
Lebt wohl!

Salome
(mit Zuversicht zu ihm, indem sie ihm die Hand auf's Haupt legt).
Die erste, welche dir begegnet,
Bin ich — dort unter jenen lichten Reih'n!

Cibli (im bittersten Schmerz).
Und ich —?

Benoni (wie prophetisch).
Wer wie den Thau den Segen regnet,
Er wird den Makkabäerstamm erneu'n,
Jungfrau, durch dich!

Cibli.
Durch mich —?!

Benoni (erhaben zu seinen Brüdern).
Dort, Brüder, beten
Will ich, daß ihr auch lernt vor Gott zu treten!

Oberpriester
(dazwischen schreiend zu den Trabanten).
Führt ihn zum Tod', den Trotz zu büßen!

Benoni
(zu den ihn abführen wollenden Trabanten).
Kommt!

Abir
(eben als Benoni herausgehen will, völlig gewaffnet, den Helm auf dem Haupte, Lanze und Schild in der Hand und das Schwert an der Seite, schnell hereintretend).
Nein!

Salome (freudig auf ihn zueilend).
Mein Abir! —

Abir
(vor Salome niederstürzend, und ihre Knie mit Inbrunst umklammernd).
Ach es rinnt
Mein Neuestrom; zu deinen Füßen
Zurückkehrt dein verlornes Kind!

Salome
(ihn umklammernd, mit dankbarem Blick gen Himmel).
Herr, deine Segensfluthen fließen
Dem, der in Thränen Dich gewinnt!

Benoni.
Du kommst zu theilen unsern Tod?

Abir.
Zu retten euch von Todesnoth!
(von den Knieen aufspringend, und zum Throne eilend.)
König Antiochus!

Benoni
(zu Cibli und seinen Brüdern).
Lasset uns beten!

Benoni, Cibli, Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(knieen sich seitwärts hin, und verweilen während den folgenden Reden im stillen Gebet).

Abir (zum Antiochus laut rufend).
Syriens König! —

Antiochus
(der, seitdem er sich das Haupt verhüllt hat, in tiefes Nachdenken versunken, da gesessen hat, jetzt wild aufblickend).
Wer ruft mich? —

Abir.
Hör' an!
Kennst du mich noch? Schon einmal getreten
Bin ich vor deinen Thron! —

Heliodor
(zu Antiochus, auf Abir zeigend).
Der junge Mann
Welcher gefangen zu Garizim — retten
Wolltest du ihn, weil er Tapf'res gethan,
Botest ihm Dienst an!

Antiochus.
Der ausrief im kühnen
Uebermuth: „Tödten dich will ich, nicht dienen!"

Abir.
Das sprach ich, ja! — Du schenktest mir das Leben!

Salome
(die gleich, sobald Abir vor den Thron getreten, sich ihm zur Seite gestellt hat, den Blick gen Himmel, auf Antiochus deutend).
D'rum schenk' ihm Rettung, Gott, von Satans Rott'!

Abir.
Vergelten will ich's! — Du bist Preis gegeben
Uns Makkabäern!

Antiochus.
Trotzkopf, wagst du Spott? —

Abir
(auf Salome und seine Brüder zeigend).
Laß die da frei! — Wo nicht, so wirst du beben
Vor Gottes Rachecherub!

Antiochus.
Ich bin Gott!

Salome
(zu Abir, auf Antiochus zeigend).
Der Herr hat ganz mit Blindheit ihn geschlagen,
Wie Sennacheribs Reuter, Roß und Wagen!

Abir (zu Antiochus).
Der Heerschaaren Herr
Fleucht dir entgegen,
Gegen dich schwingt er sein rächendes Schwert!

Antiochus
(auf die Bundeslade zeigend).
Lügner, da liegt er,
Kann sich nicht regen,
Ich hab' gestürzet ihn, hab' ihn zerstört!

Ein Trabant (tritt auf).

Trabant
(eilig vor den König tretend).
Herr, von den Zinnen
Meldet der Wächter,
Daß über's Blachfeld heraneilt ein Troß
Vieler Geschwader zu Fuß und zu Roß!

Antiochus.
Ihr seyd von Sinnen!

Salome (zu Antiochus).
Gottesverächter!
Nütze die bange, die fliegende Zeit,
Eh' dir die lange Nacht einbricht noch heut!

Antiochus
(sich vom Thron erhebend, jedoch ohne herunter zu steigen).
Selbst will ich's anschau'n!

Ein Krieger des Lysias (tritt auf).

Krieger
(vor den Thron tretend, zu Antiochus).
Herr, dir sagen
Läßt Lysias, es stellt geschlagen
In Fesseln heut' dein Knecht dir vor,
Den Judenfeldherrn und Nikanor!

Antiochus.
Ha, doppelt Sieg!

Salome.
Er lügt! —

Abir.
Im Bunde
Ist Lysias!

Antiochus.
Schweigt, Höllenhunde!

Digitized by Google

Abir
(wüthend das Schwert ziehend).
Uns das?! —
(indem er mit gezücktem Schwert auf den König eindringt.)
Stirb!

Heliodor und das Gefolge
(ihre Schwerter entblößend, und sich dem Könige schützend nahend).
Hochverrath!

Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(springen bei diesem Geräusch gleichzeitig von den Knieen auf, und nähern sich Salomen und Abirn).

Benoni
(bleibt wie entzückt, fortbetend, und von der neben ihm knieenden Cidli umschlungen, knieen).

Salome
(erhaben zwischen Abir und die auf ihn Eindringenden tretend, zu letztern).
Haltet ein!
Erst will ich ihn dem Tode weih'n!
(Heliodor und das eindringende Gefolge bleiben durch Salome's Blick gleichsam erstarret, bald auf sie, bald auf den König blickend, stehen.)

Antiochus
(bleibt unbeweglich, den Blick auf Salome und Abir gespannt, auf dem Throne sitzen.)
Salome (zu Abir).
Dein Schwert!

Abir.
O Mutter!
(er gibt ihr das Schwert.)

Salome.
Auch die Lanze,
Das Schild! —

Abir
(indem er ihr Lanze und Schild gibt).
Ich trug's mit Ehren!

Salome.
Ja!
Was hier mit Ehren steht — im Glanze
Des ew'gen Lichts steht's auch so da!

Abir
(kniet vor ihr nieder).

Salome
(ihm, nachdem sie seine Waffen einem Trabanten gegeben hat, die Hände auf's Haupt legend.)
Einsegn' ich dich zum Marterkranze! —
(ihn von den Knieen erhebend, und höchst erhaben vor Antiochus führend.)
Tyrann von Antiochia,
Du Läst'rer dieses Heldenerben,
Auch er — verehr' ihn! — weiß zu sterben!

Antiochus (zu Salome).
Durch Großmuth möchte mich beschämen
Dein Stolz, doch bring' ich ihn zum Ruh'n!
(zu Abir.)
Für deinen Hochverrath nicht nehmen
Will, Jüngling, ich dein Leben nun!
Doch wirst dafür du dich bequemen
Zur Opferkost!

Abir.
Ich will's nicht thun!

Antiochus (zum Gefolge).
Verstümmelt ihn an Händ' und Füßen,
Dann sterb' er erst den Trotz zu büßen!

Machir
(kühn hervortretend zu Antiochus).
Du Wütherich der sondergleichen,
Hätt' meinen Pfeil ich — (für sich.) die in's Herz! —

Antiochus (zu Salome).
Das auch dein Sohn? —

Salome
(bejaht es schweigend, und schlägt dann schmerzvoll den Blick gen Himmel).

Antiochus (wüthend froh).
Ha, gibst du Zeichen
Endlich doch auch von ird'schem Schmerz,
Du Dämon? —
(zu den Priestern auf Machir zeigend.)
Eilt auch dem zu reichen
Die Opferkost! —
(zu Salome.)
Ha, Weib von Erz,
Schmilzt es? —

Salome
(mit einem Blick gen Himmel, auf Machir zeigend).
Wirst Du Gott Kraft verleih'n? —

Antiochus
(zu Machir, auf die Opferspeisen zeigend, die diesem die Priester halten).
Iß, Büblein!

Machir.
Tück'scher Henker, nein!

Antiochus.
Ha, gift'ge Natter!
(zum Gefolge.)
Streckt die drei Brüder
Den, der dort betet und diese zwei, nieder,
Reißet mit glühenden Zangen ihnen aus
Zungen und Glieder, dann würgt sie mit Graus!

Abir.
Was du, Erzböseswicht, raubst uns, das Leben
Ist nur das Zeitliche, Gott hat's gegeben;
Ewiges Leben Er zusagt und hält
Jedem der freudig für sein Gesetz fällt!

Antiochus.
Trotzet dann, wenn man euch ausreißt die Glieder!

Machir.
Sie gab uns Jehovah, nehm' Er sie wieder!

Antiochus.
Zum Tode fort! Auch der!
(auf Benoni zeigend.)

Zwei Trabanten
(ergreifen Abir und Machir, und fesseln sie).

Ein dritter Trabant (nähert sich dem Benoni).

Salome
(dem Trabanten voreilend, zu Benoni).
Benon'!
(sie hebt ihn und Cidli, die bis dahin ununterbrochen, jener wie zückt und erstarrt, diese ihn umschlingend, auf den Knieen gehaben, sanft auf.)

Benoni
(tief aufathmend, wie ein aus einem Traume Erwachender, Salome und Cidli sanft anlächelnd, mit schmelzender Stimme)
O schon war ich im Paradiese!

Salome.
Du zieh'st erst hin, mein heil'ger Sohn!

Abir und Machir
(zu Benoni).
Ja, Bruder, komm'! —

Benoni
(immer wie im Entzücken, auf Abir und Machir zeigend)
O Mutter, diese —
Sie strahlen!

Salome.
Sie zieh'n auch zur Kron'!
(zu Abir und Machir.)
Doch ihr, was ich euch unterwiesen,
Vergeßt ihr's?! —

Abir und Machir
(einander umschlungen haltend, vor des Königs Thron tretend, Antiochus).
Segen sei dein Lohn!

Salome
(sie rasch und freudig umfassend).
Jetzt kommt zu Gott!

Antiochus (zu Salome).
Den Spott bezahl'! —
(zu Benoni, Abir und Machir.)
Zieht! —
(zu Salome.)
Du schaust hier an ihre Qual!

Digitized by Google

Die drei Trabanten
(führen Benoni, Abir und Machir durch eine der Mittelpforten ab).

Die andern Trabanten
(reißen Salome und Eidli, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas, die sich an die Abgeführten angeklammert hatten, gewaltsam von diesen fort).

Antiochus
(zu den Trabanten).
Zeigt das Hochzeitmahl der Braut!
(höhnisch auf Eidli zeigend.)

Eidli (flehend zu Antiochus).
Tödt' auch mich! —

Antiochus.
Nein, das wär' Schade! —

Ein Trabant
(öffnet die Mittelpforte, durch welche die drei Brüder abgeführt sind).

Eidli
(eilt ab, der Trabant folgt ihr).

Antiochus
(zu den andern Trabanten, auf Salome zeigend).
Um zu seh'n, ob's der nicht graut,
Führt sie hin zur Balustrade,
Von wo man den Richtplatz schaut!
(er zeigt auf dem Theil der über der Colonnade befindlichen Gallerie, der dem im Vorgrunde stehenden Throne gegenüber ist.)

Salome.
Satan, ja — das ist uns Gnade!
(Zu den vier, noch auf der Bühne befindlichen, Söhnen).
Kommt, die Märt'rer segnen wir!

Antiochus.
Nein, die Buben bleiben hier!

Salome und Jonathas
(der sie unterstützt, werden von zwei Trabanten die Treppe, welche zur Gallerie führt, heraufgeführt, und erscheinen alsbald sämmtlich auf der vorbezeichneten Stelle der Gallerie).

Juda, Achas, Arath und Jakob
(knieen sich, stille betend, nieder).

Jonathas
(gleich wie er auf der Gallerie erschienen ist, entsetzt aufschreiend).
Voll Blut, voll Blut
Schwimmt der ganze Himmel!

Salome.
Ha, wie voll Wuth
Sich drängen im Getümmel
Die Schergen — sie führen Benoni — zum Feuer!

Eidlis Stimme
(hinter den Pforten angstvoll herübertönend).
Oh!

Jonathas.
Eidli klammert sich an ihn!

Salome
(nach dem unmittelbar hinter der Mitte des Hintergrundes, nämlich hinter dem geschlossenen Flügelthüren der Colonnade und durch dieselben verdeckten Richtplatze blickend, und laut hinüberrufend).
Mein Getreuer,
Mein heil'ger Benoni! Muth! Sterbensmuth! Lebensmuth! —

Jonathas.
Wie sie die Henker entkleiden mit Wuth!

Salome.
Denkt dran, was Hiob sang,
Als Qual ihm zum Herzen drang:
„Ich weiß," sang er, von Nacht durchwebt,
„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!
Und am letzten Tag' werd' ich auferstehn,
Und werd', wenn es auch jetzo mir graut,
Wieder umgeben mit meiner Haut,
In meinem Fleische den Herren sehn!
Ich werd' Ihn selbst sehn, mit meinen Augen
Werd' ich Ihn anschau'n, ich selbst, kein And'rer!
In dieser Hoffnung läßt Er mich saugen!"
Also sang Hiob! —

Jonathas.
Sie küssen einander!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(hinter den Thorflügeln der ertönend).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! —

Salome
(immer herüberrufend).
Heilige Knaben,
Denkt an die drei, die im Glutofen haben
Herrlich den Herrn gebenedeyt,
Der von den Flammen sie freudig befreit! —

Benonis, Machirs, Abirs Stimmen
(wie zuvor).
Lob sey dem Herren, der Herr ist gut! —

Jonathas.
Wie unter dem gewaltigen Kessel die Glut
Herzischt! Das Oel drin, wie's aufkocht! —

Salome.
Hinein
Stürzen sie ihn —!
(sie verhüllt sich die Augen).

Eidlis Stimme (sehr laut aufkreischend).
Ah!

Jonathas.
Eidli's Angstschrei'n!
Ohnmächtig sinkt sie hin! —

Salome.
Gott, er ist Dein!
Aber nur Kraft mir zur Seelenzerschneidenden Pein!
(weinend.)
O es ist schwer doch von Märtyrern Mutter zu seyn! —

Antiochus
(mit wildem Hohne zu ihr, zu der er immer unverwandt vom Thron hingestarrt hat, emporrufend).
Nemesis! — Niobe! Bist du bezwungen?

Salome
(ohne auf ihn zu hören, zu Jonathas, immer zum Richtplatz hinblickend).
Alter, das Sterbelied, das Moses gesungen,
Schrei's dem Benoni zu — mir stirbt der Ton!
(weinend gen Himmel blickend.)
Glücklicher Abraham, dir ward geschenket der Sohn!

Jonathas
(laut zum Richtplatz herüber schreiend).
„Mein ist die Rache," sprach Gott,
Seinem Knecht Moses, Herr Zebaoth!
Ich will's vergelten zu seiner Zeit!
Der Feinde Fuß soll wanken, der Tag des Verderbens ist bereit!
Die Zeit fleucht heran in der Donnerwolk'!
Der Herr wird richten sein Volk,
Und wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Salome
(zum Richtplatz weinend, doch laut herüber schreiend).
Und wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Benonis, Abirs, Machirs Stimmen
(leise antwortend).
Er wird seiner Knecht' sich erbarmen!

Salome
(zu Jonathas, halb weinend, halb freudig).
Hörst's, wie sie beten? —

Jonathas.
O siehst du den armen
Abir? —

Salome.
Nein —! —
(plötzlich aufschreiend, und das Gesicht verhüllend.)
Ah! —

Jonathas.
O Rachegott!
Sie schinden ihn mit teuflischem Spott
Lebendig! — Erde, verschling sie die Rott'!

Salome.
O ruf ihm zu des Moses Sterbgesang!
(mit fast erstickter Stimme.)
Ich kann's nicht! —

Jonathas
(wieder laut zum Richtplatz herüber schreiend).
Und Jehovah sprach: „werden wird's bang
Den Heiden, wenn die Rache des Herrn sie verzehrt!
Wenn sie wehklagen,
Wird Er sie fragen:
Wo sind nun die Götter, die ihr habt verehrt? —"

Digitized by Google

Benonis, Abirs und Machirs Stimmen
(lauter als zuvor rufend).

Hallelujah!

Salome
(frohlockend, und mit gewaltsam zusammengenommener Kraft zu Antiochus herüber schreiend).

Hörst? — Meine Söhn'!

Antiochus
(auf die vier jüngsten knieend betenden Söhne zeigend, zu ihr).

Die vier doch auch? —
(zu Heliodor, auf Juda zeigend.)
Du, führ' mir her den größten Knaben!

Heliodor
(geht zu den vier betenden Makkabäern, und führt den Juda zum König).

Salome
(zu Juda auf die Bühne herüberschreiend).

Sohn, Mosen erschien Gott im flammenden Strauch! —

Juda
(gelassen zu ihr heraufrufend).

Du kennst mich! —

Antiochus
(zu Juda, als dieser ihm vorgeführet wird, auf die fortwährend von den beiden Priestern gehaltenen Opferspeisen zeigend).

Iß! —

Juda
(sehr ruhig zum Antiochus).

Die Hoffnung haben
Auf Gott — das ist wohl stets das Best',
Dieweil der Herr uns nie verläßt!
Wenn Einen auch die Menschen tödten,
Soll deß' man trösten sich in Nöthen,
Daß man von ihm wird auferweckt!

Antiochus (wüthend).

Iß, sag' ich! —

Juda (immer gelassen).

Das wird nicht geschehen!

Antiochus (zu den Trabanten).

So reißt den Trotz'gen fort — und streckt
Ihn auf die Marterbank! —

Juda.

Meinst du, daß das mich schreckt? —
Gott segne dich! —
(heraufrufend zu Salome, immer ruhig und sehr gelassen.)
Leb', Mutter, wohl! — Auf baldig's Wiedersehen!
(er wird abgeführt.)

Antiochus (ihm bewundernd nachsehend).

Ist das ein Knabe — ist's ein Heros? — Beym Stix, er
macht mich ganz zu Spott!
(nachdem er diese letzten Worte nicht wüthend, aber mit dumpfer Beschämung gesagt hat, versinkt er in tiefes Nachdenken.)

Salome
(die vor Freude über den Juda fast ganz den Richtplatz vergessen, und immer nach Juda hingeschauet hat, jetzt freudig zu Jonathas).

Siehst du, wie stark ist der Herr in den Seinen? —
(Man hört zwei starke Beilschläge vom Richtplatze her).

Jonathas.

Sie hacken dem Abir die Füß' ab! —

Salome
(mit Inbrunst auf die Knie stürzend, und gen Himmel blickend).

Stärk' ihn auch und mich in den Peinen! —

Antiochus
(wie aus einem tiefen Gedanken aufspringend von seinem Sitze, doch ohne den Thron zu verlassen, wüthend aufschreiend).

Zu Spott?! — Wer macht zu Spott mich?! —

Eine donnernde Stimme
(tönt von oben herab, von der Seite her, wo die drei Knaben knieen).

Gott!

Antiochus
(das Scepter hinwerfend, das Schwert zückend, und, mit gezücktem Schwert und starren Augen, vom Thron herab gegen den Fleck, wo die drei noch übrigen Söhne knieen, rennend, und aufschreiend, alles mit Blitzesschnelle).

Eleazar — fleuch! —

Heliodor
(eilt ihm gleichzeitig nach).

Jonathas (zu Salome).

Machir und Juda! Siehst
Wie sie zerfleischen sie?! —

Salome
(die bis dahin auf den Knieen gebetet hat, aufspringend, mit kreischender, doch vom Schmerz fast erstickter Stimme, zu Jonathas).

Den Sterbgesang! — Du glüh'st,
Rächer am Himmel schon,
Der in der niederstürzenden Abendsonn'
Du Feuer sprühst! —

Jonathas.

Hörst du nicht auch ein Jagen
Von Rossen —?

Salome
(zum Richtplatz zeigend).

O daß die mir nur nicht verzagen,
Donn're du ihnen zu des Moses Sterbgesang!

Jonathas
(zum Richtplatz sehr laut herüberschreiend).

„Seht nun," sprach Gott, „daß allein ich nothwendig,
Und daß ohne Mich kein andrer Gott ist!
Ich will tödten und machen lebendig,
Schlagen und heilen zu gleicher Frist!
Und ist Keiner, welcher befreit
Aus Meiner Hand, und Ich will Meine Hand
Strecken durch alle Himmel und Land,
Und sagen: Ich leb' in Ewigkeit! —"
So spricht der Herr! —

Antiochus
(sich etwas aus seiner Betäubung, in der er bis jetzt gestanden, erholend, aber wie wahnsinnig zu Heliodor, nach Jonathas heraufzeigend).

Du — mich freut's, was der Graukopf dort schreit!

Heliodor
(zitternd und nur halb laut zu ihm).

Mich nicht! — Mir ist's, als ob in allen Adern
Mir Eis gegossen sey! —

Abirs, Machirs und Judas Stimmen
(immer leiser vom Richtplatze her).

Gott lebt in Ewigkeit!

Salome.

Benoni rief's nicht mit! —

Jonathas.

Der hat in Gottes Streit
Gesieget schon!

Antiochus
(mit geschwungenem Schwerte, wieder wüthend nach der Seite, wo die Knaben knieen, aufschreiend).

Ha, willst du wieder mit mir hadern?
Ist's nicht genug dir, daß du jede Nacht
Grinsend und blutig mich weckest, hältst du auch Abends schon Wacht,
Verfluchter Pfaff Eleazar?!
(zu den Trabanten.)
Schleppt ihn fort!

Heliodor.

Wen denn?

Antiochus

Den blut'gen Judengreis — den Eleazar!
(immer auf die Stelle hinter den drei Knieenden hinweisend.)

Heliodor.

'S ist ja Niemand dort!

Oberpriester
(der immer, bald entsetzt, bald erbost, am Altar gestanden hat, jetzt rasch hervortretend, mit Wuth zum König).

Ein Judenzauber ist's! — Laß nur die drei dort sterben!

Achas
(von den Knieen aufstehend, und zum Oberpriester tretend, zutraulich und bittend).

Ja, grauser Vater, hilf uns den Himmel auch erwerben!

Oberpriester
(zu den bei ihm stehenden Priestern, auf den Achas zeigend).

Hat nicht der Furie Sohn ein Aug', so himmlisch und so blau,
Wie Glaukopis Athäne!
(zu Achas.)
Büblein, iß!

Salome
(die immer unter der Zeit mit allen Abstufungen des Schmerzes bald zum Richtplatz, bald nach ihren auf der Bühne knieenden Kindern geschaut hat, jetzt sich über die Balustrade herüberbeugend, und zu Achas herunterrufend).

Denke d'ran, daß an ich's schau'!
Und Gott, und auch Benoni oben!

Digitized by Google

Achas, Arath und Jakob
(letztere beide jedoch ohne von den Knieen aufzustehen, zu Salome heraufsprechend, aber im ruhigen, friedlichen Tone).
Ist er bey Gott schon? —

Salome (herunter rufend).
Ja!

Achas.
Ich geh' Gott auch gleich loben!
Nur hat Er eben jetzt es mir noch aufgetragen,
Dem Heidenkönig hier noch was zu sagen!
(zu Antiochus.)
Du friedenloser Mann!

Antiochus
(der bis jetzt immer nach der Seite geblickt hat, jetzt wie vom Traum erwachend).
Ha!

Achas
(zutraulich ihn auffassend).
Sieh mich doch nur an!

Antiochus
(wie wahnsinnig scherzend).
Du lächelst sanft, Cupido!
(schauernd, seitwärts blickend).
Dort, der erwürgte Greis kann
Nur grinsen! —

Achas (immer sanft).
Es läßt Jehovah dir verkünden:
Weil Macht du bey Menschen hast, übest du Sünden,
Und thust was du willst, ob du sterblich gleich bist!
Drum kündet durch mich dir, der Wahrheit ist:
Du sollst es nicht glauben, daß unser Geschlecht
Von Gott schon verlassen sey! Gott ist gerecht!
Geduld sollst du haben, und warten und sehen,
Wie groß seine Macht ist; dein Stamm wird vergehen
Zur Strafe, das sag' ich dir, Gott ist nicht fern!
Jetzt segn' ich dich! —
(ihn zutraulich bittend).
Tödt' mich! Ich schiede so gern! —

Antiochus
(immer wie im Wahnsinn, zu Heliodor, auf Achas und die beiden noch knieenden Makkabäer zeigend).
Du Tempeldieb! Nicht wahr — das sind vornehme Herrn?! —

Oberpriester
(zu zwei Trabanten, auf Achas zeigend).
Führt schnell der Furie Sohn zum Tod, sonst rett' ich ihm noch's Leben,
Mir Liebeszauber hat sein Aug', sein Blauaug' eingegeben!
Die zwei Trabanten (wollen den Achas abführen).

Salome
(von der Balustrade herunterrufend).
Achas, blick' mich noch einmal an!

Achas
(zu ihr hinauf blickend).
Liebst mich? —

Salome
(mit einem entzückten Blick gen Himmel).
Schon nahst du labend!
(herunterrufend zu Achas.)
Ja, Achas, ja! Stirb hübsch vernünftig!

Achas (heiter).
Wird Morgen nicht aus Abend?! —
(Er wird abgeführt.)

Salome
(wieder nach der Richtstätte blickend, zu Jonathas, aber schon beruhigter).
Wo ist denn Abir?

Jonathas.
Danke Gott, sie haben abgeschlagen
Ihm schon das Haupt!

Salome
(ruhig, mit einem Blick nach oben).
Dank', Jehovah!

Jonathas.
Nun hörst doch Schrei'n und Jagen
Nah' schon? —

Salome (heiter).
Dort zieht auch Achas hin zur Marter! —

Jonathas.
Macht dir's Bangen?

Salome
(lächelnd und ganz ruhig).
Nein! —

Einer von den Trabanten
(auf der Balustrade, zum andern lächelnd aber leise, nach Antiochus verstohlen blickend).
Der wird zappeln, der Tyrann, wenn sie ihn heut' noch fangen!

Antiochus
(zu Heliodor mit gedämpfter Stimme, auf die beiden noch knieenden Kinder zeigend).
Sprach ich zuvor nicht — die da wären vornehme Herrn —
Das Wort entfuhr zu schnell mir, ich nähm' es wieder gern!
(mit wahnsinniger Wuth aufschreiend.)
Bin ich allein denn Herr hier nicht? — Wer kann hier Herr seyn? —

Die vorige donnernde Stimme von oben
(noch drohender).
Gott!!

Antiochus
(indem er auf den knieenden Arath losstürzt, und ihn bey den Haaren emporreißt).
Ha, büß mir, Goldwurm, dort des ewig grinsenden Eleazars Spott!

Salome
(donnernd zu Antiochus herüberschreiend).
Du, deiner Schergen Niedrigster, halt ein!
Durch dich soll er nicht sterben! —

Antiochus
(läßt schnell den Arath los, und fährt mit wahnsinnigem Entsetzen zurück).

Salome.
Arath, was sprach im goldnen Schein'
Des Tempels, Gott zu dir? — Jetzt sag's!

Arath.
„Gesegnet sollt ihr seyn,
Du und dein Stamm!" So sprach der Herr! —
(zum König.)
Und du laß dich nicht irren,
Du, dem für seine Frevel Gott that Geist und Sinn verwirren!
Wir leiden dieß um unser selbst, weil wir an Gott gesündigt,
An Ihm, der immer Wunder thut, mehr als die Welt verkündigt.
Doch glaube nicht, daß ungestraft du heute noch wirst bleiben,
Der, gegen Den du kämpfest, Gott wird heut' dich noch zerstäuben!

Antiochus
(durch Wuth über ihn wieder zur Besinnung gebracht, zu den Trabanten).
Schneidet die Lästerzung' ihm aus! Auch dem!
(auf Jakob zeigend).
(Trabanten ergreifen Arath und Jakob.)

Jakob.
Ich will noch leben!

Antiochus.
Brav, Knabe, du bist klug! — So laßt die Opferkost ihm geben!

Jakob.
Gebt her — mich hungert auch!
(er nähert sich den beiden Priestern mit den Opferspeisen).

Salome
(in tödtlichster Angst, indem sie die Treppe herunterrollen will).
Jakob!

Jakob
(hält etwas inne).

Oberpriester
(heraufrufend zu den Trabanten).
Ihr haltet sie!

Salome
(zu den Trabanten, die sie halten wollen, wüthend herrisch).
Weg da! —
(sie eilt die Treppe herunter auf die Bühne.)

Trabant
(oben auf der Balustrade).
Wie das Medusenhaupt mit den Augen versteinert ja die!

Digitized by Google

Jakob
(schon die Hand nach der Opferschale streckend, zu Kraft).
Du — nimmst auch? —

Salome
(sich zwischen ihre beiden Söhne und die Priester, die ihnen die Opferschale bieten, drängend, und eben so schnell vor den beiden Kindern auf die Kniee hinstürzend).
Kinder, nicht ich hab' euch Leben,
Gott hat in mir euch die Seele gegeben,
Gott hat gebildet euch, herrlich und klar!
Er hat die Welt und uns Menschen gestaltet,
Der mit Barmherzigkeit über uns waltet,
Wollt ihr das Leben, so bringt es Ihm dar!

Antiochus (zu Salome).
Schweig, Furie!
(zu Jakob).
Knäblein, dir sey es geschworen,
Folgst du mir, nicht deinen Brüdern, den Thoren,
Schwör' ich's dir bei meiner strahlenden Kron',
Reich sollst und glücklich seyn, Freund mir und Sohn!
Nur daß den Gaumen die Opferkost letzt!

Jakob.
Topp dann — ein Wort, ein Mann! Her nur gesetzt!

Die Priester
(setzen ihm eine Opferschale auf den Altar).

Oberpriester.
Der Bube freut mich!

Salome
(Jakobs Knie umklammernd).
Hab' Erbarmen
Mit mir, der trostlosen, elenden Armen,
Die dich neun Monat getragen im Schooß,
Drei Jahr gesäugt hat, gezogen dich groß!
Sieh doch, geliebtes Kind, Himmel und Erden,
Alles, was war und was ist und soll werden,
Kündet dir an, den Vater des Lichts,
Der uns barmherzig gemacht hat aus Nichts!
Vor diesem Henker
(auf Antiochus zeigend).
wirst du doch nicht beben,
Unwerth doch seyn nicht, daß ewiges Leben
Sey mit den heiligen Brüdern dein Theil?
O stirb, erbarm' dich und wähle das Heil! —

Jakob
ganz trocken zu Antiochus und den Priestern, auf die Opferspeisen deutend).
Nun gebt doch her, — was wollt ihr denn noch harren? —

Die Priester
(bringen ihm die Speisen).

Jakob (zu Salome laut).
Mutter, steh' auf! Ich halt' sie ja zum Narren!

Salome
(schnell von den Knieen aufstehend).
Du böses Kind, was ängstig'st mich?

Jakob
(auf den König zeigend).
Dem Dieb
Von unserm Blut, gebührt ja Spott! Vergieb! —
(zu Antiochus, den Kraft ihm vorführend.)
Wir brechen Moses Recht nicht, schlechter König,
Denn groß war Moses, und du bist sehr wenig!
Ich bin ein kleiner Wicht, und größer doch
Bin ich als du zehntausendmal wohl noch!
Ob ich auch klein bin, kann ich stolz doch spotten
Dir Elendem und deiner Henkersrotten,
Der Gott, der uns're Sünden straft mit Pein,
Wird wieder seinen Knechten gnädig sein!
Wir zwei, wir sterben, wie die fünf gethan,
Gott bittend, huldvoll seinem Volk zu nah'n!
In mir und dem wird enden Gottes Zorn,
Doch dich ersäufen wird sein Qualenborn,
Und zwingen wird dich Gott in kurzer Frist,
Tyrann, zu schreien, daß allein Er Gott ist!

Salome
(ihn entzückt auf den Arm nehmend).
Mein Trost und Stolz, laß im Triumph mit dir zu Gott mich rennen!

Oberpriester
(wüthend zu den Priestern, auf Salome zeigend).
Mit ihren zwei Leuparden laßt die Löwin dort verbrennen!

Salome
(zum Oberpriester, sehr verächtlich).
Du — Knecht! —
(sie will, Jakob auf dem Arm und Kraft an der Hand, zwischen den beiden Priestern abgehen.)

Antiochus
(tief bewegt, und wieder bei völliger Besinnung, zu Salome).
Willst, große Niobe, du dich von mir im Zorne trennen

Salome
(dem sich vor ihr beugenden Antiochus die rechte Hand auf den Kopf legend, sehr feierlich).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt! — Lern' sterbend Ihn erkennen! —
(Sie geht majestätisch mit ihren zwei Söhnen, den Jakob auf dem rechten Arm tragend, den Kraft mit der linken Hand führend, zwischen den beiden Priestern durch die Mittelpforte zum Richtplatze ab.)

Antiochus
(nach augenblicklichem Besinnen).
Laßt frei sie! —

Oberpriester.
Herr, du hast geschworen
Den Juden, die nicht opfern, Tod!

Ein Trabant (tritt eilends auf).

Trabant (zu Antiochus).
Herr, rette dich, du bist verloren!
Der Makkabäer stürmt und droht!

Antiochus
(mit donnernder Stimme).
Schwert mir und Helm! Noch leb' ich, ihr Thoren! —
Hört's, Feinde! — Zittert, Zeus, Zebaoth! —

Die Edelknaben
(bringen ihm eilends den Helm und das Schwert).

Antiochus (waffnet sich).

Salomes Stimme.
(triumphirend und laut vom Richtplatz herübertönend).
Wer ist wie Gott! —

Kraths Stimme (eben so).
Wie Gott! —

Jakobs Stimme.
Wie Gott! —

Salomes Stimme.
Erfüllet ist der Sp
Des Makkabäerstamm's! —

Jonathas
(immer noch auf der Balustrade, zu den beiden bei ihm noch übriggebliebenen Trabanten, nach dem Richtplatz, auf Salome, Kraft und Jakob herüberzeigend, mit Entzücken).
Sie zieh'n stolz der Verklärung entgegen!

Salomes, Kraths und Jakobs Stimmen
(wie vor, aber noch lauter vom Richtplatz herübertönend).
Wer ist wie Gott! —

Jonathas
(wie vor, zum Richtplatz hinüberschauend).
Die Flamme sich beugt,
Während die Heil'ge den Holzstoß besteigt!

Antiochus
(der sich indeß gewaffnet hat, das Schwert ziehend, zu den Trabanten).
Kommt, das Verhängniß, es ist erwacht;
Ich raste nicht, bis ich Jerusalems Pracht
Zur Todtengruft aller Juden gemacht! —
(indem er eben forteilen will, bleibt er, wie vom plötzlichen, heftigen Bauchschmerz überfallen, zum Boden hinstarrend, stehen.)

Ein zweiter Trabant
(tritt sehr schnell auf, und schreit zu Antiochus).
Der Feind, der Feind ist da!
Du bist verrathen,
Flieh, denn im Augenblick
Sind sie schon hier!

Jonathas
(auf der Balustrade vor Freude springend, und zum Richtplatz stark herüberschreiend).
Hallelujah! Gott ist da.
Rächend die Missethaten!
Hausfrau, komm' aus den Flammen zurück,
Deine Erlöser, deine Retter sind hier!

Digitized by Google

Salomes Stimme
(vom Richtplatz her, leiser, wie schon durch die Flammen gedämpft, aber doch ruhig und fest).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — daß sein ich ewig bin!

Einige Priester
(stürzen mit Geschrei herein).
Wehe, wehe,
Der Makkabäer!

Heliodor (zu Antiochus).
Rette dich, Herr! — Wie gewurzelt am Boden steht er und windet sich, starr vor sich hin!

Antiochus
(der immer so da gestanden hat, mit allen Zeichen eines sehr krampfigten, convulsivischen Leibesschmerzes jetzt auffahrend zu Heliodor).
Tempelräuber!
Kannst du die Herzen, die Leiber
Retten, wenn sie von Schlangen durchwühlt? —
Furiengluthen,
Rasende, feurige, zuckende Fluthen,
Wie ein zum Orkus Verdammter sie fühlt,
Brennen mich, zwicken mich, Irions Geier
Ragt mir die Leber! —
(den Heliodor krampfigt umklammernd.)
Hilf, mein getreuer
Höllengesell mir! — Die glühende Pein
Wirft mich zu Boden! O höret mein Schrei'n,
(auf die Knier stürzend.)
Jupiter! Zebaoth! Ihr Eumeniden,
Wühlend und glüh'nd in mir, laßt mich mit Frieden!

Heliodor.
Rette dich, daß dich die Feind' nicht erschlagen!

Antiochus
(sich fast ohnmächtig vom Boden aufraffend).
Ja — retten — flieh'n — helft mir auf den Wagen!
Retten — flieh'n — vor dem Feind nicht — vor mir!
Denn hier ist der Feind mir — hier und hier!
(auf das Haupt, das Herz und den Leib zeigend, indem er dem Heliodor in die Arme sinkt.)

Heliodor (zum Antiochus).
Eile! —
(zu einigen Trabanten.)
Er liegt wie Blei! —

Antiochus
(sich immer aus Heliodors Armen halbohnmächtig wieder aufrichtend).
Wer wird mich retten!
Die Schlangen glüh'n — klammern wie Ketten
An's Herz mir sich! —
(er schaut plötzlich auf, beinahe heulend und bitterlich weinend.)
Treibst du noch mit mir Gefoltertem Spott,
Zischende Schlangenrott'?! —
Ihr sieben glänzenden Makkabäer,
Ihr lächelnden —
(plötzlich vom Leibschmerz convulsivisch ergriffen.)
Ha, jetzt tödtet's mich! — Fluch euch, ihr Schlangendreher! —
(nach einer kleinen Pause, in der er seinen Schmerz zu übermannen versucht hat.)
Des geplünderten Zionstempels Gluth,
Sie glüht, brennt in mir mit Drachenwuth! —
Der erwürgten Millionen Wirbeltanz
Umkreist' mich beim Furienfakelnglanz! —
Eleazar, — das Makkabäerweib
Durchwühlen lächelnd das Hirn mir, das Herz und den Leib! —
O Zebaoth, du hast gesiegt! —
O sei verschonend! — Es erliegt
Mein Trotz! —

Heliodor
(zu den Trabanten auf den König zeigend).
Tragt fort ihn! —

Antiochus
(sich von den ihn anfassenden Trabanten losreißend, und wieder auf die Knies stürzend).
Nein, nur noch einmal
Schrei' ich hinaus aus der Nacht der Qual:
Nicht sich der sterblichen Menschen Geschlecht
Vermesse, Dem gleich zu sein, der wägt und rächt! —
Es ist ein Gott! — Wird er sich mein noch erbarmen?! —
Ein Priester
(auf Antiochus deutend, der einem neuen convulsivischen Anfall erliegt).
An allen Gliedern schüttelt's den Armen! —

Antiochus
sich mühsam erholend, doch immer im Sprechen von Zuckungen unterbrochen).
Beten will ich — beten! — Ich, der ich dachte
Sie zu vertilgen — die heilige Stadt —
Der ich eine Todtengrube d'raus machte —
In meinem frevelnden, sinnlosen Rath! —
Ich, der die Juden werth nicht geachtet —
Daß sie des Grabes Freistatt umfaß' —
Ich, der sie wollte — wenn Alle verschmachtet —
Geben den Vögeln und Thieren zum Fraß! —
(mit gewaltsam zusammengerafftter letzter Kraftanstrengung.)
Ich will sie frei jetzt lassen,
Gleich Bürgern von Athen,
Den heil'gen Tempel fassen
In Schmuck, wie nie geseh'n! —
Opfergeräth und Ketten
Von Gold — o nur mich retten
Von diesen Höllenweh'n! —
(wieder von Convulsionen überwältigt.)
Ha, wieder mich's anpackt! — Ein Jud' will ich werden,
Und Zebaoth's, meines Besiegers, Gewalt
Verkündigend preisen, wo immer auf Erden
Die lästernde Stimme der Thoren erschall't!
(wieder von Schmerzen ganz erschöpft, mit immer schwächrer Stimme.)
Umsonst! — der Rache Zorn — ist über mich gekommen —
Zu hart, ach! — doch gerecht! — Verzweiflung hält umklommen
Mein Leben — gerne stürb' ich — wär ich nur ihr entnommen! —
Der Styx — er hat mich schon umschwommen, —
Die Nacht des Erebus — grinst schon von Gluth durchglommen! —
Wird wer — barmherzig — richten — mich?! —
(er sinkt ohnmächtig auf den Knieen um.)

Das Volk
(im Hintergrunde, mit wildem düstern Hohne laut auf ihn hinschreiend).
Die Höllenrichter! —

Sanfte Stimmen
(wie Gesang von Oben).
Gott!!!

Heliodor
(zu den Trabanten, die den hingesunkenen Antiochus aufheben).
Tragt fort ihn — schnell! —

Antiochus
(wird von einigen Trabanten ohnmächtig von der Bühne getragen).

Heliodor
(gen Himmel, dorthin, von wo die Töne klangen, blickend).
Von diesen Tönen hallt's nach in mir
wie ew'ger Spott! —
(Er geht im düstern Nachdenken nach der Seite, wohin Antiochus abgetragen ward, ab.)

Jonathas
(der bis dahin unverwandt auf der Balustrade zum Richtplatz hingestarrt hat, jetzt plötzlich entzückt aufschreitend).
Der Feldherr, der Herrscher, der tapfere Degen!
Der Retter, der Befreier, auf, ihm entgegen!
(er eilt die Treppe der Balustrade herunter auf die Bühne.)

Judas Makkabäus den kleinen Demetrius, Sohn Nikanors, an der Hand, mit einem Trupp israelitischer Krieger, schnell von der entgegengesetzten Seite, nach der der König abgetragen worden, auftretend. Hinter den Kriegern israelitisches Volk, beiderlei Geschlechts, sich tumultuarisch auf die Bühne drängend.

Jonathas
(dem Judas Makkabäus entgegen eilend, und vor ihm auf die Knier stürzend).
Dir Held von Israel — dreifacher Segen!

Judas Makkabäus
(mit mächtiger Stimme).
Erlöser Zebaoth! — Wo sind die Makkabäer? —

Nikanor, Lysias, syrische Unterfeldherren und Krieger
(treten schnell herein).

Nikanor
(wüthend zum Thron eilend).
Da den Sohn
Erwürg' ich des Tyrannen, statt seiner, der entfloh'n!
(er reißt den kleinen Antiochus Eupator vom Thron, und will ihn mit dem Schwert durchbohren.)

Digitized by Google

Der Oberprieſter, die Prieſter und das Volk
(gleichzeitig aufſchreiend).

Weh!

Judas Makkabäus
(den Nikanor, eben wie dieſer den jungen Antiochus durchbohren will, erblickend, und Nikanors Sohn plötzlich vom Boden aufgreifend, und ihm das Schwert auf die Bruſt ſetzend, ſehr raſch und faſt gleichzeitig zu Nikanor, gewaltig und drohend).

Bube! Kinder würgen
Willſt du? — Dein Sohn, den ich durchbohr',
Soll für des Knaben Haupt mir bürgen!
(auf den kleinen Antiochus zeigend).

Nikanor
(den kleinen Antiochus immer noch in der nämlichen Stellung haltend).

'S iſt unſers Todfeind's Sohn!

Judas Makkabäus.
Du Thor! —
Meinſt du, wir Makkabäer ſind
Kindesmörder? — Hingeſetzt das Kind! —

Nikanor
(höhniſch trotzig zu ihm).

Wir Makkabäer? — Nein, erſchlagen
Hat alle Deinen der Tyrann!

Judas Makkabäus (zuſammenſchaudernd).

Ha! —
(ſich ſchnell faſſend.)
Sind ſie's, doch ſoll man nicht ſagen:
Der Held der Makkabäer kann
Auch Kinder würgen! Nicht verklagen
Soll mich unſchuldig Blut —!

Nikanor.
Wohlan!
(indem er den kleinen Antiochus hinſetzt.)

So künd' ich Fehde dir!
(zu ſeiner Schaar.)
Zu'n Waffen!

Judas Makkabäus
(indem er den Sohn Nikanors auch hinſetzt, zu Nikanor).

Wohl! — Dort der Unſchuld Recht zu ſchaffen!

(Indem beide Partheien mit gezückten Schwertern auf einander eindringen wollen, eröffnen ſich in demſelben Augenblick, wie von einem gewaltſamen Sturmwind aufgeriſſen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird ſichtbar. Rechts am Hügel iſt der coloſſale Keſſel, in welchem Venoni gemartert worden iſt.)

Eidli
(kniet mit zerſtreuten Haaren am Keſſel, über dem ſie das Haupt, wie in troſtloſer Erſtarrung hineinblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens ſonſt ganz menſchenleeren Richtplatze herumliegende Marterinſtrumente bezeichnen die ſchon vollzogene Hinrichtung der ſämmtlichen Märtyrer.)

Judas Makkabäus
(bei dieſem Anblick mit gräßlichem Schmerze ſehr laut aufſchreiend).

Gott! —

Salomes Geiſt
(über den Flammen des Scheiterhaufens erſcheinend, eben als beide kriegeriſche Partheien auf einander eindringen wollen, mit majeſtätiſcher Stimme).

Löſchet, Flammen!

(Die Flammen verlöſchen, ſo daß Salome's und ihrer beiden jüngſten Söhne bereits verbrannten Ueberreſte auf dem Scheiterhaufen ſichtbar werden.)

Judas Makkabäus, Nikanor und die beiden ihnen folgenden Kriegshaufen bleiben, wie erſtarrt nach Salome hinblickend, ſtehen, eben ſo die andern Perſonen, die vorher im Hintergrunde geſtanden, und ſich gleich bei'm Auseinanderraſſeln der Mittelpforten entfernt zu beiden Seiten der Bühne vertheilt haben.

Salomes Geiſt
(während das geſchieht, in ihrer Rede fortfahrend).

Stürze, Bild des Götzen!

(Die Bildſäule Jupiters ſtürzt mit Krachen, und in mehrere Stücken zerſpringend, zu Boden.)

Oberprieſter, Prieſter und das Syrervolk
(ſtürzen auf die Kniee, die Häupter an den Boden gedrückt).

Salomes Geiſt
(zu Judas Makkabäus und Nikanor).

Und euch befehl' im Namen ew'ger Liebe
Ich, ihre Märtyrin — ſchließet den Frieden! —
Du, Bruder, hemm' des Schmerzes nied're Triebe,
Laß dich die Gloria deines Stamm's ergötzen,
Durch dich und Eidli ſoll er blüh'n hienieden! —
Nikanor, dir beſchieden
Iſt nicht, die du geraubet haſt, die Krone,
Dem jungen König dort leg' ſie zu Füßen,
Und Lyſias, die Rachſucht abzubüßen,
So ſei du Schirmvogt von des Knaben Throne! —
Jetzt ſchließ ich meinen Lebenslauf, den ſchönen,
Und fahr' in Flammen auf zu meinen Söhnen!
(ſie verſchwindet.)

Judas Makkabäus.
Die Heil'ge hat mir Troſt in's Herz geſprochen!

Nikanor und Lyſias
(dem Judas Makkabäus die Hände reichend).

Und wie die Göttin ſprach, ſo ſoll's geſcheh'n!

Nikanor
(ſetzt den kleinen Prinzen Antiochus wieder auf den Thron, indem [illegible] und Lyſias, nachdem beide vor dem Prinzen die Kniee gebeugt, [illegible] zur Rechten und Linken des Throns ſtellen).

Heliodor (tritt auf).
Die Schuld hat Nemeſis ſtatt euch gerochen,
Antiochus, ich hab ihn ſterben ſehn,
Von peſterfüllten Schlangen todt geſtochen,
Die aus ihm wuchſen, mußt' er untergehn,
Der reuvoll ſtarb, in unnennbaren Qualen,
Die Schuld, die ungeheure, zu bezahlen!

Judas Makkabäus.
Ich fluch' ihm nicht! —

Heliodor.
Eh' er den Geiſt verhauchet,
Sprach er: „Künde den Kindern Iſrael,
Daß ob mein Schwert von ihrem Blut gleich rauchet,
Ich ihnen dennoch meinen Sohn empfehl'.
Das Volk des Herrn in Segen iſt getauchet,
Und deſſen Kraft, ſie blieb auch mir nicht hehl,
Was ich geraubt, mein Sohn ſoll es vergüten,
Ihr Segen mag mein ſchuldvoll Haupt behüten! —
Er ſtarb — lächelnd — in Qual! —

Judas Makkabäus
(nachdenkend zu Heliodor).

Hat ihn geſehen
Die Märtyrin? —

Heliodor.
Sie gab den Segen ihm!

Judas Makkabäus.
Dann iſt mir alles klar, was jetzt geſchehen!
Die Heil'gen hört der Herr der Elohim! —
Friede ſei mit ihm! —

Heliodor.
Auch ich fühlte wehen
Des güld'nen Ritters heil'gen Ungeſtüm!
Er bot mir Segen an, ich, der Verruchte,
Wählte den Fluch — d'rum treff' mich, was ich ſuchte!
(er ſtürzt ſich in ſein Schwert, und ſtirbt.)

Judas Makkabäus
(nach der Seite, wohin der König abgetragen ward, zeigend).

Gewogen Jener und zu leicht erachtet!
(auf Heliodors Leichnam zeigend.)
Gewarnet Der — und ew'ger Qual zu Theil! —
(zu den jüdiſchen Kriegern.)
Volk Iſrael, das Schrecken noch umnachtet,
Verlaß mit mir des Heidentempels Gräu'l!

Eidli
(die bisher immer erſtarrt am Keſſel gekniet, und ſich während [illegible] das Makkabäus letzten Worten von den Knieen erhoben hat, [illegible] durch die offen gebliebenen Pforten majeſtätiſch zu ihm [illegible] ſehr erhaben).

Oheim des Gatten, der mir iſt geſchlachtet,
Mir ſprach ſein Geiſt: der Makkabäer Heil
Sei meiner Huld vertraut und deinem Segen,
D'rum tret' ich Jungfrau-Wittwe dir entgegen!

Judas Makkabäus.
Ich faſſe dich, auch du haſt überwunden
Den Tod — d'rum nimm des Makkabäers Hand!
(er reicht ihr die Hand.)
Gebier' mir Helden Gottes! —
(zum Volk ſich wendend.)
Volk, verſchwunden
Die Trauer iſt, wir zieh'n in unſer Land,

Digitized by Google

Und Friede wieder werd' im Land erfunden,
Und Eintracht, Vätertreu' und Glaubensband!
Helft mir die Städte bau'n, ich will sie schützen,
Daß Jeder kann am eig'nen Weinstock sitzen! —

Vor allem aber laßt uns, was verwüstet,
Das Heilthum reinen, prachtvoll es erneu'n!
Der Schönheit Sohn, dem Menschen, es gelüstet,
Geschmückt und schön sich seines Herrn zu freu'n!
Und Jehovah, der uns durch Trauer rüstet,
Er salbt mit Freudenöle, die bereu'n;
Er hat verdiente Schmach von uns genommen,
D'rum werde nun die Pracht Ihm angeglommen!

Es werd' am fünf und zwanzigsten gehalten
Des neunten Monden der Erneu'rungstag,
Ob ird'schem Goldesglanze soll entfalten
Gesang den himmlisch güld'nen Flügelschlag,
Des Glaubens Gold wird in den Herzen walten!
Mir sagt der Geist, der nimmer lügen mag:
Dieß Fest wird einst Dessen Triumph verschönen,
Der kommen wird, um alle Schuld zu söhnen! — *)

Nachdem ich dieß bewußtlos euch verkündet —
Den Geist in uns enträthselt nicht der Sinn —
Sprech' ich, der Stämme Richter, die verbündet:
Zweitausend Silberdrachmen sendet hin
Gen Zion, daß Sündopfer werd' entzündet
Für Alle, die des Siegertod's Gewinn
In unsern heil'gen Schlachten hat getroffen,
Dieweil wir Gläub'gen die Verklärung hoffen!

Denn hofften wir nicht, daß auch, die erlegen
Im heil'gen Streit, erstehn einst unversehrt,
So wär' es Thorheit, der Gebete Segen
Erflehn für die, die traf des Todes Schwert.
Doch die Gerechten ziehn auf Grabeswegen
Zum Auferstehungstag', der sie verklärt,
Wo die Gereinigten zum Throne treten;
D'rum ist es fromm, für die Verstorbnen beten!

Nur keiner soll der Heldin Tod beklagen,
Die sieben Söhne trieb zum heil'gen Streit;
Hoch sollen ihr der Völker Herzen schlagen,
Preis sei den Märtyrern in Ewigkeit!

(zu den noch immer knieenden Leviten.)

Erhebt die Arche, Priester, sie zu tragen
Zum Tabernakel heim der Herrlichkeit,
Dort wollen wir die Bußpsalmen singen,
Dem alten Gott ein neues Opfer bringen!

Die zwölf Leviten

stehen auf und erheben die Arche. In demselben Augenblick eröffnet sich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erscheint über der Arche

Salomes Geist

(in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen besäeten Mantel, der über ihre sieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geschmückten Gewändern, knieend erscheinenden, verklärten Söhne ausgebreitet ist. Salome erhebt in der rechten Hand hoch ein großes, blutrothes Kreuz. Ueber dieser Gruppe schweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer sieben Söhne Sternenkronen und Palmenzweige halten, während eine sanfte Musik die Worte der folgenden Canzone begleitet. Alle andern unten auf der Bühne befindlichen Personen, die zwölf die Arche tragenden Leviten ausgenommen, knieen beim Anblick der Erscheinung ehrfurchtsvoll nieder).

Salomes Geist (mit Verklärung).

Ein reines Opfer wird sich Gott bereiten,*)
Durch das wird Er, im reinen Liebesklange,
Den Heiden Seinen großen Namen künden!
Es wird, vom Aufgang bis zum Niedergange
Vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten,
An reiner Mutterliebe sich entzünden,
Reinen die Welt von Sünden! —
Und Millionen Märtyrer, erkoren
Zu waschen sich im Blut des Opferlammes,
Mit uns, den Heil'gen, Blüthen eines Stammes,
Blüh'n noch am Thron und werden einst geboren!

Jonathas

(knieend auf die Erscheinung deutend).

Das ist des Kreuzes Stern mit seinen sieben Sternen!

Salome und die sieben Makkabäer

(im gesangartigen Chor).

Segen mit euch! — Wir zieh'n ewig Liebe zu lernen! —

(Die Erscheinung verschwindet, die harmonischen Klänge verschweben.)

Der Vorhang fällt.

*) Es ist hier das von Judas Makkabäus auf den 25ten Tag des neunten Monden (Chaseleu) angeordnete sogenannte Erneuerungsfest (τὰ ἐγκαίνια) gemeint, dessen in unsern Monat December fallende Feier auch unser göttliche Heiland besucht hat.

*) Malachiä, Cap. 1. V. 11.

Christian Wernicke

ward um 1660 geboren, studirte zu Kiel die Rechte und wurde Legationssekretär. Er starb gegen 1710 in der Eigenschaft eines dänischen Etatsrathes und Redsienten am Hofe zu Paris. Sein Geburtsort, ebenso wie sein Geburts- und Sterbejahr sind nicht zu ermitteln.

Er schrieb:

Ueberschriften oder Epigrammata. Amsterdam, 1697. Wieder herausgegeben von Bodmer. Zürich, 1763. in 8.

Versuch in ein Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberschriften. Amsterdam, 1704.

Ueber W. fällt Manso (in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen Bd. VI. St. 1. S. 276) folgendes sehr treffende Urtheil: „Wernicke schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte, zehn Bücher Ueberschriften oder Sinngedichte, welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehen und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und dem Gelächter Preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher, und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so vielem Rechte vorwerfen: daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter sein würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurechtwiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht."

Epigramme von Chr. Wernicke.

An einen Splitterrichter.

Magst du, was meine Fehler sind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bei mir für Tugend sind't.
Spricht man dort Uebles ohne Maaße,
Und legt man hier zu viel mir zu;
So wähle du die Mittelstraße
Und denk', ich bin ein Mensch, wie du.

Auf die Menge französischer Bücher.

Daß ein französ'scher Bel Esprit
Manch artig Buch vergold't im Schnitt
In Holland uns bescheert;
Daß er uns nicht sein Pfund verhehlt,
Das Jahr durch Monat-Bücher zählt,
Ist nicht verwundernswerth.
Er macht kaum seine Feder naß,
Und künstelt ohne Müh'.
Wahr ist's, er schreibt, ich weiß nicht wie;
Doch auch, ich weiß nicht was.

Digitized by Google

Cornelius Tacitus.

Wir deuten jedes Wort mit viel Verstand und Müh':
Die Leser machen ihn gelehrter, als er sie.

Auf Palämon.

Palämon der besitzt des Königs Gunst und Ohr.
Ich folg' ihm durch den Saal bis an des Palasts Thor,
Ich huld'; er sieht sich um: ich neige mich; er lacht.
Ich habe gestern noch, sagt er, an Ihn gedacht.
Ich glaub' es, ohne sein Vermessen,
Und find' es in der That,
Daß er sich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergessen.

Erfahrenheit ohne Klugheit.

Es ist ein ungemeiner Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrenheit ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrenheit.

Der, wenn er geht, den Weg erst mißt,
Den machet mancher Umschweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahr'nheit ist
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Friedrich August Klemens Werthes

ward am 12. October 1748 zu Butterhausen in Schwaben geboren, privatisirte nach vollendeten Studien an verschiedenen Orten, war dann der Hofmeister zweier jungen Adlichen zu Göttingen, und wurde darauf Professor der italienischen Literatur zu Stuttgart, welche Stelle er 1784 niederlegte, um als Professor der schönen Wissenschaften nach Pesth zu gehen. Er gab jedoch nach 10 Jahren auch dieses Amt auf, und lebte nun als Privatmann Anfangs zu Ludwigsburg, und darauf zu Stuttgart, wo er am 5. December 1817 starb.

Er veröffentlichte:

Hirtenlieder. Leipzig; 1772.
Lieder eines Mädchens. Münster, 1774.
Sing- und Schauspiele: Orpheus, Deukalion u. s. w.
Begebenheiten C. Bomstons; Roman. Altenb. 1782.
Sieben Heroen in sieben Gesängen. Augsb. 1816.
Uebersetzt: Gozzis theatralische Werke. Bern, 1777—1795. 5 Thle.
Schönheiten italienischer Dichter nebst dem Orlando Furioso. Bern, 1791.

Ein Mann von Geschmack und Talent, der jedoch am meisten als Uebersetzer leistete und daher immer mit Achtung genannt zu werden verdient.

Ignatius Heinrich Freiherr von Wessenberg-Ampringen,

dieser hochverehrte und berühmte katholische Geistliche, wurde am 4. November 1774 zu Dresden geboren, widmete sich der Kirche und wurde 1802 vom Fürsten Dalberg zum Generalvicar und Präsidenten der geistlichen Regierung des Bisthums Konstanz und 1814 zum Coadjutor ernannt. 1817 ward er Bisthumsverweser und er trat dieses Amt an, obwohl der heilige Vater ihm durchaus seine Bestätigung versagte; auch erhielt er in demselben Jahre die Würde eines Dr. der Theologie. Das angetretene Amt eines Bisthumsverwesers bekleidete er bis 1827, wo in Folge eines Concordates das Bisthum Konstanz für aufgelöst erklärt wurde. Seit dieser Zeit lebte er als Privatmann dort.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Zürich, 1800 u. 1801. 2 Thle.
Geist des Zeitalters. Zürich, 1801.
Spee's Gedichte. Zürich, 1802.
Die Hauptepoche der Weltgeschichte vor Christi Geburt. Zürich, 1804.
Deutsche Lieder. Zürich, 1809.
Christkatholisches Gesang- und Andachtsbuch. Zürich, 1812. 2 Thle.
Blüthen aus Italien. Karlsruhe, 1818.
Die Bergpredigt. Konstanz, 1819.
Jesus der Kinderfreund. Konstanz, 1820.
Johannes. Konstanz, 1821.
Das Gebet des Herrn. Zürich, 1821.
Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1821.
Die Auferstehung unsers Herrn. Konstanz, 1821.
Das heilige Abendmahl. Konstanz, 1822.
Magdalena. Konstanz, 1824.
Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne. Konstanz, 1824.
Lieder und Hymnen. Konstanz, 1825.
Ueber den sittlichen Einfluß der Romane. Konstanz, 1826.
Neue Gedichte. Konstanz, 1827.
Die christlichen Bilder. Konstanz, 1828. 2 Thle.
Nicodemus. Konstanz, 1829.
Chorlieder. Konstanz, 1829.
Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Stuttgart, 1831.
Mittheilungen über die Verwaltung der Seelsorge. Augsburg, 1832. 2 Bde.
Ueber Schwärmerei. Heilbronn, 1832. 3 Hefte.
Einzelne Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

W. ist einer der edelsten, freisinnigsten, mildesten und doch zugleich kräftigsten Männer, welche Deutschland zu den seinigen zählt; ein wahrer Priester des Herrn, ein echter und treuer Freund seines Vaterlandes, ein begeisterter Kämpfer für Recht, Wahrheit und Licht. Abgesehen von den anderen hohen Eigenschaften, welche seine Dichtungen auszeichnen, giebt denselben vorzüglich die in ihnen vorwaltende Gesinnung einen unvergänglichen Werth und stellt W. den ersten Geistern der Nation in dieser, wie in anderer Hinsicht unbedingt zur Seite.

Gedichte von v. Wessenberg.

Ueber den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutschland.

Saevior armis
Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.
Lucan.

Gerecht und edel sind des Mannes Klagen,
Daß in der Menschheit sonnenhellen Tagen
Die freche Dirne Sittenlosigkeit
Von manchen selbst, die der Erleuchtung Orden tragen,
Zur Göttin eingeweiht,
Durch Deutschlands Gau'n jetzt auf des Sieges Schwingen rauschet.
Ach! unter ihres Busens Wellen lauschet
Verzweiflung — Tod in ihres Blickes Feuerglanz,
Und schleichendes Verderben in dem Kranz

Digitized by Google

Von Roſen, den ſie um des Thoren Schläfe windet —
Wenn er, von ihrem Flammenaug' entzündet,
Der Zauberin ſich in die Arme wirft,
Und mit geſchwinden — heißen Zügen
Die honigſüßen Laſter ſchlürft,
Die in der Wolluſt Taumel-Becher liegen.

O Vaterland! mir rinnt die bittre Thräne
Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,
Die, hingeriſſen durch des Beiſpiels Meereskraft,
Die ehmals Helden ſchuf, feige Sklaven ſchafft,
Der ſchnöden Modegöttin jede Tugend zollen.
Ha! Frankenland — des Leichtſinns Schlangen-Neſt,
Aus deinem Eingeweide ſchlich die Peſt
Der weibiſchweichen Sitten in die männervollen
Gefilde Teuts; und ach! der Edelmuth
Der aus des Deutſchen Seele koloſſaliſch ragte,
Wich mit der Mädchenwange keuſcher Glut,
Die jedem Schurken einſt den Kuß verſagte,
Hinweggeſchwemmt vom Strome der Empfindelei;
Und durch der Mode bange Tyrannei,
Die jeden Tugendkeim, dem Wurme gleich, zernagte,
Verwelkten das Gefühl der Unſchuld und der Hang
Zu häuslichem Vergnügen, und die beſſre Liebe,
Die einſt Tusnelda's Herz mit allgewalt'gem Triebe
An Herrmanns Flammenbuſen ſchlang,
Wie die Natur mit mildem Zwang
Des Epheu's Schwachheit um den Stamm der Eiche ſchlinget.
Als, o Natur! mit Reizen, die kein Kröſus dinget,
Die Liebe deinem ſchönen Gang
Noch folgte, warb des Jünglings Feuerſeele
Beim zärteren Geſchlecht, daß es mit ihr vermähle
Der ſanftern, himmelvollen Liebe Glück;
Und ſchamhaft, und mit holdem Widerſtreben
Ergab des Jünglings ſeelenvollen Blick
Des Mädchens Liebe ſich für's ganze Leben.
Jetzt zucket Lüſternheit aus falſchem Mädchen-Blick,
Und blinzelnd giebt's der ſieche Jüngling ihr zurück.
Die Sittſamkeit, der Unſchuld Engelwache ringet
Nicht mehr mit der Verwegenheit
Des ſchmeichelnden Verführers. Seine Rede dringet
Wie Balſam in das junge Herz, und ach! der Zeit!
Der Vater ruft dem Sohne nimmer
Die Warnung zu: „Mein Freund! Nicht jeder Schimmer
Iſt Goldes Spur — merkſt du es nicht,
Wie ſich dein weicher Pfad zum Abgrund bricht.“
Und Mütter ſehen ihre Töchter, ohne Schauern,
Dem Buſen einen Blumenſtrauß vertrau'n,
In deſſen Mitte Baſilisken lauern.
Der Leichtſinn findet nirgend Einen Zaun!
Geſchweig' durch der Begierden ſtürmendes Gewimmel
Verſtummet des Gewiſſens zarter Laut. Wo ſpricht
Es noch zur Jugend: „Nicht beim lauten Bacchanal,
Und in der Wolluſt glatten Armen nicht,
Und nicht in eiteln Prunks hoffärt'gem Gaukelſaal —
Nur in des Menſchen Innerm wohnt ſein Himmel!“
Selbſt dieſe heil'ge Stimme ſchweiget — Ach!
Mir tollet, Freund! ein heißer Bach
Vom Auge; denn, wo ſie verſtummt iſt, und der Jugend,
Die zaudernd noch am Scheidewege ſteht,
Des weiſern Alters Stab durch's Dorngefild der Tugend,
Nicht mehr den Pfad zur Wahrheit zeiget, o da geht
Der allzuſichre Staat auf üpp'gen Blumenwegen
Mit ſchnellem Schritt dem Untergang entgegen!

Ha, Frankreich! — lachend goſſeſt du dein Gift
In Deutſchlands Herz, und lachend ſiehſt du nun den Segen,
Der aus gelich'nem Giftpokale trieft,
Denn Deutſche lachten mit, und tranken — Weh' den Thoren! —
Den ſüßen Becher, bis ſie jeden Sinn verloren
Für Tugend und Religion. —
Zuerſt ſchlich das Verderbniß auf den Thron,
Vom Throne durch die erſten Stufen goß
Sein Quell ſich in die naheliegenden Paläſte;
Von da in's adeliche Ritterſchloß:
Vom Ritterſchloß in niedre Hütten, wo die Reſte
Des Tugendſinns noch ſchlummerten; und nun —
Nun ſeh' ich, Freund! mit ſchauerkaltem Schweiße,
Des Laſters Fluch auf Deutſchlands Volke ruh'n!
So bilden ſich im Teich die hundert Wellenkreiſe
Um einen Stein, der ſich vom Ufer riß.

Der Etikette Poſſenſpiel verſtieß
Von Deutſchlands Höfen jenen Geiſt der Volksväter,
Der ſegnend ehemals über ihren Gauen flog,
Und ihren Arm, als Genius und Retter
Mit Donner rüſtete, wenn je das Wetter
Des Krieges dräuend an die Grenze zog.
Die offne, holde Freundlichkeit des Fürſten
Verſchloß in eines Harems Kerker ſich;
Man ſah ſein Herz nicht mehr nach Volksbeglückung dürſten,
Und jedes ernſtere Geſchäfte wich
Dem Hang nach glänzenden Vergnügen,
Als Pantheons der Wolluſt, ſtiegen
Theater jetzt empor; für ſeinen theuren Schweiß
Gab man, um ſein Gefühl von Elend zu betrügen,
Das Volk in frecher Muſen zauberiſchem Kreis
Der Ratter der Verderbniß preis.
Der deutſche Fürſt ward Sklav gebietender Maitreſſen,
Da lagen jetzt Verdienſt und Fähigkeit vergeſſen.
Der Weiſe ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor,
Nur auf des Geldes, der Gunſt und der Kabale Stufen
Schwang man zu Ehrenſtellen ſich empor.
Miniſters — Kreaturen der Maitreſſen, ſchufen
Mit Satansliſt den Hof zum Paradies,
Und das despotiſirte Land zum Land des Elends.
Das Land, das leiſe murrend ſeine Feſſeln küßte,
Das ſeufzend ſeine Henker Väter hieß. — —
Die Väter ſchwelgten im Palaſt; und in den Hütten
Des Landmanns, der den Mächtigen das Brod
Mit ſaurer Arbeit zollt, lag bleiche Hungersnoth.
Sie predigten dem Volk die Freiheit in den Sitten,
Und zwangen es zugleich in Feſſeln ein.
Ihr Machtſpruch mußte nun Statthalter der Geſetze,
Des Herrſchers Wohl des Volkes Götze,
Der Politik Religion die Sklavin ſein —
Der hölliſchen, die kalt durch's Herz der Menſchheit wühlet,
Mit Nationen, wie mit Kugeln ſpielet,
Und ihrer dumpfen Sklaverei ſich freut.

Zwar hatte längſt der Ahnen Biederzeit
Die, wenig raiſonnirend, mehr und weiſer wirkte —
Aus kluger Sorg', es möcht' die unbezirkte
Gewalt des Herrſchenden, vom Hang zur Despotie
Verführt, ſpät oder früh,
Die Nation als ſeinen Knecht behandeln,
Und zwiſchen ihm und ihr den ungeheuren Spalt
Erbau'n, der Würmer trennt von Gottes Allgewalt,
Um alles Recht in ſeine höchſte Gunſt zu wandeln —
Zur Gegenwehr den Volksſchutz der mit Harmonie
Und Kraft gerüſteten Vertreter feſtgegründet
Nachahmend der Natur erhabne Magie,
Die jede Kraft durch eine andre bindet,
Und weiſ', durch Alpen dort des Windes Energie,
Und hier des Stromes Drang mit hohen Ufern dämmte.
Auch wich die Herrſchſucht oft der Stände Macht,
Die kühn ſich ihrer Klauen Griff entgegenſtemmte.
Doch — „Trenn' das Volk“ und „Eile facht!“
Dieß ſind der Politik ſo hoch berühmte Waffen,
Die ſicherer zerſtören als der Donnerkeil,
Als Herrſchaft, als alle Mächte, die mit Eil'
Und öffentlich darnieder raſſen.
Durch ſie beſiegt, ſchmolz auch des Volkes Schild,
Erlag der Herrſchaft auch das Ephorat der Stände.
Zwar ließ ſie noch — ſein Schattenbild!
Doch, ha der Liſt! nur ſich zum Inſtrumente,
Um frech dem Schandmal ihrer Tyrannei
Von der Geſetzlichkeit das Siegel aufzulügen.
So ward die Standſchaft — Spiegelfechterei,
Dem Volk das Ziel des Fluches und der Höhnerei!

Des Luxus Florgewand barg ſchlecht die tiefen Wunden,
Die uns die Willkür ſchlug, und Weichlichkeit,
Des Luxus Tochter, hielt mit ſchwacher Binde
Das Auge des betäubten Volks gebunden,
Das unbewußt am Abgrund ſtand —
Die Söhne Deutſchlands wurden immer deutſch erzogen;
Der Luxus ſchickte ſie nach Frankenland,
Wo ſie, den Geiſt vom ſchönen Modetand
Leichtfertiger Philoſophie betrogen,
Und in der Thorheit Labyrinth verirrt,
Mit Frankreichs Sitten früh die Laſter Frankreichs ſogen.
Auch deutſche Mädchen wurden dort gepflogen,
Und von der Politeſſe Meiſel brillantirt,
Und kehrten dann — das Köpfchen leer von der für Mütter
Und Gattinnen ſo nöth'gen Hauskenntniß,
Nur ausmeublirt mit ſchalem Anſtandsflitter,
Voll eitler Sucht das Herz nach falſchem Weltfirniß,
Entblößt von Unſchuld, in die Fluren Deutſchlands wieder,
Und deutſche Frauen wurden — Dirnen — weint ihr Enkel!
So ſinkt am welken Stengel,

Digitized by Google

Vergiftet von des Wurmes ſtillem Biß,
Der Gärten Stolz, die Frühlingsroſe nieder.
Durch's unerſättliche Getrieb der Eitelkeit
Dem zarten, reinen Glück entriſſen,
Das nur im Schooß der Eingezogenheit gedeiht,
Ward das Geſchlecht der Weiber von Genüſſen,
Die ſie vormals mit Recht den Männern überließen,
All' ſeiner ſanften Zier entweiht,
Und durch Verweiberung der Männer hingeriſſen
Verſchwand auch alle Männlichkeit.
Doch die von der Natur ſo ſchrecklich abgeſchweiften
Geſchlechter freuten ſich, weil wild und ungeſcheut
Der Lüſte Horden hin und wieder ſtreiften,
Wie Kinder, ihrer Ungebundenheit:
Von Tugend blieb jetzt an des Anſtands glatter Rinde
Nur eine ſchwache, täglich ſchwächre Tinte.
Der Aufwand ohne Mäßigkeit,
Den Eitelkeit und Schwelgerei diktiren,
Erhob das Geld, hoch über allen Reiz der Würden,
Zum höchſten, allgemeinſten Ziel.
Vor dieſem Gott ſah' man im ſchecktigen Gewühl
Magnat und Fürſt und Pöbel niederfallen,
Und Geldgier kratzte jedes edlere Gefühl
Aus ihrer blindgeblendeten Vaſallen
Verengter Bruſt mit ihren ehrnen Krallen.
Rechtſchaffenheit galt nun ſo viel,
Als Thorheit, feil für Geld nach Otaheit verſtoßen,
Entfloh die Freundſchaft; nur als Lottoſpiel
Ward an der Börſ' dein Bund, o Hymen, jetzt geſchloſſen!
Die einſt des Deutſchen Muth zu hohen Thaten ſchwoll,
Die Ruhmbegier ſank allgemein verhöhnet,
Als Kinder-Vorurtheil, und Bürgerwohl
Blieb noch — im Herzen! — Nein! dies war zu voll
Vom Eignen ich! doch, weil der Klingklang magiſch tönet —
Dem Ton zu Lieb' auf mancher Lippe ſteh'n,
Und ſoll noch jetzt als gute Münze geh'n,
Die jede Schurkerei beſchönet.
Auch ſah man nun, dem Standesvorurtheil entwöhnet,
Sich Alle Ständ' um Einen Schandpfuhl dreh'n,
Gleich einem Maskenball in bunten Affengruppen. —
Der Adel Deutſchlands, einſt der eiſne Kern der Truppen,
Des Throns und Volks getreue Wache, ſank
Zum Soldknecht tief herab, an Geiſt und Körper krank!
Die jungen Ritter wurden Stutzer, art'ge Puppen,
An Kenntniß arm, und ärmer noch an Kraft und Muth.
Von ihrem Adel blieb — ihr Nachruhm wird es melden! —
Ein Stammbaum und ein Rittergut,
Auf dem der Kreditoren bange Hoffnung ruht.
Weh', weh' dem Land, das ſolchen wunderkühnen Helden,
Und ſolchen wunderweiſen Führern ſich vertraut!
Der Feldherr wird dem Landmann Geißel und Verräther
Dem Vaterlande ſeiner Väter,
Der Richter wird ein Schelm, und der Miniſter baut
Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.
Dann lacht er teufliſch auf die nackte Blöße
Des Unterthans, den, taub für jeden Klagelaut,
Die Härte des Barbaren ſelbſt entkleidet,
Und ſein entmenſchtes Geierauge weidet,
Beim kalten Schauer der Natur,
Zur Luſt ſich an den Schandtrophäen, die ſich drängen
Auf jammervoller, menſchenleerer Flur,
Der ſeine Staatskunſt durch verkaufter Söldner Mengen,
Und durch den Druck der Steuern ohne Zahl
Bevölkerung und Wohlſtand ſtahl. —

Indeß zerſtreute der Aufklärung Mittagsſtrahl
Die täuſchende, geheimnißvolle Wolke,
Durch welche lang die Peiniger dem guten Volke
Entzaubert waren, und mit Einemmal
Sank jetzt das Dunſtgeſild vor ſeinen Augen.
Es ſah', daß jene, die der Bienen Honig ſaugen,
Auch Menſchen ſein aus Fleiſch und Blut.
Da ſchloß der Beſſre: „Seine Majeſtät der König,
Sind Sie der beſte Mann im Land nicht, ſind nur wenig!“
Doch ſtolzer ſchien der Pöbel ſich zum König gut.
Natürlich! wenn des Königs Wirkungsſphäre
Auf die des Raubthiers eingeengt wäre! —
Das Volk ſah' im Palaſt und auf dem Thron'
Kein Fünkchen mehr von Tugend und Religion.
Da hielt es bald das edle Paar für nicht'ge Grillen.
Nun achtet es nicht mehr der Gottheit Willen,
Und dieſes Volk ſoll Fürſten noch gehorchen? — Nein!
Ach nein! Es würd', es müßt ſich ihres Sturzes freun!
O Menſchenherrſcher! ſeht — wie wenig nützt
Aufklärung ohne Beſſerung der Sitten!
Wie kalt bleibt nicht das Volk bei euerm Droh'n und Bitten
Jetzt, da der Fürſtenhaß die blut'ge Fahne ſchwingt,
Und ſiegend ſchon auf eure Thronen dringt —
Das Volk das willig Eure Väter einſt beſchützt —
Das Volk wird nie den Angriff eurer Feinde dämpfen,
So lang' ihm noch der Hohn vom Munde blitzt:
„Wie! ſoll der Sklav um ſeine roſt'ge Feſſel
kämpfen?“

So, Freund! ſo ſchlich die Peſt des Laſters erſt hinauf.
Und floß dann wüthend auf des Beiſpiels Stufen wieder
Durch alle Reih'n des Alters und der Stände nieder.
Und wer, Geliebter, dämmet ihren Lauf?
Ha! könnt' der Kranke ſich im Fieberwahn'
Vollkommener Geſundheit, ſelber heilen,
Der Krankheit Quell Geneſung uns ertheilen,
Und das aus einem Strom zum Ocean
Sich bildende Verderben ſelbſt den Damm ſich ſetzen.
Dann wäre Hoffnung! Aber nun,
Da alle ſich am Taumeltrank des Laſters letzen,
Nach Einer ſchlechten Form des Herrn und Sklaven Thun
Sich dreht, die Höhern nur zur Thorheit höher klimmen,
Und die Regierenden, wie die Regierten auf
Dem Strome des Verderbens eingeſchlummert ſchwimmen;
Wer widerſteht des Siegers wildem Lauf?
Die Kabinette! — Sie, des Staatenwohls Sirenen,
Die lachend Recht und Wahrheit höhnen,
Ihr Unrecht noch mit dem Betrug der Menſchheit krönen
Und, da ſie mit durchſichtiger Sophiſterei
Ihr Wolfsherz in ein Lammfell einzuhüllen wähnen,
Nur zur Erhöhung ihrer Tyrannei
An ihren Wolfspelz noch den Fuchsbalg heften?
Wie hülfe Der der Sittlichkeit zu friſchen Kräften,
Der ihre Kraft ſelbſt, als Meuchelmörder bricht!
Die Seelenhirten? — Ach! wie Viele ſind der Würde
Des Gottesamtes voll und ſeiner heil'gen Pflicht!
Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,
Doch leider! nur ihr Wort — ihr Wandel nicht!
Und ſind nicht, fern vom Beiſpiel, ſchöne Worte
Was Segel ohne Wind,
Was Wolken ohne Waſſer ſind?
Ja, Freund! nur Thaten öffnet ſich des Herzens Pforte!
Und ach! wie liegt die Geiſtlichkeit jetzt ungeehrt,
Das Ziel der Witzwuth, überall danieder!
Das Bardenvolk! — O Freund! was konnten ſeine Lieder
Im Bund der Tugend nicht! — doch ach! verkehrt
Zum Lockton für Cytherens Bundesglieder —
Sind ſie jetzt noch des Namens: Bardenlehren werth?
Wie gäbe Gnid', der Menſchheit die Geſundheit wieder,
Wovon ein ſüßes Gift den letzten Keim verzehrt?
Die Philoſophen! — Ha! wer glänzt mit dieſem Namen
In unſerm Vaterland? — Der Witz, der Flatterſinn,
Die Klügelei, ſich fein der Tugend zu entzieh'n,
Die aus dem zweiten Babylon herüber kamen,
Und jene Grübelſucht, die bei dem Lampenlicht
Des Sektengeiſtes ſpinnt, und ſtolz dem Lahmen
Die Krücken ſeiner Tugend bricht! —
Vom Munde ſolcher Philoſophen trieft nicht Wahrheit;
Nicht Wahrheit iſt's, was ihr Buchſtabe ſpricht.
Durch ſie wird ſelbſt die Wahrheit Irrthum, und die Klarheit
Der Weisheit wird in ihren Schriften Nacht.
Ihr blendendes Geſchwätz, was iſt es, als, — die Lehren
Der Sinnenluſt, in ein Syſtem gebracht,
Um den bereits verſtimmten Tugendſinn
Mit gleißender Sophiſtik vollends zu bethören,
Und, ſtatt zur Gottheit ſie empor zu zieh'n,
Tief unter's Thiergeſchlecht die Menſchheit zu entehren?
Und was, das Ding: Metaphyſik! —
Ein athemlos Gerippe, das den Blick
Des Unbefangnen nie an ſich zu kehren,
Und den erſehnten milden Tag
Der Sittlichkeit heraufzuführen nie vermag?
Von ihren kahlen unwirthbaren Höhen
Hat mancher Eitelkeit und Schwindel ſchon
Geholt, nicht Einer in der Wahrheit Land geſehen!
Nur Zweifel wachſen dort und unbeſcheidner Ton,
Die Kopf und Herz nicht beſſern, nur verwildern.
Die ſchönen Muſen? — Ach die ſchönen Muſen ſchildern
In Wolluſt athmenden, verführeriſchen Bildern
Den Sieg des frechen Laſters, und ihr Hohn,
Geſtempelt von der Mode ſittenloſem Siegel,
Trifft Unſchuld und Religion —
Die Königin Religion, den letzten Zügel
Der Leidenſchaft, wenn ſie auf wildem Flügel
Geblendte Völker in's Verderben reißt —
Religion, die jedem Menſchen ſeine Pflichten,
Und jenen, die ſie treu entrichten,

Digitized by Google

Die Palme der Vollendung weist.
Mit ihr löf't sich das letzte Band der Ordnung auf.
Zerrissen ist's! — der Frevel stürmt im Siegeslauf!
Ich seh': Die Nachwelt Teuts, bejocht durch niedre Lüste,
Und grimmig fluchend jedem Fürstenjoch,
Schwingt der Empörung Fackel hoch! —
Sie zündet rasend das verhaßte Prunkgerüste
Des allverfluchten Despotismus an,
Und wird ihr eigener Tyrann.
Dann haschet sie, berauscht von wilden Demagogen,
Nach Freiheit — einem Regenbogen,
Der stets nur auf des Zufalls blindem Fittig irrt,
Wo ihn, im Schooß der Mäßigkeit gepflogen,
Der Sitten Reinheit nicht sirirt:
Und taumelt, von der Hoffnung Irrwischschein geführt,
Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttausend Wehen,
Um hier dem Schlunde: Despotie,
Der ihr der tiefste dünket, zu entgehen,
Dort in den tiefern: Anarchie!

O Freund! — o Vaterland!
Beim Ahnen dieser grausen Scene
Bebt mir vom Aug' die kummervolle Thräne,
Der matte Pinsel aus der Hand!

An die Götter der Theorien des Schönen.

Eh' die Kunst, dank euern Theorien!
Trat in Kampf mit der Natur,
Konnte jedes Herz für's Schöne glühen;
Doch des Schönen Harmonieen
Fühlete man nur.

Im Gehirn die Schönheit zu zerspalten,
Deren Zauber man nicht fühlt,
Blieb euch, tiefen Denkern, vorbehalten,
Die ihr die Natur mit kalten
Grübelei'n durchwühlt!

Euch nur ziemt, zu prangen auf Altären,
Die der Alten Unverstand
Phidiassen weihte und Homeren,
Deren Kopf nicht konnt' erklären,
Was ihr Geist empfand.

Ew'gen Ruhm euch, deren Syllogismen
Um den goldnen Satz sich dreh'n,
Der da trotzt den Schwärmen von Sophismen:
„Was uns durch der Seele Prismen
Schön erscheint, sei schön!"

Doch, bedächtlich! thürmt jetzt Eisgebirge
Um den blühenden Parnaß!
Zäunt mit Dornen ein der Kunst Bezirke!
Wer hinüber strebt, den würge
Euer Winkelmaß!

Mag dann spotten das Genie des Dichters
Eurer Regeln heil'gem Dunst!
Uebt der Flachkopf doch, kraft eures Trichters
Zauberei, das Amt des Richters
Ueber schöne Kunst!

Die Schule der Weisheit.

Von heiligem Dünkel aufgebläht
Der Pharisäer im Tempel steht,
Und rühmet: Er sei wie andere nicht.
Wohl wähnt zu täuschen der arme Wicht
Des Allessehenden Angesicht. —
Doch in des Tempels Ecke von fern,
Zum Boden senkend den Augenstern,
Schlägt auf die wehmutherfüllte Brust,
Des eigenen Unwerths sich bewußt,
Ein Zöllner, und seufzt demüthiglich:
„Des armen Sünders erbarme dich!"
Der Lehrer von Nazareth sieht's und spricht:
„Der ist gerecht — der andere nicht!"
Die Schüler drein schauten die Augen groß.
D'rauf kleine Kinder auf Jesu Schooß
Die Mütter brachten vertrauensvoll,
Daß er mit der Hand sie segnen soll.
Die Jünger drob wurden roth und bleich —
Sie träumten just vom ird'schen Reich,
Und riefen mit Hoheit: Packet euch!
Doch ernstlich der Herr sie schweigen hieß.
St. Peter die Schlüssel fallen ließ.
Der Herr dann sagte mit Sanftmuth dies:
„Zu Gottes Reich nicht erkoren sind,
Die nicht ganz werden wie solch ein Kind!"

Die Mausoläen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi; sed omnes illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.
Horat.

Trauernd, o Muse! schweb' um edler Herrscher
Asche! Segen entström' der Harf' und Wehmuth!
Und bescheiden, über der Großen Mängel
Dehne den Schleier!

Lästert der Undank an des Menschenfreundes
Urne; lauter und heller ströme deines
Segens Lichtstrom, und in den Lichtstrom träufe
Stärker die Thräne!

Aber, unschmeichlerisch bestraf' Tyrannen
Und Eroberer! Mit weggewandtem Antlitz
Schlüpf' vorbei ihr lügendes Mausoläum —
Schweige von ihnen!

Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, stinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünsten aufsteigt, den Mittag schwärzt
Und langsam sich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-schauderndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmt jegliches Menschenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit tosendem Flügelschlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder stürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels sinken; —

So sah ich jüngst (noch schauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüstung mit wildem Flug
Vom Land, das riesenhaft sich durch
Drei Welttheile streckt, herunter rauschen.

Sein Auge blickte ganzen Geschlechtern Tod,
Pest und Zerstörung schnaubte sein Odem. — Ach!
Zerknickt von seinem Hufe, starben
Blüthen und Keime der Lebensschätze.

Doch, während Er noch enger die Fesseln schloß
Am Arm der Völker, rief sie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen vorlügend als Siegeskrone.

Die Menschheit floh'! — In Wehmuth versunken, tief
Des Kummers Pein im Angesicht, sah ich sie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederschweben.

„Ach Vater! rief sie, der du mit Weisheit mir
Das Schicksal unerforschlich vor's Auge webst —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menschlichkeit
Auszieh'n, um sich mit Jubelgesang und Lust
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbst in die Urne des Tods zu wandeln.

O setze Ziel der Mordsucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensseraph niederschimmern,
Daß er die Menschlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrscher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder sich umarmen alle
Völker in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menschheit aus, Mehr noch sprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erschien, — der Trost,
Und in die Demantschale faßt er
Jegliche Thrän' und enttrug zu Gott sie.

Freiheitshymnus,

der in Monarchien so gut, wie in Republiken gesungen werden darf.

Freiheit! Himmelskind, zerschlage
Mit Alzidens Kraft das Joch!
Unter ihm erschallt die Klage
Tiefgebeugter Menschheit hoch!

Freiheit! Freiheit! wie zur Sonne
Jubelnd steigt der Lerche Flug,
Folgt mein Herz mit Götterwonne,
Siegst du je, dem Siegeszug!

Nicht den Siegeszug des Schwindels,
Der jetzt Staaten um sich kehrt.
Nein! vom Ruf des Raubgesindels
Ward mein Herz niemals bethört.

Dir nur Tilgerin der Ketten,
Die durch Zauberreiz und Trug
Menschen in's Verderben betten,
Jauchzt mein Herz im Siegesflug!

Göttin! unter deinem Scepter
Schmiegt sich jede Leidenschaft;
Für der Tugend Sieg belebter,
Sinkt für's Laster ihre Kraft.

Wo dein Sonnenstrahl nicht leuchtet,
Nicht dein milder Odem weht,
Und dein Thau das Herz nicht feuchtet,
Welkt der Tugend Blumenbeet!

Ach! was sind uns alle Güter
Dieses Erdrunds — ohne dich? —
Tantals Aepfel, lahme Glieder,
Dolch- und Skorpionen-Stich!

Und was sind die Mühsamkeiten,
Die dein Zauberhauch versüßt?
Träume, durch den Klang der Saiten
Von der Seele weggeküßt!

Dich verleihn nicht Kaiserthrone,
Dich entreißt kein harter Dey!
Sklaven waren die Nerone,
Epiktete blieben frei!

Nicht an Ort und Zeit gebunden,
Herrschst du, wo die Tugend siegt!
Jeder hat den Schatz gefunden,
Der im Kampf nicht unterliegt!

Gerne weilst du, wo den Bürger
Einfalt vor Verderbniß wahrt!
Aber mit dem Tugendwürger —
Luxus warst du nie gepaart!

In Palläſten und in Hütten
Hebt sich deines Fittigs Schwung,
Wohnt in ihnen edler Sitten
Reinheit und Beseligung!

Aber ferne von Palläſten
Flieht dein Tritt von Hütten fern,
Wo die Lüſte sich verpesten
Edler Sitten eisner Kern!

Ferne bist du, wo die Kette
Blutig an dem Volke klirrt,
Das, ein Ball, auf der Raquette
Schlauer Hofkabalen irrt.

Ferner noch, wo unbeschränket
Jeder Wicht sein Wesen treibt,
Wo den Staat der Pöbel lenket,
In's Exil die Weisen stäupt.

Fern, wo Unsinn der Tyrannen
Jeden Keim des Geistes knickt,
Und Genie's, sie zu entmannen,
In der Willkühr Formen drückt.

Ferner noch, wo Geist der Sekte
Ueber Jeden, der das Licht,
Das sie auf den Leuchter steckte,
Nicht anbetet, — Bannfluch spricht.

Wo du nicht im Herzen thronest,
O da bist du Schall und Tand!
Nur des Herzens Dienst belohnest
Du mit Gottes Ordensband!

Aller Herzen also werde
Freiheit! du die Königin!
Auf der weiten, runden Erde
Weh' dein Fittig her und hin!

Doch, du Hirtin kleiner Heerde!
Hast du gleich noch ferne hin
Bis zum Königthum der Erde, —
Sei doch meine Königin!

An die Fürsten.

O Fürsten! — wollt Ihr länger noch Fürsten sein;
So wißt: „daß Menschen Ihr seid, daß Menschen Ihr
Beherrscht, daß Gott auch über Euch herrscht,
Und daß Ihr ewig nicht herrscht!" Sonst weh' Euch

Weh' Euch! Denn zwischen Menschen und Bestien
Kennt jetzt der Völker Auge kein Mittelding;
Der Zauberwahn von Erdegöttern
Säugte das Kind; doch ihn höhnt der Jüngling.

Wär' aber euch das Volk nur ein frohnend Vieh
Und rathlos, nun — was fabelt von Unrecht Ihr,
Wenn Euch das Vieh vom Nacken schüttelt,
Grimmig Euch unter die Klauen stampfet?

Doch, hat vielleicht die Schlange der Hoffart Euch
Den Glauben abgelogen: es walte Gott
Auch über Thronen; — O Ihr werdet's
Schon noch erfahren, doch — zum Verderben!

Und achtet Ihr der Flüche der Nachwelt nicht,
Und spottet Ihr der rächenden Ewigkeit; —
Gern wird die Nachwelt euch — vergessen,
Aber die Ewigkeit? wird's gewiß nicht! —

Nur Euch, Ihr Menschenherrscher mit Menschlichkeit
Und Gottesfurcht, und Sinn für Unsterblichkeit
Nur Euch schützt die Aegide Gottes,
Denn Ihr seid Pfleger des Gartens: Menschheit!

Meine Freude.

1794.

Wenn mordgefüllte Waffenreihen
Hier Tod, und dort Verderben speien,
Dann fühl' ich keine Lust.
Doch, wenn der Friede Felder bauet,
Und Segen auch in Hütten thauet,
Schwellt Freude mir die Brust.

Wenn auf dem Thron das Laster sitzet,
Das Teufel mehr als Engel schützet,
Dann fühl' ich keine Lust —
Doch, wenn die Tugend Scepter führet
Und Goldpallast und Hütte zieret,
Schwellt Freude mir die Brust.

Wenn wilde Keuler, gleich Tyrannen
Den Segen von der Saat verbannen,
Dann fühl' ich keine Lust.
Doch wenn der Fürst, wie Joseph*) hetzet
Und Bauern mehr, als Eber schätzet,
Dann hüpfet mir die Brust.

Wenn sich der Stolz, die Pracht der Großen
Vom Schweiß nährt, der dem Pflug entflossen,
Hebt Wehmuth mir die Brust.
Doch wenn der Bau'r für sich auch schwitzet,
Und ihm die Aerndte selber nützet,
Dann fühl' ich wahre Lust.

*) Kaiser Joseph II, der alle Jagdbedrückungen in seinen Erbl
den aufhob.

Digitized by Google

Wenn Favoriten, wenn Maitreſſen,
Den Schweiß gequälter Völker freſſen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch mehrt der Fürſt durch ſchöne Thaten
Die Kraft und Anmuth ſeiner Staaten,
Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn Herrſch- und Habſucht feiler Metzen
Ein ganzes Land in Leid verſetzen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn die Kraft der keuſchen Liebe
Im Fürſten zähmt die Herrſchertriebe,
Dann fühl' ich Götter Luſt!

Wenn Fürſten zu den nächſten Stufen
An ihren Thron nur Schmeichler rufen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn Verdienſte, nicht blos Ahnen,
Den Weg zu Ehrenſtellen bahnen,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn Fürſten ſich der Wolluſt weihen,
Mit Roſen ihren Thron beſtreuen,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt dem Volke lebet,
Und über ihm ſtets ſegnend ſchwebet,
Froh ſchwillt mir dann die Bruſt.

Wenn Willkühr das Geſetz regieret
Und es von jeder Macht entzieret,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch wenn nur das Geſetz entſcheidet,
Nach ihm der Hirt die Völker weidet,
Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn fühllos, Völker zu zerſtücken
Erobrer ihre Völker ſchicken,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn nur, um ihr Volk zu ſchützen,
Die Herrſcher mit dem Kriege blitzen,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn jetzt ein Kriegsheld alt, erkranket,
Als Bettler an der Krücke wanket,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn der Thron den Muth belohnet,
Den Krieger nicht für ihn geſchonet,
Dann labt mich wahre Luſt.

Wenn auf bedrängter Wittwen Thränen
Die Großen unbarmherzig höhnen,
Hebt Wehmuth mir die Bruſt;
Doch wenn die Wittwen und die Waiſen
Die Großen: ihre Väter preiſen,
Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn ſich zum Thron die Unterthanen
Durch Königsmord die Pfade bahnen,
Dann ſchauert mir die Bruſt;
Doch wenn die Völker ihre Klagen
Beſcheiden vor den Herrſcher tragen,
Dann fühl' ich Herzensluſt.

Wenn blinde Völker Blut und Leben
Für ein Phantom von Freiheit geben,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Fürſten ſelbſt die Bürden
Des Unterthans erleichtern würden;
Dann fühlt' ich hohe Luſt!

Wenn Fürſten taub zu lauten Klagen,
Nur herrſchen, um empor zu ragen,
Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Völker harten Nöthen
Die Fürſten Hülf' und Linderung böten,
Schlüg freudig mir die Bruſt!

Wenn toller, als Barbarenhorden,
Die Brüder ihre Brüder morden,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Eintracht Ketten windet,
Und Völker eng an Völker bindet,
Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt.

Wenn die Dukaten der Klienten
Des Richters Spruch, wie Moosrohr, wenden
Klemmt Unrecht mir die Bruſt;
Doch, wenn nach heiligen Geſetzen
Die Richter Recht und Unrecht ſchätzen,
Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn unverſchämt der Barden Saiten
Die Jugend in's Verderben leiten,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch, wenn ihr Saitenſpiel zur Tugend,
Die Eltern zaubert und die Jugend,
Dann wogt mein Herz in Luſt.

Wenn junge Laffen grauen Greiſen
Sich ſchämen Ehrfurcht zu erweiſen,
Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Sohn die Väter ehret,
Und willig ihre Lehren höret,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn eitler Stutzer ſchaale Rotten
Frech alles Heilige beſpotten,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Jugend Gott verehret,
So kindlich, wie es Jeſus lehret,
Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt!

Wird Weisheit ſtolzer Thoren Pflaſter,
Sinkt Furcht Allvaters, ſiegt das Laſter,
Dann blutet mir die Bruſt.
Nur Ihr, des Menſchen ſchönſte Triebe!
O Tugend, Weisheit, Gott: und Menſchenliebe!
Ihr Grazien! — ſeid meine Luſt.

Allgemeines Gebet.

Du biſt, o Unerforſchlicher! weil du biſt!
Nur weil du biſt, bin Ich, und iſt alle Welt!
Der Glühwurm, wie die Sternbahn, Alles
Betet, vor Allem der Menſch: „O Vater!"

Was dein Verſtand nicht weiß, nicht umſpannt dein Arm
Nicht einſiehst deine Weisheit, das iſt nicht. Doch
Du biſt der Geiſter Sonne! Liebe
Füllt dein Gemach, und der Engel Andacht!

Der Seraphs höchſter, will er dich nennen, ſchweigt,
Und hüllt ſein Antlitz! O Unausſprechlicher!
Wie nennte Dich des Lichtmeers trübrer
Tropfen? Wie wagt' ich's nur? Hallelujah!

Der Ruf, den du gehaucht haſt in unſer Herz,
Verbürget uns im Dunkel des Labyrinths
Erſt Dämmerung, dann Mittag. Heller
Wird's mir und heller. „Dein Reich erſchien uns!"

Dein Wille thut ſich Engeln und Menſchen kund.
Die Erde, wie der Himmel verkündige
Des Willens Achtung, nicht in leerem
Wortgeklingl', aber in Herz und Wandel;

Nicht unſer Wille, Deiner geſcheh'! Wir ſind
Ja Kinder, Du der Vater! dem Endlichen
Iſt wenig Raum und Zeit entrollet.
Du nur, Unendlicher! ſchau'ſt das Ganze!

Der du mit unſrer Leiche den Wurm ernährſt,
O laß uns nicht erhungern den Geiſt, und nicht
Des Geiſtes irdiſchen Gehülfen!
Stille der Kinder Bedürfniß, Vater!

Was würden wir entflammte der Sünder Dich
Zur Rache, wie den Menſchen der Menſch, o Du
Der Menſchlichkeit ſtets unerreichtes
Urbild! — Du ſegneſt den Gotteslåſtrer!

Denn, wüßt' er, was er thut, ach! er thät' es nicht! —
Verſchieden ſind die Gäng' deiner Fügung nur,
Zu Dir erziehſt du dennoch Alle
Kinder! — „O Menſchlichkeit werde herrſchend!"

Nicht nur Maſchine ſchufſt Du den Menſchen Dir,
Die dein Geſetz übt, weil ſie es ſclaviſch muß.
Du gabſt ihm Freiheit! — O des höchſten
Götterrechts! möcht' ich es ſtets erhalten!

Digitized by Google

Der Dornen Vater heft' an den Blüthenſtrauch
Des Erde-Lebens mehr nicht, als nöthig iſt,
Um — o der Ausſicht! — uns durch Tugend
Würdig zu machen der Himmelswonne!

Das Landleben.

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühle des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Tauſend Freuden genießt er,
Die der Sklave der Thorheit mißt.

Jeder Liebreiz der Flur zaubert der Andacht Glut
Auf ſein ſtaunend Geſicht; Alles, vom Glühwurm bis
Zu der Quelle des Lichts
Predigt Weisheit des Schöpfers ihm.

Jeder magiſche Schlag, welcher vom leiſen Puls
Unſrer Mutter Natur an ſein geſchmeidig Herz
Sanft wie Harfenklang bebet,
Weckt die Funken der Sittlichkeit.

In dem Spiegel des Bachs lernt er Wahrhaftigkeit,
Und die Ranke, die ſich feſt an die Ulme ſchmiegt,
Heißt ihm folgen dem Weiſern,
Und vertrauen dem Heiligen.

Schon durch Brillen von Staub ſieht er im Feierglanz
Nach dem Brauſen des Sturms und in dem Abendgold
Eines ſchweißvollen Tages
Heitre Bilder der Ewigkeit.

Und kein Laſter des Hofs, keine der Furien,
Die dem Dummkopf das Herz foltern mit Schlangenbiß,
Nah't der Wohnung des Edeln,
Dem aus Tugend ſein Himmel quillt.

Froſt im Auge ſieht er Thoren nach Dunſt und Rauch
Und nach ſchimmerndem Zwang buhlen: auf ſeiner Bruſt
Glänzt der Ordensſtern: Tugend.
Blumen kränzen die Scheitel ihm.

Wie der Waſſerſtrahl ſich blitzend zum Himmel hebt,
Dann durch Schwerkraft ſo ſchnell wieder zur Erde ſinkt,
So erſcheint ihm der Freier
Einer launigen Fürſtengunſt.

Seinen ſtillen Genuß tödtet der Enkel nicht,
Denn er kommet und geht mit dem Bedürfniß nur,
Nie begähnt er den Waldſang,
Der den Takt giebt zur Feldarbeit.

Oftmals, wenn er den Blick auf das Verderbniß wirft,
Das der Luxus dem Hof, dieſer dem Adel reicht,
Und das Beiſpiel des Adels
In die Hütten des Volkes gießt.

Wenn er ferner bedenkt, wie in der Einfalt Schooß
Andern Segen, und ſelbſt glücklich der Adel wär' —
Da rinnt ihm die Thräne
Vom Geſicht, und er ruft dann aus:

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühl des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Schon auf Erden erzeuget
Und genießt er Elyſium! —

An den Schlaf.

Holde Gottheit! ſchweb' hernieder,
Deck' die müden Augenlider
Mit den Flügeln ſanfter Ruh
Bis zum nächſten Morgen zu!

Flieh den Geizhals, der den Schätzen,
Seinen kummervollen Götzen,
Tag und Nacht Altäre baut,
Tag und Nacht in Sorgen graut!

Flieh das Laſter des Tyrannen,
Dem der Fluch der Unterthanen,
Die ſein eiſner Scepter plagt,
Furcht in's wilde Stahlherz jagt!

Flieh das Waffenbett des Helden,
Deſſen Stolz in ganzen Welten,
Die ſein Arm in Feſſeln ſchlägt,
Schrecken und Verderben trägt!

Fliehe weit von goldnen Schlöſſern,
Wo man noch aus vollen Fäſſern
Schäumende Pokale leert,
Und die Nacht in Tag verkehrt!

Flieh den Sklaven ſchnöder Freuden!
Laß ihn jede Kraft vergeuden,
Während er dich ſtolz verlacht,
Und in Paphos Tempeln wacht!

Flieh' und komm' in leichten Bildern
Tugendfreuden mir zu ſchildern,
Und umſchweb' mein frohes Herz
Mit der Unſchuld ſanftem Scherz!

Flöß mir in die matten Glieder
Neue Duld- und Thatkraft wieder,
Daß ſobald die Lerche ſchlägt,
Friſches Blut ſich in mir regt!

Daß ich dann die ſüßen Pflichten
Meinem Schöpfer froh entrichten,
Froh mich durch des Tages Bahn
Meinen Brüdern widmen kann!

Der Kirchhof im Dorfe.

Mögen Andre lieber bei den Säulen,
Deren Inſchrift, zu der Menſchheit Hohn!
Vom Despoten Götterthaten lügt, verweilen,
Oder in dem Pantheon.

Blutbetrieſter Weltbezwinger, oder,
Wo in Wundern Macht und Kunſt geblüht,
Ueber der verſunknen Reiche Schutt und Moder!
Fern' entſchwebe du, mein Lied!

Und verweil', von Dämmerung umhüllet,
Auf den ſtillen Gräbern, die ſo oft
Mit der Tugend heitrer Ruhe mich gefüllet
Die ein beſſ'res Leben hofft!

Hier iſt Friede, wo, von Gott geſäet
Menſchenſaat der Auferſtehung reift,
Wo des Frommen Seufzer leiſ' zum Himmel wehet,
Still die Thräne niederträuft.

Hier iſt Troſt! Hier zeigt die Morgenröthe
Sich dem Greiſ' beim Lebens-Untergang!
Hier entwickeln ſich Entſchlüſſe, hier Gebete!
Hier, hier weile, mein Geſang!

Flattert lieblich an dem Kreuz ihr Kränze
Auf das ſchlummernde Gebein herab!
Wehmuth, Dank und Liebe pflückten euch dem Lenze
Mit den Hochzeitkränzen ab! —

Wenn noch Alles ſchlummert, kommt zum Hügel
Ihres Bräutigams die junge Braut.
Sie ſtreut Blumen, weil ihr Blick, der Unſchuldſpiegel,
Feiernd Engelsſprache thaut.

Still belauſcht ein Bauerjung' die Thräne,
Wie zum Bräutigam ſie niederthaut,
Und er ſteht gerührt und wählt die treue Schöne
Feſt im Herzen ſich zur Braut.

Doch kaum weckt das Frühroth die Gemeine,
Sieh! da kniet ſchon mit der Kinder-Schaar
Um das Grab die Wittwe, ſegnend die Gebeine
Deſſen, der ihr Gatte war.

Und jetzt fließt die Red' vom ſanften Munde:
Kinder! denket oft des braven Manns,
Der hier ruhet! Allen, Allen in der Runde
Hieß er nur der wackre Hans.

Denn in ſeinem Thun und Laſſen blühte
Frohe G'nügſamkeit und ſtiller Fleiß,
Und durch Beiſpiel, Weisheit, Biederkeit und Güte
War's ein weiter Segenskreis.

Digitized by Google

Kindlich das Gemüth zu Gott erheben,
Sah man ihn im Glück und in der Noth,
Einem heitern Wieſenbache glich ſein Leben,
Sonnen-Abſchied war ſein Tod.

Sterbend noch empfahl er euch, wie täglich:
„Flieht wie Peſt den Müſſiggang, und ach!
Mehr als Brand — den Hader, und — ſo viel euch möglich,
Ahmet Gott im Wohlthun nach!

Dann vertraut dem Geber alles Guten
Er iſt Gott im Hagel wie im Thau,
Groß und gütig in der Wuth geſchwellter Fluthen,
Wie auf reichthumſchwangrer Au!“ —

Kinder! was der Vater euch gelehret,
Zu erfüllen, wird euch nie gereu'n!
Liebt ihr eure Mutter, Kinder, o ſo ſchwöret:
„Was der Vater war, zu ſein!“

Und ſo bebet von der Kinder Wange
Still der Schwur; und Alle, groß und klein,
Schwören jetzt mit hohem, ſehnſuchtsvollem Drange:
Was der Vater war, zu ſein!

Weiter jetzt, o Lied! im Bilderſaale
Lieber Todten! Sieh! die Muſe winkt!
Und beſing' die Guten, eh' vom Mittagsſtrahle
Dir der matte Flügel ſinkt;

Weſſen iſt, vom Geisblatt ſanft umgittert,
Jenes Mahl, bei dem die Armuth weint?
Ha! die Zähre, die in ihrem Auge zittert,
Ruft: hier ruht ein Menſchenfreund!

Heil Ihm, ruft ſie betend, Heil und Frieden!
Was ein Regen dürrem Wieſenplan,
Was obſtreiche Schatten Lechzenden und Müden,
War den Dürftigen der Mann!

Näher tret' ich jetzt dem Monumente,
Ueber dem ein Genius ſich hüllt,
Sing', o Lied! was ihm den Blick beim Monumente
So mit tiefer Trauer füllt.

Ha! die Inſchrift ſagt es: „Hier bedauert
Ihren Freund die Menſchlichkeit. — Er fiel —
Nicht im Siegsgewand, vor dem der Menſchheit ſchauert,
Nein! er fand ein edleres Ziel!

Als er Menſchen retten wollte, fiel er!
Aber vor der Menſchheit ſtieg er hoch;
Hoch empor zum Heiland als ſein treuer Schüler;
Hoch bei Jeſus lebt er noch!

Fürchterlich, von Frühlingseis geſchwollen,
Donnerte der Strom um's Bruckenhaus;
Pfeiler ſtürzten, der Bewohner Klagen ſchollen
Angſtvoll durch der Fluth Gebraus.

Mancher ſah's mit Thränen aber zagend
Blieb er ſteh'n, mit ſtärkrer Sympathie
Sah's des Grafen Sohn und ſchwamm zur Rettung fragend:
Bin ich nicht auch Menſch, wie ſie?

Doch den Edeln ſchlang der Grimm der Wogen,
Denn die Gottheit wog der Abſicht Werth,
Und von Engeln ward der Held emporgezogen,
Wo Unſterblichkeit ihn ehrt!“ —

Feſtlich, o Geſang! begrüß den Helden!
Der der Menſchlichkeit den Sieg errang!
Mag der Völkerwürger Thoren höher gelten!
Ihnen nun hebt mein Geſang!

Doch laß hören, was, aufs Grab hindeutend,
Dort ein Greis zu zween Jüngern ſpricht?
Jener Greis iſt Richter in dem Dörfchen ſtreitend
Steh'n die Andern vor Gericht.

„Deſſen Staub hier ruht, der ſieht mit Zähren
Euern Hader und bereut's gewiß,
Wenn, — als Zunder eure Eintracht zu verſtören,
Er ſein Gut euch hinterließ.

Ihr ſeid euch zur Plage — wie vergebens!
Iſt doch Alles nur ein Reiſegeld
Für die Pilgerſchaft des kurzen Erdenlebens,
Ohne Werth in jener Welt.“

Alſo ſpricht der Greis, — und Engel feiert
Dieſer Scen'! Verſöhnungsſchwur im Mund,
Fällt das Streitpaar um den Hals ſich, und erneuert
Enger noch der Eintracht Bund! —

Einſam ruht, von Epheulaub beſchattet,
Hier der Freunde Sarkophag. So feſt,
Wie die Epheuranke mit der Ulm' gegattet,
Hielt der Freund am Freunde feſt!

Und dort winkt, vom Eichenkranz gekrönet,
Liebevoll ein Aſchenkrug und ſpricht:
„Deſſen Flöt' vom Reiz der Unſchuld dir getönet,
Jugend! den vergeſſe nicht!“

Ernſt ſteht von der Cypreſſ' umflüſtert,
Auf der Raſenhöh' ein Monument,
Und an ihm, das Aug' mit Wehmuthsflor gedüſtert,
Die Religion gelehnt.

Ihrem Pfarrer pflanzte die Gemeine
Dieſes Denkmal frommen Dank geweiht.
Denn er war ihr, was dem Kind kein Vater, keine
Mutter — voll der Zärtlichkeit: —

Sichrer Stab den Schwachen, Allen Lehrer
Mehr durch That, als Worte, Friedensbot'
Den Bedrängten, ungeheuchelter Verehrer
Gottes, warmer Patriot. —

Aber hoch ſteht jetzt die Sonn' und winket
Zur Erholung! Von den Gräbern flieht
Matt der Geiſt, und ruht. O Lied dein Flügel ſinket!
Ruhe denn auch du, mein Lied!

Unter'm Holder ſchlummer' ein in Frieden!
Ruhe ſanft! zur ſchwülen Mittagszeit
Ruhten auch die Todten, als ſie noch hienieden
Wandelten im irdnen Kleid. — —

Doch was hör' ich? Grabgeläute tönet!
Schaurig wallt ein Trauerzug daher.
Ach! des Sarges Kränzchen ſagt mir's und es ſtöhnet
Ringsum: Röschen iſt nicht mehr!

Röschen, der, von Zaubermacht beſieget,
Männlich ſchön des Jünglings Herz geglüht, —
Troſt der Aeltern, Stolz des Dörfchens — ach ſie lieget
Kaum entknospet, ſchon verblüht!

Schweigend klagt das Dörfchen ſeine Lücke,
Traurend ſteht's von Tanz und Freude leer!
Und der Alten und der Jungen naſſen Blicke
Sagen ſich's: Sie iſt nicht mehr!

Doch jetzt haucht der Prediger, wie Oden
Gottes, über die Betrübten hin
Das troſtreiche Wort: „Verpflanzt in beſſern Boden,
Blüht ſie, und wird ewig blüh'n!“

Und er zeigt im freien Schmetterlinge,
Der jetzt um die Bahre tanzt, ein Bild,
Wie der Tod des Menſchengeiſts gebundne Schwinge
Zur Unſterblichkeit enthüllt!

Länger ſchweift der Berge Schatten. Röthlich
Flimmt am Kirchthurm ſchon das Abendgold.
Sei willkommen, ſtille Zeit! für's Aug' ſo göttlich
Schön und mild, dem Ernſt ſo hold!

Von dem Felde kehrend, blickt der Bauer
Grüßend, liebe Todtenflur, auf dich!
Mancher denkt auch wohl mit ſanft gemiſchtem Schauer:
„Bald empfängt dies Bett auch mich!“

Mädchen kommen von der Wieſ und bringen
Blumenopfer ihren Todten dar,
Beten dann — ſo beten Engel! — oder ſingen
Am Unſterblichkeits-Altar.

Doch, von Vielen jetzt umknieet, raget
Eines Grabes frierliche Zier
Hoch hervor. Der Wandrer ſtehet ſtill, und fraget:
„Leute! wen verehrt ihr hier?“

„Den wir ehren, iſt der Allbekannte
Mildenburg, erwiedert Groß und Klein.
Wahrlich! wißt ihr nichts von Ihm — im ganzen Lande
Müſſet ihr ein Fremdling ſein!

Digitized by Google

Weit und breit sind seines Wohlthuns Spuren,
Denn er rief: es werde Glück und Licht!
Ihm verdanken wir den Wohlstand unsrer Fluren,
Reine Sitten, hellen Unterricht.

Unsre Beglückung war der Garten,
Den er sich zum Paradiese schuf,
Menschen seine Lieblingspflanzen; Sie zu warten
Sein erhabener Beruf.

Vormals höhnte Jagdlust unserm Schweiße,
Keuler schwelgten, Menschen litten Noth;
Er, ein Mensch! rief aus: Die Frucht gebührt dem Fleiße!
Und die Räuber schoß er todt.

Streitsucht melkte vormals unsre Habe,
Hauchte Zwietracht, nährte Haß und Neid.
Er erschlug die Hyder mit dem Zauberstabe
Ränkeloser Billigkeit.

Wie im Sklavenjoch der Landmann schanzte
Sonder Muth und sonder Energie,
Sah er, und erleichterte das Joch, und pflanzte
Unter uns die Industrie.

Tief in Nacht war unser Geist versunken,
Unter'm Thiere lag der Mensch verstört;
Da erweckte Er in uns den Gottesfunken,
Der uns unsre Pflichten lehrt.

Schwere Bürden drückten uns darnieder,
Freudenlos schlich unser Leben hin;
Sieh'! da gab der Freund uns Feste, gab uns Lieder,
Und mit ihnen frohen Sinn!

Zwar entriß der Tod ihn; doch es lebet
Noch im Sohne, der, — sein Ebenbild, —
Ueber uns mit reichem Segensborne schwebet,
So wie Er, gerecht und mild." — —

Das Gesicht vom Abendstrahl beschienen,
Setzt, vom Tageslast zu ruh'n, ein Greis
Auf die Bank sich, und sein Geist — mit heitern Mienen
Schaut er auf des Lebens Reis'.

O er fühlt mit stillem Wonnebeben,
Wie die Sonn' sein Leben untergeh'n,
Ueberzeugt, daß, wie die Morgensonn' sein Leben
Herrlicher wird aufersteh'n.

Siegend steigt indeß der Mond und leuchtet
Sympathetisch auf der Liebe Glück,
Schwellet mit Empfindungen das Herz und feuchtet
Mit Empfindungen den Blick.

Wie sich, als Adonis und Cythere
Schöner, dort ein Jüngling mit der Braut
Der umlaubten Gruft nah't! Wie zur Sternensphäre
Himmelhell ihr Auge schaut!

Zeug' es Mond! von reiner Lust getrieben,
Hand in Hand, geloben sie sich jetzt:
„Wie die Aeltern sich mit Zärtlichkeit zu lieben,
Bis der Tod ihr Grabmal setzt!"

Doch auch Sie verschwinden! — Stille
Herrscht um mich! Wie leiser Mückensaus
Schwebt der Geister Tanz. Befreit vom Druck der Hülle,
Dehnt mein Ich den Fittig aus.

Aber mit balsamischem Gefieder
Sinkt der Schlaf. Kaum fühl' ich seinen Zwang!
Sanft bemächtigt er sich meiner Augenlider,
Sanft entschlummert mein Gesang!

Lied beim Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick' o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unser Herz erweitert sich;
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenschein und Regen.

Chor ꝛc.

Freudig streuten wir den Samen;
Denn wir streuten ihn im Namen
Dessen, der mit Einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze schuf.
Dein, o Vater! ist der Segen;
Dein ist Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater ist der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig!
Das Gedeihen giebt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Der so schön die Blumen kleidet,
Der so mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater sein.
Ja, dem Frommen giebst du Segen,
Giebst ihm Sonnenschein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen giebst du Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Laß mit Frucht den Baum sich schmücken,
Reich an Korn den Halm sich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wiesen für die Heerde blüh'n!
Ueberall auf unsern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unsern Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Schone, Vater, in Gewittern!
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von bösen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Das Volk.

Schreck' uns ab von bösen Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Ruhen lassen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber sä't,
Bis er glorreich aufersteht.
Alle Frommen führt sein Segen
Einst dem Aerndtetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt sein Segen ꝛc.

Frühlings-Feier.

Wie entzückend verklärt Himmel und Erde sich!
Welchem Gott, o Natur! giebst du dies Siegesfest?
Naht des Frühlings Triumphzug? —
Ha! er schwebt vom Olymp herab!

Schöner, lächelnder Lenz! Quellen mit Blumenrand,
Nachtigallengesang, steigender Lerchen Lied,
Alles feiert und jubelt;
Milder strahlt dir die Sonne selbst!

Doch, was seh' ich? es hellt schöner sich noch dein Blick!
Welche Genien sind's, denen sich neigt der Hain,
Philomele gerührter
Flötet, leiser die Quelle tönt?

Digitized by Google

Jenem Engel verlieh, weihenden Blickes, Gott
Dich, holdſelige Scham! dieſem den heitern Ernſt.
Unter Sterblichen wandelt
Ihr, Unſterbliche, Göttern gleich!

Jüngling, ähnlich dem Mai! fühlſt du die Zaubermacht
Dieſer Himmliſchen nicht? Siehe! dir winkt Natur
In das Eden der Unſchuld,
In der Tugend Elyſium.

Wie durch Wieſen der Bach hell, doch beſcheiden fließt,
Segenreicher, ein Strom, Tiefen nicht ſcheuend, noch
Felſen, bis er zu Meer wird —
Alſo walle dein Leben auch!

Süße Hoffnungen blüh'n hier an dem grünenden
Schatten, welcher dem Schweiß Kühlung verſpricht, und ſanft
Schlingt am Stamm ſich die Rebe —
Ihm', o Jüngling! dem Baume nach.

Wie die Gegend vor dir, blühend, zum Paradies
Kraft mit Anmuth vereint, herrlich und doch ſo mild,
Ernſt ſei alſo die Seele
Dir, und edeln Gefühles voll!

Iſt's nicht Sie, die du liebſt, welche den heitern Greis
Aus der Hütte dort führt, daß er die ſteigende
Frühlingsſonne begrüße?
Strahlend ſagt es dein Blick: Sie iſt's! —

„Kind, ſei ſtets der Natur zärtliche Schülerin,
Nicht entweiht von der Kunſt, ſanft wie die Maienluft,
Hold durch Scham, wie das Veilchen,
Gleich der ſilbernen Quelle rein!

„Wie ein Genius mild, weiche von dir, o Kind!
Nie der Mutter, auf dich himmliſch ſich neigend Bild!" —
So mit Rührung der Vater,
Und die Thräne des Mädchens bebt.

Doch, ein Engel, vor ſie tritt der Geliebte jetzt,
Und das ſegnende Wort ſpricht der entzückte Greis:
„Erd' und Himmel vergehen —
Eure Liebe vergehe nie!"

„Wie die Tugend, von der euere Liebe ſtammt,
Blüh' ſie jugendlich ſtets, ſtets wie der ſchön're Lenz,
Der im Buſen des Frommen
Unverwelklich, wie Tempe, blüht!"

Das Veilchen.

Holdes Veilchen!
Blühſt ein Veilchen
Auf des Frühlings Spur;
Zaubernd weben
Dir das Leben
Frühlings-Freuden nur.

Giebſt mit Düften
Sanft den Lüften
Kunde deines Glücks;
Himmelsaue
Strahlt im Blaue
Deines Kinderblicks.

Geht ein Mädchen
Froh das Pfädchen,
Wo du ſittſam glühſt,
Wünſch' ihm leiſe
Deine Weiſe,
Eh' du ſtill verblühſt!

Himmliſch ſchmücke
Wang' und Blicke
Ihm ein reines Herz;
Stets umlächl' es,
Stets umfächl' es,
Heitrer Unſchuld Scherz.

Der Menſch.

Im unermeſſ'nen Schöpfungschor
Ragt edelſtolz der Menſch hervor.
Seht! wie er da, voll Majeſtät,
Ein Gott im Tempel Gottes geht!

Der Kraft und Anmuth Fülle ſtrahlt
Von ſeiner herrlichen Geſtalt;
Es adelt ſie ein hehrer Sinn,
Sie ſcheint der Erde Staub zu flieh'n!

Ihr Bau ſtrebt auf zum Sonnenlicht;
Aus jedem ihrer Züge ſpricht
Der Odem, der vom Himmel zeugt,
Dem alles Irdiſche ſich neigt.

Wie ſpiegeln Geiſt und Welt ſo hell
Sich in des Auges heiterm Quell!
Es blickt mit Machtgebot umher,
Und taucht ſich in das Sternenmeer.

Die Stirne wölbet der Verſtand;
Was immer iſt, wird ihm bekannt;
Den Schatz im dunkeln Erdenſchooß
Erſpäht er, wie das Alpenmoos.

Was lebt und webt im Schöpfungsraum,
Das bändigt er mit klugem Zaum,
Selbſt der ergrimmte Ocean
Ward ſeiner Klugheit unterthan.

Was vom Alzid die Fabel weiß,
Das thut noch jetzt des Menſchen Fleiß;
Noch täglich weiht er Wüſtenei'n
Zu frohen Heſperiden ein.

Die Sonnenpferde zähmt er ſich,
Veredelnd jeden Himmelsſtrich;
Den Lauf des Blitzes lenket er,
Und macht ſich ſelbſt zum Donnerer.

Der Sprache Zauber fließt vom Mund;
Geſtiftet iſt der Geiſter Bund,
Der durch ein Wunder Welt mit Welt
In ew'ger Ebb' und Fluth erhält.

Vom Südpol bis zum Eispol kreiſt
In Wort und Schrift des Menſchen Geiſt;
Unſterblich ſinnt am Strom der Zeit
Der Genius der Menſchlichkeit.

Geſchöpf und Schöpfer allzumal,
Strebt er nach hohem Ideal,
Verſchönert die Natur, und ſchafft
Sie neu, geprägt mit Geiſteskraft. —

Und Ihr erröthet nicht, die ihr
Dem Menſchen gleichgeſellt das Thier? —
Ihm, den Natur zum König krönt,
Das Thier, das ihm als Sclave fröhnt?

Doch höher noch erhebet Ihn
Des Herzens zarter Engelſinn;
Der iſt der Herkunft Kreditiv,
Des Götteradels Siegelbrief.

O Tugend, o Religion!
Ihr hebt den Menſchen auf den Thron;
Ihr wandelt ihn zur Gottheit um,
Sein Leben in Elyſium.

Zu eurer Tochter eingeweiht,
Gewinnt die Lieb' an Lieblichkeit,
Und unverwelklich ſchlingt ihr Band
Sich in des Wiederſehens Land.

Vom Würmchen ſteigt der Menſch zu Gott,
Im Tröpfchen Thau erblickt er Gott;
Ihm ſpiegelt ab des Schöpfers Bild,
Was nur dem Auge ſich enthüllt.

Er kämpft ein Held für Recht und Pflicht;
Verfolgung ſtürmt, er wanket nicht;
Wird Ungemach des Frommen Loos,
Er ruht, ein Kind in Gottes Schooß.

Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt;
Ein Keim, von höherm Licht erhellt,
Bürgt ihm nach kurzer Prüfungszeit
Für Aerndten der Unſterblichkeit!

Die Hoffnung.

Heil'ger Urquell ew'ger Wahrheit,
Dem das Tages Licht entſprang,
Als ein Abglanz deiner Klarheit
Deren Macht das Chaos zwang,
Strahlt auch jenes Sterngefunkel,
Das in's Herz die Hoffnung gießt.
Ach! wer blickte ſonſt durch's Dunkel,
Das des Lebens Pfad umfließt?

Hoffnung ſtillt der Freundſchaft Sehnen,
Dämpft der Sorgen Mißgetön,
Läßt den bangen Schmerz, durch Thränen,
Beſſrer Tage Frühroth ſeh'n.
Hoffnung leuchtet uns vom Kreuze
Auf des hehren Dulders Grab,
Der der Tugend Engelreize,
Der Unſterblichkeit ihr gab.

Doch uns ſtrahlt nur in dem Aether,
Der das Reich der Liebe füllt,
Ein von Hoffnung ausgeſäter
Sternenhimmel klar und mild.
Wo der Selbſtſucht freche Dirne
In's Gemüth ihr Schandmal brennt,
Da erlöſchen die Geſtirne
An der Hoffnung Firmament.

D'rum, o heil'ger Quell der Wahrheit,
Laß' in deiner Schöpfungen
Reinem Spiegel ew'ger Klarheit
Uns den Geiſt der Liebe ſeh'n!
Wenn die Menſchen menſchlich werden,
Wird des Wahnes Trugbild flieh'n,
Und den Schmachtenden auf Erden
Nie der Hoffnung Stern entzieh'n!

An die Erinnerung.

Dank, Erinn'rung! dir, du holde
Himmelheitre Tröſterin!
Denn vom Frühroth bis zum Abendgolde
Hellſt du mir den trüben Sinn;
Hellſt ihn durch des Pinſels Zauberbilder,
Durch der Töne brüderlichen Klang,
Und durch Freudenbecher, milder
Als der Götter Lieblingstrank.

Wenn des Daſeins Prisma ſich verdunkelt
In des Schickſals Schauernacht,
Schon kein Lichtchen mehr im Fernen funkelt,
Und kein Troſt mehr dem Gemüthe lacht,
Taucht ſich in der Kindheit Fabelauen
Zaubervoll dein Pinſel ein —
Weg iſt das Gewittergrauen!
Sieg! und ich in Roſenſchein!

Wenn der Sorgen Natternbrut mich foltert,
Kummer mir am welken Herzen nagt,
Eine Horde Leidenſchaften poltert,
Durch die Schwermuth keine Sonne tagt;
Wenn umſonſt, durch's neblichte Gedüfte
Licht zu ſpäh'n, mein banges Auge feucht,
Und Verzweiflung die ſo ſchwer geprüfte
Seele, wie ein Sturmwind, beugt —

Heil! da rufſt du mit geweihtem Schlage,
Aus der Harfe meiner Blütenzeit,
All' den Jubel dünſteloſer Tage
Und ſokrat'ſche Heiterkeit;
Und den magiſchen Akkorden
Weicht der Sorgen Natterbrut,
Weichen der Dämonen ſchwarze Horden,
Weicht der Schwermuth heiße Fluth.

Oft, wenn durch des Fleißes tauſend Krümmen
Mein Verſtand zum fernen Ziele keucht,
Und zur Tugend aufzuklimmen,
Meinem Willen faſt Chimäre däucht —
Ah! wie ſtählt ein Blick in deinen Spiegel
Da mir die geſenkte Lebenskraft,
Und mein Geiſt ſchwebt auf, als hätt' er Flügel,
Spottend jeder Leidenſchaft.

Wenn mein Boot an öde Felſenküſten
Ohne Stern und Compaß ſich verirrt,
Und mich dann durch unwirthſame Wüſten
Ein durchglühter Sandpfad führt;
Wenn kein Blümchen da mein Aug' entzücket,
Kein bemooſtes Hirtenbett',
Und kein Quell mich Lechzenden erquicket,
Keiner mich zum Schlummer lädt —

Göttliche! da füllſt du die geleerten
Becher, und die Gegenwart
Wandelt wunderbar ſich zum entbehrten
Tempe, wo ſich Luſt mit Luſt gepaart.
Steppen bieten mir kriſtalline Quellen,
Felſen Ruhebett und Baldachin,
Und der Wildniß dunkeln Pfad erhellen,
Sterne, die von Liebe glüh'n.

Wandl' ich blind auf ungeprüften Straßen,
Steh' ich unbewußt an grauſem Schlund,
Will die Hyder Bosheit mich ſchon faſſen,
Lockt mich der Verführung ſüßer Mund,
Sieh'! da rufſt du mir: „Betrogner Knabe!
Wiſſe: Gift iſt's, was die Dirne beut!“
Und entdeckſt mit weiſem Stabe
Mir das Eis, mit Blumen überſtreut! —

O ſo bleibe ferner noch, du Holde!
Schutzgeiſt mir und Tröſterin,
Und vom Frühroth bis zum Abendgolde
Helle ferner mir den trüben Sinn.
Hell' ihn mit dem ausgeübten Guten
Einſt beim letzten Sonnenuntergeh'n,
Und laß dann mich in des Lebens Fluthen
Eine frohe Zukunft ſeh'n!

Pſyche.

Die arme Waiſe,
Sie ſeufzt und bebt;
Aus dem Gehäuſe
Ihr Fittig ſtrebt.

Nach jedem Sterne
Streckt ſie die Hand;
Dort glänzt — ach! ferne
Ihr Vaterland.

Umſonſt nach Klarheit
Sehnt ſich ihr Blick,
Nach Lieb' und Wahrheit
Ihr Geiſt zurück.

Mit bunten Schranken
Hemmt Sinnentrug
Ihr der Gedanken
Aetheriſchen Flug.

Sie ſchlägt die Flügel
Am Käfig wund;
Ihr macht kein Spiegel
Ihr Weſen kund.

Die arme Waiſe!
Sie ringt und ſtrebt
Aus dem Gehäuſe,
Und ſeufzt und bebt.

Die ſchöne Spinnerin.

Spinn', o Mädchen!
Froh die Fädchen
Für dein Brautgewand;
Schöner kleide
Dich's, als Seide,
Und als goldner Tand.

Noch ein Fädchen
Spinn', o Mädchen!
Ganz aus Liebe ſpinn's!

Digitized by Google

In der Treue
Himmelsbläue
Tauch' es, ſtillen Sinns!

Dieſes Fädchen
Leit', o Mädchen,
Dich durch Gottes Flur!
Himmliſch weben
Dann dein Leben
Einfalt und Natur.

Auf dem Grabe meiner Mutter.

Beſte der Mütter! als du, ſanft entſchlummernd,
Wie ein Engel mich ſegneteſt, und wenn ich
Deine Gruft als Knabe mit Kränzen ſchmückte,
Rann mir die Thräne!

Denn als der Blumen liebſte dich verwelken
Sah' ich nur, und mir war kein ſüßes Ahnen,
Die verwelkte je in verklärter Schönheit
Wieder zu ſehen.

Aber jetzt blickt mein Auge hell und ſiegend
Aufwärts, ſeit der Vernunft entbundner Fittig
Ueber's Grab mich ſchwinget, und kühn der Zukunft
Lüftet den Schleier!

Der Ruhm.

Jüngling! dem das Auge lodert,
Hohen Schwung die Seele fodert,
Wenn des Ruhms Poſaun' erklingt,
Biſt der Menſchheit Freunden theuer!
Heilig, göttlich iſt das Feuer,
Das dein edles Herz durchdringt!

O bewahr' es! — Keines Nebels
Buntes Spiel, kein Wahn des Pöbels
Trübe je ſein reines Licht!
Selbſtſucht dürf' es nie entweihen
Seelenloſer Schmeicheleien
Kalter Hauch verweh' es nicht!

Mögen dich der Welt Syrenen
Locken mit den weichſten Tönen,
Ungerührt ziehſt du vorbei!
Pflückſt auch nicht die ſchönſte Blume
Flücht'ger Luſt am Weg zum Ruhme,
Horchſt nur ſeiner Melodei.

Gottes treu'ſter Seraph leite
Deinen Heldengang, und breite
Seinen Fittig über dich!
Denn dir lauert manches wilde
Ungethüm — ach! mit dem Bilde
Hohen Ruhmes ſchmückt es ſich!

Genien, zu ganzer Welten
Glück berufen, hat nicht ſelten
Solche Truggeſtalt bethört,
Und ſie wurden — Teufel — Ganze
Welten ſtürzten vor dem Glanze
Ihres Ruhms — betrübt — zerſtört.

Erſt an jenem letzten Abend,
Wo der Tugend Engel labend
Ihren Freunden Kühlung weht,
Sanken ſchnell die Zauberbinden;
Mit Entſetzen ſah'n die Blinden
Jetzt den Irrthum — Ach! zu ſpät.

Millionen, bleich und hager,
Schwebten gräßlich um ihr Lager
Riefen Höll' in ihre Bruſt;
Rache grinſten nun, in wilder
Schaar, gerühmter Thaten Bilder,
Eh'mals ihrer Seele Luſt...

Jüngling hohen Sinnes! — Schimmert
Dir ein Ruhm, der ſich nicht kümmert
Um der Unſchuld ſtilles Glück,
Und um Wahrheit — dieſe wendet
Sich erröthend — unverblendet,
Edler! bebe du zurück.

Nur die Tugend prägt den Stempel
Aechten Ruhms; ſein heitrer Tempel
Iſt der Tugend Heiligthum.
Sei Ihr Held! — Mit ew'ger Schöne,
Freund! verklärt ſie ihrer Söhne
Reinen, göttergleichen Ruhm.

In dem Kampfgewühl des Lebens
Nagt an ihrem Kranz vergebens
Noch mit ſtumpfem Zahn der Neid.
Doch am Weltgerichte ſchweigen
Niedre Tadler; beſſrer Zeugen
Jubel ruft: Unſterblichkeit!

Das Gericht der Könige.

Wie freudig wiegt, mit Früchten geſchmückt, ſein Haupt
Der hehre Palmbaum über dem Silberbach —
Am Blumenufer labt ſich jubelnd
Mädchen und Knab' an den ſüßen Gaben —

Im Laubdach flötet heimiſch die Nachtigall,
Und auf dem Wipfel ſonnet der Goldfink ſich.
Die Schöpfung ſegnend, ſieht geſegnet
Sich von der Schöpfung die gute Palme.

So auch der Fürſt, der Vater des Volkes iſt.
Mit hoher Wonne ſpiegelt er ſich im Quell
Der freien Volksgeſinnung, täglich
Aehnlicher Gott ſich zu bilden ſtrebend.

Nur den Tyrannen ſchrecket im Mund des Volks
Die Wahrheit. Thränen ſtraft er! Jetzt ſchlägt der Thor
Den Spiegel, wie ein Kind, mit Fäuſten —
Schleifet ihn jetzt zum gefäll'gen Prisma.

Doch — ding' ein Nero jeder Vergötterung Kunſt!
Umhüll' ihn ſelbſt der Weihrauch des Seneka!
Er heuchle, deinen Brand zu rächen,
Sklaviſches Rom! in dem Blut der Unſchuld —

Vergebens! — Kaum verſtummet der Zeitgenoß!..
O Sieg der Wahrheit! — Wo nur die Sonne ſcheint,
Da feiert auf geſtürzten Stolzes
Schimpflichen Trümmern dein Feſt die Menſchheit.

Zum Spiegel hellt ſich, ſchwingſt, o Geſchichte! du
Den Zauberſtab, der Vorzeit getrübter Strom;
Da ſitzen zu Gericht die Völker.
Sieh! den Tyrannen entſinkt der Lorbeer.

Gleich einem Traum verſchwinden Jahrtauſende.
Hört! die Poſaune rufet in's Weltgericht!
Die Waage tönt; der Cherub lieſt auch
Kaiſern ihr Urtheil vom Buch des Ew'gen.

Der Sclavengeiſt der Deutſchen.

Den Huf dem Roſſe,
Dem Fiſch die Floſſe
Gab die Natur —
Dem Adler Flügel;
Der Gottheit Siegel
Dem Menſchen nur.

Daß er nicht diene,
Sagt jede Miene;
Der freie Blick,
Der Stellung Adel.
Trifft wohl ein Tadel
Dies Meiſterſtück?

Doch, ach! der Wandlung!
In Sinn und Handlung
Ein Sclav iſt Er.
Ha! wie er ſchmeichelt,
Und kriecht und heuchelt
Um Götzen her.

In Staub verſunken,
Erloſch ſein Funken
Des Götterſinns;
Sein Herz lockt jeder
Unlaut're Köder
Des Goldgewinns.

Digitized by Google

Mit stieren Blicken
Klotzt sein Entzücken
Nach dem Popanz;
Reibt sich die Augen,
Ruft aus mit Pauken:
„Welch hoher Glanz!"

Nach seinen Regeln
Weiß ihn zu kegeln
Die Politik;
Nimmt ohn' Erbarmen —
Doch spricht zum Armen
Sie viel von Glück.

Mit schlauem Witze
Pappt sie die Ritze
Des Kerkers zu —
Stört ja der Wahrheit
Zu helle Klarheit
Doch nur die Ruh.

Der Sclavengilde!...
Sie preist die Milde
Des Drängers noch.
Mag sie dann keuchen,
In Angst erbleichen
Am theuern Joch!

Ruht sich's doch linder
Für Helden-Kinder
Im Wiegenbett,
Als, wo die Ahnen
Auf blut'gen Bahnen
Für sie gesä't.

Ihr Winkelriede!
Der Freiheit müde,
Kränzt man das Joch.
Drum starrt und gähnet
Das Volk, erwähnet
Man eurer noch.

Ein Ghenkis siege,
Wo ihr im Kriege
Für Freiheit sankt,
Jetzt keine Thräne
Der feilen Söhne
Euch leise dankt!..

Heil dem Geschlechte,
Das sich der Rechte
Des Lastthiers freut!
Einst schließt sein Drama
Ein Daley-Lama —
Ah! goldne Zeit! —

Warnung.

Wenn ein Jüngling dir naht, der dir zu scheinen wünscht,
Was sein Inn'res nicht ist, der nur zu glänzen strebt
Mit Kunstfeuern des Witzes —
Achte, Mädchen! des Eitlen nicht.

Kost von Tugend er dir, süß wie der winkenden
Nymphe Lispel am Quell, während sein Blick verräth,
Daß die Tugend ihm fremd sei —
Wende, Freundin! vom Schwätzer dich.

Oder wirft er sein Herz Jeder zu Füßen, schwankt
Wie ein Schilfrohr sein Sinn, Spielzeug der Lüfte — Ha!
Solch ein Jüngling, wie könnt' er
Sichre Stütze der Gattin sein?

Lügt dir aber sein Mund edle Gefühle vor,
Die sein Herz nur verlacht, wie ein Romanenheld
Uebertreibend und faselnd —
Flieh', ach! fliehe den Skorpion!...

Harre, Freundin! des Manns, welcher mit Biedersinn
Fest am Guten sich hält, fest an Natur und Gott;
Schamhaft aber mit Wärme
Sprich von Tugenden, die er übt.

Gott, der zartes Gefühl dir in die Seele goß,
Welcher Schimmer von Gold, Schein von der Wahrheit löst,
Führt dich, Edle! dem Edeln,
Wie die Tugend dem Himmel zu!

Lorenz von Westenrieder

ward am 1. August 1754 zu München geboren, vollendete seine theologischen Studien in seiner Vaterstadt und wurde, noch nicht zwanzig Jahre alt, als Professor der Dichtkunst nach Landshut berufen; aber nach kaum einem Jahre verließ er diese Stellung wieder, um an der Universität zu München eine gleiche einzunehmen. Er wurde nun nach einander zum wirklichen geistlichen Rath, zum Schulrath, zum Büchercensurrath, zum Scholasticus, zum Hofrath u. s. w. ernannt, auch erhielt er das Ritterkreuz des Civilverdienst- und Ludwigordens. Er starb am 14. März 1829.

Seine Schriften sind:

Die beiden Kandidaten; Lustspiel. München, 1774.
Marc Aurel; Drama. München, 1776.
Reden. München, 1779.
Der Traum in drei Nächten. München, 1782.
Leben des guten Jünglings Engelhoff. München, 1782. 2 Thle.
Baiersche Beiträge zur schönen Literatur. München, 1779—1781.
Allgemeine Erdbeschreibung. Amberg, 1775. 3 Thle.
Jahrbuch der Menschengeschichte in Baiern. München, 1782. 2 Thle.
Geschichte von Baiern. München, 1785. 2 Bde.
Baierscher historischer Kalender. München, 1786—1816. 20 Bde.
Beiträge zur vaterländischen Historie u. s. w. München, 1788—1817. 10 Thle.
Geschichte der königlich-baierschen Akademie der Wissenschaften. München, 1807. 2 Thle.
Historische Schriften. München, 1825.

Klarheit, Eleganz und treffliche Darstellung geben den Schriften dieses redlich strebenden Mannes, dem es besonders darum zu thun war, die Aufklärung, vom katholischen Standpunkte aus, in seinem Vaterlande Baiern möglichst zu befördern und zu verbreiten, einen bleibenden Werth.

Reinhard von Westerburg, s. Minnesinger.

Digitized by Google

Johann Westermann

ward 1742 zu Geißmar geboren, studirte Theologie, war eine Zeit lang Rektor zu Lehr und lebte zuletzt als Kandidat zu Bremen, wo er 1784 starb.

Er gab heraus:

Allerneueste Novellen. Bremen, 1765—1780. 18 Thle.

W. ist einer der ersten, welche im 18. Jahrhundert das Sonett wieder in die deutsche Poesie einführten; seine Leistungen waren aber zu unbedeutend, um die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen.

Georg Christ. Ehrhard Westphal

ward 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte Theologie und war zuerst bis 1785 Prediger zu Halberstadt. Er wurde hierauf geistlicher Inspector und Prediger zu Halle und später Consistorialrath. Außerdem war er Dr. der Philosophie und Theologie. Er starb am 2. December 1808.

Seine Schriften sind:

Portraits. Leipzig, 1779—1782. 2 Thle.
Edelwald. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Streifereien im Gebiete der Menschheit. Leipzig, 1782.
Predigten. Halle, 1788. Berlin, 1795. 2 Bde.

W's Leistungen zeichnen sich durch gesunde Moral, treffliche Charakterzeichnung und gute Darstellung vortheilhaft aus.

Johann Heinrich Westphal

ward am 31. Januar 1794 zu Schwerin geboren, wo sein Vater Domorganist war. Er erhielt eine wissenschaftliche Erziehung, stand in den Jahren 1813 und 14 im lützowschen Corps in den Reihen der Freiheitkämpfer und bekleidete dann seit 1817 eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem Erziehungsinstitute, welches er aber 1818 verließ, um als Lehrer der Mathematik an das Gymnasium zu Danzig sich zu begeben. Nach vier Jahren gab er auch diese Stelle auf, um Italien, Sicilien und Egypten zu bereisen. Er starb 1825 in Italien.

Seine theils unter seinem, theils unter dem Namen J. Tommasini gedruckten Schriften sind:

Leben, Studien und Schriften des Astronomen J. Hevelius. Königsberg, 1820.
Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Danzig, 1821.
Nicolaus Kopernikus. Konstanz, 1822.
Astrognosie. Berlin, 1822.
Briefe aus Sicilien. Berlin, 1825.
Spaziergang durch Kalabrien und Apulien. Berlin, 1828.
Die römische Campagna. Berlin, 1829.

Seine Schilderungen italienischer Gegenden und Zustände erwarben sich vorzüglich durch ihre Wahrheit, Einfachheit und Treue großen Beifall.

Engel Christine Westphalen,

eine Tochter des Kaufmanns von Axen, wurde zu Hamburg am 8. December 1758 geboren, verheirathete sich 1785 mit dem Kaufmann und Senator J. F. E. Westphalen und starb 1837 daselbst.

Sie gab heraus:

Charlotte Corday; Trauerspiel. Hamburg, 1804.
Gedichte. Hamburg, 1809—1811. 3 Thle.
Gesänge der Zeit. Hamburg, 1815.
Petrarka. Hamburg, 1806.

Wärme des Gefühls, lebendige Phantasie, Zartheit und Eleganz sind namentlich ihren lyrischen Dichtungen eigen, ihren dramatischen Leistungen fehlt es dagegen an Kraft und Präcision.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette,

Dr. der Philosophie und Theologie, wurde am 14. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren. Er vollendete seine academischen Studien zu Jena, wo er auch 1805 Docent und 1807 außerordentlicher Professor wurde. 1809 verließ er diese Universität, um einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie zu Heidelberg anzunehmen; aber hier blieb er nur ein Jahr, indem er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Da er wegen eines Trostschreibens an Sand's Mutter 1819 plötzlich seine Entlassung bekam, so begab er sich nach Weimar, wo er lebte, bis er 1822 als Professor der Theologie nach Basel berufen wurde. Hier wirkt er gegenwärtig noch in vollster geistiger Kraft.

Seine Schriften sind:

Aufforderung zum Studium der hebräischen Sprache und Literatur. Jena, 1805.
Beiträge zur Einleitung in das A. T. Halle, 1806. 2 Thle.
Die Psalmen; übersetzt. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der hebräisch-indischen Archäologie. Leipzig, 1814.
Lehrbuch der christlichen Dogmatik. Berlin, 1814—1816. 2 Thle.
Ueber Religion und Theologie. Berlin, 1815.
Einleitung in die Bibel. Berlin, 1817—1826. 2 Thle.
Christliche Sittenlehre. Berlin, 1818. 3 Thle.
Zur christlichen Belehrung und Ermahnung. Berlin, 1819.
Drei Predigten. Berlin, 1821.
Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Berlin, 1822. 2 Thle.
Vorlesungen über die Sittenlehre. Berlin, 1823 u. 24. 2 Thle.
Luthers Sendschreiben, Briefe und Bedenken,

Digitized by Google

kritisch und historisch bearbeitet. Berlin, 1826—1829. 6 Thle.
Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist. Berlin, 1829. 2 Thle.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w.

Einer der vorzüglichsten aber durchaus selbstständigen Anhänger Schleiermachers, erwarb sich de W. nicht allein durch seine tiefe Gelehrsamkeit, seine Klarheit und den Reichthum seiner Gedanken, sondern auch durch seine seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf, wenn gleich seine theologischen Romane nicht als ganz gelungen zu bezeichnen sein möchten.

Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit *).

Text, Joh. 14, 1—6.

Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hinginge, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben: Niemand kömmt zum Vater, denn durch mich.

Die vorgelesenen Textesworte versetzen uns in die letzte Stunde, welche unser Heiland mit seinen Jüngern kurz vor seiner Gefangennehmung zubrachte. Er hatte ihnen so eben seinen nahen Tod verkündigt, und sie dadurch mit Schrecken und Betrübniß erfüllt. Da sprach er ihnen Muth und Trost ein mit den Worten: Euer Herz erschrecke nicht! Er forderte sie auf, Gott und ihm zu vertrauen, und wies sie hin auf die ewigen Wohnungen im Hause seines Vaters, wohin er gehe, ihnen eine Stätte zu bereiten, und von wannen er wiederkommen werde, um sie zu sich zu nehmen; er tröstete sie mit der Hoffnung der ewigen Ruhe und der Wiedervereinigung mit ihm bei Gott im Himmel. Ach! damals faßten die Jünger den Trost dieser Hoffnung nicht, und ihrem thränenvollen, trüben Blicke blieb das Himmelslicht derselben noch verborgen; denn noch fehlte ihnen der feste, lebendige Glaube an die Unsterblichkeit. Als der Tod über ihren Meister einen flüchtigen Sieg davon getragen hatte, und das Grab seinen Leib verborgen hielt: da waren sie niedergeschlagen und traurig, und gaben alle ihre Hoffnungen auf; da gedachten sie nicht der Worte ihres Herrn: Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich. Als er aber, durch die Kraft des Vaters auferweckt, sich ihnen wieder lebend, als Sieger des Todes, zeigte: da faßte die Hoffnung Wurzel in ihrem Herzen; da verstanden sie es, daß er zum Vater ging, um ihnen eine Stätte zu bereiten; da erschien er ihnen als der, welcher dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat (2 Tim. 1, 10.), als der, welcher die Auferstehung und das Leben ist (Joh. 11, 25.). Jesu Auferstehung war ihnen Pfand und Gewähr ihrer Auferstehung; sein Sieg über den Tod weckte in ihnen den Siegesmuth der Unsterblichkeit. Und so ist auch uns dieser trostvolle Glaube geworden, und in diesen Tagen des Andenkens an die Auferstehung Christi haben wir uns von neuem darin befestigt. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum (1 Kor. 15, 55—57.)! — Wir armen, schwachen Menschen bedürfen nur zu sehr des Trostes, der im Glauben an die Unsterblichkeit liegt. Gar oft ist unser Herz erschrocken und voll Traurigkeit; unserm trüben Blicke verbirgt sich nur zu leicht das Licht der Hoffnung, das uns den irdischen, mit Dunkel bedeckten Weg erhellen sollte; von den Stürmen der Erde erschüttert, lassen wir den sichern, festen Anker unserer Seele fahren, der hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin der Vorläufer für uns eingegangen ist (Ebr. 6, 19. 20.). Laßt uns daher auch diese der Andacht geweihte Stunde, wo unser Blick noch auf das heilsvolle Ereigniß der Auferstehung unsers Heilandes gerichtet ist, dazu benutzen, uns im Glauben an die Unsterblichkeit zu befestigen, indem wir die tröstlichen und ermuthigenden Worte des Erlösers an seine Jünger mit einander betrachten. Sie enthalten aber nicht allein die tröstliche Verheißung dessen, was uns jenseit des Todes erwartet, sondern auch die Bedingung, unter welcher wir der Erfüllung theilhaftig werden können, — die Forderung, uns derselben würdig zu machen. Wir wollen daher nach Anleitung dieser Worte unter dem Beistande Gottes mit einander betrachten:

Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit.

Gott, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da Niemand zukommen kann (1. Tim. 6, 16.)! du wolltest uns nicht die Beute der Todesfurcht sein, uns nicht im Dunkel der Hoffnungslosigkeit wohnen lassen; darum sandtest du deinen Sohn, daß er den Tod besiegte, und uns berufe von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht (1. Petr. 2, 9.); du wolltest uns, deine irdischen Kinder, zu dir sammeln in deine ewigen Wohnungen: darum führtest du den großen Hirten der Schafe von den Todten aus (Ebr. 13, 20.), daß er uns voranginge und uns den Weg zu dir bahnte. O gieb, daß der Glaube an die Unsterblichkeit in unsern Herzen feste Wurzel fasse, daß wir vom Dunkel dieser Erde den Blick hoffnungsvoll zu dem Lichte, in welchem du wohnest, emporrichten, daß wir nie erschrecken noch zagen, daß wir freudigen Muthes den Weg wandeln, den du uns zum ewigen Ziele führest, daß wir deinem Sohne folgen, welcher der Weg, und die Wahrheit, und das Leben ist, und durch ihn zu dir, dem Vater, und in die Wohnungen des ewigen Friedens bei dir kommen. Amen.

I. Der christliche Glaube an die Unsterblichkeit hat einen Theils eine tröstende Kraft. Euer Herz erschrecke nicht, sagt Christus zu den Jüngern, und beruhigt sie dann mit der Verheißung: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Der Hinblick auf das Haus des himmlischen Vaters, wohin wir nach diesem Leben kommen werden, tröstet uns für die schmerzvollen Verluste, welche uns der Tod bringt; dieser Hinblick tröstet uns aber auch für Alles, was wir hienieden entbehren, für alle Mängel und Unvollkommenheit dieses Lebens, erhebt uns über die engen, drückenden Schranken der Erde, und erquickt die nach dem Höhern strebende Seele mit hoffnungsreichen, seligen Ahnungen.

1) Der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns erstens für die Verluste, welche wir durch den Tod leiden, und zwar erleichtert er uns den Abschied von der irdischen Heimath, an welche uns so viele Bande knüpfen, wo wir uns glücklich fühlen, indem er uns auf unsre wahre, ewige Heimath im Hause des himmlischen Vaters hinweist.

Die Erde ist unsre wahre Heimath nicht: wir sind auf ihr Fremdlinge und Beisaßen, und das Leben auf ihr ist eine Wallfahrt; aber nur zu leicht werden wir auf ihr einheimisch. Wenn das Kind aus dem Schlummer der Unbewußtheit erwacht, so blickt es staunend um sich her, wie in einer fremden Umgebung. Vater und Mutter, Geschwister und Angehörige empfangen es mit liebevollen Blicken und befreunden es mit der Fremde, in welche es sich versetzt sieht. Aber bald dringen auch die schimmernden Reize der Erde in sein Auge, und wecken in ihm die Begierde des Besitzes und Genusses; es streckt die Hände aus nach dem, was ihm Lust und Freude verspricht; es läßt sich verstricken von den Netzen der Lockung, und fühlt sich bald von tausend Banden festgehalten an dem Boden, den es kaum mit Zagen betreten hatte. Dem Erwachsenen öffnet sich dann der Kreis der Wirksamkeit, in welchem er seine Kräfte üben und seine Thätigkeit entfalten kann. In der Arbeit und Wirksamkeit liegt eine reiche Quelle von Lebensfreuden verborgen, welche, da sie reiner und geistiger sind, als die des Sinnengenusses, uns nur noch inniger mit der Erde befreunden. In unserm irdischen Wirkungskreise dienen wir Gott und dem Nächsten, gebrauchen die Gaben, welche uns Gott verliehen, werden der Kraft unseres Geistes inne, und gewinnen ein höheres Selbstgefühl. Aber mit der reinen Lust der Thätigkeit und des Strebens verbindet sich die Lust der Selbstsucht. Der Lohn, welchen uns die Erde für unsere Arbeit spendet, reizt unsere Begierde, und der Genuß dieses Lohnes, wenn wir so glücklich sind, ihn zu erlangen, erfüllt unsere Seele mit der falschen Liebe zum Irdischen. Umgeben von den Gütern dieser Erde, den Früchten unserer Bemühungen, fühlen wir uns an die Stätte, die wir einnehmen, gefesselt, und überlassen uns der Täuschung, das flüchtige irdische Glück sei uns auf ewig gesichert. So wird uns die Erde, wo wir nur Gäste

*) Aus Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette's Predigten, theils auslegender, theils abhandelnder Art. Erste Sammlung. Basel 1813.

Digitized by Google

und Pilger sind, durch reine und unreine Liebe, durch geistige und irdische Freuden, zur Heimath und zum Wohnsitz unsers Glückes, und das Leben zur süßen Gewohnheit. Wenn aber dann der Tod uns entgegen tritt mit seiner schreckenden Gestalt, und uns von der Erde abfordert: so erbebt unser Herz, und grauenvolles Dunkel umwölkt unsern Blick. Wir sollen diesen freundlichen, vom Sonnenlicht beschienenen, von tausend Reizen schimmernden Wohnsitz verlassen, und dem unwillkommenen Führer in das Dunkel des Grabes, in das kalte Reich des Todes, folgen. Ach! hier verlassen wir Alles, was uns lieb ist, und was erwartet uns jenseit der dunkeln Pforte? Weggerissen aus unserer Heimath, — in welche schauerliche Oede werden wir versetzt werden? was sollen wir in dem unbekannten Lande? — Aber so fragen wir nur, wenn wir keinen Glauben haben, wenn der Schrecken die Hoffnung in unserm Herzen unterdrückt hat, und die falsche Liebe zum Irdischen uns erfüllt. Der Christ weiß, daß ihn der Tod in das Haus des himmlischen Vaters führt, in seine ewige Heimath, für welche er geschaffen ist. Es ist ihm keine dunkle, unbekannte Oede, es ist das vom ewigen Lichte erhellte wahre Vaterland, wo er sich erst heimisch fühlen wird. Lebe wohl, ruft der scheidende Christ der Erde zu, lebe wohl, Land der Wallfahrt und der Prüfung, ich kehre in die Heimath, in des Vaters Haus! Auch du gehörst zu den Wohnungen des Vaters, und bist ein Theil seiner herrlichen Schöpfung; du warst für mich die Schule, wo er mich mit väterlicher Güte erzog und übte, und Dank ihm für alles Gute, das ich auf dir empfangen habe; aber du bist nur ein äußerer, ferner Vorhof des großen Hauses des Weltalls, nun trete ich ihm näher, und seine Vatergüte wird sich mir noch reicher offenbaren. Fahret hin, ihr Freuden der Erde, die ich mit Dank gegen den Schöpfer genoß, an die ich aber nie mein Herz hängte, die sich oft trübten durch Sorgen und Schmerzen, fahret hin; meiner wartet im Hause des Vaters ewige ungetrübte Seligkeit!

Aber der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns auch für den Verlust dessen, was uns mit Recht auf Erden lieb und werth und nicht bloß irdisch ist, für den Abschied von unsern Geliebten und den Austritt aus unsrer Wirksamkeit, indem er uns dafür Ersatz verheißt.

Ein edles Herz liebt und wird geliebt; zarte, heilige Bande knüpfen es an Vater, Mutter und Geschwister, an Gatten, Kinder und Freunde. Diese Liebe ist nicht bloß irdisch, und nicht verwerflich; sie gehört unserm bessern Selbst an; es verbinden sich damit die heiligsten Pflichten der Treue und Dankbarkeit, und in ihr bewährt sich die Liebe zu Gott, dessen heiliger Wille sie geboten hat. Aber demungeachtet ist sie dem irdischen Wechsel ausgesetzt, und die Quelle der bittersten Schmerzen; oft zerreißt der Tod ihre zarten Bande, so daß sich das liebende Herz, in seinem Innersten verwundet, verbluten möchte. Ach! wer erschrickt und zagt nicht, wenn er den geliebten Verwandten und Lebensgenossen, das geliebte Kind, den theuern Freund auf das Krankenlager hingeworfen sieht, — wenn die Blässe des Todes das geliebte Antlitz bedeckt, — wenn das Licht der Augen, an welchem der liebende Blick hing, erlöschen will? Wer, der die kalte Hand des Todes an seinem Herzen fühlt, sieht unerschüttert die Geliebten um sein Bett stehen, und die Thränen des Schmerzes im abgewendeten Blicke verbergen? Er soll von denen scheiden, in deren trauten Kreise er das Glück des Lebens fand, wo er sich heimisch fühlte, wo er seine schönste Bestimmung erreicht hatte. Es schmerzt, wenn man die Heimath und die Geliebten nur auf kurze Zeit verlassen muß; und er soll sie auf ewig verlassen. Sehnsüchtig blickt der Reisende nach dem Orte zurück, von dem er scheiden muß, und freut sich schon der künftigen Rückkehr; der Sterbende aber wird nie wiederkehren, und die Heimath sammt den Geliebten sinkt ihm in ewige Nacht. Ach! und wie sollen die Zurückbleibenden den Schmerz bezwingen, wenn der Geliebte von ihnen gerissen wird? Soll die Mutter, die Gattin nicht weinen, wenn das Kind, der Gatte, die sie mit warmer Liebe umfing, aus ihren Armen in das gähnende Grab hinabsinken? Ja, unerschüttert, thränenlos kann auch der Christ nicht bleiben, wenn ihn der Tod von den Seinen hinwegreißt, wenn er in das Grab der Geliebten blickt. Aber der Glaube beruhigt und tröstet ihn. Es ist das Haus des himmlischen Vaters, wohin der Scheidende geht; aus dem Kreise der irdischen Liebe und Freundschaft hinweggehoben, empfangen ihn die Arme der ewigen Vaterliebe. Alle Liebe, die er hier genossen, war nur der Ausfluß des Urquells aller Liebe, an dem er sich nun erquicken wird, der ihm nun in seiner ganzen Fülle entgegenströmt. Er ist nicht aus dem Kreise der Liebe in eine kalte Fremde hinausgestoßen; er ist in das wahre Vaterland der Liebe eingekehrt. Weinet nicht, sage der sterbende Christ zu den Zurückbleibenden, ich verliere eure Liebe nicht, indem ich von euch scheide, ich gewinne sie unendlich vervielfacht in der Liebe des himmlischen Vaters; und auch ihr verliert meine Liebe nicht, sie wird sich dort, geläutert, in den Strom der göttlichen Liebe und mit ihm in eure Herzen ergießen, und ein seligeres Gefühl wird eure Brust erfüllen. Weine nicht, Mutter, sagt das Kind, daß ich deinen Armen entrissen werde: ich werde dort nicht verwaist sein, ich werde im Schooße der ewigen Vaterliebe ruhen; weine nicht, daß ich dich nicht mehr lieben kann: dort werde ich Gott lieben und in ihm auch dich, und unsre Herzen werden sich berühren, wenn auch du deine Liebe Gott zuwendest!

Der Tod ist aber nur eine kurze Trennung für den gläubigen Christen. Es ist des himmlischen, des allgemeinen Vaters Haus, wohin die Sterbenden gehen; und wie lange währt es, so folgen wir ihnen nach! Wir sind alle Kinder desselben Vaters, auf der Wallfahrt begriffen, fern von seinem Hause; und einst kehren wir Alle zurück und finden uns Alle zusammen. Hier auf der flüchtigen Reise des Lebens drängt ein Wandrer den andern, und es ist uns kein ruhiges Beisammenwohnen vergönnt; der Jüngling drängt den Greis von hinnen, daß er seinen Platz einnehme, der Sohn folgt dem scheidenden Vater, um bald seinem Sohne wieder Platz zu machen. Dort aber im Hause des Vaters, in der ewigen Heimath, da ist bleibende Ruhe, seliges, ungestörtes Beisammenwohnen. Und die Bande, welche heilige Liebe hienieden geknüpft hat, werden sich dort wieder zusammenschließen; die Seelen, welche für einander geschaffen sind, werden sich dort wieder finden; denn die Liebe hört nimmer auf (1. Cor. 13, 8.). Im Vaterland der Liebe, im himmlischen Vaterhause, werden wir uns nur reiner und heiliger lieben. O entzückender Gedanke! wir werden uns mit unsern Geliebten wieder zusammenfinden, um einander nie wieder zu verlassen, um mit einander die ganze Seligkeit der Liebe zu genießen! O was ist der Schmerz des Todes gegen diese selige Hoffnung! wie verschwinden die Schrecknisse seiner kurzen Nacht vor der Morgenröthe, welche jenseits für uns anbricht! So ziehet denn hin, ihr geliebten Sterbenden, begleitet von den Thränen unsrer Sehnsucht, nichts unsers trostlosen Schmerzes, ziehet hin in das ewige Vaterland, wohin wir euch folgen werden! Bald ist auch unsre Laufbahn vollendet, und der beschwerlichen Wanderung müde, kehren wir dann in dem Hafen der Ruhe ein, wo ihr uns mit offenen Armen empfanget. Himmlische Sehnsucht hebt die Seele zu euch empor, daß sie euch nachfliegen möchte; o eilt ihr Stunden, daß der selige Augenblick erscheine, wo wir uns wieder sehen!

Neben der Trennung von seinen Lieben, schmerzt den edlen, begeisterten Menschen, welchen der Tod abruft, nichts so sehr, als der Austritt aus dem Kreise seiner Wirksamkeit; denn auch diese Liebe gehört seinem geistigen, bessern Selbst an. Der Scheidende hat ein edles, wohlthätiges Werk begonnen, und soll es unvollendet verlassen; die Saat, die er ausgestreuet, beginnt zu keimen und zu sprossen, und er soll sie nicht blühen und Früchte tragen sehen. Er hat für die Wahrheit gewirkt, und muthig mit der Finsterniß gekämpft; schon sind die Wolken derselben vor ihm gewichen, und er hofft sie ganz zu vertreiben: da tritt ihm der Tod entgegen und hemmt seinen Siegeslauf. Mit edlem Schmerz verläßt er die Bahn, und sehnsuchtsvoll blickt er nach dem Ziele, das er nicht erreicht hat. Oder er hat für die Gerechtigkeit gekämpft, und die Rechte der gedrückten Menschheit vertheidigt. Schon fingen die Ungerechten und Unterdrücker an, vor ihm das Feld zu räumen: da erliegt der tapfere Streiter dem Feinde, dem Niemand entrinnt, und sinkend haucht er seine Seele in Seufzern für die Sache, der er sein Leben gewidmet, aus. O warum kann ich nicht, seufzt er, nur noch einen Sieg erkämpfen, nur noch diesen Feind der Gerechtigkeit zu Boden strecken? O heilige Sache der Unschuld, warum durfte ich dir nicht den Triumph erringen? Gern hätte ich mein Leben dafür geopfert, warum muß ich es zu früh und sieglos hingeben? — Aber beruhige dich, edler Streiter! du gehst in deines Vaters Haus, zum Urquell der Wahrheit und Gerechtigkeit und alles Guten, wofür du hier gelebt und gewirkt hast, wofür du auch dort leben und wirken wirst. Du betrittst eine höhere Laufbahn, wo dir schönere Palmen winken; aus dem irdischen Weinberg Gottes wirst du in den himmlischen versetzt, wo schönere Früchte reifen, als hier auf der rauhen Erde. Und was du hier gewirkt hast, ist nicht verloren, weder für dich noch für die Welt. Selig sind die Todten, die in dem Herren sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach (Offenb. 14, 13.) Dort ernte st du die Früchte der Saat, die du hier gesäet; dort empfängst du die Krone für die Kämpfe, die du hier gekämpft hast.

2) So tröstet uns der Glaube an die Unsterblichkeit für die Verluste, welche uns der Tod bringt, für den Verlust alles dessen, was wir hienieden lieben, und was uns die Erde zur Heimath unseres Glückes und unserer Freuden macht. Aber wie Viele sind auf dieser Erde glücklich? Wessen Herz fühlt

Digitized by Google

nicht irgend eine schmerzliche Entbehrung, eine drückende Schranke? Welcher Edle kann hier seine Heimath finden? Je höher die Seele strebt, desto mehr entbehrt sie auf der Erde, desto mehr fühlt sie sich hier fremd und beengt, desto drückender sind ihr die Schranken, die sie umfangen; und eine Sehnsucht erfüllt sie, wie das Heimweh nach einem bessern Vaterland. Auch dafür bietet uns der Glaube an die Unsterblichkeit Trost. Er tröstet uns zweitens *für alles, was wir auf dieser Welt entbehren, erhebt uns über das drückende Gefühl der irdischen Unvollkommenheit*, und nährt die Sehnsucht mit seligen Hoffnungen, indem er uns eben das ersehnte bessere Vaterland verheißt.

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Diese Worte unseres Erlösers eröffnen der frommen, sehnsuchtsvollen Ahnung ein unendliches Feld, und auf ihren Schwingen erhebt sich die gedrückte Seele über das Leiden dieser Erde. Hier wohnen wir im kalten, rauhen Vorhof des großen Vaterhauses, und sind in denselben, wie in einen engen Kerker, dem wir nicht entfliehen können, festgebannt; der irdische Leib fesselt uns an einen bestimmten Raum, der uns mit drückenden Schranken umgiebt, wo wir, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, ausharren müssen. Dort sind wir in des Vaters Haus, in der seligen Nähe der ewigen, unendlichen Vatergüte, und viele Wohnungen sind in demselben, unendlich ist der Raum, der uns dort empfängt; dort sind die engen Schranken niedergerissen, welche uns hier umschließen; dort zieht uns nicht der schwere, irdische Körper nieder; dort schwingt die Seele frei ihre Fittige, und durchfliegt unbehindert die unendliche Laufbahn des Strebens. Welche Wohnung uns Gott dort anweisen wird, wissen wir nicht; aber gewiß wird es eine schönere, als die irdische, und eine Wohnung der Seligkeit und des Friedens sein, wo unsere Sehnsucht gestillt wird. Mit verklärtem Leibe werden wir sie betreten, und sie wird uns mit dem Glanze himmlischer Klarheit umleuchten. So wie unser besseres Selbst, von seinen Mängeln und Flecken entkleidet, in ursprünglicher Herrlichkeit aus dem Grabe erstehen und das Ebenbild Gottes tragen wird: so wird auch die Wohnung, welche wir dort einnehmen, von Allem, was uns hier drückt und beengt, frei und der würdige Schauplatz eines höheren, reineren, seligen Lebens sein. Und wie die Seelen von Natur verschieden und mit eigenthümlichen Trieben und Fähigkeiten begabt sind, so werden sie auch dort eine jede die ihrer Eigenthümlichkeit entsprechende Wohnung finden, wo sie ihre Thätigkeit entfalten, ihre Sehnsucht stillen können. Denn in des Vaters Hause sind *viele Wohnungen*; dort sind wir nicht, wie hier, alle in Eine Wohnung festgebannt, wie verschieden auch unsere Sinnesart, unser Streben und unsere Sehnsucht ist; dort findet Alles seine wahre, ewige, selige Bestimmung; dort ist das Ziel und der Ruhort jedes Strebens und jeder Sehnsucht.

So erhebe uns denn diese frohe Ahnung über alle Mängel und Schranken der Erde, und erheitere uns in jeder Betrübniß. — Es giebt Menschen, denen auf der Erde Alles zuwider ist, die kein Glück und keine Ruhe finden können. Während Andern Alles entgegenlächelt und Genuß und Freude bietet, so daß sie hier eine glückliche Heimath finden und sich wohl und heimisch fühlen: so sehen sich Jene, wie auf eine rauhe, wüste Klippe verschlagen, von den Wogen des Ungewitters umbraust, von allem entblößt, was nicht nur zur Lebensfreude, sondern auch zur nützlichen, erfreulichen Wirksamkeit nothwendig ist. Fast scheint es, als wenn solche Menschen von der Erde, als einem ihnen fremden Element, abgestoßen würden, während die Glücklichen, durch eine innere Verwandtschaft von ihr angezogen, in freundlicher Wechselwirkung mit allem Irdischen stehen. Tröstet euch, ihr Unglücklichen, ihr Geplagten und Gedrückten! Die Erde ist eure Heimath nicht; es wartet euer ein besseres Vaterland; dort oben in den vielen Wohnungen des Vaters ist euch ein Ort der Ruhe und des Friedens aufbewahrt, wo ihr für alles Leiden Trost und Ersatz finden werdet! — Manchen bietet die Erde die schönsten ihrer Freuden, die Freuden der Liebe und Freundschaft; sie sind glücklich im Kreise ihrer Lieben, von liebenden Verwandten umgeben, an der Seite eines gleichgesinnten, zärtlichen Gatten, an der Hand eines von gleicher Begeisterung erglühenden, dasselbe Ziel verfolgenden Freundes. Andere aber stehen allein und verlassen, und haben nie das Glück gekannt, von Eltern und Geschwistern geliebt zu sein; von Fremden umgeben, trat ihnen überall die Kälte und Selbstsucht, aber keine Liebe entgegen, und auch keinen wahren Freund konnten sie finden. Wer, dem ein so liebeleeres Leben beschieden ist, und der ein Herz im Busen trägt, fühlt nicht die Sehnsucht nach dem entbehrten Glücke? Es lebt vielleicht auf der Erde eine Seele, die ihn lieben würde, aber er kennt sie nicht, und wenn er sie kennt, kann er nicht zu ihr gelangen. In dieser Welt sind Gute und Böse, Fromme und Gottlose, Edle und Unedle unter einander gemischt, wie Waizen und Unkraut. Mancher edle Mensch sieht sich in Verhältnisse gestellt, die seinem Herzen nicht zusagen, die ihn zum Schlechten und Gemeinen hinabdrücken, die ihm in der Ausbildung seines Geistes, in der Vervollkommnung seiner unsterblichen Seele hinderlich sind. Sehnsuchtsvoll sieht er über die Schranken hinüber, aber er kann sie nicht übersteigen; sein Herz verlangt nach einer Gemeinschaft, in der er sich gehoben und gefördert sähe, aber er kann sie nicht finden. Tröstet euch, ihr sehnsuchtsvollen Seelen! dort oben in des Vaters Haus, da fließt in überschwenglicher Fülle der Strom der Liebe, dort werden eure schmachtenden Herzen erquickt werden. Im ewigen Reiche des Vaters ist der Waizen vom Unkraute gesäubert, da sind die Bösen von den Guten ausgeschieden, und stören nicht mehr ihren Frieden. Dort sind die Schranken der Körperwelt gefallen, und dem befreiten Geiste stehen die vielen Wohnungen offen im unendlichen Hause des Vaters: da findet die Sehnsucht das lange Entbehrte, da vereinigen sich die für einander Geschaffenen, dienen in seliger Gemeinschaft Gott, und stimmen mit einander ein in den heiligen Einklang der himmlischen Lobgesänge. Harre aus, sehnsuchtsvolles Herz, nähre dich vom seligen Gefühl der Hoffnung, und sei in dir still und freudig! — Andere fühlen sich auf dieser Erde fremd und unglücklich, weil ihnen keine freudige Wirksamkeit beschieden ist, weil sie sich in ihrem Streben verkannt, behindert und von Widersachern befeindet und verfolgt sehen. Alle edlern Seelen, alle edlern Geister theilen mehr oder weniger dieses Loos. *Ihrer ist die Welt nicht werth* (Ebr. 11, 38); sie suchen, was droben ist, und der große Haufe ist auf das Irdische gerichtet; sie wirken und kämpfen für Wahrheit und Gerechtigkeit, und die Menge jagt nach den Schein und dient der Selbstsucht; was Wunder, wenn sie verkannt und verfolgt werden! Manche aber sind besonders dazu bestimmt, den Kreis ihrer Wirksamkeit zu verfehlen, Verkennung und Verfolgung zu finden. Sie sind in eine Umgebung gestellt, die ihrer nicht würdig ist; das Leben ihres Volkes, ihrer Vaterstadt steht noch auf einer zu niedrigen Stufe; oder sie sind über ihr ganzes Zeitalter zu sehr erhaben, die Finsterniß, die sie umgiebt, faßt nicht das Licht, daß sie in sich tragen und ausströmen; sie sind die Vorläufer einer bessern Zeit, die von einer höhern Welt herabgesandten Boten, welche hier keine Heimath finden können. Tröstet euch, ihr edeln Seelen, ihr erhabenen Geister! dort im Hause des Vaters erwartet euch die Laufbahn, auf welcher ihr euer Streben entfalten könnt, wo euch das ersehnte Ziel winket; dort in den vielen Wohnungen findet ihr die Stelle, die euch gebührt. Dort herrscht die Wahrheit und Gerechtigkeit, denen ihr hier vergebens euer Leben weihtet; dort strahlt das Licht, das hier von der Finsterniß getrübt ist, in ursprünglicher Klarheit; dort waltet der Geist, der hier unwürdige Fesseln trägt, in seiner angebornen Freiheit. — So tröstet und erhebt euch, alle ihr gedrückten, sehnsuchtsvollen Seelen, richtet den Blick empor zum Hause des himmlischen Vaters und seinen vielen Wohnungen! Dort ist Ruhe, Friede, Freiheit, und Alles, was die Sehnsucht stillt; dort herrscht die Liebe, die Wahrheit und Gerechtigkeit.

II. Laßt uns nun aber auch andern Theils die *heiligende Kraft* des Glaubens an die Unsterblichkeit in unser Herz fassen, indem wir die Bedingung kürzlich betrachten, unter welcher uns die Erfüllung unserer Hoffnungen zu Theil werden kann. Als Thomas den Herrn fragte, welches der Weg sei, auf welchem man ihm zu dem Hause des Vaters folgen könne? antwortete er: *Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.*

1) Christus fordert hiernach erstens von uns, daß wir uns durch seine Wahrheit und das Leben, das in ihm ist, *läutern und reinigen*. Wir sollen die Wahrheit, die er uns gebracht, in unser Herz aufnehmen, und durch die Gemeinschaft mit ihm, in einem neuen, höheren Leben wandeln. Die Wahrheit Christi verträgt sich nicht mit der Liebe zum irdischen Schein, zu den Scheingütern dieser Welt; das Leben in seiner Gemeinschaft beginnt mit der Ertödtung des alten, irdischen Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden. Soll uns also die Erfüllung der Hoffnung werden, daß wir dort im Hause des Vaters Ersatz finden für den Verlust dessen, was wir lieben, und die Stillung der Sehnsucht, die hier unbefriedigt bleibt: so lasset uns unsere Liebe und unsere Sehnsucht heiligen und reinigen durch die Wahrheit und das Leben in Christo. Laßt uns nur lieben, was wahrhaft und ewig liebenswerth ist und unsere Sehnsucht nur auf wahre und bleibende Güter richten. Ihr, die ihr euch glücklich fühlt auf dieser Erde, hängt euer Herz nicht an ihre Güter und Freuden, verunreinigt es nicht mit fleischlicher Liebe, und vergesset nicht, daß ihr für ein besseres Vaterland bestimmt seid! Nur wenn euer Herz schon hier nach oben gerichtet ist, wenn ihr euch Schätze für den Himmel

Digitized by Google

sammelt, werdet ihr in das Haus des Vaters gelangen, in welches nichts Irdisches eingeht: denn Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes ererben (1. Cor. 15, 50.). Und ihr Unglücklichen und Gedrückten, nähret keine unreine Sehnsucht nach dem, was euch der Vater weise versagte, um euch zu läutern und eure Seele zu erheben; hoffet nicht den Ersatz des entbehrten irdischen Glückes, hoffet eine höhere, reinere Seligkeit; machet euch ganz los vom Fleisch und Blut, welche nicht das Reich Gottes ererben können! Nur dann wird euch die Stillung eurer Sehnsucht werden, nur dann werdet ihr den Frieden finden im Hause des Vaters. — Ihr, die ihr euch glücklich fühlt in der Liebe eurer Angehörigen, und die Schrecken des Todes durch die Hoffnung des Wiedersehens im Hause des Vaters beschwichtigen möchtet! Liebet, die ihr liebt, mit reiner Liebe, nicht mit der Begierde und Eitelkeit des Fleisches und Blutes, liebt in ihnen, was geistig und ewig ist, liebt in ihnen, was Gott und Christo angehört. Nur dann wird euch die Hoffnung des Wiedersehens wahrhaft trösten und nur dann wird sie in Erfüllung gehen. Die verklärte Liebe wird die verklärten Gegenstände ihrer Zärtlichkeit wiederfinden in den Wohnungen der Verklärung. Und ihr, denen ein liebeleeres Leben beschieden ward, welche vergebens die Gegenstände ihrer Sehnsucht zu umfangen wünschen, hütet euch, daß nicht eine falsche Sehnsucht, eine verfeinerte sinnliche Begierde euch verlocke! Nur die reine Sehnsucht wird gestillt werden in den himmlischen Wohnungen; nur die Sehnsucht, die mit der Sehnsucht nach den ewigen Gütern bei Gott, mit der heiligen Liebe des Himmels, eins ist, wird dort ihre Befriedigung finden. — Ihr strebenden und wirkenden Geister, die ihr euch glücklich und heimisch fühlt in dem Kreise, den ihr erfüllet! Ist euer Wirken der Wahrheit und dem Leben in Christo geweihet; dienet ihr nicht euch und eurer Selbstsucht, sondern Gott und seinem heiligen Willen; suchet ihr nicht, was euer, sondern was Gottes ist: dann dürft ihr getrost dem Rufe des Vaters folgen, und euern irdischen Wirkungskreis verlassen: ihr nehmet mit euch, was unsterblich ist, und findet es herrlicher wieder. Und ihr, welchen diese Welt feindlich widerstrebt, die Mitwirkung versagt und Haß und Streit entgegensetzt, prüfet euch, ob euer Streben rein, von Selbstsucht und Eigensinn frei sei, und ob ihr nicht durch Hoffahrt und Stolz euch selbst eure Widerwärtigkeiten bereitet! Ist es die Wahrheit Christi, welche die Welt verschmäht, indem sie euch nicht höret? Ist es das Leben in Christo, dessen Kraft aus euch wirkt, und von der Welt zurückgestoßen, fruchtlos zu euch zurückkehrt? Ist diese Wahrheit und dieses Leben in euch, dann getrost, ihr muthigen Kämpfer, ihr treuen Dulder! dort geht ihr in das reine Licht, in das wahre, selige Leben ein, dort empfanget ihr die Palme des Sieges.

2) Ich bin der Weg, sagt Christus: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Der Weg aber, den er wandelte, auf dem wir ihm folgen sollen, war der Weg des Gehorsams und der Pflichterfüllung, und führte durch Leiden zur Herrlichkeit; und er sagte diese Worte, als er eben, im Begriff war, in den Tod zu gehen, um den Willen des Vaters zu erfüllen. Die heiligende Kraft des Glaubens an die Unsterblichkeit ist daher zweitens eine stärkende; sie stärkt uns, daß wir in Gehorsam gegen Gott, in strenger Pflichterfüllung, den Lebensweg wandeln, wenn er auch durch Leiden führt. Diejenigen, welche ungeduldig, verzagt und mürrisch sich von dem Wege wenden, auf denen ihnen der Herzog der Seligkeit vorangeht, werden nicht zum Vater kommen; nur wenn wir mit Christo leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden; und wenn wir ihm folgen, wird er wieder kommen und uns zu sich nehmen, auf daß wir seien, wo er ist. Ihr Unglücklichen, denen diese Erde ein Ort der Mühe und Entsagung ist! ihr Trauernden, welche am Grabe ihrer Lieben weinen! ihr Sehnsüchtigen, deren Brust stille Seufzer heben! ihr Kämpfer und Dulder für die Sache Gottes und Christi! gedenket der Worte: Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich (Offenb. 3, 19.), und sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Ebendas. 2, 10.)! Die Leiden und Entsagungen, welche euch auferlegt sind, sollen euch bessern und läutern, und eure Herzen von der Erde zum Himmel erheben. Erkennet gehorsam die weise Fügung des Vaters und seid getreu in der Duldung und in der Erfüllung eurer Pflichten, getreu bis in den Tod! In diesem treuen Gehorsam stärke euch die Hoffnung und erhalte euer Herz aufrecht. Hebt euern Blick empor zum Hause des Vaters, zu den Wohnungen des Friedens, aber bezwinget eure Sehnsucht, bis ihr seinen Ruf vernehmt; eilt ihm nicht ungeduldig entgegen, sondern behauptet die Stelle, die euch angewiesen ist, und erfüllet sie mit treuer Uebung der Pflicht! Wie lange währt es, so erschallt der Ruf der Erlösung. Siehe! ich komme bald, sagt Christus: halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme (Offenb. 3, 11.)!

So kehre denn der Glaube an die Unsterblichkeit mit seiner ganzen tröstenden und heiligenden Kraft in unsre Herzen ein. Er tröste uns, wenn wir den irdischen Schauplatz unseres Freuden, den trauten Kreis unserer Lieben, den frohen Uebungsplatz unserer Kräfte verlassen müssen; er tröste uns, wenn wir am Grabe theurer Todten weinen, und trockne unsere Thränen und mache sie wenigstens sanfter fließen. Er erhebe uns über den Druck, die Entbehrung und den Kampf dieses Lebens, und nähre unsere Sehnsucht mit seligen Ahnungen. Aber er heilige auch unsre Herzen, und reinige sie von aller falschen, irdischen, fleischlichen Liebe und Sehnsucht, von aller Selbstsucht und Hoffahrt, er öffne unsern Geist der Wahrheit Christi, und erwecke in uns ein reineres, höheres Leben. Endlich stärke er uns im Gehorsam der Pflichterfüllung und Duldung, und gebe uns Kraft, den Weg zu wandeln, auf dem uns Christus zum Vater führt. O Christus, Anfänger und Vollender des Glaubens, komme wieder, uns zu dir zu nehmen, auf daß wir seien, wo du bist, auf daß wir bei dir und dem Vater seien, mit Allen, die wir reines Herzens lieben, und welche dein eigen sind; komme, führe uns Alle in deines Vaters Haus, in die Wohnungen des ewigen Friedens! Amen.

Johann Carl Wetzel

wurde am 31. October 1747 zu Sondershausen geboren, wo sein Vater als fürstlicher Mundkoch lebte. 1764 begab er sich auf die Universität zu Leipzig und ward 1769 Hofmeister bei einem Grafen von Schönburg in der Lausitz. Darauf besuchte er Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien, in welcher letzteren Stadt er eine Zeit lang als Theaterdichter sich aufhielt. Von dort ging er nach Leipzig zurück, verfiel in eine unglückliche Geisteszerrüttung und kam in diesem Zustande 1786 wieder nach seiner Vaterstadt, wo er Anfangs von seinem erübrigten Schriftstellerhonorar, später aber theils von der Gnade des Fürsten, theils von andern menschenfreundlichen Vereinen und von seiner Familie unterhalten wurde. Er starb am 28. Januar 1819.

Seine Schriften sind:

Der Graf von Wickham; Trauerspiel. Leipzig, 1774.
Tobias Knaut. Leipzig, 1774. 4 Thle.
Belphagon. Leipzig, 1776. 2 Thle.
Satirische Erzählungen. Leipzig, 1777 u. 78. 2 Thle.
Lustspiele: 1778 — 1786. Zelmor und Ermide; Schauspiel. Leipzig, 1779.
Herrmann und Ulrike. Leipzig, 1779. 4 Thle.
Die wilde Betty. Leipzig, 1779.
Wilhelmine Arend. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Werke des Wahnsinns. Erfurt, 1804. 2 Thle.

Ueber W. urtheilt Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 537 flg. sehr richtig mit folgenden Worten: „Der Verfasser Tobias Knaut's ist ein witziger, sinnreicher Plauderer von philosophischem Kopfe, reifer Urtheilskraft und Menschenkenntniß. Wenn er Sterne's Manier nicht immer so sichtbar nachahmte, wenn er die Weitschweifigkeit und Witzelei unsrer empfindsamen Modeschriftsteller ernstlicher gemieden, und den Ton in seinem Vortrage gleicher und natürlicher gehalten hätte, so müßten seine Werke allgemeiner geliebt und gelesen werden. Scenen aus dem niedrigen Leben schildert er ungemein anziehend; er ertappt immer mit bewundernswürdigem Glücke die kleinsten Züge von Lächerlichkeit und Schwachheit, und malt sie meisterlich aus. Viele eingedrängte Episoden, häufige Reflexionen, gedehnte Beschreibungen und die Verschwendung des Witzes und der Laune schaden in allen seinen Romanen, Geschichten und Erzählungen

Digitized by Google

dem Interesse des Ganzen. Nützliche Moral, mit treffender Satire gemischt, verschönert das Einförmige seiner sittlichen Schilderein. Auf dem Theater möchten seine Lustspiele nicht so gefallen, als beim Lesen. Die ungekünstelte Anlegung und Entwickelung des Plans, die feine Zeichnung seiner Charaktere, die geschickte Führung der Scenen und der leichte, muntere Dialog, reizen durchgehends, aber oft fehlt es an Leben und Handlung und natürlicher Sprache; der blendende Witz in der Unterredung, der überfeine Ton der großen Welt, verbunden mit einiger Geschwätzigkeit, scheinen durch in ganzen Auftritten. Doch ist er frei von den ekelhaften Possen und Zuckungen mancher neueren Komiker."

Tilemann Dothias Wiarda

ward im October 1746 zu Emden geboren, vollendete nach erhaltener Vorbildung seine juristischen Studien zu Halle, und wurde sogleich nach dem Schlusse derselben Advocat von 1770 — 1780, darauf Landschaftssecretär und unter der holländischen Herrschaft 1808 Assessor des Landvogteiamts. Unter der hannöverschen Regierung war er Landsyndikus zu Aurich und außerdem Hofrath, Ritter des Guelphenordens. Er starb am 7. März 1826.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen Sprache. Aurich, 1784.
Altfriesisches Wörterbuch. Aurich, 1786.
Vollständige Ostfriesische Geschichte. Aurich, 1791—1817. 10 Thle.
Ueber teutsche Vornahmen und Geschlechtsnahmen. Berlin, 1800.
Asegabuch. Berlin, 1805.
Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes. Bremen, 1809.
Willkühren der Brockmänner. Berlin, 1820.

W. erwarb sich durch seine gründlichen Forschungen auf dem Gebiete der altfriesischen Sprache und Verfassung, so wie durch seine trefflichen historischen Arbeiten große und bleibende Verdienste um die Geschichtschreibung seines Vaterlandes.

Georg Wickram

ward zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Colmar geboren und verwaltete zu Burkheim das Amt eines Stadtschreibers, wo er wahrscheinlich nach 1562 starb. Näheres ist nicht über ihn bekannt.

Seine Schriften sind:

Ein hübsch neu Fastnachtspiel der treu Eckart genannt. Strasburg, 1538.
Ein recht schon christlich Burgerspiel, Tobias genannt. Strasburg, 1562.
Der Rollwagen von Schimpf und Ernst. Strasburg, 1557.
Der Goldfaden. Nürnberg, 1665. Neu bearbeitet von Clemens Brentano. Heidelberg, 1809.

W. besaß ein hübsches, lebendiges Talent der Darstellung und war nicht ohne glückliche Erfindungsgabe; namentlich wurde sein Roman „der Goldfaden" in früherer Zeit als ein sehr beliebtes Buch gern und viel gelesen.

Christoph Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Sein Vater, der später nach Biberach versetzt wurde, begann schon frühe ihn zu unterrichten, so daß er bereits im siebenten Jahre den Cornelius Nepos, und im dreizehnten den Virgil und Horaz las. Auch beurkundete der dreizehnjährige Knabe sein dichterisches Talent in mannigfachen Versuchen. In seinem 14. Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen, wo er zwei Jahre blieb und sich dann auf die Universität zu Erfurt begab, welche er jedoch bald mit der zu Tübingen vertauschte. Er sollte zwar nach dem Willen seines Vaters Jura studiren, allein seine Neigung zum Dichten ließ ihm wenig Raum für jene Wissenschaft. Von Tübingen aus schickte Wieland die ersten Gesänge eines Heldengedichtes an Bodmer, dessen Aufmerksamkeit durch diese Leistung sehr erregt wurde, so daß er den Jüngling zu sich nach Zürich einlud. W. folgte der Einladung und verweilte in der Schweiz bis 1760, in welchem Jahre er als Kanzleidirector in den Rath von Biberach aufgenommen ward. Hier blieb er, bis er 1769 zum Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Erfurt berufen wurde. Doch verließ er diese Stadt schon 1772 wieder, um als Erzieher des Erbprinzen nach Weimar zu gehen; indem er zugleich den Titel eines Hofrathes erhielt. Als sein Zögling erwachsen war, zog er sich auf sein Gut zu Oßmannstedt zurück, wo er bis 1803 blieb. Dann begab er sich wieder nach Weimar, wo er in glücklicher Muße am 20. Januar 1813 seine Tage beschloß. Er war Ritter der französischen Ehrenlegion und des russischen St. Annenordens zweiter Klasse.

Seine Schriften sind:

Epische Gedichte: Der geprüfte Abraham 1753. Cyrus 1757. Idris und Zenide 1768. Der neue Amadis 1771. Oberon 1780.
Komische und ernsthafte Erzählungen: Kombabus, Endymion u. s. w. 1753.
Lehrgedichte: Die Natur der Dinge 1751. Antiovid 1752. Moralische Briefe und Erzählungen 1752. Araspes und Panthea 1761. Musarion 1768. Die Grazien 1770.
Romane: Don Sylvio von Rosalva 1754. Agathon 1766. Die Abderiten 1774. Dschinistan 1786—1789. Peregrinus Proteus 1791. Agathodämon 1798. Menander und Glycerion 1804. Kratos und Hipparchia 1805.
Dialoge: Nachlaß des Diogenes 1770. u. s. w.
Dramen: Lady Johanne Gray; Trauerspiel, 1758. Clementina von Poretta; Trauerspiel, 1760. Alceste; Singspiel, 1773. Die Wahl des Herkules 1773. Rosamunde; Singspiel, 1778.
Uebersetzungen: Shakespeare's theatralische Werke 1762—1766. 8 Bde. Horazens Briefe 1782. 2 Bde. Satiren 1786. 2 Thle. Lucians Werke 1788. 6 Thle. Ciceros Briefe 1808 ff. 6 Thle.
Zeitschriften: Der deutsche Merkur 1773—1810. und das attische Museum 1798—1803. 3 Bde.

Digitized by Google

Die beste allgemeine Charakteristik Wieland's hat unbedingt Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 107 geliefert; weshalb sie hier um so mehr eine Stellung finden möge, als sie stets Geltung behalten wird. Er sagt: „Klopstock's und Wieland's Namen bezeichnen zwei Extreme. Während Klopstock die Poesie des Uebersinnlichen im feierlichsten Ernste bis zur Ueberspannung trieb, kehrte Wieland lachend, und aller Ueberspannung den Krieg erklärend, den übersinnlichen Dingen den Rücken zu. Leichtsinnig sollte seine Poesie eben so wenig sein, als sein persönlicher Charakter es war: aber sie sollte sich einer Philosophie unterwerfen, die er in der Schule der französischen Resualisten für die einzige gesunde anzusehen gelernt hatte. Auf diese Art wurde Wieland ein philosophirender Dichter der Sinnlichkeit, wie Deutschland noch keinen gehabt hatte. Aber weit entfernt von der Absicht, einer Sinnlichkeit das Wort zu reden, die den Menschen zum Thier erniedrigt, wollte dieser Dichter eine Tugend, die ihm nach der Lehre Shaftesbury's mit der Liebe zum Schönen gleichen Ursprungs schien, allem, was er für überspannte und phantastische Tugend hielt, als die einzig wahre gegenüberstellen. Sein Ideal von moralischer Liebenswürdigkeit ruhte auf seinem Gefühle, dem er aber sogleich mißtraute, wenn es sich der Ueberspannung zu nähern schien. Seine Satyre sollte eben so unbefangen die Schwächen des menschlichen Herzens aufdecken, als Allem entgegen wirken, was er in das große Fach der Schwärmerei und der Vorurtheile eintragen zu müssen glaubte. Das Bewußtsein der strengen Rechtlichkeit seiner eignen Sitten ließ ihn nicht bezweifeln, daß er als Dichter, besonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigsten Reize der Sinnlichkeit so verführerisch malen dürfe, als die Gesetze des Schönen es erlauben. Nur was die Grazien beleidigt, sollte nach seinen Grundsätzen auf das strengste aus dem Gebiete der Poesie verwiesen werden. Diese ästhetische Moral, die Wieland in die deutsche Literatur einführete, wirkte sehr nützlich als Gegengewicht gegen den falschen Rigorismus, von dem die Kritik in Deutschland gedrückt wurde. Erst durch Wieland lernten die Deutschen die ästhetische Geistesfreiheit kennen, ohne welche das Ziel in gewissen Dichtungsarten unerreichbar ist. Auch im Conflikte mit der klopstockischen Poesie wirkte die wielandische wohlthätig auf den Geschmack der Deutschen, indem sie die Meinung zerstörte, daß der Geist eines großen Dichters immer dem Himmel mehr zugekehrt sein müsse als der Erde. Gegen die Schwärmerei, zu der keine neuere Nation mehr, als die deutsche, geneigt ist, hat die Satyre nie mit so fein geschliffenen Waffen gestritten, als in Wieland's Schriften. Aber wer die Art von Philosophie, die zum Wesen der wielandischen Poesie gehört, nur für eine blendende Scheinphilosophie erkennt, die den Glauben an alles Höhere in und über den Menschen zerstört, und die Begriffe von wahrer Sittlichkeit verfälscht, der muß auch die wielandische Poesie gerade von dieser Seite, die dem Dichter selbst die liebste gewesen zu sein scheint, sehr unerfreulich finden. Der ästhetische Werth der Schriften Wieland's erscheint daher auch am reinsten in denjenigen seiner Gedichte, die mehr darstellen, als lehren, oder wenigstens nicht, wie die Romane dieses Dichters, mit einem Scheine von philosophischer Bündigkeit Grundsätze einleuchtend machen sollen, die für Jeden, wer sich nicht zu ihnen bekennt, etwas Zurückstoßendes haben. Auf der Höhe, zu der Wieland als Dichter sich aufgeschwungen hat, ist er um so merkwürdiger, da ihm weder auffallende Originalität, noch deutsche Nationalität zugesprochen werden darf, auch außerdem seine Poesie mehrere schwache Seiten hat; denn mit allen seinen Mängeln und Fehlern bleibt er doch, was auch eine schielende Kritik, ihn zu verkleinern, vorbringen mag, einer der großen Dichter, die der Stolz der deutschen Literatur sind. Ein deutscher Nationaldichter im vorzüglichsten Sinne konnte er nicht sein, da seiner Nation eben jene Ansichten fehlten, die er ihr von der Kunst und vom Leben geben wollte. Daher ging auch von seinem persönlichen Charakter, in welchem so viel Deutsches lag, daß er sich selbst nicht ungern einen „ehrlichen Schwaben" nannte, so wenig in seine Gedichte über. Die alten Griechen waren das Volk, bei dem er die Geistesrichtung und Bildung, die er jeder andern vorzog, am deutlichsten und anziehendsten wahrzunehmen glaubte. Daraus erklärt sich, warum er so gern die Scene zu seinen Dichtungen, besonders den Romanen, nach Griechenland und in die Zeiten des classischen Alterthums verlegte. Aber das Antike vermischte sich in Wieland's Phantasie sogleich mit dem Modernen. Sein empfängliches Gemüth hatte aus seiner Lectüre alles in sich aufgenommen, was ihm einen Zug von wahrer Humanität zu haben schien. Vieles vom Geschmacke der Franzosen hatte er mit ihrer Philosophie eingesogen; so vieles, daß er den Beinamen „der deutsche Voltaire" in und außer Deutschland davon trug, obgleich in Allem, was Voltaire geschrieben hat, keine Spur des wielandischen Ideals von moralischer Liebenswürdigkeit zu finden ist. Unter den italienischen Dichtern war vorzüglich Ariost derjenige, dessen Laune mit Wieland's Art, zu dichten, zusammenstimmte. Auch andere ausländische Schriftsteller, zum Beispiel Lucian und Cervantes, haben Antheil an Wieland's Werken. Aber nur ein Paar Mal, zum Beispiel in dem Don Silvio, den ersten und schwächsten unter Wieland's Romanen, und in den Göttergesprächen, die ihn auch nicht berühmt gemacht haben würden, erscheint er seit der Emancipation seines vorher ganz gefesselten Geistes als ein Nachahmer, der bestimmte Muster vor Augen hatte. In allen seinen übrigen Gedichten und geistreichen Schriften ist das vielfache Fremde, das er sich angeeignet hatte, so harmonisch verschmolzen mit dem Geist und Style, an dem man ihn selbst erkennt, daß er über alle Dichter, in deren Werken das bloße Nachahmungstalent vorherrscht, erhaben, und in seiner Art einzig ist. Wieland's Originalität liegt in der nicht auffallenden, aber darum doch ihm allein eignen Art, wie sein freier Geist, der keinem Muster vorzugsweise huldigte, die menschliche Natur, besonders die Schwächen des menschlichen Herzens, zum Stoffe seiner Dichtungen machte. Er ergriff diesen Stoff, mehr seinem Gefühle, als Regeln folgend, mit einer in der deutschen Literatur neuen Kühnheit, um Alles, was mit seinen Begriffen von gesunder Vernunft und moralischer Liebenswürdigkeit nicht übereinstimmte, in ein komisches Licht zu stellen. Lächeln mochte seine Muße noch lieber, als lachen. Diese unversiegbare Heiterkeit, verbunden mit dieser Menschenkenntniß, dieser Feinheit des Witzes und des Geschmacks, und einer solchen Fülle der Phantasie, in einem so weichen, üppigen, nachlässig scheinenden, und doch so gebildeten Style findet man bei keinem anderen Dichter. Die scherzende und ironische Grazie haben die Deutschen erst durch ihn näher kennen gelernt. Aber die Fehler, von denen Wieland's Schriften nicht frei zu sprechen sind, hängen mit der ihm eignen Art, zu dichten und zu schreiben, so genau zusammen, daß er selbst auch nach der großen Veränderung, die mit seinem Geschmacke vorgegangen war, sie nicht bemerkte. Seine Poesie, obgleich mit vielem Kunstverstande aus der Natur und dem menschlichen Herzen geschöpft, behielt gewöhnlich einen zu starken Anstrich von seiner Lectüre. Gelehrte Anspielungen, die dem poetischen Interesse fremd sind, kommen besonders in Wieland's kleineren Gedichten

Digitized by Google

um so mehr zur Unzeit vor, da sie seiner Muße das Ansehen einer Pedantin geben, wo sie am heitersten und freiesten scherzt. Auch die Leichtigkeit seines Styls wird zuweilen ermüdend durch die nie nachlassende Umständlichkeit. Man wünscht, daß er wenigstens nicht Alles mit so vielen Worten sagen möchte. Eine gewisse Monotonie in seinen Gedichten ist auch dadurch entstanden, daß seine Lieblingsbetrachtungen, zum Beispiel die Betrachtung der Keuschheit auf der Probe, sich so oft in ihnen wiederholen, und daß überhaupt in seinen Gemälden der Schwächen des menschlichen Herzens nicht genug innere Mannigfaltigkeit sich findet. Aber um die Schattenseite der Schriften Wieland's im Verhältnisse zu der glänzenden Seite bestimmter zu würdigen, muß man erstens die sämmtlichen Jugendschriften dieses Mannes, dessen Feder so selten ruhte, von denjenigen seiner Werke absondern, aus denen allein man seine Eigenthümlichkeit kennen lernt, und unter diesen muß man wieder in mehr als einer Hinsicht die Romane und was Wieland sonst in Prosa geschrieben hat, von seinen metrischen Dichtungen unterscheiden."

Oberon.

Zehnter Gesang.

1.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer Herzensfülle
Von Liebenden und Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübste Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlassner von allem, was er liebet,
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

2.

Ihn hört Titania, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald herauf in langen Pausen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen,
Und wendet sich von ihm. Denn, ach, vergebens schwillt
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.
Ein stärk'rer Zauber stoßt mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie sie überm Strand
Dahin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.
Bald, ruft sie freudig, ist das Maß des Schicksals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen,
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll
Zum Zweitenmal zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im Schiff, mit großer Müh,
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Kaum begonnte sie
Die schweren Augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie
Und bat sie, sich dem Gram nicht länger zu ergeben:
Dein Glück ist's, sprach er, bloß, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönste, zu besitzen
Ist nur Almansor werth, der dir an Reizen gleicht
Er wird beim ersten Blick in deinen Fesseln liegen;
Und, glaube meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füßen sehn. Der Hauptmann spricht's und reicht
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches Tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

6.

Der ist des Todes (fährt er fort,
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord
Erzittern macht) der je des Frevels sich verwäget
Und seine Hand an diesen Schleier leget!
Betrachtet sie von diesem Augenblick
Als ein Juwel, das schon Almansorn angehöret.
Er sagt's, und zieht, damit sie ungestöret
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurück.

7.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,
Bewegungslos, betäubt von ihrem Unglück, sitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt
Auf ihre Knie', mit starren, thränenleeren
Erloschnen Augen da. Ihr Jammer ist zu groß
Ihn auszusprechen, ihn zu tragen
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoß
Ertragt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

8.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Ist alles, alles um sie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie starrt zum Himmel auf — auch Der
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt;
Da wird sie alles, was sie liebte wiederfinden!

10.

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da,
Und seufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schönen Dulderin
Matt schlagend Herz, und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie; fasse Muth! Dein Sohn und dein Gemahl
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum Drittenmal
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie Wir glücklich sind, so werdet Ihr es sein.
Mit diesem Wort zerfließt die Gottin in die Lüfte,
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

12.

Amanda erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Rosenglanz, die nur allmählich schwanden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmals beigestanden.
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Trutz.

13.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nacht
Ihr unglückselig'ger Freund, mit siebenfachem Stricke
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie bräch' ihr Herz! — Und Er, vor dessen Augenblicke
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist weilt?
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

14.

Den ernsten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon schmachtet, steht der Geisterfürst, und hört
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne
Zu ihm herüber bebt, — schaut nach dem Morgenstern,
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schaar
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überall begleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15.

Erblassend, ohne Glanz, naht sich der Sylfe, blickt
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen
Dem Kummer nach, der seinen König drückt:
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.
Schau auf, spricht Oberon. Und mit dem Wort weiß

Digitized by Google

In einer Wolke, die mit ausgespanntem Flügel
Vorüber fährt, sich dem bestürzten Geist
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Versunken in der tiefsten Noth,
An seines Herzens offnen Wunden
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden
Im öden Wald, und stirbt den langen Martertod.
In diesem hoffnungslosen Stande
Schwellt seine Seele noch das gärnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Ist unser Elend nur den höhern Wesen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbarn Leiden
Wie ruhig alles um mich her!
Kein Wesen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer
Aus seinem Platz, kein Blatt in diesen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein scharfer Kiesel wär',
Um meine Bande durchzuschneiden
Genugsam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch! wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o Du, der mich dem Tod so oft
Entrissen, wenn ich am wenigsten gehofft,
Es würden alle Zweig' in diesem Wald zu Händen
Auf Deinen Wink!" — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch sein Gebein mit diesem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab, er schwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unsichtbar unterstützt.

19.

Es war der Geist, dem Oberon die Geschichte
Des treuen Paars im Bilde sehen ließ,
Der diesen Dienst ihm ungesehn erwies.
Der Sohn des Lichts ertrug dem kläglichen Gesichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und sank zu seines Meisters Füßen,
So strafbar als er sei, kannst du, der ihn geliebt,
Vor seiner Noth dein großes Herz verschließen?

20.

Der Erdensohn ist für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberon: wir selbst, du weißt es, sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang:
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müssen.
In dieser Kluft, die mich von Hüon trennt,
Ist mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin, und mach' ihn los, und trag ihn auf der Stelle,
So wie er ist, nach Tunis vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serai's in seiner Aufsicht hat,
Dort leg ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich, ihm sichtbar zu erscheinen,
Und mach' es schnell, und sprich mit ihm kein Wort.

22.

Der Hülfe kommt, so rasch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüon angeflogen.
Löst seine Bande auf, beladet sich mit ihm,
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte
Ihn auf die Bank, so sanft als wie auf Pflaum.
Dem guten Ritter däucht, was ihm geschieht, ein Traum.

23.

Er schaut erstaunt umher, und sucht sich's wahr zu machen!
Doch alles was er sieht bestätigt seinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er sich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt sich um die Hütte.

24.

Auf einmal knarrt die Thüre, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,
Ein Grabscheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen:
Und beide sehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon seinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

25.

Ist's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!" — „Mein Freund!"
„Wie finden wir uns hier?" — Und, außer sich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bückt Hüon sich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu sich auf, und küßt ihn auf die Wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich, daß Ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug Euch vor diese Schwelle?
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' jemand hier beisammen uns erblickt.
Auf allen Fall seid Ihr mein Neffe Hassan (flüstert
Er ihm in's Ohr) ein junger Handelsmann
Von Halep, der die Welt zu sehn gelüstert,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, seufzt Hüon, als ein Leben
Das keine Wohlthat ist! — Das wird sich alles geben,
Erwiedert Scherasmin und schiebt sein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und schließt sich mit ihm ein.
Da, spricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das beste, was sein kleiner Vorrathskeller
Vermag, herbei, Oliven, Brot und Wein,
Und setzt sich neben ihn, und heißt ihn fröhlich sein.

28.

Mein bester Herr, daß wir nach allen Streichen,
Die uns das Glück gespielt, so unvermuthet hier
Zu Tunis vor der Hüttenthür
Des Gärtners Ibrahim uns finden, ist ein Zeichen,
Daß Oberon ganz unvermerkt und still
Uns alle wiederum zusammenbringen will.
Noch fehlt das Beste; doch zum Pfande für Amanden,
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.

29.

Was sagst du? ruft Herr Hüon voller Freuden,
Demselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,
Dient sie als Sklavin hier, erwiedert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die Augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all' der Zeit gelitten und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,
Und, seiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt sein Bischen Geld verzettelt,
Darauf mit Muscheln ausstaffirt,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn sein guter Geist zuletzt hierher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf bessre Zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

31.

Zum Glück ist immer unversehrt
(Setzt er hinzu) das Kästchen mitgezogen,
Das euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübsch von mir, so frei heraus zu platzen;
Die Freude, daß ich euch gefunden, macht mich schwatzen;
Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürstensohn drückt seinem guten Alten
Die Hand, und spricht: Ich kenne deine Treu',
Sollst alles wissen, Freund, ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor allem, steh in einem Ding mir bei.
Das Kästchen, das du mir erhalten,
Ist an Juwelen reich. Denkst du nicht auch, es sei
Am besten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuschaffen?

33.

Es sind zwölf Stunden kaum, seit eine Räuberschaar
Amanden mir entriß, mir, der am öden Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen sie vielleicht in diese Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Platz,

Digitized by Google

Wo Hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:
Allein kein Harem soll mir meinen höchsten Schatz
Entziehen, sollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte sinnt der Sache schweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,
Ist also wohl nur wenig Stunden,
Von hier entfernt? — Nicht das ich wüßte, sprach
Der junge Fürst; vielleicht sind's tausend Stunden:
Mich trug, unendlich schnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geist) aus einem Wald hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberons. Ich selber, spricht der Retter,
Ich trau' ihm's zu, und nehm's als ein Versprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung ist, so schreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen:
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein,
Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth sein,
Daß sich der Himmel seinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh' durchs Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich ist, noch heute
Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! — an der Seite
Der Liebe zwar — doch jetzt, in dieser Weite
Von Rezia, däucht mir, mein Herzblut stehe faul
Als wie ein Sumpf, bis ich die schöne Beute
Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte schwört ihm zu, es soll' an ihm nicht liegen
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält seines Eifers Lauf
Am ersten Abend schon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von so viel Erschütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal sich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm stets im Sinne lagen,
Beleben sich; er glaubt mit einem Schwarm
Von Feinden sich ergrimmt herum zu schlagen:
Dann sinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm
Die Leiche seines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hält die versinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, selbst an einem Baum
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

40.

Erschöpft von Grimm und Angst stürzt er aufs Lager hin
Mit starrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt seine Wissenschaft in dieser Noth zu Statten.
Denn dazumal war's eines Knappen Amt
Die Heilkunst mit der Kunst der Ritterschaft zu gatten.
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,
Und viel geheimes ward auf seinen langen Reisen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

41.

Er eilt, sobald der schöne Morgenstern
Am Himmel bleicht, (indeß bei dem geliebten Herrn
Als Wärterin sich Fatme emsig zeiget)
Den Gärten zu, worin noch alles ruht und schweiget;
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drückt sie aus, und mischet einen Saft,
Der binnen kurzer Frist dem stärksten Fieber wehret.

42.

Ein sanfter Schlaf beginnt schon in der zweiten Nacht
Auf Hüons Stirne sich zu senken.
Mit liebevoller Treu' gepfleget und bewacht,
Und reichlich angefrischt mit kühlenden Getränken,
Fühlt er am vierten Tag so gut sich hergestellt,
Und sich, sobald der Mond die laue Nacht erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn versehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Rosenbüschen,
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues aufzufischen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan,
Des Kranken Blut und Nerven zu erfrischen:
Es sei, versichert sie, beinahe zweifelsfrei,
Daß Rezia nicht fern von ihnen sei.

44.

Wo ist sie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Hurtig! sprich!
Wo sahst du sie? — Gesehn? erwiedert Fatme, ich?
Das sagt' ich nicht; allein, ich lasse mich zerstücken
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen Abend hier
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innerm Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, sprach sie, vor der Abendzeit
Ließ auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;
Sie flog daher mit Vogelsschnelligkeit,
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem ersten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

46.

An Löschen denkt kein Mensch in solcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichsten Tod
Umschlungen, springt aus seinem Flammenrachen
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.
Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,
Treibt sie dem Ufer zu, doch eine Viertelstunde
Vom Strand, ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoß,
Und stürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute schrei'n umsonst zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angestrengten Stärke
Der Todesangst, umsonst sich aus der Flut herauf:
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unversehrt, und unbenetzt sogar,
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr stand mit Almansaris
Der Sultan just auf einer der Terrassen
Des Schlosses, die hinaus ins Meer sie sehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.
Ein sanfter Zephyr schien die Frau herbei zu wehen.
Doch, um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,
Winkt jetzt Almansaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beizustehn.

49.

Man sagt, der Sultan selbst sei an den Strand gek
Und habe sie, von einem Joschoglan,
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terrass hin
Sie auf den Rücken trug, selbst in Empfang genommen.
Man konnte zwar nicht hören was er sprach,
Doch schien er ihr viel höfliches zu sagen,
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigstens durch Blick, anzutragen.

50.

Wie dem auch sei, dies ist gewiß,
(Fährt Fatme fort) daß sich Almansaris
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen
Bewiesen hat, und ihr viel schönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden seltner Reiz
Ihr gleich beim ersten Blick Almansors Herz entzog
Und daß sie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angst, Freude, Lieb' und Schmerz, malt, während sie spricht,
Sich wechselsweis' in Hüons Angesicht.
Daß es Amanda sei, scheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,

Digitized by Google

Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,
Die Zügel seines Schicksals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was ist nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland selbst nicht wagen gut zu heißen,
Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathsam ist,
Uns ingeheim, auf alles was geschehen
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.
Doch vor der Hand versuchen wir's mit List!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens schämet,
Bei Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?

53.

Gesetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit
Er sieht euch schärfer an, und schüttelt
Sein weises Haupt; mir ist dafür nicht leid:
Ein schöner Diamant hat manches schon vermittelt.
Laßt diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut
Und morgen sehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerschurz betitelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorschlag däucht dem Ritter wol ersonnen,
Und wird nun ungesäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask gekommen,
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;
Kurz, Hüon wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt sein neues Amt mit vielem Anstand an.

Eilfter Gesang.

1.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder schwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder sein zu sehn, die goldne Hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen Glanz der schönsten Jugend wieder.
Schon der Gedanke bloß, daß sie so nah ihm ist,
Daß dieses Lüftchen, daß ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre Lippen kaum gespielet;

2.

Daß diese Blumen, die er bricht,
Und malerisch in Kränz' und Sträuße flicht,
Und in dem Harem sie, wie üblich ist zu schicken,
Vielleicht Amandens Locken schmücken,
Ihr schönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Brust
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust
Färbt wieder seine Wang' und strahlt aus seinen Blicken.

3.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In diesem Land', und wird verschlummert und verträumet,
Allein, so bald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo seine Holde säumet?
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;
Doch darf sich in den Gärten und Terrassen
Nach Sonnenuntergang nichts männlichs sehen lassen.

4.

Die Damen pflegen dann, beim sanften Mondesglanz
Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürstin selbst den schönen Nymphenkranz,
Dann kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in stillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almansor selbst (so scharf
Gilt hier des Wohlstands Pflicht) sich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unser Ritter glaubte
Im Harem war) zu sehn blieb keine Möglichkeit,
Wofern er nicht sich um die Dämmrungszeit
Im Garten länger säumt als das Gesetz erlaubte.
Er hatte dreimal schon die unruhvollste Nacht
In einem Busch, an dem vorbeizugehen
Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,
Gelauscht, geguckt, und ach! Amanden nicht gesehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim,
Und Scherasmin, ihr und sein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu schnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchsten Zeit) sich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht,
Almansaris ganz nahe vor ihm steht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages strengem Brand,
Im frischen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Spinnen es gewebet,
Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band
Schließt's um den Busen zu, der durch die dünne Wand
Mit schöner Ungeduld sich durchzubrechen strebet.

8.

Nie wird die Bildnerin Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als diesen Leib. Sein reizender Kontur
Floß wellenhaft, dem feinsten Auge nur
Bemerklich, zwischen dem Genauen
Und Ueberflüssigen, so weich, so lieblich hin;
Schwer war's dem kältsten Josephssinn,
Sie ohne Lüsternheit und Sehnsucht anzuschauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Fantasie
Der Alkamenen und Lysippen
Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Brust, und Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reiz erhob die Kunst sich nie,
Der stets, sobald dazu die Lust in ihr erwachte,
Sie zur Besiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geist der Wollust schien alsdann
Mit ihrem Athem sich den Lüften mitzutheilen,
Die um sie säuselten. Von Amors schärfsten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn könnt er auch entgehen
Dem feurig schmachtenden Blick, der ihn so lieblich kirrt,
Wie wird er diesem Mund voll Lockungen, wie wird
Er seinem Lächeln widerstehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberischen Stimme,
Der des Gefühls geheimste Saiten regt?
Der in der Seele Schooß die süße Täuschung trägt,
Als ob sie schon in Wollustseufzern schwimme?
Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit sich's versah,
Verräth'risch jeder Sinn zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beschleunigt:
O sagt, wer wäre dann nicht seinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern ist noch und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns jetzt fast unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — sonst auf alle Fälle
Das klügste — ging in diesem Augenblick
Nicht an — sie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle
Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär'. Zum Glück,
Hilft, falls sie fragt, ein Korb mit Blumen oder Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich stutzt die schöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machst du hier? fragt sie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Hüon, unterm Schirm gesenkter Augenlider,
Läßt auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder,
Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hatte (spricht er) bloß es ihr zu überreichen,
Die Zeit versäumt, der allen seines gleichen
Die Gärten schließt. Hat er zu viel gethan,
So mag sein Kopf den raschen Eifer büßen.
Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an,
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschließen.

Digitized by Google

15.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah — und schon
Wie Helden sind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —
Dieß schien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,
Hielt nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

16.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar
Den schönen Hals, ihm hinten nachzusehen,
Und zürnt, daß er dem Wink so schnell gehorsam war.
War er, den Blick, der ihm erklärte, zu verstehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden Gestalt
An Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder sucht' er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehn
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das sich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt:
Still! spricht sie zur Vertrauten, laß und lauschen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauschen.

18.

Es ist vielleicht der schöne Gärtner, spricht
Die schlaue Zof'; er ist, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann, sein Leben dran zu setzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Busch gedrückt,
Mit einem Anblick sich noch einmal zu ergötzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie wenn wir ihn ganz leise überraschten,
Und auf der frischen That den schönen Frevler haschten?

19.

Schweig, Närrin, spricht die Haremskönigin;
Du faselst, glaub' ich, gar im Traume?
Und gleichwohl richtet sie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauschen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur gewesen,
Der durchs Gesträuch geschlüpft. — Ein Seufzer, halb erstickt
Halb in den Strauß, den sie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt, was Radin' in ihrem Blick gelesen.

20.

Unmuthig kehrt sie um, und mit sich selbst in Zwist
Beißt sich die Lippen, seufzt, spricht etwas, und vergißt
Beim dritten Wort schon was sie sagen wollte,
Zürnt, daß Nadine nicht die rechte Antwort giebt,
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;
Die schöne Dame ist, mit einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenstrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wissen
Zerknickt, und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerrissen.

21.

Drei Tage hatte nun das Uebel schon gewährt,
Und war, durch Zwang und Widerstand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen schlimmer
Geworden. Denn, so bald der Abendschimmer
Die bunten Fenster malt, verläßt sie ihre Zimmer,
Und streicht, nach Nymfen Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gärtengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Busen Ungeduld: der schöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heißen mochte.
Unglückliche Almanfaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich selbst noch länger quälen,
(Denkt sie) und was dich nagt, Radinen, die gewiß
Es lange merkt, aus Eigensinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiß.

23.

Sie wähnt, sie suche Trost an einer Freundin Busen;
Doch was sie nöthig hat ist eine Schmeichlerin,
In dieser Hofkunst war Radine Meisterin.
Der Saft von allen Pompelmusen
In Afrika erfrischte nicht so gut
Der wollustathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieser Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bei verschloßnen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen
Worin Almanfaris ganz unumschränkt befahl,
Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenschaft zur schönen Zoradinen
(Wie sich die junge Fremde hieß,
Die durch ein Wunder jüngst an diesem Strand erschienen)
Ganz öffentlich und frei sich überließ.

25.

Die Amme hatte sich im Schließen nicht betrogen;
Es war Amanda selbst, die aus der Räuber Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an diesen Strand gebracht.
Ihr wißt, was sich begab, als sie ans Land gekommen;
Wie ihr Almanfor stracks sein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidischer verstellter Zärtlichkeit
Almanfaris sie aufgenommen.

26.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann,
Auf den die Sonne je geschienen,
Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum erstenmal bei dieser Zoradinen
Verlor er seinen Ruhm. Für sie ist nur Ein Mann
Auf Erden; sie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für diesen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anstandvolle, unverstellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit
Von sich zu halten weiß, daß er, wie sehr er brennet,
Ihr kaum durch einen stummen Blick
Zu klagen wagt, — dieß alles sieht und nennet
Almanfaris der Buhlkunst Meisterstück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Lust zu drehen,
Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt
Zu herrschen, könnte sie den Zepter ungekränkt
Von dieser Fremden aus der Hand sich spielen sehen?
Zwar leiht sie ihrem Haß ein lächelndes Gesicht,
Und thut, als zweifle sie an Zoradinen nicht:
Doch überall ist's in des Harmes Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, seitdem des schönen Gärtners Reiz
Mit Amors schärfstem Pfeil ihr stolzes Herz durchdrungen,
Hat Lustbegier die Eifersucht verschlungen.
Ihr Ehrgeiz weicht nun einem süßern Geiz,
Dem Geiz nach seinem Kuß. Ihn wieder zu besiegen
Ist nun ihr ein'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füßen liegen,
Wenn sie nur den sie liebt, in ihren Armen hält!

30.

Sie selbst befördert nun den Anschlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almanfor schon in Eil'
Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl sie ihn noch nicht
Gestanden, mache dieß zu einer Art von Pflicht;
Beim ersten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie sei gewohnt nichts über sich zu sehen.

31.

Indem Almanfaris, mit list'ger Höflichkeit,
Auf diese Weise sich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr lästig ist, befreit,
Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,
Almanfor, der nun ganz sich seiner Liebe weiht,
Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr sich hundert Hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der schöne Gärtner sich,
Daß ihm — der schon seit mehr als sieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umschlich,
(Denn daß sie trau'rt, das kann sein eignes Herz ihm sagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu sehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tausenden erkennen!)
Die unmitleidigen Gestirne noch mißgönnen.

Digitized by Google

33.

Er wirft sich unmuthsvoll bei seinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg ersinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harm zu gewinnen,
Der meinen Namen nur und daß ich nah ihr bin
Ins Ohr ihr flüstre?" — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr sollt ihr einen Mahneh schicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig sind, zu pflücken;
In dieser Sprache bin ich eine Meisterin.

34.

Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Schasmin,
Und Rosen und Schonkilien herzuholen,
Drauf heißt sie ihm ein Haar aus seinen Locken ziehen,
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet
Und dreht das Haar mit ihm zusammen, bindet
Den Strauß damit, und drein ein Lorberblatt
Worauf er A und H, verschränkt, gekritzelt hat.

35.

Nun, spricht sie, wenn ich's noch mit Zimmetwasser netze,
So ist's der schönste Brief, den je ein Herzensdieb
Von eurer Art an seine Liebste schrieb.
Wollt ihr, daß ich's geschwind euch übersetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hüon, tausend Dank!
Du kannst nicht bald genug mir eine Antwort bringen;
Die Liebe schütze dich und laß' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieser Rasenbank.

36.

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im innern Theil des Harems offen stand,
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand.
Und ward zuletzt (wie sich der Zufall immer
In alles ungebeten mischt)
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefischt,
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch Fragen
Das Wie und Wann erforscht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme diesen Brief gebracht,
Die Sklavin Ibrahims, so konnte der Verdacht,
Auf keinen andern als den schönen Hassan fallen;
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönsten gelten muß, scheint eben so gewiß;
Zumal nach dem was jüngst sich zugetragen.
Was könnte denn das A und H sonst sagen,
Als — Hassan und Almansaris?

38.

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur desto mehr Triumph für ihren stolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eifersucht, die dieß auf einmal rege macht,
Vereinigt sich mit andern sanftern Trieben,
Nicht länger als bis auf die nächste Nacht
Den schönen Sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

39.

Indessen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,
Und ohne Argwohn, hintergangen
Zu sein, fast athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Hastigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick ist schon von fern als ein Sonnenblick
Aus Wolken, die sich just zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt sie ihm ins Ohr) was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch sich euch die Himmelsthür?

40.

Mit einem Wort, ihr sollt Amanden sehen!
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
Ins Myrthenwäldchen offen stehen:
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getrost wohin sie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unversehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Argliſt schwant,
Verläßt sich auf den Weg, den sie ihm selbst gebahnt.

41.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hüon aus — ich soll sie wiedersehen!
Noch diese Nacht! Und wär's durch tausend Wunden
Unmittelbar von Ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!"
Mein bester Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne sind uns hold, ihr werdet sie befreien,
(Spricht Scheraśmin) und alles wird noch gut.

42.

Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht fern in einer sichern Bucht
Vor Anker liegen soll, bereit, beim ersten Winke
So bald der Augenblick zur Flucht
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen,
Noch läßt's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;
Ein gold'ner Schlüssel, Herr, schließt alle Schlösser auf!

43.

Indeß, daß unser Held die Zeit von seinem Glücke
Mit Ungeduld an seinem Pulse zählt,
Und weil sein Puls mit jedem Augenblicke
Behender schlägt, sich immer überzählt,
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüstet schon zum Sieg, die Mitternacht herbei,
Gefällig bot der Zufall ihrem Plane
Die Hand, und machte sie von allen Seiten frei.

44.

Ein großes Fest, der schönen Soradinen
Zu Ehren im Palast vom Sultan angestellt,
Wobei die Odalisken all' erschienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offenes Feld.
Daß sich Almansaris für überflüssig hält
Bei dieser Lustbarkeit, schien keinem ungebührlich;
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh sehr natürlich,
Das, wie gebeten, sie auf einmal überfällt.

45.

Die Stunde ruft. Der schöne Gärtner nahet
Sich leise durchs Gebüsch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft sein Herz! Ihm fehlt der Athem schier,
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet,
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,
Mit leisem Tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge.
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen Thür.

46.

Wo sind wir? flüstert er, und tappt mit beiden Händen.
Auf einmal öffnet sich die Thür. Ein matter Schein
(Wie wenn sich, zwischen Myrthenwänden
Mit Epheu überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende scheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte Licht zum Schimmer,
Der Schimmer schnell zum höchsten Glanz erhöht.

47.

Er steht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die alles was er je
Gesehn, beschämt; so sehr ist Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond' und Siam reiches spendet,
Mit stolzer Ueppigkeit hier überall verschwendet.
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — Sie.
Wo ist Sie? seufzt er laut. Kaum ist sein Ach entflogen,
So wird, in einem Blitz, ein Vorhang weggezogen.

48.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,
Und welch ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amors Schwestern schweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den steigenden Triumph der Sonne zu erheben.

49.

Von rosafarbner Seide kaum
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame Füßen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cytherens Wagen fließen.
Sie selbst, im reichsten Putz und mit Juwelen ganz
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln
Nicht fähig ist, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon, (der sich nun den Gärtner Hassan nennt)
So wie sein Auge sich zu ihr erhebt — erkennt
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.
Dieß allverblendende wollüst'ge Traumgesicht
Was soll es ihm? — Er sieht Amanden nicht!
Sie suchte hier sein Herz, Sie suchten seine Blicke.
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blende und verwirrt.

Digitized by Google

51.

Sie steigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand, und scheint bereit für ihn
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen,
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anstand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;
Sie drückt ihm sanft die Hand, und heißt ihn fröhlich sein.

52.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen;
Sie winkt die Nymphen weg, und weg ist auch sein Muth;
Er scheint zu furchtsam nur die Augen aufzuschlagen.
Die Scene ändert sich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Rosen und mit Myrthen,
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

53.

Beim Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,
In ihrem schwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen,
Ihm seinen Sieg; allein, aus seinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düstres Licht.

54.

Zwar irret, nicht blöde mehr, sein Blick von freien Stücken
Auf ihren Reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtendem Entzücken
Nicht, wie sie wünscht, vom Thau wollüstger Thränen schwer.
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen;
Und jeder Reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild,
Und muß, beschämt, dem keuschen Reize weichen.

55.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden Pokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In seinen Busen schießt. Beim frohsten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit süßerm Lächeln selbst die junge Hebe nicht.
Umsonst! Mit frostigem Gesicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf seiner Zunge spürte.

56.

Die Dame winkt; und schnell schlingt sich die Schwesterschaar
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,
In einem Tanz, der Todte auf der Bahr'
Mit neuen Seelen zu begaben,
Und Geister zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichsten Gestalten
In tausendfachem Licht freigebig sich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint alles abgezielt
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauspiel ist, das hier die Schönheit spielt?
Wie reizend ist der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!
Wie schmachtend fallen sie, mit halb geschlossnem Blick,
Als wie in süßen Tod, jetzt stufenweis' zurück!

58.

Unwillig fühlt die überraschten Sinnen
Der edle Mann in dieser Gluth zerrinnen.
Er schließt zuletzt die Augen mit Gewalt,
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;
Amandens Bild, aus jener ernsten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf seinem Munde
Von ihrem Kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue schwur.

59.

Er schwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf seinen Knie'n vor diesem heilgen Bild:
Und plötzlich ist's, als hielt ein Engel seinen Schild
Vor seine Brust, so matt und kraftlos sanken
Der Wollust Pfeile von ihr ab.
Almansaris, die Acht auf alles gab,
Was ihr sein Blick verrieth, klopft schnell in ihre Hände,
Und macht auf einen Wink' dem üpp'gen Tanz ein Ende.

60.

Und ob sie gleich mit Müh' kaum über sich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Versucht sie doch noch eins, das schwerlich fehlen kann:
Sie läßt sich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polstersitz mit Reiz zurück gelehnt,
Und zum Bezaubern fast, durch ihre Gluth verschönt,
Was wird ihr durch die Gunst der Musen nicht gelingen?

61.

Wie rasch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Rosenfinger Flug die seelenvollen Saiten!
Wie reizend ist dabei aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der schönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Brust, die Weise zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Gesang ergießt, wie kann er sich erwehren
Auf seinen Knie'n die Göttin zu verehren!

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange schon ein Feu'r, das keine Rast ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht länger widersteht, und dem, der sie bezwang,
Erröthend ihre Pein und seinen Sieg bekennet.
Das Lied stand zwar im Buch; allein so wie sie sang,
Singt keine, die nicht selbst in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, so mächtig ausgesprochen,
Der schönen Töne klarer Fluß
Durch kleine Seufzerchen so häufig unterbrochen,
Der Wangen höhers Roth, des Busens schnelles Pochen,
Kurz alles ist vollströmender Erguß
Der Leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Uebermaß von dem was sie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen sich — Doch Hüon, dem es graute,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, gesteht, daß eine andere schon
Sein Herz besitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

65.

Fest war sein Ton, und unbestechlich streng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'; die Lust kommt ins Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt sich zu verhüllen;
Verhaßt ist ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten schon im ersten Purpurlichte,
Als unser Held, die Stirn in finstern Gram
Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.
Erschrocken lasen sie in seinem Angesichte
Beim ersten Blick die Hälfte der Geschichte.
Unglückliche, spricht er zu Fatmen, die vor Scham
Zur Erde sinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdest selbst betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der Brust, und schwört: ihn soll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt in den Palast zu dringen,
Und seine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du siehst nun, spricht er, selbst, was ich mit List gewann!

68.

Zu seinen Füßen fleht ihn Scherasmin, und lange
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von seiner Flucht zu heben.

Digitized by Google

69.

Auch Fatme fleht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt;
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt;
Er giebt sein Wort, und kehret in den Garten
Zurück, um seines Dienſts und des Erfolgs zu warten.

Zwölfter Gesang.

1.

Indessen sucht auf Polstern von Damast
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Rast.
Ist's möglich, oder hat das schnöde Abentheuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann
Verachtet dich, Almansaris? Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen?

2.

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein Ungeheu'r, ein Drache
Ist lieblicher, als ihre Fantasie
Den Undankbaren malt — Wie lang'? — In zwo Minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt:
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims; in seinem ganzen Wesen,
In seinem Ton und Anstand ist die Spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der Stempel der Natur,
Der einen König macht, sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein ist ihrer werth,
Ist werth in ihrem Arm sich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Feindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erschwert!
Doch, wie, Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, sich pfauengleich zu blähn
In seinem Heldenthum! Selbst dir zu widerstehn!
Das alles macht doch nur die Lust des Sieges größer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh' du den Muth verlierst,
Mit jedem Reiz, auf den sich wahre Schönheit brüstet;
Begieb, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl' und seh', was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin erwache
Dein Stolz, und schaffe dir die süße Lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sei es kund! Asmodi ist sein Name.

7.

Almansaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von außen, weniger als jemals auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Gluth,
Und kaum, daß sie zur Zier dergleichen thut
Als widerstände sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

8.

O! raubet nun dem Blitz die Feuerschwingen,
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,
Den süßen Augenblick! Zu langsam schleichet ihr
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — sie ist's nicht allein; die jetzt Sekunden zählet:
Auch Hüon überlebt, von Ungeduld gequälet
Den trägen Gang der drei verhaßten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf ist Rezia sein Traum.

9.

Der zweite Morgen war dem sehnlichen Verlangen
Der Haremkönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold auf, der ihr den schönsten Sieg
Verkündigte; schon säuselt durch die Myrthen
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig schallt
Der Vögel frühes Chor im nah gelegnen Wald.

10.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrthenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebüschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem Tag, dem Harem zuzuschicken
Verbunden war; als ihm ein Sklav' entgegen lief
Und keuchend ihm befahl die Grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden Willens sei.

12.

Verdrossen geht Herr Hüon auszurichten
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den größten Korb, und eilt zum angewiesnen Platz,
Fern ist's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein, beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

13.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;
Doch faßt er Augenblicks sich wieder
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flittern
In diesem Labyrinth mit sichtbar'm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,
Denkt er, und geht getrost, bei immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefährlichs droht,
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte,
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beschreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem Licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunterströmt,
Und durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet
Wie seine Augen nie so schön entschleiert sahn;
Mehr werth als alles was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gaze, die nur wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild,
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz der Scham zu gatten.

Digitized by Google

Weg, Feder, wo Apell und Tizian
Bestürzt den Pinsel fallen ließen!
Der Ritter steht, und bebt, und schaut bezaubert an,
Wiewohl ihm besser war die Augen zuzuschließen.

18.

In süßem Irrthum steht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke,
(So schön ist was er sieht) er sehe Rezia.
Allein, mit Recht mißtrauisch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, sieht,
Erkennt Almansaris, und wendet sich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei elastisch runden
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josephs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz und heißer Ueppigkeit.
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem süßen Flehn,
Den Küssen voller Gluth, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Busen, widerstehn?

20.

O Oberon, wo ist dein Lilienstängel,
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit!
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf ihm zu. Denn just, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerstehn,
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Fast überwältigt hat, läßt sich Almansor sehn.

21.

Gleich einem angeschossnen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrtenrund;
Er glaubt die Stimme von Almansaris zu hören,
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stund,
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch seiner Priesterinnen
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt
Almansors nahe Ankunft innen.
O Hülfe, Hülfe! schreit das schnell gewarnte Weib,
Und wechselt stracks mit Hüons ihre Rolle,
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eigenen Leib
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes Gewand,
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,
Der von der unversehnen kecken
Beschuldigung wie blitzgetroffen stand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles schien ihm den Frevler zu entdecken.
O, Allah! sey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almansorn selbst die Rettung schuldig bin!

24.

Drauf, als sie schamhaft sich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt sie, mit dem Ton
Der Unschuld selbst, ein falsches Abenteuer:
Wie dieser schändliche verkappte Christensohn,
Da ihr die Luft im Kühlen sich zu waschen
Gekommen, sich erfrecht sie hier zu überraschen,
Und wie sie mit Gewalt sich seiner kaum erwehrt,
Als ihn, zum größten Glück, der Sultan noch gestört.

25.

Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beschuldigt wird, den Ritter los zu sprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einz'ge Blick;
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich selbst vom Tode zu befrein;
Er schmiegt den edeln Arm in unverdiente Bande,
Und hüllet schweigend sich in sein Bewußtsein ein.

26.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen
Gerufen) werfet ihn in eine finstre Gruft;
Und morgen früh, so bald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof ein Raub ergrimmter Flammen,
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört sein Urtheil schweigend, — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen Blick herab,
Und wendet sich, und geht in Fesseln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unschuld giebt, gestützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert sitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsstrahl in seinem Geist erstickt.

28.

Ermüdet von des Schicksals strengen Schlägen,
Verdrossen, stets ein Ball des Wechselglücks zu sein,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's übertäuben!
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch wenn ihr es erfahret,
Erfahret, wessen ich beschuldigt ward, und mit
Dem Schmerz um meinen Tod sich noch die Schande p
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente, litt! —

30.

O Gott! es ist zu viel auch dieß noch zu erdulden!
Es büße immerhin für meine Sündenschulden
Der strengste Tod! Ich klage niemand an!
Dieß einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebtest, noch: beschütze meine Ehre,
Beschütze Rezia! — Du weißt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich schwor, den Feuertod nicht scheut.

31.

So, ruft er aus, und vom Vertraun gestärkt
Daß Oberon ihn hört, berührt ihn unvermerkt
Der mohnbekränzte Gott des Schlummers,
Mit seinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Kissen ist, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald sein Leiden end
Der gute Schutzgeist selbst dies Labsal zugesendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniß bedeckt,
Als ihn aus seiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt,
Ihn däucht, er hör' im Schloß die schweren Schlüssel be
Die Eisenthür geht auf, des Kerkers schwarze Wand
Erhellt ein blasser Schein, er höret jemand gehen,
Und stämmt sich auf und sieht — im schimmernden Ge
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almansaris zu seiner Seite stehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — Wirst du, spricht sie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, w
O du Geliebter, hängt an deinem schönen Leben
Mein eignes nicht! Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerstreben)!
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache sie von deinem Ruhm erschallen!
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an;
In einem Wink soll dein Verfolger fallen,
Und all sein Volk, wie Staub, um deine Füße wallen;
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan!
Vertraue dich der Liebe sichern Händen,
Und, was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin! dein Antrag häufet bloß
Mein Leiden durch die Qual, dir alles abzuschlagen.
O! warum zwingst du mich's zu sagen?
Ich kaufe mich durch kein Verbrechen los!"

Digitized by Google

Ist's möglich, ruft sie, kann so weit der Unsinn gehen?
Unglücklicher, im Angesicht
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzstoß bricht,
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?

36.

Sag mir, versetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So soll die Lust, womit ich eil' es zu verspritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.
Wer Ich bin weißt du nicht, vergiß nicht wer du bist,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich ist.

37.

Almansaris, aufs äußerste getrieben
Durch seinen Widerstand, sie wendet alles an,
Was seine Treu' durch alle Stufen üben
Und seinen Muth ermüden kann.
Sie reizt, sie droht, sie fleht, sie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester Sinn,
Und rein die Treu', die er Amanden zugeschworen.

38.

So stirb denn, weil du willst! — ruft sie, des Athems schier
Vor Wuth beraubt: ich selbst, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heißer Wollust weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrsinns Opferthier!
Schreit sie mit funkelndem Aug', und flucht der ersten Stunde
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde
Sich selbst, und stürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend sich des Kerkers Eisenthür.

39.

Inzwischen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmärchen gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sei im Bade
Vom Sultan mit Almansaris allein
Gefunden worden und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen sein.

40.

Ob Hüon schuldlos sei, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch hätt' er auch gefehlt, so war er mitleidswerth.
In Fällen dieser Art wird echte Treu' bewährt.
Anstatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beschlossen sie, das äußerste für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,
Und, schlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

41.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachsamkeit, die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins Schlafgemach zu schmiegen,
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiedersehens Freude
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle beide.
Das erste Wort, das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was sagst du, goldne Amme? ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir so nah?
Wo ist er? — Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße seine Bande!
Spreng seinen Kerker auf! Dem Unglücksel'gen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu', und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!
Mit einem Schrei der Angst, halb sinnlos, fährt Amande
In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande,
Den Kurdé um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nicht achtend, daß es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblassen Wangen,
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie':
„Almansor, laß mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig scheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!"

45.

Begehr', o Schönste, spricht erstaunt und froh zugleich
Der Sultan, laß mich nicht in Ungewißheit schweben!
Dir zu gefallen ist mein feurigstes Bestreben;
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich
Nichts ist zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält sich Mansor vor,
Dich selbst! — „Du schwörst es mir!" — Der liebestrunkene Mohr
Beschwört's — „So schenke mir des Gärtners Hassan Leben!"

46.

Wie? ruft er mit bestürzter Miene,
Welch eine Bitte Zoradine!
Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
„O, viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!"
Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchst des unbegränzten Rechts,
Das dir die Schönheit giebt. — Am Leben eines Knechts
Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine Treue!"

47.

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!"
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Mansor: Grausame, was quält dein Zögern mich?
Welch ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

48.

„So wisse es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget.
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nicht zerreißen kann,
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann.
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schicksals Arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt? — Du siehst mich elend — Ehre
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette mich!"

49.

Wie? du bist Hassans Weib, und liebst ihn? — „Ueber alles!"
Unglückliche, er ist dir ungetreu! —
„Er ungetreu? die Ursach' seines Falles,
Ich bin's gewiß, ist einzig seine Treu'." —
Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst betrogen,
Und du mit ihm!" Mit zürnendem Gesicht
Spricht Mansor: Spanne nicht den Bogen,
Zu stolz auf deinen Reiz, so lange bis er bricht!

50.

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er stirbt? schreit Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
Er stirbt? Du hast ein Herz mir das zu sagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Mansor kalt; ihm ist der Tod gesetzt!
Doch, weil du willst, so sei des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

51.

Gieb, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;
Ergieb dich mir, so sei dem Frevler seine Schuld
Geschenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!
O zögre nicht, die Güte selbst zu haben
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und sein Geschick!

52.

Unedler, ruft mit Engels Zürnen
Das schöne Weib, so theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, sein Leben nicht! — Tyrann,
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen,
Die mich bedienten, einst, verschmähte deinen Thron
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns zu verderben,
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann sterben.

53.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln Weibes Muth
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun gerühret

Digitized by Google

Als da sie bat; doch ihre Schönheit schüret
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.
Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?
Wie bat er sie! wie schlangenartig wand
Er sich um ihren Fuß? — Umsonst! Ihr Widerstand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.

54.

Sie blieb darauf, ihr soll der Tod willkommner sein.
Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
„Ist's nicht mein letztes Wort, soll Allah mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorsaal schrein:
Entschließe dich, sei auf der Stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfnen in den Flammen!"

55.

Sie sieht ihn zürnend an, und schweigt. — Entschließe dich,
Ruft er zum zweiten Mal. — O so befreie mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen:
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder Grauen.
Almansor ruft, und giebt, von Wuth erstickt,
Den grausamen Befehl, und Höllenfunken sprühen
Aus seinem Aug'. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angst gesetzet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt, und schaudernd sich ergötzet.
Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

57.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu sein selbst einem Thron zu Lieb'!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,
Ist zwar der Trost versagt, einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinste, seligste der Freuden,
Daß ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorber ziert,
Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis' nahn.
Sie stellen sich herum, bereit, es zu vollenden,
So bald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

60.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geschah, zeigt sich von fern in zwei verschiednen Reihen,
Von ängstlichster Bekümmerniß
Gespornt, Almansor hier, und dort Almansaris.
Er Zoradinen, Sie den Hassan zu befreien.
Halt! hört man sie aus allen Kräften schreien:
Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge
Ein schwarzer Rittersmann sich mitten ins Gedränge.

61.

Doch Hüon hat das Pfand, das nun sein Oberon
Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Schaudern
Es an den Mund, und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmäht ein feiges Volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch's den Athem raubt;
Dieß sei die einzige Rach', die Hüon sich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel
Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpigtes, halb nackendes Gesindel,
Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel dreht;
Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

63.

Unlustig faßt der Schach — Almansaris beim Arm
Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und ihr Sträuben
Der Tummel reißt sie fort, sich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In Kurzem ist ganz Tunis in Allarm,
Und niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieser Tanzwuth nicht.

64.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,
Sich sprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Busen Ra
Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt:
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheu

65.

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem Roß
Der biedre Scherasmin (Er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er ist's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, schlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

66.

Er springt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch sie schwoll noch höher an,
Da sie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, stets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

67.

Sie stiegen eilends ein. — Die Mohren mögen tanzen
So lang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raspeln oder schanzen
Für eine bessre Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Faeton fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer um sie her.

68.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewissen Duft;
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich spiegeln,
Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit sinkendem Gefieder
Allmählig sich bis auf die Erde nieder;
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

69.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hoch aufgeschossnen vollen Rosenbüschen,
Stand der Palast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsche ganz
Durchschimmert schien — War's nicht an diesem Orte,
Spricht Hüon leis' und schaudernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palast hervor.

70.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewig blühenden Wang
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne Zimbeln klangen
In ihrem süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang' den schönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — sich kaum besinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — sie wallen, Hand in Hand,

Digitized by Google

Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuck, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, Titania, in mildrem Mondesglanz.
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem Tone,
Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drei Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',
Den sie, auf ihren Knie'n, Titanen übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem Kuß, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgesang der Jungfrau'n, die in Reihn,
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwärts und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

75.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm im Arm, wie neu geboren sich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen
Im leicht umschattenden Gebüsch,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und ringsum lag ein schimmerndes Gemisch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooß
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt ihr zu sein? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem Stande
Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt!

77.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Sein', an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm däucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trompetenschall, und eine Ritterschaar
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läßt mein Hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier! geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bei Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sei bereits der Schranken aufgethan.
Karl (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben.
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne dich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft sein.
Was die Geburt mir gab, sei nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier.
Zieht sein Visir herab, und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Schel sehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen:
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,
Und seines Aufzugs Pracht, macht vom Gesetz ihn frei.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die schmetternde Trompete
Dem Ungeduld'gen zum Rennen Urlaub gab.

87.

Dem Ritter, der bisher die Rebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

88.

Doch ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weit're Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegsgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;

Digitized by Google

Und da sich niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen Rosse,
Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.
Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,
Und führt sie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorstufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,
Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.
Voll Ungeduld, wie sich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;
Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt,
Und tritt hinein, in seinen schönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken
Den Schnell-Erkannten an. Der alte Kaiser glaubt
Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden
An seiner Hand, naht ehrerbietig sich
Dem Thron, und spricht: Mein Lehnsherr! siehe mich,
Gehorsam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgesetzt — und sieh in dieser Schöne
Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib!
Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit sie nicht vergehen)
Vor dem Erstaunten da zu stehen:
So groß, und doch zugleich so lieblich anzusehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz
Und silbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,
Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll
In Karls des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und spricht: Nie fehl' es unserm Reiche
An einem Fürstensohn, der Dir an Tugend gleiche!

Die Abderiten.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Die Abderiten machen sich fertig in die Komödie zu gehen.

Es war bei den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die vor Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bei Tische (es sei nun, daß sie Gesellschaft hatten, oder mit ihrer Familie allein speisten) zu recapituliren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und spaßhaften Anmerkungen, oder von patriotischen Stoßseufzern, Klagen, Wünschen, Träumen, Aussichten und dgl. zu machen; zumal wenn etwa in dem abgefaßten Rathsschlusse die Verschwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber diesmal — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürsten der Aerzte sonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeister oben an saß, des Hippokrates und Demokrits eben so wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieses Namens in der Welt gewesen wären. In diesem Stücke hatten die Abderiten einen ganz besondern Public-Spirit, und ein feineres Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen sollen. In der That konnte ihre Geschichte mit dem Hippokrates, man hätte sie wenden und koloriren mögen, wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherste war, die Sache auf sich beruhen zu lassen, und zu schweigen.

Die heutige Komödie machte also dießmal, wie gewöhnlich, den Hauptgegenstand der Unterhaltung aus. Denn seitdem sich die Abderiten, nach dem Beispiel ihres großen Musters, der Athener, mit einem eigenen Theater versehen, und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache so weit getrieben hatten, daß den größten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schauspiel bei ihnen zu sehen war: so wurde in Gesellschaften, so bald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten erschöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie, die gestern gespielt worden war, oder von der Komödie, die heute gespielt werden sollte, gesprochen — und die Herren von Abdera wußten sich (besonders gegen Fremde) nicht wenig damit, daß sie ihren Mitbürgern eine so schöne Gelegenheit zur Verfeinerung ihres Witzes und Geschmacks, einen so unerschöpflichen Stoff zu unschuldigen Gesprächen in Gesellschaften, und besonders dem schönen Geschlecht ein so herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende lange Weile verschafft hätten.

Wir sagen es nicht, um zu tadeln, sondern zum verdienten Lobe der Abderiten, daß sie ihr Komödienwesen für wichtig genug hielten, die Aufsicht darüber einem besondern Rathsausschusse zu übergeben, dessen Vorsitzer immer der zeitige Nomofylax, folglich einer der obersten Väter des Vaterlandes war. Dies war unstreitig sehr löblich. Alles, was man mit Recht an einer so schönen Einrichtung aussetzen konnte, war, daß es darum nicht um ein Haar besser mit ihrem Komödienwesen stand. Weil nun die Wahl der Stücke von der Rathsdeputazion abhing, und die Erfindung der Komödienzettel unter die ansehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten außer allem fernern Widerspruch setzen: so wußte das Publikum — ausgenommen wenn ein neues Abderitisches Originalstück aufs Theater gebracht wurde — selten vorher, was gespielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputazion eben kein Geheimniß aus der Sache machten: so mußte sie doch, ehe sie publik wurde, durch so manchen schiefen Mund und durch so viele dicke Ohren gehen, daß fast immer ein Qui pro quo heraus kam, und die Zuhörer, wenn sie zum Beispiel die Antigone des Sofokles erwarteten, die Erigone des Fysignatus für lieb und gut nehmen mußten — woran sie es denn auch selten oder nie ermangeln ließen.

Was werden sie uns heut für ein Stück geben? war also jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an sich selbst die unschuldigste Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umstand erzabderitisch wurde; nämlich, daß die Antwort schlechterdings von keinem praktischen Nutzen sein konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder ein neues, gutes oder schlechtes Stück gespielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine schlechten Stücke; denn sie nahmen alles für gut: und eine natürliche Folge dieser unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für sie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was ihnen die Zeit vertrieb, war ihnen recht, und alles, was wie ein Schauspiel aussah, vertrieb ihnen die Zeit. — Jedes Stück also, so elend es war, und so elend es gespielt worden sein mochte, endigte sich mit einem Geklatsche, das gar nicht aufhören wollte. Alsdann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde stracks durch ein eben so allgemeines: Sehr wohl! beantwortet.

So geneigt auch unsere werthen Leser sein mögen, sich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unseres Thrazischen Athens erzählen können: so ist doch dieser eben erwähnte Zug etwas so ganz besonderes, daß wir besorgen müssen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer so großen Neigung zu Schauspielen es gleichwohl zu einer so hohen unbeschränkten dramatischen Apathie oder vielmehr Hidropathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur keine Leiden verursachte, sondern sogar eben (oder doch beinahe eben) so wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthsel auflösen sollen, eine kleine Ausschweifung über das ganze Abderitische Theaterwesen erlauben müssen.

Wir sehen uns aber genöthigt, uns von dem günstigen und billig denkenden Leser vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren großmüthiger Gewährung ihm selbst am Ende noch mehr gelegen ist als uns. Und dieß ist: aller widrigen Eingebungen seines Kakodamons ungeachtet, sich ja nicht einzubilden, als ob hier, unter verdeckten Namen die Rede von den Theaterdichtern, den Schauspielern, und dem Parterre seiner lieben Vaterstadt die Rede sei. Wir läugnen zwar nicht, daß die ganze Abderitengeschichte in gewissem

Digitized by Google

Betracht einen doppelten Sinn habe: aber ohne den Schlüssel zu Aufschließung des geheimen Sinnes, den unsere Leser von uns selbst erhalten sollen, würden sie Gefahr laufen, alle Augenblicke falsche Deutungen zu machen. Bis dahin also ersuchen wir sie

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

sich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles was folgt, so wie dies ganze Buch, in keiner andern Gemüthsverfassung zu lesen, als womit sie irgend eine andere alte oder neue unpartheiische Geschichtserzählung lesen würden.

2. Kapitel.

Nähere Nachrichten von dem Abderitischen Nazionaltheater. Geschmack der Abderiten. Charakter des Nomofylax Gryllus.

Als die Abderiten beschlossen hatten, ein stehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotischen Rücksichten festgesetzt, daß es ein Nazionaltheater sein sollte. Da nun die Nazion, wenigstens dem größten Theile nach, aus Abderiten bestand: so mußte ihr Theater nothfolglich ein Abderitisches werden. Dieß war natürlicher Weise die erste und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Respekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit sich, daß die Schauspiele der sämmtlichen Athenischen Dichter, nicht weil sie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) sondern weil sie von Athen kamen, in großem Ansehn bei ihnen standen. Und Anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugsamen Anzahl einheimischer Stücke, beinahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man, sowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherlei andrer Vortheile wegen, für nöthig, eine Komödien- und Tragödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und diese neue poetische Manufaktur, — in welcher Abderitischer Witz, Abderitische Gefühle, Abderitische Sitten und Thorheiten als eben so viele rohe Nazionalprodukte zu eignem Gebrauch dramatisch verarbeitet werden sollten, — wie guten und weisen Regenten und Patrioten zusteht, auf alle mögliche Art aufzumuntern.

Dieß auf Kosten des gemeinen Seckels zu bewerkstelligen, ging aus zwei Ursachen nicht wohl an; erstens, weil dieser Seckel, vermöge der Art, wie er verwaltet wurde, fast immer weniger enthielt als man heraus nehmen wollte; und zweitens, weil es damals noch nicht Mode war die Zuschauer bezahlen zu lassen, sondern das Aerarium die Unkosten des Theaters tragen mußte, und also ohnedieß bei diesem neuen Artikel schon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerschaft war, vor der Hand und bis man wußte wie viel Geschmack sie dieser neuen Lustbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb also kein ander Mittel, als die Abderitischen Dichter auf Unkosten des Geschmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die sie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichworte: Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: Wo man umsonst ißt, wird immer gut gekocht.

Was von Horaz von seiner Zeit in Rom sagt: **Scribimus indocti doctique poemata passim**, galt nun von Abdera im superlativsten Grade. Weil es einem zum Verdienst angerechnet wurde, wenn er ein Schauspiel schrieb, und weil schlechterdings nichts dabei zu wagen war: so machte Tragödien wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zusammen gerafte Gedanken in eben so viele von Bombast strotzende Perioden aufzublasen; und jeder platte Spaßmacher versuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er sonst in Gesellschaften oder Weinhäusern getrommelt hatte, jetzt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Diese patriotische Nachsicht gegen die Nazionalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblasenes, ungezogenes, unwissendes, und aller Anstrengung unfähiges Völkchen es auch um die jungen Patrizier von Abdera war, so ließ sich doch gar bald einer von ihnen, wir wissen nicht ob von seinem Mädchen oder von seinen Schmarotzern, oder auch von seinen eignen angestammten Dünkel, weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatische Epheukränze zu erwerben, so gut als ein anderer. Dieser erste Versuch wurde mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias, (ein Neffe des Archon Onolaus) ein Knabe von siebzehn Jahren, und, was in der Familie des Onolaus nichts ungewöhnliches war, ein notorisches Ganshaupt, ein unwiderstehliches Jucken in seinen Fingern fühlte, auch ein Bockspiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, daß wir jetzt ein Trauerspiel zu scheiten pflegen. Niemals seitdem Abdera auf Thrazischem Boden stand, hatte man ein dümmeres Nazionalprodukt gesehen: aber der Verfasser war ein Neffe des Archon, und so konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war so voll, daß die jungen Herren den schönen Abderitinnen auf dem Schooße sitzen mußten; die gemeinen Leute standen einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, seufzte, wischte sich die Stirne, rieb die Augen, hatte hündische lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang' ersehnte Ende kam, wurde so abscheulich geklatscht, daß etliche zartnervige Muttersöhnchen das Gehör darüber verloren.

Nun wars klar, daß es keine so große Kunst sein müsse, eine Tragödie zu machen, weil sogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte sich ohne große Unbescheidenheit eben so viel zutrauen. Es wurde ein Familien-Ehrenpunkt, daß jedes gute Haus wenigstens mit einem Sohne, Neffen, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die Nazionalschaubühne mit einer Komödie oder Bocksspiel, oder wenigstens mit einem Singspielchen beschenkt hatte. Wie groß dieß Verdienst seinem innern Gehalte nach etwa sei, daran dachte niemand; gutes, mittelmäßiges und elendes lief in Einer Heerde unter einander her. Es bedurfte, um ein schlechtes Stück zu schützen, keiner Kabale. Eine Höflichkeit war der andern werth. Und weil die Herren allerseits Eselsöhrchen hatten: so konnte keinem einfallen, dem andern das berühmte Auriculas asini Mida rex habet zuzuflüstern.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Kunst bei dieser Duldsamkeit nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Interesse der Kunst? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerseitige Vergnügen zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und schiedlich abzuthun.

Da kann man sehen, pflegte der Archon Onolaus zu sagen, wie viel darauf ankommt, daß man ein Ding beim rechten Ende nimmt! Das Komödienwesen, das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergötzt sich auf die eine oder die andere Art, entweder mit Zuhören, oder mit seiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatscht, jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!

Wir sagten vorhin, die Abderiten hätten sich mit ihrem Theater so viel zu thun gemacht, daß sie in Gesellschaften beinahe von nichts als von der Komödie gesprochen, und so verhielt sichs auch wirklich. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen was daran in der That beifallswürdig sein möchte oder nicht. Denn ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing (ihrer Meinung nach) lediglich von ihrem freien Willen ab; und, wie gesagt, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. „Man sieht doch recht augenscheinlich, (sagten sie) was es auf sich hat, wenn die Künste an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Poeten, von denen, außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Mensch Notiz nahm. Jetzt, seit den zehn bis zwölf Jahren, da wir ein eignes Theater haben, können wir schon über sechshundert Stücke, groß und klein in einander gerechnet, aufweisen, die alle auf Abderitischem Grund und Boden gewachsen sind."

Wenn sie also von ihren Schauspielen schwatzten, so war es nur um einander zu fragen, ob zum Beispiel, das gestrige Stück nicht schön gewesen sei? und einander zu antworten: ja es sei sehr schön gewesen — und was die Schauspielerin, welche die Ifigenia oder Andromache vorgestellt, (denn zu Abdera werden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern gespielt, und das war eben nicht so Abderitisch) für ein schönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme, und zwanzig andere Dinge dieser Art, an den Schauspielern und Schauspielerinnen. Mitunter sprach man auch wohl von dem Stücke selbst, sowohl von der Musik als von den Worten, (wie sie die Poesie davon nannten) das ist, ein jedes sagte, was ihm am besten oder wenigsten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabenen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort oder einen Gedanken, den man übertrieben oder anstößig fand. Aber immer endigte

Digitized by Google

sich die Kritik mit dem ewigen Abderitischen Refrain: Es bleibt doch immer ein schönes Stück — und hat viel Moral in sich. Schöne Moral! pflegte der kurze dicke Rathsherr hinzu zu setzen — und immer traf sichs, daß die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade die elendesten waren.

Man wird vielmehr denken: da die besondern Ursachen, die man zu Abdera gehabt habe, alle einheimische Stücke ohne Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit, aufzumuntern, bei auswärtigen nicht Statt gefunden, so hätte doch wenigstens die große Verschiedenheit der Athenischen Schauspieldichter, und der Abstand eines Äschylus von einem Sofokles etwas dazu beitragen sollen, ihren Geschmack zu bilden, und ihnen den Unterschied zwischen gut und schlecht, vortrefflich und mittelmäßig, besonders den mächtigen Unterschied zwischen natürlichem Beruf und bloßer Prätension und Nachäfferei, zwischen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meisters, und dem Stelzenschritt oder dem Nachkeichen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer — anschaulich zu machen. Aber, fürs erste, ist der Geschmack eine Sache, die sich ohne natürliche Anlagen, ohne eine gewisse Feinheit des Seelenorgans, womit man schmecken soll, durch keine Kunst noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieser Geschichte schon bemerkt, daß die Natur den Abderiten diese Anlage ganz versagt zu haben schien. Ihnen schmeckte Alles. Man fand auf ihren Tischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der schalsten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendesten Pfuscher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiß machen was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenste Ode von Pindar für den ersten Versuch eines Anfängers, und umgekehrt das sinnloseste Geschmier, wenn es nur den Zuschnitt eines Gesangs in Strofen und Antistrofen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bei einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Gesicht kam, immer ihre erste Frage: Von wem? und man hatte hundert Beispiele, daß sie gegen das vortrefflichste Werk gleichgültig geblieben waren, bis sie erfahren hatten, daß es einem berühmten Namen zugehöre.

Dazu kam noch der Umstand, daß der Nomofylax Gryllus, des Conniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitischen Nazionaltheaters den meisten Antheil gehabt hatte, und der Oberaufseher über ihr ganzes Schauspielwesen war, Anspruch machte, ein großer Musikverständiger und der erste Komponist seiner Zeit zu sein — ein Anspruch, gegen welchen die gefälligen Abderiten um so weniger einzuwenden hatten, weil er ein sehr populärer Herr war, und weil seine ganze Kompositionskunst in einer Anzahl melodischer Formen oder Leisten bestand, die er allen Arten von Texten anzupassen wußte, so daß nichts leichter war, als seine Melodien zu singen und auswendig zu lernen.

Die Eigenschaft, auf welche sich Gryllus am meisten zu gut that, war seine Behendigkeit im Komponiren. — „Nu, wie gefällt Ihnen meine Ifigenia, Hekuba, Alceste, (oder was es sonsten war) he?" — O, ganz vortrefflich, Herr Nomofylax! — „Gelt! da ist doch reiner Satz! fließende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie, daß ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13ten — Den 4ten Morgens um fünf Uhr — Sie wissen, ich bin früh auf — setzt' ich mich an mein Pult und fing an — und gestern Punkt zehn Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwei Rathstage, und zwei oder drei, wo ich zu Gaste gebeten war; andere Geschäfte nicht gerechnet — Hm! was sagen Sie? Heißt das nicht für gearbeitet? — Ich sag' es eben nicht, um mich zu rühmen: aber das getrau' ich mir, wenn's eine Wette gälte, daß kein Komponist im ganzen Europäischen und Asiatischen Griechenland eher mit einem Stücke fertig werden soll als ich! — Es ist nichts! Aber es ist doch so eine eigne Gabe, die ich habe. Hä, hä, hä!"

Wir hoffen, unsre Leser sehen den Mann nun vor sich, und wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so muß ihnen sein, sie hätten ihn bereits seine ganze Ifigenia, Hekuba und Alceste herunter orgeln gehört.

Nun hatte dieser große Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daß er keine Musik gut finden konnte als — seine eigene. Keiner von den besten Tonsetzern zu Athen, Theben, Korinth u. s. w. konnt' es ihm zu Danke machen. Den berühmten Damon selbst, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponiren außerhalb Abdera, alles was eine Seele hatte, bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängerkomponisten. Bei dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er seinen musikalischen Leich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als sechszig Stücken von berühmten und unberühmten Athenischen Schauspieldichtern die Musik gemacht. Denn die Abderitischen Nazionalprodukte überließ er meistens seinen Schülern und Nachahmern, und begnügte sich bloß mit der Revision ihrer Arbeit. Freilich fiel seine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren mißlungene bombastische Nachahmungen des Äschylus, oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktsstücke, die von ihren Verfassern selbst blos für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomofylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponirt; sie wurden also unendlich beklatscht; und wenn sie denn auch bei der öftern Wiederholung mitunter gähnen und hojanen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen, so versicherte man einander doch beim Herausgehen sehr tröstlich: es sei gar ein schönes Stück, und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles bei diesen griechenzenden Thraziern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortrefflichen und Schlechten selbst, jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen Nazionalcharakterzug von allen übrigen polizirten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltsinnigkeit, die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen gleichwohl die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar seltsame Art affizirt zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beispiel ersehen wird.

3. Kapitel.

Beiträge zur Abderitischen Literaturgeschichte. Nachrichten von ihren ersten theatralischen Dichtern, Hyperbolus, Parasyrmus, Antiflus und Thlaps.

Bei aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack vorstellen. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und voll gezählt: und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umständen Alles gut genug schmeckte; so däuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, (die Freiwilligen nicht gerechnet) vornämlich zwei im Besitz der höchsten Gunst des abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andere, Namens Thlaps, fabricirte eine Art von Mitteldingen, wobei einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war; und die deßwegen nach seinem Namen Thlapsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den Abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Partheilichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt: und eben dieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er sich Hegesias.

Der Grund, warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nämlich eben der, weßwegen er und seine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera, mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proporzionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meisten sympathisirten; der immer alles just so machte wie sie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf, wo sie gekitzelt sein wollten; mit einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besondres Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bei ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie gesehen werden konnte; daß er zwischen zwei Dingen allemal die Aehnlichkeit da fand, wo ihr wesentlichster Unterschied lag, daß er je und allezeit feierlicher aussehen würde, wo ein vernünftiger

Digitized by Google

Mensch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. s. w. Ein Mann, der des Abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicher Weise in Abdera alles sein was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeschylus, ihr Aristofanes, und seit kurzem arbeitete er an einem großen Nazional-Heldengedicht in acht und vierzig Gesangen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen Abderitischen Volkes! Denn, sagten sie, ein Homer ist das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig sein wird, so haben wir Ilias und Odysse in Einem Stücke beisammen; und dann laß die andern Griechen kommen, und uns noch über die Achseln ansehen, wenn sie das Herz haben! Sie sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unsern Mitteln entgegen stellen wollen!

Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertigt — ein Umstand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang sah, allein schon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen seinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombasts seiner Schreibart ihren Aeschylus zu nennen pflegten, so wußte er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. Man weise mir, sprach er, einen Charakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — Oder aus der Natur, setzte Demokrit hinzu. — „O! (rief Hyperbolus) was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wissen am Ende nicht was sie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum." Von den seinigen galt dieß im vollsten Maaß. So wie seine Personen hatte nie ein Mensch ausgesehen, nie ein Mensch gefühlt, gedacht, gesprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sofokles machten. „Wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke, — sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft, wo über diese Materie auf gut Abderitisch räsonirt wurde — ich habe nie begreifen können, was an dem Oedipus oder an der Elektra des Sofokles, besonders was an seinem Filoktet so außerordentliches sein soll. Für einen Nachfolger eines so erhabnen Dichters wie Aeschylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, Attische Urbanität, die streit' ich ihm nicht ab! Urbanität so viel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Riesenstarke, der Adlerflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo ist der?" — Das nenn' ich wie ein Meister von der Sache sprechen, sagte einer von der Gesellschaft. — O, über solche Dinge verlassen Sie sich auf das Urtheil des Hyperbolus, rief ein andrer; wenn er's nicht verstehen sollte! — Er hat hundert und zwanzig Tragödien gemacht, flüsterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; er ist der erste Theaterdichter von Abdera!

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbuhlern, Schülern und Kaudatarien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeschwungen, wanken zu machen — Dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der ersten Scene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweiten seine leibliche Schwester heirathet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird — Dem andern durch eine Niobe, worin außer einer Menge Ai! Ai! Ai, Ai, qeü, qeü, Elelelelei, und einigen Blasemen, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge standen, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime gesetzt war. Beide Stücke hatten den erstaunlichsten Effekt gethan. — Nie waren binnen drei Stunden so viele Schnupftücher vollgeweint worden, seid ein Abdera in der Welt war. — Nein, es ist nicht zum Aushalten, schluchzten die schönen Abderitinnen — Der arme Prinz! wie er heulte, wie er sich herumwälzte! Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte, rief eine andere — Und die Furien, die Furien, schrie eine dritte — ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun können! — Es war schrecklich! ich muß gestehen, sagte die vierte; aber, o die arme Niobe! wie sie mitten unter ihren über einander hergewälzten Kindern da steht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herum rollt, dann mit ihren eigenen Nägeln die Brust aufreißt, und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft! — Nein, so was rührendes muß nie gesehen worden sein! Was das für ein Mann sein muß, der Paraspasmus, der Stärke genug hatte, so eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was die Stärke anbetrifft, sagte die schöne Salabanda, darauf läßt sich eben nicht immer so sicher schließen. Ich zweifle, ob Paraspasmus alles halten würde was er zu versprechen scheint; große Prahler, schlechte Fechter. — Man kannte die schöne Salabanda für eine Frau, die so was nie ohne Grund sagte; und dieser geringfügige Umstand brachte so viel zuwege, daß die Niobe des Paraspasmus bei der zweiten Vorstellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter selbst konnte sich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indessen blieb ihm und seinem Freunde Atisilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben! und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der griesgramischen und der pantomimischen, zu sein, in welchen den Abderitischen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um so viel sichrer war Lorbern einzuernten, da im Grunde nichts leichter ist als — Kinder zu erschrecken, und seine Helden vor lauter Affekt — gar nichts sagen zu lassen.

Wie aber die menschliche Unbeständigkeit sich an allem, was in seiner Neuheit noch so angenehm ist, gar bald ersättiget, so fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüssig zu werden, daß sie immer und alle Tage gar schön finden sollten, was ihnen in der That schon lange gar wenig Vergnügen machte: als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie, noch Tragödie, noch Posse, sondern eine Art von lebendigen Abderitischen Familiengemälden wären; wo weder Helden noch Narren, sondern gute ehrliche hausgebackne Abderitrn auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeschäften nachgehn, und vor einem löblichen Spektatorium gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause wären; und es sonst keine Leute in der Welt gebe als sie. Man sieht, daß dieß ohngefähr die nämliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge so viel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand bloß darin: daß er Athener, und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander, und jener Thlaps war. Allein da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug, oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vortheil gereichte; so wurde sein erstes Stück in dieser Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beispiel gesehen hatte. Die ehrlichen Abderiten sahen sich selbst zum erstenmale auf der Schaubühne in puris Naturalibus, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen Abderitischen Art und Weise leiden und leben, essen und trinken, freien und sich freien lassen, u. s. w. und das war eben was ihnen so viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das sich zum erstenmal in einem Spiegel sieht; sie konnten gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vier und zwanzigmal hinter einander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsödien sehen. Thlaps, dem es nicht so frisch von der Faust ging wie dem großen Hyperbolus und dem Romofyler Gryllus, konnte deren nicht so viele fertig machen, als sie von ihm zu haben wünschten. Aber da er seinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte, so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung; und in weniger als drei Jahren waren alle mögliche Sujets und Titel von Thlapsödien so erschöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu sehen, wie sie druckten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser heraus zu pressen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menschlicher Weise, Anfangs für jede Gattung eine ausschließende Neigung faßten,

Digitized by Google

fanden endlich, daß es nur beste besser sei, wenn sie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griesgrämische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Romofylax komponirte die Tragödien des Euripides: und Hyperbolus, zumahl da ihm das Projekt Abderitischer Homer zu werden, im Kopfe steckte, ließ sichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchste Gunst des Abderitischen Parterre mit Thlapfen zu theilen; zumal da dieser durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

4. Kapitel.

Merkwürdiges Beispiel von der guten Staatswirthschaft der Abderiten. Beschluß der Digression über ihr Theaterwesen.

Ehe wir von dieser Abschweifung zum Verfolg unserer Geschichte zurückkehren, möchte es nöthig sein, dem geneigten Leser einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während vorstehender kurzen Abschattung des Abderitischen Schauspielwesens aufgestoßen sein möchte.

Es ist nicht wohl zu begreifen, wird man sagen, wie das Aerarium von Abdera, dessen Einkünfte eben nicht so ganz beträchtlich sein konnten, eine so ansehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauspiel mit allen seinen Artikeln ist, in die Länge habe bestreiten können; gesetzt auch, daß die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dieß letztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es so manchen Theaterdichter von Profession in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem seinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf ein hundert und zwanzig dramatische Stücke sollte getrieben haben.

Um nun den günstigen Leser nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverholen gestehen, daß ihre Theaterdichter keineswegs umsonst arbeiteten, (denn das große Gesetz: „dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden!" ist ein Naturgesetz, dessen allgemeine Verbindlichkeit auch sogar die Abderiten fühlten) und daß, vermöge einer besondern Finanzoperazion, das Stadtärarium des Theaters halben eigentlich keine neue Ausgabe zu bestreiten hatte, sondern dieser Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erspart wurde.

Die Sache verhielt sich so. Sobald die Gönner des Theaters sahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt hatten, und Schauspiele zum Bedürfniß für sie worden waren, ermangelten sie nicht, dem Volke durch die Zunftmeister vorstellen zu lassen: daß das Aerarium einem so großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sei. Dieß veranlaßte denn, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, welche, nach mehr als sechzig zahlbaren Sitzungen, endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohl ausgesonnen fand, daß er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses Abderitische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften, es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder außer dem heiligen Römischen Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erbötig, solche auf erfolgte Requisizion, gegen bloße Erstattung der Schreibauslagen unentgeldlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon sagen können, ist: daß, vermöge dieser Einrichtung, sine aggravia Publici, — durch bloße Ersparung einer Menge anderer Ausgaben, die man freilich in jedem andern Staate für nöthiger und nützlicher als die Unterhaltung eines Nazionaltheaters angesehen hätte — hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauspielen zu traktiren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputirten und den Romofylax gehörig zu remuneriren; und überdieß noch die beiden untersten Klassen der Zuschauer bei jeder Vorstellung visitim mit einem Pfennigbrot und zwei trocknen Feigen zu gratificiren." — Der einzige Fehler dieser schönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommission sich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man sich auf ihre bekannte Dexterität verließ) um achtzehn tausend Drachmen (ungefähr dritthalb tausend Thaler schwer Geld) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte, als die angewiesenen Fonds betrugen. Das war nun freilich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverstoß! Indessen waren die Herren von Abdera gewohnt, so glattweg und bona fide bei ihrer Staatswirthschaft zu Werke zu gehen, daß etliche Jahre verstrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß sich alle Jahr ein Deficit von zwei tausend fünf hundert Thalern in der Hauptrechnung ergab. Wie man es endlich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das gesammte Volk zu bringen, und pro forma auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten geberdeten sich zu diesem Vorschlag, als ob man ihnen Wasser und Feuer nehmen wolle. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen dritthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, gewonnen werden sollten; und derjenige, der sich künftig unterfangen würde, auf Abschaffung der Schaubühne anzutragen, sollte für einen Feind der Stadt Abdera angesehen werden.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde sich viel darauf zu gut zu thun, daß ihre Schaubühne jährlich achtzig Talente (achtzig tausend Thaler) und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Heller koste. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, sagten sie. Aber dafür haben wir auch ein Nazionaltheater, wie kein andres in der Welt sein muß!" — Das ist eine große Wahrheit, sagte Demokrit; solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und wöchentlich viermal, für achtzig Talente! Ich wenigstens habe das an keinem andern Orte in der Welt angetroffen.

Was man ihnen lassen mußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigsten in Griechenland gelten konnte. Freilich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugestanden, daß der Amtmann, der Amtsschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Lesern ab, wenn sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem Abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten worden sind. Die Schauspielstunde ist inzwischen herbeigekommen, und wir versetzen uns also ohne weiteres in das Amfitheater dieser preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leser nach Gefallen, entweder bei dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bei dem Priester Strobylus, oder bei dem Schwätzer Antistrepsiades, oder bei irgend einer von den schönen Abderitinnen, mit welchen wir sie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Romofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Chöre und die Dekorazion.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was diesen Namen trug. Verschiedene seiner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum erstenmal auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Romofylax hatte die Musik dazu gemacht, und, (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dießmal sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte sich selbst komponirt; unbekümmert, ob seine Musik den Text, oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was besseres gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Romofylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orfeus zu sein, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sei. Diese Wenigen hatten sich ehemals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heteroderie ins Publikum erschallen zu lassen: aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muſe so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kom-

Digitized by Google

men, für gut befanden, ſich in Zeiten der Majorität zu ſubmittiren; und nun waren dieſe Herren immer die, die bei den elendeſten Stellen am erſten und lauteſten klatſchten.

Das Orcheſter that dießmal ſein Aeußerſtes, um ſich ſeines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben," ſagte Gryllus, und ſchien ſich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute ſchon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen geſagt, das Orcheſter war eines von den Inſtituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erſte, was ſie einem Fremden davon ſagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe ſtark ſei. „Das Athenienſiſche, pflegten ſie mit bedeutendem Akzent hinzu zu ſetzen, ſoll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt ſich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter ſo vielen nicht an geſchickten Leuten, wenigſtens an ſolchen, aus denen ein Vorſteher, wie — in Abdera keiner war noch ſein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Muſikweſen! Es war nun einmal im Götterrathe beſchloſſen, daß im Thraziſchen Athen nichts an ſeinem Platze, nichts ſeinem Zweck entſprechend, nichts recht und nichts ganz ſein ſollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, ſo glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der ſein Beſtes that, (wie ſie's nannten) ſo that Niemand ſein Beſtes. Die Geſchickten wurden läſſig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten ſie ſich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben ſollen, da ſie für Abderitiſche Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber ſie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden es auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politiſch, gegen den Geſchmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, ſo dumm er war, merkte zwar ſelbſt ſo gut wie ein andrer, daß es nicht ſo recht ging wie es ſollte. Aber außerdem, daß er keinen Geſchmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts ſchmeckte, was er nicht ſelbſt gekocht hatte, und er alſo immer die rechten Mittel, wodurch es beſſer werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeſchmeidig, ſich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn ſein Leierwerk (wie wohl zuweilen geſchah) ſogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orcheſter ſchieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, verſichern konnte: daß nicht eine Note, ſo wie er ſie gedacht und geſchrieben habe, vorgetragen worden ſei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naſerümpfenden Tone, womit er von allen andern Orcheſtern zu ſprechen pflegte, und aus den Verdienſten, die er ſich um das Abderitiſche beilegte, mußte man ſchließen, daß er ſo gut damit zufrieden war, als es — einem patriotiſchen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Muſik dieſer Andromeda und ihrer Ausführung beſchaffen ſein mochte: gewiß iſt, daß in langer Zeit kein Stück ſo allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perſeus ſpielte, wurde ſo gewaltig zugeklatſcht, daß er mitten in der ſchönſten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops ſich vertrete. Andromeda — in der Scene, wo ſie, an den Felſen gefeſſelt, von allen ihren Freunden verlaſſen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angſtvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Nomofylax konnte ſeine Freude über einen ſo glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzuſammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen ſchallte; und mitten unter der Verſicherung, daß ihm zu viel Ehre wiederfahre, geſtand er, daß er ſelbſt mit keinem ſeiner Spielwerke (wie er ſeine Opern mit vieler Beſcheidenheit zu nennen beliebte) ſo zufrieden ſei wie mit dieſer Andromeda.

Indeſſen hätt' er doch, um ſich ſelbſt und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweiſen, wenigſtens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis ſetzen müſſen, die zwar vorher ſchon im Beſitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, ſich in einem ſo vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera ſich gar nicht ſatt an ihr — ſehen konnten. Denn da war ſo viel zu ſehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gebrehte Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in dieſem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur ſehr dünn angezogen ſein durfte, ſo hatte Eukolpis, die ſich ſtark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von roſenfarbnem Koiſchem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlſtand ſich allzu ſehr beleidigt finden konnte, von den ſchönſten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuſchauer verloren ging. Nun hatte ſie gut ſingen. Die Kompoſizion hätte, wo möglich, noch abgeſchmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter ſein können; immer würde ſie ihren Monolog haben wiederholen müſſen, weil das immer der ehrlichſte Vorwand war, ſie deſto länger mit lüſternen Blicken — betaſten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! ſagte einer zum andern mit halb geſchloſſenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin ſingt? — „O über allen Ausdruck! Es iſt, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — der junge Herr, der dieß ſagte, pflegte immer beim Anubis zu ſchwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten geweſen ſei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz ſo wundervoll als die Mannsperſonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" ſagten ſie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal ſo unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauſchen und die Mutter der dicken Eukolpis geben ſollen! Zu einer Kaſſiopeia hätte ſie ſich trefflich geſchickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. ſ. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgeſetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu ſtark geſchürzt — und beſonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf deſſen unproporzionirte Kleinheit ſie ſich ein wenig zu viel einbilde, — ſagten die Damen, die aus dem entgegengeſetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indeſſen kamen doch Frauen und Herren ſämmtlich darin überein, daß ſie überaus ſchön ſinge, und daß nichts niedlicher ſeyn könne als die Arie, worin ſie ihr Schickſal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegſame Stimme; aber was ſie eigentlich zur Lieblingsſängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die ſie ſich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewiſſe Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen ſie ſich ſelbſt und ihren Zuhörern ſo wohl gefiel, daß ſie ſolche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmiſchte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was ſie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand ſie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatſcht zu werden, wenn ſie gleich die beſten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Perſonen, die den Perſeus als den erſten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Prieſter des Neptuns vorſtellten, finden wir nicht viel mehr zu ſagen, als daß man im Einzelnen zwar ſehr viel an ihnen auszuſetzen hatte, im Ganzen aber ſehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perſeus war ein ſchön gewachſener Menſch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitiſchen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenſpiel dieſes Namens, war ſeine Meiſterrolle. Er ſpielt den Perſeus gar ſchön, ſagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwiſchen kommt. — Kaſſiopeia, ein kleines zieraffiges Ding, voll angemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber ſie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu ſingen, und that ihr Beſtes. — Der Prieſter des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matroſenbaß; und Agenor — ſang ſo elend als einem zweiten Liebhaber zuſteht. Er ſang zwar auch nicht beſſer, wenn er den erſten machte; aber weil er ſehr gut tanzte, ſo hatte er eine Art von Freibrief erhalten, deſto ſchlechter ſingen zu dürfen. Er tanzt ſehr ſchön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß ſein Krächzen unerträglich ſei; indeſſen tanzte Agenor nur ſelten, und ſang hingegen in allen Singſpielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieſer Andromeda ganz zu überſehen, muß man ſich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Geſpielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schuljungen beſtehend, die ſich ſo ungebärdig dazu anſchickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troſte) genug und ſatt zu lachen bekamen. Beſonders that der Chor der Nereiden, durch die Empfindungen, die der Nomofylax dabei angebracht hatte, die

Digitized by Google

schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder herangeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Wreckecket Koax Koax in den Fröschen des Aristofanes; und um die Illusion vollkommener zu machen, hatte Herr Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perseus, mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

6. Kapitel.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwickelung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überall die gewöhnliche Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bald mit seinem Sehr wohl heraus: aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar seine unfreiwillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein Achselzucken ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn der junge Abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. — „Es scheint, sagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Piecen von Euripides!"

Das Stück mag nicht so übel sein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?"

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomofylax ist ein großer Mann in seiner Art."

Ganz gewiß!

„So sind Sie vermuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?"

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle scharmant gemacht?"

O sehr scharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?"

Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daß Perseus ein großer Schauspieler ist?"

In der That, ein hübscher wohlgewachsener Mensch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre machten! Finden Sie zum Beispiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majora entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unsere Musik oder gegen unsere Schauspieler einwenden könnten."

Könnten? sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand sein Vergnügen abdisputiren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde sein? Hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt; denn ich habe geklatscht wie ein Anderer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

Ei, ei, sagte ein anderer Abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein: Sie haben unsere Neugier, unsere Lehrbegierde (er sagte dieß mit einem dumm-naseweißen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich!

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist."

Ich gebe Ihnen zu, wenn sie wollen, erwiederte jener, daß schöne Stellen in der Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene schulgerechte artikelmäßige Musik sein; ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Personen, die Wahrheit der Leidenschaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Musik sein kann und muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu sein — was sie sein muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Element schwimme, und empor getragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!

„Das Ganze, schrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht! Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsere beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatten bereits verschiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig, sich an einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweisen wollte? erwiederte er ganz gelassen: ich werde es nicht beweisen! Wenn Sie das Stück gelesen, die Aufführung gesehen, die Musik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweisen soll: so würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr ist, wie ich höre, ein wenig schwer zu befriedigen, sagte ein Rathsherr, der sich ins Gespräch mischen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Respekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar jedem seine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was? was giebts da? schrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewatschelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der besten Stücke, mein Treu! die seit langem aufs Theater gekommen sind! Viel Aktion! Viel — ä! ä! — Was sage ich! Ein schön Stück! Und schöne Moral!

Meine Herren, sagte der Fremde, ich habe Geschäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszuraſten; ich habe geklatscht, wie's der Landesgebrauch mit sich bringt, und wäre still und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht auf die zudringlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomofylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und —"

Ich spreche nach meiner Ueberzeugung, sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lauter.

Endlich kam Herr Gryllus, der von fern gehört hatte,

Digitized by Google

daß die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? sagte er, hat meine Komposizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Ha?" —

Es ist der Nomofylax, — sagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessem Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Nomofylax sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Komposizion vorzubringen hätte? Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Komposizion! Hä, hä, hä! Nun lassen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?" grinste der Nomofylax naserümpfend. —

Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und das wissen Sie? Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich sage, versetzte der Fremde: und wenn's denn sein muß, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Griechenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr.

„Es braucht's auch nicht, rief der Nomofylax. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, an den Dichter selbst! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen, als der Dichter selbst? — Sie alle hier unterschreiben sich als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!"

Die Mühe können Sie sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie apelliren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Nomofylax von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abwesenden appellirte — in eigner Person dastand. Aber wer konnte sich auch einen solchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Lernäischen Drachen gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie man natürlicher Weise glauben mußte, zu Athen gewesen, wo er hin gehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen Weg gegangen. Der Nomofylax hätte seine Musik mit einem hübschen Brief begleitet, und seinem Namen alle seine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane Attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abedra lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naseweise, kritische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte, was in Abdera niemand einem Nomofylax ins Gesicht sagen durfte, Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er, sich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Nomofylax wußte sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drei Schritte zurück; und Euripides! riefen im nämlichen Augenblicke der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehende, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmal mitten unter sie herabgefallen sei.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides seyn? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andrameda gemacht? an den der Nomofylax zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erholte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beim Kastor; ein glücklicher Zufall, Herr Nomofylax! So brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.

Der Nomofylax fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu seyn. — Euripides! rief er — Wie? Der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz für Weiß geben. —

Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinem Namen streitig machen lassen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thrasyllus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Nomofylax provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will alles sein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Nomofylax soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Nomofylax, das geht so hurtig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll nun beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße —"

Erhitzen Sie sich nicht, Herr Kollege, sagte der politische Rathsherr. Ich bin zwar kein Fysiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umstehenden an, daß man hier so viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden seyn könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht."

„Bravo, bravo! schrie der kleine dicke Rathsherr; das ist doch ein Wort von einem gescheuten Manne! Ha, ha, ha! Die Büste, das ist gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn besagte Büste sah jedem andern Menschen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, schrie der Nomofylax triumphirend — was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

Ich kann etwas sagen (versetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu belustigen anfing) woran von ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen! grinste der Nomofylax; man kann freilich viel sagen wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr sagen?"

Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Species, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns zu gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen goldnen Buchstaben drunter ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ."

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborne Ernsthaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht auszubersten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mir am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kurioſe Frage," sagte der Abderiten einer sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kapzioſe Frage,

Digitized by Google

beim Jupiter! rief ein andrer: nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachteter Herr Rathsherr!"

Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik? — fragte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, von schönem Parischen Marmor! und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wohl blos daher, weil Ihr berühmter Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine große Wirkung; denn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man fein höflich mit ihnen sprach. Es muß doch wohl Euripides selber sein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr selbst bemerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommen ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der den Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onobulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und eine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf einmal durch; die Abderiten versicherten nun einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomofylax, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein verdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er aber auch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mir nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honneurs der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, und bat sich zugleich von dem politischen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden) Der leibhaftige Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres sehen! Wo doch wohl der, der Nomofylax seine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen zu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter; und der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

7. Kapitel.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es an sich selbst war, daß sich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben so gut in dem Augenblicke, wo der Nomofylax Gryllus auf ihn promovocirte als in jedem andern — und so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreifen wir doch wohl, daß es eine andere Bewandtniß hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; und es ist solchen Falls der Majestät der Geschichte gemäß, den Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen sei. Wir wollen alles, was wir davon wissen, getreulich berichten: und sollte dem scharfsinnigen Leser dem ungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben; so müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bei jeder Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt; nämlich, warum zum Beispiel just von einer Mücke, und just von dieser individuellen Mücke, just in dieser Sekunde — dieser zehnten Minute — dieser sechsten Nachmittagsstunde, dieses 10ten Augusts — dieses 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, just diese nämliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellnbogen, Busen, nicht auf die Hand, noch in die Ferse, u. s. w., sondern gerade vier Daumen hoch über der linken Kniescheibe gestochen worden, u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir auf dieses Warum nichts zu antworten wissen. — Fragt die Götter! könnten wir allenfalls mit einem großen Manne sagen: aber weil dieses offenbar eine heroische Antwort wäre, so halten wirs für anständiger, die Sache lediglich auf sich beruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König Archelaus in Macedonien, ein großer Liebhaber der schönen Künste und der schönen Geister, (wie man damals gewisse verzärtelte Kinder der Natur nicht nannte, und wie man heutiges Tages einen jeden nennt, von dem man nicht sagen kann, was er ist) — dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen, ein eignes Hofschauspiel zu haben; und vermöge einer Zusammenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden viel mehr gelegen sein kann, hatte er den Euripides unter sehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Gesellschaft ausgesuchter Schauspieler, Virtuosen, Baumeister, Maler und Maschinisten, kurz mit allem, was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella an sein Hoflager zu kommen, und die Aufsicht über die neue Hofschaubühne zu übernehmen.

Auf dieser Reise war jetzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen, weil er Lust hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner so berühmte Republik mit eignen Augen zu sehen. Wie es aber gekommen, daß er just an dem nämlichen Tage eingetroffen, da der Nomofylax seine Andromeda zum erstenmale gab, davon können wir, wie gesagt, keine Rechenschaft geben. Dergleichen Apropo's tragen sich häufiger zu als man denkt: und es ist wenigstens kein größeres Mirakel, als daß, zum Beispiel, der junge Herr von ** eben im Begriff war, seine Beinkleider hinauf zu ziehen, als unvermuthet seine Nähterin ins Zimmer trat, die seidnen Strümpfe, die er ihr zu stopfen geschickt hatte, zu überbringen — welches, wie Sie wissen, die Veranlassung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in seiner hohen Familie wenigstens eben so große Bewegungen verursachte, als die unvorbereitete Erscheinung des Euripides in dem Abderitischen Parterre. Wer sich über so was wundern kann, muß sich nicht viel auf die ΔΑΙΜΟΝΙΑ verstehen, wie eben dieses Euripides sagt.

Uebrigens, wenn wir sagten, daß der König Archelaus ein großer Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister gewesen sei, so muß das eben nicht so genau und im strengsten Sinne der Worte genommen werden; denn es ist eigentlich nur so eine Art zu reden, und dieser Herr war im Grunde nichts weniger als ein Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister. Das Wahre davon war: daß besagter König Archelaus seit einiger Zeit öfters lange Weile hatte — weil ihn alle seine vormaligen Belustigungen, als da sind — F**, G**, H**, J**, K**, L**, M**, u. s. w., nicht länger belustigen wollten. Ueberdem war es ein Herr von großer Ambizion, der sich von seinem Oberkammerherrn hatte sagen lassen, daß es schlechterdings unter die Zuständigkeiten eines großen Fürsten gehöre, Künste und Wissenschaften in seinen Schutz zu nehmen. Denn, sagte der Oberkammerherr, Ihre Majestät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, oder ein Brustbild eines großen Herrn auf einer Medaille u. s. w. sieht, an dessen rechter Hand nicht eine Minerva stände, neben einem Trofee von Panzern, Fahnen, Spießen und Morgensternen — zur Linken knien immer etliche gepflügelte Jungen oder halb nackte Mädchen, mit Pinsel und Palette, Winkelmaß, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste vorstellend, die sich dem großen Herrn gleichsam zur Protekzion empfehlen; oben darüber aber schwebt eine Fama mit der Trompete am Mund, anzudeuten, daß Könige und Fürsten sich durch den Schutz, den sie den Künsten angedeihen lassen, einen unsterblichen Ruhm erwerben, u. s. w.

Der König Archelaus hatte also die Künste in seinen Schutz genommen! und dem zu Folge wissen uns die Geschichtschreiber ein Langes und ein Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Malerei und Bildhauerei, auf schöne Tapeten und andere schöne Möbeln verwandt; und wie alles bis auf die Kommodität bei ihm habe Hetruriſch seyn müssen! und wie er berühmte Künstler, Virtuosen und schöne Geister an seinen Hof berufen habe, u. s. w., welches alles, (sagen sie) er um so mehr that, weil ihm daran gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöschen, durch die er sich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren war, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerem ersehen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserm Attischen Dichter zurück, den wir unter einem schimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom ersten Range, unter einem grünen Pavillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

8. Kapitel.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wobei sich ihre politische Beriesamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muß, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabei sehen, bloß eingebildet sind.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß Euripides schon lange, wiewohl unbekannter Weise, bei den Abderiten in großem Ansehen stand. Jetzt, so bald es erschollen war,

Digitized by Google

daß er in Person zugegen sei, war die ganze Stadt in Bewegung. Man sprach von nichts als von Euripides. — „Haben Sie den Euripides schon gesehen? — Wie sieht er aus? — Hat er eine große Nase? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er spricht wohl in lauter Versen? Ist er stolz?" — und hundert solche Fragen machte man einander schneller als es möglich war auf Eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu sehen, zog noch außer denen, die der Archon hatte bitten lassen, verschiedene herbei, die nicht geladen waren. Alles drängte sich um den guten glatzköpfigen Dichter her, um zu beaugenscheinigen, ob auch er so aussehe, wie sie sich vorgestellt hatten, daß er aussehen müsse. Verschiedene, insonderheit unter den Damen, schienen sich zu wundern, daß er am Ende doch gerade so aussah wie ein andrer Mensch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe: und die schöne Thryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man seh' es ihm stark an, daß er ein ausgemachter Weiberfeind sei. Sie machte diese Bemerkung mit einem Ausdruck von anticipirtem Vergnügen über den Triumf, den sie sich davon versprach, wenn ein so erklärter Feind ihres Geschlechts die Macht ihrer Reizungen würde bekennen müssen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes so gut als der Verstand, und wer darin bis zum Absurden gehen kann, hat das Erhabne in dieser Art erreicht, welches für gescheute Leute immer eine Quelle von Vergnügen ist. Die Abderiten hatten das Glück, im Besitz dieser Vollkommenheit zu sein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden Anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber sobald man sah, daß sie so ganz aus Einem Stücke war, und (eben darum) so viel Zuversicht und Gutmüthigkeit in sich hatte: so versöhnte man sich gleich wieder mit ihnen, und belustigte sich oft besser an ihrer Albernheit, als an andrer Leute Witz.

Euripides war in seinem Leben nie bei so guter Laune gewesen, als bei diesem Abderitenschmause. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihr platten Einfälle, ließ jeden so hoch gelten als er sich selbst würdigte, und erklärte sich sogar über ihr Theater und Musikwesen so billig, daß jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — „Ein feiner Gast! raunte der politische Rathsherr der Dame Salabanda, die über ihm saß, ins Ohr; der tritt leise auf!" — „Und so höflich, so bescheiden, als ob er kein großer Kopf wäre!" erwiederte Salabanda. — „Der drolligste Mann von der Welt, beim Jupiter! sagte der kurze dicke Rathsherr, beim Aufstehen vom Tische; ein recht kurzweiliger Mann! Hätt's ihm nicht zugetraut, mein Seel!" — Die Damen, die er schön gefunden hatte, waren dafür so höflich, und thaten, als ob sie ihn um zwanzig Jahre jünger fänden als er war: kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daß man die Ehre und das Vergnügen, ihn in Abdera zu sehen, nicht länger haben sollte. Denn Euripides blieb dabei, daß er sich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politischen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinten Sie, sagte sie, wenn wir ihn dahin bringen können, daß er uns seine Andromeda gäbe? Er hat seine eigene Truppe bei sich. Es sollen ganz außerordentliche Virtuosen sein." — Onobulus fand den Einfall göttlich. — Ich hatte ihn eben selbst gehabt, sagte der politische Rathsherr, und war im Begriff, es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten absetzen. Der Nomofylax — „O, dafür lassen Sie mich sorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm schon warm machen!"

Für meinen Oheim steh' ich, sagte Onobolus; und noch in dieser Nacht will ich unter unsern jungen Leuten eine Partei zusammen trommeln, die Lärms genug in der Stadt machen soll.

„Nur nicht zu hitzig, munkelte der politische Rathsherr mit dem Kopfe wackelnd; wir wollen uns nichts merken lassen! Erst das Terrain sondirt, und fein leise aufgetreten! Das ist was ich immer sage."

„Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froschpfleger! Euripides geht fort —"

Wir wollen ihn schon aufhalten, erwiederte Salabanda; er soll morgen bei mir sein! — Eine Gartenpartie, und alle unsre hübschen Leute dazu eingeladen — Lassen Sie nur mich machen; es soll gewiß gehen.

Frau Salabanda passirte in Abdera für eine gar weise Frau. Sie war stark in Politicis, und hatte großen Einfluß auf den Archon Onolaus. Der Oberpriester war ihr Oheim, und fünf oder sechs Rathsherren, die sie in ihrer Freundschaft zählte, gaben selten eine andere Meinung im Rathe von sich, als sie ihnen des Abends zuvor eingetrichtert hatte. Ueberdieß standen ihr die Liebhaber der schönen Thryallis, mit der sie im engsten Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebote: nichts von ihren eignen zu sagen, deren sie immer einige hatte, die auf Hoffnung dienten, und also so geschmeidig waren wie Handschuhe. Ihr Haus, das unter die besten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geschäfte vorbereitet, alle Händel geschlichtet, und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden: mit Einem Worte, Frau Salabanda machte in Abdera was sie wollte.

Euripides, ohne die mindeste Absicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieser Frau zu machen, hatte sich diesen Abend so gut bei ihr insinuirt, als ob er zum wenigsten eine Froschpflegerstelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte sie ein politisches Weidsprüchlein als einen Gedanken vor, so fand er, daß es eine sehr scharfsinnige Bemerkung sei, citirte sie den Simonides oder Homer, so bewunderte er ihr Talent, Verse zu deklamiren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen seiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den bösen Ruf eines Weiberfeindes gesetzt; und er hatte, indem er sich gegen sie und die schöne Thryallis verbeugte, versichert, daß es sein Unglück sei, nicht eher nach Abdera gekommen zu sein. Kurz, er hatte sich so aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war, einen Aufstand zu erregen, falls ihr mit dem politischen Rathsherrn eingefädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgesetzt werden können.

Man säumte nicht, sich vor allen Dingen des Archons zu versichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm sagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen und dem Volke sehr angenehm sein werde. Aber, weil er ein Herr war, der seine Ruhe liebte, so erklärte er sich: er überlasse es ihnen, alles in die gehörigen Wege einzuleiten; er seines Orts möchte sich mit niemand deßwegen überwerfen, am wenigsten mit dem Nomofylax, der ein Grobian sei und unter dem Volke einen starken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen Sich Eure Herrlichkeit keine Sorge, flüsterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand schon stimmen lassen wie wirs nur wünschen können." — Und ich, sagte Salabanda, nehme die Rathsherrn auf mich. — Wir wollen sehen, sprach der Archon, indem er zur Gesellschaft zurückkehrte.

Sein Sie ruhig, sprach die Dame zum politischen Rathsherrn, indem sie ihn auf die Seite nahm; ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, so muß man ihm nur des Abends von einer Sache sprechen, und wenn er Nein gesagt hat, des Morgens wieder kommen und, ohne den Mund zu verkrümmen, so reden, als ob er Ja gesagt habe, und ihm dabei zeigen, daß man des Erfolgs gewiß ist: so kann man sich auf ihn verlassen wie auf Gold. Es ist nicht das erstemal, daß ich ihn auf diese Art dran gekriegt habe.

„Sie sind eine schlaue Frau, versetzte der Herr Froschpfleger, indem er sie sachte auf den runden Arm klopfte. — Was Sie leise auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig sein. — Wir müssen piano gehn!"

In diesem Augenblick trippelten ein paar Abderitinnen herbei, denen bald alle übrigen von der Gesellschaft folgten, um zu hören, wovon die Rede sei. Der politische Rathsherr schlich sich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides? sagte Frau Salabanda: nicht wahr, das ist ein Mann?"

O ein scharmanter Mann! riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daß er so kahl ist — setzte eine hinzu; und daß ihm ein paar Zähne fehlen, sagte die andre.

Närrchen, desto weniger kann er dich beißen, sagte die dritte; und weil dieß ein witziger Einfall war, so lachten sie alle herzlich darüber.

Ist er schon verheirathet? fragte ein junges Ding, das so aussah, als ob es, wie ein Pilz, in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeschossen wäre.

Möchtest Du ihn etwa haben? antwortete ein andres Fräulein spöttisch; ich denke er hat schon Urenkel zu verheirathen.

O die will ich Dir überlassen, sagte jene schnippisch; und der Stich war desto wespenartiger, weil das besagte Fräulein, wiewohl sie so jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigstens ihre vollen fünf und dreißig auf dem Nacken trug.

„Kinder, unterbrach sie Frau Salabanda, von dem allen ist jetzt die Rede nicht. Es ist was ganz andres auf dem Tapete. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete, etliche Tage hier zu bleiben, und uns mit der Truppe, die er bei sich hat, eine seiner Komödien zu geben?"

O das ist herrlich! riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend, o ja, wenn Sie das machen könnten!

„Das will ich schon machen können, versetzte Salabanda; aber ihr müßt alle dazu helfen!"

O ja, o ja! schnatterten die Abderitinnen; und nun liefen sie in hellem Haufen auf den Euripides zu, und schrien alle

Digitized by Google

auf einmal: O ja, Herr Euripides, Sie müssen uns eine Komödie spielen! Wir lassen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie gespielt haben. Nicht wahr? Sie versprechen's uns?

Der arme Mann, dem die Zumuthung auf den Hals kam, wie ein Kübel Wassers auf den Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und versicherte sie, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu spielen, er müsse seine Reise beschleunigen, u. s. w. Aber das half alles nichts — O Sie müssen, schrieen die Abderitinnen; wir lassen Ihnen keine Ruhe; Sie sind viel zu artig, als daß Sie uns was abschlagen sollten. Wir wollen Sie so schön bitten —

„Im Ernst, sagte Frau Salabanda, wir haben einen Anschlag auf Sie gemacht —" Und der nicht zu Wasser werden soll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heißen.

Was giebts? Was giebts? fragte der politische Rathsherr, der den Unwissenden machte, indem er langsam und mit unstetem Blick hinzu schlich; was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbei gewatschelt. „Ich glaube gar, straf' mich! Sie wollen alle auf einmal sein Herz mit Arrest beschlagen, ha, ha, ha!" schrie er und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. Man verständigte ihn, wovon die Rede sei — Ha, ha, ha, ha! Ein schöner Gedanke! straf' mich Jupiter! Da komm' ich gewiß auch, das versprech' ich Ihnen! Der Meister selbst! das muß der Mühe werth sein! Wird recht viel Ehre für Abdera sein, Herr Euripides, große Ehre! Haben uns glücklich zu schätzen, daß unsre Leute von so einem geschickten Manne profitiren sollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nämliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht so übel fand, sich diese Lust mit den Abderiten zu machen, spielte noch immer den Erstaunten, und entschuldigte sich damit, daß er dem König Archelaus versprochen habe, seine Reise zu beschleunigen.

„Ei, was! sagte Onobulus, Sie sind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur, schnarrte die schöne Myris, daß wir Sie so gar schön gebeten haben. Er soll ein galanter Herr sein. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie sechs Frauenzimmern auf einmal nichts abschlagen konnten."

O du, Tirann der Götter und der Menschen, Amor! rief Euripides im Ton der Tragödie, indem er zugleich die schöne Thryallis ansah.

„Wenn das Ihr Ernst ist, sagte Thryallis, mit der Miene einer Person, die nicht gewohnt ist weder abzuweisen noch abgewiesen zu werden; wenn das Ihr Ernst ist, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie sich von mir erbitten lassen."

Dieß von mir verdroß die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht unbescheiden sein, sagte eine, indem sie die Lippen einzog, und auf die Seite sah. — Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich ist, sagte eine andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen, sprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dieß Unsinn war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotiren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Thryallis, als ob sie sagen wollten: Aetsch! Er hat uns auch schön geheißen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Atalantenfigur einzubilden; er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihretwillen.

Salabanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich bloß die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle seine großen Verehrer seien, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nicht zu eilen hatte, und sich in Abdera sehr gut amüsirte, so ließ er sich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beiträge zu — Possenspielen für den Hof zu Pella versprach. Und so ging denn die Gesellschaft, auf die Ehre, sich Morgen bei Frau Salabanda wieder zu sehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen auseinander.

9. Kapitel.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt; und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bei dieser Gelegenheit zwischen Demokrit, dem Priester und dem Dichter vorfällt.

Inzwischen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren seines Schlages, seinen Gast in der Stadt herum, um ihm alles, was darin sehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegs begegnete ihnen Demokrit, mit welchem Euripides schon von langem her bekannt war. Sie gingen also mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, so hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitiren, die immer den Mund offen hatten, über alles entschieden, alles wußten, und sich gar nicht zu Sinnen kommen ließen, daß es ihres gleichen in Gegenwart von Männern anständiger sei zu hören, als sich hören zu lassen.

Euripides hatte also diesen Morgen genug zu hören und zu sehen. Die jungen Abderiten, die nie weiter als bis gegen die äußersten Schlagbäume ihrer Vaterstadt gekommen waren, sprachen von allem, was sie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reise gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieser Art zu Athen, Korinth und Syrakus gesehen, und brachte in einem albernen Tone von Entschuldigung eine Menge lächerlicher Ursachen hervor, warum diese Dinge in Athen, Korinth und Syrakus schöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, sagte Demokrit, es ist hübsch, daß Sie Ihre Vater- und Mutterstadt in Ehren halten; aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, so lassen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es ist, und keine Vergleichung, so brauchts auch keine Entschuldigung.

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, sehr merkwürdig; und das war es auch. Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viele unnütze und ungelesene Bücher, ein Münzkabinet, worin viele abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übel verpflegte Arme, ein Arsenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Wasser war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera so gut berathen wurde, den Tempel des Jasons, und ein vergoldetes Widderfell, welches sie, wiewohl wenig Gold mehr daran zu sehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchigen Tempel der Latona in Augenschein, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerst erbauet haben sollte, und die Gallerie, wo alle Archonten von Abdera in Lebensgröße gemalt standen, und einander alle so ähnlich sahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorhergehenden gewesen wäre. Endlich, da sie alles gesehen hatten, führte man sie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkosten gemeiner Stadt die größten und fettesten Frösche gefüttert wurden, die man je gesehen hat, und die wie der Oberpriester Strobylus sehr ernsthaft versicherte, in gerader Linie von den Lyceschen Bauern abstammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden, und vor Durst verschmachtenden Latona nicht gestatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür von Jupiter zur Strafe ihrer Ungeschlachtheit in Frösche verwandelt wurden.

O Herr Oberpriester, sagte Demokrit, erzählen Sie doch dem fremden Herrn die Geschichte dieser Frösche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das Jonische Meer herüber bis nach Abdera versetzt worden ist, welches, wie Sie wissen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht und (wenn man so sagen darf) beinahe ein noch größeres Wunder ist, als die Froschwerdung der Lycischen Bauern selbst.

Strobylus sah Demokriten und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin sehen konnte, das ihn berechtigt hätte, sie für Spötter zu erklären, welche nicht verdienten, zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen großen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles was er von der Sache zu wissen glaubte.

Die Geschichte des Latonendienstes in Abdera, sagte er, verliert sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefähr hundert und vierzig Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit undenklichen Zeiten eingeführt; und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schließen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit strafbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliert sich in Zeiten, wo die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersetzt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchstaben billig noch vorzuziehen ist. Diese Tradizion sagt: als die vorerwähnte Verwandlung der Lycischen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von

Digitized by Google

den besagten Bauern selbst, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, Latonen mit ihren noch an der Brust liegenden Zwillingen, Apollo und Diana für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geschehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüsche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieß damals noch Milia, und die in Frösche verwandelten Bauern waren also, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hernach Lucius, Pandions des Zweiten Sohn, sich mit einer Attischen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Namen Lucia, und der ältere Name verlor sich gänzlich. Bei dieser Gelegenheit verließen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hain der Latona stand, weil sie sich der Herrschaft des besagten Lucius nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, setzten sich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem Aegeischen Meere herum, und ließen sich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Pest beinahe gänzlich entvölkert worden war. Bei ihrem Abzuge schmerzte sie, wie die Tradizion sagt, nichts so sehr, als daß sie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurücklassen mußten. Sie sannen hin und her, und fanden endlich, das Beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Haine mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers mitzunehmen. So bald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor sich sehen.

„Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweihten Wasser mit sich gebracht hatten. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die völlige Gestalt und Größe des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten sie auf's neue der Latona zum Hain, bauten ihr diesen Tempel, und verordneten einen Priester, der den Dienst derselben versehen, und des Hains und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so großes Wunder als Herr Demokrit für nöthig hielt, aus Lycien nach Abdera versetzt fanden. Dieser Tempel, Hain und Teich erhielt sich, vermöge der Ehrfurcht, welche sogar die benachbarten wilden Thrazier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des großen Cyrus wieder hergestellt, und (wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kann) zu einem Glanz erhoben wurde: daß sie keine Ursache hat, irgend eine andere in der Welt zu beneiden."

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberpriester, sagte Euripides. Aber wenn es erlaubt wäre, eine bescheidene Frage zu thun.

„Fragen Sie was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde Gott Lob! nie verlegen sein, Antwort zu geben."

Mit Euer Ehrwürden Erlaubniß also, fuhr Euripides fort; die ganze Welt kennt die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den schönen Künsten, die den Tejischen Abderiten eigen ist, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigsten Beweise darstellt. Wie kommt es also, da zumal die Tejer schon von alten Zeiten her im Ruf einer besondern Ehrfurcht für Latonen stehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen sind, ihr einen ansehnlichen Tempel aufzubauen?

„Ich vermuthete mir diesen Einwurf," sagte Strobylus mit einem Lächeln, wobei er die Augenbraunen in die Höhe zog und mächtig weise aussehen wollte.

Es soll kein Entwurf sein, versetzte Euripides, sondern eine bescheidene Frage.

„Ich will sie Ihnen beantworten, sagte der Priester. Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht gewesen, der Latona als einer Göttin vom ersten Rang einen so prächtigen Tempel aufzubauen, wie sie dem Jason, der doch nur ein Heros ist, gebaut hat. Aber sie hat mit Recht geglaubt, daß es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana schuldig sind, gemäßer sei, ihren uralten Tempel zu lassen wie sie ihn gefunden; und es ist und bleibt dem ungeachtet der oberste und heiligste Tempel von Abdera, was auch immer der Priester Jasons dagegen einwenden mag."

Strobylus sagte dieses letzte mit einem Eifer und einem Crescendo il Forte, daß Demokrit für nöthig fand ihn zu versichern, daß dieß wenigstens bei allen gesund Denkenden eine ausgemachte Sache sei.

„Indessen, fuhr der Oberpriester fort, hat die Republik gleichwohl solche Beweise ihrer besondern Devozion für den Tempel der Latona und dessen Zubehörden gegeben, daß gegen die Lauterkeit ihrer Absichten nicht der geringste Zweifel übrig sein kann. Sie hat zu Versehung des Dienstes nicht nur ein Kollegium von sechs Priestern, deren Vorsteher zu sein ich unwürdiger Weise die Ehre habe, sondern auch aus dem Mittel des Senats drei Pfleger des heiligen Teichs angeordnet, von welchen der erste allezeit eines von den Häuptern der Stadt ist. Ja, sie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit streitig zu machen nicht länger erlaubt ist, die Unverletzlichkeit der Frösche des Latonenteichs auf alle Thiere dieser Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu diesem Ende das ganze Geschlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froschfeinde aus ihren Grenzen verbannt."

Wenn die Versicherung, daß es nicht länger erlaubt ist an der Richtigkeit dieses Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände, sagte Demokrit, so würde ich mir die Freiheit nehmen zu erinnern, daß selbiges mehr in einer zwar an sich selbst löblichen, aber doch aufs äußerste getriebenen Deisidämonie, als in der Natur der Sache, oder der Ehrfurcht, der wir der Latona schuldig sind, gegründet zu sein scheint. Denn in der That ist nichts gewisser, als daß die Frösche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits sehr beschwerlich sind, mit der Zeit sich unter einem solchen Schutze so überschwenglich vermehren werden, daß ich nicht begreife, wie unsre Nachkommen sich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloß menschlicher Weise, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheil der Obern, wie einem recht gesinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl, sagte Strobylus, es mag nun Ihr Ernst sein oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch besser thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden ließen. Uebrigens kann nichts lächerlicher sein als sich vor Fröschen zu fürchten und unter dem Schutz der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemals sein können, wenn sie auch unsere Feinde würden.

Das sollt' ich auch denken, sagte Euripides. Mich wundert, wie einem so großen Naturforscher als Demokrit, unbekannt sein kann, daß die Frösche, die sich von Insekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind.

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daß er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so ging er in einige der besten Häuser und versicherte, Euripides sei ein Mann von großen Verdiensten. Ich habe sehr wohl bemerkt, sagte er, daß er mit Demokrit nicht zum besten steht: er gab ihm ein- oder zweimal tüchtig auf die Kolbe. Er ist wirklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten.

10. Kapitel.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daß er darum ansucht, Erlaubniß, eines seiner Stücke auf dem Abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die Abderitische Kanzlei in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Nomofylax. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Weg stand, allen Vorschub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämmtlich in Augenschein genommen hatte, führte man ihn nach dem Garten der Salabanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl (einen Mann, der bloß wegen seiner Gemahlin bemerkt wurde) und eine große Gesellschaft von Abderitischem Beau Monde fand, alle sehr begierig zu sehen, wie man es machte, um Euripides zu sein.

Euripides sah nur Ein Mittel, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in so guter Abderitischer Gesellschaft nicht Euripides — sondern so sehr Abderit zu sein als ihm nur immer möglich war. Die wackern Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. Es ist ein scharmanter Mann, sagten sie; man dächte, er wäre sein Leben lang in Abdera gewesen.

Die Kabale der Dame Salabanda ging inzwischen tapfer ihren Gang und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich, und einer fragte den andern, wenn Euripides sein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daß bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisirten sich die Freunde des Nomofylax nicht wenig darüber: „Wozu, sagten sie, brauchts uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen was schon beschlossen ist, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?"

Einer der hitzigsten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu sagen, und dadurch zeigen sollte, daß Er Meister sei.

Digitized by Google

„Das wäre mir ein sauberes Participium, rief der Zunftmeister Pfriem; weil die ganze Stadt für die Sache bordirt ist, und die fremden Komödianten zu hören wünscht, so soll der Senat Nein dazu sagen? Ich behaupte das Gegentheil. Eben weil das Volk sie zu hören wünscht, so sollen sie aufspielen! Fox populus, Fox Deus! Das ist immer mein Simplum gewesen, und soll es bleiben, so lange ich Zunftmeister Pfriem heißen werde!"

Die meisten traten auf des Zunftmeisters Seite. Der politische Rathsherr zuckte die Achseln, sprach dafür und dawider, und beschloß endlich: Wenn der Nomofylax nichts dabei zu erinnern hätte, so glaube er, man könnte für dießmal connivendo geschehen lassen, daß die Fremden auf dem Stadttheater spielten.

Der Nomofylax hatte bisher bloß die Nase gerümpft, gegrinst, seinen Knebelbart gestrichen, und einige abgebrochene Worte mit untermischtem Ha, hä, hä, gemäckert. Er mochte nicht gern dafür angesehen werden, als ob ihm daran gelegen sei, die Sache zu hintertreiben. Allein jemehr er's verbergen wollte, desto stärker fiel's in die Augen. Er schwoll zusehends auf, wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält; und endlich, da er entweder bersten oder reden mußte, sagte er: „Die Herren mögen nun glauben was sie wollen — aber ich bin wirklich der erste, der das neue Stück zu hören wünscht. Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding sein. Indessen, weil er sich nicht aufhalten kann, wie man sagt, so seh' ich nicht, wie man mit den Dekorazionen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist; so bedaur' ich, daß ich sagen muß, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken sein."

Dafür lassen wir den Euripides sorgen, sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda sprach: man wird ihm ohnehin Ehrenhalber die ganze Direkzion seines Schauspiels überlassen müssen. — Den Rechten eines zeitigen Nomofylax und der Theaterkommission in alle Wege unpräjudicierlich, setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, sagte Grullus, die Herren wollen was neues — Gut! wünsche daß es wohl bekomme! bin selbst begierig das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freilich alles blos darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — verstehen Sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athener werden gerade so klingen wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es ging also mit einem großen Mehr durch: „Daß den fremden Komödianten ein- für allemal, und ohne daß dieser Fall zu einiger Konsequenz sollte gezogen werden können, erlaubt sein sollte, eine Tragödie auf der Nazional-Schaubühne aufzuführen, und daß ihnen hierzu von Seiten der Theater-Deputazion aller Vorschub gethan, und die Kosten von der Kasse bestritten werden sollten." — Allein, weil der Ausdruck „erlaubt sein sollte" dem Euripides, der nichts verlangt hatte, sondern sich bloß erbitten lassen, hätte anstößig sein können: so veranstaltete Frau Salabanda, daß der Rathsschreiber (der ihr besonderer Freund und Diener war) im Bescheid die Worte erlaubt sein sollte, in ersucht werden sollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides verwandelte — Alles übrigens dem Rathsschluß und der Kanzlei unpräjudicierlich und citra consequentiam.

So wie der Senat aus einander ging, begab sich der Nomofylax zum Euripides, überschüttete ihn mit Komplimenten, bot ihm seine Dienste an, und versicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorschub gethan werden sollte, um sein Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieser Versicherung war, daß ihm, ohne daß jemand Schuld daran haben wollte, alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beschwerte er sich, so wies ihn immer einer an den andern, und jeder betheuerte seine Unschuld und seinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verstehen gab, daß der Fehler bloß an diesem oder jenem liege, der eine Viertelstunde zuvor seinen guten Willen eben so stark betheuert hatte.

Euripides fand die Abderitische Art, allen möglichen Vorschub zu thun, so beschwerlich, daß er sich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: seine Meinung sei, sich mit dem ersten Winde, woher er auch blasen möchte, wieder einzuschiffen, wofern sie nicht einen Rathsschluß auswirkte, der den Herren von der Kommission anbeföhle, ihm keinen Vorschub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekuzion war, so war das einzige Mittel in dieser Noth, den Zunftmeister Pfriem und den Priester Strobylus, welche sehr viel beim Volke vermochten, in Bewegung zu setzen. Salabanda übernahm beides mit so guter Wirkung, daß binnen Tag und Nacht alles, was von der Theaterkommission besorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um so leichter geschehen konnte, da Euripides seine eigenen Dekorazionen bei sich hatte, und also beinahe nichts weiter zu thun war, als sie dem Abderitischen Theater anzupassen.

II. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hindernisse von seinen eigenen Schauspielern aufgeführt. Außerordentliche Empfindsamkeit der Abderiten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen sein wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da sie hörten, daß es eben die Andromeda war, die sie vor wenig Tagen schon gesehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen Anfangs die fremden Schauspieler einleuchten, deren Ton und Aktion so natürlich war, daß die guten Leute — gewohnt ihre Helden und Heldinnen wie Besessene herumfahren zu sehen, und schreien zu hören wie der verwundete Mars in der Iliade — gar nicht wußten was sie daraus machen sollten. Das ist eine wunderliche Art zu agiren, flüsterten sie einander zu; man merkt es gar nicht, daß man in der Komödie ist; es klingt ja ordentlich als ob die Leute ihre eignen Rollen spielten. Indessen bezeigten sie doch ihr Erstaunen über die Dekorazionen, die zu Athen von einem berühmten Meister in der Theaterperspektive gemalt waren; und da die meisten in ihrem Leben nichts gutes in dieser Art gesehen hatten, so glaubten sie bezaubert zu sein, wie sie das Ufer des Meers, den Felsen, wo Andromeda angefesselt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Pallast des Königs Cefeus in der Ferne auf der andern, so natürlich vor sich sahen, daß sie geschworen hätten, es sei alles wirklich und wahrhaftig so wie es sich darstellte. Da nun überdieß die Musik vollkommen nach dem Sinne des Dichters, und also das alles war, was die Musik des Nomofylax Grullus — nicht war; da sie immer gerade aufs Herz wirkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraschend war: so brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamazion und Pantomime und mit der Schönheit der Stimme und des Vortrags vereinigt, einen Grad von Täuschung bei den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß sie in ihrem Nazionaltheater saßen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu sein, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären, betrübten und ängstigten sich, hofften und fürchteten, liebten und haßten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel; — kurz, Andromeda wirkte so außerordentlich auf sie, daß Euripides selbst gestand, noch niemals des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genossen zu haben.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Frauenzimmerchen und Jüngelchen unsrer vor lauter Empfindsamkeit höchst unempfindbaren Zeit sehr um Verzeihung! Aber es war in der That unsre Meinung nicht, durch diesen Zug der außerordentlichen Empfindsamkeit der Abderiten — ihnen einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen ihren guten Verstand bei ihnen selbst oder bei andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache bloß wie sie sich zutrug; und wem eine so große Empfindsamkeit an Abderiten befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daß sie, bei aller Abderitheit, am Ende doch Menschen waren wie andre; ja, in gewissem Sinne, nur desto mehr Menschen — je mehr Abderiten sie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben so leicht war sie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemalten Trauben des Zeuris hinein pickten; indem sie sich jedem Eindruck, besonders den Täuschungen der Kunst, viel ungewahrsamer und treuherziger überließen, als feinere und kältere, folglich auch gescheidtere Leute zu thun pflegen, welche man so leicht nicht verhindern kann, durch den Zauberdunst, den man um sie her macht, durchzusehen.

Uebrigens macht der Verfasser dieser Geschichte hier die Anmerkung: „Die große Disposizion der Abderiten, sich von den Künsten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuschen zu lassen, sei eben nicht das, was er am wenigsten an ihnen liebe." Er mag aber wohl dazu seine besondern Ursachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünstler, Maler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber, schlimmes

Digitized by Google

Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem solchen Publikum immer den größten Haufen ausmachen, sind am schwersten zu befriedigen. Anstatt der Einwirkung still zu halten, thut man alles, was man kann, um sie zu verhindern. Anstatt zu genießen was da ist, räsonirt man darüber, was da sein könnte. Anstatt sich zur Illusion zu bequemen, wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man, ich weiß nicht welche kindische Ehre darein, den Filosofen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute, die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen, Thränen im Auge haben, und, wo diese lachen, die Nase zu rümpfen, um sich das Ansehen zu geben als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sei, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen.

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuß, den sie von tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn das was unsre Eitelkeit dabei gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nach welchen wir schnappen, indem uns das wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengotts jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht, ohne recht zu wissen was man sagt. Die Wälder in Thrazien tanzten zur Leier des Orfeus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil Er — ein Halbgott war, sondern weil die Thrazier — Bären waren, nicht, weil Er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine Schottische Sackpfeife die guten Seelen von Tahiti in Entzücken setzt.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat und doch fast immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leser selbst machen; wenn's ihm beliebt. Unser eignes Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thrazier und Abderiten sind: aber wenn wir's in diesem einzigen Punkte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freilich auch für den größten Theil unsrer poetischen Sackpfeifer sein.

12. Kapitel.

Wie ganz Abdera von Verwunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu starren wurde. Filosofisch-kritischer Versuch über diese seltsame Art von Frenesie, welche bei den Alten insgemein die Abderitische Krankheit genannt wird, — den Geschichtsschreibern ergebenst zugeeignet.

Als der Vorhang gefallen war, sahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug' und Mund nach dem Schauplatze hin; und so groß war ihre Verzückung, daß sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: Wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaßen; sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Salabanda und Onolaus (die bei der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen) nicht eilends diesem Mangel abgeholfen und dadurch ihren Mitbürgern die Beschämung erspart hätten, gerade zum erstenmale, wo sie wirklich Ursache dazu hatten, nicht geklascht zu haben. Aber dafür brachten sie auch das Versäumte mit Wucher ein. Denn so bald der Anfang gemacht war, wurde so laut und lange geklatscht, bis kein Mensch mehr seine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pausirten einen Augenblick, und fingen dann wieder desto stärker an, bis sie von andern, die inzwischen ausgeruht hatten, wieder abgelöst wurden.

Es blieb nicht bei diesem lärmenden Ausbruch ihres Beifalls. Die guten Abderiten waren so voll von dem, was sie gehört und gesehen hatten, daß sie sich genöthigt fanden, ihrer Ueberfüllung noch auf andere Weise Luft zu machen. Verschiedene blieben im nach Hause gehen auf öffentlicher Straße stehen, und deklamirten überlaut die Stellen des Stücks, wovon sie am stärksten gerührt worden waren. Andre, bei denen die Leidenschaft so hoch gestiegen war, daß sie singen mußten, fingen zu singen an, und wiederholten wohl oder übel, was sie von den schönsten Arien im Gedächtniß behalten hatten. Unvermerkt wurde (wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt) der Paroxismus allgemein; eine Fee schien ihren Stab über Abdera ausgestreckt, und alle seine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte sprach, sang, trällerte, leierte und pfiff, wachend und schlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die große Arie — O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor u. s. w. und sie wurde so lange gesungen, bis von der ursprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksbursche, zu denen sie endlich herab sank, sie bei Nacht auf der Straße nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie so viele andre, die uns von den Weisen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht praktikabel ist, so würden wir eilen was wir könnten, allen Menschen den Rath zu geben: „niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben." Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber seit mehr als dreißig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an solchen Erzählungen ordentlicher Weise kein Wort wahr ist: und wir wissen uns im ganzen Genste nicht eines einzigen Falles zu besinnen, wo eine Sache, wiewohl sich erst vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von jedem, der sie erzählte, anders, und also (weil doch ein Ding nur auf eine Art wahr ist) von jedem falsch erzählt worden wäre.

Da es diese Bewandtniß mit Dingen hat, die zu unsrer Zeit, an dem Orte unsers Aufenthalts, und beinahe vor unsern sichtlichen Augen geschehen sind: so kann man leicht ermessen, wie es um die historische Treue und Zuverlässigkeit solcher Begebenheiten stehen müsse, die sich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern vorgespiegelt wird. Weiß der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Fortpflanzungsmittel von Tradizionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschene oder ungewaschene Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Uebersetzern, Censoren und Korrektoren u. s. w. durchgebeutelt, gesiegt und gepreßt worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden, ein Gelübde zu thun, keine andere Geschichte zu schreiben, als von Personen, an deren Existenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverlässigkeit — keinem Menschen in der Welt etwas gelegen sein kann.

Was mich zu dieser kleinen Expektorazion veranlaßt, ist gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und mißhandelt worden ist, als ein gutherziger nichts Arges wähnender Leser sich vorstellen kann.

Da ist nun zum Beispiel, dieser Yorick, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Tasche, ja ohne nur ein paar Schuhsohlen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiß wohin? bloß in der Absicht gethan haben, um mit deren Beschreibung ihre Bier- und Tabacksrechnung zu saldiren — ich sage, da ist nun dieser Yorick, der, um ein hübsches Kapitelchen in sein berühmtes Sentimental Journey daraus zu machen, diese nämliche Begebenheit so zubereitet hat, daß sie zwar so wunderbar und abenteuerlich als ein Feenmärchen geworden ist, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und sogar alle Abderitische Familiennähnlichkeit verloren hat.

Man höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt er) war die schändlichste und gottloseste Stadt in ganz Thrazien, wimmelte und brudelte von Giftmischerei, Verschwörungen, Meuchelmord, Schmähschriften, Pasquillen und Tumult. Bei hellem Tage war man seines Lebens nicht sicher, bei Nacht war's noch ärger. Nun begab sich's, (fährt er fort) als der Gräuel aufs höchste gestiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine stärker auf seine Imaginazion als die natürlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!

Alle Welt sprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede des Perseus: O Amor, du der Götter und der Menschen Herrscher! In jeder Gasse von Abdera, in jedem Hause: O Amor, O Amor! — In jedem Munde u. s. w. nichts als: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! Das Feuer griff um sich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete sich der Liebe. Kein Drogist konnte einen Skrupel Nieswurz los werden — kein Waffenschmidt hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu schmieden — Freundschaft und Tugend begegneten sich auf den Gassen — das goldne Alter kehrte zurück, und schwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm sein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe, und setzte sich keusch, und horchte auf den Gesang.

Digitized by Google

In der That ein sehr schönes Kapitelchen! Alle junge Knaben und Mädchen fanden es delicios — „O Amor, Amor! der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!“ — Und daß ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, die beiden Ohren des Königs Midas! der geringste unter euern Haberrohrsängern sich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine stehend zu machen getrauen kann — ein Wunder gewirkt haben soll, das alle Priester, Profeten und Weisen der ganzen Welt mit gesammter Hand nicht im Stande gewesen sind nur ein einzigesmal zu bewirken — das Wunder, eine so schändliche, heillose und gottvergessene Stadt und Republik, wie Abdera gewesen sein soll, auf einmal in ein unschuldiges, liebevolles Arkadien zu verwandeln — das gefällt freilich den gauchhaarigen, empfindsamen, gelbschnäblichen Turteltäubchen und Turteltaubern! Nur Schade, wie gesagt, daß am ganzen Histörchen, so wie es Bruder Yorick erzählt, kein wahres Wort ist.

Das ganze Geheimniß ist: der wunderliche Mensch war verliebt als er sich das alles einbildete; und so schrieb er (wie es jedem ehrlichen Amoroso und Virtuoso, Steckenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles was er sich einbildete für Wahrheit hin. Nur ists nicht hübsch an ihm, daß er — um seinem Leibgötzen und Fetisch, Amor, ein desto größeres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das ärgste nachsagt, was sich von Menschen denken und sagen läßt. Aber das ganze Griechische und Römische Alterthum soll auftreten und zeugen, ob jemals so etwas auf die guten Leute gebracht worden sei! Sie hatten freilich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken; und was man im eigentlichsten Verstande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache gewesen: aber ihre Stadt deßwegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreiheit, die (so einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugestehen will) doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samosate, im Eingang seines berühmten Büchleins, wie man die Geschichte schreiben müßte — wenn man könnte, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl mit seiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als Yorick. Er muß, wie es scheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der seltsamen Schwärmerei, die sich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daß man zuletzt genöthigt war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Geleis setzen möchte — Und nun sehe man einmal, wie der Mann das alles durcheinander wirft! „Der Komödiant Archelaus (der damals so viel war, als wenn man bei uns Brockmann, oder Schröter, oder der deutsche Garrick sagt) — dieser Archelaus kam in den Tagen des Königs Lysimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein außerordentlich heißer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin schon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein starkes Fieber aus der Komödie nach Hause. Am siebenten Tage brach sich bei den meisten die Krankheit entweder durch heftiges Nasenbluten, oder einen starken Schweiß; hingegen blieb ihnen eine seltsame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbei war, überfiel sie allesammt ein unwiderstehlicher Drang, tragische Verse zu deklamiren. Sie sprachen in lauter Jamben, schrieen wo sie standen und gingen, aus vollem Halse ganze Tiraden aus der Andromeda daher, sangen den Monolog des Perseus“ u. s. w.

Lucian, nach seiner spöttischen Art, machte sich sehr lustig mit der Vorstellung, wie närrisch es ausgesehen haben müsse, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom siebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu sehen, die aus allen ihren Leibeskräften: Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! u. s. w. gesungen, und er versichert, diese Epidemie habe so lange gedauert, bis der Winter und eine große eingefallene Kälte dem Unwesen endlich ein Ende gemacht.

Man muß gestehen, Lucians Art den Hergang zu erzählen, hat vor der Yorickschen vieles voraus. Denn so seltsam dieses Abderitische Fieber scheinen mag, so werden doch alle Aerzte gestehen, daß es wenigstens möglich, und alle Dichter, daß es charaktermäßig ist. Es gilt also davon, was die Italiäner zu sagen pflegen: Se non è vero, è ben trovato. Aber wahr ist's freilich nicht, wie schon aus dem einzigen Umstand erhellt, da um die Zeit, da sich diese Begebenheit in Abdera zugetragen haben soll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten schon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröschen und Ratten überlassen hatten.

Kurz, die Sache begab sich — wie wir sie erzählt haben: und wenn man den Paroxismus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will; so war es wenigstens von keiner andern Art als das Schauspielfieber, womit wir bis auf diesen Tag manche Städte unsers werthen Deutschen Vaterlandes behaftet sehen. Das Uebel lag nicht sowohl im Blute, als in der Abderitheit der guten Leute überhaupt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß es bei einigen, bei denen es mehr Zunder und Nahrung als bei andern finden mochte, ernsthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen; woraus denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entstanden sein mag, die ganze Sache für eine Art von bitzigem Fieber zu halten. Zum Glück befand sich Hippokrates noch in der Nähe: und da er die Natur der Abderiten schon ziemlich kennen gelernt hatte; so setzten etliche Zentner Nieswurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — das ist, die Abderiten hörten auf: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! zu singen, und waren nun sammt und sonders wieder — so weise als zuvor.

Zwei Göttergespräche.

I.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade als wenn ein Chaldäischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist es eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtiget haben!

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewisser Maßen für den Stifter der altrömischen Religion gelten kann, so war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Policirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte; indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der gröbsten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Vorältern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbolen der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letzten Vorstellung wenigstens, nicht sehr

Digitized by Google

irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Fidiasse und Allamenen im Kazium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas andres gehalten hast als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Lust, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeßliche Ganze zu sein angefangen hatte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympische Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufgestellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdenbewohner ging unter diesen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmählich wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größtentheils in Wäldern und Hölen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenen Menschenrasse bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthiget, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Ankunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßern Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu den Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte; —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, das etwas nicht erfolgt, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß!

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen; — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Freiheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Mährchen gefallen lassen, womit die Poeten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehört hat! Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist dran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als sie empfänglich sind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erscheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zukommt? Oder kennest du ihn schon etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt an eurer Unterre-

Digitized by Google

dung Theil zu nehmen? Ich gestehe, daß sie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupiter (für sich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt also schon wovon wir sprachen?

Der Unbek. Ich besitze die Gabe zu sein wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit suchen, da ermangele ich selten, sichtbar oder unsichtbar, der dritte zu sein.

Numa (den Kopf ein wenig schüttelnd). Ein sonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es deine Bekanntschaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommst?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir sprachen blos von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkt richtig gesehen werden.

Numa. Und der ist? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leise zu Numa). Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennst also das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennst du seinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt ist, und der sich alles nähert.

Numa. Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

Der Unbek. Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einsenkung in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfalscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt sich hören!

Numa. Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft besprachen? die große Katastrofe, die in diesen Tagen alles, was dem Menschengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoß, um ein altes, übel zusammengefügtes, durchaus morsches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

Numa. Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathsamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsre Filosophen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemaliges Ansehen, sondern sogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Panthеon von so großem Umfang und von so künstlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich sein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du, daß in einer Sache von so großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

Numa. Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch ihr Loos sein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniß und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber sind?

Jupiter. Du liebest die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird sie in den Besitz der Freiheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniß der Glückseligkeit ist; denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Sätze dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins ist. Sobald du mir die Nachricht bringen wirst, daß die albernen Leute da unten, seitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Vorältern, bessere Menschen geworden sind, als ihre Vorältern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menschen war zu groß, als daß selbst die außerordentlichsten Anstalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur dünkt mich, sei damit nicht mehr gesagt, als wenn du sagtest: sobald alle Menschen weise und gut sein werden, werden sie aufhören thöricht und verkehrt zu sein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen sein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsätzlich verschließen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weisen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Bist du in die Mysterien zu Eleusis inizüret?

Der Unbek. Ich kenne sie so gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt sein, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben. —

Jupiter. Du scheinst mir ein großer Menschenfreund zu sein: weißt du etwas wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Mystagogen zu Eleusis versprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das ist mehr, als du oder ich zu leisten vermöchten.

Der Unbek. Du hast es nie versucht, Jupiter.

Jupiter. Wer spricht gern von seinen Verdiensten? Indessen kannst du leicht ermessen, daß ich zu der Ehre, die mir von so vielen großen und wohl policirten Völkern seit einigen Jahrtausenden erwiesen wird, nicht gekommen sein kann, ohne etwas um sie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag schon lange sein! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel heilbringendes thun. Ich gestehe, daß es mir sauer geworden ist.

Jupiter. Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerei, die sich selbst für andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer konnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken, als sie werth sind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe, daß ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das ist es eben was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

Der Unbek. Du sprichst, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen großen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihn; dein weitsehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben damit zu

Digitized by Google

Stunde zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mirs nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? (Lachend.) Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue, bessere Gestalt geben, das Modell dazu ist da, — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbek. Der Lehm, — um bei deinem Gleichnisse zu bleiben — ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit! — Nun ja! man hofft immer das beste von der Zeit! wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbek. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiteten die Hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister gegen das deinige!

Der Unbek. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachse; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Uebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlecht wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger ist — an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, daß die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbek. Alle diese Uebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zum Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist: es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel blos dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (ein wenig verdrießlich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das beste ist, das wir unsterblich sind, und also die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbek. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist, — daß es keinen andern gibt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise, und, wie sie im Besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was sagst du dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

II.

Jupiter (halb sitzend, halb liegend, auf einem mit Rosen bestreueten Ruhebette). Juno (zu seinen Füßen sitzend).

Jupiter. Und dieß ist alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundsätze kenne, so wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke meinst du, ich neige mich stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch blos darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig: die Reihe ist nun an den Völkern, und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude daran haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksale zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegirten un-

Digitized by Google

vermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts besseres zu sein.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Producte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eigenen Beinen stehen können. Mein Amt ist, niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dieß ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig, und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind,

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Epaminondasse und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir andern Achaier:
Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist: aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respectiren müssen. —

Jupiter (etwas bitzig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respectiren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen die Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären!

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen, — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist eben was wir verhindern müssen, Jupiter! oder wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einstele eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehest?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Menschen, und — (Etwas leise.) — die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß sein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Deputirten-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

Digitized by Google

Jupiter (äußerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des Delfischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein."

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maaß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selber vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so versprech' ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden sein.

Aus Johanna Gray
oder
der Triumph der Religion.

Trauerspiel von Wieland.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney.

Schon lange hallt das Inn're des Palastes
Von klagendem Getön. — Des Königs Schicksal
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch seh ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter,
Und Guilford's Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Botschaft!

Lady Johanna.

Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute Sidney,
O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney,
O! misch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney.

Gott! welch' ein Schlag! Weh uns! — O Gott wie schwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

Lady Johanna.

Einer solchen Tugend
War diese Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärk'res Recht an ihm zurückgefordert.

Sidney.

Zu früh'! Ach allzufrüh, o theurer Jüngling
Eilst du zurück, die Himmelsluft zu athmen
Wo du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus deinem hulderfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,
Der Tyrannei, der Todesscenen müde,
Ermüdet zwischen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen,
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward!
Fliehst du von uns? Eh' deines Volkes Glück,
Dich mit dem süßen, schönsten aller Namen,
Dem Namen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternamen, krönte?

Lady Johanna.

Dieß, Freundin, dieß durchbohret mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so scharf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,
Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren hast.
O! große Thaten, werth des Nachruhms, werth
Von künft'gen Aeltern nachgeahmt zu werden,
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhab'ne Muster, hat sein früher Tod
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist, des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten;
Wie Herkules verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein inneres immer waches Ohr
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!

Digitized by Google

Gefühlvoll für die Leiden seiner Brüder,
Von Sehnsucht glühend Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Bosheit streng;
Wie sanft, wie frei von Stolz und eitler Selbstheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn sie ihn bestrafte —
O mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Ist's möglich, bist du alles, was von ihm
Mir übrig ist? O flieh! du täuschest mich
Ihn mir so lebend, so mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln seiner holden Augen
Stets vorzustellen — Theurer Jüngling! Nimmer
Ach! Nimmer werden diese holden Augen
Auf die Gespielin deiner Kindheit lächeln!
Nie wird mich deiner Stimme süßer Ton
Bei'm Namen rufen? Nimmer werden uns
Bei deines Platon's göttlichen Gesprächen
Die Winterstunden zu Minuten werden!
Ist's möglich, kannst du mich zurücke lassen,
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läßt du mich
Zu deinen anverwandten Engeln eilend?

Sidney.

Gerecht sind Deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird sie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die schwarze Stunde
Da Edward starb, ist England's Todesstunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freiheit stirbt mit ihm, die nun so lange
Aus Griechenland's und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion sich eine Zuflucht suchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tigers Rachen,
Zu athmen anfing, unter Edward's Schutz
Die erste goldne Zeit der Christen hoffte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade seines Meisters ging,
Da Unschuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe
Das Merkmal war, woran man Christen kannte?
Ach! jede Hoffnung beff'rer Zeiten sinkt
In Edward's Grab! und welche Schreckgestalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o schrecklicher Gedanke!
Verschlingt die Erde, bebend vor Entsetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen sprudelt.
Maria leiht der priesterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten, unbewehrten Unschuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unsrer nicht erbarmest,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabsteigt,
Der treue Schutzgeist seines Volks zu bleiben!

Lady Johanna.

Er wird, er wird es sein! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren ersten Säugling
Als Edwards Herz für sein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in seiner Brust,
Die nach der Reinigung der Kirche seufzten,
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand schon angelegt. Nur die Erinnerung
An sie hielt seine Lust zum Sterben auf.
In dieser Nacht, da schon sein Geist im Eingang
Des Himmels schwebte, naht ich unbemerkt,
Bei'm düstern Schein der Lampe seinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und sagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunst seines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den starren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Brust
Wie Pfeile drangen. „Gott, (so hauchte sich
Die heil'ge Seele aus) nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O! meine Seele
Lechzt lange schon dein Angesicht zu schauen!
Du, Vater, weißest es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu sein! Und doch, um derer willen
Die du erwählt hast, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht ist,
Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, sondern deiner
Geschehe!" Hier schwieg sein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in namenloser Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edward's letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel steigen.
Zwar Edward starb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tausend Mittel uns zu retten übrig.

Lady Johanna.

Die Wege Gottes sind dem blöden Menschen
Geheimniß, die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unsre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt sind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreißen! — Edward's Krone
Fällt nach dem Reichsgesetz, und Heinrich's letztem Willen
Jetzt auf Marien's Haupt. Die Stund' ist da,
Auf welche sie ihr racheschnaubend Herz
So lang vertröstete, die Stund' ist da,
Nach der sich Rom und seine Priester sehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weissagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Priestern, die mit räuberischer Faust
Den Donner Gottes schleudern rings umgeben,
Wird sie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenschädel gründen, und den Himmel
Und Rom's erzürntes Haupt mit Menschenopfern
Versöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andere, deren tief versteckte Bosheit
Zu Edward's Zeit sich in Verstellung hüllte,
Stehn schon bereit, den Gott der sanften Liebe
In ihrer heuchlerischen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach! die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen, verliert sich in der Menge
Der falschen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig sind,
Dem zuzurauschen, den das Glück begünstigt.
O England, o zu früh verwaiste Kirche!
So kürzlich erst gepflanzt! jetzt schon im Keime
Von strenger Gluth versengt! O kleine Schaar
Der ersten schwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein schwesterliches Herz,
Für euch thränt unversiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menschlichkeit; er fordert nicht
Daß wir gefühllos seiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzessin, Deine Klagen
Und den gerechtsten Schmerz mit Dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwischen Furcht und Hoffnung
Erwartend schwebt, ihr Schicksal anzukünden.

Zweite Scene.

Lady Johanna. Lord Guilford.

Lady Johanna.

O Guilford! komm! und mische Deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieser Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief sind wir der schönsten Morgenröthe
Des Glücks entstürzt! — O wie ist um mich her
Die Welt zerstört! — Wie schwarz das Licht der Sonne!
Die Sphären stehen! Stumme Todesstille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, Du allein
Bist mir noch übrig, (letzter Trost im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungetadelt
Und ungestört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! Du, — wo sind' ich einen Namen,
Der Deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du schönste, reinste Seele, die sich je
In Engelsbildung dieser Erde zeigte,
Ersinke nicht den Leiden, die Dein zartes Herz
Zerreißen! Zage nicht, Du meines Lebens Wonne. Noch
Ist alles nicht verloren; noch ist Hoffnung da.
Dein Vater, dessen fromme Redlichkeit
Und sanfte Güte jedes Herz schon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater; und viel and're
Der Edelsten des Reiches, deren Ansehn,
Von Macht und Gunst des Volkes unterstützt,
Marien's Anhang leicht zur Erde drückt,
Die Alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

Digitized by Google

Lady Johanna.

O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menschen, deren Kraft ein Schatten ist,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom schwächsten Stoße fallen!
Dort über uns — schau durch die Wolken auf,
Die unserm Blick die sel'ge Aussicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie schaut auf uns herab! Sie lenkt, sie ordnet alles!
Nur der Gedank' an sie — hält meine Seel' empor,
Daß sie nicht ganz ersinkt!

Lord Guilford.

Vertraue nur,
Du schöne Heilige! vertraue Du
Der Vorsicht, die Du glaubst, und deren Macht und Güte
Gleich unbekränzt, gleich unaufhaltbar ist.
Sie wird uns retten! Aber sie gebraucht
Zu ihren unsichtbaren Thaten stets,
Die sichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menschen Arm, und Witz und Leidenschaften.
Sie wird die Helden, die sich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht!
Mit Klugheit und mit starkem Muth begeistern.
Der Rath versammelt sich. Den Augenblick,
Da ich hierherging, sah ich meinen Vater
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken schienen, Hand in Hand
Mit Deinem Vater zur Versammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leis' am Hof umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern, — Edward habe,
In seinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unser Wohl, ein Testament verlassen,
Wodurch die römischdenkende Maria,
Vom Throne ausgeschlossen sei. Ist dieß,
So hat des besten Königs früher Tod
Die Aussicht einer bessern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freiheit schmachtet,
So kann Dein Guilford, der in Dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frei, noch glücklich sein.

Lady Johanna.

Was Du mir sagtest, ist mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrich's letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien gibt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuern Eides brechen,
Wodurch sie sich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns sichtbar ward, des Vaters Angedenken
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.

Auch mir ist ein Geheimniß was ich seh',
Und was ich hör', und was mein Herz mir weissagt.
Doch bald — (Ein Offizier erscheint.)

Der Offizier.

Lord Guilford, der Senat erwartet Dich.

Guilford,

(zum Offizier, der wieder sich entfernt).

Gut!
(Zu Lady Johanna.)
Nun wird Alles sich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich stahl den Augenblick
Nur, Theu'rste, Dich zu sehen, und Deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt sind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt England's Schicksal und das unsrige.
Die Feinde schlummern nicht — Ich eile, desto bälder
Zu Dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna.

Ein guter Engel leite Deine Tritte!

Dritte Scene.

Lady Johanna (allein).

Indessen, daß die Weisen, daß die Väter
Des Reiches sich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz so feurig
Für England's Glück, für's allgemeine Wohl
Der Menschen schlägt! — Was kann ich thun? — Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich selbst vergessen!
Nur einsam weinen, und, die schwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menschen Vater! —
Komm! stille Ruh, komm süße Einsamkeit,
Umschatte mich! O kommt, geliebte Bilder
Von Tod und sanfter Ruh im stillen Grabe,
Und vom Triumph der fesselfreien Seele,
Die sich dem Staub entschwingt! Nur ihr allein
Besänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den Kummer
In schlummerndes Vergessen einzuwiegen!

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Northumberland (allein).

Wenn nicht das Schicksal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig ist, mein Werk zerstört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einsam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betrügt, verläßt — so trennt mich nur ein Schritt
Vom höchsten Gipfel, den der Stolz der Menschen
Erstreben kann! — Wie günstig fügt sich Alles
Nach meinem Wunsch! — Durch seiner Tochter Band
Mit meinem Sohn, ist Suffolk's Ansehn mein!
Das Volk ist mein durch Guilford. Wie bequem
Erblaßt der junge Fürst! Sein letzter Wille,
Beschworen von den Mächtigsten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Ansehn zwang,
Schließt Heinrich's ältste Tochter von der Krone
Auf ewig aus, und gibt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Marien's Anhang darf, durch diesen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, sein bestürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und seine Fesseln hasset,
Nach Freiheit seufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edward's Hand empfangen,
Die ihm so ähnlich ist, — die er so zärtlich,
Wie seine Schwester liebte, deren Tugend
So viel verspricht! Ja Alles, Alles stimmt
In meine Absicht ein! — O! Welche Aussicht
Umglänzt mich. — Zwar mußt' ich sie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch, verschließe dich
In meine Brust, verderbliches Geheimniß,
Und ruh' auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie ist es selbst!
Wie schön, wie unschuldsvoll! Wie malt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth ist sie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

Zweite Scene.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland.

Komm, meine Tochter, laß mich Dich umarmen,
Zum letzten Mal Dich mit dem süßen Namen
Begrüßen, der —

Lady Johanna.

Was sagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mal? —

Northumberland.

So will die Pflicht es künftig!
Johanna, fasse Dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürsten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, dessen Feierlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — Dich — zur Königin der Briten.

Lady Johanna.

Mich? Mylord! — hör' ich recht? Ist's Guilford's Vater
Der mit mir spricht? — Ist's möglich? Kann er wohl
In dieser ernsten Stunde, da der Himmel
Durch Edward's frühen Tod Britannien
Das Todesurtheil spricht, — in dieser Stunde,
Da jeder weint, dem in der Brust ein Funke
Von Tugend glüht; da namenloses Elend
Auf unsre Scheitel hängt, kann Guilford's Vater
Mit seiner leidenden Johanna scherzen?

Digitized by Google

Northumberland.
Mich wundert nicht, daß solch ein Wechsel Dir
Unglaublich scheint! Daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraschtes Herz, von tausend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuschung hält! Doch ferne sei von mir
In dieser ernsten feierlichen Stunde,
Die unsern Thränen um den besten König,
Die England's Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt ist, gedankenlos zu scherzen!
Nichts ist gewisser, als daß Dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk ersehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna.
Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland.
Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird Dein Vater,
Und Guilford, und der glänzende Senat
Britanniens, zu Deinen Füßen liegend,
Dich überzeugen! — Fasse Dich, Johanna!
Sei Deiner würdig! Sei des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er Dir geben kann,
Von Dir empfängt. Fließt nicht das reinste Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edward's Statt sie zu beglücken,
Als Dich, in deren Brust der gleiche Geist
Der Tugend und der Menschenliebe athmet?

Lady Johanna.
Wie soll — wie kann ich sagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, so versagt die Zunge mir
Sie auszusprechen. — O wie konnt' in Edward's Herz,
Wie konnt' in Euers, Mylord, ein Gedanke
Wie dieser kommen? — Ich erröth' und zittre
Es Euch zu sagen — Nein, ich faß' es nicht,
Wie Eure Klugheit, Euer langgeübter,
Erfahrner Geist Euch so verlassen konnte!
— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend die Bestürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs sein Vaterland
Zurückzureißen, kann den Weisesten
Zu einem Anschlag treiben, den die Klugheit,
Bei kälter'm Blute, unterdrücken würde!
Doch, sagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt zürnen,
Wenn, statt der Erbin, die das Reichsgesetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter
Und Schwester seiner Könige, ich, Suffolk's Tochter,
Geboren zum Privatstand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muß nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partei
So zahlreich und so mächtig wie sie ist,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrich's, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, sie werde keine Freunde finden,
Die sich für sie bewaffnen? Und nicht nur
Für sie, für die verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgesetze, die der Brite
Als das Palladion seiner Freiheit ehrt!
Wird Oestreich's Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Philipp, dessen unbegrenzter Zepter
Die beiden Indien schreckt, der Bräutigam,
Den das Gerüchte der Prinzessin gibt,
Sich säumen, ihr gekränktes Recht zu schützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein schwaches, unerfahrnes, junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland.
— Meine theure Tochter!
Ich ließ Dich ungehindert Alles sagen,
Was, wider unser Hoffen, Deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geist, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geschlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir sie fähig glauben,
Der herrlichsten Bestimmung sich zu weigern,
Wozu der Himmel Menschen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne diesen Kleinmuth!
Schwing über diese weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was Dein Herz,
Dein Vaterland, Dein Glaube von Dir fordert.
Geziemt's der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,
Die ihrem Laufe trotzen, sich zu scheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerschreckt durch dräuende Tyrannen,
Für Freiheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der sie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgestalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was Dein Edward selbst
Dir sterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der britische Senat, durch sie das Volk
Dir aufträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle diese Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geschöpfe Deiner Phantasie,
Die noch von Edward's Tod erschüttert ist.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Ist größer als Du denkst. Wer Freiheit liebt,
Wer Rom verabscheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurst seiner Mönche haßt,
(Und, o! wer haßt sie nicht!) die Alle sind
Mit uns vereint. Maria ist im Auge
Des Volks nicht Heinrich's ältste Tochter, nein!
Nur eine Sklavin Rom's, nur Philipp's Braut.
Wem in der Brust ein britisch Herz noch schlägt,
O! dem empört in jeder Ader sich
Das Blut, vom Schatten des Gedankens schon,
Sein freies Haupt in's abgeworfne Joch
Des stolzen Rom's zurück zu schmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird Dich als einen sichtbar'n Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugesandt.

Lady Johanna.
Ach! Wollte Gott, es wär' in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber diese Macht,
Gab mir der Himmel nicht! Er haßt die falsche Weisheit,
Die ungerechte, frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, so lange Heinrich's Töchter
Und Edward's Schwestern leben. —

Northumberland.
Bist Du nicht
Wie sie, von königlichem Blut? — Die Enkelin
Von Heinrich's Schwester? Hat Marien die Geburt
Dem besten Prinzen mehr als Dich genähert,
So macht Dich Deine Tugend, Deine Güte
Zu Edward's Schwester! — Pflegt' er Dich nicht stets
Mit diesem süßen Namen zu benennen?
Verdient die stolze, grausame Maria,
In deren Brust nur Gift und Rachsucht kocht,
Bei der die Aussprüch' eines finstern Mönch's
Orakel sind, sie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürsten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu suchen
Und, gleich der Gottheit, weis' und gut zu sein —
Verdient sie mehr als Du, die Edward's Geist und Herz
Uns wieder gibt, den Namen seiner Schwester?

Lady Johanna.
Dieß Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonst süß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr schmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es sei! — Doch Alles, was Euch wider sie
Empört, gibt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorsicht durch verderbte Fürsten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen strafen,
So thut sie nichts, als was wir längst verdient,
Sie züchtigt uns durch unsre eignen Laster,
Die Fürsten sind nur schlimm, weil wir es sind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sclaven sind es, die Tyrannen machen.

Northumberland.
Ach! meine Tochter! wie betrügest Du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegsamkeit — Doch nein, Du wirst Dich fassen!
Ein wenig Zeit und reifre Ueberlegung
Wird Deine Zweifel heben.
(Er sieht sich um, und sieht von Ferne Lady Suffolk sich nähern.)
Wie erwünscht
Kommt Deine Mutter! welch' Entzücken schimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet besser

Digitized by Google

Als Du, den Werth der angebotnen Krone,
Ihr überlaß ich Dich —

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk.

O meine Tochter,
O Du, mein Stolz, mein Kleinod! meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunst an mein Mutterherz Dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest Du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude —
Du weinst, mein Kind? —

Lady Johanna.

Ach meine Mutter!

Lady Suffolk.

— Wie?
Du weißt, Johanna, welch' ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann England's Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ird'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu Deinen Füßen,
Kann die Gewalt, Glückselige zu machen,
Und unter allen selbst die Glücklichste zu sein,
Dein Auge nicht entwölken? — Edward's Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von Deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß dich ganz den reizerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er Dir, und uns
Durch Dich, vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm, noch
In seiner letzten feierlichsten Stunde
Des Himmels großen Rathschluß in die Lippen hauchte
Zur Erbin seines Throns Dich zu erklären!

Lady Johanna.

Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen!
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie soll ich das,
Was ich empfinde, nennen? Diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschüttern?
O Edward, du bist glücklich! —

Lady Suffolk.

Ohne Zweifel
Genießt er jetzt das reine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, Dein Edward selbst
Bestimmt' es Dir! — Kann der Gedank' allein
Es Dir nicht schätzbar machen?

Lady Johanna.

Eben dieß
Mehrt meine Zweifel! — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling in der letzten Stunde,
Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick! Wie kann ich's glauben?
Er liebte mich; er pflegte seiner Seele
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooß zu schütten.
Warum verbarg er mir doch ein Geheimniß,
Das mich so nah betraf? und ein Geheimniß,
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nacht
Bei seinem Lager? Faßten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer auf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bei, —
Ich ward einmal von ihm hinweggerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So schien sein brennend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hand,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln! — Ach, so war es dieß,
Was du mir sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —

Lady Suffolk.

Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfern' ihr Angedenken
Aus Deinem Geist! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar macht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen Aller, die Dich sahen,
Dich über Dein Geschlecht erhoben?
Jetzt fordert Dich der Ruf des Himmels auf,
Vor'm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sei freudig was er Dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Briten!

Lady Johanna.

Wie gern versprechen wir doch unsern Wünschen
Des Himmels Beifall! — Doch! wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter sein,
Eh' mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.

Deine Mutter!
Und stolzer auf den Titel Deiner Mutter,
Als auf den Ruhm, die glänzendste Monarchin
Der ganzen Welt zu sein! — Ja, liebstes Kind!
Mit Lust entsag' ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl' ich mir die Dunkelheit,
Nur Dich, den holden Liebling meines Herzens,
Erhöht zu sehn! Welch' ein Triumph für mich,
Dich auf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nationen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die Du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die Dich gebar, die Brust, die Dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bei dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

Lady Johanna.

Ach! das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O! warum kann ich nicht —

Lady Suffolk.

Nichts mehr, mein Kind! — Ich sehe, wie gerührt Du bist
Ich will Dich jetzt verlassen — Einsamkeit
Und stille Ueberlegung wird Dich bald
Zu einem Schluß, der Deiner werth ist, bringen!

Vierte Scene.

Lady Johanna (allein).

Wie klopft mein Herz! — Wie taumeln durch mein Haupt
In inner'm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die Deinen brechen! sahn das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf Deinem bleichen Angesicht zurückließ.
Bald folg' ich Dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die Dein Haupt jetzt unverwelklich schmückt,
Der werth zu sein, ist Alles, was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reizende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! — Ach! Wie oft, wie oft war dieß
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht,
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt' es wahr sein? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem großen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilford's Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edward's Wille sei
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
In's Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein!
Du täuschest mich! Ein ungerechter Rath
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Britanniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze?
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die große Pflicht
Für's Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand

Digitized by Google

Mein ungewisses Herz! — Wer führet mich
Aus diesem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geschöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leisen Warnung folgen, die mein Geist
Stets in sich hört, der Stimme des Gewissens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Ja! Ja! Ich folge Dir! Du bist
Die Stimme Gottes! Kein Phantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falscher Schlüsse
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(Sie sieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel! stärke mich!

Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford. Lady Johanna.

Suffolk.
Ist Dein Entschluß
Wie ihn die Pflicht und unsre Liebe wünschet,
So laß, Johanna, Deinen alten Vater,
Und Guilford, der Dein ganzes Herz verdient,
Die ersten sein, die das erwünschte Ja
Von Deinen Lippen hören! Wie? Du zögerst noch?
Hat Guilford's Vater Dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung Deines armen Vaterland's
Sie hängt an Deinem Ja! Du kennst, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir schweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen seufzen
Nach einer Fürstin, die das große Werk,
Das Edward's Frömmigkeit begann, vollende!

Lady Johanna.
Erlaube mir, mein Vater eine Frage!
Ist wirklich sonst kein Weg zu England's Rettung
Als dieser? —

Suffolk.
Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es ist kein andrer Weg zu Englands Rettung!

Lady Johanna.
Und war es Edward selbst, der sterbend mich
Zur Königin erklärt'?

Suffolk.
Er war es selbst!

Lady Johanna.
Er selbst? — So wars in einer bangen Stunde,
Da sein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er that's — vielleicht gezwungen.

Suffolk.
Ja! von der Liebe seines Volk's gezwungen,
Vom Eifer, der in seiner Engelsbrust
Für Gott und seine Wahrheit brannte!
Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falschen Klugheit dieser Welt verschmähte:
Der zwang ihn! — Fühltest Du, was er empfand —

Lady Johanna.
O könnt', o könnte doch mein Blut Dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh sollt' es für dich
Aus jeder Ader sprudeln! — Du, Allwissender,
Du bist mein Zeuge! —

Lord Guilford.
— Erlaube, Theuerste,
Erlaube dem, der Deine Seele liebt,
Den rühmlichen Versuch, Dich zu erbitten!
Doch nein! Dein Guilford haßt, verschmäht den Zweifel
An deiner Großmuth! Niemals liebt' ich Dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemals schienst Du mir
Bewundernswerther als in dieser großen Stunde!
Aus Tugend weigerst Du Dich unsern Wünschen;
Nur eine Heldenseele, wie die Deine,
Ist fähig, Kronen auszuschlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt ist's größre Tugend, jetzt ist's Pflicht
Sie anzunehmen! Laß nicht allzuzarte
Spitzfindige Begriffe Deinen Geist
Zum Nachtheil Deines reinen Herzens, täuschen!
Was einem ganzen Volke, was den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Gesetze
Es Unrecht nennen? Ist das oberste Gesetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna! — ist es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Ueberlaß Dich frei den schönen Trieben
Der Großmuth, und dem sanften Zug der Liebe
Zum menschlichen Geschlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur Dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freiheit schuldig werden!
Wie wird die späte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniß segnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Brust,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die, wie wir,
Sich lieben, alle werden Dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke segnen!

Lady Johanna.
Ach! Guilford! Guilford! —

Lord Guilford.
Sieh Dein Vaterland
In mir zu deinen Füßen. Theures Mädchen!
Du kennst das Elend, das auf alle wartet,
Auf Alle, die die Fesseln Rom's zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bande,
Und Schwert und Flammen sind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grausamkeit
Der Priester schont des schwächeren Geschlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme Dich des namenlosen Elends,
Das Rach' und Blutdurst Deinem Volke bräut!
Erbarme Dich —

Suffolk.
Soll Dein Gemahl, Dein Vater,
Dein Vaterland, soll Edward selbst vom Himmel
Vergeblich flehen?

Lady Johanna.
Nein! mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Knie nicht vor mir!
Mein Herz ersinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von Deinem holden Munde
So rührend schallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray
Was Euch gefällt!

Sechste Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

Northumberland.
Die Fürsten Albions
Erwarten sehnlich ihre Königin!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk.
Ja! sie hat gesiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorsams,
Die sie uns schuldig war!

Northumberland.
Hinfür gebührt es uns
In Deinen Winken unsre Pflicht zu lesen.
Heil Dir, Prinzessin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du schönste Blume
Von York's und Lankaster's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Christen
Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken
Gereinigt, siegreich über alle Länder
Erheben soll! Durch deren klugen Zepter
Gesetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne, diese segensreiche Insel
Zur Königin der Erde krönen sollen.
Mein Knie beugt sich zuerst, Dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Lord Guilford.
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Northumberland.
Gefällt es Dir, Prinzessin, den Senat
Durch Deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelsten der Briten
Den Eid der Treue zu empfangen?

Digitized by Google

Dann soll das ganze Volk den theuern Namen hören
Der unsern Enkeln heilig bleiben wird!

Lady Johanna.

Ich folge Dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles Schicksal!
Wie spielst du mit den Menschen! — Diese schnelle
Verwandlung — Doch ich schweige! Höre du,
Der du die Unschuld dieses Herzens kennest,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieser schwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf England's Haupt, ist dein gerechter Zorn
Noch nicht versöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieses unglückselige Land
Zu stürzen? — Gott! So höre mein Gebet!
Verschone seiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein, o Gott!
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

(Geht ab.)

Johann Sebastian Wieland

war Prediger zu Heilbronn und starb um 1660.

Er schrieb:

Der Held von Mitternacht, das ist der allerdurchlauchtigste großmächtigste Fürst und Herr Gustavus Adolphus. Heilbronn, 1633.

ein höchst mittelmäßiges Heldengedicht.

Ludwig Friedrich August Wieland,

Sohn von Christoph Martin Wieland, wurde am 28. October 1777 zu Weimar geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde Doctor der Philosophie und war von 1809—1811 Bibliothekar des Fürsten Esterhazy zu Wien. Er lebte dann später als Privatgelehrter abwechselnd zu Wien, Weimar und Jena, wo er am 12. December 1819 starb.

Er gab heraus:

Die Familie Scharffenstein; Trauerspiel. Zürich, 1802.
Erzählungen; herausgegeben von L. W. Leipzig, 1802—1805. 2 Thle.
Evelina; Drama nach dem Englischen. Braunschw., 1804.
Lustspiele. Braunschweig, 1805.
Die Belagerten; Schauspiel. Wien, 1814.
Mehrere politische Schriften, z. B. der Patriot. Jena, 1808.
Einzelne Abhandlungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

W. hatte von der Natur sehr glückliche Anlagen erhalten, und würde vorzüglich als politischer Schriftsteller Treffliches haben leisten können, wenn ihm ein längeres Leben Reife und Ruhe geschenkt hätte. Seine poetischen Versuche sind dagegen von geringer Bedeutung.

Ludolf Wienbarg

ward 1803 in Altona geboren, studirte zu Kiel und Bonn, erwarb an letzterem Orte die philosophische Doctorwürde und las ein Semester lang in Kiel über Aesthetik und deutsche Literatur. Hierauf ging er nach Frankfurt am Main, um mit Gutzkow die deutsche Revüe zu redigiren. Nach der Proscribirung des Jungen Deutschlands hielt er sich am Rhein auf, lebte dann in Hamburg, an der Börsenhalle und anderweitig vielfach literarisch beschäftigt, und gegenwärtig in Altona, wo er die dortige politische Zeitung „der Altonaer Merkur" redigirt.

Von ihm erschien:

Holland in den Jahren 1831—1832. Hamburg, 1833.
Schilderung von Kopenhagen. Hamburg, 1834.
Tagebuch von Helgoland. Hamburg, 1838.
Aesthetische Feldzüge. Hamburg, 1834.
Die neueste Literatur. Mannheim, 1835; 2. Aufl. Hamburg, 1838.
Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Literatur. Hamburg, 1838.
Die Dramatiker der Jetztzeit. Altona, 1839.
Wanderungen durch den Thierkreis. Hamburg, 1835.
Quadriga. Altona, 1840.
Aufsätze u. s. w. in Journalen u. s. w.

W. hatte sich früher den Bestrebungen des sogenannten jungen Deutschlands angeschlossen, und in dem Sinne dieser Partei, aber doch selbstständig und fast ausschließlich der Kritik sich zuwendend, gewirkt. Jetzt ist er von diesen Männern derjenige, der sich und seiner Sache am treuesten geblieben, indem er überhaupt von vorn herein nur die Sache selbst im Auge hatte und sich nie dazu hergab, sich durch gehässige Persönlichkeiten Geltung bei der Menge zu verschaffen. Er besitzt seltenen Scharfsinn, Klarheit, Reichthum der Gedanken, Feinheit und eine große Eleganz, Anmuth und Gewandtheit der Darstellung. Seine ästhetischen Kritiken werden daher noch bleibenden Werth behalten, wenn andere ähnliche, aber seinem Wesen keineswegs wirklich verwandte Bestrebungen längst vergessen sind.

Goethe und die Welt-Literatur.*)

Wir machen ein Gesetz an die junge Production und an die junge Kritik unserer Zeit, das Moses und die Propheten — Lessing, Herder, Goethe und Schiller in sich befaßt, das nämlich, sich auf den Standpunkt der heutigen Welt-Literatur aufzuschwingen.

Das Wort ist ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetischer Blick Goethe's, der mit halbgebrochnem, strahlenlosem und doch so weitsichtigem Auge in die entstehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinsah. Es ist wahr, der Alte machte in seinen alten Tagen viele steiffeisirte Wörter, viele spröde, brocklichte Zusammensetzungen — dem Alter gehen nicht nur die Haarwurzeln aus, sondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkündete, taufte er ein Riesenkind auf den einzig ihm gebührenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichsam zum Vermächtniß hinterlassen. Wäre das Wort für Naturphilosophie noch nicht erfunden, so müßte man es herbeischaffen; ebenso das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn so zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — stand auf einer hohen Warte, und sah halb behaglichen, halb besorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeschüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, englische und französische Journale, schüttelte manchmal das entlockte Haupt als Minister, wenn er den Byron so verwegen revolutionäre Grundsätze bekennen hörte, glühte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines seiner eigenen Jugend so verwandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuschte. Er erlebte die Anerkennung des Aus-

*) Aus Wienbarg's: „Zur neuesten Literatur." Mannheim, 1835.

Digitized by Google

landes, und vielleicht lag in dieser schmeichelhaften Thatsache ein Grund mehr für ihn, sich in gutes, wenn auch einseitig artistisches Verständniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu setzen, ein Verständniß, das Ludwig Tieck so sehr vermissen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechselverkehr der Literaturen, ihrem günstigen Einfluß auf einander und endlicher Verschmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten seine Brust, und er hatte keine Ahnung von dem schauerlichen Nachteulengekrächze, das Tieck über seinem Grabe erhoben hat.

Goethe war der geborenste Protektor der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachtester Widersacher. Das wollen wir beweisen.

Mag man sagen, Goethe hat die moderne Poesie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeisterung entzog, sie zu ministeriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit, ja vor den Leichenwagen der gesellschaftlichen Entartung spannte — dieses sind nicht allein neueste Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, sondern bereits alte Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgesprochen. Das Wahre davon ist, daß er nur zu treu seiner Neigung und seinem Grundsatze Folge leistete, wonach ihm die Muse nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens erschien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieses schmerzlicher empfunden, als er selbst, daß die höchste Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit seiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloschen war in deutschen Landen; man muß bedauern, daß das gesellschaftliche ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen unwürdig war seines großen dichterischen Genius; man kann sogar in diesem Betracht die Poesielosigkeit eines Wilhelm Meister, der Wahlverwandtschaften u. s. w. eben so thatsächlich nennen, als die Poesielosigkeit jener socialen Zustände, denen diese Dichtungen entkeimten — aber den Grundsatz muß man stehen lassen und seine Neigung darf man nicht schelten. Dieser Grundsatz ist der Stern in der Nacht der Poesie, Goethe's Werke sind Magnetnadeln, die nach diesem Polarstern hindeuten. Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goethe'schen Grundsatz nennen wir das große Goethe'sche Samenkorn, ausgestreuet in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd, in liebender Sehnsucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.

Eben in Folge dieses Grundsatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspension der Poesie. Die Zustände, die zu Goethe's Zeit noch eben vorhielten, sind gänzlich verbraucht, so daß man nur die nackten Nothnägel und Eisenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu sehen bekommt. Die Verwitterung ist allgemein und die einsamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachsen, sind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die schwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben ist gehemmt, und muß einen großen Theil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen. Daraus resultirt die kritisch-negative Richtung unserer Zeit, die noch immer einen überwiegenden Moment der Literatur bildet und die frühern Gestaltungen anathemisirt, ohne mehr als ihr dürftiges religiöses Credtiv vorzeigen zu können. Die Poesie, die nur das Gestaltete liebt und aus diesem Gehalt und Stoff zu höhern Gestaltungen entlehnt, ist gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an sich selber zu verzweifeln. Zwangsweise ist sie vermählt worden mit einem abgelebten Greise, dessen Bett sie entsprang, um den jungen Gegenstand ihrer Sehnsucht aufzusuchen. Wo findet sie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöstem Gewande irrt sie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie fragt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten schlagen sie, und wissen nicht, daß sie ihre künftige Königin schlagen. Und bei Nacht sitzt sie auf in ihrem Kämmerlein und lauscht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt sie und glaubt ihn zu küssen, und wenn sie erwacht und die Augen aufschlägt, zerrauft sie sich das Haar und ist allein. Ach, sie ist viel unglücklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie gesehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm lassen.

In ihrer Verzweiflung ist Ludwig Tieck ihr genaht, ironisch lächelnd, mit flitzbogigem Rücken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter sich den gestiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du bist toll geworden, kreischte er ihr ins Ohr. Du vergiftest dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenschaft, du läufst einem wilden wüsten Gesellen nach, der sich gar nicht um dich kümmert. Du liebst; das ist abgeschmackt. Die Poesie ist da, um sich lieben zu lassen, sie selber liebt Niemand außer sich selbst. Sie bedarf Niemandes und ist allgenügsam gleich Gott. Das siehst du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen schreibe, die durchräuchert sind von Poesie. Aus Ironie und Humor destillire ich den feinsten poetischen Parfüm, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzusprengen. — Die Poesie hörte ihn nicht. Sie schaudert vor der Tieck'schen Ironie und vor dem Tieck'schen Humor. Vernichtung und Wahnsinn sind ihr lieber, als diese greisen Ungethüme. Es giebt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die sie nicht vorzöge dem glänzendsten Loose, das ihr die wollüstige Greisesohnmacht bieten könnte. Spielt sie nicht die kläglichste Rolle, ist ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerrissen, ihr Herz nicht gespalten, ist sie nicht sehr unglücklich? Und dennoch, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn sie auch unsinnig, ihre Hoffnungen, wenn sie auch eitel, oder auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichste Protektor, Tieck der gemachteste Gegner der neuen Literaturrichtung sei, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe sich gewaltig sträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, sobald wir ihm auch den Einfluß aller Consequenzen aufzubürden gedächten. Aber hier ist auch nur vom Prinzip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe selbst über seine jugendlichen Produktionen den Stab gebrochen und namentlich den Faust auf die kühlste Weise verläugnet und ihn halb zum Verbrechen angerechnet, daß er einmal in seiner Jugend so tollkühn war, daß Feuer der Poesie vom Himmel zu holen und so unvorsichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ sich nicht irre machen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie berief sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieser Production, von unübersehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die seit Shakspeare's Tode preßhafte Poesie ihrem Busen Luft und offenbarte ihr stürmisches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantasterei von ihr in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe sie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philistern Deutschlands, da wußte sie sich nicht zu lassen vor Angst und flüchtete sich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unsägliches Weh dem alten blinden Harfenspieler, der wie Shakspeare's zürnender Schatten, Gespenst des Goethe'schen Gewissens, finster und traurig in Wilhelm Meisters Lehrjahren umschleicht. Ist es euch nicht immer aufgestoßen als Räthsel und ganz befremdlicher Widerspruch, daß dieses süße tiefpoetische Kind sich an den poesielosesten Kaufmannssohn hängen und für ihn eine heftig schmerzliche krankhaft-sehnsüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieser Wilhelm Meister ist dasjenige Geschöpf, das übrig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die schaffende Seele der Poesie genommen. Diese Seele haucht er Mignon ein, die als eine geisterhafte Erscheinung aus dem Lande der Poesie herüberschwebt, um ihren abtrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantische Heimath. Mignon, die das ewige Lied der Sehnsucht singt, daß sie auf sein brutales Verlangen in guter Gesellschaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfassen und lieben darf, ohne sein eignes Treiben zu verachten, und den Roman abgeschmackt zu finden, dessen Held er ist, Mignon, deren Herz bricht über seine vornehmen Liebeleien und die erst im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose auf der Brust, sein Gemüth erschüttert und den vollen Gedanken an ihre Unersetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe fast in allen seinen Dramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poesie einhaucht und das Märtyrerthum der Poesie überträgt. Selten sind die Männer, Gegenstände ihrer Liebe und Aufopferung, derselben werth. Freilich ist Menzel, der sonst so kluge Menzel, überall in Goethe so verirrt, daß er ihm in dieser Hinsicht den Vorwurf wollüstiger Grausamkeit macht, durch welche von ihm das edelste weibliche Wesen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Gesichtspunkt theilen, der ein hohes Genie so fratzenhaft zusammenschrumpfen macht und uns vom Kolosse nur die dickverkürzten Beine zeigt. Wir bekennen uns zu einer ganz verschiedenen Ansicht und wiederholen dieselbe, indem wir uns also fassen: Goethe erniedrigte die Poesie, indem er sie zur Begleiterin der Trivialität machte. In diesem Verstand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer sich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel,

Digitized by Google

daß er zur Poesie gerechnet wird, oder die Poesie, daß sie zum Adel gehören soll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poesie in Deutschland einen erhabenen Charakter andichten können, ihr Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In diesem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schicksal hätte sich an ihm vergriffen, als es seiner einzigen Naivetät den Wendepunkt einer Literatur-Epoche anvertraute, wir besäßen zwei Schiller, statt einem, und die sociale Literatur wäre allem Absehen nach um Scott und Byron, Heine und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Destinsschriftsteller gekommen. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er schilderte seine Zeitgenossen. Shakspeare die seinigen. Welch ein Unterschied! Heus! quid vir viro praestat. „Shakspeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüm, und hierin gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus und denen paßt wohl die römische Toga." — Und gegen einen obscuren deutschen Recensenten, der bedauerlich von der Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen classischen Werken genäselt, bedient er sich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schlüssel zum endlichen Verständniß in die Hand geben und die doch endlich dem moralisch-politischen Geschwätz über ihn das Maul stopfen mögen: „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt u. s. w."

Welche von diesen Eigenschaften, die den National-Autor bilden, traf Goethe unter seinen Landsleuten? Verhüllen wir uns die Augen und seufzen: keine. Das mußte die arme Poesie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja selbst als Eleonore in Tasso, die tiefer und tragischer leidet als ihr Dichter, weil sie still leidet. In allen diesen weiblichen Gestalten siehst du die gekreuzigte Poesie mit der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutsche Frauen darob staunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geschlechts die Leidensgeschichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutsche Weib an unsern Erbärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poesie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht gesehen? — Unbegreifliche Liebe, mystische Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlösung — ohne Absehen. —

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal nämlich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare versteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu sein. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorrescirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, gründlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem, das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste. Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetische sociale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmere." Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen." Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positiv vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Princip eines geschichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig regsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes fremdartiges Dasein verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzufragen. Franzosen und Engländer verlangten so hohe Dinge nicht. Sie begnügten sich mit den praktischen Ergebnissen und dem verständig sinnlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. Allein da jedem Leben, das sich erneuern und fortpflanzen soll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein diese schöpferischen Acte ausgehen, so mußte auch durch die französische und englische Geschichte ein höherer Geist unsichtbar hinrau-

Digitized by Google

schen — und dieses Geistes träumerische Geburtsstätte waren die hohen schweigenden Gipfel des germanischen Eichenwaldes. Ohne die deutsche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakspeare, für Frankreich keinen Rousseau, und — Robespierre. Daß man sich Shakspeare nur als Protestant vorstellen könne, hat Goethe klar und schön bewiesen. Daß aber die Vorläufer der französischen Revolution und diese Revolution selbst, den wesentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben so wenig in Abrede gestellt werden. Die französische Revolution, schrieben wir vor kurzem, ist die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einst gewaltsam zum Durchbruch gelangte deutsche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralisirung des Adels und der Kirche, Hypersthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumschränkter herrscht, als sein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um sogleich auf eine Deutschland eigenthümliche innerlich geistige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar schuf sie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdispute, Hexenprozesse, den abscheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geistlose geistliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie nichts als Uebel angestiftet. Allein um diese Zeit streifte sie die schwarzen, schweren ungethümlichen Schuppen von sich ab; und siehe da, nicht Luther der Mönch, sondern der genuine Deutsche kam zum Vorschein, der Deutsche, der seine Prüfungsschule in Heidenthum, Papstthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl seit den Cheruskerkriegen und Herrmannsschlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geistigen Dimensionen um ein erhebliches gewachsen war. Nun traten die interessantesten Zustände ein. Dem glücklich entzückten Deutschen schien alles, was seine Hand berührte, jung, frisch und eben aus der Hand des Schöpfers entlassen. Winkelmann rieb sich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunstantike mit dem schwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopstock, in eine gewisse abstracte Idealität der germanisch-christlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutschen über seinem Messias poetische Christenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Lessing angeleitet, in der abgestäubten Weltgeschichte eine mannichfaltige sich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, stufenweise zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes, zum Bewußtsein menschlicher Würde, zur Humanität emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe stürzte sich Shakspeare in die Arme, der erste Mensch der ihn erkannte, und etwas schuf, worin sein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anschauung, Sprachstudien führten unmittelbar zur Quelle, Uebersetzungen entschädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweise blieb unsern Deutschen fremd. Das eine Volk der Deutschen ward ein viel völkerisches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländische und abendländische Gottheiten versammelten sich in unserm Hain, und die Gebrüder Schlegel schlachteten ganze große kritische Hecatomben und schrieben Literatur-Geschichte mit derselben Andacht, wie Winkelmann Kunstgeschichte. Der Deutsche schöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoesie mit der kristallnen Opferschaale der Humanität. Und nichts schien den Genuß zu trüben. Kein Bodensatz eigener Nationalität befleckte die reingewaschene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeschmack. Alles schmeckte göttlich und das goldene Zeitalter schien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten sich frühzeitig, und just die größten Geister wurden von ihnen befallen. Herder's erhabne Stirn verfinsterte sich. Er schaute über sein Buch hin und suchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die sich ihm erschlossen in der Vergangenheit! und er fand nicht, was er suchte und starb in Mißmuth. Dichter zog sich dieselbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine schwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephistophelischen Blitze und der erhabene Donner des Faust sich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poesie ward es sehr bedenklich und unsicher.

Indem sich nun in diesen wildschönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach ausgefüllterer Gegenwart und nach Zusammenhang zwischen Poesie und Leben darthat, nützte sich eben dieses Leben immer mehr ab. Schiller, dessen Herzlichkeit die Oede desselben unerträglich fiel, suchte Täuschung und fand sie in seinen bewunderten und bewundernswürdigen idealen Dichtungen und philosophischen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir sahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche dasselbe Gefühl der Leere nach erstem Rausche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, sei's sich stolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, diese machten aus der Poesie ein mysteriöses, wundersames, unerhörtes Etwas, das zwischen Himmel und Erde hing wie ein kaum sichtbares phantastisches Spinnengewebe, in dessen Mittelpunkt sie sich selbst versetzten als ironische Kreuzspinnen, dickbäuchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückische, undeutsche Poesie, weil sie gar kein Herz, keinen Ernst und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem schönthat. Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und selbst Hoffmann so viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an seine eigenen Gespenster glaubte.

Wir trauen dem Leser zu, daß er unsern Zweck, einen Wendepunkte im Leben der Völker zunächst an den Aeußerungen deutscher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelassen hat. Konnte dieses auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geschehen, und mußte sogar eine außerordentlich bedeutsame Reihe, die philosophische, gänzlich übergangen werden, so glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutschen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweisen.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche sittliche und gesellschaftliche Zustände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt sich nichts in der Welt auf dieselbe Weise; am wenigsten im freisten und geistigsten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für diesen Aufsatz wäre es unzulässig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerksamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzosen und andern Völkern allmählig dieselbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unsere Literatur ihren obenbezeichneten Ursprung nahm. Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des Allgemein menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht, das sind wohl die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin sehe ich ihren Zusammenhang mit der deutschen Literatur als einen nationalen Typus, der sich in ihnen wiederholt, nach Unterschied der Zeiten und Nationen. Den historischen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren in Deutschland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott sich bei seinen ersten Productionen zum Muster nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist eine um so müssigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muß, ist bereits von uns angedeutet worden. Der ächt poetische Roman wartet auf das ächt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlassen und sind zufrieden, wenn wir den Blick irgend eines jungen Talents nach der Weltregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutsche Literatur soll sich der Rückwirkungen nicht schämen, welche sie von Seiten der französischen und englischen empfangt. Für selbstständige volksthümliche Ausbildung thun sich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel ist aber gewiß, die Wechselwirkung zwischen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachsen und inniger werden, mit dem stets wachsenden brüderlichen Bund der Völker.

Eine bestimmte Literatur, z. B. die deutsche, in ihrem lebendigen Verhältnisse zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, also namentlich zur französischen und englischen auffassen und deren Erscheinungen mit aufmerksamer Rücksicht auf Wirkung und Wechselwirkung folgen, das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, so wie wir auf der andern Seite Schriftsteller, welche sich auf keinerlei Weise in diesem Verkehr bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

Digitized by Google

Sigismund Wieſe

ward 1800 zu Culm in Weſtpreußen geboren, und widmete ſich ſehr jung zu Berlin dem Studium des Berg- und Hüttenweſens. Er wurde in Erlangen Doctor der Philoſophie und folgte nun ganz ſeiner Neigung zu Philoſophie und Poeſie. Gegenwärtig lebt er, von jeder amtlichen Beſchäftigung entfernt, zu Döbritz, einem Dorfe unweit Potsdam.

Von ihm erſchien:

Romane: Theodor. Leipzig, 1833.
Hermann. Leipzig, 1834.
Friedrich. Leipzig, 1836.
„Drei Trauerſpiele." Leipzig, 1835.
„Drei Dramen." Leipzig, 1835.
Don Juan. Leipzig, 1840.

W. iſt ein tieferer Denker als Dichter, obwohl als Solcher auch mit glänzenden Eigenſchaften ausgeſtattet. Die Zerriſſenheit in den Gemüthern, wie in den Lebensverhältniſſen unſerer Zeit als wirklich vorhanden darſtellend, ſchildert er dieſelbe in ſeinen Romanen wie in ſeinen Dramen mit den glühendſten Farben und ſeltenem Gedankenreichthum, ſtellt ihnen aber als verſöhnendes und befreiendes Princip entſchieden das Chriſtenthum entgegen.

Paul Wigand

ward am 10. Auguſt 1786 zu Kaſſel geboren, ſtudirte zu Marburg die Rechte und, beſonders durch Wachler angeregt, Geſchichte. Nach ſeinen akademiſchen Jahren wurde ihm die Redaktion der politiſchen Zeitung zu Kaſſel übertragen, welche früher ſein Vater beſorgt hatte. Die Einnahme Heſſens durch die Franzoſen im November 1806 brachte ihm mancherlei Bedrängniſſe, denen er erſt durch die Verſetzung nach Höxter als Friedensrichter des neuen Königreichs Weſtfalen entriſſen ward. Nach dem Jahre 1813, an deſſen Beſtrebungen er lebendigen Antheil genommen hatte, ward er, der Hoffnung auf Rückberufung in ſein Vaterland beraubt, von Preußen als Aſſeſſor bei dem Land- und Stadtgericht zu Höxter angeſtellt. 1821 wurde er vom Staatskanzler von Hardenberg nach Berlin berufen, und erhielt in des Letzteren großartigem Unternehmen zur Sammlung der in Preußen befindlichen Urkundenſchätze, — ein Plan, den Wigand ſchon längſt ſelbſtſtändig hatte ausführen wollen, — den bedeutenden Auftrag, das Archiv zu Corvei und einen Theil der Paderbornſchen zu ordnen. Alle ſeine Arbeiten fanden bei dem Juſtizminiſterium ſolche Anerkennung, daß er 1834 nach Wetzlar verſetzt wurde, woſelbſt er als Doctor der Rechte und Philoſophie und Stadtgerichtsdirector lebt.

Er gab heraus:

Kriegslieder der Deutſchen; von Veit Weber dem Jüngeren. Kaſſel, 1813.
Der Flußgott Rhein und noch Jemand; ein Freudenſpiel; und: Die Rheinfahrt; ein vaterländiſches Drama. Marburg, 1814.
Andreas Hofer. Frankfurt, 1816.
Geſchichte der Reichsabtei Corvei. Höxter, 1819. 2 Thle.
Das Vehmgericht Weſtfalens. Hamm, 1825.
Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. Hamm, 1825—1830. 4 Bde.
Heſſen in ſeiner wahren Geſtalt. Kaſſel, 1806.
Handbuch für Friedensrichter. Göttingen, 1813.

Echte Vaterlandsliebe, tiefes gründliches Wiſſen, ausgezeichneter Scharfſinn und raſtloſer Fleiß haben W. einen ſehr geachteten Namen unter den deutſchen Geſchichtsforſchern erworben.

Salomon Wild

war Bürger und Meiſterſänger zu Augsburg, und ſchrieb:

Schöner Komödien und Tragödien zwölf. Augsburg, 1566.

welche jedoch, ganz in dem ſchlechten Geſchmacke jener Zeit, nur höchſt unbedeutend ſind.

Der von Wildonia, ſ. Minneſinger.

Karl Ludwig Eberhardt Heinrich Friedrich von Wildungen

ward zu Kaſſel am 24. April 1754 geboren, und ſtudirte zu Halle, Nürnberg, Marburg, in welcher letztern Stadt er 1776 Regierungsaſſeſſor wurde. Im Jahre 1780 trat er als Regierungsrath in badiſche Dienſte, ging aber in derſelben Eigenſchaft 1787 nach Heſſen zurück, und erhielt 1799 die Oberhofmeiſterſtelle in Kaſſel. Er ſtarb am 14. Juli 1822 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Lieder für Forſtmänner und Jäger. Leipz., 1788.
Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber. Marburg, 1794—1800.
Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde. Marburg, 1801—1812.
Waidmanns Feierabende. Marburg, 1815—1823. 6 Bdchen.

Ein eifriger Freund des edeln Waidwerkes war W. emſig bemüht, daſſelbe vorzüglich durch Lieder zu verherrlichen, unter denen ſich viele durch ihre Friſche, Lebendigkeit und Heiterkeit ſehr vortheilhaft auszeichnen und weite Verbreitung fanden.

Digitized by Google

Heinrich Friedrich Wilhelmi

war zuerst Pfarrer zu Rosbach, wurde aber später als Professor an das Gymnasium zu Heidelberg berufen und 1828 zum Director derselben Anstalt ernannt.

Er ist der Verfasser von:

Wahl und Führung. Leipzig, 1818. 2 Thle.
Bilder aus dem innern Leben. Leipz., 1829. 2 Thle.
Cölestin der Mönch und der Mensch. Leipzig, 1821.
Die Seefahrer. Elberfeld, 1824. 3 Thle.
Liederkrone. Heidelberg, 1826.
Zeichnungen nach der Natur. Leipzig, 1829.

W. suchte in seinen Romanen vorzugsweise religiöse Extreme zu vermitteln und religiöse Fragen zu lösen und verfährt dabei mit großer Milde und Liebe, gute Erfindung mit trefflicher Darstellung verbindend. Seine erste Leistung dieser Art „Wahl und Führung" fand einen großen Kreis von Lesern, und gehört zu den besten auf diesem Gebiet.

Friedrich Wilker

ward zu Ratzeburg am 23. Mai 1777 geboren und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen, wo er auch 1800 als theologischer Repetent zuerst angestellt wurde. In diesem Amte blieb er bis 1803, und erhielt dann einen Ruf als Instructor des Fürsten von Schaumburg-Lippe. Nachdem er dieses Amt zwei Jahre versehen hatte, ward ihm eine Professur in Heidelberg, wo er auch 1807 Bibliothekar und 1816 Hofrath wurde, zu Theil. Aber auch diese Stelle gab er wieder auf, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, wo er geheimer Regierungsrath, Historiograph, Oberbibliothekar und Professor der Philosophie, so wie auch Ritter des rothen Adlerordens III. wurde. Er starb daselbst 1841.

Von ihm erschien:

Geschichte des Verfalls der Wissenschaft und Künste, bis zu ihrer Wiederherstellung im 15. Jahrhundert. Aus dem Englischen. Göttingen, 1802.
Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Briefen. Leipzig, 1807—1829. 5 Bde.
Handbuch der deutschen Historie. Heidelberg, 1816.
Geschichte der Bildung, Beraubung und Vernichtung der alten berühmten Heidelberger Büchersammlung. Heidelberg, 1807.
Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828.

Einer der gründlichsten deutschen Geschichtsforscher erwarb sich W. vorzüglich durch sein klassisches Werk über die Kreuzzüge einen unvergänglichen Ruf.

Johann Gottlieb Willanow

ward am 15. Januar 1736 zu Mohrungen in Preußen geboren, und erhielt seit 1752 seine wissenschaftliche Ausbildung zu Königsberg, wo er besonders Philosophie, Mathematik und morgenländische Sprachen trieb. 1758 kam er als Professor an das Gymnasium zu Thorn, gab aber diese Stelle auf, um 1767 als Director der deutschen Schule nach Petersburg zu gehen. Er sah sich jedoch durch unangenehme Verhältnisse bald genöthigt, diese Stelle wieder niederzulegen. Von dieser Zeit an ernährte er sich hier nur kümmerlich als Lehrer an einem Mädcheninstitute, bis er am 21. Mai 1777 starb.

Er gab heraus:

Dithyramben. Berlin, 1766. 2. Ausg.
Dialogische Fabeln. Berlin, 1765; neue Ausg. 1791.
Sämmtliche poetische Schriften. Leipzig, 1779. Wien, 1793. 2 Thle.
Einzelne Gedichte, Aufsätze, unter denen auch ein Lustspiel „der standhafte Ehemann", Fabeln u. s. w. in Zeitschriften.

W. suchte in seinen Dithyramben, in welchen er sich vorzüglich Pindar zum Muster genommen hatte, den Schwung seines großen Vorbildes zu erreichen, aber es fehlte ihm an der Begeisterung des wahren Genius, und der gelehrte Prunk, sowie die Kühnheit in Behandlung der äußren Form, konnten diesen Mangel nicht verbergen. Glücklicher war er in seinen Fabeln, unter denen sich manches Treffliche findet.

Des Bacchus Rückzug aus Indien.

Chor der Satyrn.

Evoe Triumphirer!
Goldgehörnter Hüftensohn des Zeus,
Dem die Fluthen gehorsam sind,
Und der Tartarus huldigt, und der Olymp.
Stoßt zusammen, güldne
Nektar schäumende Schaalen!
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe Triumphirer!
Feuergeborner Erdenbeglücker!
Du in heiliger Grotten Nacht
Von Nymphen erzogener Sorgentödter!
Frische Rosen um die Becher,
Und ums flatternde Haar,
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Silen.

Ja! tanzt mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt lauter in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln; brüllt laut Epheubekränzt!
Auf dem weitschreitenden Elephanten taumelt Er
Unter dem Purpurteppich, der Weltenumzieher,
Euch nach. Horcht! sein Thyrsus rauscht! Aus ihm sah ich ihn
Als Knaben euch wundersam Honig schaffen. Größ're Wunder
That er am Ganges. Auf sonnigten Hügeln
Göttermost ließ er sich gebären, Reis und Weizen
Auf den Aeckern. Unter den Kokosschatten hervor,
Und aus Klüften, und vierstättigen Hütten rief er
Die braunen Wilden in hochmaurigte Städte,
Gab Gesetze und bildete Völker sich.
Aber dem kommenden Göttersohn entgegen
Trotzten die Barbaren, haarbegürtete Pygmäen,
Und hundeköpfige Kalistrirer, und weitohrige Enotokäten.
Hohnlachend zischten sie unser Heer taumelnder Satyrn
Und trunk'ner Mänaden als weibisch unkriegerisch aus.
Da hub er den Kriegerarm auf. Es brüllte
Fürchterlich mein treues Thier Wuth und Streit.
Zum tödtlichen Speer ward jeglicher Thyrsus
Der wuthkochenden Thyaden plötzlich. Hui! Der Schlachtordnungen!
Dir thurmbeladenen Elephanten bebten zurück,
Und Schrecken schmolz der Krieger Tapferkeit weg,
Flucht und Tod war vor uns her ihm nach,
Bis die Ungeheuer vertilgt waren alle
Durch Bacchus unüberwindbares Kriegsgetöse.

Digitized by Google

Chor der Satyrn.
Evoe, schrecklicher Thyrfußschwinger!
Der mit Löwenklauen die Erdensöhne zwang,
Die Gottheitverachtenden
Tyrrhener in Delphine verwandelte
Und den giftigen Biß der Amphisbäne
Mit einem Rebenschlag tödtlich rächtest,
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Chor der Mänaden.
Evoe, schrecklicher Thyrsusschwinger!
Der in gräßliche Nachtvögelgestalten
Die hohnsprechenden Mineiden warf,
Und den trotzigsten Pentheus durch unsre Klauen
Mit Tigerwuth zerrissen
Im schwarzen Blute umkommen ließ.
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Silen.
Ihr, taumelt daher, Faunen, Nymphen, Thyaden!
Ganzes Gefolge taumle rundkreisigte Reigentänze
Mit Freudensprüngen um den Erob'rer!
Ihr vor den gifttrunk'nen Pfeilen
Des schnelltreffenden Agyrus an Quellenkühlungen
Des hochbewaldeten Meros vom Bacchus geschützte;
Denn die Götterkönigin, noch immer zürnend,
Hatte den weitschleudernden mit Honigworten
Wider den Vater Dionysus erschmeichelt,
Und auf den Strahlen des Phöbus fuhren
Heiße, gift'ge Geschosse der Pest auf euch hernieder.
Da verbarg sich Zeus in einen krumhörnigten Widder,
Und führte euch selber den Quellen zu.
Von dem heißen Tode genesen seid ihr. —
Die porphyrnen Säulen mit Weinlaub
Frisch umflochten und aus Opferschaalen mit schäumendem Most
Feierlich eingeweihet in Lyäens Gegenwart
Werden am fernen Ocean ewig
Des Ueberflußgebers Wunder verkündigen.
Städte, durch die wir auf Blumenwegen
Zwischen langen Reihen güld'ner Weihekelche
Durch Reben und Epheupforten einherjauchzen
Fröhlich lärmend, Vater Bassareus, dir,
Werden sagen: Da zogen die Triumphirer! —
Hui! tanzet mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt laut in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln, brüllt laut, Epheubekränzte!

Chor der Satyrn.
Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus weiten Schläuchen —
Entzücker! Ueberflußgeber!
Unüberwund'ner! Völkerumschaffer!
Taumelgebieter!
Voll, voll von dir,
Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.
Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus umblumten Kelchen —
Lebenerweckender! Scherzeliebender!
Vertraulichkeitstifter! Liebepfleger!
Tänzegebieter!
Voll, voll von dir
Evoe! tanzen wir mit deinem Triumph.

Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Katze.
Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.
Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.
So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich Einmal küsse.

Junge Maus.
O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht;
Ich geh....

Alte Maus.
Kind, gehe nicht!

Katze.
Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Junge Maus.
Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn.

Alte Maus.
Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.
Was wird sie mir denn thun? — Welch ehrliches Gesicht!

Katze.
Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.
Ach, Mutter, hilf! ach, weh!
Sie würgt mich; ach! die Garstige!

Alte Maus.
Nun ist's zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Johann Peter Willenbücher

ward 1748 zu Beerfelden im Erbach'schen geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er in Halle absolvirte. Er erhielt sogleich eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, gab aber nach zwei Jahren dieses Amt auf, um das eines Rectors der salderischen Schule, und eines Adjuncts des geistlichen Ministeriums anzunehmen, bis er 1777 Rector des neustädtischen Lyceums und Frühprediger daselbst wurde. Er starb am 31. August 1794.

Von ihm erschien im Druck:

Magazin für Jünglinge. Berlin, 1783. 2 Thle. 2. Ausg.

Practische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache. Leipzig, 1789.

Für deutsche Sprache, Literatur und Kulturgeschichte v. W., Kinderling und C. J. Koch. Berlin, 1794.

Seine Bestrebungen für die bessere, namentlich geschichtliche Kenntniß des Deutschen, verdienen, obwohl längst überflügelt, doch immer Anerkennung.

Willeram

in Franken, während der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts geboren, studirte zu Paris und wurde, bei seiner Rückkehr nach Deutschland, Canonicus in Bamberg. Später trat er zu Fulda in ein Kloster und ward dann 1048 Abt des Klosters Ebersberg. Hier starb er 1085.

Er schrieb eine zwiefache Paraphrase des Salomonischen hohen Liedes; die eine in lateinischen Hexametern, die andere in fränkischer Prosa, von der mehrere Handschriften vorhanden sind. Gedruckte Ausgaben derselben besorgten Paul Merula; Leiden, 1598. Schilter in seinem Thesaurus, Marquard Freher, Worms 1631, und Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1827.

Diese fränkische Paraphrase ist ein sehr merkwürdiges Sprachdenkmal, jedoch auch nur als Solches hervorzuheben.

Digitized by Google

Wilmar, ſ. Genſicken.

Friedrich Philipp Wilmſen,

am 24. November 1770 zu Magdeburg geboren, ſtudirte Theologie und wurde zweiter Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin, auch führte er das Amt eines Inſpectors des kornmeſſeriſchen Waiſenhauſes und widmete ſeine Thätigkeit dem Luiſenſtifte zu Berlin, als Präſes der Direction und als Lehrer deſſelben. Er ſtarb am 4. Mai 1831.

Er gab heraus:

Brandenburgiſcher Kinderfreund. Berlin, 1800.
Der deutſche Kinderfreund. Berlin, 1820. 2 Thle. und ſeitdem unzählige Mal.
Lehrbuch der Geographie. Berlin, 1794 u. 95. 2 Thle.
Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1799 u. ſ. w.
Die Erde und ihre Bewohner. Berlin, 1812—1815. 3 Thle.
Der Menſch im Kriege. Berlin, 1815.
Guſtavs und Malvinas Bilderſchule. Berlin, 1815.
Die glücklichen Familien in Friedheim. Berlin, 1815.
Herſiliens Lebensmorgen. Berlin, 1816.
Dr. Martin Luther. Berlin, 1817.
Handbuch der Naturgeſchichte. Berlin, 1821. 3 Thle.
Merkwürdige Bergreiſen u. ſ. w. Berlin, 1822.
Euphroſyne. Berlin, 1819.
Eugenia. Berlin, 1819.
Theodora. Berlin, 1824.
Miranda. Berlin, 1828.
Benigna. Berlin, 1827.
Euſebia. Berlin, 1828 u. ſ. w.

W. iſt einer der bedeutendſten Jugendſchriftſteller, und erfreut ſich durch die treffliche Auswahl ſeiner Stoffe, und der lichtvollen und klaren, den Fähigkeiten der Jugend vollkommen angemeſſenen Darſtellung derſelben, als Solcher eines weitverbreiteten wohlverdienten Rufes.

Carl Joſeph Hieronymus Windiſchmann

ward am 24. Auguſt 1775 zu Mainz geboren, beſuchte ſeit 1787 das dortige Gymnaſium und ſeit 1792 die Univerſität, um Philoſophie zu ſtudiren. Die Franzoſen vertrieben ihn von Mainz; er ging nach Würzburg und wandte ſich der Medicin zu. 1796 promovirte er zu Mainz und begann im folgenden Jahre, als er von einem lehrreichen Aufenthalt in Wien zurückgekehrt war, daſelbſt zu gleicher Zeit als praktiſcher Arzt und als Docent zu wirken. Als 1798 die Franzoſen, von Neuem einfallend, den Hof und einen Theil der Akademiker nach Aſchaffenburg zu gehen bewog, blieb Windiſchmann als Arzt und verſenkt in ſeine philoſophiſchen Studien in Mainz zurück, bis er 1801 als Hofmedicus nach Aſchaffenburg berufen wurde. 1803 nahm er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Philoſophie und Univerſalgeſchichte an; 1811 wurde ihm die Hofbibliothek übertragen. 1818 folgte er, als Mitglied der philoſophiſchen und mediciniſchen Facultät, einem Rufe nach Bonn. Daſelbſt iſt er am 23. April 1839 geſtorben.

Seine Schriften ſind:

Kritiſche Betrachtungen über die Schickſale der Philoſophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in denſelben. Frankfurt, 1825.
Die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte. Bonn, 1827—1834.
Platon's Timäus, eine echte Urkunde wahrer Phyſik. Hadamar, 1804.

Als Philoſoph ein Anhänger der Schelling'ſchen Philoſophie in ihrer früheſten Geſtalt, dem Myſticismus zugeneigt, iſt W. beſonders bemerkenswerth als einer der heftigſten Gegner des Hermeſianismus; doch fehlte es ihm, wenn er auch aus voller Ueberzeugung handelte, an Klarheit und Kraft.

Johann Juſtus Winckelmann,

am 29. Auguſt 1620 zu Gießen geboren, wurde hochgräflich oldenburgiſcher und landgräflich heſſiſcher Rath und Hiſtoriograph daſelbſt. Er ſtarb 1690.

Von ihm erſchien:

Oldenburgiſche Friedens- und der benachbarten Oerter Kriegshandlungen oder Chronika von 1603 — 1667. 5 Thle.
Heſſiſche Chronik. Kaſſel, 1697. 6 Thle.
Mehrere hiſtoriſche und auch poetiſche Schriften u. ſ. w.

Großer Fleiß, aber eben ſo große Geſchmackloſigkeit in der Darſtellung characteriſiren ſeine Schriften.

Winfried, ſ. Hinſche.

Johann Joachim Winkelmann,

Sohn eines Schuſters, wurde am 9. December 1717 zu Stendal geboren. Er ſtudirte in äußerſt dürftigen Verhältniſſen zu Halle Theologie, und erhielt nach beendigten Studien zu Seehauſen in der Schweiz eine ſehr wenig einbringende Conrector-Stelle. In dieſem Verhältniſſe blieb er bis 1748, wo er in die Nähe von Dresden als Bibliothekar zum Miniſter von Bünau kam. Hier wurde zuerſt durch die Anſchauung der Dresdner

Digitized by Google

Kunstschätze jene Alles übersteigende Liebe zur Kunst in ihm geweckt, welche so großen Einfluß auf sein späteres Leben übte und ihm seine eigenthümliche Richtung gab. Von nun an brannte er vor Sehnsucht, Italiens Kunstwerke zu sehen und zu studiren. Um dies bewerkstelligen zu können, scheute er den Uebertritt zur katholischen Religion nicht. In Folge dessen erhielt er 1763 die Stelle eines Präsidenten der Alterthümer und Sekretärs der vaticanischen Bibliothek. Auf einer Reise in das deutsche Vaterland wurde er durch seinen italienischen Bedienten am 13. August 1749 zu Triest ermordet.

Seine Schriften sind:

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke. Dresden, 1755.

Ueber die Empfindung des Schönen. Dresden, 1763.

M's Briefe an seine Freunde. Herausgegeben von Dostdorf. Dresden, 1771. 2 Bde.

Sämmtliche Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze. Dresden, 1808—1817. 7 Bde.

Nachträge. Berlin, 1824.

Eine der besten kürzeren Characteristiken Winkelmann's und seiner Leistungen findet sich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal 1802, S. 550, wo es von ihm heißt: „Soviel Scharfsinn, soviel Gelehrsamkeit, Geschmack und reine Künstlerbegeisterung wie Winkelmann, hatten Wenige zu dem Studium der Alterthumskunde und der alten Kunstwerke gebracht. Er hing mit einer Liebe und Leidenschaft an den griechischen Idealen, als wären es beseelte Körper. — Er brachte Licht in das Chaos der Geschichte der Kunst, setzte Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung derselben auf Grundsätze zurück, und erklärte viele Werke des schönen Alterthums, die noch unerklärt oder mißverstanden waren, durch die Kunst, sich in den Geist und die Ideen des Künstlers zu versetzen, durch einen feinen, aus langer Uebung erworbenen Tact, durch zartes Kunstgefühl und durch ausgebreitete historische und mythologische Kenntnisse. So entstand das Werk, das Epoche gemacht hat, die Geschichte der Kunst, des Alterthums und so seine Monumenti antichi meditі, Werke, die ihn unserer und der Bewunderung der Nachwelt werth machen, wenn sie gleich einer denkbaren, höchsten Vollendung ermangeln. Seine Lebhaftigkeit riß ihn oft über die Grenzen der strengen Kritik hinaus und seine feurige Phantasie glaubte in den Werken der Kunst bisweilen Schönheiten oder Züge zu sehn, die der ruhigere oder kältere Beschauer nicht darin fand. Seine Grundsätze waren noch zum Theil einseitig oder nicht fest genug begründet. Seine philosophischen Kenntnisse waren hinter den artistischen zurückgeblieben und daher seine Erläuterung der Kunstwerke aus den Schriftstellern und der Schriftsteller aus den Kunstwerken nicht immer ganz sicher. Aber er verbreitete Licht, Geschmack und Begeisterung für das schöne Alterthum und wurde dadurch ein wohlthätiger Genius für die Künste, durch welche das Leben und dessen Genuß so sehr veredelt und verschönert wird. (Vergleiche Winkelmann und sein Jahrhundert, von Goethe. Tübingen, 1805. Heyne, Lobschrift auf Winkelmann. Leipzig, 1778.)

Aus Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums.

Nachdem die Griechen, und sonderlich die Athenienser, sich durch Eifersucht und durch innere hartnäckige Kriege gänzlich entkräftet hatten, hob sich Philippus, König in Macedonien, über dieselben empor, und Alexander, dessen Nachfolger, ließ sich zum Haupte und Heerführer der Griechen erklären; in der That aber war derselbe Herr von Griechenland. Da nun die Verfassung dieses Volks eine andere Gestalt annahm, änderte sich zugleich das Verhältniß der Kunst, so daß diese, da sie bisher auf die Freiheit gewesen, ihre folgende Nahrung durch den Ueberfluß und durch die Freigebigkeit bekam; und dieser nebst der seinen Einsicht Alexanders des Großen schreibet Plutarchus den Flor der Kunst unter diesem Könige zu.

Die Griechen genossen unter seiner Regierung die Süßigkeit einer entwaffneten Freiheit, ohne die Bitterkeit derselben zu schmecken, in einer Erniedrigung, aber in Eintracht; und die fast erloschene Eifersucht, welche sie entkräftet hatte, ließ ihnen, wie wenn die Wuth derselben in Liebe aufhöret, eine stolze Erinnerung der vormaligen Größe und die Ruhe übrig, da die Macedonier, die Feinde ihrer Freiheit, aus welchem Lande man ehemals nicht einmal einen nützen Leibeignen haben konnte, sich über sie erhoben hatten, sich aber noch begnügten, der Freiheit nur die Waffen genommen zu haben. Denn Alexander in Persien, welcher Abenteuer und andere Reiche suchte, und Antipater, dessen Statthalter in Macedonien, waren vergnügt, die Griechen ruhig zu sehen, und man gab ihnen, nach der Zerstörung von Theben, wenige Ursache zum Mißvergnügen.

In dieser Ruhe überließen sich die Griechen ihrer natürlichen Neigung zum Müßiggange und zu Lustbarkeiten; und Sparta selbst ging von seiner Strenge ab; der Müßiggang füllte die Schulen der Philosophen und der Redner, die sich vervielfältigten und sich ein größeres Ansehn gaben; die Lustbarkeiten beschäftigten Dichter und Künstler, und diese suchten nach dem Geschmacke ihrer Zeit das Sanfte und Gefällige, da die Nation in der Weichlichkeit ihren Sinnen zu schmeicheln suchte.

Da diese Zeit die allerfruchtbarste an Künstlern und an Werken der Kunst gewesen ist, so erfordert dieselbe auch eine umständlichere Betrachtung, die sich aber unserer Absicht gemäß, wie vorher, also auch hier auf Nachrichten, die zugleich etwas Wesentliches in der Kunst lehren, einschränkt, mit Uebergehung anderer Anzeigen, die nicht zum eigentlichen Zwecke führen. Es kommen von jetzo an in der Geschichte der Kunst auch Künstler zu bemerken, die durch Figuren in Edelsteine geschnitten sich berühmt gemacht; und diese Kunst scheint durch die seltenen und kostbaren Arten Steine, die aus den eroberten persischen Reichen nach Griechenland gebracht wurden, mehr Künstler, als vorher geschehen war, erweckt zu haben; es sind also auch diese nebst den Bildhauern und Malern zu berühren.

Unter den Bildhauern war der berühmteste Lysippus, welcher in Erz arbeitete, und allein das Vorrecht hatte, des Alexanders Bildniß, ich verstehe in Metall, zu machen. Wenn Plinius die Blüthe dieses Künstlers in die hundert und vierzehnte Olympias setzt, hat er in Bestimmung dieser Zeit, so wie beim Phidias und Praxiteles geschehen, vermuthlich seine Absicht auf die damaligen friedlichen Umstände gehabt. Denn in dem ersten Jahre gedachter Olympias war, nachdem Alexander nach Babylon zurückgekommen, gleichsam in der ganzen Welt Friede. In Babylon, dieser Hauptstadt des persischen Reichs, kamen damals die Gesandten unzähliger Völker bei dem Eroberer Asiens an, theils demselben Glück zu wünschen, theils Geschenke zu bringen, und andere, die errichteten Verträge und Bündnisse zu bestätigen.

Lysippus ging auf der Bahn, die allezeit die größten Menschen in ihrer Art betreten haben, zur Vollkommenheit in seiner Kunst; dieser Weg ist, selbst die Quelle zu suchen und zu dem Ursprunge zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Die Quelle und der Ursprung in der Kunst ist die Natur selbst, die, wie in allen Dingen, also auch hier unter Regeln, Sätzen und Vorschriften sich verlieren und unkenntlich werden kann. Was Cicero sagt, daß die Kunst ein richtigerer Führer als die Natur sei, kann auf einer Seite als richtig, auf der andern als falsch betrachtet werden. Nichts entfernt mehr von der Natur als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben, und dieses war zum Theil mit die Ursache von einiger Härte, welche in den mehrsten Werken der Kunst vor dem Lysippus geblieben war. Dieser Künstler suchte die Natur selbst nachzuahmen, und folgte seinen Vorgängern nur, in so weit sie dieselbe erreicht oder sich weislich über dieselbe erhoben hatten. Lysippus hat den Ruhm, dieselbe mehr als seine Vorgänger nachgeahmt zu haben. Er verfuhr, so wie zu unsern Zeiten in der Philosophie und Medicin geschehen ist; er fing da an, wo die Kunst angefangen hatte. In der Philosophie geht man jetzo auf Erfahrungen, und man schließt nicht weiter, als das Auge sieht und der Zirkel reicht; da fingen die ersten Menschen an.

Hieraus ist zu schließen, daß, da in der Kunst vieles idealisch geworden war, das ist: da die vorigen großen Meister

Digitized by Google

das Schönste und das Höchste zu erschaffen suchten und sich davon ein Bild gemacht hatten, welches über die Natur erhaben war, wird es geschehen sein, daß sich dieses Bild von der Natur entfernt hatte, die also in ihren Theilen nicht mehr völlig kenntlich war. Zu der Beobachtung und Nachahmung derselben führte Lysippus die Kunst zurück, und dieses wird vornehmlich in Untersuchung dessen, was wir Anatomie nennen, bestanden sein.

Von Werken des Lysippus ist vielleicht nichts erhalten, schwerlich auch künftig etwas zu hoffen, da dieselben von Erz gewesen sind; denn daß er der Meister sei von vier schönen Pferden von Erz, die über dem Eingange der St. Markuskirche zu Venedig stehen, ist nicht zu beweisen. Unbeschreiblich ist der Verlust der Werke dieses Künstlers auch in Betrachtung der Menge: denn wenn es auch unglaublich schiene, daß eines einzigen Künstlers Hände sechshundert und zehn Figuren von Erz hervorbringen können, wie man zu Plinius Zeiten vorgab, werden dennoch allezeit die ein und zwanzig Statuen zu Pferde derjenigen, die von der Garde des Alexanders zu Pferde bei dem Flusse Granikus geblieben waren, und die Metellus aus der Stadt Dium in Macedonien nach Rom führte, wo sie auf dessen Portico aufgestellt wurden, Werke scheinen, die das ganze Leben eines Künstlers beschäftigen können.

Ich kann hier nicht mit Stillschweigen übergehen eine Statue des Herkules von Marmor, die in dem großherzoglichen Palaste, Pitti genannt, zu Florenz steht, auf deren Sockel man eingehauen liest: ΛΥΣΙΠΠΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, Lysippus hat ihn gemacht; es verdiente dieselbe aber nicht erwähnt zu werden, wenn sie nicht von einem unerfahrnen Scribenten als ein wahres Werk dieses Künstlers wäre gepriesen worden. Ich verwerfe dessen Meinung, nicht weil ich gedachte Inschrift nicht für wirklich alt hielte; denn es befand sich dieselbe auf der Statue, da sie auf dem Palatino ausgegraben wurde, wie Flamino Vacca bezeugt: es ist aber bekannt, daß bei den Alten selbst dergleichen Betrügereien gemacht wurden, welche ich im dritten Stücke des vierten Kapitels dieser Geschichte angeführt habe; und es ist dieses über die Inschrift, von welcher wir reden, bereits vom Marchese Maffei bemerkt worden. Daß aber diese Statue nicht von der Hand des Lysippus sein könne, beweist theils das Stillschweigen der Scribenten über Arbeiten dieses Künstlers in Marmor, theils die Statue selbst, die keines Lysippus würdig gehalten werden kann.

Das gütige Schicksal aber, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder nach dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus dieser Zeit der höchsten Blüthe derselben das schönste Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte, von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterwerke in der Statue des Laokoon erhalten, wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebt haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber macht es wahrscheinlich. Denn Plinius giebt dieselbe als ein Werk an, welches allen andern, sowohl der Malerei als Bildhauerei vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athanodorus aus Rhodus, von welchen der dritte Sohn des ersten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athanodorus aus Rhodus ein Sohn des Agesander gewesen, beweist die Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laokoon macht wahrscheinlich, daß auch Polydorus ein Sohn des Agesanders gewesen sei, weil widrigenfalls sich nicht begreifen läßt, wie sich drei Künstler, ich will nicht sagen in der Arbeit an einer und eben derselben Statue theilen können, sondern wie sie sich verglichen, da Laokoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur ist, als die beiden Söhne desselben. Agesander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und seine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laokoon.

Die Statue des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und ebendaselbst (nicht aber wie Nardini und Andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeigt, als welches mit den Bädern vereinigt war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten und ausgemalten Saales, von dessen Gemälden sich noch der irrig sogenannte Coriolanus unter dem Gesimse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht daß es wirklich so gewesen: denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zweien Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht angesetzt ist, hat bereits Michael Angelo zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Gröbsten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüberbeugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens im Laokoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in zweien verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilt haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestreckt, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzt, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellt ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Orten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzt worden: so verdient dieselbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeugt werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdeckt, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch als sein Werk gewesen.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht, und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Athem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Zu eben dieser Zeit und zugleich mit dem Lysippus, blühte Pyrgoteles, ein Künstler, in Edelgesteine zu schneiden, welcher sowohl als dieser das besondere Vorrecht hatte, Alexander den Großen abzubilden. Zwei Steine sind

Digitized by Google

bekannt mit dem Namen des Pyrgoteles; dieser Name ist aber auf dem einen verdächtig, und auf dem andern ist der Betrug eines neuern Steinschneiders nicht zweideutig.

Alexander der Große, dessen Tod nicht weniger als sein Leben in der Geschichte der Kunst ein merkwürdiger Zeitpunkt ist, starb in der Blüthe seiner Jahre, im ersten Jahre der hundert und vierzehnten Olympias, und wenig Jahre nach dessen Tode, nämlich in der hundert und zwanzigsten Olympias, sagt Plinius, habe die Kunst aufgehört. Ich will nicht untersuchen, ob dieses eben so richtig gesagt sei, als wenn Tacitus behauptet, daß nach der Schlacht bei Aktium Rom keine großen Geister mehr hervorgebracht habe; oder, wie wir wissen, daß mit dem Tode des Augustus die römische Sprache und Beredsamkeit plötzlich ausartete. Man könnte glauben, daß Plinius etwa auf Athen insbesondere sein Absehen gerichtet habe, wie ich nachher berühren werde; denn aus der Folge dieser Geschichte wird in Absicht der griechischen Kunst überhaupt das Gegentheil darzuthun sein.

Nach Alexander des Großen Tode erhoben sich Empörungen und blutige Kriege in den eroberten Reichen desselben, so wie in Macedonien selbst unter seinen nächsten Nachfolgern, die um die hundert und vier und zwanzigste Olympias alle bereits mit Tode abgegangen waren, und diese Kriege dauerten fort auch unter den Nachfolgern und Söhnen von diesen. Griechenland litt in kurzer Zeit durch feindliche Kriegsheere, mit welchen es unaufhörlich überschwemmt wurde, durch die fast jährliche Veränderung der Regierung, und durch die großen Schatzungen, womit die Nation erschöpft wurde, mehr als in allen vorigen innerlichen Kriegen der griechischen Städte unter sich selbst.

Die Athenienser, bei welchen der Geist der Freiheit nach Alexanders Tode aufwachte, machten den letzten Versuch, sich dem sanften Joche der Macedonier zu entziehen, und brachten andere Städte wider den Antipater in Waffen; aber sie wurden nach einigen erfochtenen Vortheilen bei Lamia geschlagen und gezwungen, einen harten Frieden einzugehen, worin ihnen auferlegt wurde, die Unkosten des Krieges und noch überdem eine große Summe Geldes zu zahlen, und in den Hafen Munychia Besatzung einzunehmen. Ja die aus jetzt gedachter Schlacht entronnenen Athenienser wurden allenthalben von den abgeschickten Macedoniern aufgesucht, und aus den Tempeln, wohin sie geflüchtet waren, mit Gewalt gerissen, und ein Theil von den Bürgern wurde nach Thracien geschickt, so daß die Freiheit der Athenienser hiermit ein Ende hatte. Polysperchon, des Antipaters Nachfolger in der vormundschaftlichen Regierung in Macedonien, ließ zwar kurz nachher in einer öffentlichen Ankündigung allen Griechen ihre vormalige Verfassung und eigne Regierung darbieten; es wurde aber dieses Anerbieten nicht erfüllet, und in Athen geschah das Gegentheil; denn die Hafen dieser Stadt blieben, auf Anrathen des Phocion, mit macedonischen Völkern besetzt.

Die Kunst, welche von der Freiheit gleichsam das Leben erhalten, mußte also nothwendig durch den Verlust derselben, an dem Orte, wo dieselbe vornehmlich geblühet, sinken und fallen. Cassander, Sohn des Antipaters und König in Macedonien, nachdem er das ganze Geschlecht Alexanders des Großen aus dem Wege geräumt hatte, setzte den Athenienern den berühmten Demetrius Phalereus zum Regenten ihrer Stadt, welcher dieselbe ganze zehn Jahre nach seinem Wink und Willen zu ziehen wußte, und Athen wurde wiederum so volkreich, als es sonst gewesen war. Man sollte aus den dreihundert und sechszig Statuen von Erz, unter welchen viele zu Wagen und Pferde waren, welche dem Demetrius Phalereus binnen Jahresfrist von seinen Bürgern aufgerichtet wurden, schließen, daß die mehrsten Athenienser reiche Bürger und Künstler gewesen.

Dieses Regiment bestand, bis Demetrius Poliorcetes, Sohn des Königs Antigonus in Syrien, den Cassander schlug und Macedonien eroberte, welchen Umsturz auch Athen empfand; denn die Stadt mußte sich diesem glücklichen Sieger übergeben, und der Regent wurde flüchtig und begab sich nach Aegypten, wo er bei dem ersten Ptolemäus Schutz fand. Dieses geschah in der hundert und achtzehnten Olympias. Kaum hatte er Athen verlassen, da das unbeständige und unerkenntliche Volk alle seine Statuen umwarf und zerschmelzen ließ; ja sein Name wurde an allen Orten vertilget.

Gegen den Demetrius Poliorcetes hingegen bezeigten sich die Athenienser ausgelassen in Ehrenbezeugungen, und es wurde eine öffentliche Verordnung gemacht über goldene Statuen, welche die Stadt diesem ihren neuen Herrn und dem Antigonus, seinem Vater, setzen wollte. Daß hier wirklich goldene Statuen gemeint seien, sollte man schließen aus einer ähnlichen Verordnung der Stadt Sigeum, im trojanischen Lande, über eine goldene Statue zu Pferde die daselbst eben diesem Antigonus aufgerichtet werden sollte. Aber eben diese verschwenderische Schmeichelei gereichte zum Nachtheile der Wahrheit und des Fleißes in der Kunst, und es könnte scheinen, daß man in der Kunst die Blumen mehr als den Kranz gesucht habe; so wie, nach des Plinius Bemerkung, das Blumenreich den Griechen allererst nach Alexander des Großen Zeit bekannt geworden.

Die niederträchtigen Schmeicheleien der Athenienser hatten diese dem Demetrius Poliorcetes verächtlich gemacht, der ihnen nach Verdienst begegnete, welches sie veranlaßte, sich wider ihn zu empören, nachdem Antigonus, sein Vater, in der Schlacht bei Ipsus geblieben war, und Lachares warf sich als das Haupt der Stadt auf. Diesen Meineid ließ Demetrius die Athenienser empfinden, indem er den Lachares verjagete, das Museum befestigte und Besatzung hineinlegte, welche Umstände diesem Volke eine wirkliche Knechtschaft schienen. In den nächstfolgenden Zeiten war endlich diese ehemals mächtigste griechische Stadt dermaßen heruntergekommen, daß, da Athen mit den Thebanern wider die Lacedämonier ein Bündniß machte, und zur Erschwingung der Kosten eine allgemeine Schätzung von allen Gütern, von Haus und Hof, und von baarem Vermögen in dem ganzen atheniensischen Gebiete gemacht wurde, an der Summe von sechstausend Talenten annoch 250 Talente fehlten. In solche Umstände waren die Athenienser verfallen wenige Jahre nach der Zeit, da sie einem einzigen Menschen einige hundert Statuen von Erz errichteten, welche jetzt in der ganzen Christenheit nicht bewerkstelliget werden könnten. In dieser Verarmung der Stadt Athen, wo Schiffahrt und Handel, als die Quellen des Reichthums, aufgehört hatten, sahen sich die Künstler genöthiget, diesen ihren vornehmsten Sitz zu verlassen, und anderwärts ihr Glück zu versuchen; und die Kunst selbst verließ, so zu reden, Griechenland auf einige Zeit, und ging nach Asien und Aegypten. Dieser Fall des Flors der Kunst ist zu verstehen von Künstlern, welche sich von neuem hervorgethan; denn diejenigen, welche, als Lysippus, Apelles und Protogenes, besagte Zeit überlebet, werden nach ihrem Flore gerechnet. Die große Veränderung nach Alexanders Tode äußert sich auch in der Sprache und Schreibart der Griechen; denn ihre Schriften sind von dieser Zeit an größtentheils in dem sogenannten gemeinen Dialekte abgefaßt, welcher zu keiner Zeit, oder an irgend einem Orte die Mundart des Volks war; es war eine Sprache der Gelehrten, so wie es die lateinische jetzt ist.

Nicht weniger als die Ptolemäer suchten die ersten Nachfolger Alexanders des Großen in den asiatischen Ländern, die Seleuciden, von Seleucus, dem Stifter dieses Reichs, also benamet, die aus Griechenland wandernde Kunst aufzunehmen, und zugleich die, welche geraume Zeit vorher unter den Griechen in Kleinasien blühete, zu schützen und zu befördern; so daß die dortigen Künstler denen, die in Griechenland geblieben waren, den Vorzug streitig machten. Es erlangete dieselbe aber nicht gleichen Ruhm mit der in Aegypten neu gepflanzten griechischen Kunst; vermuthlich weil Seleucia, die neu angelegte Hauptstadt, wohin diese Könige von Babylon ihre Residenz verlegten, und also der Sitz ihres Reichs, in dem Herzen von Asien gelegen, zu weit von den übrigen Griechen entfernt war, wo es den Künstlern kann ergangen sein, wie es noch jetzt mit denen geschieht, die sich von Rom, dem heutigen Sitze der Kunst, entfernen, und nach und nach sinken und sich verschlimmern, weil ihr Geist und ihre Einbildung der Nahrung und der schönen Bilder beraubet ist. Aegypten hingegen hatte von Alexandrien aus, vermittelst der See, und durch die Schiffahrt und den Handel die Gemeinschaft mit den Griechen offen, und die Künstler konnten in weniger Zeit, was ihnen aus Griechenland nöthig war, erhalten, wozu sich nicht gleiche Bequemlichkeit nach Seleucien fand. Daß die Entlegenheit des Sitzes der Seleuciden, und die Entfernung desselben von dem Meere und also von den Griechen, die Ursache des geringeren Fortgangs der griechischen Kunst in den dortigen Ländern gewesen sein könne, wird wahrscheinlich durch den Glanz, mit welchem in folgenden Zeiten die Kunst an dem Hofe der Könige von Bithynien und Pergamus, sehr eingeschränkten Staaten des jonischen Asiens, geblühet hat, wie unten wird gedacht werden. Unter den Künstlern, die sich an dem Hofe der ersten Seleuciden berühmt gemacht, ist uns Hermokles von Rhodus durch die Statue des schönen Combabus bekannt.

Der bisher betrachtete Zeitpunkt der griechischen Kunst unter den nächsten Nachfolgern Alexanders des Großen endiget sich in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias, in welcher diese Könige, nämlich Ptolomäus der Erste von Aegypten, Seleucus von Syrien, Lysimachus von Thracien, und Ptolemäus Ceraunus von

Digitized by Google

Macedonien, mit Tode abgegangen waren, wie ich oben angezeigt habe. In der folgenden hundert und fünf und zwanzigsten Olympias geschah es, daß durch eine Verbindung, die wenige unbeträchtliche Städte in Griechenland machten, entfernterweise der Grund gelegt wurde zu einer neuen und verschiedenen Gestalt von Griechenland, durch welche zuletzt die eingeschläferte Kunst wiederum erweckt wurde. Die Griechen erfuhren damals, was öfters in menschlichen Umständen zu geschehen pflegt, daß das Uebel, wenn es auf das Aeußerste gestiegen ist, ein Keim des Heils werden kann, so wie die zu stark gespannte und zersprungene Saite einer Violine einer andern Saite Platz macht, die mit mehr Behutsamkeit angezogen und harmonisch gestimmt wird.

In Griechenland, das von seinem ehemaligen Flor sehr abgefallen, war die alte Verfassung durch das Uebergewicht der Macedonier dergestalt verändert worden, daß sogar Sparta, wo die alte Regierung bis zu dieser Zeit an vierhundert Jahre unverändert geblieben war, nach der Schlacht bei Leuktra eine andere Gestalt bekommen hatte. Denn nachdem der spartanische König Cleomenes, wegen seiner despotischen Absichten, aus seinem Vaterlande nach Aegypten hatte flüchtig werden müssen, regierten die Ephori allein, die aber in einem Aufstande nach dem andern mehr als einmal ermordet wurden. Nach Cleomenis Tode schritt man endlich von neuem zu einer Königswahl, und neben dem Agesipolis, der noch ein Kind war, wurde die höchste Würde dem Lycurgus ausgewirket, dessen Vorfahren nicht aus königlichem Geblüte waren; und dieses erhielt er durch ein Talent, welches er jedem Ephoro gab. Es mußte aber derselbe, da dessen Bestechung bekannt wurde, ebenfalls flüchtig werden, und wurde endlich wiederum zurückgerufen; dieses geschah in der hundert und vierzigsten Olympias. Nicht lange hernach aber, und nach des Königs Pelobs Tode, warfen sich verschiedene Tyrannen in Sparta auf, unter welchen Nabis, der letzte von denselben, völlig despotisch regierte und die Stadt mit fremden Völkern vertheidigte.

Das ehemals berühmte Theben lag verstört, und Athen befand sich in gänzlicher Unthätigkeit, daher, da kein Retter der Freiheit war, hatten sich allenthalben Tyrannen aufgeworfen, die vom Antigonus Gonatas, Könige in Macedonien, unterstützt wurden. In diesen Umständen unternahmen es drei oder vier in der Geschichte kaum bekannte Städte, sich der Herrschaft der Macedonier zu entziehen, welches, wie ich gesagt habe, in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias geschah. Es gelang diesen Städten, die Tyrannen, die sich bei ihnen aufgeworfen hatten, theils zu verjagen, theils zu ermorden, und weil man das Bündniß dieser Städte von keiner Folge hielt, blieben sie ungekränket; und diese Vereinigung war der Grund und der Anfang zu dem berühmten achäischen Bunde. Viele große Städte, ja selbst Athen, welche diesen Entschluß nicht gewagt hatten, befanden sich beschämt, und suchten mit gleichem Muthe die Herstellung ihrer Freiheit. Endlich trat ganz Achaja in ein Bündniß, und es wurden neue Gesetze und eine besondere Form der Regierung entworfen; und da die Lacedämonier und Aetolier aus Eifersucht gegen die Achäer aufstunden, so traten Aratus und Philopömenes, die letzten Helden der Griechen, und jener bereits im zwanzigsten Jahre seines Alters, an ihre Spitze, und waren muthige Vertheidiger der Freiheit, in der hundert und acht und dreißigsten Olympias.

Endlich brach die Eifersucht zwischen den Achäern und Aetoliern in einen offenbaren erbitterten Krieg aus, in welchem die Feindseligkeit beider Theile gegen einander so weit ging, daß man damals anfing, sogar wider die Werke der Kunst zu wüthen; und die Aetolier waren die ersten, die diesen Unfug verübten. Als die Aetolier in Dios, eine macedonische Stadt, aus welcher die Einwohner geflüchtet waren, ohne Widerstand einzogen, rissen sie die Mauern derselben um, und die Häuser nieder; die Hallen und die bedeckten Gänge um die Tempel wurden in Brand gesteckt, und alle Statuen daselbst zerschlagen. Eben solche Wuth verübten die Aetolier in dem Tempel des Jupiters zu Dodona in Epirus, wo sie die Galerien verbrannten, die Statuen zertrümmerten, und den Tempel selbst zu Grunde richteten; und Polybius führet in einer Rede eines acarnanischen Gesandten viele andere Tempel an, die von den Aetoliern waren ausgeplündert worden. Ja die Landschaft Elis, die bisher wegen der öffentlichen Spiele von feindlichen Parteien verschont geblieben war, und das Recht einer Freistätte genoß, wurde, so wie andere Länder, von den Aetoliern heimgesucht.

Die Macedonier aber unter dem Könige Philippus und die Achäer verübten das Recht der Wiedervergeltung fast auf eben die Weise zu Thermä, der Hauptstadt der Aetolier, verschonten aber dennoch die Statuen und Bildnisse der Götter; da aber gedachter König zum zweitenmale nach Thermä kam, ließ er die Statuen, die er vorher stehen lassen, zu Grunde richten. Eben dieser König ließ in der Belagerung der Stadt Pergamum seine Wuth wider die Tempel aus, welche er, zugleich mit den Statuen in denselben, dermaßen zerstörte, daß auch die Steine selbst zertrümmert wurden, um zu verhindern, daß die Materialien nicht zu Wiederaufbauung dieser Tempel dienen könnten. Dieses giebt Diodorus dem Könige in Bithynien Schuld, welches vermuthlich ein Versehen sein muß. In gedachter Stadt war ein berühmter Aesculapius von Phylomachus gearbeitet, welcher Künstler bei andern Phyromachus heisset. Athen war zu Anfang dieses Kriegs ruhig gewesen, weil die Stadt gänzlich von den Macedoniern und von dem Könige in Aegypten abhing; durch diese Unthätigkeit aber waren sie von ihrem Ansehen und ihrer Achtung unter den Griechen gänzlich heruntergefallen; und da die Stadt von den Macedoniern abging, rückte König Philippus in ihr Gebiet, verbrannte die Akademie vor der Stadt, plünderte die Tempel umher aus, und ließ auch die Gräber nicht verschonet. Da die Achäer in seinen Vorschlag wider Sparta und den Tyrannen Nabis nicht willigen wollten, ging er von neuem in das attische Gebiet, und zerstörte die Tempel, welche er kurz zuvor ausgeplündert hatte, schlug die Statuen in Stücken, und ließ auch die Steine zertrümmern, damit sie nicht zu Wiederherstellung der Tempel brauchbar sein möchten. Diese verübte Grausamkeit war es, welche vornehmlich die Athenienser bewegte, wider den König eine Verordnung zu machen, wodurch alle Statuen desselben sowohl, als von Personen aus dessen Hause beiderlei Geschlechts, sollten umgeworfen und vernichtet werden; alle Orte, wo irgend etwas zu des Königs Ehre von Inschriften gesetzt war, wurden für unheilig und schändlich erklärt. In dem Kriege wider den König Antiochus in Syrien ließ der Consul Manius Acilius, nach seinem Siege bei Thermopylä, den Tempel der itonischen Pallas in Böotien, worinnen gedachten Königs Statue stand, zerstören. Die Römer, welche bisher in feindlichen Orten die Tempel verschont hatten, fingen nunmehro auch an, nach ihrer Meinung das Recht der Wiedervergeltung zu üben, und plünderten in der Insel Bacchium, welche Phocäa gegenüber liegt, die Tempel aus, und führten die Statuen mit sich fort. In den oben erzählten Umständen befand sich Griechenland in der hundert und vierzigsten Olympias.

Zu eben der Zeit, da die Kunst in Griechenland niederlag, und die Werke derselben auf das Schrecklichste gemißhandelt wurden, blühete dieselbe unter den Griechen außer ihrem Vaterlande in Sicilien, aber noch mehr unter den Königen zu Bithynien und zu Pergamum. Von der Blüthe der Kunst in Sicilien um diese Zeit findet sich zwar in alten Scribenten keine eigentliche Nachricht; wir können aber auf dieselbe aus dem schönen Gepräge der Münzen dieser Insel einen Schluß machen. Denn die dorischen Pflanzstädte daselbst, deren Haupt Syracus war, scheinen mit denen, welche die Jonier besetzt hatten, unter welchen Leontius eine der vornehmsten war, sich den Rang in schönen Münzen haben abstreiten zu wollen.

Ich rede, wie ich gesagt habe, von den Zeiten der nächsten Nachfolger Alexanders des Großen bis auf die Eroberung der Stadt Syracus von den Römern, in welchen ein betrübtes Verhängniß über diese von der Natur überflüssig begabte Insel schwebte; und in dieser Betrachtung ist zu verwundern, daß in den unaufhörlichen Kriegen nicht sogar der Same der Kunst völlig in Sicilien ausgegangen. Denn daß die Kunst in den älteren Zeiten unter dem Gelo, Hiero, und den beiden Dionsien, Königen zu Syracus, geblühet habe, ist allen bekannt, und es waren alle Städte in Sicilien mit Werken der Kunst angefüllt; so daß die Thüren des Tempels der Pallas zu Syracus, die aus Gold gearbeitet und aus Elfenbein geschnitzt waren, allen Werken dieser Art vorgezogen wurden.

Es müssen sich aber auch in den folgenden trüben und verworrenen Umständen, die ich vorher berührt habe, ohnerachtet der beständigen Kriege, sonderlich mit den Carthaginensern und im ersten punischen Kriege, große Künstler in Syracus erhalten haben, wie die außerordentlich schönen Münzen des Königs Agathokles, in Gold und Silber in verschiedener Größe, darthun, welche insgemein auf der einen Seite einen Kopf der Proserpina, und auf der andern eine Victoria vorstellen, die einen Helm auf ein Siegeszeichen setzt, welche Rüstungen auf den Stamm eines Baums gehängt sind. Da nun die Tyrannei und die Kunst nirgend zusammenstimmen, so muß es außerordentlich scheinen, wenn es in diesem Falle und unter den grausamsten Tyrannen geschehen ist. Es scheint daher glaublich, daß, da Agathokles in der Jugend ein Töpfer war, das ist, wie ich glaube, die Kunst gelernt hatte, Gefäße aus gebrannter Erde zu machen

Digitized by Google

und zu malen, da derselbe also zur Zeichnung angeführt worden, er aus eingepflanzter Neigung den Künstlern zugethan gewesen. Er ließ eine Schlacht zu Pferde malen, die er gehalten, und in gedachtem Tempel der Pallas zu Syracus aufhängen, welches Gemälde sehr geschätzt wurde, und unter den Sachen war, die Marcellus in der Plünderung, um sich Liebe bei den Einwohnern zu erwecken, unangerührt ließ.

Hiero der Zweite, und Nachfolger des Agathokles, wurde aus einem Bürger seiner Stadt mit einhelligen Stimmen zum Könige erwählt und ausgerufen, in der hundert und sieben und zwanzigsten Olympias, und also berührt dessen Geschichte annoch die Zeiten der ersten Nachfolger Alexanders des Großen, und fällt vor in dem ersten punischen Kriege, welcher in dem letzten Jahre der hundert und acht und zwanzigsten Olympias anfing. Die große Anstalten, die Hiero zu Wasser und zu Lande machte, Sicilien in Sicherheit zu setzen, und die Ruhe, welche diese Insel unter seiner Regierung genoß, gaben der Kunst ein neues Leben. Von den prächtigen Entwürfen, die dieser König ausführte, gibt unter andern großen Werken ein Beispiel das im ganzen Alterthum berühmte Schiff von zwanzig Reihen Ruder an jeder Seite, welches er bauen ließ, so daß dieses Werk mehr einem Palaste als einem Schiffe ähnlich war. Es waren Wasserleitungen, Gärten, Bäder und Tempel auf demselben, und in einem Zimmer war der Fußboden von Musaico, oder mit kleinen Steinen ausgeleget, welches die ganze Ilias vorstellt, und alles wurde von drei hundert Künstlern in zwölf Monaten geendiget. Er sandte dem römischen Volke zu der Zeit, da Hannibal allenthalben Sieger war, eine Flotte mit Getraide und eine goldene Victoria, welche dreihundert und zwanzig Pfund wog. Diese nahm der Senat an, da derselbe, obwohl in dem äußersten Mangel, von vierzig goldenen Schalen, welche die Abgeordneten der Stadt Neapel brachten, nur eine einzige, und zwar die leichteste, behielt; diejenigen goldenen Schalen aber, die die Stadt Pästum in Lucanien sandte, wurden den Gesandten derselben mit Danksagung zurückgegeben. Dieses führe ich an als Nachrichten, die in einiger Absicht zu der Geschichte der Kunst dieser Zeit mit gehören; denn diese Schalen werden außer dem Golde auch ihren Werth in der Arbeit gehabt haben.

Dieser glückliche Regent endigte sein ruhmwürdiges Leben nach einer siebenzigjährigen Regierung, im neunzigsten Jahre seines Alters, und in der hundert ein und vierzigsten Olympias. In dem ersten Jahre der folgenden Olimpias, da Hieronymus, der unwürdige Sohn und Nachfolger des Hiero, nebst allen den Seinigen ermordet worden, und die Häupter der Stadt Syracus sich waffneten, wurde diese Stadt vom Marcellus belagert und erobert, wie unten wird berührt werden.

Nicht lange nach den Zeiten des Agathokles ist eine Münze der Stadt Segesta in Sicilien geprägt, welche einige Aufmerksamkeit verdient, nicht sowohl in Absicht der Kunst, als vielmehr der Seltenheit derselben, und in Absicht der Zeitrechnung. Auf der einen Seite ist ein weiblicher Kopf, welcher die Segesta, des Hippotes aus Troja Tochter, vorstellt, von welcher die Stadt den Namen führete. Auf der andern Seite ist ein Hund, nebst drei Kornähren, welche den fruchtbaren Boden bedeuten. Der Hund ist ein Bild des Flusses Crimisus, welcher sich in dieses Thier verwandelte, um die Segesta zu genießen, welche von ihrem Vater hierher geschickt war, ihr Leben zu retten. Denn da Neptunus mit dem Apollo den verdienten Lohn wegen aufgeführter Mauern der Stadt Troja vom Laomedon nicht erhalten, schickte derselbe ein schreckliches Ungeheuer wider die Stadt, dessen Wuth, nach dem Ausspruche des Orakels, des Apollo, die vornehmsten Jungfrauen von Troja sollten ausgesetzt werden. Das Merkwürdigste dieser Münze ist der Name Egesta und Segesta zu gleicher Zeit. Diese von den Carthaginensern belagerte Stadt wurde von Cajus Duilius in der hundert und neun und zwanzigsten Olympias entsetzt, und neunzehn Jahre hernach wurden die Carthaginenser durch den Cajus Lutatius Catulus aus Sicilien verjaget, und diese Insel wurde eine römische Provinz, das Reich des Hieron ausgenommen; in dieser Provinz aber ließ man einigen Städten, unter welchen Segesta genennt ist, den völligen Genuß ihrer Freiheit. Die angegebnen neunzehn Jahre finden sich auf dieser Münze mit ΔΙΒ angezeigt, wenn wir den Inhalt dieser Zahl theilen; denn Δ oder Z ist sieben, und IB zwölf; ungetheilt sollte sie IΘ geschrieben sein. Ich bin der Meinung, daß die Segestaner die Zeit von dem Entsatze an bis zur Eroberung von Sicilien, in welcher ihnen ihre alte Freiheit wider Vermuthen bestätiget worden, auf dieser Münze haben erhalten wollen, und daß sie damals der Namen Egesta in Segesta verändert.

Unter den Pflegern und Beschützern der Künste dieser Zeit sind obenan zu setzen die Könige von Pergamum, Attalus der Zweite, und dessen Sohn und Nachfolger, Eumenes der Zweite. Die zween Regenten, die ihre Klugheit und Liebe für ihre Unterthanen unsterblich gemacht hat, machten aus einem kleinen Lande ein mächtiges Reich, und hinterließen Schätze, die attalische Reichthümer genennt wurden, um große Schätze zu beschreiben. Sie suchten beide sich die Griechen durch große Freigebigkeit zu verbinden, und Attalus baute sogar dem Philosophen Lacydes, dem Haupte der neueren academischen Secte, einen Garten bei der Academie vor Athen, um in demselben ungestört zu leben und zu lehren. Unter den Städten, denen er Gutes erwiesen, bezeugete Sicyon ihre Dankbarkeit durch eine kolossalische Statue, die sie ihm neben einem Apollo, auf dem öffentlichen Platze der Stadt setzte. Eumenes hatte sich nicht weniger den Griechen dergestalt beliebt gemacht, daß ihm die mehrsten peloponnesischen Städte Säulen aufrichteten.

Nebst den großen Absichten, die zum Wohle der Länder abzielen, waren diese Könige zuerst besorgt, den Wissenschaften die Hand zu reichen, und denselben Nahrung zu geben; und zu diesem Zwecke wurde eine große Büchersammlung zu Pergamum angelegt, die zum öffentlichen Gebrauche bestimmt war, so daß Plinius zweifelhaft ist, ob diese Bibliothek, oder die zu Alexandrien, als die erste in gedachter Absicht errichtet worden. In Sammlung der besten Schriften entstand eine Eifersucht zwischen den Gelehrten zu Pergamum und denen zu Alexandrien, die so weit ging, daß am ersten Orte untergeschobene Schriften unter dem falschen Namen älterer Skribenten geschmiedet wurden, und die Gelehrten in Alexandrien stritten mit jenen um den Vorzug in diesem Betruge. Da Ptolemäus Philadelphus die Ausfuhr des ägyptischen Papyrus ebenfalls aus Eifersucht verbot, wurde zu Pergamum die Kunst erfunden, die Schaffelle zum Schreiben zuzurichten.

Mit der Liebe zu den Wissenschaften vereinigten diese Könige eine große Neigung zur Kunst, und ließen berühmte Werke derselben aus Griechenland kommen. Es war zu Pergamum das berühmte Paar Ringer von der Hand des Cephissodotus, Sohns des Praxiteles, und von Gemälden des Apollodorus Ajax, wie er vom Blitze getroffen wurde; das ist: Ajax, welcher sich im Schiffbruche auf einen Felsen rettete, und noch hier den Göttern trotzte, mit den Worten: „ich werde auch wider den Willen der Götter entkommen!" Also ist Ajax auf einem geschnittenen Steine vorgestellt. Solche Gemälde wurden königlich bezahlt, wie Plinius von der Figur eines Kranken von dem berühmten Aristides angezeigt, welche Attalus für hundert Talente kaufte.

Von Künstlern, welche am Hofe dieser Könige geblühet haben, macht Plinius vier Bildhauer namhaft, den Isigonus, Pyromachus, Stratonicus und Antigonus, dessen Schriften über seine Kunst ehemals geschätzt waren, und er berichtet, daß viele Maler die berühmte und siegreiche Schlacht gedachter zwei Könige, wider die Gallier in Mysien, gemalt. Eben dieser Scribent gibt uns Nachricht vom Sosus, der zu Pergamum in musaischer Arbeit trefflich war, und auf einem dergleichen Fußboden war der Kehricht, welcher zusammengefegt wird, aus lauter kleinen Steinen vorgestellt, welches Werk daher ἀσσάρωτος οἶκος, das ist: das nicht gekehrte Haus, genannt wurde. In eben diesem Fußboden und vermuthlich auf seiner Mitte, war eine Taube abgebildet, die aus einer Schale trank, und den Schatten von sich in's Wasser warf, da andere Tauben auf dem Rande dieser Schale sich sonneten und sich kratzen. Ich werde an einem andern Orte meine Zweifel anführen wider diejenigen, welche glauben, daß ein Musaico, welches in der Villa Hadriani unter Tivoli entdeckt worden, und eben dieses vorstellt, auch eben dasselbe sei, dessen Plinius gedenkt, und daß es gedachter Kaiser von Pergamum nach seiner Villa führen lassen.

Die vorher gedachten erdichteten Schriften unter den Namen berühmter Männer, die in diesen Zeiten zu Pergamum erschienen, veranlassen zu glauben, daß in der Kunst eben dieses geschehen sein könne, und daß man damals angefangen habe, auch Statuen unter dem Namen der großen Bildhauer voriger Zeiten zu verfertigen. Denn Werke von dieser Art, mit einem falschen Namen bezeichnet, sowohl die noch vorhanden sind, und oben von mir angezeigt worden, als diejenigen, deren Phädrus erwähnt, führten den Namen jener Künstler. Es ist auch wahrscheinlich, daß damals die Zeit der Copisten ihren Anfang genommen, von deren Hand die Menge der Statuen von jungen Satyrs übrig geblieben, die alle einander ähnlich sind, und als Copien des so berühmten Satyrs des Praxiteles angesehen werden. Ich übergehe viele andere Figuren, die ebenfalls nach einem und ebendemselben Modelle gearbeitet scheinen, wie es zwei Si-

Digitized by Google

leni sind, mit dem jungen Bacchus in den Armen, in dem Palaste Ruspoli, die dem berühmteren Silenus, in der Villa Borghese, ähnlich sind, und verschiedene Figuren des Apollo Sauroktonos, als Copien desjenigen, der von der Hand des Praxiteles unter jenem Beinamen berühmt war. Die vielen Venus sind bekannt, die alle die Stellung der Venus des gedachten Künstlers haben; und wie viele Apollo finden sich, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhend halten, mit einem Schwane zu den Füßen?

Nach diesen angezeigten vortheilhaften Umständen der griechischen Kunst in Sicilien und unter den Königen zu Pergamum, da dieselbe in Griechenland unter den beständigen inneren Kriegen gefallen war, kehren wir zurück zu den Begebenheiten der Griechen, wo wir, nach geendigten Feindseligkeiten, die Kunst von neuem aufgelebt betrachten.

Da in gedachtem Kriege beide Parteien geschwächt waren, suchten die Aetolier sich zu helfen, und riefen wider die Achäer die Römer zu Hülfe, die damals zuerst ihren Fuß auf den griechischen Boden setzten. Da aber die Achäer, welche die Partei der Macedonier ergriffen, durch Philopömenes, ihren Feldherrn, einen Sieg wider die Aetolier und ihren Beistand erfochten hatten: traten die Römer, da sie besser von den Umständen in Griechenland unterrichtet waren, von denen ab, welche sie gerufen hatten, und zogen die Achäer an sich, welche mit ihnen Corinth eroberten, und den König Philippus von Macedonien schlugen. Dieser Sieg wirkte einen berühmten Frieden, in welchem sich der König der Entscheidung der Römer unterwarf, und sich bequemen mußte, alle eingenommenen Plätze in Griechenland abzutreten, und aus allen Orten seine Besatzungen zu ziehen, und die Erfüllung alles dieses mußte geschehen vor den isthmischen Spielen. In diesen Umständen nahmen die Römer ein empfindliches Herz an gegen die Freiheit eines andern Volks, und der Proconsul Quintus Flaminius hatte im drei und dreißigsten Jahre seines Alters die Ehre, die Griechen für freie Leute zu erklären, die ihn fast anbeteten.

Dieses geschah in dem vierten Jahre der hundert und fünf und vierzigsten Olympias, hundert und vier und neunzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung; und es ist glaublich, daß Plinius diese Olympias, nicht aber die hundert und fünf und funfzigste gesetzt habe, wenn er berichtet, daß die Künste in derselben wiederum zu blühen angefangen. Denn in der hundert und fünf und funfzigsten waren die Römer als Feinde in Griechenland; die Künste aber können ohne besondere glückliche Verhältnisse niemals emporkommen. Bald hernach wurde den Griechen ihre Freiheit durch den Paulus Aemilius bestätiget. Die Zeit, in welcher die Künste in Griechenland niedergelegen, wird gewesen sein, wie die Zeit von Raphael und Michael Angelo bis auf die Caracci. Die Kunst fiel damals in der römischen Schule selbst in eine große Barbarei, und auch diejenigen Künstler, die von der Kunst schrieben, als Vasari und Zuccheri, waren wie mit Blindheit geschlagen. Die Gemälde der beiden größten Meister in der Kunst waren in ihrem völligen Glanze, und im Angesichte derjenigen gemacht, die, wie ihre Arbeit zeigt, niemals ein aufmerksames Auge auf dieselben gerichtet, und keine einzige alte Statue betrachtet zu haben scheinen. Dem älteren Caracci gingen in Bologna zuerst die Augen wiederum auf.

In gedachter Wiederherstellung der Künste in Griechenland haben sich unter den Bildhauern berühmt gemacht Antäus, Kallistratus, Polykles, der Meister des schönen Hermaphrodit, Athenäus, Kallixenus, Pythokles, Pythias, Timokles und Metrodorus, der Maler und Philosoph, die aber Plinius unter die vorigen Künstler heruntersetzt; und dieses ist das letzte Alter der eigentlichen griechischen Kunst.

Blüthe und Verfall der Kunst unter den Römern.

Unter dem Trajanus bekam Rom und das ganze römische Reich ein neues Leben, und er fing an, nach so vielen Unruhen durch die großen Werke, welche er unternahm, die Künstler aufzumuntern. Die Ehre einer Statue, welche er sich nicht allein, mit Ausschließung Anderer, anmaßete, sondern mit wohlverdienten Männern theilete, kann der Kunst sehr beförderlich gewesen sein; ja wir finden, daß jungen Leuten von großer Hoffnung Statuen nach ihrem Tode gesetzet wurden.

Das größte Werk von (des) Trajanus Zeiten ist dessen Säule, welche mitten auf dem Foro stand, das er durch den Apollodorus von Athen bauen ließ, und zu dessen Gedächtnisse eine seltene goldene Münze gepräget worden, auf deren Rückseite ein Gebäude dieses Platzes angegeben ist. Hat jemand Gelegenheit, die Figuren auf der Säule in Gyps geformet zu betrachten, so wird er erstaunen über die unendliche Verschiedenheit in so viel tausend Köpfen an derselben. Im sechzehnten Jahrhunderte war noch der Kopf übrig von der kolossalischen Statue dieses Kaisers, welche auf der Säule stand; von demselben findet sich weiter keine Nachricht.

Von den Gebäuden seines Forums, die jene Säule umgaben, und deren Decken oder Gewölbe von Erz waren, kann man sich einen Begriff machen aus einer daselbst im Monate August 1765 entdeckten Säule von dem schönsten weißschwarzen Granit, die acht und einen halben Palm im Durchmesser hielt. Es wurde dieselbe gefunden, da man eine Gruft machte zur Grundlage einer Auffahrt zu dem Palaste Imperiale, und zugleich mit derselben ein Stück des oberen Gesimses, oder die Cornische der Architrave von weißem Marmor, welche diese Säule trug, und über sechs Palmen hoch ist. Da nun die Cornische das Drittheil und noch weniger von dem Gebälke ist, so muß dasselbe über achtzehn Palmen hoch gewesen sein. Dieses Stück hat der Herr Cardinal Alexander Albani in seine Villa setzen lassen, nebst einer Inschrift, die den Ort anzeiget, wo dasselbe entdeckt worden. Es zeigten sich beim Graben an eben dem Orte noch andere fünf Säulen von gleicher Größe, die in der Tiefe liegen geblieben sind, weil niemand die Kosten tragen wollte, dieselben heraus zu heben, und man hat auf diese Säulen die Grundlage gedachter Auffahrt gesetzt. Nach der Säule kann als das edelste Werk der Kunst, welches sich erhalten hat, der kolossalische Kopf gedachten Kaisers, in der Villa des Herrn Cardinals Alexander Albani, betrachtet werden; es ist derselbe von der Halsgrube bis auf den Wirbel fünf römische Palm hoch.

Apollodorus, welchen Trajanus von Athen kommen ließ, den Bau dieses Forums zu führen, zeiget, daß in dem, was die Kunst betrifft, die Griechen allezeit den Vorzug hatten, ja es war ihre Sprache in Rom beliebter, als selbst die römische, welches die in griechischer Sprache von Römern verfaßten Geschichten unter anderen beweisen. Daher geschah es, daß sich Römer griechische Grabsteine setzen ließen, und auf dem Sokel einer römischen Statue, die sich zu unserer Väter Zeiten in Rom befand, standen die Worte: *ΚΑΛΩΣ ΤΕΛΩΝΗΣΑΝΤΙ*, dem, der den Zoll ehrlich verwaltet, welches ein Römer gewesen sein muß.

In Absicht der Baukunst verdienet der Bogen des Trajanus zu Ancona mit angeführt zu werden; denn man wird an keinem alten Gebäude so erstaunend große Blöcke Marmor angebracht finden. Das Basament des Bogens bis an den Fuß der Säulen ist aus einem einzigen Stücke; in der Länge hält es sechs und zwanzig römische Palmen und ein Drittheil; die Breite ist von siebenzehn und einem halben, und die Höhe von dreizehn Palmen. Oben auf diesem Bogen stand dieses Kaisers Statue zu Pferde, wovon noch ein Huf auf dem Rathhause zu Ancona verwahrt wird. Die Pfeiler der Brücke des Trajanus über die Donau dienten, nachdem die Brücke abgeworfen war, wie Dion sagt, blos dazu, die äußerste Stärke der menschlichen Kräfte zu zeigen.

Von öffentlichen Werken der Kunst unter dem Trajanus sind übrig, außer den schönen Stücken seines Bogens, woraus Constantin den seinigen zusammensetzen ließ, Trümmer von großen erhobenen Werken, die in der Villa Borghese liegen, und entweder von einem zweiten Triumphbogen dieses Kaisers, oder von einem anderen öffentlichen Gebäude seines Forums zu sein scheinen, wie die Basilika Ulpia war, welches Gebäude auf einer schon oben erwähnten seltnen goldenen Münze angedeutet ist. Diese erhobenen Werke stellen Krieger mit ihren Feldzeichen vor, in Figuren von eilf Palmen in der Höhe, unter welchen man den Feldherrn unterscheidet, aber nicht erkennet, weil der Kopf abgeschellert ist.

Die große Sorgfalt, welche Trajanus trug, die Werke der Kunst, die gelitten hatten, auszubessern, ist bekannt.

An den großen Werken, die dieser Kaiser aufführen ließ, scheinet Griechenland selbst keinen Antheil gehabt zu haben; es war auch unter den Griechen keine Gelegenheit, die Künste zu üben, da vermuthlich außer den Kaisern, in keiner griechischen Stadt anderen Personen Statuen errichtet wurden. Wenn aber die Griechen damals diese Ehre einer Person erweisen wollten, vergriffen sie sich an Statuen ehemaliger berühmter Männer, und begnügten sich, die Inschrift an denselben zu ändern, wodurch eine Statue, die einen griechischen Helden vorstellte, wider die Aehnlichkeit des Bildes einen römischen Prätor oder sonst einer Person zugeschrieben wurde, wie Dio Chrysostomus ein solches Verfahren den Rhodisern in einer besondern Rede vorwirft. Dieser Redner lebte zu den Zeiten, von welchen wir reden.

Auf den Trajanus folgte Hadrianus, der größte Freund, Beförderer und Kenner der Kunst, welcher sogar mit eigener Hand Statuen verfertiget haben soll; so daß daher Victor, als ein unverschämter Schmeichler, sagt, es könne

dieser Kaiser als ein Künstler neben den berühmten Bildhauern, dem Polykletus und dem Euphranor stehen. Wenn man von seiner Neigung gegen den alten Styl der römischen Sprache im Schreiben auf die Kunst schließen könnte; würde er auch in dieser jenen herzustellen gesucht haben. Nebst der Liebe zur Kunst war seine Begierde, alles zu wissen und zu sehen, ohne Schranken; und es war dieselbe der vornehmste Grund der großen Reisen, die er im sechsten Jahre seiner Regierung nach allen römischen Provinzen antrat, so daß sich Münzen finden von siebenzehn Ländern, die er durchreiset ist. Er ging sogar nach Arabien und Aegypten, welches Land er, wie er selbst in einem Briefe an den Consul Severianus sagt, völlig ausstudirt hatte.

Durch den Hadrianus wurde die Kunst auf den Thron erhoben, und die Griechen, so zu reden, mit derselben; so daß seit dem Verluste der Freiheit Griechenland keine glücklichere Zeit erlebte, und keinen mächtigern Freund gehabt hatte. Denn dieser Kaiser nahm sich vor, Griechenland in die vorige Freiheit zu setzen, indem er es für ein freies Land erklärte, und suchte den griechischen Städten ihren vorigen Glanz wieder zu geben. In dieser Absicht ließ er nicht allein in Athen so stark bauen, wie Perikles vor Zeiten gethan hatte, sondern es wurden auch alle berühmte Städte in Griechenland sowohl als in Kleinasien mit öffentlichen Gebäuden, Wasserleitungen und Bädern ausgeziert. Ein Tempel, welchen er zu Cyzikum aufführen ließ, wurde unter die sieben Wunderwerke der Welt gezählt: und vielleicht sind von demselben übrig die erstaunenden Trümmer daselst, die seit langer Zeit den dortigen Einwohnern zu ihrem Baue dienen. Er trat den Parthen ein großes Land ab, um, wie es scheint, zugleich zu diesen seinen großen Absichten Ruhe zu haben.

Gegen Athen aber äußerte Hadrianus eine ganz vorzügliche Neigung, theils weil diese Stadt der Sitz der Künste gewesen war, theils weil er viel Jahre daselbst gelebt und die Stelle eines Archon verwaltet hatte. Er gab den Athenienser die Insel Cephalenia wieder, baute den Tempel des Bacchus und vollendete den Tempel des olympischen Jupiters zu Athen, nachdem derselbe an siebenhundert Jahre, vom Pisistratus an, gelegen hatte, und es wurde ein Werk, welches viele Stadien im Umfange hatte. In demselben ließ er, wie Pausanias berichtet, unter andern Statuen, von Golde und Elfenbein verfertiget, eine solche kolossalische Statue des Jupiters setzen; eine jede römische Stadt ließ in diesem Tempel dem Kaiser selbst eine Statue errichten.

Der Eifer dieses Kaisers um die Kunst erweckte eben den Trieb auch in anderen Griechen, so daß der einzige Redner Herodes von Athen, und daher Atticus zubenamet, in verschiedenen griechischen Städten Statuen errichten ließ, welcher auch außer Athen ein ganz neues Stadium von weißem Marmor an dem Flusse Ilissus, nebst einem Theater in Athen und zu Korinth, und dieses aus eigenen Mitteln, erbauete.

Es war jedoch dieses Kaisers Lust, zu bauen und der Kunst Nahrung zu geben, nicht blos auf Griechenland eingeschränkt, sondern die Städte in Italien hatten sich gleicher Freigebigkeit zu rühmen. Von Nachrichten der Gebäude, die Hadrianus außer Rom in Italien aufgeführt, begnüge ich mich, eine vielleicht irrig verstandene Inschrift anzuführen, die man auf das Amphitheater zu Capua gedeutet hat, weil dieselbe neben demselben gefunden sein soll, die aber das Theater eben dieser Stadt angehet; welches von dem Amphitheater nicht über funfzig Schritte entfernt ist. Mazzocchi, welcher dieselbe ergänzet hat, deutet die Säulen, die Hadrianus nach der Inschrift hinzugesetzt, auf die halb hervorspringenden Säulen des Amphitheaters, ohne zu überlegen, daß diese Säulen, wie in allen Amphitheatern, mit den Lagen der Steine, an welchen sie hervorspringen, aus einem Stücke gehauen sind. Es hat auch derselbe nicht betrachtet, daß man in einem solchen Gebäude für Statuen keinen Platz findet, mit welchen sowohl als mit Säulen nur Theater können ausgezierd werden. Von dem einen sowohl als von dem andern haben wir den Beweis an einigen Säulen von Giallo antico, die zween Palmen und drei Viertheile im Durchmesser haben, so wie an vielen Statuen, die vor wenigen Jahren in dem capuanischen Theater ausgegraben worden, wovon man noch jetzt die Gruft sieht. Diese Säulen nebst den Statuen stehen zu Caserta, und sind für das dortige königliche Schloß bestimmt. Unter den Statuen ist die schönste eine Venus Victrix, die den linken Fuß auf einen Helm setzt, und außer den Armen, welche mangeln, völlig erhalten ist.

In Rom selbst baute sich dieser Kaiser das prächtige Grabmal, welches jetzt unter dem Namen der Engelsburg bekannt ist. Außer einigen Säulengängen, welche umher gingen, war das ganze Gebäude mit weißem Marmor bekleidet, und mit Statuen besetzt. Nach der Zeit diente dieses Gebäude als eine Festung, und da in demselben die Römer von den Gothen belagert wurden, vertheidigten sich jene mit Statuen, die sie auf die Feinde herunterwarfen, unter welchen der berühmte schlafende Faun über Lebensgröße, jetzt in dem Palaste Barberini, war, den man bei Ausräumung des Grabens dieses Castells fand. Eins der größten Werke der Bildhauerei, welche dieser Kaiser machen lassen, würde dessen Statue auf einem Wagen mit vier Pferden gewesen sein, die auf der Spitze dieses seines Grabmals soll gestanden haben, und, wenn dem Scribenten, der es berichtet, zu glauben ist, so groß war, daß ein starker Mann in die Löcher, welche die hohlen Augen an den Pferden machten, hineinkriechen konnte: man gibt sogar vor, daß dieses Werk aus einem einzigen Blocke Marmor gehauen gewesen. Es scheint aber eine griechische Lüge aus der Zeit des Scribenten zu sein, welche zu gleichem Paare geht mit der Nachricht eines andern griechischen Scribenten dieser Zeiten, von dem Kopfe einer Statue der Juno zu Constantinopel, welchen kaum vier Gespann Ochsen ziehen können. Hadrianus ließ allen seinen Freunden nicht allein nach ihrem Tode, sondern auch bei Lebenszeit Statuen und zwar auf dem Foro zu Rom setzen.

Unter so vielen Werken, die Hadrianus, nachdem er vier Jahre vor seinem Tode nach Rom zurückkam, ausgeführet hat, war vermuthlich das größte Gebäude seine Villa unter Tivoli, deren Trümmer an zehn Miglien im Umfange haben, und außer vielen Tempeln und andern Gebäuden zween Theater in sich begreifen, von welchen das eine den deutlichsten Begriff von allen alten Theatern in der Welt giebt, weil die ganze Scene erhalten ist. Er ließ hier sogar die berühmtesten Gegenden und Gebäude von Griechenland vorstellen, bis auf die Orte, die unter dem Namen der elysäischen Felder bekannt waren. Unter andern Gebäuden sind die sogenannten hundert Kammern berühmt und sehenswürdig, in welchen die kaiserliche Garde lag, welches Wohnungen waren, die keine Gemeinschaft eine mit der andern hatten, sondern vermöge eines hölzernen Ganges von außen, welcher durch eine Wache konnte besetzt und geschlossen werden. Es sind zwei Reihen Gewölbe über einander, welche in dem Winkel, welchen sie machen, ein rundes Castell haben, wo man sich das Corpo di Guardia vorstellt. In jedem Gewölbe waren, vermöge eines bretternen Bodens, welcher auf hervorspringenden Steinen ruhte, die man noch findet, zwei Wohnungen, und es findet sich noch in einem derselben der abgekürzte Name eines Soldaten mit schwarzer Farbe, wie mit einem Finger geschrieben. Die Pracht dieser Gebäude war so verschwenderisch, daß ein sehr langer Teich, in welchem, wie man glaubt, Gefechte zu Schiffe vorgestellt worden, ganz und gar mit gelbem Marmor ausgefüttert war. In demselben fand sich beim Ausgraben, außer vielen Hirschgerippen, eine große Menge Köpfe von Marmor, und von andern härteren Steinen, von welchen viele mit der Hacke zerschlagen waren; die besten von denselben behielt Cardinal Polignac. Es waren lange Gänge zum Spazieren mit Musaico belegt, von welchen man noch große Stücke sieht: die Boden der Zimmer waren von eben dieser Arbeit, aber von kleinern Steinen zusammengesetzt. Unzählig viele Tische von Musaico, theils in Rom, theils anderwärts, sind alle unter dem Schutte dieser Trümmer gefunden worden. Mit Statuen, die hier in großer Menge seit dritthalb Jahrhunderten ausgegraben worden, sind alle Museen in ganz Europa bereichert: es wird noch jetzt beständig gegraben und gefunden, und annoch für die späte Nachkommenschaft bleiben Entdeckungen zu machen übrig. Der Cardinal von Este, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas zu Tivoli die seinige erbaute, besetzte dieselbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und diese sind nach und nach von dem Herrn Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführt, und ein großer Theil derselben ist von ihm dem Museo Capitolino einverleibt worden.

Außer den vorzüglichsten Werken in Marmor, die aus gedachter Villa des Hadrianus gekommen sind, und von welchen ich nachher reden werde, gedenke ich zuerst des berühmten Gemäldes in Musaico, welches eine Schale voll Wasser vorstellt, auf deren Rande vier Tauben sitzen, von denen die eine trinken will. Der Werth dieses Werkes besteht vornehmlich darin, daß es völlig aus den kleinsten harten Steinen zusammengesetzt ist, und vielleicht als das einzige in dieser Art kann angesehen werden; denn in allen andern solchen Gemälden, auch in denen, die ich nachher beschreiben werde, sind Glaspasten mit zu Hülfe genommen, um Farben heraus zu bringen, die sich schwerlich in Steinen finden. Es wurde dasselbe eingesetzt gefunden mitten in dem Boden eines Zimmers, welches von gröberem Musaico gelegt war, und umher einen handbreiten Streif von Blumenwerk hatte, und von eben so feiner Arbeit, wie jenes Musaico ist. Von diesen Streifen, welche in's Gevierte auf demselben umherliefen, hat der Herr Cardinal Alexander Albani ein Stück von einem Palmen breit, und von vier Palmen lang, in ein Tischblatt von orientalischem Alabaster in seiner Villa einfassen

Digitized by Google

laſſen, und von demſelben erhielt Seine königliche Hoheit der Kurprinz von Sachſen, da er in Rom war, ein ähnliches Tiſchblatt mit einer noch längern von dieſen Binden, von eben der Breite und von eben dieſer Arbeit.

Wäre es möglich geweſen, die Kunſt zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu erheben, ſo war Hadrianus der Mann, dem es hierzu weder an Kenntniß noch an Bemühung fehlte; aber der Geiſt der Freiheit war aus der Welt gewichen; und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verſchwunden. Es kann auch als eine Urſache der aufgeklärte Aberglauben, und die chriſtliche Lehre angegeben werden, welche ſich eigentlich unter dieſem Kaiſer anfing auszubreiten. Die Gelehrſamkeit, welcher Hadrianus aufhelfen wollte, verlor ſich in unnütze Kleinigkeiten, und die Beredſamkeit, welche durch bezahlte Redner gelehrt wurde, war meiſtens Sophiſterei: dieſer Kaiſer ſelbſt wollte den Homerus unterdrücken, und an deſſen Statt den Antimachus emporbringen und einführen. Außer dem Lucianus iſt der Styl der griechiſchen Scribenten dieſer Zeit theils ungleich, theils geſucht und gekünſtelt, und wird dadurch dunkel, wovon Ariſtides ein Beiſpiel ſein kann. Die Athenienſer waren bei allen verliehenen Freiheiten in Umſtänden, daß ſie einige Inſeln, welche ſie bisher behauptet hatten, verkaufen wollten. Die Kunſt konnte ſich eben ſo wenig, wie die Wiſſenſchaften, erheben, und der Styl der Künſtler dieſer Zeit iſt von dem alten merklich verſchieden, wie man ſelbſt damals, nach einigen oben angeführten Anzeigen der Scribenten dieſer Zeit, eingeſehen hat. Die Hülfe, welche Hadrian der Kunſt gab, war wie die Speiſen, welche die Aerzte den Kranken verordnen, die ſie nicht ſterben laſſen, aber ihnen auch keine Nahrung geben.

Die Antoninen ſchätzten die Künſte, und Marcus Aurelius beförderte ebenfalls dieſelben auch dadurch, daß er verdienten Männern Statuen ſetzen ließ; er ehrte das Andenken des Vinder, welcher wieder die Markomannen geblieben war, mit drei Statuen, und ließ auf dem Foro Trojani allen tapfern Männern, die in dem deutſchen Kriege geblieben waren, Statuen errichten; er verſtand die Zeichnung, in welcher ihn Diognetus, ein weiſer Maler, unterrichtete; dieſer war zugleich ſein Lehrer in der Weltweisheit. Aber die guten Künſtler fingen an ſelten zu werden, und die vormalige allgemeine Achtung für dieſelben verlor ſich, wie man aus den Begriffen dieſer Zeit ſchließen kann. Die Sophiſten, welche jetzt gleichſam auf den Thron erhoben wurden, und denen die Antoninen öffentliche Lehrſtühle bauen und ein großes Gehalt auf ihre Lungen und Stimmen zahlen ließen, Menſchen ohne eigene Vernunft und Geſchmack, ſchrieen wider alles, was nicht gelehrt war, und ein geſchickter Künſtler war in ihren Augen wie ein Handwerker. Ihr Urtheil von der Kunſt iſt dasjenige, welches Lucianus der Gelehrſamkeit in ſeinem Traume in den Mund legt; ja, es wurde an jungen Leuten als eine Niederträchtigkeit ausgelegt, nur zu wünſchen, ein Phidias zu werden. Daher es faſt zu verwundern iſt, daß Arrianus, ein Scribent dieſer Zeit, es für ein Unglück hält, den Jupiter des Phidias nicht geſehen zu haben.

Die Zeit der Antoninen iſt in der Kunſt, wie die ſcheinbare Beſſerung gefährlicher Kranken kurz vor ihrem Ende, in welchen das Leben bis auf einem dünnen Faden des Hauchs gebracht, dem Lichte einer Lampe ähnlich iſt, welches, ehe es gänzlich verlöſchet, alle Nahrung ſammelt, in eine helle Flamme auffährt, und plötzlich verlöſchet. Es lebten noch die Künſtler, welche ſich unter dem Hadrianus gebildet hatten, und die großen Werke, noch mehr aber der übrige gute Geſchmack und die Einſicht beſagter Kaiſer und ihres Hofes, gab ihnen Gelegenheit, ſich zu zeigen; aber nach ihrer Zeit fiel die Kunſt mit einemmal. Antoninus Pius bauete ſeine prächtige Villa bei Lanuvium, deren Trümmer von ihrer Größe zeugen. Von der Pracht derſelben gibt ein ſilberner Hahn einen Beweis, aus welchem das Waſſer in den Bädern dieſer Villa lief; es wurde derſelbe vor etwa vierzig Jahren an gedachtem Orte ausgegraben, und hielt dreißig bis vierzig Pfund am Gewichte, mit der Inſchrift: FAVSTINAE NOSTRAE. In den Bädern des Claudius lief ebenfalls das Waſſer in ſilbernen Röhren.

Damals wurden auch denen, die im Circo in den Wettläufen auf Wagen den Preis erhielten, Statuen aufgerichtet, von welchen man ſich einen Begriff machen kann aus einigen Stücken muſaiſcher Arbeit im Hauſe Maſſimi mit dem Namen der Perſonen, noch deutlicher aber von einem ſolchen Sieger, faſt in Lebensgröße, auf einem Wagen mit vier Pferden, in erhobener Arbeit, von einer großen ovalen Begräbnißurne in der Villa Albani, welche in meinem alten Denkmalen bekannt gemacht iſt und ſonderlich aus einer wirklichen Statue in der Villa Negroni. Aus dieſer Figur iſt in der Ergänzung derſelben ein Gärtner gemacht worden, wegen eines krummen Meſſers im Gürtel, welches der Sieger auf jenem erhabenen Werke auf eben die Art trägt, wie an jener Urne, und es iſt ihr daher eine Hacke in die Hand gegeben worden. Dieſe Perſonen waren mehrentheils vom Pöbel, deren Bruſt bis an den Unterleib mit einem Gürtel vielmehr umwunden und geſchnürt war. Lucius Verus ließ ſogar das Bildniß ſeines Pferdes, Volucris genannt, von Golde im Circo ſetzen. Bei den Werken unter dem Marcus Aurelius gemacht, fällt mir mehrentheils dieſes Prinzen eigene Schrift ein, in welcher außer einer geſunden Moral die Gedanken ſowohl als die Schreibart gemein, und eines Prinzen, welcher ſich mit Schreiben abgiebt, nicht würdig genug ſind.

Unter und nach dem Commodus, dem Sohne und Nachfolger des Marcus Aurelius, ging die letzte Schule der Kunſt, die gleichſam vom Hadrian geſtiftet war, und die Kunſt ſelbſt, ſo zu reden, zu Grunde. Derjenige Künſtler, von deſſen Hand der wunderſchöne Kopf dieſes Kaiſers in ſeiner Jugend im Campidoglia iſt, macht der Kunſt Ehre; es ſcheint derſelbe etwa um eben die Zeit, in welcher Commodus den Thron beſtieg, das iſt: im neunzehnten Jahre ſeines Alters gemacht zu ſein; der Kopf aber kann zum Beweiſe dienen, daß dieſer Künſtler nicht viel ſeinesgleichen gehabt, denn alle Köpfe der folgenden Kaiſer ſind jenem nicht zu vergleichen. Die Medaillons dieſes Kaiſers von Erz ſind in der Zeichnung ſowohl als in der Arbeit unter die ſchönſten ſolcher Schaumünzen zu rechnen; zu einigen derſelben ſind die Stempel mit ſo großer Feinheit geſchnitten, daß man an der Göttin Roma, die auf einer Rüſtung ſitzt, und dem Commodus eine Kugel überreichet, an den Füßen die kleinen Köpfe von den Thieren, aus deren Fellen man Schuhe trug, ausgeführt ſieht. Man kann aber von einer Arbeit im Kleinen auf die Ausführung eines Werks im Großen nicht ſicher ſchließen; derjenige, welcher ein kleines Modell eines Schiffs zu machen weiß, iſt dadurch nicht geſchickt zum Bau eines Schiffs, welches im tobenden Meere beſtehen kann; denn viele Figuren auf den Rückſeiten der Münzen folgender Kaiſer, die nicht übel gezeichnet ſind, würden ſonſt einen irrigen Schluß auf das Allgemeine der Kunſt veranlaſſen. Ein erträglicher Achilles, klein gezeichnet, wird von eben der Hand, groß wie die Natur ausgeführt, vielmals ein Therſites erſcheinen, welches ſich auch in Verkleinerung oder Vergrößerung der Figuren zeigt, indem es leichter iſt vom Großen in's Kleine zu zeichnen als umgekehrt; ſo wie man weiter von oben herunter, als von unten hinauf ſieht. Sante Bartoli iſt als ein ſehr guter Zeichner alter Werke berühmt worden durch kleine Figuren von der Größe, wie er die an den Säulen des Trojanus und des Marcus Aurelius entworfen hat; aber wenn er aus dieſem Maße gegangen iſt, und größer gezeichnet, wird er ſich ſelbſt ſehr ungleich, wie die erhobenen Werke unter dem Titel: Admiranda Antiquitatis, darthun können. Es iſt auch glaublich, wenn auf Münzen des dritten Jahrhunderts die Rückſeiten über den Begriff ſelbiger Zeiten gearbeitet ſind, daß man ſich alter Stempel bedient habe.

Das Bildniß des Kaiſers Commodus hat man in der Figur eines Herkules im Belvedere zu finden geglaubt, weil derſelbe auf der Löwenhaut ein Kind trägt, und dieſes Kind iſt auf dasjenige gedeutet worden, welches dieſem Kaiſer zu ſeinem Zeitvertreibe diente, und da daſſelbe ein Verzeichniß der Verſchwornen wieder den Commodus ergriffen hatte, und dieſe Liſte aus dem Fenſter fallen ließ, Urſache an deſſen Ermordung war. Zu der irrigen Benennung hat auch die Löwenhaut Gelegenheit gegeben, mit welcher Commodus wie Herkules bedeckt auf ſeinen Münzen erſcheinet. Das Kind, welches dieſe Statue trägt, iſt der junge Ajax, ein Sohn des Telamon; Herkules nahm dieſes neugeborne Kind auf ſeine Arme, und legte es auf die Löwenhaut, mit dem Wunſche, daß es künftig noch größer als deſſen Vater werden möchte. In der Gypsform von dieſer Statue iſt das vielbedeutende Kind weggelaſſen und man hat dem Herkules, anſtatt das Kind zu tragen, die drei heſperiſchen Aepfel in die Hand gegeben. Wright, welcher hier ſeinem blinden Führer nachgeſprochen, ſagt, dieſer Commodus ſei gut, aber es zeige derſelbe einen deutlichen Unterſchied zwiſchen dem griechiſchen und dem römiſchen Geſchmack in der Bildhauerei. Dieſes einfältige Urtheil gründet ſich bloß auf den Namen, und man hätte die ägyptiſche Kunſt in der Statue bemerken können, wenn derſelben der Name Ptolomäus hätte können gegeben werden. Mann kann verſichert ſein, daß dieſer Herkules ein Werk eines großen griechiſchen Meiſters ſei, welches unter den ſchönſten in Rom ſtehen kann; der Kopf iſt unwiderſprechlich der ſchönſte Herkules, welcher bekannt iſt, und die Haare ſind in der höchſten Manier ausgeführt, und wie die am Apollo gearbeitet. Eben ſo ungegründet iſt die Benennung des Commodus, die einer he-

Digitized by Google

reischen Statue mit einem ermordeten Knaben auf dem Rücken gegeben worden, weil der neue Kopf, welcher für alt gehalten worden, dieser Kaiser vorstellt, und es soll derselbe hier als Fechter gebildet sein. Derjenige, welcher diese Statue auf einem sehr schlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erschienen, einen Atreus genannt, ist der Wahrheit näher gekommen; das ist: Atreus, welcher seines Bruders Thyestes Sohn ermordet. Es ist also Jakob Gronov nicht der erste, der diese Benennung gegeben, wie er will angesehen sein.

Des Commodus Andenken beschloß der Senat zu Rom zu vertilgen, und dieses ging vornehmlich auf dessen Bildnisse; dieses fand sich an vielen Brustbildern und Köpfen desselben, die der Herr Cardinal Alexander Albani entdeckte, da er den Grund zu seinem prächtigen Lusthause zu Nettuno am Meere graben ließ. Von allen Köpfen war das Gesicht mit dem Meißel abgeschlagen, und man erkannte dieselben nur an einigen andern Zeichen, so wie man auf einem zerbrochenen Steine den Kopf des Antinous an dem Kinne und Munde erkennt. In der Villa Altieri ist ein Kopf eben dieses jungen Menschen, nach Anzeige des Mundes, welcher nur allein von demselben erhalten war, als ein Antinous ergänzt.

Es ist kein Wunder, daß die Kunst anfing, sich merklich gegen ihren Fall zu neigen, wenn man bedenkt, daß auch die Schulen der Sophisten in Griechenland mit dem Commodus aufhörten. Ja, den Griechen wurde sogar ihre eigene Sprache unbekannt: denn es waren wenige unter ihnen, die ihre besten Schriften mit dem wahren Verständnisse derselben lesen konnten, und wir wissen, daß Oppianus in seinen Gedichten durch die Nachahmung des Homerus, und durch dessen Ausdrücke und Worte, deren er sich bedienet, so wie Homerus selbst, den Griechen dunkel war. Daher hatten die Griechen Wörterbücher in ihrer eigenen Sprache nöthig, und Phrynichus suchte die Athenienser zu lehren, wie ihre Vorältern geredet hatten: aber von vielen Worten war keine bestimmte Bedeutung mehr zu geben, und ihre Herleitung wurde nach verlorenen Stammwörtern auf Muthmaßungen gegründet.

Wie sehr die Kunst nach dem Commodus gefallen, beweisen die öffentlichen Werke, welche Septimius Severus einige Zeit nachher aufführen ließ. Er folgte dem Commodus ein Jahr nachher in der Regierung, nachdem Pertinax, Didius Julianus, Clodius Albinus und Pescennius Niger in kurzer Zeit regiert hatten und ermordet waren. Die Athenienser ließ Severus sogleich seinen Zorn empfinden, wegen einer Beleidigung, welche ihm auf einer Reise nach Syrien zu Athen in voriger Zeit widerfahren war. Er nahm der Stadt alle ihre Vorrechte und Freiheiten, die ihr von den vorigen Kaisern ertheilt waren. Die erhobenen Arbeiten an seinem Bogen, und an einem anderen Bogen, welchen die Silberschmiede ihm zu Ehren aufführen lassen, sind so schlecht, daß es erstaunend scheint, wie die Kunst in zwölf Jahren, seit dem Tode des Marcus Aurelius so ganz und gar heruntergekommen können. Die erhobene Figur des Fechters Bato in der Villa Panfili, in Lebensgröße, ist ebenfalls ein Zeugniß hiervon; denn wenn dieses der Fechter dieses Namens ist, welchen Caracalla prächtig beerdigen lassen, so wird nicht der schlechteste Bildhauer dazu gebraucht sein. Philostratus gedenkt eines Malers Artemon, welcher sich um diese Zeit hervorthat; er war ein Schüler eines Eumelus.

Es waren auch in dieser Zeit die Künstler noch beständig beschäftiget, und dem Plautianus, dem Lieblinge und ersten Minister des Kaisers Septimius Severus, wurden nicht allein zu Rom, sondern auch in andern Städten des römischen Reichs, sowohl von einzelnen Personen als vom Senate Statuen aufgerichtet, so daß dieselben größer und zahlreicher waren, als diejenigen, die dem Kaiser selbst gesetzt waren. Unter diesem Kaiser geschah in der harten Belagerung der Stadt Byzantium, welche die Partei des Pescennius Niger wider jenen Kaiser ergriffen hatte, was die von den Gothen belagerten Römer thaten, die auf die Feinde Statuen warfen. Die Byzantier stürzten ganze Statuen von Erz, sowohl stehender als reitender Figuren von der Mauer herunter auf die Belagerer.

Es hat sich unterdessen von der Kunst dieser Zeiten ein nachtheiliges Vorurtheil gleichsam zur Wahrheit gemacht, welches sich sonderlich auf die schlechte Arbeit an dem Bogen des Septimius Severus gründet. Man ist aber gezwungen, wenn man unbezweifelte bessere Werke von spätern Zeiten sieht, daß vielleicht zu jenem Bogen und dem vornehmsten Denkmale gedachten Kaisers nicht der beste, wo nicht der schlechteste Künstler, wie noch bisweilen geschieht, vorgeschlagen und gebraucht worden. Man würde eben so unrichtig urtheilen aus ein Paar der letztern Gemälde, die in der St. Peterskirche zu Rom in Musaico gesetzt sind, wenn man glaubte, es sei zu eben der Zeit kein besserer Maler in Rom bekannt gewesen, wie man gleichwohl zu gedenken hätte. Oder wenn man aus ein Paar Kirchen, die in Rom unter Benedictus XIV. ekelhaft gebauet und gezieret sind, auf den allgemeinen Geschmack in der Baukunst unter gedachtem Papste schließen wollte. Noch außerordentlicher ist die marmorne Statue des Papstes Leo X., des Vaters der Künste, im Campidoglio, von einem Giacomo del Duca aus Sicilien, und Schüler des Michael Angelo, gearbeitet, welche eine wahrhafte Mißgeburt genannt werden kann. Es kann nicht ein schlechterer Bildhauer weder zu derselben Zeit noch nachher gewesen sein, und dennoch ist derselbe ausersehen worden, diese Statue für den ehrwürdigsten Ort in Rom zu arbeiten.

In Betrachtung oben gedachter Arbeiten sollte man glauben, daß sich noch ein Künstler gefunden, welcher des Septimius Severus Statue von Erz in dem Palaste Barberini machen können, ob sie gleich nicht für schön gehalten werden. Die vermeinte Statue des Pescennius Niger im Palaste Altieri, welcher sich wider vorgedachten Kaiser aufwarf, und von ihm geschlagen wurde, wäre noch weit seltener als jene, und als alle dessen Münzen, wenn dieselbe den Kaiser vorstellen könnte; der Kopf aber ist dem Septimius Severus ähnlicher.

Caracalla befahl, in allen Städten Statuen Alexanders des Großen zu setzen, und in Rom waren einige mit einem doppelten Kopfe, des Alexanders und zugleich des Caracalla. Er lobte unter den alten Feldherrn sonderlich den Sylla und den Hannibal, und verehrte ebenfalls ihr Gedächtniß mit Statuen und Brustbildern. Zwei von seinen Köpfen in der Kindheit befinden sich in dem Palaste Ruspoli. Die einzige Statue des Macrinus, welcher dem Caracalla folgte, befindet sich in dem Weinberge Borioni.

Von den Zeiten des Heliogabalus wird eine weibliche Statue in Lebensgröße in der Villa Albani gehalten. Es stellt dieselbe eine besagte Frau vor, mit einem so männlichen Gesichte, daß nur die Kleidung das Geschlecht derselben anzeigt; die Haare sind ganz über den Kopf gekämmt, und hinterwärts hinaufgenommen und untergesteckt. In der linken Hand hält dieselbe eine gerollte Schrift, welches an weiblichen Figuren etwas Außerordentliches ist, und man glaubt daher, daß es die Mutter des besagten Kaisers sein könne, welche im geheimen Rath erschien, und welcher zu Ehren ein Senat von Weibern angeordnet wurde.

Alexander Severus, welcher dem Heliogabalus folgte, ließ die Statuen vieler berühmter Männer von allen Orten zusammenholen, und auf dem Foro des Kaisers Trajanus setzen; sein eigenes Bild aber ist in Marmor nicht auf die Nachwelt gekommen; wenigstens findet sich kein einziges in Rom.

Die eigentliche bestimmte Zeit, in welcher der gänzliche Fall der Kunst erfolgte, war vor dem Constantin, zur Zeit der großen Verwirrung durch die dreißig Tyrannen, welche sich unter dem Gallienus aufwarfen, das ist: zu Anfang der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Die Münzverständigen bemerken, daß nach dem Gallienus in Griechenland nicht einmal mehr Münzen geprägt worden; je schlechter aber die Münzen dieser Zeit an Gehalt und Gepräge sind, desto öfter findet sich die Göttin Moneta auf denselben; so wie die Ehre ein häufiges Wort in dem Munde einer Person ist, an deren Ehre man zu zweifeln hat. Der Kopf des Gallienus von Erz mit einem Lorbeerkranze, in der Villa Mattei, ist blos wegen der Seltenheit zu schätzen.

Die Zeiten des Gallienus werden insgemein als der Zeitpunkt des gänzlichen Verfalls der Kunst angegeben, und dennoch finden sich Werke, die das Gegentheil darthun, und einen vortheilhaften Begriff geben. Es scheint vielmehr, daß die Barbarei ganz unvermuthet und plötzlich in Rom eingefallen sei; und dieses könnte man schließen aus den vielen Säulen und Schalen von Alabaster und Marmor, nebst Fußgestellen und rohen Stücken ausländischen Marmors, die da gefunden werden, wo der alte Hafen, oder die Ausladung an der Tiber, unter dem Aventino war, und wo das Haus Sforza-Cesarina einen Weinberg hat, in welchem noch große Ueberbleibsel von den alten Magazinen stehen. Denn diese Werke waren vermuthlich auswärts bestellt und aufgekauft, und nach Rom geschafft, um dieselben in Gebäuden anzubringen, welches nachher in der Bestürzung über den Einfall der nordischen Völker in Italien unterblieb. Eine von den daselbst ausgegrabenen Säulen von geblümten Alabaster (fiorito), von vier und zwanzig Palmen hoch, ist die größte und schönste dieses Steins, welche bekannt ist, und stehet in der Villa Albani. Ebendaselbst stehen zwei große Schalen

Digitized by Google

aus ähnlichem Alabaster, die zehn Palmen im Durchschnitt halten, welche zertrümmert nebst Stücken von mehr als zehn andern dergleichen Schalen an gedachten Orten gefunden sind. In der einen von diesen Schalen stehet in der Mitte das Haupt der Medusa, und in der andern der Kopf eines Triton, oder auch eines Flusses; und da dieselben keine Oeffnung haben, müssen sie, wie jetzt, blos zur Zierde eines Gebäudes bestimmt gewesen sein. Daß diese Werke aber nicht lange vor der Zeit, von welcher wir reden, gelegen haben, zeigte sich an zwei großen Blöcken von ungearbeitetem Marmo Gipollino, wo an dem Ende von jedem eine Inschrift eingehauen war, in Buchstaben, deren Form auf diese Zeit deutet. Auf der einen stand das Consulat nebst der Anzeige desjenigen, wie es scheint, der diese Steine kommen lassen, und nebst der Anzahl derselben:

. RVIANO III COS.
. . EXRAT
VALENTIS
. . LXXXIII.

Auf einem Ende des zweiten Blocks war eingehauen:

. SVB CVRA MINICI SI.
PR. CRESCENTR LIB. NI.

welches ich denen zu erklären überlasse, die hierin geschi sind. Dieser Consul Rulianus ist unbekannt; es fin sich mehrere Consuln dieses Namens aus dem Geschlechte Fabier, die den Zunamen Rulianus führten; sie s aber aus weit älteren Zeiten der römischen Republik. D von ihren Blöcken abgesägten Inschriften befinden sich in Villa Albani; aus den Blöcken selbst sind zwei Säulen arbeitet, die im Jahre 1767 nach England abgegangen s

---

Karl Gottfried Theodor Winkler

ward 1775 am 9. Februar zu Waldenburg im Schönburgischen geboren, vollendete seine akademischen Studien zu Wittenberg und wurde nach Beendigung derselben Actuar bei dem Stadtgericht zu Dresden, 1801 geheimer Kanzlist, 1804 geheimer Registrator und 1810 geheimer Secretär. In den Jahren 1812 und 1813 bereiste er Frankreich und Italien, und wurde bei seiner Rückkehr kaiserl. russischer Hofrath und Theaterintendant. Nach der Heimkunft des Königs von Sachsen erhielt er 1815 die Aemter eines königl. sächsischen Hofrathes und Sekretärs der königlichen Theater und der Akademie der bildenden Künste zu Dresden; später wurde er Vicedirector dieser Anstalten. Als Schriftsteller ist er unter dem Namen Theodor Hell bekannt.

Er gab heraus:

Lustspiele. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Neue Lustspiele. Leipzig, 1817 ff. 5 Thle.
Bianca von Toredo; Drama. Leipzig, 1808.
Macaria; Drama. Leipzig, 1806.
Zulima; Trauerspiel nach Voltaire. Leipzig, 1811.
Angelika; Drama. Dresden, 1811.
Der Geschäftige; Original-Lustspiel. Dresden, 1818.
Das Haus Anglada; Schauspiel. Leipzig, 1818.
Die Maccabäer; Drama. Leipzig, 1819.
Bühne der Ausländer. Dresden, 1819.
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers; Drama. Braunschweig, 1830.
Dramatisches Vergißmeinnicht. Braunschweig, 1823—1827. 5 Thle.
Lottchen; Erzählung. Leipzig, 1803.
Neue Erzählungen für häusliche Cirkel. Leipzig, 1811—1817.
Des Maurers Leben. Dresden, 1816.
Sängerreise. Stuttgart, 1816.
Byrons Mazeppa. Leipzig, 1820.
Lyratöne. Dresden, 1821.
Buntes Leben. Berlin, 1826. 2 Thle.
Neueste Gedichte. Braunschweig, 1829. u. s. w.

Ferner war er Herausgeber der Taschenbücher: Agrionien, Penelope (seit 1811), Komus (1814—18. 3 Thle.); und mit Fr. Kind der Abendzeitung (seit 1817).

Glückliche Erfindungsgabe, große Gewandtheit in Behandlung des gewählten Stoffes, Lebendigkeit der Auffassung, Herrschaft über Form und Sprache, gute Auffassung, Witz und Laune zeichnen W's poetische und dramatische Leistungen sehr vortheilhaft aus und haben ihm in der literärischen Welt einen höchst geachteten Namen erworben, trotz dem, daß er wiederholt, besonders wegen seiner Leitung der Abendzeitung, die er jedoch, seinen Grundsätzen treu, bereits fünf und zwanzig Jahre mit immer gleichem Erfolge redigirt, auf das Heftigste angegriffen worden ist.

Gedichte von K. G. Th. Winkler.
(Theodor Hell.)

Sieg der Frauen.

Wenn das Reizendste und Höchste,
Was noch je der Mensch gewahrt,
Zu dem Kampfe um die Krone
Vor dem Richterstuhl sich schaart;
Wenn aus allen ihren Reichen
Die Natur ihr Füllhorn beut,
Und Gelung'nes sonder Gleichen
Ueber ihre Erde streut,
Ist doch Eins uns, was sie alle,
Alle strahlend überwiegt —
Ruft's mit lautem Jubelschalle,
Daß nur Frauenschönheit siegt.

Böteſt Du für edle Thaten,
Für des Geistes hohen Schwung,
Für des Wissens regstes Streben,
Für der Künste Huldigung,
Perlen, Gold und Edelsteine,
Ehre, Ruhm und Schätze dar,
Wäre dieser Gaben keine
Doch ein ächter Lohn, fürwahr.
Ein Begehr nur in der Seele
Reinern Tiefen ewig wohnt,
Und es werden Raphaele
Nur durch Frauenhuld belohnt.

Groß sind Könige im Schmucke
Einer Krone, makellos,
Und der Weise mit der Schale
In der freien Hand ist groß,
Edel magst Du Helden preisen,
Wenn der Oelzweig sie erfaßt;
Doch in allen diesen Kreisen
Jeder andre Stern erblaßt,
Wenn mit reinem Silberglanze,
Der auf Stirn und Aug' sich malt,
In der Blüthen schönstem Kranze
Aechte Frauenwürde strahlt.

Oel besänftigt wilde Wogen,
Weisem Wort wird gute Statt,
Und des starren Kiesels Spitzen
Spühlt die sanfte Welle glatt,
Fürstenspruch kann Kampf entscheiden,
Und die Schwerdter senken sich;
Aber was im Grimm der Zeiten
Keiner Macht, noch Güte wich,
Was, um niemals mehr zu enden,
Selbst das Heiligste noch höhnt,
Hat mit sanft verschränkten Händen
Frauenmilde doch versöhnt.

Und wenn Alles in dem Drange
Der Gemeinheit sich verflacht,
Heuchelei die Flamme schüret,
Von der Keckheit angefacht,
Wenn in der Versinst'rung Grauen
Jedes reine Licht erlischt,

Digitized by Google

Auf der Freiheit weiten Auen
Keine Quelle mehr erfrischt,
Und der Baum des regern Lebens
Keinen Keim zur Frucht mehr treibt,
Untergrabt Ihr eins vergebens:
Frauentugend! — sie — sie bleibt!

Grillenjägerlied.

Mel.: Was gleicht wohl auf Erden ꝛc.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?
Doch zeigt es allein nicht die Flur und der Wald,
Zu Hause giebt's Wild auch, in mächtigen Zügen,
Wir jagen und treiben zu Paaren es bald.
D'rum laßt uns auch heute beginnen das Jagen,
Und wenn nach dem Namen der Weidmann euch fragt,
So gebt ihm zur Antwort mit frohem Behagen:
Es ist dies der Grillen hochherrliche Jagd.
Jo hoho! Dralara!

Zur Hand nehmt die Gläser und Flaschen vor allen,
Und ebnet mit Schüsseln die Berge zum Thal,
Laßt Stöpsel von schäumenden Mündungen knallen,
Und frohe Gesänge durchtönen den Saal;
Erborgt euch das Zündkraut aus feurigen Blicken,
Zur Kugel gestaltet den Scherz und den Witz;
Prometheus mag immer den Himmel berücken,
Ihr stehlt euch von Lippen und Augen den Blitz.
Jo hoho! Dralara!

Frisch auf! seht die erste der garstigen Grillen,
Und jagt sie und brecht ihr das zähe Genick!
Das Streiten und Zanken will nimmer sie stillen,
Sie nennt sich gar vornehm und stolz Politik.
Laßt Kannen sie gießen, und Kessel sie flicken,
Wir wissen was And'res und Beff'res zu thun,
Mit froher Erhebung und stillem Entzücken
Im Arme des Guten und Schönen zu ruhn.
Jo hoho! Dralara!

Dort spukt eine Andre, mit finst'rem Gesichte,
Die Eifersucht nennt die Hyäne sich auch,
Macht tückisch so Liebe als Freundschaft zu nichte,
Vergiftet recht heimlich mit tödtendem Hauch.
Erlegt sie, ihr Jäger, mit off'nem Gemüthe,
Vertrauend auf Unschuld, und Treue, und Recht;
Vertrauen ist höherer Tugenden Blüthe,
Und adelt das fröhliche Menschengeschlecht.
Jo hoho! Dralara!

Da Grille von Rang, die mit mächtiger Nase
Hinan in die Wolken sich brüstet und streckt,
Indeß sie oft kriechend im schlammigen Grase
Gar traulich bei Unke und Molch sich versteckt,
Dich jagen wir dahin, wo blind der Chinese
Erniedrigt zum Staube sich vor'm Mandarin;
Der innere Werth nur giebt Ansehn und Größe,
Wir achten im Fürst wie im Bettler nur ihn.
Jo hoho! Dralara!

Auch Reichthum ist Grille; wem so viel beschieden,
Daß fröhlich das Leben er führet zum Ziel,
Der findet den Reichthum im seligen Frieden,
Der hat nicht zu wenig, und hat nicht zu viel;
Und Ruhm, ob er wachse aus Blute der Schlachten,
Erblühe aus freundlichem Zweige der Kunst,
Ob Lehrstuhl, Katheder und Hörsaal ihn brachten,
Wir halten ihn doch nur für Grille und Dunst.
Jo hoho! Dralara!

Und was in das menschliche Leben sich dränget
Mit finsterer Miene und sträflichem Groll,
Was ängstlich die Brust uns beklemmt und verenget,
Der Freude entziehet den pflichtigen Zoll,
Was Gute verstöret, die Bösen ergötzet,
Dem Menschen entfremdet den köstlichen Hort,
Es wird bei der Grillenjagd weidlich gehetzet,
Es muß vom Gebiete der Fröhlichkeit fort.
Jo hoho! Dralara!

Und haben wir so, mit gebührlichem Streben,
Vernbet die Jagd an dem heutigen Fest,
So lasset mit vollen Pokalen noch leben,
Was tief sich im Busen empfinden nur läßt:
Das Vaterland lebe! die Freundschaft, die Liebe,
Der Glaube, die Hoffnung, die jenseits uns tagt!
Wenn dieses im Herzen uns immerdar bliebe,
Wir hätten das Höchste dann wahrlich erjagt.
Jo hoho! Dralara!

Mein Reimlexikon.

Mancher wohl, der sein Gedicht
Frisch und fröhlich hat begonnen,
Seine Arbeit unterbricht,
Weil der Reim nicht gleich gewonnen.
Mir jedoch geschieht dies nicht,
Denn ein Lexikon von Reimen
Hab' ich klug mir nah gebracht,
Das den Reim ohn' alles Säumen
Mir auf jedes Wort gleich macht.

Doch vergebens suchet Ihr
Dieses Lexikon zu finden,
Ob man's gleich, mit netter Zier,
Täglich pflegt neu einzubinden,
Denn es ist nicht von Papier. —
Doch damit Ihr nicht vergeblich
Allzu lange rathet, wißt,
Daß dies Lexikon buchstäblich,
Mein geliebtes Mädchen ist.

Auf der Stirne, hell und klar,
Auf dem Mündchen, roth und niedlich,
In dem zarten Grübchenpaar,
In den Augen, mild und friedlich,
Ist der Reim stets offenbar,
Und kaum hab' ich sie geschauet,
Wie sein Liebchen schau'n man soll,
Als er auch schon niederthauet,
Regelrecht und wohllautvoll.

Wenn ich an der Feder sauge
Ob des Reimes auf Geduld,
Seh' ich fragend ihr in's Auge,
Und es reimet: ohne Schuld,
Ja, sogar auch manchmal Huld.
Und wenn ich im Dichterstübchen
Sinne ob des Reims auf Helm,
Seh' ich ihr auf's Wangengrübchen,
Und ich hab' ihn gleich mit: Schelm.

Wenn zu einer Stanze Bunde
Schon gereimt ist zieh'n und flieh'n,
Seh' auf ihrem Rosenmunde
Ich den dritten Reim: Carmin,
Und erhöht küssend ihn,
Bis die finst're Stirn verjaget
Mich von diesem Dichterschmaus,
Wenn sie mir das Endwort saget
In dem bösen Reime: kraus.

Also bin ich nie verlegen
Um die Reime irgendwo,
Und ich Glücklicher kann pflegen,
Will ich sein der Arbeit froh,
Oftmals nachzuschlagen so;
Aber Stanze, Lied und Ode
Tragen auch die Spur davon. —
Nun — gefällt Euch die Methode,
Schafft Euch auch ein Lexikon.

Der Feuerdienst.

Nun, so sei's gestanden frei,
Wär' es auch ein Laster,
Daß ich ein Verehrer sei
Ganz von Zoroaster,
Daß dem Feuerdienste sich
All mein Leben weihet;
Freunde, hört, behauert mich,
Aber dann — verzeihet.

Feuer! ja, das bet' ich an
In dem eig'nen Glühen,
Wie das Herz nur fühlen kann,
Phantasie nur blühen,
Zu dem Feuer strebt mein Sinn,

Digitized by Google

Daß er Wärme fod're,
Und es zieht mich mächtig hin,
Daß ich d'rin verlod're.

Doch ist's nicht der Sonne Ball,
Welchen ich verehre,
Sind es nicht der Sterne all'
Zahllose Heere,
Ist es nicht der Wiederglanz
Auf des Mondes Runde,
Minder noch der Rosenkranz
In der Abendstunde;

Nicht der Kerzen helles Licht
Im gefüllten Saale,
Noch der Schein, der lockend bricht
Durch krystall'ne Schaale,
Oder gar, nach Mancher Brauch —
Großer Zoroaster,
Zürne nicht! — der glühe Rauch
In dem Pfeifchen Knaster:

Nein! mein Feuerdienst gehört
Zweien Augen-Sonnen,
Die — was ich mich auch gewehrt —
Mich so ganz gewonnen,
Daß ich d'rin mein Licht und Sein
Einzig nur erkenne,
Und bei ihrer Strahlen Schein
Selbst in Gluth entbrenne.

Wer mag solchem Feuer nicht
Ewig sich ergeben,
In der schönen Priesterpflicht
Sonder Wanken leben?
Ach! sie leuchten gar so mild
Und so glühend wieder,
Sind der Gottheit Ebenbild,
Strahlend uns hernieder.

Aber, wenn dies Feuer nun
Nur für Andre glühte,
Ich vergebens, sonder Ruhm,
Mich im Dienste mühte?
O! dann wär' dem Element
Ich der ärgste Hasser,
Und sprüng' — wenn's zu sehr mich brennt' —
Lieber gleich — in's Wasser.

Kennerschaft.

Wie weit die Kunstkritik doch geht,
Wenn's nur ein Kenner recht versteht! —

War einst ein Graf, als Dilettant
Im Niederlande wohl bekannt,
Der aber in der Kunstkritik
Besaß ein wunderbar Geschick,
So daß, was er für Recht erkennt,
Auch Jedermann vortrefflich nennt;
Dagegen, was er fand als schlecht,
Auch dünkte keinem Menschen recht,
Weil Alle stimmten überein,
Er müss' der größte Kenner sein,
Da selten ihm etwas gefiel,
Und er mit Worten, breit und viel,
Und schier ganz unverständlich hoch,
Bewies, was er in Zweifel zog.
Dem mußte nun das Antlitz sein
Auch Rembrandt einst abkonterfei'n.
Und als das Bild nun fertig war,
Sehr wohl getroffen, offenbar:
Da kam der Graf mit Kennerschaft,
Und fand es dennoch fehlerhaft,
Und mäkelt da, und mäkelt hie,
Und recht war ihm das kleinste nie,
Obgleich der Meister ohne Stolz,
Bald dieses inniger verschmolz,
Bald jenes drängte mehr hervor,
Nie die Geduld dabei verlor.
Der Graf behauptet stets doch nur,
Es fehle Rembrandt an Natur,
Und mög' er ändern noch so sehr,
Das Wahre find' er nimmermehr.

Da wird's dem Künstler doch zu kraus,
Und denkt sich flugs ein Plänchen aus,
Wie solchen großen Kenner hier
Er doch am Ende überführ'.
Und wenig Wochen nur vergehn,
Da bittet er den Grafen schön,
Zu kommen in sein kleines Haus,
Dort steh' ein Bild so eben aus,
Worin er selbst sich konterfei't
Mit sonderlicher Mühsamkeit,
Und woll' des größten Kenners Wort
Er gern drob hören alsofort.
Der Graf, sich seiner wohl bewußt,
Wirft sich nur wenig in die Brust,
Und sagt mit Freundlichkeit im Nu
Das Kennerurtheil Rembrandt zu. —
Da tritt er in die Werkstatt ein,
Und dort an einem großen Schrein,
Hängt auch des Rembrandt Konterfei,
Das gleicht ihm wie das Ei dem Ei.
Der Graf mit ernster Miene tritt
Davon, nach Kennerart, zehn Schritt,
Faßt er das Ganze kunstvoll auf,
Setzt sich alsdann die Brille auf,
Tritt näher, doch nicht allzunah,
Weil dies von Kennern nie geschah,
Und prüft nun lang, und prüft nun breit
Des Bildes Art und Wesenheit,
Worauf das Urtheil er zuletzt
Dann fällt, nachdem er sich gesetzt:
Das Bild sei gar nicht schlecht gemalt,
Und für ein Kunstwerk wohl bezahlt,
Doch was betreff' die Aehnlichkeit,
So irr' es von der Wahrheit weit,
Und sei so wenig Rembrandt das,
„Als eine Mondenscheib' ein Faß."

Darauf das Bildniß selbst zur Stund'
Aufthut im Ingrimm seinen Mund,
Und ruft: „Nun, wenn ich das nicht bin,
Wo ist denn da der Rembrandt hin?
Diesmal, mein theurer Herr mit Gunst,
Geht betteln Dero Kennerkunst;
Denn nur gemalt ist dieses nicht,
Es ist mein eignes Angesicht,
Und, was auch wend' der Kenner ein,
Das muß mir doch wohl ähnlich sein!"

Lied.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühsel beladen seid, ich will Euch erqui
Matthäi, Cap. XI. 2

Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Die mit Mühsal Ihr beladen,
Kommet her, in meiner Quelle
Stärkungsfluthen Euch zu baden,
Kommet her zum Kelch der Liebe,
Hin zu dem die Durst'gen blicken,
Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Denn ich will Euch gern erquicken.

Also lautet die Verheißung,
Die der Vater uns gegeben,
Und in seinen Trostesworten
Liegt die Kraft uns und das Leben,
Und mit seinen Vaterhänden
Hebt die Last er uns vom Rücken!
Wer mühselig und beladen,
Den will er ja gern erquicken.

Tragt drum ruhig Eure Bürde,
Freuet Euch der schweren Lasten,
Denn Ihr werdet um so froher
Nach der bangen Mühe rasten;
Nach der Arbeit wirrem Drängen,
Ob selbst Leiden Wunden drücken,
Wird er Euch mit Himmelsthaue
Um so herrlicher erquicken.

Einen Hafen nach dem Sturme,
Eine Rettung vor den Qualen,
Eine Lind'rung in der Hitze
Heißer Lebenssonnen-Strahlen,

Digitized by Google

Einen Troſt in allen dunkeln
Bangverworrenen Geſchicken
Habt Ihr! — Geht zu dem, Ihr Alle,
Der Euch will ſo gern erquicken.

Und die Krone der Vollendung,
Die dem Kämpfer nur beſchieden,
Und die Seligkeit der Ruhe,
Und der Eingang zu dem Frieden,
Der durch Müh' nur wird gefunden,
Wird Euch dann auf ewig ſchmücken:
Darum gehet hin, Ihr Alle,
Denn der Herr wird Euch erquicken.

Lied.

„Aber der Herr iſt mein Schutz; mein Gott iſt der Hort meiner Zuverſicht.“
Pſalm XCIV. V. 22.

Thürmt euch nur empor, ihr Wellen,
Stürmet, raſet wild und laut,
Droht, das Schifflein zu zerſchellen,
Das dem Meer ſich anvertraut!
Ob die Fluthen d'rüber ſchlagen,
Ob der letzte Maſt zerbricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Birg dich, Sonne, hinter Schleiern,
Die der Wolken Schwärze webt,
Traure, wie bei Todtenfeiern
Sich dein blaſſes Antlitz hebt;
Ob du mir nicht mehr wirſt tagen,
Ob verlöſchen will dein Licht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht.

Oeffne, Erde, mir zu Füßen
Deinen bodenloſen Schooß,
Gieße aus den Felſenriſſen
Deine Gluthen auf mich los!
Ob die Feuerſäulen ragen,
Ob der Erde Axe bricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Denn im Kampf der Elemente
Bleibet er mein Schutz, mein Hort,
Hin zu dem ich gläubig wende
Meines Flehens Blick und Wort.
Mich am Herzen wird er tragen,
Und ſein Kind verlaſſen nicht:
Darum werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Troſt.

Der Herr iſt groß in Ungewittern,
Wie bei der Weſte ſanftem Weh'n,
Er iſt's, vor dem die Berge ſplittern,
Vor dem die Blumen leiſ' erſteh'n;
Aus ſeinen Händen ſtrömen Quellen,
Und er ſtreut aus der Wüſte Sand,
Er hält die Lüfte wie die Wellen
Und Erd' und Gluth in ſtarker Hand.

Wer mag's mit Menſchenſinn ermeſſen,
Was er verſpendet und verhängt!
Habt Ihr mit ihm zu Rath geſeſſen,
Zu ſeinem Richtſtuhl Euch gedrängt?
Wißt Ihr, was aus den Thränen ſprießet,
Was mit dem Glücke unterſinkt,
Was nur hervor aus Felſen fließet,
Der Sand im breiten Rinnſaal trinkt?

O! was uns Gottes Hand beſchieden
Bei regem Streben, Ehr' und Treu',
Es dient gewiß zu unſerm Frieden,
Ob es auch hart zu wähnen ſei.
Er hat die Seinen nie verlaſſen,
Er weiß was ihnen frommt und nützt,
Und thürmen Wogen ſich in Maſſen,
Der Vater hilft, er wacht und ſchützt.

Im Tempel.

Zurück, zurück, des Werkeltages Engen,
In eurem Treiben bleibt zurück!
Die Stunde kam, wo heiligen Geſängen
Erſtrömt der Ruhe ſel'ges Glück;
Die Stunde kam, wo in des Ew'gen Tempel
Die Seele mich zu Höherm trägt,
Und ſich der Weihe unverletzter Stempel
Auf Worte und Gedanken prägt.

Welch' ein Genuß, mit keinem zu vergleichen,
Im Tempel, wo der Vater thront,
Wo gleiches Heil dem Armen wie dem Reichen
Für gleichen Glaubens Treue lohnt,
Wo alle Schranken, die die Welt gezogen,
Verſchwinden vor des Himmels Höh'n,
Und der Verheißung ſel'ger Friedensbogen
Sich neigt zu jedes Beters Flehn.

Hinauf, hinauf, ihr Schwingen meiner Seele,
Zu dem, der wohnt in Lieb' und Licht,
Daß kein Gedanke ſich dem Herrn verhehle
Und das Gefühl des Herzens nicht;
Daß offen lieg' das Ganze meines Lebens
Vor dem, der prüfet und verzeiht,
Und den ja ſelbſt der Aufſchwung ſchon des Strebens,
Als ſei es die Vollbringung, freut.

Sein Wort erſchallt, und mehr als Menſchen wiſſen,
Sagt mir des Glaubens Zuverſicht,
Der Schleier iſt vom Grab hinweggeriſſen,
Aus beſſern Welten ſtrahlt das Licht.
Der Weg, den ich mit Kraft zu wandeln habe,
Liegt vor mir da, von ihm gebahnt,
Des Herzens Sehnen wird mir d'rauf zum Stabe,
Zum Führer, was die Seele ahnt.

Und mit mir all' des gleichen Sinns Genoſſen,
Sie hebt ein gleich Gefühl empor:
Ein feſter Bund, aus Gottes Macht entſproſſen,
Ein Ton im großen Weltenchor.
Nicht mehr ſteh' ich allein im Lebensſtreite,
Vereint iſt eine treue Schaar,
Es ſtehn Vertraun und Hoffnung mir zur Seite,
Der Glaube beut ſein Schild mir dar.

O ſel'ge Zeit in dieſes Tempels Hallen,
Wie ſehnt nach dir mein Herz ſich hin!
Hieher laßt mich in Schmerz wie Freude wallen,
Weil hier nur ich mein eigen bin.
Hier laßt des Vaters Ruhm und Ehr' mich preiſen,
Wie's aus des Herzens Fülle bringt,
Bis ſich nach oben, zu den Sternenkreiſen,
Zum Himmelsdom die Seele ſchwingt.

Verlobung.

Und als ſie ſo ſelig am Herzen mir lag,
Da war nur in beiden ein einziger Schlag,
Ergoſſen die Seele in Seele ſo tief,
Daß nie mehr zur Trennung ſelbſt Ewigkeit rief.

Verſchmolzen, verbunden zu einem Gefühl,
Vorüber das wirre, das bunte Gewühl,
Die Richtung zum Himmel gefunden nun aus,
Die Erde für Beide ein ſtrahlendes Haus.

Sie ſenkte das Auge, die Thräne ſtand d'rin,
Noch ſträubte ſich ſchüchtern der magdliche Sinn,
Doch hob ſie die Wimper, und Strahl nun zu Strahl
Geſellte ſich glühend zu ewiger Wahl.

O Stunde! der keine auf Erden noch gleich,
An Wonne und Segen ſo überreich!
O Stunde! das Leben, das nun mir beginnt,
Durch dich den entzückendſten Anfang gewinnt!

Wie ernſt und wie fröhlich, wie laut und wie ſtill,
Als ob ſich das Herz es geſtehen nicht will,
Und doch im Entzücken ſo woget und ſchlägt,
Und in ſich die Keime der Seligkeit trägt!

Digitized by Google

Bleib' fest in der Seele, du Augenblick!
Du Zeuge von meinem unendlichen Glück!
Geleite hinüber Erinn'rung mich nun,
Bis einst an der Quelle des Lichtes wir ruh'n.

Fünf Jahre später.

Nicht mehr braust die Fluth der Wonne
Neugeboren in das Thal,
Ward ein Spiegel heller Sonne,
Abglanz von dem reinen Strahl,
Strömet ruhig fort durch Auen,
Von des Fleißes Hand belebt,
Läßt schon reich den Segen schauen,
Den sie köstlich sich erstrebt.

Was der Tag mir hat versprochen,
Hielt der Jahre ernster Zug,
Der den Stempel goldner Wochen
Immer mir entgegen trug,
Der selbst in den trüben Stunden
Neues Licht dem Herzen gab,
Ew'ge Helle zu bekunden,
Leuchtend uns bis über's Grab.

Welche stille, heil'ge Stunde
An der Gattin treuer Hand,
Die uns treu vereint im Bunde
Bei der heut'gen Feier fand!
Friedlich sank der Abend nieder,
Frieden auch in unſ'rer Brust,
Nur der Klang der Seelenlieder
Stieg empor, uns unbewußt.

Denn die äußern Töne schwiegen,
Aber innen sprach's so laut,
Wie sich — selig im Genügen —
Herz dem Herzen anvertraut,
Da sind nur die Blicke Worte,
Wie sie keine Sprache fand,
Und der reinste der Akkorde
Ein verschwieg'ner Druck der Hand.

Möcht' ich wohl das Früh're tauschen
Um den jetzigen Besitz?
Seiner Fluthen stürmend Rauschen,
Seiner Kataraкten Blitz
Um die schöne Friedenstille,
Die mich nun so mild umgiebt,
Wo ein Herz wir und ein Wille,
Der nur inniger stets liebt?

Nein, es ward im Flug der Jahre
Erst der ganze Himmel klar,
Und mit ihm das Aechte, Wahre
Meine Seele offenbar.
Laſſ' ihn, Ew'ger! nie sich trüben
In den Augen, wo er lacht,
Dann ist mir ein Stern geblieben
Selbst in meiner trübsten Nacht.

Gewisse kleine Lustspiele gegen gewisse kleine Kritiker.

Wir armen, flücht'gen Blätter,
Bescheiden und verlegen,
Wie kämpfen wir dem Wetter,
Das uns bedroht, entgegen?
Wie können wir bestehen
Bei'm Götterblitz von oben,
Vor'm Arm, der zum Vergehen
Schon über uns erhoben?

Es sei das letzte Lallen,
Das wir noch jetzo wagen,
Die Art ist schon gefallen,
Es geht an Hals und Kragen,
Es ist der Seufzer letzter,
O Mitleid, ihn verwehr' nicht!
Dann sinken in zerfetzter
Gestalt wir in — den Kehricht.

Was thaten wir, Verehrte,
Euch nur zu Schmach und Leide,
Daß Ihr mit Eurem Schwerdte
So rasch seid aus der Scheide,
Und uns bekämpft so mächtig,
Als Riesen-Artefacte,
Da wir doch nur ganz schmächtig,
Meist bloß in Einem Akte?

Ist es uns denn zu Sinnen
Wohl jemals noch gestiegen,
Den Wettkampf zu beginnen —
Bereit zum Unterliegen —
Mit jenen mächt'gen Riesen
Der Spanier und Britten?
Die können fort uns — niesen
Mit sieben Meilenschritten.

Nur wenn empor zu ihnen
Zu schau'n die Blicke müde,
Da sind wir still erschienen,
Gleich einem leichten Liede
Nach einem Vollgesange,
Und wußten's unbeschweret,
Wir tönen nur so lange,
Bis jener wiederkehret.

Meist freilich nur von Franken
Entlehnten wir die Worte,
Doch giebt's auch dort Gedanken
Nicht bloß an Albion's Porte,
Und wenn beim Uebersetzen
Ihr rüget das — Fatale,
Sagt, spielt denn Eure Götzen
Ihr im Originale?

Wenn Schiller alle Herzen
Mit seiner Gluth entflammte,
Die nur von Himmelskerzen
Im reinen Feuer stammte;
Wenn Göthe alle Geister
Durch seine Zauber bannte,
Und als der Meister Meister
Ihn Deutschland anerkannte;

Wenn Lessing sich besonnen
Die ernsten Kränze pflückte,
Was freundlich ausgesponnen,
Mit Scherzen Jünger schmückte,
Da traten wir wohl immer
Bescheiden auf die Seite,
Daß Vaterlandesschimmer
Sich immer mehr verbreite.

Wir thäten's auch noch gerne
Vor andern deutschen Werken,
Daß unſ're Mitzeit lerne,
An ihnen sich zu stärken;
Allein, Ihr mächt'gen Streiter
Für Spanier und Britten,
Ihr habt dafür uns leider
Die Deutschen abgestritten.

Wir dürfen nicht mehr lachen,
Wenn Kotzebue uns kitzelt,
Ihr habt uns seine Sachen
Als schamlos weggewitzelt;
Wir dürfen nicht mehr weinen,
Wenn Iffland's Ernst uns rühret,
Weil ja nur zum Gemeinen,
Nach Euch, sein Schauspiel führet.

Ihr nennet krankenstüblich
Des edlen Houwald Töne,
Es ist bei Euch nur üblich,
Daß Müllner man verhöhne,
Ihr sprecht von Irokesen,
Wenn Raupachs Ihr gedenket,
Und weihet den dem Bösen,
Der Ottokar geschenket.

Was nennt Ihr denn gelungen
In Euern wilden Fehden?
Dramat'sche Niebelungen,
Und Holberg's Nuditäten?
Wen heute Ihr gepriesen,
Den laßt Ihr morgen sinken,
Folgt er, gewalt'ge Riesen,
Nicht bloß nur Euern Winken.

Digitized by Google

Drum gönnt uns doch einſtweilen
Das Plätzchen, das wir füllen,
Von ſelbſt wird uns ereilen
Das Todesloos im Stillen,
Wenn Deutſchlands volle Säfte
In dieſen Zweig ſich drängen,
Daß ihre Schöpferkräfte
Die harte Rinde ſprengen;
Und vor, in tauſend Keimen,
Und Knospen, Blättern, Blüthen,
Erwachſend, ihn umſäumen,
Und reiche Früchte bieten;
Dann ſchwinden, wie im Lenze,
Am deutſchen Eichenzweige
Von ſelbſt die welken Kränze,
Daß friſches Laub entſteige.

Paul von Winkler,

1630 zu Glogau geboren, war churbrandenburgiſcher Rath und Präſident zu Breslau; er ſtarb 1679.

Von ihm erſchien:

Zweitauſend eigene gute Gedanken. Leipz., 1685.
Der Edelmann; ein Roman. Frankfurt u. Leipz., 1696.

W's Roman, der Edelmann, wurde zu ſeiner Zeit über die Gebühr gelobt, man kam jedoch bald von dieſer Meinung zurück, da derſelbe keineswegs ſo reich an Geiſt und Erfahrung war, als von ihm geprieſen wurde.

Winli, ſ. Minneſinger.

von Winterſtetten, ſ. Minneſinger.

Joſeph Wismayr

ward am 30. November 1767 zu Freiſingen geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und erhielt ſeine erſte Anſtellung als Präfect am lodroniſch-rupertiniſchen Erziehungsſtift zu Salzburg, 1801 aber den Titel eines geiſtlichen Rathes. In dieſer Stellung blieb er bis 1803, wo er nach München berufen wurde, um die Funktionen eines Rathes der General-Schulen- und Studiendirection zu übernehmen; in der Folge wurde er Oberſtudien- und Oberkirchenrath; ſo wie auch Ritter des königlich bairiſchen St. Michael-, und des großherzoglich heſſiſchen Hausordens I. Er ſtarb 1833.

Seine Schriften ſind:

Grundſätze der deutſchen Sprache. Salzburg, 1796. 2 Thle.
Lehrbuch der deutſchen Sprache. Salzburg, 1797.
Blüthen und Früchte zur Aufmunterung und Veredlung jugendlicher Talente. Salzburg, 1797. 2 Thle.
Ephemeriden der italieniſchen Literatur. Salzburg, 1800—1803.

W. erwarb ſich vorzügliche Verdienſte um die gründliche Bearbeitung der deutſchen Sprache ſowohl, wie um die Kenntniß der neueren italieniſchen Literatur.

Johann Philipp Lorenz Withof

ward am 1. Juni 1725 zu Duisburg geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache war, und genoß ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Dann bezog er, 15 Jahre alt, die daſige Univerſität. Die erſten drei Jahre ſtudirte er blos die alten Klaſſiker und die Geſchichte; ſeine übrige Studienzeit verwandte er auf die Medicin. 1747 promovirte er als Doctor der Medicin in ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann als practiſcher Arzt nach Lingen; verließ aber 1750 dieſen Ort wieder, um ſich als Privatdocent nach Duisburg überzuſiedeln. Im Jahre 1752 wurde er an das akademiſche Gymnaſium zu Hamm als Profeſſor der Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit berufen. Von da ging er als Profeſſor der Medicin nach Frankfurt a. d. O., wo er fünf Jahre blieb, um einem Rufe als Leibarzt nach Steinfurt zu folgen. 1770 wurde er als Profeſſor nach Duisburg berufen, wo er 1789 am 3. Juli ſtarb.

Er ſchrieb:

Die moraliſchen Ketzer. Duisburg, 1760.
Die Redlichkeit. Halberſtadt, 1770.
Academiſche Gedichte. Kleve und Leipzig, 1782 u. 83. 2 Thle.
Unterhaltungen mit ſeinen Kindern. Duisburg, 1792 u. 93. 3 Thle.

W. iſt als einer der bedeutendſten deutſchen didactiſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten, wegen der Kraft ſeiner Gedanken und der Kühnheit ſeiner Darſtellung, und wurde als Solcher auch ſehr gefeiert, obwohl ſein Ausdruck häufig dunkel und voll Härten iſt.

Aus: Die moraliſchen Ketzer.

Wir ſuchen immer noch das rechte Glückesſyſtem;
Und fanden manches auch, und jedes unbequem.
Vernunft und Sinneslust und Phantaſie ſind Höhen,
Wohin dem Glücke zu nur blinde Wege gehen,
Wo mancher Götze täuſcht, dem man ſich anvertraut.
O! Muſe, die ſo gern an unſerm Heile baut,
O! ſinge Menſchen vor, was ihre Künſte taugen,
Und ſinge Blinden ſo die Nebel von den Augen!

Die Bourignon ergötzt der dürre Todtengraus.
Die Menſchen ſind verderbt; ſie zieht den Menſchen aus.
Bekümmert, wie ſie ſich, uns hold, um ſich entrüſte,
Zerſtöret ſie den Leib und alle ſeine Lüſte;
Dann eilt der reine Geiſt, der abgeſchiedne Sinn,
In ſeine Seligkeit in Platon's Fluge hin;
Und ſchmelzt ſein Weſen um, nun, wie die Reichsgenoſſen
Der Seraphinenſtadt, mit Tugend übergoſſen.
Ihm ſelbſt entzieht ihn ganz die neue Brüderſchaft.
Das reichſte Wörterbuch iſt ihm zu mangelhaft;

Digitized by Google

Die neue Seele muß auch neue Töne finden,
Sobald Gedanken sich zu reden unterwinden.
Das in Beschauung ganz entsündigte Gesicht
Verjauchzt die Thräne bald, und merkt die Wunde nicht,
Woran die Schwäche saugt, und eitle Triebe nagen.
Der Geist, der Luft entrückt, verkennt der Erde Plagen;
Er, der der Ewigkeit nun eingebürgert ist,
Nur Gott und Himmel sieht, und beide nur ermißt.
Vergebens mag der Neid um ihn die Nase rümpfen;
Und Flüche haften nicht, die seine Wonne schimpfen.
Er zieht den untersten dem höchsten Stande vor.
Müralt entadelt sich, und wird der ärgste Thor,
Und wandert nackt einher auf einer Frauenlehre,
Und steigt vom Schimpfe selbst zur allerhöchsten Ehre.
Und sinkt aus Müdigkeit der abgespannte Blick
Aus Ewigkeiten einst ins Irdische zurück,
So sind ihm alle fremd, und allen seine Triebe;
Dennoch zerfließt er oft in allgemeine Liebe.
Daß doch wir alle nicht auf diesem Pfade gehn,
Worauf die Wünsche nichts, als hohe Wonne sehn!
Allein wie manche Pflicht, und auch gemessne Pflichten,
Erkühnt die Himmelsucht sich gierig zu vernichten!
Die kleine Tugend macht uns so, wie große, gut;
Wie Fleiß, Enthaltsamkeit; wie Demuth, Güte, Muth.
Die werden hier umschränkt, die kleinen überschritten,
In Rede Freundlichkeit und angenehme Sitten.
Die Welt der Mystiker ist eine Geisterwelt,
Wo weniger Vernunft als Phantasie gefällt.
Das kleine Menschenherz, von eigner Größe trunken,
Vergöttert sich, und strahlt im Wahne Gottheitsfunken.
Doch schließt am Stolze sich die Demuth und die Huld?
Und Stolz, wohin er geht, ist immer arge Schuld.
Geselligkeit ist Pflicht; nicht, Misanthrop zu werden.
Und was im Himmel blüht, wo reifte das auf Erden?

Der Sucher, Leibnitz, eilt auf seiner Straße fort,
Berechnet jede That, und wiegt das kleinste Wort.
Gesunde Weisheit läßt ihm nie Begriffe fehlen;
Er wird nicht ohne Grund, nicht ohne Zwecke wählen.
Die Tiefe der Natur ist ihm Akademie,
Wo Jeder sich entsetzt, erblickt er Harmonie.
Und staunt der Hof erhöht, und über die Gedränge!
Eukliden find't er selbst bisher verborgne Gänge,
Die dornicht, jäh und schroff zur Wesentreppe gehn,
Und klettern dreist hinauf, die Schöpfung anzusehn
Vom ersten Chaos aus, und spannt entdeckte Federn
Zu Geisterrädern auf, so, wie zu Körperrädern;
Und sieht, am ganzen All gesättigt, Menschen an,
Bedauert, was er sieht, und pflastert eine Bahn,
Worauf wir in das Reich der Pflichten logisch eilen,
Die nur Vollkommenheit, das höchste Gut, ertheilen.
Nur seine Lehre malt die Tugenden so schön.
Er kann im Mangel auch der Segen Fülle sehn,
Woher der Wahrheit Lust in seine Seele funkelt,
Ihm süße Ruhe schafft, und manches Weh verdunkelt.
Doch macht der lichte Geist ihn auch im Grunde gut?
Genügt es ihm was er der Welt zu Liebe thut?
Planeten, die sich jetzt um ihre Sonne wälzen,
Wird, eh er ausgelernt, die große Flamme schmelzen.
Nur eine gute That, ein frommer Unterricht,
Vergehn in Ewigkeit mit ihrer Wonne nicht.
Erloschen sind sie längst, so stolze Morgensterne;
Und Himmel tönen nun durch ihre ganze Ferne
Den unbedungnen Dank um eine Schnitte Brot,
Die Samariterhuld dem armen Manne bot.
In Thaten edel sein, das ist wahrhafte Stärke.
Wie leicht sind Weise matt, und Worte keine Werke!
Erfreut es einen Wolf, wenn Neid und Lehre sticht?
Und trifft Undankbarkeit, und treffen Schimpfe nicht?
Den Nachbar ohne Pflicht, Xantippen gleiche Frauen,
Und das mißrathne Kind, erträgt man ohne Grauen?
Und hätte Weisheit auch ihm alle Qual entfernt,
Wo liegt Utopia, wo sie das Volk erlernt?
Doch alle mach' er gleich, wie Balde seine Strophen!
Das wäre nun die Welt für finstre Philosophen!

Johann Heinrich Wilhelm Witschel

wurde am 9. Mai 1769 zu Herfeld geboren. Er studirte Theologie und war zuerst Mittagsprediger zu Nürnberg, dann 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 zu Gräfenberg und 1819 Dekan, Stadtpfarrer und Schulinspector zu Katzenhochstädt.

Von ihm erschien:

Hermolaus. Nürnberg, 1796.
Die Nacht am Rhein. Nürnberg, 1797.
Dichtungen. Nürnberg, 1798.
Pantheon für Damen. Nürnberg, 1799.
Balfora; Schauspiel. Nürnberg, 1799.
Morgen- und Abendopfer in Gesängen. Nürnberg, 1800.
Moralische Blätter. Nürnberg, 1801.
Etwas zur Aufheiterung. Salzburg, 1807.
Klage und Trost zum neuen Jahre. Salzburg, 1810.
Auswahl von Gesängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. Hannover, 1817.
Ueber die Herabwürdigung des Sonntags. Salzburg, 1822.

W. hat sich vorzüglich durch seine religiösen Dichtungen, in welchen sich tiefe Innigkeit, Wärme, Klarheit und Einfachheit, verbunden mit guter Diction und gefälliger Behandlung der Form aussprechen, einen großen Kreis von Lesern und Freunden erworben.

Karl Heinrich Gottfried Witte

ward am 8. October 1767 zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, war bis 1810 Pfarrer zu Lochau bei Halle, gab aber dieses Amt auf, um seinen frühreifen Sohn (Karl W.) auf mehrere Universitäten und nach Italien zu begleiten. Seit dieser Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin.

Er schrieb:

Die Lebensfreuden; Lehrgedicht. Halle, 1800.
Natalie und Dorothee; aus dem Französischen. Mainz, 1803.
Die ehrliche Haut. Mainz, 1803.
Herr Puff; nach dem Französischen. Mainz, 1804. 4 Thle.
Scenen aus meinen Reisen. Mainz, 1804.
Romantische Scenen aus einer Reise durch die Schweiz und Italien. Mainz, 1805.
Israel oder der edle Jude. Leipzig, 1805.
Karl Philibert. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Wiesenblumen. Halle, 1806.
Karl Witte, oder Erziehungs- und Bildungsgeschichte desselben. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Ueber Erziehung deutscher Töchter. Dresden, 1820.
Die fünf merkwürdigsten Tage Neapels. Altenburg, 1820.
Zichtau oder die altmarkische Schweiz. Stendal, 1824.

Die eigenthümliche Erziehung seines von der Natur sehr reich ausgestatteten, jetzt als hochgeachteter Rechtslehrer an der Universität zu Halle wirkenden Sohnes, erwarb W. zur Zeit, als die frühe Entwickelung des talentvollen Knaben Aufsehn erregte, einigen Ruhm, den er jedoch durch seine Schriften keineswegs zu erhalten verstand, und seitdem lange überlebt hat.

Digitized by Google

Karl August Friedrich von Witzleben,

(als Novellist von dem Gute seines Vaters, Tromlitz in Thüringen, A. von Tromlitz genannt) wurde am 17. März 1772 zu Tromlitz bei Weimar geboren. Früh in preußische Dienste eingetreten, nahm er von 1792 bis 1795 als Officier an den Rheinfeldzügen Theil. Im Jahre 1806 war er als Oberlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürsten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen genommen, ging er später als Hauptmann der Infanterie, darauf als Escadronschef eines Lancierregiments in großherzoglich bergische Dienste über. Im Jahre 1811 führte er ein Münsterisches Lancierregiment bis vor Burgos in Spanien, kehrte aber schon 1812 nach Deutschland zurück. 1813 zog er sich, als Oberst in russischen Diensten mit dem Commando der hanseatischen Legion belehnt, vom preußischen Dienst zurück und lebte nach dem Pariser Frieden bis 1821 nahe bei Halle in ländlicher Zurückgezogenheit, darauf brachte er fünf Jahre in Berlin zu, bis er ganz nach Dresden zog, wo er, bald in der Stadt, bald in deren Nähe wohnend, schriftstellernd privatisirte. Er starb am 9. Juli 1839.

Seine Schriften sind:

Frauenwerth. Berlin, 1823.
Die Douglas; Schauspiel. Berlin, 1826.
Historisch-romantische Erzählungen. Dresden, 1826 ff. 7 Thle.
Herbstblüthen. Leipzig, 1828.
Novellen und Erzählungen. Dresden, 1827. 2 Thle.
Vielliebchen; Taschenbuch. Leipzig, seit 1828.
Sämmtliche Schriften. Dresden, 1830. 18 Thle.
Dieselben, in 3 Sammlungen:
erste: 36 Bändchen. Dresden, 1829—1833.
zweite: 36 Bändchen. Dresden, 1834—1836.
dritte: 27 Bändchen. Dresden, 1837—1840.

W. war zu seiner Zeit einer der beliebtesten deutschen Erzähler; seine Schriften werden von einem großen Theil des Publikums noch immer gern gelesen. Er hatte W. Scott zu seinem Vorbilde gewählt, und wußte historische, vorzugsweise deutsche Stoffe mit glücklicher Erfindungsgabe, lebendiger Phantasie und großer Gewandtheit in gefälliger Darstellung zu behandeln. Dagegen fehlte es ihm aber an Tiefe und Kraft in der Charakterzeichnung, an Durchdringung des Geistes der Geschichte, an Concision und Bestimmtheit. Die Aeußerlichkeiten der historischen Erscheinungen versteht er mit großer Treue und Wahrheit zu schildern, aber das eigentliche innere Wesen derselben entgeht seinem Blick, und seine Auffassung wird durch eine sentimentale moderne Süßlichkeit getrübt, so daß er zwar ganz angenehm unterhält, aber dem denkenden Leser nichts Bleibendes gewähret.

Wilhelmine Karoline von Wobeser

ward 1769 zu Berlin geboren, war die Tochter des Kammerpräsidenten von Rebeur zu Berlin, und die Gattin des königlich preußischen Hauptmanns Fr. von Wobeser. Sie starb 1807 zu Wirschen bei Stolpe.

Von ihr erschien:

Elisa, oder das Weib wie es seyn soll. Leipzig, 1795; 6. Aufl. 1800.

Ein didactischer Roman, der zu seiner Zeit großes Aufsehn erregte und vielfach nachgeahmt wurde, und welchem man, wenn man diese Zwittergattung überhaupt gelten lassen will, manches Verdienstliche nicht absprechen kann, obwohl die Anforderungen der Poesie vor denen der bestimmten Tendenz zurücktreten und sich denselben sogar auf Kosten der Wahrheit des Lebens unterordnen müßten.

Arnoldine Charlotte Henriette Wolf

ward am 21. Januar 1769 zu Kassel geboren und war die Tochter des Regierungsprocurators und Universitäts-Syndicus J. K. A. Weißer zu Marburg. Später verheirathete sie sich mit dem Bergrath G. F. Wolf in Schmalkalden. Sie starb 1820 am 5. März.

Von ihr erschien im Druck:

Gedichte mit ihrem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeschichte; herausgegeben von Dr. Kasp. Chr. G. Wilh. Schmalkalden, 1817.

Tiefes Gefühl und eine wohllautende Sprache zeichnen ihre poetischen Versuche vortheilhaft aus.

Christian Freiherr von Wolf

wurde am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, wo sein Vater Bürger und Bäckermeister war. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Marien-Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt und begab sich dann 1699 nach Jena, verließ aber diese Universität wieder, um nach Leipzig zu gehen, wo er 1803 Magister wurde und die Erlaubniß bekam, Vorlesungen zu halten. Wolf ward bald in der gelehrten Welt bekannt und erhielt mehrere ehrenvolle Anträge, bis er 1707 einen Ruf als Professor der Mathematik nach Halle annahm. Dort gerieth er jedoch bald mit den Theologen, vorzüglich mit Dr. Lange, in Streit. Seine Gegner brachten es endlich dahin, daß ihm bei Strafe des Stranges befohlen wurde, innerhalb zwei Tagen das preußische Gebiet zu verlassen. Er begab sich nun nach Kassel, wo ihn der Landgraf mit Freuden empfing, und als Hofrath und Professor in Marburg anstellte. Friedrich Wilhelm I., der sein Unrecht bald einsah, suchte ihn zu bewegen, sich nach Halle zurückzubegeben, allein ohne Erfolg. Erst als Friedrich II. zur Regierung gelangte, ging er, da mittlerweile auch sein erbittertster Gegner Dr. Lange gestorben war, 1740 als Geheimer Rath, Vicekanzler und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er Kanzler und 1745 vom dermaligen Reichsvikar, dem Kurfürsten von Baiern, in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Außerdem war er auch königlich schwedischer und fürstlich hessischer Regierungsrath. Er starb am 9. April 1754 in Halle.

Digitized by Google

Seine Schriften sind:

Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes. Halle, 1713.
Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen. Leipzig, 1720.
Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, zur Beförderung ihrer Glückseligkeit. Halle, 1720.
Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Halle, 1721.
Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, 1743. Letzte Ausgabe.
Vernünftige Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge. 1724.
Vernünftige Gedanken von dem Gebrauch der Theile des menschlichen Leibes, der Thiere und Pflanzen, 1730. Letzte Ausgabe.
Gesammelte kleine philosophische Schriften. Leipzig, 1736—1740. 6 Thle. Nachtrag, Halle 1755.

W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung zu entwickeln und zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Ueber das, was ihm die Ausbildung der deutschen Prosa verdankt, urtheilt Eichhorn in seiner Geschichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2. S. 1016 sehr treffend: „Den ersten vorbereitenden Schritt zur Verbesserung des deutschen prosaischen Vortrages that Christian Thomasius dadurch, daß er seit 1688 die deutsche Sprache zur Kritik in seinen Monatsgesprächen und kurz darauf auch zum mündlichen und schriftlichen Vortrage der Philosophie brauchte. Aber wie unbeholfen, schief und unbestimmt, diente sie noch seinen wissenschaftlichen Werken! Wie verwickelt, und lateinisch war sie noch in seinem Periodenbau! Wolf faßte nach ihm seit 1709 eine Reihe philosophischer Schriften in deutscher Sprache ab, und brachte durch seine logische Genauigkeit in den deutschen prosaischen Vortrag zwei wichtige Eigenschaften: Deutlichkeit und Bestimmtheit. Es war nur zu bedauern, daß er sich nicht auch zugleich der Anmuth und Zierlichkeit befleißigen mochte, um den prosaischen Vortrag noch durch Züge der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft zu heben und zu erheitern."

Friedrich August Wolf

wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen geboren. Er genoß seine Schulbildung zu Nordhausen und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen. 1779 wurde er als Kollaborator zu Ilefeld angestellt, welches Amt er jedoch 1782 aufgab, um eine Rectorstelle in Osterode zu bekleiden. Hier blieb er nur ein Jahr, indem er eine ihm angetragene Professur der Philosophie in Halle annahm. 1805 erhielt er den Charakter eines Geheimenrathes. Nachdem die Universität Halle aufgehoben war, begab er sich 1806 nach Berlin, wo ihm eine Professur der alten Literatur angetragen wurde; allein er nahm dieselbe nicht an, sondern las nur als Akademiker Collegia über ihm beliebige Gegenstände. Er starb den 3. August 1824 auf einer Reise zu Marseille.

Seine Schriften sind:

Ueber Semlers letzte Lebenstage. Halle, 1791.
Geschichte der römischen Literatur. Halle, 1787.
Antiquitäten von Griechenland. Halle, 1787.
Fünf Briefe an Heyne. Berlin, 1797.
Vermischte Schriften. Halle, 1802.
Schreiben über eine hallische Erzählung. Halle, 1807.
Mit Ph. Buttmann: Museum der Alterthumswissenschaft. Berlin, 1807—1810. 2 Bde.
Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst. Berlin, 1811.
Zu Platons Phädon. Berlin, 1811.
Aristophanes Wolken. Berlin, 1811.
Aus Aristophanes Acharnern Berlin, 1812.
Horatius erste Satire. Berlin, 1813.
Literarische Analekten. Berlin, 1817—19. 4 Hefte.
Encyklopädie der Philologie, nach seinen Vorlesungen im Winterhalbjahr von 1798 u. 1799; herausgeg. von Stockmann. Leipz., 1831.

W's große und ausgezeichnete Verdienste um die Philologie sind so allgemein und unbestritten anerkannt, daß sie hier um so weniger ausführlicher dargestellt zu werden brauchen, als ihre besondere Würdigung der in diesem Werke zu lösenden Aufgabe durchaus fern liegt. Es genüge daher zu bemerken, daß dieser große Kenner des Alterthums auch, was namentlich früher so selten der Fall war, seine Muttersprache mit gleicher Meisterschaft behandelte, und auf diesem Gebiete ebenfalls als Vorbild gelten kann. Namentlich hat er in Uebersetzungen altklassischer Werke überaus Vortreffliches geleistet, und den Geist wie die Form der Originale auf das Musterhafteste wiedergegeben, ohne den Genius der deutschen Sprache zu mißhandeln, oder ihm auch nur den leisesten Zwang anzuthun.

Pius Alexander Wolff

ward am 3. Mai 1784 zu Augsburg geboren, widmete sich der Bühne und ward Hofschauspieler zu Weimar seit 1804, bis er 1816 als Mitglied des königlichen Nationaltheaters und Regisseur des Trauerspiels nach Berlin ging. Er starb den 28. August 1828 zu Weimar, als er es nach mehrjähriger Abwesenheit wieder besuchte.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Spiele. Berlin, 1823 ff. 2 Thle.
Adele von Budoy; Singspiel. Berlin, 1823.

Als Schauspieler höchst ausgezeichnet, erntete W. auch als dramatischer Dichter wohlverdienten Beifall, indem er mit guter Bühnenkenntniß glückliche Erfindung, Witz, Laune, gute Charakterzeichnung und einen raschen und lebendigen Dialog verband. Sein musikalisches Drama, „Preciosa" erhielt, durch Carl M. von Weber's Composition verherrlicht, sich fortwährend als ein Liebling des Publikums auf dem Repertoire.

Christian Heinrich Wolke

ward 1741 am 21. August zu Jever geboren, studirte Theologie, war zuerst ein thätiger Mitarbeiter Basedow's und darauf Director am Philanthropinum zu Dessau. 1785 verließ er diese Stellung, um sich nach Peters-

Digitized by Google

burg zu begeben und dort ein ähnliches Institut zu organisiren. Er kehrte als kaiserlich russischer Hofrath zurück und lebte nun als Privatmann in verschiedenen Städten, bis er am 8. Januar 1825 zu Berlin starb.

Von ihm erschien im Druck:

Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen Kupfer. Leipzig, 1781. 2 Thle.
An die von ihm geliebten Kinder. Dessau, 1784.
Welt- und Menschengeschichte. Leipzig, 1791.
Ueber den Unterricht der Taubstummen, Schwerhörigen und Blinden. Leipzig, 1804.
Anweisung für Mütter und Kinderlehrer zur Mittheilung der ersten Begriffe und Sprachkenntnisse. Leipzig, 1805.
Kurze Erziehungslehre. Leipzig, 1805.
Anleitung zur deutschen Volkssprache. Leipzig, 1816.
Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit. Dessau, 1782.
Sassische or büdsge Sinngedigte. Leipzig, 1804.

W. machte sich zu einer Zeit, wo die Pädagogik noch sehr im Argen lag, sowohl praktisch wie theoretisch um eine bessere Erziehung der Jugend in Deutschland sehr verdient. Später wandte er sich Sprachforschungen zu und leistete auch hierin Lobenswerthes. Doch ließ er sich zu sehr von seiner Lust an oft wunderlichen Neuerungen verleiten, so daß er doch nicht so erfolgreich wirkte, wie er es hätte thun können.

von Wolkenstein, s. Meistersinger.

Friedrich Wolter,

am 6. Oct. 1797 zu Köln geboren, studirte die Rechte und ward Dr. dieser Wissenschaft. Er wurde zuerst Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Eistorf im Bergischen, dann lebte er zu Wien und später zu Karlsruhe.

Seine Schriften, die er meist pseudonym als Fedor Ismar herausgab, sind:

Lieder. Frankfurt, 1820. 2. Ausgabe.
Poetisches und prosaisches Allerlei. Basel, 1823.
Vorstudien zur Weltgeschichte. Basel, 1823.
Die Dogen; Tragödie. St. Gallen, 1824.
Dramatische Beiträge. Rotterdam, 1827.
Don Pedro; Trauerspiel. Hamburg, 1828.
Die Heerfahrt der Normannen; nach dem Französischen. Hamburg, 1828.

Tiefes Gefühl, Gedankenreichthum, Kraft und Phantasie weisen seinen poetischen Leistungen, die lange nicht so bekannt wurden, wie sie es verdienen, einen bedeutenden Rang an.

Christoph Woltereck,

am 1. Juli 1686 zu Glückstadt geboren, erhielt seine Ausbildung zu Hamburg und Leipzig. Er wurde zuerst 1717 in Wolfenbüttel als Aufseher der Kirchenarchive angestellt, gab aber diese Stelle 1720 auf, um als Sekretär in die Dienste des Geheimen Raths von Münchhausen zu treten. Im Jahre darauf wurde er mit dem Charakter eines fürstlichen Sekretärs Actuar bei dem Residenzamte, und 1731 Oberamtmann zu Wolfenbüttel, wo er den 11. Januar 1735 starb.

Er eröffentlichte:

Holsteinische Musen. Hamburg, 1712.

W. ist einer der correcteren und besseren Dichter aus der unglücklichen Periode der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Karl Ludwig von Woltmann

ward am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und vollendete seinen akademischen Cursus zu Göttingen, wo er auch später einige Zeit als Privatdocent lebte. 1794 wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen; gab aber diese Stelle bald wieder auf. 1799 ward er preußischer Hofrath und lebte als Privatgelehrter zu Berlin. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines hamburgischen Legationsrathes und Residenten. 1804 wurde er Geschäftsträger des Kurerzkanzlers und 1806 der Hansestädte am preußischen Hofe. 1812 aber floh er nach der Schlacht bei Lützen nach Prag, um den Nachstellungen Napoleons zu entgehen. Bereits 1805 war er geadelt worden. Er starb am 19. Januar 1817 zu Prag.

Seine Schriften sind:

Geschichte der Deutschen in der sächsischen Periode. Göttingen, 1793.
Grundriß der neuern Menschengeschichte. Jena, 1796.
Kleine historische Schriften. Jena, 1797. 2 Thle.
Geschichte Frankreichs. Berlin, 1797 ff. 2 Thle.
Geschichte Großbritanniens. Berlin, 1798 ff. 2 Thle.
Geschichte der Reformation. Altenburg, 1800 ff. 3 Thle.
Geschichte und Politik; Zeitschrift. Berlin, 1800—1805.
Geschichte des westphälischen Friedens. Leipzig, 1808 ff. 2 Thle.
Johann von Müller. Berlin, 1810.
Geschichte Böhmens. Prag, 1815. 2 Thle.
Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag, 1815. 3 Thle. (Gemeinschaftlich mit seiner Gattin.)
Sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Gattin. Prag, 1819—1827.

W. war ein ausgezeichneter Schriftsteller, reich an Menschenkenntniß, Scharfsinn und Geist und Meister in der Kunst der Darstellung; aber es fehlte ihm an gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und Tiefe. Auch gab er in jeder Hinsicht zu viel auf den äußeren Glanz: ein Streben, das in allen seinen Leistungen, nicht eben zu seinem Vortheile, durchschimmert.

Digitized by Google

Karoline von Woltmann

wurde am 6. März 1782 zu Berlin geboren; war eine Tochter des Geheimenrathes Dr. med. Stosch und verheirathete sich 1799 mit dem Kriegsrath K. Mühler. Allein diese Ehe wurde wieder aufgelöst und sie vermählte sich mit dem oben bezeichneten K. L. v. Woltmann. Sie lebt zur Zeit in Prag.

Ihre Schriften sind:

Euphrosyne. Berlin, 1804.
Bibliothek englischer Romane. Amsterdam, 1814. 2 Thle.
Orlando; Trauerspiel. Prag, 1815.
Volkssagen der Böhmen. Prag, 1815. 2 Thle.
Marie und Walpurgis. Prag, 1818. 2 Thle.
Neue Volkssagen der Böhmen. Halberstadt, 1820.
Historische Darstellungen. Halberstadt, 1820.
Bouilly's Geschichten für junge Frauen. Leipzig, 1820. 2 Thle.
Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen. Prag, 1820.
Die weißen Hüte; historische Darstellung. Halberstadt, 1822.
Spiegel der großen Welt. Pesth, 1824.
Die Bildhauer; Roman. Berlin, 1829. 2 Thle.
Deutsche Briefe. Leipzig, 1833. 2 Bde.

Treffliche Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, gute Erfindung und eine sehr elegante und anmuthige Darstellung verleihen den literarischen Arbeiten dieser höchst talentvollen und ausgezeichneten Frau einen bleibenden Werth.

Friederike Sophie Karoline Auguste von Wolzogen

wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren. Sie verheirathete sich 1784 zuerst mit dem nachmaligen Geheimerath von Beulwitz und darauf, nachdem diese erste Ehe aufgelöst worden, mit dem weimarischen Oberhofmeister von Wolzogen. Gegenwärtig lebt sie in Jena.

Sie gab heraus:

Agnes von Lilien. Berlin, 1797. 2 Bde.
Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Stuttgart, 1823. 2 Bde.
Cordelia. Leipzig, 1840. 2 Bde.

Frau v. W. ist eine der wenigen Schriftstellerinnen, die mit seltener Bildung ausgestattet, im vertrautesten Umgange mit den ausgezeichnetsten Geistern ihrer Zeit für alle bedeutenden Erscheinungen stets offenen Sinn bewahrend, obwohl den höchsten Kreisen angehörig, die Erfahrungen eines reichen harmonischen und schönen Lebens in ihren Werken niederlegte und mit großer Anmuth, Gewandtheit und Wahrheit, neu zu gestalten wußte. Ihre trefflichen Leistungen können daher deutschen Frauen nicht lebhaft genug empfohlen werden.

Friedrich Ludwig Würkert,

am 16. December 1800 zu Leisnig geboren, studirte Theologie und erhielt seine erste Anstellung als Pfarrer zu Untergreiblau bei Langensalza, wurde aber 1824 als zweiter Diakonus nach Mitweida berufen, wo er 1834 erster Diakonus wurde.

Er gab heraus:

Morgenklänge; Erzählungen und Gedichte. Leipzig, 1821.
Dramatische Dichtungen. Leipzig, 1821.
Grundtöne. Berlin, 1830.
Haus und Kirche; religiöse Lieder in der Abendzeitung und anderen Zeitschriften.

W. zeichnete sich als Dichter vorzüglich durch religiöse Tiefe und Innigkeit, reiche Phantasie und edle Sprache sehr vortheilhaft aus.

Alexander Christian Friedrich Graf von Würtemberg,

Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, ist am 5. November 1807 geboren. Er bekleidet den Rang eines Obersten in der würtembergischen Armee und lebt abwechselnd zu Stuttgart und Wien. Als Lyriker trat er zuerst im Morgenblatt unter dem Namen Sandor von S. auf.

Er gab heraus:

Gedichte. Stuttgart, 1837; darin:
Tschikosch Jury's Tod.
Lieder des Sturms.
Lieder eines Friedenssoldaten.

Reiche Phantasie, große Lebendigkeit der Darstellung, Frische und Kraft, reihen ihn würdig den besten lyrischen Dichtern der neuesten Zeit an.

Hans von Würzburg, s. Minnesinger.

Konrad von Würzburg, s. Minnesinger.

Digitized by Google

Nicolaus von Wyle,

aus Bremgarten gebürtig, war Anfangs Stadtschreiber zu Eßlingen, später Kanzler des Grafen von Würtemberg; die Zeit seiner Blüthe fällt um 1478.

Er übersetzte aus Aen. Silvius: Von zwei liebhabenden Menschen, Euryalo und Lucretia. Augsburg, 1489.

Ferner übersetzte er verschiedenes von Petrarch, Aretin, Poggius, Hammerlein, welches nebst zwei selbstständigen Arbeiten in: Translazion und Tuetschungen, Straßburg 1478, herauskam.

Seine Uebersetzungen zeichnen sich für jene Zeit durch die gute Behandlung der Sprache und des Styls vortheilhaft aus.

Johann Rudolph Wyß

ward am 4. März 1781 zu Bern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und war seit 1805 Oberbibliothekar und Professor zu Bern, wo er am 21. März 1830 starb.

Er gab heraus:

Schönheit und Kunst; Gedicht. Zürich, 1810.
Mit G. Kuhn, F. Meisner u. A.: Schweizerrosen, Schweizeralmanach. Bern, 1811—1829.
Vorlesungen über das höchste Gut. Tübingen, 1811. 2 Thle.
Der schweizerische Robinson. Zürich, 1812. 2 Thle.
Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen. Bern, 1815—1822. 2 Thle.
Sammlung von schweizer Kuhreihen. Bern, 1818. 3. Ausgabe.
Reise in das Berner Oberland. Bern, 1816 u. 17. 2 Thle.
Skizze einer malerischen Reise durch die Schweiz. Bern, 1816.
Mit E. Rivolin: Konrad Justingers Berner Chronik bis 1421. Bern, 1818.
Benjamin Tschachtlams Berner Chronik von 1421—1466. Bern, 1819. 2 Bde.
Vater Anselm Studs Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1526. Bern, 1825 u. 26. 2 Bde.

Ein echter Schweizer bearbeitete W. mit großer Liebe und hübschem Talent die Sagenstoffe seines Vaterlandes, welche er, so wie idyllische Stoffe, sehr anmuthig zu behandeln wußte. Auch erwarb er sich bleibende Verdienste durch die Veröffentlichung alter Berner Chroniken.

3.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä,

wurde am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, und begab sich 1743 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete aber seine Zeit mehr der schönen Literatur. Nachdem er drei Jahre in Leipzig verlebt, und eine Zeit lang seine Vaterstadt besucht hatte, begab er sich 1747 nach Göttingen. 1748 wurde er Hofmeister am Karolinum zu Braunschweig, 1761 ordentlicher Professor der Dichtkunst und 1775 erhielt er das Kanonikat bei dem St. Cyriakusstifte zu Braunschweig. Er starb den 30. Januar 1777.

Seine Schriften sind:

Der Renomist; das Schnupftuch; der Phaeton; Verwandlungen; Lagosiade; Murner in der Hölle. — Die Tageszeiten; die vier Stufen des weiblichen Alters u. s. w. enthalten in: Poetische Schriften von J. F. W. Z. Braunschweig, 1763—1765. 9 Bde.
Hinterlassene Schriften mit seinem Leben von Eschenburg. Braunschweig, 1781.
Miltons verlornes Paradies; übersetzt. Altenburg, 1760—1762. 2 Thle.
Auserlesene Stücke der besten Dichter von M. Opitz an. Braunschweig, 1766—1778. 3 Thle.
Spanisches Theater. Braunschweig, 1770 u. 71. 3 Bde.
Fabeln und Erzählungen in B. Waldis Manier. Braunschweig, 1772.
Theatralische Werke. Dresden, 1772 u. 73. 3 Bde.

Bouterwek fällt in seiner Geschichte der Poesie Bd. XI. S. 175 folgendes vollkommen richtige Urtheil über diesen früher sehr beliebten Dichter: „In seiner Jugend hatte Zachariä zur Gottschedischen Schule gehört. Als sein Geschmack reifte, bildete er sich mit vieler Gewandtheit nach mehreren Dichtern, die ihm nachahmenswerth schienen. Seine heitere Phantasie war reich an Erfindungen und Bildern; sein Witz gebildet und gesellig, und in der Kunst, mit gefälliger Leichtigkeit in einer correcten Sprache und in fließenden Versen sich auszudrücken, wurde er von keinem deutschen Dichter übertroffen. Dessen ungeachtet sind seine sämmtlichen poetischen Werke fast in Vergessenheit gerathen, weil es ihnen an Kraft der Gedanken, den ernsthaften, besonders an hervorstechenden Zügen fehlt, und die komischen sich zu sehr auf die Darstellung vorübergehender Modethorheiten beschränken. Zur komischen Poesie hatte Zachariä das meiste Talent. Dieß beweisen seine Nachahmungen des Lockenraubs von Pope, und andere erzählende Gedichte, die man zu den komischen Epopöen zu zählen pflegt, z. B. sein Schnupftuch, sein Renomist und sein Phaeton. Aber schon der überall hervorblickende Mangel an Originalität, und noch mehr die matte Dehnung der Tändelei und der Satyre schwächen die komische Wirkung der gelungenen Stellen. Als er sich gar an die ernsthafte Epopöe wagte, und den Cortes, den Eroberer von Mexiko, zu seinem Helden wählte, blieb ihm fast nichts als das Verdienst eines malerischen Erzählungsstyls und einer guten Sprache in reimlosen Jamben übrig. Das Publikum hat nichts dabei verloren, daß dieses Heldengedicht unvollendet geblieben ist. In der beschreibenden Poesie wollte er mit Thomson und Kleist wetteifern, als er seine Tageszeiten in Hexametern schrieb; aber seine Beschreibungen, so malerisch sie auch sind, haben weder die philosophische Würde der Jahreszeiten Thomson's, noch die lyrische Wärme des Frühlings von

Digitized by Google

Kleist. Noch weniger gelang ihm, in einer kühn ausgedachten Beschreibung der Schöpfung der Hölle, Klopstock's Ton zu treffen. Unter seinen lyrischen Gedichten verdienen einige sanfte und heitere Lieder ausgezeichnet zu werden. Seine kraftlose Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese, in Hexametern, konnte kaum für besser, als die ungeschlachte von Bodmer, gelten. Ein literarisches Verdienst hat sich Zachariä durch seine Sammlung auserlesener Stücke aus den Werken deutscher Dichter, von Opitz an, erworben. Ziemlich gelungen sind seine Fabeln in der Manier von Burkard Waldis."

Murner in der Hölle.

(Ein scherzhaftes Heldengedicht.)

Erster Gesang.

Singe, scherzende Muse, die großen heroischen Thaten,
Und den kläglichen Tod von einem unsterblichen Kater;
Welcher den schwarzen Cocytus beschifft und seine Gebeine,
Gleich den Gebeinen der Helden, mit Marmor bedecket gesehen.

Du, o holde Rosaura, die du das Ende des Lieblings
Fast drei Stunden beweint: (wie öfters weinet so lang nicht
Um den Tod des podagrischen Manns die buhlrische Wittwe!)
Holde Rosaura, beseele dies Lied mit dem siegenden Auge,
Welches so viele Herzen entflammt, und lächle der Muse
Würdige Kühnheit in's Herz, wenn sie die Stygischen Wasser
Unter sich brausen hört, und zu den traurigen Schaaren
Wandelnder Schatten sich mischt, die Charons Ueberfahrt fordern!

Mitten in einem veralteten Schloß am Ufer der Elbe
Wohnte der ehrliche Raban mit seiner Nichte Rosaura.
Artiger war kein Fräulein umher, als seine Rosaura;
Holder waren die Grazien nicht, und schöner nicht Venus,
Als sie, vom Schaume des Meeres noch tröpfelnd die Fluthen herausstieg,
Zärtlich liebte die Nichte den Onkel, und was sie nur wünschte,
War zu ihrem Befehl; doch wünschte das Fräulein nur wenig,
Welches drum mehr noch das Herz des häuslichen Alten ihr neigte.
Einsam im Zimmer, zufrieden mit sich, durchlebte sie Tage,
Nicht vom Neide getrübt, noch von dem Stolze verdunkelt.
Mit ihr wohnten in einem Gemach zwei gesellige Thiere,
Cyper, ein fleckiger Kater, und ein geschwätziges Papchen,
Welches über das Weltmeer kam, und seiner Gebiet'rin
Manche Stunde, so gut wie ein leerer Stutzer verplaudert.

Eben hatte der weichende Winter von stürmischen Schwingen
Seine letzten Schauer von rieselndem Hagel geschüttelt;
Ueber sanft wallende bunte Tapeten von Veilchen und Tulpen
Fuhr im Triumph der Frühling daher; und Pandions Tochter
Stammelte schon gebrochene Versuche zu mächtigen Liedern
Unter halbgrünendem Laub; als an dem östlichen Himmel
Blutroth sich Aurora erhob, und schneidende Lüfte
Vor ihr her das einsame Schloß lautheulend umbrausten,
Das die murrende Magd zum Vorrath des Holzes hinabstieg,
Und von neuem wohlthätige Feuer die Ofen erhitzten.
Jetzt kam Cyper über das Dach. Er hatte die Nacht durch
Einsame Böden durchirrt, und Legionen von Ratten
Aus einander gejagt; mit ihrem rinnenden Blute
Seinen zahnvollen Rachen genetzt, und trunken von Siegen
Ueber die todten Leichname her sich brüllend gewälzt.
Leise schlüpft er zum Zimmer hinein, als eben die Zofe
Brausendes Wasser holt, mit sanftem Chinesischem Tranke
Ihre Gebiet'rin zu wecken. Doch als sie das gnädige Fräulein
Schlummernd noch fand, da fiel auf's neu' der rauschende Vorhang
Wieder über das seidne Bett, und schleichend verließ sie
Ihrer Fräulein Gemach. Von Abenteuern ermüdet,
Legte nun Cyper sich hin dicht an den glühenden Ofen;
Streckte die Löwenklauen von sich, und sank bald geruhig
In den süßesten Schlaf. Die phantasirenden Sinne
Schweiften in güldenen Träumen umher. Er sah die Gestalten
Schöner Katzen versammelt um sich, und hörte die Seufzer,
Welche vom moosigen Dach, von alten verwachsnen Gemäuern,
In vertraulicher Nacht um seinetwegen erschollen,
Und dann dünkt ihm, er läge Rosauren vertraulich im Schooße,
Würde von ihrer marmornen Hand liebkosend gestreichelt,
Und vom hölzernen Junker, und zierlichem Fähndrich beneidet.
Eitle Gedanken! Er sollte nicht mehr die Höhlen der Ratten,
Noch die Geliebten, Winzchen, besuchen! er sollte nicht wieder,
In Rosaurens Armen gewiegt, sanftschnurrend entschlummern!
Eine der Furien, welche das Herz der wildesten Xantippe
Mit der brennenden Fackel zum Zank mit dem Eh'mann entflammet;
Wollte die Oberwelt jetzt mit der finstern Hölle vertauschen,
Und flog scheußlich und schwarz, auf einer stinkenden Wolke,
Bei Rosaurens Fenster vorbei. Ihr plauderndes Papchen
Saß im drähternen Haus, und rief lautschimpfend: Du Scheusal,
Als die schlangenhaarige Furie bei ihm vorbeiflog.
Auch die Furien tragen den Stolz im scheußlichen Busen,
Schön zu sein, zum mindesten schön für der Hölle Bewohner.
Selbst Alekto war Dame genug, voll Zorn zu entbrennen,
Daß sie der Vogel für häßlich geschimpft. Wie leicht, o Verwegner,
(Sagte sie bei sich selbst) kann dich Alekto bestrafen!
Deinen verrätherischen Hals könnt' ich im Zorne dir umdrehn,
Oder mit dieser höllischen Fackel zu Asche dich brennen!
Aber du bist zu klein für einer unsterblichen Göttin
Eigene Hand! Geh, schimpfe mich mehr im Magen des Katers,
Der hier schläft, und welchem ich dich zum Opfer bestimme!

Rasend vor Wuth, begab sich Alekto zum schlafenden Kater;
Hauchte mit Mordsucht ihn an, und sprach mit gleisenden Worten:
Ist es möglich? du schnarchst hier ruhig unter dem Ofen,
Edler Murner, du Zierde der Kater; und hast es vergessen,
Daß dich die Ehre zu herrlichen Thaten, zu Siegen gerufen,
Welche vor dir kein Kater erstritt? — Verwandter der Tiger,
Willst du die Schaaren allein der fliehenden Mäuse verfolgen,
Und mit tapferer Klau' langschwänzige Ratten nur würgen?
Durstet dich nicht nach edlerem Blut? O siehe, wie trotzig
Sitzt der Liebling Rosaurens in seinem güldenen Käfich,
Schimpft nach seinem Gefallen dich aus, und waget oft selber
Flüche wider die holde Rosaura, worüber sie lächelt,
Und sie mit gütigem Blick und Schmeicheleien belohnet,
Da sie indeß dich, Cyper, vergißt. O leide nicht länger,
Daß der geschwätzige Vogel die Gunst des Fräuleins dir raube,
Und den männlichen Laut von deiner Stimme verspotte,
Wenn er so oft dich lächerlich macht! Den Plauderer schützet
Nur sein Käfich umsonst! Wie mancher Canarienvogel
Ward von deinen tapfern Ahnen im Käfich zerrissen!
Würge denn du auch den plaudernden Spotter und streu' im Triumphe
Seine Federn, worauf er stolzieret, in alle vier Winde!

Also sagte die höllische Göttin. Der Kater erwachte,
Sah mit funkelnden Augen umher, und brüllte nach Blute.
Wie ein Blitz sich vom hohen Olymp in die Felder hinabreißt,
Und den blühenden Baum zerschmettert, worunter der Schäfer
Oft auf seinem harmonischen Horn die Auen ergötzet:
So riß Cyper sich auch, den Nebenbuhler zu tödten,
Unter dem Ofen hervor, und sprang so behend wie ein Panther,
Auf den goldenen Käfich. Der Vogel sinket vor Schrecken
Auf den Boden des Käfichs; doch hätt' ihn Cyper unfehlbar
Voller Mordsucht gewürgt, wenn nicht der ehrliche Raban
Auf das wilde Geschrei dem Vogel zu Hülfe geeilet.
Eben hatte der häusliche Greis den knotigen Dornstock,
Seinen Feldstab, in zitternder Hand; kaum sah er den Kater
Ueber den Käfich geklammert, so schlug er mit männlichen Kräften
Seiner Nichte Liebling auf's Haupt; die grausame Parce
Schnitt sein neunfaches Leben entzwei, und Cyper, entseelet,
Fiel vom Käfich, der Käfich auf ihn, und über den Käfich
Stürzte der Alte; vom donnernden Lärm erbebte das Zimmer!

Aengstlich erwachte die holde Rosaura vom wüsten Getümmel,
Fliegt im leichten Gewand zu ihrem Gemache, worin sie
Mit erstarrendem Blick das blutige Trauerspiel wahrnimmt.
Dreimal klang mit ängstlichen Schall die silberne Schelle
Durch das hallende Schloß; doch eh' Lisette sich nahet,
Hilft das Fräulein dem Alten bereits in den sammetnen Lehnstuhl:
Als er Athem geschöpft, erhub er zur weinenden Nichte,
Welche den Leichnam des Cypers erblickt, die donnernde Stimme:
Siehe, der Hund! Schon war er bereit den Papen zu würgen!
Doch potz Stern! ich habe noch Kraft in den Knochen! da liegt er
Todt, der gierige Räuber! Er thut es nicht wieder, ich wette!
Also sprach er prahlend und stolz, und drohte noch dreimal

Digitized by Google

Mit dem knotigen Stock dem schon verblichenen Cyper.
Aber das Fräulein weinte laut; ihr Antlitz verbarg sich
Tief in ihr Schnupftuch, mit Thränen genetzt; sie fiel in den Lehnstuhl.
Sage mir, Muse, die schmerzlichen Klagen des traurigen Fräuleins,
Und vergiß nicht das laute Geheul der Zofe Lisette,
Welche der Wiederhall ward von ihrem gnädigen Fräulein.
Armes Cyperchen! (seufzte laut die holde Rosaura)
Welch ein erbärmlicher Tod entreißet dich meiner Gesellschaft! —
So unrühmlich fällst du dahin in der Blüthe des Lebens,
Todtgeschlagen, mit einem Stock, unedel und grausam —
Todtgeschlagen von dem, der dich mir selber geschenket,
Regt kein Leben sich mehr in dir? Und haben auf ewig
Deine grünen funkelnden Augen für mich sich geschlossen?
Werd' ich dir nicht mehr den Knebelbart streichen, und nicht mehr im Dunkeln
Feuer dem seidenen Haar entlocken? und wirst du mich nicht mehr
Mit dem krummen Buckel, mit scherzenden Sprüngen ergötzen?
Also Rosaura — Die Zofe fuhr fort: Du Krone der Kater,
O wie vornehm sahest du aus! Ganz anders, wie Kater
Niedrer Bauern im Dorf! Dein rothes, schimmerndes Halsband,
Wurde von allen Katzen im ganzen Umkreis beneidet.
O wie artig ließ es dir nicht! Nun sollst du vermodern,
Und das schöne Halsband mit dir? das niedliche Halsband,
Nein! ich nehm' es für mich! es soll nicht mit dir vermodern!
O wie rinnet dein purpurnes Blut nicht über dein Haupt her!
Ja, du bist todt! Du bist es auf ewig, du armer Cyper!

Als sie dies sprach, erhub sich von neuem der Fräulein Gewinsel,
Und der Alte weinete selbst. Er faßte die Nichte
Bei der Hand, und führte sie weg vom traurigen Zimmer.
Und die Zofe heulete lauter: Der arme Cyper!
Und das Fräulein antwortete schluchzend: Der arme Cyper!
Cyper! rufte die Wand, und Cyper! Cyper! der Papst,
Welcher dem Feind' im Tode vergab. Die Furie sah es
Voller höllischen Fröhlichkeit an, und stürzte sich zischend
Durch die verdunkelte Luft, und sank in die Fluthen des Orkus.

Zweiter Gesang.

Kaum beherrschte Lisette nunmehr das einsame Zimmer
Unumschränkt und allein; so nahm sie die Maske der Trauer
Von dem Gesicht', und war nicht mehr der Seufzer Rosaurens
Stets gefälliges Echo. Sie warf auf den Leichnam des Katers,
Den sie so sehr im Leben gehaßt, zufriedene Blicke.
Also schaut der würgende Sieger zufrieden in's Schlachtfeld;
Weidet die Augen am Blut der Erschlagenen; die wiehernden Rosse
Tragen ihn hoch auf Leichnamen her — Indem die Posaune
Siegender Heerschaaren um ihn ertönt, so dünkt er ein Gott sich.
Höhnisch stieß die erbitterte Zofe den blutigen Leichnam
Mit dem Fuß, doch riß sie vorher mit entweihenden Händen
Von dem Halse den blendenden Purpur, mit silbernen Blumen,
Und mit Laubwerk gestickt; besah ihn mit geizigen Blicken,
Rollt' ihn zusammen, und sprach: dem Himmel sei Dank, daß du endlich
Deinen verräthrischen Hals gebrochen, verworfnes Geschöpfe!
Wohl mir! daß ich dich todt, du falsche Bestie sehe!
O wie bin ich so sicher nunmehr, daß künftig mein Fräulein
In dem Schooße dich wiegt, und dich aus Zärtlichkeit küsset.
Pfui! wie konnten die schönsten Lippen so zärtlich dich küssen,
Und wie konnte die weicheste Hand dein Fuchshaar so streichein!
Geh nun hin, du hungriger Räuber, und friß mir den Braten,
Oder das braune Ragout, daß ich vom Munde mir sparte!
Geh nun hin, und würge dir Tauben, und hole dir ferner
Papageyen zum leckernen Fraß! es sei dir erlaubet!

Also spottete sie des armen getödteten Murners.
O wie plötzlich ändern sich nicht die gleisenden Reden
Eines veränderten Hofs, der nichts mehr fürchtet und hoffet!
Jetzt eröffnet Lisette das Fenster; sie fasset den Körper
Bei dem hintersten Bein, und wirft ihn zum Fenster herunter
Auf den schimpflichen Mist. So stürzten die Statuen ehmals
Eines Tyrannen herab; so ward das Schrecken der Römer,
Nun ein verstümmelter Rumpf in faule Canäle geschmissen.

Fern vom traurigen Zimmer befand sich indessen Rosaura
Bei dem gütigen Alten, der sie mit holden Gesprächen,
Von anmuthigen Reisen in's Bad zu trösten bemüht war,
Ihr Geschenke versprach von neuen modischen Stoffen,
Und mit Soucis, und Lila, und Dauphine sie erfreute.
Muntrer kam sie zu ihrem Gemach; des Lieblings vergessend,
Denket sie nicht an sein Grab, und setzt zum Putze sich.
Schachteln gingen da auf, und Büchsen wurden eröffnet;
Eisen glühten in schwarzen Vulkanen: und Wolken von Puder
Wälzten sich gegen den Tag; dann rollte die rasselnde Kutsche
Glänzender Fremden über den Hof. Es dampfte die Küche
Hohen Geruch von Braten, Pasteten, und kräftigen Brühen.
Eine muntere Tafel, von leichten Scherzen umflattert,
Schmauste den langen Nachmittag durch; die hellen Pokale
Taumelten unter dem Junker herum, bis durch die Gewölke
Freundlich der Abendstern blinkt; da unterdessen das Fräulein,
Von der horchenden Schaar, am silbernen Flügel umringet,
Mit dem holden Gesang die eilenden Stunden verkürzte.
So ward alles Leid und alle Trauer vergessen.

Und nun eilte bereits die murrende Seele des Katers
Zu der Hölle hinab. — Verzeiht es, Stygische Mächte,
Ihr Beherscher der Seelen, ihr einsamen Schatten; du Chaos,
Phlegeton, und ihre öden Behausungen, daß ich es wage,
Vor der Lebenden Blick des Abgrunds Tiefen zu zeigen.
Murner wandelte fort durch dicke Cimmerische Nächte
Ueber Plutos finstre Gefilde. Der Vorhof der Hölle
Schlang ihn ein. Da wohnten die Klagen, der rächrischen Sorgen,
Bleiche tödtliche Seuchen, das traurige Alter, der Hunger,
Armuth und Furcht. Viel scheußliche Larven, der Krieg und die Zwietracht
Mit dem Schlangenhaar, hauseten hier. In rauschenden Hainen
Dunkler Ulmen flatterten da die schrecklichen Träume.
Schaarenweis gingen hier auch viel schreckende Ungeheuer,
Wilde Centauren, Gorgonen, Hyänen und schmutz'ge Harpyen.
Bang und zitternd eilete Murner durch diese Gestalten
Zu den Stygischen Ufern, und wallte verlassen und traurig
Am Gestade des dunkeln Cocytus. Es brausten die Wasser
Unaufhaltsam und wild zu den Pforten des Todes hinüber.
Durch sie fuhr der finstre Charon; ein schmutziger Alter,
Dessen grauer verworrener Bart den Gürtel herabfloß.
Mürrisch saß er im Kahn, und steuerte langsam sein Fahrzeug
Gegen die brausende Fluth zum Ufer, wo Schaaren von Seelen
Zum Gestade sich drängten. Hier gingen unter einander
Fürsten, Comödianten und Dichter, und Huren und Nonnen,
Goldmacher, Räuber und Prokuratoren, und Aerzte; mit ihnen
Todtengräber, nebst lachenden Erben. Auch gingen hier Seelen
Vornehmer Damen, mit Seelen von Hunden und Katzen, und Vögeln:
Da die Schatten indeß von ihren verachteten Kindern
Einsam an dem Gestade zur Mutter die Stimmen erhuben,
Welche sie vornehm verließ, und lieber die Seele des Hündchens,
Ihres Vergnügens im Leben in Charons Nachen mit wegnahm,
Wie im Herbste der Nord die gelbgewordenen Wälder
Brausend durchfährt, und dicke Wolken von fallenden Blättern
Ueber die Thäler verstreut; und wie an Thulens Gestaden
Schreiende Schaaren von wandernden Vögeln die Wogen bedecken:
Also stürzten die Schatten zum Ufer und streckten die Hände
Bittend zum Charon empor, der einige Bittende einnahm,
Aber andre mit schwankendem Ruder vom Kahne zurückhielt.
Denn der mürrische Greis führt keine verstorbenen Seelen
Ueber die Stygischen Wasser, und hohen Cocytischen Fluthen,
Wenn nicht ihr Körper auf Erden die letzten Ehren erhalten.
So ward auch der Schatten des Katers vom Fahrzeug entfernet.
Traurig ging er am Ufer herum, und hoffte vergebens
Ueber den Fluß zu kommen. Er sprang zuletzt in die Fluthen,
Uns versuchte herüber zu schwimmen; doch Charon ergriff ihn
Mit dem mächtigen Ruder, und schlug ihn zum Ufer zurücke.
Voller Verzweiflung mischt' er sich drauf zu bleichen Gespenstern,
Welche zur Oberwelt eilten, und kam mit ihnen von neuem
Zu dem Schlosse zurück, wo sein verachteter Leichnam
Auf dem Miste noch lag, dem Knecht und der Viehmagd zum Abscheu.

Dritter Gesang.

Lange schon hatte die finstre Nacht mit mächtigen Schwingen
Ueber die Welt und das Dorf sich verbreitet. Die furchtsame Schloßuhr
Schlug jetzt zwölf; die schreckliche Stunde, worin die Gespenster
Frei umhergehn, mit rasselnden Ketten, mit glühenden Augen,

Digitized by Google

Und mit scheußlichen Larven. Die tiefste Ruhe beherrschte
Das altvätrische Schloß; der alte Raban, Rosaura,
Koch und Kutscher, und Magd lag tief im Schlafe vergraben.
Nur Lisette stickete noch, bei nächtlicher Lampe,
Ihrem Geliebten, dem schwarzen Jäger, Manschetten; als plötzl'ch
Die gefürchtete Mitternachtsstunde mit silberner Stimme
Durch das einsame Schloß erschallt: da fiel ihr die Nadel
Aus der zitternden Hand; im Augenblick nahm sie das Nachtlicht,
Und ging bebend aus Angst zur schneckenförmigen Treppe.
Aber wie blind macht öfters die Furcht! Anstatt daß die Zofe
Zu dem niedern Gemach dicht an dem Dache hinaufstieg,
Kam sie in ihrer Bestürzung herab zur Thür des Kellers.
Dieser war schrecklich und wüst, schon lange die schwarze Behausung
Aller Gespenster gewesen. In bangen Mitternachtsstunden
Hörte man oft ein Winseln darin, auch hatte der Kutscher
Blaue Lichter bei flimmernden Schätzen drin brennen gesehen.
Wie vom Donner gerührt stand jetzt die furchtsame Zofe
Vor dem Schlunde des Kellers; ein kalter panischer Schrecken
Sträubt der zitternden Nymphe das Haupthaar empor; mit Entsetzen
Stieg sie die Stufen von neuem hinauf, und wollte nun sichrer
Ihre Kammerthür öffnen; da kam ihr der Schatten der Katze
Wild entgegen gebraust. Sie sahe die funkelnden Augen,
Und den zähnefletschenden Schlund, und stürzte sich schreiend
Tief in ihr Bette. Hier lag sie in Angst drei schreckliche Stunden,
Ohne den Kopf aus dem tiefen Gewühle der Federn zu wagen;
Bis sie der Schlaf mit dem Anbruch des Tags voll Mitleid besuchte.

Aber der Schatten des Katers begab sich zur Kammer des Alten,
Schnaubte Rache; sprang wild auf den Tisch, auf welchem ein Nachtlicht
Sterbende blaue Strahlen verstreute. Die zitternde Flamme
Fuhr in die Höh' und erlosch; d'rauf schallte durch's einsame Zimmer
Murners Todtengeheul. Der Alte fuhr auf aus dem Schlafe,
Furchtsam und blaß; da sah er den Cyper mit glühenden Augen,
Welcher höllische Flammen aus seinem Nasenloch brauste.
Schrecklich riß er den Mund auf und schrie. Vom wilden Geheule
Schallte das Schloß, und endlich verschwand der spukende Murner.
Er flog jetzo mit weniger Schrecken zum Zimmer Rosaurens,
Und erschien ihr im Schlaf mit blassem entstellten Gesichte.
Schönste Rosaura (so sprach er zu ihr), vergieb es der Seele
Deines getödteten Cypers, wofern er die süßeste Ruhe
Mit der blassen Erscheinung dir stört! vergieb es der Seele,
Welche sogar von den Ufern des dunkeln Cocytus gewiesen,
In der Irre sich quält, da unbegraben mein Leichnam
Auf dem Miste verachtet liegt, und meine Gebeine
Nicht einmal mit ein wenig Staub mitleidig bedeckt sind.
Ach Rosaura! verdienet denn dies dein gewesener Liebling?
Hab' ich dir darum so oft im Leben die Hände geküsset,
Und die scharfen Klauen verborgen? und hab ich dir darum
Deine widrigsten Feinde, die Ratten, so getreulich gefangen,
Um nicht einmal ein Grab nach meinem Tode zu haben?
Ach! was kann ich dafür, daß einer Furie Listen
Mich auf deinen Vogel erhitzt? und kann ich die Triebe,
Welche die mächt'ge Natur zum Morden mir einblies, verändern?
Bin ich dafür nicht genug mit dem schmerzlichsten Tode bestrafet?
Göttliche Schöne, wenn anders dein Herz Erbarmen empfindet,
Wenn dein Cyper dir je in seinem Leben gefallen:
O so laß es nicht zu, daß sein verachteter Leichnam
Den gefräßigen Hunden und schnatternden Enten ein Raub sei!
Gieb den armen Gebeinen ein Grab; und gönne die Ruhe
Seinem irrenden Schatten, daß ihm der mürrische Charon
Ueber die stygische Fluth die Fahrt verstatte; daß nicht mehr
Sein gepeinigter Geist mit andern Gespenstern umhergeh,
Und in finsterer Nacht mit seiner Erscheinung erschrecke.
Also sagte der Schatten des Katers, und flog in die Lüfte.

Aengstlich erwachte Rosaura. Die Morgenröthe bedeckte
Die Gebirge mit Purpur. Es tönte vom blumigen Anger
Das erweckende Horn des Hirten. Die nützlichen Stiere
Gingen langsam am Pfluge zum Acker. Der frühe Verwalter
Trabte mit seinem wiehernden Fuchs durch Haiden und Felder;
Dreimal zog Rosaura mit Macht die tönende Schelle,
Welche mit hellem, scharfen Geläute Lisetten erweckte.
Sie erschien, vom nächtlichen Schrecken noch blaß und entstellet,
Und das Fräulein red'te zu ihr mit geflügelten Worten:
Ach! wie haben wir's denn vergessen, den armen Cyper
In die Erde zu scharren! Im Traum erschien mir sein Schatten,
Welcher herumirrt, weil wir ihn nicht mit Ehren bestattet.
Ich vergeb' es mir nie, ich Undankbare! Wie hast du
Mich nie erinnert, Lisette! So lägen seine Gebeine
Nicht verachtet in freier Luft, den Thieren zum Raube!
Eile, befiel dem Gärtner, sogleich vom Mist ihn zu nehmen,
Und ihm unter den Linden am Wasser ein Grab zu bereiten.
Also das Fräulein. Lisette versetzt: Noch beb' ich vor Schrecken,
Denn auch mir ist der Schatten des todten Cypers erschienen.
O wie gräßlich drohte sein Blick, indem er wildheulend
Ueber den Weg mir lief! Wir wollen ihn schleunig begraben,
Daß er nicht wieder mit seiner Erscheinung die Nacht durch uns störe!
Als sie noch sprach, da kam auch der Alte mit zitternden Füßen,
Lehnte sich auf den Dornstock, und sprach: Ihr Kinder, begrabet
Schleunig den Leichnam des Katers! Noch bin ich des Todes vor Schrecken!
Denn Potz Stern! ich hab' ihn gesehn! Wie glühten dem Teufel
Seine höllischen Augen! Wie schnaubte die grimmige Nase
Flammen umher — ich verlang' es nicht wieder noch einmal zu sehen!

Eilend begab sich die Iris des Fräuleins zum Gärtner und sagte:
Conrad, folge mir nach, und nimm vom Miste den Leichnam
Unsers verstorbenen Cypers. Am Wasser unter den Linden
Mach' ihm ein Grab, und leg' ihn darein; damit er nicht wieder
In dem Schlosse mit seiner Erscheinung die Lebenden schrecke.
Deine Mühe soll dir ein blanker Gulden belohnen,
Und ein Glas voll herrlichen Branntweins die Kehle dir netzen.

Also sprach sie. Ihr folgte Conrad, von Branntwein ermuntert,
Ging auf den Hof, und nahm auf den Spaten den Leichnam des Cypers
Trug ihn unter die Linden, und legte die starren Gebeine
Tief in ein kühles Grab. Gleich flog sein irrender Schatten
Wieder zur Hölle hinab, und mischte sich unter die Seelen,
Die zum schwankenden Kahn des alten Charons sich drängten.

Vierter Gesang.

Und nun waffne dein Herz mit Muth von neuem, Rosaura,
Wenn du die Muse zur Hölle begleitest; zur Hölle, die oftmals
Dich im Schauspiel geschreckt, wenn Teufel mit seidenen Strümpfen
Und mit blitzenden Schuhen getanzt; wenn Flammen von Pulver
Ueber die bunten papiernen Wände des Abgrunds sich wälzten,
Und Colophoniendampf aus tiefen Schlünden heraufschlug.
Strahlte nicht durch die Nacht mir dein Auge; wie könnt' ich es wagen,
Zu den finstern Gefilden des Erebus zweimal zu wandeln.
Doch damit du das Schicksal des Cypers vollendet erfahrest,
Soll ihn die kühnere Muse noch jenseits des Styxes begleiten.

Charon sah den Schatten des Katers dem Flusse sich nahen.
Weil er wußte, sein Leichnam sei zur Erde bestattet,
Rückt er den Kahn an's Ufer, und nahm den Murner in's Schiff ein.
Rauschend eilte der Kahn von selbst zum Ufer hinüber,
Wo an den Pforten des Orkus der grausame Cerberus wachte.
Als die Katze den Höllenhund sah, der seine drei Rachen
Fürchterlich aufriß, und bellte, da fuhr sie erschrocken zurücke.
Krümmte den Buckel und schnaubte; daß selbst der finstere Charon
Seine Runzeln zum Lächeln verzog. Doch setzt' er sie endlich
An das Ufer des Tartarus aus. Sie schlüpfte verstohlen
Bei dem Höllenhunde vorbei, und kam durch die Höhle
Zu den Gestaden des flammenden Phlegetons, welcher lautbrausend
Ueber die schallenden Felsen die feurigen Wogen verfolgte.
Hier erblickte der Cyper die hohen, ehernen Mauren,
Und die demantnen Pforten, die zu dem Qualenreich führen.
Auf der eisernen Warte, die hoch in die Lüfte sich hebet,
Sitzet die immer wache Tisiphone schrecklich am Eingang,

Digitized by Google

Peitschet mit Schlangen den Flüchtling zurück, der voller Verzweiflung
Aus den schwarzen Gefilden der Pein zu entwischen gedenket.
Schaudernd hörte der Gyper die brüllenden Seufzer, die Schläge,
Mit dem Geschwirre des Eisens, und schwerer rasselnder Ketten,
Welche die Elenden zogen; die hier der höllische Richter
Rhadamantus zu langen und grausamen Martern verdammte.
Jetzo sprangen mit schrecklichem Schall die demantnen Pforten
Aus den donnernden Angeln. Alekto mit brennender Fackel
Fuhr heraus, und faßte den Gyper, und wollte schon scheltend
Vor den Richter ihn schleppen, als sie ihn plötzlich erkannte.
O bist du es, (erhob sie die Stimme) du trauriges Opfer
Meiner Rache, die du gewagt für mich zu vollbringen?
Dafür sollst du die Qualen nicht sehn, die räuberische Thiere
Hier Jahrhunderte peitschen. Denn wisse! hier werden die Löwen,
Blutige Tiger und Panther, und alle die stolzen Erobrer,
Eh'mals das Schrecken der Wälder, verschieden gemartet.
Wölfe werden allhier bei langsamem Feuer gebraten!
Räubrische Füchse liegen gefesselt an feurigen Ketten,
Sehn die Hühner vor sich, und können sie niemals erreichen.
O was nützet es hier dem Adler, dem König der Vögel,
Daß er Monarch war, von allen Poeten und Rednern gepriesen!
Ewig sitzet er hier in einem glühenden Käfich,
Und verfluchet, daß man in ihm den Räuber vergöttert.
Aber wie könnt' ich dir, Murner, unzählbare Qualen beschreiben,
Welche das räubrische Thier hier strafen, wofern es die Unschuld,
Oder die nützlichen Thiere gewürgt! Doch trifft nicht dieß Urtheil
Dich, und alle die Thiere, die mit den rächrischen Zähnen,
Oder mit scharfen Klauen und Schnäbeln das Ungeziefer,
Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidechsen, Spinnen und Raupen
Zu verderben gesucht! die gehn in schattigen Hainen
Glücklich einher; doch müssen die Katzen nicht singende Vögel
Oder unschuldige Hühner erwürgen, sonst werden sie gleichfalls
Mit den Wölfen gebraten, und mit den Füchsen gepeinigt.
Wohl dir! daß dich dein Schicksal bewahrt. Verfolge nun ferner
Deinen Weg von diesem Flusse nach jenen Gefilden,
Wo die glücklichen Thiere wandeln — dir wird man auf Erden
Unter den Linden am Bach ein prächtiges Denkmal errichten,
Und bei dem Grabe weinen. So sprach sie. Die Pforten
Sprangen hinter ihr zu, und über die ehernen Säulen
Schlug ein schwefliger Dampf mit blauen Flammen vermischet.
Drauf ging Murner mit muthigerm Schritt durch dunkele Wege,
Bis er zu jenen glücklichen Wäldern und Auen gelangte,
Wo die milderen Thiere nach ihrem Tode spazieren.
Hier herrscht ewiger Lenz; hier fließen die Quellen des Aethers
Sanfter aus gütigen Sonnen; und über die lachenden Felder
Hat die güt'ge Natur ihr ganzes Füllhorn verschüttet.
Durch die blühenden Auen ergießt in gleisenden Wellen
Lethe den schlängelnden Strom. Hier trinken mit durstigen Zügen
Alle Thiere Vergessenheit ein, und ihre Naturen
Werden hier milder gemacht. Auch baden hier alle die Seelen,
Welche vom Schicksal zur Wandrung in andre Leiber bestimmt sind.
Hier sah Gyper den Schatten des Hofhunds, welcher erwählt war,
Eines künftigen Harpagons Körper zur Wohnung zu haben.
Seelen von Papageyen, bestimmt, in Weise zu fahren,
Und in Dichter, welche für sich zu denken nicht wagen,
Gingen allhier; auch Seelen von Pfauen für eitele Damen,
Seelen von Raben für Richter, und Seelen von Füchsen für Schreiber.
Andere Seelen von besseren Thieren genossen hier Ruhe,
Freiheit und ewigen Lenz, in ihren Elysischen Feldern.
Hier ging munter das edle Roß auf grünenden Wiesen;
Frische Winde kräuselten ihm die fliegenden Mähnen,
Und es wieherte Freiheit. Auf holden blumigen Angern
Stand der nützliche Stier, auf ewig vom Joche befreiet.
Das unschuldige Schaf sprang auf dem lachenden Hügel
Scherzend einher, und erndtete hier die süße Belohnung
Seiner Geduld und Nützlichkeit ein. Die blühenden Wälder
Schallten wieder von farbigen Sängern. Der Colibri Schaaren
Hingen wie Gold an den Aesten. Der holden Nachtigall Lieder
Drangen bis in der Seelen Gefild, wo zärtliche Dichter
Ihren Seufzern zuhörten. Die gold'nen Canarienvögel
Füllten die Luft mit Musik; der strahlende Vogel der Sonne
Machte die Ufer umher von seinen Gesängen ertönen.
Murner trank den Letheischen Fluß mit gierigen Zügen,
Und sein räubrisches Wesen ward bald in Sanftmuth verwandelt.
Als er freundlich im Sonnenschein saß, da kamen die Tauben
Zu ihm vertraulich herab, und scherzend spielt er mit ihnen.
Er vergaß den schmerzlichen Tod, in stiller Erwartung,
Einst in einem edleren Körper in's Leben zu kehren.

Fünfter Gesang.

Muse, laß uns nunmehr aus unterirdischen Reichen
Wieder zur Oberwelt kehren! Und wenn du mit goldener Leyer
Mir die einsamen Stunden versüßt; und wenn dich Rosaura,
Mit holdseligem Beifall beehrt, so höre gelassen
Was der tiefgelehrte Pedant, das spitzige Fräulein,
Oder der Duns in der Knotenperücke zum Hohne dir sagen.

Conrad hatte nunmehr das Mausoleum des Katers
Mit der letzten Erde bedeckt. Er hob nun den Spaten
Auf die breiten Schultern, und ging, stillschweigend und feiernd,
Ueber den Edelhof weg. So wenden sich Todtengräber
Langsam feierlich wieder zurück, wenn unter dem Beileid
Christlicher Juden und Wechsler ein reicher Geizhals verscharrt ist.
Ihn sah über den Hof Rosaura; da stiegen ihr Thränen
In die himmlischen Augen; sie rührten den ehrlichen Raban,
Und er begleitete sie mit seinem zärtlichen Mitleid.
Endlich brach Rosaura das traurige Schweigen, und sagte:
Geh nun hin, getreue Lisette, bezahle den Gärtner
Für den letzten, dem Gyper erwiesenen Dienst; und befiehl ihm
Veilchen zu pflücken, damit ich sein Grab mit Blumen bestreue!

Also Rosaura; drauf nahm sie den Hut, und stieg mit dem Onkel
Ueber den Hof. — Am Graben der Burg stehn heilige Linden
Mit den dicken waldigen Wipfeln bei zackigen Tannen.
Ihre Wurzeln waschen beständig die silbernen Wellen,
Und ein höheres Grün belebet die saftigen Zweige.
In der Mitte strecket ihr Haupt die größte von allen
Stolz zu den Wolken empor; es wohnen die Vögel des Himmels
Im ehrwürdigen Baum, der fast den Augen ein Wald scheint.
Ein erfrischender Balsamgeruch von Timiansbüschen
Und Lavendel herrschet allhier; und über dem Rasen
Blitzen viel tausend gesternte Ranunkeln und schimmernde Blumen,
Welche die wilde Natur, die Kunst zu beschämen, hervorbringt.
Hier lag Murner am Fuß der großen Linde verscharret;
Angenehm war sein einsames Grab von Bäumen umschattet,
Gleich den Gräbern der Alten, die nicht mit Leichengerüchen
Ihre Tempel erfüllt, und todt noch Seuchen erweckten.
Bei dem Grabe standen Rosaura, der Onkel, mit ihnen
Conrad, Lisette, nebst Herrmann, dem Jäger. Die holde Rosaura
Nahm zwo Hände voll Veilchen, und streute sie über das Grabmal
Ihres geliebten Gypers. Da nahm der Jäger sein Jagdhorn,
Wie der gehörnete Mond gestaltet, von männlichen Schultern,
Und fing an, mit kläglichem Ton in die Haine zu blasen,
Wie nach Jägers Gebrauch der todte Hase beklagt wird.
Alle Hunde wurden drauf laut; auch kamen die Katzen
Auf den Dächern des Schlosses zusammen, und heulten erbärmlich
Ueber den Tod des treuen Gefährten; da Ratten und Mäuse
Heimlich jauchzten, und Festtage hielten, daß Gyper gefallen.
Endlich wandte Rosaura sich von dem Grabe; sie sprach noch
Als sie ging: So ruhet denn sanft im Schatten der Linden,
Werthe Gebeine des Gypers! O, daß nicht die Musen die Stirne
Mir mit Lorbeer gekrönt, und daß nicht hier in dem Dorfe
Jemand die Sprache der Götter gelernt; sonst sollte dein Name,
Zu den Sternen erhöht, den spätesten Zeiten noch werth sein.
So das Fräulein, und kehrte zurück nach ihren Gemächern.

Fama begab sich indeß mit ihrer hellen Posaune
Durch das Dorf, und ließ sich herab zum Hause des Küsters,
Welcher mit majestätischem Ernst die Jugend des Dorfes
Vor sich sah. Mit lautem Geschrei und stammelnder Zunge,

Digitized by Google

Wiederholten sie oft die schwerern Versuche zum Lesen.
Ihm naht sich die Göttin, und spricht: Du Liebling Apollo's,
Schweigst du jetzt beim Tode des Cypers des gnädigen Fräuleins,
Und versäumst nachlässig, unsterblichen Ruhm zu erlangen?
Gab die Natur dir umsonst die Wundergabe zu reimen,
Neujahrswünsche zu machen, mit mancher poetischen Inschrift
Häuser und Scheuern zu zieren! Und jetzo wolltest du zaudern,
Einen klingenden Vers dem Cyper zu Ehren zu machen?
Also goß sie den dichtrischen Trieb in die Seele des Küsters,
Der sich erhob vom krachenden Thron, aus Binsen geflochten
Und sogleich der lärmenden Schule die Freiheit ertheilte.
Wie die Heerde geschwätziger Gänse, vom Schießbund gejaget,
Mit Geschrei in die Lüfte sich hebt, und über dem Dorfteich
In das sichre Schilf sich rettet: so drangen die Knaben
Jauchzend aus ihrem dumpfigen Kerker, und liefen zum Spielplatz,
Wo mit Jubelgeschrei der elastische Ball in die Luft stieg.
Aber der Küster steckte die Fasces des wichtigen Lehramts,
Seine birkene Ruth' und den Stock an das schwitzende Fenster.
Jetzo war er allein. Er nahm die zaubrische Feder,
Zog an der Stirne schreckliche Runzeln, verkehrte die Augen,
Und fing an mit tiefen Gedanken auf Reime zu sinnen.
Dreimal schmiß er die Feder halb aufgefressen zur Erde,
Dreimal beschwor er die Muse, und seinen getreuesten Hübner.
Endlich sprang er freudenvoll auf, und las mit Entzücken
Den erstaunenden Wänden die herrliche Grabschrift der Katze.
Muse! dir ist nichts verhüllt, erzähle der Nachwelt die Grabschrift,
Wenn dein freierer Vers nicht vor den Reimen zurückbebt.
Also lautete sie:

Hier liegt ein Kater der schönsten Art,
Der Cyper von Fräulein Rosauren zart.
Zu seinen Ehr'n hat dieses gestellt
Der Küster, Martin Schinkenfeld.

Als er nunmehr auf Papier, mit Todtenköpfen gezieret
Diese Reime gemalt, und seine Perücke gekämmet;
Ging er voll Hochmuth zum Schloß, und überreichte Rosauren
Feierlich seine Geburt mit krummem, scharrenden Fuße.
Lächelnd nahm Rosaura die Grabschrift, und sagte: Herr Küster,
Dieses werde dem Cyper zu Ehren in Marmor geätzet,
Als ein ewiges Denkmal sein frühes Grab zu bedecken.
Ihm, dem Dichter sollen zwei Lüneburgische Rosse,
Welche, noch neu, im Silbergewölk die Nasen erheben,
Seine Mühe versüßen. So sprach sie, und schickte den Jäger
Nach dem Steinmetz, welcher die Grabschrift mit künstlichem Griffel
Auf den adrigen Marmor schrieb. Er liegt nun auf ewig
Ueber der Gruft; der gefällige Fremde betrachtet ihn oftmals;
Und der neugierige Wandrer erzählt in fernen Provinzen
Von dem redenden Stein. So steigt der Name des Cypers
Zu den Sternen hinan; und reicht in die fernesten Zeiten.

Fabeln.

Der Fuchs, der Wolf und die Affen.

Ein Fuchs, der lange schon geschmachtet,
Umsonst nach manchem Huhn getrachtet;
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett sei. Ha! (dacht' er schlau)
Vielleicht trag ich vom Wochenschmaus
Auch wohl ein fettes Maul nach Haus.
Man muß sich in die Zeiten schicken,
Gefällig sein, und viel sich bücken:
Sonst bleibet Börs und Magen schlapp.
So dacht' er bei sich, und begab
Sich auf den Weg, zum Aufenthalt
Der Affen in den nächsten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
Aus weichem Heu; von Mann und Schwager
Und Muhm' und Schwiegerin umringt,
Von denen jeder etwas bringt,
So daß Herr Reineke, gar klug
Bemerkte, hier sei Schmaus genug.
Er machte sich deshalb gar zierlich
Zur Affin, bückte sich manierlich
Bis auf die Schuh, und sprach: Madam,
Daß ich den Weg zu ihnen nahm,
Ist aus der Ursach blos geschehn,
Die schönen Kinderchen zu sehn,
Womit sie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht,
Von ihrem adlichen Geschlecht
Die beiden liebenswürd'gen Zweige,
Daß ich mich auch vor ihnen beuge!
Ihr Gnaden glauben sicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!

Als dieses die Frau Affin hört,
Gar freundlich sie sich zu ihm kehrt;
Reicht ihm die Hand, und spricht zum Mann,
Sieh doch den art'gen Fremdling an!
Er kommt hieher mit müden Füßen,
Bloß, unsre Kinderchen zu küssen.
Hier, Freund, (sprach sie zum Fuchs) im Heu
Ruhn sie im Schlummer alle zwei.
Sie sagt' es, und zog mit der Hand
Ein pelzgefüttertes Gewand
Hinweg von ihrem Zwillingspaar,
Und sprach zum Fuchs: mein Herr, nicht wahr,
Wenn ihr's aufrichtig wollt gestehn,
Was schöners habt ihr nie gesehn?
Der Fuchs erschrak. In langer Zeit
Hatt' er nicht so viel Häßlichkeit
An irgend einem Thier erblickt;
Doch rief er listig, wie entzückt:
O froher Tag! So seh' ich denn
Die beiden kleinen Engelchen
In jedem Liebreiz vor mir liegen!
O welche Freude, welch' Vergnügen,
Muß dieß den hohen Eltern sein!
Fürwahr! trifft mein Vermuthen ein:
So werden sie, das ahnet mir,
Die Lust der Welt, der Affen Zier.

Als dieses dieses die Frau Affin hört,
Ward sie von Freude ganz bethört,
Wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf dem Fuchs sich um den Hals,
Bat ihn auf's freundlichste zu Tische,
Trug auf Pasteten, Braten, Fische,
Viel Obst, und Nüsse groß und klein,
Und trank ihm zu vom besten Wein;
So daß der Fuchs, sehr wohl gespeist,
Und halb berauscht, von dannen reist.

Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an,
Und sprach zu ihm: mein lieber Mann,
Ich seh an deinem vollen Bauch,
Du hast geschmauft. Könnt' ich nicht auch
Zu einem solchen Fest gelangen,
Bei dem es dir so wohl gegangen?
I! Freund, (versetzt der Fuchs) gar leicht
Wird dieser Wunsch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
Der hab' ich eben zugesprochen.
Sie hat zwei allerliebste Kinder,
Die zeigt sie gern: wo du nicht minder,
Als ich, sie lobst: so giebt sie dir
Mit Dank zu schmausen gnug dafür.

So (sprach der Wolf) brauch' ich nur dieß?
Dann hab' ich meinen Fraß gewiß!
Er eilte zu den Affen hin,
Und traf sie an bei frohem Sinn;
Ward freundlich von dem Mann empfangen,
Nach seinem höflichen Verlangen
Zur Frau geführt, die, sehr geneigt,
Ihm alsobald die Kleinen zeigt.
Herr Eisengrimm mit starrem Blick
Fuhr ganz erstaunensvoll zurück.
Was Guckuk! (schrie, und lacht' er laut:)
Hier schaudert einem fast die Haut!
Dies sind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheusäligen sind euer?
Ei! schrien die Affen allesammt,
(Die Mutter mit) von Wuth entflammt,
Ei! seht mir doch den Grobian
Mit seinen Schmeicheleien an!
Was braucht er denn hierher zu gehn,
Und unsre Kinderchen zu schmähn?
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
Durchklopften weidlich ihm den Kittel,
Daß er, an allen Vieren lahm,
Zum Fuchse hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernommen,
Wie schlecht der Wolf davon gekommen,
Sprach er: ihr gebt mir wohl nicht Recht!
Allein ihr kennt die Welt noch schlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler still;
Die Wahrheit niemand hören will.

* * *

Dieß hab' ich Leser, auch gedacht,
Drum kommt sie hier in Fabeltracht.

Digitized by Google

Der Hecht und der Hay.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Wasser weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun sei er
Der Fürst und Herr im ganzen Weiher.
Was hindert mich denn, (fing er an)
Daß ich im weiten Ocean
Nicht eben so gewaltsam wüthe,
Nicht eben so als Herr gebiete,
Wie hier? Er sagt's, und schwimmt sogleich
Hinab in's große Wasserreich.
Doch wie erschrak er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer sah!
Ein Hay, der nicht so bald vernommen,
Weswegen er hierher geschwommen,
That seinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verschlang ihn drauf.

So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewalt'gern an,
Der ihn, von Siegen schon umringt,
Mit seiner größern Macht verschlingt.

Der Knabe und der Stieglitz an der Spree.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben auf Verlangen
Zu seinem Eigenthum geschenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als seines Vogels recht zu pflegen.
Er sucht daher ihm allerwegen
Sein liebstes Futter, füllt sein Glas
Des Tages oft mit frischem Naß;
Vergoldet ihm sein kleines Haus,
Und bringt ihm manchen Distelschmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich seinen Abschied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin, du armer Vogel du?
Was hat dir denn bei mir gefehlt,
Daß sich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht Alles dir gegeben,
Wovon die Herr'n Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palast,
Mit goldnen Dräthen eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt' ich dich! herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverei!
Hier hab' ich mehr, denn ich bin frei.

Der Bischof und der Bettelbube.

Einst ging ein Bischof durch die Stadt;
Ein Bettelbube zu ihm trat,
Zog vor ihm ab gar tief den Hut,
Und sagte: Herr, sein Sie so gut,
Bis an den Hals steck' ich in Schulden,
Und schenken Sie mir einen Gulden
Zu diesem lieben Neuenjahr;
Das wär' ein christlich Werk, fürwahr!
Was? (schrie der Bischof eifervoll,)
Ich glaube, Junge, du bist toll!
Ein Gulden, bei so schlechter Zeit,
Ist wahrlich keine Kleinigkeit!
Nun, Herr, (fiel ihm der Bettler ein)
So mögen's denn acht Groschen sein.
Nichts, nichts! (versetzt der Bischof drauf)
Geh fort, und halte mich nicht auf!
Ihr Gnaden! Einen Groschen dann —
Fort, fort! auch den nicht. — Nun wohlan!
Sie sehn, wie ich mich handeln lasse,
Ein Hellerchen? — Geh deiner Straße,
Nichts, gar nichts! Das ist etwas arg,
(Sprach drauf der Bube.) Sie sind karg!
Doch lassen Sie sich denn bewegen,
Und geben mir nur Ihren Segen!
Den sollst du haben, lieber Sohn,
(Erwiederte mit süßem Ton
Der Geistliche) knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir!
So? sprach der Bursche, ganz verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen!
Ich hab' ihn zu geschwind begehrt;
Wär' er nur einen Heller werth,
Sie gäben ihn, Hochwürd'ger Herr,
Gewiß nicht so gutwillig her.

Die Wölfe und der Rabe.

Zween Wölfe, die sehr hungrig waren,
Begaben sich mit viel Gefahren
Zu einem Schafstall. Jeder nahm
Sich nach Belieben da sein Lamm,
Und eilten drauf zum Wald hinein,
Von niemand mehr gestört zu sein.
Ein Rabe sah's von ohngefähr;
Flog hurtig hinter ihnen her,
Und als sie nun, nach langem Schmachten,
Sich über ihre Beute machten;
Rief er von einem Baum herab:
Ihr Herren, gebt mir doch auch was ab!
Ihr werdet mich doch nicht vergessen,
Und alles so allein hier fressen?
Ich habe kühn und unverzagt
Mein Leben ja mit euch gewagt,
Drum gebt mir mein gebührend Stück,
Und weist mich hungrig nicht zurück.
Ja, sprach ein Wolf, du hast geflogen,
Und bist uns treulich nachgezogen;
Doch, guter Freund, aus Eigennutz,
Und wahrlich nicht zu unserm Schutz!

Die Spinne und das Podagra.

Das Podagra, und eine Spinne,
Geführt von ihrem Eigensinne,
Entschlossen sich, die Welt zu sehn,
Und Abenteuern nachzugehn.
Sie trafen unterwegs sich an,
Und grüßten sich, da sie sich sahn,
So leicht, so artig und galant,
Als hätten sie sich längst gekannt.
Ich dächte, (sprach das Podagra)
Wir setzen nach dem Dorfe da
Zusammen unsre Reise fort.
Es scheint ein wohlgelegner Ort,
Und sind Madam so müd als ich,
So wird uns beiden, sicherlich!
Jedwede Herberg, groß und klein,
Auf diese Nacht willkommen sein.
Der Spinne war das eben recht:
Sie kamen an das Dorf. Geschwächt,
Hinfällig, kraftlos, und halb lahm
Erlag das Podagra, und nahm
So bald als möglich, voll Begier,
Beim ersten Bauer das Quartier.
Die Spinne hielt sich für gescheuter,
Und nahm den Weg noch etwas weiter,
Bis zu des Edelmannes Haus;
Hier wählt sie einen Saal sich aus,
In welchem man mit großem Prachte,
Zu einem Gastmahl Anstalt machte.
Sogleich nahm sie nach ihrem Witz
Von einem Fensterrahm Besitz;
Hub an, mit emsigem Bestreben
Viel ihrer Fäden anzukleben;
Doch eh' ihr Netz noch fertig war,
Nimmt eine Stubenmagd es wahr,
Die mit dem Besen drüber fährt,
Und unbarmherzig es zerstört.
Die Spinne hub von neuem an
Zu weben wie sie erst gethan;
Da ward der Saal voll Herrn und Damen,
Mit denen viel Lakaien kamen.
Ein naseweiser Bursche sah
Der Spinne Netz, und rief: sie da!
Was machst du hier? und stieß sogleich
Den Hut quer durch ihr Faden-Reich.
Die Spinne ließ sich's nicht verdrießen,
Und heftete mit muntern Füßen
Ihr hangend halbzerstörtes Nest

Zum drittenmal am Fenster fest.
Da trat ein junges Fräulein her,
Das sah am Fenster ungefähr
Die Spinne hangen, und schrie laut:
Ach! Herr Baron, mir graut, mir graut!
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron sie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fing an im Netz herum zu fegen,
So daß mit Noth die Spinn' entkam
Und aus dem Saal den Abschied nahm.

Dem Podagra ging's fast auch so,
Es ward der Herberg wenig froh.
Nachdem es lange genug gesessen,
Sprach es: ich möcht' ein wenig essen!
Der Bauer brachte trocken Brod,
Zum Trunk dazu kalt Wasser bot;
Dieß waren nach so langen Reisen
Für's Podagra sehr schlechte Speisen.
Es aß nicht viel, trank kaum dazu.
Und sprach betrubt: bringt mich zur Ruh!
Da wies der Bauer ihm zum Bette
Gar eine harte Lagerstätte,
Worauf ein wenig Stroh nur lag.
Hier lag es kläglich, bis der Tag
Im Osten an zu grauen fing,
Und seufzend es von dannen ging.

Es traf die Spinne wieder an,
Die auch kein Auge zugethan;
Und alle beide klagten sich,
Wie elend, und wie jämmerlich
Sie beiderseits die vor'ge Nacht
In Furcht und Sorgen zugebracht;
Ich seh wohl, wo der Knoten sitzt,
(Sprach drauf das Podagra.) Dir nützt
Zum Aufenthalte kein Palast;
So wie ich niemals Ruh' und Rast
Bei schlechten Bauern finden kann.
Drum geh' du zu dem armen Mann,
Und ich will deinen Junker sehn,
So soll das Ding wohl besser gehn.

Dies waren beide wohl zufrieden,
Und beide gingen nun verschieden,
Den Weg, so wie der Abend kam.
Das Podagra, voll Hoffnung, nahm
Zum Schloß des Junkers seinen Gang.
Und mit welch freudigem Empfang
Ward es von ihm nicht aufgenommen!
Kaum sah' er es gehinket kommen:
So nahm er's höflich bei der Hand,
Führt's in sein Zimmer; drinnen stand
Ein Sopha mit viel weichen Kissen
Davon legt er ihm drei zu Füßen,
Und sprach: Ihr Gnaden fordern dreist,
Was Ihrem Gaum willkommen heißt.
Drauf rief er seine Diener her;
Da ward der Tisch nicht einmal leer
Von Thee, und Kaffee, und Orsade,
Von Chokolade, und Limonade,
Alsdann ward von der Schüsseln Menge
Die große Tafel fast zu enge;
Da kam französisches Ragout,
Weit umher dampfend nach haut Gout,
Schön Rostbeef, nach der Britten Art,
Und Austern, mit und ohne Bart;
Dann kamen Austern am Kapaun,
Dann Austern schön gebraten, braun;
Dann wieder Austern in Pasteten,
Dann Fisch mit Austern, bis zum Tödten;
Und schöne Braten, vom Fasan,
Bis auf den feisten Ortolan.
Kurz! alles was die Schmausewelt
Für ächte Leckerbissen hält,
War so im Ueberflusse da,
Als wär' es in Hammonia.
Die Weine? ja, wer kann die zählen?
Gewiß! hier durfte keiner fehlen,
Und das probiren riß nicht ab,
Vom Franzwein bis zum Vin de Cap;
So daß das Podagra sogar
Satt bis zum höchsten Ekel war.

Die Spinne trat zum armen Mann
Indeß auch ihre Wallfahrt an.
Sie fand bei ihm ein freies Leben,
Fing an zu haspeln und zu weben
Nach Herzenslust mit Füßen, Händen,
An Thüren, Fenstern, Balken, Wänden,
Und machte sich manch schönes Netz
Nach ihres Eigensinns Gesetz;
Rund, mit viel Strahlen, krumm und schief,
Gleich, ungleich, seltsam, flach und tief.
So herrschte sie im ganzen Haus,
Und niemand stört' und trieb sie aus.

Als drauf die beiden Wanderer
Nach kurzer Zeit von ungefähr
Sich wieder sah'n: da rühmten beide,
Mit welcher wahren Lust und Freude
Ihr Leben nun versüßet sei.
Jedwedes blieb der Herberg treu;
Vergnügen war auf beiden Seiten.
Und so wohnt noch zu unsern Zeiten
Die Spinne bei den Armen gern,
Das Podagra bei großen Herrn.

Der Pfau und das welsche Huhn.

Vom Edelhof, der ihn erzogen,
War einst ein Pfau hinweggeflogen;
Er wußt nicht mehr, wo er war,
Zuletzt kam er nach viel Gefahr
Zu einer kleinen Meierei.
Hier läuft gleich Jung und Alt herbei,
Und preist mit übermäß'ger Freude
Den fremden Herrn im schönen Kleide.
Man streut ihm reichlich Futter hin.
Die andern Hühner sehen ihn
Mit heimlicher Bewundrung an,
Und mit gar großem Neid der Hahn.
Dem Pfau gefiel es hier so ziemlich,
Nur schien es seinem Stolz nicht rühmlich,
Daß er, so artig, so galant,
Hier nichts für sich zu lieben fand.
Was kann nicht Langeweile thun?
Ein niedlich junges welsches Huhn
Schien unserm Stutzer noch allein
Der Mühe werth, verehrt zu sein.
Zwar eine Mutter war noch da,
Die scharf auf ihre Tochter sah;
Allein der Pfau verstand sehr schön
Die Mutter selbst zu hintergehn;
Und sah noch überdieß gar bald
Daß in des Töchterchens Gestalt
Der Mutter Blick vergaffet war.
Er nimmt daher des Vortheils wahr,
Macht an die Tochter sich beherzt,
Liebäugelt, lobet, lacht und scherzt.
Sie war verliebten Tempramentes;
Der listige Herr Pfau erkennt es
Nur allzusicher aus der Art,
Mit welcher ihm begegnet ward.
Die Mutter merkte jetzt den Handel,
Und sprach: mein Herr, der Tugendwandel
Von meiner Tochter ist bekannt;
Sie schickt sich nicht für Ihren Stand,
Und ist nicht aus dem Pfaugeschlecht!
Wir sind nur Hühner, schlecht und recht.
Madam, (sprach hier der Pfau verstellt,)
Ich bitte Sie, was in der Welt
Verdient es mehr, als wie Sie beide
Vom Pfaugeschlecht zu sein? O Freude!
Ich kann ein würdig Kind erhöhn,
Und es mir gleich und glücklich sehn!
Madam betrachten selber nur
Die kleine süße Kreatur.
Gleicht sie nicht völlig einer Pfau?
Und geht, und trägt sie nicht genau,
Sich so wie unsre Schönen tragen?
Der Augenschein wird's Ihnen sagen!

Die Tochter höret ihn entzückt;
Die Mutter preiset sich beglückt.
Dem jungen Herrn ward viel erlaubt,
Der manche Gunstbezeugung raubt,
So daß fast jeder denkt, der Pfau
Und dieses Huhn, sei Mann und Frau.
In diesem angenehmen Wahn
Kam plötzlich eine Pfauin an.
Sie setzet stolz sich auf das Dach,
Schreit, und macht alles um sich wach.

Digitized by Google

Der Pfau vernimmt kaum, daß sie ruft,
So schwinget er sich in die Luft,
Eilt undankbar mit ihr davon,
Und Schande blieb des Hühnchen Lohn.

* * *

So machen's noch in unsern Tagen
Die Herr'n, die Federhüte tragen.
Sie wissen's noch gar wohl, Madam,
Wie Herr Baron von Hochblut kam,
Vorlieb gern nahm mit Carolinchen;
Bis plötzlich Fräulein Edelinchen
Erschien, und ihr den Bräut'gam stahl,
Und sich der Herr Baron empfahl.

Die beiden Elstern.

Gieb kluger Sparsamkeit Gehör,
Und rechne lieber Jahre mehr,
Als du vielleicht zu leben hast;
Damit dich nicht des Mangels Last,
Auf den die Jugend sorglos blickt,
Im Alter doppelt schwerer drückt.

Zwo Elstern waren Nachbarinnen,
Kaum wurden sie des Herbstes innen:
So trugen sie mit regem Fleiße
Sich auf den Winter ihre Speise
An guten Eicheln, braunen Nüssen,
Und was sonst Elstern haben müssen,
Jedwed' in einen hohlen Baum,
Und gaben keiner Sorge Raum.
Der Winter kam vom hohen Brocken,
Das Haupt umringt mit Eis und Flocken;
Der freie Strom ward plötzlich hart,
Die sterbende Natur erstarrt.
Die Elstern zehrten ohne Klagen
Vom Vorrath, den sie eingetragen;
Doch flog die eine manchesmal
Beim ersten besten Sonnenstrahl
Hinaus in's Feld, und suchte sich,
An Rain und Hügeln, kümmerlich,
Was noch zu essen dienlich war.
Die andre nahm dieß spöttisch wahr
Und sprach: fürwahr! Frau Nachbarin,
Wie lange denkt ihr denn noch hin
Mit eurem Vorrath auszukommen?
Habt ihr die Lerche nicht vernommen,
Die munter schon im Saatfeld singt,
Und uns den Frühling wieder bringt?
Der Winter kann nicht länger währen,
Und sicher könntet ihr verzehren,
Was hier schon aufgesammelt ist,
Und sonst verdirbt, und niemand frißt.
Lebt so wie ich in Freud und Scherz,
Denn neue Nahrung bringt der März.

Ja, (sprach die andere darauf)
Dem Schein nach hört der Winter auf;
Doch, uns zum größten Ungemach,
Kommt oft ein später Frost noch nach.
Bleibt mir was übrig, nun wohlan!
Was ich nicht selbst verzehren kann,
Wird unter dieses Baumes Rinden,
Noch immer seinen Mann wohl finden.

Sie hatte Recht. Denn plötzlich kam,
Da schon der Lenz den Anfang nahm,
Ein neuer Winter. Tiefer Schnee
Bedeckte traurig Thal und Höh,
Und lag verschiedne Wochen lang
Zu manches Thieres Untergang.
Kein Lenz erschien, wie man gedacht;
Der Hunger kam mit ganzer Macht,
Und ihre Nachbarin erfriert,
Weil sie nicht richtig calculirt.

Die Hunde mit der Löwenhaut.

Zween Hunde fanden in dem Wald
Ein Löwenfell, und fielen bald
Voll Neid und Rachsucht drüber her,
Zerzausten und zerrissen's sehr.
Dies sah voll Zorn ein Wolf, und sprach:
Die Haut bedecket ihr mit Schmach;
Doch stäke noch der Löwe drin,
Wie hurtig wolltet ihr entfliehn!

Der Esel und der Stier.

Der Esel ging einst auf der Weide
Mit einem Stier: da hörten beide
Viel Lärm, als wie von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zu Sturm mit allen Glocken läuten.
Was (sprach Herr Heinz) mag das bedeuten?
Ach Freund, (erwiedert ihm der Stier,)
Ich zittre schon, der Feind ist hier!
Laß uns sogleich von hinnen fliehn,
Bis daß die Plündrer weiter ziehn;
Bekämen sie uns hier zu fassen,
Wir müßten beide Haare lassen.
Der Esel sprach hierauf: Ei nun!
Willst du entfliehn, das kannst du thun.
Dir grauet, daß du wirst erstochen,
Und sie dich schlachten, schinden, kochen,
Vor diesem allen bin ich frei.
Mein Schicksal bleibt stets einerlei,
Und ich muß unter gleichen Plagen
Die Säcke doch zur Mühle tragen.
Kalt sieht sehr oft der Unterthan
Den Feind sich seinen Grenzen nahn.
Er weiß, ihm bleibet Sklaverei,
Sein Sieger sei auch wer er sei.

Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock.

Wenn erst der Mächtige dir droht,
Schwört auch der Kleinre dir den Tod.

Ein starker Stier, sonst unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach seinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock stand da in Ruh,
Und hielt dem Stier sogleich verwegen
Mit wildem Blick sein Horn entgegen.
Der Ochse wich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und sprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw' ist hinter mir.

Der Bauer mit den Birnen.

Verachte das Gewisse nicht,
So viel auch Hoffnung mehr verspricht;
Sie täuscht mit jedem Augenblick;
Was du verschmähst, ist oft dein Glück.

Ein reicher Schultheiß ging von Haus
Gar früh zu einem Kirmeßschmaus.
Das Dorf lag weit von seinem Ort,
Indeß lief er doch nüchtern fort;
Denn schon saß er im Geist am Tisch,
Bedeckt mit Braten, Fleisch und Fisch.
Da, (dacht' er) sollst du sanft dich ruhn,
Und dir was rechts zu gute thun,
Wer wollte nicht mit leerem Magen
Auf einen Schmaus zu hungern wagen?
So strich er mit vergnügtem Sinn,
Durch Haide, Wald und Fluren hin.
Der Mittag nahte sich nunmehr,
Und sieh! ihm fällt von ohngefähr,
Da schon die Sonne brennend sticht,
Am Weg ein Birnbaum in's Gesicht,
Den kürzlich brav der Wind durchrüttelt,
Und manche Birn' herabgeschüttelt.
Sie schienen reif und schön zu sein,
Und luden unsern Wandrer ein,
Bei leerem Bauch davon zu essen:
Allein er stieß sie ganz vermessen
Mit seinen Füßen fort, und sprach:
Ich geh ganz andern Essen nach!
Ihr seid mir sonst ein gut Gericht,
Doch meiner Treu! nur heute nicht!
Er eilte fort, und kam gar bald
An einen Strom, wo durch Gewalt
Der Fluth, die Brücke weggeschwommen.
Er konnte nicht darüber kommen,
Lief lang am Ufer auf und ab,
Bis er zuletzt sich drein ergab,
Ungern den Weg zurücke nahm,
Und wieder zu dem Birnbaum kam,

Den er geschmäht vor wenig Stunden.
Hätt' er da nicht die Birn' gefunden,
Die er getreten erst mit Füßen!
So hätt' er halb verhungern müssen.

Der Löwe und der Esel.

Gebeuget unter schwere Lasten,
Und mager von dem vielen Fasten,
Ging einst ein Esel über Feld.
Ihn sah der Thiere Fürst, der Held,
Der so gepries'ne Löwe, gehn,
Und sprach zu ihm mit bitterm Schmähn:
Weich aus, du niederträchtig Thier!
Man siehet seine Schand' an dir!
Du schleppest, wie man's haben will,
Und schweigst zu jeder Drohung still!
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier,
Denn mich, und meine Tapferkeit,
Rühmt man auf Erden weit und breit.
Mit Demuth hub der Esel an:
Und was hat Gutes sie gethan,
Die so gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerstreut?
Ich nütze Menschen spät und früh,
Und du, Held, Fürst! zerreissest sie!

Die Mücke und der Stier.

Mit lautem sumsenden Gefieder
Ließ eine Mücke sich hernieder
Auf einen Stier, und setzte sich
Stolz auf sein Horn, und sprach: Drück' ich
Zu sehr dich auch, mein lieber Stier,
So bitt' ich, sage dreist es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
(Versetzt der Stier.) Ich weiß ja kaum,
So sehr du auch dein Dasein nützest,
Auf welchem Horne du mir sitzest.

Der gefangene Trompeter.

Ein dicker Mohr, mit Namen Peter
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangenen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenstoß,
Er aber rief: Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mit gekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt,
Und mein Pistol nicht losgedrückt!
Das Bischen Blasen auch allein
Wird ja so strafenswerth nicht sein!
Warum nicht Schurke? (fing man an)
Dein Blasen endlich hat's gethan!
Du machtest unsern Feinden Muth,
Und setztest sie dadurch in Wuth.
Wer zu der That Ermunt'rung giebt,
Hat selber sie mit ausgeübt.

Der abgebrannte Bauer.

Dem feindlichen Geschick zum Trutz
Mach selbst das Unglück dir zum Nutz!

Bei einem starken Winterfrost,
Und bei geringer schmaler Kost,
Behalf ein armer Bauer sich
Gar elend und gar jämmerlich.
Dem ward von Bösewichtes Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt
Er lief hinauf. Die helle Glut
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Half ihm zwar treulich; doch zuletzt
Ward alles Löschen ausgesetzt,
Da bei stets wachsender Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer sah hierauf in Ruh
Den schönen hellen Flammen zu;
Trat näher, und hub lächelnd an:
Kann ich nicht löschen, nun wohlan!
So will ich, ohne mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch noch wärmen!

Der Jäger und die Wachtel.

Ein Jäger, der mit süßen Griffen
Den Wachteln lange Zeit gepfiffen,
Fing endlich eine. Guter Mann,
(Hub sie vertraut zum Jäger an,)
Ich weiß es wohl, an mir allein
Kann dir nicht viel gelegen sein.
Doch willst du mir das Leben schenken,
So wirst du noch an mich gedenken!
Du sollst durch meine seltnen Gaben
Traun! Wachteln g'nug zu fangen haben!
Ich will sie selbst in's Netz dir führen,
Und du brauchst nur es zuzuschnüren.
Ei, (sprach der Jäger voller Hohn)
Weißt du auch wohl der Falschheit Lohn?
Da du selbst Freunde willst verrathen,
So will ich auch zuerst dich braten!

Der Fuhrmann und der Gott Herkules.

Das Beten hilft, nur nicht allein;
Auch eigner Fleiß muß wirksam sein.

Ein Kärrner, der zu großem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen;
Saß endlich fest mit seiner Last
In einem Wege voll Morast.
Sogleich rief er in tiefer Noth
Zum Herkules, dem mächt'gen Gott;
Und bat mit vielen Seufzern ihn
Mit seinem Karrn herauszuziehn.
Nachdem er lange Zeit geharrt,
Und endlich, nach der Faulen Art,
Schon in sein Schicksal sich ergab;
Rief eine Götterstimm' herab:
Was schreit und heult da für ein Thor?
Hol' deine Hacke frisch hervor!
Räum' weg den Koth, wie sich's gehört,
Und peitsche tüchtig auf dein Pferd;
Dann ruf' zum Herkules auf's neu,
Und, glaube mir, er steht dir bei!

Der verurtheilte Soldat.

Ein junger tapferer Soldat
Ward wegen einer Uebelthat,
Die er in bösem Trunk begangen,
Dafür sein Urtheil zu empfangen,
Hinausgeführt. Sein braunes Haar,
Der großen schwarzen Augen Paar,
Sein gut Gesicht, die schöne Länge,
Bewegten ringsumher die Menge;
Vor allem ward er, wie man sagt,
Vom weiblichen Geschlecht beklagt.
Schon kniet er nieder auf den Sand,
Und schon war von des Henkers Hand
Das scharfe Schwert gezückt; als Halt
Durch den geschloss'nen Kreis erschallt.
Ein Mädchen drang zugleich herbei,
Und rief mit ängstlichem Geschrei:
Pardon! Pardon! ihr Leute denkt
Man hat sein Leben mir geschenkt.
Ich fiel dem Landesherrn zu Füßen,
Und ließ so lange Thränen fließen,
Bis ich vom Tod ihn losgemacht.
Ihm ist Verzeihung zugedacht,
Wenn er zur Frau mich nehmen will!
Der arme Sünder sah sie still
Und voller Ueberlegung an.
Was du (sprach er) für mich gethan,
Ist dankenswerth. Doch, trügt mich nicht
Dein wildes kupfriges Gesicht,
Dein rothes Aug', dein spitzes Kinn,
So bist du eine Teufelin,
Die mir zur allerschwersten Bürde

Digitized by Google

Mein Elend Leben machen würde!
Ein böses Stündchen ist fürwahr!
Erträglicher, als zwanzig Jahr
Mit einem Weibe, so wie du,
In steter Qual; drum haut nur zu!

Der Frosch, ein Doktor.

Aus einem Teiche voller Rohr
Kroch einst ein dicker Frosch hervor;
Die Zeit ward ihm im Wasser lang
Er nahm zur Luft drum einen Gang
Hin nach dem nächsten grünen Wald,
Dem angenehmen Aufenthalt
Von manchem groß und kleinen Thier.
Da stieg er voller Ruhmbegier
Auf einen runden Eichenklotz,
Sah um sich her mit edlem Trotz;
Und als sich auf den Blumenmatten
Viel Thier' um ihn versammelt hatten:
Blies er die Backen auf, und sprach:
Fühlt etwan wer ein Ungemach
An Leber, Lunge, Milz und Herzen:
Hat einer Pein, und große Schmerzen
Von Podagra, von Stein und Gicht;
Hat einer keine Oeffnung nicht;
Ist er von hektischer Natur;
Liegt er am Fieber, an der Ruhr,
An Cacherie, Epilepsie,
An Agrypnie, Hydropisie;
Hat er den Appetit verloren;
Fühlt Sausen, Brausen in den Ohren —
Der trete dreist zu mir heran,
Und nehme von mir Tropfen an!
Honette Herrn nach Standsgebühr,
Sie sehn den größten Doktor hier!
Ich bin die halbe Welt durchreis't,
Und meinen großen Namen preis't
Paris und London, Wien und Rom,
Der Rhein, der Main, der Donaustrom;
Denn alles hab ich ausstudirt,
Und tausende hab' ich kurirt!

Die Thiere glaubten ihn zum Theil,
Und kamen schon in großer Eil
Von allen Ecken hergelaufen:
Um Arznei von ihm zu kaufen.
Da rief der Fuchs: Ihr armen Thoren!
Sagt, habt ihr den Verstand verloren?
Seht euren Doktor doch recht an,
Er ist ja selber übel dran!
Die Augen stehn ihm aus dem Kopf;
Die Brust kocht wie ein alter Topf,
Der Mund ist blaß, der Fuß geschwollen;
Der dicke Bauch hervorgequollen;
Kann Er hievon sich nicht befrein,
Wie will er andrer Doktor sein?

Die Republik der Spinnen.

Dem Spinnenvolke fiel es ein,
In Zukunft sicherer zu sein,
Und nicht jedwedem zu vergönnen,
In ihrem Schloß herumzurennen.
Sie wohnten eben dazumal
In einem großen wüsten Saal,
Durch dessen offne Fensterbogen
Stets Mücke, Schwalb' und Sperling flogen.
Wir wollen, (murreten die Spinnen)
Den Vortheil euch wohl abgewinnen;
Und zogen in die Läng' und Quer
Viel Fäden vor den Fenstern her.
Doch Schwalb' und Sperling kamen bald
Und fuhren dreist, und mit Gewalt,
Durch diese leichten Spinnenweben,
Und nur die Mücken blieben kleben.

* * *

Ganz so, wie diese Spinnennetze
Sind oft im Staate die Gesetze;
Kein Mächt'ger wird darin gefangen;
Nur bloß der Schwache bleibt drin hangen.

Der Esel und der Hase.

Es wollten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln streiten.
Sie musterten ihr Kriegesheer.
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieser in der Krieger Zahl
Den Hasen und den Esel sah;
Sprach er zum Löwen: diese da
Mag ich in der Armee nicht wissen;
Wir können sie gar wohl vermissen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß sie sich zum Teufel scheeren!
Der Thiere weiser König sprach:
Herr General, etwas gemach!
So sehr sie ihren Zorn erhitzen,
So sehr kann ich sie beide nützen!
Wir brauchen zum Courier den Hasen;
Der Esel soll zum Treffen blasen,
Den Feind mit seiner Stimm' erschrecken,
Und unsern Kriegern Muth erwecken.

* * *

Laßt den Geringen auch nicht müßig,
Im Staat ist niemand überflüssig,
So schlecht er sein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur.

Der Fuchs und der Habicht.

Ich möchte doch wohl von dir wissen,
(Hub einst, gedrungen vom Gewissen,
Der Fuchs zu einem Habicht an,)
Was dir das Taubenvolk gethan,
Daß du so oft auf sie ergrimmst,
Und sie zu deinem Raube nimmst?
Der Habicht sprach: kann dir's wohl sagen!
Man hat das Amt mir aufgetragen,
Auf Recht und Billigkeit zu sehn;
Als Richter jegliches Vergehn
Scharf zu bestrafen; ohne Schonen
Jedwedem nach Verdienst zu lohnen.
Man muß den Tauben strenge sein,
Sie fressen Weizen, Erbsen, Lein,
Und ließe man sie stets so walten,
Der Landmann würde nichts behalten.
Gut! (sprach der Fuchs) das Ding hat Schein,
Doch warum strafst du nicht den Weihn,
Und Geier, Adler, Trappen, Raben,
Die so viel Korn zu Schande traben?
Die armen Tauben trifft dein Mord,
Und jenen sagst du nicht ein Wort.
Die sind zu stark, (erwiedert ihm
Der Habicht,) voller Ungestüm
Würd' ihre Wuth vereint mich beißen,
Und mich vielleicht in Stücken reißen.
Du strafst ja auch den armen Hasen,
Der auf dem allgemeinen Rasen
Sonst nichts als Gras und Kräuter ißt,
Und schonst des Wolfs, der Lämmer frißt!
Wir sind hierin wohl gleiche Brüder;
Man schonet uns, wir schonen wieder.

Die stolze Fliege.

Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man lacht nur deiner Eitelkeit.

Vier Pferde zogen einen Wagen,
Und ließen in dem schnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Es schwang sich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf,
Und rufte bei des Wagens Lauf:
Ihr guten Leute, gebt doch Acht,
Den großen Staub hab' ich gemacht!

Digitized by Google

Karl Samuel Zachariä

ward am 14. September 1769 zu Meißen geboren, und ſtudirte die Rechte zu Wittenberg, wo er auch 1800 Aſſeſſor der Juriſtenfacultät und 1802 Profeſſor wurde. 1807 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Hofrath und Profeſſor. 1818 wurde er geheimer Hofrath, und kurz nach einander Ritter, Director der Geſetzgebungscommiſſion, Kommandeur und Geheimer Rath zweiter Klaſſe.

Er gab heraus:

Geiſt der deutſchen Territorialverfaſſung. Leipzig, 1800.
Ueber die vollkommenſte Staatsverfaſſung. Leipzig, 1800.
Janus. Leipzig, 1802.
Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat. Leipzig, 1802.
Philoſophiſches Privatrecht. Leipzig, 1804.
Philoſophiſches Kriminalrecht. Leipzig, 1805.
Die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung. Leipzig, 1806.
Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Leipzig, 1810.
Für die Erhaltung der Univerſität Heidelberg. Heidelberg, 1817.
Vierzig Bücher vom Staate. Stuttgart, 1820 ff. 4 Thle.
Strafgeſetzbuch. Heidelberg, 1826.
Ueber die Statiſtik der Strafgerichtspflege. Heidelberg, 1828.
Die Aufhebung, Umwandlung und Ablöſung der Zehnten. Heidelberg, 1831.
Ueber Europa's Zukunft. Heidelberg, 1832.
Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Heidelberg, 1832.
Viele einzelne Abhandlungen, Gutachten u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, geht Z. vom empiriſchen Standpunkt aus, und ſtellt den Staat dar, wie er wirklich iſt, nicht wie er ſein ſollte. Dieſe Anſicht führt er jedoch überall mit außerordentlichem Scharfſinn, tiefer Gelehrſamkeit, Klarheit und Gründlichkeit, in einem eleganten Vortrage durch, und ſtützt ſie auf Rechtlichkeit und Billigkeit.

Johann Baptiſt von Zahlhas,

1787 zu Wien geboren, trat unter dem angenommenen Namen Neufeld zuerſt in Wien, 1817 aber in Leipzig und 1821 zu Mannheim als Schauſpieler auf. Im folgenden Jahre wurde er als Mitdirector an das Theater zu Bremen berufen, gab jedoch 1825 dieſe Stelle auf, um als königlicher Hofſchauſpieler nach Dresden zu gehen, wo er indeſſen auch nur wenige Jahre verweilte. Seit dieſer Zeit hielt er ſich abwechſelnd in Frankfurt a. M., Köln und anderen Städten auf.

Er ſchrieb:

Calderons Schauſpiel: das Leben ein Traum, für die deutſche Bühne. Leipzig, 1818.
Heinrich von Anjou; Trauerſpiel. Leipzig, 1819.
Thaſſilo der II. Herzog von Baiern; Trauerſpiel. Leipzig, 1820.
Neue Schauſpiele. Bremen, 1824.
Shakeſpeares König Lear; Trauerſpiel. Bremen, 1824.

Gute Bühnenkenntniß, treffliche Behandlung der Form und glühende, mitunter zu ungeſtüme und übertreibende Phantaſie haben v. Z. dramatiſchen Leiſtungen ſtets eine freundliche Aufnahme bei dem Theaterpublikum bereitet.

Andreas Zaupſer,

am 27. December 1747 zu München geboren, erhielt ſeine Ausbildung auf den Jeſuitenſchulen ſeiner Vaterſtadt. 1774 wurde er Expeditor und Regiſtrator, und 1778 Sekretär beim Hofkriegsrath in München. 1781 nahm er die Stelle eines Sekretärs des Maltheſerritterordens an, und 1784 eine Profeſſur der Philoſophie. Er ſtarb am 1. Juli 1795.

Von ihm erſchien:

Ode auf die Inquiſition. 1777. 3. Ausg. Nebſt einer Palinodie, dem Herrn Pater Joſt in Landshut gewidmet. München, 1780.
Sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Ludwig Zaupſer. München, 1818.
Verſuch eines baierſchen und oberpfälziſchen Idiotikons. München, 1789. Nachleſe dazu. München, 1789. 1. Abtheilung.

Die Ode auf die Inquiſition von Seiten eines Katholiken bereitete dem Dichter zu ihrer Zeit eine, jedoch bald vorübergehende Berühmtheit. Bleibenderen Ruf erwarb er ſich durch ſein Idiotikon, das viel Brauchbares enthält.

Marie Eliſe Helene Freiin von Zay,

eine Tochter des Freiherrn von Caliſch auf Witſitz, ward am 23. Februar 1779 zu Toth-Prona in Ungarn geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, und verheirathete ſich 1796 mit dem k. k. Kammerherrn von Zay, mit welchem ſie auf den ihnen gehörigen Gütern lebt.

Sie ſchrieb:

Erzählungen. Peſth u. Brünn, 1820—1823. 2 Thle.
Luſtſpiele. Peſth, 1820.
Neue Erzählungen. Wien, 1829. 2 Thle.

Innigkeit der Empfindung, Wärme und Feinheit der Darſtellung, gute Charakterſchilderung und Gedankenreichthum haben ihre Leiſtungen ſehr vortheilhaft vor ähnlichen Verſuchen ausgezeichnet.

Digitized by Google

Joseph Christian Freiherr von Zedlitz

ward im Jahr 1790 zu Johannesberg im österreichischen Schlesien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, diente dann in der k. k. Armee, privatisirte darauf eine Zeit lang und lebt jetzt in Wien als k. k. Kammerherr und Geheimsecretär des Fürsten Metternich.

Er gab heraus:

Turturell; Trauerspiel. Wien, 1821.
Zwei Nächte zu Valladolid; Trauerspiel. Wien, 1825.
Liebe findet ihre Wege; Lustspiel. Wien, 1827.
Todtenkränze. Wien, 1827 u. öfter.
Lord Byrons Childe Harold. (Uebersetzt.) Stuttgart, 1836.
Dramatische Werke. Stuttgart, 1836. 4 Thle.
Gedichte. Stuttgart, 1839.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Einer der vorzüglichsten jetzt lebenden österreichischen Dichter, hat v. Z. sich durch die Gluth und den Schwung seiner Phantasie, den Reichthum seiner Gedanken, die Kraft und Innigkeit seines Gefühls und die seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf erworben. An seinen Trauerspielen tadelt man, daß er sich zu sehr nach spanischen Mustern gebildet habe, und über der Künstlichkeit des Planes und der Eleganz der Diction mitunter die Wahrheit des Lebens verletze, doch finden sich auch hier in nicht geringem Maaße große und wahrhafte Schönheiten. Daß sein Talent sich mit noch weit größerem Glücke in der lyrischen Poesie bewege und dieser vorzugsweise zugeneigt sei, beweisen besonders seine trefflichen Canzonen, „die Todtenkränze", die eins der glänzendsten Erzeugnisse auf diesem Gebiete deutscher Dichtkunst sind, so wie mehrere seiner Gedichte, vorzüglich die „nächtliche Heerschau", welche sich wie ein echtes Volkslied über ganz Deutschland verbreitet hat.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand:
Sie steigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!"

Dies ist die große Parade
Im elysäischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Johann Gottfried Zeidler

ward um 1658 zu Feinstadt im Mannsfeldischen geboren, studirte Theologie und war 20 Jahre Adjunct seines Vaters, eines Predigers; legte aber nach dem Tode desselben diese Stelle nieder und ging als Auctionator nach Halle; er starb 1711.

Von ihm erschien im Drucke:

Das verdeckte und entdeckte Karneval. — Neun Priesterteufel. — Sieben böse Geister, welche heutiges Tages guten Theils die Küster regieren. — Die wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Metaphysika. — Die hochedle, veste und hochgelahrte Gnostologia. — Ihre Präcellenz die Roologia. — Die wohledle — — Fisiologia. — Die wohlehrwürdige — — Pneumatica. u. s. w. Sämmtlich ohne Ort und Jahrszahl.

Z. gefiel sich darin, die herrschenden Ansichten seiner Zeit, sowohl im Leben, wie in der Wissenschaft, durch satyrische Schriften anzugreifen; es fehlte ihm jedoch dazu alles Talent, und da er, wo er witzig und treffend sein sollte, nur plump und gemein war, so geriethen seine Angriffe sehr bald in gänzliche Vergessenheit.

Digitized by Google

Martin Zeiler,

am 17. April 1589 zu Räuthen in Steiermark geboren, wurde, nach vollendeten Studien, zu Ulm als Ephorus des Gymnasiums, als Inspector der teutschen Schulen und als Büchercensor angestellt; er starb daselbst am 6. October 1661.

Seine Schriften sind:

Episteln. Heilbronn, 1640. Ulm, 1641.
Einhundert Dialoge. Ulm, 1653.
Collectanea, oder nachdenkliche Reden u. s. w. Augsburg, 1658.
Miscellanea, oder allerlei zusammengetragene poetische, historische und andere Sachen. Nürnberg, 1661.
Epistolische Schatzkammer. Ulm, 1683. Neue Ausg.
Topographien, Reisebeschreibungen u. a. historische Schriften. Ulm, 1653.

Als prosaischer Schriftsteller ist Z. von keiner Bedeutung, größeres Talent zeigte er dagegen in seinen Episteln und Epigrammen, die sich durch Correctheit, gesunden Verstand und für jene Zeiten seltene Präcision auszeichnen.

Christian Friedrich Zernitz

ward am 11. Januar 1717 zu Tangermünde geboren, hatte das Unglück, schon früh seine Eltern zu verlieren, erhielt aber durch die Fürsorge seiner Vormünder eine treffliche Erziehung. Nachdem er in Leipzig die Rechte studirt hatte, ward er 1738 Gerichtshalter zu Klosterneuendorf und stand seinem Amte mit solchem Eifer und solcher unermüdlichen Thätigkeit vor, daß er sich dadurch eine unheilbare Krankheit zuzog. Er starb am 7. October 1744, während der letzten Jahre an Händen und Füßen gelähmt.

Von ihm erschien in Druck:

Versuch in moralischen und Schäfergedichten. Hamburg u. Leipzig, 1748.

Ueber Z. urtheilt Küttner in seinen Charaktern deutscher Dichter und Prosaisten S. 242 f.: „Man sieht es den didactischen Versuchen dieses ernsthaften Poeten an, daß er Hallers Fußtapfen verfolgt, obgleich nicht ausgefüllt hat. Sein philosophisches Gedicht: von den Endzwecken der Welt, das unter allen am meisten vollendet scheint, verräth einen forschenden Geist, der an speculative Untersuchungen gewöhnt, und zu Auffindung neuer Wahrheiten genährt und gebildet ward. Er braucht sein dichterisches Talent, eine Reihe wichtiger Lehrsätze gefälliger und gemeinnütziger vorzutragen; er denkt tief und scharf; Blumen aus der Geschichte, der Naturkunde und moralische Erfahrungen beleben zuweilen die metaphysische Trockenheit seines Vortrags; voll von seinem Gegenstande denkt er an poetische Verschönerung wenig; nicht immer ist er Meister des besten Ausdrucks, und selbst der Reim thut ihm oft Zwang an. Er hat mehr für den Verstand, als für Herz und Einbildungskraft gedichtet, mehr stark, als schön philosophirt, und Ebenmaß und Nettigkeit im Versbau fast ganz vernachlässigt. In der Schäferpoesie steht er kaum zwischen Wernicke und Rost: wenig Natur; gemeine Kunst und doch manchmal arkadische Fröhlichkeit. — Rundung und Politur der letzten Hand fehlen überall."

Aus dem Gedichte:

Von den Endzwecken der Welt.

Der Anfang einer Welt ist Gott nur offenbar,
Und Ufer bleibt vielleicht noch weit vom Schöpfungsjahr.
So viel erkennen wir, wenn, tief in Erdengründen
Wir noch das Bett des Meers bedeckt mit Muscheln finden,
Wenn auf gebliebnem Sand der weggewichnen Fluth
Jetzt Latten, Erde, Thon, in festen Lagen ruht,
Und die Natur nie springt, zu Zwecken zu gelangen:
Daß ihr zu diesem Bau geraume Zeit vergangen.
Wenn nun Gott, eh' die Dau'r der Welt zu Ende läuft,
Unzähl'ge Kreatur mit Wohlthun überhäuft,
Wenn zeitlich Gnügen ist dem Liebeszweck geschehen,
Und endlich eine Welt, schon alt zum Untergehen,
Nach seiner Weisheit Rath ins Nichts zurück gestürzt?
Was spricht der Mensch: hat Gott der Welten Glück verkürzt?
Ist jedem Menschen nicht ein weises Ziel gegeben?
Der Erden Alter war ein Ziel für aller Leben.
Man hält hier thöricht Gott zum Zorn kein Unrecht vor,
Denn er verkehrt in Nichts, was er aus Nichts erkohr.
Kein Unterschied wird ihm zur Zwecks Aendrung gelten.
Hier welkt ein Erdenschwamm und dort vergehen Welten.
Inzwischen strahlte gleich in uns kein heitres Licht
Von künft'ger Straf' und Lohn, und wär' die Hoffnung nicht,
In kluger Menschen Brust den Wilden selbst gegeben,
Daß wir nach unserm Tod beglückter sollen leben:
Ja, wär', so wie der Leib verfällt in Asch' und Staub,
Des Menschen Edelstes, der Geist, der Zeiten Raub:
So, daß in jenem Reich der furchtbar dunkeln Stillen
Uns nichts mehr übrig wär' von dem Verstand und Willen:
Wie? oder wenn der Mensch einst schlief in jedem Stand,
Wo er sich unbewußt vor der Geburt befand:
Wie? oder wenn vom Sein der Geist müßt ewig scheiden!
Die Liebe könnte doch in Gott nicht Abbruch leiden.
Denn trennte sich in Nichts der Einschränkungen Band,
So hört das Uebel auf, das uns dadurch entstand;
Und da sich Glück und Noth auf Vorstellungen gründen,
So hörte beides auf, würd' einst der Geist verschwinden.
Dort würd' uns durch den Schmuck der Welt nicht Luß erweckt,
Doch auch das Innre nicht vom schnellen Blitz erschreckt.
Gesundheit wäre nicht, doch auch nicht Gliederplagen,
Nicht Reichthum; auch nicht Furcht; nicht Scherze; auch nicht Klagen.
Die Wahrheit gebe dort nicht Weisen Seligkeit,
Das Vorurtheil nicht Müh', nicht Fleiß der Sätze Streit.
Dort herrschte kein Beweis, auch kein gebietend Sprechen,
Nicht Stärke des Verstands, und auch nicht seichte Schwächen,
Wodurch ein Thor entdeckt, daß aller Dinge Reih'
Nur schlecht, das Gute klein und Böses größer sei:
Wodurch unwirklich Leid er sich verschafft und mehret,
Das schöne Bild der Welt verfälscht und sich verkehret:
Wodurch er sich beklagt, daß ihm kein Glücke blüh',
Und Gott zum Sündigen Vergnügen ihm verlieh.
Ja, welcher Sterblicher ist mit der Welt zufrieden?
Wär' sein gewünschtes Glück ihm nicht in Nichts beschieden.
Doch, ewig Heiliger, was einst der Mensch wird sein,
Sein Schicksal nach dem Tod, das sieht er hier nicht ein.
Gewohnet an Begriff von hier erkannten Dingen,
Setzt er dort ein Geheul und dort der Engel Singen.
Des blinden Persers Wahn, was ihm scheint offenbart,
Baut Höll' und Himmel sich nach seiner Landesart.
Der Meßkünstler vergnügt vom unfehlbaren Wissen,
Glaubt einst die Welt zu sehen in ihren ew'gen Rissen.
Der Metaphysiker, der leicht den Sinn betrügt,
Sieht dorten wie die Meng' der Monaden sich fügt;
Und der Poet vermeint, sich prächtig auszudrücken,
Wenn er den Himmel kann mit Glanz und Lichte schmücken.
Allein wie weit hierin man Recht hat, oder irrt,
Zeigt sich, wenn unser Thun Gott einst belohnen wird.
Genug, man lebe hier in Hoffnung ohne Kränken;
Die Ewigkeit wird uns ein sel'ges Glücke schenken.
Denn, o Gott, deine Huld und deiner Thaten Preis
Bleibt, daß der Geist nicht stirbt, der kräftigste Beweis!
Es ist, was in uns denkt, von uns noch nicht ergründet,
Ob es dereinsten schläft, wie, oder gar verschwindet,

Digitized by Google

Dies hat noch nicht zu fest der stärkste Schluß vereint,
Wenn man den Grund allein im Geist zu finden meint.
Die Ursach liegt vielmehr in Gottes Sein verborgen,
Warum wer hier entschläft, doch hofft des Lebens Morgen.
Die Zeit für Menschen groß, ist dennoch oft zu klein,
Als daß sie könnt' ein Ziel der ew'gen Liebe sein.
Gott, der unendlich ist, dem alle Schranken weichen,
Wie soll denn nicht sein Zweck auch seinem Wesen gleichen?
In ihm ruht ja der Quell, wo Weisheit ewig fließt,
Wie hemmte dir die Zeit, daß sie sich nicht ergießt?
Gott zeigte durch die Welt uns seine Macht und Stärke,
Soll dir unkennbar sein nach dem zerbrochnen Werke?
Und da du hier, o Gott, voll Langmuth und Geduld,
Der Thoren Witz erträgst, und Spötter deiner Huld,
Wie sollten die nicht einst, wenn dein Zorn wird entbrennen,
Gnad' und Gerechtigkeit in weiser Straf erkennen?
Ja, Heiliger, dieß glaubt ein Weiser dir zum Ruhm!
Die Welt, dein Werk ist nicht des Todes Eigenthum.
Aus Liebe hast du sie einst wollen zubereiten,
Und deine Lieb' ist hier ein Vorspiel künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unsern Leib mit Fäulniß einst durchdringt,
Macht, daß der edlre Theil, der Geist sich höher schwingt.
So wie vom Saamenkorn die Staude sich erhebt,
Wird auch zuerst der Mensch im dunkeln Stand belebt.
Er keimt in der Geburt, wächst durch die Lebenszeit,
Und seiner Blüthe Frucht ist die Unsterblichkeit:
Der Leib sinkt der Natur, bei seines Zweckes Ende,
Verwelkt, um fernern Brauch, in die geraumen Hände.
Ja, wenn denn endlich auch nach Gottes weisem Schluß,
Das prächt'ge Weltgebäud' in Nichts sich stürzen muß:
Wenn nicht zum Mittelpunkt die Schwere mehr wird dringen,
Wenn Sonnen nicht mehr sind, sich Erden nicht mehr schwingen;
O! so verklärt doch dann des alten Raumes Nacht,
Gott, deiner Weisheit Glanz mit neuer Lieb' und Macht.
Vielleicht wird in dem Raum, wo Welten gehn verloren,
Den Geistern eine Welt im Himmel auserkohren.

Heinrich Gottlieb Zerrenner

ward am 8. März 1750 in Wernigerode geboren, studirte Theologie und erhielt seit 1787 nach einander die Pfarre zu Bayendorf und Sohlen, die Superintendentur zu Derenburg und endlich die Generalsuperintendentur in Halberstadt, wo er am 10. November 1811 als Consistorial- und Schulrath starb.

Er gab heraus:

Predigten. Magdeburg und Leipzig, 1779 — 1781. 2 Sammlungen.
Natur- und Ackerpredigten. Magdeburg und Leipzig, 1783.
Christliche Volksreden. Magdeburg und Leipzig, 1785.
Volksbuch. Magdeburg und Leipzig, 1787. 2 Thle.
Schulbibel. Halle, 1799.
Deutscher Schulfreund. Erfurt, 1791 — 1801. 24 Bde.
Neuer deutscher Schulfreund. Berlin, 1801—1804. 7 Thle.
Mehrere Religionslehrbücher u. s. w.

Z. erwarb sich durch seine Schriften große und bleibende Verdienste um die Verbesserung der Schulen und die Bildung des Volkes.

Karl Christoph Gottlieb Zerrenner,

Sohn des Vorigen, ward am 15. Mai 1780 zu Bayendorf bei Magdeburg geboren, studirte in Halle Theologie und erhielt 1802 ein Lehreramt an der Klosterschule zu Magdeburg. Im Jahre 1805 ward er Prediger an der heil. Geistkirche, 1818 Consistorial- und Schulrath daselbst. Er wirkt gegenwärtig dort noch höchst segensreich als Director des Schullehrerseminars und Schulinspector; auch ist er Ritter des rothen Adlerordens III.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend. Leipzig, 1803 ff. 4 Thle. u. ö.
Der neue deutsche Schulfreund. Halle, 1811; 5. Aufl. 1824.
Denkübungen. Leipzig, 1812.
Taschenbuch für tägliche Erbauung. Berlin, 1812.
Methodenbuch für Volksschullehrer. Magdeburg, 1813 u. ö.
Grundsätze der Schulerziehung. Magdeburg, 1827.
Auch setzte er fort seines Vaters deutschen Schulfreund. Erfurt, 1812 — 1824. 47s — 60s Bdchen.
Jahrbuch für das Volksschulwesen. Magdeburg, 1825 ff.
Einzelne Predigten u. s. w.

Gleich seinem Vater, in dessen Fußtapfen er auf das Rühmlichste trat, machte er sich ebenfalls höchst verdient um die Verbesserung der Volksbildung, wie des Volksschulwesens, sowohl durch seine trefflichen Schriften, als durch seine musterhafte Leitung des ihm anvertrauten Seminars.

Johann August Zeune

ward am 12. Mai 1778 in Wittenberg geboren, studirte Philologie und Theologie in seiner Vaterstadt und kam dann 1803 als Lehrer am grauen Kloster nach Berlin. Im Jahre 1807 erhielt er die Leitung der Blindenanstalt daselbst, und 1810 eine Professur an der dortigen Universität, wo er noch mit großem Erfolge wirkt. Er ist auch Ritter der Berliner Gesellschaften für deutsche Sprache und für Erdkunde.

Seine größeren Schriften sind:

Geo, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin, 1808. 3 Bde. 3. Ausg. 1833.
Belisar, über den Unterricht der Blinden. Berlin, 1808.
Thuiskon, über Deutschlands Einheit. Berlin, 1810.
Einfache deutsche Sprachlehre. Berlin, 1811.
Das Nibelungenlied. (Uebersetzung.) Berlin, 1814.
Das Nibelungenlied. (Urschrift.) Berlin, 1815.
Ueber Blinde und Blindenanstalten. Berlin, 1817.
Der Krieg auf der Wartburg. Berlin, 1818.
Ueber die neuen Assassinen. Berlin, 1819.
London und Paris. Berlin, 1820.
Gothische Sprachformen und Sprachproben. Berlin, 1824.
Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Brochuren u. s. w.

Einer der tüchtigsten deutschen Sprachforscher, ein ausgezeichneter Lehrer und ein trefflicher Geograph, hat Z. sowohl durch seine gründlichen und gediegenen Schriften, wie durch seine unermüdliche Thätigkeit, nach den

Digitized by Google

verſchiedenſten Seiten hin, beſonders aber durch ſeine Direction der Blindenanſtalt, ſich große und unvergeßliche Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſowohl wie um die Menſchheit erworben.

Philipp von Zeſen,

auch Caſius und Blau genannt, ward am 8. October 1619 zu Prirau, einem Dorfe im damaligen Kurfürſtenthum Sachſen geboren, wo ſein Vater als Prediger wirkte. Er ſtudirte in Halle, Wittenberg und Leipzig Philologie, und lebte nach vollendeter akademiſcher Laufbahn als Privatgelehrter. Später wurde er geadelt, als Dichter gekrönt und zum kaiſerlichen Pfalzgrafen ernannt, auch von mehreren ſächſiſchen Fürſten mit dem Titel eines Rathes beehrt. Nachdem er einen großen Theil ſeines Lebens auf Reiſen, und vorzüglich in Holland, zugebracht, ließ er ſich in Hamburg nieder, wo er bereits 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, oder den Roſenorden gegründet hatte. Auch war er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Er ſtarb am 13. November 1689.

Von ihm erſchienen im Druck:

Hochdeutſcher Helikon. Wittenberg, 1640; 4. Ausg. Jena, 1656. 3 Thle.
Hochdeutſche Sprachübung. Hamburg, 1643. Danzig, 1645. 12.
Roſenmond. Hamburg, 1651. 12.
Hochdeutſche helikoniſche Sichel. Hamburg, 1668.
Frühlingsluſt. Hamburg, 1642.
Dichteriſcher Roſengebüſche Vorſchmack. Hamburg, 1642 u. ö.
Luſtinne. Hamburg, 1645 u. 46. 12.
Dichteriſche Jugend- und Liebesflammen. Frankfurt, 1651.
Gekreuzigte Liebesflammen. Frankfurt, 1653. 12.
Dichteriſches Roſen- und Lilienthal. Hamburg, 1672.
Reiſelieder. Hamburg, 1677—1687.
Prirau, oder Lob des Vaterlandes. Amſterdam, 1680.
Roſelieb, das iſt ein Waldſpiel. Hamburg, 1646.
Die adriatiſche Roſemund. Amſterdam, 1645 u. ö.
Ibrahims und Iſabellens Wundergeſchichte. Amſterdam, 1645. Zweibrücken, 1665. 4 Thle. 12.
Die afrikaniſche Sophonisbe. Amſterdam, 1646. Frankfurt, 1647. 3 Thle. 12.
Aſſenat. Amſterdam, 1670 u. ö.
Simſon. Nürnberg, 1679.

Ueber Z's wunderliches Treiben, wie über ſeine mitunter höchſt ſeltſamen Schriften, fällt Küttner in den Characteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 164 bis 166 folgendes treffende Urtheil: „Das Andenken dieſes fruchtbaren Schriftſtellers, der einen Haufen kritiſcher, moraliſcher, poetiſcher und ſatyriſcher Werke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit zuſammenſchrieb, der eine neue ſchöngeiſteriſche Verbrüderung unter dem Namen der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft ſtiftete, und zu ſeiner Zeit unerhörte Neuerungen in der deutſchen Orthographie wagte, verdient aus mancherlei Urſachen aufbehalten zu werden. Er ging damit um, unſere Sprache durch Ausmerzung fremder Wörter und entbehrlicher Buchſtaben von allem Ueberflüſſigen zu reinigen, und machte ſie mager und ungeſtaltet. Seine theoretiſchen Schriften über deutſche Dichtkunſt ſind ſo ſonderbar elend, als ſeine Poeſieen. Wer mag den Klingklang aller der geiſtloſen Ringelgedichte, Dattel- und Palmenreime (dactyliſcher Verſe) mit Geduld aushalten? wer in ſeinen Romanen die lächerlichen Sprünge ſeiner erhitzten Einbildungskraft ohne Bedauern anſehen? wer an den ekelhaften Tandeleien ſeiner ernſthaften Verſe Geſchmack finden? — Bei nicht gemeinen Einſichten in die Kritik der Sprache, die er umformen wollte, bei aller Erfindungskraft ſeines wunderbaren Geiſtes, bei allem Eifer zu verbeſſern, hat er ſich auf dem deutſchen Parnaß blos in die Reihe derjenigen eingedrängt, die mit dem Namen der Verderber des guten Geſchmacks, andern zur Warnung, auf immer bezeichnet ſind."

Märzlied.

Auf, meine Gedanken! Vergeſſet der Schmerzen!
Seid luſtig von Herzen im fröhlichſten Märzen;
O, ſeht, wie von Kränzen des Lenzen beſtreut,
Die Erde die wertheſten Schätze mir beut!

Bald werden die lieblichen Blumen entkeimen,
Zeitloſen und Liljen und Roſen nicht ſäumen;
Bald ſchauen wir wohl nach der blauen Viol,
Die opfert den Lüften von Düften den Zoll.

Der Tulpen und Nelken ſo holdes Gedeihen
Wird Viele beim Spikle der Farben erfreuen.
Dann könnt ihr, meine Gedanken, mein Sinn!
Euch völlig ergötzen und letzen forthin.

Man hört die geſittigten Kinder der Lüfte
Schon ſingen, daß ringsum erklingen die Klüfte.
Frau Nachtigall wirbelt, daß Hügel und Wald
Und Thal und Gebirge vom Wiederſchall hallt.

Sie preiſen in Weiſen, daß ihnen das Leben,
Die fertigen Zünglein der Schöpfer gegeben,
Froh hinken die Finken den Buhlen auch hier
Bei Störchegeklapper und Lerchen-Tirlir.

Wie ſchön ſind auf Auen, ſo Perlen bethauen,
Die Hirſche, gelüſtend ſich brüſtend, zu ſchauen!
Froh ſpringen ſie weiter durch Kräuter und Klee!
Wie hüpfet und ſchlüpfet das flüchtige Reh!

Was Dichter muß ſchmücken, entzücken und lohnen
Das Lorberlaub grünet zu preislichen Kronen,
Und bildet im Innern uns kühneren Muth.
Auf, meine Gedanken, mein Leben, mein Blut!

Vergeſſet der Schmerzen und weiht euch von Herzen
Unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen!
Der Frühling erheitert und läutert euch recht:
Auf, meine Gedanken, mein edles Geſchlecht!

Friedrich Wilhelm Ziegler

ward 1761 in Braunſchweig geboren, und widmete ſich der Bühne, auf welcher er ſich als ein bedeutender Schauſpieler auszeichnete. Er ſtarb am 24. September 1827 als Conſulent der k. k. Hoftheater in Wien.

Von ihm erſchien:

Schauſpiele. — (Enthaltend: Eulalie Meinau; die Freunde; Weltton und Herzensgüte u. ſ. w.) Wien, 1791—1793. 5 Bde. 8.

Seine dramatiſchen Arbeiten, im Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Geſchmack, meiſt ſogenannte Converſationsſtücke erſter Art, erwarben ſich auf der Bühne großen Beifall, da ſie höchſt geſchickt auf ſtarke Effecte berechnet waren, ſo daß einige derſelben ſich ſogar auf dem Repertoire erhalten haben, obwohl ſie nicht den mindeſten Anſpruch auf wahre Poeſie machen können.

Digitized by Google

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen

ward am 6. Januar 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und bezog dann 1680 die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er die Rechte studirte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn verwaltete er das von seinem Vater ererbte Gut, ohne sich um eine Anstellung zu bemühen. Nachdem er dieses Besitzthum verkauft und dagegen Liebertwolkwitz erstanden hatte, wo er seinen Aufenthalt nahm, bekleidete er noch die Stelle eines Stiftsrathes zu Wurzen. Er starb auf seinem Gute am 8. September 1690.

Er gab heraus:

Historischer Schauplatz, oder historisches Labyrinth der Zeit. Leipzig, 1686 ff. 2 Bde. Fol. u. ö. fortgesetzt von B. G. Sinold. Leipz., 1718.

Asiatische Banise. Leipzig, 1688 u. ö. Letzte Ausg. mit Fortsetzung von J. G. Hamann. Königsberg und Leipzig, 1766. 2 Thle.

Heldenliebe der Schrift Alten und Neuen Testaments. Königsberg und Leipzig, 1691 u. ö. mit Fortsetzung von G. C. Lehms. Königsberg und Leipzig, 1734—1737. 2 Thle.

Z. war nicht ohne Phantasie und Kenntniß, aber ganz von dem falschen Geschmacke seiner Zeit ergriffen; dieß war auch allein der Grund, weshalb seine asiatische Banise, deren Styl sogar den Lohensteins an Schwulst und falschem Pathos übertrifft, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, allgemeinen Beifalls erfreuen konnte. In seinen Poesien ahmte er sein Vorbild, Hoffmanns-Waldau, ängstlich nach; seine andern Schriften sind nur Compilationen.

Kaspar Ziegler

ward am 5. September 1621 in Leipzig geboren, studirte Anfangs Theologie, wandte sich dann aber der Jurisprudenz zu und zeichnete sich auf diesem Gebiete so aus, daß er binnen kurzer Zeit Dr. juris, Professor, Appellationsrath und Director des Consistoriums in Wittenberg wurde, wo er am 17. April 1690 starb.

In deutscher Sprache gab er heraus:

Tractatus von Madrigalen. Leipzig, 1653. Wittenberg, 1685.

Zwanzig Lieder über die Geburt, Leiden und Auferstehung Christi. Leipzig, 1648.

Z. war einer der Ersten, welche das französische Madrigal nach Deutschland verpflanzten. Seine Versuche in dieser Gattung, so wie seine religiösen Lieder zeugen von Geist und Talent.

Johann Georg von Zimmermann

ward am 8. December 1728 zu Brugg in der Schweiz geboren, und erhielt daselbst eine wissenschaftliche Vorbildung; dann studirte er in Bern, und seit 1747 in Göttingen Medicin. Nach vollendeter akademischer Laufbahn machte er eine Reise durch Holland und Frankreich, und ließ sich darauf in seiner Vaterstadt als Physicus nieder. Sein Ruf als ausgezeichneter Arzt verbreitete sich sehr rasch, so daß er im Jahre 1768 eine Einladung als königlich großbritannischer Leibarzt nach Hannover erhielt, welcher Einladung er auch Folge leistete. Neid und Partheisucht verdarben ihm jedoch hier das Leben und stürzten ihn zu Zeiten in tiefe Hypochondrie, aus welcher er sich nur durch seine schriftstellerischen Beschäftigungen herausriß. Trotzdem schlug er indessen eine Einladung Katharina's II., nach Petersburg zu kommen, aus, was ihm die große Monarchin jedoch nicht verübelte. Für die Dienste, die er ihr leistete, beehrte sie ihn sogar mit dem Wladimirorden. 1786 ward Zimmermann an das Sterbelager Friedrichs des Großen gerufen, und veröffentlichte, als er unverrichteter Sache zurückgekehrt war, über denselben zwei Schriften, welche ihn in viele unangenehme Streitigkeiten verwickelten und ihn so verstimmten, daß seine Melancholie sich auf das Höchste steigerte. Er starb nach heftigen Schmerzen am 7. October 1795.

Seine Schriften sind:

Versuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen. Göttingen, 1779. 2. Aufl.

Ueber die Einsamkeit. Leipzig, 1784 u. 85. 4 Thle.

Ueber den Nationalstolz. Zürich, 1789. 6. Aufl.

Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm. Leipzig, 1788.

Fragmente über Friedrich den Großen. Leipzig, 1790. 3 Thle.

In seinem praktischen Handbuche zur Lectüre der deutschen Klassiker, Theil II. S. 292 f., bemerkt Pölitz sehr treffend über Z.: „Eine vielseitige, auf eigenes Beobachten gegründete Ansicht des Menschen; eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der ältern und neuern Geschichte, deren Belege er sehr glücklich für seine aufgestellten Sätze zu benutzen wußte; eine Bestimmtheit und Schärfe des Urtheils, die den lebhaften und seinen eigenen Untersuchungen folgenden Forscher verbürgen; eine Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks, die zwar nicht mit höherer stylistischer Kunst und mit einer blühenden Darstellung in Verbindung steht, doch aber durch die sichere und ihm ganz eigenthümliche Haltung der stylistischen Form Interesse an derselben erregt, sind es, wodurch er als Stylist den besten Prosaikern aus der zweiten Periode unserer Sprachbildung gleichgestellt zu werden verdient. Zwar gefällt er sich nicht selten in paradoxen Sätzen, auch kann man nicht jede seiner Behauptungen unterschreiben; bisweilen scheint selbst seine stylistische Kürze und Energie mehr gesucht, als natürlicher Ton zu sein: aber keiner wird sein Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst, oder das vom Nationalstolz, oder sein Werk über die Einsamkeit ohne Belehrung und Befriedigung und ohne Gewinn für die Menschenkenntniß aus der Hand legen."

Aus von Zimmermann's Werk: Ueber die Einsamkeit.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sie absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des Wassers von dem

Digitized by Google

Felsen herab, das Säuseln erfrischender Wind, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie, ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in ländlicher Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden als die, da ich ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, Alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolphs von Habsburg, da allein, auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün [1]) sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit [2]), wo die Gebeine Kaiser Albrechts des Ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oestreich, und so vieler von den Schweizern [3]) erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Edeln, in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindonissa [4]) stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend erhuben sich über anmuthige Hügel, alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch jetzt, bei dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verscheucht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freiheit, Keckheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bei so vieler angeborner Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte dem Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab, von allem, was uns an den Menschen mißfällt; verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beim Anblick der Natur; macht so gutmüthig, offen, zutraulich; hilft immer weit besser fort auf jedem guten Wege: wenn man nur seine Leidenschaften zu guten Zwecken leitet und mit seiner Imagination nie ins Schwarze sieht.

Etwas schwerer ist freilich dieß Alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über Alles wegzuheben, was uns umgiebt. Aber wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geneckt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch, auf allen Gassen und in allen Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehends das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äußerst unglücklich in Paris [5]). Dieser große Geist schrieb zwar auch da große Dinge; aber so bald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn, und der große Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller, ward beinahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer und zumal mit mehr Gelassenheit und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gearbeitet, gedacht, o so findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spaziergange nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergießt sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da, vor einem dicken adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in seinen Knochen. Kein vornehmer Zierbengel jagt ihn da mit seiner Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadeliche Hure, und über keine stiftsmäßige Gans.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Wärmer nicht wollen in Mauern einschließen. Er sieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bei jedem Blicke entzückt, und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Ohne die innigste Rührung erinnere ich mir nie, die große und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der

---

1) Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einem hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Habsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frei und allein.

2) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Reuß. Die Gemahlin des im Jahre 1308 von seinem Brudersohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten ermordeten Kaisers Albrecht des Ersten, erbaute auf dieser Mordstätte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzoge von Oestreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die mit einander verbunden waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschließet.

3) In der Schlacht von Sempach erschlugen 200 freie Schweizer den Herzog Leopold von Oestreich sammt sein stolzes Heer — über 1300 Ritter, die Blüthe des deutschen Adels.

4) Vindonissa war eine sehr große und stark befestigte römische Stadt, der Waffenplatz der römischen Kaiser gegen die Einbrüche der allemanischen Völker. Sie hielten hier eine beständige zahlreiche Garnison wider diese muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein setzten, und das Aargau plünderten, aller Festungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiser Constantius Chlorus gelang es jedoch, die Allemanen im Jahre 297, in dieser Gegend zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Vindonissa von den Allemanen erobert und zerstört. Indessen scheint es, man habe Vindonissa zum zweitenmal wieder aufgebauet, denn unter der fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bei nochmaliger Zerstörung gegen das Jahr 579, nach Constanz verlegt. Auf den Trümmern dieser großen Römerstadt wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windisch und von Altenbrugg, die Stammherren der Grafen von Habsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist jetzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenbrugg und Windisch.

5) Je puis dire, sagt er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre éloigné.

Digitized by Google

Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo er geboren und erzogen ist, bei der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung ging und saß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna [1]). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürchersee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseins und seiner Kräfte umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen seiner unverschuldeten und wenigstens nach den Gesetzen unvertilgbaren Existenz um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er der höchsten und unerschöpflichsten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig sein kann, welchen sein bloßer Name eine Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in eine peinliche Herzensklage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wovon sie wähnen, es sei Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrößern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich befleißigen denselben zu vernichten.

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur, die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Zürchersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begränzt durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Felsen, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führt hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin, in einem halben Zirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hügelichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, furchtbare Alpen in immer größern in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater, und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattige Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise und tief seinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen majestätischen Etzelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruht an jedem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürchersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schaafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; hört des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; hört von ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummt nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erbschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl, bei dem lieben und großen Arzte ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt auf Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieser Edle schläft und ruht, und weckt ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrige Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlingt sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebirgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortete es jede Frage einfältig, treu und offen, beherzigt es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf wie Goldkörner, und geht dann von ihm, sehnend, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, wieder weg: o so ist er am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruft sie Jesus Maria! wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwei Tagen so viel besser; ach wie seid ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweiz, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwei Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruht nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden [2]). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber

1) Brydone sagt: „Es schien, so wie wir über die Wohnungen der „Menschen erhaben waren, als blieben alle niedere und gemeine Empfindungen zurück; als legte die Seele, da sie sich den ätherischen „Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab; und empfinge sie „schon etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit."

2) Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Markgrafen von Baden in dem schönen Karlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem großen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern anzubieten. Anmerk. d. Verf.

Digitized by Google

Leser, wer du auch sein magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bei meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswol, nicht im Kapuzinerkloster bei Albano, nicht in meines Königs Hause zu Windsor.

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht, zu Richterswol am Zürichersee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieses Buch über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst, ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher Einsamkeit die Menschen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß Alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum unter gleich gestimmten Seelen, auf dem Lande unaussprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz würden Allem zur Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit, gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Palast einer Königsstadt, und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Langeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen [1]).

Gewiß ist's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten so herzlich: das Landleben habe Vergnügen, von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seien weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könnte Geschmack, Wahl und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie aufs Land sich begebe, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben eben so sanft hinfließen, als ihr auf euren Assembleen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau sein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der gesellschaftlichen Verhältnisse, ist das beständige Anprellen des Wahrheitssinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher brave und geistvolle Offizier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wie mancher wackere, sich aus dem Troß der Gemeinheit erhebende Geschäftsmann, wie mancher patriotische Bürger wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, vornämlich solche, die Ansehn und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie Alles in der ganzen Stadt so klein machen will als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer schwarz. Freie, offene und rechtschaffene Menschen müssen, wenn sie städtischer Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben so gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi dem indianischen Fabeldichter. Jemand sah einst einen Fuchs eiligst nach seinem Loch laufen, sagt Saadi; und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas übels begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, sprach der Fuchs, mein Gewissen ist rein; aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wohl ein Kameel haben, sie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtschaft führen. Ei was kümmert dich das, du bist ja kein Kameel? Lieber Gott, sagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und krumm schließen, und keiner würde untersuchen: ob ich auch wirklich das Thier sei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O die vergißt man überall, im stillen frohen glücklichen Kreise der Seinigen — in der Einsamkeit häuslichen Glücks! — Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, versliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienstbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und fliehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft, auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergißt man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid. Einsamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle und allen unwillkührlichen Weltverhältnissen. Vortrefflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtsein von dem, was er ist und hat, und lebe mehr in sich und für sich, als in äußern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freien Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sei er ganz das und nichts anders, als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit und willkührlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man sich am Hofe frei glaube, wo man doch bei seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gesinnungen sich immer nach Allem richten müssen, was uns umgiebt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben scheint, uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genießen. Selbstgenuß, sagte diese Dame, ist nirgends, als in der Einsamkeit: die erste Bekanntschaft mit mir selbst machte ich in der Bastille.

Freie Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofmeisen eben so wenig geboren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam sieht der Höfling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden, der zum Höfling nicht geboren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhältnissen werden freie, offene, selbstständige und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreißen. An Höfen muß man erzogen sein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunst; aus Mangel von Aufklärung und besserer Begriffe, wird da freilich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Angewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen, wovon du sprechen sollst, und also auch ohne etwas zu sagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten und über den Kopf deiner Gesellschaft wegflossen, wie Wasser über Wachstuch?

Welcher Sclave ist überall ein Denker unter einem Troß von Gecken und Thoren; welche Sclavin eine vernünftige

1) Die Maintenon schrieb an Frau von Caylus, aus Versailles: Nous menons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l'esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entièrement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramasse quelque misère les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se carresse, et on se déchire.

Digitized by Google

Conventualin in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlacht und ausstößt, was man ehrt, schätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannen giebt's als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sclaven sind wir da, wo uns niemand versteht. Ach es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme, im Umgang zu gefallen; man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl Alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und Alles hochschätzen, was jeder Mann von Geist und Verstand verschmäht: oder man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familien-Leben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei, von Allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiste ekelt und den Magen belästigt.

Einsamkeit zerstört allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Necker von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzt sehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König mißfällt, wenn dieser ihm befiehlt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach, so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald er sein eigener Herr ist. Muße und Freiheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondristen, der Alles um sich her drückt, und von Allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod [1]) eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister wie einem Menschen, der von einer großen Krankheit sich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beispiel von Menschen geben, die kühn genug sind, Alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen: so giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben, viele, die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freiwilliger Ruhe des Alters eingegangenen Ministern großer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden und Landleute. Desto besser für die Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortreffliche Kanzler von la Roche in Speier, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren schönsten Tagen bei Hofe.

Herrlicher Stoff, setzte man hinzu, sei dies zum Moralisiren und Loben der Verachtung aller menschlichen Herrlichkeit für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen. An dieser gepriesenen Abgeschiedenheit haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe bei den mehrsten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzähligen Hindernissen durchdringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst, bald mit List seinen Zweck erreichen mußte, sei nun erst, was er bisher nie sein konnte, nun erst Souverän und regierender Herr. Er könne schaffen und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen, wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öffnen und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleien, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dies sei nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sei Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an bis an sein Ende, es sei nun, daß er einem großen Staate vorstehe, oder einem Hühnerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu genießen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn er wirklich klein genug denkt, um es nicht zu sein: o so mag er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabei die Lust verliert, sich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen und Schiffbrüchen sich auszusetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht [2]). Früher oder später lernt auch der Exminister gewiß alle menschliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt, daß die wahre Größe des Menschen oft bei dem anfängt, was Minister für Nichtssein halten; daß der Gram, nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeiz ist; und daß Gärtner und Landpfarrer bei Kohl und Spargel und Hühnern weit vergnügter und glücklicher leben, als der größte Minister.

Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebt's in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr ist, sich todt zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist in's Haus kommt, aus dem Stall in die Studierstube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin. Trockene Erbsen und roher Schinken sind Leckerbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränke, und sie wissen nichts von Kolik. Kein Fenster ist dicht, und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorin liest keine Romane, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückter und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über Alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig: und darum ist er glücklicher, als ein König und ein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bei so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das, was noch etwa besser sein könnte, vergißt man Alles, was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, Alles gerade haben willst, was nun einmal schief ist und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich Alles in der Welt gefallen läßt, wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosoph zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel Gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden sein. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit ist dieß freilich; aber sie schlägt doch zu leicht in Mönchsmoral [3]) um; taugt nicht für kühne

1) C'est à ce terme, sagt ein französischer Geschichtschreiber, où aboutissent presque toutes les disgraces. Le credit, l'autorité, et la consideration dont on jouissoit avant de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude où ils laissent un voyageur.

2) Le Marechal de Boufflers est allé planter, sagte die Frau von Maintmon. Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargé de penser à lui, s'il vaque quelque chose pendant son absence, qui doit être de quinze jours!

3) Laisser aller le monde comme il va, sagt ein geistvoller

Menschen, und macht nicht Völker frei. Indessen ist es wahr daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führt, als wenn jeder Mensch gegen alles, was ist, etwas zu erinnern findet.

Als mich einst in Hannover mein Barbier einseifen wollte, sagte er mit einem großen Seufzer: es ist heute erschrecklich heiß! Sie setzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; seit neun Monaten sagten Sie mir immer um den andern Tag: es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht besser sein, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die armen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten? O ja, sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen seien dem Menschen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schicksal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da, wo nichts dieses süße Andenken stört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beisammensein der zärtlichsten Gemüther weniger mild. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man sich heute nicht ist, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch jetzt und immer sich sein würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freilich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freimüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämeln, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftmuth des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geschieht dieß alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verschwindet dieß Alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit und erprobte Treue steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist jetzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch Alles ist, scheint einen großen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gesellt sich gern zu allen Blicken in die schöne Natur. Zartfühlende Weiber fühlen Liebe bei jeder schöner Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmilzt viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genusse des Landlebens. Sie fühlen viel besser die Schönheit einsamer Spaziergänge und waldiger Schatten; mit sanfterm Erstaunen die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergiebt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. Was ist der Liebe ähnlicher, sagt ein großer deutscher Philosoph, als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für seine Augen waren die Reize seiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings Eins. Sein lange bedrücktes Herz erweiterte sich auf einmal bei einer schönen Aussicht; er athmete im Garten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gern wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern sie sich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkle Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen, in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem schaurigen Geschrei der Adler, als in Fluren, wo eine einsame Hirtin ihrem Säugling die Brust reicht, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brot bricht, und glücklicher ist, als ihr Alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geist besser, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt giebt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach das erste Erröthen, der erste kleine Händedruck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerin oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süßen Unterredungen, dieß Alles sind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stoßt ihr die Thüre nur ein wenig auf, so stürzt Alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süße Augenblick, da beide Geliebten gewahr werden, daß sie sich lieben.

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile, es haben sich Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg, gern in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseaus Bekenntnissen die Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, blos um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äußersten Entzückung nur sich ansieht, und völlig schweigt.

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft oft den höchsten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemengsel von Empfindungen im Herzen und Ueberspannung im Kopfe. Der schmachtende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts sein könne als ewige Melancholie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhitzte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie wenigstens reine und edle Seelen sich lieben, nicht in Prose möchte ich wohl sagen, sondern dythirambisch. Der geliebte Jüngling ist zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter und lieber Jüngling; er ist ein Gott. Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit.

Schriftsteller, faire son devoir tellement quellement, et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de moines, mais elle peut laisser le couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

Digitized by Google

Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Dasein, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt, wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß Alles recht ist, was sie thut und was sie will; und erschafft ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für sich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch die schwärmerische Liebe, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehrt am Ende den Menschen und macht ihn unglücklich. Mit der einzigen Person beschäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlingt, flöhen und verschmähten wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung Alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unsers Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten, und hauslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten, nagten dann an unserm Herzen, und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genfersee, und suchten wir Freiheit in Westen und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit sich schleppt, der es verwundet.

Bei solchen Convulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arzenei. Auch hat Ovid vortrefflich gesagt: vermeidet ihr bis zur Schwärmerei Verliebten einsame Oerter, hütet euch allein zu sein; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge seid ihr sicher.

Einsamkeit ist auch für jene Liebe keine Arzenei, die der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Person unterdrückt in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden: in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wollust, alles was Wünsche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felsen von Vaucluse, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die schönen Bilder weg, und seine Liebe ward geistig; und glühet noch, mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang.

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergiebst, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrissen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niedersetzen, als da wo sie stand und wo sie ging, dann würden deine Thränen fließen bis in den Tod. Trauern heißt nicht, Gott ergeben sein. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr sein kann. Er sucht immer, und findet nie. Er lauscht, und hört nichts. Er glaubt, er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab, von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begießt sie, pflegt sie, liebelt mit ihnen, und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab, und verdorrt. Aber hat der Trauernde in der Einsamkeit lange genug sich gesträubt gegen die Scheidewand des Schicksals; hat er lange vergebens seine Arme ausgestreckt in leere Luft, hat er lange genug starr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnt nach thränenfreiem Wiedersehen: dann übt er doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einsamer Berge, in dunkeln, engen, schauerigen Thälern, freuest du dich jedes Sieges über dich selbst, une jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und giebt, deine Erbsen.

Aechte Liebe wird in der Einsamkeit nie überwunden, aber geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher sein willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit dem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht und wegkost. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entwöhnt auch sie dich, durch freie und süße Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens sind, so vielfaltigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles so unübertrefflich lehrt, und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenossen würde, und keine Empfindung die sich nicht beiden Herzen mittheilt! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig sein, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über Alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geist und Laune so zusammentreffen, dann wird die Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gesinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verscheuchen, jede Tugend immer mehr starken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer üblen Laune gemildert, die Heftigkeiten unserer Leidenschaften besänftigt, und der bittere Kelch des Lebens versüßt. So erheitert sich Alles in der Einsamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in süße Melancholie. Alles was mit Milde in die Seele wirkt, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, sind darum jedem Seelenkranken, und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst Alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich Alles was ich hatte, nicht mehr mochte, wenn Unlust an Allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstätte machte, so lag doch noch immer für mich in weiblicher Güte eine tröstende Kraft. Nichts versüßt mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer liebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige, beim Anblick von tausend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süße Melancholie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlaßt. Junge Mädchen auf dem Lande von funfzehn bis achtzehn Jahren, von zarter Empfindung und weitsehendem Blick, haben diese süße Melancholie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe

Digitized by Google

athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melancholie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melancholie in Vivis (Vevay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees ging. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward aufs zärtlichste erweicht, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen großen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süßesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! Einsamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süß leiden, traurig sein ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit Allem vorziehen; gern allein sein, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling einmal genießen soll, weil er das Alter fliehet.

Es giebt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern, wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie! Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, sind sie Menschen von heftiger Gemüthsart, dabei gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe und großes Nachgeben.

Dahingegen hat die Natur mächtige Reize für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben eben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahrhaftesten und aufrichtigsten Trauer, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Trauernde nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Trauer stört, so sehr mir auch mein Herz bei dem Gedanken ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seien nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der schrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Urtheil wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irrthum ein Barbar.

Ueble Laune und Grämelei verschwinden in der Einsamkeit bei dem kleinsten Herzensgenuß, bei jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein häßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeugt. Vor solchem Unglück darf man nur bloß seine Thür abschließen. Grämelei ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Geberden stillschweigend äußern, und den das schöne Geschlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu sein, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen giebt: auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott, und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amtswegen. Der Geistliche lehrt und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt und schwitzt oft Blut dabei und kurirt gut oder übel; Alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und kurirt nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß: weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Collegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebornen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort, bei dem ich immer auffahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer anfangen, ist nichts als eiskalter Canzleistyl, Ziererei, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreißt, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut sein: groß sein in Geschäften, und klein in seinem Herzen[1]). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus, und allen Wörtern dieser Art, muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bei großen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heißen, da oft so äußerst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Große in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssen fehlen wir doch alle, täglich, unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlussen, bei manchem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unpartheiisch und frei; niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannigfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerlei Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äußerste Thorheit, daß Seelen wähnten, die Körper hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinaufraseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedelei, doch immer Mensch. Tugend ist niegends leicht, als da, wo gar keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu retten, weil Er ihn stark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es ist eine schone Bemerkung eines vortrefflichen schottischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vernehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch sei ganz und gar ein Geschöpf der Welt; er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sei glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehl schlägt. Bei einem Tugendhaften aber sei der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sei sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlasse er der Vorsehung. Sein Zeuge sei im Himmel, und der ihn kenne, sei in der Höhe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieße er seiner eignen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Men-

---

1) Viri potentatibus sublimes, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahuntur, se ipsos curare, quo animati aut corporis aut animae suae consulant.

Digitized by Google

schen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen, ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen, ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frei.

Solche Unabhängigkeit und solche Freiheit kann auch den größten Freiheitshässern nicht mißfallen, denn sie führt bloß zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel geschickt und emsig machen, die rechtmäßigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeigt: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freier Muße, fassen wir feste und gründliche Entschließungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen, denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens, die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehrt. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen, die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit Alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Straße fröhlich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reizungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, sind also große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man gerne läßt wie sie sind, weil man sie verlacht. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der übeln Laune, des mannichfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht, und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist, Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernt aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegflieht, vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lärms, aller unserer Behauptungen, und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und Alles was man in den Städten hervorsucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu verkändeln, und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich läugnet kein Böswicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sei. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, die ihn so ungestört erhält. Was hülfe es die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmigen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Zellen. Läuterung und Bebütung unsers Herzens ist also das Erste und das Letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie Alle fliehen und ihnen Allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehört, daß er hochschätze, was die Menschen verachten, und verachte, was die Menschen hochschätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne, da er sein Creditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sanft und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals Alle nach Herrschaft gierige Römer hochschätzten. Aber das that Manlius Curtius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrhus aus Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bei seinem Heerd und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt ist so glücklich wie Manlius Curtius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frei von Zweifeln, Besorgnissen und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Könige und Fürsten.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Uebersicht unsers Lebens sein soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reiz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt herauszuziehen. Allmählig sehen wir dann immer freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und Alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug sein für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig sein kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen und unserer Wege, machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen,

Digitized by Google

uns zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyrannei des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hangen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähe erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlangt man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseins unserer Seele wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freiheit, Alles zu thun und zu sein, was wir wollen, weil wir im Himmel nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir sein werden wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unsere Seele liebte: dieß sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich nach meinem Bedünken hier, bei stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfullung mancher andere gewiß eben so gern, wie ich, alle andere Multiplication unserer jetzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit.

Es war nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bei irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlöscht gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Giebt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem speculativen Einsamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übt, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seien; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bei Gott. Es ist auch darum unmöglich, ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben, um fähig zu sein, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzt, und ganz von seines Gleichen getrennt ist, hat keine Stütze, an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruft uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle in's Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Egypten und dem ganzen Orient bezeugt diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden menschlichen Geschlechte den schauerigsten und abscheulichsten Begriff haben, wenn man wie jener französische Mönch sich auf dem Vesuv eine Einsiedelei baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlundes werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Convulsionen der Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen.

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, und dieß ist es vorzüglich, was ich empfehle, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr ist, was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat, nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllt, ohne diesen Wechsel des Umgangs mit den Menschen und des Umgangs mit sich selbst; ohne den Frohsinn des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter Vielen und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch und Stille; ohne Zerstreuung und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist löblich seine Muße mit edeln Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig genießt der Einsame für sich größerer geistiges Vergnügen, als der Geschäftsmann, oder man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sei der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sei man auch bei den größten Verstandsvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den er in unsere Natur gelegt hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes sein sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt zu entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müssiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerlegt, welche die Menschen wohl zu eigensinnigen Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordert uns der Erlöser mit seinem Beispiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müssiggänger verlangt. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sei ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts anders, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens und die Geschäftsfülle im Stillen wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die geringern Freuden der Welt, als Erholungen noch

Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut, was die Menschen vereinigt, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen Werth auch auf Assembleen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges sinnliches Vergnügen das Strenge und Uebersponnte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verliert. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickte! Eine frohe Gesellschaft und ein freundliches Mahl, geben der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Gestalt; und beide gewannen gewiß schon manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tabacksnebel.

Abtrünnige aus der Gesellschaft giebt es indessen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer größern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gern viel sitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geselligkeit doch zuweilen Vergebung, und bei vielen Menschen eine freundliche Aufnahme; wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht Alles, was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das wichtigste ist, das er in jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnet; mancher würde sehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht blos dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun als im Tumult geschiehet; aber er geht auch gern in den Wirrwar des Lebens, wenn etwas Wesentliches darin zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirkt in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwei Beine.

Gelehrte Einsamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit und des Respects verschweigt.

Ein Gelehrter kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht[1]). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren abgeschmackten Geschwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießungen des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äußerliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch seinen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Klasse für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfließt. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich: die Ursache sei, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen, und keiner von diesen geschwätzigen Aerzten, Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrscht wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Prozessen, und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib, so denke du mit Lammessinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehrt: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verloren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den Umständen und nach den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenschaftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich bloß nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Pedanterie, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Klasse von Menschen, die man anjetzt die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äußerst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liest, um mit Büchern Pedanterei zu treiben, das ist, in das Wenige, was sie liest, eine große und ausschließende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darin ist, und dann von allen andern Menschen kurz um zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unleidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten, und laut: ganz unstreitig haben Sie die hellrothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangegelbe Journal gelesen? Auf einer einzigen Assemblee, und bei einem einzigen Souper, läuft man bei der Lesewelt gewöhnlich funfzigmal durch die Hechel; und muß sich dann freilich einen schnoden Blick von jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, oder nicht gelesen zu haben vorgiebt. Völlig für verloren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten[2]).

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesen Leselärm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen, was man liest, mit denjenigen spielt, welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand malt, mit allen Menschen verlegen sein; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschließen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bei dieser allgemeinen Zurückhaltung, bei dieser komischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesammt Schriftstellerei für ein Landesverbrechen[3]).

---

1) Tout homme absorbé dans des méditations profondes, sagt Helvetius vortrefflich, occupé d'idées grandes et générales, où il est dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde; aussi leur paroît-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connoissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mène à peu près la vie de tout le monde, n'en que les objets de tout le monde; qu'un pareil homme ne réfléchit point au-dessus de la médiocrité, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un désir vif de la gloire, qui, le rendant sensible à toute espèce de désir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

2) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern solche Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatsschriften, Almanache, Comödien, Romane, kleine lustige Sachen und Poetereien, auch Pasquille und Schmähschriften, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalog kommen.

3) Hierher gehört auch die Artigkeit, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Halse schafft, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, erwartet man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hause avisirt wird, und also bevor es möglich ist, etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietigst für das vortreffliche Werk, oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Gemeinplatz ab, das sich auf ein Buch just eben so gut paßt, als auf ein paar geschenkte Knaufwürste.

Digitized by Google

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unserm Deutschland, zeigen also wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel besser es wäre, gar nichts zu lesen, als seine Leserei jedem unter die Nase zu reiben, und dann vor dem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrscht, wo man keine Art von Pedanterei treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier sich außer seinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel allein sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Großen, eine Uebung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einen Großen eine einzige kühne Wahrheit ins Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beinahe nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht, alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute ausbebt, das doch beinahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürsten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freuet sich nicht innigst, wenn er sieht, wie liebenswürdig auch Monarchen sein können, vor deren üble Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeobachter möchte nicht den jungen Cäsar schon in der Zeit oft ganz allein gesehen und gesprochen haben, als Scylla von ihm sagte: traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius! Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder großer Kräfte in ihrem Keim, sind beide äußerst interessant und wer freut sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß feines Gefühl und sanfte Menschheit bei solchen Kräften wohnen.

Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal, findet man doch ganz unstreitig die meisten liebenswürdigen Menschen in der Classe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringt, ihn aus keiner andern Ursache ehrt und schätzt, als bloß, wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, weil es seinem erbärmlichen Ehrgeiz schmeichelt.

Benutzt man aufs Beste jede Lage, in die uns die Vorsehung gesetzt hat, so findet sich auch leicht Trost in der Einsamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit giebt alles, was man im Umgange nicht findet. Umgang, so schlecht er auch sein mag, giebt dagegen immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und selbst durch den Nichtgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen zuweilen in Gesellschaft, wenn es nicht anders sein kann, aber geht; überlaßt euch da einem anständigen Frohsinn: nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch sein mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelingt wieder ernsthafte Meditation und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Absicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des speculativen Lebens die Wage. Ein sehr großer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuschauer in der Welt zu sein. Deswegen müsse man das speculative Leben ganz verwerfen, in so fern es nämlich ganz auf sich selbst eingeschränkt ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann wieder den eigensüchtigsten Einsamen, der doch nur auch seine Verstandeskräfte übt, dem es doch auch zu etwas nütze ist, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einsamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht, wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bei ihnen erschlafft und wegschwindet; wie leer, wie schal, wie kernlos, allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellectueller Würde aufrafft, wie ungern man seine Begriffe sammelt, und seine Neugier wieder anfacht, um mit Eifer auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sei als Gutes denken, gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung des Verstandes und Untersuchungen, welche man bei sich insgeheim anstellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienstlicher als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht läugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist eben so gut zum Denken wie zum Handeln, also zum speculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beiden sich übe, und dann fähig sei, in beiden der Absicht Gottes zu entsprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre also eben so wenig Philosophie, als eine gänzliche Unlust an der Einsamkeit. Man muß wechselsweise beide satt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entschuldigung scheint der Trieb zur Einsamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man diese in der Welt nicht hatte, und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele, und dann mißbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Mißvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hätten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns da auch unser Mißmuth über alles, was wir sehen und hören, nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe, was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du doch diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen, und desto gewisser wirst du ein Misantrop. Vermeidest du hingegen die Gesellschaft der Menschen nicht ganz, so hast du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menschen zu sehen, den du nur nicht genug kanntest; du wirst Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht. Niemals sollte man darum mehr versuchen, in Gesellschaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meisten Angst und Zwang kostet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich also Misantropie aussäen. Gerade das Entgegengesetzte ist mein Ziel.

Bart und Kapuze mögen immer den Werth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als weise Weltbürger leben, und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können, so oft es uns gutdünkt, und allein zu sein mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreist nach seinem eigenen Geschmacke zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bei dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrigen großen Dinge dieser Art den Herren und Damen, die nichts besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keines andern Menschen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgiebt. Solches Glück ist nur wenigen beschert. Die Welt sagt, es sei eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufkeimen, bei diesem schlummern, so entsteht denn eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes, den sie erzeugt, und der Stärke, die sie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach dies ist eine Beatrde, die man gewiß einem Schriftsteller verzeiht, der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzusagen, wie ich es fühle, und wie es ist.

In mancher deutschen Provinz, wo noch immer der Adel dem persönlichen Verdienste nur einen sehr eingeschränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menschen verdrängt; wo also der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es sei eine himmelhohe Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande befestigt; wo man alle menschlichen Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäusten unablässig anwendet, diese Kluft in

Digitized by Google

aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieses anerkannten Standesunterschieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schuchternheit bildet; wo der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung schnappt: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als bloß zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sei sowohl eine Folge des Bewußtseins von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei solcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht, muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen, diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er stille stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Also Einsamkeit und Umgang wechseln ab. Seneca sagt vortrefflich: jene mache uns Lust, wieder Menschen zu sehen, diese treibe uns zu uns selbst zurück; eins sei die Arznei des andern. Die Einsamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdrusse der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt sein, sondern auch zum Scherze geneigt. Sokrates habe sich nicht geschämt, mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beim Weine erholt, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegerische und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstre, mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; denn zwischen Weltumgang und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Julius Wilhelm Zinkgref

ward am 3. Juni 1591 in Heidelberg geboren, studirte daselbst die Rechte und machte dann von 1611—1616 eine größere Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr erhielt er die juristische Doctorwürde, privatisirte eine Zeit lang und wurde darauf Generalauditeur bei der Garnison seiner Vaterstadt. Als Heidelberg von den Baiern erobert wurde, verlor er dieses Amt und trat als Secretair in die Dienste des französischen Gesandten Maresçot, den er auf seinen Reisen begleitete. Eine Krankheit zwang ihn jedoch, sich von demselben zu trennen; er lebte nun in Straßburg und Worms, ward später Landschreiber in Kreuznach und bald nachher in Alzei, die Unruhen des dreißigjährigen Krieges zwangen ihn jedoch, eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater in St. Goar zu suchen, wo er am 1. November 1635, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, starb.

In deutscher Sprache schrieb er:

Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche. Straßburg, 1626. Ferner: Amsterdam, 1653. 3 Thle. in 12. (der dritte ist von Zinkgref's Freunde J. L. Weidner); und öfter.

In der von ihm besorgten Ausgabe von Opitz Gedichten, Straßburg, 1624 in 4. finden sich im Anhange auch mehrere Gedichte von Zinkgref selbst.

Seine Apophthegmen zeichnen sich, abgesehen von dem wirklich interessanten Inhalte, durch den trefflichen prägnanten Styl und die lakonische Bestimmtheit höchst glücklich vor anderen gleichzeitigen Schriften aus. Als Dichter gelang ihm am besten das Epigramm.

Georg Joachim Zollikofer

ward am 5. August 1730 in St. Gallen geboren, erhielt eine treffliche Schulbildung in Frankfurt a. M. und Bremen, und studirte darauf in Utrecht Theologie. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland ward er reformirter Prediger zu Murten, und ging dann 1758 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig, wo er dreißig Jahre hindurch höchst segensreich wirkte, bis ihn am 22. Januar 1788 der Tod abrief.

Von ihm erschien:

Gesammelte Predigten. Leipzig. 1789—1801. 15 Bde.

Gesangbuch. Leipzig, 1786. 8. Aufl.

Ueber Z. urtheilt Pölitz a. a. O. Thl. I. S. 90 f.: „Zollikofer war einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit. In seinen Religionsvorträgen herrscht Klarheit der Begriffe und Wärme der Empfindung. Der Form nach gehören sie zu den vollendetsten stylistischen Producten, welche Deutschland aus jener Periode besitzt. Seine Diction ist reich und mannigfaltig; sein Periodenbau hat Wohlklang; die Verbindung der Begriffe in seinen Vorträgen, die Uebergänge und Wendungen geben denselben ein frisches Leben. Er ging zwar bei seinen philosophischen Grundsätzen von dem Eudaimonismus oder von dem Glückseligkeitsprincip in der Moralphilosophie

Digitized by Google

aus; aber ſeine Moral iſt keineswegs eine bloße Klugheitslehre, ſie trägt das Gepräge reiner Triebfedern, die er für die menſchlichen Handlungen empfiehlt. Nicht immer iſt ſtrenge logiſche Ordnung in ſeinen Vorträgen; ſie gleichen mehr freien Aufſätzen, aber demungeachtet findet ſich in denſelben ein philoſophiſcher Zuſammenhang zwiſchen den aufgeſtellten Begriffen, und ein Strom von Beredſamkeit, der aus der Lebendigkeit ſeiner Ueberzeugung von der Kraft moraliſcher Wahrheit und aus der Wärme eines edlen Herzens hervorgeht, und keineswegs das Product der Erkünſtelung oder ſclaviſche Befolgung rhetoriſcher Regeln iſt. Die Lectüre von Zollikofers Predigten wird noch immer jedem Manne von hellem Verſtande und warmem Gefühle zuſagen, er gehöre, zu welchem Stande er wolle; er baue dieſe oder jene Wiſſenſchaft an. Aber den künftigen Theologen werden ſie als Muſter der Nachahmung aufgeſtellt, damit er lerne, wie er auf Verſtand und Herz zugleich wirken könne. Zollikofer hält beinahe durchgehends die mittlere Schreibart feſt; ſelten hat er in der niedern geſchrieben; nie in der höhern. Sein richtiger Takt und ſein geläuterter Geſchmack bewahrten ihn vor einer unſteten Vermiſchung der verſchiedenen Schreibarten unter einander."

Einige der vornehmſten und gemeinſten Fehler der Kinderzucht *).

Text, Epheſ. 6, 4.

Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Geiſtes und ihres Herzens, iſt unſtreitig das wichtigſte, aber auch das ſchwerſte Geſchäft der Eltern. Wenn wir bedenken, wie viel auf die erſten Eindrücke in dem menſchlichen Gemüthe ankömmt, wie tief ſie in demſelben eingegraben werden, und wie ſchwer ſie nachgehends auszulöſchen ſind; wenn wir erwägen, wie ſtark und faſt unüberwindlich die Gewalt des Vorurtheils und der Gewohnheit iſt, und wie viel Mühe es uns koſtet, einen Weg zu verlaſſen, den wir oft betreten, auf dem wir viele Annehmlichkeiten gefunden, und den wir lange für den ſicherſten und beſten gehalten haben: ſo werden wir leicht einſehen, wie viel daran gelegen iſt, ob man uns in unſrer erſten Jugend gute oder böſe, wahre oder falſche Grundſätze und Lebensregeln beibringt, ob man uns die Güter und Vortheile dieſer Welt ſo oder anders vorſtellet, ob man uns niederträchtige oder edle Geſinnungen einflößt, ob man uns zur Tugend und Frömmigkeit oder zum Laſter und zur Verachtung Gottes und Chriſti Gelegenheit und Reizungen giebt. Nachdem dieſes oder jenes geſchieht, nachdem haben wir mehr oder weniger Hinderniſſe auf dem Wege der Tugend zu überſteigen, und nachdem wird es uns leichter oder ſchwerer fallen, unſere Beſtimmung zu erreichen und ſelig zu werden. Wie wichtig muß nicht dieſen Betrachtungen zufolge die Erziehung der Kinder ſein! Wie ſchwer muß aber nicht auch auf der andern Seite dieſes Geſchäft ſein! Wenn wir überlegen, wie viel Aufmerkſamkeit, Verſtand, Sorgfalt, Geduld und Beſtändigkeit dazu erfordert werden, und wie viel Muth dazu gehört, ſich allgemeinen, aber nichts deſto weniger ſchädlichen Sitten und Gebräuchen zu widerſetzen; wenn wir überlegen, wie verſchieden die natürlichen Fähigkeiten, die Neigungen und Charaktere der Menſchen ſind, wie leicht man entweder auf der einen oder auf der andern Seite zu weit gehen, entweder zu ſtrenge oder zu gelinde ſein kann, und wie oft man verſucht wird, in ſeinen Bemühungen verdroſſen und müde zu werden, weil man die gewünſchten Früchte derſelben nicht gewahr wird: ſo werden wir bald finden, daß dieſe Arbeit beträchtliche Kräfte vorausſetzt und mit manchen Beſchwerden verknüpft iſt. Je gewiſſer es aber iſt, andächtige Zuhörer, daß die Erziehung der Kinder ein höchſt wichtiges und ſchweres Geſchäft iſt, deſto mehr Gründe hatte der Apoſtel, die Chriſten in unſerm Texte zu ermahnen: ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und deſto weniger werdet ihr es mir verdenken, wenn ich euch heute von einer Pflicht unterrichte, die von einer ſo allgemeinen Verbindlichkeit iſt, die ſo ſelten mit der gehörigen Sorgfalt beobachtet wird, und von deren Beobachtung doch das Glück derjenigen, die uns am theuerſten ſind, großen Theils abhängt. Da aber die Materie zu weitläufig iſt, als daß ich ſie in ihrem ganzen Umfange vortragen könnte, ſo werde ich euch diesmal blos vor einigen der vornehmſten und gemeinſten Fehler der Kinderzucht warnen. O Gott, bereite du ſelbſt die Herzen der Zuhörer zur willigen Aufnahme dieſer Warnungen und erwecke ſie zu einem getreuen Gebrauche derſelben. Zerſtreue durch das Licht der Wahrheit die Vorurtheile, die ſie daran verhindern konnten, und laß ſich die Früchte dieſes Vortrags in dem tugendhaften Verhalten der Kinder, die du ihnen anvertrauet haſt, offenbaren!

Der erſte Fehler, den ich in der Erziehung der Kinder bemerke, iſt dieſer, daß man die Sinnlichkeit die Oberhand in ihnen gewinnen läßt, und ſich dieſer Quelle des ſittlichen Verderbens nicht ſorgfältig genug widerſetzt. Der Schöpfer hat uns unſtreitig die Sinne in weiſen und gütigen Abſichten gegeben. Sie ſind die Mittel, wodurch wir unſere erſten Vorſtellungen und Begriffe erlangen. Sie geben unſerer Vernunft die Materie zum Nachdenken und zur Ueberlegung. Sie warnen uns vor dem, was uns ſchädlich ſein, was unſern Körper, unſere Geſundheit und unſer Leben ſchwächen und zerſtören könnte. Sie ſind Werkzeuge, durch welche uns der Urheber unſerer Natur eines mannigfaltigen Vergnügens fähig gemacht hat; und wir würden ſeinem Willen zuwider handeln, wenn wir uns dieſes Vergnügens gänzlich beraubten, oder daſſelbe ſchlechterdings für ſündlich hielten. Vermittelſt der Vorſtellungen, die wir durch die Sinne von den äußerlichen Dingen bekommen, werden Empfindungen in uns gezeugt, die in manchen Fällen allein vermögend ſind, unſern Entſchließungen das nöthige Leben zu geben, und den Schaden zu verhüten, den langſame und kalte Ueberlegungen bei ſolchen eingeſchränkten Geſchöpfen, als wir ſind, verurſachen könnten, — Empfindungen, die uns zu vielen Handlungen auf eine unwiderſtehliche Weiſe antreiben, welche wir entweder ganz unterlaſſen, oder doch nicht mit der gehörigen Geſchwindigkeit und Munterkeit thun würden, wenn wir uns bloß nach dem Urtheile der Vernunft richteten. So nothwendig und nützlich uns aber die ſinnlichen Vorſtellungen und Empfindungen in allen dieſen Abſichten ſind: ſo verderblich iſt der Einfluß, den ſie in unſern Charakter, und in unſer Verhalten haben, wenn wir denſelben zu ſehr nachhängen, wenn wir uns von denſelben beherrſchen und regieren laſſen. Dies geſchieht aber, wenn wir die Beſchaffenheit und den Werth der äußerlichen Dinge blos nach den Eindrücken, die ſie auf unſre Sinne machen, beurtheilen; wenn wir uns ſo ſehr an die ſinnlichen Vergnügen gewöhnen, und unſern natürlichen Abſcheu vor Allem, was unangenehm und ſchmerzhaft iſt, dergeſtalt ſtärken, daß wir jenes nicht ohne die äußerſte Mühe verleugnen, und uns zu dieſem nicht ohne vielen innerlichen Streit oder äußerlichen Zwang verſtehen können, — daß wir allemal oder doch in den meiſten Fällen, ein gegenwärtiges Vergnügen einem künftigen vorziehen, ob dieſes ſchon viel größer und dauerhafter iſt als jenes, und daß wir ſorgfältiger ſind, ein kleines gegenwärtiges Uebel zu vermeiden, als durch die freiwillige Erduldung deſſelben einem künftigen zu entgehen, das viel beträchtlicher iſt, und viel länger dauert. Wer ſo geſinnt iſt, bei dem hat die Sinnlichkeit die Oberhand. Wie fruchtbar iſt aber dieſelbe nicht an ſchädlichen Folgen! Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die der Seele ihre Stärke raubt, ſie zu einer niedrigen Art von Geſchöpfen herabſetzt, und den Menſchen ſo denken und handeln lehrt, als ob er ganz Fleiſch wäre? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die, indem ſie alle ſeine Gedanken und Neigungen blos auf das Gegenwärtige und Sichtbare richtet, ihm dadurch alle Luſt und Fähigkeit benimmt, ſich mit geiſtlichen und himmliſchen Dingen zu beſchäftigen, ſich zu dem unſichtbaren Gott zu erheben, und, ſeiner Beſtimmung gemäß, für die zukünftige Welt zu ſorgen? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die den meiſten Menſchen einen überwiegenden Abſcheu vor Allem, was Mühe und Arbeit heißt, was eine beſondere Anſtrengung der Kräfte des Geiſtes, oder eine ſchmerzhafte Verleugnung unſerer Lüſte erfordert, einflößet, und ſie dadurch verhindert, in der Tugend und Frömmigkeit mehr als ſchwache Anfänger zu ſein? Iſt es nicht die Sinnlichkeit, die aus eben dieſem Grunde ſo ſchwer, ja unmöglich macht, das allgemeine Beſte ihrem beſondern Nutzen vorzuziehen, ihrer Pflicht oder der Glückſeligkeit ihrer Brüder gewiſſe Vortheile, Vergnügungen und Bequemlichkeiten aufzuopfern, und ſich zu ſolchen Geſchäften zu verſtehen, die der Geſellſchaft ſehr nützlich, ihnen ſelbſt aber mühſam und verdrießlich ſind? Kurz, iſt es nicht die Sinnlichkeit, die ſie untüchtig macht, die Würde vernünftiger und unſterblicher Geſchöpfe, die Würde wahrer Chriſten zu behaupten, ſich nach dem Muſter der Heiligkeit, das ihnen ihr Erlöſer gegeben, zu bilden, und einen ſolchen Wandel zu führen, der Bürgern und Erben des Himmels anſtändig iſt?

*) Aus G. J. Zollikofer's Predigten. Erſter Band. Dritte Auflage. Neutlingen 1791.

Digitized by Google

Giebt man sich aber wohl die nöthige Mühe, diesen traurigen Folgen einer herrschenden Sinnlichkeit durch eine sorgfältige und weise Erziehung der Kinder vorzubeugen, und ihnen dadurch die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern? Suchet man wohl ihren Hang zum sinnlichen Vergnügen in den gehörigen Schranken zu erhalten? Widersetzt man sich dem Wachsthume desselben mit der erforderlichen Behutsamkeit und Klugheit? Thut man nicht vielmehr Alles, was diesen Hang stärken, und ihm zur Herrschaft über die Vernunft verhelfen kann? Wodurch treibt man insgemein die Kinder zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit, zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit an? Ist es nicht durch Versprechung solcher Dinge, die ihren Sinnen, ihrem Geschmacke, ihrem Gesichte und so weiter schmeicheln? Wodurch schreckt man sie von der Begehung dieser oder jener Thorheiten und Fehler ab? Ist es nicht durch Drohung solcher Strafen, die ihnen leibliche Schmerzen verursachen, oder durch Entziehung solcher Güter und Vortheile, die ihre Sinne auf eine angenehme Weise rühren? Richtet man aber nicht dadurch alle ihre Gedanken, Begierden und Absichten auf sinnliche Dinge? Gewöhnet man sie nicht dadurch, bei ihren Entschließungen und Handlungen bloß nach dem sinnlichen Vergnügen und Mißvergnügen zu Werke zu gehen, das sie davon zu hoffen oder zu fürchten haben! Und wenn sie nun zehn, funfzehn und mehr Jahre lang so denken, so urtheilen und handeln, — wie schwer wird es ihnen in der Folge der Zeit fallen, sich nach andern Regeln, nach andern Grundsätzen zu verhalten, und Gewohnheiten zu bestreiten und abzulegen, die so tiefe Wurzeln in ihnen geschlagen haben! Wie fremd wird ihnen alsdann alles dasjenige vorkommen, was uns die Vernunft und die Religion von Enthaltsamkeit, von Mäßigung, von Selbstverläugnung, von Bezwingung unserer Lüste und Begierden sagen! Wie geneigt werden sie nicht sein, dieses Alles für übertriebene Forderungen, für unmögliche Dinge zu erklären, und mit jenen Juden auszurufen: Das ist eine harte Rede, wer kann die hören! Ja, wie leicht können sie nicht dadurch verleitet werden, die Religion und Tugend selbst, als gar zu strenge Gebieterinnen, zu verwerfen, und sich den gröbsten Ausschweifungen zu überlassen? Traurige Aussichten für Eltern, die noch einige Furcht vor Gott haben, und denen das Wohlsein ihrer Kinder am Herzen liegt!

Wollet ihr eure Kinder vor diesen Abwegen bewahren, so wendet Alles an, daß die Sinnlichkeit nicht die Oberhand bei ihnen gewinne. Suchet sie mehr durch vernünftige ihrer Fassung gemäße Vorstellungen von dem Einflusse, den ihr Verhalten in ihren künftigen Wohlstand hat, als durch gegenwärtige und augenblickliche sinnliche Vergnügungen, zum Gehorsam und zur Pflicht zu ermuntern. Bauet ihren Geist so frühe an, als es sich nur thun läßt. Lehret sie bei Zeiten auf die natürlichen guten und bösen Folgen ihrer Handlungen merken. Suchet ihnen eine herrschende Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit einzuflößen. Vermeidet in Ansehung ihrer Nahrung, ihrer Kleidung, ihrer Geschäfte und ihrer ganzen Lebensart Alles, was der Trägheit, der Weichlichkeit, und einer allzu großen Empfindlichkeit Vorschub thut. Bezeuget ihnen ja kein besonderes Mitleiden, wenn ihnen geringe widrige Zufälle begegnen, oder wenn sie sehr erträgliche Schmerzen leiden, und behandelt diese Zufälle oder diese Schmerzen als Kleinigkeiten, die keine Aufmerksamkeit verdienen. Leget ihren kindischen Freuden keinen allzugroßen Werth bei. Gewöhnet sie nach und nach, solche Dinge, die ihnen angenehm und in sich selbst unschädlich sind, zu sehen, das Schöne und Reizende, das sie an sich haben, zu bemerken und sich mit Andern davon zu unterreden, ohne heftig darnach zu verlangen, oder sich über den Mangel derselben unordentlich zu betrüben. Vornehmlich aber übet sie darin, sich zuweilen eines erlaubten Vergnügens zu enthalten, oder dasselbe zu unterbrechen, um eine gewisse höhere Pflicht zu erfüllen, oder ein wichtigeres Geschäft zu verrichten, und leget mehr Zufriedenheit über diese Proben des vernünftigen Gehorsams an den Tag, als über alle anderen Beweise des Fleißes und der Geschicklichkeit. Diese Uebungen machen in dem gegenwärtigen Stand der Zucht und der Prüfung den Grund aller wahren Tugend aus, und es ist unmöglich, ohne jene einen merklichen Grad der Fertigkeit in dieser zu erlangen.

Ein zweiter eben so schädlicher und gemeiner Fehler bei der Erziehung der Kinder ist: daß man ihren Stolz nährt, anstatt daß man denselben unterdrücken, und ihnen bescheidene und demüthige Gedanken von sich selbst beibringen sollte. Es ist kein Laster, das sich des menschlichen Herzens früher und leichter bemächtigt, als der Stolz; und doch ist kein Laster, das uns schwachen, dürftigen und sündhaften Geschöpfen unanständiger ist, uns weiter von dem Himmelreiche entfernt, und uns auf gefährliche Abwege verleitet, als eben dieses. Wir sind natürlicher Weise nur gar zu geneigt, uns für besser zu halten, als wir wirklich sind. Wird diese Neigung in unserer ersten Jugend gestattet, so fesselt sie uns in kurzer Zeit dergestalt, daß wir uns hernach sehr oft vergeblich bemühen, uns ihrer strengen Herrschaft zu entziehen. Sie verblendet uns, daß wir unsre Fehler und Schwachheiten nicht sehen, und also auch nicht mit rechtem Ernste an die Verbesserungen derselben gedenken. Sie macht uns taub gegen die Erinnerungen und Warnungen unsrer Lehrer, unsrer Freunde, ja unsers eignen Gewissens. Sie verhindert uns, in bedenklichen Fällen bei Andern Licht, Rath und Hülfe zu suchen, weil wir uns selbst mehr Weisheit, Klugheit und Stärke zuschreiben, als wir in der That besitzen. Wir verachten alsdann die Versuchung zum Bösen, und werden von denselben dahingerissen, ehe wir uns dagegen in die gehörige Verfassung setzen können. Wir geben uns wenig oder gar keine Mühe, in der Erkenntniß und Tugend zu wachsen, weil wir es schon sehr weit darin gebracht zu haben glauben. Wir finden endlich sowohl in den Lehren, als in den Vorschriften des Christenthums tausend Schwierigkeiten, weil sie mit unsern hohen Einbildungen und sündlichen Leidenschaften streiten; und die Bedingungen, auf welche uns das Evangelium Gnade und Seligkeit anbietet, mißfallen uns, weil sie unserm Stolze widersprechen. Können wir uns denn jemals zu frühe und zu ernstlich gegen diesen Feind unsrer Vollkommenheit und unsers Glücks waffnen? Kann man jemals zu sorgfältig sein, ihm den Eingang in die Herzen junger Kinder zu verwehren? Geschieht aber dieses wohl allemal, andächtige Zuhörer? Sucht man ihnen geringe und bescheidene Gedanken von sich selbst einzuflößen? Nein! im Gegentheil, man versäumt gewöhnlich nichts, was den Hochmuth in ihnen zeugen und befördern kann. Man bringt ihnen sogleich große Begriffe von ihrer Schönheit, oder von ihrer vornehmen Herkunft, oder von andern nichtsbedeutenden Vorzügen bei. Man erhebt jede richtige Antwort, die man von ihnen erhält, jeden lächerlichen Einfall, womit sie uns belustigen, als Merkmale eines besondern scharfsinnigen Verstandes. Man erzählt diese zweideutigen Proben ihres Witzes in ihrer Gegenwart, und Jedermann überhäuft sie mit Lobsprüchen, die sie nicht verdienen. Jeder Beweis ihres Fleißes oder ihres Gehorsams wird ihnen als ein großes Verdienst angerechnet, da man sich befriedigen sollte, sie zu versichern, daß sie in diesen Stücken ihre Pflicht erfüllt und ihren eigenen Vortheil beobachtet haben. Man erweist ihnen fast eben dieselben äußerlichen Ehrenbezeugungen, die man erwachsenen Personen schuldig ist, und findet sich wohl gar beleidigt, wenn sie von andern als Kinder behandelt werden. Man nimmt so vielen Antheil an Allem, was sie betrifft; man ist so geschäftig, allen ihren Bedürfnissen unverzüglich abzuhelfen, und ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen, daß sie sich nothwendig einbilden müssen, wichtige Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, und eine ansehnliche Stelle in derselben zu bekleiden. Auf der andern Seite weiß man alle ihre Thorheiten und Fehler zu entschuldigen, sollten sie auch schon vorsätzliche Bosheit zum Grunde haben. Man schreibt sie alle der jugendlichen Flüchtigkeit, dem Mangel der Aufmerksamkeit und der Ueberlegung zu; wenigstens beschönigt man sie bei andern damit, um den Kindern eine in der That heilsame Beschämung und Verwirrung zu ersparen; und so gewöhnet man sie, die eitle Ehre bei den Menschen über Alles zu schätzen und sich mehr um den Schein als um das Wesen der Rechtschaffenheit und Tugend zu bekümmern. Wer sieht aber nicht, daß dieses den Stolz in ihren Herzen nährt und die wahre Demuth aus denselben verbannt?

Wollet ihr eure Kinder vor diesem an schädlichen Folgen so fruchtbaren Laster bewahren, ihr, die Gott zu Eltern, zu Aufsehern und Lehrern gemacht hat, so erinnert sie oftmals an den schwachen, dürftigen, unvermögenden und abhängigen Zustand, in welchem sie sich befinden. Schreibet ihren Fähigkeiten und guten Eigenschaften ja keinen höhern Werth zu, als sie wirklich haben. Lehret sie dieselben als unverdiente Geschenke des Höchsten betrachten, die uns niemals berechtigen, uns über andere zu erheben, die uns aber auf das stärkste verpflichten, Andern auf alle Art zu dienen und nützlich zu sein. Lobet sie selten in ihrer Gegenwart, und gestattet nicht, daß Andere solches auf eine verschwenderische Weise thun. Redet ihren Fehlern und Vergehungen niemals das Wort, und suchet sie zu einer richtigen Erkenntniß des sittlichen Verderbens zu bringen, das die Kräfte der menschlichen Seele geschwächt und die Ordnung unter denselben gestört hat. Zeiget ihnen bei allen Gelegenheiten, wie wenig Ursache sie haben, sich ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ihrer Stärke, ihrer Gaben, ihrer Geschicklichkeit zu rühmen, oder sich darauf zu verlassen; wie bald sie alle diese Vorzüge verlieren können; wie weit sie von vielen Andern in diesen Stücken übertroffen werden; und wie schwach, wie unvollkommen, wie gebrechlich wie unbeständig überhaupt die Erkenntniß, die Tugend und die Glückseligkeit der Sterblichen sei. Führet sie endlich in

Digitized by Google

die Schule des Erlösers; unterrichtet sie von seiner herablassenden und großmüthigen Liebe gegen die Menschen; stellet ihnen seine Demuth und Sanftmuth zum Muster der Nachahmung vor, und präget es ihren zarten Herzen tief ein, daß es unmöglich ist, ein wahrer Christ zu seln und selig zu werden, wenn man nicht dem Heilande, wie in allen, also auch in diesen Tugenden, nachfolgt und ähnlich wird. Wie sehr werden ihnen nicht diese Gesinnungen die Erfüllung aller übrigen Pflichten des Christenthums erleichtern! Welch ein sanftes Licht, welch einen milden Glanz werden sie nicht über alle ihre guten Eigenschaften und wirklichen Verdienste ausbreiten, und wie sehr werden sie sich dadurch gedrungen finden, Alles, was hinter ihnen ist, zu vergessen, und immer nach einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu streben!

Ein dritter Hauptfehler in der Erziehung der Kinder ist, daß man sie nicht richtig von den Vorzügen, Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens urtheilen lehrt. Wie mannigfaltig sind nicht die falschen Begriffe, die man ihnen schon in ihrer Kindheit von diesen Dingen beibringt! und wie verderblich ist der Einfluß, den diese Irrthümer nachgehends in ihr ganzes sittliches Verhalten haben! Man stellt ihnen gewöhnlich den Ueberfluß, die Hoheit, den Rang, die Macht, das äußerliche Ansehn als Güter vor, die in sich selbst unsre Hochachtung verdienen, und die demjenigen, der sie besitzt, einen wahren Werth beilegen; als Güter, deren Mangel oder Verlust den Menschen schlechterdings unglücklich macht, und die folglich würdig sind, mit dem größten Eifer gesucht, und mit aller möglichen Sorgfalt erhalten zu werden. Man macht sie zu früh auf den Unterschied der Stände in der menschlichen Gesellschaft aufmerksam, man unterdrückt ihren natürlichen Hang, sich gegen Jedermann ohne Ansehn der Person freundlich, gütig und dienstfertig zu betragen; man verbietet ihnen, Leute von geringerem Herkommen, aber von guten Sitten, einer gewissen Vertraulichkeit zu würdigen, oder zuweilen mit ihnen umzugehen; und flößet ihnen nach und nach, wo nicht eine gänzliche Verachtung, doch gewiß eine große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen diejenigen ein, die weniger Glücksgüter und äußerliche Vortheile besitzen, als sie. Der Reichthum wird ihnen schöner als die Tugend, die Armuth und Niedrigkeit häßlicher als das Laster beschrieben. Die irdischen Vortheile, die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die sie bei mehrern Jahren zu erwarten haben, werden ihnen mit so lebhaften und reizenden Farben abgemalt, daß sie dem Genusse derselben mit der heftigsten Begierde entgegen sehen, und sie zum Ziel aller ihrer Wünsche machen. Und was für einen Unterricht ertheilt man ihnen gewöhnlich von der Bestimmung des Menschen und von den Geschäften dieses Lebens? Man muß arbeiten, heißt es, um sich Nahrung und Kleidung zu erwerben; man muß genau auf seinen eigenen Vortheil sehen; und keine Gelegenheit, denselben zu befördern, unbenutzt lassen; man muß sich bemühen, Schätze zu sammeln, sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporzuschwingen, und alle diejenigen, die eben diese Absicht haben, weit hinter sich zurückzulassen; man muß sich schlechterdings nach den eingeführten Sitten und Gewohnheiten richten, sie mögen gut oder böse, vernünftig oder unvernünftig sein, damit man nicht für einen beschwerlichen Sonderling gehalten werde, und sich dadurch an seinem zeitlichen Glück schade; man muß zu leben wissen, das ist man muß durch Verstellung, Schmeichelei und Falschheit Jedermann zu gefallen und sich bei Jedermann beliebt zu machen suchen, und sich wohl hüten, so zu reden, wie man denkt, oder so zu urtheilen, wie es die Beschaffenheit der Sache mit sich bringt. Dieß sind die vornehmsten Lehren, die man insgemein den Kindern giebt, um sie zu ihrem Eintritte in die große Welt vorzubereiten, und zur glücklichen Führung ihrer künftigen Geschäfte geschickt zu machen. Kein Wunder, wenn sie hernach, von diesen Vorurtheilen verblendet, ganz an der Erde kleben, wenn sie von dem niederträchtigsten Eigennutze regiert, und zu allen edeln und großmüthigen Handlungen unfähig werden. Kein Wunder, wenn sie sich der Welt in allen Stücken gleichstellen, sich von dem Strome des herrschenden Verderbens ohne Widerstand dahinreißen lassen, und sich mit dem eiteln Ruhme befriedigen, daß sie keine Mörder, keine Räuber, keine Bösewichter sind. Kein Wunder, wenn sie am letzten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten, sich um die Besserung und das Heil ihres unsterblichen Geistes am wenigsten bekümmern, und so leben, als ob sie nach dem Tode nichts zu hoffen und zu fürchten hätten.

Eltern, wollet ihr, daß eure Kinder diese Wege der Thorheit und des Lasters vermeiden; wollet ihr sie auf den Pfad der ewigen Weisheit leiten: so bringet ihnen gesundere Begriffe von den Vorzügen, von den Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens bei. Lehret sie diese Dinge in ihrem eigentlichen Verhältnisse auf unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit kennen. Warnet sie vor dem Betruge der Sinne, vor dem blendenden Glanze, der die Mächtigen dieser Erde umgiebt, vor dem scheinbaren Glücke, das hohe Ehrenstellen und große Reichthümer ihren Besitzern versprechen. Zeiget ihnen, daß die Ruhe des Gemüths und die Zufriedenheit des Geistes sehr oft in schlechten und niedrigen Hütten, aber nur selten in prächtigen Häusern und Palästen gefunden werden. Saget ihnen, daß nicht der Rang, nicht der Titel, nicht die Gewalt, sondern nur der rechte Gebrauch derselben unsere Hochachtung verdiene; daß nur Tugend und Rechtschaffenheit, nur wahre Verdienste den Menschen ehren und ihm einen wirklichen Vorzug vor andern geben; und daß der geringste Tagelöhner, der seiner Pflicht getreu ist, in den Augen des Höchsten unendlich mehr gilt, als der gekrönte Fürst, der seine Macht zur Unterdrückung des Unschuldigen mißbraucht. Saget ihnen, daß nur das Laster den Menschen erniedrigt, daß Gott sowohl der Schöpfer und Vater der Armen als der Reichen sei, daß wir uns Alle als Brüder betrachten, als solche herzlich lieben, und einander nach unserm Vermögen dienen müssen. Unterrichtet sie davon, wie nichtig alle Lust dieser Welt ist, wie oft die empfindlichsten Schmerzen, die bitterste Reue, die heftigste Unruhe auf den unordentlichen Genuß derselben folgen, und wie sehr sich diejenigen betrügen, die darin ihre Glückseligkeit suchen. Stellet ihnen die Geschäfte dieses Lebens, die Erfüllung der Pflichten ihres Berufs, nicht blos als Mittel vor, sich seinen Unterhalt oder Ueberfluß und gemächliche Tage zu verschaffen, sondern als Mittel, seine Gaben und Geschicklichkeiten zum Nutzen anderer Menschen anzuwenden, und etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Lehret sie edel und uneigennützig denken und nicht sowohl ihren besondern Vortheil, als vielmehr das Wohlsein der ganzen Gesellschaft, deren Glieder sie sind, zum letzten Endzweck ihrer Bemühungen machen. Führet ihnen endlich oftmals zu Gemüthe, daß sie eine unsterbliche Seele haben, die eines unaufhörlichen Glücks fähig ist, daß diese Erde der Ort nicht ist, wo sie ihre Bestimmung erreichen sollen, daß sie Gott zur Ewigkeit geschaffen, daß er sie hier in einen Stand der Prüfung und der Uebung gesetzt hat, in welchem sie sich zu dem künftigen Leben vorbereiten und geschickt machen sollen, und daß dieses das allerwichtigste Geschäft ist, das sie hier zu besorgen haben. Diese Art zu denken und zu urtheilen, wird sie vor dem Wege des Verderbens bewahren und weise machen zur ewigen Seligkeit.

Ich bemerke endlich als einen vierten Hauptfehler, den man bei der Erziehung der Kinder begeht, daß man sie mehr durch Vorschriften als durch Beispiele unterrichten und bessern will. Vorschriften machen lange nicht so tiefe und bleibende Eindrücke auf sie, als Beispiele; und wenn es an diesen fehlet, so werden jene größtentheils gar keinen Nutzen haben. Die Ursache davon ist offenbar. Die Sinne und Einbildungskraft sind bei Kindern weit geschäftiger, als der Verstand, und sie sind viel geneigter, dem, was sie sehen und hören, nachzuahmen, als die rechtmäßige oder unrechtmäßige Beschaffenheit desselben durch mühsames Nachdenken zu untersuchen. Die Erfahrung lehrt dabei, daß die besten Grundsätze sehr oft nicht vermögend sind, der Gewalt des bösen Exempels zu widerstehen; so wie im Gegentheil schöne Muster der Tugend und Frömmigkeit nicht selten den Mangel des Unterrichts reichlich ersetzen. Wie oft geschieht es aber nicht, daß sich Eltern oder Aufseher damit befriedigen, ihren Kindern oder Untergebenen gute Lebensregeln vorzuschreiben, ohne selbst an die Beobachtung derselben zu gedenken! Ja, wie oft geschieht es nicht, daß sie ihren Lehren und Vorschriften durch ein mit denselben streitendes Verhalten alle Kraft benehmen, und die Religion und Tugend selbst durch diesen Widerspruch verdächtig und verächtlich machen! Dieß ist die vornehmste Ursache, warum so oft alle ihre Vorstellungen, Warnungen, Ermahnungen und Bestrafungen vergeblich sind. Ihr eigenes Beispiel zernichtet sie, und sie berauben sich selbst aller Früchte ihrer Arbeit.

Wolltet ihr dieser süßen Früchte genießen, ihr, denen Gott Kinder anvertrauet hat, so beweiset die Nothwendigkeit, die Anständigkeit, die Schönheiten der Tugend, die ihr ihnen anpreiset, durch eine sorgfältige und standhafte Ausübung derselben. Wollet ihr, daß eure Kinder Gott fürchten, und ihn im Geiste und in der Wahrheit dienen: so lasset selbst eine wahre Gottesfurcht von euch blicken. Redet niemals ohne die tiefste Ehrerbietung von diesem herrlichen Wesen; hütet euch vor allem Mißbrauche seines heiligen Namens; nehmt die Uebung des öffentlichen und geheimen Gottesdienstes mit unverstellter Andacht wahr; schreibet alle Vortheile, die ihr genießet, der unverdienten Gnade des Höchsten zu, und leget alle seine Wege in demüthiger Unterwerfung an. Wollet ihr, daß eure Kinder Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, Gutthätigkeit lernen sollen: so lasset sie Zeugen davon sein, daß ihr selbst diese Pflichten auf das genaueste zu erfüllen sucht.

Digitized by Google

Verurtheilet ohne Ansehn der Person jede ungerechte, jede unbarmherzige That, und stellet sie in ein solches Licht, daß sie ihnen Schrecken und Abscheu verursacht. Freuet euch mit ihnen über jede Gelegenheit, Andern wohlzuthun, und lasset nicht leicht einen Nothleidenden, oder einen Betrübten ungetröstet von euch gehen. Wollet ihr, daß eure Kinder mäßig, keusch und züchtig leben: so befleißiget euch selbst dieser Tugenden. Vermeidet in euern Worten, in euren Geberden und Handlungen Alles, was der Ehrbarkeit im Geringsten zuwider ist — Alles, was ihnen zu unordentlichen und ausschweifenden Gedanken und Begierden einigermaßen Anlaß oder Reizung geben kann. Uebet euch in der Enthaltsamkeit, und zeiget ihnen, daß ihr viele Dinge, die euch sonst angenehm sind, entbehren konntet, ohne deswegen unruhig oder unglücklich zu sein. Wollet ihr eure Kinder Sanftmuth und Demuth lehren, so lasset euch ja nicht in ihrer Gegenwart von dem Zorne dahin reißen, sondern beherrschet euch selbst. Rühmet euch niemals eurer Vorzüge, und verachtet Niemanden, der sich nicht durch Thorheit und Laster verächtlich macht. Gehet nicht auf eine allzu gebietrische Weise mit denjenigen um, die euch Gehorsam schuldig sind, und beweiset es durch euer Betragen gegen sie, daß ihr sie für eure Mitgeschöpfe erkennet, daß ihr sie liebet, und für ihren Wohlstand sorget. Vergebet denjenigen, die euch beleidigen, von ganzem Herzen und hütet euch, rachgierige Gesinnungen gegen dieselben an den Tag zu legen. Wollet ihr endlich eure Kinder zu Bürgern des Himmels bilden, so führet selbst einen himmlischen Wandel. Lasset eine edle Verachtung alles dessen, was irdisch und vergänglich ist, von euch blicken. Vergleichet oftmals das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen. Sehet mehr auf das Unsichtbare, als auf das Sichtbare und richtet euer ganzes Thun und Lassen so ein, daß man daraus schließen kann, daß euch nichts ernstlicher angelegen sei, als eure Seelen zu erretten, und selig zu werden.

Werdet ihr diese und die vorhergehenden Regeln des Verhaltens sorgfältig beobachten, andächtige Zuhörer, so werdet ihr gewiß die Fehler, vor welchen wir euch in dieser Stunde gewarnt haben, nicht mehr begehen. Ihr werdet eure Kinder nach der Forderung unsers Textes *aufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn*; und der Herr wird eure Bemühungen, wenn sie aufrichtig und beständig sind, gewiß nicht ungesegnet lassen. Er wird euch dereinst den herrlichen Lohn geben, den er seinen treuen Haushaltern und Knechten verheißen hat. Und welch ein Glück, welch eine entzückende Freude wird es nicht für euch sein, wenn ihr an jenem großen Tage der Vergeltung mit Unerschrockenheit vor dem Angesichte des Richters der Lebendigen und der Todten erscheinen, wenn ihr ihm von der Verwaltung des euch anvertrauten Amts eine freudige Rechenschaft geben, und von den Eurigen begleitet, zu ihm sagen könnet: *Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir anvertrauet hast.* Amen.

Johann Heinrich Daniel Zschokke

ward am 22. März 1771 in Magdeburg geboren, erhielt in seiner Vaterstadt eine wissenschaftliche Bildung und studirte dann in Frankfurt an der Oder, wo er sich später habilitirte, und 1793 Professor der Philosophie wurde. Er gab jedoch diesen Beruf wieder auf, und ging 1797 nach Graubünden, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Zur Zeit der französischen Invasion trat er überall vermittelnd, nur für das Beste des Landes, das er als sein zweites Vaterland betrachtete, strebend ein, und wirkte als Regierungscommissar verschiedener Cantone, und während 1800—1801 als Regierungsstatthalter zu Basel höchst segensreich. Dann zog er sich nach Schloß Biberstein im Aargau zurück, wurde aber 1804 bereits wieder in die Verwaltung berufen und leitete das Berg- und Forstwesen. 1815 trat er in den großen Rath des Cantons. 1829 legte er jedoch seine sämmtlichen Aemter nieder, und lebt gegenwärtig, nur schriftstellerischer Thätigkeit sich hingebend, hochgeehrt in Aarau.

Seine Schriften sind:

Romane: Die schwarzen Brüder; Abällino (1793, auch als Trauerspiel, 1795); Koronato; Stephan Bathori; Alamontade; Prinzessin von Wolfenbüttel. 2 Thle; die Nonne; Guilio della Obizzi; der Feuergeist; das Goldmacherdorf; der Flüchtling im Jura; der Freihof von Aarau, 2 Thle.; Addrich im Moos, 2 Thle. ff.

Dramen: Graf Monaldeschi; Julius von Sassen; die eiserne Larve; Mißverständniß; Hippolyt und Roswida; der Marschall von Sachsen; Molière's Lustspiele. 6 Thle. (Zürich 1805 ff.)

Historische Schriften: Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Bergcantone. 1801. Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. 1803. 3 Thle. Geschichte des baierschen Volks und seiner Fürsten. 1813—1818. 4 Thle. Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. 1822 u. s. w.

Gab ferner heraus: Den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten seit 1798. Miscellen der neuesten Weltkunde. 1807—1813. Erheiterungen. 1811—1825. Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. 1817—1823. Sämmtliche ausgewählte Schriften. Aarau, 1825 ff. 40 Thle. Ausgewählte belletristische Schriften. Aarau, 1826. 14 Thle. 12. u. öfter.

Z. hat sich fast in allen Gattungen schriftstellerischer Thätigkeit, und überall mit Erfolg versucht. Am glücklichsten ist er als Erzähler, indem er mit künstlerischer Besonnenheit, reiche Phantasie, treffende und consequente Charakterzeichnung, Lebendigkeit des Vortrags, und einen seinen Stoffen stets höchst angemessenen natürlichen und doch edeln und correcten Styl verbindet. Am Meisten gewirkt hat er dagegen wohl als Historiker und durch seine Volksschriften, da er stets den Geist der Zeit zu erfassen und zu durchdringen, und gesunde Ansichten zu entwickeln und zu verbreiten bemüht ist.

Vergleiche Zschokke's Leben von Ernst Münch. Haag, 1830.

Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

(Erzählung von Zschokke.)

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laff es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs

Digitized by Google

gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens war ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Den abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb, ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm blos seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch' ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich diese Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen."

„Du bist brav!" sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr," fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . ."

„Das eben nicht," sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben."

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?" fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es gesund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen."

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Eltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen."

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon Alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Eltern mehr haben, als euch, aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst: aber alte, arme Eltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Eltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Eltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studierte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Beobachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen. Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich," rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Digitized by Google

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breitkrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!" rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchhey, ich bin Nachtwächter!"

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das konnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben."

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?" rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adjeu! Das ist ein Teufelsspaß für mich."

Trotzig ging der Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?"

„Gnädigster Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger: ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieser und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun," dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße. — „Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück."

„Ich bin der Kammerherr Pilzow."

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen."

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristalleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?" flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!" entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt."

„Aber ein Glas warmen Punsch?" sagt der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?" fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, sie liebe mich . . . denken Sie sich meine Verzweiflung . . . unsere Häuser waren einig . . . plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab."

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!" rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!" seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit ihr zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht sie mich zum Kavalier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . sie erfuhr Alles . . . sie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramin, benutzen sie den Augenblick, die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr —"

Philipp, den der Punsch begeistert hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtetete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich an ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin —" stammelte er, und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmenden Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter."

„Desto besser, so darf ich Sie nicht fliehen, Prinz."

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?"

Digitized by Google

„Ich habe nichts zu büßen."

„Aber doch, Gräfin — Ihre Grausamkeiten — Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlassen steht."

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?"

„Wie Sie, Prinz?" sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht erst vor einer Stunde?"

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nun schwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein —"

„Der ihm verhaßten!" lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstands verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!"

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen."

„Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!" — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?" — Der Mameluk trat hinein und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals an's Fenster.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?"

„Was geht mich das Rosenmädchen an?"

„Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!" antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?"

„Oh! Prinz! Prinz!" rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" brummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich kümmere mich um Ihre Gemahlin wenig."

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sie meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt."

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?"

„Vollkommen."

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?"

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist."

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?"

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?"

„Warum sind sie so ungehorsam und änderten die Maske nicht?" sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?"

„Die Leute," versetzte Philipp, „sind doch ungewiß und irren sich in mir."

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben."

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?"

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" versetzte Philipp trocken, „klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?"

„Es giebt zum Beispiel doch keinen treuern Mann, als den Marschall."

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe."

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner."

„Prinz!" rief die bestürzte Marschallin, „ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?"

„Sehen Sie," sagte Philipp, „ich bin ein Versucher ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht."

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!" sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschrocken, „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns, „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein

Digitized by Google

Mann ist ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie sind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieser Welt sehen Sie mich nicht wieder." — Mit diesen Worten wandte sie ihm schnell und stolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor sich mit ihm, wie man sah, in eine sehr ernste Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor sich in den Bart und dachte bei sich: „Mein Substitut, der Nachtwächter, mag sehen, wie er zurecht kommt. Ich spiele meine Rolle in seinem Namen so übel nicht. Wenn er nur morgen so ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden und erblickte mit Vergnügen die schöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieser ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, so warf er ihm eine Kußhand zu und bezeichnete pantomimisch die Höhe seiner Seligkeit. Philipp dachte bei sich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute sollten bald alle mit mir zufrieden sein. Es ist in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu sein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beste Advokat mit einer langen Rede. Er hatte das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu sprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz sein."

Er sah nach der Uhr, es war erst halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Hast auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin versöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es ist gut, daß es geschah. Sie will noch diese Nacht abreisen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch sei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank ist ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marschall schnell davon wollte, „was soll ich mit dem Papier?"

Der Marschall antwortete: „Es ist meine Spielschuld von voriger Woche, die ich fast vergessen hatte, und jetzt bei der Abreise nicht vergessen möchte. Ich habe den Wechsel auf Ihre königliche Hoheit endossirt." Damit verschwand der Marschall.

5.

Philipp schielte in das Blatt, las da etwas von fünftausend Gulden, steckte das Papier zu sich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wisperte ihm Jemand in's Ohr: „Königliche Hoheit, wir sind Beide verrathen. Ich erschieße mich." — Philipp sah sich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

„Was wollen Sie, Maske?" fragte Philipp ganz gelassen.

„Ich bin der Oberst Kalt!" antwortete flüsternd der Neger: „Die unselige Marschallin hat dem Herzog-Herrmann geplaudert, und dieser speit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

„Meinethalben!" versetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" seufzte der Neger ängstlich, „vielleicht werde ich diese Nacht schon arretirt und morgen auf die Festung gebracht. Ich erhänge mich lieber."

„Davon haben Sie keinen Nutzen!" sagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande Preis geben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken ist gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Bäckermädchen dazu. Ich springe von der Brücke und ersäufe mich noch diese Nacht."

„Behüte Gott!" sagte Philipp, „was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?"

„Ihre königliche Hoheit scherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigst, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir."

Philipp folgte dem Neger in ein einsames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düstern Schein verbreiteten. Der Neger warf sich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und seufzte laut. Philipp fand auf einem Tische Erfrischungen, nebst feinen Weinen, und ließ sich's schmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit so ruhig bei der verdammten Geschichte bleiben kann!" sagte der Neger; „wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geisterbeschwörer spielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer List retten können. Jetzt hat er sich aus dem Staube gemacht."

„Desto besser!" erwiederte Philipp, und füllte sein Glas von neuem, „so schieben Sie alle Schuld auf ihn. Er ist davon."

„Wie auf ihn schieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marschallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus seinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geisterbannerei bestachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geist war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es ist ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

„Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er ist gut!" sagte Philipp, und nahm mit großer Eßlust ein frisches Stück Torte. „Und überhaupt," setzte er hinzu, „muß ich Ihnen offen gestehen, lieber Oberst, daß sie für einen Obersten sehr feig sind, und sich da einer Narrengeschichte willen gleich erschießen, ersäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre schon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen sagen, daß ich aus ihrem Geschwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde."

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Der Kammerjunker des Herzogs — er ist mein alter Freund — vertraute mir diesen Augenblick, die Marschallin sei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm gesagt: die Komödie im Hause des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian gestiftet, der Ihnen seine Schwester nicht gönnte. Die Hexe, die sie sahen, war ich selbst, als Abgeordnete der Prinzessin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu sein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze haben sollten, so wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, daß Sie, nach der Vermählung mit der Prinzessin, als Mätresse zu sich nehmen und adeln lassen wollten. Und der Geist, der Sie abprügelte, war Oberst Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie sich keine Hoffnung länger; Sie waren vergebens. — So hat die Marschallin dem Herzog gesagt, und ist verschwunden."

Philipp schüttelte den Kopf und brummte: „Das sind mir auch saubere Geschichten! Solcher Streiche schämt man sich ja im gemeinsten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!"

„Nein," rief der Oberst, „Rasenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marschallin. Das Weib muß eine Furie sein. — Gnädigster Herr, retten Sie mich."

„Wo ist denn der Herzog?" fragte Philipp.

„Der Kammerjunker sagte, er sei schnell aufgestanden und habe blos gerufen: ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unsere Historie nach seiner Art malt."

„Ist denn der König hier?"

„Allerdings. Er spielt im Nebenzimmer mit dem Erzbischof und dem Polizeiminister l'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit," sagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht sein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim ersten bösen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit diesen Worten verschwand der Neger.

6.

„Es ist hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirst, Philipp!" dachte Philipp bei sich selber, „du verwickelst dich und deinen Substitut in gottlose Händel, aus denen dich und ihn weder seine noch deine Klugheit rettet. — Das also wäre der Unterschied zwischen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geschehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webstuhl, bei Spaten und Leisten nichts träumen lassen! Man bildet sich ein, die Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Saubere Wirthschaft! Ich habe in einer Viertelstunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einsam, mein Prinz!" flüsterte hinter ihm eine Stimme, „ich preise mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp sah sich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juwelen. — „Was wollen Sie?" fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigstes Gehör!" antwortete der Knappe, „es ist dringend, das Resultat ihnen vielleicht lieb."

„Wer sind sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?"

„Graf Bodenlos, der Finanzminister, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" versetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Gesicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Nase eine neue Larve zu sein schien.

Digitized by Google

„Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl?“ fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich.“

„Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden!“ versetzte Philipp, „aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.“

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?“ fragte der Bergknappe.

„So viel Sie wollen.“

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

„Können die Leute nicht warten?“ fragte Philipp.

„So wenig als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.“

„Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .“

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Geleis zu bringen, wenn . . .“

„Was denn, wenn?“

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: „Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten, und wird es der König zugeben?“

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König gleich von selbst an eine Kornsperre denken und die Getreideausfuhr mit schweren Zollen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend.“

„Schöne Aussichten!“ sagte Philipp, „wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?“

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

„So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu machen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.“

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

„Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.“

„Mit uns?“ — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

„Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.“

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in sofern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?“

„Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten, von hunderttausend und mehr armen Familien.“

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —“

„Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.“

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?“

„Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.“

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden.“

„Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.“

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnaden wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —“

„Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi saßen alle drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.“

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?“ flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

„Ich fahre nicht.“

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile.“

„So mag sie sich etwas singen.“

„Wie Prinz, hatten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillantenuhr schickten, that seine Wunder. Die stolze Spröde ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

„Das gilt mir gleich.“

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hatten Sie andere Engagements?“

„Freilich.“

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte Sie an Ihrem Gange und an ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?“

„Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?“

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?“

„Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für sich seufzen. Ich gehe nicht.“

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

„Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.“

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?“

„Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.“

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. Sie darf

Digitized by Google

ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina schreckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

„Von wem?"

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

„Mit einem Juden?"

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi."

„Ist der Schelm denn überall?"

„Sie wissen also noch nicht! Ich sage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid."

„Mir nicht."

„Die Metze verdient den Staubbesen."

„Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt."

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Donner. Sehen Sie, ein Mädchen schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

„Also ein Bürgermädchen?"

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist die Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinewebers."

„Wie heißt die Mutter?"

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer, „ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

„Ich kenne sie allerdings."

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtnerlümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, wenn ——" rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht?" unterbrach ihn der Holländer: „o dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen."

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel . . ."

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O sagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen."

„Kein Wort mehr davon!" rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!"

„Nein, Thaten!" fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmschritt!"

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —"

Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen," fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe."

„Gut, gut!" seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Geruhen Sie nur, mich loszulassen."

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich."

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit," sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint."

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen."

— „Und werden wieder geliebt?"

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie mehr an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich."

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesange allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?"

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!" sagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig sein?"

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?"

„Alle Abend, alle Abend!" rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!"

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überrascht."

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück und in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?" fragte er und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit zu sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte

Digitized by Google

sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ seufzte Röschen, „es ist doch aber nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?“

„Ja,“ versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst.“

„Ach, Philipp, wie sprichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst.“

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt.“

„War's was Schönes?“

„Du habest in der Lotterie gewonnen, Philipp, da hatten wir Beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung.“

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?“

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen.“

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre?“

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur.“

„So viel du willst.“

„O Gott!“ rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?“

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es schon; und macht's dir Freude, so geb ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir?“

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ sagte er, und legte sie, indem er die kleinen zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thüre droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde:mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward; der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft in's Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig angenommen hat
Selbst unsre Mädchen, weis und traun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sie doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!“ schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ schrien Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ schnob ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He! Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Professionist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu flicken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie geputzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstochter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet.“

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!“

„Was, bürgerliches Pack?“ rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen? Eure Liederlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt.“

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister und Handwerksbursche sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dichten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

Digitized by Google

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Flieht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!“

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und jagten umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwachter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfalle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und larmte gewaltig, daß ein Hause junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hatten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hätten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!“

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu besturmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!“ rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?“ rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will den Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!“ schrie der Feldmarschall.

„Ihre Excellenz,“ versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!“

„Schweig, Schurke!“ brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mit einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücken!

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietigkeit: es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwachtern in der Stadt sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren,“ sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?“

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Fel marschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere; „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis Morgen Zeit genug sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswartigen Angelegenheiten ein schwabliches Lied gesungen haben, des Inhaltes: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischoflichen Palast gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim Könige am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche: daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Findermich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Herrmann sucht sie allenthalben! — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suchte Sie schon lange.“

„— Nur geschwind,“ entgegnete Philipp, „denn ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wußte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genug-

Digitized by Google

thuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen."

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen."

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten."

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen lassen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, oder — zum König."

— Ihre Durchlaucht.... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und entspringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!" antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet."

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit! Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten....

„Possen! Larifari!" erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen."

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philipp zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?"

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so beides unter den Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte, und harrte sein.

„Ach Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier alle den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war.

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh ich wollte lieber, du wärest ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte gesetzt und gehofft, es könnte eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!" — Juchhey, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die schöne Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden."

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben."

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du für ein Bündelchen? Mein Himmel, daß sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp! wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seuf-

Digitized by Google

zer um den andern aus der Tiefe der Bruft hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrocknen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lottericloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward. —

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!" rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen."

„So hat er dir doch gegolten," sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen," sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen."

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!" — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opertänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abentuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblick durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich weg in den Schnee, band die Larve und den Mantel um und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!" antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin; „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art."

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!" rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!"

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! flieh, man stellt dir nach."

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —"

„Die behalte. Lauf, was du kannst!"

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen."

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?"

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Guter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er die die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, bist du vom hellen Teufel besessen?"

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen."

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Benau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns Beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch Eins. Der Herzog Herrmann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr; denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!" antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!" riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!" — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren."

„Das wird sich hintennach ergeben!" versetzte einer der Handfesten, „einstweilen wird er mit uns kommen."

„Wohin?" versetzte Philipp; „ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter."

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns."

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!" sagte Julian, und suchte

Digitized by Google

in allen Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüsterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns!"

„Die nicht!" sagte Philipp, „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führt mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen."

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!" versetzte einer der Polizeidiener. „Marsch, Alles mit uns!"

„Auch das Frauenzimmer?" fragte Philipp. „Ich will nicht hoffen."

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt."

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!" sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der Fernen Straßenlaternen drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!" sagte Philipp, „geh heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen."

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der Herr hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!"

„Wohin?" fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister."

„Hört, Leute," sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte — „hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen."

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp, „verlasset euch auf mein Wort, es ist ein großer Herr, der euch euern Dienst garstig versalzen kann. Es ist — —"

„Schweig!" rief Julian, „es soll Niemand aus Deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn Du allenfalls errathen hättest, wer ich sei. Hörst Du. Niemand! Niemand, sage ich Dir, es komme, wie es wolle. Hörst Du?"

„Wir thun unsere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener, „und dafür setzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende dem Herrn in der Maske selbst widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen schon und fürchten solche Drohungen nicht. Vorwärts, marsch!"

„Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp, „es ist ein sehr angesehener Herr am Hofe."

„Und wenn's der König selber wäre, müßte er mit uns; das ist unsere Pflicht; er ist verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

„Ei ja," rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu zischeln."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her stritt, kam ein Wagen, achtspännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!" rief eine Stimme im Wagen, als dieser eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen stand. Der Kutschenschlag öffnete sich. Ein Herr sprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menschengruppe. Er stieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und sagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an seinen Federn von weitem. Maske, wer sind Sie?"

Julian wußte nicht, wohin sich in seiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

„Antworten Sie mir!" rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian schüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, sich fortzubegeben. Dieser aber ward noch erpichter, zu wissen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Diese standen mit entblößten Häuptern um den Herzog und sagten: sie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminister zu führen; der Wächter habe gottlose Verse gesungen, wie sie mit ihren eigenen Ohren gehört; sei ihnen aber durch Kreuz- und Quergassen entsprungen; hier nun bei der Kirche hätten sie ihn im vertraulichen Gespräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger schien, als der Nachtwächter. Die Maske habe sich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das sei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Mensch ist nicht vom Hofe!" erwiederte der Herzog, „darauf könnet ihr sicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat sich unerlaubter Weise auf den Ball eingeschlichen und Jeden glauben gemacht, er sei Prinz Julian. Er hat sich mir endlich entlarven müssen, da er auch mich betrogen und mir entwischte. Es ist ein unbekannter Mensch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeister, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr Leute, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan."

Mit diesen Worten drehte sich der Herzog um, stieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!" und fuhr davon.

Der Prinz sah sich verloren. Den Polizeidienern sein Gesicht zu zeigen, hielt er für unschicklich; durch diese wären seine Geniestreiche allzu stadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeister oder dem Polizeiminister die Larve abzog. Also rief er entschlossen: „Meinethalben! Kommt!"

Sie gingen. Röschen sah ihnen weinend nach.

11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn so verworren und bunt es in dieser Nacht zuging, war's ihm in seinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich sich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauscht, und dann, wider seinen Willen, dessen Rolle auf dem Ball gespielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel gespielt haben mochte — denn warum mußte er sich als Nachtwächter verhaften lassen? — hoffte er bei diesem Gnade zu finden.

Beim Palaste des Oberhofmeisters schlug dem armen Philipp das Herz stärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz sprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeschickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!" sagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und sagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch sehen."

Philipp war fast außer sich vor Schrecken. Seine Knie wurden schwach. Er ward in ein schönes Zimmer geführt. Da saß der alte König lachend an einem kleinen Tische. Neben ihm stand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonst war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menschen eine Zeitlang, und, wie es schien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," sagte der König zu ihm, „was du in dieser Nacht gethan hast."

Philipp gewann durch die leutselige Anrede des ehrwürdigen Greises wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und bescheiden genug, das zu verschweigen, was er in seiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit gesetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einigemal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beschäftigung, nahm ein Paar Goldstücke vom Tische, gab sie ihm und sagte: „Nun geh Du, mein Sohn, und warte Deines Berufs. Es soll Dir nichts Leides geschehen. Aber entdecke keinem Menschen, was Du in dieser Nacht getrieben und erfahren hast. Das befehle ich Dir. Nun geh!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte dessen Hand, indem er einige Worte des Dankes stammelte. Als er wieder aufstand, um fortzugehen, sagte der Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigst, daß Ihre Majestät dem jungen Menschen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm diese Nacht verursachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte sich.

„Prinz!" sagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger, „ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit sagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden albernen Possen Verzeihung widerfahren lassen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal solch ein Pagenstreich und ich werde unerbittlich sein. Nichts wird Sie dann entschuldigen. Die Geschichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was sie über den Polizei- und Finanzminister sagten,

Digitized by Google

erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen Sie jetzt und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre, Philipp, Du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin ganz zufrieden mit Dir. Was Du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt Du zu den Versen stehen, die ich in Deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe Deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß Dir gefallen. Dafür mache ich Dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe Dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich Deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei Dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe Dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist Deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter und Röschen, müßt mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen guten Leuten ein solch gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch Dein Vater und Deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unserer Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Reinmar von Zweter, s. Minnesinger.

Anhang.

I.

Verzeichniß der vorzüglichsten Minnesinger in alphabetischer Ordnung.

A.

Adelhard von Adelburgh stammte wahrscheinlich aus dem Würtembergischen, 1226 — 1250. Gedichte von ihm stehen in der Manesseschen Sammlung.

Alexander (der wilde) (1276 — 1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Konrad von Altstetten (1276 — 1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich von Anhalt, wahrscheinlich Heinrich der Fette, 1218 Fürst; gestorben 1267. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Dietmar von Ast aus dem Thurgau (1226 — 1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Hartmann von der Aue (Owe) aus Schwaben (1180 — 1200). Lyrischer und elegischer Dichter. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Verfasser des „Iwein mit dem Löwen", herausgegeben von Wachmann und Benecke. Berlin, 1827; der Legende: der heilige Gregor auf dem Steine; der Erzählung: der arme Heinrich; herausgegeben von J. und W. Grimm. Berlin, 1815.

Brunwart von Augheim (1251 — 1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

B.

Biterolf, Diener des Landgrafen Herrmann von Thüringen, war bei dem Sängerkriege auf der Wartburg, blühte von 1201 — 1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Boppo (1251 — 1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Johann, Herzog von Brabant (jüngerer Sohn Heinrichs III., Bruder Heinrichs IV.; 1226 — 1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Otto, Markgraf von Brandenburg (mit dem Pfeile), starb 1298. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walther von Breisach (1250 — 1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Reinmann von Brenneberg (1226 — 1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich, Herzog von Breslau (Heinrich IV., 1266 Herzog, gestorben 1299). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Freiherr von Bubenberg (aus der Schweiz, 1276 — 1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der von Buchheim (1201 — 1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

D.

Dietmar der Sitzer (1276 — 1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Diurner (1226 — 1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Düring (1251 — 1270). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

E.

Goesli von Ehenheim (1226 — 1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Eschenbach (Bruder des Folgenden (1251 — 1300). Verfasser eines Epos von Alexander dem Großen, handschriftlich in Wolfenbüttel.

Digitized by Google

Wolfram von Eschenbach (Eschilbach) aus der Oberpfalz, Geheimschreiber Herzogs Otto von Oestreich; gegenwärtig bei dem Wartburgskriege; Lyriker; Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Verfasser des Titurel (Druck 1477 o. J.); Parzival; des Wilhelm von Narbonne (herausgegeben von Casparson; Kassel 1784 in 4.); des trojanischen Krieges, abgedruckt in der Müllerschen Sammlung Bd. III.; des Herzog Friedrich von Schwaben (handschriftlich in Wolfenbüttel, Heidelberg u. s. w.)

Der Schulmeister von Eßlingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

F.

Herr Flecke, der gute Konrad. Verfasser des Buches von Flos und Blankflos (13. Jahrhundert); abgedruckt bei Müller Th. II.

Günther von dem Forste (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich von Frauenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich Frauenlob von Meißen, Dr. th., Domherr zu Meißen, starb 1317. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Friedrich der Knecht (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

G.

Herr Geltar (aus dem Walliser Lande) 1276—1300. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Gliers (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Goeli (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wirnt von Gravenbergh (1201—1225). Verfasser von Wigolais mit dem Rade; herausgegeben von G. F. Benecke; Berlin, 1819.

Abram von Gresten aus Oestreich oder Tyrol. (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Guterburg (1225—1260). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

H.

Herr Habart (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Johann Hadloub aus Zürich (1301—1350). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Albrecht von Halberstadt lebte 1212 am Hofe des Landgrafen von Thüringen; bearbeitete Ovid's Metamorphosen poetisch; handschriftlich in Wien; überarbeitet von G. Wickram. Mainz, 1545. Fol. u. ö.

Christian von Hameln (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der Hardegger (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Kaiser Heinrich VII., Sohn Friedrich's II., gekrönt 1222, gestorben 1242. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wilhelm von Heinzenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Otto von Henneberg, gewöhnlich von Bodenlauben genannt, starb 1254. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. Eine Ausgabe s. G. bereitet L. Bechstein vor.

Johann von Hildesheim, schrieb im 14. Jahrhundert eine Legende von den heiligen drei Königen; bearbeitet von G. Schwabe. Stuttgart, 1822.

Rüdiger von Hiebichofen, schrieb im 14. Jahrhundert: Herzog Beliand; handschriftlich in Gotha und Heidelberg.

Markgraf von Hochburg (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Eilhard von Hohbergen, wahrscheinlich aus Oestreich; dichtete einen Tristan (1226—1250); handschriftlich in Wien und Dresden.

Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, dichtete einen Roman: Alexander der Große (1251—1300); verfertigte eine Bibelübersetzung; ferner: Barlaam und Josaphat; herausgegeben von Köpke. Königsberg, 1818.

Burkard von Hohenfels aus der Pfalz; (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Werner von Honberg, starb 1323. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Bernge von Horheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Bruno von Hornberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ottokar von Horneck aus Steiermark, dem Grafen Otto von Lichtenstein dienend (1279—1330); schrieb eine Reimchronik von Oestreich in 2 Theilen von 1250—1309. Vergl. Schacht, aus und über O. v. H. Mainz, 1821.

Friedrich von Husen (Hausen) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

J.

Der von Johannsdorf, ein Kreuzfahrer (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

K.

Der Kanzler (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Kelga (1254—1260). Gedruckt in dem Jenaischen Minnesingercodex.

Henkel von Kemmenat, schrieb Gedichte von der Schöpfung u. s. w. in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; handschriftlich in Heidelberg.

Wachsmuth von Kinzingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Graf Konrad von Kirchberg (Kilchberg) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walther von Klingen aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Nicolaus Klingsohr aus Ungarn (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

König Konrad der Junge (wahrscheinlich Konradin, 1268 enthauptet; oder dessen Vater, gestorben 1254). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Pfaff Konrad, Verfasser des Rolandsliedes, handschriftlich zu Heidelberg; abgedruckt bei Schilter Theil II. (1200—1225).

Der von Kurenberg (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

L.

Hadamar von Laber schrieb in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein allegorisches Gedicht von der Jagd; handschriftlich zu Heidelberg.

Konrad Schenk von Landeck auf Büren im Thurgau; um 1276. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Meister Elias von der Leine (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Graf Friedrich von Leiningen (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Ulrich von Lichtenstein aus der Steiermark (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Frauendienst; herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart, 1812.

Der Schenk von Limburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung

Reinold von der Lippe (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Der Litschauer (1301—1350). Gedichte in der Manesseschen Sammlung und dem Jenaer Codex.

Der Burggraf von Liuez in Tyrol (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Christian von Lupin aus Thüringen (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

M.

Rüdiger von Maneſſe, Rathsherr in Zürich, veranstaltete die berühmte, handschriftlich in der Bibliothek zu Paris befindliche Sammlung von Liedern der Minnesinger, gemeinschaftlich mit seinem Sohne zu Anfange des 14. Jahrhunderts; herausgegeben von Bodmer.

Konrad von Marburg, dichtete im 13. Jahrhundert ein Leben der heiligen Elisabeth.

Der Marner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Heinrich, Markgraf von Meißen (Henricus Illustris) 1226—1250. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der ältere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der jüngere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Walter von Metz (1226—1250), dichtete deutsch und französisch; Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Rudolph von Montfort dichtete im 13. Jahrhundert das historische Gedicht: Wilhelm von Brabant; handschriftlich in Kassel und Heidelberg.

Heinrich von Morungen (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Wachsmuth von Mühlhausen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Der von Munegiur (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Digitized by Google

N.

Graf Rudolph von Neuenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Nifen (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Nithard (von Rüwenthal?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Niuniu (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Kohl von Niuffen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

O.

Der von Obernburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Ofterdingen am Hofe Herzog Leopolds VII. von Oestreich; war gegenwärtig bei dem Wartburgskriege. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

P.

Herr Pfeffel (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Püller (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

R.

Albrecht Marschall von Rapprechtsweil, ein Schweizer (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Raute aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Barthel Regenbogen, ein Schmied zu Mainz (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Regensburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Aeltere war bei dem Wartburgskriege und 1217 bei dem Kreuzzuge Herzog Leopold's. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Fiedler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Rietenburg (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hesso von Rinach aus dem Aargau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Johann von Rinkenberg aus der Schweiz (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rispach (der tugendhafte Schreiber?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Kunz von Rosenheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph von Rothenburg aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Rubye (aus Tyrol?) (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph der Schreiber (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rugge aus dem Thurgau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Rumelant von Schwaben (13. Jahrhundert). Didactische Gedichte im Jenaer Codex; derselbe? (Rumslant) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

S.

Der von Sachsendorf (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Post Kirchherr zu Sarne in Unterwalden (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bruder Eberhard von Sax, Dominicanermönch (1231—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Sax, um 1254. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Scharfenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hiltbolt von Schwangeol (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Milon von Sevelingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hintolt von Seven (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Seyfried dichtete (1251—1300) den Roman von Alexander dem Großen.
Meister Sigeherr (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich, Truchseß von Singenberg aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Friedrich von Sonnenburg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Sperrvogel (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stadecke (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stamheim (aus Tyrol); 1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hartmann von Starkenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bligge von Steinach (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Steinmar (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Straßburg (1226—1250); groß als lyrischer und epischer Dichter. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Von der Minnen. — Tristan u. s. w. Sämmtliche Werke herausgegeben von von der Hagen. Breslau, 1824. 2 Thle. gr. 8.
Heinrich von Strettlingen (1254—1258). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Stricker (1301—1350); dichtete Daniel von Blumenthal, handschriftlich in Heidelberg; Karl der Große bei Schilter (II. 241); die Welt; handschriftlich zu Heidelberg.
Der von Suonegge (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Süßkind, der Jude von Trimberg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammmlung.

T.

Der Tannhäuser (aus Salzburg) um 1265. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Heinrich Täschler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Tettingen (aus Zürich) (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Thaler (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Otto von Thurne (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Graf Kraft von Toggenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Trymberg, Schullehrer zu Thöstadt bei Bamberg (1260—1300) schrieb den Sammler und den Renner; handschriftlich zu Wolfenbüttel, Erlangen, Leipzig u. s. w. — Druck, Frankfurt am Main, 1549 Tübingen, 1827.
Werner von Tüfen aus dem Thurgau (1226—1250) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich von Türheim, setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort (1226—1250); herausgegeben von v. Groote. Berlin 1821. 4.; von von der Hagen, in G. v. S. Werken; schrieb den ersten und dritten Theil von Wilhelm von Oranse. S. Eschenbach.

U.

Peter von Urach schrieb ein Gedicht Irwinn (1301—1350); handschriftlich in Bützow.

V.

Heinrich von Veldeck um 1180. Gedichte in der Manesseschen Sammlung; ferner: die Eneit, abgedruckt in Müllers Sammlung Bd. I.
Der Vogler (1180—1200) wird als einer der Dichter des Heldenbuches genannt.
Heinrich von Vriberg (1226—1250) setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort.

W.

Walter von der Vogelweide aus dem Thurgau, der bedeutendste lyrische Dichter unter den Minnesingern, (1201—1225). — Gedichte, herausgegeben von Lachmann. Berlin, 1827. — Geschildert von L. Uhland. Stuttgart, 1822.
Jacob von der Warte (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Weissenlo (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich Hetzbold von Weißensee (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Wengen aus dem Thurgau (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Wenzel, König von Böhmen, geboren 1206, gestorben 1253. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Werbenwag aus Schwaben (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Werner der Pfaff, um 1232. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Digitized by Google

Bruder Werner (um 1157), Leben der heiligen Maria; herausgegeben von Dettev. Nürnberg, 1802.
Der von Wildonia (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung
Winli (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Schenk Ulrich von Winterstetten (1250—1260). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hans von Würzburg dichtete 1314 Herzog Wilhelm von Oestreich; handschriftlich zu Gotha.
Meister Konrad von Würzburg, lyrischer, epischer und didactischer Dichter (1276—1300); Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Die güldene Schmiede; herausgegeben von W. Grimm. Frankfurt am Main, 1816; und im Kotoczaer Codex von Mailath und Köffinger. Pesth, 1817; der heilige Alexius; Engelhart und Engeldrut, u. a. Erzählungen; der trojanische Krieg u. s. w.

Z.

Ulrich von Zazichoven (Säbenhofen) übersetzte Lanzelot vom See (1180—1200) aus dem Französischen; handschriftlich zu Wien und Heidelberg.
Thomasin von Zirkler aus Friaul schrieb 1215 den welschen Gast, didactisches Gedicht; handschriftlich zu Ulm, Gotha, Heidelberg, Wolfenbüttel.
Reinmar von Zweter, Sohn des älteren Reinmar. (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

II.

Verzeichniß der vorzüglichsten Dichter aus der eigentlichen Meistersingerzeit in chronologischer Ordnung.

A. Lyrische Dichter.

a) Weltlicher Lieder.

1369. Heinrich von Müglin, Dr. Theol. zu Prag.
1400. Museablüt. (S. Down's Museum Bd. II. H. 1.)
1386. Peter der Suchenwirth. Werke herausgegeben von Primisser. Wien, 1827.
1400—1500. Konrad Harder.
Meister Altschwert.
Der Hulzing.
Der Büherlin.
Meister Rumelant.
Albrecht Lesch.
Peter Zwinger.
Der Mönch von Salzburg.
Peter von Reichenbach.
Peter von Sassen.
Jürg Schilcher.
Ernbald Spiegel.
Kunz Schneider.
Konrad Oetinger.
Der Welschberger u. s. w.
1476. — Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, sang Kriegs- und Siegeslieder der Schweizer (um 1476) im Kampfe gegen Burgund. Die Lieder sind von H. Schreiber, Freiburg, 1819, herausgegeben worden.

b) Geistlicher Lieder.

1380. Konrad von Queiefurt, Pfarrer zu Steinbach, starb 1382. Verfasser des ältesten bekannten deutschen Kirchenliedes.
1420. Meister Sixt Buchsbaum dichtete Passionslieder; Psalter Mariä. Erfurt, 1493. 4.
1480. Peter von Dresden, gestorben 1440 (Hussit in Prag); dichtete lateinisch deutsche Kirchenlieder.
1494. Hieronymus Schenk von Sumauwe. Salve Regina in ein Carmen gemacht. Würzburg, 1504. 4.
1517. Martin Millius, geistlicher Chorherr in Wengen zu Ulm, brachte die Passion in Lieder. Konstanz, 1517. 4.

B. Epische Dichter.

a) Ueberarbeiter der alten Heldensagen.

1472. Kaspar von der Rhön bearbeitete Sagen des Heldenbuches.
1487. Ulrich von Fürterer bearbeitete cyklisch die Artus- und Graalsagen, den Argonautenzug und den trojanischen Krieg.

b) Verfasser historischer Dichtungen und Reimchroniken.

1378. Ern. de Kirchberg; Meckelnburgische Reimchronik. S. Westphalen mon. in ed. V. IV.
1400. Meister Heinrich von Neustadt, Arzt in Wien: Apollonius von Tyrlandt. Augsburg, 1471. Fol. u. ö.
1453. Herrmann von Sachsenheim; die Mörinn. Straßburg, 1512. Fol.
1457. Hans Rosenplüt der Schnepperer; Wappenmaler in Nürnberg. Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel 1450; Abdruck in Canzlers und Meißners Quartalschrift III. St. 7; viele Schwänke u. s. w. Satyren u. s. w.
1470. Michael Behem.
1477. Hans Eberhard Tüsch: Beschreibung des letzten Feldzuges Karl's des Kühnen. Straßburg, 1477. Fol.
1499. Nicolaus Schradin: Reimchronick vom Kriege Maximilians I. mit dem schwäbischen Bund. Sursee, 1500. 4.
1517. Melchior Pfinzing.
1520. Nicolaus Mareschalk, Professor zu Rostock: Reimchronik der Meckelnburgischen Regenten; gedruckt in Pistorii, Amoenotates. T. I.

c) Legendendichter.

1450. Johann Rothe, Priester zu Eisenach, Leben der heiligen Elisabeth. Abgedruckt in Menke Script. rer. sax. T. II.

d) Verfasser von poetischen Erzählungen.

1456. Thüring von Ringolfingen: Melusine. Augsburg, 1474. Fol. u. ö.
1456. Heinrich Kaufringer. Erzählungen; handschriftlich (1464) im Vatican.
1456. Hans Volz (Folz) aus Worms, Barbier. Geschichte vom Ursprung des heiligen römischen Reiches. Nürnberg, 1480. — Schwänke u. s. w.

C. Didactische Dichter.

1390? — Hederich der Teichner, Proben in Grimm's altdeutschen Wäldern.
1411. Johann der Pintler: Buch der Tugend. Augsburg, 1486. kl. Fol.
1456. Johann Rothe, S. oben. Von der Keuschheit. Abgedruckt in Adelungs Magazin. Bd. II.
1462. Püttrich von Reichertshausen: Ehrenbrief; herausgegeben von Adelung. Leipzig, 1788.
1520. Bernhard Klingler: Warnung wider das Spiel. Straßburg, 1520. 4.

D. Dramatische Dichter.

1450. Hans Rosenplüt, S. oben. Sechs Fastnachtspiele. Vergleiche Gottscheds nöthigen Vorrath Bd. II. S. 43—80. Nürnberg. Magazin 1780, St. 2. Nr. 6.
1480. Theodor Schernberk schrieb das Spiel von Frau Jutten. Eisleben, 1505.
1486. Hans Rydhart bearbeitete den Eunuchus des Terenz. Ulm, 1486. S. Gottsched a. a. O. I. 37.
1515. Pamphilus Gegenbach schrieb mehrere dramatische Schwänke und eine Tragödie von zwei Liebhabenden. S. Meister's Beiträge I. 263.
1520. Sigismund Grimm, Dr. med. zu Augsburg; Max Wirsurg. (Vgl. Gottsched a. a. O. I. 52.)

Die übrigen hier nicht aufgeführten Dichter und Schriftsteller aus der Meistersingerzeit siehe im Lexicon selbst unter den mit ihren Namen bezeichneten Artikeln.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Digitized by Google

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches Lexikon

der

deutschen Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten,

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. W. L. R. Wölff,

Professor an der Universität zu Jena.

Achter oder Supplementband.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1847.

Digitized by

Digitized by Google

Alexander, Graf von Würtemberg,

ward am 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen geb., war ein Sohn des Herzogs Wilhelm v. Würtemberg, Oheims des regierenden Königs, lebte als würtembergiſcher Obriſt bei Eßlingen und ſtarb daſelbſt 1844.

Er ſchrieb:

Gedichte. gr. 12. Stuttgart 1837. Scheible, Rieger und Sattler.
Lieder des Sturmes. gr. 12. Stuttgart 1838. Metzler.
Geſammelte Gedichte. 8. Stuttgart u. Tübingen 1841. Cotta.

Ein lebendiges, gewandtes poetiſches Talent, das ſich zwar nicht über den Dilettantismus, in der edelſten Bedeutung dieſes Wortes, erhob, aber mit friſcher Lebensanſchauung eine reiche Phantaſie und glückliche Beherrſchung der Form verband und manches ſehr gelungene Lied, manche treffliche Romanze hinterlaſſen hat.

Der alte Soldat.

Ich ſteh' allein in dieſer Welt,
Als wie ein Fels im Meere;
Ich habe weder Gut noch Geld,
Hab' nichts als meine Ehre.

Sturmvögel wild im luft'gen Kreis
Des Felſen Haupt umſchweben,
Und Sturmgedanken mich, den Greis,
Verfolgen durch das Leben.

Zum Angriff hört' in mancher Schlacht
Ich die Trompete ſchmettern,
Und war in dichter Pulvernacht
Umzuckt von tauſend Wettern.

Den Felſen trifft der Wetterſtrahl,
Der Fels bleibt unerſchüttert;
Mich traf die Kugel ohne Wahl,
Ich habe nicht gezittert.

Beſitze weder Weib noch Kind,
Die Kameraden ſtarben,
Und meine einz'gen Freunde ſind
Mir meine tiefen Narben.

Verſcheucht den Schlaf um Mitternacht
Das Brennen tiefer Wunden,
Dann denk' ich froh an manche Schlacht,
An hohe Siegesſtunden.

Und hätt' ich die Erinn'rung nicht
Von jenen großen Tagen,
So könnt' ich auch den Frieden nicht,
Den läſtigen, ertragen.

Zapfenſtreich.

Es wirbeln die Trommeln den Zapfenſtreich,
Zur Nachtwache blaſen Trompeten,
Die Töne ergriffen mich tief ſogleich,
Die ferne herüber gewehten.

Am Waldhang ſaß ich und dachte der Zeit,
Wo Mancher, der heut beim Verleſen
Sein „Hier" im Uebermuthe noch ſchreit,
Auf dem Feld der Schlacht wird verweſen.

Da ladet der wilde Soldatentod
Wohl Manchen zum blutigen Reigen,
Vergebens tönt dann das Aufgebot,
Beim Verleſen wird Mancher wohl ſchweigen.

Noch tönet herüber durch dunkle Nacht
Der Zapfenſtreich aus der Kaſerne;
O! tönte er lieber nach blut'ger Schlacht
Aus feindlichem Land in die Ferne.

Und geht beim Verleſen mein Namen einſt ab,
Und iſt mir vom Schickſal beſchieden
Auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab,
Iſt's immer noch beſſer, als Frieden.

Spazierritt.

I.

Herr Kamerad! die Roſſe ſcharren
Mit Ungeduld im dumpfen Stall
Und friſch belaubte Wälder harren
Auf unſ'res Hufſchlags Widerhall.

Fort vom Studierpult, weg die Feder,
Die dich mißſtaltet hinter'm Ohr,
Schlag zu das alte Buch von Leder,
Schwing dich zu Roſſe friſch empor.

Heraus aus deinem trüben Kerker,
Gefangener der Wiſſenſchaft,
Im Walde ſchlägt dir freier, ſtärker
Das Herz, als dort in trüber Haft.

In einer Stadt die dumpfe Schwüle
Beengt des Geiſtes freien Flug,
Im jugendlichen Wald die Kühle
Die Schwingen hebt zu mächt'gem Zug.

I.

Wie herrlich iſt's, auf wilden Roſſen
Zu jagen durch die grüne Nacht,
Wie kämpft ſich da ſo unverdroſſen
Die wechſelnde Gedankenſchlacht.

Da dringt empor zum Himmelsbogen
Die kräft'ge Männerrede frei,
Man iſt dem eitlen Trug entzogen,
Der Stadt und ihrem Einerlei.

Wir ſind nicht ganz von dieſer Erde,
Wenn wir im goldnen Abendſchein
Auf flugbegabtem treuem Pferde
Friſch jagen über Stock und Stein.

Es iſt als ob herüberwehten
Die Lüfte frei aus beſſ'rer Welt,
Als eine Stärkung dem Planeten,
Der nur noch morſch zuſammenhält.

Die Straße wird zum luft'gen Faden,
Das Roß gar flüchtig weiter ſpinnt,
Des Reiters Geiſt auf ſolchen Pfaden
Den meiſten Raum für ſich gewinnt.

III.

Die Sonne ſinkt, ſchon wird es düſter
Und lange Schatten wirft der Wald,
Und lauter wird auch das Geflüſter,
Das aus den Bäumen niederhallt.

Die Sonne ſinkt und wir vom Berge,
Wir ſteigen nieder in das Thal,
Hinab, wo Gräber ſind und Särge,
Des Unglücks viel und manche Qual.

Den kühn gewundnen Steg durch Felſen,
Wir reiten mühſam ihn hinab,
Es droht Gefahr ſchon unſ'ren Hälſen,
Wir ſitzen ſtill vom Roſſe ab.

Und als wir mühſam nun gedrungen
Zu Thale durch den Felſenſchacht,
Die Abendglocke war verklungen
Und ringsum war es trübe Nacht.

In unſ'ren Herzen aber brannte
Ein helles Feuer lichterloh,
Das alle Nacht in uns verbannte,
Der Geiſt war warm und lebensfroh.

Uns kümmert nicht die Nacht im Kreiſe,
Wir ſind geſtärkt und wohlgemuth,
Und trinken froh nach unſ'rer Weiſe
Den vollen Becher Rebenblut.

Und biſt du vom Geſchick geſchlagen,
Biſt du vom Kampfe müd und matt,
Und wenn dich finſtre Grillen plagen
Im dumpfen Keſſel einer Stadt,

Dann horche wie die Roſſe ſcharren,
So ungeduldig in dem Stall,
Bedenke, daß die Wälder harren
Auf unſ'res Hufſchlags Widerhall.

Viſion.

Trompeter! ſpielet auf ein Lied,
Ein Lied für alte Soldaten;
Wir wollen, wie es oft geſchieht,
Bei ſchäumendem Wein uns berathen.

Nun ſpielen die Trompeter auf
Gar eine kräftige Weiſe,
Und die alten Herren, ſie thauen auf
Von ihrem ruſſiſchen Eiſe.

Sie drehen die Bärte, und Wort und Blick
In hoher Erinnerung glühen,
Sie denken ſich in die Schlachten zurück
Und roth ihre Narben aufbluhen.

Die Herren aus guter alter Zeit
Erzählen manch ſeltſame Mähre
Von Kriegerluſt und von Kriegerleid,
Von errungener Sieges-Ehre.

Wie da im Kreiſe die jungen Herrn
So eifrig die alten belauſchen,
Sein junges Geſicht wohl mancher gern
Für Narben möchte vertauſchen.

Und einer, dem das ruſſiſche Eis
Vor Zeiten gebleichet die Locken,
Schlug an nun, von tiefer Begeiſt'rung heiß,
Der Erinn'rung gewaltige Glocken.

„Als der Kaiſer die große Schlacht gewann
Bei Moskau, da ſtand ich zur Seite
Dem allgewaltigen, großen Mann
Nach durchkämpftem blutigem Streite.

Ich ſtand ihm zur Seite, wie war er da groß,
Als ſeine Augen erglühten,
Er wähnte zu pflücken in Moskaus Schooß
Von ſeinen Siegen die Blüthen.

Ich ſtand ihm zur Seite im höchſten Glück,
So war es noch keinem gewogen,
Da ſtieß es den Liebling treulos zurück
In des Unglücks finſtere Wogen.

Die warfen den rieſigen Geiſt umher
Und ließen ihn endlich verſchmachten
Auf einſamem Felſen im ſtillen Meer
Den großen Lenker der Schlachten.

Am Kremel ſank nun die Sonne hinab,
Mit glühendem Nordlands Scheine,
Die Sonne von Auſterlitz ſank in das Grab
Am blutigen Leichenſteine.

Bald hatt' ich verſorgt mein treffliches Roß,
Den treuen Genoſſen im Streite,
Doch mied ich der Brüder lärmenden Troß
Und legte mich ſinnend zur Seite.

Auf die Seele fiel mir das volle Gewicht
Von jener gewaltigen Stunde
Und ſchlafen konnt' ich noch lange nicht,
Als Alles ſchon ſchlief in der Runde.

Als endlich der lang vermiedene Gaſt
Sich mir auf die Augen geſenket,
Ein Traumbild mich jählings umklammert und faßt,
Mit Grauſen mein Geiſt ſein gedenket.

Der Traum, Kameraden, bei meinem Bart!
Ihr möget mich deshalb verlachen,
Es war kein Traum von gewöhnlicher Art,
Es war ein ſeltſames Wachen.

Noch einmal ſah ich zur nächtlichen Stund'
Die Stadt der Zaaren auftauchen,
Da plötzlich begann es im finſtern Grund
Als wie zu flammen, zu rauchen.

Dann ſah ich ein blutiges Morgenroth
Sich breiten über die Erde,
Da ſank zuſammen im jähen Tod
Vor Starren die bleiche Heerde.

Und eine glühende Rieſenhand,
Nach Weſten drohend ſie deutet,
Mit allen Glocken im fernen Land
Der Todtengeſang ward geläutet.

Dann ſah ich im finſteren Leichenzug
Die große Armee defiliren,
Die Trauertrommel gar ernſt ſie ſchlug
Den mooſigten Grenadieren.

Sie leiten den eigenen Ruhm zu Grab
Mit militäriſchen Ehren,
Und als ſie ihn ſtille geſenket hinab,
Zu leben ſie nimmer begehren.

Digitized by Google

Und als sie nun waren am Grab vorbei
Da sah ich die bleichen Gestalten
Mit ruhigem Ernst ohne Rothgeschrei
Verfallen den finstern Gewalten.

Die Kälte, der Wahnsinn, der Hungertod,
Mit lüsterner Gierde sie nahten,
Noch nie war auf Erden so große Noth,
Als dort bei den alten Soldaten.

Der Kaiser zuletzt sprengt blutig bleich
An das Grab mit verhängtem Zügel,
Die Krone legt er von seinem Reich
Dort nieder am einsamen Hügel.

Noch träumend sprang ich vom Lager auf,
Mein Auge war wie geblendet,
Gehemmt war des Kaisers Siegeslauf,
Es hatte sein Glück sich gewendet.

Gar finstere Ahnung ergriff nun mein Herz,
Der Frohsinn war mir gebrochen,
Von Stund an sehnt' ich mich heimathwärts,
Und wahr hat mein Traumbild gesprochen.

Bald traf meinen Blick der glühende Kreis,
Drin die Stadt der Zaaren auflodert,
Ich selbst durchschritt den Schnee und das Eis,
Drin die große Armee ist vermodert."

Räuber-Zweikampf.

Wilder tönen in dem Schweigen
Einer düstern Sommernacht
Der Zigeuner heis're Geigen,
Und es braust gleich einer Schlacht
Der Akkorde tolles Rauschen;
Hörner fallen gellend ein,
Mit dem Echo Klänge tauschen,
Lange hallend — silberrein. —
Vor der Schenke auf dem Rasen,
Bei des Feuers trüber Gluth,
Während ihre Rosse grasen,
Die Tschikoschenbande ruht. —
Aus den Flammen, aus dem Rauchen,
Angefacht von Windesstoß,
Finstere Gestalten tauchen,
Wie Dämonen, riesengroß. —
Häufig kreist der volle Becher,
Schäumend hoch von Ungarwein,
Und die Wangen wilder Zecher
Färbt ein dunkelrother Schein.
Aufgeregt von den Tönen
Aus Rakozis Heldenzeit,
Von den Blicken mancher schönen
Schwarzgelockten Räubermaid,
Springen sie von ihren Sitzen.
Rasch beginnt der wilde Tanz;
Blank geschliff'ne Waffen blitzen
Heller bei der Flammen Glanz;
Seidentücher, schöne Bänder,
Manches theure Angebind,
Und der Mäntel bunte Ränder
Flackern lustig in den Wind.
Laut die schweren Sporen klirren,
Und es schlägt manch breite Hand
Fest den Takt; die Augen irren
Trunken nach der Schenke Wand,
Wo die schmucken Dirnen kauern
Sich verbergend scheu und leis —
Und auf Räuberblicke lauern
Aus der Tänzer wildem Kreis.
Hoch vor Allen ragt des alten
Räuberwirthes holdes Kind
Aus den weiblichen Gestalten,
Herrin unter dem Gesind:
Resi mit dem wunderschlanken
Leibe, mit dem blonden Haar,
Dessen Locken üppig ranken
Ueber blauem Augenpaar.
Sittig will sie sich bescheiden,
Gerne fliehen Spiel und Sang;
Räubertöchter manches leiden —
Heute schlägt ihr Herz so bang;
Denn zwei finstre Raubgesellen
Folgen ihr von Ort zu Ort,
Schlaue Liebesgarne stellen
Mit Geberde sie und Wort. —
Ferko, Pali aus der Bande
Sind die Kühnsten in dem Streit,
Lange reif zur Galgenschande,
Allgefürchtet weit und breit. —
Solchen sieggewohnten Helden,
Die am keckſten sind zu Pferd,
Deren Thaten Lieder melden,
Auf der Heide hoch geehrt,
Von den schmucken Dirnen allen
Keine ihre Gunst verneint. —
Räubern Thränen wohl gefallen,
Und sein Resi heimlich weint. —
Laß das Weinen, laß das Sinnen!
Fache nicht die heiße Gluth!
Wenn zwei Räuber um dich minnen,
Werden Thränen bald zu Blut. —
Wilder schon die Herzen pochen,
Schwer gedrückt von Liebeswucht;
Heißer in den Adern kochen
Leidenschaften, Eifersucht. —
Jeder will beim Tanze zeigen
Größ're Kraft und seine Kunst,
Daß sich ihm zu möge neigen
Resis Blick und ihre Gunst. —
Seine volle Flasche gaukelt
Pali auf dem Kopf gewandt;
Wie er springt, wie er sich schaukelt,
Fällt kein Tropfen in den Sand. —
Ueber der Kam'raden Gruppe
Ferkos schwerer Fokosch saust
Hoch wie eine Sternenschnuppe —
Sicher, mit gewandter Faust
Ob den Dirnen, die erschrecken,
Fängt er auf im jähen Fall,
Resis Beifall zu erwecken,
Seine Art als leichten Ball.
So nach Tänzerruhme ringend,
Rast das liebentbrannte Paar,
Höher, immer höher springend,
Daß im Winde fliegt ihr Haar. —
Endlich bleiben aus die Quellen
Der wild tobenden Musik,
Und sie ruhen nach dem schnellen
Tanze einen Augenblick. —
Wie am fernen Himmelsbogen,
Aus des Aethers reinem Blau
Plötzlich kommen angezogen
Wetterwolken dunkelgrau,
Also ziehen ernste Falten
Auf der Rebenbuhler Stirn;
Wilde Mordgedanken walten,
Toben schon in Brust und Hirn.
Und wie Doppelblitze leuchten,
Orchend durch das weite Thal,
Aus den finstern, aufgescheuchten
Wolkenbildern ohne Zahl,
Also schlagen trübe Flammen
Aus der Augen tiefer Gluth,
Trifft ihr scheuer Blick zusammen,
Und im Herzen wächst die Wuth.
Näher dringt das dumpfe Grollen
Kampfergriffener Natur,
Und es tönt des Donners Rollen
Fern her über Wald und Flur:
Aus der Wilden Augensprache
Werden Worte alsobald,
Und im Durst nach schneller Rache
Murmelt Ferko scheinbar kalt:
„Höre, Pali! Auf der Heide,
„In dem ganzen Ungarland,
„Geht kein schlechter Roß zur Weide,
„Als dein Schimmel, wie bekannt!"
„„Sei verdammt, daß du geboren!""
Flucht nun Pali, zornesschnell,
„Nimmer sah ich größer'n Thoren.
„Schweige, elender Gesell!

Digitized by Google

„Nicht vom Stamm der Magyaren
„Bist du, wie wir Alle sind;
„Schlichst dich ein in unsre Schaaren,
„Feigling du! Zigeunerkind!“
Starke Donnerschläge schlagen
Schon an das empörte Ohr;
Losgeriß'ne Stürme klagen
Heulend im gewalt'gen Chor.
Plötzlich auf vom Boden springend
Der Tschikoschen Führer ruft,
Den bekannten Fokosch schwingend
Durch die nächtlich kühle Luft:
„Solche Worte, Kameraden!
„Duldet nimmer ein Magyar;
„Das kann unserm Rufe schaden!
„Kämpfen muß das Zänkerpaar,
„Auf dem Sür*), den sie getragen,
„Reich verbrämt mit schönem Roth,
„Sich für Räuberehre schlagen.
„Leben gilt es oder Tod! —
„Aber mich soll Gott verdammen!
„Wer von seinem Platze weicht,
„Den schlägt mein Fokosch zusammen,
„Daß er alsogleich erbleicht.“ —
Also ist des Alten Wille
Und es öffnet sich kein Mund.
Allgemeine tiefe Stille
Thut der Räuber Beifall kund.
Lautlos aus den Eisenschnallen
Ferko, Pali alsogleich
Lassen ihre Mäntel fallen,
Kampfbegierig, zornesbleich.
Ihre Kameraden führen
Sie zur ausgewählten Stell';
Andre rasch das Feuer schüren,
Daß zum Kampf es lodre hell. —
Zu den Waffen greift die Bande,
Rasch die Strafe zu vollzieh'n,
Sollte zu der Räuber Schande
Von den Kämpfern einer flieh'n. —
Auf des Führers stilles Zeichen
Tritt ein Jeder auf sein Kleid. —
Wie zwei Tiger sich umschleichen
Kampfbegierig, sprungbereit,
Also mit den Augen messen
Sich die beiden Kämpfer lang,
Ihre starken Fäuste pressen
Den Fokosch im Zornesdrang. —
Saht ihr draußen, wie das Wetter,
Hergejagt vom Sturmesflug,
Mit betäubendem Geschmetter
In die starke Eiche schlug?
Solch ein Blitz drang Ferkos schwere
Streitart ein in Palis Haupt,
Daß die mordgeübte Wehre
Ihm das heiße Leben raubt. —
Doch dem Sieger rauscht entgegen
Wilden Jubels Widerhall
Und des Hauptmanns bester Segen,
Ob des Feindes jähem Fall. —
Pali wird, der blutig bleiche,
Eingehüllt in seinen Sür,
Und Kamraden seine Leiche
Tragen vor des Hofes Thür. —
Dort am wilden Mispelbaume
Die Zigeunermutter saß,
Aufgeschreckt aus düstrem Traume,
Geisterartig, leichenblaß.
Und sie spricht nach alten Sagen
Ob dem Todten manchen Spruch,
Hüllt ihn dann mit dumpfen Klagen
In ihr weißes Leichentuch,
Weinet um den schönen Jungen,
Der vor manchem langen Jahr
Gaukelnd zu ihr kam gesprungen,
Mit dem schwarzen Seidenhaar. —
Das Gewitter zieht vorüber,
Und die finstre Wolkenschlacht
Ohne Blitze wird noch trüber,
Schauriger die Regennacht. —
„Auf, Zigeuner! stimmt die Geigen!
„Laßt uns in die Schenke zieh'n!
„Bei des Tanzes luft'gem Reigen
„Möge uns die Nacht entflieh'n.“
Also Ferko. Und im Fluge,
Ohne Rast und ohne Ruh,
Vor der Leidenschaften Zuge
Eilt er auf schön Resi zu,
Führt sie rasch zum wilden Tanze;
Seine Sporen klirren hell,
Freuet sich beim Fackelglanze
Ob dem reichen Thränenquell,
Der auf Resis bleiche Wangen
Von den schönen Augen fließt,
Zu der Liebe Heißverlangen
Gluth auf Gluthen immer gießt.
Und es toben, bis am Morgen
Winkt der erste Sonnenstrahl,
Die Tschikoschen ohne Sorgen,
Daß es hallt durch Berg und Thal. —
Auf des alten Führers Zeichen
Zäumet auf der ganze Troß;
Im Galoppe schnell entweichen
Die Tschikoschen hoch zu Roß. —
Palis treuer Apfelschimmel
Wittert an den todten Herrn,
Folgt allmählig dem Gewimmel,
Langsam trabend — nimmer gern.

*) Mantel.

Nächtlicher Ritt.

Ferko.

Marzi, tapfrer Kamerade,
Auf! zu süßem Raub ich lade!
Eben sah ich eine Heerde
Hochgeschweifter edler Pferde,
Flüchtig — wie vom Sturm verschlagen —
Unbewacht zum Walde jagen. —
Als die Sonne sich begrabend
In des Balatones Fluthen,
Ihre letzten rothen Gluthen
Zuwarf noch dem späten Abend,
Hättest du die edlen Thiere
Wie vergoldet schauen sollen,
Und mitlauschen ihrem vollen
Kriegeslustigen Gewiehre.
Aus dem flüchtigen Gewimmel
Glänzte hell ein Silberschimmel.
Weit voran dem langen Zuge,
Sprengt' er keck im wilden Fluge.
Hoch ihm Schweif und Mähnen wehten,
Gleich als wären es die Fahnen,
Die das Rudel lustig mahnen
Ihrem Führer nachzutreten.
Nie seh' ich im Leben wieder
Schwungbegabt're, schön're Glieder. —

Marzi.

Bist mein liebster Raubgenosse,
Auch gefiel mir wohl der Fang,
Doch mir träumte eben bang
Von dem schwarzen Geisterrosse.
Hör' nur, wie die Wölfe heulen,
Die das Hochgericht umschleichen,
Und es kreuzen finstre Eulen,
Das sind keine guten Zeichen. —

Ferko.

Laß die Zeichen! eitles Träumen!
Als ich nach den Waldesräumen
Sah die edlen Rosse hetzen,
Sich am kühlen Bach zu letzen,
Kam zuletzt mit tollem Rasen
Ueber Felsen, über Schluchten,
Noch ein Roß in wilden Fluchten,
Das verspätet sich bei'm Grasen.
Stärk're Knochen als des Fuchsen
Nie auf unsrer Heide wuchsen.
Röther als die Abendsonne
Glänzt sein Haar zu meiner Wonne,
Und er droht mit jedem Tritte,

Digitized by Google

Daß geſpalten in der Mitte
Unter ihm die Mutter Erde
Vom gewalt'gen Hufſchlag werde.
Feſt das Kreuz wie Stahl und Eiſen,
Wollte wahrlich mir getrauen
Einen Thurm darauf zu bauen.
Mit dem Roſſe wollt' ich reißen
Kämpfend auf den Boden nieder
Der Huſaren dichtſte Glieder. —
Nun, wird Marzi mit mir kommen,
Eh' die Hoffnung uns benommen,
Solche Roſſe zu gewinnen?
Aufgeſeſſen! kein Beſinnen!

Marzi.

Wohl, Kam'rad, wir wollen reiten,
Uns die Pferde zu erſtreiten. —
Wohl wird mir der Fuchs behagen,
Gilt es einſt ſich durchzuſchlagen.
Einen Pfiff nach meinen Rüden,
Den erprobten, nimmermüden.
Monza! Wigias! Auf zum Hetzen,
Kommet mit, in muntern Sätzen,
Unſre Beute aufzuſchrecken
Aus den tiefen Waldverſtecken.

Ferko.

Raſch zu Pferde, Raubgeſell,
Sonſt ſcheint uns der Mond zu hell!
Laß den Sattel und die Bügel;
Gibt uns beiden ſchnell're Flügel,
Wenn wir durch die Heide jagen
Von dem bloßen Roß getragen. —
Nun greif' aus, mein wack'rer Renner,
Daß ich bald an deiner Seite
Den geliebten weißen Senner
Eingefangen heimwärts leite. —
Schau, Kam'rad, dort iſt die Stelle,
Dort an jener Waldesquelle
Raſten die geſuchten Pferde.
Drauf jetzt! Fort, die ganze Heerde!
Faſſet an, ihr treuen Hunde,
Machet blitzgeſchwind die Runde,
Heiſſa, luſtig angeſchlagen! —
Jetzt, Kam'rad, gilt es zu jagen!
Sahſt du wohl den Schimmel vorne,
Ueber Hecken, über Dorne,
Wie ein flüchtig Meteor
Jagt er ſeinen Brüdern vor,
Und der Fuchs iſt ihm zur Seite,
Schau, jetzt ſuchen ſie das Weite. —

Marzi.

Bruder, das gefällt mir nicht,
Daß die Roſſe dorthin ſchwenken,
Und zum nahen Hochgericht
Ihre flücht'gen Tritte lenken. —
Mich durchdringen kalte Schauer,
Hängt nicht dort, wie auf der Lauer,
Jury, den wir jüngſt verloren?
Horch! noch klirren ſeine Sporen,
Wie er mit den Armen winkt!
Wie ſein ſtarres Auge blinkt! —

Ferko.

Ei ſo laß den Narren hangen —
Warum ließ der Burſch ſich fangen!
Sein Bewegen rührt vom Winde,
Der den Galgen hat durchfahren —
Todte bringen nicht Gefahren,
Auf! und tummle dich geſchwinde!

Marzi.

Weit aus unſerem Reviere
Jagen ſchon die tollen Thiere,
An den See ſind ſie geflogen!
Horch, die Wellen, ſturmgehoben,
Wie ſie an das Ufer toben!
Um den Fang ſind wir betrogen,
Denn ſie ſtürzen ohne Grauſen
In der Fluthen wildes Brauſen.

Ferko.

Wenn ein Roß, das ich will jagen,
Flüchtig ſtürzte ohne Zagen
In den tiefſten Ocean,
Folgt' ich dennoch meiner Bahn.
Haben muß ich jenen Schimmel,
Und wär' er gebannt am Himmel. —

Marzi.

Gutes will mir nimmer ahnen,
Laſſe ab von deinen Bahnen!
Schau, wie meine treuen Hunde,
Sonſt ſo keck, ſchau wie ſie zittern,
Weil ſie eine böſe Stunde
Und die Geiſternähe wittern.
Unheimliche ſchwarze Schatten
Wirft dein Pferd rings auf die Matten,
Wie durch zaubriſche Gewalt
Wird es höher von Geſtalt.

Ferko.

Ei mit deinen tollen Faxen!
Laß es meinethalben wachſen,
Daß ich in den Mond mag langen
Und mir Wolkenroſſe fangen,
Oder ſpielen mit den Sternen
In den fernſten Himmelsfernen.

Marzi.

Kamerad, dir droht Gefahr.
Ferko, Ferko, habe Acht,
Deines Roſſes lichtes Haar
Schwärzer ward es als die Nacht,
Und aus ſeinen weiten Nüſtern,
Aus des Athems Schwefeldampf,
Spinnt mit Schauern, ſpinnt mit Flüſtern
Sich ein toller Kobolds kampf.
Aus den ſchönen Silbermähnen,
Die den Hals ihm ſonſt umflattern,
Ward ein Klumpen ſchwarzer Nattern,
Drohend dir mit gift'gen Zähnen. —

Ferko.

Würde auch mein Roß zur Stund
Schwärzer als der Hölle Grund,
Muß den Schimmel ich erwerben,
Und ſollt' ich darüber ſterben.
Fürchte mich nicht viel vor Geiſtern,
Selbſt das ſchwarze Roß bemeiſtern
Wollt' ich wohl trotz ſeiner Tücke,
Ich vertraue meinem Glücke.

Marzi.

Toller Burſche, wahrlich, weiter
Bin ich nimmer dein Begleiter!
Ha, bei Gott! Er ſtürzt dem Rudel
Nach ſich in der Brandung Strudel,
Jeder, den ein Weib geboren,
Wär' in dieſem Sturm verloren,
Nur der Satan kann verleiten,
So in ſeinen Tod zu reiten. —

Ferko.

Weh! mir ſtarren alle Glieder!
Falſches Roß, du ziehſt mich nieder,
Und es halten tauſend Schlangen
Meinen ſtarken Arm gefangen! —
Heilige Ilona*), rette
Mich aus dieſem Waſſerbette!
Marzi! Marzi! Keine Gnade!
Noch ſeh' ich im Unterſinken
Fern des Schimmels Mähnen winken,
Um den Schimmel iſt's doch Schade!

*) Ilona, Helena, Schutzheilige am Plattenſee.

Zigeuner-Symphonie.

Erſte Violine.

Auf, mein Sohn, und laß uns geigen
Einen ernſten Schlachtenreigen,
Von Kinyszi *) Pál, dem Wilden,
Der auf Ungarns Schlachtgefilden
Heldenruhm ſich hat erworben,
Bis er ſiegend iſt geſtorben.

Zweite Violine.

Wohl, mein Vater, laßt uns ſpielen!
Ehre Allen, die da fielen,
Doch vor Allen Ruhm und Ehre
Dem Kinyszi Pál, dem Recken,
Der durch ſeines Armes Schwere
War des Türkenheeres Schrecken

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung,
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Viola.

Türkenwürger ſie ihn nannten,
Den Gewalt'gen, Zornentbrannten.
Seinem guten Schwerte immer
Folgten Stöhnen, Todesgewimmer.
Oft hat er das Schwert geſchwungen,
Fernhin iſt ſein Ruhm erklungen.

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung,
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Cimbal.

Seines Roſſes flücht'ge Hufe
Waren nie vom Blute trocken,
Und vor ſeinem Schlachtenrufe
Floh der Muſelmann erſchrocken.
Immer nur zu großen Siegen
Hat den Rappen er beſtiegen.

Wie der Sturm mit ſeinen Schaaren
Jagt den bleichen Mond durch Nebel,
So Kinyszi Páls Huſaren,
In der Fauſt den guten Säbel,
Nach dem halben Monde jagten
Und im Kampfe nie verzagten.

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung,
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Baſſo.

Mancher Paſcha mußte geben
Dem Gewaltigen das Leben,
Und das Aug' voll Siegesglanze
Nimmt er dann beim Waffentanze
Einen Türken in die Zähne,
Daß man ihn nicht müde wähne.

Und dann trank er wohl zum Spaße
Türkenblut **) aus einem Faſſe
Auf das Wohlſein der Magyaren,
Auf das Wohlſein ſchmucker Dirnen:
Hoch die tapferen Huſaren,
Mit den Narben auf den Stirnen!

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung,
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Viola.

Wie der wilde Sturm den Regen
Zwingt zum düſtern Waldesgrunde,
Alſo ſollen euch bewegen
Meine Saiten nun zur Stunde,
Daß ihr Thränen müßt vergießen,
Die dem tapfern Helden fließen.

Eine Kugel hat geſchlagen
In das Herz dem hohen Recken,
Hat ihn brauſend fortgetragen,
Den gewalt'gen Türkenſchrecken,
In das Land, wo Heldengeiſter
Ehren werden ihn als Meiſter.

Nun greifen ſie zuſammen,
Trüb ſchlagen auf die Flammen
Wehmüthiger Akkorde,
Wie ferne Grabgeſänge,
So fallen ihre Klänge
Hinſterbend in den Abgrund.

Erſte Violine.

Bei Vesprém erbau'n von Steinen
Auf den modernden Gebeinen
Hoch ein Denkmal der Magyaren
Unbeſiegte Reiterſchaaren.
Oben kräftig ausgehauen
War des Helden Bild zu ſchauen.

Mahnend blickt, mit finſt'rem Ernſte,
Hoch von ſeinem Felſenthron
Der Gewalt'ge in die fernſte
Schluchten und den Balaton,
Regend auf zu großen Thaten
Tapf're ung'riſche Magnaten.

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung,
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Zweite Violine.

Hundert Jahre hat verſchlungen
Zeit, die nimmerſatte, leere;
Abermals ſind eingedrungen
Mit des Krieges voller Schwere
Die verdammten Türkenbunde,
Mordend, brennend in der Runde.

Viola.

Und es führt ein wilder, rauher
Paſcha von drei Pferdeſchweifen
Dieſe Horden, füllt mit Schauer
Rings die Gegend, wo ſie ſtreifen.
Weint, ihr Ungardirnen alle!
Euer Klaggeſang erſchalle!

Nun greifen ſie zuſammen,
Trüb ſchlagen auf die Flammen
Wehmüthiger Akkorde,
Wie ferne Grabgeſänge,
So fallen ihre Klänge
Hinſterbend in den Abgrund.

Baſſo.

Eines wilden Stromes Wogen
Sind ſie bis Vesprém gezogen.
Hei! da ſtarrten auf ſie nieder
Kinyszi's gewalt'ge Glieder.
Trotzig, wie vor hundert Jahren,
Blickt er auf die Turkenſchaaren.

*) Kinyszi, ſprich: Kinnſchi.

**) Turkenblut heißt ein rother Banater-Wein. Er wird wegen ſeiner Farbe ſo genannt. Der Weinſtock, von dem er kommt, ſoll roth angelaufene Blätter haben, was das Volk der Maſſe von Turkenblut zuſchreibt, welches dort nach einer geſchlagenen Schlacht zu Thal floß.

Digitized by Google

Und ein Derwiſch, grau von Barte,
Der zuerſt das Bild gewahrte,
Schlägt des halben Mondes Zeichen,
An die Ahnen ſtill gedenkend,
Die Kinyszi ſchlug zu Leichen,
Blut'ge Türkenſchlachten lenkend.

Cimbal.

Doch der Paſcha haut die Bügel
In die Lenden ſcharf dem Schimmel,
Er verhängt die gold'nen Zügel,
Jagt voraus weit dem Gewimmel
Seines Heeres, daß im Rennen
Seinem Roß die Hufe brennen.

Feſt parirt der Sturmeswilde
Vor Kinyszi's Ehrenbilde,
Daß nach dem gewalt'gen Jagen
Sich das Roß ſchier überſchlagen,
Brauſend kommt im weiten Bogen
So die Bombe angeflogen.

Erſte Violine.

Den Gewalt'gen laut verhöhnend
Schießt dem Bild er vor die Stirn,
Von dem Stein die Kugel dröhnend
Prallt dem Paſcha in's Gehirn;
Niederſinkt er todt vom Roſſe
In die Arme ſeinem Troſſe.

Zweite Violine.

Alſo hat nach hundert Jahren
Noch Kinyszi's Bild bezwungen
Einen ungläub'gen Barbaren.
Dieſes Lied war ihm erklungen,
Hoch ſoll ſein Gedächtniß leben
Bei dem Saft der Ungarreben.

Nun greifen ſie zuſammen,
Wild ſchlagen auf die Flammen
Der tobenden Begeiſt'rung.
Es ſtürzen ihre Gluthen,
Ein Strom von heißen Fluthen,
Sich donnernd in den Abgrund.

Der Gemsjäger.

Auf ſchwindelhohem Alpenpfade zieht
Ein Wanderer durch friſche Morgendüfte;
Scheu blickt er nieder in die finſtern Klüfte,
Des Todes rauhes, ſchauriges Gebiet. —

Im ſchwarzen Felſenthale unten rauſcht
Ein wilder Strom mit gellendem Geplätſcher;
Im Hintergrund ein eiſig ſtarrer Gletſcher
Dem Donner ſtürzender Lawinen lauſcht. —

Hoch in die Wolken hebt ſich ſchroff und ſteil
Ein Rieſe aus dem Thal mit ſpitzem Horne,
Als hatte Gott, entbrannt von hohem Zorne,
Der Erde zugeſchleudert einen Keil.

Der greiſe Führer blickt mit kaltem Muth
Und ohne Schwindeln in die Tiefe nieder,
Den Fremdling ſtützen ſeine ſtarken Glieder,
Auf dem ſein ernſter Blick verächtlich ruht. —

„Ihr ſaht wohl nie ſo ſteilen Felſenhang?"
Begann der Aelpler, dem um Bart und Lippen
Ein höhniſch Lächeln ſpielt. „Die ſchwarzen Klippen,
„Sie machen euch, dem Ungewohnten, bang?

„Uns Gemſenjägern droht hier nicht Gefahr;
„Auf dieſen Stegen ſpielen unſre Kinder;
„Ich glaub', ich ſchritte ſicher hier als Blinder:
„Gewohnheit macht den Meiſter doch fürwahr!

„Dort drüben nach den ſteilen Wänden ſchaut,
„Auf denen hell im Morgenlichte blinken
„Die eisbedeckten, hohen Silberzinken,
„Dort mag's wohl ſein, daß einem Weidmann graut.

„Setzt euch auf dieſen Stein zu kurzer Raſt,
„Dann will ich eine Mähre euch verkünden,
„Wie einen Jäger dort ob vielen Sünden
„Des Himmels Zorn mit ſtarkem Arm erfaßt.

„Der kühne Jagel war von hartem Sinn;
„(Man ſagt, er hab' dem Teufel ſich ergeben)
„Er führt' ein gottlos wildes Heidenleben,
„War immer aus auf ſchnöden Geldgewinn.

„Geboren wird kein Weidmann mehr, der keck
„Wie Jagel zieht auf ſteilen Alpenſtegen
„Und Gott verſuchend, tollkühn und verwegen,
„Dem Wilde folgt in's heimlichſte Verſteck.

„Auch kann ſich Niemand denken, daß ein Ziel
„Er mit der Kugelbüchſe je verfehlte;
„Die Gemſe, ſo er aus dem Rudel wählte,
„In's Herz getroffen ihm zu Füßen fiel.

„Früh zog er einſt am heil'gen Sonntag aus.
„Es hielten ihn von ſeinem finſtern Wege
„Nicht ab die feierlichen Glockenſchläge,
„Die mahnend tönten von dem Gotteshaus. —

„Ein guter Wechſel iſt dort an der Wand,
„Wo höher ſich empor die Felſen bäumen,
„Wilder herab die Waſſerfälle ſchäumen,
„Dort war des Jagels allerliebſter Stand.

„Der Durſt des Jägeraugs ward bald geſtillt.
„Gelocket von des Böſen Zauberkünſten
„Trat jäh hervor aus fernen Nebeldünſten
„Auf ſchneller Flucht ein aufgeſcheuchtes Wild.

„Ein ſtarker Gemsbock naht in hohem Schwung,
„Mit ſcheu zurückgeworfenem Gewichte,
„Er raſet wild von Schicht auf Felſenſchichte;
„Doch nicht zu Thale geht der kühne Sprung.

„Sich wendend an der Felſenkante Trauf,
„Als würd's von Wolken mächtig angezogen,
„Enteilt das Wild in immer fernern Bogen
„Hinan die ſteile Wand mit raſchem Lauf.

„Sobald nun Jagel die verwünſchte Flucht
„Der Gemſe ſah, ſo ſchnallt die Gletſchereiſen
„Er um den Fuß und folgt in weiten Kreiſen
„Der Fährte durch die ſchneegefüllte Schlucht.

„So ſtürmt er fort, nicht achtend der Gefahr,
„Empor ſich ſchwingend immer höher, ſteiler,
„Bis er an dem gewalt'gen Rieſenpfeiler
„Vor jener ſpiegelglatten Felswand war.

„Nicht lange ſinnend, was er nun beginnt,
„Verwundet er mit einem raſchen Schnitte
„Den ſtarken Fuß in ſeiner Sohlen Mitte,
„Daß heiß ein Quell aus ſeinen Adern rinnt.

„Und ſo von eig'nem Blute angeklebt,
„Gehoben von der Jagdluſt Gluthverlangen,
„Verhöhnend in der Bruſt das Todesbangen,
„Er zwiſchen Erd' und Himmel höher ſtrebt.

„Er blickt empor; es ſinkt ihm ſchier der Muth —
„Da locken ihn die ſtattlichen Gewichter,
„Da blinken ihm die hellen Augenlichter
„Der Gemſ' und fachen an die Jägergluth.

„Er läßt nicht nach, es gilt noch einen Zug,
„Er hat erreicht die höchſte von den Zinnen,
„Die ſtolze Lämmergeier nur gewinnen
„In ſonnenhohem, königlichem Flug. —

„Die Büchſe ſchnell er von der Schulter hängt,
„Um anzuſchlagen nach dem ſcheuen Wilde;
„Ein Augenblick — und jäh das Truggebilde
„Der Abgrund in die Nebelarme fängt. —

Digitized by Google

„Als er nun rückwärts in die Tiefe schaut,
„Zum erstenmal erbleichen seine Wangen,
„Dem Gotteslängner vor den Riesenschlangen,
„Die sein Gewissen fest umschlingen, graut. —

„Im engen Kreis der düst're Abgrund droht;
„Zurück zu kommen von dem Schauerorte
„Vermag er nicht; die weite dunkle Pforte
„Oeffnet allein gewisser Hungertod. —

„So an dem Grenzstein für die Ewigkeit,
„Harrt er drei Tage und drei bange Nächte,
„Ob mitleidsvoll ihm nicht Erlösung brächte
„Der Alpenfrost im weißen Leichenkleid.

„Und wenn sein stieres Aug' den Abgrund traf,
„Besann er sich, ob er den Tod nicht wecke,
„Der unten in dem düsteren Verstecke
„Auf Opfer harrt im trügerischen Schlaf.

„Zum vierten Male drang der Sonne Strahl
„Neugierig ein zuerst bei jener Spitze,
„Die Jagel sich gewählt zum Martersitze,
„Durch Nebel langsam schleichend in das Thal.

„Da sah der Todverfall'ne schimmern weiß
„Hier auf dem Steg die priesterliche Kutte
„Von einem Mönch. Dem rauhen Felsenschutte
„Entwand sich mühsam nur der fromme Greis.

„Ein lauter Hülferuf drang zu dem Ohr
„Des alten Priesters, der mit bangem Zagen,
„Erschrocken ob den unheimlichen Klagen,
„Das fromme Aug' zu Jagel hebt empor.

„Der rief hinunter in sein off'nes Grab:
„„Verstiegen hab' ich mich zu diesen Zinnen;
„„Unmöglich ist's, dem Tode zu entrinnen —
„„Komm' zu den Menschen nimmermehr hinab!

„„O Herr! Erbarmt euch meiner tiefen Noth!
„„Oft überhäuft' ich euch mit bitt'rem Spotte
„„Und wollte nimmer glauben eurem Gotte.
„„Ich bin bekehrt — mir droht gewisser Tod! —

„„Vergebens rief ich hier den Teufel an; —
„„In Angst sucht' ich die kindlichen Gebete,
„„Die halb vergess'nen, vor; der Sturm verwehte
„„Sie schnell und riß sie fort auf rauher Bahn. —

„„Wild flucht' ich nun: Kein Teufel lebt! kein Gott!
„„Da schallte, mein Gewissen zu erregen,
„„Mir eine Geisterstimme hohl entgegen;
„„Der Felsen banger Widerhall: „ein Gott!"

„„Scharf drang die Stimme in mein hartes Herz;
„„Verzweiflung packte mich mit wilden Krallen,
„„Als ich den Fluch so hörte widerhallen;
„„Zum erstenmal fühlt' ich der Reue Schmerz.

„„Zu diesem Erdenleben hat den Steg
„„Des Schicksals Strafgericht mir abgeschnitten.
„„Nun wollt' ich euch, o frommer Priester, bitten:
„„Zeigt mir zum Himmel den gewissen Weg!

„„Auch sorget, daß mit todessich'rem Schuß
„„Mich ein Kam'rad von meiner Qual befreie,
„„An meine Sünden sich kein Selbstmord reihe,
„„Den ich verzweifelnd sonst begehen muß."" —

„Daß Jagel seine Sünden so bereut,
„Ihm naht mit kindlich demuthsvoller Bitte,
„Erstaunt der Mönch, dann fördert er die Tritte,
„Ein Seelenheil zu retten hoch erfreut. —

„Im Dorfe läßt er bald der Glocke Klang
„Ertönen, daß gehorsam die Gemeinde
„Sich zu Gebet und Messe schnell vereinte,
„Bei Orgelspiel und heiligem Gesang.

„Bis zu den fernsten Bergen drang der Ton. —
„In schwarzer Mäntel feierlichem Staate —
„Voran der Priester in dem Sterbornate —
„Den Alpen zu zog die Prozession.

„Ich selber sah von fern als schwaches Kind,
„Wie auf dem schmalen Pfad am Felsenhange
„Der lange Zug als eine schwarze Schlange
„Zu Berge schlich im mühsamen Gewind. —

„So schritt bis zu dem kühnen Felsenbug,
„Wo jähen Einsturz droht die steile Platte,
„Dort auf die kleine, kümmerliche Matte,
„Im abgemess'nen Tritt der ernste Zug.

„Mit starken Armen bauet nun die Schaar
„Der Männer, die zur Arbeit sich vereinen,
„Aus abgestürzten, schweren Felsensteinen
„Zu Gottes Ehren einen Hochaltar.

„Der Priester hielt sodann ein Todtenamt,
„Und als es in den Bergen war verklungen,
„Ward feierlich von der Gemeind' gesungen
„Ein banges Miserere allzusammt.

„Gar seltsam mischten sich dem frommen Sang
„Des Hirtenknaben munt're Bergeslieder,
„Der Ministranten Läuten hallte wieder
„Zugleich mit einer Heerde Glockenklang.

„Der arme Jagel, wie ein Bild von Stein,
„So bleich in's weite Thal hinunter starrte,
„Mit Ungeduld des Augenblickes harrte,
„Wo ihn der Tod erlöst von seiner Pein.

„Mit Freuden hört er seinen Leichenchor;
„Die lauten Töne seine Seele mahnen,
„Daß bald sie schwebt auf freien Himmelsbahnen.
„Nun rief der Mönch zu Jagel laut empor:

„„Eh' ich die Sünden euch erlassen kann,
„„Will ich zuvor noch eure Beichte hören.
„„Ihr müsset bei dem Sakramente schwören,
„„Daß ihr entsagt des Teufels Trug und Wahn.""

„Und in die off'ne Kirche der Natur
„Rief Jagel von dem Felsenthurme nieder,
„Daß in den Bergen laut es hallte wieder,
„Mit fester Stimm' den feierlichen Schwur. —

„Erregt von des Gewissens banger Qual,
„Gepeinigt von des sichern Todes Grauen,
„Sich eine Brücke himmelwärts zu bauen,
„Donnert er seine Beichte in das Thal:

„„Dem Teufel schrieb ich mich in's große Buch,
„„Darin er Rechnung führet über Seelen,
„„Die ihm's gelingt dem wahren Gott zu stehlen.
„„Fortan war mein Gebet ein langer Fluch.

„„Auch war ich bei dem Bösen sehr in Gunst;
„„Es haben die unheimlichen Gewalten
„„Der Hölle lange treu zu mir gehalten,
„„Ich lernte vieles von der schwarzen Kunst.

„„Mein böses Herz benutzte schlimm die Macht
„„Der Zauberei; durch meine böse Tücke
„„Hab' ich aus seinem stillen, heitern Glücke
„„Im Dorfe manchen Ehrenmann gebracht. —

„„Es hat mich fremder Jammer nie gerührt,
„„Und eure Seelen faßte banges Grauen,
„„Thät ich euch kund die Menge der Jungfrauen,
„„Die ich mit teuflisch arger List verführt.

„„In unserm Felsenthale ist kein Ort,
„„Wo ich nicht einst begangen eine Sünde;
„„Es waren Zeugen diese tiefen Gründe
„„Von manchem Raub und flucherfülltem Mord. —

„„Blickt nur hinunter an dem hohen Rand
„„Von jener überhängig steilen Klippe,
„„Und fraget dort die modernden Gerippe!
„„Sie fielen alle einst von meiner Hand. —

„„Erst jüngst erfüllte mich die tolle Wuth
„„Der Eifersucht. Da hab' ich schnell entschlossen
„„Den starken Günther heimlich hier erschossen:
„„Denn seiner Braut galt meine schlimme Gluth!"" —

Digitized by Google

„So immer lauter drängt sich Wort auf Wort;
„Die Schauerreden sich zusammen ballen
„Und einem Bergsturz gleich hinunter fallen;
„Der grause Jagel beichtet Mord auf Mord.

„Ob den Verbrechen, die er ohne Zahl
„Hinunter ruft in lautem Selbstverdammen,
„Schrecken die kalten Gletscher bang zusammen,
„Lawinen stürzen donnernd in das Thal.

„Des Priesters weißes Haar zu Berg sich sträubt
„Vor solcher Last fluchwürdiger Verbrechen.
„Das Mitleid darf hier zagend nicht mehr sprechen;
„Es wird vom Abscheu fühllos übertäubt. —

„Die staunende Gemeinde zagend schweigt,
„Es hat die Beichte sie mit Schreck erfüllet,
„Und zaudernd nur das Heiligste enthüllet
„Der Mönch und es dem bleichen Mörder zeigt.

„Sich rasch bekreuzend über Stirn und Brust,
„Erhebt er hoch die Hostie mit dem Arme,
„Fast zweifelnd, ob sich dießmal Gott erbarme
„Des Sünders, der sich solcher Schuld bewußt. —

„Als Jagel nun erblickt den Leib des Herrn,
„Da flohen ihn die höllischen Gewalten;
„Bekehrt sah man ihn zum Gebete falten
„Die mordbefleckten Hände aus der Fern'.

„Und wie der Abendsonne letztes Licht
„Auf die erstarrten, hohen Gletscher strahlet,
„Die Sehnsucht nach der Hostie sich malet
„Auf seinem todesbleichen Angesicht.

„Indessen die Gemeinde betend kniet,
„Hat frisches Pulver auf die Pfann' gegossen
„Einer von Jagels finstern Jagdgenossen,
„Und, seinen Schuß zu messen, aufwärts sieht.

„Der Bruder Günthers war's, der schwarze Fritz;
„Die zielgeübten, dunklen Augen sprechen,
„Daß er den Mord des Bruders selbst will rächen,
„Durch seiner Büchse todessich'ren Blitz.

„Ihm dient zum Ziel des Mörders schwarzes Herz —
„Ein lauter Knall aus lichten Pulverflammen
„Ertönt; es sinkt das Opfer schnell zusammen,
„Und fällt in jähem Sturze abgrundwärts. —

„Da hub ein arger Sturm zu rasen an,
„Die Berge zitterten hier in der Runde,
„Der Teufel zürnte schwer, daß seinem Bunde
„Jagel entsagt und seinem Höllenwahn.

„Dem Priester riß, wie zittert seine Hand!
„Das heil'ge Brod der Sturm mit lautem Toben,
„Und als das grause Wetter war verstoben,
„In Jagels Munde man die Hostie fand.

„Von Kind auf Kindeskind die Sage geht
„In diesem Thal, es wolle Gott uns lehren:
„Es kann der größte Sünder sich bekehren;
„Zur Reue ist es nimmermehr zu spät." —

Der alte Führer hatte also kaum
Die schaurige Begebenheit geendet,
Als sich der fremde Wand'rer lachend wendet,
Ungläubig blickend nach dem Felsensaum.

Da springt der Aelpler jählings zornesroth
Von seinem Sitze, rufend: „Wollt ihr lachen?
„Bei Gott und allen Heiligen! In den Rachen
„Des Abgrunds stürzt' ich euch zu sich'rem Tod!

„Glaubt ihr, was ich erzähle, sei nur Tand?"
Und mit den sehnigt starken Bergesarmen
Hebt er den jungen Laffen ohn' Erbarmen
Hinaus über der Felsen steile Wand. —

„Nun, wollt Ihr lachen? —!"

Ahasver und Bonaparte.

Das letzte Lebensmark hatt' ich gesogen
Aus der Sahara hoffnungslosem Sande,
Durch Nubien kam ich dann herabgeflogen
In der Aegypter segensreiche Lande.

Die Wolken drängten, durstige Kameele,
Dem alten Nilstrom zu in wildem Fluge;
Mit ihnen zog wohl manche arme Seele
Verschmachtet einst auf langem Wüstenzuge.

Ein Schiff fiel mir in's Aug', eine Corvette,
Die rasch durch's Delta eilt auf flücht'gen Pfaden.
Doch paßt nicht für die Seglerin, die nette,
Die unheimliche Fracht, die sie geladen.

Denn Mumien sind's, Ibisse, Krokodille,
Durchwühlter Katakomben ekle Frucht,
Jahrtausende bedeckt mit heil'ger Stille
Und eines Obelisken schwere Wucht.

Am Buge liegt ein Sphynx mit üppigen Brüsten
Und trügerischem Blick, dem wahren Bilde
Des Weibes, das erglüht in Teufelslüsten
Mit Tigerkrallen und scheinbarer Milde.

Es wimmelt das Verdeck von grausem Plunder,
Von bunten Fratzen und Hieroglyphen,
Es schien als wären aufgetaucht die Wunder
Der alten Magier aus des Niles Tiefen.

Mir sind zuwider diese Erdenwürmer,
Wenn sie in mein Geschäft mir vorlaut greifen
Als Alterthümler, wüste Gräberstürmer,
Und vor der Zeit die alten Mauern schleifen.

Der Obelisk von gutem Schrot und Korne
War von der Wüste her mir wohl bekannt,
Ganz unverhofft schlug ich entbrannt von Zorne
Mit voller Kraft des Schiffes Steuerwand.

Hei! wie sind da die lustigen Provencalen
Verstummt und plötzlich ernst geworden,
Nie sah ich bläss're Gesichter malen
Die Angst vor mir und meinen wilden Horden.

Am Quaterdecke, wie aus Erz gegossen,
Ein Jüngling ruht und seine tiefen Träume,
Sie gelten Schlachten nur und wilden Rossen,
Es jagt sein Geist kühn durch des Erdballs Räume.

Und Länder sieht er fallen, Völkerschaften,
Doch höher stets sich seine Plane thürmen,
Es schwelgt die Seele frei von ihren Haften,
Sein Schlaf war fest. Er hörte nicht mein Stürmen.

Zwei Wachen, bärt'ge Grenadiere, schritten
Ernst auf und ab. Es zeugen ihre Narben,
Daß sie in manchem Kampfe mitgestritten,
Wo sich der Tod gebunden dichte Garben.

Bald sind sie gleich dem andern Volk erlegen,
Dem Ocean sein altes Recht einräumend,
Den ich zu ungeheuren Wellenschlägen
Trieb an, das Schiff hoch in die Lüfte bäumend.

Ich hatte nimmermehr mich so beflissen,
Ein gutes Fahrzeug in den Grund zu bohren,
Den Steuermann und die Gehülfen rissen
Die Wogen fort. Sie sind im Meer verloren.

Das Schiff, gleich einem willenlosen Rumpfe,
Treibt durch die Fluthen aufgegeben,
Das Schiffsvolk, blickend auf der Masten Stumpfe,
Verzagt, nur denkend an sein armes Leben.

Doch, wie ich auch gerast zu jener Stunde,
Flott blieb die abgemastete Corvette,
Nicht konnt' ich sie vermählen mit dem Grunde,
Wo ich bereitet ihr das Hochzeitbette.

Wie nun die Einen fluchen, And're beten,
Und immer näher die Verzweiflung dringt,

Digitized by Google

Sah ich aus einem Sarkophage treten,
Von dem zumal der ſchwere Deckel ſinkt,

Geſpenſtiſch einen Fremdling. Feſt umſchloſſen
Hält er inbrünſtig einer Mumie Bild,
Es flammte auf den trüben Grabgenoſſen
Die Gluth des Blicks, den keine Thräne ſtillt.

Er ſucht den Tod und kann ihn nimmer finden.
Es war der Ahasver, der ew'ge Jude,
Den ich dem Sarkophag ſich ſah entwinden,
D'rin er zur Ueberfahrt verborgen ruhte.

Wild ſchüttelt er den Staub aus Bart und Haaren.
Ich hatte ihn aus ſeinem Todesbrüten
Wohl aufgeſchreckt, als ich ſo rauh durchfahren
Das Tackelwerk in meines Zornes Wüthen.

Den Jüngling ſucht der ſchroffe Blick des Juden,
Er ſtürzet auf ihn zu und ſpricht die Worte:
„Nicht darfſt du mir verſinken in den Fluthen,
„Ich ſteh' zu dir, gleich einem ſichern Horte."

„Und nicht umſonſt hab' ich dies Schiff beſtiegen!
„In ſeinem Raum ſich jetzo die Geſchicke
„Der ganzen Welt in ihrer Kindheit wiegen.
„Ich wandte in die Zukunft meine Blicke;"

„Prophetiſch hat mein Geiſt es mir verrathen,
„Daß du aus Rom den Papſt noch wirſt verjagen,
„Und daß ein Krieg, umfaſſend alle Staaten,
„Das Chriſtenthum bedroht mit großen Plagen."

„Gewalt'ger Geiſt, du darfſt mir nicht verderben,
„Du ſollſt mir helfen, meinen Haß zu kühlen
„Gegen das Kreuz, der, kann ich nimmer ſterben,
„Mir ewig wird die tiefſte Bruſt durchwühlen."

„Und ſänke jener Chriſtus, dem ich fluche,
„Noch einmal mit dem Kreuz vor meiner Schwelle,
„Ich wäre wieder taub für ſein Geſuche,
„Stieß ihn zurück ſo kalt wie jene Welle."

„Die neue Lehre, die er einſt gelogen,
„Wird an den Talmud mir den alten Glauben,
„In dem der hohe Prieſter mich erzogen,
„Noch in der fernſten Ewigkeit nicht rauben."

Er ſchweigt und drückt die eisumſtarrten Lippen
Als Weihe auf die bleiche Felſenſtirne
Dem Jüngling. So begräbt die nackten Klippen
Die Schlaglawine, die ſich ſtürzt vom Firne.

Nun merkt' ich wohl, daß fruchtlos mein Beſtreben,
Dies Schiff im Meeresgrunde zu verſenken,
Ich winkte meinen Horden, nachzugeben,
Und half nach Toulon ſchnell das Wrack zu lenken.

Dem Jüngling folgt' ich nach auf fernen Zügen,
Im Kaiſerglanz, an manchem großen Tage
Sah ich um ihn den finſtern Geiſt der Lügen,
Und jenen Fremdling aus dem Sarkophage.

Atlas.

Scenen aus den Feldzügen der Franzoſen gegen die Beduinen.

Ein Pfeiler, drauf gebaut der Himmelsbogen,
Der greiſe Atlas aus den Wolken ſchaut,
Die den Gebieter trauernd ſchwarz umzogen.

Vom Thalesgrunde wilde Trommeln klingen,
Und fremder Krieger Stimmen werden laut,
Die munter vorwärts zu dem Gipfel dringen.

Unheimlich tönen ihre Siegeslieder,
Dem alten Berge vor den Tönen graut,
Sein Echo giebt ſie dumpf und klagend wieder.

Sind es die ſieggewohnten Legionen
Der Römer, die, erſtanden aus der Gruft,
Verwegen ſtürmen zu den Wolkenthronen?

O weckt den Alten nicht aus ſeinem Schlummer!
— So rauſcht es geiſterartig in der Luft —
Und rührt nicht auf den längſt verharrſchten Kummer!

Die Krieger ungerührt — ſonder Gedanken,
Winden ſich auf durch Stein und finſt're Schluft.
Was kümmert Geiſterweh'n die luſt'gen Franken? —

Auf weiter Ebene wie eine Kette
Dehnen die Bataillone ſich, und hell
Erglänzen todgewöhnt die Bajonette.

In weiter Ferne, eine Sturmeswolke,
Beduinen jagen durch die Wüſte ſchnell;
Die Erde dröhnet unter'm Reitervolke.

Der Roßſchweif flattert von dem halben Monde,
Die hohen Sättel ſchmückt des Tigers Fell,
Deß Blutbegierde nie den Feind verſchonte.

Es wehen der Araber weiße Kleider
Geſpenſtiſch in der Wüſte heißem Wind,
Der Turban deckt die kupferfarb'nen Reiter.

Sie ſind entbrannt von hohem Kriegerzorne,
Ihr liebſter Wunſch iſt, daß die Schlacht beginnt,
Und würd' ein Feind aus jedem Sandeskorne.

Wild aus den Augen ihre Blicke flammen,
Als ſie zum feſten Walle ſich geſchwind
Auf Leben oder Tod zuſammen dammen.

Da plötzlich jagt hervor aus ſeinen Schaaren
Ein Beduinenfürſt; der Wetterſtrahl
Kommt ſo aus der Gewitternacht gefahren.

Dampf ſprüht ſein edles Roß aus weiten Nüſtern,
Es fliegt — kein Hufſchlag ſchallet durch das Thal;
Die Mähnen ihm das wilde Aug' umdüſtern.

Ein Dämon ſprengt er durch die Bataillone,
Naht kühn dem Franken-Obergeneral:
Den blickt er an mit Wuth und bitt'rem Hohne;

Die dunkeln Augen Zorn und Rache glänzen,
Den krummen Säbel preßt die ſtarke Hand,
Von Kindheit ſchon geübt in Waffentänzen.

Sich höher hebend auf dem wilden Roſſe,
Rief nun der Scheik: „In unſerm freien Land
„Was ſuchet ihr mit eures Heeres Troſſe?

„Saht ihr im Morgenroth die Minarette
„Zornig erglüh'n am fernen Himmelsrand?
„Entweihet nicht der Freiheit letzte Stätte!

„Es ſteht vor unſ'rer Stadt geweihten Mauern
„Mein tapf'res Heer; im Hinterhalte droht
„Die Wüſte euch mit ihren Todesſchauern.

„Und ſolltet ihr das Heiligthum erreichen,
„So geht der Weg durch heißen Kampf, und roth
„Färbt ſich die Bahn von euren blut'gen Leichen.

„Erfrecht euch nicht, an unſer Thor zu ſchlagen
„Mit eurem Schwert! Es wäre ſich'rer Tod,
„Gerechter Lohn für euer tolles Wagen!"

Der Maure ſprach, als hätte ſich von Gluthen
Ein Strom ergoſſen in des Eismeers Reich,
So ſtarr und feſt des Franken Blicke ruhten.

Sein Reden war: „„Wenn ihr euch wollt ergeben,
„„Die blanken Waffen ſtrecken alſogleich,
„„So will ich ſchonen euer armes Leben.""

Da ward von edlem ritterlichem Zorne
Des Beduinen Kupferwange bleich;
Verwundert hatten ihn des Wortes Dorne. —

„Eh' Muſelmänner ihre Waffen ſtrecken
„Vor euch, verdammte Chriſtenhunde! hört!
„Sollt ihr noch eher Todte auferwecken!"

Es wendet ſchnell ſein Roß der Sohn der Wüſte:
Der Wahn der Feigheit hat ſein Herz empört.
Die Franken nicht mit einem Blick er grüßte.

Er eilt zurück auf Leben oder Sterben.
Der Beduinen tapf're Horde ſchwört
Dem Chriſtenheere ſchmähliches Verderben.

Die heiße Schlacht entbrennt, und der Kanonen
Gewalt'ger Blitz die Muſelmänner mäht,
Des Glaubens Tapferkeit mit Tod zu lohnen.

Vor des Geſchützes Macht die Glieder wanken;
Verlaſſen hat ſie treulos der Prophet
Und ſiegend vorwärts dringen ſchon die Franken.

Gewonnen iſt die Schlacht nach ſicherm Plane,
Und Sklaverei vom Atlas niederweht
Die vielgeprieſ'ne bunte Freiheitsfahne.

Ein Ritt durch die Wüſte.

Ein ſchwarz Kameel, das Sterne graſ't,
Die Wolke zog am Himmel.
Da kam im Sturme hergeraſ't
Ein Scheik auf flücht'gem Schimmel.

Greif aus, o Kabron, trefflich Roß,
Du Perle aller Stuten!
Mordlüſtern naht der Feinde Troß,
In Schmach muß ich verbluten.

Greif aus, ſonſt ſtirbt mein edler Stamm,
Die Brüder ſind erſchlagen,
Greif aus und ſpann die Muskeln ſtramm,
Mein Roß, jetzt gilt's zu jagen.

Abdallah ſpricht's, der kühne Held,
Er ſtreicht dem Pferd die Mähnen,
Und Kabron ſtolz die Nüſtern ſchwellt
Und ſpannt die kräft'gen Sehnen.

Sie ſchießet durch der Wüſte Sand,
Als wie auf Sturmes Flügeln,
Es treibt ſie ſchneller Wort und Hand,
Als Sporen an den Bügeln.

Der edle Stammbaum tritt hervor
In hochgeſchwellten Adern,
Sie legt und ſpitzet keck das Ohr,
Wie mit dem Feind zu hadern.

Ja, ſpitz das Ohr und lauſche nur,
Schon naht mit finſt'ren Mienen,
Im Herzen Tod und Racheſchwur,
Die Schaar der Beduinen.

Greif aus, mein Roß, ſie rennen gut,
Friſch ſind ſie von der Weide.
Nun, Kabron, zeig' dein trefflich Blut,
Sonſt ſterben wir wohl beide.

Mein Yatagan mit ſicher'm Stoß
Zur Stelle dich verderbe,
Bevor ich dich dem Feindestroß
Belaß! ein ſchmählich Erbe.

Das edle Roß in wilder Jacht
Fliegt weiter ohn' Ermatten,
Da ſcheuchet auf der Tag die Nacht,
Fern flichen ihre Schatten.

Mit heißem Brand die Sonne glüht,
Verſengt die letzten Halme,
Der Samum ſinnbethörend zieht
Durch's Land mit trübem Qualme.

Wild ſchüttelt er das Rieſenhaupt,
Den Sand aus gelben Locken,
Und als er hoch zum Himmel ſtaubt,
Die Feinde laut frohlocken.

Gewiß iſt ihnen nun der Fang,
Der Flüchtling iſt verfallen,
Sie laſſen durch die Wüſte bang
Den Schlachtenruf erſchallen.

Manch braune Fauſt das Schwert umſchlingt
Und reißt es von der Seite,
Und mancher hoch die Lanze ſchwingt
Und ſchleudert ſie in's Weite.

Vernahmſt das Sauſen du am Ohr,
Mein Roß, des Todes Mahnen?
Da rafft ſich Kabron friſch empor,
Bricht durch den Sturm ſich Bahnen.

In Strömen fließt herab der Schweiß,
Schon pochen wild die Flanken,
Und aus den Nüſtern glüht es heiß,
Doch rennt ſie wie Gedanken.

Wie ſtaunten da ob ſolcher Kraft
Der Wüſte flücht'ge Söhne!
Es war als ob die Eigenſchaft
Des Roſſes ſie verſöhne.

Da plötzlich ruft die Horde zu
Dem Scheik, halt' ein zu jagen
Und gönn' dem edlen Thiere Ruh!
Dein Roß hat uns geſchlagen!

Hör' unſern Schwur, halt ein, halt ein,
Den Schwur bei unſern Bärten,
Du ſollſt dem Stamm willkommen ſein,
Wir ſind dir nun Gefährten.

Und halten wir nicht unſern Schwur,
Vertrockne uns die Quelle,
Zur Wüſte werde uns die Flur,
Verſagt ſei jede Schwelle.

Doch laſſ' uns küſſen ſchön und breit
Dem edlen Roß die Stirne,
Wir küßten nicht im Hochzeitkleid
So gern die ſchönſte Dirne.

Und willſt du theilen nicht das Zelt
Mit uns, zieh friedlich weiter,
Gott ſchütze dich im Sturm der Welt,
Abdallah, tapf'rer Streiter.

Auf, waſch' die Füße deinem Pferd,
Das dich ſo treu geleitet,
Das Waſſer iſt den Sorbet werth,
Den Houris dir bereitet.

Es winkten lang mit Tuch in Hand
Die bräunlichen Geſellen,
Bis Kabron fern am Himmel ſchwand
In heißen Sandes Wellen.

Und als Abdallah dem Bereich
Des Feindes nun entſchwunden,
Springt er vom Sattel, blutig, bleich,
Vergeſſend ſeiner Wunden.

Er küßt die Stirne ſchön und breit,
Des beſten Pferds der Erde,
Dem Scheriff er von Mekka weiht
Ein Fohlen von dem Pferde.

Auf Lenau's einſamen Trinker.

I.

Du biſt allein
  Bei'm Lampenſchein,
Trinkſt, ohne zu ermatten,
  Die ſüße Gluth,
  Das Rebenblut
Allein mit deinem Schatten.

Dir iſt die Welt,
  Das Himmelszelt
Sogar iſt dir zuwider:
  Ich glaube ſchier,
  Verhaßt ſind dir
Jetzo die eig'nen Lieder.

Den Schatten nur,
  Den die Natur
Doch jedem hat gegeben,
  Du liebſt ihn noch
  Und hältſt ihn hoch
Als wie dein eig'nes Leben.

Er iſt dein Sohn,
  Das weiß ich ſchon:
Das Licht hat ihn geboren;
  Du liebſt das Licht,
  Und nimmer bricht
Die Treu', die du geſchworen.

II.

Es bläst dein Hauch
  Der Pfeife Rauch
In Wirbeln an die Decke:
  Da tret' ich ein,
  Doch leiſe fein,
Auf daß ich dich nicht wecke.

O wacher Traum!
  O trüber Traum!
Das iſt kein Selbſtvergeſſen!
  Da dringt voran
  Ein langer Mann,
Mein Schatten viel vermeſſen.

Nun ſchreckſt du auf,
  Wie wenn im Lauf
Ein Schiffer ſtößt auf Klippen:
  Ein leiſer Fluch
  Ob dem Beſuch
Entſchlüpft wohl deinen Lippen.

Die Freundeshand
  Haſt du erkannt
Jedoch gar bald am Drucke;
  Mir war zumal,
  Als wenn ein Strahl
Dir warm das Herz durchzucke.

III.

Herr Bruder, ſchau
  Die Schatten grau,
Wie freundlich ſie ſich grüßen:
  Wie an der Wand
  Sie ſich die Hand
Nun reichen und ſich küſſen.

Wir ſtoßen an,
  Sie ſtoßen an
Dort trüben an der Mauer:
  Wir trinken aus,
  Sie trinken aus
Mit frohem Wonneſchauer.

Herr Bruder, laß
  Das edle Naß
Uns ſtets zuſammentrinken,
  Und ſchlägt die Zeit
  Zur Ewigkeit,
Laſſ' in Ein Grab uns ſinken!

Daß wir vereint,
  Zugleich beweint
Dereinſt als Schatten ſchweben,
  Von dieſer Welt
  Zum Sternenzelt,
Zu einem beſſern Leben.

Doch heute ſei
  Der Becher frei,
Und hoch von uns geſchwungen;
  Und manches Lied,
  Das uns entzieht
Der niedern Welt, geſungen.

So wollen wir
  Jetzo zu vier
Ein's trinken ohn' Ermatten,
  Die ſüße Gluth,
  Das Rebenblut
Im Bund mit unſern Schatten.

Wir ſtoßen an,
  Sie ſtoßen an:
Die Poeſie ſoll leben!
  Nach gutem Brauch
  Die Schatten auch
Die Nagelprobe geben.

Louis von Arentsſchildt

ward den 29. Juli 1807 zu Osnabrück geboren, trat 1825 als Cadet und im folgenden Jahre als Offizier in die hannöverſche Armee, ſtudirte 1835 u. 36 in Göttingen, und lebt gegenwärtig in Nienburg.

Er ſchrieb:

Zerſtreute Gedichte. Sonette, ohne Druckort. 1841. Gedichte. Hannover 1845.

Ein gefälliges vorherrſchend lyriſches Talent, das mit anmuthiger Phantaſie Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache verbindet.

Modernes Ritterthum.

Bojardo ſang von kühnen Rittern,
Die mit dem ſcharfgeſchliffnen Stahl,
Gleich maſtzerſchellenden Gewittern,
Den Feind verfolgt durch Berg und Thal.

Es iſt die Ritterzeit verſchwunden,
Die Burg verſank in Schutt und Staub,
Das ſcharfe Schwert ruht Roſt-gebunden,
Den Schild vergrub das dürre Laub.

Was unſre Ahnen groß vollbrachten,
Das klingt im Liede fort und fort,

Das strahlt aus goldnen Ruhmesschachten,
Das rauscht im stolzen Sängerwort.

War groß die Zeit, die längst vergangen,
Wirkt, daß ihr groß auch unsre schafft;
Auch sie hat Riesen, Zaubrer, Schlangen,
Zum Schwerte greifet, greift zum Schaft.

Der scharfe Stahl sei der Gedanken,
Charaktertreu der starke Speer,
Zersprengt den Bann der Geistesschranken,
Schaut fest mit reinem Blick umher.

Laßt hell die Tricolore flammen
Des Geistes, der im Freien kreist,
Dann schaaren alle sich zusammen
Die Ritter von dem heil'gen Geist.

Die Lüge ist der Feind, die Feigen,
Das Schlechte, der Ideenmord,
Das gleißnerische, gift'ge Schweigen,
Es ist das Schwert, der Schild — das Wort:

Das goldne Wort der Ueberzeugung,
Das aus der Seele reinem Born
Hervorquillt, mächtigster Verzweigung
In warmer Liebe, kaltem Zorn.

Der Sänger sei der Held, der Thaten
Vollbringe, die er einst verklärt,
Daß seines Geistes goldne Saaten
Ein kommendes Jahrhundert ehrt.

Macht der Töne.

Ein Jüngling wandelt tief im Hain,
So frühlingsfroh im Herzen,
Die Augen strahlen hell und rein,
Gleich heil'gen Altarkerzen.

Hell hebet sich sein Abendlied
Auf weichen Westes Wellen
Stolz wie der Aar durch Wolken zieht,
Und rein wie Bergesquellen.

Ein Wandrer, der am Berge zieht,
Hört froh die Töne schallen,
Stimmt ein in das bekannte Lied,
Hell in des Waldes Hallen.

So wandern sie im fremden Land,
Selbander, ob geschieden,
Befreundet schon und schnell bekannt
Im stillen Seelenfrieden.

Und immer ferner tönt das Lied,
Bald ist es ganz verklungen;
Wie wenn der Freund vom Freunde schied,
Hat Schmerz die Brust durchdrungen.

Sympathie.

Wo in des Grames Mantel eingeschlagen,
In seines Herzens Mitternacht versunken,
Den Himmel schilt ein Mensch mit wilden Klagen,
Deß Lippen leer den Leidenskelch getrunken:

Dem drängt es mich des Trost's ein Wort zu sagen,
Daß seines Auges Thränen könnten fließen;
Denn jeder Mensch muß hoffnungslos verzagen,
Der all sein Weh im Busen muß verschließen. —

Wo mir der Himmel aus der Kinder Blicken
Entgegen lacht, von rosig blüh'nden Wangen,
Da ahn' ich, wie von seligen Geschicken
Die Glocken rein in ihrer Brust erklangen.

Wo nur ein Mensch ein Weh, ein Glück geheim hat,
Ist mir mein voller Antheil auch gegeben;
Denn jedes Menschenherz ist meine Heimath,
Unendlich reich mein scheinbar einfach Leben.

Joseph Aschbach

ward geboren am 29. Apr. 1801 in dem nassauischen Städtchen Höchst am Main, erhielt seine Schulbildung in Heidelberg, wo seine Aeltern 1811 ihren Wohnsitz nahmen, und machte auch seit 1819 daselbst seine akademischen Studien. Der anfänglichen Neigung zur Theologie entsagend, betrieb er in der ersten Zeit besonders die philologischen und philosophischen Wissenschaften, verband damit ein eifriges Studium der neuern Philosophie, und wandte sich erst in den letzten Jahren seiner akademischen Laufbahn vorzüglich dem Geschichtstudium unter Schlosser's Leitung zu. Nach Beendigung der Universitätsjahre ward A. im Sommer 1823 als Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. M. angestellt und später zum Professor befördert.

Er schrieb:

Geschichte der Westgothen. Frankfurt 1827.
Geschichte der Omaijaden in Spanien. 2 Bde. Frankfurt 1829—30.
Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almoraviden und Almohaden. 2 Bde. Frankfurt 1833—37.
Geschichte Kaiser Sigismund's. 4 Bde. Hamburg 1838.

Ein eben so gründlicher als gewandter und scharfsinniger Geschichtsforscher, hat sich A. durch seine historischen Leistungen einen höchst geachteten Namen erworben.

Berthold Auerbach

wurde zu Nordstetten im Würtembergischen Schwarzwalde am 28. Febr. 1812 geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der christlichen Dorfschule, nachdem aber eine jüdische Dorfschule dort errichtet worden, besuchte er diese. Der tüchtige Lehrer, Bernhard Frankfurter, welcher noch mit Segen an jener Schule wirkt, hatte auf A.'s Jugendbildung den größten Einfluß. Da er bestimmt war, jüdischer Theolog zu werden, so lernte der Knabe schon früh im Talmud studiren. 13 Jahre alt kam er in Pension zu dem Rabbiner an der Talmudschule in Hechingen. Nach zwei Jahren setzte er seine Ausbildung an der Talmudschule in Carlsruhe fort, und

zed by Google

während seines dreijährigen Aufenthaltes in dieser Stadt nahm er die Beschäftigung mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache, welche er in der jüdischen Dorfschule begonnen hatte, durch Privatunterricht wieder auf, und besuchte in einzelnen Stunden das dortige Gymnasium, wodurch er sich einige Kenntnisse im Griechischen erwarb. Im Frühling 1830 ging A. nach Stuttgart, wo er nach einem halben Jahre Privatunterricht die oberste Classe des dortigen Gymnasiums besuchte. Nachdem er im Frühling 1832 seine Gymnasialstudien beendigt hatte, bezog er die Universität Tübingen, wo er zuerst Jurisprudenz studirte, jedoch bald sich der Philosophie zuwandte und sich zum jüdischen Theologen bestimmte. Ostern 1833 bezog er die Universität München und hörte namentlich Schelling. In burschenschaftliche Untersuchungen verwickelt, brachte er den Winter 1833 in Stuttgart zu. Ostern 1834 besuchte A. die Universität Heidelberg und vollendete daselbst im Sommer 1835 seine Studien. In Folge der ebenerwähnten Untersuchung wurde er auf zwei Monate Festung zu Hohen-Asperg verurtheilt. 1838 ging er nach Frankfurt a. M., 1840 nach Bonn und im Herbst desselben Jahres nach Mainz, wo er dritthalb Jahre blieb. Im Herbst 1843 reiste A. nach Carlsruhe, von da begab er sich nach Fulda, Berlin u. s. w., den Sommer 1845 brachte er in Leipzig zu, machte darauf Reisen durch Deutschland und kehrte dann wieder nach Leipzig zurück.

Seine Schriften sind:

Das Judenthum u. die neueste Literatur. Ein kritischer Versuch von Berthold Auerbach. 8. Stuttgart 1836.

Spinoza. Ein historischer Roman. 2 Bde. gr. 12. Stuttgart 1837 bei Scheible.

Dichter und Kaufmann. Ein poetisches Lebensgemälde. 2 Bde. Stuttgart 1839 bei Krabbe.

Spinoza's sämmtliche Werke. Aus dem Lateinischen. Mit einer Biographie. 3 Bde. Stuttgart 1841 bei Scheible.

Wer ist glücklich? Philosophische Novelle. In den Grenzboten abgedruckt.

Liebe Menschen! Philosophische Novelle. Im Freihafen.

Der gebildete Bürger. Buch für den denkenden Mittelstand. Carlsruhe 1841 bei Bielefeld.

Schwarzwälder Dorfgeschichten. 2 Thle. 2. Aufl. 1845. Mannheim 1843 bei Bassermann.

Deutsches Familienbuch. Leitung desselben bis Ende 1844.

Der Gevattersmann. Calender 1845 u. 46.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur. Angeschlossen an eine Charakteristik Hebels. Carlsruhe 1845.

Die Sträflinge. Dorfgeschichte. In der Urania für 1846. Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Ein Volksschriftsteller zu sein, im edelsten Sinne des Wortes, für Aufklärung, wahre Religiosität, Menschenliebe und eine gesunde Lebensanschauung und Menschen- und Weltkenntniß bei der Menge mit allen seinen Kräften zu wirken, das ist das schöne Ziel, welches A. sich gesteckt, und für welches er, in unablässigem Streben es zu erreichen, schon höchst Bedeutendes geleistet hat. Er erfreut sich einer glücklichen Phantasie und einer trefflichen, stets seinem Gegenstande und seinen Lesern durchaus angemessenen Darstellungsgabe, der sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit, besonders in den unteren Klassen, einen eben so eigenthümlichen Reiz verleiht, wie sein Haß alles Schlechten und aller Lüge ihr jene männliche Beredtsamkeit giebt, welche entschieden den Weg zum Herzen zu finden weiß. Seine Dorfgeschichten und sein Gevattersmann haben daher auch eine so ungewöhnliche Verbreitung unter allen Ständen gefunden, daß dieser Umstand allein den genügendsten Beweis für das hier ausgesprochene Urtheil liefert.

Der Tolpatsch.

Ich sehe Dich vor mir, guter Tolpatsch, in Deiner leibhaftigen Gestalt, mit Deinen kurzgeschorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten, Du stehst mich an mit Deinem breiten Gesichte, mit Deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als Du mir in der Hohlgasse, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenzweig abschnittst, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von Dir vorpfeifen würde, wenn wir so weit weit auseinander sein werden. Ich erinnere mich noch wohl Deiner ganzen Kleidung, freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da hattest Du Deine Pudelkappe*), Dein blaues Wamms mit den breiten Knöpfen, die scharlachrothe Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klapsenden Schuhe so gut wie ein Anderer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blutnelke hinter'm Ohr stecken; aber es war Dir nie recht wohl in dieser Pracht, drum bleib ich bei Dir in Deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatsch, und mach Dich wieder fort, ich kann Dir Deine Geschichte nicht so in's Gesicht hinein erzählen; sei ruhig, ich werde Dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er" von Dir spreche.

Der Tolpatsch trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Basche's **) Bua" und sein Taufname ist Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen, das freut ihn, da außer seiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn fast Niemand so nannte, jeder hatte die Frechheit, Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Aloys, obgleich er schon siebzehn Jahre alt war, am liebsten mit uns Kindern um; an versteckten Orten spielte er Häufchens mit uns, oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, oder besser, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimarube; denn die ganze Dorfjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien getheilt, die sich auf allen Wegen und Stegen scharf befehdeten.

Die Altersgenossen unseres Aloys begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen, sie rotteten sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäkernd vor dem Wirthshause zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife, da standen sie dann mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Kettchen behängten Ulmer Maserköpfen; sie hatten sie kalt im Munde, manchmal aber wagte es einer bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Aloys hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herausgucken zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen; einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Tasche, Aloys forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Aloys mit immer größerem Ungestüm forderte, da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mütze des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus; der Mützenlose brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige versteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Applon (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marannele bei seinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens stand der Aloys früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbin gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere kannten ihn, sie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte den beiden Ochsen und den beiden Kühen (Futter) auf.

*) Pelzverbrämte Mütze ohne Schild mit einer Troddel von Goldtraht in der Mitte.

**) Bartholomäus, Sebastian.

Digitized by Google

Besonders freundlich stand Aloys mit der Bleßkuh, er hatte sie vom Kalb an auferzogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Behagen zusah, dann leckte sie ihm oft die Hände, was seiner Morgentoilette zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herstellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren, indem er sie bald rechts bald links stellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war so breit und so schön viereckig geschichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauses. Dann wusch und striegelte er die Ochsen und Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte, drauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausspringen, und während sie draußen soffen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „streitig" war, d. h. ausschlug, und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Aloys zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrath der Kuh gelegt, damit das Marannele besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen, und wenn dann das Marannele sagte: „Aloys, Du bischt e braver Bua," da schaute er nicht auf nach ihr, sondern er kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pflastersteine aus dem Boden kehren. Drauf schnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte Wasser für die Küche, hackte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete sie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segn' es Gott" zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Aloys holte sich oft einen Löffelvoll von dem Platze, wo das Marannele sich schöpfte. Still und ernst, wie bei einer heiligen Handlung, saß man bei Tische, nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen; als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Aloys nach Hause.

So lebte unser Aloys bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marannele ein Hemd schenkte, zu dem es den Hanf selber gebrochen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es that ihm wehe, daß er nicht „hemdärmelig" über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war besonders des alten Schultheißen Knecht schuld, der seit der Erndte in das Dorf gekommen war; es war ein schöner schlanker Bursch, mit einem trotzigen Gesichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist, und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in seiner geraden kecken Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbesetzten Reithosen angethan, das Dorf hinaufging, da sagte sein ganzes Wesen: „ich weiß, daß alle Mädle sich in mich vergucken;" oder wenn er seine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollt' dem guten Aloys fast das Herz springen, wenn er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster herauslugte, er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unser Aloys war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohl bekannt; da standen zu unterst die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch und Kälber ziehen müssen, dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugthiere man doch noch mästen und schlachten kann. Zuoberst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr-, Lehr- und Wehr-Stand dachte.

Heute am Neujahrstage zeigte sich ein Vorsprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Gespiel" das Marannele im Schlitten nach Empfingen spazieren, und so sehr auch unserm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde einstweilen im Schlitten einprobiren; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, und rannte so neben den Pferden her, er ließ sie dann los, und als drauf der Jörgli unter Peitschenknallen und Rollengeklingel und dem Zuschauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da schaute ihnen Aloys noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte, er schalt dann den dummen Schnee, der ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden sein sollte.

Ueberhaupt war Aloys schon seit dem Beginne dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht." Die Mädchen wählen zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jung verheirathete Gespielin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren stören das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburschen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte sich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt sagte er sich immer im Gedanken: „Aloys! beim Teufel, Du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, Du mußt Dich jetzt auch vornhin stellen," und dann sagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweise holen thät." Der Jörgli war das Endziel seines Unmuthes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das überhaupt hier wenig Unterschied macht), die Oberhand über alle Burschen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichten erzählen wie ein Hexenmeister; er lehrte die Burschen und Mädchen neue Lieder, und besonders das Reiterlied: „Morgenroth ꝛc."

Als er zum Erstenmal den Vers sang:

„Thust Du stolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,"

da stand der Aloys plötzlich hoch auf, er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sehe, denn gradeso wie es im Liede stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein Jedes hatte seine Kunkel *) mit dem Goldschaum bedeckten Knaufe vor sich stehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befestigt war; sie netzten den Faden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüssel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den ersten muthigen Schritt seiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen, als es nun zum erstenmale damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

„Jungfer derf i eu' bitte'
Nent **) mi Euere Engele schuttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schooße.
Jungfer, warum seind Ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau von Holz,
Wenn sie wär' mit Silber b'schlage
No wett' ***) i eu' was andres sage."

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht, das Marannele schlug zuerst die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angst, der Aloys möchte in seiner Rede stecken bleiben, jetzt aber sah es ihn mit glitzernden Augen an; nach alter Sitte ließ es drauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenstände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle †) und für den Wirtel ††) ein Fastnachtküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt, Aloys gab die Kunkel frei, und als Ablosung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Kuß; der Aloys schmatzte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burschen ihn darum beneideten, er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin in der Kirche war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädchen" zu singen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli sang die zweite Stimme mit so kräftigem Wohllaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitgesungen hatten, nach einander stille wurden und den Beiden zuhörten, die so schön sangen. Marannele, das sich von den Gefährtinnen verlassen sah, sang Anfangs mit zitternder Stimme und stieß die andern

*) Spinnrocken
**) Lasset
***) Machter wollt.
†) Schwäbische Mehlspeise.
††) Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel steckt, damit man sie so beschwert besser drehen kann.

Digitized by Google

neben an, doch mit weiter zu ſingen, als ihm aber Niemand folgte, ſang es keck weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und feſt emporhielte wie gewaltige Arme; ſie ſangen:

Morgens früh müſſen wir marſchiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O Du wunderſchöns ſchwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörle 'naus.

Geb' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönſter Schatz, vergiß nicht mein;
Und wann Du trinkſt ein Gläslein Weine
Zur Geſundheit mein und Deine,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Piſtolen,
Thu vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es ſind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond;
Einer ſcheint auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Einer ſcheint auf grunen Grund.

Kauf ich ein Bundelein an meinen Degen,
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taſchen,
Meine Aeugelein abzuwaſchen,
Weil ich von Dir ſcheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's ſchwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm ſcheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen ſeine vier bis fünf Spindeln voll geſponnen hatte, wurde der Tiſch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden ſangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, ſang er ſelber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte faſt nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige ſich ein ächter Tänzer, daß man ſich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne; als er nun endlich mit dem Marannele einhielt, und er dabei nochmals ſo heftig ſchwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele ſchnell ſtehen, wie wenn es ſich vor ihm flüchtete, es ſprang in die Ecke, wo der Aloys trübſelig zuſchaute, und ſeine Hand faſſend, ſagte es:

„Komm, Aloys, Du mußt auch tanzen.“

„Laß mich, Du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, Du willſt mich nur foppen.“

„Du Tol —“ ſagte Marannele, es wollte Du Tolpatſch ſagen, aber es hielt ſchnell inne, denn es ſah ſein Geſicht, auf dem die Wehmuth ausgegoſſen war, daß ihm das Weinen näher ſtand als das Lachen, es ſagte daher freundlicher: „nein, g'wiß nicht, ich will Dich nicht foppen; komm, und wenn Du auch nicht tanzen kannſt, ſo mußt Du's lernen, und ich tanz' ſo gern mit Dir als wie mit einem.“

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys ſchlenkerte ſeine Füße, wie wenn er Holzſchuhe anhätte, ſo daß die Anderen vor Lachen nicht mehr ſingen konnten. —

„Ich lern Dir's ganz allein, Aloys,“ ſagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es ſich nicht nehmen, ſie noch zu begleiten, er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen laſſen, wenn der Jörgli dabei war.

In der ſtillen ſchneeweichen Nacht ſchallte das Schäckern und Spaßen der Mädchen und Burſchen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war ſtill und wich dem Jörgli ſichtbar aus.

Als die Burſchen die Mädchen alle nach Hauſe begleitet hatten, ſagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatſch, Du hätteſt heute Nacht bei dem Marannele bleiben ſollen.“

„Hallunk!“ ſagte Aloys ſchnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gaſſen bis nach Hauſe, daß es einem Jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, ſagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und Du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn Du brav ſein willſt.“

Das Marannele gab ihm Recht, ſuchte ihn aber auch zu überzeugen, daß er ſich Mühe geben müſſe, auch ſo ein flinker Burſch zu werden, wie der Jörgli. Da ſtieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor ſich hin, er warf den ſteifen alten Stallbeſen fort und ſteckte einen neuen biegſamen an den Stiel, dann ſagte er laut: „Ja, ja, Du wirſt Maul und Augen aufſperren, gib nau Acht.“ Er mußte nun ſogar dem Marannele verſprechen, „gut Freund“ mit dem Jörgli zu bleiben, und er verſprach es endlich nach langem Widerſtreben, aber er mußte ja immer thun, was ſie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Waſſer aus den Augen, als er den Wegrollenden nachſah.

Abends, ſo „zwiſchen Licht,“ trieb der Aloys ſeine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen; ein Mädchen junger Burſche, darunter auch der Jörgli und ſein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel *) genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Regimente diente, hatte ſich dort zuſammengeſellt; das Marannele lugte zum Fenſter heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz ſteif, wie wenn er einen Ladſtock geſchluckt hätte und hielt die Arme ſtrack am Leibe herunter, wie wenn ſie von Holz wären.

„Tolpatſch,“ ſagte der Kobbel, „was krieg ich Schmusgeld **), wenn ich mach', daß Dich das Marannele heirathet?“

„Eine tüchtige Trachtel auf Dein Maul,“ ſagte der Aloys, und trieb ſeine Kühe heim; das Marannele ſchob das Fenſter zu, und die Burſchen lachten aus vollem Halſe, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wiſchte ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne, ſo viel Anſtrengung hatte ihn die Aeußerung ſeines Unmuthes gekoſtet. — Auf dem Futtertrog in ſeinem Stalle ſaß er dann noch lange, und ſein Plan reifte unwiderruflich in ihm. — —

Aloys war in das zwanzigſte Jahr getreten und kam zur Rekrutirung; am Tage, als er mit den anderen Burſchen nach der Oberamtsſtadt Horb gehen ſollte, kam er in ſeinem Sonntagsſtaate nochmals in Maranneles Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen ſolle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es ſich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Bruſt, wickelte einen Kreuzer heraus und gab dieſen dem Aloys; „da, nimm ihn,“ ſagte es: „das iſt ein Glückskreuzer, ſieh, es ſind drei Kreuz' darauf; weißt Du, wenn als Nachts ſo Sternfunken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein ſilbern Schüſſele auf den Boden, und aus denen Schüſſelen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man ſo einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu Dir, und Du ſpielſt Dich frei.“

Aloys nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrück ging, langte er in ſeine Taſche, drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei ſein, ich will Soldat ſein, wart' nur Jörgli!“ ſo ſagte er vor ſich hin, ſeine Fauſt ballte ſich und er warf ſich keck in die Bruſt.

Im Wirthshauſe zum Engel wartete der Schultheiß auf ſeine Ortskinder, und als ſie alle beiſammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben ſo dummer als anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier geweſen, und bildete ſich große Stücke auf ſeine „Charge“ ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege ſagte er zu Aloys: „Tolpatſch, Du ziehſt gewiß das größte Loos, und wenn Du auch Nr. 1 ziehſt, Du brauchſt nicht bang zu ſein, Dich kann man nicht zum Soldaten brauchen.“

„Wer weiß?“ ſagte Aloys keck, „ich kann noch ſo gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann ſo gut leſen und ſchreiben und rechnen wie Einer, und die alten Unteroffizier' haben auch nicht allen Verſtand gefreſſen.“

Der Schultheiß ſah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hin ging, war ſeine Haltung faſt herausfordernd keck, mehrere Looſe kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen feſt zu, gleich als wolle er nicht ſehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer ſein könne, als er aber den Ausrufer „Nr. 17“ rufen hörte, da johlte er ſo laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweiſen mußte.

Die Burſchen kauften ſich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem ſie noch einen tüchtigen Trunk genommen, zogen ſie heimwärts; unſer Aloys johlte und ſang am lauteſten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine betrunken, ging etwas unſicher Arm in Arm mit den Andern; dieſe Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren ſie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys ſtecken ſah, da weinte ſie und rief einmal über das andermal: „daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!“ — Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo haſt Du denn meinen Kreuzer?“ — „Ich hab ihn verloren,“ ſagte Aloys, aber trotz ſeiner halben Unbewußtheit ſchnitt ihm dieſe Lüge doch tief in die Seele.

*) Jakob.
**) Maklerlohn.

Digitized by Google

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich „Gezogenen" gingen weinend hinterdrein und trockneten sich mit den Schürzen die Thränen. —

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Aloys frei werden solle; „denn," sagte der gewissenhafte Arzt: „der Aloys ist ja ohnehin untauglich, er sieht ja nicht gut in die Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig."

Der Aloys aber kümmerte sich gar nicht um all diese Geschichten, er war ganz verändert, schwenkte sich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er keck: „Kusperet mich nur aus, ihr werdet kein Unthätele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat sein." Er mußte sich unter das Maaß stellen, und als er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzsichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernst geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam, und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf und er sagte: „Mutter, das ist nicht recht, Ihr müsset nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Xaver kann schon einstweilen das Sach' im Feld schaffen."

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinstrauß mit rothen Bändern d'ran und nähte ihm denselben auf seine Mütze; Aloys aber zog seine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Aloys sagte: „Marannele, gib mir Deine Hand;" sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „versprich mir, daß Du nicht heiratheſt, bis ich wieder komm'." — „Gewiß nicht," betheuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochsen auf den Bug, und nahm so auch Abschied von ihnen, sie brummten vor sich hin.

Der Jörgli hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und so fuhren sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweisen. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten sich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschiedstrunk.

Das Marannele schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gesätz" gesungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordstetter Thörle 'naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenstille, er schaute mit nassen Augen überall umher: hier neben auf der Haide, „Hochbur" genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, so heiß war es ihm, er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade; drüben im Schießmauernfeld, dort liegt sein bester Acker, er hat ihn so oft „umgezackert," daß er jedes Steinchen kennt, dort neben hatte er noch vorigen Sommer mit dem Marannele Gerste geschnitten, weiter unten im „Hennebühl" liegt sein Kleeacker, er hatte ihn gesäet, er sollte ihn nicht wachsen sehen; so schaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so keck seinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erst als man jenseits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf; vor ihm stand ja sein liebes Nordstetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es fast eine Stunde fern war; er sah das gelb angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuser davon wohnte das Marannele, er schwenkte seine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abschied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts ausrichten an's Marannele?" — Aloys schoß alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechteste Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sagen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchst gar nichts mit ihm schwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausstehen."

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Böblinger Wald einen Holzbauern, sie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergste dabei, er hatte den Jörgli so oft von verwegenen Soldatenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so sein; er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beutel öffnete und dem wiederumkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehre Nordstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als sie Alle: „Grüß Gott, Tolpatsch!" sagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Heerde Schafe wurden die Rekruten in die Legionskaserne geführt. Aloys sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle (denn er wollte es dem Jörgli nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Exerzitium der Kavallerie erst im Herbste beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heimkommen, dann soll mir noch einer Tolpatsch sagen, ich will Euch schon tolpatschen."

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als seinen „Schlaf."*) Der Zigeuner hatte einen absonderlichen Widerwillen vor dem Wasser, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze, als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompagnie unseres Aloys war auch ein verlorener Maler, er spürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles, was man erkennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts; darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter, hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tisch auf, aber nicht zu nah am Turteltaubenkäfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, so schenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, Ihr solltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reisten Tuch**) für meinem Feldwebel seine Frau, wir heißen sie nur die Feldwebelina, schicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum erstenmal nach Heßlach zum Tanz; brauchst nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele soll auch schreiben. Hat der Jakob seine Ochsen noch, und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt! Es ist doch kein recht Geschäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geschafft."

Die Butter kam, und diesmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem andern zugewiesen. Bei der Butter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt, er hat auch geschrieben, wenn Du nicht Soldat wärst, könntest Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Ackers schenken; halt Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt; das Marannele trutzt so halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es dein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärst Du gar nicht." — Bei diesen Worten schmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So ist's recht, ja ich bin

*) Schlafkameraden, da stets zwei Soldaten auf einer Pritsche schlafen.
**) Hänfenes Linnen.

auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich Dir's nicht gesagt, Marannele! gelt Du?" —

Monate waren vorüber, der Aloys wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sei; er erhielt durch seinen Feldwebel auf vier Tag Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako nach Haus.

O Du Glücklicher! wie selig warst Du, als Du Samstag Morgens Dein Putzzeug in den Tschako legtest und mit einem „Bhüt's Gott" bei Deinem Feldwebel Abschied nahmst! So eilig aber auch unser Aloys war, so sprach er doch noch mit der Wache am Kasernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen sagen, daß er heim ging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen, er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Rufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so geneckt hatte, sie reichten sich freundlich die Hand; Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele und er scheute sich darnach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er sich zur Rast, er hätte sich sonst noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er so fortgelaufen wäre; er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme, dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Geburtsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Aloys, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Aloys nicht da?"

„Jesus Maria Joseph, ein Gendarm!" rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter," sagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu essen da sei, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein Paar Eier ein; Aloys stand bei ihr am Heerde, und nun erzählte er Alles, er fragte nach Marannele und warum sein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiederte: „Ich bitt' Dich, ich bitt' Dich, schlag' Dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein keinnütziges Ding."

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß," sagte der Aloys, sein vom Feuer auf dem Heerde roth überschienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter schwieg, und in die Stube zurückgekehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Bursch geworden war. Jeden Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem leeren Munde nach, den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Aloys früh auf, fummelte seinen Tschako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonanz gemußt hätte; als es zum Erstenmale zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da, als es zum Zweitenmale zusammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden.

„Ist das nicht der Tolpatsch?" sagte der Eine.

„Nein, er ist's nicht."

„Ja, er ist's," sagte der Erste wieder. Aloys schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Aloys schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hause Marannele's vorbei, Niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum Drittenmale läutete, in die Kirche. Er zog seine weißledernen Handschuhe aus und besprengte sich mit Weihwasser; er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre stehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte sie ja aus tausenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen Aller, es sah ihn ja nicht, für es allein war er den weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wiesenstetten als Brautpaar verkündete, da stand der Aloys nicht mehr da wie gegossen, da zitterten seine Knie und seine Zähne klapperten. Aloys war der erste aus der Kirche, er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmuth und Weinen, alle seine Glieder waren ihm wie zerschlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter und dann weinte er wieder und schluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte und daß es hohe Zeit sei, daß sie zusammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier sein Bild ansichtig wurde, riß er es von der Wand und schmetterte es auf den Boden. Lange saß Aloys dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, pfiff ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab; die Augen niederschlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick stolz empor. Nachdem er beim Schultheiß seinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er schaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß' Gott, Kamerad!" Der Aloys sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder eine Antwort zu geben; er dachte jetzt, daß es eigentlich gescheiter gewesen wäre, wenn er gesagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel ist Dein Kamerad, aber ich nicht;" es war indeß zu spät zu dieser Antwort. — Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm Alles wie Galle so bitter; er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Bouteille vom Besten" geben, und obgleich sie ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter seines Vetters, des Mathes vom Berg, stand nicht weit von ihm, er brachte es ihr zu; das Mädchen that ihm herzlich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich Niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Tour getanzt, da Jeder fast fort und fort mit seinem Schatze tanzte oder mit der Gespielin des Schatzes und dem Schatz eines andern wechselte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchtest Du nicht auch tanzen?"

„Ja, komm', wir wollen einmal." Sie faßte Aloys bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich nochmals um, als suche er etwas, und tanzte dann so flink, daß Alle staunten. Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben sich an, er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen; er kümmerte sich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Zornesblicke des Aloys waren fast immer auf den Jörgli geheftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte; als man denselben fragte, wo das Marannele sei, sagte er, es sei „unpaß," und lachte dabei. Aloys biß so mächtig auf seine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus, der Jörgli sah ihn wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schelmenlieder zu singen, sie hatten meist einerlei Melodie und fast alle nur eine Strophe wie:

Und a lustiger Bua
Verreißt allbet*) e Paar Schua;
Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war schon bald Mitternacht, als Aloys wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte, da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Fopplied, sie schlugen dabei mit den Fäusten auf den Tisch:

Hoan.**) hoan, hoan gang i net,
Wer will schaun hoame gaun.***)
Der muß koan Geld mei dann.****)
Hoan! hoan! hoan gang i net.

Aloys kehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um, und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit seinen Kameraden sang. Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatsch," da ergriff

*) Oftmals.
**) Heim.
***) Gehen.
****) Mehr haben.

dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli in's Gesicht, drauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Weile war Alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entstand wieder ein allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander: die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganzes Büschel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzenslust. Aloys und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich in einander verbissen hätten; endlich nach langem Ringen hob sich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hatte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdrosseln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauses wandern. —

Mit einem zerrauften blaumäligen Gesichte, bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tags das Dorf; sein Urlaub war erst morgen zu Ende, aber was sollte er noch zu Hause? er ging so gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geschrieben, Aloys ging einer harten Strafe entgegen; er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wieder zu kehren. Als er in Horb den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertiren; da grüßte ihn unversehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehst Du schon wieder nach Stuttgart?"

„Ja," antwortete dieser, und schlug den Weg dahin ein; die Mechtilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen, mit einem freundlichen „Bhüt' Gott" schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte, jetzt konnte es der Aloys auch singen, und jetzt paßte es erst ganz auf das Marannele; er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Thust Du stolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Rosen welken all.

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad," in einem finstern Gefängnisse, seine Rauferei abbüßen; oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängnisse kam und auf sechs Wochen in die Strafklasse eingetheilt wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit sein muß; da verfluchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und er sich so noch auf sechs Jahre an die Heimath gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika, er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit seiner Frau und seinen acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf.
Spur' ich einen rechten Sturmwind weh'n,
Als wollt' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken."

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Aloys an seine Mutter:

„Es druckt mir oft schier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut so allein genießen soll, ich wünsch mir oft ganz Nordstetten herbei; den alten Zahn, das blinde Conrable, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, des Sauerbrunnenbasche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können: was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr dann auch sehen, wie der Tolpatsch jetzt seine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm 'was schicken: es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Mechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Marannele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es schon Kinder? Auf der Ueberfahrt ist auch ein gestudirter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm, bei uns gewesen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so denk: was machen sie denn jetzt in Nordstetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die schlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der Nachtwächter, ruft sein: „B'hüt' uns Gott und Maria." Am Sonntag ist mir's am ärgsten, daß in Nordstetten jetzt Samstag zu Nacht ist, das sollt' nicht sein, es sollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten, ich vergeß' das nie und wenn ich hundert Jahr alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten sein, da wollt ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist."

Karl Friedrich Bachmann.

Geh. Hofrath und Professor der Philosophie zu Jena. Er ward zu Altenburg am 24. Jun. 1785 geboren, besuchte das dasige Gymnasium und seit Ostern 1803 die Universität Jena, wo er erst Theologie, nachher Philosophie studirte, in welcher er Hegel's, Krause's und Ast's Vorlesungen hörte, und Mitglied der lateinischen Gesellschaft unter Eichstädt war. Nachdem er 1806 die philosophische Doktorwürde erlangt hatte, ging er im Frühjahr 1807 nach Dresden, um durch Benutzung der dortigen Bibliothek sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Im Herbst 1808 reiste er nach Heidelberg in der Absicht, daselbst als Privatdocent aufzutreten; durch Krankheit daran gehindert, ergriff er die Gelegenheit, eine Hauslehrerstelle in der Nähe von Bern anzunehmen, und kehrte im Sommer 1810 nach Jena zurück, wo er bald darauf als Privatdocent auftrat, 1812 eine außerordentliche und 1813 die ordentliche Professur der Moral und Politik erhielt. Mit großer Liebe wendete sich B. dem Studium der Mineralogie zu; schon früher Prodirector der großherzogl. mineralogischen Gesellschaft, wurde er nach des Bergraths Lenz Tode, 1832, zum Director derselben ernannt. 1846 ward er Ritter des G. S. Falkenordens.

Er schrieb:

Uebersicht neuer Leistungen im Gebiete der Mineralogie. Hermes, Jahrgang 1824 fg.

Ueber Philosophie u. ihre Geschichte. Drei akademische Vorlesungen. Jena 1811 u. 1820.

Ueber die Philosophie meiner Zeit, zur Vermittelung. Jena 1816.

Ueber die Hoffnung einer Vereinigung zwischen Physik u. Psychologie. Preisschrift. Utrecht 1821.

System der Logik. Leipzig 1828.

Ueber Hegel's System und die Nothwendigkeit einer nochmaligen Umgestaltung der Philosophie. Leipzig 1833.

Anti-Hegel. Jena 1835.

Einzelne Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Digitized by Google

Bachmann hat kein eigenes System aufgestellt, wohl aber in unermüdlichem Streben nach der Erkenntniß des Wahren die anscheinend widerstrebenden Gegensätze zu vermitteln sich bemüht und die Philosophie nicht als Sache der Schule, sondern des Lebens betrachtend, diesem so nahe wie möglich zu führen und die gegenseitige Durchdringung zu befördern gesucht.

Karl Barth

ward im Octbr. 1787 zu Eisleben bei Hildburghausen geboren. Vom Vater zum Stande eines Goldschmieds bestimmt, sagte er sich später davon los und wurde Zeichner und Kupferstecher. Nach vielfachen Lebensschicksalen ließ er sich in Hildburghausen nieder. Sein Freund Rückert führte ihn im Deutschen Musenalmanach für 1834 der Welt als Dichter vor. Als Kupferstecher hat er einen sehr geschätzten Namen in der Kunstwelt.

Er schrieb:

Lyrische Poesien. Zerstreut in Almanachen.

Eigenthümliche, aber gesunde Lebensanschauung, Tiefe und Innigkeit erheben seine kleinen Gedichte über das Gewöhnliche und beurkunden eine echte, reichbegabte Künstlernatur.

Des Goldschmiedlehrlings Klage.

Von Rauch und Dampf und Feuerqualm umflossen,
Ein Sklave an den Ambos angeschlossen,
An schwarzer Esse wühlend in Metallen,
Wo ohrzerreißend Hammerschläge fallen
Und schrillend kreischt der schlimme Ton der Feilen:
Da soll ich Armer lebenslang verweilen,
Und ohne Hoffnung immer nur vom Frischen
Die heißen Thränen mit dem Feilstaub mischen!

Durch trübe Fenster nach dem Fleckchen Himmel
Und nach der freien Mücken Tanzgewimmel
Blick' ich mit Neid aus meiner finstern Klause
Und wünsche mich weit weg vom Vaterhause.
Statt Silber schmied' ich Pläne zum Entweichen,
Wie meines Lebens Wunsch ich könn' erreichen:
Durch Farben Leben geben dem Gedanken,
Und dir, o Kunst, nur dienen ohne Wanken.

Alles nur ein Hauch!

Auf edler Frucht ein Duftthauch, den zerstöret
Die leiseste Berührung, ist die Unschuld;
Die Sünd' ein gift'ger Hauch auf reinem Spiegel,
Deß erster Anflug ew'ge Flecken läßt;
Die ird'sche Lieb' ein Hauch der ew'gen Liebe:
Der Traum ein Hauch von einem schönern Leben;
Das Leben selbst ein Hauch aus Gottes Munde;
Das Wort ein Hauch des ewigen Gedankens,
Und was ich sing', ein Hauch deß, was ich fühle.

Friedrich Wilhelm Barthold,

ordentlicher Professor der Geschichte zu Greifswald, ward am 4. Septbr. 1799 zu Berlin geboren, woselbst sein Vater Beamter in königlichen Diensten war. Die Erzählungen seiner Mutter, aus Mainz gebürtig, von den Erlebnissen in den Rheinlanden zur Zeit der französischen Revolution verfehlten nicht, auf B. schon in der Jugend einen für historisch-politische Betrachtung weckenden Einfluß zu äußern. Seine wissenschaftliche Vorbildung erhielt B. auf dem Friedrichwerderschen Gymnasium zu Berlin. Seit Michaelis 1817 widmete er sich der Theologie daselbst, fühlte sich aber bald zur Geschichte hingezogen, deren Studium er in Breslau unter Wachler und Raumer fortsetzte. Häusliche Verhältnisse zwangen ihn, längere Zeit als Erzieher ein Unterkommen zu suchen. Zu Ostern 1826 wurde B. als ordentlicher Lehrer am Collegio Friedericiano in Königsberg angestellt, wo er sich sehr bald der akademischen Laufbahn zuwendete. Im Frühjahre 1831 ward er als außerordentlicher Professor der Geschichte nach Greifswald versetzt, und im Nov. 1834 ordentlicher Professor daselbst.

Er schrieb u. A.:

Johann v. Werth im nächsten Zusammenhange mit seiner Zeit. Berlin 1826.

Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. 2 Bde. Königsberg 1830 — 31.

Georg von Frundsberg u. das deutsche Kriegshandwerk zur Zeit der Reformation. Hamburg 1833.

Eine Reihe von Aufsätzen in Raumers „historischem Taschenbuche", z. B. „Jürgen Wullenweber", 1835; „Anna Iwanova", 1836; „Ausgang des Joanschen Zweiges der Romanow", 1837; „H. Ch. von Roßwurm", 1838.

Ein überaus fleißiger und scharfsinniger Sammler und Forscher, hat sich B. durch gesunde Kritik, reiches Wissen und treffliche Darstellung in seinen Schriften bleibendes Verdienst um die Aufhellung einzelner Punkte der vaterländischen Geschichte erworben.

Jürgen Wullenweber von Lübeck
oder
die Bürgermeisterfehde.

Erstes Capitel.

Kirchenverbesserung und Volksherrschaft in den wendischen Hansestädten. 1531.

Aengstlicher, als mit deutscher Ehre und geschichtlicher Wahrheit sich verträgt, pflegen die Vertheidiger des Protestantismus den Vorwurf abzuweisen, daß der Geist der neuen kirchlichen Lehre eine, alte politische Formen zersprengende Gewalt entwickelt und kühne Thatkraft erweckt habe, welche nie verjährende oder verkürzte Rechte in Anspruch nahm und muthig vertfocht. Die Kirchenverbesserung ist überall in deutschen Landen die Sache des Volkes, der Bauern, des reichsstädtischen Bürgerthums und des niedern Adels gewesen, und hat in ihrem Entstehen die republikanische Tendenz, als eine der kirchlichen verwandte, in sich aufgenommen. So mußte denn eine doppelte Abwehr den nach zwei Zielen gerichteten Angriffen entgegentreten, die der alten kirchlichen und der alten weltlichen Macht. Die erstere waffnete zu allen Kämpfen dieselben Streiter, den römisch gesinnten Klerus; die zweite erscheint jedes Mal als diejenige, deren Rechte eben durch einen besondern Angriff ge-

Digitized by Google

führet wurden. So sehen wir denn in den vier Kampfpartien, welche die Reformation begleiteten, eine vierfach verschlungene Combination streitender Kräfte. Als zuerst den Reichsadel Franz von Sickingen zur Abwehr drückender Fürstenmacht aufrief, waren die natürlichen Gegner die Fürsten, geistliche und weltliche, und der gewalthabende schwäbische Bund; als die Bauern aus schmachvoller und unchristlicher Leibeigenschaft nach Freiheit aufzublicken wagten, traten Alle gegen sie in den Kampf, denen sie Zehnten und Frohnden entzogen, Adel, Communen, Prälaten und Fürsten; so oft die niedern Bürger und Zünfte der Aristokratie des Raths und der Geschlechter Einhalt thaten, hatten sie die Geschlechter, das Reichskammergericht, den Kaiser, als Gewährleister des Bestehenden, sich gegenüber; wenn endlich die Fürsten zur Begründung ihrer Souverainetät kampffertig sich verbanden, stellte sich ihnen der Riese beleidigter kaiserlicher Macht entgegen. Weil nun in jener deutschen Revolution jeder zum Schlage aufgehobene Arm, gleichsam wie in einem Mühlwerke die correspondirende Gegenkraft in Bewegung setzte, trugen die republikanischen Anstrebungen das Princip der Vernichtung so lange in sich, bis es einer von den betheiligten Mächten gelang, durch ein allgemeineres Interesse die widerstreitenden politischen zum Schweigen zu bringen und für sich zu bewaffnen. Dies verstand nur die landesherrliche, indem sie das religiöse Moment für sich in den Kampf rief, und darum hat sie allein durch die republikanische Aufgeregtheit gewonnen: erst eine unabhängigere Stellung gegen das Reichsoberhaupt, dann die souveraine Gewalt über die Stande. So ist es denn erklärlich, daß im ganzen protestantischen Deutschland und auch in Dänemark, wo die Kirchenverbesserung die Frucht eines Kampfes war, die Fürstenmacht stufenweise als unumschränkte sich festsetzte, und daß demnach die Reformation, ungeachtet ihrer republikanischen Tendenz, im Ausgange den Schein gewann, als habe sie das Extrem begünstigt.

Aber außer diesen beiden Oppositionen entdecken wir in den wirren Händeln jener Zeit noch eine in den Gemüthern wirkende, welche den Aufschwung des politischen Freiheitseifers lähmte und niederhielt; es ist das protestantisch-theologische Bedenken, welches die Obrigkeit als eine von Gott eingesetzte in ihrem Bestehen verbürgte und jede, auch die sündhafteste Rechtsüberwältigung eher ertragen hieß, als gottlos zur Gegenwehr zu greifen. Wie viel Schönes und Edles dieses urchristliche Weltentäußerungsgebot für Kirche und Wissenschaft im deutschen Volke hervorgebracht haben mag; eine Lehre, die, um das Eine, das höchste Gut, festzuhalten, allen irdischen Rücksichten zu entsagen ermahnte: so hat sie dennoch in der politischen Entwickelung seit dem sechzehnten Jahrhundert unendlichen Schaden zugefügt und den Zerfall des Reiches- und Volksganzen, die Erblindung des Nationalglanzes mitverschuldet. Dieses fromme Duldungsgesetz, welches die Bestrafung irdischen Unrechts dem Richter über uns anheimstellt, ist Hamlet's Gewissen, welches „Feige aus uns Allen macht", und Unternehmungen unserer Vorfahren, voll von Kraft und Nachdruck, aus der Bahn lenkte. Diese Gewissensfurcht verstattete unsern frommen Altvordern nicht, nach dem doppelten Siegeskranze zu greifen; hatten sie die Freiheit des Gewissens errungen, so achteten sie weltliche Freiheit und Herrlichkeit gering; getröstet und genügsam gewannen sie im Verluste und verloren im Gewinn.

Keinem der Kämpfe, welche die Kirchenverbesserung in Deutschland und bei den stammverwandten Nachbarn begleitete, ist dieser Charakter gegenseitiger Kraftverneinung und Selbstzerstörung, des Verlustes im Gewinnen, schärfer aufgeprägt, als der sogenannten Grafen- oder Bürgermeisterfehde, dem Gegenstande vorliegender Arbeit. In ihr werden wir alle ringenden Interessen jener großen Zeit sich vermischen, sich trennen, in scheinbar zufälliger Wahl und Gegenüberstellung sich abmühen sehen, damit denn endlich doch aus dem widerspruchsvollen Gewirre Das, was für das höchste Gut galt, seinen Platz behaupte, wiewol mit Vernichtung aller für das Volk gehofften Vortheile. In Dänemark und in den Hansestädten befestigt sich die neue Lehre unerschütterlich; aber in Dänemark erhebt über den zertretenen Bauern- und Bürgerstand der Adel sein stolzes Haupt und wählt einen machtlosen König, um in nothgedrungener schimpflicher Entsagung nach 125 Jahren alle seine trotzigen Rechte zu den Füßen der Souverainetät niederzulegen; die Hansen, als sie ihre so heldenkühn aufkämpfenden Häupter einem schmachvollen Tode preisgegeben, versinken in politische Nichtigkeit. Ist schon die Nachweisung der streitenden Kräfte um des folgereichen Gehalts willen anziehend, und spielen in die Entwickelung der Tragödie fast alle nachhaltigen Interessen Europas hinein, so mehrt den Reiz der Aufgabe das epische Schicksal großartiger, an Griechenland und Rom erinnernder Naturen; ihre Lösung wird ein Act historischer Gerechtigkeit, indem sie zwei tüchtige deutsche Männer, den Dictator der Hansen, Jürgen Wullenweber, und seinen Magister equitum, Marcus Meier, der Schande entzieht, mit welcher kurzsichtige Zeitgenossen und indolente Nachkommen ihr Andenken gebrandmarkt haben.

Der Glanz und die Macht, welche früher die deutschen Hansen umkleideten, waren im Laufe des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts in vermindertem Maße auf die fünf wendischen Städte: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald, zurückgewichen und spiegelten sich wieder von diesen auf den Vorort Lübeck ab, das erstens in ihrer Zahl allein als freie Reichsstadt sich behauptet, indem die übrigen mehr oder weniger unter die Botmäßigkeit des nächsten Landesherrn gekommen waren, und zweitens als höchstes Tribunal eines weithin geltenden bürgerlichen Rechts in Ansehen blieb, das seine sittliche Ueberlegenheit sicherte. Dieses „Lübsche Recht", die schönste Gabe, welche das deutsche Bürgerthum seinen fernsten Ansiedlungen an den Küsten der Barbaren mittheilen konnte, verlieh ihren Städten die wohlthätige Gewalt, an Adel und Geistlichkeit jede Strenge zu üben, wenn vor ihrem Schöppenstuhle angeklagte Verbrecher in ihrem Weichbilde ergriffen waren. Revals Bürger durften sich im J. 1535 nicht scheuen, auf das Rechtsgesuch der Angehörigen eines „eigenen Bauern," den Urel von Rysenberg erschlagen, diesen enthaupten zu lassen. — Hamburg und Bremen, der Nordsee zugewandt, und darum andern Handelsverhältnissen und Beziehungen, befolgten eine von den wendischen Orten abgesonderte Politik, deren Hauptaugenmerk die Beherrschung der geschlossenen Ostsee war; Danzig, unter polnischem Einfluß, gesellte gemeinsamen Bestrebungen sich noch zu, soweit nicht örtliche Lage und Rücksicht auf Preußen und Polen dieselben verboten. Daß von 85 Gemeinden, in der Blüte der Hanse ihr verbrüdert, außer den wendischen nur noch die überwendischen in losem Verbande geblieben, war neben innern Gebrechen die Folge der veränderten Weltstellung, der ausgebildetern Einheit, Kraft und Ordnung in den Monarchien, der neuen Gestalt des Verkehrs mit Auswärtigen, der Sicherheit, welche der Landfrieden den Straßen gab und das Ansehen des schützenden Bundes verminderte; Umstände, die, mit zahllosen Localverhältnissen gebieterisch vereinigt, ein Band lösen mußten, das ein gemeinsames Bedürfniß einst hervorrief.

In Lübeck, dem reichen Vororte, der Stätte der nord- und mitteldeutschen Themis, hatte die Kirchenverbesserung an der oben angedeuteten doppelten Opposition mehr Widerstand und daher spätern Eingang gefunden, als in irgend einer Stadt des nördlichen Deutschlands; sie war allein das Werk des unermüdeten Eifers der niedern Zünfte. Früh schon erwachte unter der Menge das fromme Verlangen nach dem „reinern Worte"; einzelne Prediger hatten Zugang gewonnen; aber noch im J. 1528 durfte der Rath die Apostel Luther's vertreiben, dessen Werke auf offenem Markte durch die Hand des Büttels verbrennen und die Sänger deutscher Psalmen einthürmen lassen. Die starre Altgläubigkeit des Rathes, vereint mit dem Domcapitel, mit den Junkern und reichen Kaufleuten, welche die demokratische Richtung der kirchlichen Neuerer wohl erkannten, blieb taub gegen Bitten und Murren der Zünfte. Aber die unzufriedene Stimmung fand wirksame Organe, als Erschöpfung des Staatsgutes, herbeigeführt durch eine Reihe von Kriegen, den Rath nöthigte, eine neue Steuer zu verlangen, und die Bürger auf Erwählung eines Ausschusses von 36 Männern aus ihrer Mitte antrugen, um gemeinsam diese Angelegenheit zu betreiben. Als das Jahr 1528 dieses Geschäft noch nicht erledigte, berief die Gemeine am 12. September 1529 neue Achtundvierziger, ertheilte ihnen aber insgeheim die Weisung, sich auf keine Geldartikel einzulassen, bevor nicht der Rath die Einführung der evangelischen Lehre zugestehe. Zugleich gab ihnen gesteigertes demokratisches Bewußtsein die Befugniß, die Aufsicht des gesammten Staatshaushaltes zu übernehmen. Der Rath erschrak, eiferte heftig gegen so ketzerische, unerhörte Forderungen, war aber schon so weit aus seiner Stellung gewichen, daß dem Ausschusse die Schuldregister überliefert wurden. Immer noch in dem Wahne, die Junker und Kaufleute seien das Volk von Lübeck, hielt er unter mancherlei Bedenken die ungeduldige Menge hin, welche bereits den katholischen Gottesdienst zu stören begann; als aber beharrlich jede neue Abgabe verweigert wurde, getümmelvolle Haufen die Kirche, den Markt, die Säle des Rathhauses füllten und am 10. December ein Volksaufruhr zu befürchten stand, gaben die eingeschüchterten Herren dem Ausschusse, der auf 56 vermehrt war, nach und gestatteten die Zurückberufung zweier vertriebener Prediger. Jetzt war es um das Ansehen des bisherigen Regimentes, um die katholische Kirche in Lübeck geschehen. Vergeblich drohte Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der berüchtigte Gegner der neuen Lehre, er werde sich des von seinen Vorfahren begabten Hochstiftes annehmen; die geduldete Kirchenpartei ward schon eine unduldsame, drang ungestüm auf die Abschaffung der katholischen Predigt und erwirkte durch ihre Vierundsechziger am 7. April 1530 einen Rathsbefehl an den römischen Klerus, sich bis auf Weiteres des Predigtstuhles gänzlich zu enthalten. Darauf ver-

Digitized by Google

stummte auch in der Domkirche die erbitterte Controverse; dagegen ward am zweiten Ostertage das Abendmahl zu St. Aegidien in beider Gestalt ausgetheilt und die neue Steuer übernommen.

Keineswegs aber ruhte jetzt die Tribunengewalt; der Rath mußte am 10. Juni 1530 sie urkundlich, als mit seinem Wissen und Willen rechtmäßig aus der ganzen Bürgerschaft gewählt, erklären und versprechen, die Annahme der Prediger als sein Werk zu vertreten. Als die Theilnahme der Vierundsechziger am Stadtregimente sanctionirt war, stürmten sie bald mit neuen Forderungen ein; nach einer Volksbewegung, welche bereits das schlummernde Rednertalent unter den Handwerkern geweckt, mußte der Rath am 30. Jun. 1530 die Abschaffung des gesammten katholischen Cultus, die Domkirche ausgenommen, befehlen und gleich darauf, als die furchtsamen Canoniker die Messe einstellten, alles Kirchensilber und die Altarkleinodien zur Verwendung der Stadt auf die Tresekammer bringen lassen.

In Folge des Reichstags zu Augsburg konnte die Veränderung der kirchlichen und städtischen Verfassung Lübecks nicht ohne kaiserliche Ahndung bleiben. Ein Pönalmandat Karls V gebot bei schwerer Strafe im October 1530 die Absetzung der Vierundsechziger und die Herstellung des alten Gottesdienstes. Aber das Volk achtete nicht das Geheiß des Reichsoberhauptes, und der Rath hatte so wenig die Kraft, den Beistand benachbarter Fürsten, wie vorgeschrieben, anzurufen, daß er vielmehr die Verantwortung des Ungehorsams auf sich nehmen und die „Verordneten" auf 164 sich verstärken lassen mußte. Mönche und Geistliche wichen hoffnungslos aus der Stadt und sahen ihre Kirchen und Klöster in Armenhäuser und Schulen, ihre Einkünfte auf den Unterhalt der lutherischen Lehrer, sowie der milden Anstalten verwandt. Dem so gewaltsam gebildeten Kirchenstaate gab Dr. J. Bugenhagen, auf Ansuchen des Raths und der Bürgerschaft von Wittenberg nach Lübeck berufen, im Winter $15^{30}/_{31}$ mit dem Beistande der Vierundsechziger eine feste gesetzliche Ordnung; am 18. Februar 1531 versprach der Rath alle Beleidigungen der Bürger zu vergessen und erhielt dagegen durch vier Bevollmächtigte das Handgelöbniß des Gehorsams und der Ehrerbietung. Tags darauf bezeichnete ein Dankfest in allen Kirchen die Vollendung der Reformation, sowie die Beschickung des Tags zu Schmalkalden die Beharrlichkeit der Gemeine, mit den übrigen protestantischen Ständen die neue Ordnung der Dinge zu vertreten. — Unter den kühnen, glücklichen Sprechern des Volks von Lübeck wird uns bei dem Amnestiegelöbnisse zum ersten Male ein Mann genannt, der gewiß schon in den einleitenden Bewegungen über seine Genossen sich erhob, aber erst jetzt als die Seele der Demokratie sich kundthat, nämlich Jürgen Wullenweber. Es ist uns nicht gelungen, über dieses merkwürdigen Volksführers früheres Leben und Bildung irgend etwas mehr als sein Geburtsjahr 1492 aufzufinden. In allen Zeitbüchern heißt er nur der „kühne Demagoge" mit dem magern Beisatze, daß er ein Kaufmann gewesen, gleichwol nicht zu den großen Herren und Junkern gehört habe. Sein Geschlecht scheint ein in mehren Hansestädten ansässiges; denn im J. 1532 war ein Bruder Jürgen's, Joachim, Rathsherr zu Hamburg, der, wie durch Jenen gehoben, so auch in seinen Fall hineingezogen wurde. Daß ein nicht gewöhnlicher Grad von Verstandesbildung, Muth, bürgerlichem Bewußtsein, Wohlredenheit und Geschick im Rathe und im Felde dazu gehörte, so hohe Dinge anzuregen und hinauszuführen, lehrt auch die oberflächlichste Betrachtung seiner Thaten und ist auch von den erbittertsten Feinden bezeugt; seine Fehler, die mit dem Uebermaße des Kraftgefühls verbunden sein mußten, wird ohne besondere Charakterschilderung der Verlauf gegenwärtiger Geschichten kund thun. Sollen wir Eins zu seiner Individualisirung hinzusetzen, so ward ihm jene vollbürtige Staatsbürgernatur zu Theil, wie sie das freie Athen, als zu jeder Aeußerung des politischen Seins begabt, hervorrief. In den freien deutschen Städten war noch die Zeit jener Vollwüchsigkeit des Individuums, jene Unvermitteltheit und Einfachheit der Verhältnisse, in denen das Leben alle Tüchtigen ohne Hochschulen, Regierungscollegien und Militairakademien zu Richtern, regierenden Bürgermeistern und Feldherren erzog.

Während die übrigen Rathsglieder klüglich oder unmännlich dem Drange der Gegenwart sich fügten und die Herstellung des Alten vom Kaiser thatlos erwarteten, ertrugen die zwei ältesten Bürgermeister nicht die Verhöhnung ihres Amtes und die damit verbundene kirchliche Umwälzung. Nikolaus Brömsen, adeliger Herkunft, der im J. 1521 dem landflüchtigen schwedischen Ritter Gustav Erikson Wasa den gastlichen Schutz Lübecks erwirkt; dessen Bruder, ein Rechtsgelehrter, zu Augsburg das Pönalmandat betrieb; ein verständiger, doch nicht großer Combinationen fähiger Staatsmann, dem alten Glauben aus Ueberzeugung, dem Patrizierrechte aus Standesinteresse ergeben, ritt mit dem gleichgesinnten Amtsgenossen Hermann Plönnies am Ostersonnabend 1531 heimlich mit einigen Dienern aus der Stadt; erst nach Schönberg im Mecklenburgischen, dann nach Gadebusch, auf Mahnung Herzog Albrechts von Mecklenburg, dem Vollstrecker des kaiserlichen Mandates; aber dieser gefährliche Schritt beförderte die demokratische Umbildung Lübecks. Die Kunde vom Entweichen der höchsten obrigkeitlichen Personen erfüllte die Stadt mit banger Besorgniß; noch an demselben Nachmittage wurde bei verschlossenen Thoren durch die Verordneten der Rath berufen und durch den Wortführer derselben, Wullenweber, um die Ursache jener Flucht befragt. Vergeblich betheuerten die jüngern Bürgermeister, nichts um die Sache zu wissen, „sie würden unverbrüchlich den Vergleich mit der Bürgerschaft halten"; die Gemeine, heimliches Einverständniß befürchtend, ließ beide mit dem ältesten Rathsherrn im Rathhause, die übrigen zwölf Senatoren in ihren Häusern gefänglich bewachen. Ein ängstliches Osterfest ward von der Stadt und den Gefangenen begangen, denen rohe Bürger sogar mit dem Richtschwerte drohten; auf den Kanzeln beteten die Geistlichen, welche nach theologischem Berufe sich schon von der Opposition getrennt, um Abwendung eines allgemeinen Aufruhrs. Das Mistrauen wuchs, als der Stadthauptmann Friedrich von dem Werder, aus Schönberg zurückgekehrt, nachdem er beim Machthaber Wullenweber Geleit nachgesucht, Brömsen's feindliche Stimmung bezeugte, der seinerseits dem Rathe schrieb: „Furcht vor Gewalt und schimpflicher Entsetzung habe ihn wider frühere Absicht vermocht, der Ladung des Herzogs und kaiserlichen Briefen bis Gadebusch zu folgen."

Die von dem Bürgermeister heimlich ohne Wissen des Raths gepflogenen Unterhandlungen, die Furcht vor eifriger Betreibung der Execution durch die Ausgewichenen, ihre unerhörte Flucht aus einem so hochwichtigen Amte rechtfertigte die weitern Sicherheitsmaßregeln der verwaisten Gemeine; als sämmtliche Rathsherren ihres Amtes überhoben sein wollten, widersetzte sich Wullenweber entschieden, befreite sie jedoch aus ihrer Haft auf das Gelöbniß, ohne Abnahme der Stadtrechnungen sich nicht zu entfernen, und ließ dem Ausschusse das große Siegel aushändigen.

Lag nun zwar der That nach fast alle Gewalt in den Händen der Tribunen, so schritt die Volkspartei dennoch dazu, sich dieselbe auch in altgesetzlicher Form zu übertragen und ein Gegengewicht unmöglicher zu machen. Das Rathscollegium bestand gegenwärtig nur aus 14 Gliedern, indem auch ein Senator nach Schmalkalden geschickt war. Gemäß dem Statute Heinrichs des Löwen vom Jahre 1158, dem Grundgesetze der lübecker Verfassung, sollten 24 Personen im Rathe sitzen. Demnach drangen die Verordneten auf Vollzähligkeit und erörterten zugleich historisch aus alten Pergamenten, wem das Wahlrecht zustehe. Als die Urkunde des Guelfen dem Rathe selbst die Küre zu vindiciren schien und die Tribunen erklärten, die Gemeine sei befugt, darüber zu entscheiden, schritten am 18. April 1531, wie das souveraine Volk sich zu ihren Gunsten ausgesprochen, die Hundertundvierundsechziger zur Wahl und erkoren neun Glieder aus ihrer Mitte, keineswegs vornehme Herren, von denen jedoch der alte Rath nur sieben annahm, indem er die Stellen der Ausgetretenen nicht als erledigt betrachtete. Brömsen's und Plönnies' gedruckte Vertheidigungsschriften fanden eine so gründliche als leidenschaftslose Widerlegung; da sie nicht zurückzukehren wagten, wurde am 9. September Gottschalk Lunte aus dem Ausschusse und Gotthard von Höreln aus dem alten Rathe in ihre Stelle gewählt, welcher Letztere jedoch der Annahme sich weigerte und, als sie ihm aufgenöthigt wurde, in Ahnung bösen Ausgangs vor Notar und Zeugen geheim protestirte. Die also entsetzten Consuln trugen den Haß gegen Lübecks „muthwilliges Regiment" weiter nach Deutschland; Plönnies begab sich nach Münster und starb bald, Brömsen nach Brüssel an den Hof des Kaisers, der am 14. August den standhaften Vertheidiger alten Glaubens und alten Rechts zum Ritter schlug, ihn zum Rath machte und im Jahre darauf zu Regensburg den Adel der Brömsen ehrenvoll erneuerte. Einen halben Triumph hatte das Geschick seiner Vaterstadt ihm für spätere Zeit aufbewahrt; für jetzt wirkte ein zweites und drittes geschärftes Mandat des Kaisers vom 3. August 1531 nur eine Steigerung des Hasses, indem die Volkswuth den Junkerhof und die Gildenhalle der Kaufleute plünderte. Eine Disputation über Glaubenssachen, zu welcher die Bürgerschaft gegen das Domcapitel sich bereit erklärte und auch J. Wullenweber, als einen einsichtsvollen Eiferer für das Lutherthum, ernannte, kam nicht zu Stande, indem die Prälaten sich weigerten, über Dogmen zu disputiren, sonst aber Ruhe hielten, da die Hundertundvierundsechziger das Aussterben des Stiftes beabsichtigten und ihnen Schutz und Nießbrauch ihrer Pfründen für ihre Person verhießen. So war ohne Blutvergießen durch den „unordentlichen" Rath ein gesetzlicher Gang der Dinge eingeleitet, ohne daß Wullenweber, die waltende Seele, aus bescheidener Zurückgezogenheit sich mit dem Pompe eines Bürgermeisters an die Spitze geschwungen hätte; erst die bedenklichen Zeitläufte der Jahre 1532 und 1533, eines persönlichen Einschreitens bedürftig, riefen ihn zur Dictatur auf.

Digitized by Google

Wie in Athen und in den an Verfassung und Sitte verwandten Bundesstaaten und in den lombardischen und tuscischen Gemeinen des Mittelalters eine gemeinsame Thätigkeit dieselben Erscheinungen, nur in kleinern Kreisen, hervorrief, die Schwankungen des demokratischen und aristokratischen Princips, des Guelfen- und Ghibellinenthums sich gleichzeitig bei allen wiederholten, so standen auch die wendischen und überwendischen Städte in dieser Gegenseitigkeit zu Lübeck, von welchem gemeinhin die Initiative ausging. Hatten die niedern Zünfte hier die Junkerherrschaft gebeugt, so war das Geschick derselben überall ausgesprochen; daß nun in der kirchlichen Reform Danzig und die wendischen Städte bis auf Greifswald, dem Universitäts- und Pfaffensitze, den Lübeckern vorausgeschritten, erklärt sich aus dem nähern Verhältnisse, in welchem die Reichsstadt zum katholischen Reichsoberhaupte verharrte, während Stralsund, Rostock und Wismar von schwankenden und in sich selbst uneinigen Landesherren zwar nicht gerade begünstigt, doch auch nicht gehemmt wurden. So war am frühesten Danzig, dann Stralsund durch demokratische Aufregung der protestantischen Partei gewonnen worden; letzteres konnte aber erst nach Lübecks Vorgange zu jener spröden republikanischen Verfassung gelangen, welche die letzte Anstrengung selbstständiger Kraft zu allgemeinen Zwecken bezeugte. Schon das Jahr 1522 kündete kirchliche und politische Stürme in Stralsund an. Roloff Möller, aus bürgermeisterlichem Geschlechte, noch nicht 30 Jahre alt, keck, beredsam, schwang sich hier als Tribun der unzufriedenen Bürger auf, deutete ihnen im St. Johanniskloster aus einem Buche der Stadt Rechte und Einkommen, beschuldigte offen den Rath des Betrugs, und ward das Haupt neuer Achtundvierziger, welche durch einen Recess die alten Machthaber beschränkten. Auch hier widerstand am kräftigsten ein alter Bürgermeister, Nicolaus Smiterlow, adliger Herkunft, so verständig und unbeugsam wie Brömsen, der der neuen Lehre — er war mit Bogislav X. auf dem nürnberger Reichstage gewesen und hatte Luthern predigen gehört — nur deshalb nicht offener Anhänger, weil sie seine bürgerlichen Vorrechte bedrohte. In demselben Jahre verkündeten muthige Apostel das reinere Wort erst außerhalb der Kirchen; als aber in der stillen Woche 1523 der gereizte Pöbel einen Bildersturm wie zu Wittenberg erhob, bahnten ihnen die Achtundvierziger den Weg zum offenen Siege. An der kirchlichen Freiheit erstarkte bald die bürgerliche; einerseits zogen die Pfaffen mit ihren Baarschaften und Archiven auf Greifswald und luden der Stadt Häupter vor kaiserliches und geistliches Recht; andrerseits setzten um Johannis 1524 die Bürger ihren Tribun, der auf der Fischbank sein Tribunal aufgeschlagen, nebst Christoph Lorbeern mit Gewalt auf die Bürgermeisterbank und vermehrten den Rath mit acht aus ihrer Zahl, worauf der stolze Altbürgermeister, seine Würde nicht mit den Eingedrungenen zu theilen, freiwillig aus der Stadt wich und zu Greifswald im verwandten Hause B. Sastrow's wie im Exile lebte. Die Herzoge von Pommern ließen diese Unbilden geschehen, theils hoffend, über die hadervolle Gemeine eher zu souverainer Gewalt zu gelangen, theils aus Furcht vor „Schwärmgeistern," welche ohne Scheu die Absetzung der Fürsten predigten. Als Kirche und Verfassung Stralsunds also umgestaltet waren, trat im J. 1526 eine Annäherung an das Alte ein, indem die Herzoge Georg und Barnim auf ihrer Huldigungsreise den verbannten Bürgermeister zurückführten und den Sturm der Gemüther in soweit beschwichtigten, daß das Kirchenregiment blieb, Roloff Möller dagegen die Stadt meiden mußte. So war zwar der Grund einer demokratischen Verfassung in Stralsund gelegt; daß aber die Gemeine sich zu größerm Machtbewußtsein erhob, ward erst Folge des spätern Fortganges des hansischen Vorortes.

Rostock und Wismar hatte ziemlich gleichzeitig dieselbe Entwickelung zu denselben Resultaten geführt. Die Boten der neuen Lehre, schon 1523 aufgetreten, überwanden mit muthiger Hülfe der Zünfte den Widerstand des katholischen Rathes, ertrotzten von 1530 eine liturgische Ordnung, und nachdem Wismar die Gebäude der Klöster und geistlichen Stiftungen, das Kirchengut schon 1525 zum Stadthaushalte eingezogen, theilten die Vierziger mit dem Rathe die öffentliche Verwaltung.

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so sehen wir in den wendischen Städten im J. 1531 die Kirchenverbesserung durch das niedere Volk vollendet, in Lübeck, Stralsund und Wismar bereits entschiedene Ansätze einer populairen Verfassung, in allen eine demokratische Reizbarkeit, ein Kraftbewußtsein, welches zu hohen Dingen befähigte. Zugleich aber merken wir im Hintergrunde lauernd die Gegenpartei, die beleidigten Aristokraten, in deren Interesse es lag, den republikanischen Aufschwung nicht zu einem glänzenden Erfolge kommen zu lassen, und die, entrissene Vorrechte im Auge, lieber in einer machtlosen Stadt die Ersten sein wollten, als in einem weithin gebietenden Staatenbunde bürgerlicher Gleichheit sich bequemen.

Zweites Capitel.

Die nordischen Kronen. Christierns II Ende. Marx Meier, der Hufschmidt. Pläne der drei Burgermeister im Zwischenreich nach Friedrichs I Tode. 1533.

Die Trennung der Union von Calmar war von allen verständigen hansischen Bürgern als die wichtigste Lebensfrage angesehen worden, indem sie ihre Rechte und ihre Stellung allein gegen eine getheilte Herrschaft der nordischen Reiche zu behaupten vermochte. Um die organische Auflösung dieser kolossalen, aber misgefügten Macht hatten die wendischen Städte ein nieverkanntes Verdienst sich erworben und die Ausbildung der dänischen und schwedischen Volksthümlichkeit im Kampfe gegen eine allgemeine Verknöcherung bedingt, zugleich aber die Welt an den Gedanken gewöhnt, in Lübecks Händen läge die Entscheidung, wer im Norden herrschen solle. Treu dieser unerläßlichen Politik, hatten die Hansen gegen Christiern II. eine nachhaltig-feindliche Stellung eingenommen, einen Mann, dessen königliche Tugend und Volksbeglückungsideen den starren feudalistischen Formen seines Jahrhunderts so weit vorausgeeilt waren, als die unsittliche Wahl seiner Mittel mit der sich durchbildenden öffentlichen Meinung im schreiendsten Widerspruche stand. Sein hochsinniges Streben, über der zertrümmerten Macht des Adels und der Geistlichkeit einen Thron zu errichten, dem ein erlöster Bauern- und ein freier Bürgerstand als Stützen dienten, war vollkommen gescheitert, und die Flucht des gehaßten Neuerers und Adelsfeindes hatte Dänemark und Norwegen in die Hände seines an geschichtlicher Bedeutung ihm nimmer vergleichbaren Oheims, Friedrich I., gegeben, der Fall des Henkers von Stockholm dem nationalen, aber adeligen Gustav Erickson den Weg zur Krone gebahnt. Beide Revolutionen waren durch die thätigste Hülfe der Hansen begonnen und hinausgeführt; ins Leben verwundet durch den beschränkten Vollgenuß ihrer Handelsvorrechte und geschreckt durch die Drohgestalt eines *einigen* nordischen Reiches, hatten sie Alles daran gesetzt, machtlose Wahlkönige in die Stelle des gewaltigen Reformators zu bringen. So erwuchs zum hansischen Hauptorte ein Dankbarkeitsverhältniß der nordischen Kronen, das Friedrich I. und Gustav Erickson nur so lange bewahrten, als sie, den Angriffen des Vertriebenen, des Schwagers Karls V., blosgestellt, der Seestädte bedurften. Friedrich nahm, leise auftretend in schwächlicher Klugheit, welche Adel und Prälaten dem Wahlkönige geboten, nur einige Fäden des Reformationswerkes seines Vorgängers auf, und wollte eine stillere Entwickelung, wo die Weltlage zwischen durchgreifender Verfolgung des Systems und einem Rückschritte kein Mittel gestattete. Ihn drückte die Abhängigkeit von den stolzen Hansen und ihre sich gleichbleibenden Ansprüche, welche Dänemarks Erblühen als selbstständiger Handelsmacht verhinderten; aber er verschonte sie in erheuchelter Gerechtigkeitsliebe, so lange das Unwetter noch am Horizonte drohte. Auch Schwedens neuer König, dessen Verbindlichkeiten gegen Lübeck noch persönlicher und ausgesprochener waren, indem er für großmüthigen Schutz in der Verfolgung, für Geldunterstützung in der Staatsarmuth, für ausgerüstete Flotten in der Landesbedrängniß und Wehrlosigkeit zu danken hatte, hielt dieses mit den Interessen seiner Schöpfung unvereinbare Pietätsverhältniß mit innerm Unmuthe so lange fest, bis die Gefahr vor dem gemeinsamen Gegner der nordischen Kronen durch Lübecks muthvolles Einschreiten verbannt war. Aber unpolitischer Eifer entwand den Hansen alle Vortheile. König Christiern hatte im J. 1531 durch den berüchtigten Gustav Trolle, den vertriebenen Erzbischof von Upsala, ein geheimes Einverständniß mit dem Klerus von Norwegen angesponnen und begründete die Hoffnung seiner Wiederherstellung auf die Altgläubigen, als deren Patron er sich jetzt verkündete. Durch Vorschub seiner Schwägerin, der verwitweten Königin von Ungarn, Maria, Statthalterin der Niederlande, war es ihm gelungen, in holländischen und friesischen Häfen auf Kosten unternehmender Bürger, die den Vortheil für ihren Handel ermaßen, eine Flotte und ein Heer von 7000 Mann aus deutschen und nordischen Abenteurern aufzubringen, mit welchen er im October zu Enckhuysen und Medenblick unter Segel ging und nach einem gefährlichen Sturme mit geschwächten Streitkräften am 9. Nov. 1531 zu Opslo (Christiania) landete. Eifrige Prälaten hatten ihm so weit vorgearbeitet, daß bereits im Winter ein großer Theil des südlichen Norwegens bis auf das Schloß Aggerhus, dessen Vertheidiger Mogens Gyldenstiern ihn arg betrog, dem alten, durch Unglück gemilderten Herrscher huldigte und der norwegische Reichsrath am St. Andreasabende dem Könige Friedrich Treue und Gehorsam aufkündigte. Aber das Glück lächelte Christiern nur einen kurzen Winter. Zwar zeigte der dänische Reichsrath sich höchst saumselig in der Gefahr; desto regsamer dagegen die Lübecker, beunruhigt aus Handelseifersucht auf die kecken Holländer und in Hoffnung, durch kraftvolle Beihülfe die nordischen Reiche noch mehr an ihr Interesse zu knüpfen. Stand-

Digitized by Google

haft hatten sie am 1. Juli den kaiserlichen Gesandten, der die Hansen für den Vertriebenen gewinnen wollte, abgewiesen, und schon am 1. Sept. dem besorgten Könige Friedrich, der Eilboten und Abgeordnete über einander schickte, Schiffe versprochen, den fremden Krieg für den ihrigen erklärend. Ehe auch nur eine dänische Jacht ausgerüstet war, erschienen im December vier lübsche Orlogschiffe vor Kopenhagen, deren Hauptleute von dem Reichsrathe auf das stattlichste empfangen und beherbergt wurden; in Erbietung aller Freundschaft und Verbürgung der frühern Privilegien nicht kargend, erklärten die Herren, „die Lübecker hätten sich in solcher Noth nicht als Nachbarn, sondern als Väter Dänemarks erwiesen.“ Im Februar 1532 folgten unter dem Befehle zweier Rathsherrn noch zwei andere Fahrzeuge; weil indessen die dänische Flotte noch nicht beisammen war, mußten sie unthätig vor Kopenhagen den Frühling erwarten, indem sie, wie billig, das unedle Ansinnen ablehnten, allein in dieser Jahreszeit gegen den Feind auszulaufen. Hin und her gingen zwischen dem Hoflager Friedrichs und Lübeck Rathsherren und Abgeordnete; der königlichen Versicherungen war kein Ende und die Sperrung des Sundes vor den Holländern als der billigste Dank des Reiches betrachtet. Nach verdrießlicher Mahnung gesellte sich in der Fastenzeit nur ein Schiff zu den Lübeckern, welche aus Eifer, an den Feind zu kommen, dem umlagerten Aggerhus Hülfe brachten und, die Last des Krieges fast allein tragend, mit holländischer Beute zurückkehrten. Erst im Mai 1532 waren die lässigen Dänen fertig, um mit dem hansischen Geschwader, durch das Rostocker, Stralsunder und Danziger verstärkt, nach Norwegen unter Segel zu gehen. Diese Kampffertigkeit der Städte gab den Dingen bald eine andere Wendung; Christiern, der sich vergeblich auch an Schweden versucht, räumte das Feld von Aggerhus, zog sich unter Verlusten nach Opslo zurück und gab, gebeugt durch alte Erinnerungen und neue Widerwärtigkeiten, bald den Entschluß auf, mit Waffengewalt sich zu behaupten. Knud Gyldenstiern, erwählter Bischof von Odensee, befehligte die Flotte der Bundesgenossen mit unbeschränkter Vollmacht und trat kraft derselben am 14. Mai mit Christiern in Unterhandlung, der, entmuthigt, den hochfahrenden Forderungen auf Norwegen entsagte und nach mancherlei Wendungen gegen zugesichertes Geleit zum Oheim von Dänemark und zur Sühne sich führen zu lassen versprach. In dem am 1. Juli zu Aggerhus geschlossenen Vergleiche verbürgte der bevollmächtigte Bischof Sicherheit auf der Reise und aller Orten in Dänemark; ihn, wenn der Frieden sich zerschlüge, nach Norwegen oder nach Deutschland zurückzubringen, Verzeihung für die abtrünnigen Norweger, und gelobte, falls nach dem Tode Friedrichs Volk und Stände Christiern zum König erwählten, ihm nicht widerwärtig zu sein. Lange sträubten sich die hansischen Abgeordneten und Hauptleute den Vertrag zu unterzeichnen; nur zum Kriege gegen Christiern, nicht aber zu einem Tractate bevollmächtigt, der den Ueberwältigten in dänische Hände gab und den Städten für die aufgewandten Kosten kein Unterpfand gewährte. Ihr mannhaftes Erbieten, den so förderlich begonnenen Krieg hinauszuführen, ward abgelehnt, und überredet, daß Alles mit Wissen des principalen Kriegführers geschehe, willigten sie endlich in die Untersiegelung. Aber sowie die ehrlichen Deutschen übertölpelt waren, setzte unedle Klugheit Friedrichs auch seinen Bevollmächtigten in peinliche Verlegenheit. Noch vor der Besiegelung des Vergleichs- und Geleitsbriefes waren aus Dänemark zwei Beamte angelangt, welche, die Vollmacht Gyldenstiern's beschränkend, die bisher gepflogenen Unterhandlungen abzubrechen befahlen. Der Bischof, an seiner Ehre verletzt, wenn seine so weit gediehenen Bemühungen ungültig erklärt würden, weigerte sich der Rücknahme. König Christiern, der bei so veränderten Umständen sich gewiß nicht auf Gnade und Ungnade den Feinden ausgeliefert hätte, bestieg ungewarnt am 8. Juli 1532 zu Opslo ein dän. Schiff, des freundlichsten Empfangs „wie der verlorene Sohn“ beim Oheime gewärtig, und kam in Kurzem auf die kopenhagener Rhede. Friedrich ergriff die willkommene Gelegenheit, aller Sorge um den Prätendenten überhoben zu werden; der Reichsrath entschied sich für die Aufhebung eines gegen den Befehl des Königs verheißenen Geleits, und als der ängstliche Prälat, der Verantwortlichkeit sich zu entziehen, den Gefangenen obenein beschuldigte, durch verschiedene Schritte unterwegs das Geleit gebrochen zu haben, und der dänische und holsteinische Adel mit Gustav den König Friedrich zur Verhaftung des gehaßten Gegners verpflichtete, ward man einig, vor der Welt den schändlichsten Treubruch zu begehen. Was sollten die Bevollmächtigten der Hanse jetzt Anderes thun, als dem Beschlusse sich fügen? Mußten sie doch sogar, um für den Augenblick der vergeblichen Kriegführung entschuldigt zu sein, falls man den Geleiteten freiließe, gleichfalls auf seine Einsperrung dringen. So führte man den Unglücklichen, der noch immer Aussöhnung hoffte, nach Sonderburg, wo ein Kerker, der bis auf ein Fenster und ein Loch statt der Thüre vermauert war, ihn furchtbar enttäuschte und ihn in Gesellschaft eines Zwerges der Hoffnungslosigkeit eines lebenslänglichen Gefängnisses preisgab. Vier dänische und vier holsteinische Edelleute erhielten den Revers Friedrichs und seines Sohnes Christian und bewachten den gehaßten Adelsfeind mit unerbittlicher Strenge. Auf weſſen Seite die Klugheit und der Gewinn, lag vor Augen; es war nicht einmal ein Act fürstlichen Edelmuths, sondern der Rechtlichkeit eines Privatmannes, den Berückten nach Norwegen zurückzuführen und ihm die Ergebung auf Gnade und Ungnade oder Fortsetzung des Krieges freizulassen; auf welcher Seite dagegen unwiederbringlicher Verlust und Spott, erfuhren die Lübecker nur zu bald. Während dieses Verlaufs in Norwegen war Friedrichs Verhältniß zu den Niederländern, die er als Bundesgenossen Christierns betrachtet hatte, ein anderes geworden. Noch im Januar 1532 hatten lübecker Abgeordnete, unter ihnen Wullenweber, den König in Gottorp dringend ersucht, durch einen Tractat mit ihnen den Niederländern den Sund zu versperren, und am 1. Mai war zwischen Dänemark und Lübeck ein Erbvergleich entworfen worden, kraft dessen beide Theile alle westerländischen Schiffe angreifen und den Krieg mit bedeutender Macht fortsetzen wollten. Eingewiegt durch die Hoffnung, zur ausschließlichen Beschiffung des Sundes berechtigt zu werden, hatten die Abgesandten diesen Entwurf nach Hause genommen, um ihn, vom Rath und der Bürgerschaft gebilligt, am Johannistage zu vollziehen. Als aber die Holländer von einem ihnen so nachtheiligen Tractate Kunde erhielten und die Angelegenheiten ihres Schützlings eine schlechte Wendung nahmen, arbeiteten sie gegen die Vollziehung desselben, indem auch der Statthalterin Maria und des Kaisers Briefe versicherten, jene dem landflüchtigen Könige geleistete Hülfe sei nur auf Vorschub einiger Privatleute erfolgt. Friedrich, nach entfernter Gefahr des hansischen Beistandes nicht mehr bedürftig, erkaltete in seiner Freundschaft in dem Maße, daß er, statt die gerechten Forderungen der Städte zu befriedigen, ein Handelsbündniß mit den Niederländern errichtete, ihnen die von den Lübeckern aufgebrachten Schiffe wiedergab, nur die Beschiffung Norwegens, so lange Christiern dort weilte, verbot und die Hansen ohne ihr Wissen mit einschloß. Diese gewiß nicht rühmliche Politik eröffnete den Getäuschten die Augen und brachte nothwendig ein feindliches Verhältniß zum dänischen Reiche hervor, welches in der furchtbaren Grafenfehde nicht eher ausbrach, bis das Duumvirat zweier merkwürdiger Männer die demokratische Reizbarkeit und Kräfte auf's Höchste gesteigert und der Tod Friedrichs eine gewaltsame Umkehr der Dinge im Norden zu erleichtern schien.

Unter den Kriegsleuten, welche dem abenteuernden Könige nach Norwegen gefolgt, befand sich Marx Meier, der früher zu Hamburg, seiner Vaterstadt, das Handwerk des Hufschmidts betrieben, aber aus Unbehagen am ruhigen Bürgerleben und aus Lust zu hohen Dingen zu den Waffen gegriffen hatte und, wie es Brauch war zu damaliger Zeit unter rüstigen Zünftlern, ein Landsknecht geworden war. Ihn schien die Natur zu einem andern Stande ausersehen zu haben, denn er war eine hohe kräftige Gestalt mit einnehmenden männlich schönen Zügen, von geschmeidigen und über sein früheres Verhältniß gebildeten Umgangsformen, voll Gewandtheit in allen Lagen des Lebens, und dabei eines so unbezwinglichen Muthes, daß er die verwegensten Anschläge auf sich zu nehmen nicht verzagte. Nach mancherlei Kriegsfahrten, von denen wir nur wissen, daß er im J. 1523 in der Belagerung Kopenhagens diente, hatte ihn sein Stern nach Holland unter die Fahnen Christierns und darauf nach Norwegen geführt. Durch persönliche Tüchtigkeit flößte er seinen Gegnern solche Achtung ein, daß die Lübecker, als er im Frühjahr auf einem Schiffe in ihre Gewalt gerieth, ihn mit Bewilligung Friedrichs als Fähndrich in ihre Dienste und nach mancher lobwürdigen That im Felde vor Opslo den bewährten Kriegsgesellen mit nach Lübeck nahmen, wo alles im Norden entlassene Kriegsvolk den deutschen Boden betrat. Hier eröffnete sich dem schönen Fremdling in Kurzem eine verheißliche Heimat; das demokratische Lübeck war der Ort, in welchem ein geburtloser, aber mit Fähigkeiten begabter und mit Selbstbewußtsein auftretender Mann sein Glück machen mußte; galt doch sein früheres Handwerk als Empfehlung bei der Menge, welche die Zünftler an die Spitze des Staats zu stellen strebte. Eben hatten die protestantischen Stände dem Kaiser zum Danke für den nürnberger Religionsfrieden machtvolle Hülfe gegen Soliman zugesagt, der im Frühjahre mit einem ungeheuren Heere nach Ungarn aufgebrochen war. Lübeck ward 800 auserlesene Knechte und übertrug dem Fremdlinge die Hauptmannschaft. Marcus Meier, mit so stattlichem Befehle der angesehenen Hansestadt Lübeck betraut, eilte dem kaiserlichen Heere zu, dessen Erscheinen und Schärtlin's Heldenthat am 19. September 1532 den Sultan vermochten, aus Oestreichs Grenzen eilig sich zurückzuziehen. Als darauf das Reichsheer auseinanderging, kehrte der Stadthauptmann nach Lübeck heim und lenkte im ritterlichen Gefolge, mit vielen Pferden, in köstlichen Kleidern noch mehr die Aufmerksamkeit des

haufens, besonders aber der Frauen auf sich. Frauengunst gehört immer dazu, das Glück eines Abenteurers zu vollenden. Lübecks Frauen, auch die vornehmsten, erwiesen sich dem jungen Kriegsmanne hold und vermehrten sein Selbstgefühl. B. Sastrow, ein Zeitgenosse, berichtet, den Brief einer reichen Frau aus den ersten Geschlechtern Hamburgs gelesen zu haben, worin die naiven Worte vorkommen: „Mein lieber Marx, wenn ihr denn alle Kapellen habt besucht, so visitirt auch einmal die Hauptkirche.“ Aber er wollte durch eine angesehene Heirath ein sichreres Glück gründen, als durch vorübergehende gefährliche Buhlschaft. Im October 1532 war Herr Gottschalk Lunte, jener demokratische Bürgermeister, gestorben und seine Witwe, die schon vorher einen Mann gehabt, selbst gegen der Freundschaft Willen geneigt, unserm Helden ihre reiche Hand zu geben. Aber ihre Hochzeit am Pfingstsonnabend begleiteten allerlei unheilvolle Vorzeichen, obgleich sie einen Beweis des populairen Ansehns des Mannes gaben. An demselben Tage sollte vor Lübeck ein Missethäter enthauptet werden; als der Nachrichter den ersten Streich verfehlte, entstand ein Auflauf zu Gunsten des Unglücklichen, in dessen Folge fünf Büttel erschlagen wurden. Dem Unwesen konnte aber nicht gesteuert werden, weil zu derselben Stunde Marx Meier mit großem Gepränge als Bräutigam in das holsteiner Thor einritt und ihm der Stadthauptmann mit allen reisigen Dienern ehrenhalber entgegengezogen war.

Marcus Meier, gehoben durch seine Persönlichkeit, in der Gunst des Volkes, das seinen Ritter bewunderte, den Ersten der Stadt kühn nahe getreten, mußte bald auf seiner Bahn einem Manne begegnen, den Geistesverwandtschaft vor Tausenden unausweichlich ihm zutrieb. Wullenweber und Marx Meier, der kecke Kriegsmann, dem die Welt gehörte, und der verwegen sinnende Tribun, vor dessen ehrgeizigen Blicken bereits ein anderes Lübeck, eine andere Hanse, ein anderer Norden sich gestaltete. Die vertraute Bekanntschaft beider Männer, der Austausch ihrer Plane und Hoffnungen, die Berathung über der Stadt Angelegenheiten, mußten die Formen zerstören, in welchen das Gemeinwesen sich zeither bewegte, und eine leidenschaftsvolle Thatkräftigkeit erwecken, welche die Heimat zur ersten Stadt des Nordens erheben oder auch ihr Verderben zur Folge haben konnte. Unentschieden bleibe, wer von Beiden den Andern in die Höhe luftiger Plane trug; der Zeitgenosse H. Bonnus beschuldigt den Kriegsmann, den besonnenern, aber gläubig ihm ergebenen Tribunen mit sich fortgerissen zu haben. Die Folge wird aber lehren, daß ein gleicher Fittig wohl Beide in gleich schwindelige Höhe führte.

So lange jener träge, dem Alten zugewandte Bestandtheil des Rathes gegen jede Machtäußerung der Popularen protestirte, blieb die Kraft der Gemeine gelähmt. Er mußte zuvörderst auf gesetzliche Weise ausgeschieden werden. Unverkennbar hatte die Schlaffheit desselben die Stadt um alle Früchte des letzten Krieges gebracht und das wichtigste Unterpfand ihrer Privilegien, den nordischen Prätendenten, den Dänen überliefert. Noch im Januar 1533 waren Abgeordnete von Lübeck den König in Holstein mit dem Gesuch angegangen, sie gegen die Holländer zu schützen, welche den Städten den Handel der Ostsee allmälig entwänden, oder ihnen wenigstens nur eine gewisse Anzahl Schiffe oder den Vertrieb gewisser Waaren zu verstatten. Aber Friedrich, damals auf dem Krankenlager, hatte jede Abhülfe verweigert und die Gesandten obendrein mit Vorwürfen entlassen. So auf sich selbst angewiesen, mußte die Volkspartei die Hindernisse kräftiger Beschlüsse im Rathe selbst wegschaffen. Zur Rechtsform verhalf dem Tribun seine Kenntniß der alten Verfassung. Nach dem Statute Heinrichs des Löwen sollte in jedem Jahre der dritte Theil des Rathes abdanken, mithin „Niemand länger als zwei Jahre im Rathe sitzen, falls nicht die Bürger aus besondern Gründen auf eine Erstreckung der Würde antrugen.“ Da nun der Nothstand der Hansen ein kräftiges Regiment forderte und häufiger Wechsel der Rathsstellen dem demokratischen Ehrgeize schmeichelte, so setzte Wullenweber bei der Gemeine ohne Mühe die Herstellung der alten Ordnung ins Werk, und der Rath mußte sich am 21. Februar 1533 eine neue Wahl gefallen lassen, der zufolge erstens Wullenweber mit sieben Kaufleuten in das Collegium gekoren und am 8. März an Luntens Stelle zum Bürgermeister erhoben wurde. So nun ans Ruder der Republik mit größtentheils Gleichgesinnten gestellt, berief Wullenweber nach acht Tagen die Gemeine auf's Rathhaus, schilderte beredtsam die Gefahr des hansischen Handels bei dem wachsenden Verkehre der Niederländer in der Ostsee und forderte sie zum Kriege auf, um dem Ruin ihrer Wohlfahrt zuvorzukommen. Er erlangte zur Bestreitung des kostspieligen Unternehmens ihre Einwilligung, das in Folge der Reformation eingezogene Kirchensilber auf die Rüstung zu verwenden, ließ auf diesen unabweislichen Vorschlag die in der Tresekammer bewahrten Kirchengeräthe zu Gelde machen und verschonte sogar den kolossalen metallenen Kronleuchter zu St. Marien nicht. Eilig gingen darauf bei Beginn der Schiffsfahrt zwei Orlogschiffe unter zwei neuen Rathsherren in See und durchsuchten alle Fahrwasser bei Bornholm und den dänischen Inseln. Als jedoch die Holländer, von der Feindseligkeit unterrichtet, ihre Kauffahrer daheim hielten, legten sie sich lauernd in den Sund. Energischer wurde die kriegerische Maßregel, als Marx Meier, der eben Luntens Witwe heimgeführt, den Befehl des Kriegsvolks auf der verstärkten Flotte bekam. Um die wenig ehrbaren Sitten des wilden Obersten zu schildern, berichtet R. Kock als Augenzeuge, Meier sei, als die Flotte vor Kopenhagen anlegte, mit den anderen Herren von Lübeck in vornehmen Häusern aufgenommen worden, habe aber hier so wenig Behagen gefunden, daß er sich zwei Stunden darauf mit seinen Trabanten unter Trommeln und Pfeifen in ein „gemeines Jungfernhaus“, allem Anstande zum Hohn, der Neuvermählte, geleiten ließ. Auf die Kunde, daß an der Küste Englands 24 holländische Kauffahrer lägen, segelten die Schiffe in die Nordsee; da diese aber in einem englischen Hafen Sicherheit gesucht, bemächtigten sie sich eines Spaniers und zweier Holländer, welche mit englischen Gütern auf Rechnung des Königs befrachtet waren. Mangel an Lebensmitteln nöthigte sie Tages darauf, sich in einem englischen Hafen zu versorgen. Marx Meier, dem kein Unternehmen zu tollkühn, landete am 15. August 1533 mit 8 Knechten, unter ihnen R. Kock, mit kriegerischem Gepränge an der gefährlichen Küste, ward aber, wie er drei Tage lang allerlei Unvorsichtigkeiten ausgeübt, weil er ohne Geleit war, in seiner Herberge als Seeräuber verhaftet und auf des Königs Befehl nach London in den Tower geführt. Entmuthigt durch des Hauptmanns Ausbleiben wagten die Zurückgebliebenen nicht, 20 Holländer in den Sund zu verfolgen; ihren Führer seinem Geschick überlassend, segelten sie, um Lebensmittel einzunehmen, in die Elbmündung. Aber Hamburg, in Beziehung auf die Holländer einer andern Politik folgend, weigerte sich, jene zu versorgen, weshalb sie die Zeit verloren, die Bedürfnisse aus Lübeck zu Lande herbeizuschaffen, und nur durch die Ditmarsen einigen Vorschub erhielten. Während widrige Winde und der Winter sie in der Elbe festhielten, durchschifften die Holländer den Sund, beeinträchtigten aller Orten den lübschen Handel und nahmen auch zwei Bergenfahrer.

Inzwischen war in dem dänischen Reiche eine Veränderung eingetreten, welche auf einmal alle scheinbar beruhigten kirchlichen und bürgerlichen Verhältnisse in Gährung brachte und eine unheilvolle Aera der Dinge heraufführte. Friedrich I. starb am 10. April 1533 zu Gottorp und hinterließ vier Söhne verschiedener Ehen, Herzog Christian von Anna von Brandenburg, geb. am 12. August 1503, also schon in reifern Jahren, und Johann, Adolf und Friedrich aus der Ehe mit Boguslavs X. Tochter, sämmtlich noch unmündig. Da kein Thronfolger ernannt war und der Adel sich nur verpflichtet, einen Sohn des Königs überhaupt zu wählen, erwuchs der katholischen Partei, die einem langsamen, aber gewissen Untergange entgegensah, die Hoffnung, ihre Kirche aus dem Verfalle wiederherzustellen. Den ältesten Prinzen empfahl zwar die männliche Reife seines Charakters, und er unterließ nicht, gleich nach des Vaters Tode dem Reichsrathe seine Person anzutragen, sowie er auch in Kiel die Huldigung der holsteinischen und schleswigschen Stände für sich und seine Brüder eingenommen. Aber der Klerus haßte und fürchtete den eifrigen Reformator. Schon in ihrem Beginn war Christian der neuen Lehre geneigt geworden; man erzählt, daß er bereits auf dem Reichstage zu Worms neckende Feindschaft gegen Mönche und Pfaffen zu erkennen gegeben, indem er in Gegenwart des Kaisers und der Fürsten unter der Predigt den Strick des Kapuziners, welcher durch ein Astloch der Kanzel blickte, festknötete, den heftigen Eiferer am Aufstehen hinderte und dem erzürnten Kaiser sich offen zum Schelmstück bekannte. An den Höfen deutscher Fürsten zu etwas leichtfertiger Sitte herangewachsen, war er zugleich mit der neuen Lehre vertrauter geworden, hatte dieselbe in den Erbländern eingeführt und schien daher der nationaldänischen, sowie der katholischen Partei als Ausländer und als Anhänger Luther's bedenklich. Dagegen neigten sich die Stimmen eines ehrgeizigen Adels, der sein Wahlrecht im Umfange geltend machte, wenn er den jüngern Prinzen vorzöge, und die zur alten Kirche aufstrebenden Bischöfe für Herzog Johann. Erst 12 Jahre alt, ließ er eine ihren Wünschen bequemere Regentschaft zu, und seinem jugendlichen Gemüthe konnte der Typus der alten Lehre wieder aufgedrückt werden, zu welcher eine nationalere Erziehung in Dänemark bereits den Grund gelegt. So wiesen denn die Reichsräthe Christians Botschaft, obgleich sie an die Verdienste seines Hauses um Dänemark erinnerte, kaltsinnig ab und schrieben, statt den Thron unverzüglich zu besetzen, erst auf Johannis einen Wahltag nach Kopenhagen aus, zu dem Christian nicht einmal eingeladen wurde. Während der Herzog mit löblicher Zurückhaltung den „Herren“ die Entscheidung überließ, brüderlich das Interesse der jüngern Geschwister auf dem Landtage zu Kiel berieth, die Regierung für sich, sowie als Vormund derselben antrat, führte die Wahlangelegenheit die Reichsräthe und den Adel zahlreich am Ende des Juni 1533 nach Kopenhagen.

Digitized by Google

Als man beliebt, dem innern Zustande die nächste Aufmerksamkeit zu widmen, traten die Bischöfe mit ihrem überdachten Plane hervor und verlangten in einem kalten, entschlossenen Tone, unter Beschwerdeführung gegen die vorige Regierung, völlige Wiederherstellung Dessen, was ihnen an Rechten, Einkünften, Kirchen genommen; endlich eine Aenderung des Odenseer Recesses, welcher eine nur der Geistlichkeit gebührende Jurisdiction über seine Hintersassen dem Adel eingeräumt. Vergeblich wies dieser auf die gefährlichen Folgen hin, welche der Zwist der ersten Stände in einer Zeit, da Krieg mit den Hansen im Ausbruch und Christierns geheime Partei sich rege, nach sich ziehen könnte; vergeblich forderte er Aufschub der Entscheidung bis nach geschehener Königswahl; der starre Eifer des Klerus, die Wichtigkeit des Moments erfassend, ließ nicht ab, bis der Adel in den ersten Tagen des Juli einen neuen Receß bewilligte, der zwar seine Rechte sicherstellte, aber die wichtigsten bisher für den Protestantismus gewonnenen Vortheile schnöde aufopferte. Nicht nur ward jede Reform gehemmt, sondern die junge Kirche um ihre sechs glänzendsten Jahre zurückgebracht. Als mit einem Streiche der Klerus so Folgenreiches gewonnen, kam man auf den Hauptgegenstand des Reichstages, die Wahl. Im Bewußtsein des eben erfochtenen Sieges erklärten die Bischöfe sich offen für Johann, als den geborenen Königssohn und als einen an Sprache und Sitten national-dänischen Prinzen, gegen den ältern Bruder seine fremde Erziehung, sowie sein leichtes Jugendleben einwendend; die weltlichen Stände dagegen, zum Theil aus Sorge für die neue Lehre und für die öffentliche Wohlfahrt, stimmten beharrlich für Christian und brachten alle Vortheile in Anregung, welche die Wahl eines Mannes vor einem Kinde, eines bewährten Fürsten vor einem unerfahrenen, zumal bei der noch nicht beruhigten Partei des vertriebenen Königs, allen Verständigen aufdrängte. Aber die Bischöfe, einzig ihr Interesse im Auge, wichen nicht von ihrem Entschlusse, und da die Erbitterten überall Verstärkung suchten, die kopenhagener Bürger bereits unruhig sich geberdeten, setzte der Klerus, dem Lande zum Verderben, den Aufschub der Wahl bis auf ein ganzes Jahr durch, unter dem Vorwande: die norwegischen Reichsräthe, die man für dieses Jahr nicht entboten, hinzuzuziehen. Dieser Mittelweg verhieß beiden Parteien die Erreichung ihrer Wünsche; man ordnete für das verlängerte Zwischenreich die Verwaltung zu Händen der weltlichen und geistlichen Reichsräthe, und eine selbstsüchtige Aristokratie, statt dem harrenden Volke einen König zu geben, theilte sich in die Attribute der höchsten Gewalt. Warme Freunde des Vaterlandes und der Verfassung, wie Erich Banner und Mogens Gioe, protestirten gegen eine Oligarchie, die, für die Dauer sich festzusetzen, ohne überhaupt einen König zu wählen, im Geheim urkundlich sich zusammenthat, und weigerten sich, das Decret zu unterzeichnen; man begnügte sich, die Magistrate zu Kopenhagen und Malmoe zur Wachsamkeit über ihre Bürger, denen man nicht traute, zu verpflichten, und schritt, unbekümmert um das wachsende Misvergnügen, als Regierungssenat zu andern Geschäften. Herzog Christians Gesandten, nachdem sie nochmals die Sache ihres Hauses dem Reichsrath empfohlen und den Entschluß desselben an den Tag gelegt, wie auch die Wahl ausfiele, sich nie von den Interessen des Reichs zu trennen, erhielten in Betreff der Königswahl eine ausweichende, auf den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Sendung an die Statthalterin der Niederlande, um ein Bundniß mit dem burgundischen Hause zu schließen, eine so günstige Antwort, als der kluge Antrag verdiente, worauf denn dänische und holsteinische Herren sich nach Brüssel auf den Weg machten.

Als der Reichsrath durch diesen Schritt die Politik ausgesprochen, welche er gemeinschaftlich mit den Holsteinern, den persönlichen Feinden des lübecker Regiments, in Beziehung auf die Hansen befolgen wolle, ward die längst harrende Botschaft von Lübeck vorgelassen, die jene Orlogschiffe Meier's im hohen Sommer nach Kopenhagen geführt. Mit der Beredtsamkeit und dem Freimuthe, welche einer feurigen und stolzen Seele bei erlittenem Unrechte zu Gebote stehen, schilderte Wullenweber als Sprecher die Dienste, welche die Hansen dem dänischen Reiche mit Erschöpfung ihres Staates, mit dem Blute ihrer Bürger erwiesen, und klagte laut über Undank, welcher für diese Wohlthaten jeden gerechten Lohn vorenthalte. Das Bündniß, welches König Friedrich ihnen in den Tagen der Gefahr vorgelegt, sei ohne Gültigkeit und Erfolg geblieben; zur Abwehr genöthigt, um ihren sinkenden Handel zu retten, hätten sie zwar bereits Vortheile über die Gegner errungen; diese aber seien gegenwärtig mit solcher Schiffsmacht in der Ostsee erschienen, daß sie am Erfolge verzagten, wenn nicht den Holländern der Sund verschlossen oder mindestens nur mit einer gewissen Zahl Schiffe und gewissen Waaren die nordischen Küsten zu besuchen erlaubt würde. „Deshalb nun begehrten die Hansen, als so treue und zuverlässige Bundesgenossen, den kräftigsten Beistand des Reiches gegen die Holländer, welche nicht allein den Untergang des wendischen Handelsflors, sondern auch den Schaden Dänemarks selbst bezweckten." Dieses Ansinnen setzte die Regentschaft in nicht geringe Verlegenheit, was man mit einigem Scheine des Rechts dagegen eröffnen solle; sie fürchtete das mächtige Lübeck, welches im Zwischenreiche, verbunden mit unzufriedenen Bürgern und den heimlichen Anhängern Christierns, den gefährlichsten Krieg erregen konnte. Andererseits war es gleich bedenklich, den Kaiser, der die Sache des gefangenen Schwagers aufzugeben schien, in einer Zeit zu beleidigen, wo man mit einem burgundischen Bündnisse umging und die Bischöfe des Hauptes der katholischen Welt bedurften. Nach einer Zögerung von vielen Wochen gab man denn mit möglicher Schonung zur Antwort: „der Staat ohne König sei außer Stande, sich in die geforderte Verbindlichkeit einzulassen, welche außerdem einen zu erwählenden nicht verpflichten würde; Friedrichs I. Vertrag sei nur ein Entwurf gewesen, an dessen Erfüllung den Nachfolger nichts bände; der Regierungssenat dürfe die Freiheit des Verkehrs mit Fremden nicht verkümmern, am allerwenigsten gegen eine Macht feindlich verfahren, mit der man eben ein befreundetes Verhältniß eingegangen. Die Hansen möchten sich beruhigen, bis der gewählte König Mittel zu ihrer Befriedigung fände."

Eine so unerwartete Abfertigung erfüllte den hochstrebenden Bürgermeister mit Grimm über die Undankbaren, dem er ohne Erfolg mit Heftigkeit Luft machte. Die Lage des Reichs, welche gründlich zu beobachten ein zehnwöchentlicher Aufenthalt in der Hauptstadt ihm Gelegenheit gab, verhieß die Ausführbarkeit seiner riesigen Plane. Er trug sich aber nicht allein mit dem Gedanken, am Reichsrathe für schnöde Undankbarkeit Rache zu nehmen; das ganze nordische Königthum sollte den Unwillen der beleidigten Republik fühlen und der lübecker Herrschaft, der lutherischen Lehre und dem freien Bürgerthume ein glanzvoller Schauplatz eröffnet werden. Um diese Aufgabe, des größten Mannes der alten Welt würdig, ins Ungeheure zu steigern, liefen alle Bedingungen in der Gegenwart zusammen. Im Einverständnisse mit Friedrich hatte Gustav Wasa die Maske abgeworfen und die Versöhnung mit der burgundischen Regentin geschlossen. In Besorgniß um mehre nach Deutschland geflüchtete Anhänger Christierns hatte der Schwede bereits im Februar dieses Jahres durch den Grafen von Hoya in den Ostseeländern geworben, und gebietend über eine gerüstete Land- und Seemacht, trug er kein Bedenken, das Hülfsgesuch der Lübecker gegen die Holländer, welches, gleichzeitig mit Wullenweber's Werbung in Kopenhagen, Gesandte und Briefe ihm gebracht, kurzweg, als mit dem Interesse seines Reiches unvereinbar, abzuschlagen, noch vor der Antwort des dänischen Reichsrathes. Diese Unfreundlichkeit Wasa's, dem Lübeck als Mensch und als König die wesentlichsten Dienste geleistet, mag wol dem erbitterten Bürgermeister das stolze Wort eingegeben haben: „seine Stadt könne bald einen König wieder absetzen, dem es ja allein zum Throne verholfen." Gewiß ist, daß zur Zeit des Zerfalls mit dem dänischen Reichsrath eine Spannung zwischen Lübeck und Schweden eintrat, demzufolge die Hansen schwedische Schiffe und Güter, selbst für des Königs Rechnung, als Eigenthum eines säumigen Schuldners anhielten, und Gustav, das Handelsprivilegium von 1523 widerrufend, das Vergeltungsrecht brauchte. Den Vorwurf des Undanks zu entkräften, behauptete er, „der Lübecker frühere Dienste seien durch den eigenen Vortheil geboten und auch die schuldigen Summen längst abgezahlt." Ein Vergleichsversuch des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, des Schwiegervaters Gustavs, hatte nicht zu gutem Ende geführt, indem der deutsche Fürst, den Städten verpflichtet, Bedingungen vorschlug, welche sein Eidam nicht eingehen zu dürfen glaubte.

Wullenweber, noch in Kopenhagen von diesen Vorfällen unterrichtet, verzagte nicht, auch mit zweien Königreichen in den Kampf zu treten, und bereitete mit einer arg klugen, zugleich frommen Benutzung der Umstände die Mittel. Längst kannte er die Stimmung der Gemüther in der Hauptstadt, eine Unzufriedenheit, die auf politischem und religiösem Boden zugleich wucherte. Die Aristokratie, erstarkt durch das Zwischenreich, erfüllte die Bürger mit Sehnsucht nach dem „guten Volkskönige", der unterdessen im Thurme zu Sonderburg auch den Tod seines einzigen Sohnes Johann beklagte. Auch die kirchliche Freiheit, welche Friedrich zögernd eingeräumt, schwebte in der drohendsten Gefahr. Die Bischöfe, deren Einfluß im Reichsrathe nach Banner's und Gioe's Entfremdung überwog, ließen durch katholische Hofmeister den gefügigen Knaben Johann, als dereinstigen katholischen König, erziehen und begannen unverzüglich die lutherischen Prediger zu verfolgen. Vor Allen war Hans Tausen, der begeisterte Lehrer der Burger, ihnen ein Dorn im Auge, den sie schon im Juli vor einem niedergesetzten Gerichte frecher Beleidigung der bischöflichen Gewalt beschuldigten und ungeachtet seiner männlichen und frommen Vertheidigung aus Schonen und Seeland verbannten. Zwar brachte ein Aufstand der Bürger, zu deren Unterstützung Wullenweber die Mannschaft seiner noch auf der

Digitized by Google

Rhede liegenden Schiffe einzeln in die Stadt gerufen, eine Milderung des Urtheils hervor, aber des thätigen Reformators Wirksamkeit blieb in Kopenhagen unterbrochen. Was in der Hauptstadt nicht vollkommen glückte, gelang in den Sprengeln; überall wurden die lutherischen Prediger verjagt, sogar eingekerkert, die Kirchen eingezogen und ein Edict des Reichsrathes zur Unterdrückung gemisbraucht.

So bot der schweigende Unwille des im Heiligsten gekränkten Volkes, der Unmuth des Bürgers über die Verkümmerung durch die Aristokraten, die am Tage liegende innere Zerrissenheit und Schwäche des Staates dem scharfsinnigen Dictator der Seestädte die Hand, um der Befestiger der neuen Lehre, der Wiederherstellter des niedergetretenen Bürger- und Bauernstandes zu werden und die Bedeutung der Hanse, als Aufhelferin der Volksfreiheit, gegen Adel und Hierarchie zu verherrlichen. Zu diesem Werke — einem ruhmvoll großen, wenn ihm die Förderung der höchsten menschlichen Interessen auch nicht klar zum Bewußtsein geworden; einem über seine Zeit erhabenen, wenn die sittlichen Folgen ihm lebhaft vorschwebten — gewann Wullenweber schon jetzt entschlossene Arbeiter. Der Zeit Noth und Gleichartigkeit der Natur verständigten mit ihm Ambrosius Bokbinder, einen geborenen Deutschen, schon lange in Dänemark ansässig und mit der wichtigen Würde des Bürgermeisters in der Hauptstadt betraut. Ungestüm hatte dieser seinen Eifer für die Reformation bereits im J. 1531 zu erkennen gegeben, indem er den Bildersturm in der Liebfrauenkirche geleitet. Jürgen Kock, ein Westfale, durch Tüchtigkeit und Klugheit zum Bürgermeisteramte in Malmoe, der zweiten Stadt des Reichs, gelangt, hatte hohes Vertrauen bei König Friedrich genossen; obgleich Stiefvater jenes kühnen Freibeuters und Admirals, des Klaus Knipkof, der im J. 1524 für Christiern wacker gefochten und in Hamburgs Gefangenschaft enthauptet worden war, hatte ihn der König mit Borreby belehnt, zum Ritter geschlagen und ihm die Stelle des Münzmeisters zu Malmoe gegeben, nach welcher er gewöhnlich Monter heißt. Pfäffische Zeitgenossen schildern ihn als einen Mann von furchterweckendem Aeußern, „der Sulla, Catilina und Simon Magus" in seiner Person vereinigte; durch Wucherkünste habe er bedeutenden Reichthum erworben, wiewol gegen einen Geiz die Armenstiftung zeugt, die er zu Malmoe von dem verschmähten Lösegelde des hingerichteten Sohnes fundirt hatte. Diesen deutschen Landsleuten, voll bürgerlichen Selbstgefühls und religiösen Eifers, voll Einfluß auf ihre Mitbürger, trat Wullenweber näher, und das Bürgermeistertriumvirat ward bald einig, der Arglist und der Gewalt mit Gleichem zu begegnen. Für's Erste bezweckte man noch nicht das Aeußerste; die Bürgermeister hofften Freiheit der Lehre und Privilegien, wenn sie Herzog Christian auf den Thron beförderten. Sollte dieser aber die Krone aus der Hand des Bürgerthums verschmähen, so versprach Wullenweber jede Hülfe seiner Republik, Unterwerfung des Adels, Aufnahme in den hansischen Bund und den Sieg des Lutherthums, wenn die Städte ihre Thore und Häfen der hansischen Kriegsmacht öffneten. Gelockt durch diese Aussichten und die Verdienstlichkeit ihrer That, gelobten Bokbinder und Monter Geheimhaltung und Mitwirkung ihrer Gemeinen; worauf Wullenweber, diese neue Welt voll Pläne in seinem Kopfe, in die Heimat zurückkehrte. Gewiß stammt aus dieser Zeit ein Denkvers, den man zu Kopenhagen angeschrieben fand:

Lübeck, klein und rein, verzage nicht,
Ist Holland groß, die Buben sind blos, sie thun's dir nicht.
Wenn zwei Könige du gemacht und den dritten aus dem Land getrieben,
Seid ihr noch gewaltige Herrn zu Lübeck geblieben.

Nicht beargwöhnt vom Reichsrathe, um dessen Anschläge sie wußten, zumal um die beabsichtigte Auflösung des königslosen Reichs in eine Oligarchie, meldeten beide Bürgermeister insgeheim den Zustand der Dinge an den Herzog von Holstein, mit dem Erbieten, ihm ihre Städte zu öffnen und ihn mit bewaffneter Hand auf den Thron zu heben; den gleichlautenden Antrag brachte ihm auch im Namen der Lübecker der zufällig anwesende französische Gesandte. Aber weder diese noch ein dritter Unterhändler Wullenweber's bewegten den Herzog, den Melanchthon deshalb als Muster brüderlichen Sinnes preist, aus der Hand des Bürgerthums und der feindlichen Nachbarn Dänemarks eine Krone zu empfangen, die er als einseitiges Geschenk des Adels verschmäht hatte. Denn um dieselbe Zeit hatten Banner, Gioe und Goldenstiern, Letzterer im Einverständniß mit Monter, ihn beschworen, zur Rettung des Staats das Scepter zu ergreifen. Aber Christians so kluges als frommes Wort: „es sei gegen Gottes Gebot, ein obrigkeitliches Amt ohne gesetzliche Berufung mit List oder Gewalt an sich zu nehmen," überließ die Edeln ihrem Schmerz über ihr zerrüttetes Vaterland.

Wir zweifeln an ganz reinen Motiven dieser Selbstverleugnung und glauben, Christian habe zwar den Antrag der Lübecker mit Recht abgewiesen, weil er dem Staate zu große Opfer gekostet hätte; das Erbieten einer Partei dagegen abgelehnt, weil er durch gesteigerte Noth einstimmige Wahl erstrotzen wollte. Die Zukunft klüglich erwägend, knüpfte er das Geschick seiner Erbländer mit jedem Tage enger an das dänische Reich. Als die gemeinschaftliche Gesandtschaft aus Gent mit dem geschlossenen Bündnisse zurückgekehrt war, schrieb er dem Reichsrathe, zur Bekräftigung desselben einen Herrentag nach Odensee anzuberaumen, worauf am 21. Sept. die Urkunden für Dänemark und die Herzogthümer ausgewechselt wurden. Die Niederländer hatten sich die Eröffnung des Sundes gegen gebührlichen Zoll ausbedungen, und beide Theile gelobten einen Hülfsvertrag im Fall eines Angriffs auf die Dauer von 30 Jahren; der Hansen hatte man soweit geschont, daß die Niederländer in gegenwärtiger Fehde auf dänischen Beistand zwar verzichteten, jedoch solle ein Friede nur nach Uebereinkunft Beider geschlossen werden. Für Holstein war ein Jahrgeld von 6000 Ducaten ausgesetzt, welches den Herzog nöthigen Falls zur Stellung von Kriegsvolk verpflichtete; dieselbe Summe seinem Bruder Johann verschrieben, wenn ihn die Wahl träfe. Aber Christian, der fernen niederländischen Hülfe nicht allein trauend, lud die Reichsräthe auch zu Abschließung eines gegenseitigen Schutzbündnisses ein, welche diese für beide Staaten so förderliche Union nicht ablehnen konnten, so ungern die katholische Partei eine Einheit der Interessen beider anerkannte, weil sie den Weg zur Einheit der Herrschaft bahnte. Da die Gefahr vor einem Kriege mit den Hansen sich immer offener aussprach, wurde von Odensee zugleich eine Gesandtschaft an König Gustav abgeordnet, um, nach allen Seiten äußerlich gesichert, den drohenden Dingen entgegengehen zu können.

Drittes Capitel.

Ritter Marcus Meier in Windsor. Svante Sture in Lübeck. Congreß zu Hamburg. Graf Christoph von Oldenburg. Holsteinische Fehde. 1534.

Unter diesen Rüstungen der Kronen gegen einen noch nicht ausgebrochenen hansischen Krieg war Wullenweber mit seinem Groll gegen die Reiche, mit seinen noch verschwiegenen Plänen nach Lübeck zurückgekehrt und berieth im Winter mit den Freunden die weitern Mittel, besonders mit dem verbrüderten Admiral, welchen ein Abenteuerglück ohne Gleichen mit neuen Ehren und Aussichten der Heimat wiedergegeben. Wir verließen Marcus Meier im Tower, als ein gefangener Seeräuber des Todes am Galgen gewärtig. Schon war nach längerer Einkerkerung das Urtheil über ihn gefällt, als unerwartet eine Verknüpfung von Umständen ihn erst aus dem Kerker, dann an den Hof Heinrichs VIII. nach Windsor führte. Die Freunde daheim im Rathe, wie sie sein Misgeschick erfuhren, waren nicht säumig, um für die Rettung des wichtigen Mannes Vorschreiben ergehen zu lassen. Da obenein hansische Kaufleute in London Bürgschaft für die von ihm angegriffenen Güter leisteten, ward er aus der Nähe des Todes zuerst auf freien Fuß gestellt. Daß er aber gleich darauf nicht allein an den Hof gerufen, sondern, nach ehrenvoller Aufnahme, am 8. November 1533 von der Hand des Königs zum Ritter geschlagen, mit einer goldenen Kette begnadigt und mit ansehnlichem Jahrgelde in die Bestallung des Königs aufgenommen wurde, sind Wechselereignisse, welche, dem Leben des auf dem Galgen sitzenden Hufschmidts Unheil weissagend, das Gepräge des Abenteurers vollenden und sich nicht hinlänglich aus vorhandenen Nachrichten begründen lassen. Spätere Schriftsteller am Ende des Jahrhunderts behaupten, die Zungengewandtheit und das einschmeichelnde Wesen des modernen Reinecke hätten ihn vom Galgen losgeschwatzt und den leichtgläubigen König Nobel mit der Aussicht auf die dänische Krone geködert, die er ihm in Wullenweber's Namen bot, um nur zuvörderst loszukommen und das mächtige England für die hansischen Pläne zu gewinnen. Wenn nun auch in den Bedrängnissen der folgenden Fehde Lübecks Volkshäupter überall Anhalt suchten, um nicht zu versinken, und Heinrich VIII. wirklich in die chimärischen Hoffnungen Meier's einging, so scheint doch die Gnade, welche der König damals dem gefangenen Hauptmann erwies, als die Hanse noch keinen Fußbreit Landes in Dänemark besaß, mit der spätern schwindeligen Politik in keiner Verbindung gestanden zu haben, sondern aus näherliegenden Verhältnissen erklärt werden zu müssen. Heinrich VIII., eben in jenen Ehescheidungsproceß verwickelt, der die Losreißung Englands vom römischen Stuhle beförderte, hatte am 14. Nov. 1532 die schöne Anna Boleyn geheirathet, die ihm am 7. Sept., gerade als Meier im Tower saß, die Elisabeth gebar. Feindschaft mit Kaiser Karl V., dem Neffen der verstoßenen Katharina, sowie mit der gesammten katholischen Welt, war Folge jener ärgerlichen Verbindung, und politische

Gründe machten dem Könige deshalb die Freundschaft der deutschen Protestanten und der Hanse wichtig, wozu gewiß die Vorspiegelungen des gewandten Abenteurers das Ihrige beitrugen. Wie dem auch sei, an jenen Austritt Meier's aus dem Kerker knüpft sich ein näheres Verhältniß zwischen England und dem Haupte der „Osterlingen," und der erste Unterhändler kehrte in stolzer Gestalt, als Ritter mit prunkender Gnadenkette am 15. Januar 1534 heim.

Der Ritter des Volks und der Bürgermeister, die Erfahrungen und Beobachtungen seit ihrer Trennung austauschend, entwickelten den Bestand ihrer Hoffnungen zu neuen kühnern Combinationen, und schritten ernstlich an das Werk, in den wirr durcheinander laufenden Verhältnissen die Fäden ihrer Pläne zusammenzuziehen. Die Gegenwart entsprach nicht ihren Erwartungen. Der Krieg mit Holland hatte kein günstiges Ende genommen; die Orlogschiffe überwinterten in der Elbe, während die Holländer dem hansischen Verkehr unberechenbaren Schaden zufügten und nach einander 18 Kauffahrer wegnahmen. Zwar hatte ein neues Geschwader von 18 Schiffen die Fremden aus dem Sunde gejagt und die Holländer von ihrer ganzen Seemacht und den Prisen im stürmischen Herbste nicht mehr als sechs Schiffe heimgebracht; aber zufolge der Einladungen Gustavs, des über Lübecks Trotz und Hochmuth erbitterten Schweden, fand der holländische Admiral Gerdt van Mechern alle schwedischen Häfen zur Unterstützung offen und konnte von Seiten Dänemarks denselben Vorschub erwarten. Schwedens und Dänemarks Union und Schutzbündniß, am 2. Februar 1534 zu Stockholm unter Bedingungen abgeschlossen, welche die Wachsamkeit auf die gegenseitige Wohlfahrt und Furcht vor Lübeck zu erkennen gaben; darauf erneute Beschlagnahme lübscher Güter und Personen ließen an den ernsthaftesten Maßregeln der Kronen zum Verderben der Hanse nicht zweifeln, und forderten das an materiellen Kräften so viel ohnmächtigere Lübeck auf, keinen Vortheil, um Uneinigkeit in Schweden und in Dänemark auszusäen, von sich zu weisen; eine Betriebsamkeit, in welcher Meier wie Wullenweber seinen Meister suchte. In Schweden selbst war noch viel Gährungsstoff vorhanden. Der König des Adels gefiel nicht durchaus den Bürgern und Bauern, den Anhängern der alten und neuen Kirche. Stockholms Bürger, zumal die deutschen, hätten gern den Glanz des Königssitzes mit der Aufnahme in die Hanse vertauscht und waren kühnen Neuerungen nicht abgeneigt. Mecklenburg herbergte viele flüchtige und unzufriedene Schweden nach der Katastrophe Christierns, wie Berend von Mylen, Asche von Werden und Gustav Trolle, die sich allmälig in Lübeck zusammenfanden. Wichtiger aber war es, daß Wullenweber und Meier eines Mannes sich bemächtigten, der, dem Könige nahe verwandt, durch seinen Abfall ihm in der öffentlichen Meinung schaden mußte. Graf Johann, aus dem alten westfälischen Hause Hoya, Gemahl der Schwester des Königs und von demselben mit einem Theile von Finnland belehnt, hatte mit der Zeit das Verhältniß zum gebieterischen Schwager, der doch an Geburt, nur ein gewöhnlicher schwedischer Edelmann, unter ihm stand, unbequem gefunden, und war schon bei der ersten Spannung zwischen Lübeck und der Krone auf die Seite des erstern getreten, dem er sich für Zahlung schwedischer Rückstände verbürgt hatte. Der aufmerksame Herrscher, von jener Sinnesänderung zeitig unterrichtet, hatte ihn zu sich eingeladen, um ihm über die Verführer die Augen zu öffnen; aber der Graf begehrte statt dessen Erlaubniß, aus Wiborg, seinem Lehne, nach Deutschland zu gehen, um seiner Gesundheit zu pflegen, und begab sich mit seiner Gemahlin, die nichts Arges besorgte, nach Reval. Von hier meldete er dem Könige, „seine Ehre geböte, sich als rechtlicher Bürge den Lübeckern zu stellen," und eilte, seine Familie zurücklassend, unaufgehalten durch den Heermeister von Liefland, Walther von Plettenberg, durch Preußen nach Lübeck, während Erick Flemming, zu seiner Verhaftung abgeschickt, Wiborg einnahm. Des vornehmen Unzufriedenen Gegenwart schien zwar die Feindschaft der Hansen gegen Wasa zu rechtfertigen; aber ein flüchtiger, naturalisirter Schwede und ein ausgebürgerter Deutscher, war er noch nicht der rechte Mann, dessen die lübecker Volksführer bedurften, um in dem Herzen des schwedischen Volkes Zwiespalt anzustiften. Sie brauchten einen Kronprätendenten. Am Hofe Herzogs Magnus von Lauenburg verweilte Svante Sture, des letzten Reichsverwesers Sohn, aus einem Geschlechte, dessen Verdienste um Schweden denen des verwandten Wasa an die Seite gestellt werden konnten. Der Jüngling, 16 Jahre alt, war vom Könige an den deutschen Hof geschickt worden, um sich in ritterlichen Sitten und Eigenschaften auszubilden. In einem Sture, dem Sohne Steen's, dem Enkel Svante's, setzten die schwedischen Verbannten den Ehrgeiz voraus, als Nebenbuhler um die Krone gegen den Wasa aufzutreten. Sie wußten nicht, daß den Jüngling die Liebe zur schönen Margarethe Leionhufwud, des Reichsmarschalls von Westergothland Tochter, an die Heimat knüpfte und er, auch sonst ohne Energie, ein genußreiches Stillleben dem Kampfe um eine glänzende Zukunft vorzog. Den Unerfahrenen lockte ein Lübecker unter dem Vorwande nach Möllen, er habe dort schöne Pferde gesehen, um die jener unlängst seine Mutter gebeten. Voll Freude und gespannt auf ein angeblich geheimes Gewerbe seiner Mutter, nahm er Urlaub vom Hofe, reiste nach Möllen, fand nicht das Erwartete, wol aber trat ihn spät Abends der Lübecker mit der Eröffnung an, „ein Ritter Marr Meier harre seiner Bekanntschaft." Sture merkte Unheimliches, da die Herberge sich mit Reitern füllte; gleichwol vermochten Reineckens seelengewinnende Worte diesmal nichts. Umsonst erhob Meier die Verdienste und das Ansehen der Sture, ergoß sich in Klagen über den undankbaren Wasa, den eingedrungenen Throninhaber, umsonst bot er ihm die seinem Hause zustehende Krone. Der Jüngling blieb gewaffnet gegen alle Verlockungen, „die ihn und sein Geschlecht ins Verderben stürzen würden." Auf die geäußerte Sorge um den Verlust seiner Erbgüter rief Meier mit jenem hansischen Geldtrotze: „Wir Herren von Lübeck sind reich und mächtig genug, Euch schadlos zu halten!" Als der Sture aber bei seiner Weigerung verharrte, unverblendet gegen den Glanz der Krone, gab der lübsche Ritter den schmeichelnden Ton auf und verließ ihn mit den Worten: „Will Sture nicht in Gottes Namen, so soll er in des Teufels Namen." — Bald erschien ein Rathsherr mit 50 Reitern und führte den Erschrockenen gefangen nach Lübeck, mit dem Scheine des Vergeltungsrechtes, da seit dem Februar in Schweden alle zufällig anwesenden hansischen Bürger ergriffen worden waren. Man beherbergte den Sture zwar stattlich und ließ ihn auf Ritterwort frei umhergehen, überhob sich aber noch nicht verführerischer Künste. Meier beschenkte den Junker mit einem kostbaren Sammetrocke und glaubte seines Werkes sich schon so weit gewiß, daß er sich ein besonderes Siegel anfertigen ließ, um in Sture's Namen aufreizende Briefe nach Schweden zu besiegeln. Da aber nichts den Funken des Familienehrgeizes in dem Herzen des Jünglings anfachte und er seine Befreiung vom Rathe forderte, gab ihn dieser los, „damit er sich mit Meier, dessen Gefangener er sei, abfände." Aber diesem verweigerte der Trotzige die verlangte Urphede und ward dann endlich am Tage der Hochzeit der Stieftochter Meier's, zu Ehren der fürstlichen Gäste, unter denen sich auch die Herzogin von Sachsen-Lauenburg, Sture's Gönnerin, befand, freigegeben. Nach Lauenburg zurückgekehrt, blieb er, um allen Verdacht zu verscheuchen, in Deutschland. Wenig großmüthig vergalt König Gustav dem ehrlichen Knaben, der ihm böse Händel hätte bereiten können, seine Treue. Im J. 1537 nahm er als Nebenbuhler Dem die Braut, der mit ihm um die Krone zu buhlen sich geweigert hatte. Nur die Geistesgegenwart der Königin rettete dem Sture das Leben, als der finstere Wasa ihn zu den Füßen der Treulosen einst überraschte; „er wirbt um meine Schwester Märeta," sprach Margaretha, und der Getäuschte ward ohne Liebe des Königs Schwager. — Als es Wullenweber und seinem Stadthauptmanne mißglückt war, einen Kronprätendenten aufzustellen, beschränkten sie ihre Pläne auf das näherliegende und des Sundes wegen wichtigere Dänemark, während die Spannung zu Schweden fortdauerte und der Seeverkehr an jenen Küsten gestört blieb. Richtigen Blicks ermessend, daß nach Demüthigung Dänemarks oder dauernder Verpflichtung der niederländische Handel im Osten gebrochen wäre, daß sie aber den Kampf mit beiden zugleich nicht aushielten, wandten die Herren von Lübeck sich auf friedlichere Gedanken zu Burgund, um gegen Dänemark freie Hand zu bekommen. Sehr erwünscht war der Vermittlungsversuch der Städte Hamburg, Lüneburg und Danzig, welche um Mittfasten 1534 einen Tag nach Hamburg anberaumten. Der Congreß versammelte von nah und fern die Abgeordneten aller Mächte, welche die so folgenreiche Angelegenheit des Nordens betheiligte. Auch die übrigen wendischen Städte schickten ihre Gesandten; Stralsund den Nikolaus Smiterlow, den entschiedenen Gegner des demokratischen Princips. Während die übrigen städtischen Botschaften ganz ehrbar und friedlich in Hamburg einfuhren, repräsentirte Wullenweber durch seinen Einzug die vermessene, trotzige Haltung der neuen Volksherrschaft. Als sein Amtsgenosse, Joachen Gerken, mit seinen Begleitern im bescheidenen Rollwagen bereits die Stadt betreten, ritt Wullenweber mit Hans von Elpen, den beiden Stadthauptleuten, Friedrich von dem Werder und Marr Meier, mit seiner Gnadenkette um den Hals, in vollem Harnisch, an der Spitze von 60 bewaffneten Reisigen unter klingendem Spiel und wehenden Fahnen wie in eine eroberte Stadt ein, zum nicht geringen Verdruß der übrigen größtentheils aristokratischen Gesandten. Als burgundische Bevollmächtigte waren erschienen: Georg von Oestreich, Bischof von Brixen, und Maximilian Transsilvanus; auch holsteinische Edelleute hatten sich eingefunden, die Interessen ihres Landes zu verwahren. Den kaiserlichen Räthen entging nicht die Spaltung unter den Städteboten, welche ihnen gegenüber entschiedene Haltung verhinderte. Wullenweber, im vollen Bewußtsein der Kraft seiner Gemeine, fand an diesen heimlichen Gegn-

en, welche den gemeinsamen Vortheil persönlichen Rücksichten chsetzten, mancherlei Widerstand, der ihn zu heftigerm Begeh- reizte, von den Burgundern klüglich benutzt wurde. Ent- lossen lehnten sie das Ansinnen ab, nur jährlich mit 12 Schif- den Sund zu befahren, behauptend, nach dem Völkerrechte ürfte den Niederländern die Fahrt auf der Ostsee so frei stehen den hansischen Kaufleuten die Westsee. Als der stolze Wullen- ber keinen Halt an seinen Mitgesandten fand und der stral- nder Bürgermeister sogar wie prophetisch ihm zurief: „Herr rgen, ich bin bei vielen Handlungen gewesen, habe aber nie ehen, daß man so verfährt als Ihr; Ihr werdet mit dem pf an die Mauer laufen, daß Ihr auf dem Hintern werdet en gehen;" als ferner die holsteinischen Edelleute ihn mit höh- chen Worten kränkten, verließ er am 31. März im Zorn die rsammlung und ritt spornstreichs mit Meier nach Lübeck zu- k, theils um ohne Wissen seines Anhangs keine Verbindlich- ten einzugehen, theils um über das unpolitische Benehmen ner Mitgesandten Klage zu führen, die, um nicht abwesend rurtheilt zu werden, sich auf einem kürzern Wege gleichfalls mbegaben. Die plötzliche Rückkehr der Abgeordneten erfüllte Stadt mit Getümmel; eine aristokratische Partei, die in sei- r Abwesenheit gegen das Verbot des jüngsten Recesses eine frühreriſche Versammlung gehalten und gewaltsame Maßre- n vorbereitet, verlangte stürmisch, der Rath solle Wullenwe- r über die Vorgänge auf dem Congresse zur Rechenschaft zie- n, während Andere furchtsam die Stadt zu verlassen sich an- ickten. Wullenweber bestieg selbigen Nachmittag die Kanzel r Marienkirche, wohin die Vierundsechziger mehr denn tausend ürger versammelt hatten, entwickelte in lebendigem Vortrage ne patriotischen Absichten und den Grund seiner schleunigen ntfernung aus Hamburg, und klagte in den bittersten Worten ne Amtsgenossen und die Abgeordneten der übrigen Stände , welche, verblendet über den Vortheil der Hansen, seinen derungen sich widersetzten. In gleicher Weise rechtfertigte er Tages darauf im sogenannten „langen Hause" vor einer hmaligen Gemeineversammlung und beschuldigte offener die isgunst und den Neid seiner Gegner, die ihm sogar nach dem en getrachtet hätten. Diese nothgedrungene Demagogenkühn- t hatte den erwünschten Erfolg, zu seiner Zeit den Rath der stokratischen Beimischung ganz zu entledigen. Für jetzt be- ügte sich Wullenweber, in der Volksgunst neu befestigt, die rnehmsten seiner Widersacher eine Zeitlang zu verhaften, ob- ich er sie an ihrem „freien Höchsten" strafen konnte, und eilte an, einverstanden mit seiner Partei, nach Hamburg zurück. ßt gelang es dem Eifer der hamburger und anderer Gesandten, nn auch nicht einen Frieden, doch einen Waffenstillstand auf r Jahre abzuschließen, während welcher der burgundischen ßagge die Schifffahrt auf der Ostsee freistehen sollte. Wullenwe- willigte in ein Zugeständniß, gegen welches er kurz vorher Macht des ganzen Nordens aufzubieten im Begriff war, in- n er nach vier Jahren die nordische Welt umgestaltet wähnte; gleicher Hoffnung nahmen die kaiserlichen Räthe die vorläufig ie Schifffahrt an und begriffen, zum Anzeichen heimlicher Sin- länderung, Dänemark und die Herzogthümer nicht in diesen rtrag.

Um ungehindert durch die Aristokratie die Staatsmacht aus- ließlich auf den dänischen Krieg verwenden zu können, betrieb Bürgermeister Sonnabends nach Ostern durch das aufge- chte Volk die gesetzlich gewordene Ausscheidung der noch aus erer Zeit gebliebenen Senatoren; dem Gebote bequemten sich derstrebend der alte Joachim Gerken, Anton von Stieten u. , und überließen der demokratischen Partei das unumschränkte giment. Wir werden erfahren, wie Lübecks Vorgang zu Stral- nd und den andern wendischen Städten eine gänzliche Umbil- ag, nicht ohne Tumult, zur Folge hatte.

Als Wullenweber nach allen Seiten so freien Spielraum seine kräftige Seele gewonnen, bot sich ihm der Beistand einer wärtigen ansehnlichen Macht. Auf der durch M. Meier an- ahnten Verbindung mit den Hansen weiter fußend, schickte inrich VIII. eine Gesandtschaft an die Städte, welche in Ham- rg gelehrten Beistand gegen die römischen Doctoren nachsuchte d erhielt, in Lübeck dagegen auf ein weltliches Bündniß in iglands kirchlichen und politischen Fehden antrug. Dem Ver- igen des Königs gemäß schickte der Rath einen Rechtsgelehrten d jenen Johann von Elpen nach England, mit der Vollmacht, Schutzvertrag abzuschließen, ausgefertigt am 31. Mai 1534. aublich wird versichert, daß schon damals die ausschweifende litik Heinrichs in Lübecks Anerbieten wegen der dänischen ne einging und den Hansen 10,000 Pf. Sterling, gleichsam Kaufgeld, zahlte. Die öffentliche Meinung unter den Pro- lanten mußte diese Annäherung Lübecks an England bestechen, sie der religiösen Streitfrage bedeutsam sich anschloß.

Ein böses Zeichen war es jedoch, daß unter diesen Vorberei- ngen die Geistlichkeit jene Opposition gegen den Rath unter- nahm, welcher die Aristokratie öffentlich entsagt hatte, und sie das Gewissen des unklaren Haufens mit Bedenken erfüllte. Der gelehrte H. Bonnus, Stadtsuperintendent zu Lübeck, fühlte sich entweder aus Vorurtheil für die Patricier, oder aus religiösen Gründen, oder endlich aus Besorgniß für das holsteinische Haus, wo er Prinzenerzieher gewesen, berufen, von der Kanzel gegen die unerhörten Neuerungen der Volkspartei zu eifern. Als sein Bestreben nichts fruchtete, bat er in einem vortrefflich geschriebe- nen Memorial am 4. Mai den Rath um seinen Abschied, „indem sein Gewissen ihn beschwere, Ueberwältigung gesetzlicher Obrig- keit durch den „gemeinen Mann" ungeahndet zu lassen, und er der wachsenden Ruchlosigkeit nicht steuern könne." Merkwürdig ist, daß er auf das fanatische Reich, das eben in Münster auf der Höhe stand, warnend hinwies und, eine geistes-gesunde Demo- kratie mit dem Wahnsinne der Wiedertäufer in Verwandtschaft bringend, durch unglückliche Verwechslung der Begriffe, als der Erste dem Bürgermeister die hämische Beschuldigung zuschob, der dieser später unterlag. Gleichwol frommte der kühne Schritt des Priesters nichts; seine Entlassung ward nicht angenommen, ihm vielmehr zur Strafe auf ein halbes Jahr die Kanzel verbo- ten. Wie diese zum Schweigen verurtheilte geistliche und welt- liche Opposition in der Stille den Organismus des Staats lähmte, wird die Folge lehren. — Um den gereiften Kriegsplan gegen Dänemark auszuführen, fehlte es bis jetzt an einem Feld- herrn, der, fürstlichen Blutes, dem Unternehmen Glanz und Förderniß gewähre, als Anhänger Luther's das Volksinteresse gewänne und zugleich in seiner Person einen Rechtsgrund zur Ergreifung der Waffen böte. Ein mit allen diesen Eigenschaften versehener Fürst stellte von selbst sich dar, als Wullenweber im Gedränge benachbarter Prinzen ausspähte. Christoph, Graf zu Oldenburg, Johanns XIV. Sohn, geboren 1504, war durch seinen Großvater Gerhard sowol ein Vetter des gefangenen Christiern als des Herzogs von Holstein. Nur mit einem spärlichen Erbe, einem Klostergute im Oldenburgischen, bedacht und deshalb der Kirche bestimmt, war er zwar Domherr zu Köln und Bremen, aber sein kriegslustiger Sinn hatte sich wenig mit dem geistlichen Berufe vertragen. Nachdem er eine gelehrte Jugendbildung ge- nossen, gewann ihn Ueberzeugung und der Aufenthalt am Hofe des Landgrafen Philipp für die neue Lehre, die er aus Luther's und Melanchthon's Büchern fleißig studirte. Im großen Bauern- kriege hatte er unter den Fahnen des Landgrafen und Georgs von Sachsen gegen Münzer's verführte Schaaren wacker gefochten und seitdem nur das Schwert zur Seite gelegt, um den Wissen- schaften obzuliegen. In den bekannten Pack'schen Händeln (1528) hatte er die fränkischen Hochstifter heimgesucht und gleich darauf (1529) unter Pfalzgraf Philipp Wien gegen Soliman vertheidigen geholfen. Seine Neigung für den unglücklichen Christiern bekundete unbezweifelt ein Einfall in Holstein während des nor- wegischen Krieges im J. 1531. Auf die Klage des Herzogs zur Schadloshaltung war er nach Hamburg zu jenem allgemeinen nordischen Congresse gezogen und dort zuerst mit dem Bürger- meister und mit M. Meier bekannt geworden. Gleichwol hat ein engeres Anschließen damals noch nicht stattgefunden, indem am 31. April 1531 zwischen Holstein und den Grafen von Olden- burg der Vergleich getroffen, aber noch nicht ratificirt wurde, daß die Grafen zum Schadenersatz dem Herzoge mit einem Fähn- lein zwei Monate unentgeltlich gegen Jeden, den Kaiser ausge- nommen, dienen sollten. Ein solcher Mann, jung und blühend, als Krieger in Ruf, leicht erwärmt für jeden Antrag, der ihm außer Ehre und Macht noch sittliche Befriedigung versprach, eine unerläßliche Bedingung für dergleichen feinere Naturen, die dann gleichwol den moralischen Vorbehalt nicht zu scrupulös zu unter- suchen pflegen; eifriger Protestant, gemüthvoll und Seelenruhe in bedrängter Zeit aus den Classikern schöpfend; den Freuden des Lebens nicht abhold und ein Freund der Frauen und des Weins, mehr als seinem Rufe gut war; ein Alcibiades, dem ihn schon Melanchthon verglich, für jede Lage des Lebens befähigt — war ganz der Mann, sich mit Wullenweber zu verstehen, auch wenn nicht verwandtschaftliche Theilnahme um den Gefangenen in Sonderburg, der ihn brieflich um Hülfe beschworen haben soll, sie zu einander führte.

Christierns Name, des „Volksfreundes" sollte nach der mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmoe ausgetausch- ten Ansicht alle Gegner der Aristokratie, alle Anhänger der neuen Lehre vereinigen; das gebrochene Geleit, das die Lübecker dem Unglücklichen verbürgt, ihre Hauptleute aber ohne Anfrage un- gültig erklärt hatten, als Grund eines Krieges verkündet wer- den, der, ein machtloses Königthum dem Vertriebenen oder einem Andern erringend, die neue Lehre, Volksfreiheit und Lübecks Handelsherrschaft immerdar befestige. Graf Christoph, nach Lü- beck geladen, übernahm freudig das Feldherrnamt, das ihm eine doppelte sittliche Befriedigung gewähren mußte. Nicht blieben ihm die Klagen der Hansestädte, deren Lebensprincip die den Niederländern gestattete Handelsbefugniß vernichtete, verschwie-

Digitized by Google

gen. Alle ſtillen Vorbereitungen, das Einverſtändniß mit den Hauptſtädten Dänemarks, das engliſche Bündniß wurden ihm mitgetheilt, und der gehoffte Beifall des burgundiſchen Hauſes, des Kurfürſten von Brandenburg, der öffentlichen Meinung, die die Reichsräthe als meineidig verrief, verſcheuchten dem feurigen Manne um ſo eher jedes Bedenken, da Ausſicht auf reichen Lohn, vielleicht auch auf einen Fürſtenhut, verführeriſch ſich ihm öffnete. Mit Geld zur Werbung eines Heeres verſehen, entfernte ſich Graf Chriſtoph aus Lübeck, ließ die Trommel in Niederſachſen rühren und ſah in wenig Tagen 4000 Landsknechte und Reiter zu ſeinen Fähnlein ſtrömen. Als Oberſten und Kriegsbeamten beſtellte er den Grafen von Hoya, Römer von dem Wolde; ein Graf zu Dohne und viele namhafte Edelleute ſchloſſen dem Unternehmen ſich an, unter ihnen Baſtian von Jeſſen, ein Baſtard des weiſen Friedrich von Anna Weller. Als die Völker über die Elbe gegangen und vor Lübeck am 14. Mai ſich lagerten, berief Wullenweber, der mit Meier und fünf Bürgern allein um die Sache wußte, den Rath, die Verordneten und die ganze Gemeine, eröffnete ihnen alle ſeine Anſchläge und forderte mit leidenſchaftlicher Herzählung alles von den Reichsräthen den Hanſen zugefügten Unrechts zur Schifferüſtung auf, den Grafen nach Seeland überzuführen. Die gereizten Bürger, entflammt durch die Gefahr des hochheiligen Lutherthums und voll Rachegefühl gegen Dänemarks Regiment, jubelten Beifall. Als Lambert von Dalen vor ſo gefährlichem Unternehmen warnte, hätte die raſende Menge ihn beinahe zum Rathhausfenſter hinausgeworfen. Andern Tages erſchien, wie verabredet, Graf Chriſtoph in der getümmelvollen Stadt und bat mündlich vor dem Rathe um Beiſtand zur Befreiung des unglücklichen Chriſtiern. Einſtimmig wurde ihm derſelbe zugeſichert, obgleich die verdrängten Senatoren in der Stille proteſtirten und ſpäter vor der Welt behaupteten, die Stadt, deren Vertreter ſie allein, hätte nicht eingewilligt. Um aber den holſteiniſchen Adel für die Verunglimpfung zu ſtrafen, die er dem Bürgermeiſter zu Hamburg zugefügt, und zugleich durch einen Angriff auf ein mit Dänemark verbundenes Land jenes von Kriegsvölkern zu entblößen, ſchlug Meier einen Verwüſtungszug in das Herzogthum vor und fand Beiſtimmung. Um die Form zu beobachten, hatte Graf Chriſtoph den Herzog Chriſtian ſchriftlich gefragt, weshalb Chriſtiern gegen Geleitsbrief und Siegel gefangen gehalten werde; „den Blutsfreund zu befreien, ſei ſeine und der Freunde heilige Pflicht.“ Auf die Erwiderung des Herzogs, zu ſeines Vaters Zeit ſei Chriſtiern auf Geheiß des däniſchen und ſchwediſchen Reichs gefangen genommen, und er könne ihn ohne ihre Erlaubniß nicht losgeben, ſendete Chriſtoph aus Lübeck vom 24. Mai 1534 wiederum ein Schreiben: „es befremde ihn, daß der Herzog mit den Dänen und Schweden ſich entſchuldige, da der Gefangene in ſeiner Gewalt ſei; wolle jener ſich nicht das Lob der Menſchlichkeit erwerben, ſo müſſe er mit ſeinen Freunden, zumal den Lübeckern, welche den Geleitsbrief mitunterſiegelt, zu andern dienlichen Mitteln greifen, den Gefangenen zu befreien.“ Als ſie durch dieſen Fehdebrief ihre Ehre gegen Holſtein verwahrt und durch offenen Anſchlag in den Städten freien Durchzug nach Sonderburg verlangt, erließ der Graf unter dem 26. Mai noch ein offenes Manifeſt an das däniſche Volk, voll heftiger Anklage über den an Chriſtiern begangenen Meineid, kündete den Krieg, als nur gegen Holſtein zur Befreiung deſſelben gerichtet, an und ſuchte das Mitleid des Volks im Voraus für den Gebeſſerten zu gewinnen. Ungeſäumt darauf vereinigt mit Meier's lübeckſchen Fähnlein, fiel der Graf am Ende des Mai in Holſtein ein, bemächtigte ſich ohne Widerſtand des Schloſſes Trittau, Eutins, des Biſchofsſitzes von Lübeck, und Plöns, plünderte die nahen Klöſter und machte ſich unter Verheerung des flachen Landes an die Bezwingung von Segeberg. Der Verzug vor dieſem Schloſſe hatte die Wirkung, welche Wullenweber beabſichtigte, nämlich Dänemarks Streitkräfte auf dieſen Scheinangriff abzulenken. Doch misfiel ihm die räuberiſche Art des Krieges, daß er nach einer Erzählung ſich das Haar aus dem Kopfe raufte.

Herzog Chriſtian und die Reichsräthe waren eines Anfalls von der Seite ſo wenig gewärtig, daß ſie vielmehr einer Friedensvermittelung zwiſchen Lübeck und Guſtav ſich zugewandt, dem bei der innern Unruhe ſeines Landes ein offener Krieg mit den Hanſen keineswegs erwünſcht war. Gleichwol hatte dieſer ſo wachſame Kundſchafter in Lübeck ſelbſt, daß er den Herzog ſchon am 20. Mai warnte, ehe noch dieſem der Abſagebrief des Oldenburgers die Augen geöffnet. Aufgeſchreckt durch die Feindſeligkeiten, warb Chriſtian ſogleich durch Eilboten an den Reichsrath um die vertragsmäßige Hülfe, und der gemeinſamen Gefahr eingedenk, entbot letzterer haſtig die Beſatzung von Kopenhagen und Malmoe nach Schleswig. Seinerſeits hatte Chriſtian den holſteiniſchen Adel aufgemahnt, Knechte im nahen Lauenburgiſchen und in Mecklenburg geworben und ſchickte ſeinen Marſchall, Johann von Ranzau, zum Entſatz von Segeberg. Freiwillig die Belagerung aufgebend, zog Graf Chriſtoph über Eutin, wo es am 10. Juni zu einem heißen Gefechte kam und Marx Meier ſechs holſteiniſche Edelleute fing, auf Travemünde zurück, um dem neckenden Kriege die beabſichtigte großartigere Wendung zu geben. Während der Kampf in Lübecks Umgegend entbrannte, hatte das Volk, als könne nimmer die Gefahr ihren Mauern ſich nähern, die Schiffe zur Ueberfahrt des Grafen mit Geſchütz, Lebensmitteln und Bemannung verſehen, unter ſo fröhlicher Stimmung, daß die Schmiede zu Pfingſten den herkömmlichen Schwerttanz hielten und die Bürger ſich der Feſtluſt hingaben. Als der Graf und Wullenweber ſich über Bezahlung und Unterhalt des Kriegsvolks, über den Lohn des Feldherrn und den Beſitz der gemachten Eroberungen vereinigt, ſowie die Aufrechthaltung der lutheriſchen Lehre nochmals als Hauptaugenmerk ausgeſprochen, ging vor den ihm folgenden Holſteinern der Graf nebſt dem Bürgermeiſter und M. Meier am 19. Juni 1534 auf 21 Schiffen unter Segel, ſchiffte an Moen vorüber und verſetzte, nach einer glücklichen Fahrt am 22. Juni bei Skoveshoved landend, den Krieg plötzlich nach Seeland. Gleich hinter ihnen aber war Johann Ranzau in das ausgebrannte Travemünde eingerückt und bedrohte durch eine ebenſo unerwartete Wendung das ſtolze Lübeck ſelbſt mit einer Belagerung.

Viertes Capitel.

Demokratie in Stralſund. Eroberungen des Grafen von Oldenburg. Belagerung von Lübeck und Friede zu Stockelsdorf. 1534.

Ehe wir den Kampf weiter berichten, der an Holſteins Oſtgrenze entbrannte, um ſich ſchnell über alle Provinzen des däniſchen Reichs zu verbreiten und um Lübecks Mauern eine Entſcheidung herbeizuführen, müſſen wir erſt noch die Unruhen melden, die in den übrigen wendiſchen Städten den Ausbruch des Krieges begleiteten. Wismar, Lübeck am nächſten gelegen und dem Einfluſſe der dortigen Demokratie willenloſer unterworfen, hatte bereits ſeine Mannſchaft und Schiffe zur großen travemünder Flotte ſtoßen laſſen; in Stralſund dagegen bedurfte es noch einer mächtigen Reaction des Volks, um durch einen populären Rath die Kraft der Gemeine auf den nordiſchen Krieg zu richten. Ehe der Bürgermeiſter Smiterlow, der dem gewaltſamen Eifer Wullenweber's in Hamburg ſich ſo ernſtlich widerſetzt, vom Congreſſe, wo vielleicht Verabredungen mit andern ariſtokratiſchen Deputirten länger ihn feſthielten, nach Stralſund zurückkam, hatte bereits Wullenweber durch Briefe und durch den lübſchen Syndicus, Dr. Oldendorp, ſeinen fähigſten Helfer, die dortigen Achtundvierziger von dem Einſpruch ihres Bürgermeiſters gegen ſeine Plane unterrichtet und ſie zum kräftigen Verfahren aufgefordert. Dieſe fanden Chriſtoph Lorbeer, den andern Bürgermeiſter, aus Groll und Neid gegen den Amtsgenoſſen bereit, zum Sturz deſſelben mitzuwirken. Sobald Smiterlow nach Hauſe gekommen, lief das Gerücht, „Klaus Friedemacher ſei da,“ durch die Stadt, und er ward unter furchtbarem Getümmel bei verſchloſſenen Thoren und aufgeführtem Geſchütze ſchon früh um ſechs Uhr auf's Rathhaus entboten, um den Bürgern Rechenſchaft abzulegen. Furchtlos ſtellte ſich der Conſul der empörten Menge und verhehlte nicht ſein Widerſtreben gegen Wullenweber's kriegeriſche Anſchläge. Da wuchs das Geſchrei, „als ſeien die Säle voll Meerkatzen.“ Man drohte den Würdigen zum Fenſter hinauszuwerfen, und ein grimmiger Plebejer ſchleuderte ſein Handbeil gegen den Rathsſtuhl, welches ein treuer Bürger mit ſeinem Leibe auffing. So ſtürmte denn Alles im Saale mit ſchmachvollen Reden auf den Greis ein, während der Pöbel von draußen brüllte: „Herab mit Klaus Friedemacher! wir wollen uns mit ſeinen Stücken werfen!“ und unter unverſtändlichem Getobe die Achtundvierziger die Stimmen ſammelten, ob die Bürger die Kriegsſteuer zahlen wollten? Nachdem die Mehrzahl dafür entſchieden, ward der alte Bürgermeiſter um ſieben Uhr Abends verhaftet, in ſein Haus geführt und mit ſo mörderiſchen Rotten bewacht, daß er vor krachenden Schüſſen mit Weib und Kindern ſich im Bette bergen mußte. Darauf nun ſchritt der populus Sundensis zur Kriegsrüſtung, ſchätzte einen Jeden vom Höchſten bis zum Niedrigſten, nach eidlicher Angabe ſeines Vermögens, warb Knechte und Seeleute und ſandte die ſtattlich verſehenen Orlogſchiffe den Lübeckern zu Hülfe. Acht Tage nach dem Aufſtande wurden zwei neue Bürgermeiſter und ſieben Rathsherren gekoren, Smiterlow und ſeine Gefreundeten blieben dagegen in Haft, während der kriegeriſche Begeiſterung jedem Opfer willig ſich unterzog. Wenn wir nun erfahren, daß auch die Roſtocker, auf des Raths Weigerung, der däniſchen Fehde beizutreten, einen Aufruhr erregten, die erwählten Sechziger zwei Bürgermeiſter mit Tribunengewalt verhafteten und unter derſelben Oppoſition der Geiſtlichkeit und

Patrizier einen Brief über die ihnen zustehende Rathswahl und die Kriegsrüstung erzwangen, so ermessen wir den Mittelreichthum des Dictators der Hansa, der alle streitenden Interessen seinem Ziele zuzuwenden verstand, und wir erkennen in dieser überall aufbrausenden Kraft einen nothwendigen innern Zusammenhang.

Anders Bilde, Lehnsmann auf Moen, erblickte zuerst die feindliche Flotte und meldete, wiewol zu spät, die nahende Gefahr dem Bischof nach Roskild; schon war Seeland gänzlich von Truppen entblößt. Als Graf Christoph bei Skovenhoved landete, fand er durch die Geschäftigkeit lübscher Sendboten und durch den Haß, den das Volk still gegen die Bischöfe und den Reichsrath genährt, Alles in bewunderungswürdiger Uebereinstimmung zum Ausbruch geneigt. Auf den Johannistag sollten, angeblich der Königswahl wegen, „die Herren" aller Provinzen sich versammeln; aber seit einigen Wochen hatten hansische Schnellsegler, in den Meerengen aufgestellt, jede Verbindung der nahen Landestheile gesperrt und den Riesen des dänischen Staats fast regungslos zusammengeschnürt. Am frühesten und muthigsten war Georg Munter in Malmoe zur That geschritten, weil der fanatische Bischof von Lund die Provinz Schonen mit furchtbarer Religionsverfolgung bedrohte. Sobald der Bürgermeister die Rüstungen der Lübecker erfuhr, lud er den Befehlshaber des Schlosses, jenen Fuchs, Mogens Gyldenstiern, der den Christiern in Aggerhus betrogen, unter dem Vorwande wichtiger Geschäfte auf's Rathhaus. Der Ritter, um so argloser folgend, da er Tags vorher die St. Kanutsgilde festlich in der Stadt begangen, ward in ehrenvolle Haft gelegt; zugleich aber erhob sich das Volk zu den Waffen — es war gleich nach Pfingsten am 28. Mai — und brach bei geschlossenen Thoren das Schloß auf den Grund ab. Dänische Herren, die ihre Geschäfte nach Malmoe führten, wurden verhaftet und von dem gegen die Aristokratie haßerfüllten Volke selbst die adelige Jugend, die ihre Schule besuchte, eingesperrt. Ein Schreiben an Tyge Krabbe, Reichsmarschall, belehrte ihn, „weil der Reichsrath die Ausrottung der lutherischen Lehre beschlossen, hätten sie zur Nothwehr gegriffen und das Schloß zerstört, welches Friedrich I. wider Recht bei ihnen erbaut." So aufgelöst war das dänische Reich, daß Jütlands Adel nach vollen zwei Monaten noch nichts von Malmoes Abfall wußte, sondern durch einen Brief den Bürgern eine Freiheit, die sie schon besaßen, anbieten ließ, falls sie der Wahl Christians beistimmten.

Sobald die hansische Flotte im Sunde erschien, segelte Munter, der längst ungeduldig harrte, ihr entgegen, wünschte dem Grafen Glück zur Ankunft, und ihn vom Zustande der Dinge unterrichtend, leitete er die Ausschiffung vier Meilen unterhalb Kopenhagen. Roskilds Bürger waren die ersten, die des Grafen Heer aufnahmen und ihm für Christiern huldigten. Ueberall auf dem offenen Lande sprach der Jubel sich leidenschaftlich aus, unter das Scepter des „Volksfreundes" zurückzukehren. Auch Gustav Trolle war bereits in Seeland erschienen, und ihn setzte mit einer Willkür, die noch kein König sich erlaubt hatte, der Graf in das Bisthum Roskild an Stelle Joachim Roennow's ein. Die Schlösser eines widerspenstigen Adels und der Prälaten verwüstend, zog er darauf vor Kioegge und berief auf den nächsten Freitag die Hardesvögtei auf das Wolfsmoos, um ihm für Christiern zu huldigen. In ihrer Mitte that der Graf die Absicht seines Zuges kund, redete viel Gutes vom unglücklichen Könige und verhieß der frohen Menge den Genuß religiöser und bürgerlicher Freiheit. Gleichzeitig waren auch auf Moen, Falster und Laland die Schlösser durch Bürgerlist in des Grafen Gewalt gekommen. In Kopenhagen, wo unterdeß früher angelangte Reichsräthe ihrer Collegen harrten — von denen die norwegischen bereits aufgefangen und nach Lübeck gebracht waren — rief der entsetzte Bischof vergebens zur tapfern Abwehr der Fremden zu den Waffen. Die Gemeine, den Bürgermeistern längst gewonnen, achtete nicht auf seine salbungsvollen Worte und nur mit Noth entkam er einem Angriff auf sein Leben. Ingleichen wichen auch die übrigen Reichsräthe heimlich vor der Wuth eines Volkes, dem erbrochene Briefe den Umsturz der Verfassung durch den Adel und die Bischöfe verrathen hatten, und so löste der Reichstag erfolglos sich auf. Mit dem Landvolke verstärkt, rückte der Graf darauf vor die Hauptstadt und forderte Ergebung in Christierns Namen. Als die Bürger verständig antworteten: „der Herrschaft des guten Königs wollten sie sich nicht entziehen, doch begehrten sie ihn erst in Freiheit zu sehen," kehrte Christoph, unmuthig über diese unerwartete Weigerung, nach Kioegge zurück, während seine Flotte Kopenhagen seewärts umschlossen hielt. Munter, zur Vermittelung aus Malmoe herbeigeeilt, gedachte den Schloßbefehlshaber auf gleiche Weise wie den Gyldenstiern zu überlisten, damit nach dem Falle der Zwingfeste die Bürger zum freien Entschlusse kämen. Aber Johann Urne erschien nur mit großem Gefolge in der Stadt, während Munter in Bolbinder's Hause mit Bewaffneten auf ihn lauerte. Als dieses Mittel fehlschlug, lud sich Munter unter Freundschaftserbietungen auf das Schloß zu Gaste, fand aber, wie er mit seinem Gefolge durch's Thor zog, so vorsichtige Maßregeln, daß er auch diesen Anschlag aufgab und ungefährdet durch Urne, der den gefährlichen Gast nicht zu ergreifen wagte, nach Malmoe heimging. Wie nun der Graf dringender die Oeffnung Kopenhagens verlangte und beschwor, vor Befreiung Christierns nicht zu weichen, fügte sich die Gemeine und bedingte sich Bekräftigung der Privilegien, Schenkung aller Güter im Umkreise einer Meile, und vor Allem Schutz der lutherischen Lehre. Nach achttägigen Unterhandlungen hielt der Graf am 16. Juli seinen prunkvollen Einzug in die Hauptstadt des dänischen Reichs, gewann dort alle Kriegsvorräthe und die Flotte, um den Kampf mit größerm Nachdrucke fortzusetzen. Sogleich zur Belagerung des Schlosses schreitend, zwang er am 25. Juli den Befehlshaber, ihn einzulassen; wiewol Johann Urne sich später entschuldigte, durch die meuterische Besatzung überwältigt zu sein, gab er doch bald darauf durch Annahme eines Lehns in Fünen zu erkennen, daß auch er mit falschem Herzen sich der neuen Gestaltung der Dinge überließ. Nachdem auf Bolbinder's Betrieb das Regiment der Stadt mit seinen Anhängern besetzt und die Hauptkirche ihnen wieder eingeräumt war, leisteten die nach Ringstädt zu einem Landdinge berufenen Stände Seelands bis auf den Adel, der die Versammlung mied, den Eid der Treue. Auf diese Verweigerung ließ Graf Christoph den lang geketteten Haß der Bauern und Bürger los, und bald verbreiteten sich über ganz Seeland räuberische Horden, Buschhähne, welche, eins mit Oldenburgs Knechten, Rache nahmen an ihren Bedrückern und dem Kriege das Gepräge eines Bauernaufstandes aufdrückten. Die Höfe der Junker, welche gegen die Huldigung sich gesträubt, wurden geplündert und verbrannt, sie selbst gemishandelt und um große Summen geschatzt. Ein Edelmann zu heißen, war ein todwürdiges Verbrechen einem Geschlechte, „welches sich zum Wahlspruche gemacht, die alten Wölfe zu erschlagen, damit keine Jungen zurückblieben." Auch Edelfrauen und Jungfrauen blieben nicht verschont, von denen viele, in Bauerntracht verkleidet, in Wäldern Sicherheit für Ehre und Leben suchten. So kündete zuerst auf Seeland die schreckliche Adelsverfolgung sich an, die auch einer spätern Zeit im Gedächtnisse befestigt blieb, daß man sprichwörtlich zu einem von Unglück Bedrohten sagte: „Du kommer i Grevenstit." Kleinmüthige erkauften sich eine precaire Sicherheit, indem sie dem Grafen Treue für den gehaßten Christiern gelobten, nach dem Vorgange des Bischofs Roennow, der auch seinerseits sich gefügt und vom Grafen seinen verwüsteten Bischofssitz zurückgefeilscht hatte, wogegen Gustav Trolle das Bisthum Odensee für ihn in partibus erhielt. Als der Schrecken über Seeland lag, zitterte der Adel in Schonen vor dem Ausbruche langgehemmter Volkswuth und war auf die erste Anforderung des Grafen bereit, mit ihm in Unterhandlung zu treten. Vier aus ihrer Mitte, unter ihnen der hochbejahrte Tyge Krabbe, „obgleich nur ein Jüte, dennoch so klug als ein Deutscher," stellten sich dem Grafen nach Kopenhagen und leisteten Donnerstag nach St. Olaf den Huldigungseid für den schonischen Adel; der alte Reichsmarschall mit einem so trugvollen Herzen, daß er, der den Christiern liebte „wie der Teufel das Kreuz Christi," sich hören ließ, „nun wolle er fröhlich sterben, da die Krone wieder zu Händen des rechtmäßigen Erben gekommen." Jene Provinz in sichere Hut zu nehmen, schiffte Christoph über den Sund, zog triumphirend in Malmoe ein und führte die bewaffnete Bürgerschaft gegen Lund. Auf „Libbershöhe," der alten Huldigungsstätte, fand er den Adel in großer Zahl zu Pferde, den Bischof von Lund nebst den Bürgern und Landgemeinden, und Alle gelobten am 10. August unter jubelndem Zuruf auf seine Anrede den Eid der Treue. In der offenen Stadt, dem Adel nicht trauend, nahm er die Abgeordneten mit sich und zog unter fliegenden Bürgerfahnen Abends in Malmoe wieder ein; froh seiner königlichen Gewalt, übergab der Graf dieser wackern Gemeine alle Güter im Umkreise einer Meile und ließ hier Münzen schlagen, welche Christierns Bild und Oldenburgs Wappen auf den verschiedenen Seiten trugen. Scheingehorsam gegen den Befehl des Mächtigern, ermahnte der neue Reichsrath Schonens und Seelands von Malmoe aus die Stände Norwegens, nach ihrem Beispiele gleichfalls dem Könige Christiern zu huldigen, und versprachen Bestätigung aller Freiheiten. Aber die Norweger, gewitzigt durch die jüngsten Erfahrungen, gaben nicht übereilt ihre Erklärungen ab. Gleichzeitig mit diesem kaum glaublich schnellen Umsturz aller Verhältnisse in Seeland und Schonen hatten auch die im Süden liegenden Inseln entweder freiwillig sich dem Aufstande angeschlossen oder waren, wie Langeland durch Herrmann Lang, Christophs Halbbruder, mit gewaffneter Hand eingenommen worden. Ueberall erfuhr der Adel den Grimm des befreiten Volks. Auch schon auf Fünen gab eine drohende Gährung der Gemüther sich kund und veranlaßte Olaf Rosenkrantz, den Hofmeister des jungen Herzogs Johann, sein Mündel in Sicherheit zu bringen. Der Prinz und sein Gefolge, in Bauerntracht verkleidet, flohen aus dem festen

Digitized by Google

Ryborg nach Sonderburg, wo ein und derselbe Ritter, Brockdorp, die Hoffnung der katholischen Partei und den gefangenen Christiern mit gleicher Treue bewachte. Viele Edelleute verließen bereits Fünen und suchten Schutz auf Jütland, wo, als der sichersten Burg der Aristokratie, sowol die Hofbeamten des verstorbenen Königs als auch die alten seeländischen Reichsräthe allmälig sich versammelten.

Während Graf Christoph sich der Siegesfreude überließ und nach seiner Weise gemüthliche und sinnliche Erheiterung inmitten des königlichen Glanzes fand; während der östliche Theil des Reichs der wüste Schauplatz der Adelsverfolgung blieb, war der kräftigere Adel im Westen rasch zur Besinnung gekommen, was der Verfassung noth that, und hatte bereits einen Schritt eingeleitet, der, unterstützt von dem Waffenerfolge des Herzogs, einen neuen Umschwung motivirte. Jene adeligen Patrioten, Mogens Gioe und Erick Banner, sowie Knud Gyldenstiern, Bischof von Odensee, beriefen, als das Feuer des Aufruhrs dem Westen näher trat, die jütischen und andern geflüchteten Reichsräthe auf den 4. Juli auf Rye bei Skanderborg, stellten ihnen die Nothwendigkeit vor, entweder rasch dem verwaisten Reiche an Herzog Christian ein Haupt zu geben, oder des Volksgrimmes und der Rache des unversöhnlichen Christiern gewärtig zu sein. Die weltlichen Räthe und der Adel zollten dem patriotischen Vorschlage ihren Beifall; als aber bei der Stimmensammlung die Bischöfe dem Ketzer ihren Beitritt versagten, stürmten die Edelleute in den Saal, erklärten drohend die Weigerer für ihre Feinde und nöthigten sie, „Gott ihre Sache zu befehlen." So wurde denn noch am 4. Juli Christian als erwählter König ausgerufen und sogleich eine stattliche Deputation ernannt, dem Herzoge diese Kunde zu hinterbringen. Kaum vernahm der Adel auf Fünen diese Wahl, als er sich unter dem Vorsitze des Bischofs von Odensee in der Kirche zu Helleso vor Odensee (sie fürchteten sich vor dem Jahrmarktsgetümmel der Stadt) versammelte, in gleicher Weise den Herzog erwählte und am 9. Juli seine Abgeordneten mit Vollmacht nach Jütland abschickte, um gemeinschaftlich den erwählten König um Bestätigung ihrer Rechte und um eilige Hülfe gegen die drohende Gefahr zu bitten. Den Wahlboten vorausgeeilt, hinterbrachte ein fünischer Edelmann dem Herzoge im Lager vor Lübeck die erste Kunde seiner Erhebung, welcher jene nach Empfang ihres Decretes ins Kloster Preetz beschied.

Ehe wir den erwähnten König zur Huldigung führen, müssen wir die Dinge nachholen, welche seit der Abfahrt des Grafen und des Bürgermeisters von Travemünde sich um Lübeck zugetragen.

Johann von Ranzau, eines alten holsteinischen Adels, geboren 1492, war die hervorragendste Erscheinung am Hofe, im Feldlager und dem Rathe des Herzogs, und überhaupt einer von den ausgezeichnetsten deutschen Edelleuten zur Reformationszeit. Der jüngste von fünf Brüdern, früh zu Wissenschaften und adeligen Künsten angeleitet, griff er schon im dreizehnten Jahre zu den Waffen und reiste im J. 1516, um fremder Völker Zustände und Kriegswesen kennen zu lernen, durch das westliche und südliche Europa nach Syrien bis nach Jerusalem, wo er 1517 zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wurde. Mühsam der türkischen Gefangenschaft entkommen, küßte er in Rom dem heiligen Vater Leo den Fuß und kehrte 1520, geehrt von Fürsten, umworben von Franz I, dessen Nachfolgern seine Enkel so ruhmvoll dienten, in die Heimat zurück. Friedrich, damals noch Herzog zu Holstein, wählte den Erfahrenen zum Hofmeister seines Sohnes Christian, mit welchem er an den Hof zu Berlin und 1521 auf den Reichstag zu Worms zog und gleich seinem Mündel für die Reformation gewonnen wurde, die er sein Lebelang wacker beförderte. Im vollsten Vertrauen seines Fürsten vollbrachte er die wichtigsten Kriegsunternehmungen, leitete dessen Beschlüsse im Frieden und war auch jetzt Derjenige, welcher als Marschall des Adelsaufgebots mit rasch geworbenen Söldnern dem aus Holsteins Grenzen weichenden Oldenburger folgte, die eroberten Orte unverzüglich wieder einnahm und sich am 21. Juni des absichtlich abgebrannten Travemünde bemächtigte. Während der Graf Wullenweber's Plane in der Ferne mit so überraschendem Erfolge beförderte, erfuhr die Heimat die verdrießlichsten Folgen eines nahen Krieges. Der Herzog, zu Müggenburg an der Mündung des Hafens sich verschanzend und durch seinen stolzen Adel gegen die Städter erbittert, spottete aller Versuche, ihn zu vertreiben, ließ das Weichbild durch streifende Haufen ausplündern, die Weiler und Landhäuser der Bürger in Brand stecken. Marx Meier und Wullenweber, alsbald von Seeland in die bedrohte Stadt zurückgekehrt, waren unverdrossen, den Anfällen zu wehren und sich durch Verwüstung im Holsteinischen bis Plön hinauf zu rächen. Ein Bürgerauszug am 9. August fand Travemünde und Müggenburg verlassen, indem die Pfaffen, Bauern oder auch wol Gegner der Demokratie dem Feinde den Anschlag verrathen. Besser glückte es dem Stadthauptmann Meier, ein den Holsteinern zuziehendes Fähnlein Pommern aufzuheben. Herzog Christian der, wie wir bereits wissen, nicht immer persönlich sich bei seinem Heere befand, hatte nach sieben Wochen die Sperrung des Hafens aufgegeben und sich an der Südseite des lübischen Gebietes vor das Städtchen Mölln gelegt, um die ihm von den niedersächsischen Fürsten versprochenen Hülfsvölker aufzunehmen. Als Mölln seinem Geschütz wacker widerstand, näherte er sich Lübeck und schlug eine halbe Meile vor den Mauern bei Stockelsdorf sein Lager auf. Unmuthig mußten die Bürger in Folge der Umschließung ihre Gartenhäuser vor dem holsteiner Thore abbrechen und die Bäume umhauen, schickten jedoch noch ungebrochenen Muthes vier Fähnlein zur Verstärkung nach Dänemark. Die Trave ganz zu sperren, rückten die Holsteiner über Schwartow näher an die Wälle und umzogen jene Seite der Stadt am 17. September mit Graben und Brustwehren, wogegen die Lübecker, um die Schifffahrt freizuhalten, auf dem Burgfelde einen Hügel befestigten. M. Meier, der überall sich mehr tapfer als besonnen zeigte, spottete der Absicht der Feinde, eine Brücke über den Fluß zu schlagen, und vermaß sich, sie desto nachdrücklicher auf dem offenen Burgfelde zu empfangen. Aber am 10. October überbrückten die geringgeachteten Gegner den Strom, zeigten sich im Burgfelde und trieben die Lübecker mit Verlust unter die Wälle zurück. Der Stadthauptmann selbst büßte durch kecke Zuversicht seine Popularität ein und wäre auf der Flucht beinahe von eigenen Bürgern, die ihm den Schaden beimaßen, erschossen worden. Unerschöpflich in den damaligen Kriegslisten, rüsteten Wullenweber und Meier einen starkgezimmerten Pramen mit Geschütz, um die Brücke zu zersprengen. Wiederum vereitelte heimliche Kundschaft aus der Stadt diesen Anschlag; die Holsteiner fingen den „eisernen Heinrich" auf und erwürgten die obenein betrunkene Besatzung auf das grausamste. Am 16. bemächtigten sie sich sogar acht mit Geschütz versehener Schiffe am festen Travepasse bei Schlutop. — Diese Kriegsereignisse, welche nicht sowol der Lübecker bürgerliches Sein gefährdeten, als sie vielmehr nur im städtischen Behagen und im Verkehr mit der Umgegend störten, hatten begreiflicherweise die Fehdelust der Reichsbürger bedeutend abgekühlt und die Popularität ihres Stadtregiments merklich vermindert. Die Nachricht von dem großartigen Erfolge ihrer Waffen im Norden konnte sie bei der fühlbaren Unbequemlichkeit der Einschließung nicht trösten. Gereizt durch die schadenfrohe Aristokratie und die warnenden Prediger, murrte das Volk gegen den Krieg, für welchen das Gold- und Silbergeräth der Klöster aufging, ohne daß man einen Vortheil für den Augenblick erkannte. Wullenweber erging es bei der veränderlichen Bevölkerung wie weiland Perikles, dem Strategen der Athenäer im peloponnesischen Kriege; während er einen zur Erhaltung des hansischen Flors nothwendigen Kampf begonnen und in der Ferne ein Königreich erobert, ward das Volk der Fehde überdrüssig, weil es in Folge derselben seine Baumpflanzungen und Landhäuser zerstört, den nachbarlichen Verkehr unterbrochen sah, und sehnte sich kleinmüthig nach einer Verfassung zurück, die wenigstens häusliches Wohlsein väterlich befördert hatte. Der Bürgermeister beschloß daher, dieser Verstimmung, so störend sie auf seine Plane wirkte, klüglich ein Opfer zu bringen, durch Beschränkung der Hundertvierundsechziger sowol eine Annäherung an die Aristokratie möglich zu machen, als auch das Volk zu begütigen, welches geduldiger eine geringe Zahl als Urheber eines drückenden Zustandes zu tragen pflegt, als einen Haufen seines Gleichen. Er hatte gehofft, Christian werde zeitig zu einem Vertrage sich erbieten, um des Krieges loszuwerden; jetzt mußte er darauf sinnen, auf gute Weise den holsteinischen Krieg zu beendigen, ohne den dänischen aufzugeben. Hamburg, allezeit fertige Vermittlerin, sobald es die wendischen Städte mit den Herzogen zerfallen sah, hatte schon im Sommer seine Intervention angeboten. Jetzt erschienen zur gelegenen Zeit die Räthe des Landgrafen Philipp, dem nach Einsetzung des Herzogs Ulrich von Würtemberg an der politischen Einheit der norddeutschen Protestanten ein Großes gelegen, Heinrichs von Mecklenburg, Magnus' von Lauenburg, und die Sendboten Hamburgs, Lüneburgs und der wendischen Städte vor Lübeck, um den Streit zu vermitteln. Ernstlicher aber konnte Keinem an dem Austrage der Fehde liegen als dem erwählten Könige von Dänemark; nachdem er zu Kloster Preetz die Deputation des jütischen und fünischen Adels empfangen und die insgeheim so mächtig begehrte Krone mit Anstand auf die Bedingungen seines Vaters angenommen, war er, den Kriegsbefehl vor Lübeck seinen Obersten überlassend, nach Horsens in Jütland geeilt und hatte am 19. August auf freiem Felde den Huldigungseid des knieenden Adels, der jütischen Städte und Hardevögte empfangen, Allen vorläufig ihre Privilegien und Rechte, wie zu seines Vaters Zeit, bestätigend, zugleich aber durch den Reichsrath zur Veränderung des Bestehenden ermächtigt. Außer Stande, dem flehentlichen Hülfsgeschrei des Adels aller Provinzen vor dem Ende der lübischen Fehde wesentlicher als durch Anruf des schwedischen Bündnisses zu dienen, war er vor Lübeck zurückgeeilt, wohin die ängstlichsten Zeitungen aus Jütland und Fünen ihm folgten, für welche Länder das

Digitized by Google

eroberte Lübeck so wenig Ersatz gab, als jene Bürger beim Ruin ihrer Vaterstadt sich mit dem Gewinne Dänemarks trösten konnten. Die bereits am 18. October zu Stockelsdorf begonnenen Unterhandlungen gelangten erst nach vier Wochen zu einem Vertragsabschlusse, den die Diplomatik des neunzehnten Jahrhunderts nach einer Reihe von Protokollen nicht monströser herausklügeln könnte. Als Wullenweber von seinen ersten gebieterischen Bedingungen abgelassen: die Abtretung der nahen holsteinischen Oerter bis Eutin, ferner Gothlands und Bornholms und die Erhebung des halben Sundzolls bis zur vollen Kriegsentschädigung — was den übrigen hansischen Bevollmächtigten, zumal dem aristokratisch erneuten Rathe, der Wullenweber die Erlangung so bedeutender Vortheile nicht gönnte, übertrieben schien — fand man als allein befriedigende Auskunft, sich gegenseitig den rechten Arm zu fesseln, um mit dem linken desto kräftiger zuschlagen zu können. Christian ward als Herzog von Holstein mit Lübeck ausgesöhnt, Beiden aber freigelassen, ihre Fehde in Dänemark mit allen Kräften fortzusetzen. Christian solle demnach die Belagerung der Stadt aufheben, die Lübecker aber ihren Feldherrn Christoph nicht unterstützen, falls er Holstein mit Krieg überzöge. Am 18. November 1534 ward der Friede unterzeichnet und unter Trompetenschall auf allen Straßen ausgerufen. Wullenweber aber sprach im Schmerz zur Gemeine: „Lieben Bürger, wir wollten wol mehr ausbedungen haben, aber Die, die da herumsitzen, sehen es also für gut an, und so muß auch ich damit zufrieden sein.“ Was wäre aus dieser künstlichen Berechnung geworden, wenn möglicherweise der Krieg aus dem dänischen Schauplatze vor Lübeck sich zurückgewandt hätte, in welchem Falle der Vertrag dem Könige verbot, als Herzog von Holstein die feindliche Stadt auch von seinen Grenzen anzugreifen. — Froh des Auskunftsmittels, schiffte König Christian III. sein Geschütz bis Travemünde hinab, schoß die Schanze bei Müggendorf in den Grund, warf die Brücke über die Trave ab und eilte seinen neuen Unterthanen nach Jütland zu Hülfe. In Lübeck dagegen, dessen Bürger so wenig Mangel empfunden, daß die holsteinischen Soldaten, nach dem Frieden die Stadt besuchend, alle Lebensmittel hier wohlfeiler als im Lager kauften, ward mit dem stockelsdorfer Vertrage auf Anhalten der hansischen Gesandten die innere Eintracht durch ein Concordat zwischen Rath und Bürgern scheinbar befestigt. Wullenweber, im bleibenden Besitz der Dictatur, hatte Gründe, die gehässige Zwischenmacht der Hundertvierundsechziger fallen zu lassen, welche am 12. November, gewiß nicht im Unwillen mit ihrem Haupte, vor den hansischen Sendboten und der Gemeine zu Rathhause freiwillig abdankten, worauf der schon am 9. October verfaßte Receß bekannt gemacht wurde. Dieser, Vergessenheit alles Bösen gelobend, verbot bei Strafe „am freien Höchsten“ aufrührerische Zusammenkünfte, schützte die Bürger vor Gefängniß als im Falle grober Missethat, sprach die Fortsetzung des dänischen Krieges zur Befreiung Christierns und Aufrechthaltung des Handels aus, billigte Rüstung auch gegen Schweden und schaffte die im Frühjahre 1533 befohlene rasche Abwechselung der Rathswürde wieder ab. Kühnen Muthes ließ Wullenweber, auf sich selbst vertrauend, die Leiter fallen, deren er sich zu seinem Aufschwunge bedient hatte, und glaubte, jetzt gesichert gegen städtische Spaltung, alle Aufmerksamkeit dem hohen Ziele widmen zu können. Sogleich schiffte sich Marx Meier mit drei der besten Fähnlein, die in Niedersachsen die Werbtrommel in den Dienst der Herren von Lübeck geladen, nebst dem Grafen Hoya und dem Bastarde von Jessen nach Seeland ein; um die verlorene Volksgunst auf einem größern Schauplatze wiederzugewinnen, warf er sich, mit dem Glücke spielend und ein Spiel des Glücks, dem nordischen Kriege entgegen.

Fünftes Capitel.

Zustand von Fünen und Jütland. Der Schiffer Clemint. Schlacht bei Helsingborg. Pfalzgraf Friedrich, Kronprätendent. Marx Meier unabhängig auf Bardbierg.
1534—1535.

In der gefahrvollsten Lage des Staats hatte Christian III. die Krone vom Adel überkommen; alle östlichen Provinzen zum abgesetzten Herrscher abgefallen; die Bischöfe beharrlich im Geiste des Widerstrebens; Bauern und Bürger dem Könige des Herrenstandes abgeneigt; ohne einen zuverlässigen Unterthan als den nothbedrängten Adel, machte dieser mit der Erfahrung und dem Talente Johanns von Ranzau sich unverzagt an die verzweifelte Aufgabe. Gustav Wasa, sein Schwager — Beide hatten Töchter des Herzogs von Sachsen-Lauenburg — hatte, gemahnt durch die gleiche Gefahr, hülfreiche Gesinnung zu erkennen gegeben; nachdem er die Stände in Schonen, Halland, Blekingen und den Inseln in vielen Schreiben zur Treue für Christian ermahnt, war er im Begriff gewesen, mit einem Heere in Schonen einzurücken, als der unbezweifelte Abfall jener Provinz und die ausbleibende dänische Hülfe ihm den Rückzug geboten. Seine Flotte durchstreifte den finnischen Meerbusen und that der hansischen Schifffahrt an jenen Küsten mächtigen Abbruch. Von Lübeck in sein Reich zurückgekehrt, forderte Christian nach dem Frieden zu Stockelsdorf ihn um so dringender zum Einverständniß ihrer Kriegsoperationen auf, da Schlag auf Schlag die furchtbarsten Zeitungen einliefen.

Des Grafen Betriebsamkeit hatte nämlich während der Ereignisse vor Lübeck Fünen und Nordjütland in Aufruhr gebracht und würde das Feuer längs der Herzogthümer bis in das Gebiet Lübecks getragen haben, hätten ihm die Bürger auch nur durch Beharrlichkeit während der Belagerung die Hand geboten und den erwählten König vor ihren Mauern festgehalten. Das Volk in Fünen erfuhr nicht sobald die Erhebung Christians, als zuerst die Gemeine von Svensborg sich erhob, mit abgesendeten Haufen des Grafen verband und den grausamen Krieg gegen Adel und Klerus begann. Jene anmuthige Insel, mit den herrlichsten Schlössern und Klöstern prangend, ward jetzt mit Greueln bedeckt. Oerkel, des Bischofs Residenz, ging mit dem Archiv in Flammen auf; Raesbyhoved, der Königspalast, ward erstürmt; Odensees Bürger, vereinigt mit wüthenden Bauerhaufen, erbrachen den Bischofshof; Rotten unter selbstgewählten Anführern durchstreiften das Land; ein Schneider nahm Kloster Dalum, ein Bauer bemächtigte sich des Schlosses Havenskow. Viele Edelleute gelobten schon am 16. Juli Christiern Treue; andere bargen sich im festen Ryborg; Odensee sah seinen Muth durch stattliche Schenkungen belohnt. Im nahen Kolding drang des Adels Jammer zu Christians Ohren, der eben zu Assens die Huldigung empfangen. Wiewol noch in Fehde mit Lübeck, schickte er sogleich seinen Marschall Ranzau mit einer jütischen Adelsfahne hinüber; Bürger und Bauern zogen muthvoll dem Adel entgegen, unterlagen aber, halb bewaffnet, den Rittern am Berge Faurskow. Doch nur kurze Zeit verschaffte dieser Sieg dem Adel das Uebergewicht. Als er Svensborg und Odensee erstürmt und geplündert hatte, landeten stärkere gräfliche Haufen in Kierteminde, überraschte in der Morgenfrühe Eberhard Quelacker, geführt durch den deutschen Bürgermeister, die feste Stadt Ryborg, mordete Alles, was sich wehrte, und nöthigte 150 Ritter sich zu ergeben. Bald darauf zwang er auch das Schloß, aus welchem der Ranzau vor wenigen Tagen verkleidet entronnen war, und ließ die Gemeinen von ganz Fünen von Neuem Christiern huldigen. — In diesen Tagen war auch ein großer Theil von Jütland „in des Grafen Zeit“ gefallen. Wie Christoph nämlich aus Schonen zurückgekehrt, nahm er einige verwegene Schiffsführer, die in Christierns frühern Kriegen als Freibeuter sich einen Namen erworben, in seinen Dienst, um dem jütischen Bauernstande die Botschaft der Freiheit zu bringen. Dem „Schiffer Clemint“, einem Kampfgenossen jenes Klaus Kniphof, war von König Friedrich ein ruhiges Alter gestattet, als seines gefangenen Herrn Geschick ihn noch einmal in den Kriegssturm riß. Mit Schiffer Hermind und andern kühnen Seefahrern und wenigen gräflichen Knechten unter Segel gegangen, landete er am 14. September bei Alborg, rief „Christiern und Volksfreiheit“ aus, gewann Stadt und Schloß und sah bald die stolzen Freibauern von Vendsyssel, der nördlichsten Spitze Jütlands, zu seinen Bannern strömen. Lymfiords buchtenreiche Küste erleichterte seinen Fahrzeugen überall die Landung; aber der jütische Adel, als er seine Höfe auflodern sah, war entschlossener als seine Standesgenossen. Bagge Grise's Dolch suchte vergeblich Clemint's Brust; er ward, fliehend durch Alborgs Gassen, von einem Schuster in den Tod verwundet. Sechstausend vendsyssler Bonden, nach Landesart bewaffnet, führte Clemint, überall Gericht haltend gegen treuweigernde Edelleute, auf Randers, wohin der Adel und bischöfliches Gesinde sich zusammengezogen. Unter dem Befehle Holgers Rosenkrantz und Erick Banner's, unterstützt von 150 deutschen Reitern, die Jost von Globeck dem neuen Könige aus Niedersachsen zugeführt, beschloß der Adel, 300 Rosse stark, es mit den verachteten Bauern zu wagen. Dem langsamer folgenden Fußvolke, nur etwa von 500 Knechten begleitet, weit voran, fanden sie vor Alborg am Moos von Svenstropp in der Frühe des 16. October den Feind ihrer harrend; ein muthiges Volk, vor ihnen Hörner und Hirtenmusik, nur bewaffnet mit Stangen, Keulen und Knitteln. Sollte der Adel, die „Eisenbeine,“ vor solchem Gesindel fliehen? Die Ritter, in zwei Haufen, stürmten über das weiche Ackerland heran; als aber die schweren Thiere mit den geharnischten Reitern in den nassen Grund versonken, fielen mit Jubelgeschrei die Vendsyssler über die Wehrlosen her und erschlugen ihrer eine große Zahl. Holger Rosenkrantz mit den Vornehmsten lag unter den Leichen: der aufgelöste Rest, unter ihnen Jost von Globeck, — vorsichtiger oder furchtsamer — ent-

Digitized by Google

rann über den Mühlendamm nach Randers. Auf diesen Sieg erhob sich das Volk in Wyborgstift bis nach Ripen; einzelne Haufen durchzogen unter Verheerung das Land; der kühne Seefahrer selbst lagerte sich vor Randers, um den festen, vom geflohenen Adel und dem holsteinischen Fußvolke wohlvertheidigten Ort zu zwingen. Doch hier war der Markstein seiner Thaten; als seine Bonden, trunken im „kieler Bier," gegen die Mauern angestürmt und blutig abgewiesen waren, zog er sich auf Alborg zurück. In dieser Auflösung fand König Christian sein Reich, als er die Grenzen desselben betrat. Des schwedischen Beistandes sicher, rückte er, überall Ordnung herstellend, in Eilmärschen auf Nordjütland, übergab die Führung seines Heeres, welches aus 2000 Reitern und 19 Fähnlein Fußvolk bestand, dem Ranzau und Banner; Edelleute und bischöfliche Vasallen strömten überall herzu; so kam man rasch vor Alborg. Christians Name, des erklärten Protestanten, entwaffnete im Voraus den Glaubenseifer des jütischen Volks; der wohlgeordneten Macht gegenüber schwand der Muth der Bauern; Alborg ward am 18. December gestürmt und mit allen Einwohnern bis auf Weiber und Kinder der Wuth der Sieger preisgegeben. Zweitausend Bauern lagen erschlagen; der Rest verkroch sich auf Vendsyssel. Minder grausam, als da der „Bauernherodes," der Truchseß, waltete, ereilte das Gericht die Rädelsführer. Der „Schiffer" selbst, als er nach erstürmter Stadt sich auf ein Pferd geworfen, ward durch einen Bonden ergriffen und nach Alborg zurückgebracht. Lange saß er zu Kolding im Kerker, mit trotziger Ruhe, ja mit Gleichmuth den Wechsel des Geschicks tragend. Auf die Frage eines Mitgefangenen: „Was nun beginnen, Schiffer?" antwortete er: „Die rathen jetzt, die Macht haben!" „So haben auch wir es gethan," sagte der Bauer, und wahrlich war es ergangen wie im dänischen Sprichwort: „Wenn ein Stümper hat die „Macht," weiß er nicht zu fahren sacht." Zwei Jahre darauf ward Clemint, der kühnste Seefahrer, zu Kolding enthauptet und seine Glieder, der Kopf mit einer Bleikrone zum Hohne geschmückt, auf Pfähle gesteckt; unendlich viel milder als Ungarns Edle den Georg Dosa zwanzig Jahre früher gestraft. Auch ein Götz von Berlichingen, Jens Hvas aff Kaas, fand den Tod unter dem Beile, weil des Königs Gnadenbrief zu spät kam. Aber der Schonung des Henkers folgte bald ein adelig-strenges Gericht über Gut und Recht, welches den jütischen Bauern und dem Staate verderblicher wurde als die empörendste Hinrichtung Einzelner. Sobald Alle die Waffen niedergelegt, hielt man über die Hardesvogteien, welche den Eid zu Horsens gebrochen, Landding und verurtheilte sie zu einem Revers, kraft dessen sie Leben und Gut für verwirkt erkannten, „ohne was des Königs Gnade ihnen erlasse." Da nun begann für die wohlhäbigen Jord-eegne Bonden, die ihre Höfe adelsfrei bisher besessen, die Zeit der Unterdrückung; die benachbarten Herren griffen unter schweigender Zulassung ihres Wahlkönigs zu und unterwarfen die Güter der Anhänger des „Schiffers" schweren, sich vererbenden Abgaben. Zwar kauften Manche ihr Eigenthumsrecht wieder; aber im Allgemeinen ging der freie Bauernstand in Jütland damals unter, und was der Adel an Rechten gewann, verlor die Nation und der König an Kraft.

So verkündete Jütlands lastende Buße den untergehenden Stern des Grafen, der zwar noch in Fünen unumschränkt waltete und, im Middelfarthsunde alle Fahrzeuge verbrennend, dem Könige den Uebergang nicht verstattete, gleichwol aber wenige Tage vor Weihnachten sich ihm unter Geleit in Kolding zur mündlichen Besprechung stellte. Christian, um ohne Blutvergießen das Reich zu gewinnen, bot dem Vetter große Summen; aber jener sittliche Rückhalt in Christoph sträubte sich, um Geld die Sache des Gefangenen zu verrathen. Er verlangte Christierns Befreiung und für ihn den Besitz Norwegens, Schonens, Fünens und der Inseln; da Christian wie die Reichsräthe eine Theilung Dänemarks verwarfen, ging man unverrichteter Dinge auseinander: der Graf, nachdem er Fünen wohl besetzt, nach Kopenhagen zum Reichstage; der König, um jeden Funken des Aufruhrs in Jütland vollends zu unterdrücken. Im tiefen Herzen legte der König die übermüthigen Worte nieder, welche der Graf sich beim Trunke gegen ihn erlaubt hatte; als er ihm seine Schwester zur Ehe anbot, erwiederte jener, „er habe in Kopenhagen Buhlschaft genug," und wie der König, ohne Zeichen des Verdrusses, scherzhaft ihm, „der das Reich inne hätte," seine Dienste als Landsknecht anbot, versprach der Graf lachenden Mundes, ihm drei Solde zu geben und „einen Jungen zu mustern."

Die Ereignisse in Jütland, einzelne böse Anzeichen von der Untreue des schonenschen Adels hatten den Grafen zur Selbsterhaltung vermocht, die Edelleute der eroberten Provinzen etwas härter anzugreifen und ihnen den Aufwand des Krieges abzufordern, der bei der öffentlichen Zerrüttung nicht durch gewöhnliche Abgaben bestritten werden konnte. Er verlangte demnach auf dem kopenhagener Tage nicht allein ihr Silbergeschirr, sondern, ungalant genug, auch das Geschmeide ihrer Frauen und Töchter, unter dem einleuchtenden Vorwande, solches geschehe zu ihrem eigenen Besten, weil die unbezahlten Kriegsleute ihren Sold sonst bei ihnen sich holen würden. Als jene, gewitzigt durch frühere Erfahrungen, eine ansehnliche Summe boten, dagegen sich weigerten, wider die Rechte des Geschlechts die Kostbarkeiten ihrer Frauen zu nehmen, drangen Mynter und Bokbinder mit Bürgerhaufen stürmisch in das Schloß, beschuldigten den Adel als alleinigen Urheber eines Drangsals, welches die Vertreibung des guten Christiern herbeigenöthigt, und gaben deutlich zu verstehen, wie sie nur auf des Grafen Wort warteten, die Tyrannen zu ergreifen. Christophs Natur war solcher Härte nicht fähig, so förderlich sie seiner Lage gewesen; er beruhigte die Bürger, verhieß den Zitternden seinen Schutz und entließ sie voll Furcht vor der gewaltthätigen Menge, zugleich voll unterdrückten Grimms. Kaum wagten sie auf ihre Güter zurückzukehren; denn die Kunde von der Adelsrache in Jütland, sowie von den Fortschritten der Schweden in Halland und Schonen, ohne Zweifel auf Vorschub des dortigen Adels, verbreitete sich eben durch Seeland. Mit neuem Zorne fiel daher das Volk und die Fremden über die ungetreuen Herren her, die knirschend neue Mißhandlungen erduldeten.

Wasa hatte bereits in den letzten Monaten des Jahres seinem Kriege gegen Lübeck die weiteste Ausdehnung gegeben. Seine Kaperschiffe thaten den Hansen überall Abbruch, verwickelten ihn aber mit Danzig, das dem dänischen Kriege sich nicht angeschlossen, in beschwerliche Händel, indem zwar Flemming das dortige Fahrwasser beunruhigte und mit seinen Schiffen in die Gewalt der erzürnten Danziger fiel. Aber ungeachtet dieser Lähmung seiner Seemacht nach jener Seite war er im October stark genug, auch ohne den erwarteten Zuzug eines von Christian versprochenen Fußvolks einen Anfall auf Halland und Schonen zu wagen. Sein Heer, dessen Kern aus geworbenen Deutschen und 200 Reitern bestand, rückte, Huldigung für den erwählten König fordernd, vor Varbbierg und gewann nach vergeblicher Bestürmung so viel, daß Stadt und Schloß sich für Christian III. erklärten, wiewol die Bürger gleich darauf zum Grafen wieder abfielen. Auch vor Halmstad verloren sie in zwei Stürmen viel Volk, indem selbst Weiber und Kinder voll Begeisterung Steine und Pechkränze hinabschleuderten. Schon wollten die Schweden abziehen, als sie der fromme Gesang auf der Mauer: „Vor Gud hand er os fast en Borg," den sie für Spott hielten, zu neuem Grimm antrieb. Die Bürger begehrten darauf Zwiesprache, fragten, in wessen Namen die Schweden kämen, und als sie darauf Bescheid erhalten, gelobte die Gemeine am 31. October dem erwählten Könige Gehorsam.

Diese anfangs übersehenen Fortschritte der schwedischen Waffen, ihr Andringen auf Schonen, ihr Einverständniß mit dem dortigen Adel lenkte die Sorge des Grafen aus dem Westen nach Osten, und es war hohe Zeit, daß er nach dem steckelberger Frieden über neue Streitkräfte gebieten konnte. Ungesäumt schickte er Marx Meier mit den lübschen Fähnlein von Helsingör nach Schonen, ingleichen fünf Fähnlein unter dem Grafen von Hoya und Michael Blick, einem in den nordischen Kriegen wolversuchten Deutschen. Auch Mynter sollte mit drei Bürgerfahnen von Malmoe mit ihnen die Landmark von Schonen schützen, sowie Bastian von Jessen mit Reitern ihnen zugesellt wurde. Aber alle diese Anstalten scheiterten am Treubruche des Adels, den freilich die Mishandlung von Bürgern und Bauern einigermaßen entschuldigte, wenngleich nicht die Gefangennahme des fanatischen Erzbischofs von Lund durch den sächsischen Bastard. Zur Vertheidigung der Grenzen vom Grafen nach Landskron entboten, um hier seiner Befehle zu harren, hatten sie, 500 gerüstete Pferde stark, bereits ihren Troß dorthin geschickt, als sie in Furcht befiel, Bastian von Jessen sei bestimmt, sich ihrer zu bemächtigen, um mit ihren Waffen und Rossen seinen Haufen besser gegen die Schweden zu bewehren. Diesen Argwohn vermehrte, daß Bastian von Jessen, um den Herren im engen Städtchen offene Herberge zu lassen, selbst hinauszog und nur eine schwache Besatzung von Fußvolk zurückließ. Die 500 schonischen Edelleute, ob wirklich vor dem Häuflein sich fürchtend oder nur einen Vorwand suchend, kehrten vor Landskron um, irrten eine Zeitlang in Schonen umher, einen festen Ort einzunehmen; als sie den Einmarsch der Schweden erfuhren, sowie die Plünderung ihres Trosses, wozu Jessen wol Recht hatte, da die Herren treulos geworden, stießen sie bei Engelholm zu Johann Turson und kündigten, sich offen für Christian III. erklärend, dem Oldenburger den Treueid auf. Dieser Abfall gab der Sache Christierns plötzlich eine andere Wendung. Marx Meier und der Graf von Hoya, mit ihrem Fußvolke dem schwedischen Heere, welches fast 1200 Ritter zählte, nicht gewachsen, zogen von Halmstads Mauern zu Anfang des Jahres 1535 an den Sund auf Helsingborg zurück. Aber hier war der Ausgangspunkt der Fäden des Verraths, welcher die Männer umgarnte. Auf Helsingborgschloß

efehligte jener Tyge Krabbe, der in des Grafen innerstem Rathe
ıß, ihm als Zeichen der Freundschaft seinen Leibhengst und sei-
en Harnisch verehrt und ihn selbst zur Zusammenkunft mit Chri-
ian III. nach Kolding begleitet hatte. Meier und besonders
ynter, aus guten Gründen dem alten Fuchs nicht trauend,
ersuchten durch List und Ueberredung sich des Schlosses zu be-
ächtigen. Aber der Jüte ließ sich nicht irren; ohne ein Zeichen
ines Abfalls zu erkennen zu geben, beschickte er den schwedischen
eerführer und setzte ihn in Kenntniß, wessen er von ihm gewär-
g sein könnte. Graf von Hoya, so bedenklichen Verhältnissen
ine Person nicht anvertrauend, segelte nach Seeland; Marx
eier und Mynter dagegen verzagten nicht, auf so treulosem
oden dem Feinde zu widerstehen. Die falschen Betheuerungen
s dänischen Reichsmarschalls, seine auf das Sacrament ange-
ote Treue berückten den Hauptmann, der erst in der Schule
s nordischen Adels zum Meister der Verstellung sich ausbildete;
or es keckes Selbstvertrauen oder Kurzsichtigkeit, er lagerte sich
die offene Stadt unter Helsingborgschloß, mit geschwächtem
eere den Angriff einer überlegenen Macht abzuwarten, in Hoff-
ung, schlimmsten Falls eine Zuflucht auf der Feste zu finden.
er Reichsmarschall lieh dem „Bundesverwandten" nur gegen
nterpfand jener beneideten goldenen Kette, dem lübecker Haupt-
ann, zwei zum Zerspringen überladene Falkonette und ertheilte
on vor der Schlacht einem Edelmanne das Geheiß, vom
hurme die Stücke auf die Lübecker zu richten, „denen man nicht
ach Eid verbunden sei." Angstvoll harrte der Verräther der
chweden, des Todes sicher, wenn die Deutschen, seiner Tücke
ngeworden, das Schloß stürmten; obgleich diese in ihrer
indheit beharrten, näherte sich Johann Turson dennoch nur
gernd der Stadt am Abend des 12. Januar 1535 und beschloß
st, als in der Nacht zum 14. Januar ein heimlicher Bote ihm
n schändlichen Plan aufgedeckt, mit seinen 1200 Rittern und
rhältnißmäßiger Zahl Fußvolks die fünf Fähnlein Lübecker
nter ihrer Wagenburg und den schwachen Schanzen mit dem
age anzugreifen. Gleich zu Anfange des Gefechts warf Tyge
rabbe die Maske ab, indem ein hämischer Schuß 14 Deutsche
gleich niederstreckte und die Wackern in Bestürzung setzte, die,
n vorn und von hinten angegriffen, nirgend einen Rückhalt
nden. Mynter war klug genug, bei dieser Wendung in ein
oot sich zu werfen und seewärts nach Malmoe zu fliehen. Mei-
's Fähnlein dagegen wurden durchbrochen, überwältigt, zur
älfte erschlagen, Viele ertranken in der See, er selbst schloß
h mit 1000 Mann in das nahe Kloster ein. Aber während die
tadt in Flammen aufging und die Feinde von allen Seiten ihn
nstellten, war hier kein langer Widerstand zu leisten. Der Be-
egene ergab sich, voll Haß gegen die Schweden, dem Dänen
agnus Gyldenstiern und warf auf dem Schlosse vergeblich dem
ten Reichsmarschall seinen Treubruch vor, der in aller Seelen-
he sich entschuldigte, „er habe dem Grafen, nicht den Lübeckern
n Eid geschworen." Bastian von Jessen war entkommen; Mi-
ael Blick mit Junker Peter, Bastard von Geldern, geriethen
Feindesgewalt und 1000 Knechte wurden gegen Kriegsgebrauch
nöthigt, in Schwedens Sold zu treten. Um den Heerführer
n Lübeck haderten die Sieger. König Gustav forderte ihn von
Jesteräs aus als seinen Gefangenen, da sein Volk die Niederlage
ntschieden; weil Meier jedoch ausgerufen: „er wolle lieber ster-
n als in schwedische Hände fallen," schickte man ihn bis auf
eitere Vereinigung auf Vardbiergschloß. Nach dem Treffen von
elsingborg nahmen die Schweden das offene Land für Christian
. in Pflicht, meldeten ihm die frohe Zeitung nach Kolding und
hritten unverzüglich zur Verennung der schonenschen Städte.

So trug den Krieg gegen beide Könige der Dictator, seines
agister equitum beraubt, allein, als unvermerkt eine neue
ntrigue sich ankündigte, welche, neben Wullenweber's Plänen
erlaufend und ihrer Natur nach mit denselben unvereinbar,
nen dennoch als Mittel dienen konnte. Noch während Chri-
ian vor Lübeck lag, hatte die Königin Maria ihm über Hein-
chs VIII. Bündniß mit den Lübeckern vertrauliche Eröffnungen
emacht durch eine Gesandtschaft, welche am dänischen Herrentage
ie Wahl des Herzogs, als dem kaiserlichen Hause beifällig, empfeh-
n sollte, welche sich aber durch das aufruhrvolle Land nicht nach
openhagen wagte, sondern in Travemünde dem Herzoge nie-
erländische Hülfe gegen England verhieß. Als darauf Christian
er Regentin seine Wahl kundthat und die Kriegsschiffe nach dem
nter Vertrage forderte, ließen Ausflüchte und Vertröstungen
hn die veränderten Gesinnungen des burgundischen Hofes fürch-
en. Nämlich die Proclamation des gefangenen Christiern durch
en siegreichen Grafen eröffnete dem römischen Könige Ferdinand
ie Aussicht, den Norden näher mit Habsburg zu verknüpfen,
enn er Dorothea, die ältere Tochter des gefangenen Schwagers
— die jüngere hatte der Letztling des Hauses Sforza, jener viel-
eprüfte Francesco, Herzog von Mailand — mit einem deut-
chen Fürsten, einem verdienten Anhänger des Hauses, vermähle
nd ihm die nordischen Kronen übertrüge. Zu dieser Wahl schien
Keiner geeigneter als der Bruder des Kurfürsten Ludwig, Pfalz-
graf Friedrich, den wir jetzt als neuauftretende Person des ver-
schlungenen Dramas näher ins Auge fassen müssen.

Ein Sohn des Kurfürsten Philipp, geboren 1483, erzogen am fröhlichen Hofe des Erzherzogs Philipp, nachmals Königs von Spanien, hatte Friedrich alle Gaben von der Natur empfangen, um der fürstlichste Ritter seiner Zeit zu werden, blieb aber bis zur späten Uebernahme der Kurwürde ein Spielball des Glücks und ein irrender Ritter. Als jüngerer Prinz seine Hoffnung früh auf das Kaiserhaus stützend, hatte er den König Philipp als Vertrauter und Theilnehmer jugendlicher Thorheiten nach Spanien begleitet und nach dem Tode des schönen Gemahls der Infantin Juanna dem jungen Karl von Gent sich angeschlossen, an dessen Hof er durch Ritterlichkeit, feine Sitten, Liebe zu den schönen Künsten, zumal der Musik, in so hohem Grade die Aufmerksamkeit erregte, daß er nach der Erzherzogin Leonore kühn aufzublicken wagte. Bereits war ihm das Herz der schönen, lebensfrohen Prinzessin zugänglich geworden, als ihre durch große Staatsrücksichten herbeigeführte Vermählung mit dem alten Könige von Portugal den jugendlichen Traum zerstörte. Auch nach dieser Täuschung ein eifriger, wiewol wenig belohnter Diener des jungen Kaisers, hatte er an der Spitze des Reichsregiments gestanden, das Reichsheer gegen die Türken befehligt; aber alle lockenden Heirathspläne waren, ungeachtet seiner äußern Empfehlung und unermüdlicher Betriebsamkeit, neckend immer umgeschlagen. Jetzt über 50 Jahre alt und einer stoischen Ansicht des Lebens zugewandt, nachdem er um die Erzherzogin Leonore, um eine Tochter Don Fernando's, um die Königin Witwe von Ungarn, um die Markgräfin von Montferrat, um eine englische Prinzessin und viele andere Fürstentöchter geworben, verleitete den unglücklichen Freier nach langem Sträuben die Beredtsamkeit des römischen Königs noch einmal, sich in die undankbarste Heirathsund Kronbewerbung einzulassen. Im Juli 1534 schickte er Gesandte, unter ihnen seinen Rath und Tröster, Schicksalsgefährten und endlich Biographen, Hubert Thomas von Lüttich, mit königlichen Empfehlungsbriefen zum Wahltage nach Kopenhagen; wie sie aber in Hamburg, eben als der Graf Seeland von Schonen mit Kriegsunruhen erfüllte, die versprochenen kaiserlichen Räthe nicht fanden, — dieselben, welche dem Herzoge die Hülfe der Regentin gegen England angetragen und noch nicht von der veränderten Politik des Hauses in Beziehung auf den Norden unterrichtet waren, weil die Entfernung zwischen Prag, Madrid und Brüssel raschen Austausch der Plane verhinderte, — kehrten sie mit der Kunde von Christians Huldigung zu Horsens in die Pfalz zurück. Aber Ferdinand drang in den Pfalzgrafen, zur eiligen Bewerbung um die Königstochter eine Botschaft nach Spanien zu schicken. Mit unglaublicher Hast „postirte" nun Hubert von Heidelberg über Binche im Hennegau, wo die Regentin, den Heirathsplan aufnehmend, ihn mit Briefen an den Kaiser versah, nach Madrid, fand diesen und den Kanzler Granvella zu Gunsten der Heirath vorbereitet, und erhielt eine mäßige Mitgift und die Unterstützung des Anrechts auf die nordischen Reiche durch die Macht der niederländischen Provinzen zugesagt. Aber noch nicht mit Vollmacht zum Abschlusse des Heirathscontracts versehen, ward der pfälzische Rath unter gnädigen Verheißungen entlassen und ritt mit solcher Eile nach Deutschland, daß er in 10 Tagen, am 1. Januar 1535, dem harrenden Gebieter das kaiserliche Wort nach Neumarkt in der Oberpfalz überbrachte. Der alte Freier, voll jugendlicher Hoffnung, machte sich darauf selbst nach Spanien auf den Weg, um den Kaiser zu größerer Hülfsleistung zu bewegen, sprach die Regentin am 21. Februar in Brüssel und gelangte am 18. März nach Saragossa, wohin den Kaiser die Rüstung zum Zuge nach Tunis gerufen. Zu Barcellona ward dann die Acte vollzogen, worauf Karl sich zu seiner heldenmüthigen Expedition einschiffte, der Pfalzgraf dagegen über Paris und Rouen, wo er den König Franz aufsuchte, nach Brüssel eilte und am 18. Mai sich mit der kränklichen Tochter des sonderburger Gefangenen verlobte. Mit guten Gründen drang die Regentin auf ein unverzögertes Beilager; doch der Stolz des deutschen Fürsten sträubte sich gegen eine prunklose Hochzeit; er reiste erst zu seinem Bruder nach Heidelberg, um fürstliche Vorbereitung zu treffen, und verschuldete dadurch den Verlust des unwiederbringlichen Momentes, in welchem sein Auftreten, von kaiserlicher Macht unterstützt, eine günstige Wendung hätte herbeiführen müssen.

Nicht sowol die Entfremdung eines Bundesgenossen als die Gefahr eines directen Angriffs nöthigte den erwählten König, desto enger mit den verwandten nordischen Fürsten sich zu verbinden. Jütlands trotzige Gemeinen waren zwar gebändigt, aber die Städte Schonens, denen das Meer offen stand, zu zwingen, den Grafen aus den Inseln zu vertreiben, bedurfte er einer Flotte, da Kopenhagens Fall den Staat der Seemacht beraubt. Gustav verhieß mit der Bereitwilligkeit, welche gleiche Gefahr gebot, auch den Beistand seiner Schiffe; auch Herzog Albrecht von

Preußen, der Gemahl der Schwester Christians, fand es angemessen, durch Aufhülfe des befreundeten Königs sein unsicheres Herzogthum zu stützen. So hoffte denn Christian mit dem Sommer nachdrücklicher den Krieg zur See und auf den Inseln zu beginnen und schickte fürs Erste den tüchtigen Obersten Albrecht von Belzig aus Jütland nach Halland, um den Schweden gegen Römer von dem Wolde in Landskron, Mynter in Malmoe und Lund beizustehen.

Aber auch den Grafen schreckte der Verlust Jütlands und Schonens, die Tücke des Adels, die Schlacht von Helsingborg böse aus der Mäßigung auf, mit der er dem Umschwunge der Verhältnisse mehr sich hingegeben, als derselben durch große persönliche Anstrengung Meister zu bleiben gestrebt, mehr die Revolution genossen als geleitet. Ohne Arges gegen die ihm durch theure Eide verpflichteten Reichsräthe, den scheingehorsamen Adel nach Kräften schützend, hatte er seiner Liebe zu Weibern, Wein und Büchern behaglich Raum gegeben, bis die Dinge unvermerkt eine so gefährliche Wendung gewannen. Ein Beweis des Verraths, mit welchem man den offenen Mann umgarnte, ist, daß Johann Friis, sein Geheimschreiber und Vertrauter aller Heimlichkeiten, die Erlaubniß erbat, nach Wittenberg zu den Studien zu gehen, auf Verwendung der Reichsräthe vom Grafen Urlaub gewann; statt aber die Rechte in Wittenberg zu studiren, zu Christian floh und so den freundlichen Beförderer seiner Ausbildung schändlich betrog. In veränderter Gesinnung berief darauf Christoph, um die Mittel zur weitern Kriegsführung aufzutreiben, die Herren nach Kopenhagen und erschien mit einer Schaar Bürger der Hauptstadt. Aber statt erwarteter Hülfe vernahm er des Adels Klagen über den Druck der deutschen Kriegsleute und die Mißhandlungen des Volks, was den Haufen so erbitterte, daß er einige Tage darauf Frau Anna Rosenkrantz, die Mutter jenes Holger's, in Stücken riß, weil sie, ein muthiges Weib, weiland Hofmeisterin dreier Könige, sich zu heftigen Reden hatte hinreißen lassen. Diese Unthat an einer Frau ist ein Zeichen der entsetzlichen Verwilderung des dänischen Bürgers, wiewol sie keinen Vergleich aushält mit der, wir möchten sagen phantastischen Grausamkeit, in welcher die Schwabenbauern zehn Jahre vorher 70 Grafen und Edelleute durch die Spieße jagten, Melchior Nunnenmacher auf der Sackpfeife dem Grafen von Helfenstein den Todesreigen blies und die Gräfin, Maximilians des Kaisers Tochter, auf einem Mistwagen mit ihrem Söhnlein in's Elend gestoßen wurde. Die nordischen Naturen, sonst stark und phantasiereich, hielten mehr an sich im Grimm gegen ihre Bedrücker, wie denn überhaupt ein gewisses Maßhalten auf beiden Seiten in diesen Religions- und Bürgerkriegen nicht zu verkennen ist.

Der Graf, durch die offenkundige Untreue der Reichsräthe zu leidenschaftlicherem Verfahren mit Recht gereizt, ließ, zu spät, um fernern Verrath unmöglich zu machen, am 11. März 1535 alle Herren und Edelleute gefangennehmen und nach Malmoe in Gewahrsam bringen. Nur wenige retteten sich auf die noch unbesetzten Schlösser, als des Grafen Diener im Lande sie aufsuchten; mit Verzweiflungsmuth vertheidigten die Lehnsmannen des geflohenen Bischofs von Odensee Dragesholm, als letztes Asyl des seeländischen Adels, gegen Johann von Hoya und die Bürger von Kopenhagen, wie Kallundberg bereits seine zerschossenen Mauern geöffnet und Hermann Lange, des Grafen Halbbruder, zum Befehlshaber bekommen. Aber was Seeland an Sicherheit gewann, verlor das nahe Fünen; aller sorgfältigen Abwehrmaßregeln ungeachtet setzte Johann Ranzau auf heimlich gesammelten Küstenfahrzeugen sein Kriegsvolk über, die Strandwachen zur Nachtzeit hintergehend, schlug das Aufgebot der Bauern und einige gräfliche Knechte am 19. März zwischen Odensee und Middelfarth und lagerte mit einem ansehnlichen Heere seit mehren Wochen vor Assens.

So standen Lübecks Angelegenheiten, als es dem Marx Meier auf Vardbiergschloß gelang, durch dieselben Künste seine Freiheit zu gewinnen, die ihn in die Gewalt des Adels gebracht. Auch eine reinere Natur als unser Abenteurer, den wir nicht als sittlich vornehm gepriesen, hätte Ehrlichkeit verlernt unter einer Umgebung, die Ritterwort und Eid auf die Sacramente nur als Mittel gebrauchte, sich aus augenblicklicher Verlegenheit zu retten. Er war durch Tyge Krabbe verrathen worden; sollte er nun Bedenken tragen, alle Mittel seines schöpferischen Geistes anzuwenden, um sich den Händen eines Mannes zu entziehen, der sein Gelöbniß gebrochen? Zu allen Zeiten hat man schonend Diejenigen beurtheilt, welche aus Liebe zur Freiheit auch angelobten offenen Gefängnissen auf kühnen Wegen entrannen; des Gelöbnisses durfte Der mit Recht vergessen, den nicht eine Großthat der Feinde, sondern ihre Arglist zum Gefangenen gemacht.

Ungern sah Gustav den Bürgerfeldherrn auf Vardbierg führen, dessen Befehlshaber Trued Greverson Ulstand noch keine unzweifelhafte Erklärung für Christian abgegeben, indem er vielmehr seine Burg nur für den vom Reichsrathe noch zu bestätigenden König besetzt hielt. Hatte er doch noch am 1. Januar 1535 einen Brief des Grafen von Hoya, der ihn zur Treue ermahnte, nur deshalb nicht für bindend erklärt, weil er nicht vom Reichsrath unterzeichnet sei. Die Stadt Vardbierg beharrte entschieden für Christiern; das Schloß stand unter Waffenruhe dem noch anzuerkennenden Herrscher offen. Unter so seltsamen Verhältnissen empfing Trued Ulstand seinen vornehmen Gefangenen mit ritterlicher Gastfreiheit, gestattete ihm gegen Handschlag freie Haft und nahm ihn selbst zuweilen mit auf die Jagd hinaus. Unsern Kriegsmann aber quälte die Sehnsucht nach Thaten und der Drang, ein Unternehmen, das er begonnen, zu glücklichem Ende zu führen. So lange Stadt und Schloß feindlich waren, blieb Meier gewissenhaft; als er aber mit großer Gewandtheit freien Verkehr auf vier Wochen zwischen beiden vermittelt, warb er heimliche Kundschaft bei den Bürgern und der deutschen Besatzung der Stadt, um die letzte Feste Hallands gegen Albrecht von Belzig zu sichern, der eben aus Jütland erwartet wurde. Der Schloßcapelan bot sich als Unterhändler, und der Fähndrich der Besatzung, sowie einige Bürger, eifrige Anhänger Christierns, beschlossen, mit Meier's Hülfe die Festung zu überraschen. In der Nacht zum 9. März schlichen sich 30 Knechte mit Waffen und einer Strickleiter während der Wachtstille an die Burg und fanden den Gefangenen bereit, durch das heimliche Gemach, welches unter seiner Wohnung herausgebaut war, erst die Leiter, dann ihre Wehren und Harnische, endlich auch Männer hinaufzuziehen. Bis zum hellen Morgen versteckte er sie darauf in einer Kammer, überwältigte den Diener, der in seinem Gemache schlief, und begleitete unbefangen den Befehlshaber, der nach seinem Brauch alle Morgen die Schloßmauer rings umging und nach dem Rechten sah. Als sie in die Nähe der Kammer gekommen, wo jene mit ihren Hakenbüchsen verborgen lagen, witterte er Unheimliches und sprach: „Hier stinkt's nach Lunten.“ „Es sind die alten Weiber, die im Backofen Flachs rösten,“ erwiederte M. Meier, um gescheute Antwort nie verlegen. Wie nun Trued Ulstand den Berg hinunterstieg, um die Arbeiten auf den Werften zu besichtigen, ging Marx unter einem Vorwande zurück, rief „die Brüder“ zu den Waffen, warf das Thor in die Angeln und überwältigte ohne viel Blutvergießen die erschrockenen Dänen bis auf einige Reiter, welche auf den Thurm flüchteten, aber durch ein Geschütz in Respect gehalten wurden. Auf das Getümmel kehrte Ulstand rasch um, rief denen droben zu, sich zu halten, und gedachte mit Schmiedehämmern die Thür zu sprengen. Des Drohenden Leben stand in Meier's Gewalt. „Sall ick eme dor dat Lif scheten?“ fragte ein Hakenschütze im Anschlage; auf seine Verneinung erschoß er durch ein Schießloch den Nebenmann, worauf Herr Trued, da obenein von der Stadt her Bürger und Soldaten andrangen, sich auf ein Pferd warf und voll Scham davonjagte, das ihm anvertraute Schloß in des Feindes Gewalt lassend. Auf Vardbierg nun richtete sich Meier wie auf seinem Eigenthume ein, plünderte die Reichsthümer, welche der Adel dorthin geflüchtet, ward von seinen Helfern zum Hauptmann ausgerufen und behauptete sein „Malepartus“ mit allen Kriegsvorräthen, der Stadt, ihren Schiffen und die Umgegend 15 Monate lang so unabhängig, daß er den Königen des Auslandes fast als eine selbständige Macht erschien und er die nordischen Kronen nicht ohne Feilscher ausbieten konnte. Graf Christoph, dem er die wichtigen hier aufgefundenen Documente zusandte, vermittelte die Befreiung der Frau Ulstand und ihrer sechs Kinder gegen die Familie eines mit Johann von Hoya geflüchteten schwedischen Dieners, die in Stockholm verhaftet lag. Als Albrecht von Belzig an Hallands Küsten erschien, verstand Meier ihm entschlossen und listig zu begegnen. Gustav Wasa aber beschämte die Reichsräthe mit Vorwürfen, daß sie den Gefangenen nicht besser bewahrt.

Sechstes Capitel.

Der Reichsverrathsvorschneider in Kopenhagen. Schlacht am Oxenberge. Seetreffen bei Bornholm. Christian III. vor Kopenhagen. Sommer 1535.

Jürgen Wullenweber hatte die Wendungen des Krieges mit aufmerksamem Blicke von Lübeck aus verfolgt, das er aus Furcht vor heimlichen und offenen Gegnern nicht zu verlassen wagte. Noch gebot er auch ohne die Verordneten über die gesammte Kraft der wendischen Städte, wiewol die Aristokratie, neidisch auf jeden Erfolg der gehaßten Demokraten, in der Stille mancherlei Mittel anwandte, den Schwung der Unternehmung zu hemmen. Auch in Stralsund hielten die Achtundvierziger sich so weit oben, daß Smiterlow mit seinen Verwandten verhaftet blieb und am 6. Februar 1535 ein Receß zwischen der Bürger-

Digitized by Google

ſt, dem Rathe und den Verordneten ausgeſtellt wurde, welcher dauernde Anſehen der Letztern gegen ſpätere Ahndung ihrer maßungen ſicherte, den alten Rath alle ihre Schritte, als mit einverſtanden, gutzuheißen und die Verantwortung der Fol- der däniſchen Fehde gemeinſchaftlich zu übernehmen verpflich- , wiewol die letztere Clauſel erſt ſpäter mit zurückdatirter tangabe hinzugefügt ſein ſoll, als die Achtundvierziger bereits nge Rechenſchaft ihres Gewaltmisbrauches ablegen zu müſſen ärtig waren. Nicht allein gaben Stralſunds Bürger in ublikaniſchem Eifer willig jedes Opfer zum rechtmäßigen ege, die Glocken aus den Kirchen und ſelbſt den kupfernen den der Stadtramme, der noch zu Sahlrow's Zeiten, kenntlich dem Wappen, zu Lübeck geſehen wurde, ſondern forderten die benachbarte Gemeine zu Greifswald, die nicht unmit- ar an dem Kriege der Hanſe Theil genommen, auf, ihre Geld- räge ihnen zu ſenden; wogegen Bürgermeiſter und Rath zu alſund am 15. März 1535 in Lübecks Namen den Greifs- dern die Verſicherung ausſtellten, „ihre Rechte in Dänemark ihre Freiheit vom Sundzolle zu ſchützen, und ihnen als ndesverwandten jeden Erfolg des Krieges zu Gute kommen laſſen.“ Aber neben ſo tüchtiger Volksgeſinnung that auch jene ſchleichende Oppoſition ſich kund, die jetzt am Bürger- ſter Lorbeer ein unzweideutiges Organ gefunden.

Die beunruhigenden Fortſchritte der Könige erregten die ufriedenheit der Städte mit dem Grafen, ihrem Oberfeldherrn, veranlaßten den Bürgermeiſter von Lübeck, nach einem an- Paladine des gefangenen Königs und einem mächtigern theidiger ihrer Anſprüche ſich umzublicken. Es iſt kein nger Beweis ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit, daß er, wenn es en Plänen förderlich ſchien, immer über fürſtliche Perſonen ügen und verwandtſchaftliche Intereſſen erweckn konnte, die e ſeine Aufforderung nie zur That gekommen wären. Als dochen für den Grafen ſubſtituirte Wullenweber jetzt Al- ht VII., Herzog von Mecklenburg, geboren 1486, jüngern der Heinrichs IV., mit welchem er in Gemeinſchaft regierte. ch ſeine Ehe mit Anna, der Tochter Joachims I. von Bran- burg, für Chriſtiern gewonnen, hatte er ſchon früher an der ſetzung des vertriebenen Königs gearbeitet, ihm im J. 1524, ie beim Angriff auf Norwegen nach Kräften Vorſchub geleiſtet, m er die katholiſchen Fürſten Deutſchlands für ihn zu bewaff- geſucht; Mecklenburg war auch jetzt der Sammelplatz ver- bener Dänen und Schweden. In Betreff der religiöſen eitfrage legte er eine Unſicherheit an den Tag, die ſeinem ichen Charakter nicht zum Ruhme gereichte, indem er nach Vortheile des Augenblicks, bald der katholiſchen Partei im he ſich anſchloß und die Ausführung kaiſerlicher Man- übernahm, bald lutheriſche Prediger in ſeinen Städten an- e, zum Widerſpiel ſeines ſtandhaften, der neuen Lehre erge- n Bruders. Nicht ohne äußere Gaben und nicht ohne rlichen Unternehmungsgeiſt, mangelte es ihm gleichwol an icher Bedeutſamkeit; ihn verfolgte eine nie ruhende Eitelkeit, ihn getrieben, für ſeinen Stamm das Amt des Reichserbvor- eiders zu ſuchen, als welcher er bei dem Krönungsmahle dinands zu Aachen im J. 1531 mit großer Geſchicklichkeit girt hatte. Mit ihm nun, den bereits kaiſerliche Briefe zur erſtützung der Sache ſeines Verwandten aufgefordert, unter- delten die Abgeordneten der wendiſchen Städte zu Roſtock, Hoffnung, ſein fürſtlicher Name, ſeine Verwandtſchaft, die ht ſeines Adels werde das däniſche Reich vollends bezwingen. bt ging Albrecht am 13. Februar 1535 den Antrag ein, die reiung des Oheims ſeiner Frau zu erkämpfen, zumal da die ſen ihm die Regentſchaft für Chriſtiern verſprachen und auch der Lockung nicht kargten, ihn zum Nachfolger des Königs, ohne männliche Nachkommen ſei, zu erheben. Weil dem zog in Hinſicht auf die Religion nicht zu trauen, bedingten Wullenweber und Dr. Oldendorp, der Syndicus, die Auf- haltung der proteſtantiſchen Kirche. Auch Stralſunds Rath die Achtundvierziger hatten die Urkunde unterzeichnet und erſiegelt; als aber dieſelbe dem Herzoge zu Wismar über- ht werden ſollte, fand der Bürgermeiſter Lorbeer, der ſchon Rathe dagegen geſprochen, Bedenken, ſeiner Stadt die neue rpflichtung aufzuladen. Er ließ ſich den Brief noch einmal händigen, ſchnitt mit ſeinem „Brodmeſſer“ das große Stadt- el ab und eilte nach dieſer heroiſchen That, ohne der Einladung herzoglichen Tafel zu folgen, im heimlichen Triumphe nach ralſund zurück. Deſſenungeachtet ſtieg Albrecht von Mecklen- g, zwar nicht als mächtiger Herzog an der Spitze ſeiner ſollen, die ihm außer Landes zu folgen nicht Luſt hatten, dern mehr in der Geſtalt des Reichserbvorſchneiders, mit em unmäßigen Gefolge von Geſinde, Jägern und Hunden, ginge es zu einer großen Jagdluſtbarkeit, mit ſeiner mahlin und ihrem Frauenzimmer am 8. April in Warnemünde Schiffe. Misvergnügt über das kleine Häuflein Knechte, ches mit hinübergeſchifft wurde, geleitete ihn der Bürgermeiſter von Lübeck, um das neue Kriegsoberhaupt gleichſam zu inſtalliren. Zu Nykoeping gelandet, zogen ſie am 16. April, bewillkommnet von den Bürgern, auch vom Grafen höflich begrüßt, in Kopenhagen ein. Aber jetzt bedurfte Wullenweber aller Gewandtheit, um den in ſeinem Stolze gekränkten Grafen mit dem neuen Feldherrn nicht zum Schaden der gemeinſamen Sache zu entzweien. Chriſtoph weigerte ſich, dem Herzoge, dem ſein höherer Titel die Gunſt der Bürger zuwandte, das Schloß zu räumen, beklagte ſich bitter über Zurückſetzung und wollte nicht einwilligen, daß das Kriegsvolk, des Treueides gegen ihn entbunden, an den Herzog gewieſen würde. Er verſchmähte das ihm von Wullenweber angebotene Bisthum Roſkild, — der arme kölner Domherr das reichſte däniſche Stift, — und wurde nur begütigt, als der Bürgermeiſter, den Oberbefehl zwiſchen Beiden theilend, dem Herzoge den Biſchofshof als Wohnung anwies. Eine freudige Einigkeit konnte aber unter den doppelten Häuptern nicht bewirkt werden, die, beide ſchon nach höheren Dingen, nach der Krone, trachtend, die Wahrheit des Sprichworts erwieſen, daß, „wenn zwei Hunde um einen Knochen beißen, ein dritter gemeinhin mit der Beute davongeht.“

Unterdeſſen die läſſige Belagerung von Aſſens fortdauerte und Johann von Ranzau mehr ſeinen Eifer darauf wandte, in dem furchtbar heimgeſuchten Fünen die Ordnung herzuſtellen; er in der Oſterzeit den Adel, die Bürgermeiſter bis auf Svensborg und Nyborg und die Hardtvögte in Pflicht nahm, zogen von allen Seiten ſo mächtige Streitkräfte zuſammen, daß die Entſcheidung über das ſtreitige Königreich nicht länger ausbleiben dürfte. Guſtav, aufmerkſamer auf die nahe Gefahr, die ihm über Norwegen durch den Pfalzgrafen drohte, unterrichtet, daß die Kaufleute den Mecklenburgern „die guten alten nordiſchen Kronen als ihre Kramwaare feilgaben,“ hatte die Lockung, die ihm Schonen und Halland als Preis zuwies, wenn er ſeine Hand von Chriſtian abzöge, erzürnt abgewieſen, dem Schwager anſehnliche Summen vorgeſtreckt und trat am 9. Mai 1525 mit einem Drohmanifeſt gegen Lübeck hervor, welchem eine Flotte von 11 Orlogſchiffen den gehörigen Nachdruck verlieh. Um Gothland vereinigte ſich am Ende des Mai das ſchwediſche Geſchwader mit dem däniſchen; über beide erhielt Peder Skramm, Wagehals genannt, den Oberbefehl, ſowie über die Hülfsflotte des Herzogs von Preußen, die Johann Preen führte. Am 26. Mai gelobten die drei Admirale urkundlich, ſich treu beizuſtehen und alle Beute zu theilen. Ohne vereinigte Seemacht war kein bleibender Vortheil über Gegner zu erkämpfen, welche, auf dem Feſtlande erdrückt, ſeewärts immer neue Kräfte gewannen und mit ſolchem Uebermuthe den Meiſter auf dem Meere ſpielten, daß ihre im Sunde aufgeſtellten Orlogſchiffe ſeit eröffneter Schifffahrt im Angeſichte des ſchoniſchen Heeres den Zoll einforderten, alle Dänen und Schweden aufbrachten und 70 holländiſche Kauffahrer nach der Erhebung des Zolles ausplünderten. Gegen eine ſo keck ausgeübte Macht war das Erſcheinen von 37 Orlogſchiffen mit 3700 Mann Kriegsvolk und Matroſen ein neues entſcheidendes Moment. Aber auch der Bürgermeiſter hatte gleich nach ſeiner Heimkunft ſtärkere Streitkräfte in Bewegung geſetzt. Noch in der zweiten Hälfte des Maimonats führten 10 hanſiſche Schiffe den Grafen Nikolaus von Tecklenburg aus Weſtfalen mit Neugeworbenen nach Svensborg und legten ſich in den Middelfarthſund, um die Verbindung zwiſchen dem königlichen Heere vor Aſſens und dem Feſtlande gänzlich zu ſperren. Den Wankelmuth der Bewohner ſchonungslos ſtrafend, zogen die Haufen nach Odenſee hinauf, wo der Graf von Tecklenburg mit dem Hova, den die Fürſten ſammt allem entbehrlichen Volk aus Seeland und ſelbſt den belagerten Städten Schonens hinübergeſchickt, zuſammenſtieß. Odenſee büßte den erzwungenen Abfall, ſowie alle Städte des öſtlichen Fünens bis auf Nyborg. In der Propſtei zu Odenſee beriethen ſich die Heerführer, auf welche Weiſe man den Feldzug am förderlichſten begänne. In demſelben Gemache, eingeſperrt in einen Schrank ſaß Hans Madſen, aus Svaninge, dem Jakob Hardenberg auf Sandholt fliehend ſeine Baarſchaft anvertraut, und der, auf Trolle's Geheiß grauſam zermartert, das verſteckte Gut nicht verrathen hatte. Uneingedenk des Gefangenen, beſchloß man im Kriegsrathe, ſich an den Fluß zwiſchen Middelfarth und Aſſens zu legen, um einen Zuzug deutſcher Reiter, ſowie die Zufuhr von Lebensmitteln aus Jütland nach dem königlichen Lager zu verhindern und darauf jenes Lager ſelbſt anzugreifen. Kein Wort entging dem gemishandelten Prieſter, der Tags darauf, an ein Pferd gebunden, mit fortgeſchleppt wurde, als man gegen Faaborg zog, um eine Streifſchaar Ranzau's zu überfallen. Als der ſchlaue Holſteiner den Anſchlag zeitig gemerkt, kam man auf den urſprünglichen Plan zurück, ſandte einen heimlichen Boten nach Aſſens und lagerte ſich gegen Abend um Faaborg. Da entſprang der Pfaffe ſeinem Gewahrſam, fand ein Boot und hinterbrachte nach unſäglichen Mühſeligkeiten in derſelben Nacht vom 10. zum 11. Juni dem Feldherrn Ranzau die Kunde von dem auf den folgenden Tag beſchloſſenen

Digitized by Google

Anfall. Als der geistliche Herr mit seinem Leben die Wahrheit seiner Aussage verbürgte, beschloß der königliche Heerführer ungesäumt aufzubrechen und seinerseits dem Feinde durch einen raschen Ueberfall zuvorzukommen. Christoph von Veltheim, der, vom Grafen von Oldenburg im Zorne geschlagen, denselben verlassen und dem Könige einige hundert Reiter zugeführt hatte, — ein so erfahrener als tapferer Kriegsmann, — blieb mit den Seinen vor Assens, um die Besatzung zu beobachten, welche in ihrem Einverständnisse mit dem Grafen geirrt, als sie in der Nacht das Lager der Holsteiner auflodern, das Heer abziehen sah, den verabredeten Ausfall unterließ.

Vor der Schilderung des entscheidenden Treffens am Orenberge muß zweierlei zur Beurtheilung desselben vorausgeschickt werden. Erstens war die Schlacht bei Assens, in Dänemarks Jahrbüchern so glorreich, eine Schlacht der Deutschen gegen die Deutschen, die, wie oft im dreißigjährigen Kriege, der Nation zur Schmach, den Ruhm fremder Mächte verherrlichen. Außer dem spanischen gab es damals nur ein Fußvolk in Europa, das deutsche und das schweizerische, welches in der Regel auf beiden Seiten focht. Nicht allein bestand das königliche Heer aus acht Fähnlein deutscher Knechte, sondern auch die Reiterei, vier Fahnen, bildeten allein holsteinische und insgemein in Deutschland geworbene Reiter; des Adels von Jütland und Fünen wird in keinem Schlachtbericht auch nur gedacht. Demnach begegnete zerstörend die deutsche Kraft der deutschen, und die Nation, uneinig und um das Ganze unbekümmert, vereitelte in blöder Haltungslosigkeit ein volksthümliches Aufstreben, das dem Vaterlande gewiß segensvolle Früchte getragen hätte. Zweitens war das Heer der Städte zwar um einige hundert Mann zahlreicher, aber die Menge sich keines gemeinsamen Ziels bewußt, indem bei der Entzweiung der fürstlichen Häupter kein warmes Interesse die materiellen, durch's Ungefähr zusammengewürfelten Kräfte durchdrang und der Verrath des dänischen Adels die unbewahrten Kriegshäupter rings umstellte. Nur in einem Wullenweber und wenig Andern war die große, populaire Idee lebendig, die, wenn die Demokratie ihre Bürger und nicht Gedungene zur Schlacht geführt, sich gewiß siegreich erwiesen hätte. So aber waltete, wie in den Heeren der alten Handelsrepubliken, keine bewußtstrebende Einheit, und es fehlte auch ein ausgezeichnetes Feldherrngenie, welches das Gewirre der Individuen zum energischen Ganzen gebunden. Das königliche Heer dagegen, geführt durch einen streitbewährten General, lenkte ein großer Wille, der durch die Abstufung des mit der Königsmacht einverstandenen, das Bürgerthum überall anfeindenden Adels bis auf die Einzelnen herabgeführt, von dem Eifer des gemeinen Volks getragen wurde, das mehr augenblickliche Befriedigung im Siege für das würdevoll persönlich vertretene Königthum als für die abstracten Plane der hansischen Bürger fand.

Eine halbe Meile südöstlich von Assens, in einer anmuthigen Gegend, welche die ungemessen vergleichende Liebe zur Heimat die „fünischen Alpen" nennt, erhebt sich mit hier und da steil eingeschnittenen Thälern der Ornebierg, einst Odin's Opferstätte, zu einer mäßigen Höhe. Der Pflug hat jetzt die schroffern Abhänge geebnet; die Torfmoose in den niedern Gründen sind geblieben. Dort nun fand beim ersten Dämmerlichte des 14. Juni Johann von Ranzau, schon mistrauisch geworden gegen den ihn führenden Geistlichen, das gräfliche Heer hinter einer Wagenburg gelagert, um den Morgen zum Angriff abzuwarten. Der nächtliche Brand des feindlichen Lagers ließ sie wähnen, die Besatzung von Assens habe einen so wirksamen Ausfall gemacht, daß sie nur fliehende Haufen erblickten. Diesen Wahn bestärkte, daß Ranzau im Thale in enggeschlossenen, die Zahl verdeckenden Schaaren zog, oder gar nach Erzählung der Landleute mit grünem Laube die anrückenden verbarg. Keineswegs einer geordneten Schlacht gewärtig, selbst nicht, als Geschütz aufgefahren wurde, beschlossen die muthigen Grafen und Ritter, denen immer ehrenvoller dünkte, durch einen Spieß als durch eine Kugel zu fallen, ihren Vortheil aufzugeben, plötzlich von ihrer Höhe herunterzubrechen und in einem Angriffe das Geschütz erstürmend, die ohnmächtigen Haufen zu erdrücken. In so muthiger Absicht trennten sich die vier Reiterfahnen vom Fußvolk und nahmen nur einige Rotten Hakenschützen zur Seite, die aber der hastige Trab der Ritter bald hinter sich ließ, sodaß sie ungestüm unter Schlachtruf, aber in gelösten Zügen über den Abhang allein an den Feind kamen. Ihrer harrte bis auf einen halben Steinwurf das königliche Heer, gab dann aus allen Feuerröhren ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß die gelichteten Züge wichen, um aus der Verwirrung, in welche unbesonnene Kampfhitze sie gestürzt hatte, sich zu ordnen. So erneuerte sich das hartnäckige Gefecht, ungeachtet die urplötzliche Aenderung der Dinge, ein feindlicher Ueberfall statt des beabsichtigten eignen, mit Bestürzung erfüllte; denn das Fußvolk war unterdeß herbeigekommen, hatte aber, von bösem Mistrauen erfüllt, den Obersten Zanow bereits niedergeschossen, ein Verdacht, der geordneten Muth und Entschlossenheit lähmte. Als in anderthalbstündigem, erbittertem Kampfe ein von Ranzau gelegter Hinterhalt in die auseinandergerissenen Seiten einbrach und endlich Christoph von Veltheim, wie die Besatzung sich ruhig verhielt, mit seinen Reitern herbeistürzte, da ergriff das gräfliche Heer, das von allen Seiten Schaaren aufsteigen sah, Verzagen am glücklichen Ausgange und warf sich in aufgelöste Flucht; einige Fahnlein zogen sich auf den östlich auslaufenden Orenbergshals, erblickten aber, unkundig des Bodens, vor sich ein jähes Thal, das „Nederlags Dal", hinter sich die Verfolger und das feindliche Geschütz, und streckten, bei der Unmöglichkeit zu entrinnen, gegen die Nacht die Waffen. So hatte der Adel über die Gemeinen einen vollständigen Sieg errungen. Die Reiter sah alle erschlagen; nur 39 Edelleute und 142 Reisige fielen den Siegern in die Hände. Graf Johann von Hoya, in den Nacken und den Arm verwundet, stieg vom Pferde, um sich zu ergeben; den Wehrlosen erschlug aus altem Haß ein Holsteiner, Detlef Reventlow. Den Tecklenburg fand man durchstochen unter den Leichen, sowie den Burggrafen von Dohna. Der Bastard von Sachsen war schon vor der Schlacht in Svensborg von einem Hakenschützen, der den strengen Hauptmann haßte, ermordet, viele angesehene Edelleute aus Ober- und Niedersachsen und Westfalen hatten auf dem Schlachtfelde einen bessern Tod gefunden. Auch Gustav Trolle von Upsala, des stockholmer Blutbads böser Anstifter, lag lange mit unverbundener Wunde auf dem Felde und endete kurz darauf in Gottorp sein unruhvolles Leben. 1500 Landsknechte ergaben sich mit Römer von dem Walde; der Sieger gewann das lübsche Geschütz, das Lagergeräth und die Wagen. Noch in der Nacht überbrachte ein Eilbote dem Könige die Siegeskunde nach Kolding, sowie Tags darauf die erbeuteten Fahnen. Die gewöhnliche Prahlerei des Siegers gibt den eignen Verlust sehr gering an; unter den vornehmen Verwundeten wird nur Asche von Kramm, ein Comthur aus Braunschweig, genannt, eine Zierde des protestantischen Adels. Er hatte unter Franz I. bei Marignano gefochten, im Bauernkriege sich ausgezeichnet. In ihm einte sich die theologische und adelige Richtung der Zeit, der Widerspruch gegen die geistliche, der Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit. Sein Bedenken, gegen den Adelsheniler Christiern zu fechten, hatte Luther durch die ihm gewidmete Schrift: „An et quatenus liceat Christianis militari?" gehoben. — In „Orenbergs weißem Sande" begrub man die Todten; ein benachbarter Kirchhof empfing die Leichen der beiden Grafen, bis König Christian, zum jubelvollen Lager herbeigeeilt, sie in der Domkirche zu Odensee bestatten ließ, wo an einem Pfeiler ihre Wappen und Namen noch spät gesehen wurden. Die Schlacht, wie sie des dänischen Volkes und der Landsknechte Lust besang in einem Liede, welches mit den höhnenden Worten begann:

„De holsten bebben de Kakebillen*) gebruwen
Dat sich de van lebeck hinter den oren gekruwen."

blieb lange im Gedächtnisse des Volkes auf Fünen, welches häufig Waffenstücke auf dem Wahlplatze aufpflügt; dem dänischen Sprichworte: „at lobe lobsk," setzen die Lübecker „Das ist fünisch" entgegen, um einen hinterlistig zugefügten Schaden zu bezeichnen.

Der Verlust Fünens war die nächste Folge der Niederlage; Herzog Albrecht, der aus unlöblicher Rückhaltung der Schlacht nicht selbst beiwohnte, oder weil Christoph in Kopenhagen blieb, floh mit den Entronnenen nach Seeland. Die Besatzung von Assens flüchtete auf den lübschen Schiffen nach Svensborg, ihre Feste den holsteinischen Knechten preisgebend, die nach gefährlicher Uneinigkeit sich in die Plünderung der Städte theilten. Ryborgschloß, der letzte Halt der gräflichen Waffen, fiel gleich darauf durch Ueberfall, und das Land durchzog König und Adel, blutig richtend über die Häupter der Bürger und Bauern.

Daß aber die Flucht verrätherischer im Dienste der Aristokratie stehender Schiffsführer die Häfen von Fünen räumte, war nicht allein die Folge der Schlacht am Orenberge, sondern eines um dieselbe Zeit gelieferten Seetreffens, welches der Hansen stolze Flagge zwar nicht demüthigte, aber ihr Ansehen schwächte, Zwietracht aussäete und Verlust auf Verlust häufte. Peder Skram, der erste namhafte dänische Admiral, hatte mit der vereinigten Flotte, deren dänischen Bestandtheil Schiffe des Adels, der Geistlichkeit, ein Schotte und vier Holländer, die man nach dänischem Seerechte wider Willen der Eigner bemannt und zum Kriege ausgerüstet, bildeten, 26 Fahrzeuge der Hansen am 9. Juni unter Bornholm getroffen und sogleich sich zum Kampfe angeschickt. Aber nur das Admiralschiff, „die schwedische Kuh", gerieth an den lübschen Admiral, das Hans Albrecht wacker vertheidigte; während die übrigen Schiffe beider Geschwader sich nur aus der Ferne beschossen, sei es, um die Gefahr nicht zu theilen oder vom Winde gezwungen, lagen die Admirale fast einen ganzen Tag an einander, richteten sich übel zu, sodaß die schwedische Kuh 74 Mann verlor, bis ein Sturm sie trennte, vor welchem die königliche

*) Ein starkes Bier.

Flotte unter Bornholm Schutz fand, die Hansen dagegen zur Nacht im Sunde Zuflucht suchten. Nach diesem für die Admirale allein rühmlichen Streite, der den von Wullenweber's Feinden arglistig genährten Verdacht bestärkte, als wolle Lübeck die Orlogschiffe der andern Hansen aufopfern — es waren aber stralsunder Schützen auf dem schwedischen Admiral — erhielt der dänische Seeheld den Befehl, in den Belt zu segeln, um Jütlands Verkehr mit Fünen zu sichern. Obgleich arg beschädigt, folgte Skramm dem königlichen Geheiß ohne Verzug, brachte erst vor Travemünde einen reichen Liefslandsfahrer auf und erschien am 16. Juni mit der Flotte auf der svensborger Rhede. Dort lagen noch 10 lübecker Schiffe, welche nach der Schlacht von Assens die Besatzung jener Stadt aufgenommen hatten. Entmuthigt durch das Erscheinen des Admirals, beschlossen die Lübecker, in den Hafen einzulaufen. Aber auf die Ermunterung eines Geistlichen besetzte die Bürgerschaft, umgestimmt durch den Sieg von Assens, den Thurm am Hafen und wiesen jene mit Kanonenschüssen zurück. Da, halb aus Furcht, halb auf geheimes Geheiß der Aristokratie, flüchtete die Besatzung nebst den Hauptleuten auf die Böte und suchte, ihre Schiffe in Brand steckend, einzeln nach Seeland und Fünen zu entkommen. Nur ein Lübecker weigerte sich der schändlichen Flucht, blieb an Bord und ward ehrenvoll von Peder Skramm entlassen, der, das Feuer glücklich löschend, den Besitz von 9 Schiffen sicherte, unter denen der „Löwe" auf das stattlichste mit Geschütz versehen war, die andern, wiewol von geringerer Größe, eine treffliche Beute gewährten. Schandvoll kamen die Hauptleute, welche „ihrer Schiffe verlaufen", nach Lübeck heim, wurden eingethürmt, aber bald auf Vorschub ihrer Gönner entlassen. Peder Skramm dagegen reinigte den Belt, brandschatzte die abgefallenen Inseln, eroberte Tranekier und Korsör auf Seeland und legte sich am 18. Juli vor Kopenhagen. König Christian selbst, Sieger zu Land und Wasser, als er zu Odensee die Huldigung eingenommen und dem geplünderten Lande Gnade versprochen, setzte, ohne Widerstand zu finden, mit ansehnlicher Macht nach Seeland über, weilte einige Tage vor Kiöge und rückte am 24. Juli, sobald er des Admirals Ankunft von der Seeseite erfahren, vor seine von unbeschreiblichem Jammer bedrohte Hauptstadt. Wie aber der Feinde Streitkräfte schmolzen, hatten die des erwählten Königs sich vermehrt, sodaß er mit wahrhaft königlicher, siegesfroher Macht, 9 Fahnen Reiter und 24 Fahnen Fußvolk, die Stelle als Lager bezog, wo vor 13 Jahren sein siegreicher Vater gestanden.

Siebentes Capitel.

Belagerung von Kopenhagen. Wullenweber legt gezwungen seine Würde nieder und geräth in die Hand des Herzogs von Braunschweig. Herstellung des alten Rathes. Friede zu Hamburg. Marx Meier hingerichtet. Der Pfalzgraf betrogen.
1535—1536.

Nach diesen Schlägen des Schicksals entwickelte Graf Christoph, als seine Reichsstatthalterschaft in wenigen Wochen auf den Besitz von Kopenhagen zusammengedrängt war, mit den Bürgern der unerschütterlich treuen Hauptstadt eine überraschende Energie und gewinnt durch Ausdauer im Leid die volle Achtung wieder, welche seine unzeitige Liebe zu Geistes- und Sinnenfreuden bis dahin bedeutend vermindert hatte. Sich in seiner Stelle zum Besten Christierns auch unabhängig vom hansischen Beistande zu behaupten, hatte er gleich nach Herzog Albrechts ungerufener Ankunft sich um englische Hülfe beworben und noch vor dem Unglück auf Fünen Unterhandlungen mit Herzog Karl von Geldern eingeleitet. Als dieser erwiderte, „er könne ohne Franz I. Einwilligung in keinen Krieg sich einlassen," erbot sich am 10. Juni der Graf im Namen Kopenhagens und Malmoe's der Krone Frankreich und dem Herzoge zu ansehnlicher Gegenhülfe, und versprach nach dem Ende der dänischen Fehde dem Könige seine Person selbst zu widmen; aber Frankreichs Politik war dermalen auf Karl V., den Eroberer von Tunis, und einen italienischen Krieg gerichtet und vereitelte diese kühne Bundescombination. Wie nun der Mecklenburger nach dem Misgeschicke von Assens zurückkehrte, erließen Beide am 19. Juni ein Ausschreiben an die Stände von Seeland, um die Gemüther zu beruhigen, auf noch vorhandene Hülfsquellen zu vertrösten, sie zur eifrigen Vertheidigung ihres Heerdes und ihrer Familien aufzufordern. Sehr lebendig wurde die Zukunft der Provinz geschildert, das Eselsjoch und die „bündische Leibeigenschaft", welche die christlich-freien Gemeinen wieder auf sich laden müßten, wenn sie den Tyrannen von Holstein mit seinem rachedürstenden Adel, mit seinen Henkersknechten ins Land kommen ließen. Aber alle Vertröstung auf auswärtige Hülfe, alle Mahnung an eigene Kraft, alle Schreckbilder der Zukunft fanden nicht mehr Eingang in die Gemüther des verzagenden Landvolks; im Wahne, daß frühere Unterwerfung Leben und Rechte sichere, ließen sie den König ohne Gegenwehr landen und gaben die Hauptstadt ihrem Geschick und der Hartnäckigkeit ihrer fürstlichen Abenteurer preis.

Mit dem 28. Juli begann die engere Belagerung Kopenhagens von der Land- und Seeseite, welche die ein Jahr lang dauernde Gegenwehr der unerschütterlichen Besatzung, der Höhestand der Leiden in den Geschichten jenes Jahrhunderts denkwürdig macht. Bürger und Kriegsleute, deren Zahl etwa 2000 Mann zu Fuß und 350 Reiter betrug, hatten zeitig sich mit allerlei Vorräthen aus dem offenen Lande versehen, und mit geschärftem Blick spähte der Graf am ganzen politischen Horizont nach Hülfe, zur Annahme bereit, von welcher Seite sie komme, um nur nicht dem glücklichern Vetter die Hauptstadt zu räumen. Von den Bürgern unterstützt, ermüdete die Besatzung nicht in muthigen Ausfällen, sodaß der erwählte König, in seinem Zelte nicht vor Kugeln sicher, bald inne wurde, nicht Gewalt, sondern die Zeit werde die schwierige Aufgabe lösen. Deshalb begnügte er sich mit der Umschließung, schickte Heeresabtheilungen auf's Land und auf die Inseln, um die noch besetzten Schlösser zu gewinnen, sandte auch dem schwedischen Heere und Albrecht von Belzig Unterstützung, und reiste selbst, die Belagerung seinen Feldherren übertragend, nach Schonen hinüber, wo Landskron und Malmoe durch unverdrossene Bürger und die deutsche Besatzung seit dem Frühjahre muthig vertheidigt waren. Auf Libbershöhe vor Lund empfing er am 18. August die Huldigung des Adels und des bereits unterworfenen Landes, verkehrte gastlich mit den schwedischen Feldobersten und brach dann unerwartet nach Stockholm auf, um sich mit seinem Schwager über wichtige Interessen persönlich zu berathen.

In Vardbiergschloß, wie im wohlerworbenen Eigenthume, hatte M. Meier mit seinen geschworenen Spießgesellen den ganzen Sommer hindurch gelegen, ohne Furcht vor dem gesteigerten Hasse seiner Gegner sich gegen schwedische Angriffe und gegen Albrecht von Belzig zu vertheidigen gewußt. Sobald Ulstand die Fortschritte des Königs in Seeland erfuhr, bat er um Verstärkung seines kleinen Heeres, erhielt sie, und mit ihr, sowie mit eigenem Volke brachte der Ergrimmte die Stadt am Michaelistage in seine Gewalt, die des Anschlages vom 9. März verdächtigen Bürger einem furchtbaren Gerichte bewahrend. Ungeschreckt durch diesen Verlust, hauste M. Meier auf seiner Feste, und jemehr der dänische Krieg seinen ursprünglichen Charakter verlor, je unabhängiger wurden die Pläne, auf welche er, ein franker Ritter der Fortuna, Hoffnung des Lohnes und der Selbsterhaltung begründete.

Aber wie noch sein Fähnlein frei flatterte, war über seinen Geistesverwandten und Glücksgenossen, den Bürgermeister, das hämische Fangnetz seiner triumphirenden Feinde zusammengeschlagen. Alle Unternehmungen zur Machtvergrößerung der Hansen, so kühn Wullenweber sie ersonnen, und so gewaltig er sie hinausgeführt, hatten die unberechneten Schläge des Geschicks und die Arglist der Aristokratie vereitelt und die Gunst der Bürger, welche sein Glück emporgetragen, in Gleichgültigkeit und Unwillen verwandelt. Jede Zeitung von neuen Verlusten mehrte die Klagen der Wankelmüthigen über den erschöpfenden Aufwand des unersprießlichen Krieges und die Unzufriedenheit über ein Regiment, welches die Stadt mit allen Fürsten verfeindete. Unter dem Scheine der Demuth erhöhte die Geistlichkeit, welcher der Sinn für bürgerliche Größe ihrer Gemeine gebrach, und die doch allein den „Verordneten" Duldung und kirchliche Verfassung verdankte, diese gereizte Stimmung; noch mehr aber hetzte die Aristokratie, voll innerer Freude bei jeder bösen Kunde, weil sie ihr den Weg zur Herrschaft über eine gleichwie gedemüthigte, in ihrer Bedeutung gebrochene Stadt bahnte. Wie Wullenweber, ungeirrt durch Undank und Verblendung der Menge, in rastloser Betriebsamkeit nicht abließ, kam der Rath von Hamburg, dem der Krieg der wendischen Städte mehr Schaden als ihr Sieg Vortheil brachte, als Vermittler dazwischen und berief im hohen Sommer alle Städte, auch diejenigen, welche in der losesten Verbindung zu den wendischen standen, auf einen Tag nach Lüneburg. Noch unter dem Einflusse Wullenweber's beschickten die Lübecker jene Versammlung, luden aber die Herren zu sich ein; dem Folge leistend die Abgeordneten von Köln, Bremen, Hamburg, Danzig, Riga, Osnabrück, Kempten, Deventer, Zwoll, Soest, Göttingen, Braunschweig, Hannover und Hildesheim sich am Hauptorte versammelten. Diese Gemeinen, für die nächste Gegenwart nicht betheiligt mit der kolossalen Streitfrage der Lübecker, riethen zum Frieden mit dem „frommen Könige Christian;" Wullenweber dagegen setzte mit unabweislichen Gründen die Nothwendigkeit des Krieges, die Wichtigkeit des löblichen Herkommens auseinander, daß ohne ihre Einwilligung kein König in Dänemark herrsche, daß Lübeck nicht den eigenen Vortheil, nur des Bundes Rettung vor unabwendbarem Falle bezwecke. Da die wendischen Städte erklarten, ohne Mitwissen ihrer Kriegsfürsten, zu denen ihre Briefe nicht gelangen könnten, in einen Frieden

Digitized by Google

nicht einwilligen zu dürfen, gab die Gegenpartei für jetzt denselben auf, zumal das Volk ohne Frucht nicht Gut und Blut aufgeopfert haben wollte. Desto arglistiger arbeiteten Wullenweber's Feinde, mit Hülfe jener fremden Aristokratien den Bürgermeister zu entsetzen.

Gerade als das Volk zwischen Trotz und Furcht schwankte und in der Ungewißheit am leichtesten zu bearbeiten war, erschien in Lübeck ein kaiserliches Executorialmandat des Reichskammergerichts zu Speier vom 7. Juni 1535. Ohne Zweifel von Nikolaus von Brömsen ausgewirkt, zerschnitt es, die Demokratie aufhebend, die Sehnen der hansischen Kraft und stand in Widerspruch mit aller gesunden Politik des kaiserlichen Hofes, dem ein Großes daran liegen mußte, die Kampflust der Lübecker zu erhalten, um auf ihre Kosten die nordischen Reiche zu erobern. Das Kammergerichtsurtheil, ein Beweis, wie die Interessen des Reichs und des Kaisers in vertauschter Richtung auseinanderliefen, bedrohte die Stadt mit unausbleiblicher Acht, wenn nicht innerhalb sechs Wochen und drei Tagen nach Empfang des Mandats die Neuerung in der Verfassung gänzlich abgestellt, die in Brömsen's Abwesenheit erkorenen Rathsglieder ausgestoßen, die verdrängten aber restituirt würden. Klüglich, um die Bürger nicht zur Gehorsamsverweigerung zu zwingen, war der kirchlichen Veränderung nicht gedacht. Gewiß auf Antrieb seiner Feinde befand sich Wullenweber gerade als Gesandter beim Herzoge Heinrich von Mecklenburg, als am 14. August mit Zuziehung der hansischen Abgeordneten die Bürgerschaft berufen und mit dem Drohmandate in Schrecken gesetzt wurde. Versöhnt mit dem Inhalte, weil das Lutherthum unangetastet blieb, billigte sie die Entsetzung, war aber noch besonnen und ehrlich genug, die Aufrechterhaltung des Recesses zu fordern, welchen der Rath am 9. October 1534 zum Schutz der Verordneten geschlossen. Ungesäumt erhob sich darauf jener Gotthard von Höveln, den die Vierundsechziger vor vier Jahren wider Willen zum Bürgermeister erwählt, und setzte sich auf die Rathsherrenbank; ingleichen dankten die andern neuen Bürgermeister und Senatoren, einige gutwillig, andere voll Verdruß ab und begaben sich als Privatleute nach Hause. So willenlos räumten jene trotzigen Tribunen ihre Stellen, weil ihres Meisters kraftvoller Beistand ihnen fehlte. Nur ein Bürgermeister, Gerken, und wenige Rathsherren blieben in vorläufiger Verwaltung. Zur Erklärung dieser schwächlichen Nachgiebigkeit dürfen wir nicht übersehen, daß gerade in diesen Tagen das gräuelvolle Reich der Wiedertäufer in Münster blutig gefallen war und hämische Feinde, Wullenweber's bereits früher jenen Wahnsinn mit Lübecks neuer Verfassung in Verbindung gebracht; in böser Ahnung des Kommenden hatte er sorglich ein Mandat des Rathes gegen die Gotteslästerer ausgehen lassen; aber die Prediger, indem sie gegen das münstersche Reich eiferten, redeten Vieles, was einem verdeckten Angriffe auf Lübecks Zustand nicht unähnlich klang.

Zurückgekehrt von seiner Sendung, fand Wullenweber seinen Sturz unausweichlich vorbereitet und zürnte umsonst über den Kleinmuth der Amtsgenossen. Durch die traurige Wendung des dänischen Krieges jedes Anhalts bei den Bürgern beraubt, fügte er sich mit dem gerechten Schmerz eines reinen, aber verkannten Willens in die Nothwendigkeit, hielt am 26. August eine kurze Anrede an die Gemeine, tröstete sich mit dem Bewußtsein, eine Frucht seiner Mühen, die schönste, nicht verloren zu sehen, und ging als Privatmann nach Hause. Die Schimpfreden und Flüche des Pöbels verfolgten ihn auf dem bittern Heimgange. An selbigem Tage ward unter Vermittelung der hansischen Sendboten ein Concordat zwischen dem Rath und der Gemeine aufgerichtet, welches der evangelischen Lehre Bestand, eine gegenseitige Amnestie für Alles, auch für die Urheber des dänischen Krieges, zusicherte, obwol Neigung zum Frieden aussprach und die Gemeine im Ganzen für die Verwendung der Kirchenschätze verantwortlich machte. Der Rath verhieß getreuliche Justizpflege und offenen Rechtsgang ohne nächtlichen Ueberfall; wogegen ihm die Küre eingeräumt und vollkommene Gewalt zugestanden wurde, mit Untersagung aller aufrührerischen Versammlungen. Dieser Receß, welcher Eintracht, zugleich aber auch die alte Herrschaft des Rathes herstellte, ward von den Sendboten aller obengenannten Städte mitunterstegelt und vom Kaiser zu Barcellona im J. 1538 bestätigt. Ehrliches Wohlwollen eines Theils der Bürger und Achtung vor dem gestürzten Staatshaupte vermochte noch so viel, daß man Wullenweber die Anwartschaft auf die Amtmannsstelle zu Bergedorf, die Hamburg und Lübeck alternirend besetzten, auf sechs Jahre zusicherte. Wie nun das Alte, bis auf die kirchlichen Verhältnisse, wiederhergestellt war, hielt Sonntags den 29. August Nikolaus von Brömsen, auf dessen Rückruf die Gemeine angetragen, seinen feierlichen Einzug. Er ritt zwischen zweien Edelleuten und den Stadtboten, sowie zahlreiche Bürgerhaufen ihn an der Landwehr bewillkommneten. Aus dem Vespergottesdienste zu St. Maria geleiteten ihn der Rath und die Stadtboten auf's Rathhaus und setzten ihn als ältesten Bürgermeister wieder auf seinen Stuhl. Am 20. September ergänzte der Rath die durch das Ausscheiden entstandene Minderzahl mit entschiedenen Gegnern des Krieges und Wullenweber's.

Nach dem Abschiede der Fremden dauerte die Fehde dem Scheine nach fort, weil die Volksstimme die Opfer nicht umsonst gebracht haben wollte. Wullenweber konnte den Ausgang eines Kampfes nicht müßig abharren, den er mit Geistesüberlegenheit begonnen. Herzog Albrecht in Kopenhagen, nicht unterrichtet von seiner Entsetzung, bat ihn brieflich um neues Kriegsvolk. Herr Jürgen überreichte das Schreiben dem alten Rathe, berichtete, wie im Lande Hadeln ein Haufen von 6000 dienstlosen Knechten zusammengelaufen wäre, und bezeigte Lust, mit den Hauptleuten zu unterhandeln und den Entsatz selbst nach Dänemark zu führen. Seine Feinde ließen ihn in die Falle gehen und bewilligten sein Begehren; Wohlwollende mahnten ihn ab; er aber erwiderte zuversichtlich, „er habe die Fürsten nach Dänemark geführt und wolle sie auch wieder herausschaffen." Selbst der alte Gerken, wiewol oft von Wullenweber gekränkt, sprach ehrlich: „Herr Jürgen, ich will Euch rathen als treuer Freund, bleibt zu Hause und gehet nicht dahin; wo Ihr in des Bischofs von Bremen Land kommt, werdet Ihr gewiß angehalten;" worauf Wullenweber spöttisch antwortete: „Soll ich angehalten werden, so muß ich auch dort sein." Auch ein Bürger von Malmoe, der aus Hadeln kam, versicherte bei hohen Eiden, der Bischof lauere auf ihn. Aber Wullenweber, keine Gefahr scheuend, blieb bei seinem Vorsatze und zog im Geleite von vier Stadtdienern bis Hamburg. Unterdessen waren Eilboten über Eilboten von seinen Verderbern an den Erzbischof Christoph von Bremen, einen neuen Freund Christians III., obwol eifrigen Katholiken, sowie an Klaus Hermelink, Drosten von Tedinghausen, und andere Beamte des Fürsten abgeschickt. Als geleitlos Reisender berührte Wullenweber kaum das Gebiet des Erzbischofs, als er ergriffen und gefangen auf das Schloß Rothenburg geführt ward. Seine Feinde triumphirten; eingeschüchtert schwiegen seine lübecker Freunde; nur sein Bruder Joachim, Rathsherr in Hamburg, nahm sich des Unglücklichen von Stralsund aus ernstlich an und verlangte vom Erzbischofe die Ursache seiner Gefangenschaft. Dieser erwiderte ihm aus Verden vom 18. November, „sein Bruder, der muthwillig wider Gott, Kaiser und geistliche Obrigkeit zu Lübeck gehandelt und ohne Geleit in seinem Lande übernachtet, sei von ihm, als Fürsten des Reiches und Metropolit von Lübeck, gefangen, um Weiteres über ihn zu verhängen." Nur kurze Zeit blieb Wullenweber auf Rothenburg. Der Ketzer ward in die Hände Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig, des Bruders Christophs, gegeben und im Kerker zu Steinbrück bei Wolfenbüttel einem gräuelvollen Gerichte aufbewahrt.

Unterdeß Wullenweber aus dem Getriebe der Dinge geschieden, rollte der von ihm gegebene Anstoß durch halb Europa und erfaßte die widerspruchvollsten Interessen. Landskron war am 9. October 1535 gefallen, aber Kopenhagen und Malmoe hielten sich standhaft, der Hülfe aus dem Süden gewärtig. Als der Pfalzgraf zu Heidelberg im September 1535 das Beilager mit der dänischen Prinzessin vollzogen, mußte, um die Maßregeln zur Erkämpfung der nordischen Krone zu verabreden, der unverdrossene Hubert noch im November nach Neapel reisen, wo man den Kaiser, den Eroberer von Tunis, eben erwartete. Graf Christoph, um Geld und Lebensmittel bedrängt und in der verwandten Sache alle Hoffnung jetzt auf den Kaiser bauend, schickte flehentliche Briefe an die Königin Maria; Unterhändler eilten hin und her, brachten aber, neben mächtiger Vertröstung, nur wenige tausend Gulden. Der Kaiser gab die Angelegenheit in die Hände seiner Schwester, deren stattliche Gesandten von Hamburg, wo man vergeblich Christians Räthe erwartete, zurückkehrten, nachdem sie erfolglos die kaiserlichen Briefe dem Reichsrathe und dem Könige überantwortet hatten. Da der Weg der Güte abgeschnitten blieb, beschloß man, mit den Waffen die bedrängte Hauptstadt zu entsetzen, und versuchte sogleich die Bischöfe Norwegens, dessen südlicher Theil bereits im Mai 1535 der Wahl Christians beigetreten war, für den alten Gebieter zu gewinnen. Aber alle diese Anschläge des burgundischen Hofes hatte Christian III. errathen, und um mit seinem Schwager, dem gleich beunruhigten Könige Gustav, im Einverständnisse Gegenmittel zu ergreifen, hatte er ihn am 7. September 1535 mit seinem Besuch in Stockholm überrascht. Dänische Schriftsteller versichern, daß Christian Grund fand, seine zutrauensvolle Reise zum finstern Schwager zu bereuen, und daß ihm seine Schwägerin, die Königin Katharina, bei dem Abschiede die Augen über die Gefahr eröffnete, indem sie seinen „guten Stern" pries. Wie dem auch sei, Christian eilte aus der unheimlichen Residenz, nachdem die Könige sich in ihren Operationen gegen den Pfalzgrafen verständigt; der Tod der Königin, wenige Tage darauf erfolgend, erfüllte den Norden mit bösen Gerüchten gegen den Wasa. — Zurückgekehrt, fand Christian den Trotz der Bürger, ungeachtet seiner im Druck ausgegangenen Sendschreiben, nicht gebrochen. In täglich gesteigerter Noth hofften sie die nächste

Digitized by Google

lfhülfe von den wendischen Städten; einzelne Abenteurer, wie Narcus Meier auf Bardbierg, reckten die Hand nach englischem nd französischem Beistande aus, Alles, Eigenthum und Fremdes, ietend. Das Volk in den wendischen Orten, voll Scham, die ungernden Bundesgenossen im Stiche zu lassen, war im Spät- erbste willig, eine Flotte auszusenden; aber die Aristokratie, ie nach Lübecks Vorgange überall wieder ihr Haupt erhob, wie- ol in Stralsund Smiterlow sich weigerte, den Rathsstuhl nach nterzeichnung eines ehrenkränkenden Reverses zu betreten, andte die schändlichsten Mittel an, um einerseits nicht durch ünstigen Erfolg die demokratische Partei wieder zu heben, an- ererseits, das Wohl der eigenen Stadt engherzig von dem Ge- einwohl trennend, ihre Kriegsmacht gegenseitig in's Verder- en zu führen. Zehn Schiffe, versehen mit Lebensmitteln und riegsvolk, befehligt von ehrlichen, lutherischen Capitainen, der olkssache hold, wurden am 24. October 1535 ohne gemessene erhaltungsbefehle, ohne einen Oberadmiral der hansischen Flotte, ie um sich ihrer zu entledigen, aus Travemünde in See geschickt, ereinigten sich mit fünfen von Rostock und Wismar und harr- n unter Hiddensee der Stralsunder. Nach langem Verzuge, nter Stürmen, welche die ungeduldigen Helfer um Rügen her- ntrieben, stießen drei Orlogschiffe aus Stralsund am 3. No- ember zu ihnen. Als die Flotte, ohne durchgreifenden Oberbe- hl, endlich von Arcona gegen Morn gelangt, traf der lübische eneral Anstalt, in den Sund zu laufen, verkündigte aber ver- itherisch durch Losungsschüsse der königlichen Flotte um Drakor in Herannahen. Der Angriff auf dieselbe ward auf den 9. No- mber festgesetzt; aber Zögern und unnütze Berathung des Ad- irals, darauf ein Sturm, verhinderten die Ausführung, bis 5 königliche und preußische Schiffe sich vor Kopenhagen legten. etzt nun machte der Verrath Klaus Wernow's, des lübischen dmirals, sich offen kund, als er zur Umkehr rieth, während die chiffsführer ein Verbündniß zum Angriffe schlossen und Jeden, r es bräche, unwürdig schalten, mit guten Gesellen zu verkeh- n und einen Trunk zu thun. Dessenungeachtet gab Wernow cht das verabredete Zeichen, kreuzte, Jedem die Willkür ge- attend, im Wolfspelz auf dem Verdecke stehend, zwischen Fal- rbo und Seeland, während die Hauptleute, schamerfüllt und f sich allein angewiesen, am 13. November dem Feind einzeln uthig unter die Augen segelten, Peder Skramm verwundeten nd, als der preußische Admiral auf den Grund gerieth, glücklich ehre leichte Fahrzeuge mit Vorräthen der hungrigen Stadt zu- hrten. Nach dieser Verrichtung, so gering gegen die Kosten nd die Erwartung, die gleichwol den König, unter dessen Aus n der Entsatz geschah, bitter kränkte, kehrte die Flotte, zer- eut und von Stürmen übel zugerichtet, zur Adventzeit heim. ie Seeleute, voll Grimm gegen den Verräther, wagten ihn cht bei seinen Gönnern anzuklagen; das Volk von Lübeck und tralsund, um die theure Ausrüstung betrogen, beschuldigte sich genseitig des Treubruchs; obgleich sie den geheimen Zusammen- ng nicht erriethen, ward doch so viel klar, daß in diesem Un- ückskriege nichts zu gewinnen sei. So hatten die „Herren", r Hanse zu Schaden und Spott, ihr Ziel erreicht.

Des Winters Strenge löste die Umschließung zur See, und e Bürger von Kopenhagen und Malmoe, kümmerlich versorgt, ugen ihr Elend geduldig. König Christian dagegen wandte sich ch Holstein, um der aus dem Süden drohenden Gefahr näher begegnen, von welcher bereits auch Gesandte Franz I., der h zum dritten italienischen Kriege rüstete, ihm Kunde ertheilt. egen einen Angriff des Kaiserhauses von der deutschen Seite r sich sicherzustellen, schloß Christian sich der großen politisch- rchlichen Opposition, welche Europa in Folge der Reformation nd der Macht der Habsburger zerriß, an und beschickte den onvent von Schmalkalden. Als er Rückhalt an den protestan- schen Fürsten gewonnen, ward auch bald das veränderte Lübeck die Stellung zurückgeführt, die ihm die kirchliche Frage ur- rünglich anwies. Die Häupter des schmalkaldischen Bundes, r Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp, übernah- en, in Verbindung mit Hamburg, Bremen, Magdeburg, Hil- sheim, Braunschweig und Lüneburg, durch Aussöhnung der ndischen Städte mit Dänemark ihre Conföderation zu befesti- n, und gern bot der Rath von Lübeck, indem er die großartige elbständigkeitspolitik Wullenweber's der Sorge um den engern esitz unterordnete, dazu die Hand, und ließ das Volk, müde der äuschungen, es geschehen, daß in der Fastenzeit 1536 die Räthe nd Boten der vermittelnden und streitenden Parteien in Ham- urg zusammenkamen. So eifrig arbeiteten die Herren, daß be- its am 14. Februar der Friede zwischen Dänemark, Lübeck und tralsund unterzeichnet und Wismar und Rostock auf sechs Wo- en der Beitritt offen gelassen wurde. Graf Christoph, der Her- og, sowie Malmoe und Kopenhagen hatten ihre Abgeordneten t Hamburg; aber ihre standhafte Forderung, Christiern freizu- assen, fand von allen Seiten Widerspruch, und Lübeck schämte ch nicht, so treue Bundesgenossen ihrem Geschicke preiszugeben. Die Bedingungen, welche Christian, in Person anwesend, ge- stattete, waren dem Scheine nach über Erwarten günstig, do- cumentirten aber den Fall der Hanse, indem Lübeck für den Au- genblick allein gewann und zum ersten Male ein König von Dänemark Anerkennung ertrotzte. Eingeschlossen in den Frieden wurden alle Bundesverwandten beider Parteien, für Christian Schweden, Preußen, der Landmeister von Liefland, Hermann Hasenkamp (Walther von Plettenberg war 1535 gestorben); für Lübeck die wendischen Städte, die Fürsten in Kopenhagen, „wenn sie die Stadt mit ihrer Habe räumten," sowie die Bürger der Hauptstadt und Malmoe's, wenn sie sich dem Könige unterwür- fen. Lübeck sollte im Genusse seiner alten Handelsfreiheiten gegen Erlegung der Zölle gelassen werden; vom Ausschlusse der andern Nationen aus dem Sunde war nicht die Rede. Eine Nebenver- schreibung des Königs verlängerte den Lübeckern den Besitz von Bornholm noch auf 50 Jahre und versprach ihnen 15,000 Du- caten, wenn sie den Grafen und den Herzog zum Abzug vermöch- ten; wogegen sie gelobten, den Hartnäckigen jeden Beistand zu versagen. Nach Unterzeichnung dieses Friedens, welcher den Lü- beckern nichts gewährte, als was sie vor dem Kriege dem Namen nach besessen hatten, schickte der Rath den Berend von Mylen nach Kopenhagen, um die Fürsten zur Aufgabe der Stadt zu ver- mögen. Aber Bürgerschaft und die Herren, obgleich kurz vorher die letzten von ihnen besessenen Schlösser gefallen waren, sträub- ten sich; die Bürger, gehoffte Freiheit und Selbständigkeit auf- zugeben und unter die Zuchtruthe eines rachegierigen Adels zu- rückzukehren; die Fürsten, den gefangenen Vetter zu verlassen und arm und geschmäht in ihre mäßigen Glücksgüter heimzu- ziehen. Als der lübsche Hauptmann nichts ausrichtete, entband er die noch im Solde der Stadt stehenden Kriegsleute ihres Ei- des, die jedoch nichtsdestoweniger bei den alten Führern zu be- harren gelobten. So war der Krieg der Gemeinen und der Für- sten plötzlich ein anderer geworden: ein Krieg des Kaisers um die Besetzung der nordischen Kronen. Losgesprochen seiner Ver- pflichtung für das wankelmüthige Krämervolk, stützte der Graf allein seine Hoffnung auf den kaiserlichen Hof und stellte seine eigenen Ansprüche schon so weit heraus, daß er bei der Königin Maria um die Hand der durch Sforza's Tod eben verwitweten Prinzessin Christiane anhielt, seine Lust zur dänischen Krone nicht undeutlich kundgebend.

Wie nun die Vertheidiger der Städte mit der Frühjahrs- schifffahrt nach niederländischer Hülfe ausschauten, hatte der Aben- teurer auf Bardbiergschloß, in verwegenster Unabhängigkeit von aller Welt, seine Politik verfolgt, um, wenn das Wasser ihm an den Hals ginge, einen leichtgläubigen König sich zum Retter bereitzuhalten. Da in diesen Geschichten allmälig Alles auf bit- tere Täuschung und Demüthigung oder auf Galgen und Rad hinausläuft, will ich des independenten Glücksritters fernere Erlebnisse, zumal sie vereinzelt neben der Hauptpartie sich hin- ziehen, bis zu dem schrecklichen Ende erzählen. Sein Wirth Isegrimm, den er außer dem eigenen Hause gebettet, setzte ihm arg zu, vereint mit Albrecht von Belzig. Ihrer Wachsamkeit spot- tend, hatte Meier Mittel gefunden, erst dem Könige von Frank- reich Dänemark anzutragen, und als dieser, stolz und klug, nicht nur nicht darauf einging, sondern auch das Erbieten dem erwähl- ten Herrscher kundthat, wußte er sich den Weg zum geneigtern Ohre seines alten Gönners, des Königs Nobel in Windsor, zu bahnen. Da zeigten sich englische Schiffe an Hallands Küsten, die jedoch unter dem Vorwande des oben angedeuteten dänischen Seerechts zum Dienste für die Krone in Beschlag genommen wurden; darauf langten auf Bardbiergschloß zwei englische Be- vollmächtigte an, Edmund Bonner und Richard Cavendish, mit denen M. Meier die Abtretung Dänemarks in Lübecks Namen verhandelte und Kopenhagen, Malmoe und sein Schloß gegen Erstattung der Kriegskosten zu öffnen versprach. Die englischen Herren begütigten vorläufig mit ihrem Gelde die unbezahlten Knechte und verpflichteten sie von Neuem zum Gehorsam gegen den „Statthalter." Die Fäden dieser wunderbaren Unterhand- lung hatte Wullenweber noch in den letzten Tagen seines Bür- germeisterthums in der Hand. Gesandte reisten hin und her, suchten auch Christian im Winter in Holstein auf, und wenn sie auch aus Scham das chimärische Project ihres ländergierigen Herrn, wie die spätern englischen Schriftsteller bis auf Carte, versteckten, erklärten sie doch, Heinrich werde seine Freunde, die Lübecker, nicht verlassen. Dafür wurde ihnen in Hamburg der Inhalt des angebahnten Friedens verheimlicht; sie reisten wegen Mangel der Vollmacht nach England zurück; als sie aber, die Sache zum Schluß zu bringen, unter unverdächtigem Scheine sich nach Emden begaben, fanden sie die Scene verändert, Lübeck im Frieden, den übermüthigen Kronenhändler rettungslos von seinen Feinden umstellt. So trug Heinrich VIII. für sein Gold nur einen Schimpf mehr in der Geschichte davon. Nichtsdesto- weniger hielten Meier's Gefährten muthig aus, weil es an Wein, Bier und andern guten Dingen auf Bardbierg nicht fehlte und

er unerschöpflich an Mitteln war, sich quer durch die königliche Flotte im Sunde zu versorgen. Zwar seine Freundschaft in Lübeck war dahin mit Wullenwever's Falle; die Aristokratie lachte des eingesperrten Reinicke; aber sein Bruder Gert, verwegen, listig und schön wie er, bemächtigte sich eines Schiffes vor Wismar, bemannte und befrachtete es, wie zur Bergenfahrt, und schaffte neue Vorräthe auf das umlagerte Haus. Ergrimmt über diese zähe Vertheidigung, zog Ulstand mehr Schiffe und Volk heran, schoß die Mauern nieder, obwol Marcus sie mit erbeuteten Wollsäcken verhängte, und rüstete sich zum Sturm. Wol hätte es noch manchen Mann gekostet; aber die Knechte, lange ohne Löhnung, waren störrisch, zwangen den Hauptmann, den Antrag Albrechts von Belzig anzunehmen und gegen Sicherheit des Leibes und Lebens und eine Summe Geldes das Schloß zu öffnen. Auf die ritterliche Zusage des deutschen Obersten eröffnete M. Meier am 27. Mai 1536 sein Malepartus, in welchem er sich 16 Monate behauptete. Aber alsbald wurde der Vertrag gegen Belzig's ehrlichen Willen schändlich durch Ulstand gebrochen. Dieser nöthigte erst den abziehenden Knechten alle ihre Beute ab und warf sie, wie die Bürger, die Helfer des Wagstückes, in Fesseln. Seinem Worte getreu, führte der Deutsche seinen Kriegsgefangenen nach Hvidoer in Seeland, nicht weit vom königlichen Lager. Als der dänische Adel, Tyge Krabbe und Melchior Ranzau, Landmarschall von Holstein, den gehaßten Bürgerritter frei sahen, verschworen sie sich gegen sein Leben, damit er nicht den König antrete und alle ihre schändlichen Anschläge zur Zeit des Zwischenreiches eröffnete, die ihm das Archiv von Bardbierg urkundlich aufgedeckt. Tyge Krabbe eilte mit gleichgesinnten Edelleuten nach Hvidoer, überhäufte den Wehrlosen mit Schmähworten wegen seines an Ulstand begangenen Treubruches, und Ranzau fragte die versammelte Ritterschaft, ob man Den in freie Haft annehmen dürfe, der an seinem Wirthe sein Handgelöbniß so freventlich verletzt? Alle waren der Meinung, daß man ihm auch jetzt nicht Treue schuldig sei, weil er früher sich nicht als ehrlicher Kriegsmann im Gefängnisse gehalten. Vergeblich berief sich Albrecht von Belzig auf seine Zusage; Meier ward auf Hvidoerschloß in Eisen geschlagen. Nach einigen Tagen erhob Trued Ulstand gegen den Unvertheidigten eine Anklage auf Leben und Tod, der zufolge er furchtbar gefoltert und ein weitläufiges Bekenntniß seiner angeblich begangenen Verbrechen und der Anschläge Lübecks zu unterschreiben genöthigt wurde. Darf es Schwäche genannt werden, wenn ein Mann, in die Hände der Todfeinde gegeben, die unsinnigsten Fragen bejaht, nicht um dem Tode zu entgehen, nur um die Marter zu verkürzen? Der Gipfel des Schändlichen war, daß der Adel dem Ulstand selbst die Vollstreckung des Urtheils übertrug, der den Zerpeinigten nach Helsingör führte, ihn viertheilen und die Stücke auf vier Räder legen ließ! Eine gleiche Rache des Edelmanns traf den Kapellan, welcher bei dem Verrathe Bardbiergs geholfen. Auch Meier's Fähndrich ward enthauptet und vor Bardbierg eine grauenvolle Strafe an 18 Bürgern und Kriegsleuten vollzogen. Aber Ulstand ruhte nicht; auch Gert Meier mußte bluten; anfänglich durch den Spruch der Reiter und Knechte losgezählt, erbat er sich den Städten für jeden ihnen zugefügten Schaden zu Rechte, und ward freigegeben, als obenein die Magd des Zöllners zu Helsingör ihn zur Ehe begehrte. Aber bald erschien ein Rathsherr von Lübeck, Voigt, in Schonen, und klagte auf Gert, als einen Seeräuber, im Namen jenes Schiffers von Wismar und des Kaufmanns von Bergen, dessen Waaren auf Bardbierg gebracht waren. Herr Tyge Krabbe säumte nicht, den Angeschuldigten nach Helsingborg zu holen, wo er ihn enthaupten ließ und den Kopf auf einer Stange seiner Braut überschickte. — So boten Lübecks Patrizier und der dänische Adel sich die Hand, um in nachhaltigem Haß alle Freunde der Volkssache zu verderben. Marx Meier's Witwe in Lübeck wollte, als noch ihres Gemahls Gebeine auf dem Rade, zur vierten Ehe schreiten, ward aber von ihren Brüdern lebenslang eingesperrt und starb im Wahnsinn. Nach R. Kock soll von den vier Gebrüdern Meier keiner eines natürlichen Todes gestorben sein. —

Als Christian III. vor Lübeck sicher war und er seinen Schwager Gustav mit Mühe begütigt, der, unzufrieden mit dem einseitigen Friedensschlusse und allerlei darin berührten, ihm nachtheiligen Händeln, Flotte und Heer zurückgezogen hatte, fehlte noch viel, daß der erwählte König die verzweifelten Bürger seiner Hauptstadt zu seinen Füßen sah, vielmehr bedurfte es noch aller Kraft und Klugheit, das Gewitter zu zertheilen, welches aus den Niederlanden aufzog. Der Pfalzgraf war mit seiner Neuvermählten, einem stattlichen Adelsgefolge und vielem Gelde aus Süddeutschland im Mai 1536 nach Brüssel gekommen, um auf niederländischen Schiffen sein Kriegsvolk persönlich zum Entsatze Kopenhagens zu leiten, während schon früher kaiserliche Schreiben an die Prälaten Norwegens dem Pfalzgrafen eine Partei gewonnen hatten, in deren Folge um Neujahr Vincent Lunge, Christians III. Gesandter, auf Geheiß des Erzbischofs von Drontheim ermordet worden war. Zugleich hatte Karl V. dem Kurfürsten von Sachsen und andern deutschen Fürsten seinen Willen kundgethan, den Pfalzgrafen auf den nordischen Thron zu setzen und sie, wiewol vergeblich, zum Beistand aufgefordert. — Aber Christian und Johann von Ranzau wußten eine Fülle von listigen Mitteln, um schon aus der Ferne den Anschlag zu vereiteln. Ein Theil der ersten holländischen Beamten, namentlich Herr von Hogstraaten und die Bürgermeister von Amsterdam, waren in dänischem Solde und ersannen eine Reihe Schwierigkeiten, die Flottenausrüstung zu hintertreiben. Als jedoch eine spanische Flotte, zufällig angelangt, bereit stand, das Heer des Pfalzgrafen nach Dänemark überzusetzen; als Christian und Gustav Wasa, der eine Verschwörung deutscher Bürger in Stockholm, die ihn mit Pulver in der Ritterholmskirche in die Höhe zu sprengen und die Stadt den Hansen zu unterwerfen beabsichtigten, zur Osterzeit noch glücklich entdeckt hatte, mächtig erschraken; da rettete ein von Ranzau klug ersonnener und ausgeführter Staatsstreich vor so unabwendbarer Gefahr. Christian gewann durch Beihülfe des Herzogs von Geldern einen unternehmenden Hauptmann, der in Westfalen große Kundschaft unter den Kriegsleuten hatte, Meinhard von Hamm, daß er plötzlich mit 10 Fähnlein das friesische Städtchen Damm im Frieden überfiel. Die Verwüstungen des verwegenen Haufens hatten die erwünschte Folge. Die holländischen Stände, in Furcht vor einer Fehde in ihren Grenzen, verweigerten die Entsendung des zum Landesschutze nothwendigen Kriegsvolks, und die Regentin stimmte um so eher bei, da Gröningen, in seinem Handel von Damm aus beschädigt, sich gegen Schutz dem burgundischen Hause zu unterwerfen versprach, und am 8. Juni 1536 dem Statthalter von Westfriesland, Schenk Freiherr von Tautenberg, huldigte. Statt nun mit seiner geworbenen Macht nach dem auf's äußerste bedrängten Kopenhagen zu schiffen, mußte der Pfalzgraf es zur Vertheidigung der friesischen Grenzen verwenden. Zwar schlug der Statthalter einen holsteinischen Herrhaufen; aber die Bezwingung des Städtchens, lässig belagert und hartnäckig vertheidigt, hielt neckend den vor Ungeduld vergehenden Pfalzgrafen so lange hin, bis die Kunde einlief, Kopenhagen sei am 29. Juli gefallen, und alle Hoffnungen auf die nordischen Kronen um so unwiderbringlicher zerstörte, da Maria alle Kraft Burgunds auf den gleichzeitig mit Frankreich entbrannten Krieg richten mußte. In bitterer Täuschung kehrte Friedrich mit der Königstochter in sein kleines Fürstenerbe zurück; Meinhard von Hamm dagegen, der durch Behauptung eines offenen Platzes den Norden vor einer neuen Revolution bewahrt hatte, genoß fürstlichen Dankes bei Christian und Ehre bei seinen Standesgenossen.

Achtes Capitel.

Einnahme von Kopenhagen. Geschick des Grafen. Wullenwever und Herzog Heinrich der Jüngere. Anklage der Lübecker und Christians III. gegen den Bürgermeister. Hinrichtung.
1536. 1537.

Als der erwählte König, sicher des Erfolges seiner an Westfriesland gelegten Mine, nach Seeland zurückkehrte und den Fall der beiden noch unbezwungenen Städte erwartete, sah er zuerst Malmoe seiner Herrschaft sich fügen. Wie Mynter, der weitklugste unserer Bürgermeister, als der Erste die Gunst des Augenblicks erfaßte, um für seine Stadt Religionsfreiheit und ungekränkte Rechte zu gewinnen, war er auch jetzt der Erste, welcher, verlassen von Lübeck und Stralsund und enttäuscht von der Aussicht auf burgundische Hülfe, die Nothwendigkeit erkannte, dem Könige Malmoe auf erträgliche Bedingungen zu unterwerfen. Nachdem er sich einen Geleitsbrief erwirkt, eilte er heimlich zum Herrscher, bekannte zu seinen Füßen die Gründe, welche ihn und seine Mitbürger zum Abfalle getrieben: die Tyrannei der Bischöfe, die Furcht vor Unterdrückung der reinen Lehre, die unpatriotischen Pläne des Reichsraths, und erhielt vom verständigen Könige um so eher volle Gnade, da diese fähiger und entschlossener Männer zu dem in der Stille vorbereiteten Kampfe gegen die Hierarchie bedurfte. Mynter schiffte darauf von Malmoe ebenso heimlich nach Kopenhagen, um hier die Gemüther zum Gehorsam gegen Christian zu bewegen. Unterdessen bearbeiteten seine Vertrauten das durch vielfaches Elend entmuthigte Volk und brachten am 6. April die Capitulation zu Stande. Der König bestätigte die neue kirchliche Verfassung, die frühern Privilegien, erließ gegen Einnahme einer Besatzung für jetzt den Aufbau der gebrochenen Feste und zog am 11. April in die so lange versperrten Mauern ein. Mynter weilte unterdessen in der Hauptstadt unter dem Scheine, als habe Malmoe ohne sein Wissen sich unterworfen: aber weder die huldvolle Aufnahme jener

Stadt, noch das furchtbar gestiegene Elend beugte den Trotz des Rathes und der Bürger; auch wäre Nachgiebigkeit der letztern ohne Erfolg gewesen, indem ihr Geschick willenlos an den Entschluß der Fürsten und die Hartnäckigkeit der Besatzung gebunden blieb. Zwar ordnete Albrecht von Mecklenburg sich der größern Geisteskraft Christophs unter, höhnte gleichmüthig den Jammer der Bürger durch Bankette, Waidmannslust, welche er auf der Insel Amack suchte, tröstete sich der Vorsorge seiner Städte Wismar und Rostock, die aus Furcht vor dem Landesherrn dem Frieden nicht beigetreten, deren Schiffe jedoch fast immer in die Gewalt des wachsamen Peder Skramm gefallen waren (eines unter andern, welches, eine spottwerthe Ladung! Jagdhunde nach der darbenden Stadt führen sollte); der Graf von Oldenburg dagegen, blieb gleich seine Werbung um Christine unbeachtet und schwand seine Aussicht auf eine an Habsburg zinsbare Krone, harrte der burgundischen Verheißung und eines fürstlichen Lohnes; fand Genugthuung in dem Gedanken, für den gefangenen Vetter zu dulden, und inmitten des Elends Geistesruhe in Homer's Gesängen, die er in der Ursprache las. Im schlimmsten Falle hatte er ein Unterpfand für seine Person, indem die früher verhafteten Reichsräthe und Edeln seit dem Januar zu Plau in Mecklenburg aufbewahrt wurden. — Die Sommerschifffahrt höhnte die Hoffnung des burgundischen Entsatzes auf bittere Weise. Nach Christian's Befehle waren im Sunde alle fremden Fahrzeuge bis auf die Zahl von zweihundert angehalten worden; im Scheingefechte mit diesen und sie verfolgend, als seien es die erwarteten Niederländer, zog sich die königliche Flotte vor den Hafen, damit entweder die Bürger im Jubel die Wachsamkeit unterließen oder die Kriegsschiffe, aus dem Hafen auslaufend, in die Falle fielen. Eine Zeitlang bemerkten die Listigen ein freudenvolles Getümmel auf den Wallen; als aber der Wind den Pulverdampf verscheuchte, erkannten jene zeitig genug die Verlockung und machten sich auf einen Angriff gefaßt. Noch hatte Amack, der Hauptstadt Garten, die Bürger kümmerlich versorgt; als aber am 19. Juni der König die Insel erstürmen und dort eine Schanze aufwerfen ließ, stieg der Mangel plötzlich zu solcher Höhe, daß die Bürger sich auf dem alten Markte versammelten, um Abhülfe ihres Jammers zu berathen. Im Wahne, dieser Zusammenlauf bedeute Empörung, stürmte die Besatzung, Bokbinder mit seinem Rathe bewaffnet unter ihnen, auf sie ein, jagten die Wehrlosen auseinander und erschlugen ihrer gegen zweihundert. Erst als viele ruhig daheimgebliebene Bürger der Mordlust des gereizten Kriegsvolks gefallen waren, gelang es dem Grafen, der in der Stille über das öffentliche Unglück seufzte, die Ruhe wiederherzustellen. — Noch sechs lange Wochen hindurch bot die stille Stadt alle Schaudergemälde des Jammers, deren Ausführung in einzelnen Zügen wir uns überheben, da sie in allen volkreichen Städten nach jahrelanger Umschließung sich zu wiederholen pflegen. Bereits waren alle eßbaren Thiere geschlachtet, auch die schon, vor denen die menschliche Natur Ekel und Abscheu empfindet; das Klagegestöhn der Bürger wies die Gemüthsverhärtung der Kriegsleute und des Rathes mit dem entsetzlichen Troste ab, „noch habe man nicht, wie in Jerusalem, die eigenen Kinder verzehrt." In solcher Zeit gebar die Herzogin von Mecklenburg einen Prinzen, und großmüthig sandte zu ihrer Pflege der König einigen Vorrath von feinern Lebensmitteln. Als die Kuh der Wöchnerin und der Leibhengst des Gemahls von allem Vieh noch allein übrig und die hohlen Augen der Bürger, die unbegrabenen Leichen vor Hunger Gestorbener den Gipfelpunkt des Elends predigten, schickten die Fürsten und der Rath ihre Abgeordneten in das Lager. Anfangs begehrte der gereizte König Ergebung auf Gnade und Ungnade; aber in Regung edlerer Menschlichkeit verstattete er dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig und seinen Obersten Unterhandlung. Am 29. Juli 1536, gerade ein Jahr nach der ersten Berennung, kam die Capitulation zu Stande. Der Herzog und der Graf sollten mit ihrem Gefolge und ihrer fahrenden Habe auf königlichen Schiffen nach Deutschland geführt werden und alle Anhänger ihnen folgen dürfen, mit Ausnahme Bokbinder's und Mynter's; der Graf eidlich geloben, die dänischen Staaten nie wieder zu betreten, Christian's Bundesgenossen nie zu bekriegen. Die Bürgerschaft wurde zu Gnaden aufgenommen, ihr Amnestie für alle begangenen Unbilden verheißen; auch beide Bürgermeister wurden begnadigt, um in Zukunft dem Könige mit Treue und Ergebenheit zu dienen; endlich Schiedsrichter bestimmt, um den vom Könige an den Herzog geforderten Schadenersatz zu ermitteln. Als auch an demselben Tage der Bürgerschaft Aufrechterhaltung der neuen Lehre und unverkürzte Freiheiten schriftlich zugesichert waren, zog Herzog Albrecht zu Pferde, der Graf und die vornehmsten Bürger zu Fuß, alle entblößten Hauptes und weiße Stäbe in den Händen, zum Könige hinaus und baten kniefällig um Gnade. Christian empfing den Herzog mit freundlicher Rede, weil er die Schwäche des verführten Fürsten kannte; den Grafen aber überhäufte er, als ehrgeizigen Anstifter aller Drangsale, mit Vorwürfen und erinnerte ihn an die Reden, die er in Kolding beim Trunke gegen ihn ausgestoßen, sprechend: „Wenn ich wollte, so möchte ich dich rechtschaffen mustern." — Jürgen Mynter, wie er durch Gewandtheit und kluge Fügung in die Umstände sich des Königs Gnade auch gegen die grimmen Anklagen des Adels und der Bischöfe versichert, trat eine neue wichtige Laufbahn im Dienste seines protestantischen Herrschers an, sobald dieser an der Spitze seiner stolzen Edelleute unter Huldigungsruf in die Hauptstadt eingezogen. Gelang es ihm doch, selbst bei der verlassenen Partei, Achtung zu befestigen, indem er dem Könige nicht eher den Treueid leistete, als der Graf ihn seiner Verpflichtung mit dem Geständniß entbunden: „wäre er seinem Rathe gefolgt, so hätte das Spiel anders geendet." — Sein Amtsgenosse Bokbinder, weniger schlau oder weniger glücklich, nahm bald darauf Gift, um der Anklage einer Dame zu entgehen, deren Mann auf sein Geheiß das Leben verloren hatte.

Nicht säumten die Fürsten, alsbald die Stätte der Scham und des Unglücks zu verlassen. Sie schifften mit den Ihren nach Deutschland heim; den Grafen von Oldenburg, seines Mißgeschickes getröstet, riß das großartige Getümmel der deutschen Angelegenheiten bald wieder mit sich fort; er verrichtete noch manche kecke männliche That im Sinne des Protestantismus und starb, gepriesen von den Gelehrten, deren verständiger Gönner er immerdar gewesen, und im Lobe der Zeitgenossen, hochbejahrt am 4. August 1566; Albrecht dagegen vermochte nicht die vergebliche Hoffnung sich aus dem Sinne zu schlagen, forderte in vielen persönlichen Gesuchen und auf Reichstagen Ersatz der Kosten, die er für den unglücklichen Christiern aufgewandt, ward mit kärglichen Summen hingehalten und starb, um alle eitle Erwartungen betrogen, am 7. Januar 1547, dem Hause Mecklenburg, als Frucht seiner zweideutigen Thätigkeit für den Kaiser, die sogenannte „spanische Schuldforderung" von vielen Tonnen Goldes vererbend, die, bei beiden habsburger Linien zu unzähligen Malen angeregt, erst über die Erschütterung des dreißigjährigen Krieges vergessen wurde.

Aber nach dem unerforschlichen Walten der Vorsehung sollte die Noth, welche die Bürgermeisterfehde über Dänemark gebracht, nicht *ohne* segensreiche Folgen bleiben, wenn freilich auch erst das späteste Enkelgeschlecht derselben theilhaft wurde. Christian III. brach die Hierarchie und den Widerstand der katholischen Partei, indem er, kaum drei Wochen nach der Einnahme Kopenhagens, alle Bischöfe, in Uebereinstimmung mit dem Adel, gefangennahm, sie entsetzte und, am 12. August 1537 durch Dr. Bugenhagen feierlich gekrönt, das Werk der Reformation beendete. So hatte der entsetzliche Krieg gedient, die Freiheit der Gewissen zu befördern; aber beim Genusse des Rechtes, in seiner Weise zum Himmel zu beten, sah das Volk sich schmachvoll und unchristlich unter den Fuß des Adels gegeben. „Hündische Leibeigenschaft" lastete, seit der kluge Christian dem Adel die Krone und den Sieg über die Bischöfe verdankte, auf den freien Bonden von Dänemark, und die Bürger, mächtiger Vertretung beraubt, seufzten unter dem Joche erbauter Zwingfesten und der Soldaten Einlager. Um die Befreiung des unglücklichen Christiern kümmerte sich Niemand, ungeachtet eines Artikels im hamburger Frieden; „Manus Dei eruet me. Impii carceris anno 1536." lautete die Inschrift auf für ihn durch den Grafen geschlagenen Münzen; aber bis zum Jahre 1549 lag er einsam im Thurme zu Sonderburg, wanderte eine tiefe Rinne in den harten Estrich, den er ruhelos wie ein eingesperrtes Thier durchmaß, schnitt in die Wände im düstern Gedankenspiel die Bilder von Galgen, Rädern, Mühlen und des kopenhagener Schlosses, und starb, in ein menschlicheres Gefängniß gebracht, im 77sten Jahre seines Alters, im Januar 1559. — Erst im J. 1551 konnte ein Gesetz Christians III. die Kinder der Prediger und Küster von der Leibeigenschaft befreien, und noch im J. 1570 durfte ein Edelmann einen Priester hinrichten lassen. Was würde der wackere Christian IV. *ohne* dieses Hemmniß innerer Entwickelung im dreißigjährigen Kriege, er, ein deutscher Herzog von Holstein, statt des über die See eingedrungenen schwedischen Fremdlings, zum Heile Deutschlands ausgerichtet haben, wäre der Kern des dänischen Volkes, durch würdige Freiheit zu großen Unternehmungen gereift, seinen Fahnen nach Niedersachsen gefolgt, statt der heimatlosen Banden, die am Bahrenberge seine Königsehre verunglimpften? Zwar glich die blutlose Revolution von 1660 das Mißverhältniß der ständischen Rechte aus, aber um gleichförmig alle Stände der lähmenden Gewalt der Souverainetät zu unterwerfen. Was Dänemark jetzt, nach dem Schlummer von 200 Jahren auch des letzten Erwerbs der großen Margaretha beraubt, im Schoos einer isolirten Friedenspolitik an innerer Wohlfahrt und am Gedeihen der Künste und Wissenschaften genießt, es ist *kein Ersatz* für die welthistorische Bedeutung, zu welcher des Landes Lage und des Volkes Tüchtigkeit seine urgermanischen Altvordern berief. —

Diese Betrachtung lenkt uns auf das fernere Geschick und

die Würdigung des Bürgermeisters zurück, den wir im Kerker Heinrichs des Jüngern verließen. Dieser Guelfe, ein blinder Eiferer für den Katholicismus, ohne Religiosität; rastlos kriegslustig ohne Feldherrngeschick und Entschlossenheit zur Stunde der Gefahr; ohne Bruderliebe, denn er hielt um des Erbes willen den Herzog Wilhelm — eben den, welcher die Capitulation von Kopenhagen vermittelte — in zwölfjähriger Haft; ohne eheliche Treue und sittliche Scham, denn er zeugte mit seinem Kebsweibe, der schönen Eva von Trotz auf Staufenburg, sieben Kinder, die wachsame Herzogin, die Mutter seiner sieben Söhne und vier Töchter, durch das Gepränge eines Scheinbegräbnisses und feierliche Seelenmessen ruchlos hintergehend; ohne fürstliche und ritterliche Ehre, ohne Sinn für Anstand — dafür zeugen die schandbaren Schmähschriften, mit denen er den Kurfürsten von Sachsen, obwol der ihm nichts schuldig blieb, angriff — war der rechte Mann, um mit dem unglücklichen Gefangenen als Werkzeug aller Bosheit seiner Gegner Gericht zu halten. In seine Hände hatte der geistliche Herr von Bremen den Bürgermeister geliefert; er mochte sich frei halten von dessen Blute, während sein Bruder Heinrich, ein Bundesgenosse Christians, um „eine Hand voll Bluts mehr kein groß Werk machte." Der Prälat that es nicht ohne Hoffnung auf erklecklichen Lohn; er erhob Ansprüche auf Roskilds Bisthum, und nicht aus verzeihlichem katholischen Eifer; denn es geschah im Interesse Dänemarks, auf Anstiften des Königs und Adels, welche dem Bischofe Beistand dafür zusagten. Vielleicht auch war die ganze Reise nach Hadeln eine Verlockung, um Wullenweber fern von Lübeck zu verderben.

Der erste Schritt in diesem Rechtshandel: man versetzte den Mann, gegen welchen noch kein Lübecker anklagend auftrat, durch erzwungenes Bekenntniß in Anklagestand. Auf die Folter gespannt, ward er so furchtbar gepeinigt, daß er alle Fragen, welche die Arglist seiner Verfolger ihm vorlegte, mit Ja beantwortete. Schöner wäre es gewesen und seines antiken Charakters würdig, wenn er in der Marter und ohne Bekenntniß den Geist aufgegeben hätte; aber wer verdammt die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und die Liebe zum Leben, die tückische Verheißung im Falle der Selbstanklage wach erhalten? Die „Urgicht" sagte Dinge aus, welche berechnet waren, jedes Mitleid im Herzen des Volks zu ersticken und noch andere Männer, die der Rath haßte, zu verderben; „er habe vom gemeinen Gute Tausende an sich gebracht;" „zwei seien gewesen, die ihm 2000 Mark für Christierns Erlösung geboten;" „die Knechte in Hadeln habe er durch Lauenburg vor Lübeck führen, Brömsen mit seinem Anhange ermorden, die Stadt burgundisch machen wollen, um dann ein Wiedertäuferreich zu stiften; zu Lubeck seien acht Männer (unter ihnen sein Mitbürgermeister Taschenmacher, die andern alle Glieder des ehemaligen Ausschusses), die ihm ihre Hülfe zugesagt hätten; wenn Alles gelungen und der Adel erschlagen wäre, solle er Reichsverweser in Lübeck, Wynter in Dänemark, Meier in Schweden werden." Diese unglaublich widersinnigen Artikel übersandte Herzog Heinrich dem Rathe zu Lübeck, der nichts eiliger zu thun hatte, als sie am 11. März 1536, wenige Wochen nach dem hamburger Frieden, der Bürgerschaft vorzulegen. Leichtgläubig und furchtsam billigte sie die Gefangennahme der acht Beschuldigten, die, so grob der Betrug war, bis auf einen Abwesenden in den Thurm geworfen wurden. Auch zweien Predigern, von denen der eine, Johann Flachsbart, zu den ersten Verkündern der lutherischen Lehre gehörte, wollte man an den Hals, durfte sie aber nicht antasten. Zur weitern Rechtsverfolgung wurden etliche Bürger aus den Zünften und Kaufleuten nach Steinbrück geschickt, um sich von der Wahrheit der Urgicht zu überzeugen. Unter ihnen befand sich Johann Krevet, eine Creatur des Rathes, und auch jener Drost von Tebinghausen, der gleich darauf die Stadthauptmannstelle in Lübeck als Lohn davontrug. Damit Wullenweber vor den Zeugen nicht widerriefe, ward er zum zweiten und dritten Male gefoltert und ihm für den Fall einer abweichenden Aussage der Tod „unter der Pein" gedroht. Als sie in den Kerker gekommen, fanden sie den edeln Herzog vor Wullenweber, der im verbitterten Ketzerhaß oder aus bösem Gemüth bei so entsetzlichen Verhandlungen gern verweilte, wie wir denn wissen, daß er dem Thomas Münzer auf der Richtstätte den apostolischen Glauben zur großen Erbauung der Henker vorbetete. Als man Wullenwebern die Artikel vorgelesen, fuhr ihn der Herzog mit harten Worten an: „Jörg, was sagst du hiezu?" Wullenweber erwiderte mit Sanftmuth: „Ich habe Ja gesagt." Keiner der Lübecker wagt. auch nur zu einer Nebenfrage den Mund aufzuthun. Sie reisten zurück, eidlich verpflichtet, keinem Unberufenen eine Sylbe von dem Hergange zu erzählen. In welcher Seelenstimmung sich der Zertretene befand, bezeugen zwei Briefe, die er damals aus dem Gefängnisse unter dem Siegel der Verschwiegenheit an seinen Bruder in Hamburg schrieb: ihre Authentie ist durch einen Notar bekraftigt, wie H. Regkmann aus Recklingshausen, ein Bergenfahrer und muthiger Vertheidiger des Bürgermeisters, in seiner Chronik mittheilt. „Lieber Bruder, Gott sei Dank, ich bin noch gesund. Denn ich mußte noch eine Reise aushalten (entsetzlicher Euphemismus für Folter!), da die von Lübeck hier waren am Sonnabend Morgens, und mußte geloben und schwören, nicht anders zu sagen, denn als ich gefragt ward; wo ich ein Wort widerriefe, sollte ich in Peinen sterben. Dazu zwang mich Herzog Heinrich und Klaus Hermelink mit dem Büttel von Bremen. Nun hab' ich zum dritten Male auf die Leute aus Pein bekennen müssen und habe noch nicht anders bekannt. Aber Gott wolle sich über mich erbarmen, weiß ich von Burgundisch oder Wiedertaufe. Dies wollst du eilig gute Freunde zu Lübeck wissen lassen, „es sei Dir gesagt, ich mußte nicht ein Wort in Gegenwart der von Lübeck sprechen und mußte Johann Krevet's Dieb sein." Das muß Gott in dem Himmel erbarmen! Lieber Bruder, thue um Gottes willen und laß drei oder vier fromme Leute an mein Buch gehen, daß sie lesen, was ich darin geschrieben habe, da ich anno 1532 wider die Holländer zu Schiffe ging; ich will noch darauf sterben, daß meine Sache also steht. Was ich seit der Zeit, auch vor der Zeit, aufgeborgt habe, das finden sie in ihren Rechenschaften wohl; ich bin deß gewiß, daß ich weder Schilling noch Pfennig habe, der ihnen gehört. Darum verbeut mir wider sie zu Recht, können sie mir beweisen, daß ich ihnen was gestohlen habe, Du wolleſt dazu helfen, daß sie mich über alle Diebe henken! Laß Peter Schulten aufsuchen alle Schrift, die des Rathes Rechenschaft belangen, ich weiß zur Rechenschaft wohl zu kommen. Was auch Jost, Marci Meier Schreiber, bei sich hat und Henricus, daß die auch bei der Hand bleiben. Ich will ihnen bei Schillingen und bei Pfennigen Rechenschaft thun. Dann, lieber Bruder, laß dies Schreiben Niemand sehen, bei deinem Leibe! sage, es sei Dir von einem Glaubwürdigen gesagt, und sende dem Knechte, der bei mir ist, einen Trankpfennig, einen Thaler oder vier; der thut mir alles Guts. Die acht hab' ich empfangen. Lieber Bruder, dies ist die Summa davon, darauf magst du etliche Leute warnen und sehen zu Hamburg mit zu: man will's wieder auf das Alte haben; darnach wird man trachten; das ist die Meinung; in Lübeck wirst Du es am ersten finden, behalten sie ihren Willen. Bei Deinem Halse offenbart diese Dinge Niemand, denn du habeſt sie bei einem gehört, der hier war; dies weiß Gott, der mag mir helfen, ich bin dreimal nicht anders denn dem Tod vermessen gewesen."

Der zweite Brief, wol unmittelbar darauf geschrieben, lautet also: „Lieber Bruder, thu bei Deinem Halse! Niemand wißlich, daß ich Dir geschrieben hab, „daß sie mich den Morgen mit Peinigen drungen, daß ich mußte sagen nicht anders, als sie mich fragten." Ich müßte wieder in die Pein, da es auskäme, so käme ich um den Hals. Ich mußte wol sagen, was sie hören wollten, auch nicht ein Wort anders. Sage bei Leibe nichts vom Herzoge. Klaus Hermelink und Krevet haben es also gepflogen. Lasse es Störtelberg wissen, Niemand anders! Hast Du es Jemand geschrieben oder gesagt, dem schreibe, daß sie stillschweigen. Du mußt durch den Markgrafen Herzog Heinrich stillen, oder ich komme um den Hals, wenn ich auch zwei Könige von England zu Hülfe hätte. Lieber Bruder, laß gute Freunde an das Buch kommen, da aufstehet a. 1533. Verbeut mir zu Recht, bin ich ein Dieb, Du wolleſt mir helfen an den Galgen, bin ich ein Verräther auf ein Rad, bin ich ein Wiedertäufer ins Feuer! Brömsen und Krevet, die es treiben, die wissen es wol anders; denn es ist darum zu thun, daß man Burkhard Wrede (einen Grobschmidt und Worthalter der Vierundsechzig), Hermann Stuwe, Heinrich Adermann und Ludwig Taschenmacher (Vierundsechziger) will um den Hals bringen. Dieses schreib Ebert Störtelberg, daß er bei seinem Halse Niemand von Dir und mir was melde. Gott mag ihnen helfen und wolle uns lassen führen unsere Unschuld; meine Sache kann noch gut werden, wo ich Herzog Heinrich nicht erzürne." — Aus diesen herzzerschneidenden Wehklagen ersehen wir, daß Wullenweber seine Freunde retten und, der Rechtlichkeit der Bürger von Lübeck trauend, die Sache an sie gelangen lassen wollte, zumal da der mit dem Rathe bei seiner Entsagung geschlossene Vertrag ihn schützen mußte, wenn er gegen diese unsinnigen Beschuldigungen vertreten wurde. Auf die Fürsprache des Markgrafen Johann, Sohnes des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, und Herrn der Neumark, rechnete er, weil dieser in demselben Jahre sich mit Katharina, der ältesten Tochter des Herzogs von Braunschweig, verlobt hatte und als naher Verwandter Christierns einen Mann schützen durfte, der für jenen den Haß seiner Feinde auf sich geladen. Was nun Joachim für seinen Bruder Jürgen auf dem einen oder dem andern Wege gethan, ist aus den Nachrichten nicht zu ersehen; er selbst ward, vielleicht wegen seiner thätigen Theilnahme am Geschick des Bruders, des Rathsstuhles in Hamburg entsetzt. So zog sich in ein neues Jahr das harte Gefängniß des Unglücklichen hin, bis ein zweiter fürstlicher Gegner

it peinlicher Anklage gegen ihn auftrat, Christian III., hochgeht von Zeitgenossen und Nachwelt, jetzt im ruhigen Besitze seiner Kronen. Der König, um Wullenweber's Verhaftung den raunschweigern ausgesprochen zu Dank verpflichtet, hatte sich eichwol bis jetzt geschämt, auf den Tod eines eingekerkern, abgesetzten deutschen Bürgermeisters anzutragen. ls aber die Herren von Lübeck unmuthig den verzögerten Rechtsng durch ihre Bevollmächtigten, den Stadtsecretair M. Sebaian Ehrsam und Johann Krevet, erfuhren, schrieben sie unter m 19. Juni 1537 ihrem Stadthauptmanne Klaus Hermelink

Wolfenbüttel, wie wohl sie sich versehen, daß die bewußte ache mit Wullenweber allda ihre Endschaft sollte erreicht haen, sie, weil es aus Ursachen nicht geschehen und wieder erstreckt orden, begehrten, Hermelink solle allen Fleiß anwenden, dem önige von Dänemark den Rechtstag in guter Zeit zuzuschreien, damit er zur peinlichen Verfolgung seine Gesandten neben n ihrigen zur Stätte schicke und die Sache nicht ihnen allein geschoben werde. Obgleich sie dazu vor Gott und dem Rechte tten Fug hätten, wollten sie dennoch aus sonderlichem Benken und besserm Ansehen die königliche Majestat neben h zum Mitkläger und Vorforderer haben. Ginge es nicht, so ollten sie mit Fleiß daran denken, und bäten ihn, die Sache s zum Nutzen ihrer Stadt ins Werk zu setzen.

So gewährt denn Lübecks Rath, um seine Rache zu befriegen, das seltene Beispiel von politischer Verkehrtheit, daß a Gemeinwesen eine fremde Macht, mit der sie wenige Jahre rher im offenen Kriege gestanden, ungenöthigt auffordert, r Staatshaupt, welches zu jener fremden Macht auf dem Fuße genseitiger Waffenberechtigung und in einer naturgemaßen undschaft sich verhielt, vor dem Tribunal eines gegen jedes rfunde Recht sich aufwerfenden Richters zu verklagen. Jene rächtlichen Patricier, die den Mann, der ihre Stadt groß vor uropa machen wollte, nur darum bis in den Tod verfolgten, eil er ihre angemaßten Rechte nicht unangetastet lassen nnte, schoben in der Gewissensangst eine fürstliche Autorität r und fanden den König des Nordens nach dem gehässigen taatsrechte, welches damals gegen die Städte sich zu bilden gefangen hatte, bereit zu so unerhörtem. Die schöne Zeit ner gegenseitigen Vollberechtigung, einer Pairie zwischen tädten und Fürsten als gleichen Potenzen, hatte sich überlebt, it alle Fürsten im monströsen Bunde zu Cambray sich vereinign, die Republik Venedig zu strafen, weil sie gewagt hatte, oß zu werden wie sie. Die Souverainetät gab dem Principe eitung, „die freien Städte seien eigentlich nur geschonte Reillen, die zu den Fürsten nur auf dem Fuße eines von ihnen gebenen Gesetzes, nicht dem gleicher Macht und Kraft ständen." us diesem Gesichtspunkte war es denn auch zu erklären, daß eutschlands Städte über Maximilians schimpfliche Verluste im tillen triumphirten. Eine solche Politik, welche die Comunen als rechtlich nicht existirend erklärte, hatte bei Fürn und Adel Eingang gefunden, und Christian III. trug um so eniger Bedenken, gegen den gehaßten Dictator der Hansen sein ouverainetatsrecht anzuwenden, da die verblendete Selbstsucht s lübecker Raths ihn um die Besiegelung ihres Annihilirungsttes wie um einen Dienst ersuchte. Wullenweber, einem rkriegten König e und den Gewalthabern der eigenen Vaterdt vor dem Stuhle eines gewissenlosen Fürsten gegenübergestellt, kannte, daß er sterben müsse, und alle Kraft und aller Stolz m wieder in seine erhobene Seele. Der stummen Kerkerwand rtraute er das Zeugniß seiner Unschuld; dort las man die Worte eingegraben:

Kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer auf Erden
Bin ich niemals geweſt, will's auch nimmer befunden werden!
O Herr Jeſu Chriſt, der du biſt der Weg, die Wahrheit und das Leben,
Ich bitte dich durch deine Barmherzigkeit, du wolleſt Zeugniß von der Wahrheit geben!

ohann von Achteln und Hermann Sykmann hatten im Namen r durch Wullenweber's Urgicht Beschuldigten vom Rathe verngt, ihren Anwalt in Wolfenbüttel zu beschicken, um für sie m offenen Landgerichte beizuwohnen und den Verlauf, mit eugen bekräftigt, zu berichten. Der Rath von Lübeck, dem n ganzen deutschen Norden hochangesehenen Schöppenstuhle, rfte die Rechtsforderung nicht verweigern und stellte am Miaelistage 1537 die Vollmacht aus. Wir erzählen nach dem otarialdocumente des gedachten Anwaltes das Urtheil und die ollstreckung jenes nach altdeutschem Rechtsverfahren öffentlich n Namen Heinrichs des Jüngern besetzten Gerichts. Montags m 21. September 1537, in nüchterner Frühe, trat das herzogche Landgericht, bestehend aus dem Richter, den Beisitzern und en übrigen schöffenbar Freien, auf dem Zollsteine vor Wolfenüttel unter freiem Himmel und gewaltigem Volkszulauf zusamen. König Christians Rath und Orator, sowie Krevet, Ehrsam nd Hermelink überreichten ihre Vollmachten, drangen sich altherkömmlich ins Recht und klagten durch ihren Fürsprecher Jürgen Wullenweber auf seine Urgicht über folgende Artikel an: „Er habe zwischen dem Könige und den Holländern Zwietracht anstiften, Holstein mit Kriegsvolk überziehen, den Herzog vertreiben, den Adel mit Galgen und Rad verfolgen wollen. Er habe beabsichtigt, nach Kopenhagen zu ziehen und dort seinen Stuhl dem Könige zu Verderb zu erheben; ferner auf Lübeck sich zurückzuwenden, die Stadt mit Brand und Plünderung heimzusuchen, die Obrigkeit gefangen zu nehmen, alle Güter auf den Markt zu Haufen zu bringen, um ein Wiedertäuferreich mit seinen Gesellen aufzurichten." Wullenweber, entstellt durch zweijährigen Kerker und dreimalige Folter, ward zur Verantwortung aufgefordert und fragte durch seinen Fürsprecher, ob sie noch mehre Artikel gegen ihn hätten? Als die Ankläger erwiderten, daß keine weitern Artikel zur Zeit nöthig, bat Wullenweber mehrmals, ihm die gesammte Anklage vorzuhalten, damit er, seine Sache Gott befehlend, auf alle Punkte antworten könne. Auf die Umfrage des Vorsitzers und die Besprechung mit dem Umstande, ward als Recht erkannt, „Wullenweber solle die vorgelegten Artikel erst verantworten." Als alle Einwendungen nichts halfen, gab er auf die gestellten Punkte folgenden bündigen Bescheid: „Er sei nach seiner Abdankung ein zu geringer Mann gewesen, um zwischen fremden Mächten Zwiespalt anzurichten; gegen den Herzog habe er früher, wie aller Welt bewußt, Krieg geführt, und hätte er dadurch den Tod verschuldet, wolle er gern sterben, obwol er dem Gewissen eines Jeden anheimstelle, in wessen Namen und Gewalt er die Fehde begonnen." „Nie sei ihm in den Sinn gekommen, den Adel in Holstein zu verfolgen; ebenso wenig den mit dem Rathe zu Lübeck geschlossenen Vertrag zu brechen und seinen Stuhl an Stelle des Königs zu setzen; er sei kein Dieb, kein Verräther, kein Wiedertäufer, darauf wolle er sterben und Alles Gott anbefehlen." Als der Fürsprecher der Klagpartei auf ein Urtheil drang, „weil Jürgen die vorgelegten Artikel zum Theil eingestanden," besprach Henny Otte auf Anfrage des Vorsitzers sich mit dem Umstande, fand das Urtheil und brachte es vor Gericht, „daß Jürgen nicht ohne Strafe zu verdienen also gethan habe." Darauf drangen die Ankläger auf die Art der Strafe, und ein Beisitzer von Hildesheim, vom Richter zur Bestimmung derselben aufgefordert, erklärte dessen sich nicht allein mächtig, besprach sich mit seinem Umstande und brachte vor, „der Scharfrichter möge ihm ein Urtheil finden." „Meister Hans," sagte der Richter, „so frage ich Dich darum." Der sagte: „Herr Richter, soll ich ihm das Urtheil finden, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erden, daß er dies nicht mehr thue und die Andern daran gedenken." — Als Jürgen also verurtheilt war, las man ihm noch drei Artikel vor, die der Anwalt wegen des Getümmels der Pferde und des Geschreis des Volkes nicht verstehen konnte, Jürgen dagegen kurz beantwortete: „es sei wahr, er habe im Gefängnisse also bekannt, aber nur um der Pein zu entgehen und sein Leben zu retten;" „welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt entschuldigen, daß meine Seele nicht anderwärts sterben dürfe vor dem strengen Gerichte Gottes! Ich bitte auch meinen gnädigen Herrn, Se. Fürstl. Gnaden wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht behangen, meiner armen Seele zur ewigen Verdammniß!" Worauf Klaus Hermelink rief: „Jürg, wir sind Dir der Entschuldigung nicht geständig!" und der Scharfrichter mit dem Manne hinwegzog. Auf dem Wege zum Hochgericht wurde er des herzoglichen Großvoigts, Barthold Rapp, gewahr, der zu Pferde hielt, und sprach: „Herr Voigt, ich bitte Euch so wohl thun und reitet zu meinem gnädigsten Herrn und vermahnet S. F. G. der tröstlichen Zusage, die er mir persönlich zugesagt hat, daß er mir wolle einen ziemlichen Tod anthun lassen, der mir armen Manne wohl zu leiden stünde, auf daß ich nicht verzweifle zum ewigen Verderb Leibes und auch der Seelen!" Der Großvoigt sprach: „Jörg, weil Ihr dessen begehrt, so hab' ich Gewalt von meinem Herrn, daß man Euch soll einen ziemlichen Tod anthun, welcher Euch wohl zu leiden steht, und will das mit dem Scharfrichter besteuern." Da sagte „Herr" Jörg: „Herr Voigt, denen von Lubeck wollt' ich noch ein Wort oder zwei zusprechen;" worauf jener: „Ja, Jörg, ich will das besteuern bei dem Gerichte, sie sollen zu Euch kommen." Auf dem Richtplatze trat der Hauptmann von Lübeck ihn an, fragend: „Jörg, willst Du mein was?" Da sammelte der Bürgermeister allen verhaltenen Grimm seiner Seele und rief: „Durnach habt Ihr, Klaus Hermelink und Johann Krevet, lange getrachtet, wol vier Jahre, daß Ihr bei Nachtzeit wolltet in mein Haus fallen und mich binden! aber Gott der Allmachtige wollte das nicht zulassen! Nun ist es Euch doch gerathen, das will ich Gott geben! Ich sage Euch vor der ganzen Welt offenbar, daß die letzten Artikel nicht wahr sind! Ich sage öffentlich vor der ganzen Welt, daß ich Diejenigen, die ich in meinem Gefängnisse habe beschuldigen müssen, aus Marter und zur Rettung meines Leibes beschuldigt habe!" Er wiederholte dann, daß er sie un-

schuldig erkläre, weil es Sünde vor Gott und der Welt sei, und damit seine Seele es vor Gottes Gericht nicht ewig entgelten müsse: „denn ewig ist lang!" — Klaus Hermelink gestand ihm den Widerruf nicht zu und trieb den Scharfrichter an: „Hinweg mit ihm, Meister Hans, weißt Du nicht, was Dir befohlen ist?" Wiederum antwortete Jürgen: „Es ist mit mir hier eine geringe Zeit, Meister Hans! laß mich noch zwei oder drei Worte sagen, dann will ich gerne sterben." Er betheuerte nochmals nachdrücklich, er habe den Bund mit den Herren von Lübeck nicht im größten und kleinsten gebrochen, sei kein Dieb, kein Verräther, saß dann, mit seinem Gewissen und der Welt fertig, auf die Knie nieder und empfing den tödtlichen Schwertstreich. Sein Leib ward geviertheilt und auf vier Räder gesteckt.

So starb, 44 Jahre alt, unbeweibt, den Tod des gemeinsten Verbrechers, Jürgen Wullenweber, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendroth des freien deutschen Bürgerthums hervorgebracht. Es gereicht dem denkenden und fühlenden Betrachter zur tiefen Trauer, daß seine Mitwelt, Geistliche, Bürger, Richter und Geschichtschreiber, den hartsinnigsten Fluch der Verdammniß über ihn schleuderten und seinen Namen nur mit Verwünschung nannten, bis auf den unscheinbaren Chronikenschreiber Hans Regkmann, der, wie verstohlen, dem Urtheilsspruche die Randglosse beifügt: „Das hat er nicht verdient;" und die Worte des Kanzlers von Celle, welcher beim Weine verlautete, „Wullenweber sei als Märtyrer des Evangeliums gestorben." Das Alterthum würde Wullenwebern Bildsäulen und Ehrengedächtniß errichtet haben; die moderne christliche Zeit, seine Deutschen, brandmarkten das Andenken des Gemordeten mit Schande. Und nicht ihn allein. Die Herren von Lübeck, durch das eine Opfer noch nicht versöhnt, durften zwar nicht weiter das Blut ihrer Mitbürger vergießen, wiewol jene Angeklagten, durch die Volksstimme und die Aussage des Sterbenden entschuldigt, jahrelang unter Bürgschaft blieben und erst 1539 gegen Urfehde freigelassen wurden; in Stralsund dagegen kühlte nicht sowol Aristokratie der Geburt als des Reichthums und der Aemter nach Emiterlow's feierlicher Einsetzung im J. 1537 langsam ihre Rache und verdarb die Achtundvierziger durch schandbare Rechtsverfolgung. H. Blumenau, der greise Aldermann der Schuster und Wortführer der Verordneten, sowie Bewahrer ihres Archivs, ward, weil man ihm wegen jenes Schutzrecesses nicht ankommen konnte, unter nichtigen Anklagen gefoltert und auf das Bekenntniß, vor 40 Jahren einen Priester erschlagen zu haben, lebendig gerädert. Viele Andere der Volkspartei, durch einen Justizmord zur Rache und Brandstiftung getrieben, kamen gleich elend um, und mit wahrhaft ekelhafter Frechheit und der albernsten Salbaderei weist B. Sastrow, 50 Jahre später Bürgermeister zu Stralsund, indem er das jammervolle Ende der Achtundvierziger berichtet, da den Finger Gottes nach, wo jeder Unbefangene nur richterliche Ruchlosigkeit und Unthaten der Menschen erkennt.

Was Wullenweber gewollt, wie richtig und kühn er die Zeitumstände erfaßte, wie unerschöpfliche Mittel er in seinem Geiste auffand, unterliegt keinem Zweifel. Er nahm den großen Streit um Rechte, die eine frühere Sittigung den deutschen Städten über den Norden errungen, welche die Nationen in ihrer Kindheit den Bildnern als Dank übertrugen und die herangereiften mit ihrem Fug jetzt verweigerten, wie in einem heraischen Zweikampf auf sich. Eine kräftige Hanse konnte nur erstehen, wenn die nordischen Reiche niedergehalten wurden und den Städten der freie Verkehr auf der Ostsee blieb. Groß und eines schönen Lohnes werth war der Gedanke, für welchen er glühte, auf dem freien Bürgerthume und dem freien Bauernstande des Nordens, auf dem Protestantismus die Macht seines Vaterlandes zu erbauen; die Mittel, mit welchen er seinen Zweck verfolgte, Kraft und Klugheit, hat Völkerrecht und Geschichte immerdar jedem unabhängigen Gemeinwesen gestattet. Aber das Geschick hat wider ihn entschieden und darum konnte er der Schmach bei dem sinnlosen Pöbel nicht entgehen; er büßte mit seinem Leben das schöne Verbrechen, indem er den Werth und die Willensenergie seiner Zeitgenossen nach sich abmaß, die Mittel nicht klug genug berechnet zu haben. Diesem Irrthum, der die Seele adelt, hat er mit den markigsten Charakteren aller Zeiten gemein. Es ist jetzt nur eine Stimme, daß Wullenweber der verruchten Justiz eines blutgierigen, dummfanatischen Fürsten, der ungroßmüthigen Rache eines siegreichen Königs und der schandbarsten Lüge eines beleidigten Patricierregiments zum Opfer fiel. Aber auch das Andenken seines Kampfgenossen muß die Geschichte in Schutz nehmen, so wenig er an Sitten und Geistesgaben den Vergleich mit seinem Bürgermeister aushält. Auch Meier verdiente ein milderes Schicksal, mindestens war der dänische Adel nicht rein genug, um an Dem einen Treubruch so entsetzlich zu strafen, welchen ihr Verrath auf das Naturgebot zurückgetrieben. Auch auf das schmachvolle Ende des „Grobschmidts" hat jenes neue Staatsrecht eingewirkt, „daß der General einer Republik ein nicht ebenbürtiger Kriegsmann sei und man mit ihm wie mit einem Schelme verfahren dürfe." Es brach die Zeit herein, wo Deutschland viele Seelen von Wullenweber's Energie und Meier's kecker Entschlossenheit bedurfte; zehn Jahre nach Beider Tode der schmalkaldische Krieg, in welchem unfähige Fürsten und schlaffe Lenker der Städte über das Vaterland Schmach und Verderben häuften. Meier, unter Sebastian Schärtlin auf die Ehrenburger Klause gestellt, und Wullenweber im Rathe begeisterter süddeutscher Bürger, welche Wendung würde der erste Religionskrieg genommen haben! Darum nehme denn die deutsche Geschichte diese Männer vom Schandpfahl zu Helsingör und Wolfenbüttel in ihr Ehrengedächtniß auf; wir aber schließen mit dem schlichten Reime Hans Regkmann's, des Bergenfahrers:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenweber's beklagen.

Eduard von Bauernfeld.

Dieser überaus talentvolle Lustspieldichter ward am 12. Januar 1802 in Wien geboren, studirte daselbst, erhielt dann eine Anstellung als Hofcomipist und später als Director des Lortogefälls, die er noch bekleidet.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die schöne Literatur in Oesterreich. Histor. Skizze. Aus der österreichischen Zeitschrift für Geschichte u. Staatskunde. Wien 1835.

Theater. 2 Bde. Mannheim 1836. 37.

Ein Besuch in St. Cyr. Komische Oper in 3 Akten. Wien 1840.

Zwei Familien. Schauspiel in 4 Aufzügen. Ebend. 1840.

Der Selbstquäler. Charaktergemälde in 3 Aufz. und in Versen. Wien 1840.

Bürgerlich u. Romantisch, s. Zedlitz, J. Ch., Almanach, 1. Jahrg.

Ernst u. Humor, s. Taschenb. dramat. Originalien, N. F. 1. Jahrg.

Fortunat, s. Jahrbücher f. Drama. 2 Bde.

Der Musikus von Augsburg, s. Taschenb. dramat. Originalien. 2. Jahrg.

Der literarische Salon, Lustspiel, s. Taschenb. dramat. Originalien. 2. Jahrg.

Das Tagebuch, Lustspiel, s. Taschenb. dramat. Originalien. 3. Jahrg.

Einzelne noch ungedruckte Dramen, Aufsätze in Zeitschriften, Gedichte u. s. w.

Geistreiche Erfindung, Wahrheit und Eigenthümlichkeit der Characterzeichnung, glückliche Anordnung der Situationen, ein überaus feiner und geistreicher, doch stets den Verhältnissen vollkommen angemessener Dialog, glückliche Auffassung und Benutzung der Widersprüche und Thorheiten der Gegenwart und ein glänzender Humor offenbaren sich in allen Leistungen Bauernfelds, von denen die Mehrzahl der dramatischen sich auf den deutschen Bühnen einer höchst günstigen Aufnahme erfreute, sodaß B. unter den jetztlebenden deutschen Lustspieldichtern als einer der Ersten, wenn nicht als der Erste, jedenfalls aber als der geistvollste und gedankenreichste zu betrachten ist. Ein edler Hauch wahren Freisinn's durchweht alle seine geistigen Erzeugnisse.

Digitized by Google

Der literariſche Salon.

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Herrn Lampe. Schreibtiſch mit Büchern, Schriften u. ſ. w.

Erſte Scene.

Herr Lampe. Niklas (der eine Figur trägt.)

Lampe.

Langſam, Niklas, langſam! Stelle das herrliche Kunſtwerk hieher auf den Schreibtiſch. So. — Nun was ſagſt Du?

Niklas.

(Betrachtet die Figur.) Pfui! Ein abſcheuliches Ungethüm. Hat keinen Kopf.

Lampe.

Es iſt ein Torſo.

Niklas.

Eine wahre Vogelſcheuche! Mit vier Händen.

Lampe.

Laune des Künſtlers, Ueberfluß der Phantaſie. Es ſtellt vermuthlich eine indiſche Gottheit vor.

Niklas.

Curioſe Gottheit!

Lampe.

Ich werde das koſtbare Werk in meinem Muſeum aufſtellen.

Niklas.

Ich würde es auf die Gaſſe ſchmeißen.

Lampe.

(Immer mit der Figur beſchäftigt.) Es drückt vielleicht die Idee des Häßlichen aus.

Niklas.

Da wäre was gewonnen! Es giebt Scheuſale genug in der Welt; man braucht ſie nicht erſt in Stein zu hauen.

Lampe.

Mein Sohn, das verſtehſt Du nicht. Wiſſe, daß ich den Eigenthümer mit Mühe bereden konnte, mir dieſe Statue um funfzig Dukaten zu überlaſſen.

Niklas.

Was? den Indianer? die häßliche Idee? — Ei, ei, Herr Lampe, Herr Lampe! — Als Sie noch Kaufmann waren, da kauften Sie keinen andern Kaffee als echten Mokka, und keinen Thee als chineſer, und nun —

Lampe.

Still! Erinnere mich nicht an jene Zeit, als mir das Leben der Kunſt und Wiſſenſchaft noch nicht aufgegangen war, als ich noch in der Materie herumwühlte —

Niklas.

Ja, unſere Material-Handlung war brav. Sie ſollten ſich darüber nicht luſtig machen, Herr Lampe; Sie haben ein hübſches Stück Geld dabei verdient.

Lampe.

(Lächelnd.) Schon gut, lieber Niklas! Du meinſt es gut. Du biſt ein ehrlicher, redlicher Menſch, wenn Du nur mehr Bildung hätteſt! — Du mußt leſen, Niklas, leſen! — Aber geh' jetzt. Ich will ſtudiren.

Niklas.

Studiren? Was ſtudiren Sie denn, Herr Lampe?

Lampe.

Philoſophie, Niklas, Kunſt-Philoſophie, Natur-Philoſophie.

Niklas.

Sie und Philoſophie! Glauben Sie mir, das geht nicht mehr. Was Hänschen nicht lernt —

Lampe.

Albernes Sprichwort! Die neue Philoſophie iſt gar nicht für die Hänschen, ſondern nur für die Hanſe.

Niklas.

Mir iſt's recht, wenn Sie durchaus in Ihren alten Tagen ein ſo gewaltiger Na— Naturphiloſoph werden wollen.

Lampe.

Sieh, Niklas, dann muß ich redigiren.

Niklas.

Redigiren? Was iſt denn das?

Lampe.

Du weißt, Doctor Wendemann giebt eine Zeitſchrift heraus.

Niklas.

Ja, es ſollen ſehr viele Lügen darin ſtehen.

Lampe.

Verleumdung! — Nun ſieh! Die Aufſätze, die der Doctor und andere Gelehrte ſchreiben, die bekomm' ich zur Hand —

Niklas.

Die bekommen Sie —

Lampe.

Die leſ' ich durch —

Niklas.

Die leſen Sie —

Lampe.

Die ſchreib' ich manchmal ab —

Niklas.

Schreiben Sie ab —

Lampe.

Schick' ich in die Druckerei, dann corrigir' ich die Druckfehler.

Niklas.

Und das iſt redigirt?

Lampe.

Das iſt redigirt.

Niklas.

Und das iſt auch redigirt, daß der Doctor den ganzen zweiten Stock unſeres Hauſes bewohnt, und daß er den Zins dafür ſchuldig bleibt?

Lampe.

Wer ſagt das?

Niklas.

Fräulein Luiſchen. Die weiß Alles.

Lampe.

Das naſeweiſe Ding! — Störe mich nicht länger. Geh fort!

Niklas.

Der ſchöne zweite Stock! Den wird uns der Herr Doctor bald weg redigiren. (Ab.)

Zweite Scene.

Lampe (allein.)

Er hat gewiſſermaßen recht. Der Doctor braucht viel Geld. Mußte ſchon ein paar Wechſelchen für ihn zahlen. Freilich nur Redactionskoſten. Das trägt ſeine Procente. Die Leute bekommen unſere Bildung, wir bekommen ihr Geld. (Er ſetzt ſich zum Schreibtiſch.) Darum nur Bildung! Allſeitige Bildung! Nur fortſchreiten mit der Zeit! Ich kann nichts weniger leiden, als wenn Einer hinter dem Jahrhundert zurückbleibt. Ich bin wirklich binnen Jahr und Tag ein ganz anderer Menſch geworden. Ich redigire, ich halte einen literariſchen Salon, ich beſitze ein Muſeum, ich trage zur Bildung bei. Sonſt lebte ich ohne Idee, ohne Princip. Wie anders fühl' ich und denk' ich jetzt! Ich bin eigentlich durch und durch ein reiner Gedanke. Ich denke mich, ich ſetze mich, ich bin weder das Nicht-Ich, noch das Ich-Nicht, ſondern ich bin ich. Welch eine Welt liegt in dieſer Betrachtung! — Und wem hab' ich alle dieſe Gedanken zu danken? Ihm, dem tiefen Denker, dem großen Doctor Wendemann. Der große Mann! Wenn nur die Wechſel nicht wären! — Aber holla! Auch die Ideen haben ihren Cours. Sie ſind im Steigen. Man kann jetzt kühn damit à la hausse ſpeculiren.

Dritte Scene.

Lampe. Emilie. Luiſe.

Emilie.

Vater —

Lampe.

Was giebt's?

Digitized by Google

Luiſe.

Lieber Vater —

Lampe.

Ach, Ihr ſeid es, meine Kinder?

Luiſe.

(Umarmt ihn.) Liebſter, beſter Papa!

Lampe.

(Steht auf.) Was iſt's? Was ſoll das?

Luiſe.

Wiſſen Sie denn nicht —? Heute iſt ja —

Emilie.

Ihr Geburtstag.

Lampe.

Mein Geburtstag? An derlei denken wir Gelehrte gar nicht.

Luiſe.

Aber wir Ungelehrten deſto mehr.

Emilie.

Wir bringen ein kleines Angebinde. Hier iſt das meine. (Giebt ihm ein Buch.)

Luiſe.

Und hier das meinige. (Giebt ihm ein Päckchen.)

Lampe.

Ein Buch? — „Novellen von Emilien.“ — Wie? Novellen — von Emilien? — Du lächelſt? Iſt es wirklich? Die Novellen ſind —?

Emilie.

Von mir.

Lampe.

Von Dir? Von Dir? — Umarme mich, mein Kind! — Novellen! Wie haſt Du mich gerührt! Nun ſchmeck' ich erſt das Süße der Vaterfreude, da ich eine Tochter beſitze, die Novellen ſchreibt. Gedruckte Novellen! — Meine liebe, gedruckte Tochter! — Aber wie war es möglich? Ich ahnete gar nicht — Du machteſt bisher nur Gedichte.

Emilie.

Ich ſchrieb in's Geheim. Nur Doctor Wendemann wußte darum. Er veranlaßte den Druck in Hamburg.

Lampe.

Der Edle! — Novellen von Emilien! — Doch warum nur Emilie? Warum nicht Emilie Lampe?

Emilie.

Der Name Lampe klingt ein Bischen proſaiſch. Und dann — wir Schriftſtellerinnen nennen uns meiſtens nur mit dem Vornamen. Denken Sie an Rahel, an Bettina.

Lampe.

In welchem Genre ſind die Novellen?

Emilie.

Sie enthalten Bilder meiner innern Welt.

Lampe.

Innere Welt! Das iſt gut. Aber die ganze äußere Welt ſoll ſie kennen lernen.

Luiſe.

Papa! Sie vergeſſen ganz mein Geſchenk.

Lampe.

Dein Geſchenk! Laß ſehen, Luiſchen! (Nimmt und öffnet das weggelegte Päckchen.) Eine geſtickte Kappe. Nun, es iſt doch auch eine Art von Kunſtwerk.

Luiſe.

Es hält den Kopf warm.

Lampe.

Ich danke Dir, mein Kind. Ich werde Dein Käppchen aufſetzen und ſo Deine Novellen leſen.

Luiſe.

Ach, wenn doch heute unſer lieber Capitän Mannsfeld hier wäre!

Lampe.

Wie kommſt Du auf Den?

Luiſe.

Heute ſind es eben zwei Jahre — es war kurz vor ſeiner Abreiſe — da ſpeiſte er bei uns. Wir hatten Paſtete und Wildpret. Wär' er hier, heute ſollt' er ſehen, daß ich ſeitdem die Kochkunſt ſtudirt.

Lampe.

Kochkunſt! Kochkunſt! Leider ſtudirſt Du keine andern Künſte. — Apropos, Kinder! Habt Ihr das neue Buch geleſen, das ich euch geſtern gab?

Luiſe.

Ja, Papa; aber ich verſteh' es nicht.

Lampe.

Wie iſt das möglich? Es iſt klar wie die Sonne.

Luiſe.

Der Verfaſſer behauptet darin, daß es Hexen gebe.

Lampe.

Warum ſoll es keine geben?

Luiſe.

Es läuft meinem Verſtand entgegen.

Emilie.

Liebe Schweſter, die Hexen muß man mit dem Gemüth faſſen, nicht mit dem Verſtand.

Lampe.

Das iſt's! Mit dem Gemüth. Man muß ein gläubiges Hexengemüth haben, wie Juſtinus Kerner in Weinsberg.

Luiſe.

Mein Gemüth weiß nichts von ſolchen Dingen.

Lampe.

Das iſt eben das Unglück! Du haſt keinen Sinn für Ahnungen, für das Geiſterreich.

Luiſe.

Papa, darf ich nun zur Küche ſehen? Wir haben einen Gaſt geladen.

Lampe.

Gewiß den Doctor?

Luiſe.

Ich darf nichts ausplaudern. Es giebt Leute, die in der Geiſterwelt beſſer zu Hauſe ſind, als ich, die aber ein gutes leibliches Mittageſſen mit Champagner gleichfalls zu ſchätzen wiſſen. Ich wette, unſer Gaſt wird die Novellen von Emilie Lampe bis zum Himmel erheben, ohne die irdiſchen Braten von Luiſe Lampe zu verſchmähen. (Ab.)

Vierte Scene.

Lampe. Emilie.

Lampe.

Ein kindiſches Mädchen, die Luiſe.

Emilie.

Heiter und froh. So war ich einmal.

Lampe.

Wenn ſie nur einen Funken Poeſie beſäße! Aber ſie iſt die pure klare Proſa. Erſt neulich, als Wendemann den neuen Roman des berühmten Morgenroth vorlas, lachte ſie in's Geſicht.

Emilie.

Der geniale Mann! Auch ihn vermag Luiſe nicht zu faſſen.

Lampe.

Das iſt ein Mann! Nicht wahr, Du haſt große Achtung vor dem Doctor?

Emilie.

Die höchſte, ob ich mir gleich in ſeiner Nähe oft ſo albern, ſo kindiſch vorkomme.

Lampe.

Fauſt und Gretchen! Fauſt und Gretchen! — Verliebe Dich nur nicht in ihn. — Wie? oder iſt vielleicht etwas dergleichen geſchehen?

Emilie.

Wie können Sie glauben —? Bin ich nicht ſo gut als verlobt?

Lampe.

Leider, leider!

Emilie.

Wir erwarten täglich die Rückkehr meines Bräutigams.

Lampe.

Hm! Aufrichtig geſtanden, Emilie! Mannsfeld gefällt mir gar nicht mehr.

Digitized by Google

Emilie.

Er iſt gutmüthig, verſtändig; er gilt für einen ausgezeichneten Offizier —

Lampe.

Offizier! was iſt ein Offizier!

Emilie.

Er hat den beſten Ruf in der Armee —

Lampe.

Aber gar keinen in der Literatur.

Emilie.

Wir ſind ihm Dankbarkeit ſchuldig. Er rettete mir das Leben.

Lampe.

Ich wollte, ein Anderer hätt' es gethan.

Emilie.

Sie trugen ihm meine Hand an.

Lampe.

Es war ein dummer Streich.

Emilie.

Ich war damals ein halbes Kind.

Lampe.

Und ich war ein ganzes.

Emilie.

Nun iſt Mannsfeld bereits ſeit zwei Jahren in Amerika —

Lampe.

Seine Briefe werden immer ſeltener —

Emilie.

Und kälter.

Lampe.

Seit er wieder in Hamburg iſt, ſchrieb er nur ein einziges Mal.

Emilie.

Und zwar ſehr bitter.

Lampe.

Er tadelt mein Streben für Kunſt und Wiſſenſchaft —

Emilie.

Er macht ſich über mein poetiſches Talent luſtig —

Lampe.

Er verſteht ſo wenig von Poeſie als Luiſe. Er iſt mit der Zeit nicht fortgeſchritten. Ich glaube, er lieſt noch immer mit Erbauung das Gedicht: „Um das Rhinoceros zu ſehen" —

Emilie.

So viel iſt gewiß: Ludwig iſt mir fremder, iſt mir ein Anderer geworden, ſeit ich ſelbſt ſo verändert bin. Wendemann nahm ſich meiner Bildung an. Wie erweiterten ſich da meine Anſichten! wie reifte mein Verſtand! Aber ach — mein Herz ward irre an ſich ſelbſt. Das Bild des Geliebten ſteht nicht mehr lebendig vor meiner Seele; ich muß an ſeiner, meiner Liebe zweifeln; ich habe ihn, mich ſelbſt, mein früheres Glück verloren; ein unausſprechliches Etwas ſchwebt mir vor der Seele, ein Hoffen, ein Ahnen, ein Sehnen —

Lampe.

Halt, meine Tochter! Nun begreif' ich Deinen ganzen Zuſtand. Es iſt der Dualismus der Empfindung. Deine Geſchichte iſt ein ganz klarer Paragraph aus der Pſychologie. Du biſt in dem Zuſtande, welchen Goethe beſchreibt, indem er das Erlöſchen einer früheren Neigung und das Erwachen einer neuen mit Mond und Sonne vergleicht die zugleich am Himmel ſtehen. Mannsfeld iſt der Mond, der Mond im Abnehmen, im letzten Viertel; Wendemann iſt die Sonne, die ſtrahlende, die erwärmende. Darum wende Dich der Sonne zu, laß den Mond laufen, er iſt Deiner nicht würdig.

Emilie.

Nein, mein Vater! Wenn Ludwig zurückkommt, wenn ich fühle, daß ſich mein Herz getäuſcht hat, wenn es ſein erträumtes Ideal nicht in dem Geliebten findet, dann —

Lampe.

Dann wirſt Du einen Andern heirathen?

Emilie.

Nie!

Lampe.

Wie?

Emilie.

Dann will ich mich ganz der Kunſt ergeben.

Lampe.

Aber Du wirſt doch nicht ledig bleiben wollen?

Emilie.

In dem benannten Fall: allerdings.

Lampe.

Mein Kind, ſprich keine ſo entſetzlichen Worte aus. Derlei hört ein Vater höchſt ungern. Glaube mir, das Heirathen ſchadet der Poeſie nicht im Geringſten. Sieh, faſt alle Dichterinnen waren oder ſind verheirathet. Die Ehe ſchlug ihnen freilich nicht immer zum beſten an, noch weniger ihren Männern. Aber lieber die unfriedlichſte Ehe, als ledig bleiben. Noch biſt Du hübſch und jung aber —

Emilie.

Ein Dichter bleibt immer jung.

Lampe.

Ein Dichter? Nun ja! Aber eine Dichterin muß ſich bemühen, ihr Ideal noch vor dem zurückgelegten vierundzwanzigſten Jahre zu finden, ſonſt findet ſie es nicht mehr.

Fünfte Scene.

Vorige. Niklas.

Niklas.

Herr Lampe —

Lampe.

Was giebt's?

Niklas.

Draußen ſteht ein Herr — (lacht.)

Lampe.

Nun?

Niklas.

(das Lachen unterdrückend.)

Ein ſehr ſpaßiger Herr —

Lampe.

Wer iſt es denn?

Niklas.

Er ſagt, er ſei ein Dichter.

Lampe.

Ein Dichter! Laß ihn herein.

Niklas.

(Oeffnet die Thüre.) Kommen Sie, Herr Dichter! (Ab.)

Sechſte Scene.

Lampe. Emilie. Morgenroth.

Morgenroth.

Ich bin Morgenroth.

Lampe.

Wär's möglich? Der geniale Dichter? Die Stütze der jungen Poeſie?

Morgenroth.

Derſelbe.

Lampe.

Den mein Freund, Doctor Wendemann, ſchon ſo lange ſehnlich erwartet!

Morgenroth.

Derſelbe.

Lampe.

Sein Sie mir vielmals willkommen. Umarmen wir uns!

Morgenroth.

Mit Vergnügen. (Will Emilien umarmen.) Mein Fräulein — (da Emilie ſich zurückzieht.) Ja ſo! Ich vergaß mich. Ich glaube immer zu leben in einer idealen Welt; aber die Vorurtheile der wirklichen ſind noch nicht beſiegt.

Emilie.

Vorurtheile?

Morgenroth.

Was anders? Sie ſchätzen mich, Sie achten mich; Sie leſen meine Gedichte; Sie lieben alſo, Sie umfaſſen meinen Geiſt, mein beſſeres Ich; warum wollen Sie nicht umarmen mein ſchlechteres Ich, meinen Körper!

Lampe.

Einzig! genial! höchſt geiſtreich!

Morgenroth.

Ich fühle mich. Ich bin gekommen, aufzuklären die Welt, zu eraſiren die Vorurtheile, anzuzünden die Leuchte der Wahrheit. Il ôte aux nations le bandeau de l'erreur, das iſt mein Wahlſpruch. Ich bin kein Individuum, kein einzelnes Weſen, ich bin eine Gattung, ein Prototyp, ich repräſentire das Volk, die Nation, das geſammte Deutſchland; ich bin das junge Deutſchland ſelbſt!

Lampe.

Außerordentlich! Ungeheuer!

Morgenroth.

Ein Mittel, die Nation zu bilden, iſt die Literatur, die Journaliſtik. Ich erwähle dieſe Stadt zu meinem Wohnort; das heißt, ich erhebe ſie zum literariſchen und geſelligen Mittelpunkt von Deutſchland; ich verbinde mich mit meinem gleichgeſinnten Freund Wendemann zu einem großen gemeinſchaftlichen Wirken. Darum hab' ich Hamburg verlaſſen. Meine Feinde und Neider werden vermuthlich in den Blättern ausſprengen, ich ſei Schulden halber fortgegangen. Lächerlich! Schulden haben mich niemals genirt, und werden mich niemals geniren. Mich zog ein innerer Trieb, eine Nothwendigkeit hieher. Meine Reiſe war, um mit einer untergegangenen Schule zu ſprechen, ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft.

Lampe.

Wofür wir Ihnen und der Vernunft danken müſſen.

Emilie.

Sie kommen aus Hamburg, mein Herr? Sie ſind wol dort ſehr bekannt?

Morgenroth.

Ich durfte nicht über die Straße gehen. Man wies mit Fingern auf mich. Aber — „dulce est, digito monstrari, et dicier: hic est," wie der ſonſt alberne Horaz ziemlich gut ſagt.

Lampe.

Ich weiß, was Du fragen willſt, Emilie. Deine Novellen —

Emilie.

Nicht doch, Papa!

Morgenroth.

Novellen? Sie ſind eine Dichterin, mein Fräulein?

Lampe.

So iſt es. Belieben Sie nur — (giebt ihm das Buch.)

Morgenroth.

„Novellen von Emilien." Sie ſind jene Emilie?

Lampe.

Kennen Sie das Buch?

Morgenroth.

Zum Theil — nicht ſo eigentlich — — Was wollten Sie von Hamburg fragen, Fräulein?

Emilie.

Es hält ſich dort Jemand auf — mein Vater weiß — (leiſe zu Lampe.) Mannsfeld.

Lampe.

Richtig! (Zu Morgenroth.) Iſt Ihnen unter den Fremden in Hamburg ein junger Marine-Offizier bekannt, Namens Mannsfeld?

Morgenroth.

Mannsfeld? Ja, ja! ich erinnere mich des Namens. Ich kam einmal mit ihm in Berührung auf dem Kaffeehauſe.

Lampe.

In welchem Rufe ſteht der junge Mann?

Morgenroth.

Nicht im beſten. Es iſt ein beſchränkter Kopf. Uebrigens ein Bramarbas, ein Haudegen.

Lampe.

(Zu Emilien.) Hörſt Du?

Emilie.

Dieſer Schilderung gleicht Mannsfeld nicht.

Morgenroth.

Freilich, die Damen nehmen ſich ſeiner an. Er gilt für einen ſchönen Mann. Doch was iſt ein ſchöner Mann? Ein geiſtreicher Mann iſt ein ſchöner Mann.

Lampe.

Wieder herrlich bemerkt! Aber erlauben Sie nun, Vortrefflichſter, daß ich Sie zu unſerm Freunde Wendemann führe.

Morgenroth.

Ich war ſchon bei ihm. Er wollte mich Ihnen aufführen; aber ich pflege mich ſelbſt aufzuführen. Ich werde bei Wendemann logiren.

Lampe.

Der große Morgenroth mein Miethsmann! Welche Ehre! — Ich habe eine Bitte.

Morgenroth.

Was wünſchen Sie?

Lampe.

Darf ich die Einrichtung Ihrer Zimmer beſorgen?

Morgenroth.

Wenn Sie durchaus wollen —

Lampe.

Ich werde Luiſen ſogleich Befehl ertheilen —

Morgenroth.

Wer iſt dieſe Luiſe? Ein Stubenmädchen?

Lampe.

Nein, meine jüngere Tochter. Sie verſieht die häuslichen Geſchäfte. Ich will ſie Ihnen vorſtellen. (Ruft.) Luiſe!

Siebente Scene.

Vorige. Luiſe.

Luiſe (in der Schürze).

„Papa?

Lampe.

Luiſe, dies iſt der berühmte Dichter Morgenroth, deſſen Roman uns Alle ſo ſehr entzückte.

Luiſe.

(Raſch.) Papa, mich nicht.

Lampe.

Dummes Ding! Dich auch. (Zu Morgenroth.) Vergeben Sie —

Morgenroth.

Ich liebe dieſe naive Einfalt. (Zu Luiſe.) Meine Werke gefallen Ihnen alſo nicht?

Luiſe.

Es darf Sie nicht verdrießen. Ich bin jung, ich habe kein Urtheil.

Morgenroth.

Gut geſprochen, kleine Luiſe.

Luiſe.

(Pikirt.) Sie thun ſehr bekannt.

Morgenroth.

Wir werden bald noch bekannter werden, kleines Trotzköpfchen.

Luiſe.

Das hoff' ich nicht.

Lampe.

Luiſe, Du biſt unartig.

Morgenroth.

Nicht doch! Das iſt Natur, Urſprünglichkeit, ſeltene Lebensfriſche, naiver Charakter. Er erquickt mich. Bewahren Sie dieſe Richtung, mein Engel.

Luiſe.

O mit ſolchen Erfriſchungen und Erquickungen kann ich noch öfter aufwarten.

Morgenroth.

Immer beſſer! Laſſen Sie Ihre Natur frei ſchalten; wie ſie ſich rein ausſpricht, werd' ich ſie rein aufnehmen. Am Ende wird doch das urkräftige Princip in mir Ihr weiches und flüchtiges bezwingen und in ſich verſchmelzen. Aber das verſtehen Sie nicht.

Luiſe.

Doch! Sie wollen mich verſchmelzen? Da müßten Sie mir erſt warm machen. (Zu Lampe halblaut.) Papa, der Dichter iſt ein unverſchämter Menſch.

Digitized by Google

Lampe.

St! St! — Luiſe, Herr Morgenroth wird die blauen Zimmer im zweiten Stock bewohnen. Beſorge die Einrichtung. (Zu Morgenroth.) Sie ſind doch heute mein Gaſt? — Luiſe, noch ein Gedeck!

Luiſe.

Schon gut, Papa! (Im Abgehen.) Da haben wir wieder einen Narren mehr zu füttern. (Ab.)

Achte Scene.

Lampe. Emilie. Morgenroth.

Morgenroth.

(Sieht ihr nach.) Das kleine Ding iſt allerliebſt.

Lampe.

Verehrter Mann, darf ich Sie nun in mein Muſeum führen? Die Sammlung iſt freilich erſt im Entſtehen.

Morgenroth.

Worauf ſammeln Sie?

Lampe.

Auf Alles.

Morgenroth.

Das iſt viel.

Lampe.

Ich beſitze Kupferſtiche und Gemälde, alte Bücher und alte Muſikalien, alte Waffen und alte Autographen; zumeiſt aber alte Münzen: lederne, eiſerne, ſilberne, goldene —

Morgenroth.

Münzen? Ich bin auch ein Sammler. Haben Sie Doubletten? Vielleicht machen wir einen Tauſchhandel.

Lampe.

Einverſtanden. Mein Muſeum ſoll eigentlich die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes in ſeinem Urzuſtande darſtellen. Kunſt und Schönheit ſind dabei Nebenzweck. Das Charakteriſtiſche iſt die Hauptſache. Wo ſpricht ſich der Charakter beſſer aus, als in der Urzeit? Meine urzeitliche Sammlung iſt daher die reichſte. Dem erſten Lallen der Menſchheit kann ich mit Entzücken zuhören. So iſt mir denn dieſer alt-indiſche Götze hier lieber als der Apoll von Belvedere. Ach, wenn ich die Partitur jener Ur-Muſik beſitzen könnte, womit die Mauern Jericho's umgeblaſen wurden, ich verlangte gar nicht, daß die Iphigenia oder Don Juan geſchrieben wären.

Morgenroth.

Ihre Anſicht iſt originell — (bei Seite.) aber albern.

Lampe.

Sehr verbunden. — Trefflicher Mann, wie entzückt mich Ihre Bekanntſchaft! Heute verſammelt ſich mein literariſcher Salon. Sie leſen uns vielleicht ein neues Product Ihrer Feder vor, nicht wahr? — Welchen Glanz werden Sie unſerer Zeitſchrift verleihen, deren geheimer Mit-Redacteur ich bin, wie Sie vielleicht wiſſen werden.

Morgenroth.

Ja, ich will mich erbarmen der deutſchen Literatur, ich will ihr eine Richtung geben. Meine Anſichten von Kunſt und Leben ſind ungeheuer. Der Himmel verlieh mir Geiſt, Witz, Humor, Ironie, Tiefe. Ich erkenne meinen Beruf. Ich will zermalmen alles Beſtehende. Ich will gründen eine große Schöpfung, eine neue Welt. Ich will neu geſtalten die Kunſt, die Wiſſenſchaft, den Staat, die geſelligen Verhältniſſe. — Auch die Frauen ſollen nicht vergeſſen werden. Ihre Emancipation iſt ein Bedürfniß der fortſchreitenden Cultur. Ich ſchreibe mit nächſtem eine Reviſion der Liebe, eine Kritik der Ehe. Das Motto ſei: Freiheit und Gleichheit zwiſchen Mann und Weib. Schöne Lippen ſollen mich dafür belohnen. (Zu Lampe.) Nun in das Muſeum.

Lampe.

Einziger Mann! Perle! Krone! Halbgott!

(Beide rechts ab.)

Neunte Scene.

Emilie (allein).

Ehrlich geſtanden, dieſer Dichter gefällt mir nicht. Da iſt Wendemann anders! — Anders? — Wie? äußerte er nicht ähnliche Anſichten wie dieſer junge Mann? Nur daß er ſie ſanfter und milder ausſprach. Er ſcherzt über die Liebe, die Ehe. Auch mein Verhältniß mit Ludwig entging ſeinem Spotte nicht. Gewöhnte er mich nicht faſt daran, über Dinge zu ſcherzen und zu lachen, die mir ſonſt zu zart ſchienen, um darüber zu ſprechen? Ich lache, aber ich bin nicht froh; ich bin unzufrieden mit mir ſelbſt. Ludwigs Briefe vermehren dieſen Zwieſpalt, dieſen Unmuth. Wer trägt die Schuld: er oder ich?

Zehnte Scene.

Emilie. Doctor Wendemann.

Wendemann.

Emilie —

Emilie.

Doctor —

Wendemann.

Was machen Sie, Fräulein?

Emilie.

Ich philoſophire.

Wendemann.

Das iſt zu früh.

Emilie.

Oder zu ſpät.

Wendemann.

Zu ſpät? Wie ſo?

Emilie.

Ich meine, wenn wir erſt anfangen, nachzudenken, haben wir meiſt ſchon eine Albernheit begangen.

Wendemann.

Bei Einigen fängt das Alberne erſt mit dem Denken an. — Wollen wir unſere Stunde beginnen?

Emilie.

Sogleich. (Sie ſetzen ſich.)

Wendemann. (nimmt ein Buch.)

Wo blieben wir in der Aeſthetik?

Emilie.

Beim Erhabenen.

Wendemann.

Gut. Das Erhabene —

Emilie.

Ach, lieber Doctor —

Wendemann.

Nun, mein Fräulein?

Emilie.

Ueberſchlagen wir das Erhabene.

Wendemann.

(Schlägt das Buch zu.) Recht gern. (Ergreift ihre Hand.) Laſſen Sie uns zum Anmuthigen übergehen. Ihre Hand zittert —

Emilie.

(Indem ſie ihm ihre Hand entzieht.) Es iſt das Echo meines Herzens.

Wendemann.

Und was beunruhigt dieſe zarte Bruſt? Suchen Sie es in Worte zu faſſen, vertrauen Sie ſich Ihrem Lehrer, Ihrem Freunde.

Emilie.

Ich fürchte ſeinen Spott.

Wendemann.

Spott? Wie, Emilie? Sie halten mich für kalt, für gefühllos? Ich bin es nicht. Aber darf ich mich zeigen, wie ich bin? Muß ich nicht ſo manchen heißen Wunſch unterdrücken, da Sie ihn nicht zu ahnen ſcheinen?

Emilie.

Ich? Ihren Wunſch? Was ſoll das?

Digitized by Google

Wendemann.

Nichts, wenn Sie mich einer leidenſchaftlichen Empfindung für unfähig halten.

Emilie.

Ihre Leidenſchaft wäre mindeſtens eine neue Erſcheinung.

Wendemann.

Das iſt ſie, da ſie ſich bis jetzt verbergen mußte. Ich wollte Ihr Herz nicht beunruhigen, da ich wußte, für wen es ſchlug. Aber ſeit Kurzem ſcheint es bei einem gewiſſen Namen minder heftig zu klopfen.

Emilie.

Mein Herr! — Wir wollen doch lieber über's Erhabene leſen.

Wendemann.

Nein, Emilie! Ich kann nicht länger ſchweigen. Sie ſcheinen bewegter, als ich Sie jemals ſah. Ihr Auge flammt — ich kann dieſe Gluth nicht für Zorn halten. Erfahren Sie denn, was ſo lange in meiner Seele verborgen lag —

Emilie.

Genug! Halten Sie ein! (Steht auf.)

Wendemann.

(Ergreift ihre Hand.) Erfahren Sie — daß ich Sie liebe.

Emilie.

Hinweg!

Wendemann.

(Folgt ihr.) Hören Sie mich, Emilie. Ich weiß, Sie ſind einem wackern, verſtändigen, etwas trockenen Manne verlobt. Die Verbindung ward in Ihrer zarten Jugend geſchloſſen. Seitdem iſt erſt Ihr Geiſt, Ihr Gemüth völlig erwacht. Ein glückliches Ungefähr erlaubte mir, die Entfaltung Ihrer herrlichen Gaben zu betrachten, zu begleiten. Sie hegen andere Wünſche, andere Forderungen. Täuſcht mich nicht Alles, ſo lieben Sie jenen Mann nicht mehr. Auch Ihr Vater wünſcht das voreilige Bündniß zu löſen. Er iſt mir nicht abgeneigt — ich werde um Ihre Hand anhalten. Ich ſchwieg bis jetzt; aber dieſer Augenblick macht mich kühn: ich faßte Ihre Hand, und glaubte den Druck erwiedert zu fühlen. Hab' ich mich vielleicht getäuſcht?

Eilfte Scene.

Vorige. Luiſe.

Luiſe.

Schweſter, ich brauche Butter. Du haſt den Schlüſſel zur Speiſekammer.

Emilie

(will ſich mit einer Verbeugung gegen den Doctor entfernen).

Wendemann.

Emilie! Nur ein Wort!

Luiſe.

Wir werden auch noch Eier —

Wendemann.

(Für ſich.) Butter! Eier! Das ſtört mein ganzes Concept.

Emilie

(giebt Luiſen den Schlüſſel und deutet ihr, zu gehen).

Luiſe.

(Für ſich im Abgehen.) Was haben die Beiden? Was iſt vorgefallen? (Ab.)

Zwölfte Scene.

Emilie. Wendemann.

Wendemann.

Sie ſchweigen, Emilie? — Wie? war jener ſanfte Druck der Hand nur Verſtellung?

Emilie.

(Heftig bewegt.) Ich bin ſchuldlos an Ihrem Wahn. Gott iſt mein Zeuge, ich bin ſchuldlos Ich liebe Sie nicht — (in Thränen.) ich haſſe Sie. (Ab zur Seite links.)

Dreizehnte Scene.

Wendemann (allein).

Wie ſchön iſt ihr Zorn! Wie himmliſch muß ihre Liebe ſein! — Der erſte Wurf iſt gethan. Ich laſſe alle Minen ſpringen. Sie muß meine Frau werden. (Ab durch die Mittelthüre.)

Vierzehnte Scene.

Lampe. Morgenroth.

Morgenroth

(den Hut unterm Arme, beide Hände voll Münzen).

Recht hübſche Exemplare!

Lampe.

Unbedeutend! Nur Gold und Silber. Die ſeltenen Lebermünzen bekommen Sie nicht, Freundchen.

Morgenroth.

(Schüttet die Münzen in den Hut.) Thut nichts. Ich habe Leder genug.

Lampe.

Wann erhalt' ich die Autographen?

Morgenroth.

Sobald mein Koffer anlangt. Und welche Seltenheiten!

Lampe.

(Reibt die Hände.) Was denn, zum Exempel?

Morgenroth.

Was ſagen Sie zu einem Briefwechſel zwiſchen Calderon und Shakeſpeare über das Romantiſche?

Lampe.

Mir wäſſert der Mund darnach.

Morgenroth.

Es iſt nichts im Vergleich mit der zweiten Seltenheit, die ich Ihnen zugedacht.

Lampe.

Was iſt es denn?

Morgenroth.

Es iſt ein eigenhändiger Brief Homer's.

Lampe.

Nicht möglich.

Morgenroth.

Können Sie Griechiſch?

Lampe.

Nein.

Morgenroth.

Der Brief iſt im doriſchen Dialekt. Ich will Ihnen die Ueberſetzung geben. Homer bittet darin ſeinen Hausherrn Onokephalos um Nachlaß der Miethe. Man erkennt im Styl ganz den Verfaſſer der Odyſſee. Dieſes unſchätzbare Document gewährt bedeutende Blicke in das Privatleben der alten Griechen. So erfährt man daraus zum Beiſpiel, daß die Dichter damals nicht, wie bei uns in Deutſchland, in Dachſtübchen, ſondern unter der Erde wohnten, woraus ſich vielleicht der Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Poeſie herleiten läßt.

Lampe.

Der Homer hatte übrigens leicht im Keller wohnen, denn er war blind.

Morgenroth.

Richtig bemerkt.

Lampe.

Und der Schatz ſoll mir gehören?

Morgenroth.

Ja. Doch Sie müſſen verſprechen, den Beſitz ein Jahr lang geheim zu halten.

Lampe.

Ich verſpreche.

Morgenroth.

Schwören Sie!

Lampe.

Ich ſchwöre!

Digitized by Google

Morgenroth.

(Umarmt ihn.) Homer, Calderon und Shakespeare gehören Ihnen.

Funfzehnte Scene.

Vorige. Niklas (mit einem großen Pack Zeitungen).

Niklas.

Die neuen Journale. (Legt das Packet ab.) Ein Brief an Sie, Herr Lampe.

Lampe.

Warte. (Lieſt.) „Die Beilage, die durch Zufall in meine Hände kam, iſt Ihnen vielleicht von Wichtigkeit. Ihr unbekannter Freund." (Lieſt ſtill.) Ha! — Niklas! — Sieh, ob Doctor Wendemann zu Hauſe iſt. Ich laſſe ihn erſuchen, ſogleich herunter zu kommen.

Niklas.

(Im Abgehen.) Nun werden ſie wieder redigiren. (Ab.)

Sechzehnte Scene.

Lampe. Morgenroth.

Lampe.

Dieſer Brief iſt faſt ſo wichtig, wie der von Homer. — Mein Freund, ich kenne Sie erſt ſeit heute; aber vor Männern wie Sie, vor Geiſtesverwandten, hat man keine Geheimniſſe. Sie ſollen ſogleich in unſere Familienverhältniſſe eingeweiht werden. (Oeffnet die Seitenthüre links.) Emilie! biſt Du da? Komm heraus.

Siebzehnte Scene.

Vorige. Doctor Wendemann (durch die Mittel-), Emilie (durch die Seitenthüre).

Lampe.

Meine Tochter! Meine Freunde! Ich habe euch verſammelt, um über eine Sache von höchſter Wichtigkeit zu entſcheiden. Meinem Hauſe, vor Allen Dir, Emilie, iſt der größte Schimpf widerfahren.

Emilie.

Mir?

Lampe.

Nimm dieſes Blatt. Kennſt Du die Schrift?

Emilie.

Das iſt Mannsfelds Hand —

Lampe.

Es iſt ein Brief, den er an die Witwe ſeines Bruders ſchreibt. Du kennſt die Frau, die in der ganzen Welt herum zigeunert. Ihr Ruf iſt nicht der beſte. Jetzt iſt ſie wieder hier, ſchmiedet Complotte gegen uns. Aber lies ſelbſt, und ſprich dann ſein Urtheil.

Emilie.

(Lieſt.) Hamburg, den dreizehnten — Liebe Betty! Ihr Brief mit der angenehmen Neuigkeit hat mich wahrhaft entzückt. Ich freue mich auf unſer Zuſammenleben und auf die Erneuerung unſerer Verhältniſſe. Ihre Unruhe wegen Emilien theile ich nicht ganz. Sie iſt gut; ihre Verkehrtheiten wurzeln gewiß nicht in ihrem Herzen. Sie ſchreibt ſchlechte — (bricht ab.) Das iſt unleſerlich.

Lampe.

(Sieht in den Brief, lieſt.) „Sie ſchreibt ſchlechte Gedichte und Novellen." Es iſt ganz deutlich.

Emilie.

Nur zu deutlich! (Lieſt.) „Das Schreiben iſt eine Krankheit der Zeit. Ich hoffe Emilien davon zu heilen." (Spricht.) Hoffen Sie das nicht! (Lieſt.) „Das wunderliche Weſen des Alten —" (ſtockt.)

Lampe.

Das bin ich. Gieb her! (Nimmt den Brief, lieſt.) „Das wunderliche Weſen des Alten ſpiegelt ſich zum Theil in ihr wieder ab. Ich denke durch meine Gegenwart ſeinen Thorheiten ein Ziel zu ſetzen." (Spricht.) Merken Sie wohl auf die Thorheiten! Er will meinen Thorheiten ein Ziel ſetzen. Das wollen wir ſehen! Ich laſſe mir kein Ziel ſetzen. (Lieſt.) „Sie werden Geld brauchen, Beſte. Nehmen Sie die beiliegende Anweiſung. Verdrießliche Geſchäfte halten mich noch hier zurück. Aber bald eilt in Ihre Arme Ihr treuer Freund, Ludwig Mannsfeld." (Giebt ihr den Brief.) Nun, was ſagſt Du? Sie iſt ſeine liebe Betty, und ich bin ein Thor, Du eine Thörin. Er ſchickt ihr Geld. Erinnere Dich, Emilie! Er hatte ein Verhältniß mit ſeiner Schwägerin. Die ganze Welt ſprach davon. — Wie, meine Freunde! kann ein ſolcher Menſch jemals mein Schwiegerſohn werden? Reden Sie, Doctor!

Wendemann.

Vergeben Sie, Herr Lampe — ich wünſche hier keine Stimme zu haben.

Lampe.

Iſt ſolch ein Betragen nicht unwürdig? unſittlich? (Zu Morgenroth.) Was ſagen Sie?

Morgenroth.

Unſittlich? Es giebt an ſich keine Unſittlichkeit. Bei einer großen Welt-Anſicht iſt Alles erlaubt. Die ſogenannte Moral gehört auch zu den Vorurtheilen, die ich eraſiren will. Poeſie iſt Tugend. Ein poetiſcher Menſch kann ſehr wohl ein Mädchen heirathen, eine Zweite lieben und einer Dritten Geld ſenden.

Lampe.

Wa—?

Morgenroth.

Wohl verſtanden: ein poetiſcher Menſch. Aber Mannsfeld iſt nur ein gewöhnlicher, ein proſaiſcher Alltagsmenſch, der ſich keine ſolchen poetiſchen Licenzen herausnehmen darf. Er unterliegt dem Forum der gemeinen bürgerlichen Moralität. Ich ſtimme daher, daß über ihn der Stab gebrochen werde.

Lampe.

Vortrefflich! Ein wenig parador, aber die praktiſche Anwendung iſt gut. — Emilie, ich hoffe, Du denkſt nicht mehr an den Unwürdigen.

Emilie

(die ſich indeſſen mit dem Brief beſchäftigte).

Ich ſchreibe ſchlechte Gedichte und Novellen —

Lampe.

Er will meinen Thorheiten ein Ziel ſetzen!

Emilie.

Schlechte Gedichte! — Er hat mich nie geliebt. (Sie ſetzt ſich an den Tiſch zu den Zeitungen.)

Lampe.

(Zu Wendemann leiſe.) Beſter Freund, ich hoffe, Alles wird gut enden.

Wendemann.

Verſteh' ich Sie recht? Sie regen Hoffnungen in mir —

Lampe.

Die ich zu erfüllen gedenke.

Morgenroth.

(Schnuppernd, für ſich.) Ein feiner Speiſegeruch dampft mir in die Naſe. Ich hoffe, es geht bald zu Tiſch.

Emilie

(die mechaniſch ein Blatt ergriffen).

Was iſt das? (Sie ſteht auf.)

Morgenroth.

Das iſt die Hamburger Börſenhalle.

Emilie.

Sehen Sie nur, Vater — meine Novellen — recenſirt —

Morgenroth.

O weh!

Lampe.

Iſt das Urtheil günſtig?

Emilie.

Herunter gemacht — in den Staub getreten — meine ſchönſten Empfindungen und Gedanken — in's Lächerliche gezogen, was mir aus bewegtem Gemüth entquoll — — übrigens die alte Leier! — Ich ſoll beim Strickſtrumpf, bei der Nadel bleiben. Als ob man nicht ſtricken und dichten könnte zugleich.

Digitized by Google

Wendemann.

Beruhigen Sie ſich, Fräulein —

Lampe.

Verliere den Muth nicht, liebes Kind. Schreibe nur zu! Der Eine lobt's, der Andere tadelt's: das iſt nothwendig, um das literariſche Gleichgewicht zu erhalten.

Emilie.

Aber dieſe boshaften, dieſe hämiſchen Ausfälle!

Morgenroth.

Ich will eine Antikritik ſchreiben.

Wendemann.

Wer mag nur die Recenſion —? (Will das Blatt nehmen.) Erlauben Sie —

Morgenroth.

(Ergreift das Blatt.) Laß mich ſehen, lieber Freund! — Hm! — Die Schreibart iſt mir unbekannt. Als Namens-Chiffer ein M.

Wendemann.

M. in Hamburg? Wer mag dieſer M. ſein? (Leiſe zu Morgenroth.) Du wirſt doch nicht —?

Morgenroth.

(Leiſe.) Schweige ſtill! — (Laut.) Ja, wer mag dieſer M. ſein? Holla! Ich hab's.

Emilie.

Nun?

Lampe.

Ich bin begierig.

Morgenroth.

Der M. iſt — Mannsfeld.

Emilie.

Mannsfeld?

Lampe.

Wär's möglich?

Morgenroth.

Hören Sie nur! — Ich ſah den ſaubern Herrn Capitain auf dem Kaffeehauſe, die Novellen in der Hand —

Emilie.

Meine Novellen?

Morgenroth.

Satyriſch lächelnd.

Emilie.

Satyriſch —?

Morgenroth.

Wie er eben mit einer Bleifeder Bemerkungen ſchrieb. (Für ſich.) Bis hieher iſt's richtig.

Lampe.

Das beweiſt noch nichts.

Emilie.

(Ergreift das Journal.) Geben Sie her!

Morgenroth.

Vernehmen Sie nur die weiteren Umſtände, die faſt keinen Zweifel laſſen —

Emilie.

Was braucht's Beweiſe? Es iſt ſein Styl.

Morgenroth.

Nicht wahr?

Emilie.

Er ahnete, ja er wußte, daß ich die Verfaſſerin bin — jener Brief zeigt es. Sein Haß gegen weibliches Schriftſtellern — die Ausfälle, der Strickſtrumpf — weh mir! Es iſt nur zu gewiß: Mannsfeld — hat — die Recenſion — geſchrieben — (Sie läßt das Blatt fallen.)

Wendemann (der Emilien unterſtützt).

Dem Fräulein iſt nicht wohl.

Lampe.

Emilie! Sie wird ohnmächtig —

Morgenroth.

Jetzt, da die Suppe kommt!

Lampe.

Luiſe!

Luiſe.

(Eilt herbei.) Schweſter!

Emilie

(ſchwach, mit halbgeſchloſſenen Augen).

Auf mein Zimmer! Ich überleb' es nicht —

Luiſe.

Sind's Krämpfe?

Emilie.

Die Recenſion! Die Recenſion!

Luiſe.

Waſſer! Waſſer!

Emilie.

Die Recenſion! — Komm', Schweſter! (Sie ſchließt die Augen.) Die Außenwelt ſchwindet — ich ſehe klar in mein Inneres — die Novellen ſind gut. Fort! fort! (Seitwärts ab mit Luiſe.)

Achtzehnte Scene.

Vorige. Luiſe.

Luiſe.

Es iſt aufgetragen.

Morgenroth.

Endlich!

Neunzehnte Scene.

Lampe. Doctor Wendemann. Morgenroth.

Lampe.

Das arme Kind! Sie phantaſirt.

Morgenroth.

Das kommt vom leeren Magen. Ein tüchtiges Mittagmahl macht Alles wieder gut.

Lampe.

Es iſt ſonderbar! (Zu Wendemann.) Bemerkten Sie, wie ſie die Augen ſchloß?

Wendemann.

Meine Ahnung beſtätigt ſich.

Lampe.

Welche Ahnung?

Wendemann.

Es ſcheint, ſie hat Anlage zum Somnambulismus.

Lampe.

(Faßt ihn.) Somnambu —? Herr, iſt das wirklich?

Wendemann.

Ich zweifle gar nicht. —

Lampe.

Wenn ich das erlebe! Meine Tochter ſomnambul? vielleicht clairvoyante?

Wendemann.

Sehr vermuthlich. Sie iſt vor der Hand im erſten Stadium.

Lampe.

(Umarmt Beide.) Das Glück — die Freude — lieber Doctor! Sie ſind Magnetiſeur. Setzen Sie ſich mit meiner Tochter in Rapport. Schreiben Sie Alles auf, was ſie ſpricht und nicht ſpricht, ſieht und nicht ſieht. Wir geben ein Buch heraus, eine zweite Seherin von Prevorſt —

Zwanzigſte Scene.

Vorige. Luiſe (kommt zurück.)

Lampe.

Was macht Emilie?

Luiſe.

Sie ſchloß die Augen —

Lampe.

Das iſt gut.

Digitized by Google

Luiſe.

War einer Ohnmacht nahe —

Lampe.

Vortrefflich!

Luiſe.

Ich gab ihr Tropfen. Nun iſt ſie wieder erwacht.

Lampe.

Unglückliche! Sie ſoll nicht erwachen. Das war kein gewöhnlicher Schlaf; es war Somnambulismus!

Einundzwanzigſte Scene.

Vorige. Niklas.

Niklas.

Die Suppe wird kalt.

Lampe.

Niklas! meine Tochter Emilie iſt ſomnambul. — Komm', Luiſe! kommt, meine Freunde! Zu ihr! Wir wollen ſogleich experimentiren.

Morgenroth.

Aber die Suppe — es hat Zeit bis nach Tiſche.

Lampe.

Kommen Sie! kommen Sie! — Das wird in meinem Salon Aufſehen machen — Somnambul! Somnambul! Kommen Sie! (Alle ab bis auf Niklas.)

Niklas (allein.)

Was? ſomnambul? La somnambule? Die Nachtwandlerin? — Unſer Fräulein wird alſo, wie in der Oper, im Nachtgligé auf die Dächer ſteigen? — Was man nicht Alles erlebt! Wohin die Bildung führt! Bis auf's Dach. Wenn ſie nur nicht herunterfällt. (Ab.)

Der Vorhang fällt.

Karl Beck

ward im Jahre 1817 in Ungarn geboren, ſtudirte in Leipzig; lebte darauf in Peſth und kehrte ſpäter wieder nach Deutſchland zurück.

Er ſchrieb:

Nächte. Gepanzerte Lieder. Leipzig 1838.
Der fahrende Poet. Dichtungen. Ungarn. — Wien. — Weimar. — Die Wartburg. Leipzig 1838.
Stille Lieder. 1. Bdchn. Leipzig 1840.
Saul. Ein Trauerſpiel in 5 Aufz. Leipzig 1841.
Janko der ungariſche Roßhirt. Roman in Verſen. Leipzig 1841.
Gedichte. Neue durchaus umgearbeitete u. vermehrte Ausg. Berlin 1845.
Das Lied vom armen Mann. Berlin 1846.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften.

B. iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden; die Bemühungen ſeiner Freunde, ihn als den talentvollſten Lyriker der neueſten Zeit, kurz nach ſeinem erſten Auftreten zu preiſen und zu erheben, mußten ihm bei der Menge ſchaden. Wie echt ſein dichteriſches Talent ſei, bewies beſonders der Umſtand, daß er ſich nicht irre machen ließ, ſondern nach einigen Jahren ſtiller Zurückgezogenheit mit reiferen und gediegeneren Arbeiten wieder hervortrat. Er beſitzt eine glühende Phantaſie, tiefes Gefühl, Kraft des Wortes und große Gewandtheit in der Form, und es leidet keinen Zweifel, daß von ihm, wenn ein gutes Geſchick ihm glückliche Verhältniſſe gönnt, noch Bedeutendes zu erwarten ſtehe.

Die Wartburg.

Aus: Der fahrende Poet.

1.

Die neue Bibel ſucht ich einſt zu ſchreiben,
Mein Griffel war der Stachel bittrer Schmerzen,
Und mit dem rothen Thau in meinem Herzen,
So ſchrieb ich auf der Zukunft trübe Scheiben,
Nun aber graut mir vor den Schreckenszeichen,
Der grellen Glut in jenen Wetterzügen;
Ihr Sang erſcholl von goldner Freiheit Reichen,
Und ach, die Menge murmelt, daß ſie trügen.
„Was nie geweſen, wird auch nimmer ſein,
Und wie es iſt, ſo war es ſtets geweſen, —
Der Finger Gottes ſchrieb es in den Stein,
In allen Satzungen iſt dies zu leſen."
D'rum ſei mein Geiſt, mit deiner Sendung ſtumm,
Und ſieh dich ſtill auf dieſer Erde um.

2.

Da ſteh' ich plötzlich vor der grauen Zinne,
Wo Luther einſt die alte Bibel ſchrieb,
Das Buch der Treu', das Buch der Gottesminne;
Wie Rahel ſanft die Lämmerheerde trieb,
Wie Jacob Nachts von Himmelsleitern träumte,
Im Wüſtenſand die Silberquelle ſchäumte,
Wie nicht in Flammenglut die Frommen ſtöhnten,
Das Götzenbild des Bluttyrannen höhnten, —
Und plötzlich rollt dazwiſchen der Poſaunen
Prophetiſch dumpfer Offenbarungston;
Die Hölle ziſchelt, und die Engel raunen
Die finſt're Sage von dem Gottesſohn,
Vom Gottesſohn, der ſich dem Kreuze weihte,
Und doch zuletzt die Erde nicht befreite.

3.

Den Berg hinauf im Taumel der Genüſſe,
Daß ich aufs blaue Aug' den Himmel küſſe!
Seid mir gegrüßt ihr Berge, ihr Titanen!
Ihr ragt ſo kühn hinauf zum Sonnenball,
Von Euern Häuptern ſtürzt der Waſſerfall,
Euch Trotzigen ein mild verſöhnend Mahnen!
Dem Menſchen gleich! Er reckt ins Wolkenland
Des Uebermuthes räuberiſche Hand,
Indeß die Thräne, die ſein Aug' befeuchtet,
Dem Wohl der Welt und ihrem Wehe leuchtet.
Und höher klimmt der Eine als der And're,
Des Nachbars Schulter keck zu überragen;
Mir aber fällt, je höher auf ich wand're,
Vom Herzen ein Gebirg von Qual und Plagen.

4.

O Wunderbild! dort ſcheint ein Rieſenpaar
In ſtummer Liebe ſich umarmt zu halten,
Des Himmels Blau umduftet die Geſtalten,
Der waldumkränzte Berg ihr Traualtar;
Doch ſcheint verſenkt in namenloſe Pein
Ihr gramverwittert Angeſicht zu ſein.
Sie ſteh'n ſo lang', ſo bang' ſchon manches Jahr,
In Sehnſucht drängt die Lippe ſich zum Kuß;
Ein Zauber wehrt dem glühenden Genuß,
So nah, und doch ſo fern auf immerdar.
Ihr Ohr iſt taub dem Lied der Nachtigallen,
Zwei Klippen nur vergoldet dort die Sonne:
Er war ein Mönch und ſie war eine Nonne.
O laß mein Aug' den Thau der Schwermuth fallen!

5.

Mir graut. Von Ferne glaub' ich noch zu hören
Den Veſperglockenton, der ſie verſteinte;
Ein Wimmern kam es durch die Nacht der Föhren
Ein Lied, das ſie verdammend noch beweinte.
Erwacht, erwacht! So klang der Klagelaut,

Zur Zelle ruft der Himmel seine Braut!
Da wird ihr Herz versteint, ihm ward die Kutte,
Der Schleier ihr zum starren Leichentuch, —
Der Kuß auf ihren Lippen ward zum Fluch,
Aufrecht begraben stehn sie da im Schutte:
Ein warnend Bild, und eine stumme Klage,
Die jedes Herz meduſenhaft verstört,
Und einmal noch die fabelhaften Tage
Der dunklen Kloſterwelt heraufbeſchwört.

6.

O Kloſterwelt! Es träumt mir mancherlei
Von Kirch' und Kreuz und frommen Pilgerfahrten:
Die ersten Blumen meiner Schwärmerei
Erblühten auch in einem Kloſtergarten.
Das iſt ein Garten, doch ein Eden nicht,
Ob auch darin die Schlange gleißt und ſticht:
Da rauſcht nicht der Erkenntniß Bluthenbaum,
Und dennoch wohnt auch nicht die Unſchuld drinnen.
O Kloſterleben, angſterdichteter Traum!
Des Grames Wolke ſitzt auf grauen Zinnen,
Die Thränen rinnen, und die Sorgen ſpinnen
Ihr härnes Kleid in dumpfer Wüſtenei;
Der Mönch erwacht und fragt die alte Nacht,
Ob er nicht lange ſchon geſtorben ſei?

7.

Von ſolchen Bildern war mein Geiſt umſchlungen,
Ich war noch kaum dem Wiegenbett entſprungen,
Da lehrte mich zu meiner frühen Pein
Ein Kloſtermann das graue Mönchslatein.
Des Mittelalters nebelnaſſe Zeiten
Sah ich erſtaunt an mir vorübergleiten;
Und meinem wahnerhitzten Geiſt gefiel
Der Kerzenglanz, das dumpfe Horaläuten,
Des Schleiers Zier an blaſſen Himmelsbräuten
Und all' das ſchmerzlich feierliche Spiel.
Jedoch mein Lehrer ſtarrte wunderbar,
Er ſchüttelte das Haupt in tiefer Trauer,
Und geiſterhaft ein leiſes Lächeln war,
Saß er im Schatten an der Gartenmauer.

8.

An ſeinen Fingern hing der Roſenkranz,
Doch war die Roſe nicht auf ſeinen Wangen;
Nur ſelten glühten ſie im Scheidglanz
Der Liebesſonne, die dahin gegangen.
Er war ſo jung, als er die Kutte nahm,
Und ward ſo alt und kalt nach wenig Tagen;
Da draußen vor des Kloſters Pforte kam
Verlorne Liebesluſt mit ihm zu klagen. —
Er aber ließ die Bettlerin nicht ein,
Und zwang ſich taub, dem Kreuze gleich, zu ſein.
Er ſah mich ahnend an und dachte bang,
Was wohl bevor dem kleinen Herzen ſtünde:
Die Luſt, der Schmerz, die Tauſchung und die Sünde,
Dann ging er ſchweigend durch den Laubengang.

9.

Er lehnte an des Gartenpförtchens Gattern,
Er ſah die Taube von den Zinnen flattern.
Die Stirne blaß, das Auge ruhelos:
So ſtand er da, dann ward ſein Auge milder,
Und ſeinen Sinn umflammten holde Bilder,
Erzählend nahm er mich auf ſeinen Schooß,
Komm, ſprach er, komm, du jugendlicher Spötter,
Nach Rache pocht mein Herz in meinen Leiden,
Dein junges Herz bekehre ich zum Heiden,
Wir zieh'n zum Aſchenheerd der todten Götter.
O Gott, daß die Olympiſchen erblaßten!
Sie waren mild, ſie hatten mich geheilt,
Sie wußten nichts von Kreuzigen und Faſten,
Sie haben Luſt und Weh mit uns getheilt.

10.

O wie ich dann mit trunk'ner Seele lauſchte,
Wenn er vom wolkenloſen Pindus ſprach!
Das Gitter raſſelte, erſchrocken rauſchte
Die furchtſam fromme Kloſterlinde nach.
O ſeht! Es naht ein polternder Satyr,
Der Chorgeſang und Dracilon verſpottet;
Silenus ſchwankt, der Gott des Weines hier,
Von trunkenen Bachantinnen umrottet;
Dort fliegt der kleine Gott mit Pfeil und Bogen
Vorüber an der dumpfen Sakriſtei,
Die ſchöne Mutter kommt ihm nachgeflogen,
Es wallt ihr goldnes Haar im Winde frei.
Minervas Eule krächzt zum Glockenklang,
Im Kreuzgang lockt der Sirenenſang.

11.

Doch dir vor Allen galt mein kindiſch Sinnen,
Dir, Venus, glühte meine Schwärmerei!
Noch eh' ich wußte, was die Liebe ſei,
Ließ dir mein Aug' zum Opfer Zähren rinnen.
Wie du entſtiegſt des Meeres Silberſchaum,
War Tag und Nacht mein glutgenährter Traum.
Auf jedem Dache ſah ich deine Tauben,
In Silberwölkchen ſah ich dein Geſpann:
Und fing der Venusſtern zu leuchten an,
So ſprach ich: Könnt' ich ihn dem Himmel rauben!
Und wo ich wandelte, und wo ich ſtand,
Da ſchrieb ich deinen Namen in den Sand,
Und ſterb' ich einſt, ich glaube faſt, man fände
Gezeichnet ihn auf meines Herzens Wände.

12.

Das iſt vorbei. — Du fromm ergrautes Thor,
Von deiner Wölbung tönt das Echo bang,
Von deiner Schwelle ſäuſelt Lobgeſang
Des Mooſes grüner Halm dem Pilger vor.
Eliſabeth, die fromme Huldgeſtalt,
Die edle Dulderin hat hier gewallt.
Wie Bienenſummen tönt die Wunderſage:
Daß ſie herab mit ihres Füllhorns Segen
Verſchleiert ſchwebte auf geheimen Wegen,
Wenn aus der Hütte ſcholl des Bettlers Klage.
Zu Roſen ward in ihrem Korb das Brot,
Wenn Späherblick ihr frommes Thun umſchlich!
O wunderbar! Mit Roſen, friſch und roth,
Beſtreute ſie des Lebens Pfade ſich.

13.

Mit ſcheuem Fuß betret' ich jene Steine,
Ein Geiſterhauch durchweht den ſtillen Gang,
Und durch die Dämmrung zittert ein Geſang,
Als ob ein Engel Wiegenlieder weine.
Die Pfeiler ſteh'n, wie trauernde Genoſſen,
Die Scheiben ſind von trübem Licht umfloſſen,
Wie Augen, die von Thränen blöde ſind;
Und draußen pfeift und reißt der Wirbelwind
Gerölle trotzig von der alten Mauer,
Wo traut und fromm das Neſt der Schwalbe hängt.
Mich aber faßt ein nie geahnter Schauer,
Der mich zurück in alte Tage drängt,
Ein leiſes Ahnen hat in mir geſprochen:
Hier ward ein Herz, ein treues Herz gebrochen.

14.

Allein, allein mit ihrer Herzenspein
Saß im Gemach die arme Margarethe,
Sie blickte in die Nacht hinaus und ſann.
Die Thräne, die aus ihrem Auge rann,
Ward ihrem Gram zur ſprudelreichen Lethe.
Doch nicht für lang, da pochte wieder bang
An die gequälte Bruſt der Gram, der ſchwere,
Ihr Sehnen harrt, wie Penelope, bis
Der Frieden, ihr verſchollener Ulyß,
Der Heißgeliebte, endlich wiederkehre.
Was weineſt du? Dein Gatte hängt am Munde
Der Buhlerin, der wilden Kunigunde,
Die Becher klingen und die Zecher ſingen,
Du aber biſt allein in zwölfter Stunde.

15.

Erbleichend zündeſt du die Ampel an,
Daß dir ein Stern in deinen Nächten ſcheine!
Und zärtlich bebt der Strahl zu dir heran,
Zu ſpäh'n, ob nicht dein liebend Auge weine?
Ach, alle Perlen haſt du ſchon verſchwendet,
Was kannſt du noch der bleichen Sorge geben?
Dein Hoffen ſtarb, dein warmes Liebeleben
Hat lang im winterlichen Gram geendet.
Nur eine Luſt mit ſüßen Melodein
Lullt noch die ſchlummerloſe Seele ein;
Haſt du die Kinder ſchon in Schlaf gewiegt?
Da ſitzeſt du am Heerd im trüben Sinnen,

Digitized by Google

O Mutterherz! die theuern Perlen rinnen,
Dein Aug' ein Rieſelquell, der nie verſiegt.

16.

Und Mitternacht! Die Glocke ſtöhnt und ſummt,
Da ſchleicht ein Schreckbild drohend an dein Bette,
Wie ein Geſpenſt verſchleiert und vermummt,
Mit langem Bart und wildgeſchwung'ner Kutte.
Du aber hebſt vom Lager dich empor,
Ein Lächeln ſtrahlt auf deinem Angeſicht:
„Biſt du ein Geiſt? Geh heim, du armer Thor,
Mein Herz erſchrickt vor bleichen Schatten nicht.
Ich bin ja ſelbſt ein Schatten, der zur Nacht
Am dunklen Sarg der todten Liebe wacht.“
Und reuig fällt der Fremde dir zu Füßen:
„Euch ſollt' ich würgen, edle Dulderin?
Flieht, arme Kaiſerstochter, flieht dahin,
Bevor die Hähne ſchrill den Morgen grüßen!“

17.

Die Buhlerin! Ihr war es nicht genug,
Daß ſie dein Glück zerſchlug mit frecher Hand,
Sie borgt vom Teufel plumpen Zaubertrug,
Vom Aberglauben wilden Höllenbrand.
Dich hinzuwürgen, ſendet dein Gemahl
Dir einen Henker in Geſpenſtertracht, —
Damit es ſchiene, daß ein Geiſt der Nacht
Dich zürnend ſchleppte in das Todtenthal;
Damit, ob auch dein Geiſt im Himmel lebe,
Dein Name noch in Höllenflammen ſchwebe.
Und reuig fällt der Mörder dir zu Füßen:
„Euch ſollt' ich würgen, edle Dulderin?
Flieht, arme Kaiſerstochter, flieht dahin,
Bevor die Hähne ſchrill den Morgen grüßen.“

18.

O dunkle Nacht! O namenloſer Jammer!
Die Mutter ſoll in die Verbannung geh'n!
Vernichtet wankt ſie in die nahe Kammer,
Wann wird ſie je die Kinder wiederſehn?
Wohl nimmermehr, wohl nicht in ſpäten Zeiten —
Wenn ſie, den Edelfalken auf der Fauſt,
Vielleicht im Jugendglanz vorüberreiten,
Am Kloſter, wo die alte Mutter hauſt.
Erkennt ſie dann die blühenden Geſtalten,
Wenn ſie durch's Gitter ihrer Zelle ſchaut?
Wenn ſie das Auge betend niederſchlug?
Vielleicht, daß auch den holden Knaben graut
Vor dem verwelkten Antlitz jener Alten,
Die einſt ſie unter ihrem Herzen trug.

19.

Vernichtet wankt ſie in das Kämmerlein,
Belauſcht die Schlummernden in ſüßem Schmerz,
Dann ſtürzt ſie hin und preßt in ſtummer Pein
Die Kinder ſtürmiſch an's gebroch'ne Herz.
Sie fahren auf, das gold'ne Himmelreich
Der blauen Augen träumend aufgeſchlagen;
Die Mutter iſt ſo ſtumm und geiſterbleich,
Daß auch die Kinder weinen und verzagen.
Sie hängt an ihrem Hals, an ihrem Mund,
Spielt mit dem blonden Haar im Schmerzensdrange,
Im Liebeswahnſinn küſſet ſie die Wange,
Die roſenrothe ihres Lieblings wund.
Ein Lebewohl, — ein langer Seufzer, — und
Sie war verſchwunden auf dem finſtern Gange.

20.

Sie floh und ſtarb, bevor zwei Monde ſchwanden,
Beweint von Niemand, als der Todtenglocke.
Kein Rächer iſt für ihren Gram erſtanden,
Kein Liebender bewahrte eine Locke
Von ihrem Haupt, das nie die Luſt bekränzte. —
Nur auf der Wange ihres Lieblings glänzte
Ihr Kuß, ein blutig unverlöſchlich Maal
Von ihrer Lieb' und ihrer letzten Qual.
Er ward ein Knabe, Jüngling, ward ein Mann,
Die theure Wunde wuchs mit ihm heran,
Sie leuchtete voran auf ſeinen Wegen,
Und ob er lächelte, und ob er bange
Durch Thränen blickte, — die gebißne Wange
War ſein Vermächtniß, war ſein Mutterſegen.

21.

O Mittelalter, dämmervolle Zeit,
So reich an Duldern und an Dulderinnen,
Mit deiner blutig grellen Herrlichkeit,
Mit deiner Burgen brandbeſtrahlten Zinnen!
Oft lauſcht' ich froh dem Zauber deiner Mähren,
So lieblich ſang der ſchlaue Troubadour,
Von dem Verließ und von der Dame Zähren,
Vom Spiel der Knappen in des Zwingers Flur,
Von Frauendank, von bunter Schärpen Zier,
Von Rittertreu und ſtattlichem Turnier.
Die Sage war ſo ſchön. Mir aber grauſt
Vor dem, was einſt betrügeriſch mich rührte,
Erbarmungslos und plump tyranniſch führte
Dies Ritterheldenthum die Eiſenfauſt.

22.

Nur Lügen ſind ſo oft, was Harfner preiſen;
Die gold'ne Saite der Erinn'rung bebt
Vor manchem Bild in wundervollen Weiſen,
Das nur begeiſtert, weil es nicht mehr lebt.
Sieh dort den Berg mit nachtendem Geklüfte!
Von ferne leuchtet er ſo mild und blau,
Und Blumenweihrauch wirbelt in die Lüfte
Von ſeinem Haupt, beperlt mit Silberthau.
Doch trete hin und klimme auf den Gipfel,
Und dich umrauſcht die Wildniß öder Wipfel,
Wo ſich kein Vogel auf den Zweigen wiegt;
Und, ſtatt der ſtolzen Burgruinen, liegt
Da oben nur ein wüſter Schutt von Steinen,
Auf den der Wolken trübe Augen weinen.

23.

So ragſt du, mittelalterliche Zeit,
Von Felſenzacken eine Rieſenwelt,
Ein wildes Urgebirge weit und breit,
In blauer Pracht zum blauen Himmelszelt.
Wir gönnen deinem Haupt die Burgenkrone,
Die graue Zeit zerriſſ'ner Wolkenfahnen,
Die niederweh'n von deinem ſteilen Throne, —
Dein Rücken war der Wohnſitz unſ'rer Ahnen!
Uns aber freut's, im ſtillen Thal zu hauſen,
Von deinen Höhlen fern und deinen Klauſen.
Erfaßt uns doch ein geiſterhaftes Grauſen,
Wenn all' die Bäche, die, gleich Höllenflammen,
Aus deinem Boden röthlich niederbrauſen,
Uns künden, daß wir deinem Schooß entſtammen.

24.

Ha, oft noch ſchwemmt die wilde Lebenswelle
Manch fabelhaftes Unthier deiner Forſten
Vorbei an unſ'rer friedensvollen Schwelle;
Ja oft erklingt aus deinen Adlerhorſten
Zu Nacht ein grellender, ein toller Schrei
Von mittelalterlicher Barbarei.
Und hängt an unſ'rer Thüre Pfoſten noch
So mancher Stumpf von einem morſchen Joch:
So wißt, daß wir aus ſeiner Wäldernacht
Den ſchweren Frohn des Geiſtes mitgebracht.
O, preiſe, ſing, erinn'rungsvolle Zitter,
Verließ und Thurm und Dame, Roß und Ritter!
Nach einem Retter rufen unſ're Tage,
Der einen Freiheitsbrief im Wappen trage.

25.

Warſt du der Retter mit dem Freiheitsbrief,
Der hier voreinſt auf öder Warte ſtand?
Wie flog dein Lied, ein Kriegesflammenbrand,
Zum Morgengruß hinab ins deutſche Land,
Wo alles tief in Nebelnächten ſchlief!
Du Rieſenmönch, ſo frei in Wort und That,
Du wurdeſt zum Oreſt in neuen Tagen,
Du haſt, ein Rächer, grollend dem Verrath,
Das Herz der Mutter Kirche wund geſchlagen.
Den Dämmerſchleier haſt du kühn zerriſſen,
In den ſie ſchamerfüllt ſich eingehüllt;
In ihres Labyrinthes Finſterniſſen
Haſt du ein Licht, ein Wetterlicht, entzündet,
Das ihre Schmach vor aller Welt verkündet.

26.

Die Bibel hatte lang im Staub gelegen,
Die ew'ge Schrift — verſchollen und verpönt.

Der Pfaff bekreuzte sich vor ihrem Segen,
Ihr schlichtes Wort — verspottet und verhöhnt.
Da ward zum Sinai die Warte hier,
Und deines Wortes Schlachtposaune grollte
Und deine Hand prophetisch kühn entrollte
In Sturm und Nacht das göttliche Panier.
Sieh, Roma hob im Zorn das Kreuz empor,
Sie drohte wild mit Blitz und Bann und Riegel:
Doch trotzig hieltst du ihr den Weltenspiegel,
Das Testament des alten Himmels vor,
Daß sie mit bleicher Angst darin erschaute,
Wie früh ihr buhlerisches Haupt ergraute.

27.

Auch du, auch du warst der Erretter nicht,
Und wird die Welt je den Messias finden?
Sie späht und sucht umsonst nach allen Winden,
Bis ihr das Aug' im blinden Tode bricht.
Die alten Zwinger hast du kühn erstürmt,
Erbrochen die Verließe der Gedanken,
Doch auch die Säulen deines Tempels schwanken,
Den du im frommen Glauben aufgethürmt.
Das Herz der Völker sehnt sich bang zurück
Nach süßem Wahn und buntem Kirchentande,
Es fleht um Trost für ein verlornes Glück,
Ach, und sein Trost ist kalte Nüchternheit!
Du hast die Geister nur von Nacht befreit,
Sie fühlen schwerer drum die Kettenbande.

28.

Geschäftig zeigt der Führer mir die Wände
Der schlichten Stube, wo du einst gewaltet,
Wo du, als Junker Jörg, die treuen Hände
Oft im Gebet um deutsche Kraft gefaltet.
Was schmückt man doch so buhlerisch und eitel
Mit schalem Flitterwerk die stille Klause
Und kränzt mit Lorbeer deiner Büste Scheitel?
Die Wahrheit wohnt in einem nackten Hause,
Von Bildern ist ihr Lager nicht umgeben,
Sie kennt den Schlaf, die süßen Träume nicht,
Mit nackten Füßen wandert sie durch's Leben.
Ja, ihr nur galt dein Ringen und dein Wagen,
Wohl dir, wenn sie ihr kaltes Sternenlicht
Vor deinen festen Schritten hergetragen.

29.

Du pflegtest oft an diesem Tisch zu schreiben,
Nun morsch, wie ein zertrümmerter Altar,
Die Wolke fuhr um deine Fensterscheiben,
Ob deinem Dache horstete der Aar
Und sah, wie du, herab von steiler Klippe;
Dein Schemel war dies weißliche Gebein
Von Leviathans riesigem Gerippe;
Da schien die Welt so niedrig dir zu klein,
Da schien der Himmel dir so nah zu sein,
Und ein Gesang entströmte deiner Lippe,
Bald donnernd, wie des Sturmes Mahnung scholl,
Eh Sodom und Gomorrha untergingen,
Bald sangst du von der Schöpfung Wunderdingen
Im Ammenton der Bibel mildevoll.

30.

Doch wenn dein Geist von ferner Zukunft träumte,
Da hat es höhnisch oft um dich gesummt,
Und wenn dein Herz vielleicht von Freiheit schäumte,
Sich in Begeist'rung deine Locke bäumte:
Da hat der Groll des Bösen dich umbrummt —
Als Wespe kam er, deinen Traum zu stören,
Ihr Stachel — giftgeschwellter Menschenhaß,
Du wolltest nichts von ihrem Liede hören
Und warfst ergrimmt nach ihr dein Dintenfaß.
Noch hat die Zeit den schwarzen Fleck geschont,
Der deutungsvoll an jener Mauer thront,
Ein Monument von deiner frommen Hand,
Wo der Versucher, würdiglich belohnt,
Vor deinem Zorne durch die Mauer schwand.

31.

Doch auch den Zweifel hast du nicht besiegt
Und nicht zerknickt der Zwietracht wilde Blume,
Die im entweihten Herzensheiligthume
Noch jetzt die giftgeschwellte Blüthe wiegt.
Das Unkraut wuchert noch an Thür' und Thor,
Es rankt sich frech am Gotteshaus empor:
Zur Kirche wallt das liebetrunk'ne Paar,
Die Zwietracht schlingt sich um den Traualtar.
Das süße Ja tönt glockenhell und rein,
Die Zwietracht hebt ihr Haupt und zischelt Nein,
Da summt der Pfaff nicht den geweihten Segen,
Voraus ist schon der Mutter Schooß verflucht, —
Ach, weil der Liebende auf andern Wegen,
Als seine Braut, des Himmels Thore sucht.

32.

Wann wird der Zwietracht Schlangenbrut vergehen?
Wann stirbt des Zweifels grimmer Skorpion?
Hängt doch sein Sternbild selbst am Himmelsthron
Und blitzt aus grünen Augen wilden Hohn.
Wie soll vor ihm das Erdenglück bestehen?
Und ist der Glaube nicht das Glück der Erde?
Im Kinderwahn sind wir noch frohe Zecher,
Mit trunk'nem Blick, mit seliger Geberde,
So schlürfen wir vom süßen Glaubensbecher;
Denn oben schäumt der Hoffnung Perlenkranz,
Der Schaum verfliegt, der Göttertrank versiegt
Gar bald an unsrem fieberheißen Munde, —
Und leeren wir auch ja den Becher ganz,
Der Liebe Honig war nicht auf dem Grunde.

33.

O Liebe, Liebe, mährchenhafter Laut,
Du Wiegenlied, die Völker einzusingen!
Du Friedenstaube Noah's, sanft und traut,
Wo sah man jemals deine weißen Schwingen?
Ob auch die Kirche stolz in ihre Fahnen
Den Namen Liebe blendend eingestickt, —
Mein Herz erfaßt ein schauervolles Ahnen
Vor jener Liebe, die so finster blickt;
Vor jener Liebe, die in dumpfer Demuth
In Klosterzellen ihre Kinder sandte,
Die brünstiglich, mit wollustvoller Wehmuth
Vom Scheiterhaufen in den Himmel brannte;
Vor jener Christenliebe, die noch itzt
Im weisen Rath der Volksverkäufer sitzt.

34.

O, seht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Priester stets von Liebe gleißt,
Ein Glaube, ernst und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Versöhnung heißt.
Der Glaubensstifter ist die Weltgeschichte,
Das Buch der Bibel sind die Weltannalen,
Die von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunk'ner Zeiten strahlen.
Mit Thränen ist ein jedes Blatt besiegelt,
In jeder ist ein Himmel abgespiegelt,
Und blutend hat die Menschheit unterschrieben;
Denn all die Ströme Blut, die jetzt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Versöhnungsbund zu schließen.

35.

Mich führt der Sturm der Phantasie von hinnen,
Ein wildes Wechselspiel von Tag und Nacht!
Und plötzlich steht ein Bild vor meinen Sinnen,
Ein Riesenbild in schmucker Farbenpracht!
Und wieder ist die Hand der Weltgeschichte
Die Künstlerin, die jenes Bild gemalt,
Das von der Freiheit gold'nem Morgenlichte,
Vom Abendroth versunk'ner Zeiten strahlt.
Versöhnend mischt sie sanft' und grelle Farben,
Die Wolkenschatten und die Lichtergarben.
Ich seh' die Nemesis vorübergehen,
Im Sturme fährt sie über Meer und Land,
Jedoch des Friedens weiße Banner wehen,
Die Völker reichen sich versöhnt die Hand.

36.

O seht, o seht, Paris! Vom Wolkendunst,
Vom schwarzen Flor der Mitternacht umzogen!
Da kommt es durch die Straßen wild geflogen,
Der Himmel strahlt von greller Feuersbrunst.
Das Kreuz, die Thürme spiegeln schauerlich
Sich in des Blutes hochgeschwemmten Wogen,
Es zuckt der Dolch, des Mörders Büchse kracht,
Die Glocke stürmt, die Rosse bäumen sich,
Den Flüchtling schleifend durch die Schreckensnacht,
Wo dumpf der Schrei der Sterbenden erwacht!

Digitized by Google

Vom Fenſter zielt des Königs eig'ne Hand
Und winkt im Krampf den meuchleriſchen Rotten, —
Und grinſend ſtürzen ſie durch Tod und Brand, —
O, mordet zu, — es ſind ja Hugenotten!

37.

Und gegenüber dieſer Schauernacht
Seh' ich die lieblichſte Verſöhnung tagen, —
Dieſelbe Stadt! dieſelben Thürme ragen
Zum Himmel auf, der ſelig niederlacht.
Geſchmückt mit Blumen iſt das alte Thor,
Die Kleriſei mit glänzend rothen Wangen,
Die Fluth des Volkes drängt ſich jubelnd vor,
Die Braut des Königsſohnes zu empfangen.
Und ſie, dereinſt des Landes Königin,
Iſt eine Hugenottenkezerin!
Zwar mich ergreift nicht all' die Herrlichkeit
Und die Verſöhnung in dem Glanz der Kronen, —
Mich freut nur, daß die Rieſenhand der Zeit
Mit Thronen würfelt und mit Religionen.

38.

Und hier die Stadt am Main! Die lauten Gaſſen!
Was rennt der Pöbel brüllend ein und aus?
Ein dunkles Gäßchen ſtürmt die Wuth der Maſſen
Und ſtürzt mit Mord und Brand von Haus zu Haus.
Dies Gäßchen iſt das traurige Aſyl
Von Juda's weitverſchlagenem Geſchlechte.
Die Taube Zions wird des Mörders Spiel,
Sie iſt ja feig und wehrlos im Gefechte.
Dein betend Händeringen iſt vergebens,
Den Mammon deiner Truhe will er kennen —
Ha, ſiehſt du ihn, den Würger deines Lebens,
Mit Dolch und Fackel durch die Straßen rennen?
Wie lacht er ſchadenfroh, wenn lichterloh
Im Wind die grauen Judenbärte brennen!

39.

Was zeigt das Bild mir auf der zweiten Seite?
Hier hat Verſöhnung ſegenreich gebrütet;
Dieſelbe Gaſſe, wo im wilden Streite
Voreinſt der Haß, der blinde Wahn gewüthet,
Da ragt zum alten, ſchön entwölkten Himmel
Ein Haus als Rieſenmonument empor;
Das Haus iſt ſchwarz, als trüg' es Trauerflor,
Und ringsum ſchnarrt ein trödelndes Gewimmel.
Doch oben ſaß die bange Zeit und ſang
Ihr Schmerzenslied an Börne's Wiegenbette,
Ein Wiegenlied, ein Raſſeln mit der Kette,
Das ihm auf ewig in die Seele drang,
Das ihn, den Sohn des Sklavenvolks, gelehrt,
Wie man zur Freiheit eine Welt bekehrt.

40.

Was ſieht mein Auge da? — Die neue Welt,
Wo himmelwärts der dunkle Urwald brauſt;
In Wind und Regen, ohne Haus und Zelt,
Dem Thiere gleich, der nackte Wilde hauſt.
Am Feuer kauert rings der Kannibale
Und heult die ſchauervolle Kriegesweiſe,
Des Feindes Schädel wird zum Feſtpokale,
Und rauchend Menſchenfleiſch gewürzte Speiſe.
Zwar ſeh' ich Dorf und Stadt bevölkert ragen;
Der Prieſter weiß von ſeinem Gott zu klagen,
Der grinſend friſche Menſchenopfer fodert!
Das Opfer iſt von Weihrauchduft umlodert,
Ein armes Menſchenherz, mit Blut benezt,
Mit dem der Pfaff dem Gott die Wange lezt.

41.

Doch gegenüber? Seht, daſſelbe Land,
Wo einſt der Aberglaube blind gewüthet,
Iſt nun das einzige, das frei vom Band,
Das frei vom Joch, der Freiheit Flamme hütet!
Von grauer Ferne durch die Waſſerwüſte
Kommt hergeſchwemmt Europa's müde Schaar
Und küßt entzückt den Boden deiner Küſte,
Und baut ſich da den neuen Hausaltar.
Zwar biſt du arm an Wappen und an Ahnen,
Doch deine Flaggen, deine ſtolzen Fahnen
Verkünden aller Welt ſo hehr und mild:
Wir ſind ein Volk, ein Herz, ein Schwert, ein Schild,
Ein jeder Bürger einem König gleich,
Der ſich're Heerd ſein unermeßlich Reich.

42.

Sieh da! im heißen Pyramidenlande
Die Alexanderſtadt! Es glüht und raucht!
Da iſt's, wo Mohammed's ergrimmte Bande
In Blut den jungen Halbmond eingetaucht. —
O Griechenland, o Rom! Mit euren Schäzen!
Man heizt mit euren Pergamentenrollen
Die Wolluſtbäder jauchzend auf den Plätzen;
Die Flamme ſelber ziſcht und ſcheint zu grollen,
Daß man Gedanken ihr zur Speiſe beut,
Es ſeufzt der Wind, indem er die Gebilde
Der Geiſterwelt als Aſchenſtaub verſtreut;
Doch Omar ſpricht mit dumpfem Ton, der Wilde:
Der Koran iſt der Weisheit voll genug,
Und Alles And're iſt nur eitler Trug.

43.

Die Weltgeſchichte dreht das Bild herum,
O ſeht, Verſöhnung ſegnet um und um!
Da ruht der Sultan in des Harems Gängen;
Von Büchern läßt er ſich das Herz bedrängen,
Und ſeht! Ein Zeitungsbogen, rieſengroß,
Liegt aufgerollt auf des Tyrannen Schooß;
Faſt lieſt er ſich die kleinen Augen blind:
Wie das ungläubige Geſchlecht der Franken,
So ſchwelgt er in verbotenen Gedanken,
Die nicht im Koran aufgezeichnet ſind.
Nun träumt er von Gelehrten und von Schulen
An ſeines Landes ſchläfrigen Geſtaden,
Nun ſoll ſein Volk durch heiße Baſtonaden
Mit dem Verderben von Europa buhlen.

44.

O ſeht, ein neuer Tempel wird errichtet,
Wo nicht der Prieſter ſtets von Liebe gleißt,
Ein Glaube, ernſt und heiter, wird gedichtet,
Ein Gottesglaube, der Verſöhnung heißt.
Der Glaubensſtifter iſt die Weltgeſchichte,
Das Buch der Bibel ſind die Weltannalen,
Die von der Freiheit goldnem Morgenlichte,
Vom Abendroth verſunkner Zeiten ſtrahlen!
Mit Thränen iſt ein jedes Blatt beſiegelt,
In jeder iſt ein Himmel abgeſpiegelt,
Und blutend hat die Menſchheit unterſchrieben;
Denn all' die Ströme Blut, die jezt noch fließen,
Die Helden alle, die im Kampf geblieben,
Sind Opfer, den Verſöhnungsbund zu ſchließen.

Karl Ferdinand Becker.

deutſcher Sprachforſcher, wurde 1775 zu Liſer im vormaligen Kurfürſtenthum Trier geboren, wo ſein Vater einen Eiſenhammer beſaß, und von ſeinem gelehrten und verdienſtvollen Oheim, Ferdinand Becker, der Domvicar und Archidiakonatcommiſſair zu Paderborn war, erzogen. B. beſuchte das Gymnaſium zu Paderborn, und nachdem er zwei Jahre im Prieſterſeminar zu Hildesheim geweſen, erhielt er in dem Alter von 19 Jahren eine Anſtellung als Lehrer an dem Joſephinum in Hildesheim. Jedoch der damals noch dem Stande des Schulmannes als nothwendige Bedingung anhängende Eintritt in den geiſtlichen Stand veranlaßte ihn, 1799 ſeinen Abſchied zu nehmen und Medicin zu ſtudiren, weshalb er ſich nach Göttingen begab. Nach Beendigung ſeiner Studien wurde er 1803

Digitized by Google

praktiſcher Arzt in Höxter an der Weſer, und als er 1806 in Folge der eingetretenen politiſchen Veränderungen die mit ſeiner Anſtellung verbundene Beſoldung verloren, 1810 im Königreiche Weſtphalen als Unterdirector der Pulver- und Salpeterbereitung für die Departements der Leine und des Harzes zu Göttingen angeſtellt. Im Jahre 1813 folgte er dem Rufe der Centralhoſpitalverwaltung für die verbündeten Heere und ſtand mehreren Militairhoſpitälern in und um Frankfurt vor; als aber 1815 die Centralhoſpitalverwaltung aufgelöſt wurde, ließ er ſich als praktiſcher Arzt in Offenbach am Main nieder. Vater einer zahlreichen Familie übernahm er ſelbſt den Unterricht ſeiner Kinder mit ſo gutem Erfolge, daß ſeit 1823 mehrere ſeiner Freunde und Bekannten in dem benachbarten Frankfurt ihm den Antrag ſtellten, ihre Kinder mit den ſeinigen zu erziehen. B. glaubte in ſeinen Verhältniſſen dieſen Antrag nicht ablehnen zu dürfen, und ſo bildete ſich in ſeinem Hauſe allmälig eine Erziehungsanſtalt, die er mit vieler Umſicht leitet. Jetzt, wo er ſich nun wieder mit dem Sprachunterricht beſchäftigen mußte, wurde auch die Liebe zur Sprachforſchung, der er ſich ſchon 25 Jahre früher als Schulmann mit Vorliebe zugewendet hatte, wieder lebendig.

Er ſchrieb:

Ueber die Wirkungen der äußern Wärme u. Kälte auf den lebenden menſchlichen Körper. Lateiniſche Abhandlung. Preisſchrift. Göttingen 1802.

Theoretiſch-praktiſche Anleitung zur künſtlichen Erzeugung u. Gewinnung des Salpeters. Braunſchweig 1814.

Ueber das Petechialfieber 1812.

Die deutſche Wortbildung. Frankfurt 1824.

Deutſche Sprachlehre. 1 Thl. Frankfurt 1827.

Deutſche Grammatik. 2 Thl. Frankfurt 1829.

Schulgrammatik der deutſchen Sprache. Frankf. 1831. 3. Aufl. 1834.

Das Wort in ſeiner organiſchen Bedeutung. Frankf. 1833.

Leitfaden für den erſten Unterricht in der deutſchen Sprache. Frankf. 1833. 2. Aufl. 1836.

Ausführliche deutſche Grammatik. Frankf. 1836—37. 1. u. 2. Abtheil.

B. iſt ein durchaus genialer Sprachforſcher, der jedoch zu ſpeculativ verfährt, zu wenig auf die hiſtoriſche Entwickelung giebt und daher zwar viel Geiſtreiches, aber oft durchaus Unbegründetes aufſtellt, deſſen Haltloſigkeit ſich bei genauer Unterſuchung oft nur zu deutlich erweiſt.

Nikolaus Becker

ward zu Geilenkirchen um das Jahr 1810 geboren, ſtarb 1845 als preußiſcher Beamter zu Köln.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Köln 1841.

Der deutſche Rhein. Gedicht mit Randzeichnungen von Reureuther. München 1841.

Das Gedicht, „der deutſche Rhein", das in eine politiſch aufgeregte Zeit fiel und daher allgemeinen Anklang fand, erwarb ihm raſch einen Namen als Lyriker, der aber durch ſeine ſpäter veröffentlichten Poeſien keineswegs gerechtfertigt wurde. Er war nicht ohne Talent in Behandlung der Form und ein Mann von guter Geſinnung; das iſt Alles, was zu ſeinem Lobe geſagt werden kann.

Die treue Haut.

Sie hatten einen Vetter da,
Dem Gutheit aus den Augen ſah.
Ich fragte ſie, was thut der hier?
Antworten ſie: „den nähren wir
Aus Chriſtenpflicht, um Gotteslohn,
Er wohnt bei uns ſeit lange ſchon,"
Und prieſen insgeſammt ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Sie luden Gäſt' in großer Zahl,
Sie ſagten ihm: Beſorg das Mahl!
Da iſt er hin und her gerannt,
Bis Alles auf der Tafel ſtand.
Sie ſaßen freudig rings umher,
Am Katzentiſchchen ſelber er;
Doch prieſen ſie zum Schluß ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Und als ſie nun gefahren aus,
Sie ſagten ihm: Bewach' das Haus,
Die Kinder hüt', verpfleg' das Vieh
Und halte gute Ordnung hie!
Er hat es fleißig ſo vollbracht.
Sie kehrten heim in ſpäter Nacht,
Sein Licht ſie nahmen, prieſen's laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Und wenn das Seil am Brunnen brach,
Der Eimer in der Tiefe lag,
Und wenn die Birne und die Pflaum'
Reif waren auf dem ſteilſten Baum;
Was ſich begab in Ernſt und Spaß,
Sie ſagten ihm: Thu dies und das!
Und prieſen, wenn's geſcheh'n, ihn laut,
Er ſei ſo eine treue Haut.

Sie legten, als er krank und ſchwach,
Ihn in die Kammer unter's Dach.
Sie ſagten ihm: „Biſt du geſund,
So thu es uns nur eben kund."
Doch hat er's nicht mehr kund gemacht,
Denn er verſchied in ſelber Nacht.
Da klagten ſie's den Nachbarn laut:
„Schad', daß er ſtarb, die treue Haut!"

Der deutſche Rhein.

An Alphons de Lamartine.

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien, deutſchen Rhein,
Ob ſie wie gier'ge Raben
Sich heiſer danach ſchrein,

So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder ſchallend
In ſeine Woge ſchlägt!

Sie ſollen ihn nicht haben,
Den freien deutſchen Rhein,
So lang' ſich Herzen laben
An ſeinem Feuerwein;

So lang' in ſeinem Strome
Noch feſt die Felſen ſtehn,
So lang' ſich hohe Dome
In ſeinem Spiegel ſehn!

Digitized by Google

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frein;

So lang' die Flosse hebet
Ein Fisch in seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

Karl Peter Gerly,

Redacteur der „Frankfurter Oberpostamtszeitung", geboren zu Frankfurt a. M. am 10. Nov. 1781. Frühe verwaist und arm, war er, was den Unterricht betraf, viel auf sich selbst verwiesen. Nur zwei Jahre lang besuchte er die untern Classen des Gymnasiums seiner Vaterstadt und etwa eben so lange eine Pensionsanstalt zu Hanau, wo er die Elemente der classischen Sprachen erlernte. Kurze Zeit nach seiner Confirmation, 1796, trat er als Lehrling in ein frankfurter Handelshaus. Seine wenigen Freistunden verwendete er auf seine weitere Ausbildung in den Wissenschaften, und unter manchem Opfer und allerlei Entbehrungen verschaffte er sich die nöthigen Bücher. Sorgenvoll vergingen die Lehrjahre und selbst einige der folgenden. Da geschah es, daß der Minister von Kretschmann zu Koburg ein Bankinstitut begründete und einen Vorsteher dazu suchte. B. wurde ihm empfohlen und trat 1804 in koburgsche Dienste, wurde 1804 zum Kammerrath und 1805 zum wirklichen Finanzrath ernannt. Nach dem Tode des Herzogs Franz und dem bald darauf erfolgten Zurücktreten des Ministers v. Kretschmann verließ auch B. seinen Posten. Unbeschert kam B. 1811 in seine Vaterstadt zurück. Er mußte Unterricht geben, sich und seine Familie zu ernähren. Durch die Vermittelung des Grafen Benzel-Sternau, Moritz v. Bethmann's und anderer einflußreicher Männer erhielt er eine sorgenfreie und seinen Kenntnissen angemessene Stellung. Bethmann führte B. in sein Haus ein und bedachte ihn auch in seinem letzten Willen.

Er schrieb:

1300 Eingangsartikel zur „Oberpostamtszeitung" seit Jun. 1831 — Ende Dcbr. 1837.

Die „Zeitung der freien Stadt Frankfurt" redigirte B. anfangs theilweise, zuletzt aber ganz, von 1821 an bis 1829.

Auch das Beiblatt „Iris" erschien 1827 u. 28 unter seiner Leitung.

Für die Brömersche Handlung besorgte er den Wiederdruck von Byron's „Works" 1826. 2. Aufl. 1829. Walter Scott's „Poetical Works" 1826 u. „The british poets of the 19th century" 1828.

Ferner hat B. zur Uebersetzung von Lingard's „Geschichte von England" Bd. 11—14. Frankfurt 1830—33., u. zu Politz's „Bibliothek der Geschichtswerke des Auslands" Villemain's „Leben Cromwell's" (Leipzig 1830) geliefert.

Kern der osmanischen Reichsgeschichte. Leipzig 1837.

Ein überaus gewandter und tactvoller Feuilletonist, hat B. vorzüglich durch seine leitenden Artikel in der Frankfurter Ober-Post-Amtszeitung bewiesen, daß er mehr von dem festen Standpunkte eines die Geschichte der Menschheit in ihrem ganzen Zusammenhange überschauenden Historikers als von dem unsichern eines Tagespolitikers die Ereignisse der Gegenwart aufzufassen, darzustellen und zu beurtheilen versteht.

Karl Gustav von Berneck

(als Schriftsteller Bernd von Guseck)

ward am 28. Octbr. 1803 zu Kirchheim in der Niederlausitz geboren. Sein Vater war damals kursächsischer Major, und stand in Kirchheim in Garnison. Dieser fand seinen Tod wenige Jahre später bei der Occupation von Warschau, und die Sorge für des Knaben Erziehung blieb der Mutter überlassen. Schon in seinem zehnten Jahre versuchte sich B. in freien schriftlichen Arbeiten, bald Mährchen, bald Rittergeschichten, selbst in dramatischen Productionen. Er kam darauf in die Pensionsanstalt des Prof. Haan in Dresden. Als die Niederlausitz an Preußen abgetreten war, und der junge B. sich dem Soldatenstande gewidmet, fand er Aufnahme im Berliner Cadettenhause. 1820 wurde er Officier in der preußischen Reiterei. Mit Vorliebe widmete er sich nun geschichtlichen und sprachlichen Studien, und sah sich später als Lehrer der Geschichte an die Militair-Bildungsanstalt zu Frankfurt an der Oder berufen, wo er seinem Berufe lebt.

Er schrieb:

Novellen. Zerstreut in Zeitschriften.

Verschiedene Gedichte für die Stuttgarter Ausgabe Lord Byrons übertragen.

Uebersetzung des Dante.

Erste Sammlung seiner zerstreuten Novellen. Leipzig 1837.

Die Stedinger. Hist. Roman. Leipzig bei Kollmann.

Das Erbe von Landshut. Hist. Roman. 2 Thle. Cottbus 1842.

Jakobäa. Dramat. Dichtung.

Vielliebchen. Taschenbuch. Leipzig 1842—46.

Ein sehr glücklicher Erzähler, reich an Phantasie und Ideen, mit trefflicher Darstellungsgabe ausgestattet, hat sich v. B. mit Erfolg vorzüglich dem historischen Romane zugewandt und sich binnen wenigen Jahren durch seine gelungenen Leistungen die Gunst eines ausgebreiteten Kreises von Lesern in hohem Grade erworben.

Digitized by Google

Der Schleier der Zukunft.

1.

An der gothischen Spitzbogensäule, welche unter dem Namen: Spinnerin am Kreuz, bekannt ist und Jedem, der die Kaiserstadt Wien besucht, den unvergeßlichsten Anblick bietet, lag zu früher Morgenstunde, da kaum die Spitze des Stephansthurmes zu erglühen begann, ein armer Slowak. Er hatte seine Wanderung durch die fremden Länder glücklich vollendet, einen unerwartet schnellen Absatz seiner Mäusefallen gefunden und kehrte nun mit dem Gelde, das seinem Grundherrn gehörte, und einem kleinen Ueberschuß für sich selbst in seine Heimath zurück. Dort hatte er ein braunes Liebchen verlassen, das er nun durch die gewonnenen Schätze im Stande war, heimzuführen. Wie sehr es ihn zu ihr trieb, bewies, daß er auch heut die ganze Nacht durchwandert hatte und sich erst gegen Morgen, als er Wien zu sehen bekam und die erschöpfte Natur ihr Recht forderte, eine kurze Ruhe gestattete. Eh' er einschlief, hatte er noch einmal das Beutelchen, auf welchem das ganze Glück seines Lebens beruhte, in Augenschein genommen; dann war er auf den braunen Mantel zurückgesunken und fest entschlummert.

Er erwachte aus bösen Träumen, seine Hand hatte sich krampfhaft auf das Herz gepreßt und dessen sorglosen Pulsschlag gehindert. Tief Athem holend erhob sich der Wanderer, die Sonne war aufgegangen und vergoldete die Kuppeln der Karlskirche, die Nebel zogen weitflatternd über die Donau. Des Slowaken erster Griff war nach dem Gelde — er erschrack zum Tode, faßte hier- und dorthin, riß den Mantel vom Boden, suchte heulend vor Angst in der Runde — vergebens! Das Geld war fort, sein anvertrautes Gut sowohl, als sein Eigenthum. Verzweifelnd warf sich der Sohn der Haiden auf den Grund und raufte sein langes Haar; er hatte nicht gelernt, seine Gefühle zu beherrschen, wie es gebildeten Naturen möglich, er gab sich jeder Regung hin, im Guten, wie im Bösen. Unten wogte das Treiben der erwachenden Hauptstadt; wie Viele waren dort, welche tausendmal mehr vergeuden in kurzer Zeit, als jetzt der arme Slowak bejammerte! Hat denn die Erde nichts zur Ausgleichung der Loose, welche ihre Kinder getroffen? Doch, doch!

Der Beraubte ward endlich in seinem Schmerze stumpfsinnig; er lag auf der Seite, das straffe, schwarze Haar war ihm über das gelbe Gesicht gefallen, dicke Thränen rollten ihm unbewußt über die eingefallenen Backen und blitzten wie Thautropfen an den Spitzen der Grashalme. Vor seiner Seele schwebte nur ein Bild der Zukunft: der rettende Strick!

Da nahte sich dem Unglücklichen, dessen Geist nicht höhern Trost zu suchen vermochte, die Hülfe von irdischer Hand. Ein Paar Reisende, welche zu Fuß die Höhe erstiegen hatten, um die entzückende Aussicht auf das morgenhelle Wien noch einmal zu genießen, waren dem Liegenden ganz nahe gekommen, als sie ihn erst bemerkten. Der eine von ihnen, ein kleiner, behender Mann im Staubhemd, sah ihn, wie er scheinbar leblos lag, sein breitkrempiger Hut weit von ihm abgefallen, der Mantel zerzaust daneben; — Alles gab ihm das Ansehen eines Erschlagenen, und der Reisende eilte herbei, um zu entdecken, ob jede Hülfe zu spät sei.

Wie er näher kam und seine Brille zurecht schob, sah er nun freilich, daß er sich geirrt habe, aber das bethränte Gesicht des Slowaken, das wilde Auge, das er zu ihm aufschlug, sagten ihm, daß er dennoch seiner Hülfe bedürfe.

„Was fehlt Dir, Bursch?" fragte er, während sein Begleiter, ein junger Mann von edler Gestalt, näher trat und gleichfalls den Armen, der sich auf den Ellnbogen erhob, mit Antheil betrachtete.

„Können wir Dir helfen?" rief dieser Zweite. „Worüber weinst Du? — Frag' ihn doch, Friedrich, er versteht mein schlechtes Deutsch nicht."

„Ich bin bestohlen," sagte der Slowak. „All' mein Geld!"

„Nichts mehr!" rief der jüngere der beiden Reisenden. „Sieh, Friedrich, das bedeutet mir Glück! Ich kann meine Zukunft bestechen. — Was hast Du verloren!" fragte er darauf den Armen, der ihn starr ansah.

Der Mann mit der Brille wiederholte die Frage, die Jener in fremdartig accentuirtem Deutsch gethan. Mit schmerzlicher Betonung nannte der Slowak die Summe, die für ihn, wie mäßig sie auch war, das Unerschwingliche bedeutete. Wer schildert sein Entzücken, als der Fremde eine reiche Goldbörse zog und ihm mehr schenkte, wie er verloren! Seine Freude war fast noch wilder und unheimlicher, als sein Schmerz. Er warf sich vor seinem Wohlthäter nieder, küßte seine Füße und benahm sich, mit den Armen fechtend, tausend Dankreden in seiner heimischen Mundart sprudelnd, während er wiederum Thränen weinte, so unbändig, als habe er den Verstand verloren. Der Fremde entzog sich seiner unsaubern Berührung und wollte zu dem Reisewagen zurückkehren, der eben die Höhe gewonnen hatte. Da hielt ihn der Slowak am Rockſaum fest, sah ihm noch einmal in das Gesicht, als wolle er sich dessen Züge auf ewig einprägen und schrie dem sich Losmachenden nach: „Jannasch wird Dich wiederfinden!" Er blieb zurück und sah, wie die beiden Reisenden in den Wagen stiegen, wie der Postillon die Peitsche schwang und das Viergespann in Trab setzte, er stand unbeweglich und blickte der fortrollenden Staubwolke nach, bis sie in der Ferne verschwand. Dann raffte er Hut und Mantel auf, strich das lange Haar hinter die Ohren und sprang in wilden Sätzen den Berg hinab, um die nächste Linie der Stadt zu erreichen.

Die Reisenden unterhielten sich noch eine Weile über das Abenteuer, und der Jüngere, welcher mit seinen großen brennenden Augen kühn in die Ferne sah, nahm es wiederholt für ein glückliches Omen. „Das giebt mir mein Schicksal wie ein Zeichen auf den Weg!" rief er. „Diese sind auch im Weh des Unglücks befangen, wie jene!" — er zeigte über die Berge hinweg. — „Daß ich einem dieser Elenden helfen konnte, ist mir ein Wahrzeichen des Gelingens für Alle."

„Unsere Ansichten differiren über diesen Punkt," erwiederte der ältere, kleinere von Beiden. „Ich bin zwar nur ein Menschenarzt, aber ich schmeichle mir auch, der Zeit an den Puls gefühlt zu haben und finde, daß sie ganz gesund ist. Laßt sie doch den naturgemäßen Proceß der Entwickelung verfolgen, und greift unserm Herrgott nicht in's Handwerk. Euer Drängen und Treiben, Euer Impfen von Ideen und Principien bringt nur Frühreifes hervor oder gar häßliche Geschwüre."

„Laß uns nicht streiten, Friedrich," versetzte der Andere. „Du bist für nichts zu begeistern, als für eine recht complicirte Krankheit, an der sich Dein ärztliches Genie bewähren kann. Dein Optimismus bringt mich oft zur Verzweiflung. Alles ist gut, weil es ist! Eine Lehre, die alle Straßen des Gedankens mit Ketten sperrt. — Auch ist die Zeit zu kurz, um uns noch zu verständigen oder gar zu vereinigen, nachdem es uns in den Jahren unsers Zusammenlebens nicht gelingen wollte."

„Lassen wir also das Thema auf sich beruhen!" erwiederte der Arzt. „In Zukunft vereinigen wir uns doch einmal, davon bin ich fest überzeugt. Nur eine Warnung möchte ich Dir auf den Weg geben, ehe wir uns trennen. Sei vorsichtig und bedenke bei Allem, was Du thust, die Folgen."

„Ich habe sie stets im Auge," rief der Andere feurig. „Sie werden groß und herrlich sein."

„Es giebt auch Donjons, Citadellen und andere angenehme Dinge," sagte der Arzt mit trockener Miene.

„Soll mich die Feigheit zurückhalten?" rief der Freund. „Und wenn Du mir das Hochgericht zeigst, so wird mich der Märtyrertod eher locken, als zurückscheuchen. Du denkst klein von mir, Friedrich, daß Du die Furcht als Hebel gebrauchst, mich aus den Fugen meiner Ueberzeugung zu heben."

„Nur einer bessern Ueberzeugung will ich Dich gewinnen," sagte der Arzt warm. „Du sollst die Fata Morgana, welche Dir Zaubergefilde mit wehenden Palmen vorgaukeln, wo doch nur Sand und Dorngestrüpp ist, in ihrer Wesenlosigkeit erkennen."

„Sind wir nicht immer wieder bei dem verhaßten Streit?" entgegnete der Andere verdrießlich. „Mein Ideal ist keine Fata Morgana und wird sich bin binnen Kurzem verwirklichen. Dann werden Alle, die es mit blöden Augen verschmäht haben, staunend niederfallen und ihm huldigen — oder untergehen. Das ist mein letztes Wort."

„Du sollst das letzte Wort haben," sagte Friedrich. „In zehn Jahren sprechen wir uns wieder. Wir werden uns Beide dann sehr verändert haben; wohl dem, der geistig auf seiner Bahn zu einem edlen Ziele gelangt ist! — Meine Warnung vorher betraf aber auch materielle Interessen. Du bist kein Verschwender, aber Du wirfst das Geld mit einer Nichtachtung von Dir, die sich bei der Wichtigkeit, welche der Mammon erlangt hat, über kurz oder lang rächen wird."

„Schiltst Du mich wegen der Gabe, die ich dem weinenden Halbwilden gab!" rief der Freund. „Soll ich Leiden sehen, und sie nicht lindern, da ich die Mittel habe, es zu thun? Friedrich, Du bist ein kalter Verstandesmensch."

„Deine Mittel werden bei Deiner unweisen Benutzung versiegen, wie reich sie auch sind," erwiederte der hartnäckige Warner. „Womit gedenkst Du alsdann fremde und vielleicht — Gott verhüte es — eigene Noth zu lindern?"

„Mein Vater hat mich nicht beschränkt, sein Vermögen trotzt selbst dem leichtsinnigsten Verschwender, der ich nicht bin," entgegnete der Andere. „Gieb diese Laune auf, Friedrich. Du bist älter, als ich, hast viel mehr gelernt und wirst Deinen Namen in das Buch der Wissenschaft schreiben; ich ehre Deine Freundschaft, als den Quell der Philippika, mit welcher Du mich überströmst, aber die Zeit ist zu kurz, mich zu ändern. Plaudern wir lieber von unserer Zukunft, abgesehen von den öffentlichen Verhältnissen, in welche uns das Schicksal führen wird."

Digitized by Google

2.

Der Ort war erreicht, wo ſich die Freunde trennten. — „Camillo,“ ſagte der Arzt, „ich ſcheide in großen Sorgen um Dich.“

„Sie werden ſich in Freude verwandeln!“ rief Camillo. „Mein Name wird zu Dir über den Ocean ſchallen.“

„Das kann wohl ſein!“ erwiederte Friedrich mit traurigem Doppelſinne. „Verſprich mir eins, vertraue Dich Deinem Vater.“

„Du forderſt das Unmögliche!“ rief Camillo. „Bedenke, was mich bindet und daß nur ein Zufall Dich in mein Geheimniß eingeweiht hat.“

„So entdecke Dich einem würdigen Diener des Herrn, einem, der wahrhaft von Gott erleuchtet und durchdrungen iſt,“ bat Friedrich. „Ich weiß, Du haſt zuweilen Scrupel. Umſonſt biſt Du bemüht geweſen, ſie meinem Blicke zu entziehen, Deine Träume in Nächten, wenn ich noch am Studirtiſch wachte, haben Dich mir verrathen. Dieſe Zweifel entdecke einem Diener Chriſti, daß er ſie löſe.“

„Du gehſt von einer falſchen Vorausſetzung aus!“ rief Camillo haſtig. „Ich bin feſt, wie die Alpen, welche auf meines Vaters Stammſitz niederſchauen.“ Er umarmte den Freund leidenſchaftlich und ſprang dann, ohne noch ein Wort hinzuzufügen, in den Wagen, der bereit ſtand, ihn nach Süden zu führen, während Friedrich in dem kleinen Badeorte zurückblieb, welcher durch ſeine reizende Lage unfern der Hauptſtadt wohlbekannt und vielbeſucht iſt. Er hatte einem würdigen Geiſtlichen, deſſen Bekanntſchaft er zu Wien gemacht, verſprochen, zwei Tage in Baden, wo dieſer Geneſung ſuchte, zu verweilen, um ein intereſſantes Geſpräch, das ſie hatten abbrechen müſſen, im romantiſchen Helenenthale fortzuſetzen. Nächſtdem hoffte er, hier ſeinem erhabenen Gönner auf der Weilburg nochmals vorgeſtellt zu werden und durch ihn ſeinen weiten Pfad ebnen zu laſſen.

Baden war in dieſem Jahre ſehr überfüllt. Es koſtete Friedrich einige Mühe, ehe er im Gaſthofe zum „Fuchſen“ jenen Bekannten wieder fand, den er beim erſten kurzen Verkehr achten gelernt hatte, ſo daß er ihn eigentlich im Sinne gehabt, als er ſeinem Freunde den Rath ertheilte, ſich einem Diener des Herrn zu entdecken. Der Geiſtliche empfing Friedrich mit Herzlichkeit, Beide verlebten den Tag zuſammen. Im Laufe des Geſprächs berührten ſie auch das Thema wieder, das ſie ſchon einmal behandelt; es betraf die höchſten Intereſſen der Menſchheit, und Friedrich fand durch jedes Wort ſeine Meinung über den Würdigen beſtätigt. Als ſie ſchieden, drückte er ihm die Hand und ſagte: „Das kirchliche Leben der Zeit würde nicht ſo darnieder liegen, wenn alle Diener des Herrn Ihnen glichen!“ welches Lob der Geiſtliche beſcheiden ablehnte, ſich auf ſeine Pflicht und das Vorbild ſeines göttlichen Meiſters beziehend.

Im Eifer des Abſchieds geſchah es, daß Friedrich, deſſen kurzes Geſicht ihm manche Unannehmlichkeiten zuzog, mit einer jungen Dame hart zuſammentrat, welche eben in die Hausthüre trat. Sie fuhr mit einem kleinen Schrei zurück, ihm war die Brille entfallen, nach der er ſich, eine Entſchuldigung äußernd, bückte; vor der Thüre rief eine andere Dame den Namen: „Bianca,“ die Gerufene eilte mit einem Lächeln, deſſen Bedeutung nicht zweifelhaft war, dem Rufe zu folgen, und Kellner und Hausknecht drängten ihr nach, um das Gepäck vom Wagen zu ſchaffen, der die beiden Damen, Mutter und Tochter, gebracht hatte.

„Sehen Sie, Freund,“ ſagte der Arzt zu ſeinem Bekannten, „dergleichen Tölpeleien ſind nun einmal mein Loos. Der äußere Menſch, den Sie hier ſchauen, iſt dem heidniſchen Fatum verfallen, das mit ihm ſeinen argen Spott treibt. Nicht wahr, die Dame war bildſchön?“

„Sehr wohlgebildet,“ erwiederte der Geiſtliche lächelnd.

„Es kann nicht anders ſein!“ rief Friedrich. „Mit ſchönen Frauen habe ich immer Unglück. Wo mir eine begegnet, kann ich gewiß ſein, mich lächerlich zu machen, am lächerlichſten, wenn es mir einmal einfällt, meine Huldigungen darzubringen — denn man hat auch ein Herz, Verehrter! Ich bin aber darauf gefaßt, Hageſtolz zu bleiben.“

Die beiden Damen gingen eben an ihm vorüber; ein Blick durch die wiedergewonnene Brille überzeugte ihn, daß ſie, nach ihrer Aehnlichkeit, einander nahe ſtanden und die Jüngere das lieblichſte Bild knoſpender Jungfräulichkeit war. Ihre leichte Verbeugung erwiederten die Männer und Friedrich ſprach ſich, nachdem ſie auf der Treppe verſchwunden waren, enthuſiaſtiſch zu ihrem Lobe aus.

„Es iſt mir eine freundliche Erinnerung mehr auf den Weg,“ ſagte er. — „Und nun leben Sie wohl, mein wackerer Freund, wie ich Sie nennen darf. Werden wir uns wohl einmal wieder ſehen?“

„Die Wege der Menſchen kreuzen ſich wunderbar,“ erwiederte der Geiſtliche. „Ich hoffe, daß uns die Vorſehung einſt wieder zuſammenführen wird.“ — Beide umarmten ſich und der Arzt verließ das Haus. Als er ſich noch einmal umſah, bemerkte er, daß ein blühender Mädchenkopf aus dem obern Stock ihm nachſchaute. Es mochte Bianca ſein.

„Da ſieht ſie nun herab und macht ſich luſtig über den Ungeſchickten,“ dachte er mit unangenehmer Empfindung. „Sie iſt ſehr ſchön, Bianca!“ — Er ſtand plötzlich ſtill. — „Wie iſt mir denn? Hat mir Camillo nicht —? Ja ganz gewiß, Bianca! Sollte es dieſelbe ſein, die ihn bei einer zufälligen Begegnung im Prater begeiſtert? Er beſchrieb ſie mir, groß, ſchlank, brünett mit wunderſchönen Augen! Ja, ja, die Augen! Des Menſchen Adelsbrief! — Sie iſt es gewiß. Nun denn, Camillo und Bianca! Könnte ich doch in dieſem Momente den Schleier der Zukunft lüften!“ Vermeſſener Gedanke!

Der Freund, mit welchem ſich der Zurückgebliebene ſo eifrig beſchäftigte, reiſte mit angeſtrengter Eile ſeinem ſüdlichen Vaterlande entgegen. Er hatte es mehrere Jahre nicht geſehen, Studien und Reiſen hatten ihn fern gehalten. Sein Herz bebte, als er von der Höhe des Alpenpaſſes den erſten Blick auf die geſegneten Fluren Italiens that. „Mein Italien!“ rief er und breitete die Arme begeiſtert aus. „Soll es mir vergönnt ſein, zu Deinem Glücke zu wirken?“

Trompetenſchall, der aus einem Seitenthale zu ihm halbverweht emporbrang, ſchien ihm eine Antwort zu geben. Er nahm ſie, wie die Alten jedes Orakel, in dem Sinne, der ihm zuſagte, wo doch ein anderer, viel richtiger, ſo nah lag. Ihm klang der eherne Schall wie eine kriegeriſch auffordernde Fanfare und er ſehnte den Moment herbei, ihr genügen zu können.

Unterwegs hatte er ſchon mehrmals Truppenabtheilungen begegnet, die im Marſche ſüdwärts begriffen waren. „Sie trauen uns nicht!“ dachte er. „Und ſie haben Recht.“ Auch in dem Thale, das er von lombardiſchen Fluren zuerſt durcheilte, traf er eine Abtheilung Küraſſiere, die ſich in langgedehnter Marſchcolonne dahinbewegte und nicht geſonnen ſchien, dem Reiſewagen Camillo's Platz zu machen. Im Gegentheil hatten die bärtigen Reiter ihren Soldatenſpaß daran, dem Poſtillon, wenn er ausbiegen wollte, den Weg ſcheinbar abſichtslos zu ſperren und weder auf ſeinen Zuruf, noch ſeine Bitte zu achten. Camillo's Blut, das leicht entzündlich war, fing an zu kochen; er ſah ſich nach einem Officiere um; dieſe ritten aber an der Tete und waren nicht zu erlangen. Da befahl er dem Poſtillon auf ſeine Gefahr einen Beipfad einzuſchlagen, der klippenreich und überaus gefährlich war. Das Zaudern des Menſchen beſeitigte er durch Verſprechungen, und freute ſich, als er ſeinen Willen durchſetzte. Eine kurze Freude. Sie waren kaum einige Schritte gefahren, als die Pferde, vor den Kriegern ſcheuend, zur Seite prallten, den Wagen in eine Senkung riſſen, wo er unaufhaltſam umwarf. Das rohe Gelächter der Soldaten machte ihre Führer aufmerkſam; ſie ſahen das Unglück; der Rittmeiſter ſprengte ſelbſt herbei, befahl Halt! und ließ ein Paar Leute abſitzen, um den gefallenen Wagen aufrichten zu helfen. Zum Glück war er nicht bedeutend beſchädigt, Camillo hatte auch nur eine unbedeutende Contuſion davongetragen. Er dankte dem kaiſerlichen Officier für ſeine Hülfsleiſtung; dieſer, ein Mann von angenehmen Zügen und jenem Weſen, das gewinnen muß, freute ſich, ihm einen Dienſt erwieſen zu haben und ließ auf der Straße Platz machen, um den Reiſenden nicht mehr zu hindern. Das nahm Camillo noch mehr für ihn ein; er fragte, wem er die Ehre habe, ſeinen Dank abzuſtatten.

„Baron Werffen,“ ſagte der Rittmeiſter. „Darf ich auch meiner Seits fragen —?“

Da überkam den Italiener plötzlich wieder der Geiſt des Mißtrauens, der ſeit alter Zeit, man kann ſagen ſeit dem Augenblicke, wo König Otto die italieniſche Krone auf ſein blondes Haupt ſetzte, das Volk der Halbinſel gegen die Deutſchen beherrſcht. Er dachte, wie gefährlich es für zukünftige Fälle werden könne, ſeiner leicht erkennbaren Perſönlichkeit den wahren Namen zu geben, der früh oder ſpät laut genannt werden mußte, und erwiederte daher auf des Officiers Frage mit dem erſten Namen, der ihm einfiel: „Ich heiße Graf Brunelleſchi.“

„Vielleicht auf Wiederſehen in Mailand?“ fragte der Officier, als Camillo wieder eingeſtiegen war.

„Mein Weg geht weiter,“ antwortete Camillo. Die Pferde zogen an, bald war der Wagen den langſam Marſchirenden entſchwunden.

Auch in der letzten Antwort hatte Camillo nicht die Wahrheit geſprochen, ſein Weg führte nicht einmal bis Mailand, ſondern an das Geſtade des Comer Sees, wo der alte Sitz ſeines Geſchlechts in reizender Umgebung lag. Hier traf er am ſpäten Abend ein; ſein Vater hatte ſich bereits zur Ruhe begeben und Keiner von den Dienern würde es gewagt haben, ihn zu wecken. Camillo ſelbſt kannte ihn zu gut aus den Jahren ſeiner Kindheit, als daß er ein ſolches Begehren ausgeſprochen hätte; der greiſe Maggiordomo führte ihn ſchweigend nach dem Zimmer, das ſchon für ihn eingerichtet war, und wies einen Lakaien zu ſeiner Bedie-

Digitized by Google

nung an. Auch diesen entließ der junge Graf sobald als möglich und blieb nun einsam in dem hohen Gemache, das bei allem Prunk der Einrichtung nicht wohnlich war. Camillo fühlte sich zu aufgeregt, um zu schlafen. Er trat an das offene Fenster. Unten rauschten die Myrthen und Oleander im Nachtwinde, der mit Orangendüften beschwert, seine lauen Schwingen regte, weiterhin blitzten die Wogen des Sees im Silberlichte des Mondes, der am tiefdunkeln Himmel im Aufsteigen seinen Pfad erhellte, den Glanz der Sterne bedrohend, die im Zenith noch ungeschwächt brannten; über den See hoch hinüber schauten die ewigen Alpen, deren Riesenhöhen im Schnee flimmerten, rein und weiß, ein Bild makelloſen Alters. Die heilige Stille der Nacht, die erhabene Scene der Betrachtung, die sich dem Auge des Einsamen erschloß, stimmten sein Gemüth ernst und weich. Er fragte sein Schicksal, ob es ihm den Ehrenkranz beschieden habe, nach welchem seine glühende Seele strebte. Sein Blick durchirrte die Sternbilder, um dort die Antwort zu lesen, aber er verstand ihre Flammenschrift nicht; dann hing sein Auge sinnend an den Bergen, die gleich ewig zu sein schienen, Bilder der Vorzeit rollten seinem Geiste vorüber, hohe Ideale, umstrahlt von der höchsten irdischen Glorie; aber die stumme Frage blieb ungelöst und der Zweifel, der ihn oft schon an sich selbst irre gemacht, bäumte wiederum sein gespenstiges Haupt auf und raubte ihm die Festigkeit der Ueberzeugung. Seine eigene Vergangenheit gesellte sich zu den Bildern, die ihn beschäftigten, die Warnungen des Freundes klangen in seiner Seele wieder. War Friedrich etwa stumpf gegen die hohen Ideale der Menschheit, war er für nichts zu begeistern, wie es ihm Camillo im Aerger der Kontroverse vorgeworfen hatte? O nein! Sein Geist brannte für alles Große und Edle, er wärmte sich an den Heroen des Alterthums und hielt Licht und Freiheit für Lebensbedingungen der neuen Zeit, aber er fugte noch zwei andere hinzu: Recht und Gesetz! ohne welche das Licht zur Mordfackel, die Freiheit zur Würgerin aller Wohlfahrt würde. „Das Licht steigt naturgemäß von den Höhen hernieder!“ hatte er deutungsvoll gesagt, und, was zuerst in Camillo den Zweifel an seiner Ueberzeugung rege gemacht: „Gewaltsamer Widerstand gegen die Obrigkeit ist mit dem Christenthum unvereinbar!“ Camillo war fromm erzogen, eine treue Mutter hatte den unvergänglichen Keim wahrer Religiosität in seine junge Seele gepflanzt und bis zu den Jahren seiner Mannbarkeit sorgsam gehütet, er hatte ihr auf dem Sterbebette gelobt, ihr Andenken durch einen reinen Wandel zu ehren. Die Unvergeßliche stellte sich jetzt auch vor das Nachtauge seines Geistes, sie schien mit Friedrich einverstanden zu sein; Gedanken, die er bis dahin noch nicht gehegt, Gedanken an ein Leben in Frieden und Glück, erwachten in seiner Seele. Es war der Einfluß der stillen Nacht. Hätte der Sturm getobt, der Blitz aus Gewittern nach den hochragenden Bäumen gezüngelt, Camillo wäre stark und kühn in seinem Geiste gewesen, die selige Ruhe um ihn her machte ihn weich; — oder war es ein anderer Eindruck, den er unvergeßlich in seinem Herzen bewahrte? Was malte ihm denn ein Leben in sorgloser Muße, am eignen schönen Herd, dem Glücke derer gewidmet, die das Schicksal seiner Leitung anvertraut hatte, was malte ihm ein solches Leben, zu dem er sonst verächtlich herabgeblickt haben würde, so befriedigend aus?

Der Morgen glühte kaum auf den Gletschern, als der alte Graf seinen Sohn zu sich bescheiden ließ. Camillo schämte sich, von dem Diener, der die Meldung brachte, im Bett überrascht zu werden, er kleidete sich im Fluge an und eilte zu seinem Vater, den er im großen Saale fand, wo er von jeher zu weilen pflegte. Der Saal war mit der schwerfälligen Pracht ausgestattet, welche den italienischen Palästen alten Styls, selbst in dem heitern Florenz eigen ist; dunkelrothe Gardinen von gewichtigem Seidenzeuge hingen tief in die Fenster hinein und wehrten dem Lichte den vollen Eingang, riesige venetianische Spiegel mit vergoldeten, kunstreich gearbeiteten Rahmen, Marmortische, schwere Polstersessel mit goldenen Franzen, bildeten ein Ganzes, dessen Eindruck imponirte, ohne wohlgefällig zu sein. Der Graf saß am Kamin; ein kleiner, magerer Greis mit schneeweißem Haar und blassem Gesichte, dessen Züge scharf ausgeprägt und durch ein großes schwarzes Augenpaar gebieterisch belebt waren. Er erhob sich nicht, als Camillo eintrat, sondern streckte ihm nur die Hand entgegen, welche der Sohn ehrfurchtsvoll küßte.

„Direct aus Wien?“ fragte er dann mit einer hellen Stimme, deren Klang sich während Camillo's Entfernung nicht geschwächt hatte.

„Auf grademe Wege, mein Vater,“ erwiederte der Sohn.

„Den Kaiser gesehen?“ fragte der Greis, seinen Blick noch immer prufend auf das männlich gewordene Antlitz Camillo's gerichtet.

„Ich habe dazu keine Gelegenheit gefunden,“ antwortete der Sohn. „Der Kaiser war in Schönbrunn, in Baden — ich habe ihn nicht gesehen.“

„Das ist mir sehr unlieb,“ sagte der Graf. „Du hättest Dich dem Hofe unsers Oberherrn vorstellen sollen — ein Arlinghieri würde nicht ungnädig empfangen worden sein. Du hast den Ansprüchen, die Dein Name an Dich macht, schlecht Genüge geleistet.“

„Ich gedachte vor Allem der Ansprüche meines Vaterlandes!“ entgegnete Camillo mit einem Anflug unwilliger Röthe.

„Nun?“ rief der Vater scharf.

„Ich bin vor Allem ein Italiener!“ sagte der Sohn. „Als solcher steh' ich durch eine breite Kluft von den Deutschen getrennt.“

„Hör' ich einen frechen Carbonaro oder den Sprößling eines Geschlechts, das sich rühmt, von jeher in den ersten Reihen der Ghibellinen gestanden zu haben?“ rief der Graf. „Wir, wir selbst, Lombarden, sind deutschen Stammes, der kaiserliche Aar hat Jahrhunderte lang seine Schwingen über uns gebreitet, Deine Väter waren stolz, ihr Blut gegen seine Feinde zu vergießen, für Hohenstaufen und Habsburg.“

„Mein Vater, Ihr sprecht von einer längstvergangenen Zeit,“ entgegnete Camillo. „Alle Verhältnisse haben sich geändert, die Partheinamen, deren Ihr gedenkt, sind längst verklungen.“

„Meinst Du, vorlauter Knabe?“ rief der Graf mit Hohn. „Ist nicht heut noch das Verhältniß geblieben? Schaart sich nicht Alles, was an Treue hält, unter das heilige Banner, während die Freunde der Anarchie überall geschäftig sind, Funken zu streuen, um bei dem Brande zu rauben, das Recht mit Füßen zu treten? Namen sind gleichgültig, wo die That spricht. Laß mich ein solches Wort nicht wieder hören, damit ich nicht fürchte, ein Arlinghieri könne von dem Gifte der Felonie angesteckt werden.“

„Laßt Euch die Ansicht, von der ich ausgehe, zu ruhiger Besprechung vorlegen,“ bat Camillo, dessen selbstständig gewordenem Geiste der Ton, in welchem der Vater zu ihm geredet, unerträglich fiel. „Ich bin überzeugt, Ihr könnt sie nicht verwerfen.“

„Ansicht?“ wiederholte der Greis. „Hast Du eine Ansicht gewonnen? Bist Du, ein Knabe von gestern, fähig, über Verhältnisse zu urtheilen, welche der Lauf der Zeiten gestaltet? Kennst Du etwa die Geschichte Deines Volkes, wie ich sie kenne, der Du von einer Kluft faselst, die man gern erst sprengen möchte? Ich befehle Dir zu schweigen. Mein Ohr ist nicht an modernes Geschwatz gewöhnt.“

„Vater, die Grundpfeiler alles Völkerwohls —“ begann Camillo dennoch.

„Sind zwei,“ unterbrach ihn der Graf. „*Treue* des Unterthanen, *Huld* des Oberherrn. Unser rechtmäßiger Oberherr ist der Kaiser, wir genießen seine Huld im reichsten Maaße und sind ihm Treue schuldig, wie die andern Völker Italiens ihren Fürsten. Diejenigen, die von einer sogenannten Einheit und Freiheit Italiens träumen, vergessen, daß es erst von den Römern zur Einheit *geknechtet* worden und seit dem Falle des Reichs immerdar getheilt gewesen ist. — Mußte ich glauben,“ fuhr er heftiger fort, „daß mein einziger Sohn, auf den das Geschlecht der Arlinghieri jetzt geschmolzen ist, sich zu den Ideen der Neuerungssüchtigen bekenne, daß er den alten Wappenschild seiner Ahnen, der stets auf der Seite kaiserlicher Majestät geblitzt hat wider Berengar, wider die Städte, wider die Römer, die Anjous von Napoli, und König Franz, mit Verrath zu beflecken fähig ist, daß er das hohe Kleinod für ein Hirngespinnst opfern könne, — bei der unbefleckten Jungfrau! ich verstieße ihn als einen Bastard und legte mich, der letzte Arlinghieri, in das Grab, dem Kaiser all' mein Gut hinterlassend!“

Das tiefgefurchte Antlitz des Greises hatte sich während der Rede noch bleicher gefärbt, als es gewöhnlich war, nur sein Auge flammte mit einer Glut, vor welcher sich Camillo's Blick zu Boden senkte. Nach einer so unumwundenen Erklärung wagte der Sohn keinen zweiten Versuch, sich mit dem Vater zu verständigen. Beide waren mit ihren Meinungen auf zu verschiedenem Boden gewurzelt, als daß sie sich jemals hätten vereinigen können, auch hatte sich Camillo nur durch die Aufwallung des Moments, als er sich gleich einem Schulknaben gemeistert sah, zu einer Erörterung hinreißen lassen, die er jetzt bereute. Er hatte aber nicht gelernt, der Macht des Augenblicks zu widerstehen.

3.

Seit Camillo's Heimkehr waren einige Wochen verstrichen. Der Vater hatte seine Autorität gegen ihn energisch behauptet, wie er überhaupt der Mann war, sie an allen Orten aufrecht zu halten. Wer den kleinen, schwächlichen Greis nur obenhin sah, wenn er im einfachen schwarzen Kleide auf einem großen Hengste langsamen Schrittes durch die Vignen ritt, zwei reich galonirte Diener hinter sich, der fühlte sich veranlaßt über die groteske Erscheinung zu lächeln, aber ein Blick in das strenge vornehme

Digitized by Google

Gesicht belehrte schnell eines Bessern, und wen das Auge des kleinen, alten Mannes in seiner vollen Stärke traf, der konnte sich seines Uebergewichts nicht erwehren. Camillo hatte sich ihm bald gefügt. Er tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß ihm die Pietät kein Auflehnen gestatte, und daß vielleicht in kurzer Zeit die Stunde der Emancipation schlagen würde, nicht durch den Tod, den er noch lange Jahre von dem theuren Haupte fern wünschte, sondern durch einen andern Umschwung der Dinge. Diesen fördern zu helfen, hatte er eine Reise nach Mailand und einigen Landsitzen befreundeter Männer gemacht. Der Vater war im Glauben an die Abtrünnigkeit seines Sohnes irre und dadurch freundlicher gegen ihn geworden, hatte ihm Empfehlungen an die ersten Behörden in Mailand mitgegeben, bei denen er selbst in höchster Achtung stand, und harrte der Rückkehr Camillo's mit gespannter Erwartung, weil er in seinem Schreiben den Wunsch ausgesprochen hatte, seinen Sohn in eine passende Laufbahn des Staatsdienstes zu bringen. Solches, meinte er, würde am besten geeignet sein, auch den letzten vielleicht noch glimmenden Funken des aufgenommenen Brandes zu ersticken, indem die eigene Einsicht in die Trefflichkeit der Regierung und den glücklichen Zustand des Landes die Thorheit, eine Aenderung um phantastischer Ideen willen zu wünschen, in das wahre Licht stellen müsse. Im Geheimen hatte er dann schon für eine passende Vermählung seines Sohnes gesorgt, um über die Erhaltung seines alten Namens beruhigt zu seinen Vätern zu gehen, welche letzte Reise, das fühlte er an der Abnahme seiner Kräfte, ihm täglich näher rückte.

Die Abendsonne, wenn sie mit goldnen Strahlen den Balkon des Hauses umschimmerte, lockte gewöhnlich den Greis aus dem Zimmer, um sich in der wohlthuenden Wärme zu erquicken. So saß er auch an dem Tage, wo er die Rückkehr seines Sohnes erwartete, in seinem Lehnstuhle unter den blühenden Gewächsen, mit denen der Balkon besetzt war, und sah bald in das Flammenmeer des Niedergangs, bald auf das weiße Band der Straße, das sich am Ufer des Sees daher zog und seinen Camillo bringen mußte. Er fühlte sich heut besonders hinfällig, und seiner ahnenden Seele schwebte der Gedanke vor, daß ihm wohl bald seine letzte Sonne untergehen werde. Er erschrak nicht davor, seiner Tage waren mehr geworden, als sonst den Menschen beschieden ist, er hatte alle seine Jugendgenossen, bis auf Camillo, seine Kinder, die Mehrzahl seiner Bekannten verloren, neue Bekanntschaften seit Jahren nicht gesucht und stand allein, selbst dem eigenen Sohne entfremdet, dem letztgebornen Spätling einer langen Ehe. Der Tod war ihm ein Freund.

„Meinen Niedergang umspielt die Glorie eines makellosen Lebens!“ dachte er, indem er sein Auge von der blendenden Sonne abwandte. „Möge die Zukunft meines Geschlechts ihm gleichen!“

Da bemerkte er, daß die Straße, zu welcher seine Blicke immer wieder flogen, nicht mehr einsam war. Eine Reitercolonne bewegte sich daher, durch den Staub blitzten die Helme und Kürasse, und die weißen Collets machten sich fernher bemerkbar.

„Seh' ich euch vielleicht auch zum letzten Male, ihr tapfern Krieger Oesterreichs?“ dachte der Greis. „Kommt ihr, mir die letzte Ehre soldatischen Begräbnisses zu erweisen, der ich auch unter dem Adler gedient?“

Sie lenkten rasch zum Schlosse, der Trab ihres Hufschlags donnerte über die Brücke des Baches, welcher sich unfern der Gärten in den See ergoß. Dem Grafen war es unerklärlich, was ihm diesen militairischen Besuch verschaffe, da sein Wohnsitz entlegen von der großen Straße auch in Kriegsjahren nur höchst selten bewaffnete Gäste gesehen hatte. Er stand auf und begab sich in den Saal, um die Meldung zu erwarten. Sie kam schnell, der kaiserliche Rittmeister, Baron Werffen, ließ um ein Paar Minuten Gehör bitten. Des Dieners Gesicht schien bestürzt, doch verschmähte der Graf, die Frage an ihn zu thun, welche seine übervolle Zunge gelöst hätte, und winkte nur Gewährung auf das Gesuch des Officiers.

Dieser trat ein. Es war ein Mann in der Blüthe der Kraft, sein offenes, männliches Gesicht verrieth deutsche Treuherzigkeit, deren Ausdruck wohl zu dem gutmüthigen Blicke seiner schönen blauen Augen paßte. Nicht ohne Verlegenheit nahte er dem kleinen Greise, der ihm so weit entgegentrat, als es sein Rang zu gestatten schien, und den Krieger seines verehrten Monarchen höflich empfing. Baron Werffen verbeugte sich und sprach in geläufigem Italienisch:

„Es ist mir ein Auftrag geworden, der für einen Mann von Gefühl schmerzlich sein muß. Doch meine Ordre möge mich bei Ew. Excellenz entschuldigen.“ Er zog ein versiegeltes Schreiben hervor, das an den Grafen Arlinghieri adressirt war, dann entfaltete er seine Ordre. Der Graf hatte aber schon das Schreiben, das ihm galt, erbrochen und las, was an den letzten Stützen seines Daseins rüttelte. Die oberste Landesbehörde benachrichtigte ihn mit aller Schonung, auf die er Anspruch hatte, mit der vollsten Anerkenntniß seiner eignen Verdienste und bewährten Treue, daß sich sein Sohn habe verleiten lassen, an einer staatsgefährlichen Verbindung Theil zu nehmen und daß man sich deshalb genöthigt sehe, seine Verhaftung zu verfügen.

Das Schreiben entsank fast den zitternden Händen des alten Mannes, aber sein Blick hatte nichts von der frühern Festigkeit verloren, als er den Rittmeister, welcher unruhig seinen Helm in den Händen drehte, in deutscher Sprache frug: „Sie haben welchen Auftrag?“

Werffen überreichte achselzuckend seine Ordre. Sie autorisirte ihn, den Grafen Camillo Arlinghieri zu verhaften und, für dessen sichere Bewachung verantwortlich, nach Mailand zu escortiren.

„Mein Sohn ist noch nicht von Mailand zurück,“ sagte der Graf mit bebender Stimme.

„Er ist von dort abgereist,“ erwiederte der Officier. „Sein Weg ging hierher.“

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß er nicht hier ist,“ sagte der Greis. „Mein Ruf wird dem Worte Geltung verschaffen.“

„Da ist kein Zweifel!“ rief der Deutsche. „Werden mir Ew. Excellenz verzeihen, daß ich Ihnen diese traurige Botschaft —“

„Sie thun nur Ihre Schuldigkeit, mein Herr,“ unterbrach ihn Arlinghieri. „Es ist mir ein schwerer Gram; nicht um das Schicksal meines Sohnes, sondern um sein Verbrechen. Sagen Sie das Sr. k. k. Hoheit. — Und nun thun Sie, was Ihr Dienst verlangt.“

Der Officier fühlte, daß jedes Wort, selbst der Theilnahme, verletzend sei; er verbeugte sich mit einem stummen Blicke, der dies Gefühl aussprach, und entfernte sich. Als der Greis allein war, schlug er die Hände zusammen und sank kraftlos in einen Sessel. Die harrenden Diener warteten bis tief in die Nacht auf den Schall der Klingel, welche sie rief, ihren Herrn zu entkleiden.

Baron Werffen hatte seine Kürassiere aus der Umgebung des Schlosses zurückgezogen, weil er unbedingt dem Ehrenworte des Grafen traute und annahm, daß der Geächtete auf seiner Rückreise noch einen Umweg gemacht habe, der ihn bis jetzt aufgehalten. Seit er den stummen Schmerz des alten Vaters gesehen hatte, konnte sich der Officier des geheimen Wunsches nicht erwehren: Camillo möge gewarnt worden sein. „Wenn er entflieht,“ dachte der ehrliche Deutsche, „und zu den Franzosen geht, wie alle Rebellen, so kann er uns nichts mehr schaden. Oder er wird vielleicht von einem Andern arretirt, als von mir. Das wäre mir auch recht. Ich wollte mit Freuden auf einen offenen Kampf mit den Ruhestörern ausreiten, aber dieses Commando drückt mich. Wenn man nicht geradezu schon bewaffneten Widerstand vermuthet hätte, würden sie auch wohl nicht Truppen dazu requirirt haben. — Ich werde Gott danken, wenn meine Versetzung — was ja nächstens geschehen muß — bestätigt wird.“ Unter solchen Gedanken traf er seine Anstalten, um den jungen Grafen, er möchte kommen, von welcher Seite er wollte, in Empfang zu nehmen. Er selbst legte sich in ein Winzerhaus in's Quartier.

Am andern Morgen hörte er, daß der alte Graf erkrankt sei; es traf ihn schmerzlich, wenn er auch das willenlose Werkzeug, ihm weh zu thun, gewesen war. Der Tag verging, ohne daß sich eine Spur von dem Gesuchten zeigte. Schon wollte der Rittmeister eine Ordonnanz abfertigen, als ihm selbst eine zuging, welche ihn abrief. Mit freudigem Herzen zog er seine Leute zusammen, erkundigte sich noch einmal nach dem Befinden des alten Herrn und da er hörte, daß er wieder ziemlich wohl sei, marschirte er sehr erleichterten Gemüthes ab.

Dem Untergebenen wird selten der Grund, warum er handeln muß, mitgetheilt. Hier war es die Ueberzeugung, welche man nach einer Aussage bereits verhafteter Freunde Camillo's gewonnen glaubte, daß er, von der Gefahr, die ihm drohte, benachrichtigt, sein Heil in der Flucht gesucht hatte. Der Beamte, der ihn aus den Augen gelassen hatte, sah sich durch diese Wendung außer Verantwortlichkeit gesetzt und that das Seinige, die Entweichung des jungen Grafen glaublich zu machen. Baron Werffen erhielt schleunige Contreordre und der greise Arlinghieri sah wiederum vom Balkon seines Schlosses die in der Ferne zum Abmarsch sich sammelnden Panzerreiter, welche er mit ganz andern Gefühlen hatte kommen sehen.

Zwei Tage waren seitdem vergangen, als plötzlich Camillo erschien. Er hatte einen Freund besucht, den er vergebens getrachtet hatte, in sein Interesse zu ziehen; dadurch war der Aufenthalt entstanden, dem er jetzt seine Freiheit zu danken hatte. Der Vater ließ ihn, sobald er seine Heimkehr erfuhr, zu sich rufen. Camillo hatte noch keine Ahnung, daß seiner Genossen frevelhaftes Spiel verrathen, er selbst geächtet sei; er gehorchte dem Rufe seines Vaters mit heiterm Muthe.

Auf seinem Sessel ruhte Graf Arlinghieri, seine Blässe war

Digitized by Google

die eines Todtkranken, er reichte dem Sohne nicht einmal wie gewöhnlich die Hand zum Kusse. Camillo erschrak vor dem Ansehen des Greises und eilte, ihm seine Ehrfurcht darzubringen.

„Zurück, Hochverräther!“ donnerte ihm der Alte mit ungeschwächter Stimme entgegen.

Camillo, durchzuckt von dem Worte, blieb wie angewurzelt auf seiner Stelle, seine Auge suchte verwirrten Blickes eine Erklärung.

„Wage es nicht, meine Hand durch Deinen unreinen Hauch zu beflecken!“ fuhr der Vater fort. „Ich sollte wie Brutus handeln, der allen Zeiten ein erhabenes Beispiel aufgestellt hat, ich sollte Dich selbst in Ketten werfen und der strafenden Gerechtigkeit, welche Dich sucht, übergeben — aber meine Schwäche ist jener hohen Römertugend nicht fähig!“

„Mein Vater! Mein Vater!“ unterbrach ihn Camillo schwindelnd. „Welches unselige Mißverständniß!“

„Es waltet keins mehr!“ rief der Alte. „Dein Verbrechen liegt am Tage. Du hast unsern Namen entehrt, hast ihn unter die Fluchbeladenen gereiht — ich weiß Alles! Dein Haupt ist geächtet, das beleidigte Recht der Majestät fordert Dein Blut!“

„Großer Gott, was ist denn geschehen, daß Ihr so sprechen könnt?“ schrie Camillo.

„Ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen,“ sagte der Greis hart. „Zieh jenes Fach auf, nimm, was es enthält, es ist viel. Mir aber lasse den Namen Arlinghieri zurück, ich gab ihn Dir, ich nehme ihn wieder; mein Fluch treffe Dein Haupt, wenn Du jemals auch in den fernsten Zonen Dich wieder anmaßest, ihn zu führen!“

Camillo stand zerknirscht und hob nun beide Hände flehentlich gegen den Unbarmherzigen auf.

„Hinweg mit Dir, ehe der Henker Dich ergreift!“ sagte der Alte heftig. „Nimm, ich befehle es Dir, das Gold dort und flieh! Wenn Du in einer Stunde noch in meinem Hause bist, so lasse ich Dich der Gerechtigkeit verfallen sein.“

Mit einer wüsten Brandung im Hirn that Camillo mechanisch, was ihm geheißen war, er öffnete das Fach im Schranke, nahm das Packet, das schon versiegelt für ihn bereit lag, und kehrte sich dann zu seinem Vater: „Soll ich ohne Deinen Segen —“

„Er kann Dir nichts helfen!“ sprach der Greis mit seiner letzten Anstrengung, und winkte nach der Thüre.

Camillo stürzte hinaus.

Als sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte, starrten des Vaters Augen noch eine Weile ihm nach, dann verhüllte er sie plötzlich, als schäme er sich der menschlichen Regung, die ihn überkam, und saß lange, den Kopf in das Taschentuch gesenkt, das seine zitternde Hand kaum zu halten vermochte. Hätte ihn Camillo jetzt gesehen, wie der Gram, den er ihm verursacht, den alten Mann so ganz niederbeugte, die bitterste Reue würde sein Herz erfaßt haben; aber den Fliehenden begleitete nur das Bild des steinharten Greises, der ihn unerbittlich, wie das Fatum der Alten, hinausstieß, alle Bande zerreißend, die ihn noch an ihn knüpften. Das gab ihm Spannkraft und stählte seine Nerven, auch das Bitterste zu tragen.

Die Stunde der Weichheit ging vorüber. Graf Arlinghieri erhob sich und wankte an seinen Schreibtisch. Dort schrieb er den letzten Brief seines Lebens, das Document, das noch einmal die unerschütterliche Treue des vielgeprüften Mannes kund that, an seinen Kaiser.

4.

Wenige Fragen, welche der junge Graf an die Dienerschaft that, waren hinreichend gewesen, ihn über die Art, wie sein Vater zur Kenntniß des unseligen Geheimnisses gekommen war, aufzuklären. Er hörte, daß ein Commando kaiserlicher Reiter hier gewesen, nach ihm geforscht, alle Wege besetzt habe, und daß Niemand aus dem Bezirk des Schlosses gelassen worden sei. Schwere Besorgnisse fielen auf sein Herz und erdrückten alle sanguinischen Hoffnungen, welche er genährt hatte. War es denn möglich? Konnte das Geheimniß des Bundes verrathen sein, da alle Vorsicht bis in's Kleinliche beobachtet worden war! Wer gab ihm Licht? Wohin sollte er sich wenden? Durfte er wagen, öffentlich nach Mailand zurückzukehren, wo vielleicht alle seine Freunde schon der strafenden Macht überantwortet waren und er sie nicht mehr retten, nur ihr Schicksal theilen konnte?

Aus dieser Ungewißheit riß ihn ein Eilbote eben jenes Bekannten, den er gestern noch vergeblich für seine unlautere Sache zu gewinnen getrachtet hatte. Er brachte ihm ein Schreiben, das ihn dringend einlud, ohne allen Aufenthalt zu ihm zurückzukehren, weil er ihm Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen habe. Was konnte das sein? Hatte Brunelleschi — so hieß der Freund — seine Meinung geändert und wollte er jetzt, da es freilich zu spät schien, beitreten? Oder hatte er von dem unglücklichen Scheitern des Planes gehört und dachte Camillo zu warnen? Eine schlimmere Deutung, als wollte er ihn in eine Falle locken und verrathen, stieg zwar auch momentan vor dem Zweifelnden auf, aber er verwarf sie mit Unwillen und eilte, der Aufforderung Genüge zu leisten. Mit welchen Gefühlen verließ der Geächtete sein Vaterhaus! Er beugte sich, so lange er es sehen konnte, aus dem Wagen, ob es ihm gelingen werde, das Silberhaupt seines Vaters noch einmal zu erblicken; — vergebens! Die Berge traten vor und entzogen ihm die letzte schimmernde Säule der Villa: dem Jünglinge war, als sei es die Stütze seiner Zukunft.

Er hatte den Anlaß errathen, welcher den Freund — das war ihm Brunelleschi, wiewohl sie in ihren Meinungen nicht übereinstimmten — bewogen hatte, ihn zu sich zu entbieten. Eine Nachricht aus Mailand hatte ihm die Entdeckung der Pläne, zu denen er seinen Beitritt versagt hatte, verkündigt, die energischen Maaßregeln der Regierung waren ihm gleichfalls zu Ohren gekommen, er liebte Camillo wahrhaft und sah ihn in Gefahr: der Wunsch, ihn zu retten, überwog jede andere Rücksicht. Der Zufall gab ihm das leichteste Mittel dazu an die Hand. Er selbst hatte im Begriff gestanden, eine Reise nach Wien anzutreten und sich einen Paß der Landesbehörde ausgewirkt; diesen trat er jetzt an Camillo ab: „In Wien,“ sagte er, „bist Du am sichersten. Mich kennt Niemand dort, Du selbst hast es nur im Fluge berührt. Trage meinen Namen, so lange es Dir behagt, von Wien aus wird man Deinem Fortkommen auf den Grund meines Passes keine weitern Schwierigkeiten in den Weg legen, aber freilich lange darfst Du Dich nicht aufhalten. Laß Dich nicht etwa durch eine schöne Wienerin fesseln.“

Camillo, welchem dies Wort die wunderliebliche Erscheinung zurückrief, welche er im Prater ein Paar kurze, schöne Momente gesehen und gesprochen und die sich seitdem oft in seine Träume gemischt hatte, erwiederte seufzend: „Dazu ist keine Aussicht. — Deinen Namen übrigens habe ich schon einmal geführt: — es war, als leite mich eine Inspiration. Ich zweifle nicht an meinem guten Sterne, da er mich schon so oft wunderbar geleitet. Man sollte dem Zuge, der uns zu manchem Thun treibt, nicht widerstreben.“

Brunelleschi bemerkte, daß eine solche Lehre sehr gefährlich sei und am Ende zum Quietismus führen könne, jener abscheulichen Concession für die sündhaftesten Regungen — und fragte dann nach dem Anlaß. Camillo erzählte ihm sein Abenteuer mit dem umgestürzten Wagen, wo er, gewarnt durch eine innere Stimme, den Namen Brunelleschi, der ihm als eines lieben Freundes zuerst eingefallen sei, usurpirt habe. Brunelleschi fragte besorgt nach dem kaiserlichen Officier, ob er ihn vielleicht kenne, und beruhigte sich, als er dessen Namen hörte, der ihm gänzlich fremd war. — Eine Stunde später saß Camille im Reisewagen und fuhr dem Norden zu, wohin er nicht so schnell zurückzukehren gedacht hatte. Seine Brust hob sich schmerzlich, als er die Fluren des geliebten Vaterlandes an sich vorüberfliehen sah, er wiederholte die Verse des einzigen fremden Dichters, den er liebgewonnen hatte, weil er sein Vaterland mit Begeisterung feierte, Lord Byrons, in seinem herrlichen Fragment: Dante's Prophezeihung:

„Italien, Du, deß ewig goldne Fluren
Der Sonnenstrahl nur pflügt —“

Als ihn aber die Alpennatur wieder umfing, die Luft der Berge mit frischem Hauch seine Stirn kühlte und Alles um ihn groß, gewaltig, erhaben war, da wich die wehmüthige Regung wieder, und seine Seele hob die Schwingen. Träume der Wiederkehr berauschten sie und „überwölbten ihm,“ wie es in demselben Gedicht heißt, „durch ein Siegesthor die Stirn!“

Mit der Zeit nahm ihn auch die Gegenwart in Anspruch: sein lebenslustiger Sinn warf alle Sorgen hinter sich und fand jetzt erst wahre Freude an seiner glücklichen Flucht. Er war frei, hatte Geld in Ueberfluß und für den Namen, den er hatte zurücklassen müssen, einen andern, gleich guten Klanges, eingetauscht. Wenn das sein deutscher Freund gewußt hätte! Hier war echter Humor, den Friedrich nirgend anerkennen wollte, so oft er auch mit sogenannten Humoristen zusammentraf.

Die Reise wurde in sehr kurzer Zeit zurückgelegt. Camille kam in Wien an, vermied den bekannten Gasthof in der Leopoldstadt, wo er das vorige Mal mit seinem Freunde gewohnt hatte, und quartierte sich in das Hôtel de Londres ein. Seine Legitimation auf dem Polizeibüreau war beseitigt, wenn gleich nicht ohne sehr detaillirte Fragen, zu denen die obwaltenden Verhältnisse im lombardisch-venetianischen Königreich vollen Grund gaben; er hatte seine Aufenthaltskarte auf eine längere Zeit ausstellen lassen, als er zu bleiben gedachte, und wanderte nun wohlgemuth über die Ferdinandsbrücke dem Prater zu, um den

Ort wieder aufzusuchen, wo er einst die schönsten Augen, die er jemals erblickt, gesehen hatte. Vielleicht war ihm der Zufall, der schon so oft mit ihm im Bunde gestanden hatte, hold und führte ihn wieder mit der reizenden Bianca zusammen. Er wußte, daß sie diesen Namen besaß, er kannte auch den ihrer Mutter, welcher zufällig von einem ihrer Begleiter in der Anrede genannt worden war.

Der Prater stand in der vollen Pracht seines Herbstschmuckes; Gold und Purpur belaubte die hohen Bäume, unter denen hier und da noch ein Stamm sein strotzendes Grün der Zweige behauptete, wie auch der Rasen in ungebleichter Färbung seine schwellenden Matten. Es war Samstag und volle Mittagstunde. Die Alleen, welche sonst ein buntes, fröhliches Treiben belebte, waren ziemlich einsam, nur wenige verspätete Spaziergänger zogen der Stadt zu; erst auf der sogenannten fünften Allee, der vorzugsweis nobeln, fanden sich noch Equipagen und Reiter, welche der Sonnenschein in das vortheilhafteste Licht setzte. Graf Camillo schritt langsam in der Baumreihe dahin, welche den Fußgängern bestimmt ist; er musterte neugierigen Auges jeden Wagen, der mit Damen daherrollte; auch ihn traf mancher Blick aus schönen Augen, denn seine schlanke Gestalt war zu edel, sein Antlitz zu blühend, um nicht selbst in der Entfernung aufzufallen. Aber die er suchte, fand er nicht. Endlich warf er sich, verstimmt über die getäuschte Hoffnung, die allerdings sehr viel vom Zufall verlangte, auf eine Bank und ließ den allmälig verrinnenden Strom der Spazierenden an sich vorüber ziehen. Wie nun endlich kein Wagen mehr kam und seine Uhr ihn selbst an die Tafelzeit erinnerte, gerieth er in die mißmuthige Laune, welcher Charactere seiner Art, die Alles, was sie fordern, um jeden Preis durchgesetzt wünschen, nur zu leicht unterworfen sind, da es leider im Leben mehr getäuschte, als gekrönte Hoffnungen giebt. Er wollte eben aufstehen, als noch ein Fußgänger daher geschlendert kam, ihn durch ein Doppelglas betrachtete und sich ohne Umstände neben ihn auf die Bank warf.

„Mit Ihrer Erlaubniß!" sagte der Dreiste im norddeutschen Dialect. „Einziges Wetter! — Ich weiß nicht, ob ich schon die Ehre gehabt habe —"

Graf Camillo stand auf, maß ihn sehr vornehm und wollte sich, flüchtig den Hut rückend, entfernen. Aber die echten Söhne der norddeutschen Metropole lassen sich nicht so leicht imponiren. Der lange, blasse Mensch, dessen Alter, wie es ein Vorrecht dieser Gattung ist, sich nicht so leicht errathen ließ, stand ebenfalls auf und schickte sich an, den Grafen zu begleiten.

„Ich präsentire mich Ihnen," sagte er, seine Cigarre ablasend. „Sie könnten glauben, mit einem Suitier von der Elle zu thun zu haben, einem „Reisenden," wie sie sich nennen, daher kein anderer Mensch mehr so heißen, sondern Tourist genannt werden will. Ich bin weder ein Reisender, noch ein Tourist, sondern Assessor: ich sitze bei! Sie haben es wohl gemerkt?"

Bei dieser Witzelei, deren Pointen, wenn sie überhaupt solche besaß, dem Italiener ganz verloren gingen, beschäftigte sich der Lange mit seiner Cigarre, lachte sich dann Beifall und sah Camillo auffordernd an. Als dieser jedoch die Lippen verächtlich kräuselte, rief er: „Wenn ich Sie recht verstehe, so verstehen Sie mir nicht. Sind wohl kein Wiener?"

„Nein, mein Herr!" sagte Camillo, drehte sich kurz um und schlug die Richtung quer durch den Wald ein. Umsonst! Der Unabweisliche befand sich wiederum an seiner Seite.

„Sie sind ein Liebhaber von Graswuchs," sagte er. „Gott ja! In unserm Thiergarten sucht man ihn mit den Jümellen vergebens. Waren Sie in Berlin, mein exotischer Freund?"

„Herr, ich bitte, daß Sie mir den Titel Freund ersparen," rief Camillo, dessen südliches Blut nicht lange gereizt zu werden brauchte. „Wir haben nicht einen Weg, also empfehle ich mich Ihnen."

„Mein Herr Etranger, Sie beleidigen mich absichtlich," sagte der Berliner gelassen. „Ohne Leidenschaft! sag' ich Ihnen. Ich heiße Baron Mohnike. Wer sind Sie, ausländisches Gewächs!"

Der höhnische Ton fast noch mehr, als der Inhalt der Rede, entflammte Camillo's Zorn. Er nannte heftig seinen Namen, den wahren, ohne in der Leidenschaft zu bedenken, wie er sich dadurch gefährde; dann forderte er den Lästigen, den er gern mit dem Stocke abgefertigt hätte, aus Rücksicht auf seinen Freiherrntitel, dem theuern Gewinn der väterlichen Nadel, auf Pistolen.

„Abgemacht, Sela!" sagte der Berliner. „Pistolenvergnügen, hier, morgen früh sechs Uhr — es ist aber eklicher Thau, alte Seele, oder sagt er Ihrer tropischen Natur zu!"

Camillo, hochroth im Gesicht, nahm eine so drohende Stellung an, daß Baron Mohnike für klüger hielt, von ihm abzulassen.

„Sie besorgen die Dampfmaschinen, nicht wahr?" sagte er zurücktretend. „Jeder bringt einen Secundanten mit, ich schaffe Frühstück. Oder lassen wir den ganzen Witz und trinken eine Flasche Tokaier zusammen? Ich bezahle sie."

„Es bleibt bei dem Rendez-vous," erwiederte Camillo abstoßend.

„Auch gut! Ich bin kein Verächter von Rendez-vous!" sagte der Berliner. „Ihren Namen bitt' ich noch einmal" — er zog seine Brieftasche.

Camillo reichte ihm unbesonnen eine Karte. Diese las der Lange, steckte sie zu sich und sagte, sich verabschiedend: Verzeihen Sie, daß ich geboren bin! Ich freue mich sehr, Ihre vampyrische Bekanntschaft gemacht zu haben." Damit stieg er mit weiten Schritten durch das Gras wieder der Allee zu und Camillo verfolgte seine Richtung, bis er auf den nächsten Pfad gelangte, den er nach der Stadt einschlug. Er war in einer gereizten Stimmung. Noch niemals hatte er Gelegenheit gehabt, mit gemeinen Berlinern zusammen zu treffen, und Jeder, dem es zuerst geschehen, wird zugeben, daß ihre schale, elende Witzelei, die sich über Alles ergießt, ohne Salz und Geist, ihre Arroganz, selbst ihre aus tausend schlechten Theaterpossen zusammengeflickten Redensarten, im Stande sind, auch einen ruhigen Mann, der sonst gewohnt ist, Albernheiten nur zu belächeln, in eine feindselige Stimmung zu bringen. Hat es nun gar der Berliner durch Geld oder den Freiheitskrieg zu einem Range gebracht, der ihm nicht in der Wiege bestimmt gewesen, so bläht er sich, wie der Frosch in der Fabel, und seine gemeine Natur fällt in den Zirkeln, die ihn dulden müssen, um so widriger auf, als es keine Mittel giebt, sich seiner Vertraulichkeit zu erwehren. Jedes Blähen eines Menschen ist überhaupt ein Zeichen, daß er eine Stellung bekleidet, in welcher er selbst erstaunt ist, sich zu finden; er dürstet dann nach Ehrenbezeigungen, weil er das unbewußte Gefühl in sich trägt, sie persönlich nicht zu verdienen, er ist stets sur le qui vive, ob ihm auch die schuldige Achtung bezeigt wird, und sieht in seiner Armuth an achtunggebietenden Gaben kein anderes Mittel, sie zu behaupten, als die Grobheit, das geistige Faustrecht.

Baron Mohnike hatte nun freilich den Freiheitskrieg nicht anders mitgemacht, als daß er mit den ersten durch Berlin sprengenden Kosacken als Straßenjunge Hurrah geschrien und einen verwundeten französischen Voltigeur mit dem Blaserohr aus dem Fenster geschossen hatte; er bekleidete daher keinen militärischen Rang, aber er besaß Geld und war Baron, so gut wie der älteste Edelmann der Mark, wie ein Quitzow und Rochow, dessen Ahnen einst die seinigen niedergetreten hatten. Ueberdem war er angesehen in den reichsten Bankierhäusern, sein Witz wurde von den Damen mit wohlwollendem Gelächter goutirt: „Mohnike ist einzig!" hatte er überall gehört, er wußte Göthe, den literarischen Herrgott der Berliner Juden auswendig, verachtete Schiller und alles Gefühlswesen tief, konnte alle Scenen der Ranteliteratur, der blühenden seiner Vaterstadt, die den Typus ihres Volkswitzes allein zu würdigen und über die bittere Verachtung von außen zu trösten versteht, mit obligaten Grimmassen recitiren und hatte sein drittes Examen gemacht. Sollte er, der einzige Mohnike, der daheim ungestraft an Jedem seine Witzeleien versuchte, hier in Wien, von dessen Bewohnern er selbst schon tausend Anecdoten erzählt hatte, seine Ueberlegenheit der Zunge nicht bethätigen dürfen? Sollte ihm so schnell nach seiner Ankunft ein ausländischer Hitzkopf über den Weg laufen, der nicht Spaß verstand und ein anderes Gefecht beliebte, als ein Zungengefecht? Er ging, mit seinem Unstern hadernd, nach Hause, fest entschlossen, sich nicht zum Zweikampf zu stellen. „Wien ist groß!" dachte er. Als er in seinem Zimmer war und sich im Spiegel besah, sprach er: „Mohnike, Du siehst miserabel aus. Der große Rante würde sagen: —"

Doch wir verschonen unsere Leserinnen mit Rante's Aussprüchen, welche der Baron im Tone des beliebten Schauspielers, der jenen Heros dem wiehernden Auditorium vorzuführen pflegt, emphatisch declamirte. Dann zog er die Karte hervor, las: Camille Comte d'Arlinghieri und warf sie auf den Spiegeltisch. „Ein italienischer Franzose!" murmelte er. „Lassen wir ihn! Diese Kamille würde mir zu bitter schmecken."

5.

Dem Grafen war es Ernst mit dem Zweikampfe. Er fand zwar den Anlaß bei kaltem Blute etwas geringfügig, aber er hatte einmal in der Leidenschaft die Ausforderung gethan und wußte seinen Gegner überdem nicht zu finden, auch wenn er sich hätte mit ihm verständigen wollen. Sogar der Name, wie wohlklingend ihn auch der Eigner zu moduliren wußte, war ihm nicht eindrücklich geblieben. Er schickte sich also an, das Nöthige für den andern Tag vorzubereiten. Sein Haus war bald bestellt.

Digitized by Google

Er hatte Niemand, auf den er Rücksicht zu nehmen brauchte; wenn er fiel, weinte ihm kein Auge nach. Sein Vater hatte ihn verstoßen, seine Freunde wußten nichts von ihm und hatten über ihr eignes Schicksal zu klagen, Friedrich war vielleicht schon auf der Ueberfahrt nach Amerika und wenn er einst zurückkehrte, blieb ihm die Thräne um den Freund erspart, der in ein namenloses Grab gesunken war. So dachte Camillo. Er schrieb keinen Brief, er versiegelte nur seine Papiere und sein Geld, bis auf eine Summe, welche seine Rechnung und vielleicht — das erfüllte ihn doch mit einem Schauder! — sein Begräbniß deckte, und adressirte das Packet an den Grafen Marco Arlinghieri. Dann ging er aus, Pistolen zu kaufen. Seine größte Verlegenheit war, sich einen Secundanten zu verschaffen, da er in Wien Niemand kannte.

Als er in den Waffenladen trat, erinnerten ihn die verschiedenen Gewehre an eine halbvergessene Liebhaberei seiner jüngern Zeit, wo er, ein leidenschaftlicher Verehrer der Jagd, auf dem heimathlichen Schlosse so viel Gewehre zusammengekauft hatte, daß es ihm der Vater endlich verbot. Er musterte die neuen Erfindungen, fragte hier und da nach dem Preise und hatte alles Ernstes im Sinn, ein Gewehr, das ihm besonders gefiel, zu kaufen, als der Händler ihm sagte, daß es bereits verkauft sei, und zwar an einen Rittmeister von — Küraſſier, Baron Werffen.

Werffen! Der Name fiel Camillo, wie ein schon gehörter, auf, es bedurfte nur eines kurzen Besinnens, um ihn zu überzeugen, daß es der Name jenes Officiers sei, welcher ihm auf der Reise einen Dienst erwiesen hatte.

„Ist Baron Werffen hier?“ fragte er den Kaufmann, indem eine rasche Hoffnung ihm sagte, daß er in ihm einen Secundanten finden könne.

„Noch nicht, aber er wird erwartet,“ antwortete der Händler. „Das Gewehr sollte ihm nachgeschickt werden, es war schon vor seinem Abmarsch bestellt, aber gestern erhielt ich den Avis, mit der Sendung inne zu halten, weil der Baron zurück versetzt sei und vielleicht in kurzer Zeit eintreffen werde. Ich will die Flinte oben abgeben lassen.“

„Wohnt er bei Ihnen im Hause?“ fragte Camillo leichthin, mit andern Gedanken beschäftigt.

„Nein, aber eine Tante von ihm,“ erwiederte der Mann. „Interessirt es Sie, etwas Bestimmteres über die Rückkehr des Barons zu erfahren, so will ich heut noch einmal fragen und es Ihnen zu wissen thun, wenn Sie mir Ihre Adresse geben.“

„Es interessirt mich nur für den Fall, daß er vielleicht heut noch eintrifft,“ sagte Camillo, neu gespannt. „Erkundigen Sie sich sobald als möglich und avertiren mich im Hôtel de Londres. Ich bin Graf Brunelleschi.“

Der Waffenhändler verbeugte sich, strich das Geld für die Pistolen ein und versprach selbige mit der genauesten Nachricht über des Barons Rückkehr nach dem bezeichneten Hôtel zu senden. Camillo verließ den Laden und suchte seine Wohnung wieder auf, wo er in unerfreuliche Betrachtungen sank. Zu welcher Formlosigkeit waren seine Hoffnungen herabgesunken! Was hatte er von seiner Zukunft geträumt und wie stand sie jetzt vor seiner Seele! Er war ein namenloser Flüchtling, über dessen Haupte das Schwert des Damokles hing; damit nicht genug; ihm drohte der Tod von einer Hand, die er kaum kannte, und wenn er entrann, war er ein Mörder, an dessen Fersen sich die Erinnyen heften mußten. An diesen Fall hatte er bis jetzt kaum gedacht. Es riß ihn empor, er mußte für sein Fortkommen sorgen. Wohin aber? Nach Norddeutschland am sichersten! Von dort fand er die wenigste Schwierigkeit, seine Zuflucht nach Frankreich oder England zu nehmen. Er traf sofort Anstalt, sich einen Paß zu verschaffen; der seinige lautete nur auf Wien, war aber ganz neu und gut beglaubigt, Dringlichkeit der Umstände riefen den Eigner nach Berlin, sein Name stand in vollkommener Integrität, es war kein Grund vorhanden, sein Gesuch abzuschlagen, und noch am Abende wurde der Paß, nach Berlin visirt, für den Grafen Hettore Brunelleschi ausgefertigt.

Camillo erinnerte sich jetzt auch der großen Unvorsichtigkeit, zu welcher ihn der Moment des Zornes gestern hingerissen hatte. Er wußte nicht genau, ob er seinen wahren Namen genannt, aber wohl, daß die Karte, welche sich unglücklicher Weise noch in seiner Tasche befunden, diesen richtigen Namen trug. Wie leicht konnte er dadurch verrathen werden und seine ganze Laufbahn, die er sich im Geiste mit der lichtesten Glorie verklärt hatte, höchst kläglich auf dem Spielberg — diesem Schreckensworte, dessen bloßer Name schon die italienischen Mißvergnügten erschreckte — endigen! Der Boden brannte ihm unter den Füßen, er wünschte die Nacht vorüber und sich selbst vor die schwarze Mündung, um nur recht bald dieser Ungewißheit überhoben zu sein.

Die Nacht verging ihm schlaflos. Mit seinem Schicksal zerfallen, mit sich selbst, der sich dies Schicksal bereitet hatte, raffte er sich vom wüsten Lager auf, ehe noch der Morgen graute; die Augenlider brannten ihm, das Hirn schmerzte, er ekelte sich unaussprechlich vor dem Leben, das ihm so lockende Kränze — Lorbeern und Rosen! — vorgegaukelt hatte, um sie ihm zu entreißen, da er schon die Hand danach ausstreckte. Was bot ihm die Zukunft? Welches Ziel konnte er sich noch stecken? Sollte er, der Verbannte, fremden Kriegsdienst suchen, sein Blut für Interessen verspritzen, die ihm höchst gleichgültig waren? Oder sein verfehltes Dasein ohne bestimmten Lebenszweck nur von Tag zu Tage schleppen, sich in den Strudel der Genüsse stürzen, um es nach jenes antiken Philosophen Lehre so schnell als möglich zu enden? Was blieb ihm als Stab in der Fremde?

Da stellten sich zwei treue Bilder seinem Geiste dar und schienen ihm Trost zuzusprechen. Es waren seine Mutter und sein deutscher Freund. Manches Wort, manche Warnung, die er von ihrem Munde gehört und doch nicht beachtet hatte, klang zwar strafend wieder in sein Ohr, aber auch Trost fand er in der Erinnerung, und wenn er die Stimme, die jetzt in seinem Herzen erwachte, recht verstand, sie immer sein Lebelang bei jedem Wendepunkt achtsam befragte und sie niemals von dem Tosen der Leidenschaft übertäuben ließ, so war seine Zukunft reicher an wahrem Glück, als er sie jemals geträumt hatte!

Endlich schien es Zeit. Ein Fiaker war besorgt. Camillo hatte seine Rechnung im Gasthofe bezahlt, alle seine Habseligkeiten mit sich genommen, um sogleich nach abgemachter Sache, wenn ihn das Glück — entsetzliches Glück! — verschonte, der nächsten Linie zueilen zu können, wo ein Wagen mit Postpferden ihn erwartete. Daß er keinen Secundanten mit sich brachte, war ihm jetzt gleichgültig. Noch am späten Abend hatte er einen Zettel von dem Waffenhändler bekommen, der ihn benachrichtigte, daß Baron Werffen erst in einigen Wochen eintreffen werde; er hatte es nicht anders erwartet und das Papier, als ihm der erste flüchtige Blick den Kern seines Inhalts entdeckt, zerknittert auf die Erde geworfen, mit andern wichtigern Dingen beschäftigt.

In der großen Allee ließ er halten und stieg aus. Der Fiaker hatte beim Zurückschlagen des Mantels so etwas, wie beschlagene Pistolenkolben aus der Tasche hervorblitzen sehen und ahnte den Grund der frühen Lustfahrt.

„Kommen's g'sund wieder!“ rief er dem Davonschreitenden nach und lehnte sich auf seinem Sitze zurück, um den Erfolg ruhig abzuwarten.

Camillo hatte sich die Stelle wohl gemerkt, wohin er seinen Gegner beschieden hatte. Es war auf dem halben Wege zum Hirschenstadel zwischen der vierten und fünften Allee; zwei Eichen, welche ihre Zweige verschränkten, bildeten eine so auffallende Gruppe, daß sie nicht wohl mit andern verwechselt werden konnte, auch fand sich kein anderer lichter Platz, an Ausdehnung diesem vergleichbar.

Noch war es früh. Das Morgenroth schimmerte durch die Tiefe des Praters und warf glühende Lichter in die Kronen der verbrüderten Eichen. Ein kalter Herbstwind trieb sein Spiel mit den Blättern und fegte in einzelnen, scharfen Stößen über die Lichtung. Camillo sah nach der Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde an der festgesetzten Zeit. Der Thau näßte ihm die Füße, der Morgenwind strich schneidend über seine Stirn. Doch war sein Blut zu sehr in fieberischer Aufregung, um diese äußern Eindrücke zu bemerken. Er horchte nur immer angestrengt hinaus nach der Chaussee, ob er nicht das Heranrollen eines Wagens höre. Umsonst! Der Prater war einsam, nur der melancholische Ruf der Herbstvögel ließ sich vernehmen, wie eine Klage des Abschiedes von heimathlichen Fluren. Dem Harrenden wurde selbst weh zu Muthe.

Endlich stieg die Sonne. Es war sechs Uhr. Camillo fing an über das Ausbleiben seines Gegners unruhig zu werden; jedes Warten ist lästig und kann selbst über geringfügige Dinge unerträglich fallen; wie viel mehr unter Umständen, die über Leben und Tod entscheiden! Der Graf schritt ungeduldig nach der Chaussee zurück, wo sein Fiaker, den das vergebliche Warten nur langweilte, fest eingeschlafen war. Camillo trat mitten auf den Weg und sah dessen lange, grade Bahn, so weit sein Auge trug, leer. Es ergrimmte ihn, daß der elende Witzling auf sich warten ließ. Er warf sich auf die Bank, wo er gestern seine Bekanntschaft gemacht hatte, hüllte sich in seinen Mantel und suchte ruhig zu werden; aber es gelang ihm nicht; jedes ferne Geräusch, der Schrei eines Hähers, das Klopfen des Spechts, störte ihn auf und trieb ihn auf die Füße, um zu sehen, ob sein Feind noch nicht komme. Seine Ungeduld erreichte den höchsten Grad, als Viertelstunde auf Viertelstunde verrann und keine den Erwarteten brachte. Vielleicht hatte er die Stelle nicht wieder gefunden und harrte an einer andern auf ihn und hielt ihn für den Ausbleibenden, vielleicht für einen Feigling, der sich der Ehrensache entzogen habe. Dieser Gedanke reizte Camillo so, daß er mit krampfhaft zitternder Hand eine der Pistolen blind lud und abfeuerte, um Jenem ein Zeichen zu geben.

Vor dem Knall, dessen Echo weit durch die Waldung drang, erschraken die Pferde vor dem Wagen und zuckten an; der Fiaker wäre fast herabgestürzt. Schlaftrunken haschte er nach Zügeln und Peitsche und sah sich dann erst um. „Schaun's!“ rief er endlich zufrieden, als er seinen Mann erblickte. „Fahr'n w'r 'r Gnaden?“ Dabei blickte er forschend nach der Lichtung, wo er glaubte, einen Gefallenen zu sehen und sich über die leere Stätte wunderte.

Camillo schüttelte mit dem Kopfe und lauschte auf die Wirkung seines Schusses. Er hatte die Miethspferde erschreckt und die Vögel still gemacht. Das war Alles. Keine Antwort erscholl, kein Mensch kam, Alles blieb ruhig und einsam, wie zuvor.

„'s thut's halt nimmermehr!“ sagte der Fiaker. „Wollen's noch eine Stund warten?“

„Der Elende!“ rief Camillo entrüstet. Mit einem schnellen Entschlusse riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche und warf die Worte darauf: „Zwei Stunden erwartete ich Sie vergebens. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so rechtfertigen Sie Ihr feiges Ausbleiben im Hôtel de Londres No. 27.“

Diese Mahnung legte er für den Fall, daß sein Gegner doch noch kommen könnte, auf die Bank und stieg dann in seinen Wagen, um vor allen Dingen nach der Enzersdorfer Linie zu fahren und den Postillon, welcher dort seiner wartete, nach Hause zu schicken. Auf die heftige Erregung, welche Camillo's Nerven gespannt hatte, war durch diesen nüchternen Ausgang der Tragödie eine höchst prosaische Erschlaffung gefolgt.

Baron Mohnike hatte sich im güldenen Lamble, dem Hordenlager der Norddeutschen, welche Wien besuchen, Punkt fünf Uhr wecken lassen, doch nicht, um nach dem kalten Prater zum Kugelwechseln zu eilen, sondern um sich behaglich in seinem warmen Bette mit der Vorstellung zu vergnügen, wie sein blutgieriger Gegner vergeblich auf ihn warten würde. Es erhielt ihn wach, bis seine Stunde zum Lever kam. Als er dann vor den Spiegel trat und seine eingefallene Brust unversehrt aus dem Schlafrock blicken sah, lächelte er sein Ebenbild wohlgefällig an und sagte: „Mohnike, Du bist einzig. Ich gratulire Dir, Du schmeichelst Dir noch Deines Daseins. Der Witz war gut. Ich werde Dir heut Abend eine Belohnung verabfolgen.“

Als Camillo sein Hôtel wieder erreichte, war der Hausmeister eben im Begriff, sein Zimmer zu vergeben. Er nahm es wieder in Beschlag und wehrte dem Kellner, der ihm den Mantel abheben wollte, weil er sonst die Pistolen entdecken mußte. Das Stubenmädchen, das eben hinausschlüpfte, reichte ihm ein Papier, das es auf der Diele gefunden: es war das Billet des Waffenhändlers. Camillo warf sich, sobald er allein war, auf die Chaise longue und las es müßig durch. Wie entflammte sich plötzlich sein Auge!

„Frau von Rodenau, seine Tante, glaubt, daß er sie nächstens überraschen werde,“ so lautete der Nachsatz, den er gestern Abend nicht werth gehalten, zu lesen. Welches Bild rückte ihm der Name wie durch einen Zauberschlag vor die Seele! Rodenau hieß ja die Dame, deren Bekanntschaft er um ihrer lieblichen Begleiterin willen gesucht; er hatte sie damals im Prater gesehen, Bianca so tief in die Augen geblickt, daß sie erröthete und dann, als sie sich zu einer größern Gesellschaft begaben, sich frei unter diese gemischt, mit der Mutter und noch mehr mit der Tochter gesprochen, bis sie wieder in den Wagen stiegen, der sie nach der Stadt zurückführte. Frau von Rodenau hatte man die Dame genannt. Aber eine Andere konnte denselben Namen führen; Camillo gab sich der Hoffnung noch nicht hin, welche seine Zukunft wiederum erhellte, wie der Sonnenschein über Gefilde fliegt, die lange von Wolken verdunkelt gewesen. Doch wollte er Erkundigung einziehen, er glaubte ja den besten Anlaß zu haben.

6.

Der Tag verging in Erwartung. Camillo verließ das Haus nicht, für den Fall, daß sein Gegner das auf der Bank zurückgelassene Billet gefunden habe und etwa noch beantworten werde. Es kam aber Niemand, auch war der Eifer des Grafen merklich abgekühlt und durch die Vorstellung, daß von seiner Seite Alles geschehen sei, dem Ehrenpunkte vollkommene Genüge geschehen. Als der Abend sank, glaubte Camillo die Sache auf immer abgemacht und blickte wieder mit andern Augen in das Leben. Doch faßte er keinen bestimmten Plan. Er wollte sich treiben lassen, wohin es den Wellen beliebte. Bianca's Augensterne, die ihm wieder aufgegangen schienen, sollten seine Führer sein, ihnen vertraute er sein Heil. Winkten sie ihm in einen friedlichen Port, so war er geborgen, keine Lockung des Wahnbildes, das sein Schicksal getrübt, sollte ihn mehr auf die gefahrvolle See führen. Aber vielleicht trogen die Sterne und sein Schifflein gerieth, dem täuschenden Schimmer folgend, in einen Strudel über blinden Klippen, der es rettungslos in den Abgrund riß?

Im Speisezimmer, wo Camillo seine Abendmahlzeit genoß, fand sich ein Fremder zu ihm, der ihn um Erlaubniß bat, an einem Tische mitzuessen, ein feiner, anständig gekleideter Mann. Seine Unterhaltung war fließend, seine Rede klug. Er nannte Camillo bei seinem angenommenen Namen, den er im Fremdenbuche gelesen hatte. Beide saßen ziemlich abgesondert von den übrigen Gästen und wurden anfangs beobachtet, aber bald gerieth das Gespräch an den Tischen in lebhaften Gang, so daß sich Niemand mehr um die Nächsten kümmerte. Als der Fremde das sah, zog er ein Blättchen unvermerkt aus der Brusttasche und legte es vor Camillo auf das Tafeltuch. „Ist das von Ihnen, Herr Graf?“ fragte er.

Camillo erkannte das Blatt, das er im Prater zurückgelassen hatte; sein erster Gedanke war, daß er es mit dem Secundanten seines Gegners zu thun habe. „Ja wohl, mein Herr,“ erwiederte er. „Und ich bin noch jeden Augenblick bereit, seinen Inhalt zu vertreten.“

Der Fremde lächelte fein. „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich bei der Sache betheiligt bin,“ sagte er. „Eine Ausforderung also? Ich glaubte es schon, als ich das Billet zufällig fand. Ihr Gegner hat sich nicht gestellt?“

„Unbegreiflicher Weise!“ erwiederte Camillo. „Darf ich aber fragen, mein Herr, warum Sie, als Unbetheiligter, mich aufsuchen, um mir das Blatt wieder zuzustellen? Es wäre vielleicht doch in die rechten Hände gekommen.“

„Schwerlich!“ entgegnete der Fremde. „Bedenken Sie doch selbst den Schwall der Promenirenden. Jeder würde es gelesen, Jeder seine Glossen gemacht haben. Das Hôtel de Londres würde bestürmt, der Hausmeister auf die Tortur gebracht worden sein, um den Bewohner von No. 27, der sein Cartel so öffentlich wie ein Placat anschlägt, zu ermitteln. Sie kennen die Neugier unserer Wiener nicht.“

Camillo glaubte davon das beste Beispiel jetzt vor Augen zu haben und erwiederte trocken: „Ich dachte daran nicht.“

„Zum Glück war ich jedenfalls der erste, welcher heut früh die Tour machte,“ fuhr der Fremde fort. „Ich fand das Billet und überzeugte mich, daß es Ihnen noch andere Ungelegenheiten zuziehen könne. Duelle sind verboten, wie Sie wissen.“

„Aber nicht abgeschafft,“ sagte Camillo. „Sie werden bestehen, so lange es noch Mannhaftigkeit giebt, die es verschmäht, fremde Menschen über die eigene Ehre richten zu lassen.“

„Streiten wir darüber nicht!“ sprach der Fremde in gelassenem Tone. „Ich habe auch von Ihrem Gegner gehört. Sein Sie zufrieden, daß sich Alles so gefügt hat. Ihr Gegner wird sich Ihnen *nicht* stellen.“

„Sie kennen ihn?“ rief Camillo. „Sie wissen seine Wohnung? Seinen Namen? Ich selbst habe diesen vergessen.“

Der Fremde ließ einen scharfen Blick in Camillo's Auge fliegen, der sich aber, die Wahrheit erkennend, schnell wieder zur gewohnten Freundlichkeit verkehrte. „Ich könnte Ihnen seine Wohnung nennen,“ sagte er, indem ein Lächeln, dessen er nicht gleich Herr wurde, um seine Lippen spielte. „Doch würde es zu nichts helfen. Er stellt sich Ihnen nicht, vielleicht *nie*. Mein Wort darauf! Sein Sie zufrieden, daß Ihr beabsichtigter Zweikampf ignorirt wird.“

Mit diesen Worten erhob sich der Fremde schnell, verbeugte sich und ließ Camillo, der ihn vergebens zurückzuhalten suchte, allein. Der Graf sah ihn mit dem Kellner sprechen und dann aus dem Zimmer verschwinden; er rief den Kellner und befragte ihn; dieser lächelte verschmitzt, wollte aber den Herrn nicht gekannt haben.

„Es ist dennoch ein Abgesandter meines ehrlosen Witzbolds,“ dachte Camillo. „Er wollte mir die Gewißheit geben, daß ich ihn richtig beurtheile; die letzte Rede klang gar wie eine Drohung. Ich verachte sie und ihn!“

Er schlief sehr sanft auf die Spannung, welche sich nun völlig gelöst hatte, süße Träume umgaukelten sein sorgloses Haupt. Früh war sein erster Gang zu dem Waffenhändler. Er dankte ihm für seine Mittheilung, forschte nach den Verhältnissen der Frau von Rodenau und hörte zu seinem höchsten Entzücken, daß es fast keine andere sein konnte, als die er sich sehnte zu finden. Die Stunde war noch zu früh, um, wie er beabsichtigte, unter dem Vorwande, nach Baron Werffen zu fragen, der Dame einen Besuch abzustatten; daher ging Camillo, was höchst nöthig war, auf das Polizeibüreau, wo er Anzeige zu machen hatte, daß er seine Reise nach Berlin aufgeschoben, und daher um eine neue Aufenthaltskarte bitte.

Der Beamte sah ihn ein wenig mißtrauisch an und bat ihn, zu verziehen, weil er deshalb mit seinem Chef Rücksprache zu nehmen habe. Es währte eine geraume Weile, ehe er wieder kam. Dann stellte er ihm zwar die Karte auf den gewünschten

Digitized by Google

Termin aus, bedeutete ihn aber, daß er sich vor allen ähnlichen Mißhelligkeiten, wie seine gestrige, zu hüten habe, wenn er sich nicht ernsten Unannehmlichkeiten aussetzen wolle; dem Amte sei Alles wohl bekannt, was in der Stadt vorfalle, und er möge sich gefaßt machen, auch über den ganzen Vorgang Rede zu stehen.

Camillo's rasches Blut hätte ihn vielleicht, der Warnung zum Trotz, gegen den Warner selbst hingerissen und in schlimmere Folgen verwickelt, wenn nicht sein Genius in Person eines andern Sollicitanten erschienen wäre. So trat er heimlich erbittert ab und suchte durch einen Gang über den Burgplatz zum Kärnthnerthore und auf die nächsten Basteien die Zeit hinzubringen, deren Flug ihm heut nicht genügte. Sein Unwille hatte sich abgekühlt, sein Auge öffnete sich den großartigen Scenen um ihn her, es blickte mit Bewunderung auf die Herrlichkeit der wahrhaft kaiserlichen Stadt. Endlich schlugen die Uhren auf den Thürmen die ersehnte Stunde, er eilte hinab und stand bald wieder vor dem Hause, das er nun öfter zu betreten hoffte.

„Sind nach Schönbrunn!" sagte ein schnippisches Kammermädchen, als er klopfenden Herzens gemeldet zu werden verlangte.

Er stürmte nach der ersten Haltstatt von Fiakern, warf sich in einen Wagen und eilte hinaus, als hänge sein Leben davon ab, noch heut mit dem Mädchen zusammenzutreffen, das er ein einziges Mal gesehen, aber noch nicht kennen gelernt hatte. Seines Characters Grundton war aber leidenschaftlich und wenn er in Schwingung gerieth, übertäubte er jede andere Stimme.

Er kam in Schönbrunn an. Der kaiserliche Garten war heut von zahlreicher Gesellschaft besucht, man sah von dem imposanten Parterre aus die bunten Gruppen in den Buchengängen wandeln und wieder verschwinden; — wo sollte Camillo finden, die er suchte? Während er rathlos stand und sein scharfes Auge in allen Richtungen bis zum Gloriett hinauf schweifen ließ, begünstigte ihn wiederum der Zufall. — „Sieh da, Graf Brunelleschi?" rief eine männliche Stimme, ganz in seiner Nähe.

Camillo wandte sich überrascht um. Er sah einen Mann vor sich, in dessen wohlgebildeten Zügen er einen Bekannten zu finden glaubte, wenn er schon nicht recht wußte, wo er ihn gesehen haben mochte.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" lachte der Fremde, dessen militairischer Blick sich schneller zu orientiren verstand.

„Ha, Baron Werffen!" rief Camillo, ihn plötzlich erkennend. „Sind Sie angekommen? Man erwartet Sie."

„Wer, Herr Graf?" fragte Werffen.

„Ihre Frau Tante, ich hörte zufällig davon," sagte Camillo, der die Gelegenheit nicht entschlüpfen ließ. „Frau von Rodenau soll hier sein, lassen Sie uns suchen, es giebt eine köstliche Ueberraschung."

„Diese ist schon vorüber," erwiederte Werffen lächelnd. „Meine Tante hat mich hier begrüßt. Ich war im Begriff, sie wieder aufzusuchen, nachdem ich Einiges bestellt. Begleiten Sie mich, da Sie meine Tante kennen."

Camillo nahm die Einladung freudig an, seinen Stern preisend, der ihm wieder durch denselben Mann seinen Weg bahnen ließ. Im Gehen sagte er dem Freiherrn, daß er seine Tante nur einmal gesehen habe, aber eben darum wünsche, die nähere Bekanntschaft einer so geistreichen Frau zu machen, als er in ihr beim ersten flüchtigen Gespräch gefunden.

„Sie haben Recht," erwiederte Werffen. „Meine Tante ist so klug, als liebenswürdig."

„Und Ihre Cousine ein Engel!" rief Camillo feurig.

Des Deutschen Blick richtete sich fragend auf den Enthusiasten, dann stimmte er in das gespendete Lob mäßig ein. — „Wir sind sehr wenig verwandt," sagte er zum Schluß. „Ein weitläufiger Vetter meines Vaters war der Tante Gemahl, die ich nur aus jüngern Jahren her mit diesem Namen benenne. Sie ist wenig älter, als ich."

Während er sprach, hatte Camillo's Blick schon die beiden Damen entdeckt, welche in Begleitung von mehrern andern bei dem Brunnen, der dem Orte den Namen gegeben, auf ihren Verwandten warteten. Etwas verwundert sahen sie den Fremden an seiner Seite; als er ihn aber vorstellte und Camillo sich auf die frühere Begegnung bezog, erinnerten sie sich, ihn gesehen zu haben, und Bianca, welche die Glut seines Feuerauges wiederum nach ihrem Aufblicke streben sah, erröthete, wie damals. Dem Grafen galt ihr Erröthen für das schönste Pfand seiner Zukunft.

Die Unterhaltung wob sich leicht und heiter, wie eine Liane, um Alles, was sie eben erreichte. Camillo erzählte, welchen Dank er dem Freiherrn schuldig sei und wurde dadurch Allen näher gerückt, die Damen fanden ihn schön, interessant; Werffens schlichte Erscheinung trat durch ihn fast in den Hintergrund. Doch bei Frau von Rodenau nicht. Sie kannte ihn seit früher Jugend, sie wußte seinen gediegenen Werth zu schätzen und zog es auch heut vor, mit ihm über Interessen zu sprechen, die Beiden nahe lagen, als daß sie hätte des Fremden Unterhaltung, die, wie sie meinte, wohl blenden, aber nicht gewinnen konnte, suchen sollen. Bianca ergötzte sich dagegen an dem Brillantfeuer seiner Rede. Sie war ein harmloses Kind, dessen Herz noch schlummerte, wie lebhaft ihr längst erwachter Geist auch über die Blüthe des Daseins flog. Ihrem Ansehen nach hätte man sie für viel älter halten sollen, als sie wirklich war, die große üppige Brünette mit den lachenden Augen, aus denen, wenn sie sprach, Schalkheit sprühte. Wer sich aber auf die Hieroglyphik der Jahre verstand, der sah wohl an den weichen, kindlichen Formen von Kinn und Mund, in welche weder die Leidenschaft, noch der Gram den scharfen Pflug eingesetzt, daß Bianca kaum die reizende Grenze zwischen Kind und Jungfrau überschritten hatte.

Camillo war durch dies Wiedersehen bis zur höchsten Exaltation seines glühenden Geistes beseligt. Es hätte nur eines leichten Anlasses bedurft, um sein Gefühl in Worten ausströmen zu hören; aber die Gesellschaft bannte es in wohlthätige Schranken und ließ nur seinem Auge die Freiheit, die es allzu wild benutzte. Keine der Damen war mehr im Zweifel, was sein Herz empfinde, er kümmerte sich auch nicht darum, er zeigte es rücksichtslos, daß Bianca auf ihn einen Eindruck gemacht, der nicht so bald verlöschen werde. Frau von Rodenau hütete die Aeußerungen ihres Kindes mit mütterlicher Besorgniß; noch sprach sich in ihnen nichts aus, was ein tieferes Wohlgefallen, als das flüchtige des Augenblickes verrieth; aber die Gefahr für Bianca's Ruhe ließ sich nicht verkennen und war der Grund, warum die Mutter den Aufbruch von Schönbrunn weit früher betrieb, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Ihre Freundinnen wußten es ihr keinen Dank, sie waren sämmtlich mit jener Vorliebe, welche deutsche Damen für alles Ausländische so rühmlich auszeichnet, dem Fremden zugethan und hofften, jede einzeln, wenn er nur die erste Verblendung überwunden habe, so würde er für ihren solidern Reiz Augen gewinnen. Baron Werffen war zuletzt ganz still. Der Abschied führte eine neue Verlegenheit herbei. Camillo bat Frau von Rodenau offen um Erlaubniß, die Bekanntschaft, welche ihn so glücklich mache, fortsetzen zu dürfen. Die Dame gab eine jener frauenhaft feinen Antworten, welche unserer Diplomatie bei delicaten Wirren zum Muster dienen könnten: Camillo legte sie aber ganz zu seinen Gunsten aus.

Auf der Heimkehr plauderte Bianca viel von dem interessanten Manne und wiederholte manche seiner witzigen Aeußerungen, welche durch den fremdartigen Accent seiner Sprache einen neuen Reiz gewonnen hatten. Die Mutter suchte mit vorsichtiger Hand einige Strahlen, welche des Italieners Bild bei dem noch unbefangenen Mädchen verklärten, auszulöschen und gab ihrem Vetter, der mit Beiden nach der Stadt zurückfuhr, manchen Anlaß, ein Gleiches zu thun. Aber Baron Werffen dachte zu edel, um hinterrücks irgend Jemand, und wäre es ein gefürchteter Nebenbuhler gewesen, zu verkleinern; er stimmte lieber gar nicht in das Gespräch ein und sah ernst in die herbstliche Gegend, durch welche sie flogen. Erst als sie Wien und die Wohnung der Tante erreicht hatten, Bianca auf ihr Zimmer geeilt und Werffen mit der verehrten Frau allein war, sagte er: „Ich fürchte, daß ich heut selbst den Dämon meines Glücks heraufbeschworen habe."

„Fürchten Sie das nicht!" erwiederte Frau von Rodenau. „Bianca's Herz hängt zu sehr an Ihnen, als daß es sich durch eine vorübergehende Erscheinung könnte abwendig machen lassen. Trauen Sie darin meinem Blicke. Uebrigens bin ich fest entschlossen, den Faden dieser forcirten Bekanntschaft abzureißen. Mein Haus soll dem Grafen nicht offen stehen."

„Nein, liebe Tante," entgegnete Werffen. „Wehren Sie es ihm nicht. Wenn Bianca's Herz nicht geprüft ist, so kann mir Niemand ein häusliches Glück auf Lebenslang verbürgen. Es ist nicht mit dem Wechseln der Ringe abgemacht; damit schließt wohl der Roman, aber sehr oft beginnt dadurch erst die Exposition eines Trauerspiels. Lassen Sie Bianca vollkommen gewähren, führen Sie das Mädchen recht viel in die Welt, daß es deren glänzende Seite nicht erst als Frau kennen lerne und bei vollkommenem Bewußtsein ihre Wahl treffe."

„Sie treten zurück, Rudolph!" sagte Frau von Rodenau. „Ich durchschaue Sie. Warum aber der Freundin nicht offen sagen —"

„Welcher Gedanke!" unterbrach sie Werffen lebhaft, indem eine Röthe des Unwillens über seine männlichen Wangen flog. „Können Sie im Ernst glauben, daß mich Bianca's Bild nur einen Moment verlassen habe, daß ich minder wünsche, sie zu besitzen, weil ich ihr Glück will! Könnte ich glücklich sein, wenn sie es in meinem Besitze nicht ganz wäre, wenn sie mir die Hand, aber nicht das Herz reichte, oder ein Herz, das ein gutmüthiges Wohlwollen für Alles hielte und später erst schrecklich erwachte!"

„Sie malen Grau in Grau!" versetzte die Tante. „Freilich, wenn Sie das junge Mädchen vernachlässigen, wenn Andere mit eifriger Huldigung nahen, wenn sie sich geliebt sieht und von Ihnen vergessen glaubt —"

„Das soll sie nicht," sagte Werffen. „Ich werde um ihr

Digitized by Google

iebe werben, sie soll die meinige in ihrer vollen, redlichen Treue ennen lernen."

Bianca unterbrach das Gespräch. Sie war den Abend über, hne es zu wissen, ein Gegenstand der aufmerksamsten Beobachtung, aber ihr unbefangenes Wesen, das in gewohnter Munterkeit blieb, schien jeden Argwohn zu verbannen, und der Freiherr rückte beim Abschied seiner Tante freudig die Hand. Bianca eckte ihn noch auf der Treppe.

Der Mann, den er als seinen Nebenbuhler ansehen mußte, war, von seiner Leidenschaft berauscht, nach Hause gekommen. r hatte keinen andern Gedanken, als das reizende Mädchen, nd schwor sich, sie müsse sein werden um jeden Preis. Alles, as noch vor wenigen Stunden seine Sorge in Anspruch gekommen hatte, war vergessen, er dachte nicht mehr daran, daß der Tag, den er länger in Wien verweile, seine Sicherheit gefährden müsse, daß die Untersuchung über den beabsichtigten weikampf, die noch keineswegs niedergeschlagen schien, zu Verickelungen führen könne, daß die Karte mit seinem Namen ihn errathen möchte, daß endlich gar wohl, bei der trefflichen Pflege er öffentlichen Sicherheit, welche in Oesterreich berühmt ist, die achricht sehr bald über die Alpen kommen müsse, die seines Passes eugniß als falsch darstelle und ihn somit in das unausweichbare Verderben stürze. Das Alles vergaß er, oder es schwebte nur nbestimmt vor seinem Geiste. Die Nacht brachte ihm keine Stille, keine Klarheit. Er wiegte sich in geträumte Hoffnungen, sah sich zu Bianca's Füßen, ihr seine Liebe stammelnd, sie eigte sich gütig zu ihm hernieder, er zog sie an sein Herz, er ank ihren Götterkuß!

Im Aufschreck erwachte er. Der bleiche Mondstrahl spielte m Fenster und ließ dessen Kreuz und Rahmen schwarz wie Kergitter erscheinen. Unten klang der gleichförmige Tritt der uf- und niederwandelnden Schildwache, welche das ungarische Staatsgebäude, das dem Hôtel gegenüberliegt, hütete. — Camillo arf sich, unangenehm berührt, auf die andere Seite und lauschte och ein Weilchen. Da hörte er mehrere Tritte über den Fleischarkt daher kommen, ein leises Glöckchen durch die Stille der Nacht erklingen und den ungarischen Grenadier drüben klirrend ine Honneurs machen. Er erkannte das Ereigniß wohl, es ar ein Priester mit dem Allerheiligsten, der zu einem Sterbenden erufen werden mochte.

7.

Am andern Morgen erhielt Camillo ein Billet, das ihn icht wenig überraschte. Es war in italienischer Sprache geschrieben; ein Blick belehrte ihn, von wem? die Unterschrift bestätigte es. Sein Freund Friedrich war noch in Wien und lag rank! Er hatte erfahren, daß Graf Brunelleschi in Wien sei nd wo er wohne, er kannte diesen Namen als seinem Camillo on Jugend auf befreundet, und bat den vermeintlichen Brunelschi, ihn nur auf einen Moment zu besuchen. Den Grund atte er dem Papiere nicht anvertraut, es war die Sorge um Camillo's Schicksal, welche ihn bewegte, seit das Gerücht von n Vorgängen in Italien sich verbreitet hatte.

Camillo vergaß sich selbst über dem kranken Freunde und og an sein Lager. Wie freudig erschrak der Leidende, als der on der lieben Stimme ihn begrüßte und den Besuch erkennen eh, eh' es sein kurzes Gesicht vermochte! Der Kellner, welcher Camillo von seiner frühern Anwesenheit, wo er mit Friedrich in iesem Zimmer gewohnt hatte, auf den ersten Blick erkannte, agte: ob er für sein Gepäck sorgen solle, da er doch wieder hier ogiren würde? Camillo wies ihn zurück und blieb mit Friedrich llein.

Da erzählte der Kranke auf Begehren zuerst, wie er, einem Schiffe gleich, das von widrigen Winden am Auslaufen verhindert werde, vom Fieber niedergeworfen liege und darüber seinen anzen Lebensplan verrückt habe. Jene Stelle am Hofe zu io de Janeiro, die er, der allein stehende Mann, bei seinem Drange, die Herrlichkeiten der Erde zu sehen, freudig angenommen hatte, sei unter der Zeit längst vergeben, sein erlauchter önner habe ihm dagegen die besten Aussichten eröffnet, er werde ach seiner Genesung auf Kosten des Staats eine wissenschaftliche Reise machen und dann eine passende Anstellung erhalten. Die ngeduld, von Camillo zu hören, was ihn wieder nach Wien eführt, ließ ihn seinen eignen Bericht kurz fassen. Camillo erzählte nun, was ihm begegnet, der Wahrheit treu; Friedrich ernahm es mit großer Besorgniß. Als er endlich wußte, daß ein Freund in Gefahr schwebe und um der rasch entbrannten eidenschaft willen, die ihn zu Wien gefesselt, verschmähe, sich urch ungesäumte Entfernung zu retten, rief er, die Decke seines agers zurückwerfend: „Hier ist nicht länger Zeit, krank zu sein! ast Du den Verstand nicht, Dir selbst zu rathen, so müssen Andere für Dich denken! Nimm mir's nicht übel, ich werde grob. Was willst Du denn? Um das Licht flattern, bis Du Dich versengst? Sage mir Deine Gedanken."

„Ich will den Sturm hier vorübergehen lassen," erwiederte Camillo befangen.

„Wie kann er das?" rief Friedrich. „Er muß Dich ja erfassen und niederwerfen. Ermanne Dich, mache Dir Deine Lage klar —"

„Das thue ich!" entgegnete Camillo. „Was gilt mir ein Leben in schaaler Vegetation und spänne es sich noch ein halbes Jahrhundert aus? Nein! Mag es morgen enden, wenn ich nur heut sein Höchstes mein genannt habe!"

„Was heißt das, in schlichtes Verständniß übertragen?" erwiederte der Arzt. „Wollen Dieselben heut noch um Dero Geliebte anhalten, ihrer Gegenliebe und des Jaworts gewiß, wollen Sie sofort zur Trauung schreiten und den Lendemain in den Kerker spazieren? Nach meiner dummen Ansicht wäre es gewiß besser, Sie ließen den Sturm an einem sichern Orte vorüber gehen, suchten die Verzeihung der Regierung, welche Sie beleidigt haben, und kämen dann erst mit Ihrer Werbung zum Vorschein. — Und dazu werde ich Dich zu zwingen wissen!" rief er, mit beiden Beinen aus dem Bette setzend.

„Friedrich, willst Du Dich muthwillig kränker machen?" sagte Camillo besorgt.

„Was kränker!" rief Friedrich. „Das kannst Du nicht beurtheilen. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich lasse Dich arretiren, Du bist ein Wahnsinniger, der meiner ärztlichen Obhut anvertraut ist, meine Autorität wird hier gelten, denk' ich. Was Du vorbringst, sind fixe Ideen, ich nehme Dich mit Gewalt aus Wien." Er wollte die Klingel ziehen.

„Ich bitte Dich, wie kannst Du Deinen Spott mit mir treiben?" rief der Graf unwillig, indem er seinen Arm hielt.

„Nicht Spott, bittrer Ernst!" sagte Friedrich. „Du müßtest mir denn versprechen, vernünftig zu sein und Dich noch heut aus dem Staube machen."

„Das will ich, wenn mein Stern sich verhüllt," erwiederte Camillo, von einer plötzlichen Aufregung übermannt. „Ich gehe, mein Schicksal zu befragen. Ist es mir feindlich, dann möge mich das Exil bis an das Ende meiner Tage fern halten, ich frage nichts mehr danach. — Aber, Friedrich, bedenke nun auch Deine Gesundheit."

Der Arzt hatte sich bereits wieder fröstelnd in sein Bett zurückgezogen. „Deine Dithyrambe, in hübsche Prosa vertirt, will sagen," erwiederte er, „daß Du im Ernste für möglich hältst, ein deutsches Mädchen werde sich ohne Weiteres mit einem Fremdling, den sie zweimal gesehen, von dem sie weiter nichts weiß, als daß er ein Paar feurige Augen und eine Römernase sammt etlichen heißblütigen Worten besitzt, in ein Liebesbündniß einlassen. Geh, versuche Dein Heil, es bleibt aus, darauf gebe ich Dir mein Wort. Ich verlange aber auch das Deinige, daß Du in diesem Falle noch heut abreisest."

„Wenn sich Bianca mir versagt, wenn ich in ihren Augen lese, daß für mich keine Hoffnung ist," rief Camillo, „dann will ich gehen!"

„So laß augenblicklich Deinen Paß ausfertigen," drängte Friedrich. „Der Moment ist vielleicht unwiederbringlich verloren. Jeder folgende kann die Entdeckung der Lüge herbeiführen. Verzeih, daß ich das Kind beim rechten Namen nenne."

„Leb' wohl," sagte der Graf verletzt.

„O daß ich so von Dir scheiden muß!" rief Friedrich. „Daß ich Dir nicht aus treuem Herzen Glück wünschen kann zu einer Laufbahn der Ehren, wie sie Dir Deine Geburt, Dein Reichthum gebahnt hätten! Daß Dich ein falscher Götze zu seinem unheiligen Tempeldienst hinriß! Zürne mir nicht! Wir sehen uns vielleicht nie wieder, und wehe mir, wenn ich beim Abschiede meine Ueberzeugung verläugnete! — Der Rückweg ist Dir noch nicht verrannt, erkenne Deinen Wahn, rette Dein Haupt, dann suche Gnade!"

„Leb' wohl, wir verstehen uns nicht mehr!" sagte Camillo, dessen Wangen brannten. Er ging nach der Thüre.

„Ich verstehe Dich, wie ich Dich immer verstanden habe," erwiederte Friedrich. „Du wirst mich auch wieder verstehen, wenn der Dämon der Leidenschaft von Dir gewichen ist. Kämpfe mit ihm, Camillo, er ist Dein böser Engel. O dürft' ich Dich begleiten."

„Sie würden dadurch nur compromittirt, Herr Doctor," sprach Camillo, den Drücker in der Hand. Dann besann er sich schnell eines Bessern, stürzte auf Friedrichs Bett, umarmte und küßte den Freund und rief: „Du meinst es treu, aber ich kann Dir nicht folgen. Es hält mich mit tausend Banden. Wir sehen uns wieder, dann mehr davon!" Er eilte hinaus.

Mit stürmischen Schritten durchdrang er das Volksgewühl, das um diese Tageszeit immer die Straßen der Hauptstadt belebt. Sein eiliger Gang fiel selbst den Wienern auf, wie sehr sie

zed by Google

auch gewohnt sind, ihren eigenen Schritt fast zum Lauf zu treiben. Mancher Witz wurde über ihn gemacht in der harmlosen Volksweise, welche dort immer ihr Ziel trifft, ohne mit plumper Keule zuzuschlagen, oder giftig zu verletzen. Auch mancher Schimpf schallte ihm nach, wenn er Begegnende anstieß und fast überrannte. Ihn kümmerte es wenig, er hatte sein Ziel im Auge; was sonst geschah, ging ihm verloren.

Endlich war das Haus erreicht, wo er sein gestern erlangtes Recht geltend machen wollte. Er trat in den Flur, der Wirth kam ihm zufällig entgegen und begrüßte ihn. „Herrschaft ist im Garten," sagte er dienstfertig.

Camillo folgte der Weisung. Er trat durch das Gitterthor in die laubreichen Gänge, welche schon ein herbstliches Ansehen hatten. Die Blumenparthien standen verödet, nur einige bunte Asterbeete und in der Perspective des Hauptganges eine reiche, in allen Farben prangende Georginengruppe zu beiden Seiten eines Ruheplatzes, gaben dem Garten noch den letzten Reiz, den die Hand des Frostes bald abstreifen sollte. Camillo's Auge spähte umher; endlich glaubte es dort, wo ein volles Gesträuch den Sitz überwölbte, Gewänder zu sehen. Der Graf nahte sich leisen Schrittes.

Bianca! Sie war es, ganz allein. Im geschmackvollen Kleide, wie zu einer Festlichkeit geschmückt, den einen Arm im Handschuh, den andern entblößt, einen Rosenspätling im einfach gescheitelten Haar, so saß die reizende Jungfrau; ihr dunkles, von langen Wimpern beschattetes Auge suchte in entgegengesetzter Richtung die Tiefe des Gartens, aber nicht träumerisch oder schwermüthig, sondern hell und frei, wie denn überhaupt der Ausdruck ihres Antlitzes nur die heiterste Lebensfreude war. Es schien, als erwarte sie Jemand.

Da schallte des Grafen Fußtritt, den der knirschende Sand verrieth, in ihr Ohr. Sie wandte sich rasch um, erkannte Camillo und erhob sich ein wenig verlegen — was ihr ungemein lieblich stand. Camillo's Blicke loderten.

„Verzeihung, daß ich so unangemeldet, so ganz ohne ein Recht Ihre Einsamkeit störe!" sagte er mit einem Tone, der kein ruhiges Element in sich trug. „Ich fand Niemand, der mich zurecht wies, als die eigene nie täuschende Ahnung."

Sie begrüßte den Gast mit anmuthiger Verneigung und sagte, sie wolle ihre Mutter rufen, welche nur nach den Treibhäusern gegangen sei, deren Fenster in der Mittagssonne brannten.

„Bleiben Sie!" rief Camillo. „Der Augenblick, den ein Gott mir schenkt, kommt nicht wieder. Ich stehe im Begriff Wien zu verlassen, mein Schicksal treibt mich hinaus in die öde Ferne. Muß ich mit der trostlosen Ueberzeugung gehen, daß kein Auge in Wien sich darum kümmert, daß kein Herz hier schlägt, dessen Gedanke auch nur ein armes einziges Mal zu dem Verbannten schwebte, der ach! sein ganzes Glück zurückläßt?"

„Herr Graf!" sagte Bianca, von der nie gehörten Sprache völlig verwirrt. „Sie reisen ab? Ich will meine Mutter —"

„Nicht sie kann mir die Antwort auf meine Frage geben!" rief Camillo, der Bestürzten in den Weg tretend. „Zu Ihnen klingt meines Herzens Wort! Bianca! Sollten Sie es nicht verstehen? Sollte mein Gefühl Ihnen fremd geblieben sein?"

„Herr Graf, ich weiß nicht, ich verstehe Sie nicht," stammelte Bianca erzürnt und verletzt, indem sie zurücktrat und einen andern Weg suchte. Als er aber, von seiner Leidenschaft hingerissen, ihren Namen rief und seine Rechte nach der ihrigen ausstreckte, bebte sie wie vor einem Schreckbilde zurück und flog ihrer Mutter entgegen, welche sie eben aus dem fernen Treibhause kommen sah.

Camillo erkannte zu spät, daß er sie beleidigt habe, und folgte ihr langsam, seine eigene Sinnlosigkeit verwünschend.

Frau von Rodenau sah aus der Verwirrung ihres Kindes, an dessen feuchtem Blick und fliegendem Busen, daß etwas vorgefallen sei; sie erschrak, als sie den Fremden erblickte, welcher trotz aller Vorsicht in ihr Heiligthum eingebrochen war. Doch hütete sie sich, zu fragen, hörte scheinbar gleichmüthig, daß Graf Brunelleschi gekommen sei, und verdoppelte nur ihren Schritt, um ihn zu empfangen.

Der Graf hatte seinen Unmuth noch nicht bemeistert und war dadurch befangener, als sonst. Er bat die Dame um Verzeihung, wie er Bianca gethan, gab als Grund seines Besuchs die schnelle Abreise an, zu welcher ihn seine Verhältnisse nöthigten, und sah sich vergebens nach Bianca um, welche auf einem andern Fußpfade zum Hause gegangen war. Das erbitterte ihn vollkommen wider sich selbst, dem er alle Schuld beimessen mußte, und als sich Frau von Rodenau ziemlich kalt bedauernd äußerte, daß sie ihn nicht zu längerm Bleiben einladen könne, indem sie selbst versagt sei und, wie er sehe, im Begriff stehe, einer Einladung zu folgen, die kein weiteres Säumen gestatte, so empfahl er sich in einer Stimmung, welche einen Engländer vielleicht wider sich selbst bewaffnet hätte, dem Italiener aber den gährendsten Grimm nach Außen erweckte.

Als er das Haus verließ, trat ihm Baron Werffen entgegen, der durch seinen Anblick offenbar betroffen schien.

„Ihre Tante hat Abhaltung," rief Camillo. Ihm war es unerträglich, daß ein Anderer sich in Bianca's Nähe sonnen könne, während er selbst eine Demüthigung erlitten hatte, deren Umfang er sich noch nicht klar machte.

„Ich hole sie ab," erwiederte der Freiherr, und wollte mit einer flüchtigen Verbeugung an Camillo vorüber.

„Sie? Und welches Recht haben Sie dazu?" rief Camillo noch gereizter.

Der Freiherr sah ihn staunend an. „Wie kommen Sie zu der Frage?" entgegnete er ruhig. „Sie wissen, ich bin mit der Familie verwandt."

„Haben Sie, suchen Sie ein näheres Recht?" rief Camillo, vor Aufregung bebend, indem er mit starkem Griffe des Officiers Arm faßte.

„Ich würde Ihnen in diesem Falle weder Rede stehen, noch Ihre Erlaubniß einholen," sagte Werffen beleidigt, machte sich los und eilte die Treppe hinauf, während Camillo, von den Furien der Eifersucht gepackt, vergebens nach Worten rang, seinem Vulkane in der Brust Luft zu machen.

Er rannte nach seiner Wohnung, er riß sein Büreau auf, der Anblick der beiden Pistolenläufe, welche ihm entgegen starrten, füllte sein Herz mit einer wilden Freude. „So hab' ich euch dennoch nicht umsonst gekauft!" rief er. „Aber kalt will ich sein, eiskalt! Ich will mich fassen, ich will meine Ruhe behaupten, Alles mit klarem Verstande einleiten — zur Rache!"

Ehe er jedoch zu Verstande kam und sein eigenes Betragen, die Quelle alles Uebels, würdigen konnte, erhielt er eine officielle Vorladung, welche ihn dringend mahnte, an seine Sicherheit zu denken. Er waffnete sich mit der Vorsicht, die alle möglichen Fragen im Voraus berücksichtigt und sich gefaßt macht, sie zu beantworten. So erschien er ziemlich unbefangen vor der Behörde.

Man fragte ihn: ob er sich noch nicht auf den Namen seines Gegners in dem beabsichtigten Duelle besinnen könne? und als er dies verneinte: ob es wohl ein Italiener gewesen sei? welche Möglichkeit er mit Verachtung zurückwies.

„Kennen Sie diesen Namen?" fragte man sodann, und Camillo's Ohr vernahm mit Schrecken seinen wahren vollständigen, der ihn verderben mußte, wenn er nicht all' seine Geisteskräfte zusammen nahm, der Schlinge zu entgehen.

„Wohl!" erwiederte er. „Graf Arlinghieri war ein Freund meiner Jugend." Camillo rief sich Alles zurück, was sein Verhältniß zu Brunelleschi betraf und klammerte sich an diese rettende Idee, wie der Ertrinkende an die Planke seines geschetterten Schiffes.

Der Verhörende faßte ihn schärfer in's Auge, zog eine Karte hervor und legte sie Camillo's Blick unter, der sogleich erkannte, es sei dieselbe, welche er mit der strafbarsten Unbesonnenheit seinem Beleidiger gegeben hatte.

„Kennen Sie dieses Blättchen, mein Herr?" klang die verfängliche Frage.

Camillo's Geistesgegenwart schien sich in der Gefahr zu stählen. „Es ist meines Freundes Name," erwiederte er. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich mit dem Grafen Arlinghieri nah befreundet gewesen bin."

„Sie wissen also nicht, wie diese Karte in unsere Hände gekommen ist?" fragte der Inquirent.

„Ich kann es nur ahnen," erwiederte Camillo. „Mein unglücklicher Freund büßt wahrscheinlich sein Vergehen wider die Autorität."

„Nicht doch, mein Herr, es ist Ihre Karte, Sie selbst haben sie ausgetheilt," sagte der Verhörende scharf. „Lassen Sie also die Verstellung und sagen uns kurz und rund, daß Sie derjenige sind, als den Sie dies Blättchen documentirt."

„Keine Beleidigungen!" rief Camillo. „Sie sprechen in Räthseln. Wie soll ich Arlinghieri's Karte ausgetheilt haben?"

„Als Cartel, mein Herr. Verstehen Sie mich nun?" erwiederte der Beamte.

„Unmöglich!" rief Camillo. „Sollte ich" — er faßte in seine Tasche — „eine Karte meines Freundes bei mir getragen, sie vielleicht in der Aufregung statt der meinigen — aber es ist ganz undenkbar."

„Darin haben Sie Recht!" sagte der Fragende trocken. „Kennen Sie die Ursache, warum Ihre Identität festgestellt werden muß?"

„Arlinghieri ist in Untersuchung," erwiederte Camillo. „Aber ich selbst —"

„Sie werden die Güte haben, uns für Ihre Identität mit dem angesprochenen Grafen Brunelleschi eine gültige Bürgschaft zu stellen," sagte der Beamte. „Widrigenfalls — Sie wissen,

Digitized by Google

daß es von Wichtigkeit iſt, die Wahrheit zu ermitteln und alle Unannehmlichkeiten, in welche Sie vielleicht unſchuldig verwickelt werden, nur Folgen eigner Indiscretion ſind, ich meine dieſer Karte wegen, die einen Verdacht hervorgerufen, der ſich hoffentlich nicht beſtätigt. — Wen kennen Sie in Wien, der ſich für Sie als Grafen Brunelleschi verbürgt?"

Camillo beſann ſich eine Weile. Er dachte an Friedrich; aber deſſen unbeugſame Sprödigkeit in Dingen, wo nur ein Zweifel an rechter Handlungsweiſe obwaltete, ſeine heutige unbemäntelte Rede, die Camillo bereits der Lüge zieh, ließen es unmöglich erſcheinen, daß er ſich hergeben werde, einem Betruge Vorſchub zu leiſten. So fiel dem Sinnenden Niemand ein, als der Baron Werffen, und er nannte ihn ſo haſtig, als wolle er ſeinem Stolze den verſchmähenden Einſpruch abſchneiden; es war ihm aber zu viel, denn er ſetzte gleich hinzu: „Ich bin nicht eben befreundet mit ihm."

„Ein kaiſerlicher Officier?" ſagte der Beamte. „Wohlan! Wir werden die Ehre haben, Ihnen ſobald als möglich unſere Anſicht über dieſe Bürgſchaft mitzutheilen. Bis dahin müſſen wir Sie bitten, Wien nicht zu verlaſſen und machen Sie darauf aufmerkſam, daß auch der Verſuch dazu ein vergeblicher ſein würde." Er verbeugte ſich höflich, Camillo war entlaſſen.

Hadernd mit ſich und ſeinem Leben kehrte der Graf in ſeine Behauſung zurück, wo er eine ſchwarze Stunde voll düſterer Gedanken verbrachte. Er konnte ſich nicht abläugnen, daß auch für den Fall, Baron Werffen ſei edel genug, die Bürgſchaft zu übernehmen, dieſe Friſt nur eine kurze ſein würde. Was ſollte er thun? Er war völlig rathlos und ſeinem Gefühle widerſtrebte es, den kranken Freund durch die Nachricht von dem näher rückenden Gewitter, das ſein Haupt bedrohte, zu beunruhigen.

Der geniale Berliner hatte die Wolken über ihn heraufgeführt. Die Karte, welche er liegen laſſen, war geleſen, der Name, der auf der Liſte der Uebelwollenden ſtand, verlautbart worden. Einen Moment ſah man den „einzigen" Baron für den verkappten Arlinghieri an und verſicherte ſich ſeiner langen Perſon; aber das erſte Verhör, das er ſeines großen Vorbildes Manie würdig beſtand, reichte hin, um den Irrthum aufzuklären und den Mann, der höchſtens dem guten Geſchmack ſchädlich werden konnte, wieder in Freiheit zu ſetzen, die er benutzte, um mit der Eilpoſt ohne Aufenthalt in ſeine gute Vaterſtadt zurückzukehren, wo er als gereifter Weltfahrer brillirte. Seine Erlebniſſe, die er als Reiſenovellen mit philoſophiſch-äſthetiſch-kritiſchen Berolinismen durchſchoß, ſuchte er dann dem leſenden Publikum zu inſinuiren, hat aber bis jetzt keinen Verleger gefunden und erboſt ſich bei Stehely über das Glück des „Verſtorbenen," dem er ſo feind iſt, als irgend ein landbeliebtes Mitglied des Collegii, das ſeine ſcharfe Feder einſt angegriffen.

Baron Werffen wurde aufgefordert, für die Identität des Grafen Brunelleschi, der ſich auf ihn berufen, Bürgſchaft zu leiſten. Er kam dadurch in einen Kampf mit ſich ſelbſt. Das Benehmen des Grafen, zu welchem ihn nur der Wahnſinn einer unbezwinglichen Leidenſchaft veranlaßt haben konnte, war aus den wenigen Geſtändniſſen, welche Bianca ſchamhaft ihrer Mutter gethan, in ein zu grelles Licht geſtellt worden, als daß Werffen Luſt empfinden mochte, dem Manne, der ſeinem Glücke gefährlich zu werden drohte, aus der Verlegenheit zu helfen. Doch ſiegte das edlere Princip. Werffen erklärte ſich bereit, für den Fremden, ſo weit ſeine Bekanntſchaft ſich mit ihm erſtrecke, zu bürgen. Als aber die Umſtände, auf welche ſich dieſe Bürgſchaft ſtützte, einer nähern Prüfung unterworfen wurden, fand ſich, daß ſie nicht angenommen werden konnte, indem der Rittmeiſter nichts weiter bezeugte, als daß ſich ihm der Beargwohnte unter dem Namen Brunelleschi genannt hatte. Nur die Rückſicht auf den durchaus makelloſen Ruf, welchen der in der Lombardei wohlbekannte Graf genoß, hielt die Behörde ab, vor wirklich begründeter Sache wider den Zweideutigen, der ja doch noch Brunelleschi ſein konnte, einzuſchreiten, aber ſie traf die geeigneten Maßregeln, ſeiner Entweichung vorzubeugen.

8.

Frau von Rodenau hatte eine Entdeckung gemacht, welche ſie nicht wenig beunruhigte. Ihre Tochter, welche ſich früher mehrmals über den intereſſanten Fremden ausgeſprochen hatte, nannte ſeit jenem Morgen, wo er ſie in der Georginenlaube überraſcht, ſeinen Namen gar nicht mehr. War es Unwille und Schamhaftigkeit, daß ſie über den Beleidiger nicht mehr ſprechen wollte, oder hatte der unverkennbare Ausdruck eines glühenden Gefühls, der ſich ihr zum erſten Male kund that, ihr Herz bewegt und barg ſie das vor dem Auge der Mutter? Werffen war dieſer letztern Meinung und äußerte ſie gegen ſeine Tante, welche vergeblich dagegen kämpfte.

„Glauben Sie mir," ſagte er, „kein weibliches Herz iſt unempfindlich gegen die Huldigung einer wahren Liebe, die es erweckt hat."

„Was wiſſen Sie, was wißt Ihr Männer überhaupt vom weiblichen Herzen!" entgegnete die Tante. „Kein Mann verſteht, was in unſerm Herzen ſich regt — darum verletzt ſelbſt der beſte ſo oft und ſo ſchmerzlich, wo es vielleicht nie ſeine Abſicht iſt. — Begeben Sie ſich alſo Ihres Urtheils, lieber Vetter, und überlaſſen Sie mir, Bianca zu ergründen. Ich bin überzeugt, daß der Vorfall, weil er ſo ganz aus der Sphäre ſprang, in welcher Bianca bis jetzt gelebt, zwar nicht ohne Eindruck auf ſie geblieben iſt, daß ſie ſich vielleicht zuweilen mit der Frage beſchäftigt, ob der Fremde ſie wirklich ſo lieb gewonnen, als ſeine Worte ſagten — aber eben ſo feſt bin ich auch überzeugt, daß ſie ſelbſt kein tieferes Gefühl für ihn hegt. Mir ſagt es ihr Auge."

„O wenn ſie ſich mit jener Frage beſchäftigt, ſo wird ihr Gefühl erwachen," rief Werffen.

„Glauben Sie das nicht!" verſetzte die Mutter. „Oder meinen Sie, daß jede Liebe ihre Gegenliebe bedingt?"

„Bei Frauen gewiß," ſagte er düſter. „Ich meine die Liebe, welche ſich mit Trompetenklang ankündigt. Die ſchmeichelt den Frauen, ein kurzer Sturm, eine Verzweiflungsſcene und ſie ſind gewonnen. Schon aus Mitleid! — Die wenigſten Liebes- und Ehebündniſſe ſind echt. Anfangs fühlen ſich die Frauen vielleicht eher abgeſtoßen, aber ſie gewöhnen ſich nach und nach an die Idee, glauben demjenigen wieder gut ſein zu müſſen, der ihnen gut iſt, der Werbung folgt das Jawort und dieſem eine Ehe, wie es viele giebt."

„Und wie dann, mein ſeelenkundiger Seher," entgegnete die Tante lächelnd, „wenn ſich mehrere Männer für eine Dame intereſſiren? Glauben Sie, daß ſie alsdann ihre Neigung parcellirt, um jedem ſein Pflichttheil zukommen zu laſſen? Ich kenne Manche, mein Herr, für welche mehr als ein Mann und, wie ich glaube, in wahrer treuer Liebe bewegt war!" — Ihr Ton ſchwankte zwiſchen Scherz und Ernſt, und Werffen, der ihre Jugendgeſchichte kannte, wußte wohl, wen ſie damit gemeint hatte. — „Nein, Rudolph," fuhr ſie fort, „was Sie vorhin äußerten, iſt unwahr und haltlos. Dem Herzen iſt kein Zwang anzulegen, es kann Mitleid fühlen, aber nicht Liebe, wo der Talisman fehlt, der nur einmal ſein Heiligthum erſchließt, nicht dem Erſten, der anklopft, nicht dem Leidenſchaftlichſten, ſondern dem Einzigen, für den es geweiht iſt, mag er kommen früh oder ſpät — oder gar nicht.

„Sie meinen, eine Frau könne lieben, auch wenn ihre Liebe nicht geſucht — wenigſtens nicht mit Eclat geſucht wird?" fragte Werffen.

„Ich fühle mich nicht berufen, Sie in die Geheimniſſe unſerer Pſyche einzuweihen," erwiederte Frau von Rodenau ſcherzhaft einlenkend. „Ihre vorgefaßte üble Meinung von Frauenherzen, als wären ſie wie Jericho's Mauern mit Trompetenklang zu gewinnen, hat mich ſo empört, daß ich erſt Beſſerung ſehen muß, ehe ich für Sie handle."

„O thun Sie das nicht!" rief Werffen, deſſen Stimmung heut keinem Scherze zugänglich war. „Laſſen Sie Bianca dem Zuge ihres Herzens folgen. Ich kann kaum hoffen, daß ſie meine Neigung errathen und mit ihrer Liebe belohnen wird; aber ich könnte keine ruhige Stunde haben, wenn ich fürchten müßte, daß ſie durch Ueberredung oder andere Mittel veranlaßt würde, ihre Wahl auf mich zu lenken. Verſprechen Sie mir, nichts zu thun, Auguſte?"

Sie reichte ihm die Hand. Er küßte ſie, worauf ſie ihm ſchnell entzogen wurde. Frau von Rodenau trat an das Fenſter.

„Ich verſpreche Ihnen dagegen nochmals," ſagte Werffen, „die Beleidigung, welche ſich der Graf gegen Bianca erlaubt, nicht zu ahnden, wie ich es nur auf Ihre Vorſtellung, es würde Bianca's Herz zu ihm ziehen, unterlaſſen habe; ja ich bin in meiner Selbſtverläugnung ſo weit gegangen, daß ich für ihn und ſeine Perſönlichkeit Bürgſchaft geleiſtet habe, da er, Gott weiß in welcher Verlegenheit, ſich auf mein Zeugniß berief. Ich begreife ihn darin nicht."

„Er iſt alſo nicht abgereiſt," verſetzte die Tante. „Es war ein leerer Vorwand, ein Kunſtgriff, um ſich in Vortheil zu bringen, weil jeder Scheidende mit milderm Auge betrachtet wird! Ich geſtehe, mir iſt dieſer Graf unheimlich. Sein Auge, wie groß und ſchön es auch geſchnitten iſt, leuchtet in keinem wohlthuenden Feuer, ſein raſtloſes Weſen, ſeine Unterhaltung, die von einem Extrem zum andern ſpringt, verrathen einen Charakter, der weder ihn, noch ſeine Umgebung beglücken kann. Sie ſehen, mich wenigſtens trifft der Vorwurf nicht, den Sie uns neulich machten, daß wir ein beſonderes Wohlgefallen am Ausländiſchen fühlten."

„Sie trifft mancher Vorwurf nicht, den man im Allgemeinen Ihrem Geſchlechte machen könnte," erwiederte der Freiherr.

Digitized by Google

Seit diesem Morgen bemühte sich Werffen sichtbarer um Bianca's Gunst, als es bisher geschehen war. Er erzeigte ihr Aufmerksamkeiten, deren sich keine andere Dame von ihm rühmen konnte, er ging selbst in ihre Neckereien ein, welche ihm eine gute Bürgschaft für die Freiheit ihres Herzens zu geben schienen. Bianca merkte wohl des Vetters verändertes Benehmen gegen sie, die Frage nach dessen Ursache drängte sich ihr auf und reizte sie, die Antwort in seinen Augen zu lesen. Sie wurde zuweilen ernster, sinnender; ob sie Vergleichungen anstellte? Wenn sie es that, so konnte sie keinen größern Kontrast finden, als Camillo und Werffen, selbst in der äußern Bildung. Aber es war sehr die Frage, auf wessen Seite in ihren Augen der Vortheil sein mochte.

Der Graf hatte nichts weiter von sich hören lassen, keinen Schritt gethan, sein Betragen, das wenigstens in deutschen Kreisen ein Verstoß gegen die Sitte war, zu entschuldigen. Er hatte nicht einmal Werffen seinen Dank für die Bereitwilligkeit abgestattet, mit welcher er die Bürgschaft für ihn übernommen, ein Edelmuth, auf welchen er nach Allem, was vorgefallen war, kaum hatte rechnen können. Der Freiherr fühlte den Undank, aber er verschmähte es, darüber zu sprechen oder nur im Geringsten eine Erkundigung nach dem Italiener zu thun. Vielleicht war er abgereist, dann um so besser!

Es trat eine naßkalte Witterung ein, welche, wie jede Uebergangsperiode, sehr unbehaglich war. Der Herbst des Jahres schien vor der Zeit Abschied nehmen zu wollen, dichte Nebel führten den Tag herauf und bedrückten Seele und Körper, kein Sonnenstrahl durchbrach das bleierne Gewölk, das sich mißfarbig und schwer über den Himmel gesponnen hatte; die empfindliche Kälte, welche der scharfe Wind gebracht, raubte den Bäumen das letzte Laub und drohte den Regen in Schnee zu verwandeln. In diese Zeit fallen der Städter Marterwochen, weil die geselligen Freuden noch nicht beginnen und das Haus gleichsam eine verbotene Schwelle hat. Nur in Familienkreisen, wo Gemüthlichkeit herrscht, — und diese sind seltener als man glaubt! — ist noch Frohsinn und Ruhe zu finden. Wo aber vereinzelte Wesen dem Winter entgegengehen, da ist die Zeit des Herbstabschieds eine gar trostlose, und Frau von Rodenau, welche vor wenig Jahren ihren Gatten verloren hatte, fühlte sich nie einsamer, als wenn die Blätter sanken, der Sturm durch die Straßen heulte und herbstlicher Regen beim früh einbrechenden Abend an ihre Fenster schlug. Dann war es ihr eine frohe Erscheinung, den treuen Werffen eintreten zu sehen, der jeden Abend, welchen ihm seine Verhältnisse frei gaben, in dem Hause seiner Liebe zubrachte. Die Lampe warf dann bald ihren Schein auf eine zufriedene Gruppe am Theetisch und ein heiteres Gespräch über nahe und ferne Dinge ließ den Lauf der Stunden unbemerkt vorüberrollen.

An einem solchen Abende überraschte es die Vereinigten, als ein Besuch gemeldet wurde, dessen Namen sie auch nicht einmal kannten. Frau von Rodenau glaubte, es könne nur ein Irrthum sein, doch nahm sie den Fremden an. Die Zofe öffnete ihm die Thüre und ließ ihn eintreten. Es war ein kleiner, schmächtiger Mann, schlicht gekleidet, mit blassem Gesicht und einer spitzen Nase, auf welcher eine Brille saß. Nicht ohne Verlegenheit nahte er sich dem Tische, wo sich die Dame vom Hause erhoben hatte, ihn zu empfangen.

„Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein," begann er nach stummer Begrüßung. „Aber eine Besorgniß oder vielmehr ein Wunsch, dessen Erfüllung — Zweifel, die mich nicht ruhen lassen — gnädige Frau, lassen Sie mich grade herausſprechen."

„Thun Sie das, mein Herr," sagte Frau von Rodenau, während Bianca's Augen mit der schalkhaftesten Lust auf dem kleinen Manne ruhten, dessen Erscheinung sie als ungemein komisch ergötzte.

„Ich heiße Friedrich, bin ausübender Arzt," erklärte der Fremde, noch einmal mit dem Hute salutirend.

„Und Ihr Wunsch?" fragte Frau von Rodenau, da sich des Fremden Blicke mit den beiden jungen Leuten beschäftigten.

„Nicht wahr, ich habe die Ehre, Ihr Fräulein Tochter zu complimentiren?" fuhr Friedrich fort. „Und den Herrn Rittmeister, Baron Werffen?"

Beide verbeugten sich. „Ich muß Ihnen räthselhaft sein," sagte der Arzt, der sich immer mehr und mehr in Fassung sprach. „Ja vielleicht lächerlich. Thun Sie sich keinen Zwang an, ein deutscher Büchermensch ist nun einmal ein curioses Wesen. Ich komme in einer Angelegenheit, die mich tief beunruhigt. Sie Alle kennen einen Mann, der seit Jahren mein Freund ist und sich Ihnen unter dem Namen Graf Brunelleschi, vielleicht Camillo Brunelleschi vorgestellt hat. Nicht wahr?"

Werffen's Stirn verfinsterte sich, als er die Aufmerksamkeit sah, welche bei dem Namen plötzlich Bianca's Züge spannte.

„Der Graf ist uns allerdings bekannt," sagte Frau von Rodenau. „Darf ich fragen —?"

„Haben Sie ihn kürzlich gesehen?" forschte der Arzt mit dringendem Tone.

„Sehr lange nicht, überhaupt auch früher nur flüchtig," erwiederte Frau von Rodenau. „Unsere Bekanntschaft ist durchaus nur eine gelegentliche, die auf genauern Umgang keinen Anspruch machte."

„So wissen Sie nichts von ihm?" fragte Friedrich getäuscht. „Nicht ob er verreist ist, oder noch hier verweilt, vielleicht seine Wohnung verändert hat? Ich glaubte, in Ihrem Hause, das er wohl öfter besucht, würde ich Nachricht über ihn erhalten!"

„Sie irren sich in der Voraussetzung," entgegnete Frau von Rodenau sehr gleichgültig. „Der Graf hat unser Haus gar nicht oder höchstens im Durcheilen betreten, als er sich einmal in unsern Garten verirrte. Wir wissen seit dieser Zeit nichts weiter von ihm und bedauern, daß Sie sich eine vergebliche Hoffnung gemacht haben."

„Nicht mehr Ihr Haus betreten? Camillo?" rief der Arzt. „So ist er verloren!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Werffen, die unwillkührliche Aeußerung auffassend. „Warum verloren!"

„Für mich, meine ich," erwiederte Friedrich mit einer Geistesgegenwart, auf welche er nachmals nicht wenig stolz war. „Ich bin Ihnen freilich eine Erklärung meines unberufenen Einbruchs in Ihre Gesellschaft schuldig, gnädige Frau."

Die Dame bot ihm höflich einen Stuhl und eine Tasse Thee an, er ließ sich zweimal nöthigen und erst, als Bianca mit ihrem freundlichen Auge ihm die Tasse kredenzte, nahm er sie an und setzte sich, jedoch nicht ohne sich reichlich mit Thee zu begießen, was ihn wiederum im Stillen seinen Unstern verwünschen ließ.

„Das erste Mal, wo ich die Ehre hatte mit Ihnen zusammenzutreffen," sagte er, sich abtrocknend, „beging ich die Ungeschicklichkeit, Sie fast umzulaufen, — jetzt recommandire ich mich von Neuem. Sie entsinnen sich meiner wahrscheinlich nicht mehr. Zu Baden!"

„Das waren Sie?" rief Bianca, ihrer Laune den Zügel lassend.

„Ich war es und freue mich, um Entschuldigung bitten zu können," sagte der Arzt. „Doch halte ich Ihnen, gnädige Frau, noch immer meine Erklärung zurück. Graf Camillo und ich, wir sind schon seit Jahren befreundet und haben manche Reise zusammen gemacht. Wir hatten uns eben getrennt, als ich damals in Baden Sie traf —"

„Mit der Schulter!" ergänzte Bianca.

„Camillo reiste nach seinem Vaterlande, ich gedachte Europa zu verlassen, um die neue Welt zu sehen," fuhr Friedrich fort.

„Also ein Europamüder?" warf Bianca dazwischen. Die Mutter verwies ihr durch einen Blick, daß sie sich zu viel getraue.

„Wahrhaftig nicht!" rief Friedrich. „Müde meines herrlichen deutschen Vaterlandes? Meines Oesterreichs? Nein bei Gott nicht! Ich wollte nur die Zeit der Kraft und die Gelegenheit nicht versäumen, unsere schöne Erde von möglichst vielen Seiten kennen zu lernen. Viele verlassen sie ja, ohne mehr von ihr gesehen zu haben, als die elende dürre Sandwüste, auf welcher sie, wie eine grasende Ziege angepflöckt, ihr Leben verkümmern! Benutze doch Jeder seine Zeit, wie er kann, um zu schauen, was unser Stern Schönes bietet! Der Moment kommt nicht wieder. Kein Moment im Leben!"

Die Funken, welche aus dem unscheinbaren Steine geschlagen waren, stellten ihn höher im Werth. Er fuhr fort: „Ich wurde an meiner Reise verhindert, eine Krankheit warf mich nieder. Auf meinem Lager, als ich schon wieder besser war, überraschte mich Camillo, den ich hier nicht erwartet hatte. Er war zurückgekehrt, er erzählte mir Viel." — Die Augengläser des Arztes funkelten, auf Werffen und Bianca gerichtet. — „Als er von mir ging, hoffte ich ihn bald wieder zu sehen; aber ich wartete vergebens. Er kam nicht, ich erfuhr nichts von ihm, meine Erkundigungen blieben fruchtlos. Da trieb mich die Besorgniß um ihn, sobald ich nur irgend konnte, persönlich auf Forschung aus. In seiner Wohnung hörte ich nur, daß er längst abgefahren sei; wohin, wußte Niemand. Mehr habe ich nicht erfahren und meine letzte Hoffnung ist nun auch gescheitert."

Er stand auf, um sich zu empfehlen, da er sich zu einem längern Bleiben nicht berechtigt fühlte. Beim Aufstehen hatte er aber das Unglück, dergestalt an den Tisch zu stoßen, daß alle Tassen klirrten und die Lampe umzustürzen drohte, nur Bianca, welche mit einem Laut des Schrecks rasch zufaßte, erhielt sie. Der vortheilhafte Eindruck, den einige Worte des Ungeschickten gemacht hatten, erlosch durch den überaus unbeholfenen Abschied, den er nahm.

„Sollte ich nicht an Prädestination glauben?" sagte er unterwegs zu sich selbst. „Bin ich nicht a priori bestimmt, Zeitlebens Albernheiten zu begehen und das Stigma der Lächerlichkeit zu tragen? Wie miserabel und einfältig erscheine ich vor

Digitized by Google

Leuten! Ich gehe auf's Beste präparirt in Gesellschaft, ich weiß auf's Haar, was ich thun und lassen, reden und abhandeln will — komme ich hin, ist Alles verweht; Flachköpfe erscheinen wie Heroen neben mir, ich schweige und erst auf der Heimkehr fällt mir ein, was ich hätte sagen können! Entsetzliches Schicksal! Man hält mich am Ende für dumm! Das Aergste, was mir passiren kann."

Er dachte jetzt an seine fehlgeschlagene Hoffnung; die Gasse, an deren Mündung er eben vorüber ging, schien ihn zu erinnern, daß er ja selbst verschmähe, sich Gewißheit über des Freundes Schicksal zu schaffen. Es war die Gasse, in welcher das Polizeiamt liegt. Eine Anfrage konnte ihn belehren, ob Camillo wirklich von Wien abgereist sei; aber Friedrich hatte seine vollwichtigen Gründe, diese Anfrage um Camillo's selbst willen zu vermeiden. Als er die Wohnung in der Tuchlauben erreichte, die er seit seiner Genesung, weil er länger in Wien blieb, gemiethet hatte, warf er sich sehr verstimmt auf sein Bett.

„Der Traum wird aus sein!" sprach er für sich. „Ich habe geschwärmt für die Freundschaft, ich fühle mich noch jedes Opfers fähig. Aber sie begehrt mein nicht mehr, das Ideal zerrinnt. Welche Ideale sieht der Mensch in's Leere zerfließen, ehe sein Haupt sich mit Reif überzieht! Sie sind allzumal nichtig gewesen, oder fliehen sie nur vor dem gröbern Stoff, mit dem die Jahre den Menschen umkleiden, und harren sein, wo ihre Heimath ist, um ihn verwirklicht auf der Schwelle zu begrüßen, im Lande der ewigen Jugend? Werde ich auch meine Ideale wieder finden, denen ich hier entsagen muß?" — Er vertiefte sich in diese Idee und konnte erst spät wieder seine gewöhnliche Haltung gewinnen.

9.

Der Herbst ließ dem Winter sein Recht; Eis und Schnee bedeckten die Fluren, die Landbewohner wurden isolirt, aber in den Städten regte sich die gesellige Lust und führte von Freude zu Freude, bis sie nach ihrer höchsten Glanzperiode, dem Carneval, gleichsam an Erschöpfung starb. Dann wiederum die traurige Zeit des Nachwinters, der seit einigen Jahren in unerträgliche Länge zu wachsen scheint. Endlich der erste warme Lenzhauch! An den Bergen schmolz der Schnee und rieselte thalwärts, junge Gräser sproßten in sonnigen Gründen, die Lerche wiegte sich im Frühlingswinde und jubelte ihr Lied, das uns so süß klingt, weil es die Auferstehung der Natur verkündigt — und auch unsere Hoffnungen aus ihrem Winterschlafe weckt. Es muß ein Herz sehr verarmt sein, das sich nicht der ersten Lerche, des ersten Blümchens freut.

Wenn aber der Thauwind die einzigen Blumen raubt, die er schauen kann, die Eisblumen am Fenster! Wenn das Lied der Lerche, das fernher in seinen Gittern leise verhallt, wie böser Hohn klingt, weil er dem lockenden Rufe nicht folgen darf, weil ihm Riegel und Schlösser wehren und er kein Grün sieht, als den Graswuchs auf den Wällen seines Kerkers? Wird ihm auch die Hoffnung erwachen, wenn die Botin des Frühlings dessen Kommen durch alle Länder verkündigt, oder wird die Verzweiflung nicht wilder sein Herz umkrallen, daß auch der letzte Trost schwinde, die dumpfe Gefühllosigkeit?

Camillo war in dieser Lage. Nach Monaten wechselnden Aufenthalts und vielseitiger Untersuchung seiner Schuld war er endlich an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, um die Strafe, welche die Gnade seines Kaisers gemildert hatte, in langer Haft zu erdulden. Die erstere Zeit weckte ihn nicht zum Bewußtsein des ganzen selbstverschuldeten Elends, er war einem völligen Stumpfsinne verfallen, wie er heftigen Naturen nach gewaltsamer Exaltation gewöhnlich ist, mechanisch lebte er vom Morgen zum Abend, fristete sein Leben gleichgültig selbst durch die gröbste Kost, die ihm gereicht wurde, und schlief auf dem harten Lager todtenfest. Jeder Leidensgenoß hätte ihn beneiden können, wenn es möglich gewesen wäre, daß dieser Zustand dauerhaft ihm sein Unglück verhüllte. Aber er mußte ja einmal weichen und das Erwachen zum Gefühl dann um so schrecklicher sein.

Dem Frühlinge war es vorbehalten, diesen bösen Wechsel zu bewirken. Als der Schnee verschwand, der Sturm die Wolken ballte und vertrieb, als der Himmel wieder mit seinem Blau, dem Borne der Heiterkeit, lachte und der erste Sonnenstrahl den Weg in Camillo's Fenster fand, war es, als träfe ihn sein Blitz, wie ein zermalmender Wetterstrahl. Der Gefangene erhob sich von seinem Lager und starrte in den Morgenhimmel hinein, der in wolkenleerer Klarheit die Erde umspann. Die Sonne, welche er Wochenlang nicht gesehen hatte, strahlte ihm wieder; sonst weckte sie Freude und Muth in seiner Brust, ihr Strahl war ihm wie ein Gruß aus der Heimath, wo sie fast immer scheint — jetzt fluchte er ihrem Lichte, das ihn zum vollen Bewußtsein rief. Er klammerte sich an sein Gitter, er rüttelte an den Stangen, preßte sein Antlitz hinein, als könne er wie ein schlanker Vogel durch ihren Zwischenraum entfliehen — in die goldene Freiheit! Mit grimmigen Schmerzen rief er sich erst jetzt die lange Zeit in's Gedächtniß, die er hier an seiner schönen Jugend verlieren sollte, erst jetzt fühlte er, was seine Lage bedeute, ihre ganze Trostlosigkeit sprang nach allen Seiten in das gräßlichste Licht. Scham und Wuth, qualvolle Reue, Ekel vor dem Lockbild, das ihn verführt, der heiße, ach vergebliche! Wunsch, nur zwei Jahre seines Lebens zurückkaufen zu können, um es anders zu gestalten; die glühende Sehnsucht nach der Freiheit, die er verwirkt, Gedanken an liebe Freunde, an das reizende Bild, ohne welches er vielleicht jetzt im sichern Asyle wäre, wilde Entwürfe zur Flucht, trotziges Ankämpfen wider die Unmöglichkeit — das Alles kreuzte sich in seinem Hirne und drohte es in unheilbare Zerrüttung zu stürzen. Viel schreckliche Stunden rang er in seiner Qual und ein grausiger Gedanke, der ihm eine andere Befreiung bot, nahte mehrmals seiner Seele. Vielleicht hätte er ihm in seiner geistigen Verlorenheit nachgegeben und dem elenden Dasein, das er nicht zu ertragen vermeinte, ein Ende gemacht, wenn nicht eine wohlthätige Erschöpfung seinen Krampf gelöst und in ein schwaches Hinbrüten verwandelt hätte, das ihn den ganzen Tag über nicht mehr aufkommen ließ.

Der folgende Morgen fand ihn schwach und entkräftet nach einer schlimmen Nacht voll wüster Träume. Er besann sich mit erneuter Pein auf Alles, er quälte sich wiederum in trostlosen Betrachtungen, aber die Krisis, welche ihm gefährlich werden konnte, war vorüber. Tag auf Tag verging. Wer wollte sie schildern? Silvio Pellico hat uns sein Kerkerleben mit den kleinsten Zügen gemalt; im Aeußern glich ihm Camillo's; aber die Richtung, welche Einsamkeit und Erhebung der Seele des Piemontesen gaben, blieb Arlinghieri fremd. Er war zu verstrickt in irdische Interessen, um sich dem Ewigen zuzuwenden.

Von allen Gedanken, welche ihn quälend heimsuchten, bereitete ihm der an Bianca die bittersten Schmerzen. Sie war ihm, das fühlte er, unwiederbringlich verloren. Konnte er hoffen, daß ihr Herz etwas für ihn fühlte? Konnte er glauben, daß sie, deren Schönheit tausend Bewerber finden mußte, ihre Hand frei erhalten würde? Frei, wie lange? Er nannte sich die Jahreszahl seiner Befreiung und schauderte. Wenn es ihm auch gelang, sein Gemüth zu stillen, das Leben hinzuschleppen bis zu jenem Zeitpunkte, — wie mußte er aus dem Kerker hervorgehen? Seine Blüte war geknickt, seine Jugend vorüber, von seiner Lage in Rücksicht anderer Verhältnisse konnte er sich nicht einmal eine Vorstellung machen. Gewiß hatte sein Vater, wie er seine eiserne Festigkeit kannte, die Drohung erfüllt, ihn zu enterben — wo nicht, so war sein Vermögen confiscirt. Wie sollte er, der Gealterte, mit der Schmach des Verbrechens Bedeckte, Verarmte, noch um Bianca werben können? Und sie selbst? Mußte er sie nicht auch verblüht wieder finden? Der Frauen Blüte ist ja zu schön, um lange währen zu können.

Was blieb ihm also für seine Zukunft? Ihr Schleier hing schwarz und still vor seinen Augen, keine bunten Zauberlichter, wie sie die Jugend dahinter gaukeln sieht, kein schnell verschwindendes Bild, das in Träumen hinter seinem Rande hervorschaut und beim Erwachen vergessen ist, ließ sich erkennen. Tag auf Tag, Monat auf Monat, selbst ein Jahr wurde der Zukunft abgewonnen zur Gegenwart, der Schleier blieb unberührt, wie von jedes Sterblichen Hand: sein Geheimniß ist ewig.

Camillo gewährte sich keine Schonung. Er suchte seine Wunden nicht zu heilen, es gereichte ihm zu einem wollüstigen Schmerze, sie immer wieder aufzureißen — wollte er vielleicht verbluten? Nur wenn der Morgen aufstieg, die Sonne in das einzige Fenster des Gemachs schien und ein frischer Wind Camillo's Stirn umwehte, fühlte er zuweilen einen Anflug des alten Lebensmuthes und er sagte sich dann: „Edlere Geister, wie Du, haben gelitten, haben gleiche Noth ertragen und schuldlos! Sie trugen mit Würde. Kann Dich ihr Beispiel nicht zu gleicher Kraft begeistern?" Das konnte es nicht, eben weil er sich Vorwürfe zu machen hatte. Die Standhaftigkeit des Schuldbewußten ist nur Trotz.

Am Morgen stand Camillo gern, wo das offene Fenster ihm einen Blick in die Freiheit gewährte, mochte ihm auch die Aussicht auf Graben und Contrescarpe seine Lage erst recht bestätigen. Er sah doch frisches Grün und zuweilen einen Vogel. Nur das Bajonnet des Grenadiers, der unter seinem Fenster als Schildwache stand, war ihm ein gehässiger Anblick, den er möglichst vermied. Wenn ihn aber die Sehnsucht allzusehr übermannte, kehrte er sich nicht mehr daran, sondern drückte sein Antlitz durch das Gitter in den vollen Sonnenschein, in den Morgenwind, schloß die Augen und träumte sich frei.

Das war eines Tages wieder der Fall. Mit gleichgültigen Blicken maß ihn der Grenadier, welcher, das Gewehr im Arm, neben dem Schilderhause stand. Da fing Camillo an, die Gitter-

Digitized by Google

stangen zu rütteln. Solches war verboten und die Schildwachen hatten die Pflicht, die Gefangenen daran zu erinnern. Der Ungar — ein solcher war der Soldat — rief drohend herauf. Camillo schien es nicht zu hören. Der Grenadier trat ein Paar Schritte näher und wollte ihn mit der Spitze des Bajonnets anrühren, um ihn aus seinen Träumen zu wecken. Jetzt erst faßte er ihn schärfer mit seinen Blicken und hielt in seinem Vorhaben ein, er rückte die Bärmütze tiefer in's Gesicht, um sich die Augen zu schirmen, strich den scharfgewichsten Bart in die Höhe, murmelte ein Paar Worte in seiner Muttersprache.

„Herr!" rief er dann plötzlich und ließ seine Waffe am Eisengitter klingen.

Camillo schrak auf und wollte, mit einem finstern Blicke auf den Gewehrträger, vom Fenster weichen. Aber der Soldat hob die rechte Hand gegen ihn auf, sah sich nach allen Richtungen um, ob er bemerkt würde, und da er die nächste Schildwache abgewendet erblickte, rief er mit gedämpfter Stimme: „Kennen's mich?"

Camillo hatte kein Gedächtniß für das gelbbraune Gesicht mit den breitgetrennten Augen, den hervorstehenden Backenknochen und dem schwarzen Schnauzbart, der nach Vorschrift dressirt war. Er schüttelte den Kopf.

„Ich heiß' Jannasch," sagte der Grenadier. „Sie haben mich vor zwei Jahren beschenkt. Bei Wien."

Camillo erinnerte sich kaum des Ereignisses mehr, das einer nähern Erklärung bedurfte, ehe er sich vollkommen darauf besann. Die Begegnung interessirte ihn als ein Vorfall, der das Einerlei seines Lebens unterbrach. Er ließ sich mit dem Grenadier in ein Gespräch ein, fragte ihn, wie er Soldat geworden, hörte eine Alltagsgeschichte und war endlich abgefunden. Nicht so der Slowak. Sein schwarzes Auge hing glühend an dem Antlitz des Gefangenen und blitzte nur zuweilen spähend umher, ob auch Niemand beobachte, wie er trotz des Verbotes mit einem der Verhafteten sprach. Als der Graf mit seinen Fragen, welche Jannasch in geläufigerm Deutsch, wie er es auf seinen frühern Kunstreisen gelernt, beantwortete, zu dem Resultate gekommen war, sein Beschenkter habe zu Hause nicht Alles nach Wunsch, sein Liebchen untreu gefunden, das Geld verspielt, und am Ende zur Fahne geschworen, wollte er sich zurückziehen, aber der Slowak fragte nun seiner Seits: ob er schon lange gefangen sei? Der Ton, in welchem der Naturmensch sich äußerte, verrieth so herzlichen Antheil, daß Camillo, dem er seit seiner Verhaftung noch nicht zu Theil geworden war, sich dadurch trotz der Kluft, welche ihn nach Rang, Bildung und Heimath von dem gemeinen Manne trennte, wohlthuend angesprochen fühlte, und ihm Rede stand.

In diesem Augenblicke gestikulirte aber Jannasch heftig zu ihm hinauf und schrie mit rauher Stimme: „Lassen's mich sein!" Camillo sah ihn anfangs staunend an, bemerkte aber bald, daß die Ablösung von weitem erschien, und zog sich zurück, um dem armen Kerl keine Strafe zu veranlassen. Als die Formalitäten des Dienstes abgethan waren und der Gleichschritt des abmarschirenden Trupps verhallte, war es Camillo, als habe ihn ein Freund verlassen.

An demselben Tage erhielt Jannasch den Posten unter Arlinghieri's Fenster nicht wieder, weil vier Stunden darauf, wie gewöhnlich, die neue Wache aufzog. Camillo, der sich nie um militairische Verhältnisse gekümmert hatte und den Uhrgang des Dienstes nicht kannte, sah in jeder neuen Schildwache, welche aufgeführt wurde, seinen slowakischen Freund und fühlte sich getäuscht, wenn der gebräunte Magyar, dem er prüfend in das bärtige Gesicht sah, seinen Blick nur mit dem der Neugier erwiederte. So vergingen mehrere Tage, bis er des Harrens müde gar nicht mehr an das Fenster trat und die Besorgniß in ihm wach wurde, sein verbotenes Gespräch sei entdeckt und der pflichtvergessene Soldat bestraft worden.

Er hatte sich mit diesem Gedanken, nachdem er sein karges Mahl verzehrt, auf das Lager geworfen, das mit Recht sein Felsen des Prometheus genannt werden konnte. Die Geier, die ihm am Herzen nagten, überfielen ihn stets, wenn er die Stätte suchte, wo Andere Vergessenheit, selbst der bittersten Sorgen, finden. Heut war es wiederum die Eifersucht, welche ihm das Blut in Brand setzte, der Gedanke, daß Werffen Bianca liebe, daß er täglich um sie werben, ihr Herz gewinnen könne. Er quälte sich, daß ihn die Macht des Gesetzes hinweggerissen habe, ehe er Zeit zu seinem Werke gefunden: Werffen zur Rede zu stellen. Nie war ihm der Kerker so drückend gewesen, als in diesem Momente, wo er sich das Glück seines Nebenbuhlers ausmalte.

Ein Klingen am Fenster weckte ihn aus seinen schwarzen Träumen. Er sah eine Bajonnetspitze an die Gitterstange schlagen; es war ein Zeichen, das ihm sein Bekannter gab. Rasch sprang er auf, er hatte sich nicht getäuscht. Das gelbe Gesicht seines Freundes — als solchen und einzig nahen sah er Jannasch an — blickte ihm unter der Bärenmütze entgegen und war zu einem Lächeln erheitert, das es wahrhaft verschönerte. „Noch gesund?" fragte Jannasch.

„Gesund wohl am Körper, aber nicht am Geiste," erwiederte Camillo. „Geht es Dir gut?"

„Ganz gut," sagte der Slowak. „Wissen's was? Ich könnt' Ihnen 'raus helfen. Haben's Lust?"

„Mensch!" rief Camillo, von der plötzlichen Aussicht ganz verblendet, keines weitern Wortes fähig.

„Jetzt nicht," sagte der Soldat, indem er, sich abwendend, eine gleichgültige Stellung annahm. Die nächste Schildwache hatte sich eben in ihrem Auf- und Niedergehen ihm zugekehrt und wenn sie auch zu fern war, um überhaupt zu hören, wenn gesprochen wurde, so mußte doch alle Vorsicht gebraucht werden, daß sie es nicht sah.

Als Jannasch wieder das Messingschild ihrer Patrontasche in der Sonne blitzend erblickte, was sein Wahrzeichen der Sicherheit war, daß ihm der Rücken gekehrt wurde, begann er von Neuem: „Ich steh' jetzt bis sieben Uhr. Dann komme ich wieder auf von Eilf bis Eins. In der Nacht geht's Reden besser. Lassen's uns alleweil still sein."

„Sage mir nur eins!" rief Camillo. „Ist eine Möglichkeit vorhanden? Hast Du Hoffnung?"

„Ich werd' Sie doch nicht narren!" entgegnete Jannasch. „Bin Ihnen viel schuldig, Hab' mir's gut ausgesonnen!"

„Großer Gott!" rief Camillo aus seiner vollen Brust. „Wär' es möglich? Sollt' ich die Luft der Freiheit —"

„Schreien's nicht so!" warnte der Slowak. „Wenn's Einer hört!"

„Aber Dich, Du großmüthiger Mensch, wird es Dich nicht in Gefahr bringen?" fragte Camillo besorgt. „Wenn ich fürchten müßte, Dich um meinetwillen büßen zu sehen, ich könnte mich der Rettung nicht freuen."

„Keine Noth!" lachte Jannasch. „Wenn Sie fort sind und sich's macht, schieß' ich hinterdrein. Aber jetzt sein's still, der Dolk dort hat wieder die Nase her." Er setzte sich selbst in Marsch, um seinen Cameraden zu täuschen und antwortete auf jede Frage, welche Camillo ihm fernerhin zuflüsterte, nur mit einem unwilligen Winken der Augenbraunen, oder wenn er ganz nah war, durch die Worte: „Heut Nacht sag' ich Alles, jetzt nicht."

Es war Abends sieben Uhr, als er abgelöst wurde. Die vier Stunden, welche vergehen mußten, ehe ihn wieder die Reihe traf, schienen Camillo eine Ewigkeit zu sein; er verzehrte sich fast vor innerer Unruhe, seine Adern fluteten wilden Drang, das Blut stieg ihm zu Kopfe und die Pulse seiner Schläfe drohten ihre Decke zu sprengen; ein krampfhaftes Zucken entnervte seine Glieder. Vergebens warf er sich nieder und suchte zu schlafen; es ließ ihm keine Rast, er mußte wieder aufspringen, mußte die enge Zelle durchkreuzen. Was sollte er hören? Welchen Plan hatte der treue Bursche ersonnen? Wohin sollte er, wenn er glücklich der Feste entronnen war, fliehen, um die Verfolgung zu meiden? Was fernerhin thun, wie und wovon leben? Tausend Combinationen stürmten in rastlosem Wechsel durcheinander, überstürzten sich, bildeten ein buntes, wirres Chaos, in welches keine Ordnung zu bringen war.

Endlich hörte sein fieberhaft pochendes Ohr den Tritt des Ablösungstrupps, der Jannasch brachte, durch die schweigende Nacht. Er hörte den Anruf der Schildwache, die Commandowörter, den Abmarsch. Erst, nachdem auf dem nächsten Posten abgelöst und nichts mehr zu vernehmen war, als der Tritt, welcher Jannasch gehören mußte, wagte sich Camillo in einer Spannung, welche seine Sinne zu erschüttern drohte, an das Fenster. Die Nacht war dunkel, das schwache Licht der Sterne vermochte nicht, die Gegenstände zu erhellen, und Camillo konnte kaum den Wandelnden wahrnehmen, der in diesem Momente eine Strecke entfernt war. Es befremdete ihn, daß er sich nicht kund gab. Er hustete, der Soldat machte Kehrt und kam näher. Camillo erwartete klopfenden Herzens seine Anrede, weil er selbst nicht eher sprechen wollte, aus Furcht, belauscht zu werden. Dazu mußte noch Gefahr sein; der Getreue ging, ohne einen Laut, unter dem Fenster vorüber. Camillo wurde immer ungeduldiger. Das Spiel wiederholte sich dreimal. Endlich konnte sich der Gefangene nicht länger mäßigen, er flüsterte mit verhaltener Stimme hernieder: „Jannasch?"

Ein rauher Kehlton, ein Paar Worte in unbekannter Sprache! Camillo bebte vom Fenster zurück, Jannasch war es nicht, es war ein Anderer! Wie vernichtet stürzte er auf sein Lager, das stolze Gebäude seiner Hoffnungen begrub ihn zusammenbrechend unter seine Trümmer.

Es währte eine geraume Zeit, ehe der Getäuschte so viel Fassung gewinnen konnte, um Vermuthungen über das unerklärliche Ausbleiben seines Helfers anzustellen. War er erkrankt? Hatte er einen andern dienstlichen Auftrag bekommen? Oder — war seine Absicht verrathen worden? „Nur das nicht!" rief

Digitized by Google

Camillo, die Hand vor die glühenden Augen pressend, als wolle er nicht in den Abgrund sehen, der sich mit dem Gedanken plötzlich vor ihm eröffnete. Nach und nach faßte er wieder Hoffnung. Vielleicht hatte der Zufall einen Tausch bewirkt und Jannasch erschien in der folgenden Stunde. Sie kam; aber Jannasch blieb aus. Camillo harrte vergebens auf ihn, bis die Sterne am Himmel erblichen und der Osten sich färbte; dann erst entsagte er seiner Hoffnung für diesmal, ohne sie doch für die Zukunft aufzugeben. Aber auch die Ungewißheit, welche tausend mögliche Fälle, und unter diesen manchen trostreichen, zuließ, sollte ihm geraubt werden. Die Sonne war noch nicht hoch gestiegen, als die Schlösser an seiner Thüre rasselten, und der Aufseher mit einem Handwerksmanne erschien, der sich ohne weitere Erklärung daran machte, mit Hammer und Zange die Festigkeit der Gitterstangen am Fenster zu untersuchen. Sein Beginnen fiel Camillo wie ein Felsblock auf das Herz, denn es schien eine schauderhafte Erklärung der verflossenen Nacht zu geben.

„Warum geschieht das?" fragte er den Aufseher, welcher mit ernstem Blick der Untersuchung des Meisters zuschaute.

„Das werden Sie wohl selbst am besten wissen," erwiederte der Aufseher kurz.

„Wie so? Was heißt das?" rief Camillo, sich zur Unbefangenheit zwingend. „Fürchten Sie von mir etwa —?"

„Zu fürchten ist überhaupt nichts," antwortete der Aufseher. „Nur sicher stellen wollen wir uns, damit nicht ein Unschuldiger durch Sie zur Verantwortung kommt. — Alles in Ordnung, Meister?"

Der Mann bejahte. „Wir könnten allenfalls noch ein Paar Queerstangen legen," äußerte er, nicht eben erbaulich.

„Sie sprachen von Verantwortung?" fragte Camillo, als der Aufseher sich entfernen wollte. „Darf ich nicht hoffen, daß Sie mir eine Erklärung geben, was Ihre Worte, was diese Anstalten bedeuten?"

„Das wäre sehr überflüssig," erwiederte der Aufseher. „Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß Sie sich nicht mit thörichten Hoffnungen schmeicheln dürfen. — Sie sollten sich schämen, Herr!" — Damit verließ er, einen Blick ernsten Vorwurfs auf den Bestürzten heftend, das Gemach, und der Schließer, der bald darauf erschien, dem Gefangenen Frühstück zu bringen, war außer Stande, Camillo's Fragen, die er nicht direct stellen wollte, zu befriedigen. Es war auch nur noch das letzte Zucken wider die gewaltsam einbrechende Ueberzeugung, daß der Anschlag, auf den er sein Heil gebaut hatte, verrathen sei. Welche namenlose Pein, wenn er an das Schicksal des Unglücklichen dachte, der sich aus Erkenntlichkeit für ihn in's Verderben gestürzt hatte!

10.

Camillo's Urtheil war seinen Freunden und Allen, welche ihn kannten, nicht lange ein Geheimniß geblieben. Friedrich hatte es längst geahnt und nahm es tief seufzend hin, was er immer als unausbleiblich dem Verblendeten prophezeiht hatte. Er konnte nichts für ihn thun, da selbst eine Reise, die er unternahm, um ihn zu sprechen, fruchtlos gewesen war.

Bianca erfuhr es auf einem Faschingsball. Sie stand neben ihrer Mutter, als dieser eine ihrer Freundinnen nahte, welche damals mit von der Gesellschaft gewesen war, die den schönen Fremdling zweimal in ihrer Mitte gesehen hatte. Mit großer Umständlichkeit trug sie ihre Nachricht vor, daß der italienische Graf, an den man sich wohl noch erinnern werde, ein Betrüger gewesen sei, unter falschem Namen sich eingeschlichen habe und jetzt als Revolutionair seine Kerkerstrafe erleide. Ihre Worte sprudelten wie ein Springquell, ihre Haube flog vor dem eindringlichen Nicken, das den Vortrag begleitete. Frau von Rodenau beobachtete verstohlen ihr Kind, welchen Eindruck die Nachricht auf dasselbe machen würde. Sie freute sich des Heilmittels, wenn es dessen bedurfte, aber sie zitterte vor seiner anfänglichen Wirkung. Bianca lauschte mit offenem Antheil: ein leichtes Roth, das die Farbe ihrer Wangen momentan erhöhte, ein leises Zucken der Lippen, und Alles war vorüber. Die Mutter dankte Gott und entsagte mit Freuden der Genugthuung, das Räthsel des jungfräulichen Busens zu ergründen.

Werffen's Character war zu grade und ehrlich, jedem Schlangenwege zu abhold, als daß ihn nicht die Entdeckung von der Unwahrheit, in welche er selbst gezogen worden, mit Unwillen hätte erfüllen sollen. Es kränkte ihn empfindlich, daß er sich hatte bereit finden lassen, für eine Lüge zu bürgen, er schalt auf wälsche Ränkesucht und Falschheit und eilte, den Flecken, der nach seiner Meinung auf ihn selbst fiel, durch eine offene Erklärung abzuwaschen. Man versicherte ihn lächelnd, daß der Zusammenhang längst klar vorliege und sein tadelloser Ruf zu fest begründet sei, um nur den leisesten Verdacht zu fassen, der ihn der Hehlerei eines Verbrechens bezüchtige.

Noch im vollen Grimme über den Wälschen, der ihm den Streich gespielt, traf er einmal in Dienstgeschäften mit Friedrich zusammen, der jetzt eine amtliche Stellung bekleidete. Er säumte nicht, nachdem die dienstliche Angelegenheit beseitigt war, sich über Camillo gegen den Mann auszusprechen, der sich seinen Freund genannt hatte.

„Richten Sie nicht zu streng!" sagte Friedrich. „Nennen Sie ihn unglücklich, aber nicht schlecht. Ich kenne jede Falte seines Herzens, es ist probehaltig und rein, nur seinen Kopf tadeln Sie, sein leidenschaftlich Gemüth, seine schnell entzündliche, leicht zu verführende Phantasie. Er hat von der Natur ein böses Geschenk für das Leben bekommen und nicht gelernt, es richtig zu gebrauchen. Das mag seine Schuld wenigstens erklären."

„Sie ist ziemlich deutlich auch durch sich selbst," erwiederte Werffen.

„Nein, Herr Baron," versetzte Friedrich. „Wer ein Vergehen nur nach Thatsachen beurtheilt, wird nie den rechten Standpunkt gewinnen, um seine Strafbarkeit zu würdigen. Ich meine nicht die Strafbarkeit vor dem Gesetz. Diese steht fest, und es ist ein Glück für die Menschheit, daß sich das Gesetz nicht durch psychologische Belustigungen das Schwert, das es von Gott führt, entwinden läßt. Aber die Strafbarkeit vor dem Blicke, der in das innerste Getriebe des Herzens schaut —"

„Wollen Sie diese ermessen?" fragte Werffen.

„Das sei ferne von mir!" erwiederte Friedrich. „Aber ich fühle mich niemals berufen, auch meiner Seits einen Stein wider den Gefallenen aufzuheben, sondern ich suche den Triebfedern seiner Handlungen, den Verhältnissen, die seinem Character die erste Richtung gaben, nachzuspüren und frage mich oft: ob ich unter gleichen die Versuchung bestehen würde."

„Ich glaube hier doch: Ja! sagen zu müssen," versetzte der Freiherr. „Nichts in der Welt könnte mich veranlassen, die Pflicht gegen meinen Landesherrn mit Füßen zu treten, unter falschem Namen ehrliche Leute zu täuschen oder selbst in bösen Ruf zu bringen."

„Das weiß ich," sagte der Arzt. „Auch ich selbst, wie ich bin und denke, glaube jeder Versuchung der Art gewachsen zu sein. Aber seien wir billig. Sie, Herr Baron, sind aufgezogen in Ehren und Frömmigkeit, deutschen Stammes in einem Lande, dessen Treue nie wanken wird, weil sie ein heiliges Vermächtniß unserer Väter ist, das unser Glück verbürgt. Die Geschichte bietet Ihnen nur Stärkung darin: unsere altdeutschen Dome sind das Bild unserer Vorzeit. So hat sich Ihr Character gebildet, auf feste Grundsätze gestützt: Sie sind ein deutscher Edelmann im adeligsten Sinne des Wortes."

„Herr Doctor, wenn das Ihr Ernst ist, so wissen Sie, daß ich dergleichen Reden nicht wohlgefällig einschlürfe," unterbrach ihn Werffen lächelnd.

„Nun aber denken Sie sich einen Italiener," fuhr Friedrich fort. „Seine Vorzeit hält ihm die Größe Roms vor, die klassischen Schriften, die er mit Begeisterung liest, erfüllen ihn mit Bildern republikanischer Größe, sein feuriger Geist nährt sie und führt sie auf die Gegenwart über, vergessend, daß sie todt sind und so wenig zu beleben, als ihre kalten Marmorbilder in den antiken Hallen. Der Funke zündet. Die blutigen Geister des Mittelalters, wo die furia tedesca Italiens Fluren verheerte, steigen herauf und schüren den Brand. Und von außen kommen ruchlose Hände, die an allen Pfeilern des Bestehenden rütteln, ohne ein anderes Gebäude sicher und gut für die Menschheit aufgeführt zu haben. Der Schlachtruf, den sie gewählt, klingt zu schön, als daß er nicht auch feste Seelen stutzig machen könnte. Wie viel mehr des Italieners leicht beweglichen Sinn. Er greift enthusiastisch nach dem Ideal, das er für die Himmelstochter hält, der erste Schritt ist gethan, er selbst den feindlichen Mächten verfallen. Zu spät erkennt er, was es für Folgen haben wird; Zweifel quälen sein wiederkehrendes Bewußtsein, aber er kann nicht mehr zurück, es reißt ihn von Stufe zu Stufe, bis er in den Abgrund seines Erdenwohls stürzt. — Das ist Camillo's Geschichte. Ich habe ihn gewarnt, ich hätte Alles gethan, um ihn zu retten. Aber er blieb meinen Worten unzugänglich."

Werffen hatte sich bei der warmen Schilderung des Antheils nicht erwehren können und sagte nun: „Es mag sein, daß des Menschen Freiheit im Handeln durch seine Jugend, Erziehung und Anderes beschränkt wird, aber verantwortlich bleibt er darum doch und ich kann Ihren Freund nur beklagen, nicht entschuldigen."

Dies zweite Zusammentreffen der beiden Männer führte zu näherer Bekanntschaft, und Werffen lernte bald den innern Werth des Arztes, dessen unvortheilhaftes Auftreten ihm schon oft in seinem Berufe hinderlich gewesen war, schätzen. Beide besuchten sich seit der Zeit wiederholt und verständigten sich in

Digitized by Google

ihren Ansichten, welche, dem Grundprincip nach gleich, nur verschieden ausgeprägt waren. Eine glückliche Kur, welche in dieser Periode Friedrichs Namen in Wien berühmt machte, diente dazu, ihn auch in den Kreisen, wo äußere Geschliffenheit eine unerläßliche Bedingniß des Fortkommens ist, zu empfehlen; man machte diesmal eine Ausnahme, weil es das höchste Gut, das theure Leben, mit welchem ja alle Größe, alle Vorrechte zusammenstürzen, galt, übersah manchen Verstoß des Gerühmten, um der sichern Heilung willen, die von ihm zu erwarten stand, und entschuldigte sich, daß man einem Humoristen kleine Excentricitäten verzeihen müsse. Unter diesem Namen kursirte Friedrich bald in ganz Wien.

„Entweiht den Begriff des Humors nicht!" rief er, als ihn Werffen damit bekannt machte. „Jeder, der heut zu Tage ein Paar dumme Späße machen kann, nennt sich humoristisch, unter den Schriftstellern grassirt eine wahre Humorswuth, die abgestandenste Witzelei wird frech als Humor in die Welt geschickt, so daß es kein Wunder wäre, wenn sich der echte Humor — das Doppelwesen mit dem Januskopfe, das auf die lachenden Höhen und in die dunkeln Gründe des Lebens schaut, ihre Bilder zu verkündigen — ganz verlöre. Die Welt fängt an zu vergessen, daß der wahre Humor ein Spiegelbild der Licht- und Nachtseite des Unendlichen ist, daß er neben Scherz und Witz auch den tiefsten Ernst, die wehmüthigste Klage bedingt und die Verschmelzung beider Elemente ihm erst den echten Stempel aufdrückt. Nennt mich darum keinen Humoristen, ich schäme mich der Anmaßung."

Werffen ließ es sich angelegen sein, den neuen Freund auch in das Haus seiner Tante einzuführen, wogegen sich Friedrich anfangs mit einer räthselhaften Befangenheit sträubte. War es das Bewußtsein, sich durch seinen ersten Besuch nicht eben zu seinem Vortheil empfohlen zu haben, oder ein anderes Gefühl, das sich Friedrich, um nicht vor sich selbst lächerlich zu werden, keineswegs gestand, genug, er lehnte, als ihn Werffen aufforderte, die Einladung entschieden ab. Erst wiederholte Versuche und die Unmöglichkeit, Werffens Fragen nach dem Grunde seiner Weigerung zu beantworten, vermochten ihn, seinen Starrsinn zu beugen.

Frau von Rodenau war bereits durch ihren Neffen zu Friedrichs Gunsten gestimmt, sie empfing ihn mit Auszeichnung und half ihm leicht über die Verlegenheit des ersten Augenblicks hinweg. Es war eine größere Gesellschaft bei ihr versammelt; Werffen hatte es seinem Freunde vorgeschlagen, grade eine solche, als die bequemste Art sich einzuführen, zu wählen. Bianca konnte sich bei ihrem muntern Sinne und der Erinnerung an das Erdbeben, das Friedrich bei seinem ersten Hiersein verursacht, eines Lächelns nicht enthalten, aber der Arzt sah bekanntlich schlecht und bemerkte es gar nicht. Sobald er erst im Kreise eingewohnt war, ging es ihm besser, er hatte offenbar Fortschritte gemacht, auch in der Conversation. Verstöße, wie er sonst zuweilen begangen, (er hatte in einem vornehmen Zirkel einmal von „Dummheit" gesprochen, ein Wort, das in jenen Kreisen streng verpönt ist, wiewohl die Sache selbst Eintritt hat) kamen jetzt nicht mehr vor, höchstens konnte das satirische Lächeln, das bei mancher Aeußerung seinen Mund umschwebte, fatal und unbequem genannt werden. So ging der Abend ziemlich leicht vorüber; Friedrich hatte sich gefallen und nahm die Einladung der Frau vom Hause zu öfterem Wiederkommen gern an. Eine Unpäßlichkeit, welche Bianca bald darauf befiel und der Mutter Sorge machte, ließ ihn als Arzt rufen, sein Rath stellte die Kranke wunderschnell her und begründete einen freundschaftlichen Umgang, in welchem Friedrich, der seit frühster Jugend allein stand, die wohlthuende Gemüthlichkeit des Familienlebens kennen lernte. Er kam öfter, als er sich vorgenommen hatte.

11.

Nicht fehlen konnte es, daß Bianca bei ihrem Liebreiz, der ihre Erscheinung selbst in den Sälen des frauenschönen Wiens auszeichnete, von Anbetern umschwärmt war. Die Mutter, sie mochte es sich selbst abläugnen, wie sie wollte, sah es nicht ungern. Jeder Triumph schmeichelt der weiblichen Eitelkeit, und die Huldigungen, welche ihr um der Tochter willen gebracht wurden, das Empressement, mit welchem man sie zu Festen und Bällen zog, konnten ihr nicht gleichgültig bleiben. Werffen sah sein Glück von Neuem bedroht, es reizte ihn, durch eine rasche Erklärung über seine Zukunft entscheiden zu lassen, aber die Besorgniß vor einer unwillkommenen Entscheidung hielt ihn davon zurück. — „Ich muß meiner Sache erst gewiß sein," dachte er. „Sie ahnt, sie kennt meine Neigung. Ich muß ein Zeichen der ihrigen sehen, ehe ich mich der Gefahr aussetze, zurückgewiesen zu werden."

Darüber verging nun freilich die Zeit. Denn der eheliche Werffen, so scharf sein Blick auch in militairischen Dingen war, hatte doch kein Auge für die zarten Aeußerungen eines weiblichen Herzens, welche mehr errathen, als erkannt sein wollen. Das Zeugniß der Mutter verwarf er überdem, wie er sie auch dringend gebeten hatte, Bianca's Wahl weder durch Winke, noch Worte zu lenken. So hielten sich denn die Verhältnisse längere Zeit auf demselben Standpunkte.

Bianca dachte nicht daran, ihre Zukunft zu bestimmen. Sie lebte, wie es des Mädchens Rosenzeit, die schöne, nie wiederkehrende, mit sich bringt, im Sonnenschein der Gegenwart, hüpfte sorglos von Freude zu Freude, sah über sich nur heitres Himmelsblau, um sich nur freundliche Bilder. Jeder Schritt wurde ihr geebnet, Wohlwollen und Aufmerksamkeit begegneten ihr, wo sie sich nahte, ihr Lächeln, ihr Blick weckte Huldigung, selbst von ältern und stolzen Männern, welche an Rang weit über ihr standen. Wie hätte sie es anders wünschen sollen, da es ihrem jugendlichen Herzen noch nicht gegeben war, an ernstere; schönere Lagen des Lebens zu denken? Es weckt dem Beobachter, dessen Blick nicht auf der Oberfläche des Moments stehen bleibt, ein wehmüthiges Gefühl, diese Gefeierten zu sehen. Wie drängt sich Alles, ihnen Weihrauch zu streuen, wie sucht man um die Wette ihr Hirn und Herz zu berauschen! Jugend und Schönheit werden vergöttert, sie haben den Vortritt überall. Wohl ihnen, wenn sie vom Höhenpunkte ihres Glanzes im Triumph an den Altar geführt werden! Doch Wehe den Andern! Wenige Jahre reichen hin, um ihre Kränze zu entblättern, und die Männer, welche sonst für einen Blick von ihnen ihr Blut verspritzt hätten, wenden sich kalt, oft höhnisch lächelnd von der Verblühten zu neuen Erscheinungen, die in frischem Jugendreiz auftreten. Beklagenswerth die Arme, wenn sie keine Resignation fühlt, wenn sie, deren Herz vielleicht noch jung ist, sich nicht erkennt und würdig zurückzieht.

Betrachtungen solcher Art drängten sich besonders dem Doctor Friedrich auf, wenn er, wie jetzt nicht selten geschah, größern Festen beiwohnte. Er war seit seiner Bekanntschaft mit Werffen, seit seinem Umgange mit den Damen von Rodenau ein ganz Anderer geworden. Seine scharfen Ecken hatten sich allmälig abgeschliffen, er hatte gelernt, sich auf der gesellschaftlichen Bahn zu bewegen, ohne überall anzustoßen. Mehr und mehr trat sein trefflicher Kern aus der rauhen Schale an das Licht, und sein hoher Gönner freute sich des allgemeinen Rufs, den sein Schützling mit der Zeit gewonnen hatte. Das alte Sprichwort: Galenus dat opes, fing an, sich an ihm zu bewähren, Friedrich wurde gesucht, geehrt, belohnt, Mütter selbst adeligen Standes sahen ihn bereits für einen homme à marier an und wunderten sich, daß er so ganz blind für die Reize ihrer Töchter sei, welche sie Sorge trugen ihm durch mancherlei Unpäßlichkeiten bemerkbar zu machen. Viele schoben es auf seine schlechte Brille.

„Man will Sie heirathen, Doctor!" sagte Werffen zu ihm.

„Ich heirathe nie!" erwiederte Friedrich, ohne sich jedoch auf eine Erörterung einzulassen. Es war nicht Weiberfeindschaft, auch nicht eingefleischtes Hagestolzthum, denn er sprach sich oft mit Wärme über den Werth einer wahren, im Himmel geschlossenen Ehe aus und hatte Werffen mehrmals gerathen, den Schritt zu thun, vor welchem der wackere Mann trotz seines Kriegermuths zagte. Werffens Liebe war ihm nämlich kein Geheimniß geblieben und da er für Camillo nicht die leiseste Hoffnung hatte, so konnte er nicht anders, als sich gestehen, daß Bianca mit Werffen sehr glücklich sein werde.

„Einen Anlaß suchen Sie?" sprach er oft. „Brauchen denn zwei Menschen einen Anlaß, um sich zu sagen, daß sie sich lieb haben? Dürften Sie danach, sich um Fräulein Bianca ein recht glänzendes Verdienst zu erwerben? O der prosaischen Zeit, die so wenig Gelegenheit zu romantischen Abenteuern bietet! Rettung aus Feuersgefahr und Räuberhänden ist durch unsere treffliche Polizei schier unmöglich geworden, ein Duell für die Geliebte wäre noch das Einzige; aber wo finden Sie gleich einen Gegner, der sie verunglimpfte? Vielleicht wäre ein Durchgehen der Pferde vor dem Wagen zu arrangiren, oder ein Umstürzen des Kahns auf einer Wasserparthie. Sie können doch schwimmen?"

„Spotten Sie nur!" erwiederte Werffen. „Sie können sich hierin doch kein Urtheil anmaßen."

Es war, als habe das Schicksal beschlossen, die Säumniß zu strafen. Ein Sturz mit dem Pferde streckte Werffen eine geraume Zeit auf das Schmerzenslager und trennte ihn von Bianca; zwar schickte ihre Mutter jeden Tag, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, zwar brachte ihm Friedrich, der im Rodenauschen Hause über seinen Patienten so oft als möglich Bericht abstatten mußte, den besten Trost und rühmte den innigen Antheil, welchen Bianca stets äußerte, aber es war ihm doch kein Ersatz für das verlorne Glück ihrer Nähe, das er so schlecht benutzt hatte. Er wußte überdem, daß die Zeit der Faschingsfeste wiederum nahe war, daß der ungarische Graf, den er als seinen

zed by Google

gefährlichsten Nebenbuhler fürchtete, Gelegenheit haben würde, sich um sie zu bewerben — sein Regiment hatte unter der Zeit Marschordre bekommen, sobald er gesund war, mußte er ihm nacheilen, mußte Bianca verlassen! Diese Gedanken, welche sein Blut entzündeten, ließen ihm keine Ruhe und verzögerten seine Genesung sehr. Friedrich machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen, welche jedoch, wie es in der Regel der Fall ist, wenig fruchteten.

Endlich fühlte er sich stark genug, um seinem Arzte die Erlaubniß abzudringen, das Fest, das die Krone des Carnevals sein sollte, zu besuchen. Friedrich wurde grob über das Ansinnen, hielt ihm die Pflicht gegen sich selbst, gegen Bianca, gegen den Dienst, da er sich noch nicht gesund gemeldet, vor und schlug seine Genehmigung rund ab. Werffen beruhigte sich scheinbar, sobald aber der Arzt eine Krankenteur, die ihn länger entfernt halten mußte, unternommen hatte, ließ er sich ankleiden und fuhr, ohne sich zu bedenken, dahin, wo er gewiß war, seine Geliebte wiederzusehen.

Er trat in den festlich erleuchteten Saal, die Wogen der Töne schwollen ihm entgegen, zahlreiche Paare flogen im Walzer dahin. Werffens Blick suchte nicht lange. Bianca stand, angetreten zum Tanz, in seiner Nähe, wie es das Herz ihm unheilvoll prophezeit, neben dem Magnaten, wie seines Gleichen sich gar zu gern nennen hört. Er ließ nicht ab, zu ihr zu sprechen, sein glühendes Auge schwelgte in ihren Reizen. Ob sie ihm Antwort gab, konnte Werffen nicht bemerken, sie stand ihm abgekehrt. Er bahnte sich Platz, bis er dicht hinter ihr stand. In diesem Augenblicke war die Reihe an dem Paare, der Ungar umschlang mit dreistem Arme den jungfräulichen Leib, wo sich Werffen, der niemals getanzt, nicht getraut hätte, ihre Fingerspitzen zu berühren — und flog mit Bianca durch den Saal. „Es ist ein seltsames Ding um die Walzersitte, welche Freiheiten gestattet, die ohne Musik Frechheiten wären. Heiligt denn der obligate Geigenstrich des Mannes Hand, daß ihre Berührung nicht mehr die Züchtigkeit verletzt?" — So unmoderne Gedanken, Kinder des Verdrusses, nahten sich dem Zuschauer, der sich sehr matt fühlte, aber dennoch nicht wich, sondern auf den Stock gestützt, den er nicht abgelegt hatte, das walzende Paar mit den Augen verfolgte, bis es athemlos wieder vor ihm inne hielt. Bianca bemerkte ihn noch nicht, ihr Auge war zu Boden geschlagen, sie wandte sich auch von ihrem Tänzer ab. Er mochte ihr im Walzen etwas gesagt haben, das sie in Verwirrung setzte. Werffens Herz schwoll immer bitterer.

„Darf ich mir dies Schweigen günstig deuten?" hörte er jetzt mit geschärften Sinnen, wie er Bianca zuflüsterte.

Bianca warf einen schnellen, suchenden Blick um sich her und begegnete einem treuen Auge, das mit bekümmertem Ausdruck auf ihr ruhte. Es zuckte über ihr Antlitz, das sich mit hoher Gluth färbte, in allen Mienen belebt.

„Sie hier, Cousin?" rief sie mit freudiger Stimme. „Sind Sie gesund?"

Werffens krankhafte Blässe, die in der Bewegung des Augenblicks noch eine schlimmere Farbe angenommen hatte, schien ihm die Antwort zu ersparen, der er ohnehin nicht fähig war. Er zuckte nur mit den Achseln.

„Haben Sie meine Mutter gesprochen?" rief Bianca besorgter. „Führen Sie mich zu ihr. — Herr Graf!" Sie verneigte sich und trat ab.

„Sie leiden und ich tanze!" sagte sie dann im Gehen mit einem Selbstvorwurf, der aufrichtig war. „Wir hatten aber so gute Nachricht von Ihnen, daß ich mir den Ball nicht versagte. Ich tanze so gern. — Aber dürfen Sie denn ausgehen! Und müssen wir Sie hier zuerst sehen?" Sie blickte ihn so liebreich an, daß er sich eiligst entschuldigte. Frau von Rodenau, welche ihn von Weitem erkannt hatte, kam ihnen durch das Gedränge des Saales entgegen, erschrak aber auch über das kranke Aussehen des Vetters und fragte ängstlich: ob der Arzt diesen Gang auch erlaubt habe? was Werffen freilich verneinen mußte.

Sie tadelte ihn ernstlich und Bianca fragte, was ihn zu diesem Trotz gegen die Vorschrift veranlaßt habe? Sein Auge, das ihr eine unwillkührliche Antwort gab, trieb ihr wieder das Blut in die Wangen, aber ihr Gefühl wurde zur Angst, als sie die zunehmende Schwäche des noch Ungenesenen bemerkte. Auch die Mutter sah es, wie er sich nur mit Anstrengung aufrecht hielt, trieb ihn zum Sitzen und bestand auf seiner ungesäumten Heimkehr. — „Unser Wagen ist schnell herbeigeschafft," sagte sie.

„Ja wohl," bestätigte Bianca. „Wir begleiten sie. Mir ist dieser Ball ohnehin zur Last." Ein Diener flog mit der Bestellung davon.

„Ich glaubte das Gegentheil," sagte Werffen bezichend.

„Das konnten Sie!" rief Bianca lebhaft. „Sie haben gesehen, wie der Unerträgliche mir die harmlose Freude am Tanz verbitterte. Ist es denn unmöglich, daß man tanzen kann, ohne immer von Neuem und von Jedem gequält zu werden? Ich möchte lieber gar nicht mehr tanzen."

Werffen hatte sich niedergelassen und litt offenbar. Frau von Rodenau beobachtete ihn und unterhielt ein schonendes Gespräch, um seine Geister bis zur Ankunft des Wagens in Spannkraft zu halten. Bianca wurde still.

Endlich meldete man den Wagen. Vergebens widersetzten sich einige Herren, der Magnat fast à vive force, dem Abgehen der schönsten Tänzerin, Frau von Rodenau mußte ihren Willen mit Energie durchführen. Im Wagen sagte Bianca: „Wenn dieser Ausflug üble Folgen für Sie hätte! Ein schrecklicher Gedanke!" — Er tröstete sie mit der Versicherung, sich ganz wohl zu fühlen.

Sie schwiegen eine Weile. — „Ich habe noch etwas mit Ihnen zu sprechen," fing Bianca wieder an. „Der Unglückliche, dessen Sie sich angenommen haben, — kann es Ihnen keine Gefahr bringen, einen solchen Menschen um sich zu dulden? Ich gestehe, daß ich mich vor diesem Volke fürchte, wo ich irgend Einem begegne."

Er beruhigte sie. Der Wagen hielt, die Reverberen warfen ihr Licht auf Bianca's Antlitz, als Werffen Abschied nahm. Ihr tiefer inniger Blick traf sein Herz.

12.

Jahre waren verflossen, hatten Vieles umgestaltet, den Strom der Zeit, der eine gefährliche Richtung zu nehmen drohte, wieder in ruhige Bahnen gelenkt. Jetzt wurde es möglich, das Wort der Gnade zu sprechen. Gnade! Erhabenes Vorrecht der Fürsten, das sie Gott ähnlich macht, nicht dem zornigen Jehovah, der an flammender Rache Gefallen findet und die Sünder mit seinen Strafen zerschmettert, sondern dem Vater Christi, dem Gotte der Liebe, der die Verirrten aufrichtet und mit sanfter Barmherzigkeit auf die verlassene Bahn des Guten zurückführt!

Die Amnestie war verkündigt. Friedrich eilte, sobald er die Gewißheit vernommen hatte, mit Postpferden nach der fernen Feste, um seinen Freund beim Wiedereintritt in das Leben zu begrüßen, um mit ihm seine Zukunft zu berathen, und den Groll zu tilgen, den vielleicht das Schicksal in ihm zurückgelassen hatte. Er fand ihn nicht mehr. Kaiserliche Commissarien waren bereits mit den Staatsgefangenen abgereist. Da er nicht hoffen durfte, sie einzuholen, und einmal Urlaub zu reisen hatte, benutzte er ihn, um seinen norddeutschen Freund, den Geistlichen, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte, zu besuchen. Welcher Verdruß, als er hörte, daß er die Reise umsonst gemacht hatte, daß sein Bekannter wiederum in Süddeutschland war und auch Baden, auch ihn selbst zu besuchen geäußert hatte. Er verließ das Städtchen ziemlich unwirsch. Hätte er noch dazu eine Ahnung gehabt, was sich während seiner Abwesenheit in Baden zugetragen hatte!

Die Saison war in diesem Jahre ungemein glänzend. Es ist uns in unserm Kreise überhaupt versagt, Silhouetten zu schneiden, als nur zu unserer eigenen Ergötzlichkeit; wir haben viele äußere Lächerlichkeit kennen gelernt, noch mehr geistige Misère, vor der Hand ziehen wir noch den Hut und schweigen. In dem Kreise aber, der sich dazumal zu Baden bei Wien versammelt hatte, war ein zu reiches, frohsinniges, an liebenswürdigen Erscheinungen üppiges Leben, als daß sich ein satirischer Silhouettenschneider hätte belustigen können, Jagd auf Böotier zu machen, die uns leider so vielfach über den Weg gelaufen sind, große und kleine.

Camillo Arlinghieri sah sich mitten in dies Leben versetzt. Es war Sonntag; er hatte jede Hemmniß für den Moment beseitigt und fühlte sich frei. Noch war ihm dies Bewußtsein während seiner Reise nicht klar erwacht. Jetzt strömte es ihm wie ein belebender Geist durch alle Adern. Er hätte jauchzen mögen, sein Auge flammte wieder mit der alten Gluth, seine Brust trank die würzige Bergluft in langen durstigen Zügen. Auch sie sollte er wiedersehen. Er wußte, sie war hier. Er hatte in Wien nach Frau von Rodenau gefragt, sie war in Baden, ihre Tochter auch. Seine Zukunft zeigte ihm nicht mehr den schwarzen Schleier, er hatte sich rosig gelichtet. Einen Stein vor das Grab der Vergangenheit!

Der Park zu Baden ist beschränkt, als habe sich die Kunst geschämt, mit der Natur, die rings so Großes und Reizendes geschaffen, zu wetteifern. Camillo durfte, nachdem er Bianca's Spur bis hierher gesucht, nicht lange forschen. Dort saß sie — neben ihrer Mutter. Camillo zögerte, ihr zu nahen, sein Auge weidete sich trunken an der vollendeten Schönheit, zu welcher sich die liebliche Jungfrau entwickelt hatte. Sie saß so still in edler Ruhe, sie sprach so liebreich zur Mutter gewandt, kein Zierling

zed by Google

schien es zu wagen, seine unreine Nähe diesem Himmelsbilde, das für ihn zu hoch stand, aufzudringen. Gewiß, sie war noch frei! Und wie der Gedanke durch Camillo's Seele strahlte, gab er ihm Muth; er eilte, von Hoffnung getrieben, seinem Schicksal entgegen.

Die Damen erkannten ihn nicht, als er sie grüßte. Er hatte sich sehr verändert, der innere Wurm seine Blüte zerstört. Erst, als er sprach, wurde die Erinnerung in Bianca wach und sie erröthete. Er sah es mit Entzücken. Sein glühender Geist, durch die reizbaren Nerven, die Folge langer Kämpfe, noch mehr exaltirt, nahm den Flug zu Sonnenhöhen, ohne Furcht vor jähem Sturze. Ein leichtes Gespräch entspann sich, beide Damen zeigten den unverkennbarsten Antheil, aber sie vermieden zart Alles, was ihn an sein Unglück erinnern oder verletzen konnte. Sie sprachen von Friedrich mit ihm, Beide zu des Freundes Lobe, sie sagten ihm, daß er verreist sei, aber täglich erwartet werde. — „Er ist ein sehr lieber Freund unsres Hauses!" sagte Bianca. Camillo hörte Bedeutung darin. Gewiß hatte Friedrich, der Treue, sein Interesse wahrgenommen, ihn entschuldigt, Bianca's Herz ihm gewonnen und erhalten.

Da sprang unter den Bäumen ein kleines, goldlockiges Mädchen daher, schmiegte sein Köpfchen in Bianca's Schooß. Sie liebkoste das Kind mit ihrer feinen Hand, es blickte aus blauen Augen zu ihr empor und nannte sie mit dem Muttternamen. Camillo erstarrte. Es war, als stürze die Riesenhand seines feindlichen Schicksals eine Eismasse in die Gluth, die ihn durchwallte; aber gedämpft wurde sie dadurch nicht, sie prasselte nur wilder empor und schlug über seinem Haupte, alle Sinne verwirrend, zusammen. Ohne Rücksicht auf Klugheit oder Sitte, nur dem ungezähmten Drange seiner Leidenschaft gehorchend, sprang er auf, stammelte ein paar Worte, die er selbst nicht verstand, und floh mehr, als er ging. Zu den Bergen hinauf trieb es ihn, dort sah ihn Niemand, er warf sich auf den Grund, er raste wider sich selbst. Noch im Scheiden hatte er den Mann wohl erkannt, dem das Kind vorausgeeilt war: Werffen war es, er der Beglückte, er in Bianca's Armen! Mit erfinderischer Grausamkeit malte er sich dies Glück aus, Werffen war von Stund an sein Todfeind, die Hölle erwachte in seiner Brust und trieb ihn zu wilden Wünschen. Er sah es nicht, daß ein Mensch auf ihn zusprang, er hörte kaum sich angerufen, er schrak erst auf, als er seine Knie umfaßt, seine Hände mit Küssen bedeckt fühlte. „Ich bin's ja, Jannasch!" schrie der Freudige. „Sind Sie nun los?"

„Du hier?" stieß Camillo dumpf heraus.

Der Slowak hatte bürgerliche Kleidung an, trug keinen Bart und sah ganz ehrbar aus. Er blickte vorsichtig umher und raunte dann dem Grafen zu: „Desertirt!"

„Was willst Du? Gold? Nimm!" rief Camillo und warf ihm die Börse zu. „Geh, verlaß mich."

„Ich brauch's nicht," sagte Jannasch, „bin im Dienst bei einem reichen Officier, kein Mensch kennt mich, als Doctor Friedrich. Der war mein Retter, wie ich mich schon angeben wollt', ich erkannt' ihn, er brachte mich unter, wo mich Niemand sucht. Aber Sie?"

„Willst Du mir helfen? Willst Du?" rief Camillo mit funkelnden Augen.

„Sagen's an!" betheuerte der Diener, die Hand auf die Brust legend.

Einen irren Blick heftete Camillo auf ihn, noch sträubte sich die Zunge, das Wort auszusprechen. „Morgen!" sagte er mühsam. „Finde mich morgen dort" — er zeigte nach dem Vorsprung, wo die Trümmer der Feste Rauhenstein ragen — „dort oder weiter thalauf, morgen früh, eh' es Tag wird. Nun geh'." Er stand auf, winkte den Slowaken hinweg und verließ ihn.

Planlos verfolgte er den Berghang, bis ein Pfad ihn in das Thal führte, seine Seele brütete über dem Unerhörten, das ihn so plötzlich vom Gipfel des erträumten Glücks in die Nacht gestürzt hatte. Er vergaß seine Verbindlichkeit, sein Ehrenwort, er wandelte geistig vernichtet, gleichgültig durch die reizende Scenerie des Helenenthals, an den Prachtgebäuden vorüber, immer weiter hinauf in die Berge. Auf einmal blieb er stehen, er schauderte vor sich selbst, er begriff nicht, wie ein Moment ihn hatte so ganz beherrschen, seinen Willen auf ein Gelüst richten können, das ihn jetzt mit Grauen erfüllte. Welch' ein Abgrund des Menschen Brust!

Noch stand Camillo; da war es, als schwölle ein reiner Dreiklang feierlich durch die Luft. Der Abend lag bereits über den Bergen, Alles war still, die Bäume schienen zu lauschen. Camillo war mit seinen Gedanken fern, er nahm die Töne, welche wiederholt in mahnenden Accorden durch die Stille des Abends klangen, unwillkührlich in sein Ohr, sie durchdrangen sein Inneres und weihten es von Neuem, alle finstern Geister verscheuchend. Endlich wurde er aufmerksam. Es war Orgelklang, der im Tempel des Herrn nie seine Wirkung verfehlt, hier aber, im schönen friedlichen Thale, unter dem Himmelsdom und den Säulenhallen der Waldung einen unbeschreiblichen Eindruck machte. Camillo wußte nicht, daß es die Orgel über dem Thore von Heiligenkreuz war, welche immer statt der Glocken die Frommen zur Kirche ruft, er erfuhr es auch nie und begehrte keine Lösung des heiligen Räthsels. Zur Umkehr trieb es ihn, er faßte das Leben wieder in's Auge, wenn es auch das Leben in Verbannung war, das er fortan führen mußte. Doch konnte er sich nicht von der Stätte trennen, bis der Schlußaccord leise verwehend in den Schluchten erstarb.

Spät Abends kam er nach Baden zurück, wo er ohne Aufenthalt nach der Hauptstadt abreiste. Sein Ausbleiben hatte schon bei dem Beamten, der ihn auf sein Ehrenwort einen Tag ohne Begleitung beurlaubt, große Sorge erregt; um so gütiger wurde er empfangen und auf der weitern Reise, bis ihn das Schiff aufnahm, behandelt. Er hatte nach Niemand mehr gefragt, auch nach Friedrich nicht. Kein Band sollte ihn mehr an die alte Welt fesseln, deren Küste er auf Niewiederkehr verließ, wie es seine Bestimmung forderte. Die Gnade des Kaisers hatte ihm, dessen Güter nach dem Tode des alten Grafen dem Kronschatze zugefallen waren, die Mittel des Fortkommens gesichert. Ob er durch die Erschütterungen geläutert, zu Ruhe und Glück gelangen wird — wer kann das sagen? Er hat ein neues Leben begonnen und steht noch in der Fülle der Mannskraft, welche ihm lange Jahre verspricht. Wer kann sich vermessen, deren Wechselfälle auch nur zu ahnen? Im Heute schlummert das Morgen, aber kein Auge dringt zu ihm, bis es tagt.

Friedrich vernahm bei seiner Heimkehr mit aufrichtigem Schmerze, daß er Camillo auf immer verloren habe. Er hörte tiefbetrübt, welches Leid der Scheidende mit sich fort getragen, das Leid hoffnungsloser Liebe. Als ihm dann insgeheim der Slowak, der sich nur ihm ganz vertraute, sein Zusammentreffen auf dem Berge und jedes Wort Camillo's erzählte, als er vernahm, daß der treue Mensch ihn früh Morgens vergeblich bis zum Kloster gesucht — versank er in tiefes Sinnen und sprach sich erst spät gegen seinen geistlichen Freund aus, der ihn mit Freuden in Baden bewillkommnet hatte.

„Ich weiß von einem Pilger aus grauer Vorzeit," sagte er, „der unbekannt in jenes Kloster gekommen, dort den Abend seines Lebens in Demuth und Frömmigkeit zugebracht und erst auf dem Sterbebette gebeichtet hat, daß er einst Ungarns Krone getragen. Sollte Camillo gleich ihm dort Ruhe gesucht haben, weil sein Dasein verfehlt ist?"

„Wer Ruhe sucht, der findet sie überall," erwiederte der Freund. „Kein Dasein ist so verfehlt, daß es nicht wieder zum wahren Ziele zu lenken wäre. Wie Sie mir Ihren Camillo geschildert haben, glaube ich nicht an Ihre Vermuthung."

Friedrich verbot dem Slowaken, seiner Bekanntschaft mit Arlinghieri um der eigenen Sicherheit willen gegen Niemand zu erwähnen. Er selbst hatte Sorge um den armen Menschen, dessen wahre Geschichte er auch Werffen, seinem neuen Herrn, nicht erzählt, weil er den gewissenhaften Mann nicht in Conflict mit seiner Pflicht setzen wollte, die ihn veranlaßt hätte, den Deserteur seiner doppelten Strafe für dies und sein früheres, schwereres Vergehen zu überliefern. Wir wollen hoffen, daß der arme Jannasch, der in der feinen Livree mit Cravatte und Handkragen, Handschuhen und Stulpstiefeln sich selbst nicht mehr ähnlich sieht, auch durch consequentes Waschen eine lichtere Hautfarbe gewonnen hat, dem scharfen Auge der Obrigkeit entgehen oder — daß sie es zudrücken möge, wenn kein Kläger auftritt. Sie hat ja kein Gefallen an Blut und Thränen, wo sie nicht fließen müssen zum Heile der Menschheit!

Das bekundet sich täglich von Neuem. Durch den Gnadenact, der seitdem auch im Norden erfolgt ist, sind tausend Thränen getrocknet, viel zagende Elternherzen aufgerichtet und an den Begnadigten treue Unterthanen gewonnen worden, die fortan bereit sind, mit begeisterter Hingebung ihr Herzblut für den Thron zu vergießen.

Wir bedauern, kein abgeschlossenes Lebensbild mit diesen Zeilen endigen zu können und verwahren uns feierlichst wider die Annahme, daß solches überhaupt durch eine Heirath möglich sei. Noch leben Alle, deren Schicksale in ihrer Verflechtung wir bis hieher verfolgt haben, und wäre es uns vergönnt, ihr künftiges Loos zu schauen, wie sehr würde es vielleicht unser Interesse bei Freud und Leid noch in Anspruch nehmen! Werffens und Bianca's vor Allem! Das Paar lebt so glücklich, die zarte, liebende Frau mit dem trefflichen Manne, der seine Pflicht als Gatte und Vater so freudig thut, wie er gewissenhaft in des Kaisers Dienst verfährt. Werden sie immer so glücklich sein? Wir hoffen und wünschen es; aber die Sehnsucht, welche Friedrich bei seiner ersten Trennung von Camillo geäußert, bleibe uns fern, bleibe jedem Sterblichen fern! Wenn der Schleier der Zukunft plötzlich risse, daß mit einem Aufblicke der Mensch all' seine kommenden Schicksale überschauen könnte, sein Auge trüge es nicht: es wäre ihm Vernichtung, selbst wenn es nur Lichtglanz erblickte.

Digitized by Google

J. C. Biernatzki

ward 1796 in Altona geboren, studirte in Jena, Halle und Kiel, wurde dann Prediger auf der Hallig Nordstrand, einer Inselgruppe an der Westseite der dänischen Küste, und später Prediger zu Friedrichstadt im Holsteinischen, wo er 1842 starb.

Er schrieb:

Der Glaube. Ein Gedicht. Schleswig 1825.

Wege zum Glauben oder die Liebe aus der Kindheit. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle. Altona 1835.

Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee. Altona 1836.

Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerstreuung. 2 Bde. Altona 1839.

Gesammelte Schriften. 8 Bde. in gr. 16. Altona 1844.

Tiefe innige Frömmigkeit, Begeisterung für den Glauben, edle Gesinnung, glückliche Erfindungsgabe und treffliche Darstellung zeichnen B.'s Leistungen sehr rühmlich aus, aber seine Lebensansicht ist von Einseitigkeit nicht frei zu sprechen und die Idee, theologische Fragen auf solchem Wege zu lösen, läßt sich keine glückliche nennen, denn sie befriedigt nur halb. Einzelne Schilderungen, namentlich in seiner Hallig, sind übrigens meisterhaft und beurkunden einen reichen und tiefen Geist, auf welchem leider der Druck ungünstiger Verhältnisse lastete und ihn beschränkte. — Wir müssen uns hier, da die größern Erzählungen nicht wohl gestatten, daß man ihnen ein Bruchstück entlehne, auf die Mittheilung zweier Gedichte beschränken, die das Talent des Verfassers um so mehr beurkunden, als sie eigentlich außer seiner gewöhnlichen Sphäre liegen.

Aus dem Arabischen.

In der Holden Flammenauge
Ahnt' ich kaum der Liebe Gluth,
Als die raschen Segler riefen:
„Fort zu Schiff! der Wind ist gut!" —

Und sie kommt — und heiße Thränen
Künden ihrer Seele Schmerz,
Nur in halbgebrochnen Tönen
Stammelt das gepreßte Herz.

Zu mir neigt sie sich, umschlinget
Mich mit ängstlich scheuer Hast;
So umspielt der Hauch des Windes
Bebend den umlaubten Ast.

Scheiden mußten wir, und weinend
Noch einmal den Blick gewandt
Rief sie, tief von Schmerz erschüttert:
„Hätt' ich nimmer dich gekannt!"

Auch eine Legende.

Der heilige Franciscus saß
In seiner Klause einst und las
Fein emsig in der Bibel.
Den Forst durchstürmte Wintergraus,
Der Wind durchpfiff das kleine Haus
Vom Heerde bis zum Giebel.

Und Sanct Franciscus merkte bald,
Sein Ofen sei schon wieder kalt,
Und ausgebrannt die Kohlen:
Nun mußt' er auf vom Stuhle stehn
Und in den andern Winkel gehn,
Um frisches Holz zu holen.

Das war ihm aber ganz verkehrt,
Er las so gerne ungestört,
Drob fing er an zu schmälen:
„Ihr Klötze, die Ihr Klötze seid
Von nun an bis in Ewigkeit,
Müßt Ihr mich immer quälen?

Kämt Ihr nur mal von selbst heran!
Nein, immer muß ich armer Mann
Euch hin zum Ofen tragen!" —
Kaum war das letzte Wort entflohn,
Da regt' es sich im Winkel schon,
Als würde Lärm geschlagen.

Ein langer Klotz tritt stolz hervor,
Und hinter ihm der ganze Chor
Der Schiefen und der Graden.
Sie stellen sich in Reihen dann,
Marschiren darauf, Mann für Mann,
Zu dem, der sie geladen.

Dem Klausner fällt's voll Grausen bei,
Mit Klötzen nicht zu spaßen sei,
Ihn rüttelt Schreckensfieber;
Doch sieh! das ganze Regiment
Macht ihm ein tiefes Compliment:
Ach, Mancher fällt vorn über!

Zur Ofenthür geht nun der Lauf,
Das warme Lager thut sich auf,
Rasch brennt der ganze Plunder.
Franciscus sieht's mit off'nem Mund
Und spricht darauf aus Herzensgrund:
„Herr! Groß sind deine Wunder!"

Karl Blum

ward in Berlin geboren. Schon in früher Jugend versuchte er sich 1805 als Schauspieler am Rheine und ging dann als Sänger nach Königsberg, wo er unter Hillers Leitung die Theorien der Musik studirte. Nachdem er in Wien unter Salieri 1817 und in Paris seine Kräfte versucht, und dann vorübergehend die technische Direction des königstädtischen Theaters zu Berlin geleitet hatte, fand er zuletzt bei dem königlichen Hoftheater als Hofcomponist und Regisseur bei der königlichen Oper eine dauernde Anstellung. Er starb 1844 in Berlin.

Er schrieb:

Theater. 1—4. Bd. Berlin 1839—44.

Das laute Geheimniß, nach Gozzi. Berlin 1841.

Des Goldschmieds Töchterlein, im Jahrb. deutscher Bühnenspiele. 14. Jahrg.

Mirandolina. Lustspiel nach Goldoni. Berlin 1844.

Der schöne Narciß. Bagatelle, im Theater-Almanach. 3. Jahrg.

Der Spiegel des Tausendschön, in den dramat. Desserts f. 1836.

Mit großer Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und guter Bühnenkenntniß verband B. einen lebhaften und witzigen Dialog; Eigenschaften, die seinen dramatischen Arbeiten die Gunst des Publikums erwarben.

---

ward 1811 in Landsberg an der Warthe geboren, erhielt eine vortreffliche Bildung, war anfangs dem Kaufmannsstande bestimmt, widmete sich aber später den Wissenschaften, machte größere Reisen und lebt seitdem als Dr. phil. und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Reiseblüthen aus der Oberwelt. 2 Bde. Grimma 1834.
Reiseblüthen aus der Sternenwelt und Mond-Novelle. Altenburg 1836.
Reiseblüthen aus der Unterwelt. Ebend. 1836.
Deutsche Dichter. Novellen. 1 Bd. Berlin 1837.
Literaturstoffe. 1. Heft. A. u. d. T.: Namen-Symbolik in der deutschen Poesie. Landsberg a. d. W. 1840.
Des Kriegscommissär Pipitz Reise nach Italien. Ein komischer Roman. 4 Thle. Mit 12 Bildern. Stuttgart 1841.
Sprüche und Lieder eines nordischen Braminen. Leipzig 1842.
Pepita. Italienische Idylle. Leipzig 1844.
Französische Thronfolger. Eine Vision. Stuttg. 1844.
In Skandinavien. Nordlichter. Leipzig 1845.
Einzelne Erzählungen, Aufsätze und Gedichte in Journalen u. s. w.

Tiefes Gefühl, reiche und bewegliche Phantasie, heitere Laune und glückliche Behandlung der Form, verbunden mit großer Anspruchslosigkeit und gesunder Lebensanschauung, haben diesem talentvollen Schriftsteller einen sehr geachteten Namen in der literarischen Welt erworben.

Blumensagen.

I.

Der Lotos.

(Aegyptisch.)

In Aegyptens weißem Sande,
Zwischen saftigen Oasen,
Schlängelt sich der grüne Nil,
Und es taucht aus seinen Wogen
Blüthenvoll der heil'ge Lotos
Still empor auf schlankem Stiel.

Seine Blüthe zugefaltet,
Gleicht er einem Blumennachen
Bei des Tages heißem Glühn;
Oben gittert heller Purpur
Schön die Blätter, aber unten
Schimmern sie mit weichem Grün.

Wenn des Nachts, wie bleiches Silber,
Hoch am Himmel strahlet Isis,
Wenn sie hellt das düstre Grau,
Dann erwacht die Lotosblume
Aus dem tiefen Tagesschlummer,
Leuchtet purpurn oder blau.

Sie entfaltet ihre Kelche,
Haucht empor aus kühlen Wellen
Ihr Aroma in die Luft.
Isis steigt herab vom Monde,
Um im Lotoskelch zu thronen
Und zu athmen seinen Duft.

Bis der Himmel sich geröthet,
Bis die Memnonssäule tönet,
Blüht die Wunderpflanze hell;
Flimmern aber Sonnengluthen
Auf die saft'ge Wasserblume,
Schließet sie die Blätter schnell.

Silbermondenschein ist Isis!
Sonnenglanz, das ist Osiris!
Lotos liebt die Sonne nicht;
Wendet sich von ihren Flammen,
Hebt zum Monde voll Verlangen
Nachts das Blumenangesicht.

Darum trägt am Scheitel Isis
Eine blaue Lotosblüthe,
Und in den Mysterien lebt
Sie als ein Symbol der Seele,
Die, im nächt'gen Dunkel schwebend,
Sich empor zum Lichte hebt.

II.

Die Narcisse.

(Griechisch.)

In dem blauen Flußpalaste wohnt der Wellengott Cephissus,
Und es reicht ihm, weich umhüllet mit dem blendend weißen Vossus,
Einen neugebornen Knaben, leuchtend hell wie Blüthenschnee,
Seine meerentsprossne Gattin, hold verschämt, Liriope.

Freundlich lacht der Schilfbekränzte, freundlich streicht den Bart Cephissus,
Spricht: „Es ist ein hübscher Knabe, und sein Name ist Narcissus!"
Sendet eilig einen Boten, der die Füße leicht erhob,
Den Tiresias zu holen, daß er stell' ein Horoscop.

Und, gerufen, kommt der Seher aus dem siebenthor'gen Theben.
„Goldne Tage", spricht zum Kind er, „wirst im Glücke du verleben,
„Ungetrübt von jedem Schmerze, lernst du niemals kennen dich!"
So verkündet er das Schicksal; düster dann entfernt er sich.

Zauberschnell, wie Frühlingslüfte, fliehn im Jahrestanz die Horen;
Als der Knabe nun ein Jüngling, hat ihn manches Herz erkoren.
Dreaden und Najaden sind vor Liebesqual erkrankt,
Während er im reichsten Schmucke jugendlicher Anmuth prangt.

Aber wahrer liebt, als Eine, Echo ihn, die schöne Nymphe;
Folgt ihm immer, mag er stürmen durch die Wälder, durch die Sümpfe;
Hält den Jäger, wenn ihm schwindelt an der Felsen jähem Riß;
Ruft im Thale seinen Namen leis' und liebevoll: Narciß!

Doch ihn rühret nicht der Nymphe holdes Schmeicheln und Bemühen,
Seine Kälte gießet Oel noch in das lodernd wilde Glühen,
Bis ihr ungestillter Kummer auf den blüh'nden Körper sog,
Und nur ihre Aetherstimme zärtlich noch die Luft durchflog.

Hoch am azurblauen Himmel, auf den Bergesgipfeln thront sie,
In Oliv-umgrünten Klüften, tief im Felsenschatten wohnt sie.
Wandelt unten durch die Thale ein Verliebter dort entlang,
Wiederholt sie seine Klagen mit der Stimme zitternd bang.

Doch Narcissus irret jagend durch die dunkellaub'gen Forsten,
Wo die schlanken Hirsche weiden, wo die braunen Geier horsten.
An die hingeschwundne Nymphe denkt der Jüngling nimmermehr,
Schleudert auf den schnellen Rehbock, wohlgezielt, den Silberspeer.

Als er so am heißen Mittag einst zur schilfumblühten Quelle
Eilet und sich niederbücket, zeigt die silberblaue Welle,
Frisch bekränzt mit Wasserblumen, ihm sein eignes schönes Bild;
Kaum hat er sich selbst gesehen, fiebern seine Pulse wild.

Leidenschaft durchströmt ihn flammend, er will nie den Quell verlassen,
Und ob im vergeb'nen Schmachten seine Wangen auch erblassen,
Unbeweglich starrt er nieder in die hellkrystallne Fluth,
Starret an das eigne Bildniß mit der wärmsten Liebesgluth.

zed by Google

Seine üppig vollen Glieder ſchwinden hin wie bleiche Schatten,
Seine Augen, ſonſt ſo ſtrahlend, fallen zu dem Todesmatten;
Plötzlich ſinket er in Schlummer, und er ſieht im leichten Traum
Sich als eine Blume blühen, ſieht es ſelbſt, und glaubt es kaum.

Blumenhaft iſt ihm zu Muthe, Alles athmet ihm ſo duftig,
Und durch ſeine zarten Blätter gaukelt Zephyr lau und luftig;
Götter haben ihn verwandelt, um zu mildern ſeinen Schmerz,
Zur Narciſſ' iſt er geworden, doch im Kelche fehlt das Herz.

Und Liriope weint lange, düſter ſchaut der Greis Cephiſſus,
Sie verloren ja den einz'gen, den geliebten Sohn Narciſſus.
Aber in Böotiens Thälern ſieht man blühen von der Höh'
Goldige Narciſſenwälder bei dem alten Thespiä.

III.

Die Paſſionsblume.

(Katholiſch.)

Leiſe rauſcht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und ſein grünbewachſner Gipfel
Raget aus dem Sande da,
Wie man ſteil ein friſches Eiland
Aus dem Meere ſteigen ſah;
Heute ſtarb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

Flammend ſtrahlt der Abendſchimmer
In erhöhter Purpurgluth,
Und in ſeinem Glanzgeflimmer
Leuchtet ferne Meeresfluth.
Chriſtus ſchloß die Augenlider,
Und es ſcheint, als ob er ruht;
Ueber ſeine weißen Glieder
Fließet hell das rothe Blut.

Aus den Wolken wirft die Strahlen
Falb des Mondes Silberkreis.
Den Erlöſer fliehn die Qualen,
Seine Lippen zucken leis;
Auf der Stirn, ſo hoch und edel,
Perlet ſchon der Todesſchweiß.
Golgatha's gebleichte Schädel
Schimmern in dem Mondlicht weiß.

Lieblich klingt's, wie Flötenlaute,
In der Erde dunklem Schooß.
Wo das Blut herniederthaute,
Ringt ſich aus dem grünen Moos
Eine wunderheil'ge Blume,
Weiß und blau erſtrahlend, los;
Blühet ſtill zu ſeinem Ruhme,
Und des Heilands Ruhm wird groß.

In dem Blumenkelch, dem bunten,
Zeigt ſich, thränenlockend mild,
Tief im blaſſen Grunde unten,
Bräunlich grau ein Faſernbild.
Nägel, Speer und Dornenkrone,
Die den Gott gepeinigt wild,
Liegen in dem Blüthenthrone,
Von den Blättern rings umhüllt.

Leiſe rauſcht der Palmen Wipfel
Auf dem hohen Golgatha,
Und ſein grünbewachſner Gipfel
Raget aus dem Sande da,
Wie man ſteil ein friſches Eiland
Aus dem Meere ſteigen ſah;
Heute ſtarb am Kreuz der Heiland,
Seinen treuen Jüngern nah'.

IV.

Alraunen.

(Germaniſch.)

Es rauſchet beim glimmernden Mondenſchein
Im düſterbeſchatteten Eichenhain.

Die Truhten, die mächtigen Frauen, ſind's,
Sie ſpotten des Nebels und heulenden Wind's.

Sie tanzen im wilden, grauflatternden Chor
Weit über die Haide, durch Sümpfe und Moor.

Von faulendem Holz iſt das Dunkel erhellt;
Der Schuhu krächzet, die Otter bellt.

Doch weiter! die Truhten verweilen nicht,
Bis ſie gekommen an's Hochgericht.

Da ſuchen dann unter dem Galgen die Frau'n
Nach heimlichen Blüthen der ſeltnen Alraun'.

Alraunen die wachſen beim Galgen allein,
Darüber muß klappern das Todtengebein.

Alraunen enthalten verborg'ne Gewalt;
Die Wurzel hat winzige Zwergesgeſtalt.

Drum graben die Truhten den Wurzelmann,
Gar mächtig wird jegliche, die ihn gewann.

Der Kleine, er grüßt ſie mit neckiſchem Gruß,
Er krümmet ſich wie ein Druidenfuß.

Er ſchüttelt das Köpfchen verſtändig und klug;
Sie wickeln ihn ein in ein linnenes Tuch.

Dann tanzen die Truhten um's Hochgericht,
Bis röthlicher Morgen das Dunkel durchbricht.

V.

Die Sonnenblume.

(Griechiſch.)

Fern hinter Kolchis, an des Lichtes Bronnen,
Da ragt ein Schloß von purpurnen Rubinen.
Mit hellem Goldnetz iſt das Dach beſponnen,
Von roſig rothen Strahlen ſtets beſchienen;
Am Giebel ſchimmern diamantne Sonnen;
Als Säulen ſieht man Elfenbein ihm dienen;
Die Fenſter leuchten ſchön wie Eos' Gluthen,
Sich ſpiegelnd in Poſeidon's glatten Fluthen.

Es wohnt in dieſem prächt'gen Zauberſchloſſe
Der edle Helios, deß goldner Zügel
Zu lenken weiß die wilden Sonnenroſſe;
Der Mittags heiß auf Welle, Thal und Hügel
Entſendet ſeine flammenden Geſchoſſe,
Und der, im Wunderſchiff mit lichtem Flügel,
Wenn er im Norderocean geſtrandet,
Nach kurzer Zeit in Kolchis wieder landet.

Er iſt ein Jüngling, ewig ſchön und blühend,
Es blitzen zauberiſche Feuerſtrahlen
Aus ſeinem Auge, dunkel ſchwarz erglühend.
Die Bilder, die den Goldhelm ihm bemalen,
Man ſchaut ſie farbenfriſch und funkenſprühend.
Am Fuße trägt er leuchtende Sandalen,
Und luftige Gewänder rauſchen nieder
Um ſeine weißen, männlich vollen Glieder.

Den Sonnengott hat Klytie geſehen,
Vom blaſſen Grau der Dämmerung verborgen,
Als er, begleitet von des Oſtwinds Wehen,
Dahergeflogen kam am frühen Morgen.
Doch unerwiedert bleibt ihr Liebeflehen,
Und ihre Stirn umſchleiern trübe Sorgen.
Will ſie dem Helios die Leiden klagen,
So eilt er ſtolz vorbei im flücht'gen Wagen.

Digitized by Google

Es darf verhöhnend Cypris Keiner necken,
Denn hohe Macht iſt ewig ihr geblieben.
Sie zürnet Sol, dem Uebermüthig-Kecken,
Sie füllet ſeine Bruſt mit Gluthentrieben,
Aus kaltem Schlummer plötzlich ihn zu wecken.
Er muß Leukothoë, die Holde, lieben,
Und denket aus der blauen Himmelsferne
An ihre milden blauen Augenſterne.

Die Liebliche erfüllt ihm die Gedanken,
In ſeinem Herzen brennen heiße Wunden.
Die Tageszeiten fangen an zu ſchwanken,
Erſcheinen ſieht man Sol zu nächt'gen Stunden,
Eh' noch Selenens Silberhörner ſanken;
Vom Himmel iſt er plötzlich dann entſchwunden,
Sich froh beim dunklen, ungeſtörten Abend
An Küſſen der Leukothoë erlabend.

Doch Klytie, den Schall der Küſſe hörend,
Umhüllt vom grünen Oleanderlaube,
Entflammt in Wuth, und heiße Rache ſchwörend,
Verwandelt ſich zur Schlang' die milde Taube.
Durch Heimlichkeit die Nymphen ſchlau bethörend,
Damit man auch den böſen Worten glaube,
Erzählt ſie Alles, bis es hunderttönig
Zu Orchamus gelangt, dem grimmen König.

Kaum hat der Fürſt die Kunde nun erfahren,
So läßt er einen Scheiterhaufen bauen,
Und angefeſſelt wird von rauhen Schaaren
Die ſchöne Tochter, todesblaß zu ſchauen.
„Wer Schande bringt des Vaters weißen Haaren,"
Er ſpricht's, „dem mag vor ſolcher Strafe grauen."
Die rothen Flammen fangen an zu ringeln
Und ſengend heiß das Opfer zu umzüngeln.

Der Sonnengott erblickt aus blauen Lüften
Sein Lieb nun zwiſchen hellen Feuerzungen.
Die Lilienwangen und die ſchlanken Hüften
Sind von der wilden Lohe ſchon umſchlungen;
Und gleich den Wind-verwehten Roſendüften,
Iſt ihre ſüße Stimme matt verklungen.
Den mächt'gen Helios, ihn hört man klagen,
Und Wolken ſchleiern ſeinen Gluthenwagen.

Am Abend ſitzt er unter düſtren Qualen
Beim Aſchenhaufen, der zurück geblieben;
Er ſprenget Nektar aus kryſtallnen Schaalen
Auf's Grab der Jungfrau, welche für das Lieben
Ihr maienjunges Leben mußte zahlen.
Man ſieht, von Nektar's Wunderkraft getrieben,
Mit duftgewürzten Blättern, ſchlanken Zweigen,
Empor die heil'ge Weihrauchſtaude ſteigen.

Und Klytie, mit ſchmachtendem Geſichte,
Aus dem der Liebe Sehnſuchtsgluthen winken,
Sie kehrt ſich ſtets nach Sol's geliebtem Lichte,
Um aus dem Aug' ihm Strahlengold zu trinken,
Um, während er die Blicke auf ſie richte,
In heißen Flammentaumel zu verſinken.
Doch ſeine Wange ſtrahlt von Zorn geröthet —
Sie iſt's ja, die Leukothoë getödtet.

Die Nymphe koſtet weder Trank noch Speiſe,
Und bläſſer wird ſie nun mit jeder Stunde;
Die Füße wurzeln in dem Boden leiſe,
Auf ſchlankem Stiele hebt ſie ſich vom Grunde.
Seitdem verfolgt, mit gelbem Blätterkreiſe
Das Haupt umringt — ſo lehrt die alte Kunde —
Der goldne Stern an jeder Sonnenblüthe
Den Gott, für welchen Klytie erglühte.

VI.

Der Baldrian.

(Skandinaviſch.)

Zu Breidablick, auf goldnem Thron,
Da herrſchte Baldur, Odin's Sohn;
Er war der Schönſte aller Aſen
Auf Wallhalls ewig grünem Raſen.

Aus hohem, göttlichem Geſchlecht,
Beſchützte Unſchuld er und Recht;
Er ſchirmte die verfolgte Tugend,
Und blühte ſtets in roſ'ger Jugend.

Tiefſinnige Beredtſamkeit
Aus ſeinem Mund das Herz erfreut.
So prangt' er, wie die weiße Lilie,
In Frigga's mächtiger Familie.

Als Gattin ſaß ein Wunderbild
Zur Seite ihm, gar lieb und mild.
Es lag an ſeinem Buſen Nanna
Wie auf der Erle ſüßer Manna.

Doch Baldur's Mutter träumend ſah,
Daß ihrem Sohn Gefahren nah,
Drum ließ ſie alle Dinge ſchwören,
Sie wollten nimmer ihn verſehren.

Und jedes Ding in der Natur,
Es leiſtet ihr den heil'gen Schwur:
Der Eichenſtamm, die ſchlanken Elſen,
Metalle, Feuer, Fluth und Felſen.

Jedoch das Bäumchen Miſteltein,
Es iſt ſo winzig und ſo klein;
Sie hatt' es aus dem Aug' verloren,
Als alles Uebrige geſchworen.

Und Loke hat es auserſehn,
Daß es um Baldur ſei geſchehn,
Denn ſeit aus Wallhall er vertrieben,
Mag er auch keinen Aſen lieben.

Dem blinden Hödur reicht er's dann,
Und dieſer nimmt es dankbar an,
Er legt es ſtill auf ſeinen Bogen
Und hat die Senne ſtraffgezogen.

Die Götter wählen oft beim Spiel
Den feſten Baldur ſich zum Ziel,
Weil nimmer ward ein Pfeil gefunden,
Der ihm nur mag die Haut verwunden.

Doch als nun arglos Hödur ſchießt,
Da wankt der Gott und ſtrömend fließt
Ein Purpurſtrahl aus ſeinem Herzen;
Er windet ſich in Todesſchmerzen.

Den Göttern ſtockt das warme Blut,
Denn Alle waren Baldur gut,
Und während Frigga klagt und jammert,
Hält Nanna eiſern ihn umklammert.

Doch Odin aus dem Blute heiß
Läßt ſproſſen eine Blume weiß;
Schlank iſt der Stiel, zart ſind die Blätter,
Des Anblicks freuen ſich die Götter.

Zu Baldur's Ruhm hat er's gethan,
Die weiße Blüth' heißt Baldrian.
Wie hell die Blumenkelche ſchweben,
So fleckenlos war Baldur's Leben.

VII.

Gul, die Roſe.

(Perſiſch.)

Im Erlenbuſch bei Kaſchmir, da hört man ſchlagen Bülbül
So weich, ſo ſchmerzerfüllet, als wollt' verzagen Bülbül,
Die blauen Felſen tönen den Klaggeſang zurück.
Dort wohnt im Roſenhaine ſeit vielen Tagen Bülbül,
Und ihre Glockenſtimme, ſie ſchmachtet, ſchluchzet laut.
Einſt ſaß zur goldnen Maizeit in Blüthenhagen Bülbül,
Und ſang von Liebesſehnſucht, von Liebeshoffnung froh;
Da ſah, in grüner Hülle noch träumend, ragen Bülbül
Als zarte Purpurknospe die wundervolle Gul.
Es ſchwebte, von den Zweigen ſo leicht getragen, Bülbül
Hoch über ihrem Haupte, und ſang voll heißer Gluth.

Digitized by Google

Sie liebet Gul, doch nimmer will kühn es wagen Bülbül,
Die Flammentriebe offen der Roſe zu geſtehn;
In Nachtgeſänge hauchet die ſtillen Klagen Bülbül,
Ob Gul auch feurig lodernd in Gegenliebe brennt.
Nun ſieht das Herz der Roſe den Wurm zernagen Bülbül,
Und fühlt in weicher Seele der Blüthe Liebesleid.
Zu ſtolz iſt Gul geboren, um je zu fragen Bülbül:
„O, Nachtigall, du Süße, willſt du mein Liebchen ſein?“
Nicht ahnend, daß um ſie nur die Schmerzen plagen Bülbül. —
Die Roſe neigt ſich ſterbend, ihr wonnig Roth erblaßt,
Mit tief gebroch'nem Herzen will Ruh' erjagen Bülbül,
Und leiſer hallt ihr Singen, der Silberton verſtummt.
Sie ſtarb — doch lebet Gul noch, es lebt in Sagen Bülbül!

VIII.

Die Hyacinthe.

(Griechiſch.)

Es prangte Hyacinth ſo ſchön wie Amaranthus,
Sein Wuchs war Pinien-ſchlank, ſein Aug' ein blauer Xanthus,
Vom Nacken fiel das Haar und ſchimmerte wie Gold.
Apollon liebte ihn, durchzog mit ihm die Räume
Des grünen Waldes oft; im Schatten alter Bäume,
Da ruhten von der Jagd die Freunde traulich hold.

Bei kühner Pantherjagd, bei kraftgeübten Spielen,
So wie beim Scheibenwurf und bei dem Bogenzielen,
War Klio's edler Sohn dem Gotte ſtets Genoß.
Da wuchs in Freundes Bruſt des Neides gelbe Blume,
Vertrieb das Hochgefühl aus ſtillem Heiligthume;
Die Eiferſucht entflammt den milden Zephyros.

Apoll und Hyacinth, die Muskelkraft zu ſchärfen,
Sie üben ſich vereint im luſt'gen Discuswerfen,
Und Beide ringen ſtark, wen Lorbeer heut' umlaubt.
Da nahet Zephyros, kaum laue Kühlung machend,
Doch hämiſch lauert er, und treibt, zum Sturm erwachend,
Des Gottes Scheibe hin nach Hyacinthus' Haupt.

Er ſinkt. Den Purpurſtrom ſieht Phöbos ihm enttriefen;
Der Jüngling höret nicht den Worten, die ihm riefen.
Durch Küſſe will Apoll noch hemmen ihm das Blut,
Doch alles iſt umſonſt! Die heißen Tropfen rieſeln
Auf Blüthen, weiß und blau, auf Halme, glatte Kieſeln,
Und überpurpern ſie mit rother Lebensfluth.

Des Gottes Weh iſt wild und ſeine Thränen fließen;
Da läßt er aus dem Blut die Frühlingsblume ſprießen,
Geſchmückt mit treuem Blau, und daß die Welt auch nie
Vergeſſe ſeinen Schmerz, ſo iſt der Hyacinthe
Auf ihrer Blätter Schmelz, mit leiſer Blüthentinte,
Des Gottes Klag' gehaucht, das jammernde A J.

Die mächt'ge Sparta hat den Hyacinth geboren,
Drum, wenn der Winter flieht im Tanze leichter Horen,
Wenn Gold-umſchimmert Sol die Erde ſtrahlen läßt,
Wenn aus dem Raſen nun die Hyacinthen tauchen
Und in die Frühlingsluft den ſüßen Balſam hauchen,
Dann feiert Sparta hoch das Hyacinthenfeſt.

IX.

Der Lotos.

(Indiſch.)

Es erzählet die Braminenfabel:
Fruchtbar hebt aus Wiſchnu's heil'gem Nabel,
Dem Symbole ewiger Erhaltung,
Sich in ſüßer, duftiger Entfaltung
Wunderſam des Lotos ſchöne Blume.
Auf dem niegetrübten Heiligthume,
Auf den Schwingen wogenden Geſanges,
Auf dem ſtillen, ſilberblauen Ganges
Wiegt ſich ſeine fromme Blüthenkrone,
Wie der Erdball auf dem Waſſerthrone.
Und die hohe Saamenhülle, welche
Sich erhebet aus dem glatten Kelche,
Heißet Meru, ſtellet dar die Firnen,
Die zum Himmel recken ihre Stirnen.
Vierfach ſind die hellen Blumenblätter;
Lehrreich wollen uns durch ſie die Götter,
Daß die Erde viergetheilt iſt, deuten,
Daß auch vierfach ſind die Himmelsſeiten.
Lotosblume iſt des Auges Schimmer,
Bildet auch ein heilig Dreieck immer,
Bildet, durch der Saamenhülle Beugen,
Joni, das ſymboliſche Erzeugen.
Auf dem weichen, ſaftig grünen Blatte
Schwimmet durch die Fluth, die himmelsglatte,
Siebenköpfig, ſiebenarmig Brama,
Schwimmet auf dem Ganges Wiſchnu-Rama.
Brama iſt die Schöpfung, die Geſtaltung;
Wiſchnu iſt die Dauer, die Erhaltung,
Es entſprießt der Lotos ſeinem Nabel,
So erzählet die Braminenfabel.

X.

Die Miſtel.

(Germaniſch.)

Es dämmert fern im Oſten; des Himmels Nebelgrau
Hellt ſich im Purpurſchimmer zu Violett und Blau.
Ein friſcher Hauch erwecket die müde Erde ſchon;
Vom Meeresufer rauſchet der Brandung dumpfer Ton.

Die Erde regt ſich lächelnd, es flüſtern Buſch und Baum;
Sie träumet einen ſchönen, entzückten Morgentraum.
Aus dichtem Buchenlaube der Vögel Lied erſchallt,
Von Glockenblumen ziehet ein Duften durch den Wald.

Dort nagt der Elſen Rinde das braune Elenthier,
Der Eber ruht auf Eicheln, die Hirſchkuh graſet hier;
Es wittern graue Wölfe und ſuchen Wildes Spur;
Der Tannen Zweige kniſtern, vorüber ſtürmt der Ur.

Da ſieht man langſam wallen, beim frühen Tagesſchein,
Gar eine lange Reihe zum düſtern Eichenhain.
Die würdigen Druiden, ſie ſind's in ſtiller Schaar,
Umſchloſſen von dem weißen, hellſchimmernden Talar.

Es tönen leis die Cimbeln, als rauſcht' ein Silberborn,
Und laute Klänge ſummen aus rundem Muſchelhorn.
Vorn an der Spitze ſchreitet ein hoher Prieſtergreis,
Den Körper ungebeuget, die Locken ſchneeig weiß.

Ihm fließet bis zum Gürtel der Bart in lichtem Glanz,
Um ſeine Stirne ſchlingt ſich ein grüner Eichenkranz;
Er führt die Reihen ſchweigend, wie Geiſter zu der Gruft,
Ihr graues Lied durchſummet die kühle Morgenluft.

Im Wald ſteht eine Eiche mit wolkenhohem Haupt,
Die ſtarken braunen Aeſte ſind blätterreich belaubt,
Und aus dem Grüne ſchauen der Eicheln viel hervor;
Der Stamm erhebt zum Himmel ſich grad' und feſt empor.

Und auf der ſpalt'gen Rinde, da wächſt, bemerkbar kaum,
Von weichem Moos umgeben, der heil'ge Miſtelbaum;
Er reckt ſich aus der Rinde herauf mit dunklem Grün,
Vergoldet von der Sonne erwachtem Morgenglühn.

Die kleine Miſtelſtaude hat zauberſtarke Kraft,
Sie birgt in zarten Röhren den mächt'gen Pflanzenſaft,
Sie iſt ein wundertiefes Geheimniß der Natur;
Vom Stamme darf ſie ſchneiden der höchſte Prieſter nur.

Und in dem Augenblicke, als ſich die Sonn' erhebt,
Als ihre Flammenkugel am blauen Himmel ſchwebt,
Da ſchwinget der Druide das breite Meſſer blank,
Und laut erſchallet wieder der Cimbel heller Klang.

Die Männer blaſen freudig in langgezognem Hauch
Die glatten Muſchelhörner mit krummgewundnem Bauch,
Und ihre Töne ziehen wohl durch den friſchen Wald,
Daß fern aus dichten Stämmen es kräftig wiederhallt.

Der Prieſter betet ſchweigend mit Zeichen wunderſam,
Indeß ein Andrer knieend die heil'ge Miſtel nahm,
Die von dem Eichenbaume der Greis geſchnitten hat —
Dann gehn ſie, wie Geſpenſter, zurück zur Celtenſtadt.

XI.

Die Roſe von Jericho.

(Katholiſch.)

Maria nahm das Chriſtuskind
In bleicher Angſt des Todes,
Und floh mit ihrem Sohn geſchwind
Dem ſchrecklichen Herodes.
Sie zogen durch das Wüſtenmeer
Und durch Arabiens Felder,
Wo keine grüne Kräuter mehr
Und keine kühle Wälder.

Doch als ſie endlich aus dem Nil,
Dem breiten Strome, nippten,
Erreichten ſie der Reiſe Ziel,
Das ſchützende Aegypten.
Maria kniete auf den Sand,
Der heiß ihr Kleid berührte,
Dem Himmel dankend, deſſen Hand
So huldreich her ſie führte.

Doch auf dem Wege, den ſie nahm
Wohl durch die öde Wüſte,
Auf jedem Pfade, den ſie kam,
Den leicht ihr Fuß begrüßte,
Da ſproßten aus dem dürren Land,
Das nur mit braunen Mooſen
Befruchtet ſonſt den Gluthenſand,
Nun ſchöne, zarte Roſen.

Wenn Pilger durch die Wüſte ziehn
Zum fernen, heil'gen Grabe,
Dann ſuchen ſie, wo jene blühn,
Damit ihr Duft ſie labe.
Und fromme Waller pflücken nie
Die purpurrothe Blume,
Die Gläubigen verehren ſie
Gleich einem Heiligthume.

Bevor das Weihnachtsfeſt erſcheint,
Verhüllt ſich dort der Himmel,
Doch folgt den Thränen, die er weint,
Der Strahlen Goldgewimmel.
Dann öffnen ſich die Roſen weit,
Und ihre holden Blüthen,
Sie glühen zu der Weihnachtszeit,
Wie ſie im Frühling glühten.

Die Roſen, die von ihrer Fahrt
Einſt Kreuzesritter brachten,
Sind als Reliquien bewahrt
In goldnen Kloſter-Schachten.
Doch nimmt die Trock'nen man hervor,
In Waſſer ſie zu legen,
Dann ſieht man, wie ſich friſch empor
Die Wunderblumen regen.

Wenn purpurhell die Roſe glüht,
So ſtaunt das Volk verwundert,
Denn ſchwanden nicht, ſeit ſie geblüht,
Der Jahre ſiebenhundert?
Und nieder ſinken Alle froh,
Zu preiſen den Allmächt'gen,
Der ſproſſen ließ bei Jericho
Den Wüſtenſchmuck, den prächt'gen.

XII.

Die Anemone.

(Griechiſch.)

Wie die Roſe duftig blühet auf der Felder grünem Rain,
So erwuchs Adonis herrlich in der Nymphen friſchem Hain.
Einſt erblicket von Cythera ihn die holde Aphrodite,
Die in Wunderpracht entſtiegen weißem Schaum der Amphitrite.

Sie erblickt den Knabenjüngling, der auf grüner Moosbank ruht,
Und es lodert ihr im Buſen hell der Liebe Flammengluth.
Nur in ſeinen blauen Augen, nur in ſeinen Worten lebt ſie,
Nur nach ungetheilter Liebe dieſes ſchönen Knaben ſtrebt ſie.

Cypris iſt nun ganz verwandelt, legt den Spiegel aus der Hand,
Achtet nicht des goldnen Schmuckes, ſchürzt das wehende Gewand,
Wandelt mit Adonis fröhlich auf des Waldes feuchtem Raſen,
Zielt die Pfeile nach dem Dammhirſch, nach dem flücht'gen glatten Haſen.

Liebend aber bebt die Göttin, denn ſein männlich kühner Sinn
Treibet auf der Jagd den Jüngling lockend zu Gefahren hin;
Er verſchmähet ſcheue Rehe und des Meeres weiße Möven,
Wirft den Speer nach mächt'gen Wölfen und nach Adlern oder Löwen.

Cytherea warnt ihn oftmals: ſchrecklich iſt des Ebers Zahn!
Sie geleitet ihn beſchützend auf gefahrbedrohter Bahn,
Und dann ruht im Lorbeerſchatten bei Adonis Aphrodite;
Sie erzählt, ihn dort zu feſſeln, eine ſchöne alte Mythe.

Doch allein iſt einſt Adonis in dem dunkelgrünen Wald;
Plötzlich ſchlagen an die Hunde, daß es durch die Klüfte ſchallt,
Und Adonis folgt dem Eber eilig durch die dichten Forſten,
Schnellt den Wurfſpeer, doch er prallet kraftlos von des Unthiers Borſten.

Schnaubend wendet ſich der Eber, ſtürmt zurück mit grimmer Eil',
Und Adonis, ohne Waffen, ſuchet in der Flucht ſein Heil.
Jener faßt ihn. Tiefverwundet ſinkt der arme Knabe nieder;
Dunkelrother Blutſtrom färbet ſeine marmorweißen Glieder.

Amathuſia, vernehmend das erſchütternde Geſtöhn,
Senket zitternd, todesbleichend ſich herab aus luft'gen Höh'n,
Ritzet ſich an Roſendornen ihre zarten weichen Sohlen,
Und es rinnen Purpurtropfen auf die Lilien und Violen.

Aber in dem größern Schmerze achtet ſie des kleinern kaum,
Bebend um Adonis Leben, ſchauet ſie faſt nur im Traum,
Wie der Roſen weiße Kelche, die der Liebesgöttin heilig,
Sich von ihrem Blute färben mit gedämpftem Purpur eilig.

Den Geliebten zu erretten, iſt des Herzens Machtgebot;
Doch vergebens, denn Adonis lieget ſchon erſtarrt und todt,
Als der Wagen niederbrauſet mit den ſchlanken Silberſchwänen;
Cypris jammert, und es fließen unaufhaltſam ihre Thränen.

Ihre heißen Küſſe wecken nimmer ſeines Lebens Gluth,
Darum ſprengt ſie duft'gen Nektar in das dunkelrothe Blut,
Daß daraus durch Wunderkräfte hold erſprießt die Anemone,
Die auf ſchwankem Stengel wieget ihre Sternenblüthenkrone.

Zeus erbarmet ſich Cytherens, denn ihn rührt der Göttin Weh,
Und den Heißgeliebten theilen ſoll mit ihr Perſephone;
Mußte ſechs der langen Monde er im düſtern Hades wohnen,
Darf er dann des Jahres Hälfte im Olymp bei Cypris thronen.

Wenn die goldnen Lüfte ſchmeicheln, wenn der Frühling wiederkam,
Blühen ſammtne Anemonen farbenhell und wunderſam;
Doch die Blumen welken frühe, noch im jugendfriſchen Prangen,
Wie Adonis ſterben mußte, Jugendpurpur auf den Wangen.

Während Anemonen blühen, feiert man in Griechenland
Südlich holde Blumenfeſte, nach Adonis fromm benannt.
Seinen frühen Tod bejammern Prieſter erſt und auch die Frauen,
Dann erſchallet heller Jubel, daß er blühend noch zu ſchauen.

Die däniſche Poeſie der Gegenwart.

(Aus Boas' Skandinavien.)

Die däniſche Poeſie hat Aehnlichkeit mit einem jungen Mädchen. Wir haben ſie als blaſſes, ſcheues Kind gekannt, und haben uns ſeitdem kaum um ſie bekümmert; ſie ſchien uns nicht bedeutend genug, ihr unſere Aufmerkſamkeit zu widmen. Kehren wir jetzt zu ihr zurück, ſo finden wir überraſcht eine volle,

Digitized by Google

feurige und schöne Jungfrau wieder, die sich in reicher Blüthe entfaltet hat und nur mit halbem Ohr nach unsern Schmeicheleien hört. — Früher, als Jens Baggesen sich so in die deutsche Poesie stürzte, daß er darüber fast seine Muttersprache vergaß; als Friederika Brun, gleich einer emsigen Brieftaube, herüber und hinüber flatterte; als Oehlenschläger, ein poetischer Dualist, für Dänen und für Deutsche dichtete, da knüpfte ein festes Band die Literaturen beider Völkerschaften aneinander. Längst ist das Band morsch geworden, und wir wissen wenig mehr vom dänischen Schriftenthum in Deutschland. Nur aus irgend einer einsamen Literaturzeitung klingt hin und wieder ein lobendes Wort, einer Stimme in der Wüste vergleichbar. Zwar können wir genügende Auskunft geben über russische, indische, persische und samojedische Poesie, aber der Reichthum unserer Stammverwandten wurde uns fremd. Bringen auch die Uebersetzer mitunter ein einzelnes Stück, so ist ihre Einsicht doch keineswegs ausreichend, um die wichtigsten, bezeichnendsten Leistungen zu wählen, und uns dadurch einen vollen Ueberblick des Fortschritts zu verschaffen.

Es wird aber wahrlich nothwendig, daß wir ernsthaft anfangen, auf die schönwissenschaftliche Literatur der Dänen unser Augenmerk zu richten. Haben doch selbst die Franzosen, denen wir so gern ihren Indifferentismus in Bezug auf Fremdes vorwerfen, bereits begonnen, sich mit derselben vertraut zu machen. Marmier eröffnete ihnen eine Perspective auf die Geschichte jener Literatur und suchte deren Bedeutung durch Uebersetzungen in helleres Licht zu setzen. Wie lückenhaft und anfänglich seine Versuche nun auch sein mögen, so waren sie doch immer ein erster lebenswerther Schritt, der sich reich belohnte. Denn die dänische Poesie ist ein duftiger Rosenzweig, der auf den starken Eichenstamm deutscher Dichtkunst gepfropft ward, und der nun Blüthen von ganz eigenthümlicher Farbe und Frische trägt.

Der Uebergang von der alten zur neuen Schule ist bald bezeichnet, denn er geschah plötzlich. Jens Baggesen lehnte in ruhigem Behagen auf dem Thron der Poesie; seine Werke, ein Abdruck französischer Liebenswürdigkeit und Eleganz, galten für das erfüllte Ideal poetischer Schönheit, und er wurde „der Sänger der Grazien" genannt. Jetzt machen Baggesens Gedichte zwar den Eindruck eines Putzzimmers im Rococcogeschmack, aber dennoch kam ihm jener Name zu. Denn zwischen den goldenen Muschelschnörkeln, zwischen den antiquirten Göttern und Nymphen lauschen auf glattem Porzellan gar liebliche, farbenheitre Bilder, mit feinem Pinsel ausgeführt. Baggesen war immer graziös, selbst wenn er schilderte, wie seine Heldinnen sich ein Fußbad machen.

So saß er also auf dem Thron; ein überaus milder Herrscher. Mit Scepter und Krone hielt er sein Mittagsschläfchen, nicht träumend, daß es Jemanden einfallen könnte, ihn zu verdrängen. Da trat Oehlenschläger still und anspruchslos auf. Baggesen freute sich seiner, lobte seine Gedichte, und hätschelte ihn, so lange er ihn für gefahrlos hielt. Plötzlich schleuderte aber der junge Titan den „Aladdin," diesen orientalischen Zauberberg voll klingender Goldadern, in die Welt; er schrieb die wunderbar schöne „Helge," und ein begeistertes Hosiannah wurde ihm von Dänemarks Jugend zugerufen. Sie jauchzten, als der Zopf gefallen war, als sie statt des französischen Puderstaubs nun freie deutsche Bergluft athmeten. Aber Baggesen runzelte die Stirn, sein Auge umwölkte sich und mit gewaltigen Blitzen wollte er den kecken Dichterjüngling niederschmettern. Er richtete deshalb das kritische Schwert zunächst wider Oehlenschlägers Singspiele, welche freilich nicht auf der Höhe des guten Geschmacks stehen; allein das genügte ihm keineswegs, und er suchte noch andere Lücken der Rüstung, um seine Waffe hindurchbohren zu können. Solche Lücken fehlen nicht . . . es macht den Oehlenschläger eben so liebenswürdig, daß er bei seinem großen Talente auch eine gute Menge von Achillesferſen hat.

Derselbe war damals an der Kopenhagner Universität wohlbestallter Professor der Aesthetik geworden; ein Amt, zu dem er etwa ebenso gut paßte, als wenn man einen Professor der Aesthetik als Dichter anstellen wollte. Oehlenschläger, der ein wahrer, wirklicher Dichter ist, besitzt gar keinen philosophischen Fond; ja, er erklärte selbst, es fehle ihm aller Sinn für Philosophie. Auch die scholastische Kunst, sich in antiken Sprachen auszudrücken, geht ihm ab, und doch nöthigte ihn seine Stellung jetzt, hin und wieder vor öffentlicher Versammlung lateinische Reden zu halten. Da kommen denn nicht selten die spaßhaftesten Sprachschnitzer vor, und Baggesen hörte mit feinem Ohre darauf und schrieb mit beißender Satyre darüber. Der Professor hatte einmal von einem gemeinen Soldaten reden wollen und hatte ihn miles simplex genannt, weshalb sein Gegner, in sarkastischer Kritik, einen Offizier, zum Unterschiede, miles compositus nannte. Aber die Studenten hingen mit feuriger Liebe an Oehlenschläger, und mehrere schrieben in eben dem hastigen und beleidigenden Style gegen Baggesen, der seine Angriffe auf Oehlenschläger bezeichnete. Unter diesen jungen Kämpen befand sich mancher Name, dessen Klang später siegreich durch Dänemark zog, z. B. Johann Carsten Hauch. Sie forderten auch Baggesen, der sich so breit auf dem Lotterbett seiner klassischen Sprachbildung hinstreckte, zu einer lateinischen Disputation heraus, aber er war klug genug, den Handschuh liegen zu lassen.

Baggesens Mond verblich immer mehr, je strahlender Oehlenschlägers Sonne emporstieg. Dieser schüttete nun ein ganzes Füllhorn von Dramen über das dänische Land aus, und ich brauche darüber nicht speciell zu sprechen, denn sie sind ja bekannt unter uns. Obgleich er auf reine Tragödienform gar kein Gewicht legt, obgleich vor einer Masse von romantischen und sententiösen Blumen die Charactere nicht in Blut und Leben gehen, so übt doch Oehlenschlägers geniale Behandlung stets einen sehr frischen und innigen Reiz. Dieser Reiz wirkt aber doppelt in Dänemark selbst, denn es ist nicht genug zu loben, daß er fast immer vaterländische Stoffe wählte. Darum sind die Stücke so kräftig verwachsen mit der dänischen Bühne, daß man sie alljährlich wieder und wieder vor vollen Häusern spielen kann. „Dina," des Dichters neuestes Trauerspiel, hat den Grafen Uhlfeldt zum Helden, den Liebling Christians IV., der ihm seine Tochter, die schöne Eleonore, zur Gattin gab. Das Stück ist jugendlich frisch, in den colossalen Vorzügen sowohl, als in den colossalen Fehlern. Da tönt noch jene anmuthige Diction, da glüht noch jene feurige Phantasie, die den Dichter stets bezeichnet haben — da wuchert aber auch noch jene Ueberfülle von Blumen, worunter man fast ersticken muß.

Die Dänen waren entzückt, als „Dina" auf der Bühne erschien; der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Die Alten sahen ihre beste Jugendzeit noch einmal wiederkehren, und die Jungen verloren das Grauen vor dem Altwerden . . . sie kamen zu der Erkenntniß: das Genie altere nicht. So machte die Tragödie unerhörtes Glück, und hatte Oehlenschläger die Kränze auch mit Fru Heiberg, der unvergleichlichen Künstlerin, welche die „Dina" gab, zu theilen, so wuchs des Lorbeers doch eine solche Fülle, daß er hinreichte, sie beide würdig zu krönen.

Schweden bleibt in der Bewunderung des Dichters hinter seinem eigenen Vaterlande nicht zurück, und man erklärt dort Oehlenschläger unumwunden für den größten lebenden Dichter. Dieser Euphemismus ist vorbereitet worden durch Esaias Tegnér, und er hat Wurzel geschlagen in den Spalten der scandinavischen Felsen. Was dort aber einmal steht, wird so leicht von keinem Sturmwind ausgerissen. Einige Zeit vor Göthe's Tode beging nämlich die Universität Lund eine große Feierlichkeit. Oehlenschläger war dazu eingeladen, er kam, und man empfing ihn mit jenem phraseologischen Pompe, worin die Schweden unübertrefflich sind. Tegnér setzte ihm öffentlich die Dichterkrone auf's Haupt, hielt ihm eine Festrede in Herametern, und nannte ihn:

„Erbe des Throns im Reiche der Dichtkunst — der Thron ist an Göthe."

Oehlenschläger hat seine Werke großentheils auch deutsch verfaßt, und gehört somit unserer Literatur an, aber es ist immer gewagt, in solchem Dualismus sich behaupten zu wollen. Deutschlands Literarhistoriker erwähnen seiner nur so obenhin, und unsere höhere Kritik hat sich fast gar nicht mit ihm beschäftigt. Nun zürnt er den Deutschen und glaubt sich zurückgesetzt. „Sie wollen mir keinen Ehrenplatz am Tische anweisen," ist sein gewöhnliches Wort darüber. Freilich nimmt Dänemark regern Antheil an seinen poetischen Leistungen; hier ist er der Mittelpunkt alles dichterischen Seins, und der einfachste Bürger besitzt seine Schriften.

Eine so ungestüme Anerkennung ist jedoch in Deutschland, bei der Fülle von überwiegenden Literaturschätzen, billigerweise nicht zu verlangen. Dänemarks Poesie ist noch im Frühling, und man jauchzt der ersten Lerche entgegen . . . doch die Nachtigallen kommen, und dann kühlt sich jener Enthusiasmus ab. Nach dreißig oder vierzig Jahren wird man auch dort gewiß andere Büsten vor Oehlenschläger's stellen. Mich beschleicht beim Niederschreiben dieser Worte eine gewisse Wehmuth, aber ich sage das weder um Oehlenschläger's Talent, noch um die Pietät der Dänen zu beleidigen. Ich sage es, weil ich es sagen muß, und keine leere Prophezeihung ist es, sondern innerste Ueberzeugung. Dänemarks Poesie wird nicht stehen bleiben, da sie bereits angefangen hat mit muthigen Schritten fürbaß zu gehen.

Uebrigens haben wir doch manches Werk von Oehlenschläger nur sehr unzureichend durch Uebersetzungen, oder gar nicht kennen gelernt. Zu dem Bedeutendsten gehört sein episches Gedicht: „Nordens Guder — die Götter Nordens," welches uns Legis in trefflicher Sprache wiedergab. Dasselbe kam beim Erscheinen in eine Zeit hinein, wo die Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen eben die Frage angeregt hatte: „Sind die nordischen Gottheiten ein Stoff für moderne Poesie, oder nicht?"

Digitized by Google

Oehlenschläger antwortete bejahend durch sein Epos, das er zugleich als Argument beibrachte. Hierdurch scheint mir aber der ästhetische Zweifel noch keineswegs erledigt zu sein, denn die Gestalten der scandinavischen Mythe nehmen sich, wie sie so wohllautend auf den Stelzen südlichen Versbaues einherschreiten, recht entfremdet und verweichlicht aus. — Wofür wir in Deutschland dem Dichter noch ganz besonders dankbar sein müssen, das ist die Uebertragung der Holbergschen Lustspiele. Darin liegt ein wahrer Schatz von Humor, von scharfer Characterzeichnung und dramatischer Lebendigkeit. Das glüht und spricht, das webt und athmet heute noch so munter, das trifft und geißelt noch so scharf, wie vor hundert und vierzig Jahren.

Seine Werke glättet und feilt Oehlenschläger mit großer Sorglichkeit, und in den neuen Ausgaben treten sie immer sauberer vor's Publikum. Aber der Polirstrahl vertilgt nicht selten das schönste Gold und wischt die feinsten poetischen Linien aus. Es ist die jugendkecke Romantik abgefallen; aus ihrem wilden, üppigen Baumwuchs sollen kunstreiche Hecken entstehen, und der Verstand, ein Gärtner mit scharfer Scheere und plumpen Händen, stutzt sie zu. Verstand ist stets weniger Oehlenschlägers Sache gewesen, als Phantasie, und es ist übel, daß ihr nun jener ins Handwerk pfuschen soll. Der poetische Ungestüm, die reine Unmittelbarkeit war just eine der schönsten Zierden, welche seine Gedichte zu verlieren hatten. — Nur Ein Beispiel mag hier stehen, wie Oehlenschläger verbessert. In seiner lieblichen Romanze: „Der Ritter an der Elfenhöhe," kommt ein ritterlicher Jüngling in später Nacht zu einem Hügel, legt sich dort nieder und schlummert ein. Drei lustige Jungfrauen nahen sich, umschweben und küssen ihn, und Morgens ist er todt. So schloß vormals das Gedicht. Jetzt aber hat der Poet noch einen Vers hinzugefügt, worin erzählt wird, daß die drei aus Nachtluft und Thau geborenen Wesen nichts anders, als .... Erkältung, Schnupfen und Rheumatismus waren. Klingt das nicht gerade wie Parodie?

Oehlenschläger war nicht daheim, ich bekam ihn also nicht zu sehen, und kann von seiner Persönlichkeit nur mittheilen, was mir Andere sagten. Er hatte nämlich eine Sommerfahrt nach Norwegen hinüber gemacht, wo seine Tochter in Bergen verheirathet ist. Sonst bewohnt er während des Sommers ein Landhaus in Frederiksberg, dessen waldstiller Park mit seinen prächtigen Baumgruppen und mit den blauen Wasserspiegeln, die dazwischen ruhen, recht zum Sinnen und Dichten geeignet ist. Wenn der Winter kommen will, zieht er nach der Stadt, führt dort ein behagliches, genußreiches Leben, und möchte keinen Abend das Theater versäumen. Volk und Fürst bringen ihm Lorbeerkränze in Hülle und Fülle dar; Oehlenschläger freut sich ihrer und nimmt sie dankbar an. Diese Dankbarkeit ist ein hervorstechender Zug seines Charakters, und sie muß um so ehrenvoller anerkannt werden, je seltner sie bei berühmten Männern ist. Oft stachelt Eitelkeit dieselben zur Unzufriedenheit; Alles erscheint ihnen zu gering als Lohn ihrer immensen Verdienste, und ein mürrischer Ton verstimmt die Harmonie ihres Wesens. Ruhe und Wohlbehagen aber haben den Oehlenschläger jung erhalten; er sieht wie ein Fünfziger aus, obgleich er bald vier und sechzig Jahre zählt. Kräftig und elastisch ist sein Körperbau, volles schwarzes Haar bedeckt sein Haupt, und aus den Augen flammt ihm ein schöner Strahl — der Götterstrahl des Genius.

Oehlenschläger hatte den Zündstoff ausgeworfen, und poetische Blüthen loderten nun reichlich hervor, eine glühende Flora. Zunächst stand Steensen Blicher auf, der am 11. October 1782 geboren ist. Anfangs führte er den Namen Spentrup, den er von seinem Pfarrdorfe in Jütland entlehnte, und erst später nahm er den eignen an. Zwar hat Blicher auch Gedichte herausgegeben, doch in der Prosa ruht seine eigentliche Kraft. Seine Novellen sind heimathlich, ursprünglich und wahrhaft bedeutend. Wenn er Jütlands Kreideufer malt, an denen die Wellen der Nordsee branden — die öden, spärlich bewohnten Haiden und Moräste, wo sich nur hin und wieder grasreiche Sahvannen finden — wenn er die armen Bewohner zeichnet, die kraftvoll und fleißig sind — wenn er beschreibt, wie sie unter fortdauernden Mühen und Gefahren sich ihre Nothdurft erwerben, dann steht er auf dem Gipfel des Styls, dann reißen seine naturwahren Schilderungen den Leser hin, dann verdient er den Namen eines dänischen Walter Scott. Aber Blicher ist ein autochthonischer Poet; die Muse hat ihm nur Jütlands Steppen zum Eigenthum gegeben; sobald seine Phantasie hinaustritt, irrt sie kraft- und heimathlos durch die Lande. Characteristisch für seine Leistungen ist es, daß er zu den wenigen dänischen Dichtern gehört, welche nie von Italiens Südluft umweht wurden.

So war der junge Blicher, mit dem der alte kaum eine Aehnlichkeit hat. Er erinnert an Glaukos. Gleich diesem lebte er friedlich an einem Gestade, das noch kein fremder Fuß betreten, dessen Grasufer noch niemals abgemäht worden, aber dämonische Mächte lenkten ihn in die Tiefe hinab. Da wuchs ihm ein struppiger Bart, und die Schenkel gestalteten sich zu einem häßlichen Fischschwanz. Auch Blicher hat sich hinuntergestürzt in die schmutzigsten Tiefen der Tagesereignisse, und taugt nun so wenig für die Poesie, als für den geistlichen Stand. Er ist ganz gesunken, ganz verloren. Vor einiger Zeit gab er ein Buch heraus, und bat öffentlich: man möchte doch subscribiren, damit er vom Erlös seine Schulden bezahlen könne. Und der Mann ist fast sechszig Jahre alt.

Ein anderer Geistlicher, welcher in der dänischen Literatur eine hervorstechende Rolle spielt, ist Nicolai Frederik Severin Grundtvig, den 8. September 1783 zu Udby in Seeland geboren. Er lebt als Priester in Kopenhagen, und ist ein kleiner Mann, unter dessen gebleichten Haaren ein geistvolles Apostelgesicht hervorschaut. Grundtvig hat mit rechtem Feuereifer für das Studium altnordischer Geschichte angeworben; glühende Vaterlandsliebe leitete ihn dabei, und er war es, der das Augenmerk der Dänen auf die Chronikbücher Saxo's und Snorro's zu lenken wußte. Seine Worte fielen in frischen, guten Boden, man gewann Theilnahme, und nun brachte Grundtvig den Landsleuten zwei Quartbände einer Uebersetzung des Saxo Grammaticus. Früher schon hatte er auch die Mythen des Nordens in dichterischer Form behandelt, und zwar auf so sprudelnd geniale Weise, daß er mit Oehlenschläger um den Lorbeer stritt. Saft- und kraftvoll war seine Sprache; tiefer Ernst und Ideenreichthum lagen, wie edle Perlen, unter der rauschenden Meerfluth seiner Verse, und freudig empfing man Alles, was er dichtete.

Aber ein stürmischer, ungezügelter Eifer riß ihn zur wilden Polemik hin. Er schrieb die „Weltchronik" und fand ein Genügen daran, die Fackel des Streits in Theologie und Literatur zu schleudern. Nun verunstaltete sich seine poetische Ausdrucksweise durch bizarre Symbolik und angestrengte Originalität — er wurde Zelot, und büßte viel von der allgemeinen Theilnahme ein. In den spätern Gedichten mischt Grundtvig das nordische Heidenthum und die christliche Religion so chaotisch durch einander, daß die Productionen wunderlich und wüst werden. Dies ist wohl der Grund, weshalb sein Name gelöscht wurde aus den Reihen populärer dänischer Dichter, zu denen er durch Talent, Begeisterung und innige Vaterlandsliebe ursprünglich gehört.

Auch Bernhard Severin Ingemann hat einen Theil des Ruhmes zugesetzt, der ihn einst in voller Springfluth überströmte. Ingemann wurde den 28. Mai 1789 zu Thorkildstrup auf der Ostseeinsel Falster geboren und studirte die Rechte. Aber es ging damit nur schwach, denn fortwährend kam der ernsthaften Jurisprudentia die heitere Muse des Gesanges in die Quer und trug endlich über jene alte kalte Dame den Sieg davon, wie Ingemann das selbst in anmuthigen Versen beschrieben hat. Der Sieg brachte reiche Liederfrüchte, und diese erschienen in zwei Bändchen 1811—12. Oehlenschläger's Beispiel und Muster spiegelte sich deutlich darin ab, und konnte des Jünglings Phantasie auch nicht auf Adlerschwingen zum Himmel emporziehen, so schwebte sie doch auf weißen Taubenfittigen leicht und schön im Abendroth daher.

Ingemann bekam schnell einen Ruf. Bei seinem tiefsinnigen Gefühl und seiner trefflichen Sprachbehandlung würde dieser auf sicherm Fundament geruht haben, hätte nicht eine weichliche Sentimentalität, gleich dem Schwamm im Hause, die Mauern zerstört. Weil seine allegorischen Poesien besondern Anklang gefunden, schrieb er eine große romantisch-allegorische Epopee: „De sorte Riddere = der schwarze Ritter," in neun Gesängen. Die Allegorie ist aber immer ein Gemachtes, ein künstlich Erfundenes, und je mehr sie in die Länge gedehnt wird, um so greller fühlt sich das heraus. Darum kam der schwarze Ritter, trotz wahrhaft poetischer Einzelheiten, ohne Lebenskraft zur Welt.

Im Drama versuchte er sich gleichfalls, und nachdem seine ersten Trauerspiele fast spurlos vorübergegangen, machte 1815 „Masaniello" bedeutendes Glück. Noch in demselben Jahre erschien die Tragödie „Blanca," und erhielt sich lange als ein Lieblingsstück schwärmerischer Mädchen und hysterischer Frauen auf den Brettern. Die folgenden Dramen entsagten theils dem Theater, theils mußte das Theater ihnen entsagen. Ingemann gab noch eine größere Erzählung, „die Unterirdischen," und machte dann, in den Jahren 1818—19, eine Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. Seit 1822 ist er als Professor der dänischen Sprache bei der Ritteracademie zu Sorö angestellt, und dort schrieb er mehrere umfangreiche historische Romane, als: „Waldemar Seier," „Erik Menved's Barndom" ꝛc. Damals hatte er in Dänemark großen Ruhm, und die deutschen Uebersetzer lauerten wie Wegelagerer auf seine Werke. Aber die Zeit eilt, und die Sentimentalität ist nicht wichtig genug, um

Digitized by Google

aitgenommen zu werden. Als Heiberg seine aristophanische Komödie „Weihnachtsscherz und Neujahrspossen" schrieb, als r darin Ingemann's sentimentale Liebesschwärmerei und seinen ufzenden Platonismus, wie er sich namentlich in Blanca breit acht, ergötzlich parodirte, da lachte man der unmännlichen Beichheit, und die meisten Anhänger des Dichters fielen von m ab. Ueber das Matte vergaß man aber auch das Treffliche, as er geschrieben, und nur ein Kreis von Frauen bewundert n noch.

Ingemann ist ein freundlicher anspruchsloser Mann, und lle, die ihm nahe stehen, verehren seine Persönlichkeit. Es cht ein poetischer Duft durch sein Leben. Er hat dieselbe ame als Gattin heimgeführt, der seine schmachtenden Elegien widmet waren; zwar besitzen sie keine Kinder, doch sie sind bst Kinder geblieben, und ihre Ehe ist ein reines, liebliches dyll. Darum weiß der Dichter auch, wie unschuldige Herzen im Himmel beten, und in seinen „Psalmen für Kinder" weht n wunderbar inniger Ton.

Neben Ingemann lebt in Sorö Johann Carsten Hauch, nen Lehrstuhl für Naturhistorie bekleidend. Er wurde zu riedrichshall in Norwegen am 17. März 1791 geboren und ammt aus adliger Familie. Sein Vater war Excellenz, und egerte sich von frühe an, daß der Sohn sich ganz den Wissenhaften und der Poesie hingab, denn er hätte ihn lieber mit dem ammerherrnschlüssel, als mit der Dichterkrone schmücken lassen. der die Freiheitsgöttin hatte schon in der Wiege Hauch's Herz nd Auge geküßt, und so war er nicht zu verwenden für das latte Parquet des Hoflebens. Niemals hat er seinen Namen it dem Abzeichen des Adels versehen, doch wenn er denselben ch, wie ein nutzloses Geräth, in die Rumpelkammer warf, so ar er doch in allen richterlichen Künsten wohlerfahren, und in Geist, seine Seele drückten stets den wahren, ächten Männrabel aus.

Von Jugend auf ein eifriger Verehrer Oehlenschläger's, and Hauch in der vordersten Reihe derer, welche für ihn gegen Baggesen stritten. Er kämpfte, dichtete und liebte. Als er ch Italien ging, ließ er dem Mädchen seiner Wahl den Verlobungsring zurück. Auf Capri hatte er aber das Unglück, ein ein zu brechen, und es mußte ihm amputirt werden. Hauch, er so gern tanzte, ritt und voltigirte, er, der Meister in des örpers kühner Grammatik, war nun ein Krüppel, und das im wartete seiner die blühende Braut. Verzweiflung ergriff n, allein bald kehrte ihm der Muth zurück; sein Mädchen ieb ihm treu, und als er das Vaterland wiedersah, wurde er n Altar mit ihr verbunden.

In rechter Fülle sprudelte ihm nun der poetische Born, und ei kräftig-schöne Trauerspiele, „Bajazet" und „Tiber" entanden (1828) schnell nach einander. Tieck sagte: es wären e besten Dramen der Neuzeit, und das Urtheil paßt hauptchlich auf den Bajazet, wenn man nämlich von einem rama nicht verlangt, daß es bühnengerecht sein müsse. Hauch's ragödien verlieren sich viel zu sehr in eine stolze epische Breite, nd ihr begeistert fluthender Strom läßt sich nicht in die engen oulissenräume einschachteln. Er hat viele Reisen gemacht, aber wenig in Residenzen gelebt, darum kennt er den kleinen Meanismus des Theaters nicht genug. Die Bühne ist wie ein ckttes Weib; sie verlangt jahrelange Hingebung, aufmerkmes Studium ihrer versteckteften Launen, wenn sie ihre Gunst m Dichter schenken soll. Weil Hauch ihr jene Aufmerksamkeit rsagte, wollten seine dramatischen Poesien bei der Darstellung einen Anklang finden. Wohl staunte das Publicum die Schönit ihrer Sprache, die Größe ihrer Characterzeichnung an, doch blieb kühl und beschaulich, es wurde nicht hingerissen von understehlicher Gewalt.

Seitdem schrieb Hauch noch mehrere Dramen, in denen die and des Meisters waltet, allein er sendete sie gar nicht mehr zur ufführung ein. Von denselben müssen besonders das Drama Don Juan" und das aristophanische Lustspiel „den babyloniske aarnbygning i Mignature" anerkannt werden. Später wenete er sich mehr dem Romane zu; „En polsk Familie" ist wahrft klassisch, und auch gegenwärtig beschäftigt ihn ein Gebilde derselben Form. Als Lyriker besitzt Hauch wohl kühne, begeiterte Kraft, aber ihm fehlt jener rhythmische Schmelz und Duft, elcher den Poesien ihren eigenthümlichen Reiz verleihen muß.

Wir stehen jetzt an der Grenze eines neuen Abschnitts der änischen Poesiegeschichte. Bisher herrschte tiefer Frieden in dem ichterwald; seit Baggesens Zeit hatte kein kritischer Sturm die Gipfel mehr geschüttelt. Elstern und Spatzen wiegten sich so ngestört, wie Nachtigallen und Turteltauben auf den grünen weigen, sie zwitscherten oder sangen, und saßen brütend auf rem Nest. Der Staar nannte den Wiedehopf einen begeisten Minnesänger, und der Wiedehopf pries dagegen die treffliche prache des Staars. Es war eine so zünftige Gemüthlichkeit, aß man sie von der Cameraderie kaum unterscheiden konnte. Auch Deutschland hat nach dem zweiten Pariser Frieden eine ähnliche Periode durchgemacht, eine Periode, in der viel süße Worte, aber wenig Thaten erklungen sind. Zu dieser Zeit trat Johann Ludwig Heiberg auf, ein durchaus feiner Geist, der wohl fühlte, daß die Literatur keine Lobversicherungsanstalt sei. Wie Apoll trug er die Leier des Gesanges in der Hand, während auf seinem Rücken die silbernen Pfeile der Satyre klirrten. Er wollte keiner blindanerkannten Größe trauen, wenn er sie nicht selbst mit kritischem Barometer gemessen hatte; seine reiche ästhetische Bildung berechtigte ihn vollkommen dazu, und er brachte die edlen Pflanzen zur bessern Blüthe, indem er das Unkraut niedertrat.

Heiberg, der Sohn eines ausgezeichneten Elternpaares, wurde am 14. December 1791 zu Kopenhagen geboren. Als er achtzehn Jahre zählte, widmete er sich dem Studium der Medicin, doch wurde ihm bald klar, daß er zu einer andern Anatomie berufen sei, als zu der, welche ihr Messer in menschliche Leiber senkt. Nun gerieth er ins Schwanken und wußte nicht, ob er Dichter, Musiker oder Naturforscher werden sollte. Talent und Wissenschaft fehlten ihm zu allen diesen Fächern nicht. Doch der innerste Drang zog ihn auf die Bahn der Poesie, und gab ihn so derjenigen Kunst zurück, für welche ihn die Natur recht eigentlich geschaffen hatte. Einige seiner dramatischen Jugendarbeiten weckten bedeutende Hoffnungen, und Heiberg stieg, mit den Fruchtbergen der Classicität gründlich vertraut, nun auch zu den kühnen Felsenkuppen südlicher Romantik empor. Ein Schauspiel: „Dristig vovet halv er vundet = Frisch gewagt ist halb gewonnen," und eine höchst geistreiche Dissertation: „De poeseos dramaticae genere hispanico et praesertim de Petro Calderone de la Barca" waren die Ausbeute dieser Wanderung. Für die letztere Arbeit wurde ihm 1817 der Doctorgrad ertheilt. Noch in demselben Jahre erschien ein mythologisches Schauspiel: „Psyche's Weihe," und eine aristophanische Comödie: „Julespög og Nytaarslöcir = Weihnachtscherz und Neujahrspossen," welche eine Fülle von sprudelndem Humor, dichterischer Anmuth und treffender Satyre verrieth.

Heiberg ging nach Paris, lebte dort von 1819—22 in den angenehmsten Verhältnissen, und machte das französische Theater zum Mittelpunkt seiner Beobachtungen. Als er heimkehrte, wurde ihm zu Kiel eine Professur der dänischen Sprache übertragen. Heiberg, ein Mann des Lebens und der Kraft, schwankte nicht lange in idealer Ungewißheit, sondern faßte sein neues Amt von vornherein mit muthigem Griffe an, und schrieb eine brauchbare Sprachformenlehre. Aus einer Reihe von Vorlesungen entstand auch die „Nordische Mythologie," welche mit dem feinen Auge des Naturforschers die Göttersagen anzuschauen und ihre Entwicklung so klar darzustellen weiß, daß man sie gleich Crystallen in nothwendiger Bildung um einen bestimmten Kern anschießen sieht.

Heiberg verließ indeß 1825 den academischen Lehrstuhl und kehrte nach Kopenhagen zurück, um freier und kräftiger eingreifen zu können in Leben und Literatur. Die Bedeutung der Bühne warm empfindend, konnte er es nicht ruhig mitansehen, wie die Oper immer breitern Platz gewann, das Drama verdrängend. Er suchte den Zeitgeschmack und die nationale Comödie zu vermitteln, und dies geschah durch Vaudevilles, deren er beinahe zwanzig schrieb. Dieselben haben die dänische Bühne viele Jahre lang beherrscht, und dabei trefflich eingewirkt, denn jede Nachahmung der Franzosen lag ihnen fern; ein schöner, heimathlicher Reiz umwehte sie. Auf localem Grunde sind Volkscharactere mit sichern, treuen Farben gezeichnet; das Publicum sitzt vor dem Spiegel, wenn es diese Vaudevilles sieht, und so wissen sie sehr geschickt das Volkslustspiel zu ersetzen. Eine heitere, angenehm verwebte Intrigue verschlingt die Situationen, und schöne lyrische Blüthen duften in dem sirischen Kranz.

Im Jahre 1824 war Heiberg in Berlin gewesen, hatte dort Hegel, den Philosophen des Jahrhunderts, und dessen System genau kennen gelernt. Wie wach Heiberg's Seele war, jeden Athemzug des Fortschritts zu belauschen, das zeigte bereits seine Schrift: „Ueber die menschliche Freiheit," welche 1824 erschien. Mit dem Jahre 1827 aber gründete er die „Fliegende Post," ein ästhetisches Wochenblatt, und Alles staunte ihn an, denn so war die Kritik bisher in Dänemark noch nicht gehandhabt worden. Oehlenschläger hatte, vermöge seines frischen Talents, einen sehr unmittelbaren, dreist romantischen Ton in der Literatur angegeben. Seine Einfachheit, sein blühender Muthwille schienen leicht nachzuahmen; alle Spatzen, alle Zaunkönige wollten zwitschern, wie er sang, und eine sichere, prüfende Kritik war sehr nothwendig geworden.

Da kam Heiberg hinzu, der Mann von edlem Geschmack, geläutertem Urtheil und sprühendem Witz. Die fliegende Post brachte eine Reihe Kritiken über Oehlenschläger, welche, auf festen ästhetischen Standpuncten fußend, das Wesen der Poesie besprachen, und eben so, wie sie des Dichters Schönheiten her-

Digitized by Google

vorhoben, auch seine Fehler zeigten. Oehlenschläger zieh den braven Heiberg, etwas kindlich, des Undanks, „weil er dessen Singspiele immer so gern gesehen und stets belobt habe," aber außerdem fiel ein ganzer Wespenschwarm über ihn her. Ihn störte das nicht; mit überschwenglicher Laune handhabte er die Fliegenklatsche, und auch auf Hauch fiel mancher tüchtige Hieb. Jemehr die Literaten vor dem Blatte zitterten und darauf schimpften, mit um so größerer Lust wurde es im Publicum begrüßt, und seine scharfsinnigen Kritiken, welche stets die reine Kunstschönheit zu ermitteln strebten, haben einen namhaften Einfluß auf die Geschmacksbildung der Nation geübt.

1833 schrieb Heiberg „Ueber die Bedeutung der Philosophie für die Gegenwart," und gab sich dadurch offen als Anhänger Hegels zu erkennen, lebhaftes Interesse für ihn in Dänemark erweckend. Heiberg hat das unbestrittene Verdienst, die Wunderblume jener Philosophie in seinem Vaterlande acclimatisirt zu haben. Als Mitstrebender stand ihm dabei Martensen treu zur Seite, der jetzt Professor der Theologie, und auch in Deutschland durch sein Buch: „Ueber Lenau's Faust" rühmlich bekannt ist. Hierauf schrieb Heiberg eine treffliche Einleitung zur Logik, und gab seit 1837 die Vierteljahrschrift „Perseus" heraus. Dies Journal sprach gleich im Titel als Tendenz aus: die ideenlose Meduse des Empirismus niederzuwerfen, und Andromeda — die barbarisch gefesselte Idee — zu befreien. Diese Zeitschrift erschien nicht lange, und Heiberg redigirt nun seit 1842 das „Intelligenz-Blatt."

Von seinen dramatischen Werken fordern besonders noch folgende Erwähnung. Das Schauspiel „Nina" (1824) hat einen sehr schwierigen Stoff, denn die Heldin wird aus Liebe wahnsinnig, und es gehörte ganz die Feinheit Heibergs dazu, um einen so grellen Zustand zur harmonischen Anschauung zu bringen. Eines wahren Sturmes von Beifall hatte sich das romantische Drama „Elverhöi = der Elfenhügel" zu erfreuen, als es 1828 auf der Bühne erschien, und nahe an hundert Male wurde es bei gedrängt vollem Hause aufgeführt. Die Sage vom Elfenkönig auf dem Stevensgebirge ist der Zaubercrystall, auf dem die lieblichen Gestalten vorüberziehen, und unter ihnen auch Christian IV., der wackere Dänenkönig, dessen Name wie der eines Gottes im Volke lebt. Reiche blühende Diction umschlingt das Werk, und schöne Volkslieder sind, gleich seltnen Seeblumen, in den anmuthvollen Strauß hineingeflochten. Der Elfenhügel ist ins Deutsche übersetzt, und — wenn ich nicht irre — zu Immermanns Zeit auf der Düsseldorfer Bühne gespielt worden. Grabbe sagt jedoch: „die Uebersetzung hat den Trab zweier Hamburger Miethgäule; im Lyrischen sitzt sie ganz im nassen Sande." Dagegen bezeugt er: es sei ihm noch kein Mystificationsstück vorgekommen, das solche Frische, so keck gezeichnete Figuren und Situationen hätte.

Heiberg's „Prinzessin Isabella" wurde 1829 nach einem Stoff Lope de Vega's gedichtet; es ist ein festliches Prachtstück, aber der Feenglanz seiner Sprache überstrahlt Alles, was Malerei und Musik für ein Drama irgend wirken können. Vor zwei Jahren gab Heiberg „Neue Gedichte" heraus, und darunter befindet sich eine apocalyptische Comödie, „die Seele nach dem Tode," welche recht ins moderne Leben eingreift und mannigfache literarische und philosophische Fragen berührt. Tief und innig ist die Himmelsdecke des Humors über diese Dichtung ausgebreitet, und auf ihrem nachtblauen Grunde funkelt, goldnen Sternen gleich, der strahlendste Witz.

Wenn man von Heiberg spricht, darf man nicht versäumen, eines anonymen Schriftstellers zu gedenken, den er in die Literatur eingeführt hat. Die fliegende Post brachte nämlich eine Novelle: „En Hverdags-Historie = eine Alltags-Geschichte" betitelt, die durch Form und Geist ein ungemeines Aufsehen machte. Andere Erzählungen folgten ihr, doch wie goldig auch das Lob am Angelhaken blinkte, der Autor ließ sich dadurch nicht bestimmen, aus der undurchschaubaren Flut seiner Anonymität hervorzutreten. Man rieth hin und her, man zerbrach sich den Kopf, und die jungen Schöngeister, die sonst Alles wissen, kamen völlig in Verzweiflung, denn diesmal waren sie nicht im Stande, die brennende Neugier ihrer Gastfreundinnen zu stillen.

Drei Bände von jenen räthselhaften, wie aus einer andern Welt kommenden Novellen gab Heiberg heraus, und noch sieben oder acht Bände folgten ihnen nach. An Tiecks beste Novellen mahnen diese saubern poetischen Gebilde, und wenn in den spätern die Frische und die volle Blüthenkraft der Phantasie einigermaßen im Abnehmen ist, so athmet doch auch hier noch eine dichterisch veredelnde Auffassung des Alltagslebens. Ihr Verfasser ist von Rechtswegen der Vater Frederika Bremer's, doch er würde gewiß sein Kind verläugnen, wie die unnatürliche Mutter des Richard Savage. Die feine fast microscopische Beobachtung unscheinbarer, aber tief psychologischer Züge in den Erzählungen läßt auf eine Verfasserin schließen, während die crystallreine Form und die hohe Intelligenz andeutet: eine Männerhand müsse ordnend und ausführend über die schönen Skizzen hingegangen sein. In der Kürze entwickelt, sind das die Gründe, welche man dafür angiebt, daß Heibergs Mutter die Schöpferin jener lieblichen Gebilde sei, denen ihr Sohn dann noch die blitzenden Lichter und die gedankentiefen Schatten verliehen habe.

Man zeihe mich nicht der Indiscretion, man denke nicht, ich wolle den dichtgewebten Schleier irgend einer seltnen Bescheidenheit zerreißen, sondern ich erzähle nur, was man in Kopenhagen allgemein darüber sagt. Und wohl mag es sein, daß man hier das Rechte getroffen hat, denn die Gräfin Gyllenborg gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Frauen unserer Zeit. Sie hat das Leben geschaut in allen seinen wechselnden prismatischen Abspiegelungen; tausendfältig sind ihrem scharfen Auge die interessantesten Charactere entgegengetreten, und sie hat einen Schatz von Erfahrungen gesammelt. Schriebe sie ihre Memoiren, so müßten dieselben von höchster Bedeutung sein, denn seit mehr als funfzig Jahren existirte keine Berühmtheit in Dänemark, der sie nicht persönlich nahe gestanden hätte.

Sie war zuerst an den Lustspieldichter und Politiker Peter Andreas Heiberg (geb. 1758) vermählt, der jedem Dänen unvergeßlich ist. In seinem Hause verkehrten Baggesen, Münter, Rahbeck, Weyse und andere geistreiche Männer jener Zeit. Er gehörte aus inniger Ueberzeugung zur liberalen Partei, und Alles, was er aussprach, war so feurig, so gründlich und wahr, daß es manch zartes Trommelfell sehr unangenehm berührte. Heiberg wurde durch richterlichen Spruch aus dem Vaterlande verbannt, ging nach Paris und bekam unter Napoleon eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen. Zwar glaubte er, daß seine Gattin ihm folgen würde, allein sie trug auf Trennung an, was ihn tief betrübte. Als Napoleon Frankreich verlassen mußte, forderte er seinen Abschied, und erhielt eine Pension von dreitausend Francs, bis er im Jahre 1841 starb.

Bald nachdem seine Frau von ihm geschieden war, kam der schwedische Graf Gyllenborg, der in die Revolution verwickelt und des Landes verwiesen worden, nach Kopenhagen, und Frau Heiberg vermählte sich mit ihm. Derselbe gab eine Zeitung in französischer Sprache heraus, allein je vorzüglicher die Artikel waren, die darin gegeben wurden, um so sicherer fühlte man sich überzeugt, daß nicht er, sondern seine Gattin sie geschrieben habe. Nun war ihr Haus abermals der Brennpunct, welcher alle geistigen Strahlen vereinigte, denn die Noblesse der Refügiés aus Schweden und Frankreich sammelte sich dort, und die Gräfin Gyllenborg stand hochverehrt in ihrer Mitte.

Als Gyllenborg starb, wurde der Wittwe Sohn ein berühmter Schriftsteller, ihre Schwiegertochter war eine gefeierte Künstlerin, und wiederum sah sie sich in einem Cirkel der ausgezeichnetsten Leute. Man kann aber auch wahrlich nirgendwo ein Trifolium gottbegabter Menschen so eng vereinigt finden, als hier. Die Matrone selbst, welche beinahe siebzig Jahre zählt, ist eine stille und sehr bescheidene Frau; sie sträubt sich, eine öffentliche Rolle zu spielen, und lehnt deshalb die Autorschaft der Novellen auf's Bestimmteste ab. Dazu nun ihr Sohn, der Professor Heiberg, der ein geborner Aristokrat der Schönheit ist. Sein hochgebildeter Geist wiegt sich auf den rhythmischen Wellen des Ebenmaaßes und der Vollendung, und das prägt sich nun auch deutlich in seiner ganzen äußeren Erscheinung aus. Es ist alles nobel und schön an ihm; man merkt es gleich, daß ihn jedes Rohe und Unschöne recht innerlich verletzen muß. Sein geniales Auge glüht voll Wohlwollen, und so scharf satyrisch sich Heiberg oft in seinen Schriften erweist, eben so mild und versöhnlich findet man ihn im Umgange.

Die dritte Zacke des liebenswürdigen Kleeblatts bildet seine Gemahlin. Im Jahre 1832 vermählte er sich mit einer jungen Schauspielerin, Johanne Louise Pätges, welche sehr viel versprach, und sich nun zu einer dramatischen Künstlerin entwickelt hat, wie es wenige giebt. Es umweht eine solche Wahrheit und Unmittelbarkeit alle Charactere, die sie darstellt, daß auch die kältesten Zuschauer fortgerissen werden in das Reich der Phantasie. Die fremden Diplomaten, die am Hofe zu Kopenhagen leben, versäumen das Schauspiel fast nie, sobald Frau Heiberg auftritt, und wenn sie auch kein Wort von der dänischen Sprache verstehen.

Diese drei seltenen Erscheinungen bilden Eine Familie. Sie bewohnen im Sommer eine Villa vor dem Thore, im Winter aber einen Palast der Stadt, und Alles, was Kopenhagen an Geist, Schönheit und Rang besitzt, vereinigt ihr Salon an traulichen Abenden.

Wir haben es also — wie schon oben gesagt worden — jetzt mit einer neueren, jüngeren Dichterschule zu thun, und da muß denn, nächst Heiberg, Christian Winther genannt werden, der am 29. Juli 1796 zu Fensmark geboren ist. — In Kopenhagen liegt ein großes, etwas antiquirtes Gebäude, „die Regens" genannt, das für hundert Studirende freie Wohnungen enthält. Eine ungemeine Sauberkeit sieht man über die ganze Anstalt

Digitized by Google

verbreitet; hinter großen, spiegelklaren Fensterscheiben schimmern recht freundliche Zimmer, rothwangige Musensöhne schauen heraus und blasen den Rauch ihrer langen Pfeifen durch die Luft. Die Regenz bildet ein Viereck, im Innern einen geräumigen Hof umschließend, und mitten auf dem Letztern steht ein uralter Lindenbaum, unter dessen breitem Wipfel die lustigen Commerce gehalten werden.

In diesem Hause wohnte vormals auch Winther als ehrsamer Candidatus theologiae, obgleich er weder Lust, noch Anlage zur Gottesgelahrtheit in sich verspürte. Reisen, dichten, lieben und träumen wollte er, dazu hatte ihn die Natur geschaffen, aber sein Vater, der Bischof auf der Insel Laaland war, wollte durchaus einen Priester aus ihm machen. Winther lebte sich zurück in eine frühere, kindlich poetische Zeit; er sang, was die Erinnerung ihm ins Herz flüsterte, und so entstanden seine „Tractsnit-Holzschnitte," eine Sammlung reiner, nationeller Gesänge. Keiner hat gleich ihm den wunderbaren Ton der Volkslieder wieder getroffen, und seine Gedichte, die anfangs nicht genügend beachtet wurden, schlugen nach und nach immer tiefer Wurzel in der Nationalität. Sie sind jetzt der dänische Kuhreigen geworden. Wohl eilt der Däne gern zum Süden hin, doch wenn er draußen, weit draußen in Italien ein Winther'sches Lied vernimmt, dann denkt er an die grünen Buchenwälder und an die blauen Mädchenaugen seines Vaterlandes, und er kann weinen vor Heimweh.

Zwar folgte nun bald eine Ausgabe dieser Lieder der andern, doch trugen sie dem Dichter wenig goldne Früchte ein, und er litt beinahe Mangel. So war er im Jahre 1829 eines Tages ausgegangen, um eine kleine Anleihe zu machen, und als er nach Hause kam, fand er ein Schreiben mit stattlichem Gerichtssiegel auf seinem Tisch — Winther hatte 25000 dänische Thaler geerbt. Unverzüglich reiste er nach Italien ab, wohin ihn seine Sehnsucht seit lange schon gezogen hatte. Sparen und rechnen ist jedoch nicht Sache des Genies, und als Winter ein Jahr später nach Kopenhagen zurückkehrte, war sein Capital auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen. Auch der Rest schwand bald in alle Winde, und statt der Ducaten strömten ihm Lieder zu. Er gab neue Poesien heraus, und wenn diese einen minder großen Eindruck machten, so liegt der Grund wohl darin, daß die Holzschnitte ganz primitiv waren, während sich in die späteren Gedichte erkünstelte Sentimentalität und wüste Romantik nachtheilig einmischen.

Winther war einmal nahe daran, Renegat zu werden und sich der deutschen Poesie zuzuwenden. Als er nach Italien ging, verweilte er nämlich längere Zeit am Rhein, und dort klangen ihm unsere Volksweisen so voll und warm in die Seele, daß er noch im römischen Lande ihre bald heitern, bald wehmüthigen Klänge vernahm.

„Es schwebten leicht im blühenden Hain
Der Lorbeern und Cypressen
Die kleinen Lieder von Lieb und Wein,
Von Erinnern und Vergessen.

Spitzbrüge Faunen guckten hervor
Aus dunklen Hecken und Lauben;
Es sammelte sich der Nymphen Chor
Mit Tambourinen und Trauben."

Ein poetischer Drang, ein Gelüsten nach deutschem Ruhm ergriff ihn, und er begann ein lyrisch episches Gedicht, das die Historie der „Judith" zum Stoff hatte. Aber kaum war er wieder am heimischen Strand, da tauchte eine zürnende Gestalt aus der Meerfluth herauf und rief ihm zu:

„Laß ab, Verwegner! o fühlst du es nicht,
„Daß mehr als den fremden Zungen
„Stehst du den Tönen in heiliger Pflicht,
„Die an deiner Wiege geklungen!"

Da ließ ich den Kranz, wonach ich gezielt,
Dem eitlen Herzen zu fröhnen. —
Ein Freund hat das Lied mir nachgespielt
In vaterländischen Tönen.

Dieser Freund ist H. P. Holst. Mit einer dänischen Uebersetzung von ihm erschien die „Judith" 1837 als Fragment, und Fragment blieb sie auch. Darum läßt sich nichts Abschließendes über das Gedicht sagen; man findet jedoch einzelne poetische Schönheiten darin, und muß bekennen, daß Winther die deutsche Sprache für einen Ausländer mit vieler Gewandtheit zu behandeln weiß. Namentlich wo es einen sinnlichen Zauber gilt, gerathen ihm die Bilder sehr gut, und es blüht wirklich ein gewisser orientalischer Farbenreiz aus dem Liede.

Winther ist ein Mann mit angenehmen Zügen und einem weichen, schwärmerischen Blick; sein Embonpoint steht ihm nicht übel. Er liebt immer, und fühlt sich dabei immer unglücklich. Denn ehe er erhört wird, reibt ihn die heiße Sehnsucht beinahe auf, und wenn ihn Amor mit dem Rosenkranz des Sieges krönt, dann fühlt er sich so enttäuscht, so öde, daß er nur noch Klagen und Schmerzen kennt. Dieser Zustand dauert fort, bis er sich von neuem verliebt. Obgleich sieben und vierzig Jahre alt, hat er doch viel Glück in der Liebe, und darum kommt er aus dem Unglück gar nicht heraus. Als der Kronprinz von Dänemark sich im Frühjahr 1841 vermählte, wollte seine junge Gemahlin den Versuch machen, die Sprache ihres neuen Vaterlandes zu erlernen, und Winthern wurde die angenehme, ehrenvolle Stellung, ihr Lehrer zu sein. Zwar hörte der Unterricht bereits nach einem Jahre wieder auf, allein Winther behielt den Professortitel und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von tausend Thalern.

Haben wir in Winther einen genußsuchenden Lebemann kennen gelernt, so wenden wir uns jetzt einem poetischen Einsiedler zu. — Es dämmerte ein klarer, schöner Augustabend, als ich mit einem Freunde von Charlottenlund nach dem königlichen Thiergarten hinschritt. Die Sonne sank eben in's Meer, und ihre Strahlen ließen den Thau, der die Wiesenflächen bedeckte, wie Rubinen und Granaten schimmern. Weit umher lag die tiefste Stille ausgebreitet, und über den dunklen Buchenwaldungen des Thiergartens stieg bereits der goldne Mond empor. Da begegnete uns ein kleiner Mann im dunklen Ueberrocke; mein Begleiter redete ihn an, und stellte uns einander vor . . . es war Henrik Hertz. Sein Gesicht war voll, aber bleich; es hatte etwas Gedunsenes, Krankhaftes, und die Augen versteckten sich hinter einer schwarzen Hornbrille. Um die schmalen Lippen schwankte ein nervös satyrischer Zug; seine Sprache tönte klanglos, wie es bei Schwerhörigen oft der Fall ist, und Hertz hört nicht gut. Aus der persönlichen Erscheinung des Dichters lernt man sein Schriftstellerleben begreifen, und man muß mit seiner Biographie vertraut sein, um die Persönlichkeit nicht mißzuverstehen — sie commentiren sich gegenseitig.

Hertz ist am 25. August 1798 in Kopenhagen geboren. Seine Eltern waren Juden und erzogen den Sohn in ihrer Religion. Er studirte Jura, gab aber daneben, ohne seinen Namen zu nennen, seit 1826 mehrere Lustspiele heraus. Dieselben zeugten vom Studium Holberg's und von dramatischem Geschick, machten jedoch keinen besondern Eindruck. Da erschienen im Jahre 1830: „Geisterbriefe, oder poetische Episteln aus dem Paradies," und brachten eine große Aufregung in die dänischen Literaturinteressen. Sturmglocken schallten, auf allen Bergen loderten Feuerzeichen; die sichere Ruhe war gestört. Baggesens ganze Eigenthümlichkeit wurde im Ton der poetischen Briefe treu wieder gegeben, doch das Buch glich jenen Diaphan-Bildern, die sich verwandeln, sobald man sie gegen das Licht hält. Sah man es nämlich genauer an, so bemerkte man, daß hinter der zierlichen Rococo-Maske ein moderner Genius, eine kräftige Individualität stecken müsse. Die Episteln berührten alle tiefsten Eleusinien der Literatur, und stöberten jeden Schlupfwinkel auf, allein ein trefflicher Humor milderte das Grelle, und wußte selbst das Gemäuer der Kloaken mit grünen Ranken zu umspinnen. Alles Andere war hierüber eine Zeit lang vergessen, und man sprach nur von den Geisterbriefen, obgleich ihr Verfasser unbekannt blieb.

Derselbe gab nun eine „Anonyme Neujahrsgabe für 1832" heraus, in welcher ein schönes Lehrgedicht: „Naturen og Kunsten," enthalten war. Den lautesten Beifall aber fand ein Prolog: „Die Schlacht auf der Rhede," der auf der Bühne am Vorabende jenes Tages gesprochen wurde, wo dreißig Jahre früher die Engländer über Kopenhagen herfielen. Endloser stürmischer Jubel begrüßte das glühende Poem; Hertz war nicht im Stande, vor den eifrigen Nachforschungen seine Verschleierung zu bewahren, und er mußte aus der Wolke treten. Nun schüttete sich ein so schwellend reiches Füllhorn von Ruhm und Ehren über den Dichter aus, als ob es ihn erdrücken und ersticken wolle. Hertz bekannte sich damals zur protestantischen Kirche, und der König gab ihm ein Stipendium, um nach Italien reisen zu können, was in Dänemark stets zur öffentlichen Anerkennung eines Poeten gehört.

Von der dauernden Begründung seines Ruhmes überzeugt, machte er sich auf und durchzog, ein froher Wandervogel, den Süden. Als er aber wieder zur Heimath kam, fand er Alles kühl und kalt; laute politische Fragen hatten sein Andenken übertönt; er sah sich fast vergessen. Hertz ließ einige sehr gelungene Poesien drucken, doch man gab nicht Acht darauf. Nun schrieb er 1837 ein Buch: „Stemninger og Tilstande = Stimmungen und Zustände" betitelt, das ganz geeignet war, neues Aufsehen zu machen. In Romanform schilderte es das Leben und Treiben der liberalen Partei, und bohrte so, mit scharfer Satyre, in ein volles Wespennest hinein. Anfangs waren die Blätter, welche zur Fahne der Angegriffenen gehörten, ganz still über die Schrift; ihre Redacteure hatten wahrscheinlich den Plan verabredet, durch Nichtbeachtung das Spottbuch in den Lethe zu versenken. Aber die conservativen Journale brachten lange Excerpte daraus, die schwüle Stille war unterbrochen, und das Gewitter brach los. Hertz wurde von hundert Blitzen getroffen,

Digitized by Google

und nichts konnte die Zürnenden wieder versöhnen, auch nicht sein liebliches Drama: „Svend Dyrings Haus," das bald darauf erschien.

Dasselbe hatte Ton und Geist aus einem altdänischen Riesenliede geschöpft, es führte Volk und Helden der frühesten Zeit lebendig vor's Auge, und die glühende Frische, womit dieß geschah, gab dem Werk einen ganz eigenen, unmittelbaren Zauber. Oft, und mit immer neuem Beifallsrauschen, ging es über die Bretter; die Dänen fühlten stolz ihre Verwandtschaft mit jenen treuen, kräftigen und freien Gestalten, und so wirkte das Stück erhebend auf das Nationalbewußtsein. Aber die Partei der Gegner blieb unversöhnlich; sie jagte den Verfehmten so lange umher, bis er müde, todmüde wurde. Jetzt sieht man ihn krank, mürrisch, hypochondrisch, und auf abgelegenen Pfaden macht er einsam seine Spaziergänge.

Unter denjenigen Schriftstellern, welche Hertz in den Geisterbriefen mit der Momusgeißel traf, war auch Hans Christian Andersen. Dieser ist jedenfalls ein sehr origineller Character, und muß schon deshalb mit Aufmerksamkeit betrachtet werden, weil seine Werke in Deutschland berühmter sind, als selbst in Dänemark, im kleinen Dänemark, dem es doch wahrlich nicht an Muse fehlt, den Kreis seiner Autoren sorgsam zu würdigen. Außer Oehlenschläger ist Andersen der einzige dänische Dichter, der bei uns eine Popularität gewonnen hat, während jenseits der Ostsee andere Poeten bedeutend über ihn gestellt werden. Daraus geht hervor, daß entweder der Geschmack drüben eine andre Richtung nahm, als bei uns, oder daß wir, durch künstliche Mittel getäuscht, eine Ungerechtigkeit begehen. Zu breiten kritischen Untersuchungen fehlt mir der Raum, und so will ich denn einfach die Lebensgeschichte des Dichters erzählen; vielleicht gelingt es dem Leser, die Lösung jener schwierigen Frage selbst zu finden.

Andersen wurde am 2. April 1805 zu Odense auf Fünen geboren, und er hat manche romantische Specialitäten aus seiner Kindheit mitgetheilt. Seine Großeltern besaßen früher ein eignes Landgütchen, doch verarmten sie, und ihr Sohn mußte Schuhmacher werden. Derselbe verheirathete sich; das junge Paar war sehr bedürftig, und kaufte zum Ehebett das Trauergestell, auf welchem kurz zuvor ein gräflicher Sarg geprangt hatte. Manches Jahr später sah man noch die schwarzen Leisten und die Wachsflecke daran, allein dies hinderte nicht, daß Hans Christian Andersen darauf zur Welt kam. Früh starb sein Vater, die Mutter hatte wenig Zeit für ihn, und er genoß nur den kümmerlichsten Schulunterricht. Nachdem er confirmirt war, sollte er zu einem Schneider in die Lehre, da prophezeihte ihm die Kartenlegerin: er würde sehr berühmt werden, und man würde, ihm zu Ehren, einst die Stadt Odense illuminiren.

Nun reiste er nach Kopenhagen, um eine Anstellung beim Theater zu suchen. Seine Casse bestand aus dreizehn Riksdalern, und er erreichte an einem Septembermorgen 1819 die Residenz. Ueberall wies man ihn zurück, seine Baarschaft schwand dahin, und er machte den Versuch, bei einem Tischler zu arbeiten, gab ihn aber bald wieder auf. Weil er eine helle, wohlklingende Stimme besaß, ging er zum Professor Siboni, der damals Director des königlichen Conservatoriums war; ihm wollte er sein Schicksal vertrauen. Dieser hatte just eine muntere Tischgesellschaft bei sich, worunter sich auch Baggesen und der joviale Componist Weyse befanden. Man ließ Andersen ein, und lachte anfangs über den unschönen Knaben, der zu declamiren und zu singen anfing. Als er jedoch, mit Thränen im Auge, seine traurige Geschichte vortrug, da wurden alle ergriffen. Weyse brachte durch eine Collecte sogleich siebzig Thaler für ihn zusammen, und Siboni versprach, seinen Gesang auszubilden.

Zwar verlor Andersen die Stimme während des Unterrichts, doch wohlthätige Menschen nahmen sich seiner an. Der Dichter Guldberg gab dem vernachlässigten Knaben Lectionen in der dänischen und deutschen Sprache, der Schauspieler Lindgreen ertheilte ihm Anleitung zur dramatischen Kunst, und ein Solotänzer führte ihn in die Tanzschule. Er trat in einigen Ballets auf, sang auch im Chore mit, und schrieb nebenbei noch Trauerspiele. Der Conferenzrath Collin, ein vortrefflicher Mann, wurde Theaterdirector, und merkte bald, daß Andersen mehr Anlage zum Dichter als zum Schauspieler habe. Er brachte ihn auf's Gymnasium, wo der siebzehnjährige junge Mensch neben kleinen Knaben sitzen mußte, doch gelangte er im Jahre 1828 zum Examen, und wurde Student.

Mit einem kleinen humoristischen Gemälde: „die Fußreise nach Amack" begann er nun die literarische Laufbahn; bald steigerte sich die Theilnahme für seine Leistungen, und die lyrischen Gedichte (1830) sowohl, als die „Phantasien und Skizzen" (1831) fanden lebhaften Anklang. Andersen unternahm eine Reise nach dem Harz und der sächsischen Schweiz, wobei er die Bekanntschaft mehrerer deutschen Dichter machte. Auch Chamisso war darunter, und dieser sagte von ihm: „Mit Witz, Laune, Humor und volksthümlicher Naivetät begabt, hat Andersen auch tieferen Nachhall erweckende Töne in seiner Gewalt. Er versteht besonders, mit Behaglichkeit aus wenigen, leicht hingeworfenen, treffenden Zügen kleine Bilder und Landschaften ins Leben zu rufen, die aber oft zu örtlich-eigenthümlich sind, um den anzusprechen, der in der Heimath des Dichters nicht selbst heimisch ist." — Andersen beschrieb seine Fahrt, und diesem Büchlein folgten mehrere einzelne Gedichte und Operntexte. Im Jahre 1833 wirkten ihm angesehene Männer vom Könige ein Reisestipendium aus; er ging zuerst nach Paris, dort freundliche Verhältnisse mit Victor Hugo und Heinrich Heine anknüpfend, begab sich dann nach der Schweiz, und zog über die Alpenkette, um Italien zu erreichen.

Als Ergebniß dieser Reise ist der zweibändige Roman „Improvisatoren" zu betrachten, ein Buch, das nicht auf dem Gipfel poetischer Schöpfung steht, aber doch anzieht durch lebenvolle Schilderungen und ein reichschimmerndes italienisches Colorit. Unter den bunten Südfarben liegt des Verfassers Silhouette; er hat das eigne Jugendleben beschrieben und die Familienkreise seiner Kopenhagner Wohlthäter. Dies Hervorstellen seines auf irgend eine phantastische Art ausgeschmückten „Ich" ist überhaupt ein Vorwurf, von dem Andersen nicht freigesprochen werden kann, und es läßt uns auf eine behagliche Selbstgefälligkeit schließen.

Dem Improvisator folgte 1837 der Roman „O.T.," welcher uns in das stille wechsellose Leben und Weben des Nordens führt. Weder hier noch drüben hat das Buch Glück gemacht, und während die Deutschen glaubten, es müsse den Dänen besser gefallen, waren diese überzeugt, es werde in Deutschland den rechten Anklang finden.

Jetzt kommen wir zu des Dichters vorzüglichstem Werke, dem er, in unbegreiflicher Verblendung, einen geringern Werth, als den Romanen, beilegt. Es sind dies seine Kindermährchen — „Eventyr, fortalte for Börn" — von denen sechs Hefte erschienen sind. Hier weht Frische und Absichtslosigkeit; reine, freie Phantasieschöpfungen lachen uns mit ihren sinnigen blauen Kinderaugen an, und der Vorhang, der uns von den funkelnden Feenmährchen unserer frühen Jugend trennt, rollt noch einmal empor. Jeder Mensch, der nicht ganz als Philister zur Welt kam, hat ja seine tausendundeine Nacht durchlebt, und träumt sich gern dahin zurück. Dies träumerische Sein, das auf einem Blüthenhain wohnt, der, von der Erde abgelöst, in Lüften schwebt, ist Andersens eigentliches Feld. Dort sollte er verweilen, und uns holde Wundergeschichten herniederrufen.

Den schönen Mährchen folgte wieder ein Roman: „Kun en Spillemand — Nur ein Geiger!" betitelt. Auch hier steht des Verfassers Persönlichkeit in der Mitte, er selbst ist der Held, seine Schicksale und Erlebnisse werden geschildert. Man muß aber von aller Eitelkeit Abschied genommen haben, oder man muß blind vor Eitelkeit sein, wenn man sein innerliches Leben auf solche Weise zur Schau stellen kann. Dieser Geiger, dieser Christian ist ein Mensch ohne Wissen, ohne Thatkraft, ein wahrer Waschlappen von einem Character, der trotzdem ein berühmter Mann werden will. Das gelingt ihm nicht, weil er gar keine Anlage dazu hat; er wird nun fromm, liest in der Bibel, und stirbt endlich. Die eigentliche Heldin des Buches ist Naomi, und ihre Gestalt biegt sich allein mit warmen Athemzügen aus dem Roman hervor. Alle übrigen Gesichter sind von Wachs, ihre Augen Glas, und man wird so rastlos auf wüstromantischen Zuständen hin und hergeworfen, daß es den Eindruck macht, als ließe man sich schaukeln.

Im Sommer 1837 besuchte Andersen das benachbarte Schweden. Sein nächstes Erzeugniß war das „Bilderbuch ohne Bilder", worin der Mond dem Dichter kleine Geschichten erzählt — eine recht lieblich poetische Idee. Aber die Ausführung ist noch nicht unbefangen, nicht objectiv genug. Der Mond kann nur sehen, er darf niemals reflectiren, das ist seiner ganzen Natur zuwider, und wenn er es doch thut, so lacht man ihn aus, weil er über Dinge redet, von denen er gar nichts versteht.

Andersen ging 1840 abermals nach Rom, dann nach Griechenland und Constantinopel, und auf dieser Reise gewann er sich wieder ein zweibändiges Werk: „En Digters Bazar" betitelt. Es sind flüchtig hingeworfene Reiseskizzen eines flüchtig Reisenden, doch manche schöne Phantasieblume mischt sich in den Kranz der einzelnen Bilder und Träume. Er hat das Werk in zehn Bücher abgetheilt und jedes Buch einem andern Freunde dedicirt. Alle diese Letzteren aber sind berühmte Leute, gerade als ob unberühmte nicht zu Freunden taugten, und da klingen denn zehn stolze, hochgefeierte Namen: Oehlenschläger, Prokesch-Osten, Thalberg u. s. w.

Ohne bitter zu sein, darf man wohl sagen, das Motiv solchen Verfahrens sei Eitelkeit, und eitel ist Andersen über die Maaßen. Das Lob gehört ihm zur Lebensluft, jeder Tadel verletzt ihn schneidend. Auf dieser Sandbank strandete seine Fort-

Digitized by Google

bildung, und auch sein Talent wird darauf zu Grunde gehen, wenn er sich nicht ändert. Er kennt alle die kleinen Toilettenkünste der Literatur, macht sich den theatralischen Apparat gehörig zu Nutz, und weiß sogar mit seiner romantischen Lebensgeschichte zu kokettiren. Einst wurde ein neues Buch von ihm gedruckt, und eine schwedische Zeitung brachte die Notiz: „Dasselbe habe die Kopenhagener entzückt, denn es übertreffe fast seine frühern Werke an Interesse noch." Aber unglücklicher Weise hatte es in der Druckerei eine nicht erwartete Verzögerung gegeben, und das interessante Buch — war noch gar nicht erschienen.

Andersens vielfache Reisen in's Ausland haben gleichfalls dazu beigetragen, seinen Ruf verbreiten zu helfen, und diese Reisen brachten ihm noch einen andern Gewinn. Sein poetischer Springquell ist nicht reich und stark genug, um dauernd aus demselben schöpfen zu können; es müssen sich von außen Bilder und Ereignisse abspiegeln auf der Fluth — Andersens Phantasie bedarf eines Anhaltepuncts. Seine hauptsächliche Gabe besteht darin, gegebene Zustände, und wenn sie auch sonst ziemlich kahl wären, mit poetischem Auge anzuschauen. Dann umweben die Elfen sie mit dem Farbenglanz ihrer Perlmutterschwingen, und es taucht ein Gemälde, blühend und anmuthvoll, aus dem Chaos hervor. Was man im prosaischen Leben Uebertreibung und Lüge nennen würde, das gereicht seinen dichterischen Gestaltungen zum Ruhm.

In diesen Schranken muß Andersen sich aber auch halten; eilt er darüber fort, so geht's ihm wie Noah's Raben: er findet nirgends Rast auf der großen Wasseröde. Seit Jahren verkünden die dänischen Journale, er arbeite an einer gigantischen Welttragödie „Ahasverus", welche uns in fünf Dramen den ganzen Raum der christlichen Zeitrechnung und darin die totale Fortbildung des Menschengeschlechts vor Augen führen solle. Aber das ist eine Aufgabe, welche weit hinausfliegt über die gegebene Norm künstlerischen Maaßes, und nur ein Goethe'scher Riesengeist würde vielleicht sie zu bewältigen im Stande sein. Andersens hübsches Talent müßte sich aber die Ikarusflügel daran versengen, und wenn er sie nicht aufgiebt, stürzt er gewiß ins Wasser hinab.

Wir verlassen nun Andersen, und wenden uns zu zwei andern Dichtern, die man in Deutschland nur wenig kennt, obgleich sie doch, nach dem Urtheil der Dänen, den Ersteren überragen an poetischer Kraft. Sie traten beide zu gleicher Zeit in die Literatur. Die „Gesellschaft zur Beförderung der schönen Wissenschaften" hatte nämlich im Jahre 1830 einen Preis auf die vier besten Romanzen ausgesetzt; Oehlenschläger gehörte zu den Richtern, und mehr als siebzig Kämpen drängten sich zum Wettstreit heran. Zwei junge Poeten wurden gekrönt, sie hießen Holst und Paludan-Müller, und man täuschte sich nicht, als man glaubte, sie würden entschlossen vorwärts streben auf der betretenen Bahn. Ihre Namen haben jetzt einen guten Klang im dänischen Lande.

Frederik Paludan-Müller ist am 7. Februar 1809 zu Kjerteminde geboren. Er studirte Jura, doch ohne rechten Drang; die Göttin der Poesie sang ihm ihre Sirenenlieder, er mochte wachen oder träumen. Durch jene gelungenen Romanzen in die Literatur eingeführt, schrieb er andere Gedichte, und eine Sammlung derselben ist unter dem Titel: „Trochäer og Jamber" erschienen. Immer stellt die Form sich tadellos dar, ein sehr gebildeter Geschmack waltet in diesen Poesien und läßt für den Leser einen ungetrübten Genuß daraus erwachsen. Hierauf lächelte ihm die dramatische Muse freundlich lockend, und er schuf ein Schauspiel, „Kjärlighed ved Hoffet = die Liebe am Hofe", das im buntromantischen Style gehalten ist. Laune und Pathos flattern darin, wie neckische Kolibri's und ernsthafte Pfauen, durcheinander.

Schon immer hatte Lord Byron einen unläugbaren Einfluß auf Paludan-Müller geübt, und das Studium dieses Dichters, verbunden mit inniger Liebe zu demselben, brachten ihm ein schönes Resultat. Es war ein größeres lyrisches Epos: „Dandseriden = die Tänzerin" (1834), das, ohne irgend nachzuahmen, wahlverwandt an Childe Harold erinnert. Die phantasiereiche Ausführung sowohl, als die feinbehandelte ottavische Form, gewannen dem Gedichte die allgemeine Gunst, und auch ins Deutsche ist es übertragen worden. Das folgende Werk von Paludan-Müller war ein mythologisches Drama, „Amor und Psyche" betitelt. Es bildet die Blüthenkrone seiner bisherigen Schöpfungen, und mit vollem Rechte scholl ihm begeisterte Anerkennung entgegen. Form und Sprache sind hier Eins geworden; moderne Bildung und griechische Göttersage umschlingen sich grazienhaft, und das Ganze läßt den wohlthuendsten Eindruck zurück. Ich würde mehr über das classische Werk sagen, aber ich höre, daß Herr Bennet — der sich bereits durch die „Dania" bekannt gemacht hat — mit dessen Ueberdichtung beschäftigt ist, und da möge denn das deutsche Publicum selbst lesen und sich erfreuen.

Paludan-Müller erhielt jetzt ein königliches Stipendium und im Jahre 1837 trat er die übliche Wallfahrt nach Italien an. Eine bestimmte Ausbeute von diesem Römerzuge gab der Dichter nicht. Sein letztes Buch erschien 1841; es heißt „Adam Homo", und ist ein episches Gedicht. Da der zweite Theil desselben bisher noch fehlt, so läßt sich darüber freilich kein abschließendes Urtheil fällen, aber man kann wohl sagen, daß die Darstellung — wenn sie auch hin und wieder gar zu sehr in's Breite greift — mit ihrer plastischen Schönheit imponirt. Leider wird die glänzende Sprache durch Obscönitäten verunziert, häßlichen Schmutzflecken gleich, die das reine Weiß einer Alabastergruppe entstellen.

Paludan-Müller hat eine schöne, jugendlich schlanke Figur, eine hohe Apollostirn, und in seinem edlen Profil lebt der Geist des Dichters.

Hans Peter Holst ist am 22. October 1811 zu Kopenhagen geboren. Er besuchte die „Schule für Bürgertugend", und mit siebzehn Jahren kam er zur Universität. Nachdem seine Romanzen 1830 den Preis erhalten, wurden sie gedruckt, gefielen sehr, und haben sich so fest in der Gunst des Publicums behauptet, daß noch vor Kurzem eine neue Auflage nöthig war. Durch das laute Lob, das man ihm so frühzeitig spendete, wurde Holst übermüthig; alle literarische Production schien ihm nur ein heiteres Spiel, er achtete der eigentlichen Künstlersorgfalt nicht. Gedichte und Novellen gab er heraus, worin die Sprache zwar leicht und gewandt behandelt war, allein sie flatterten gar zu ungebunden, beinahe liederlich daher, wie bunte Bänder, die um einen Maibaum fliegen. Außerdem machte man ihm den gerechten Vorwurf, daß sich Reminiscenzen aus Oehlenschläger in seinen Erzeugnissen fänden, denn lag ihm die Absicht der Nachahmung auch fern, so löste sich sein poetisches Streben doch oftmals in eine fremde verehrte Individualität auf, weil ihm jede bestimmte Richtung mangelte.

Sein ausgezeichnetes Sprachtalent blieb indessen nicht ohne die verdiente Anerkennung. Drei und zwanzig Jahre alt, wurde Holst als Lector der dänischen Sprache und Literatur bei der Landcadetten-Academie zu Kopenhagen angestellt, und er hatte Schüler, die älter waren, als er. Damals vermählte er sich mit einem schönen und liebenswürdigen Mädchen; das freundlichste Familienleben entfaltete sich ihm, und immer angenehmer wurden seine Verhältnisse. Man fand keinen Preis zu hoch für seinen Sprachunterricht; Gold und Ehre strömten ihm in Fülle zu.

Doch das Glück machte ihn vorsichtig, und sein heller Geist empfand deutlich, was ihm noch fehle. Deshalb hielt er sich mit einer gewissen Blödigkeit von Schöpfungen zurück, ließ nur eine dänische Anthologie drucken, die auf den Gymnasien als Grundlage zum Vortrag der Literaturgeschichte benutzt wird, und gab vier Jahre nach einander einen Musenalmanach heraus. Unermüdlich trieb Holst in dieser Ruhezeit das Studium moderner Sprachen und Literaturen; Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Schwedisch sind ihm vertraut wie seine Muttersprache, und jetzt liegt er mit Eifer dem Spanischen ob, denn heiße Sehnsucht zieht ihn nach Sevilla und Cordova hin.

Während Holst nun solchen Reichthum in sich aufnahm, während er sich in die Dichtungen so verschiedener Völkerschaften versenkte, ging ihm die wahre Formenschönheit auf. Crystallrein und eben wurde sein Styl, wie die Fluth des Oceans, wo wunderbare Coralleninseln mit Muschelthürmen und Polypenbäumen in dessen Tiefe ruhen. Nur eines Anstoßes bedurfte es, daß er siegend aus der Zurückgezogenheit hervortrat. Da starb am dritten December 1839 Friedrich VI., Dänemarks geliebter König, und Holst dichtete ein kleines Lied auf seinen Tod, das, weil es recht aus vollem Herzen kam, auch recht in die Herzen drang. Vielleicht hat nie ein einzelnes Gedicht solches Aufsehen gemacht, als diese fünf Verse — Becker's Rheinlied allenfalls ausgenommen. Nicht allein in viele lebende Sprachen, sondern auch ins Lateinisch, Griechische und Hebräische wurde es übersetzt, und eine stürmische Begeisterung für den Sänger durchzog ganz Dänemark. Henrik Steffens gedenkt derselben ausdrücklich in seiner Selbstbiographie (Band 2. Seite 65.). Um des dänischen Volkes Empfänglichkeit für Poesie zu bezeichnen, schildert er die mächtige Bewegung, welche das Holst'sche Trauergedicht im Lande hervorgerufen, und fügt die Worte hinzu: „Es erinnert fast an jene alte nordische Sage von dem Skiald, der durch einige Verse zum Lobe des allgemein geliebten mythischen Dänenkönigs Frode selbst König und sein Nachfolger ward."

Auf den Thron machte der bescheidene Holst freilich keine Ansprüche, doch benutzte er den günstigen Moment zur Herausgabe seiner Gedichte, die denn auch in wenigen Wochen vergriffen waren. Ueberall hatten sie Beifall gefunden, und der König von Dänemark, mit seinem Auge über die Künste wachend, verlieh ihm 1840 ein Stipendium zur italienischen Reise. Holst ging über München dorthin, kehrte über Paris zurück, und blieb fast zwei Jahre von der Heimath fern. Im Süden mußte seine poetische Kraft zur vollen Blüthe und Reife kommen, und er lebte namentlich auf Ischia und Sicilien ein rechtes freies Dichter-

Digitized by Google

leben. Italien ist ein Stück von seinem Dasein geworden, und ungern läßt er den treuen Palmstock aus der Hand. Holst ist ein schöner Mann, von kräftigem und doch schmiegsamem Wuchse; dunkelblondes Haar umwallt ihm die hohe, reine Stirn, und es wohnt viel Freude und Lust in seinen feurig blauen Augen.

Als erstes Ergebniß der Reise erschien 1843 ein Buch, „Ude og hjemme = draußen und daheim" betitelt, das von Kritik und Publicum sehr dankbar empfangen wurde. Es besteht aus Poesien und prosaischen Skizzen, bunt durcheinander gewürfelt, wie sie dem Dichter eben erblühten. Klare Südluft wallt durch diese Blätter; Orangenhauch und Meeresfrische mischen sich mit ihr, und Italien steigt in unmittelbarer Schönheit vor uns auf. Mir fehlt der Raum, jedes einzelne treffliche Stück hier anzudeuten, doch zeichnet sich unter den poetischen Gaben besonders das reizende Phantasiebild: „Pokal und Traube" aus. Ein anderes anmuthiges Gemälde: „Der sterbende Fechter" entstand beim Anschauen jener berühmten Antike, und macht, gleich ihr, den Eindruck reinster Classicität.

Auch die prosaischen Aufsätze, sowohl „Rosa Taddei", als „Ischia und die Ischiataner", sind höchst gelungen. Holst hat seine Feder in die glühend brennenden Farben des Südens getaucht; solch Ultramarin und Gold und Purpur kennt der kalte Norden nicht. Die Krone des Ganzen aber bleibt die Novelle „Reisekameraden", und man kann sich wahrlich kaum etwas Lieblicheres denken, als dieses Genrebild. Voll warmen Lebens lachen alle Gestalten daraus hervor: der junge, eitle, gutmüthige Franzos; die holde liebende Maria-Grazia; die italienische Wirthin mit ihren originellen Sprichwörtern, und die bereuende Theresina. Leicht und sicher sind die südlichen Bilder hingehaucht; da ist weder Absicht noch Zwang — es macht sich alles wie von selbst. Das scheint mir aber immer die beste Bürgschaft für den Werth einer Novelle, wenn man gar keine Novelle zu lesen glaubt, und Heiberg sagte auch: der „Reisekamerad" dürfe in keiner dänischen Anthologie fehlen, wo es sich um Musterformen handelt. Holst hat sich jetzt mit ganzem Eifer der Novelle zugewendet, er arbeitet an „sicilianischen Novellen", und man erwartet Ausgezeichnetes davon.

Weil wir eben von dieser Dichtungsart sprechen, so muß des in Deutschland wohlbekannten Erzählers Carl Bernhard gedacht werden, dessen wahrer Name St. Aubin ist. Im Verein mit den Professoren K. L. Kannegießer und O. L. B. Wolff — zweien tüchtigen Sprachkundigen — hat er seine Werke selbst ins Deutsche übersetzt, und die Reihe derselben wird gern gelesen. Es sind Lebensbilder aus Dänemark, welche nicht verkennen lassen, daß „der Verfasser einer Alltagsgeschichte" als Pathe an ihrer Wiege stand. Bedauern muß man nur, daß der blumenreine Sinn dieses Musters allzusehr verloren ging, denn Bernhard's Erzeugnisse haben sich im Schlammbade der neufranzösischen Romantik zuweilen arg besprützt. Sonst wohnt aber eine muntere, lebhafte Characterauffassung darin, welche seine Novellen über die der Bremer, Flygare und anderer Damen erhebt, so daß sie den Beifall wohl verdienen, der ihnen zu Theil ward.

Ehe ich den, freilich lückenhaften, Aufsatz abschließe, will ich noch eines Buches gedenken, das erst in diesem Jahre erschien und den Titel: Enten-eller-er = Entweder-oder" führt. Der Verfasser hat sich nicht genannt; er heißt Kjerkegaard, ist Licentiat der Theologie und, vom Haupte bis zur Sohle, Hegelianer. Das Letztere documentirt sich denn, wie in den Lichtpuncten, auch in den Schattenseiten seines Buchs, welches aus zwei starken Bänden besteht, und Novelle, Aesthetik, Philosophie und sonstige Ingredienzen so kaleidoscopisch zusammenrüttelt, wie es bisher noch kaum gesehen wurde. Der erste Band ist negativ; darin wird Alles verhöhnt und niedergerissen, was Jahrtausende an Sitte, Moral und Formen aufgebaut haben. So bildet zum Beispiel „des Verführers Tagebuch" den anatomisch getreuen Abdruck der Seele eines Wüstlings, dem die Ehe als ein Institut erscheint, das aus Dummheit und Köhlerglauben entsprungen, und der das Heiligste mit systematischer Nichtswürdigkeit untergräbt, um einen flüchtigen Sinnenkitzel zu gewinnen.

Der andere Theil des Werkes bemüht sich nun, den zertrümmerten Dom wieder aufzurichten, das tiefverletzte Gefühl wieder auszusöhnen, und so steht jenem Tagebuch ein schöngeschriebenes Capitel: „die ästhetische Berechtigung der Ehe," gegenüber. Es ist ein breiter philosophischer Apparat benutzt worden, um massenhaft zu imponiren, doch während man des Verfassers tüchtige Studien und bedeutende Lebensanschauungen schätzen lernt, wird man durch die Selbstgefälligkeit, mit der er sein Ich fortdauernd hervorblitzen läßt, unangenehm berührt. Aus dem ernsten Ganzen sprühen oft überraschende Witzfunken, und von den vielen schönen Aphorismen setze ich nur folgende hierher: „Es ist immer lächerlich, wenn Einer des Glückes Thür gewaltsam stürmen will, denn dieselbe geht nicht nach innen auf, sondern nach außen." — Das Buch sollte jedenfalls ins Deutsche übertragen werden.

Wenn ich meine Skizze nun beendige, so weiß ich, daß man sie in Deutschland lang und langweilig finden, während man ihr in Dänemark flüchtige Oberflächlichkeit zur Last legen wird. Der letztere Vorwurf wäre wenigstens gegründeter, als der erste, denn es ließe sich noch viel über das moderne Schriftenthum unserer Nachbarn sagen. Allein ich denke, man darf dem Publicum nicht gleich zu schwerfällig entgegenrücken, wenn man bei ihm Interesse für einen Gegenstand erwecken will. Im unsichern Clairobscur muß man die neue Landschaft zeigen, damit sich die Romantik der Neugier regt. Wir sind es den Dänen schuldig, uns ihre Literatur zugängig zu machen, denn kein Volk hat reiner und feuriger, als sie, Deutschlands Poesie in sich aufgenommen. Nur läßt sich freilich nicht fordern, daß wir schnell die dänische Sprache lernen, und so zum unmittelbaren Genuß der Originalwerke gelangen sollen. Dazu fehlt es uns an Zeit. Pflicht scheint es mir nur, uns die ganze Reihe wichtiger dänischer Literaturerscheinungen in guten Uebersetzungen zu vergegenwärtigen, und diese Pflicht wurde bisher allzusehr verabsäumt. Nicht als ob so wenig von den poetischen Leistungen jener Nation in deutsche Lande gekleidet wäre — nein! aber die Uebersetzungen liegen einzeln, in hundert Maculaturwinkeln vergraben. Es ist keine Folge, keine Auswahl, kein Zusammenhang darin: mit einem Worte: es fehlt an System. Ich will hier ein Verzeichniß geben, welche Schriften der genannten Verfasser bereits deutsch existiren.

A. Anthologien.

Scandinavische Bibliothek, enthaltend eine Auswahl des Anziehendsten aus der dänischen, schwedischen und norwegischen Literatur. Redigirt von J. v. Scheperlern und A. v. Gazlan. 2 Hefte. Kopenhagen 1837.

Die Harfe des Skalden, von Julius Thomson. Berlin 1838.

Dania. Auswahl von Gedichten. Aus dem Dänischen übersetzt von Emil Bennet. Leipzig 1841.

B. Einzelne Werke:

Andersen. Umrisse einer Reise von Kopenhagen nach dem Harz, der sächsischen Schweiz und über Berlin zurück. Herausgegeben von Dr. Genthe. Breslau 1832.

— Jugendleben und Träume eines italienischen Dichters. Von L. Kruse. 2 Thle. Hamburg 1835.

— Der Improvisator. (dasselbe Werk). Von Dr. A. G. Wellheim. Miniaturbibliothek. der ausl. Classiker. 14.—18. Bändchen. Hamburg und Leipzig.

— O. T. Roman. Uebersetzt von W. C. Christiani. 2 Thle. Leipzig 1837.

— Nur ein Geiger! Original-Roman. Uebersetzt von G. F. Jennssen. 3 Thle. Braunschweig 1838.

— Mährchen und Erzählungen für Kinder. Vom Major von Jennssen. Braunschweig 1839.

— Mein Bruder Arthur. Eine Novelle Incognito. Miniaturbibl. d. a. C. 37. und 38. Bändchen. Hamburg und Leipzig.

— Bilderbuch ohne Bilder. Von L. M. Fouqué. Berlin 1842.

— Eines Dichters Bazar. Von Christiani. 2 Bde. Leipzig 1841.

* Bernhard. Das Glückskind, eine Novelle. Kopenhagen 1837.

* — Sämmtliche Werke. Leipzig 1840—43 (Inhalt der erschienenen zehn Bände: I. Die Hospital-Verlobung. II. Eine Familie auf dem Lande. III. Der Eilwagen. Ein Sprichwort. IV. Die Declaration. V. Der Commissionär. Tante Franziska. VI. Der Kinderball. VII.—X. Schooßsünden.)

Blicher. Die Juden auf Hald. Novelle. Von Kruse. Leipzig 1831.

— Das Mädchen von Rhodos. Von demselben übersetzt. Leipzig 1832.

Grundtvig. Kurzer Begriff der Weltchronik. Deutsch von Volkmann, mit Anmerkungen von Rudelbach. Nürnberg 1837.

* Hauch. Die Belagerung Maastrichts. Trauerspiel. Leipzig 1834.

* — Tiberius, der dritte Cäsar. Tragödie. ebend. 1836.

— Der Goldmacher. Historischer Roman. Deutsche, vom Verf. mit zwei neuen Capiteln vermehrte Ausgabe. Von Christiani. Kiel 1837.

— Eine polnische Familie, oder die verlorenen Kinder. Aus dem Manuscript. 2 Thle. Leipzig 1840.

* Heiberg. Der Zufall, aus dem Gesichtspuncte der Logik betrachtet. (Als Einleitung zu einer Theorie des Zufalls.) Kopenhagen 1825.

* — Die nordische Mythologie, aus der Edda und Oehlenschlägers mythologischen Dichtungen dargestellt. Schleswig 1837.

---

*) Die mit einem * bezeichneten Werke sind von den Verfassern selbst deutsch herausgegeben.

Digitized by Google

— Ein Jahr in Kopenhagen. Novelle. Von Kruse. 2 Thle. Leipzig 1836.
— Maria. Siehe: Verfasser einer Alltagsgeschichte.
Hertz. Das Haus Svend Dyrings. Romantische Tragödie. Uebersetzt 1839. Hamburg.
— Amor's Geniestreiche. Nach der Original-Dichtung deutsch bearbeitet. Kiel 1840.
Holst. Der Reisekamerad. Novelle. Von Eduard Boas. Grenzboten, Jahrgang 1844. Novellenbibliothek I. Bd. 5. Lieferung.
Ingemann. Blanca. Ein Trauerspiel. Metrisch übersetzt von Lewetzow. Kopenhagen 1815.
— Der Hirte von Tolosa. Trauerspiel. (Von Scholz.) Schleswig 1819.
— Mährchen und Erzählungen. Frei übersetzt von Lotz. Leipzig 1821.
— Dasselbe Buch u. d. T.: Abentheuer und Erzählungen in Callot-Hoffmannscher Manier. Von Bertels. Leipzig 1826.
— Die Unterirdischen. Roman. Von Lotz. Hamburg 1822.
— Der Löwenritter. Tragödie. Metrisch übersetzt von Lange. Altona 1823.
— Tasso's Befreiung. Dramatisches Gedicht. Von Gardhausen. Leipzig 1826.
— Dasselbe Werk. Von A. Dietrich. Als 18. Bändchen des „Klassischen Theaters der Ausländer". Leipzig.
— Waldemar der Sieger. Historischer Roman. Von Kruse. 4 Thle. Ebend. 1827.
— Die erste Jugend Erik Menveds. Von Kruse. 4 Thle. Ebend. 1829.
— König Erik und die Geächteten. 3 Thle. Kiel 1834.
— Prinz Otto und seine Zeit. Historischer Roman. Von Kruse. Leipzig 1833.
Oehlenschläger. Briefe in die Heimath auf einer Reise durch Deutschland und Frankreich. Von Georg Lotz. 2 Bde. Altona 1820.
— Erik und Abel. Trauerspiel. Von Lewetzow. (Vergl. des Dichters eigne Ueberdichtung im 9. Bde. seiner Schriften.) Schleswig 1821.
— Die Dichter im Leben. Von Lotz. Stuttgart 1821.
— Die Blutbrüder. Trauerspiel. Frei übersetzt von Lotz. Leipzig 1823.
— Tordenskiold. Drama mit Gesängen. Von demselben. (Siehe Oehlenschläger's dramat. Dichtungen, Band I.) Cassel 1823.
— Die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Uebertragen und mit einem mythologischen Wörterbuch versehen von Glückselig (Gustav Thormad Legis). Leipzig 1829.
— Schriften. Ausgabe letzter Hand. 18 Bändchen (Inhalt: 1—2. Selbstbiographie. 3—5. Dramatische Mährchen. 6—10. Trauerspiele. 11—14. Lust- und Singspiele. 15. König Hrorr. 16. Novellen. 17. Mährchen. 18. Gedichte.). Breslau 1829—30. Neue Ausgabe 1839.
* — Morgenländische Dichtungen. 2 Thle. (1. Die Fischerstochter. 2. Die Brüder von Damask.) Leipzig 1831.
* — Dramatische Dichtungen. 2 Thle. (1. Tordenskiold. Der falsche König Olaf. 2. Die italienischen Räuber.). Hamburg 1835.
Paludan-Müller. Die Tänzerin. Aus dem Dänischen übersetzt. Kiel 1835. (Hamburg.)
Verfasser einer Alltagsgeschichte. Novellen. Von Christiani. (Inhalt: Eine Alltagsgeschichte. Traum und Wirklichkeit. Der magische Schlüssel. König Hirsch.) Leipzig 1835.
— Erzählungen aus der Kopenhagener fliegenden Post. Von Kruse, 3 Thle. (I. Eine Alltagsgeschichte. Clara's Selbstbekenntnisse. II. Die Nattern am Busen. Käthchen. Das Kaninchen. III. Die hellen Nächte. Heirathsgesuch.) Ebend. 1834—35.
— Maria, eine Novelle. Herausgegeben von Joh. Ludw. Heiberg. Uebersetzt von Christiani. Ebend. 1839.
* Winther. Judith. Bruchstück eines Gedichts, nebst dänischer Uebersetzung von H. P. Holst. Kopenhagen 1837.

Man zeihe mich nicht der Trockenheit, denn alle Blumen der Sprache reichen nicht aus, um einen bibliographischen Catalog darunter zu verstecken.

Ich bin überzeugt, der Leser wird hier mehr dänische Werke in Uebertragungen gefunden haben, als er irgend erwartete, und es ist ihm der Weg angedeutet, auf dem er lustwandeln und bequem diejenigen Früchte pflücken kann, die seinem Geschmack am meisten zusagen. Hat er nur erst eine kurze Strecke zurückgelegt, dann kehrt er gewiß nicht wieder um. Den Uebersetzern zeigen sich aber recht deutlich die störenden Lücken, und sie werden fühlen, wie ehrenhaft es sei, dieselben auszufüllen. Mehrere vorzügliche Geister sind noch ganz vernachlässigt worden, und ihre Namen werden von anderen übertönt, die ein Monopol erlangt haben, mit allen ihren Productionen vor's Publicum zu treten. Kann dies nach Recht und Wahrheit richten, wenn es nur die Eine Partei gehört hat? Dagegen sträubt sich deutsche Redlichkeit und Treue!

Peter von Bohlen.

einer der gelehrtesten und geistreichsten Orientalisten, wurde im 13. März 1776 zu Wüppels im Oldenburgischen geboren und verlebte die ersten 20 Jahre seines Lebens unter drückenden Verhältnissen. Sein Vater, der selbst von Handarbeiten sich erhielt, konnte auf die Erziehung seines Sohnes fast gar nichts verwenden, und als dem jungen v. B. durch den frühen Tod seiner Aeltern auch diese geringe Stütze entrissen wurde, blieb ihm nichts übrig, als in einem fremden Hause Dienste zu suchen. Unter solchen Verhältnissen kam er 1811 in das Gefolge eines französischen Generals und zu seinem Glücke 1814 nach Hamburg. Seine eminenten Anlagen, sein munterer Geist und sein, aller äußern Hindernisse ungeachtet, auf die Wissenschaften gerichtetes Streben zogen hier namentlich die Aufmerksamkeit der Freimaurerloge auf ihn, deren wahrhaft humane Mitglieder die erforderlichen Mittel aufbrachten, v. B.'s Talent für die Wissenschaft ausbilden zu können. Zu diesem Ende wurde er 1817 Zögling des Hamburger Gymnasiums, besonders der väterlichen Pflege Gurlitt's anvertraut, und konnte bereits 1821 zu akademischen Studien fortschreiten. Zuerst wandte er sich nach Halle, wo er unter Gesenius' und Hoffmann's Leitung seine Studien des Orients, wozu er sich bereits auf dem Gymnasium wie selten ein Anderer vorbereitet hatte, wissenschaftlich zu betreiben anfing, und besuchte hierauf Bonn im Jahre 1822, um unter Freytag seine arabischen und persischen Studien fortzusetzen, unter Schlegel besonders Sanskrit zu erlernen, und erlangte hierin bald eine solche Fertigkeit, daß ihm schon 1825 eine außerordentliche Professur der morgenländischen Sprachen und Literatur zu Königsberg und 1830 das Ordinariat für die genannte Disciplin anvertraut werden konnte. 1831 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach England, von der er glücklich zurückkehrte. Auf einer zweiten Reise eben dahin, die er 1837 antrat, erkrankte er, so daß er unter dem mildern Himmel des südlichen Frankreichs Hülfe für seine Brustleiden suchen mußte, die je länger je mehr zu betrübenden Besorgnissen Anlaß gaben und 1843 sein Leben, viel zu früh für die Wissenschaft und seine Freunde, endeten.

Er schrieb außer mehreren lateinisch verfaßten Werken:

Das alte Indien mit Bezug auf Aegypten. 2 Bde. Königsberg 1830—31.

Sententiae Bhartrihari's. Hamburg 1835.

Die Genesis, historisch-kritisch erläutert. Königsberg 1835.

Digitized by Google

B. beſaß eine vortreffliche Darſtellungsgabe neben ſeinen anderen ausgezeichneten Eigenſchaften als Gelehrter und Sprachforſcher, ſo daß er, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen, ausgerüſtet mit Scharfſinn und Geſchmack, wie er es war, gewiß außerordentlich viel für eine richtigere Auffaſſung des Orientes und der geiſtigen Schätze deſſelben bei der Menge gethan haben würde.

Eduard Brauer

ward im Jahre 1811 zu Karlsruhe geboren, ein Sohn des um Badens Geſetzgebung ſehr verdienten badiſchen Staats- und Cabinetsrathes B., ſtudirte, früh verwaiſt, 1830—33 in Göttingen und Heidelberg, trat 1834 in die gerichtliche Laufbahn, 1839 als Aſſeſſor zu Pforzheim in den wirklichen Staatsdienſt und wurde 1843 in gleicher Eigenſchaft nach Karlsruhe verſetzt, wo er gegenwärtig lebt. (Gödeke).

Er ſchrieb:

Gedichte. 2. Sammlung. Karlsruhe 1834 u. 1839.

Seine poetiſchen Leiſtungen offenbaren warmes und wahres Gefühl, reiche Phantaſie und Geſchmack.

Die vierhundert Pforzheimer.

Georg von Baden zog zum Streit
In blut'ger, unheilvoller Zeit,
Vor Tillys wilden Schaaren
Sein Vaterland zu wahren.

Dem Herrſcherſtab, dem Fürſtenhut
Entſagt der Fürſt mit ſtarkem Muth
Und ſpricht zu ſeinem Sohne:
„Sitz' du auf meinem Throne!

„Mich ruft zum Kampf die höh're Pflicht,
Die Noth iſt groß! hilft Gott uns nicht,
Wird uns das Schwert bekehren
Von Luthers reinen Lehren.

„Doch ferne ſei mir's, Mord und Brand
Zu locken in mein friedlich Land;
Ich will das Schwert erfaſſen
Und dir das Scepter laſſen.

„Nimm's hin! mein Sohn, und trag' es weiſ'
Zu deines Volks und Gottes Preis,
Des heil'gen Rechts Beſchützer,
Der Schwachheit Unterſtützer."

Er ſprach's und ſchwang ſich auf ſein Roß,
„Leb wohl, du meiner Ahnen Schloß!"
Viel heiße Thränen rannen,
Doch raſtlos ging's von dannen.

Da half kein Rath, kein warnend Wort,
Ein blind Verlangen trieb ihn fort,
Wie einſt in beſſern Zeiten
In offner Schlacht zu ſtreiten.

„Der Feigling ſucht den Hinterhalt,
Ich trau' auf meines Arms Gewalt,"
So rief er, „kühn Beginnen
Muß uns den Sieg gewinnen."

Und unaufhaltſam rückt er vor,
Und trifft den Feind vor Wimpfens Thor,
Viel Tauſend wohlgerüſtet,
Die all' des Kampfs gelüſtet.

Die Trommel ruft, das Schwert wird bloß,
Wie Blitze folgen Hieb und Stoß,
Es donnern die Kanonen,
Die Freund und Feind nicht ſchonen.

Und Mancher ſtürzt und Mancher ſank,
Und mancher Kämpe ſterbenskrank
Hat ſchweren Tod gelitten,
Denn blutig ward geſtritten.

Es ſtach der Sonne heißer Brand
Den Fürſten, der im Freien ſtand;
Doch kühles Obdach hatten
Die Feind' in Waldes Schatten.

Da hat gar mancher Held geklagt;
Der Markgraf ſtreitet unverzagt,
Und Mancher muß erbleichen
Vor ſeines Armes Streichen.

Doch ſieh! welch ſchwarzer Höllendampf
Steigt dort empor und ſtört den Kampf!
Horcht, wie es kracht und wettert
Und Alles rings zerſchmettert.

Des Fürſten Heer wird ſchnell zerſprengt,
Und Herrn und Knechte fliehn vermengt;
Ein Schreckensruf verkündet:
Das Pulver iſt entzündet.

Umſonſt war Bitten, Mahnen, Drohn,
So Muth als Ordnung war entflohn;
Doch focht, vom Feind umgeben,
Der Markgraf für ſein Leben.

Nun ſpitzt das Ohr und hört die That,
Die nirgends ihres Gleichen hat,
Vernehmt ſie und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Ein Häuflein klein, doch edler Art,
Hat um den Fürſten ſich geſchaart,
Aus jener Stadt gebürtig,
Des Schwabenlandes würdig.

Sie ſtanden vor dem Fürſten dicht,
Wie Säulen feſt, und wankten nicht,
Sein theures Haupt zu retten
Aus ew'ger Knechtſchaft Ketten.

Und Mancher ſtürzt und Mancher ſank,
Das Blut der treuſten Herzen trank
Der nimmerſatte Boden,
Ein weites Feld von Todten.

Sie kämpften bis der Letzte blieb:
„O weinet nicht, ihr Mütter lieb!
Der Ruhm von euern Söhnen
Wird alles Land durchtönen!"

So ward der edle Fürſt befreit
Durch ſeiner Bürger Tapferkeit,
Denn Lieb' iſt beſſ're Wehre,
Als Furcht und mächt'ge Heere.

Und ihr, ihr Herren edlen Bluts,
Begebt euch eures ſtolzen Muths,
Und ehret und bewundert
Von Pforzheim die Vierhundert.

Digitized by Google

Adolf Gube

ward 1802 zu Gotha geboren, wo er nach vollendeten Studien seitdem als Consistorialsecretair lebt.

Er schrieb:

Gedichte. 2. Aufl. Gotha 1836.
Thüringische Volkssagen. Gotha 1837.
Deutsche Sagen. Gotha 1839.
Neue Gedichte. Jena 1840.
Gedichte, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften.

Gemüthlichkeit, Wärme, reiche Belesenheit und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form zeichnen seine dichterischen Leistungen höchst vortheilhaft aus.

Der übermüthige Held.

Ein Held, der manchen Sieg errungen,
War bis zu einer Stadt gedrungen,
Die Trutz mit starken Mauern bot.
Da rief er: euch will ich zerschmettern
Mit des Geschützes Kugelwettern,
Geweiht sei, was darin, dem Tod.

Und kaum ist ihm das Wort entflogen,
Da ziehen an dem Himmelsbogen
Gewitterwolken schwanger auf,
Es zucken Blitze, Donner rollen
Und brechen sich mit dumpfem Grollen
An des Gebirges fernem Lauf.

Hu, ruft der Held mit Spott und Lachen,
Laß, Herr, nur deine Donner krachen,
Wir donnern bald gewalt'ger drein!
Ein Feuer wollen wir entzünden,
Vor dem in dieses Thales Gründen
Erbleichen soll dein Wetterschein!

Noch will er frevelnd weiter sprechen,
Doch aus den finstern Wolken brechen
Jetzt Blitze, fahl wie Schwefellicht.
Getroffen lodert eine Eiche,
Und bei ihr liegt der Held als Leiche
Erschlagen auf dem Angesicht.

Und Furcht ergreift das Heer und Grausen,
Nicht länger wagt es hier zu hausen,
Es zieht mit den Geschützen ab.
In Eile scharren ein paar Krieger
Den stolzen, gottvergeßnen Sieger,
Wo er gefallen, in ein Grab.

Auf die Berge!

Durch Schlucht und Wald, auf schroffer Bahn
Zum freien Bergeshaupt hinan,
Wo Felsgestein der ält'sten Welt
Es ruhig sieht,
Wenn Wollennacht, vom Blitz erhellt,
Tief unten zieht! —

Bald zeigt sich mir mein Vaterland
Bis zum entfernten Himmelsrand. —
O Anblick, groß und wunderbar!
Stadt, Dorf und Thal,
Wie reizend stellt sich alles dar
Im Sonnenstrahl!

Das Herz voll hoher Lust geschwellt,
So grüß' ich die geliebte Welt,
Wo ich geträumt der Jugend Traum,
Und fesselos
Fühl' ich im unermeßnen Raum
Mich göttlich groß.

Du, dessen Herz nicht gänzlich taub,
Laß Stubenqualm, laß Aktenstaub,
Laß Vorurtheil und Weltgewühl,
Und steig herauf!
Hier geht im reinsten Hochgefühl
Das Herz dir auf.

Georg Büchner

ward am 17. Oct. 1813 zu Goddelau bei Darmstadt geboren und war der älteste Sohn des großherzoglich hessischen Medicinalrathes Dr. Büchner in Darmstadt. Er besuchte das Gymnasium dieser Stadt und widmete sich dann zu Straßburg seit 1831 dem Studium der Naturwissenschaften, besonders der Zoologie und vergleichenden Anatomie. In dieser Zeit verlobte er sich mit der Tochter des Pfarrers Jägle. Im Herbst 1833 besuchte er die Universität seines Vaterlandes Gießen, wo er das Studium der Naturwissenschaften fortsetzte und zugleich nach dem Wunsche seines Vaters mit der praktischen Medicin sich befaßte. Im Frühjahre 1834 unterbrach eine Hirnentzündung seine Studien; nachdem er genesen war, kehrte er nach Gießen zurück, wo er bis zum Herbst 1834 blieb, und dann nach Darmstadt zu seinen Aeltern zurückging. In die politischen Bewegungen jener Zeit verwickelt, flüchtete er nach Straßburg, wurde aber schon am 13. Juni 1835 von Darmstadt aus mit Steckbriefen verfolgt. Von jetzt an gab B. die praktische Medicin ganz auf und widmete sich dem Studium der neueren Philosophie. Er erwarb sich in Zürich die philosophische Doctorwürde, und hielt an der dortigen Hochschule Vorlesungen über vergleichende Anatomie. Im Febr. 1837 befiel ihn ein heftiges Nervenfieber, das am 19. Febr. 1837 sein Leben endete.

Er schrieb:

Dantons Tod. Drama. Frankfurt a. M. 1835.
Sur le système nerveux du barbeau. Abhandlung, durch welche B. seine philosophische Doctorwürde erhielt.
Uebersetzungen V. Hugo'scher Dramen u. s. w.

Das Drama, Danton's Tod, zeugt von ungewöhnlichen Anlagen, welche desto lebhafter bedauern lassen, daß sie durch ein bewegtes Leben bereits an harmonischer Entwickelung gehindert und durch einen so frühen Tod fruchtlos für die Menschheit geblieben sind.

Digitized by Google

Johann Gottfried Friedrich Cannabich

ward 1786 zu Sondershausen geboren, erhielt seine erste Bildung theils durch seinen Vater, der als Kanzelredner und Schriftsteller sehr geachtet und als Consistorialrath und Superintendent daselbst angestellt war, theils durch Hauslehrer und in der Schule seiner Vaterstadt, und wurde frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt. Nach vollendeten Universitätsstudien ward ihm die Stelle eines Rectors an der Stadtschule zu Greußen im Schwarzburg-Sondershausischen; und er ist jetzt Prediger zu Niederbösa.

Er schrieb:

Lehrbuch der Geographie nach den neuesten Friedensbestimmungen. Sondershausen 1816. 12. Aufl. 1829.

Kleine Schulgeographie. Sondershausen 1818. 10. Aufl. 1831.

Neueste Kunde vom Königreiche der Niederlande. Weimar 1821.

Neueste Kunde von Jonien und Krakau. Ebend. 1821.

Neueste Kunde von Baden, Nassau, Hohenzollern, Lippe, Waldeck. Weimar 1827.

Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Preußen. 6 Bändchen. Dresden 1827—28.

Statistische Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 2 Bändchen. Dresden 1828.

Der Globus. Geographische Zeitschrift.

Cannabich's durch ganz Deutschland verbreitete Lehrbücher haben namentlich in den unteren Schulen sehr viel zu der Verbesserung des geographischen Unterrichtes bei der Jugend beigetragen.

Karl Gustav Carus,

Dr., Hof- und Medicinalrath, Leibarzt des Königs von Sachsen, Gelehrter, Arzt und bildender Künstler, ward am 3. Jan. 1789 in Leipzig geboren, wo sein Vater eine große Färberei besaß. Im fünften Jahre wurde er in sein großälterliches Haus mütterlicher Seite nach der damaligen freien Reichsstadt Mühlhausen gethan; sein Oheim der Dr. Jäger, durch chemische Abhandlungen bekannt, leitete hier seine Erziehung, begleitete ihn im sechsten Jahre nach Leipzig zurück und leitete auch dort noch nebst mehreren Hauslehrern seine weitere Ausbildung. Vorzüglich entwickelte sich auch in dem Knaben ein großes Talent zum Zeichnen, das von seinem Lehrer, Julius Dietz, sorgfältig gepflegt wurde. C. besuchte einige Jahre die Thomasschule und ging 1804 zur Universität, in der Absicht, später nach dem Willen seines Vaters die Färberei zu übernehmen. Daher hörte er auch anfangs nur Vorlesungen über Naturgeschichte, Chemie, Physik, Mathematik u. s. w., allein nach einigen Jahren zogen ihn Anatomie und Arzneiwissenschaft so unbedingt an, daß der Vater einwilligte und den Sohn seit 1806 seinen medicinischen Studien überließ. 1811 habilitirte er sich als Docent in Leipzig, las vergleichende Anatomie und erhielt in demselben Jahre die medicinische Doctorwürde. So lebte er bis 1813 ungestört seinen Studien und dem Selbstunterrichte in der Malerei. 1813 übernahm er ein französisches Spital und erkrankte nach der Schlacht am Nervenfieber, wurde jedoch nach sechsmonatlichem Krankenlager wiederhergestellt. Um diese Zeit schlug er den Antrag einer Professur in Dorpat aus, folgte aber dem im Spätherbste 1814 an ihn ergangenen Rufe einer Professur in Dresden an der chirurgisch-medicinischen Akademie. 1827 wurde er zum Leibarzt des Königs von Sachsen ernannt, mit dem Range eines Hof- und Medicinalrathes. Nach Ablehnung eines sehr ehrenvollen und vortheilhaften Rufes nach Berlin erhielt er den Civilverdienstorden, und durfte den Prinzen Friedrich auf seiner Reise nach Italien und der Schweiz begleiten. Abgesehen davon, daß ihn mannichfaltige naturwissenschaftliche Arbeiten und Forschungen beschäftigten, nahm auch eine ausgebreitete Praxis unter den höhern Ständen in Dresden seine Zeit sehr in Anspruch. Sein Aufenthalt daselbst war auch seinen künstlerischen Bestrebungen sehr förderlich; mehrere seiner Gemälde befinden sich in dem Besitze von Mitgliedern der Regentenhäuser in Dresden, München, Berlin und Petersburg und haben ihm einen sehr geachteten Namen in der Kunstwelt erworben.

Er schrieb:

Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns. Leipzig 1814. 4.

Lehrbuch der Zootomie, mit 20 von ihm selbst radirten Tafeln. Leipzig 1818.

Lehrbuch der Gynäkologie. 2 Bde. Leipzig 1820 u. 28.

Von den äußern Bedingungen des Lebens der weiß- und kaltblütigen Thiere. Preisschrift. Leipzig 1824.

Sammlung kleiner geburtshülflichen Abhandlungen. 2 Bdch. 1826.

Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie. 3 Hefte. 1826.

Ueber den Blutkreislauf der Insekten. Leipzig 1827.

Grundzüge der vergleichenden Anatomie u. Physiologie. 3 Bdch. Dresden 1828.

Ueber die Ur-Theile des Knochen- u. Schalengerüstes. Leipzig 1828.

Analekten zur Natur- u. Heilkunde. Dresden 1829.

Briefe über Landschaftsmalerei. Leipzig 1831.

Goethe. Zu dessen näherem Verständniß. Leipzig 1838.

C. ist mit Recht wegen seiner meisterhaften Darstellung als einer der ersten Stylisten unter den deutschen Gelehrten zu betrachten und verdient durchaus, abgesehen von seinen vielseitigen und bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, in dieser Hinsicht als Muster aufgestellt zu werden.

Briefe über Landschaftsmalerei.

I.

Der Schnee rieselt naßkalt am Fenster nieder, tiefe Stille umgibt mich, im Zimmer ist behagliche Erwärmung, und die in den langen trüben Abenden des Vorwinters zeitig angezündete Lampe verbreitet anmuthiges Dämmerlicht um mich her. Gewiß zu solcher Zeit kann nichts freundlicher sein, als in ruhigem Sinnen Gedanken Raum zu geben, welche um Gegenstände der Kunst sich verbreitend, uns nach und nach so ganz in die Gebiete des Schönen hinüberziehen, daß wir die trüben Tage vergessen und dem Gedächtniß jeder frühern unbequemen Stimmung entsagen. Magst Du denn, lieber Ernst! die Umrisse der Gedanken, welchen in solchen Stunden mein Geist nachhing, gütig, wie Du pflegst, aufnehmen und zugleich in dieser Ueberlieferung die Erfüllung eines Versprechens sehen, nach welchem ich Dir schon früher meine Ansichten von Bedeutung und Ziel der Kunst überhaupt, und der landschaftlichen Malerei insbesondere, darzulegen versprochen hatte. — Leicht könnte es indeß sein, daß Du in solchen Betrach-

Digitized by Google

tungen gehaltene Ordnung und genügendes Umfassen vergebens suchtest, leicht, daß Du manches nur in meiner Individualität begründet, nicht auch in Andern sich bestätigend, gewahr würdest; dann nimm es, um mit Hamlet zu reden, als Blasen, welche mein Gehirn auftreibt, und zeige mir, wo es Dir gegeben ist, einen bessern und geradern Weg.

Am wenigsten möchte ich hierbei, daß Du, gleich manchen Neuern, der Meinung Dich fügtest, als sei, von Kunst und Schönheit untersuchend zu sprechen oder zu schreiben, überhaupt für Entwürdigung oder gar für Entheiligung zu halten, als dürfe blos Gefühl und Empfindung hier gelten und entscheiden, und als sei hier Tiefe und Klarheit ganz unverträglich. — Ist ja nämlich der Mensch, wenn er sich recht fühlt, doch immer nur Eins, und nur als Ganzes erscheinend ist er zu allem Hohen und Schönen fähig; wie sollte es denn also stören oder gar erkälten, wenn auch dem Geiste Das klar würde, was das Gefühl erwärmt, ja wie sollte das Schöne, welches doch eben zuletzt nur das Ganze und Vollendete (κοσμος) ist, überhaupt recht tief erkannt und innig aufgenommen werden, wenn es nicht mit ganzer Seele umfangen wird? — Gewiß, es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne innere Aufregung des Gemüths alle Kunst todt und vergraben liegt, daß durch kaltes Zusammenrechnen von Contrasten und Verstandesbegriffen nur poetische Krüppel ans Licht gezwungen werden, und ich unterschreibe es unbedingt, wenn der Meister humoristisch sagt:

„Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünft'ge Discurse
Unvermögend; durch sie kommt auch kein Kunstwerk hervor."

Allein, sowie ich mich täglich überzeuge, daß einem sich völlig selbst überlassenen Gefühl die innere Sicherheit und Ruhe mangeln wird, denn:

„Nirgends haften
Die unsicheren Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde."

sowie ich es empfinde, daß eine wahrhaft poetische Stimmung eben eine Erhebung des ganzen Menschen ist, wobei alle Seelenkräfte in Anspruch genommen werden, wie ich die Täuschung Derer einsehe, welche eben doppelt reflectirend die Reflexion im Kunstfache verwerfen; so scheue ich es auch nicht mehr, die Schönheit mit allen Zweigen meiner Seele zu umfassen, und ich erfahre **vielmehr dann erst den vollen und echten poetischen Genuß, wenn sich vor einem Kunstwerke das lebendige Ansprechen meines Empfindens mit klarer Einsicht der innern Vollendung und dem Gewahrwerden eines reinen Willens im Künstler vereinigt; ein Genuß, der dann, als auf Schönheit, Wahrheit und Recht gegründet, auch bei keiner wiederholten Betrachtung sich mindert und zum Siegel der Classicität des Kunstwerks wird. Laß uns also frei und ganz innerer Lust nachgebend in den weiten Gefilden des Schönen die Gedanken sich verbreiten, und so gewiß wir mit nicht minderer Lust dann vom Gipfel eines Berges herniederschauen, wenn wir zuvor alle die verschlungenen Thäler selbst durchstrichen haben, wie wir vielmehr den Gesammteindruck dadurch erhöht fühlen, daß in ihm sich nun der Genuß, den wir auf einzelnen Stätten empfanden, gleichsam wiederholt und einschaltet, so gewiß soll auch ein um jene Gegenstände schweifender Gedankenzug uns den lebendigen freudigen Genuß an dem wunderbaren und geheimnißvollen Wirken der Kunst nicht verleiden; ja vielmehr, sowie jede echte Naturforschung den Menschen nur an die Schwelle höherer Geheimnisse führen, mit einem desto heiligern Schauer erfüllen muß, so erwarten wir das Gleiche auch von einer offenen Erwägung der Kunst; obwol man Künstlern den Unwillen über vieles ästhetisches Wort- und Schellengeklapper in Büchern und von Kathedern schwerlich verargen darf.**

Ist aber nicht auch Dir, lieber Ernst! immer vorzüglich jenes Wiedererschaffen, jenes Nachahmen einer ewig fortwirkenden Weltschöpfung, jene freie Pro- und Reproduction des Kunstgenius vorzüglich wunderbar und gewaltig vorgekommen? — Wo vermag denn sonst der Mensch auch nur das Geringste lebendig zu erschaffen, wo führt eine Wissenschaft unmittelbar zur Belebung, wo nicht vielmehr zunächst zur Ertödtung, d. i. zur Zerlegung? — Man zerlegt das Pflanzenblatt in seine Zellen, Athmungsöffnungen, Gefäße und Fasern, das kleinste Thier lehrt uns die vergleichende Anatomie in noch kleinere Gebilde trennen, und doch! wer belebte mit all dieser Wissenschaft auch nur die kleinste Milbe, wer setzte dadurch das kleinste Pflanzenblatt zusammen! — Und nun betrachte die Schöpfungen der Kunst, welche, obwol nicht selbst in der Wirklichkeit lebend, doch für uns lebend scheinen können, und so, als von Menschen geschaffen, die Verwandtschaft des Menschen zum Weltgeist beurkunden. Denke an jene Charaktere, deren Sinn und Rede vom Dichter geschaffen, sie selbst uns als wahrhaftige Gestalten vor Augen bringt.

„Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind!"

sagt Tasso, oder vielmehr Göthe, und zwar mit Recht, von seinen Gestalten. — Und jenen Achilles, Odysseus, Orlando, Sigismund, Hamlet, jene Eleonora von Este, jene Ophelia, jenes Gretchen, sind sie nicht alle, wie wir sie kennen, Geschöpfe einer göttlichen Kunst, und ist es nicht, als hätten sie alle unter den Lebendigen gewandelt; kennen wir ihr Denken und Thun nicht gleich dem eines abgeschiedenen Freundes? — Wer aber so den Geist dem Geiste hervorruft, ist der nicht gewaltig vor Vielen? und sollte es nicht den Menschen erheben, wenn er solche Kraft im Menschen findet? — Wenden wir vom Gedicht uns nun zur Harmonie der Töne! — Flüchtiger vorüberrauschend als das Gedicht, kann die Musik zwar nicht leicht ein ganzes Gemüth mit allen seinen Leiden und Thaten erschaffen, wohl aber vermag sie einen Moment, eine gewisse Stimmung der Seele aufzufassen, sie mit einer unendlichen Gewalt ins Leben einzuführen, daß wir unwillkürlich mit in diese Stimmung gezogen werden, als wären alle die Töne nahe Freunde, die uns mit Macht in ihren Kreis, in ihre Sinnesart bannten. — Dasselbe gilt denn, obwol wieder auf andere und ruhigere Weise, von der Architectur, denn beide halten noch von eigentlicher Naturnachbildung sich entfernt, sprechen in reinen Verhältnissen, die eine in der Zeit, die andere im Raume sich aus und bilden so im Verein mit der Poesie den ersten und herrlichsten Dreiklang, welcher, als der erhabenste Accord, des Menschen Brust bewegt und bewegen muß, da der Gott sich so, nach freier Unmittelbarkeit, in Kunstgebilden irgend eines Menschen offenbarend, zugleich allen Menschen näher tritt und sie selbst mit erhebt. — Ja, ist es Dir nicht auch, als müßte zwischen diesen drei Künsten und den drei Naturreichen, den drei Grundformen des Denkens, der dreigetheilten innern Organisation, welche Physiologen im Menschen finden, den drei Grundfarben und den drei Grundtönen wieder eine innere Beziehung bestehen, deren Tiefe wir nur ahnen können, ohne daß wir sie je ganz ergründen werden? — Lieber Ernst, mir ist bei diesen Dingen als stünde ich am jähen Abhange eines Berges und brauste neben mir ein gewaltiger Strom zur Tiefe hinab; immer neue, immer neue Wellen drängen sich herzu, und alle stürzen ins Bodenlose hinunter, und doch bleibt der Fluß voll und der Fels steht nicht minder fest, auf den ich trete. — Ich kann heute nicht mehr schreiben. —

Dein Albertus.

II.

Bei diesen herrlichen Wintertagen brachte ich viel Zeit im Freien zu, an den vielfachen zierlichen Spielen des Lichts zwischen blauem Himmel und schneebedeckter Erde mich zu ergötzen. In Wahrheit, diese mannichfaltigen, schöngebrochenen Farben, welche hier dem geübten Auge sichtbar werden, sind wundervoll und herrlich! — Dort blitzt ein helles Schneelicht auf einer Felsenkante, noch mehr hervorgehoben von dem bräunlichen, mit allerhand Moos und Flechten sparsam gezierten Gestein; hier liegen Schneemassen im Schatten und zeigen die Erhöhungen ihrer Oberfläche in bläulichen, hier und da ins Violette ziehenden Tönen an, darunter endlich rauscht, von Eisrändern eingefaßt, der Gebirgsbach, und auf seinem Spiegel werden jetzt, im Zusammentreffen mit dem blendenden Glanze des Schnees, grüne und purpurfarbene Brechungen, theils als wahre, theils als physiologische Farben sichtbar. —

Ich konnte diesen Genuß nicht mit Dir theilen, lieber Ernst! doch mit Dir noch diesen Abend mich zu unterhalten, mit Dir eine, heute neu angeregte Gedankenreihe über Landschaftskunst weiter auszuspinnen, diese Geistesvereinigung soll kein zwischen uns gezwängter Raum zu hindern vermögen.

Ich hatte aber im vorigen Briefe die freie poetische Neigung, wenn sie überhaupt Gestalt anzunehmen und als Kunstwerk ins Leben zu treten beginnt, in drei Richtungen, wo sie von eigentlicher Naturabformung noch frei bleibt, vielmehr durch die reinen Verhältnisse der Rede, des Tons oder der Masse sich ausspricht, verfolgt, und wir fanden hier gleichsam das eine und erste Reich der freien Künste abgeschlossen und vollendet. — Wir treten nun in den zweiten Kreis, wo die beharrenden Gestalten der Natur den Stoff darbieten, in welchem der Prometheusfunken der Kunst sich verkörpern soll, denn allerdings, es ist nichts, was dem Bereich der Kunst sich völlig zu entziehen vermöchte, eben weil sie das wahrhaft Menschliche ist, und weil Alles, was der Mensch erkennt und ermißt, ihr auf gewisse Weise zu Diensten sein muß. Wie sie demnach das Reich der Begriffe zum Gedicht, die innerste Körperbewegung, das Erzittern, das Ertönen zur Musik, ja den starren unbewegten Körper selbst zur Architectur zu gestalten weiß, so entstehen nun die Abformungen der Erzeugnisse dreier Naturreiche zum Behufe der bildenden

Digitized by Google

Kunst; und es würde hier leicht sein, wieder das Abbilden unorganischer Natur der Architectur, das Nachbilden der Pflanzenwelt der Musik, und das der höhern Thierwelt und vornehmlich der Menschengestalt selbst dem Gedicht zu vergleichen. — Die bildende Kunst schafft nun ihr Werk auf zweifache Weise, entweder rund und wahrhaft körperlich, d. i. in der Masse, oder durch Schattirung oder Färbung auf einer Fläche, d. i. im Licht. So theilt sie sich denn in Bildnerei und Malerei, wenn man nicht als eine dritte, jedoch etwas zwitterhafte Gattung das Anordnen der Naturkörper selbst zum künstlerischen Endzweck, nämlich als Gartenkunst, Mimik und Tanzkunst betrachten will. — Es beschränkt sich nun die eigentliche Bildnerei der Natur, ihrem Stoffe gemäß, auf Nachformen von Thier- und Menschengestalten, wenn hingegen die Malerei alle drei Naturreiche umfaßt (ja sie bildet selbst architectonische und plastische Kunstwerke wieder nach) und sich in Landschafts- und Historienmalerei sondert. Von diesen braucht erstere die Erscheinungen der unorganischen Natur, sowie der Pflanzenwelt, die andere die Thierwelt, vornehmlich aber das edelste Glied derselben, die Menschengestalt, um gleich wie durch Buchstaben, ihre Worte, ihren Sinn damit zu schreiben. Sonderungen, welche indeß durch vielfache Uebergänge wieder halb verwischt werden, indem z. B. durch halberhabene Arbeit Sculptur und Gemälde sich verbinden, sowie anderntheils die Landschaft oft Thier- und Menschenbilder aufnimmt, wenn für Historienmalerei wieder vielmals die Landschaft zum Grunde dienen muß.

Und so wirkt denn also die schaffende Kraft der Kunst immer weiter, und die Welt, wie sie geformt vor unsern Sinnen daliegt, ersteht unter ihren Händen auf's neue. Jegliches spricht uns aus ihren Bildungen, zum Zweck des Künstlers, in wunderbarer und eigenthümlicher Sprache an; Sonne und Mond, Luft und Wolken, Berg und Thal, Bäume und Blumen, die mannichfaltigsten Thiere und die noch mannichfaltigere und höhere Individualität des Menschen erscheint wiedergeboren mit aller ihnen eigenen Gewalt auf uns wirkend, bald trübe, bald heiter uns stimmend, immer aber uns hoch über alles Gemeine erhebend durch die Anschauung der Göttlichkeit, d. i. der schaffenden Macht im Menschen selbst. Denn eben dies ist es ja, wodurch uns die Kunst als Vermittlerin der Religion erscheint, daß sie die Urkraft und Seele der Welt, welche schwache, menschliche Einsicht nicht im Ganzen zu erfassen vermag, uns in einem Theilchen, d. i. im Menschengeist, näher rückt und erkennen lehrt; darum aber soll auch einestheils der Künstler in sich ein geheiligtes Gefäß erblicken, welches von allem Unreinen, Gemeinen und Frechen frei und unbefleckt bleiben muß, sowie anderntheils das Kunstwerk aus demselben Grunde nie der Natur zu nahe treten, viel eher sich über sie erheben soll, damit das Erschaffen dieses Werkes durch den Geist des Menschen nicht vergessen, die Beziehung auf den Menschen dadurch nicht verloren werde.

Laß uns jetzt, theurer Freund! zur nähern Erörterung des Zwecks und der Bedeutung landschaftlicher Malerei insbesondere übergehen; einer Kunst, welche recht eigentlich erst der neuern Zeit angehört, überhaupt weit weniger in sich abgeschlossen ist, und ihrem Blütenalter vielleicht erst entgegensieht, wenn die meisten übrigen Künste mehr dem rückwärts gewandten Janusgesicht gleichen oder wol gar als Denkzeichen besserer Tage über den Gräbern der Vergangenheit ruhen. Eine jede nachahmende Kunst wirkt aber auf uns nothwendig zweifach; einmal durch die Natur des nachgebildeten Gegenstandes, dessen Eigenthümlichkeit auch im Bilde auf eine ähnliche Weise wie in der Natur uns afficiren wird, ein anderes Mal, in wiefern das Kunstwerk eine Schöpfung des Menschengeistes ist, welcher durch ein wahrhaftes Erscheinen seiner Gedanken (ungefähr wie in höherem Sinn die Welt, Erscheinung göttlicher Gedanken zu nennen ist) den verwandten Geist über das Gemeine erhebt.

Laß uns nun diese beiden Wirkungen landschaftlicher Kunst für's erste gesondert betrachten, um so ein endliches gemeinsames und ergiebiges Resultat vorzubereiten. Welches ist also die Wirkung landschaftlicher Gegenstände in freier Natur? fragen wir zuerst, und werden danach ihre Wirkung im Bilde weiter ermessen können: — Fester Boden, mit allen seinen vielartigen Gestalten, als Fels und Gebirg und Thal und Ebene, ruhendes und bewegtes Gewässer, Lüfte und Wolken, mit ihren mannichfaltigen Erscheinungen, dies sind ungefähr die Formen, unter welchen das Leben der Erde sich kundgibt; ein Leben indeß von solcher Unermeßlichkeit für unsere Kleinheit, daß Menschen es kaum als Leben erkennen oder gelten lassen wollen. Höher dagegen und uns näher gerückt steht schon das Leben der Pflanzen, und diese in Verbindung mit den ersterwähnten Phänomenen machen die eigentlichen Objecte der landschaftlichen Kunst aus. — Von allen diesen Phänomenen nun fühlen wir uns in der Natur gewiß nicht auf leidenschaftliche, gewaltsame Art angesprochen; dazu stehen sie uns zu entfernt, wenn überhaupt von ihrer ästhetischen Wirkung die Rede sein soll; denn daß den Schiffbrüchigen die Schönheit des Wellenschlags, den durch Feuer Geschädigten die Schönheit der Beleuchtung nicht interessiren könne, ist für sich klar. Nur das uns dicht Berührende, uns eng Verbundene kann durch seine Veränderungen auch uns selbst am heftigsten aufregen, mit Begierden oder mit Haß erfüllen; in der freien, uns ganz objectiv erscheinenden Natur aber bemerken wir vielmehr ein stilles, in sich gekehrtes, gleichförmiges, gesetzmäßiges Leben: das Wechseln der Tages- und Jahreszeiten, den Wolkenzug und alle Farbenpracht des Himmels, das Ebben und Fluten des Meeres, das langsame aber unaufhaltsam fortschreitende Verwandeln der Erdoberfläche, das Verwittern nackter Felsgipfel, deren Körner, alsbald herabgeschwemmt, allmälig fruchtbares Land erzeugen, das Entstehen der Quellen, nach den Richtungen der Gebirgszüge sich zu Bächen und endlich zu Strömen zusammenfindend, Alles folgt stillen und ewigen Gesetzen, deren Herrschaft wir zwar selbst mit untergeben sind, die uns trotz jedem Widerstreben zwar mit sich fortziehen, und, indem sie uns mit geheimer Macht die Blicke auf einen großen, ja ungeheuern Kreis von Naturereignissen zu wenden nöthigen, uns von uns selbst abziehen, die eigene Kleinheit und Schwäche uns empfinden lassend, deren Betrachtung jedoch zugleich auch die innern Stürme besänftigend und auf alle Weise beruhigend wirken muß. Tritt denn hin auf den Gipfel des Gebirges, schau hin über die langen Hügelreihen, betrachte das Fortziehen der Ströme und alle Herrlichkeit, welche Deinem Blicke sich aufthut, und welches Gefühl ergreift Dich? — es ist eine stille Andacht in Dir, Du selbst verlierst Dich im unbegrenzten Raume, Dein ganzes Wesen erfährt eine stille Läuterung und Reinigung, Dein Ich verschwindet, Du bist nichts, Gott ist Alles.

Doch nicht blos gewaltsame Größe, wie sie im Leben eines Planeten erscheint, eben so ein rechtes Hinblicken auf das stille heitere Leben der Pflanzenwelt wirkt auf ähnliche Weise. Sieh, wie die Pflanze langsam, aber kräftig aus dem Boden sich erhebt, wie von Stufe zu Stufe ihre Blätter sich entfalten, in stiller Entwickelung vorwärts schreitend zu Kelch und Blume sich verwandeln, und endlich im Samenkorn den Ring beschließend, zugleich wieder das Eröffnen eines neuen veranlassen. Finden wir uns nun von einer sich selbst überlassenen üppigen Pflanzenwelt umgeben, übersehen wir mit einem Blicke den verschiedenartigen Lebenslauf so vieler Gewächse, treffen wir sogar auf manche ehrwürdige Baumgestalt, deren Jahrhunderte umfassende Dauer uns fast an das nach Jahrtausenden wie nach Tagen zählende Leben der Erde erinnert, so erfahren wir eine gleiche Einwirkung, wie unter den oben erwähnten Bedingungen; ein stilles Sinnen bemächtigt sich unserer; wir fühlen das unruhige Trachten und Streben gemäßigt, wir gehen ein in den Kreis der Natur und erheben uns über uns selbst. Ja, es ist gewiß merkwürdig, daß die Pflanzenwelt sogar ähnliche Wirkungen auch physisch auf unsern Körper ausübt, wie denn die Ausdünstungen der Blüte, d. i. der am höchsten entwickelten Pflanze, gewöhnlich etwas Betäubendes haben, d. i. Schlaf, körperliche Ruhe veranlassen, wie so manche oft an der Blütennähe erzeugte Pflanzensäfte diese Wirkungen in noch höherem Grade üben, ja ein völliges Auflösen in der gemeinsamen Natur, d. i. Tod herbeiführen; wie daher schon die Alten die Höhle des Traumgottes mit unendlichen Kräutern und schlafmachenden Mohnen auskleideten, ja wie endlich selbst Thiere und Menschen durch anhaltende Pflanzennahrung mild und ruhig werden, wenn Fleischgenuß hingegen stürmische Begierden und Bewegungen zu begünstigen scheint. — Gewiß, schon diese Betrachtungen können über das Wirken landschaftlicher Gegenstände im Bilde manchen Aufschluß geben, sie werden den Grund jenes wohlthuenden Gefühls innerer Ruhe und Klarheit vor echten landschaftlichen Kunstwerken aufhellen und uns manche Weisung im weiteren Gange dieser Erläuterungen zu geben im Stande sein. Doch genug für diesmal! ich erwarte Deine freundschaftliche Antwort.

Dein Albertus.

III.

Der Frühling ist gekommen, die Bäume haben verblüht, die Rosenzeit ging vorüber, ja die spät blühenden anmuthigen Flieder büsche schütteten ihre kleinen Sternblumen aus, und jetzt nahet sich schon der Sommer seinem Ende, hin und wieder sehen gelbliche Blätter, früh schon mitunter herbstliche Nebelschleier über den Fluren, und noch immer ist mir weder Muße geworden, noch die Muse gekommen, um an Dich, lieber Ernst, von unsern begonnenen landschaftlichen Betrachtungen die Fortsetzung, wie Du wünschest, zu senden. — Ist es doch, als wenn eben das recht heiter angeregte Leben der Natur solche zergliedernde For-

Digitized by Google

chungen gar nicht gestattete, und wie etwa die eigentlichen Meister der Kunst, eben wegen der innern und äußern Fülle selten zu solchen Untersuchungen sich überwinden können, so fühlen wir uns auch, mit diesem Reichthum von Anschauungen umgeben, zu glücklich, als daß wir, warum wir glücklich sind, bedenken möchten. Doch ehe ich nun weiter gehe auf dem früher eingeschlagenen Wege, bleiben noch die Bemerkungen zu berücksichtigen, welche Du in Deinem letzten Briefe mir mitgetheilt hast, in dem Du einestheils sagtest: es scheine Dir gut, das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst, welches ich im ersten Briefe berührte, etwas näher zu bestimmen, damit nicht die Wissenschaft als ein Ertödtendes der Kunst nachgesetzt werde, anderntheils aber, rücksichtlich meiner Darstellung der Natureinwirkung auf den Menschen der Meinung warst, daß nicht sowol das Verlieren unsers Ichs im Gesammtleben der Natur, als vielmehr das recht eigentlich Klar- und Anschaulichwerden unseres Standpunktes in dieser Welt die Befreiung und Erhebung gewähren, welcher wir im Genusse landschaftlicher Schönheit uns erfreuen. —

Laß daher zuvörderst über diese Gegenstände eine nähere Uebereinkunft uns versuchen, indem wir es ja längst empfunden haben, daß es nur eine Wahrheit geben könne, und Verschiedenheit der Meinungen nur auf Umhüllung des Erkenntnißvermögens beruht, welche früher oder später fallen wird und muß.

Allem aber, was wir empfinden und denken, Allem, was ist und was wir sind, liegt eine ewige, höchste, unendliche Einheit zum Grunde. Ein tiefes innerstes Bewußtsein, welches eben, weil durch dasselbe die Möglichkeit alles Erkennens, Beweisens und Erklärens gegeben ist, selbst nie erklärt oder bewiesen werden kann (sowie etwa der Satz a=a keines weitern Beweises fähig ist, sondern an und für sich als wahr erkannt werden muß), gibt uns davon, und zwar nach dem Grade unserer Entwickelung, bald dunkler, bald klarer die feste Ueberzeugung. Die Sprache deutet jenes Unermeßliche an in dem Worte: Gott. — Offenbart sich uns dieses Höchste in Vernunft und Natur als Inneres und Aeußeres, wir selbst aber fühlen uns als einen Theil dieser Offenbarung, d. i. als Natur- und Vernunftwesen, als ein Ganzes, welches Natur und Vernunft in sich trägt, und insofern als ein Göttliches. Im höhern geistigen Leben wird nun hierdurch eine doppelte Richtung möglich, entweder nämlich sind wir bestrebt, das Mannichfaltige und Unendliche in Natur und Vernunft zurückzuführen zu ursprünglicher göttlicher Einheit; oder, indem das Ich selbst productiv wird, stellt die innere Einheit durch höhere Mannichfaltigkeit sich dar. Im letztern Falle zeigt sich das Können, im erstern Falle das Erkennen. Aus dem Erkennen geht das Wissen, die Wissenschaft hervor, aus dem Können die Kunst. In der Wissenschaft fühlt der Mensch sich in Gott, in der Kunst fühlt er Gott in sich. — Somit kann also die Kunst so wenig über die Wissenschaft gestellt sein, daß vielmehr die letztere als die Richtung, welche den Menschen in die höchste Einheit einführt, offenbar eigentlich das Erhabene bleibt; war ist jedoch hierbei zugleich, daß die Wissenschaft, als ihrer Richtung nach der Kunst gerade entgegengesetzt, die individuelle Existenz aufhebt, den Leib tödtet, damit der Geist lebe, und es wird dadurch, was ich über Wissenschaft früher geäußert, wol gerechtfertigt. Zwar setzest Du mir noch insbesondere das Schaffen eines wissenschaftlichen Lehrgebäudes hier entgegen, um zu beweisen, wie auch die Wissenschaft sich bildend zeige; allein es darf dieses wol insofern nicht hierher gezogen werden, als eben dieses Schaffen schon nicht mehr der Wissenschaft angehört, sondern der Kunst. Der Mensch nämlich wird auch in dieser Hinsicht sich nur als ein Ganzes erweisen, und Kunst und Wissenschaft, obwol im Verstande geschieden, können es doch nie in der Wirklichkeit vollkommen sein. Die Darstellung der Wissenschaft kann daher nie ohne Kunst (ohne kunstgemäße Ordnung der Gedanken und Worte) gelingen, und die Erzeugung des Kunstwerks hinwiederum wird ohne Wissenschaft (das Können ohne Kenntniß) unmöglich bleiben.

Leichter noch, glaube ich, vereinigen wir uns über den zweiten Punkt Deiner Bemerkungen, denn indem ich sage, daß der Mensch, hinschauend auf das große Ganze einer herrlichen Natur, seiner eigenen Kleinheit sich bewußt wird, und, indem er alles unmittelbar in Gott fühlt, selbst in dieses Unendliche eingeht, gleichsam die individuelle Existenz völlig aufgebend, so glaube ich nicht damit etwas Anderes gesagt zu haben, als auch zu beabsichtigst; denn ein solches Untergehen ist kein Verlieren, es ist nur Gewinnen, und indem, was sonst nur geistig erschaut wird, hier beinahe dem körperlichen Auge erreichbar ist, nämlich Ueberzeugung der Einheit in der Unendlichkeit des Alls, so wird zugleich unser eigentlicher Standpunkt, unser Verhältniß zur Natur immer reiner aufgefaßt werden müssen.

Doch laß mich nun den am Ende des letzten Briefes verlorenen Faden wieder auffassen und uns jetzt über das Einwirken landschaftlicher Schönheit im Bilde unsere Betrachtungen weiter verfolgen. —

Zuvor aber muß ich bei landschaftlichen Darstellungen überhaupt unterscheiden: die Art derselben nach ihrer Wahrheit, nach ihrem Sinne und nach ihrem Gegenstande. — Die Wahrheit der Darstellung berücksichtigen wir natürlich zuerst, denn sie verschafft ja gleichsam erst den Leib des Kunstwerks, durch sie ist es zuerst überhaupt da, und aus den Räumen einer blos willkürlichen Gestaltung zur Wirklichkeit, in welcher alle bildende Kunst sich bewegen soll, gebracht. Auf welche Weise nun fühlst Du Dich wol bewegt, wenn Du in einem wohlgelungenen Bilde die weiteste, reinste Ferne, den klaren oder bewegten Wasserspiegel, das Spiel des zarten Laubes an Büschen und Bäumen, oder irgend eine andere Form des unerschöpflichen Reichthums landschaftlicher Natur gut und treu nachgebildet findest? — Gewiß, insofern Dir Naturkenntniß und Einbildungskraft, d. i. das Organ geworden ist, die farbigen Striche des Pinsels, bei welchem doch von Naturwahrheit immer nur bis auf einen gewissen Grad die Rede sein kann, zu deuten, gewiß, sage ich, fühlst Du Dich hinschauend immer mehr in jene Gegend versetzt, Du glaubst die heitere reine Luft mit einzuathmen, Du sehnst Dich, unter jenen Bäumen zu wandeln, Du meinst das Rauschen des Wassers zu vernehmen, und somit hineingezogen in den heiligen Kreis des geheimnißvollen Naturlebens, erweitert sich der Geist, Du fühlst das ewig waltende Leben der Schöpfung, und indem alles blos Individuelle, Aermliche zurücktritt, stärkt und erhebt Dich dieses Eintauchen in einen höhern Cyclus, vergleichbar einem durch das Eintauchen in den stygischen Strom unverwundbar gewordenen Achilles. — Daß indeß die bloße Wahrheit nun doch noch nicht das eigentliche Höchste und allein Anziehende des Bildes sei, kann die Vergleichung mit dem Spiegelbilde am füglichsten darthun; versuche es nur, betrachte die landschaftliche Natur im Spiegel! Du siehst sie mit allen ihren Reizen, allen Farben und Formen wieder abgebildet, und doch, wenn Du nun dieses Spiegelbild festhältst, und es vergleichst mit dem Eindruck, welchen ein vollendetes landschaftliches Kunstwerk Dir gewährte, was bemerkst Du? — Offenbar ist das letztere an Wahrheit immer unendlich zurück; das Reizende schöner Naturformen, das Leuchtende der Farben wird im Bilde nie auch nur zur Hälfte erreicht; allein zugleich fühlst Du das rechte Kunstwerk als ein Ganzes, als eine kleine Welt (einen Mikrokosmus) für sich und in sich; das Spiegelbild hingegen erscheint ewig nur als ein Stück, als ein Theil der unendlichen Natur, herausgerissen aus seinen organischen Verbindungen und in widernatürliche Schranken geengt, und nicht, gleich dem Kunstwerke, als die in sich beschlossene Schöpfung einer uns verwandten, von uns zu umfassenden geistigen Kraft, vielmehr als ein einzelner Ton aus einer unermeßlichen Harmonie, welcher, indem er eben immer mehr und mehr hinzufodert, die volle innere Beruhigung nie gewährt, welche theils aus der freien unbeschränkten Hingebung an die Natur selbst, theils aus der Beschauung des gediegenen Kunstwerks genommen wird.

Indem sich nun aus dem Vorhergehenden klärlich ergibt, daß die Wahrheit der landschaftlichen Darstellung allein noch nicht die verlangte Befriedigung gewährt, so wird es zugleich deutlich, daß auch hier, was ich schon im ersten Briefe von jedem Kunstwerke foderte, hinzukommen müsse, nämlich, daß es fühlbar werde, wie dasselbe der schaffenden Kraft eines Menschengeistes sein Dasein verdanke, und eben deshalb als aus einer Einheit hervorgegangen, ein in sich selbst entwickeltes und beschlossenes, gleichsam organisches Ganzes sei. Dieses zugegeben, so muß ferner, da die Seele im Erfinden eines Werkes nur in einem gewissen Zustande, nur in einer gewissen Richtung zu denken ist, das Kunstwerk selbst nothwendig auch einen gewissen Zustand aussprechen, welches denn wieder in der landschaftlichen Kunst nur geschehen kann, indem die landschaftliche Natur von einer gewissen, jener innern Stimmung gleichnamigen Seite aufgegriffen und dargestellt wird. Dies führt uns weiter; denn da dieser Sinn nur durch Darstellung von Gegenständen ausgedrückt wird, da also das Aussprechen dieses Sinnes die schickliche Wahl des Gegenstandes (von welcher im Einzelnen noch späterhin) mit einschließt, so können wir die Hauptaufgabe landschaftlicher Kunst nun bestimmter aussprechen, als:

> Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthslebens (Sinn) durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens (Wahrheit).

Um aber nun die Art der Lösung dieser Aufgabe näher zu untersuchen, haben wir nöthig:

1. zusammenzustellen, wie Regungen des Gemüths und Zustände der Natur sich entsprechen; 2. die einzelnen Gegenstände, welche nachgebildet werden, in ihrer Wirkung näher zu erörtern; 3. zu erwägen, auf welche Weise in diesem Wiedergeben des Naturlebens die Idee der Schönheit erreicht werde. —

Du erhältst meine Betrachtungen hierüber in einigen kleinen Aufsätzen, welche ich diesem Briefe anfüge, und mögest Du nun

Digitized by Google

über alles Dieses Deine Ansichten mir mittheilen, bevor ich die, sonst noch über ähnliche Gegenstände mir vorschwebenden Gedanken festzuhalten, den Versuch mache.

Dein Albertus.

Von dem Entsprechen zwischen Gemüthsstimmungen und Naturzuständen.

Wenn der ordnende Geist des Menschen in seine eigenen Tiefen blickt, so vermag er in den vielfachen Regungen der Seele zunächst zu unterscheiden zwischen Vorstellung und Empfindung*), welche sich zu einander verhalten wie Form zum Stoff, wie Sprache zur Musik, wie Individuelles zur Totalität, und welche entstehen, indem der Mensch selbst einerseits für sich als Einheit erscheint (der Beziehung einzelner äußerer Gegenstände auf sich als Vorstellung fähig wird), andererseits als Theil eines größern, ja unendlichen Ganzen sich wahrnimmt (der Beziehungen seines Selbst auf die Gesammtheit der übrigen Natur sich bewußt wird). Das Letztere als Richtung auf das Unendliche ist ebendeshalb ein Unbegrenztes (daher die Tiefe, das Unaussprechliche der Empfindung), das Erstere als Richtung auf das Endliche ist ein Begrenztes (daher die mögliche Schärfe und Klarheit in der Vorstellung). Empfindung und Vorstellung sind also die Elemente, in welchen all unser geistiges Leben sich regt; sie sind unzertrennlich, sowie der Mensch weder als Individuum allein, noch als Mensch ohne Individualität im Ganzen zu leben vermag; jedoch vorherrschen kann bald das Eine, bald das Andere, bestimmen können bald die Vorstellungen die Empfindung, bald die Empfindungen die Reihe von Vorstellungen. Bei der Beschauung der Natur oder des Kunstwerkes erfassen wir nun die Gegenstände als Vorstellungen, indem sie auf unser Bewußtsein bezogen werden, allein indem dadurch auch unser Ich mit einem neuen Kreise der Außenwelt in Beziehung (d. i. selbst in einen veränderten innern Zustand) gesetzt wird, muß zugleich eine Empfindung angeregt werden, welche der Stimmung homogen ist, die entweder im Naturleben selbst durch die gegebenen einzelnen Erscheinungen sich offenbart, oder dem Gefühle entspricht, aus welchem, als aus einer innern Einheit, die Vorstellung und dann die wirkliche Gestaltung des Kunstwerks hervorging.

Welches sind nun aber die besondern in den mannichfaltigen Verwandlungen der landschaftlichen Natur ausgesprochenen Stimmungen? — Wenn wir erwägen, daß alle diese Verwandlungen nichts Anderes sind als Formen des Naturlebens, so können auch die verschiedenen in denselben ausgesprochenen Stimmungen nichts Anderes als Lebenszustände, Stadien des Naturlebens, bezeichnen. Nun ist aber das Leben selbst in seinem Wesen unendlich, und nur seine Formen sind stätiger Veränderung unterworfen, im steten Hervor- und Zurücktreten begriffen, so daß wir dadurch in jeder individuellen Lebensform auf vier Stadien hingewiesen werden, welche als Entwickelung und vollendete Darstellung, Verwelkung und völlige Zerstörung sich unterscheiden lassen. Mehrfache Zustände aber entstehen, indem diese vier ursprünglichen sich untereinander verbinden, indem die Entwickelung selbst krankhaft gehemmt wird, die vollendete Kraft im Kampfe mit der eindringenden Zerstörung erscheint, oder aus der Zerstörung wieder eine neue Entwickelung hervortritt. Beispiele hierzu lassen nun im Naturleben, inwiefern es Gegenstand landschaftlicher Darstellung werden kann, in Menge sich nachweisen. Die nächsten bieten die stets wechselnden Jahres- und Tageszeiten dar, wo Morgen, Mittag, Abend und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter jene Stadien ganz bestimmt zeigen, und auch die erwähnten Combinationen nicht fehlen, indem ein Trübewerden des Morgens, ein Reif auf Blütenbäumen, ein Vertrocknen der Pflanzen in der Sonnenhitze, ein Gewitter am Mittage, das Aufgehen des Mondes in der Nacht, das Erstehen neuer Knospen aus dem erstorbenen Stamme, wie so unzähliges Andere, hierher gehören.

Nun aber auch im Gemüthe selbst, welche Reihe von Stimmungen wird hier vorkommen können? — Offenbar auch nur, wie im ewigen Naturleben, Erheben und Versinken einzelner Lebensformen, so im ewigen Leben der Seele, Erstehen und Vergehen einzelner Aeußerungen des Gemüthslebens.

Das Gefühl des Aufstrebens, der Ermuthigung, der Entwickelung, das Gefühl wahrer innerer Klarheit und Ruhe, das Gefühl des Hinwelkens, der Schwermuth und die Fühllosigkeit, Apathie, sind auch hier die vier Stadien, auf welche, als auf die ursprünglichen Grundtöne, das Gemüthsleben mit all seiner unendlichen Mannichfaltigkeit sich zurückführen läßt; ja selbst die im Naturleben nachgewiesenen nächsten Combinationen dieser ursprünglichen Zustände finden auch hier wieder statt: es kann im Aufstreben das Gefühl der Unmöglichkeit des Erreichens Melancholie erzeugen; aus dem Andringen äußerer zerstörender Momente gegen das Gefühl der vollendeten Kraft ein innerer Kampf erregt werden, es kann aus Apathie die Ermuthigung sich hervorheben, u. s. w.

Wie nun aber die angeschlagene Saite eine zweite, ihr gleichnamige, wenn auch höhere oder tiefere, mit in Schwingungen versetzt, so müssen auch in Natur und Gemüth die verwandten Regungen sich hervorrufen, und auch hierin erscheint wieder die Individualität des Menschen als untrennbarer Theil eines höhern Ganzen. Das unbefangene Gemüth wird daher vom angeregten, aufstrebenden Naturleben, reinem Morgenlicht, heiterer Frühlingswelt ermuthigt und belebt, von reiner blauer Sommerluft und voller ruhiger Blätterfülle der Waldung erheitert und beruhigt, vom Erstarren der Natur im trüben Herbst schwermüthig gestimmt, und von den Leichentüchern der Winternacht in sich selbst gewaltsam zurückgedrängt und gelähmt. Das befangene Gemüth, welches schon von einer vorwaltenden Regung beherrscht wird, trägt dagegen auch wol seine Regung auf die aufgenommenen Vorstellungen über, sie selbst mehr oder weniger verfärbend; ja, das kranke Gemüth kann von Allem verkehrt afficirt werden, vom Frühlingsmorgen sich niedergedrückt, sowie im möglichsten Jammer und äußerem Ungemach sich heimisch, ja erheitert finden, welches denn unsere, auf das Gesunde und Naturgemäße sich beziehenden Betrachtungen nicht weiter irren kann.

Nicht zu übersehen ist endlich noch, wie der Gegensatz zwischen Empfindung und Vorstellung (als Totales und Individuelles) sich seinem Wesen nach in den Vorstellungen selbst, wie sie die landschaftliche Natur darbietet, wiederholt. Einmal gilt dies nämlich von dem in diesen Vorstellungen bemerkbaren Gegensatze zwischen Farbe und Gestalt, und es wird daher offenbar z. B. eine und dieselbe Gegend eine ganz andere Stimmung aussprechen, einen andern Charakter darstellen, wenn sie in anmuthiges Grün, oder wenn sie in todtes Gelb, Braun oder Grau gekleidet ist*). Ganz vorzüglich aber muß bemerkt werden, daß unter den Vorstellungen landschaftlicher Natur vorzüglich diejenigen den Regungen des Gemüths entsprechen, welche auf die Art der Witterung sich beziehen; ja man könnte wol sagen, daß der Wechsel verschiedener Stimmungen der Atmosphäre (des Wetters) sich genau so für das Naturleben zeige, wie der Wechsel verschiedener Stimmungen des Gemüthes für das Seelenleben.

Von der Wirkung einzelner landschaftlicher Gegenstände auf das Gemüth.

Es kann von diesen besonderen Gegenständen auf alle Weise nur dasselbe gelten, was von der Bedeutung des gesammten Naturlebens gesagt wurde, nämlich: daß auch sie wirken werden nach dem Sinne des Lebens, welches in ihnen sich offenbart; das Unorganisirte als erkältend, das sich Bildende als erregend, das Vollendete als beruhigend. Nehmen wir denn z. B. die nackten Felsmassen des Erdkerns in ihrer rauhen Gestaltung, dem höhern organischen Leben nach nirgend Nahrung und Sicherung darbietend, so fühlen wir uns dabei sonderbar zurückgezogen, erhärtet. Verwittert der Fels, bilden sich auf ihm, unter Einwirkung von Luft und Wasser, Licht und Wärme die ersten Spuren der Vegetation in Erzeugung von Flechten und Moosen, so erzeigt sich, bei Erwägung neu hervorgehender Bildung, das Gefühl schon milder und erwärmter. Dasselbe gilt im Verhältniß von nacktem Sand und fruchtbarer Erde. Der Himmel hinwiederum in voller Klarheit, als Inbegriff von Luft und Licht, ist das eigentliche Bild der Unendlichkeit; und wie schon bemerkt wurde, daß das Gefühl in der Richtung auf das Unendliche seinem Wesen nach begründet sei, so deutet nun auch dieses Abbild die Stimmung eines von ihm überwölbten landschaftlichen Ganzen tief und mächtig an, ja, macht sich zum unerläßlichsten und herrlichsten Theil der Landschaft überhaupt. Wie daher durch Wolken, ja selbst durch hochaufgethürmte andere Gegenstände das Anschauen dieser Unendlichkeit mehr und mehr eingeengt und endlich gänzlich verhüllt wird, so regt dies auch im Gemüth mehr und mehr eine beklommene Stimmung an, wenn dagegen das Uebergehen dieses Wolkenschleiers in lichte Silberwölkchen, das Zertheilen desselben durch des aufgehenden Mondes oder der Sonne ruhige Klarheit die innere Trübheit verlöscht und zum Gedanken des Sieges eines Unendlichen über ein Endliches uns

*) Ich nehme hier dieses vieldeutige Wort in dem Sinne, welchen man auch durch Stimmung des Gefühls, Gemüthsstimmung bezeichnet.

*) Das Betrachten freier Natur durch verschieden gefärbte Gläser gab hierüber manche wichtige Belege.

Digitized by Google

erhebt. Endlich das Wasser, als viertes Hauptelement des Naturlebens, inwiefern aus ihm alles Lebendige dieser Erde sich erschließt, in ihm die Unendlichkeit des Himmels sich widerspiegelt (recht eigentlich der Himmel auf Erden zu nennen), zieht uns mit doppelten Banden an, und wie es lebensthätig erbrandend und rauschend das Gefühl erregt und belebt, erweckt uns sein heiterer oder dunkler Spiegel das Gefühl unendlicher Sehnsucht. — Zwischen Wasser, Erd' und Himmel sodann erhebt sich in ungemessener Verschiedenheit die Welt der Vegetation, und auch hier folgt das Gefühl den Lebenszuständen, dem Sinne dieser Gegenstände, so daß eine, allen Boden überstrickende dichte Thalvegetation alsbald das Gefühl des üppigsten sich erschließenden Lebens erregt, wenn dagegen in voller Umlaubung des erwachsenen Baumes die ruhige Betrachtung gern verweilt, und der vergilbte oder abgestorbene Baum den Sinn zu schwermüthiger Stimmung leitet. — Was nun aber belebte Geschöpfe betrifft, so sind diese zwar als solche der Landschaft fremd und entbehrlich, jedoch wirken sie, indem sie die Bedeutung der übrigen Gegenstände hervorheben, zur Verstärkung der Wirkung dieser letztern im hohen Grade mit. Das scheue, in Waldesnacht einheimische Reh wird den Eindruck einer dunkeln Baumgruppe schärfen, eine Reihe von Zugvögeln wird die Jahreszeit näher zur Anschauung bringen, ein schwebender Raubvogel die Gebirgsnatur lebendiger darstellen; ja, auch von menschlichen Gestalten gilt dasselbe, und nur in dieser Beziehung können sie in der Landschaft für zulässig erklärt werden. Der Jäger, im Morgennebel über Felsen klimmend, wird den Sinn der Landschaft klarer andeuten; eine einsame, in Betrachtung der stillen Gegend verlorene Gestalt wird den Beschauer des Bildes anregen, sich an dessen Stelle zu denken; der Pilger wird die Idee der Ferne, ja das Nichtzuermessende der Erdfläche uns zurückrufen; immer aber wird die Landschaft das belebte Geschöpf bestimmen, es wird aus ihr selbst nothwendig hervorgehen und zu ihr gehören müssen, so lange die Landschaft Landschaft bleiben will und soll.

Von Darstellung der Idee der Schönheit in landschaftlicher Natur.

Ehe über Art und Weise, nach welcher durch Aussprechen des Gemüthslebens im Naturleben die Idee der Schönheit dargestellt werde, nähere Untersuchungen zu wagen sind, ist es nothwendig, eine Frage zu berühren, deren Lösung, obwol von Manchen als unmöglich behauptet, doch am Ende näher liegen möchte als so manches Andere, nämlich: was ist Schönheit? — Wenn wir aber zunächst bedenken, warum wol die vielen Versuche zu Beantwortung dieser Frage fast nur eben so viel Irrwege eröffneten, so scheint der Grund davon ganz einfach darin zu liegen, daß man die Idee der Schönheit, welche ihrem Wesen nach ein Unbeschränktes ist, nicht als solches aufzufassen bemüht war, sondern fortwährend nur Beschränkungen aufthürmte und den Geist in ein tönendes Wort bannen wollte, ohne sich zum Hinschauen auf das Ewige und Göttliche erheben zu können. Beinahe derselbe Fall hat sich gezeigt bei Bestimmung des Begriffes vom Leben, allwo denn auch das Leben nur real, als ein Einzelnes, für sich Bestehendes, von den übrigen Naturwesen Verschiedenes darzustellen versucht wurde, nicht ahnend, daß es als Urquell aller Naturerscheinungen aufgefaßt werden müsse, solle nicht statt der Juno die Wolke umarmt werden.

Meine Antwort auf jene Frage ist daher: daß Schönheit nichts Anderes sei als das, wodurch die Empfindung göttlichen Wesens in der Natur, d. i. in der Welt sinnlicher Erscheinungen, erregt wird, und zwar auf gleiche Weise, wie Wahrheit das Erkennen göttlichen Wesens, und Tugend das Leben göttlichen Wesens in derselben zu nennen ist; dahingegen die unmittelbare Hingebung der Natur an das absolut Höchste, welches ihr Urquell ist, als Religion (Verbrüderung, Einigung) bezeichnet wird. — Schön kann daher nichts sein als die gleichmäßige Durchdringung von Vernunft und Natur; denn da das Höchste und Eine sich nur unter den Formen der Natur und Vernunft offenbart, so wird, so bald Natur von Vernunft durchdrungen und gestaltet erscheint, auch die Idee göttlichen Wesens uns erscheinen, das Ich wird mit dieser sich eröffnenden Unendlichkeit in Beziehung treten, und die Empfindung, das Gefühl (eben in der Richtung auf das Unendliche begründet, wovon oben) zeigt sich angesprochen als Schönheitsgefühl, in welchem dann diese gesammte Seite des Menschen ihren Brennpunkt, ihr Ziel (ästhetische Befriedigung) erreicht. Das Schöne ist sonach der Dreiklang von Gott, Natur und Mensch, und das Schauen seines Wesens geht nur aus fester, inniger Ueberzeugung, aus dem eigentlichen Bewußtsein (welches allem Wissen und Empfinden zum Grunde liegt) über ein absolut Höchstes hervor. Es ist daher eben so bestimmt zu behaupten, daß es ohne lebendige Beziehung des Menschen auf Gott ebenso wenig ein Schönheitsgefühl geben könne als Wahrheits- und Rechtsgefühl; und nur eben, weil jene Beziehung nie wahrhaft mangeln kann, lebt auch diese heilige Dreiheit in jedes Menschen Brust, obwol bald mehr, bald minder verhüllt, ja umnachtet.

Gehen wir nun zum Bedenken der Erscheinung des Schönen im Einzelnen fort, so ergibt sich aus dem Vorigen zuvörderst, daß nichts schön genannt werden könne, was außer der Natur, was nicht real, nicht sinnlich vorhanden ist, z. B. der Begriff eines mathematischen Punkts und jeder abstracte Begriff; ja wer möchte das unerschaffene, unendlich erhabene Urwesen an und für sich schön nennen, da doch nur die Erscheinung desselben so zu nennen, und die Schönheit nur in ihm inbegriffen ist! — Schön könnte aber ferner auch im sinnlich Erkennbaren nichts genannt werden, worin nicht das Wesen der Gottheit als ewige Vernunft und Gesetzmäßigkeit sich ausspricht. — Inwiefern nun aber in der Natur überhaupt nichts existiren kann, außer in Folge göttlicher Gesetze, so ist auch eigentlich die Natur in Beziehung auf das reine menschliche Gemüth überhaupt und durchaus schön, und nur dem Blicke, welcher dem Menschen vergönnt ist, und welcher kaum ausreicht, in dem ihm zu allernächst Liegenden das einwohnende Gesetz zu erkennen, kann ebendeshalb die Schönheit weniger allgemein, und vollkommene Schönheit bei mangelnder vollkommener Uebersicht nirgends erscheinen; welches im Ganzen derselbe Fall ist mit dem Guten (indem das Böse in der Natur nur scheinbar vorhanden) und dem Wahren (indem ein eigentlicher Irrthum in der Natur undenkbar ist). In welcher Erscheinung folglich die Natur ungestört, rein, frei und kräftig genug waltet, um ihre Bedeutung im Kreise des großen Naturganzen wahrhaft zu erreichen, ungestört von äußern Einwirkungen, welche, obwol auch nur von Naturwesen ausgehend, doch einen dem innern Wesen jener Naturerscheinung fremden Typus herbeiführen müßten, da empfindet auch der Mensch innig das Walten der ewigen Gesetzmäßigkeit, er erkennt Schönheit. Unschön hingegen oder häßlich*) nennt er Erscheinungen, welche so, wie sie sich ihm als Individuen darbieten, ihre volle Entfaltung nicht erreicht, ihre Bedeutung nicht erfüllt haben, ja zu einem, ihrem Wesen ganz fremden Typus verleitet (widernatürlich geworden) sind. — Will man durch Beispiele von der Wahrheit dieser Sätze noch anschaulicher überzeugt werden, so darf man nur die Form der verschiedenartigen uns umgebenden Naturkörper vergleichen, und man wird ebenso viele Belege dafür entdecken. Ist es nämlich wohl etwas Anderes als der Ausdruck unvollkommener Entwickelung, des Gehemmtseins im Aufstreben nach einer höhern Bildung, wodurch uns jene Thierformen, welche die Zoonomie als Uebergangsbildungen nachgewiesen hat, z. B. der Muschelthiere, der Gewürme, Spinnen, Klumpfische, Schollen, Kröten u. s. w. als häßlich erscheinen? (eine Ansicht, welche sich nur für den Forscher, dem endlich auch hierin die Offenbarung hoher Gesetzmäßigkeit klar wird, mehr und mehr verliert.) — Ist es etwa nicht blos dieser Grund, welcher uns selbst die Form menschlicher Embryonen mit dicken Bäuchen und großen Köpfen als Ideal von Häßlichkeit darstellt? — Die Sache scheint so klar, daß nur die unselige Trennung gesunder Naturanschauung und reiner Speculation, die wol gar als für immer unvereinbar erklärt wurden, es verstehen lehrt, wie bei Erwägung des Grundes schöner Gestaltung überhaupt die Bedeutung der Gestalten als organische Wesen so völlig übersehen werden konnte. — Doch wir gehen weiter! — Ist es nicht das Empfinden des Widernatürlichen, der Störung innerer Gesetzmäßigkeit durch äußere feindselige Gewalt, welche uns eine jede Verunstaltung eines Thier- oder Menschenkörpers, Schiefheit der Glieder, unreine Verhältnisse der Gesichtszüge u. s. w., welche uns einen verschnittenen oder in unangemessene Formen beschränkten Baum als unschön, als häßlich darstellt? — Ist es nicht überhaupt die innere Gesetzmäßigkeit, welche den Grund der architektonischen Schönheit bildet? — Und endlich, warum wäre die Menschengestalt unter allen uns erkennbaren, organischen Gestaltungen die reinste und schönste, wenn es nicht der in ihr herrschende Typus einer in sich vollendeten Organisation, welchen die Zoonomie nachweist, erklärte? — ja, warum wird selbst unter den übrigen organischen Körpern demjenigen eine schöne Form zugesprochen, in welchem die Natur irgend eine gewisse Entwickelungsstufe erreicht hat, wäre es nicht eben dieser Vollkommenheit willen? Daher erfreut uns der Bau des Adlers, des schlanken Rosses, in deren Formen sich der Begriff von Kraft und Schnelligkeit verkörpert zu haben scheint, daher finden wir den Bau des gewaltigen Leuen, des Stiers, wo die Natur eine gewisse Entwickelungsreihe abgeschlos-

---

*) Es gilt dies in eben dem Sinne, wie von dem Worte leblos, todt, welches wir auch von Individuen gebrauchen, die als solche ein inneres Leben nicht erkennen lassen, obwol sie im großen Naturganzen lebendig mitwirken, in welchem ja ein absoluter Tod rein unmöglich ist.

Digitized by Google

sen hat, schön und edel, daher erfreuen wir uns des herrlichen Blättergewölbes einer hundertjährigen Eiche, in welchem freie und mannichfaltigste Entwickelung sich ausspricht; ja, es gilt denn endlich überhaupt alles dieses nicht blos von körperlicher Schönheit, sondern auch, was in Wort und Ton, sowie im Darstellen des Willens durch die Handlung, innere Gesetzmäßigkeit und Göttlichkeit durchleuchten läßt, wird im Gemüth als schön empfunden.

Nach diesen vorausgegangenen Betrachtungen wird es uns leicht fallen, auch die Frage: wie in landschaftlicher Darstellung die Idee der Schönheit erreicht werde, zu beantworten.

Wenn es nämlich zugegeben werden muß, daß die Natur als solche nothwendig und durchaus schön sei, und daß sie als schön um so mehr erkannt werde, je mehr ihre Innigkeit, die Göttlichkeit ihres Wesens sich offenbart, so ergibt sich von selbst, daß die landschaftliche Darstellung schon in ebendemselben der Idee der Schönheit entsprechen werde, wodurch sie überhaupt die ihr eigenthümliche Kunstaufgabe erfüllt, d. i. im Aussprechen des Gemüthslebens durch Darstellung eines Moments aus dem gesammten Naturleben der Erde; und daß daher, wo dieses wirklich geleistet ist, schon eben dadurch das Schöne dargestellt werde. — Das Verhältniß aber von landschaftlicher Schönheit in der Natur selbst, und in der Kunst, wird eben hierdurch zugleich also bestimmt: daß in der Natur das Gefühl wahrer und unmittelbarer Verkörperung göttlichen Wesens uns erhebt, dahingegen in der Kunst ein Wahrnehmen der Göttlichkeit des Menschengeistes, welcher seine Empfindungen durch ein Nachbilden oder vielmehr ein Nacherschaffen göttlicher Naturformen ausspricht, uns, obwol mit schwächern, doch zugleich mit engern Banden an sich fesselt. — Die Naturschönheit ist göttlicher, die Kunstschönheit ist menschlicher, und so wird es erklärlich, warum eben erst durch die Kunst der Sinn für die Natur wahrhaft aufgeschlossen wird. Es ist, als wäre der unendliche Reichthum der Natur in einer Sprache geschrieben, welche der Mensch erst erlernen müßte, und welche er allein dadurch erlernen könnte, daß er mittelst Eingebung eines höhern, oder durch den Vorgang eines verwandten Geistes einen Theil dieser Worte in seine Muttersprache übersetzt erhält; ja, es wird auf diese Weise die eigentliche Naturerkenntniß, die Naturwissenschaft, durch die Kunst vorbereitet und gefördert. — Jeder kann übrigens in seiner eigenen Entwickelung leicht verfolgen, wie er bei steigender Vertrautheit mit künstlerischen Zwecken, so lange nur die Kunst, an welche er sich anschloß, eine wahre und folglich edle Richtung zeigte, stets mehr und mehr die Gewalt und Schönheit der Natur erkennen lernte, wovon in Bezug auf Landschaftsnatur auch Geßner in seinem Briefe über Landschaftsmalerei Bekenntniß abgelegt hat, und worüber, obwol allgemeiner, Schiller in den Künstlern (vielleicht mehr als in seinen ästhetischen Aufsätzen) kräftig und herrlich sich ausspricht, wenn er sagt:

Eh' ihr (die Künstler) das Gleichmaß in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeßner Bau im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sklavenketten hielten,
Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm ungenossen, unempfunden
Die schöne Seele der Natur.
— — — Doch —
Jetzt wand sich vom Sinnenschlafe
Die freie, schöne Seele los,
Durch euch entfesselt, sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoos.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.

Martin Johannes Theodor Cunow

ward am 2. Aug. 1786 zu Gnadau, einer Herrenhuter-Colonie in der Grafschaft Barby, geboren. Sein Vater war Prediger am obengenannten Orte. Nach zurückgelegtem sechsten Jahre wurde C. dem Erziehungs-Institut für Knaben in Niesky übergeben, im vierzehnten Jahre kam er auf das Pädagogium nach Barby, und als zwanzigjähriger Jüngling besuchte er das theologische Seminar von Niesky. Bald nach vollendeten Studien verließ er die Gemeine und lebte als Hauslehrer in verschiedenen Gegenden, bis er 1818 eine Lehrerstelle an dem Gymnasium zu Tilsit annahm, die er aber nach vier Jahren wieder aufgab, um sich ganz den Studien und der Schriftstellerei zu widmen. Seitdem hat er in Berlin, Breslau, Dresden und seit 9 Jahren in Görlitz gelebt.

Er schrieb:

Lehrbuch der Geometrie. Hamburg 1814.
Federstiche. 1. Sendung. Berlin 1822. 2. Sendung. Ebend. 1824.
Satyrisches Lanzenrennen. Erstes Turnier. Berlin 1826.
Taschenbuch für Männer. Eine Schaltjahrsgabe. Berlin 1826.
Die Augsburgische Confession und die Geschichte ihrer Uebergabe. Dresden 1829.
Europa's Gefahr der Uebervölkerung und Verarmung. Leipzig 1830.
Der Staat. Von Dr. Th. Frey. Dresden 1831.
Die Kirche. Dresden 1831.
Preußen in seiner gegenwärtigen Stellung nach Innen u. nach Außen. Dresden 1831.
Die Juden, in Bezug auf das ihnen zu ertheilende oder vorzuenthaltende Bürgerrecht. Leipzig 1831.
Europa's Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. Von Dr. Th. Frey. Dresden 1831.
Deutschlands Einheit. Dresden 1831.
Der Jesuiten-Advokat. Leipzig 1832.
Entwurf einer höchst einfachen allgemeinen Steuererhebung. Dresden 1833.
Sachsens Anschluß an den Preußischen Zollverband. Dresden 1833.
Die Emancipation der Wissenschaften. Grimma 1834.
Preußen, den constitutionellen Staaten Deutschlands gegenüber. Von einem Neu-Preußen. Breslau 1835.
Classisches Denk- und Spruchbüchlein für alle Tage des Jahres. Breslau 1835.
Satyrische Hopser. Ein Jubelbuch. Grimma 1837.
Beschreibung von Görlitz. Görlitz 1838.
Witterungsbüchlein. Görlitz 1838.
Zweite vermehrte Aufl. Gotha 1844.
Die Herrnhuter in ihrem Leben u. Wirken dargestellt von einem ehemaligen Mitgliede. Weimar 1839.
Goldbüchlein. In 1300 Artikeln. Gotha 1839.
Handbüchlein der Sympathie. Stuttgart 1840.
Außerdem hat C. viele Arbeiten geliefert in die verschiedensten Journale.

Ein eben so fleißiger als talentvoller Schriftsteller, der namentlich in seinen satyrischen Versuchen treffenden Witz mit einer sehr gesunden Lebensansicht verbindet und daher nicht allein die Lacher, sondern auch das Recht auf seiner Seite hat.

Digitized by Google

Karl von Decker

ward 1784 zu Berlin geboren. Sohn eines preußischen Generals, widmete er sich 1797 der militairischen Laufbahn, war 1800 Second-Lieutenant bei der reitenden Artillerie und machte 1807 den Feldzug in Ostpreußen mit, wo er sich in der Schlacht bei Eylau auszeichnete und den Orden pour le mérite erhielt. Er nahm seinen Abschied und folgte dem Corps des Herzogs von Braunschweig 1809 nach England. Hier ward er als Rittmeister angestellt, kehrte 1813 nach Deutschland zurück und trat als Hauptmann bei dem Generalstabe wieder in vaterländische Dienste. Er focht in den Schlachten bei Dresden, Culm, Leipzig, in den Gefechten 1814 in Frankreich, bei Ligny und Belle Alliance, und erhielt den Wladimirorden vierter Classe und das eiserne Kreuz. Er wurde 1816, noch immer im Generalstabe, Dirigent einer Vermessungsabtheilung bei dem topographischen Bureau, 1817 Major bei dem großen Generalstabe in Berlin, 1818 Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, sowie an der Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin, legte aber letztere Stelle 1820 wieder nieder. Eine von D. verfaßte Recension verwickelte ihn in einen Streit mit dem Hauptmann von Bonhoff; ein Pistolenduell war die Folge, und D. tödtete seinen Gegner. In Folge der hierdurch verwirkten Strafe erlitt er Festungsarrest zu Spandau. 1828 verließ er den Generalstab und ward bei der Artillerie angestellt, wo er den Befehl über die achte, später über die erste Artilleriebrigade erhielt. — Als belletristischer Schriftsteller ist er unter dem Namen Adalbert vom Thale bekannt. Er starb 1844.

Von ihm erschien:

„Das militairische Aufnehmen" (Berlin 1816).
„Artillerie für alle Waffen" (3 Bde. Berlin 1817).
„Theorie des Reflectors" (Berlin 1817).
„Freie Handzeichnungen" (Berlin 1818).
„Gefechtslehre der Cavalerie und reitenden Artillerie" (Berlin 1819).
„Lesebuch für Unterofficiere und Soldaten" (Berlin 1820; dritte Aufl. 1821).
„Geschichte des Geschützwesens" (Berlin 1820; zweite Aufl. 1822).
„Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen" (2 Bde. Berlin 1821—23).
„Bonaparte's Feldzug in Italien" (Berlin 1825).
D. lieferte zahlreiche Aufsätze in den „Gesellschafter", die „Abendzeitung" u. s. w.

Als kriegswissenschaftlicher Schriftsteller von Bedeutung, war D. als belletristischer dagegen nur ein leichtes gefälliges Talent, dem es jedoch nicht an Freunden und Lesern fehlte.

Franz Dingelstedt

ward im Jahre 1814 zu Halsdorf in Oberhessen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte dann in Marburg Philologie und wurde, nachdem er eine Zeitlang an einer Erziehungsanstalt gewirkt hatte, Lehrer am Gymnasium in Cassel. In Folge einiger Gedichte, welche höheren Personen mißfällig waren, traf ihn eine Versetzung an das Gymnasium in Fulda. Dieses Amt gab er aber 1841 freiwillig auf und machte jetzt größere Reisen. Im Jahre 1843 ernannte ihn der König von Würtemberg zu seinem Bibliothekar und Vorleser und ertheilte ihm später, mit fester Anstellung, Titel und Charakter eines Hofrathes. D. ließ sich nun ganz in Stuttgart nieder und vermählte sich mit der berühmten Sängerin Jenny Lutzer aus Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Cassel und Leipzig 1838.
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Hamburg 1840. N. A. 1842.
Gedichte. Stuttgart 1845.
Licht und Schatten der Liebe. Novellen. Cassel 1838.
Frauenspiegel. Nürnberg 1838.
Die neuen Argonauten. Kom. Roman. Fulda 1839.
Unter der Erde. Roman. 2 Bde. Leipzig 1840.
Heptameron. Gesammelte Erzählungen. 2 Bde. Magdeburg 1841.
Wanderbuch. 2 Bde. Leipzig 1839—41.
Sieben friedliche Erzählungen. 2 Bde. Stuttgart 1844.
Gedichte, Erzählungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften und Sammelwerken u. s. w.

Große Gewandtheit und Feinheit in Behandlung der Sprache und Form, Witz, Scharfsinn, lebendige Auffassung, tiefes und zartes Gefühl, glückliche Erfindung und farbensatte Darstellung finden sich in reichem Maaße bei D. und haben ihm einen großen Kreis von Lesern gewonnen; aber jugendlicher Uebermuth und ein zu bewegtes Leben hinderten ihn, seinen Arbeiten jene künstlerische Vollendung zu geben, die den Meister beurkundet, soviel des Gelungenen und wirklich Geistreichen sich auch darin findet. Daß er jetzt, wo ihm größere Ruhe und sorgenfreie Muße zu Theil geworden, ernstlich nach dieser Meisterschaft strebe, das hat er bereits bewiesen und es läßt sich mit Gewißheit immer Bedeutenderes von ihm erwarten, da seine höchst glücklichen Anlagen auf der Basis vielseitigen, gründlichen Wissens ruhen. Seine Feinde und Neider haben ihm vorgeworfen, sich selbst und seinen Grundsätzen untreu geworden zu sein; sie thaten ihm Unrecht, D. hat nie aufgehört, dem wirklich Guten und Wahren zu huldigen, wie er stets das Falsche und Schlechte verspottete und verfolgte.

Vigilien.

1.

O Dämm'rung, du verhüllte, du verklärte,
Du meiner Träume freundlicher Gefährte,
Was nahst du wieder auf den leisen Füßen,
Um muttermild mein einsam Herz zu grüßen?

Du winkst, in deinen Schooß mich zu verstecken,
Dein Mantel will, wie einst, mein Auge decken,
Und meine Seufzer alle, die geheimen,
Saugst du geschickt in Thränen auf und Reimen.

Vorüber zieh, Du sel'ge Zwielichtesstunde,
Zu glücklicheren Menschen in der Runde,
Und wo zwei Liebende im Arm sich halten,
Um die laß wehen deines Schleiers Falten!

Mir frommt er nicht. Du kannst nicht Todte wecken,
Nicht ebenen der Trennung öde Strecken,
Du mahnst mich nur an das, was ich besessen,
Und grausam lehrst du denken statt vergessen.

Digitized by Google

Wohl liebt' ich dich, als mit verschwieg'nen Mienen
Du in's Gemach der Theuersten geschienen,
Als du ihr Bild und meines im Vereine
Umwebt mit einem süßen Heil'genscheine!

Und immerdar, wann deine Sternenhelle
Mich sonst besucht auf enger Dichterzelle,
Hieß ich, ein Kind in Leid und Freud' beklommen,
Du trauteste der Stunden, dich willkommen.

Jetzt aber fühl' ich nach der Nacht, der langen
Trostlosen Winternacht ein sehnlich Bangen,
In ihre Schatten drängt es mich zu stürzen,
Um ein verhaßtes Leben halb zu kürzen.

Denn Nachts entweichen sie, die Alltagsmühen,
Die stündlich, gleich begeifernden Harpyen,
Auf meine Seele gierig niedersinken
Und meines besten Blutes voll sich trinken.

Dann stockt das Rad. Ich zähle an den Schlägen
Des Herzens nicht die Stunden mehr, die trägen;
Ich weiß nicht, daß ich bin, weil ich am Tage
Bewußtlos mich mit dem Bewußten plage.

So komm, o Nacht, zieh ein des Mondes Hörner,
Hoch über mich geuß deine Schlummerkörner,
Sei ganze Nacht, und zeig' in deiner Wildniß
Mir nur ein einziges, — des Todes — Bildniß!

2.

Ein Büchlein, blau und golden eingebunden,
An dessen Stirn geschrieben stand: Gedichte,
Kam jüngst in müßiglichen Abendstunden
Von ohngefähr mir wieder zu Gesichte.

Ein süßes Duften ging von seinen Blättern,
Verwelkte Blumen lagen drin als Zeichen,
Wie alte Freunde grüßten mich die Lettern
Und strebten klimmend mir an's Herz zu reichen.

So, wenn der Vater Abends heimgekommen
Von heißer Jagd, von einer weiten Reise,
Wird er von seinen Kindlein aufgenommen,
Wie ich in meiner Lieder trautem Kreise.

Ich aber kannte kaum die Meinen wieder,
So hatte sie die Zeit mir umgestaltet,
Beschnitten waren meine kühnsten Lieder
Und über Nacht die frischesten veraltet.

Und als ich drum, bekümmert und erschrocken,
Die Zitternden um ihr Geschick befraget,
Da huben sie, wie bange Trauerglocken,
Die Stimmen auf, und haben mir geklaget:

Ein Riese, da du auswar'st, ist gekommen,
Uns auszurenken unsre schlanken Glieder;
Ein jegliches hat er bei'm Schopf genommen
Und hat's geworfen auf die Erde nieder.

Du bist zu laut, und du zu unbescheiden
Und du zu hübsch, und du zu kindlich-witzig,
So sprach er und begann an uns zu schneiden
Mit seiner Scheere, ach! so blank und spitzig.

Und seine Hände schnürten, die verruchten,
Ganz ungerührt durch unser Fleh'n und Jammern,
Uns statt in Corduan, in steife Juchten
Und schlossen uns an starke Eisenklammern.

Und lauter weinten sie, die nichts verschuldet,
Die Lieder, bis ich rief in heil'gem Feuer:
Ihr habt für mich, ich hab' um euch geduldet,
Und doppelt sind wir d'rum uns lieb und theuer!

3.

Die Glocken tönen hier zu jeder Stunde,
Des Morgens Hähne und des Abends Käuze;
Die Betenden und Frommen in der Runde
Berufen sie zum Altar und zum Kreuze.

Von fern und nah seh' ich die Gläub'gen wallen,
Sich brünstig netzend an des Tempels Schwelle,
Und ihre Hymnen hör' ich wiederhallen,
Und matt erglänzt der ew'gen Lampe Helle.

Beneidenswerth, wer ein zerriß'nes Herze
Mit seinem Gott im Beten wieder einigt,
Wer Trost und Licht sucht bei geweihter Kerze,
Und wessen Schuld ein Tropfen Wasser reinigt!

Mich laden keine Glocken, mir ertönet
Nicht jener Orgel feierliches Brausen,
Und wenn die Menschheit drinnen sich versöhnet,
Steh' ich allein und ausgestoßen draußen.

Mein Tempel ist nicht der, den sie betreten,
Mein Glaube nicht, in dem sie niederknieen;
Will ich für mich, auf eig'ne Weise beten,
So muß ich heim in meine Seele fliehen.

Dort nimmt mich auf ein Tempel, ein zerstörter,
Deß nackte Trümmer weit umhergestreuet,
Und wer vorübergeht, vergebens hört er,
Ob er an Sabbaths-Glockenklang sich freuet.

Die Glocken sind — einst sangen sie, — gesprungen,
Die Bilder sind — einst ragten sie — gefallen,
Und giftig Kraut hält wie ein Netz umschlungen
Die stumpfen Pfeiler, die geborst'nen Hallen.

Und dort ein Beter, einer ohne Glauben,
Ein Waller ohne Hoffnung sink' ich nieder,
Und was ich zu dem Himmel, zu dem tauben,
Hinaufgestöhnt, giebt mir die Erde wieder:

Nimm ab mein Kreuz, ich kann's nicht länger tragen,
Ein Leben bar der Wahrheit wie der Dichtung.
Ich fleh' um eins; du darfst es nicht versagen,
Wenn du der Herr bist. Gieb dem Knecht Vernichtung!

4.

Und wieder hast du einen Tag verloren,
Den einmal nur die karge Zeit dir lieh,
Ein Thor bist Du gewandelt mit den Thoren,
So faul, so hohl, so abgeschmackt, wie sie.
Geschwatzt, gegähnt, gegessen und getrunken, —
Verdammtes Einerlei, von Reu' vergällt;
Was bin ich Beß'res, als der matte Funken,
Der ziellos just von jenem Sterne fällt?

Rasch noch ein Lied! Und sei es gleich der Stimme
Des Nachtwinds, um ein ausgestorb'nes Haus;
Wie mir's gegeben wird in meinem Grimme,
So, kalt und unbewußt, stoß' ich's hinaus.
Geh du, wie ich, und bettle vor den Thüren
Um Liebe, bis dir wer ein Obdach beut,
Wer was gewinnen will, der muß sich rühren,
Hinaus, verhaßte Spätgeburt von heut'!

Verwöhntes Kind, schon kommst du flehend wieder
Und schmiegst dich zitternd an die Kniee mir!
Ich glaub' es, armes Ding! Die alten Lieder,
O denen ward ein besser' Loos als dir.
Ich wußt' es gleich, wohin ich alle schickte
Und wo willkommen das geringste war,
Wie bebte sie, wenn sie das Blatt erblickte,
Wie durch die Zeilen floh ihr Augenpaar!

Das ist vorbei. Dort darfst du nimmer pochen,
Sie weist dich fort, die jenen Heimat gab;
Das schwarze Siegel wird nicht aufgebrochen,
Sie kennt die Hand und kehrt sich weinend ab.
Und wollt' ich dich durchräuchern und zerstechen,

Digitized by Google

Als kämst du aus verpestetem Revier,
Sie würde doch mit Schaudern zu dir sprechen:
„Verfluchter! hebe dich hinweg von mir!"

Nein, rings so weit die Nacht die Flügel breitet,
Ist keine Stelle, keine, die dir winkt;
Du bist ein Reis, das auf den Wellen gleitet,
Ein Blatt, das welk im Sturme niedersinkt.
Auf deiner Stirne glüht des Fluches Stempel,
Und Furien rissen ihre Zeichen d'rauf, —
Du taugst nur mir — Wer hing' in seinem Tempel
Gern eine fremde Dornenkrone auf?

Bleib' denn bei mir, ein Zeug' in meinem Jammer,
Ein Hiobssohn sei deinem Vater treu,
Geleite ihn in seine öde Kammer,
Ruh' mit ihm aus, erwach' am Morgen neu!
Verloren, wie der Tag, der dich geboren,
Wer weiß, was über Nacht dein Schicksal ist,
Und ob du nicht, zum Schlafgesell beschworen,
Mein letztes Kind, mein Leichenwächter bist?!

5.

Den Tag verwünsch' ich und die schwarze Stunde,
Da mir das erste Lied am Herzen keimte,
Da ich entzückt mit jungfräulichem Munde
Zum früh'sten Male Lieb' auf Triebe reimte.

O gift'ger Rausch, der in dem Knabenherzen
Zu jener Stunde überquellend schäumte,
Weil auf der Leiter seiner Weh'n und Schmerzen
Es einen Himmel zu erklimmen träumte!

Du bist verraucht, wach bin ich und ernüchtert,
Vom Auge fällt die langgetrag'ne Binde,
Die Wahrheit hat die Dichtung eingeschüchtert
Und strahlt so beißend, daß ich schier erblinde.

Was dient ihr einem undankbaren Gotte,
Ihr Alle, die ihr euch Poeten scheltet?
Ihr wißt ja lang', daß er, der Welt zum Spotte,
Mit einer Dornenkrone euch vergeltet!

Ihr schleicht umher, in ew'gem Traum befangen,
Weil um euch Alles wach ist und genießet,
Gelockt von Früchten, die zu hoch euch hangen,
Von einem Quell getäuscht, der euch nicht fließet;

Und wenn die And'ren, — stattliche Gesellen! —
Des blauen Montags sich mitsammen freuen,
So sucht ihr brütend dunkle Waldesstellen
Und scheut die Menschen, gleich wie sie euch scheuen.

O fliehet nur, den Stachel tief im Busen,
Zu groß und doch zu klein, den großen Haufen,
In jedem Spiegel seht ihr die Medusen
Und werdet Allen, nur nicht euch entlaufen.

Ein Nessushemd tragt ihr, ein festgewebtes,
Die böse Gift von eurem Musenweibe;
Je mehr ihr rennt, um desto enger klebt es
Durch Schweiß und Blut an dem gehetzten Leibe.

Brich, edles Dichterwild! aus allen Gleisen,
Und fern entfleuch von deiner Treiber Netzen,
Versuch's, das Kleid von dir herabzureißen, —
Dein letztes Lied, das ist sein letzter Fetzen!

Gutenbergs Tod.

1.

Hochzeit! — Ein lustiges Wort, ein lustigeres Ding! Ihr könnt euch aber heut zu Tage kaum noch ein Bild machen von dem, was eine „Hochzeit" in den guten alten Zeiten war, wovon ihr jetzo nur den Schatten, den schwachen, ohnmächtigen Schatten besitzt. Schwarze Gestalten vom Scheitel bis zur Zeh, so der Bräutigam, wie der Prediger, wie die Gäste; ein weites, verziertes, neumodisches Zimmer, ein profaner Tisch, auf dem eben die Agende und zehn Minuten später die Suppenschüssel steht, ein feines Mahl mit tausend wälschen Ceremonien und Complimentirungen — geht mir doch mit euren Hochzeiten!

Da hättet ihr zur rechten Stunde kommen müssen in das Haus zum Humbrecht, belegen in der edlen, freien Stadt Mainz, lange zuvor, ehe sie Bundesfeste wurde, und zwar in jener Gasse derselben, welche heuer die Schustergasse heißt, damals die Quintinsgasse hieß, damals — nämlich im Jahr eintausend vierhundert sechzig und zwei. War das nicht eine Hochzeit im ächten Sinne, eine hohe, herrliche Zeit! Eben als es Mittag läutete, kam der lange, schmucke Zug aus der Kirche St. Quintin heraus und schritt um die Ecke der Schustergasse, um in das Haus zum Humbrecht zu gelangen. Seinen Weg belagerte jubelndes Volk, und Bürger und Bürgerinnen schauten neugierig aus den kleinen Fensterlein heraus, und Straßenbuben liefen hinterdrein, den Bräutigam zu hänseln, wie es der gute alte Brauch will; einer der wenigen, welche geblieben sind, und der jetzt nur später — nach der Hochzeit — und nicht mehr von Jungen ausgeübt wird.

Die Sonne schien hell und heiß in das Haus zum Humbrecht hinein; denn man schrieb den vierzehnten August des gedachten Jahres, als in demselben Christina Fust, die ehrsame Tochter des Druckers Johannes Fust, den Genossen des Vaters, Peter Schöffer aus Gernsheim, freiete. Darum stand das Druckhaus an jenem Tage auch offen von allen Seiten und die schwarzen, geheimnißvollen Pressen waren mit Blumen bekränzt, die Schrauben, Ballen, Stöcke seufzten nicht unter den rüstigen Armen der Gesellen, das Papier und das edle Pergament lag feiernd in den Winkeln umher. Alle waren mitgezogen in St. Quintin, um der Trauung beizuwohnen, zahlreiche Gesellen, sauber angethan, geschaart um ihren Aeltesten, der die Fahne des Gewerkes mit dem kaiserlichen Adler trug. Selbst der erste Bürgermeister der Stadt, Jakob Fust, des Schwähers Bruder, ein Goldschmidt, und über die Maßen reich, war in Person erschienen, um die Hochzeit seiner Nichte zu verherrlichen. Wer mochte es da dem Brautvater verdenken, daß er am Arm seines mächtigen Herrn Bruders stolz vor dem Paare einherschritt und nur zu Zeiten leutselig herübernickte und hinüber, wenn ihm aus dem Fenster eine helle Stimme zurief: „Viel Glück, Meister Fust!" oder: „Heil und Segen dem Druckhause!"

Das Brautpaar — der Wahrheit die Ehre! hätte jünger sein können, ohne darum zu Kindern zu werden, und wenn ihm, dem Peter Schöffer von Gernsheim, allerlei zum Adonis oder zum Apoll abging, so glich sie, die Braut, dagegen auch nur in Einem Stücke der Medizäerin, aber fragt mich nicht in welchem. — Wundern darf euch das just nicht. Wenn Peter Schöffer schon im Jahre 1449 an der Akademie zu Paris als Kalligraph berühmt war, so mußte, als er sich endlich durch seine Verdienste um Meister Fust und dessen Kunst zu seinem Eidam aufgeschwungen hatte, die Blüthe der Jugend und männlichen Liebenswürdigkeit wohl schon lange von ihm abgewelkt sein. Christina mochte sich an die geistigen Vorzüge des Auserwählten halten, vielleicht aus mehr als einem Grunde; hatte sie sich doch erst dann bereit erklärt, dem fremden Manne, der heimathlos und als Gesell des Vaters Haus betreten, ihre Hand zu reichen, als er ein Exemplar seines Prachtwerks, des herrlichen Psalters von 1457, auf rothsammtnem Kissen seiner Dame zu Füßen legte. Die Rechte, welche selber die schönen, verzierten Initialen jenes Buches gezeichnet, die bunten Farben darin aufgetragen, die scharfen Typen desselben gegossen hatte, konnte Christinen wohl würdig dünken, sie durch das Leben zu geleiten, wäre sie selbst von Druckerschwärze etwas in's Graue gebeizt gewesen, wie Dibdin boshaft behauptet hat.

Von jenem Jahre, von 1457 an, datirte die Verlobung des Paares. Der Vater aber, welcher seines Gesellen Kraft und Talent erst ausbeuten zu müssen meinte, hatte, als Bedingung des Vollzugs der Verbindung, die Vollendung der großen zweibändigen lateinischen Bibel festgestellt. Am heiligen Johannistage des Jahres 1462 wurde an das Werk die letzte Hand gelegt, indem Peter Schöffer die Schlußworte selber nebst seinem und des künftigen Schwähers Wappen auf den letzten Bogen druckte und am vierzehnten August erfolgte endlich die Veröffentlichung der Bibel sammt der Hochzeit. Johann Fust gab, wie er schalkhaft selber äußerte, zwei kostbare Schätze auf einmal an diesem Tage heraus, einen mit Schöffer, den andern an ihn.

Beide Schätze hatten sich auf diesen ihren Ehrentag zum köstlichsten aufputzen lassen. Christine prunkte in einem Kleide von schwerem, rothem Sammt, dergleichen zu jener Zeit von den Bürgermädchen nur wenig noch getragen wurde, und dazu stand das Kränzlein im Haare und die Schnur venezianischer Perlen, welche ihr der Ohm am Morgen gesendet, nicht übel. Die Bibel war ähnlich geschmückt mit hellfunkelnden Spangen

Digitized by Google

von Silber, und stand auf einem Tischlein zu aller Gäste Ergötzlichkeit und Bewunderung aus.

Wie hoch es oben an der Tafel auch herging, wo Fust's Familie saß, den Bürgermeister an der Spitze und zu dessen beiden Seiten das junge Paar, so spielte doch eine noch lautere und herzlichere Fröhlichkeit im Erdgeschosse, wo für die Gesellen ein großer Tisch bereitet war. Die patriarchalische Sitte, daß der Hausherr mit allen Seinigen aus einer Schüssel speiste und dasselbe Gebet für Alle vor der Suppe murmelte, diese Sitte war selbst zu jener Zeit schon aus den reicheren Familien entwichen. Wo es sich nun gar fügte, daß ein Großwürdenträger als Familienglied mit zu Tische saß, wie hier der erste Bürgermeister des Jahres, da mußte eine Sichtung der Vornehmen und Geringen doppelt streng gehandhabt werden. Würde, wißt ihr, hat Bürde; deshalb finden wir es begreiflich, daß der Bürgermeister, statt in die Fröhlichkeit seiner Verwandten und Genossen mit einzustimmen, zuweilen recht ernst und besorglich drein sah. Die Regierungssorgen trübten seinen Blick und runzelten die hohe, glänzende Stirn.

Es lag eine bedenkliche Zeit über der guten Stadt Mainz. Zwei Krummstäbe schlugen sich um ihren Besitz, und wie gut es auch unter dem einzelnen wohnen sein mag, so trifft sich's doch wohl, daß bei solchem Conflikt zweier die härtesten Stöße immer auf den in der Mitte liegenden Kampfpreis fallen. Vor einem Jahre schon war der Erzbischof Dieterich von Isenburg durch Papst Pius seiner Würde entsetzt worden, weil er in seinem Schafstalle die Gewalt des Oberhirten nicht gehörig respektirt hatte. Adolf von Nassau, an seiner Stelle zum Erzbischof bestellt, rüstete sich alles Ernstes, um den Sessel, von welchem jener gutwillig nicht herabsteigen zu wollen schien, sich mit gewaffneter Hand zu erobern. Alle Rheinlande, die Pfalz, Baiern, Würtemberg, selbst das entfernte Brandenburg ergriffen in diesem Streite Partei für und wider, und in der Stadt Mainz sogar fanden sich die Anhänger des noch regierenden Herrn und geheime Freunde der neuen Ordnung in schlecht versteckter Feindseligkeit gegenüber. Dazu regte sich der vor vierzig Jahren mit Mühe beschwichtigte Zwist der Bürger und der adeligen Geschlechter von Neuem; Abkömmlinge von damals ausgewanderten Familien waren aus der Fremde heimgekehrt und trieben sich als Malcontente in der Stadt umher, nur auf Gelegenheit lauernd, um die aufgegebenen oder verlorenen Gerechtsame im Kriegstrouble, im Bürgeraufstand und allgemeiner Verwirrung wieder zu gewinnen.

Das Alles lag dem Bürgermeister von Mainz, Herrn Jakob Fust, stündlich im Sinn und verließ ihn sogar am Hochzeittage seiner Nichte nur auf Augenblicke. Sobald ein Jubelruf von den Gesellen drunten, oder ein Lied, das man den Neuvermählten vor der Thüre sang, in den Saal heraufstönte, richtete er sich ängstlich in dem schweren, eichenen Lehnstuhl auf und winkte den verstummenden Gästen, still zu sein und aufzuhorchen, wie er. „Es ist eine böse Zeit," seufzte er, mit dem Kopfe schüttelnd, und sein Bruder Johannes seufzte als getreues Echo und schuttelte mit. Der Bräutigam war guter Dinge; ihn kümmerte die Besorgniß des Politikers wenig. „Sind wir nicht," sagte er, „sicher wie in Abrahams Schoß, hier in unserer freien Stadt Mainz, unter dem Krummstab unseres gnädigen Erzbischofs, den Gott erhalten möge? Laß den Nassauer nur werben und kabaliren, wir lachen seiner, so lange der Rhein und unsere guten Stadtmauern noch zwischen uns stehen. Und dann, blüht nicht unsere freie Kunst mit jedem Jahre üppiger empor, stehen nicht fünf tüchtige Pressen drunten im Erdgeschosse, rühren sich nicht täglich fünfzig rüstige Arme in unserem Dienste? Weg, Herr Ohm, und Ihr, werther Herr Vater, mit Euren Skrupeln! Füllt mir die Becher, und thut Bescheid, wenn ich sage: Hoch lebe das edle Druckergewerke, dreimal hoch!"

Die Gäste stimmten mit ein und noch klang der Toast in ihren Ohren, als wüster Larm von unten herauf scholl, Getrappel und Gedränge auf der hölzernen Stiege, Geräusch streitender, erhitzter Stimmen. Der Hausherr wollte eben hinauseilen, nach den Friedensstörern zu sehen, als die Thüre sich öffnete. Zwei Gesellen erschienen auf der Schwelle, die einen Dritten, ein noch junges Bürschlein, vor sich hertrieben. „Meister," schrie der Altgesell, „der Milchbart hier unterfängt sich, Dein Fest zu trüben, Dich, Deine Kunst, Dein Gewerke in Deinem eigenen Hause zu verunglimpfen! —" „Ja," sagte der Zweite, „und wir leiden das nicht, oder ich will im Leben so wenig eine Matrize wieder anrühren, als ein rothbackiges Mädchen!"

„Der Straßburger lügt," sagte das Bürschlein, sich mit Mühe von seinen beiden Anklägern loswindend. „Ich habe Euch nicht gehöhnt, noch unsere edle Kunst; Jene aber sündigten mit frechen Stichelworten gegen Euern Eidam, sogar gegen Jungfer Christine, und seht, Herr, mein französisches Blut verträgt das nicht." — „Ruh' im Haus!" gebot Fust. „Straßburger, Du bist der Aelteste, Du redest zuerst. Und den Pariser laßt ihr alle zwei los und ledig!"

„Herr, wir saßen einmüthig unten beim Biere, wie Ihr und Eure ehrsame Gesellschaft, mit Respekt zu vermelden, hier bei Eurem Weine sitzt. Da wurde gesungen, gezecht, gelacht, gescherzt, und an Hader dachte keine Seele. Plötzlich — ich hatte ein unschuldig Witzwort gesagt, wie es bei einer deutschen Hochzeit Brauch ist und sein muß — —" „Was für ein Witzwort, Straßburger? Du mußt Alles fein wahr und vollständig wiedergeben." — „Ich meinte," fuhr Jener stockend fort, „ich meinte —" Mit französischer Schnellzüngigkeit unterbrach ihn der Pariser und erzählte den Witz, einen derben Spaß, wie er dazumal bei einer Hochzeit in deutschen Landen wohl anging, den ich aber nicht wieder sagen mag.

Ein schallendes Gelächter der Männer, in das selbst der Altmeister, Johannes Fust, mit einstimmte, folgte auf den Bericht des Parisers; nur Peter Schöffer war zornig von seinem Stuhl aufgesprungen, eine halbe Verlegenheit kaum verbergend, und Christine, seine Angetraute, erröthete noch dunkler als der Sammt ihres Gewandes. — Der Straßburger bekam neuen Muth durch den glücklichen Erfolg seines feinen Scherzes und blickte mit gewissem Triumph auf den Pariser herab, der seinerseits nicht wenig verwundert war, mit seiner Erzählung nicht mehr ausgerichtet zu haben. Ihn lohnte für seine Zartheit und sein ritterliches Gefühl nur ein holder, verschämter Blick Christinens, während der Altgesell von Neuem anfing gegen ihn zu plaidiren:

„Seht, Meister, über solche unschuldige Neckerei erhob der wälsche Fant ein großes Geschrei, meinte, die Ehre Eures Hauses und Eurer Jungfer Tochter sei angetastet, wovor mich ja Gott in allen Gnaden bewahren möge, schlug auf den Tisch und geberdete sich nicht anders, wie ein Rasender. Als ihn der Frankfurter da mit einem brüderlichen Puff zu sich selber gebracht hat und wir wieder hinter den Kannen sitzen, fängt er von Neuem an. Wir tranken mitsammen auf die Ehre der Kunst und auf tausendjähriges Gedeihen, steht er mit einem Male auf, bäuft mit seinen dünnen französischen Schenkeln mit einem Satze auf den Tisch, daß die Kannen umstürzen, und spricht, wir sollen auch den nicht vergessen, der das Gewerke erst erfunden und Euch zu Eurem ganzen Hauswesen, uns zu unserer Kunst, der ganzen Welt zum Lichte verholfen hätte. Sperren wir Maul und Nase auf, meinen — der Herr verzeih' uns die schwere Sünd'! — er wolle einen Spruch ausbringen auf die heilige Dreifaltigkeit; er aber schreit, als ob ihm das Herz im Leibe springen müßte. Herr Gutenberg soll leben, Herr Johannes Gutenberg von Mainz! Worauf ihn der Frankfurter bei einem Fuß packte und ich beim andern, rissen ihn vom Tisch, schleppten ihn herauf, und da ist er nun, der in Eurem Hause dem Gutenberg die höchste Ehre hat erweisen wollen."

Der Straßburger schwieg. Die Gesellschaft war, als er Gutenbergs Namen genannt hatte, in eine sichtliche Verlegenheit gerathen; es schien, als ob über die Gesichter einzelner Gäste ein Strahl hämischer Freude blitzte. Peter Schöffer schlug die Augen nieder und nestelte verlegen an seiner Halskrause, während Meister Fust bald den Frankfurter, bald den Straßburger anblickte, nach Worten suchend, ohne dem lebendigen, funkensprühenden Blicke des Parisers begegnen zu wollen. — „Kinder," hob er nach einer für Alle gleich unbequemen Pause an, „seid Ihr nicht Thoren, Euch an Eurem Festtage um solche Dinge zu kümmern? Laßt doch den Gutenberg Gutenberg sein, wie wir auch, und genießt der Gottesgabe in Frieden!"

„Herr," unterbrach ihn keck und mit begeisterter Zunge der junge Franzmann, „Herr, das thaten wir. Aber ich will ein freies Wort in Eurem Hause haben, so frei wie die Kunst, welche ich drin ausübe. Und wenn jene Eurer und des Herrn Peter Schöffer von Gernsheim gedenken, seiner Letterngießerei und seiner Fertigkeit im Schnitzen, Malen und Drucken, seht, so soll man auch des Mannes nicht vergessen, durch den wir Alle worden sind, was wir sind, und darum sag' ich es nochmals, und wer von Euch Vornehmen hier sein Herz auf dem rechten Fleck hat, der thut mir Bescheid: Der Gutenberg von Mainz, der erste Drucker in der Welt, soll leben!" — Mit drei raschen Sprüngen war der kecke Bursche an die Tafel gegangen, hatte, ehe ihn Jemand zu hindern vermochte, einen Pokal ergriffen und ihn in einem Zuge hinuntergestürzt. Eben als er ihn kräftig wieder auf den Tisch stauchte, riß ihn Meister Fust, glühend vor Aerger im ganzen Gesichte, zurück. „Bube," rief er mit erstickter Stimme, „was unterfangst Du Dich?" — „Ich thue, was Ihr selbst längst hattet thun sollen, wenn Ihr's noch nicht gethan habt," erwiederte unerschrocken der Franzmann, desto zorniger werdend, je mehr sein Meister sich ereiferte.

„Was, Du höhnst mich, Angesichts meiner eigenen Gäste und meines Bruders, des zeitigen Herrn Bürgermeisters? Den Augenblick hinaus, Bursche! Geh hin zu Deinem Gutenberg, sieh, ob er Dir Arbeit geben kann an seinen großen Pressen; sind

Digitized by Google

mit ihm, mit deinem Helden auf die Landstraße — hinaus, sage ich!" Er schleuderte dem Pariser einige Geldstücke zu und wies ihm, vor Wuth bebend, die Thüre. — „Mein Herr Fust," sagte Jener, während er die Geldstücke vom Boden zusammensuchte, „ich nehme nur meinen Wochenlohn, nichts Geschenktes, wenn ich das Silber hier auflese. Zu dem Meister Gutenberg kann ich nicht gehen, das wißt Ihr so gut als ich. Seit er sein Werkzeug an Euch hat ausliefern müssen für ein paar hundert Gulden, die Ihr ihm geliehen, um damit zu wuchern, seit der Zeit hat er keine ordentliche Presse wieder zu Stande gebracht. Wie das so geht in der Welt, der Eine hat den Geist, der Andere das Geld!"

Ein Faustschlag brannte auf der Wange des Franzosen. Seines Ingrimms nicht mehr mächtig, hatte Johannes Fust nach ihm geschlagen, und wären Schöffer und die beiden Gesellen nicht dazwischen gesprungen, würde er sich über den Tollkühnen hingeworfen und eine ärgerliche Scene vor seinen Gästen gespielt haben. Es entstand eine allgemeine Aufregung in dem Gemache; Christine flüchtete ängstlich in die Arme ihres Ehegemahls, die Fremden schalten, drohten, kicherten, zischelten unter sich, die beiden Gesellen hielten den Franzosen mit aller Mühe fest und dieser rief mit seiner hellen, unbezwinglichen Stimme in den verworrenen Lärm hinein: „Herr Fust, Ihr habt kein Recht mich zu schlagen! Ihr hattet es nicht, als ich in Euren Diensten war, jetzt habt Ihr es noch viel weniger. Ich verlange meine Genugthuung von Euch." — „Werft den Schreier hinaus!" gebot der Bürgermeister mit Würde und die Gesellen versuchten es, wiewohl umsonst, ihm zu gehorsamen. —

„Ich gehe von selbst," knirschte der Pariser, „sobald die deutschen Fäuste mich loslassen, nicht eher. Ja, ich will zu Herrn Gutenberg gehen und ihm lieber die Schuhriemen aufbinden, wenn ich an seiner Presse nicht dienen kann, als länger in einem Hause bleiben, wo man sein freies Wort gefangen geben muß. Du, Fust, und Du, Schöffer, was wär't ihr denn ohne ihn, den ihr übervortheilt habt und hinausgestoßen und um das Seine gebracht? O Fluch dieser ungastlichen, dieser verrätherischen Schwelle! und hütet Euch, die ihr unter diesem Dache wohnt, daß die Brautfackel, welche heute drunter lodert, nicht über Nacht zum rothen Hahne wird, der seine Flügel über den Trümmern Eures unrechtlichen Reichthums zusammenschlägt."

Bei diesen leidenschaftlichen Worten hatten die Gesellen den Sträubenden bis zur Thüre gedrängt; ein Stoß und er flog hinaus, polterte die Stiege hinunter, den Frankfurter und den Straßburger mitreißend.

Schöffer warf die Thüre hinter den Friedenstörern zu, führte seine Christine sorglich auf ihren Sessel zurück, sprach den beschämten und erzürnten Vater zur Ruhe, und erreichte wenigstens so viel, daß der Schein eines Festmahles bei den verscheuchten und beunruhigten Gästen allmählig wieder einigermaßen hergestellt ward.

2.

Wenn der Leser nicht verwöhnt worden ist durch die räumigen, hellen Säle, in denen Herr Brockhaus zu Leipzig, oder Herr Hänel zu Berlin, oder andere Koryphäen der heutigen Typographie ihre schaulustigen Gäste umherführen, wenn er bei dem Worte „Druckwerkstatt" nicht an Stanhopes-, Schnell- und Dampfpressen denkt, nicht an riesige Stereotypmaschinen, nicht an elegante Ateliers, an Schiffe und Tenakel von polirtem Holz, an funkelnde Schrauben, an scharfe Lettern, an zierliche Rahmen, dann sage ich, wird er vor dem düstern, niedern Gemach, in welches ich ihn eben einführe, nicht zurückschaudern. Wir kommen aus einer lauen, herrlichen Mondnacht, auf den grünen Hallen des Rheins lagern breitglühende Silberstreifen, um die nahen Rebenberge weht ein leiser Duft und lange, scharfe Schatten strecken sich über die Gassen des alten Mainz.

Das Alles lassen wir dahinten. That es nicht eben so jener greise Mann, welcher, gesenkten Hauptes, Auge und Seele versenkt in sein peinliches Werk, noch allein am Setztische stand? Wo waren seine Gesellen? Gegangen, um in der warmen Nacht umherzuschweifen, sich zu schaukeln im langen Kahne, in der Laterne zu sitzen, mit ihren Mädchen zu kosen an den lauschigen Pforthüren. Und warum suchte er selber, der einsame, nächtige Arbeiter, die Ruhe nicht, seinen gerötheten Augenlidern, seiner furchten Stirne, dem gebeugten Rücken so nöthig?

Eine mehr qualmende als erleuchtende Lampe hing an dem Balken, welcher die niedere Decke des Gemaches in zwei gleiche Hälften schied, gerade über den Setztisch herab, woran Johannes Gutenberg arbeitete. Denkt euch unter jenem nicht ein bequemes Möbel der neueren Zeit, mit Letternkasten, Winkelhaken, Tenakel, Schiff, Columnenfaden und allem ähnlichen Zuthat! Es war vielmehr eine breite Tafel von schwerem Eichenholz; darauf standen in einzelnen leinenen Säcken, der Folge nach, die Lettern; die Form, worin solche gesetzt werden sollten, lag vor dem Arbeitenden, und auf einem grob geschnitzten Pult lehnte der schwere Foliant, welcher als Manuscript diente. Möge der Setzer, der gegenwärtige Zeilen eben zusammenliest, all' sein Murren gegen die unleserliche Handschrift des Verfassers bitter bereuen, indem er seine Aufgabe mit der seines großen Ahnherrn demüthig vergleicht! Braucht er, wie dieser, sich auf das Manuscript herniederzubeugen und dann wieder auf seine Tafel, in den Säcken zu suchen, die Letter behutsam neben ihren Vorgänger zu stellen, wieder nach dem Manuscript zu blinzeln und die ganze obige Prozedur zu wiederholen, bis eine mühselig gesetzte Columne an dem Faden aufgereiht werden kann? Muß er, wenn seine Reinlässigkeit durch Druckersünden heimgesucht wird am Korrekturtische, den ganzen Faden wieder auflösen und von vorne anfangen?

Unheimliches Gemach, in dem der Erste aller Buchdrucker arbeitete, kleine Wiege eines Riesenkindes, arme Hütte, wie abstechend gegen die Paläste, die des Erfinders Jünger sich erbauten! Die Läden waren fest verschlossen, um den blauen Lichtströmen des Mondes keinen Eingang zu verstatten; Druckerschwärze, Oel und Ruß hatten die gepreßte Atmosphäre versetzt, eine unheimliche Stille waltete darin, nur unterbrochen durch das eintönige, leise Klappern der metallenen Buchstaben gegen einander. O ich mag euch dieses dunkle, rührende Bild nicht weiter ausmalen, das Bild des alten, schwachen Mannes mit dünnem Gelock um die hohen Schläfe, dessen Finger nur zitternd dem späten Werke zu dienen schienen, dessen Knie einzubrechen drohten, dem es vor den Augen flimmerte, so oft er (es geschah freilich selten genug) eine Seite in seinem Folianten umwenden und deswegen eine Sekunde rasten mußte! Denkt ihr euch Gutenberg lieber als euren Gutenberg, wie er heute in ehernem Schatten auf dem Domplatze zu Mainz steht — „ein schlichter, deutscher Mann" — aber nicht Ritter Thorwald ens bestes Kind.

Er wandte sich um — Johann Gutenberg in seiner engen Werkstatt — als hinter seinem Rücken die Thüre knarrte. „Dacht' ich's doch," sagte Einer der Eintretenden halblaut zu dem Andern; „da steht er noch an der Arbeit." Sein Gefährte zuckte die Achseln und beide traten, der Erste mit ehrfurchtsvoll entblößtem Haupt, zu ihm heran. Er erwiderte freundlich ihren Abendgruß. „Geliebt's Euch, werther Doktor," sprach er zu dem Zweiten, „mir noch eine Weile zuzuschauen, so rückt Euch den Sessel dort heran, und macht's Euch bequem, so gut's eben bei mir gehen will. — Beileibe," sagte er hierauf zu dem Andern, „Du hast doch beim Eintreten die Offizin wieder sorgsam zugeschlossen!" — „So habe ich, lieber Herr," erwiderte Jener. „Allein, nun laßt auch ab von Eurem nächtlichen Thun. Es muß nah an Mitternacht sein, und Ihr steht noch am Tische. Gedenkt Ihr denn gar nicht an Euch selber, und nicht an Freunde, die es wohl mit Euch meinen?" — Der Alte ergriff mit einer rührenden Zärtlichkeit die eine Hand seines Herrn und drückte sie an sein Herz. Ein treues Herz, dieses, und das einzige, welches unwandelbar für Gutenberg klopfte, von der Stunde an, da er zum ersten Male aus den Thoren seiner Vaterstadt ritt, gen Straßburg hinauf, ein junger, stattlicher Mann, bis auf die heutige.

Der mit ihm gekommen, war der Doktor Humery, Syndikus der freien Stadt Mainz, ein hochweiser, auch in der Rechtswissenschaft gar gelehrter Mann, von dem alle Chroniken melden, er habe mit sehenden Augen blind sein können und schwarz weiß, weiß aber schwarz genannt, eine Kenntniß, die seither seinen zahlreichen Nachfolgern gänzlich abhanden gekommen ist. Humery nannte sich einen Gönner Gutenbergs: denn als dieser im Jahre 1455 auf den Spruch des Mainzer Gerichts sein sämmtliches Werkzeug, selbst das mit demselben Geschaffene an seinen edelmüthigen Gläubiger, Herrn Johannes Fust, herausgeben mußte, als er von Straßburg, wohin er voll Zornes über seine undankbare Vaterstadt geflohen war, unverrichteter Sache wieder gen Mainz kam und dort eine Stätte suchte, aber lange umsonst, wo er der Welt nützen könnte: da war es eben jener Syndikus, Doktor Humery, welcher ihm nicht nur siebenzig Gulden zur Herstellung neuer Pressen vorschoß, sondern ihm auch jenes oben beschriebene Gemach in seinem eigenen Hause zur Werkstatt überließ. Dafür, so lautete die Vereinbarung, sollte Herr Johann Gutenberg das Geschäft auf Humerys Vortheil und Nachtheil betreiben. „Seht," sagte der uneigennützige Syndikus, „Ihr seid ein alter Mann, ich will nicht, daß Ihr von Neuem zu Schaden kommt. Wohlan, betreibt Ihr Euer Weben auf meine Rechnung, und was Ihr beschafft, sei mein guten eine billige Quote für Euch, und was Ihr verthut, sei mein Verlust. Aber hütet Euch vor Euren alten Stücken!"

Gutenberg hatte zu allem Ja gesagt, von ganzem — oder

Digitized by Google

von gebrochenem? — Herzen. Er wollte ja nur seine Kunst, seine allgeliebte, welcher er ein junges, stolzes, reiches Leben geopfert hatte, wieder anbauen können; mit den dunkeln Lettern, in denen eine magnetische Kraft für ihn lauerte, wollte er spielen, statt mit Kindern, die seinem Alter versagt waren. So schlug er denn in dem Hinterhause des Syndikus seinen Sitz auf, und nur das hatte er sich ausbedungen, daß er an der letzten Presse arbeiten wollte, am weitesten von den schmalen Fensterlein entfernt, welche auf den Hof schauten, und daß, sobald der Abend graute, die Blenden vor jenen Fenstern flugs geschlossen sein müßten. — Warum? Das sag' ich Euch in wenig Worten. Seht, aus jenen Fenstern des Hinterhauses vom Doktor Humery blickte man auf ein anderes, altes, winkelig gebautes Haus. Und der Zufall hatte es just so gefügt, daß dieses Haus Gutenbergs Vaterhaus war, seiner freiad'ligen Familie Stammhaus: „zum guten Berge," das er hatte veräußern lassen müssen, als er in der Fremde war und die Kunst der Buchdruckerei erfand. Vielleicht, daß sich die alten Augen des Mannes nicht daran gewöhnen konnten, vom Setztische aus den Erker zu sehen, in dem der Knabe gespielt hatte. Heutzutage hat die löbliche Mainzer Casinogesellschaft ihr Zelt im Hofe Gutenberg aufgeschlagen; wenigstens besagt eine Inschrift im Hofe des Lokals, daß dies dieselbe Stelle sei, wo des „unsterblichen Mitbürgers" Haus gestanden habe.

Der (sterbliche) Zeitgenosse desselben, Doktor Humery, hatte aber kaum eine Minute über Johannes Schulter geschielt, als er kopfschüttelnd sagte: „Mich dünkt, werther Meister, Euer Werk sei seit einer Woche nur um ein Geringes gefördert worden!" Gutenberg antwortete nur mit einer tiefen Röthe, welche — dem Abendroth über starre Eisberge möcht' ich sie vergleichen, oder einem zornig aufstrahlenden Nordlicht — auf den bleichen, magern Wangen entbrannte. Humery fuhr fort: „Zwei Eurer besten Gesellen habt Ihr fortgeschickt, weil Ihr, sagtet Ihr, Euch nicht mit ihnen vertragen konntet." — „Und so war es, mein Herr Doktor! Sie druckten nach der neumodigen Art, ohne einen Faden durch jede Columne zu ziehen. Dabei aber kann nichts Gescheutes heraus kommen." — „Ihr habt aber doch gesehen, daß die Bibel, die Fust und Schöffer dieser Tage ausgegeben haben, ein prächtiges Werk geworden ist und, wie Ihr selber eingestehet, Euer Katholikon, das letzte und das einzige große Buch, so von Eurer Presse gedruckt worden, bei Weitem übertrifft."

Gutenberg machte stillschweigend ein Zeichen in seinem Folianten, schlug ihn zu, band die Letternsäcke zusammen, schob sie sammt dem Schiff, worauf die gesetzte Columne noch stand, in die Lade des Tisches, wusch sich die Hände und ging in der Stube auf und ab. — „Ihr habt ihn böse gemacht," flüsterte Weideck mit einem grimmigen Gesichte dem Syndikus zu. „Nun sehet zu, wie Ihr mit ihm fertig werdet!" Er ging hinaus und warf die Thüre klirrend hinter sich in's Schloß.

Der Syndikus faßte Gutenberg begütigend am Arme. „Meister," sprach er, „deutet mir's nicht übel, wenn ich Euch zu Zeiten ein Wort sage, was wohl hart klingen mag, aber, weiß Gott, von Herzen kommt. Schaut doch, Ihr verliert so viele Zeit mit Grübeln und Denken, wie es wohl noch besser zu machen sei, und während dessen beuten raschere Hände aus, was Euer Geist ersonnen. Der Peter Schöffer zum Exempel, hat er nicht ein hübsches Vermögen sich zusammengedruckt und eine reiche Frau obendrein? — Alsdann," so fuhr der Syndikus fort, als jener noch hartnäckig schwieg und mit großen Schritten in der Werkstatt auf und niederging, „alsdann werdet Ihr mit den Jahren so übelnehmisch und grillenhaftig, daß doch auch der Sanftmüthigste mit Euch nicht mehr zurechtkommt. Denkt doch an die vielen Prozesse und Händel, so Euch Euer junges Leben getrübt haben. Und, da wir einmal d'ran sind, uns das Herz gegen einander auszuschütten, was habt Ihr nun davon, daß Ihr Eure Kunst noch immer so geheim haltet, sie bei verriegelten Thüren treibt, den Gesellen anbefehlt, nicht draußen umherzulungern und das Werk zu verrathen? Ist's doch nicht mehr wie in den ersten Zeiten, da Ihr von Straßburg heimkamt und Eure ersten Donate drucktet. Damals mochtet Ihr ja wohl ein Hehl haben von dem, was Ihr erfunden; aber jetzo, da Fust und Schöffer eine große, offenkundige Werkstatt im Humbrecht halten, sammt vielen Gesellen aus aller Welt Gegenden, da selber in andern Städten der deutschen Lande, in Bamberg, in Straßburg, in Frankfurt fremde Hände ernten, was Eure gesäet haben, der klugen Niederländer zu geschweigen, so sieht man doch wahr und wahrhaftig nicht ein, warum Ihr Euer Werk wie einen Stein der Weisen verborgen halten wollt, dermalen solches Euch nicht, wohl aber Euren Feinden nützen und frommen mag?" — Still schwieg der kluge Syndikus und erwartete, welchen Eindruck seine wohlgesetzte Rede auf den stummen Zuhörer machen würde. Gutenberg hatte während derselben seinen Mantel vom Haken genommen, sein schwarzes Sammtbarett aufgestülpt, und sprach nun, dem Stadtschreiber fest in's Auge sehend: „Es ist ein altes Wort, daß Thoren in einem Athem mehr fragen können, als Weise in einem Tage beantworten mögen." — Weiter sagte er kein Wort, sondern ging mit einem gleichgültigen Gruße an dem Stadtschreiber vorüber, der Thüre zu; dort wandte er sich noch einmal um. „Uebrigens," sagte er, „wiederhole ich Euch nochmals, daß ich nicht Meister Gutenberg bin und heiße, mein gelehrter Doktor, sondern Herr Gutenberg, eines freien, adeligen Stammes Sohn, wie Ihr selber am besten wissen möget." Damit ging er hinaus und ließ den Syndikus mitten im Zimmer stehen.

Mann, wie voll mochte Dein Herz sein von Bitterkeit und Unmuth, als Du so die einsame Straße dahin schrittest, in Deinen Mantel gehüllt, die Hände fest über der arbeitenden Brust zusammengedrückt! Du gedachtest gewiß an alle Unbill, die Dir hier schon widerfahren war in Deiner Geburtsstadt, und wie die, für welche Du gearbeitet hattest, ihren Fuß auf Deinen Nacken setzten, den freien, adeligen. Deine Sterne waren im Sinken!

Am Morgen hatte Johann Gutenberg ein prächtiges Exemplar der Bibel gesehen, welche Fust und Schöffer wenige Tage zuvor ausgegeben. Der Erfinder konnte es sich, trotz allem persönlichen Stolze, nicht verheimlichen, daß er von seinen Jüngern überflügelt worden war. Er gehörte zu jenen erleuchteten Geistern, die, zur Empfangniß der größten Ideen und der wichtigsten Erfindungen prädestinirt, eben wegen dieses überwiegenden Sinnes für das Große unglücklich sind in den Details künstlicher Ausführung, noch mehr ungeschickt in dem praktischen Ausbeuten des Gewonnenen, während Peter Schöffer, gebildet in Paris, abgerieben in kleinen und weiten Beziehungen des Lebens, vermöge seiner leichtauffassenden und gewandten Anschicklichkeit einen gegebenen Gedanken vortrefflich zu verfolgen verstand, und sein Schwiegervater Fust zum merkantilischen Betrieb eines neuen Geschäftes vor Vielen tauglich war. Ihnen Beiden mußte es leicht werden, nicht nur den gealterten Erfinder, als sie seiner entrathen konnten, aus dem Gesellschaftsverbande, darin sie früher mit einander gestanden, zu vertreiben, sondern auch für sich das Geschäft auf ungleich zweckmäßigere und ergiebigere Art, eben nur als solches, zu betreiben.

Gutenberg erkannte das. Als er im Jahre 1460 sein Katholikon vollendet vor sich liegen sah, und die magern, übel geformten Typen im Geiste zusammenhielt mit den prunkenden Lettern im Psalter von Fust und Schöffer, übermannte ihn ein so wehmüthiges Bewußtsein seiner eigenen Werthlosigkeit, daß er seit der Zeit nicht, wie Jene, unter jedes zu Stande gebrachte Werk prahlend seinen Namen setzte, sondern nur in einer bescheidenen Nachschrift aussagte, es sei dieses Buch „unter dem Beistande des Allerhöchsten, auf dessen Wink die Zungen der Kinder beredt werden, und der oft den Kleinen offenbart, was er den Weisen verbirgt, gedruckt worden," und zwar fügte er hinzu, „in der guten, der ruhmreichen deutschen Nation angehörigen Stadt Mainz, welche die Güte Gottes mit so hehrem Geisteslichte und freiem Gnadengeschenke den anderen Völkern der Erde vorzuziehen und zu verherrlichen geruht hat." — Rührende, kindliche Pietät eines Sohnes gegen die Stiefmutter! Um wie viel größer und — deutscher, als der römische Starrsinn, der im Sterben noch, nicht einmal die Gebeine dem undankbaren Vaterlande gönnt!

Wenn aber der Syndikus Gutenberg den Vorwurf machte, er halte sein Werk über Gebühr und unnöthiger Weise geheim, so hatte es auch damit in so weit seine Richtigkeit, als er dasselbe nicht bloß handwerksmäßig betrieben wissen wollte. „Soll ich," sagte er, „nur eine neue Gilde geschaffen haben in der Mitte der andern, und mein altadeliges Wappenschild neben die Zeichen der niederen Gewerke an Herbergen und Zunfthäuser nageln sehen? Meine Kunst ist geistiges Eigenthum meiner selbst: sie bleibe es und werde, obschon verwandt zum Nutzen aller Welt, doch nur von Eingeweihten geübt und fortgepflanzt. Mögen sich jene, wenn sie wollen, auf eine Stufe stellen mit dem Schneider, der mir mein Kleid auf Bestellung fertigt, und Bücher drucken, wie man Schuhe flickt, mir gilt es ein Höheres, ein stetes Vervollkommnen und Steigen in meinem Werke, und eine freie Betriebsamkeit, deren sich meine Rechte und mein Name nicht zu schämen haben."

Armer Wandler im Mondenscheine, träumender Joseph! Du wußtest nicht, welch' eine ernste Sache es ist um das Erfinden. Die Erfindung begräbt ihren Erfinder, und je einflußreicher und zeitgemäßer sie ist, desto schneller verschwindet aus der Reihe der angeregten Kräfte diejenige, welche zuerst anregte. In geistigen Thätigkeiten gibt es kein Monopol und kein Privileg. Die Idee ist von dem Augenblicke an, wo sie hell und klar die Seele erfüllt, ein gemeinsames Gut; was der Eine gefunden und gewonnen, wird durch den Zweiten auf seine Weise gefördert, verbessert, benutzt, und strömt dann durch alle Pulsadern des Lebens. Da verschwindet der Name und die Persönlichkeit des Ein-

Digitized by Google

zelnen, wie sehr er sich auch gegen das Ueberwältigen von seinem eigenen Werke wehre. Aber was ihm nicht verstattet ist, wird der dankbaren Nachwelt ein schönes Bedürfniß. Sie strebt denjenigen auszumachen, welcher den größten und hauptsächlichsten Antheil an der Erfindung hatte. — Darum vielleicht, daß an derselben Stelle, wo du in mancher Nacht verzweifelnd und in tiefster Seele zerrissen still standest, um einen fallenden Stern auf seiner raschen Bahn zu verfolgen, jetzunder dein eherner Schatten steht, von Tausenden bewundert, gekannt, verehrt! — Vielleicht aber auch, daß wieder um eintausend Jahre später ein Torso dort aus Grabhügeln und Trümmern geschaufelt wird, von dem die Wilden nicht wissen, daß er den Leib Gutenbergs, des Erfinders einer vergessenen Kunst, einst einmal vorstellen sollte.

3.

Als Johann Gutenberg heimkam in seine enge Behausung, fand er außer dem treuen Beilbeck noch einen jungen Fremdling seiner harrend, der ehrerbietig aufstand, sobald jener eingetreten war. Verwundert über den späten Besuch, fragte er nach dessen Ursache. „Herr," war die Antwort, „ich bin gekommen, um das edle Gewerk in Euch zu grüßen," und zugleich sagte der junge Mann seinen Spruch auf: „Gott ehre das Gelag, heute, morgen und den ganzen Tag; Ist es nicht groß, so ist es doch nicht an Ehren bloß." — Gutenberg nickte nicht eben freundlich. In der Stimmung, worin er sich gerade befand, konnte er den spät ansprechenden Gesellen nicht übermäßig willkommen heißen, mußte aber doch, wollte er nicht für übermüthig gelten, ihn mit einem Gegengruß und einem Zehrpfennig ziehen lassen. Denn wie jung auch das Druckergewerke sein mochte, so hatte es sich doch bei der ungemeinen Durchbildung alles Zunft- und Gildewesens im Mittelalter um so schneller in eine bestimmte Form emporgearbeitet, als ähnliche Gewerke z. B. der Kartendrucker, Holzschnitzer, Bildermaler u. s. w. schon lange vorher in den Niederlanden, in Frankreich und in Deutschland bestanden. Nur so kann es auch erklärt werden, wenn wenige Jahre später, nicht nur in Deutschland, im Elsaß namentlich und am Niederrhein, sondern auch in Italien, Frankreich, Holland und England, sowohl einzelne Druckoffizinen und Meister, als auch ganze Druckerzilden vorkommen.

Der Geselle schüttelte, als ihm Beilbeck auf Gutenbergs Geheiß einen Dank gereicht hatte, höflich mit dem Kopfe. „Verzeiht, edler Herr!" so wandte er sich zu Jenem, „ich bin nicht auf der Wanderschaft und bloß wegen eines Geschenkes eingekehrt. Ich suche Arbeit bei Euch, so Ihr zwei rüstige Arme und ein richtes Herz brauchen mögt." — Gutenberg wurde aufmerksam durch die gefällige und bei aller Ungebundenheit doch anspruchlose und bescheidene Sitte, womit der Fremde sich ihm vorstellte. „Du ist kein Deutscher," sagte er zu ihm, „Dein Accent verräth den Ausländer." — „Nein, Herr, ein deutsches Blut bin ich nicht, nur zur Hälfte, wenigstens dem Vater nach; meine Mutter ist eine Französin, ich ein Pariser. Ich war Kartendrucker, bis mich der Ruf von Eurer neuerfundenen Kunst erst nach Straßburg gezogen hat, hernach hierher gen Mainz. Bis vor einigen Tagen habe ich bei Meister Fust in Arbeit gestanden, nun er mich jüngstens weggejagt hat, spreche ich bei Euch vor."

Die Nachricht war wenig geeignet, den Pariser seinem geachten Gönner zu empfehlen; dieser erwiderte ihm vielmehr nicht ohne Bitterkeit im Ausdruck: „Wenn Du meinst, Bursche, Du indest bei mir eine volle Tafel und eine bequeme Presse, wie Du e dort verlassen, so irrst Du Dich. Kost gebe ich meinen Gesellen gar nicht und Arbeit ist zur Zeit auch nicht im Uebermaße a." — Der Fremde sah traurig vor sich nieder. „Herr Gutenberg," sagte er, „Ihr thut nicht wohl, mich so kühl und unirsch gehen zu heißen. Ich weiß, daß Ihr zwei Arbeiter weggeschickt habt, weil sie Euch nicht zu Willen gewesen sind, und daß Ihr eine redliche Hülfe in Eurer Werkstatt, wie klein sie auch ein mag, bedürft. Probirt es einmal mit mir, ich bin ein ehrliches Kind ehrlicher Eltern und heiße, mit Vergunst, Claude Nueny, Sohn von Gisquette Nueny."

Gutenberg horchte genauer auf, nicht bei dem Namen des Sohnes, sondern bei dem der Mutter. Eine augenblickliche Bewegung schien sich seiner zu bemächtigen, als er die Züge des jungen Franzosen aufmerksamer betrachtete. „Gisquette hieß Deine Mutter, sagst Du? — ein hübscher Name!" So sprach er mehr vor sich hin, als zu jenem und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Es thut mir leid, Claude, aber es kann nicht sein. Ich brauche Deine Hülfe nicht." — „So lebet wohl, Herr Gutenberg, und möge es Euch so gut ergehen, als es einer Euer treuesten Jünger wünscht!" Mit diesen Worten faßte der junge Mann des Alten Hand, küßte sie, ehe es jener zu hindern vermochte, und schied.

Beilbeck, der während der Unterredung das Lager seines Herrn zurecht gemacht hatte, sagte, indem er ihm den Mantel abnahm, schüchtern zu ihm: „Ihr hättet die freundliche Haut nicht so von Euch weisen sollen, Herr Gutenberg! Würdet es auch nicht gethan haben, wenn der närrische Kauz nur gegen Euch den Mund so weit aufgerissen hätte, wie gegen mich. Denn, daß Ihr es nur wißt, er ist um Euch brodlos geworden, der arme Junge." — „Und das sagst du jetzt erst, Alter?" — „Darf man denn bei Euch ein Wort drein reden, wenn Ihr es mit Fremden habt?" entgegnete der Diener dem Auffahrenden und wiederholte dann in der Kürze, was ihm der Franzose erzählt hatte, nämlich dessen Abschied von Meister Fust. Gutenberg hatte kaum den Zusammenhang begriffen, als er hastig das Fenster mit runden Scheiben aufriß und hinter dem Entlassenen herrief. Dieser war noch nicht zu weit von dem Hause entfernt, um ihn zu vernehmen, und es dauerte nicht lange, so stand er wieder mit glühenden Wangen vor dem Meister, welcher seine Hand bewegt auf die Locken des schönen, ihn freundlich und verlegen anlächelnden Hauptes legte. „Du bist mir," sprach er, „ein schlimmer Gesell, wenn Du so mit Deinen Meistern umgehst, wie es mir der Alte eben berichtet, und ein Trotzkopf obendrein, daß Du mir nicht erzählst, was Du um meinetwillen erlitten hast in dem Krämerhause!" — „Herr, ich kannte Euch damals noch nicht, und was ich that, geschah ja nur zu Ehren unserer freien Kunst und ihres alleinigen Erfinders, nicht aber für Eure Person. Wie hätte ich mich also vor Euch damit brüsten mögen und Euer gerades Urtheil bestechen? Glaubt mir, ich würde es auch dem Famulus nicht erzählt haben, wäre es nicht der Kurzweil wegen gewesen, und weil Ihr uns Zwei so gar lange auf Eure Heimkehr harren ließet."

Gutenberg wurde von jedem Worte des Pariſers entschiedener für ihn eingenommen. Er hieß, obwohl Mitternacht längst vorüber war, Beilbeck einen Krug Wein herbeischaffen, machte sich's bequem und lud seinen neuen Gesellen ein, ein Gleiches zu thun. „Für heute," sagte er zu Claude, „muß ich Dich schon bei mir behalten, es gehe so knapp es wolle; die Herbergen würdest Du so alle verschlossen finden. Beilbeck, schaffe Rath für die Ruhe des Burschen und mir schnell einen Trunk! Das Geplauder von dem Syndikus hat mich warm gemacht, und trinken wir heute recht in die Nacht hinein, schläft's sich morgen um so besser, zumal es ja ein gottseliger Feiertag ist und Einen der graue Tag nicht gleich wieder an die Presse ruft."

Meister und Geselle saßen bald einträchtig beisammen und stießen auf das Wohl der Kunst an; auch der alte Beilbeck durfte Bescheid thun; „denn er hat's um mich verdient," sagte jener, „und um das edle Druckerwerk auch. War's doch kein Anderer, als eben der Alte da, der meine Pressen rettete, als sie mir zu Straßburg auf den Fersen waren in dem bösen Handel mit Dritzehn und seinen Erben, die mir gern mein künstliches Geheimniß um einen Schacherlohn abgepreßt hätten. Glaub' mir, Du junges Blut, das hat Sprünge gekostet und Schliche, ehe wir so weit waren, wie heute, und es ist dem Herrn Gutenberg nicht zur Wiege gesungen worden, daß er sollte von einer Stadt zur anderen pilgern, seinen Schubsack auf dem Nacken, um ein armseliges Gewerbe zu betreiben."

Claude lachte seinen Meister mit bewundernder Hingebung an und bat: „Wenn Euch die Wißbegier eines jungen Menschen nicht zu lästig wird, so möchte ich Euch wohl angehen, mir einmal so recht von Angesicht zu Angesicht zu sagen, wie Ihr denn eigentlich auf den wundersamen Gedanken Eurer Erfindung gekommen seid?" — Ein stiller, beschaulicher Ernst umschattete bei seiner Frage das Antlitz des Meisters. Er strich mit der Hand langsam über die hohe, gefurchte Stirne und sprach nachdenklich in die Tiefe seines Kelches blickend: „Siehst Du, mein Freund! das Beste und das Rechte kommt Einem in der Welt, ohne daß man eigentlich sagen kann, wie und wovon. Mit meinem Drucken ging es nun gewissermaßen auch so. Das Drucken in ganzen Tafeln, wie Ihr es in Eurer Kunst ausübt, und Andere es auch wohl schon auf Bücher angewandt haben, genügte mir schon lange nicht mehr. Auch war der erste Schritt verhältnißmäßig nur ein geringer, der Schritt von den festen, zusammenhängenden Tafeln zu einzelnen Theilen, zu Typen. Die klugen Alten haben uns den Weg schon lange gewiesen, es hat ihrer aber Niemand so recht geachtet. Mich brachte der Anblick meines Siegelringes zuerst auf den Gedanken beweglicher, zusammenzusetzender Lettern. Als ich eines Tages das Pilgermännlein mit der Schale auf der Schulter in weiches Wachs sauber und scharf abgedruckt hatte — das ist nämlich das adelige Insiegel derer vom Gutenberge zu Mainz — meinte ich, man müsse auch wohl alle Buchstaben einzeln in Stein- oder in Holztäfelein vertieft einschneiden und hernach abdrucken können. Du siehst, Claude, wie weit ich noch von meinem Ziele entfernt war, und dennoch hatte ich

Digitized by Google

damals schon ein Erkleckliches auf diese Kunst und allerlei andere verwandt. Ich wohnte dazumal noch in Straßburg, in der Vorstadt zu St. Arbogast, wenn Du etwa da genau bekannt bist. Nun will ich Dir nicht erzählen, wie langsam ich mich erst allmählig zurecht fand, bis ich zu den aus Holz geschnitzten Matrizen kam, wie viel Versuche mir mißglückt sind, wie viel Täuschungen und Verluste mich betroffen haben. Allein eine Hauptschwierigkeit blieb, wenn nun auch die Typen da waren, — nämlich die des Abdrucks. Eine Presse sieht sich sehr einfach und natürlich an, und dennoch ist ein himmelweiter Unterschied zwischen einer solchen und zwischen dem altmodischen Reiber, dem ungeschickten Ballen von Pferdehaaren und Tuchstreifen, womit man sonst mühselig immer nur eine Seite auf einmal und nur auf einer Seite abzudrucken vermochte. Das quälte mich am meisten, daß ich kein rechtes Mittel oder Werkzeug wußte, um die kleinen hölzernen Lettern fein zusammenzuhalten und auf alle zumal, ohne sie zu zerbrechen oder zu zerwerfen, einen gleichmäßigen und hinreichend starken Druck auszuüben, um die ausgeschnitzte Figur sich auf das Blatt abfarben zu lassen.

„Eines Tages nun, als ich recht voll von allerlei Gedanken und doch zu keinem rechten Entschlusse kommend, in meiner finstern, einsamen Werkstatt saß, übermannte mich der Unmuth über meine eigene Schwache und die Verzweiflung am Gelingen meiner Erfindung so arg, daß ich, einem Wahnwitzigen nicht unähnlich, hinauslief unter Gottes freien Himmel, um unter der jubelnden Natur draußen mein Ungeschick oder Unglück wo möglich ein Stündlein abzuschütteln. Nun war es aber damals just um die schöne, gesegnete Herbstzeit, und in allen Gärten um die Stadt, wie auf den entfernteren Höhen wimmelte es von Winzern und Winzerinnen, welche lasen. — Siehst Du, junger Freund! Der Mensch ist verderbt von Jugend auf und alles Schlechten voll. Mir schwoll die Seele von einem recht giftigen Neide auf, wie ich die emsigen, fröhlichen Leute so allerwärts umherhandiren sah. Und jedes wußte seine Stelle und jedes kannte sein Geschäft; ich aber stand ganz allein müßig und unschlüssig unter ihnen. — Und gerade in dem Augenblicke, recht als wolle mich der Herr ob meiner grundschlechten Gedanken in seiner Weise strafen, mußte es sich fügen, daß sie dicht vor meinem mit Blindheit geschlagenen Auge eine Last blauer Trauben in die Presse schütteten, und daß dieses anstellige bequeme Instrument, so als ob es weiter gar nichts wäre, seinen köstlichen Dienst leistete. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen, und ich rannte heim, und die ganze Nacht arbeitete ich mit meinem getreuen Lorenz Beildeck dort, und wie der Morgen neugierig in meine Werkstatt guckte, stand eine Druckerpresse da, roh freilich noch und nur eben angefangen, allein es war doch nun gefunden. Glaub' mir, Claude, ich hätte es machen können wie der große Rechenmeister, von dem ich einmal bei meinen Alten gelesen habe, der nackt aus dem Bade fortlief und durch alle Gassen seiner geärgerten Vaterstadt sein „Gefunden" schrie, als er im Wasser seine künstliche Goldprobe ausgedacht hatte. Du solltest es wissen, welch ein köstliches Ding es ist, wenn es so nun mit einem Male Licht vor Einem wird und man sich wundert, daß man, wer weiß wie lange, in der Nacht umhertappen konnte, und jauchzt und auf seine sündigen Knie hinstürzt, um dem lieben Gott seinen Dank zu bringen, von welchem doch alles Licht stammt, das wir unmündigen Erdensöhne uns selber oft im thörichten Hochmuthe beimessen!"

Gutenberg faltete andächtig seine Hände um den Fuß des gefüllten Pokals und that einen langen, schlürfenden Zug aus dessen würziger Tiefe. Claude hatte ihm mit fast kindlicher Rührung die einfachen Worte von den Lippen gelauscht und sagte, als der Meister geendet, wie in prophetischer Begeisterung zu ihm: „Herr, Ihr habt ein göttliches Werk ersonnen und durchgeführt; was sind doch alle Künste gegen die Eurige in Betracht ihrer unberechenbaren Wirksamkeit! Ihr müßt mir das nicht für eine Schmeichelei auslegen, mit der ich Euch um den Bart gehen wollte; allein Eure Erfindung kann ich immer nur einer alten Fabel gleichstellen, die ich in der schönen und lustigen Stadt Paris bei einem sogenannten Muster habe aufführen sehen. Da stahl nämlich ein Held — Prometheus hat er, glaub' ich, geheißen — das Feuer vom Olymp und brachte den göttlichen Funken hernieder auf die dunkle, unwirthbare Erde. So thatet auch Ihr. Euer Name und Eure Kunst für immer!"

Der Jüngling erhob sich und trank, während Gutenberg, die greisen Locken nachdenklich hin und her wiegend, vor sich hinblickte. Nach einer langen Pause erwiderte er:

„Du sprichst, wie Du es verstehst und in Deiner jugendlichen Weise ansiehst. Das Leben hat Dir seine Schatten noch nicht gewiesen, Deine Träume noch nicht zerstört. Mit mir ist das anders. Glaub' mir, Claude, ich seh' die Zeit kommen, da die kleinen, beweglichen Lettern, die ich erfunden habe, lebendig werden und an den stolzen Thürmen unserer Münster wie raschelnde Schlangen emporklimmen, in die alten Kaiserthrone als nagende Würmer sich setzen. O es liegt eine dämonische Gewalt in ihnen, welche Du nicht siehst, nicht sehen kannst. Ich habe gebaut, aber ein Ding, das nur zerstören kann; ich habe ein Licht angezündet, und wenn die freie, lebendige Luft d'ran schlägt, wird das Licht als gefräßige Flamme emporlodern, wenn man es nicht hütet und einen Dampfer d'rauf setzt."

Claude wußte nicht recht, wie es der greise Seher meinte. Sein frischer Blick streifte nur die Oberfläche; was tiefer lag, die nothwendigen Folgen und Reaktionen jener welthistorischen Erfindung blieben ihm verhüllt. Auch kam er, ganz eingenommen von der Liebe zu seinem Meister, immer nur zu dem Gedanken zurück, wie dieser sich selber ein unverwüstliches Denkmal in seiner Erfindung gesetzt habe. Gutenberg wollte auch das nicht einräumen; er sagte vielmehr: „Meine Kunst ist keine wie die andern. Ein Maler wirft seine Gestalten auf die Leinwand und schafft ein Ganzes, das um seiner selbst willen vorhanden ist und bleibt; eben so Dichter, Steinmetzen, Baumeister, Tonkünstler. Wir sind mit unserer Presse nur fremder Leute Diener, die Buchdruckerei ist nur ein Mittel für Andere. Was liegt daran, welche Faust die Lettern eines Buchs zusammenreihte, die Presse fallen ließ, die Seiten und Bogen an einander heftete, die Hülle um den Geist schlug? Der Leser wird nicht fragen, wer das Buch gedruckt hat, ihn kümmert nur der Name des Mannes, der es ausdachte und niederschrieb, und während dieser groß und glänzend an der Stirne seines Produkts prangt, hängen wir uns in einer kümmerlichen, von Tausenden kaum bemerkten Nachschrift in das Schlepptau seiner Unsterblichkeit."

Der Meister hatte sich erhoben und schritt auf das Fenster zu. Draußen lag eine milde, weiche Sommernacht mit duftigen Fittigen auf Strom und Stadt und Thal. Bewegt schaute Gutenberg hinaus und hinauf in die tiefen, sterndichten Fernen des Himmels. „Herr," flüsterte er, abgewandt von denen hinter ihm, „Du weißt, was ich gewollt und gethan, Dein ist das Ende; laß mein armselig' Leben und meinen Namen in Deiner Unendlichkeit verloren sein, so Du willt." — Sprach's und verschwand in dem dunkeln Gemache, in dem er seinen heiligen Schlaf schlief. Claude starrte ihm betroffen nach; Lorenz Beildeck aber, mit feuchten Augen dem Geliebten nachwinkend, sagte dem Fremdling in's Ohr: „So ist er oft; ein Herz wie ein Kind. Gott behut' ihn!"

4.

Vielleicht habt ihr es schon einmal gesehen, daß Abends hinter den Bergen ein gräuliches Unwetter langsam und schwerfällig aufzog, während das Thal noch in sonnigem Frieden dalag und entschlummerte? Die Landleute stehen gerade am Thore und überschlagen frohlockend ihre Ernte, aus den Schornsteinen wirbelt blauer, wohnlicher Rauch empor, und rieselt etwas, wie Ahnung oder Warnung, oder Wehmuth. — Und eine Stunde später, eine einzige, karge, kurze Stunde .... — Erlaßt mir das Bild!

Keinen härteren Morgen hat die Stadt Mainz wohl gesehen, selbst in den letzten bösen Kriegszeiten nicht, als den des 28. Oktobers im Jahr 1462. Den Tag, Simon und Juda heißt er im Kalender, sollten sich die Bürger als einen rechten Judastag schwarz anstreichen, oder roth, zum Andenken an das Blut, das damals in ihren Mauern geflossen, und an die Lohe, welche jäh aus den Häusern aufflatterte.

Herr Adolf von Nassau kam damals, auf eine etwas seltsame und unerhörte Weise für den Hirten, in die vom heiligen Vater ihm anvertraute Heerde, um den hartnäckig auf seinem Besitze beharrenden Erzbischof Diether wie einen Bienenweisel aus dem Korbe hinauszuräuchern. Etwa um die vierte Stunde nach Mitternacht kletterten ein Hundert seiner keckſten und tapfersten Reisigen über die hohe Stadtmauer, gerade wo sie am höchsten war und wegen des obendrein dicht daran vorüberziehenden Stromes für so sicher gehalten wurde, daß überall Wachen standen, nur just an diesem Ende nicht. Hinein in die Stadt springen, des nächsten Thores Gewaffnete niederwerfen, den draußen Harrenden öffnen, in die benachbarten Häuser stürzen mit Feuer und mit Schwert — das Alles geschah so geschwind, wie wir es jetzo weder erzählen können noch wollen. Bei grauem Tageslichte Feuerlo in den Gassen, auf den Thürmen Sturmgeläute, in den Häusern Ach und Weh und Schwerterklang, und das vom ersten Strahl des jungen Morgens, bis spät Abends, als die Sonne, mit blutigen Thränen in dem mütterlichen Auge, sich entsetzt und ohnmächtig in den Rhein untertauchte. Die Bürger wehrten sich, wie Mainzer Bürger sich immer wehren sollten, bis sie vierhundert ihrer Besten todt in den Straßen umherliegen sahen, bis Weiber und Jungfrauen und Kinder händeringend

zwischen die Streitenden stürzten und die Soldaten des Nassauers sammt seinen Verbündeten ihnen die geplünderten Häuser über dem Kopf ansteckten. Da warfen sie heulend die Waffen weg, ließen sich, wie Schäflein im Gewitter, auf dem Platze vor der erzbischöflichen Curie zusammentreiben und von ihrem neuen Machthaber verkündigen: sie könnten sammt den lieben Ihrigen einstweilen hingehen, wo es ihnen nur beliebe, jedenfalls aber zu irgend einem Stadtthore hinaus.

Ihr solltet nur die Litanei hören, welche meine alten Chronisten auf dieser blutigen Seite ihres Werkes einstimmig anheben über die in's „Elend" Pilgernden, die tödtlich Verwundeten, die hülflos Zurückbleibenden, die Verarmten, Verbrannten, Verstümmelten. Und wie sie sich erbosen wegen jener Mainzer, welche klug genug gewesen waren, vorher mit dem Nassauer sich zu vereinbaren, und die nun „salviret" im allgemeinen Jammer dastanden. Selbst darüber wagt Einer sich zu skandalisiren, daß Erzbischof Diether, als ihn die Sturmglocke aus seinem besten Morgenschlafe weckte, eiligst ein unscheinbares Gewand sich überwerfen ließ, Stab und Ring und Prälatenkreuz gern daheim vergessend, aus einem Fenster der bereits hart berannten Burg mittelst eines langen, langen Strickes hinabgelassen wurde und auf einem kleinen Nachen pfeilschnell rheinabwärts steuerte, kaum einen Blick auf seine rauchende und wehklagende Stadt zurückgewendet. Als ob das so etwas so gar Absonderliches und Unerhörtes sei! Närrischer Chronist!

Unter den Rennenden, Rettenden, Flüchtenden all, was thun wir Natürlicheres, als was Alle thaten, uns umsehen nach denen, die wir kennen? Zum Theil stand es mit ihnen nicht zum Besten. Im Humbrecht hausten die Nassauischen Landsknechte gar übel; die Pressen wurden zum Fenster hinausgeworfen, daß sie prasselnd auf dem Pflaster zersprangen, es regnete Lettern in die Schustergasse, alle Kisten und Kasten zerschlugen die Beutesüchtigen, nirgends genug findend für ihre Gier. Da half es nicht viel, daß Meister Fust mit gerungenen Händen betheuerte, er besäße nichts mehr, was er geben oder Andere ihm nehmen möchten, und auf seine Drohung, sein Bruder, der erste Bürgermeister des Jahres und der reichste Goldschmied im Viertel, sei gut nassauisch, dem wolle er seine Unbill klagen, lachten ihn die Landsknechte aus und griffen mit illiterärischen Fäusten, als von Gold und Geldeswerth nichts mehr zu greifen war, nach den im Dachgeschoß aufgespeicherten Exemplaren kostbarer Druckwerke. „Essen kann man das Zeug nicht, weil's unverdauliche Waare ist, allein es taugt wohl zur Streu für die Pferde," sagte ein langbärtiger Pfälzer und schob sechs schwere Folianten in seinen nimmersatten Quersack.

Schlimmer noch gestaltete sich die Scene, als Peter Schöffer, welcher seiner jungen Ehehälfte vergeblich Muth und Trost zuzusprechen beflissen war, mit einem der ungebetenen Gäste in heißen Wortwechsel gerieth. Frau Christine hatte sich in ihr innerstes Gemach geflüchtet und lag auf ihrem Betschemel knieend vor dem Bilde der gnadenreichen Mutter Gottes, während Schöffer bald im Hofe zu steuern suchte, bald herauf kam, um Bericht, leider! immer nicht den erwünschten, abzustatten. Plötzlich drang ein kecker Reitersmann in Christinens Heiligthum ein, und suchte mit den finstern Augen, was er verschlinge. Zitternd reicht die Geängstigte dar, wieviel sie an Kleinodien und Zierrathen besaß. „Es schickt nicht," brüllt der Soldat, mit beiden Händen in ihren Truhen wühlend, ihre Schreine aufreißend. In einem derselben fällt der Psalter von 1457 ihm in die Augen, nicht seiner schönen Typen, sondern lediglich der silbernen Spangen wegen begehrenswerth für den Vandalen. Schmunzelnd reißt er das Werk an sich, Frau Christine, die in demselben ihr Andachtsbuch und zugleich des Gatten Brautgeschenk werth hält, versucht es vergeblich, dem Starken seine Beute zu entwinden. In das Geschrei hinein stürzt Schöffer, entreißt sein Buch dem Reiter, dieser tritt mit der schweren Ferse nach ihm, verwundet ihn leicht mit dem Sporn, Schöffer wehrt sich und schleudert seiner Frau Betschemelchen so gewaltig dem Feinde in's Angesicht, daß er schreiend, blutend zusammenbricht. Neue kommen hinzu, der Alte rafft sich auf, Schöffer sammt Christinen werden zum Hause hinausgetrieben, eine rohe Hand wirft einen Brand des eigenen Herdes in die Sparren und Gebälke des Daches — ein Augenblick noch, und die Brunst leckt mit spitzen Zungen aus zehn Löchern, auf dem Giebel breitet der rothe Hahn seine Schwingen aus, als müsse sich der Fluch des vertriebenen Gesellen von Paris so bald am Druckhause erfüllen.

Wehklagend stand die Familie Fusts im Hofe und sandte den mit Hohngelächter abziehenden Feinden, die das geplünderte und brennende Nest verließen, um anderwärts glücklicher wieder zu beginnen, ohnmächtige Verwünschungen nach. Daß die Bemühungen der Druckerburschen, welche nicht wußten, ob sie erst das Haus löschen oder die wenigen Trümmer in demselben retten sollten, nichts fruchteten, begreift sich leicht, ebenso, daß die Nachbarn keine Muße fanden, oder keine Lust, in solcher Bedrängniß einem Dritten zu helfen, zumal da dieser Dritte bei Manchen ob seines stolzen Betragens und seines glücklichen Geschäftes nicht zum Besten angeschrieben stand. Fust raufte seine Haare und streute sie in die Flammen des eignen Besitzes, weil er nicht wußte wohin. Sein Bruder, der erste Bürgermeister — ach! der hatte in der gemeinen Noth, oder, was wahrscheinlicher ist, in der um seine eigene Habe und Person so viel zu thun, daß er seines Fleisches und Blutes nicht einen Augenblick gedenken konnte. In der Stadt überall Feinde, Plünderer, Senger, alle Thore geschlossen, die meisten Thüren verrammelt. Rath- und hülflos stand er da, in die Flammen starrend, während Christine ihr Antlitz verzweifelnd an der Brust des Gatten barg. Die Gesellen krochen umher mit gefalteten Händen, und über der müßigen Gruppe knisterte das Feuer, ächzten die Balken im Sturze, flogen verkohlte Papiere, mit denen der frische Herbstmorgen sein höhnisches Spiel trieb.

Der Eindruck möchte schwer zu beschreiben sein, als in diese Scene — sie war eine Oede mitten im Getümmel, eine Ruhe der Vernichtung lagerte darüber — ein Neuer trat. „Grüß' Euch Gott, mitsammen, Ihr Armen!" sagte er und sah sie barmherzig und voll Theilnahme an. Wenn aber statt einer freundlichen Antwort nur böse Blicke voll Haß und Mißtrauen, nur mühsam unterdrückte Laute der Feindseligkeit seinen Gruß erwiederten, so weiß es Jeder, daß es Johannes Gutenberg war, welcher in den Hof zum Humbrecht kam, einen Bündel auf dem Rücken, den Pilgerstecken in der Rechten, das Gewand bequem aufgeschürzt, reisefertig. — Ja, er war es, und Fusts Groll, froh, so scheint es, einen Gegenstand zu finden, sprühte ihm lichterloh entgegen, gleich der Flamme seines Hauses, in den hastigen Worten: „Mann, was sucht Ihr hier? Wollt Ihr Euch weiden an unserem Elend, oder geht Ihr betteln bei Bettlern?"

Ruhig schüttelte der Geschmähte sein Haupt, nicht beachtend, daß Schöffer sich bei seinem Anblicke abgewandt hatte, Frau Christine am Arm davon führend. „Ihr solltet," sprach er milde, „in der Zeit der gemeinen Fährde unseren kleinen Hader vergessen haben, dacht' ich. Mich trieb der Wunsch her, zu sehen, wie es Euch ergangen sei, meinetwegen zu helfen, wo zu helfen wäre. Kaum dachte ich daran, daß wir zuletzt in Unfrieden auseinander gegangen waren; ich vermeinte noch Theil zu haben an dem Hause, in dem ich einst eine geraume Zeit mit Euch und Eurem Eidam gewirkt habe." — Fust murrte zur Antwort: „Ihr seht, zu helfen ist hier nichts mehr, zu holen auch nicht. Wir sind ruinirt wie Ihr."

„Nicht so kleinmüthig, Meister!" sagte Gutenberg; „mir ist's um Weniges besser ergangen. Bei dem Syndikus haben die Nassauer auch einen sauberen Haushalt gemacht. Meine Pressen sind zerschlagen, meine Lettern zerstreut, das hohle Gehäuse steht freilich noch."

Schöffer war mittlerweile wieder herangetreten und mischte sich in das Gespräch, indem er dem ehemaligen Lehrer mit giftigem Hohne bemerkte: „Nun, sehr werther Herr! Dabei mögt Ihr Euch am ehesten beruhigen. Ist's ja doch bekannt, daß Ihr kein rechtes Eigenthum am Ganzen hattet und das Geschäft nur auf des Doktors Gewinn und Verlust betriebt!" — Gutenberg erröthete bis an die Stirne bei den unzarten Worten. „So ist's," entgegnete er, „und Ihr wißt am besten, weß die Schuld, daß es so ist. Mich kümmert auch nicht, was ich verlor, sei es auch noch so geringfügig, nur die abermalige Störniß meiner Arbeit, der Verlust an Zeit und Kraft, mit denen der Greis geizen muß, nur das beugt mich darnieder. Wer weiß, wann und wo man nun wieder eine Stätte findet, um seinen Setztisch aufzuschlagen?"

„Denkt Ihr denn," so fragte Fust finster und niedergeschlagen, „daß jemals wieder eine Druckerei hier zu Stande käme? Die meinige und die Eure waren die ersten, und glaubt mir, sie werden die letzten bleiben. Es wird sich ein Jeder hüten, ein Geschäft wieder aufzunehmen, auf dem sichtlich der Fluch des Himmels liegt. Ihr und wir zu Grunde gerichtet! O verflucht die Stunde, da Ihr zum ersten Male mein Haus betreten und mich mit schönen Reden zu dem Teufelswerk verleitet habt! Mag es vergehen wie der Rauch aus meinem Hause, zusammenbrechen wie jener morsche Pfeiler, woran die erste Presse stand!"

Ein neues Gepolter gab den rechten Schluß zu diesem schrecklichen Wunsche. Bis auf die Straße hin und weit über den Hof stürzten Schutt, Staub, Asche, Funken, Kohlen, Splitter, Sparren. Ein Geselle begrub sich darunter, die Anderen flüchteten wehklagend, Schöffer entriß sein heulendes Weib dem Brande, nur der alte Fust und Johann Gutenberg beharrten allein in der Verwüstung; Jener vor Schreck schier in die wankenden Knie gesunken, beide Hände fest vor die Augen drückend, verbissen und ingrimmig, als wolle er seines Hauses letzten Stein zu seinem Grabsteine machen. Gutenberg erhob sich hoch und mit fast jugendlicher Kraft neben ihm, und seine Rechte auf des Gegners Schulter drückend, brach er in die begeisterten Worte

Digitized by Google

aus: „O Ihr Kleingläubigen, die Ihr meint, nun der Tempel in Flammen stehe, müsse auch der Gott verbrennen! Euch geschieht Recht in Eurer Hoffahrt, da Ihr nur um irdischen Vortheil die Kunst betreibt, nicht um der Kunst selber willen und aus Lust an ihr oder an ihrem Segen. Wahrlich ich sage Euch, Meister Fust, diese Kunst, an der Ihr verzweifelt, ist so ewig als das Wort, das sie vor allen Menschen erhöhet hat, und sie wird mit der Brunst Eures kleinen Hauses ebensowenig zusammenstürzen, als jener blaue Himmel, der sich hoch und ruhig über uns und unsern Irrthümern und Gräuelthaten wölbt. Schaut um Euch, Meister Fust! Eure Werkstätte leer, Eure Gesellen auf und davon! Denkt an mich! Wie da droben über Eurem gebeugten Haupte der Wind die Blätter Eurer Bücher unbewußt nach allen Weltgegenden wirft, so wird unsere Kunst dadurch, daß wir in unserem Wirken gestört und auseinander getrieben werden, in alle Welt sich verbreiten. Laßt brennen, Johannes Fust, was verbrennen kann! Die Kunst ist der wahre Phönix, und leuchtend, siegend, unsterblich schwingt sie sich aus jenen Flammen auf, um über die ganze Erde ihre Flügel zu strecken!“

5.

Im Rheingau und zwar am rechten Ufer des schönen Stromes, wenige Stunden unterhalb Mainz, liegt ein kleines, heuer selten, obwohl doppelt genanntes Städtlein: Eltvil oder Elfeld, wie Ihr wollt. Wenn die stolzen dampfenden Flußrosse der modernen Zeit an den bescheidenen Häusern desselben vorüberschnauben, klingt höchstens einmal die gellende Glocke hell auf und winkt dem kleinen Nachen, der mit seiner roth-weißen Fahne rüstig die Wellen durchschneidet, zu größerer Eile. Die Reisenden am Deck werfen aber kaum einen Blick auf die neuen Genossen, die eben die kleine Treppe am Strick sich heraufstaften; sie haben Recht — was kann aus Eltvil Gutes kommen! Was geht eine spröde Tochter von Albion, die sich lang auf eine Bank des Verdeckes gegossen hat, jene stille feine Rheinländerin an, die, ein Körbchen am runden Arm, ihr Strickzeug in der Hand, sich geräuschlos auf einem Feldstuhl niederläßt und den Freunden am Ufer noch ein treues Lebewohl nachwinkt?

In Eltvil muß die mit dem Brande der Stadt Mainz abgerissene Erzählung wieder angeknüpft werden. Drei Jahre waren seit diesem Ereigniß hingegangen, für die schönen Rheinlande harte, schwere Jahre. Gutenberg hatte den Wanderstab wieder ergriffen; vor ihm her schritt, das leichte Gepäck der kleinen Karavane auf seinen Schultern Claude Musny, das glückliche Kind eines froheren Volkes, das mit seinem heiteren, durch keine Entbehrung, keine Widerwärtigkeit entmuthigten Sinn dem Greise manchen helleren Augenblick gewährte. Lorenz Beildeck, der von seinem alten Herrn unzertrennlich schien, ging an dessen Seite, zuweilen die wankenden Gliedmaßen des Alten unterstützend, zuweilen mit seinem Auge der schwindenden Sehkraft seines Gebieters zu Hülfe kommend.

Welch' ein Zug! Und wie mußte dem Haupte desselben zu Sinne sein, verglich er ihn mit dem ersten Ausfluge, den der jugendliche Adler, nach derselben Richtung hin, aus seinem Neste gewagt! Beildeck hütete sich wohl daran zu mahnen, aber Gutenberg selbst, als die Reisenden eines Abends auf einer Höhe nahe am Ufer des Rheines Halt und Rast gemacht hatten, brach in die schmerzlichen Worte aus: „Weißt Du's noch, Alter, wie wir anno zwanzig dieselbe Straße gezogen sind? Ich hoch zu Roß, ein junger patrizischer Fant, wie die andern all', die Fürstenberg, die Volksberg, die Gelthuß, die Humbrecht, eine prunkende Feder auf dem schwarzen Sammtbarett und ein seiden Wamms auf dem Leibe mit allerhand Falten und Alfanfereien? War doch eine rechte Herrlichkeit, gelt, Lorenz!? Und wie wir den plumpen Reitern der Zünfte und der Bürger voranflogen, um Kaiser Ruprecht zuerst zu begrüßen, und wie das Volk uns hernach in Mainz unsere Häuser stürmte, wie wir fortzogen“ . . .

„Damals ging's an,“ sagte der alte Beildeck seufzend vor sich hin und nickte mit dem Kopfe.

„Ja, damals ging's an,“ und wann wird's enden, das Wandern, das Elend?“ Der edle Greis blickte bei diesen herben Worten starr der niedertauchenden Sonne in das glühende Angesicht. Ihre warmen Strahlen thaten seinen ausgebrannten Augen wohl und webten um den fast nackten Scheitel, um die bleichen Züge des Kopfes eine Märtyrer-Glorie.

Sein Sorgen war nicht grundlos gewesen. Drei Jahre lang ward das Kleeblatt, Rhein-auf, Rhein-ab, umhergewirbelt; selbst bis Straßburg hinauf ging Gutenberg noch einmal, um alte Freunde aufzusuchen. Er pochte all- überall an verschlossene Thüren oder an verschlossene Herzen. Seiner Kunst bedurfte man nirgends; der Brand von Mainz hatte die Rheinlande so mit flüchtigen arbeitheischenden Gesellen und Druckern überschwemmt, daß für den Greis kein Platz mehr war. Und dienen wollte das ehrwürdige gebeugte Haupt nicht: er verlangte seine eigene Werkstatt, freie Hand und einen vollen Beutel.

Im dritten Jahr fand diese Pilgerschaft ein Ziel, freilich kein freiwilliges, kein erwünschtes. Gutenberg erkrankte gefährlich. Mit Mühe vermochten seine Begleiter ihm Obdach und Aufnahme zu verschaffen bei einem armen Fährmann, der, dem reichen und mächtigen Kloster Erbach gegenüber, auf dem linken Rheinufer eine Hütte besaß und theils mit Fischfang, theils mit seiner Fähre, worin er die zum Kloster Wallenden übersetzte, ein kümmerliches Leben fristete. Dort fiel Gutenberg nieder. Es war ein Aufenthalt ganz nach seinem Sinne, entfernt von den Wohnungen anderer Menschen, die der eigensinnige, von Tag zu Tag mehr verstockende Sinn des Vielgeprüften gerne mied, unter Rebhügeln geborgen, mit einem Blick auf den klaren, ruhig an der Schwelle der Hütte vorbeiziehenden Rhein.

In diesem elenden Hause, vergessen und verlassen von allen Menschen, lag, als man das Jahr des Herrn 1465 schrieb, Johann Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, schwer darnieder. Die böse Jahreszeit war hereingebrochen und hatte ihn noch auf der Wanderschaft überrascht; Erschöpfung, Altersschwäche, Seelenleiden aller Art trugen auch das Ihrige dazu bei, und somit waren die besorgten Blicke, welche sich die beiden Getreuen an dem niederen Lager ihres Meisters zuwarfen, nicht ohne Grund. Sie theilten sich in Pflege und Unterhalt des Verehrten; während Claude Musny bei den Weinbauern umher oder drüben im Kloster Dienste that, weilte Beildeck bei dem Kranken. Selten, daß ein Mönch aus Erbach, in der Heilkunde erfahren, auf Claude's nachdrückliche Bitte herüberkam, um nach dem Siechen zu sehen; sein gewohnter Arzt war ein wunderthätiger Schäfer aus der Umgegend, der mit Zaubertränken und Gebetsformeln ein zerbrochenes Leben fruchtlos wieder zusammenzuflicken suchte.

Eines Abends, im Spätherbste gedachten Jahres, saßen diese drei Helfer, der Schäfer, Beildeck und der junge Franzose, wieder bei dem in unruhigem Fieberschlummer hinbrütenden Kranken. Es war eine unheimliche Nacht. Die Wellen des Rheins gingen hoch und pochten fast an die Schwellen des Häuslein's; durch die Thalschlucht, über den zürnenden Strom hin, fegte ein rauher Wind und schüttelte in seinen Grundfesten die Balken und Sparren des Fischerpallastes. Der Leidende hatte einen schlechten Tag gehabt; er klagte über brennende Hitze im Kopfe, zumal in den Augen, und mit Erschrecken bemerkte Beildeck, wie er, noch unsicherer als sonst, mit den Händen nach der Schale tastete, die jener ihm vorhielt. Claude saß still zu Füßen des Bettes, der Schäfer murmelte unter allerlei unverständlichen, geheimnißvollen Zeichen seine Gebete her, sobald Gutenberg unruhig auffuhr oder im Schlafe ächzete, Beildeck stand am Fenster und sah in die ziehenden Wolken und Wetter hinaus. Es dunkelte schon völlig in dem kleinen Gemach, als Gutenberg aufwachte und mit erloschener Stimme ängstlich nach Licht rief. Beildeck ging hinaus, zündete seinen Kienspan am Heerd des Fischers an und steckte ihn stillschweigend in den eisernen Ring in der Mauer, nahe dem Bette des Kranken. Dieser richtete sich hoch auf, als er die Thüre knarren hörte; „Licht!“ rief er zum dritten Male und ungeduldig „ist denn Niemand da, der einem alten Manne einen Funken Licht in seine lange Nacht wirft?“

Beildeck zitterte mit beiden Händen und zog den jungen Franzosen hastig an das obere Ende des Lagers. „Lieber Herr!“ sagte er, „wollet Euch nur umschauen oder die Augen öffnen; das Licht hängt ja an seiner gewohnten Stelle!“

„Und ich sage Dir, Du lügst“, rief Gutenberg heftig aus, „ist es nicht so finster hier, wie in einem Grabe? Claude, mein Junge, sprich Du! wo bist Du?“

Der Gerufene stand ganz dicht zu Häupten des Meisters und beugte sich bebend über ihn. „Hier bin ich“, flüsterte er und ergriff des Kranken Hand. Dieser stieß ihn barsch zurück, sprang von seinem Bette auf, griff hastig nach der Fackel und hielt sie dicht an sein Angesicht. —

Er sah sie nicht mehr!*)

Jammernd stürzte er auf sein Stroh zurück, die nun ganz erblindeten Augen in seinen Händen vergrabend. „Ich höre

---

*) Für eine so wichtige Katastrophe, die ich nicht gern den Schultern der poetischen Fiction ohne Grund allein aufgebürdet sehen möchte, gestatten mir meine Leser wohl die Anführung eines, dünkt mich, gewichtigen Gewährmannes. Es ist dies Wimpheling von Schlettstadt, ein Zeitgenosse Gutenbergs, der als Jüngling von 15 Jahren im Jahre 1463 nach Straßburg kam und (außer anderen Orten in seinen historischen Schriften, wo er der Buchdruckerkunst und ihrer Erfindung erwähnt) in seinem Catalog der Bischöfe von Straßburg, den er 1508 geschrieben, mit ausdrücklichen Worten sagt: „duetu cujusdam Joannis Gensfleisch, ex senio coeci.“ Kann auch die historische Kritik auf einer solchen Stelle nicht fußen, so darf es doch wohl die Dichtung, zumal wenn ein Ereigniß, wie hier, so sehr natürlich und wahrscheinlich auftritt.

Digitized by Google

Euch", sagte er zu den um ihn schluchzenden Leidensgefährten, „aber ich sehe Euch nicht; ich rieche den Brand des Holzes, aber sein Strahl dringt nicht mehr in meine Nacht. O ich Elender! Ein Tobias und ohne Sohn!"

Nach den ersten Ausbrüchen der Verzweiflung herrschte eine Todtenstille in dem Kämmerlein. Der Schäfer war — darin einem vollkommenen Arzte der neuesten Zeit ähnlich! — leise davon geschlichen, als er einsah, hier ebenso wenig geholfen zu haben als jemals helfen zu können. Der Kranke saß hochaufgerichtet, die Hände auf seinem Deckbette gefaltet, da, ohne sich zu regen; zu seinen Füßen kniete in rathlosem Schmerze der junge Franzose, still in sich weinend, und Lorenz leuchtete mit der Fackel — ach, vergebens! — lange und wie mechanisch in die grauen, starren Augenhöhlen Gutenbergs, als könne er mit seinem groben, irdischen Lichte den drinnen erloschenen Himmelsfunken wieder entflammen.

Pferdegetrappel draußen an der Hütte störte den kleinen Kreis in seiner Trauer. Beildeck wollte zum Fenster eilen, zu sehen, was es draußen gebe, als der Fischer schon einen Reisigen ganz durchnäßt und bis an den Hals mit Koth bespritzt hereinwies. „Da sucht selber", sagte er zu ihm, „ob's der Rechte ist!"

Gebückt trat die hohe Gestalt in die niedere Thüre. „Ich suche", sagte er zu dem ihm verwundert, fast unwillig entgegentretenden Beildeck, „den Johann Gutenberg von Mainz."

Der Greis hatte bei der fremden Stimme, welche seinen Namen nannte, hoch aufgehorcht und winkte hastig dem Diener zu schweigen. Seinen Stolz empörte es, so gefunden zu werden, und sich nach der Thure hinwendend, woher der Schall kam, entgegnete er ziemlich hart dem Reisigen: „Wer sagt Euch, daß Ihr den edlen Herrn hier aufsuchen sollt, in einer elenden Fischerherberge? Geht Eu'rer Wege, guter Freund, und lasset ehrliche Leute ungeneckt!"

„Schade", meinte der Reisige mit einem mißtrauischen Blick auf den Kranken, der sich in seine Hüllen zurückgeworfen hatte, „Schade, daß ich mit einer heiteren Botschaft einen so trüben Empfang gewärtigen muß. Der, dem meine Sendung gilt, Herr Henne, würde mich sicher freundlicher aufnehmen."

„Wißt Ihr das so gewiß?"

„Sollt's denken," entgegnete Jener, indem er aus dem ledernen Koller eine Pergamentrolle hervorzog. „Ich bringe da von unseres Herrn Erzbischofs Hochwürden-Gnaden einen Brief, der dem alten Herrn wohl thun sollte, wenn er ihn erst in den Händen hätte. Seit Wochen bin ich ihm auf der Spur, folge dem Flüchtigen Fuß vor Fuß, bis mich gestern die geistlichen Herren von Erbach drüben hierher wiesen."

Gespannte Erwartung im Gesichte waren Claude und Lorenz dem Reisigen entgegengetreten; der Letztere zeigte mit einem verstohlenen Augenwink auf den Kranken und sagte laut: „Wenn Ihr Euch entschließen könntet, Eure Botschaft an uns abzugeben, so würde ich Euch wohl mit meinem Kopfe dafür einstehen, daß sie in die rechten Hände käme, dermalen uns der Aufenthalt des Herrn Johannes Gutenberg zur Zeit wohl vertraut ist."

„Mir kann's recht sein", entgegnete der Reisige, wie im Einverständniß nickend und seine Rolle dem Alten einhändigend. „Bin ich doch nun meines lästigen Dienstes los und ledig, und kann, wenn mich der Bursche zur Nacht noch über den Rhein setzen will, Eltvil erreichen, wo mein gnädigster Herr, der Erzbischof Adolf, den Gott erhalten möge, seinen Hof aufgeschlagen hat."

Noch klirrten die Sporen des Reiters auf der Hausflur, als Claude schon die Rolle dem Alten aus den Händen gerissen, damit an's Licht geeilt war und, nach einem flüchtigen Blick über die Zeilen, an denen das große erzbischöfliche Siegel in stattlicher Kapsel baumelte, mit einem Jubelrufe auf die Knie stürzte. „Wenn die Noth am größten, ist der Herr am nächsten", stammelte er, und seine Thränen, jetzo nicht mehr des Jammers, sondern der dankbaren Freude, seine Küsse bedeckten die vor Erwartung zitternde Hand des Greises.

„Gemach, gemach, junges Blut", sagte dieser, seine eigene Aufregung mühsam bezwingend. „Was enthält denn das Blatt, das unseren heißblütigen Franzmann so in Harnisch bringen kann?"

„Eure Rettung, mein Herr und Meister!" jubelte Claude und reichte das Pergament an Gutenberg, der mit bebenden Fingern Band und Siegel betastete. Claude vergaß, daß er es selbst nicht mehr zu lesen vermochte, Beildeck mußte ihn deß erinnern, und darauf erst entwand er es mit sanfter Gewalt dem Kranken, und las laut, unterbrochen von seinen eigenen Thränen und dem freudigen Schluchzen des alten Lorenz, was wir unseren Lesern in der einfachen treuherzigen Sprache jener Zeit als ein heiliges Fideicommiß an die unsrige mittheilen wollen:*)

— „Wir Adolf erwelter und bestetigter Ertzbischof zu „Mentze bekennen das wir haben angesehen annemige und „willige Dinst, die uns und unserm stift unser lieber ge„truwer Johann Gudenberg getan hait etc.; darumb „und van besundern gnaden wir ine zu unserem dhiener „und hoffgesind uffgenommen und entpfahen etc. Wir „sollen und wollen ime auch solichen dinst, diwile er lebet, „nit ufffagen, und uff daß er solichs dinstes beste bas genesen „moge, so wollen wir ime alle jar und eyns jglichen jars, „wann wir unsere gemeinen Hoffgesind kleyden werden, zu „jglichen zyten, glich unseren Edelen kleyden, und unser „hoffkleydung geben laissen, und alle jare eins jglichen jars „zwentzigk malter korns und zwey fuder wins, zu gebrau„chung sines husses, doch das er die nit verkauffe oder ver„schengke, fry ane ungelt, nyderlage und weggelt in unser „Stadt Mentze ingehen laissen, ine auch diwile er lebt und „unser dhiener sin und bliben würdet, wachens, volge etc. „dienst, schatzung und anderer in gnaden erlaissen."

Die Rolle entsank den Händen des Lesenden; Claude fiel wieder auf seine Knie nieder, sie hoch emporhaltend. Rührend anzusehen war es, wie der alte Lorenz seine Finger inbrünstig um die Rechte des angebeteten Herrn schloß und mit einem überströmenden Blicke gen Himmel in sich hineinsprach: „Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden fahren!"

Und Gutenberg?!

Bleich und gestreckt lag er da. Einzelne schwere Tropfen rollten über die Wangen in den langen greisen Bart hinein, keine Muskel, kein Gelenk zeigte, daß noch Leben in dem Leibe sei. Und als seine beiden Vielgetreuen auf's Neue jeder eine Hand faßten, da wehrte er sie mild von sich ab und sprach, während heißere Thränen und häufigere ihm entstürzten, kopfschüttelnd vor sich hin:

„Zu spät! — diese Augen können's ja nicht mehr sehen! — diese Augen können ja nichts mehr als weinen!" —

Wir aber, die wir vierhundert Jahre später — „aere per totam Europam collato", wie die prunkende Inschrift besagt, d. h. „auf Kosten des gesammten beisteuernden Europas" — ein Denkmal über das andere setzen, zu Mainz, zu Straßburg, zu Gernsheim, zu Harlem, Gott weiß, wo noch? um die Erfindung seiner Kunst zu ehren — warum senken wir nicht ein Stück dieses Pergamentes mit in den Grundstein? Und Du, schöne Leserin, die Du bei den einfältigen Worten der heiligen Urkunde an die von Geist und Witz übersprudelnden „Gutenbergs-Albums", an die Jubelfest-Prachtwerke, mit und ohne Umrisse, denkst, — und Ihr, Gesellen, Jünger jenes Mannes, die Ihr Paläste baut für Euere Lettern und für Euch, — Ihr endlich, jubelsüchtige Seelen, die Ihr 10,000 Gulden nicht genug findet im muthmaßlichen Budget für das Fest einer einzigen Stadt, einem Manne zu Ehren, der jährlich zwanzig Malter Korn und zwei Fuder Wein als Gnadengeschenk eines edelmüthigen Fürsten empfing — —

Laßt mich schweigen! Ihr wißt ja, was geschrieben steht: „Es ist eine alte Geschichte!" —

6.

Die Geschichte, welche uns in dem Decret Adolfs von Nassau einen Beweis von der humanen Gesinnung dieses Kirchenfürsten aufbewahrt hat, meldet uns nicht, welcher Art die Dienste Gutenbergs gewesen seien, wodurch er die Gnade desselben sich erworben. Hatte, wie Einige vermuthen wollen, der alte Mann schon in Mainz der Partei des Nassauers angehangen und zu dem Ueberfalle seiner Vaterstadt irgendwo mitgewirkt? Das scheint bei seinem der Welt abgewendeten Sinne und seiner beschränkten Thätigkeit wenig glaublich. Nehmen wir lieber an, der Erzbischof habe sich des verdienten Sohnes seiner gewaltsam genommenen Hauptstadt in Gnaden erinnert, oder er sei von dem ärmlichen, schweifenden und unwürdigen Loose des Erfinders einer schon damals großes Aufsehen machenden Kunst durch einen Freund, durch den Zufall unterrichtet worden! Warum erklären müssen, das ohne Erklärung so viel schöner und menschlicher ist?

Der Erzbischof hielt in Eltvil Hof. Die Stadt muß schon um deswillen damals größer, wenigstens bedeutender gewesen sein, als heuer. Das große Schloß stand noch, welches nachmals ein Opfer französischer Flammen geworden ist. In Mainz selbst wollte sich Adolf nicht niederlassen; mag sein, daß er den Gemüthern und der Stimmung seiner Heerde noch nicht so recht trauen durfte!

Nach Eltvil zog denn auch, gestützt auf seinen treuen Claude, begleitet von Lorenz Beildeck, Johann Gutenberg, jetzt nicht mehr ein wandernder Belisar mit seinem Knaben, aber doch ein armer, blinder Greis am Stabe, den die spät aufgegangene Gnaden-

*) Joannis Script. Rer. Mogunt. T. III., pag. 421.

Digitized by Google

und Glückssonne nicht mehr zu durchwärmen vermochte. Erlasset mir es, Euch die Scene auszumalen, wie der Alte in der bischöflichen Kurie erschien und dem hohen Herrn seinen mündlichen Dank abstattete, und wie die Großwürdenträger des geistlichen Staates sich neugierig um die gebückte Gestalt drängten, wie ein beleibter, strahlender Prälat dem andern in's Ohr flüsterte: „Also das ist der Mann, der Bücher drucken lehrt?" Eine tiefe und innige Sympathie für den ohnmächtigen Erfinder eines allmächtigen Werkes mochte sich wohl unter den Meßgewändern und Stahlwämsern nicht regen!

Nur kurze Tage genoß nach so vielen Opfern und Widerwärtigkeiten der greise Meister sein bescheidenes Glück. Es war — gönnt mir immerhin ein altes Bild für den Fall noch einmal! — als ob die Sonne kurz vor ihrem Niedergange die Schatten und Wolken um sich plötzlich zerrissen hätte, um bald darauf still und heiter in den blauen Strom, hinter die zitternden Berge unterzutauchen. Gutenberg sah sie nicht mehr, diese im schönen Rheingau auf- und niedergehende Sonne; aber oft saß er mit seinen beiden Getreuen am Ufer des Stromes und hörte dem Rauschen der leise hinziehenden Wellen zu. Nur wenige Worte gingen noch über die Lippen des Greises; ach! diese Lippen hatten im Leben des Herben so Vieles hinabschlürfen müssen, daß der Honig der letzten Tage sie kaum noch erquickte und daß sie krampfhaft über ihrem Schmerze geschlossen blieben.

In ländlicher Beschränkung und Abgeschiedenheit war den drei Vereinten ein Jahr, das Jahr 1466 hingegangen, und das zweite sandte eben seine ersten Frühlingsgrüße in die sehnsüchtige Welt, als Gutenberg, nunmehr ein Siebenzigjähriger, eines Morgens am Fenster seiner Hütte saß und still vor sich hinstarrend seinem jungen Freunde lauschte, der draußen vor der Thüre ein Gelände für den jungen Rebstock zurecht schnitzte, dessen Ranken an der Wand des Hauses strebsam emporklimmten. Ein vaterländisches Lied nach dem andern floß von den muntern Lippen des Pariſers; Gutenberg verstand von den Worten vielleicht wenig, allein ihn erfreute die heitere, volksthümliche Weise und der gefällige Vortrag Claude's. Auf einmal hört der Letztere seinen Namen von der Stimme des Meisters hastig ausrufen; bestürzt wirft er das Beil aus der Hand und eilt hinein, als ihm auf der Schwelle schon Gutenberg, auf seinen Stab gestützt, entgegentritt. „Das Lied," ruft der Greis mit bebenden Lippen aus, „Dein letztes Lied noch einmal." Verwundert und besorgt blickt ihn Claude an und beginnt auf ein ungeduldiges Zeichen wirklich wieder:

„Soir et matin, filles, n'allez solettes
Quierre, et gazonz, derraines violettes."

Gleich nach den ersten Worten unterbrach Gutenberg den Sänger, indem er ihn heftig bei der Brust faßte: „Junge," rief er aus, „woher hast Du dieses Lied?" — „Meine Mutter lehrte mir's," sagte Claude mit sanftem Tone, „da ich noch ein kleines Kind war und auf dem Grève-Platz mit glatten Steinchen spielte." — Sinnend ließ ihn der Alte los. Nach einer Weile begann er wieder: „Siehst Du, Claude, Du bist ein braver Knabe, und hast durch Deine Treue mein Vertrauen wohl verdient. Das Lied schnitt mir darum so in's Herz, weil es das letzte Wort, der letzte Laut von Jemandem war, den ich lieb, sehr lieb gehabt habe. Seit ich es zum Letzten gehört, sind nun viele, viele Jahre hingegangen; ich höre es nicht wieder, niemals so wie einst."

Erschüttert verstummte Gutenberg. Vielleicht war es gut, daß er nicht sehen konnte, in welch' heftige Bewegung seine abgerissenen Worte den Jüngling versetzt hatten. „Geh' nun wieder hinaus, Claude," setzte Jener nach einer Weile hinzu, „aber sing' mir jeden Abend das Lied einmal, hörst Du? Deine Hand, mein Junge!" Er reichte sie dar. „Du zitterst ja, was hast Du? Was ist das?" fragte er überrascht, mißtrauisch, wie es der Blinden Art ist. — „Nichts, Meister." — „Und ich will es wissen, Deine Hand ist heiß, wie Feuer." — „Es ist nur, weil Ihr sagt, Ihr hättet Vertrauen zu mir, und in demselben Augenblicke verbergt Ihr mir etwas, was Euch drückt!"

Aengstlich und doch mit flehender Hast, als müsse er einen günstigen Augenblick benutzen, hatte Claude diese Worte gestammelt. Gutenberg kehrte sich ab von ihm, um nach einem langen Stillschweigen in leisem Tone zu dem Franzosen zu sagen: „Claude, Dein Lied sang mir einst eine Landsmännin von Dir zum Abschied, ein edles, liebes Mädchen, und sie hieß — sie hieß, wie Deine Mutter, sagst Du, geheißen hat, Gisquette —" Der Greis verhüllte sein Haupt, Claude aber stürzte zu seinen Füßen, umklammerte die Knie des Mannes, stöhnend: „O Vater, Vater! — Ahnst Du nicht? Die Dir es sang, sie war ja meine Mutter!"

Ein greller Schrei rang sich aus Gutenbergs Brust. Sein Stab entfiel den Händen, und diese, des Blinden Augen, suchten Haupt und Antlitz des Knienden. „Du lügst," sagte er, „sei barmherzig! Lüge nicht!"

„Bei dem Lichte, dem verlorenen, Deiner heilig geliebten Augen, bei dem Herzen Gisquettens, ich lüge nicht. Dein Sohn, — sie meine Mutter, — Du mein Vater!" In französischer Lebhaftigkeit hatte Claude diese Worte hervorgestoßen. Gutenberg antwortete nicht, seine Brust hob sich gewaltig, es rang in ihm, man sah es, die Luft, die Begierde zu glauben mit dem Zweifel. „Und warum . .?" stammelte er. „Vater," sagte Claude, ihn errathend, „ahnst Du denn nicht, daß das meine Sendung war? Daß ich mich darum bei Dir eindrängte, darum Dir folgte, darum mit abgöttischer Verehrung an Dir hing? Und ahnst Du nicht, daß meine Mutter mit einem heiligen Eide meine Zunge band, nicht eher mit einer Sylbe ihrer zu gedenken, bis Du selbst ihrer Erwähnung gethan? Bleib' bei ihm, sagte sie, sein unterster Knecht, wenn er Dich nicht anders will, denn er ist Dein Vater. Und findest du ihn glücklich, was meine heißesten Gebete vom Himmel erflehen werden, denkt er in seinem Wohl an die arme Gisquette zu Aachen nicht mehr, o so beschwöre Du ihren Schatten nicht zwischen ihn und seine Freude. Ist er aber unglücklich, dann wird er von selber sich mein erinnern, und in der Stunde falle vor ihm nieder, küsse seine Sohlen und sprich: Sei getrost! Sie sendet mich! Deinen Sohn!"

„Halt ein, um des Heilandes willen, halt ein!" schrie Gutenberg auf und sank nieder zu dem vor ihm Knienden. „Ja, das ist sie, an diesem Worte erkenne ich Dich. O mein Sohn, mein Sohn!"

Ein Blitz hätte die beiden Männer nicht aus einander gerissen. So lang, so eng, so lautlos war die Umschlingung, in der sie ruheten. Der Greis klagte nicht, daß er den Gefundenen nicht sehen konnte; seine Lippen, seine Hände, seine Arme dienten ihm statt Augen; „und," sagte er unter Thränen, „einst, als ich es nicht wußte, welchen Schatz ich besaß, ja damals, als ich blind war, sah ich ja Deine lieben, offenen Züge und meiner Gisquette Augen."

Nach dem ersten Taumel einer solchen Entdeckung gewann Gutenberg Fassung genug, um nach Claude's Mutter zu fragen. Er konnte es nicht sehen, wie dieser mit überquellenden Augen nach oben wies, aber er verstand die stumme Antwort doch, an der schmerzlichen Innigkeit, womit der Sohn sich auf's Neue an die Brust des Vaters drückte. „Sie erwartet mich droben," flüsterte er und barg seine lichtlosen Augen an Claude's Stirn.

Noch in stummer, glücklicher Umarmung fand Lorenz Beildeck, als er um Mittag vom Acker heimkehrte, die Beiden. „Lorenz, ein Sohn!" so rief, als er den Tritt des Nahenden erkannte, Gutenberg dem treuen Diener schon entgegen, und Claude richtete sich, stolz auf einen solchen Vater, in seinen Armen auf. Verwundert empfing Beildeck die Erklärung, und, gleichsam mehr um dem Fremden einen vollgültigen Beweis zu liefern, als um sich vor dem Vater zu rechtfertigen, zog jetzt Claude aus seiner Truhe einen kleinen, glänzenden Metallspiegel heraus, auf einer Seite mit einem Bilde beklebt, zierlich am Rande gezackt. „Sage dem Meister, welches Bild Du auf der Rückseite dieses Spiegels siehst!" sagte er zu Beildeck. — „Eine heilige Maria, die Brust von drei Schwertern durchbohrt, das gekreuzigte Jesuskind in den Armen." — „Und darunter," sagte Gutenberg hastig, „im Holzschnitt die Worte: Ecce, mulier, filium tuum! — O reicht her die Tafel, den Spiegel! Ich gab sie Gisquetten, als ich sie zuerst gesehen, am Domplatze zu Aachen!" Er riß die Reliquie einer besseren Zeit an sich und küßte sie mit inbrünstigen Lippen.

Die Stunde, da er diesen Spiegel in eine geliebte Hand gelegt, die ganze Epoche aus seinem Leben lag vor Gutenbergs innerem Auge wie ein warmer Sonnenblick, in dem auch der kahle, kalte Gletscher seines Alters roth aufglühte. Als die Erinnerung an jene Zeit zu mächtig in ihm wurde, erzählte er seinem Gefundenen und dem treuen Beildeck, wie folgt:

„Es war im Jahre 1440, als nach Aachen, der uralten, berühmten Kaiserstadt, von allen Seiten der gläubigen Christenheit gewallt werden sollte. Eine Heilthumsfahrt, wie man das nannte und wie sie alle sieben Jahre nach den wunderthätigen Heiligthümern des Domes in Aachen veranstaltet wird. Ich hatte dazumalen in Straßburg zu St. Arbogast, im Geiste beschäftigt mit meiner edlen Kunst, aber noch zu keinem rechten Ende gediehen. Dabei ging's mir — Lorenz, du weißt das! — im täglichen Leben ein bischen knapp zu. Die Sendungen von Mainz waren schon lange ausgeblieben, mein väterlich Erbe verkauft und draufgegangen zu allerlei Experimenten und Vorarbeiten. Um deshalb einigen Erlös zu ziehen, der mir mehr zur Verfolgung meiner Idee als zur Fristung eines bereits im hohen Mittage stehenden Lebens nöthig däuchte, machte ich mich an allerlei Künste, von denen ein günstiger Betrieb zu hoffen war, ließ Spiegel und Steine schleifen, schnitt Bilder und Formen in Holz, und verband mich mit jenen Straßburgern, die mir später so übel mit mir im Sinne hatten, mit dem Andres Dritzehn, dem Heilmann und den Anderen. Das mag aber schon ein oder zwei Jahre her gewesen sein, daß wir zusammen unter

Digitized by Google

Geschäft betrieben; sie schossen, wie billig, ihre Einlage dazu her, ich lieh ihnen mein Werkzeug und unterwies sie nach bestem Vermögen.

„Von der Heilthumsfahrt verhießen wir uns eine recht reiche Ernte. Da kamen sie aus aller Herren Ländern zusammen, der eitle Franzmann mit seinem geputzten Weibsen, der stolz einhergehende Spanier, die schönen verschleierten Frauen von Venedig und den großen italischen Städten. Wir durften darum wohl hoffen, von unsern Künsten und Werken manches schöne Stück an den Mann zu bringen. Zudem trieb mich noch ein Anderes von Straßburg weg. Ich hatte mit einem elsässischen Mädchen, Ennel zur Eisernen Thür, hieß sie, eine kurze Zeit ein Verlöbniß gehabt. Mein Herz gedachte sie heimzuführen, weil ich Wohlgefallen fand an ihren schönen braunen Augen und an der schlanken Gestalt. Gott und die Aeltern Ennels beschlossen es aber anders mit uns. Ich will glauben, sie war unschuldig daran, denn sie war eine brave Dirn, und, ich darf es wohl sagen, mir mit ganzer Seele zugethan, nur ein wenig leichtfertig, sagten ihr böse Zungen nach, und an weltlichen Dingen eifriger hangend, als es einer Christin und einer deutschen Hausfrau ziemen mag. Die Aeltern fanden an mir und an meinem Wandel kein Aergerniß; es kränkte sie nur, daß ich nicht höher hinaus wollte, immer in meiner viellieben Werkstatt saß, über Büchern und Kunststücken brütete; der Vater meinte, ich hätte einen niedrigen Sinn, und wenn ich mich nicht besser dran gäbe, nicht nach einer Würde in der Stadt trachtete, so gäbe er einem Müßiggänger und Grillenfänger und Kopfhänger sein Mädel nicht. Er war ein reicher Mann von vieler Sippschaft in Straßburg und baß angesehen.

„Natürlich, daß ich ihm nimmer wieder über die hoffärthige Schwelle ging. War mit Ehren vierzig Jahr' alt worden, und sollte nun noch mein Dichten und Trachten, das all' auf einen Punkt stand, ändern, Rathschreiber werden, Katzenbuckel machen — daß dich!

„Mir that's leid, obwohl ich — das sollt' ich bald lernen — die Ennel nicht so eigentlich lieb gehabt. Um mein Weh zu verschmerzen, kam mir die Fahrt gen Aachen so recht zu paß. Im Monat Juni packten wir auf, Dritzehn, Heilmann, der Voigt Niffe und ich, zogen mit einem Paar tüchtiger Saumthiere, die unsere Steine und Spiegel und die buntgedruckten Heiligenbilder trugen, lustig von dannen und fürchteten schier, die beiden Thiere würden das Geld nicht alle tragen können, das wir in Aachen gewönnen. Wir nahmen nicht die Wasserstraße, weil wir unterwegs schon allerlei abzusetzen gedachten.

„Verlangt nicht, daß ich Euch das Gepränge und Gedränge schildern soll, das uns in der heiligen Stadt schon entgegen fluthete. Meine alten blinden Augen können sich's kaum noch zurückrufen, was sie damals gesehen. Alle Straßen und Plätze mit Andächtigen, Fremden, Einheimischen, Vornehmen, Geringen, Gesunden und Krüppeln überfüllt. Vor den Thoren draußen lagen sie des Nachts in bretternen und leinenen Hütten, mit Tannengrün geschmückt und von tausend Lichtern funkelnd. Und früh Morgens, wenn die heiligen Prozessionen angingen, wie stürzte aus den Pforten des Domes und hinein eine brünstige Schaar, um den geweihten Schrein mit bittenden Lippen zu berühren, der heiligen Mutter Gottes eine Kerze, einen Kelch, oder auch nur eine Thräne und ein leises Gebet zu weihen. Wenn die Glocken dann ausgeklungen, dann öffneten sich die Läden und Buden aller Ecken und Enden; Juden und Christen schrien durch einander, Gaukler, wälsche Sänger, Bettler, Landsknechte, dazwischen wieder seidene Gewänder, Kardinalshüte, Fürstenmäntel — Kranke, die ihre gebrechlichen Gliedmaßen in die warmen Quellen tauchten — Genesene, welche der Mutter Maria ein silbernes Herz brachten oder ein Bein, künstlich aus Wachs gebildet — Stutzer, die mit ihren Buhlen im Gedränge kosteten — Soldatenjungen, auf einer Trommel würfelnd — Mönche mit dem Kreuz und der Fahne, einem Leichenzug voran, — Masken dahinter und darunter — —

„Mir schwindelt, denk' ich jetzo nur daran, und in den Ohren braust mir dann das unaufhörliche Geräusch jener Tage noch immer. Damals war ich ein Mann in der Vollkraft meiner Jahre, und es focht mich nichts an, im Gegentheile, es konnte mir nicht laut und wirr genug zugehen. Wie ein Fisch im Wasser schwamm ich wohlgemuth in den Wellen des bewegten Menschenstromes mit, die Augen überall, jauchzend mit den Jauchzenden, und wo es Hiebe setzte, auch wohl mit der alten Klinge noch bei der Hand, deren Brauch der Mainzer Patrizier-Sohn beileibe nicht verlernt hatte. Mein Geschäft kümmerte mich wenig. Feil halten und handeln wollte mir nicht ziemen, wie auch meine Genossen meinten; sie erboten sich auszustehen mit unseren Waaren, und wenn es mir auf Abends, da wir den Erlös theilten, oft vorkommen wollte, als hätten sie mein Part verkleinert, so schalt ich mich doch meines schnöden Mißtrauens halber selber aus. Ich hatte ja zu leben, aus dem Säckel ging's in den Mund, und Zeit für meine Gedanken, meine Arbeiten blieb mir auch noch zur Genüge.

„Drei Tage war ich in Aachen gewesen. Da — eines Morgens — ich stand an der Bude, worin Andres Dritzehn unsere Spiegel ausgelegt hatte" . . . — Und ich wollte nur, Ihr sähet, lieben Leser, wie ich, den Blinden bei diesen Worten erzittern, über seine bleichen Wangen eine letzte Röthe anbrechen, seine Hände nach dem Haupte Claude's, seines Neugeborenen, tasten. —

„Unter den vielen Schaulustigen, welche umherstanden, die glatten Metallspiegel betrachtend, war auch ein junges Mädchen, das tief zurückgedrängt wurde in den Haufen und nur von ferne ihre Augen an unseren Schätzen zu weiden vermochte. Diese Augen gefielen mir aber so sehr, daß ich sie heranwinkte mit den Worten: Tritt doch näher, Du kleine Schöne! Sie wußte nicht, daß sie gemeint war, ja sie verstand mich nicht einmal, als ich meine Einladung wiederholte, sie dazu bei der Hand fassend, die sie mir leise und schüchtern wieder entzog. „Ich bin keine Deutsche," sagte sie hocherröthend, „ich bin eine Französin, aus dem Faubourg St. Antoine zu Paris, wenn Ihr da gewesen seid, mein Herr!" Ich mußte lachend verneinen. Obwohl ihrer französischen Sprache nicht sehr mächtig, verstand ich sie doch genug, um ihr nothdürftig antworten zu können.

„Willst Du denn nicht einen unserer hellen Spiegel mitnehmen, kleine Französin?" sagte ich zu ihr.

„Ach nein, mein Herr!"

„Du thust Unrecht. Wer ein so hübsches Gesicht hat, wie Du, sollte vor Allem ein solches Meuble anschaffen." Ich griff ihr dabei scherzhaft unter das Kinn und hob das zierliche, zu Boden gesenkte Oval dieses reizenden Antlitzes zu mir empor. Sie sah mich mit den großen Augen halb bittend, halb vorwurfsvoll an und wollte sich los machen; ich aber hielt sie fest, und indem ich ihr einen unserer nettesten Spiegel — jenen selben! — hinreichte, sagte ich zu ihr: Nun sieh doch selber hin, kleine Ungläubige! Ein Schrei der Ueberraschung bebte von den feingeschnittenen Lippen, als sie ihre glühende Wange aus dem Grunde des polirten Metalls so hell und so treu sich entgegenleuchten sah. Man merkte an Allem, daß sie ihr eigenes Abbild so klar und vollständig noch niemals erblickt hatte; es war, als schlüge ihre Schönheit erst jetzt die Augen auf, um sich selber zu erkennen. Ich drang in sie, den Spiegel zu kaufen. Sie schwankte; sichtlich hatte sie selbst Vergnügen daran gefunden. Plötzlich aber warf sie ihn heftig wieder auf den Tisch und eilte davon. „Ich kann nicht," rief sie aus und drängte sich zurück in den Haufen der Umstehenden.

„Ich folgte. In der Nähe des Domes — unsere Bude stand am Domplatze — hole ich die Flüchtige ein. „Warum kannst Du denn nicht?" — „Mein Herr! . . ." — „Rede ohne Scheu mit mir, Du darfst es . . ." „Weil ich kein Geld habe, um den Spiegel zu bezahlen. Sehet hier mein letztes Fünflivres-Stück. Es ist bestimmt, zwei künstliche Hände von Elfenbein zu kaufen, die meine genesene Mutter der gnadenreichen Maria opfert."

„Die kindliche Liebe, welche noch heller aus dem beredten Auge des jungen Mädchens redete, als aus ihren einfachen Worten, rührte mich tief. Ich fragte sie nach Mutter, Heimath, Namen. Mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit erzählte sie mir, sie heiße Gisquette, sei aus dem Faubourg St. Antoine der großen und mächtigen Stadt Paris, in dessen Mauern ich eine so zarte, ländliche, unverdorbene Blume wahrlich nicht gesucht hätte, und wäre mit ihrem Bruder Jacques, einem Gelübde der Mutter zufolge, hierher gewallt, um der Jungfrau Maria für das Wunder der Heilung, das sie an der alten, seit Jahren gichtbrüchigen Frau gethan, ihren Dank und ein frommes Weihgeschenk darzubringen.

„Und wie denkst Du heim zu kommen, fragte ich weiter, den langen Weg, Du ein schwaches Mädchen und ohne Mittel, da ja jenes Silberstück, sagst Du, Deinen ganzen Reichthum ausmacht? Herr, wie hin, erwiderte sie mit dem leichten Frohsinn ihres Volkes. Bruder Jacques ist ein gelernter Conteur; der erzählt und singt unterweges seine Fabliaux, ich schlage die Laute dazu, und so grüßen wir fromme Klöster und gastliche Häuser, an denen es ja — Gott und seinen Heiligen sei gedankt! — nirgends mangelt. Bruder Jacques, setzte sie mit schwesterlichem Stolze hinzu, hat auch hier in Aachen vor vielen hohen und reichen Herren schon gesungen, und daheim im ganzen Viertel ist er weit und breit bekannt. Hat er doch selbst einmal in einer großen Moralité in der grand'salle den Merkur agirt, mit gewaltigen Flügeln an beiden Schultern, die ich ihm aus Gaze gemacht, und, ich sag' Euch, mein Herr, er sah gut aus und hielt seine schönen Reime vortrefflich!"

„Brauch ich Euch zu melden, Freunde! wie mit jedem Worte des durch meine Theilnahme beredt-gewordenen Mägdleins mein Herz sich entschiedener zu ihr hingezogen fühlte? Ich führte sie wieder zu unserem Zelte, und indem ich ihr den Spiegel, den sie zuvor mit lüsterner Bewunderung seufzend betrachtet hatte,

Digitized by Google

rasch hinreichte, sagte ich zu ihr: „Nimm das, mein gutes Kind, als Andenken an diese Stunde und einen Freund, den Deine kindliche Liebe tief erfreuet hat!“ Sie weigerte sich lange verschämt; als aber Andres, der seiner Reihe nach an jenem Morgen ausstand, mir murmelnde Vorwürfe machte, daß ich leichtfertig mit unserem Gut haushielte, legte sie ängstlich, aber bestimmt den Spiegel wieder hin und sagte zu mir: „Ich dank' Euch, mein lieber Herr! Ihr sollt keine Ungelegenheiten haben wegen eines armen, eitlen Mädchens!“

„War mir das Blut schon über die Krämerseele Heilmanns in's Gesicht geschossen, so erhitzten mich die trüben, entsagenden Worte Gisquettens vollends. Rasch nestelte ich meine Börse vom Gürtel los, und indem ich den Kaufpreis des Spiegels mit einem heftigen Schelten gegen jenen auf seinen Tisch schleuderte, nahm ich mit der einen Hand den Spiegel, mit der anderen der Dirne Arm und führte sie mit sanfter Gewalt aus dem Gedränge.

„Claude! Sieben Tage lang, sieben glückliche, unvergeßliche Tage brachte ich mit Gisquette in Aachen zu. Ich ließ nicht von ihr, ich war ihr Schatten, sie, das einfache, reine Herz voll seiner ersten, an mich Unwürdigen verschwendeten Liebe, meine Sonne. Dann schieden wir — um uns niemals wiederzusehen — und heute . . .“

Johann Gutenberg verstummte, mit langentbehrten Thränen seinen gefundenen, Gisquettens Sohn an die überquillende Brust schließend. Claude hatte, um des Vaters Erzählung zu vervollständigen, wenig hinzu zu setzen: von dem freudlosen Leben und Sterben Gisquettens, die niemals von der Treue zu Johannes gewichen war und seinen Sohn auf ihrem Todbette als letztes Vermächtniß an den ahnungslosen Freund absandte.

Eine heilige Stille waltete in dem kleinen Gemach, als er geendet. Zu Gutenbergs Füßen kniete Claude, eng von jenes Armen umfangen. Beildeck stand mit gefalteten Händen von ferne, sein treues Auge weidend an der verschlungenen Gruppe. Der Greis aber mit seinen starren, lichtlosen Augen, das Gesicht voll majestätischer Würde und voll tiefseliger Bewegung umflossen von den weißen Wellen der Haare und des ehrwürdig hernieder wallenden Bartes, die Brust gehoben von Seufzern, in denen Schmerz und Lust, Vergangenes und Gegenwärtiges wehmüthig in einander schlugen: — Wer ihn so gesehen hätte, würde ihn verglichen haben mit einem Oedipus in Antigone's Armen, gebeugt, alt, schwach, aber dennoch das Haupt eines Königs, das Herz eines Vaters!

„Wahrlich!“ sprach er nach einer langen Pause mit bebenden Lippen, „wahrlich! nun wird mir mein naher Tod ein seliger Heimgang! Liebe geleitet mich hier, Liebe empfängt mich dort. Das sind die besten Werke, von denen geschrieben steht, sie werden den Gerechten nicht verlassen, sondern ihm nachfolgen. Alle Kunst und alles Wissen, nach dem wir ringen, in dem wir schwelgen, aller Schall und aller Ruhm, so unsern Namen auf die Nachwelt trägt, ist ein tönend Erz und eine klingende Schelle gegen die Worte der Liebe, der reinen, natürlichen, menschlichen, göttlichen. Ja, ich ahne, daß mein Leben für Andere nicht verloren ist, daß meine Saat auffproßt zu einem Baum, darunter eine neue Generation rasten mag. Mein Werk hat die Idee entfesselt und das Wort beflügelt; leicht, frei, schnell werden sie auf den Schwingen meiner Erfindung die veränderte Erde durchschweben und meinen Namen der Unsterblichkeit zutragen. Aber siehe, ich würde dennoch ohne Trost und ohne Ruhe zu Grabe gegangen sein, wenn nur die Sonne meines Geistes mir den dunklen Pfad beleuchtet hätte. Da wurde mir ein Sohn, und ich scheide froh, denn mein Leben verliert sich nicht in einer grauenvollen Oede. Der Mensch bleibt Mensch. Sein Herz kann nicht vom Ruhm und von der Hoffnung leben; Liebe bleibt sein Bestes. Und so gäbe ich mein ganzes Werk dahin für Dich! Du giltst mir mehr wie meine Kunst, Du Gisquettens Bote aus einer glücklichen Ewigkeit, Du, mein Claude, mein Sohn, mein Alles!“

„Gutenberg starb arm und verlassen. Sein Tod erregte kein Aufsehen bei seinen gleichgiltigen, undankbaren Zeitgenossen. Nur aus einer bestäubten, seiner gelegentlich erwähnenden Gerichts-Urkunde vermuthen wir, daß er nicht lange vor dem 24. Februar 1468 zu seinen Vätern versammelt worden ist. Wann und wo, bleibt ungewiß, ja wir würden nicht einmal ahnen können, wo seine entseelte Hülle dem Schooße der Erde zurückgegeben worden, wenn sich nicht die Grabschrift, welche Einer seiner Verwandten, Adam Gelthuß zur Jungen Aben, zu seinem Andenken verfaßt hat, zufällig erhalten hätte. Es heißt darin mit frommen, lateinischen Worten, seine Gebeine ruhen in Frieden in der Kirche des heiligen Franziskus zu Mainz.“

So die Geschichte. Mit einem schmerzlichen Erröthen auf den göttlichen Wangen wendet sie das Blatt ihres Buches um, worauf sie dergestalt über den Erfinder der merkwürdigsten und folgereichsten aller Künste, über den Demiurgos einer neuen, sittlichen Welt berichten muß.

Daß es die Dichtkunst gewagt, über die letzten Tage seines Lebens ein versöhnendes Hell zu gießen und dem ohne Frucht absterbenden Stamme ein Reis der Hoffnung und des Friedens aufzupfropfen, daß ihre Hand aus den spärlichen, verworrenen und im Dunkel der Archive modernden Fäden, die sich an seine Existenz anknüpfen, ein Lebensgemälde webte, — soll oder darf oder kann sie sich darüber rechtfertigen? Meine ich doch, es sei der schönste Theil ihres Berufes, da aufzuklären, zu versöhnen und zu gestalten, wo das Leben nur Nebelstreifen und ein unbekanntes Grab hinterlassen hat. —

Wilhelm Dorow

wurde am 22. Nov. 1790 zu Königsberg geboren, kam aber nach dem frühen Tode seines Vaters in das Haus des Landhofmeisters von Auerswaldt in Marienwerder, und besuchte darauf die Schule zu Marienburg, bis er 1804 wieder nach Königsberg kam, wo er sich dem Baufache widmete. Obgleich ihm schon ein Amt zugedacht war, so verzichtete er doch darauf; nahm aber eine Stelle in einem der ersten Handlungshäuser Königsbergs an, wo er bis 1811 blieb und auch seine mathematischen Studien fortsetzte. Nachdem er 1811 dies wieder aufgegeben hatte, beschloß D. eine Reise nach Frankreich und Italien zu machen. Zuvor verweilte er jedoch längere Zeit bei dem Capellmeister Reichardt, dem Bruder seiner Mutter, in Giebichenstein und trat dann eine Fußwanderung durch ganz Deutschland nach Paris an, wo er im November 1811 eintraf. Im December desselben Jahres aber ward er von dem preußischen Gesandten von Krusemark, der ihn aus früherer Zeit kannte, mit mündlichen Aufträgen nach Berlin zu dem Staatskanzler von Hardenberg gesendet, welcher ihm im März 1812 eine mit Gehalt verbundene Anstellung bei der Gesandtschaft am französischen Hofe gab. Im December 1812 zurückberufen, trat er im Februar des folgenden Jahres in Breslau als freiwilliger Jäger ins zweite Garderegiment, bis ihn der ihm wohlwollende General von Scharnhorst mit dem Major von Röder in das Hauptquartier des Generals von Winzingerode und später zum Fürsten Wolkonsky schickte. D. wohnte allen Schlachten nach Eröffnung des Feldzuges bei, während des Waffenstillstandes aber trat er wieder in dienstliche Verhältnisse zu dem Staatskanzler, ging mit Aufträgen nach Polen, und als er darauf eine Zeitlang im Hauptquartier zu Teplitz gewesen, ward er im September mit besondern Vollmachten nach Polen zurückgeschickt, wo er bis zur Einnahme von Paris blieb. Er reiste darauf nach Dijon zum Staatskanzler und wurde zu der Centralverwaltung nach Frankfurt a. M. gesendet, wo er gemeinschaftlich mit dem Medicinalrathe Merrem die Oberaufsicht über die Militairlazarethe der Verbündeten hatte. Nachdem sich dieses Dienstverhältniß aufgelöst hatte, nahm D. 1815 seinen Abschied aus dem Militairstand und ging 1816 als Gesandtschaftssecretair nach Dresden und 1817 in gleicher

Digitized by Google

Eigenschaft nach Kopenhagen, bis eine lebensgefährliche Krankheit ihn nöthigte, in Wiesbaden Heilung zu suchen. In dieser Zeit unternahm er die antiquarischen Untersuchungen und Ausgrabungen, die seinen Namen berühmt gemacht haben. Eine von der Centraluntersuchungscommission in Mainz gegen ihn eingeleitete Untersuchung wegen Betheiligung an demagogischen Umtrieben hielt ihn in Wiesbaden zurück, obgleich er bereits im Jan. 1820 zum Director der Alterthumskunde in den rheinisch-westphälischen Provinzen war ernannt worden. Da die Anklage des Grundes ermangelte, so hatte sie auch keinen Einfluß auf seine dienstlichen Verhältnisse. D. gründete das Museum vaterländischer Alterthümer in Bonn, wo er bis 1822 blieb, und trat dann in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zurück. Nach dem Tode des Fürsten von Hardenberg wurde er mit der Hälfte seines Gehaltes in Ruhestand versetzt. 1827 erhielt er vom Könige von Preußen eine Unterstützung zur Reise nach Italien, gab hier Veranlassung zu den bedeutenden Ausgrabungen und Entdeckungen im alten Etrurien, und erwarb die große, jetzt im Museum zu Berlin aufgestellte Sammlung etruriſcher Alterthümer. Er starb 1846 in Halle.

Von ihm erschien:

„Opferstätten und Grabhügel der Germanen am Rhein" (2 Bde. Wiesbaden 1819—21).

„Morgenländische Alterthümer" (2 Hefte, Wiesbaden 1819—21. 4.).

„Denkmale germanischer u. römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen" (2 Bde. Stuttgart 1823—27. 4.).

„Denkmäler alter Sprache und Kunst" (2 Bde. Bonn u. Berlin 1823—24. 4.).

„Notizie intorno alcuni vasi etruschi" (Pesaro 1828. 4.).

„Etrurien u. der Orient, nebst Thorwaldsen's Darstellung der 1828 entdeckten etruriſchen Alterthümer" (Heidelberg 1829).

„Voyage archéologique dans l'ancienne Etrurie" (Paris 1829. 4.).

Reminiscenzen. Goethe's Mutter u. s. w. (Sammelwerk.) Leipzig 1842.

Erlebtes aus den Jahren 1813—20. 2 Bde. Leipzig 1843.

Krieg, Literatur und Theater. Leipzig 1845.

Fürst Kosloffsky. Leipzig 1845.

Als Archäolog hat D. heftige Angriffe zu erleiden gehabt, doch wird ihm von anderen freundlich gesinnteren Kritikern Geschmack, Scharfsinn und Sachkenntniß zugesprochen. Seine späteren Bücher sind fast nur Veröffentlichungen aus seinen reichen Sammlungen handschriftlicher Briefe und Memoiren, bei deren Herausgabe er wohl im Besitz, aber nicht immer im Recht gewesen sein mag.

Karl Ferdinand Dräxler

nannte sich früher als Schriftsteller Manfred und hat daraus jetzt den Namen Dräxler-Manfred gebildet. Er wurde 1806 zu Lemberg geboren, lebte zu Prag, wo er studirte, als Privatgelehrter, machte Reisen nach London und Paris, begab sich dann nach Meiningen und ging später nach Frankfurt a. M., wo er sich noch aufhält.

Er schrieb:

Eßlair in Prag. Prag 1826.
Romanzen, Lieder u. Sonette. Das. 1826.
Neuere Gedichte. Das. 1829.
Novellen: Gruppen u. Puppen. 2 Bde. Leipzig 1836.
Gedichte. Frankfurt 1838.
Fahrten. Erlangen 1839.
Vier und zwanzig Stunden. Ein Feuilleton des Tages. Leipzig 1842.
Die Alte aus Livadostro. Roman. Frankfurt 1844.
Uebersetzungen von englischen und französischen Poesien und Romanen, Gedichte, Novellen u. s. w. in Journalen u. s. w.

Ein zartes, leicht bewegtes poetisches Talent voll Anmuth und sanfter Empfindung, ist D. besonders in lyrischen Poesien sehr glücklich, während er da, wo er dem Ton des Tages huldigt, nicht prägnant hervortritt. Seine Uebersetzungen zeichnen sich durch Gewandtheit und Treue sehr vortheilhaft aus.

Die Thräne.

Im Winter, wo die Welt ringsher
So schauerlich erblichen,
Ist eine Thräne trüb und schwer
In's Auge mir geschlichen.

Die Welt erwacht aus ihrem Tod,
Der Winter ist vertrieben;
Ich rieb mein Auge feuerroth,
Die Thräne ist geblieben.

Vergebens wird sich Baum und Flur
Mit Frühlingsschimmer schmücken:
Ich darf die blühende Natur
In Thränen nur erblicken.

Im Winter gab es böse Zeit,
Da dacht' ich oft so trübe
Der seligen Vergangenheit,
So voll von Glück und Liebe.

Dann dacht' ich, was ich all gestrebt,
Und was mir all mißlungen;
Und wie ich ewig gluthbelebt,
Doch nie ein Ziel errungen.

Ich dachte, wie es schmerzt und brennt,
Dies ewig leere Streben;
Mein Denken war ein Monument
Auf mein verfehltes Leben.

Mein Fühlen war so öd und leer,
Und alles Glück entwichen;
Da ist die Thräne trüb' und schwer
In's Auge mir geschlichen.

Das Kreuz.

Die Stunden fliehn, der Weg ist lang,
Doch weil' ich gerne hier;
Du Friedensholz so schlicht und schlank,
Wie winkst du segnend mir!

Bist wohl der große Palmenbaum,
Der in die Himmel rankt,
Und in dem lichten Sternenraum
Mit ew'gen Blüthen prangt?

Digitized by Google

Die große Segensblume, so
Aus heil'gem Blute keimt,
Aus deren Wunderkelche froh
Der Menschheit Segen schäumt.

Und wie ich also denke still,
Da rauscht es rings und klingt,
Als ob das Kreuzbild sprechen will,
Als ob der Felsen singt.

Kennst du mich denn so wenig nur
In meiner Macht und Pracht;
Steht meines Lichtes heil'ge Spur
Vor dir in trüber Nacht?

Sie nennen mich auf weiter Welt
Das große Wunderschwert,
Das Er, der heil'ge Gottesheld,
Gepflanzet in die Erd;

Gepflanzet in die Welt, daß da
Mag ewig Friede sein,
Und daß das Schwert vom Golgatha
Als Richter sehe drein.

So schau ich liebreich von den Höh'n
Jahrtausende schon lang,
Und all die Menschen gehn und stehn
Bei mir mit frommem Sang.

Und halte, wie ein Kuppelstein,
Zusammen alle Welt,
Bis einst im vollen Strahlenschein
Zurückekehrt mein Held. —

So rauscht es rings zu mir heran
Mit wundervollem Wort,
Die milde Abendröthe spann
Am Purpurrocken fort.

Mir aber ward so wohl zu Muth,
Zum Kreuze blickt' ich reg',
Empfahl mich jener heil'gen Huth
Und ging dann meinen Weg.

Die Säule.

Iskender war's, den Griechenland
Hat Alexander zubenannt,
Der zog vorbei in Siegereile
Mit seinem Heer an einer Säule.

Leer war das niedre Capital;
Doch schien's, als ob darauf einmal
Gestanden eine Statüe habe;
Da sprang vom Troß ein kecker Knabe

Hinauf, und wie er oben stand,
Da zuckte plötzlich sein Verstand;
Sein Mund, von heil'gem Drang bemeistert,
Erklang prophetisch und begeistert.

Er drehte sich im Kreise rings,
Und wie sein Auge rechts und links
In die verschied'nen Pole blickte,
Sprach auch verschieden der Verzückte.

Als König da, als Weiser hier,
Und dort als kundiger Wesir:
Iskender fragte die Begleitung
Um solcher Räthseldinge Deutung.

Da sprach der weise Stagirit,
Der immer ihm zur Seite schritt:
„O Herr, ein tiefer Zauber waltet
In dem, was sich vor dir entfaltet.

Die Säule Jethi'matali' —
Den Griechen ist Orakel sie —
Deckt einen großen Mann im Grabe
Mit Weisheit und Prophetengabe.

Des großen Mannes Geist und Wort,
Sie wirken noch im Tode fort:
Wer auf die Säule sich geschwungen,
Der fühlt sich bald davon durchdrungen.

Der Schrift bedarf solch Denkmal nicht,
Weil es lebend'ge Worte spricht:
Dem Großen bleibt in allen Zeiten
Die Zauberkraft und das Bedeuten.

Unwiderstehlich faßt's den Geist,
Dem es in Herrlichkeit sich weist,
Dem Todten muß was lebt auf Erden
Zum Dolmetsch der Bewund'rung werden.

Und wie das Große liegt in Kraft,
Prophetengeist und Wissenschaft
In Schätzen und im Seelenfrieden,
So sind die Säulen auch verschieden.

Verschiedne Zungen reden sie,
Wie sie der Todte ihnen lieh,
Je wie das Große seines Lebens,
Verschieden in der Art des Strebens.

Und also Wunscherfüllung auch
Nennt solchen Stein der Sprachgebrauch,
Weil dem Verzückten er kann geben,
Was dieser nie besitzt im Leben." —

Jetzt war die Säule wieder leer,
Der Knabe albern wie vorher,
Der weise Deuter hat geschwiegen,
Der König stand mit ernsten Zügen.

Wohl nannten ihn die Menschen groß,
Er aber schwieg und dachte bloß:
Ob seines Todtenhügels Erde
Auch solche Säule schmücken werde?

Der Hirtenknabe.

Ich war ein stiller Hirtenknabe
Mit blauem Aug' und blondem Haar,
Und zog an meinem Schäferstabe
Durch Berg und Thal so manches Jahr.

So freundlich lachten mir die Auen,
Die Blumen gaben süßen Wink
Und schienen fröhlich aufzuschauen,
Wenn singend ich vorüberging.

Es kam, wenn ich hinausgezogen,
Der Lenz und setzte sich zu mir,
Er war so lieb mir und gewogen,
Und gab mir Küsse für und für.

Wir spielten fröhlich dann mitsammen,
Bald warf er mich mit Blüthenschnee,
Bald ließ er Rosenlichter flammen,
Bald Lieder tönen in der Höh'.

Und schlief ich ein mit frohem Muthe,
So sah den Frieden ich im Traum,
Wie er im Himmelsgarten ruhte
In schattenreicher Palmen Raum.

Ein Bild nur konnte da mir taugen,
Ich trug es still in meinem Sinn:
Das war mit ihren lieben Augen
Die wunderschöne Schäferin.

So kamen Jahre und vergingen;
Da kam auch endlich andre Zeit,
Und Neuem mußt' ich mich verdingen,
In fremde Kreise eingeweiht.

Digitized by Google

Zum Ritter mußt' ich mich verwandeln,
An meiner Seite glänzt ein Schwert,
Und all mein Streben und mein Handeln
Ist, seiner mich zu zeigen werth.

Es weht mein Helmbusch durch die Lüfte,
Ich bin gerühmt im weiten Land,
Die Blumen aber und die Düfte,
Sie grüßen nimmer mich bekannt.

Der Lenz geht scheu an mir vorüber,
Er kennt den Spielgenossen nicht,
Ich selber aber wandle trüber
Und sehe träumend in sein Licht.

So schreit' ich durch das wirre Leben,
Erprobe oft den Arm im Straus:
Mühsal ward mir genug gegeben,
Und selten, selten ruh' ich aus.

Dann seh' ich im bewegten Traume
Nicht jenen Friedensengel mehr:
Ein Rauschen tönt vom Palmenbaume,
Und unter ihm ist's öd und leer.

Ein Bild nur mag mich noch entzücken,
Ich trag' es still in meinem Sinn,
Das ist mit ihren Flammenblicken
Die wunderschöne Schäferin.

Dies Bild, es schwimmt in meinen Thränen,
Begeistert Lieder mir und Schwert:
So unerreichbar meinem Sehnen,
Als meinem Herzen ewig werth.

So bin ich gänzlich umgestaltet:
Ein Lieben ohne Hoffnungsstrahl,
Ein Schaffen, d'ran das Herz erkaltet,
Ein Leben voll von Schmerz und Qual.

Und soll ich nun das Räthsel lösen,
Das ich euch bildlich vorgesetzt?
Ich bin ein Jüngling einst gewesen,
Und bin ein Mann geworden jetzt.

An Rückert.

Wenn lichte Blumen aus der Erde schießen,
Mainachtigalln anfangen sich zu härmen,
Und statt der Flocken, die sich sehen ließen,
Lenzsonne nun mit einmal uns will wärmen;
Und süßer Duft und Strahl gleich Regengüssen
Beginnt erdauf und himmelab zu schwärmen:
Da ist ein Bild von Lenzesparadiesen,
Wie sie alljährig sich dem Blick erwiesen.

Die Dichter aber gelten für Herolde,
Die nun hinaus in alle Lüfte liedern;
Es hat Natur die Herrlichen im Solde,
Und will sich gern zu ihren Söhnen niedern:
Aus Blumenglanz, Maiduft und Morgengolde
Und allen Wundern, die sich jetzt verbrüdern,
Sollen die Kühnen süße Sprüche lernen,
Und Menschen künden, was erglänzt in Sternen.

Und unter Allen, die so ausgestattet
Mit reichem Glanz und hoher Liebeswürde,
Bist du allein es, an dem nie ermattet
Mein Herz in seiner glühenden Begierde,
Bist du, in dem sich Lust und Leben gattet,
Und dem zum Lorbeer wird die Schmerzenbürde:
Gleich einem Baum, an dessen Riesenstamme
Ein heilig Bild abwehrt des Blitzes Flamme.

Der deutsche Stamm hat schöne Frucht getragen,
Des Liedes Frucht, der Wahrheit und der Lehre:
Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Künstlerfahrten.

Lebensbild der Vorzeit.

Nun Meister Michel! Ihr seid heiß geworden,
Kein Wunder, denn die Mittagssonne brennt.
Kuhlt unter diesem Baum Euch wieder ab.
Oehlenschläger.

Die Morgennebel sanken auf die Fluren; von allen Wesen der Natur begrüßt, stieg die Königin des Tages in ihrer Flammenglorie strahlend empor. In den entzückenden Anblick versunken, zog Heinrich der Minnesänger, seinem Rosse den Zügel lassend, auf der Heerstraße nach dem alten Straßburg. Bald stimmte er sein frommes Morgenlied an. Immer lebendiger ward's um ihn her; flinke Bauernbursche auf stattlichen Pferden, hochgeladene Fuhren mit Wein, Frucht, Obst und Gemüsen; — an des Weges beiden Seiten hochaufgeschürzte Dirnen, die frischen freundlichen Gesichtchen in blüthenweiße Tücher eingehüllt, ihre Bürde auf dem Kopfe federleicht einhertragend. Langsamer schritten sie, als sie den schmucken Sänger erreicht, vorwärts und stimmten in sein Lied aus voller Kehle ein. Als der Sang geendet und Heinrich sein Roß antrieb, erscholl's aus hundert männlichen und weiblichen Kehlen ringsum: „Gelobt sei Jesus Christus!" „„In Ewigkeit!"" entgegnete grüßend der Minnesänger.

Vor der Stadt draußen sollte Meister Erwin, dem der Mainzer Domscholaster den Jüngling anempfohlen hatte, hausen; den berühmten Baumeister des Straßburger Münsters von Angesicht zu Angesicht zu schauen, war längst Heinrichs sehnlichster Wunsch gewesen. Eben schritten, einen schweren Block italischen Marmors auf einer Bahre, vier Gesellen aus der Stadt; der Sänger erfrug von ihnen des Meisters Landsitz.

Bald war das wohlhäbige, rebenumrankte Haus in der Mitte eines anmuthigen Gartens, zu dem ein sorglich umhegtes Wäldchen führte, erreicht. Ein alter Diener trat dem Ankömmling entgegen und geleitete ihn in ein Gemach im Erdgeschosse, dessen Thüre er ihm öffnete.

In seinem, mit zierlichem Schnitzwerk verzierten Polsterstuhle ruhte Meister Erwin von Steinbach, eine der Jahrelast noch rüstig trotzende, ehrwürdige Gestalt mit bedeutungsreichem Antlitze, das ein heiteres Lächeln und ächtes Künstleraugenpaar belebte. Ein schlankes Mädchen blickte, die Linke auf des Greises Schulter legend, mit dem seelenvollsten Ausdrucke kindlicher Liebe zu ihm auf, während sie in köstlicher Majolikaschale ihm seine Biersuppe kredenzte. Neben dem Mädchen saß, sich mit einer Turteltaube neckend, ein Jüngling, aus dessen ganzem Wesen ungebundene Frohlaune sprach; im Winkel hinter ihm lehnte eine Harfe. Die durch Rebengewinde hereinblitzende Morgensonne beleuchtete die Gruppe mit warmen, malerischen Tinten.

„Recht, mein Täubchen!" jubelte das Mädchen, das eben bei des Fremden Eintritte den Neckbold tüchtig in die Finger pickte. „Sabine, Sabine!" mahnte der Greis mit einem Winke nach der Thüre, „siehst du denn nicht?"

Hocherröthend blickte Sabine auf und schlüpfte hinter des Vaters Sessel; ein scherzhafter Zornblick des gehöhnten Nachbars verfolgte sie.

„Willkommen, herzlich willkommen!" rief der Alte des Scholasters Schreiben durchlaufend, und zog Heinrichen auf einen Sitz an seiner Seite.

Sabine flog hinaus und kehrte mit einer zierlichen Schale zurück, in der sie mit holder Anmuth dem jungen Gaste den Morgentrank kredenzte.

„Ihr seid von meinem alten Freunde mir so herzlich empfohlen, daß ich kaum weiß, wie ich dem Gastrecht Ehre machen soll," sprach Erwin eben zum Sänger, als der Diener ihn hinausrief. Entschuldigend entfernte sich der Alte.

„Herzensgruß," nahm der muntere Jüngling, mit dem Täubchen sich noch immer neckend, das Wort, „Eurer Laute nach sind wir Kunstgenossen?"

„Mir sagte es," entgegnete Heinrich, „beim Eintritte schon Eure Harfe dort hinter Euch im Winkel."

„Brüder also in Sankt-Cäcilien? So weit als du jedoch (mußt mir das trauliche du schon erlauben), wie dein stattliches Gewand und die güldne Gnadenkette besagen, freilich habe ich's noch nicht gebracht; derweilen indeß (dieß hast du vielleicht noch

Digitized by Google

nicht errathen), habe ich mir ein anderes köstliches Kleinod erſungen."

Der Sabinens Wangen überhauchende Roſenſchimmer deutete Heinrichen des Jünglings Rede; die Betroffene zerzauſte, ihre Verlegenheit zu bergen, in fröhlicher Schalkheit des Plauderers dunkle Locken.

„Da ſiehſt du, herziger Liebesbruder," lachte Gottfried, „daß ich wahr geſprochen; iſt's nicht, als ſei ich meinem ſchmucken Bräutlein bereits zum Eheherrn angetraut?"

Eben trat Meiſter Erwin, der des künftigen Eidams letzte Worte gehört, wieder ein. „Gottfried, Gottfried!" drohte der Greis lächelnd, „wirſt mir meine Sabine zufrieden laſſen? Wahre dich, daß mich mein Wort nicht etwa gereue!"

„Dafür, Vater," erwiederte Gottfried, „bangt mir ſo leicht eben nicht; Euer Herz ſteht unter Sabinens Vormundſchaft, und wo Feintrautchen den Herrmeiſterſtab führt, iſt Gottfried lang geborgen!"

Ein verſtohl'ner Blick der Lieblichen beſtätigte dem Sauſewind, indem ſie ihm die angeſetzte Schale neckend von den Lippen zog, ſeine feſte Zuverſicht.

„So, lieber junger Meiſter," ſprach Erwin, „treiben's Euch die Beiden den lieben langen Tag: geneckt, gekoſ't, geſchmollt, Alles tollbunt durch einander, daß mir zuweilen bedünken will, als ſei immer Mummenſchanz in meiner ſtillen Klauſe."

Geſchäfte riefen den Meiſter abermals ab; Gottfried ſchlug dem Sanggenoſſen eine Wanderung durch die vielberühmte Stadt vor. Noch in der Thüre rief Vater Erwin den Beiden nach: „Gottfried, in einer halben Stunde bin ich im Münſter; eher führſt du mir beileibe unſern lieben Gaſt nicht hin; die Freude gebührt mir vor Allen!" Unter fröhlichen Geſprächen ſchlenderten die neuen Freunde durch die von ſtattlichen hohen Häuſern umhegten engen Gaſſen der alten Reichsſtadt, und verweilten bald bei denkwürdigen Spuren der Römerherrſchaft, bald bei den erfreulicheren Ueberreſten von Straßburgs Wichtigkeit in den deutſchen Kaiſerzeiten.

Als das Sängerpaar um eine Straßenecke bog, eilte Gottfried mit dem Ausrufe: „Grüß dich Gott, Bruder Wilhelm!" einem dritten Jünglinge in die Arme: „hier, liebe Seele, begrüße unſern Gaſt, 'nen trauten Sänger, dem Vater gar höchlich anempfohlen."

„Schönen Gruß!" ſtieß Meiſter Wilhelm, Heinrichen an die Bruſt ziehend, in ſeiner derben Herzlichkeit heraus; „Vivant Musae! und nun in den Rathskeller dort, den Brüderbund in altem Nierenſteiner, gleich Stahl, zu härten."

Unter heitern Scherzen enteilte dem Kleeblatte die Zeit ſo ſchnell und unbemerkt, daß ein von Erwin geſandter Handlanger, der die Jünglinge einkehren geſehen, ſie mahnen mußte, daß Jener ſchon geraume Zeit im Münſter ihrer Ankunft harre. Sie eilten hin und fanden den Greis mitten unter ſeinen Arbeitern, denen er, ehe ſie zum Mittage gingen, ſeine Weiſungen ertheilte. „Ei, ei!" ſchalt der Meiſter, „ſogleich zum Willkommen mir unſern Gaſt verlocken?" Auch Sabine empfing den Herzliebſten mit ſcherzhaften Zornworten; Gottfried vermochte gar nicht zu Worte zu kommen.

„So laßt ihn doch zufrieden," fiel Wilhelm ein, „ich allein trage die Schuld, keine Brüderſchaft und keine Kunſtbrüderſchaft vollends ohne Traubenſaft; denn die Muſen ſind, obgleich ſonſt gar ſittſame Fräulein, dem lieben Vater Bachus hold!"

„Hat freilich," lächelte der Greis, „mein Eidam Euch zum Anwald, muß ich mich ſchon drein ergeben."

„Nun aber, lieber Gaſt," wandte ſich Erwin, indeß die Arbeiter aus dem Gebäude ſtrömten, zu Heinrichen, ihn nach dem Kreuzgange mit ſich fortziehend: „Laßt uns mein ſteinern Schooßkind ſo recht nach Herzensluſt beſchauen; zuvor jedoch meinen Riß, der dem Bau, was Regiſter und Vorrede einem Buche, zur Hand nehmen." Dabei breitete er eine in ſilberner Kapſel verwahrte Pergamentrolle auf einem einfachen, aber würdig verzierten Grabmale aus.

„Seht, hier unter dieſem Steine, lieber Jüngling," ſprach der Greis in feierlicher Rührung, „ruht mein treues Weib. Sie war meine höchſte Erdenfreude, was Ihr hier aber vor Euch ausgebreitet erblickt, iſt die müheſchwer gehegte und erzogene Frucht eines ganzen Lebens; dennoch aber mahnt mich Alles, daß ich dies zu Gottes Ehren begonnene, faſt allzurieſenhafte Werk zur Hälfte kaum vollendet ſchauen werde."

„Vater, lieber Vater," bat Sabine, indeß Gottfrieds feuchter Blick auf des Alten Silberlocken ruhte, „wie mögt Ihr nur ſo reden!" „Ihr ſeht, getröſt' ich mich," fiel Heinrich ein, „vom ganzen Gaue befeiert und bekränzt, dereinſtens noch der Münſterthürme goldne Kronen weithin in die Ferne ſtrahlen!"

„Befehlen wir dem Ewigen das Ende!" entgegnete der Greis, ſein Baret andächtig abnehmend, mit gottergebenem, faſt verklärtem Blicke zum Gewölbe; dann begann er den Jünglingen die tiefe Bedeutung ſeines, zum Theil bereits ausgeführten Planes in begeiſterter Rede zu entfalten.

„In dieſem meinem Riſſe," begann der Baumeiſter ſalbungsvoll, „ſeht ihr die Form des Kreuzes, als das heilige Zeichen der Erlöſung und des Vereins der gläubigen Gemeinde, walten. Der mittlere Kreuzesbalken umſchließt in Sonnenaufgang das Allerheiligſte; hier am entgegengeſetzten Ende, in Niedergang befindet ſich des Münſters Hauptthurm mit ſeinen beiden Seitenpforten; an beiden Enden des Querbalkens gen Mitternacht und Mittag aber erſchaut ihr die Nebeneingänge, ſo die Bekehrung der Völker aus allen Weltgegenden bedeuten. — Ueber den Seitenpforten des Haupteinganges erheben ſich im Riſſe hier die beiden Thürme, die dereinſtens, ſei's noch bei meinem Leben oder in künftigen Zeiten, in ihrer mächtigen Höhe dieſe Stadt gar herrlich zieren, und meinen lieben Mitbürgern als ein freundliches Angedenken von ihrem Meiſter Erwin, wenn er längſt an ſeiner trauten Hausfrau Seite hier unten ſchläft, noch kunden ſollen."

„Hier im Sonnenniedergange," fuhr der Greis, eine ſich hervorringende Thräne zerdrückend, fort: „ſeht ihr mein großes Hauptportal, mit deſſen Erfindung und Ausführung allein ich eine gute Zahl Jahre zugebracht. Doch kommt, kommt mit hinaus, und ſchaut mir lieber in der Wirklichkeit, was der Gedank hier nur in ſchwarzen Umriſſen auf dem Pergamente entworfen."

Sabine und die Jünglinge folgten dem ehrwürdigen Manne, um den, als er ihnen ſeiner Arbeit hehre Deutung enträthſelte, der zurückgekehrten Arbeiter ganze Schaar, die ehrerbietig gegogenen Mützen unter dem Arme, ſeinen Worten lauſchend, in weiten Kreiſen ſich verſammelte.

„Dieß große Portal," nahm Erwin das Wort wieder, „verſinnlicht unſern Eingang ins zeitliche und ewige Leben. Es liegt dem Allerheiligſten in Oſten gegenüber, uns zu mahnen, daß wir beim Eintritte und in der Dauer unſerer Pilgerſchaft das Glaubenslicht ſtets feſt im Auge und in Ehren halten ſollen, damit ſo dereinſtens ſich unſer Tagewerk beſchließt, jenſeits der dunklen Pforte daſſelbe mit ſeinem Strahlenglanze und deſto herrlicher in alle Ewigkeit leuchten möge.

„Ihr ſeht, das Thürgeſtell verjüngt ſich in fünf Bilderverbindungen nach innen. Die äußerſte verſinnbildet das wunderbare Schöpfungswerk; das zweite das alte Teſtament; in der nächſten zeigen ſich die Geſchichten der Apoſtel und der erſten Kirche; ihnen folgen im vierten Abſchnitte die Evangeliſten und heiligen Kirchenlehrer; die innerſte der Ordnungen endlich ſtellt unſeres Heilandes Wunder dar."

Heinrichs Auge haftete leuchtend auf Erwins frommbegeiſterten Zügen; Wilhelm preßte deſſen Rechte an die Lippen; leiſes Gemurmel andächtiger Bewunderung durchlief die umgebende dichtgedrängte Schaar.

„Dort auf der Spitze des Dreieckes, ſo die heilige Dreieinigkeit bedeutet," fuhr der Greis nach einer Pauſe fort, „ſeht ihr Gott Vater, den Herrn aller Heerſchaaren thronen; tiefer unten in ihrer Himmelsklarheit die heilige Mutter mit dem Jeſuskinde, und zu ihren Füßen der Könige Weiſeſten auf ſeinem Löwenthrone; die Engel rings umher preiſen zu ihrem Saitenſpiele des Ewigen unermeſſene Macht und Herrlichkeit. Ueber der Pforte ſelbſt ſeht ihr des Erlöſers Leben, und an beiden Seiten dehnten den Eingang, gleich der Apoſtelzahl, zwölf Schriftgelehrte und Propheten. In des Dreiecks Mitte erſchaut ihr aber das Symbolum der göttlichen Erleuchtung, die gar manchfach verſchlungene und verrankte Fenſterroſe, die, ſo ſie mit kunſtreichen Glasſchildereien dereinſtens ausgeziert, im lieben Vaterlande (müßt mir, altem Manne, die kleine Eitelkeit ſchon zu gut halten), will's Gott, nicht ihres Gleichen finden ſoll!

„Die Hauptthüre ſeht ihr mit vielen Bildern und künſtlichem Schnitzwerke von wackern Meiſtern ausgeziert; in meinem Sinne jedoch gebührt dieſer Seitenpforte der Preis. Schaut nur (erglühſt ja wie eine Roſe, Sabine), ſchaut nur den heiligen Johannes da; — er iſt von meiner Tochter Hand, der auch ſonſt noch die Verzierungen des Portals gar Treffliches verdanken."

„Wohl mit Recht, Vater," fiel Gottfried ein, „prieſ' des Biſchofs Hauskaplan in ſeiner Inſchrift dies kunſtreiche Werk ſo zarter Hände!"

„Gratia divinae pietatis," — — bemerkte lächelnd der ſo ſchmeichelte Vater.

„Ich habe mir's," fuhr Gottfried fort, „ſo gut es ging, verdeutſcht:

„Aus deiner Gnaden reichem Schrein
„Bedenke, Herr, das Mägdelein,
„Deß fromme Hand gar zart und fein
„Zum Bilde ſchuf den rauhen Stein."*)

*) Gratia divinae pietatis adesto Sabinae
De petra dura per quam sum facta figura.

Digitized by Google

„Herrlich, Bruder!“ jubelte Wilhelm, „mag ich all mein Leben lang Pinsel und Farben handhaben, solch Sprüchlein aber vergeß' ich nun und nimmermehr zu Tage!“

Vom Thurme des nahen Bischofshofs hallte die zwölfte Stunde. „Zur Arbeit!“ herrschte Erwin mit würdevollem Ernste, und wie ein Bienenschwarm flog der Arbeiter ganze Schaar die Gerüste hinauf.

„Hier über den beiden Seitenpforten neben dem großen Portale,“ fuhr der Greis fort, „sollen die beiden mächtigen Thürme, deren einen ihr bereits in Arbeit seht, dereinstens sich erheben, und von allen Seiten durchsichtig, auch so geordnet, daß das Auge von ihrer Spitze bis hinab zum Estrich der Kirche dringen möge, mit ihren Säulen, Gesimsen, Schnörkeln, Thürmen und Ornamenten vielfältiger Arten, gleich einer äste- und blätterreichen Pappel aus dem Lande Italia, über den steinernen Gotteshain hinauf in die Lüfte ragen!“

„Vater Erwin,“ sprach Wilhelm, als der Meister geendet, „Ihr habt Euch durch so hehres Werk in unseren Tagen und auf die späteste Zeit hinaus einen Paradisbrief auf die himmlische Glückseligkeit, und mehr Ruhm und Lob erworben, als allen Schilderern und Sängern jemals gelingen mag!“

„Amen!“ stimmten Heinrich und Gottfried ein. „Nun aber, Kinder, aufgebrochen!“ mahnte Erwin; „Mittag ist allbereits vorüber, und die Küchenmeisterin“ (dabei blickte er Sabinen mit scherzhaftem Vorwurfe an), „verweilt, anstatt bei ihren Töpfen, noch hier im Münster; werdet heute schon fürlieb nehmen müssen, werther Gast. Ihr aber sprecht doch auch zu, Meister Wilhelm?“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Maler. Die Gesellschaft schritt dem Stadtthore zu; bald war Erwins Landsitz erreicht.

Der Baumeister hatte auch den Oberältesten der Straßburger Steinmetzengilde, deren Hauptthütte damals des Vorranges über alle andern im Vaterlande genoß, zum Mittagsmahle eingeladen. Man speiste im sehr einfachen, aber mit erlesenen Bildnerwerken des In- und Auslandes geschmückten Prunksaale des Hauses. Frohsinn und Gemüthlichkeit führten im trauten kleinen Kreise den Vorsitz; Kunst, muntere Tagsgeschichten und Volkssagen, mit Witz und Kurzweil gemischt, beflügelten die Stunden; und die Eigenthümlichkeiten der Tischgenossen, der beiden Greise vielfältige Erfahrungen und selbst im Scherze beibehaltene Würde; Heinrichs über das Alltagsleben sich erhebende, fast allzu schwärmerische Weise; der derbe Humor des Malers; Gottfrieds ewig ungetrübte, zuweilen ausgelassene Laune und Sabinens stillbescheidenes, dabei mit einnehmender Schalkheit gepaartes Wesen, liehen dem fröhlichen Mahle erhöhte Würze. Beim Nachtische kredenzte der Diener seinem Gebieter den reich verzierten, großen goldenen Festpokal. Erwin richte ihn mit dem Ausrufe: „Auf unserer lieben Gäste Wohl!“ Heinrichen ihm zutrinkend dar. Von diesem gelangte er an den Oberältesten, dann zum Maler, zu Gottfried und endlich zu Sabinen, deren Purpurlippen sittig nippten.

„Vater Erwin Heil und Segen!“ rief jetzt Heinrich, den Pokal wieder empfangend und hoch erhebend. „Heil und Segen!“ fielen die Anwesenden, ihre Becher an einander klingend, ein.

Nach dem Mahle führte Erwin die Gäste in seiner Wohnung umher, die in allen ihren Theilen eine wundersame Verschmelzung des Nützlichen mit dem Schönen, und des edelsten Geschmackes mit allen Behaglichkeiten des Lebens darbot. Eben wollte er im oberen Stockwerke eine mit künstlichem Schnitzwerk verzierte Thüre öffnen, als Sabine, die, durch häusliche Geschäfte abgerufen, die Gesellschaft verlassen hatte, sich wieder einfand, dem Vater voraneilte und mit sanfter Gewalt ihn zurückhielt. Gottfried aber schlüpfte neben ihm vorbei, und öffnete, indem er ihren Strafworten neckend entgegnete, die Pforte.

Sabinen und den beiden Greisen folgend, traten die Jünglinge mit ehrerbietiger Scheu in das Kloset der kunstreichen Jungfrau, wo Alles der Bewohnerin zarten Schönheitssinn verkündete. Die Wände waren mit Skizzen, Kartons und einigen bereits ausgeführten Gemälden, worunter Wilhelm zu seiner Herzensfreude zwei der seinigen erblickte, ausgeschmückt. In den Nischen prangten herrliche Standbilder der Evangelisten, unter denen Heinrich das Modell des am Münster gesehenen Liebjünger des Heilands sofort erkannte. Auf zierlich geordneten Tischen und Gesimsen befanden sich Zeichnungen von Sabinens Hand; dazwischen duftete auf niedlichen Gestellen die reichste Fülle von Zierblumen, deren Pracht die liebende Sorge ihrer Pflegerin bedeutete; kurz, das Ganze war ein stilles Paradies der Kunst und sinnigen Weiblichkeit zu nennen.

Vater Erwin mahnte an Rückkehr zum Humpen; jetzt aber übte auch Sabine eine kleine Rache: „Vater,“ sprach sie mit listigem Lächeln, „Ihr habt unsere ehrenwerthen Gäste nunmehr alle Herrlichkeiten unserer kleinen Wohnung schauen lassen; das Beste aber, Euer Heiligthum, wie's Gottfried nennt, ist noch zurück.“

„Sabine!“ schalt der Greis mit strafendem Blicke, den jedoch ein Lächeln geheimen Behagens widerlegte.

„Habt uns ja, vielgeehrter Meister,“ bat Heinrich, „die Früchte Eurer Weihestunden bereits bewundern lassen, warum den Eintritt in Euern Musensitz uns weigern?“

„Ihr wollt!“ erwiederte Erwin, innerlich geschmeichelt, „das Gastrecht heischt, mich Eurem Wunsche zu fügen.“

Am Ende des Ganges öffnete der Meister eine dem Haupteingange des Münsters verjüngt nachgebildete hohe Flügelthür; seine Gäste traten in fast andächtiger Spannung ein; der Greis folgte mit Gottfried und Sabinen.

Es war eine hochgewölbte Halle, in die das Licht nur von der dem Eingange gegenüber gelegenen Seite, durch hohe Glasthüren und fünf über und neben ihnen im Aufschwunge des Gewölbes angebrachte große Fensterrosen einfiel. Die Jünglinge traten auf einen Altan hinaus; vor ihnen lag in röthlichem Abendduft die Stadt, der majestätische Rhein, die weiten, lachenden Gefilde rings umher, und in der Ferne, gleich riesigen Grenzhütern aufragend, die Vogesen.

„Hier draußen, an meiner Lieblingsstelle,“ sprach Vater Erwin, „überschaue ich, vom mühevollen Tagwerke in meinem Armsessel rastend, an erquicklichen Abenden die treffliche Landschaft.

„Mich suchen dann gar so wunderliebliche Erscheinungen heim, die auch auf meinem Lager mich noch umschweben, und die ich, mit des Heilands Hülfe, in meinem Werke nachzubilden eifre.

„Seht hier, lieben Gäste,“ sprach der alte Mann, die gefalteten Hände andächtig auf der Brust gekreuzt, vor einem herrlichen lebensgroßen Bilde des Gekreuzigten verweilend, „den unversiegbaren Gnadenquell, durch dessen Segen allein das Irdische gedeihen mag; zu ihm flehe ich an jedem Morgen, daß er mir den Geist erleuchten und zu meinem gottseligen Unternehmen Ausdauer, Kraft und Muth gnädig verleihen möge.“

Nach einer stillfrommen Pause führte der Meister die Jünglinge zu dem der Halle entgegengesetzten Ende. Ein Vorhang flog empor, und auf einer in vierfachen Stufen sich erhebenden Estrade bot sich ihnen ein herrlicher Anblick dar. An beiden Seiten der untersten Stufe sah man die heilige Sophienkirche zu Byzanz und den maurischen Alhambrapallast von Granada; auf der zweiten und dritten Stufe aufwärts Denkmale der herrlich erblühten deutschen Baukunst; die Kaiserburgen zu Gelnhausen und zu Kaiserslautern, die Mailänder Kathedrale und den Freiburger Münster; auf der obersten Stufe aber prangten der Kölner Dom und Erwins Schöpfung in trefflichen, bis in die kleinsten Einzelnheiten nachgebildeten Modellen, auf die ein Flammendreieck, der heiligen Dreifaltigkeit Symbol, herniederglänzte.

„Wähnt nicht, lieben Freunde,“ bemerkte Erwin mit würdevoller Bescheidenheit, „daß ich mit meinem Schooßkinde eitel prunke, indem ich solches mit dem Kölner Prachtgebäude auf die höchste Stufe hingestellt; nur darum mag ihm dies gebühren, weil es mit jenem Zwillingsbruder alle andern Gebäude deutscher Kunst an Größe überragt.“

Es dunkelte bereits, als man zum Speisesaale wieder zurückkehrte. Bei traulichen Gesprächen, Saitenspiel, Gesang und Becherklang enteilten dem frohen Kreise die Stunden flügelschnell. Die Nacht war schon vorgerückt, als der Oberälteste und der Maler, etwas bezecht, nach der Stadt aufbrachen. Heinrich mußte dem neuen Freunde geloben, mit Gottfried ihn morgen in seiner Herberge heimzusuchen.

2.

Als Heinrich vom ungewohnten Nachtgelage etwas wüst zu Sinne erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er kleidete sich schier unmuthig in Hast an und eilte hinab. Sabine war mit dem Vater bereits bei den Arbeitern im Münster, nur Gottfried harrte beim Morgenimbiß des verspäteten Gastes, und brach mit ihm ebenfalls nach der Stadt auf.

Im Vorbeiwandern begrüßten die Jünglinge Erwin und seine holde Tochter, die sie mit Anordnungen beschäftigt fanden. Einem kleinen freien Platze nahend, hörten sie in der Ferne schon den Jubel eines Schwarms von Straßenbuben, und sahen bald den dichtgedrängten Haufen kleinen Gesindels unter den Fenstern der Herberge, „zum güldnen Ochsen,“ mit hoch in die Luft gereckten Händen und emporgehaltenen Mützen nach Fratzenbildern schnappend, die Meister Wilhelm in unbändigem Gelächter über ihre possirlichen Sprünge, mit vollen Händen unter sie ausspendete.

„Guten Morgen, Brüder!“ rief der Maler, ohne sich stören zu lassen, „nur herauf, eben fliegt das letzte und damit für heute Spaß am Ende!“

Digitized by Google

Als die Beiden eingetreten, sprang Wilhelm die halbe Treppe hinab, ihnen bereits entgegen, jauchzte: „Willkommen im güldnen Ochsen!“ und zog sie mit frohem Ungestüm in seine Stube.

„Ihr seht, Brüder,“ lachte Wilhelm, seinen Gästen gefüllte Becher kredenzend und anklingend, „ich habe mir da eine gar treffliche Malerherberge auserkoren, sagt selbst, mag ein anderes Schild zu meiner Handthierung besser stimmen?“

„Wie denn so, Brüderchen?“ frug Gottfried.

„Und das fiel deinem sonst allbereiten Mutterwitz nicht zur Stelle ein? Ist Sanct Lukas nicht unserer Malergilde Schutzpatron, und hast ihn jemalen ohne seinen Ochsen gesehen? Freilich wohl ist der Ochse auf meinem Herbergschilde ein güldner; bei uns Malern aber leider! zu allen Zeiten mehr Farbe und Leinwand denn blankes Gold zu Hause, d'rum just aber schau' ich mir an jedem Morgen den güldnen Hörnerträger an, mich billig zu ermahnen, daß bei unserm Gewerb, außer Lob und Ehre, der eitle Mammon doch auch nicht so gänzlich zu verachten.“

„Was in aller Welt aber,“ frug Gottfried wieder, „handhabst du mit den Fratzen, die du da eben unter das kleine Lumpenvölklein hinunterwarfst?“

„Auch das wieder,“ brummte der Maler, „erräthst du nicht? — Solche Fratzen fudle ich zwischen Tag und Dunkel, oder so mir der Sinn nicht eigentlich zum Malen steht; während nun mein Pinsel mir schier unbewußt auf den Pergamentschnitzeln umherfährt, dämmern zuweilen die allerbesten Einfälle in mir auf, und gestalten sich in meinem Oberstübchen zu Skizzen und Kartonen, die dann in guten Stunden fast ohne alle Mühe mir gleichsam vom Pinsel fließen. Obenein aber dienen solche Fratzen wie baare Münze, auf reiche Zinsen angelegt: Im Getümmel der Buben nämlich, die nach meinen Sudeleien haschen, über einander herfallen, sich zerdreschen und die Haare raufen, erschau' ich mir mancherlei Bewegungen, Posituren und Geberden, die ich als Studien zu den Volksgestalten meiner Hauptfiguren Folie gelegentlich gar wohl gebrauchen mag.“

Wilhelm führte die Freunde in seine Werkstätte. Das Erste, was ihnen ins Auge fiel, war auf der Staffelei des Malers eigenes Bild von sprechendster Aehnlichkeit.

„Haltet mich,“ bat Wilhelm, „ja nicht für einen eiteln geckenhaften Fant, weil ich meine eigene Larve abzukonterfeien unternommen; liebenswerth ist sie, wie Ihr sie nunmehr doppelt vor Euch seht, ganz und gar nicht; die Sache aber hat ein andres Häklein. Unser Antlitz ist der Seele treuester Spiegel; Gedanke, Wunsch, Begier geben sich in diesem Krystalle kund. Verspüre ich in mir dergleichen, so tret' ich vor den großen Spiegel hier neben meinem Bilde, erforsche scharf die Seelenlichter und Schatten, die heitern oder finstern, gutmüthigen oder auch schlimmen Falten, wie sie der gute oder böse Geist im Innern mir auf's Antlitz treibt, trage dann mit wenig Strichen flugs das ganze Gaukelwesen in mein Konterfei, und habe so meinen Seelenkalender von jedem Tage. Ueberdieß verschafft mir mein Bild obenein auch noch ehrbare Gesellschaft, die, obwohl stumm, mir doch am meisten gilt; sintemalen wir Menschenkindlein, wie weiland die Juden das güldne Kalb, unser eigenes Götzenbild am höchsten ehren. Mit diesem meinem schweigsamen Zwillingsbruder und Doppelgänger kann ich denn auch an langen Winterabenden, so's draußen stürmt und hagelt, am traulichen Kamine gar manchen Zwiesprach pflegen, und mich, wie's fällt, nach Herzenslust schelten oder loben, so vor dem Spiegel sich nicht zum besten fügen würde, gäbe mir der Gesell drinnen Strafpredigt und Lob ja zurück, und so erginge beides gedoppelt über mich!“

„Traun nicht übel!“ rief Gottfried, „alle Reverenz vor deinem Konterfei; jetzt aber laß uns, ehe die edle Zeit verstreicht, im Morgenlichte auch deine andern Bilder schauen.“

„Geduld nur, Brausewind!“ schalt der Maler und führte, nachdem er seinem Bilde in Hast einige Züge hinzugefügt, die Freunde in ein anstoßendes Gemach. Nur wenige seiner Gemälde waren aufgestellt, die andern lagen in größter Unordnung auf Tischen, Sesseln, zum Theil selbst auf der Erde umher. Wilhelm stellte die vorzüglicheren nach einander auf einer Staffelei in günstig gewähltem Lichte auf. Hier erblickte man die heilige Mutter mit dem Jesusknaben; dort den Tod der Gebenedeiten meisterlich gedacht, und mit dem wahrsten treuesten Leben ausgeführt. Andere Bilder stellten den ruhmvollen Glaubenstod des heiligen Gereon mit seinen Kriegern der thebaischen Legion, und die Erscheinung der heiligen Ursula mit den Schaaren ihrer jungfräulichen Gefährtinnen dar. Letzteres Bild besonders war mit sichtbarer Vorliebe des Künstlers zu seiner Vaterstadt behandelt. Im Vorgrunde erblickte man Bischof Engelberts und seiner Bundesgenossen Lager vom Dämmerlichte des Mondes übergossen. In einem offenen Gezelte taumelte der Graf von Clara, durch ein himmlisches Gesicht vom Schlafe emporgeschreckt, auf, und deutete seinem Zeitgenossen, dem Grafen Stephan, nach einer blendenden Lufterscheinung im Hintergrunde mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens hin. Dort sah man die heilige Ursula, im Strahlengewande mit leuchtender Krone, vor den Schaaren ihrer in gleicher Pracht und Glorie erschimmernden Gefährtinnen einherziehend, die Ringmauern und Thürme der belagerten Stadt Cöln umschweben und Segen auf sie niederspenden. Gar herrlich besonders war die Mondbeleuchtung des Lagers, der aus dem Schlummer aufgescheuchten Kriegergruppen und der Umgegend, mit dem himmlischen Glanze jener Erscheinung verschmolzen, und dieser vereinte Lichteffect im Ganzen sowohl als in den einzelnen Partien, vorzüglich bei den erwähnten beiden Figuren des Vorgrundes, benützt.

Weit mehr Lob als diesen frommen Gegenständen zollte der muntere weltgesinnte Gottfried Wilhelms ergötzlichen und rein geschichtlichen Gemälden. Bei Heinrichen verhielt sich's gerade umgekehrt. Bischof Engelberts Ermordung durch den Isenberger mit dessen Fehdegesellen am Gevelsberge erfüllte ihn nur mit Grausen, selbst der Kampf des ritterlichen Cölner Bürgermeisters Herrmann Geym mit der Dompfaffen hungrigem Leun, die Fehde der Overstolzen mit den Weisen, und des Stadtvogts Rübger van Alpen heldenmüthiger Reitertod vermochten ihm nur geringen Beifall zu entlocken.

Jetzt aber entschleierte der Maler ein alle übrigen an Umfange übertreffendes Gemälde. Es war das mit Leichenhaufen überdeckte, von fernen Wachfeuern schauerlich erleuchtete Gallheimer Schlachtfeld. In seiner Mitte kniete Frau Imagina bei ihres Königs Adolph endlich aufgefundener Leiche. Der Schleier und das aufgelöste Haar flogen im Sturmwinde wild um ihren Nacken; in halbwahnsinniger Verzweiflung starrte das Auge in den Nachthimmel hinauf; zu den Füßen der Leiche lag das getreue Windspiel, den gefallenen Gebieter noch im Tode zu behüten.

„Jetzt aber, Brüder,“ mahnte Wilhelm, „kommt mit zum Edelstein, zur Perle meiner schwachen Kunst!“

Er führte sie in die Kapelle des Bischofshofes, an dem Hochaltare sein Meisterwerk prangte. Auf der Terrasse eines mit dem Farbenschmelze aller Frühlingskinder ausgeschmückten Gartens, in dessen Hintergrunde sich die weite duftige Aussicht in ein reizendes Thal eröffnete, erblickte man die heilige Cäcilia in lichtblauem goldumsäumtem Gewande, einen Kranz weißer Sternblumen in den sie umwallenden blonden Locken, am Rande einer rieselnden Quelle auf bemoostem Felsensitze ruhend. Das schöne Haupt lehnte, wie in süßem Traume, auf der dem Arme entglittenen goldenen Harfe, die Rechte war in das Blumengewimmel zu der Heiligen Füßen sanft hinabgesunken. Hoch über dem Schattengewölbe einer blühenden Palme schwebte eine leuchtende Glorie, von Cherubinen umgrenzt, die auf Rosenwölkchen sich wiegend, kleine Silberharfen schlugen. Im Abglanze dieser himmlischen Beleuchtung blickte Cäciliens ätherblaues verklärtes Auge zu den überirdischen Melodien auf, die der Beschauer von ihren Lippen im Lächeln seliger Verzückung wiedergetönt zu hören wähnte.

Beim frohen Mahle in Meister Wilhelms „güldnem Ochsen“ saßen die Freunde, als ein reitender Bote, vor der Herberge drunten abgesessen, eintrat. „Schon gut, werde kommen!“ fertigte Wilhelm den Boten ab, „da haben wir die Bescheerung!“ fuhr's dem Maler unmuthig heraus, „kaum einen neuen lieben jungen Freund gewonnen und nun morgen fort!“

„Wie so?“ frug Gottfried.

„Der gestrenge Bischof in Cöln drunten heischt eine neue Schilderei von mir, und gebeut dermaßen Eile, als sei der jüngste Tag bereits schon vor der Thür!“

„Aber,“ rief Wilhelm aufspringend, herzensfröhlich, „wißt Ihr was, mir fährt da ein Seelengaudium durch den Sinn! Ihr geleitet mich den Rhein hinab!“

„Mir aus der Seele gesprochen, Bruder!“ fiel Gottfried ein. „Gedachte schon längst an des Grafen Hof nach Cleve; du Heinrich ziehst mit, nicht so?“

„Mit Freuden!“ entgegnete der Sänger.

3.

Es war ein stürmischer Abend. Ein Platzregen hatte die in traulichen Gesprächen des Unwetters nicht achtenden Jünglinge bis zur Haut durchnäßt, als die Lichter von Worms vor ihnen aufdämmerten. Wilhelm jagte dem ersten Lichte der Vorstadt zu, die Andern sprengten nach. Jener hielt bereits vor einem unstattlichen Gebäude, das ein um so stattlicheres Schild als Herberge bezeichnete. Mit vielen Bücklingen erschien der kleine verwachsene Wirth in der Thüre und beleuchtete, seine mächtige Hauslampe mit vorgehaltener Hand gegen den Windzug schützend, die Ankömmlinge. „Willkommen in Worms, Ihr

Digitized by Google

schmucken jungen Herrn!" näselte der Kleine, sich nicht von der Stelle regend, den Reitern zu. „Du mein Gott, so spät in solch heillosem Wetter; eines Hündleins möchte man sich erbarmen! Das gießt und gießt; so wahr ich lebe, ein halber Wolkenbruch!"

„Michel, Michel!" zürnte im Hausflur eine Frauenstimme dem saumseligen Stallknechte zu; „soll ich dir Beine machen?"

Endlich that sich das knarrende Hofthor auf; Michel erschien gähnend und nahm die triefenden Pferde in Empfang. Als die Gäste in den Flur traten, fanden sie die Wirthin, ein flinkes, junges Weib, in derbem Sermon begriffen. „Schwatzbold!" schalt sie, dem erschrockenen Eheherrn die Lampe aus der Hand reißend; „„salbadert da im Trockenen und läßt die werthen Gäste sammt ihren Thieren draußen in der Traufe! Nimm die Küchenlampe, Zachäus; Marsch, in den Keller! Vom Eckfaß! Spute dich! Nach so wildem Wetter mundet den lieben Herren die edle Gottesgabe."

In schweigender Geduld humpelte der kleine Kreuzträger fort. Die Hausfrau führte mit zierlichem Knix die Gäste in die Wirthsstube, bat sie, sich's bequem zu machen, und eilte wieder hinaus, um, wie ihre im ganzen Hause erschallende Stimme kund gab, Anstalten zum Abend-Imbiß zu treffen.

„Ein leibhafter Drache, unsre Wirthin!" meinte Gottfried, indem er sich, vom Ritte ermüdet, auf einen Stuhl fallen ließ, der unter ihm zusammenbrach.

„Und doch," lachte Wilhelm, „in ihrer Wirthschaft noch nicht genug, sonst lägst du nicht am Boden!"

„Mag sein!" pflichtete Gottfried sich aufraffend dem Maler bei.

Heinrich hatte in des Wirthes ledernen Armsessel sich einquartirt, der Maler einen zweiten kleinen Sessel sich erkiest.

„Wahre dich, Bruder!" warnte Gottfried, „siehst die Spindel nicht? Kömmt der Drache, kann dir's schlimm gerathen!" —

„Pah!" entgegnete Wilhelm, „unter zehn solchen Drachen sind's mindestens neun nur für den Herrn Ehegespons; Andern desto genügsamer und freundlicher. Mir behagt das frische Weiblein; Wangen wie Morgenroth; Augen wie Karfunkel." —

„Und so weiter," fiel Gottfried ein; denn eben ließ in der Thüre der Keuchhusten des Wirths sich vernehmen, der mit einem, den Arm ihm fast zur Erde ziehenden Weinkruge und einer Platte mit Bechern, sich verpustend, eintrat.

„Was für ein Schild," frug Wilhelm den Kleinen, „führt Eure Herberge?"

„Zum Rosengarten, schuldigst aufzuwarten," hüstelte Zachäus; „aber" setzte er, einen überzähligen Becher für sich füllend und den Gästen zutrinkend, hinzu, „kostet doch, lieben Herrn, dies köstliche Gewächs, pure ächte Liebfrauenmilch!"

Wilhelm prüfte mit ächter Kennermiene. „Liebfrauenmilch?" brummte er mit essigsauerem Gesichte vor sich hin.

„Das beste Faß von meinem eigenen Wachsthume," bemerkte der Wirth, seinen Becher wieder füllend; „Jungfernträublein, bei denen Einem, so zu sagen, das Herz im Leibe lacht."

„Schwätzer und kein Ende!" unterbrach die mit dem Tischgeräthe eintretende Wirthin den Redefluß des Verblüfften; „draußen will Nachbars Gunde Wein, und du stehst hier, den werthen Herren zur Ueberlast!"

Wie begossen schob Zachäus hinter der polternden Ehehälfte sich zur Thüre hinaus.

„Ei, ei, so im Eifer, schöne Frau," sprach Wilhelm, indem er sie in die blühende Wange kniff, „glüht ja wie eine Feuerlilie!"

„Ist's ein Wunder, lieber Herr?" erwiederte die Wirthin, dem Recken gar freundlich ins Auge blickend, „liegt nicht die ganze Wirthschaft auf mir armen Weibe? Mein Zachäus, — ja du lieber Gott, wär' ich nicht, Alles ginge die Quere!"

So emsig die junge Frau auch wehren mochte, ließ Wilhelm sich nicht abhalten, ihr als Tafeldecker zur Hand zu sein. Als das Tafelgedeck bereit, wollte sie fortschlüpfen, der Maler aber vertrat ihr den Weg, und raubte zum Mühelohn der nur sanft sich Sträubenden einen Kuß.

„Ihr seid ein arger Schalk," schalt sie erst in der Thüre mit einem Blicke, der nichts weniger als Bösesein verrieth.

„Da habt ihr den Drachen!" lachte Wilhelm, den Wildbraten zerlegend; „hatt' ich Recht?"

Heinrich blickte ernst, fast mißbilligend vor sich nieder. „Nur nicht gar zu ehrbar, Bruder," scherzte der Fröhliche; „ich bücke mich bescheidentlich nach jedem Blümlein auf meinem Wege und schlendre so ganz behaglich meinen Gang durch's Leben hin, und ein Küßchen in Ehren..."

Im Flur draußen ließen sich mehrere Stimmen durcheinander hören, mit dem Rufe: „Zachäus, Wein, Wein, Zachäus!" polterten sechs neue Gäste herein, und pflanzten sich, während Wirth und Wirthin eintraten, nach spießbürgerlichem Gruße an die Jünglinge, um einen großen Zechtisch. Zachäus, als Zunftmeister des löblichen Schneidergewerks, das er neben seiner Wirthschaft betrieb, nahm, auf die lieben Handwerksgenossen fußend, allen Einreden seiner Hausehre zum Trotze, bei Jenen Platz.

Bald ward's, als der Wein die Zungen löste, unter den ehrsamen Schneidermeistern so lebendig, und Einer überschrie den Andern dermaßen, daß der Jünglinge Gespräch am andern Tische verstummen mußte.

Heinrich versank, Alles um sich her vergessend, in süße Sehnsuchtsträume; Gottfried versetzte sich im Geiste an seiner trauten Sabine Seite, der Maler aber besah sich mit Künstlerblicken die lärmende Gruppe gegenüber und flüsterte dabei der ab- und zugehenden Wirthin kosende Worte zu.

Mit gewaltigem Lärm flog jetzt die Thüre wieder auf. „Wein!" brüllend, taumelte ein bereits stark bezechter Lanzknecht herein, nach dem Tische unserer Freunde zu, und schob sich ohne Umstände einen Stuhl zwischen sie. Sein Wein kam; nach mächt'gem Zuge stieß er den Humpen so unbändig nieder, daß sein Inhalt den Jünglingen in die Augen flog. Gottfried wies den Ungeberdigen vom Tische, der aber holte mit einem Faustschlage nach ihm aus. Wilhelm, der ihm den Arm aufgefangen, faßte ihn mit Hünenstärke und drehte ihn wie im Wirbelwinde zur Thür hinaus.

„Warte, warte du Hund!" lallte der Wüthende fortstürzend, „ich komme mit Succurs wieder; das sollst du mir bezahlen!"

Nach leisem Flüstern entfernten sich die Schneidermeister mit besorgten Blicken nach den Jünglingen; während Zachäus abräumte, verließ die Wirthin, dem Maler heimlich zuwinkend, die Stube.

Schnell und besorgt kam der Maler zurück. „Wir müssen auf der Stelle fort!" rief er, als Zachäus mit seinem leeren Humpen sich hinausgewunden, „keine zwei Pfeilweiten von hier ist der Knechte Herberge; kommt der Trunkenbold mit einem halben Dutzend zurück, möge es uns leichtlich schlecht ergeh'n!"

Draußen klappten Zachäus Fußtritte die Treppe hinauf nach dem obersten Fußboden, wohin die Wirthin, nach Feuer und Licht zu schauen, mit Micheln ihn beordert, und im nämlichen Augenblicke erschien sie in der Thüre.

Der Maler eilte hinaus; Heinrich und Gottfried folgten. Im Flur war alles dunkel, die Wirthin ergriff, Wilhelm zuflüsternd, dessen Hand, und leitete ihn aus der Hinterthür die Treppe hinab in den gleichfalls finstern Hofraum nach dem Stalle, aus dem die Rosse ihren Reitern entgegenwieherten. In größter Hast waren die Thiere gerüstet. Als die Frau ein ins Freie führendes Hinterthor öffnete, schob Heinrich ihr einen Goldgülden in die Hand; zugleich begleitete Wilhelm ein Schaustück, das er ihr ins Mieder gleiten ließ, mit herzhaftem Kusse, den sie zum Abschiede erwiederte. „Nur immer recht," flüsterte sie; „laßt Euern Rossen eine kleine Weile die Zügel, so tragen sie Euch in Kurzem über die Grenze; Gott befohlen, Ihr lieben schmucken Herrn!"

Mit Sturmeseile flog das Kleeblatt durch die noch immer herabgießenden rabenschwarzen Regenmassen; bald jedoch zerriß ein Windstoß die Wolken und zeigte den Jünglingen in flüchtigem Lichtblick die nahe Grenzsäule, auf deren Spitze ein mächt'ger Drache den silbernen Schlüssel im Wappen der guten Stadt behütete, da erscholl plötzlich ihnen im Rücken rascher Hufschlag. Mit verhängtem Zügel jagten die Verfolgten der Säule zu, es galt, denn als sie eben über die Grenze setzten, hatten sie des Schirmvogts Reisige kaum Pferdslänge mehr hinter sich. Unter Schimpf- und Drohworten kehrten die Ergrimmten, als sie so nah am Ziele ihre Mühe verloren sahen, vom Gelächter Gottfrieds und des Malers verfolgt, nach der Stadt zurück.

Nicht lange, so klärte der Nachthimmel sich etwas aus. Da sich Hahnenruf vernehmen ließ, sprengte Wilhelm darauf zu, die Freunde folgten. Bald war ein wohlhäbiges Dorf erreicht; der Wirth herausgepocht, und für Rosse und Reiter mit ziemlicher Bequemlichkeit gesorgt.

„Denkt an mein Blümlein am Wege und unsern Drachen, Brüder!" mahnte der Maler, sich neben die Freunde auf die Streu streckend; „morgen lassen wir das Frauchen in ächtem Nierensteiner an seiner Quelle leben!"

4.

Es war ein heller freundlicher Morgen, an dem die Freunde erwachten, vom Unwetter dieser Nacht fast jede Spur verflogen. Bald zogen sie fröhlichen Muthes auf der allerwegen belebten Landstraße ihres Weges weiter den Rhein hinab.

„Aergerlich aber doch fürwahr," nahm Wilhelm das Wort, „daß wir, nur so wie Irrlichter schier in's alte Worms hineingetanzt, und gleich wieder bei Nacht und Nebel davonstäuben

Digitized by Google

mußten! Hätte gar zu gern Sifrids Grab, seinen Weberbaum, und statt des gemalten Rosengartens auf unserem Wirthsschilde, den eigentlichen in Natura heimgesucht.“ „Was meinst du, Bruder,“ frug Gottfried, „war's nicht Traum! ein gar bequemer Schirm wider Schwert und Lanze, Pfeil und Wurfspieß, die Horntaufe von Drachenblut? Nur ewig schade, daß sich keine Drachen mehr zu schlachten finden, so eine Zaubersalbe könnte unsern gestrengen Rittern trefflich dienen, hätten dann beim scharfen Ritt an schwülen Sommertagen oder so ihnen in der Schlacht das Geblüt den Schädel schier zersprengen möchte, in ihren Helmen und Eisenwämsern sich nicht abzukeuchen! — Eins nur, Bruder, ist und bleibt mir bei dem Zauberstücklein, so viel ich drob auch grübeln mag, zu rund.“

„Sieh nur nicht so wichtig drein,“ brummte der Maler, „abgedrückt den Bolzen; wird mal wieder eine possenhafte Kurzweil sein?“

„Ich meine nämlich,“ entgegnete der Muthwillige mit komischer Gravität, „daß dem kühnen Recken seine Hornhaut wenig gefruchtet, als Hagens Wurfeisen durch den Rückgrat ihm den Weg zum Herzen fand. Sifrid mußte bei seiner Hornwäsche das Flecklein wohl nicht erreichen können!“

„Spotte des herrlichen Riesenkönigs nicht,“ fiel Heinrich ein, der das Nibelungenlied über Alles ehrte; „war nicht auch Achilles an der Ferse verwundbar? Däucht mir doch, so ich mich in jenen Heldengesang vertiefe, als steigen die tapfern Hünen leuchtend vor mir auf, und ziehen in ihrem Geisterglanz vor meinen Blicken vorüber. Schauer der Ehrfurcht und Wehmuth erfassen mir die Seele, gedenke ich der hochkräftigen Thatenzeit, wo jene Vaterlandszierden, neben denen die spätern Geschlechter so marklos und zwergenhaft erscheinen, noch im Leben walteten. Wie schwinden die neueren Helden vor Sifrids, Dietrichs von Bern, ihrer Waffenbrüder und Widersacher Wunderthaten! Mir ist, so ich in heitern Sommernächten am heimathlichen Rheine lustwandle, zuweilen, als kreisen die Nebel auf seinem Spiegel, thürmen sich, vom Mondlicht durchzuckt, zu riesigen Gestalten auf, und gleiten dann Chriemhilde, der Siegelindensohn, und die Königsbrüder Günther, Gerart und Giselzer an ihrer Seite, von ihrer Kämpenschaar gefolgt, auf wilden Rossen wie Sturmwind in Flammenblitzen über der Fluthen Saum dahin!“

„Bruder, Herzensbruder, laß dich küssen!“ rief der Maler, der sein Pferd dicht zu Heinrichen herangedrängt, ihn umhalsend; „auch mir war's eben, als müßten dort vor uns die Wellen sich theilen, und die Heldenschaar, wie Graf Widforull auf des großen Carls Geheiß sie einst heraufbeschworen, von Diether'n angeführt, aus des Stromes Tiefen steigen: Dankwart der Vielschnelle, Ortwin, Rumolt, Sindolt, Humold, die Krone der Burgundlands-Recken, Schaarmeister Tronegg, Hagen und Volker, der tapfere Fiedler, aller ritterlichen Sänger Vorbild, mit seinem sieggekrönten Banner!“

„Welch überköstlicher Sangeshort,“ fiel Heinrich begeistert ein, „in diesen Nibelungen! wie zart und kräftig; lieblich und schauerlich von Chriemhildens schauerlichem Traume bis zum blutigen Ende!“

„Der Falke, den du da zoheſt, das ist ein edel Mann,
„Ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn schier verloren han.“

unterbrach Gottfried den Erguß der Kunstgenossen, indem er jene Stelle des Liedes mit possirlichem Pathos absang.

„Aber wie sprach die Prinzessin zu Mutter Utze, als diese den Traum ihr also ausgelegt?“ entgegnete der ob der Störung unwillige Maler:

„Wie Liebe mit Leide zu jüngst lohnen kann,
„Ich soll sie meiden beide, so kann mir's nimmer mißegan.“

„Merke dir statt deiner Possen das Sprüchlein aus dem Liede, du Hageprunk und Minneschranz!“

„Mögt Ihr meinethalben,“ erwiederte Gottfried, „Euer Nibelungenlied mit all seinem Mord und Tod, mit den zwei Königinnen, deren eine mit Mühlsteinen nach dem Ziele wirft und ihrem vermeintlichen Gespons schier alle Rippen entzweibricht; die andre aber die Kämpen zu Hunderten abschlachten und einräuchern läßt; mögt Ihr's zum dritten Himmel erheben; zehnmal lieber als Euer hochgepriesener Heldensang ist mir ein Dutzend fröhlicher Minnelieder.“

„Aber ich bitte dich, Gottfried,“ äußerte Heinrich, „findest du in den Nibelungen nicht auch die wahre zarte Herzensminne Chriemhildens und des großen Rheinlandskönigs im inniglichsten Bilde? So höre doch nur!

„Was wäre Manneswonne, was könnt' uns mehr erfreun,
Denn wonnigliche Frauen, denn holder Augen Schein?
Gleich wie der Mond, von Silberwolken licht umkränzt,
Der Sterne güldne Schaaren leuchtend überglänzt,
So strahlt die schönste Maid im Kreise schöner Frauen,
Wie in der Blumenflur die Königin zu schauen.
Da ihr der Hochgemuthe naht in seiner Herrlichkeit,
Erglüht die Wange fein; es spricht die holde Maid:
Herr Sifrid, seid willkommen, ein edel Ritter gut!
Sich stolzer hub vom Gruß des kühnen Recken Muth;
Er neigt sich minniglich in wonnigem Entzücken;
Die Herzen grüßen sich in zaubertrunknen Blicken;
Mit süßem Weh, mit stiller Peinen Himmelsluſt,
Webt Liebesehnen in des sel'gen Paares Brust.“

„Bist du bekehrt, Witzbold?“ frug Wilhelm triumphirend den losen Spötter, der, die Hand auf's Herz gelegt, seine Bekehrung schweigend betheuerte.

„Bei dir, Wilhelm,“ sprach Heinrich, dem Freunde in's leuchtende Auge blickend, „müssen nun die Nibelungen vollends in hohen Ehren stehen; denn sind sie nicht die reichste Fundgrube anmuthiger, erhabener, grauenvoller Bilder?“

„Mir däucht schier, Bruder,“ versetzte der Maler, freudig überrascht, „du schaueſt in die Tiefen meiner Brust; war eben auf der Bilderjagd so recht im Zuge, als unser Schalksknecht da mich störte. Bilder, Heinrich, was für Bilder! Denke dich mal zu mir an meine Staffelei: Hier siehst du die Fürsten Schildbunch und Nibbunch von ihrem eigenen Schwerte Balmung durch Sifrids Hand erschlagen. — Sieh, wie der tapfre Rheinlandskönigssohn im Kampfe mit dem starken Zwerge Alberich der Nibelungen gülonen Hort gewinnt, und wie er dort den Drachen mit seiner guten Klinge fällt. — Da zieht der Jüngling mit seinen Kämpen im königlichen Glanze vom besorgten Vater und der weinenden Mutter Siegelinde, mit den kühnen Worten auf die Brautfahrt:

„Ihr sollt nicht weinen durch den Willen mein;
Ohn' Sorge mögt Ihr meines Leibes sein.“

„Herrlich, herrlich! laß mich weiter malen,“ fiel Heinrich ein. „Hier empfängt zu Worms König Günther in seiner Hofespracht, im Kreise seiner Tapfern, den Drachensieger mit seinem in Stahl und röthlichem Golde leuchtenden Gefolge, und Herr Gernot sühnt Ortwins Hader mit dem hohen Gaste. Dort siehst du Sifrid im Kampfe mit dem Dänenkönige Lüdegast Angesichts seiner Mannen siegen:

„Da schlug der Herr Sifrid, daß rings das Feld erklang,
„Und rother Funken Blitz aus beider Helmen sprang.“

„Auf jenem Bilde naht Chriemhilde, aller Frauen reichste Blüthe überbietend, dem Auserkornen ihres Herzens; sieh ihn die Auserwählte mit züchtiger Scheu begrüßen, seiner Wangen Gluth aus ihren Augen widerstrahlen . . .“

„Nur zu, nur zu, Bruder!“ rief Wilhelm mit hastig tiefen Athemzügen.

„Nun folge mir,“ fuhr Heinrich fort, „nach Isenland, dort siehst du König Günthern vor Brunhildens Riesenwurfe durch Sifrids Schild beschirmt, und den Kühnen dem Bruder der Königin seines Herzens das schöne Heldenweib gewinnen. — Siehst du da an Günthers Hofe die Königinnen in grimmem Hader streiten, der Sifriden seines Todes Quelle ward? — Der Schauplatz wandelt sich, und du erblickst im Waldesschatten, von König Günthers Tücken zum kühlen Brunnen hingelockt, Sifriden sich am Brünnlein laben; siehst ihn von Hagens Wurfgeschoß durchbohrt, im Sterben noch mit seinem Schilde den Mörder niederschlagen.“

„Dieser Hagen gestaltet sich,“ bemerkte Wilhelm, „im Nibelungenbilde so riesengroß und heldenkühn, daß wir den Mörder selbst nur hassen, nicht verachten mögen!“

„Sieh wieder hin,“ fuhr Heinrich beifallnickend weiter fort: „An des Hunnenkönigs Etzels Hofe sitzen vor Chriemhildens Saal Hagen und Volker, das Waffenbrüderpaar.“

„Wer der Volker war, das will ich Euch wissen lan,
Er war ein Edelherr, ihm waren unterthan
Der guten Recken viele in Burgundenland,
Von seiner Fiedel ward der Spielmann er genannt.“

„Horch wie der wilde Tronegg zu Chriemhildens Hohne, ihres erschlagenen Gemahls Schwert auf seinem Schooße, mit trotzigen Blicken zur Königin und ihren edlen Kämpen schauend, ihre Zornesworte in kühnem Muthe entgegnet! — Dort ruhen die Burgunderfürsten, von Hagens und Volkers Schwert beschirmt, auf ihrem Lager; die Hunnen schleichen, Verrath und Mord im Schilde, heran; doch fliehen sie, von den beiden Falkenaugen schnell erspäht.“

„Jetzt, Wilhelm,“ rief Heinrich in dumpfen Tönen des Entsetzens, „rollen sich dort vor unsern Blicken der unheilvollen Halle Schauerbilder auf. Beim Festesmahle thront König Etzel in seiner Gäste Mitte. Sieh, Hagens Bruder Dankwart erscheint am Eingange und verkündet, wie in der Herberge die Burgunden meuchlerisch erliegen; da schäumt der grimme Tronegg.

„Nu trinken wir die Minne, und zahlen Königs Wein,
Der junge Vogt der Hunnen, er muß der Erste sein!“

„Seines Schwertes Blitz erschlägt den Fürstenknaben und blutend fliegt des zarten Ortliebs Haupt in Chriemhildens Schooß.“

„In jenem Grauenbilde schlagen, beim Todeszucken der in

Digitized by Google

Haufen hingethürmten Hunnenschaaren, Flammen in die Halle, und im Blute der Erschlagenen laben die müden Sieger des Gaumens Gluth."

„Dort erscheint der biedere Markgraf Rüdiger auf Etzels, seines Lehnsherrn Gebot, zu neuem Kampfe mit den Burgunden; zur letzten Herzensgabe beut er dem tapfern Hagen den treu erprobten Schild, und

„Da er ihm so williglich den Schild zu geben bot,
Da ward gar manches Aug' von heißen Thränen roth."

„Zu Ende eilt das blut'ge Waffenspiel. Vom alten Hildebrand gefällt, liegt Volker in seinem Blute, ringsum die Burgundlands-Recken all erschlagen; nur Hagen mißt sich noch an König Günthers Seite mit dem tapfern Berner Helden. — Im letzten Grauenbilde stirbt, von Diether'n gefangen, durch Sifrids Schwert von Chriemhildens Hand der leuenherzige Tronegg; doch im Tode noch durch Hildebrand im Blute der Königin gerächt."

„Heinrich," ergoß sich des Malers Künstlergluth, indem er den Freund mit ungestümer Herzlichkeit umschlang, „du schilderst meisterlich, und möcht' ich, wärst du nicht eine Zier der Sängergilde, wünschen, du schwürst zu meiner Fahne. Geduld, Geduld; sollst deine Bilder baldigst auf meiner Staffelei erschauen!"

„Alles recht gut und schön;" lächelte Gottfried vor sich hin, „ich aber dagegen lobe mir immer doch den Sänger, der

„Die Harfe nimmt in Lust und Fröhlichkeit,
Und macht ein Lied, und giebt ihm einen Namen,"

„und ist mir 'ne gemalte Bauernkirmeß lieber als der meisterliche Todtentanz."

Gern hätte der Muntere zu seiner Ergötzlichkeit mit den Freunden angebunden, doch beide begnügten sich, im Nachklang ihrer Gefühle seine Mißachtung der Nibelungen mit finstrem Seitenblick zu rügen. „Jedem seine Weise!" brach Gottfried, als bereits Oppenheim nach einem kurzen Ritte erschien, das Schweigen, „träumt mir nicht in einsweg von Euern Nibelungen und schaut dort hinab; wie wohlhäbig zieht sich das alte Städtlein am Fuße seiner Landskronburg und der stattlichen Katharinenkirche hin; wer sähe ihm früheren Brand und Verheerung jetzt noch an!"

„Dort zieht eine Prozession herauf," mahnte Wilhelm, „laßt uns den Vorsprung ihr abgewinnen!" Dabei stieß er seinem Rappen die Sporen so mächtig in die Seiten, daß er in gewaltigen Sätzen ausgriff.

Nach kurzer Labung in Oppenheim hatten die Jünglinge die Schwabsburg bei Nierstein bald erreicht, und fanden dort die herzlichste Aufnahme, erheiterten Heinrich und Gottfried durch Sang und Klang, Wilhelm durch den vollen Erguß seines Witzes und seiner Laune den dort beim Zechgelage versammelten Rittern der Umgegend den Abend, und zogen nach höchst erquicklicher Nachtruhe am Morgen ihre Straße weiter.

5.

Bei Wilhelms Eile verweilte unser Kleeblatt im weiland „güldenen" Mainz nur kurze Zeit bei Heinrichs Pflegvater, besahen die herrliche gottgesegnete Umgebung, den Aigelstein, die Wasserleitung, stolze Denkmale der Römerzeiten, den Bruderkuß des Rheines und Mains am Fuße der von romantischer Höhe herunterblickenden Karthause mit ihren lebenden Gespenstern und was sonst noch Denkwürdiges zu schauen, und brachen dann wieder auf.

Auf der Ingelheimer Höhe hielten die Jünglinge beim Anblicke der noch immer stolz herabprangenden Kaiserburg, der Zeiten des großen Carls und des unglücklichen Agilolfingerfürsten Tassilo gedenkend, an, und weideten das Auge am Ausblicke auf das herrliche Rheingau.

„Ein wahres Eden!" rief Wilhelm entzückt, „wie malerisch schauen die netten Städtchen und zierlichen Meiereien auf den Höhen und am Ufer hingestreut, die Ritterburgen und Kapellchen zu uns herauf; und wie königlich ragt drüben der Bischofsberg mit seinem Rebenkranz empor; ist's nicht ein Ehrentempel, vom Altvater Rhein dem Traubengotte dort gestiftet!"

„Wer wollte da nicht Hütten baun?!" entgegnete Heinrich mit innigem Gefühle.

„Bei seinem Weine, seinen Fraun?!" fiel Gottfried seelenfroh ein, und stimmte ein munteres Wanderlied an, dem die Freunde sich anschlossen.

Als die Nahebrücke bei Bingen bereits hinter den Jünglingen lag, und sie jenen höchst pittoresken Punkt erreichten, wo der Rhein die mit Riesenkraft ihm entgegengestemmten Felsenmassen zu erstürmen droht, dann plötzlich mit donnerndem Ungestüm im scharfen Winkel rechts hinunterbraust, und des Rheingaues Pforten sich schließen, hielten die Freunde abermals an und überblickten in schweigender Seelenlust die weiten lachenden Gefilde, welche stromaufwärts, in magischen Duft gehüllt, Auge und Herz zum sehnsüchtigen Scheidegruße mahnen, und zugleich das wildromantische Naturgemälde des Rheinthals abwärts mit seinen Felsenkolossen und sagenreichen Burgen. „Denkt Euch, Brüder," rief der entzückte Maler, „diese beiden hehren Bilder: jenen Zaubergarten droben vom Rosenlichte eines heiteren Frühlingsmorgens übergossen, und dieses schauerlich erhabene Gebilde drunten mit seinen Felsenschlössern, Münstern und Klausen in der geisterhaften Beleuchtung zuckender Blitze, beim Wogengebrüll und vielfach wiederhalltem Donnerkrachen; wem hebt nicht bei solchem Anblicke höher sich die Brust?"

Bald blickten die Trümmer des Vautbergs, Rheinsteins und Sonecks zu den Reitern herab.

„Ein malerischer Fels, Ritter Gilgens Teufelsleiter!" rief Wilhelm, als späterhin am jenseitigen Ufer Lorch erschien. „Mir ist, als schaue ich den kecken Wagling, wie er auf seinem geflügelten Höllenrosse hinansetzt, den Räuber der geliebten Braut erschlägt, und die holde Maid in den Armen ihres Buhlen des Holzmeiers Beute wird."

„Ist mir," fiel Gottfried ein, „zu düster und grauenhaft die Sage, wie alle schier von diesen Rheinlandsburgen; da halt ich's lieber mit dem Mährlein von den drei Jungfrauen im Wisperthale drüben. Wurden nicht die Nürnberger Kaufherrnsöhne vom Staarmatz, der Elster und dem Raben gar weidlich genarrt und angeführt! Ihr wißt doch die Geschichte von ihrer Großmutter, so die Elster sang?"

„Possen, eitel Possen und ewig Possen!" schalt der Maler.

„Großmutter mein war sicherlich"
fuhr Gottfried, ohne sich stören zu lassen, fort,

„Sie war 'ne Elster so wie ich,
Und alle meine Kinderlein,
Die werden wieder Elstern sein."

„Blitz, wie mögen die jungen Fante Gesichter geschnitten haben, als beim Schwatzen und Singen besagter Galgenvögel die holdseligen Jungfrauen sich in triefäugige Mütterlein verwandelten und den Freiern mit ihren Liebkosungen zu Leibe gingen!"

„Laßt uns lieber," mahnte Wilhelm, „statt solcher Ammenpossen das uralte Bacharach mit seinem Altarsteine und dem Staleck, der stattlichen Pfalzgrafenwiege droben auf der Höhe, begrüßen. Seht, wie die stolze Veste, einem Hünen zu vergleichen, das Städtlein an ihrem Fuße so getreu bewacht!"

„Sieh da," rief Gottfried nach schweigsamer Pause, „der Pfalzgräfinnen steinernes Wochenbett im Rheine drunten!"

„Warum," unterbrach Heinrich den dem Muthwilligen auf der Lippe schwebenden Scherz, „erwähnst du als Sanggenoß nicht lieber der Sage von Entstehung jener Felsenburg, die doch so zart und anmuthig klingt? Schloß nicht in dieser Pfalz finstre Mauern Pfalzgraf Konrad seine holde Agnes ein, vor dem kühnen Werben Welfs, des Baiernherzogs, sie zu bewahren? War's nicht eben dort, wo Agnesens stillgehegte Minne bei der von ihren Thränen erweichten Mutter Schirm und Hülfe fand, bis das beglückte Paar des Vaters Segen endlich sich erflehte?"

„Und am Ufer drüben," bemerkte Wilhelm, „Kaub mit seinem herrlichen Gutenfels, wo Richard von Cornwall die schöne Falkensteinerin Gutta als seine Reichs- und Herzenskönigin zum Altare führte; traun, ein reiches Saatfeld unser Rheinthal für den Schilderer und Sänger!"

In Oberwesel hielten die Jünglinge Nachtruhe.

Die wilde schaurige Gegend, die sie unterhalb jenes Städtchens am Rheinufer zwischen himmelanragenden Felsen dort empfing, stimmte sie, vorzüglich Heinrichen ernst und düster. Gottfried fand seine frohe Laune zuerst wieder. Indeß vermochten seine Scherze so wenig als die neckenden Aufforderungen des am Lurleifelsen so redseligen Echo's den Freund zu erheitern. Besser gelang dies Wilhelms hochromantischer Sage von der Jungfrau, die einen Pfalzgrafensohn in ihr Felsgeklüft gelockt, alle vom trostlosen Vater gegen sie ausgesandten Kriegsmänner verhöhnt und die Rheinfluthen zu sich herauf beschworen. Der Anblick der malerischen Trümmer der feindlichen Brüderburgen, Sternberg und Liebenstein, endlich regte Heinrichen aus seinem lautlosen Hinbrüten vollends auf. Im Aufleuchten seines Auges sprach sich aus, wie dieser Schauplatz einer der rührendsten Rheinlandssagen vor seinem innern Blicke sich belebe, und mit Innigkeit stimmte er in des Malers Kunstfeuer ein, als dieser ihm den reichen Stoff dieser „Brüder" zu köstlichen Schildereien entwickelte. Des ältern Bruders edelmüthiges Opfer seiner Minne, die Untreue des Jüngeren, dem Jener sein Lebensglück geopfert, die durch die schöne Griechin, um derenwillen er seine vom Bruder geliebte Braut verrathen, ihm gewordene schnöde Vergeltung, die Weltentsagung der Geopferten und der Brüder endliche Versöhnung.

Digitized by Google

Am folgenden Tage trafen die Freunde in Cöln ein, mehre Tage enteilten ihnen im Musendienste, beim Besuche der Merkwürdigkeiten dieser so berühmten alten Stadt, bei Ergießungen der innigsten Freundschaft und bei Planen für die Zukunft wie auf Windesflügeln. Ihre köstlichsten Stunden waren jene, wo Wilhelm an seiner Staffelei saß, und die Sänger durch Saitenspiel sein kunstsinniges Gemüth begeisterten. Doch endlich mußte geschieden sein; schmerzlich war die Trennungsstunde; selbst der sonst etwas rauhe Maler zerdrückte eine hervorquellende Thräne, eine schwarze Ahnung sagte ihm, er werde die Lieblinge seiner Seele nimmer wieder sehen. Sie trog nicht; an einem Tage bettete Beide zu Cleve eine dort ausgebrochene böse Seuche ins dunkle Kämmerlein.

Lebrecht Dreves

wurde im Jahre 1816 zu Hamburg geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studirte von 1836—38 zu Jena und Heidelberg die Rechte, promovirte an letzterer Universität und lebt seitdem als Advocat in seiner Vaterstadt.

Er schrieb:

Lyrische Anklänge. Altenburg 1837.
Vigilien, nächtliche Lieder. Bonn 1839.
Der Lebensretter, ein Lustspiel. 1841. (nur als Manuscript für Bühnen gedruckt.)
Schlichte Lieder. Hamburg 1843.
Von ihm sind vermuthlich auch die „Lieder eines Hanseaten. Wesel 1843.

Tiefes Gefühl, Innigkeit und treffliche Behandlung der Sprache und Form, gehoben durch eine reiche Phantasie, zeichnen seine Gedichte, besonders die Vigilien und die schlichten Lieder sehr vortheilhaft aus.

Auszug.

O gieb mir deine Hallen,
Geliebter Eichenwald,
Bis wieder Schlossen fallen,
Zum Sommeraufenthalt.

Noch kann sich nicht gewöhnen
An Menschenwort mein Herz,
Der Hafenstadt, der schönen,
Entfloh ich wälderwärts.

Getümmel vor den Thoren
Und auf dem Markte Zank,
Wird den verwöhnten Ohren
Zur Qual der Folterbank.

Wie anders bringt der Blätter
Gesäusel, o mein Hain,
Und selbst das Lustgeschmetter
Der Vögel auf mich ein!

Hier leb' ich und genese,
Entnommen allem Weh,
Wo ich nur Blumen lese
Und keine Menschen seh'.

Drei Freunde.

Durch lachende Fluren gingen
Drei Freunde einst feldbritt,
Ein Jüngling und ein Greiser,
Einen Mann in ihrer Mitt'.

Der Berge Spitzen glühten
Im goldnen Abendlicht,
Doch alle Schönheit rührte
Den greisen Alten nicht.

Aus Waldesdunkel tönte
Der Nachtigall Gesang,
Doch nicht vernahm der Jüngling
Den wundersüßen Klang.

Versenkt in tiefes Sinnen
Schritt stumm einher das Paar,
Der prangenden Gegend Schöne
Ward nur der Mann gewahr.

Er pflückte Wiesenblumen
Und horchte der Nachtigall,
Und stimmte in ihre Weisen
Mit seines Liedes Schall.

Doch jener Beiden Stummheit
Verdroß seinen fröhlichen Sinn,
Er sprach: Was sinnt ihr, Freunde,
So eifrig vor euch hin?

Was senkt ihr eure Blicke
Nur immer erdenwärts?
Warum der Pracht des Himmels
Verschließt ihr Aug' und Herz?

Da sprach zu ihm der Alte:
Ich denke der Jugendzeit,
Die mir dahin geschwunden,
Der schönen Vergangenheit;

Wo noch nicht Treu und Glauben
Entflohen aus dem Land,
Wo man noch Recht und Freiheit
Und gute Sitte fand.

Und weiter sprach der Jüngling:
Es malen sich meinem Blick
Zukünftige, schöne Zeiten
Und künftiges, großes Glück.

Wo diese Welt beherrschet
Ein blühendes Geschlecht,
Wo jedes Land regieret
Ein neues, gutes Recht.

Der Mann vernahm es lächelnd
Und sprach: So mag es sein,
So will ich denn alleine
Der Gegenwart mich freun.

Leb' immer, guter Alter,
Nur der Vergangenheit
Und träume du, mein Jüngling,
Von der künftigen, großen Zeit.

Ich aber lab' mich lieber
Am goldnen Lebensbaum,
Vergangenheit und Zukunft
Begrüß' ich nur im Traum.

Wasserneck.

Im flüsternden Schilfe, im grünen Versteck
Da singet zur Harfe der Wasserneck,
Es tanzen rings um ihn die Wellen,
Es neigen sich lauschend die Bäume all',
Es schweiget im Haine die Nachtigall,
Nur schwirrend noch kreisen Libellen.

Digitized by Google

Es tönte vom Thurme die Glocke herab,
Da eilten zur Kirche die Knaben im Trab.
Sie müssen vorüber am Weiher.
Da hören sie singen den Wassermann,
Zur Kirche zu gehen — wer denkt noch daran!
Sie tanzen, er singet zur Leier.

Und als sie so tanzten, hub Einer an:
Wie singst du so schön nur, lieb Wassermann,
Und selig wirst du doch nimmer.
Da weinte und schluchzte der arme Neck
Und tauchte vor jähem Todesschreck
In die Fluthen mit leisem Gewimmer.

Da schwiegen die Kinder und weinten auch,
Da weinte das Schilfrohr, da weinte der Strauch,
Die Nachtigall klagte beklommen.
Da schluchzte das Knäblein: Lieb Neckchen mein,
Ich hab' ja gescherzt nur, du singest so fein,
Und wirst in den Himmel schon kommen.

Da tauchte herauf er, doch sang er nicht,
Es perlte die Thräne ihm über's Gesicht,
Fern hallte der Glocken Gebimmel:
O betet ihr Kinder, o betet für mich,
Was hilft mir sonst alle mein Singen, wenn ich
Mir nicht kann ersingen den Himmel.

Alexander.

Als einst Held Alexander
Die Welt durchwandert hatt',
Und nun nach Haus gekehret
Und des Eroberns satt:

Erfüllte Todesahnung
Den edlen Fürstensohn,
Drum sammelt er die Großen
Des Reichs um seinen Thron.

Und spricht: „Es geht zu Ende
Mit mir und meinem Thun,
Drum höret meinen Willen,
Den letzten Willen nun:

Es werde meine Hülle
In einen Sarg gelegt,
Der nicht des Prunkes Zeichen,
Nicht Fürstenstempel trägt.

Und aus dem Sarge lasse
Die offnen Hände man
Hervorseh'n, daß ein Jeder
Daraus sich nehmen kann:

Es ist, der einst die Schätze
Der halben Welt entwandt,
Dem Bettler gleich, gestiegen
In's Grab mit leerer Hand."

Kurfürst Joachim.

Zur Jagd ging Kurfürst Joachim,
Da sprach sein treues Weib zu ihm:

„Ich bitte, lieber Gatte mein,
Stell' heut' das Jagdvergnügen ein.

Es hat ein Traum verkündet mir,
Es brächte heut' Verderben dir."

Nicht hört der Fürst des Weibes Wort,
Er blies in's Horn und sprengte fort,

Und als begonnen er die Birsch,
Sprang über'n Weg ein schwarzer Hirsch.

Joachim nach! Doch als er nah
Ihm an den Leib, was schaut er da!

Statt des Geweihes trägt, o weh!
Sein Haupt ein Venerabile.

Der Fürst ersah's und wandte um
Und ritt nach Hause trüb und stumm.

Doch eh' er noch sein Schloß erreicht,
War Kurfürst Joachim erbleicht.

Johann Peter Eckermann

ward zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, zu Anfange der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren. Seine Aeltern waren arm und nährten sich von Handarbeit und einem kleinen Hausirhandel. Seine früheste Jugend verbrachte E. in Gemeinschaft mit andern Knaben mit dem Hüten der Kühe, las Holz auf und sammelte im Herbst Aehren und Eicheln. Späterhin begleitete er seinen Vater auf dem Hausirhandel. Unter solchen Umständen genoß er nur nothdürftigen Schulunterricht, kaum lernte er schlecht schreiben und schlecht lesen. Durch seine Anlagen im Zeichnen zog er die Aufmerksamkeit einiger Personen auf sich, so daß man ihm erlaubte, an dem Unterrichte der wenigen vornehmen Kinder des Ortes Theil zu nehmen; er lernte dadurch etwas Französisch und etwas Latein, bekam auch eine Vorstellung von Musik. Nach seiner Confirmation wurde er Schreiber bei einem Justizbeamten, dann unter der französischen Herrschaft im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, darauf im Büreau der Unterpräfectur zu Uelzen, und endlich im December 1812 als Mairie-Secretair zu Bovensen angestellt. Im Sommer 1813 trat er als Freiwilliger in das Kielmannsegge'sche Jägercorps und machte den Feldzug von 1813 und 1814 mit. Bei seinem Aufenthalte in den Niederlanden fand er Gelegenheit, niederländische Meisterwerke der Malerei zu betrachten, und dies weckte in ihm die schlummernde Liebe zur Kunst, weswegen er nach seiner Rückkehr 1815 den Unterricht Rambergs in Hannover suchte. Wegen Armuth und Mangel an den nöthigen Vorstudien der Kunst gab er indeß bald sein Vorhaben auf und bewarb sich um eine Anstellung bei der Montirungscommission der hannöverschen Truppen, welche er auch erhielt. Der Zufall führte ihm Theodor Körners Gedichtsammlung „Leier und Schwert" in die Hände und diese Lectüre wirkte so bedeutend auf ihn, daß er selbst productiv wurde. Mit einem patriotischen Gedichte auf die Rückkehr der hannöverschen Truppen erwarb er sich allgemeinen Beifall in Hannover, so daß er sich entschloß, auf diesem Felde fernerhin seine Kräfte zu versuchen. Er studirte die vaterländischen und ausländischen Dichter, jedoch unter allen zog ihn Goethe am allermeisten an. Noch in seinem fünfundzwanzigsten Jahre

Digitized by Google

besuchte er das Gymnasium, ohne sein Amt aufzugeben; wegen überhäufter Arbeiten trat er jedoch wieder aus der Schule und vervollkommnete sich nur durch Privatunterricht, so daß er 1821 die Universität Göttingen beziehen konnte, um dem Namen nach die Rechtswissenschaft zu studiren. Vor seinem Abgange von Hannover gab er einen Band von Gedichten auf Subscription heraus, wovon er auch Goethe ein Exemplar gesandt hatte, der ihn zu weiteren Productionen ermunterte. In Göttingen studirte er nicht die Rechtswissenschaft, sondern Poesie und Kunst. Im Herbst 1822 verließ er die Universität und schrieb auf dem Lande, in der Nähe von Hannover, eine Reihe theoretischer Aufsätze über Kunst und Poesie, die er unter dem Titel: „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe" im Manuscript an Goethe einsandte, mit der Bitte um einige empfehlende Worte an Cotta. Bald darauf reiste er nach Weimar, um Goethe persönlich kennen zu lernen, und hatte das Glück, daß dieser sich seiner mit Vorliebe annahm und ihn zum Gehülfen bei der Redaction der letzten Ausgabe seiner Werke machte. Wenn man die kurze Zeit abrechnet, in der E. 1830 den Sohn Goethe's nach Italien begleitete, war er ununterbrochen um Goethe bis zu dessen Tode. Er hat erst in neuester Zeit Weimar wieder verlassen und sich nach Hannover gewendet.

Von ihm erschien im Druck:

Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe. Stuttgart 1822.
Weimars Jubelfest am 3. Septbr. 1825. 2 Abtheil. Weimar 1825—26.
Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—32. Leipzig (2. Ausgabe. 2 Bde. 1837).
Gedichte. N. A. Leipzig 1838.

E.'s Persönlichkeit ist nicht wohl von seinen Leistungen zu trennen; bei der Beurtheilung der letzteren müssen Beide in das Auge gefaßt werden. Sein größtes Talent ist eben die Fähigkeit, Alles so anzuschauen und aufzufassen, wie es sich in reinster Unmittelbarkeit darbietet, und es, ohne irgend einem Dritten Einfluß zu gewähren, auch so wiederzugeben. Dabei ist er aber nicht eigentlich productiv, sondern nur empfangend und kritisch verarbeitend. Seine Gedichte sind daher einfach, innig, geistreich, zeichnen sich aber nicht durch Schwung der Phantasie, Gluth und Leidenschaft aus. Als sein vorzüglichstes Werk muß man dagegen seine Gespräche mit Goethe betrachten; hier offenbart sich sein durchaus ehrenwerther Charakter im reinsten Lichte, unterstützt von jenen bereits erwähnten Fähigkeiten, und der Leser legt dieses treffliche Buch nicht allein dankbar für das viele Schöne und Gute, das ihm in demselben geboten ward, sondern auch mit der bereitwilligsten Anerkennung der Wahrheitsliebe und Bescheidenheit, sowie des Geistes und des edeln Selbstgefühles Eckermanns, der, obwohl sich willig unterordnend, doch sich eben so unbefangen als selbstständig äußert, aus der Hand.

Einleitung.

Der Autor giebt Nachricht über seine Person und Herkunft und die Entstehung seines Verhältnisses zu Goethe.

Zu Winsen an der Luhe, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg, auf der Gränze des Marsch- und Haidelandes, bin ich zu Anfang der neunziger Jahre geboren, und zwar in einer Hütte, wie man wohl ein Häuschen nennen kann, das nur einen heizbaren Aufenthalt und keine Treppe hatte, sondern wo man auf einer gleich an der Hausthür stehenden Leiter unmittelbar auf den Heuboden stieg.

Als der Zuletztgeborne einer zweiten Ehe, habe ich meine Eltern eigentlich nur gekannt, wie sie schon im vorgerückten Alter standen, und bin zwischen beiden gewissermaßen einsam aufgewachsen. Aus meines Vaters erster Ehe lebten zwei Söhne, wovon der eine, nach verschiedenen Seereisen als Matrose, in fernen Welttheilen in Gefangenschaft gerathen und verschollen war, der andere aber, nach mehrmaligem Aufenthalt zum Wallfisch- und Seehund-Fang in Grönland, nach Hamburg zurückgekehrt war und dort in mäßigen Umständen lebte. Aus meines Vaters zweiter Ehe waren vor mir zwei Schwestern aufgewachsen, die, als ich mein zwölftes Jahr erreicht, bereits das väterliche Haus verlassen hatten und theils im Orte theils in Hamburg dienten.

Die Hauptquelle des Unterhaltes unserer kleinen Familie war eine Kuh, die uns nicht allein zu unserm täglichen Bedarf mit Milch versah, sondern von der wir auch jährlich ein Kalb mästen und außerdem zu gewissen Zeiten für einige Groschen Milch verkaufen konnten. Ferner besaßen wir einen Acker Land, der uns die nöthigen Gemüsearten für das Bedürfniß des Jahres gewinnen ließ. Korn zu Brod indeß und Mehl für die Küche mußten wir kaufen.

Meine Mutter hatte eine besondere Geschicklichkeit im Wollspinnen; auch schnitt und nähete sie die bürgerlichen Mützen der Frauenzimmer zu besonderer Zufriedenheit, welches ihr denn beides zur Quelle einiges Erwerbes gereichte.

Meines Vaters eigentliches Geschäft dagegen war der Betrieb eines kleinen Handels, der nach den verschiedenen Jahreszeiten variirte und ihn veranlaßte, häufig von Haus abwesend zu sein und in der Umgegend viel zu Fuße umherzuschweifen. Im Sommer sah man ihn, mit einem leichten hölzernen Schränkchen auf dem Rücken, in der Haidegegend von Dorf zu Dorf wandern und mit Band, Zwirn und Seide hausiren gehen. Zugleich kaufte er hier wollene Strümpfe und Beyderwand (ein aus der braunen Wolle der Haideschnucken und leinenem Garn gewebtes Zeug), das er denn auf dem jenseitigen Elbufer, in den Vierlanden, gleichfalls hausirend, wieder absetzte. Im Winter trieb er einen Handel mit rohen Schreibfedern und ungebleichter Leinwand, die er in den Dörfern der Haide- und Marschgegend aufkaufte und mit Schiffsgelegenheit nach Hamburg brachte. In allen Fällen jedoch mußte sein Gewinn sehr gering sein, denn wir lebten immer in einiger Armuth.

Soll ich nun von meiner kindlichen Thätigkeit reden, so war sie gleichfalls nach den Jahreszeiten verschieden. Mit dem anbrechenden Frühling, und so wie die Gewässer der gewöhnlichen Elb-Ueberschwemmungen verlaufen waren, ging ich täglich, um das an den Binnendeichen und sonstigen Erhöhungen angespülte Schilf zu sammeln und als eine beliebte Streu für unsere Kuh anzuhäufen. Wenn sodann auf der weitausgedehnten Weidefläche das erste Grün hervorkeimte, verlebte ich in Gemeinschaft mit anderen Knaben lange Tage im Hüten der Kühe. Während des Sommers war ich thätig in Bestellung unseres Ackers, auch schleppte ich für das Bedürfniß des Herdes das ganze Jahr hindurch aus der kaum eine Stunde entfernten Waldung trockenes Holz herbei. Zur Zeit der Korn-Ernte sah man mich wochenlang in den Feldern mit Aehrenlesen beschäftigt, und später, wenn die Herbstwinde die Bäume schüttelten, sammelte ich Eicheln, die ich metzenweise an wohlhabendere Einwohner, um ihre Gänse damit zu füttern, verkaufte. So wie ich aber genugsam herangewachsen war, begleitete ich meinen Vater auf seinen Wanderungen von Dorf zu Dorf und half einen Bündel tragen. Diese Zeit gehört zu den liebsten Erinnerungen meiner Jugend.

Unter solchen Zuständen und Beschäftigungen, während welcher ich auch periodenweise die Schule besuchte und nothdürftig lesen und schreiben lernte, erreichte ich mein vierzehntes Jahr, und man wird gestehen, daß von hier bis zu einem vertrauten Verhältniß mit Goethe ein großer Schritt und überall wenig Anschein war. Auch wußte ich nicht, daß es in der Welt Dinge gebe wie Poesie und schöne Künste, und konnte also auch ein dunkeles Verlangen und Streben nach solchen Dingen glücklicherweise in mir nicht Statt finden.

Man hat gesagt, die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, und so möchte man vom Menschen sagen, daß er oft durch etwas, was er ganz zufällig thut, über das belehrt werde, was etwa Höheres in ihm schlummert. Ein solches ereignete sich mit mir, und da es, obgleich an sich unbedeutend, meinem ganzen Leben eine andere Wendung gab, so hat es sich mir als etwas Unvergeßliches eingeprägt.

Ich saß eines Abends bei angezündeter Lampe mit beiden Eltern am Tische. Mein Vater war von Hamburg zurückgekommen und erzählte von dem Verlauf und Fortgang seines Handels. Da er gern rauchte, so hatte er sich ein Paket Tabak mitgebracht, das vor mir auf dem Tische lag und als Wappen ein Pferd hatte. Dieses Pferd erschien mir als ein sehr gutes Bild, und da ich zugleich Feder und Tinte und ein Stückchen Papier zur Hand hatte, so bemächtigte sich meiner ein unwiderstehlicher Trieb es nachzuzeichnen. Mein Vater fuhr fort von Hamburg zu erzählen, während ich, von den Eltern unbemerkt, mich ganz vertiefte im Zeichnen des Pferdes. Als ich fertig war,

Digitized by Google

kam es mir vor, als sei meine Nachbildung dem Vorbilde vollkommen ähnlich, und ich genoß ein mir bisher unbekanntes Glück. Ich zeigte meinen Eltern was ich gemacht hatte, die nicht umhin konnten mich zu rühmen und sich darüber zu wundern. Die Nacht verbrachte ich in freudiger Aufregung halb schlaflos, ich dachte beständig an mein gezeichnetes Pferd und erwartete mit Ungeduld den Morgen, um es wieder vor Augen zu nehmen und mich wieder daran zu erfreuen.

Von dieser Zeit an verließ mich der einmal erwachte Trieb der sinnlichen Nachbildung nicht wieder. Da es aber in meinem Orte an aller weiteren Hülfe in solchen Dingen fehlte, so war ich schon sehr glücklich, als unser Nachbar, ein Töpfer, mir ein Paar Hefte mit Contouren gab, welche ihm bei Bemalung seiner Teller und Schüsseln als Vorbild dienten.

Diese Umrisse zeichnete ich mit Feder und Tinte auf das sorgfältigste nach, und so entstanden zwei Hefte, die bald von Hand zu Hand gingen und auch an die erste Person des Ortes, an den Oberamtmann Meyer, gelangten. Er ließ mich rufen, beschenkte mich, und lobte mich auf die liebevollste Weise. Er fragte mich, ob ich Lust habe ein Maler zu werden; er wolle mich in solchem Fall, wenn ich confirmirt sei, zu einem geschickten Meister nach Hamburg senden. Ich sagte, daß ich wohl Lust habe und daß ich es mit meinen Eltern überlegen wolle.

Diese aber, beide aus dem Bauernstande und in einem Orte lebend, wo größtentheils nichts Anderes als Ackerbau und Viehzucht getrieben wurde, dachten sich unter einem Maler nichts weiter als einen Thüren- und Häuser-Anstreicher. Sie widerriethen es mir daher auf das sorglichste, indem sie anführten, daß es nicht allein ein sehr schmutziges, sondern zugleich ein sehr gefährliches Handwerk sei, wobei man Hals und Beine brechen könne, welches sich, zumal in Hamburg bei den sieben Stockwerk hohen Häusern, sehr oft ereigne. Da nun meine eigenen Begriffe von einem Maler gleichfalls nicht höherer Art waren, so verging mir die Lust zu diesem Metier und ich schlug das Anerbieten des guten Oberamtmannes aus dem Sinne.

Indessen war nun einmal die Aufmerksamkeit höherer Personen auf mich gefallen; man behielt mich im Auge und suchte mich auf manche Weise zu heben. Man ließ mich an dem Privatunterricht der wenigen vornehmen Kinder Theil nehmen, ich lernte französisch und etwas Latein und Musik; zugleich versah man mich mit besserer Kleidung, und der würdige Superintendent Parisius hielt es nicht zu gering, mir einen Platz an seinem eigenen Tische zu geben.

Von nun an war mir die Schule lieb geworden; ich suchte so günstige Umstände so lange fortzusetzen als möglich, und meine Eltern gaben es daher auch gern zu, daß ich erst in meinem sechzehnten Jahre confirmirt wurde.

Nun aber entstand die Frage, was aus mir werden solle. Wäre es nach meinen Wünschen gegangen, so hätte man mich zur Verfolgung wissenschaftlicher Studien auf ein Gymnasium geschickt; allein hieran war nicht zu denken, denn es fehlte dazu nicht allein an allen Mitteln, sondern die gebieterische Noth meiner Umstände verlangte auch, mich sehr bald in einer Lage zu sehen, wo ich nicht allein für mich selber zu sorgen, sondern auch meinen dürftigen alten Eltern einigermaßen zu Hülfe zu kommen im Stande wäre.

Eine solche Lage eröffnete sich mir gleich nach meiner Confirmation, indem ein dortiger Justizbeamter mir das Anerbieten machte, mich zum Schreiben und anderen kleinen Dienstverrichtungen zu sich nehmen, worein ich mit Freuden willigte. Ich hatte während der letzten anderthalb Jahre meines fleißigen Schulbesuchs es dahin gebracht, nicht allein eine gute Hand zu erlangen, sondern mich auch in Abfassung schriftlicher Aufsätze vielfältig zu üben, so daß ich mich denn für eine solche Stelle sehr wohl qualificirt halten konnte. Dieses Verhältniß, wobei ich auch kleine Advocaturgeschäfte trieb und nicht selten in den Fall kam, nach hergebrachten Formen beides, Klageschrift und Urtheil, abzufassen, dauerte zwei Jahre, nämlich bis 1810, wo das hannöverische Amt Winsen an der Luhe aufgelöst und, im Departement der Nieder-Elbe begriffen, dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde.

Ich erhielt nun eine Anstellung im Büreau der Direction der directen Steuern zu Lüneburg, und als diese im nächsten Jahre gleichfalls aufgelöst wurde, kam ich in das Büreau der Unterpräfectur zu Uelzen. Hier arbeitete ich bis gegen Ende des Jahres 1812, wo der Präfect, Herr von Düring, mich beförderte und als Mairie-Secretair zu Bevensen anstellte. Diesen Posten bekleidete ich bis zum Frühling des Jahres 1813, wo die herannahenden Kosaken uns zur Befreiung von der französischen Herrschaft Hoffnung machten.

Ich nahm meinen Abschied und ging in meine Heimath mit keinem anderen Plan und Gedanken, als mich sobald wie möglich den Reihen der vaterländischen Krieger anzuschließen, die sich im Stillen hier und dort anfingen zu bilden. Dieses vollführte ich und trat gegen Ende des Sommers mit Büchse und Holster als Freiwilliger in das Kielmannsegge'sche Jäger-Corps und machte mit diesem in der Compagnie des Capitain Knop den Feldzug des Winters 1813 und 1814 durch Mecklenburg, Holstein und vor Hamburg gegen den Marschall Davoust. Darauf marschirten wir über den Rhein gegen den General Maison und zogen im Sommer viel hin und her in dem fruchtbaren Flandern und Brabant.

Hier, vor den großen Gemälden der Niederländer, ging mir eine neue Welt auf; ich verbrachte ganze Tage in Kirchen und Museen. Es waren im Grunde die ersten Gemälde, die mir in meinem Leben vor Augen gekommen waren, ich sah nun, was es heißen wolle ein Maler zu sein; ich sah die gekrönten, glücklichen Fortschritte der Schüler, und ich hätte weinen mögen, daß es mir versagt worden, eine ähnliche Bahn zu gehen. Doch entschloß ich mich auf der Stelle; ich machte in Tournay die Bekanntschaft eines jungen Künstlers, ich verschaffte mir schwarze Kreide und einen Bogen Zeichenpapier vom größten Format und setzte mich sogleich vor ein Bild, um es zu copiren. Große Begierde zur Sache ersetzte hiebei, was mir an Uebung und Anleitung fehlte, und so brachte ich die Contouren der Figuren glücklich zu Stande; ich fing auch an, von der linken Seite herein das Ganze auszuschattiren, als eine Marschordre eine so glückliche Beschäftigung unterbrach. Ich eilte, die Abstufung von Schatten und Licht in dem nicht ausgeführten Theile mit einzelnen Buchstaben anzudeuten, in Hoffnung daß es mir in ruhigen Stunden gelingen würde, es auf diese Weise zu vollenden. Ich rollte mein Bild zusammen und that es in einen Köcher, den ich, neben meiner Büchse auf dem Rücken hängend, den langen Marsch von Tournay nach Hameln trug.

Hier ward das Jäger-Corps im Herbst des Jahres 1814 aufgelöst. Ich ging in meine Heimath; mein Vater war todt, meine Mutter noch am Leben und bei meiner ältesten Schwester wohnend, die sich indeß verheirathet und das elterliche Haus angenommen hatte. Ich fing nun sogleich an mein Zeichnen fortzusetzen; ich vollendete zunächst jenes aus Brabant mitgebrachte Bild, und als es mir darauf ferner an passenden Mustern fehlte, so hielt ich mich an die kleinen Rambergischen Kupfer, die ich mit schwarzer Kreide ins Große ausführte. Hiebei merkte ich jedoch sehr bald den Mangel gehöriger Vorstudien und Kenntnisse; ich hatte so wenig Begriffe von der Anatomie des Menschen wie der Thiere; nicht mehr wußte ich von Behandlung der verschiedenen Baumarten und Gründe, und es kostete mich daher unsägliche Mühe, ehe ich auf meine Weise etwas herausbrachte, das ungefähr so aussah.

Ich begriff daher sehr bald, daß, wenn ich ein Künstler werden wolle, ich es ein wenig anders anzufangen hätte, und daß das fernere Suchen und Tasten auf eigenem Wege ein durchaus verlorenes Bemühen sei. Zu einem tuchtigen Meister zu gehen und ganz von vorne anzufangen, das war mein Plan.

Was nun den Meister betraf, so lag in meinen Gedanken kein anderer als Ramberg in Hannover; auch dachte ich in dieser Stadt mich um so eher halten zu können, als ein geliebter Jugendfreund dort in glücklichen Umständen lebte, von dessen Treue ich mir jede Stütze versprechen durfte, und dessen Einladungen sich wiederholten.

Ich saumte daher auch nicht lange und schnürte meinen Bündel und machte mitten im Winter 1815 den fast vierzigstündigen Weg durch die öde Haide bei tiefem Schnee einsam zu Fuß, und erreichte in einigen Tagen glücklich Hannover.

Ich verfehlte nicht, alsobald zu Ramberg zu gehen und ihm meine Wünsche vorzutragen. Nach den vorgelegten Proben schien er an meinem Talent nicht zu zweifeln, doch machte er mir bemerklich, daß die Kunst nach Brod gehe, daß die Ueberwindung des Technischen viel Zeit verlange, und daß die Aussicht, der Kunst zugleich die äußere Existenz zu verdanken, sehr ferne sei. Indessen zeigte er sich sehr bereit, mir seinerseits alle Hülfe zu schenken; er suchte sogleich aus der Masse seiner Zeichnungen einige passende Blätter mit Theilen des menschlichen Körpers hervor, die er mir zum Nachzeichnen mitgab.

So wohnte ich denn bei meinem Freunde und zeichnete nach Rambergischen Originalen. Ich machte Fortschritte, denn die Blätter, die er mir gab, wurden immer bedeutender. Die ganze Anatomie des menschlichen Körpers zeichnete ich durch, und ward nicht müde, die schwierigen Hände und Füße immer zu wiederholen. So vergingen einige glückliche Monate. Wir kamen indeß in den Mai und ich fing an zu kränkeln; der Juni rückte heran und ich war nicht mehr im Stande den Griffel zu führen, so zitterten meine Hände.

Wir nahmen unsere Zuflucht zu einem geschickten Arzt. Er fand meinen Zustand gefährlich. Er erklärte, daß in Folge des Feldzuges alle Hautausdünstung unterdrückt sei, daß eine verzehrende Glut sich auf die inneren Theile geworfen, und daß, wenn ich mich noch vierzehn Tage so fortgeschleppt hätte, ich

Digitized by Google

unfehlbar ein Kind des Todes gewesen sein würde. Er verordnete sogleich warme Bäder und ähnliche wirksame Mittel, um die Thätigkeit der Haut wieder herzustellen; es zeigten sich auch sehr bald erfreuliche Spuren der Besserung, doch an Fortsetzung meiner künstlerischen Studien war nicht mehr zu denken.

Ich hatte bisher bei meinem Freunde die liebevollste Behandlung und Pflege genossen; daß ich ihm lästig sei, oder in der Folge lästig werden könnte, daran war seinerseits kein Gedanke und nicht die leiseste Andeutung. Ich aber dachte daran, und wie diese schon länger gehegte heimliche Sorge wahrscheinlich dazu beigetragen hatte, den Ausbruch der in mir schlummernden Krankheit zu beschleunigen, so trat sie jetzt, da ich wegen meiner Wiederherstellung bedeutende Ausgaben vor mir sah, mit ihrer ganzen Gewalt hervor.

In solcher Zeit äußerer und innerer Bedrängniß eröffnete sich mir die Aussicht zu einer Anstellung bei einer mit der Kriegs-Canzlei in Verbindung stehenden Commission, die das Montirungswesen der hannöverischen Armee zum Gegenstand ihrer Geschäfte hatte, und es war daher wohl nicht zu verwundern, daß ich dem Drange der Umstände nachgab und, auf die künstlerische Bahn Verzicht leistend, mich um die Stelle bewarb und sie mit Freuden annahm.

Meine Genesung erfolgte rasch und es kehrte ein Wohlbefinden und eine Heiterkeit zurück, wie ich sie lange nicht genossen. Ich sah mich in dem Fall, meinem Freunde einigermaßen wieder zu vergüten, was er so großmüthig an mir gethan. Die Neuheit des Dienstes, in welchen ich mich einzuarbeiten hatte, gab meinem Geiste Beschäftigung. Meine Obern erschienen mir als Männer von der edelsten Denkungsart, und mit meinen Collegen, von denen einige mit mir in demselbigen Corps den Feldzug gemacht, stand ich sehr bald auf dem Fuß eines innigen Vertrauens.

In dieser gesicherten Lage fing ich nun erst an, in der manches Gute enthaltenden Residenz mit einiger Freiheit umherzublicken, so wie ich auch in Stunden der Muße nicht müde ward, die reizenden Umgebungen immer von Neuem zu durchstreifen. Mit einem Schüler Rambergs, einem hoffnungsvollen jungen Künstler, hatte ich eine innige Freundschaft geschlossen; er war auf meinen Wanderungen mein beständiger Begleiter. Und da ich nun auf ein practisches Fortschreiten in der Kunst wegen meiner Gesundheit und sonstigen Umstände fernerhin Verzicht leisten mußte, so war es mir ein großer Trost, mich mit ihm über unsere gemeinsame Freundin wenigstens täglich zu unterhalten. Ich nahm Theil an seinen Compositionen, die er mir häufig in der Skizze zeigte und die wir mit einander durchsprachen. Ich ward durch ihn auf manche belehrende Schrift geführt, ich las Winckelmann, ich las Mengs; allein da mir die Anschauung der Sachen fehlte, von denen diese Männer handeln, so konnte ich mir auch aus solcher Lectüre nur das Allgemeinste aneignen und ich hatte davon im Grunde wenig Nutzen.

In der Residenz geboren und aufgewachsen, war mein Freund in geistiger Bildung mir in jeder Hinsicht voran, auch hatte er eine recht hübsche Kenntniß der schönen Literatur, die mir durchaus fehlte. In dieser Zeit war Theodor Körner der gefeierte Held des Tages; er brachte mir dessen Gedichte Leier und Schwerdt, die denn nicht verfehlten, auch auf mich einen großen Eindruck zu machen und auch mich zur Bewunderung hinzureißen.

Man hat viel von der künstlerischen Wirkung eines Gedichtes gesprochen und sie sehr hoch gestellt; mir aber will erscheinen, daß die stoffartige die eigentliche mächtige sei, worauf Alles ankomme. Ohne es zu wissen, machte ich diese Erfahrung an dem Büchlein Leier und Schwerdt. Denn, daß ich gleich Körner den Haß gegen unsere vieljährigen Bedrücker im Busen getragen, daß ich gleich ihm den Befreiungskrieg mitgemacht, und gleich ihm alle Zustände von beschwerlichen Märschen, nächtlichen Bivouacs, Vorpostendienst und Gefechten erlebt und dabei ähnliche Gedanken und Empfindungen gehegt hatte, das verschaffte diesen Gedichten in meinem Innern einen so tiefen und mächtigen Anklang.

Wie nun aber auf mich nicht leicht etwas Bedeutendes wirken konnte, ohne mich tief anzuregen und productiv zu machen, so ging es mir auch mit diesen Gedichten von Theodor Körner. Ich erinnerte mich aus meiner Kindheit und den folgenden Jahren, daß ich selber hin und wieder kleine Gedichte geschrieben, aber nicht weiter beachtet hatte, weil ich auf dergleichen leicht entstehende Dinge damals keinen großen Werth legte und weil überall zur Schätzung des poetischen Talents immer einige geistige Reife erforderlich ist. Nun aber erschien mir diese Gabe in Theodor Körner als etwas durchaus Rühmliches und Beneidenswürdiges und es erwachte in mir ein mächtiger Trieb, zu versuchen, ob es mir nicht gelingen wolle, es ihm einigermaßen nachzuthun.

Die Rückkehr unserer vaterländischen Krieger aus Frankreich gab mir eine erwünschte Gelegenheit. Und wie mir in frischer Erinnerung lebte, welchen unsäglichen Mühseligkeiten der Soldat im Felde sich zu unterziehen hat, während dem gemächlichen Bürger zu Hause oft keine Art von Bequemlichkeit mangelt, so dachte ich, daß es gut sein möchte, dergleichen Verhältnisse in einem Gedicht zur Sprache zu bringen und dadurch, auf die Gemüther wirkend, den zurückkehrenden Truppen einen desto herzlicheren Empfang vorzubereiten.

Ich ließ von dem Gedicht einige hundert Exemplare auf eigene Kosten drucken und in der Stadt vertheilen. Die Wirkung, die es that, war günstig über meine Erwartung. Es verschaffte mir den Zudrang einer Menge sehr erfreulicher Bekanntschaften, man theilte meine ausgesprochenen Empfindungen und Ansichten, man ermunterte mich zu ähnlichen Versuchen und war überhaupt der Meinung, daß ich die Probe eines Talentes an den Tag gelegt habe, welches der Mühe werth sei weiter zu cultiviren. Man theilte das Gedicht in Zeitschriften mit, es ward an verschiedenen Orten nachgedruckt und einzeln verkauft, und überdieß erlebte ich daran die Freude, es von einem sehr beliebten Componisten in Musik gesetzt zu sehen, so wenig es sich auch im Grunde, wegen seiner Länge und ganz rhetorischen Art, zum Gesang eignete.

Es verging von nun an keine Woche, wo ich nicht durch die Entstehung irgend eines weiteren Gedichts wäre beglückt worden. Ich war jetzt in meinem vier und zwanzigsten Jahre; es lebte in mir eine Welt von Gefühlen, Drang und gutem Willen; allein ich war ganz ohne alle geistige Cultur und Kenntnisse. Man empfahl mir das Studium unserer großen Dichter und führte mich besonders auf Schiller und Klopstock. Ich verschaffte mir ihre Werke, ich las, ich bewunderte sie, allein ich fand mich durch sie wenig gefördert; die Bahn dieser Talente lag, ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.

In dieser Zeit hörte ich zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte. Ich las seine Lieder und las sie immer von Neuem und genoß dabei ein Glück, das keine Worte schildern. Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt. Auch stieß ich nirgends auf etwas Fremdartiges und Gelehrtes, wozu mein bloß menschliches Denken und Empfinden nicht ausgereicht hätte, nirgends auf Namen ausländischer und veralteter Gottheiten, wobei ich mir nichts zu denken wußte; vielmehr fand ich das menschliche Herz in allen seinem Verlangen, Glück und Leiden, ich fand eine deutsche Natur wie der gegenwärtige helle Tag, eine reine Wirklichkeit in dem Lichte milder Verklärung.

Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den Wilhelm Meister zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den Faust, vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbniß ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend-räthselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.

Der Nutzen, den wir aus dem Studium der Werke eines großen Schriftstellers ziehen, kann mannigfaltiger Art sein; ein Hauptgewinn aber möchte darin bestehen, daß wir uns nicht allein unseres eigenen Innern, sondern auch der mannigfaltigen Welt außer uns deutlicher bewußt werden. Eine solche Wirkung hatten auf mich die Werke Goethe's. Auch ward ich durch sie zur besseren Beobachtung und Auffassung der sinnlichen Gegenstände und Charaktere getrieben; ich kam nach und nach zu dem Begriff der Einheit oder der innerlichsten Harmonie eines Individuums mit sich selber, und somit ward mir denn das Räthsel der großen Mannigfaltigkeit sowohl natürlicher als künstlerischer Erscheinungen immer mehr aufgeschlossen.

Nachdem ich mich einigermaßen in Goethe's Schriften befestiget und mich nebenbei in der Poesie practisch auf mancherlei Weise versucht hatte, wendete ich mich zu einigen der größten Dichter des Auslandes und früherer Zeiten, und las in den besten Uebersetzungen nicht allein die vorzüglichsten Stücke von Shakspeare, sondern auch den Sophocles und Homer.

Hiebei merkte ich jedoch sehr bald, daß von diesen hohen Werken nur das Allgemein-Menschliche in mich eingehen wolle, daß aber das Verständniß des Besonderen, sowohl in sprachlicher als historischer Hinsicht, wissenschaftliche Kenntnisse und überhaupt eine Bildung voraussetze, wie sie gewöhnlich nur auf Schulen und Universitäten erlangt wird.

Ueberdieß machte man mir von manchen Seiten bemerklich, daß ich mich auf eigenem Wege vergebens abmühe und daß, ohne eine sogenannte classische Bildung, nie ein Dichter dahin gelangen werde, sowohl seine eigene Sprache mit Geschick und Nachdruck zu gebrauchen, als auch überhaupt, dem Gehalt und Geiste nach, etwas Vorzügliches zu leisten.

Digitized by Google

Da ich nun auch zu dieser Zeit viele Biographien bedeutender Männer las, um zu sehen, welche Bildungswege sie eingeschlagen, um zu etwas Tüchtigem zu gelangen, und ich bei ihnen überall den Gang durch Schulen und Universitäten wahrzunehmen hatte, so faßte ich, obgleich bei so vorgerücktem Alter und unter so widerstrebenden Umständen, den Entschluß, ein Gleiches auszuführen.

Ich wendete mich alsobald an einen als Lehrer beim Gymnasium zu Hannover angestellten vorzüglichen Philologen und nahm bei ihm Privat-Unterricht, nicht allein in der lateinischen, sondern auch in der griechischen Sprache, und verwendete auf diese Studien alle Muße, die meine, wenigstens sechs Stunden täglich, in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte mir gewähren wollten.

Dieses trieb ich ein Jahr. Ich machte gute Fortschritte; allein bei meinem unaussprechlichen Drange vorwärts, kam es mir vor, als gehe es zu langsam und als müsse ich auf andere Mittel denken. Es wollte mir erscheinen, daß, wenn ich erlangen könne, täglich vier bis fünf Stunden das Gymnasium zu besuchen und auf solche Weise ganz und gar in dem gelehrten Elemente zu leben, ich ganz andere Fortschritte machen und ungleich schneller zum Ziele gelangen würde.

In dieser Meinung ward ich durch den Rath sachkundiger Personen bestätigt; ich faßte daher den Entschluß so zu thun, und erhielt dazu auch sehr leicht die Genehmigung meiner Obern, indem die Stunden des Gymnasiums größtentheils auf eine solche Tageszeit fielen, wo ich vom Dienste frei war.

Ich meldete mich daher zur Aufnahme und ging in Begleitung meines Lehrers an einem Sonntag-Vormittag zu dem würdigen Director, um die erforderliche Prüfung zu bestehen. Er examinirte mich mit aller möglichen Milde, allein da ich für die hergebrachten Schulfragen kein präparirter Kopf war und es mir trotz allem Fleiß an eigentlicher Routine fehlte, so bestand ich nicht so gut, als ich im Grunde hätte sollen. Doch auf die Versicherung meines Lehrers, daß ich mehr wisse, als es nach dieser Prüfung den Anschein haben möge, und in Erwägung meines ungewöhnlichen Strebens, setzte er mich nach Secunda.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich, als ein fast Fünfundzwanzigjähriger und als einer, der bereits in königlichen Diensten stand, unter diesen größtentheils noch sehr knabenhaften Jünglingen eine wunderliche Figur machte, so daß diese neue Situation mir anfänglich selber ein wenig unbequem und seltsam vorkommen wollte; doch mein großer Durst nach den Wissenschaften ließ mich Alles übersehen und ertragen. Auch hatte ich mich im Ganzen nicht zu beschweren. Die Lehrer achteten mich, die älteren und besseren Schüler der Klasse kamen mir auf das freundlichste entgegen und selbst einige Ausbunde von Uebermuth hatten Rücksicht genug, an mir ihre frevelhaften Anwandlungen nicht auszulassen.

Ich war daher wegen meiner erreichten Wünsche im Ganzen genommen sehr glücklich und schritt auf dieser neuen Bahn mit großem Eifer vorwärts. Des Morgens fünf Uhr war ich wach und bald darauf an meinen Präparationen. Gegen acht ging es in die Schule bis zehn Uhr. Von dort eilte ich auf mein Büreau zu den Dienstgeschäften, die meine Gegenwart bis gegen ein Uhr verlangten. Im Fluge ging es sodann nach Haus; ich verschluckte ein wenig Mittagsessen und war gleich nach ein Uhr wieder in der Schule. Die Stunden dauerten bis vier Uhr, worauf ich denn wieder bis nach sieben Uhr in meinem Beruf geschäftiget war und den ferneren Abend zu Präparationen und Privatunterricht verwendete.

Dieses Leben und Treiben verführte ich einige Monate; allein meine Kräfte waren einer solchen Anstrengung nicht gewachsen, und es bestätigte sich die alte Wahrheit: daß Niemand zween Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung, so wie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Nothwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das Letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb kein anderer Ausweg, als das Erstere zu thun, und ich trat mit dem beginnenden Frühling 1817 wieder aus. Es schien zu dem besondern Geschick meines Lebens zu gehören, Mancherlei zu probiren, und so freute es mich denn keineswegs, auch eine gelehrte Schule eine Zeitlang probirt zu haben.

Ich hatte indeß einen guten Schritt vorwärts gethan, und da ich die Universität nach wie vor im Auge behielt, so blieb nun weiter nichts übrig, als den Privatunterricht fortzusetzen, welches denn auch mit aller Luft und Liebe geschah.

Nach der überstandenen Laft des Winters verlebte ich einen desto heiterern Frühling und Sommer; ich war viel in der freien Natur, die dieses Jahr mit besonderer Innigkeit zu meinem Herzen sprach, und es entstanden viele Gedichte, wobei besonders die jugendlichen Lieder von Goethe mir als hohe Muster vor Augen schwebten.

Mit eintretendem Winter fing ich an ernstlich darauf zu denken, wie ich es möglich mache, wenigstens binnen Jahresfrist die Universität zu beziehen. In der lateinischen Sprache war ich so weit vorgeschritten, daß es mir gelang, von den Oden des Horaz, von den Hirtengedichten des Virgil, so wie von den Metamorphosen des Ovid einige mich besonders ansprechende Stücke metrisch zu übersetzen, so wie die Reden des Cicero und die Kriegsgeschichten des Julius Cäsar mit einiger Leichtigkeit zu lesen. Hiemit konnte ich mich zwar noch keineswegs als für academische Studien gehörig vorbereitet betrachten, allein ich dachte innerhalb eines Jahres noch sehr weit zu kommen und sodann das Fehlende auf der Universität selber nachzuholen.

Unter den höheren Personen der Residenz hatte ich mir manchen Gönner erworben; sie versprachen mir ihre Mitwirkung, jedoch unter der Bedingung, daß ich mich entschließen wolle, ein sogenanntes Brodstudium zu wählen. Da aber dergleichen nicht in der Richtung meiner Natur lag und da ich in der festen Ueberzeugung lebte, daß der Mensch nur dasjenige cultiviren müsse, wohin ein unausgesetzter Drang seines Innern gehe, so blieb ich bei meinem Sinn und jene versagten mir ihre Hülfe, indem endlich nichts weiter erfolgen sollte als ein Freitisch.

Es blieb nun nichts übrig als meinen Plan durch eigene Kräfte durchzusetzen und mich zu einer literarischen Production von einiger Bedeutung zusammenzunehmen.

Müllners Schuld und Grillparzers Ahnfrau waren zu dieser Zeit an der Tagesordnung und machten viel Aufsehen. Meinem Naturgefühl waren diese künstlichen Werke zuwider, noch weniger konnte ich mich mit ihren Schicksalsideen befreunden, von denen ich der Meinung war, daß daraus eine unsittliche Wirkung auf das Volk hervorgehe. Ich faßte daher den Entschluß, gegen sie aufzutreten und darzuthun, daß das Schicksal in den Charakteren ruhe. Aber ich wollte nicht mit Worten gegen sie streiten, sondern mit der That. Ein Stück sollte erscheinen, welches die Wahrheit ausspreche, daß der Mensch in der Gegenwart Samen streue, der in der Zukunft aufgehe und Früchte bringe, gute oder böse, je nachdem er gesäet habe. Mit der Weltgeschichte unbekannt, blieb mir weiter nichts übrig, als die Charaktere und den Gang der Handlung zu erfinden. Ich trug es wohl ein Jahr mit mir herum und bildete mir die einzelnen Scenen und Acte bis ins Einzelne aus und schrieb es endlich im Winter 1820 in den Morgenstunden einiger Wochen. Ich genoß dabei das höchste Glück, denn ich sah, daß Alles sehr leicht und natürlich zu Tage kam. Allein im Gegensatz mit jenen genannten Dichtern ließ ich das wirkliche Leben mir zu nahe treten, das Theater kam mir nie vor Augen. Daher ward es auch mehr eine ruhige Zeichnung von Situationen, als eine gespannte rasch fortschreitende Handlung, und auch nur poetisch und rhythmisch, wenn Charaktere und Situationen es erforderten. Nebenpersonen gewannen zu viel Raum, das ganze Stück zu viel Breite.

Ich theilte es den nächsten Freunden und Bekannten mit, ward aber nicht verstanden wie ich es wünschte; man warf mir vor: einige Scenen gehören ins Lustspiel, man warf mir ferner vor: ich habe zu wenig gelesen. Ich, eine bessere Aufnahme erwartend, war anfänglich im Stillen beleidigt; doch nach und nach kam ich zu der Ueberzeugung, daß meine Freunde nicht so ganz Unrecht hätten und daß mein Stück, wenn auch die Charaktere richtig gezeichnet und das Ganze wohl durchdacht und mit einer gewissen Besonnenheit und Facilität so zur Erscheinung gekommen, wie es in mir gelegen, doch, dem darin entwickelten Leben nach, auf einer viel zu niedern Stufe stehe, als daß es sich geeignet hätte, damit öffentlich aufzutreten.

Und dieses war in Erwägung meines Herkommens und meiner wenigen Studien nicht zu verwundern. Ich nahm mir vor, das Stück umzuarbeiten und für das Theater einzurichten, vorher aber in meiner Bildung vorzuschreiten, damit ich fähig sei, Alles höher zu stellen. Der Drang nach der Universität, wo ich Alles zu erlangen hoffte was mir fehlte und wodurch ich auch in höhere Lebensverhältnisse zu kommen gedachte, ward nun zur Leidenschaft. Ich faßte den Entschluß, meine Gedichte herauszugeben, um es dadurch vielleicht zu bewirken. Und da es mir nun an Namen fehlte, um von einem Verleger ein ansehnliches Honorar erwarten zu können, so wählte ich den für meine Lage vortheilhafteren Weg der Subscription.

Diese ward von Freunden eingeleitet und nahm den erwünschtesten Fortgang. Ich trat jetzt bei meinen Obern mit meiner Absicht auf Göttingen wieder hervor und bat um meine Entlassung; und da diese nun die Ueberzeugung gewannen, daß es mein tiefer Ernst sei und daß ich nicht nachgebe, so begünstigten sie meine Zwecke. Auf Vorstellung meines Chefs, des damaligen Obristen von Berger, gewährte die Kriegs-Canzlei mir den erbetenen Abschied und ließ mir jährlich 150 Thaler von meinem Gehalt zum Behuf meiner Studien auf zwei Jahre.

Digitized by Google

Ich war nun glücklich in dem Gelingen der jahrelang gehegten Pläne. Die Gedichte ließ ich auf das schnellste drucken und versenden, aus deren Ertrag ich nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von 150 Thaler behielt. Ich ging darauf im Mai 1821 nach Göttingen, eine theure Geliebte zurücklassend.

Mein erster Versuch, nach der Universität zu gelangen, war daran gescheitert, daß ich hartnäckig jedes sogenannte Brodstudium abgelehnt hatte. Jetzt aber, durch die Erfahrung gewitzigt und der unsäglichen Kämpfe mir noch zu gut bewußt, die ich damals sowohl gegen meine nächste Umgebung als gegen einflußreiche höhere Personen zu bestehen hatte, war ich klug genug gewesen, mich den Ansichten einer übermächtigen Welt zu bequemen und sogleich zu erklären, daß ich ein Brodstudium wählen und mich der Rechtswissenschaft widmen wolle.

Dieses hatten sowohl meine mächtigen Gönner als alle anderen, denen mein irdisches Fortkommen am Herzen lag und die sich von der Gewalt meiner geistigen Bedürfnisse keine Vorstellung machten, sehr vernünftig gefunden. Aller Widerspruch war mit einem Mal abgethan, ich fand überall ein freundliches Entgegenkommen und ein bereitwilliges Befördern meiner Zwecke. Zugleich unterließ man nicht, zu meiner Bestätigung in so guten Vorsätzen anzuführen, daß das juristische Studium keineswegs der Art sei, daß es nicht dem Geiste einen höheren Gewinn gebe. Ich würde, sagte man, dadurch Blicke in bürgerliche und weltliche Verhältnisse thun, wie ich auf keine andere Weise erreichen könne. Auch wäre dieses Studium keineswegs von solchem Umfang, daß sich nicht sehr viele sogenannte höhere Dinge nebenbei treiben lassen. Man nannte mir verschiedene Namen berühmter Personen, die alle Jura studirt hätten und doch zugleich zu den höchsten Kenntnissen anderer Art gelangt wären.

Hierbei jedoch wurde sowohl von meinen Freunden als von mir übersehen, daß jene Männer nicht allein mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgestattet zur Universität kamen, sondern auch eine ungleich längere Zeit, als die gebieterische Noth meiner besonderen Umstände es mir erlauben wollte, auf ihre Studien verwenden konnten.

Genug aber, so wie ich Andere getäuscht hatte, täuschte ich mich nach und nach selber und bildete mir zuletzt wirklich ein, ich könne in allem Ernst Jura studiren und doch zugleich meine eigentlichen Zwecke erreichen.

In diesem Wahn, etwas zu suchen was ich gar nicht zu besitzen und anzuwenden wünschte, fing ich sogleich nach meiner Ankunft auf der Universität mit dem Juristischen an. Auch fand ich diese Wissenschaft keineswegs der Art, daß sie mir widerstanden hätte, vielmehr hätte ich, wenn mein Kopf nicht von anderen Vorsätzen und Bestrebungen wäre zu voll gewesen, mich ihr recht gern ergeben mögen. So aber erging es mir wie einem Mädchen, das gegen eine vorgeschlagene Heirathspartie bloß deswegen allerlei zu erinnern findet, weil ihr unglücklicher Weise ein heimlich Geliebter im Herzen liegt.

In den Vorlesungen der Institutionen und Pandekten sitzend, vergaß ich mich oft im Ausbilden dramatischer Scenen und Acte. Ich gab mir alle Mühe, meinen Sinn auf das Vorgetragene zu wenden, allein er lenkte gewaltsam immer abwärts. Es lag mir fortwährend nichts in Gedanken, als Poesie und Kunst und meine höhere menschliche Entwickelung, warum ich ja überall seit Jahren mit Leidenschaft nach der Universität gestrebt hatte.

Wer mich nun das erste Jahr in meinen nächsten Zwecken bedeutend förderte, war Heeren. Seine Ethnographie und Geschichte legte in mir für fernere Studien dieser Art den besten Grund, so wie die Klarheit und Gediegenheit seines Vortrages auch in anderer Hinsicht für mich von bedeutendem Nutzen war. Ich besuchte jede Stunde mit Liebe und verließ keine, ohne von größerer Hochachtung und Neigung für den vorzüglichen Mann durchdrungen zu sein.

Das zweite academische Jahr begann ich vernünftiger Weise mit gänzlicher Beseitigung des juristischen Studiums, das in der That viel zu bedeutend war, als daß ich es als Nebensache hätte mitgewinnen können, und das mir in der Hauptsache als ein zu großes Hinderniß anhing. Ich schloß mich an die Philologie. Und wie ich im ersten Jahre Heeren sehr viel schuldig geworden, so ward ich es nun Dissen. Denn nicht allein, daß seine Vorlesungen meinen Studien die eigentlich gesuchte und ersehnte Nahrung gaben, ich mich täglich mehr gefördert und aufgeklärt sah, und nach seinen Andeutungen sichere Richtungen für künftige Productionen nahm, sondern ich hatte auch das Glück, dem werthen Manne persönlich bekannt zu werden und mich von ihm in meinen Studien geleitet, bestärkt und ermuntert zu sehen.

Ueberdieß war der tägliche Umgang mit ganz vorzüglichen Köpfen unter den Studirenden und das unaufhörliche Besprechen der höchsten Gegenstände, auf Spaziergängen und oft bis tief in die Nacht hinein, für mich ganz unschätzbar und auf meine immer freiere Entwickelung vom günstigsten Einfluß.

Indessen war das Ende meiner pecuniären Hülfsmittel nicht mehr ferne. Dagegen hatte ich seit anderthalb Jahren täglich neue Schätze des Wissens in mich aufgenommen; ein ferneres Anhäufen, ohne ein practisches Verwenden, war meiner Natur und meinem Lebensgange nicht gemäß, und es herrschte daher in mir ein leidenschaftlicher Trieb, mich durch einige schriftstellerische Productionen wieder frei und nach ferneren Studien wieder begehrlich zu machen.

Sowohl meine dramatische Arbeit, woran ich dem Stoffe nach das Interesse nicht verloren hatte, die aber der Form und dem Gehalte nach bedeutender erscheinen sollte, als auch Ideen in Bezug auf Grundsätze der Poesie, die sich besonders als Widerspruch gegen damals herrschende Ansichten entwickelt hatten, gedachte ich hintereinander auszusprechen und zu vollenden.

Ich verließ daher im Herbst 1822 die Universität und bezog eine ländliche Wohnung in der Nähe von Hannover. Ich schrieb zunächst jene theoretischen Aufsätze, von denen ich hoffte, daß sie besonders bei jungen Talenten nicht allein zur Hervorbringung, sondern auch zur Beurtheilung dichterischer Werke beitragen würden, und gab ihnen den Titel Beiträge zur Poesie.

Im Mai 1823 war ich mit dieser Arbeit zu Stande. Es kam mir nun in meiner Lage nicht allein darauf an, einen guten Verleger, sondern auch ein gutes Honorar zu erhalten, und so entschloß ich mich kurz, und schickte das Manuscript an Goethe, und bat ihn um einige empfehlende Worte an Herrn von Cotta.

Goethe war nach wie vor derjenige unter den Dichtern, zu dem ich täglich als meinem untrüglichen Leitstern hinaufblickte, dessen Aussprüche mit meiner Denkungsweise in Harmonie standen und mich auf einen immer höheren Punkt der Ansicht stellten, dessen hohe Kunst in Behandlung der verschiedensten Gegenstände ich immer mehr zu ergründen und ihr nachzustreben suchte, und gegen den meine innige Liebe und Verehrung fast leidenschaftlicher Natur war.

Bald nach meiner Ankunft in Göttingen hatte ich ihm, nebst einer kleinen Skizze meines Lebens- und Bildungsganges, ein Exemplar meiner Gedichte zugesendet, worauf ich denn die große Freude erlebte, nicht allein von ihm einige schriftliche Worte zu erhalten, sondern auch von Reisenden zu hören, daß er von mir eine gute Meinung habe und in den Heften von Kunst und Alterthum meiner gedenken wolle.

Dieses zu wissen, war für mich in meiner damaligen Lage von großer Bedeutung, so wie es mir auch jetzt den Muth gab, das so eben vollendete Manuscript vertrauungsvoll an ihn zu senden.

Es lebte nun in mir kein anderer Trieb, als ihm einmal einige Augenblicke persönlich nahe zu sein; und so machte ich mich denn zur Erreichung dieses Wunsches gegen Ende des Monates Mai auf, und wanderte zu Fuß über Göttingen und das Werrathal nach Weimar.

Auf diesem wegen großer Hitze oft mühsamen Wege hatte sich in meinem Innern wiederholt den tröstlichen Eindruck, als freue ich unter der besonderen Leitung gütiger Wesen, und als möchte dieser Gang für mein ferneres Leben von wichtigen Folgen sein.

Leonhard Martin Eisenschmid

wurde am 8. Nov. 1795 zu Ingolstadt in Baiern geboren. Ein Franziskanermönch, Namens Schreiner, nahm sich, da E.'s Aeltern arm waren, seiner an und ertheilte ihm unentgeltlich Privatstunden im Lateinischen. Nachdem er die lateinischen Vorstudien zurückgelegt hatte, fand er durch die Vermittelung des Prälaten Aschenbrenner freie Aufnahme in das landshuter Seminar für Studirende; eine Gymnasialanstalt, in welcher der Knabe bedeutende Fortschritte machte. Da aber das Gymnasium zu Landshut aufgelöst wurde, so vollendete E. seine Gymna-

Digitized by Google

ialstudien zu Neuburg an der Donau, ging jedoch im olgenden Jahre wieder nach Landshut auf die Universität urück und hörte hier die philosophischen Collegien des Professor Salat, durch den er für die Philosophie gewonen wurde. Seinen Plan, die Rechtswissenschaft zu stuiren, gab er auf und wendete sich vorerst zur Philologie, nit welcher er später die Theologie verband. Auf Verendung Sailer's kam E. in das Alumnat. Durch das esen freisinniger Schriften und durch das Studium der Bibel erregte ihm nach und nach der Dogmatismus seiner Kirche Bedenken. Es bildete sich in ihm mehr und mehr in sogenannter idealischer Katholicismus aus, mit welhem er in den geistlichen Stand treten zu können glaubte; he er jedoch die höheren, zum Cölibat verbindenden Weien empfangen hatte, ward er 1818 an der Studienanalt zu Neuburg als Professor der zweiten Vorbereitungslasse mit nicht unbedeutendem Gehalt angestellt, und sonit war sein Eintritt in den geistlichen Stand am Schlusse d. J. 1819 nichts weniger als die Folge dürfiger äußerer Verhältnisse. 1822 versetzte man ihn von Neuburg nach München an das Progymnasium. Durch as Lesen freisinniger religiöser Schriften und den Umjang mit dem aufgeklärten Director von Weiller wurden seine Glaubenszweifel vermehrt. Als er 1824 nach Aschaffenburg an die zweite Gymnasialclasse versetzt worden war, fand er in der Gymnasialbibliothek nicht nur die Schriften katholischer Dogmatiker, sondern auch der protestantischen Theologen, die Concilienſammlungen und vieles Andere, und das Ergebniß seiner Studien und Forschungen war der Uebertritt zur protestantischen Kirche, der im Mai 1828 erfolgte. Seit dem Oct. 1829 lebt E. an der Seite einer edeln, sehr gebildeten Frau in völliger Zurückgezogenheit zu Rentweinsdorf unweit Bamberg, nur mit seinen Studien beschäftigt.

Er schrieb:

„Polymnia" (9 Bde. 1828—29).
„Ueber die Versuche neuerer Zeit, das römisch-katholische Kirchenthum durch ein sogenanntes Urchristenthum der Kirchenväter zu begründen" (Neustadt a. O. 1829).
„Das römisch-katholische Meßbuch" (Neustadt 1829).
„Römisches Bullarium" (2 Bde. Neustadt 1831).

E. ist einer der gründlichsten, besonnensten und beredtesten Gegner des Romanismus.

Johann Gottfried Elsner.

öniglich preußischer Wirthschaftsrath, als praktischer Oekonom, wie als Schriftsteller um die deutsche Landwirthschaft vielfach verdient, geboren am 14. Jan. 1784 u Gottesberg in Schlesien, wo sein Vater ein unbemitelter Ackerbürger und Kürschner war. Er genoß den gewöhnlichen Elementarunterricht in der Schule einer Landtadt und sollte, wie sein Vater, Kürschner werden. Erst n seinem 17. Lebensjahre erreichte er seinen Wunsch, urch Privatunterricht sich zum Besuch eines Gymnaiums vorzubereiten. Dann kam er auf das Lyceum nach andshut, wo er vier Jahre blieb und sich seinen Unterhalt durch Privatunterricht erwarb; 1805 bezog er die Iniversität zu Halle, um Theologie zu studiren. Hier erweilte er, bis die Universität bald nach der Schlacht bei Jena aufgehoben ward. Später wurde er bei zwei Familien in Waldenburg Hauslehrer und darauf, nach eingereichten günstigen Zeugnissen von seiner Universitätsbehörde, in Breslau unter die Zahl der Candidaten aufgenommen. Als 1810 seine Prinzipalin ein Landgut gekauft hatte, leitete er neben dem Unterrichte seiner Zöglinge auch die Oekonomie, heirathete 1814 seine Prinzipalin und widmete sich mit gänzlicher Aufgabe der Theologie ausschließlich der Landwirthschaft. Nach dem Verkauf des Landgutes unternahm er mehrere landwirthschaftliche Reisen, bis er 1822 die Stadtgüter von Münsterberg pachtete. Von 1830 an führte er im Auslande, in Baiern, Böhmen, Oesterreich, Siebenbürgen Mehreres aus, das größtentheils die Verbreitung der Merinoschafzucht bezweckte.

Er schrieb:

„Was thut der Landwirthschaft Noth?" Breslau 1823.
„Landwirthschaftliche Reise durch Schlesien." 1823.
„Beschreibung meiner Wirthschaft zu Reindorf in Schlesien." Prag 1826.
„Meine Erfahrungen in der höhern Schafzucht." Stuttgart 1827. 2. Aufl. 1835.
„Uebersicht der europäischen veredelten Schafzucht." 2 Bde. Prag 1828—29.
„Schäferkatechismus." Prag 1830, auch ins Böhmische u. Polnische übersetzt.
„Handbuch der veredelten Schafzucht." Stuttgart 1832.
„Die deutsche Landwirthschaft nach ihrem jetzigen Stande." 2 Bde. Stuttg. 1830—32.
„Hand- u. Hilfsbuch für den kleinen Gutsbesitzer u. Landmann." Stuttg. 1834.
„Die Politik der Landwirthschaft." 2 Bde. Stuttg. 1835.
„Wie soll der Landwirth bei Erzeugung u. Verwerthung seiner Produkte spekuliren?" Stuttg. 1836.
„Ueber die ungewöhnlichen gegenwärtigen Naturerscheinungen, nebst darauf gegründeten meteorologischen Folgerungen." Breslau 1837.
„Das goldene Vließ, oder die Erzeugung und der Verbrauch der Merino-Wolle, in ökonom., merkant. u. statistischer Hinsicht." Stuttg. 1838.
„Gründlicher Unterricht in der rationellen Schäferei." Stuttg. 1840.

Außerdem redigirte E. mehrere landwirthschaftliche Zeitschriften u. lieferte Abhandlungen in andere Journale.

E. hat sich durch seine zahlreichen, gründlichen und gut geschriebenen Werke auf dem Gebiete der Landwirthschaft einen sehr geachteten Namen erworben und ist mit Recht in diesem Fache als ein höchst geschätzter Volksschriftsteller zu betrachten.

Digitized by Google

Michael Leopold Enk von der Burg.

Professor am Gymnasium zu Melk, wurde am 29. Jan. 1788 zu Wien geboren, wo er die Gymnasialstudien am Josephinum, die philosophischen an der Universität zurücklegte. Mehr durch äußere Nöthigung, als durch innern Beruf trat er in den geistlichen Stand und legte 1810 in dem Benedictinerstifte Melk das Gelübde ab. Bald darauf wurde er als Professor an dem dortigen Gymnasium angestellt und widmete sich seitdem fast ausschließend dem Lehramte, wozu eine tüchtige humanistische Bildung und ein seltener pädagogischer Takt ihn befähigten. In einem Anfalle von Schwermuth legte er 1842 selbst Hand an sein Leben.

Er schrieb:

„Die Blumen." Lehrgedicht. Wien 1822.
„Eudoria, oder die Quellen der Seelenruhe." Wien 1824.
„Das Bild der Nemesis." Wien 1825.
„Melpomene, oder über das tragische Interesse." Wien 1827.
„Ueber den Umgang mit uns selbst." Wien 1829.
„Don Tiburzio." Wien 1831.
„Dorat's Tod." Wien 1833.
„Briefe über Goethe's Faust." Wien 1834.
„Von der Beurtheilung Anderer." Wien 1835.
„Hermes u. Sophrosyne." Wien 1838.

E. war ein überaus feiner und scharfsinniger Geist, ausgerüstet mit lebhafter Phantasie und einer schönen Darstellungsgabe, aber seine unklare Lebensanschauung führte ihn irre, und wie sie sich in seinen übrigens höchst anziehenden Schriften offenbarte, so führte sie ihn auch zuletzt zu gewaltsamer Selbstzerstörung.

Heinrich August Erhard.

Archivar bei dem westphälischen Provinzialarchive zu Münster, geboren zu Erfurt am 13. Febr. 1793, Sohn des dortigen Professors der Medicin, Joh. Gottlieb E. Er studirte zu Erfurt und Göttingen hauptsächlich Medicin, erwarb sich aber zugleich schon frühzeitig so allgemeine literarische und bibliographische Kenntnisse, daß er noch während seiner Studienzeit in Erfurt, seit 1810, auf der dortigen Universitätsbibliothek bedeutende Arbeiten übernehmen konnte. Zu Erfurt erhielt er 1812 die medicinische, 1813 die philosophische Doctorwürde, auch habilitirte er sich in beiden Facultäten. Sein Hauptstreben war, ein akademisches Lehramt zu erhalten, im Nov. 1813 schien auch sein Wunsch in Erfüllung zu gehen, indem er bei einer Vacanz in der philosophischen Facultät zu Erfurt zum außerordentlichen Professor erwählt worden war; allein wegen der Belagerung der Stadt konnte seine Einsetzung nicht sogleich stattfinden und später erging das Verbot aller Wiederbesetzung der bei der Universität erledigten Stellen. Im Jan. 1814 bei den neuerrichteten preußischen Militairlazarethen angestellt, übernahm E. jedoch kurze Zeit darauf das Amt eines vorstehenden Arztes bei dem Provinzial-Militairlazarethe auf dem Schlosse Rathsfeld bei Frankenhausen. Nach wieder ausgebrochenem Kriege im Jahre 1815 wurde er Oberarzt bei dem zum sechsten preußischen Armeecorps gehörigen Hauptfeldlazarethe, mit welchem er einen großen Theil des nördlichen Frankreichs durchreiste und zuletzt einige Monate in Paris zubrachte, von wo er, nach einem kurzen Aufenthalte in Berlin, nach Erfurt zurückkehrte. Die philosophischen Vorlesungen, die er hier im Sommersemester 1816 eröffnete, wurden durch die im Nov. desselben Jahres erfolgte Aufhebung der Universität für immer unterbrochen. Dagegen wurden ihm auf's Neue bei der in Erfurt bleibenden und durch mehrere bisher einzeln stehende Bibliotheken beträchtlich erweiterten, vormaligen Universitäts-, nun königlichen Bibliothek wichtige Arbeiten übertragen, so daß er seine medicinische Praxis mehr und mehr aufgab und sich blos literarischen Beschäftigungen widmete. Gegen Ende des Jahres 1821 wurde er mit der wissenschaftlichen Ordnung des damaligen erfurter Regierungsarchivs beauftragt und zu Anfange des Jahres 1822 zugleich zum königlichen Bibliothekar ernannt. Im Jahre 1824 wurde E. Archivar bei dem Provinzialarchive in Magdeburg, und im Frühjahre 1831 in gleicher Eigenschaft zu dem westphälischen Provinzialarchive in Münster versetzt. Als im Mai 1834 die münstersche Abtheilung des 1825 gegründeten Vereins für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens sich regenerirte, wurde er von derselben zum Director erwählt, ein Amt, welches er noch gegenwärtig mit vielem Erfolge nicht blos für den Verein, sondern für die Alterthumswissenschaft selbst bekleidet.

Er schrieb:

„De bibliothecis Erfordiae, praesertim bibliotheca universitatis Boyneburgica." Spec. I et II, Erfurt 1813—14, 4., umgearbeitet und fortgesetzt in den „Nachrichten von der Boyneburg'schen Bibliothek zu Erfurt" in den „Sächsischen Provinzialblättern" 1821.
„Ueberlieferungen zur vaterländischen Geschichte alter u. neuer Zeit." 3 Bde. Magdeburg 1825—28.
„Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfange der Reformation." 3 Bde. Magdeburg 1827—32.
„Geschichte der Landfrieden in Deutschland, vornehml. des westphäl. Landfriedens im 14. Jahrh., mit besonderer Rücksicht auf Thüringen." Erfurt 1829, 4.
„Erfurt und seine Umgebungen, nach seiner Geschichte und seinen gegenwärtigen gesammten Verhältnissen dargestellt." Erf. 1829.
„Nachricht von den bei Beckum entdeckten alten Gräbern." Münster 1836.
„Geschichte Münsters, nach den Quellen bearbeitet." Münster 1837.
Außerdem hat E. noch eine Menge Abhandlungen für Journale geliefert.

Ein gründlicher Quellenforscher, hat E. mit reichem Erfolge in seinen Schriften mehrere dunkle Parthien unserer Geschichte eben so besonnen als scharfsinnig aufgehellt.

Digitized by Google

Johann Friedrich Gottfried Eiselen.

ordentlicher Professor der Staatswissenschaften zu Halle, ward am 21. Sept. 1785 zu Rothenburg an der Saale, wo sein Vater Hüttenbeamter war, geboren. Als dieser an das Bergamt in Berlin versetzt wurde, kam E., drei Jahre alt, dorthin. Er besuchte die Privatschule eines Franzosen, dann das Friedrichsgymnasium und bezog Ostern 1805 die Universität Erlangen, wo er Theologie studirte. Nach beendeten Studien wurde er Hauslehrer, 1813 und 14 machte er als Freiwilliger die Feldzüge mit und erhielt das eiserne Kreuz. Nach dem Frieden habilitirte er sich als Privatdocent der Geschichte und Staatswissenschaften zu Berlin. 1820 wurde er außerordentlicher Professor, zu Ostern 1821 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Breslau und 1829 in gleicher Eigenschaft nach Halle versetzt.

Er schrieb:

Grundzüge der Staatswirthschaft oder der freien Volkswirthschaft u. der sich darauf beziehenden Regierungskunst. Berlin 1818.

Handbuch des Systems der Staatswissenschaften. Breslau 1828.

Sehr vermehrte u. verbesserte Ausgabe von Jakob's „Staatsfinanzwissenschaft." Halle 1836.

Außerdem hat er viele Artikel in verschiedene Journale geliefert, besonders aber zu der großen Encyclopädie von Ersch und Gruber.

Die rühmlichen Eigenschaften, welche E. als öffentlichen Charakter so sehr auszeichnen, Treue, Wahrheitsliebe, Festigkeit, gründliches Wissen und Scharfsinn, haben auch seinen gehaltreichen Schriften einen bleibenden Werth verliehen.

Gustav Theodor Fechner.

Professor der Physik zu Leipzig, in der Bearbeitung der Naturwissenschaften, wie in der schönwissenschaftlichen Literatur, in der letztern unter dem Namen Doctor Mises, gleich glücklich thätig, ist in Großsärchen in der Niederlausitz, wo sein Vater Prediger war, am 19. April 1801 geboren und nach dem frühzeitigen Tode desselben von seinem Onkel, dem Superintendenten Magister Fischer, jetzt in Sangerhausen, in Wurzen und Ranis erzogen und auf den Schulen zu Sorau und Dresden gebildet. Auf der Universität zu Leipzig, die er 1817 bezog, studirte er Medicin, ging aber später aus besonderer Vorliebe zum Studium der Naturwissenschaften über, habilitirte sich in Leipzig und erhielt 1834 die früher von Brandes bekleidete ordentliche Professur der Physik. Spätere Nervenleiden hemmten seine wissenschaftliche Thätigkeit sehr.

Er schrieb:

Bearbeitete Biot's „Lehrbuch der Physik."
— — Thénard's „Lehrbuch der Chemie."
„Das pharmaceutische Centralblatt."
„Repertorium der Experimentalphysik."
„Repertorium der neuen Entdeckungen in der unorganischen Chemie."
„Repertorium für die organische Chemie."
„Maßbestimmungen über die galvanische Kette."
„De variis intensitatem vis galvanicae metiendi methodis."
„De nova methodo magnetismi explorandi, qui per actionem galvanicam in ferro ductili excitatur."
„Hauslexicon." 1834—1838.

Unter dem Namen Dr. Mises veröffentlichte er:

„Stapelia mirta."
„Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe."
„Vergleichende Anatomie der Engel."
„Schutzmittel für die Cholera."
„Büchlein vom Leben nach dem Tode."
„Gedichte. 8. Leipzig 1841. Breitkopf u. Härtel.
„Skolien." In Ludw. Mundt's Delphin 1839.

Wir haben F. hier nur als belletristischen, besonders aber als humoristischen Schriftsteller zu betrachten, da die Beurtheilung seiner streng wissenschaftlichen Schriften außerhalb unseres Bereiches liegt. Als Solcher zeichnet er sich durch tiefes Gefühl, glänzenden Witz, feinen Spott, Fülle des Geistes und der Phantasie höchst vortheilhaft aus und kommt Jean Paul sehr nahe, ohne daß man behaupten könne, er habe diesen zum Vorbilde genommen.

Gedichte aus den Bergen,

von

Dr. Mises.

1.

Ich sitz' auf dem Berge,
Den Blick unverwandt,
Das Auge ist König
Vom ganzen Land.

Ihm Unterthanen
Die Hügel und See'n;
Die Lüfte, die Boten,
Sie kommen und gehn.

Im Thale liegt Nebel,
Schläft menschliche Noth;
Am Berge, im Herzen,
Wacht's Morgenroth.

Gedanken tummeln
Hervor sich wild,
Und schweifen und jagen
Durch das Gefild,

Und springen wie Gemsen
Von Stein zu Stein,
Und fliegen wie Vögel
In's Blaue hinein;

Und fliegen hinüber
Ueber die Wand
Am Horizonte
In's Heimathsland;

Und lassen sich nieder
Auf schneeweißen Flaum,
Und bringen der Liebsten
Den schönsten Traum.

Digitized by Google

2.

Das Edelweiß.

Die Blumen in dem Thale
Sind jedem gleich zur Hand;
Die Blumen und die Dirnen
Mag pflücken und umzwirnen
Da unten jeder Fant.

Auch's rothe Alpenröslein
Wohl Mancher steckt am Hut.
Die Senn'rin ist nicht spröde,
Ist nur der Bub' nicht blöde
Und hat er muntern Muth.

Doch eine Blume weiß ich,
Die hat wohl höhern Preis;
Die wächst auf höchster Spitzen,
Wo nur die Adler sitzen,
Das ist das Edelweiß.

Wer die sich will gewinnen,
Muß kühner Steiger sein;
Sich über'n Abgrund bücken;
Die Blume will ich pflücken
Der hohen Herrin mein.

3.

Des Schnees weiße Mütze
Bedeckt des Berges Spitze;
Darunter dunkelgrün
Ein Band die Tannen ziehn.

Im Grünen ganz gemüthlich
Die Kühe thun sich gütlich;
Es hüpft die junge Geis
Und knuspert an dem Reis.

Und auf des Berges Mitte
Steht eine kleine Hütte,
Von Holze schlecht erbaut,
Davor ein Beet mit Kraut;

Da sitzt die alte Mutter,
Macht täglich Käs und Butter;
Der Sohn ist auf der Freit
Im Dorf, es ist nicht weit.

Wie ich's heut hier erfahren,
War's schon vor hundert Jahren,
Im Land bringt jeder Tag
Neu' Volk und neue Plag'.

4.

Rings ruht die grüne Alpenhut,
Rauscht grüner Wald, springt frische Fluth,
Im Wald und Quell, was rauscht und schäumt,
Hab's in der Hütte mitgeträumt.

Der Morgen kommt, vom Berge rollt
Die Sonn' herab ihr erstes Gold;
Der Senne von dem Lager springt;
Das Alphorn klingt, der Finke singt;

Frisch auf, frisch auf, bin auch dabei!
Der Tag ist jung, die Luft ist neu!
Die Bergluft ruft: zieh aus! hinaus!
Weiß noch manch schönes Alpenhaus.

5.

Die Welle wie träge,
Die Lüfte wie schwül,
Wie staubig die Wege;
Nur Schenken das Ziel.

Die Dirnen hier unten
Gefallen mir nicht,
Die Kurzen und Runden
Mit breitem Gesicht.

Wie anders springet
Dort oben der Quell;
Manch Glöcklein klinget
Dort wunderhell;

Es weht durch die Zweige,
Es weht durch die Brust,
Wie höher ich steige,
Steigt höher die Luft;

Und steigt bis zur Spitzen,
Da will ich stehn;
Da will ich sitzen
Bei der Sennerin schön.

6.

Droben, wo man konnte senden
Rings den Blick nach allen Enden,
Stand ich, für die weitre Reise
Auszusuchen mir die Gleise.

Ach was lagen da für Seeen;
Wohl nach allen mocht' ich gehen;
Was für schöne Bergesspitzen,
Wohl auf allen mocht' ich sitzen.

Theilte ein die Tag' und Stunden,
Hatt' es richtig ausgefunden,
Wie ich Alles wollt' beschreiten,
Heim noch sein bei rechten Zeiten.

Doch die Stunden, Tage gehen;
War bei keinem noch der Seeen,
War auf keiner noch der Spitzen,
Blieb in enger Hütte sitzen.

Ja die Seeen wohl die blauen
Konnt' ich von dem Berge schauen,
Und für See und Berg die Stunden
Waren leichtlich aufgefunden;

Doch nicht schau'n konnt' ich des braunen
Mädchens Augen, Mädchens Launen;
Und berechnen nicht die Stunden,
Die sie mich hier hat gebunden.

7.

Adje, lieb' Dirnel, und gieb mir 'ne Hand,
Und schenk' mir vom Hute dein grünes Band,
Giebst noch einen Kuß mir mit auf den Weg,
Wird frisch mir's Herz auf dem felsigen Steg.

„Viel Glück auf die Reise, da habt ihr die Hand,
Doch selber behalt' ich mein grünes Band,
Auch stünd's euch schlecht zu dem blassen Gesicht,
Und eure Küsse, die mag ich nicht."

Lieb Dirnel, ich bringe dir für dein Band
Den schönsten Strauß von der Felsenwand,
Und für den Kuß, sag' selber an,
Was wär' dir lieb, ich will dir's fahn.

Digitized by Google

„Hei seht doch, wie die Gems' dort springt,
Wenn ihr die Gems' mir eben singt,
Geb' ich euch Band und Kuß noch drein;
Nun macht, sonst holt ihr sie nicht ein."

8.

Nun geht's auf den verwunschnen Berg;
Habt ihr, Frau Wirthin, an die Zwerg'
Was droben zu bestellen? —
„Behüt' mich Gott, nehmt euch in Acht;
In ihrer Wirthschaft hergebracht
Ist's, Reisende zu prellen."

Die Sorg', Frau Wirthin, thut von euch,
Ich war schon in der Zwerge Reich,
Umsonst ward ich tractiret:
Was ihr von ihnen eben spracht,
Das haben sie von euch gesagt,
Mein Beutel hat's gespüret.

9.

Wir fuhren auf dem See,
Der See war dunkelblau,
Der Mond stieg in die Höh',
Die Luft war lind und lau.

Das Schiff fuhr langsam hin;
Gar still ein Jedes saß,
Weil Jed's in seinem Sinn
Was Andres wohl ermaß.

Der denket in die Fern'
Wohl an die Liebste sein,
D'ran dacht' ich auch wohl gern,
Doch nannt' ich keine mein.

Dem kehrte wohl zurück
Im fremden schönen Land
Der Jugend heimisch Glück,
Das hab' ich nie gekannt.

Deß Antlitz hat gelacht;
Die schönste Melodie
Bracht' ihm wohl diese Nacht.
Ach das geschah mir nie.

So fuhr ich auf dem See,
Von seiner Pracht gedrückt;
Ach, selbst des Herzens Weh
Hätt' heute mich beglückt.

10.

Das Kötschachthal.

Dort, wo die Kötschach brauset,
Der alte Berggeist hauset,
Der Geist war Menschen scheu,
Ihn selber siehst du nimmer
Im öden Felsgetrümmer,
Doch seine Spur stets neu.

Am langen Thales Ende
Erheben sich die Wände
Des hohen Tischlkar;
Da liegt sein weißes Bette,
Ein Schmuck der Bergeskette
Schon viele tausend Jahr.

Wenn lang' der Frühling glänzet
Und Hügel lachend kränzet,
So schlummert er noch fest;
Doch, steigt der Sommer nieder,
Regt er die Riesenglieder,
Geweckt vom lauen West.

Das giebt ein mächtig Tönen,
Das Thal, die Berge dröhnen,
Die Deck' wirft er zurück,
Die stürzet als Lawine
Herab in's Thal, in's grüne,
Mit manchem Felsenstück.

Er sprengt des Frostes Klammern,
Da öffnen sich die Kammern
Des Gletschers, und heraus
Bricht seine Silberheerde,
Sich sehnend nach der Erde
Aus ihrem kalten Haus.

Froh, daß sie nichts mehr zwinget,
Vom Berg herab gleich springet
Die weiße muntre Schaar;
Sie schäumen und sie spritzen
Und alle Wände glitzen
Am stolzen Tischlkar.

Von einem Fels zum andern
Beginnt er jetzt zu wandern,
Du hörst nicht seinen Schritt,
Hörst nur die Kötschach grollen,
Wenn Felsentrümmer rollen
Herab von seinem Tritt.

Du siehst nicht seine Mienen,
Siehst nur die Wälder grünen,
Wie er sie angeschaut;
Ob dir auch nichts geschähe,
D'ran fühlst du seine Nähe,
Wie es der Seele graut.

Er will, du sollst ihn meiden,
Mag nicht den Menschen leiden
In seiner Freuden Kreis;
Nur einem einz'gen Sennen
Will er die Stätte gönnen,
Der nichts vom Geiste weiß.

11.

Der Königsee.

Gar stille ruht der Königsee;
Rings ragen Felsen in die Höh',
Da ist nicht Platz für Hirt noch Heerden,
So einsam ist kein Ort auf Erden.

Still wie im See war's in der Brust,
Es schwieg der Gram, es schwieg die Lust,
Nur heimliche Gedanken zogen
Hindurch, wie durch den See die Wogen.

Da zu ermuntern das Gemüth,
Die Schiffer heben an ein Lied
Und rufen auf des Sees Mitte
Das Echo an nach alter Sitte.

Das Schiff flog eilend seine Bahn,
Wohl ruderu starke Arme d'ran;
Was will dabei die Maid, die feine,
Die abseits sitzt dort und alleine?

Sie rudert emsig und gewandt;
Doch Stärke, sieht man, fehlt der Hand;
Wohl könnten ihre Wangen blühen,
Doch sind sie bleich von schweren Mühen.

Im Schiffe war manch schönes Weib,
Getauscht hätt' jed' mit ihrem Leib,
Nicht künden's ihre edeln Mienen,
Daß sie geboren sei zu dienen.

Ist, Alter, ist das euer Kind,
Die dort so traurig sitzt dahint,

Digitized by Google

Und ſtimmt nicht ein in Red' und Singen,
So ſchönem Mund müßt's wohl gelingen.

„Nicht, Herr, mein Kind iſt dieſe Magd;
Und weß ſie ſei, Gott ſei's geklagt,
Das konnten nimmer wir erkunden;
Als Kind am See ward ſie gefunden.

Wir haben Gut's an ihr gethan,
Zur Arbeit hielten wir ſie an,
Doch mag ſie uns nur wenig nützen,
Ihr ſeht das ſchwache Ding ja ſitzen.

Viel Redens iſt nicht ihre Art, —
He, Mary, munter auf der Fahrt!
Und willſt von Schloß und Prinzen träumen,
Mußt doch das Rudern nicht verſäumen."

12.

Noch nie hat mir die Seele
Ein Bild ſo ſehr erbaut,
Als das, was ich geſchaut,
Wie ich's euch jetzt erzähle.

Im Lande der Citronen
Ging ich in einer Schlucht;
Dort in des Felſens Bucht,
Ein Steinmetz mochte wohnen.

Im Grünen Dante's Büſte
Auf hohem Sockel ſtand;
Gar wohl war mir bekannt
Der Züge ernſt Gerüſte.

Der ſang den Tod der Seele,
Deß Bild ſteht ſtumm von Stein;
Doch drauf ein Vögelein
Sang laut aus voller Kehle

Ein Lied, wohl möcht' ich's wiſſen; —
Dabei ein Kindlein ſchlief
Den Schlaf, der noch nicht tief,
Auf eines Grabſteins Kiſſen.

Deutſche Lyrik und Wilhelm Müller.

Von

Dr. Miſes.

Wilhelm Müller ſtarb im J. 1827; er iſt todt; er iſt wirklich todt; man kennt und nennt ihn nicht mehr. Seine lyriſchen Spaziergänge wurden mir vom Verleger als Maculatur geſchenkt, weil ſich Niemand mehr in ihnen ergehen mochte; und ſelbſt unſere Kritiker erwähnen ihn kaum noch, die doch ſo oft Gelegenheit hätten, junge Dichter an ihm zu meſſen oder zu ihm in die Schule zu ſchicken, wenn dieſe in der leichten Gattung unbeholfen Verſuche wagen, da ſie ja doch bei Göthe nicht Alles lernen können. Sonderbar, daß man, während man im gewöhnlichen Leben das Maß ſtets kleiner nimmt, als das zu Meſſende, im Geiſtigen umgekehrt verfährt. Nach Göthe, Schiller, Rückert, Heine, Uhland, mißt man Alles; freilich ſind es vortreffliche Maßſtäbe; aber es ſind Feld- und Meilenmaße; und wo hätten wir eine ſo gute Elle für leichte Waare als W. Müller?

Die Deutſchen vergeſſen ſonſt nicht leicht Verdienſte, die ſie einmal erkannt haben; ihr Gedächtniß gleicht ihren Bibliotheken, aus denen nie ein Buch wieder verſchwindet, was einmal darin Platz genommen; ja es behält denſelben um ſo ſicherer, je älter und unbrauchbarer es wird. Ihren Opitz, Bodmer, Uz, Gleim, Geßner, Hageborn, Ramler, Klopſtock, leſen ſie zwar auch nicht mehr, denn die, welche Letzteren noch geleſen haben, ſterben von Jahr zu Jahr mehr aus; aber ihr Andenken blüht darum nur um ſo ſchöner, und ihr Ruhm bleibt nur um ſo unbeſtrittener. Sie ſind und bleiben unſere Klaſſiker, die man nicht vergeſſen darf, auch nachdem ſchon alles lebendige Intereſſe an ihnen erloſchen iſt. Müller ſteht uns näher, hat Freude und Leid lebend und dichtend noch mit uns getheilt, ſeine Laune und Leichtigkeit wäre Niemand dienlicher als den Deutſchen; warum wird er dennoch vergeſſen? —

Erklärlich ſcheint es mir durch folgende Gründe: Paßt auch der Zopf und Puder der genannten Dichter nicht mehr zum heutigen Geſchmack, vielleicht ſogar zu keinem: ſie ſtehen am Anfange unſerer Literatur, die man ja doch nicht gleich mit Schiller und Göthe beginnen kann, obſchon ſie freilich Manche mit Letzterem nicht blos anfangen, ſondern auch ſchließen. Auf jene mußten zu ihrer Zeit die Deutſchen ſtolz ſein, wenn ſie überhaupt auf Jemand ſtolz ſein wollten; zu Müllers Zeit waren ſie ſtolz genug, auf ihn nicht mehr ſtolz zu ſein zu brauchen. Jene waren die Vorläufer der Zeit, die es eben wegen ihres Vorſprungs bequem hatten, Müller nur ein raſcher Beiläufer einer noch raſcher fliegenden Zeit. Sie haben uns die Thüren des Tempels der Poeſie geöffnet; wir ſind hineingegangen und haben uns anbetend vor einigen Göttern und Götzen niedergeworfen, neben denen wir nun keine anderen mehr anerkennen wollen, aber wir ſchämen uns nun ſo undankbar zu ſein, jene, welche uns eingeführt haben, ſelbſt auszuſchließen; wir ehren ſie durch die oberſten, freilich zugleich uns entbehrlichſten, Plätze, die wir ihren Büſten, Portraits und Schriften in unſern Bibliotheken anweiſen; die Ehrfurcht vor ihnen wird Jedem ſchon in der Schule eingeprägt, und läßt ſich dann nie mehr ganz verwiſchen.

Müller aber hat zur Blütenzeit der deutſchen Poeſie mit geblüht, nicht ein Piſtill, das in der Mitte ragend, den Samen der folgenden Zeit in ſich ſchließt, ſondern ein Blatt aus einer Blumenkrone, was abfallend der Vergeſſenheit verfällt, ein munter aber am Tage fliegender Leuchtkäfer, deſſen Licht im Glanze der Sonne oder der Sonnen, die den Tag beherrſchen, erliſcht. Als er lebte, war der deutſche Jüngling viel zu ſehr beſchäftigt, Schillers Laura zu declamiren, und der deutſche Kenner, Göthes Fauſt zu commentiren, und Beide, die Schlacht, wer von ihnen König ſein ſolle, auszufechten, als daß ſie ſich um Müller, der ſich ſeitwärts vom Kampfplatz mit Handwerksgeſellen und Trinkern umhertrieb, ſehr ernſthaft hätten kümmern ſollen. War doch ſogar Deutſchland ganz erſtaunt, als es nach Göthes Tode plötzlich fand, daß es noch einen großen Dichter habe, den es bei Göthes Lebzeiten ganz vergeſſen, ich meine Rückert. Wer übrigens auch Notiz von Müller nahm, der fand ja doch, daß er weder Göthe, noch Schiller war; es gab aber eine Zeit lang nur Göthe und Schiller, und die etwas ſein wollten, mußten Stücke von ihnen ſein.

Ein anderer, obſchon ſehr äußerlicher, Grund iſt doch gewiß nicht einflußlos. Es iſt der, daß unſer Dichter Müller, Wilhelm Müller heißt und ſich dadurch verliert in der Zunft der übrigen unzähligen Wilhelme und Müller, die Jahr aus Jahr ein zum täglichen Brode der deutſchen Literatur beitragen. Wer kann einen Müller von allen andern Müllern unterſcheiden? Die Vornamen ſteuern der Verwirrung nicht, ſondern befördern ſie noch durch ihre Wiederkehr, und genug hat man zu thun, die lebenden Müller zu merken und zu ſondern, wie ſoll man auch der Todten noch gedenken? Am gerathenſten wäre es ſicher für die ſchreibenden Müller, ihre Namen wie die Fürſten Reuß in fortlaufender Reihenfolge zu numeriren; auch einen Karl XII. und Gregor VII. unterſcheidet und behält man ja leicht im Gedächtniß. Allerdings dem Geſchichtſchreiber Johannes v. Müller iſt es gut gelungen, den Nachtheil ſeines Namens zu überwinden; ſchon der Hals des Wörtchens von macht ihn um einen Kopf größer als die andern; er bleibt nun immer der große Johannes v. Müller, das Muſter der Geſchichtſchreiber, den man ſchon nicht mehr zu leſen braucht, um ihn bewundern, oder, wenn man das Gegentheil bei großen Männern liebt, verketzern zu können, weil ſeine Bewunderung einmal deutſches Gemeingut geworden iſt. Aber einen um ſo ſchlimmeren Stand haben nun alle andern Müller. Wie weit beſſer hatten es Matthiſſon, Salis, Roſegarten; die halbe Elegie, die ſchon in ihren Namen liegt, erſpart ihnen eine halbe in ihren Gedichten; ihr Name reicht beinahe hin, ihnen einen Namen zu machen. Wie viel aber hat ein Müller zu thun, die Proſa und Gemeinheit ſeines Namens wieder gut zu machen! Hätten jene Wilhelm, Traugott, Karl Müller geheißen, wer wüßte wohl noch etwas von ihnen? aber ſo ſchöne Namen, wie ſie führen, laſſen ſich ja gar nicht wieder vergeſſen.

Jedoch ein dritter Grund iſt wohl der wichtigſte. Wenn das Schwere und ſelbſt Schwerfällige in Johannes von Müllers Styl und Gedanken und das Elegiſche in den Gedichten der oben Genannten unläugbar mit dazu beigetragen hat, ihren Namen Bahn unter den ſelbſt ſchweren und kopfhängeriſchen Deutſchen zu brechen, ſo iſt wohl erklärlich, daß die entgegengeſetzten Eigenſchaften bei Wilhelm Müller auch eine entgegengeſetzte Wirkung gehabt haben. Mit den Wölfen muß man heulen und dieſe Wölfe ſind die Deutſchen. Was nicht melancholiſch und tiefſinnig iſt, iſt ihnen nicht recht, wenigſtens muß etwas Melancholie und Tiefſinn dabei ſein. „Ich kann wohl manchmal ſingen, als ob ich luſtig ſei, doch heimlich Thränen bringen, da wird das

Digitized by Google

ierz mir frei;" das ist so recht aus der Seele der Deutschen gesprochen, das gefällt ihnen; alle ihre anerkannten Lyriker haben, wenn sie überhaupt den Ton der Lust anschlagen, was selten genug ist, auf diese Weise gesungen: Uhland, Kerner, Heine, Chamisso, Eichendorf und wie sie alle heißen, und jedes so gesungene Lied trifft und klingt wieder im deutschen Herzen; aber das Singen eines Dichters nicht als ob er lustig sei, sondern aus Lust, findet keinen oder nur einen halben Anklang bei ihnen, weil eine rein lustige Seite in ihrer Seele gar nicht vorhanden ist. Gewiß auch das hat beigetragen, daß Rückert so lange keinen Eingang gefunden, weil er nicht trübselig genug ist, und nur durch ihre Trauerspiele, nicht durch ihre Lustspiele sind unsere besten Dichter populär geworden. Die Deutschen wollen wohl Blumen, aber Blumen auf Gräbern, Ruinen, an Wassern, ihre Lust soll elegisch und tief sein; Müllers Lust ist aber blos lustig und hat keinen Grund als sich selber; sein Schmerz ist nur eine Laune, seine Liebe eine Tändelei. Seine Poesie ist ein leicht und seicht hinlaufender Bach, durchscheinend bis auf den Grund und einladend mit ihm fortzulaufen durch blumige Strecken; nach verborgenen Schätzen kann man nicht darin wühlen, wie in Göthes theilweis dunkler und tiefer Poesie, noch in seiner Tiefe den ganzen Leib baden; er giebt nur einen frischen Trunk auf einem heitern Spaziergange. Das Füllen der Fröhlichkeit springt bei ihm ungesattelt und ungezäumt herum auf grünen Wiesen; sein Einfall ist ihm seine Regel. Die Deutschen haben dieß Füllen wohl auch, nur sitzt noch ein schwerer Reiter von Gelehrsamkeit, Philosophie, kurz irgend etwas Schwerfälliges, Nützliches, Gründliches darauf, welcher das Füllen nöthigt, im langsamen Schritte zu gehen und es bald steif reitet. Sie haben sich zu Müllers Zeit wohl auch an seinem freien Wander-Schritt und Lied ergötzt, aber da sie auf dem Rücken des leichten Wanderers kein schweres Ränzel wahrgenommen, worin etwas stecke, ihn doch zuletzt für einen Habenichts gehalten, mit dem dauernde Freundschaft zu schließen begabten Leuten nicht wohl anstehe. So ist Müller durch seine Zeit durchgeschritten, ohne daß man ihn irgends zu dauernder Einkehr eingeladen. Er ist fort; man singt ihm sein sangbares Lied nach und denkt des Sängers selbst nicht mehr.

Der Hauptfehler von Müller ist, daß er uns gar nichts zu rathen aufgiebt; bei einem Gedichte Pfizers läßt sich doch etwas denken und in einem Gedichte Platens geht man oft ganz in Betrachtungen auf. Was aber giebt es bei Müller zu betrachten und zu studiren? Man findet, daß die poetischen Lieblingswerke der Deutschen alle etwas an sich haben, woraus man nicht recht klug werden kann; es sind alles Berge mit etwas hinter dem Berge, was gewöhnlich in Nebel liegt, so daß Jeder etwas Anderes dahinter suchen kann. Kaum dulden sie den Vorzug der Klarheit, weil freilich Klarheit und Tiefe selten beisammen sind. Hamlet ist darum ein Lieblingsstück der Deutschen, weil Jeder seine eigne Lampe in dessen Dunkelheit setzen kann, und Göthes Faust brauchte zu seinen übrigen außerordentlichen Vorzügen blos noch den einzigen mehr zu haben, daß das, was mit dem Ganzen und dem Einzelnen in Bezug zum Ganzen gesagt sein soll, sich unmittelbar klar aussprächen, und mit der Anschaulichkeit, die eigentlich der Poesie Beruf ist den Ideen zu verleihen, Jedem aufdrängte, so würde er aufhören das Lieblingswerk der Deutschen zu sein, die ein Werk mehr schätzen, in das sie etwas hineintragen, als aus dem sie etwas heraustragen können; und die meinen, die Tiefe der Poesie bestehe vielmehr darin, daß man zu Tage liegende Schätze in den Brunnen versenkt, als daß man sie aus dem Brunnen herausholt. Der kluge Göthe, der seine Leute kannte, hat dieß immer vortrefflich zu benutzen gewußt: der Quell seiner Poesie ist am klarsten, wo er am reichlichsten fließt, aber er trübt ihn sofort, wo derselbe seichter zu fließen anfängt; weil er weiß, daß der Deutsche schließen wird: wenn schon die klaren Stellen so tief sind, wie tief müssen es erst die sein, wo man keinen Grund sieht! Beispiel: die Wanderjahre nach den Lehrjahren; der zweite Theil des Faust nach dem ersten. Ein Gedicht soll aber doch nichts Anderes, als ein Auszug aus der Natur sein, worin das, was in der Natur durch das Eingreifen fremder Sphären gestört, getrennt, verdeckt, verworren, mit Fremdartigem verwachsen erscheint, sorgsam herausgeschält, in seinem eigenthümlichen Zusammenhange oder seinen Folgen dem Auge rein und klar hingestellt wird. Es soll einen wissenschaftlichen Commentar entbehrlich machen, aber nicht selbst einen solchen brauchen; sonst gleicht es einem Tanzmeister, dem man die Füße setzen muß. Wenn freilich die Ausleger einen finstern Sack loben, weil sie ihre eigene Weisheit darin zu Markte bringen können, so wird doch ein Beutel voll sorgsam gezählten und gewogenen Goldes, den der Dichter Jedem in die Tasche steckt, viel mehr werth sein, und ich behaupte, daß in einer Poesie, in der man vielerlei finden kann, im Grunde nichts von allem diesen enthalten ist, selbst das nicht, was der Dichter bezweckt hat. —

Müllers Lieder sind freilich weder das Höchste noch das Tiefste der Poesie; aber die Poesie besteht ja nicht blos aus dem Höchsten und Tiefsten, und es kann etwas weder das Eine noch das Andere, und doch ganz poetisch sein. Das grüne Leben wie es ist in seiner Regsamkeit und Frische, spielend mit sich selbst, unwissend höherer Beziehungen, tieferer Bedeutungen, will so gut seinen poetischen Ausdruck haben, als das vertiefte und erhöhte Lebensgefühl, und hat ihn in Müllers Liedern mit einer, noch von keinem Deutschen übertroffenen, Unmittelbarkeit gefunden. Weder Heine's unheimlicher Herzensspuk und reiche Romantik, noch Göthe's Kraft, die Gegenstände von Außen nach Innen bis zum Mittelpunkte wärmend zu durchdringen, noch Uhlands Weise, die Spalten wie die kleinsten Ritzen der Seele mit lebendigem Grün zu durchwachsen, sind in Müller zu finden; er fährt blos wie ein bald neckender, bald erquickender Wind über die Oberfläche der Gegenstände hin, aber willkommen jeder offnen, sangeslustigen Brust, die, um zu singen, den Athem nicht erst mühsam zusammen suchen, sondern athmend singen und singend athmen will. Wenig Lieder sind sangbarer und häufiger componirt, als die von Müller; der beste Beweis, daß sie aus der Brust kommen, deren natürlicher Ausweg die Kehle ist. Andere viel schönere Gedichte, die nur aus dem Hirn kommen, gehen auch durch die Augen nur wieder zum Hirn und wenn sie gesungen werden, so ist es am Fortepiano vor einer klatschenden Gesellschaft, nicht das Reiselied auf der Reise, das Trinklied zum Trunke, wohin sie doch gehören. Müllers Lieder werden nicht mehr gelesen; aber sie werden überall gesungen, sie sind bekannter als Müller selbst; denn wie heutzutage das Singen betrieben wird, kümmert sich freilich der Sänger sogar kaum um das Lied, viel weniger um den Dichter; und es ist ein alltäglicher Fall, daß er, wenn er die Noten mit Text nicht bei der Hand hat, zwar die Melodie, aber nicht das Gedicht, d. h. nicht, was sie ausdrückt, weiß. Daher kommt Müllern die Popularität seiner Lieder wenig zu Statten; und ich brauchte von vielen blos den ersten Vers, den doch Jeder im Gedächtniß zu behalten pflegt, herzusetzen, so würden viele meiner Leser sagen: „ach ist das Lied von Müller!"

Müllers Lieder würden wegen ihrer Sangbarkeit noch mehr geschätzt und verbreitet sein, wenn der Deutsche selbst mehr zum eigentlichen Gesange aufgelegt wäre; aber sein gewiß reicher Gefühlsquell ist zugleich so tief und ruhig, daß er nicht leicht durch die Kehle überschwillt. Unter Müllers Liedern finden sich gar viele, die sich recht eigentlich zu Volksliedern eignen; die gewissermaßen den Ton als Flügel brauchen, und ohne ihn matt liegen bleiben; aber unser Volk singt nun eben nicht. Aus wahrem innern Drange singt der deutsche Mann nicht leicht anders, als wenn er zu viel oder doch viel getrunken, und das deutsche Mädchen nicht anders, als wenn sie Sommerabends im Mondschein vor der Thüre sitzt; das sind Lagen, in denen sie ihr Gefühl nicht mehr bemeistern können; im Uebrigen fühlen sie ohne zu singen und singen ohne zu fühlen. Der gemeine Mann singt gar nicht, denn was man manchmal von ihm hört, verdient diesen Namen nicht. Die Gebildeten singen freilich, aber nicht um zu singen, sondern zeitlebens nur um sich im Singen zu üben; fast aller Gesang in Deutschland ist nichts, als eine solche Uebung, und ein Producirен, wie weit man es in dieser Uebung gebracht hat, wobei das Gefühl als ein Accidenz und Verschönerungsmittel des Singens freilich nicht fehlen darf, vielmehr dringend und von Niemand mehr als dem Deutschen begehrt wird; während es ihm kaum je beikommt, das Singen zum Accidenz des Gefühls zu machen; er verlangt, daß man die Natur zur Nachtigall sperre, statt die Nachtigall in der Natur zu suchen. — Uebrigens haben die Deutschen außer W. Müller allerdings noch manche andere sangbare Dichter; ja sie sind im Ganzen nicht arm daran; nur sind gerade ihre ersten Dichter nicht zugleich auch immer die sangbarsten. Schiller hat, so viel mir eben von seinen Gedichten beifällt, nur zwei componible geliefert: „der Eichwald brauset, die Wolken ziehn," und: „Ach aus dieses Thales Gründen." Von Rückert, dem Reichen, dem tief Gemüthvollen, dem nach allen Richtungen hin Unerschöpflichen, ist doch fast nichts componibel. Warum aber? Ich glaube den Grund im Folgenden zu finden:

Gesang ist wie Tanz nur der Ausdruck eines bewegten oder wogenden Gefühls von einer gewissen Intensität. Das Gefühl theilt seine bewegende Kraft dem ganzen Geiste mit, ist aber ein Ueberfluß daran vorhanden, welcher nicht vom Geiste verbraucht werden kann, so fließt er auf die körperlichen Organe über und setzt diese in eine dem Gefühle selbst adäquate Bewegung, woher es kommt, daß Leute von wenig geistigem Gehalt oft schon bei der schwächsten Gemüthsbewegung in Singen oder Tanzen ausbrechen, weil ihr Geist den erhaltenen Anstoß nicht erschöpft.

Außerdem liegen manche Gefühle dem Körperlichen näher als andere; wie alle, die, ohne selbst rein materiell zu sein, doch von sinnlichen Einwirkungen unmittelbar abhängig sind; diese brauchen nicht erst durch den ganzen Geist durchzuwirken, um die körperliche Bewegung anzuregen, sondern wirken durch wenigere Mittelglieder, daher ungeschwächter auf sie ein. Deshalb

Digitized by Google

reizt nichts mehr zum Singen und Tanzen, als das Gefühl körperlichen Wohlbehagens, deshalb sind Wein- und Reiselieder fast die sangbarsten von allen. In allen Fällen aber ist fortgesetzte Bewegung des Gefühls nicht nur nöthig, den Gesang anzuregen, sondern auch zu unterhalten.

Daher ist kein Gedicht sangbar, in welchem ein lebendiges Gefühl erst als Resultat des Ganzen hervorgeht, in welchem der Totaleindruck sich aus Elementen zusammensetzt oder sich allmälig entwickelt, in welchem das Gefühl erst geboren wird und nicht gleich von vorn herein da ist; denn erst das geborne Kind kann seine Glieder regen und seine Stimme hören lassen. Rückerts meiste und schönste Gedichte pflanzen das Gefühl nicht schon in Blättern und Blüten entwickelt in das Gemüth ein, sondern stecken es wie einen quellenden Kern, der sich nun erst im Gemüth entwickelt; sein Lied fängt oft erst an, wenn seine Worte zu Ende sind; Müllers Lied fängt mit der ersten Zeile an, und ist auch freilich mit der letzten Zeile zu Ende.

Die Gegenstände, welche Müller am liebsten zum Thema seiner Lieder macht, sind die Liebe, der Schmerz, die Freude, die Behaglichkeit und Thätigkeit eines wandernden Handwerkers, Musikanten, Schäfers, Jägers, Zechers. Freilich hat Müller nicht einmal versucht, diesen ein ideales Gewand umzuhängen; vergebens sucht man einen Göthischen Fischer, ein Heinisches Fischermädchen, einen Uhlandschen Schmidt darunter; sein Müllerknecht hat nur einen gewöhnlichen Sonntagsrock an und sein Zecher nicht undeutlich eine rothe Nase. Was sich in Müllers Liedern darstellt, ist nur das Alltägliche, Gewöhnliche, aber es stellt sich mit einer, wenigstens unter den Deutschen nicht alltäglichen Munterkeit, Ungezwungenheit und Frische dar, welche nicht verfehlt, den gleichen Eindruck im Gemüthe dessen zu reproduciren, dem die Anlage dazu noch nicht erstorben ist. Die Poesie ist freilich mächtigerer Leistungen fähig, aber diejenige Poesie, welche diese größern Leistungen hervorbringt, ist nicht zugleich fähig, diese kleinen zu vollbringen, die doch auch nicht nur berechtigt, sondern selbst gefordert sind. Denn die Poesie soll für Jeden etwas haben, etwas für seinen Standpunkt Verständliches, Wahres, Förderndes; und so würden für manche Altersstufe, manchen Stand, manche Stimmung, manche Umgebung Müllers Lieder mehr werth sein, als Göthes und Uhlands und Rückerts, wenn gleich dieses Alter, dieser Stand, diese Stimmung selbst noch auf einer tiefern Stufe stehen, als die, welchen jene genügen.

Indem ich die Handwerkslieder Müllers durchgehe, fällt mir die Frage ein, worin es liegt, daß nur gewisse Handwerke und Beschäftigungen einer poetischen Auffassung fähig sind, andere nicht. Es scheint, daß man Schuhe, Kleider und Bücher im Reiche der Poesie gar nicht braucht, denn ein Schuster, Schneider und Gelehrter würden, wo sie sich nur darin blicken lassen, gehöhnt und gemißhandelt, dagegen Schäfer, Fischer, Schiffer, Bergleute, Müller, Jäger fast mit Königen gleichen Rang haben. Man erkennt leicht, daß alle Handwerker, die in der Natur und an der Natur arbeiten, von der Poesie, die trotz ihres Namens Kunst ja eigentlich nur der unsichtbare Geist der Natur ist, den wir unter manchen Bildern anbeten, gern gesehen sind, alle Stubenhocker dagegen, welche, sei es nun Leder, Lappen oder Ideen zuschneiden, von ihr verachtet und gehänselt werden. Sie macht in dieser Hinsicht sogar feine und interessante Unterschiede. Ein umherziehender Fiedler, der in Dorfschenken und unter freiem Himmel aufspielt, eine Dirne oder ein junger Bursch, die ihren Waldgesang singen, sind ihr willkommene Musikanten; ja man hört blos solche Musik in ihrem Reiche; von einem Stadtmusikus, einer Kammersängerin, einem Conzert von Flöten und Geigen, die doch alle der Poesie den Hof machen, mag sie nichts wissen. Selbst der Bettler, dessen Obdach ein Baum ist, ist poetisch, wenn seine Lumpen nicht gar zu unreinlich sind. Freilich kommt es noch auf Mehreres an. Alles Träge und Kriechende ist der Poesie verhaßt, weil in der Natur selbst nur das Gemeine und Faule kriecht oder still steht. Daher ist der Fuhrmann nur halb poetisch, weil er gar zu schneckenähnlich mit seinem Wagen fortzieht, der Postillon aber ganz poetisch, der rasch in die Weite fliegt, freilich auch deshalb, weil jener nur Waaren, dieser aber uns selbst fährt, und er würde es noch mehr sein, wenn nicht seine Livree an den Mangel seiner Freiheit erinnerte. Dem Schäfer verzeiht die Poesie seine Trägheit nur deshalb, weil er so ununterscheidbar zur Natur zu gehören scheint, wie etwa ein Bach, ein Baum oder die Heerde selbst; übrigens sind es doch auch mehr die etwas anders beschaffenen Schäfer aus dem Alterthume, als die aus unsern jetzigen hochveredelten Schäfereien, welchen die Poesie hold ist. Der Schmidt ist poetisch, weil er mit zwei Elementen, dem Eisen und Feuer verkehrt, weil seine Producte meist wieder zum Verkehr mit der Natur dienen, und weil er bei seiner Arbeit mächtig ausholt und zuschlägt; den Uhrmacher, der das durch die Kunst schon der Natur Entfremdete durch neue Zusammensetzung und Verfeinerung ihr noch ferner rückt, kennt aber die Poesie nicht einmal dem Namen nach. Eines der schlechtesten Objecte der Poesie ist jedenfalls ihr Subject, der Dichter selbst in seinem Thun und Treiben, auch sogar wenn er in der Natur herumgeht oder herumsitzt und die schönsten Sträuße aus Blumen, Sonnen und Wonnen flicht. Die Dichtkunst will Gestalten von anschaulicher Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit, des Dichters Leben ist aber nicht an ihm, sondern in ihm spürbar, er erscheint äußerlich nur als ein fauler Müßiggänger mit Frack und Weste wie andere Stadt-Leute. Ein Bänkelsänger ist daher viel poetischer, als ein Dichter, weil in ihm die Lebendigkeit mehr äußerlich zu Tage liegt. Aber das Innere des Dichters, diese lebendige Natur in der Natur, worin es quillt und wogt und strebt und blitzt, vermag sich gar wohl poetisch herauszustellen; ich kann's nicht besser beweisen als durch folgenden Anfang eines Rückertschen Gedichtes.

Es ist kein Stand auf Erden,
Er reizt des Dichters Neid:
Der Schäfer bei den Heerden
Ist eine Herrlichkeit.

Der Jäger in den Wäldern
Ist vollends eine Lust.
Den Landmann in den Feldern
Trag ich in meiner Brust.

Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hause bringt,
Der Priester, der die Psalmen
Für die Gemeinde singt.

Der Bergmann mit der Zither
Bewegt das Gold im Schacht.
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt sich in der Schlacht.

Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Fluth.
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wenn Alles ruht. u. s. w.

Noch folgende Bemerkung fällt mir bei Müllers Handwerksliedern ein. Gemeiniglich haben Handwerkslieder etwas Hergebrachtes. In den Müllerliedern wird in der Regel Jemand gefoppt; den poetischen Müllerstöchtern ist nicht über den Weg zu trauen und auch unser Müllerscher Müller hat das erfahren müssen; dem Jäger schwebt immer das lichte Bild vor; dem Schäfer wird immer gar zu weh und entweder sieht er den Berg herauf oder herunter; und der Fischer ersäuft regelmäßig zuletzt. Dieß liegt nun wohl theils in der Natur dieser Handwerke selbst, theils in Göthe, der diese Natur gut aufgefaßt hat, und durch den die Deutschen nun ihrerseits die Natur wieder gut aufzufassen sich bemühen. Zum Belege mögen z. B. folgende Stellen aus Schäferliedern von Müller hier stehen.

Schaust Du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht,
Tief unten brennt ein Feuer,
Wo Dein Geliebter wacht. (Wanderlieder I. 114.)

Gehüllt in meinen Mantel,
Den Spieß an's Herz gerückt,
Schau ich empor zum Berge
Und träume mich beglückt. (Wanderlieder I. 116.)

Wenn auf dem höchsten Fels ich steh',
In's tiefe Thal hernieder seh',
Und singe — (Wanderlieder II. 3.)

Wie man in den Handwerksliedern Müllers nirgends unter dem Kittel einen verkleideten Philosophen suchen darf, so ist auch in seinen zahlreichen Weinliedern nicht versucht, dem Wein eine edlere Bedeutung abzugewinnen, als daß er gut schmeckt und den Menschen lustig macht. Deshalb werden aber auch diese Lieder einem wahren Weintrinker immer am willkommensten sein, weil man, man mag über den Wein sagen, was man will, doch beim Trinken selbst immer nur diese beiden Endzwecke zu haben pflegt. Wenn ein Trinker fest sitzt und sich ganz behaglich in seinem Genusse fühlt, so greife er zum Gesange nur nach Müllers Liedern; hat er es vorher blos unbewußt gefühlt, daß die ganze Welt doch nichts gegen eine Flasche guten Wein's sei, so wird er es hier mit Gründen ausgesprochen finden, wie sie nur eben sein müssen, um einen, der eben im Rausch ist, auf das Genügendste zu überzeugen. Man kann freilich noch ganz andere und bessere Dinge im Wein finden, als Müller hineingelegt hat, und es wird daher auch noch andere und schönere Weinlieder geben können; nur wird nicht jeder Trinker Lust haben sie zu singen.

Was einen großen Theil von Müllers Liedern besonders auszeichnet, ist eine Art naiver Pointe, die sich darin findet, aber mehr kitzelt als sticht. Man kann Müllers Liedersammlung mit einem schwärmenden Bienenstocke vergleichen, einem leichten Volke, was nur im heitern Tage fliegt, nur von Blumen Honig nippt und keine Früchte einträgt, und jedes Bienchen hat neben dem Honigrüssel noch einen kleinen Stachel, nur keinen so bösen.

Digitized by Google

Am selbstständigsten hat sich das Talent zu solchen Pointen in seinen lyrischen Spaziergängen hervorgethan, worin sich die vortrefflichsten Epigramme finden, freilich auch darunter spielige und gesuchte. Wo Alles zur Spitze geschnitten werden soll, schneidet man ja auch wohl einmal die Spitze selbst weg. Auch in seinen eigentlich lyrischen Gedichten artet nicht selten die Tändelei in Spielerei aus, ja manche darunter sind fast blos läppisch. Dafür sind manche von Schiller blos schwülstig, manche von Göthe fast blos trivial, manche von Heine fast blos unsauber, und manche von Uhland überhaupt gar schwach.

Vielleicht mehr Ruf noch als durch seine übrigen Lieder, die ich, als die Mehrzahl bildend, bisher hauptsächlich im Auge gehabt, hat übrigens Müller durch seine Griechenlieder erworben; ja wo man ihn noch nennt, nennt man ihn gewöhnlich als den Sänger derselben. Ich finde diese Lieder sehr sinnreich; allein ich läugne nicht, daß Lieder im Charakter eines Volkes außerhalb des Volkes über nicht selbst erlebte Thaten gedichtet, mir doch im glücklichsten Falle nur erscheinen wie Portraits nach Beschreibungen entworfen. Was auch der Maler für Kunst aufwenden möge, doch ist man überzeugt, sie seien nicht getroffen. Als einen andern Beleg hierzu will ich Stieglitz anführen; als ein Beispiel dagegen indeß will ich Rückert gelten lassen.

Der größte Künstler.

Unsere Erde ist eine Aeolsharfe, in die Gottes Athem Seele haucht; aber die Harmonie erschallt nicht in einzelnen Tönen; sondern ganze Künste spielen in einander, und das Reich der Farben, das Reich der Formen, das Reich der Töne und der Düfte sind selbst jedes nur eine einzelne Saite, ausgespannt über die Erde, die zu Einem Accorde ineinanderschlagen. Die ganze Welt spielt Gott als eine einzige große Harmonie im Raum, als eine ewigdauernde Melodie in der Zeit, oder vielmehr tausend Melodien, jede in sich schon vollendet, werden durch das Geheimniß eines unergründeten Contrapunkts zum Flusse Einer Harmonie von ihm vereinigt; das Schicksal ist der Geist, der durch die Musik schreitet in wunderbaren Weisen. Die Erden- und Sonnensysteme tanzen den gewaltigen Sphärentanz zur großen Symphonie; ihr Reigen stellt nur die Klangfiguren des großen, seit dem Schöpfungstage nimmer verhallenden Weltenconcerts dar. Tausend Dissonanzen tönen in versinkenden Welten, in jammernden zertretenen Völkern, in höhnendem Laster und gegeißelter Tugend — was wäre eine Musik ohne Dissonanzen? — und Alles löst sich immer wieder in eine große, dem Schöpfer der Harmonie allein hörbare Consonanz auf; denn wir vernehmen nur die tönende Bebung einzelner Atome seiner Instrumente; das andere geht uns ein unverstandenes Rauschen vorüber. Der geheimnißvolle Dreiklang schlingt sich durch die ganze Natur; alle Tonarten, als wäre jede ein einzelner Ton, spielen harmonisch in einander zu einem organischen Klangsystem: jeder Ton, der in eine Harmonie eingeht, ist in sich wieder Harmonie, von einem eignen Instrument gespielt; und jeder Accord fühlt selbst, was er ausdrückt, und drückt nur aus, was er fühlt; denn Gottes Töne sind lebendig, und lebendig sein heißt nur, ein Ton von Gottes Harfe in die Zeit hineinhallen.

Gott hat nur Ein Thema zu seiner ganzen Musik, das allereinfachste, das in jeder einzelnen Variation wiedertönt, das er durchführt auf tausendfache Weise und mit dem er nicht fertig wird bis ans Ende der Welt. Es wäre schrecklich, wenn Gott den letzten Griff in die Saiten thäte, und mit dem ersterbenden Nachhall die Welt in's Nichts verschwämme, und alle Lebenspulse zu schlagen aufhörten, die nur ein Tanz nach der großen Harmonie sind; wenn die kurzen Pausen, eine Nacht, ein Winter, in denen nur die Hälfte der Saiten forthallt, während die andern ruhen, zu ewigen würden, zu ganz stummen; wenn das gewaltige Instrument in einem letzten Accorde seinen eignen Schwanengesang tönte. Aber Gott wird nimmer aufhören zu spielen, denn seine Seele lebt nur in der Harmonie; ja Gottes Seele ist nur die Harmonie, die unsterbliche Harmonie, die ewige Harmonie. Gott hat Niemand, mit dem er sprechen könnte; denn außer ihm ist Nichts; darum sitzt er in seiner Einsamkeit, die Harfe in der Hand, die Welt, und so rinnt ihm die Zeit hin; und wenn er durch die Saiten greift, dann rollen Lichtgloben und Thauperlen; Stürme, die Weltenmeere aufwühlen, und summende Bienen, murmelnde Bäche, flötende Schäfer; Alles, Alles stiebt als Ton von seiner Hand, und das Fortissimo, das den Reifen der Welt zu sprengen droht, malt er dann, wie einen finstern Grund, wieder mit tausend hineinhallenden Tönen sänftigend und lindernd aus.

Die ganze Natur ist nur ein Portrait Gottes; Gott malt sich, und malt sich, sich selbst malend, und so schließt ein großes Bild von ihm immer das kleinere ein, nur daß bei jedem kleinern die feineren Züge verschwimmen; daher ist der Krystall, die Blume, die Pflanze, die Pflanzenwelt, die ganze organische Welt, eine Sonne, ein Sonnensystem, ein Organismus von tausend Sonnensystemen jedes nur sein Bild, sein sprechendes Bild. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit wirft Gott seine Gemälde hin; er ergreift im Frühjahr seinen Pinsel, und malt mit Einem Striche tausend Wiesen und Wälder grün, und mit Einem Striche malt er alle die Arten Blumen hinein; Ein Augenblick genügt ihm, Licht und Schatten über eine unendliche Landschaft auszutheilen; daß jegliches kraftvoll hervortritt in seiner Art, und wenn er sein Gemälde jede Nacht wieder auslöscht oder verhängt, geschieht es nur, es am Morgen schöner wieder hervorzuzaubern. Die Leinwand, in die Unendlichkeit ausgespannt, auf die Gott seine Farben gießt, ist der unermeßliche Raum, sein Pinsel die nimmer rastende, ewig neu erzeugende Zeit; Materienmassen seine Farben; die ganze Formenwelt seine Contoure; die Figuren, die er malt, lebendige Geschöpfe. Gott malt nicht mit todten Farben; jeder seiner Farbenpunkte ist ein in sich vollendetes Gemälde, mit feinerer Masse ausgeführt; und jedes Gemälde auf der andern Seite wieder nur ein Farbentheilchen zu einem größern Gemälde. Die Erde hat er in einem grünen, tausendfach gefalteten, reichblumigen Gewande gemalt, das nicht aus todten Pflanzenstoffen, sondern aus lebendigen Pflanzen gewirkt erscheint, und jede Erde ist selbst wieder nur ein Farbenpunkt, und eine Sonne das ihr wesentlich zugehörende Lichttheilchen; und mit Milliarden solcher bunten Erden, durch die sich Milchstraßen als Streiflichter ziehen, malt er erst wieder eine größere Landschaft in den Raum hinein; die Schattenpunkte, die er braucht, setzt er durch umnachtete Erden hin. Jedes kleinere oder größere Gemälde, das Gott entwirft, giebt er erst unausgeführt in der Skizze und entfaltet die Formen daran nur allmählig oder läßt sie entfalten von seinen Schülern. Er setzt nicht im Pflanzengemälde Glied zu Glied, das Blatt und die Blume über den schon geschaffenen Stengel; nein, er wirft die ganze Idee auf einmal im Samenkorn hin und sagt zur Sonne: nimm deinen Pinsel voll Licht und Farben und führe das Gemälde weiter aus. Die Idee ist überall von Gott; die Ausführung nur ist jedem Künstler überlassen; aber auch der Künstler selbst ist nur nach einer Idee von Gott geschaffen, darum ist auch die Ausführung des Kunstwerks der göttlichen Idee gemäß.

Den Kampf des Himmels und der Hölle hat Gott in seinem Weltgemälde darstellen wollen; darum nahm er eine Tafel voll unendlicher Finsterniß als Grund, blickte sie an mit einem Auge, das nicht, wie das unsrige, empfangend, sondern gebend wirkte; der Lichtgedanke seiner Phantasie strahlte in die Nacht hinein; und die Spaltung in Lichtmeer und Schattenmeer war vollendet; des Gemäldes erste Anlage — und siehe, die Wellen des Lichtmeers und Schattenmeers bäumten sich gegen einander und flossen in einander und so zersplitterte das Licht in tausend einzelne Wellen, die mit den Schattenwellen kreuzend sich tausendfältig gestalteten zu Tugend, Schönheit, Wahrheit, Liebe, Seligkeit; indeß die Schattenwellen Laster, Lüge, Haß, Verzweiflung dazwischen fließend sie abgränzten, kämpfend mit ihnen zum Theil zusammen flossen, und dann sich versöhnend und vermählend die Farbe erzeugten, das Symbol des wogenden, wechselnden Lebens.

Gott denkt nicht an Erden, Sonnen und Blumen und an seine lebendigen, vernünftigen Geschöpfe; nein, Gott denkt Erden, Sonnen und Blumen, ja er denkt uns selbst mit unserer Vernunft. Wenn ein Gedanke in uns sein Selbstbewußtsein für sich hat, so müssen ihm die Gedanken, die neben ihm aufschießen, sei es, von was es sei, wirkliche Dinge dünken und wirkliche Dinge sein, weil er, sich selbst für wirklich haltend, doch nicht mehr ist, als sie; weil sie auf ihn, wie er auf sie einwirkt, weil sie sich wechselsweis hervorlocken und modificiren, und die Vernunft, die alle Gedanken denkt, ist dann der Gott der einzelnen Gedanken, den sie als ihren Schöpfer ansehen. Wir sind selbst nur solche einzelne Gedanken in des großen Gottes Hirne, und nennen Gottes Vorstellungen von Baum und Thier und Sonne wirkliche Dinge, weil wir, die wir uns selbst wirklich nennen, doch nur ihre Nebenvorstellungen sind. Die Zeit ist der Gedankenlauf Gottes, der Raum ist seine schematisirende Phantasie, Ursach und Wirkung der realen Welt sind für Gott nur Ideenassociation. Ein Baum, der aus einem Samenkorn aufschießt, ist ein System, das er einem Prinzip denkend entlockt, Merkmal zum Merkmal fügend und Merkmal vom Merkmal sondernd. Nach derselben Logik hat Gott alle seine Gedanken verknüpft und hervorgebracht, dasselbe Denkgesetz — wir nennen's Naturgesetz — herrscht in jeder seiner einzelnen Perioden, und übt sich nur am mannigfaltigsten Stoffe. Und dieser Gott, dem wir nur Gedanken sind, wird selbst wieder nur einzelner Gedanke eines größern Gottes sein.

Digitized by Google

Gott ist der größte, der einzige Dichter, sein Gedicht ist die Schöpfung, ein gewaltiges Drama, ein Jahrtausend der Geschichte nur ein Bruchstück daraus, in dem Völker die agirenden Personen sind, die wie einzelne Menschen mit einander sprechen, sich freundlich die Hände reichen, oder den im Innern lodernden Grimm zur feindseligen That ausschlagen lassen. Der Dichter soll nicht hervorsehen aus seinem Kunstwerk; wer reicht an Gottes Objectivität? im Sturmlied, das er singt, braust der Sturm, der Wasserfall, den er dichtet, rauscht, in der Idylle, die er singt, sehen wir den Schäfer mit der Schäferin tändeln; und doch ist Alles aus seinem innersten Gefühl hervorgegangen. Gottes Gedicht besteht aus unendlichen Strophen, die er nicht mühsam zusammen findet, sondern mit dichterischem Feuer und dichterischer Leichtigkeit in der Zeitreihe nach einander singt, und jede Strophe ist nur eine Entwicklung der Idee, die er in der vorhergehenden Strophe aussprach; und wenn er diese nun durch tausend blühende Gleichnisse und Bilder durchgeführt hat, so faßt er in der dritten Strophe wieder jedes dieser Gleichnisse und Bilder, und verarbeitet jedes, wie die erste allgemeine Idee, und so entwickelt er dasselbe Thema bis in Unendlichkeit fort, daß es immer blühender und herrlicher auftritt. Die Charactere, die Gott in seinen Gedichten, seinen Dramen aufführt, läßt er handeln und sich regen die einen gegen die andern vom Anfang bis zu Ende ihres Auftretens nach derselben Idee, in der er zuerst sie dachte, so daß bei tausendfacher Mannigfaltigkeit jeder in seiner eigenthümlichen Einheit sich entwickelt. In seinem Drama hängt nicht eine Scene todt an der andern; jede Scene wächst ein neuer Zweig aus der frühern hervor, und hätte ohne den Mutterzweig nicht bestehen können; und der Mutterzweig mußte den neuen Sproß treiben, vermöge des ihm inwohnenden Lebens. Jede Scene ist ein in sich vollendetes Schauspiel in einer größern Scene; in jeder Scene wird ein Knoten gelöst, der in einer frühern geknüpft war; aber die Lösung geschieht nur, um den Faden mit andern gelösten Fäden zum neuen Knoten zu verschlingen. Eine gewaltige Tragödie ist die Welt, die mit Gottes, der selbst der Held in seinem Drama ist, Geburt begann, und mit seinem Tode schließen wird; aber seine Geburt fiel vor unendliche Zeit, und sein Tod liegt an der Grenze der Unendlichkeit, d. i. er ist nimmer.

Die Kunst, die unsere, ist keine Nachahmung der Werke des großen Meisters der Natur; aber den Naturgeist soll sie copiren. Alle unsere Kunstregeln sind Naturgesetze.

Verkehrte Welt.

Ich glaube, man kann kaum zu, dem Anschein nach widersinnigern, Vorstellungen gelangen, als wenn man sich die ganze Welt in Zeit und Bewegung, wie ein Uhrwerk, gleichsam rückwärts laufend denkt, so daß das consequens überall zum antecedens und umgekehrt wird. In einer solchen Welt legt man sich zu Bett, wenn man am munterſten ist, und erwacht schläfrig, so daß man sich die Augen reibt. Die Geburt besteht darin, daß Würmer und Pflanzen Stoffe von sich geben, aus denen man zu einem zusammengeschrumpften Greise zusammenbäckt, mit den Jahren jünger wird, zuletzt kindisch; nachdem man vielleicht der größte Weltweise gewesen ist, in den Windeln schreit; ja sein Leben endigt, indem man in den Leib eines Weibes hineintritt und in deren allgemeine Säftemasse aufgenommen wird. Ein Schlag auf den Kopf, ein Giftpulver u. s. w. werden für lebenserregende Potenzen gelten; denn jedesmal wird man sich nachher wohler befinden, als vorher; die Kirchhöfe werden Geburtsplätze und die Todtengräber Wehemütterstelle vertreten; der Zeugungsakt wird zum Tode selbst werden, der den Menschen ins Nichts hinübernimmt. Alle Gespräche werden so geführt, daß der Mensch erst nach seinen Worten weiß, was er gesprochen; jede Versöhnungsscene ist das Zeichen eines eintretenden Zankes; die Strafe geht allemal dem Laster voran, der Lohn der Tugend, inwiefern jetzt beides nachfolgt; wem als Mörder der Kopf abgeschlagen ist, der wird erst hingehen, die Strafe zu rechtfertigen. Nach dem Waschen ist man jedesmal am schmutzigsten und den Bart kann man sich nur anbarbieren. Mancher Handwerksmann wird die Stiefeln oder den Rock, den er macht, Jahre lang zuvor bezahlt bekommen; ja es ließe sich die Frage aufwerfen, ob dann nicht mancher Rock bezahlt werden würde, den der Schneider in Ewigkeit nicht machte. Man fängt an zu essen, wenn man am sattsten ist, und steht nach Ende der Mahlzeit hungrig auf; im Grunde indeß, bei entgegengesetzter Bewegung, wird das Essen auch nicht mehr a priori, sondern a posteriori erfolgen; der Dünger des Feldes wird in unsern Leib hineintreten, und dort synthetisch zu Fleisch, Aepfeln, Kartoffeln und andern Gemüse verarbeitet werden, und als solche zum Munde heraustreten, das Obst an die Bäume hinanfallen, aus der Frucht dann die Blüte werden, diese in die Knospe übergehen, zuletzt der ganze Baum, immer kleiner werdend, zum Samenkorn sich contrahiren; das Fleisch wird aus dem Munde in den Topf übergehen, dort roh gekocht werden, dann in den Fleischbänken zusammen kommen und auf der Schlachtbank selbst werden daraus neue Ochsen und Schafe zusammengesetzt werden u. s. f. Glücklich ist der, der einen zerrissenen Rock, ein verfallenes Haus erbauen kann, aber je neuer beide aussehen, um desto näher sind sie ihrer Vernichtung; der neue Rock wird vom Schneider in Tuchlappen zertrennt werden, dann in den Kaufmannsladen wandern, von da zum Tuchmacher, zum Wollhändler und alle diese Menschen müßten arbeiten, um zuletzt den Rock des Menschen zu einem Kleide für das Schaf zuzubereiten, dem es der Schafscheerer entschüre; so würde es in allen Stücken gehen, daß der Mensch nur als Diener des Thieres erschiene, und statt, daß er jetzt von diesem Alles an sich reißt, dieß Alles vom Menschen an sich risse.

Wie wäre es, wenn einmal ein solches Gericht erginge? wenn die Welt, nachdem sie eine Weile vorwärts gelaufen ist, einmal anfinge, auf solche Weise rückwärts zu laufen? Es würde dieß nichts anders sein, als, während jetzt progressiv Gott sich in die Welt verwandelt, das Allgemeine in das Einzelne, das dann regressiv die Welt in Gott überginge, das Menschengeschlecht zum ersten Elternpaar würde, und dieß selbst in den Schoß, aus dem es hervorging, zurückkehrte, bis blos das große absolute naturphilosophische Nichts übrig wäre. Eine Welt, wie die gesetzte, ist wenigstens an sich nichts Unmögliches; denn ist das ganze Weltgesetz umgekehrt, so ist der Zusammenhang an nichts weniger gesetzmäßig; ich mag eine unendliche Reihe vorwärts oder rückwärts, was freilich nur ein unendliches Wesen könnte, lesen, sie bleibt darum nichts desto weniger Einem Prinzip unterthan; jedes Wort, das sich vorwärts aussprechen läßt, läßt sich auch rückwärts aussprechen.

Eduard Ferrand,

mit seinem wahren Namen E. Schulz, ward am 13. Jan. 1813 zu Landsberg a. d. W. geboren, und ist am 23. Oct. 1842 zu Berlin gestorben.

Er schrieb:

Gedichte. Berlin 1834.
Nachklänge. Daſ. 1834.
Neue Sammlung. Daſ. 1835.
Novellen. Daſ. 1835.
Lyrisches. Daſ. 1839.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Ein anmuthiges Talent, voll Innigkeit, Wärme, Phantasie, verbunden mit glücklicher Behandlung der Form, bei dem lebhaft zu bedauern ist, daß es schon so früh der Welt entrissen wurde.

König Athaulfs Tod.

Der König flieht des Festes Pracht —
Der alte Wurm ist im Herzen erwacht.
Er schreitet einsam mit düstrem Sinn
Durch schwach erhellte Gänge hin.

Scheu tritt er in das Schlafgemach —
Folgt ihm nicht ein dunkler Schatten nach?
Die Lampe verglimmt in trüben Schein —
Er steht in dem Gemach allein.

Digitized by Google

Von fern herüber hallt Gesang
Und Harfenton und Becherklang.
Er hört des Festes Jubel nicht;
Er birgt in den Händen das Gesicht.

„Ich seh' ihn und werd' ihn ewig sehn
Mit offner Wunde vor mir stehn.
Blut überströmt das Purpurgewand,
Und finster dräuend hebt er die Hand."

Horch! draußen tappt es auf dem Gang —
Der König hört's, er athmet bang —
„Bist du es, Alter? Was willst du hier?
Was führt dich noch so spät zu mir?"

Und durch die offne Thüre tritt
Ein hoher Greis mit festem Schritt.
Er spricht, das bloße Schwert in der Hand,
Zu dem erbleichenden König gewandt:

„Der vor dir herrschte in diesem Land,
Er liegt erschlagen von deiner Hand.
Ich schwur, den Todten zu rächen; ich war
Sein treuster Diener seit manchem Jahr.

Du, Athaulf, bist mein König nicht —
Der ältern weicht die jüng're Pflicht.
Mein hoher König! sieh, wie dein Knecht
Dich jetzt an deinem Mörder rächt!"

Da blitzt das Schwert, der Streich traf gut —
Der König liegt in seinem Blut,
Der König liegt getroffen zum Tod —
Sein Herzblut färbt den Boden roth.

Der Greis steht auf sein Schwert gestützt,
Hoch schlägt sein Herz, sein Auge blitzt.
Von fern herüber hallt Gesang
Und Harfenton und Becherklang. —

Der Zweikampf zu Worms.

Was schmettern die Trompeten?
Sie rufen zu dem Streit;
Den tapfern Sieger lohnet
Die allerschönste Maid.
Zwei edle Ritter warben
Um ihre Liebe heiß,
Heut soll das Schwert entscheiden,
Sie ist des Sieges Preis.

Schön Bilhild blickt im Brautkranz
So trübe und so bang;
Des Vaters Wort bestimmt sie
Dem, der den Sieg errang,
Unruhig bebt ihr Busen,
Von stiller Angst gequält,
Im Fürchten und im Hoffen —
Ihr Herz hat schon gewählt.

Und in die Schranken reitet
Der Herr von Wolfseck schon,
In blanken Stahl gekleidet,
Auf der Trompeten Ton.
Zum zweiten Male ladet
Ihr Ruf zum Kampfe ein,
Doch immer noch erscheint nicht
Herr Kolb von Wartenstein.

Und Jener ruft mit Lachen:
„Mein Gegner zögert lang,
Er gönnt mir ohne Kampf wohl
Des Kampfs ersehnten Dank."
Doch kaum ist seinem Munde
Das spottende Wort entflohn,
Zuckt er erschreckend zusammen —
Es schallt Trompetenton.

Und in die Schranken reitet,
In schwarzen Stahl gehüllt,
Ein Ritter — Jeder kennet
Des Wartenbergers Schild.
Schwarz wehn des Helmes Federn,
Wie dunkler Trauerflor,
Aus dem geschloßnen Helmsturz
Blitzt seltsam es hervor.

Sie halten gegenüber —
Schön Bilhild athmet bang —
Sie rennen an einander
Bei der Trompeten Klang.
Des Schwarzen Lanze krachet
Durch Schild und Panzerstahl;
Der Herr von Wolfseck stürzet,
Wie vor des Wetters Strahl.

Da schlägt des Helmes Gitter
Der Sieger still zurück,
Und wendet auf schön Bilhild
Den schwermuthdüstern Blick.
Sie schauert bang zusammen —
Stumm wendet er sein Roß,
Und spornt es und verschwindet
Schnell in des Volkes Troß.

Der Herr von Wolfseck stöhnet —
Sein Leben strömt dahin,
Des Todes Nacht und Grauen
Verschleiert seinen Sinn —
„Er war's — Ich sah sein Auge
Aus dunklem Helmsturz glühn!
Mich trifft des Himmels Rache:
Erschlagen ließ ich ihn!"

Schön Bilhild liebte den Todten,
Der sie errang im Streit;
Schön Bilhild ist vergangen
In Gram und stillem Leid.
Bald hat der Tod, dem sehnend
Entgegen sie geschaut,
Vereint mit dem Geliebten
Die vielgetreue Braut.

Waldträume.

Ich weiß nicht, ein süßes Sehnen
Erwacht in meiner Brust,
Und meinen Busen dehnen
Lenzträume und Maienlust.

Mir ist, als sollt' ich träumen
Im abendsonnigen Wald,
Wenn unter schattigen Bäumen
Das Waldhorn rufend hallt.

Mir ist, als sollt' ich sinken
Ins abendfeuchte Gras,
Aus Blumenkelchen trinken
Des Thaues Perlennaß;

Als sollt' ich über mir schauen
Eilender Vögel Flug
Und hoch im sonnigen, blauen
Aether der Wolken Zug;

Als sollt' ich sie lächelnd fragen:
Wohin sie so eilig ziehn!
Und mich in süßem Behagen
Dehnen im weichen Grün.

Mir ist, als wären wieder
In dieser Winternacht
Die alten Träume und Lieder
Im Herzen aufgewacht.

Wie konnt' es im Busen nur bleiben
So warm und frühlingslicht,
Und eisige Flocken treiben
Mir in das heiße Gesicht.

Digitized by Google

Widersprüche.

Helle Frühlingswolken ziehen
Durch des Himmels lichtes Blau,
Blumen keimen rings und blühen,
Grün umteppicht jede Au.
Mit den Wolken möcht' ich ziehen
Durch des Himmels lichtes Blau —
Mit der Blume möcht' ich blühen
Heimlich auf der stillen Au.

Durch die Fluren möcht' ich schweifen,
Heimathlos, von Land zu Land,
Von dem freien Geiste streifen
Lächelnd jedes Erdenband. —
An der Liebe Busen schmiegen
Möcht' ich mich in süßem Traum,
Und in seligem Genügen
Glücklich sein im engsten Raum.

Schwelgen in Erinn'rungsträumen
Möcht' ich bang und wehmuthlind,
Unter jungen Blüthenbäumen
Möcht' ich spielen wie ein Kind. —
In der Zukunft hellen Räumen
Möcht' ich heiter mich ergehn,
Und aus jungen Blüthenkeimen
Blüth' und Frucht erwachsen sehn.

Um die Stirne möcht' ich schlingen
Des Gesanges grünen Kranz,
Und in frohem Taumel ringen
Nach des Lebens Lust und Glanz. —
Mit der Lerche möcht' ich tauchen
In der Morgenwolken Brand,
Meine Lieder still verhauchen,
Unvernommen, unbekannt.

Weinen möcht' ich, aber lange
War ich nicht so hoch entzückt —
Jauchzen möcht' ich, aber bange
Wehmuth hält mich noch umstrickt.
Will in meinem Busen immer
Rastlos wechseln Lust und Leid?
Will in süßen Einklang nimmer
Lösen sich der Wünsche Streit?

Die Knospe.

Mein Herz ist eine Knospe,
Die still verborgen keimt,
Und in dem Sturm des Winters
Von schön'ren Lenzen träumt.

Mein Herz ist eine Knospe,
Durchwallt von süßem Duft:
Sie kann ja nicht erblühen
In eisig kalter Luft.

Mein Herz ist eine Knospe,
Und wenn es liebend bricht,
Entfaltet sich die Blüthe
Dem ew'gen Sonnenlicht.

Die Glücklichen.

1.

Sie standen am See. Fanny sprang in den Kahn.

„Kommen Sie, Felix!" rief sie. „Fahren Sie mich ein wenig auf dem hellen, abendrothen Wasserspiegel umher. Mir ist so heiß, dort wird mir kühler werden. Kommen Sie!"

Langsam stieg Felix in den Kahn. „„Wer von Ihnen, meine Damen,"" fragte er, „„will uns begleiten? Niemand? Auch Du nicht, Clementine?""

Du weißt ja, liebes Kind, antwortete die junge Frau, daß ich das Wasserfahren nicht vertragen kann. Fahr' nur die unruhige Fanny ein Weilchen umher, das Stillsitzen wird meinem Schwesterchen bald beschwerlich werden, und schnell genug führt ihre Ungeduld Dich wieder zu uns. Wir kehren indeß zur Gesellschaft zurück.

Felix stieß vom Strande ab und trieb mit einiger Anstrengung den leichten Kahn auf die Fläche des Sees. Als sie weit vom Ufer entfernt waren, ließ er das Ruder sinken, lehnte sich schweigend über seinen Sitz hinaus, und schaute mit müden Augen in den dunkelblauen Himmel.

Es war ein schöner Sommerabend. Die Sonne sank; die Wasserkühle milderte lind den letzten warmen Strahl der Sonne. Still war die Luft; zuweilen nur trug ein leises Lüftchen den würzigen Duft der Blüthen aus den Gärten am Ufer herüber. Unbewegt lag der Spiegel des Sees; nur wenn ein Fischchen springend nach sonnenwarmer Luft schnappte, kreis'te leise das stille Wasser, oder furchte sich kaum bemerklich, wenn ein Wasserinsect pfeilschnell in der hellen Fluth hin und her schoß. Tiefe Stille herrschte ringsum, das Lachen der muntern Gesellschaft in den Gärten klang nicht mehr zu ihnen herüber, das Lied der Nachtigallen in den dunklen Bäumen des Parks war verhallt. Eine müde Libelle, die sich zu weit von dem Schilf des Ufers entfernt hatte, ließ sich rastend auf der über den Kahn hinausragenden Ruderstange nieder und sonnte die blau schimmernden Flügel im Abendlicht.

Felix gewahrte nichts von dem Allen. Fanny ließ die Blicke überall umhergleiten und sagte: „Wie schön! — aber wie langweilig! Sprechen Sie etwas, Felix."

Der Angeredete bewegte sich nicht und sagte, ohne das Mädchen anzublicken: „„Mich wundert's, wie Sie so lange geschwiegen haben; ich vergaß ganz, daß Sie hier in meiner Nähe sind.""

„Das glaub' ich nicht," lachte Fanny. „Sie dachten beständig an mich, und suchten gewiß durch Ihr Schweigen und die nachlässige Stellung, die Sie anzunehmen für gut fanden, meine Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Lage ist wirklich sehr vortheilhaft, Ihre Schönheit hervorzuheben. Das Abendroth scheint so romantisch in Ihr langweiliges, widerwärtiges Gesicht, und spiegelt sich in Ihrem matten, schläfrigen Auge; Ihre herabhängende Hand spielt und plätschert so träumerisch in dem hellen Wasser, als dächten Sie, wer weiß, woran? An mich denken Sie, Langweiligster der Menschen, und ärgern sich vielleicht, weil Ihre bequeme Lage Ihnen nicht erlaubt, zu sehen, welchen Eindruck Sie eben auf meine Wenigkeit machen."

Felix biß sich in die Lippen, dann sagte er: „„Sie haben Recht, Fanny, zum Theil wenigstens; ich dachte eben an nichts und allerlei, und so beiläufig auch an Sie. Doch Ihre unbegrenzte Eitelkeit täuscht Sie, Holdseligste, wenn Sie glauben, daß ich im Geringsten danach strebe, Ihnen zu gefallen. Das ist vorbei, das macht mir keinen Spaß mehr.""

„So? Warum denn nicht?"

„„Seit Sie mich lieben,"" erwiederte Felix im gleichgültigsten Tone, „„ist mir die Sache langweilig geworden.""

Fanny erglühte. „Träumen Sie, oder scheint das Licht der Abendsonne zu heiß auf Ihren bloßen Kopf?"

„„Keines von Beiden, meine Freundin,"" entgegnete er „„Warum wollen Sie mir jetzt verbergen, was unzählige Ihrer Worte mir längst gestanden haben? Sie lieben mich."

„Meine Worte?!"

„„Ja. Beständig zanken Sie mit mir; beständig, ohne alle Veranlassung dazu, nennen Sie mich widerwärtig und häßlich und langweilig und abscheulich. Was ich sage oder nicht sage, thue oder lasse, nichts ist Ihnen recht. Wenn Sie mit mir sprechen, sind Sie stets in gereizter Stimmung, und das gleichgültigste Wort von mir verwundet und regt Sie auf. Doch wozu das Alles herzählen? Das ist auch langweilig. Genug, Sie lieben mich.""

Fanny war aufgestanden; sie zitterte und sah mit irren, wilden Blicken umher. Auch er richtete sich empor.

„„Kränkt es Ihren Stolz, daß Sie sich verrathen haben? Sie sehen gerade aus, als wollten Sie den schönen Leib in diese stillen Fluthen tauchen.""

„Meinen Sie?"

„„Bitte, geniren Sie sich nicht. Wenn es Ihr Ernst ist, darf ich Ihnen vielleicht höflichst auf diesem Gange meinen Arm anbieten? Ich begleite Sie mit Freuden! Nein, das wäre köstlich, wenn der Kahn ohne uns am Ufer anlangte. Was meine Frau dann wohl sagen, ob sie in ihrer lieben Gemüthsruhe verharren würde?""

Fanny sah ihm groß in das bewegte, aber ernsthafte Gesicht: „Sind Sie toll?" fragte sie. Sie lachte laut auf, setzte sich nieder und brach in Thränen aus.

Er ergriff das Ruder, wandte den Kahn nach dem Ufer

Digitized by Google

und begann emsig zu rudern. Sie bemerkte es sogleich, trocknete hastig die Augen und sagte: „Was soll das? So kann ich nicht in den Kreis meiner Freundinnen treten. Fahren Sie weiter in den See. Ach, ich möchte so immer weiter, weiter auf unendlicher Wasserbahn durch dämmrige Fernen, bis die ruhlosen Wellen der weiten, einsamen Wasser nur meine Leiche in dem treibenden Nachen umherschaukelten!"

„„Nach Belieben. Aber ich habe nicht die geringste Lust, Sie auf einer solchen langweiligen Fahrt zu begleiten. Mich treibt es nach dem Ufer zurück, ich sehne mich —""

„Nach Clementinen?" fragte sie hastig.

„„Nein, — nach einem kleinen Imbiß. Die frische Wasserluft hat meinen Appetit gereizt.""

„Felix," sagte Fanny, „Sie lieben meine Schwester. Weshalb verbergen Sie es, weshalb thun Sie, als sei sie Ihnen gleichgültig? Gehören auch Sie zu den Männern, welche sich der liebenden Zärtlichkeit schämen, die sie für ihre Frau hegen?"

Er sah sie an und sagte: „„Ich liebe meine Frau; ich läugne es nicht, hab' es nie verbergen wollen.""

„Nun, was soll Ihr wunderliches Treiben? Sie sind glücklich, denn Clementine liebt Sie. Und doch liegt in Ihrem Wesen, in Ihrem Betragen, auf Ihrem Gesicht klar und deutlich die Klage: Ich bin nicht glücklich! — Clementine begreift Sie nicht, ich begreife Sie nicht."

Aus Felix' Zügen wich der stumpfe Ausdruck von Antheillosigkeit, und er sagte heftig: „„Auch Sie verstehen mich nicht? Das befremdet mich. Ihr scharfer Blick, meinte ich, hätte längst in das Innere meines Herzens geschaut. Ja, ich liebe meine Frau, sie liebt mich — O Himmel! wie liebt sie mich! Ich möchte vor Langeweile vergehen. Clementine gehört zu jenen entsetzlichen Frauenzimmern, die jeden vernünftigen Mann wahnsinnig machen können; zu den Frauenzimmern, die gar keinen Charakter, fast möcht' ich glauben, auch keinen Geist, keine Seele haben. Diese Wesen sind häuslich und fromm und gut und tugendhaft und lieben ihren Mann sehr, wenn gerade nichts Wichtigeres, wie etwa eine große Wäsche, ihre Gedanken erfüllt. Auf solche Frauen ist das Gleichniß von der Rebe gemacht, die sich um den Baum schlingt; sie können sich allein nicht aufrecht halten, sie müssen sich an Jemand anschmiegen; eine gewisse matte, schläfrige Liebe ist ihnen Bedürfniß. Ein Mann mit einem festen, scharf ausgesprochenen Charakter wird bei solch einem Wesen immer Glück machen, sei er auch häßlich und widerwärtig, sei er selbst schlecht und verworfen. Diese Weiber, die gewöhnlich gar keinen eignen Willen haben, sind das Glück der meisten Männer, sind musterhafte Gattinnen und brave Mütter. Meine Frau ist ein vortreffliches Weib, höchst vortrefflich. Ich liebe sie; bin ich nicht bei ihr, möcht' ich zu ihr eilen, und bin ich in ihrer Nähe, will ich weg von ihr, weit weg. Ich glaube, jeder Andere würde glücklich mit ihr sein, nur ich nicht. Langeweile! Langeweile! heißt der böse Geist, der mich verfolgt, so lange ich denken kann, der alpdrückend schwer auf meinem Herzen liegt. Ich habe Alles gethan, um ihm zu entfliehen, umsonst. Mit meiner herrlichen Frau nun ennuyir' ich mich mehr, als sich Eheleute von Rechtswegen ennuyiren dürfen. Wäre sie eigensinnig, rechthaberisch, zanksüchtig, kokett, boshaft, leichtsinnig, es wäre besser; aber sie ist ein Muster der allerlangweiligsten Vortrefflichkeit. Und ihre Zärtlichkeit! Mit ihrer müden, matten Zärtlichkeit bringt sie mich noch um. Als ich sie vorhin einlud, mit uns zu fahren, sagte sie: „Ich kann das Wasserfahren nicht vertragen, liebes Kind." Liebes Kind! Es ist gräßlich! Zwei solche hausbackene Zärtlichkeitsausdrücke hat sie, die ich bis zum gähnenden Ueberdruß hören muß: Mein Kind und liebes Herz! — Einmal, in glühender Erregung — jetzt schäm' ich mich derselben — sprach ich zu ihr Flammenworte liebenden Entzückens, und fragte mehr mit Blicken, als Worten: Liebst Du mich auch, Clementine? — Sie küßte mich sehr zärtlich und hauchte: „Ja, mein Kind!" — Meine Züge mochten sich plötzlich verwandeln, sie fragte besorgt: „Was fehlt Dir, liebes Herz?" — Das ist zum Verzweifeln!""

Er schwieg. Auch Fanny schwieg lange; endlich sagte sie: „Felix, Sie sind ein Narr."

Er erwiederte nichts und ruderte nach dem Ufer. Nach einer Weile sprach er: „„Sie wären eine Frau für mich, Fanny. Sie sind eigensinnig, reizbar, heftig, streitsüchtig, ich liebe Sie nicht — Sie wären eine passende Frau für mich.""

Fanny warf ihm erglüht einen zürnenden Blick zu. Er schien es kaum zu bemerken und lachte, wie einem Gedanken nachhängend, leise vor sich hin.

Die Sonne war untergegangen, es dämmerte, neblig lag die weite Fläche des Sees; der Kahn stieß an das Ufer; sie stiegen aus. Felix bot ihr den Arm, und führte sie schweigend durch den Garten.

2.

Ein Wagen näherte sich der Stadt; dichter und dichter breitete schon die Dämmerung ihre Schleier über die einförmige, flache Gegend. Ein junger Mann lehnte sich weit aus dem Schlag des Wagens und sah auf die Häusermassen, die sich immer deutlicher aus dem Dämmern des Abends hoben; die Spitzen der Thürme nur glühten noch im Abendlicht. Die Seele des Reisenden war tief bewegt. Keine Aeltern, keine Braut erwarteten ihn in der Stadt; aber doch schlug sein Herz hoch auf, als er ihr nahte. Es war seine Vaterstadt, die er seit vier Jahren nicht gesehen hatte.

Der Wagen rollte durch das Thor. Eugen ließ halten und stieg aus; weiter rasselte die Reisekutsche auf dem Pflaster der Stadt; langsam schritt der Reisende durch die dämmerigen Straßen. Die Laternen wurden angesteckt, und in den Häusern entzündeten sich nach und nach die Lichter des Abends. Eugen dachte daran, wie er es früher liebte, am Abend durch die Straßen zu wandern und flüchtig in die erleuchteten Zimmer zu schauen. Die Familien beim Abendessen, hübsche, fleißige Mädchen bei der Arbeit, Männer, die emsig den Gewinn des Tages überzählten und in Gedanken bereits zu nöthigen Ausgaben bestimmten, Mütter, die ihre schlaftrunkenen Kinder zu Bette brachten, Greise im Lehnstuhl, von muntern, rothbackigen Enkeln umgeben, Jungfrauen, die vor dem Spiegel ihre Locken aufwickelten, gesellige Kreise, welche bei einem fröhlichen Spiel lachten und scherzten — Alles waren ihm willkommene Bilder, bei denen er für Augenblicke verweilte, und dann rascher weiter schritt durch die wehende Nacht. Er konnte sich dann die Gedanken und Empfindungen jener Menschen, die er belauscht hatte, so hübsch im Geist ausmalen, und im Herzen lachen mit den Lustigen und mit den Trauernden trauern.

Jahre waren seit jenen Stunden harmloser Lust vergangen, er war ein Anderer geworden, und auch die Stadt sah so ganz anders aus, so fremd, so kalt. Viele Häuser hatten eine neue Farbe bekommen, neue Schilder hingen an den Häusern. Es war ihm, als hätte sich die Stadt in den vier Jahren ein neues Kleid machen lassen, und schaue ihn in der fremden Tracht so fremd an, als sei er ihr ein Fremder. Fast hätte er jenes Haus nicht wieder erkannt, zu dessen Fenstern er doch so oft empor geschaut hatte. Vor diesem Hause stand sonst ein Baum, ein alter Lindenbaum, der mit seinen flüsternden Zweigen an die Fenster rührte, und in dem Hause wohnte ein hübsches blondes Mädchen. Des Abends stand er hier oft, und seine Gedanken erstiegen leicht den schattigen Baum und schauten neugierig in ein helles Fenster. Dann schlug sein Herz lauter, und ihm ward oft plötzlich glühend heiß, wenn es auch ein so kalter Abend war, daß seine Hände fast ganz verklommen waren. Jenes Mädchen war hier längst ausgezogen, und den Baum hatte man umgehauen.

Die Gefühle der frohen Aufregung, mit denen Eugen die Stadt betreten hatte, lös'ten sich mehr und mehr in eine unendliche Wehmuth. Ihm war so bang an diesem fremden Ort; die Menschen bewegten sich, unbekümmert um ihn, hastig an ihm vorüber und bemerkten ihn kaum. Es war ihm, als seien viele Jahre verflossen, seit er geschieden, alle Menschen, die er hier kannte, wären längst ausgestorben, und ein neues Geschlecht hause hier in den verwandelten Räumen. Er konnte sich den tiefen Schmerz eines Greises denken, dem nicht bloß die Lieben gestorben, dem Alle, die einst mit ihm jung waren, vorangegangen sind, der allein steht unter Fremden. Es ist nichts, den Tod eines Geliebten, eines Freundes zu beweinen, gegen den Gedanken, als der Letzte ein ganzes Geschlecht betrauern zu müssen.

Eugen schaute zum Nachthimmel auf. Hell leuchteten die Sterne in sein trübes Auge, die alten Sterne! — Das tiefe Weh, das sein Herz zusammenkrampfte, lös'te sich leis' und lind. Als er das Auge wieder senkte, sah er in das trübe, rothe Licht einer Laterne, bei deren Schein eine alte Hökerin hinter ihren Fruchtkörben an einer Straßenecke saß. Das erste bekannte Gesicht! Er erinnerte sich der schmutzigen, runzeligen Alten, er hätte ihr um den Hals fallen können. Wie sonst trat er zu ihrer Bude, wählte wie sonst aus ihren Körben, feilschte wie sonst, und drückte ihr dann für die wenigen Früchte ein Goldstück in die braune, rauhe Hand.

Er war weiter gegangen; nun stand er wieder, und blickte in das dunkle Fenster eines Hauses. In der Stube erkannte er die Umrisse einer Frauengestalt, die das Licht anzünden wollte. Am oftmaligen flüchtigen Aufleuchten sah er, daß die Schwefelhölzchen nicht fangen wollten — Jetzt brannte eins mit blauem Licht — das Mädchen wandte den Kopf vor dem Schwefeldampf ab — jetzt brannte es hell, der Schein fiel auf ihr Gesicht. Eugen erkannte ein Mädchen, das noch ein halbes Kind war, als er schied. Das stille, blasse Gesichtchen war ihm damals so lieb gewesen, er hatte immer so gern in die dunklen, klaren Kinderaugen geschaut. Nun war sie so groß, so schön geworden.

Digitized by Google

Ihm war zu Muthe wie einst, wo er im Frühlinge schwer erkrankte; als er genesen war, trat er in den Garten, und wollte nach den Veilchen sehen; da waren die Veilchen längst verblüht, und duftige Rosen lächelten ihn prangend an.

Ein Wagen rollte hart an ihm vorbei und hielt vor einem großen Hause. Er besann sich und schaute auf. „Das ist ja die Straße — das dort das Haus, wo er wohnt!“ Er schritt auf das Haus zu, vor dem der Wagen hielt. Zwei Damen stiegen aus und traten mit ihm zugleich auf den hellen Hausflur.

„„Mein Himmel! Baron Eugen!““ rief die Eine. Freudiges Roth färbte seine Wangen.

„Sie hier, schöne Fanny! Sie seh' ich wieder, Fräulein Clementine? Und Sie denken meiner noch, Sie erkennen mich?“

„„Ja, schwermüthiger Herr!““ erwiederte Fanny. „„Wir haben uns bei Ihnen noch halb und halb zu entschuldigen, daß wir bei unserer plötzlichen Abreise aus dem Bade Ihnen, der sich, wer weiß wo, herumtrieb, nicht einmal Ade sagen konnten. Uebrigens nach Ihrem, wie sich von selbst versteht, freudigen Erstaunen zu urtheilen, scheinen Sie uns hier nicht vermuthet zu haben. Wen suchte der Herr denn eigentlich?““

„Hier soll mein theuerster Jugendfreund wohnen, der Graf Felix von —“

Mein Mann! rief Clementine.

„Ihr Mann!“ — Eugen verfärbte sich plötzlich.

So sind Sie wohl der sehnlich erwartete Freund, von dem er mir vor einigen Tagen erzählte?

„„Nun, da Sie auf solche Weise unser Hausgenosse werden, haben wir ja Muße genug, dies Gespräch bald fortzusetzen. Kommen Sie! Im traulichen Zimmer schwatzt es sich angenehmer, als hier auf dem windigen Hausflur. Wollen Sie Ihren Freund überraschen? Charles, führen Sie den Baron nach den Zimmern des Herrn. Auf Wiedersehen!““ Fanny ging.

Eugen schaute Clementinen mit glühendem Blick an, sie neigte sich erröthend und folgte der Schwester. Halb betäubt ging Eugen mit dem Diener.

Er trat in ein elegant meublirtes, schwach erhelltes Zimmer. Auf dem Sopha lag mit geschlossenen Augen ein junger Mann, der ein Buch in der herabgesunkenen Hand hielt.

„Felix!“

Der Andere schlug die Augen auf und richtete sich empor. Freudig blitzte es für einen Moment in seinen Blicken, als er den Freund erkannte. Er reichte ihm die Hand, ohne aufzustehen. Eugen ließ sich schweigend neben ihm nieder. Beide schauten sich eine Weile bei dem gedämpften Schein der Lampe in das bleiche Gesicht.

„„Bist Du wieder da?““ sagte endlich Felix. „„Scheinst noch der Alte zu sein, schaust noch so jämmerlich trübe wie sonst.““

Eugen schwieg.

„„Weißt Du noch,““ fuhr der Andere fort, „„wie wir das letzte Mal vor Deiner Abreise beisammen saßen? Ich sehe das Zimmer, den Tisch mit den halbgeleerten Flaschen noch vor mir, als wäre es gestern gewesen. Du sahst mir so düster in das Auge, Dein Blick schien in Thränen erlöschen zu wollen — da sagtest Du: Ich ertrage dies jämmerliche Leben hier nicht länger. O wie es drückt und ermüdet! Sehen will ich, ob ich in der Fremde die verlorne Lebenslust wieder finde, ob unter schönern Himmelsstrichen, wo alle Blumen farbiger, üppiger blühen als hier, auch mir die Blume der Freude erblühen wird. Ich will reisen.““

„Und Du sagtest darauf,“ sprach Eugen weiter: „Auch ich halte dies träge Hinsiechen, das man Leben nennt, so nicht länger aus. Es langweilt mich, es widert, es ekelt mich an. Ich habe Alles durchgemacht, Alles bis auf Eines. Nichts mochte helfen. Nun will ich nächstens zum Letzten greifen — ich werde heirathen.“

„„Es scheint, wir stehen doch noch auf dem alten Flecke, von dem wir ausgingen,““ sagte Felix. „„Ich bin noch im Herzen, wie ich war. Nur eine kurze Zeit lang war ich emporgerissen aus meinem langweiligen Gleichmuth, eine kurze, aber schöne Zeit.““

„Auch ich! Auch ich! Doch sprich! Erzähle!“

„„Vor einem Jahr lernte ich meine jetzige Frau kennen. Ich liebte sie, und sie, hört' ich, liebe einen Andern, den sie vor Kurzem auf einer Badereise kennen gelernt habe. Du kannst Dir meine Freude über diese Nachricht denken; weißt Du doch, daß ich von frühester Jugend an nichts so schwer ertragen konnte als Glück, und von meiner frühesten Jugend an ebnete mir das eigensinnige Glück alle Wege und überschüttete mich mit seinen Schätzen. Ich glaube, im Unglück könnt' ich ein Held sein, im Glück bin ich ein schlaffer, weichlicher Träumer, der mit dem Leben grollt und hadert. Von jeher machte ich, trotz meines abstoßenden Wesens, bei Frauenzimmern viel Glück — Das ist ein Fluch, den mir ein böser Geist bei der Geburt zum Angebinde gab. Immer neigte sich jedes Frauenherz, dem ich liebend nahte, mir liebend zu. Ich wüthete im Herzen und wandte mich kalt von der Erglühenden. Das verfluchte Glück! — Kannst Du Dich noch auf unsern Jugendgespielen Franz besinnen? Jedes Mädchen lachte den häßlichen, unbehülflichen Menschen aus, und Erminie, die er glühend liebte, verspottete ihn, wo sie ihn sah — den hab' ich beneidet! — Ich sah, wie nach und nach das Schicksal jeden meiner Bekannten mit mehr oder weniger harten Schlägen traf, nur ich blieb verschont. Warum nur ich? fragte ich beständig, und in halber Verrücktheit — es ist fast unglaublich — hungerte ich zuletzt förmlich nach Schmerz und lechzte nach Unglück! Du hast das nie begriffen, und jeder Andere hätte mich ausgelacht. Nun denke Dir: ich liebte Clementinen, wie ich noch nie geliebt, und sie liebte mich nicht — Ich war glücklich! — Lange währte natürlich mein Glück nicht — sie vergaß ihren frühern Geliebten, der, wie ich von ihrer Schwester weiß, ein liebenswürdiger Mann sein soll. Zurücktreten konnt' ich nicht mehr, ich verwünschte sie, und habe sie geheirathet.““

„Und bist Du glücklich? — Ist sie glücklich?“

„„Ich? Du spottest wohl? — Und sie? Wie kann sie glücklich sein, die, bitter getäuscht, jetzt wohl mehr als je ihrer frühern Neigung gedenkt! Doch laß das jetzt. Von Dir erzähle! Du bist von mir so ganz verschieden; nur in Einem stimmen wir überein: daß auch Du nicht glücklich bist, wie ich durch eigne Thorheit nicht glücklich. Du lebst und webst in weichlichen Gefühlen; aus den gleichgültigsten Dingen suchst Du Dir Stoff zur Trauer, zum Trübsinn, mit der beständigen Sehnsucht, glücklich zu werden, bist Du beständig unglücklich. Aus allen Blumen, die Dir blühen, saugst Du nicht den Honig, wie die Biene, sondern das Gift; ich glaube, Du trinkst den Wein nur des auf den Rausch folgenden Katzenjammers wegen. Du bist ein Narr, bist nicht glücklich, bist mein Freund! — Wie ging es Dir in den letzten Jahren?““

„Auch ich habe geliebt,“ sagte Eugen. „Und die finstre Melancholie, der dumpfe Trübsinn, dem ich auf meiner Reise zu entfliehen gedachte, sank von meinem Geiste, wie die Schatten der Nacht zerflattern und zerfließen im Strahlenglanz des Morgens. Weit von hier sah ich ein Mädchen, das all die himmlischen Reize schmückten, in welche ich früher die Puppe gekleidet hatte, mit der der träumende Geist des zum Jüngling reifenden Knaben spielt, und die man Ideal nennt. Nie gestand sie mir, daß sie mich liebe, und auch ich schwieg; doch ahnte ich, daß ihr Herz sich zu mir neige. Aber als ich nach einer tagelangen Abwesenheit von einer kleinen Reise zurückkehrte, hatte sie plötzlich die Stadt verlassen. Ich forschte ihr vergebens nach.“

„„Du hast sie nie wiedergesehen?““

„Doch! Heut! So eben.“

„„Wie?““

Eine große Thräne brach aus Eugens Auge, und mit leiser, halb erstickter Stimme sagte er: „In Deinem Hause begegnete sie mir — es ist Deine Frau!“

Er stand rasch auf, und trat von dem Freunde weg an das Fenster. Er sah nicht, wie Felix zusammenfuhr, wie es aus seinen Augen blitzte, wie seine Züge nach und nach wieder in die alte, kalte Ruhe sanken. Endlich sagte Felix: „„Das freut mich. Wirb um Clementinens Liebe; ich trete sie Dir ab.““

Heftig wandte sich Eugen zu ihm, und sah ihm, keines Wortes mächtig, in das dunkle Auge.

„„Ich scherze nicht,““ sprach Felix weiter. „„Glaub' übrigens nicht, daß ich, um Dich glücklich zu machen, in edler, alles opfernder Freundschaft mit brechendem Herzen ihr entsage. Gott bewahre! Solch ein Narr bin ich nicht. Ringe, unbekümmert um mich, nach ihrer Liebe — O sie muß Dich wieder lieben! Ich kenne sie. Uebrigens bist Du mein Freund — Ich weiß also, daß Du meine Ehre nicht verletzen wirst. Gewinnst Du Clementinens Liebe, so trenn' ich mich von ihr, und sie wird die Deine — Ich werde Euern Bund segnen.““ Er lächelte bitter.

„Das könntest Du?!“

„„Ja. — Die Sache wird mich etwas zerstreuen, aufregen — das ist mir lieb. Komm jetzt, ich will Dich meiner Frau vorstellen.““

Eugen stand wie betäubt.

„Liebst Du Deine Frau nicht?“

„„Ich liebe sie.““

„Und dennoch willst Du — —“

„„Ja. — Komm!““

Sie gingen.

Digitized by Google

3.

Mit großen Schritten ging Felix in seinem Zimmer auf und ab; da klopfte es an die Thür, Fanny trat herein. Er bemerkte sie erst, als sie vor ihm stand, und schaute sie verwirrt, wie aus einem Traum auffahrend, an.

„Kaum erkenne ich Sie wieder," sagte sie, den Kopf schüttelnd. „Wie haben Sie sich in den wenigen Monaten verändert! Den kaltruhigen, gleichgültigen, phlegmatischen Menschen scheint eine innere Unruhe zu geißeln und rastlos umher zu treiben. Sie sehen bleich, erregt, angegriffen aus; aber der Ausdruck langweiligen Ueberdrusses ist von Ihren Zügen gewichen. Ich weiß noch den Tag, wo diese seltsame Umwandlung mit Ihnen begann."

„„Ich auch. Es war der Tag, wo Eugen dies Haus betrat.""

Sie sagte, ihn scharf anblickend: „So ist es. Und diese gänzliche Umwandlung ist sein Werk? Das sollte mich wundern."

„„Warum? Kann mich die Nähe des theuern Jugendfreundes theilnahmlos lassen? Mein Herz war nie den schönen Gefühlen der Freundschaft verschlossen.""

„Sie wollen mir ausweichen, so muß ich sprechen. Ihr Glück, das Glück meiner Schwester steht auf dem Spiel, ich darf nicht länger schweigen. Felix, was Sie zu ahnen scheinen, was in peinlicher Ungewißheit Sie foltert und verstört, es ist wirklich: Eugen liebt meine Schwester."

„„Meine scharfsichtige Freundin, das weiß ich.""

„Sie wissen es, und sehen unthätig zu, wie ein Elender, die Pflichten der Freundschaft mit Füßen tretend, das Glück Ihres Hauses nach und nach untergräbt? Clementine hielt sich anfangs fern von dem Einstgeliebten. Eugen drängte sich in ihre Nähe, und Sie selbst schienen das gern zu sehen, zu befördern. Ich begreife Sie nicht. Er liebt Clementinen und Clementine —"

„„Liebt ihn!""

„Das wissen Sie?"

„„Ja. Ich bin Eugens Vertrauter.""

„Was?"

„„Ich weiß Alles. Vor vier Wochen verschwand nach und nach Clementinens tugendsame Sprödigkeit; ihr Blick floh nicht mehr den seinen. Vor drei Wochen ward der Druck seiner Hand zum ersten Mal erwiedert. Vor vierzehn Tagen ließ sie sich einen Kuß rauben, gestand ihm vor acht Tagen unter einem Strom von Thränen ihre Liebe und beschwor ihn in tugendhaftem Jammer, sie zu fliehen. Sie hat einen schweren Kampf gekämpft — O sie ist eine wackere, vortreffliche Frau. Ich spreche in vollem Ernst; sie verdient alles Lob. Was sehen Sie mich so seltsam an?""

„Und das — das Alles hat Ihnen Eugen erzählt?"

„„Ja, meine Theure, er selbst. Das waren himmlische Stunden, wo er mir von seinem Glück sprach; in schöner Erregung war ich zuweilen nahe daran, ihn mit diesen meinen Händen zu erdrosseln. Es war herrlich! Mein ganzer innerer Mensch wurde dabei auf eine heilsame Weise durchgeschüttelt und aufgelöset — Ich langweile mich nicht mehr. Recht glücklich bin ich freilich noch nicht, aber ich denke, das wird schon noch kommen.""

„Ich glaube, Sie sind wahnsinnig, oder im Begriff, es zu werden."

„„Nicht doch! Nicht doch. Aber einen neuen Menschen gedenk' ich anzuziehen, einen neuen Menschen — Was giebt's, Charles?""

Der eintretende Diener sagte: Der Herr Baron schickt Ihnen dies Billet.

Felix riß das Siegel auf und las. Glühendes Roth färbte plötzlich sein Gesicht — Er schrie auf, rannte mit hastigen Schritten nach der Thür, blieb aber auf der Schwelle stehen — ein großer, innerer Kampf malte sich auf seinen Zügen, heftig arbeitete seine Brust — Er schloß die Thür; bebend, schwankend kehrte er zurück, sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen — Thränen rannen durch die Finger.

„Mein Gott! Was ist Ihnen?" rief Fanny in großer Angst, „was bedeutet das?"

„„Lesen Sie! Lesen Sie!""

Fanny hob den Brief, den er hatte fallen lassen, vom Boden auf und las: „Mein geliebter Freund! Während Du diese Zeilen lieseſt, entführe ich Deine Frau. Lange waren meine Bitten fruchtlos; vergebens beschwor ich sie um ihre Einwilligung. Da gestand ich ihr, — Du vergiebst! — daß ich mit Deiner Erlaubniß, unter Deinem Mitwissen um ihre Liebe geworben habe: daß Du, um uns glücklich zu machen, bereit sei'st, Dich von ihr zu trennen, und daß sie vielen peinlichen Scenen durch diese Flucht entginge. Sie sah mich staunend an und brach in Thränen aus; all mein Zureden war umsonst. Endlich trocknete sie die Augen und sagte: Er liebt mich nicht, er hat mich nie geliebt — ich folge Ihnen. Da ich nichts hinter Deinem Rücken thun mag, zeige ich Dir, Du bester Freund, unser Vorhaben hiemit an. Nun kannst Du, wenn Du andern Sinnes geworden bist, Clementinens Flucht verhindern. Du kannst uns nacheilen, die Postillone sollen langsam fahren, dafür will ich sorgen. Auf dem Wege nach * trifft Du uns; dort will ich Clementinen der Obhut einer alten Tante überlassen, bis ihre Scheidung von Dir erfolgt ist. Doch glaub' ich in Deinem Sinn zu handeln. Leb' wohl! Leb' wohl! An Clementinens Seite winkt mir eine himmlisch schöne Zukunft; ihre Liebe verklärt mein ödes Leben. Zwei Gefühle — glühende Liebe zu Clementinen und grenzenlose Dankbarkeit für Dich — füllen zum Zerspringen das Herz Deines überglücklichen Freundes Eugen."

Sie hatte den Brief laut gelesen. „Und Sie zögern?"

Felix richtete sich auf, ein tiefer Schmerz lag auf seinen bleichen, verstörten Zügen; leicht fuhr er mit der Hand über Stirn und Augen.

„„Fanny," sagte er mit bebender Stimme, „„Wollen Sie meine Frau sein?""

Sie starrte ihn keines Wortes mächtig an. Er faßte ihre Hand, sie erglühte.

„Spotten Sie mein?"

„„Wenn ich, von Clementinen getrennt, meine Frage wiederhole? Darf ich hoffen?""

Sein Blick tauchte tief in ihr Auge; sie schwieg, ihre Hand bebte in der seinen.

Er bedeckte die Hand mit Küssen, er sank zu ihren Füßen nieder — eine heiße Thräne fiel auf die Hand, und laut auflachend rief er:

„„Ich bin der Glücklichste aller Sterblichen!""

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

808 zu Wien geboren, lebt daselbst als Arzt.

Er schrieb:

Gedichte. Stuttgart 1836.
Beiträge zur Literatur, Kunst- u. Lebenstheorie. Wien 1837 — 1841. 2 Bde. Der 2. Bd. auch unter dem Titel: Lebensblätter.
Zur Diätetik der Seele. Daſ. 1838. 3. Aufl. 1842.
Medicinische Schriften u. s. w.

Mehr tiefer Denker als Dichter, hat sich F. besonders Goethe'scher Anschauungsweise zugewendet und in dieser Richtung Treffliches zu Tage gefördert.

Bithon und Kleobis.

Bereit ist alles. Weiße Rosen
Umblüh'n das Haupt der Priesterin;
Sie wallt einher mit stillem Sinn,
Es strömt die Menge zu mit Tosen;
In Lust und Prangen
Wird Here's Opferfest begangen.

Seht hin! die Priesterin besteigt,
Die Herrliche, den Silberwagen,
Des weißen Kleides Falten schlagen

Digitized by Google

Sich groß um ſie, wie ſie ſich neigt;
Und weiß erglänzt
Der Jungfrau'n Kreis, der ſie umkränzt.

Der Hohen Auge ruht mit Wonne
Auf ihrer Söhne holdem Paar,
Die ſie beim Morgengruß der Sonne,
Am Jahrstag dieſes Feſts gebar,
Und früh gelehrt
Verehren, was ihr Volk verehrt.

Sie wuchſen ſo die lieben Knaben
Im Dienſt der Gottheit fröhlich auf;
Erwarben ohne Schmerz und Kauf
Reinheit und Kraft, die höchſten Gaben;
— — Doch, Freunde, ſeht,
Weshalb der Zug noch ſtille ſteht?

„Die weißen Roſſe, die den Wagen,
Wie ſonſt, zum Tempel führen ſollten,
Als wir zum Dienſt ſie ſchmücken wollten;
Sie floh'n — und ſind nicht zu erjagen —
Im Blitzesnu
Der nahrungsloſen Freiheit zu!"

Erſchrocken hört's die Prieſterin —
Schon iſt die Schaar zum Aufbruch fertig,
Die Göttin des Tributs gewärtig,
Und leicht erregt iſt Here's Sinn; —
Wer ſchaffet Rath?
Die Worte ſelten, oft die That.

Und ſieh! — die goldgelockten Söhne
Der hehren Frau, — mit gleicher Haſt,
Wie von der Gottheit Macht erfaßt
(Daß ächter Dienſt das Opfer kröne),
Sie ſtehn und bücken
Dem heil'gen Joche ihren Rücken.

So in erſtaunten Volkes Mitte
Führt die gelenke Zweigeſtalt,
Das Haar vom Silberzaum durchwallt,
Die Mutter, mit gemeſſ'nem Schritte
Und frohem Sinn,
Zum weitentleg'nen Tempel hin.

Sie aber ſchweigt, entzückt im Stillen,
Und opfert nach der alten Sitte;
Dann weilt ſie in des Tempels Mitte,
Und fleht empor gewandt zu Here,
Was ſie begehre
Dieß Einemal ihr zu erfüllen:

„Nicht nach eitler Thoren Weiſe,
Göttin! fleht die Prieſterin;
Schickſalsrad rollt ew'ge Gleiſe,
Wandelvoll iſt Menſchenſinn,
Was uns unten wahrhaft frommt,
Ihr allein erkennt es droben;
Was ihr wirkt, ich werd' es loben,
Preiſen, was von euch uns kommt.
Dieß Gefühl im Buſen fleh' ich,
Wolleſt meinen Kindern lohnen!
Sterbliche ſind deß nicht fähig, —
Lohnt ſich frommer Sinn mit Kronen?
Wolleſt ihnen unter allen
Looſen, die den Menſchen fallen,
Jenes gönnen, das ihr hohen
Götter ſelbſt das beſte nennt, —
Welches Feinde nicht bedrohen,
Und der Menſch vielleicht nicht kennt!"

Noch weilt, noch betet ſie, die Hohe, Reine,
Da ſieht man ihre Söhne, ſich umarmend,
Wie von des Zaubers leiſer Hand getroffen,
Vielleicht ermattet von des Dienſtes Mühe,
An heil'ger Stätte unbeſorgt entſchlummern;
Ein ſanfter Friede ſchwebt auf ihren Lippen,
Auf ihren Stirnen ruht ein ſanfter Friede.
Man ſcheut ſich gern, den ſüßen Schlaf zu ſtören,
Und läßt ſie Haupt an Haupt, die Unſchuldvollen,
Auf dem geweihten Teppich lächelnd athmen,
Und kehret heim. Die Knaben aber kehrten
Nicht wieder heim. Sie ſtarben ſo im Schlafe.

Ludwig Feuerbach.

Doctor der Philoſophie. Karl Riedel zeichnet in Gutzkow's Jahrbuch der Literatur (Jahrg. 1839, S. 118) Feuerbach's äußeres Leben mit den wenigen Worten: „Als F. das Gymnaſium verließ, war er auf dem Wege, ein Myſtiker zu werden. Er las Auguſtinus Schriften fleißig und ließ ſich in Heidelberg und Berlin bei der theologiſchen Facultät immatrikuliren. Der Einfluß der Hegel'ſchen Philoſophie, deren wahrhaften Geiſt er mit ganzer Seele in ſich aufnahm, beſtimmte ihn die Theologie aufzugeben und ſich blos den ſpekulativen Wiſſenſchaften zu widmen. Aus Berlin zurückgekehrt, trat er in Erlangen als Privatdocent auf. Man darf die Univerſität Erlangen, dieſe Geiſtesſteppe, nur nennen, um ſogleich auch anzudeuten, daß ein ſo reger, ſtrebender, in der Wahrheit und ihrem Dienſte erglühter Jüngling, wie Ludwig Feuerbach es war, in jener Seelenwüſtenei des erlanger Treibens kein Glück machen konnte. Er fand wenige Zuhörer, und die ſich ihm näherten, wurden durch die Führer der pietiſtiſchen Parthei abwendig gemacht; umſonſt bat er um eine Profeſſur; endlich ſah er ſich genöthigt, auf das Gut eines Freundes, deſſen Schwägerin er heirathete, zu ziehen; dort lebt er jetzt blos gelehrten Studien."

Er ſchrieb:

Gedanken über Tod u. Unſterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers. Nürnberg 1830.

Das Weſen des Chriſtenthums. 2. verm. Aufl. gr. 8. 1843.

Das Weſen des Glaubens im Sinne Luther's. Ein Beitrag zum „Weſen des Chriſtenthums." gr. 8. 1844.

Geſchichte der neuern Philoſophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. 2. Ausg. 8. 1844.

Darſtellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'ſchen Philoſophie. 2. Ausg. 8. 1844.

Kritik des Anti-Hegels. Zur Einleitung in das Studium der Philoſophie. 2. Ausg. 8. 1844.

Abälard und Heloiſe oder der Schriftſteller und der Menſch. Eine Reihe humoriſtiſch-philoſophiſcher Aphorismen. 2. Ausg. 8. 1844.

Pierre Bayle nach ſeinen für die Geſchichte der Philoſophie und Menſchheit intereſſanteſten Momenten dargeſtellt und gewürdigt. 2. Ausg. 8. 1844.

Ueber Philoſophie und Chriſtenthum in Beziehung auf den der Hegel'ſchen Philoſophie gemachten Vorwurf der Unchriſtlichkeit. gr. 8. 1839.

Sämmtliche Werke. 1. u. 2. Bd. gr. 8. Leipzig 1846. Otto Wigand.

Kritiken der „chriſtl.-germaniſchen Staatslehre" von Stahl, von Erdmann's „Geſchichte der neuern Philoſophie", von Hock's „Carteſius und ſeine Gegner" in den berl. Jahrbüchern (1836. Nr. 72 flg. 1838. Nr. 67 flg.), von K. Beyers „Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens", von Dorguth's „Kritik des Idealismus u. Materialismus in Grundlage des apodiktiſchen Realrationalismus" in den Halliſchen Jahrbüchern für deutſche Wiſſenſchaft u. Kunſt. Jahrgang 1838. Nr. 6 flg. Nr. 76 flg.

„Zur Kritik der Hegel'ſchen Philoſophie", abgedruckt in den Halliſchen Jahrbüchern. Jahrg. 1839. Nr. 206—216. u. a. m.

Einzelne Aufſätze und Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

Digitized by Google

Einer der kühnsten und selbstständigsten Denker unserer Zeit, hat F., obwohl ursprünglich ein Schüler Hegels, dessen System verlassen und sich muthig eine neue Bahn gebrochen, auf der er unerschrocken fortschreitet. Sein System zu charakterisiren gehört nicht zu der Aufgabe, die uns hier gestellt ist, und erfordert ganz andere Kräfte, als wir sie hier zu bieten haben. Es muß uns genügen darauf aufmerksam zu machen, daß seine Schriften sich durch einen lichtvollen meisterhaften Styl und glänzende, aus der hohen Bedeutung ihres Inhaltes selbst geschöpfte Beredtsamkeit vor der großen Menge ähnlicher Bücher überaus vortheilhaft auszeichnen.

Aus „Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch."

Es geht uns mit den Büchern, wie mit den Menschen. Wir machen zwar viele Bekanntschaften, aber Wenige erwählen wir zu unsern Freunden, unsern vertrauten Lebensgefährten.

Bekannte kommen und vergehen, Freunde nicht. Bücher, die wir zu unsern Freunden machen, werden uns nie zum Ekel. Sie nützen sich durch den Gebrauch nicht ab; sie reproduciren sich immer von Neuem, wie das Leben; ihr Genuß ist unerschöpflich.

Ueber tüchtige Menschen erlauben wir uns erst nach langem Umgange ein Urtheil, aber über unzählige fällen wir gleich beim ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft mit ihnen ein Urtheil, und zwar kein anderes, als daß wir sagen: wir können unmöglich mit ihnen umgehen, wir wollen sie gar nicht kennen lernen. So geht's uns auch mit unzähligen Schriften: schon bei den ersten Seiten sind wir mit ihnen fertig. Wir können sie eben so wenig genießen, als wir todte Mäuse und Ratten zu uns nehmen, oder den Speichel anderer Menschen auflecken können, und sollten wir auch, wie jene verirrte Mönche, durch solche Büßungen unser ewiges Seelenheil erwerben zu können glauben. Das Urtheil der Antipathie: „ich kann nicht, ich mag nicht" ist auch hierin oft das allergründlichste Urtheil, das Urtheil der Vernunft.

Die nämlichen Affecte, welche die Menschen, erwecken auch die Bücher in uns, nur sind ihre Eindrücke abstrakter. Warum? weil die Bücher die abgeschiedenen Seelen der Menschen sind, denen, wenn auch nicht mehr, doch wenigstens eben so viel Leben und Kraft, als den lebendigen Menschen zukommt, weil sie geistige Individualitäten sind, die eben so, wie die wirklichen, abstoßend oder anziehend auf uns wirken.

Der Verkehr mit Büchern ist ein Verkehr mit Geistern. Je höher Geist und Leben steigen, desto flüchtiger ist das Material, worin sie sich ausdrücken. Auf den vergänglichen Blättern der Blume wohnt mehr Geist und Leben, als in den plumpen, Jahrtausenden trotzenden Granitblöcken.

Die Schicksale mancher Bücher sind so seltsam, die Art, wie sie sich erhalten, so außerordentlich, daß auch über ihnen unverkennbar ein vorsehender Genius wacht. Aber auch bei ihnen ist der Genius keine äußerlich wirkende, sondern eine inwohnende Kraft, das eigne Gute, die eigne Vortrefflichkeit, und die damit verbundene Nothwendigkeit der Existenz.

Es geht den Büchern, wie den Jungfrauen. Gerade die besten, die würdigsten bleiben oft am längsten sitzen. Aber endlich kommt doch noch einer, der sie erkennt und aus dem Dunkel der Verborgenheit an das Licht eines schönen Wirkungskreises hervorzieht.

Merkwürdig sind Milton's Worte in seiner Areopagitik über das Wesen des Buchs. „Ein Buch, sagt er (zunächst in Beziehung auf Preßfreiheit), ist keine schlechthin todte Sache; die Existenz eines guten Buches darf daher eben so wenig gefährdet sein, als die eines guten Bürgers, die eine Existenz ist eben so ehrwürdig, als die andere, und Angriffe auf die eine müssen eben so gefürchtet sein, als Angriffe auf die andere. Einen Menschen tödten heißt ein vernünftiges Geschöpf vernichten, aber ein gutes Buch unterdrücken, heißt die Vernunft selbst tödten."

Das schriftliche Wort ist ein armer Teufel, der sich nur durch eigne Kraft durch die Welt schlägt, während das mündliche oder lebendige Wort durch die Recommandationen Ihro Durchlaucht der Frau Fürstin Phantasie, und ihrer Kammerdiener, der Augen und Ohren, sich zu den mächtigsten Aemtern emporschwingt.

Die Schrift ist eine züchtige, bescheidene, einfache, stille, von der Welt zurückgezogene Jungfrau, deren hoher Werth und Schönheit nur von sehr Wenigen, ja wohl sehr Wenigen gefühlt und erkannt wird. Das Leben ist zwar auch eine schöne, liebenswürdige Jungfrau, aber ein Bischen zu sinnlicher Natur, zu glanz- und gefallsüchtig. Darum fesselt sie auch so leicht den unerfahrnen Jüngling und den durch sinnliche Eindrücke bestimmbaren Menschen, während ihre Schwester nur den gereiften Mann, den denkenden Menschen anzieht.

Wann werden die Menschen doch einmal so gescheut werden, jede Sache nur nach sich selbst zu bemessen und zu erkennen, daß fast alle Mängel, die sie in den Dingen finden, nur von ihrem Mangel an Verstand, nur daher kommen, daß sie Unvergleichbares vergleichen, und in Folge dieser ungeschickten Vergleichung Wirkungen und Eigenschaften an einer Sache vermissen, die ganz unter ihrer Wesenheit und selbst unter ihrer Würde sind? Ist es etwa ein Mangel Gottes, daß ihm die Eigenschaft der Sinnlichkeit abgeht, daß er nicht gehört, gesehen, gefühlt werden kann, daß er durch keine solche Wirkungen, wie etwa die Electricität, der Magnetismus, Beweise von seinem Dasein giebt? Giebt es daher etwas Lächerlicheres, als wenn man die Wirkung und Ueberzeugungskraft des Wortes der Wirkung und Ueberzeugungskraft eines Blickes, eines Lippen- oder Händedrucks gegenüberstellt, und aus dem Gewicht dieses materiellen Druckes die Unzulänglichkeit oder gar die Kraft- und Seelenlosigkeit des idealen Wortes beweisen will? Erkennt jedes Wesen in seiner Wirkungssphäre, und ihr werdet nicht mehr seine Vorzüge für Mängel halten. Wo nicht Geist dem Geiste, sondern Person der Person gegenübersteht, da sind natürlich auch nur persönliche Mittel der Mittheilung die sach- und zeitgemäßen, folglich von Wirkung, da gilt es, sich zum unmittelbaren Leibeigenen des Andern zu machen, als zuverlässige Hypotheke seiner Liebe und Verehrung die ganze Baarschaft seiner Gesinnungen und Empfindungen ihm in die Hände zu drücken.

Es giebt natürlich eine unzählige Menge von Dingen, die wir entweder allein oder doch leichter und unendlich besser durch die sinnliche Anschauung erkennen, als durch die Lektüre. Aber es ist thöricht, deswegen das Wesen und den hohen Werth des Buches zu verkennen. Der Mensch wird sowohl in der Lektüre, als in der Schriftstellerei von einer Menge unwesentlicher Eindrücke und Affectionen frei, die bei der sinnlichen Anschauung mit in sein Urtheil einfließen und seine Reinheit trüben; seine Seele wird leidenschaftsloser, ruhiger und eben dadurch fähiger, eine Sache zu erkennen und zu beurtheilen, wie sie ist.

Das Leben ist die Frühlingszeit unserer Gedanken und Empfindungen; es ist bereits Spätsommer, ja Herbst, wenn sie auf das Papier kommen. Freilich ist jetzt der Reiz der Blüthe, der reiche Blätterschmuck, das lebhafte Grün dahin, aber dafür sind sie nun auch zeitig und zu vollendeten Früchten an dem Lichte der Wahrheit herangereift.

Es ist nun einmal so: die Erkenntniß wird nur durch den Verlust der Unschuld des Lebens erkauft. Wenn Adam einmal die Feder ergreift, so seid gewiß, daß er bereits aus dem Paradiese des Lebens heraus ist, schon von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen gekostet hat. Darum trägt auch Mephistopheles eine Feder auf seinem Kopfe.

Ach! ein wunderschönes Kind ist das Leben, ein Kind, kaum achtzehn Jahre alt. Wer könnte es uns verargen, wenn wir von seiner durch das magische Licht des Jugendreizes verherrlichten Schönheit schon beim ersten Anblick so hingerissen werden, daß wir auf der Stelle vor ihm zu Füßen fallen, und ewige Liebe bis in den Tod ihm schwören? Die Schrift hingegen ist eine

Digitized by Google

Jungfrau, die schon hoch in den Zwanzigern ist; sie hat schon viel verloren, so schön sie auch noch ist; sie steht allein da, verlassen von den treulosen Freunden der Jugendreize; sie hat keine Fürsprecherin mehr, als sich selbst; aber um so heller leuchtet der Himmel ihres inneren bleibenden Werthes dem Kenner in die Augen.

„In aula omnibus abundo, excepta una veritate; Alles habe ich am Hofe im Ueberfluß, nur die Wahrheit nicht," sagte ein französischer König; eine Aeußerung, die auch auf das Leben ihre volle Anwendung findet. Die Welt ist ein schöner, fürstlicher Pallast, der Verstand der König, der aber an seiner Seite zur Mätresse die Phantasie hat, die eine wahre Pompadour ist, die Sinne sind die Höflinge, welche die Wahrheit nicht unentstellt vor den Thron gelangen lassen. Wer diese finden will, muß sich in die stillen Lesekabinete und Studierzimmer der Bücher zurückziehen.

Wie vortrefflich äußert sich schon Diodor von Sicilien über die Schrift, wenn er sagt: „Wer wäre im Stande, der Schreibkunst eine würdige Lobrede zu halten? denn nur durch die Schrift erhalten sich die Todten in dem Andenken der Lebenden und verkehren die Entfernten mit einander, als stünden sie sich zur Seite. Nur das zuverlässige Zeugniß des schriftlichen Wortes verbürgt den Bestand der im Krieg zwischen Königen oder Völkern geschlossenen Verträge. Nur die Schrift allein bewahrt die köstlichen Gedanken der weisen Männer und die Aussprüche der Götter, ja selbst alle Philosophie und Wissenschaft und übergiebt sie immer von Jahrhundert zu Jahrhundert den kommenden Geschlechtern. Darum müssen wir wohl die Natur als die Quelle unsres (physischen) Lebens anerkennen, aber als die Quelle unsres edlen, unsres geistigen Lebens die Schrift."

Wer immer mitten drin im Leben herumwatet, der weiß wohl vieles von ihm zu erzählen, aber er weiß nicht, mit fortgerissen von dem Strudel der Erscheinungen, was es eigentlich um das Leben ist. Um das Leben zu erkennen, muß man sich vom Leben absondern.*) So giebt es kein besseres Mittel, als die Trennung, um zu erfahren, ob der leidenschaftliche Eindruck, den eine neue Bekanntschaft auf uns machte, ein bleibender oder vorübergehender, ob sein Gegenstand wirklich der Zuneigung würdig ist, die wir für ihn faßten. Denn erst in der Entfernung betrachten wir mit Ruhe und Kennerblicken das in der Erinnerung mitgenommene Bild, lesen wir sorgfältig alle Aeußerungen, alle Züge, alle Manieren und Handlungen der liebgewordenen Person zusammen, um sie uns zu vergegenwärtigen, und bekommen so die Dotter des Ei's, das uns bisher unverdaulich im Magen lag, abgeschält von dem glänzenden Eiweiß des unmittelbaren Sinneindruckes in unsere Gewalt. Die einzig vernünftige Absonderung vom Leben ist jedoch keine sinnliche, sondern eine geistige, d. h. die, welche uns nur der unteren, mit den gröbsten Bestandtheilen angefüllte Atmosphäre entrückt, zugleich aber in ununterbrochener Berührung mit den feinern Exhalationen des Lebens erhält; und diese Absonderung ist eben der Umgang mit Büchern.

Das Leben muß wie ein kostbarer Wein mit gehörigen Unterbrechungen Schluck für Schluck genossen werden. Auch der beste Wein verliert für uns allen Reiz, wir wissen ihn nicht mehr zu schätzen, wenn wir ihn wie Wasser hinunterschütten.

Die Bücher sind einsame Kapellen, die der Mensch in den wild-romantischen Gegenden des Lebens auf den höchsten und schönsten Standpunkten errichtet, und auf seinen Wanderungen nicht blos der Aussicht wegen, sondern hauptsächlich deswegen besucht, um sich in ihnen von den Zerstreuungen des Lebens zu sammeln und seine Gedanken auf ein anderes Sein, als das nur sinnliche zu richten.

Die Phantasie stammt aus königlichem Geblüte, die Sinne sind von adeliger Herkunft, die Vernunft ist bürgerlichen Ursprungs. Die Sinne spielen daher im Leben unter dem Protectorate der Phantasie die Großen, die Herren der Welt. Die Vernunft, die von jeher zwar durchaus nicht zur Misanthropie, doch zu Schwermuth und Tiefsinn eine vorherrschende Disposition hatte, begiebt sich daher aus der Welt, dieser großen Residenzstadt der Phantasie, wo sie ohnedieß selten in einem andern Ansehn, als dem eines pedantischen Schulmeisters steht, in den Büchern auf das Land, um hier ihren archäologischen, historischen und philosophischen Studien ungestört nachleben zu können und aus den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts den Beweis zu führen, daß sie zwar in den Augen der Welt bürgerlichen, in Wahrheit aber göttlichen Ursprungs ist.

Die Bücher sind kurze Excerpte aus den weitläufigen Foliobänden des Lebens, und nur derjenige erfüllt die hohe Bestimmung des Schriftstellers, der aus dem vielen schlechten Zeuge, das sie mitunter enthalten, nur das Beste herausliest und von dem Unbrauchbaren das Nothwendige, von dem Gemeinen das Edle absondert.

Das Buch ist ein Herbarium. Von jeder Spezies, die in der Natur existirt, nehmen wir zwar ein Individuum auf, aber wir suchen uns immer nur die besten, schönsten, vollendeten Exemplare aus; die übrigen lassen wir draußen im Freien stehen, dem gemeinen Loose der Vergänglichkeit preisgegeben.

In der Schrift hält der Mensch das jüngste Gericht über sich selbst, seine Gedanken und Empfindungen; er sondert hier die Schafe von den Böcken, übergiebt die einen der ewigen Vergessenheit und Nichtigkeit, die andern dem ewigen Leben.

Das Leben steht wie ein Kaffeehaus Jedem ohne Unterschied offen, aber die Literatur ist eine geschlossene Gesellschaft, ein enger Verein mit eignen Statuten; nur nach vorhergegangener Auswahl, Berathung und Unterscheidung steht uns und unsern Gedanken und Empfindungen der Zutritt in denselben offen.

Was wir im Leben nach und nach in kleiner Münze ausbezahlt bekommen, worunter sich oft die allerschlechtesten und abgeschliffensten Zwölfer, Sechser, Groschen und Kreuzer befinden, die wir uns kaum auszugeben getrauen, aber gleichwohl im Leben recht gerne angenommen werden, das erhalten wir in der Schrift in Gold ausbezahlt. Daher findet es sich denn, daß der Inhalt unseres Lebenssäckels, ob er gleich einen gewaltigen Bausch macht und wunder wie viel zu betragen scheint, dennoch, wenn er in die Münzsorte ausgewechselt wird, die allein in der Bücherwelt gilt, oft nur auf ein einziges Goldstück sich reduzirt, das wir ganz bequem in ein kleines Papierchen wickeln und in unserer Westentasche ohne alle Incommodität bei uns tragen können. Das Buch ist der Compte rendu, das Facit unseres Lebens, der reine Gewinnst, der uns von ihm nach Abzug aller Kosten übrig bleibt.

Das Leben ist ein Poet, das Buch ein Philosoph. Jener beschaut die Einheit in der Mannigfaltigkeit, dieser die Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die Poesie betrachtet aus einiger Entfernung, um die Reize zu erhöhen und den Effekt zu verstärken, den Baum, wie er in voller Blüthe dasteht, wie Tausende und abermals Tausende von Blüthen an ihm prangen, und läßt es bei der magischen Kraft dieser Anschauung bewenden. Aber die Philosophie geht ganz nahe auf den Baum zu, bricht eine oder höchstens ein Paar Blüthen ab — denn diese reichen schon zu ihrem Zwecke hin, sie kommt mit Wenigem aus — betrachtet sie ganz genau, nimmt sie in aller Ruhe mit sich nach Hause, trocknet sie dann an der Sonne der Vernunft und bewahrt sie in einem Buche auf. Die Poesie macht uns auch noch aus dem Thautropfen, der an dem Baume mit schönen Farben funkelt, einen Diamanten; aber die Philosophie berührt, um das Wesen vom Scheine zu unterscheiden, mit dem Zeigefinger des Verstandes den Wassertropfen, und macht so mit einem Tupfer der glänzenden Täuschung ein Ende.

Die ächten Schriftsteller sind die Gewissensbisse der Menschheit. Das Gewissen stellt die Dinge anders dar, als sie scheinen; es ist das Mikroskop, das sie vergrößert, um sie unsern stumpfen Sinnen deutlich und erkennbar zu machen. Es ist die Metaphysik des Herzens. Es kritisirt mit Strenge und Bitterkeit unsere Handlungen, löst sie in ihre Motive auf und selbst diese wieder in ihre feinsten Bestandtheile, macht zu unserm größten Leidwesen haarscharfe Distinctionen, die wir zu unserer Beruhi-

*) Was versteht denn hier und anderwärts der Verfasser unter dem Leben? Welches Leben meint er denn? Ja das soll der Leser selbst so gescheut sein herauszubringen.

Digitized by Google

gung für bloße Hirngespinste und Spitzfindigkeiten auszugeben nur gar zu sehr geneigt sind; es ist ein Doctor seraphicus, ein Doctor fundatissimus, ein Doctor subtilissimus. Armselige Menschheit, wenn du kein gutes Gewissen mehr hast, wenn du die Vorwürfe, die es dir macht, als bloße Subtilitäten und Superlative, als Uebertreibungen eines kränklichen überspannten Gemüths betrachtest, um die Stimme des Gewissens zu betäuben!

Wir Menschen sammt und sonders sind im Leben auf der Universität. Wir hören hier interessante Collegien, lernen Menschen aus allen Ländern und von den verschiedensten Charakteren kennen, üben die ritterlichen Künste ein und aus, feiern attische Nächte, kommen oft ganze Tage lang nicht zu uns nach Hause, machen Reisen und Fahrten aller Art und bestehen so manches traurige Abentheuer, sei es nun durch unsere Schuld oder nicht; aber gleichwohl ist es uns in dem Elemente der academischen Freiheit so wohl, wie dem Fisch im Wasser. Es ist fürwahr ein schönes Leben. Aber dessen ungeachtet bekommen wir es bei Zeiten herzlich satt, obscuriren daher und schreiben an einer Abhandlung in lateinischer Sprache, um als Doktoren der Weltweisheit zu promoviren.

Das Leben ist die Göttin Venus, entstanden aus dem brausenden Schaum und Gischt des großen Weltmeers, wunderschön, allmächtig, aber, wie's der Liebe zu gehen pflegt, selten bei Verstande. Die Schrift dagegen ist die Minerva, Pallas Athene, entsprungen dem Jupitershaupte des Menschen, „die Göttin des Verstandes, der Weisheit und des Studirens."

Im Leben ist der Mensch zehn Jahre im Kriege und zehn in der Irre, gleich dem Ulysses. Das Buch ist die Insel Ithaka, wo er endlich wieder heimkehrt, seine Seele, seine liebe Ehegattin, die treue Penelope, welche unterdessen im Leben das traurige langweilige Loos hatte, immer wieder über Nacht auftrennen zu müssen, was sie am Tage gearbeitet, und so nie fertig ward, jetzt wiederfindet, und ihr nun in gedrängten Auszügen den wesentlichen Inhalt aus dem breiten, dickleibigen Roman seines Lebens erzählt. Natürlich übergeht er nicht nur tausenderlei kleine Umstände und gewöhnliche Dinge in seiner Erzählung, sondern verschweigt auch absichtlich seiner lieben Ehehälfte so manches Abentheuer, welches ihre keuschen Ohren beleidigen könnte. Aber deswegen dürfen wir nicht an der Wahrheit und Treue der Erzählung, noch daran zweifeln, ein vollständiges Gemälde von ihm und seinem Leben in ihr zu besitzen.

Unstreitig legt nur der die Genesis richtig aus, welcher erkennet, daß eben von dem Baume, von welchem Adam die Frucht der Erkenntniß des Guten und Bösen bricht, mit deren Genuß er das Paradies des Lebens verliert, auch die Blätter sind, mit denen er seine Nacktheit bedeckt. Und wenn Penelope noch eines besonderen Kennzeichens bedurfte, um sich zu überzeugen, daß Ulysses wirklich Ulysses sei, so können wir das wohl der Ehegattin und dem neugierigen Weibe hingehen lassen; aber für uns ziemt sich eine solche Specialuntersuchung schlechterdings nicht; sie ist uns überdem auch ganz und gar unnöthig; wir erkennen schon ohne sie vollständig den Ulysses als Ulysses.

Es ist freilich ein herrliches Vergnügen, den schönen Rheinstrom des Lebens auf dem Dampfboote des Leibes hinunter zu fahren, bei einem guten Glas Wein, in angenehmer Gesellschaft, vorausgesetzt, daß es gutes Wetter ist, und nun so Gegenden für Gegenden, Städte für Städte, Menschen für Menschen vorüberziehen zu sehen. Aber wie bedeutungslos ist die Fahrt, wie leer und eitel das Vergnügen, wie jeder Tag ein verlorner, wenn wir uns nicht wenigstens einige Stunden täglich von der Gesellschaft absondern, die schönsten und interessantesten Parthien von den vorübergehenden Erscheinungen auf dem Papiere fixiren und die Zeichnungen mit der Angabe der nöthigsten, wissenswürdigsten Umstände begleiten, um unsern Kindern, die daheim bleiben mußten, wenn wir nach Hause kommen, das belehrende Vergnügen zu bereiten, jetzt wenigstens unsere Quasireisegefährten sein zu können.

Das Leben ist eine hohe Militärperson; es hat ein martialisches Aussehen, ist aber dessen ungeachtet besonders in Damengesellschaften gern gesehen, trägt einen gewaltigen und zugleich mit den köstlichsten Diamanten besetzten Degen an der Seite; die Brust ist übersäet mit Ehrenkreuzen und Sternen, eine wahre Milchstraße von Orden; die Zeichen seines Standes und seiner hohen Würde sind zu aller Welt Schau an dem Putzladen seiner Uniform ausgeschlagen; schon von Weitem erkennt man aus dem Glanze das Wesen, das da kommt; alle Augen sind auf den stolzen Krieger gerichtet, und aus der Ferne schon zieht der Haufe demüthig den Hut ab vor dem großen Manne, dem gewaltigen Herrn, wie er ihn nennt. Das Buch dagegen ist ein wahrer Gelehrter, in einem prunklosen, einfachen Habit; man sieht's ihm nicht von Außen an, was er ist; seine Verdienste werden nicht belohnt, aber sie sind auch unbelohnbar; er ist gering geschätzt von dem großen Haufen; seine besten, universellsten, ins Rad der Weltgeschichte mächtigst eingreifenden Arbeiten macht er nur bei der Nacht im Stillen, von Niemanden wahrgenommen, als höchstens einem Nachbar, der sich besonders für ihn interessirt; sein Leben ist ein Räthsel, ein Geheimniß, seine Macht eine unsichtbare, darum unbekannte. Das Leben der hohen Militärperson ist seicht, macht aber ein Getöse, einen Eclat, wie der Rheinfall bei Schaffhausen; das Leben des Gelehrten ist ein stilles Wasser, das aber tief gründet, und nur bei seltnen gewaltigen Erderschütterungen auf eine auch dem Auge des blinden Haufens bemerkbare Weise seinen Zusammenhang mit dem großen Weltmeere beweist.

Die sinnliche Anschauung ist bei der größern Anzahl der Menschen das einzige Maaß ihres Verstandes, die Richtschnur ihrer Urtheile, der feste Anhaltspunkt bei der Werthschätzung der Dinge. So wie sie auf geistigen Boden kommen, gerathen sie auf's Glatteis, wo sie Hals und Bein brechen. Daher halten sie für Ursachen und wirksame Agentien im Leben, was doch allein nur eine höchst untergeordnete Folge ist, hinter welcher man noch eine ganze lange Reihe von Mittelgliedern durchlaufen muß, bis man erst zu der Ursache kommt, die wegen ihrer Entlegenheit nur von dem bewaffneten Auge, d. i. dem denkenden Blicke wahrgenommen werden kann. Wenn sie auch sonst oft selbst auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, so geht es ihnen doch auf dem Gebiete der Literatur, wo sie mit der sinnlichen Anschauung ihre Gouvernantin und folglich alle Haltung verlieren, eben so, wie dem gemeinen Manne, wenn er in eine Bildergallerie kommt. Vor den erhabensten Phantasiestücken und historischen Gemälden geht er gleichgültig und unberührt vorüber, aber wenn er ein Fruchtstück mit appetitlichen Hasen und Rebhühnern oder eine Kuh, die seiner eignen Stallkuh so ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, oder gar das Portrait von seinem Herrn Vetter erblickt, der eben Deputirter beim Landtag ist, ja das ist ein anderer Casus; da kann er sich nicht satt daran sehen; da springt ihm fast das Herz im Leibe vor lauter Freude; darauf schmeckt ihm sein Essen noch zehnmal so gut; und wenn er nach Hause zu Weib und Kind kommt, so kann er nicht aufhören, ihnen von dem großen Einflusse zu erzählen, den die schönen Künste auf das Leben haben. Nur solchen Schriften, die von einer neuen Zahntinctur, von frischen Heringen und Picklingen und andern dergleichen praktischen Dingen handeln, und denen sie auch darum allein den höchst bezeichnenden Namen von Intelligenzblattern geben, räumen sie eine Bedeutung für's Leben ein. Ein Schriftsteller, der keine Artikel für solche Intelligenzblätter liefert, gilt ihnen, wenn sie milde urtheilen, allerhöchstens für einen müßigen Flötenspieler, wie Malesherbes aus Bescheidenheit sich selbst nannte. Und je enger die Sphäre ihrer Praxis ist, desto geringer wird natürlich auch die Zahl der Gegenstände und Bücher, deren Realität und Bedeutung für's Leben sie anzuerkennen im Stande sind. Darum war es auch nur ein Praktiker, wie Napoleon, der sagen konnte: „Die Tragödie befeuert das Innere, hebt das Gemüth, kann und muß Helden schaffen. In dieser Rücksicht verdankt vielleicht Frankreich Corneille einen Theil seiner glänzenden Handlungen."

Die Epistolae obscurorum virorum befreiten Erasmus von einer Krankheit; „er hatte nämlich ein Apostema am Auge, welches ihn sehr verirte; dieweil er nun solches nicht gern von denen Chirurgis wollte abschneiden lassen, so trug es sich zu, daß er in den obenbesagten Episteln nachgesetzte Worte las: ego me diabolice inutilem faciam. Darüber fing er dermaßen zu lachen an, daß das Geschwür von sich selbst aufging, und er so gar bald Linderung empfand." O ihr kleingeisterische, ihr kurzsichtige Praktiker nehmt euch hieran ein Beispiel, daß eine Schrift nicht gerade zu von der ausübenden Arzneikunde handeln muß, um medicinische Wirkungen hervorzubringen, daß auch ein Schriftsteller, der sich mit solchen Dingen nur abgiebt, um die ihr euch nicht im Geringsten kümmert, weil sie nicht à la portée de tout le monde sind, dermaßen das Zwerchfell der Welt erschüttern kann, daß ihr darob, ohne Anwendung einer chirurgischen Operation, die Schuppen von den Augen fallen.

„Die höchste, die gottähnlichste Macht auf Erden, sagt Baco von Verulam, ist die Macht der Wissenschaft. Denn die

Digitized by Google

Würde einer Herrschaft hängt von der Würde der Unterthanen ab. Darum bringt die Herrschaft über ein sclavisches Volk keine Ehre, wohl aber die über ein freies, mit Willen gehorchendes Volk. Erhabener aber als die Macht über den Willen, die der Staat ausübt, ist die Macht der Wissenschaft, denn sie gebietet über die Erkenntniß, die Ueberzeugung, die Intelligenz, welche die erhabenste Kraft der Seele ist und selbst über den Willen gebietet."

Die Schrift ist das Element, das allein treu und gewissenhaft die Schätze aufbewahrt, die der stets auf der Flucht begriffene Sterbliche ihr anvertraut. Sie ist das einzige Medium, das die Lichtstrahlen unserer Gedanken und Gesinnungen unter demselben Winkel reflektirt, unter welchem sie einfallen. Unsere Schriften sind allein unsere unveräußerlichen Handlungen, in denen wir bei uns selbst bleiben, die Aeußerungen, die allein mit dem Wesen des Geistes identisch sind. Darum sind es auch nur sie, die dem Menschen nicht, wie Handlungen anderer Art, wo der Erfolg selten der Absicht und Gesinnung entspricht, sein größtes Gut, seinen Hausfrieden rauben. „Das fühle ich übrigens tief, sagt selbst Johannes von Müller in seinen Briefen, daß alle sogenannte politische Arbeit eitel und nichtswürdig ist, in Vergleich mit gelehrter: diese wirkt Jahrtausende und auf Nationen, die noch nicht sind; sie ist pure freie Geistesfrucht, aus der ein Mann zu schätzen ist."

„Unsterblichkeit, sagt Baco, ist im Grunde das Ziel aller menschlichen Wünsche und Bestrebungen. Fortpflanzung des Geschlechts, Erhebung in den Adelsstand, Gebäude, Stiftungen, Denkmale, Ruhm, Alles zielt darauf. Aber die Denkmale des Geistes und der Wissenschaft sind unter allen die bleibendsten. Haben sich denn nicht die Gedichte Homers ohne Verlust auch nur eines Buchstabens über mehr als fünfundzwanzig Jahrhunderte erhalten? ein Zeitraum, in dem unzählige Paläste, Tempel, Festungen, Städte zerstört oder zusammengesunken sind. Die Gemälde und Statüen des Cyrus, Alexanders und Cäsars, ja selbst vieler neueren Fürsten und Könige können schlechterdings nicht wiederhergestellt werden, denn die Originale sind schon längst durch das Alter zu Grunde gegangen, und die Copien verlieren immer mehr von ihrer ursprünglichen Aehnlichkeit. Aber die Bilder der Geister erhalten sich immerfort in den Büchern unversehrt von den Unbilden der Zeit, weil sie stets ohne Veränderung erneuert werden können, wenn sie anders nur Bilder genannt werden dürfen, da sie ununterbrochen neues Leben schaffen, Handlungen auf Handlungen, Gedanken auf Gedanken in allen folgenden Zeiten erregen und bewirken. Wenn die Erfindung der Schifffahrt für etwas Herrliches und Bewundernswürdiges gilt, weil sie die Schätze und Waaren von einem Ort zum andern und so die entlegensten Länder durch den gegenseitigen Austausch der Lebensgenüsse mit einander in Verkehr bringt, um wie viel mehr müssen wir erst die Erfindung der Schrift feiern, die gleichsam hinsegelnd über den Ocean der Zeit die entferntesten Jahrhunderte durch die Mittheilung ihrer Geisteserzeugnisse mit einander verbindet?"

Draußen in der Sphäre des Handelns und Lebens anerkennen wir wohl, daß wir die Unterthanen einer allmächtigen, Alles bindenden und zusammenhaltenden Regierung sind; aber in unserm eignen Hause, d. h. im Kopfe da bilden wir uns ein, die unumschränkten Herren zu sein, und unsere Gedanken nur so nach Willkühr aus uns, wie aus dem Aermel herausschütteln zu können. Allein auch im Geiste, auch in unserer freisten Production hängen wir alle, Vergangene, Gegenwärtige, Zukünftige an einander, wie die Kletten, wie die Perlen an Einer Schnur. Es denkt und schreibt ein Jeder auf Kosten des Andern. Die Literatur ist Ein Werk, das aber in unzähligen Bänden fortgesetzt wird; die Gedanken, die wir für unsere eigensten, unabhängigsten halten und in selbstständigen Büchern zu ediren uns einbilden, sind nur Theile dieses großen Werkes, die sich bon gré mal gré auf die vorangegangenen beziehen; unsere besten Originalwerke sind Plagiate von den Vorlesungen, die wir bei dem in uns wirkenden Weltgeiste privatissime gehört haben. Und gerade die großen Schriftsteller, denen wir am meisten Originalität und Selbstständigkeit zuschreiben, beweisen es auf das Unverkennbarste, daß sie nur Resultate, nothwendige Producte vorangegangener Entwickelungen sind. Nur über die Leichen ihrer Vorgänger, die mit dem Tode ihren Sieg erkauften, ziehen sie triumphirend in den Tempel der Unsterblichkeit ein. Wie die großen Herren, kommen sie erst dann, wenn schon Alles zu ihrem Empfang bereit ist, alle Hindernisse hinweggeräumt, die Straßen wohlgeebnet und herrlich illuminirt sind, während ihre armen Vorfahren bei stockfinsterer Nacht die unwegsamsten Wildnisse zu passiren hatten, und dabei natürlich oft jammervoll um's Leben kamen. Leider haben aber die großen Geister meistens ein sehr kurzes Gedächtniß. Auf dem Gipfel ihres Ruhmes schämen sie sich ihrer niedrigen Herkunft, vergessen sie, daß sie nur den Unterstützungen ihrer armen Eltern und andern Verwandten die Mittel verdanken, durch die sie sich so hoch emporgeschwungen haben, nur auf ihre Kosten so große Männer geworden sind. So wollen unsere großen Klassiker nichts davon wissen, daß Gottsched, Neukirch, Hofmannswaldau und Consorten ihre Verwandten waren, daß sie nur durch ihre Verwendung die lateinische Schule und die Universität besuchten, daß der Reichthum ihrer Ideen, den sie sich auf ihre eigne Faust erworben zu haben glauben, nur von den milden Beiträgen herkommt, die ihre zahlreichen Verwandten schon vor ihrer Geburt zusammengeschossen und bei ihrer Taufe als Pathengeschenk ihnen eingelegt haben. Uebrigens dürfen wir den großen Herren ob dieser Vergessenheit nicht böse sein. Die Menschheit hüllt überall die ersten Anfänge der Cultur in tiefes Dunkel, stürzt die Vorarbeiter jeder glänzenden Periode ihres Lebenslaufes in die Nacht der Vergessenheit, blos, wie es scheint, aus Scham, daß sie den Aufwand so vieler Zeit und Kräfte, so viele Anläufe, Versuche und Vorspiele nöthig hat, bis sie einmal etwas Gescheutes und Vollendetes zu Stande bringt. So macht auch die Natur aus der Zeugung ein Geheimniß, wohl nicht deswegen, weil der Gegenstand für die Erforschung des menschlichen Geistes zu tief ist, sondern vielmehr wahrscheinlich nur aus Scham, weil das Mittel, wie sie die Menschen hervorbringt, gar zu einfach ist, und wir daher, wenn wir ihr in die Karten sähen, nur darüber vor Verwunderung lachen würden, daß wir nicht auch schon längst auf den nämlichen Einfall gekommen sind.

Die Welt ist eine Stadt. Der Raum ist der Herr Bürgermeister, die Zeit die Frau Bürgermeisterin, die übrigens, obgleich weiblichen Geschlechts, mehr Einfluß auf die Stadtbegebenheiten ausübt, als ihr Herr Gemahl; die untergeordneten, obwohl höchst einträglichen und gewichtigen Stadtämter haben die fünf Sinne in Händen. Das Leben ist ein eingebornes Stadtkind, das abgesehen von seinen weitläufigen Connaissansen und Verwandtschaften mit dem sämmtlichen hochlöblichen Stadt-Beamtenpersonale, schon wegen seiner kriechenden Unterthänigkeit leicht und glücklich durch die Welt kommt und ohne alle Schwierigkeit das Recht der Meisterschaft erhält. Das Buch ist ein Fremder, der weither aus fernen Ländern kam, lediglich in der großartigen Absicht, das kleinliche Spießbürgerthum zu zerstören, den bornirten Gesichtskreis der Stadtphilister zu erweitern, und ohne sich dem hochlöblichen Stadtmagistrate zu accomodiren, nur sich und seinem Genie lebt. Natürlich stellen sich seinem Etablissement die größten Schwierigkeiten entgegen, und hat er sich auch endlich etablirt, so finden doch nie seine Waaren solchen allgemeinen Beifall und Absatz, wie die seines Rivalen, des Stadtkindes. Hiezu kommt, daß das Leben ein Buchhändler ist, der, seinen Profit im Auge, nur das in Verlag nimmt, was eben gerade jetzt auf dem Tapete ist, und nur mit Burschenliedern, Modejournalen, politischen Zeitungen und dergleichen Dingen handelt, das Buch dagegen ein Antiquar, der nur die seltensten Schätze der Vergangenheit hat, die blos bei Liebhabern, d. i. Kennern Abgang finden.

Wie die Flüsse zu Gränzlinien der Länder dienen, zugleich aber die Communication derselben unter einander befördern, so ist es auch mit den Literaturen der Völker. Sie unterscheiden die Völker von einander, erheben und beleben ihr besonderes Nationalbewußtsein. Aber zugleich sind es nur die Werke der Literatur, nicht die Landstraßen, die Posten und Handelsartikel, welche die Völker aus der Bornirtheit ihres Sectengeistes herausreißen, sie in eine wahre Communication, eine innige Berührung versetzen, und so die apparten Völkergeister in den gemeinschaftlichen Geist der Menschheit verschmelzen. Mit Recht sagt daher Göthe: „Es giebt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das, was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden."

Der Kohl, den wir selbst auf unserm eignen Boden gebaut haben, schmeckt uns besser, als der Kohl aus dem Garten eines Fremden, nicht etwa deswegen, weil er wirklich besser schmeckt, und ist, Gott bewahre! blos deswegen, weil wir ihn selbst gezogen haben, weil er unter unsern segensreichen Blicken herangewachsen ist. Es ist nur die Selbstgefälligkeit, die Eitelkeit, die

Digitized by Google

unserm Kohl diesen Vorzug vor dem fremden giebt. Aus demselben Grunde kommt es auch, daß die Gegenwart die Producte, die auf ihrem Boden entsprungen und gewachsen sind, besser findet und mit größerem Appetite genießt, als die Producte der Vergangenheit. So hätscheln wir die literarischen und sonstigen Celebritäten unserer Tage, feiern auf eine so kindische Weise den Geburtstag jedes neuen Dichterleins und finden die matten Herbstzeitlosen unserer dermaligen Poesie so schön, ja vielleicht noch schöner, als die wohlduftenden, prachtvollen Rosen und Lilien vergangener Dichter. Warum denn? Ach! blos deswegen, weil die neuen Gedichtchen die Gedichtchen unserer lieben Zeitgenossen, weil sie auf unserm Mist gewachsen sind, weil wir vermittelst der gemeinschaftlichen Atmosphäre, in der wir mit ihnen leben, mit unsern eigenen Ausdünstungen den Boden gedüngt haben, dem diese schönen Pflänzchen entsprossen sind. Darum gilt auch der in der Welt für einen Sonderling, der lieber einsam in den erhabenen Palmenwäldern der Vergangenheit weilt, als Arm in Arm mit den vielgepriesenen Helden des Tages unter dem niedrigen Gestrüppe der Gegenwart sein Leben zubringt.

Es ist wahr: die Schrift bringt in dem Leben vieler Menschen eben solche zerstörende Wirkungen hervor, wie die Ottilie in Göthes Wahlverwandtschaften, durch deren Erscheinung das Glück eines zufriedenen Lebens zu Grunde geht; die Lektüre entzweit sie mit dem Leben, reißt sie, indem sie ihren Gesichtskreis erweitert, aus der glücklichen Unwissenheit und Zufriedenheit mit ihrer Existenz und Gegenwart. Aber was kümmern uns solche elende, traurige Exceptionen? Es ist im Gegentheil nur die Lektüre, die uns mit dem Leben versöhnt, indem sie die Dürftigkeit und Unfruchtbarkeit des eigenen Grund und Bodens, auf den wir gebannt sind, durch die Producte aus fremden Ländern ergänzt, durch die Teleskope der Bücher über die engen niederdrückenden Gränzen unserer nächsten Umgebungen hinaus in die Herrlichkeiten ferner Regionen uns blicken läßt, und uns so für den schmerzlichen Mangel an Lebensmitteln, um die Kosten für eine Reise durch und um die Welt zu bestreiten, hinreichend entschädigt.

Ihr habt Recht: die Lektüre hat mannigfaltige Nachtheile für den Menschen. Ich wiederhole es: Ihr habt Recht, vollkommen Recht. Denn die Lektüre verwöhnt unsern Gaumen; die ordinäre Kost, die Ihr im Leben uns beut, behagt uns nicht mehr; auf eine attische Nacht, die wir in der Lektüre eines Aristophanes oder Plato feiern, schmeckt uns der Umgang mit euch so vortrefflich, wie gemeiner Krätzer auf Falerner Wein. Je mehr sich unsere Bekanntschaft mit guten Büchern vergrößert, desto geringer wird der Kreis von Menschen, an deren Umgang wir Geschmack finden.

Die guten Bücher sind keusche edle Jungfrauen, die nicht Jedem, wenn er anders nur ihnen den Hof macht, ihr Herz hingeben, die sich absichtlich den Blicken des nicht unterscheidenden großen Haufens entziehen, die nur allmählig am Feuer der Liebe ihre natürliche Widerspenstigkeit und Sprödigkeit verlieren, nur dem beständigen, eingeweihten, vertrauten Liebhaber die Mysterien ihres Wesens enthüllen, und die letzte Gunst erst dann ihm gewähren, wenn er die härtesten Wasser- und Feuerproben aller Art glücklich bestanden hat. Darum ist auch die wahre Lektüre — und was diese ist, erfahren wir eben allein an wahrhaft guten Büchern — ein Akt der lebensvollsten Innigkeit. Obwohl wir in der Lektüre nur bei Fremden zu Gaste sind, so ist es uns doch so wohl, so heimlich, als wären wir bei uns zu Hause, als wären die lieben Gastgeber schon von Kindsbeinen an unsere vertrautesten Stubenkameraden gewesen. Wir werden in ihr eines andern Wesens als unser eigenstes inne, durchdrungen von demselben Entzücken, das Adam bei dem Anblick der Eva erfuhr.

„Wenn ich Thomson lese, sagt der Engländer Godwin, bin ich Thomson, wenn ich Milton lese, bin ich Milton; ich finde, daß ich eine Art von geistigem Chamäleon bin, welches die Farben von den Gegenständen annimmt, in deren Nähe es sich befindet.“ Und der altdeutsche Denker Sebastian Frank von Wörd sagt von den Büchern: „Ihr einiger rechter Gebrauch sei, daß wir ein Zeugniß unseres Herzens darinnen suchen.“

Die Indier kannten nur eine Seelenwanderung vor und nach dem Leben. Es giebt aber auch schon im Leben eine Metempsychose. Diese ist die Lektüre. Beneiden wir darum nicht den Brahminen Amarou, daß er nach einander die Gestalten von hundert Weibern annahm, und daher so glücklich war, die Geheimnisse der Liebe im Originaltexte selbst lesen zu können! Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Göthe sich zu verwandeln! Freilich — es ist traurig genug — fahren wir auch auf dieser Seelenwanderung oft in die Seele eines Kameels, eines Esels und anderer niedriger Geschöpfe. Indeß hat es doch auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht. Daher hat man mit Recht gesagt, es sei kein Buch so schlecht, aus dem man nicht Etwas lernen könne.

Geistiges in sich aufnehmen, heißt nichts Anderes, als es verstehen, und verstehen heißt nichts Anderes, als etwas in und aus uns selbst, in Uebereinstimmung mit unserem eigenen vernünftigen Wesen erkennen. Es kann nichts in uns von Außen hineinkommen, was nicht zugleich aus uns selbst herauskommt, in unserem eigenen Wesen gegründet ist. So können wir auch nichts aus den Büchern schöpfen, was wir nicht zugleich, wenigstens seinem allgemeinen wesentlichen Sinn und Verstand nach, aus uns selbst schöpfen; das Wasser, das in den öffentlichen Brunnen der Bücher läuft, ist aus derselben Quelle, aus der das Wasser in unsern eigenen Haus- und Küchenbrunnen fließt. Das Buch ist das wahre Second Sight, das reelle zweite Gesicht des Menschen, der Spiegel, in dem er die Anschauung seiner selbst hat, das *Γνῶθι σαυτον* (Erkenne Dich selbst) des Sokrates.

Das Leben stammt aus einer altadeligen und reichen Familie, ist aber ein leichtsinniger, lustiger Bruder, der nur dem Genusse der Gegenwart, unbekümmert um die Vergangenheit, lebt, die Stammgüter selbst und die theuersten Andenken seiner Vorfahren veräußert, nur um Mittel zu bekommen, desto genußreicher und glanzvoller dahin leben zu können. Das Buch ist ein Edelmann, der zwar arm ist und wenig Glanz macht, aber das Andenken seiner Vorfahren heilig hält und auf ihren Stammgütern in ländlicher Eingezogenheit sein Leben zubringt. Der bloße Lebemann hat daher auch nur ein außerordentlich kurzes Leben, denn er lebt nur der Gegenwart, aber diese ist immer nur ein flüchtiger Augenblick; der Mensch hingegen, der viel mit Büchern umgeht, hat an der Lektüre die Makrobiotik seines Lebens; er findet in den Büchern nicht nur bloße Lebensmittel, sondern auch Lebensverlängerungsmittel; er datirt sein Sein nicht von heute, sondern von seinen urältesten Ahnen. Jede Woge im Strome der großen Vergangenheit ist ein Pulsschlag seines eigenen Lebens.

Wer nicht erkennt und an sich selbst erfährt, daß auch das Wissen ein Leben ist, und zwar das andere Leben des Menschen, wer nicht zu seinem eigenen Leben das Leben anderer Menschen rechnet, der ist ein wahrer Kaspar Hauser in der Welt; er findet sich elternlos in sie wie in eine Wüste ausgesetzt; er kommt sich selbst vor, wie ein Pilz, der über Nacht aufgeschossen ist; sein Dasein ist ihm ein Räthsel, und er muß daher, um es sich einigermaßen, wenigstens der Einbildung nach, aufzulösen und von dem geheimen Grausen loszukommen, womit ihn die Einöde seines Lebens erfüllt, zu dem erklecklichen Postulate der Zukunft seine Zuflucht nehmen. Der paradoxe Aphorismus unseres Lebens verliert nur seine fragmentarische Bedeutung, bekommt erst Sinn und Verstand, wenn er im Zusammenhange mit dem großen Texte der Vergangenheit gelesen wird.

Auf dem Volkstheater des Lebens werden gewöhnlich nur die Komödien des Plautus, Terenz, und Moliere gespielt, absonderlich der Miles gloriosus, der Heautontimoroumenos, le Tartuffe, le Médecin malgré lui, les Femmes savantes u. s. w., denn die Komödie ist „das Bild des gemeinen Lebens.“ Auf der königlichen Bühne der Bücherwelt dagegen werden die antiken Tragödien aufgeführt, z. B. Prometheus, Oedipus, Antigone, Electra. Denn die Tragödie abstrahirt vom gemeinen Leben, sie sucht ihre Materialien nicht auf den Viehweiden, in den Promenaden, den Nutz- und Lustgärten der Gegenwart, sondern auf den höchsten Alpengipfeln unter den Resten vergangener Größe, den heiligen Reliquien der Urwelt.

Der Text unseres Lebens ist nur gar zu oft und in gar zu vielen Dingen ein ganz erbärmlichschlechter Operntext, der sich in der Lektüre als unerträglich werth- und gehaltlos erweist, jedoch vorgetragen von der Catalanistimme der Phantasie unter der Orchesterbegleitung der Sinne Effect macht.

Digitized by Google

Die Stuben, die der Mensch im Leben bewohnt, sind Parterre, und gehen hinaus auf die Gasse, wo einem vor lauter Gewühl und Getöse Hören und Sehen vergeht. In diesen Zimmern empfängt er Visiten, befriedigt er seine natürlichen Bedürfnisse und besorgt die Geschäfte des Lebens; aber die Studierzimmer seiner Bücher sind im obersten und letzten Stockwerke, und gehen hinten hinaus in den Garten der Natur. Ach! wie wohl ist es ihm da! und wenn ihr ihn kennen lernen, wenn ihr ein Bild von ihm haben wollt, das der getreue Abdruck seiner Seele sammt allen ihren Affecten und geheimsten Gedanken ist, so müßt ihr ihn in seinem Studierzimmer belauschen und in dem Moment abzeichnen, wo er eben beschäftigt mit Alchymie das: „separa terram ab igne, separato subtile et tenue a grosso et crasso," practicirt, und die derben Stoffe des Lebens in die subtile Quintessenz seiner Schriften „spiritualisirt, clarificirt und essentificirt."

August Adolf Ludwig Follen,

oder Follenius, wurde am 6. Januar 1794 zu Gießen geboren, studirte und nahm später als freiwilliger Jäger in hessen-darmstädtischen Diensten an den Feldzügen gegen Frankreich Theil. In die Untersuchungen wegen der Burschenschaft mannichfach verwickelt, verließ er Deutschland, erhielt in Aarau eine Anstellung als Lehrer, und zog sich darauf privatisirend theils auf das Schloß Attikom, theils nach Ackerstein bei Zürich zurück, wo er abwechselnd lebt.

Er schrieb:

Alte christliche Lieder und Kirchengesänge. Elberfeld 1819.
Freie Stimmen frischer Jugend. Jena 1819.
Harfengrüße aus Deutschland und der Schweiz. Zürich 1822.
Bildersaal deutscher Dichtung. Winterthur 1828—29.
Das Nibelungenlied im Tone unserer Volkslieder. Zürich 1843.
Zahlreiche Uebersetzungen u. s. w.

F. gehört ganz und gar der Zeit burschenschaftlicher Tendenzen in Deutschland an und ist dieser Richtung und somit sich selbst durchaus treu geblieben. Seine Dichtungen zeichnen sich durch Kraft, Feuer und Phantasie aus, doch ist der Einfluß mittelhochdeutscher Poesie auf dieselben unverkennbar.

Der Kölner Dom.

„Bevor zum Dom ihr Steine findet,
Bevor das Fundament verschwindet,
Euch Schwätzer rühm' ich's ins Gesicht,
Soll mir ein Bach die Stadt begießen,
Gefaßt in Marmelsteine schießen."
Nun höret, was der Andre spricht:

„Bevor ihr finden mögt die Quelle,
Bevor ihr leiten mögt die Welle
Die Straßen hin, in Stein gefaßt:
Soll stehn vollendet, was ich baue,
Soll schwimmen in des Himmels Blaue
Des Domes Schiff und Doppelmast.

Erst dann, wie unter Moses Stabe,
Wird euch des reichsten Quelles Labe
Entspringen aus dem Münsterflur;
Der Quell entspringet nur den Händen,
So diesen Gottesbau vollenden;
Ihr kennt den Meister, hört den Schwur!" —

Auf seinem Steine steht der Meister,
Die Seinen ruft er, stellt und weist er,
Das Pergament in fester Hand;
Auf springt der Erde Felsenkammer,
Der Meißel klingt, es tönt der Hammer,
Lebendig wird das weite Land.

Er senkt das Kreuz im Grunde nieder:
Als Säulenwand ersteht es wieder,
Das lebenreiche Samenkorn:
Das Kleeblatt quillt aus seinem Schooße,
Die Lilie steigt, es flammt die Rose
Aus seinem unerschöpften Born.

Die Säulenäst' im Dach verwoben;
Wie eine Brust im Schmerz gehoben,
Gen Himmel athmend, steigt der Chor;
Wie mit Gesang hinangeschwungen,
Wie im Gebet erstarrte Zungen,
Stehn tausend Blumenthürm' empor.

Schon blicken durch des Domes Bäume
Des Himmels lichtgemalte Räume,
Die ew'ge Morgenröthe schon;
Du darfst die Königin der Frauen
Im Seraphimenkranze schauen,
An ihrer Brust den ew'gen Sohn.

Derweil zerquält der andre Meister
Vergebens forschend seine Geister,
Die Stirne drückt der schwarze Wahn:
Er pocht am Hügel, in den Tiefen;
Doch alle Nixen, Elfe schliefen,
Drum hebe mit dem Höchsten an!

Und endlich sprengt des Hauses Jammer
Des Stolzes lang gehaltne Klammer:
„Geh' hin, o Weib, ich beuge mich."
Sie wirft, der Schwester Knie umschlingend,
In bleichem Gram die Hände ringend,
Zu der Beglückten Füßen sich:

„Ich weiß, dir hält er nichts verborgen,
In seine höchsten, tiefsten Sorgen
Hat dich der Meister eingeweiht;
Sein Name tönt im Psalmenruhme,
Er baut ihn auf im Heiligthume:
Nun, Schwester, übt Barmherzigkeit."

Sie sprach: „Mein Glück will Glück nur sehen,
Geschehe mir, was mag geschehen!
Heb', Schwester, Knie und Augen hell:
Der Stein, auf dem er einst gestanden,
Das Pergament in seinen Handen,
Im Flur des Thurmes, deckt den Quell." —

Und kaum hat Jener Kund empfangen,
So kommt er stolz zum Dom gegangen:
„Heran! hier ist der Mosesstab!"
Er schwingt den Hammer, bricht die Schwelle,
Und lustig springt die reiche Quelle
Hervor aus ihrem Marmorgrab.

Des Domes Meister naht im Grimme,
Er singt mit feierlicher Simme,
In seiner Hand das Pergament:
„Ich leg' euch, Thürm', in Zauberbande!
Hinunter, Quell, verdürst' im Sande!"
So sang der Meister und verschwand.

Erloschen sind des Himmels Kerzen,
Es starren zwei gebrochne Herzen
Die Thürme noch vom Kölner Dom:
Doch mögt ihr Nachts geruhig lauschen,
So hört ihr dumpf die Tiefe rauschen
Und Geister hadern in dem Strom.

Digitized by Google

Des Arnold von Winkelried Opfertod.

Im Harst von Unterwalden da ragt ein Heldenkind,
ochhäuptig über alle, die selbst gewaltig sind,
chön steht er, wie der Engel des Herrn vor Edens Auen,
inster und verschlossen, fast grausig anzuschauen.

Er lehnt an seiner Lanze, als gält ihm nicht der Streit;
r schaut wohl nach den Bergen, schaut in die alte Zeit,
o Kuhreihn und Rugguser, nie Schlachtdrommete scholl,
ar still die Väter wohnten, bis fremder Hochmuth schwoll!

Es blickt wohl seine Seele nach seiner Väter Saal,
o in dem Kreis der Kleinen sein züchtiglich Gemahl
n Thränen für ihn betend Schmerzensgedanken sinnt,
ihn mit betrübtem Herzen in Gott vor allen minnt.

Er schaut wohl durch der Feldschlacht Funken und Wolkendunst,
o nackte Tapferkeit erliegt gepanzerter Fechter Kunst,
un waren seine Blicke mit Düsterniß erfüllt,
ie wenn sich gegen Abend ein Berg in Wolken hüllt.

Bewegt im tiefsten Herzen war dieser Schweizermann,
och was im Schmerz der Liebe die große Seele sann,
as ward noch nie gesonnen, das singt kein irdisch Lied,
enn dieser Mann ist Arnold Struthan von Winkelried.

Das war sein Ahn, der Struthan, der laut gepriesnen Sagen
es Landes Angst und Plagen, den Lindwurm hat erschlagen:
r that was keiner mochte, im ächten Rittermuth,
as ist, dem armen Hirten, dem Bauersmann zu gut.

Ein andrer seiner Väter mit auf dem Rütli schwur,
ort, wo am tiefen Wasser auf heiliger Wiesenflur
m Mondschein ist erwachsen, im engelreinen Reiz,
as edel unvergänglich Vergißmeinnicht der Schweiz.

Herr Arnold löst den Panzer, der seine Brust umspannt,
r stund vom Haupt zur Sohle im lichten Stahlgewand;
Es fällt die schwere Brünne klirrend ins Gefild,
Und über die Schultern wirft der Held den großen Drachenschild.

So aber hat der Arnold sein großes Herz erschlossen:
„Gestrengen und biderben lieben Eidgenossen!
Sorgt mir um Weib und Kinder, will euch eine Gasse machen!"
Und an die Feinde springt er, wie der Ahnherr an den Drachen!

Da scheint der Held zu wachsen, breit, übermenschlich lang,
Im schauerlichen Funkeln; mit einem Satze sprang
Gen Feind des Drachentödters Kind, in gräßlicher Geberde,
Und unter dem Helden bebt und jauchzt die freie Schweizererde.

Da hing am hohen Manne das Augenpaar der Schlacht;
Da waren seine Blicke zu Blitzen angefacht;
So funkelten die Flammen, die Gott vom Wolkenschloß
Auf Sodom und Gomorra im Zorn herunterschoß.

Und seiner langen Arme simsonhafte Kräfte
Umklammern, weitausgreifend, Ritterlanzenschäfte;
So drückt er seinen Arm voll Tod — o Lieb voll Todeslust! —
Drückt all die blanken Messer in seine große Brust.

Er stürzt, ein riesiger Alpenblock, wuchtend in die Glieder,
Und rings die Kampfesbäume, zermalmend, wirft er nieder.
Dein Arnold stürzt, du bebst und stöhnst in Mutterschmerz, o Heide;
Doch wilder bebt dir, Oesterreich, das Herz im Eisenkleide!

Ein Augenblick Erstaunen; Schlachtendonner schwieg;
Dann schrein aus Einem Munde die Schweizerharste: „Sieg!"
Und ab den Höhen wälzt sich heißwogende Waffenmasse:
„Auf! an die Arnoldsbrücke! auf! durch die Struthansgasse!"

Und über Arnolds Nacken fährt in den weiten Spalt,
Wie Wirbel wühlend, Stoß auf Stoß, Schweizersturmgewalt.
Und über Arnolds Leiche bricht durch ein wilder Harst,
Und Oestreichs Eisenmauer aus Band und Fuge barst.

Ludwig August Frankl

ward im Jahre 1813 zu Prag geboren, lebt als Arzt und Schriftsteller zu Wien, und ist Herausgeber der Sonntagsblätter daselbst.

Seine Schriften sind:

Das Habsburglied. Wien 1832.
Sagen aus dem Morgenlande. Leipzig 1834.
Episch-lyrische Dichtungen. Wien 1834.
Christofero Colombo, romantisches Gedicht. Stuttgart 1836.
Gedichte. Leipzig 1840.
Rachel. Wien 1842.

Reichthum und Tiefe des Gefühls, schöpferische Phantasie, Kraft, Anmuth und Wohllaut der Sprache und große Gewandtheit in Behandlung der Form weisen F. einen sehr ehrenvollen Rang unter den Dichtern der Gegenwart an, doch sind seine Schriften außerhalb seines Vaterlandes noch nicht so bekannt geworden, wie sie es verdienen.

Begegnen.

Es zieht den hellen Strom hinüber —
Ein holdes Mägdlein sitzt im Kahn,
Ein Wandrer träumt ihr gegenüber,
Ihr Antlitz glüht, sieht er sie an.

Sie wagt den Blick nicht aufzuschlagen,
Schaut nur sein Bild an in der Fluth,
Und etwas Traulichs ihr zu sagen,
Fehlt ihm das Wort, fehlt ihm der Muth.

Das Ruder schlägt, die Wellen schäumen,
Den Himmel färbt das Abendroth —
Und Friede weht aus allen Räumen,
Und an das Ufer stößt das Boot.

Sie ziehn getrennt jetzt durch die Fluren,
Im Busen ew'ge Wehmuth, hin —
Zwei Seelen, die mitsammen fuhren,
Die sich erkannt, sich ewig fliehn.

Joseph II.

Im hohen Prunkgemache, bei Abendsonnengold,
Schläft still in seiner Wiege ein Knabe zart und hold,
Und lächelnd an der Wiege sitzt eine schöne Frau:
So blickt zur schlafenden Sonne der Mond aus Wolkenblau.

Wie ist verklärt ihr Antlitz von liebewarmem Schein,
Es muß des Knaben Mutter die schöne Frau wohl sein!
Es streckt die Rosenarme der Abend himmelwärts,
Die Nacht mit Sternenaugen zu pressen ans Erdenherz.

Und durch der hohen Fenster geschliffenen Krystall
Schickt seine Silberlichter des Mondes weißer Ball.
Und an des Knaben Wiege schlief sanft die Mutter ein,
Sie leuchtete in Schlummer der stille Dämmerschein.

Digitized by Google

Da wandeln um die Wiege Gestalten leise hin —
Sind es die Mondesschatten, die zitternd nahn und fliehn?
Sind es die bleichen Schatten aus einer Königsgruft?
Gekrönt sind ihre Häupter hochragend in die Luft.

So stehen weiße Gletscher vom Abendgold gekrönt,
Wenn sich im Thal die Schwinge der dunkeln Nacht schon dehnt.
Sie ziehn vorüber Alle, — der letzte bleibt vom Chor,
Es hebt aus weiten Linnen ein Arm sich dünn empor,

Der nimmt die goldne Krone vom Schädel, fleischberaubt,
Und legt dem holden Knaben sie lastend auf das Haupt.
Er lächelt süß im Traume, ihr Glanz erfreut ihn sehr,
Doch plötzlich, wie ein Mühlstein, wird ihm die Krone schwer;

Und er verzuckt die Miene und fängt zu weinen an —
Schnell hat die treue Mutter die Augen aufgethan,
Sie nimmt den weinenden Knaben in ihre Arme gleich,
Und wiegt ihn freundlich küssend in ihren Armen weich.

Du sel'ges Kind, dich schaukeln noch Mutterarme süß,
Wenn dich des Traumes Schrecken aus sanftem Schlummer riß.
Nicht lange bleibt es also, und kommen wird die Zeit,
Wo dich aus Schöpfungsträumen aufschreckt die Wirklichkeit.

Wer will auch Gärten pflanzen ins kalte Gletscherreich?
Wer will die Saat aussäen, wenn nicht der Boden weich?
Und wenn für deine Liebe dich einst die Mitwelt haßt,
Wenn eisig Herzen schlagen, die du mit Glut umfaßt;

Die, denen du die Freiheit des Menschen wiedergabst,
Die du in Hungersnöthen mit Speise freundlich labst;
Wenn Wahnesdunkel nachtet schwer um der Wahrheit Licht,
Wenn blutend in dem Busen dein großes Herz einst bricht;

Wo findest du zwei Arme, so liebende wie jetzt,
Wenn sich mit einer Thräne dein blaues Auge netzt?
Wo findest du die Freistatt, der Ruhe süßen Port?
Dann rufst du aus, ich höre mit Schmerz das Unglückswort:

„Wenn ich nun bald vollendet und nicht mehr werde sein,
So grabt mir diesen Denkspruch auf meinen Leichenstein:
‚Hier liegt ein Fürst, der immer nach dem was gut ist, rang,
Und dem in seinem Leben das Gute nie gelang!'"

Mich faßt ein banges Beben bei diesem Grabsteinspruch,
Ist drin nicht ausgesprochen der Menschheit großer Fluch?
Wer wähnt's noch zu vollbringen das Gute kühn und stark,
Wenn sein Mißlingen predigt ein goldner Königssarg!

Abraham Emanuel Fröhlich

ward am 1. Februar 1796 zu Brugg in der Schweiz geboren, studirte Theologie, lebt seit 1836 als Diakon zu Aarau.

Seine Schriften sind:

Fabeln. Aarau 1825. Zweite Auflage 1829.
Elegien an Wiege und Sarg. Leipzig 1835.
Das Evangelium St. Johannes in Liedern. Leipzig 1835.
Ulrich Zwingli, ein u. zwanzig Gesänge. Frauenfeld 1840.
Michel Teut. Xenien gegen den Radicalismus; schon in zweiter Auflage. Zürich 1843.

Vorzüglich als Fabeldichter hat sich F. durch glückliche Erfindung, schlagenden Witz, Trefflichkeit der Nutzanwendung und gewandte Behandlung von Sprache und Form einen sehr geachteten Namen erworben; minder glücklich, ob auch keineswegs erfolglos, ist er in seinen anderen poetischen Leistungen.

Der Wühlendsten einer.

Im Rüben- und Kartoffelfeld
Sieht man den Eber wühlen,
Als wollte edlen Zorn der Held
Allhier am Unkraut kühlen,
Und mit dem Rüssel, mit dem Zahn
Greift er es an der Wurzel an
Und reißt in seines Zornes Lauf
Die allerlängsten Furchen auf,
Als sollte man dann neuen
Und bessern Samen streuen.
In Wahrheit aber will hernach,
Hat er den ganzen Acker brach,
An Früchten er sich letzen,
Zu Tisch und Ruh sich setzen.
So wühlt er eiferig herum
Und siehet sich nicht einmal um,
Und sieht nicht, wie die andern Schwein,
Die schwarz und rothen hinterdrein
Ihm völlig unterdessen
Die Ausbeut aufgefressen.
Jetzt wüthet fürchterlich der Held,
Leer ist der Magen, leer das Feld,
Die Eichelmast zu kläglich,
Der Hunger unerträglich.
Zum Birnbaum sieht empor er dann:
„O könnt' ich euch, ihr goldnen, nahn,
Ihr linden und ihr süßen!
Ja, Baum, du sollst es büßen,
Mit deinen vollen Zweigen
Mußt du mir werden eigen,
Es wird und muß mir glücken,
Zu Boden dich zu drücken."
Er rennt mit aller Macht ihn an,
Doch nichts will seine Wuth verfahn;
Wie er den Zahn auch reibet
Und in die Wurzel treibet
Und fast die Stirn zerbricht,
Der Obstbaum wanket nicht.
Jetzt wetzt den Zahn er wieder:
„Ich bring' dich doch danieder,
Ich will dich graben aus dem Grund,
Schon sind die Wurzeln mürb' und wund!"
Und hinten wühlt und vorne
Er in des Hungers Zorne,
Die Wurzeln aber reichen
Zu weit, sie woll'n nicht weichen.
Doch wie den Baum er rüttelt,
An Stamm und Wurzeln schüttelt,
Fällt in der Aeste breiter Rund
Manch reifes Birnlein auf den Grund,
Das hastig unterdessen
Die andern wieder fressen.
Je wüster so der Eber that,
Nichts wird ihm von den Aesten;
Zu fein nicht ist er, nach der Wuth
Wird Eichelkost ihn mästen.

Abendsitz.

Im Gespräche an der Halde
Sind der Bäume viel vom Walde.
Welch ein Flüstern und ein Winken
Und verstohlner Blicke Blinken;
Köpfe neigen hin und wieder,
Hände gehen auf und nieder
Sich in Anmuth zu erzeigen.
Jetzt ein Schweigen, dann im Reigen
Ein gemeinsam Unterhalten.
Auch die Spiele mit den Falten,
Jetzt zusammen sie zu fassen,
Dann sie wieder fallen lassen;
Oder auch im Steigen, Neigen
Sammtne Unterkleider zeigen;

Digitized by Google

Alle friedlich, alle niedlich,
Nur im Putze unterſchiedlich.
Alſo haben an der Halde
Kurze Zeit die Bäum' vom Walde.

Waldgeruch.

Waldgeruch, Geruch vom Leben,
Der die Seele ganz durchdringt!
Denn hier ſiehſt den Baum du ſchweben,
Der vom Tod zum Leben bringt.

Lebensworte.

Zu dem vollen Roſenbaume
Sprach der nahe Leichenſtein:
„Iſt es recht in meinem Raume
Groß zu thun und zu verhüllen
Meiner Sprüche goldnen Schein,
Die allein mit Troſt erfüllen?“

Aus den Grüften, ſagt die Blüthe,
Ruft mich Gottes Macht und Güte,
Heller noch denn todte Schriften
Sein Gedächtniß hier zu ſtiften,
Und ich blühe tröſtend fort,
Ein lebendig Gotteswort.

Frömmler.

Irrwiſche hielten ihr nächtliches Stündchen
Auf der Heide, und ohne ein Sündchen
Tanzten ſie betend wohl auf und ab,
Prieſen auch: daß in ſo finſtern Zeiten
Demuth allein die Erleuchtung hab',
Richtigen Pfad der Welt zu leiten.

Aber die Sterne ſangen herab:
„Wer verirrt in erdunkelten Thalen,
Aufſchaut zu den himmliſchen Strahlen,
Die da brennen in ewiger Ruh,
Dieſen führen wir aus den Qualen
Einem erfriſchenden Morgen zu;
Aber in Nacht bleibt Jeder verſunken,
Welcher gefolgt, wo jene gewunken!“

Elegie an der Wiege.

Von Gebornen höret ſchön man ſagen:
„Sie erblickten hier das Licht der Welt!“
Haſt auch gleich dein Aeuglein aufgeſchlagen
Nach dem Lichte, an der Wieg' geſtellt.
Und nun langen deine kleinen Hände
Schon nach Kerzenflammen haſtig aus.
Glänzt in deinem vorigen Gelände,
Glänzt in Eden ſo der Wieſen Strauß,
Daß du willſt mit dieſen Blumen ſcherzen,
Sie zu Hand und Munde ziehn heran?
Auch den Mond, die Sterne möcht'ſt du herzen,
Langſt nach ihnen, winkeſt daß ſie nah'n.

Bleibe reines, warmes Licht dein Leben,
Lichtvoll jede Freude, liebes Kind,
Und zu Sternen mög' dein Sehnen ſchweben,
Glaubend, daß ſie uns nicht ferne ſind.
Endlich nach des Erdentags Verglühen
Schlummern wir zu neuem Werden ein,
Edensblumen werden um uns blühen,
Um uns wird das Sternenlicht dann ſein,
Höh're Sterne ſchöner uns erglühen!

Elegie am Sarg.

Ihrem Kind, das ſchon zur Jungfrau blühet,
Flicht die Mutter den Geburtstag-Kranz;
Jene Zeit iſt's, da die Roſe glühet
Und die Welt erfüllt der grüne Glanz.
O was hoffnungsreiche Blumen winden
Sich in ſolchen Kranz; die Seele wähnt,
Mit den Blumenketten feſt zu binden,
Was ſie Theures hat und ſich erſehnt.
Doch wie leicht läßt ſich dies Band zerpflücken!
Ach der Kranz, den da die Mutter wand,
Ihrer Tochter lieblich Haupt zu ſchmücken,
Ward zum Todtenkranz in ihrer Hand.
Die Geſpielen ſchlingen unter Klagen
Um die Bahre ſchon das Blumgewind
Und vermögen thränend nur zu ſagen:
O du gutes, liebes, ſchönes Kind!
Und erſchüttert ſind die Jüngling' alle,
Als ſie treten zu dem Sarg hinan;
Weinend tragen ſie ihn aus der Halle,
Weinend ziehn ſie hin die bittre Bahn,
Sie die Blüh'nden mit der ſchönſten Blüthe,
Die der Froſt am Maientag gepflückt,
Achtend nicht der Geiſtesfüll' und Güte
Und des Kreiſes nicht, den ſie beglückt.

Aber nein, nicht Froſtesmacht zerknickte
Unſre Blume; ihres Engels Hand,
Den die ew'ge Liebe ſelber ſchickte,
Holte heim ſie in das beſſ're Land.
Drüben ſollte feiern ſie ihr Werden,
Das ſie hier begonnen hold und rein,
Frei ſein von den irdiſchen Beſchwerden
Und im allerſeligſten Verein.
Drüben lebt ſie jetzo neugeboren,
Jung und ſchön und innigſt ſich bewußt.
Und nicht eine Kraft ging ihr verloren
Und unendlich fühlt ſie Lebensluſt.
Schon wird ew'ge Lieb' ihr dort erſetzen
Seelen, die ſie hier für kurz verließ.
Wird uns öd' an ihren Blumenplätzen;—
Schön're Blumen hat das Paradies.
Bleibt verſtummet hier auch ihre Leier,
Kundig iſt geworden früh ihr Sinn,
Zu verſtehn das Lied zu Gottes Feier;
Schöner lernt ſie dort lobpreiſen ihn.

Schmerzt uns denn auch lange noch dein Scheiden,
Preiſen dennoch wir der Vorſicht Rath,
Die verſchont dich mit der Erde Leiden,
Aus der Jugend dich genommen hat,
Zu ſich auf der ew'gen Jugend Auen,
Wo die reinen Herzen Gott anſchauen.
Dies ſei unſer Troſt denn und Vertrauen!

Digitized by Google

Emanuel Geibel

wurde am 18. October 1815 zu Lübeck geboren, erhielt ſeine Vorbildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und bezog 1835 die Univerſität Bonn, um Theologie und Philologie zu ſtudiren, änderte aber ſeinen Plan und widmete ſich ganz dem Studium der Alten und der ſchönen Literatur. 1836 ging er nach Berlin, und hatte noch die dreijährigen akademiſchen Studien nicht beendet, als ihm die Stelle eines Erziehers im Hauſe des ruſſiſchen Geſandten Katakazi zu Athen angetragen wurde, welche er annahm und Berlin 1838 verließ. Nach einer anmuthigen Reiſe durch Süddeutſchland und die Lombardei kam er in Athen zu Anfang Juni deſſelben Jahres an. Im Herbſt 1839 unternahm er mit ſeinem Freunde Ernſt Curtius eine Reiſe nach den Cycladen, kehrte im Sommer 1840 nach Deutſchland zurück, begann in ſeiner Vaterſtadt den eingeſammelten Stoff zu verarbeiten und wendete ſich auch dem Studium der romaniſchen Sprachen zu. Mit großer Freude nahm er die Einladung an zu einem Beſuche bei einem ſeinem Vater befreundeten heſſiſchen Edelmanne, dem Baron Karl von der Malsburg. Auf dem Gute Eſcheburg bei Kaſſel benutzte er die nicht unanſehnliche Sammlung ſpaniſcher und italieniſcher Bücher. Nachdem er ein Jahr daſelbſt ſehr angenehm verlebt hatte, kehrte er 1842 nach Lübeck zurück, wo ihm um Neujahr 1843 die erfreuliche Nachricht ward, daß der König von Preußen ihm ein Jahrgeld ausgeſetzt habe. Im Frühjahre 1843 verließ er Lübeck und begab ſich nach St. Goar zu Freiligrath, ſpäter lebte er abwechſelnd in ſeiner Vaterſtadt und in Berlin.

Er ſchrieb:

Klaſſiſche Studien. Bonn 1840.
Gedichte. 3. ſtark vermehrte Aufl. 8. Berlin (1840.) 1844. Alex. Duncker.
König Roderich. Eine Tragödie in 5 Aufz. gr. 8. Stuttgart 1844. Cotta.
Zeitſtimmen. Gedichte. 2. verm. Aufl. 8. Lübeck (1841.) 1844. Aſchenfeldt.
Spaniſche Volkslieder u. Romanzen. Berlin 1843.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Geibel iſt einer der begabteſten, aber auch zugleich beſonnenſten Dichter der neueſten Zeit; tiefes Gefühl, Reichthum der Phantaſie und des Geiſtes, Milde und Kraft ſind ihm in hohem Grade eigen und erhalten durch die Herrſchaft und den ſeltenen Zauber, welche er über Sprache und Form ausübt, noch einen beſonderen Reiz. Man ſieht aus allen ſeinen Leiſtungen, daß ſeine edle Natur ſich am Beſten und Schönſten aller Nationen heraufgebildet hat und von ihm durchdrungen wurde. Nirgends will er prunken, Alles kommt bei ihm aus dem Innern und er iſt ſich überall treu, weder den Götzen des Tages, noch denen der wirklichen Macht um ſelbſtiſcher Zwecke willen huldigend, ſondern überall ſich zeigend als ein Prieſter der eigenen Ueberzeugung, die allein das feiert und dem lebt, was ſie als gut und recht nach ſtiller aber ernſter Prüfung erkannte.

Zigeunerleben.

Im Schatten des Waldes, im Buchengezweig
Da regt ſich's und raſchelt's und flüſtert zugleich;
Es flackern die Flammen, es gaukelt der Schein
Um bunte Geſtalten, um Laub und Geſtein.

Das iſt der Zigeuner bewegliche Schaar
Mit blitzendem Aug' und mit wallendem Haar,
Geſäugt an des Nils geheiligter Fluth,
Gebräunt von Hiſpaniens ſüdlicher Gluth.

Um's lodernde Feuer im ſchwellenden Grün
Da lagern die Männer verwildert und kühn,
Da kauern die Weiber und rüſten das Mahl,
Und füllen geſchäftig den alten Pokal.

Und Sagen und Lieder ertönen im Rund,
Wie Spanien's Gärten ſo blühend und bunt,
Und magiſche Sprüche für Noth und Gefahr
Verkündet die Alte der horchenden Schaar.

Schwarzäugige Mädchen beginnen den Tanz,
Da ſprühen die Fackeln in röthlichem Glanz,
Heiß lockt die Guitarre, die Cymbel erklingt,
Wie wilder und wilder der Reigen ſich ſchlingt.

Dann ruhn ſie, ermüdet vom nächtlichen Reih'n,
Es rauſchen die Buchen in Schlummer ſie ein,
Und die aus der glücklichen Heimath verbannt,
Sie ſchauen im Traume das ſüdliche Land.

Doch wie nun im Oſten der Morgen erwacht,
Verlöſchen die ſchönen Gebilde der Nacht,
Laut ſcharret das Maulthier beim Tagesbeginn,
Fort ziehn die Geſtalten. — Wer ſagt dir, wohin?

Pergoleſe.

Endlich iſt das Werk vollendet,
Und der fromme Meiſter ſendet
Seinen Dank zu Gottes Thron;
Da erbrauſt in prächt'gen Wogen
Durch des Domes ſtolze Bogen
Schon Geſang und Orgelton:

Stabat mater dolorosa
Iuxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius,
Cujus animam gementem
Contristatam ac dolentem
Pertransivit gladius.

Und der Gottesmutter Schmerzen
Rühren mächtig aller Herzen,
Wie die Orgel tiefer ſchwillt,
Doch in ſchönen Himmelstönen
Muß ſich ſelbſt die Qual verſöhnen,
Und der Wehmuth Thräne quillt.

Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio,
Quis non posset contristari
Piam matrem contemplari
Dolentem cum filio!

Frommer Schauer, heil'ges Bangen
Hält des Meiſters Seel' umfangen,
Todesahnung ernſt und mild;
Doch in gläubigem Vertrauen
Sehn wir zum Altar ihn ſchauen
Auf der Jungfrau Gnadenbild.

Virgo, virginum praeclara,
Mihi jam non sis amara,
Fac me tecum plangere,
Fac ut portem Christi mortem
Passionis ego sortem
Et plagas recolere.

Horch! Da tönen Seraphslieder
In den Chor der Frommen nieder,
Wunder ahnend lauſcht das Ohr,
Erdwärts ſteigen ſel'ge Geiſter,
Tragen himmelan den Meiſter,
Und das Lied rauſcht mit empor:

Digitized by Google

Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,
Confoveri gratia;
Quando corpus morietur,
Fac ut animae donetur
Paradisi gloria.

Der Zigeunerbube im Norden.

Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimathland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand;
Wo die Mandeln röthlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Und die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus,
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich gehn,
Ach, den armen braunen Knaben
Will kein Einziger verstehn.

Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Immer in die Melodieen
Schleicht der Eine Klang sich ein:
In die Heimath möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein!

Als beim letzten Erndtefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

Ach, ich dachte bei dem Tanze
An des Vaterlandes Lust,
Wo im duft'gen Mondenglanze
Freier athmet jede Brust,
Wo sich bei der Cither Tönen
Jeder Fuß beflügelt schwingt,
Und der Knabe mit der Schönen
Glühend den Fandango schlingt.

Nein! Des Herzens sehnend Schlagen
Länger halt' ich's nicht zurück;
Will ja jeder Lust entsagen,
Laßt mir nur der Heimath Glück.
Fort zum Süden! Fort nach Spanien!
In das Land voll Sonnenschein!
Unter'm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein.

Der Husar.

Die Schlacht ist aus, zersprengt des Feindes Schaaren,
Ein schwarzes Bahrtuch, sinkt die Nacht hernieder,
Da lagern rings um's Feuer die Husaren,
Und wärmen ihre kampfesmüden Glieder.

Ein bärt'ger Reiter sieht nach seiner Wunde,
Ein andrer ladet emsig die Pistolen,
Die volle Flasche geht von Mund zu Munde;
Kein Wort erschallt, — nur tiefes Athemholen.

Und still ist's rings. — Allein die Frühlingswinde,
Gewohnt mit holden Blumen sonst zu kosen,
Sie spielen durch's Gefild und fächeln linde
Der Todeswunden dunkle Purpurrosen.

Doch sieh! dort unter breitem Lindendache
Ist sanft ein junger Reiter eingeschlafen,
Es wiegt aus Krieges Sturm und Ungemache
Sein Geist sich in der Träume Friedenshafen. —

Er schlummert süß. Es hat um seine Wangen
Ein ros'ger Freudenschimmer sich ergossen,
Ein mildes Lächeln hält den Mund umfangen,
Um den die ersten blonden Flaumen sprossen.

Er träumt sich heim vielleicht in's enge Zimmer,
In seines Jugendspiels geliebte Räume —
In's offne Fenster fällt der Sonnenschimmer,
Und draußen duften Wein und Blüthenbäume.

Und vor ihm steht ein Mädchen hold erblühend,
Der Morgenstrahl vergoldet ihre Wangen,
Daß schöner noch der Mund von Purpur blühend,
Daß glänzender die braunen Locken prangen.

Sie reicht im Glas ihm feurigen Tokaier,
Nachdem sie nicht verschmäht zum Gruß zu nippen,
Er aber küßt, ein ungestümer Freier,
Anstatt des süßen Weins die süßer'n Lippen.

Da stehn sie beide ganz in sich versunken,
Und schau'n sich selig lächelnd an und schweigen,
Und nur die Nachtigallen schmettern, trunken
Von Rosenduft, ein Brautlied in den Zweigen.

So träumt der Jüngling — aber plötzlich tönen
Trompeten fern in lustigen Fanfaren,
Es fallen Schüsse — dumpfe Trommeln dröhnen,
Und auf vom Boden springen die Husaren.

Der Träumer auch erwacht — er fährt zusammen,
Dann sitzt er eilig auf mit den Genossen;
Sie jagen fort; — zu Asche glüh'n die Flammen,
Und fern verhallt der Hufschlag von den Rossen.

Des Woiewoden Tochter.

Es steht im Wald, im tiefen Wald
Das Haus des Woiewoden,
Eiszapfen hängen am Dache kalt,
Und Schnee bedeckt den Boden.

Das Fräulein sitzt am Heerd und spinnt
Zu ihrem Hochzeitsschleier,
Sie hört im Rauchfang gehn den Wind
Und schürt empor das Feuer.

Da tritt die Waldfrau zu ihr ein,
Die pflegt nichts Gut's zu bringen;
„Guten Abend, feines Goldtöchterlein,
Will dir ein Liedchen singen!"

„„Was sollen deine Lieder mir?
Mein Liebster, der kommt balde.
Da hast du Brot, da hast du Bier,
Geh' wieder heim zum Walde!""

Die Alte sprach: „Hast immer Zeit,
Dein Schatz wird nimmer kommen,
Der Wald ist tief, der Weg ist weit;
Hat ander'n Weg genommen."

„„Was quälst du mich mit falschem Weh?
Treu muß mein Liebster bleiben,
Er schwur es mir, bis aus dem Schnee
Einst rothe Röslein treiben.""

Das Fräulein rief's, doch war ihr bang',
Der Wind pfiff nicht geheuer,
Die Alte blieb, die Alte sang
Ihr dumpfes Lied in's Feuer;

Digitized by Google

„Und als ich ging die Schlucht entlang,
Da kamen drei Wölfe gesprungen,
Die heulten wie ob gutem Fang
Und hatten blutige Zungen.

Und als ich kam zum Fichtenzaun,
Hört' ich drei Raben schreien.
Sie schrien: Ihr Jungen, euch soll traun
Der frische Schmaus gedeihen.

Und als ich kam zum eis'gen See,
Hab' ich einen Knaben gefunden,
Es floß wohl über den Winterschnee
Sein Blut aus tiefen Wunden.

Roth Röslein blüht aus dem Schnee so kalt,
Nun hast du selbst vernommen,
Der Weg ist weit und tief der Wald;
Dein Schatz wird nimmer kommen."

Das Lied war aus, die Alte fort,
Des Heerdes Gluth vergangen,
Die Jungfrau saß und sprach kein Wort,
Ihr waren so bleich die Wangen.

Und lauter draußen pfiff der Wind,
Und lauter schrie'n die Raben.
Drei Tage nach diesem hat sein Kind
Der Woiewod begraben.

O sieh mich nicht so lächelnd an.

O sieh mich nicht so lächelnd an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh!
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh;
Mein Herz wird trüb' und trüber
Bei deiner Freundlichkeit,
Vorüber ist, vorüber
Der Liebe Zeit.

Ja wär' ich jung und froh wie du,
Und wär' ich so frisch, und wär' ich so rein:
Wie schlüge mein Herz dem deinen zu,
Wie könnten wir selig zusammen sein!
Wie sollte durch's Gemüthe
Mir ziehn ein süßer Traum!
Doch so — Was soll die Blüthe
Am welken Baum?

Mein Leben liegt im Abendroth,
Deins tritt erst ein in den sonnigen Tag;
Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
Deins hebt erst an den lustigsten Schlag;
Du schaust nach deinem Glücke
In gold'ne Fernen weit,
Ich blicke schon zurücke
In alte Zeit.

Drum sieh mich nicht so freundlich an,
Du Röslein jung, du schlankes Reh;
Dein Blick, der jedem wohlgethan,
Mir thut er in der Seele weh.
Laß scheiden mich und wandern
Die Welt hinauf, hinab;
Du findest einen Andern,
Und ich — ein Grab.

Verlorene Liebe.

Und fragst du mich mit vorwurfsvollem Blick:
Warum so trübe? Welch ein Mißgeschick
Vermag der Seele Frieden dir zu stören? —
Wohlan! Es sei! Die nächt'ge Stund' ist gut,
Im Becher glüht der Traube dunkles Blut —
Von meiner Jugendliebe sollst du hören.

Ich war ein Knab', wie andre Knaben sind,
Halb trotzig heißer Jüngling, halb noch Kind,
Zu scheu, des Lebens Räthsel zu entsiegeln;
Mein junges Herz war voll und sehnsuchtsschwer,
Es wußte kaum, weshalb — es glich dem Meer,
Das still des Mondes harrt, ihn abzuspiegeln.

Da fand ich Sie, das blonde Kind der Flur,
Und zwiegeschaffen fühlten wir uns nur,
Uns neu zu einen wie in Edens Räumen;
Blau war ihr Auge wie die Sommernacht,
Und diese Lippen! — Wem sie nur gelacht,
Der mußt' hinfort von heißen Küssen träumen.

Wohl blüht' uns damals eine schöne Zeit,
Als wir in dunkler Waldeseinsamkeit
Das Reh belauschten und der Knospen Schwellen,
Als wir im Kahne — Dämm'rung rings umher —
Uns wiegten auf dem abendstillen Meer,
Vom Spätroth nur gesehn und von den Wellen;

Als wir auf mondbeleuchtetem Balkon
Zweistimmig sangen zu der Laute Ton,
Als wir uns heimlich flüsternd dann umfingen,
Und Aug' in Auge seligen Erguß
Herniederthaute, und im ersten Kuß
Die Seelen brennend an einander hingen. —

O wär' ich bei des ersten Kusses Tausch
Damals gestorben in beglücktem Rausch,
Aus weichen Armen in die Gruft getrieben!
Ich wäre jetzt kein Greis mit braunem Haar,
Frisch außen, innen Leiche — O fürwahr,
Es stirbt als Knabe, wen die Götter lieben.

Nun mußt' ich sie verlieren. An den Mann
Ist sie gebannt, den sie nicht lieben kann,
Dem ihre ersten Küsse nicht zu eigen.
Er führte lächelnd zum Altar sie fort,
Sie wurde bleich, der Priester sprach das Wort,
Ich aber stand dabei und mußte schweigen.

Und denk' ich d'ran, so kocht im Grimm mein Herz,
Und wie ein kaltes Eisen fährt der Schmerz
Mir durch die Brust, und jeder Trost versaget.
Darum bin ich so trüb', darum so wild.
Doch nun hinweg damit! — Das Glas gefüllt!
Beim Weine will ich schwärmen, bis es tagt.

Winter in Athen.

Winter mit den eis'gen Locken
War mir immer sonst so leid,
Denn er hielt mit seinen Flocken
Alle Freuden eingeschneit.

Wenn die Vöglein lustig sangen,
Wenn das Bächlein rauschend zog,
Kam er plötzlich hergegangen
Wie ein mürr'scher Pädagog:

„Vöglein, laßt das dumme Lärmen!
Lüfte, laßt das laue Wehn!
Bächlein, willst du ewig schwärmen?
Besser ist's, fein still zu stehn."

„Fort, du ausgelass'ne Erde,
Mit dem bunten Narrenkleid!
Daß dein Anblick ehrbar werde,
Halt' ich schon ein Hemd bereit."

„Und ihr andern wilden Rangen,
Blumenduft und Sonnenstrahl,
Keiner soll sich unterfangen
Mir zu stören die Moral."

Und die Blumen wurden selten,
Bächlein stand und Vogel schwieg,
Als der Pädagog mit Schelten
Auf den Eiskatheder stieg.

Digitized by Google

Schadenfroh mit arger Tücke
Schlug er in den luft'gen Wald,
Und es stob aus der Perrücke
Ihm ein Schneegewölk alsbald.

Und der Sturm, sein böser Husten,
Ließ sich hören weit und breit,
Und wir armen Menschen wußten
Nichts zu thun in solcher Zeit. —

Doch der Süden, o wie ist er
Doppelt nun mir lieb und werth,
Seit er diesen Erzphilister
Selber zur Vernunft bekehrt.

Nicht mehr in die enge Stube
Schließt mich jetzt der Januar,
Nein, er ward ein toller Bube,
Hat ein Auge groß und klar.

An den Bergeshängen springt er
Lustig hin im grünen Kleid;
In den hohen Lüften singt er,
Blumen streut er weit und breit.

Kommt einmal Gewölk gezogen,
Wurmt ihn gleich der dunkle Tand,
Und den bunten Regenbogen
Spannt er d'rauf mit leichter Hand.

Gänzlich hat er auch vergessen
Pädagogik und Moral,
Unter Palmen und Cypressen
Sonnt er müßig sich im Strahl.

Manchmal nur in seltnen Zungen
Schwatzt er von der Freude Macht,
Und von seinem Wort durchdrungen
Hab' ich dieses Lied erdacht.

Tannhäuser.

Wie wird die Nacht so lüstern!
Wie blüht so reich der Wald!
In allen Wipfeln flüstern
Viel Stimmen mannichfalt.
Die Bäche blinken und rauschen,
Die Blumen duften und glühn,
Die Marmorbilder lauschen
Hervor aus dunklem Grün.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Er kommt zum Schloß im Garten,
Die Fenster sind voll Glanz,
Am Thor die Pagen warten,
Und droben klingt der Tanz.
Er schreitet hinauf die Treppen,
Er tritt hinein in den Saal,
Da rauschen die Sammetschleppen,
Da blinkt der Goldpokal.

Die Nachtigall ruft: Zurück! Zurück!
Der Knabe schickt nur voraus den Blick,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Die schönste von den Frauen
Reicht ihm den Becher hin,
Ihm rinnt ein süßes Grauen
Seltsam durch Herz und Sinn.
Er leert ihn bis zum Grunde,
Da spricht am Thor der Zwerg:
Der Unsre bist zur Stunde,
Dies ist der Venusberg.

Die Nachtigall ruft nur noch von fern,
Den Knaben treibt sein böser Stern,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt.

Und endlich fort vom Reigen
Führt ihn das schöne Weib,
Ihr Auge blickt so eigen,
Verlockend glüht ihr Leib.
Fern von des Fest's Gewimmel,
Da blühen die Lauben so dicht,
In Wolken birgt am Himmel
Der Mond sein Angesicht.

Der Nachtigall Ruf ist lang verhallt,
Den Knaben treibt der Lust Gewalt,
Sein Herz ist wild, sein Sinn getrübt,
Vergessen Alles, was er liebt. — —

Und als es wieder taget,
Da liegt er ganz allein;
Im Walde um ihn raget
Verwildertes Gestein.
Kühl geht die Luft von Norden
Und streut das Laub umher,
Er selbst ist grau geworden,
Und bang sein Herz und leer.

Er sitzt und starret vor sich hin,
Und schüttelt das Haupt in irrem Sinn,
Die Nachtigall ruft: Zu spät! zu spät!
Der Wind die Stimme von dannen weht.

Elegie.

O wie war mir daheim am nordischen Heerde die Freude
Ein willkommener zwar, aber ein seltener Gast!
Denn bald scheuchte der Nebel sie fort, der grau und verdrüßlich
Ueber das lachende Thal, über die Berge sich zog,
Bald vertrieb sie der lärmende Tag und das Dröhnen des Marktes,
Wo nur Jeder sich selbst, Keiner den Sänger vernahm;
Auch den störenden Schwarm der wilden Genossen vermied sie,
Und sie entfloh dem Gelag, fand sie die Cither verstimmt.
Manchmal nur, wenn im Arm der Geliebten sinnend ich ruhte,
Und ihr leuchtender Blick tief mir den Himmel erschloß,
Wenn wir in leisem Gespräch der rinnenden Stunden vergaßen,
Aug' in Auge versenkt, weilte die Liebliche gern.
Aber auch dann nur kurz. Bald kamen die schwatzenden Muhmen,
Vor dem geschäftigen Wort floh das verschüchterte Kind.
Wieder verstrichen darauf eintönige Wochen und Monde,
Und nach der Göttlichen Gruß blickte vergebens ich aus.
Glücklicher Süden, wie dank' ich es dir! Du hast die Entwichne
Neu mir vereint und sie ganz mir zur Vertrauten gemacht.
Schreit' ich hinaus in's Gebirg, so sind' ich sie unter dem Lorbeer
Mein schon harrend; sie schläft, schön wie ein Mädchen, am Quell;
Aber sie hört des Nahenden Tritt; mit wehenden Locken
Springt sie empor, und zum Kuß hängt an den Lippen sie mir.
An das Gestade des Meers zum heiligen Schatten des Oelwalds
Leitet sie mich; sie besteigt mit mir den schwankenden Kahn;
Leis' auch führt sie den Hang mich empor zu den Trümmern des Tempels,
Wo noch das Marmorgesims über den Säulen erglänzt;
Und sie deutet mir dort die verwitterten Bilder, ergänzend
Mit lebendigem Wort, was die Barbaren zerstört.
Faunen erblick' ich im bacchischen Tanz und trunkne Mänaden,
Hoch auf dem Panthergespann folgt mit dem Thyrsus der Gott;
Weiter verliert sich der taumelnde Zug; harmlosere Feste,
Wie sie Demeter gebeut, zeigt der gebildete Stein;
Hirten, mit Blumen bekränzt, und Jungfrau'n führen den Reigen,
Und im geläuterten Maß hebt sich und senkt sich der Fuß;
Sieh, dort stürmen auch Rosse heran. Die stäubende Rennbahn
Füllt sich mit Wagen, es strebt Jeder der Erste zu sein.
Lorbeern winken dem Sieger als Preis, doch schöner als Lorbeern
Lohnt ihm des Dichters Gesang, der ihm Unsterblichkeit schenkt.
Also deutet die Himmlische mir die Gebilde der Künstler,
Und ich erkenne, wie schön einst sie die Völker regiert;
Wie sie mit lächelndem Blick die rohen Gewalten gezügelt,

Digitized by Google

Wie sie die sprossende Kraft stets auf das Große gelenkt.
O da wird mir die Seele so weit, unendliche Sehnsucht
Faßt mich, mit bebendem Mund sprech' ich ein stilles Gebet:
Weile bei mir, du Schönste von allen den Töchtern des Himmels,
Mit sanft lenkender Hand führe durch's Leben mich hin,
Zeige besänftigend mir die rechten Bahnen, und dämpfe
Weise die Gluth, und wenn blind einst mich die Leidenschaft faßt,
O da kühle das brennende Haupt und kränz' es mit Rosen,
Bis mich der zögernde Gott still zu den Schatten entführt.

Gute Nacht.

Schon fängt es an zu dämmern,
Der Mond als Hirt erwacht,
Und singt den Wolkenlämmern
Ein Lied zur guten Nacht;
Und wie er singt so leise,
Da dringt vom Sternenkreise
Der Schall in's Ohr mir sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Nun suchen in den Zweigen
Ihr Nest die Vögelein,
Die Halm' und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Von Thür zu Thüre wallet
Der Traum, ein lieber Gast,
Das Harfenspiel verhallet
Im schimmernden Pallast;
Im Nachen schläft der Ferge,
Die Hirten auf dem Berge
Halten um's Feuer Rast.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wie nun alle Kerzen
Verlöschen durch die Nacht,
Da schweigen auch die Schmerzen,
Die Sonn' und Tag gebracht;
Lind säuseln die Cypressen,
Ein seliges Vergessen
Durchweht die Lüfte sacht.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Und wo von heißen Thränen
Ein schmachtend Auge blüht,
Und wo in bangem Sehnen
Ein liebend Herz verglüht,
Der Traum kommt leis' und linde
Und singt dem kranken Kinde
Ein tröstend Hoffnungslied.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Gute Nacht denn all' ihr Müden,
Ihr Lieben nah und fern,
Nun ruh' auch ich in Frieden,
Bis glänzt der Morgenstern.
Die Nachtigall alleine
Singt noch im Mondenscheine
Und lobet Gott, den Herrn.
Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh!
Vorüber der Tag und sein Schwall,
Die Liebe Gottes deckt euch zu
Allüberall.

Auf dem Anstand.

An Ernst C.

Grau ist der Morgen, streif'ge Nebel wallen,
Ein leiser Regen spinnt sich trüb' und kalt;
Die rothen Blätter seh' ich langsam fallen —
Jagdwetter schien's, d'rum zogen wir zu Wald.
Schon spürt die Meute fern, sie bellt im Suchen,
Und ihr Gebell verheißet gute Pirsch;
Ich steh' im feuchten Herbstlaub an den Buchen,
Gespannt die Büchse pass' ich auf den Hirsch.

Mich fröstelt — Sollt' in meiner Weidmannstasche
Bei Blei und Pulver nicht Erquickung sein? —
Fürwahr, das ist die korbumflocht'ne Flasche!
Ein tücht'ger Zug! — Ha, das ist Cyperwein!
Heiß rinnt er durch die Adern, durch die Glieder —
Floß durch die Wipfel plötzlich Sonnenglanz?
Die griech'sche Feuertraube ruft mir wieder
Im Herzen wach die Bilder Griechenlands.

Zwei Jahre sind's! Ei wie so anders schaute
Wie froh der Herbst mir damals in's Gesicht!
Lau war die Luft, der tiefe Himmel blaute,
Die Feige schwoll, die Traub' im Sonnenlicht.
Da ließen matt noch von des Sommers Gluten
Mein Ernst, den Ernst wir in Athen zu Haus,
Und zogen durch des Inselmeeres Fluten
Zwei sel'ge Schwärmer abentheuernd aus.

Gedenkst du, wie bei Paros durch die Brandung
Das Boot wir zwängten? — dämmernd stieg der Mond —
Und wie so schön uns dann die kühne Landung
Die rebumkränzte Marmorstadt belohnt?
Denkst du der Cithern, die die Nacht durchklangen,
Der Brunnen, die uns in den Schlaf gerauscht,
Und jenes Mädchens, das mit glüh'nden Wangen
Für leichten Schmuck Orangen uns vertauscht?

Denkst du an Naxos noch? Ich seh' sie liegen
Die Klöster und das Schloß auf hohem Stein,
Den Säulenhof, wo sich die Palmen wiegen,
Die Felswand übergrünt von eitel Wein,
Das reiche Thal, in dessen bucht'ge Weiten
Ein buntgezäumtes Saumthier leicht uns trug;
Da blinkten Becher rings, da klangen Saiten,
Fürwahr, es war ein neuer Bachuszug.

Und als wir sonnverbrannt mit staub'gen Ballen
Zur Ruh verlangten nach der heißen Fahrt,
Da nahm uns in die kühlen Klosterhallen
Der wackre Pater mit dem langen Bart.
Hoch über'm Meer auf seinem Laubensitze
Wie schollen unsre Lieder da so frisch,
Wie floß der Quell des Nektars und der Witze
So unerschöpft am sauber'n Abendtisch!

Dort saß der Bischof, dort der Kapuziner,
Wir zwei Poeten lustig mittendrin;
Schlaulächelnd stellte der slavon'sche Diener
Uns beiden stets die vollsten Flaschen hin.
O Jubel, wie wir einst im Mönchsvereine
Gezecht, bis jenen die Geduld selbst riß,
Und wie wir dann noch voll von süßem Weine
Verdeutscht das Trinklied des Panyasis!

Und mußten auf dem Chor die Priester säumen,
Dann suchten wir die Gärten am Gestad,
Schlaftrunken wob's in den Citronenbäumen,
Die stille Felsbucht rief zum lauen Bad;
Dazu ein Trunk, ein Lied — so floß der Morgen,
So kam gestirnt die duft'ge Nacht daher,
Wir lebten, schwärmten — zwischen unsern Sorgen
Und zwischen unsern Herzen lag das Meer.

Digitized by Google

Nur einſt — ein Sonntag war's, die Glocken gingen —
Da dachten wir an Lübecks Glockenklang,
Der Vaterſtadt — und an den Wimpern hingen
Uns plötzlich Thränen, und wir ſchwiegen lang.
Ein Luftſchloß baut' ich für der Zukunft Stunden,
So golden war's. Die Bruſt ſchlug heimathwärts —
Ach, was ich damals träumte, nicht gefunden
Hab' ich's daheim — es war ein arger Schmerz.

Doch heilt er ſchon. Die Saiten, die zerſprungen,
Zu ew'ger Stummheit ſind ſie bald gedämpft.
Ich habe mir in Nächten bang durchrungen
Das ſchwere Gut der Heiterkeit erkämpft.
Du ſollſt es am Geſang aus meinem Munde
Kaum ſpüren, welche Hoffnung von mir ſchied,
Und bricht ſie einmal auf, die alte Wunde,
Laß bluten — auch der Schmerz will ja ſein Lied.

Muth! Muth! Dem Leid, der Luſt die Stirn' entgegen!
Die Welt iſt immer noch des Schönen voll,
Ein kühnes Ringen gilt's auf meinen Wegen,
Ich ward ein Mann, und fühle was ich ſoll.
Ob's wieder Täuſchung? — Doch genug! Der Hunde
Gebell klingt nah — der Fels antwortet hohl,
Ein Schuß und wieder einer fällt im Grunde —
Der Hirſch bricht durch die Büſche — Lebewohl!

Lieder eines fahrenden Schülers.

Zu Volksweiſen.

I.

Kein Tröpflein mehr im Becher,
Kein Geld im Seckel mehr —
Da wird mir armen Zecher
Das Herze gar ſo ſchwer.
Das Wandern macht mir Pein,
Weiß nicht wo aus, noch ein;
In's Kloſter möcht' ich gehen,
Da liegt ein kühler Wein.

Ich zieh' auf dürrem Wege,
Mein Rock iſt arg beſtaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege
In dieſer Nacht mein Haupt.
Mein' Herberg' iſt die Welt,
Mein Dach das Himmelszelt;
Das Bett, darauf ich ſchlafe,
Das iſt das breite Feld.

Ich geh' auf flinken Sohlen,
Doch ſchneller reit't das Glück;
Ich mag es nicht einholen,
Es läßt mich arg zurück.
Komm' ich an einen Ort,
So war es eben dort,
Da kommt der Wind geflogen,
Der pfeift mich aus ſofort.

Ich wollt', ich läg' zur Stunde
Am Heidelberger Faß,
Den off'nen Mund am Spunde,
Und träumt' ich weiß nicht was.
Und wollt' ein Dirnlein fein
Mir gar die Schenkin ſein:
Mir wär's, als ſchwämmen Roſen
Wohl auf dem klaren Wein.

Ach, wer den Weg doch wüßte
In das Schlaraffenland!
Mich dünket wohl, ich müßte
Dort finden Ehr' und Stand.
Mein Muth iſt gar ſo ſchlecht,
Daß ich ihn tauſchen möcht';
Und ſo's Dukaten ſchneite,
Das wär' mir eben recht.

II.

Es fliegt manch Vöglein in das Neſt,
Und fliegt auch wied'r heraus;
Und biſt du 'mal mein Schatz geweſt,
So iſt die Liebſchaft aus.
Du haſt mich ſchlimm betrogen
Um ſchnöden Geldgewinn —
Viel Glück, viel Glück zum reichen Mann!
Geh du nur immer hin!

Viel Blümlein ſtehn im hohen Korn
Von roth und blauer Zier,
Und haſt du eins davon verlor'n:
So ſuch' ein and'res dir.
Glaub' nicht, daß ich mich gräme
Um deinen falſchen Sinn —
Ich find' ſchon einen andern Schatz;
Geh du nur immer hin!

III.

Herr Schmied, Herr Schmied, beſchlagt mir mein Rößlein,
Und habt ihr's beſchlagen, ſo macht mir ein Schlößlein,
Ein Schlößlein ſo feſt und ein Schlößlein ſo fein,
Und muß bei dem Schlößlein ein Schlüſſel auch ſein.

Das Schlößlein das will ich vor's Herze mir legen,
Und hab' ich's verſchloſſen mit Kreuz und mit Segen,
So werf' in den See ich den Schlüſſel hinein,
Darf nimmer ein Wort mehr heraus noch herein.

Denn wer eine ſelige Liebe will tragen,
Der darf es den alten Jungfern nicht ſagen,
Die Dornen, die Diſteln die ſtechen gar ſehr,
Doch ſtechen die Altjungfernzungen noch mehr.

Sie tragen's zur Baſ' hin und zur Frau Gevattern,
Bis daß es die Gänſ' auf dem Markte beſchnattern,
Bis daß es der Ent'rich bereb't auf dem See,
Und der Kuckuk im Walde, und das thut doch weh.

Und wär' ich der Herrgott, ſo ließ ich auf Erden
Zu Dornen und Diſteln die Klatſchzungen werden,
Da fräß' ſie der Eſel und hätt's keine Noth,
Und weinte mein Schatz ſich die Augen nicht roth.

Minnelied.

Es giebt wohl Manches was entzücket,
Es giebt wohl Vieles was gefällt,
Der Mai, der ſich mit Blumen ſchmücket,
Die güld'ne Sonn' im blauen Zelt.
Doch weiß ich eins, das ſchafft mehr Wonne,
Als jeder Glanz der Morgenſonne,
Als Roſenblüt' und Lilienreis;
Das iſt getreu im tiefſten Sinne
Zu tragen eine fromme Minne,
Davon nur Gott im Himmel weiß.

Wem er ein ſolches Gut beſchieden,
Der freue ſich und ſei getroſt,
Ihm ward ein wunderbarer Frieden,
Wie wild des Lebens Brandung toſt.
Mag alles Leiden auf ihn ſchlagen:
Sie lehrt ihn nimmermehr verzagen,
Sie iſt ihm Hort und ſichrer Thurm;
Sie bleibt im Labyrinth der Schmerzen
Die Fackelträgerin dem Herzen,
Bleibt Lenz im Winter, Ruh' im Sturm.

Doch ſuchſt umſonſt auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt,
Denn Lieb' iſt Wunder, Lieb' iſt Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde

Digitized by Google

Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demuth magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.

Und mit ihr kommt ein Bangen, Zagen,
Ein Träumen aller Welt versteckt;
Mit Freuden mußt du Leide tragen,
Bis aus dem Leid ihr Kuß dich weckt;
Dann ist dein Leben ein geweihtes,
In deinem Wesen blüht ein zweites,
Ein reineres voll Licht und Ruh;
Und todesfroh in raschen Fluten
Fühlst du das eigne Ich verbluten,
Weil du nur wohnen magst im Du.

Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen giebt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.
O süß Empfangen, sel'ges Geben!
O schönes Ineinanderweben!
Hier heißt Gewinn, was sonst Verlust;
Je mehr du schenkst, je froher scheinst du,
Je mehr du nimmst, je sel'ger weinst du —
O, gieb das Herz aus deiner Brust!

In ihrem Auge deine Thränen,
Ihr Lächeln sanft um deinen Mund,
Und all' dein Denken, Träumen, Sehnen,
Ob's dein, ob's ihr, dir ist's nicht kund.
Wie wenn zwei Büsche sich verschlingen,
Aus denen junge Rosen springen,
Die weiß, die andern roth erglüht,
Und keiner merkt, aus wessen Zweigen
Die hellen und die dunkeln steigen:
So ist's; du fühlest nur: Es blüht.

Es blüht; es ist ein Lenz tiefinnen,
Ein Geisteslenz für immerdar,
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker, als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit;
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit.

Spät ist es — hinter dunkeln Gipfeln
Färbt golden sich der Wolken Flaum,
Tiefröthlich steigt aus Buchenwipfeln
Der Mond empor am Himmelssaum.
Der Wind fährt auf in Sprüngen, losen,
Und spielet mit den weißen Rosen,
Die rankend blühn am Fenster mir;
O säuselt, säuselt fort, ihr Lüfte,
Und tragt getaucht in Blumendüfte
Dies Lied und meinen Gruß zu ihr!

Karl Gerber

wurde am 1. Octbr. 1792 in Kassel geboren. Schon in seinem siebenten Jahre verfaßte er eine lateinische Rede über den Werth der Freundschaft. Er besuchte die Schule in Rinteln, und nach seiner Confirmation 1807 thaten ihn die Aeltern in das Handlungshaus eines Verwandten nach Bremen. Hier blieb er nur wenige Wochen, kehrte nach Rinteln zurück und studirte daselbst die Rechte. Als 1809 die Universität aufgehoben wurde, kam er in das Büreau des Steuerdirectors von Madai in Osnabrück. 1811 wurde G. in der Präfectur zu Marburg angestellt, in welcher Stellung er bis Ende 1812 blieb. Den größern Theil des Jahres 1813 verlebte er in den Bädern zu Nenndorf, und erhielt nach Rückkehr der alten Ordnung eine provisorische Beschäftigung als Kantonsbeamter und im Etappenwesen, doch auch diese hörte 1814 auf. Von dieser Zeit an widmete er sich diplomatischen Studien. Zu Anfang des Jahres 1816 wurde er kurhessischer Gesandtschaftssecretair in Frankfurt und 1821 als Kreissecretair nach Frankenberg versetzt. Er gab heraus neben vielen staatswissenschaftlichen, nicht hieher gehörigen Schriften:

Epheublätter. Geschichtliche Erzählungen, Novellen, Sagen, Mährchen, Arabesken u. Humoresken. 2 Bde. gr. 12. Marburg 1841. Elwert.

Eine sehr interessante und reichhaltige Sammlung, welche einen Beweis von der Vielseitigkeit, dem geistigen Reichthum und der anmuthigen Darstellungsweise des Verfassers liefert.

Georg Gottfried Gervinus

wurde am 20. Mai 1806 in Darmstadt geboren, besuchte bis zu seinem 13. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und erhielt Privatunterricht. Da er wenig Anlagen für die Wissenschaften zu haben schien, so that ihn sein Vater nach seiner Confirmation als Lehrling in eine Ausschnitthandlung in Darmstadt, wo er auch seine dreijährige Lehrzeit aushielt und zwei Jahre als besoldeter Commis diente. Da er theils durch den Besuch des Theaters, theils durch den unmäßigen Gebrauch einer Leihbibliothek seine Geschäfte vernachlässigte, so wurde er entlassen. Durch den ausdauerndsten Privatfleiß holte er bald die versäumten Elementarkenntnisse nach, und ergänzte vollkommen die Mängel seiner Schulbildung und ging nach Gießen, um Philologie und Philosophie zu studiren. Nachdem er ein Jahr in Gießen verweilt hatte, begab er sich nach Heidelberg und widmete sich daselbst historischen Studien. Nach Beendigung des akademischen Cursus übernahm er eine Lehrerstelle an einer Erziehungsanstalt in Frankfurt a. M., die er jedoch bald wieder aufgab, um nach Heidelberg zurückzukehren, wo er sich als Privatdocent habilitirte und zugleich Hofmeister in einer schottischen Familie wurde. 1832 unternahm G. eine Reise nach Italien, wo er 8 Monate verweilte. Erst 1835 erhielt er eine außerordentliche Professur; bald darauf ging er in Folge eines Rufes als ordentlicher Professor nach Göttingen. Am 14. Dec. 1837 wurde G.

Digitized by Google

wegen Protestation gegen Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes seines Amtes entsetzt und, weil er die Protestation veröffentlicht hatte, gezwungen, das Land binnen drei Tagen zu verlassen. Hierauf lebte er einige Zeit in Darmstadt und Heidelberg und ging 1838 nach Italien. Später erhielt er eine ordentliche Professur der Geschichte in Heidelberg, die er gegenwärtig noch mit großem Erfolge bekleidet.

Er gab heraus:

Historische Schriften. 1. Bd. Einzelne Abhandlungen. 2—6. Bd. auch unter dem Titel:

Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 5 Thle. 2. umgearb. Aufl. Mit einem Register über das ganze Werk (enthält circa 5000 Artikel). gr. 8. Leipzig (1835—41.) 1840—44. W. Engelmann.

1. Thl. Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des 13. Jahrh. (1835.) 1840.
2. Thl. Von dem Ende des 13. Jahrh. bis zur Reformation. Mit einem Namen- u. Sachregister. (1836.) 1842.
3. Thl. Vom Ende der Reformation bis zu Gottsched's Zeiten. Mit einem Namen- u. Sachregister. (1838.) 1842.
4. 5. Thl. Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 2 Thle. 1843. u. 44.
   1. Thl. Von Gottsched's Zeiten bis zu Göthe's Jugend. (1840.) 1843.
   2. Thl. Von Göthe's Jugend bis zur Zeit der Befreiungskriege. Mit einem Register über das ganze Werk. (1841.) 1844.

Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 3. Ausg. gr. 8. Ebend. (1842.) 1844.

Außerdem hat G. noch viele Abhandlungen in verschiedenen deutschen Zeitschriften, sowie einzelne Monographien veröffentlicht.

Was Gervinus als Historiker zu leisten anstrebt, das hat er selbst in der Forderung, die er an denselben stellt, ausgesprochen, indem er sagt: „Wer heute nicht versteht, den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seinen eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buche und des Buches Geist über dem Worte, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit und Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maaße seiner persönlichen oder nationellen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränkung die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen." — Daß er mit allen seinen Kräften nach der Lösung dieser großartigen Aufgabe ringe und daß er in allem, wo es von seinem ehrenfesten Charakter und seinem gründlichen Wissen allein abhängt, dies erreicht habe, kann ihm selbst sein erbittertster Gegner nicht streitig machen. Seine Schriften sind der Spiegel seiner Persönlichkeit und das Resultat seines ganzen Wesens und Strebens, daher aber auch nicht immer von Einseitigkeit und Ungerechtigkeit frei, obwohl selbst solche Urtheile, die in entschiedenen Einfluß rein subjectiver Auffassung nicht verleugnen können, bei ihm stets in den edelsten Motiven ihren Ursprung finden. — Sein Styl hat etwas Eintöniges und daher Ermüdendes, doch nimmt dies immer mehr und mehr ab, jemehr ihm vergönnt wird, nach Bewältigung des Stoffes auf die Form Rücksicht zu nehmen.

Jean Paul.

Jean Paul Friedrich Richter (aus Wunsiedel 1763—1825) ist zwar mit der Blüthe seiner Schriftstellerei erst an die Scheide des Jahrhunderte; er wurzelte aber mit seiner Jugend fest in den Zeiten, wo sich die große Spaltung der Genialitäten und der Rationalen kund that. Alle Elemente dieser Periode, alle ihre Dissonanzen und Widersprüche, die Herzlosigkeit der Satyre, die überschwengliche Weichheit der Empfindung, die „Gemsensprünge" einer zügellosen Phantasie, die nüchternen Ansichten eines gesunden Verstandes, Reizbarkeit und Zähigkeit der Natur, Poesie und Wissenschaft, Liebe und Haß der Welt, Ideal und Resignation schien sich in dem Einen Mann wie in einem Gefäße zu sammeln und in einen gewissen Körper zu verbinden. Die wenigsten Zeitalter dürften geeignet sein, eine ähnliche Gestalt wieder einmal aus den gleichen Bestandtheilen darzustellen, die wenigsten Menschen, wenn sie auch aller einzelnen Elemente mächtig wären, ihn nur in der Beurtheilung zu reproduciren, weil der Versuch in den meisten Fällen mißglückt, in die heterogenen Theile den bindenden elektrischen Funken zu schlagen, zu dem vielseitigen Charakter den springenden Punkt zu finden, ohne den, nach Jean Pauls eigner Bemerkung, kein Charakter Leben und Bewegung hat. Der erste Bildungsschuß dieses Mannes war auf einem empfänglichen und fruchtbaren Boden gleich anfangs so mächtig, daß nach seiner Vollendung der Wuchs stillstand; und daher kam es, daß in Jean Paul viele Eigenheiten jener revolutionären Periode bis ins 19te Jahrh. herüberragten, wo eine ähnlichgestimmte Jugend ihm vorzugsweise gern die Hand reicht; daher kam es, daß die Schriften dieses Mannes einer Gattung angehörten, die damals cultivirt, nachher vergessen ward, daß sie spät und frühe eine entschiedene Gleichartigkeit trugen und einen solchen geschichtlichen Fortgang, solche Perioden der Bildung, wie wir sie bei Göthe und Schiller in aller Schärfe getrennt haben, gar nicht darbieten. Diese große Uniformität in Jean Pauls Bildung würde sich noch schlagender darlegen, wenn wir sein Leben von ihm selbst beschrieben besäßen. Er hat bekanntlich nur den Anfang gemacht, „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" zu berichten; aber auch aus diesem Fragmente lernen wir hinlänglich, daß er weder der Mann war, eine Geschichte seiner selbst zu schreiben, noch daß er eine eigentliche Geschichte zu schreiben hatte, da sein ganzes Leben nur eine Reihe von idyllischen Zuständen zeigt, ohne merkliche Influenzen der Zeit, oder eines wechselvollen Schicksals, oder eines wandelsüchtigen Geistes. Seine Biographie, die schon auf dem Titel mit einem Stiche auf Göthes Dichtung und Wahrheit nur Wirklichkeit zu berichten verhieß, würde darum weit entfernt gewesen sein, eine pragmatische Geschichte zu liefern, wie Göthe that; sie würde sich kaum in etwas von seinen Romanen, in denen er lediglich das deutsche Kleinleben schildert, unterschieden haben. Nicht als ob er nicht in Wahrheit Wahrheit redete, nicht als ob die Dichtung, mit der er sein Leben durchflechten wollte, dieser Wahrheit Abbruch gethan haben würde, allein in seiner Geschichte würde sich nach den ersten Jahrzehnten und schon während dieser lauter Bestand und Beharren gezeigt haben, kein Fortgang; man würde keine unmittelbarere Kenntniß seines Wesens erhalten, als man sie schon durch seine Werke besitzt, die nur das genaue Abbild seines innern Lebens sind. Die Verhältnisse wirkten wenig auf den einmal geformten Charakter ein, und daher tadelt er Göthen um die Aeußerung, daß der Mensch um jedes Jahrzehent sich ändere; er streitet gegen die Möglichkeit, einen Autor aus den Umständen zu erklären; der Mensch sei sein eignes Licht und Schein, sagt er im Gegensatze zu Göthe, der nichts übrig zu behalten fürchtete, wenn er sich nehme, was ihm die Verhältnisse und die Menschen gegeben. Er gesteht damit ein, daß er keine Fähigkeit zum eigentlichen Biographen hatte, wie gern er den poetischen spielte; er bekennt es auch gradezu, daß er von sich selbst nicht gekannt sei; er benutzt die Jugendgeschichte, die er schrieb, durchaus nicht in den pragmatischen Zwecken aller der humoristischen Biographen, daß er in den Zügen derselben das Vorleben des spätern Menschen nachwiese, Alles steht vereinzelt, in eine Reihe gefädelt ohne nothwendige Ordnung oder einen bestimmten Zweck. Wie in seinen Romanen die Erzählung dürftig ist, die Reflexion breit, so würde es hier gewesen sein. Er hat keinen Sinn für Thatsachen, denn, sagt er, ich kann tausend auslassen und tausend anführen und doch weder in jenen noch in diesen ein rechtes Urtheil begründen. Aber der rechte Historiker kann zehn anführen und mit diesen ausrichten, was er sich nicht mit tausend getraute.

Ich versuche dieses Geschäft, ohne für diesen rechten Historiker gelten zu wollen, und ohne mich über die große Schwierigkeit zu täuschen. Bei einem Schriftsteller wie Jean Paul, der nach einer von Lichtenberg treffend gefundenen Bemerkung alles Interesse von seinen Werken ab auf sich selbst und seinen Geist lenkt, der so ganz mit seiner Person vordrängt und die Theilnahme an seinen Geschichten und Charakteren verdrängt, ist nichts natürlicher, als daß jeder Beurtheiler, wie es in der That ist, gleich gegen oder für die Persönlichkeit mehr Partei nimmt, als für oder gegen die Schriften an sich, und daß, wie der Autor pathologisch schreibt, so das Urtheil über ihn pathologisch und

Digitized by Google

leidenschaftlich wird. Jean Paul selbst hat sich über den Mangel competenter Kritiker und Beurtheiler seiner Werke oft beschwert, und es ist manchmal, als ob er diesem Mangel selbst habe abhelfen wollen, indem er bald in scherzhaftem Lobe unter tausend Wendungen auf seine z. Th. vergessenen Opera wieder hinweist, bald seine eignen Fehler aufdeckt und dann beweist, daß es ihm gelegentlich an richtiger Selbstkritik weniger fehlt, als an dem factischen Nachdruck, der eine willenskräftige Einsicht begleitet haben würde. Jean Paul klagte vielfach, daß er nichts als decidirte Lober und Tadler gefunden habe, daß seine kältesten Leser ihn keiner Verbesserung für fähig gehalten, seine wärmsten keiner für bedürftig. Dieß ist so wahr, daß wir unter seinem Publikum nie andere als solche partheite Leser gewahren: Männer, wie Göthe und Schiller, die er nicht anders als mit einem anfänglichen wunderlichen Eindruck afficirte, und Andere, wie Fr. v. Oertel, dem er ein Apostel schien, der schon denen gram war, die ihn nur kunstmäßig loben wollten; sentimentale Damen, die die Locken seines Pudels auf der Brust tragen, und dürre Weltmänner, denen ihre Frauen witzig nachsagten, sie liebten den Dichter so wenig, daß sie nie eine Zeile von ihm gelesen hätten. Selbst dieser Witz enthält so viel natürliche Wahrheit! Wer ein gewisses Alter überschritten hat, wer von einer Lectüre seinem Verstande Rechenschaft geben will, den wird Jean Pauls Schreibart in kürzester Zeit anwidern, und er wird, ohne weiter gelesen zu haben, sein Urtheil bald fixiren dürfen. Wer in idealen Jugendträumen schwärmt, wen ein gesteigertes Sittlichkeitsgefühl zu dem Dichter führt, der mit Herder gegen die licentiösen Poeten eiferte, „die zerstörten Zerstörer, die die Zahl der Sünder, nicht der Dichter vermehren", Frauen und Jünglinge, die „am Setzstabe des Zeigefingers" über die dunkeln und wunderlichen Stellen seiner Schriften wegspringen, die von dem Exemtionsdecret und der Erlaubniß Gebrauch machen, die ihnen der Autor selbst gab, seine Satyren zu überhüpfen, solche werden sich durch keinen Einwurf ihre Gefühle stören lassen, und sie zu heilen, ist bei den Lesern das beste Mittel die Reife der Jahre, bei den Leserinnen, daß man sie ersucht, ihre Lieblingswerke Wort für Wort laut vorzulesen und möglichst zu erklären. Dieß letztere Mittel hätte vielleicht, da wir doch kein Publikum hatten, das mit einem entschiedenen Geschmacke im Großen dem excentrisch-originalen Autor entgegengetreten wäre, ihn selbst aufmerksam machen können, wie sehr er das Bessere sah und dem Schlimmern folgte; er konnte selbst das Vorlesen nicht leiden und machte sich schwerlich je deutlich warum nicht; er arbeitete in strenger Einsamkeit vor sich hin, ohne sich im Geringsten mitzutheilen. In dem Streit über seine Qualitäten fragt er sich, welcher Meinung ein Autor anhängen solle, und findet, am schicklichsten seiner eignen. Daraus folgte denn zuletzt wohl natürlich, daß die Nation endlich auch ihre Parthie ergriff; sie wird ihn nie zu ihren gefeierten Dichtern in Eine Linie stellen, das werden die Verleger der Werke am besten bezeugen können. Die Tadler werden immer die Ueberhand behalten, und schon darum, weil die meiste Unpartheilichkeit fast nothwendig auf ihrer Seite sein muß. Denn der beste Beurtheiler von Jean Paul wird der sein, der einmal mit ihm geschwärmt, und dann sich gefaßt hat, der die möglichst vielen Saiten, die seine Schriften berühren, in sich anklingen hörte und sich Rechenschaft von seinen guten Eigenschaften geben kann, ohne für seine üblen blind zu bleiben; es ist aber gar kein denkbarer Fall, daß ein Tadler Jean Pauls zu seinem Lobredner werde, sein Lobredner wird im natürlichen Gang der Dinge zuletzt zum Tadler. Eine Mitte zu halten, ist bei einem Schriftsteller, der selbst keine Mitte gehalten hat, fast unmöglich.

Jean Paul war in unendlich kleinen und beschränkten Verhältnissen aufgewachsen. Ohne Schule, ohne Unterricht, ohne Umgang blieb er in seiner Kindheit einer überschwenglichen Phantasie überlassen, die in der idyllischen Leere umher nichts als unbestimmte Sehnsuchten in ihm weckte, die ihn mit Geisterfurcht und andern dunklen Vorstellungen füllte, deren Verarbeitung ihn in stiller Verschlossenheit beschäftigte; die Einsamkeit des Dorfs, „die Theilnahme an Jedem, der wie ein Mensch aussieht, brütete eine verdichtete Menschenliebe, die rechte Schlagkraft des Herzens", vielleicht eine zu warme, in dem Knaben aus, und alle diese wenigen und regen Eindrücke wuchsen in seinem beschäftigten Innern zu einem unendlichen Stillleben, wie in Jung Stilling, der in ähnlichen Lagen seine Kindheit verbrachte und die ähnliche Liebe zu dieser ersten Zeit in sich festhielt. Als er mit 12 Jahren nach Schwarzenbach kam, fiel er plötzlich in einen vielartigen Unterricht, wo er fliegende Fortschritte machte; er sprang vom Latein zum Griechischen und Hebräischen und fing gleich als Knabe an, sich weitläufige Notizen zu machen, die Liebhaberei für das Kleinwesen auch der Gelehrsamkeit in sich auszubilden. Die Glut der Empfindungen, die Träume der Phantasie fanden hier neben den Schulpflichten noch Raum genug; er las Romane und den älteren Robinson; er trug eine stille kindliche Liebe in sich; er ging, sobald er Clavierunterricht empfing, dem Phantasiren, der „Selbstfreilassung" nach; nur was sonst des lernbegierigen Knaben liebste Thätigkeit zu sein pflegt, was ihm einen gesunden Erwerb von Kenntnissen sichert, der ihn von Phantasmen und von den Trockenheiten des meisten Schulunterrichts gleich entfernt hält, Geschichte, Geographie und klassische Literatur blieb Jean Paul nicht allein damals, sondern auch durch sein ganzes Leben hin so gut wie fremd. Als er 1779 Leipzig beziehen sollte, traf ihn plötzliche und völlige Verarmung durch den Tod seines Vaters; dieß nöthigte ihn auf Erwerb zu sinnen und er fiel auf die leidigste Quelle, die Schriftstellerei. Er hörte nun keine Collegien, las keine Bücher, als solche, die ihm für seine Zwecke gleich nützlich waren, er eignete sich nur das Homogene daraus an, er wandte also den ersten innersten Fleiß des Alters, das die Grundlage zur ferneren Bildung legt, nur dazu an, die schon fertige Richtung seines Geistes mit einer Masse gleichartiger Elemente zu verstärken, nicht dem noch lenkbaren Geiste vergleichend und versuchend eine zusagende Richtung zu finden. Bei dieser Thätigkeit gewahren wir zugleich schon in seinem 17—18ten Jahre eine Frühreife, die von einem ungemein energischen innern Jugendleben zeugt, und die es uns erklärt, daß Jean Paul den Geist der Jugend festhielt, den Sinnes- und den Empfindungskreis der Jugend, der den meisten Menschen dunkel verlauft und verloren geht, mit einer merkwürdigen Klarheit des frühen Bewußtseins auffaßte und ihn, der seiner Natur nach der Dämmerung angehört, eben so oft an das helle Licht zog, als er ihn anderemale von diesem natürlichen Dunkel umhüllt läßt. Der Charakter der Juvenilität blieb bei ihm von seiner ersten Fixirung an feststehen, und erklärt uns sein Wesen und seine Schriften so, wie Herder in ähnlicher Weise die eigenthümliche Entwicklung der Swedenborg und Zinzendorf erklärte, und wie wir Lavaters originale Erscheinung erklären können.

Unendlichemale hat Jean Paul seine Aussprüche über den Werth seiner Jugend wiederholt und variirt. Er sah auf nichts Zauberischeres zurück als auf das innere Leben jener Zeit, die äußerlich die gedrückteste war, die leicht ein Jüngling ertragen; er sehnte sich immer nach den bescheidenen Phantasien dieser bedürfnißvollen Zeit zurück, wo das Schicksal mit dem Wenigsten, mit einem unbedeutenden Mädchen, mit etwas Musik und Mondschein sein Herz seliger machen konnte, als später mit Millionen. Er wollte aus seinen spätern Jahrzehnten alle Güter, die diesen eigenthümlich sind, gern hingeben, aber keines aus dem zweiten: den Himmel, den man ihm dadurch umwölkte, könne ihm Niemand wiederbringen. Mit allen Leiden seines spätern Alters vermischte sich ihm seine Jugend; sie benahm ihnen ihr Schmerzhaftes, sagt er, und verwandelte sie in süße Melancholie; die Kindheit mußte ihm mit der Vergangenheit oft Gegenwart und Zukunft ersetzen. Wie vielmal blickte er mit schmerzlicher Sehnsucht auf jene lächerliche und reine heilige Zeit zurück, wo er so vielmal „dummer und glücklicher, und närrischer und tugendhafter, wo er noch nicht aus dem Jugendparadiese herausgejagt war!" Und das schien ihm die Bestimmung des Dichters, oder doch der Charakter des Dichters zu sein, daß er ein ewiger Jüngling bleibe, daß er „das, was andere Menschen nur einmal sind, nämlich verliebt, oder nur nach dem Pontak, nämlich berauscht, den ganzen Tag, das ganze Leben hindurch sei." So ist denn wohl erklärlich, daß Jean Pauls Werke so viele Reminiscenzen aus seiner eignen Jugendgeschichte enthalten, wie daß seine Jugendgeschichte wieder ganz gleich einem Roman klang. Mit Hippel trug er sein Leben, und vorzugsweise das Leben seiner Jugend in seine Schriften. Er fand, daß alle Autoren ihre Helden nach sich selber gestalteten; ja nicht allein schnitt er seine Geschichten nach seinen eignen Erlebnissen zu, er wollte auch bemerkt haben, daß das Schicksal nach dem Plan seiner Erzählungen seine eigne Geschichte formte. Er bezeichnete nach der Reihe die Abdrücke der Wirklichkeit in seinen Dichtungen selbst: „was von Fixleins Treibjagd in einer hebräischen Foliobibel nach größeren, kleineren, umgekehrten Buchstaben geschrieben steht, läßt sich wörtlich mit allen Umständen auf sein eignes Leben anwenden"; seinen Haus- und Winkelsinn bildete er im Wuz, Fibel u. A. ab, die mächtigen Flüge seiner in Einsamkeit rege gewordenen Phantasie in dem Helden der unsichtbaren Loge; in den Flegeljahren zertrennte er sich in Vult und Walt, und er hatte in den Vorfällen bei seinen Erstlingsdrucken alle die kleinen Thorheiten durchgemacht, die er dort in Walten schildert; im Titan erschöpfte er die Ideale seines Herzens und schuf das Innerste seiner Seele so darin nach, daß ihn später die Lectüre dieses Werkes zu stark ergriff; die Glut seiner Freundschaftsliebe bannte er den Victor und Albano ein; und seine Freunde erschienen idealisirt und gesteigert in der Gruppe seiner Charaktere. Manches Harte in dem Bau seiner Romane, das die Gemüther beleidigte, die er zart gewöhnt hatte, entschuldigte er mit der eckigen Wirklichkeit, die ihn ähnliche Härten erleben ließ, welche in bloßen poetischen Reflex, meinte er, leichter zu ertragen sein müßten. Dieß ist derselbe ästhetische Realismus, den mit bei

Digitized by Google

den humoriſtiſchen Schriftſtellern ſo häufig finden, und er iſt verbunden mit dem allgemeinen Spiritualismus und Idealismus, den Jean Paul wie ſo viele unter dieſer Klaſſe in das Leben ſelbſt hineintrugen.

Und dieß eben, weil er die Welt nur aus dem Geſichte der Jugend anſehen mochte, die Alles idealiſirt, und die eben darum in der Poeſie gern einmal um die Wahrheit das Ideal preisgibt. Wenn man ſich von Allem, was uns in Jean Pauls Werken mit beſonderm Nachdruck behandelt, was uns fremdartig und eigenthümlich in ſeinen Meinungen, was uns als Lieblingsgegenſtand ſeiner Muſe erſcheint, deutlich Rechenſchaft gibt, ſo ſieht man klar, daß es vorzugsweiſe ſolche Eigenheiten ſind, die der Jugend natürlich, die ihr wichtig ſind, und daß ſie ſich darum ſo auffällig ausnehmen, weil ſie in einem ungeziemenden Alter feſtgehalten und darum in einer extremen Weiſe ausgebildet ſind, die den nüchternen Kenner der Welt befremdet, der den Enthuſiasmus im greiſen Kopfe und den Schauder vor der wirklichen Welt in dem gereiften Mann nicht dulden mag. Das Jugendalter hat für den Menſchen darum ſo unſäglichen Reiz, weil es die Zeit idealer Beſtimmbarkeit iſt, weil es der Unendlichkeit der Hoffnungen und Erwartungen freien Spielraum gibt, die wir auf den werdenden Menſchen gründen können. Eben dieſelbe Beſtimmbarkeit ſah Jean Paul in dem ganzen Menſchengeſchlechte; er gab daher Nichts auf das, was der Menſch war, aber Alles auf das, was er nach den Möglichkeiten, die ihm ſein Inneres erſchafft, werden kann und was ein zukünftiges Leben in ihm zu reifen verſpricht. Iſt man erſt auf dieſe Weiſe dem äußern Leben entfremdet und auf das innere angewieſen, ſo wird man ſich natürlich nach der Zeit vorzugsweiſe neigen, in der die Phantaſie am lebendigſten ſpielt, in der das Gebiet der Ideale am weiteſten iſt. Ueberall begegnen wir daher in Jean Paul dieſen befeſtigten Gebilden aus der Kindheit, und ſein Weſen geht auf in dem Begriffe eines jung gebliebenen Menſchen, wenn man die Zufälligkeiten gerade ſeiner Jugend dabei in gehörigen Anſchlag bringt. Sieht man auf das Moraliſche, ſo blickt in ihm überall der Sinn für die Unſchuld und Reinheit der erſten Jahre hervor, und das zog jene ſittigen Frauen mitten in Weimar, unter dem Kreiſe unſerer gefeierten Dichter, zur Zeit deren ſchönſter Blüthe, ſo nahe zu ihm, daß er neues moraliſches Leben und Tugend und Gefühl in die misbrauchte Dichtkunſt zu bringen ſchien. Seine Schriften bringen eine Unſumme ſchöner Grundſätze und Reflexionen, von Handlungen bringen ſie wenig, wie ſein eignes Leben nicht ein erſprießliches heißen kann. Dieß iſt nun ganz Jugendart; denn dieſe Zeit iſt zum Sammeln und zum Reflectiren beſtimmt, ehe ſie in die wirkliche Welt handelnd eingreift, und es ſteht ihr natürlich an, daß ſie in einem Dichter, wie Jean Paul, jene Maximen einer großartigen Tugend aufſucht und jene Allmacht ſchöner Empfindungen bewundert, die weit über das gemeine Leben emporheben. Schon frühe begann Jean Paul in ſeiner Nothzeit ein Andachtsbüchlein zu führen, in dem er ſich moraliſch überwachte und Betrachtungen anſtellte, die auf aſcetiſche Schmerzunterdrückung, auf Gleichgültigkeit gegen Ehre und Ruhm, auf Bezwingung der Leidenſchaften, auf jede ſtrenge Forderung der Vernunft ausgehen; er recipirte ſeine Tugenden und Laſter wie ſeine Einfälle und Leſefrüchte, er verbollwerkte ſich gegen das Böſe, und ſo wuchs in ihm eine „Allliebe, die ſeines ganzen Lebens und Dichtens Grundcharakter ward," und er ſchilderte in ſeinen Werken eine angeſpannte Tugend, die wohl unterweilen ſogar ſeinen wärmſten Verehrerinnen voll Unnatur und beunruhigender Symptome ſchien. Wenn er auch im Leben hinter den anfangs gefaßten Grundſätzen zurückblieb, und die blinden Aufopferungen, zu denen er in Jugend und Armuth fähig war, nicht mehr zur Pflicht gerechnet haben würde, ſo ſehen wir doch in ſeinen Schriften überall, wie der Glaube an eine große Menſchheit, an einzelne hohe Menſchen, wie die geſteigerten Begriffe von Freundſchaft, von Liebe, von Tugend in der Weiſe durchgehen, wie wir ſie nur in edlen Jünglingen finden, denen die Welt noch fremd iſt. Mit dieſen hohen Forderungen tritt nun die Jugend in die wirkliche Welt ein, die den rohen Edelſtein zu ſchleifen beſtimmt iſt, wenn er ihre ätzende Schärfe aushält. Sie ſteht immer drohend hinter dem Glücke der Kindheit, ſie macht es mit ihren hervorragenden Täuſchungen zu einer ſchmerzlichen Seligkeit. Nichts hat Jean Paul vortrefflicher geſchildert als dieſen Stoß des Ideals auf die Wirklichkeit; nichts hat er zarter gehalten als die Miſchung von Lächerlichem und Rührendem, was dieſe Situation mit ſich bringt; nirgends hätte er leichter wahrhaft claſſiſch werden können, als hier, und wo er am meiſten Maß gehalten hat, in den Flegeljahren, iſt er von dieſer Seite her am genießbarſten geworden. Wir haben die Aufgaben, die er ſich von dieſer Art ſtellte, und die Eindrücke, die er damit machte, ſchon früher mit den Materien der Ritterromane verglichen, und es iſt vortrefflich, daß ſich der Held der Flegeljahre mit Petrarca vergleicht, und daß Jean Paul die Zeit der erſten Liebe eine ſolche nennt, wo der Jüngling die alte franzöſiſche Ritterſchaft erneue. Wenn unſer humoriſtiſcher Dichter auf dem mittlern Standpunkte zwiſchen Weltverachtung und Liebe, zwiſchen Humor und Empfindſamkeit hätte ſtehen bleiben können, auf dem er ſich in den Flegeljahren noch am erſten hält, ſo hätte er uns vortreffliche Werke geſchaffen; aber ſo war es ihm nicht gegeben, anders als in Extremen ſich zu bewegen. Auch dieß iſt die Weiſe der Jugend, daß ſie, zum Maßhalten nicht geeignet, nach allen Seiten ausſchweift; in ihrer feindlichen Begegnung mit dem wirklichen Leben iſt die Erſcheinung nur zu gewöhnlich, daß ſie ſich in Skepticismus und Misanthropie wirft und eine gewiſſe falſche Kraft affectirt, oder daß ſie umgekehrt die verſehrten Ideale in ſich verſchließt und ſich in Schwäche und Weichheit verliert. Dieß nun ſind eben die beiden Extreme, in denen uns auch Jean Paul auf Weg und Steg umtreibt. Es iſt ihm auf der Einen Seite die Welt verleidet; er wendet ſich mit Geringſchätzung von dem Menſchen weg; er vernichtet die Außenwelt und verfolgt ſie mit ſeinem Spott; oder er zieht ſich auf das Klein- und Stillleben des Menſchen, auf ſeine innere Welt zurück und findet das außen verlorene Glück hier wieder in einer glücklichen Beſchränkung und in dem ſtillen Verkehr mit den Hoffnungen einer beſſeren Zukunft. Auf jener Seite haben wir ſeine humoriſtiſchen Charaktere, die ihren Weltſcherz bis zum Weltekel verbittern; auf dieſer haben wir ſeine ſelbſtgefälligen, ſanften Figuren mit Unkenntniß der Welt und mit einer unendlichen Liebe gegen die ganze Menſchheit erfüllt; jene dort ſinken gelegentlich zum lüderlichen Genie herab, dieſe Blumenſeelen ſteigern ſich zu dem Extreme ſeiner ſogenannten hohen Menſchen, die der Welt den Rücken kehren, bei Bewahrung einer reinen Seele, die das Vermögen, nutzbar und wirkſam auf der Erde zu ſein, mit einer höheren Unbefleckheit des Charakters unvereinbar finden. Auf jener Seite iſt Jean Paul ſkeptiſch, ſatyriſch, ein Verfolger der deutſchen Kleinmeiſterei, ein Realiſt in der Manier der Darſtellung, wie es der Jüngling bei dieſer Richtung iſt; auf der anderen iſt er ſentimental, weich, verſchwommen, elegiſch, ein Spiritualiſt, wie wir ihn nicht leicht wieder haben. Wenn er auf jener Seite zu weit geht im Häufen des Witzes, in der Spannung der Verſtandeskräfte, ſo hier in der Spannung der Empfindungen, in der Thränenneigung, die ihm ſelbſt wie Sternen eigen war, und auf die er in ſeinen Leſern gern hinarbeitet. Jener Zug der Jugend arbeitet in allen ſeinen Schriften mit, gern auf Nachtgedanken zu weilen, ſich mit Todes- und Geiſterfurcht zu quälen, auf Träume und Orakel zu achten; und was in dieſer Zeit die Lieblingsfragen und Bekümmerniſſe unſerer erwachenden Forſchbegierde ſind, über das Verhältniß von Leben und Tod, von Liebe und Freundſchaft, von Gott und Welt, dieſe durchdringen Jean Pauls Werke überall und füllen ſein eignes Intereſſe aus. Was das Mannesalter feſſelt, die praktiſchen Verhältniſſe der Welt, die Zuſtände der Geſellſchaft, daran legt er nur den Maßſtab der jugendlichen Empfindung; ſelbſt in ſeine Speculationen drängen überall ſeine Gefühle herein. Wie ferner in der Jugend jenen idealen inneren Beſchäftigungen des Geiſtes und den ſchwellenden Empfindungen unverdorbener Herzen die trockene Thätigkeit für die Schule als ein Gegengewicht gegenüber liegt, ſo iſt es bei Jean Paul der Fall, daß er uns zu allen ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien mitnimmt, daß er uns neben den gehauchteſten Szenen eines ſublimirten Seelenlebens zugleich die nackteſten Disputirübungen abſchildert. Die Unerſättlichkeit der Lernbegierde, die einer ſtrebenden Jugend eigen iſt, iſt es auch Jean Paul; und aus dieſer Zeit, wo man im Frohn der Wochentage arbeitet, blieb ihm, eben wie es nur der Kindheit eigen iſt, das ideale Sonntagsheimweh, und dieſe Sabbathsfreude, die hohe Zeit der Jugend, hat bei ihm in ſeinen Sabbathskapiteln eine Art poetiſche Vertretung. Und ſo ließe ſich dieſer Erweis des Charakters durchgehender Juvenilität in Jean Pauls Werken und Weſen bis ſo ſehr ins Einzelne herab verfolgen, daß man, um nicht lächerlich zu werden, des Dichters komiſche Manier für den Verfolg anwenden müßte, die doch dem Ernſt der hiſtoriſchen Darſtellung nicht zuſagen kann.

Nur um das Eine leider ging er fehl, worin wir ſuchen, was unſerer gebildeten Jugend Halt und Feſtigkeit und die mittlere Stimmung für das Leben gibt. Wir ſagten oben, er entbehrte die Nahrung ſeines Geiſtes durch Geſchichte und Geographie, und hierin kam das Geſchick ſeiner Neigung entgegen. Er entbehrte eben ſo die Kenntniß und Liebe der alten claſſiſchen Literatur. Er hatte ein Vorurtheil gegen ſie aus der Schule, er ließ dieß auf der Univerſität fahren, als er Seneca und Cicero las; dieß waren aber nicht die Autoren, die es ihm hätten ausrotten, ihm gutes Beiſpiel geben können; ſpäter blieb es ſeine (zwar ſchwankende) Anſicht, das Studium der Alten müſſe ſinken und könne ſinken ohne Nachtheil, und er meinte gegen aller Welt Zeugniß und Erfahrung, man fände für die jungen Seelen in allen neueren Literaturen gleich geſunde Nahrung und in der orientaliſchen noch beſſere. Jean Paul gleicht ſchon darum in ſeinen Schriften den Producten der mittleren Zeiten oder erin-

Digitized by Google

nerte Göthen an die Manier des Orients, weil ihm die gründliche Kenntniß des antiken Geistes, weil ihm das ordnende Maß, das Göthe dort lernte, abging, weil sein scholastisches Wissen ganz dem Sinne antiker Schule entgegen war. Er liegt daher zu der Göttinger Schule und Göthen im großen Gegensatze der Modernität gegen das Antike, und er fand, daß die ästhetischen Gesetze nur von diesem Einen gehalten würden, der gleichsam die stellvertretende Genugthuung für die anderen Autoren sei. Alles was die neuere Zeit mit den edelsten Gaben des Herzens und des Kopfes werden kann ohne die regelnde Schule der Alten, zeigte das Zeitalter der Romantik kaum deutlicher als dieser romantische Dichter der modernen Zeit warnungsvoll darlegt. Denn mit dieser in adjecto sich widersprechenden Bezeichnung charakterisirt man die widersprechende Natur dieses Schriftstellers und seiner Schriften ganz, deren Vorbilder in der allgemeinen Literatur nur da liegen, wo die Kenntniß des Alterthums nicht hin drang und selbst die Dichtung der Ritterzeit verblüht war. Die Zeiten des picarischen und humoristischen Romans, die formlosen, die keine reine Dichtungsart kannten, die das Epos verloren hatten und das Schauspiel erst werden sahen, diese Zeiten entsprechen dem Dichter, der eben so die vagste Form der Dichtung ergriff, der eben so nur jene dichterischen Elemente, das Elegische, Satyrische, Idyllische und Allegorische in sich trug, die eben jene Zeiten zu dichterischen Gattungen und Körpern machten. Man hat ihn mit Niemandem öfter und richtiger verglichen als mit Rabelais, dem Vater des humoristischen Romans. Hätte er weise sich zu mäßigen gelernt, hätten ihn die Alten gelehrt, den poetischen und selbst den „humoristischen Wahnsinn des Sterne" gering zu schätzen, hätten sie ihn abgehalten von dem Wahnglauben, der vollendete Geschmack halte die höchste Anspannung nicht für Ueberspannung, so würde man ihn vielleicht mit Cervantes vergleichen. Mit so viel Anomalien als man Wielands Dichtungen der Ritterpoesie vergleichen kann, obgleich er dem Geiste nach vielfach an die pragmatische und humoristische Poesie anstreift, muß man Jean Pauls Romane mit den humoristischen, der Ritterdichtung entgegengesetzten Romanen vergleichen, wiewohl er dem Geiste nach uns oft an die Ritterpoesien erinnert. Beide stehen sich daher in jeder Hinsicht untereinander entgegen. Die ebene, glatte und leere Schreibart Wielands macht zu Jean Pauls springender, vollgepfropfter und unebener den vollkommensten Gegensatz; die Romane des Einen sind immer voll strictem Zusammenhange, voll psychologischer Deduction, die des Anderen sind im Bau der Facten und der Charaktere mehr kühne Skizzen voll gewagter Motive. Der plane Wieland nahm sich die excentrische Welt des Ritterthums gern zum Gegenstand, der excentrische Jean Paul ausschließend fast die Kleinwelt heimischer Zustände. Jener blieb, wo er aus der phantastischen Ritterzeit sich entfernte, immer in der Vergangenheit der Geschichte, Jean Paul hatte die Ansicht, die mit seiner Unkenntniß des Alterthums zusammenhängt, daß sich der Mensch nur für Nachbarschaft und Gegenwart interessire, daß ihm die wichtigsten Vorfälle, die sich in Zeit und Raum von ihm entfernen, gleichgültiger seien als die nächsten: er verwechselte hier wieder die Wirklichkeit mit der Dichtung, das Gesetz des Erlebten mit dem Gesetze der Phantasieschöpfungen. Wenn Wieland scheinbar gegen Erwartung mehr auf den humoristischen als auf den Ritterroman, mehr auf bürgerliche als auf romantische Dichtungen fortwirkte, so Jean Paul von seinem bürgerlichen Roman aus mehr auf den romantischen, wo sich Fouqué und Hoffmann an ihn anschließen. Denn es ist sehr charakteristisch, daß der Dichter romantischer Stoffe durchaus pragmatischen und rationalen Sinnes ist, der Erzähler bürgerlicher Materien aber den durchgehenden Fehler macht, daß er wie im Wort so in der Sache im Romane die romantischen Bestandtheile für unumgänglich hält; Wieland trug in die alte und mittelalterige Welt unsere modernen Alltagsgefühle, unsere Verhältnisse und Sinnesart, Jean Paul in die prosaische Welt unserer Höfe, Kleinstädte, Häuser und Studirstuben, in unser low life die schwärmerischen Liebschaften des Mittelalters, die Freundschaften der Urzeit, orientalische Einsiedler, Lauren und Petrarken, unterirdische Erziehungen, Scheinbegräbnisse, Kinderverwechslung und Geisterspuk, was wir in alten Romanen gewöhnt waren. Der Eine hatte sich ganz in sein Schneckenhäuschen zurückgezogen, auch dem Anderen machte dieß Freude, nur daß er neben diesem „Nahesuchen" zugleich einen Bund mit dem „Fernsuchen" schloß, daß er sich die Schneckenschale breit offen hält, um die Fühlhörner bis in den Himmel emporzustrecken. Der Eine bewegte sich immer in der trivialen Mitte, der Andere in den Extremen, der Eine auf der Seite des gesunden Menschenverstandes, der Andere auf der des Genies; ein Wassertrinker jener, dieser ein Weintrinker; Wieland ganz auf Seiten des französischen Geschmacks und des modernantiken, Jean Paul auf der des englischen und niederländischen; jener zu Voltaire, dieser zu Rousseau geneigt; Staatsidealisten und Weltbürger beide, aber ganz ungleich in der nüchtern berechnenden Art der gutmüthigen Schwärmerei des Einen und der kühn fliegenden des Anderen. Wenn der Eine mit seinen Lebensansichten auf der ebenen Heerstraße blieb, so schweift der Andere überall aufs ungewöhnlichste aus und war unter den Schreibern originaler Romane ein Original selbst.

Worin sich diese Originalität vorzugsweise äußerte, das war das Verhältniß des Mannes zur Schriftstellerei. Auch hier werden wir dahin zurückgewiesen, die Quelle seiner Eigenheiten in den Eigenschaften der Jugend zu suchen. Der maßlose Eifer, mit dem sich der Jüngling beim ersten frischen Interesse an den Büchern, beim ersten Blick in die Welt des Wissens, bei dem ersten Fluge der Wißbegierde und Neugierde auf das Lesen und Sammeln, und wenn in ihm selbstthätige Kräfte sind, auf das Nachahmen und bald auf's Produciren wirft, dieser Eifer ist bei Jean Paul statarisch und zu einer Art Monomanie geworden. Gleich in seiner frühesten Kindheit, sobald nur der Lerntrieb in ihm geweckt war, begann diese Sucht in ihm; Bücher und Buchstaben zu schreiben, sagte er, fing er fast zu gleicher Zeit an. Gleich als er hebräisch begann, sammelte er sich alle Grammatiken und Notizen, deren er habhaft werden konnte; im 16—17. Jahre schrieb er schon Uebungen zum Denken nieder, Sätze, die eine vorwiegende Neigung zur Reflexion, zum Beobachten der Denkkraft, zum Nachsinnen über Schriftstellerei verrathen; dann ein Tagebuch seiner Arbeiten voll philosophischer Aphorismen und ein Andachtsbuch mit moralischen Betrachtungen. Neben seinen Studienschriften machte er sich Excerpte aus seiner Lectüre, und hatte deren schon 12 Quartbände, ehe er auf die Universität ging. Diese anfängliche Sammelwuth und Producirlust dauerte und wuchs durch sein ganzes Leben. Nichts zu verlieren war das System, wodurch Jean Paul seine Polyhistorie begründete, nicht Zeit, nicht Gedanken zu opfern; wie Lavater ließ er keinen Spahn seiner Ideen und seiner Erfahrungen fallen, und brandschatzte seine Freunde um Beiträge, wenn er gerade bestimmte Themata vor sich hatte; er notirte sich auf Discurszettel, was er bei Besuchen sprechen wollte; er machte sich als Hofmeister eine Anthologie der Bonmots seiner Zöglinge; er excerpirte die Gesellschafts- und Besuchsunterhaltung, die Bücher, die er in geordneter Unordnung durchlas, die Natur und den eignen Geist. Es war eine Zeit, wo er 20 starke Quartbände bloßer Ironien besaß und noch mehr Satyren; denn Alles war rubricirt; die Abtheilungen und Unterabtheilungen und Subunterabtheilungen so klein und subtil geordnet, daß es ihm bei Bedarf so wenig fehlen konnte, wie wenn das Morgenblatt ein Motto, oder ein Professor eloquentiae ein Festthema sucht. Der Mann, in dem ein Dämon mehr als in jedem Anderen wirksam schien, trieb diese Pedanterie des kleinlichen Gelehrten auf's alleräußerste; der in seiner Schreibart am regellosten war, hatte sich für diese Studirart die genauesten Reglements und Marschrouten vorgeschrieben. Auf diese Weise spannte er seinen Geist und übertrieb seine Kräfte; er sammelte einen Reichthum, der uns voll Armseligkeit scheint. Aber war es anders möglich, als daß er dieses ungeheuere Aufgebot von Material machte, da sein Hunger nach Schaffen so unersättlich war? Denn war seine Lust zu sammeln groß, so war doch sein Eifer zu verarbeiten noch viel größer. Alles Hören und Lesen schien ihm den Geist nicht so zu kräftigen und zu reizen, wie Sprechen und Schreiben. Da bei ihm das Wirken und Handeln nicht viel in Anschlag kam, so war es natürlich, daß ihm seine Autorschaft lieber ward als sein Menschliches, daß er aus dem Schreiben seinen Menschenberuf formte und nun mit dem gekünstelten Pflichteifer, zu dem er sich selbst erzogen hatte, diesem Berufe nachging. Ganz der ächte Deutsche, der im Schreiben aufgeht, „da er ja keine anderen Verdienste um den Staat haben kann," ganz die Einbildung von dem Schreiberwerth, die Lichtenberg so fatal war! Völlig im Gegensatze zu Göthe, der schwer zum Schreiben zu bringen war, der sein Geschriebenes vernachlässigte, war Jean Paul vor Allem froh nach, im, und mittelst Schreiben, wenn es ihm auch Schmerz und Ermattung brachte; er freute sich seiner Sachen, er las sie gern und oft, in Vorstellung anderer Personen. Er hielt es für Pflicht, mit Opfer an Zeit, Geld, Freunden und Allem — zu schreiben! er fand sich selbst nicht der Mühe werth gegen das, was er gemacht! jeden Tag schien er sich leichter zu sterben, da das Gewicht seiner Drucksachen immer schwerer wurde. Wenn ihn im achtzigsten Jahre der Tod abriefe, so würde er sich ärgern, daß es ihm aus der „Schreibstunde des Lebens so frühe exeundi gegeben." Die Zeit verschwelgen hieß ihm die Zeit verschreiben; das Erholen war ihm ermüdend; nur schönes Wetter konnte ihn in Zwiespalt bringen, da er doch auch gern spazierte und die Natur genoß. Kommt ihm ein plötzlicher Lichtgedanke, so ergreift er sanft und wüthend im höchsten Enthusiasmus ein Papier, um ihn aufzuheften; und nichts quälte ihn mehr als das bloße Umwenden des Blattes beim Setzen solcher fliegender Gedanken. Seine inneren Phantasien und Darstellungen zehrten sein äußeres Leben ab, er vergaß seine Gesundheit, Essen und

Digitized by Google

Trinken war ihm zu viel, wenn er schrieb; alle Bequemlichkeiten sollte nach ihm der Mensch verschmähen, dem Opfer seiner Schöpfungskraft nichts entziehen. Ja alle ethischen und diätetischen Vorschriften schien er ebenmäßig zu verschmähen, deren Beobachtung der Schöpfungskraft etwas entzog: für seinen Geschmack tränke er nichts lieber als Wasser, aber wie anders für die Wirkung! er trank nicht beim Mahl, um nicht die Kraft durch Trinken ohne Schreibzweck abzustumpfen, aber er trank, um zu schreiben, um die Seele von der sie niederhaltenden Materie zu befreien; er ward ein Trinker aus schriftstellerischem Instinkt. Witz und Feuer der Darstellung hing bei ihm von seinem Willen ab und von solchen geistigen Hülfsmitteln, die der Wille anbefahl. Mit so gewissenhafter Pflichterfüllung war es nicht mehr als natürlich, daß unser Autor Alles aus sich gemacht, was nur zu machen war; ja leider noch etwas mehr. Es lag nicht an ihm, wenn es nicht zu machen war, was er mochte und wünschte: daß nach seinem Tode alle seine Gedanken der Welt gegeben würden! ein unendlicher Inhalt, wenn man nur das Geschriebene überschlägt, wenn man aus seinen Werken heraustretend sich noch in seine Notizbücher hineindenkt! Welch ein glücklicher Mann mußte ihm sein Schulmeisterlein Wuz scheinen, der alle Werke selbst schrieb, zu denen ihm der Meßkatalog mit seinen Titeln Anlaß gab; und war es unsers Autors Schuld, wenn die Meßkataloge nun so aufgeschwollen sind, daß dieß Beispiel nachzuahmen für den schreiblustigsten Deutschen nur ein Ideal bleiben mußte? Doch, dürfen wir auch scherzen über diese Symptome eines Naturtriebs, der ganz offenbar in Jean Paul, wie bei jedem Original, mächtiger war als sein Wille? „Wenn ich, schrieb er, meinem Geist und Körper eine Ruhe von drei Tagen geben will, so drängt am Zweiten schon mich eine unbezwingliche Bruthitze wieder über mein Nest voll Eier oder Kreide. Der arme Paul wird's so forttreiben, bis die gequälte, fieberhafte Brust von der letzten Erdscholle gekühlt ist."

Wollen wir nach einer Ursache fragen, wie Jean Paul zu dem hartnäckigen Beharren in der Sphäre des Jugendlebens kam, so dürfen wir keine andere suchen, als daß er mit der Anlage einer Einbildungs- und Empfindungskraft, die seine übrigen Seelenkräfte weit überragte, in seiner ersten Entwicklung auf jene Periode der deutschen Literatur traf, wo ein erfrischtes Jugendleben den ganzen Nationalkörper gleichsam durchdrang. Dieß Zusammentreffen hatte dann die Folgen, daß wie er in seinem ganzen Wesen den allgemeinen Charakter der Jugendlichkeit festhielt, in seiner Schriftstellerei der Charakter jener Zeit hängen blieb, wo, wie wir sagten, die Gegensätze der Stark- und Kleingeisterei unsere Literatur bewegten. Gleich bei den ersten Anstrengungen seines Geistes und Charakters in seinen frühesten Jugendschriften und Briefen hören wir ganz entschieden in dem 16—17jährigen Jünglinge die Stimme unserer Genialitäten. Ehe er sich seinen eignen Styl gebildet hatte, schrieb er an die Freunde, mit denen er siegwartisirte, in der apostrophischen Sprache und dem sentimental derben Tone des Götz, auch wohl in Anklängen an Yorick und Young. Die Horazische Regel war ihm schon damals ein kraftaussaugendes Rezept, vom Pedanten für das Genie entworfen, das doch nichts bekritteln könne, eben weil es Genie ist. Das Genie, schrieb er, ist sich selbst Leiter und geht seinen eignen Gang; es ist sich selbst Räthsel und geht dunkle Gänge, es kennt an sich nichts als seine Unergründlichkeit, und es allein kennt sie am besten. Göthe traf ihm damals jede Saite des empfindenden Herzens; Herdern verehrte er schon ganz frühe und Klinger zog seine Aufmerksamkeit auf sich. Er war genau mit den herrschenden Ideen vertraut, welche Toleranz der Meinungen, Freigeistigkeit, die Abschüttelung alles Systems und aller vorgeschriebenen Form begünstigten, und kein Schriftsteller machte von dieser Licenz so auf die Dauer Gebrauch wie er. Er war zum Theologen bestimmt, gab aber bald diesen Beruf auf; denn schon ganz frühe war er heterodox und zwar mit jener Einsicht in die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Irrthums, wo er an seiner Stelle ist. Das hatte ihn Lessing gelehrt, dessen Ton und Ansichten man gleichfalls in manchen seiner frühesten Aphorismen wiedertönen hört. Wenn er ihn las, schien er eine heitere Weltansicht zu fassen und gegen jene zu eifern, die gottesfürchtig zu sein meinen, wenn sie die Welt ein Jammerthal nennen; bald aber sprach er vom Skepticismus und von dem Ekel an der tollen Maskerade, die man Welt nennt, bald schien er sich in Menschenhaß hineinarbeiten zu wollen, zum Trotz seiner unendlichen Menschenliebe. Dieser skeptische graue Staar war auch in den Augen zweier frühgestorbener Jugendfreunde, die wir aus den Schilderungen in den Memoiren zu Jean Pauls Leben ganz als Angehörige jener Genialitätsprinzipien kennen lernen. Der Eine, Oerthel, war ein reizbarer Hypochondrist, von schrecklichem Unglauben, der Andere, J. W. Hermann, war ganz in sich zerfallen, mistrauisch gegen Jeden und nur gegen J. Paul brauchte er seine erdrechselte Verstellungskunst nicht; er war arm und strebend, cynisch und von jungfräulicher Seele; Jean Paul schrieb ihm, er sei wie die Lerche singend in den Wolken oder nistend in einem Dreckloch auf der Erde, und er würde ihn in einen Roman aufpflanzen, wenn er dem Leser die Wahrscheinlichkeit seiner Cynismomanie beibringen könnte. Wenn dieser Freund in den Stürmen des Geistes und in äußerer Noth untergegangen ist, so dürfen wir Jean Pauls Seelenstärke rühmen, die ihn in gleichen und ärgeren Bedrängnissen, als er mit dem Schicksal rang, mit einer verengten Hüfte davon kommen ließ. Ihn drückte die gleiche Noth, seit ihm sein Vater gestorben war. Ein Bruder ertränkte sich, um nicht das Elend der Mutter zu mehren, ein anderer ging in Lüderlichkeit unter, seine Freunde starben ihm weg, seine ersten Autorhoffnungen schlugen ihm fehl. Aber er hatte zu viel Freude an dem Menschenleben und an seinen Hoffnungen, um nicht in all diesem Jammer auszuhalten; er war in seinen „Empfindungen zu gläubig", um nicht den Skepticismus des Kopfs zu überwinden; er war zu nachgiebig gegen die Kleingeistereien der Welt, um sich in seiner Starkgeisterei wie Andere fest zu rennen. Er theilte ganz mit jener Jugend den Zorn gegen die Convenienz, gegen das Rücksichtnehmen auf Andere, das ihm ein Gift unserer Ruhe schien. „Er beging in Leipzig mit Absicht Sonderbarkeiten, um sich an den Tadel Anderer zu gewöhnen, er schien ein Narr, um die Narren ertragen zu lernen." Er ging dort nach englischer Mode mit entblößter Brust und abgeschnittenem Zopfe; sein Freund Vogel, ein heterodoxer, witziger Pfarrer, der auf seine satyrischen Schriften nicht geringen Einfluß hatte, gab ihm vergebens den wohlmeinenden Rath, daß wenn er blos das Innere, nicht das Aeußere schätze, er bedenken solle, daß Form und Materie nur Ein Ganzes ausmache, und daß die wahre Philosophie sei, nicht daß sich die Vielen nach dem Einzelnen, sondern der Einzelne nach den Vielen richte. Er schien widerstehen zu wollen, als aber der Tumult zu groß ward, sank ihm der Muth seinen Eigenwillen durchzusetzen und er hängte den Zopf wieder an. Nichts wäre leichter, als hier seinen Uebergang vom Starkgeist zum Kleingeiste anzuknüpfen.

Der genialen Richtung Jean Pauls gehören seine satyrischen Erstlingswerke an. Der Skepticismus verleidete ihm die Wissenschaften und Brodstudien, gegen die ohnehin eine unbezwingliche Abneigung in seiner Natur lag; die Starkgeisterei entfernte ihn von der natürlichen Art sich auszudrücken, und machte ihn zugleich zum momentanen Feinde der modischen Empfindsamkeit, zu der so viele Anlage in seinem Wesen war. Die sentimentalen Gecken in Deutschland raubten ihm, der in sich ächte Empfindung fühlte, durch ihre Thorheit den Muth, eine gemisbrauchte Sprache, „die simple Natursprache des einzig guten treuen Rousseau" zu reden. In seinen Jugendschriften redete Jean Paul durchaus nicht in der späteren Weise, wo ihm die „Wahrheit weniger gefiel als ihr Putz, der Gedanke weniger als sein Bild", wo er sich „wegen einer Antithese falsche Ausdrücke erlaubte"; er selbst gibt an, daß er auf dem Wege war, seine Sprache nach Lessing zu bilden, als ihn Swift abgelenkt habe. Er las sich nun sein Witzspielen künstlich an, „die Bücher mit scharfsinnigem Unsinn gefielen ihm besser als schlichter Menschenverstand, weil er blos las, um seine Seele zu üben, nicht zu nähren." Dieß war der erste und zugleich zerstörende Schlag, den er seiner gesunden Natur versetzte. Er pfropfte dieß fremdartige Reiß auf seine ganz empfindsame Seele, und auf das gepfropfte impfte er wieder seine Theorie, daß sich der Witz erlernen lasse und der Beruf zur Satyre anzubilden sei. Von da an ist es nicht schwer, in seinem Wesen den Zwang des Geistes überall zu entdecken; er arbeitet sich unter dem Schreiben in beliebige Stimmungen hinein und es scheint ihm nicht möglich gewesen zu sein, ohne diese „Schreibrührung" zu produciren; es ging ihm, sagt er irgendwo, jedesmal so, daß er das Geschilderte während des Schilderns sich eigen mache, die Verwirrung selbst verwirrt beschreibe, das Bild der Eitelkeit unbewußt mit der größten entwerfe. Er brachte es zu der gespannten Seelenkraft, daß wo er seine Gefühle beherrschen mußte, er sich z. B. gleichgültig stellen lernte, und es darüber ward, ehe er es wußte. Wenn mitten unter seinen scherzhaften Arbeiten seine Kinder den Tod seines Bruders nachspielten, so weinte er und scherzte zu gleicher Zeit fort, und achtete nicht auf die Abmattung, die sich nach einer solchen Scene bei ihm einstellte. Damals also, als er durch Noth auf den Gedanken kam ein Buch zu schreiben, änderte er seine Art des Studirens, und las blos witzige Schriftsteller. Die Reihe dessen, was er damals mehr durchstürmte als durchlas, erklärt vollkommen das buntscheckige Narrenkleid, in dem sein erstes Werk sich dem Publikum zeigte. Unter seinen ersten Lectüren war Hippels Buch über die Ehe und seine Lebensläufe; dann trieben ihn der Witz Voltaire's, die Beredtsamkeit Rousseau's, der prächtige Styl des Helvetius, die feinen Bemerkungen Toussaints, die Heiterkeit Montaigne's in die französische Literatur; Pope und Boileau wurden von entschiedenem Einflusse auf ihn; von Liscov lernte er seine strenge Ironie; über Alle weg trat

Digitized by Google

Swift, in dem ihn die Poesie der Satyre ergriff, der ihm Tage lang die Gedanken füllte. Da er alle diese Autoren mit der bestimmten Aussicht auf eigne Production las, so begreift es sich, daß er von keinem einen allgemeinen Eindruck davon trug, daß das Resultat nichts war, als die einzelnen Spolien, die er raubte. Die Schriftstellerei gewöhnte nach seinem eignen Geständnisse seine Sprache an Wendungen, deren Gezwungenheit mit der Wärme des Herzens stritt; Antithesen und Gleichnisse wurzelten sich so fest in sein Gehirn, daß sie seinen Träumen anhingen und die Sprache seines Herzens mit Gallicismen verunstalteten. Er änderte nun sogar seinen Briefstyl an seine Freunde, um sich in der neuen Schreibart zu üben, und leider war selbst sein Pastor Vogel, sonst ein verständiger Mann, gegen ihn ein viel zu freundlicher Kritiker. In den ersten Jahren beklagte sich Jean Paul noch selbst wohl über den Mangel wahrer Freunde, die ihn vor falschem Geschmack gewarnt hätten, obgleich er zweifelte, daß er ihnen gefolgt sein würde; er meint zuweilen selbst seine witzigen Wollüste satt zu werden, obwohl er zu anderen Zeiten, wenn er die tausend Fehler seines Erstlingswerkes und die Ueberladung mit Gleichnissen tadelte und erkannte, dennoch die Frage des Genies aufwarf: ob auch kalte Kritik den Reiz der Unmäßigkeit besiegen könnte? „Verkennt dort der Weinsäufer mit der rothen Nase, fragt er, die giftigen Kräfte des überflüssigen Weines! Er kennt sie wohl, aber er sieht sie darum nicht!" Und dieß soll seinen Witzrausch entschuldigen! Weil ihm ein Buch ohne Fehler noch kein gutes, ja gewiß ein mittelmäßiges war, so schrieb er denn lustig auf die Fehler los; weil die Feile nicht Schönheiten erzeugt, sondern nur erzieht, so schließt er sich lieber das Ohr vor ihrem Geknarre; weil die Kritik dem Genie die Zeit, in der es bessert, für die Production abstichlt, so sparte er lieber dort als hier. Mit diesen gehäuften Spielen des Scharfsinnes und Witzes nun übertäubte er die Stimme der natürlichen Empfindung in sich ganz und es war ihm später ein Räthsel, wie er zu der Bitterkeit gekommen war, und namentlich zu der Lieblosigkeit gegen das weibliche Geschlecht, die in seinen Grönländischen Prozessen (1783) herrschte. Er hatte in seinem 18. Jahre schon nach Erasmus ein Lob der Narrheit geschrieben, das er ein Jahr später in diese Prozesse verarbeitete. Von da und von Liscov und Popes Dunziade mag sich die gerade Ironie herschreiben, die hier überall durchgeht. Fragt man, ob die unsinnige Häufung der Gleichnisse und des Witzes, ob die außerordentliche Geschmacklosigkeit dieses Buches nicht gleichfalls ein Vorbild habe, so muß man ja bedenken, daß Jean Paul sich in der Rolle des Satyrikers, die er spielte, mitten in der schlechtesten Gesellschaft in Deutschland sah. Er mag die Kranz und Wezel, die Wekhrlin, Seybold und Bretschneider und was sich damals Alles als Satyriker bei uns gerirte, noch so sehr verachten, so waren sie doch immer seine Umgebung, die er kannte und las. Den Deutschen damaliger Zeit war der Antihypochondriacus und die Vademecums noch der beste Witz; und selbst den viel späteren war Falk ein Satyriker von Namen und Kortums Jobsiade (1784) ein Meisterstück von Laune und Sarkasmus! Er mag Rabener noch so sehr in Schatten stellen, so konnte er doch schon aus ihm auf die falsche Maxime gekommen sein, daß die Ironie, die nur ein rhetorisches Hülfsmittel der Satyre ist, das eigentliche Vehikel derselben sei. Wer die Satyren des 17. Jahrh. bei uns kennt, der wird leicht urtheilen, der Hauptaufsatz des ersten Bändchens über Schriftstellerei habe keine größere Familienähnlichkeit als mit diesen. Das Gemälde, das hier von der deutschen Poesie entworfen wird, die Begeisterungs- und Hülfsmittel, die dem Autor empfohlen werden, Wein, Diebstahl, Verachtung der Kritik, Eitelkeit und Einbildung, das Alles haben jene Männer des 17. Jahrh. schon vorgebracht mit manchem lächerlichen Gleichnisse; die Stiche auf die regelverachtenden Poeten, auf die Unsterblichkeit, die durch Kitzelung der Thränendrüsen erlangt wird, auf die Vielschreiber, die keinen Tag ungetrübt von ihrer Dinte ins Meer der Ewigkeit fließen lassen, und auf den Schwulst, den Bastard des Erhabenen, auf die Genies, die vom Tarantelstich der Originalität zum Tanze begeistert sind, All dieß war schon früher da, und sogar mit der Eigenheit, daß alle diese Stiche auf Niemand besser passen, als auf die Autoren selbst. Dort aber liegt das offenbare Zeichen der Unberufenheit zum Satyriker, wenn er über die Thorheiten scherzt, denen er selbst verfallen ist, wenn er sich (ein unangenehmer jüdischer Zug) so oft zum Stichblatt des eignen Witzes selbst machen muß. Man merkt den Gegenständen schon an, daß Jean Paul zur Zeit noch nirgends besser zu Hause war als auf der Studirstube; die meisten Scherze gelten den Schriftstellern, und treffen ihn selbst am meisten. Wie viel Schönes hat er in dem Satze gesagt, daß gute und schlechte Autoren durch höchste Anstrengung ihrer Talente den Sturz vom erstiegenen Gipfel des Geschmacks ankündigen, indem sie Schönheit und Fehler auf die äußerste Grenze treiben! Und dennoch hat ihn diese frühe Einsicht nicht vor der Ueberanstrengung seiner Anlagen gewarnt. Wie viel Schönes schrieb er spät und früh über die Vergeudung des Witzes und dennoch war es noch in der Aesthetik sein Grundsatz, daß Fülle des Witzes seine Seele sei; richtiger sagte Lichtenberg, daß der Witz nur mit Ehren auskomme, wenn ihm die Vernunft die Zügel anlege, und diese nöthige Kreuzigung lege man ihm dadurch auf, daß man ihn nur gebrauche, wo er nothwendig aus der Sache fließt. Wie schön ferner sah Jean Paul schon in diesen Prozessen auf die Mislichkeit der Lage, in der sich unsere deutsche Satyre befand! Unser satyrischer Jagdzug, sagt er, ist weniger für die hohe Jagd, als für die niedere der Hasen, Hasenfüße, Haselanten und Bönhasen gerichtet. Er hätte sich mit dieser Einsicht durch das Beispiel Rabeners sollen warnen lassen. Und doch, wenn man die grönländischen Prozesse, und die Teufelspapiere, die Palingenesien, und alle Extrablättchen und Schalttage der Romane, worin die Satyre Jean Pauls fortdauerte, durchgelesen hat, so haben wir fast lauter Rabenerische Stadtklatschereien durchlaufen, lauter „Autodafes über Kleinigkeiten" beigewohnt; wir sehen den Satyriker, der den Himmel auf die Erde setzen will, nur im dünnsten Staube wühlen. Für alle großen Verhältnisse ist Jean Paul blind, und belegt auch seinerseits, daß alle unsere Satyre in Deutschland bis jetzt in der Kindheit geblieben ist, daß alle unsere Satyriker jener Gattung angehören, von denen Voltaire sagte, sie schonten die Geier und zerrissen die Tauben. Das hat er seinem Swift nicht abgelernt, der noch lange nicht das Ideal eines Satyrikers ist, wie er sich in das äußere und innere Leben seiner Nation eingelebt hat, und nicht durchgefühlt, daß dieser so viel Aufwand des Spottes unmöglich an die Erbärmlichkeiten der deutschen Gesellschaft, an den Ahnenstolz, an die Weiber und Stutzer und Schreiber verschwendet haben würde, was Alles nur des tiefsten Mitleids und schweigender Verachtung werth ist. Und wer hätte alle die Bagatellen mit so pretiöser Manier besprechen mögen! Der Satyriker sollte der populärste Schreiber sein, und diese gehäuften Curiositätenspäße, diese „Wildniß von Gedanken", dieser Gleichnißwitz, der um allen Preis voll, reich und dunkel sein soll (was in der Auswahl aus des Teufels Papieren 1789 noch mehr der Fall ist als in den grönländischen Prozessen), mußte natürlich gleich von vorn alle Wirkung abschneiden, um die es doch dem Satyriker nothwendig zu thun sein muß. Er entschuldigt die Dunkelheit in den Papieren damit, daß ein Strom, der eine Zeit lang unter der Erde ging, wenn er hervorkomme, noch stets derselbe Strom sei; was nützt uns aber das Bächlein, das häufiger unter der Erde geht als darüber, und wenn es hervorquillt, uns kaum einen klaren Trunk bietet! Beide Jugendwerke Jean Pauls sind daher wenig gelesen worden, und die Noth zwang ihn, nur um einen Verleger zu finden, zum Romane überzugehen. Und auch mit allen späteren Satyren hat er es nicht einmal so weit bringen können, daß sein Kuhschnappel nur neben Krahwinkel genannt wurde, so wenig als Siebenkäsens leberfarbener Frack den blauen des Werther verdrängen wollte. Die Geringfügigkeit der Dinge verursachte dieß eben so sehr wie die wunderliche Schreibart; und die Enge der Welt- und Menschenkenntniß, der Mangel an Blick in die öffentlichen Verhältnisse lassen diese wie alle unsere Satyren unbedeutend. Im Siebenkäs werden die Papiere diesem zugeschrieben und Leibgeber lobt sie, als himmlisch und recht gut, und vielleicht passabel, sich verwundernd, daß ein Advocat (oder Candidat) in einem Kleinstädtchen so reine Satyren geschrieben. Nur dieß aber erklärt es, daß er sie geschrieben, die weder rein noch himmlisch, ja nicht einmal passabel sind. Wie fiel auch der Jüngling gerade auf die Satyre? Sie läßt sich vielleicht sofern anlernen, als der Satyriker den materiellen Grund, auf dem er seine Werke aufbauen will, forschend muß kennen lernen; allein dazu gehört Zeit und reifer Verstand, und wenn Jean Paul mit Recht verlangte, daß man keinen Roman unter 30 Jahren schreiben solle, so durfte er gewiß viel weniger solche „juvenile Juvenalia" im 19ten schreiben.

Daß diese ganze satyrische Schriftstellerei nur wenig Natur war, erwies sich im Fortgang bald. Dieser Hang war ein Erwerb durch Lectüre; hinter dem lustigen Schein, sagte er später selbst, wuchs der Ernst der Empfindung ungestört fort; er erhielt schon in den Papieren einigen Raum, und in den ersten Romanen, die Jean Paul nun in die Welt schickte, tritt schon die ganze Weichheit seiner elegischen und idyllischen Natur an den Tag. Seit den Prozessen, schrieb er, habe er noch neun Jahre in der satyrischen Essigfabrik gearbeitet, dann habe er durch das noch etwas honigsaure Leben des Wuz den Uebergang zur unsichtbaren Loge gemacht; so lange hätte das Herz des Jünglings Alles verschlossen sehen müssen, was in ihm selig war und schlug, was wogte, liebte und weinte. Als es sich im 28. Jahre endlich eröffnen durfte, da habe es sich ergossen, wie eine warme überschwellende Woge. Wir bemerken auch hier die Irregularität der Entwicklung, denn jene Allmacht der Gefühle, die in den Pubertätsjahren dem Menschen natürlich ist, ist es nicht mehr im angehenden Mannesalter; sie war zurückgedämmt in unserem

Digitized by Google

Dichter durch die rauhe Hand des Schicksals, und man kann die Macht der Reaction nicht besser schildern, als es Jean Paul selbst in den eben angeführten Worten gethan hat. Dieses dunkle Gefühlswesen hielt ihn durch sein ganzes Leben hindurch unter einer Herrschaft, und sind wir durch die gesuchten Scherze und Bilder, das Verstandeswerk seiner Schriften, gesättigt, so erwartet uns abwechselnd nach der süßen die bittere Speise (man kann es auch umkehren) der Thränen, nach dem Lichte die Dämmerung, nach dem Schauen das Tönen. Hier ist seine romantische, ganz unplastische Natur in ihrem Wesen. War Göthe vielleicht mehr zum plastischen Künstler geschaffen, so war es Jean Paul seiner ganzen geistigen Erscheinung nach zum Musiker. Wenn ihn eine Empfindung ergriff, daß er sie darstellen wollte, so drängte sie in ihm nicht nach Worten, sondern nach Tönen: Alles, sagte er, war bei ihm Ton, nicht Anschauung, wenn er stark getrunken hatte; er hörte sich oder das Innere klug und dachte klar darüber. Es trieb ihn dann, seine Empfindungen auf dem Clavier auszusprechen; zur plastischen Kunst hatte er nie ein Verhältniß. Er kannte diesen seinen Gegensatz zu Göthe selbst: diesem, sagte er, sei Alles bestimmt, ihm aber romantisch zerflossen; er reiste durch Städte, ohne etwas darin gesehen zu haben, ihn reizten nur schöne Gegenden, die dem Romantischen zusagten; er sah zwar alle Individualitäten des Lebens, aber er fragte nichts darnach und vergaß sie. Mit diesen Eigenschaften konnte ein musikalisches Talent bestehen, aber ein wahrhaft dichterisches. Und in der That, welche andere Eindrücke als musikalische tragen wir in jenen Malereien davon, wo er bald eine Gegend, bald ein Musikstück, bald einen Traum oder eine Vision, bald den dunkeln Gefühlsstand der Seele unter äußeren Eindrücken abschildert? Wenn er jene Regenbogenscenen ausmalt, jene duftigen Abendrothbriefe schreibt, und über die Träume der Engel und Blumen divinirt? Dieß sind jene Stellen, die nur ein Dichter schreiben konnte und nur ein Leser bewundern kann, dem das helle Licht des Tages und ein faßlicher Gegenstand der Begeisterung unheimlich ist. Der Strahl des leuchtenderen Phöbus in Italien hätte diesen Dichter nicht wie Göthen auf die Spitze seiner Schöpfungen stellen können, sondern er vergrub sich in die Nacht, sich steigernd, und bedurfte für das Feuerwerk seiner Phantasie, das blos im Dunkel leuchtete, nur einen kleinen Funken zum Zünden. An einem Rosenblatte ward er lebendig; der Geruch einer Blume stimmte ihn poetisch, der dauernde Herbst mehr als der Frühling, der Mondschein mehr als die Sonne; dunkle poetische Stellen zogen als Entzückungen an ihn ein, wenn er auch nichts damit anzufangen wußte; eine Stelle aus Shakspeare schuf, wie der arme Yorick in Sterne, ganze Bücher in ihm. Wo sich Jean Paul diesen inneren dunkeln Stimmungen überließ, wie besonders im Hesperus, „bei diesen erträglicheren Stellen er in süßer Entzückung fast starb", da ist er für jeden reifen Geschmack und klare Bildung ungenießbar; wo er aber dieser Energie der Gefühle die Klarheit seines Bewußtseins gesellte, nicht um abentheuerliche Allegorien und Visionen zu bilden, sondern um in den dunkeln Minen der jugendlich bewegten Brust nach dem reinen Golde zu graben, da ist er vortrefflich. Er hatte die ganz eigne Gabe, bei den stärksten Gefühlen Klarheit und Besonnenheit zu behaupten: die Tag- und Nachtgleiche, worin er geboren, meinte er, sei Bild, wenn nicht Grund seiner geistigen: Phantasie und Reflexion waren in ihm gleich gewogen. Daher konnte er eben sagen, er denke über das innere Tönen in ihm klar; in seinen Träumen war es ihm sogar oft bewußt, daß er träume. Hiermit nun hängt in ihm die Gabe zusammen, daß er eben jene chaotische Welt des inneren Menschen, in der Zeit, wo Gefühle und Leidenschaften das Bewußtsein am meisten überwältigen, mit dem klarsten ergriff, daß er jene Seelenzustände mit allen Mitteln der musikalischen Sprache vor der Metaphern schildert, die sich im Grunde jeder Bezeichnung in Begriffen widersetzen. Er sieht und fühlt, er ahnt und träumt überall eine Harmonie der inneren Natur mit der äußeren, die wir eben in dem ersten Streit der sinnlichen Gewalten mit den sinnigen am meisten empfinden; er greift in die fernsten Gegenstände der kosmischen Natur, um Bilder für die geheimsten Stimmungen der Seele zu finden, er wollte zur Anschauung bringen, was die wenigsten Menschen selbst in jenen Jahren nur in ähnlicher Energie erfahren, und daher sind so wenige, die ihm da, wo er am feinsten und tiefsten ist, nachempfinden, die sich dabei etwas denken können. Und doch liegt hier fast sein einziger Werth, und ein ganz originaler. Wenn es aller humoristischen und pragmatischen Autoren Eigenheit war, daß sie den Quellen der Empfindungen nachzugehen trachteten, so muß man gestehen, daß keiner wagte, was Jean Paul that: der sie gerade in dem Alter vorzugsweise aufsuchte, wo ihre Herrschaft am mächtigsten und zügellosesten ist, und der in ihrer Erklärung die kleinlichen Verleitungen der Pragmatiker mit genialem Sprung überschritt. Er kannte nicht die Menschen, wie jene, er kannte nicht einmal den Menschen, aber den inneren Menschen, wie er in jener rührend komischen Zeit beschaffen ist, wo sich Ideal und Wirklichkeit in ihm streiten, den kannte er, wie ihn vielleicht nie wieder Jemand gekannt hat.

Die unsichtbare Loge (1792) ist nicht vollendet; die ganze Anlage verräth noch den Anfänger. Er ist hier gleichsam zwischen Klinger und Hippel getheilt. Die ganze wunderliche Erziehungsgeschichte, die entschiedene Sympathie mit Rousseau erinnert etwas an jenen, das Schönthun mit der Herrnhuterei, das Verweilen auf den Todesscenen des Amandus und der Scheintod des Ottomar, die Liebhaberei an Nachtscenen, die an sich keinen Zweck haben, als einige Herzstürme auf den Leser und sein Schnupftuch zu machen, lehnt sich geradezu an Hippel an. So weit die Erzählung führt, läßt sich über ihre Tendenz nichts sagen, als was fast bei allen Romanen Jean Pauls die letzte Absicht ist: sie schildert den Contrast der Idee mit dem Leben. Der Held ist eine jener erdenmarmenden, himmelsüchtigen Seelen, denen die Flügel der Phantasie nicht genug beschnitten sind, die sich außerhalb der Welt stellen; „diese ist nur ein Nebenplanet ihrer inneren; sie sehen die äußere nur, wenn sie sich ihrer erinnern, und dann ist sie in die innere zersetzt und verwandelt." Die eigenthümliche Manier der Jean Paulschen Romane ist übrigens hier gleich anfangs entschieden. Die Hauptsache geht einen versteckten Gang, die „frische Historie" gebricht hier wie in allen seinen Sachen, der Hauptfaden liegt verschleiert hinter Reflexionen und lyrischen Ergüssen, hinter satyrischen Einschiebseln, Träumen und allerhand Rauschgold. Unerschöpflich ist der Erzähler in tausend Wendungen, den geraden Bericht zu vermeiden. Nicht allein daß er über seine Facten reflectirt, er reflectirt auch über seine Arbeit, er unterhält sich und scherzt sehr ergötzlich mit dem Leser, er rügt stylistische Misstände, er notirt Wörter, die ihm nicht gefallen, und Bemerkungen, die ihm den Perioden zu sehr verlängern würden, läßt er zwar weg, aber nicht die Bemerkung, daß er sie wegläßt. Er will wie Hamann die Gedanken und Ideentänze seiner Helden nicht allein, sondern auch die des Autors ganz in der Ordnung oder Unordnung mittheilen, wie sie in der Wirklichkeit durch den Kopf ziehen, und er vergißt, daß sich die Schrift durch nichts Anderes von dem Leben unterscheiden kann, als durch die Ordnung, die sie, die langsame und überlegende, in den wirren Fluß des raschen Lebens bringt; diese Irrung durchdringt alle Schriften unsers Dichters und ist die Quelle eines gewissen psychologischen Werths und eines guten Theils ihres ästhetischen Unwerths zugleich; sie stellt seinen Roman in einen grellen Gegensatz gegen die spanischen Novellen, in denen alle menschlichen Empfindungen und Leidenschaften, Reden und Gedanken in einer gewissen Paradeordnung und allzu disciplinirt auftreten. Jene Parenthesenmanier in der Schreibart nun spiegelt eigentlich nur im Kleinen die größere in dem ganzen Bau seiner Romane ab. Sie sind nicht mit jenen tausend Klammern gefügt, aus jenen tausend Fädchen gewoben, wie bei andern Humoristen, es sind einzelne Risse und Züge, vortreffliche Scenen, aber nicht Reihen streng fortgesetzter Handlungen, charakteristische Anekdoten, aber nicht Gemälde, wie seine witzigen Schriften nicht als ganze Satyren, aber als Sammlungen von Witzreden und Epigrammen vorzüglich sind. Er sucht, sagt Lichtenberg, den Beifall durch einen coup de main mehr als durch planmäßige Attake zu erobern. So sind seine Charaktere bessere Schattenrisse als Portraits, eher Portraits als Standbilder, bessere Entwürfe als Ausführungen. So hat er in seinen wissenschaftlichen Werken treffliche Winke und einzelne Regeln gegeben, hätte aber nie ein System der Erziehungskunst oder Aesthetik geben können. Es ist nicht das Leben in seiner Fülle, was seine Werke, so umfangreich sie sind, umschreiben, sondern nur Bruchstücke des Lebens; es ist nicht eine abgerundete Lebensweisheit, die wie bei Göthe oder Schiller aus dem Compler der Schriften wie aus dem Charakter des Schreibers gleichmäßig resultirte, sondern es ist eine aphoristische, launische Philosophie, die man daher so gern zerpflückt und in Blumenlesen sammelt; und wie die erträglichen Charaktere seiner Romane nur die jugendlichen sind und seine Männer und Greise zu Carricaturen werden, so möchte man von dem Autor selbst sagen, nur ein Segment des Lebens und der entwickelten Menschheit falle auf ihn. Er sagte es selbst, daß er das Gefühl des nicht völlig Reifwerdens, der moralischen Unvollendung beständig mit sich trage. Er war kein fertiger Schriftsteller und Herder traf genau das Rechte, wenn er ihn darauf ansah, erst etwas aus ihm zu machen, oder Lichtenberg, wenn er ihm prophezeihte, er werde groß werden, wenn er wieder von vorn anfange. Vortrefflich hat Lichtenberg, indem er von Sterne spricht, eine andre Haupteigenschaft der Jean Paulschen Romane bloßgestellt. Es ist bekannt, wie er uns gern gleich Sterne, dem er sich in Leben und Schriften verglich, in die wechselndsten Stimmungen versetzt, wie er Ernst und Scherz, Lachen und Weinen, und alle menschlichen Kräfte zugleich spielen läßt, wie es im Leben ist, vergessend, daß die Dichtung die Härten der Wirklichkeit abglätten soll; wie er

Digitized by Google

immer die „Flügel für den Aether, die Stiefel für das Pflaster an hat", wie er aus „Schoppe's Wildheit in die Hesperusrührung" überspringt, und wieder aus den „Dampfbädern der Rührung in die Kühlbäder der Satyre zurücksetzt;" er muthet uns immer zu, den Kitzel zum Lachen und den Reiz zum Weinen zugleich auszuhalten. Die Stelle von Lichtenberg, in der er dieß verwirft, ist folgende. „Es gibt, sagt er, ein untrügliches Zeichen, ob einer, der eine rührende Stelle schrieb, wirklich dabei gefühlt hat oder ob er aus einer genauen Kenntniß des menschlichen Herzens blos durch Verstand und schlaue Wahl rührender Züge uns Thränen ablockt. [Dieß wäre bei Jean Paul anders zu fassen.] Im ersten Falle wird er nie, wenn die Stelle vorüber ist, seinen Sieg plötzlich aufgeben. So wie bei ihm sich die Leidenschaft kühlt, kühlt sie sich auch bei uns, und er bringt uns ab, ohne daß wir es wissen. Hingegen im letzten Fall nimmt er sich selten die Mühe, sich seines Siegs zu bedienen, sondern wirft den Leser, oft mehr zur Bewunderung seiner Kunst als seines Herzens, in eine andere Art von Verfassung hinein, die ihn selbst nichts kostet als Witz, den Leser aber fast um Alles bringt, was er vorher gewonnen hatte. Von dieser letztern Art ist Sterne."

In den Hesperus (1794) sind offenbar Ingredienzien aus der unvollendeten Loge übergegangen. Auch dieß ist noch ein Nacht- und Abendstück, an müde Seelen, gedrückte Geister und höhere Menschen, die das Leben kleiner finden als sich und den Tod, gerichtet; zur inneren Misere ist das äußere hinzugefügt: Schwindsüchtige, Blinde, Staarkranke, Wahnsinnige; und auf Todtenscenen und Leichenreden wird wieder mit weicher Seele und mit „wahnsinniger Laune" verweilt. Die Absicht ist, die Spielarten der Liebe, Mutter-, Geschwister-, Kindes-, Freundes-, Geschlechts- und allgemeine Menschenliebe „nebeneinander auf den Altären brennen zu lassen" und den Reichthum und Edelmuth des menschlichen Herzens zu öffnen. Daher sind denn in diesem „Tragelaphen", dessen Erscheinung unsere gradsinnigen Dichter in Weimar ganz komisch und neu berührte, aber die Enthusiasten, wie Moritz, und die Frauen elektrisirte, besonders die weichmüthigen Bestandtheile sehr vorwiegend. Wir wollen besonders auf den Charakter Emanuels achten. Schon in der Loge erschien ein Extrablatt über hohe Menschen, die er außer andern Vorzügen besonders an dem Gefühle der Nichtigkeit alles irdischen Thuns erkennt, und an der Empfindung von der Unförmlichkeit zwischen unserm Herzen und unserm Orte, an dem Wunsch des Todes und dem Blick über die Wolken. Sein Emanuel hier ist nun der Repräsentant dieser Klasse, ein Indier, mit zerknicktem Körper, ein Pythagoräer, den ein Jahrmarkt, ein Possenspiel traurig und ein Dichter wie Shakspeare melancholisch macht, der sich durch Fasten und Enthalten von Fleischspeise seine Phantasie leichter macht, und der durch einen Zug besonders ausgezeichnet wird, der „nicht allein Wahnsinnige, sondern auch außerordentliche Menschen von ordentlichen unterscheide": daß nämlich wenige Ideen, denen er allen geistigen Nahrungssaft einseitig zugeleitet, bei ihm ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht bekommen haben *). Zwei große Wahrheiten, die das Universum tragen, hält er in seinem Herzen fest: Gott und Unsterblichkeit. Jean Paul macht Abtheilungen zwischen Gottmenschen, Thiermenschen und Pflanzenmenschen, er rechnet diese Einsiedler zu den ersten, die wir doch zu den letzten zählen müßten. Wir deuten den Leser auf diesen Charakter, nicht allein um darauf aufmerksam zu machen, wie übel es ist, wenn der Jugend solche Naturen, die auf der Erde unnütze Kostgänger sind und auf die die Sanitätspflege und Sicherheitspolizei ein Auge haben muß, als das Ideal der höchsten Menschheit dargestellt werden, sondern auch um auf Jean Pauls eigne Sterbephilosophie vorzubereiten, die wir bald im Kampanerthale kennen lernen. Auch auf das Gegenstück hierzu, auf seine Freude an dem Kleinleben, die zuerst der Siebenkäs und D. Firlein aussprach, bereitet der gemischte Charakter des Helden Victor vor, in dem die contrastirenden Seiten Jean Pauls, sein Humor und seine Sentimentalität vereint liegen, und in dem er sich selber erklärterweise abkonterfeit. Der excentrische Held hat für die unähnlichsten Gefühle ein geräumiges Herz, er ist Poet, Philosoph, Hofmann und Enthusiast zusammen, er hat „drei närrische Seelen, eine humoristische, eine empfindsame und eine philosophische", und der Leser mag sich den Leitton zwischen Allen herausfinden.

Die beiden Gegensätze, von denen wir reden, lehren uns gleich die nächstfolgenden Werke Jean Pauls kennen. Quintus Firlein und die Blumen-, Frucht- und Dornenstücke sind die ersten Romane, die eigentlich der Schilderung des Kleinlebens sich widmen und der humoristischen Gattung angehören, während man die vorigen, wenn Jean Paul allein in ihrer Art weiter gearbeitet hätte, mehr neben Klingers Werke trotz der theilweise scherzhaften Manier anreihen würde. In der Vorrede zum D. Firlein gibt uns Jean Paul selbst den Contrast dieses Buches gegen die vorhergehenden zu verstehen. „Ich konnte, sagt er, nie mehr als drei Wege, glücklicher zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe zieht, ist: so weit über das Gewölk des Lebens hinauszudringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in die Furche einzunisten, daß wenn man aus seinem warmen Lerchennefte herausspäht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum, und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich, den ich für den schwersten und klügsten halte, ist der, mit den beiden andern zu wechseln." Man sieht wohl, dieß ist die deutlichste Doctrin eines Mannes der Extreme, dem der nächste Weg am weitesten abliegt, auf dem man weder fliegt noch kriecht, sondern aufrecht geht, Wolfsgruben und Beinhäuser für das ansieht, was sie sind, und sich an Berg und Thal, an Menschenwerk und Natur freut, was dem in den Lüften zu klein, dem im Neste zu groß scheint. Mit Kothurn und Sokkus je an Einem Fuße wandelt, ist ein hinkender Gang. Jean Paul wollte ihn erzwingen. Seine Freunde hatten ihm schon in der Jugend geschmeichelt, er werde uns Shakspeare, Rousseau und Pope zugleich werden, und sie hatten nicht bedacht, daß, wer nur Eine Faser von Pope hat und Eine von Rousseau, fast Keine von Shakspeare haben kann. Aber es gehörte zu dem universalistischen Bestreben der Zeit, die Versuche des Unmöglichen anzustellen, und so haben wir in Jean Paul wunderbar genug die Züge des dämonischen Geniedichters und des humoristischen Pragmatikers hart beisammen. Der Mann, der so skeptisch von der Nichtigkeit des Menschen und seines eigenen Selbst denkt, legt seine Autobiographie ganz auf das Minutiöseste an, als ob eben hieran Alles gelegen sei: er findet es wie die Pragmatiker lockend, von einem bedeutenden Menschen nur einige Tage lang alles Alltägliche aufzuschreiben, was er treibe, nicht um daraus wie Jene Aufschlüsse über seine Natur zu finden, sondern wieder in dem melancholischen Wunsche, die Leerheit jedes Lebens zu zeigen; sich selbst will er lächerlich darstellen und das Unbedeutende an ihm, obgleich er sein endliches Bestreben nannte, auf der Erde nichts zu cultiviren, was ihm droben nicht gälte! Er, der die Thorheiten der Welt so sehr aus schwindelnder Höhe überschaute, gefiel sich aufs höchste, „zum Gemeine und Pedantische mitzumachen, unter dem erhabenen Bewußtsein der Willkühr." Der sich so über alle Blitzableiter emporschwang, gefiel sich doch ein Wetterprophet zu sein, nicht ohne sich wieder selbst darüber lustig zu machen. Er, der anfangs die Allmacht des Genies so verehrte, fand doch nachher, daß sich Dinge erlernen ließen, von denen Andere anders urtheilen würden, und er mußte sich gestehen, daß seine Anlagen unendlich klein sein würden ohne die Verbesserungen des Fleißes. Der extravaganteste Schriftsteller mußte sich an die pedantischste Ordnung knüpfen, und wenn es in dem ganzen jungen Geschlecht damals lag, was Jean Paul einmal von sich sagt, daß die Anspannungen der Phantasie allen Leidenschaften zu viel Macht und Heftigkeit gaben, so waren doch diese Anspannungen bei ihm nicht durch den unmäßigen Lebenstrieb wie in den Anderen hervorgerufen und durch jenen weltstürmerischen Sinn, sondern er erkünstelte sie durch die fixe Idee, mit der er sich auf das Amt der Schriftstellerei warf. Dieser Mann schien Vielen die Poesie, die durch Göthe und Schiller auf den Höhepunkt gebracht war, die sie bei uns erreichen sollte, noch gesteigert zu haben: und dennoch ging sie bei ihm nur auf einen ungemein gesteigerten Realismus hinaus. Er suchte sie im Gebiete der Moral und der Geschichte, er suchte sie im Leben, unfähig, sich an den reinen Gebilden einer unabhängigen Phantasie zu freuen. Er schien zu den Lesern zu gehören, von denen er einmal sagt, sie sähen die Dichter wie ästhetische Gebilde an und begriffen nicht, wie sie nur einen Schmaus Schinken und ein Glas Bier gebrauchen könnten. Bei persönlicher Begegnung jener Männer in Weimar (1796) klagte er daher über getäuschte Ideale, weil sie nicht wie Er die Poesie und Begeisterung mit sich zur Schau trugen: er fand sie kalt für alle Sachen und Menschen, einsilbig, einen Gott in Pallaste, und Schillern felsigt, voll Ecken, voll scharfer Schneide der Kräfte, aber ohne Liebe; er empfing dafür die Huldigungen der Frau von Krüdener, Kannes und Rosengartens. Und dennoch wer ihn seiner vielen phantastischen Bewunderer und Gönner wegen auf der Seite der Lavater und aller Schwärmer jener Zeit suchen würde, die die unmittelbaren Kräfte des Geistes beschworen, den würde seine Vieldeutigkeit wieder irre führen, denn er war in religiösen Dingen und in allen, um die des Menschen

*) Eine Probe seiner Philosophie ist ein Stammblatt, das mit den Worten anfängt: „Der Mensch hat hier 2½ Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben, denn mitten in dieser Minute stirbt er." Das sind solche Dinge, die man schreibt, „wenn man soviel Citronensäure, Theeblume, Zuckerrohr und Arrak sich gefallen läßt."

unbefriedigte Neugierde sich hindrängt, ein nüchterner Urtheiler; ein Gegner Nicolais und der Nicolaiten in ästhetischer Hinsicht, in rationellen Sachen ein Anhänger der Aufklärung, und daher mit der Voßischen Familie befreundet. So täuschte er sich denn auch nicht über jene Ueberreizung seiner Phantasie, die in den bisher genannten Werken sichtbar war; er war damals stets darauf aus, sich kälter zu machen, und aus dieser Stimmung, sagen die Herausgeber seiner biographischen Notizen, ging der *L. Firlein* hervor. Wie aus der unsichtbaren Loge Elemente in den Hesperus übergegangen sind, so schildert der Firlein ein vergnügtes Schulmanns- und Pfarrleben, das wesentliche Züge aus der Idylle vom Schulmeisterlein Wuz entlehnt. Aber merkt man dieser vergnüglichen Schilderung des Kleinlebens nicht doch an, daß dem Autor, wie er es oben selbst schildert, nicht recht Ernst ist um die Freude an diesen Lerchennestern? Dieß scheint das Leben des Armenadvokaten *Siebenkäs* (1795) noch deutlicher zu verrathen, das sich eben in dieser niederen Sphäre bewegt und sich in der Wendung der Geschichte auch wieder herausbewegt; das in den Kreis der oberen Stände hinüberblickt, wo sich die schönsten Seelen nach Jean Pauls Meinung bilden, während er sich mit dem besten Glücke hier und in den Flegeljahren an der Schilderung schöner Seelen aus den untersten Ständen versucht hat. Die Beschreibung von Siebenkäsens Noth, Haushalt und Schriftstellerschicksal heimelte bei der Erscheinung des Werkes die Nation an; es waren deutsche idyllische Zustände, die bei uns nicht auf der Wiese, sondern in der Studirstube spielen; zu dem Charakter des Helden saß der Autor wieder selbst, zu Lenette seine Mutter. Aber der Dichter hat nicht Freude an solchen simplen Charakteren, an seiner Lenette so wenig, als an seiner Appel; diese Frauen sind ihm Schneckenseelen, die nur sein Mitleid, nicht sein Wohlgefallen ansprechen. Wenn sich die deutsche Gemüthlichkeit an dem Bilde dieser einfachen Frau ergötzen mochte, so ward sie auf's äußerste ladirt durch die absichtlichen Hiebe, die der Ehe in den niedern Ständen versetzt werden, und durch die geniale Weise, wie hier mit Wahrheit und Eid, mit eingegangenen Verhältnissen und mit dem, was des Menschen letztes Schicksal ist, gespielt wird. In dem Gemälde einer solchen engen Häuslichkeit ist die letzte romantische Wendung mit dem Scheintode nur eine Fratze; in der Gesellschaft einer Lenette ist der humoristische Held eine wehethuende Erscheinung. Wer sich so von einer Frau trennen konnte, wie konnte der eine Frau nehmen! und *solch* eine Frau nehmen, wer *solch* einen Freund hatte? Das humoristische Freundepaar hat mit Recht die meisten Leserinnen, auch die dem Dichter ergebensten, beleidigt. Denn in der That sind die humoristischen Charaktere, die Jean Paul mit so viel Prätension anlegte, fast ebenso fatal wie seine hohen Menschen, weil sie ebenso in Carricaturen verzerrt sind. Wenn diese nur Gemüth und nichts als Gemüth sind, so mangelt diesen Humoristen, deren Repräsentant bei Jean Paul sein Leibgeber-Schoppe ist, das Gemüth ganz. Sie sollen lustig und gleichmüthig sein, und sie werden egoistisch und eiskalt. Siebenkäs bleibt in seinem Elend heiter; er sagt seiner Lenette, wenn er auch mit 8000 Löchern im Rocke gehen müsse, so wolle er doch dazu lachen und singen. Recht, meinte der Autor; aber gewiß nicht Recht von dem Manne, der ein armes gedrücktes, der Scham nicht verschlossenes Weib hat, das er mit einem phantastischen Thorenstreich selbst um ein ärmliches Auskommen gebracht, und der doch wohl, ehe er dieß gut gemacht, lieber heulen als lachen sollte. Diese Humoristen Jean Pauls kitzeln ihre Seelen mit dem Gefühl der rücksichtslosen Freiheit, mit dem Bewußtsein, daß sie die menschliche Thorheit travestiren, daß sie allem Lächerlichen eine ästhetische Seite abgewinnen und so die Narrheit zu Weisheit stempeln. Sie feinden den ehrlosen Eigennutz und alles Gemeine mit Ingrimm an, aber ihre eigne Selbstsucht merken sie nicht; sie verschmähen die Kinderpossen des Lebens, und wollen das Kleine dabei schonen, da sie nicht einmal die gute Beschränktheit in jenem Weibe zu schonen wissen. Sie sollen Menschenhasser voll Menschenliebe sein, Allerweltskenner und Universalgenies, ohne daß sie für die geringste Thätigkeit geschaffen wären. Sie fühlen nicht, daß man enge Verhältnisse nur großen Bestrebungen gegenüber verachten darf, die sie hemmen; daß wenn man diesen nicht selbst nachgeht, man alles Recht verloren hat, über jene zu spotten, die ein wahres Glück begleitet. Sie fühlen sich beklemmt über das Vergebliche auf der Erde; wer aber in der großen Geschichte das Folgenreiche kennt und überschlägt, der sehnt sich zuweilen gern, auf dem Vergeblichen und Müßigen zu ruhen, und auf diesen Grund sollten Idylle und humoristischer Roman überall gebaut sein. Diese Charaktere schweben zwischen dem Oben und Unten, das Jean Pauls Lehre war, sie wechseln nicht damit, sie fallen, wohl ohne des Dichters Absicht, mitten durch. Sie halten sich immer in den kleinen Sphären des niedern Lebens auf, obwohl sie sich ihm entgegenstellen, sie lieben es nicht und können sich nicht davon losreißen; sie streben hinauf, aber die Schwerkraft der Skepsis hält sie nieder, sie glauben kein Leben nach dem Tode. Wie die romantischen Helden Jean Pauls die Poesie, so setzen diese die Travestie, die Satyre in Leben und Handlungen herüber, und tragen einen dem Quixotischen ähnlichen Charakter an sich. Sie beschweren sich, daß der schwerfällige Ernst der Deutschen ihre Ideentänze nicht versteht und mag, und doch wird auch selbst der Verstehende sie nicht mögen: denn wiewohl wir Jean Paul die Gabe des geistreichen und natürlichen Scherzes nicht absprechen wollen, so sind doch die Späße seiner „Wildlinge" gar oft der Art, daß man sie ebenso trivial findet, wenn sie ausgekernt sind, als kraus, so lange sie in der eckigen Schale liegen. Bei ihrem Zwiespalte schallt ihr Lachen über die Thorheit der Welt aus einer beklommenen Brust, ihr Weltscherz verzerrt sich in einen Weltekel, und Schoppe wird zuletzt wahnsinnig über das Fichtische Ich, was, ich weiß nicht, ob eine Satyre auf diese Philosophie oder auf jenen Humor ist.

Wir haben vorhin die *biographischen Belustigungen unter der Hirnschale einer Riesin* (1796) übergangen; sie sind nicht vollendet: ein Tropfen angefangener Erzählung unter einem Schwall von Satyre. Jetzt wollen wir auch an dem *Jubelsenior* (1797), einer neuen Predigeridylle mit einer ablighösischen Burleske durchschossen, worin nun ausdrücklich das Historische nur als Vehikel zu Einfällen und Scherzen benutzt ist, vorbeigehen, um in desto grellerem Gegensatze das *Kampanerthal* (1797) gegen die letztberührten Werke überzustellen. Hier reichen plötzlich die Fühlhörner in den Himmel hinein, während in jenen Werken und besonders hier in den beigegebenen Erklärungen der Holzschnitte der Verfasser tiefeingegraben in seinem Schneckenhause auf den Niederungen der Erde weilt. Hier sehen wir ihn gleichsam in den Werktagen des Lebens, dort feiert er in Sabbathstille den Ruhetag. Aber selbst indem wir im Großen in diesen Schriften Scherz und Ernst getrennt sehen, theilen sie sich doch wieder im Kleinen; an das Reale in niederländischer Manier reiht sich das Nihilistische in hyperidealem Style, das Kleine wird mit großem dynamischen Aufwande geschildert, und an das Große kommt dann der Autor mit verschwendeten Kräften. Jean Paul hätte gewiß für die Schilderung des Stilllebens und der deutschen Gemüthlichkeit und idyllischen Natur die höchsten Gaben gehabt, allein seine universellen Tendenzen vielleicht noch mehr als seine Natur, üble Theorien vielleicht eben so sehr wie sein Gefühl ließen ihn nicht mit reiner Freude auf Einem verweilen; sie trieben ihn immer wieder zu den entgegengesetzten Enden und hießen ihn das Widersprechendste verbinden. Mit so entschiednem Sinne, mit so schonender Auffassung für das reale Menschenleben begabt, richtete er doch schon ganz frühe seine Gedanken über das Diesseits hinweg und seine Religion ward: Leben für Unsterblichkeit und Gottheit. Ihm trugen die ersten Jugendjahre, wo der Geist sich seine Welt schafft, einen ewigen Glanz; aber er sah, daß diese herrliche Zeit nicht dauern, daß sie nicht wiederkehren konnte, als in der Erinnerung und Einbildungskraft, wo er ihr dann sein ganzes Leben widmete; oder daß, wenn sie wiederkehren könnte, dieß gewiß nicht hier geschehen würde, sondern in einer andern Welt, unter einem unermeßlichen Himmel. So verband er seine Liebe zu der Jugend der Menschheit mit der ewigen Jugend, die wir jenseits erwarten. Schon im 18ten Jahre fiel ihm der Gedanke an den Tod oft warm auf's Herz; er mochte dann nichts lernen, was ihm dort nicht gälte, worauf er in der andern Welt nicht fortbauen könnte; er verachtete den Ruhm der Welt, ehe er ihn gekostet hatte, und sein Freund Vogel warnte ihn mit Recht, daß, wer dieß thue, gewiß nicht groß werden würde, und wenn dieß Viele thäten, die Welt an herrlichen Begebenheiten arm werden müßte. So stand er immer mit dem Einen Fuße in der andern Welt, unfähig wie sein Herder im äußersten Fall sich zu einer kräftigen Resignation zu entschließen. Er erhob sich nicht zu der Abstraction, die für eine Ansicht wie Herders nöthig war, hier war er ganz der menschlichen Schwäche verfallen und den Gefühlen; und wie die Jacobi, Lavater und Jung einen persönlichen Gott haben mußten in Menschengestalt, so schien er einer individuellen Fortdauer zu bedürfen, obgleich er in dem Kampanerthal nicht einmal denen viel Trost reichen dürfte, die eine persönliche Existenz verlangen. Mit wie finsteren Vorstellungen quälte sich nicht seine Phantasie in jenen Visionen von der Vernichtung, in jener Rede des todten Christus, daß kein Gott sei! Er sah uns hier auf der Erde alle wie Missethäter auf den Tod sitzen, und fragt: stehen wir nur die Todesangst aus, oder geht die Hinrichtung des menschlichen Geistes vor sich? Wenn Jean Paul selbst und seine Freunde bezeugen, daß ihm der Gegenstand der Unsterblichkeit für sein ganzes Leben die größte Aufgabe geblieben sei, so darf es uns doch ja nicht scheinen, als ob wir nun bei ihm, und besonders in dem Kampanerthal, das diesem Thema ganz gewidmet ist, besondere Aufschlüsse oder Belehrungen, oder auch nur andern Trost finden würden, als ihn sich Jeder in seinem Herzen geben kann und vielleicht mit größerer Bescheidung geben wird, als Jean Paul. Er ist hier nur poetischer Interpret der

Digitized by Google

kritischen Philosophie, die ihn wie jeden denkenden Kopf gleich bei ihrer Erscheinung mächtig ergriff; die Philosophie wird ihm zur Dichtung, Speculation zu Empfindung, die Schlüsse „verdichten sich" oder lockern sich vielmehr zu Gefühlen. Noch treffender: er läßt die kritische Philosophie augenblicklich aus dem Auge, und läßt sein Gefühl reden; und wie es ihm geläufig ist, jeder Musik Texte, jedem Traum Bedeutung, jeder Naturscene Offenbarung und höhere Stimme zu leihen, so gibt er hier jeder Hoffnung Beweiskraft. Er gründet seine Haupthoffnung darauf, daß das Reich des Schönen, Guten und Wahren, dieß innere Universum einen andern Himmel brauche und eine höhere Welt; dem Umfang seiner lebhaften Einbildungskraft genügte dieses schmale Rund der Erde nirgends. Er fragt: wozu und woher diese außerweltlichen Anlagen und Wünsche in uns gelegt sind? Er läßt sich den Einwurf machen: zu Erhaltung und Genuß des jetzigen Lebens. Und nun springt er zu seinen gewöhnlichen Hyperbeln über: „Also wurde ein Engel in den Körper gesperrt, um der stumme Knecht, Küchenmeister und Thürwärter des Magens zu sein? Waren nicht Thierseelen im Stande, die Menschenleiber auf den Obstbaum und auf den Tränkheerd auszutreiben?" Wir sehen, dieß kann jedes Kind widerlegen, dem man von früh auf eingelernt hat, daß die Menschenseele noch auf ein anderes ausgetrieben werden soll, als auf den Obstbaum. Aber Jean Paul steht ganz auf jenem Satz der Fauste dieser Zeit: Alles oder Nichts! Wie wir ihn um die richtige Mitte des Lebens herumgehen sehen, wie wir ihn sich zwischen Lachen und Weinen durchbewegen sehen, ohne auf dem mittleren Stande des Ernstes je nur auf Minuten sich erhalten zu können, so geht er hier an dem eigentlichen mittleren Begriff der Menschheit, der zwischen Engel und Thier so sichtbar für jeden erst keimenden Verstand liegt, wie absichtlich blind vorüber. Und mit eben jenem titanischen Trotze, der, wie es scheint, der beste Beweis sein soll, ruft er: der Schöpfer habe uns zu Leiden nicht schaffen dürfen! nicht dürfen! und die Unförmlichkeit zwischen unserm Wunsche und unserm Verhältniß bleibe eine Blasphemie, wenn wir verschwänden! Aber Lessing wünschte gar nicht! Forster hoffte gar nicht! Lichtenberg wagte gar nicht zu hoffen! Und sind sie nicht auch menschliche Naturen? Vielleicht nennt man es Kleinmüthigkeit, so bereitwillig wie diese zu resigniren, aber wer würde darum so starkmüthig auf ein Recht pochen wollen, wo kein Gesetz geschrieben ist?

Von nun an wiederholt sich im Grunde Jean Pauls Autorschaft und bringt uns wenig Neues mehr, obwohl wir anerkennen müssen, daß Titan und die Flegeljahre die bedeutsamsten Werke sind, um seine gesammte Schriftstellerei von ihren zwei Hauptseiten, der dynamischen und atomistischen, darzustellen. In den Palingenesien (1798) reproducirten sich gleichsam seine Jugendsatyren, ohne daß neue Ingredienzien oder neuer Gehalt hinzukämen; in dem bevorstehenden Lebenslauf (1799) sind die Jugendidyllen von Wuz u. s. f. in der Conjecturalbiographie wieder variirt. Zwischen 1797—1802 erschien der Titan, in dem Jean Paul sein ganzes Wesen erschöpfte. Den Tendenzen, der ganzen Anlage, den Charakteren, der Manier nach bringt er uns übrigens nichts Neues. Die ganze Charaktergruppe ist von auffallenden Reminiscenzen an den Hesperus voll. Gaspard ist nur ein anderer Lord Horion, und vereint wie dieser den kalten Weltmann und Taschenspieler auf eine närrische Weise; ein willenloser Fürst ist von ihm geleitet wie dort von dem Lord; ein Minister mit einem schlechten Sohne, der den Bösewicht macht; im Hause verdorbener Eltern eine seltne Tochter; Liane eine Gesellschaftsdame wie Clotilde; Spener glich Emanuel; die Bösewichter gleicherweise hier und dort Silhouetteurs und Stimmennachahmer; der Hof, die romantischen Liebesgeschichten, die Verkleidungen, Alles erinnert uns und entspricht sich. Wer sich die Divergenz der Behandlungsart nicht irren läßt, kann auch leicht finden, daß ein Wetteifer mit Wilhelm Meister durch diese Composition durchspielt, die nicht undeutlich zum Meisterstück unter allen deutschen Romanen hinarbeitete, ja zu viel mehr: denn Jean Paul verschmähte unter die Masse der Romanschreiber gestellt zu werden und „rubricirte seine Werke in das Gebiet des Epikers," wo der Roman allerdings, aber als Ausartung, steht. Der Held versucht sich im unklaren Drange mit seinen Idealen an der Welt; er ist ein saftvoller Feuergeist, der an Alles Riesenmaß anlegt; der sich in tausend Fehlgriffe des Willens und Irrungen des Geistes verliert, mit „unersetzlicher Verschwendung von Herz und Gehirn." Schade, daß für diese Irrungen gleich von vorn herein zu viel Parthei genommen wird. Es ist gewiß nichts Heiligeres und Reineres, als alle ersten stürmischen Regungen der edlen Jugend, unsre erste Freundschaft, Liebe, Streben nach Wahrheit, unser erstes Gefühl für Natur und ideale Ausmalung der Welt, aber auch nichts so erschlaffend und matt, wenn man dabei auch nur mit entschiedner und ausschließlicher Vorliebe auf diese Regungen der Jugendzeit rückblickend gleichsam dabei verharrt. Den Helden durchknetet nun im Verlaufe der Geschichte das Unglück; er wird mit seiner extravaganten Liebe von dem Vater abgestoßen, er verschwendet sie an einen unwürdigen Freund, an eine Geliebte, die nicht auf dieser Erde weilen konnte; jetzt scheint sich aus dem träumenden Hinleben ein Sinn für das handelnde regen zu wollen, Albano will den gallischen Freiheitskrieg mitmachen, aber dieß gilt für neue Ueberspannung, von der ihn die Titanide Linda abhält, eine neue Liebe, die auf's neue zerstört wird. Zuletzt ist ihm wie Meistern ein Weib Ersatz, das man nicht recht kennen lernt, und da er von Träumen und Kriegen erlöst ist, erhält er die „mittlere Sphäre des Regierens" zu seinem Berufe, ein schlimmer Trost für die Menschen andrer Stände, die wohl eher als geborne Fürsten in der Jugend zu dem Geschlecht der Titanen gehören, „deren Vater der Himmel, deren Mutter nur die Erde ist, die bei dem Tode des Vaters schwer ihre Waisen ernähren kann." Albano ringt sich durch unter all denen, die um ihn her dem Schicksal zum Opfer fallen, die „die Milchstraße der Unendlichkeit und den Regenbogen der Phantasie zum Bogen ihrer Hand gebrauchen wollten", obgleich in ihm derselbe Schaum des Uebermaßes die Klarheit überzog. An dem Ende des Buchs steht nackt die herrliche Lehre, die von dem Buche selbst und der ganzen Schriftstellerei und dem ganzen Leben Jean Pauls eigentlich Lügen gestraft wird: daß nur Tugenden dem Leben Stärke geben und nur Maß ihm Reiz! Die Liebe des Autors ruht auf diesen Titaniden, er reißt unsern Antheil zu ihnen hin, und indem er dann den Akt der kalten Gerechtigkeit (z. B. an Linda) übt, beleidigt er unser Gefühl, ohne daß er unsern Kopf für die Genugthuung gestimmt hat, die er einer temperirten Ansicht von der Welt und ihrem Gebrauche geben will. Diese Didaktik, die nicht ein launischer Einfall ist, sondern mit der Anlage des Werkes allerdings zusammenhängt, scheint gegen die genialen Charaktere gerichtet, die, wie Solger treffend bemerkte, gleich allen Lieblingscharakteren Jean Pauls krank sind und ordentlich stolz darauf, daß sie es sind. Die Gesundheit, sagt Solger, überlassen sie den Alltagsmenschen, wie Nachbette; sie sind in dem Maß vorzüglicher als sie kränklich sind. Dieß ist so wenig ein bloßer Witz, daß Jean Paul selbst irgendwo im Titan sagt, angeborne Kränklichkeit, aber nicht erworbene, halte er für Kopf und Herz dienlich, so wie auch eine andere Stelle hierdurch Licht empfangt, wo er Genie und Krankheit zu Milchbrüdern macht. Daher kommt es denn, daß sich alle titanische Jugend natürlich an ihn anklammert, achtlos diese warnende Stimme überhört, und sich an die Beispiele hält; denn dieser Zeit und ihrem Uebermaße ist es eigen, daß sie ihr eigenes Unglück und Gefahr wie mit liebenden Armen umfaßt. Jean Paul hat in Roquairol viel nachdrücklicher als mit jenen einzelnen Worten ein abschreckendes Bild von der Ausartung des genialen Uebermuths entworfen, den wir noch täglich, wenn wir ihm etwa nicht im Leben begegnen sollten, in unserer jungen Literatur begegnen können. Und dennoch wird man in unserer Jugend diesen meisterhaft umschriebenen Charakter eher bewundern als verabscheuen. Wir wollen die treffendsten Züge hersetzen, in denen sich unsre Genialitäten wie im Spiegel erkennen lassen, schon um jene Gegner Jean Pauls, die ihn nicht lesen, aufmerksam zu machen, wie vieles Vorzügliche und auch nüchtern Erfaßte dieser Mann der Extravaganzen aus diesem Gebiete davon trug. Der Dichter charakterisirt damit das lüderliche Genie, das sich gegen das Conduitenwesen der kleinen Philisterwelt empört, als ein Kind und ein Opfer des Jahrhunderts. Verwöhnt und überreizt mit Genüssen und Krankheiten in der Jugend, von überreizter Phantasie, war er frühe ein ausgebrannter des Lebens, voll Ekel, Hochmuth, Unglauben und Widerspruch. Wahrheiten und Empfindungen antizipirte er! Alle Zustände der Menschheit, alle Bewegungen der Liebe und Freundschaft durchging er früher im Gedichte eh' im Leben, früher in der Sommerseite der Poesie als in der Wintrigseite der Wirklichkeit; unglückliche Liebe kam dazu, er stürzte sich in böse Zerstreuungen, und stellte dann Alles poetisch dar, was er bereute oder segnete; jede Darstellung hölte ihn tiefer aus. Sein Herz konnte die heiligsten Empfindungen nicht lassen, aber sie waren Schwelgereien oder Stärkungsmittel für ihn: gerade von der Höhe lief der Weg zu den Sümpfen abschüssiger. Er liebte nicht, aber er glorete es; war bald Schwärmer, bald Libertin in der Liebe, und durchlief Aether und Schlamm schnell wechselnd, bis er beide vermischte. Er stürzte sich zuweilen absichtlich in Sünde und Moder, um sich durch die Wunde der Reue den Schwur der Rückkehr tiefer einzuschneiden. Aeußere Verhältnisse hätten ihm vielleicht helfen können, aber das müßige Offizier- (Schreiber-) Leben arbeitete ihn blos noch eitler und fecker aus. Ironie war in ihm, dessen Gefühl mehr lyrisches Gedicht als ausgeführtes dichtes Wesen ist, unfähig wahr, ja kaum falsch zu sein, weil jede Wahrheit zur poetischen Darstellung ausartete und wieder zu jener; mit ruchloser Kraft vermögend Alles zu [illegible] und zu opfern, was der Mensch achtet, in seinen Entschlüssen

Digitized by Google

erzagend und sogar in seinen Irrthümern schwankend, aber doch ur des Stimmhammers, nicht der Stimmgabel der feinsten Moralität beraubt, und mitten im Brausen der Leidenschaft chend im hellsten Licht der Besonnenheit. Solche Naturen wol- n die Verheerung der Menschheit durch Treue gegen Einen ver- üten. Sie sympathisiren mit den tragischen Gewitterwolken Shakspeare, Göthe, Klinger, Schiller, (Jean Paul). Glaubst u, sagt Roquairol selbst, daß die Roman- und Tragödienschrei- er, nämlich die Genies darunter, die Alles, Gottheit und Mensch- eit tausendmal nachgeäfft haben, anders sind als ich? — Dieß t in der That ein schreckendes Gemälde von den ausgearteten Wirkungen, die von der Dichtung dann ausgehen müssen, wenn e allein und einzig die Erzieherin der Seele und die Quelle nserer Bildung ausmacht. Und wie wenig diese Wirkungen bertrieben sind, zeigen uns die Scenen aus dem Inneren des amilienlebens in Frankreich, die wir schaudernd erleben, eben gut, wie uns der dortige und der hiesige Zustand der belletri- ischen Literatur der Verzweiflung, wie sie Göthe vortrefflich enannte, beweisen kann, daß auch die Ursache eines solchen Wüstlingslebens der Verzweiflung ebenso schlagend auf diese urückgeleitet ist.

In den Titan, von dem er noch in den Flegeljahren mit ielem Selbstgefühle sprach, wollte Jean Paul das Herzblut sei- es Lebens ausströmen; er sollte das Erhabenste seiner Werke erden; er wollte darin „Rheinfälle, spanische Donnerwetter, agische Orkane voll Tropen, und Wasserhosen anbringen, ollte der Hekla sein und das Eis seines Klima's und sich dazu tzweisprengen, und sich nichts daraus machen, wenn es sein ßtes sein werde!" Wirklich kann man sagen, daß er das Ueber- aß seiner Phantasiekräfte darin ausgetobt habe, er ward nun erhältnißmäßig ruhiger, ohne im Wesentlichen anders zu wer- en, er ward aber auch erschöpfter. Er konnte (wie Göthe, enn er eine bestimmte Periode abgelegt hatte, die ihr ange- örigen Werke nicht mehr ansehen mochte) den Titan nicht mehr ern lesen, was sonst gar sein Fall nicht war; er gab die Werke, ie jenen höheren dynamischen Aufwand erforderten, auf und lieb hinfort in der ebneren Sphäre, wo sich sein Katzenberger, er Komet, Fibel, die Flegeljahre u. A. gleichmäßig bewegen. Wir ollen uns bei diesen nicht mehr einzeln aufhalten, weil sie in der hat nichts wesentlich Neues bringen, die späteren sogar etwas bsinken. Nur die **Flegeljahre**, die unmittelbar auf den Titan olgten (1801), müssen hiervon ausgenommen werden; sie sind och mit der alten Frische geschrieben, aber reiner von seinen uswüchsen und „Schwanzsternen", rein von den sonst so unge- hickt eingemischten romantischen Elementen, und überhaupt in vieler Mäßigung gehalten, als vielleicht Jean Paul überhaupt öglich war. In die Brüder Walt und Vult hat sich Jean auls Doppelgesicht am schönsten getheilt; der Eine, das rüh- ndste Abbild der träumerischen Jugendunschuld, ist mit viel aiveren Zügen ausgestattet, als seine sentimentalen Gestalten ieser Art, z. B. in der Loge, der Andere, dessen vagabundische atur eine vortreffliche Figur in einem picarischen Romane ab- ab, der Weltkenner, der den Bruder für die Welt zustutzen hilft, ein Humorist, ohne die verzerrten Züge seiner übrigen. Das unkle Gedankenleben dieser Troubadourzeit im Menschen zu elauschen, die unendlich rührenden Thorheiten, die in diesen ahren den Kopf durchfliegen, aufzudecken, das kleine Glück der eele so endlos groß zu schildern, wie es in dieser genügsamen eriode dem Menschen ist, den Jugendträumen, der Atmosphäre on Heimath, von Vaterhaus und vom Spielraum der Kindheit nd Allem, was daran hängt, so zarte und wahre Züge zu leihen, ie schrankenlose Gutmüthigkeit, Liebe, Sanftheit, Jungfräulich- it und Heiligkeit des Herzens, den Reichthum Eines Tages ieser durch Phantasie reichen Zeit abzubilden, die stillen sanften mpfindungen des „Sonntagsheimwehs" zu entfalten, dieß lles ist von Niemanden und nirgends so geleistet worden, wie ier. Und wie er diesen gläubigen Menschen in Gegensatz zu em enttäuschten und enttäuschenden Bruder bringt, das Reale m Idealen entgegen wirft, dem guten Träumer „nach dem efte der süßesten Brode das verschimmelte aus dem Brodschrank rschneidet", das Alles ist vortrefflich und das Auge, das hier ean Paul auf die menschliche Natur richtet, ist wahrlich mehr erth als jene sublimen Blicke in die Wolken und den Aether, die Geisterwelt und über die Sterne.

Das letzte Zeichen von Jean Pauls größerer Ruhe war sein bergang zu mehr wissenschaftlichen Arbeiten, den er mit der anzen romantischen Periode im Anfang dieses Jahrhunderts emein hat. Daß er sich hier einmal versuchen würde, lag so hr in dem ganzen Gange seiner Bildung, wie daß er es zu ichts Systematischem und Geordnetem darin bringen würde. Er atte von frühe an alle Wissenschaften angefangen, aber er blieb einer treu; seitdem seine Schriftstellerei begonnen hatte, zog ihn jede an, aber nur insofern sie ihm Materie für seine anderen Zwecke lieferte; ex professo war ihm sogar die Philosophie gleich- gültig, der er sich bei Kants Auftreten einmal ernstlich hingeben zu wollen schien. Sein Skepticismus mag auch dazu beigetragen haben, wie in allen diesen Faustischen Naturen, den Buchstaben der Wissenschaft gleich anfangs zu verachten, der Empfindung mehr anzuhängen und der Divination, und des Details des Wissens sich nur wie kleiner Habe zum gelegentlichen Gebrauche zu bedienen. Sein Durst nach Wissen und sein poetisches Be- dürfniß zugleich machten ihn zum dilettantischen Universalgenie: er strebte darin Herdern und Leibniz wie Idealen nach; er er- götzte sich gern an der Ausmalung eines Menschen, der Alles wüßte; unsere Bestimmung suchte er in der Erweiterung unseres Inneren für alle Systeme, Schönheiten und Charaktere. Aber es war ihm nicht gegeben, bis zur Erfassung des Ganzen in irgend einem Zweige der Wissenschaft vorzudringen. Er sah ganz richtig ein, daß alle Erkenntniß nach einem Einheitspunkte hinstrebte; zu ihm zu gelangen forderte es in der Wissenschaft allseitige Kenntniß, zu der er nicht Geduld hatte. So konnte er um alle Wissenschaften nur „anspielend spielen"; „er war ein gelehrter Mann, sagte er, und wußte doch das Gewöhnlichste nicht, er war ein Ignorant, denn er wußte von allen Wissen- schaften." Durch alle seine Werke sind die Brosamen und Ab- fälle seiner gelehrten Kenntnisse in Philosophie, Juristerei, Medi- cin und Theologie aufgetischt, in derselben Confusion, wie er zu Einer Zeit sich mit Meteorologie, Staatskunst, Moral, Litera- turzeitungen und Kirchengeschichte lesend beschäftigte. Wie gern sucht er in seine Romane ein Tischgespräch, eine Reise u. dgl. Formen hineinzuschieben, in denen sich bequem allerhand parat liegende Weisheit anbringen läßt. Und wenn dieß im Detail unangenehme Eigenschaften in seine poetischen Werke brachte, so läßt sich sogar nachweisen, daß seine wissenschaftliche theore- tische Beschäftigung auch im Ganzen, im Grundsätzlichen, übel auf seine Praxis überwirkte, daß sein kritischer Verstand seinen producirenden Instinct störte. Wer die Vorschule der Aesthetik (1805) kennt und nach ihr seine Erzählungen wieder durchliese, der würde leicht finden, daß wenn ihn zwar seine Praxis hie und da auf seine Theorien gebracht haben möchte (z. B. über die komische Kraft des Besonderen, über die springenden Punkte der Charaktere, über den (falschen) Gegensatz des Lächerlichen gegen das Erhabene), so doch auch wieder die Theorie in der allzu häufigen und allzu gesuchten Anwendung derselben offenbar wieder auf die Praxis rückgewirkt hat. Diese Aesthetik, wie die Levana (1807) sind Sammelplätze sehr geistreicher Bemerkungen, vor denen man nicht genug warnen kann. Die springenden Punkte sind in beiden Disciplinen eben so wenig gefunden, wie der gesunde Quell des Lebens in Jean Pauls allgemeiner Natur und Wirksamkeit. Einen ästhetischen und pädagogischen Grund- satz muß man hier nicht suchen wollen, so wenig als der Staats- mann einen politischen suchen wird in den idealen Staatsprin- zipien Jean Pauls, auf die wir noch anderswo zurückkommen. Wer die großartigen Analogien der Naturkunde an seine Unsterb- lichkeitshoffnungen, wer die Geschichte an seine Menschheitsträume und Erdenparadiese, wer die Physiologie an seine Traumtheorien, und die Kenntniß der Welt und der Menschen gegen seine beson- dere Art von Menschenkenntniß mit freiem Blicke hält, der wird bald finden, wie wenig wissenschaftlicher Geist in diesem Manne der Einbildungskraft war.

Jean Paul brauchte die Wissenschaft noch ganz zum Dienste der Poesie, so lange nicht seine, und die deutsche Poesie überhaupt rückgängig zu werden anfing. Wir gehen jetzt zu andern Erschei- nungen über, die uns stufenweise zeigen sollen, wie die Wissen- schaft anfing, umgekehrt die Poesie zu beeinträchtigen. Wir wollen zunächst einen Blick auf die dominirenden Zweige der Wissenschaft werfen, mit denen sich die Poesie berührte. Wir werden einer Reihe religiöser und pädagogischer Romane be- gegnen, die der theologischen und Erziehungswissenschaft unge- fähr in gleichen Rechten noch gegenüber liegen; wir werden dann eine andere Reihe von geschichtlichen Romanen treffen, in denen die Wissenschaft schon ganz den Sieg über die Dichtung davon getragen hat, und eine kleine Anzahl philosophischer, wo die Poesie nichts mehr als eine ganz dürftige Einkleidung geliehen hat. Kant hatte das Verdienst, gleichsam nach Lessingischen Reini- gungsprinzipien, die Philosophie, die seit Leibniz und Wolf ganz in Poesie populärisirt worden war, wieder in die Würde der Wissenschaft herzustellen und auf eigne Füße zu setzen. Dieß geschah gleichzeitig als die Geschichtschreibung von Planck und Spittler auf eine ähnliche Weise in der politischen Historie von dem Ballaste der Forschung, in der kirchlichen von der Be- schränkung des Dogma's gesäubert wurde. Seit dieser Restau- ration der Wissenschaft litt die Poesie in dem Maße, daß unsere ersten Dichter von wissenschaftlicher Bestrebung ergriffen wurden. Sie rafften sich gleichzeitig mit den Romantikern noch einmal zu

Digitized by Google

Gunsten der Poesie zusammen, und behaupteten für diese, so viel sie selbst anging, noch zur Zeit einen nicht leicht errungenen Sieg. Aber die Romantiker bewiesen es auf Weg und Steg durch ihr eigenes Beispiel, daß in dem Momente, wo wir auf den Gipfel wahrer Dichtung stiegen, wir auch den Abweg zur Wissenschaft einschlugen.

Ludwig Giesebrecht

wurde am 5. Juli 1792 zu Mirow in Mecklenburg-Strelitz geboren, wo sein Vater Pfarrer war, erhielt seine Schulbildung auf dem grauen Kloster in Berlin, besuchte später die Universitäten Berlin und Greifswalde, nahm im mecklenburgischen Husarenregiment an den Kriegen von 1813—1815 Theil, und ist seit 1816 als Professor an dem Gymnasium zu Stettin angestellt.

Seine Schriften sind:

Die Ottenfeier. Gedicht. Greifswalde 1824.
Epische Dichtungen. Stettin 1827.
Lehrbuch der alten Geschichte. Berlin 1833.
Lehrbuch der mittlern Geschichte. Stettin 1836.
Gedichte. 8. Leipzig 1836. Serig'sche Buchhandlung.
Wendische Geschichten aus den Jahren 780—1182. Berlin 1843. III.

In G.'s Poesien wie in allen seinen Schriften offenbart sich ein tiefer Denker, voll inniger Begeisterung für alles Große und Schöne, der den ganzen Reichthum seiner Seele in sich zurückdrängt und nur in geweihten Stunden seine Phantasie und sein überströmendes Gefühl frei walten läßt, doch selbst die edelsten Empfindungen noch strenger Prüfung unterwirft, und daher dem gediegenen Inhalte auch stets die vollendete Form zu geben weiß.

Aus dem „Buch des Hauses."

Im Vaterhause war ich, o wie reich,
Denk' ich daran, so werd' ich ernst und weich.
Drei Brüder hatt' ich, thätig, frei und sinnig,
Fünf Schwestern hatt' ich, hülfreich, herzig, innig,
Der Vater ein Prophetenangesicht,
Die Mutter blind und sanft wie Mondenlicht,
Und einen Herzog*), wie im deutschen Land
Mein suchend Auge keinen zweiten fand.
Nun bin ich älter worden, bin ein Mann
Am eignen Heerd, und Freude wohnt daran,
Doch meinen Herzog hab' ich nun nicht mehr.
Gleich vollen Halmen, die des Segens schwer,
Hat sich, das huldreich und erquickend stand,
Sein edles Haupt hinab, hinab gewandt.
Und was sind dort die grün bewachsnen Hügel?
Vater und Mutter tragen Engelflügel.
Und all' die andern blutverwandten Lieben,
Auch sie sind hin, sie sind mir nicht geblieben,
Sie wandeln dort, ich hier den eignen Gang,
Ein jeglicher als ihm sein Ruf erklang.
Gar ohne Bruder in dem großen Schwarm,
Das ist doch allzu einsam, allzu arm.
Doch in mir meine Lieder sind noch da,
Und Mirow ist, mein Vaterhaus, mir nah.

Der Dichter.

In der Zeit der Dichterfürsten hab' ich jugendfrisch gelebt,
Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umwebt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich schönsten Sanges reich,
Und kein Liebesmund auf Erden käme meinem Liede gleich.
Zeitgenoß des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt,
Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld,
Und am Saum der fernsten Thule schlüg' ich muthig mein Gezelt.
Ja gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich was ich bin.
Und so bin ich, wie mein König, nach dem höchsten Fürstenrecht,
Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

Frühling.

Nicht nach Freiheit in den Kammern,
In das Freie steht mein Sinn,
Wenn die stolzen Redner jammern,
Jauchz' ich hier, wie frei ich bin.

Unermeßlich Meer der Lüfte,
Tränkend alle, Arm und Reich,
Und die weichsten Blüthendüfte
Allen frei, und allen gleich!

Vor den Rednern mich zu retten,
Vor der Charten strenger Macht
Eil' ich in die Blumenketten,
In des Waldes Kerkernacht.

Willst du mich zum Knecht gewinnen,
Binde, binde, süßer Mai,
Dienstbar dir mit Herz und Sinnen
Bin ich hörig, bin ich frei.

Freu dich, Herz!

Frühling, das bekränzte Kind,
Wandelt durch die Auen,
Seiner Hände Wunder sind
Ueberall zu schauen.

Seine Macht und seine Luft,
Sein unendlich Grüßen
Spür' ich mir in Haupt und Bruft
Wie zu meinen Füßen.

Und so hat er vierzig Mal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büschen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket.

Freu dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen,
Hast in Lenzes Luft gebebt,
Weit dich aufgeschlossen.

Denkst du noch an stilles Weh,
An verschwiegne Wunden,
Die du trauernd je und je
Auch in dir empfunden?

Was ist Leben ohne Leid,
Helle sonder Dunkel?
Ewig Tages goldne Zeit,
Nimmer Sternengefunkel?

Wolken um des Mondes Rand,
Ungestilltes Bangen,
Ihr auch seid aus Frühlings Hand
Mild hervorgegangen.

*) Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, geboren den 10. October 1741, starb 6. November 1816.

Digitized by Google

Freut sich nicht der Schmetterling,
Dem ein Lenz nur lächelt,
Nicht die Blume, deren Ring
Nur Ein Mai umfächelt?

Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen.

Aus dem „Buch des Lehrers."

Auf den Hügeln klare Stimmen,
Klare Stimmen auf dem Fluß,
Laßt mein Schifflein mit euch schwimmen,
Mit euch wandern meinen Fuß.

Spricht man: Wie die Alten sungen,
Zwitscherten die Jungen nach,
Singen hier allein die Jungen,
Ohr des Alten lauschend wach.

Auf den Hügeln klare Stimmen,
Klare Stimmen auf dem Fluß,
Laßt mein Schifflein mit euch schwimmen,
Mit euch wandern meinen Fuß.

Hofer.

Du grauer Stein sollst es dem Wandrer sagen,
Wie bittres Weh die frohe Alp erfahren,
Sollst, ob der Schmerz verhallt, nach vielen Jahren,
Noch Antwort geben auf der Enkel Fragen.

Und also sprich: In dunkeln Leides Tagen,
Als im Tyrolerland die Hirtenschaaren
Von ihrem alten Herrn geschieden waren,
Ein Held stand auf, und der ist hier erschlagen.

Andreas Hofer heißt der Mann der Treue:
Zum Kaiser! rief er; von den Bergen stiegen
Mit ihren Stutzen jauchzend die Genossen.

Und doch umsonst. Der Tapfre muß erliegen,
An seinem Kaiser haltend sonder Reue,
Und hier hat Feindes Kugel ihn erschossen.

Als er in's Feld zog.

Nun geh' ich hin und fechte
Für meines Landes Rechte,
Ihm weih ich Leib und Blut:
Du tritt aus deiner Wolke,
Gieb Freiheit unserm Volke,
Gieb Krieg und Friedensmuth.

Und wenn je deutsche Rotten
Des theuren Rechtes spotten,
Du auf dem Gnadenthron,
So sende du die Rache,
Halt' rein die reine Sache,
Gieb jedem seinen Lohn.

Wir glauben, unsrem Ringen
Wird nun das Werk gelingen,
Das lange still bedacht,
Und nicht umsonst wird fließen
Das Blut, das wir vergießen
In glaubenvoller Schlacht.

Die Schmach ist nun vorüber,
Wir stürmen froh hinüber
Gen Frankfurt, gen den Rhein,
Der Dränger Macht vernichtet,
Das Reich wird aufgerichtet,
Der König ziehet ein.

Königs-Worte.

Heere stürmen wider Heere
Auf dem Lande, auf dem Meere,
König wird des Königs Sohn,
Und er spricht zu seinen Schaaren:
Recht und Frieden will ich wahren
Meinem Volk und meinem Thron.

Dennoch naht der Krieg dem Reiche,
Es erliegt dem wilden Streiche,
Sieben Jahr in Feindes Macht:
Spricht der König: Ohne Zagen
Schweigen laßt uns, laßt uns tragen,
Morgenröthe folgt der Nacht.

Winter mit der Faust des Riesen
Hat den bittern Grimm bewiesen,
Heere hat der Frost erstarrt;
Ruft der König: Zu den Waffen!
Unser Recht uns neu zu schaffen,
Das vom Feind vernichtet ward.

Schlacht auf Schlacht gewalt'gen Krieges.
Und im Vollgenuß des Sieges
Spricht der vielversuchte Held
Nochmals wie in Jugendjahren:
Recht und Frieden will ich wahren
Nun der ganzen Christenwelt.

St. Mariens Ritter.

Jung stritt ich einst um Accons Schloß,
Und wenn ich froh bestieg mein Roß,
Mit Inbrunst blickt' ich dann empor,
Und aus den Lippen quoll hervor:
Ave Maria!

Ich stritt in Manneskraft und alt,
Wo breiten Stroms die Weichsel wallt,
Und zog ich aus, kam aus der Schlacht,
Dann hab' ich still gefleht, gedacht:
Ave Maria!

Nun traf mich hier der Todespfeil,
Mein Lebensblut entfließt in Eil;
Dein Ritter end' ich meinen Lauf,
Du Gnadenreiche, hilf hinauf!
Ave Maria!

Er hüllt sich in den Mantel ein,
Und mit der Abendröthe Schein
Entflieht die Seele. Friedlich hallt
Sanft Abendläuten durch den Wald:
Ave Maria!

Und wo des Ritters Grab gemacht,
Wächst eine Lilie über Nacht,
In deren Kelchen weiß und hold
Geschrieben steht mit lichtem Gold:
Ave Maria!

Wunsch.

Ich möchte mit dem Kranich ziehen
Allherbstlich in ein warmes Land,
Und wenn bei uns die Bäume blühen,
Käm' ich zurück in's Vaterland.

Digitized by Google

So wär' ich alle Jahr auf Reisen
Und auch daheim in jedem Jahr;
Solch' Wanderleben muß ich preisen
Und führt' es gerne immerdar.

Glockenklang.

Warum Glocken und Glockenton
Wieder und immer wieder?
Freunde, es ist des Pfarrers Sohn,
Welcher gedichtet die Lieder.

Halle friedlich und halle traut
Nun in des Dichters Bache,
Einst ihm selber du letzter Laut
Unter dem Leichentuche.

Karl Gödeke

wurde am 15. April 1814 zu Celle geboren, war 1828—33 auf dem Pädagogium zu Ilfeld, studirte 1833—38 zu Göttingen Philologie, lebte früher zu Celle und jetzt als Literat in Hannover.

Er schrieb:

König Kodrus, eine Mißgeburt der Zeit. Leipzig 1839.
Novellen, unter dem Namen Karl Stahl. Celle 1841.
Novellenalmanach für das Jahr 1843. Hannover 1842.
Der deutsche Fürstenbund. Leipzig 1844.
Deutschlands Dichter von 1813 bis 1843. — Eine Auswahl von 872 charakterist. Gedichten aus 131 Dichtern, mit biograph.-literar. Bemerkungen u. einer einleitenden Abhandlung über die techn. Bildung poetischer Formen. gr. Lex.-8. Hannover 1844. Hahn'sche Hofbuchh.

Feiner Geschmack, reiches Wissen, Scharfblick, gute Erfindung und eine eben so correcte als gewandte Darstellungsweise zeichnen diesen Schriftsteller aus. Doch leuchtet aus seinen Leistungen eine gewisse Verstimmung und Unzufriedenheit hervor, die ihm jedenfalls die vollkommene künstlerische Freiheit und Vollendung raubte, durch die er bei seinen reichen Naturgaben weit mehr wirken und leichter bei der Menge durchdringen würde, als er es bisher gethan. Sein eigenthümliches Buch, König Kodrus, eben so wie seine Novellen sind daher lange nicht so bekannt geworden, als sie es verdienen.

Der Narr der Jugend.

Auf einem der Vorsprünge, die noch von den alten Wällen der ehemaligen Festung Wolfenbüttel stehen geblieben, erhebt sich ein im maurischen Styl erbautes Kaffeehaus, das mit seinem funkelnden Knopf auf der Spitze, den blauen zusammengefalteten Sonnenschirmen auf den Ecken des Daches, den großen blitzenden Scheiben, den lebhaften schreienden Farben und verschwenderischen Vergoldungen ein stattliches schon aus der Ferne lockendes Ansehen hat. Die kleine Anhöhe, auf der es steht, ist nur von wenig dünnem Gebüsch spärlich bewachsen. Die Sonne brennt auf den blendenden Kies und verkümmert die mühsam erzwungenen Anlagen. Aber Schatten, frisches nahes Grün, saftige Pflanzen, duftende Blumen scheinen hier auch nicht gesucht zu werden. Das Haus, der Saal, die luftigen fliegenden Hallen wimmeln von Lust und Fröhlichkeit. Die Braunschweiger scheinen sich hier mehr zu vergnügen als die Wolfenbüttler; es bedarf ja nur einer viertelstündigen Fahrt auf der Eisenbahn, so sind sie hier und können hier in behaglichem Geplauder Bekanntschaften gründen oder erneuern, die neue Haube, den neuen Frack produciren, sich an der lachenden Aussicht auf den duftig blauen Harz, auf die überallhin sichtbare Eiche des Elms oder auf die sanften Hügelzüge der Asse erquicken. Dort windet sich die Landstraße an den Bergen! hier breitet sich üppiger Wiesengrund! da weite fruchtbare Krautgärten mit heimlichen halbversteckten Wohnungen! dort rollen in majestätischer Sicherheit die brausenden Wagenzüge auf der Harzbahn hin. Die Weltdame sitzt hier schauend und beschaut neben der Verworfensten ihres Geschlechts, der einfache Handwerker neben der schimmernden Uniform; der blondlockige Student mit muntern Scherzreden und flatterndem Witz neben dem grauen Hypochonder; freudige Augen, die mit Lust in das sonnige Leben schauen, dicht neben den erloschenen, die unter grünen Brillengläsern mürrisch auf die aschgraue Zeitung blicken. Bekannte und Unbekannte lachen und plaudern gesellig durcheinander. Die Rangunterschiede sind, wenn nicht verschwunden, doch gemildert, und ein süddeutscher Landsmann könnte sich hier heimisch fühlen, wenn den Baiern nicht das Tassengeklapper mahnte, daß es hier doch etwas anders zugeht als in seinem münchener Bierhause; der Schwabe würde beim Anblick der dampfenden Groggläser mit einer Art von Heimweh seiner Neckarweine und der gewohnten Deckelkrüge gedenken.

Selten lassen die heitern Gäste einen Blick des Mitleids auf die langen Reihen unglücklicher Menschen fallen, die bergan, bergab karren. Der junge schwarze Jäger, dessen freundlichem Gesichte der martialische Ernst so wohl steht, soll diese Verbrecher hüten. Aber er hat das Kinn sinnend auf die Mündung seiner Stutzbüchse gestützt und scheint die brennende Sonnenhitze, der er ausgesetzt ist, kaum zu spüren. Seine Gedanken sind abgewandt, wohnen vielleicht in jenem Dorfe, das dort vom Berge winkt und Rauchwirbel in die flimmernde Luft sendet, oder scherzen mit einer Nachbarstochter, die ihm gut ist, und küssen ihren rothen Mund und nicht zum ersten Male.

„Nun sehe mir einer den verdammten Grillenfänger," rief der Doctor Terheiden, der mit mehren jungen und ältern Personen in einer der offenen Hallen des Kaffeehauses saß und den sinnenden Soldaten betrachtete. „Was der Kerl nun wohl nach den Bergen zu gucken hat! da könnte ihm ja seine ganze geschlossene Gesellschaft auf und davon gehen, und er merkte nichts. Gott, was gäb' ich darum, wenn's jetzt einem von den Kerlen in den Sinn käme, durchzugehen. Der Bursch da mit dem blauen Kittel, den auch die Karre nicht scheint mürbe zu machen, sollte sich ein Herz fassen. Heida, das Ziehband abgeworfen, davongegangen; mein lieber Jäger hätte das Nachsehen. Nein, was zu toll ist, ist zu toll! Steht da und guckt und guckt und läßt sich braten. Läßt die frommen Schufte thun was sie Lust haben! da sollte man alte verständige Knaben, alte Grauköpfe hinstellen, aber nicht solch einen Hasenfuß, der Tag ein Tag aus Gott weiß an welche Herzallerliebste denkt. Nein, das ist wahr, Jugend hat keine Tugend!"

Der eifrigen Rede des Doctors folgte ein Gelächter von einigen jungen Männern, Studenten, wie es schien, die mit ihm an demselben Tische saßen. Ein junger blondgelockter Student von einem andern Tische drehte sich nach dem eifrigen Doctor herum und maß ihn mit schelmischen Augen, als wollte er sagen: „Du drolliger Kauz!" aber er mischte sich nicht unter die Lachenden, von denen einer begann: „Du kommst auf das beliebte Thema, lieber Onkel, von der Untugend der unerfahrenen Jugend und da ist schwer zu widersprechen. Aber siehst Du nicht, daß jener Soldat nicht die einzige Wache ist? dort an den Gartenzäunen stehen noch zwei Soldaten, aber sie suchen den Schatten, weil sie alt sind, und was Du von dem jungen sagst, würde viel besser auf die alten passen. Ich wette, daß dieser junge hübsche Mensch seine Heerde viel besser und schärfer im Auge hat, als jene Invaliden, und ich möcht's keinem rathen, zum Durchgehen Miene zu machen. Da würde er —"

In diesem Augenblicke fiel es wirklich einem der Verbrecher ein, aus der Deichsel des Karren, den er mit einem andern zog, zu schlüpfen. Die beiden Invaliden plauderten zusammen und bemerkten das Wagstück nicht, denn zwischen ihnen und dem Flüchtling lag ein hoher Erdhaufen; aber der Jäger hatte wie der Blitz die Büchse an der Wange und ließ eine Kugel über den Kopf des Burschen hinsausen. Im Augenblick hatte er wieder geladen und zielte. Dem Flüchtling schien indeß der Muth vergangen; statt seine Flucht fortzusetzen, kehrte er um und versuchte durch Niederhocken über seine Absicht zu täuschen.

Digitized by Google

Der Schuß hatte die sämmtlichen Gäste auf diese Seite gezogen, man fragte, erzählte und lachte über die List des Burschen, sich die unausbleibliche Strafe wo möglich zu erleichtern. Der Doctor Terheiden aber, der mit seinen jungen Genossen zuvörderst an dem eisernen Geländer stand und zuschaute, wie der verunglückte Flüchtling beim Kragen genommen und in die Stadt geführt wurde, ließ sich in seiner unvortheilhaften Ansicht über die Jugend nicht irre machen und rief: „Da sieht man's, daß der Verstand nicht vor Jahren kommt! Ein Kerl von gesetztem Alter würde einen solchen wahnsinnigen Fluchtversuch nun und nimmer gemacht haben; aber das junge Volk denkt, das geht nur so." — Seine Gesellschaft lachte wieder. Sie schien sich an diesem Eifer, der Jugend eins zu versetzen, nicht wenig zu belustigen. Der Blondlockige flüsterte dem Neffen des Doctors einige Worte zu und der Neffe sprach dann zu seinem Oheim: „Es schickt sich wohl kaum, Dir ein anderes Sprichwort vom Alter, das auch nicht vor Thorheit schützt, vorzurücken, aber Dein unaufhörliches Moralisiren wäre, mit Deiner Erlaubniß, doch einer kleinen Lection werth. Willst Du mir freie Hand geben, so sollst Du in den drei Tagen, die ich hier noch bei Dir zubringe, zu der Einsicht gelangen, daß Dein Sprichwort nicht richtiger ist als das meine, ja Du sollst gestehen, daß Shakspeare Recht hat, wenn er sagt old men are twice children."

„Topp", rief der Doctor mit lachendem Munde, „die Abrede gilt! Aber ich sage Dir, es muß hart kommen, ehe ich mich gefangen gebe." „Es soll auch hart genug kommen," lachte der Neffe: „und da Du voraus gewarnt bist, kannst Du Dich nicht beklagen, überrumpelt zu sein. Alle ehrlichen Mittel werden angewandt, Dich zu besiegen; aber wohl gemerkt, die Niederlagen, die ich etwa noch erleiden sollte, können erst nach Ablauf der dreitägigen Frist als solche gelten, wenn Deine Niederlage dann nicht größer ist als die meine."

Es ist eigentlich schon Thorheit, dachte der Doctor, sich in solchen Handel einzulassen. Aber er offenbarte seinen Gedanken nicht, sondern nahm eine so ernste und gravitätische Miene an, und blickte so streng durch die grünen Gläser seiner Brille, daß seine junge Gesellschaft das Lachen kaum verbeißen konnte.

Der Doctor war ein Fünfziger; sein Haar spielte ins Graue; seine Haltung war noch straff und aufrecht; seine Bewegungen und Manieren frei und entschieden; das lebendige Feuer in ihm war noch nicht im Erlöschen; die Augen etwas matt und leidend; der Ausdruck seiner Gesichtszüge war mehr heiter als ernst; auf den fein geschnittenen Lippen spielten tausend drollige Redensarten und gutmüthige Poltergeister. Terheiden liebte es, seine Ansichten in einer scheltenden, krittelnden, lebhaften Weise auszudrücken. Wo Andere, vom Augenblick ergriffen, ihre Gefühle in gefühlvollen Worten ausdrückten, sei es Mitleid, Bewunderung, Lob, Rührung, da fuhr er mit einem Kernworte oder mit einem spöttischen Sprichwort heraus und konnte gar nicht müde werden, zu schelten und zu zanken und zu poltern, gleichsam als wolle er die Rührung, die ihn doch nicht minder stark als Andere bewältigte, durch Zornreden von sich fern halten.

Er war unverheirathet. Eine Schwester, die es auch war, freilich nicht so freiwillig, als der Doctor, führte seinen Haushalt. Sie unterschied sich durch nichts von einer großen Zahl alter unvermählter Damen, die ihren Geburtstag vergessen, dafür aber allerlei Ansprüche der Jugend bewahrt haben. Der Doctor mußte ein größeres Haus machen, als er wünschte; seine Schwester liebte die Gesellschaften. Nie befand sie sich wohler, als wenn sie eine Anzahl junger Frauenzimmer um sich hatte, ja sie verschmerzte die Beleidigung ihres Bruders, der sie einst nach einer solchen Gesellschaft, in der sie zwischen einem Dutzend junger Mädchen sich wohl gefühlt, eine Gluckhenne genannt hatte. „Soll ich gar keine Freude auf dieser Welt haben?" fragte Mademoiselle Terheiden mit fließenden Zähren. — „So viel Du willst, Amalie," rief der Doctor: „ich schlage Dir vor, Kinderbälle zu geben, denn zwischen den alten Schachteln von siebzehn, achtzehn Jahren, die Dir längst über den Kopf gewachsen sind, kannst Du ja doch kein rechtes Plaisir haben. Einem ist nur unter seines Gleichen wohl." —

Amalie schwieg, aber sie nahm sich vor, den unartigen Bruder diese Ungezogenheit einmal büßen zu lassen. Er naschte gern allerlei Eingemachtes oder von besondern Leckereien. Amalie ließ ihn nach jener Spottrede längere Zeit fasten oder wußte ihn geschickt zu foppen. Als man die ersten Erdbeeren feilbot, stellte sie auf ihren Arbeitstisch einen Teller mit diesen lachenden Früchten. Der Doctor stibitzte einmal heimlich einige und siehe, sie waren von Wachs. Amalie goß gefärbte Wasser in Caraffinen mit lockenden Etiketten und postirte sie dem Bruder in den Weg. Wollte er im Vorbeigehen einen Schluck Himbeeressig naschen, so waltete der Unstern und ließ ihn abständigen Valeriathee schmecken. Er schalt und polterte, aber schämte sich zu gestehen, daß er angeführt sei, da er seine Naschlust nicht Wort haben wollte. So süß das Gefühl der unschuldigen Rachestücke für Amalie sein mochte, es genügte ihr nicht, sie gelobte sich heimlich, dem Bruder eine derbere Lection zu geben, „aber, sagte die Gutmüthige: er darf nur Unlust, keinen Schaden, keinen Schimpf und keine Schande davon haben!"

Vergebens hatte sie hin und her gedacht; kein stichhaltiger Plan war ihr aufgestiegen und doch sollte und mußte sie den Bruder züchtigen. Hatte er doch die Verwegenheit gehabt, bei einem vorgekommenen Anlaß sich die Taufscheine aller Familienglieder, folglich auch den Amaliens geben zu lassen. „Jetzt weiß ich, wann Dein Geburtstag ist, hatte er gesagt, und am 27. August soll Dir der Zuckerbäcker eine Mandeltorte backen mit Deinem Namen und der Zahl Deiner Lebensjahre: 48." — Amalie zitterte, das unschuldige Geheimniß ihrer alten Jugend verrathen zu sehen. Seitdem dachte sie ernstlicher als je auf eine kleine Rache. Ihr Neffe, der Student Alexander Terheiden, der die Ferien bei ihnen verbrachte, sollte helfen.

Als der Doctor nach Braunschweig zurückkam, war er nicht in seiner gewöhnlichen gutmüthig polternden Laune; still und verstimmt trat er seiner mit Rachegedanken umgehenden Schwester unter die Augen. Amalie, in schönster Parüre, stand im Begriff, eines jener Sommerabend-Kränzchen zu besuchen, wo jüngere und ältere Personen in geselligem Spiel und Geplauder sich unter dem grünen Zeltdach blühender Linden die Zeit vertrieben. Sie bemerkte das ersichtlich unzufriedene Wesen des Bruders und fragte ihn in herausforderndem Tone, als habe sie es auf einen häuslichen Zwist abgesehen: „Steht Dir es nicht an, Tobias, daß ich mir einen vergnügten Abend mache? Du schaust so brummbärig und sauertöpfisch drein, daß Einem angst und bange werden sollte, Dich anzusehen. Den ganzen Nachmittag bist Du umhergeschwärmt und nun gönnst Du mir nicht die kleinste Zerstreuung! O, es ist gut, Tobias, daß ich weiß, wie Du gegen mich gesinnt bist, wie Dir meine unschuldigen Freuden ein Dorn im Auge sind; ich kann zu Hause bleiben, kann mir Alles versagen und wollte ja lieber keinen Fuß wieder aus dem Hause setzen, als daß ich die Erlaubniß dazu erbitten sollte. Sieh, da werf' ich Bänder und Blumen hin, die Du mir ja doch mißgönnst, da liegen —"

„Aber, mein Gott, Amalie, wie ist mir denn," unterbrach sie der Doctor ganz bestürzt über ihren ungewohnten Ton. Sie ging händeringend umher, konnte es aber doch nicht bis zu Thränen bringen. „Ich sage kein Wort, das Dich beleidigen könnte," fuhr er fort, „und Du willst Dich von Sinnen thun! Geh doch meinetwegen auf Kinderbälle und Pfänderspiele, so viel Du willst: ich werde mich hüten, Dich zu stören. Darf man denn nicht einmal mehr einen Privatverdruß für sich behalten? Laß mich doch und kümmere Dich nicht um meine sauertöpfischen Mienen; ich frage ja auch nicht, wenn Dir etwas fehlt." — „Ja, ich weiß es wohl," entgegnete die Schwester, plötzlich ein anderes Register ihrer Gefühle aufziehend: „Du kümmerst Dich nicht um meine Sorgen und Schmerzen; Du fragst nicht, was mich quält, um mich zu trösten oder mir zu helfen; ich muß Alles allein ertragen und dulden, und wenn ich einmal bei Deiner brüderlichen Theilnahme anklopfe, um mein schweres Herz in Deine Brust auszuschütten, so bist Du nicht zu Hause. O, ich armes unglückliches Mädchen, so betrübt wie mir geht es keiner in der ganzen Stadt, ich bin sehr, sehr unglücklich."

„Soll ich den Arzt kommen lassen?" fragte der Doctor mit wiederkehrender Laune. „Du bist gewiß zu stark geschnürt, wiewohl noch von ganz gutem Embonpoint." — „Auch das noch!" schluchzte die Schwester, der nun ungesucht die Thränen kamen, „nicht genug, mich hart und lieblos zu behandeln; Du häufst auch noch Spott auf mich Aermste und machst mich zum Stichblatt Deines bösartigen Witzes. Warum bin ich arm," rief sie mit fliegender Beredtsamkeit, „arm, daß ich von Deiner Gnade leben muß! O, daß ich ein kleines stilles Haus hätte, in dem ich allein geböte, wo ich dem harten Bruder nicht jeden Groschen abquälen müßte und nicht mit jedem gegebenen eine Menge von Vorwürfen bekäme. Deine Launen, Deine Spottreden, Deine Härte, Deine Poltereien, alles, alles muß ich ertragen, und wenn ich es thue, was ist mein Dank? Nichts als Undank! Du glaubst, Dir alles gegen mich erlauben zu dürfen, weil Du mir giebst, was ich um und an habe!" Sie barg ihr Gesicht im Tuche. Der Doctor wurde stutzig. Diesen Gegenstand hatte seine Schwester noch niemals hervorgezogen, und doch war es augenscheinlich, daß sie, da das Bekenntniß so unversehens und gleichsam wider Willen geschah, schon lange schweres Herzeleid darüber empfunden haben mußte. Amalie bereuete sogleich, was sie bekannt hatte, aber sie war zu eigensinnig, um ihre Reue zu gestehen. Sie trocknete die Thränen und wollte mit angenommenem Trotze ihren Putz vollends ablegen, als ihr der Bruder zurief: „so nicht, jetzt sollst Du in Gesellschaft gehen und künftig, so viel Du willst und magst." „Ich soll?" fragte sie, herzlich froh, dem Streite eine andere Wendung geben zu können: „nein, nun will ich nicht." — „Mach was Du willst!" rief Terheiden kurz abbrechend: „diese

Digitized by Google

Excesse werden mir zu bunt. Das geht ja in ewigem Wechsel wie Aprilwetter.“ Damit ergriff er Hut und Stock und eilte zum Zimmer und zum Hause hinaus. „Bin ich nicht ein Thor, dachte er unterwegs: lasse mich da zu einer albernen Wette um meinen Verstand verleiten, und gebe mich ordentlich der muthwilligen Jugend preis! stehe nun mit meiner alten treuen Schwester auf den Bruch! Weiß Gott, der Alexander wird Recht behalten. Es giebt doch auch unter den Alten Thoren. Amalie zum Beispiel. Aber wer's ihr sagen wollte, würde schön ankommen. Ja, auch sie hat Recht. Ich bin zu hart und knauserig gegen sie gewesen. Jetzt wird sie wohl noch auf ihre alten Tage wunderlich, und wenn es oft so kommt wie heute, werd' ich nicht viel Freude mehr mit ihr erleben. Es scheint sie lange gedrückt zu haben, daß sie von mir abhängt. Wie wär's, wenn ich ihr ein sorgenfreies Alter und eine selbstständige Lage gewährte? Aber mein Haushalt! Hm! hm! heirathen? Wär' ich so jung als Amalie sein möchte, so ging es. Aber graue Haare und grüne Brillen sind keine Leimruthen für Bräute. Thor, der ich bin, Alexander hat schon wieder Recht.“

Während dieses Selbstgesprächs war Terheiden von seinem Gartenhause bis ans Theater gelangt. Er schritt unter der Halle durch, wo die wachthabenden Jäger, lauter junge martialische Gestalten, ihn an den Vorfall beim Kaffeehause erinnerten und damit wiederum an seine Wette. Im Theater wurde eines jener Stücke der „erlauchten Verfasserin“ gegeben, in denen „das gesetzte Alter“, die edelmüthigen Oheime und Hausfreunde von 40 bis 60 Jahren so ungebührliche Triumphe über die Jugend feiern. Terheiden war in eigner Stimmung. Die Unnatürlichkeit, daß ein junges kluges Mädchen „dem gesetzten Alter“ vor „der leichtsinnigen Jugend“ den Vorzug giebt, dünkte ihn einerseits lächerlich, auf der andern Seite aber fand er doch Freude an dieser Art Moralpredigen, die ihm vielleicht über kurz oder lang zu Statten kommen konnte. In diesem Zwiespalt zwischen natürlichem gesunden Urtheil und trübem Egoismus schwankte er den ganzen Abend.

Nachdem er seine Schwester verlassen, ordnete diese, ihrem entschieden ausgesprochenen Eigensinne ungetreu, wiederum ihren Anzug und begab sich in den Garten, wo heute das Sommerkränzchen gehalten wurde. Launen und Rachepläne war sie im Begriff zu vergessen, als zwei halberwachsene Töchter der Wirthin aus dem Gartensaale sprangen und auf Amalie, der sie ganz besonders Anhänglichkeit erwiesen, zueilten. Amalien aber wurde beim Anblick der Mädchen himmelangst; sie kannte die Anrede, mit der sie von ihnen pflegte begrüßt zu werden. Da sie nicht mehr völlig so jung war, als sie zu sein wünschte, und trotz der jugendlichen Dehors ein ganz respectables Ansehen hatte, pflegten die Kinder sie Tante Amalie anzureden, wiewohl kein Verwandtschaftsverhältniß zwischen ihnen bestand. Um nun diese verdrießliche Begrüßung wenigstens so unschädlich als möglich zu machen, absentirte sie sich beim Anblick der beiden Mädchen etwas von der Gesellschaft. Richtig schossen die beiden kleinen Hummeln auf die Geängstigte zu und freuten sich, „Tante Amalie“ zu sehen. „Nennt mich doch nicht immer Tante,“ sagte sie, sanft verweisend: „ich bin es ja nicht und sähe es lieber, wenn ihr mich Schwester Amalie oder schlechtweg Amalie nenntet!“ Die Mädchen erhuben ein Gelächter und sprangen zu den übrigen Gästen, wo sie mit unbefangener Munterkeit den neuen Vorschlag zur Güte ausplauderten. Amalie stand auf heißen Kohlen; sie verging vor Beschämung und dachte, Jeder müsse sich im Stillen über sie lustig machen. Allein sie irrte. Man achtete gar nicht auf die kleinen Verrätherinnen und war der Prätension Amaliens, jung zu sein, schon viel zu sehr gewohnt, um sich darüber bei jeder neuen Gelegenheit auf's neue zu gaudiren.

Dieser Vorfall war der einzige, der ihr an diesem Abende peinliche Gefühle verursachte, und beim Zuhausegehen gestand sie sich, daß nur wenige Abende dem eben verlebten gleich kämen. Um dieselbe Zeit, als sie wieder zu Hause kam, kehrte auch Terheiden in gemischter Stimmung aus dem Theater heim. Auch der Neffe Alexander fand sich ein. Als ob nichts vorgefallen, servirte Amalie den beiden Männern den Thee und wußte die Unterhaltung mit allerlei erweckenden Anekdoten und Geschichtchen zu beleben. Die Dienerin meldete, daß eine junge Dame zweimal dagewesen sei und nach dem Herrn Doctor gefragt habe. „Eine Clientin,“ sagte Tobias leicht hin, „sie wird wohl wieder kommen.“ Alexander erzählte der Tante die Abrede, die er mit Tobias getroffen, wobei Amaliens Augen plötzlich aufleuchteten, eben so bald aber gesenkt wurden, weil sie empfand, daß, wenn ihr Bruder den Kürzeren ziehe, sie zugleich mit besiegt werde. Dennoch gelobte sie sich nach kurzer Ueberlegung, dem Neffen zu helfen. Tobias schämte sich zwar, das Geheimniß und die Veranlassung zu seinem griesgrämigen Gesichte von diesem Nachmittage so preisgegeben zu sehen, allein er faßte Muth und begann seine schon halb verloren gegebene Sache zu vertheidigen: „Ich habe es gesagt und bleibe dabei, Jugend hat keine Tugend; Verstand kommt nicht vor Jahren. Wie kann ein junger Mensch, der eben erst in die Welt hineinguckt, wissen, wie es drin zugeht, und sich benehmen, wie er soll! Alter giebt Erfahrung, Schaden macht klug. Die Jugend aber ist unverständig.“ „Gewiß, sagte Amalie, der beiden Mädchen aus dem Kränzchen gedenkend und der eignen Jugendlichkeit auf Augenblicke vergessend: „Junges Blut, Thunichtgut. Das ist eine ausgemachte Sache. Daran kann Niemand zweifeln, das sagen Alle.“ „Alle, liebe Tante, die sich alt dünken!“ „Ich muß mir die Anspielung verbitten,“ rief sie beleidigt: „was ich alt bin, bin ich mit Ehren alt. Wer nicht alt werden will, muß jung sterben. Ueber die Kinderjahre bin ich hinaus; das weiß ich; in gesetztem Alter stehe ich, verständig bin ich; aber alt nicht, hörst Du? alt nicht. Und Damen werden auch nie alt, nie, und wenn sie's würden, sollte man nicht davon reden, dann wär's eine Sache, die sich von selbst verstände, die man nicht anzumerken brauchte, so wenig als daß die Früchte reifen.“ „Und die Blumen welken,“ fügte der Neffe mit gutmüthigem Ausdruck hinzu. Amalie aber ereiferte sich noch mehr. „Verwelken?“ fragte sie und ihre Augen wurden wacker: „o nein, so weit sind wir noch nicht. Es giebt gewisse Blumen, die niemals verwelken.“ „Irre ich nicht,“ sprach Alexander, „so sind es Strohblumen!“ Der empfindlichen Erwiederung kam Tobias beschwichtigend zuvor. Er hatte seine stille Betrachtung bei diesem Duett gehabt. Das komische Benehmen seiner Schwester und die Anklänge an seinen Theaterabend bestärkten ihn nur in der Meinung, daß Alexander Recht behalten werde. Doch drängte er diese Betrachtung zurück und sagte: „Schweig nur, Amalie. Er meint es nicht bös und Du beziehst die jugendlichen Scherzreden gleich persönlich. Wir können uns über die Reden hinwegsetzen, er wird schon anders sprechen, wenn er aus den Kinderjahren heraustritt. Es ist heutzutage einmal Brauch bei der Jugend, sich weise zu dünken und „dem gesetzten Alter“ die gehörige Ehrfurcht zu versagen. Zu meiner Zeit war das ganz anders.“

Alexander bemerkte mit Freuden diesen Gedankengang des Oheims und gab sich Mühe, daß diese Richtung verfolgt werde. Es gelang ihm auch, dem Alten eine fast begeisterte Schilderung „seiner Zeit“ zu entlocken, und Amaliens Beifall stieß wie frischer Fahrwind in das flotte Redeschifflein des Doctors, so daß es sich in ein Meer von weitläufigen Lobpreisungen „seiner Zeit“ verlor. Alexander aber fiel plötzlich in diesen Hymnus mit der niederschlagenden Bemerkung: „Deine Zeit, lieber Oheim! von Revolutionen, Kriegen und Gräueln erfüllt, war anders als die jetzige; ob sie wohl besser war? Deine Jugend hatte mit Kümmernissen und Sorgen aller Art zu ringen. Dennoch sehnst Du Dich aus dem behaglichen Alter darnach zurück? Warum? Weil Du damals jung warst und es jetzt nicht mehr bist. Die Vorzüge der Jugend hast Du mir schon zugestanden; das Uebrige folgt vielleicht noch vor Ablauf der dreitägigen Frist nach.“ „Verräther,“ rief Terheiden, „mich so auf's Glatteis zu führen! Aber Du sollst noch ein schweres Spiel mit mir haben.“ Damit stand er auf und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Als er hinausgegangen, bat Alexander die Tante mit den süßesten Worten, ihm und seinem Plane ihre Unterstützung zu gewähren. Zuvor aber ließ sie sich davon unterrichten, was eigentlich im Schilde geführt werde, und da sie sich überzeugte, daß es nur eine unschuldige Fopperei war, die Tobias ja im voraus erlaubt hatte, gab sie die Zusage, ihren Part in dieser Komödie zu übernehmen. Die Warnungsstimme, sie werde sich selbst eine Ruthe binden helfen, unterdrückte sie; in ihren Gedanken war sie wieder einmal recht jugendlich und was sie zu thun hatte, war eigentlich schon vollbracht.

Am nächsten Morgen war Amalie schon vor dem Frühstück mit ihrem Bruder in lebhaftem Zwist. Der unglückliche Doctor war über den ungewöhnlichen Zankteufel, der sich Amaliens bemächtigt hatte, so bestürzt, daß er weder einen Fluch, noch einen Sarkasmus finden konnte und selbst jede neckende Anspielung auf die wenig bezaubernde Negligeetoilette seiner Schwester für diesmal vergaß. Amalie aber war unerschöpflich im Wechsel fliegender Launen; weder Thränen, noch bewegliche Reden, weder Zorn, noch leidenschaftliche Anklagen wurden gespart. Sie schien dem Bruder alles gebrannte Herzeleid auf einmal anthun zu wollen und dieser erschrak in innerster Seele über diese megärische Entpuppung einer noch vor Kurzem so sanftmüthigen und geduldigen als liebevollen und zuvorkommenden Schwester. Bei diesem Auftritte, der über nichts anders als darüber stattfand, daß eine Magd Amaliens Mundtasse zerbrochen hatte und nun aus dem Dienst geschafft werden sollte, hielt der Doctor, so viel als ihm möglich war, an sich. Als aber der Sturm der Leidenschaft kein Ende nehmen wollte, rissen die Fäden seiner Geduld, und seinen Kopf aufsetzend, rief er: „Gilt die Bosheit etwas, so ist ein Weib theuerer als zehn Mann! Willst Du mich mit Worten umbringen? Kein schöner Kleid giebt es für Dich als Schweigen. Aber bei diesem endlosen Klagen und Rechthaben, sollte

Digitized by Google

man sich hinwünschen, wo der Pfeffer wächst. Ich will nichts mehr hören und verbiete Dir die Lärmtrommel. Ist das eine Art, mich hier in früher Morgenstunde zu überfallen und mit nichtigen Lappalien um Muße und Lust zur Arbeit zu bringen? Schämen solltest Du Dich, so alt und noch nicht mehr Herrin Deiner Leidenschaften zu sein!" Amalie aber war nicht gesonnen, sich so leichten Kaufes abweisen zu lassen, sie begann von neuem über Härte, lieblose Begegnung und Tyrannei zu lamentiren und würde noch lange darin beharrt haben, wenn nicht die Dame, die schon am Tage zuvor zweimal nach dem Doctor gefragt, wäre angemeldet worden. Terheiden brach das Gezänk kurz ab und sprach: „Dein Betragen ist der Art gewesen, daß ich keine dritte Probe davon sehen mag. Ich muß Mittel ausfinden, um mir und Dir Ruhe zu geben und zu sichern!" Amalie zog sich langsam zurück, und, wie verwandelt und als ob nichts vorgefallen, trat sie der Dame im Vorzimmer mit neugierig mustern-den Augen entgegen. Nach kurzer Begrüßung ließ sie die Fremde in das Arbeitszimmer des Bruders treten und horchte an der Thür. Aber es wurde nicht laut genug gesprochen, daß es draußen wäre zu hören gewesen. So ging Amalie wieder an ihre häuslichen Geschäfte.

Die Fremde war gekommen, um den Doctor Terheiden in einer verwickelten Proceßsache um Rath zu fragen und ihn vielleicht als Anwalt anzunehmen. Ihrer Erzählung zufolge war sie eine bedrängte Waise. Vater und Mutter waren jüngst gestorben und hatten ihr ein nicht unansehnliches Vermögen hinterlassen, doch mit einer seltsamen Testamentsclausel. In Folge derselben erhub ein „unausstehlicher" Vetter Ansprüche entweder auf ihr Vermögen oder auf Hand und Gut zugleich. Die Fremde versicherte, weder den einen noch den andern Anspruch befriedigen zu können, im ersten Falle werde sie arm, im zweiten unglücklich werden. Ihr Vetter sei ein junger Künstler und führe ein genialeS Leben; sie sei durch steten Umgang mit bejahrtern und verständig soliden Personen daran gewöhnt, nur mit solchen zu leben und werde sich nie entschließen, ihre Hand einem jungen Menschen zu geben, sei er auch in dem Grade schön, klug und tugendhaft, wie ihr Vetter häßlich, einfältig und locker. Das einzige Mittel, aus dieser Verlegenheit zu kommen, sei eine schnelle Heirath. Aber wo finde sich ein Mann, dem sie und der ihr zusage; sie sei fremd in der Stadt und nur hierher gereis't, um hier zu wohnen und dem Bereich ihres Vetters zu entgehen.

Der Doctor hörte die wunderliche Geschichte ruhig an und gab der Fremden einige oberflächliche Rathschläge, indem er sich einen gründlichern Bescheid vorbehielt. Auf seine Frage, ob sie auf den noch nicht anhängigen Rechtshandel bezügliche Papiere mit sich führe, händigte sie ihm einige flüchtig gemachte Auszüge aus dem älterlichen Testamente und Copien von Briefen ihres Vetters ein, versprach auch, die Originalpapiere, die sie in ihrer Heimath unter sicherer Verwahrung gelassen, nachzuliefern. Der Advocat durchflog die Scripturen und versicherte, nach Advocatenart, sie dürfe kaum über den guten Ausgang der Sache in Zweifel bleiben. Vielleicht sei noch eine Aussöhnung mit dem Herrn Vetter möglich und am Ende werde auch eine Verbindung mit demselben nicht zu den Unmöglichkeiten gehören.

„Ihn heirathen?" rief die Fremde mit leidenschaftlichem Ausdruck: „lieber wollt' ich mir ein Messer in die Brust stoßen!" Tobias wunderte sich über diese Heftigkeit und besah sich die Fremde etwas genauer. Sie war gar nicht unansehnlich; blonde Locken quollen unter dem Hute hervor, blaue Schelmenaugen deuteten auf einen heitern, von den Erbschaftssorgen und dem Umgange mit bejahrten Personen unangefochtenen Lebenssinn; die Farbe des Gesichts war zart und blühend, die Züge anmuthig, wenngleich mehr grob als fein; eine ganz leise Anspielung auf ein Bärtchen schwebte zwischen Nase und Mund. Im Verlaufe des Gesprächs, worin sich Terheiden nach den nähern Lebensumständen der Clientin erkundigte, entwickelte sie trotz aller augenfälligen Schüchternheit einen fast männlich festen Sinn und ließ ungesucht so manche Schilderung einfließen, wie sie dem alternden wunderlichen Vater in allen Launen nachzugeben gewußt, ihn aufmerksam und liebevoll gepflegt, wie die ganze Sorge des Haushalts auf ihr gelastet, sie aber nicht erdrückt — daß der Doctor sich warm und wohlthuend dadurch angesprochen fühlte, und, als sie die Versicherung sehr unbefangen wiederholte, es werde ihr ganz leicht werden, sich in einen bejahrten Gatten zu schicken, — einen Gedanken in sich aufsteigen sah, vor dem er nicht erschrak.

Er versprach der Fremden, über ihre Angelegenheit nachzudenken und ihr den Nachmittag, sofern es ihr gelegen sei, das Resultat seiner Ueberlegung mitzutheilen. Die Fremde war verwirrt und wagte in schüchterner Betretenheit kaum aufzublicken, aber mit einer verbindlichen Rede lud sie doch den Doctor in ihr Hotel. Tobias geleitete sie mit Galanterie bis zur Treppe und sah ihr nach, wie sie mit festen Schritten die Stufen hinabsprang; ja er konnte sich nicht enthalten, ihr aus dem Fenster nachzuschauen und hatte seine Freude an dem entschiedenen raschen Gange dieser Dame.

Sein Neffe traf ihn im sinnenden Nachschauen. Tobias nahm sich zusammen und fragte den Eintretenden neckend, ob er noch nicht seine Minen sprengen lasse; es sei nachgerade Zeit, wenn die dreitägige Frist nicht ungenutzt verstreichen solle. Nachher sei Alles aus und das Leben allein habe wieder das Recht, über Alters Thorheit und Verstand der Jugend zu urtheilen. Alexander erwiederte ruhig, ob es nicht schon einer Entscheidung des Kampfspiels gleichkomme, daß der Oheim seine Erlaubniß zur Abhaltung desselben gegeben. „Sei aufrichtig, Onkel, ist es besser als Thorheit, daß ein junger Mann einen ältern über seine geringere oder größere Thorheit die Augen öffnen soll? Du hast gelobt, diese drei Tage hindurch nichts übel zu nehmen und mich gewähren zu lassen. Ist das verständig? Du mußt über Dich selbst nicht ganz klar und gewiß gewesen sein, und denkst am Ende erst durch dies Wettspiel entschieden zu sehen, was Du für längst entschieden ausgabst. Doch von Dir und mir abgesehen, was sagst Du von Tante Amalie? Gilt von ihr Dein oder mein Sprichwort!" „Komm mir nicht mit der!" rief Tobias großsprechend: „sieh hier die alte Schwarte, wo ein Gelehrter beweis't mulieres esse non homines. Nun, wenn die Weiber keine Menschen sind, so kann Amalie auch nicht für mich oder Dich als Beweis gelten." „Die Schwarte in Ehren," lachte Alexander, „aber dem Titelbilde zufolge muß der Autor seine sechzig, siebenzig Jahre alt sein, und es war wohl eben keine Probe von Verstand, daß er den Tractat geschrieben und ans Licht gestellt hat. Wenn nun Amalie doch ein homo ist, für wen beweis't sie?" „Ich gebe zu," sagte Terheiden, „für Dich! aber ich bin mit ihr schon genug geschlagen, und sie soll nicht noch in Deiner Hand zur Ruthe werden; selbst ist der Mann! kannst Du Deinen Satz nicht durch bessere Argumente an mir beweisen, so hast Du Dein Spiel verloren."

„Nun denn," sagte Alexander, „Du willst es nicht anders, so leide Dein Geschick und murre nicht, wenn es Dich überwältigt. Ich dachte Dich mit einem Scherze hinzuhalten. Du willst Entscheidung! Der Handel, den wir hier lachend durchmachen wollen, kostet Blut und Thränen in der Welt. Jugend und Alter, die schönen Hälften des Lebens, liegen im Kampf seit Jahrtausenden. Diesen Kampf in Lachen und Scherz zu berühren, der seine Flammen und Schwerter hat, ist gefährlich. Gieb mir nochmals die Hand darauf, Onkel, daß Du mir Deine Niederlage verzeihen willst." Tobias that es und fühlte sich von dem Gedanken bewegt, als Einzelstreiter für ein Lager, das die Hälfte der Welt ausmacht, gegen einen andern Vertreter der andern Hälfte ins Feld zum Zweikampf zu treten und mit Sieg oder Besiegung weder sich noch seiner Welthälfte den mindesten Nutzen zu stiften.

Bei Tisch begann Amalie wieder jede Kleinigkeit aufzumutzen und hatte es augenscheinlich darauf angelegt, mit dem Bruder wieder in Streit zu gerathen. Terheiden kämpfte einen schweren, ahnungslosen Kampf mit sich, aber er überwand sich und schien es nur in Folge eines mühsam gewonnenen Entschlusses zu können. Für Amaliens spitze Reden und muthige Herausforderungen hatte er kein Gehör. Er unterhielt sich mit dem Neffen angelegentlichst über die ordinairsten Dinge der Universität, ob jener Professor einen braunen oder schwarzen Frack oder gar keinen zu tragen pflege, wie die äußere Beschaffenheit dieses und jenes Hauses jetzt sei, ob auf der und der Straße Bäume jetzt ständen? In diesen Gesprächen wußte er alle von der Schwester in den Weg gestreuten Steine des Anstoßes mit behutsamer Geschicklichkeit zu überhüpfen. Amalie ereiferte sich darüber immer mehr und mehr. Die Thränen zu Hülfe rufend beklagte sie sich über Vernachlässigung und Zurücksetzung und that es so laut, daß die beiden Männer Notiz davon nehmen mußten. Alexander suchte sie zu beruhigen, und, um sie zu überzeugen, daß sie ihm und Tobias Unrecht thue, schlug er vor, den Nachmittag zu einer Fahrt nach Wolfenbüttel zu verwenden; das Wetter sei angenehm, der Himmel etwas bedeckt, so daß man nicht von der Sonne zu leiden habe. Tobias werde seinen Geschäften gewiß einige Stunden abbrechen können. Tobias stutzte bei diesem Vorschlage; er sah den Neffen mit scharfem Mißtrauen an, als ob er die heimlichsten Gedanken seiner Seele lesen wolle, und rief, als Alexander verlegen und scheinbar betroffen die Augen niederschlug: „Daß ich ein Narr wäre! Nicht wahr, mein Freund, einen Hasen im Freien zu hetzen ist Kinderspiel! Wer weiß, was Du mit mir im Schilde führst. Führ' ich mit hinaus, so flocht' ich mir wohl selber das Narrenseil, an dem Du mich zu leiten gedenkst. Das wird nichts. Auch hab' ich diesen Nachmittag noch ein wichtiges Geschäft abzuthun. Findet Ihr Vergnügen nach dem Kaffeehause zu fahren, so thut es. Mich kriegt Ihr nicht mit und wenn Ihr alle drei Locomotiven vorspanntet!" Die Tante erklärte das für leere Ausflucht und klagte den Bruder an, daß er ihr auch nicht das kleinste Vergnügen gönne. Dem Doctor wurde

Digitized by Google

dies endlose Lamento zu abgeschmackt. Um den Quälereien zur Mitfahrt zu entgehen, verließ er das Eßzimmer und schloß sich in sein Cabinet ein. Tante Amalie aber, die Vergnügungssüchtige, fuhr, von dem Neffen geleitet, nach Wolfenbüttel.

Wer einen alten Mann von nicht gar zu liebenswürdigem Aeußern in selbstgefälliger Spiegelbetrachtung belauscht hat, rufe sich dies Bild zurück, so hat er Tobias vor Augen. Beschäftigt, sich in gewählten Anzug zu werfen und die vortheilhafteste Seite seiner unvortheilhaften Gestalt hervorzukehren, hüpfte er im Cabinet hin und her. Der graue Bart wurde rasirt. Nach dieser Grundlegung zur Eleganz ließ Tobias jedes Fältchen, jedes Maal seines Gesichts die Musterung passiren. Hier war zu glätten, dort zu schaben; Bürste und Schere wurden in Bewegung gesetzt, ja Tobias holte, nachdem er nochmals untersucht, ob das Zimmer auch sicher verschlossen sei, ein kleines Büchschen hervor und begann den rothen Inhalt mit nicht ganz ungeübter Hand auf sein Angesicht zu übertragen. Die Wangen belebten sich in sanftem Schimmer. Die sauberste Kleidung, glänzendes Tuch von feinster Wolle, blendende Wäsche, rauschende Seide wurden angelegt; die grauen Haare lockten sich sanft von duftendem Haaröl, Alles war fix und fertig vom Waterproof bis auf die pariser Stiefel, vom Stock mit goldnem Knopf, den die Rechte führte, bis auf den buttergelben Handschuh der Linken; Tobias nahm sich aus, wie ein altes Buch in neuem Einbande; wohlwollend beschaute er sich noch einmal im Spiegel, da fiel ihm die grüne Brille als ein Makel an seiner siegreichen Person auf. Er legte sie ab und kam sich schon besser vor; aber die Augen straften den Glanz der Wange Lügen; sie waren leider unverbesserlich und blieben trotz aller belebenden Gedanken matt und versunken. Diese Entdeckung warf einen Schatten über Tobias Gemüth. Dennoch hielt er sich straff aufrecht, als er durch die Gassen der etwas todten Stadt auf das Hotel der fremden Clientin zuschritt. Die Dame war allein und hatte die dunkelnden Vorhänge niedergelassen, wiewohl die Sonne nicht schien. Tobias gab, nachdem die Angelegenheit noch einmal durchgesprochen war, den einzigen Rath, der alle Verwickelungen mit einem Schlage lösen konnte. „Sie müssen sich vermählen," sagte er, „ehe Ihr Vetter weitere Schritte zu thun vermag. Dann behalten Sie das älterliche Vermögen, bis auf ein kleines Legat, das Sie dem Vetter aus gutem Willen wohl noch vermehren. Sagt Ihnen aber eine so schnelle Heirath nicht zu, so bleibt nichts übrig, als die Wechselfälle eines Processes nicht zu scheuen, wobei ich dann meine Dienste anbiete." „Gütiger Freund," sagte die Fremde, „wie dankbar bin ich Ihnen für dies Anerbieten, aber, ich gestehe es Ihnen ohne Rückhalt, das Unsichere eines so weit aussehenden Processes erfüllt mich mit Unruhe und ich würde mich nicht scheuen, durch eine schnelle Heirath allen Weiterungen vorzubeugen. Aber, mein Gott," fuhr sie fort, und vermochte kaum ihre Thränen zurückzuhalten, „was soll ich arme verlassene Waise beginnen! Einem jungen Gecken kann ich meine Hand nicht geben, und wie soll ich's anfangen, daß ein Mann von gesetzten Jahren um mich wirbt? Muß es doch im Stillen geschehen, damit mein Vetter nichts davon erfährt! Weh, weh mir, daß ich hier keinen Ausweg sehe! Sie, mein gütiger Freund, müssen hier für mich denken, Sie müssen mich retten, damit ich nicht dem unausstehlichen Vetter zum Opfer falle!" Der stürmische Ausbruch dieser Worte machte den Doctor nicht verlegen, denn er war es schon, seit er den fehlenden Glanz seines Auges vermißt, ja schon seit früherer Stunde. Jetzt stand er auf, ging unruhig hin und her und blieb endlich vor der Fremden, die ihr Gesicht im Tuche barg, sinnend stehen. „Ich wußte wohl einen Ausweg, mein Fräulein, allein ich bin ungewiß, ob ich ihn nennen darf!" „Thun Sie's, mein Freund," erwiederte die Angeredete mit so sanftem Ausdruck, als ihrer Stimme möglich war. „Nun denn," sagte Terheiden, „ich bin unvermählt, zwar nicht mehr ganz jung, habe ein gutes Herz, bin nicht ohne Vermögen — —" „O, mein lieber Freund," unterbrach ihn die Dame: „reden Sie aus!" „Kurzum!" sagte Tobias, „könnten Sie mir Ihre Hand geben" — dabei hatte er dieselbe, die nicht ganz zart war, was der Glückliche, Ahnungsvolle kaum bemerkte, schon gefaßt und an seine Lippen geführt. „Mein Gott," rief das Fräulein, „Sie überraschen mich (aber sie schien nicht überrascht), Sie übereilen sich, ich weiß nicht, soll ich Ja oder Nein sagen!" Tobias hatte keine Erfahrung in Sachen der Liebe; er wog nicht ab, ob diese Ausdrücke die Zeichen echten Gefühls seien, er dachte nur an seine Amalie, die ihm ein Zankteufel zu werden drohte; an das Glück, das er durch eine Ehe finden werde. An den Neffen Alexander dachte er nicht. So sprach er: „Sagen Sie immerhin Ja! Sie werden nie Grund haben, es zu bereuen."

Die folgende Scene mögen sich die Leser ausmalen. Die Fremde gab ihr Jawort und Tobias lief vor Freuden im Zimmer auf und ab, küßte bald die rechte bald die linke Hand seiner Braut, und begann allmählig ungeachtet des halben Säculums, das er durchlebt hatte, in einen gelinden Liebeswahnsinn zu gerathen, dessen sich ein Lindoro von zwanzig Jahren nicht hätte schämen dürfen. Das Band der Seelen war geschlungen. Die Verlobung sollte am andern Mittage gefeiert werden. Erst als Tobias dies mit seiner Zukünftigen verabredet hatte, fiel ihm der Neffe und die Wette schwer auf's Herz. Er schämte sich. Er gab seine und des Alters Sache verloren. Aber er war zu selig am Eingange seines neuen Glücks, selig wie ein Kind, das in einen reichen Garten durch das Thorgitter schaut, das der Gärtner vor ihm aufthun will. Was kümmerte ihn die Niederlage, er hatte keinen Schaden davon, er konnte in's Fäustchen lachen, er hatte sein Schäflein in's Trockne gebracht. So dachte, so jubelte er, und seine Künftige war beflissen, den Jubel zu schüren. Für den Abend war sie zu einem tête-à-tête bei der Gräfin R., einer würdigen Dame, die sehr eingezogen lebte, versagt. Der Doctor mißtrauete nicht, aber er empfand doch schon Eifersucht und hätte am liebsten gesehen, daß seine Flamme zu Hause bliebe, aber das war ganz unmöglich; die Gunst der Gräfin würde muthwillig auf's Spiel gesetzt sein. Endlich beruhigte sich Tobias und war noch ordentlich froh, daß seine Herzensdame in so guten Händen sein werde.

Am andern Mittage sollte sich Albertine L. (so hatte sie sich am Morgen genannt) im Hause Terheidens einfinden, als Clientin, die zu Gaste gebeten; aus der Puppe der Clientin sollte dann der Schmetterling Braut hervorflattern und Amalie sollte eine Anweisung auf eine anständige Jahresrente unter ihrem Teller finden. So dachte sich's Tobias aus und wappnete sich schon gegen die Stachelreden des Neffen. Es sollte anders kommen. Der bedeckte Himmel hatte sich geschwärzt, die Schwüle der Atmosphäre deutete auf ein Gewitter. Durch Wolkenrisse stach die Sonne wie der Stachel scharfer Satire. Tobias eilte, noch vor dem Ausbruche nach Hause zu kommen. Als er aus dem Thore schritt, entlud sich der Himmel in Blitz und Regen, und ehe der Doctor seinen Garten erreicht hatte, war er tüchtig durchgewaschen. Ungewiß, ob er dem Neffen und der Schwester schon heute entdecken solle, was sie doch erfahren mußten, kleidete er sich um. Endlich entschloß er sich, gegen Alexander die Waffen zu strecken, und als dieser mit der ganz vergnügten Tante heim kam, rief er ihn zu sich und setzte ihm die Sache mit Hervorkehrung aller Beschönigungsgründe auseinander. Schließlich sagte er: „Merke Dir, mein Freund, nicht Du hast mich besiegt, sondern ich habe es selber gethan. Du kannst nun alle Sprichwörter auf mich loslassen, sie rühren mich nicht." „Als z. B.," sagte Alexander: „Die Alten sollten das Bergsteigen den Jungen befehlen! Alte Ziegen lecken auch gern Salz! Alt Holz brennt besser als junges! denn ich begreife nicht anders, wie Dich die Liebe so schnell in Brand setzen konnte." „Oder," rief Tobias ihn überbietend, „wenn alte Gäul' in Gang kommen, sind sie kaum zu halten!" „Ich sage weiter nichts," meinte Alexander, „als: es ist noch nicht aller Tage Abend. Uebrigens," fügte er hinzu, „habe ich einen meiner akademischen Freunde auf morgen Mittag bei uns zu Gaste geladen; er darf doch kommen?" „Meinetwegen," rief der Oheim, „'s ist mir gleich, ob eine Krähe mehr oder weniger!"

Die Fremde, Fräulein Albertine, blieb am nächsten Mittage etwas lange aus. Desto früher war der akademische Freund zu Alexander gekommen. Tobias harrte unruhig im Eßzimmer; Amalie ordnete noch an der Tafel, die ihr nicht geschmackvoll genug arrangirt war. Da sprach der Doctor: „Amalie, laß uns in Frieden scheiden! Hier hast Du die Zusicherung einer Jahresrente von 600 Thalern. Verzehre sie wie Du willst und wo Du willst." Er wollte schonend sein und war beleidigend, aber Amalien verdroß es nicht, sie nahm, wie in der Zerstreuung, das Papier und warf es auf ein Fenstertischchen. Da trat Alexander mit dem Freunde herein. Tobias hatte seine Brille auf, schaute den fremden blondlockigen Studenten mit unaussprechlicher Verwunderung an und glaubte den Schlag zu kriegen. Aber er sah, daß hier kein Zorn helfe und mit einer anfangs erzwungenen, bald natürlich geläufigen Laune fluchte er auf die Jugend, die keinen Respect vor dem Alter hege, und schloß seine lange Herzensergießung mit dem beliebten Satze: „Jugend hat keine Tugend!" Der blonde Student, den wir zuerst auf dem Kaffeehause kennen lernten, Alexanders Freund, Albertine L. — denn er war alles in einer Person — rief: „Nichts für ungut, mein Freund, mein Bräutigam, schelten Sie die Jugend, so zeigt sie ihren Stachel. Thoren giebt's auf jeder Lebensstufe!" „Zu Tisch und kein Wort weiter!" polterte Tobias: „Die Welt ist voller Narren und ich bin nicht der schlechteste. Amalie, Du bleibst nun."

Digitized by Google

Johann Konrad Grübel

ward 1736 zu Nürnberg geboren und ſtarb daſelbſt 1809 als Bürger und Stadtflaſchner.

Er ſchrieb:

Gedichte in Nürnberger Mundart. 3 Bdchn. 1798—1809.
4. Bdchn. beſorgten Witſchel und Oſterhauſen, 1812.
Solbrig gab Magdeburg 1809 eine „Auswahl" heraus.

Ein urſprüngliches Talent, reich an guter Laune und komiſcher Auffaſſung und ſehr gewandt in Behandlung ſeines vaterſtädtiſchen Dialectes, hat G. manches hübſche Gedicht und manche allerliebſt behandelte naive poetiſche Erzählung hinterlaſſen, die ſich, wie z. B. der Peter in der Fremde, im Andenken nicht blos ſeiner Mitbürger, ſondern der ganzen Nation erhalten werden.

Karl Grüneiſen,

der Sohn des 1831 geſtorbenen Oberregierungsrathes u. erſten Herausgebers des Morgenblattes, Grüneiſen, wurde am 17. Jan. 1802 in Stuttgart geboren und erhielt dort ſeine erſte Bildung. Kaum 17 Jahre alt, kam er aus dem Stuttgarter Gymnaſium in das Tübinger theologiſche Stift u. darauf zur Univerſität nach Berlin. Er wurde 1825 Hofkaplan u. Feldprediger der Garden in Stuttgart, 1831 zugleich Inſpector der Volksſchulen, 1835 Hofprediger, Oberconſiſtorialrath, Director des Militairkirchenſprengels u. Mitglied mehrerer Collegien, u. 1836 von der theologiſchen Facultät zu Leipzig zum Doctor der Theologie ernannt.

Seine Schriften ſind:

Lieder. Stuttg. 1823.
Ueber die bildliche Darſtellung der Gottheit. Ebendaſ. 1828.
Ueber Bedeutung und Geſchichte des Todtentanzes. Ebendaſ. 1830.
Der ſalomoniſche Tempelbau. Ebendaſ. 1831.
Ueber den Kunſthaß in den drei erſten Jahrhunderten der Kirche. Ebendaſ. 1831.
Predigten für die Gebildeten in der Gemeinde. Ebendaſ. 1835.
Nicolaus Manuel, Leben u. Werke eines Malers, Dichters u. Reformators im XVI. Jahrhundert. Ebendaſ. 1837.
Außerdem Gedichte u. Aufſätze im Morgenblatte, Kunſtblatte, in der deutſchen Vierteljahrſchrift u. andern Journalen.

Ein gründlicher Gelehrter, feinſinniger und geſchmackvoller Kunſtkenner und Aeſthetiker und ein inniger gemüthlicher Dichter, hat ſich G., abgeſehen von ſeiner ſegensreichen praktiſchen Wirkſamkeit, auch in der literariſchen Welt einen hochgeachteten Namen erworben.

Aufruf.

Im dunkeln Föhrenhaine
Siehſt du die Birke ſtehn,
Inmitten und alleine
Die hellen Blätter wehn?

So war dir jeder Morgen
Erfüllt mit jungem Gram;
In einem Kranz von Sorgen
Nach jeder Abend kam.

Du aber ſei die Birke,
Der Föhren Königin,
Blick auf und harmlos wirke
Und lächle drüber hin.

Die Macht des Wortes.

Als auch zu Bern entglommen
Der heil'ge Glaubensſtreit,
War Meiſter Ulrich kommen
Von Zürich mit Geleit.
Und war ein großes Schelten
Um alt' und neue Lehr';
Und wollte Jeder gelten,
Und galt doch keiner mehr.

In Frauenmünſters Halle
Hoch über'm Sturz der Aar
Iſt mit der Glocken Schalle
Verſammelt große Schaar,
Die Neuen und die Alten,
Von unverhohlnem Trutz
Im Geiſte ſchon geſpalten,
Deckt einer Wölbung Schutz.

Dort nimmt man Meiſter Zwingel
Schon auf der Kanzel wahr;
Hier wallt mit Meßgeklingel
Ein Prieſter zum Altar:
Der Meiſter, zu verkündigen
Das Wort, das Leben ſchafft;
Der Prieſter, zu entſündigen
Mit des Frohnleichnams Kraft.

Und wie ſich der will ſtellen
Zum feierlichen Amt,
Strömt's dort aus vollen Quellen
Und Zwingli's Auge flammt,
Und, murrt ein dumpfes Grollen
Auch bis zur Kanzel vorn,
Sein Wort erſchreckt die Tollen,
Sein Blick verzehrt den Zorn.

Er zeugt, daß Gott gekommen,
Jetzt der Verheißung treu,
Zu ſondern ſeine Frommen
Wie Waizen von der Spreu;
Und ſei vor ihm vergebens
Der eignen Werke Ruhm,
Kein andrer Born des Lebens
Denn Evangelium:

Und ſeit dem Blut des Abel,
Das Kain jäh vergoß;
Seit Haß und Lüg' aus Babel
In tauſend Sprachen floß;
Seit auch die Kirch' in Sünden
Und Schmach verſunken iſt,
Sei nirgends Heil zu finden,
Als bei dem heil'gen Chriſt.

„Von hölzernen Gebilden,
Die man zu räuchern pflegt,
Vom Tiſch, da man die Gülden
Zum Ablaß niederlegt,
Vom eiteln Dienſt der Meſſen,
Der Chriſti Opfer ſchmäht,

Digitized by Google

Kommt her, ſo Gott vergeſſen,
Und lernt ein neu Gebet!“

Und nun er aus der Bibel
Jedweden Satz erweist,
Des vor'gen Glaubens Uebel
Aufdeckt mit ſtarkem Geiſt;
Und nun ſich manch ein Hundert
Der Widerſacher da,
Erſchüttert und verwundert,
In's Aug' einander ſah:

Da ſteht der Prieſter dorten
Noch immer vor'm Altar,
Mit Zeichen nicht noch Worten
Sein Amt begonnen war;
Er hört mit finſtern Brauen
Und drauf in ernſter Ruh
Und dann mit hellem Staunen
Dem Wort des Ketzers zu.

Und als das Wort zu Ende,
Nimmt er ſein Meßgewand
Und legt es dort behende
Auf des Altares Rand,
Und nimmt den Kelch zum Brode
Und reicht ſie ſegnend hin:
„Im Leben und im Tode
Sei Chriſtus euch Gewinn!“

Und von der Kanzel jenen
Und dieſen vom Altar
Sieht man die Arme dehnen
Und beten die ganze Schaar:
Und drunten ſind die Wogen
In deutſche Lande fern
Mit ſolcher Mähr gezogen,
Und Alles pries den Herrn.

Legende.

Ein Kriegsknecht aus dem Ungarland
Am Thor von Amiens ſtille ſtand
Nach einem langen ſauern Zug,
Der über Berg' und Thale trug.
Dort hat er einen Bettler funden
Mit hohen Beulen, offnen Wunden,
Und ſeine Blöße zu bedecken,
Thät keinen Chriſten das Mitleid wecken.

Der Heide läßt ſich nicht erſt bitten,
Hat ſeinen Mantel ſchon zerſchnitten,
Und eine Hälfte dem kranken Mann
Um ſeinen kalten Leib gethan;
Sich ſelbſt begnügt er mit der andern
Zum nächſten Lager fortzuwandern.
Er mußte ſich nun zwar bequemen,
Mit ſchmaler Decke vorlieb zu nehmen,
Konnte die Glieder nicht mit Behagen
Ausſtrecken, wie an vor'gen Tagen,
Doch ſchlief er bald und ohne Gereun
Im halben Mantel ruhig ein.
Und ſieh, umringt von Cherubinen
Iſt ihm der Chriſtengott erſchienen,
Voll Majeſtät in ſeinen Mienen
Und aus den Augen Gnadenfülle.
Bloß war der Heiland, ohne Hülle
Als nur den halben Mantel des Armen;
Und ſprach zum Kriegsmann mit Erbarmen:
Martine, was du dem kranken Mann,
Siehe, das haſt du mir gethan;
So komm' ich dir darum zu danken,
Zu ſegnen auch, daß ohne Wanken
Dein Herz in deinem ſchweren Stand
Auf meine Gnade ſei gewandt.
Martinus rief verwundert ſchier:
Wie kommſt du, mächt'ger Gott, zu mir?
Ließ ich mich nimmer doch bekehren,
Wandelnd nach deiner Feinde Lehren!
So ſprach der Herr: An deinen Werken
Sollſt du die Gnade Gottes merken,
Auf daß, die bloß nach mir ſich nennen,
In dir den rechten Jünger kennen.
Zu größern Dingen auserſehen,
Willſt du noch harten Strauß beſtehen.
Im Helm des Glaubens ſei bereit,
Im Krebſe der Gerechtigkeit
Und mit dem Schwert des Geiſt's, dem Worte,
Das dringt in die geheimſten Orte
Und die Gedanken jäh durchſchneidet.
Gieb mir ein Herz, das ſich beſcheidet,
Und nimm zum Biſchof deinen Pfad,
Ihn bittend um der Taufe Bad.
Und wie der Herr verſchwunden iſt,
War auch vorbei des Schlummers Friſt.
Martinus richtet ſich auf's Knie:
Herr, wie du ſagſt, geſcheh's, und ſieh!
Vom Herzen nicht die Hälfte, nein,
Das ganze ſoll dein eigen ſein!

Er hat die Taufe d'rauf empfangen
Und iſt auf Chriſti Weg gegangen
Und hat mit Werken der Lieb' und Gnade
Manch Herz gelockt vom irren Pfade;
Und iſt ein Held des Kreuzes worden,
Getreten in den Prieſterorden,
Erkoren von dem heil'gen Geiſt,
Iſt er als Biſchof umhergereist
Und hat die Müden und die Kranken
Erquickt mit göttlichen Gedanken,
Und hat die Hungernden geſpeist
Mit Manna, das vom Himmel fleußt,
Die Nackten auch in froſt'gem Leibe
Erwärmt mit Chriſti Gnadenkleide,
Und manchen Teufel, der viel geplagt,
In Jeſu Namen ausgejagt.
Drum iſt er weithin noch bekannt,
Der heil'ge Biſchof von Tours genannt.

Eberhard im Bart.

Es ſaßen einſt zu Worms am Rhein
Der Kaiſer Max bei frohem Mahl
Und um ihn her in bunten Reih'n
Die deutſchen Fürſten ohne Zahl.
Da duften rings die Braten friſch,
Da perlt der Wein zum Becherklang.
Und um den reichbeſetzten Tiſch
Erſchallt Trompet' und Feſtgeſang.

Schon labte ſich der heitre Muth
An mancher Rede froh und traut
Und von dem edeln Rebenblut
Alsbald ward jede Zunge laut.
Und wie ſie nun ein Bruderbund
Umjauchzt den kaiſerlichen Hort,
Da that mit Lächeln ſeinen Mund
Der Pfälzer auf und ſprach das Wort:

„Ihr Herrn, wer rühmt ein Erbe ſein
Gleich mir? von meinen Höh'n ergießt
Aus vollem Borne ſich der Wein,
Der Allen heut' zur Labe fließt.
Wie herrlich iſt's, von dieſen Höh'n
Hinunter nach dem alten Rhein
Auf's fruchtgeſchwellte Land zu ſehn
Bei einem ſolchen Glaſe Wein!“

Drauf ſprach der Sachſe ſtreng und ſchlicht:
„Hat euch allein das Glück gelacht?
Wohl auf den Bergen ſind' ich's nicht,
Doch unten tief im Bergesſchacht,
Ich nenn' euch gültigen Erſatz:
Seht nur mein liebes Sachſen an!
Iſt nicht das Eiſen auch ein Schatz,
Das ich im Schweiße mir gewann?“

Dann hub der Baiern Kurfürſt an:
„Nicht Wein noch Eiſen iſt mein Glanz;
Doch ſteh' auch ich nicht hintenan
In deutſcher Fürſten ſtolzem Kranz.
Seht der Paläſte kühnen Bau,

Digitized by Google

Der Gotteshäuſer Kuppelreih'n,
Die Burgen ſeht in jedem Gau —
Und dieſes Alles nenn' ich mein!"

So rühmte, wie's begonnen ward,
Sich Jeder nach der Reihe fort,
Und kam zuletzt an Eberhard,
Den Grafen Würtembergs, das Wort:
„Faſt ſollt' ich ſchämen mich, ihr Herrn,
Vor eurer Länder prunkem Schein!
Doch wollt ihr hören, preiſ' ich gern
Auch meines Landes Edelſtein!

„Verirr' ich mich in einem Wald,
In einem dichten, finſtern Tann,
Und kommt des Weges alſobald
Ein Würtemberger mir heran,
So leg' ich mich in ſeinen Schoß
Und ſchlafe ſanft und ſicher ein;
Und ſel'ger als im Fürſtenſchloß
Wird mein erquickt Erwachen ſein."

Da blickten ſie den frommen Herrn
Mit großen Augen ſtaunend an,
Und reichten ihm den Preis ſo gern
Und ſchämten ſich vor ſolchem Mann;
Er aber ſtrahlte licht und hehr
Und ſo von Luſt und Liebe warm,
Als ob er juſt entſchlafen wär'
In eines Würtembergers Arm.

Ernſt Auguſt Hagen

wurde am 12. April 1797 zu Königsberg geboren. Im Jahre 1816 bezog er die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, um Medicin und Naturwiſſenſchaften zu ſtudiren; widmete ſich aber ſpäter dem Studium der Kunſt und Literatur. Nachdem er im Jahr 1821 promovirt hatte, machte er eine Reiſe durch Deutſchland nach Rom, habilitirte ſich 1824 in Königsberg, ward 1825 außerordentlicher und 1831 ordentlicher Profeſſor. 1830 bereiſte er Deutſchland, Belgien und einen Theil Frankreichs.

Er ſchrieb:

Otfried und Liſena. Romantiſches Gedicht. Königsberg 1820.

Gedichte. Königsberg 1822.

Künſtlergeſchichten, von denen die erſten, den nürnberger Kunſtwerken gewidmet, unter dem beſondern Titel: „Norica" Breslau 1827; die folgenden von den Florentiner Künſtlern, unter dem Titel: „Die Chronik ſeiner Vaterſtadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti." 2 Bände Leipzig 1833.

Beſchreibung des Doms zu Königsberg und der in ihm erhaltenen Kunſtwerke, mit einer Einleitung über die Kunſt des deutſchen Ordens in Preußen, vornehmlich über den älteſten Kirchenbau im Samlande. Königsberg 1833.

Künſtler-Geſchichten. 3. 4. Bändchen. gr. 12. Leipzig. 1840. Brockhaus.

H. verbindet mit gründlicher Kunſtkenntniß und tiefer wiſſenſchaftlichen Bildung lebendige Phantaſie, Reichthum des Geiſtes und meiſterhafte Darſtellungsgabe. Mit echtem dichteriſchem Gefühl weiß er in die Geheimniſſe der Kunſt wie des Lebens einzudringen, eine ſchöne Ideenwelt vor uns aufzuthun und durch treffliche Schilderung und glückliche Intuition mit der Wirklichkeit zu verbinden.

Der Dombau. Die Baukünſtler Brunellesco und Alberti.

Im Namen Gottes und der heiligſten Mutter Gottes, Jungfrau Maria, und des Täufers Johannes, des Schutzheiligen dieſer Stadt! Mögen ſie ihren Segen geben, Gutes zu thun und zu ſagen!

Indem ich überdenke, was ich niederzuſchreiben geſonnen bin, befällt mich Betrübniß. An die wachſende Größe unſerer Stadt knüpfen ſich traurige Erinnerungen. Florentia, du blühende, laſſe deinen Namen nicht zu Schanden werden! Einſt ſollteſt du von der Erde weggetilgt werden *), zwei Jahrhunderte ſind faſt ſeitdem entronnen und du haſt, bedeckt mit Wunden und Narben aller Art, noch nicht gelernt, daß Friedſamkeit allein die Amme wahren Glückes ſei. Werden wir noch immer an die Zeit erinnert, da Mars der Schutzgott der Florentiner war? Wo neben dem viereckigen Glockenthurm die gewaltige Kuppel des Domes emporſtrebt, da ſtand ſein Haus und ſtehet noch. Zwiſchen dem Dome und dem brauſenden Arno, wo du jetzt den geräumigen Signorenplatz, ſtattliche Gebäude und volkreiche Straßen ſiehſt, erſtreckte ſich im Heidenthume das Marsfeld, *) der kampfmuthigen Jugend Sammelplatz, deſſen üppigen Raſen die Ringer ſtampften und deſſen unabſehbare Grenzen die Läufer ermaßen. In den Fluten des Stromes reinigten ſie dann vom Staube die geſalbten Leiber und ſetzten als gewandte Schwimmer hier die Uebungen fort, die ſie auf dem Lande begonnen. So erſtarkten ſie zu jenen Helden, die die Feinde mit Schrecken, die Freunde mit Bewunderung erfüllten. Wem wäre der Ruhm des ehrwürdigen Hetruriens unbekannt, wo unter blutigen Kriegen zuerſt die Kunſt gedieh? Der zierliche Marstempel, noch jetzt von den Kundigen bewundert, wie klein er ſich auch gegen den Dom ausnimmt, iſt achtſeitig, denn überall, wohin die Winde wehen, ſollte ſich des Kriegsgottes eiſerner Arm erſtrecken, deſſen erznes Bild mitten im Tempel auf einer Granitſäule ſtand. Nicht war es gut, daß man in der Stelle der unheiligen Säule das heilige Taufbecken aufſtellte, daß man hier die Neugebornen zu Bürgern des Himmels weiht, daß man den Tempel, als den älteſten und vornehmſten unſerer Stadt **), unſerm Schutzheiligen, dem Täufer Johannes, widmete. Denn der Fluch des Heidenthums ruht noch ſichtbar auf der Stätte, und wo wir Geſinnungen des Friedens empfangen ſollten, ſcheint uns der Trieb zu kriegeriſcher Luſt eingepflanzt zu werden. Wohin wir ſchauen, gähret Krieg, Krieg im Staate und in der Kirche, Krieg unter den Künſtlern und Gelehrten.

Wer würde die Vaterſtadt wiedererkennen, wollte ich erzählen, wie ſie im Heidenthum beſchaffen war, da unſere Großväter, in Wahrheit kann ich es ſagen, ſich kaum in ihr zu finden wußten? Nicht will ich der Zeit gedenken, da der Baumeiſter Arnulph Lapo ***) die Stadtmauer aufführte, die Straßen mit Feldſteinen pflaſterte, die vordem nur theilweis mit Backſteinen bedeckt waren, da er den Rathspalaſt und zur Hälfte den Dom errichtete, und doch liegen nur zwei Jahrhunderte dazwiſchen. Nicht der Zeit, da der Künſtler Giotto als Zierde des Doms den Glockenthurm baute, und doch war Giotto des göttlichen Dante Freund. Wie lange iſt es her, daß die Michaelskirche †) ein Speicher war, die jetzt mit den Bildſäulen der erſten Künſtler geſchmückt iſt; wie lange, daß der Dom, der jetzt als das erſte Werk der alten und neuen Baukunſt emporragt, ſich als eine trauerweckende Ruine zeigte? — Kein Baumeiſter hatte den Muth, des Domes kühn angelegte Kuppel auszuführen, und 123 Jahre vergingen, ohne

*) Die aus Florenz vertriebenen Ghibellinen beſchloſſen 1260 zu Empoli die Vaterſtadt zu ſchleifen; Farinata, ſelbſt Ghibelline, verhinderte es durch entſchloſſenen Widerſpruch. Er ſagt von ſich in Dante's „Hölle":

Ich war's allein, da, wo es rubig litt
Jedweder, unſer Florenz zu vernichten,
Der offnen Angeſichts dagegenſtritt.

*) „Camarti." Deutlich hört ſich der Name Campus Martis durch.

**) „Tempio antichissimo e principale di questa città." Die Johanneskirche (Battistero, Baptisterium), Tempio di S. Giovanni oder allein S. Giovanni. Der Dom davor Duomo heißt gewöhnlicher S. Maria del Fiore. Das ſehr alte Bild der Schutzpatronin im Dom ſtellt eine ſtehende Maria dar mit einer Blume in der Hand, um an den Namen Florentia zu erinnern. Noch jetzt führt Florenz eine rothe Lilie im Wappen. Der iſolirt ſtehende Glockenthurm heißt ſchlechtweg Campanile, an einer Stelle Campanile di S. Reparata, denn da, wo ſich jetzt der Dom befindet, war ehedem die Reparata-Kirche. In Piſa und in mehren andern italieniſchen Städten ſtehen auf gleiche Weiſe Dom, Glockenthurm und Taufkapelle, als drei beſondere Gebäude, neben einander.

***) Arnolfo di Lapo oder Arnolfo Lapi.

†) Orto S. Michele (S. Michele in Orto), gewöhnlich Or San Michele genannt. Das Wort Or ſoll von horreo abzuleiten ſein, da der obere Raum des zweiſtöckigen Gebäudes zur Getreideſchuttung diente.

Digitized by Google

daß Kelle und Richtschnur den Bau berührten. Niederreißen oder Weiterbauen war eine vielbesprochene Frage.

Da die Aufforderungen und Versprechungen fruchtlos gewesen waren, die von Zeit zu Zeit an die Baukundigen ergingen, von Seiten des Raths, der Bauhüttenmeister und der Zunftälterleute *), so ward eine öffentliche Berathung über den Dombau angeordnet, die endlich eine Entscheidung herbeiführen sollte. Und hier hebe ich meine Erzählung an. Denkt euch den Dom, dem die Kuppel fehlte und der, anstatt durch seinen Glanz Gottes Herrlichkeit zu predigen, ein nutzloser Steinhaufe war, wo das verfaulte Holz des Gerüstes mit dem unsaubern Schutt einen ekeln Anblick darbot, wo der hereinströmende Regen, von den Mauern eingeschlossen, zum See anschwoll, anstatt daß der Boden nur vom Weihwasser befeuchtet sein sollte, wo schauerlich der Eulen Leichengesänge schwirrten, anstatt der erhebenden Lieder frommer Christen. Auf dem Signorenplatz im Rathspalast versammelten sich unter feierlichem Glockengeläute alle Kriegs- und Stadtbaumeister von hier und den nächstliegenden Orten, die bereits unter sich die Sache erwogen hatten, ferner die Tuchhändlerzunft und die Abgeordneten der übrigen Zünfte und endlich so viel Volks, als der Rathssaal fassen mochte.

An der langen Tafel auf seinem Lehnstuhle saß an einer der Querseiten der Gonfaloniere **) (damals gab es nur einen) unter den sieben Signoren, an deren Spitze er stand. Ihm gegenüber thronte an der Stelle des Erzbischofs der Vicar in der Mitte mehrer Geistlichen. Hinter ihnen befanden sich die Schreiber. An der Tafel zur Rechten der Signoren saßen die Baumeister, zur Linken die Bauhüttner und Zunftälterleute. Nachdem um Ruhe gebeten war, erhob sich der Gonfaloniere, ein würdiger Greis, Namens Valori. Er entblößte die Silberhaare, faltete die Hände und, mit den Blicken auf ein Muttergottesbild gerichtet, sprach er das Gebet. Dann fügte er hinzu in herzergreifender Rede, daß sich an das Gebet kein Gegenstand schicklicher schließe, als die Angelegenheit der heutigen Versammlung, die das Heilige beträfe. Durch ein gottgefälliges Werk sollte nämlich der Zorn des Himmels gesühnt werden, der so schwer auf der Stadt laste. Sodann forderte er einen der Baumeister auf, es war der älteste, seine bestimmte Meinung über die Vollendung des Domes abzugeben. Dieser begann folgendermaßen:

Indem ich im Namen meiner Kunstgenossen auftrete, bekenne ich zuvor, daß, soviel uns auch Freundschaftsgefühl und Ehrfurcht gilt, unser Pflichtgefühl und unsere Kunst uns höher stehen müsse und daß Niemand unter uns aus Liebe zu einem Lebenden oder Todten die eigne Ueberzeugung aufgeben möchte. Zwei Fragen wurden uns zu ergründen vorgelegt. Einmal auf welche Weise Arnulph Lapo die Kuppel aufzubauen gedachte und dann, ob nach seinem oder einem andern Plane es zu bewerkstelligen wäre. Uns Allen ist Arnulphs Asche heilig, von dessen Andenken dankbare Anerkennung unzertrennlich ist, der in einer Zeit barbarischer Rohheit der edeln Baukunst Eingang verschaffte, sodaß er, älter als unser Landsmann Cimabue, mit mehr Recht Vater der Baukunst als dieser Vater der Malerei genannt werden kann. Dennoch konnten wir uns nicht vereinigen, ob seine Kenntnisse, weit den unsrigen überlegen, unsere Bewunderung oder seine Kühnheit unser Befremden erregen müßte, ob der Tod ihm die Ehre raubte, das Angefangene zu vollenden, oder die betrübende Erfahrung, seiner Kraft zu viel vertraut zu haben. Darin stimmen wir überein, daß nach unserer Einsicht bei dem Dom weit die Grenzen des Möglichen überschritten sind, daß weder ein Werk der Griechen und Römer, noch eins der Deutschen, die bekanntlich ihre Münster in die Wolken hineinthürmen, dem Bau der Kuppel zu vergleichen sei, daß die vier Pfeiler, die die Last der Kuppel zu tragen bestimmt sind, so gewaltig sie erscheinen, dennoch geschwächt durch Durchbrechungen, nicht Widerstand zu leisten vermögen, daß endlich keiner von uns die Verantwortung des zu führenden Baues übernehme.

Wenn dem so ist, hub einer der Signoren an, was wollen wir noch länger unnütze Steine hüten und selbst zu Stein werden, da uns das Elend ruft, von ihnen Kranken- und Pflegehäuser zu errichten? Gott dienen, heißt nicht müßig Ungeschehenes anschauen. Wie so soll noch länger im Mittelpunkte der Stadt uns der Dom ein Bild unserer Zerrüttung vorhalten? Warum sind unsere zahlreichen Tempel leer, wenn Frömmigkeit den Bau eines neuen heischt? Warum sollen wir noch länger die Armen plündern und todte Schätze häufen? Laßt von der gespenstigen Scheu, das Gottgeweihte und Alterthümliche anzutasten, da es vielmehr als ein übles Vorzeichen gelten muß, daß ihr am Anblick von Ruinen Gefallen findet. Die Reihe von Jahren sei eure Lehrmeisterin, nachzugeben den Verständigen. Im Jahre des Herrn 1298, wie unser Geschichtschreiber *) meldet, am Geburtstage der Jungfrau war es, als der päpstliche Gesandte an der Spitze einer zahlreichen Geistlichkeit in festlichem Gepränge, umringt von den Kennern und Vornehmen der Stadt, unter brausendem Jubeln des Volks und feierlichem Geläute die Baustelle weihte und den ersten Stein legte. Dank ihm in der Höh'! ward von Allen in heiliger Andacht angestimmt, nachdem Arnulph aus der Hand des Erzbischofs das Abendmahl empfangen unter Gottes freiem Himmel, wo sich bald unter der Gewölbe Dach der Altar erheben sollte. Wie ward die fromme Zuversicht zum Spott! Wo ist der Altar, wo ist das Gewölbe? Damals verordnete der Gesandte, um jedes Stocken des Baues zu verhindern, daß nicht allein die Hälfte der Ablaßgelder dazu verwendet, sondern daß ihm zum Besten ein neuer Thorzoll und eine Kopfsteuer erhoben würde. Was treiben wir noch den ärgerlichen Zoll und die drückende Steuer ein? Laßt uns nicht länger der Nachwelt Tadel verdienen! Ein neues Leben wird beginnen, wenn mit dem Niedersturz der Mauern unsere Dankgebete emporsteigen.

Nur den Kurzsichtigen können eure Worte bethören, ließ sich jetzt der erzbischofliche Vikar vernehmen. Ein neues Leben versprecht ihr zu wecken und zerfleischt das Herz, das Wohl des Staates wollt ihr und zerstört das Palladium? Wenn der Dom dem Himmel mißfällig wäre, so würde er nicht auf eure Rathschläge gewartet, sondern ihn längst durch Blitzesbrand zerstört haben. Wol sind wir arm, aber geistesarm, die Kirche kann uns reich machen, aber nicht Kirchenraub. Ein Werk unsterblichen Ruhmes, das Erbe frommer Vorfahren, soll des Uebermuthes Opfer werden? Was Arnulph gethan, predigt sein Wissen, und was er nicht gethan, wahrlich nicht sein Unvermögen. Wie es ihm gelang, Massen über Massen emporzuschichten, ist mir kein Geheimniß. Seine Werke begann er im unerschütterlichen Vertrauen zu Gott und den Heiligen und sein frommer Eifer täuschte ihn nicht. Es wird eine Zeit kommen, ich verzweifle nicht, wo sich wieder die Kunst mit frommer Zuversicht vermählt, und Arnulphs Ehre ist gerettet. Seht des Domes Riesenmauern, an denen der Zahn der Zeit fruchtlos nagt, und fraget, ob Tollkühnheit oder Einsicht den Meister leitete. Unser ganzes Streben sei, Gott zu versöhnen, und gelingt uns dies, so ist Alles gewonnen. Wol müssen wir uns selbst beklagen, daß die Glocke noch nicht in des Domes Hallen ruft, aber mehr ist Reparata zu beklagen, eine Heilige, deren Name uns fast fremd klingt. Als nämlich der Platz neben der Johanniskirche zum Dom ersehen wurde, da mußte nebst mehren Wohnhäusern auch die baufällige Kirche der h. Reparata entfernt werden. Der Dom wurde darum zugleich zu Ehren des dreieinigen Gottes, der h. Jungfrau Maria und der h. Reparata aufgeführt. Die Eigenthümer der abgebrochenen Wohnungen erhielten Entschädigung, aber die h. Reparata, in deren Tempel fast täglich Messe gehalten und geopfert wurde, was erhielt sie als Schmerzensgeld? Sie entbehrte bis jetzt nicht nur die gebührenden Ehren, sondern ward sogar vergessen. Strafe muß solcher Achtlosigkeit folgen. Drum ist mein Rath, daß der Raum des Domes vom Haupteingange bis zu den ersten Kuppelpfeilern durch eine Rothmauer zwischen ihnen geschlossen und zu einer Kirche eingerichtet werde. Sie führe den Namen der h. Reparata und nicht mehr darf diese alsdann über Verkürzung ihrer Rechte trauern. Auf diese Weise kann um ein Jahr die Weihe des Domes vor sich gehen. Nicht ihn lasset uns, sondern die Rothmauer mit Jubel zertrümmern, sobald ein Geist, mit der Kraft Arnulphs ausgerüstet, dereinst die Kuppel emporsteigen läßt.

So redeten die Männer und nach ihnen noch viele. Der Menge Murren oder Beifallklatschen folgte ihren Worten. Wenn auch bei Einzelnen sich die Richtung der feindseligen, zerstörungssüchtigen Zeit, denn mit mehren Städten lebte Florenz damals in blutiger Fehde, zu erkennen gab, so zeigte doch bei der Mehrzahl sich der Florentiner angeborne Ehrenhaftigkeit. Von Abtragung des Domes sollte nicht weiter die Rede sein, da er als ein Ehrendenkmal der Vorzeit, als ein Werk gemeinsamer Kraft auch in seiner Unvollkommenheit Achtung und Tugend einflöße. Die Entscheidung über die Beendigung des Domes ward noch hinausgerückt, damit alle Baumeister der größern Städte Italiens, unter annehmbaren Bedingungen nach Florenz eingeladen, sich zu bestimmter Zeit versammeln könnten.

Es war damals, als zwei edle Jünglinge an einem schönen Sommerabende in einer Schenke unter freundschaftlichem Ge-

*) „La signoria, gli operai e consoli." Zu jeder größern Kirche gehörte eine Bauhütte, Opera. Diejenigen, die über die bauliche Erhaltung der Kirche zu wachen hatten, wurden Operai, Bauhüttenmeister, Bauhüttner, Werkmeister genannt. Vor der Ausbildung der Baubrüderschaften in Deutschland führte eine Klasse von Mönchen den Namen Operarii oder Magistri operum, weil sie die Kirchenbauten anordneten. Vielleicht hat man von ihnen die Operai herzuleiten, die aber weder Geistliche noch Baumeister waren. Außerdem hatten in Florenz einzelne Zünfte, Arti, die Aufsicht über einzelne Kirchen, an deren Spitze die Consoli, Zunftälterleute, standen. Als Kirchenverweser hießen sie Governatori.

**) Gonfaloniere auch Gonfaloniere di Giustizia oder Governatore di Giustizia stand an der Spitze der Signoria, die aus sieben Mitgliedern bestand. Sowol er, als sie, wurden alle zwei Monate gewählt.

*) Giovanni Villani, Dante's Zeitgenosse.

Digitized by Google

ſpräch, unter Scherzen und Lachen dem ſchäumenden Rebenſafte fleißig zuſprachen. Die Freunde hießen Anton Brancacci und Leo Baptiſta Alberti, und Beide ſtammten aus vornehmem Geſchlechte. Nicht fern vom Signorenplatze lag die Schenke, und das Gaſtzimmer bot eine freie Ausſicht dar auf den prächtig dahinſtrömenden Arno und die alte Brücke. *) Je leerer die Flaſchen wurden, um ſo lebhafter ward die Unterredung, und da unter häufigem Anklingen der Gläſer beinahe alle Geſundheiten erſchöpft waren, ſo rief Anton: Es lebe Vitruv! Denn Alberti, der ſich zu einem Baumeiſter ausbildete, ſprach ſtets mit feuriger Begeiſterung von der alten Baukunſt und liebte Vitruv's Bücher mit abgöttiſcher Verehrung. Wie kommt ein Name, wie Vitruv, hob er an, in deinen ungeweihten Mund, der neulich noch die Michaelskirche ein muſterhaftes Gebäude nannte? Du wirſt mir wieder, wie damals, einwenden: es iſt Arnulph Lapo's Werk; und ich wiederhole: Seiner iſt es würdig. Wie ſo, entgegnete jener, ſollte mir nicht der Name Vitruv mundgerecht ſein? Vitrum und uva (Glas und Traube) klingt durch. Was ſeine Baukunſt betrifft, ſo gebe ich zu, daß ſie für ſeine Zeit gut war. Für alle Zeit! rief Alberti, und das Geſpräch nahm plötzlich eine ernſte Wendung. Fluch unſern Vorfahren, die ſeiner Lehren vergaßen und die Kunſt von den geſchmackloſen Gothen erbettelten. Wie widert mich ein Gebäude an, das mit ſeinen tauſend und abermal tauſend Spitzen ſich wie der zuſammengerollte Igel ſpreizt! Dem guten Vitruv, ſagte Anton, würde doch wunderlich zu Muthe werden, wenn er durch ein deutſches Kirchengewölbe ſchritte, und der Heide fühlte ſich gedrungen zu beten. Ja wunderlich, fiel Alberti ein, würde ihm zu Muthe werden, und er würde beten um Erleuchtung der Verirrten. Sieh, wie das Himmelsgewölbe ſich über den Arno ſpannt! Glaubſt du nicht vollkommene Bogen zu ſehen, von einem Ufer bis zum andern hinſtrebend? Siehſt du die Bogen geknickt oben in einer Spitze auslaufen? Dies Gewölbe ahme der Künſtler nach, deſſen Lehrerin die Natur ſein ſoll, und wohl haben es die alten Baumeiſter verſtanden. Erſcheint nicht unſer Kirchengewölbe, als wenn es, von beiden Seiten zuſammengedrückt, in der Scheitellinie habe zerbrechen müſſen? Frage den Schützen, ob ſein Bogen die rechte Spannung haben kann, wenn er gebrochen iſt und ſich nicht mehr halbkreisförmig krümmt.

Brancacci, der dem Freunde nicht beiſtimmen und noch weniger ihn erzürnen mochte, lenkte geſchickt das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand, als die Bemerkung, daß die Flaſchen leer ſeien, von Neuem Veranlaſſung wurde, den Vergleich zwiſchen der ſpitzbogigen und halbkreisförmigen Bauart fortzuſetzen. Alberti nämlich, in jugendlicher Luſt, pfropfte die eine Flaſche zu und ſchleuderte ſie in die Fluten des Stromes und rief: Schau, in welchem majeſtätiſchen Bogen die Flaſche hinabſank, die luſtig dahinſchwimmt nach der Südſee Inſeln und dort, wenn es daſelbſt, wie bei uns, ſcharfſinnige Poggio und Filelfo's gibt, verkündigen wird, daß ein Jüngling vom Ruhme Vitruv's entglühte. Unterdeß flog Antons Flaſche aus dem Fenſter, aber der Wurf traf einen Brückenpfeiler und ſie zertrümmerte. Siehſt du? ſchrie lachend und jauchzend der Baubefliſſene, das war ein Bogen mit dem Knick, da fällt die Flaſche hinab, und ihre Scherben ruhen ewig vergeſſen auf dem Grunde.

Die öffentlichen Gebäude, denen die Jünglinge beim Nachhauſegehen vorübereilten, gaben neue Anknüpfungspunkte, das Geſpräch fortzuführen. Da ſie auf dem Signorenplatz **) waren, begann Brancacci: Iſt hier der ehrwürdige Rathspalaſt und daneben die zierliche Bogenhalle nicht eine wahrhafte Zierde des Platzes? Du wirſt außer den ſpitzbogigen Fenſtern die Unregelmäßigkeit des Palaſtes tadeln; aber bedenke, daß Arnulph Lapo keinen andern Bauplan abſtecken konnte, daß es ihm nicht erlaubt wurde, auf dem Boden der Uberti, der verhaßten Ghibellinen, den Palaſt auszudehnen, obſchon ihre Hauſer dem Erdboden gleich gemacht waren.

Anton, mich wundert es, daß, da Arnulph anſtatt eines Palaſtes eine formloſe Veſtung mit einem widerwärtigen Wartthurm baute, er nicht davor einen Wall aufſchüttete, um Alles zu verbergen.

Aber die Bogenhalle, ein Werk Orcagna's ***), beſchämt den Vitruvianer, der ſo verächtlich von den heimiſchen Baumeiſtern, die vor uns lebten, ſpricht; denn auf ſchöngeſtalteten Pfeilern ruhen hier halbkreisförmige Bogen.

Die Bogen ſind gut, wenn nur nicht das deutſche Schnörkelweſen ſie entſtellte, wie Sumpfadern ein weißes Marmorgebilde.

In Demuth verwandle ſich hier dein Hochmuth! ſprach Brancacci, als der Weg die Eifernden vom Signorenplatz nach dem Domplatz führte. Die Johanniskirche iſt ein Werk der alten Baukunſt und wie winzig ſticht ſie vom Dom und dem Gl ckenthurme daneben ab! Alle Reiſende ſprechen von der Unvergleichlichkeit unſeres Domplatzes und der Dom iſt noch nicht einmal beendigt. Iſt der viereckige Glockenthurm — ſein Erbauer, der Maler Giotto, kann wohl für einen Künſtler gelten — nicht an Zierlichkeit einer Elfenbeinarbeit zu vergleichen, und iſt nicht der Dom, der Rieſenleib einer kraftvollern Vorzeit, das achte Wunder der Welt? Allein Arnulph iſt nicht wohl bei dir angeſchrieben.

Alle Leute, die ſich eben auf dem Domplatze befanden, näherten ſich neugierig den Sprechenden, hörten zu mit Mienen wohlgefälliger Zuſtimmung und waren geſpannt, was der andere Jüngling erwidern würde, auf deſſen Beſchämung es abgeſehen zu ſein ſchien.

Was iſt der Künſtler ohne Ehrgefühl? ſprach jetzt Alberti. Hätte ſich Arnulph nicht, als er die Unmöglichkeit des begonnenen Baues einſah, wie es andere Baumeiſter thaten, von der Zinne ſeines Gebäudes herabſtürzen müſſen, anſtatt natürlichen Todes zu ſterben? Nicht mit Unrecht richtete Giotto daneben den Galgenpfahl auf.

Mancher lachte, aber die Meiſten fühlten ſich verletzt, und ein Jüngling von kleiner Geſtalt, mit ſchlichter Kapuze, in einen grauen Mantel gehüllt, ſprang zornig vor und ſchlug den Schmäler ins Geſicht. Der Schlag war ſo heftig, daß Alberti beinahe niederfiel und Blut ihm aus dem Munde ſtrömte. Gewaltthat, Mord! ſchrie das Volk, als es das Blut ſah. Haltet den Frevler und führt ihn zu dem Signor Alberti, denn das iſt der Vater des Verwundeten! rief Brancacci. Keine Gegenwehr half. Der Schlagfertige mußte folgen, und der ganze Zug begab ſich zum Hauſe des Signoren, der für einen der ſtolzeſten Florentiner galt. Brancacci erzählte ihm den ganzen Vorgang und obgleich Benedict Alberti anfangs vor Zorn ſchäumte, ſo konnte er die Unbeſonnenheit des Sohnes nicht gutheißen und wurde um ſo milder geſtimmt, da von einer Verwundung nicht die Rede war. Begierig war er, den Jüngling kennen zu lernen, der ſo kecklich Arnulphs Ehre verfocht, und beſchied ihn durch einen Diener zu ſich.

Der Jüngling trat ein, und Benedict Alberti erkannte in ihm einen geſchickten Goldarbeiter und Uhrmacher. Er ſah ihn mit ſtarrem, durchbohrendem Blicke an und wollte zu ſchelten anheben; aber er fand bald, daß der Verweis, den er ihm zu geben beabſichtigte, ſehr übel angebracht wäre. Denn nicht zitternd und weinend erſchien der Angeklagte, ſondern mit der trotzigen Miene eines Anklägers, der ihn wegen des Sohnes Unrecht zur Rede ſtellen wollte. Nach einiger Sammlung hub der Signor darauf an: Eine dreifache Schuld ruht auf dir. Du haſt die perſönliche Freiheit verletzt, denn erlaubt ſind allgemeine Aeußerungen, die nicht wider die Religion und die Staatsregierung gerichtet ſind. Du haſt einen höchſt ſtrafwürdigen Auflauf veranlaßt, der nur zu oft das Zeichen zum Bürgerkriege war. Du haſt auf offener Straße ungereizt einen Unſchuldigen überfallen, und dies iſt Räubersart. Ich als einer der Signoren dieſer Stadt verordne darum, daß du den Frevel durch dreijährige Gefängnißſtrafe abbüßeſt.

Ihr ſeid einer der Signoren und könnt ſtrafen, ſprach jener, aber könnt Ihr auch der Richter in Sachen Eures Sohnes ſein?

Unverſchämter! rief Alberti darauf und bog ſich im Lehnſtuhle zurück; ſo willſt du, daß ich die eigne Schmach räche, die du mir im Sohne zugefügt haſt. So wiſſe, daß das Geſchlecht der Alberti das älteſte in Florenz iſt, daß die ungefährdete Ehre des Namens ſchon durch einen Hauch getrübt, und daß der angethane Schimpf nur mit deinem Herzblute abgewaſchen werden kann.

Ich bin bereit zu blutiger Genugthuung, und Ihr ſeid genöthigt, ſie anzunehmen, denn ich bin ebenbürtig, wenn auch arm. Ich heiße Philipp Brunelleſco *) und ſtamme aus dem berühmten Geſchlechte der Lapo, und bin durch meine Mutter verwandt mit der erlauchten Familie der Spini. Mein Urgroßvater war Arnulph. Sein Wappen mit den Feigenblättern und den Wellen, eine Anſpielung auf das vom Po durchſtrömte Ficarolo, ſeine Heimath, führe ich in der Art, wie Ihr es am Eingange des Domes eingehauen findet. Arnulphs Ehre iſt darum auch die meinige. Als Erbe von ihm erhielt ich die Kunſt. Nachdem ich mit Glück um des Erwerbes willen mich in allerlei Dingen verſucht habe, iſt es die Bildhauerei und vornehmlich die Baukunſt, die alle meine Kräfte in Anſpruch nimmt. Ihr hörtet neulich in der Verſammlung allerlei thörige Meinungen über den Fortbau des Domes und ahnetet nicht, daß Einer, der, im Hintergrunde ſtehend, nicht gehört wurde, der Erbauer der Kuppel ſein würde.

---

*) Ponte vecchio.

**) Piazza de' Signori, jetzt Piazza del Granduca, führt ſeinen Namen vom Rathspalaſt Palazzo de' Signori oder Palazzo pubblico della signoria, jetzt Palazzo vecchio. Daneben ſteht die Bogenhalle, in die ſich das Volk bei plötzlich einfallendem Regen flüchtet. Loggia de' Signori, auch dell' Orcagna, nach dem Erbauer genannt, jetzt Loggia de' lanzi.

***) Andrea Orcagna (Arcagna) war Maler, Bildhauer und Baukünſtler und baute die Bogenhalle 1355.

*) „Filippo di ser (Messer) Brunellesco", d. h. Philipp, der Sohn des Edelmannes Brunelleſco. Er wird daher gewöhnlich Brunelleſchi genannt.

Digitized by Google

Das Selbſtgefühl, das der Jüngling zeigte, machte auf den der Kunſt zugethanen Alberti den günſtigſten Eindruck, und da ihn dieſer fragte, worauf ſich ſein Vertrauen ſtütze, ſo erwiderte Brunellesco: einmal auf das Beiſpiel, das ihm ſein großer Vorfahre gegeben, dann auf die Erfahrung, daß ihm Alles gelinge, was er unternehme; denn wer könne beſſer Steine faſſen, wer genauere Uhren machen als er? endlich auf den Unterricht, den ihm der berühmte Mathematiker Toscanelli *) ertheile. Daß der Dom ſeine höchſte Liebe in Anſpruch nehme, werde genugſam aus einer Zeichnung erhellen, mit der er kurz vor dem ärgerlichen Auftritt beſchäftigt geweſen.

Brunellesco rollte eine Zeichnung auf, auf der man gemäß den perſpectiviſchen Regeln die Johanniskirche, den Dom und den darüber vorragenden Glockenthurm ſammt den Hintergründen ſah, von einer ſo wunderbaren Ausführung, daß Alberti ſich nicht ſatt daran ſehen konnte, allen Groll vergaß und ſeinen Sohn herbeirief, der auf des Vaters ernſtes Geheiß ſich näherte und mit anſtaunen mußte. Alle Einzelheiten ſah man deutlich und genau: neben der Johanniskirche die Säule des h. Biſchofs Zenobius, wo eine verdorrte Ulme, von ſeiner Bahre berührt, neue Blätter trieb; ferner am Dom den Stein, auf dem Dante Abends zu ſitzen pflegte. Alberti's Worte voller Entzücken und Begeiſterung hatten kein Maß.

Ihr ſchenkt Euern Beifall, ſagte Brunellesco, meiner Zeichnung und ſchlagt ſo hoch an, was ich geleiſtet habe. Was hätte ich leiſten können, wenn ich mich nicht vom kargen Schickſal in allen meinen Beſtrebungen gehemmt ſähe! Zwei Jahre muß ich noch einem Goldſchmiede dienen, ehe ich ſo viel gewonnen habe, um nach Rom reiſen zu können, wohin mich die glühendſten Wünſche ziehen. Hier muß ich lernen, wie die Alten bauten, und vornehmlich, wie ſie wölbten, um eine neue Bauart nach den Grundſätzen der Alten einzuführen, denn das gothiſche Zeitalter hat ſich überlebt, und um die Domkuppel zu ſchließen, denn dazu bedarf es einer tüchtigen Vorbildung.

Auch mein Sohn, fiel der Signor ein, widmet ſich dem Baufach und ſehnt ſich nach Rom. Reiſt Beide dahin und lernt gemeinſchaftlich. Ich borge dir, Jüngling, ſo viel als du brauchſt.

Ein Uebereinkommen ward getroffen und die Zeit der Abreiſe feſtgeſetzt. Brunellesco war überſelig, und der junge Alberti wagte ſeinem Vater nicht zu widerſprechen.

*) „Paolo del Pozzo Toscanelli." Von ihm rührt der Gnomon im Dome her.

Karl Rudolph Hagenbach

ward am 4. Mai 1801 zu Baſel geboren, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, in Bonn und Berlin Theologie, habilitirte ſich in Baſel 1823, und ward 1828 ordentlicher Profeſſor und 1830 Doctor der Theologie und Mitglied des Kirchen- und Erziehungsrathes ſeiner Vaterſtadt.

Seine Schriften ſind:

Zerſtreute Gedichte.
Tabellariſche Ueberſicht der Dogmengeſchichte. 1828.
Predigten. 1830 und 1836.
Encyclopädie und Methodologie der theologiſchen Wiſſenſchaften. 1833.
Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation in Deutſchland und der Schweiz, mit ſteter Beziehung auf die Richtungen unſerer Zeit, bis jetzt 4 Bände. 1834 — 39.
Ungedruckte Briefe Huttens und Zwingli's. 1835.
Luther und ſeine Zeit. Eine Sammlung von Gedichten. 8. Zürich und Frauenfeld 1839. Beyel.

Seine wiſſenſchaftlichen Schriften zeichnen ſich durch tiefe Gründlichkeit, Klarheit, Scharfſinn und treffliche Darſtellung, ſeine poetiſchen Leiſtungen durch Innigkeit und Tiefe des Gefühls, Kraft und Wohllaut höchſt vortheilhaft aus. —

Der Witwe Haus zu Eiſenach *).

Horch! durch des Winters Sturmgeſauſe
Ertönt mit Macht ein neues Lied,
An manchem ſtolzen Herrenhauſe
Der ſtumme Chor vorüberzieht;
Doch vor der Witwe ſtiller Wohnung,
Da wird der Mund ihm aufgethan,
Und mit gar feſtlicher Betonung
Stimmt er die frommen Weiſen an.

Hin zu der Schüler Lobgeſängen
Neigt ſich der frommen Witwe Ohr.
Ihr iſt's, als ob ins Herz ihr klängen
Der Engel Grüß' aus höherm Chor;
Doch weit aus vor den Stimmen allen
So keck und friſch und doch ſo rein,
Hört ſie des Einen Stimm' erſchallen.
Wer mag der junge Sänger ſein!

Den Sänger, ja, den muß ich kennen,
O bringt den Knaben her zu mir,
Komm, ſollſt mich deine Mutter nennen,
Du lieber Sänger, weile hier;
Und unter's Dach führt ſie den Armen,
Und fragt und forſcht nach ſeiner Noth
An ihrem Herd ſoll er erwarmen,
Sich ſättigen an ihrem Brot.

So wuchs heran der Martin Luther,
Erzogen in der Witwe Haus,
Und es erblüht der frommen Mutter
Ein ewig friſcher Kranz daraus;
Denn wo von Luthern wird geſungen,
Fängt man mit dieſem Liede an,
Und dankbar rühmen's alle Zungen,
Was an dem Kleinen ſie gethan.

*) Aus: Luther und ſeine Zeit.

Der Organiſt.

Auf und nieder wogt die Gaſſen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Maſſen
In die Kirche, wo verlaſſen
Steht der Hochaltar.

„Nieder!" ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!"
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Schreiben Flammenſchilder
Stürzen um und um.

Meiſter Ulrich Zwingels Lehre
Hat beſiegt die ſtolze Bern,
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Meſſ' nicht wiederkehre
Auf den Tiſch des Herrn!"

Nach Sankt Vincenz Münſterhallen
Wälzet ſich der Menge Strom.
Keine Feierlieder ſchallen,
Keine Beter ſieht man wallen
Nach dem heil'gen Dom.

Mag auch feſtlich im Kalender
Heut des Heil'gen Namen ſtehn,
Nimmer ſoll der Segenſpender
Seiner Prieſter Prunkgewänder
Am Altare ſehn. —

Digitized by Google

Einzig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist,
„Schmuck und Bilder mögt ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch als Gnadenfrist;

„Einmal noch will ich mich laben
An dem frischen Orgelhauch,
Kann ich dieses Eine haben,
Wohl, dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch."

Und er schafft sich durch's Gedränge
Festen Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug gestreckten Menge
Raschen Laufs voran.

„Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, springet auf!
Wo verschlossen in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!"

Wie mit leisem Geisterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen sie zu schweben,
Hoch und höher sich zu heben,
Wie der Aar sich schwingt.

Und der Dämmrung süße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menschenleeren Räume
Wälzet seine Wogenschäume
Der gewalt'ge Strom.

Seelenvolle Phantasien
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die sich suchen, die sich fliehen,
Kaum gebunden, sich entziehen
Jedem Regelzwang.

„Heil'ge Orgel, himmlisch Wesen,
Die zu meiner süßen Braut
Ich vor allen hab' erlesen,
Du, an der mein Herz genesen,
Seit ich dir getraut,

„Bald nun wirst du ewig rasten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen schwarzen Tasten
Allen meinen Kummer lasten,
Eh das Herz mir bricht!

„Blast, ihr Bälge, Pfeifen klinget,
Rausche mächtig, du Pedal!
Frisch hervor, Register! springet,
Klaget, jubelt, zürnet, singet,
Ach! zum letztenmal!"

„Armer Judas," hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
„Armer Judas, kannst du's wagen,
Armer Judas, soll ich sagen,
Was hast du gethan?"

Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in seinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesschwermuth angeschwollen
Ihm die Seele ward.

Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn,
Ach sie kommen, sie zu schänden,
Seine Braut, mit rohen Händen —
Taumelnd sinkt er hin.

In Sankt Vincenz Münsterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man schallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heil'gen mehr.

Wie die Bilder sie zerschlugen,
Rissen sie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organisten trugen
Sie für todt hinaus.

Ida Gräfin Hahn-Hahn

ard am 22. Juni 1805 zu Tressow im Mecklenburgischen eboren, erhielt eine glänzende Erziehung und vermählte ch am 3. Juli 1826 mit dem Grafen Friedrich Hahn-Basedow. Am 5. Februar 1829 erfolgte aber schon ihre Scheidung. Seit dieser Zeit lebte sie in Greifswalde und Berlin, bereiste Italien, Spanien, Frankreich, Schweden nd den Orient und hält sich gegenwärtig meist in Dresn auf.

Ihre Schriften sind:

Gedichte, Leipzig 1835.
Neue Gedichte. Das. 1836.
Venezianische Nächte. Das. 1836.
Lieder und Gedichte. gr. 8. Berlin 1837. Mittler.
Aus der Gesellschaft. Novelle. 8. Berlin 1838. Duncker und Humblot. N. A. 1844.
Aftralion. Eine Arabeske. 16. Berlin 1839. Aler. Duncker.
Jenseits der Berge. 2 Thle. 2. verm. Aufl. 8. Leipzig (1840.) 1845. Brockhaus.
Gräfin Faustine. 2. Aufl. 8. Berlin (1841.) 1843.
Ulrich. 2 Bände. 2. Aufl. 8. Berlin (1841.) 1845.
Reisebriefe. 2 Bände 8. Berlin 1841.
Erinnerungen aus und an Frankreich. 2 Bände 8. Das. 1842.
Sigismund Forster. gr. 12. Das. 1843.
Die Kinder auf dem Abendberg. Eine Weihnachtsgabe. 8. Berlin 1843. Aler. Duncker.
Ein Reiseversuch im Norden. 8. Das. 1843.
Orientalische Briefe. 3 Bände. 8. Das. 1844.
Cecil. 2 Bände. 8. Das. 1844.
Der Rechte. 2. Aufl. 8. Das. 1845.
Zwei Frauen. Berlin 1845. 2 Bände.
Clelia Conti. Berlin 1846. 1 Band.

Die Verfasserin der hier verzeichneten Schriften ist unbestritten eine der talentvollsten und begabtesten unter den lebenden deutschen Dichterinnen; mit reicher Phantasie, Innigkeit und Tiefe des Gefühls und lebendiger Auffassung verbindet sie großen geistigen Reichthum und eine seltene Gewandtheit in der Characterzeichnung und Darstellung. Ihre beschränkte Lebensansicht und die ihr durch dieselbe gleichsam zur anderen Natur gewordene Manier haben sie aber, was lebhaft zu bedauern ist, gehindert, sich zu jener Freiheit der Lebensanschauung empor zu schwingen, ohne welche die poetische Schöpfungskraft stets eine einseitige bleibt. Könnte sie sich mehr ihres eigenen Selbst und seiner Neigungen und Vorurtheile entäußern, wüßte sie das Leben in allen seinen Erscheinungen, und nicht vorzugsweise und fast ausschließlich in den aristokratischen Kreisen zu belauschen und wiederzugeben, so würde sie bei den schönen ihr von Gott verliehenen Anla-

Digitized by Google

gen eine Stellung in der deutſchen Literatur einnehmen, wie ſie noch faſt nie bei uns einer Frau zu Theil geworden iſt.

Der arme Fiſcher.

Schön Clärchen ſaß vor ihrer Thüre
Und ließ die Spindel fleißig drehn;
Es war, als ob das Ding ſich rühre
Noch 'mal ſo ſchnell, wie ſonſt geſchehn;
Denn Clara ſpann, mit frohem Sinnen
Von Hochzeitfeſt und Tanz und Schmaus,
Den Faden für ihr bräutlich Linnen,
In eigne Truh' und eignes Haus.

Georg hat ſie zur Frau begehret,
Der ſchöne arme Fiſchersmann;
Der Vater hat ſie ihm gewähret,
Sobald er ſie ernähren kann.
Jetzt gibt es tüchtig ſich zu rühren,
Früh auf und ſpät noch wach zu ſein,
Um die Geliebte heim zu führen,
Eh' noch der Winter bricht herein.

Es waren Frühlings gute Zeiten;
Der Fiſchfang nie ſo reichlich war:
Des Meeres dunkelblaue Weiten
Erglänzten wie der Himmel klar.
Bei Tag und Nacht konnt' man die Netze
Auswerfen in das Flutenreich,
Und ſicher ſein, daß ſie voll Schätze
Sich zeigen würden immer gleich.

So hat Georg der Braut erzählet,
Und ſo ſpricht ja der Vater auch. —
Doch der ſich nicht mit Arbeit quälet,
Er hat genug für Hausgebrauch.
Die Jugend, meint er, müſſe ſchaffen
Und ſich erringen den Genuß,
Und mühſam Haus und Weib erraffen,
Um ſich zu freun an Herd und Kuß.

Drum gibt er Claren ſeinen Segen —
In Worten, aber nicht in Gold;
Georg verſucht auf Meereswegen,
Ob ihm das Glück wohl lächle hold.
An jedem Abend, wenn es dunkel,
Schwimmt er davon im kleinen Kahn,
Hat unterm lichten Sterngefunkel
Manch guten Fiſchzug ſchon gethan. —

Jetzt naht er, mit der Braut zu koſen,
Bevor die ſpäte Fahrt beginnt.
Er küßt die friſchen Wangenroſen
Und haſcht die Hand, die ämſig ſpinnt.
„„Nein, nein, Georg, ich brauch' die Hände,
Das Schäkern vor der Arbeit weicht!
Wir nahen uns der Sonnenwende,
Und dieſes Garn iſt ungebleicht.““ —

„O Clärchen, gönn' mir die Minuten! —
Bedenk', wie bald ich ſcheiden muß
Und auf den nächtlich dunkeln Fluten
Nur träumen kann von deinem Kuß.
Getrennt durch Arbeit, Müh und Sorgen
Den ganzen lieben langen Tag,
Kannſt du mir ſchon dies Stündchen borgen —
Ich bin dann ſpät für Beide wach.“ —

„„Man kann ja plaudern und doch ſpinnen;
Warum ſoll nur die Arbeit ruhn? —
Die Hand im Schooß kann nichts gewinnen,
Und Vortheil bringet ſtets das Thun.““ —
„Wohl wahr! — Doch meine Augen blicken
So gern ins Deine voller Luſt,
Und meine Hände möchten drücken
Die Deinen an die treue Bruſt;

„Doch deine Händ' und Blicke halten
Den armen Faden alſo feſt,
Daß mich bedrückt dein ämſig Walten,
Und Sehnſucht mir den Buſen preßt.“ —

„„Was ſchwatzeſt du! — Ich thu' das Meine,
Daß uns der Prieſter am Altar
Als Mann und Frau recht bald vereine;
Georg, iſt dir denn das nicht klar? —

„„Du ſollteſt dich vor mir nur ſcheuen,
Wenn Thätigkeit mir würde ſchwer;
Sprich, lernſt du ſolche Träumereien
Da draußen auf dem weiten Meer?““ —
„O Clara, auf dem hohen Meere,
So ganz allein in tiefer Nacht,
Wo mit mir über Waſſers Leere
Der Nachtwind und der Stern nur wacht,

„Indeſſen drunten in den Gründen
Geſchäftig ſich ein Leben regt,
Das unſre Sinne nicht ergründen —
Wohl wird davon die Bruſt bewegt.“ —
„„Haſt je ein Seegeſpenſt geſchauet? —
Sag' an, Georg, auf welchem Platz? —
Wie ſah es aus? — Hat dir gegrauet? —
Erzählt' es dir von keinem Schatz?““ —

„Nichts ſah ich, nichts hab' ich gehöret;
Auch ſchützt mich wohl ein fromm Gebet,
Wenn das Geſpenſt ſich zu mir kehret,
Von dem bei uns die Sage geht.
Doch ſelbſt ohn' ſolche Spukgeſtalten
Iſt's wunderbar auf hoher See,
Im Buſen Wünſche ſich entfalten
Voll Sehnſuchtsglut und Liebesweh.

„Die Wogen, wie ſie ewig rauſchen,
Ohn' Raſt und Ruh', ohn' Zweck und Ziel,
Wie ſie nur ihren Platz vertauſchen,
Neu zu beginnen altes Spiel —
Und wie ſie dann ſo zärtlich flüſtern,
Wie wohl ein ſchönes Weib im Traum
Den Namen nennt im nächt'gen Düſtern,
Der füllet ſeines Buſens Raum, —

„Wie eine Stimme bittre Klagen
Bisweilen aus der Tiefe ſpricht,
Und von dem Nachtwind fortgetragen
Sich an der fernen Klippe bricht —
Und wie die Sterne niederthauen,
Gleich goldnem Regen auf die Flut,
Als müßten ſie das Wunder ſchauen,
Das auf verhülltem Grunde ruht —

„Das macht mich Armen ſo verlangend,
Durchzittert ſo mein heißes Herz,
Daß ich, bald jubelnd, bald erbangend,
Vergehen möcht' in Luſt und Schmerz. —
O, theile dieſe Einſamkeiten
Nur eine einzig kurze Nacht!
Laß uns auf ſtillen Wellen gleiten,
Wo nichts als unſre Liebe wacht! —

„Nun zieht mich's fort in weite Ferne,
Die träumend ich mir ausgemalt,
Wo nächtlich blinken andre Sterne,
Wo eine andre Sonne ſtrahlt.
Komm mit! — Du kannſt mich, Clara, lenken
Mit einem Kuß, mit einem Blick!
Bei dir kann ich nur Dein gedenken
Gib meiner Seele Ruh und Glück!“ —
„„Mich ſoll dein Schmeicheln nicht berücken.
Schau her, da ſteigt der Mond empor;
's iſt Nacht, wir müſſen jetzt uns trennen.
Doch wenn die Welle dich umſchmiegt,
Laß dir von ihrem Flüſtern nennen,
Wo Schatz der See verborgen liegt;

„„Den wollen wir zuſammen heben,
Dann fahr' ich mit dir ohne Graus,
Und dann — welch herrlich frohes Leben
Erwartet uns im eignen Haus!““ —
Er wollte liebend ſie umfangen,
Doch ſie entſchlüpfte ihm im Nu; —
Der goldne Mond war aufgegangen,
Er eilte ſeinem Nachen zu.

Digitized by Google

Das Netz war längſt hinabgeſenket,
Georg ſaß ſtill in ſeinem Boot,
Und künft'ger Zeiten er gedenket,
Ob ſie ihm bringen Freud', ob Noth;
Ob er in enger Fiſcherhütte
Auch finden mag, wonach er ringt,
Ob einſt in Weib und Kinder Mitte
Die Sehnſucht nicht mehr zu ihm dringt; —

Die Sehnſucht, dieſe glüh'nde Sonne,
Die jedes Aug', ſo ihre Pracht
Begeiſtert, für der Erde Wonne
Und Schätz' und Luſt erblinden macht. —
Da kommen leiſe, ſüße Töne
Fern über's Waſſer hergerauſcht,
Er trocknet eine große Thräne,
Und Ohr und Blick und Seele lauſcht.

Gezogen von Wogen,
Die Euch nicht gehorchen,
Getragen von Klagen
So heute wie morgen,
Umgaukelt, geſchaukelt
Von flüchtigen Trieben,
Mit Zwecken, die necken,
Was wißt Ihr vom Lieben?

Gewinnen und minnen
Erfüllt Eure Tage,
Ihr wanket und ſchwanket
In kindiſcher Plage;
Ihr haltet, geſtaltet
Das Ewige nicht,
Und bebend, verſchwebend
Das Daſein zerbricht.

O Menſchen, Ihr Armen,
Wie trüb' Euer Loos!
Ihr könnt nur erwarmen
In liebendem Schooß,
Und Lieb' iſt auf Erden
So dürftig, ſo kalt,
Hat nicht über Seele
Und Herz nicht Gewalt!" —

So klingt das Lied. — Iſt es geſungen,
Iſt's Geiſterſtimme, die es ſpricht;
Iſt's aus der Tiefe her erklungen —
Georg, entzückt, begreift es nicht.
Ihm iſt, als ob die zarten Töne
Im eignen Buſen ihm erwacht,
Als ob ein Echo voller Schöne
Sie herrlich dann hervorgebracht.

„Wer biſt du, zauberhaftes Weſen,
Das mir in meiner Sprache ſingt? —
O, zeig' dich mir, laß mich geneſen
Von Unruh, ſo die Bruſt durchdringt! —
Ich breite ſehnend meine Arme
Nach der geliebteſten Geſtalt,
Daß ſie an meiner Bruſt erwarme —
Doch immer bleibt ſie ſtumm und kalt;

„Und was ich ſag' und wünſche, deutet
Sie immer in dem engſten Sinn . . . . —"
So murmelt er — und plötzlich gleitet
Ein Nachen ihm zur Seite hin
So blendend wie von Bergkryſtallen,
Wie eine Seeroſ' zart und leicht,
Und keine Ruder hört man ſchallen; —
Georg ſchaut hin, erbebt, erbleicht. —

Ein ſchönes Weib ſitzt in dem Nachen. —
Ob ihn das Seegeſpenſt verſucht? —
Er eilt, das Kreuze ſchnell zu machen,
Und wendet dann den Kahn zur Flucht.
Da ruft die Stimme, die geſungen,
Mit melancholiſch ſüßem Ton:
„„Dein Klagen iſt zu mir gedrungen,
Nun fluchſt du mich, iſt das mein Lohn?"" —

„Wer biſt du, Weib? — Ich ſuh dich nimmer,
Vor deinem Glanz beb' ich zurück!
Es bricht ein überird'ſcher Schimmer
Aus deiner Wunderaugen Blick,
So wie des Mondes Silberſtrahlen
Zerſchmelzen auf der dunkeln See, —
Dein Kahn ſind Perlenmutterſchalen; — —
Du biſt 'ne Meermaid, eine Fee."

„„Ich bin's, nach der voll heißem Sehnen
Dein durſtend armes Herz verlangt,
Das nur zum Troſt an ird'ſche Schönen
Sein Wünſchen und ſein Lieben hangt.
Ich bin's, die längſt dir vorgeſchwebet
Im nächtlichen, im Tages-Traum,
Vor der verſchwindet, was da lebet,
Wie vor der Perle — Meeres Schaum.

„„Ich bin's, nach der du liebend breiteſt
Die Arme aus im Sternenlicht,
Wenn einſam auf der Flut du gleiteſt, —
Ich bin's, Georg! kennſt du mich nicht? —
Du haſt Erhörung nicht gefunden,
Wie du auch flehteſt, bei der Braut,
Ich theile deine ſtillen Stunden . . . . —""
„Wer hat, o Weib, dir das vertraut?

„Wie kenneſt du mein armes Leben,
Was kümmert dich der Fiſchersmann?
Geheimnißvolle Fäden, weben
Sie mich an ſolch ein Weſen an?" —
„„Geheimniß trägt und lenkt die Welten,
Des Räthſels Wort ſich nie dir bot; —
Auf ſpannenweit mag Löſung gelten, —
Doch faßt du Liebe oder Tod? —

„„Nach Freiheit dieſes mächt'ge Drängen?
Den Wunſch, zu ruhn und thun zugleich?
Begreifſt du's, was den Buſen ſprengen,
Erſchaffen möcht' ein Weltenreich? —
Dich ſelbſt kannſt du ja nicht verſtehen,
So gib dich furchtlos mir denn hin,
Und laß das kindiſch eitle Spähen
Nach meinem Weſen. Sieh, ich bin! —

„„Ich liebe dich mit jener Liebe,
Die nur in Träumen dich beſchlich,
Weil ſie auf Erden dämmert trübe,
Ich liebe dich, ich bin für dich!"" —
„Weißt du denn nicht, die holde Clara
Iſt meine Braut, iſt lieb und gut!
Wir wandeln froh bald zum Altare,
Das ſtillt vielleicht der Sehnſucht Glut.

„Dann hab' ich ja den kleinen Hafen
Des Lebenszweckes ſtill erreicht,
Durch Müh' und Arbeit, Sorg' und Schaffen
Werd' nimmer ich daraus verſcheucht." —
„„Du wirſt es nicht durch Sorg' und Mühe,
Du wirſt's durch deiner Seele Drang;
Er warnt vor Eiſenketten! — fliehe! —
Bereite dir nicht Untergang!"" —

„Könnt' ich ihn denn bei dir nicht finden? —
Weiß ich's, ob du nicht, ſchönes Weib,
Dich mit dem Böſen magſt verbünden,
Mir zu verderben Seel' und Leib?" —
„„Ich kenne nichts von deinem Böſen,
Und Falſchheit zog mich nicht empor,
Ich kam, von Qual dich zu erlöſen,
O Thor, du Thor, du armer Thor!

„„Ich brauch' dich nicht. Für Ewigkeiten
Liegt meine Zukunft golden, licht,
Ich kann die deine dir bereiten,
Du ſchwacher Träumer kannſt es nicht. —
Noch einen Rath, bevor wir ſcheiden:
Dort liegt der Erde dürftig Loos,
Begnüge dich mit ihren Freuden;
Kannſt du es nicht — mach' ſchnell dich los!

„„Wenn du mich rufſt, ſo werd' ich kommen!""
Verſchwunden war das zarte Boot.
Die Sterne allgemach verglommen,
Im Oſt entbrannte Morgenroth.
Georg umfing ein Heer von Träumen,
Dann der erquickend ruh'ge Schlaf,
Bis ihn aus blauen Himmelsräumen
Ein heller Strahl der Sonne traf.

„Wie hab' ich doch so schwer geträumet!"
Ruft er, „und wie ist mir geschehen,
Daß ich so ganz und gar versäumet,
Nach meinem Netz mich umzusehen." —
Doch alles Suchen nach dem Netze
Blieb ohn' Erfolg, es war dahin,
Mit ihm des Fischfangs reiche Schätze,
Mit ihm die Hoffnung auf Gewinn.

Er schlich betrübt und tief geschlagen
Sich fort am sand'gen Meeresstrand.
„Was wird schön Clärchen dazu sagen!
Schon hat sie Träumer mich genannt;
Jetzt bin ich's wohl! — Vor den Gestalten,
Die ich im Schlafe jüngst erschaut,
Verschwindet ganz der Erde Walten,
Das ohnehin mir nicht vertraut." —

Schön Clärchen sprang ihm froh entgegen:
„„Nun sprich, Georg, wie war der Fang?"" —
„Das Glück liegt nicht auf meinen Wegen!
Ich hatte Träume süß und bang
Von Himmelsstimmen, Wunderaugen, —
Darob verlor ich Fisch und Netz . . . . —"
„„Da siehst du's! — Deine Träume taugen
So wenig wie dein leer Geschwätz.

„„Wer weiß, ob du zum Lieb erkoren
Nicht irgend eine Wasserfei,
In ihrem Arm dein Netz verloren . . . . —""
„Nein, Clara, nein! ich bin dir treu." —
„„Was hilft mir aber deine Treue,
Wenn du so gar nichts für mich thust,
Vor meinen Augen hier auf's Neue
In deinen Schwärmereien ruhst? —

„„Das große Netz ist fort! — Die kleinen,
Sie hangen dort vor deiner Thür,
Laß unsre Kräfte uns vereinen,
Und schnell ins Boot — ich geh' mit dir!"" —
„Sie geht mit mir, um zu gewinnen!" —
So denkt er, doch er sagt es nicht; —
Und nimmer wich aus seinen Sinnen
Das schöne nächtliche Gesicht.

In Arbeit war der Tag entschwunden,
Schon Clärchen hat ihm hold gelacht.
Jetzt nahen wieder jene Stunden,
Wo einsam er im Kahne wacht.
Wird ihm das Zauberlied erklingen,
Das ihn in Schlummer eingewiegt? —
(Wähnt er) — das sich mit Taubenschwingen
Liebkosend um die Brust ihm schmiegt? —

Doch Alles stumm! — Die Wogen rauschen
Uralten, ewigen Gesang;
Kein andrer Ton ist zu erlauschen. —
Da ruft er in dem Seelendrang:
„Du schweigst mir, Holde, schweigest immer,
Und ich bin noch in Sehnsucht wach!
O, mich verlangt nach Traumes Schimmer,
So wie den Kranken nach dem Tag.

„O, laß mich deine Stimme hören,
Versinken mich in deinen Blick,
Worin die Sterne sich verklären . . . . —"
„„Da bin ich! rufst du mich zurück?""
So flüstert's, und der kleine Nachen
Schwebt silberglänzend zu ihm her.
„Um Gott! — Ist dies denn wirklich Wachen?
Kein Traum? — Was neckst du mich so sehr?" —

„„O, fern von Neckerei und Scherzen! —
Der allertiefsten Wahrheit Bild,
Wie es verborgen dir im Herzen
Seit frühster Kindheit, ungestillt,
Ein selig Märchen ist erschienen,
Das man nicht glaubt, doch liebend hegt, —
Du siehst es jetzt! — Die Blätter grünen,
Die Zauberblüthe auf sich schlägt.

„„In Duft und Glanz: — du darfst sie pflücken,
Sie fällt von selbst in deinen Schooß;
O, wolle sie ans Herz nur drücken,
Und überirdisch, strahlend, groß,
In ewiger Jugend sel'ger Schöne,
In hoher Freiheit Himmelsluft,
Und ohne Jammers bittre Thräne,
Wie ohne Furcht vor Tod und Gruft,

„„Wird reich dein Dasein sich entfalten
Zu ungeahnter Harmonie.
Doch deiner Erdenwelt Gewalten,
So fesselnd und so matt, entflieh!
Dort will die Liebe — Hütten bauen,
Die Sehnsucht ruhn — am warmen Herd,
Die große Hoffnung — Früchte schauen,
Wovon sich der Besitzer nährt.

„„Woran sich deine Seel' auch hanget,
Und wie sie strebt nach sicherm Port,
In Zweifeln jubelt und erbanget —
Befriedigung — sie wohnt nicht dort.
Für dich nicht dort! — Denn weit und weiter,
Als selbst des Adlers kühner Flug —
Des hohen Strebens hoher Deuter, —
Dich Wollen und Verlangen trug.

„„Brich der Gewohnheit arme Ketten,
Zum Glücklichsein o habe Muth,
Auf diesem Weg kannst du dich retten! —
Was in der Zukunft Schleier ruht
Von Druck und Schmerz und gift'gen Sorgen,
Von herber Schmach, von Reu und Pein,
Es ist vor deinem Blick verborgen; —
Ich weiß, es wird dein Schicksal sein.

„„Dein Lächeln ob der Menschen Handeln,
Und Thun und Treiben rächet sich;
Sie werden es in Thränen wandeln! —
O komm, Georg, ich schütze dich!
Dir öffnen sich die weiten Hallen
Tief unten auf dem Meeresgrund,
Wo mächt'ge Säulen von Korallen
Der Perlenmutter-Kuppel Rund

„„Seit Ewigkeiten unterstützen,
Wo Wunderwesen dich umstehn,
Wo Schätze dir entgegenblitzen,
Die nie geahnt du, nie gesehn;
Wo du des Daseins Glanz und Helle
Wie ein Unsterblicher erschaust,
Indessen droben mit der Welle
Der Zeitenstrom vorüberbraust.""

So spricht das schöne Weib, umwoben
Das Götterhaupt vom Sternenkranz.
Sie steht im Nachen hoch erhoben,
Auf ihrer Stirne strahlt ein Glanz
Von Lieb', Erbarmen, tiefer Trauer,
Mit überirdischer Gewalt. —
Georg erbebt. Ihm ist, als schau' er
Verkörpert ew'ger Lieb' Gestalt.

Sie beugt sich lockend zu ihm nieder,
Und mit den zarten Händen winkt
Sie leis und weich, wie Schwangefieder; —
Da schließt sein Auge sich, er sinkt
Und sinkt, und lispelt im Versinken:
„O, wie ich still und selig bin!
Laß deinen Zauberkelch mich trinken,
Du Göttliche, nimm ganz mich hin!" —

Und lieblich wirbelt's auf den Wellen,
Wo nur ein leerer Kahn noch schwebt,
Von Stimmen, unsichtbaren, hellen,
So wie die Abendglocke bebt:

Die reinsten der Perlen,
Wir suchen sie aus,
Und hegen sie sorgsam
Im schützenden Haus.

Digitized by Google

Was unser geworden,
Das schwebt durch die Zeiten,
So hell wie am Himmel
Die Sterne nicht gleiten.

Der Erden Getümmel
Bei uns nicht ertönt,
Erlangen und Streben
Den Willen nicht höhnt.

O, seliger Jüngling,
Dir war wohl beschieden
Die himmlische Ruhe
Ohn' banges Ermüden.

Du brachest die Fesseln
Mit sehnendem Sinn,
Befriedigung ist jetzt
Dein Lohn und Gewinn.

Zwei goldene Loose
Nicht konnten dir werden,
Dir blieb nur das Wählen
Von Himmel und Erden.

Du hast überwunden
Die bängliche Wahl,
Jetzt theilst du auf ewig
Unsterblicher Mahl;

Jetzt weilst du geborgen
In stillen Regionen,
Wo Jammer und Plage
Des Lebens nicht wohnen.

Die zaub'rische Tiefe
Ist jetzo dein Haus,
Das Meer gibt den köstlichen
Schatz nicht heraus.

Doch wem auf der Erde
Sich Schönes erschließet,
So ist's, weil der Liebling
Der Meerfeen ihn grüßet.

Und wen auf der Erde
Das Leben nicht hält,
Er komme, er komme
In unsere Welt!"

Wie lang' schön Clärchen tief im Herzen
Wohl trug des armen Fischers Bild,
Ist ungewiß; — von heißen Schmerzen
Schien sie nicht allzusehr erfüllt.
Gewiß ist's, daß nach halbem Jahre,
Als heitre, wohlgeschmückte Braut,
Sie einem Andern am Altare
Ward froh und freudig angetraut.

Melusinens Geschichte *).

Während sich eine neue Umwälzung in Margaritas Schicksale bereitete, von der Ulrich ihr nicht eher etwas mittheilen mogte, als bis er ihr in voller Freiheit gegenübertreten konnte, lebten beide Schwestern zärtlich mit einander fort — obgleich jede im Stillen ihre besondere Sorge hatte: Melusine — wegen der Wirkung ihres Briefes auf Ulrich; Margarita — wegen der augenscheinlichen Verschlimmerung von Melusinens Zustande. In der ersten Zeit schien sie sich zu erholen, denn die Freude, die veränderte Luft, die große Beruhigung über Hulderichs Zukunft wirkten wohlthätig auf sie; doch bald trat die Reaktion ein, der Aufregung folgte die größte Hinfälligkeit, und der Arzt verheimlichte ihr auf ihre dringende Frage nicht, daß sie sich im letzten Stadium der Nervenschwindsucht befinde; doch wie lange dies dauern werde, hänge freilich ganz von ihren Kräften ab, sobald kein störender Zufall es verkürze. Sie war zufrieden mit dieser Erklärung. Sie litt nicht viel, keine Schmerzen, keine Beängstigungen; nur nächtliche Fieber zehrten sie auf und ließen ihr eine so grenzenlose Schwäche zurück, daß sie den ganzen Morgen voll tiefster Stille und Einsamkeit brauchte, um sich zu erholen und zu besinnen. Je später am Tage, desto besser fühlte sie sich; dann verließ sie die Chaise longue, schwankte im Garten, auf Margarita gestützt, etwas umher, und blieb auf einem bequemen Sopha liegend, bis zur Abendkühle in der freien Luft. Das war ihre gute Zeit! dann sprach sie lebhaft und über alle Gegenstände und Verhältnisse mit Margarita, scherzte mit den Kindern, und man hätte sie in voller Gesundheit wähnen dürfen, wenn der Körper Schritt gehalten mit der geistigen Regsamkeit. Aber die Morgenschwäche dauerte immer länger, die kurzen Promenaden im Garten wurden immer kürzer; sie genoß fast gar nichts mehr, und ihre Magerkeit ward gespenstisch.

„Margarita," sagte sie eines Abends, „hast Du mich lieb?"

„Wie sollt' ich nicht!" rief Margarita, zärtlich ihre durchsichtige Hand küssend. „Du bist Alles, was man liebt — bist sanft, geduldig, stark, demüthig" . . . .—

„Gut, meine Margarita!" unterbrach Melusine, „Du liebst mich also. Weißt Du wohl, daß in der Bibel steht: „Die Liebe decket auch der Sünden Menge?"

„Ja," entgegnete Margarita, „Petrus sagt es. Seine glühende, schwankende Flammenseele, die ihn mancher Schwäche zieh, flüchtete sich in sich selbst zur läuternden Kraft der Liebe zurück, und machte sie zum Purgatorium der Seelen."

„So verstehst Du es!" entgegnete Melusine gedankenvoll; „Dir ist die Liebe wirklich zum Purgatorium des Herzens worden, durch welches Du hindurch und in das Paradies gegangen bist, in das himmlische Paradies voll Ruhe und Frieden, schon hier auf der stürmischen, versinsterten Welt. Ja, Deine Liebe ist so schön, so rein, so klar, daß sie abgewaschen hat, was von menschlicher Schwäche in Dir gewesen. Aber sieh! ich verstehe anders die Worte des Apostels: nicht meine Liebe deckt meine Sünden zu, sondern die fremde Liebe thut es! Du thust es und Gott wird es thun. Welch' ein göttliches Buch ist das, das jedem Bedürfniß entgegen kommt, und in den einfachsten Worten zu Jedem die Sprache spricht, die er versteht."

„Und dennoch zanken sich die Menschen um dieses Buches willen," sagte Margarita, „errichten auf dasselbe ein System, das sie Kirche nennen, und bemitleiden diejenigen als Blinde, wenn sie nicht gar sie hassen und verfolgen, welche nicht zu derselben gehören."

„Ob die Reformatoren berechnet haben, was sie thaten," fragte Melusine, „als sie dies Buch für ein Gemeingut aller Menschen erkämpften? ob sie daran gedacht haben, daß dadurch in den verschiedenen Kirchen, die sie gründeten, nichts so überflüssig werden dürfte, als deren Priester? Die katholische Geistlichkeit ist ganz wie das Priesterthum der Alten, ist eingeweiht in die göttlichen Mysterien, deutet und erklärt sie den Profanen, verbietet jede Forschung, wie man Kindern verbietet mit Feuer und Waffen zu spielen, und gestattet ihnen nicht ein Buch, worin geschrieben steht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet." Daß die Menschheit sich nicht dieses Gängelband der Intelligenz gefallen lassen kann, haben die zahllosen, sogenannten Ketzereien in der katholischen Kirche und endlich die Reformation bewiesen. Aber ich finde, daß von dem Augenblick an, wo man uns die Bibel gegeben, die Geistlichkeit ihr Amt des Hohenpriesters abdizirt hat, und nicht mehr Führer und Berather der Seelen sein und für deren Heil sorgen kann; denn der Mensch, der vom Leben geprüft worden und durch ernste Schicksale in sich selbst zurückgeführt ist, wird sich aus der Bibel eindringlichere, trostreichere, umfassendere Lehren und Erquickungen schöpfen, als wenn er sich dieselben durch Geistliche erklären ließe, die aus der Religion eine Wissenschaft, oder ein Schulgezänk, oder ein Buchstabengesetz, oder ein Glaubensformular machen. Auf die Menge, die nicht denken mag und nur oberflächlich in Begebenheiten, nicht innerlich in Schicksalen lebt, mögen sie Einfluß haben, aber nur weil die sich ihrer Rechte aus Stumpfsinn, Unbeholfenheit, Gleichgültigkeit begiebt. Dann treten sie wieder in das Verhältniß der katholischen Geistlichkeit, und lehren, was man zu glauben habe. Sie sprechen zwar, sie lehrten einen reineren Glauben; doch die Katholiken sagen dasselbe. Ach, die alten Reformatoren haben die Pforten geistiger Anarchie geöffnet, und es thut uns ein neuer Noth, der sie schließt, ohne uns unter den Absolutismus zu schleudern, den wahrlich nicht die katholische Kirche allein lehrt. Ich war vor mehren Jahren in Berlin, zerknirschten und traurigen Herzens, nachdem ich eine Reihe von Jahren in Italien gelebt hatte. Wie man dann ist, wenn man sich sehr elend fühlt; man sucht Hülfe überall: ich ließ einen Geistlichen zu mir rufen, von dem ich hatte reden hören als einem feurigen Apostel. Ich hatte mir einen Paulus vorgestellt, und ich fand einen fanatischen

*) Aus Ulrich Th. II. S. 221 ff.

Digitized by Google

Eiferer, der aus der Welt Alles herausschaffen wollte, was den Blick „vom Kreuz," wie er es nannte, abzog; der die Liebe für die Kunst sündhaft, und für die Natur heidnisch nannte; dem alle Dichter ein Greuel waren, die keine geistlichen Lieder gedichtet; der mir bittere Vorwürfe machte, weil ich zuweilen in die katholische Kirche ging, vom Bedürfniß getrieben, an heiliger Stätte zu knien und zu beten; der die Republik für eine Institution des Teufels ansah, weil Gott bei den Hebräern die monarchisch-theokratische eingesetzt und weil die Bibel von keiner andern erzähle; der den schneidendsten, politischen Absolutismus vertheidigte, vorausgesetzt, daß in einem so organisirten Staat die Kirche ihren eigenen, unabhängigen Körper und den Absolutismus über die Seelen bewahren dürfe; der mir Bücher zu lesen gab, in denen „das Eine, was Noth thut" endlos und unüberzeugend, weil einseitig, paraphrasirt wurde, untermischt mit immer wiederkehrenden Redensarten von der „Wiedergeburt," und von der „Vielvergebung des Heilandes." Dieser Mann wollte sich zugleich meiner ganzen Existenz bemächtigen, nicht nur meine Lektüre und Beschäftigungen leiten, sondern mir auch die Kirchen bestimmen, um dem Gottesdienst beizuwohnen, mich in Kreise einführen, wo die Ansichten herrschten und praktisch angewendet wurden, die er aussprach, sogar meine Wohlthätigkeit regeln und gewissen Personen zuwenden. Philipp II. setzte im Eskurial 130 Hieronymiten ein, nicht um für ihr eignes Heil zu sorgen, sondern um Tag und Nacht Messen zum Heil seiner Seele zu lesen. Dieser Mann schien die Bekehrungen zu suchen, als würde sein Heil und nicht das der Bekehrten dadurch gefördert, und als bringe es ihm Ehre vor Gott, meine Seele aus den Schlingen des Bösen zu reißen. Er war die Incarnation der Intoleranz. Das sagte ich ihm offenherzig, und nach drei Wochen war unser Verkehr für immer abgebrochen."

„Und wandtest Du Dich an keinen andern Geistlichen?" fragte Margarita.

„Ja," sagte Melusine, „ich that es, ich fühlte mich so schwach, daß ich durchaus die Stütze der Religion, von fremder Hand geboten, begehrte. Ich hielt mich selbst für unwürdig, aus heiliger Quelle zu schöpfen; ich fürchtete sie zu trüben, durch den Staub, der an mir haftete. Darum suchte ich die Bekanntschaft eines Mannes, der einer andern Schule, Partei, Richtung — wie soll man's nennen? angehörte. Der Stifter dieser Schule war ein Mann gewesen von seltenem Geist, umfassender Bildung, vertraut mit dem Alterthum, witzig und fein, und dabei durchdrungen von wahrhaft religiösem Sinn: so hörte ich ihn beurtheilen; er war kürzlich gestorben. Ich bildete mir ein, es müsse etwas von diesem klaren, hohen Geist auf seine Jünger übergegangen sein, und ich müsse in deren Ansichten den Schlüssel der hohen Mysterien finden, nach denen meine Seele lechzte. Ich lernte also einen gescheuten und gebildeten Mann kennen, einen Mann von Welt und von recht einnehmenden Manieren, der gewandt, lebhaft und mit einer gewissen blendenden Dialektik sprach, und mir verschiedene Bücher seines Lehrers gab, Predigten und Reden über die Religion. Ich las sie durch, mit großer Aufmerksamkeit, mit heißer Sehnsucht nach der Erquickung, die aus der Andacht quillt. Statt dessen fand ich einen gewandten Rhetoriker, der äußerst geschickt mit dem Wort an den Radien des Kreises umherwirbelte, ohne je einen überwältigenden Schlag in dessen Mittelpunkt hinein zu thun; der alle Schalen säuberlich ablös'te, ohne je den Kern einfach, frisch und kräftig zu geben; der Zweifel und Einwürfe widerlegte, indem er sie im Wortkampf ermüdete, doch nicht indem er sie gründlich und eisern aus dem Sattel hob; der die Fackel der Intelligenz nicht zu einer erwärmenden Sonne machte, sondern der damit Girandolen und Kronleuchter anzündete, welche mehr blendeten als erleuchteten. Nachdem ich jene Bücher gelesen, gab ich sie zurück und sagte: die Reden wären an „Gebildete" gerichtet, und die Predigten vermuthlich auch — obgleich dieser Zusatz auf dem Titel ihnen fehle — ich aber gehöre, was die Religion beträfe, den ungebildeten Fischern und Zöllnern an, zu denen Christus gesprochen. Dies zersetzende, skelettirende Verfahren komme mir vor, wie eine Aufgabe der Wissenschaft, nicht wie eine Eingebung der Conviction; aber diese Wissenschaft stehe seinem Lehrer freilich dermaßen zu Gebot, daß, wäre er in der römischen Rota Advocatus Diaboli gewesen, so würde der schneeweißeste Heilige nimmermehr die Ehre der Heiligsprechung erfahren haben. Damit endeten meine Beziehungen zu meinem zweiten Beichtvater. Meine Intelligenz war nicht entwickelt genug, um kein Unbehagen in dem zersetzenden Element seiner Schule zu finden; er war zu fein und zu kalt, um mir als Lebensluft zu dienen, so wie das Element des Ersten mir zu dumpf und zu deprimirend gewesen war. Dieser und seine Partei wollten den tiefen, welterschütternden Glauben, die heilige Simplizität der Apostel in unsere Tage zurückführen; aber ach! sie hatten dazu nur die Form, nicht das Wesen ergriffen: sie waren fanatisch wie Rechtgläubige, nicht demüthigfromm wie Gläubige. Jener und seine Partei wollten, wie die Kirchenväter, ernstes Studium, schlagende Dialektik, tiefe Kenntniß der Dinge mit einem hohen Glauben verbinden; aber ach! über der vielseitigen Kenntniß kamen sie nicht hinweg und zur Erkenntniß! sie konnten nicht überzeugen wie die Kirchenväter, sie wollten überreden. Nun wirst Du meinen, ich müsse für immer abgefunden sein! Nein, Margarita, ich war es nicht! Therese, meine gute, treue Therese, die noch jetzt bei mir ist, kehrte eines Sonntags ganz verklärt aus der Kirche zurück und erzählte mir Wunder von der Predigt, die sie eben gehört. Ich ging am nächsten Sonntag mit ihr, um diesen Mann zu hören; ich freute mich unsäglich darauf, so recht im Herzensgrunde erschüttert zu werden, und was mich erschüttert, ist etwas so Geringes, daß man meint, man müsse es auf jedem Schritt und Tritt finden: Wahrheit und Einfachheit. Ich fand einen so matten, herzlosen, in die drei banalen Abschnitte getheilten Kanzelvortrag, daß ich mich nicht enthalten konnte, Theresen meine Enttäuschung zu gestehen. Zu meinem Erstaunen pflichtete sie mir bei, nicht aus Respekt, sondern aus Ueberzeugung. Sie fand wie ich die Predigt unter dem Mittelmäßigen. Das setzte mich in Verwunderung; Menschen von geringer Bildung sind gewöhnlich eisern hartnäckig in irgend einer Vorliebe. Ich befragte sie genauer über die erste Predigt, und endlich kam Folgendes heraus: es war der Tag Aller Seelen gewesen, den die Protestanten das Todtenfest nennen. Therese hatte in diesem Jahr, ehe sie zu mir kam, ihren Bräutigam acht Tage vor ihrer Hochzeit verloren: ihre tiefe Rührung entsprang aus ihren Erinnerungen! — Dieser unbedeutende Umstand hatte eine unglaubliche Wirkung auf mich. Ich sprach zu mir selbst: „Melusine, „dein Glaube muß geboren werden aus den Eingeweihten deines „Lebens: dann wirst du Trost, Erhebung und Führung — und „das ist Religion! — wie die arme Therese überall, sogar in dem „hohlsten Wort finden; überall, in jeder That, in jedem Schick„sal, in jedem Streben, sei es noch so dürftig, armselig und be„schränkt, oder glorreich und groß; überall! folglich auch in dir „selbst, arme Melusine, denn bei den Allerschwächsten steht „Gott." — Seitdem bin ich ruhig worden, weil Aengste und Verzweiflung, diese Harpyen des Herzens, von mir weichen. Vorher! . . . o meine Schwester, hör' an, wie es vorher in mir gährte und wühlte! hör' an mein Leben:

Dort unten am Rhein, auf dem kleinen Gütchen unserer Eltern, verlebte ich die Kindheit und erste Jugend. Beide fielen in die Zeiten der Unterdrückung, des Kampfes gegen die Knechtschaft, der Kriege, der Exaltation für Freiheit und Vaterland, der übertriebenen Hoffnungen und extravaganten Foderungen, welche sich später auf diese beiden großen Worte stützten. Unser Vater hatte die letzten Feldzüge mitgemacht. In der Schlacht von Waterloo am Kopf verwundet, kehrte er nur zu uns zurück, um ein Jahr darauf zu sterben. Wie ich ihn jetzt beurtheile, war er ein glühender Schwärmer, dermaßen vertieft in seine Fictionen von Freiheit und Menschenglück, daß seine Utopie ihn genug absorbirte, um ihn nie deren praktische Anwendung versuchen zu lassen. Ich betete ihn an! er war mir ein Orakel, ein Quell der Weisheit und Liebe, ein hoher, heiliger Geist, den ich vergötterte mit dem inbrünstigen Cultus, welcher jungen, heißen Seelen ein Bedürfniß und ein Entzücken ist. Er entwickelte gar nicht meinen Verstand, übte gar nicht mein Urtheil, brachte gar keine Klarheit in den Wust von Ideen, die in meinem Kopf wie Bienenschwärme summten: er konnte es vermuthlich nicht! er nährte nur meine Phantasie mit allen Dichtern der Welt und mit seinen eigenen Imaginationen. Ich war kaum vierzehn Jahre alt, als er starb. Ich fühlte mich namenlos elend. Ich betrauerte nicht bloß den Verlust des Vaters, sondern mich selbst. Mir schien, als sei mein Herz mit ihm begraben. Ich wußte nicht, wohin dies brausende Herz wenden, mit seinen goldnen Träumen und seiner flammenden Sehnsucht. Unsere Mutter ist die Praxis in der allerengsten Form, des alleralltäglichsten Lebens, lediglich sich beschränkend auf dessen materiellen Inhalt, auf die Haushaltung, auf unser physisches Wohlbefinden, auf Ersparnisse zu unserer dereinstigen Aussteuer. Sie beschäftigte mich fast unausgesetzt mit Handarbeit, sie unterhielt sich nicht mit mir, sie vertraute mir nichts zu beaufsichtigen, zu ordnen und zu führen an — wär' es der Garten gewesen .... oder nur der Hühnerhof .... ja, hätte sie mich an den Feuerherd gestellt, so hatte ich doch etwas meine Gedanken bändigen und den Realitäten zuwenden müssen. Nun saß ich da, nähte wunderschön und mit fliegender Geschwindigkeit alle Kleider für sie, für Dich und mich, und alle Wäsche, welche das Haus in der Gegenwart und für die Zukunft brauchte — und die Gedanken, oder vielmehr die fessel- und regellosen Phantasien schweiften während der Zeit durch Himmel und Erde. Handarbeit ist vortrefflich, um Geschmack, Geschicklichkeit und Ordnung junger Mädchen zu üben; aber es müssen ein Paar beisammen sein und mit einander plaudern, oder Eltern und Erzieher müssen die Einsame plaudern machen; sonst ist sie tödtlich durch mechanisches Einerlei, und verdummt oder exaltirt. Ich hatte

Digitized by Google

keine andere Unterhaltung als meine Bücher, meistens Gedichte und Schauspiele, und einige Romane, aus der kleinen Bibliothek unsers verstorbenen Vaters. Die Monologe der Schauspiele lernte ich auswendig, auch wol ganze Szenen, und Abends im Garten deklamirte ich sie laut, und dann schien mir, als ob ich selbst all' diese großen Schicksale erlebe. Ich weinte, ich klagte, ich trauerte mit Iphigeniens, Marie Stuarts und Theklas Worten, und mit meiner eigenen Seele. Es waren in mir Aspirationen nach unbestimmtem Glück und nach unbekannten Schmerzen von solcher Vehemenz, daß ich mich wundere, wie mein Körper ihnen widerstand. Bald wollt' ich sterben, um die himmlische Seligkeit zu genießen! bald wollt' ich leben, aber in stärkeren Emotionen und in weiteren Kreisen, als ich um mich her leben sah. Wie manche Sommernacht verbrachte ich unter den großen Nußbäumen, auf dem Hügel, am Ende des Gartens — von wo ich im Mondenschein den Rhein silberstrahlend erblicken konnte! welch' ein geheimnißvolles Leben regte sich in den stillen lauen Nächten um mich her, im Geflimmer der Sterne, im Säuseln des Laubes, im Duft der Weinblüte, in dem geisterhaften Geflüster, das durch die nächtliche Natur zieht und wie ein heimliches Liebesgespräch zwischen Himmel und Erde klingt! Ich kannte alle Sterne und alle Pflanzen, nicht wie die Wissenschaft sie kennt — ach nein! von diesem Blitzableiter für die Stürme der Gefuhle hatte ich keine Ahnung! aber vielleicht so wie die Chaldäer oder wilde Völker sie gekannt haben mögen. Ich knüpfte an den Auf- und Untergang, an das hellere und trübere Licht der Sterne Hoffnung und Erfüllung. Ich brachte meine mysteriösen Wünsche mit der Blüte der Blumen in Verbindung, die ich wie Hieroglyphen eines süßen, tiefsinnigen Räthsels betrachtete, dessen Lösung ich ersehnte, ohne es finden zu konnen. Einsam und unbeschäftigt wie ich war, ohne gesunde Nahrung für Geist und Herz, ohne irgend einen Spielraum, um dem brausenden Bedürfniß der Lebensthätigkeit zu genügen, betracht' ich es wie ein Wunder, daß ich nicht den Verstand verlor. Meine Organisation muß wol mit allen Kräften und Gaben ausgestattet gewesen sein.

Du, zehn Jahre jünger als ich, warst damals ein kleines Kind, das ich sehr liebte, dem ich Unterricht im Lesen, Schreiben und Nähen gab, und das meine Bemühungen mit großer Gelehrigkeit und rührender Zärtlichkeit belohnte. Wir waren sehr gute Freunde, ich rezitirte Dir meine Lieblingsgedichte, ich sprach mit Dir wie mit den Wolken und Blumen, ich wiederholte Dir so lange kleine Lieder, bis Du sie auswendig behieltest, ich machte Deinen Puppen schöne Kleider und spielte Dir mit ihnen, zu Deinem höchsten Ergötzen, Komödien vor. Du warst mein Trost, mein Labsal und meine Freude, denn Du warst mit Allem zufrieden, und bewundertest Alles, was ich sagte und trieb, und bei Dir konnte ich doch ein wenig diesen verzehrenden Drang befriedigen, der etwas thun wollte für einen lieben Gegenstand.

Als Du sieben, und ich siebzehn Jahre alt war, dachte die Mutter daran, Dir etwas bessern Unterricht geben zu lassen, als ich es vermogte. Ich hatte wenig gelernt. Mein einziger Lehrer in allen Künsten und Wissenschaften war der Cantor von Rüdesheim gewesen, der von meinem achten bis zu meinem fünfzehnten Jahr alle Mittwoch und Sonnabend Nachmittag um drei Uhr kam und bis sieben oder acht Uhr Abends mir Unterricht in der Geographie, der Natur- und Völkergeschichte und in der Musik gab. All der wissenschaftliche Unterricht war mir ein Greuel — vermuthlich weil mein lieber alter Cantor einen unbeschreiblich schwerfälligen Vortrag und nicht die geringste Darstellungsgabe hatte. Er legte seine Grammatik oder seine Landkarte vor sich hin, und wiederholte mir einen Satz so lange, bis mein Gedächtniß dessen Worte behielt, ohne einen Sinn mit ihnen zu verbinden. Hingegen die alte Geschichte und die Musik liebte ich leidenschaftlich, und mogte er immerhin den Plutarch monoton vorlesen, oder eine Sonate von Mozart oder Beethoven ohne große Energie vortragen, so blieb jenen unsterblichen Geistern doch genug vom eigenen Pulsschlag, um den meinen zu erwärmen und anzufeuern. Da ich den Plutarch fast auswendig wußte und mit einigem Talent und glühendem Eifer das Piano und den Gesang übte, so pries mein lieber Cantor, der ohnehin blinde Zärtlichkeit für mich hegte, meine ungewöhnlichen Gaben, und zauderte nicht meine Erziehung für vollendet zu erklären, als ich bei funfzehn Jahren confirmirt wurde. Die Wahrheit ist, daß ich von seltner Unwissenheit war, aber freilich mit Sinn und Fertigkeit das Piano spielte, mit reiner, wohlklingender Stimme sang und den Plutarch in eine Reihe mit meinen geliebten Dichtern stellte.

Die Mutter, vollkommen zufrieden mit meiner Erziehung, sehr erfreut, daß ich ihr und mir alle Abende die Zeit durch Musik vertrieb, wunschte, der Cantor möge Deine Bildung zu ebenso glorreicher Vollendung bringen wie die meine; aber er war alt geworden, er kam nur noch wöchentlich Ein Mal, um mit mir Musik zu machen, und zwar nicht mehr als Lehrer, sondern als amateur und aus Interesse für meine Fortschritte; er erklärte nicht mehr frisch genug zu sein und durch Rheumatismen am pünktlichen Besuch gehindert zu werden; er dürfe aber mit gutem Gewissen seinen Hermann empfehlen.

„Ist Ihr Neffe nicht mehr in Düsseldorf?" fragte die Mutter.

„Ach schon lange nicht mehr!" sagte der alte Mann traurig. „Er hat sich mit dem Graf H. wegen Erziehung der Kinder überworfen, sein Haus verlassen, in Aachen eine andere, sehr vortheilhafte Stelle gefunden, aber dort ein unglückliches Duell, wegen politischer Meinungen, gehabt, das den Verlust jener Stelle und die Lähmung seines linken Arms nach sich gezogen. Und so ist er denn seit vierzehn Tagen unbeschäftigt und zwecklos bei mir, da sich die guten Stellen doch auch nicht immer wie reife Birnen vom Baum schütteln lassen, und wird sich sehr zu einer so gelehrigen Schülerin, wie Fräulein Ida ist, freuen."

Fräulein Ida warst Du. Die Mutter machte noch die Bedingung, daß Hermann seine politischen Ansichten für sich behielte, denn sie wisse wol, sagte sie, was er für ein Erz-Demagog sei, worauf der Cantor demüthig die Achseln zuckte; — und Hermann kam am folgenden Tage und begann sogleich Deinen Unterricht.

Er machte mir einen beklemmenden Eindruck, obgleich er gewiß einer der schönsten Männer war, und in der sogenannten altdeutschen Tracht, mit dem schwarzen Sammtrock, dem zurückgeschlagenen Hemdkragen, dem gescheitelten, glatt herabfallenden, und auf dem Halse sich kräuselnden Haar, wie ein Gemälde von Van Dyk aussah. Damals wußt' ich aber noch nichts von Van Dyk, und als ich in meinem romanesken Kopf nachsuchte, ob diese ungewöhnliche Erscheinung nicht der idealen Schöpfung irgend eines Dichters entspräche, fiel mir Klopstocks Abbadona ein — und jenes Grauen befiel mich, das uns gewiß Emotionen zugleich suchen und scheuen laßt.

Maßloser Stolz, rastloser Ehrgeiz, tiefe Bitterkeit, weil beide nicht befriedigt wurden: das war der Hauptzug in Hermanns Charakter; aber ich brauche Dir wol nicht zu sagen, daß ich damals diese Eigenschaften: Adel der Gesinnung, kräftiges Streben und erhabene Melancholie um das Leid der Menschheit nannte. Ich wundere mich auch gar nicht darüber! Unbekannt mit Welt und Menschen, wie ich war, von nichts wissend, als von Liebe, Schönheit und Poesie, nichts begehrend als deren Verwirklichung — mußte der Mann mich gewinnen, dem daran lag, diese meine Unvollkommenheit zu benutzen. Ich glaube nicht, daß Hermann mich je geliebt hat! vielleicht gefiel ihm das junge Mädchen! ganz gewiß aber war es ein hoher Triumph für seine Eitelkeit, die Liebe einer Tochter der hochmüthigen Freifrau von Ringoltingen zu gewinnen! Es dauerte einige Zeit, ehe ich mich an ihn und sein kaltes, abstoßendes Benehmen gewöhnte. Ich saß mit meiner Arbeit in dem Zimmer, wo er Dich unterrichtete; allein wir sprachen keine Sylbe zusammen, wir grüßten uns schweigend, und er sah mich kaum an. Das war mir sehr lieb, desto bequemer konnte ich ihn ansehen, seine Freundlichkeit beobachten, wenn er Dich lobte, seinen Ernst, wenn er Dich ermahnte, seine Lebhaftigkeit, wenn er Dir von Naturerscheinungen oder großen Thaten der Vergangenheit erzählte. Ach, das waren andere Darstellungen und Beschreibungen, als mir mein alter Cantor gemacht! Die kahle, dürre Landkarte wurde eine bunte, reiche Erde, deren verschiedene Statten in geheimer, einflußreicher Wirkung auf die Völker und Staaten waren. In der Naturlehre verschwanden die Classen, die Ordnungen, die Gattungen, das trockne Geripp des Systems, vor dem lebendigen Hauch einer ewigen Palingenesie, die in heiliger Schönheit und unvergänglicher Jugend durch die Schöpfung ging. Sogar die Grammatik verlor ihr Leichenantlitz und redete wie mit menschlichen Lippen von dem Ursprung des Wortes aus dem und durch das Chaos der Gedanken.

War er das Licht für meine dunkle Seele, oder nur der Träger des Lichts? ich weiß es nicht. Ich fühlte mich wieder glücklich, wie einst bei meinem Vater, aber tiefer, umfassender, triumphirender, und um so viel glühender fing ich an, den Schöpfer dieses neuen Glückes zu lieben. — Als er meine Theilnahme für den Unterricht bemerkte, wendete er sich zuweilen mit einer interessanten Erklarung, die Du noch nicht fassen konntest, an mich und freute sich über mein schnelles Verständniß der Dinge. So gewann ich Muth, mit ihm zu sprechen, ihm meine Ansichten mitzutheilen, den seinen mit Fragen und Einwürfen zu begegnen. Ich war sehr unwissend, aber nicht dumm; was er mir vortrug, begriff ich. Mein guter Cantor hatte große Mühe gehabt, mir die vier Spezies beizubringen! Hätte Hermann mich in der Mathematik unterrichtet, ich glaub', ich hatte sie begriffen.

Statt dessen bot er uns an, uns die französische Sprache zu lehren. Ich bat die Mutter schüchtern um Erlaubniß, daran Theil nehmen zu dürfen, und sie gestattete es. Sie war bisweilen in den Lehrstunden erschienen, und hatte stets Hermanns Benehmen von der strengsten Zurückhaltung gefunden. Das war es

Digitized by Google

auch — und nicht blos in ihrer Gegenwart. Er war viel zu stolz, um — in der gewöhnlichen Bedeutung — ein Mädchen verführen zu mögen. Er wollte mich wol an sich reißen, doch nur, nachdem er jede Richtung meines Wesens beherrscht und unterjocht hatte. Nach und nach wurde er mittheilender. In den Pausen zwischen den verschiedenen Lehrstunden erzählte er Mancherlei, was er selbst erlebt hatte, beschrieb Kriegesszenen, große Schlachten, die er als Freiwilliger mitgemacht, und große Städte, Paris, Brüssel, mit all ihren tausendfarbigen Herrlichkeiten. Oder er sprach von dem begeisterten Aufschwung, den das deutsche Volk in jenen Jahren genommen, der Männer und Weiber, Greise und Jünglinge ergriffen und zu freudigen, unglaublichen Opfern angeregt, und der schon jetzt, nach so wenig Jahren, spurlos aus der Erinnerung undankbarer Fürsten verschwunden sei, die nicht daran dächten, die Helden jener Zeit nicht sowol zu belohnen, denn das sei unmöglich! als zu würdigen.

Es ist unglaublich, nicht wahr, daß dies einen so heftigen Eindruck auf mich machen konnte. Wozu um Gottes willen sind Männer auf der Welt, wenn sie sich nicht für ihr Vaterland schlagen mögen! wie können sie für eine so natürliche Handlung eine besondere Berücksichtigung, die nur hohen Verdiensten zukommt, begehren! Dennoch fand ich diese allgemeine Schilderhebung des deutschen Volks gegen den fremden Tyrannen etwas höchst Bewundernswerthes, und den Einzelnen heroisch, der dazu mitgewirkt. Ich dachte nicht an Wilhelm Tell, der bemüthig in seine Hütte zurückging, nicht an Themistokles und Miltiades, die in Verbannung und Armuth starben. Ich dachte an meinen Vater, der ungefähr mit Hermanns Worten gesprochen hatte, freilich mit dem gewichtigen Unterschied, daß jener nie für seine Person einen Schatten von Anerkennung, sondern ein allgemeineres Glück für die ganze Nation begehrte, die zu moralischer und politischer Freiheit herangebildet werden sollte. Mein Vater beseitigte vollkommen seinen persönlichen Vortheil! er war arm, und suchte nicht sich zu bereichern, indem er die Sprache einer Partei sprach; er war Edelmann, und wollte nicht der möglichen Vorzüge genießen, die sein Name ihm gab; er war liberal aus Conviction. Hermann hingegen wollte reich werden, wollte seinen Weg machen, wollte die Vorrechte der Geburt in den Staub treten, weil sie ihm fehlten, war liberal aus Egoismus. Später hab' ich eingesehen, indem ich ihn mit meinem Vater verglich, daß nur Aristokraten liberal sein können, weil sie unabhängig und nicht von Scheelsucht und Mißgunst verzehrt sind. — Ach, was half mir die zu späte Erkenntniß?

Du weißt, daß das Vermögen der Eltern, oder besser gesagt, der Mutter, denn der Vater war von je unbemittelt und kein guter Wirth gewesen — einzig in dem kleinen Rosenheim bestand, welches im Kriege sehr gelitten hatte; und daß wir daher arm waren. Diesem Mangel an Mitteln, vielleicht auch dem Hochmuth der Mutter, die in einem uralten Namen die Basis aller Würde und alles Glückes sah — war es zuzuschreiben, daß für meine Erziehung so wenig geschehen war, und daß wir so einsam lebten. Graf Erberg auf Hochhausen war ein finsterer, stolzer Mann, mit dem unser Vater wenig verkehren mogte. Der Besitzer von Malans, Ulrich Erberg, war damals ein Knabe. Unser Vormund, Baron Elbober, war ein dritter Nachbar, und der einzige, mit dem wir umgingen. Er war wolhabend, lebte aber so sparsam und einfach, wie wir. Armuth wird nur drückend durch den Vergleich mit — und Sehnsucht nach Reichthum. Ich hatte nie die unsere bemerkt — vollends nicht, seitdem Hermann in unser Haus kam. Ein halbes Jahr verging in diesem neuen Leben; es war das goldne Zeitalter meiner Liebe! . . . . nichts als Schönheit, Friede und Freiheit auf der Welt und in meinem Herzen! tiefe, schweigende Anbetung, ohne Unruhe, Angst und Besorgniß, war das Element meiner Existenz.

Da kam der junge Elbober zu seinen Eltern, um die Herbstferien der Universität bei ihnen zuzubringen. Er war zwanzig Jahre alt, munter, klug und übermüthig, mein Spielgefährte seit frühster Kindheit. Wir gingen traulich mit einander um. Franz Elbober kam täglich und zu jeder Stunde nach Rosenheim. Die Mutter erlaubte ihm, Dich und mich auf dem Rhein zu fahren, und dergleichen Kleinigkeiten, zu welchen lange Bekanntschaft und Gleichheit der Verhältnisse autorisiren. Hermann bemerkte es und zog sich finster zurück, versäumte mehre Lehrstunden, richtete seinen Vortrag ausschließlich an Dich, und versetzte mich in so heftige Aufregung, daß ich, seine Veränderung mit der Zeit und den Umständen combinirend, sehr kalt und fast ungezogen gegen den armen Franz wurde. Er durfte nicht mehr die Lehrstunden unterbrechen; ich nannte ihn nicht mehr nach alter Gewohnheit bei seinem Vornamen; und je erstaunter Franz sich zeigte, um desto froher und freundlicher wurde Hermann. Ich erkannte, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu beglücken. O, nun fing ich an, ihn zu lieben!

Franz reis'te ab; ich war seiner Entfernung herzlich froh! mir schien, als interessire er sich mehr für mich, als mir lieb war. Während des langen Winters wuchs meine Liebe für Hermann stark und still, wie die Saat unter dem Schnee; aber sie beseligte mich nicht mehr so, wie in ihrer ersten Epoche. Namenlose Bangigkeit, erweichende Trauer, unbestimmtes Schwanken zwischen Sehnsucht und Furcht wechselten in mir mit jubelnder, himmelstürmender Seligkeit ab. Hermann kam viermal wöchentlich; die drei Tage seines Nichtkommens verbrütete ich in Lethargie. Dennoch wurde keine Erklärung, kein direktes Liebeswort zwischen uns gewechselt. Ich hatte den Moment seiner Ankunft nicht erwarten können, und wenn er nun da war, so schien mir das Glück, ihn zu sehen und zu hören, dermaßen allumfassend, daß es meine Fähigkeiten paralysirte. Ich lebte nur noch im Auge und im Herzschlag. Hätte er nur meine Hand berührt, nur mein Kleid gestreift, er würde mich vernichtet haben. Die glühendste Leidenschaft gab mir die äußerste Schüchternheit, denn ich glaube, daß ich damals schön organisirt war, wild und zart wie ein Schmetterling, oder wie eine Waldblume, die augenblicklich welkt, wenn man sie abpflückt.

Im Frühling sagte mir die Mutter, Franz werde bald wieder zu seinen Eltern kommen, und sie wünsche, daß ich mein launenhaftes Benehmen gegen ihn aufgäbe, weil er eine sehr vortheilhafte Partie für mich sein würde. Sie setzte mir all' seine Vortheile aus einander, die ich keineswegs leugnete, und schloß mit der Erklärung, es sei eine standesmäßige und passende Versorgung, die alle Berücksichtigung verdiene, weil ich durchaus ohne Vermögen sei. Es ist mir unmöglich, den Eindruck dieses Gesprächs auf mich zu beschreiben; denn mir schien, als habe meine Mutter gewünscht und mir gerathen, mich zu verkaufen. Es wird nicht so arg gewesen sein, indem Franz ein Mensch war, der nicht nur sehr gefallen, sondern auch Vertrauen und Achtung einflößen konnte; und empfindet ein Mädchen das für einen Mann, so darf sie ihn heirathen, ohne den Vorwurf der Käuflichkeit zu verdienen, möge er reich wie Crösus — sie arm wie Griseldis sein. Aber in meiner Exaltation war es mir nicht nur unmöglich, an eine Verbindung mit Franz zu denken, weil ich einen Andern liebte: sondern auch ohnedas kam es mir schmachvoll vor, einen Mann zu heirathen, der mir ein Opfer — wenigstens das einer glänzenderen Partie — zu bringen hatte. Ich verstummte vor der Mutter, und heiße Angst überrieselte mich bei dem Gedanken, Hermann könne etwas von diesem Plan erfahren. Er kam am nächsten Tage etwas vor der bestimmten Stunde; Du warst noch nicht da. Er stellte sich vor mich hin und fragte, mich scharf fixirend:

„Gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen als der Braut des Baron Franz Elbober meinen Glückwunsch abstatten?"

„Nein!" entgegnete ich ruhig; „ich bin nicht seine Braut und werd' es nie sein. Ich begreife nicht, wie Sie solche Märchen glauben können."

„Seit vorigem Herbst geht das Gerücht," antwortete Hermann, „und mein Oheim hat gestern den Baron selbst gesprochen, der ihm freudig die bevorstehende Ankunft seines Sohnes erzählt hat."

„Aber das Alles ist ja kein Grund für Sie, um mir einen so . . . . unpassenden Glückwunsch zu sagen!" rief ich.

„O," sagte Hermann ganz überwältigt, „ich wollte mein Schicksal wissen."

Dein Eintritt unterbrach das Gespräch, und wir fanden in mehren Tagen keinen Moment einsamer Unterhaltung. Endlich, als das Glück uns wieder günstig war, sagte Hermann:

„Heute früh ist der Baron Franz angekommen; ich hab' ihn in Rüdesheim auf der Durchfahrt gesehen."

„So?" entgegnete ich mit gleichgültigem Ton; aber ich zitterte und erblaßte, weil der Wunsch meiner Mutter, im grellen Contrast zu meinen Wünschen, schneidend durch meine Seele blitzte.

„Melusine!" sagte Hermann dumpf und faßte meine Hand mit einem eisernen Griff; „Sie lieben mich nicht."

„O Gott!" rief ich und blickte gen Himmel, „muß ich denn das Geständniß der Liebe an die Widerlegung eines kränkenden Zweifels verschwenden?"

Und ich legte auch meine andere Hand in die seine.

„Sind Sie wirklich so entschlossen?" fragte er mit heimlichem Jubel.

„Ich thue, wie ich fühle," antwortete ich, „und gebe die Hand dem, den ich liebe."

„Ich bin's nicht werth!" rief er mit so tiefer Innigkeit, daß ich bebend, glühend fragte:

„Also lieben Sie mich nicht? denn Lieb' und Liebe sind einander werth." Und die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„O Melusine," erwiderte Hermann, „wie sollt' ich's wol anfangen, um Dich nicht zu lieben! — Aber ist denn meine Zukunft Deiner werth?"

„„Das liegt in Ihrer Hand," entgegnete ich schüchtern, „ich . . .bin treu."

Digitized by Google

Auf so flüchtige Unterhaltung mußten wir uns beschränken. Daher erfuhr ich nie seine eigentlichen Ab- und Aussichten, denn wir hatten kaum Zeit, uns ein inniges Wort, eine zärtliche Versicherung zuzuflüstern.

Franz war aufmerksamer, ich kälter, denn je; meine Mutter machte mir bittere Vorwürfe und bestand auf ihren Plan, mich mit ihm zu verloben. Da faßte ich eines Tages ein Herz, und sagte an Hermann, meine Mutter würde so dringend, daß ich ihr den wahren Grund meiner Abneigung gegen Franz gestehen würde.

„Um Gottes willen nicht!" rief Hermann; „Deine Mutter wird Deine Liebe für mich wie eine Erniedrigung Deiner selbst betrachten!"

„Aber sie muß ja doch zuletzt davon unterrichtet werden!" sprach ich.

„Ja, zuletzt!" sagte Hermann; und ich mußte ihm versprechen, gegen die Mutter zu schweigen. Ich schwieg auch. Doch eines Abends machte Franz mir plötzlich und überraschend eine Liebeserklärung, und ich verwarf sie. Nun mußt' ich doch der Mutter sagen, was ich gethan. Sie zürnte, sie fragte; ein Wort gab das andere .... und, der Verheimlichung müde, oder um mich zu rechtfertigen, bekannte ich ihr meine Liebe für Hermann. Sie sagte verächtlich:

„Du weißt vermuthlich nicht, daß er der Sohn eines Fischers aus Rüdesheim ist."

Ich wußte es sehr gut, weil Hermann oft von seiner Herkunft sprach, um daraus die Folgerung zu ziehen, was für Genies im Volk versteckt wären. Die Bemerkung der Mutter machte also gar keinen Effekt auf mich, und ebenso wenig ihr Befehl, Hermann zu vergessen, da ich ihn doch nimmermehr heirathen dürfte. Ich erwiderte, ich würde ihn heirathen, ich würde warten, würde sie erweichen; Hermann seinerseits würde eine Stellung einnehmen, die seinen Talenten gebührte — und was weiß ich, welche Phantasien ich ihr vortrug! — aber heirathen würd' ich ihn. Verachtendes Schweigen war ihre Antwort.

Am nächsten Morgen gebot sie mir, mein Zimmer nicht zu verlassen, und um meines Gehorsams gewiß zu sein, schloß sie mich ein. Hermann kam. Sie hatte ein kurzes Gespräch mit ihm, in welchem sie ihn fürchterlich verletzt haben muß; denn als er das Haus verließ, sah ich ihn durch den Garten gehen, und ich würde ihn kaum erkannt haben, so verwandelt, so zerstört war sein Gesicht. Er blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach meinem Fenster hin. Ich bin überzeugt, daß er mich von dem Moment an gehaßt hat, und daß er sich an der Tochter gegen die Mutter rächen wollte. Damals entsetzte ich mich, weil ich Verzweiflung darin zu erkennen glaubte, und den Vorwurf, daß ich mein Versprechen nicht gehalten und durch meine Voreiligkeit dies Gewitter heraufbeschworen.

Die Mutter sagte mir, Hermann werde nicht mehr das Haus betreten, ich sei für immer von ihm losgerissen und ein für alle Mal dazu bestimmt, Franz zu heirathen. Diese unselige Hartnäckigkeit, auf eine Verbindung zu bestehen, die mir bitterer als der Tod sein mußte, in der leidenschaftlichen Aufregung, die mich beherrschte — brachte mich vollkommen um meine Besinnung. Hermann war von mir geschieden in Zorn und Groll, vielleicht in Haß! ich sollt' ihn nie wiedersehen und mich nicht vor ihm rechtfertigen! nicht seine Verzeihung erbitten, nicht seiner unwandelbaren Liebe und Treue ihn versichern! ich verlor den Kopf, ich dachte an nichts als an das Glück, ihn noch einmal wiederzusehen und dann zu sterben. Ich schrieb ihm: er möge am nämlichen Abend um neun Uhr auf dem Hügel unter den Nußbäumen sein, denn ich müsse ihn durchaus sprechen; — und schickte einen kleinen Gartenburschen mit diesem Zettel nach Rüdesheim. Er brachte mir ein Briefchen zurück, worin Hermann schrieb: Er sei krank, doch am dritten Abend hoffe er mich dort zu finden. — Ich bin überzeugt, daß er nicht krank war, aber einen Plan gemacht hatte und die drei Tage zu seinen Vorbereitungen brauchte.

Gott, in welchen Aengsten durchlebte ich diese drei Tage! Es bildete mir ein, Hermann werde sterben, ehe ich ihn gesehen. Ich irrte umher, sinnlos vor betäubendem Schmerz. Am letzten Tage fühlt' ich mich selbst fieberhaft unwol; ich lag auf dem Bett, Du gingst ab und zu, meine Margarita, und suchtest mich zu belegen, und brach meine krampfhafte Beklemmung in Thränen aus, so weintest Du mit mir, ohne zu wissen, warum. Die Mutter bekümmerte sich nicht um mich; sie meinte wol, die leidige Krankheit sei eine Folge der Herzenskrankheit, und beide würden sich austoben. Gegen Abend sagt' ich: mir werde besser, schickte Dich fort, gab vor, ungestört schlafen zu wollen, und verschloß meine Thür von innen. Um neun Uhr sprang ich behend aus meinem Fenster und lief nach dem Hügel. Hermann war schon da. Er verbeugte sich, als ich vor ihm stand, und fragte kalt:

„Gnädiges Fräulein, was haben Sie mir zu befehlen?"

Ich taumelte zurück, athemlos, wortlos. Auch er schwieg und betrachtete mich kalt und hoch. Ich glaubte etwas von Schadenfreude in seinem Blick zu lesen; das weckte meinen Stolz: er sollte meine Liebe nicht sehen, wenn er sie nicht mehr erwidern konnte. Ich wickelte mich in meinen Shawl und wollte schweigend den Hügel verlassen. Da rief er:

„Sie sind die ächte Tochter Ihrer Mutter! mein Gefühl demüthigen, mein Herz in den Staub treten ist Ihr Triumph! Weshalb beschieden Sie mich hierher, wenn Sie mir nichts zu sagen hatten?"

Ich kehrte zurück und sagte: „Ach, ich wage nicht mehr mit Ihnen zu reden, denn Sie hassen mich."

Mein guter Engel wollte mich vielleicht durch diese Ahnung warnen; doch Hermann erstickte sie, indem er mich heftig in die Arme schloß und ausrief:

„Welcher böse Dämon flüstert Dir dies Mißtrauen zu? rede, o rede!"

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm sagte, was er entgegnete! in den übermächtigen Exaltationen der Leidenschaft werden Worte geboren, die man hernach mit kaltem Blut nicht wiederfindet. Endlich schlug mir Hermann, als den einzigen Beweis meiner Liebe, die augenblickliche Flucht mit ihm vor. Ich entsetzte mich.

„Du lügst, wenn Du behauptest mich zu lieben!" rief er wild, und schleuderte gewaltsam meine Hand aus der seinen.

Ach, ich liebte ihn! ich willigte in Alles! Er sagte mir flüchtig, wir müßten sogleich nach Rüdesheim gehen, über den Rhein setzen, drüben die Post erwarten, die in einigen Stunden dort vorbei und nach Coblenz gehe; dann müßten wir den Weg von Brüssel nach Paris nehmen, in der großen Stadt könnten wir unbemerkt leben, und würden dort oder auf der Reise leicht einen Priester finden, um uns zu trauen. Er sagte das Alles sicher, überlegt, überzeugt, seiner und meiner gewiß .... ach, ich folgte ihm! — Er hatte einen Paß, er hatte Geld, er ging ganz besonnen zu Werk. Ich weiß nicht, wie er sich das Erforderliche verschafft hat! er sprach, er habe Freunde, und werde deren auch in Paris finden. Eine glänzende Carriere könne ihm nicht fehlen, und meine Mutter werde allendlich recht froh sein, daß ich ihn geheirathet. Er zeigte mir die glühendste Liebe, den bewunderndsten Dank, die tiefste Zuversicht! wie hätte ich einen Schatten von Mißtrauen in mir dulden dürfen! Dennoch wagte ich in Coblenz schüchtern zu äußern, ob wir nicht hier bleiben, uns trauen lassen und der Mutter schreiben könnten; sie wäre dann ja nicht mehr im Stande uns zu trennen, und ich erspare ihr dadurch die Angst wegen meines Verschwindens und um meine Zukunft. Hermann sprach mit großer Bitterkeit:

„Berufst Du Dein Vertrauen, weil ich kein Edelmann bin? meinst Du, ich würde Dir nicht mein Wort halten?"

„O," rief ich, „nicht um Dich zu binden, sondern um uns Beide und meine Mutter zu beruhigen, hab' ich jenen Vorschlag gemacht."

„Du bedenkst nicht," entgegnete er sanfter, „daß Dein Name hier zu bekannt ist, um nicht die Pfarrer von einer heimlichen Trauung abzuhalten."

Ich sah das ein. — O heiliger Gott! wie soll ich's anfangen, um Dir, meine arme Margarita, die Verzweiflungen zu enthüllen, die nach und nach, langsam, sicher, ihre Krallen in mein Herz schlugen. Wir waren kaum in Paris, als ich diesen Qualen verfiel. Sie begannen damit, daß die Reue erwachte, daß ich mich zurücksehnte nach Rosenheim, nach Dir, sogar nach der Mutter, und daß ich, wahrlich, mit übermenschlicher Kraft, vor Hermann diese Sehnsucht zu verbergen suchte, weil ich noch an seine Liebe glaubte und ihn zu betrüben fürchtete. Vielleicht liebte er mich damals wirklich; wenigstens sagte er mir, ich sei von unvergleichlicher Schönheit, von bezaubernder Tiefe und Zartheit der Empfindung, von überwältigender Leidenschaft; wenigstens schien er ganz in das Glück meines Besitzes versunken und davon befriedigt und dankte mir täglich für seine Seligkeit mit neuer Glut. Dies neue, fast gewaltsame, flammende, funkelnde Leben übertäubte denn auch häufig jene dumpfe Sehnsucht, und an seinem Herzen war ich in Wonne und Jubel aufgelöst und bereute nicht, für ihn mich verloren zu haben. Denn sieh! der Gedanke verließ mich nicht: Aber du bist verloren, Melusine! — Im Gewühl des Tages, im Wechsel der Eindrücke, in der Stille der Nacht, im Gespräch mit Hermann, in seinen Armen, im Traum sogar — war ein Etwas in mir rege, wie der Todtenwurm im Holz, das mir eintönig wiederholte: Melusine, du bist verloren! — Nein! schrie ich bisweilen ganz laut, nein! denn er liebt mich, denn ich gehöre ihm an, auf Leben und Tod! für Zeit und Ewigkeit! — Aber immerfort hörte ich die gräßlichen Worte: Verloren, arme, arme Melusine!

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß wir nicht verheirathet waren. Auf der Reise trieb Hermann zu möglichster Eil' an, und in Paris sagte er, unser Beider Geburtschein werde begehrt, um uns zu trauen; er wolle deshalb an seinen Oheim schreiben

Digitized by Google

Er that es; ich schrieb auch an meinen lieben alten Cantor, legte einen Brief an meine Mutter bei, und beschwor ihn um seine Fürsprache. Es dauerte ein halbes Jahr, mein' ich, bis die Antwort darauf erfolgte, und zwar von einem Geschäftsmann, der Hermann anzeigte, sein Oheim sei eben gestorben, in Folge eines Schlagflusses, der ihn am Tage nach unserer Flucht getroffen und geistesschwach gemacht habe; meine Mutter sei seit drei Monaten nach Heidelberg übergesiedelt, und habe den Brief zurückgesendet, den er beim Ordnen der Papiere des Cantors in Hermanns Schreiben gefunden und ihr übermacht habe. Von den begehrten Geburtscheinen war nicht die Rede; vielleicht deshalb nicht, weil meine Mutter auf den Umschlag jenes unerbrochenen Briefes geschrieben hatte: Ich kenne nicht mehr die Person, welche sich Melusine von Ringoltingen nennt, und will nichts von ihr hören. — Vielleicht hatte man nichts dazu beitragen mögen, um die Spaltung zwischen Mutter und Tochter zu vergrößern.

Genug, als jener Brief endlich ankam, war ich nicht mehr im Stande, mich zu freuen oder zu betrüben, obgleich ich Veranlassung dazu hatte; denn Hermann erbte den Nachlaß seines Oheims, 2000 Gulden, und das war ein Schatz für uns, indem wir bereits in der kläglichsten Dürftigkeit lebten. Die Freunde, auf welche Hermann gerechnet, waren nicht so mächtig oder so freundschaftlich, wie er es gehofft. Er hatte es seiner großen Gewandtheit in der französischen Sprache zu danken, daß er an einigen kritischen Journalen arbeiten durfte. Doch diese Mittel genügten kaum zur Subsistenz, und sein Ehrgeiz verzehrte ihn, während er unter der Demüthigung seines Stolzes erlag. Die Liebe zu mir war erloschen, ich selbst ihm lästig — nicht sowol weil ich seine Sorgen für das materielle Dasein vergrößerte, als hauptsächlich, weil ich Zeuge derselben war. Er gehörte zu den Menschen, die jede Entbehrung mit eiserner Standhaftigkeit ertragen, so lange kein fremdes Auge in dies traurige Geheimniß dringt, und die sich erniedrigt fühlen, wenn es sich vor einem Andern enthüllt. Der elenden, nach Geld und Macht schätzenden Welt gegenüber ist diese Kraft nur edel; wer sie aber in die intimsten Verhältnisse überträgt, wer sich der Geliebten gegenüber durch Armuth entwürdigt glaubt, der zeigt, daß seine innerste Gesinnung übereinstimmend mit der Welt ist und daß er die Geliebte keiner höheren für fähig hält. Er litt fürchterlich durch die Voraussetzung, seine Glorie schwinde vor meinen Augen in demselben Maß, als ich ihn mit der Dürftigkeit des Lebens kämpfen sähe. Er rächte sich dafür, indem er mich zu demüthigen suchte. Anfangs glaubte ich, seine Bitterkeit entspringe aus Liebe zu mir; er zürne dem Schicksal, weil er es mir nicht lieblicher gestalten könne; und seinetwegen betrübt' ich mich, wenn ein Ausbruch seiner Heftigkeit auch über mich hergestürzt war — nicht meinetwegen! Wie muß er leiden, sprach ich heimlich zu mir selbst, da er nicht fühlt, wie weh er mir thut. Aber er fühlte es sehr gut, und er hatte seine Freude dran! — Je klarer diese Ueberzeugung sich mir aufdrängen wollte, um desto eifriger strebte ich sie zu unterdrücken. O Gott! wenn man nichts hat, keine Freistatt, keine Aussicht, keine Zuflucht, keinen Freund, keinen Schutz, nichts, gar nichts auf der großen, weiten Welt, als ihren Vorwurf und ihre Verachtung — und zum alleinzigen Trost für die Mauer von Schmach, mit der sie uns umzingelt, nichts als die Liebe eines Menschen, so ist es schwer, die Erkenntniß anzunehmen, daß dieser Einzige uns nicht mehr liebt, und wenn sie sich uns auch mit den unwiderleglichsten Beweisen aufdrängt.

Ich hatte immer ein heißes, opferdurstiges Herz gehabt. Als die physische Sorge und Noth über mich kam, wiederholte und prägte ich mir ein, daß jetzt der Moment gekommen sei, um meine Ausdauer zu bewähren, und um zu beweisen, daß ich anderer Opfer fähig sei, als desjenigen, welches der Rausch der Leidenschaft begehrt und bringt. Ich wähnte, wenn ich immer geduldig, freudigen Muthes, willig zu jeder Hülfe, zu jeder Arbeit, zärtlich wie sonst, vertrauend und huldigend wie niemals sei: so könne Hermann unmöglich wegen meines Leichtsinns mich verachten. Ich fühlte in mir die Kraft, den Fehltritt eines Augenblicks durch die Würde meines ganzen Lebens zu versöhnen; darum wollt' ich nicht von Hermann verachtet sein, darum fiel ich zerschmettert in den Staub, als ich erkannte, daß ich im Grunde nichts als ein Spielwerk für ihn gewesen — ein Spielwerk vergänglicher Liebe und unauslöschlichen Hasses.

Wie diese Erkenntniß erst dumpf, dann immer deutlicher sich in mir regte, darauf sich fest stellte, Wurzel schlug, sich entfaltete, und mich mit ihren kalten, verschattenden Zweigen so tief bedeckte, daß undurchdringliche Finsterniß sich um meinen Blick und meine Seele lagerte — könnte ich Dir ebenso wenig deutlich machen, als man bei gewissen Krankheiten sagen kann: so und so haben sie angefangen. Man weiß nicht, wo man den Keim der Krankheit empfangen, man fühlt ihn kaum, man leugnet ihn, nach und nach wird man matt, wird gezwungen, das Uebel einzugestehen, versucht, ihm Einhalt zu thun! aber es ist da, es zehrt, es wühlt, es wüthet, es führt zum Tode — des Leibes hier, des Herzens dort. Das entschied ein Moment.

Es war im Winter und ungewöhnlich strenge Kälte. Ich hatte eiskaltes Wasser geholt und fror sehr, meine Hände waren ganz erstarrt; da sagte Hermann:

„Wenn sie doch sehen könnte, die hochgeborne Freifrau von Ringoltingen, daß ihre schöne Tochter Mägdedienst bei einem Fischersohn, ihrem Geliebten, thut!"

„Warum nicht, wenn er meines Dienstes bedarf?" sagte ich, scheinbar ruhig; aber so kalt es auch war, Hermanns Worte, sein Ton, sein Blick, sein Ausdruck waren noch kälter, schneidender, vernichtender, und die Vorstellung: er freut sich meiner Erniedrigung, folglich verachtet er mich! — wälzte sich wie ein Berg von Eis auf meine Brust. Und er schmolz nicht wieder fort. Bis dahin war ich von der innigsten Zärtlichkeit für ihn gewesen! wenn er ging, war's ein Leid, wenn er kam, eine Lust, wenn er lächelte, ein Fest, wenn er liebevoll war, eine Seligkeit. Das hörte auf. Ich sprach zu mir: Er liebt dich nicht und will dich dennoch besitzen! nein, das geht nicht Hand in Hand! — Ich that meine Obliegenheiten, ich besorgte unsere armselige Einrichtung, ich arbeitete für ihn, ich suchte etwas Geld zu verdienen durch Handarbeit, ich blieb sanft und willig zu jedem Dienst; allein damit hörte meine Hingebung auf. Ich fand nicht mehr in mir die überquellende Liebe, die mich an sein Herz geworfen; ich blieb ihm fern — so fern, daß es ihn tief verletzte.

„Bin ich ein Pestkranker, dessen Nähe Du scheust?" rief er zornig.

„Nein," sagt' ich, „aber Du liebst mich nicht mehr."

„Als ob ich Dich je anders als jetzt geliebt hätte!" sprach er mit bitterm Hohn.

Zuweilen bat ich ihn, sich nicht so gräßlich zu verleumden, und mein Gefühl nicht mit Füßen zu treten. Zuweilen sank ich wie niedergedonnert in mir selbst zusammen, unfähig ihm zu antworten, starr vor übermäßigem Schmerz. Ich weiß nicht, warum er mich nicht fortjagte! ich glaube, ich war ihm nützlich zum materiellen Leben. Ich kochte für ihn, ich hielt sein Zimmer und seine Wäsche in Ordnung; war er müde vom Schreiben, so diktirte er und ich schrieb. Ich kostete ihm nichts! wir hatten ein elendes Zimmer mit einem Alkoven, vier Treppen hoch; ich arbeitete bei seinem Licht, ich saß an seinem spärlichen Kamin: so viel, wie ich brauchte zu meiner allernothdürftigsten Bekleidung, verdiente ich mir. Unten im Hause wohnte ein Krämer, im dritten Stock ein Perückenmacher, welche Beide Töchter hatten: denen gab ich Unterricht im Piano, und dafür bekam ich von jenem Kaffee, und von diesem ein Paar Franken — aus Mitleid, glaub' ich, denn der Perückenmacher war ganz gerührt, als ich einst Tages ihn bat, mir mein Haar abzuschneiden und abzukaufen; schönes, langes, blondes Haar wird theuer bezahlt! aber er wollte mir nicht diese Schönheit rauben — der gute Mann, und da trafen wir jenes Uebereinkommen wegen der Musik. — Vielleicht brauchte Hermann auch Jemand, an dem er seinen Groll über sein hartes Schicksal auslassen konnte — genug, er hatte nie eine Aeußerung gemacht, die auf den Wunsch deutete, mit mir zu brechen, während ich schon tausend Pläne bebrütete, um ihn zu verlassen.

Jener Brief traf in diese Zeit. Mir war sein Inhalt ganz ganz gleichgültig! ich wünschte längst nicht mehr Hermanns Frau zu werden, und daß er die 2000 Gulden erbte .... betrübte mich fast. O Margarita! das Menschenherz ist voll unerklärlicher Widersprüche! So lange Hermann blutarm war, schien es mir Pflicht, bei ihm auszuharren, obgleich ich nach Erlösung aus meiner erniedrigenden Lage lechzte, und als er nun einige Mittel in Händen bekam und als ich einsah, daß ich jetzt vielleicht besser Tage mit ihm theilen könne, aber daß ich ihn verlassen müsse, weil er mich genug verachte, um mir wahrscheinlich dereinst diese Theilung vorzuwerfen sieh! da wurde ich fast sinnlos vor Verzweiflung, einsam, elend, befleckt und schuldbewußt in der Welt dastehen zu sollen. Ich sprach nicht von meinen Qualen zu Hermann, ich klagte nicht. Bisweilen ächzte ich unwillkürlich, wie bei einem heftigen Körperschmerz. Ich mogt' auch wol körperlich krank sein, doch das kam nicht in Betracht, ich hatte eine eiserne Natur. Endlich langte das sehnlichst erwartete Geld an. Ich fragte Hermann, ob sich ihm noch immer keine Aussicht zu irgend einer Anstellung zeige, und wenn nicht — ob er dann nicht nach Deutschland zurückgehen und dort ein Unterkommen suchen wolle; er habe nun Geld zur Reise und um sich anständig zu kleiden.

„Und welche Rolle würdest denn Du in Deutschland spielen!" fragte er spöttisch, denn er sprach in keinem andern Ton mit mir. „Welche Stellung ich dort auch fände, sie würde mir schwerlich erlauben, Dich zu heirathen, und wir können nicht in Deutschland zusammen leben wie in Paris, das würde sich nicht schicken für ein Freifräulein von Ringoltingen."

Digitized by Google

„Es schickt sich allerdings nicht — weder dort noch hier," antwortete ich mit stumpfer Ergebung.

„Das fällt Dir etwas spät ein!" sprach er mit bitterm Lächeln.

Ich konnt' es nicht mehr aushalten! es hammerte mir im Kopf, die Kehle war mir zugeschnürt, ich schnappte nach Luft. Ich ging auf die Straße herab, da war es besser, die Sonne schien wunderfreundlich! es war im März und gar nicht mehr kalt. Ich erwärmte mich recht da draußen! Ich sah' zu Hermanns Fenster hinauf und sagte halblaut: Lebwol, Hermann! ich will lieber auf der Straße sterben, als bei Dir! — Darauf entfernte ich mich schnell, und fing an, in der ungeheuern Stadt, die ich fast gar nicht kannte, umher zu irren, ohne Absicht, ohne Gedanken, ohne Hoffnung, ohne Wunsch, in vollkommenster Stupidität.

Plötzlich blieben zwei junge Menschen, die Arm in Arm gingen, vor mir stehen, und versperrten mir den Weg. Statt ihnen auszuweichen, blieb auch ich mechanisch stehen, und starrte sie an. Wie eine Nachtwandlerin, wenn man ihren Namen nennt, fuhr ich mit Entsetzen aus meiner Betäubung auf, als ich sie zu mir reden hörte, und floh, halbtodt vor Angst und Scham, in die erste, beste Thür. Es war die einer Kirche. Da fühlt' ich mich geborgen! ich stürzte auf die Knie und schrie zu Gott um Rettung. Das erleichterte mich sehr. Ich kannte die Welt so gar nicht, daß ich meinte, sie wimmele von barmherzigen, guten Menschen, und ich brauchte nur die Hand nach ihnen auszustrecken, so sei die Hülfe da. Ich sah mir die Leute an, die mich umgaben; ich suchte ein Gesicht, zu dem ich Vertrauen fassen könne. Eine ältliche Dame mit stillen, blassen, ernsten Zügen gefiel mir ganz besonders. Als sie ihren Platz verließ, folgte ich ihr, und bat sie, mich anzuhören. Sie stand befremdet, doch nicht unfreundlich still, und fragte mich, woher ich sei, denn mein Accent verrieth die Ausländerin.

„Aus Deutschland!" erwiderte ich.

„Sind Sie denn auch eine gute Katholikin?" fragte sie weiter.

„Ach nein! ich bin protestantisch!" entgegnete ich; und darauf erklärte sie mir, sie könne sich nur ihrer Glaubensgenossen annehmen, und verließ mich.

Niedergeschlagen ging ich auf meinen Platz zurück, und begann neue Beobachtungen. Zu den Männern hatte ich kein Vertrauen. Ich fühlte, instinktartig, deren Hülfe würde mein Untergang sein, und o Gott! ich wollte mich retten! — Endlich gewahrte ich eine schöne, junge Frau, elegant gekleidet, neben einem eben so hübschen und eleganten Mann, und Beide sehr andächtig in ihren Gebetbüchern lesend. Die Frau war guter Hoffnung. Das gab mir, ich weiß nicht welche Zuversicht! ich meinte, sie müsse unsäglich glücklich sein, sie betete ja an der Seite eines geliebten Gatten für sein Kind! sollte sie, die Gesegnete, nicht Erbarmen mit fremdem Elend haben?

Als Beide die Kirche verließen, folgte ich ihnen, und bat die Dame um Gottes willen, mir einen Augenblick Gehör zu schenken. Sie warf sich erschreckt zurück, klammerte sich an den Arm ihres Mannes und rief:

„Gieb ihr Geld, Lieber! geschwind! daß sie uns nicht mit ihrer Litanei langweilt! ich bin sehr angegriffen!"

Kaum hört' ich die ersten Worte, so zog ich mich zurück; Schutz begehrte ich, kein Geld. Der junge Mann trat aber auf mich zu, nahm ein Geldstück aus seiner Westentasche, gab es mir, drückte mir dabei die Hand und fragte:

„Wo wohnst Du denn, mein schönes Kind?"

O, meine Margarita! so sind die Menschen! elend sein, ist in ihren Augen eins und dasselbe mit verworfen sein . . . . und wer jenes ist, hat große Mühe dieses nicht zu werden! — Ich murmelte einen Schritt zurück, und faltete die Hände, ohne zu antworten. Die schöne Frau rief mit unwilliger Stimme ihren Mann. Er verließ mich, und ein Bettler reichte mir das Geldstück, das ich hatte fallen lassen: es war ein Napoleon. Ich sagte dem armen Mann, er möge es behalten und für mich beten. Dann verließ ich die Kirche, und irrte wieder umher. Ich hatte keine Rast noch Ruhe, ich mußte gehen und immer gehen! ich war zum Umsinken müde, doch sobald ich mich niedersetzte, packte mich eine ganz unbeschreibliche nervöse Angst. Zuweilen dacht' ich: O Gott, Hermann sucht mich vielleicht! wenn ich ihm doch begegnen könnte! ich wollte Alles ertragen und immer bei ihm bleiben, denn ich fürchte mich gräßlich, so allein, allein, allein zu sein! — Und während ich das dachte, strömten die Menschen zu Tausenden an mir vorbei, und Keiner ahnte, daß ein junges, unseliges Geschöpf auf dem Punkt war, in den tiefsten Abgrund zu stürzen, weil es allein war. — Zuweilen faßte ich den Entschluß, von selbst zu Hermann zurückzugehen. Aber dann dacht' ich: Wer weiß, ob er nicht meiner Entfernung herzlich froh ist! ob er mir nicht zurufen wird: weshalb kommst du wieder? ich habe dich nicht vermißt, nicht gesucht! .... Nein, ich würde nicht die ewige moralische Mißhandlung ertragen und morgen oder übermorgen wieder entfliehen!

Der Tag ging zu Ende, es wurde allmälig finster. Ich wußte nicht, wo ich die Nacht schlafen sollte. Ich bedauerte jenen Napoleon dem Bettler geschenkt zu haben; ich hätte mir doch damit ein Unterkommen verschaffen können. Mich hungerte sehr. Ach ja! der physische Mangel machte sich fühlbar. Mich fror und hungerte. Ich hatte eine große Stadt kaum bei Tage gesehen — geschweige bei Abend! Das Geräusch und Gewirr wurde immer tumultuarischer und betäubender. Ich wagte nicht in ein Haus zu treten, aus Furcht fortgejagt zu werden. Mitunter blieb ich ganz verdummt vor einem prächtigen, hellerleuchteten Magazin stehen, und starrte die schönen Sachen an, oder vor einem Café, denn ich hatte brennenden Durst, und großes Verlangen nach einem Glas Wasser und ein wenig Brod. Um mir das zu verschaffen, hätte ich gern gebettelt! ja ja, gebettelt! Du weißt nicht, was das heißt, Hunger haben! wie das beklemmt und den Kopf erhitzt und ohnmächtig macht! und wie man doch nicht ohnmächtig werden will, weil man dann hinfällt und mit Füßen getreten oder von den Wagen überfahren wird — und weil dann Wachen, oder was weiß ich für Leute kommen, die das unglückselige Geschöpf ins Gefängniß schleppen, oder ins Hospital. Ich hätte vermuthlich gradezu gebettelt, wenn nicht eine Drehorgel, die ein Blinder drehte, während ein Weib dazu sang, mich auf den Gedanken gebracht hätte auch zu singen. Der Freischütz war damals in der Mode, die Drehorgel spielte beliebte Melodien, das Weib kreischte dazu; aber es standen viele Leute umher, und Einige gaben dem Blinden. Nachdem er gegangen, wollte ich versuchen zu singen, auf der Straße, wie der elendeste Bettler. Es ging nicht, die Stimme versagte! die Blicke, die sich auf mich richteten, machten mich zittern. Ich verkroch mich in der Menge, und warf mein Tuch über den Kopf, ein großes, weißes Musselintuch, das mir nun statt Schleier diente und bis zum Gürtel herhing. Als ich gewiß war, jetzt könne mir Niemand unverschämt ins Gesicht sehen, faßte ich plötzlich Muth, stellte mich an einen Baum und fing an zu singen. Es war auf dem Boulevard des Italiens: da sind beständig elegante Leute. Ich sah durch mein Tuch, daß mehre mir zuhörten. Sie lobten meine Stimme und gaben mir Geld; dabei bemerkte einer meine kleine Hand. Nun fingen sie an, Voraussetzungen über meine muthmaßliche Schönheit zu machen. Einer beschwor mich, den Schleier abzunehmen; ein Anderer, ein ältlicher Herr, sagte: man solle sich doch mit meiner schönen Stimme begnügen, ich sei gewiß grundhäßlich oder entstellt; ein Dritter rief mir zu, das Jägerlied aus dem Freischützen zu singen; ich wünschte mich unter die Erde. Plötzlich riß mir Einer mit rascher Bewegung den Schleier ab, und mein Haar, das ohnehin schon halb aufgelöst war, fiel lang über meine Schultern herunter.

„Diable!" rief der junge Mann, „das ist ja eine heilige Genovefa!"

Ich ergriff mein Tuch wieder, warf es hastig um und lief pfeilgeschwind fort. Ach! als ich athemlos stillstand, bemerkte ich, daß ich mein Geld verloren hatte! stumpfe Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Ich war matt zum Sterben. O lieber Gott, laß mich doch sterben! murmelte ich ununterbrochen, wie die Blödsinnigen. Ich ging immerfort, immerfort! ich hoffte umzukommen vor Ermüdung. Gräßliche Gestalten streiften an mir vorüber, fürchterliche Worte fielen in mein Ohr — aber ich sah und hörte, wie es zuweilen im Traum geschieht, ganz undeutlich, phantasmagorisch. Einmal fühlte ich mich am Arm festgehalten; da stieß ich einen so gellenden Schrei aus, daß man mich auf der Stelle losließ. Ich ging weiter und kam auf eine Brücke. Die Seine floß still und ruhig darunter weg. Wer da unten läge! murmelte ich. Das ist ja sehr leicht! setzte ich hinzu. Ich beugte mich über die Brustwehr, mein Kopf schwindelte, wurde schwer, schwer; aber ich weiß nicht, wie es kam — Bilder des Lebens zogen an mir vorbei! ich dachte an Rosenheim, an eine Wasserfahrt mit Franz, an Dich, Margarita, mit Deinen himmlischen Augen! ich konnte mich nicht herabstürzen! Vielleicht sterb' ich von selbst, sprach ich zu mir; ich will warten bis Mitternacht! — Ich kauerte mich zusammen auf den kalten Steinen, und wartete gelassen auf den Tod. Beim ersten Schlag der Mitternachtstunde ging ein Mann vorüber und stieß mich hart mit dem Fuß ans Knie. Das machte mir einen heftigen Schmerz. In demselben Augenblick fuhr ein Wagen auf die Brücke. Ach! die Pferde werden mich todt treten und das thut so weh'! ächzte ich, raffte mich auf, und schwang mich über die Brustwehr. Die eisige Kälte des Wassers raubte mir auf der Stelle die Besinnung.

Nach neun Tagen kehrte sie zurück. Ich fand mich mit unsäglichem Wohlbehagen in einem freundlichen Zimmer wieder und eine barmherzige Schwester saß vor meinem Bett und betete. Da faltete auch ich meine Hände, flehte inbrünstig Gott um Vergebung an und dankte ihm für mein Leben, das mir wie ein herrliches Geschenk vorkam. Dann fragte ich, wo ich sei, und hörte

Digitized by Google

mit Verwunderung, im Hotel des —ischen Ministers, der gerade über die Brücke gefahren sei, und mich habe retten lassen. Ich besserte mich rasch, und nach drei Tagen kam die gute Schwester nicht mehr, zu meinem großen Bedauern; ein Kammermädchen vertrat ihre Stelle. Nach acht Tagen war ich ganz hergestellt, und da ließ mich der Minister zu sich kommen. Er war der ältliche Herr vom Boulevard des Italiens, und ich erkannte ihn gleich, denn alle Umstände jenes gräßlichen Abends waren wie in Erz in mein Gedächtniß geprägt. Ich mußte ihm mein Schicksal erzählen; er fragte nach meinen Aussichten für die Zukunft, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, mich mit meiner Mutter zu versöhnen; er erkannte meine unendliche Hülflosigkeit für jetzt und für immer.

„Sie sind verloren, wenn Sie nicht in meinem Schutz bleiben!" sprach er.

„O ja!" rief ich, „bei Ihnen werd' ich geborgen sein!"

Ich war kaum neunzehn Jahre alt; er, tief in den Funfzigen. Er kam mir ganz wie ein Greis vor, recht uralt. Das freute mich! sein leutseliges Wesen gefiel mir ebenfalls sehr, ich faßte Vertrauen zu ihm. Er verspottete mich nicht und brutalisirte mich nicht; er ging fein und freundlich mit mir um; er besuchte mich täglich in der lieblichen kleinen Wohnung, die er mir in der Nähe seines Hotels gegeben hatte, und wo ich mit Wonne ein Piano, Noten und Bücher fand. Ich freute mich immer, wenn er kam, er hörte mich gern singen und spielen, er lobte mich und bot mir alle Lehrer an, die ich nur wünschen konnte. O Herr und Gott, er foderte statt Dankbarkeit — Liebe; und ich, ich Unselige! zerschmettert vom Leid, vernichtet durch die Liebe, vor mir selbst erniedrigt durch meine Schmach und Sünde, geängstigt durch das Schreckbild meiner einsamen, elenden Existenz — ich beschwor ihn, jedes Opfer als Dankbarkeit hinzunehmen, aber mir nie von Liebe zu sprechen. Diese Bedingung war nicht schwer zu erfüllen für einen Mann von siebenundfunfzig Jahren, der das Leben rund um und durch und durch gelebt hatte, und der zu seinem eignen Erstaunen von dieser Jünglingslaune sich befallen sah.

So lebten wir ein Jahr in Paris, dann sechs in Neapel. Doch die waren anders! seine Zärtlichkeit hatte dem Wolwollen Platz gemacht; er war mir gut, und schenkte mir sein volles Vertrauen. Er besprach Alles mit mir, und hielt sehr viel auf mein Urtheil und meine Ansicht. Ich lebte in seinem Hause und galt für das, was ich nicht mehr war. Durch seinen Umgang, durch die Gesellschaft aller Männer, die bei ihm aus- und eingingen, durch Unterricht, Lektüre und Nachdenken hatte erst mein Geist, allmälig mein Charakter sich entwickelt. Man nannte mich genial, exceptionel, man bewunderte meinen Verstand, man adorirte meine Grazie. Was half mir das? ich war elend!

Was ich für Seelenzustände durchlebt, mit welchen Dämonen ich gerungen — welch' ein schmachtender Durst nach Glück zuerst — und welch' ein Widerwille gegen Glück und Freude der Welt zuletzt mich beherrscht haben: ja, dafür giebt es keine Worte! Denn, wer von uns hat nicht gerungen, nicht gelitten? wer von uns ist nicht durch Enttäuschung und Entmuthigung gegangen? wer von uns hat nicht seine Altäre stürzen und sich selbst oder seine Ideale vom Thron fallen lassen? Aber irgendwo empfängt uns eine grüne Oasis! erblüht sie nicht in der Gegenwart, so dämmert sie in der Zukunft oder lächelt uns melancholisch aus der Vergangenheit an; — wem die Erinnerungen trübe sind, der wirft sich kühn in den Arm der Hoffnung, oder in den bezaubernden Genuß des Augenblicks; — wer von der Welt geächtet wird, flüchtet sich an ein liebendes Herz oder in das eigene; — wer nicht in Gefühlen schwelgen kann, der sucht durch That und Handlung seine Befriedigung, — wer die entsprechende Stellung im äußeren Leben nicht finden kann, dem schaffen die Gedanken ein weites, unumschränktes Gebiet. Für Keinen ist das Dasein ein immerblühendes Eden! für die Meisten ist's ein Erdreich, das sie mühselig bebauen müssen, und das mit Haideland und Felsen vermischt ist! dennoch ist die dürre Haide mit lieblichen Blumen bestreut, und um den Fels schlingt sich Moos und Epheu, und die Tanne schießt aus seinem Spalt empor. Irgendwo faßt die Vegetation Fuß und entwickelt Leben! — nur nicht im Triebsand! und ich, Margarita, stand mitten drin! Begeisterung hatte mich zur Thorheit geführt, Leidenschaft zum Leichtsinn, Liebe zur Schmach, Schmerz zur Sünde, Dankbarkeit zur Verworfenheit. Die herrlichsten Gaben hatte ich profanirt, die edelsten Fähigkeiten mißbraucht, jedes Material zur Existenz verdorben und jede Basis erschüttert, auf welche sie sich gründen läßt. Die Masse verachtete mich, der Einzelne bemitleidete mich mit jenem schauderhaften Mitleid, das man dem Laster zollt, die Welt stieß mich aus ihren Reihen, und mein eigenes Herz sprach den Bannfluch wider mich!

Und dennoch! dennoch schrie ich nach Glück! ich that und trieb Unglaubliches, um es zu finden. Bald warf ich mich in alle Zerstreuungen, welche große Städte in so reichem Maß und Wechsel, auch außerhalb des Kreises der sogenannten Gesellschaft bieten: Schauspiel, öffentliche Feste, Kunstgenüsse, Wohlbehagen am raffinirten, täglichen Leben mußten wie eine ununterbrochene Berauschung an mir vorüberbrausen. Bald stieb' ich in die Einsamkeit, und foderte von Büchern, von ernster Beschäftigung mit großen Geistern aller Zeiten, von Ausübung einer Million kleiner Fertigkeiten, zu denen ich alle Geschicklichkeiten der Männer rechnete, Ruhe, Klarheit und Befriedigung. Umsonst! Unruh, Finsterniß und grauenhaft gespenstische Leere waren die Furien, die nicht eine Sekunde von mir abließen. Nur wenn ich alle körperliche und geistige Spannkraft bis zur Ueberspannung angestrengt und verbraucht hatte — nur dann war mir wol, weil ich müde war, und weil ich die Ermüdung Ruhe nannte. Eine solche Epoche war für mich die erste Anwesenheit der Malibran in Neapel. Der Minister kannte sie schon in Paris, er gab ihr in Neapel Feste über Feste, die nicht sowol durch Luxus und Geschmack, als hauptsächlich durch die Vereinigung aller Sommitäten glänzten — freilich nur der Männerwelt, die glaub mir für jene Fee des Gesanges fanatisirt war. Neapel, dessen Himmel, dessen Natur, durchstrahlt von der Sonne, durchglüht vom Vesuv, umbraus't vom Meer — dazu die Inspirationen der Kunst, Bewunderung, Jubel, Entzücken — es war eine Verklärung des irdischen Daseins, eine Vergeistigung der irdischen Freuden, die mir, während ich sie genoß, allen Bedürfnissen zu entsprechen und alles Verlangen zu befriedigen schienen. Nichts da! es waren die Ekstasen des Opiumrausches gewesen! ich erwachte matter und ernüchterter denn je, das Bewußtsein der Unzulänglichkeit dieser Freuden wurde immer stärker, mein Ekel, sie umsonst und ewig umsonst herauf zu beschwören, immer bestimmter, und die tiefe namenlose Sehnsucht nach etwas Anderem, das ich nicht zu nennen wußte, das nicht in der Welt sein konnte, weil ich es nicht in ihr gefunden — immer nagender. O diese Sehnsucht nach Liebe! wie Psyche in der Hölle schwebte sie selig, heilig, himmlisch durch meine Verzweiflungen.

Aber ich nannte sie nicht Sehnsucht nach Liebe, sondern nach dem Tode. Lieben mogt' ich nicht mehr! das Ideal, welches ich mir einst gemacht, war von der Realität nicht sowol vernichtet, als vor ihr in andere Regionen entflieh'n. Im Himmel mußte die Liebe wohnen, die ich begriff, die nicht in den Staub tritt, die nicht verachtet, die unser Auge hell, unser Herz freudig, unser ganzes Wesen fest macht, die das Leben giebt, d. h. das Bewußtsein der Unendlichkeit, und die ich zur Bedingung der Seligkeit machte. Darum wollt' ich sterben! o, wie hab' ich mich nach dem Tode gesehnt! ich glaubte an eine Fortdauer, an eine fortschreitende Entwickelung. Ich fühlte mich viel zu gering und unwürdig, um in einem überirdischen Abschnitt der Existenz zu meiner geträumten Seligkeit zu gelangen; aber besser zu werden, aber mich zu entwickeln, aber diesen Staub der Erde von mir abzuschütteln, aber durch Ströme oder Gluten der Läuterung hindurch zu gehen, aber mein verlorenes, schneeweißes Unschuldskleid tapfer wieder zu erkämpfen: das durft' ich doch hoffen, und das hoffte ich. Zu rang oft gegen das Verlangen, mir den Tod zu geben. Was mich davon abhielt, war die Gewißheit, an meiner Sehnsucht und meinem Gram zu sterben. Ja, ich war dessen so sicher, daß es mich gedultig machte.

Der Minister war den letzten Winter in Neapel sehr krank, und ich seine treue Pflegerin gewesen. Er rechnete mir das hoch an, er sprach: das Krankenbett sei ein schlechter Platz für meine Jugend und Schönheit. Ich versicherte ihn, und mit voller Aufrichtigkeit, es sei der allerbeste für mich, denn ich könne ihm nützen und dienen wie sonst Niemand. Er schenkte mir die kleine Herrschaft Törösény in Ungarn, um meine Zukunft, im Fall seines Todes, unabhängig zu machen. Seitdem nahm ich jenen Namen an. Bis dahin hatte ich keinen! ich hieß Melusine. Er allein wußte den meiner Familie, und er hat ihn nie verrathen. Durch das Geschenk der Herrschaft und des neuen Namens gab er mir eine Art von bürgerlicher Stellung, die mich unaussprechlich erfreute, weil ich mir selbst dadurch weniger ausgestoßen vorkam. Er fand das Klima von Neapel zu aufregend, wünschte eine neue Bestimmung, und erhielt sie nach Berlin. Vorher sollte er Wiesbaden brauchen. Es war mir unmöglich, ihn in meine Heimath zu begleiten! er ließ mich in Mailand: ich sollte in der Lombardei oder der Schweiz einige Wochen zubringen und dann in Berlin mit ihm zusammentreffen. Ich blieb einen Monat am Comersee.

Margarita, es kommen Begegnisse im Leben, die außerhalb aller Berechnung, aller Voraussetzung, aller Möglichkeit liegen. Gott schickt sie uns als seine Boten: das glaub' ich fest! bald vertreiben sie uns mit dem feurigen Schwert aus dem Paradiese, dessen wir nicht mehr würdig sind; bald leihen sie uns ihre goldnen Flügel und prophetischen Blicke, und heben uns wieder hoch genug, um ins verlorene Paradies hineinzuschauen und den Weg dahin zu suchen. Ein solcher Bote war Hulderich für mich! er hat in der Welt einen anderen Namen, doch was kümmert er Dich

Digitized by Google

und mich? Er war ein schöner, leidenschaftlicher, ganz von Gefühlen lebender Mensch. Er liebte mich! — — O, manche Männer hatten mir von Liebe gesprochen; sie wußten, wer ich war, sie meinten, die schöne Mätresse des alten Ministers müsse leicht zu gewinnen sein; sie gaben sich nicht einmal die Mühe, mir ihren Materialismus zu verbergen; und, mein Gott! sie hatten ganz Recht von ihrem Standpunkte aus; ein alter Mann hatte mich für sein Geld gewonnen, warum nicht ein anderer durch seine Jugend oder Schönheit. Alle meinten, ich hätte Leidenschaft, Sinne, Grazie, die ganze Energie einer mächtig reichen Organisation, und sie hatten ganz Recht! aber daß ich außerdem eine Seele besäße — daß ich etwas Anderes begehrte als brutale Befriedigung, im zierlichen Gewande der Koketterie — das fiel Keinem ein! konnte vielleicht Keinem einfallen, der meine Verhältnisse kannte! Aber deshalb blieb ich eiskalt für sie, und die lodernden Flammen meines Innern erstarben in ihrer Gegenwart, vor ihren Wünschen.

Sie brachen aus vor Hulderich, sie umzingelten mich und ihn, als er mir von der Liebe in einem Ton sprach, der bisher nur in mir erklungen war. Ich hatte großes Mitleid mit ihm, ich wollt' ihm den Schmerz sparen, sein Gefühl an eine Unwürdige verschwendet zu haben, ich wollte bald ihn fortschicken, bald ihm sagen, wer ich sei. Aber ach! eine übermächtige Empfindung ist ein arger Sophist! mein Leben nur, doch nicht mein Herz, schien mir seiner unwürdig. Warum sollt' ich mich nicht ein Paar Stunden oder Tage an dem prächtigen Strom ausruhen, der an mir vorüber ins Leben hineinrauschte und mich in seine klaren Wellen lockte? — Ich widerstand auch nicht! was hatte ich zu fürchten und zu verlieren? höchstens eine neue Illusion erbleichen zu sehen! — In jenen Monat drängte sich das Glück eines Menschenlebens zusammen! jener Monat war die Perle, die zwischen den starren Muschelschalen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft lag! aber die Perle war mein: ich wurde geliebt, ich, die arme Melusine! „Den Schatten kann man malen, doch nimmermehr das Licht" — heißt es in einem Liede. Das ist recht wahr! von meinem Leid weiß ich mehr zu erzählen, als von meinem Glück. Die Liebe conzentrirt dermaßen unsere Kräfte, daß sie außer aller Proportion zu den Mitteln, durch welche wir sie ausdrücken könnten, sind. Die gewöhnlichen Fähigkeiten werden paralysirt, nicht durch Mangel und Schwäche, sondern weil höhere Wahrnehmungen auch eine höhere Darstellung begehren. Nur bei dem Geliebten ist die Sphäre unserer Freiheit, in der jede Richtung unsers Wesens ihren Laut und ein Echo findet, und wie der Akkord auf einer Orgel tönt.

Als ich mich von Hulderich trennte, war's auf Nimmerwiedersehen! das hatte ich ihm zugeschworen. Vor meinen Augen sollte er nicht meinetwegen erröthen. Ich ging wie in den Tod, doch mit dem Bewußtsein, gelebt zu haben. Ich erkannte das Gesetz: wer lebt, muß sterben. Wir wenden es nur an auf das eine Leben und den einen Tod; doch glaube mir: der Mensch hat mehre Leben auf der Erde durchzumachen, Leben der Phantasie, der Sinne, des Verstandes, des Herzens; und hat er sie glühend und kräftig durchlebt, so muß er nach jedem solchen Leben sterben, wie die Blume zerfällt, wenn sie ausgeblüht hat! Immergrün ist kühl und kahl! die Rose flammt, duftet und welkt! Ich nahm mein Schicksal an.

In Berlin sagte ich dem Minister, was mir begegnet war. Es betrübte ihn augenblicklich, wie eine flüchtige Eifersucht. Im Herbst ging ich nach Töröseny. Da wurde Hulderich geboren; ich wäre gern immer in der ländlichen, wilden Einsamkeit geblieben, mit meinem Kinde und der Erinnerung an den Vater. Doch der Minister hatte sich dermaßen an meinen Umgang gewöhnt, daß er mich schmerzlich vermißte und dringend meine Rückkehr wünschte. Ich hatte Mitleid mit seinem einsamen Alter, und kam wieder, natürlich mit meinem Knaben. Allmälig faßte er eine innige Zärtlichkeit für Hulderich, und amüsirte sich mit ihm wie ein Vater, während er zugleich auf tausenderlei Weise für ihn sorgte. Er gab ihm ein kleines, unabhängiges Vermögen, so daß mein Sohn eine freie, schöne Stellung in der Welt haben wird — und das ist ein immenser Vorzug! man wird dadurch vor dem Contakt mit zahllosen Niedrigkeiten und Gemeinheiten bewahrt, und es bleiben deren noch so viel andere und von anderen Seiten übrig, daß Eltern dem Himmel nicht genug dafür danken können, wenn ihr Sohn nicht seine Meinung — und ihre Tochter nicht ihre Hand zu verkaufen braucht, um das Leben zu fristen.

Von Berlin gingen wir nach Constantinopel. Dort starb der Minister, den ich einen treuen Freund nennen darf, vor einem Jahr, und meine Gesundheit, die allmälig gelitten hatte, führte mich nach Italien. Doch umsonst! der Tod hatte sich bei mir eingenistet, ich weiß nicht wann und wo. Zur Strafe dafür, daß ich einst mein Leben frevelnd enden wollte, muß ich nun sterben, und hätte doch gern gelebt, um Hulderichs erste Schritte im Leben zu bewachen. Jetzt, da ich ihn an Dein Herz legen darf, da Du ihm eine zärtliche Mutter sein wirst, eine Mutter, deren er sich nie zu schämen braucht, jetzt sterb' ich bereitwillig, und lege Dich, ihn und seinen Vater in die Hand des starken, heiligen Gottes, der mich nicht umsonst durch die Aengste und Kümmernisse des Lebens geführt hat. Durch Schwäche und Uebermuth gefallen, durch Liebe erlöst: das ist die Geschichte der Menschheit und des Menschen; darf ich klagen oder zagen, weil es die meine ist?"

„Nein, geliebte Melusine!" rief Margarita, „Du brauchst weder zu zagen noch zu klagen! Du hast „die Welt überwunden," wie es in der Bibel heißt."

„O schweig!" sprach Melusine rasch, „wer Martern erduldet hat, ist deshalb noch kein Heiliger! .... Bewahre eine sanfte, melancholische Liebe in Deinem milden Herzen für mich Arme, und hauche sie in die Seele meines Kindes."

Sie bot ihr die Hand; Margarita legte mit schweigender Betheuerung die ihre hinein, und die Schwestern sanken einander in die Arme. Dann sprach Margarita:

„Und soll Hulderich nie seinen Vater kennen lernen? mißgönnst Du dem Mann, der Dich so sehr, und den Du einzig geliebt hast, die Freude an dem prächtigen Kinde? weißt Du, ob er sich nicht nach ihm sehnt, ob er nicht des Knaben wie eines Trostes bedarf? . . . . Hast Du ihn denn je wiedergesehen, weißt Du von ihm, bist Du ihm keinen Ersatz schuldig?"

„Nach vier Jahren sah ich ihn wieder, auf einen Moment, und er liebte mich damals noch," sprach Melusine mit tiefer Rührung. „Ohne Hoffnung, ohne Aussicht, ohne Lebenszeichen von mir zu empfangen, hatte er mir die Treue des Herzens bewahrt; sieh', das versöhnte mich für immer mit meinem Schicksal! Hatte Einer mich betrogen, hatte ein Anderer meine Hülflosigkeit benutzt — Er hielt mir Wort, über allen Glauben und alle Erwartung! Um Seinetwillen segnete ich mein ganzes Leben, weil es mich Ihm zugeführt! um Seinetwillen dankte ich Gott für all' meine Qualen, weil ich Ihn desto höher schätzen durfte! um Seinetwillen faßte ich Zuversicht zum Schöpfer und zur Kreatur, weil ich mir sagte: Gott liebt die Menschen, denn er hat ihnen die Liebe gegeben, und die Liebe trägt sie in den Schooß Gottes zurück. Aller Glaube, aller Trost, alle Demuth, alle Versöhnung, aller Balsam, quoll für mich aus der Liebe jenes Mannes! Aber, so unermeßlich viel das auch sein möge, dennoch hab' ich ihm dafür Ersatz gegeben; nicht durch mich, o nein! doch aus meiner Hand. Frage nicht! es lassen sich nicht alle Verhältnisse enthüllen! — Darum auch wird er gewiß aus der Ferne über Hulderich wachen und ihn nie aus den Augen verlieren, so wie ich für ihn selbst gethan; er wird ihn immer lieben! jedoch kann er nichts für ihn thun, in dem Sinn der Welt, nicht ihm seinen Namen geben, nicht ihn zu seinem Erben machen; darüber giebt es Gesetze. Was Hulderich Töröseny seinem Herzen auch sei, für sein äußeres Leben bleibt er Hulderich Töröseny. Ich entziehe ihm nicht das Kind; unsere Liebe, unsere Schuld hat's gethan."

„Schuld!" sprach Margarita mit sanftem Vorwurf.

„Ja!" entgegnete Melusine nachsinnend; „warum das so ist, weiß ich nicht, allein es ist so: am strengsten und bittersten rächen sich in der Welt und durch sie die Uebertretungen der Gesetze, welche sich die Liebe zu Schulden kommen läßt. Ich glaube fast," setzte sie mit zauberischem Lächeln hinzu, „daß, weil sie auf Erden gestraft — sie im Himmel begnadigt wird."

„Und hast Du je wieder von dem unseligen Hermann gehört?" fragte Margarita; „was mag aus ihm geworden sein?"

„Ein loyaler Mann und Professor der Theologie in X.," sagte Melusine ruhig.

Nach diesem Gespräch nahmen ihre Kräfte mit reißender Geschwindigkeit ab. Doch der Geist blieb klar und gegenwärtig, und alle Anordnungen, welche sie zu treffen hatte, um Hulderichs Vormundschaft auf Margarita zu übertragen, besorgte sie umsichtig und pünktlich, und bestimmte, daß er in einer bewährten Anstalt in Genf erzogen werden solle. Dann, als nichts mehr ihr zu thun oblag, streckte sie sich müde aus, und es vergingen lange Tage, in denen nichts an ihr lebte, als ihr Herz. Sie konnte nicht mehr sprechen, noch sich bewegen. Die Aerzte begriffen nicht, wie sie noch lebe. Vielleicht war es deshalb, weil sie die Erfüllung eines heißen Wunsches ins Grab mitnehmen wollte.

Es war früher Morgen. Die Augustnebel wogten und wallten auf dem Genfer See, wie Nonnenschleier auf einem raschen Herzen. Ulrichs Wagen hielt vor Margaritas Wohnung, und er fragte: ob er sie wol schon sehen könne. Ja, erwiderte man ihm, aber dort in Bellerive. Wo und wie, war ihm ganz gleichgültig! Er eilte nach Bellerive; er trat in die weitgeöffnete Gitterthür des Gartens, aber er überschritt die Schwelle nicht. Er schlang die Finger durch die Eisenstäbe und hielt sich fest. Seine Brust, sein Gehirn waren wie zerspalten von Schmerz, von Seligkeit. Unter einer finstern Cypresse und einem mit feurigen Blüten überschütteten Granatbaum lag todt oder sterbend Melusine, auf einer Chaise longue, und Margarita saß im stillen Gebet zu ihren Füßen, während Hulderich und Tony neben ihr

Digitized by Google

knieten — Alle drei schweigend, thränenlos, andachtvoll, himmlisch zärtlich, wie Engel am Sterbebett eines vielgeprüften Menschen. Aber in diesen Frieden des Himmels schrie die ganze Qual der Welt mit dem Ausruf hinein, der sich aus Ulrichs Brust drängte, nachdem er die ganze Gruppe überschaut und erkannt. Seine Stimme weckte Meluſine aus der Agonie. Sie sah ihn an; ihr Auge flammte in ihrem Leichenantlitz auf, wie die ewige Lampe in einem Grabgewölbe. Sie richtete sich auf, winkte ihm, nahm seine Hand, nahm mit der andern Hulderichs und Margaritas Hände, legte sie in die seine, sprach:

„Dein!" — und starb.

Karl Ferdinand Haltaus

ward am 1. Nov. 1811 zu Großengottern in Thüringen, wo sein Vater Mädchenlehrer war, geboren. Durch dessen Versetzung nach Wurzen erhielt er seine erste Bildung in dieser Stadt. Nachdem sein Vater im Wahnsinn gestorben war, brachte sein Stiefvater kein geringes Opfer, indem er ihn studiren ließ. Ein halbes Jahr nur besuchte H. das Gymnasium in Freiberg, seine übrige Schulzeit brachte er in Grimma zu. Im Jahr 1832 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, widmete sich jedoch später den historischen Wissenschaften und der Literatur. Nachdem er Dr. phil. geworden, erhielt er 1835 eine Adjunctur als Lehrer der histor. und philolog. Wissenschaften an der Thomasschule. In Folge der Herausgabe seines Theuerdank ward ihm vom Kaiser von Oesterreich die goldene Verdienstmedaille.

Er gab heraus:

Theuerdank. 1836.
Liederbuch der Clara Hätzlerin. 1840.
Zwei Handbücher der Geschichte für Gymnasien. 1839 u. 1843.
Album deutscher Schriftsteller. 1840.
Gedichte. 2. vermehrte und vielfach umgeänderte Aufl. Leipz. 1845.
Geschichte der punischen Kriege. Leipzig 1846.

Ein gründlicher und gewissenhafter Fleiß, eine anschauliche Darstellungsgabe und ein richtiger Tact in der Behandlung und Darstellung historischer Ereignisse haben H. einen sehr geachteten Namen erworben. Seine Gedichte zeichnen sich durch Wärme des Gefühls, Herrschaft über Sprache und Form und Anmuth und Wohllaut rühmlich aus.

Zünd' an dein Grubenlicht.

Wenn Schlag auf Schlag das Unglück kommt,
Steh' fest, verzage nicht!
Es gibt noch Eins, das sicher frommt:
Zünd' an dein Grubenlicht!

Ein Bergmann lebt von kargem Brot;
Doch ruft auch früh die Schicht,
Rasch springt er auf, bei aller Noth
Verhört er's Glöcklein nicht.

Er nickt Ade dem Bergmannskind,
Eilt schweigend durch die Flur;
Kalt weht ihn an der Morgenwind,
Rings schlummert die Natur.

Und wenn er an der Grube steht,
So tönt's: Glück auf! im Schacht,
Und nieder steigt er mit Gebet,
Wo ihm kein Morgen lacht.

Bringt Stufen dann das Licht in Kauf,
Wie jauchzt sein armes Herz,
Wie schlagt sein Faustel kraftig auf,
Zeigt sich ein Silbererz!

Es zagt der brave Bergmann nicht
Und ist nicht freudenlos;
Glück auf! bringt ihm das Grubenlicht
In tiefer Erde Schoos.

Wenn Schlag auf Schlag das Unglück kommt,
Steh' fest, verzage nicht!
Es gibt noch Eins, das sicher frommt;
Zünd' an dein Grubenlicht!

Steig' munter in des Herzens Schacht
Und forsch' durch Fäustels Schlag,
Ob dort ein Silbererz noch lacht,
Das still verborgen lag.

O dreimal glücklich ist der Mann,
Der Erz im Busen trägt,
Und Silberblicke finden kann,
Wenn ihn das Schicksal schlägt!

Frohlocke, Herz!

Was weckt in mir das Träumen?
Was weckt in mir die Lust?
Ihr Knospen an den Bäumen,
Was klopft an meine Brust?
Vom Eis wird frei der stille See,
Der Lenzhauch küßt hinweg das Weh;
Frohlocke, Herz!

Ich lag in tiefem Schlummer,
Da sang ein Vögelein,
Mich drückte schwerer Kummer,
Da schien die Sonne d'rein.
Der Himmel ist so klar und blau,
Ein lachend Grün umzieht die Au';
Frohlocke, Herz!

Das ist ein seltsam Klingen,
Ein Spiel der Zauberei,
Viel tausend Fesseln springen,
Die Erde macht sich frei.
Der Frühling hüpft von Ort zu Ort
Und treibt den starren Winter fort;
Frohlocke, Herz!

Ihr Sänger in den Lüften,
Ihr macht die Seele weit,
Singt unter Blüthendüften
Ein Lied von gold'ner Zeit.
Von Mailust strahlt das Angesicht,
Wenn aus dem Lied ein Frühling spricht;
Frohlocke, Herz!

Sang David seine Lieder,
Der finst're Geist entwich;
Und kehrt der Frühling wieder,
Verklärt das Auge sich.
Viel schöner noch, als Spiel und Sang,
Ist eines Frühlings Jubelklang;
Frohlocke, Herz!

Digitized by Google

Sei still.

Es weht ein sanfter Abendwind
Liebkosend in den Bäumen;
Ob Vögel, die entschlafen sind,
Von sel'ger Liebe träumen?
Sei still! Es rauscht in Gipfeln leise
Wie eines Mährchens traute Weise:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Es schlägt im Wald die Nachtigall
Gar träumerische Lieder,
Und auch des Abendglöckleins Schall
Hallt schwermuthsbange wieder.
Sei still! Die Welt ist traumeslüstern
Und Millionen Lippen flüstern:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Die Erde ist vom Mondenlicht
Mit Silberglanz umgossen;
O stör' die Braut, die sel'ge, nicht,
Ihr Aug' ist liebumflossen.
Sie schauet in die Nacht mit Lauschen
Und hört des Baches Wellen rauschen:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Dort brennt ein Licht im Kämmerlein;
Ein Jüngling liegt im Sterben.
Ist dieser Erdenball zu klein,
Daß Blüthen auch verderben?
Sei still! Die Augen wollen brechen,
Ich hör' die Lippen lächelnd sprechen:
Ade, ade, mein Lieb,
Noch einen Kuß mir gib!

Die Bürger von Pforzheim.

Es zogen vier Hundert Bürger
Aus Pforzheim in die Schlacht;
Was haben die vier Hundert
Bei Wimpfen einst vollbracht?

Sie haben von ihren Leibern
Eine eherne Mauer gebaut,
Sie haben den Feuerschlünden
Furchtlos in's Auge geschaut.

Sie haben mit ihren Fäusten
Die Feinde zu Boden gestreckt,
Ihr Vaterland mit dem Eisen
Der freien Brust gedeckt.

Sie haben den Markgraf Friedrich
Gerissen aus Feindes Hand;
Sie standen, bis auch der Letzte
Den Tod auf der Wahlstatt fand

Sie haben verlassen ihr Obdach,
Verlassen ihr Weib und Kind,
Und einem Tilly bewiesen,
Was Protestanten sind.

Das haben vier Hundert Bürger
Aus Pforzheim einst gethan;
So brachen deutsche Helden
Der Freiheit eine Bahn.

Der Bürgermeister sprengte
Ihnen voran in den Tod;
Bei Gott, solch wack're Männer
Thun unserm Deutschland Noth!

Ein deutscher Invalid.

Auf dem Markt' am Leierkasten
Stand ein alter Invalid,
Leierte mit welken Händen
Ab gar manches schöne Lied.

Und des Städtchens munt're Jugend
Rottet sich herum im Kreis,
Lauscht entzückt den Orgeltönen,
Lauscht dem sangeslust'gen Greis.

Warm die kalten Hände reibend,
Mitten d'rin im tiefen Schnee,
Steht der alte bärt'ge Krieger
Und sein Herz durchzieht ein Weh.

Der einst focht in dreißig Schlachten
Für sein deutsches Vaterland,
Nicht vor Schwert und Kugeln bebte;
Nun am Leierkasten stand.

Orden trug er nicht im Knopfloch,
Aber Wunden auf dem Leib,
Hat d'rum sechzehn blanke Thaler
Pension sammt Kind und Weib.

Singt mit rauher Kriegerstimme
Und mit stumpf geword'nem Sinn
Vor der lustberauschten Jugend:
„Ach, du lieber Augustin!"

„„Noch ist Polen nicht verloren!""
Ei, wie das zum Herzen spricht.
Für den Kreuzer noch ein Liedlein:
„Deutsches Herz, verzage nicht!"

In dem Sturm und Schneegestöber
Zieht der Greis den Hut herab,
Neigt das Haupt voll weißer Haare
Tief bei jeder milden Gab'.

Wandert auf die nächste Straße
Mit dem Kasten, mit dem Geld;
Und so zieht mit Weh im Herzen
Durch das Vaterland ein Held.

Germania.

Im Norden am Meeresstrande,
Wo gierig die Möve haust,
Und an den Dünenhügeln
Die Woge schäumt und braust;

Da saß in nächt'ger Stunde,
Bei blassem Mondeslicht,
Auf einem Runensteine
Ein Weib von ernstem Gesicht.

Es wallten goldgelbe Haare
Auf ihre Schultern herab,
Ihr Auge lag heimlich sinnend
Auf einem Runenstab.

Und markige Männer standen
Daneben gedankenschwer,
Sie waren stark wie Eichen
Und grollten wie das Meer.

Es löste vom Runensteine
Das Weib ab Schutt und Moos,
Und Züge, wie magische Zeichen,
Enthüllten der Zukunft Loos.

Das Weib hat seltsam gesungen
Vom Teutoburger Thal,
Vom Volke der Nibelungen,
Vom Kaiser Karl und vom Gral.

Digitized by Google

Sie ſang von Heinrich dem Finkler,
Von Sachſen- und Schwabenland,
Von Friedrich im Kyffhäuſer,
Vom Rhein und vom Nordſeeſtrand.

Ihr Lied war ſeelenzerreißend,
Klang dumpf wie ein Hünengrab;
Die markigen Männer bebten,
Hin ſank der Runenſtab.

Sie fragten: „Was ſah in den Runen
Dein Auge, Germania?
Es ſtürzen die Eichen der Ahnen;
Iſt Deutſchlands Erlöſung nah?“

Da hob das Weib die Blicke
Traurig zum Sternenlicht
Und ſtöhnte mit Geiſterſtimme:
„„Die Freiheit, ſie wird euch nicht!““

Da hielten die Männer grollend
Die Schilder vor ihren Mund,
Und ſangen wild und wilder,
D'rob bebte das Erdenrund.

Es flogen der Nordſee Wogen
Wuthſchäumend zum Sternenlicht;
Geſpenſtig ſchwirrten die Möven:
„Die Freiheit, ſie wird euch nicht!“

Ermanne dich!

Ermanne dich, mein Vaterland!
Gott gab dir Auge, Mund und Hand,
Du ſollſt nicht rückwärts ſchreiten.
Gott hält nur einmal Weltgericht,
Verträume deinen Heiland nicht,
Ermanne dich in Zeiten.

Steh feſt und halte treulich Wacht,
Heran brauſt die Gedankenſchlacht,
Du ſollſt nicht träumend wandeln.
Im Frieden ſei ein Troubadour,
Im Kriege ſei ein Krieger nur,
Im Kriege muß man handeln.

Die Freiheit iſt ein köſtlich Gut,
Das Volk erkämpfte ſie mit Blut
Und läßt ſie ſich nicht rauben.
Wie herrlich iſt ihr Heiligthum,
Wie lockend iſt ihr Martyrruhm,
Wie ſtark iſt ſie an Glauben!

Noch iſt der Freiheit Feind nicht todt,
Sein ſteter Haß ruht blutigroth
Gleich einem Fluch auf Erden.
Erhöre uns, barmherz'ger Gott,
O mach' zu Nichte Schmach und Spott,
O laß es beſſer werden!

Gefeſſelt iſt manch' ſtarke Hand;
Send' deine Donner in das Land,
Und ſchlag' an die Gewiſſen.
Send' uns der Freiheit Morgenroth,
Die Menſchheit ſchreit vor Schmerz und Noth
Zu dir aus Finſterniſſen.

An einem Tempel Alle bau'n:
Wir brauchen Liebe und Vertrau'n,
Hinweg mit Haß und Ketten!
Geduldig iſt des Volkes Sinn,
Doch ſtürzt es auch zur Blutgier hin,
Muß es ſein Kleinod retten.

Ein Wort hat einen Zauberklang,
Ein Wort entflammt zu Thatendrang,
Schlägt es an Völkerohren.
Es brachte blutigrothes Weh
Das eine Wort: la liberté,
Ward es heraufbeſchworen.

Auslöſchen läßt ſich nicht das Licht,
Die Finſterlinge mögen nicht
Das eine Wort verſpotten.
Die Nachwelt wirft als Leichentuch
Auf Jeden Schande, Haß und Fluch,
Der wagt, es auszurotten!

Reiterlied.

Der Morgen graut,
Ade, du Braut!
Horch, wie die Hörner blaſen
Und die Kanonen raſen.
Mich rufen Ehr' und Pflicht,
Bleib treu, vergiß mein nicht.

Komm, edles Roß,
Du Kampfgenoß,
Haſt mich ſo oft getragen,
Wenn's galt, den Feind zu ſchlagen.
Noch einmal ſei's gewagt;
Der Freiheit Morgen tagt.

Die Rache naht,
Friſch auf zur That!
Uns hilft kein Schrein, kein Beten,
Die Hoffnung wird zertreten.
Nichts endet unſre Noth,
Als Freiheit oder Tod.

Greif wacker aus
Im blut'gen Straus!
Wo Völkerherzen brechen,
Da muß das Eiſen ſprechen.
Gott mache Deutſchland frei,
Sei unſer Feldgeſchrei!

Nur vorwärts hau'n
Und Gott vertrau'n,
Umzucken uns auch Blitze,
Umwölken uns Geſchütze!
Der Tod im Angeſicht
Schreckt deutſche Reiter nicht.

Heiß iſt das Blut,
Sei ſtark, o Muth!
Wir ſind nicht feile Knechte,
Wir glüh'n für heil'ge Rechte;
In jedem Buſen brennt
Ein neues Teſtament.

Du heil'ger Krieg,
Führ' uns zum Sieg!
Der Tod mag uns erreichen,
Wenn nur auf unſern Leichen
Der Freiheit Banner weht,
Die Noth der Welt vergeht.

O Tag der Luſt,
Iſt frei die Bruſt.
Dann lodern ſie zuſammen
Die tauſend deutſchen Flammen,
Dann ſtrahlt der Wahrheit Licht,
Das Deutſchlands Nacht durchbricht.

Dann fliehe Rom
Aus unſerm Dom.
In allen Gau'n und Marken
Wird deutſche Kraft erſtarken,
Wird blüh'n der deutſche Geiſt,
Den keine Macht zerreißt.

D'rum, edles Roß,
Du Kampfgenoß,
Leih' dir des Sturmes Flügel,
Jag' über Leichenhügel;
Wir reiten Tag und Nacht,
Bis unſer Werk vollbracht!

Digitized by Google

Die Huſſiten.

Einſt hatten die Pfaffen Deutſchland
Geſtürzt in Geiſtesnacht,
Da haben die Huſſiten
Ein Feuer angemacht.

Sie ſchürten die glimmenden Kohlen
Zu hellen Flammen an,
Und über den Flammen ſchwebte
Huß als der Freiheit Schwan.

Der Teufel auf ſeiner Mütze
Frohlockte, als er verſchied;
Ein Schlachtruf, ländererſchütternd,
Ward Huſſens Schwanenlied.

Der Wirbel auf Ziska's Trommel
Glich einem Zauberſchlag,
Es wuchſen die Huſſiten
Wie Rachegeiſter zu Tag.

Sie hieben mit ihren Aexten
Dem Wahne den Kopf entzwei
Und machten mit Partiſanen
Den Geiſt des Jahrhunderts frei.

Sie jagten mit Kolben und Schwertern
Die Pfaffen aus Böhmen hinaus
Und fegten mit brennenden Fackeln
Der Kirche Geſpenſter aus.

Sie ſchleuderten über Böhmen
Der Freiheit lodernden Brand
Und riſſen aus tiefſtem Schlafe
Das liebe deutſche Land.

Sie holten ſich die Bibel
Aus den Klauen der Kleriſei
Und ſprengten mit Eiſenſtangen
Die Klauſen der Frömmelei.

Die Väter in Koſtnitz konnten
Verbrennen den Leib des Huß,
Kein Anathem erſtickte
Der Wahrheit Feuerfluß.

O Böhmen, ihr markigen Männer,
Nun liegt ihr lebendig im Grab,
Gebrochen iſt über dem Haupte
Der Freiheit der Todesſtab.

Es fliegt mit Rieſenſchritten
Vorbei die neue Zeit,
Indeß an euern Gräbern
Sich heiſer ein Rabe ſchreit.

Der Rabe werde zum Schwane
Und ſinge wie Huß ein Lied,
Das tief in eure Gräber
Und tief in die Seelen zieht!

Aus „Geſchichte Roms im Zeitalter der puniſchen Kriege".

Der Kampf, welcher ſich um die Inſel Sicilien entſpann, ward von drei verſchiedenen Völkern geführt. Dieſe drei Völker vertraten drei verſchiedene Principe, welche mit einander in Conflict geriethen und um die Oberherrſchaft kämpften. Es iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, daß auf dem engbegrenzten Raume einer Inſel drei heterogene Volkselemente feindlich zuſammentrafen und nach einem entſcheidenden Siege rangen. Römer, Karthager und Hellenen geriethen auf dieſer Inſel in einen Kampf auf Leben und Tod, in einen Kampf, welcher die Löſung der Frage herbeiführte, ob fortan die Römer oder Karthager oder Hellenen und deren nationale Eigenthümlichkeiten auf dieſer Inſel die Oberherrſchaft haben ſollten. Wir dürfen dieſen Krieg nicht von dem niedrigen Standpunkte einer blos äußerlichen, weltlichen Herrſchaft anſehen. Es handelte ſich in demſelben auch zugleich um die wichtige Frage der Herrſchaft dreier betheiligter Principe. Wie es in Italien nicht einerlei war, ob die Römer oder die übrigen Völker Italiens ſiegten, ſo war es auch hier nicht einerlei, welches Volk den Sieg davon trug, denn dasjenige Volk, welches ſiegte, errang auch einen Sieg ſeines Volksthums, ſeiner volksthümlichen Beſtandtheile und Eigenthumlichkeiten. Die Bildung, ja die Geſchichte des Alterthums würde einen ganz andern Gang genommen haben, wenn die Hellenen Siciliens und Süditaliens die Herrſchaft über ganz Italien hätten an ſich reißen können. Die erwärmende Sonne des Hellenenthums würde ganz andere Früchte hervorgelockt und gereift haben, als es durch die Herrſchaft der Römer geſchah. Und fragen wir uns, welchen Gang würde die Geſchichte des Alterthums genommen haben, wenn die Karthager die Herrſchaft über Sicilien und Italien an ſich geriſſen hätten. Was würde aus der Bildung Europa's geworden ſein, wenn das durch die Karthager vertretene ſtarre orientaliſche Princip den Sieg davongetragen hätte?

Das faſt arme und uncultivirte Rom ließ ſich in einen Kampf ein mit der mächtigſten und reichſten Republik jener Zeit, welche die Inſeln und Küſten des weſtlichen Mittelmeeres beherrſchte, zugleich aber auch in einen Kampf mit den reichen und hochcultivirten Hellenen Siciliens. Der Kampf mit den Hellenen erſcheint hierbei freilich als eine Nebenſache; aber er verdient deſſenungeachtet Berückſichtigung und Beachtung, weil die Hellenen Siciliens zum Theil noch ſelbſtändig waren, weil ſie noch Partei nahmen und es nicht gleichgültig war, für wen ſie Partei nahmen, weil ſich ein Theil derſelben mitten im Kampfe noch ſeine Selbſtändigkeit bewahrte und weil das Gepräge der helleniſchen Nationalität in jener Zeit wenigſtens die geiſtige Herrſchaft auf der Inſel nicht blos hatte, ſondern auch über den Krieg hinaus noch lange Zeit bewahrte. Die Blüthezeit der Hellenen Siciliens war bereits dahin. Sie war ſchon vor Beginn des Krieges mit Rom gebrochen, theils durch innere Parteiungen und Fehden, theils durch die Kriege mit Karthago. Letzteres hatte ein weit ſchwereres Spiel in Sicilien gehabt, als nun die Römer. Es hatte ſich mit den Staaten der Inſel in einen Kampf eingelaſſen, als dieſe nicht blos ſelbſtändig waren, ſondern durch Ackerbau, Gewerbe und Handel ungeheuere Reichthümer beſaßen, durch Wiſſenſchaften und Künſte weit und breit blühten und an den Hellenen im Mutterlande und in Großgriechenland noch beachtenswerthe Rückenhalte hatten. In einem ohngefähr dreihundertjährigen Kampfe waren die Karthager nicht im Stande geweſen, die ganze Inſel zu unterwerfen, was den Römern in 24 Jahren gelang. Die Karthager hatten den Römern vorgearbeitet; dieſe brauchten gleichſam nur die letzte Hand an die Vernichtung der Selbſtändigkeit der Hellenen zu legen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sicilien eine Beute Karthago's geworden wäre, wenn dieſes vor der Einmiſchung Roms ſo viele Kraft und Opfer auf die Unterwerfung der Inſel hätte verwenden wollen, als der Kampf mit Rom in Anſpruch nahm. Karthago hatte, nachdem es in früherer Zeit ungeheuere materielle Opfer dem Kampfe mit den Hellenen in deren Blüthezeit ohne große glückliche Erfolge gewidmet hatte, ſich der Hoffnung hingegeben, durch eine ſchlaue, die Zerwürfniſſe unter den Hellenen wohlweislich benutzende Politik endlich das zu erreichen, was es bis dahin mit Gewalt nicht hatte erreichen können. Die Karthager wußten, daß die Hellenen gegen ſich ſelbſt wütheten, wenn ſie denſelben Ruhe ließen. Darum goſſen ſie Oel in dieſes Feuer, um durch die Selbſtaufreibung der Hellenen ohne große Opfer ihr Ziel erreichen zu können. Sie hatten es noch nicht erreicht, als die Römer Sicilien betraten. Das Einmiſchen einer dritten, durch und durch kriegeriſchen und auf Eroberungen ausgehenden Macht nöthigte ſie ſogleich den in der letzten Zeit eingeſchlagenen Weg der Politik zu verlaſſen und alle ihre Kräfte ſowohl zur Offenſive, als Defenſive aufzubieten. Die Römer weckten mit einem Male wieder die ganze Thatkraft Karthago's.

Die Hellenen Siciliens ſpielten bei dem Zuſammentreffen jener feindlichen Mächte auf ihrem Grund und Boden in der That zwar eine mehr paſſive, als active Rolle, aber ſie blieben bei der wichtigen Frage doch nicht unbetheiligt. Sie geriethen zwiſchen zwei Feuer, ohne unbetheiligt bleiben zu können, ſie erkannten ſich als den Zankapfel zweier Nationen, ohne die Kraft zu haben, die zwei Hauptfeinde ihrer Nationalität von der Inſel verweiſen zu können. Noch waren ſie ſammt ihrer Nationalität nicht untergegangen, ſie rangen noch um ihre Selbſtändigkeit, aber ſie trugen in ſich nach trüben Erfahrungen die Ueberzeugung, daß ſie es mit zwei furchtbaren Gegnern zugleich nicht aufnehmen könnten und daß ſie über kurz oder lang dem Stärkeren von beiden unterliegen müßten. Das Gefühl eigener Ohnmacht äußerte auf ſie ſeinen niederbeugenden Einfluß und erſtickte alle auftauchenden Freiheitsgedanken. Auf Hülfe vom Mutterlande konnten ſie in jener Zeit nicht rechnen. Eine Ver-

Digitized by Google

einigung unter sich war zwar nicht ein Werk der Unmöglichkeit, aber, und das hatte die Erfahrung gelehrt, kein Werk von Dauer. Wie kläglich hatte das Freiheitswerk eines Timoleon geendet und welche Erfolge hatte die Vereinigung der Hellenen unter Pyrrhus kurz vor dem punischen Kriege gehabt! Zersplitterungssucht, Parteisucht und Herrschsucht waren die unheilbaren Gebrechen, welche wie Flüche auf den Hellenen dieses herrlichen Eilandes lasteten und sie unrettbar in's Verderben stürzten. Sowohl Pyrrhus, als die nach ihm wieder aufstehenden und sich gegenseitig bekämpfenden Tyrannen hatten ihnen neuen Abscheu vor jeder Tyrannis eingeflößt, sie mochten von einer Vereinigung unter einem Oberhaupte nichts mehr wissen und hatten doch auch nicht die Entsagungskunst eines Theiles, die Kraft und Begeisterung für ihre Selbständigkeit und Nationalität anderen Theils, sich als freie Republiken zu einem Staatenbunde zu vereinigen, der nach Außen hin sie vertreten und geschützt hätte. Sie waren durch die langen Kämpfe und Zerwürfnisse lebensmüde geworden und sehnten sich nach Ruhe. Aber in dem furchtbaren Kampfe ihrer Gegner wurden sie aus ihrer ersehnten Ruhe immer auf's Neue aufgescheucht, sie wurden gezwungen, Partei zu nehmen und die blutige und verheerende Geißel des Krieges mit allen ihren Schrecken über sich schwingen zu lassen.

So sehen wir anfangs einen Theil der Hellenen zu ihren alten Oberherren, den Karthagern, halten, den anderen zu den neuen Fremdlingen, den Romern. Jene haßten die Karthager, aber sie mußten in ihrer Ohnmacht und verzweifelten Lage dem bösen Geschicke nachgeben und zu ihnen halten, weil diese noch über sie geboten. Diese liebten die Römer nicht, denn in ihren Augen standen auch sie als Feinde ihrer Freiheit und Nationalität da, aber sie warfen sich ihnen in die Arme, theils um ihre Selbständigkeit zu retten, theils um dem Drucke und der Habgier der alten verhaßten Oberherren zu entrinnen, theils in Hoffnung auf bessere Tage. Als die Römer landeten, war nur ein geringer Theil der Griechen selbständig, sie standen meist in Abhängigkeit von Syrakus oder Karthago. Selbst die hellenische Nationalität hatte ihr reines Gepräge schon etwas verloren und war wenigstens im Westen und im Norden der Insel, besonders in den Seestädten, getrübt von Barbarismus. Karthager und deren Söldner, Libyer und Libyphönicier, Gallier, Iberer, Ligurer und Balearen hatten die Westhälfte der Insel seit etwa drei Jahrhunderten heimgesucht und wo nun Karthago vorherrschend gebot, da hatte der Hellenismus sich manchen Abänderungen unterwerfen müssen. Das leichteste Spiel hatten die Römer im Osten der Insel zu Anfange des Krieges, wo eine Menge Städte ihnen ohne Schwertstreich freiwillig huldigten, doch ließen es auch hier einige von den 67 Städten, die angeblich den Römern huldigten, auf eine förmliche Belagerung ankommen. Die Fortschritte der Römer gingen reißend vor sich, weil ihnen die Hellenen im Ganzen doch nur geringen Widerstand entgegensetzten. Mehrere Städte sannen sogar auf Verrath gegen die Karthager, wie Tyndaris. Es ist dieses Abfallen der Hellenen von ihnen freilich nicht mit dem zur Zeit des Pyrrhus zu vergleichen; die Römer standen ihnen aber auch ferner, als jener, und der Aufruf zur Losreißung war damals begleitet von mächtigen Lockungen, welche jetzt mangelten. Wo die Hauptstreitkräfte der Karthager lagen, konnten die Hellenen an ein Abfallen wenig oder gar nicht denken, denn sie wären der Rache der Karthager preisgegeben gewesen. Sie mußten demnach im Kampfe gegen die Römer so lange aushalten, als jene aushielten, so die Einwohner von Agrigentum, Panormus, Lilybäum und Drepana. Dazu kommt, daß in letzteren Städten die punischen Elemente seit lange überwiegend waren und die Hellenen im Westen der Insel aller Begeisterung für die Römer ermangelten, da diese bei der Einnahme von Agrigentum und anderen Ortschaften bewährt hatten, daß sie eben so wie die Karthager zu rauben, plündern, morden und knechten verstanden.

Die Haupttendenz des Krieges, der Kampf um die Oberherrschaft auf der Insel, stellte die Hellenen als Mittel zum Zweck, hingegen die Karthager und Römer als interessirte Hauptparteien heraus. Erstere waren, als Letztere einmal auf der Insel Fuß gefaßt hatten, zunächst auf die Defensive dessen, was sie daselbst besaßen, hingewiesen, Letztere hingegen ununterbrochen auf die Offensive. Erstere suchten zu erhalten und zu vertheidigen, was sie einmal inne hatten, Letztere ihre Gegner aus allen Punkten zu verdrängen, um der Alleinherrschaft gewiß zu sein. Denn um die Frage der Alleinherrschaft drehte sich der Kampf sogleich nach der Einnahme von Agrigentum. Karthager und Römer hätten sich, so scheint es, in den Besitz der Insel theilen und vielleicht den Halykus ebenfalls als Grenze ihres gegenseitigen Gebietes bestimmen können; aber es liegt im Wesen der Römer der Grund zur Unmöglichkeit. Sie blieben nie auf halbem Wege stehen; was sie begonnen hatten, mußte durchgeführt werden, mochte es kosten, was es wollte. Und Karthago war in seinem Lebensnerv, dem Handel auf dem Mittelmeere, bedroht, wenn es seine schönste auswärtige Besitzung in der Nähe Italiens verlor. Es wäre überdies eine Kurzsichtigkeit sonder Gleichen, wollte man dem Kampfe keine höheren, als blos äußere Beweggründe unterlegen. Der Kampf zwischen beiden Völkern ergab sich als ein unvermeidlicher. Er hatte seine Hauptwurzeln in dem gegenseitigen unvilgbaren Nationalhasse, und dieser beruhte auf den Gegensätzen des Stammes, der Sitte und vornehmlich der staatlichen Bestrebungen. Der Kampf war vermieden und hinausgeschoben worden, weil die Gegensätze selbst noch nicht in unmittelbare feindliche Berührung mit einander gekommen waren und weil beide sich erst zu kräftigen suchten, um desto sicherer auf Sieg rechnen zu können. Wenn zunächst die Insel Sicilien der Kampfplatz für beide Gegensätze wurde, so lag der Grund darin, daß hier die erste, nicht mehr zu verschiebende feindliche Berührung stattfand. Sie nahm den Charakter eines Kampfes auf Tod und Leben an, weil sie auf Unversöhnlichkeit beruhte und weil ein fernetes Nebeneinanderstehen beider sich sogleich als unmöglich zum Wohle der einen und der andern Republik herausstellte. Daher auch das Aufgebot aller Kraft von Seiten beider Völker, daher ein Kampf von so langer Dauer. Ohne Entscheidung durfte kein Volk die Waffen aus der Hand legen.

In der Beschaffenheit beider Völker liegt zugleich aber auch der Grund, warum sich der Sieg doch zuletzt auf Seite der Römer neigen mußte. Ich habe schon in der Einleitung darauf hingewiesen, daß man sich die Karthager nicht als engherzige und beschränkte Krämer, sondern als ein großartig speculirendes Volk von Kaufleuten zu denken habe, deren innere und äußere Politik zwar durch die materiellen Interessen des Handels geleitet wird, welche jedoch weder Krieg, noch Opfer scheuten, wenn der Lebensnerv, der Handel, bedroht ward und in Gefahr kam. Karthago hat in diesem Kriege Alles aufgeboten, was es vermochte, um Sicilien, eine Hauptquelle seines Handels, zu retten. In seinem Reichthum bestand seine Hauptmacht. Der Reichthum floß aus dem Handel; so lange dieser blühte, konnte es auch den kostspieligsten Krieg aushalten. Sobald aber dieser in Stocken gerieth, sobald die Quellen der Staatsfinanzen kärglicher flossen, mußte der Staat eher als jeder andere seinem Untergange nahe kommen, da der nicht abzuläugnende kriegerische Geist im Laufe der Zeit im Volke selbst ziemlich verschwunden war und die Beschützung des Staates wie des Handels Söldnern anvertraut war, welche des leidigen Soldes halber dem Handelsstaate ihre Kräfte angeboten hatten und treulich aushielten, so lange viel zu verdienen und zu erbeuten war, aber für die höheren Triebfedern eines Soldaten, für Patriotismus und Nationalstolz, keinen Sinn hatten. Stockten die Geldeinnahmen, so schwebte der Staat stets in Gefahr, daß die Söldner die Fahnen verließen oder wohl gar die Waffen gegen den Staat selbst kehrten. Empörungen der Söldner fanden wiederholt Statt. Sie sannen auf Verrath gegen Hanno, gegen Adherbal, gegen Himilko in Lilybäum und gegen Hamilkar Barkas auf dem Eryx und stellten somit fortwährend Karthago's Interesse und Heil auf's Spiel. Und wenn diese Soldner auch in Agrigentum, Lilybäum und Drepana, auf Herkte und auf dem Eryx mit bewunderungswürdiger Dauer aushielten, so lag der Grund eines Theils in der fesselnden Persönlichkeit der Anführer Hannibal, Himilko und Hamilkar und in einem gewissen Ehrgefühl, das auch Söldlingen nicht abzusprechen ist, hauptsächlich aber in den vielen Versprechungen und Verheißungen, welche ihnen in Zeiten der Gefahr gemacht wurden, deren Nichterfüllung ja dann auch den unheilvollen Söldnerkrieg herbeiführte. Karthago half sich eine Zeit lang durch außerordentliche Contributionen, welche es seinen Bundesgenossen und namentlich seinen Unterthanen in Afrika auflegte, erfüllte diese dadurch aber mit Abscheu und Haß gegen sich, erleichterte dadurch nicht blos das schnelle Umsichgreifen der geringen römischen Macht in Afrika, sondern führte auch den Abfall und die Empörung jener im Söldnerkriege herbei. Ihre Besitzungen glichen daher einem gefahrvollen vulkanischen Boden. Auf Sicilien und Sardinien genossen sie weder Liebe, noch Vertrauen. Sie hatten den dasigen Einwohnern die Freiheit entrissen, hatten auf wahrhaft barbarische Weise Jahrhunderte lang die Fluren verwüstet, die Städte eingeäschert und furchtbare Rache an denen ausgeübt, die sich ihnen nicht unterwerfen wollten oder von ihnen abgefallen waren. Man denke nur an das Schicksal der Himeräer! Sie waren ein Volk, das all sein Augenmerk auf Gewinn richtete, und wenn es auch in Geographie und Geschichte, in Mathematik, Schiffsbau und Kriegswesen, ja selbst im Landbau große Erfahrungen und Kenntnisse besaß, doch im Ganzen nur den praktischen Richtungen des Lebens, welche mit ihren Handelsspeculationen in Verbindung standen, huldigte, für die höheren verfeinerten und idealischen Richtungen des Geistes und Lebens aber, für Wissenschaften und Künste, in welchen

Digitized by Google

die Hellenen Siciliens alle anderen Völker Siciliens überflügelten, wenig oder gar keinen Sinn hatte. Rechnet man hierzu das orientalische Gepräge des punischen Volkes, das Ernste und Finstere, das kalt Speculirende und Egoistische im Wesen und Umgang, den Kleinmuth im Unglück und die Grausamkeit gegen die verdienstvollsten der eigenen Nation, ferner die Verschiedenheit der Religion, Sprache, Sitten, Denk- und Handlungsweise, in welch ungeheuerem Contrast standen sie zu den Hellenen Siciliens! Wie konnten sie auf die Treue eines Volkes rechnen, das sie seiner heiligsten Güter beraubt hatten, mit welchem sie in jeder Beziehung, außer in der Liebe zum Handel und Ackerbau, im schroffsten Gegensatze standen?

Die Karthager vertraten das orientalische Princip, wenn auch nicht in ungetrübter Reinheit. Bei der Lage ihrer Hauptstadt, bei ihrem Reichthum, bei ihrem Verhältniß zu den abhängigen und unterworfenen Völkern Afrika's, bei ihrer Betriebsamkeit, bei ihrem Verkehr und Verhältniß zu den Völkern Europa's, insbesondere aber zu den hochgebildeten Hellenen mußte dieses orientalische Princip im Laufe der Zeit eine Reihe von Eindrücken erhalten, welche manche Abwandlungen hervorriefen, ohne jedoch das orientalische Gepräge in seinen Grundtypen umzugestalten oder zu vermischen. So ist es unbestreitbar, daß sie sich in ihrer Gesetzgebung und in ihren Staatseinrichtungen mannichfach griechischer Vorbilder bedient haben, wenn es auch schwer hält, täuschungslose Blicke in den künstlichen Bau ihres weise geregelten Handelsstaates und ihrer von aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elementen durchdrungenen Verfassung zu thun. Im Gegensatze zu den Römern ist es von Wichtigkeit, daß eine Geldaristokratie, welche durch die Reichthümer aus dem Handel und den Provinzen verdorben war, im Staate herrschte und an der Spitze desselben ein Senat stand, welcher nicht mehr frei war von Parteiwuth, dessen ganze Thätigkeit nach Außen hin nicht auf politische Demonstrationen, auf Krieg und Eroberungen, aus Herrschsucht, sondern auf merkantile Fragen aus Gewinnsucht gerichtet war, in deren Interesse auch der kostspieligste Krieg nicht gescheut ward. Im Ganzen hat sich jedoch ihr nationales Gepräge mit dem der Hellenen nicht amalgamiren können. Beide Elemente standen sich in ihren Bestandtheilen, Richtungen und Bestrebungen zu schroff gegenüber, als daß eine vermittelnde Ausgleichung möglich gewesen wäre. Den Karthagern war es auch gar nicht um eine geistige Amalgamation zu thun, sie hatten nichts anderes, als merkantile und rein materielle Zwecke im Auge. Sie wollten die Produkte und das Geld der Hellenen, alles andere war ihnen Nebensache. Daß sie den abhängigen Städten der Insel ihre Sprache, ihre Religion, ihre Sitten, Gesetze und Magistrate aufgedrungen hätten, um deren Nationalität zu brechen, davon findet sich keine Spur. Eine Verschmelzung zweier ganz verschiedener Völker ist und bleibt überhaupt unendlich schwer. Man vergegenwärtige sich nur die Spanier in Amerika und die Britten in Indien. Die Besiegten nähern sich nur langsam und unmerklich den Eigenthümlichkeiten der Sieger, und hier fand sogar der umgekehrte Fall Statt, die Spanier und Britten, die gebildetsten Nationen der Erde, gegenüber fast ganz wilden Völkern. Die Karthager hingegen, wie weit standen sie als Sieger in geistiger Hinsicht hinter den Besiegten zurück! Die Materie herrschte über den Geist, der kalte Verstand über Phantasie und Gefühl. Auch heut zu Tage sehen wir noch, daß ein großes Handelsvolk auch in den fernsten Ländern wenig oder nichts von seiner Nationalität ablegt; aber nicht in allen Handelsstaaten, wie in dem großen englischen heut zu Tage, sehen wir neben dem Gelde auch den Geist herrschen, in den meisten anderen Fällen hat er eine sehr untergeordnete Stellung eingenommen. Der Rest der alten Sikelioten im Innern der Insel kann bei obiger Frage keine Berücksichtigung finden, da ein solcher zwar noch existirte, geistig aber im Hellenenthume aufgegangen war.

Wie ganz anders erschienen im Vergleich mit den Karthagern die Römer! Auch sie waren eine durchaus auf das Aeußere und das Praktische gerichtete Nation; auch bei ihnen finden wir die geistigen Richtungen und Bestrebungen der Hellenen nicht vertreten; auch ihnen lag das Gebiet der Gefühle und Ideale fern; dessen ungeachtet trugen sie ein ganz anderes Gepräge, als jene. Handel, der Lebensnerv jener, war bei ihnen etwas ganz Untergeordnetes, ja gleichsam Entehrendes für einen freien Mann. Handel und Gewerbe lagen in den Händen der Freigelassenen, Clienten, Armen und Sclaven. Dagegen suchten sie ihre größte Ehre, ihr Heil und ihre Lorbeeren auf der Feldmark, auf dem Forum und im Kriege. Ackerbau, Staatswesen und Krieg waren die Hauptbeschäftigungen freier römischer Bürger. Sie suchten ihr höchstes Glück nicht im Gelde, sondern in der männlichen Tüchtigkeit (virtus) auf dem Felde, im Staatsleben und im Kriege. Die Gewerbe der höheren Classen waren Staatsverwaltung und Kriegsdienst, aber selbst die Höchsten schämten sich nicht des Ackerbaues. Diesen Richtungen verdankten die Römer die Einfachheit ihrer Sitten, einen scharfen Blick für alle Rechtsverhältnisse, einen derben, rauhen und auf das Praktische gerichteten Sinn und Verstand, so wie einen ernsten und festen Willen. Dazu kommt, daß sie von glühendem Patriotismus und von einem Nationalstolz sonder Gleichen erfüllt waren. Sie waren Krieger von Leib und Seele, nicht Söldner oder Sclaven hatten den Staat zu schützen, jeder Bürger, und selbst bei dem Reichsten und Angesehensten fand keine Ausnahme Statt, mußte für Heerd und Vaterland mit seinem Leib und Leben einstehen. Von Jugend auf an Recht und Gesetz gewöhnt, im Kriege unter den strengsten Kriegsgesetzen stehend, geführt von Männern, welche ihr Höchstes lediglich in der Ehre und in dem Glücke des Vaterlandes suchten, glich die römische Bürgermiliz einer fast unwiderstehlichen und unbesiegbaren Macht, durch deren trefflich organisirte Kriegskunst, unvertilgbare Vaterlandsliebe, unbeugsame Beharrlichkeit und kalte Todesverachtung die freien Völker Italiens zu Grunde gingen, geschweige die Söldlinge Karthago's. Und an der Spitze des Staates stand ein Senat, welcher durch seine Würde Alle mit Achtung erfüllte, welcher, fern von allen Privatvortheilen, merkantilen Interessen und Parteiwuth, seine höchste Aufgabe in die Befestigung und Erweiterung der Majestät des römischen Volkes setzte und von Erlangung dieses Zieles weder durch ungeheuere Aufgebote der Kraft, noch durch unerhörte Opfer und Gefahren abgeschreckt werden konnte. Ehrsucht, Herrschsucht und Eroberungssucht waren dabei die Triebfedern einer Körperschaft, welche die Majestät des römischen Volkes auch nach Außen hin würdevoll vertrat, welche Krieg und Eroberung als etwas Nothwendiges erachtete und aufsuchte, wo sie konnte. Rom hatte durch Recht und Waffen den Begriff einer Nation errungen; es machte nach Außen hin keinen Schritt, ohne eisern und gewappnet zu sein, und mit jedem Schritt, den es that, wuchs die Republik immer mehr zu einem Riesenleibe an, dessen Mittelpunkt Rom war und blieb, dessen Senat immer mehr einen imperatorischen Charakter offenbarte. Rom schritt seiner Größe entgegen, indem es als erobernder Staat offen auftrat.

Kein Wunder demnach, wenn ein solches Volk den Karthagern den Sieg entriß. Rom vertraute auf sich und sein Schwert, war jugendlich stark, kühn und verwegen; Karthago konnte nur auf sein Geld und auf Fremdlinge bauen. Rom war eine Macht des Schwertes, Karthago nur die des Handels. Die Größe Roms war nach dem Ausspruche Heerens *) auf einen Felsen, die Karthago's auf einen Grund von Goldsand gebaut. Bei dem Zusammentreffen beider nahm Roms Größe erst ihren Anflug, die Karthago's hatte bereits den höchsten Gipfel der Macht erreicht. Rom konnte zufolge seines Strebens nicht anders, denn als Sieger Friede schließen. Die Hellenen beugten sich vor der Majestät des römischen Namens sicher ebenfalls nicht aus Liebe zu diesem Volke, sondern meist aus Furcht vor dessen Waffen, aus Achtung vor dessen Ruf der Gerechtigkeit und vornehmlich aus Haß gegen die alten Oberherren. Die Römer strebten nicht nach einer merkantilen Herrschaft, sondern nach einer rein politischen über die Insel. Die Freiheit der Hellenen blieb unrettbar verloren, aber ihrer Selbständigkeit wurden doch von Seiten der Römer aus Politik weit größere Zugeständnisse gemacht, als es unter den Karthagern der Fall gewesen war.

*) S. dessen Ideen Thl. II, 1, 306.

Moritz Hartmann

ward 1819 in Böhmen geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung, ſtudirte in Prag und Wien und hielt ſich dann auf größeren Reiſen abwechſelnd in Leipzig, Brüſſel und am Rheine längere Zeit auf.

Er gab heraus:

Kelch und Schwert. Leipzig 1844. 2. Aufl. ebendaſ. 1845. Beiträge in Proſa und Verſen zu mehreren Zeitſchriften, namentlich den „Grenzboten." Eine Sammlung neuer Dichtungen von ihm erſcheint binnen Kurzem.

Ein ſehr reiches und ſchönes Talent, voll tiefer Innigkeit und Gluth, lebendiger Anſchauung, ſchöpferiſcher Phantaſie und glücklicher Darſtellungskraft, von dem ſich noch viel Bedeutendes erwarten läßt, beſonders wenn es ſich noch höheren Gattungen als der Lyrik zuwendet.

König Wenzel der Faule.

1. Suſanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag,
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag
Und es beſpults der Moldau blau Gewäſſer.
Darauf ein Bild, das mit beredtem Munde
Von dem, was einſtens hier geſchehn, giebt Kunde.
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre bläſſer.
Und mag das Bild auch endlich ganz verblaſſen,
Und mag erſterben nach und nach die Sage:
So Manches, was geſchieht noch heut zu Tage,
Wird uns ſobald dran nicht vergeſſen laſſen.

Im Bade dehnt ſich König Wenzeslaus —
Die laue Welle ſpielt um ſeine Glieder
Wie ſüße Wolluſt weicher Liebeslieder,
Wie üpp'ger Schlaf nach ſchwelgeriſchem Schmaus.

Dem König Wenzel iſt ſo wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein ſpielet mit der Fluth:
Er läßt ſie über Hals und Nacken ſchäumen
Und überläßt ſich lächelnd ſüßen Träumen;
Und träumt ſo wahrhaft ſüß, als wär' hienieden
Errungen ſchon der ewige Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heil'ge römiſche Reich
Das ganze, Einem blut'gen Schlachtfeld gleich,
Als bebte nicht am eignen Herd der Bürger,
Als zöge nicht durchs Land der Judenwürger,
Als drückte nicht den Wandrer unbehauſt,
Wohin er zieht, das Recht der blut'gen Fauſt,
Als flöſſe nicht um ihn das Blut in Strömen
Aus den entflammten Herzen ſeiner Böhmen,
Als keuchte nicht die blaſſe Hungersnoth
Rings durch die Gaſſen Prags und ſchrie nach Brod.

So träumt ein König nur wie Wenzeslaus,
Schwankt wie ein Nachen auch ſein Königshaus,
Ein König, der des Geiſtes Sonnen preiſt
Und ſeinen Henker gern „Gevatter" heißt,
Der ſeine Königin vorwarf den Hunden
Und ſüße Lieder ſingt zu allen Stunden.

Ja, auch ein Sänger iſt der holden Minnen
Der zubenannte faule Böhmenkönig —
Mild klingt ſein Lied und Kirchenglockentönig.
Wie er im Bad ſich ſtreckt, in tiefes Sinnen,
In aufgelöſte Träumerei verſenkt,
Vielleicht daß eines ſüßen Lieds er denkt.

Da ſtört ihn auf ein Lärm — ein fernes Schrein,
Ein wildes Stimmenrufen mittendrein,
Ein tolles Jauchzen und ein dumpfes Heulen,
Ein Dröhnen wie von Lanze, Schwert und Keulen,
Wie Sturm und Wirbelwind in Eins verfloſſen; —
Der König hebt im Bade ſich verdroſſen,
Er ſtreckt das bärt'ge Haupt empor zu lauſchen:
„Sind es der Moldau Wellen, die ſo rauſchen?
„Schlägt ſo der Sturm an dieſer Hütte Planken,
„Die, ob ſie ſtürzen wollten, bebend wanken?"

Da tönt herein des Aufruhrs erſter Gruß:
„Den Pfaffen Tod! — und hoch Johannes Huß!"

„„Iſt's das? — ich geb' Euch gern die Pfaffen drein,
„„Hoch lebe Huß! gern ſtimm' ich mit Euch ein.""

Ein zweites Grüßen: Nieder mit den Räthen,
Die uns die Seele aus dem Leibe treten!
Der König ſpricht: „Iſt Euch das Volk zur Laſt,
So nehmt es hin — 's iſt mir wie euch verhaßt."

Doch immer wilder tönt des Aufruhrs Stimme,
Das Haus erzittert vor des Volkes Grimme.
Hier ruft es: Fauler König, gieb uns Brod!
Dort ſchreit die Wuth: Seid frei und ſchlagt ihn todt!

Die Keulen dröhnen an geſchloſſner Pforte,
Und an des Königs Ohr mordluſt'ge Worte.
Er bebt — da iſt kein Weg, der ihn errette,
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette.

Da ſtürzt des Hauſes ſtarke Magd heran;
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt ſie ihn — und mit gewalt'gen Händen
Fort zieht ſie ihn, hinaus und in den Kahn.
Fort! ruft ſie, fort, eh' ſie das Thor erbrechen
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!

Das Ruder faßt ſie an und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf ſturmbewegter Welle,
Indeſſen ferne an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebell'ſchen Rufer.
Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten ſie erfühlen
Die ſüße Luſt, mit einem Königsleben,
Gleichwie mit einem leichten Ball zu ſpielen.

Suſanna aber ſchlägt ſie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es ſchallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schilderſtahl.

Vorüber an der Inſeln grünem Rande
Und an des Wiſſehrades felſ'gem Strande
Lenkt ſie das Schifflein mit gewalt'ger Hand
Und weiter immer fort ins offne Land.

Auf niedrer Bank der König Wenzel ſitzt,
Kaum daß er ſeine Blöße kann bedecken
Vor Well' auf Welle, die herüber ſpritzt
Und höhnend nach ihm ſcheint die Hand zu ſtrecken.

Wie ihn die Welle wirft — ihm iſt es recht! —
Fürwahr, der kennt den König Wenzel ſchlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt.
Nicht doch — in ſtiller Luſt ſein Auge hangt
An der gewalt'gen, wellenmächtigen Magd,
Die, wie ſie vor ihm ſteht mit loſen Haaren,
Durch die die Winde ſtürmiſch wühlend fahren,
In ihrer Schönheit ſeinem Sinn behagt.
Er ſieht ſie an mit lächelndem Geſicht,
Wie ſie das Ruder ſchwingt, wie ihre Glieder,
Selbſt Wellen ähnlich, wogen auf und nieder,
Wie ſich ihr Antlitz röthet — und er ſpricht:

„Du Jungfrau, alſo ſchön und kühn und ſtark,
„In deren Gliedern glühet Wlaſtas Mark,
„Dir ſchuld ich Dank — ich will in Hermelin
„Und Sammet hüllen deinen ſchönen Leib,
„Du ſeiſt als ſchönſtes und als kühnſtes Weib
„In Zukunft meines Hofes Königin!
„Mit Gold und Edelſtein will ich dich ſchmücken
„Und Perlen reih'n um deinen ſchönen Hals,
„Du wirſt die Sänger meines Hofs entzücken
„Und leben in den Liedern eb'gen Schalls.

Suſannas Stirne flammt, ihr Auge blitzt,
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn ans Land,
Und auf das Ruder ihren Leib geſtützt
Spricht ſie alſo zum König hingewandt:

Digitized by Google

„Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben!
„Dir laß ich Hermelin und Edelstein
„Und deines Hofes fluchbeladnes Treiben,
„Dazu des Volkes jammervolles Schrein.
„Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
„Von des zermalmten Volks gestohlnem Gut,
„Mit deinen Sängern und gekrönten Gästen
„An deinen königlichen Tafeln mästen.
„Hast du's gehört, wie es in seiner Noth
„Aufschreit und ächzt nach einem Bissen Brod?!
„Nach deines Tisches abgefall'nen Resten? — —
„Und ich soll folgen deinen Freudenfesten? —
„Ich fluche dir so sehr, wie sie dir fluchen, —
„Und schwere Sünde scheint mir jetzt fürwahr,
„Daß ich nach Weiberart so weibisch war,
„Der Rache dich zu stehlen, die sie suchen.
„Jetzt fliehe schnell, daß mich zu spät nicht reue,
„Daß ich dem Volk gebrochen so die Treue,
„Daß ich von neuem nicht das Ruder fasse
„Und von den Wellen, die darob empört,
„Daß ich das heil'ge Volksgericht gestört,
„Entgegen dich den Rächern treiben lasse."

Der König floh ins offne Land dahin,
Gleich einem Bettler kaum verhüllt die Glieder;
Sie aber schwamm, gleich einer Königin,
Auf wildem Strom zu den Rebellen nieder.

2. Der blinde Jüngling.

Ein altes Büchlein mit vergilbten Blättern,
Mit sonderbar gekrümmten, grauen Lettern,
Schleicht heut noch, wie ein Greis, von Haus zu Haus,
Der Urahn liest den Enkeln vor daraus.
Und durch des Volkes Glauben ist's geweihet.
Es klinget wie ein geisterhafter Gruß
Und saget, wie zur Zeit des Ketzers Huß,
Ein weiser, blinder Jüngling prophezeihet.

Der König Wenzel hat die böse Stunde;
Da hilft nicht Saitenspiel, nicht Becherklang,
Nicht die geheimnißreichste Reichsurkunde,
Nicht das Gekläff der wilden Bastardhunde,
Nicht eigner und nicht fremder Minnesang.

Er schweifet durch des Schlosses weite Gänge —
Da schrecket ihn bei jedem Tritt und Schritt
Der Wachen Ruf, der Glanz der Partisanen,
Vom Giebel hoch der Pfiff der Wetterfahnen,
Vom Thurm die mitternächt'gen Glockenklänge —
Und wie er an des Schlosses Pforte tritt,
Der Bettler selber, der die breite Schwelle
Sich auserwählt als gute Lagerstelle.

Der König lehnt sich an die Pfoste schweigend
Und lauschet auf des Bettlers guten Schlaf,
Und denkt, zu seinem Haupt sich niederneigend:
Wohl dir, daß du nicht König Wenzeslav.
Ihm ist so weh, als zuckten alle Krämpfe
Des weiten Reichs durch seine eignen Glieder,
Und also wüst, als tönten alle Kämpfe
Der Deutschen Zwietracht ihm im Herzen wieder.
Und zu sich selber spricht er: Wer zu sagen
Mir wüßte, was sich bald mit mir begiebt,
Ob neu in Pracht ersteht in nahen Tagen,
Ob meine Herrlichkeit in Nichts zerstiebt?
Ich hörte sagen, daß in jenem Hause,
Das einsam stehet in des Wald's Gebrause,
Ein blinder Jüngling lebt, der geist'gen Blicks
Zu deuten weiß die Räthsel des Geschicks,
Und wohl zu lesen in der Zukunft Buche —
Erprob' ich seine Kunst? — Ob ich's versuche?

Den Bettler schreckt er auf vom harten Bett,
Er wirft ihm hin so Mantel als Barett,
Und reißt den schlechten Kittel ihm herab
Und den zerfetzten Hut, den Bettelstab,
Und eingehüllt in niedre Bettlertracht
Geht hin der König durch die dunkle Nacht.
Er schreitet schweigend durch die öden Gassen,
Dann über Stege und verlass'ne Straßen,
Dann über Berge, Schluchten, Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt.

Im Ton des Windes, in der Blätter Rauschen
Hört er Verräther, die ihn feig belauschen;
Ihm ist's auf diesem Weg, ob das Geschick
Ihm folgt' und säß' ihm würgend im Genick.

Schon will der Morgen lieblich auferstehen,
In hoher Krone lacht der Auerhahn,
Die Vöglein stimmen ihre Lieder an,
Aus Gras und Büschen hundert Augen sehen,
Von Eichhörnlein, Kaninchen, Hirsch und Rehen,
Als wollten sie sich schier verwundert sagen:
„Vor König Wenzel ist heut nicht zu zagen,
„Heut kommt er nicht mit Lanz und Pfeil und Bogen,
„Heut kommt er mit dem Bettelstab gezogen."

Jetzt steht er vor der Hütte des Propheten;
Noch hält er zaudernd an der Schwelle inne,
Ob er sich selber auf sich selbst besinne,
Dann schnell entschlossen ist er eingetreten.

Auf einem schlechten, strohbedeckten Lager
Liegt eines Jünglings krankende Gestalt,
Blond ist sein Haar, doch seine Stirn ist alt
Und seine Glieder sind gebleicht und hager.
An sieht man's diesen ausgebrannten Augen,
Daß sie das Nächste nicht zu sehen taugen;
Doch wie so stier hinschaun die blassen Sterne,
Wohl scheinen sie zu sehn in weite Ferne.

Er hebt vom Lager sich, und hin zur Pforte
Sich neigend spricht er sinnend diese Worte:
„Was bebt die Schwelle so von meinem Haus?
„Ich grüße dich, mein König Wenzeslaus!

Der König fragt: „So hast du schon vernommen,
„Daß ich zu deiner Hütte wollte kommen? —
Der blinde Jüngling aber lächelnd spricht:
„Dein Pförtner weiß von deinem Ausgang nicht;
„Des Waldes Thier allein, der Blätter Rauschen
„Hat es gewagt, dich wandernd zu belauschen.
„Dem Bettler neidest du, o König Wenzeslav,
„Auf hartem Steine seinen süßen Schlaf;
„Und kommst nun selbst in niedrer Bettlertracht
„Zu betteln bei der Zukunft heil'gen Nacht
„Und durch des Blinden geisterhafte Blicke
„Zu deuten dir die Räthsel der Geschicke."

„Nun denn so sprich, du Blinder, ohne Zaudern!!"
Der König ruft es, seine Glieder schaudern,
Er lehnt sich lauschend an der Hütte Wand,
Und deckt die Augen zu mit kalter Hand.
Der Blinde neigt das Haupt, die Zunge lallt,
Kaum hörbar bebt das Wort aus seinem Munde,
Bis immer stärker, immer düstrer schallt
Wie Sturmgebrause die Prophetenkunde:

„Ich sehe lodern einen Scheiterhaufen —
„Sancta simplicitas! — sie wollen taufen
„Den edlen Gottesschwan in Feuersgluten —
„Es sprühen Funken aus dem Aschenhauf
„Ins Böhmenland, es brennt, es lodert auf —
„Und durch die Flammen seh' ich hohe Fluten
„Aus tausend Herzen strömen, die verbluten —
„Und heimische und fremde wilde Horden
„Und eine lange Reih' von Greul und Morden —
„Bis an das Knie im Blute geht ihr Fuß —
„Dann seh' ich Noth und lange Pein unsäglich —
„Gebrochne Wappen, Herzen, Geister kläglich —
„Dann Heilige durch heil'gen Martyrkuß.
„Dann wehen fremde Fahnen von den Zinnen,
„Dann wird das stille, stumme Reich beginnen,
„Der alte Gott, die Lieder sind gebannt
„Und tiefe Ruh' ist auf das grüne Land
„Als wie ein weites Leichentuch gebreit —
„Doch ist die stille Zeit noch weit — noch weit."

„Was kümmert mich die weite, ferne Zeit,"
Der König ruft — „von Morgen sprich, von Heut!"

Der blinde Jüngling aber grollend spricht,
Mit aufgehobner Hand: „Dieweil dich kümmert nicht,
„O König Wenzeslaus, die ferne Zeit,
„Gieb Acht, gieb Acht, daß dir von deinem Heut
„Mein Seheraug' nichts Böses prophezei't!
„Als König Saul zu Endors Hexe ritt,

Digitized by Google

„Trug er ſein Todesſchwert zur Seite mit;
„Als Belſazar geſehn des Himmels Rechte,
„In ſelber Nacht erſchlugen ihn die Knechte."

Der Blinde ſchweigt — er ſchließt die Augenlider,
Er neigt ſein Haupt tief bis zum Herzen nieder,
Dann ruft er aus mit ſchaurigtiefem Ton:
„Dein Reich iſt faul — es ſtürzt dein Königsthron!"

„Und wann?" — Der König Wenzel ruft's entſetzt.
Der Blinde murmelt: „Laß dem Sand mich lauſchen —
„Noch zwanzig Körnlein, ha, wie ſchnell ſie rauſchen —
„In kurzer Friſt — zehn Körnlein noch — fünf — jetzt!"

„Ha? — Jetzt!" — Der König lacht des Trugpropheten,
Er ſchwingt den Bettelſtab, als wär's ein Schwert,
Und aus der Hütte, wie er eingekehrt,
Iſt er mit wilder Haſt hinausgetreten.

Er eilet über Berge, Thal und Wald —
Und immer weiter ohne Aufenthalt,
Schon neiget ſich der ſüße Frühlingstag,
Die Sonne ſinkt, als er vor ſeinem Prag
Noch unerkannt in Bettlerkleidern ſtund.
Da glänzen von den Thürmen fremde Fahnen
Und von den Thoren fremde Partiſanen —
„O, falſcher Bruder, Bruder Sigismund!"

Valentin Wilhelm Havemann

wurde am 27. Sept. 1800 zu Lüneburg geboren, erhielt daſelbſt einen Theil ſeiner Schulbildung, bezog 1819 die Univerſität Göttingen und ſtudirte die Rechte. In burſchenſchaftliche Verbindungen verwickelt, wurde er nach beendigten akademiſchen Studien zum Auditorexamen nicht zugelaſſen, weswegen er 1822 nach Darmſtadt ging, wo er bei einem Knabeninſtitute als Lehrer angeſtellt wurde. Hier verhaftete man ihn plötzlich kurz vor Weihnachten 1823, er wurde an die preußiſche Regierung abgeliefert, wo er wegen Nichtgeſtändniſſes eine ſtrenge Behandlung zu erdulden hatte, jedoch ſpäter nebſt mehreren andern Landsleuten an Hannover abgegeben wurde. Nach beendigter Unterſuchung ſah ſich H. zu fünfjähriger Gefängnißſtrafe verurtheilt, die er im December 1824 auf der Feſtung zu Hildesheim antrat. Als er im Dec. 1829 die Freiheit erhalten, hielt er in Hannover vor einem gemiſchten Publicum hiſtoriſche Vorleſungen. Der Herzog von Cambridge und mehrere Große nahmen ſich ſeiner an und bewirkten, daß er an der Akademie des Generalſtabes als Lehrer der Geſchichte und deutſchen Literatur angeſtellt wurde. Im J. 1831 kam H. als Lehrer an die Kloſterſchule zu Ilfeld. Nachdem Dahlmann und Gervinus ihre Profeſſuren niedergelegt und Göttingen verlaſſen hatten, erging an ihn der Ruf als Profeſſor der Landesgeſchichte in Göttingen, den er auch annahm.

Er ſchrieb:

Geſchichte der Kämpfe Frankreichs in Italien von 1494 — 1515. 2 Bände Hannov. 1833—35.
Hiſtorie von St.-Eliſabeth. Berlin 1833.
Chriſtliches Geſangbuch für Schulen. Hannov. 1837.
Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg 2 Bände Lüneburg 1837 — 38.
Handbuch der Geſchichte der Lande Braunſchweig und Lüneburg. Lüneburg 1838.
Eliſabeth Herzogin von Braunſchweig-Lüneburg Monographie. Gött. 1839.

H. hat ſich vorzüglich durch ſeine Geſchichte der franzöſiſchen Feldzüge in Italien am Schluſſe des Mittelalters, ſo wie durch ſeine vaterländiſche Geſchichte, den Beifall der bedeutendſten deutſchen Hiſtoriker, und einen ſehr geachteten Namen in der Gelehrtenwelt erworben.

Friedrich Hebbel

wurde im Jahre 1813 zu Weſſelburen im Dithmarſchen geboren, mußte ſich anfänglich ärmlich behelfen, und erhielt, bei einer höchſt dürftigen Lectüre, faſt ſeine ganze Jugendbildung aus der Bibel; auch die abgeriſſen und geheimnißvoll als Tradition im Volke lebende Geſchichte ſeiner Heimath wirkte mächtig auf ihn ein. Erſt im zweiundzwanzigſten Jahre konnte er ſich den Wiſſenſchaften widmen; er ſtudirte anfangs in Heidelberg, dann in München Philoſophie. Im Jahre 1839 kehrte er nach Norddeutſchland zurück und wählte Hamburg zu ſeinem Aufenthaltsorte. Seit Ende des Jahres 1842 lebte er in Kopenhagen und erhielt dann vom König von Dänemark ein Reiſeſtipendium, in Folge deſſen er nach Italien ging. — Von dort zurückgekehrt, ließ er ſich in Wien nieder, wo er ſich mit der talentvollen Schauſpielerin Enghaus vermählte.

Er ſchrieb:

Judith. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. Hamburg 1841. Hoffmann und Campe.
Gedichte. 8. Ebend. 1842.
Genoveva. Eine Tragödie in 5 Akten. 8. Ebend. 1843.
Mein Wort über das Drama! Eine Erwiederung an Prof. Heiberg in Kopenhagen. gr. 8. Ebend. 1843.
Marie Magdalene. Ein bürgerl. Trauerſp. in 3 Akten. Nebſt einem Vorwort, betr. das Verhältniß der dramat. Kunſt zur Zeit und verwandte Punkte. 8. Ebend. 1844.

Ein höchſt bedeutendes Talent, wohl neben ſehr Wenigen das bedeutendſte der jüngeren Generation, reich an ſchöpferiſcher Phantaſie, tiefem und ſtarkem Gefühl, Kraft, Würde und Großartigkeit der Gedanken und der Lebensanſchauung. Hebbel hat ſich nur langſam Bahn gebrochen, aber er iſt auf dieſer Bahn ſtets fortgeſchritten und die Anerkennung der Menge muß ihm, wenn auch erſt nach Jahren, in großem Maaße zu Theil werden, während die Freunde echter Poeſie ſich jetzt ſchon mit lebhafteſter Theilnahme an ſeinen Leiſtungen erfreuen und ihm, um der Tiefe der Gedanken willen, die er überall bei ſeltener Herrſchaft über Sprache und Form offenbart, manche zu geniale Steigerung, beſonders in der Charakterzeichnung, um ſo mehr verzeihen, als ſelbſt dieſe ein hohes geiſtiges Intereſſe darbietet.

Digitized by Google

Das alte Haus.
1834.

Der Maurer schreitet frisch heran,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der munt're, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
Magst du mich niederbrechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag' ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch' geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die todten Väter all' heraus,
Um für das Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche alte Lust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon in's Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein' und Ziegel fliegen.
Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Auf ein schlummerndes Kind.
1835.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,
Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst:
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?

Der junge Schiffer.
1836.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreist grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch' Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hineingesprungen,
Da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Fahren,
Wohin? das gilt mir gleich!

Scheidelied.
1837.

Kein Lebewohl, kein banges Scheiden!
Viel lieber ein Geschiedensein!
Ertragen kann ich jedes Leiden,
Doch trinken kann ich's nicht, wie Wein.

Wir saßen gestern noch beisammen,
Von Trennung wußt' ich selbst noch kaum!
Das Herz trieb seine alten Flammen,
Die Seele spann den alten Traum.

Dann rasch ein Kuß vom lieben Munde,
Nicht Schmerz getränkt, nicht Angst verkürzt!
Das nenn' ich eine Abschiedsstunde,
Die leere Ewigkeiten würzt.

Scheidelied.
1838.

Das ist ein eitles Wähnen!
Sei nicht so feig, mein Herz!
Gieb redlich Thränen um Thränen,
Nimm tapfer Schmerz um Schmerz!

Ich will Dich weinen sehen,
Zum ersten und letzten Mal!
Will selbst nicht widerstehen!
Da löscht sich Qual in Qual!

In diesem bittern Leiden
Hab' ich nur darum Muth,
Nur darum Kraft zum Scheiden,
Weil es so weh uns thut.

Digitized by Google

Der junge Jäger.
1838.

In die kühle Felsengrotte
Tritt der junge Jäger ein.
Heiß ist's draußen, um zu schlummern,
Legt er still sich auf's Gestein.

Und der Schlaf, der ewig milde,
Schließt ihm bald die Augen dicht;
Holder Träume lichte Schatten
Fliegen über sein Gesicht.

In die kühle Felsengrotte
Tritt ein Mädchen hoch und schlank,
Sieht den Schläfer, hold erschreckend,
Naht sie hastig seiner Bank.

Will ihn wecken, höret Schritte,
Ruft mit Angst: es ist zu spät!
Macht des Kreuzes schirmend Zeichen,
Ueber ihn, wie im Gebet.

In die Grotte tritt der Wildschütz,
Sieht den jungen Jägersmann,
Greift erblassend nach der Büchse,
Spannt den Hahn, legt auf ihn an.

Vor den Bruder tritt das Mädchen,
Doch er drängt sie stumm zurück;
Der hat einst auf mich geschossen!
Sagt ihr ernst und streng sein Blick.

„Sieh ihn schlafen — spricht sie leise —
Er ist jetzt in Gottes Schutz;
Ihm zur Seite steht ein Engel,
Fühlst du's nicht in deinem Trutz?"

Als er auflacht, fleht sie innig:
„Sieh, er schläft so ruhig fort!
Laß, bis er erwacht, ihn leben!"
Er gelobt's mit kurzem Wort.

Still am Flintensteine schraubend,
Blickt er auf den Feind so wild;
Lautlos auf die Kniee sinkend,
Liegt sie bleich, ein Marmorbild.

„„Glaubst du nicht an seinen Engel,
Oder bist du's selbst zumeist?""
„Ach, ich bete" — seufzt sie weinend —
Daß du nie ein Mörder seist."

Pulver auf die Pfanne schüttend,
Spricht er finster, ungeirrt:
„Wenn ich auch ein Mörder werde,
Ist es nur, daß der's nicht wird!"

Ringsum Stille, durch das Summen
Eines Käfers kaum gestört,
Tief genug, daß man des Schläfers
Leise Athemzüge hört.

Horch, da raschelt's vor der Grotte,
Und ein Hirsch, neugierig, streckt
Seinen Hals hinein zum Eingang,
Springt zurück, und flieht erschreckt.

Doch der Schütz, rasch, unwillkürlich,
Sendet seinen Schuß ihm nach,
Flucht dann laut und stürmt von hinnen,
Denn das hallt, wie Wetterschlag.

Aus dem Schlummer, der ihn deckte,
Fährt der Jäger rasch empor;
Eine Rose sieht er liegen,
Die das Mädchen kaum verlor.

Die gemahnt ihn an die Jungfrau,
Die an ihm vorüberflog,
Eine Thräne stolz zerdrückend,
Als er jüngst den Wald durchzog.

Eine Rose, weiß, wie diese,
Trug sie still an ihrer Brust;
Daß sie seines Feindes Schwester,
War ihm nimmermehr bewußt.

Als er aus der Grotte schreitet,
Trifft er mit verbißner Wuth,
Den an seiner Statt des Schützen
Kugel traf, den Hirsch im Blut.

„Frevler, damals wollt' ich fehlen,
Denn das Herz erstarrte mir,
Doch, ertapp' ich jetzt dich wieder,
Sollst du stürzen, wie dies Thier!"

An den Hut die Rose steckend,
Schwur er's und verschwand im Wald.
Sagt mir, was der Schuß bedeutet,
Der von dort herüberhallt?

Der Sonnen-Jüngling.
1839.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum ersten Mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen;
Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blüh'n schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilje aufgegangen;
Beim dritten Mal sieht er die Rose prangen,
Nun muß er rastlos blicken, ohne Wahl.

Und ach! je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet.

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Mein Päan.
1840.

Ich möchte auch einmal von Freiheit singen,
Doch, ist der Drang auch groß, den ich verspüre,
Wer sagt mir, wie viel Odem ihm gebühre?
Mir däucht, zuvor muß ich den Flammberg schwingen.

Der Tag erst, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, so wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eigner Faust mein gutes Eisen führe,
Der Tag erst wird die rechte Antwort bringen.

Auch dann noch fecht' ich still und stumm, gleich Allen,
Die schweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.

Dann soll der Freiheit mein Päan erschallen.
Denn so viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwischen Fallen bleibt und Sterben.

Das Kind am Brunnen.
1841.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Digitized by Google

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen iſt tief!
Sie ſchläft, als läge ſie drinnen!
Das Kind läuft ſchnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun ſteht es am Brunnen, nun iſt es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen ſich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da ſchaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Geſicht,
Mit Augen, ſo hell und ſo ſüße.
Es iſt ſein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel ſtumme, freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geſchwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
Herauf! Herauf! ſo meint's das Kind:
Der Schatten: hernieder! hernieder!

Schon beugt es ſich über den Brunnenrand,
Frau Amme, du ſchläfſt noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand,
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verſchwunden iſt ſie, die ſüße Geſtalt,
Verſchluckt von der hüpfenden Welle,
Das Kind durchſchauert's fremd und kalt,
Und ſchnell enteilt es der Stelle.

Leben.
1841.

Seele, die du, unergründlich
Tief verſenkt, dich aetherwärts
Schwingen möchteſt und allſtündlich
Dich gehemmt wähnſt durch den Schmerz, —
An den Taucher, an den ſtillen,
Denke, der in finſtrer See
Fiſcht nach eines Höhern Willen:
Nur vom Athmen kommt ſein Weh.

Iſt die Perle erſt gefunden
In der öden Wellengruft,
Wird er ſchnell empor gewunden,
Daß ihn heilen Licht und Luft;
Was ſich lange ihm verhehlte,
Wird ihm dann auf einmal klar:
Daß, was ihm im Abgrund quälte,
Eben nur ſein Leben war.

Welt und Ich.
1842.

Im großen ungeheuren Oceane
Willſt du, der Tropfe, dich in dich verſchließen?
So wirſt du nie zur Perl' zuſammenſchießen,
Wie dich auch Fluten ſchütteln und Orkane.

Nein! öffne deine innerſten Organe
Und miſche dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen,
Dann dienſt du dir und dienſt dem höchſten Plane.

Und fürchte nicht, ſo in die Welt verſunken,
Dich ſelbſt und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erſt, wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirſt du die Kraft im tiefſten Innern ſpüren,
Die jedem Sturm zu ſtehn vermag im Tanze!

Aus Judith.
Fünfter Akt.

Abend. Das erleuchtete Zelt des Holofernes. Hinten ein Vorhang, der das Schlafgemach verdeckt.

Holofernes. Hauptleute. Kämmerer.

Holofernes (zu einem der Hauptleute.) Du haſt gekundſchaftet? Wie ſteht es in der Stadt?

Der Hauptmann. Es iſt, als ob ſich Alle darin ſelbſt begraben hätten. Diejenigen, welche die Thore bewachen, ſind wie aus dem Grabe emporgeſtiegen. Auf Einen legte ich an, doch bevor ich noch abdrückte, fiel er ſchon von ſelbſt todt zu Boden.

Holof. Alſo Sieg ohne Krieg. Wär' ich jünger, ſo mißfiele mir's. Da glaubt' ich mein Leben zu ſtehlen, wenn ich's mir nicht täglich neu erkämpfte; was mir geſchenkt wurde, meinte ich gar nicht zu beſitzen.

Der Hauptm. Prieſter ſieht man ſtumm und ernſthaft durch die Gaſſen ſchleichen. Lange, weiße Gewänder, wie bei uns die Todten tragen. Hohle Augen, die den Himmel zu durchbohren ſuchen. Krampf in den Fingern, wenn ſie die Hände falten.

Holof. Daß man mir ſolche Prieſter nicht tödtet! Die Verzweiflung in ihrem Geſicht iſt mein Bundesgenoſſe.

Der Hauptm. Wenn ſie jetzt zum Himmel emporſchauen, ſo gilt es nicht dem Gott, den ſie dort ſuchen, es gilt einer Regenwolke. Aber die Sonne zehrt die dünnen Wolken auf, die einen Tropfen der Erquickung verſprechen, und auf die zerſpringenden Lippen fällt ihr heißer Strahl. Dann ballen ſich Hände, dann rollen Augen, dann zerſtoßen ſich Köpfe an den Mauern, daß Blut und Gehirn fließt!

Holof. Wir ſahen das öfter! (Lachend.) Haben wir doch ſelbſt eine Hungersnoth erlebt, wo der Eine ſcheu zurückwich, wenn der Andere ihn küſſen wollte, aus bloßer Furcht vor einem Biß in die Backe. Halloh, bereitet das Mahl, laßt uns luſtig ſein! (Es geſchieht.) Iſt nicht morgen der fünfte Tag?

Der Hauptm. Ja.

Holof. Da wird ſich's entſcheiden! Uebergiebt ſich Bethulien, wie dieſe Ebräerin verkündigte, kommt ſie von ſelbſt herangekrochen, die halsſtarrige Stadt, und legt ſich mir zu Füßen . . . .

Der Hauptm. Holofernes zweifelt?

Holof. An Allem, was er nicht befehlen kann. Aber geſchieht's, wie das Weib verhieß, wird mir aufgemacht, ohne daß ich mit dem Schwerte anzuklopfen brauche, dann . . . .

Der Hauptm. Dann?

Holof. Dann bekommen wir einen neuen Herrn. Wahrlich, ich habe geſchworen, daß der Gott Iſraels, wenn er mir einen Gefallen thut, auch mein Gott ſein ſoll, und bei Allen, die ſchon meine Götter ſind, bei'm Bel zu Babel und beim großen Baal, ich werd's halten! Hier, dieſen Becher mit Wein bring' ich ihm dar, dem Je . . Je . . (Zum Kämmerer) wie ſagteſt Du doch, daß er heiße?

Kämm. Jehovah.

Holof. Laß Dir das Opfer gefallen, Jehovah. Ein Mann bringt's Dir, und ein ſolcher, der es nicht nöthig hätte.

Der Hauptm. Und wenn Bethulien ſich nicht ergiebt?

Holof. Schwur gegen Schwur. Dann laſſ' ich den Jehovah auspeitſchen, und die Stadt — doch ich will meinem Zorn nicht ſchon jetzt die Gränze abmeſſen! Es heißt den Blitz ſchulmeiſtern. Was macht die Ebräerin?

Der Hauptm. O, ſie iſt ſchön. Aber ſie iſt auch ſpröde!

Holof. Haſt du ſie verſucht?

Der Hauptm. (ſchweigt verlegen.)

Holof. (mit wildem Blick) Du wageteſt das, und wußteſt, daß ſie mir wohlgefällt? Nimm das, Hund! (Er haut ihn nieder.) Schafft ihn weg und führt mir das Weib her. Es iſt eine Schande, daß ſie unberührt unter uns Aſſyriern einhergeht! —

(Der Körper wird fortgeſchafft.)

Weib iſt Weib, und doch bildet man ſich ein, es ſei ein Unterſchied. Freilich fühlt ein Mann nirgends ſo ſehr, wie viel er werth iſt, als an Weibesbruſt. Ha, wenn ſie ſeiner Umarmung entgegenzittern, im Kampf zwiſchen Wolluſt und Schamgefühl; wenn ſie Miene machen, als ob ſie fliehen wollten, und dann mit einmal, von ihrer Natur übermannt, an ſeinen Hals fliegen, wenn ihr letztes Bischen Selbſtändigkeit und Bewußtſein ſich aufrafft und ſie, da ſie nicht mehr trotzen können, zum freiwilligen Entgegenkommen antreibt; wenn dann, durch verrätheriſche Küſſe in jedem Blutstropfen geweckt, ihre Begierde mit der Begierde des Mannes in die Wette läuft, und ſie ihn auffordern, wo ſie Widerſtand leiſten ſollten, — ja, das iſt Leben, da erfährt

Digitized by Google

man's, warum die Götter ſich die Mühe gaben, Menſchen zu machen, da hat man ein Genügen, ein überfließendes Maaß! Und vollends, wenn ihre kleine Seele noch den Moment zuvor von Haß und feigem Groll erfüllt war, wenn das Auge, das jetzt in Wonne bricht, ſich finſter ſchloß, als der Ueberwinder hereintrat, wenn die Hand, die jetzt ſchmeichelnd drückt, ihm gern Gift in den Wein gemiſcht hätte! Das iſt ein Triumph, wie keiner mehr, und den hab' ich ſchon oft gefeiert. Auch dieſe Judith — zwar iſt ihr Blick freundlich, und ihre Wangen lächeln, wie Sonnenſchein; aber in ihrem Herzen wohnt Niemand als ihr Gott, und den will ich jetzt vertreiben! In meinen Jugendtagen hab' ich wohl, wenn ich einem Feind begegnete, ſtatt mein eignes Schwert zu ziehen, ihm das ſeinige aus der Hand gewunden und ihn damit niedergehauen. So will ich auch dieſe vernichten; ſie ſoll vor mir vergehen durch ihr eignes Gefühl, durch die Treuloſigkeit ihrer Sinne!

Jud. (tritt mit Mirza ein.) Du haſt befohlen, hoher Herr, und Deine Magd gehorcht.

Holof. Setze Dich, Judith, und iß und trink, denn Du haſt Gnade vor mir gefunden.

Jud. Das will ich, Herr, ich will fröhlich ſein, denn ich bin mein Lebelang nicht ſo geehrt worden!

Holof. Warum zögerſt Du?

Jud. (ſchaudernd, indem ſie auf das friſche Blut deutet.) Herr, ich bin ein Weib.

Holof. Betrachte es recht, dies Blut. Es muß Deiner Eitelkeit ſchmeicheln, denn es iſt gefloſſen, weil es für Dich entzündet war.

Jud. Wehe!

Holof. (zu dem Kämmerer.) Andere Teppiche her! (Zu den Hauptleuten.) Entfernt Euch!

(Die Teppiche werden gebracht. Die Hauptleute gehen ab.)

Jud. (für ſich.) Mein Haar ſträubt ſich, aber doch dank' ich Dir, Gott, daß du mir den Entſetzlichen auch in dieſer Geſtalt zeigteſt. Den Mörder kann ich leichter morden.

Holof. Nun laß Dich nieder. Du biſt blaß geworden, Dein Buſen fliegt. Bin ich Dir ſchrecklich?

Jud. Herr, Du warſt freundlich gegen mich!

Holof. Sei aufrichtig, Weib.

Jud. Herr, Du müßteſt mich verachten, wenn ich —

Holof. Nun?

Jud. Wenn ich Dich lieben könnte.

Holof. Weib, Du wagſt viel. Vergieb. Du wagſt Nichts. Solch ein Wort hört' ich noch nicht. Nimm die goldne Kette für dies Wort.

Jud. (verlegen.) Herr, ich verſtehe Dich nicht!

Holof. Wehe Dir, wenn du mich verſtündeſt. Der Leu blickt ein Kind, das ihn verwegen an der Mähne zupft, weil es ihn nicht kennt, mit Freundlichkeit an. Wollte das Kind, nachdem es groß und klug geworden, daſſelbe verſuchen, der Leu würde es zerreißen. Setz' Dich zu mir, wir wollen plaudern. Sag' mir, was dachteſt Du, als Du zuerſt vernahmſt, daß ich mit Heeresmacht Dein Vaterland bedrohte?

Jud. Ich dachte Nichts.

Holof. Weib, man denkt an Manches, wenn man von Holofernes hört.

Jud. Ich dachte an den Gott meiner Väter.

Holof. Gieb mir den erſten Kuß. (Er küßt ſie.)

Jud. (für ſich.) O, warum bin ich Weib?

Holof. Und als Du nun das Rollen meiner Wagen hörteſt, und das Stampfen meiner Kameele und das Klirren meiner Schwerter, was dachteſt Du da?

Jud. Ich dachte, Du wäreſt nicht der einzige Mann in der Welt und aus Iſrael würde einer hervorgehen, der Dir gleich ſei.

Holof. Als Du nun aber ſaheſt, daß mein Name allein hinreichte, Dein Volk in den Staub zu werfen, daß Euer Gott das Wunderthun vergaß, und daß Eure Männer ſich Weiberkleider wünſchten —

Jud. Da rief ich pfui aus und verhüllte mein Angeſicht, ſobald ich einen Mann erblickte, und wenn ich beten wollte, ſo empörten ſich meine Gedanken gegen mich ſelbſt und zerfleiſchten ſich unter einander, und ringelten ſich wie Schlangen um das Bild meines Gottes herum. O, ſeit ich das empfand, ſchaudere ich vor meiner eigenen Bruſt; ſie kommt mir vor, wie eine Höhle, in die die Sonne hineinſcheint, und die dennoch in heimlichen Winkeln das ſchlimmſte Gewürm beherbergt.

Holof. (betrachtet ſie von der Seite). Wie ſie glüht! Sie erinnert mich an eine Feuerkugel, die ich einſt in dunkler Nacht am Himmel aufſteigen ſah. Sei mir willkommen, Wolluſt, an den Flammen des Haſſes ausgekocht! Küſſe mich, Judith, (ſie thut's.) Ihre Lippen bohren ſich ein, wie Blutigel, und ſind doch kalt. Trink Wein, Judith. Im Wein iſt Alles, was uns fehlt!

Jud. (trinkt, nachdem ihr Mirza eingeſchenkt hat.) Ja, im Wein iſt Muth, Muth!

Holof. Alſo Muth bedarfſt Du, um mit mir an meiner Tafel zu ſitzen, um meine Blicke auszuhalten und meinen Küſſen entgegen zu kommen? Armes Geſchöpf!

Jud. O Du — (Sich faſſend.) Vergieb. (Sie weint.)

Holof. Judith, ich ſchaue in Dein Herz hinein. Du haſſeſt mich. Gieb mir Deine Hand und erzähle mir von Deinem Haß!

Jud. Meine Hand? O Hohn, der die Axt an die Wurzeln meiner Menſchheit legt!

Holof. Wahrlich, wahrlich, dies Weib iſt begehrungswerth!

Jud. Spring auf, mein Herz! Halte Nichts mehr zurück! (Sie richtet ſich auf.) Ja, ich haſſe Dich, ich verfluche Dich, und ich muß es Dir ſagen, Du mußt wiſſen, wie ich Dich haſſe, wie ich Dich verfluche, wenn ich nicht wahnſinnig werden ſoll! Nun tödte mich!

Holof. Dich tödten? morgen vielleicht; heute wollen wir erſt mit einander zu Bett gehen.

Jud. (für ſich.) Wie iſt mir auf einmal ſo leicht! Nun darf ich's thun!

Kämmerer (tritt ein.) Herr, ein Ebräer harret draußen vor dem Zelt. Er bittet dringend vor Dich gelaſſen zu werden. Dinge von höchſter Wichtigkeit — — —

Holof. (erhebt ſich.) Vom Feind? Führ' ihn herein! (Zu Judith.) Ob ſie ſich ergeben wollen? Dann nenne mir doch ſchnell die Namen Deiner Vettern und Freunde! Die will ich verſchonen!

Ephraim (ſtürzt ihm zu Füßen.) Herr, ſicherſt Du mir mein Leben?

Holof. Ich ſichre es Dir!

Eph. Wohlan! (Nähert ſich ihm, zieht raſch ſein Schwert und haut nach ihm. Holofernes weicht aus.)

Kämmerer (tritt haſtig herein.) Schurk', ich will Dir zeigen, wie man Männer niederhaut! (Will Ephraim niederhauen.)

Holof. Halt!

Eph. (will ſich ſelbſt in ſein Schwert ſtürzen.) Das ſah Judith! Ewige Schande über mich!

Holof. (verhindert ihn.) Unterſteh' Dich's nicht zum zweiten Mal! Willſt Du mir das Halten meines Worts unmöglich machen? Ich ſicherte Dir Dein Leben, ich muß Dich alſo gegen Dich ſelbſt ſchützen! Ergreift ihn! Iſt nicht mein Lieblings-Affe verreckt? Steckt ihn in deſſen Käfig und lehrt ihn die Kunſtſtücke ſeines ſchnurrigen Vorgängers. Der Menſch iſt eine Merkwürdigkeit, er iſt der Einzige, der ſich berühmen kann, nach dem Holofernes gehauen zu haben und mit heiler Haut davon gekommen zu ſein. Ich will ihn bei Hofe zeigen! (Kämmerer mit Ephraim ab.) (Zu Judith.) Giebt's viel Schlangen in Bethulien?

Jud. Nein, aber manchen Raſenden.

Holof. Den Holofernes tödten; auslöſchen den Blitz, der mit dem Weltbrande droht: eine Unſterblichkeit im Keim erdrücken, einen kühnen Anfang zum großmauligen Prahlen machen, indem man ihn um ſein Leben verkürzt, — o, das mag verlockend ſein! Das heißt eingreifen in die Zügel des Geſchicks! Dazu könnt' ich mich ſelbſt verführen laſſen, wenn ich nicht wäre, der ich bin! Aber das Große auf kleine Weiſe thun wollen, dem Löwen erſt ein Netz aus ſeinem eignen Edelmuth ſpinnen und ihm dann mit dem Mord auf den Leib rücken, die That wagen und die Gefahr feig und klug vorher abkaufen: nicht wahr, Judith, das heißt Götter machen aus Dreck, dazu wirſt Du doch pfui! ſagen müſſen, und wenn's Dein beſter Freund gegen Deinen ärgſten Feind verſucht?

Jud. Du biſt groß und Andere ſind klein. (Leiſe.) Gott meiner Väter, ſchütze mich vor mir ſelbſt, daß ich nicht verehren muß, was ich verabſcheue! Er iſt ein Mann.

Holof. (zum Kämmerer.) Bereite mir das Lager! (Kämmerer ab.) Siehe, Weib, dieſe meine Arme ſind bis an den Ellenbogen in Blut getaucht, jeder meiner Gedanken gebiert Gräuel und Verwüſtung, mein Wort iſt Tod; die Welt kommt mir jämmerlich vor, mir däucht, ich bin geboren, ſie zu zerſtören, damit was Beſſeres kommen kann. Die Menſchen verfluchen mich, aber ihr Fluch haftet nicht an meiner Seele, ſie rührt ihre Schwingen und ſchüttelt ihn ab, wie ein Nichts; ich muß alſo wohl im Recht ſein. „O, Holofernes, Du weißt nicht, wie das thut!" ächzte einmal Einer, den ich auf glühendem Roſt braten ließ „Ich weiß das wirklich nicht," ſagte ich und legte mich an ſeine Seite. Bewundre das nicht, es war eine Thorheit.

Jud. (für ſich.) Hör' auf, hör' auf! Ich muß ihn morden, wenn ich nicht vor ihm knien ſoll.

Holof. Kraft! Kraft! Das iſt's, er komme, der ſich mir entgegen ſtellt, der mich darnieder wirft. Ich ſehne mich nach ihm! Es iſt öde, Nichts ehren können als ſich ſelbſt. Er mag mich im Mörſer zerſtampfen und, wenn's ihm ſo gefällt, mit dem

Digitized by Google

Brei das Loch ausfüllen, das ich in die Welt riß. Ich bohre tiefer und immer tiefer mit meinem Schwert; wenn das Zetergeschrei den Retter nicht weckt, so ist keiner da. Der Orkan durchsaus't die Lüfte, er will seinen Bruder kennen lernen. Aber die Eichen, die ihm zu trotzen scheinen, entwurzelt er, die Thürme stürzt er um und den Erdball hebt er aus den Angeln. Da wird's ihm klar, daß es seines Gleichen nicht giebt, und vor Ekel schläft er ein. Ob Nebucad Nezar mein Bruder ist? Mein Herr ist er ganz gewiß. Vielleicht wirft er meinen Kopf noch einmal den Hunden vor. Wohl bekomm' ihnen die Speise. Vielleicht füttr're ich mit seinen Eingeweiden noch einmal die Tiger Assyriens. Dann — ja dann weiß ich, daß ich das Maaß der Menschheit bin, und eine Ewigkeit hindurch stehe ich vor ihrem schwindelnden Auge als unerreichbare, Schrecken umgürtete Gottheit! O, der letzte Moment, der letzte! wäre er doch schon da! „Kommt her, Alle, denen ich wehe that, — ruf' ich aus, — ihr, die ich verstümmelte, ihr, denen ich die Weiber aus den Armen und die Töchter von der Seite riß, kommt, und ersinnt Qualen für mich! Zapft mir mein Blut ab, und laßt mich's trinken, schneidet mir Fleisch aus den Lenden, und gebt mir's zu essen!" Und wenn sie das Aergste mir gethan zu haben glauben, und ich ihnen doch noch etwas Aergeres nenne, und sie freundlich bitte, es mir nicht zu versagen, wenn sie mit grausendem Erstaunen umherstehen und ich sie, trotz all meiner Pein, in Tod und Wahnsinn hinein lächle: dann donn're ich ihnen zu: Kniet nieder, denn ich bin Euer Gott, und schließe Lippen und Augen und sterbe still und geheim.

Jud. (zitternd.) Und wenn der Himmel seinen Blitz nach Dir wirft, um Dich zu zerschmettern?

Holof. Dann reck' ich die Hand aus, als ob ich selbst es ihm geböte, und der Todesstrahl umkleidet mich mit düst'rer Majestät.

Jud. Ungeheuer! Grauenvoll! Meine Empfindungen und Gedanken fliegen durch einander, wie dürre Blätter. Mensch, entsetzlicher, Du drängst Dich zwischen mich und meinen Gott! Ich muß beten in diesem Augenblick, und kann's nicht!

Holof. Stürz' hin und bete mich an!

Jud. Ha, nun seh' ich wieder klar, Dich? Du trotzest auf Deine Kraft. Ahnst Du denn gar nicht, daß sie sich verwandelt hat? daß sie Dein Feind geworden ist?

Holof. Ich freue mich, etwas Neues zu hören.

Jud. Du glaubst, sie sei da, um gegen die Welt Sturm zu laufen; wie, wenn sie da wäre, um sich selbst zu beherrschen? Du aber hast sie zum Futter Deiner Leidenschaft gemacht, Du bist der Reiter, den seine Rosse verzehren.

Holof. Ja, ja, die Kraft ist zum Selbstmord berufen, so spricht die Weisheit, die keine Kraft ist. Kämpfen mit mir selbst, aus meinem linken Bein den Knochen machen, über den das rechte stolpert, damit es nur ja den benachbarten Ameisenhaufen nicht zertrete. Jener Narr in der Wüste, der mit seinem Schatten focht, und der, als die Nacht hereinbrach, ausrief: „nun bin ich geschlagen, nun ist mein Feind so groß, wie die Welt," — jener Narr war eigentlich sehr gescheut, nicht wahr? O, zeigt mir doch das Feuer, das sich selbst ausgießt! Findet Ihr's nicht? So zeigt mir das, das sich durch sich selbst ernährt! Findet Ihr's auch nicht? So sagt mir, steht dem Baum, den es verzehrt, der Richterspruch über das Feuer zu?

Jud. Ich weiß nicht, ob man Dir was antworten kann. Wo der Sitz meiner Gedanken war, da ist jetzt Oede und Finsterniß. Selbst mein Herz versteh' ich nicht mehr.

Holof. Du hast ein Recht, über mich zu lachen. Man muß einem Weibe so etwas nicht begreiflich machen wollen.

Jud. Lerne das Weib achten! Es steht vor Dir, um Dich zu ermorden! Und es sagt Dir das!

Holof. Und es sagt mir das, um sich die That unmöglich zu machen! O Feigheit, die sich für Größe hält! Doch Du willst's auch wohl nur, weil ich nicht mit Dir zu Bette gehe! Um mich vor Dir zu schützen, brauch' ich Dir bloß ein Kind zu machen!

Jud. Du kennst kein ebräisch Weib! Du kennst nur Creaturen, die sich in ihrer tiefsten Erniedrigung am glücklichsten fühlen.

Holof. Komm, Judith, ich will Dich kennen lernen! Sträube Dich immerhin noch ein wenig, ich will Dir selbst sagen, wie lange. Noch einen Becher! (Er trinkt.) Nun stell das Sträuben ein, es ist genug! — (Zum Kämmerer.) Fort mit Dir! Und wer mich in dieser Nacht stört, den kostet's den Kopf! (Er führt Judith mit Gewalt ab.)

Jud. (im Abgehen.) Ich muß — ich will — pfui über mich in Zeit und Ewigkeit, wenn ich nicht kann!

Kämmerer (zu Mirza.) Du willst hier bleiben?

Mirza. Ich muß meiner Gebieterin warten!

Kämm. Warum bist Du nicht ein Weib wie Judith? Dann könnt' ich eben so glücklich sein, wie mein Herr!

Mrz. Warum bist Du nicht ein Mann, wie Holofernes?

Kämm. Ich bin, der ich bin, damit Holofernes seine Bequemlichkeit habe. Damit der große Held sich nicht selbst die Speisen auftragen und den Wein einzuschenken braucht. Damit er Einen hat, der ihn zu Bett bringt, wenn er betrunken ist. Nun aber gieb auch Du mir Antwort. Wozu sind die häßlichen Weiber in der Welt?

Mrz. Damit ein Narr sie verspotten kann.

Kämm. Ja wohl, und damit man ihnen bei Licht in's Gesicht speie, wenn man das Unglück hatte, sie im Dunkeln zu küssen. Holofernes hat einmal ein Weib, das zur ungelegenen Zeit vor ihn trat, niedergehauen, weil er es nicht schön genug fand. Der trifft immer das Rechte. Verkriech' Dich in eine Ecke, ebräische Spinne, und sei still!

(Er geht ab.)

Mrz. (allein.) Still! Ja, still! Ich glaube, dort (sie deutet auf das Schlafgemach) wird Jemand ermordet; ich weiß nicht, ob Holofernes oder Judith! Still! still! Ich stand einmal an einem Wasser, und sah, wie ein Mensch darin ertrank. Die Angst trieb mich, ihm nachzuspringen; die Angst hielt mich wieder zurück. Da schrie ich, so laut ich konnte, und ich schrie nur, um (sein Schreien) nicht zu hören. So red' ich jetzt! O Judith! Judith! Als du zum Holofernes kamst und ihm mit einer Verstellung, die ich nicht faßte, dein Volk in die Hände zu liefern versprachst, da hielt ich dich einen Augenblick für eine Verrätherin. Ich that dir Unrecht, und ich fühlte es gleich. O, mögte ich dir auch jetzt Unrecht thun! Mögten deine halben Worte, deine Blicke und Geberden mich auch jetzt täuschen, wie damals! Ich habe keinen Muth, ich fürchte mich sehr; aber nicht die Furcht spricht jetzt aus mir, nicht die Angst vor dem Mißlingen. Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer tödten!

Judith

(stürzt, mit aufgelöst'em Haar, schwankend herein. Ein zweiter Vorhang wird zurückgeschlagen. Man sieht den Holofernes schlafen. Zu seinen Häupten hängt sein Schwert.)

Es ist hier zu hell, zu hell! Lösch' die Lichter, Mirza, sie sind unverschämt!

Mrz. (auffauchzend.) Sie lebt und er lebt! — (Zu Judith.) Wie ist Dir, Judith? Deine Wangen glühen, als wollte das Blut herausspringen! Dein Auge blickt scheu!

Jud. Sieh' mich nicht an, Mädchen! Niemand soll mich ansehen! (Sie schwankt.)

Mrz. Lehne Dich an mich, Du schwankst!

Jud. Wie, ich wäre so schwach? Fort von mir! Ich kann stehen, o, ich kann noch mehr, als stehen, ich kann unendlich viel mehr!

Mrz. Komm, laß' uns fliehen von hier!

Jud. Was? Bist Du in seinem Solde? Daß er mich mit sich fort zerrte, daß er mich zu sich riß auf sein schändliches Lager, daß er meine Seele erstickte, Alles dies duldetest Du? Und nun ich mich bezahlt machen will für die Vernichtung, die ich in seinen Armen empfand, nun ich mich rächen will für den rohen Griff in meine Menschheit hinein, nun ich mit seinem Herzblut die entehrenden Küsse, die noch auf meinen Lippen brennen, abwaschen will, nun erröthest Du nicht, mich fortzuziehen?

Mrz. Unglückliche, was sinnst Du?

Jud. Elendes Geschöpf, das weißt Du nicht? Das sagt Dir Dein Herz nicht? Mord sinne ich! — (Da Mirza zurücktritt.) Giebt's denn noch eine Wahl? — Sag' mir das, Mirza. Ich wähle den Mord nicht, wenn ich — Was red' ich da! Sprich kein Wort mehr, Magd! Die Welt dreht sich um mich.

Mrz. Komm!

Jud. Nimmermehr! Ich will Dir Deine Pflicht lehren! Sieh, Mirza, ich bin ein Weib! O, ich sollte das jetzt nicht fühlen! Höre mich, und thu', warum ich Dich bitte. Wenn meine Kraft mich verlassen, wenn ich ohnmächtig hinsinken sollte, dann bespritz' mich nicht mit Wasser. Das hilft nicht. Ruf' mir in's Ohr: Du bist eine Hure! Dann spring' ich auf, vielleicht pack' ich Dich und will Dich würgen. Dann erschrick nicht, sondern ruf' mir zu: Holofernes hat Dich zur Hure gemacht und Holofernes lebt noch! O, Mirza, dann werd' ich ein Held sein, ein Held, wie Holofernes!

Mrz. Deine Gedanken wachsen über Dich hinaus!

Jud. Du verstehst mich nicht! Aber Du mußt, Du sollst mich verstehen. Mirza, Du bist ein Mädchen. Laß' mich hinein leuchten in das Heiligthum Deiner Mädchenseele. Ein Mädchen ist ein thörichtes Wesen, das vor seinen eignen Träumen zittert, weil ein Traum es tödtlich verletzen kann, und das doch nur von der Hoffnung lebt, nicht ewig ein Mädchen zu bleiben. Für ein Mädchen giebt es keinen größeren Moment, als den, wo es aufhört eins zu sein, und jede Wallung des Bluts, die es vorher bekämpfte, jeder Seufzer, den es erstickte, erhöht den Werth des Opfers, das es in jenem Moment zu bringen hat. Es bringt sein Alles, — ist es ein zu stolzes Verlangen, wenn es durch sein Alles Entzücken und Seligkeit einflößen will? Mirza, hörst Du mich?

Digitized by Google

Mrz. Wie sollt' ich Dich nicht hören!

Jud. Nun denk' es Dir in seiner ganzen nackten Entsetzlichkeit, nun mal' es Dir aus bis zu dem Punkt, wo die Schaam sich mit aufgehobenen Händen zwischen Dich und Deine Vorstellungen wirft, und wo Du eine Welt verfluchst, in der das Ungeheuerste möglich ist!

Mrz. Was denn? Was soll ich mir ausmalen?

Jud. Was Du Dir ausmalen sollst? Dich selbst in Deiner tiefsten Erniedrigung — den Augenblick, wo Du an Leib und Seel' ausgekeltert wirst, um an die Stelle des gemißbrauchten Weins zu treten und einen gemeinen Rausch mit einem noch gemeineren schließen zu helfen, — wo die einschlafende Begier von Deinen eigenen Lippen so viel Feuer borgt, als sie braucht, um an Deinem Heiligsten den Mord zu vollziehen, — wo Deine Sinne selbst, wie betrunken gemachte Sclaven, die ihren Herrn nicht mehr kennen, gegen Dich aufstehen, — wo Du anfängst, Dein ganzes voriges Leben, all Dein Denken und Empfinden, für eine bloße hochmüthige Träumerei zu halten, und Deine Schande für Dein wahres Sein!

Mrz. Wohl mir, daß ich nicht schön bin!

Jud. Das übersah ich, als ich hierher kam. Aber, wie sichtbar trat es mir entgegen, als ich (sie zeigt auf die Kammer) dort eintrat, als mein erster Blick auf das bereitete Lager fiel. Auf die Knie warf ich mich nieder vor dem Gräßlichen und stöhnte: verschone mich! Hätte er auf den Angstschrei meiner Seele gehört, nimmer, nimmer würd' ich ihn — — doch, seine Antwort war, daß er mir das Brusttuch abriß und meine Brüste pries. In die Lippen biß ich ihn, als er mich küßte. „Mäßige deine Glut! du gehst zu weit!" hohnlachte er und — o, mein Bewußtsein wollte mich verlassen, ich war nur noch ein Krampf, da blinkte mir was Glänzendes in's Auge. Es war sein Schwert. An dies Schwert klammerten sich meine schwindelnden Gedanken an, und hab' ich in meiner Entwürdigung das Recht des Daseins eingebüßt: mit diesem Schwert will ich's mir wieder erkämpfen! Bete für mich! jetzt thu' ich's!

(Sie stürzt in die Kammer und langt das Schwert herunter.)

Mrz. (auf den Knien.) Weck' ihn auf, Gott!

Jud. (kniet in die Knie.) O Mirza, was betest Du?

Mrz. (erhebt sich wieder.) Gott sei gelobt, sie kann's nicht!

Jud. Nicht wahr, Mirza, der Schlaf ist Gott selbst, der die müden Menschen umarmt; wer schläft, muß sicher sein! (Sie erhebt sich und betrachtet Holofernes.) Und er schläft ruhig, er ahnt nicht, daß der Mord sein eignes Schwert wider ihn zückt. Er schläft ruhig — ha, feiges Weib, was dich empören sollte, macht dich mitleidig? Dieser ruhige Schlaf nach einer solchen Stunde, ist er nicht der ärgste Frevel? Bin ich denn ein Wurm, daß man mich zertreten, und als ob Nichts geschehen wäre, ruhig einschlafen darf? Ich bin kein Wurm. (Sie zieht das Schwert aus der Scheide.) Er lächelt. Ich kenn' es, dies Höllenlächeln; so lächelte er, als er mich zu sich niederzog, als er — — Tödt' ihn, Judith, er entehrt Dich zum zweitenmal in seinem Traum, sein Schlaf ist Nichts, als ein hündisches Wiederkäuen deiner Schmach. Er regt sich. Willst du zögern, bis die wieder hungrige Begier ihn weckt, bis er dich abermals ergreift und —

(Sie haut Holofernes Haupt herunter.)

Siehst Du, Mirza, da liegt sein Haupt! Ha, Holofernes, achtest du mich jetzt?

Mrz. (wird ohnmächtig.) Halte mich!

Jud. (von Schauern geschüttelt.) Sie wird ohnmächtig — ist denn meine That ein Gräuel, daß sie dieser hier das Blut in den Adern erstarren macht und sie wie todt daniederwirft? (Heftig.) Wach' auf aus Deiner Ohnmacht, Thörin, Deine Ohnmacht klagt mich an, und das duld' ich nicht!

Mrz. (erwachend.) Wirf doch ein Tuch darüber!

Jud. Sei stark, Mirza, ich flehe Dich! sei stark! Jeder Deiner Schauer kostet mich einen Theil meiner selbst; dies Dein Zurückschwindeln, dies grausame Abwenden Deiner Blicke, dies Erblassen Deines Gesichts könnte mir einreden, ich habe das Unmenschliche gethan und dann müßt' ich ja mich selbst . . . (sie greift nach dem Schwert.)

Mrz. (wirft sich ihr an die Brust.)

Jud. Juble, mein Herz, Mirza kann mich noch umarmen! Aber weh mir, sie flüchtet sich wohl nur an meine Brust, weil sie den Todten nicht ansehen kann, weil sie vor der zweiten Ohnmacht zittert. Oder kostet Dich die Umarmung die zweite Ohnmacht? (Stößt sie von sich.)

Mrz. Du thust mir weh! und Dir noch mehr!

Jud. (faßt ihre Hand, sanft.) Nicht wahr, Mirza, wenn's ein Gräuel wäre, wenn ich wirklich gefrevelt hätte, Du würdest mich das ja nicht fühlen lassen; Du würdest ja, und wollt' ich selbst über mich zu Gericht sitzen und mich verdammen, freundlich zu mir sagen: Du thust Dir Unrecht, es war eine Heldenthat!

Mrz. (schweigt.)

Jud. Ha! bild' Dir nur nicht ein, daß ich schon als Bettlerin vor Dir stehe, daß ich mich schon verdammt habe, und von Dir die Begnadigung erwarte. Es ist eine Heldenthat, denn Jener war Holofernes und ich — ich bin ein Ding, wie Du! Es ist mehr, als eine Heldenthat; ich möchte den Helden sehen, den seine größte That nur halb so viel gekostet hat, wie mich die meinige.

Mrz. Du sprachst von Rache. Eins muß ich Dich fragen. Warum kamst Du im Glanz Deiner Schönheit in dies Heidenlager? Hättest Du es nie betreten, Du hättest Nichts zu rächen gehabt!

Jud. Warum ich kam? Das Elend meines Volks peitschte mich hierher, die dräuende Hungersnoth, der Gedanke an jene Mutter, die sich ihren Puls aufritz, um ihr verschmachtendes Kind zu tränken. O, nun bin ich wieder mit mir ausgesöhnt. Dies Alles hatt' ich über mich selbst vergessen!

Mrz. Du hattest es vergessen. Das also war's nicht, was Dich trieb, als Du Deine Hand in Blut tauchtest!

Jud. (langsam, vernichtet.) Nein, — nein, — Du hast Recht, — das war's nicht, — Nichts trieb mich, als der Gedanke an mich selbst. O, hier ist ein Wirbel! Mein Volk ist erlöst, doch wenn ein Stein den Holofernes zerschmettert hätte — es wäre dem Stein mehr Dank schuldig, als jetzt mir! Dank? Wer will den? Aber jetzt muß ich meine That allein tragen und sie zermalmt mich!

Mrz. Holofernes hat Dich umarmt. Wenn Du ihm einen Sohn gebierst: was willst Du antworten, wenn er Dich nach seinem Vater fragt?

Jud. O, Mirza, ich muß sterben, und ich will's. Ha! ich will durch das schlafende Lager eilen, ich will das Haupt des Holofernes emporheben, ich will meinen Mord ausschreien, daß Tausende aufstehen und mich in Stücke zerreißen! (Will fort.)

Mrz. (ruhig.) Dann zerreißen sie auch mich.

Jud. (bleibt stehen.) Was soll ich thun? Mein Hirn löst sich in Rauch auf, mein Herz ist wie eine Todeswunde. Und doch kann ich Nichts denken, als mich selbst. Wär' das doch anders! Ich fühl' mich wie ein Auge, das nach innen gerichtet ist. Und wie ich mich so scharf betrachte, werd' ich kleiner, immer kleiner, noch kleiner, ich muß aufhören, sonst verschwind' ich ganz in's Nichts.

Mrz. (aufhorchend.) Gott, man kommt!

Jud. (verwirrt.) Ruhig! Ruhig! Es kann Niemand kommen! Ich hab' die Welt in's Herz gestochen (lachend), und ich traf sie gut! Sie soll wohl stehen bleiben! Was Gott nur dazu sagt, wenn er morgen früh herunterschaut und sieht, daß die Sonne nicht mehr gehen kann und daß die Sterne lahm geworden sind. Ob er mich strafen wird? O nein, ich bin ja die Einzige, die noch lebt; wo käme wieder Leben her! wie könnt' er mich tödten?

Mrz. Judith!

Jud. Au, mein Name thut mir weh!

Mrz. Judith!

Jud. (unwillig.) Laß' mich schlafen! Träume sind Träume! Ist's nicht lächerlich? Ich könnte jetzt weinen! Hätt' ich nur Einen, der mir sagte, warum.

Mrz. Es ist aus mit ihr! Judith, Du bist ein Kind!

Jud. Ja wohl, Gott Lob. Denk' Dir nur, das wußt' ich nicht mehr, ich hatte mich ordentlich in die Vernunft hineingespielt, wie in einen Kerker, und es war hinter mir zugefallen, schrecklich, fest, wie eine eherne Thür; (Lachend.) Nicht wahr, ich bin morgen noch nicht alt, und übermorgen auch noch nicht! Komm, wir wollen wieder spielen, aber was Besseres. Eben war ich ein böses Weib, das Einen umgebracht hatte! Hu! Sag' mir, was ich nun sein soll!

Mrz. (abgewandt.) Gott! Sie wird wahnsinnig.

Jud. Sag' mir, was ich sein soll! Schnell! Schnell! Sonst werd' ich wieder, was ich war.

Mrz. (deutet auf Holofernes.) Sieh!

Jud. Meinst Du, daß ich's nicht mehr weiß? O doch! doch! Ich bettle ja bloß um den Wahnsinn, aber es dämmert nur hin und wieder ein wenig in mir, finster wird's nicht. In meinem Kopf sind tausend Maulwurfslöcher, doch sie sind alle für meinen großen dicken Verstand zu klein, er sucht umsonst, hinein zu kriechen.

Mrz. (in höchster Angst.) Der Morgen ist nicht mehr fern; sie martern mich und Dich zu Tode, wenn sie uns hier finden; sie reißen uns Glied nach Glied ab.

Jud. Glaubst Du wirklich, daß man sterben kann? Ich weiß wohl, daß Alle das glauben und daß man's glauben soll. Sonst glaubt' ich's auch, jetzt scheint mir der Tod ein Unding, eine Unmöglichkeit. Sterben! Ha! Was jetzt in mir nagt, wird ewig nagen, das ist nicht wie Zahnweh oder ein Fieber, es ist schon Eins mit mir selbst, und es reicht aus für immer. O, man lernt was im Schmerz. (Sie deutet auf Holofernes.) Auch der ist nicht todt! Wer weiß, ob nicht er es ist, der mir dies Alles sagt,

Digitized by Google

ob er sich nicht dadurch an mir rächt, daß er meinen schaudernden Geist mit dem Geheimniß seiner Unsterblichkeit bekannt macht!

Mrz. Judith, hab' Erbarmen und komm!

Jud. Ja, ja, ich bitte Dich, Mirza, sag' Du mir immer, was ich thun soll, ich hab' eine Angst, noch selbst etwas zu thun.

Mrz. So folge mir.

Jud. Ach, Du mußt aber das Wichtigste nicht vergessen. Steck' den Kopf dort in den Sack, den laß ich hier nicht zurück. Du willst nicht? Dann geh' ich keinen Schritt! (Mirza thut's mit Schaudern.) Sieh, der Kopf ist mein Eigenthum, den muß ich mitbringen, damit man mir's in Bethulien glaubt, daß ich —— weh, weh, man wird mich rühmen und preisen, wenn ich's nun verkünde, und noch einmal wehe, mir ist, als hätt' ich auch daran vorher gedacht!

Mrz. (will gehen.) Jetzt?

Jud. Mir wird's hell. Hör', Mirza, ich will sagen, Du hast's gethan!

Mrz. Ich?

Jud. Ja, Mirza! ich will sagen, mir sei in der Stunde der Entscheidung der Muth abtrünnig geworden, aber über Dich sei der Geist des Herrn gekommen und Du habest Dein Volk von seinem größten Widersacher erlöst. Dann wird man mich verachten, wie ein Werkzeug, das der Herr verworfen hat, und Dir wird Preis und Lobgesang in Israel.

Mrz. Nimmermehr.

Jud. O, Du hast Recht! Es war Feigheit. Ihr Jubelruf, ihr Cymbel-Klang und Paukenschall wird mich zerschmettern, und dann hab' ich meinen Lohn. Komm! (Beide ab.)

(Die Stadt Bethulien, wie im dritten Act. Oeffentlicher Platz mit Aussicht auf das Thor. Wachen am Thor. Viel Volk, liegend und stehend, in mannichfaltigen Gruppen. Es wird Morgen.)

Zwei Priester (von einer Gruppe Weiber, Mütter u. s. w. umringt.)

Ein Weib. Habt Ihr uns betrogen, als Ihr sagtet, daß unser Gott allmächtig sei? Ist er wie ein Mensch, daß er nicht halten kann, was er verspricht?

Priester. Er ist allmächtig. Aber Ihr selbst habt ihm die Hände gebunden. Er darf Euch nur helfen, wie Ihr's verdient.

Weiber. Wehe, wehe, was wird mit uns geschehen!

Priester. Sehet hinter Euch, dann wisset Ihr, was vor Euch steht!

Eine Mutter. Kann eine Mutter sich so versündigen, daß ihr unschuldiges Kind verdursten muß? (Hält ihr Kind empor.)

Priester. Die Rache hat keine Gränzen, denn die Sünde hat keine.

Mutter. Ich sage Dir, Priester, eine Mutter kann sich nicht so versündigen! In ihrem Schooß mag der Herr, wenn er zürnt, ihr Kind noch ersticken; ist's geboren, so soll's leben. Darum gebären wir, daß wir unser Selbst doppelt haben, daß wir's im Kinde, wo es uns rein und heilig anlacht, lieben können, wenn wir's in uns hassen und verachten müssen.

Priester. Du schmeichelst Dir! Gott läßt Dich gebären, damit er Dich in Deinem Fleisch und Blut züchtigen, Dich noch über's Grab hinaus verfolgen kann!

Der zweite Priester (zum Ersten.) Giebt's nicht schon genug Verzweifelte in der Stadt?

Erster Pr. Willst Du müßig sein, da Du säen solltest? Treib' Deine Wurzel, da der Boden locker ist!

Mutter. Mein Kind soll nicht für mich leiden. Nimm's hin! ich will mich in meine Kammer verschließen und mich auf all' meine Sünden besinnen und mir für jede eine zweifache Marter anthun; ich will mich peinigen, bis ich sterbe, oder bis Gott selbst vom Himmel herunter ruft: hör' auf!

Zweiter Pr. Behalt' Dein Kind und pfleg's. Das will der Herr, Dein Gott!

Die Mutter. (drückt es an die Brust.) Ja, ich will es so lange ansehen, bis es bleich wird, bis sein Wimmern in sich selbst erstickt und sein Athem stockt; ich will keinen Blick von ihm verwenden, sogar dann nicht, wenn die Qual sein Kindesauge vor der Zeit klug macht, und es mich wie ein Abgrund von Elend daraus anschauert. Ich will's thun, um zu büßen wie Keine. Aber wenn es nun noch klüger wird und nach oben blickt und die Hände ballt?

Erster Pr. Dann sollst Du sie falten! Und sollst mit Schaudern erkennen, daß auch ein Kind sich gegen Gott empören kann.

Die Mutter. Moses Stab schlug an den Felsen und ein kühler Quell sprang hervor. Das war ein Fels! (Schlägt sich an die Brust.) Verfluchte Brust, was bist du? Von innen drängt die glühendste Liebe; von außen pressen dich heiße, unschuldige Lippen, doch giebst du keinen Tropfen! Thu's! thu's! Saug' mir jede Ader aus und gieb dem Wurm noch einmal zu trinken!

Zweiter Pr. (zum Ersten.) Rührt's Dich nicht?

Erster Pr. Ja. Aber ich sehe in der Rührung immer nur eine Versuchung zur Untreue an mir selbst und unterdrücke sie. Bei Dir löst sich der Mann in Wasser auf, Du kannst ihn im Schnupftuch auffangen, oder ein Veilchen damit erquicken.

Zweiter Pr. Thränen, von denen man selbst Nichts weiß, sind erlaubt.

Ein anderes Weib (auf die Mutter deutend.) Hast Du keinen Trost für die?

Erster Pr. (kalt.) Nein!

Das Weib. Dann sitzt Dein Gott nirgends, als auf Deinen Lippen!

Erster Pr. Dies Wort allein verdient, daß Bethulien dem Holofernes in die Hände fällt. Dir auf die Seele wälz' ich den Untergang der Stadt. Du fragst, warum die leidet? weil Du ihre Schwester bist! (Gehen vorüber.)

(Zwei Bürger,
die den Auftritt ansahen, treten hervor.)

Erster. Durch mein eignes Leid hindurch fühl' ich dieses Weibes Leid. O, es ist entsetzlich!

Zweiter. Es ist das Entsetzlichste noch nicht! Das tritt erst dann ein, wenn es dieser Mutter einfällt, daß sie ihr Kind essen kann! (er schlägt sich vor die Stirn.) Ich fürchte, meinem Weibe ist das schon eingefallen.

Erster. Du rasest!

Zweiter. Um sie nicht todtschlagen zu müssen, bin ich aus dem Hause geflohen. Lüg' nicht! Ich rannte fort, weil mich's schauderte vor der unmenschlichen Speise, nach der sie lüstern schien und weil ich mich doch fürchtete, daß ich mitessen könnte. Unser Söhnlein lag im Verscheiden; sie, in ungeheurem Jammer, war zu Boden gestürzt. Auf einmal erhob sie sich und sagte, leise, leise: „ist's denn ein Unglück, daß der Knabe stirbt?" Dann beugte sie sich zu ihm nieder und murmelte, wie unwillig: „noch ist Leben in ihm!" Mir ward's gräßlich klar; sie sah in ihrem Kinde nur noch ein Stück Fleisch.

Erster. Ich könnte hingehen und Dein Weib niederstechen, ob sie gleich meine Schwester ist!

Zweiter. Du kämst zu früh oder zu spät. Wenn sie sich nicht tödtete, bevor sie aß, so that sie's gewiß, als sie gegessen hatte.

Ein dritter Bürger (tritt hinzu.) Vielleicht kommt uns noch Rettung. Heut ist der Tag, an welchem Judith wiederkehren wollte!

Zweiter. Jetzt noch Rettung? Jetzt noch? Gott! Gott! Ich widerrufe alle meine Gebete! Daß Du sie erhören könntest, nun es zu spät ist, das ist ein Gedanke, den ich noch nicht dachte, den ich nicht ertrage. Ich will Dich rühmen und preisen, wenn Du Deine Unendlichkeit auch am wachsenden Elend darthun, wenn Du meinen starrenden Geist über sein Maaß hinaus treiben, wenn Du einen Gräuel vor mein Auge stellen kannst, der mich die Gräuel, die ich schon erblickte, vergessen und verlachen macht. Aber ich werde Dich verfluchen, wenn Du nun noch zwischen mich und mein Grab trittst, wenn ich Weib und Kind begraben, und sie mit Erde, statt mit dem Lehm und Moder meines eigenen Leibes bedecken muß!

(Gehen vorüber.)

Mrz. (vor dem Thor.) Macht auf, macht auf!

Wachen. Wer da?

Mrz. Judith ist's. Judith mit dem Kopf des Holofernes.

Wachen. (rufen in die Stadt hinein, während sie öffnen.) Halloh! Halloh! Judith ist wieder da!

Volk versammelt sich. Aelteste und Priester kommen. Judith und Mirza treten in's Thor.

Mrz. (wirft den Kopf hin.) Kennt ihr den?

Volk. Wir kennen ihn nicht!

Achior. (tritt herzu und fällt auf die Knie.) Groß bist Du, Gott Israels, und es ist kein Gott, außer Dir! (Er steht auf.) Das ist des Holofernes Haupt! (Er faßt die Hand der Judith.) Und dies ist die Hand, in die er gegeben ward? Weib, mir schwindelt, wenn ich Dich ansehe!

Die Aeltesten. Judith hat ihr Volk befreit! ihr Name werde gepriesen!

Volk. (sammelt sich um Judith.) Judith Heil!

Jud. Ja, ich habe den ersten und letzten Mann der Erde getödtet, damit Du (zu dem Einen) in Frieden Deine Schafe weiden, Du (zu einem Zweiten) Deinen Kohl pflanzen und Du (zu einem Dritten) Dein Handwerk treiben und Kinder, die Dir gleichen, erzeugen kannst!

Stimmen im Volk. Auf! Hinaus in's Lager! Jetzt sind sie ohne Herrn!

Achior. Wartet noch! Noch wissen sie nicht, was in der Nacht geschah! Wartet, bis sie uns selbst das Zeichen zum Angriff geben! Wenn ihr Geschrei erschallt, dann wollen wir unter sie fahren!

Jud. Ihr seid mir Dank schuldig, Dank, den Ihr mir nicht durch die Erstlinge Eurer Heerden und Eurer Gärten abtragen könnt! Mich trieb's die That zu thun; an Euch ist's, sie

Digitized by Google

zu rechtfertigen! Werdet heilig und rein, dann kann ich sie verantworten!

(Man hört ein wildes, verworrenes Geschrei.)

Achior. Horcht, nun ist's Zeit!

Ein Priester. (deutet auf den Kopf.) Steckt den auf einen Spieß und tragt ihn voran!

Jud. (tritt vor den Kopf.) Dies Haupt soll sogleich begraben werden!

Wachen. (rufen von der Mauer herunter.) Die Wächter am Brunnen fliehen in wilder Unordnung. Einer der Hauptleute tritt ihnen in den Weg — sie zücken das Schwert gegen ihn. Einer der Unsrigen kommt ihnen entgegen gerannt. Es ist Ephraim. Sie sehen ihn gar nicht.

Eph. (vor'm Thor.) Oeffnet, öffnet!

(Das Thor wird geöffnet. Ephraim stürzt herein. Das Thor bleibt offen. Man sieht vorüberfliehende Assyrier.)

Eph. Spießen, auf dem Rost braten hätten sie mich können. All dem bin ich entgangen. Nun Holofernes kopflos ist, sind sie's Alle. Kommt, kommt! Ein Narr, der sich noch fürchtet!

Achior. Auf, auf!

(Sie stürmen aus dem Thor: man hört Stimmen rufen: im Namen Judith's!

Jud. (wendet sich mit Ekel.) Das ist Schlächtermuth!

(Priester und Aelteste schließen um sie einen Kreis.)

Einer der Aeltesten. Du hast die Namen der Helden ausgelöscht und den Deinigen an ihre Stelle gesetzt!

Der erste Priester. Du hast Dich um Volk und Kirche hoch verdient gemacht. Nicht mehr auf die dunkle Vergangenheit, auf Dich darf ich von jetzt an deuten, wenn ich zeigen will, wie groß der Herr unser Gott ist!

Priester und Aelteste. Fordre Deinen Lohn!

Jud. Spottet Ihr mein? (zu den Aeltesten.) Wenn's nicht heilige Pflicht war, wenn ich's lassen durfte, ist's dann nicht Hochmuth und Frevel? (Zu den Priestern.) Wenn das Opfer verröchelnd am Altar niederstürzt, quält Ihr's mit der Frage, welchen Preis es auf sein Blut und Leben setzt? (Nach einer Pause, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt.) Und doch, ich fordre meinen Lohn! Gelobt mir zuvor, daß Ihr ihn nicht weigern wollt!

Aelteste und Priester. Wir geloben's! Im Namen von ganz Israel!

Jud. So sollt Ihr mich tödten, wenn ich's begehre!

Alle (entsetzt.) Dich tödten!

Jud. Ja, und ich hab' Euer Wort.

Alle (schaudernd.) Du hast unser Wort!

Mrz. (ergreift Judith beim Arm und führt sie vorwärts, aus dem Kreis heraus. Judith! Judith!

Jud. Ich will dem Holofernes keinen Sohn gebären! Bete zu Gott, daß mein Schooß unfruchtbar sei. Vielleicht ist er mir gnädig!

Joseph Heller,

ausgezeichneter Schriftsteller im Fache der Kunstgeschichte und der Specialgeschichte Frankens, ward am 22. Sept. 1798 zu Bamberg geboren, genoß den Unterricht im dasigen Gymnasium, und widmete sich dem Willen seiner Aeltern zufolge dem Kaufmannsstande; jedoch nach ihrem Tode gab er diesen Beruf wieder auf, und beschäftigte sich ausschließend mit dem Studium der Kunstgeschichte und andern historischen Untersuchungen. Nachdem er schon vorher bedeutende Reisen unternommen hatte, um die Schätze auswärtiger Bibliotheken und Sammlungen näher kennen zu lernen, besuchte er 1821 Oesterreich, einen Theil des obern Italiens, Tirol und Baiern; 1825 die Schweiz, einen Theil von Frankreich und die Rheingegenden, und 1828 einen großen Theil Böhmens und Sachsens. In der neuern Zeit wanderte er mehrere Male durch Franken und die nahe angrenzenden Länder. Er besitzt eine werthvolle Kupferstichsammlung, eine an artistischen Schriften und im Fache zur fränkischen Geschichte reiche Bibliothek, und eine schöne Sammlung alterthümlicher Gegenstände, die das Ergebniß seiner an vielen Orten in Franken veranstalteten Nachgrabungen sind, und lebt in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

L. Kranach's Leben und Wirken. Bamb. 1821.

Geschichte der Holzschneidekunst. Bamb. 1822.

Handbuch für Kupferstichsammler, oder Lexikon der vorzüglichsten Kupferstecher u. s. w. 3 Bde. Bamberg 1823—36.

Vertheidigung des großen Erasmus von Rotterdam. Bamb. 1824.

Reformationsgeschichte des Bisthums Bamberg. Bamb. 1825.

Beschreibungen der bischöflichen Grabdenkmäler in der Domkirche zu Bamberg. Nürnberg 1827.

Das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. Bd. 2. in 3 Abtheilungen, Leipzig 1827—31.

Handbuch für Reisende im ehemaligen fränkischen Kreise. Heidelberg 1828.

Muggendorf und seine Umgebung. Bamb. 1829.

Die Altenburg bei Bamberg. Bamb. 1829.

Geschichte der protestantischen Pfarrkirche zum h. Stephan in Bamberg. Bamb. 1830.

Taschenbuch von Bamberg. Bamb. 1831.

Monogramm-Lexikon. Bamb. 1831.

Die Burg Lisberg in Franken. Bamb. 1836.

Geschichte der Bischöfe zu Bamberg. Bamb. 1837.

Unermüdlicher Fleiß und ausgebreitete Sachkenntniß geben H.'s Schriften, sowohl denjenigen über die Kunstgeschichte wie denen über die Specialgeschichte seines vaterländischen Kreises, bleibenden Werth, obwohl strenge Richter behauptet haben, daß man hier und da gründliche kritische Sichtung in ihnen vermisse.

Wilhelm Robert Heller

ward am 24. November 1813 in Großdrebnitz geboren, bei Stolpen im Meißner Hochlande, erhielt eine wissenschaftliche Bildung, studirte die Rechte in Leipzig, widmete sich dann aber mit vorherrschender Neigung ganz schönwissenschaftlicher Thätigkeit, und lebt seitdem in der letztgenannten Stadt als Privatgelehrter.

Er schrieb unter dem Namen Robert Heller:

Alhambra. Spanische Novellen. Altenburg 1838.

Das schwarze Bret. 2 Bde. 8. Altenburg 1838.

Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman aus der Zeit des siebenjährigen Krieges. Leipzig 1838.

Novellen. 3 Bde. 8. Dresden und Leipzig 1837—40.

Novellen aus dem Süden. 3 Bde. 8. Altenburg 1841—42.

Der Prinz von Oranien. Histor. Roman. 3 Bde. 8. Leipzig 1843.

Bruchstücke aus den Papieren eines wandernden Schneidergesellen. gr. 12. Leipzig 1836.

Der Schleichhändler. 2 Bde. 8. Altenburg 1838.

Eine Sommerreise. Leipzig 1840.

Eine neue Welt. 2 Thle. Altenburg 1843.

Digitized by Google

Der Wende. Erzählung. Leipzig 1837.
Die Kaiserlichen in Sachsen. Roman. 2 Bde. 8. Leipzig 1845.
Der Albanese. 2 Bde. — In der „wohlfeilen Unterhaltungsbibliothek für die gebildete Welt."
Viele Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften. R. Heller redigirte längere Zeit das belletristische Journal „Rosen" und später die bei Brockhaus erscheinende Zeitschrift „Illustrirte Jugendzeitung."

Eine sehr glückliche Erfindungs- und Darstellungsgabe, blühender Styl, lebendige Characterzeichnung und gewandte und umsichtige Behandlung interessanter historischer Stoffe haben diesen talentvollen Schriftsteller mit Recht zu einem Lieblinge der deutschen Lesewelt gemacht.

Studentenbild

von

Robert Heller.

Blondlockig, blauäugig — ein ziemlich sicherer Grieche und gewiß ein vortrefflicher Lateiner — so trat er, Adalbert, noch nicht achtzehn Jahre alt, aller Erwartung voll, die erste Reise nach der Universität an. Wir lassen ihn selbst erzählen:

Der Vater und die Mutter hatten mir das Geleite bis Dresden gegeben. Deutschland wußte noch nichts von Dampfwagen und Eisenbahnen, die fünf Jahre später die Wanderpoesie zu vernichten begannen, und zwischen Dresden und Leipzig lagen zwei Tagereisen, wenn man nicht gerade mit der Eilpost fuhr, deren rasche Bewegung nach der Meinung meiner Mutter der Brust schadete, wie sie nach der Ansicht meines Vaters nicht geeignet war, einen Kasten mit Betten, einen zweiten Kasten mit Büchern, einen dritten Kasten mit Wäsche und Kleidern und endlich — nebst Mantel, Hutschachtel, Regenschirm und Fußsack — den jungen Studenten selbst auf eine billige Weise in die Universitätsstadt zu bestellen.

Aber es gab Lohnkutscher, die den unbestrittenen Vorzug hatten, daß ihren Abgang zu versäumen ganz unmöglich war, weil sie einen Jeden ihrer Passagiere an Versäumniß weit übertrafen, und auf den Achsen ihrer schwerfälligen Fuhrwerke hatten noch viel verwickeltere Existenzen Raum, als die eines angehenden Studenten. Der Wagen, der mir hinlängliche Besinnung lassen sollte, mich auf den Eintritt in die akademische Laufbahn, ja selbst auf den Aufbruch dazu vorzubereiten, stand in der großen Brüdergasse. Die Abfahrt war früh sechs Uhr angesagt. Eine halbe Stunde vorher flossen die ersten Thränen meiner Mutter, aber als wir auf dem Platze anlangten, wo ich mich von ihrem Halse reißen sollte, war nur erst das Haus des Lohnkutschers sichtbar und auch dies nur darum, weil es bereits gestern schon auf dem Platze gewesen; von einem Wagen hingegen und von Pferden durchaus nichts zu erkennen. Eine Stunde später traf jedoch das erste Gepäck zu dem meinigen ein, um acht Uhr eine zweite Person, die sich einen Stuhl auf die Straße heraus und ein Buch aus der Tasche holte, um sich die unberechenbare Zeit bis zum Aufbruche durch Lesen zu vertreiben, und um neun erklärte der Lohnkutscher, daß es fortgehen solle, sowie ein gewisser Reisender angelangt sei, der aus Töplitz erwartet werde. Er komme von dorther gleichfalls mit dem Lohnkutscher, weshalb seine Ankunft zwar nicht auf die Minute zu bestimmen, aber doch mit nicht geringer Wahrscheinlichkeit im Zeitraume des Vormittags vorauszusetzen sei.

Dieser glückliche Aufschub gab nach und nach allen Dresdner Freunden meiner Familie Gelegenheit, sich nochmals um mich zu versammeln. Ein wohlbeleibtes Mitglied des Finanzministeriums schlug vor, die traurige Stunde der Trennung in einer nahen Handlung mit italienischen Waaren zu erharren. Einige Gläser alten Weines überwältigten meinen jungen Kummer. Sogar der Schmerz meiner Mutter zerstreute sich etwas, als sie zufällig hörte, daß andere Studenten mit ihrer ganzen Einrichtung für zwei Thaler nach Leipzig befördert würden, während sie für meine Fahrt einen Ducaten zugestanden hatte. So ist ein kleiner Aerger oft ein heilsames Mittel wider ein großes Bangen. Gegen elf Uhr trat zu unserer maßlosen Ueberraschung ein Bote des Lohnkutschers in das Gewölbe, um zu melden, daß die Pferde vor den Wagen gelegt seien.

Das Gewicht des Augenblicks ließ der tiefbewegten Gesellschaft nicht den unbefangenen Muth, das schreiende Mißverhältniß wahrzunehmen, welches zwischen den drei Pferdekräften und dem Umfange des unglaublich hoch bepackten Wagens bestand, den jene drei Pferdekräfte — das dritte Thier auf der Wildbahn gehend — in Bewegung setzen sollten. Nur die Gäule selbst — wunderbar fest ist mir ihr Bild im Gedächtnisse sitzen geblieben — schienen ihre Aufgabe keineswegs zu unterschätzen. Das erste Roß, wenn ein mit brauner, hier und da etwas beschabter Haut überspanntes Pferdegerippe jenen ritterlichen Namen zu tragen berechtigt war, senkte den Kopf so tiefsinnig gegen den Fußboden, als studire es Geognostik aus der Beschaffenheit des Dresdner Straßenpflasters, oder als wünsche es viel lieber eben so tief unter den gewürfelten Steinen zu ruhen, als es jetzt darüber hinweg zu stolpern hatte. Das Geschirr schlotterte haltlos um seine dürren Schultern und war nebst der Andeutung eines vormals geführten Schweifes das Einzige an dem Thiere, welches einige Beweglichkeit verrieth. Das zweite Pferd blickte melancholisch grad' aus, schloß dann, wie wenn es sich eine herbe Erinnerung vor die Seele rufe, die träumerischen Augen — ich vermuthe, daß es Betrachtungen über die enorme Länge des Wegs von Dresden nach Leipzig bei so geringer Breite eben desselben anstellte — und dann schauderte ihm, im wörtlichsten Sinne, die Haut. Das Pferd blieb nämlich mit allen Gliedern ruhig stehen, aber die Haut zuckte und zitterte am ganzen Körper hin und her, als ob sie nirgends angewachsen wäre. Das dritte Pferd war eine unvermählt gebliebene Schimmelin; auch englisirt war sie worden in glanzvollern Tagen. Mehr braucht von dieser mißhandelten Unschuld nicht bemerkt zu werden.

„Lebe wohl und schreibe sogleich, wie Du angekommen, was Du für eine Wohnung genommen, wer Deine Wirthsleute sind und wie Du mit dem Kaffee zufrieden" — sagte die Mutter an meinem linken Arme — „säume nicht, sogleich die nöthigsten Collegia zu belegen, und gieb mir Nachricht, bei wem Du die Institutionen hörst," sprach der Vater, mich von der rechten Seite zurückhaltend.

„Laß Dir nichts von der Wäsche wegkommen, Du hast doch den Zettel dazu in der Brieftasche? Auch das Gewicht Deiner Federbetten habe ich Dir aufgeschrieben. Unredliche Menschen nehmen manchmal ein paar Pfund heraus; gieb ja ordentlich Acht und theile auch Dein Geld gut ein."

„So wie Deine Zeit! Geh' nicht in schlechte Gesellschaft. Und am allerwenigsten zu einer verbotenen Verbindung."

„Beim Auspacken der Kleiderkiste sei selbst zugegen, denn Deine Mundtasse liegt oben auf."

„Grüße alle Bekannten angelegentlich von mir, an die Du Briefe hast, und warte nicht Wochen lang, bevor Du Deine Besuche abstattest."

„Betrinke Dich nicht, Du bist zu jung, um so viel zu vertragen, als Andere!"

In dieser Beziehung hatte ich eine stattlichere Meinung von mir, aber es war kaum Zeit zu hören, keineswegs aber zu widerlegen. Ich stand schon mit dem einen Fuße im Wagentritte, aber nachdem die Mutter gesprochen, fiel der Vater mit einem kräftigen Schütteln meines Armes ein:

„Halte Dir keinen Hund, das bringt Verlegenheiten und Händel! Und trage keine Sporen, es ruinirt die Kleider. Ueber Deine Ausgaben führe Buch und Rechnung. Und wenn Dir's fehlt, so borge nicht etwa, sondern schreibe uns Dein Bedürfniß, damit wir selbst Rath schaffen. Hüte Dich vor Liebschaften" — erinnerte der Vater auf seiner Seite, wobei er die Stimme etwas mäßigte.

„— Und vor Duellen — das versprich mir heilig, mein Sohn. Keine Duelle! und so fahr' denn hin unter Gottes Schutz und unseren besten Wünschen," fügte die besorgte Mutter desto lauter von der anderen hinzu.

Ich befand mich, wie erwähnt, zwischen Thür' und Angel. Mit dem Kopfe tauchte ich bereits freiheitssehnsuchtsvoll in das Innere des Wagens, während die bedrängte Seele sammt dem Rumpfe noch draußen war und von den älterlichen Ermahnungen zurückgehalten ward. Gerade bei der Erwähnung der Duelle aber blickte ich zum ersten Male mit Bewußtsein auf die Insassen des Wagens und fühlte meine Aufmerksamkeit plötzlich gefesselt durch ein Paar braune Augen und eine lebendig blühende Miene voll der bittersten Ironie. Augen und Miene saßen jedoch nicht vereinzelt auf dem Rückplatze der Kutsche, sondern sie bildeten vielmehr den allerpassendsten Zusammenhang mit der kurzen energischen Gestalt eines schnurrbärtigen jungen Mannes, der offenbar seit Jahren schon und in der edelsten Form war, was ich übermorgen in Leipzig werden wollte: akademischer Bürger.

Ich weiß nicht, ob es Spott oder Mitleiden war, womit mich der ältere Student betrachtete, aber ich weiß, daß mich der öffentliche Unterricht auf einmal so heiß beängstigte, daß ich mich mit einer entschiedenen Bewegung losriß und um jeden Preis den Platz zu gewinnen suchte, der mir im Wagen frei gelassen worden war. Ein Rattenkönig freundschaftlich nach mir ausgestreckter Hände folgte der kühnen That. Ich drückte eine jede der dargebotenen Rechten, aber die meiner Mutter küßte ich und preßte sie an meine Wangen.

Digitized by Google

„Alles hat seine Zeit!“ sagt ein Weiser des alten Testaments. Auch ein Dresdner Lohnkutscher vermochte der Ewigkeit nicht für die Dauer zu trotzen. Wir fuhren ab, worunter man sich die knarrende Bewegung eines Lastwagens vorzustellen hat, in dessen Innern sich eine Höhle für vier Passagiere in der Kutsche und zwei im Kabriolet befand. Der „sanfte Heinrich,“ der die Pferde lenkte, saß in der Schoßkelle. Es war ein alter Studentenkutscher dieser „sanfte Heinrich“ und auch sonst nicht ohne Verdienst. Jeden Augenblick, den er seiner Pflicht auf der Straße abzumüßigen vermochte, widmete er dem Dienste der Menschheit, indem er die schädlichsten Getränke vertilgte, deren Genuß der Gesundheit Anderer zum Unheil gedeihen konnte. Sein tief aufgeackertes Antlitz und die Röthe seiner kolbigen Nase legten helles Zeugniß für den Eifer ab, mit welchem er der Sache der Mäßigkeitsvereine vorarbeitete.

Das nachgrüßende Auge meiner Mutter war noch lange in meiner Erinnerung, als es nicht mehr in meinem Blicke war. O selige Wehmuth des Abschieds, mit der ich meinem unermeßlichen Glücke entgegenging!

Wiewohl uns das langsame Vorrücken des Wagens über die Schloßgasse durch das Georgenthor und über die Elbbrücke hinüber noch keineswegs über unsere Kräfte angestrengt hatte, so gab uns doch ein Anhalten in der jenseitigen Neustadt Gelegenheit zur Erholung. Zugleich erfuhren wir, daß unser Wagen noch nicht überladen sei, denn es wurden ihm zwei kleine, aber sehr schwere Fässer zugerollt und zu oberst auf dem Verdecke festgeschnürt, ohne einigen Widerspruch von Seiten der Pferde, obschon sie sich alle drei mit großer Bestürzung darnach umsahen. Dann raste unsere Arche mit mindestens drei Radumschwingungen Schnelligkeit in der Minute durch die meißner Gasse und über den Palaisplatz, so daß wir jeden der Vorübergehenden schon von Weitem ankommen sahen und seine Gestalt noch lange verfolgen konnten, wenn wir an ihm vorbeigezögert waren. Auch die Inschrift auf dem Japanischen Palais lasen wir so ungestört, daß sie sich uns unvergeßlich einprägte. Die öffentliche Bibliothek ist darin aufgestellt und die Inschrift des Gebäudes lautet: Usui publico patens. Ehe wir von einem Lapidarbuchstaben bis zum anderen gelangten, die sich dem unbedachten Fußgänger nur zu leicht entziehen, verflossen Pausen, welche den Gebrauch des umfänglichsten Lexikons erlaubt hätten, und so reisten wir offenbar mit dem größten Nutzen.

Die Stadt lag hinter uns; die Gesellschaft hatte Muße wie zu allem Möglichen, so auch in sich selbst einzukehren. Ich begann meine Reisegefährten zu mustern. Zuerst meinen Nachbar auf dem Vorderplatze, den Töplitzer Badegast. Wir standen in den ersten Tagen des Mai, und doch hatte der Heilquell schon so viel an ihm bewirkt, daß er gerade noch lebendig nach Hause zu kommen hoffte, wenn ihm ein Theil der Kräfte übrig blieb, mit denen er zu Ende März die Magdeburger Vaterstadt verlassen. Alles um ihn her war Pelz und Bette und er selbst nichts Anderes, als eine große Lähmung. Das Gesicht stak zur vorzüglicheren Hälfte in einer Mütze, die mehr umgestülpter Muff als Mütze war. Der Hals ward mit einem Wildkatzenfell und der Mittelkörper mit einer Wolfsschur vor Verkühlung geschützt, der Rücken lehnte an einem Pfühle und über den Schooß war ein Federbett gebreitet. Dabei klagte er fortwährend über die rauhe Luft und über die Unsicherheit seiner Erwärmungsanstalten, womit er diesen und der Mittagssonne um so bittereres Unrecht that, als wir übrigen Passagiere so eifrig schwitzten, als ob wir damit dem Kranken die Geschmeidigkeit seiner Glieder zurückgeben wollten. Wenn der Badegast übrigens sprach, so hustete er, und noch häufiger hustete er, ohne zu sprechen.

Ihm gegenüber saß ein Student, in dem ich ein altes Haus erkannt zu haben glaubte, obschon mir die landsmannschaftlichen Farben, die er trug, fremd waren. Bei der außerordentlichen Ehrfurcht, mit der ich sein stolzes Haupt, einige leichte Narben in dem Gesicht und das Verbindungsband betrachtete, welches sich um seine Brust schlang, wäre es mir außerordentlich erwünscht gewesen, wenn er sich mit einem kameradschaftlichen Worte an mich gewendet hätte. Allein seit jener ironischen Miene beim Abschiede würdigte er mich auch nicht eines Blickes mehr, sondern starrte stumm und verdrießlich bald aus dem Wagen hinaus in den Staub der Straße, bald auf eine Person, die Schulter an Schulter an seiner Seite und mir mithin Antlitz in Antlitz saß, während ich sie erst jetzt entdeckte, wo mein Auge der Augenbewegung des alten Hauses schüchtern nachging. Der Moment, wo ich von ihm als Commilito erkannt ward, mußte jedenfalls einer der freudigsten meines Lebens werden; aber er beeilte sich nicht. Ich hatte indeß sieben Duelle auf dem Brustbande angemerkt gefunden und noch schien die Reihe nicht geschlossen, sondern nur durch die Wendung des Bandes gegen den Rücken unterbrochen. Wie nämlich auf den historischen Landkarten die Schlachtfelder durch zwei gekreuzte Schwerter bezeichnet werden, so merkt der Student auf seinem Brustbande ebenfalls durch gekreuzte Schwerter und wenige beigefügte Buchstaben die von ihm ausgefochtenen Duelle und deren Jahrestag an. Ein solches Band, wie schmal es immer sei, hält die Brust, um die es sich schlingt, außerordentlich warm, viel wärmer als unser Badegast in seiner Wolfsschur saß! Inzwischen war jeder meiner Blicke, der auf jene Symbole wackerer Studentenschaft hinflog, eine neue Huldigung für deren Träger.

Die Züge des alten Hauses, welches die Pappeln am Wege sehr verächtlich und mich zu meiner steigenden Beunruhigung gar nicht ansah, erheiterten sich in der Regel um einige Grade, wenn er auf den vierten, mit ihm rückwärtssitzenden Passagier blickte. Das war ein junges Mädchen, dessen Kopf von einem grünen Schleier verhüllt ward. Als sie diesen Schleier bei einer Biegung des Weges, die den Luftzug veränderte und den Staub von uns abtrieb, etwas zurückschlug, war's wie nach einem Sonnenaufgange im Wagen. Ich fühlte mich von einer Schönheit angestrahlt, daß ich die geblendeten Augen niederschlagen mußte. Wäre der Magnet des Duellbandes nicht zu stark gewesen und hatte ich nicht gehofft, den achten Zweikampf, vielleicht sogar einen neunten darauf zu entdecken, so hätte ich meine Blicke wahrscheinlich niemals wieder erhoben. Der Frühling war zu uns in den Wagen gestiegen; mit lächelnder Miene streckte er mir die Knie entgegen. Er hatte Grübchen in den Rosenwangen und einen Kirschlippenmund. Er war zum Küssen schön und zum Mitverliebtwerden jung. Um allen Preis der holdesten Anmuth mit Einem Satze zu begreifen: für die Reisegesellschaft eines solchen Mädchens fuhr selbst der Dresdner Lohnkutscher zu schnell. Ein Jeder mußte mit den Minuten geizen, die er mit dieser Gefährtin zusammen verlebte.

Hatte ich nur bestimmt gewußt, ob sich alle Studenten „Du“ nennen, und ob es nicht etwa eine schmeichelnde Schulfabel war, daß auch der jüngste Fuchs berechtigt sei, von dem bemoostesten Haupte so überschwengliche Vertraulichkeit zu fordern, so hätte ich den ehrfurchtgebietenden Genossen doch wohl angeredet. Vielleicht, daß er nur den ersten Schritt der Annäherung von mir erwartete. Wir kamen an den Seeplatz Zitschewig. Ich hätte ihm den Namen des Dorfes nennen, oder sonst eine geistreiche Einleitung zu weiterem Gespräche treffen können. Aber ließ sich die persönliche Anrede nicht umgehen? Und stand nicht auch ich auf den sonnigen Höhen des Lebens, an der Pforte der Akademie wenigstens, so daß mir wohl ein verwegenes Wort ziemte? Der sanfte Heinrich hielt vor dem Gasthofe das Gespann an, was er mit einer Leichtigkeit verrichtete, daß es fast schien, als ob das Gespann aus Schwäche von selbst Halt machte. Ich faßte mir endlich ein Herz und sagte laut und männlich: „Das ist Zitschewig.“

Eine geraume Weile ließ mich der hochgeehrte Gefährte auf Antwort warten, indem er nach einer Richtung hin blickte und hörte, in welcher ich durchaus nicht saß und gesprochen hatte. Dann faßte er mich fest in's Auge; ich raffte meine Haltung zusammen, daß die Schnuren meiner blauen Piquesche darunter seufzten; — ging mit seinem Blicke von meiner Stirn bis auf die Brust herab, das heißt, so weit ihm das mir benachbarte Krankenlager die Aussicht auf mich gestattete, und sprach darauf mit großem Ernst: „Ja, Fuchs, Zitschewig.“

Ich hatte aussteigen wollen, aber einer Fortsetzung des also angeknüpften Zwiegesprächs gewärtig, blieb ich regungslos und gespannt auf meinem Platze, wobei mir das Lächeln gar nicht gefiel, mit welchem sich das alte Haus in der Betrachtung einer großen Schachtel ausruhte, die ich in den Händen hielt. Sie war von dem Finanzmann in der italienischen Handlung zärtlich fürsorgend mit Lebensmitteln vollgepfropft worden.

„Du bist also diesen Weg schon öfterer gereist?“ fuhr er fort — und mit wollüstigem Entzücken bestätigten mir meine Ohren die Rechtsbeständigkeit des Du-Comments.

„Nur einmal. Es war zu einem Schulfeste in Meißen,“ fiel ich eifrig ein. „Ich habe einen Freund dort, der in Prima sitzt. Auch er wollte für Ostern das Maturitätseramen“ —

„Still von Pennalibus,“ unterbrach mich der wichtige Mann mit unbeschreiblicher Würde. Dann nahm seine Miene plötzlich wieder die beißende Ironie an, die eigentlich die lange Reihe der gekreuzten Schwerter auf dem Bande recht natürlich zu erklären im Stande war. „Bist Du auch damals wie heute auf dem Vorderplatze gefahren, indessen eine Dame Deinetwegen auf den Rücksitz verwiesen ward?“

Es bedurfte einer längern Frist, bevor ich den Sinn des häßlichen Vorwurfs, dann seine einschneidende Wahrheit und damit schließlich auch den Grund begriff, weshalb ich bis dahin von Seiten des Studenten mit der augenscheinlichsten Nichtbeachtung behandelt worden war. Aber kaum hatte ich auch nur einen Theil des Tadels aufgefaßt, als ich zum Schrecken des Kranken und mit dessen Bette, welches sich in meine Füße verwickelte, aus dem Wagen schoß und Entschuldigungen und Bitten, daß die Dame meinen Platz einnehmen möge, durcheinander

Digitized by Google

mischte. Ich hatte mich des Sitzes bedient, den ich eben für mich offen erblickte; ich hatte nicht geahnt, daß meine gute Mutter, ohne die Reisegesellschaft weiter zu mustern, den Lohnkutscher genöthigt hatte, mir des höhern Betrags meiner Zahlung wegen den besten Platz zuzusichern, und daß, da der Badegast unvertreibbar war, die junge Dame zur Entrüstung des Studenten, der ihr die bequemere Seite des Wagens abgetreten hatte, auf die andere Hälfte verwiesen worden war.

Während ich mich peinlich um meine Rechtfertigung bemühte, klärte sich das Angesicht des Mannes, auf dessen gute Meinung mir Alles ankam, zu einer weniger zweideutigen Freundlichkeit auf. Er half sogar dazu, daß sich das Fräulein entschloß, auf den dringend angebotenen Wechsel einzugehen. Der sanfte Heinrich hatte sich und die Pferde getränkt, das Bett war zu dem Badegaste zurückgekehrt und nachdem noch eine Flasche rothen Landweins auf meine Bestellung gebracht und in eine Seitentasche des Wagens versenkt worden war, rollten wir weiter.

Ich zog nach einiger Zeit einen Gummibecher aus meinem Reisesacke hervor, löste den Kork der Flasche und den Deckel der Schachtel und suchte durch die Einladung zu meinem Mahle das gute Verhältniß mit den Mitreisenden zu befestigen. Leider war der Student so stolz, jede Theilnahme an dem Imbisse mit dem Bemerken abzulehnen, daß in Meißen zu Mittag gespeist werde. Indessen dehnte sich der Weg dorthin doch ziemlich lang aus; ich wiederholte mein Anerbieten bei jedem Gegenstande, den ich der Schachtel entnahm, und als sich selbst das Fräulein zu einer mit Rheinlachs belegten Semmel hatte bestimmen lassen, ward auch das alte Haus vermocht, einige Schnitten Bayonner Schinkens mit eingemachten Gurken zu versuchen. Ich hatte ihm zu diesem Behufe die ganze Schachtel gereicht, mit der er plötzlich zu meinem athemlosen Erstaunen einen Handwerksburschen beschenkte, der einen Zehrpfennig von uns forderte. Auch den Weinrest sammt der Flasche fügte er der Gabe großmüthig hinzu, und schon fürchtete ich selbst für den Gummibecher, weshalb ich ihn rasch in den Reisesack rettete.

„Es reist sich unbequem mit so vielem Ballast," erklärte er mir beiläufig, „und die Wirthshäuser an der Straße sind ganz gut versehen."

Auch das Fräulein schaute etwas verwundert auf zu solcher Eigenmächtigkeit, die ich mich anstrengte, recht liebenswürdig zu finden, obschon sie mich außer einer Braunschweiger Schlackwurst auch noch einen ganz unangetasteten gebliebenen Straßburger Käse kostete.

Dann kam die Rede auf Reiseveranlassung und Lebensverhältnisse. Der Student kehrte aus Breslau nach Leipzig zurück und war ein Mecklenburger, der den Ausflug nach Schlesien nur unternommen hatte, um Land und Leute kennen zu lernen. Von dem Riesengebirge und der Verbindung der Silesen auf der Breslauer Universität sprach er mit großer Befriedigung. Schlechter hatten ihm die Gasthöfe im Gebirge und unter den Studenten die Polen gefallen. „Unter den Silesen," sagte er, „sind prächtige Jungen, Bursche, die Haare auf den Zähnen, die Klinge beständig blank und auf der Mensur das frischeste Forellenblut haben. Ich hoffe, daß wir von Leipzig aus in ein perpetuirliches Cartel mit ihnen treten. Auch die Adersbacher Felsen sind der Mühe werth. Die Polen hingegen sehen verwildert aus, trinken Schnaps, schlagen mit dem Knüppel drein und ein anständiger Kerl geht ihrer Rohheit aus dem Wege. Den Elbfall konnte ich ebenfalls nicht besuchen, weil noch zu viel schmuziger Schnee in den Bergschluchten lag."

„Du bist also Leipziger Student und trägst die Silesenfarben nur —?"

„Weil ich mein Band mit dem des Subsenious tauschte. Der herrlichste Mensch, mit dem jemals ein Schmollis getrunken ward! Ich heiße Perglow und bin bei den Seminolen."

Wenn sich vorhin von dem überwältigenden Eindrucke erzählte, den es auf mich hervorbrachte, daß das Fräulein ihren Schleier lüftete, so kann damit nur verglichen werden, was ich empfand, als mein Nachbar seinen Namen nannte. Es war der gefeierte Name eines der berühmtesten Häuptlinge, die damals in der Bewunderung der Studentenwelt und in den Erzählungen lebten, denen wir Schüler mit bebender Ehrfurcht lauschten, wenn uns die Ferien irgend einen gutherzigen Kameraden zuführten, der auf der Universität nicht ganz vergessen hatte, daß er einst auf dem Gymnasium Freunde besaß. Warum hatte ich nicht eine ganze Schiffslast von gepökelten und geräucherten Waaren, sie seiner Verfügung unweigerlich zu überlassen, anstatt der elenden Schachtel, mit der er dem Anscheine nach etwas willkürlich verfahren! Zugleich gehörte er der Genossenschaft meines Stammes an, — des Stammes der Seminolen, wenn es mir erlaubt ist, wie ich den Namen des Häuptlings etwas veränderte, auch die noch fortblühende Landsmannschaft mit einem indianischen Worte zu bezeichnen.

„Du bist Perglow! Und auch ich bin durch Schicksal und Neigung Seminole!" rief ich ihm in schöner Begeisterung zu. Er nickte, wie eben ein berühmter Krieger nickt, der einen Rekruten ohne Ahnen und Thaten zu seinem mächtigen Banner treten sieht.

Die Reihe der Mittheilungen war an dem Fräulein. Sie reiste in ihre thüringische Heimath, nachdem sie eine kranke Tante den Winter hindurch in Tharant gepflegt. Julie von Eichmann war ihr Name.

„Dich brauchen wir nicht erst um Auskunft zu bitten, Fuchs," sprach der Seminolenhäuptling und das gefährliche Lächeln spielte wieder um seinen Mund, „da wir Zeugen davon gewesen sind, wie die Familie Polonius von Dir Abschied nahm. Befolge die Mahnungen Deines Vaters und Du wirst ein überaus glückliches Examen bestehen, und wenn Du die Warnungen Deiner Mutter nicht in den Wind schlägst, Dein glattes Gesicht und das volle Gewicht Deiner Federbetten dereinst unversehrt nach Hause zurückbringen."

„Hättest Du keine Mutter, Perglow, daß Du die ängstliche Sorge der meinigen verspotten kannst?" fragte ich, verletzt von einer Andeutung, deren verletzende Spitze weniger mich als meine Aeltern trafen. „Sonst wären Deine Worte unverzeihlich."

Da nahm das Antlitz des großen Kriegers eine so treuherzige Miene an, daß jeder Zug von Hohn daraus verschwand. „Keine Mutter!" fragte er, „ein vollkommener Student kann der freilich nicht werden, der seiner Mutter folgt, indem er das Duell vermeidet, und dem Vater gehorcht, indem er die Verbindungen seiner Kameraden flieht, deren Reiz mit ihrem Verbote zu besiegeln die Regierungen selten säumig sind. Aber ich wollte Dich nicht beleidigen, denn auch meine Schritte möchte ein geängstetes Mutterherz überwachen und leiten, wenn ich etwas folgsamer wäre. Darauf meine Hand."

Wir fuhren in das engere Elbthal ein, in welchem sich das tausendjährige Meißen erhebt. Die Stadt blickt so romantisch über den schönen Fluß, die Albrechtsburg mit dem gothischen Afradom so mittelalterlich von der Höhe herab, daß die Stadt gar nicht recht in die neue Staatsverfassung und Geschichte paßt. Sie ist zu poetisch für die nüchterne Neuzeit. Das wußte die Eisenbahn, die später die alten Völkerstraßen verödet machte und sie ließ deshalb Meißen seitwärts liegen. Die Lohnkutscher waren gerechter. Sie lagen oft länger in Meißen, als es selbst der Weinbau der Landschaft verantworten mag, der alle Arten europäischen Traubenbluts versendet, besonders Asmannshäuser, Burgunder und Champagner. Aber verschämter Weise niemals Meißner!

Das Fräulein war so liebreizend, daß ich viel darum gegeben hätte, wäre es mir erlaubt gewesen, ihr gewisse kleine Reisedienste zu leisten, wie z. B. den, ihr beim Aussteigen aus dem Wagen die Hand zu reichen. Aber Perglow ließ mir in dieser Beziehung gar nichts übrig und bis zu dem Versuche, mit seiner Artigkeit zu wetteifern, verstieg sich meine Keckheit nicht. Vielmehr sah ich mich dem kranken Badegast zugesellt, für den auch der Seminolenhäuptling die sehr erhebliche Rücksicht nahm, sich das Tabakrauchen in der Kutsche zu versagen. Während daher Perglow in Meißen unsere junge Dame an seinem Arme in den Gasthof zur „Sonne" geleitete, war ich dazu verurtheilt, das fahrende Krankenbett in ein wandelndes Lazareth umgestalten zu helfen. Flott und schmuck schritt das eine Paar vor uns voraus, indeß der sanfte Heinrich und ich kaum stark genug waren, ein stöhnendes Bündel von Fellen und Betten nachzuschleppen.

Nach der Mahlzeit, die wir an der Gasthofstafel einnahmen, der Badegast vermochte kaum einige Löffel Suppe hinterzuschlürfen, worauf ich ihn auf ein Sopha schleifte und wieder unter Decken und Kissen begrub, entfernte sich Perglow in die Stadt. Er wollte nachfragen, ob einige Freunde schon wieder zur Universität abgereist oder bereit wären, eine Flasche mit ihm bei dem braven Küpermeister Baumgarten zu trinken, einem Manne von so unbeflecktem Rufe, daß ihn kein Student unbesucht ließ, der auch nur eine Viertelstunde Meißner Aufenthalts erübrigen konnte. Wir hatten behagliche Zeit zu einem Gelage, denn Heinrich fütterte und war überhaupt nicht der Charakter, der mit boshafter Eil' auf der Abfahrt bestand, so lange noch Ein Passagier zu zaudern verlangte. Der Seminolenhäuptling theilte mir seine weintrinkende Absicht mit und gestattete mir, ihn bei Baumgarten zu erwarten. Diese Erlaubniß würde den Umständen nach als ein Befehl für mich gegolten haben, wäre mir nicht ein sehr lockender und verrätherischer Plan in den Sinn gekommen. Ich ließ Perglow ruhig seine Runde antreten und bemerkte dann ganz zufällig, daß doch inzwischen für die Unterhaltung unserer Dame sehr schlecht gesorgt sei, worauf ich ihr einen Spaziergang zur Beschauung der Meißner Merkwürdigkeiten vorschlug. Als sie mein Anerbieten genehmigt hatte, quälte mich nur der Gedanke, daß wir dem Häuptlinge in der Stadt begegnen könnten, was ein

Digitized by Google

harter Schlag für mich gewesen wäre. Deshalb beschleunigte ich meinen Weg durch die Stadt mit Julien und fühlte mich erst glücklich geborgen, als wir die Treppe zu ersteigen begannen, die gegen die Albrechtsburg hinaufführt. Ihr Arm lag dabei auf dem meinigen, von Zeit zu Zeit ruhten wir aus und sahen einander an. Ich empfand so viel, daß ich wenig reden konnte, und um einige Mannichfaltigkeit in unser Gespräch zu bringen, zählte ich laut die Stufen. Wir waren aber entsetzlich rasch oben und mit der letzten Ziffer die Unterhaltung schon wieder zu Ende. Aber im Anblicke der alten Stadt und frühlingsfrischen Landschaft verklärte sich das Antlitz des Mädchens, und als Julie die Gegend als die schönste pries, die sie gesehen, vergaß ich mich vor ihrem lieben Lächeln bis zu der Aeußerung:

„Was Ihnen die Gegend, das sind Sie mir — das schönste Mädchen, welchem ich jemals begegnete!" Ich erschrak vor mir selbst nach dem Worte, daß ich mich vorwärts an die Mauerbrüstung retten mußte und gewiß roth anlief, wie ein gesottener Krebs, während ich eine arme Hauslaubpflanze auszupfte, die zwischen dem verwitterten Mörtel herausgewachsen war.

„Sie scheinen die Meißner Berge schon zu kennen, da Sie gar kein Auge dafür haben," sprach meine Begleiterin nach der langen Pause, die ihr meine am Boden haftende Verlegenheit ließ. „Wollen wir nicht weiter gehen?"

„O ja — in den Dom. Er steht offen, wie ich sehe, und auch auf den Thurm hinauf müssen wir."

Aus dem Innern quoll tiefer Orgelklang. Der Dom rührt noch aus der Zeit her, wo der frömmste Gottesglaube gothische Tempel schuf, deren erhabene Formen wir kaum nachzuahmen, nicht zu übertreffen vermögen. Auch der Afradom von Meißen ist ein zu Stein gewordenes seliges Gebet von Millionen, und die Andacht von Jahrhunderten schwebt in und um ihn. Wir traten ein und schritten langsam und feierlich bewegt bis zum Hochaltar. Jenseits desselben führt die Treppe auf den Thurm empor. Ich war wohlvertraut mit ihren Windungen, und von den Orgeltönen umwogt, folgten wir der Stiege, abermals Arm um Arm geschlungen. Empor, empor, bis wir auf dem Austritte standen, wo sich das Thal mit seinen Gärten, der Strom mit seinen Schiffen vor unsern Blicken aufthat.

Anfangs waren wir still, dann war es etwas Schwärmerisches oder Heiliges, was wir sprachen. Wie es dahin gedieh, weiß ich nicht mehr, aber ich muß Julien um einen Kuß gebeten haben, denn sie sah mich darauf verwundert, aber nicht zornig an.

„Einen Kuß — und hier auf der Höhe vor aller Welt? Aber gerade darum — das heißt, wenn Sie mir versprechen, den Ermahnungen Ihrer guten Mutter mehr gehorchen zu wollen, als den Anweisungen und dem Beispiele unseres Begleiters — küß' ich Sie."

Für einen Kuß von ihr hätt' ich Alles zugesagt und auf Erfordern zugeschworen.

„Wie gut Sie sind, Julie!" jauchzte ich. Ich umarmte sie und wir küßten uns ganz langsam und wohlbedächtig. Auf dem Herabwege erinnerte ich jedoch, daß es mir scheine, als ob das Fräulein keine ganz gute Meinung über Perglow hege, worin sie im größten Unrecht sei.

„Ich meine nur, Sie sollen ihn nicht auf Kosten Ihrer Zukunft bewundern," antwortete Julie. Seit wir uns im Namen meiner Mutter geküßt hatten, kam sie mir wie meine Schwester vor, und ich dachte ihrer Rede nach, als wär's ein Orakelspruch gewesen.

Durch die Berührung ihrer Lippen nicht zuversichtlicher geworden oder gar begehrlich, war ich dennoch so unbefangen und vertraut zu ihr, daß weder meine Gedanken im Gefühle, noch der Ausdruck im Gedanken erstickte wie vorher. Ich vermochte ihr Alles zu sagen, was ich von Freude und Hoffnung in der Brust hatte, und der Hoffnung besonders trug ich viel in mir.

Julie selbst rief mir den Küpermeister Baumgarten in's Gedächtniß zurück, als wir wieder unten in der Stadt waren. Ich begab mich dahin und fand Perglow in Gesellschaft von einem sehr langen Studenten mit einem desto kürzern Rocke. Ebenfalls ein großer Krieger, dem ich bald vorgestellt war. Er hatte die Seminolenmütze auf dem röthlichen Haupthaar auch im Zimmer nicht abgelegt, vermuthlich weil er sie mit dem Halstuche verwechselte, wovon auch nicht eine Spur an seinem entblößten Nacken zu entdecken war. In seiner Linken hielt er eine starke „Flöte" worunter man sich einen Stock vorzustellen hat, der dann auch musikalisch wirken konnte, wenn er in rhythmischen Schwingungen auf den Rücken irgend eines mit Stimme begabten Wesens niederfiel. Mit der Rechten umspannte er eine Flasche, aus welcher er mir ein Glas füllte, welches beinahe größer als die Flasche war. Auf das Mittrinken beschränkte sich übrigens meine ganze Theilnahme an der Unterhaltung, da sie sich ausschließlich auf Personen und Zustände erstreckte, die ich erst näher kennen lernen sollte.

Der sanfte Heinrich kam selbst, uns abzurufen. Er war so dienstfertig, daß er die angebrochenen Flaschen leeren half, nur um uns desto rascher zu befördern. Perglow führte wieder die Dame, ich trug meine Hälfte von dem Kranken an den Wagen. Aber als es an's Einsteigen kam, wollte Perglow, um zu rauchen, mit einem Passagier des Cabriolets tauschen. Es war der lesende Passagier, den er dazu einlud. Auch ging der Aufgeforderte auf den Wunsch des Häuptlings ein und siedelte mit der Bibliothek zu uns über. Da fand er aber, daß ihm das Licht ungünstig falle, mit welcher Umschreibung er vermuthlich den Badegast meinte, vor dessen Nachbarschaft er offenbar heftig zurückschrak.

„Nun, so lesen Sie einmal eine Station lang nicht!" rieth ihm Perglow.

„Ich muß aber lesen!" sagte der Passagier, „ich bin ein wandernder Naturforscher und studire eben Sachsen."

„Am zweckmäßigsten doch durch den Augenschein! In Klappendorf geb' ich Ihnen Ihren Cabrioletplatz zurück."

„Bis Klappendorf gerade muß ich lesen."

Dabei war er schon wieder ausgezogen, hatte das Cabriolet erklommen und sich in den Inhalt des Buches, welches an der Reihe war, so innig vertieft, daß die Rede an ihn rein verloren ging, die der Seminolenhäuptling über Literatur im Allgemeinen und Naturgeschichte des Kameels im Besondern hielt. Das Wort „Kameel" sprach er dabei accurat so aus, als ob er den lesenden Passagier damit im Allgemeinen bezeichnen und im Besondern beleidigen wollte.

„Wenn ich mir hier, die Bewilligung des Fräuleins vorausgesetzt, eine Cigarre anzündete, so mordete ich ein Menschenleben durch Stickhusten!" schloß Perglow den Sermon und setzte sich, von Wein und Aerger ziemlich aufgeregt, auf den alten Platz. „Aber draußen vor der Stadt — und wenn ich deshalb aufs Verdeck steigen muß, kann ich mir die süße Gewohnheit des Daseins nicht länger versagen."

Ich ahnte unendlichen Vortheil von der Abwesenheit des Häuptlings und das traulichste Zwiegespräch mit Julien, daher war ich beflissen, dem Gefährten ein Lager auf dem Verdeck als ein wahres Lotterbett üppiger Ruhe zu schildern. Erst pries ich den Reiz der Gegend, die er überblicken würde, dann besprach ich mit dem Häuptlinge die verschiedenen Arten des Rauchens mit einer so feinen Ausarbeitung aller Einzelheiten, daß ihm der narkotische Duft bei der bloßen Erinnerung durch den Mund und die Nase prickelte. In der Nähe der Klosterruine, die nicht weit hinter Meißen liegt, war auch seine Begierde so lebhaft aufgereizt, daß er den Kutschenschlag öffnete und mitten im Fahren aus dem Wagen sprang, was bei der äußerst vorsichtigen Bewegung der Rosse wenig Gefahr hatte und den sanften Heinrich, nach einem Besuche bei Baumgarten, nicht Wunder nahm. Der Kutscher sah sich auch nach dem Zurückbleibenden nicht weiter um, wir im Innern aber gewahrten darauf an dem Geräusch über unsern Häuptern, daß Perglow über die Kisten des Hintertheils emporgestiegen und somit auf der Höhe des Fortschritts angelangt war.

Der Kranke stöhnte kläglich, und wir durften auf einen Trauerfall gefaßt sein, ehe wir Leipzig erreichten. Um ihm eine bequemere Lage einzuräumen, setzte sich das Fräulein zu mir herüber und ordnete das Bett des gelähmten Badegastes nach dieser Veränderung sorgfältig von neuem. Er dankte ihr, aber ohne Perglows Cigarre, mit einem tiefgefühlten Husten, und wir Gesunden sprachen dann von Seebädern und Sauerbrunnen und von der Heilquelle in Tharant, die mehr auf den Bergen wacht und in den Lüften weht, als aus dem Felsen springt. Der Wasserstrahl, den die Erde giebt, wir wußten nicht, ob er ihr mächtig und genesungskräftig sei. Aber an der Frische der Tharanter Haine und an dem wundenheilenden Hauche der Natur, der sich über die waldigen Höhen des Weiseritzthales ergießt, zweifelten wir nicht, die wir noch an keiner Wunde gelitten. Juliens Tante, die dort genesen, war eine milde, sanfte Frau und das Mädchen sagte, die Pflege sei ihr leicht geworden. Aber wenig Gesellschaft habe die Tante bei sich gesehen, denn das Nervenübel, an dem sie kränkle, habe vor allem Andern innere und äußerliche Ruhe verlangt. Doch sei der kleine Ort auch im Herbst und Winter viel bewegt gewesen durch die dortige Akademie.

„Für Forst- und Landwirthschaft!" fiel ich ein. „Wir haben eine zweite ältere und noch berühmtere Akademie im Lande, in Freiberg, für's Bergwesen. Die Studenten an beiden gelten in Leipzig für satisfactionsfähig." Zu dem „in Leipzig" fügte ich noch ein „bei uns" hinzu, aber ein sehr leises, weil noch völlig zukünftiges. Mit der anerkannten Satisfactionsfähigkeit glaubte ich aber den Akademisten in Tharant und Freiberg eine geringe Auszeichnung nachgerühmt zu haben. Fräulein von Eichmann versetzte nur leichthin:

„So, so." Sie schien die Wichtigkeit des Zugeständnisses nicht vollkommen zu übersehen. „Wir kamen mit den jungen

Digitized by Google

Leuten selten in Berührung," fügte sie hinzu. — Ich war jedoch ein schlauer Fuchs. Daß siebzig bis achtzig Studenten der Forstwissenschaft ein Mädchen in dem engen Thale von Tharant sollten unbeachtet und ungehuldigt gelassen haben von der Jugend, Schönheit und den geistigen Vorzügen Juliens, das dünkte mir nicht glaublich. Also fragte ich sie gerabehin, in welcher Weise sie der Gegenstand der akademischen Aufmerksamkeit gewesen.

„Ich darf mir dergleichen nicht einreden," erwiederte das Fräulein, und ihre langen Wimpern wehten dabei mit schalkhaftem Ausdruck über dem halben Auge. „Nur einmal, nach einem Balle, erwiesen mir die Studenten die Ehre, mir ein Zeichen ihrer freundlichen Erinnerung zu geben. Sie stellten sich Nachts unter meinem Fenster auf und feuerten dort ihre Gewehre ab, was eine Art von Ständchen sein sollte, welches sie mir brachten. Es waren einige Dutzend Doppelröhre, die auf einmal loskrachten und das grade in einer Zeit, wo meine arme Tante endlich nach langer nervöser Schlaflosigkeit einigen Schlummer gefunden hatte. Es war eine sehr gute Frau, allein der Schrecken hatte sie fast getödtet und ich war lebhaft bemüht, mir dergleichen geräuschvolle Artigkeiten nicht ferner zuzuziehen."

Ob nicht dennoch ein Bündniß der Neigungen die Folge des Tharanter Winters gewesen war, leuchtete aus der Erzählung dieses Vorfalls freilich nicht ein. Wir geriethen darauf wieder in Jean-Paulsche Stimmung. Es ist so verzeihlich, mit achtzehn Jahren überschwenglich zu sein, das Paradies aus einer Rosenknospe zu riechen und himmlische Unendlichkeit in einen Händedruck zu schließen. Eine Rosenknospe hatte sich Julie in Meißen an die Brust gesteckt und wenn sich unsere schweifenden Gedanken begegneten, so thaten es auch unsere Hände.

Ich streckte den Kopf aus dem Wagen und richtete ihn sehr verrenkt gegen den Deckpassagier, um ihm Cigarren anzubieten, falls er nicht genug versorgt sein sollte. Denn Perglow's Abwesenheit war doch sehr ersprießlich.

„Laß gut sein, Fuchs," ertönte es von oben. „Ich liege zwar auf einem Prokrustesbette und habe überdies ein Fäßchen zwischen den Knien zu halten, wenn ich nicht sammt demselben herunterfliegen soll. Aber die Cigarre ist im Brande, daß sie der gesammten englischen Kriegsflotte zur Lunte dienen könnte."

Der Kutscher spitzte bei dieser Unterhaltung, die sehr laut geführt werden mußte, die Ohren und richtete sich von seinem Platze empor.

Seltsamer Weise hielt mit einem Ruck der Wagen, und der sanfte Heinrich hatte sich so unsanft aus der Schoßkelle geschnellt, daß er wie ein Graspferd bis in den feuchten Straßengraben hinüber gehüpft war, eine bedeutendere Entfernung, als jemals eines der Pferde, die er lenkte, in den besten Tagen seiner Blüthe auf Einen Ansatz zurückgelegt hätte.

„Herr Jesus! Es sitzt Einer auf dem Wagen!" schrie der Sanfte und das Haar sträubte sich auf seinem Scheitel empor, von dem der Hut weit weg entflogen war. „Und das Verdeck raucht wie ein Schornstein!"

„Ich bin's, Heinrich!" entgegnete sehr gelassen der Semmolenanführer. „Meine Cigarre und da — wahrhaftig ein Stück alter Packleinwand ist angeglimmt. Hocke nur wieder auf. Es ist nicht drei Pfennige werth, und ich drücke den Brand mit zwei Fingern aus."

„Herr Jesus, Herr Perglow! O du mein Himmel, das Unglück! Machen Sie, daß Sie herunter kommen oder wir sind Alle verloren. Es sind drei Centner Pirschpulver in den Fässern und der Wagen brennt!" schrie Heinrich.

„Schießpulver — und der Wagen brennt!" dröhnte ein mehrstimmiges Echo nach.

„Kirschpulver?" fragte der naturforschende Passagier und schaute träumerisch aus den Blättern auf. Aber das Entsetzen, welches er in jeder Miene las und die rasende Eile, mit der die Insassen des Wagens auf Heinrichs Wort aus der Kutsche stürzten, belehrte ihn augenblicklich, daß es sich um eine fürchterliche Gefahr handle. Er gab nicht blos, ohne alles weitere Besinnen, seinen wohlvertheidigten Platz, sondern selbst das Buch Preis, um die allgemeine Flucht sofort mit anzutreten. Die Entladung der Pulverfässer selbst hätte uns kaum rascher auseinander bringen können, als es die Furcht vor ihrem Auffliegen, bei der Nachricht, der Wagen brenne, that. Wie ich Julien zugleich mit mir ins Freie hinausflüchtete, wäre mir jetzt unmöglich zu erklären. Eine Minute nach der Katastrophe schon wußte ich nicht mehr, ob sie mich aus dem Wagen hinaus riß, oder ich sie und wer von uns beiden eigentlich von dem Andern an die Hecke hinübergetragen ward, in deren Dornen eingehakt wir uns wieder fanden.

Perglow war ohne weitläufiges Messen der Höhe vom Wagen herabgesprungen und hatte seinen Füßen nicht Zeit gelassen, ihm irgend eine Verletzung anzumelden. Wie ein Sturmwind brauste er zu uns herüber.

Der Sanfte duckte sich wie ein feiger Soldat vor dem Kartätschenhagel unter den Graben und nur die Pferde schienen wohl unsern Schrecken, nicht aber dessen Ursache zu begreifen, die sie wie uns bedrohte. Sie standen, offenbar sehr zufrieden mit dem Aufenthalte, still, und wenn ich den Ausdruck einer Schimmelphysiognomie zu beurtheilen befähigt bin, so lächelte eines der Thiere sogar bestialisch schadenfroh zu unserer grimmigen Verwirrung.

Das Alles erfordert mehr Zeilen, um es zu erzählen, als es Secunden brauchte, um es zu erleben.

Perglow war in der Nähe der Hecke eingetroffen, deren Gesträuch vornehmlich für Juliens Seidenkleid eine eben so zudringliche, als das Weiterfliehen behindernde Anhänglichkeit verrieth.

„Was thun wir jetzt, — will mir denn Niemand löschen helfen?" erklang der unterirdische Nothruf Heinrichs.

„Löscht Ihr denn, indem Ihr Euch in den Graben werft?" antwortete Perglow, indem die Lebensfarbe langsam in seine Wangen zurückkehrte. „Du pflichtvergessener Schlingel hast das Pulver heimlich aufgeladen! Schneide die Pferde los! Dann magst Du nun auch erleben, wie Dein Wagen auffliegt. Das Beste ist, wir ziehen uns einige hundert Schritt die Höhe hinauf. Da haben wir wenigstens noch so viel von dem Bettel, daß wir den Wagen in die Luft gehen sehen."

„Mit allen meinen Habseligkeiten?" rief ich.

„Laß sie zum Geier sein. Hätte mich der Esel, der uns fuhr, nicht gleich mit dem Schlimmsten erschreckt, so hätte ich die Lohe des brennenden Lappens auf der Stelle erstickt" —

„Vielleicht ist noch Rettung möglich, wenn wir uns hinanwagen. Meine Bücher, Kleider, Betten —"

„Mein neuer Hut — und der Kranke! der Kranke — Niemand hat an ihn gedacht — liegt noch in der Kutsche!" schrie Julie auf und rang die Hände, was außer dem Hute, dem unglücklichen Badegaste wenigstens zur Hälfte galt.

Auf die Erwähnung des Kranken sagte der Häuptling kein Wort, aber seine Bewegung gegen den Wagen hin, der bis auf die aufklaffenden Thüren und ein dünnes Rauchwölkchen ganz unbescholten und harmlos aussah, war auffordernd genug. Ich folgte. Erst, als wir unmittelbar vor dem Fuhrwerke standen, war zu erkennen, daß die Packleinwandfetzen in hellen Brand übergegangen waren. Unser Angriff war in unausgesprochener Uebereinstimmung darauf gerichtet, den Badegast aus dem Innern heraus zu holen. Aber noch war eine Spanne zwischen uns und der Kutsche, als Perglow sagte: „Die Fässer bringen wir am Ende schneller weg, als einen unbeholfenen Menschenleib."

Dies Wort änderte unsern Entschluß. Von hinten auf stiegen wir auf das Verdeck, über das Cabriolet empor kam uns der Sanfte entgegen, der nach der ersten tödtlichen Bestürzung wieder Muth und Regsamkeit gewonnen hatte, als er Perglow selbst an den Feuerherd zurückkehren sah. Er bezeichnete uns mit heiserem Ton und bebender Hand die beiden Pulverfäßchen. So schwach das Flämmchen war, welches nach ihren Reifen hinleckte, so bedurfte es doch nur einiger durchgesickerter Körner, und was und wo waren wir im nächsten Augenblicke? An einem Gran der Mischung Salpeter, Schwefel und Kohle hing unser Leben. Die Arme, die sich gegen die Fässer ausstreckten, schienen ein Bewußtsein der Gefahr zu haben, nach der sie langten. Eine schmerzliche Empfindung rieselte durch ihr Mark und pflanzte sich durch den Körper fort.

„Ist gewiß kein Pulver weiter auf dem Wagen?" fragte Perglow.

„Nicht eine Prise sonst, daß ich wüßte," versetzte Heinrich.

„So sind wir diesmal mit dem Schrecken davon gekommen," fuhr der Häuptling fort, und trat die angegangene Leinwand mit den Füßen aus.

Die Fässer aber lagen weit hinüber geschleudert jenseits der Straße. Wie wir sie mit gemeinschaftlichem Schwunge bis dahin geworfen, steht nur nebelhaft vor meinem Gedächtnisse. Sie waren sehr schwer, auch schwer anzufassen an den schmalen Rändern. — Unsere Körper hatten auf dem Wagen keinen zuverlässigen Haltepunkt. Daß die Fässer dennoch fortgeschleudert wurden, ohne daß Einer von uns, oder noch wahrscheinlicher alle Drei ihrem Gewichte nachstürzten, ist ein mathematisches Räthsel.

Aber wir standen wohlbehalten aufrecht und sie lagen beseitigt im nächsten Acker. Wir vertilgten jede Spur des Brandes bis auf den Schmutzflecken, den der verkohlte Zunder auf einer der Kisten zurückgelassen, und während der sanfte Heinrich noch oben im Verdecke umherneselte und schnürte, stiegen wir hinab und riefen die Entfernung jeder Gefahr aus. Dann besannen wir uns auch wieder auf den Badegast. Es war so mäuschenstill im Wagen, daß wir einen Todten hervorzuziehen fürchteten. Die hülflose Verzweiflung des aufgegebenen Mannes mußte furchtbar gewesen sein. Was war wahrscheinlicher, als daß sie ihn getödtet hatte!

Digitized by Google

„Fuchs — was iſt das?“ fragte Perglow, der ſeinen Augen nicht traute. „Iſt der Kerl in ſein Bettſtroh gefallen und hat ſich darin verkrümelt?“

„Fußſack, Wolfsſchur und Alles, was er um ſich trug, liegt hier im Wagen — aber der Menſch dazu fehlt,“ entgegnete ich, nicht minder überraſcht.

„Sollten ihn die Cabrioletpaſſagiere herausgelangt haben? Aber davon nimmt der Eine drüben an der Haferfeldecke Hoffmann'ſche Tropfen, wie es ſcheint, um ſich den Schrecken aus dem Leibe zu treiben, und der Naturforſcher ſucht ſchon wieder nach ſeinem Buche, kein Dritter iſt zu ſehen!“

„Am Ende iſt der Badegaſt in aller Stille aufgeflogen. Himmelfahrtig genug ſah er aus dazu. Oder hätte das Fräulein irgend eine Kunde von ſeinem Schickſale?“

Die Dame ſaß bei der Dornenhecke und weinte. Auf unſere Frage antwortete ſie, weil ihr vor innerer Bewegung die Stimme verſagte, mit einem abwehrenden und verneinenden Winken ihres Taſchentuchs. Das Verſchwinden glich der Zauberei und wir ſchüttelten wahrhaftig die Pelze und Betten durch, als könnten wir den Gelähmten, in einen Däumling verwandelt, in der Taſche der Wolfsſchur entdecken.

„Meine Herren, wollten Sie mir jetzt wohl helfen das Pulver wieder aufladen?“ fragte der ſanfte Heinrich mit beiſpiellos unbefangener Miene vom Verdecke herab.

„Ein Bündel Prügel wollen wir Dir aufladen, wenn Du Dich unterſtehſt, drei Centner Pulver und ſechs Reiſende noch einmal auf einem und demſelben Wagen zuſammen zu bringen!“ war die entſchiedene Meinung des Seminolenhäuptlings und mithin auch meine unumſtößliche Anſicht.

„Oho, das Pulver kann doch nicht im friſchen Acker liegen bleiben!“

„So rolle es die Elbe hinunter, dort wird es am Beſten aufgehoben ſein.“

„In Klappendorf will ich das Pulver zurücklaſſen, wenn Sie das verlangen. Aber bis dorthin muß es noch mit.“ Der Kutſcher verſtummte nach dieſem Satze, denn ein Mann, der die Straße dahergeſchritten kam, ſchien die Bitte um unſern Beiſtand zu erledigen, falls ſich der Wanderer irgend bewegen ließ, ſeine rüſtigen Glieder gegen ein Trinkgeld zum Hinaufreichen der Fäſſer herzuleihen. Seine Geſtalt war ganz dazu angethan, ihm eine tüchtige Kraftanſtrengung zu gewähren, nur war ſein Anzug nicht der eines Tagelöhners, und bei näherem Anſchauen ſchien uns das Geſicht bekannt.

„Iſt es denn wahr, wie Sie riefen, daß alle Gefahr vorüber?“ fragte er ſchon von fern. Wir waren keiner Erwiederung fähig. Der Töpliţer Badegaſt, in neuer verbeſſerter Auflage, ſchritt auf uns zu und ſeine Lähmung ſchien auf uns übergegangen zu ſein, in ſo ſtarrem Erſtaunen ſtanden wir.

„Wo in aller Welt kommen Sie her?“ fragte Perglow.

Der Verzauberte zeigte auf ein Gebüſch am Berghange: „Dort wartete ich den Hergang ab.“

„Und wie gelangten Sie aus dem Wagen und dorthin?“ verlangte ich zu wiſſen, indem ich im Geiſte den jetzigen Mann mit dem vorherigen Todtengerippe verglich.

„Sie ſehen ja, ich kann wieder gehen — nicht blos gehen, ich kann ſogar laufen, wie ich zu meinem eigenen Erſtaunen bemerkte, als ich vorhin in der Todesangſt mit den Andern zugleich aus dem Wagen geſprungen war. Ich lief ſchneller als Sie Alle. Soweit war ich noch nicht einmal, bevor ich in's Bad reiſte,“ fuhr er, ſich ſeelenvergnügt die Hände reibend, fort. „Nun ſage mir noch Einer, daß Töpliţ nicht wohl thue.“

Es ward uns wahrlich ſchwerer, an die Verwandlung des Mannes zu glauben, als ihm ſelber.

Julie weinte noch immer, als wir den Wagen wieder beſtiegen, aus Rührung jetzt, wie ſie ſagte, über die wunderbare Geneſung unſeres Reiſegefährten. Und das Pulver mußte wirklich mit. Der ſanfte Heinrich hatte es durch Bitten und Beſchwörungen durchgeſetzt, daß wir ihm die Mitnahme bis auf die nächſte Einkehr geſtatteten. Aber ich habe heute noch den Verdacht, daß die Fäſſer ſelbſt in Klappendorf nicht zurückgeblieben ſind. Unſere Stimmung hatte in feierlicher Weiſe ausgehalten bis dorthin, wo wir zu Ehren des Ereigniſſes eine Flaſche, dann die zweite, endlich die dritte leerten, wobei wir uns der Theilnahme des Badegaſt's und ſelbſt Juliens zu erfreuen hatten. Der ſanfte Heinrich war inzwiſchen lange im Hofe und um den Wagen beſchäftigt, ohne daß wir ihn beaufſichtigten. Bei der Abfahrt lagen allerdings die Fäſſer nicht mehr oben auf dem Gepäck. Aber höchſt wahrſcheinlich unter demſelben.

In Oſchatz ward übernachtet, aber mir nahte kein Schlaf.

Die Welt war alſo doch ſo abenteuerlich und romantiſch, wie ſie in der einſamen Schulzelle vor meiner glühenden Einbildung gelegen! Ich hatte am erſten Tage meines Eintritts in dieſelbe ein vielltheures Mädchen aus drohender Todesgefahr davon getragen — Julie ſagte es ſelbſt und ich glaubte es dringend, trotz meiner beſcheidenen Ablehnungen — und der allgemeine Du-Comment der Studenten war eine Wahrheit! O meine Mutter, meine Mutter! Wie begannen Deine blutrothen und thränenſchweren Warnungen vor der goldenen Sonne dieſer prächtig lachenden Welt zu erbleichen! Auch die Mahnungen des Vaters, wenigſtens die, mich vor einer Liebſchaft zu hüten, waren vergebens geweſen. Nein, nicht vergebens, nur überflüſſig. Denn was mich zu Juliens holdem Herzen zog, war keine Liebſchaft, es war Verehrung, Anbetung, es war die Liebe ſelbſt.

Auf der Fortſetzung der Reiſe am andern Tage waren wir Alle etwas abgeſpannt, am wenigſten jedoch der weiland Gelähmte. Körperlich empfanden wir die Nachwehen des Schreckens in einer gewiſſen Zerſchlagenheit aller Glieder, geiſtig fühlten wir, daß ſich unſer Geſchick geſtern dermaßen in Außerordentlichem erſchöpft habe, daß es uns zunächſt weiter nichts bieten konnte. Doch erneute jedes Lächeln Juliens eine ſtille Ahnung unſäglichen Glücks in meinem Herzen. Sie war mir auch heute noch für das dankbar, was ſie ihre Rettung nannte.

Den Kulmberg hinter uns laſſend, näherten wir uns dem Flachlande der Pleißenebene, deren fruchtbaren Weizenboden alle Völker Europa's mit dem Blute ihrer Krieger gedüngt haben. Es wäre ein Wunder, wenn nicht wenigſtens das Getreide üppig darnach wüchſe, da die Früchte anderer Saaten, die über dem Leipziger Schlachtfelde aufgehen ſollten, deſto armſeliger ausgefallen ſind. In Wurzen erregte damals eine unter großen örtlichen Schwierigkeiten aufgeführte Muldenbrücke das Erſtaunen der Gegenwart in dem Grade, daß ſie jeder Fuchs zu Fuße überſchritt, um ſie deſto ungehinderter zu bewundern. Fünfzig oder ſechzig plan- und hindernißvolle Jahre hatte es gewährt, bevor der wichtige Waſſerbau in's Werk geſetzt ward. Wie raſch aber iſt unſer jüngſtes Zeitalter gegen die Vergangenheit gehalten! Um eine Straßenbrücke rang Wurzen ein halbes Jahrhundert. Ein Luſtrum ſpäter baute ihm die Eiſenbahnverwaltung binnen wenigen Monaten noch eine zweite, viel anſehnlichere Brücke neben der alten über den Strom. Wurzen hat die Gelegenheit mit Eifer benutzt, ſich ſelbſt zu entlaufen. Es iſt nach Leipzig ausgewandert und hat an der Mulde nur ſeine Ruinen zurückgelaſſen. Die Eiſenbahnen ſteigern das Leben lebenskräftiger Städte ins Unendliche. Abſterbende Körper, denen ſie auf ihrem Wege begegnen, führen ſie dem vollen Tode zu. Das iſt ihre Art.

In Borsdorf hatte jeder Fuchs die Verpflichtung, Sandkuchen zu eſſen, durch deren Gepäck das Dorf in der Nähe ſo berühmt war, als in der Ferne durch ſeine Aepfel. Ich erließ mir natürlich keine Weihe, die den Studenten in mir vollenden konnte. Aus Ungeduld, Leipzig zu erblicken, ſetzte ich mich dann zu Heinrich in die Schoßkelle.

„Wie weit iſt's noch hin?“

„Ganz nahe. Sie ſehen, ich kann ſchon mit der Peitſche darauf weiſen,“ bemerkte der Kutſcher ſehr zufrieden mit ſeinem Witze und deutete auf einige Thürme, die in den blaſſen Horizont bläulich hineinragten. Die Namen der zur Rechten und Linken liegenden Orte wurden immer märchenhaft reizender und erinnerungsvertrauter. Ein Schauplatz der Leipziger Studentenwelt, in Liedern geprieſen und Stammbüchern verewigt, nach dem andern ſtreckte ſich an beiden Seiten des Weges aus. Mancher davon ſah etwas ſchäbiger aus, als meine Vorſtellung von ihm. Endlich die „grüne Schenke,“ in deſſen Tanzboden ſich ein Stück der Völkerſchlacht feſtgeſetzt hatte, welches an blauen Montagen empfindlich ſpukte, beſonders um Mitternacht. Dann die „drei Mohren,“ auf deren Saale das Blut der Ebenbürtigen nach den ſtrengſten Regeln des Kampfes vergoſſen ward — die braune Diele trank ſpäter auch ein paar Unzen des meinigen — dann der „kleine Kuchengarten.“ Aber es iſt der große, an deſſen Wand Goethe die witzigen Verſe geſchrieben und wo er mit poetiſchem Wohlgeſchmack fetten Oſterfladen gegeſſen. In letzterer Hinſicht zählt Leipzig noch immer viele Goethe's, ſelbſt im Schriftſtellerverein.

Auf der grünen Schenke war Perglow von einem großen Haufen von Seminolenkriegern empfangen worden; die lagen dort bei dem böhmiſchen Biere, wie vordem die Werbeoffiziere im deutſchen Reiche, auf Rekrutirung, um neuankommende Füchſe einzufangen. Alle Verbindungen hatten damals dergleichen Stationen an den Hauptſtraßen, um ihre Remonte nicht zu verſäumen. Die Häuptlinge betrachteten mich forſchend von oben bis unten, boten mir aber brüderlich die Hand und tranken mir zu.

„Sehr jung!“ ſagte der Eine, auf deſſen Bruſtbande mindeſtens ein Dutzend Scalpe erlegter Feinde angemerkt waren. „Kann aber ein fixer Junge werden.“

Die jüngern Krieger muſterten ſtreng mit, tranken mir aber nicht zu, denn je weniger Scalpe im Rauche ihrer Hütten bleichten, deſto ſtolzer gebehrdeten ſie ſich, und Zurückhaltung iſt die erſte Eigenſchaft eines hohen Selbſtgefühles, welches nach Publi-

Digitized by Google

cum ringt. Perglow blieb bei den Tapfern zurück und mir ward vom Senior die Kneipe gesagt, auf der ich zum Abende „einzuspringen" hätte. Ein etwas zu lebhafter Ausdruck, wie mich dünkte, für das beklommene Eintreten eines jungen Gefährten in den Kreis gefeierter Zeitgenossen.

Eine vortreffliche Wirkung brachte es hervor, daß ich gleich auch nach der Stunde fragte, wo wir den Fechtboden hätten. Perglow, wahrscheinlich um die gute Meinung für einen Seminolen zu verstärken, den er der Verbindung zuführte, sprach darauf:

„Der Fuchs hat überhaupt ganz brave Intentionen und hat sich auch auf dem Wege hierher sehr wacker mit einem Feuer gepaukt, welches wir auf dem Wagen hatten. Ich werde Euch davon erzählen."

Als ich in den Wagen zurückkehrte, um mit demselben in die Stadt einzufahren, dachte ich — undankbar gegen Perglow's Empfehlung — mit unwegleugnenbarer Genugthuung daran, daß er es versäumt, sich bei Fräulein Julie zu empfehlen. Sie bat, daß ich sie vom Halteplatze des Kutschers in die „Laute" begleiten möge, wo sie ein Wagen erwarten werde. Wer zweifelt an der Erfüllung dieses Gesuchs?

Das waren also die Mauern Leipzigs, durch die der Wagen alsbald schwankte. Ich wäre lieber vom Sitze aufgesprungen und hätte die Steine betastet, um zu fühlen, ob's wirkliche Leipziger Steine seien, denn manchmal fürchtete ich wahrhaftig, daß ein rosiger Traum meiner Sehnsucht schmeichle und ich am Ende erwachen könnte in dem kleinen Bautzener Stübchen, den Sophokles in der einen und das Riemersche Lexikon in der andern Hand — eingeschlafen über einer dringenden Schularbeit.

Aber das war doch eine leibhaftige schmale, langfingerige Hand, und sie fühlte sich viel seliger an, als alle Steine der Welt, die Hand, die ich an meine klopfende Brust drückte.

„Ach, Julie, wie herrlich ist die Schöpfung und wie viel herrlicher noch ist's, daß uns der liebe Gott mitten hineingesetzt in die Schöpfung, in der es so lustig und groß hergeht!"

„Daß es uns Beiden vergönnt sei, das Beste in dieser Stadt zu finden, was sie uns gewähren kann!" antwortete das Mädchen mit einem ihrer tageshellsten Blicke.

„Das Beste — was wär's ohne die Liebe? Wir sind jung, Julie, und unsere Aussichten auf Besitz erreichen nur in der entferntesten Zukunft ein Ziel. Könnten Sie uneigennützig lieben, lieben auf nichts hin, als eben auf die Liebe selbst? Die Philisterseelen verargen es der Jugend, wenn sie ihre Neigung verschenkt, ohne weitere Rücksicht auf Lebensstellung und Vermögen!"

„Eine solche Philisterseele bin ich nicht!" betheuerte das Mädchen.

„Und das wollen Sie mir beweisen?"

„Ich hoffe, ja."

Meine Gedanken gingen unter in dem Meere von Wonne, in dem ich schwamm. Ich blinzelte auf den Töplitzer hin, der etwas hart und hölzern aus der Ecke hervorsaß, dann preßte ich die vorige Hand nochmals und viel heftiger an mich und jauchzte: „Julie! Julie!"

Shakspeare hat wohl gewußt, mit welchem Namen er das Mädchen schmücken mußte, welches seinen Romeo liebt. Eine geniale Berechnung liegt nach der Meinung seiner weniger genialen Erklärer selbst in der kleinsten seiner Wendungen. Der Inbegriff alles dessen, was an einem Weibe reizend und liebenswürdig für den verlangenden Jüngling sein kann, konnte nicht anders als Julie heißen.

Wir hielten am Hôtel de Pologne, wo ich zunächst abtrat, bis ich eine Wohnung nach den Vorschriften der Mutter gefunden haben würde. Julie bestellte ihr Gepäck nach der „Laute." Einige Kleinigkeiten, die zu Mißverständnissen oder Nachlässigkeiten Anlaß geben konnten, nahmen wir gleich mit. Leider war die große Schachtel mit dem neuen Hute dabei, ein Ding, gar nicht schwer, weshalb sein Umfang desto unverschämter erscheinen mußte. Ich trug aber nicht blos die Schachtel, sondern auch einen Reisemantel, ein Paar Filzschuhe — die Tharanter Tante hatte auf ihrer Mitnahme bestanden — einen Regenschirm, zwei Strickbeutel, eine Rolle von unbenanntem Inhalt, weshalb ich frecher Weise den Nachtanzug der Dame darin vermuthete, ein Kästchen, worin eine Vase — trotz des aufgemalten Glases wollte Julie der Sorgfalt der Hausknechte nicht trauen — einen Reisesack und ein Etui mit Kämmen, Bürsten und Pomade. Den Gedanken, daß die ganze Leichtigkeit zusammengenommen, schwer und der Weg, trotz seiner Kürze, lang sei, verwarf ich als nichtswürdig. Nur daß ich ein Bischen lächerlich aussah und um keinen Preis einem Seminolenkrieger hätte begegnen mögen, verbarg ich mir nicht. Die Schachtel, wenn ich sie vor die Brust nahm, bedeckte übrigens zu meinem Troste zugleich mein Gesicht.

So brachte ich das Fräulein in die „Laute". Drei Häuser vorher sagte sie mir, nun würd' ich bald erlöst sein. Ich lächelte, als habe meine Beladung auch gar nichts zu bedeuten.

Gott bewahre jeden liebesbedürftigen Menschen vor solcher Erlösung! Wie ein Sturmstoß brach aus der „Laute" ein schlanker Gesell in sehr hübscher Uniform, erfaßte Juliens Hände und wartete kaum darauf, daß er das Mädchen in die Hausflur gezogen hatte, um ihr mit Küssen und Umarmungen schier lebensgefährlich zu werden.

Ich setzte dabei langsam ab, was ich getragen, und legte endlich auch meine Hoffnung auf Julien hinzu. Nie sah ein junger Seminole niedergeschlagener und muthloser aus als ich in jenem Augenblicke.

„Das ist Herr Adalbert!" sagte Julie endlich zu dem unbändigen Offizier, der gar nichts von mir und dem Gepäck wissen zu wollen schien, vermuthlich weil er ahnte, er werde letzteres die Treppe hinauf befördern müssen. „Student hier in Leipzig und mein sehr lieber Reisegefährte von Dresden. Ich verdanke ihm eine ganze Reihe der verbindlichsten Dienste, sogar —"

„Ich bitte unterthänig," unterbrach ich das Fräulein mit einer entschieden zurückweisenden Armbewegung gegen die Lebensrettung, die ich im Anzuge bemerkte. Hätt' ich gewußt, für wen ich die Kastanie aus dem Feuer holte, raunte mir mein Groll zu, so hätte das Mädchen mit dem ganzen Wagen verbrennen mögen, meine Habseligkeiten voran.

„Und dies ist Herr Kurt von Ruhla, der ärmste Offizier, der jemals von der Hoffnung auf seinen Degen lebte. Müssen wir warten, bis er Hauptmann ist, so werden wir uns zwanzig Jahre geliebt haben, ehe wir uns heirathen können. Bin ich also eine Philisterseele, oder einer uneigennützigen und aufopfernden Neigung fähig, mein Freund?"

Das Beispiel bildete, meiner Meinung nach, gar keinen Gegenbeweis. Der Haupteindruck der Scene war vielmehr der, daß ich mich grenzenlos überflüssig in der „Laute" fühlte. Der Offizier behauptete daß ihm meine Bekanntschaft außerordentlich angenehm wäre, was ich zu erwiedern unterließ, um nicht noch ärger zu lügen. Doch zwang ich mich, von Beiden mit leidlicher Höflichkeit Abschied zu nehmen. Vor der Thür stand ein kleiner Wagen zu zwei Sitzen und einem Pferde; die zwei Sitze waren auch eigentlich nur einer; auf dem sind sie höchst wahrscheinlich miteinander nach Hause gefahren. Sie müssen sehr eng gesessen haben.

Abends war ich auf der Kneipe der Seminolen, bevor noch irgend ein Seminole dort war; aber nach und nach kamen sie. Ich befand mich in einer so verbissenen Stimmung, daß sich die andern Füchse kaum an mich herangetrauten. Die Leipziger Steine waren ächt, aber die Hand war falsch gewesen, die ich gedrückt hatte!

Da erklang das Lied:

„Brüder, Lagert Euch im Kreise,
Zecht nach Eurer Väter Weise;
Leert die Gläser, schwenkt die Hüte,
Auf der deutschen Freiheit Wohl!"

und zwanzig Seminolenkehlen stimmten in den Chor. Nur ich schmollte stumm in mich hinein und schwieg zu dem Liede. Als der Gesang vorüber war, klopfte Perglow mit dem Schläger auf den Tisch (er führte den Vorsitz am untern Ende der Tafel) und rief:

„Der Fuchs Adalbert trinkt ein Glas pro poena! Er hat nicht mitgesungen!"

Die übrigen Füchse beneideten mich so herzlich um dies Zeichen schmeichelhafter Aufmerksamkeit von höherer Seite her, daß sie sämmtlich mit pro poena tranken, wenn auch kein ganzes Glas. Ueberhaupt gewann ich unendlich dadurch an Ansehen, daß mich Perglow seiner unausgesetzten Beachtung würdigte. Dann ward ein rascherer Chor angeschlagen. Zu dem „Propoena"-Glase waren bald noch einige andere „Thränen", wie der Student einen mäßigen Trunk nennt, gekommen und nach und nach vergaß ich den engen Sitz auf dem Einspänner. Ich muß später noch viel mehr vergessen haben, d. h. selbst meine Wohnung im Hôtel de Pologne. Denn als ich des andern Morgens erwachte, lag ich, anstatt in meinem Zimmer, in einem dunkeln Alkoven, der wie eine Waffenkammer mit allerhand Säbel und Degenklingen ausgeschmückt war, inmitten welcher dicke Fechthandschuhe, auch Pistolen und Paukhüte hingen. Betroffen richtete ich mich im Bette empor; die Stubenthür stand offen, und draußen, wo es heller Tag war, gewahrte ich die ritterliche Gestalt Perglow's, die dort munter auf- und abging.

„Wo hab' ich denn geschlafen? rief ich, mir die Augen reibend, in's Zimmer hinein.

„In meinem Bette, Fuchs. Es ist zehn Uhr und Du kannst aufstehen. Ich habe das Frühstück bestellt."

„In Deinem Bette? und Du?"

„Auf dem Sopha. Du warst gestern etwas trunkfällig geworden, als wir nach Hause gingen und wußtest nicht recht, wohin. Da nahm ich Dich denn mit mir."

„Verzeih' mir, daß ich Dir lästig geworden bin. In Deinem Bette! Du auf dem Sopha!" Die Herablassung des großen Häuptlings rührte und entzückte mich, daß ich nur mit weicher, und erschütterter Stimme zu sprechen vermochte, ungefähr wie Ziethen auf dem Kupferstiche, wo ihm König Friedrich II. seinen Besuch vor dem Bette macht. „Es soll mir eine solche Rücksichtslosigkeit nicht wieder begegnen."

„Hat gar nichts zu bedeuten, da ich Dich ohnehin gestern zu meinem Leibfuchs ausgewählt habe. Ich werde Dich selbst einschlagen."

Die Seminolen zählten keinen bessern Mann als Perglow, und kein anderer Kriegerstamm der Universität hatte einen Helden seines Gleichen aufzuweisen. Ich sein Leibfuchs! Damit stand ich auf dem Gipfel akademischen Glücks. Fahr' wohl, Julie! Was war mir Deine verrathene Liebe gegen die entgegengebrachte Freundschaft eines Perglow! Als ich eine Stunde später mit ihm über den Marktplatz ging, war es sehr wohlgethan von den Laternenpfählen, daß sie mir auswichen. Mein Stolz schritt zu straff vorwärts, um irgend einem lebendigen oder leblosen Hindernisse aus dem Wege zu treten.

Ernst Wilhelm Hengstenberg

ward zu Frondenberg in der Grafschaft Mark am 20. Oct. 1802 geboren. Er wurde bis zur Universität von seinem Vater, welcher dort Pfarrer war, gebildet, und bezog 1820 die Universität Bonn, wo er sich drei Jahre hindurch philologischen und philosophischen Studien widmete. Als er aber 1823 nach Basel gegangen war, wurde er hier durch seine Verbindungen, ohne vorhergegangene Studien, der Theologie zugeführt. Schon im folgenden Jahre wurde ihm trotz seiner burschenschaftlichen Verbindungen, auf einen Bericht über seine Studien, erlaubt, als Privatdocent der Theologie in Berlin aufzutreten. Hier wurde er 1826 außerordentlicher, 1828 ordentlicher Professor und 1829 Doctor der Theologie, und hat seitdem Vorlesungen über Bücher des Alten und Neuen Testaments und über orientalische Sprachen gehalten.

Er gab heraus:

Metaphysik des Aristoteles. Bd. 1., Bonn 1824.
Evangelische Kirchenzeitung. 1827 und flg.
Christologie des Alten Testaments. 3 Bde., Berl. 1829—35.
Beiträge zur Einleitung in das alte Testament. 2 Bde., Berl. 1831—36.

H.'s religiöse Ansicht, welche die Triebfeder seines ganzen Lebens und Wirkens ist, zu charakterisiren, wäre hier am unrechten Orte, um so mehr, als die Zahl der Gegner, die sie ihm zugezogen, noch beträchtlicher sein möchte, als die seiner Anhänger, und die Acten noch keineswegs geschlossen sind. Daß er eine gewandte Dialektik und eine lebendige und warme Darstellungsweise besitze, wird ihm Niemand bestreiten wollen, aber sein Eifer macht ihn nur zu oft einseitig und ungerecht, und lähmt selbst die Wirkung derselben.

Hermann Wilhelm Eduard Henke,

geheimer Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Halle, geboren zu Braunschweig am 28. Sept. 1783. Nachdem er auf den Schulen und dem Carolinum seiner Vaterstadt seine Bildung erhalten hatte, bezog er die Universität Helmstedt und später Göttingen. Als er die akademischen Studien beendigt hatte, betrieb er kurze Zeit die juristische Praxis als Sachwalter in Braunschweig; im Jahr 1806 habilitirte er sich in Erlangen, vertauschte aber 1808 auf Feuerbach's Anrathen Erlangen gegen Landshut. Von der bairischen Regierung unterstützt, hielt hier H. Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, und wurde 1813 ohne sein Nachsuchen zum Assessor des Stadtgerichtes zu Nürnberg ernannt. Da eine solche Stellung seiner Neigung nicht entsprach, so folgte er dem gleichzeitig an ihn ergangenen Rufe an die Akademie zu Bern. Auch hier beschäftigten ihn Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, zu denen später noch das Staatsrecht hinzukam. Von Bern aus bereiste er Deutschland, Frankreich und Italien. Da ihm die politischen Verhältnisse der Schweiz seinen Aufenthalt unangenehm machten, so ging er im Jahr 1832 als Rath des Oberappellationsgerichts nach Wolfenbüttel; allein schon im Herbst 1833 folgte er dem Rufe an die Universität in Halle. In der neuesten Zeit wurde er als Belohnung für seine vielfachen Verdienste zum geheimen Justizrath ernannt.

Er schrieb:

Versuch einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts und der peinlichen Rechtswissenschaft. 2 Bde. Sulzbach 1808—9.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Strafrechtswissenschaft. Landshut 1810.
Ueber den Streit der Strafrechtstheorien, ein Versuch zur Versöhnung. Regensb. 1811.
Ueber das Wesen der Rechtswissenschaft und das Studium derselben in Deutschland. Regensb. 1813.
Beiträge zur Criminalgesetzgebung, in einer vergleichenden Uebersicht der neuesten Strafgesetzbücher und Entwürfe. Regensb. 1813.
Lehrbuch der Staatsrechtswissenschaft. Zürich 1815.
Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Strafsachen. Zürich 1817.
Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 4 Bde., Berlin 1823—38.
Oeffentliches Recht der schweizerischen Eidgenossenschaft und der Cantone der Schweiz. Aarau 1824.
Criminalistische Versuche. Berlin 1827.
Abhandlungen in dem „Neuen Archiv des Criminalrechts" u. a. Zeitschriften.

Henke's höchst erfolgreiche Bestrebungen in seiner Wissenschaft, die Schule dem Leben, das Leben der Schule näher zu bringen, sie gegenseitig einander wirken und durchdringen zu lassen und so, namentlich für das Criminalrecht, den Forderungen der Zeit zu entsprechen, haben ihm, um so mehr als es Lebensfragen sind, die er in vortrefflicher Darstellung eben so klar und gründlich wie scharfsinnig erörtert, außer den Fachgelehrten noch einen großen Kreis von Lesern und einen sehr bedeutenden Ruf erworben.

Digitized by Google

Karl Heinrich Hermes

wurde am 12. Febr. 1800 zu Kalisch in Polen von einer deutschen protestantischen Familie geboren. Erst nachdem sein Vater, der preußischer Beamter war und 1806 in Folge des französischen Krieges nach Schlesien auswanderte, in Breslau eine dauernde Wiederanstellung gefunden hatte, genoß er von 1812 an auf dem dasigen katholischen Gymnasium einen geregelten Unterricht. Von Michaelis 1818 an besuchte er die Universität zu Breslau in der Absicht, sich der Theologie und Philologie zu widmen; seit Ostern 1819 studirte er in Berlin, kehrte jedoch gegen das Ende des Jahres 1820 nach Breslau zurück, um hier seine Studien zu beendigen. Durch die interessante Dissertation „Rerum galaticarum specimen" erwarb er sich 1822 das Doctordiplom in der philosophischen Facultät. Ostern 1823 ging er nach Dresden, wo er die Bibliothek fleißig benutzte. In demselben Jahre trat er eine Reise in die Niederlande an, wo er eine Anstellung als Lehrer an dem Institute van Niel's bei Deventer erhielt, dessen Privatbibliothek er für das Studium der holländischen, englischen und französischen Literatur benutzte. Im Jahr 1824 kehrte er nach Breslau zurück, und zu Michaelis 1825 folgte er einer Einladung seines Freundes Wolfgang Menzel nach Stuttgart, wo er nun für das „Morgenblatt" und das „Literaturblatt" arbeitete, bis er als Herausgeber der „Britannia" einen bestimmtern Wirkungskreis fand. Buchhändlerische Verbindungen veranlaßten ihn 1826 zu einer Reise nach Paris, wo er sich sieben Monate aufhielt und vorzugsweise mit der Sprache der Gälen und Basken und den französischen Dichtern des Mittelalters beschäftigte. Zur Begründung des „Ausland" ging er zu Anfange des Jahres 1827 nach München; da sich aber die Herausgabe desselben verzögerte, unternahm er eine Reise nach Italien, wo er namentlich auf den Bibliotheken zu Venedig, Padua und Mailand die italienische Literatur und Geschichte studirte. Nachdem er 1828 die Herausgabe des „Ausland," für welches er von 1828—1831 als Hauptredacteur sehr thätig arbeitete, begonnen, gelang es ihm auch, sich an der Universität zu München zu habilitiren, wo er sehr bald für seine geschichtlichen Vorlesungen ein zahlreiches Auditorium fand. Wegen mancherlei Anfeindungen gab er jedoch 1831 seine Stellung als Journalist und akademischer Lehrer auf und ging nach Leipzig, wo er den „Blättern für literarische Unterhaltung" seine thätigste Theilnahme widmete. Auf Veranlassung des Buchhändlers Vieweg in Braunschweig übernahm er zu Michaelis 1831 die Redaction der „Deutschen Nationalzeitung aus Braunschweig und Hannover," darauf die Redaction der Cölner Zeitung, und wurde dann nach Berlin berufen, wo man aber nicht ihn zu beschäftigen für gut fand.

Seine Schriften sind:

Ueber Shakspeare's Hamlet. Stuttg. 1826.
Geschichte von Polen. München 1831.
Freie Blätter für Baiern und Deutschland. Bair. 1831.
Ueber die polnische Frage. Par. 1831.
Napoleon. Leipzig 1831.
Hernani. Nach Victor Hugo, für die deutsche Bühne.
Fortsetzung der Campe'schen Reisebeschreibungen für die Jugend. 2 Bdch. Braunschweig 1836.
Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre. Supplement zu K. v. Rotteck's allgemeiner Geschichte. Braunschweig 1842 fgde. 2 Bände in 8.
Viele Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Mit scharfem politischem Blicke und reichem Wissen verbindet H. große Mäßigung und eine treffliche Darstellungsweise, so daß er sich als Publicist wie als Historiker der Gegenwart einen sehr geachteten Namen erworben hat.

Georg Herwegh.

1816 bei Stuttgart geboren, erhielt eine gelehrte Vorbildung, studirte bis 1837 zu Tübingen, lebte dann längere Zeit in der Schweiz, ging darauf nach Berlin, wo er sich vermählte, und von hier mit seiner jungen Gattin nach Paris, das seitdem als sein bleibender Aufenthalt zu betrachten ist.

Er schrieb:

„Gedichte in Zeitschriften und Almanachen."
„Lamartine's sämmtliche Werke," übers. Stuttg. 1839—40. 1843.
„Die deutsche Flotte." Zürich und Winterthur 1841.
„Gedichte eines Lebendigen." Das. 1841. 41. 42. 42. 42. 43. 43. 2. Bd. 1844.
„Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz." Das. 1843.
S. dessen Lebensabriß in Lewalds Europa, 1841, Bd. 4. S. 163. Vgl. Aleris Publicola: Georg Herwegh, Fragmente zur Geschichte des Tages. Nürnb. 1843, und die Brochüren von Scherr, Erf, Hesekiel und Andern.

H. ist ein überaus reich begabter lyrischer Dichter, der mit der tiefsten und flammendsten Leidenschaft seltene Zartheit und Anmuth verbindet und den politischen Zerwürfnissen unserer Tage die wahrhafte poetische Seite abzugewinnen und sie mit der Begeisterung des Zornes zu beseelen versteht. — So zeigte er sich in dem ersten Bande seiner Gedichte, der das große Aufsehen, das er erregte, und die allgemeine Anerkennung, die ihm zu Theil ward, vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet — denn andere Rücksichten haben hier keine Stimme — durchaus verdiente. Leider hat er sich im zweiten Bande seiner Poesien nicht auf dieser Höhe erhalten; er ist persönlich, kleinlich, bissig geworden, statt wie früher großartig zu zürnen, huldigte dem Tone des Tages, statt sich edel darüber zu erheben, und gefiel sich in gehässigem, wohlfeilem Spott, wo es besser und schöner gewesen wäre, schweigend zu verachten oder zu dulden. — Weder sein großes Talent, noch seine Persönlichkeit haben dadurch gewonnen. Möge er der wahren vaterländischen Poesie nicht verloren gehen, ein solcher Verlust wäre ein höchst schmerzlicher. —

Der Gang um Mitternacht.

Ich schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Digitized by Google

Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!
Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkte sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich stehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, dein zu getreuer Sohn,
Er büßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft — und fühlt er, was man ihm geraubt?
Träumt er vielleicht von seinen Eichenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haubt? —
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen!

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt,
Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen.
Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
Er läßt zur Flucht sich tausend Rosse zäumen,
Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht —
O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler Raum!
Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
Daß ihn der Traum aus wachen Aengsten rette;
Mit jedem Korn, das Morfeus Hand entfällt,
Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
Die enge Hütte weitet sich zur Welt —
O Gott der Armuth, laß die Armen träumen!

Beim letzten Hause, auf der Bank von Stein,
Will segenflehend ich noch kurz verweilen;
Treu lieb' ich dich, mein Kind, doch nicht allein,
Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
Ich sehe wilde Rosse nur sich bäumen;
Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Aar —
O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken bricht!
Du Nacht, mit deinem tiefen stillen Blauen,
Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
Mich in das gramentstellte Antlitz schauen!
Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl —
O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Rheinweinlied.

(Oktober 1840.)

Wo solch' ein Feuer noch gedeiht
Und solch' ein Wein noch Flammen speit,
Da lassen wir in Ewigkeit
Uns nimmermehr vertreiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Herab die Büchsen von der Wand,
Die alten Schläger in die Hand,
Sobald der Feind dem welschen Land
Den Rhein will einverleiben!
Haut, Brüder, muthig drein!
Der alte Vater Rhein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Das Recht' und Link', das Link' und Recht',
Wie klingt es falsch, wie klingt es schlecht!
Kein Tropfen soll, ein feiger Knecht,
Des Franzmanns Mühle treiben.
Stoßt an! Stoßt an! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Der ist sein Rebenblut nicht werth,
Das deutsche Weib, den deutschen Herd,
Der nicht auch freudig schwingt sein Schwert,
Die Feinde aufzureiben.
Frisch in die Schlacht hinein!
Hinein für unsern Rhein!
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

O edler Saft, o lauter Gold,
Du bist kein ekler Sklavensold!
Und wenn ihr Franken kommen wollt,
So laßt vorher euch schreiben:
Hurrah! Hurrah! Der Rhein,
Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben.

Leicht Gepäck.

Ich bin ein freier Mann und singe
Mich wohl in keine Fürstengruft,
Und Alles, was ich mir erringe,
Ist Gottes liebe Himmelsluft.
Ich habe keine stolze Veste,
Von der man Länder übersieht,
Ich wohn' ein Vogel nur im Neste,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Ich durfte nur, wie Andre, wollen,
Und wär' nicht leer davongeeilt,
Wenn jährlich man im Staat die Rollen
Den treuen Knechten ausgetheilt;
Allein ich hab' nie zugegriffen,
So oft man mich herbei beschied,
Ich habe fort und fort gepfiffen,
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Der Lord zapft Gold aus seiner Tonne,
Und ich aus meiner höchstens Wein;
Mein einzig Gold die Morgensonne,
Mein Silber all der Mondenschein!
Färbt sich mein Leben herbstlich gelber,
Kein Erbe, der zum Tod mir rieth;
Denn meine Münzen prägt' ich selber;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Gern sing' ich Abends zu dem Reigen,
Vor Thronen spiel' ich niemals auf;
Ich lernte Berge wohl ersteigen,
Paläste komm' ich nicht hinauf;
Indeß aus Moder, Sturz und Wettern
Sein golden Loos sich Mancher zieht,
Spiel' ich mit leichten Rosenblättern;
Mein ganzer Reichthum ist mein Lied.

Nach Dir, nach Dir steht mein Verlangen,
O schönes Kind, o wärst Du mein!
Doch Du willst Bänder, Du willst Spangen,
Und ich soll dienen gehen? Nein!
Ich will die Freiheit nicht verkaufen,
Und wie ich die Paläste mied,
Laß ich getrost die Liebe laufen;
Mein ganzer Reichthum sei mein Lied.

Béranger.

Frühling! Frühling! Die Feder wird zur Schwingt,
Und jedes Elend eine Seligkeit!
Frühling! Frühling! Der Griffel wird zur Klinge,
Die muthig die verjüngte Welt befreit!
Ein Lied mein Morgen- und mein Abendsegen,
Ein Lied für jeden Jubel, jedes Weh', —
Doch meiner Kränze schönsten laßt mich legen
Um's Silberhaar heut' meinem Béranger!

Er küßte jede Freiheit in der Wiege,
Er weinte jeder in die Grube nach;
Er war der zweite Held bei jedem Siege;
Er rief den Donner für Tyrannen wach;

Digitized by Google

Es wurde zur erschütternden Lawine
Des holden Haubtes leichter Flockenschnee;
Der Freiheit ewig unerschöpfte Mine,
Es ist das Herz von meinem Béranger!

Die von der Heimat Boden sich verbannten,
Wo freier Seelen Opfer Nichts mehr nützt,
Und Ihr, des Czaren reinste Diamanten,
Die er vor Dieben in Sibirien schützt,
Auf Deinen Bergen, kühner Suliote,
Du, Türk', in Deiner luftigen Moschee,
Theilt heute zwischen ihm und Eurem Gotte,
Theilt zwischen Gott und meinem Béranger!

Wer lag am Boden, den Er nicht erhoben?
Und wessen Herz ist seinem Lied zu klein?
Wo ist die Hütte, drum er nicht gewoben
Hätt' einen Paradieses-Heil'genschein?
Du „Alter Vagabund", den ich dem Grabe
So grollend dort entgegenschleichen seh', —
Heil, dreifach Heil dem morschen Bettelstabe,
Dem Kronsstab von meinem Béranger!

Frühling! die Gärten wollen Rosen tragen,
Die ersten flugs hier meinem Mann um's Haubt!
Die Nachtigall, die Freiheit hat geschlagen,
Hat an die Liebe glühend auch geglaubt.
Doch wollt' er einzig von der Liebe singen,
Daß auch die Liebe bei der Freiheit steh', —
Ein Schwert mit Rosen wollen wir ihm bringen,
Ein Schwert mit Rosen meinem Béranger!

Jacta alea est!

Wiewohl mein' fromme Mutter weint,
Da ich die Sach' hatt gfangen an:
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
Und sollt es brechen auch vor'm End,
Will's Gott, so mag's nit werden g'wendt,
Darum will brauchen Fuß und Händ.
Ich hab's gewagt!
U. Hutten.

Ich hab's gewagt! und meine Fehde,
Sie währe fort;
Ich hab's gewagt! so steh' ich Rede
Für Manneswort.
Und vor des Thrones Stufen,
Wenn Ihr nach meinem Rechte fragt,
Will ich mit Hutten rufen:
Ich hab's gewagt!

Von gestern ist mein Brief und Siegel,
Mein Pergament;
Ich weiß, daß außer meinem Spiegel
Mich Niemand kennt.
Ihr laßt die Dämmrung gelten,
Bevor der helle Morgen tagt —
Wohlan — wer will mich schelten?
Ich hab's gewagt!

Ja, gibt der greise Knecht die Zölle
Dem Laster frei,
Dann sei der Jugend Gluth die Hölle
Der Tyrannei!
Schaut her, die Ihr am Alten
Euch Euer Leben müde tragt,
Werft Euer Haubt in Falten:
Ich hab's gewagt!

Ich sah in manch gepriesnem Tempel
Die Unnatur,
Auf manch erlauchter Stirn den Stempel
Des Kain nur;
Und ich ward ungeduldig,
Daß Alles zagt und Niemand klagt,
Ich donnerte ein: „Schuldig!"
Ich hab's gewagt!

Ich sah viel' feige Riesen strecken
Zu Boden sich,
Manch übermüthig Zwerglein recken
Sich fürchterlich;
Ich lacht' und sprach: O Zwerge,
Ob Ihr auch aus dem Kothe ragt,
Ihr seid drum keine Berge!
Ich hab's gewagt!

Ich sah im Hohepriesterkleide
Die Unvernunft,
Gleich Rohr zerbrechen ihre Eide
Die Henkerzunft;
Ich sah von schnöden Hunden
Der Freiheit Edelwild gejagt,
Und wusch ihm still die Wunden:
Ich hab's gewagt!

Dürft' ich an einer Marmorsäule
Ein Simson stehn,
In meiner Faust Herakles' Keule
Zum Schwunge drehn,
Wenn die Paläste brechen —
O Gott, was hast Du mir's versagt? —
Zu den Despoten sprechen:
Ich hab's gewagt!

Die Partei.

An Ferdinand Freiligrath.

Die ihr gehört — frei hab' ich sie verkündigt;
Ob jedem recht: — schiert ein Poe sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Anghiens Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei.
Ferdinand Freiligrath
(S. dessen Gedicht auf den Tod von Diego Leon, Morgenblatt Nro. 286, Jahrg. 1841.)

Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche Dirne
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Sieh hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken, stolzen Fahne der Partei!

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's ein Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei;
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeittage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
Ans Krankenlager unsrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Digitized by Google

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.

O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Friedrich August von Heyden,

preußischer Regierungsrath in Breslau, 1789 in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters geboren, im älterlichen Hause erzogen und zuerst auf dem Gymnasium, dann auf der Universität zu Königsberg gebildet, zeigte schon früh große Neigung zu wissenschaftlichem Streben, weswegen er sich auch lieber der akademischen Laufbahn, als dem Staatsdienste widmen wollte. 1813—15 machte er die Feldzüge als Freiwilliger mit, und nach seiner Rückkehr nöthigten ihn Familienverhältnisse, Staatsdienste zu nehmen, in welchen er auf dem gewöhnlichen Wege zu seiner jetzigen Stellung aufrückte.

Er schrieb:

Renata. Drama 1815.
Konradin. Tragödie.
Dramatische Novellen. Königsb. 1819.
Der Kampf der Hohenstaufen. Trauerspiel.
Theater. 3 Thle. Leipzig 1842.
Die Gallioten. Leipzig 1825.
Randzeichnungen. Novellen und Erzählungen. 2 Thle. Leipzig 1840.
Reginald. Gedicht. Berl. 1831.
Die Intriguanten. Roman. 2 Thle. 8. Leipzig 1840.

Sehr schöne Behandlung der Form, Klarheit, Wärme des Gefühls und reiche Erfindung verleihen den Leistungen dieses Dichters einen bleibenden Werth.

Anton Hart.

(Eine Erzählung aus den Randzeichnungen.)

1.

Die beiden Thürme des prächtigen Klosters zur heiligen Linde in dem ostpreußischen Ermlande leuchteten in der Morgensonne, welche ihre wärmenden Strahlen durch den ehrwürdigen Kiefernhain ergoß, der das einsame stattliche Gebäude umgab. Durch diesen, in seiner Art einzigen Wald, dessen hohe Schönheit der Verfasser, als er in seiner Kindheit ihn mehrere Male sah, allgemein bewundern hörte, und der mit seinen majestätischen Riesenstämmen, welche, ein wunderbarer Umstand, sich alle, gleichsam in Ehrerbietung, dem Kloster zuneigen, mit seinem saftgrünen Unterholze von Hasel und Birken, noch heute in seiner Erinnerung steht, trabte auf dem Wege von dem Städtchen Rössel nach dem Kloster ein großer rüstiger junger Mensch, auf einem jener starken, aber leichten und flüchtigen Pferde von polnischer Race, die noch heute in jener Provinz heimisch sind. Der Reiter schien dem ländlichen Mittelstand anzugehören, dessen einfache eigenthümliche Formen damals, — diese Begebenheiten fallen ins Jahr 1736, — viel verbreiteter waren, als es heute der Fall ist. Sein hienach keineswegs idealischer Anzug konnte indessen die hohe treffliche Gestalt des jungen Reisenden nicht beeinträchtigen, wie denn auch die Schönheit seiner Gesichtszüge nichts verlor durch den unvortheilhaften, breitgeränderten und nur an einer Seite aufgeschlagenen Hut, unter welchem eine Fulle blonder Locken niederwallte. Sein halb entblößter Nacken und die athletischen Schultern deuteten auf jene frühgereifte Kraft, welche das Ergebniß einer im Freien durchlebten und durch mancherlei waghälsige Uebungen gestählten Jugend zu sein pflegt.

Als er um eine Ecke des Waldes bog, sah er plötzlich in einiger Entfernung das Kloster vor sich liegen, und er hielt überrascht sein Pferd an. Das prächtige Gebäude erregte weniger sein Erstaunen, als der heilige Frieden, der es umgab. Eine Weile betrachtete er es schweigend, und er wäre noch länger in dieser müßigen Beschauung verharrt, hätten die beiden Thurmuhren nicht die siebente Morgenstunde geschlagen. „Schon so spät?" — sagte er, — „da werde ich denn wohl hinein müssen, mein Heil zu versuchen, ehe die geistlichen Herren an ihre vielen Geschäfte gehen."

Er erregte sein Pferd durch einen nachdrücklichen Peitschenschwung, der es indeß keineswegs berührte, und das schlanke flüchtige Thier flog mit ihm den Hohlweg hinab, dem Kloster zu. —

Er hatte kaum den Platz verlassen, als hinter einer der vielen kleinen Capellen, welche jene geweihte Gegend verzieren, zwei Laienbrüder des Klosters hervortraten und dem jungen Menschen verwundert nachsahen. —

„Ei, ei," — sprach der eine, — „ehe die geistlichen Herren an ihre vielen Geschäfte gehen? an ihre vielen Geschäfte! — Was meint der Bengel damit?"

„Bruder Matthias," — sagte der andere, — „die vielen Geschäfte unserer hochehrwürdigen Herren kann Niemand bespötteln, als ein preußischer Ketzer, und der Junge ist ein solcher. Siehst Du nicht den dunkelblauen Rock? — Kein Unterthan unseres allerdurchlauchtigsten Fürstbischofs zu Heilsberg trägt einen solchen. Das ist die verhaßte Farbe von Friedrich Wilhelms Monturen, welche seine Werber allen langen Hänsen aufschwatzen. Mir wird übel, wenn ich dergleichen sehe."

„Beruhige Dich, Bruder Johannes," — entgegnete der erste. — „Der Blaurock wird unser Kloster mit dem wunderthätigen Marienbilde nicht gleich in die Tasche stecken. Indeß ist nicht geheuer, wenn solch ein Sohn babylonischer Herkunft sich bei uns sehen läßt. Dieser preußische König und seine Eisenfresser von Soldaten sind die Wölfe, welche um unsere Schafställe schleichen, wie der hochwürdige Pater Guardian zu sagen pflegt. Laß uns eilen und ihm ansagen, was wir gesehen und gehört, denn vor einer Fliege muß man auf der Huth sein, wenn sie von drüben herkommt."

Damit machten die beiden achtbaren Personen sich eiligst davon, um das Innere des Klosters noch vor dem Fremden zu erreichen, der sich in einem unfern gelegenen Wirthshause nothwendig so lange aufhalten müsse, um sein Pferd unterzubringen.

2.

Der Leser wird die Aeußerungen jener beiden Diener des Heiligthums zu deuten wissen, wenn er sich die öffentlichen Verhältnisse zurückruft, welche damals in jenen Gegenden vorwalteten. Das Bisthum Ermland stand zu jener Zeit noch unter polnischer Hoheit, aber im Besitze der Bischöfe zu Heilsberg. Diese Prälaten waren geistliche Fürsten und weltliche Landesherrn. In erster Beziehung waren sie keinem Erzbischofe untergeordnet, weshalb sie auch den Titel Fürstbischöfe führten; in zweiter genossen sie fast aller Vorrechte der Souverainität, denn der Wahlkönig auf dem Throne zu Warschau hatte längst keinen Nachdruck mehr in so entfernten Gegenden; die Verhältnisse zu einem so vornehmen geistlichen Haupte erforderten ohnedieß zarte Behandlung; und die Unterthanen hatten keinen Grund, in Beschwerden das Ansehen des weltlichen Oberherrn wieder geltend zu machen, denn sie wohnten zu warm unter dem Krummstabe, und waren ohnedies größtentheils Nachkommen deutscher Eingewanderter, welchen das polnische Wesen ein Gräuel war. Dieses kleine geistliche, ganz von Katholiken bewohnte Ländchen war aber beklemmend in die ganz protestantischen Staaten des immer mächtiger werdenden Königs von Preußen geschoben, und die Lage keineswegs behaglich. Damals regierte König Friedrich Wilhelm der Erste. Dieser Monarch hatte einen zu hohen Begriff von Recht, als daß er seinen geistlichen Nachbar absichtlich hätte beschädigen mögen, indeß seine Diener waren im Kleinen nicht so schonend. Die Verwaltungsweise beider Gebiete contrastirte zu sehr. Im Preußischen militairische Formen, ein streng geordnetes Abgabensystem, eine pünktliche Handhabung der öffentlichen Ordnung. Im Ermlande geistliche Behaglichkeit, welche gern lebte und leben ließ; so geringe Abgaben, daß, besonders bei der allgemeinen Wohlhabenheit, sie nicht gemerkt wurden; ein buntes Feiertags-

Digitized by Google

leben, und nichts von Soldaten im ganzen Ländchen, die funfzig oder sechzig Trabanten ausgenommen, welche vor dem fürstlichen Schlosse zu Heilsberg die Ehrenwache bezogen, und deren Stellen recht eigentliche Pfründen waren, wiewohl mit Gewehr und Bärenmütze. Die preußischen Behörden meinten: Se. Majestät der König müsse ja des nächsten das Ermland haben, um sich zu arrondiren, und machten daher mit diesem fremden Gebiete herzlich wenig Complimente. Desertirte ein Soldat aus Bartenstein oder Rastenburg, so verfolgte man ihn ins Ermland, that dort wie zu Hause, schalt, befahl und forderte, ohne den Landesherrn und sein Ansehen sonderlich zu achten, welcher, als ein Mann des Friedens, die Ruhe liebte, nur eine Stimme hatte zum Gebet, nur Hände zum Segnen. Kam ein schöner, großer Bauernsohn aus dem Ermlande auf den Jahrmarkt einer preußischen Garnisonstadt, so mochte er sich vor jedem Kruge Bier hüten, denn es war gewiß ein Unteroffizier nicht weit, der so höflich war, ihm den zweiten, dritten und vierten einschenken zu lassen, und ihn seinen lieben Sohn zu nennen, bis ihm die Sinne vergingen, und er am nächsten Morgen in der Wachstube aufmunterte als — Rekrut.

Im Ermlande kannte und fürchtete man aber auch die preußische vermeinte Arrondirungsnothwendigkeit, traute daher dem Nachbar nicht über den Weg, besorgte in der unbedeutendsten Annäherung von drüben eine Falle, und die damalige, überaus strenge Scheidung der beiden Religionsparteien erhöhten Mißtrauen und Widerwillen von beiden Seiten um ein Bedeutendes. Jetzt freilich ist dieses alles vergessen. Das Ermland ist wirklich preußisch geworden, befindet sich wohl im Gefühle der Sicherheit, welche die Einverleibung in einen großen Staat gewährt, hält an dem Könige mit erprobter Treue, und die Anhänglichkeit an das gemeinsam gewordene Vaterland hat die verschiedenen Religionsparteien in brüderlicher Duldung ausgeglichen.

3.

Der junge Reisende hatte sein Pferd im Wirthshause oder im Kruge, wie man dort sagt, untergebracht, und schickte sich an, nach dem Kloster zu gehen.

Im Kruge war Niemand als eine alte Frau und ein Junge von vierzehn Jahren, alle übrigen Einwohner waren in der Kirche, um Messe zu hören, zu welcher die melodischen Glocken des Klosters unlängst entboten hatten. Die Alte zeigte bösen Willen gegen den Fremden, und sie hätte ihm lieber gar kein Frühstück gegeben, wenn er es nur nicht so barsch gefordert hätte.

Der Junge hatte sich hinter dem Ofen verkrochen, und wäre gewiß nicht hervorgekommen, dem fremden Pferde Hafer vorzuschütten, hätte die Großmutter ihn nicht hervorgezogen, mit dem Troste, es sei ja lichter Tag, und der Ketzer werde ihn nicht gleich fressen.

Der Fremde fragte lachend, ob ihn nicht einer von beiden im Kloster zu demjenigen führen wolle, der ihn bei dem Pater Guardian anmelden könne, welchen er nothwendig sprechen müsse.

Die Alte antwortete mit einem entscheidenden Nein, der Junge mit einem Geheule, das sich fast wie eine Verwünschung vernehmen ließ, und der Reisende machte sich daher allein auf den Weg.

Ohne angehalten zu werden, gelangte er bis ins Innere des Klosters. Die große Pforte stand am Tage offen und unbewacht, und da im Hofe kein lebendes Wesen zu finden war, erdreistete sich der junge Mann, bis in die langen luftigen Corridors vorzudringen, welche im unteren Gelasse zu dem Refectorium, der abgesonderten geräumigen Wohnung des Guardian, den Küchen, Wirthschaftsräumen u. s. w. führten, während im ersten Stocke, zu dem man auf breiten, stattlichen Doppeltreppen emporstieg, an ähnlichen Gängen die Zellen der Mönche, deren Anzahl bedeutend war, sich befanden. Alles, was unseren Fremden umgab, war ihm neu und erschien ihm stattlich, denn der Reichthum des Klosters, die großen Einkünfte, welche die zahlreichen Wallfahrten und die dem wunderthätigen Marienbilde dargebrachten Opfer zu Wege brachten, begründeten die stolzen baulichen Einrichtungen und den prächtigen Schmuck des Heiligthums, welche noch heute, nachdem das Kloster längst aufgehoben ist, bewundert werden. Fast schauerlich war es aber dem jungen Protestanten zu Muthe, als sein Blick sich in den endlosen Räumen verlor, deren feierliches Schweigen nur durch den Hall seiner Tritte unterbrochen wurde. In einseitiger Abneigung gegen den römischen Cultus, gegen das Klosterthum insbesondere, erzogen, wurden alle Schreckensmährchen in ihm lebendig, mit welchen man seine jugendliche Wißbegierde genährt, und ihm war es, als würden alle diese gemalten Märtyrer und Heilige, deren lebensgroße Bilder in gemessenen Zwischenräumen die weißen Wände verzierten, aus ihren Rahmen lebendig heraustreten, ihn mit glühenden Händen ergreifen und in jene niemals erhellten Verließe voll Moder und Leichenduft hinabstoßen, über welche hinzuschreiten er sich einbildete.

Bald indeß gewahrte er in der äußersten Entfernung eines neuen Corridors, welchen er um eine Ecke biegend eben betreten, zwei Mönchsgestalten, welche mit leichten, unhörbaren Tritten auf ihn zuschwebten und ihn verbindlich grüßten. Es waren die beiden Laienbrüder, welche wir schon kennen, und er nahm die Gelegenheit wahr, ihnen seinen Wunsch, den Pater Guardian in einer wichtigen Angelegenheit sprechen zu wollen, vorzutragen.

Bruder Johannes fragte demüthig, wen er dem Hochwürdigen zu melden habe.

„Der Herr Guardian wird meinen Namen schon kennen" — meinte der junge Mann. — „Sagt ihm, Anton Hart, der Sohn des königlichen Beamten aus S. in preußisch Litthauen, sei hier und wolle das mündlich besprechen, worauf der Herr Guardian ihm auf sechs Briefe nicht habe antworten wollen."

Bruder Johannes entfernte sich in Eil, und Bruder Matthias versuchte es, den Fremdling mit gleichgültig scheinenden Fragen über die eigentliche Absicht seiner Herüberkunft auszuholen, ohne daß er seinen Zweck erreichte. Sein würdiger Genosse kam indeß bald zurück, mit der Bestellung, der hochwürdige Pater Guardian bedauere unendlich, heute Vormittag den Besuch des Herrn Hart nicht empfangen zu können, wichtigen Andachtsübungen habe er sich eben zu widmen. Wenn er, Herr Hart, den Nachmittag, vielleicht den nächsten Morgen, erwarten und unterdessen die Gastfreundschaft des armen Klosters nicht verschmähen wolle, so werde der Hochwürdige es alsdann über sich zu gewinnen suchen, seinen Geist irdischen Dingen zuzuwenden.

„Schon gut," — antwortete Anton, — mit diesem Namen wollen wir den Helden dieser Darstellung nun stets benennen. „Für's erste werde ich hier bleiben und warten. Der Herr Guardian soll mir aber nicht entgehen, und sollte ich einen Monat, ohne Warmes zu genießen, auf seiner Schwelle sitzen und seine Laune für weltliche Dinge abpassen, die, wenn sie kommt, ziemlich vorherrschend zu sein scheint."

Damit wollte er sich entfernen, die beiden Laienbrüder versicherten indeß, die Sache sei nicht so gemeint. Johannes berief sich auf den Befehl des Hochwürdigen, ihm unterdessen alle Merkwürdigkeiten des Klosters zu zeigen, und Matthias, — zu dessen Departement Küche und Speisegewölbe gehörten, — auf eine Rehkeule, welche Anton zu Mittage sich schmecken lassen möge, weil die Herrn Patres zwar aus väterlicher Herablassung solche Leckerbissen aus den Händen der Frommen nicht zurückweisen, ihrer Mäßigkeit aber im Genusse derselben nicht peinliche Gewalt anthun möchten.

4.

Der Name Anton Hart hatte indeß wie ein Zauberspruch im Kloster gewirkt. Der Ziperkatze des Pater Guardian ward mit einem kalten gebratenen Kapaun auf dem Wege nach der Bodenkammer begegnet, welchen der Hochwürdige, durch diese Meldung beim Frühstück unangenehm überrascht, ganz ungewöhnlicher Weise vernachlässigt. Durch alle Zellen der Mönche war das magische Wort in wenigen Minuten geklungen und hatte die Patres aus ihren frommen Betrachtungen aufgeschreckt. Schon versammelten sie sich auf den Gängen vor ihren Zellen in einzelnen Gruppen, um, nicht im besten Latein, sich über die vermuthlichen Absichten des Fremdlings erst leise, dann immer lauter und lauter zu besprechen. Endlich stürzte ein Bote des Guardians athemlos herbei, sie alle sofort zu demselben behufs einer wichtigen Berathung zu entbieten. Das wilde Heer schien in den Corridors einher, und die Treppe hinabzubrausen. Die Kutten flatterten, die Knotengürtel peitschten die Beine und Knie der Eilenden, und nur die Nähe der Wohnung ihres Vorgesetzten brachte Anstand und Gemessenheit einigermaßen wieder zurück. — Aber auch die Berathung schien zu keinem anderen Ergebnisse zu führen, als zu einem Befehle, die besten Pferde im Stalle, mit so wenig Aufsehen als möglich, vor eine leichte Kalesche zu spannen, nach Rössel zu eilen und eine Justizperson herbeizuholen, deren das Kloster sich als Rechtsfreund zu bedienen pflegte.

Unser Anton wurde absichtlich von dem Schauplatze dieser Regsamkeit entfernt gehalten, und was man ihm unterdeß zeigte, war so neu für ihn, so erstaunenswürdig, daß es mehr als genügte, seine Aufmerksamkeit einstweilen von Allem, was sonst in seiner Nähe vorgehen mochte, abzuziehen.

So viel uns von der berühmten Kirche des Klosters zur heiligen Linde in der Erinnerung geblieben ist, imponirt sie mehr durch Größe und Pracht, als daß sie den gebildeten Geschmack durch edeln und reinen Styl befriedigte. Die Bauart ist nicht mehr gothisch, sondern nähert sich schon der modernen, und zwar der in die Augen fallenden, das Gemüth aber durch keinen Ein-

druck der Ehrwürdigkeit ansprechenden Manier, welche die von den Jesuiten aufgeführten Gebäude auszeichnet. Der schöne viereckige Platz, auf welchem sich die große Kirche erhebt, ist mit bedeckten Arkaden umgeben, welche an der Decke al Fresco mit Scenen aus dem alten und neuen Testament bemalt sind. Die Arbeit wurde sonst bewundert, wiewohl sie nicht ganz vollendet war. Der italienische Maler, den man für dieses Werk im siebzehnten Jahrhundert besonders kommen lassen, stürzte vom Gerüste und brach den Hals. Ein halbfertiges Bild, so wie einige noch nicht einmal grundirte Stellen wurden lange als Zeugnisse dieses tragischen Ergebnisses im damaligen verlassenen Zustande gelassen. In jedem der beiden hinteren Winkel dieser Arkaden erhebt sich ein mächtiger achteckiger Pavillon mit einer stattlichen Kuppel. Das Gewölbe der Kirche selbst ist ebenfalls durch den Pinsel jenes fremden verunglückten Meisters verziert. Die täuschende Wirkung einer gemalten runden Oeffnung, durch welche gemaltes Licht einfällt, zeugt von der Geschicklichkeit des Verfertigers, wenn auch nicht von seinem Genie. Glänzende Altäre sind in großer Anzahl vorhanden. In der Mitte der Kirche steht auf einem mäßigen Fußgestell von getriebenem Kupfer, in welchem der Stumpf eines Lindenstammes nachgeahmt worden, das wunderthätige, angeblich vom Himmel gefallene Marienbild, welches indeß, den Blicken der Andächtigen entzogen, in eine Statue der heiligen Jungfrau mit dem Kinde aus gediegenem Silber, von etwa vier Fuß Höhe, verschlossen ist, von nicht zu verachtender Arbeit. Mutter und Kind sind gekrönt. In der Krone des letzteren befindet sich ein Flöckchen purpurfarbner Seide, dessen Berührung an kranken Theilen des Körpers deren Heilung bewirken soll. Der Anblick der Anwendung dieses Mittels ist für den unbefangenen Zuschauer nichts weniger als einladend, aber eine Menge von Weihgeschenken aus Silber, in der Gestalt von Augen, Händen und Füßen u. s. w., welche in der Nähe des Hochaltars befestigt sind, sollen den Erfolg bestätigen. Der Schatz der Kirche bietet einen großen Reichthum von Kostbarkeiten dar. In den Grabgewölben unter derselben wird der unversehrt erhaltene Leichnam des vom Gerüste gefallenen Malers gezeigt, welchem das Gotteshaus seine Verzierung verdankt, mit dem Pinsel in der Hand. Seine Erhaltung wird der Gnadenwirkung des wunderthätigen Bildes zugeschrieben, dem vielleicht eine geschickte Balsamirung zu Hülfe gekommen.

Die Legende gründet die Errichtung des Klosters auf den Umstand, daß ein Hirt in diesem Walde, vor mehreren Jahrhunderten, sein Vieh geweidet, welches indeß von einem Lindenbaume mehrere Tage hindurch nicht wegzutreiben gewesen, sondern in knieender Stellung und mit lautem Gebrüll ihn umgeben. Die Nachforschung des Hirten habe in den Zweigen das vom Himmel gefallene Bild der heiligen Jungfrau entdeckt, dessen Dasein er in dem nahen Städtchen Rössel angemeldet, worauf die Geistlichkeit das Bild in feierlicher Procession abgeholt und nach der dortigen Kirche gebracht. Dreimal indeß verschwand, ohne menschliches Zuthun, zur Nachtzeit das Wunderbild von der heiligen Stätte, und dreimal offenbarte am frühen Morgen das seltsame Bezeigen der Heerden den beharrlichen Flüchtling in den Zweigen der heiligen Linde. Nun ward die Absicht aufgegeben, das Bild seinem selbstgewählten irdischen Wohnplatze zu entziehen. Man lichtete den Wald. Eine prächtige Gnadenkirche umschloß die heilige Linde. Ihr Stumpf wurde mit Kupfer bekleidet, um das Bild und seine silberne Hülle für ewige Zeiten zu tragen. Wallfahrten strömten nun aus den entferntesten Gegenden herbei, und zahlreiche Wunder verbreiteten seinen Ruf. Noch in der Kindheit des Verfassers waren die Tage vor Peter und Paul in der heiligen Linde Volksfeste für die katholischen Einwohner. Die Freude mischte sich mit der Andacht. Ein großer Markt, versehen mit allen Bedürfnissen des Lebens, mit allen, selbst mit den kostbarsten Artikeln des Luxus, umgab die Kirche, und feierliche Processionen vertrugen sich mit der Menge der Käufer und der Neugierigen, welche sie theilen mußten, um durch die Straßen von Buden zum geweihten Ziele ihrer Wanderung zu gelangen. Melodische Hymnen tönten in den Jubel der Lust ringsumher, und eine allgemeine Duldung glich das Widerstrebende mit einander aus. Dann erhoben sich auch viele Lustgezelte in dem schönen Haine des Klosters, in welchem der Adel der weitverbreiteten Umgegend diese fröhlichen Tage beging. Alte Freunde und Bekannte, welche sich sonst nirgend so leicht antrafen, sahen sich hier, und glänzende Gelage bald im Freien, Feuerwerke, Gaukelspiele, belebten den sonst in majestätischem Schweigen ruhenden Wald, dessen Anmuth, selbst in den heißen Stunden des Tages, durch den, ebenfalls dem Gnadenbilde zugerechneten Umstand erhöht wurde, daß nie ein lästiges oder schädliches Insekt, keine Fliege, keine Mücke, ihn durchschwärmte: das einzige Wunder des Ortes, dessen angenehmen Erfolg wir aus eigener Erfahrung bestätigen können.

Anton konnte von solchem glänzenden Schauspiele nicht Zeuge sein. Seine Anwesenheit fiel in die ersten Tage des Mai's; indeß die Kirche mit ihren Schätzen und Gemälden waren hinlänglich, sein Erstaunen zu erregen, und er vergaß über diesen prunkenden Erscheinungen die Bedenken, welche seine abweichende Ueberzeugung sonst gegen dieselben, ihren Anlaß und Zweck geltend gemacht hätte. Bruder Johannes und Bruder Matthias wetteiferten in dem Bestreben, die eifrigen Führer und liebenswürdigen Wirte zu machen. Ein sehr wohl bereitetes Mittagsessen in dem Sommerhause des herrlich gelegenen, künstlich eingerichteten, terrassirten Klostergartens ließ nichts zu wünschen übrig, als noch einen zweiten Theilnehmer, denn die beiden Gesellschafter waren nicht zu bewegen, sich speisend und trinkend, sondern bestanden darauf, sich nur dienend und unterhaltend zu bethätigen. So kam die vierte Nachmittagsstunde heran, in welcher der hochwürdige Pater Guardian endlich Raum für zeitliche Dinge und für unseren Helden gewann.

5.

Auf dem Wege zu der beabsichtigten Unterredung mußte der zerstreute Anton den Ernst seiner Entschlüsse erst mühsam wieder sammeln; ein gewichtiges Zeugniß für die erweichenden und mildernden Gaben der würdigen Brüder Matthias und Johannes. Er betrat indessen schon wieder mit ziemlich barscher Miene das Besuchzimmer des Guardians, und musterte diesen, der ihn stehend erwartete, mit stechenden Blicken. Der hochehrwürdige Herr war keine mißfällige Erscheinung. Eine schlanke, beinahe hagere Gestalt, von vornehmer Blässe, mit durchbohrenden schwarzen Augen, ein unverwüstliches einschmeichelndes Lächeln auf den Lippen. Er gehörte einem adeligen polnischen, aber heruntergekommenen Hause, war bei den Jesuiten erzogen und für das Weltleben bestimmt; jedoch Armuth trieb ihn in ein Kloster, wo Gewandtheit und Talent ihn förderten bis zu seiner heutigen Stelle, die weniger in die Augen fallend, als bequem und vortheilhaft erschien. Er war jetzt ein Mann über funfzig, indeß verstand er es, seine priesterliche Würde mit einem Anstriche gewinnender Grazie zu vereinen und seine Ordenstracht malerisch anzuordnen, deren faltenreiche Fülle einer edlen Gestalt ohnehin nicht unvortheilhaft stand.

„Ihr habt mich sprechen wollen, mein junger Freund," — sagte er verbindlich, — „worin kann ein armer demüthiger Mönch Euch nützlich werden?"

„„Darin, — daß Ew. Hochwürden mir mein Geld geben.""

„Geld? — welches, mein Sohn?" —

„„Haben der Herr Guardian nicht meine Briefe erhalten?""

„Nehmt an, ich hätte sie nicht erhalten!"

„„Nun, so soll Euch mein Name schon lehren, welches Geld ich meine. Ich heiße Anton Hart.""

„Ihr fordert zu viel von mir, junger Freund, wenn Ihr mir stets bereite Erinnerung an alle weltlichen Händel zumuthet, die mich als Vorsteher dieses Klosters leider hin und wieder berühren. Ich eile sie zu vergessen, um mir meinen geistlichen Beruf desto gegenwärtiger zu erhalten. Seid ausführlicher!"

„„Mein mütterlicher Großvater, Franziskus Klein, Gutsbesitzer in diesem Lande, hat sein ganzes Vermögen, baare sechstausend Thaler, niedergelegt in diesem Kloster. Bis zu meiner Mündigkeit sollten die Zinsen dem Kloster gehören, dann aber sollte das Kapital mir ausgezahlt werden. Nun bin ich mündig, durch diese Papiere ist meine Person legitimirt, ich bitte um mein Geld, oder vielmehr um die Hypothekeninstrumente, in welchen es angelegt ist, und die hier verzeichnet sind.""

„Ja so," — sagte der Guardian, — „ich entsinne mich. Euer Vater gewann bei einem flüchtigen Zusammentreffen, und später als Gast des würdigen Franziskus Klein, heimlich das Herz seiner Tochter und warb um ihre Hand. Der katholische Vater der Jungfrau wies, — und wer möchte ihn deshalb tadeln? — den protestantischen Bewerber unabänderlich zurück. Indeß Euer Vater wußte Eure Mutter zur Flucht zu bewegen, und im Preußischen schloß ein lutherischer Geistlicher den ungehörigen Bund."

„„Wozu das Alles, Herr Pater? da ich auf der Welt bin, so dürfte es mir nicht als eine Neuigkeit erzählt werden, wie ich hineingekommen.""

„Ganz wohl: indeß ich habe zu bevorworten, was Euer Großvater beschlossen, ehe ich seinen Willen erfülle. Seid Ihr in dem Glauben der römischen Kirche erzogen?"

„„Nein, — ich bin Protestant wie mein Vater.""

„So habt Ihr auf den Nachlaß Eures Großvaters keinen Anspruch zu machen, — er gehört diesem Kloster."

„„Das wäre, Herr Pater. Mein Großvater wurde erst auf dem Sterbebette meiner Mutter mit ihr versöhnt. Ach, daß sie so früh starb! — Er wurde versöhnt mit ihr und mir, dem zehnjährigen Knaben. Meinem Vater versagte er sich hartnäckig, und faßte den Entschluß, Einrichtungen auf den Fall seines, ebenfalls nahe bevorstehenden Todes zu treffen, die meinen Vater

Digitized by Google

jeder Möglichkeit des Mitgenusses am Erbtheile seiner verstorbenen Gattin berauben, mir aber dessen künftigen Besitz sichern sollten. Er gab diesem Kloster in seiner letztwilligen Verfügung den Nießbrauch seines Vermögens, aber nur bis zu meiner Mündigkeit, wo es mir auszuantworten sei.'"

„Richtig, Anton Hart," — warf der Guardian mit vornehmer Nachlässigkeit hin. — „Ward aber diese Ausantwortung nicht an eine Bedingung geknüpft?"

„„An eine, die ich erfülle: — an einen Wandel, der mich meines Großvaters würdig mache. Wer wagt es, an meinem Fleiße, meiner Redlichkeit, meinem Eifer für das Gute zu zweifeln?'"

„Niemand im Allgemeinen. Aber Ihr seid Protestant."

„„Mein Großvater hat meine Erbfähigkeit nirgend von meinem katholischen Bekenntnisse abhängig gemacht.'"

„Allerdings. Er war ein eifriger gläubiger Katholik, im schönsten Sinne des Wortes, wie könnte also Euer Wandel seiner würdig sein, wenn Ihr in unablässiger Gefährdung Eures ewigen Heiles sorglos dahin taumelt?"

Das Blut schoß in Antons Wangen. Seine Augen funkelten, er wollte im höchsten Zorne auffahren, aber er faßte sich und antwortete:

„„Das also war es? — Doch ich konnte vermuthen, daß Ihr diese Gelegenheit für Euren Bekehrungseifer nicht würdet unbenutzt lassen wollen.'"

Der Guardian lachte. „Was fällt Euch ein, junger Mensch? Mir liegt nichts an Eurer Bekehrung. Bleibt was Ihr seid, und Niemand auf der Welt wird Euch dabei weniger beschwerlich fallen als ich. Wie dürfte ein armer demüthiger Mönch sich unterfangen, den großen Kampf mit dem Zeitgeiste in Eurem Vaterlande auszufechten, der Euch zur Seite steht! — Nicht doch, folgt dem Bekenntnisse Eures Monarchen, der auf Erden keinen Richter hat! Mir aber verargt nicht, wenn ich gewissenhaft den meiner Sorge anvertrauten letzten Willen Eures Großvaters erfülle und Euch seinen Nachlaß nicht eher überliefere, als bis Ihr der Bedingung desselben vollständig und öffentlich entsprochen habt. — Man läutet zur Vesper. Meine Pflicht ruft mich. Friede sei mit Euch, Anton Hart!"

Mit diesen Worten verschwand der Mönch durch eine Seitenthüre, und Anton stürzte halb außer sich durch den Corridor, den Klosterhof, dem Wirthshause zu.

Er sattelte ingrimmsvoll sein Pferd. Es war schon spät, er wollte indeß keine Stunde mehr an dem Orte verweilen, dessen bloßer Anblick sein Innerstes empörte. Wie ein schwer Verfolgter sprengte er nach Rössel zurück. Nach und nach sammelte er sich wieder und fragte sich, was nun zu thun sei? „Es soll, schlimmsten Falles," — eiferte er, — „zum Prozesse kommen, und Gerechtigkeit wird doch wohl hier zu Lande zu Hause sein, vollends in einer klaren Sache. Morgen muß ich nach Heilsberg. Es wird doch dort ein Sachwalter sich gewinnen lassen. Es gilt mein ganzes zeitliches Gut, und ich muß das Aeußerste versuchen."

6.

Als Anton Rössel erreichte, war es ihm zu zeitig, dort zu übernachten, denn ihn trieb es vorwärts mit dringender Ungeduld. Er meinte, noch ein paar Stunden in den schönen, klaren, duftigen Frühlingsabend hinreiten und sich in einem Dorfe einer Herberge versichert halten zu können, die gewiß nicht schlechter sein werde, als die zu Rössel. Als er noch zwei Meilen zurückgelegt, erhob sich der volle Mond über die schönen Waldungen, welche die nicht anmuthslose Gegend verzierten, und der junge Reisende meinte nun seinen Weg nach kurzer Erfrischung seines Pferdes die ganze Nacht hindurch fortsetzen zu können, die in dieser Jahreszeit ohnehin kaum fünf Stunden mehr dauern werde. Zwar sagte er sich, daß dieser Zeitgewinn für die Erreichung seiner Absichten ganz gleichgültig sei, aber seltsam — ein gewisses Wunderbares, Unbegreifliches, das, wie ihm bald klar wurde, mit seinem Erbschaftsgeschäfte nichts gemein habe, stachelte ihn, so oft sein rüstiges Pferd seinen fliegenden Trott nur etwas zu mäßigen begann. Seine Ungeduld steigerte sich endlich zum peinlichen Unbehagen, und dieses Unbehagen zur zitternden Angst. Umsonst suchte er eine Stimmung zu bemeistern, welcher alle seine Bemühung weder Grund noch Klarheit abgewinnen konnte. Ihn umtönte es, als ob aus dem dichten Schatten des Waldes eine angstvolle, herzzerreißende Stimme ihm zurufe: „Vorwärts, vorwärts, eile! ein bedrohtes Leben zählt die Hufschläge deines Rosses."

Der Forst ward dichter und schwärzer, als unser junger Reisende in einem ziemlich seitwärts gelegenen großen Kirchdorfe Ein Uhr schlagen hörte. Der Rappe trabte frisch, plötzlich stand er, hob den kleinen gekrümmten Kopf, spitzte die Ohren und schnarchte, als wittere er etwas Unheimliches. Der Reiter befürchtete das Umherschleichen eines Wolfes. Bald aber vernahm er in der Entfernung ein seltsames Getön, über dessen eigentliche Beschaffenheit er in Zweifel war. Ein durch kurze Pausen unterbrochenes Kreischen, in welches ein mißtöniges Geheul von vielen Stimmen einfiel, das sich aber immer nur einige Tacte vernehmen ließ, um jenes monotone Geschrei einige Zeit allein fortdauern zu lassen. Anton trieb sein Pferd an, es wollte nicht weiter, bemühte sich wider den Willen des Reiters umzukehren, seitwärts durch's Dickicht sich einen Weg zu bahnen; aber es mußte dem widerstrebenden Gebieter gehorchen, wiewohl es aus einem ängstlichen Schritt nicht zu bringen war. Während etwa fünfhundert Schritte auf diese Weise zurückgelegt worden waren, wurden jene Töne, welchen der Reisende um so viel näher gekommen war, immer deutlicher und bestimmter. Das Kreischen ward zur zeternden Wehklage, das vielstimmige, gleichsam chorartig einfallende Geheul zum herzzerreißenden Jammer. Anton kannte bei einer sichtlichen Gefahr keine Furcht, diese entsetzliche Ankündigung der Nähe unbegreiflicher Wesen überlief ihn dennoch mit eisigem Schauer.

Waren es Menschenstimmen, die er vernahm? Hielten böse Geister hier ihren nächtlichen Sabbath? Der Glaube an die letzten war jenem Zeitalter noch nicht fremd; wozu sollten aber Menschen diese grausenhaften Gebräuche begehen? — und welche könnten es sein? — Räuber würden sich nicht auf diese Weise bemerkbar machen. Unter diesen Erwägungen kam Anton endlich dem Schauplatze dieser Begebenheit näher und näher, bis er sich unerwartet mitten auf demselben befand, als er auf eine kleine Waldblöße gerieth, in deren Mitte vier von verschiedenen Richtungen kommende Wege sich kreuzten. Gerade auf dem Punkte dieser Kreuzung loderte ein mäßiger Holzstoß von aufgehäuftem dürren Reißig. Dunkele Gestalten kauerten um denselben, und das Licht, welches die Flamme des Holzstoßes verbreitete, ließ sechs oder sieben alte Weiber, in abentheuerliche Lumpen gehüllt, erkennen, welche in einem entsetzlichen Unisono die kreischenden Töne ausstießen. In einiger Entfernung, aber schon im Dunkel der nächtlichen Waldschatten, welchen der untergehende Mond eben die letzte Dämmerung entzogen, lagerten mehrere zerstreute Gruppen, die dem durch das Feuer geblendeten Auge kaum sichtbar waren, und welche von Zeit zu Zeit jenes Klagegeheul ausstießen, dessen markdurchbebendes Wehe alle Nerven des Gefühls durchreißen zu wollen schien. Wenn bisweilen diesen Gesängen — denn das sollten sie wohl sein, — eine Pause gegönnt war, herrschte tiefe Stille, in welcher man den Wiederhall deutlich vernahm, der die verschwimmenden Töne durch die entfernteren Waldungen trug, den Flügelschlag der Eulen hörte, die aufgeschreckt über die Waldung segelten und ihren Todtenruf in den Lüften erschallen ließen.

Anton, anfangs ungesehen, hielt sein Pferd an und beobachtete, noch unter den niederhängenden Aesten der uralten Buchen, diese seltsame Scene. Sie erfüllte ihn mit bänglicheren Empfindungen, je weniger er ihre Bedeutung begriff. Sein Rappe aber war ganz ruhig geworden und rupfte die Haselsträuche am Wege, ohne das Schauspiel, das seinen Reiter verwirrte, zu beobachten. Nach einiger aufmerksamen Prüfung erkannte der Reisende indessen diese Versammlung als Zigeuner. Zur damaligen Zeit erschienen solche Landstreicher häufig in jenen Gegenden. Im Preußischen, wo stets strenge Polizei war, wagten sie indeß nur einzeln aufzutreten, um in Edelhöfen und Dörfern ihre Dienste als Kesselflicker, Viehärzte, Mäuse-, Ratten- und Raupenvertreiber, wohl auch als Musikanten und Wahrsager anzubieten. Im Ermlande dagegen trieben sie sich im ganzen Lande in den Waldungen umher und durchstreiften als eine wahre Landplage die Gegenden, bettelnd bei Tage, mitunter stehlend bei Nacht, und das milde geistliche Regiment besaß nicht den Nachdruck, sie zu verbannen oder zu zügeln.

War es ein Geräusch, das Anton's Roß in den Gebüschen veranlaßte, war es die Veränderung des Windes, welche den Rauch abwärts trieb und den zahlreichen Hunden der Bande, die im Grase um den Scheiterhaufen lagen, die Witterung des Fremdlings gewährte — wenigstens fünf Doggen fuhren laut bellend auf, sprangen den Lauschenden an, — und er war entdeckt. Der Gesang verstummte, alle Augen richteten sich auf ihn. Das allgemeine Schweigen, welches den Uebergang zu noch unberechenbaren Ergebnissen zu machen schien, hatte etwas Schauerliches, und Anton empfand die heftigsten Schläge seines Herzens. Mit einem Male riß sich eine der alten Frauen vom Boden auf, ergriff einen Feuerbrand, schwang ihn gleich einer Fackel über ihrem von langen, losen, grauen Haaren umflatterten Haupte, und zeterte in dem halbpolnischen Zigeunerdialekt, der Anton nicht ganz fremd war: „Er ist da! — er ist da! — Holla hu!" — die übrigen Weiber sprangen ebenfalls empor und wiederholten den Ruf. Mit Geräusch erhoben sich alle Versammelten, es mochten mehr als funfzig sein, und stießen das nämliche Geschrei aus

Digitized by Google

Der Wald erklang, und im vierfachen Wiederhall erscholl ihr gräßliches Holla hu in der Ferne.

Antons Pferd scheute und flog in gewaltigen Sätzen gerade mitten in die unheimliche Schaar. Die Männer stürzten auf ihn zu, und Anton riß ein Pistol hervor, das er geladen bei sich führte, und befahl ihnen mit Donnerstimme zurückzuweichen. Im nämlichen Augenblick sprang aber das alte Weib, welches ihn zuerst bemerkt hatte, an ihn heran und hielt ihm den Arm. — „Fürchte nicht," — rief sie — „wir begrüßen Dich. Wir wissen was kommen soll, und hofften auf Dich, ohne Dich nennen zu können. Hörtest Du unsere Todtenklage? Wir gaben die Hoffnung auf. Du bist aber da! — Du bist da! — Holla hu!"

Holla hu! erscholl der allgemeine Ruf von Neuem, und während Anton mühsam sein Pferd beschwichtigte, fragte er: „„Was bedeuten Eure Reden? was wollt Ihr von mir?""

„Frage nicht uns," — antwortete die Alte, — „frage diesen." —

Hiemit stürzte sie in den Kreis der Männer im Dunkeln, riß einen jungen Mann zu Anton hin, von vortheilhafter Gestalt, besser als die Uebrigen, phantastisch, aber nachlässig gekleidet, der sich mit lauter Wehklage auf die Knie warf und, wie es schien, mit dem Flehen der Seelenangst seine Hände zu Anton erhob. In den nicht unangenehmen Zügen dieses jungen Zigeuners lag ein tiefer, man könnte sagen ein ungeheurer, an Verzweiflung grenzender Schmerz. Seine Augen schwammen in Thränen. Er wollte reden, aber seine Zunge schien im grenzenlosen Kummer die Kraft verloren zu haben, articulirte Töne zu bilden.

„Er kann nicht sprechen," — sagte die Alte, — „aber seine Thränen sagen genug."

„„Was soll das alles?"" — fragte Anton noch ein Mal.

„Frage nicht!" erwiederte die Alte, „Du wirst es erfahren. — Eile, — eile, — eile! — Ein wichtiger Morgen bricht an. Der Scheiterhaufen steht. Eine Zögerung von der Zeit, die der Hase braucht, sein Lager spielend zu umkreisen, und die Asche weht in den Winden. — Eile, — eile! Der Morgen wird kommen. Die Glocken werden gehen. Schaaren werden wallen. Aber Du kommst; die Glocken verstummen, die Flammen werden verlöschen vom Hauche Deines Mundes. — Die Nacht ist kühl, Deine Kräfte ermatten. — Das Getränk, — reicht es ihm!"

Ein junges Mädchen sprang herbei und reichte einen vollen zinnernen Becher dem jungen Reisenden empor. Er zauderte ihn anzunehmen.

„Trink," — trieb ihn die Alte. — „Es wird Dir wohl thun. Dann fort nach Heilsberg, das Du in der ersten Frühe erreichen mußt."

Ohne sich zu besinnen, trank er. Es war ein alter feuriger Meth. Er that einen Zug, den zweiten, und Glut schien durch alle seine Adern zu rinnen.

Die Alte nahm ihm den Becher ab und rief: „Die fernen Hähne krähen, der Wächter bellt wau wau, die Fledermaus sucht ihre Wohnung, die Eule das Nest, das Reh regt sich im Lager, — fort! fort! — Holla hu!" —

Der Schlag einer Peitsche traf von hinten den Rappen Antons. Er schlug aus, brauste im wilden Galopp davon, und ehe der Reiter sich völlig zu sammeln vermochte, vernahm er schon weit hinter sich, nochmals, im Walde verhallend, den Ruf: „Holla hu! — Holla hu!" —

7.

Als die Sonne aufging, lag Heilsberg vor unserem Reisenden. Diese nicht unansehnliche Stadt wird wegen der Anmuth ihrer Lage in jener Gegend gepriesen. In dem ganz flachen Lande geben die Höhen, welche den Ort von der einen Seite umschließen und ein angenehmes, von einem kleinen Gewässer durchrieseltes Thal bilden, das Modell im Kleinen einer Gebirgslandschaft. Die Stadt selbst nimmt sich, mit mehreren Thürmen und den beiden fürstbischöflichen Schlössern, besonders aus der Ferne, gut aus, und möchte noch heute allen ähnlichen Plätzen viele Meilen im Umkreise weit vorzuziehen sein. Was sie aber in jener Zeit, als Residenz eines regierenden Fürsten, gewesen, läßt sich noch aus den großartigen Ueberbleibseln abnehmen, die jetzt immer mehr verfallen, ihren ersten Ruin aber nur dem verheerenden Kriege der Jahre 1806 und 1807 zuschreiben.

Sieben Uhr Morgens mochte es sein, als Anton die Vorstadt erreichte und sein Pferd in einem Wirthshause unterzubringen suchte. Dichtes Volksgewühl erfüllte die Straßen mit verwirrendem Getöse, und alle Anwesenden schienen in ungeduldiger Spannung eines Dinges zu warten, was da kommen sollte. Anton mischte sich unter die Menge, ohne zu wissen, was sie anrege. Ein freundlicher junger Mensch aus der Stadt trat zu ihm und sagte: „Die Leute sind thöricht, sich hier in den Straßen einzudrängen, wo man nichts sieht als den Zug. Kommt mit mir auf den Kreuzberg, wo das Ding selbst vor sich geht!" Anton war bereit, und der junge Bürger führte ihn aus dem Gewühl durch ein Haus ins Freie, wo nur noch wenige Zuschauer dem entfernten Schauplatze des unbekannten Ergebnisses zueilten. Endlich sagte Anton zu seinem Begleiter: — „Ich bin Euch wohl gefolgt, aber ich weiß nicht wozu?"

„„So seid Ihr wohl fremd hieselbst?"" — erwiederte dieser. — „„Eine Zigeunerin ist der Zauberei beschuldigt. Endlich hat man ihr den Prozeß gemacht. Sie ist des Bundes mit dem Bösen vollständig überführt, und soll heute als Hexe auf dem Kreuzberge verbrannt werden.""

Anton vernahm diese Auskunft mit Entsetzen. In seinem Vaterlande glaubte man an keine Hexen mehr, und schon wollte er mit Abscheu vor einem Schauspiele fliehen, dessen bloßer Name sein Herz mit tiefstem Mitleiden erfüllte, aber plötzlich ging ihm über sein nächtliches Abentheuer einiges Licht auf, und er begriff so viel, daß sie das schauderhafte Geschick einer Tochter ihres Stammes durch die zu ihren halbheidnischen Gebräuchen gehörende Todtenklage betrauert, und daß sie von ihm, Gott weiß durch welches Zusammentreffen von Umständen, Rettung der Bedrohten erwarteten. Dabei wurde ihm das Bild jenes verzweiflungsvollen jungen Mannes lebendig, welcher auf irgend eine Weise der Delinquentin näher angehören mochte, und so beschloß er, sich nach dem Richtplatze zu begeben, um dem Geschicke, wenn es ihn zu dem erwarteten Helfer in der höchsten Noth bestimmt haben sollte, sich wenigstens nicht durch Schwäche zu entziehen. Nach einigem Steigen gelangte er auf den Kreuzberg, so genannt, weil dort auf der höchsten Kuppe des kleinen Gebirges ein Kreuz aufgestellt worden, welches weit zu sehen ist. In einiger Entfernung von diesem war der Scheiterhaufen so aufgerichtet, daß die Delinquentin dieses Gnadenzeichen im Tode vor Augen haben sollte. Schergen umgaben ihn, und eine große Anzahl von Zuschauern hatte sich auf dem Rasen zwischen den Gebüschen gelagert, welche damals noch diese Erhöhung bekleideten.

Kaum aber angelangt, vernahm Anton das helle Läuten einer Glocke in der Stadt. „Das ist das Armesünderglöckchen," sagte der junge Begleiter. — „Sie giebt das Zeichen, daß man jetzt die Hexe zum Richtplatze führe. Nun, es geschieht ihr Recht. In zwanzig Dörfern hat sie im vorigen Sommer das Vieh behext, daß es Blut statt Milch gegeben, und viele Stücke gefallen sind. Auch Menschen hat sie es angethan, die ihr nicht geben wollten, was sie verlangte, so daß sie verkrummten, verlahmten und erblindeten."

Anton schwieg, denn er richtete sein Auge auf den Zug, der sich eben von der Stadt her dem Berge zu bewegte. Eine unzählige Volksmenge wogte heran. Dann erschienen bewaffnete Bürger, um Ordnung zu erhalten; hierauf eine Gerichtsperson, von Amtsdienern umgeben, endlich die Delinquentin, in einem weißen, schwarzbesetzten Armensünderhemde, welches ihr langes reiches Rabenhaar umwallte, barfuß, einen Strick um den Hals. Sie ging zwischen ihrem Vertheidiger und einem Mönche, welcher letzte sich um ihr ewiges Leben bemühen sollte, nachdem der erste ihr zeitliches der Strenge oder den Vorurtheilen des Richters nicht zu entziehen vermocht.

Anton durchrieselte ein eisiger Schauer, als er die Unglückliche am Fuße des Berges deutlicher erkennen konnte. Sie schien noch ganz jung, und, ungeachtet der bräunlichen Farbe, sogar schön zu sein. Auf ihrem Arme trug sie ein Kind von etwa einem halben Jahre, das sich ängstlich um ihren Hals klammerte, und welches sie mit dem Ausdrucke gräßlicher Seelenpein zu hegen schien. Umsonst suchte ihr der Mönch Reue und Buße zu predigen. Sie stand von Zeit zu Zeit still, hielt ihr Kind in beiden Händen vor sich hin, starrte in sein kleines Antlitz, als wollte sie die Erinnerung jedes Zuges desselben in die hoffnungslose Ewigkeit mit sich hinüber nehmen, und preßte es dann mit Jammergeschrei, in welches das arme kleine Geschöpf kreischend mit einstimmte, an Brust und Lippen.

„Barmherziger Gott," — fragte Anton, — „soll denn das Kind mit verbrannt werden?"

„„Wie mögt Ihr das fragen?"" — entgegnete der Begleiter. — „„Das Weib hat ihr Kind bei ihrem Leben nur nicht von sich lassen wollen. Wenn sie den Scheiterhaufen besteigt, wird es ihr abgenommen und, da es ein Mädchen ist, den Nonnen im Kloster der Stadt übergeben, welche sich erboten, es gottselig zu erziehen.""

Die Unglückliche betrat nun den Richtplatz und sah den Scheiterhaufen, welchem die Schergen mit angezündeten Fackeln sich näherten. Sie stieß einen Schrei aus, stürzte auf die Knie und war nicht von der Stelle zu bringen. Ihr Vertheidiger trat erblaßt zurück. Der Mönch schien ihr zuzureden. Sie stieß ihn von sich. — „Hinweg!" — rief sie, — „Du bist ein Mensch, bist mit den andern gegen meine Unschuld verschworen. Giebt es kein Erbarmen mehr auf Erden? — Muß ich denn? muß ich?" —

Digitized by Google

Der Ton ihrer Stimme hatte etwas Herzzerreißendes, und die sonst regelmäßigen Züge des kaum zwanzigjährigen Geschöpfes verzerrten sich zur gräßlichen Larve der Todesangst.

„Nehmt Ihr jetzt das Kind!“ befahl die Gerichtsperson, und die Amtsdiener schickten sich an, den Auftrag zu vollziehen.

„Mein Kind,“ — schrie sie und fuhr auf, — „nein, ich gebe es nicht, ich lasse es nicht von mir. Es soll mit mir sterben. Die Welt ist voll Teufel, und Ihr alle seid ihre erbarmungslosen Gehülfen.“

Der Mönch ermahnte vergebens. Sie schien eine Löwin, welche um ihr Junges kämpft. Ihre dunkeln glühenden Augen rollten. Mit einem Arme umschlang sie das nackte, schreiende Kind, mit dem andern vertheidigte sie es, denn sie war nicht gebunden. — Es glückt ihr, sich für einen Augenblick frei zu machen.

„Heilige Jungfrau,“ — rief sie, — „es ist an Dir nun, — rette mich, — thue Wunder! Sende einen Deiner Boten! Es ist die höchste Zeit.“

Sie steht, — sie blickt wild umher. Von Neuem ergriffen, läßt sie es geschehen. Man faßt ihr Kind, sie vertheidigt es nicht mehr.

In diesem Augenblicke schiebt Anton ein paar Zuschauer zurück, die vor ihm stehen, und tritt hervor.

Sie sieht ihn; ein electrischer Schlag scheint ihren ganzen Körper zu durchzittern: ihre Miene gewinnt den Ausdruck des Triumphes.

„Heilige Mutter der Gnade,“ — bricht sie aus, — „Du schickst ihn. — Ich bin gerettet!“

Ehe man es hindern kann, liegt sie mit ihrem Kinde zu seinen Füßen.

8.

Die Ueberraschung, das Erstaunen der anwesenden Menge möchten durch Worte nicht zu schildern sein. Sehr Viele glaubten an die wunderbare Erscheinung eines übermenschlichen Wesens, und zweifelten nur, welchem Principe es angehöre. Anton beachtete aber nichts als die Unglückliche. „Barbara!“ — ruft er, — „so sehe ich Euch wieder? — Erholt Euch! — Faßt Euch! — Ich bin kein überirdischer Bote, aber ein treuer Freund und entschlossener Zeuge für Eure Unschuld. Wenn es wirklich Hexen giebt, so seid doch Ihr keine Hexe.“

Er wollte sie aufrichten, aber er brachte sie nicht weiter als bis zu seinen Knien, die sie umklammert hielt, wie wenn sie ein Asyl erreicht, das nur noch allein ihr Schutz zu gewähren vermöge.

Der Vertheidiger trat zu dem Richter und redete ihn an. „Sie sehen einen ganz neuen Umstand, der für die Angeklagte von den wichtigsten Folgen sein muß. Man hat nur Zeugen wider sie abhören können, keine für sie. Ein solcher ist da. Die Sache nimmt eine andere Wendung, und für jetzt wenigstens kann das Urtel nicht vollzogen werden.“

Der Richter nahm mit vieler Behaglichkeit eine Prise. „Bene,“ — erwiederte er, — „optime. Dissentire keineswegs. Ein überaus rarer Fall, dieser Hexenprozeß; — intrikat, — sehr intrikat, — fein, — sehr fein. — Ein allerliebster Fall. Die Jagd geht von Neuem los, und auf einem anderen Felde. — Heda, — es ist heute nichts mit der Execution. Bringt Delinquentin wieder ins Gefängniß!“

Barbara sollte nun fort und zurückgebracht werden, sie wollte aber von Anton nicht lassen.

„Dummer Schnack!“ — sagte der Richter, und zu Anton gewandt, befahl er: „Man bedeute sie, daß man nicht zum Henker gehe, sondern werde vernommen werden.“

Anton ermahnte Barbara, Folge zu leisten. Sie stand still auf, küßte seine Hand, ihr Kind, und ließ sich unter dem Rachströmen der Menge zur Stadt zurückführen.

Der Richter faßte nun Anton scharf ins Auge, nahm wieder Taback mit einem vornehmen Air und fragte ihn: „Wer ist man?“

„„Anton Hart, der Sohn des königlich preußischen Beamten zu S. in Litthauen.““

Der achtbare Herr schien sehr, und nicht zum angenehmsten, überrascht, denn er entgegnete mit einem langgedehnten: „So! — man ist doch legitimirt?“ —

„„Zu dienen.““

„Man folge mir nach der Stadt, um verhört zu werden. Soll sogleich geschehen. Bin cürios, wie der casus durch dieses novum zu stehen kommt: überaus cürios. Herr Advocat,“ — zu dem Vertheidiger sich wendend, — „werden den juvenis paucis verbis von dem quid, quomodo, quando unterrichten, und mir selbigen zur Gerichtsstelle bringen — stante pede.“

Hiemit wandelte der ehrbare Priester der Themis feierlichen Schrittes, wiewohl augenscheinlich nicht in bester Laune, den Berg hinunter nach der Stadt, wo er sich in seiner Wohnung nur so lange aufhielt, um Wäsche und Perrücke zu wechseln, und sich nach dem fürstbischöflichen Schlosse begab, in dessen neuem Flügel das Gericht seine Sitzungen hielt.

Der Advocat, ein junger Mann von feinem, liebenswürdigem Aeußern, näherte sich aber Anton und faßte seine Hand. „Der Himmel sendet Sie, mein Herr, ein unschuldiges junges Geschöpf zu retten. Was soll ich weitläuftig sein? Ein junges Zigeunerweib hat im ganzen Sommer vorigen Jahres sich hier umhergetrieben, und hat leichtsinnig in der Gegend, um desto reichere Spenden zu erpressen, zuerst den Glauben an ihre bösen Künste rege gemacht. Als sie endlich verschwunden, haben Zufälle mancher Art, welche sich bei Menschen und Vieh ereigneten, die durch sie Heimgesuchten veranlaßt, dieselben der Hexerei jener Landstreicherin zuzuschreiben, und alle schwuren ihr Rache, wenn sie sich wieder sehen lasse. Etwa kurz vor Weihnachten erscheint diese Barbara, welche wir eben gesehen, und treibt einen kleinen Handel mit Kräutern und andern Heilmitteln, wie die besseren Subjecte unter den Zigeunern es pflegen. Man glaubt in ihr jene Zauberin zu erkennen; sie wird angeklagt und ungeachtet ihres hartnäckigen Läugnens, auf die Abhörung von vierzig Zeugen, zum Scheiterhaufen verurtheilt. Zwei Zeugen allein sind bei der Behauptung geblieben, sie und jene Hexe seien nicht eine und die nämliche Person. Der Umstand indeß, daß jenes verdächtige Subject sich zu jener Zeit in den letzten Monaten der Schwangerschaft befunden, und diese Barbara ein Kind mit sich führt, dessen Geburt mit dem damaligen Verschwinden jener Beschuldigten übereinstimmt, hat, neben der überwiegenden Mehrheit der ihr entgegenstehenden Zeugenaussagen, vornehmlich ihre Verurtheilung begründet. Sie selbst hat ihre Vertheidigung stets darauf gestützt, daß sie den ganzen vorigen Sommer nicht hier, sondern in preußisch Litthauen, namentlich im Hause des Amtmann Hart zu S. zugebracht, wo sie dessen Sohn, gerade in dem Monate, in welchem hier die hauptsächlichsten Zaubereien von ihr ausgeübt sein sollen, in einer gefährlichen Krankheit gepflegt. Man hat diese Versicherung stets als Schwindelei betrachtet und nicht darauf rücksichtigen wollen, aus Gründen, die unerörtert bleiben mögen. Treten Sie nun hier selbst auf, und beweisen durch Ihre wohllegitimirte Person und eidliche Aussage diese Behauptung, so ist die Unglückliche allerdings gerettet; denn die Verschiedenheit der Person ist unzweifelhaft dargethan.“

9.

Nachdem Anton vor dem Gerichte eine genaue Prüfung über seine Person hatte aushalten müssen, welche er zum Glück durch die unzweifelhaftesten, sogar gerichtlichen Zeugnisse legitimiren konnte, die er vollständig bei sich führte, um auf Grund derselben sein großväterliches Erbtheil erheben zu können, ward er drei volle Stunden in Kreuz und Quer darüber vernommen, durch welche Mittel und Wege es ihm möglich geworden, Nachricht von der Gefahr zu erhalten, welche hier die arme Barbara bedroht, um ihr in der äußersten Noth zu Hülfe zu eilen. Er hatte große Mühe, zu beweisen, daß sein Erscheinen im entscheidenden Augenblicke nur ein Zufall gewesen, während man ihm nicht undeutlich zu verstehen gab, wie die natürliche Auflösung des Räthsels keineswegs willkommen erscheine, und daß ein Zugehen mit nicht rechten Dingen, als ein Beweis für Barbaras Hexentalent, erwünschter gewesen wäre. Es war schon so spät geworden, daß das Verhör geschlossen und auf morgen verlegt werden mußte, ohne daß Anton mit Barbara zusammengestellt, ohne daß etwas für sie Entscheidendes geschehen wäre.

Mißmüthig verließ Anton den Gerichtssaal und merkte kaum, daß Barbaras Vertheidiger ihn begleite, bis dieser seine Hand faßte und ihn ersuchte, nicht nur bei ihm das verspätete Mittagessen einzunehmen, sondern auch, so lange dieser Handel ihn hier aufhalte, sein Haus als das eigene zu betrachten. Das Anerbieten war nicht abzuweisen, und Anton betrat in Folge desselben den liebenswürdigsten und herzlichsten Familienkreis.

Ein treffliches Mahl, ein reichlich gespendeter guter Wein eröffnete die Herzen bald zu gegenseitigem Vertrauen, und der eigentliche Zweck von Antons Anwesenheit kam auf eine sehr erwünschte Weise zur Sprache.

Der Sachwalter untersuchte die ihm von seinem Gaste auf dessen Erbschaftsangelegenheit vorgelegten Papiere, und ließ sich, wie folgt, darüber vernehmen.

„Die Sache hat zwei Seiten, und ich möchte, nach der allerdings zweideutigen Fassung des Testaments, nicht dafür gut sagen, ob der Richter nicht der Meinung des Pater Guardian beistimmen würde. Von einem eigentlichen Rechtsstreite verspreche ich mir also wenig, oder nichts. Indessen ein Ausweg anderer Art liegt vor uns. Da bei dieser Sache eine geistliche Stiftung betheiligt ist, so kann der Fürstbischof in doppelter Eigenschaft, als geistliches Oberhaupt und Landesherr, die Sache ent-

Digitized by Google

scheiden, und Sie haben gewonnen, wenn er Ihrer und, ich gestehe es, auch meiner Auslegung des Testaments beitritt."

„„Dies dürfte aber schwerlich zu erwarten sein.""

„Warum nicht? — Der Fürstbischof ist ein Herr von edlem Charakter und streng gerecht gegen Jedermann. Er ist ein Weltgeistlicher, seine sämmtlichen geistlichen Räthe sind solche, und sie sind daher den Klostergeistlichen abhold, vornehmlich dem jesuitischen Pater Guardian in der heiligen Linde. Lassen Sie uns daher keine Zeit verlieren. Eine Bittschrift ist schnell entworfen, schnell abgeschrieben. In einer Stunde befindet sie sich in den Händen des ersten vortragenden Rathes, Domherrn v. n M., der mein Freund ist. Dieser giebt sie in der nächsten Stunde dem Fürsten. Letzterer ist aber so rüstig und arbeitsam, daß er vielleicht schon an diesem Abende die Stunde für Ihre in Antrag gebrachte Audienz zu morgen in der Frühe bestimmt. Fassen Sie dann guten Muth, und sorgen Sie dafür, einen günstigen persönlichen Eindruck zu machen, der bei dem unmittelbaren Zusammentreffen mit den Großen gewöhnlich das Beste thut!"

10.

Der Sachwalter hatte wahr gesprochen. Noch am nämlichen Abend erhielt Anton eine Weisung durch den Hoffourier, Se. fürstbischöfliche Gnaden hätten die Bittschrift huldreich aufgenommen und wollten ihm morgen um 9 Uhr Morgens die erbetene Audienz gewähren.

Anton verfehlte nicht, sich andern Tages zur bestimmten Stunde nach dem fürstbischöflichen Schlosse zu begeben. Noch niemals hatte er einem Großen der Erde gegenüber gestanden, kein Wunder also, daß er sich befangen befand. Er folgte dem Hoffourier durch eine lange Reihe von Gemächern, bis er in einem Saale die Weisung zu warten erhielt, indem der Begleiter durch eine Seitenthüre verschwand. Anton wurde durch den fürstlichen Glanz der Einrichtung, die ihn umgab, in Erstaunen gesetzt, und er musterte mit kindlicher Neugier die ungeheuren Pfeilerspiegel, die rothen seidenen Tapeten, die Gemälde an den Wänden, die ganz vergoldeten Meubles, die gemalte Decke, bis beide Flügel einer großen Thür, die zu den innern Zimmern führte, aufsprangen und ein großer stattlicher Mann, im besten Lebensalter, eintrat, im langen Gewande von violetter Seide, ein großes Kreuz von funkelnden Diamanten, an einer reichen Kette niederhängend vom Halse, den Stern des weißen Adlerordens auf der Brust, ein kleines violettes Käppchen auf der wohlfrisirten Perrücke. Die Haltung war vornehm, die Bildung des Gesichts edel und einnehmend.

Anton verneigte sich tief, der Fürst, — Sprößling eines erlauchten reichen und mächtigen polnischen Hauses, — blieb vor ihm stehen, heftete einen forschenden, aber freundlichen Blick auf ihn und begann ein Gespräch, welches dem jungen Manne so merkwürdig gewesen, daß er es nachher niedergeschrieben und seinen Nachkommen bewahrt hat.

„Er heißt Anton Hart," — begann der Fürst, — „ist also der junge Preuße, dessen Zeugniß gestern eine vermeinte Hexe schon am Fuße des Scheiterhaufens von einem unverdienten Tode errettet. Ich freue mich, Ihn zu sehen. Er muß indeß nicht meinen, es seien bei uns Hinrichtungen Unschuldiger an der Tagesordnung. Auch Gerichtshöfe können irren, hier wie überall, besonders in solchen Sachen, wo man es mit einem bösen Feinde zu thun hat, dem Macht gegeben ist auch zur Verführung der Besten, zur Täuschung der Verständigen. Die Gnade Gottes wacht indessen über den Frommen, verscheucht die Nebel, welche die Hölle verbreitet, und Er, mein Sohn, wird sich dessen nicht überheben, den Wirkungen der ewigen Vorsehung zum Werkzeuge gedient zu haben. Kommen ähnliche Verbrechen und solche Bestrafungen auch häufig in Seinem Vaterlande vor?"

„„Nein, gnädigster Herr, niemals!""

„Wie? ist dort der Böse kein brüllender Löwe, der nach Beute ausgeht? Walten dort himmlische Wächter mit stärkeren Schilden zum Schutze der Sterblichen vor dem Vater der Erbsünde als hier?"

„„Nicht daß ich wüßte, indeß der König unser Herr hat die Hexenprozesse abgeschafft.""

„Die Prozesse, — ein dreister Schritt, — aber auch die Verbrechen?"

„„Sie hörten auf am nämlichen Tage, an welchem man aufhörte, an sie zu glauben.""

„Junger Mensch, ich erstaune. Schneiden sich bei Euch geistige Richtungen ab wie Zeitepochen im Kalender? Und wie kam es, daß Ihr heute aufhören konntet zu glauben, woran Ihr gestern nicht zweifeltet?"

„„Der König ließ bei seinen Gerichtshöfen das Verfahren gegen Personen, welche der Hexerei beschuldigt worden, einstellen, und wie hätte er dieses ohne die Ueberzeugung von der gänzlichen Nichtigkeit dieser Beschuldigungen thun mögen?""

„Und Ihr vermochtet, seine Ueberzeugung so ohne Weiteres zu der Eurigen zu machen!"

„„Wie konnten wir anders? — Ist der König unser Herr nicht von Gottes Gnaden? — Wo wäre Wahrheit und Weisheit auf Erden für uns zu finden, wenn sie nicht ihm beiwohnten!""

Der Fürst sah den Jüngling groß an, schien dann in Nachdenken zu versinken, bis er nach einigen Augenblicken, gleichsam für sich, anhub:

„Sonderbar! — was die weisesten Kirchenlehrer behauptet, was die Sprüche der Concilien außer Zweifel gestellt, woran Jahrhunderte gehalten, wirft ein weltlicher Fürst mit einem Federzuge um, und ein ganzes Volk macht es zur Ehrensache, plötzlich seiner Meinung zu sein. Wo zeigt sich Gleiches in der Geschichte? Was vermögen diese königlichen Hohenzollern nicht Alles! — Und es kann noch Leute geben, welche im blinden Wahne daran zweifeln, daß sie Alles um sich neu gestalten, daß sie die nächsten Blätter der Geschichte für sich in Anspruch nehmen werden!"

Er wendet sich wieder zu Anton.

„Junger Mann, ich weiß, was Er mir zu sagen hat. Wenn wir in den Augen Seines Volkes bei unserem Verfahren gegen die Einflüsse des Bösen auch abergläubisch erscheinen, so gehe Er und lege Zeugniß davon in Seinem Lande ab, daß wir nichtsdestoweniger das Gute nach unserer Ueberzeugung fordern und pflegen, und daß wir, wenn wir auch in Ueberklugheit dem Zeitgeist nicht vorauslaufen, doch hinter dem niemals zurückbleiben, das, Gott sei Dank! — für alle Zeiten gehört, — der Gerechtigkeit. — Die Deutung, welche der Guardian von der heiligen Linde dem Testamente Seines Großvaters abgewonnen, ist eine offenbare Verdrehung. Sein Erbtheil soll ihm zu Heller und Pfennig ausgezahlt werden. Es ist bereits befohlen. Dem Abschosse für meine Kasse entsage ich zu Seinen Gunsten. — Mit Gott!" —

Er gab das Zeichen der Entlassung, und Anton, nach einem stummen, ehrerbietigen Danke, entfernte sich mit Zeichen der freudigsten Ueberraschung.

11.

So hatte denn Anton, größtentheils durch seine seltsame, unerwartete Verwickelung in Barbaras Prozeß, auch seinen eigenen Wunsch auf das Vollständigste erreicht. Nach zwei Tagen erfolgte auch die völlige Freisprechung der Zigeunerin. Sie erschien im Hause ihres ehemaligen Vertheidigers, um demselben, und vor allem Anton, ihren Dank abzustatten. Nachdem der letztere nicht hindern können, daß sie sich ihm zu Füßen geworfen und seine Hände mit Thränen und Küssen bedeckt, ihn wiederholt ihren Retter, ihren Engel genannt, sprang sie plötzlich auf und rief: — „Aber wie soll ich Eure That vergelten?" — Sie sann eine Weile nach und sagte schlau: „Gebt mir Eure Hand!"

Sie untersuchte die Fläche derselben, wie Wahrsagerinnen pflegen.

„Ha!" — rief sie aus, — „welche schönen Linien! — Ihr werdet reich werden, glücklich. In kurzer Zeit wird Euch eine Gefahr bedrohen, aber sie wird nicht nur bald vorübergehen, sondern auch Eure künftige ganze Wohlfahrt begründen. — Auch bei Vornehmen sollt Ihr Glück haben. Den größten Mann, der seit Jahrhunderten gelebt, sollt Ihr von Angesicht zu Angesicht sehen, sprechen, und Ihr werdet Kindern und Kindeskindern erzählen, wie herrlich er Euch erschienen. —

„Aber vorher ist noch eine Bestimmung zu erfüllen. — Die arme Barbara kann Euch reicher machen, als alle Könige der Erde es vermöchten, und sie wird es. Sie kann Euch ein Geschenk überweisen, das alle Güter der Erde überwiegt. — Welchen Weg nehmt Ihr, um zu Eurer Heimath zurückzukehren?"

„„Ueber Rastenburg.""

„Das geht nicht. Ihr müßt einen Umweg machen über preußisch Eylau. Reitet die gerade Straße durch's Preußische nach Eylau zu, bis Ihr an den Wald kommt, den man die große Heide nennt. Am Försterhäuschen am Walde verlaßt Ihr, ohne zu fragen, den großen Weg und schlagt den Fußweg ein. Achtet es nicht, wenn es den Anschein gewinnt, als wäret Ihr in der Waldung verirrt! Ein großer Holzschlag wird erscheinen. Reitet getrost denselben entlang! Die nächste menschliche Wohnung, welche Ihr antrefft, — es wird eine stattliche Mühle sein, — ist Euer Ziel. Tretet dort ein und sagt, Barbara habe Euch gesendet! Ihr werdet willkommen sein. Dort überlaßt Euch Eurem Gefühle, und das Geschenk, welches die dankbare Barbara für Euch erlesen, kann Euch nicht entgehen. — Denkt Ihr des jungen Mannes, der, wie Ihr im Verhör sagtet, Euch im Walde vor Heilsberg zur Nachtzeit durch seine Verzweiflung erschütterte?"

„„Allerdings, Barbara!""

Digitized by Google

„Er war mein Gatte. Aus seinem Schmerze ermeßt, wie unendlich beseelend die Wonne treuverbundener Herzen sein muß! Bewahrt wohl Barbaras Geschenk, wenn Ihr es Euch aneignet, und denkt, wenn es Euch wohl geht, an die arme Zigeunerin, die damit die Rettung ihres Lebens zu vergelten sich bestrebte! — Lebt wohl! — In einer Stunde bin ich auf dem Wege, den Ihr nach mir einschlagen werdet, und morgen herberge ich da, wo Euch die Herberge bestimmt wird.“

Sie sagte dieses alles mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, und war verschwunden, ehe man den Sinn und die Absicht ihrer Aeußerungen sich klar machen können.

12.

Obgleich der Fürstbischof pünktlich Wort gehalten, und ein schriftlicher, dem mündlichen ganz entsprechender Bescheid schon andern Tages in Antons Händen war, so begegnete die Ausführung des höchsten Befehles doch so vielen Weiterungen und Formalitäten, daß unser junge Reisende erst nach zehn Tagen mit der Gewißheit, seinen Zweck erreicht zu haben, Heilsberg verlassen konnte, nachdem er den Sachwalter, den wir bereits kennen, zu seinem Bevollmächtigten, behufs der künftigen Empfangnahme des Geldes, bestellt hatte.

Es war einige Tage vor Pfingsten, als Anton von seinem liebenswürdigen Wirthe einen gerührten, dankbaren Abschied nahm und leichten fröhlichen Herzens eine Stadt verließ, in welcher er Zeuge so erschütternder, und selbst Gegenstand so wichtiger Begebenheiten für sein eigenes Leben geworden war.

Vor dem Thore hielt er unschlüssig sein Pferd an. Welchen Weg sollte er einschlagen? den nächsten, der ihn über Rastenburg zur Heimath führte? den Umweg über preußisch Eylau, auf welchen ihn Barbara mit so räthselhaften Andeutungen gewiesen? Die Jugend liebt das Wunderbare, das Abentheuerliche; ein geheimer Zug also, nennen wir ihn Neugierde, nennen wir ihn Aberglaube, trieb ihn an, den Weisungen der Zigeunerin zu folgen. Aber der Jüngling war nicht danach erzogen, der Einbildungskraft, oder doch den Neigungen des Gemüthes mehr Einfluß zu gestatten, als den Ansprüchen der gesunden praktischen Vernunft, und ein Umweg von acht Meilen wenigstens, ohne deutlich vorschwebenden Zweck, schien vor dem eigenen Gewissen nicht zu billigen. Da kam ihm ein weitläufiger Verwandter in den Sinn, den er nur zweimal in seinem Leben gesehen, der bei Eylau wohne, den bei dieser Gelegenheit zu besuchen es wohl gezieme, und die heimliche Lust hatte den plausiblen Vorwand gefunden, sich für die phantastische Richtung zu entscheiden. — Er schlug getrost die Straße nach Eylau ein.

Es war ein herrlicher warmer Tag. Alle Bäume grünten frisch und duftig, alle Gärten in den Dörfern standen in der Blüthe, und über den mit tausend Blumen bedeckten Wiesen wehte der balsamische Hauch des Lenzes. Anton, fröhlich von Natur, sich der Erwerbung eines lange zweifelhaft betrachteten, für die damalige Zeit nicht unansehnlichen Vermögens, das ganz zu seiner alleinigen Verfügung stand, bewußt, schaute in die Welt wie ein Glücklicher, und nichts, was seine Einbildungskraft ihm vorspiegeln konnte, schien ihm unerreichbar.

So gelangte er gegen vier Uhr Nachmittags zu dem Forste, noch heute die große Eylauer Heide genannt, und zu dem ihm von Barbara bezeichneten Försterhäuschen. Er sah den Fußweg, den sie ihm angedeutet, und der ihn rechts vom Wege, tief in die Waldung führte. Schon zuviel hatte er dieser räthselhaften Weisung nachgegeben, als daß er nun sich hätte zurückhalten sollen, wo es galt, den letzten Schritt zur ersehnten Aufklärung zu thun. Bei dem Allen hat Anton stets behauptet, nicht er selbst habe den Seitenweg eingeschlagen, sondern sein Pferd habe in eigener Wahl, wiewohl unverhindert, die große sandige Straße verlassen, um, auf dem festeren Fußpfade lustig dahin trabend, sich in die kühlende Grüne des Haines zu vertiefen, dessen damals noch ungelichtetes Gebiet einen Flächenraum von mehr als einer Quadratmeile umfaßte. Bald verschwand der Fußweg in dem üppigen Graswuchse des Bodens, zwischen Wachholderaufschuß und Farrenkräutern, und wirklich gewann es den Anschein, als habe der Reisende sich verirrt. Das muthige Pferd schien indeß sicherer über die Richtung zu sein als der Reiter, es hielt sich in seinem rüstigen Trott, als befinde es sich in einer ihm wohlbekannten Gegend. Die Umgebung ward indeß immer wilder und einsamer. Oft schienen dichte Gebüsche den Weg bis zur Undurchdringlichkeit verengen zu wollen, oft zeigten sich freiere Plätze, welche desto verlassener und abgelegener vorkamen. Rehe weideten hier und dort an den Bächen und mochten dem Nahenden kaum ausweichen. Ein Elenhirsch mit zwei Kühen wandelten unzierlichen Schrittes vorüber. Schon fielen die Sonnenstrahlen schräger durch die uralten Tannen und Buchen, und schon fing Anton an, manchen Besorgnissen Raum zu geben, als endlich der ihm bezeichnete Holzschlag sich aufthat und ihm die tröstliche Gewißheit gab, sich in der angedeuteten, zum Ziele führenden Richtung zu befinden. Er ritt also getrost wohl eine halbe Stunde, zwischen den Stümpfen gefallener Bäume, bis er ein sonniges Revier erreichte, ganz aus hochstämmigen Birken gebildet, deren silberne Stämme malerisch abstachen gegen das helle Grün ihrer niederhängenden Zweige, an welchen das sinkende Tagesgestirn die jungen Blätter vergoldete. Ein nicht unbeträchtlicher Strom durchfloß, hin und wieder durch Erlengebüsche versteckt, diese reizende Einsamkeit, welche würzige Kräuter und überall wuchernde Maiblumen mit balsamischen Düften erfüllten. Eine eigentliche Straße war nirgend zu sehen, aber eine weidende Heerde, deren Glocken schon aus der Ferne vernommen wurden, ließen auf die Nähe menschlicher Wohnungen schließen. Ein Hirtenknabe saß unter einem Baume, mit Schnitzen hölzerner Löffel beschäftigt.

„Ist dies der rechte Weg?“ — fragte ihn Anton.

„„Sofern Ihr nach der Mühle wollt, — ja;““ ward ihm zur Antwort.

Der Reiter verlor sich bald in den Gesträuchen am Ufer des Flusses. Diese wurden so dicht, daß er abstieg und das Pferd hinter sich führte. Bald hörte er das Rauschen eines großen Wehrs in geringer Ferne. Er folgte der Richtung dieses einladenden Schalles. Schon ist ein freierer Platz durch das Dickicht wahrzunehmen, aber ein Graben voll klaren fließenden Wassers verwehrt an dieser Stelle den Eintritt. Anton verfolgt diesen Graben, bis seinem überraschten Blicke eine liebliche Scene sich darstellt. — Ein einsamer Bleichplatz am Flusse. Mehrere Stücke Leinwand sind ausgespannt. Ein Mädchen ist eben beschäftigt, sie aus einem Kubel in geschicktem Schwunge mit Wasser zu besprengen, und Anton glaubt nichts Schöneres gesehen zu haben. Welche Schilderung würde uns der unnachahmliche Cervantes von dieser ländlichen Jungfrau entworfen haben! Den Glanz ihrer Augen hätte er uns gezeigt, die Herrlichkeit ihres blendenden Nackens, die zierliche Form ihrer Arme und Hände, ihrer Füße sogar, deren eben hüllenlose bewunderungswürdige Weiße und Zartheit eine verkleidete überraschte Prinzessin zu verrathen schienen. Anton, welcher des Vortheiles genoß, unbemerkt zu sein, beobachtete die Schöne mit niemals empfundenem Entzücken. Sie gehörte zu jenen edeln, schlanken, aber kräftigen Frauengestalten, welche jenen Gegenden eigen ist. Der malerische Anzug zwar ländlich, aber in Stoff, Zuschnitt und Anordnung eine höhere Wohlhabenheit und eine sehr viel bessere als die bäuerische Lebensweise verrathend. Die Beschäftigung, die Zurüstung zu derselben, welche bei Anwendung so vielen Wassers nicht füglich zu umgehen ist, würden zwar uns heute Zweifel erregen, nicht aber damals unserem Reisenden. Er weiß, daß die Wirthlichkeit, selbst bei der höheren Klasse der Landleute, eine Sorge für die selbstverfertigte Leinwand auf der Bleiche zu einer Ehrensache erhebt, die auffallenden Abweichungen von den gewöhnlichen stattlicheren Lebensformen der Frauen und Mädchen ausnahmsweise herbeiführt. Seinen Rappen möchte er darum geben, sich ihr nähern, mit ihr vertraulich koſen zu dürfen. Er ist nicht empfindsam, aber jung, lebenskräftig und empfänglich. — Und wenn Barbara ihn an Diese und an ihre Eltern gewiesen? Endlich bemerkt er, daß keine hundert Schritte aufwärts eine Brücke über den Graben geschlagen ist, und daß er dort schicklicher zu der Schönen gelangen kann, und ohne sie zu erschrecken. Er schleicht sich dorthin, das Pferd hinter sich führend. Mit glühenden Wangen überschreitet er die Brücke, mit Herzklopfen betritt er den Bleichplatz, und nun — bemerkt ihn das Mädchen. — Ihre erste Regung ist Unwille.

„Was habt Ihr hier mit Eurem Pferde auf der Bleiche zu suchen! Ihr werdet die Leinwand besudeln.“

Und damit löste sie hocherröthend das Band, welches ihre Kleidung geschürzt hat, und der Rock fällt bis zu den Knöcheln der glänzenden Füße.

„„Vergebt,““ — antwortete Anton, — „„ich will Eurer Leinwand nicht zu nahe kommen. Ich bin hier ganz fremd und,““ — der unwahre Vorwand entschlüpfte ihm, er wußte nicht wie, — „„bin verirrt.““

„Das ist ein Anderes, — wer seid Ihr?“ —

„„Anton Hart heiße ich.““

„Wie?“ rief sie, „Anton Hart“ — und die Röthe ihrer Wangen schien sich über Stirn und Hals verbreiten zu wollen.

„„Kennt Ihr meinen Namen, schönes Mädchen?““

„Ich habe von Euch reden gehört. Wie kommt Ihr aber hieher?“

„„Ich wiederhole es Euch, ich bin verirrt. Und da solches in dieser mir fremden, abgelegenen Gegend vorher zu befürchten war, hat mich eine mir bekannte Zigeunerin für den Fall nach einer Mühle, die in dieser Richtung liege, gewiesen. Sie versicherte mir, ich werde dort Obdach bei gastfreien Leuten finden, wenn ich sage, daß mich Barbara sende.““

Digitized by Google

„Ist's möglich! Barbara sendet Euch selbst? Seid gegrüßt. Die Mühle, von der allein die Rede sein kann, ist meine Heimath. Ich führe Euch zu den Meinen. Eure Erwartung soll nicht getäuscht werden."

„„Ihr kennt Barbara?""

„Wir kennen sie lange. Vor Kurzem übernachtete sie bei uns. Sie schilderte uns ihre Gefahr und ihre Rettung durch Euch."

Das Auge des lieblichen Geschöpfes füllte sich mit Thränen, und sie richtete einen seelenvollen Blick auf den jungen Fremdling.

„„Und darf ich fragen, Jungfrau, wie Ihr heißt, und wem Ihr angehört?""

„Mein Vater ist todt. Aber die Mutter lebt. Wir besitzen die beiden Mühlenwerke am Strome, die Mahlmühle und die Brettmühle. Der Oheim besorgt das Gewerbe, welches die Mutter forttreibt. — Therese Werner heiße ich."

„„Therese!"" — wiederholte Anton mit weicher Stimme.

„Gefällt Euch der Name?"

„„Wie Ihr mir gefallt.""

„Im Ernste? — Das freut mich. Der Mutter werdet Ihr willkommen sein. Barbara hat wohlgethan, Euch gerade an uns zu weisen, wiewohl sie uns mit keiner Silbe darauf vorbereitet. — Kommt nur! — Aber wie bin ich denn?" — sagte sie auf einmal erröthend. — „Wartet ein wenig, bis ich meine Schuhe wieder angelegt! Auf der Bleiche, — nun Ihr werdet es wissen, — geht es nicht anders."

Sie schlüpfte leicht wie ein Reh in das Gebüsch und kam in wenigen Minuten beschuht zu dem entzückten Jünglinge zurück. Eine Dienerin folgte ihr, welche wahrscheinlich bis jetzt versendet war, um die Wache auf der Bleiche statt der heimkehrenden Gebieterin zu übernehmen.

„Kommt jetzt!" — sagte sie zu Anton, — „wir haben nur wenige Schritte, und die Sonne ist im Untergehen." Sie faßte seine Hand, ihn zu geleiten. Er empfand den Schlag aller Pulse beflügelt in seinen Adern.

13.

Die Familie, in welche das Zusammentreffen der Umstände unseren Anton geführt, gehörte zu den Zierden des ländlichen Mittelstandes, den zu jener Zeit auch in Preußen eine seltene Biederkeit, bei bedeutendem Segen an zeitlichen Gütern, eine fromme Genügsamkeit und die Fröhlichkeit auszeichnete, welche eine gemüthliche Beschränkung und ein festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung hervorzubringen pflegen. Die Wittwe Werner, noch eine Frau in rüstigen Jahren, verlor ihren Gatten, als Therese noch ein Kind war. Sie blieb im Besitze eines reichen Gewerbes und nicht unerheblicher Ersparnisse, aber sie heirathete nicht wieder, nahm ihren Bruder zu sich, der ebenfalls Wittwer, ein geschickter Mühlenbauverständiger, aber auch ein stiller, freundlicher Mann war, und also besonders geschickt, mit seiner Schwester zu wirthschaften, welche Sanftmuth an Männern vorzüglich empfehlenswerth fand. Therese, das lieblichste Kind, wurde daher mehr durch den Oheim als durch die Mutter erzogen und in mancherlei Dingen unterrichtet, die sonst Mädchen in diesen Verhältnissen damals fremd zu sein pflegten.

Die stattliche Mühle, welche kaum einem Edelhofe wich, beherbergte viele Tugenden unter ihrem keineswegs niedrigen Dache, keine aber wurde darin mit mehr Beflissenheit geübt, als die Gastfreundschaft, und wir brauchen daher Antons Aufnahme kaum zu schildern, als er durch Therese der Mutter und dem Oheim zugeführt wurde, welche eben die letzten Mahlgäste vor den Festtagen abgefertigt hatten.

Kaum hatte indeß Therese den Namen Anton Hart genannt, als die lebhaften Augen der noch stattlichen Mutter zu leuchten anfingen, und sie freudig ausrief: „Wie! — Anton Hart! — Der Retter der armen unschuldigen Barbara! — Seid willkommen! Niemand konnte erscheinen, den ich herzlicher begrüßt hätte. Wie viel Liebes und Schönes hat uns Barbara von Euch erzählt! Aber sagt, wie kommt Ihr hieher? — womit können wir Euch dienen?"

„„Ich bin verirrt, und wollte Euch inständigst um ein Obdach für diese Nacht bitten.""

„Verirrt? — Ihr habt sehr wohlgethan, Euch hieher zu verirren. Obdach? — der König würde nicht besser aufgenommen werden können. — Aber wo geht die Reise hin?"

„„Ich will morgen einen Vetter in F. bei Pr. Eylau besuchen und bei diesem die Festtage zubringen.""

„In F.? — doch wohl nicht Herrn Pfarrer Kranz?"

„„Den nämlichen.""

„Herr Hart, Ihr müßt Euch wenig um Eure Verwandten bekümmern. — Der ehrwürdige Herr ist seit einem Jahre Erzpriester in E. geworden, und Ihr hättet gute zehn Meilen bis dahin."

„„Das bedaure ich recht sehr.""

„Wir aber bedauern es heute keineswegs. Ihr bleibt die Festtage bei uns, denn Ihr werdet diese doch nicht auf der Landstraße zubringen wollen? — Kein Einreden! Es bleibt dabei. Gottfried, nimm dem Herrn das Pferd ab! Bruder, Therese, führt den Gast in das Zimmer! Ich eile, das Oberstübchen für ihn einrichten zu lassen."

Sie war im nämlichen Augenblicke im Hause verschwunden, und man hörte nur ihre, Befehle ertheilende Stimme.

Kaum eine Stunde war vergangen, und Anton fühlte sich behaglich in der zwar einfachen, aber höchst saubere und gediegene Wohlhabenheit verkündenden Umgebung: heimisch bei diesen wackeren und freundlichen Menschen. Sie wurden ihm theuer, und mit inniger Freude nahm er wahr, daß er auch ihnen nicht gleichgültig sei. Jeder Augenblick fesselte ihn aber mehr und mehr an die reizende Therese; und sie — mochte sich im Stillen nicht minder an seiner Nähe erfreuen. Wenn sich ihre Augen zufällig begegneten, erröthete sie beide, und doch, — diese Begegnung schien beiden so erwünscht zu sein, daß sie in einer und der nämlichen Viertelstunde mehrmals zu erröthen sich Gelegenheit gaben. Die Mutter war in Fragen über Antons Verhältnisse nicht zurückhaltend; der milde verständige Oheim wußte das unbeschränkte Zutrauen für sich in Anspruch zu nehmen; und so währte es nicht lange, bis die Familie alle Umstände erfahren, welche Anton in diese Gegend geführt. Auch hier gereichte in dem ohnehin mit Beifall angesehenen Manne nicht zum Nachtheile, nebenbei noch als ein wohlhabender zu erscheinen. Die Zuvorkommenheit der Mutter wurde dadurch erhöht, die Neigung des Oheims bis zur Väterlichkeit gesteigert: und Therese! — für das schuldlose zarte weibliche Herz liegen zeitliche Güter unter dem Maaße der Würdigung. Als er ihr spät gute Nacht bot und dabei ihre Hand faßte, wurde sie tief bewegt, innig erschüttert, und wußte nicht weshalb.

14.

Es gehört zu den größten Wonnen des Reisenden in einer Herberge, welche gegen Bezahlung oder aus Gastfreundschaft gewährt wird, sich gleich behaglich, und in der Fremde heimisch zu empfinden. Auch Anton machte diese Bemerkung, als er höchst einladend und erfreulich von dem Oberstübchen angesprochen wurde, welches man ihm zum Nachtlager angewiesen. Wie sehr aber wurde dieser angenehme Eindruck gesteigert, als der ihn einführende Oheim erwähnte, dieses sei Theresens Zimmerchen, welches sie freiwillig ihm habe einräumen wollen, weil das andere Giebelzimmer, nach Wegräumung der darin aufbewahrten Vorräthe, nicht sogleich habe in die zierliche Ordnung gebracht werden können, welche sie für unerläßlich gehalten.

Als Anton allein war, wurde es ihm wunderbar bang und süß um's Herz. Hier hatte sie, als in ihrem besonderen kleinen Eigenthum, gewaltet, an dieser Stelle noch in voriger Nacht geschlafen, von jungfräulichen harmlosen Träumen umgaukelt. Dieser kleine Spiegel hatte noch an diesem Morgen ihr liebes Bild, geröthet von der Glut des früh entwichenen Schlummers, zurückgegeben. Das beschränkte Kammerchen schien ihm eine weite Welt, und er begab sich auf Entdeckungsreisen, um zurückgebliebene Denkmale ihres anmuthigen Schaltens und Waltens darin aufzufinden. Aber sie war zu sehr der Ordnung beflissen, als daß sie etwas hätte umherliegen, oder bei ihrem Umzuge zurücklassen sollen. — — Sieh indeß, — etwas Goldenes schimmerte auf dem Simse ihres Schrankes, zwischen hochgelben Taschenkürbissen, großen dunkelrothen Aepfeln und bunten Ostereiern, die zu dessen Zierde aufgestellt waren! Es war der vergoldete Schnitt ihres Kirchenliederbuches. Er öffnete das Buch. Auf dem weißen Blatte vor dem Titel stand geschrieben:

Dieses Buch ist mir lieb.
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb.

Therese Wernerin.

Anton, selbst ein eifriger Schönschreiber, hielt viel auf zierliche Schrift. Diese war nicht sonderlich, ängstlich, eckig, und die dick gewordene Tinte war augenscheinlich mit Essig verdünnt, weshalb die Buchstaben mehr gelb als schwarz aussahen. Aber sie hatte es geschrieben und Anton meinte, es sei eine recht gute Hand. Im Buche lagen zwischen den Blättern getrocknete Vergißmeinnicht, Veilchen und andere Blümchen, welche sie wohl beim Nachhausegehen aus der Kirche gepflückt und aufbewahrt haben mochte. Anton wünschte, ein solches Blümchen sich anzueignen, aber sein zartes Gewissen hatte noch nicht einmal den Versöhnungspunkt mit einem galanten Diebstahl gefunden. „Wenn ich es nehme, — so muß ich mich ehrlich dazu bekennen." Ein kleines Stückchen sauberes Papier fand er in seiner Brieftasche. Ein Tintenfaß stand auf dem Fenster, und eine Feder steckte darin. Der Inhalt des ersten war wieder eingetrocknet, und die letzte schien wie ein erhärteter Lava zu haften. Etwas

Digitized by Google

Wasser brachte die versteinerte Schwärze wieder in Fluß, sein Federmesser gab dem zerfressenen Kiele wieder einige Tauglichkeit, die zu den wenigen von ihm geschriebenen Worten ausreichte:

„Das Blümchen habe zum Andenken genommen, welches ich pflichtmäßig hiedurch bescheinige.

Anton Hart aus S., den 5. Mai 1738."

Anton barg das Blümchen in seine Brieftasche, legte das Zettelchen dafür in das Buch, und dieses an seine Stelle. Es war schon spät, aber er war noch zu munter, um das Bett zu suchen. Er öffnete das kleine Fenster. Der Mond schien hell. Die Gegend lag in einem silbernen Scheine, und es war eine so heimliche, so liebliche Gegend. Der Fluß, der im weißen Schimmer dahin strömte. Das grüne Thal mit seinen Ellern, seinen Birken, die im Winde flüsterten. Der Obstgarten an der wohlgebauten stattlichen Mühle, der im Blüthenschnee dalag. Es war still. Die Mühle ging diese Nacht nicht. Ihre Bewohner schienen bereits zu schlafen. Nur das Wehr rauschte feierlich. Die Frösche quakten. Ein paar Sprosser schlugen im Garten, und die Hunde bellten den Mond an. Die Luft war frühlingswarm, und die Düfte des Flieders und Jasmins wallten aus den Lauben unten balsamisch zu ihm empor. „Hier mit ihr wohnen," — dachte er, — „ich möchte des Großvaters Nachlaß darum geben."

„Horch!" — da hörte er leichte Schritte, welche im Hause die Treppe hinan schlüpften. Er hörte Mädchenstimmen und erkannte die Theresens. Wahrscheinlich suchten sie ihre Betten in einer Bodenkammer, denn eine Thüre wurde geöffnet und zugeschlagen, und das Gespräch verlor sich. Ohne zu wissen wie, stand Anton draußen auf dem Saale. Licht schimmerte aus den Spalten eines nahgelegenen hölzernen Verschlages, und hinter der Bretterwand hörte er die Mädchen sprechen.

„Nun, Jungfrau Therese, wie gefällt Euch der Gast?" fragte die Dienerin.

Therese antwortete: „„Du willst mich wohl ausfragen, weil ich heute, um ihm Platz zu machen, in Deiner Kammer schlafen muß, Anna? — Recht wohl.""

„Hört! — das wäre ein Mann für Euch."

„„Warum nicht gar? Der will höher hinaus.""

„Eine Gräfin wird er doch nicht freien."

„„Er ist reich.""

„Seid Ihr es nicht?"

„„Mit mir hat es Zeit.""

„Habt Ihr nicht neulich von einem grünen Burbaum geträumt!"

„„Ja wohl.""

„Das bedeutet nahen Brautstand."

„„Possen.""

„Und was hat Euch gestern die Zigeunerin Barbara prophezeit?"

„„Thorheiten.""

„Einen schmucken Freier. Könnt Ihr ihn besser wünschen?"

„„Was weiß ich! Aber weißt Du, Anna, daß ihn Barbara eben an uns gewiesen?""

„Was Ihr sagt! — Dann ist's richtig."

„„Du faselst.""

„Wenn er aber nun Ernst machte, was würdet Ihr thun?"

„„Ich weiß nicht.""

„Ihr würdet gewiß Ja sagen."

„„Albernes Ding.""

„Würdet Ihr Nein sagen?"

„„Laß mich in Frieden!""

„Auf's Gewissen, — würdet Ihr Nein sagen? —"

„„Er hat mich niemals beleidigt, und Nein ist ein hartes Wort.""

„Seht Ihr also, Jungfer Therese? Ihr würdet Ja sagen, und es wäre das beste Wort von Euern Lippen."

Das Licht wurde plötzlich ausgeblasen, und Therese sagte kichernd: „„gute Nacht, Anna!""

Antons Herz pochte heftig. „Sie würde nicht Nein sagen," — flüsterte er. — „Gott im Himmel, — Die oder Keine!" — Er ging in sein Zimmer, kleidete sich schnell aus, und sank wie ein Berauschter in die Kissen.

Wir überlassen ihn dem seligen Schlummer der Unschuld, in welcher der zärtliche Gedanke an Theresen verdämmerte, um mit seinem frühsten Erwachen am nächsten Morgen wieder lebendig zu werden, und eilen, den hier abbrechenden Faden unserer Darstellung in einer entfernten Gegend, an weit verschiedenen Begebenheiten und Erscheinungen wieder anzuknüpfen.

15.

Es war im Spätsommer des nämlichen Jahres 1730, als an einem regendunkeln Abende, der ganz besonders zur Geselligkeit geeignet erschien, mehrere Diener in etwas corporalmäßig zugeschnittenen, anständigen, aber nichts weniger als glänzenden Livreen eilig beschäftigt waren, einen Saal zu einer Versammlung einzurichten, die an diesem Abende darin stattfinden sollte. Der Saal war hoch und geräumig, mit einer al Fresco gemalten Decke, und sah vornehm aus, von eigentlicher Pracht war aber nichts zu entdecken. Der Boden war freilich auf das zierlichste getäfelt und glänzend mit Wachs frottirt, die Wände waren allerdings mit grünem Damaste bekleidet und mit goldenen Leisten verziert, aber kein Teppich war ausgebreitet, die Tapeten hatten den Lüstre verloren, und die Leisten waren ein wenig blind geworden. Um den schönen Plafond war es schade, denn man hatte ihn nicht mit der Sorgfalt der Kunstliebe geschont, und die treffliche Malerei war bis zur Unkenntlichkeit mancher Figuren verdunkelt. Abgesehen von diesen Bezeichnungen des Luxus, herrschte aber eine echt holländische Sauberkeit im ganzen Gemache. Auch schienen Einrichtungen und Meubles eine gewisse Vorliebe des Eigeners für batavische Formen und Lebensweise zu verrathen. Das einzige Prachtstück war ein großer Kronleuchter von Bergkrystall, an welchem die Diener so eben zwanzig große Kerzen von milchweißem Wachse entzündeten. Sodann wurde eine lange Tafel, welche von einem Ende des Gemaches zum anderen reichte, aufgeschlagen und mit einem kostbaren holländischen Gedecke überspreitet. Kleine holländische Rohrschemmel wurden umher an einander gereiht; für die noch nicht eingetroffenen Gäste Thonpfeifen, Porzellanschalen mit feinem Taback, Fidibus und Wachsstöcke zurecht gelegt, brennende Kerzen auf hohen schweren silbernen Armleuchtern wurden auf den Tafeln vertheilt; und so war die Zurüstung zu der sonderbarsten Tabagie fertig, die jemals gesehen worden. Stimmen vor der Thüre verkündeten die Annäherung der Gäste. Sie traten ein, nur Herren vom Militair, keiner unter funfzig, lauter ehrbare altväterliche, mitunter ein wenig saure Gesichter, alle von Range, einige mit Ordenssternen, die Bänder auf den, unten am Magen nur mit zwei Knöpfchen geschlossenen langen Westen, von Schärpen umgürtet. Keiner erlaubte es sich, abzulegen und Platz zu nehmen, alle standen in einzelnen Gruppen umher, gleichsam erwartend, unter einander flüsternd. Da rauschte eine Seitenthüre. Das leise Gespräch der Anwesenden verstummte plötzlich, und alle, eine steife dienstmäßige Stellung annehmend, richteten ehrfurchtsvolle Blicke auf den Eintretenden. Dieser war ein Mann von mittler Größe, in einem Stabsofficieralter, von ziemlicher Corpulenz. Das Gesicht mit herrlichen blauen Augen zeigte ungeachtet seiner, der schönen Form entquollenen Fülle, einen edeln majestätischen, aber strengen Ausdruck. Die Kleidung war eine einfache blaue Infanterieuniform ohne Stickerei. Der Stern des schwarzen Adlerordens glänzte auf der Brust. Schuhe von dienstmäßigem Schnitt, und lange Kamaschen von schneeweißer feiner Leinwand bekleideten die Füße. Gang und Anstand waren frei und gebietend.

„Guten Abend, Ihr Herren," — sprach der Eintretende mit fast unmerklicher Neigung des Hauptes. — „Ich hoffe, daß unserem Kreise Niemand mangelt." —

„Niemand, Ew. Majestät," antwortete ein silberhaariger General-Lieutenant.

„Nun, — so setzen wir uns!" sagte der König und nahm den obersten Platz am Tische.

Die übrigen Anwesenden folgten seinem Beispiele, und — das Tabakscollegium Königs Friedrich Wilhelm des Ersten war hiemit, und zwar in seinem Schlosse zu Potsdam versammelt.

16.

Die Thonpfeifen wirbelten ihre Rauchsäulen und Düfte empor, die Diener reichten gläserne Krüge mit Bier gefüllt umher, da nur dieses Getränk dem Genusse des Tabaks, selbst hier, angemessen erachtet wurde, aber das Gespräch wollte nicht recht in den Gang kommen, denn der König war sichtlich zerstreut. Endlich hub er an: „Was steht in den Zeitungen, Ihr Herren?"

Man fragte, ob Se. Majestät befehle, daß sie vorgelesen würden. —

„Nein," — sagte der Monarch. — „Die Händel der Welt werden mir täglich gleichgültiger. Wer die Zeitung gelesen, theile uns das Neueste aus unserer Nähe mit."

„„Es giebt für uns nichts Wichtigeres,"" — erwiederte ein General, — „„als daß Ew. Majestät uns schon morgen verlassen, um Dero Reise nach Preußen anzutreten, und das —""

„Und das?" fragte der König.

„„Kann uns keineswegs erfreulich sein.""

„Obligirt für die Attention."

„„Ew. Majestät mißverstehen mich, es war auf Courtoisie durchaus nicht abgesehen.""

„Nun? — worauf denn, wenn's beliebt?"

„„Auf ehrerbietigen Tadel, mit Devotion zu melden, denn Ew. Majestät genießen leider nicht der besten Gesundheit, die

Digitized by Google

Jahreszeit ist vorgerückt, das üble Wetter tritt in Preußen früher ein als hier. Ob die Reise überhaupt nöthig ist, liegt außer unserer Beurtheilung. Unseres geringen Ermessens möchte aber jenes Land nicht über Winter davonlaufen, so daß Ew. Majestät künftigen Frühling immer noch zeitig genug dorthin gelangt wären.""

„Künftigen Frühling?" — erwiederte der König fast sinnig. — „Wer weiß, wer dann noch lebt. — Keine Complimente, Ihr Herren! Wir kennen Eure Loyauté, sind indeß Zufällen ausgesetzt, welche uns kein hohes Alter versprechen. Indeß wie Gott will. Wir fürchten die letzte Stunde nicht, hoffen einen nachsichtigen Richter, und wissen unsere Staaten, unsere Armee und unseren wohlerworbenen Tresor in guten Händen. Wir müssen indessen unserem Nachfolger ein gutes Fundament hinterlassen. Neue Einrichtungen sind gemacht in der Verwaltung unserer Domanen. Hier tragen sie gute Früchte, man muß sehen, wie sie sich in Preußen eignen."

Ein General von strengem soldatischen Ansehen, welcher neben dem Könige saß, schlug eine tiefe Lache auf. Friedrich Wilhelm, nicht daran gewöhnt, seine Worte so aufgenommen zu sehen, schaute mit einer Miene nach dem Verwegenen, die böses Wetter versprach. Seine Stirne erheiterte sich aber wieder, denn er bemerkte, es sei Fürst Leopold von Dessau gewesen, sein berühmter General-Feldmarschall, sein aufrichtiger, wiewohl etwas roher Freund und Liebling, sein naher Verwandter und ein Reichsfürst wie er.

„Nun," sagte er, — „Ew. Liebden scheinen absonderlich heiteren Humeurs. Darf man fragen, was es hiebei zu lachen giebt?"

„„Was es zu lachen giebt?"" — erwiederte der Fürst und strich sich den Knebelbart: — „„Daß Ew. Majestät mit den vielen Federfuchsern bei Ihren Kriegs- und Domänen-Kammern meinen vernünftig haushalten zu können, ohne nicht zuweilen Einen oder den Andern zum Exempel für die Uebrigen, fünfundzwanzig Mal Gassen zu laufen.""

„Ew. Liebden sind ein großer General, reden aber eben von Dingen, die Sie nicht verstehen."

„„Himmeltausendsapperment, Ew. Majestät, man muß mindestens ein König sein, um mir dieses in den Bart zu sagen. Ein guter Infanterist versteht Alles. — Wenn aller Leute Wirthschaft nur so bestellt wäre als die meine! Mein Land gedeiht, meine Beutel sind voll, und meine Beamten, — von welchen freilich keiner nicht wenigstens Unteroffizier gewesen, — betrügen mich nicht.""

„Echauffiren Ew. Liebden sich nicht ohne Noth. — Betrügen mich denn meine?"

„„Weiß nicht, Ew. Majestät.""

„Ew. Liebden dürfen sich nicht rar und kostbar machen, convenirt denselben nicht sonderlich, weder als braver Soldat, noch als freundwilliger Vetter. Repetire die Frage: — Wo betrügen mich denn meine Beamten?"

„„Ew. Majestät reisen ja nach Preußen, von wo ich unlängst herkomme, und mich an dem Gedeihen meiner Güter in Litthauen erfreut habe. Ew. Majestät mögen selbst zusehen. Bin Allerhöchst Dero General-Feldmarschall, nicht aber Dero Angeber und Spion.""

Der König gerieth in die peinlichste Stimmung und drang mit Bitten und Mahnungen so lange in den eisernen Fürsten, bis dieser sich endlich bequemte und sagte: „„Nun, der Kriegs- und Domänenrath von Süß in Königsberg ist ein Schelm. Die Kinder sagen das auf der Straße, aber beweisen kann es ihm Niemand. Er beaufsichtigt im persönlichen Auftrage selbstständig alle Domänenämter in Litthauen, die mehrsten Beamten sind seine Creaturen und müssen mehr in seine Tasche wirthschaften als in die Ew. Majestät, wenn er ihnen nicht den Hals brechen soll. Ich weiß das von guter Hand, ich habe aber Parole gegeben, den Mann nicht zu nennen.""

Der Zorn stieg auf die Stirne des Monarchen, der in solchen Sachen gerade am wenigsten Spaß verstand.

„Ich bin Ew. Liebden sehr verbunden für die gute Botschaft," — sagte er mit erkünstelter Fassung. — „Dieselben beschuldigen da einen Cavalier, der nur wegen schwächlicher Leibesconstitution nicht im Militair dienen können, obwohl von guter Familie, ein mir wohlbekanntes, sehr routinirtes und qualificirtes Subject, der infamsten Felonie, die den Galgen verdiente. Vor Dero Parole allen schuldigen Respekt, wir geben aber auch unsere als Edelmann, Offizier und König, daß wir den von Süß hängen lassen, so das wahr ist, welches Ew. Liebden ihm nachsagen. Seine Verschuldung dürfte übrigens ohne criminelle Mitwissenschaft seines unmittelbaren Vorgesetzten nicht möglich sein."

Fürst Leopold fuhr vom Stuhle in die Höhe, stemmte die geballte Faust in die Seite und entgegnete mit barschem Commandoton:

„„Beschuldigen Ew. Majestät keinen treuen Diener und Ehrenmann. Der Kammerdirector von B. zu Königsberg ist der tüchtigste und rechtschaffenste Mann, der, so mir Gott helfe, einer Grenadiercompagnie würdig wäre. Das sage ich, — ich sage das Ew. Majestät, und bin curiös zu erfahren, wer nun noch Courage haben wird, ihn einen Schelm zu nennen.""

„Wir bitten Ew. Liebden um Pardon," — sagte der König zwar nachgebend, aber in gereiztem Tone. — „Werden indeß ercusiren, wenn unser Eins sich herausnimmt zu bemerken, wie dann des von Süß unentdeckte Frevel, von welchen aber die Buben auf der Straße sprechen, Räthsel sind, zu deren Lösung wenigstens unser armer Verstand nicht ausreicht."

„„Glaub's gern."" — sagte der Fürst mit gewöhnlichem Phlegma, und blies eine Tabackswolke, die für ein paar Sekunden ihn, den König und die zunächst Sitzenden in undurchdringlichen Nebel verhüllte, — „„geht mir nicht besser, bin aber auch ein ehrlicher Soldat und kein Federfuchser. Ich sagte es ja vorhin, ohne fünfundzwanzig Mal Gassenlaufen kommt kein Licht in die Sache. Aber das hilft gewiß. Der von Süß hat da neulich wieder einen Streich gespielt, den ich auf meinen Gütern in Litthauen erfuhr, ehe ich von dort abreiste, der —""

„Erzählen doch Ew. Liebden sothanen Streich!" — fiel der König ein, — „wollen sehen, ob er auf einem Umwege zu etwas führt."

„„Ew. Majestät haben das Domänenamt S. in Litthauen, es grenzt an meine dortigen Vorwerke, an den Amtmann Hart verpachtet. Dieser soll dreitausend Thaler Pacht zahlen, Ew. Majestät erhalten wirklich aber nur tausend.""

„Richtig, Ew. Liebden, alldieweilen zweitausend Thaler jährlich contractmäßig zu großen Meliorations verwendet werden sollen, durch welche das Amt dem Kronprinzen, meinem Sohne, wenn er regiert, dereinst sechstausend Thaler jährlich bringen wird."

„„Gratulire,"" — entgegnete der Fürst, — „„das Amt trägt aber wirklich nicht nur dreitausend, sondern schon fünftausend Thaler ein, und wenn nur zweitausend Thaler jährlich an die Meliorations verwendet werden sollen, so hätte das Amt bei der vorjährigen Verpachtung nicht für tausend Thaler baar, sondern um dreitausend Thaler jährlich dem Pächter zugeschlagen werden sollen, und der Pächter hätte doch noch seinen anständigen Vortheil gehabt. Aber nicht einmal die zweitausend Thaler werden zur Verbesserung verwendet, das heißt in der Wirklichkeit, denn auf dem Papiere weiß der Süß blauen Dunst genug vorzuschwindeln, und es giebt ehrliche Leute, die ihm glauben. Aber dafür stiehlt er Ew. Majestät jährlich von dem einen ein paar tausend Thaler für sich, und überläßt dem Amtmann Hart auch seinen Theil, damit er zu seinen Intriguen und Practiken sich hergiebt. Der Hart war vor zehn Jahren ein so armer Mann, daß der Süß für ihn Caution stellte, nun ist er reicher, als es möglich wäre, wenn es mit rechten Dingen zuginge. Aber der Satan läßt nicht mit sich spielen. Der Hart hatte einen tüchtigen Sohn, er hieß mit Vornamen Anton, einen hübschen Burschen von zwanzig Jahren, den ich selbst gesehen habe, und der die Seele der Wirthschaft war, ohne daß er in die Ränke des Vaters jemals eingeweiht worden. Der arme Junge macht eine Erbschaft, und gleich fällt es dem Süß ein, seine Maitresse an ihn zu verheirathen. Der Vater, den der saubere Kriegsrath in Händen hat, willigt ein, der Sohn sperrt sich dagegen. Da nimmt der Vater ihn bei Seite und läßt ihn zum ersten Male in die Karten sehen. Hart kann dem von Süß nichts beweisen, Süß kann ihn aber zum Bettler, zum Schelm machen und in die Karre bringen, wenn er sich nicht willenlos seinen Absichten fügt. Der junge Mensch steht wie vom Blitze getroffen, bittet um eine Nacht Bedenkzeit, und am andern Morgen ist er in die weite Welt entlaufen, Niemand weiß wohin.""

Der König hatte dem Berichte mit starrer Aufmerksamkeit zugehört, endlich sagte er: — „Der Junge wird vor den Soldaten desertirt sein, oder weil des von Süß — Gott sei bei uns — Maitresse ihm nicht angestanden. Woher sollte man auch, da man seiner nicht wieder habhaft geworden, die eigentlichen Beweggründe seines Davonlaufens wissen?" —

„„Der junge Mensch,"" — versetzte Fürst Leopold, — „„hat am Abende vor seiner Flucht demjenigen sein Herz aufgeschlossen, von welchem ich diese ganze Geschichte erfahren, und welchen nicht namhaft zu machen ich Parole gegeben.""

Der König stand auf mit den Worten: „Nach Belieben. Ew. Liebden haben Ihre Parole, wir die unsrige, und morgen reisen wir nach Preußen. — Auf glückliches Wiedersehen, Ihr Herren. Es wird spät. Madame erwartet mich, und ich bin ihr und meinen Kindern diesen Abend schuldig."

Er grüßte freundlich und dem Anscheine nach völlig beruhigt, indem er sich durch die Seitenthür in die Zimmer der Königin begab.

Digitized by Google

17.

Der König reiste am folgenden Morgen wirklich nach Preußen ab. Ein Adjutant, ein Arzt, und nur die nothwendigste Dienerschaft bildeten seine unmittelbare Begleitung, indeß der Kronprinz folgte ihm dieses Mal mit zwei Cavalieren in einem besondern Wagen, und so war das Gefolge des einfachen Monarchen zahlreicher als sonst. Die Reise wurde mit gewöhnlicher Schnelligkeit durch Pommern zurückgelegt, und schon nach sechs Tagen erreichte Friedrich Wilhelm um fünf Uhr Nachmittags die entlegene Hauptstadt seines Königreichs. Der Kronprinz, obgleich eben in der höchsten Gunst seines längst mit ihm völlig ausgesöhnten Vaters, hatte mit seiner gewöhnlichen Feinheit einen Vorwand gefunden, sich in dem sieben Meilen von Königsberg entlegenen Flecken Brandenburg am frischen Haff ein paar Stunden länger zu verweilen, um bei dem allgemeinen Interesse, welches überall eingeflößt zu haben er sich bewußt war, dem Könige bei dem Einzuge in die Stadt nicht durch seine, dort noch niemals gesehene Erscheinung einen Theil der Aufmerksamkeit des Volkes zu entziehen. Erst in der Dämmerung beabsichtigte er, unerkannt auf der alten Königsburg Friedrichs des Ersten einzutreffen.

Die Straßen der Stadt, durch welche der Monarch vom Brandenburger Thore bis zum Schlosse fahren mußte, und welche sich bis zur Länge einer halben Meile hinziehen, waren mit Volksmassen erfüllt, die begierig waren ihren Gebieter zu sehen. Der König indessen, so wohl er es mit seinem Volke meinte, und so gern er sich geliebt sah, war kein Freund von solchen Auflaufen, wie er zu sagen pflegte, und seine Stirn verfinsterte sich schon, als er durch's Thor fuhr und die vielen Personen erblickte, welche am Wege standen. Als sein Wagen jedoch an der Kirche um die Ecke bog, und er den Haberberg und die lange, breite, schnurgerade Vorstadt mit einer unübersehbaren Menge erfüllt sah, gerieth er in Zorn. Er rief aus dem Wagen: „Haben die Tagediebe nichts zu Hause zu thun?" Das Rasseln des pfeilschnell dahinfliegenden Wagens, das Jubelgeschrei des Volkes, dem die Fülle und das scheinbar blühende Aussehen des Königs große Freude erregten, übertönte selbst die Commandostimme des soldatischen Fürsten, so daß die Ausbrüche seines Unwillens von keinem Ohre vernommen wurden. Seine Empfindlichkeit wurde dadurch gesteigert, und schon wollte er halten lassen und den Befehl nachdrücklicher wiederholen, als sein neben ihm im Wagen sitzender General-Adjutant, ein Mann, auf welchen der König viel hielt, ihn ziemlich trocken ersuchte, das gut sein zu lassen. „Er werde ja doch nur von Wenigen gehört werden. Kinder freuten sich immer am Anblicke des lange nicht gesehenen Vaters, und Se. Majestät sei ja der Vater Aller."

Der Schluß wirkte. Der König schwieg, erheiterte sich nach und nach, und noch hatte er die grüne Brücke nicht erreicht, als er schon, auf's Huldreichste lächelnd, der entzückten jubelnden Volksmenge zunickte und, da das Gedränge immer dichter wurde, den Postillons zurufen ließ, langsamer zu fahren. So ging es durch die kneiphöfsche Langgasse, wo der Monarch vor den vielen zierlich gekleideten Frauen und Töchtern der reichen Kaufleute, welche auf den Balcons vor den Thüren sich befanden, sogar mit einer Art von Ritterlichkeit den Hut zog und allgemeine Begeisterung erregte, deren Ausdruck ihn immer aufgeräumter machte.

Sein Wagen rollte über die Krämerbrücke und fuhr eben in die altstädtische Langgasse, als sich ein Vorfall ereignete, welcher die bösesten Folgen hätte haben können. Es ist dort eine für die Passage im Volksgewühle gefährliche Stelle. Gleich nach der Brücke verengt sich die Straße in diesem sehr dicht bebauten Theile jener Hauptstadt zwischen hohen und stattlichen Häusern so sehr, daß es zweien Wagen fast unmöglich ist, neben einander zu fahren. Da nun diese Einfahrt in die Straße jederzeit höchst belebt ist, das Geräusch der Wagen sich in dieser Beschränkung verstärkt und etwaige Verwirrung noch vermehrt, so ist dieser Ort bei jeder ungewöhnlichen Gelegenheit nie ohne Aufmerksamkeit und Besorgniß zu durchschreiten. Ein junges Mädchen schien mit einem Briefe in der Hand gerade hier den König erwartet zu haben, wo sie allerdings am leichtesten Gelegenheit fand, ihm die Bittschrift zu überreichen, oder in die Kutsche zu werfen. Wahrscheinlich um letzteres zu bewirken, hob sie sich, auf der untersten Stufe einer Treppe stehend, auf den Fußspitzen empor, als sie dem hohen Reisenden gegenüber war. In diesem Augenblicke wurde sie aber von der Seite und von hinten gedrängt und gestoßen, so daß sie zu Boden und zwischen die Räder des Wagens stürzte.

„Halt!" — donnerte der Monarch. — „Halt!" — riefen hundert Stimmen von allen Seiten ihm nach. Nebenanstehende fielen den Pferden in die Zügel, und der Wagen stand in dem Augenblicke, in welchem das Hinterrad eben die Unglückliche berühren sollte, die man nun unversehrt, aber halb sinnlos vor Schreck, unter dem Wagen hervorzog.

18.

Wer das heftige Temperament König Friedrich Wilhelms des Ersten erwägen will, bedarf keiner Schilderung der Aufregung, in welche ihn diese Begebenheit versetzte.

Die Postillons wollten weiter fahren, aber ein neues Halt von seinem Munde, noch donnernder als das erste, fesselte wie ein Zauberspruch jede Bewegung.

„Welche Unordnung!" — schalt er. — „Ist keine Aufsicht hier? — keine Polizei? — Wo ist die Polizei?"

Es befand sich zu ihrem Glücke entweder gar keine in der Nähe, oder sie war incognito, und fand es, wie die Sachen standen, nicht gerathen, sich zu decouviren. Die Wahrheit zu gestehen, war dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung damals noch sehr weit von seinem heutigen zweckmäßigen Nachdrucke entfernt. — Der König fuhr fort:

„Ich sehe, daß ich kommen muß, um ihnen die Köpfe zurecht zu setzen. Ich werde den ganzen Magistrat zum Teufel jagen."

Einer der zürnenden Blicke des Monarchen fiel nun auf den unglücklichen Anlaß seines Unwillens, und die erste Sylbe eines neuen Ausbruches starb auf seinen Lippen. Nach seinem eigenen spätern Geständnisse erinnerte er sich nicht, etwas Schöneres gesehen zu haben als dieses Mädchen, welchem der Schreck, die der Blässe folgende glühende Röthe, die Verwirrung in allen Zügen ein um so rührenderes Ansehen gaben.

Friedrich Wilhelm betrachtete sie, sich weit aus dem Fenster der Kutsche lehnend, länger als eine Minute schweigend, während welcher der Sturm in seinem Innern sich völlig beschwichtigte. Endlich fragte er mit Güte: „Du hast keinen Schaden genommen, mein Kind?"

Das arme Geschöpf war so verwirrt, daß es nicht antworten konnte.

„Nun," — fuhr der König fort, nachdem er vergebens den Bescheid erwartet, — „hat der Schreck Dich stumm gemacht? — Wer bist Du?" —

Das Mädchen fand noch immer keine Fassung, und ein junges Weib von brauner Gesichtsfarbe, welche die Begleiterin zu machen schien, erwiederte für sie:

„„Die Arme ist verwirrt und erschrocken, allerdurchlauchtigste Majestät. Sie heißt Therese Werner und ist die einzige Tochter der steinreichen Müllerin aus J.""

„Serviteur," — entgegnete der König mit Laune. — „Was bewegt aber die steinreiche Müllerprinzessin, sich zwischen die Wagenräder eines armen Mannes in den Koth zu legen?"

„„Sie wollte eine demüthige Bittschrift überreichen.""

„Sehr herablassend von dieser steinreichen Personage. Gebt Eure Bittschrift her, da Ihr Euch einmal der Gefahr ausgesetzt habt, deshalb gerädert zu werden; wiewohl wir uns sonst mit dergleichen auf diese Art nicht befassen."

Ja, — die Bittschrift, — wo war die? — Sie war bei dem Falle der armen Therese aus der Hand gekommen und nun nirgend mehr zu sehen. Vermuthlich war sie von der Menge in den Koth getreten. Kurz, sie war nicht mehr vorhanden.

„„Ach, — die Bittschrift," — sagte nun Therese selbst, — „„ich habe sie nicht mehr.""

„Hat auch nichts zu bedeuten," — meinte der König lachend. — „Da ich höre, daß Du nicht stumm bist, artiges Kind, so kannst Du mir Dein Anliegen mündlich vortragen. Gegen steinreiche Leute muß man zuvorkommend sein. Die Sache wird so große Eile nicht haben. Morgen bin ich nicht zu sprechen, übermorgen auch nicht, aber Sonnabend Vormittags Schlag neun Uhr melde Dich auf dem Schlosse bei meinen Leuten, sie werden Dich zu mir führen. — Vorwärts!"

Der Wagen fuhr fort, während der König noch einen Blick zurück auf Theresen fallen ließ, und dann zu seinem General-Adjutanten sagte: „Nicht wahr, Oberst, — sie war schön?"

„„Sehr schön, Ew. Majestät.""

„Aber sie wäre bei einem Haare gerädert worden. Das ist ja hier eine Teufelswirthschaft. Ich muß ein Einsehen darin haben. Solch eine Lumpenpolizei;" — und hiemit ging die Stimmung des Königs, die, wie bei allen Jähzornigen, schnellem Wechsel unterworfen war, von Neuem in die äußerste Heftigkeit über, in welcher er Maßregeln der höchsten Strenge beschloß, die niemals zur Ausführung gelangen sollten.

Dieser neue Sturm währte indeß nur so lange, bis der König den Schloßberg hinauffuhr. Hier standen zwei Compagnien vom Regimente des Gouverneurs in Parade, und begrüßten den König mit klingendem Spiel und kriegerischen Ehren. Man konnte außer der bekannten Riesengarde zu Potsdam nichts Trefflicheres sehen als diese Truppe, und der Monarch musterte sie im Vorbeifahren mit dem Lächeln des Entzückens. Im innern Schloßhofe, unter einem Verschlage, der den Eingang verkleidet und oben einen zu den Staatsgemächern der königlichen Wohnung gehörenden Balkon trägt, hielt der Wagen. Der Gouverneur,

Digitized by Google

der Kammerdirector und der Oberbürgermeister empfingen den erhabenen Reisenden am Schlage. Der erste stand in besonderer Gunst. — „Grüß Ihn Gott, lieber General!“ — redete ihn der König an, — „ich freue mich, Ihn wieder zu sehen. Ich muß Ihm sagen, daß mir Sein Regiment sehr wohl gefallt. — Schöne Leute, — sehr schöne Leute!“

Aber im Vorzimmer waren die Mitglieder der Landescollegien, der Adel, die Geistlichkeit, die Notabeln der Stadt, die Deputirten der Kaufmannschaft versammelt. Der König begrüßte sie sehr gnädig, aber dieses hinderte nicht, daß Dieser oder Jener, wie der Monarch die Reihe hinunter ging, sein Theil bekommen hätte.

Dem Oberbürgermeister wurde die schlechte Polizei vorgerückt, aber er wurde nichts weniger als zum Teufel gejagt.

Die Aeußerung, welche dem Kammerdirector von B., einem geschickten und redlichen Beamten, zu Theil wurde, verstand indeß Niemand. „Es freut mich, lieber v. B., Seinen Eifer in meinem Dienste öffentlich loben zu können. Aber Er sieht blaß aus, — befindet Er sich nicht wohl?“ —

„„Ew. Majestät, leider nicht sonderlich.““

„Er arbeitet selbst zu viel. Ich will, daß Er sich persönlich menagirt und dafür Seinen Untergebenen desto schärfer auf die Finger sieht. Er ist ein treuer und redlicher Mann, der meine volle Gnade hat und behalten soll; Er muß aber ja nicht glauben, daß, weil Er honett ist, alle anderen Leute es auch sind. Er hat auch räudige Schafe unter seiner Heerde. Ich werde Ihm aber zu Hülfe kommen und einen Galgen vor die Kriegs- und Domänen-Kammer aufbauen lassen, an welchem der hangen soll, der an meinem Dienste treulos wird und Sein Vertrauen mißbraucht. Morgen mehr davon in allem Guten, lieber v. B.!“

Neben dem Kammerdirector stand der Kriegs- und Domänenrath von Süß, reich gekleidet, mit einem ironischen Lächeln auf den gespitzten Lippen, als wolle er den Galgen persiflliren.

Der König bemerkte es unglücklicherweise und warf ihm einen furchtbaren Blick zu, der Todtenblässe über das Gesicht des Vorwitzigen goß, das Lächeln in den Ausdruck panischen Schreckens verzog, und ging an ihm vorüber in die für ihn eingerichteten Zimmer, mit dem Befehle, den Kronprinzen zu ihm zu bescheiden, sobald er eintreffe.

Die ersten Tage nach der Ankunft des Königs gingen unter Musterungen der Garnison und langen Conferenzen mit dem Kammerdirector von B. in Gegenwart des Kronprinzen vorüber, der wenig öffentlich erschien, so gespannt man auf seine Erscheinung war. Akten von der Kriegs- und Domänen-Kammer wurden dem Könige vorgelegt, von ihm in die Gemächer des Kronprinzen getragen, der sich die Abende hindurch in Gemeinschaft mit dem Kammerdirector damit beschäftigte und deshalb einen Ball ausschlug, welchen der Adel für ihn veranstalten wollte. Ein reitender Bote mußte den Amtmann Hart aus S. unverzüglich nach Königsberg bescheiden, und der Kriegsrath von Süß erhielt vorläufig Stubenarrest. Man zerbrach sich die Köpfe über diese Maßregeln, man ergründete sie aber nicht.

Am dritten Morgen saß der König eben beim Frühstücke, als sein Kammerdiener das Mädchen meldete, welches Se. Majestät um diese Stunde herbestellt und vorzulassen befohlen.

Der Monarch, eben mit Lesen eines Memoirs beschäftigt, winkte bejahend, ohne aufzusehen.

Aus den früheren Abschnitten dieses Berichtes kennen wir bereits den Charakter der ländlichen Therese, wir dürfen also nicht ausführlich sein bei der Schilderung der Befangenheit, der zitternden Schritte, mit denen sie das Zimmer des Landesherrn betrat und ihn in seinem offenstehenden Cabinette wahrnahm, der sie anfangs nicht zu bemerken schien. Sie stand wartend, und ihr nach oben gerichtetes Auge schien bisweilen Kraft von daher zu erflehen. Hätte sie nur die Zigeunerin Barbara, welche ihr bei diesem zweifelhaften Unternehmen nie von der Seite gekommen, wie sie denn auch den Gedanken dazu hergegeben, und ihr durch ihre List dabei wesentliche Dienste geleistet, bei sich haben können. Aber diese Secundantin war schlau genug, sich der unmittelbaren Theilnahme an diesem letzten Schritte zu entziehen, wohl wissend, daß bei Friedrich Wilhelm ihr Ursprung und ihre Lebensweise der Clientin keineswegs zur Empfehlung gereichen würden.

Der König legte das Papier aus der Hand, sah Theresen und redete sie an.

„Nur näher, mein Kind! Was stand in Deiner Bittschrift! — Der Bräutigam ist unter die Soldaten genommen, und ich soll ihn wohl losgeben!“

„„Ach ja, allergnädigster König.““

„Sagte ich es nicht voraus! — Das ist das alte Lied. Wenn es nach Euch ginge, hätte ich eine Armee von Zwergen, Bucklichten und Wasserköpfen, denn an denen freilich ist Euch nichts gelegen. Das geht so nicht. Wie groß ist der Mensch?“

„„Ich weiß das so genau nicht.““

„Ungefähr.“

„„Wohl größer als —““ — sie zauderte.

„„Als ich,“ — fiel der König lachend ein. — „Das würde nicht viel bedeuten. Unsereins hat andere Meriten. Wenn der Mensch über zwölf Zoll ist, wird nichts daraus, denn alsdann hat er Grenadiergröße. Bei Mousquetiermaaß drücke ich ein Auge zu. Bei welchem Regimente ist er eingestellt?“

„„Ich weiß auch dieses nicht,““ antwortete Therese, und brach in Thränen aus.

„Nun, — wo ist er denn ausgehoben?“

„„Er ist gar nicht ausgehoben. Die Werber haben ihn mit Gewalt fortgeschleppt.““

„Was! — die Werber? — ist er ein Ausländer?“

„„Nein, Ew. Majestät, er ist ein Landeskind.““

„Einfältiges Zeug, da brauchen sich die Werber um ihn nicht zu bemühen. Wie heißt er? — Wo ist er her? —“

„„Er heißt Anton Hart, Sohn des Amtmanns aus S.““

„Was!“ — fuhr der König auf: — „Der seinem Vater und der Fahne, der er verpflichtet war als Unterthan, entlaufen! Der ist ein Deserteur, ein ausgetretener Cantonist, der muß hängen. — Wo ist er! — Keine Winkelzüge!“

Therese ward blaß wie der Tod, rang sprachlos die Hände und warf sich in Thränen schwimmend dem Könige zu Füßen.

Dieser Anblick besänftigte den Erzürnten. „Steh auf!“ — sagte er, — „ich kann das nicht leiden. Knie vor Gott, nicht vor mir! Ich werde Dich anhören. Ich strafe keinen Unschuldigen. Warum ist er davongelaufen?“

Therese hatte sich gesammelt, und in dem entscheidenden Augenblicke gab ihr die Liebe Fassung und Kraft.

„„Ew. Majestät,““ — sagte sie mit zitternder, aber vernehmlicher Stimme, — „„Anton Hart ist ein guter Sohn und getreuer Unterthan. Er kam zufällig in unsere Gegend, als er eben eine bedeutende Erbschaft im Ermlande in Besitz genommen, und wir gewannen uns lieb. Er begab sich dann in der Absicht zu seinem Vater, um seine Einwilligung zu unserer Heirath zu erlangen und zu mir zurückzukehren. Nach einigen Monaten traf er wieder zur Nachtzeit wie ein Flüchtling bei uns ein. Er kam nicht von Hause, sondern aus dem Ermlande. Er war bloß, unglücklich, verzweifelt. Sein Vater hatte ihn bei seiner Rückkehr nöthigen wollen, die Haushälterin des Kriegsraths von Süß zu heirathen. Als er widerstand, hat er ihm gezeigt, wie der v. Süß und der Vater Ew. Majestät schändlich betrogen, daß aber Süß, listiger als der Vater, sich versteckt, und wenn es ihm gefiele, den Vater verderben könne, ohne sich bloß zu geben, und daß die Gemeinschaft nicht sicher zwischen ihnen bestehen könne, wenn Anton sich zu dieser Heirath nicht entschließe. Anton wollte aber den Betrug nicht theilen und mit verschulden. Er bat den Vater auf den Knien, aus der Gemeinschaft mit dem Kriegsrath zu treten, ihn entweder anzugeben, oder falls er ihm nichts beweisen könne, seinen Theil an dem Betruge aufzuopfern, sich aus der Pacht zurückzuziehen und etwas Anderes mit redlicher Absicht zu beginnen, wozu, wenn auch der Vater all sein Erworbenes hingebe, Antons mütterliches Vermögen die Mittel biete. Der Vater wollte oder konnte dieses nicht, und Anton sah kein anderes Mittel redlich zu bleiben, als heimlich zu entfliehen. Seine Flucht glückte. Er begab sich nach dem Ermlande, wo er sicher war, und wo sich noch sein Vermögen befand.““

Theresens Kräfte schienen erschöpft. Sie holte tief Athem.

„Ganz wohl,“ — sagte der König, — „daß der junge Mensch den Betrug nicht theilen wollte, ist honett, es wäre aber seine Pflicht gewesen, ihn anzugeben. Er ist deshalb aber nicht minder ein ausgetretener Cantonist. Er gehört dem Militair an.“

„„Nein, Ew. Majestät,““ — entgegnete Therese lebhaft, — „„als einziger Sohn seines Vaters hatte er schon seit Jahren die Befreiung vom Kriegsdienste erlangt.““

„Nun, — so gehören doch dereinst seine Söhne der Fahne. Indeß, ich will das diesmal nicht genau nehmen. Hangen soll er nicht, wenn wir ihn erst haben; auf Parole, mein Kind! Aber wie ist er unter die Werber gerathen?“

„„Er hielt sich zu Heilsberg auf, und hatte sichere Aussicht, drüben sich anzukaufen. Wir wohnten nur wenige Meilen von der Grenze. Er schlich sich mehrmals in der Nacht zu uns herüber, und hielt sich bei uns, aus Liebe zu mir, einige Tage verborgen. Meine Mutter hatte nichts dagegen, denn wir sollten uns heirathen, und zwar noch vor Weihnachten. Die Hochzeit sollte drüben sein wo wir uns hindegeben wollten. Mehrmals waren ihm seine heimlichen Besuche geglückt. Aber boshafte Angeber hatten verbreitet, daß wir heimlich einen gefährlichen Verbrecher beherbergten, der verfolgt würde. Er ritt eines Abends von uns, und — war nicht in Heilsberg angekommen. — Nach der namenlosen Angst mehrerer Tage erfuhren wir durch eine Zigeunerin, die sich ehrlich durch einen Handel nährt, er sei dicht an der ermländischen Grenze von einem Commando angehalten, nach Bar-

Digitized by Google

tenstein gebracht, erst verhört, zwar nicht als der gesuchte Verbrecher anerkannt, aber von den Werbern in Beschlag genommen, mit Gewalt zum Soldaten geworben und hierher transportirt worden.""

Der König hatte mit Aufmerksamkeit zugehört, dann nahm er das Wort. „Kein Wunder, wenn er sich nicht legitimiren konnte und wollte. — Hast Du nicht ermitteln können, ob er sich noch hier befindet?"

„„Nein, Ew. Majestät, wir haben vergebens nach ihm geforscht. Aber Ew. Majestät werden sich unseres Unglücks erbarmen, Sie werden ihn ermitteln lassen, Sie werden ihn freigeben. Wir wollen danken, wir wollen für Sie beten.""

„Schon gut, wir wollen sehen, was zu thun ist. In welchen Verhältnissen leben Deine Eltern, oder Deine Mutter? — Bei wem befindest Du Dich hier? —"

Therese gab über die Verhältnisse ihrer Familie Auskunft, versicherte auf den Rath guter Freunde hierher zu einer nahen Verwandten von ihrer Mutter gesendet zu sein, um den König für ihren Geliebten anzugehen, und bezeichnete noch ihre hiesige Wohnung.

Der König vermerkte die letzte in sein Taschenbuch und entließ das Mädchen mit den Worten: „Geh mit Gott! wir wollen sehen, was zu thun ist. Verweile hier noch einige Tage. Du sollst von mir hören."

Hierauf wendete er ihr den Rücken, seine Papiere wieder zur Hand nehmend.

Der Monarch hatte schon mehrere Minuten sich beschäftigt, und Therese längst entfernt geglaubt, als er zufällig aufsah und ihr Bild noch im Spiegel wahrnahm. Er wendete sich um und fragte: „Bist Du noch hier? — Was giebt es sonst?"

Therese stammelte: „„Ich habe Ew. Majestät bitten wollen, ein kleines Geschenk anzunehmen.""

Der König lachte: „Du willst mich bestechen. Haben meine Beamten Euch daran gewöhnt?"

„„O nicht doch. Es ist nur eine Kleinigkeit aus gutem Herzen. Eigener Hände Arbeit.""

„Das ist etwas Anderes. Laß wenigstens sehen."

Therese hielt jetzt ein in weißes Papier geschlagenes Packet, das bisher hinter ihr auf dem Boden gelegen, und überreichte es dem Monarchen. „„Ein Stück Leinwand. Ich habe das Garn gesponnen, die Leinwand gewebt, und ich besprengte sie eben auf der Bleiche, als Anton mir zum ersten Male begegnete. Verschmähen Ew. Majestät nicht diese Gabe, weil sie so gering ist.""

Friedrich Wilhelm griff lebhaft nach dem Packet. Das Wort Leinwand electrisirte ihn. Abgesehen davon, daß kostbare Wäsche der einzige persönliche Luxus war, den er trieb, legte er als Staatswirth einen ungemeinen Werth auf Fabrikation in seinem Lande, und jede Regung in diesem Zweige der Nationalöconomie sprach ihn lebhaft an.

„Leinwand?" — rief er, — „ich bin begierig. Ich glaubte, man webe hier nur ganz grobe und die gute komme nur in Westphalen zu Stande." Das Papier ward mit Heftigkeit entfernt, und das blendend weiße, wirklich ausgezeichnet feine und starke Gewebe nahe vor's Auge gebracht.

„Wahrhaftig, das hätte ich nicht erwartet," fuhr der König fort. „Die Königin wird sich verwundern, wenn ich ihr dieses vorzeige."

Hierauf folgte ein Sturm von Fragen über die Fabrikation der Leinwand selbst, vom Rösten des Flachses an bis zur Bleiche; über die Zeit, welche dazu erforderlich; über die Kosten, die dafür anzunehmen; über den Preis, für welchen die fertige Waare auf den Markt gebracht werden könne.

Therese fühlte sich auf sicherem Boden, und gab mit einer Art von Selbstgefühl und mit treffender Bestimmtheit alle erforderliche Auskunft. Der König hörte sie huldreich an, dann sagte er: „Du bist ein achtbares Mädchen. Ich nehme Dein Geschenk an, und werde es erwiedern. Geh getrost! Ich verspreche immer weniger als ich halte."

Kaum hatte Therese den Monarchen verlassen, als der Gouverneur gemeldet wurde, welcher eintrat, um dem Könige den Rapport des Tages zu bringen und die Parole zu erbitten. Der General fand seinen Gebieter in heiterer Stimmung. „Hör Er einmal," — hieß es, — „ist bei einem der hiesigen Regimenter nicht vor Kurzem ein Rekrut eingestellt, Namens Anton Hart, Sohn des Beamten in S.?"

„„Das dürfte nicht möglich sein, Ew. Majestät. Ich entsinne mich genau, daß dieser junge Mann, dessen Vater ich persönlich kenne, wenn ich ihn selbst auch niemals gesehen, schon vor zwei Jahren die Entbindung von der Cantonpflicht erhalten hat.""

„Thut nichts. Er ist unter die Werber gerathen."

„„Und das hätte er sich gefallen lassen, während die bloße Nennung seines Namens ihn vor der Einstellung gesichert hätte?""

„Er hatte anderweit Gründe, die für ihn noch wichtiger waren, seinen Namen zu verschweigen. Kurz, ich sage Ihm, der junge Mensch ist hier. Laß Er ihn ermitteln, ich will ihn sprechen. Ohnedies, — seine Braut hat mich bestochen. — Ja, ja, — sehe Er mich nicht so groß an! — Die Leinwand da hat sie mir geschenkt. Ich muß mich dafür thätig beweisen."

Der König sagte dieses mit dem anmuthigen Lächeln, welches der Ausdruck eines tiefen innern Friedens bei ihm zu sein pflegte. Der General durfte sich daher über die angebliche Bestechung seines Herrn einige ehrerbietige Scherze erlauben und zuletzt auch für sich um die Gnade bitten, Se. Majestät beschenken zu dürfen.

Der König nahm diese Bitte sehr wohl auf; der Gouverneur öffnete die Thüre und ließ einen Soldaten eintreten, der mit einem Unterofficier im Vorsaale gewartet hatte.

Der Soldat stellte sich mit dienstmäßiger Haltung kerzengerade an die Thüre. Es war ein großer junger Mensch von sehr vortheilhafter Gestalt.

„„Geruhen Ew. Majestät,"" — sagte der General, — „„diesen Rekruten von Ihrem allerunterthänigsten Diener für Ihre Garde anzunehmen!""

Der Monarch maß das Geschenk mit den Augen, lächelte und fragte den Soldaten: — „Wie heißt Du?"

„„Simon Weich.""

„Ein übler Name für einen Kriegsmann. — Woher bist Du?"

„„Aus dem Ermlande.""

„Also kein Landeskind, sondern ein Geworbener. Du wärst mir willkommen, wenn Du Hart hießest."

Der Soldat wurde blaß und roth, der König bemerkte es nicht, und wendete sich mit folgenden Worten zu dem Geber:

„Sehr obligirt, mein lieber General. Ein hübscher Bursche. Für meine Garde ist er indeß nicht brauchbar."

„„Weshalb nicht, Ew. Majestät?""

„Weil er ein Zwerg ist."

„„Ein Zwerg, bei sechs Fuß Höhe?""

Der König lachte herzlich. „Sechs Fuß, — das ist was Rechtes. Meine Tambours sind größer. Mein Flügelmann mißt fünf Fuß einundzwanzig Zoll. Der kleinste unter meinen Leuten bleibt nicht unter funfzehn Zoll. Aber weiß Er was, ich nehme Sein Geschenk an, um es weiter zu geben. Der Kronprinz, mein Sohn, liebt bei seinem Regimente weniger große, als schöne Leute. Senden wir ihm diesen Weich mit einer Empfehlung von Ihm! Damit verbindet er sich dem Prinzen, und wer weiß, wie bald Ihm das von Nutzen sein kann."

„„Ich eile selbst, Se. königlichen Hoheit meine —""

„Nicht doch. Er ist älterer General als mein Sohn. Die Absendung Seines Adjutanten genügt. Ohnedieß fahre ich nach dem Fort Friedrichsburg, die neuen Gebäude zu sehen, und Er soll mich begleiten."

Der General winkte dem Soldaten abzutreten, und gewann vor dem Einsteigen in den Wagen noch so viel Zeit, seinen Adjutanten zur Mission an den Kronprinzen zu instruiren.

19.

Die Zimmer des Kronprinzen im Schlosse waren von denen des Königs durch mehreren Raum geschieden, und der Adjutant des Gouverneurs, begleitet von dem Soldaten, gelangte auf einer besondern Treppe in das Vorzimmer des Prinzen. Er wurde gemeldet, und da der Thronfolger sich noch gar nicht öffentlich in Königsberg gezeigt hatte, so war der Officier auf die Erscheinung eines Fürsten höchlich gespannt, dessen seltene Eigenschaften bereits in ganz Europa besprochen wurden. Die Thüren der innern Gemächer öffneten sich, und es trat ein Mann von auffallender Gestalt in einer reich gestickten Militair-Uniform hervor, dessen freier, gebietender, ritterlicher Anstand sehr abwich von der corporalmäßigen Haltung, welche damals selbst Militairs höheren Grades eigen war. Seine mittlere Größe wurde durch einen athletischen Körperbau gehoben. Sein Gesicht von dunkler Farbe, mit schwarzen brennenden Augen, zeigte edle und regelmäßige, aber ernste und stolze Züge. Er war noch ziemlich jung, trug aber ein Ordenskreuz auf der Brust, eine damals ungewöhnliche Auszeichnung, und seine bestiefelten und bespornten Füße verkündeten den Stabsofficier. Es war der Major Baron de la Motte Fouqué, der erste Liebling, oder eigentlicher gesagt, der vertrauteste Freund des Prinzen.

„Was wünschen Sie?" — fragte er. „Se. königliche Hoheit sind nach dem Collegio Albertino gefahren, um die Universität zu sehen."

Der Adjutant bestellte den Auftrag.

Der Baron warf einen flüchtigen Blick auf den Soldaten. — „Sehr wohl," — sagte er dann, — „Se. königliche Hoheit wird

Digitized by Google

diese Aufmerksamkeit zu schätzen wissen. Lassen Sie den Menschen hier und bemühen sich nicht weiter! Ich sorge für die Bestellung."

Der Adjutant ging, und Fouqué wendete sich zu einem Feldjäger, der wartend dastand, mit Briefen in der Hand.

„Von Rheinsberg?" — fragte er.

„„Zu Befehl. Ich bringe diese Briefe.""

„Wohl." — Der Baron nahm die Briefe und musterte sie. — „Von der Kronprinzessin dieser; dieser, — ach! was sehe ich? — von Nancy. — Gehen Sie, melden Sie sich heute Abend wegen Ihrer Abfertigung!"

Fouqué hatte auch einen Brief für sich gefunden, den er erbrach und im Fenster lehnend las.

Tritte auf der Treppe wurden vernehmlich. Ein lebhaftes französisches Gespräch. Die Thüre des Vorsaales flog auf. Der Kronprinz trat ein, von einem Cavalier in Hoftracht, dem Baron von Bielefeld, begleitet.

Friedrich war damals der schönste Prinz in Europa. Die Regelmäßigkeit seiner Züge erinnerte an den Apoll. Die Augen allein schienen der Juno zu gehören, denn es lag, selbst wenn sie freundlich schauten, in ihnen eine unterjochende Gewalt. Seine Gestalt war fein, sein Anstand fürstlich und gebietend, doch aber von einer ungemein leichten und zierlichen Grazie. Er war sehr einfach gekleidet, und nur Stern und Generalsfedern unterschieden seinen Anzug von der eines gewöhnlichen Officiers.

„Ritter ohne Furcht und Tadel," — rief er Fouqué entgegen, — „liefern Sie den Degen Bayards an uns aus! — wir haben Sie an Muth übertroffen."

„„Wie das, — mein gnädigster Prinz?""

„Wir haben die Schreckniſſe einer deutschen Rede bestanden, die zwei Stunden dauerte und nur aus zwei Perioden bestand. Die erste ahmte das Labyrinth zu Theben, die zweite das zu Creta nach. Es waren alle Götter des Olymps in beiden, aber der Faden der Ariadne in keiner. Bossuet wäre dem Minotaurus in der zweiten nicht zum Raube geworden, denn schon in den Vorhallen der ersteren wäre er ohnmächtig fortgetragen. Wenn das Sprichwort wahr ist: Zeit verloren, Alles verloren; so können wir mit Franz dem Ersten ausrufen: Wir haben Alles eingebüßt, nur die Ehre nicht."

„„Gnädigster Herr,"" — antwortete Fouqué, — „„ich bringe Ihnen den Lohn dieser Anstrengungen, — den Lohn der Grazien und des Mars. — Hier ein Brief von Voltaire, — dort einen Rekruten für Ihr Regiment, mit welchem der Gouverneur Ihnen ein Geschenk macht.""

„Ach!" — rief der Prinz, — ergriff den Brief und eilte in sein Zimmer. Fouqué und Bielefeld folgten, während der erstere dem Soldaten lächelnd zurief: „Guter Freund, warte noch; auch an Dich wird die Reihe kommen."

Es mochte eine halbe Stunde vergangen sein, als der Kronprinz mit Hut und Degen, von Fouqué begleitet, wahrscheinlich um wieder auszufahren, zurück in das Vorzimmer trat. Er schritt mit seinem leichten und stolzen Gange gerade auf den Soldaten zu, überflog seine Gestalt mit einem Blicke und fragte kurz und befehlend:

„Wie heißt Du?"

Der Soldat, vielleicht daß ihn die Flammenpfeile aus den Augen des Prinzen in Verlegenheit setzten, stammelte leise und verwirrt:

„„Simon Weich.""

„Wie?" — herrschte der Prinz.

Der Soldat wiederholte den Namen mit noch auffallenderer Erschütterung.

„Das ist nicht wahr," — rief Friedrich und durchbohrte den jungen Menschen mit seinen Blicken, während eine Wolke königlichen Ernstes auf der hohen Stirne zu drohen anfing. „Du hast mich belogen. — Deinen wahren Namen!"

„„Anton Hart,"" — rief der Soldat mit dem Ausdruck innerer Qual.

Im nämlichen Augenblicke ging der drohende Ausdruck in den Zügen des Prinzen zur gütigen Milde über.

„Anton Hart also?" — erwiederte er, — „sei ruhig, mein Freund. Die Lüge wäre Dein Verderben gewesen. Die Wahrheit erwirbt Dir meine Theilnahme. Folge mir."

Friedrich ging in sein Wohnzimmer zurück, Fouqué gespannt und überrascht neben ihm. Anton folgte.

20.

Dort angekommen, trat der Prinz an den mit Papieren und Akten bedeckten Arbeitstisch, blätterte in den Papieren, als berathe er sich mit sich selbst, dann wendete er sich zu Fouqué und dem Baron von Bielefeld, die ihn mit Verwunderung betrachteten.

„Sie sehen mich, Messieurs, in einer sonderbaren Lage. Ich bin ein Mann, der durch eine heureuse découverte sein Glück machen kann. Der König erfährt ein Gerücht, daß man auf einer seiner Domänen, wo nicht auf mehreren, gegen seinen Vortheil tramire. Es wird ein Kriegs- und Domänenrath und ein Beamter beschuldigt. Der Kammerdirector von B. wird befragt, und will aus den Akten beweisen, daß durchaus kein Grund zum Verdachte sei. Der König behauptet indeß, ich sei nicht umsonst Kriegs- und Domänenrath in Küstrin gewesen, und setzt ein point d'honneur darein, daß ich, — ja sehen Sie mich an, Messieurs! — daß ich ermittele, wo der Dachs im Loche liegt: ich wiederhole Ihnen die Worte unseres Herrn. Nun gestehe ich zugleich, daß die Affäre mich zu interessiren anfängt. Ich lasse mir Akten und Rechnungen vorlegen. Der brave, liebenswürdige von B. ist mir behülflich, sie durchzugehen. Wir finden allerdings Bedenken, aber kein Fundament zu einer Beschuldigung. Es wird uns klar, daß wir zur Aufklärung eines verbrecherischen Thatbestandes, wenn wir so schnell Licht schaffen sollen, als es der König fordert, eines wohlunterrichteten Denuncianten bedürfen. Wir haben ihn. Dieser junge Mensch ist der Sohn des Beamten und hat die Flucht ergriffen, um das Verbrechen seines Vaters nicht zu theilen."

Fouqué schwieg ohne Zeichen der Billigung oder des Tadels. Bielefeld zeigte sich beunruhigt. „Wie!" sagte er französisch, — „der Sohn soll den Angeber des Vaters machen!"

Der Prinz lächelte: „Geduld, mein lieber Baron!" Er wendete sich hierauf zu Anton und fragte, indem er ihm ein geöffnetes Aktenstück hinreichte: — „Mein Freund, ist diese Unterschrift von der Hand Deines Vaters!"

„„Ja, durchlauchtigster Kronprinz,"" antwortete dieser.

„Nun gut. Dieses Papier ist sein Pachtcontract. Er zahlt nach demselben an baarem Gelde jährlich tausend Thaler, und zweitausend soll er zu gewissen Besserungen verwenden. Sind indeß die Seen und Sümpfe in der Wirklichkeit vorhanden, die ich auf keiner Charte finde, welche indeß in diesem Contracte eine so große Rolle spielen, und deren Austrocknung und Urbarmachung dem Könige jährlich mit so großen Summen angerechnet werden! — Zahlt Dein Vater aus seiner Pacht nie mehr als tausend Thaler jährlich? — Wer erhält dies Mehrere? und wie hoch berechnet er seinen eigenen Antheil daran?"

Der Kronprinz stellte diese Fragen zwar mit sanfter Stimme, doch mit Ausübung der ganzen niederwerfenden Gewalt seines Blickes, vor welcher keine Unwahrheit jemals sich aufrecht erhalten hat. Auch Anton empfand seine völlige Wehrlosigkeit bei dem Angriffe mit solchen Waffen, und brach mit folgenden Worten aus:

„„Erbarmen, königliche Hoheit! Machen Sie mit mir, was Ihnen beliebt! lassen Sie mich niederschießen vor den Fenstern dieses Schlosses, aber fragen Sie mich nicht weiter!""

„Armer junger Mensch," — entgegnete der Kronprinz mit bezaubernder Milde; — „diese Weigerung ist durch Dein Gefühl gerechtfertigt, sie hat Dich aber verrathen. Du wolltest eine zweite Lüge nicht sagen, und willst eine Wahrheit nicht verkünden, welche Deinen Vater verurtheilt. Erwäge indeß, daß dieses Betragen nichts mehr helfen kann! Du bist durch Deine Flucht und durch Dein eigenes Wort schon zu weit gegangen, um zurücktreten zu können."

Anton stand wie vernichtet. „„Hab' ich darum,"" — rief er zuletzt in Thränen, — „„alle Bande zerrissen, die mich an Heimath und den Urheber meiner Tage fesselten? — Habe ich darum meinen Namen da verschwiegen, wo dessen bloße Nennung mich vor einem Geschicke geschützt hätte, das in diesem Kinde mein Lebensglück für immer zerstören sollte? Habe ich es darum nicht vorgezogen, der Trommel bis in mein spätes Alter ohne Trost und Liebe zu folgen, nur um nicht der Angeber meines Vaters zu werden? — Noch einmal, durchlauchtigster Kronprinz, haben Sie Erbarmen mit einem Elenden! Senden Sie mich zu einem entfernten Regimente, lassen Sie mich dienen, bis die letzte Kraft meiner Glieder und meiner Seele dahin ist, aber fragen Sie mich deshalb nie mehr! Vergessen Sie, daß Sie mich gesehen, daß Sie den Namen Anton Hart jemals gehört!""

Der arme junge Mann war dem Prinzen zu Füßen gefallen, der ihn gütig aufhob und ihm Muth einsprach.

„Du stehst hier nicht vor Gericht," — sagte er ihm; — „nicht vor einem Grausamen, der aus Deiner Bedrängniß einen unziemlichen Vortheil ziehen möchte. Indeß bedenke, daß die Gewährung Deiner Bitte Deinem Vater nicht das Mindeste eindringt, außer vielleicht einige Frist! Laß nicht aus der Acht, daß nur die Eile, mit welcher die Sache aufgeklärt werden soll, den Anspruch an Dich veranlaßt. Wird von dieser Eile abgesehen, so bedarf man Deiner nicht. Eine Untersuchung an Ort und Stelle würde unfehlbar darthun, was Deinen Vater und den Anstifter seiner Schuld verurtheilen müßte, und Du würdest erst dann Dir Vorwürfe machen, eine Dir dargebotene günstige Gelegenheit vorbeigehen gelassen zu haben, durch eine mildernde Darstellung der Sache eine Richtung zu geben, welche die Unredlichkeit Deines

Digitized by Google

Vaters wenigstens der Gehässigkeit entzieht und das Gewicht der Zurechnung und Vertretung vermindert."

Anton besann sich eine Weile, dann nahm er das Wort. „„Ja, — durchlauchtigster Prinz, mir ist beigefallen, daß, wenn mir diese Akten anvertraut werden, ich die Angelegenheit aufklären kann, ohne den eigentlichen Ankläger meines Vaters, sondern sogar seinen Vertheidiger zu machen. — Ich werde Alles niederschreiben, was ich weiß. Mein Vater hat gefehlt, aber er ist durch Teufelskünste verleitet, gezwungen. Ich werde nichts schonen, ihn zu retten.""

„Wohl," — sagte der Prinz, — „der Lohn, der Dich erwartet," —

— „„Nein, — königliche Hoheit, — ich will für Lohn den Schleier von den Thaten meines Vaters nicht erheben. Wenn ich mein Versprechen erfüllt habe, so lassen Sie mich zu dem Regimente, dem ich angehören soll, abführen. Mein Loos, welches ich sonst mit schwerem Kummer erduldet hätte, werde ich mit Stolz ertragen, bis — dieses Herz unter dem Drucke eines unerreichbaren Wunsches gebrochen ist.""

Der Prinz lächelte ein wenig satyrisch, und wendete sich zu Bielefeld. „Unerreichbarer Wunsch! — gebrochenes Herz! — Da haben wir einen Vasallen von Mademoiselle de Scudéry aus ihrem Lande der Zärtlichkeit und wohl gar vom Flusse der Neigung. Freuen Sie sich, mein empfindsamer Baron. Schon Saul suchte seinen Esel und fand eine Krone, wir bieten ihm die Spitze, nach einem Angeber sahen wir uns um, und erhalten den pastor fido in den Kauf, denn zweifeln Sie, daß der letzte Seufzer dieses ländlichen Daphnis einer schmachtenden Chloe gewidmet war?"

„„Monseigneur,"" — entgegnete Bielefeld, — „„Apollo ist der Alles durchschauende. Vielleicht wird er sich für diese getrennten Liebenden als Deus ex machina bethätigen, um sie in höchster Noth zu vereinen.""

„Ach, mein Guter," — scherzte der Prinz, — „dazu ist ohne Venus nichts auszurichten, und Sie wissen, Apollo hat sich ihrer Gunst nicht zu rühmen."

Er wendete sich wieder zu Anton und sagte:

„Deine Zukunft, mein Freund, überlaß denen, welche die Macht besitzen, sie zu bestimmen. Ich hoffe, Du wirst mit ihren Maßnehmungen zufrieden sein. Gehe jetzt in Dein Quartier, als wäre nichts vorgefallen. Verrathe keiner Seele den Gegenstand des Gespräches und auch nicht Deinen wirklichen Namen. In zwei Stunden melde Dich bei dem Kammerdirector von B., Du wirst durch ihn meine weiteren Befehle empfangen."

Der König hatte auf seiner Fahrt nach der kleinen Festung Friedrichsburg den Gouverneur über Pillau und die dortigen Befestigungen befragt, und hatte so genügende Antwort erhalten, daß er beschloß, diesen wichtigen Platz, welchen er lange nicht gesehen, ebenfalls bei seiner gegenwärtigen Anwesenheit zu besuchen. Am folgenden Morgen reiste er von Königsberg dorthin ab, um nach wenigen Tagen wieder in diese Hauptstadt zurückzukehren. Der Kronprinz begleitete ihn nicht auf diesem Ausfluge, weil der Monarch beschloß, sich durch ihn bei einigen indeß vorkommenden Gelegenheiten, welche lästige Repräsentation erforderten, vertreten zu lassen. Da das Wetter die Reise begünstigte und der Zustand der wichtigen Festung Pillau und ihres Hafens den König sehr befriedigt hatte, so kam er überaus erheitert schon nach vier Tagen in später Nacht nach Königsberg zurück.

Kaum hatte er am andern Morgen das Bett verlassen, als er den Kronprinzen zu sich beschciden ließ, der unverzüglich dem Befehle gehorchte.

„Nun, Fritz," — rief ihm der Monarch entgegen, — „wie geht es mit den Geschäften?"

„„Ganz nach Wunsch, Ew. Majestät. Ich habe die Ehre gehabt, Ihre königliche Person zu —""

„Nichts von diesen hofmäßigen Förmlichkeiten! Du weißt, wie widerlich sie mir sind, vollends in meinen Jahren, und ich weiß, daß Du den Anstand hast, einen König vorzustellen. — Lassen wir das. Ich rede von ernsten Angelegenheiten. Bist Du dem von Süß und dem Hart in ihren Spitzbübereien auf die Spur gekommen? Kurz und gut, Ja oder Nein?"

„„Ja, mein Vater.""

„Aber auch so, daß ich wenigstens einen von beiden hängen lassen kann?"

„„So, daß Sie nach den Gesetzen bestrafen oder begnadigen können.""

„Laß hören."

„„Werfen Ew. Majestät einen Blick auf dieses Papier. Es enthält das vollständige Sündenregister.""

Der König nahm lebhaft das Papier aus den Händen des Prinzen und fing an zu lesen. Die Darstellung schien sehr klar und einfach zu sein. Friedrich Wilhelm faßte sie sofort. Sein Gesicht glühte bald, seine Stirne runzelte sich, ein ungeheurer Zorn fing an, seinen Ausbruch in seinen schwellenden Zügen zu verkünden, aber er las die Schrift, welche nur etwa einen Bogen einnahm, zu Ende. Dann schleuderte er sie auf den Tisch und rief: „Abscheulicher Betrug! und mich hat man so hintergangen."

Im nämlichen Momente fielen seine Augen auf den Kronprinzen, und den gewöhnlichen raschen Uebergängen seines Charakters gemäß, sänftigte sich plötzlich seine Heftigkeit, und er sagte nach einigen Secunden mit gütiger Stimme:

„Der Kammerdirector kann Dir unmöglich zu diesen Entdeckungen verholfen haben, mein Sohn, denn er wußte vor vier Tagen von alle dem kein Wort. Ich habe mich also nicht getäuscht, als ich annahm, Deinem höheren Scharfsinn werde das nicht entgehen, welches bloße redliche Amtspflicht bei bestem Willen nicht erschwungen. Das freut mich, mein Fritz."

Der König reichte ihm die Hand, welche der Prinz ehrerbietig und mit lebhaftem Gefühle an seine Lippen drückte. Der König fuhr fort:

„Wird indeß der vollständige Erweis gegen die Beschuldigten zu führen sein, wenn sie ihr Geständniß bei der Vorhaltung verweigern?"

„„Ohne Zweifel, mein Vater, würde ein freies Geständniß, namentlich des Amtmann Hart, sehr kurz zum Ziele führen, denn Süß hat sich zwar in den mehrsten Dingen fein versteckt, sich aber in dem einen, wahrscheinlich dreist gemacht durch die früheren Erfolge, — es ist in der Denunciation mit Nr. 7. bezeichnet, — dennoch auf unbegreifliche Weise bloßgegeben. Wenn indeß auch jedes hier geleugnet würde, so müßte eine unparteiische Untersuchung an Ort und Stelle Alles ins Klare bringen, und diese könnte wohl keinem besser anvertraut werden, als dem geschickten und redlichen Kammerdirector von B., wie denn überhaupt dieser ganze Unterschleif gar nicht möglich gewesen wäre, hätte der dem von Süß unmittelbar von Berlin aus ertheilte Auftrag, selbstständig die Domänen-Organisation in Litthauen zu besorgen, ihn nicht völlig außer Aufsicht gestellt.""

„Nun," sagte Friedrich Wilhelm, „das soll mir für die Zukunft eine Lehre sein. Im Uebrigen, mein Sohn, Du hast das Geschütz gerichtet, so feure es denn auch ab. Ich lege die Sache in Deine Hände. — Aber eins will ich: die Schurken sollen in meiner Gegenwart befragt werden."

„„Es wird geschehen, wie Ew. Majestät befehlen, und besonders dürfte Süß als ein wirklich Verworfener, als der eigentliche Anstifter des Betruges, als derjenige, welcher die größeren Vortheile daraus sich angeeignet, das ganze Gewicht Ihres königlichen Unwillens verdienen. Hart indessen ist wirklich beklagenswerth, denn gleichsam mit den Haaren ist er von der Bahn der Redlichkeit gerissen. Wollen Ew. Majestät erlauben, daß ich Sie auf einiges in der Denunciation aufmerksam mache, das bei mir wenigstens ihm das Wort geredet?""

„„Gut, mein Sohn, laß hören."

Der Prinz nahm das Memoir vom Tische und hielt einen Vortrag zur Vertheidigung des Amtmann Hart mit solcher Gewandtheit, so geschickter Hervorhebung aller, einigermaßen günstigen Momente, mit so einem Scharfsinne, daß der erfahrenste Sachwalter es nicht besser vermocht hätte, und der König, besonders noch durch das Vergnügen beschwichtigt, die Fähigkeiten seines erhabenen Sohnes in so praktischer Richtung wahrzunehmen, auf's Günstigste gestimmt wurde.

Er sagte, als der Kronprinz geendet hatte: „Nun wohlan, ich trete Deiner Meinung bei. Hart soll in mir einen erbarmenden Richter finden, wenn er ohne Winkelzüge bekennt. Er mag mir herausgeben was mir zukommt, denn ich lasse ihm keinen Heller ungerechten Gutes und wäre es sein letzter. Im Uebrigen will ich vergessen, daß er auf der Welt lebt. — Süß muß hängen: ich gab mein Wort. Ist Hart schon hier? — Laß ihn vor mich führen."

„„Mein Vater, er ist hier, und ich habe befohlen, ihn um diese Zeit in meine Zimmer zu bringen. Dort wollte ich ihm seine Schuld vorhalten. Ew. Majestät wollen dieser Scene beiwohnen. Dero Allerhöchste Gegenwart dürfte indeß den Schuldigen so verwirren, daß wenig Zusammenhängendes, besonders in Beziehung auf Süß, von ihm herauszubekommen wäre. An mein Zimmer stößt indessen ein Cabinet, zu welchem Ew. Majestät aus Ihren Gemächern durch einen Corridor ungesehen gelangen können. Gefiele es Ihnen dort zu verweilen? Durch die geöffnete Thür vernehmen Sie jede Sylbe des Gespräches, sehen in einem Spiegel Alles was im Zimmer vorgeht, ohne bemerkt zu werden. Sobald Sie es angemessen finden, Theil an der Verhandlung zu nehmen, treten Sie ein und entscheiden den Moment durch das Gewicht Ihrer königlichen Gegenwart.""

„Ich bin es zufrieden, mein Sohn, laß uns gehen."

Digitized by Google

21.

Im Vorzimmer des Kronprinzen erschienen zur nämlichen Zeit der Kammerdirector von B. und der Amtmann Hart aus S., um die Audienz, zu der sie entboten worden, zu erwarten. Der erste wußte bereits um die durch den Kronprinzen veranlaßten Angaben, er kannte aber so wenig die Art der Herbeiführung, als er in dem Angeber den eigenen Sohn Harts vermuthete. Er zweifelte auch an ihrer Erweisbarkeit. Redlich im höchsten Grade, konnte er sich nicht leicht von den entgegengesetzten Eigenschaften bei Andern überzeugen. Den Kriegsrath von Süß liebte er nicht, und er hatte auch nicht Ursache, ihn zu schonen, denn eben der Umstand, daß dieser gewandte Mann in Berlin, wo er Verbindungen hatte, sich den ihm ertheilten persönlichen Auftrag zu erschleichen gewußt, die Domänenverbesserungen in Litthauen selbstständig zu organisiren, wodurch der Kammerdirector aller Mitwirkung überhoben wurde, stellte diesen letztern hierbei auch außer aller Verantwortlichkeit. Indeß die Verhaftung des von Süß, auf einen bloßen Verdacht, kränkte seine Ansicht von Beamtenehre. Dem Amtmann Hart konnte er gar nichts Böses zutrauen, weil seine Ansicht bei Einfachheit der Sitten auch Unschuld der Gesinnung meinte annehmen zu müssen. Herr v. B. war aber auch ein feiner Weltmann, und so widersprach er dem Könige und dem Kronprinzen nicht mehr, wo er einzusehen glaubte, daß nur ihre eigene Ueberzeugung den, wie er meinte, übereilt gefaßten Verdacht entkräften könne. Den Beschuldigten bot er sich indessen eben so günstig dar. Die Zuschriften des von Süß hatte er höflich, aber ablehnend, beantwortet. Eben so vorsichtig hatte er sich gegen Hart zu betragen beschlossen, aber dieser ersparte ihm die Mühe. Wer diesen Mann sonst gesehen, erkannte ihn nicht wieder. Er war sonst ernst, aber rüstig und gesprächig gewesen. Nun schien er um zehn Jahre gealtert, stumm, düster und lebensmüde. Keineswegs begierig zu erfahren, warum man ihn herberufen, starrte er abgestumpft vor sich hin, als habe er weder Wünsche noch Hoffnungen oder Befürchtungen. Bei einem weiseren Manne hätte man diese Veränderungen auf das Verschwinden seines Sohnes schieben können, er war aber niemals ein zärtlicher Vater gewesen, und bei seiner Eigenthümlichkeit durfte man eher der Unbeugsamkeit eines auf's Höchste gesteigerten Zornes, als einer so niederdrückenden Schwermuth zu begegnen befürchten. Auch noch im Vorzimmer des Kronprinzen gab er sich nicht anders, und die Meubles, die darin befindlich waren, schienen nicht weniger Leben oder Theilnahme zu verrathen als er.

Nach kurzem Warten wurden Beide in das Gemach des Prinzen berufen.

Friedrich stand in stolzer Haltung, mit der Hand auf einen Tisch gestützt. Den Kammerdirector von B. grüßte er indeß freundlich und fragte: „Haben Sie, Herr von B., diesem Manne gesagt, weshalb man ihn berufen?"

„„Nein, Königliche Hoheit. Es ward mir nicht befohlen, und es ist passender, daß er das Erforderliche von den Lippen seiner Gebieter vernehme.""

Der Kronprinz wendete sich zu Hart mit der tiefsten Ruhe. „Er ist der Amtmann Hart?"

„„Zu Befehl.""

„Man beschuldigt Ihn der Untreue gegen den König seinen Herrn. Se. Majestät ist nicht minder gnädig als gerecht. Sein Läugnen führt Ihn in Untersuchung und nach Umständen an den Pranger. Sein offenes Geständniß bewahrt Ihn vor publiquer Schande. Der König ist zu groß sich zu rächen, er will nur Ersatz und giebt mir den Befehl, Ihm dieses zu eröffnen. Sehe Er sich also vor. Er hat sein Geschick in seinen Händen."

„„Wer ist mein Ankläger?""

„Ich," — sagte der Prinz mit volltönender Stimme und schoß ihm einen seiner gewaltigen Blicke zu. Hart schien erschüttert, aber nach einigen Secunden faßte er sich und sagte:

„„Ein so großer Herr als Ew. Königliche Hoheit wird einen Unglücklichen nicht betäuben, übereilen wollen. Ich bitte, mir meine Anklage vorzuhalten. Enthält sie Wahrheit, so habe ich keine Veranlassung mehr, sie in Zweifel zu stellen. Aber auch für meine Entschuldigung wage ich um geneigtes Gehör zu bitten.""

„Lese Er diesen Aufsatz, er enthält die gegen seine Treue aufgestellten Beschuldigungen." Er reichte ihm eine Abschrift der Denunciation.

Hart fing an leise zu lesen. Der Kronprinz beobachtete ihn schweigend. Bald zeigten sich Spuren einer tiefen Gemüthsbewegung in den Zügen des Lesenden. Seine Hände zitterten, seine Lippen bebten. Dennoch behielt er Fassung, zu Ende zu lesen.

„Was hat Er hiegegen zu sagen?" — fragte Friedrich. Hart stützte sich an einen Stuhl. „„Durchlauchtigster Kronprinz,"" — also nahm er das Wort, — „„diese Dinge kann außer mir nur Einer wissen, nur Einer kann sie so schonend darstellen. Mein Sohn hat diesen Aufsatz geschrieben. — Wo ist mein Sohn?""

„Davon ist nicht die Rede. Ich frage, ob Er sich zu diesen Dingen bekennt?"

„„Erbarmen, gnädigster Herr, — ich bekenne mich zu Allem, ich will Alles ersetzen, ich will ein Bettler werden, ich will vor aller Welt verkünden, was ich begangen. Aber meinen Sohn, geben Sie ihn mir wieder. Die Schuld des Vaters, die er nicht theilen wollte, die schmachvolle Verbindung, zu der ich ihn zwingen sollte, nöthigten ihn zur Flucht, beraubten mich der Stütze meines Alters, der einzigen Freude meines Lebens, der einzigen Erinnerung an eine bessere Zeit. Meinen einzigen Trost in meinem Unglücke, in meiner Entehrung, das einzige Geschöpf, das mich niemals betrübte, bis ich selbst es von meiner Seite trieb, — meinen Anton, — geben Sie ihn meinem trostlosen Alter zurück.""

Friedrich schien bewegt. „Besinne Er sich. Würde Er, wenn diese Aufwallung vorüber wäre, einen Sohn mit der nämlichen Liebe umfassen, der als Werkzeug gedient, den Schleier von Seiner Schuld zu reißen?"

Hart richtete sich hoch auf, und konnte dem Adlerauge des Prinzen begegnen. „„Haben Sie Dank, gnädigster Kronprinz. Sie geben mir mein Selbstgefühl zurück. Ich werde den Sohn segnen, welcher mich auf den Pfad der Pflicht zurückführt. Lassen Sie mir den Trost, daß kein Zwang ihn zu diesen Angaben nöthigte, daß er sie freiwillig im Gefühle der Redlichkeit niederlegte.""

„Den Trost kann ich Ihm gewähren. Sein Sohn hat diese Eröffnung an die Bedingung geknüpft, lebenslänglich in der für ihn unglücklichen Lage zu bleiben, in der ich ihn fand. Er ist gemeiner Soldat."

Thränen stürzten aus den Augen des alten Mannes. „Mußte es dahin kommen?" — klagte er. — „O, das ist hart, — das allein vernichtet mich. Aber wo ist mein Anton? Die einzige Gnade, um die ich fußfällig bitte, ist die, ihn noch einmal sehen zu dürfen.""

Der Kronprinz öffnete schweigend die Thüre des Vorzimmers und winkte. — Anton trat ein, und blieb in militairischer Haltung, aber mit überfließenden Augen an der Thür stehen.

Der alte Hart stieß einen Schrei aus und warf sich, außer sich, an seine Brust.

Friedrich gab dem Kammerdirector von B. ein Zeichen, ihm zu folgen, und begab sich mit ihm in das nebenanstoßende Cabinet, dessen bisher halbgeöffnete Thüre er zuzog.

22.

Der König, der ungesehen Zeuge des eben geschilderten Auftrittes gewesen war, trat ihnen entgegen. Friedrich Wilhelm war nichts weniger als weich und empfindsam, aber wie alle starken Naturen, war er für die einfachsten Aeußerungen der allgemein gültigen Empfindungen der Menschheit desto empfänglicher. Er war kein zärtlicher, aber höchst treuer Gatte, ein strenger, aber redlicher Vater, und auch die Empfindungen der Kinder für ihre Eltern wünschte er lieber dankbar, fest und treu, als innig und hinschmelzend zu sehen. Wenn daher, bei seiner Gemüthsbeschaffenheit, ihn der Kummer des alten Hart wenig rührte, und er nur seinen Unterschleif im Auge hielt, so gefiel es ihm ungemein, als er vernahm, daß der eigene Sohn, ohne Vortheil für sich ziehen zu wollen, die Schuld des Vaters aufgeklärt, theils aus Rechtsgefühl, theils um sie durch eine, wenn auch wahrhafte, so doch beschönigende Weise zu mildern, um so den Wirkungen der Billigkeit für den Vater Raum zu gestatten, die bei einem durch förmliche Untersuchung ermittelten Thatbestande von einer Entscheidung nach strengem Rechte ausgeschlossen worden wären.

Der Monarch wendete sich zuerst an den Kammerdirector: „Nun, mein lieber B., was meint Er? — mein Sohn da hat seine Zeit nicht verloren. Daß er das Zeug dazu hat, ein großer General zu werden, ist bekannt. Er wird ihm hoffentlich bescheinigen, daß er kein übler Kriegsrath ist."

Herr von B. ermangelte nicht, seine Verwunderung und seinen Beifall darüber zu erkennen zu geben, daß der Kronprinz den alten Hart nicht nur zu einem Geständnisse gebracht, sondern der Sache auch eine so feine Wendung gegeben, daß die gerechte Strenge Sr. Majestät gleichsam mit Blumenketten gefesselt worden.

Der König lachte und setzte hinzu: „In der That, dem ist also. Ich könnte freilich den alten Sünder zur Strafe ziehen, indeß ich würde dadurch nicht mehr gewinnen als ein abschreckendes Beispiel für Andere, dabei aber augenscheinlich ein wirksameres, lockendes verlieren, indem ich wahrnehmen ließe, daß eine Redlichkeit und Unterthanentreue, die selbst stärker sind, als die Bande des Blutes, weder Berücksichtigung noch Gnade

Digitized by Google

von mir zu hoffen haben. Nein, ich will diesmal lieber zeigen, daß ich gern geneigt bin, mich der schuldigen Väter zu erbarmen, um das Pflichtgefühl der Söhne zu belohnen. Ich werde mir dadurch die letztern als Wächter für die Rechtlichkeit ihrer Eltern gewinnen, denn ich glaube, daß nichts demüthigender sein kann, als nur zu Gunsten eines Sohnes Verzeihung zu erhalten. Im Uebrigen muß der Alte darum nicht weniger Alles herauszahlen, was mein ist. Das strengste Beispiel werde ich dagegen an Süß nehmen. — Nun aber, Fritz, wie bist Du hinter die Schliche gekommen? — Heraus mit Deinen Advocaten-Kniffen!"

Der Kronprinz lächelte mit bezaubernder Schalkhaftigkeit. „„Ich bin hinter nichts,"" sagte er „„sondern die Ermittelungen sind zu mir gekommen. Ew. Majestät sind ihr einziger Urheber. Der junge Hart wurde Ihnen für Ihre Garde geboten und Sie schickten ihn mir.""

Der König sah ihn starr an. — „Wie? — Was? — Jener Rekrut, den mir der Gouverneur brachte? — der kleine Kerl? — das wäre der —? — aber nein, — der hieß: — wie hieß er gleich?"

„„Simon Weich, Ew. Majestät.""

„Nun ja, — Simon Weich, und —"

„„Dieser Name mußte falsch sein, weil bei dessen Nennung das ehrlichere Gesicht des jungen Menschen seine Lippen augenscheinlich Lügen strafte. Wen endlich mußte der Name Weich nicht an den natürlichen Gegensatz Hart erinnern, und an den Umstand, daß der Flüchtling doppelte Ursache hatte, bei dieser Gelegenheit seine Person zu verläugnen, einmal, wegen verbotenen Austrittes aus dem preußischen Staate, sodann um nicht seinem Vater und den ihm verhaßten Verhältnissen zurückgegeben zu werden. Ew. Majestät nahmen dieses eher wahr als ich, und beabsichtigten nur, mich auf die Probe zu stellen.""

Der König hörte den Prinzen mit Vergnügen. — „Nun," — entgegnete er, — „lassen wir das! Wie überführtest Du ihn seiner Täuschung?"

„„Indem ich sie ihm auf den Kopf zusagte und ihn fest ins Auge faßte.""

Friedrich Wilhelm kannte diese letztere Waffe, und wendete sich sehr aufgeräumt zu dem Kammerdirector. „Ich habe meine Schuldigkeit auf dem Throne meines Vaters gethan. Er sieht aber auch, lieber B., daß ich den Staat nicht verwaist zurücklasse, wenn meine Krone auf meinen Sarg gelegt wird."

Der Kronprinz eilte auf ihn zu, ergriff die Hand des königlichen Vaters und drückte sie wehmüthig an seine Lippen, indeß eine große Thräne den stolzen Augen entfiel.

„„O mein König und Vater,"" — rief er, — „„an welchen herzzerreißenden Augenblick, der meinen Wünschen nie entfernt genug sein kann, mahnen Sie mich! Habe ich das verdient?""

„Du verdienst meine ganze Liebe und Achtung, mein guter Sohn, und wartest nicht auf meinen Tod, das weiß ich. Aber sterben müssen wir alle, und die Eltern im gewöhnlichen Laufe der Natur eher als die Kinder. Beruhige Dich deshalb und, wenn es dahin kommt, tröste Dich zur Ausübung Deiner Pflicht mit dem Bewußtsein, daß Du mich zu einem sehr glücklichen Vater gemacht hast. Erbitte Dir eine Gnade. Sie ist Dir im voraus gewährt."

„„Ew. Majestät väterliche Huld hat mich schon so reich begabt, daß ich für mich nichts mehr zu wünschen habe. Ich bitte indeß für den jungen Hart. Den Abschied darf ich ihm als Regimentschef ertheilen, um so mehr, da er schon cantonfrei war. Ich habe ihn indeß bei dieser Gelegenheit als tüchtig kennen gelernt, und er besitzt ein eignes mütterliches Vermögen von einigen tausend Thalern. Das Beispiel seines Vaters hat ihn zu nachdrücklich gewarnt, als daß ich für seine Redlichkeit nicht sollte gut sagen können. Geruhen Ew. Majestät, ihm die Pacht des Domänenamtes, welche sein Vater einbüßt, unter billigen Bedingungen zu gewähren.""

Der König blickte den Kammerdirector fragend an und sagte: „Ich muß ihm den Willen thun, aber mir scheint, ich kann es auch ohne Gefahr."

Herr von B. stimmte lebhaft bei, und Friedrich Wilhelm gewährte die Bitte des Prinzen, jedoch — mit einem Vorbehalte, von dem später die Rede sein solle.

Er ließ hierauf einen Diener herbeirufen, dem er folgenden Befehl ertheilte.

„Als ich mich herbegab, wurde mir ein Supplicant gemeldet, den ich bescheiden ließ, bei dem Castellan auf meinen Ruf zu warten. Dieser soll ins Vorzimmer des Kronprinzen geführt werden."

Der Lakei ging, und der König trat in das Gemach, in welchem der alte Hart und sein Sohn sich unterdessen besprochen hatten. Der Anblick des Monarchen erschütterte die Ueberraschten, und dieser ließ erst einige prüfende Blicke auf beide fallen, ehe er sie, wie folgt, anredete.

„Du Alter hast mich hundsföttisch betrogen, und könntest Dich nicht sonderlich beschweren, wenn ich Dich hängen ließe. Du kommst aber davon, weil Dein Sohn ein ehrlicher Bursche und ein getreuer Unterthan ist, wiewohl er diese löblichen Eigenschaften nicht von Dir hat. Ich lasse aber genau ermitteln, was von dem Betruge auf Deinen Theil gekommen, und Du wirst mir gerecht für Schaden und entgangenen Gewinn. Sonst will ich Dich nicht weiter blamiren, da Du doch nur ein miserabler Helfershelfer, ein Hund gewesen bist, dem ein größerer Spitzbube die Knochen vom Wildpret zuwarf, das Du für ihn fangen müssen.

Du, junger Mensch," — er sah zu Anton empor und schwieg einen Augenblick, als werde seine Gedankenfolge durch eine neue Wahrnehmung durchkreuzt, dann flüsterte er zum Kronprinzen: „ich begreife nicht, wie ein alter General, der mehr als funfzigmal in Potsdam gewesen ist, mir zumuthen kann, solch einen Knirps zum ersten Bataillon Garde zu nehmen." — Dann fuhr er gegen den zuerst Angeredeten fort: „Du junger Mensch bist honnet. Ich trage Dir nichts nach. Der Kronprinz, dessen Regimente Du angehörst, sagt mir eben, daß er Dir den Abschied giebt. Er bittet mich, daß ich Dir die Pachtung Deines Vaters überlasse. — Meinetwegen. Aber ich habe dabei zwei Nebenbedingungen; einmal, daß Du Deinem Vater, bei aller sonstigen Ehrerbietung, die Du ihm schuldig bist, nicht Gelegenheit giebst, sich in Deine Affairen zu meliren, und zweitens, daß Du eine ordentliche Frau heirathest. Bist Du vielleicht schon im Handel wegen solcher Waare?"

Der junge Mann schwieg überrascht, der König fuhr fort: „Also nicht? — ich kann Dir aushelfen. Ich kenne eine junge Person, die nicht häßlich ist und einen Thaler Geld hat, und durch welche ich das Leinwandweben in Litthauen auf den Domänen in Schwung bringen will, denn das Volk fabricirt dort nichts als das abscheuliche halbwollene Zeug, wovon es seine Lizarren Kittel macht. Diese Person webt dagegen Leinwand, die ich aus Westphalen nicht besser bekomme."

Anton erblaßte. „„Allerdurchlauchtigster König,"" — rief er, — „„ich kann, ich darf nicht. Sie werden mein Unglück nicht wollen. — Ich bin bereits verlobt.""

„Ach was!" — erhielt er zum Bescheide, — „das hättest Du früher sagen sollen. — Wir nehmen unser Wort nicht zurück."

Er öffnete das Vorzimmer, mit dem Rufe: „Nur herein, mein Kind," und Therese trat glühend und mit Augen voll Wasser über die Schwelle.

Anton stand wie versteinert.

„Die da sollst Du heirathen," — befahl der Monarch, — „oder aus unserem Handel wird nichts."

In diesem Momente erkannte Therese ihren Anton, stürzte mit einem Schrei an seinen Hals, besann sich aber sofort und sank dem Könige lautweinend zu Füßen.

Dieser hob sie gütig auf, mit den Worten: — „Beruhige Dich, mein Kind. Ich habe Dir ein Geschenk für Deine schöne Leinwand versprochen, hier," — er deutete dabei auf Anton, — „hast Du es. Ob es weit her ist, wirst Du am besten beurtheilen. Du siehst wenigstens, daß ich mehr halte, als ich verspreche. Ihr kommt in eine Lage, in welcher Ihr bei Fleiß und Redlichkeit etwas vor Euch bringen könnt. Meine guten Wünsche sind mit Euch. Gott helfe Euch weiter." — Er wendete sich zum Kammerdirector. „Meine Affairen sind hier zu Ende. Das Uebrige, lieber von B., wird Er besorgen."

Er winkte entlassend, und Alle entfernten sich zwar stumm, aber von vielfachen Empfindungen bewegt.

Der Ausgang dieser Begebenheiten bedarf wohl nicht der weitläufigen Schilderung. Der alte Hart gab sich reuig zu jedem Geständnisse, zu jeder Aufopferung hin. Sein Antheil an der Schuld hat indessen der baaren Summe nach weniger betragen, als man anfangs glaubte. Nur etwa vier tausend Thaler hat er zu erstatten gehabt, und er soll noch lange nachher auf einem eignen kleinen Gute gelebt haben, das er sich in der Nähe seines Sohnes gekauft, mit welchem er in der innigsten Eintracht lebte. Daß Anton und Therese ein sehr glückliches Paar wurden, steht nicht zu bezweifeln. Ihn finden wir in amtlichen Papieren nach etwa dreißig Jahren als königlichen Amtsrath und Besitzer eines großen Vermögens wieder. Seine Kinder haben theils mit gleichem Erfolge die Geschäfte des Vaters fortgesetzt, theils sich im Staatsdienste ausgezeichnet. Heute lebt keiner dieses Namens mehr, der seine Abstammung von ihm nachweisen könnte, aber sein Vermögen hat noch heute in einer Familie Bestand, die von seiner zweiten Tochter herstammt.

Ueber das Ende des Kriegsrathes von Süß wissen wir nichts Zuverlässiges anzugeben. So viel ist gewiß, daß das Andenken an ihn und seine Thaten erloschen ist und durch diese Erzählung schwerlich erneuert werden wird, da der Name, unter welchem wir diese Person hier auftreten lassen, ohnehin ein erdichteter ist. In der Kindheit des Verfassers trieb sich indeß in Königs-

Digitized by Google

berg bei den unteren Volksklassen noch eine Sage umher, König Friedrich Wilhelm der Erste habe bei seiner letzten Anwesenheit in dieser Hauptstadt einen Kriegs- und Domänenrath hängen lassen, der sich arger Bedrückungen, sträflicher Betrügereien und empörender Schändlichkeiten schuldig gemacht. Der König soll ihn selbst gesprochen und im höchsten Zorne ihm verheißen haben, daß er ihn hängen lassen werde. Der Verbrecher soll trotzig geantwortet haben: „für einen Edelmann sei noch kein Galgen gebaut." Diese Unziemlichkeit habe den Entschluß des erbitterten Monarchen bekräftigt, und auf einem, vor dem Schlosse eigens dazu erbauten, Galgen habe der Delinquent ohne Reue, und gleichsam höhnend, in einem grünen, mit goldenen breiten Tressen reich besetzten Staatskleide seine Strafe öffentlich erlitten. Der ganze Inhalt dieser Sage führt aber augenscheinlich auf den Herrn von Schlubhut zurück, dessen Galgenstrafe geschichtliche Thatsache ist.

Hermann Friedrich Wilhelm Hinrichs,

ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Halle, wurde am 22. Apr. 1794 zu Karlseck in Jeverland im Großherzogthum Oldenburg, einem unmittelbar an der See gelegenen Gute seines Großvaters, geboren, und besuchte in seiner Jugend das Gymnasium zu Jever. Im Jahr 1812 bezog H. die Universität Straßburg, wo er sich anfangs der Theologie, später der Philologie widmete. Von Straßburg ging er nach Heidelberg, wo er die Rechte studirte und endlich, durch Hegel bestimmt, sich der Philosophie zuwendete. H. habilitirte sich als Privatdocent zu Heidelberg, wurde aber schon nach drei Jahren 1822 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Breslau gerufen, von wo er im Jahr 1824 als ordentlicher Professor der Philosophie nach Halle versetzt wurde, woselbst er noch in voller Kraft thätig ist.

Er schrieb:

Die Religion im innern Verhältniß zur Wissenschaft. Heidelberg 1822.
Aesthetische Vorlesungen über Goethe's Faust. Halle 1825.
Grundlinien der Philosophie der Logik. Halle 1826.
Das Wesen der antiken Tragödie. Halle 1827.
Genesis des Wissen. Heidelberg 1835.
Schiller's Dichtungen nach ihrem historischen Zusammenhange. 2 Bde. Leipzig 1837—39.
Ferienschriften. Halle 1845.
Trutz-Rom und Jesuiten. Ebdas. 1845.
Verfassungswesen des Ghzgth. Oldenburg. Jever 1846.

H. hat namentlich in seinen ästhetischen Schriften zu sehr den strengen Anforderungen des Hegel'schen Systems gehuldigt und daher im Ganzen wenige Leser, aber sehr viele Gegner gefunden, um so mehr, als er durch seine consequente Beharrlichkeit, auch in der äußeren Darstellung jenes System fest zu halten, oft selbst den Eingeweihten jener Schule nur schwer verständlich ist. Daß er ein gedankenreicher, scharfsinniger und wissenschaftlich tief gebildeter Geist sei, das hat er vielfach bewiesen, um so mehr, als er in seinen neuesten Schriften sich auch bemühte, der Menge zugänglicher zu sein.

Ueber Goethe's Zueignung zum Faust.

Zweite Vorlesung *).

Das Resultat unserer ersten Vorlesung, das in der Zueignung als dem unmittelbaren Anfang der Tragödie besteht, und wegen der Beziehung derselben auf das Anschauende nothwendig dieser Anfang ist, eröffnet nun unsere zweite Vorlesung mit der Betrachtung dieser Zueignung selber. Insofern deshalb die Zueignung die wirkliche Wesenheit des allgemeinen Bewußtseins zu ihrem Inhalte hat, und dieselbe als alle Wirklichkeit überhaupt vorstellt, ist die Betrachtung derselben keine andere, als daß diese Wirklichkeit näher in der Sitte und den Gesetzen des Volkes als des allgemeinen Bewußtseins enthalten erkannt werde, und der einzelne Mensch durch seine That als das sein Bewußtsein ganz durchdringende gesetzliche und sittige Leben dieser Wirklichkeit als seiner objectiven Wesenheit und Wahrheit zu entsprechen habe, damit nicht durch seine besondere Ansicht, eignes Belieben, nur ihm ausschließlich zukommendes etwaiges Gefühl, Neigung u. s. f. zu handeln sich bestimmen lassen müsse. Diese Wirklichkeit nun als die jeden Einzelnen durchdringende und von allen verwirklichte Seele, die den geistigen Tag der vernünftigen Wesenheit des Bewußtseins verkündet und dessen Licht von keinem Nächtlichen getrübt wird, ist die mit dem Wesen des Bewußtseins erfüllte wirkliche und gegenwärtige Wahrheit, in welcher Gewißheit die Zueignung wurzelt. Sie ist als der unmittelbare Anfang selber zugleich der allgemeine und damit das Ende alles vermittelst ihrer sich gestaltenden und offenbarenden geistigen Lebens, so daß Alles, was in dieser Wirklichkeit beginnt, auch sich in derselben vollendet und dadurch nur Sinn und Bedeutung hat.

Von dieser Gewißheit ergriffen und durchdrungen, spricht unser Dichter zunächst in der Zueignung das allgemein geistige Bewußtsein des Volkes als alle Wirklichkeit aus, in welchem Vergangenes und Zukünftiges, das nicht so sehr der Zeit, die nur als Vergehen erscheint, als vielmehr dem Bewußtsein angehört, aufgegangen ist. In diesem Bewußtsein gebildet und dasselbe wiederbildend tönen seine Gesänge wieder, in deren Wiederklang er den Einklang seiner mit demselben vernimmt, und welcher Einklang seine Gewißheit ist, nicht vergeblich die vermittelst des allgemeinen Bewußtseins ihn beseelenden Vorstellungen in der Weise der Poesie verwirklicht, und in dem dichtenden Bilden derselben sein versöhntes Bewußtsein gewonnen zu haben.

Die nächste Vorstellung, die sich in der Zueignung vermittelst seiner Gewißheit dem Dichter aufdringt, ist die Volkssage, vermittelst welcher als des Ausgangspunktes und des unmittelbar aufgenommenen Stoffes der Tragödie derselbe zu dem allgemein geistigen Bewußtsein seines Volkes sich entäußert. Denn er gehört, wie alle andere, zu seinem Volke, ist nur vermittelst des geistigen Lebens desselben, damit durch dessen Sitte, Religion u. s. f. seiner Wesenheit nach was er ist, aber als Individuum hat er in Verhältnissen mit andern Individuen gelebt und mancherlei erfahren, was denn überhaupt die wirkliche Seite des Lebens ausmacht.

Indem das allgemein geistige Volksleben nur als Leben, Handeln und Thun der einzelnen Menschen wirklich ist, und diese Seite des wirklichen Lebens nothwendig zu seiner Selbstvollbringung gehört, darf auch in poetischer Vorstellung dieses Element der Wirklichkeit nicht fehlen. Sollte deshalb jene Volkssage zur höhern Gestaltung in der Weise der Dichtung vermittelst des Dichters sich erheben, so mußten die in derselben blos vorgestellten Individuen in die Wirklichkeit treten, oder wirkliche Personen werden. Aber als wirkliche Personen sind sie gegenwärtige lebendige Individuen geworden, welche jenes blos vorgestellte Leben der Volkssage wirklich durch ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander erfahren haben.

Zunächst stellt sich unser Dichter selbst, indem vermittelst seiner jene Vorstellung sich im Gewande der Poesie verwirklicht und gestaltet, in der Individualität des Faust als die wirkliche Hauptperson vor *). Die andern Personen aber, vermittelst welcher der Dichter selbst nur jene Hauptperson ist, stehen mit ihm durch Liebe und Freundschaft in der engsten Verbindung, die, wie aus des Dichters von ihm selbst beschriebenen Leben deutlich hervorgeht, näher wie in der Person des Faust unser

*) Aus Hinrich's Vorlesungen über Goethe's Faust.

*) Vergleiche in dieser Hinsicht Goethe's Leben 2. Bd. S. 187. „Die bedeutende Puppenspielfabel Faust klang und summte gar vielfach in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben, und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen."

Digitized by Google

Dichter selber, so in der Person des Mephistopheles sein geliebter Freund Merk aus Darmstadt, und in der Margaretes das Frankfurter Gretchen als des Dichters erste Liebe vorgestellt sind *). Die andern in der Tragödie vorkommenden, aber minder wichtigen Personen finden sich theils so allgemein im wirklichen Leben selbst, theils mögen sie auch wirklich von unserm Dichter gekannte Individuen vorstellen. Diesem wirklichen Leben aber und deshalb dem Erlebten und Erfahrenen verdankt die Tragödie wohl gewiß mehrere fürtreffliche Scenen, welche Behauptung wir im Verlaufe dieser Vorlesungen hie und da durch anzuführende Belegstellen aus des Dichters Leben zu bekräftigen Gelegenheit haben werden.

Mit der Vorstellung der Volkssage nun und deshalb mit den in derselben vorgestellten Personen dringen sich dem Dichter die wirklichen Individuen auf, welche mit ihm durch ihr wirkliches Leben jene bloße Vorstellung zur Wirklichkeit gestaltet haben. Wenn sie auch längst nicht mehr sind, sie bleiben ihm doch unvergeßlich und nahen sich als schwankende Gestalten; erste Liebe und Freundschaft durchdringt sein Innerstes, die der alten halbverklungenen Sage gleich in die selbstbewußte Gegenwart tritt. In Liebe und Freundschaft giebt der Mensch zunächst seine persönliche Individualität auf und jede ist darum diese ungetheilte gegenseitige Durchdringung und Einheit, von welcher getragen dem Menschen sein vergangenes Leben bedeutungsvoll ist, indem die sonst alles ausschließende und darum hart verschlossene Persönlichkeit in derselben sich aufgeschlossen hat. Mit der Erinnerung an die geliebte Margarete und an Freund Merk vergegenwärtigen sich dem Dichter die Bilder einst froh verlebter Tage, welchen sich die mannigfaltigen Gestalten des vergangenen Lebens anreihen. Erste Liebe und Freundschaft begeisterte ihn zu seinen ersten Gesängen **), aber seine Erinnerung an dieselben ist von dem Bewußtsein durchdrungen, daß jene Seelen, welchen er zuerst der Dichter und Sänger war, dem wirklichen Leben entnommen sind, und seine spätern Gesänge nicht mehr vernehmen. Dieses erfüllt ihn mit Wehmuth, und wenn die lieben Seelen ihn auch nicht mehr hören, so sind sie doch jenem stillen ernsten Geisterreich entnommen, in seinem Bewußtsein wirklich geworden. Ihr selbstbewußtes Dasein, das für die Vorstellung schon dahin geschwunden, bewegt und beseelt ihn; denn eben dieses sein Bewußtsein ist der Boden, auf welchem sie sich finden, und der sie mit einander vereiniget.

Der Dichter nun als das wirkliche Bewußtsein der von ihm so innigst geliebten Seelen empfindet und weiß sich als dasselbe; Liebe, Freude und Leid, überhaupt Alles was er im wirklichen Umgange mit denselben erlebt hat, bemächtigt sich seines Gemüthes, selige Gefühle, in welchen er einstens verloren, deren empfindende Erinnerung durch die Vorstellung, daß sie einst die seinigen gewesen, getrübt ist, und was in ihm zuerst seine tiefe Empfindung rege gemacht, ihn mit der innigsten Freude sowohl als auch mit der tiefsten Wehmuth erfüllte, ergreift seine innerste Seele, indem die lieben Seelen, mit welchen er alles dieses getheilt und empfunden hat, sein Bewußtsein durchdringen. Ganz in die Gefühle und in das Bewußtsein erster Liebe und Freundschaft versetzt, fühlt, empfindet und weiß er, daß das, was ihn ehemals so unendlich beglückte, wohl der Zeit nach verschwunden, aber dem geistigen Bewußtsein nach nie vergehen kann, und deshalb ewig und unvergänglich ist. Wie jene Seelen noch dem Bewußtsein des Dichters angehören, will er sie auch mit sich zum höheren Bewußtsein der Wahrheit erheben, und in der Gewißheit derselben sich mit ihnen als von dieser Wahrheit durchdrungen vereint wissen, um der Zeit dieselben Fesseln anzulegen, mit welchen sie von derselben ihrem natürlichen Dasein nach gefesselt gehalten werden.

Aber das Gewand, in welchem diese Gewißheit der Wahrheit unserem Dichter lebendig werden muß, ist die Poesie, in welcher als dem reinen Aether seines Bewußtseins das wirkliche Leben seiner lieben Seelen sich verflüchtigt und zur Vorstellung reiner Wesenheit erhoben wird. Das der Zeit nach verschwindende Leben, und Alles was sich vermittelst desselben gestaltet, kann die verschwindende Poesie heißen, weil es durch seinen Untergang und Verschwinden die Endlichkeit und Bedingtheit abstreift und in die ideale Form der geistigen Wesenheit eingeht. Die Erhebung in diese Form ist denn die Vorstellung der Wahrheit selber, welche als die christlich religiöse Vorstellung von dem Göttlichen die Wahrheit zu ihrem Inhalte hat und in der Weise der Dichtung sich vorstellt.

Jenes wirkliche Leben also löset sich in dem Reiche des allgemein geistigen auf, so daß die wirklichen Individuen ihre Besonderheit in dem allgemein geistigen und vernünftigen Leben der Welt verflüchtigen und aufheben. Das Bewußtsein, welches sie dadurch gewinnen, verurtheilt selbst das sich auf dieser oder jener Stufe seiner geistigen Entfaltung befindende wirklich gegenwärtige Leben, und verkündet im voraus seine sich offenbarenden höheren Gestaltungen.

Wegen dieser Erhebung des wirklichen Lebens verschwindet das besondere Thun und Leben jener wirklichen Personen, so wie ihre eignen Zwecke und Absichten sich als unwahr und nichtig beweisen. Indem also die christlich religiöse Vorstellung von der Wahrheit derselben zu Grunde liegt, ist dieser vorgestellte Inhalt dasjenige überhaupt, was sein heiliges Recht im Elemente der Dichtung sowohl gegen die Besonderheit des Menschen als auch gegen das wirkliche und irdische Leben, dessen Recht im Mephistopheles vorgestellt ist, offenbaren. Weiter aber auch bestimmt derselbe das Verhältniß aller Personen zu einander, so daß dieselben in ihrem nothwendig gegenseitigen Verhältnisse aus diesem Inhalt eine jede aus allen und umgekehrt abzuleiten sind.

In dem Zeugnisse des allgemeinen Bewußtseins von der Wahrheit, das in der christlich religiösen Vorstellung von dem Göttlichen offenbar ist, will nun unser Dichter in dem Elemente der Poesie sich mit seinen lieben Seelen in dieser Tragödie von aller Beschränktheit befreien, und sich mit derselben auf ewig vereint wissen. Diese Poesie, welche Himmel, Welt und Hölle vorstellen will, und deren bewegende Seele der so eben erwähnte Inhalt ist, fuhrt sich gleichsam zu demselben als ihrer Quelle zuruck, in welcher alles Sein und Leben seinen Grund hat. Indem der Dichter das erscheinende Leben zu dieser Quelle erhebt, und als dieses Bewußtsein mit der Erinnerung an erste Liebe und Freundschaft seine lieben Seelen vereinet, bewegen sich dieselben wirklich geistig gegenwärtig vermittelst derselben in seinem Bewußtsein. Aber jene Quelle als der wahre Inhalt religiöser Vorstellung, welcher sich in der Tragödie entfaltet, offenbart als die Ruhe selber die Unruhe des Lebens und Handelns, und wie derselbe die Wesenheit und Wahrheit des Bewußtseins, nämlich der allgemein geistigen Menschheit ist, sind alle Menschen mit jedem einzelnen versöhnt und damit der Dichter mit seinen lieben Seelen in dieser ihrer Wesenheit vereint, weil die Einigung die Wesenheit selber und deshalb ewig und unendlich ist.

Diese Wesenheit nun sich vorstellend, wie er in derselben mit seinen lieben Seelen ein Herz und eine Seele ist, weiß und will unser Dichter, und ist als dieses Wissen und Wollen das Können — woher das Wort Kunst — damit der Künstler oder Dichter, der in der höchsten Kunst die Offenbarung derselben zu verwirklichen strebt. Zunächst ist diese Kunst die Erscheinung des Lebens als lebendige Welt, in welcher als der Wirklichkeit sich die Ruhe und Sicherheit des Wesens so wie in dieser Ruhe und vermittelst derselben die bewegliche Lebendigkeit entfaltet, so daß das wirkliche und göttliche Leben jedes mit seinem andern als mit sich selber zusammengeht, und das Ewige selbst als gegenwärtige Wirklichkeit ist. Das göttliche Leben allein ist diese reine Wahrheit, welche unser Dichter im poetischen Gewande herauszuringen bemüht ist. Jedoch ist dasselbe in seiner reinen Gestalt, die allein der freie Gedanke ist, nicht Gegenstand der Dichtung. Aber in dieser Tragödie bewegt sich die poetische Vorstellung an diese Reinheit hinan, indem dieselbe das Streben nach der Wahrheit selbst vorstellt, und darum die Wahrheit in ihrem vorstellenden Gewande erfaßt haben muß. Hinzuführen zu dieser Reinheit des Gedankens, ist deshalb ihr Höchstes, ihr Können, und damit die höchste Spitze der Kunst.

Das Große und Hohe, nämlich diese Aufgabe zu lösen, durchdringt die tiefe Seele des Meisters, aber seinem weiten Gemüth, das das Göttliche in sich trägt, entwindet sich die ganze Welt in dichtender Weise. Seine gefühlvolle Welt löset sich in seinem Gesange auf, die eben deswegen nicht blos empfunden wird, sondern in poetischer Vorstellung herausgerungen und gegenständlich geworden erlöset ist. Alles was seinem Gesange entströmt, fließt zugleich aus dieser Quelle, und alle Gestalten der Vergangenheit so wie der Zukunft verwirklichen sich in dieser freien Weise der Dichtung. Aber auf diejenigen, welche als wirkliche Individuen mit ihm diese selbstbewußte Wirklichkeit selbst vorzustellen haben, bezieht sich der Dichter, eben weil sie als Personen für ihn vorhanden sein müssen, zuerst, und indem sie nun als Wirklichkeiten ihr verschwundenes Dasein aufheben, wird sein Herz mild und weich, ihn ergreift ein längst entwöhntes Sehnen nach denselben, und was er besitzet, fühlt er verschwinden, und was einmal gewesen, sich verwirklichen.

*) Siehe des Dichters Leben überhaupt. Von seinem Freunde Merk heißt es insbesondere 3. Band S. 142, wie folgt: „in Merk's Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein edler, braver Mann hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm selbst schädlich ward. In allen seinen Arbeiten ging er verneinend und zerstörend zu Werke, was ihm jedoch selbst unangenehm war."

**) Seine ersten Gesänge dichtete Goethe mit einigen Mitgliedern jener Gesellschaft, zu welcher Margarete gehörte. Gemeinschaftlich wurden Gelegenheitsgedichte wie z. B. fur Hochzeiten, Begräbnisse u. s. f. verfertigt, und das fur dieselben gelöste Geld verzecht. Vergl. Goethe's Leben 1. Bd. S. 407. und ff.

Digitized by Google

An seinen lieben Seelen und an ihm selber soll sich die göttliche Wahrheit offenbaren, und vermittelst derselben die Aufgabe gelöst werden, und das Ganze sich gestalten. Die Erinnerung an dieselben wird deshalb in der Gewißheit dieser göttlichen Wahrheit zu einer ewigen Gegenwart, so daß diese Gewißheit selbst alle Wirklichkeit ist, zu welcher sich die Wirklichkeit dieser Seelen erweitert oder sich dieselbe zueignet, und so der Dichter in seiner Zueignung denselben das Höchste, nämlich das Göttliche selber, zueignet, das sie sich eben so sehr zu eigen machen, indem er in seinem Bewußtsein mit ihnen und durch sie sich zur Wahrheit erhebt, an welcher sie wie alle mit ihm den innigsten Antheil haben. In dem rein Geistigen also sich mit seinen lieben Seelen vereint wissend, eignet er sich mit denselben dem Göttlichen als aller Wahrheit zu, das mit dem allgemein geistigen Bewußtsein der Menschheit eins das Wesen desselben ausmacht.

Indem nun die Betrachtung der Zueignung uns zu der Gewißheit der derselben zu Grunde liegenden Wesenheit als aller Wahrheit geführt hat, so ist diese Gewißheit auch damit nicht schon dem Anschauenden gegenständlich, sondern, wenn dasselbe selbst von dieser Betrachtung vermittelst des Gedankens durchdrungen wäre, würde es dennoch in dem Inhalte der Zueignung als der wirklichen Wesenheit des allgemeinen Bewußtseins, welche sich in derselben als alle Wirklichkeit vorstellt, nur die selbstbewußte Gegenwart seines objectiven Lebens anschauen. Um aber zur Anschauung und Vorstellung des Wesens selber zu gelangen, muß es zunächst diese seine selbstbewußte Gegenwart vorgestellt anschauen, und vermittelst dieser Vorstellung das Bewußtsein derselben als eines gegen das Wesen Unwahren gewinnen. Das Vorspiel auf dem Theater ist näher diese Vorstellung oder hat vielmehr dieselbe zu seinem Inhalt, und folgt darum nothwendig der Zueignung, zu welchem letztere sich aufhebt.

Als vorgestellte Wirklichkeit des Bewußtseins bringt deshalb unser Dichter dieselbe, wie er sie unmittelbar vorfindet, und damit seine Zeit, die wie in der Wissenschaft so auch in der Kunst leider an das Beste nicht gewöhnt ist, auf das Theater, indem er in dem Bewußtsein, die dem allgemeinen Bewußtsein der Menschheit gegenständliche göttliche Wahrheit in dem Elemente der Dichtung verwirklichen zu wollen, sich die nähere Beziehung des Anschauenden auf diese seine Verwirklichung vorstellt. Jedoch stellt das Vorspiel die gegenwärtige Zeit nicht als diejenige vor, welche das allgemein concret vernünftige Bewußtsein selber wäre, sondern nur die Gemeinheit desselben; jenes dürfte schon deshalb unmöglich sein, weil der Kunstinhalt der Tragödie die der gesammten Menschheit offenbare göttliche Wahrheit selber ist. Also dem gemeinen Bewußtsein wird seine Flachheit in diesem Vorspiele zur Anschauung gebracht, und demselben gleichsam als sein Wesen vorgehalten, damit es angeregt werde, sich zu höheren Vorstellungen, als seine gewöhnlichen sein mögen, zu erheben. Zugleich schaut es sein Verhältniß in diesem Vorspiele zur Tragödie an, so wie unser Dichter in demselben die Anerkennung der nothwendigen theatralischen Vorstellung dramatischer Dichtungen ausspricht, aber zugleich auf das gewöhnliche Theaterwesen aufmerksam macht, indem er andeutet, daß diese Tragödie sowohl für das Theater bestimmt als auch über die Vorstellung auf dem Theater hinaus sei.

Näher aber ist dem Anschauenden überhaupt in dem Vorspiele zu verstehen gegeben, daß es in der Tragödie nichts Gewöhnliches erwarten solle, sondern das Göttliche selber, indem sie das Höchste und Heiligste zu ihrem Inhalt habe, vorgestellt erkennen müsse. Nicht den Schein des irdischen Lebens, sondern den Einklang desselben mit dem ewigen, welcher die Welt in sein Herz zurück schlingt, will der Dichter aus seinem Innersten entfalten, und darum soll jeder, der sich zur Vorstellung dieser Welt erhebt, auch in der Tragödie diesen Einklang anschauen und sich in die dieselbe bewegende Vernünftigkeit, um in ihr seine eigene allgemeine Vernunft zu erfassen, vertiefen und vergessen. Für einen Spiegel soll die Tragödie genommen werden, in welchem der Mensch weniger sich selbst, als vielmehr das allgemein vernünftig geistige Leben als seine wahre Vernunft und Wesenheit anschaue und erkenne. Also von dem Göttlichen selber durchdrungen ist diese Welt vorzustellen, in welcher die göttliche Vernunft nicht als in einem ihr fremden, sondern als in dem Andern ihrer selbst sich wisse. Alles was aus dieser göttlichen Quelle fließt oder vermittelst derselben aus dem menschlichen Bewußtsein sich gestaltet, ist das Zeitlose, das für keinen Augenblick geboren der Nachwelt unverloren bleibt, wenn alles Andere nur der Mitwelt als dem gemeinen Bewußtsein Spaß macht.

Das Anschauende, welches theils in dem Vorspiele zur Vorstellung des göttlichen Inhaltes der Dichtung angeregt ist, theils vermittelst desselben das Bewußtsein der Wesenheit als der die Welt durchdringenden Wahrheit gewinnt, schaut deshalb seinem Begriffe nach sich als dasjenige an, was sich zur Anschauung und Vorstellung seiner göttlichen Wesenheit erheben muß, aber gegen welche es sich selber als ein Unwahres weiß und vorstellt. Vermittelst dieser Vorstellung seiner selbst als des Unwahren gelangt es aber zur Vorstellung des allein Wahren, das als nur vorgestellt das göttliche Wesen im Himmel ist, und im Prolog als der Herr im Himmel angeschaut wird.

Mit der Fortbildung des Anschauenden vermittelst des Vorspiels hat sich denn auch die Tragödie jener vorgestellten Wesenheit gemäß weiter entwickelt, und deshalb den Himmel als das Unendliche und Wahre, gegen den das Anschauende sich als das Unwesentliche vorstellt, nach dem Vorspiele entfaltet, in welchem Himmel der Herr das geistige Wesen oder der göttliche Geist und deshalb der christliche Gott *) ist. Indem es als wirkliches Bewußtsein das Unwesentliche dem Himmel gegenüber sich befindet, oder vielmehr denselben als ein Jenseits aus seinem Gemüthe vermittelst der Vorstellung hinausverstellt, ist das Wesen ein demselben Fernes, weshalb es wohl bei seinem Herrn im Himmel, aber nicht in sich selbst mit diesem Wesen eins ist. Auf dieselbe Weise weiß es das allgemein geistige Bewußtsein der Menschheit nicht als das Bewußtsein dieses Himmels, das es darum dem Herrn als die himmlischen Heerschaaren zugesellt und deshalb in dem Himmel anschaut. Denn es ist sich eben so wenig jener den Herrn umgebenden Heerschaaren, welche Vorstellung derselben im Himmel dem Begriffe der Einheit des göttlichen und menschlichen Geistes vollkommen entspricht, als des aus seinem Gemüthe hinausverstellten allgemein geistigen Bewußtseins bewußt. Der Vorstellung ist das göttliche Wesen als der Herr im Himmel der unwandelbare, das die himmlischen Heerschaaren ausdrückende allgemeine Bewußtsein aber, weil es die göttliche und menschliche Natur in einer Einheit vorstellt, unwandelbar und wandelbar zugleich, nur so daß beides als getrennt und ausschließlich erscheint. Die himmlischen Heerschaaren theilen sich deshalb in unwandelbare oder gute, und wandelbare oder böse Engel. Die guten sind als die unwandelbaren und deshalb blos abstracten eine unbestimmte Vielheit, sie sind Schaaren, die ihr concretes Selbst in dem göttlichen Wesen als der allgemeinen Selbstheit, nämlich dem Herrn, anschauen, aber die bösen Engel als die wandelbar gewordenen und darum abgefallenen gewinnen ihr Bewußtsein in dem Teufel als in der individuellen Selbstheit. Ein abgefallener Engel bleibt aber, wie Shakespeare sich ausdrückt, dennoch immer ein Engel, der von Zeit zu Zeit den Alten gerne sieht und mit ihm zu brechen hütet, weshalb wir denn auch Mephistopheles im Himmel unter dem Gesinde antreffen.

Während die Erzengel die Unwandelbarkeit des Herrn und seiner Werke preisen, und damit ihrem abstracten Begriffe entsprechen, spricht Mephistopheles die Ironie dieses Begriffes aus, wenn er zu dem Herrn sagt, daß sein Pathos, im Falle er sich das Lachen nicht abgewöhnt hätte, ihn gewiß zum Lachen bringen würde. Nicht das Unwandelbare, Abstracte, sondern das Wandelbare, Concrete, Lebendige stellt er vor; aber weil das Unwandelbare als das geistige Wesen die Wesenheit des Wandelbaren ausmacht, ist dasselbe nicht nur das Unwandelbare als solches, sondern das in dem Wandelbaren Unwandelbare, was denn der Herr dem Mephistopheles hinsichtlich des Faust auch zu verstehen giebt. Nur aus diesem Begriffe des Wesens kann die ausschließliche Unterredung des Herrn mit dem Mephistopheles im Himmel und der Inhalt dieser Unterredung begriffen werden **).

Indem nun dem Anschauenden der Himmel gegenständlich ist, und der Begriff desselben in der Weise der Vorstellung angeschaut wird, der in dieser seiner Vorstellung den Glauben des Anschauenden ausmacht und denselben zu seinem Inhalt hat, ist dieser der vorgestellten Wesenheit des Anschauenden entsprechende Himmel alle Wahrheit, von welcher das Anschauende als seiner alleinigen Wesenheit durchdrungen ist. Deshalb muß dasselbe durch die Anschauung und Vorstellung des Inhalts der Unterredung des Herrn mit dem Mephistopheles im Himmel in seinem innersten Gemüthe um so mehr ergriffen werden, als diese Vorstellung des Himmels als aller Wesenheit und Wahrheit in demselben wurzelt. In dem Himmel selbst also als dem seinem Begriffe der Vorstellung nach Unwandelbaren schaut es zugleich das Wandelbare an, so daß darin nicht nur die Möglichkeit, sondern als Mephistopheles selbst die Wirklichkeit desselben vorgestellt ist, und das Anschauende vermittelst dieser Vorstellung und damit seines Glaubens zur Vorstellung der Wandelbarkeit selbst des Himmlischen und Ewigen hingeführt wird. Näher aber erzeugt diese Vorstellung, daß selbst das Himmlische und Göttliche sich

*) Daß der Herr hier der christliche Gott und deshalb der göttliche Geist ist, deutet auch Cornelius auf dem Titelblatte seiner Bilder zum Faust an, indem in einem ungleichen Quadrate der Herr in der Mitte mit einem Heiligenschein von Engeln umgeben die dreifache Krone auf dem Haupte trägt und die Weltkugel mit dem Kreuze in der Linken hält, anstatt in den Bildern zum Faust von Retsch der Herr ohne die dreifache Krone und das Kreuz nicht den christlichen Gott ausdrückt, und deshalb der Begriff des Wesens nicht erfaßt ist.

**) Vergleiche das Buch Hiob Kap. 1.

Digitized by Google

ſeiner entfremden können, von Seiten des Anſchauenden ſelbſt die Vorſtellung einer möglichen Entfremdung von ſeinem Himmel und damit von ſeinem Glauben als aller Weſenheit und Wahrheit, vor welcher Entfremdung denn der Himmel als ſolcher ſich verſchließt, und Mephiſtopheles nur noch allein übrig bleibt.

Aber dieſe Vorſtellung wird eben wegen der Form des Bewußtſeins zur Gewißheit ſelber, welche denn das dem Himmel entfremdete Selbſtbewußtſein ausmacht. Als ſolches iſt es ſich ſelber die Wirklichkeit das Weſenloſe, und wie es in der Gewißheit ſeiner ſelbſt dem Himmel entſagt, iſt demſelben auch die wirkliche Welt eine entweſte Wirklichkeit, in welcher das Göttliche und Wahre nicht gegenwärtig iſt. Denn mit dem Himmel iſt dem Bewußtſein das Göttliche entflohen, das ſich ſelbſt nun dafür zum Inhalt gewonnen hat, weil es ohne den Himmel nur von ſich erfüllt das Wiſſen von ſich ſelber, und als ſolches von der göttlichen Wahrheit entfernt, nur der menſchliche Geiſt in ſeiner einzelnen Selbſtheit iſt.

Mit dem entflohenen Himmel iſt das Ewige und Himmliſche dem Irdiſchen gegenüber ein für das ſich ſelbſt als die Weſenheit erfaſſende Selbſtbewußtſein Unwirkliches, das darum als Gegenſtand der Wiſſenſchaft dem Erkennen und Wiſſen entflieht, weil das auf die Erkenntniß deſſelben ausgehende Bewußtſein ſich ſelbſt die Wirklichkeit und Weſenheit iſt, und ſich als ſolche feſthält. Insbeſondere trägt ſolche Wiſſenſchaft dazu bei, das Bewußtſein dem Göttlichen zu entziehen und demſelben ſeinen Himmel zu entwenden, indem ſie dem Wiſſen als ihrem Elemente den Inhalt der mit der göttlichen Wahrheit erfüllten Vorſtellung nicht zu ertheilen vermag. Als Wiſſenſchaft des Himmliſchen ſtrebt ſie wohl, die in der Vorſtellung wurzelnde Wahrheit zu wiſſen, weil aber das erkennende Bewußtſein ſich in ſeinem Wiſſen nicht zu derſelben entäußert, und damit ihre vorgeſtellte Form nicht in das Wiſſen erhebt, überhaupt dieſe Vorſtellung nicht begreift, bringt ſie das Bewußtſein zu der Gewißheit, Nichts wiſſen zu können. Denn dieſes Himmliſche iſt und bleibt als Gegenſtand des Wiſſens ein Jenſeitiges, und tritt nicht in die diesſeitige Gegenwart des Bewußtſeins ein. Das dem Himmliſchen gegenüberſtehende Irdiſche iſt die natürliche Welt als ſolche, welche eben deswegen als Gegenſtand der Wiſſenſchaft die wiſſenſchaftliche Form zur Weiſe des ſinnlichen Wahrnehmens herunterſetzt, und darum keinen Anſpruch machen kann, Ausdruck des Gedankens und der Vernunft zu ſein.

Beide Seiten ſolcher Wiſſenſchaft, nämlich die des Himmliſchen und die des Irdiſchen entſprechen keineswegs dem Begriffe der Wiſſenſchaft. Denn in dieſen Weiſen ihres Inhaltes entbehrt die Wiſſenſchaft aller ſubſtanziellen Wahrheit, ſo daß ſie als eine Wiſſenſchaft des Himmliſchen nicht in ihr ſelber das göttliche Leben offenbart und entfaltet, und als eine Wiſſenſchaft des Irdiſchen nicht das Vernünftige in ihrem Gegenſtande erkennt, damit das Bewußtſein, das ſich in ſolchem weſenloſen Wiſſen herumgetrieben, zuletzt durch all' ſein Lernen, Forſchen und Bemühen um keinen Schritt weiter gekommen, dieſe Wiſſenſchaft als ein Nichtiges und Unwahres erkennt, und als die Verzweiflung an derſelben in der Perſon des Fauſt den erſten Theil der Tragödie eröffnet.

Johann Baptiſt Hirſcher.

Doctor der Theologie, badiſcher geiſtlicher Rath und ordentlicher öffentlicher Profeſſor der chriſtlichen Moral und der Religionslehre, der Sohn eines Landmannes, wurde am 20. Juni 1788 zu Alt-Ergarten, einem abgelegenen Hofe des vormaligen vorderöſterreichiſchen Oberamtes Altdorf, geboren. Da er frühzeitig ſchon ausgezeichnete Talente an den Tag legte, ward er den Studien beſtimmt, die er in der Kloſterſchule zu Weißenau begann und auf dem Gymnaſium zu Konſtanz fortſetzte. Nachdem er den philoſophiſchen Curſus zu Konſtanz vollendet, bezog er die Univerſität zu Freiburg, wo er dem Studium der Theologie ſich widmete. Als er darauf im Herbſt 1810 die prieſterliche Weihe erhalten, betrat er zuerſt die Bahn der praktiſchen Seelſorge. Im Winter 1812 wurde er Repetent an der theologiſchen Facultät und an dem Seminar zu Ellwangen, und zwei Jahre ſpäter zugleich Verweſer der philoſophiſchen Profeſſur an dem Lyceum daſelbſt. Im Herbſte 1817 erhielt er eine Lehrſtelle an dem obern Gymnaſium zu Rottweil, und noch in demſelben Jahre ward er als Profeſſor der chriſtlichen Moral an der katholiſch-theologiſchen Facultät zu Tübingen berufen, wo er als Lehrer und Schriftſteller mit immer ſteigendem Erfolge wirkte. Trotz vielfacher Anfeindungen der Römlinge und trotz einer gegen ihn in Stuttgart erhobenen Anklage, blieb H. auf ſeinem Lehrſtuhle, ja die Gnade des Königs ehrte ihn mit dem Ritterkreuze des Ordens der würtembergiſchen Krone. Im Herbſte 1837 erhielt er, nachdem er früher ſehr vortheilhafte Anträge ausgeſchlagen hatte, einen Ruf an die Univerſität Freiburg, den er auch annahm.

Er gab heraus:

Ueber das Verhältniß des Evangeliums zu der theologiſchen Scholaſtik der neueſten Zeit. Tübingen 1823.

Anſichten von dem Jubiläum. Tüb. 1826; 2. Aufl. unter dem Titel: „Die katholiſche Lehre vom Ablaß," pragmatiſch dargeſtellt, Tüb. 1829; 3. Aufl. 1835.

Betrachtungen über ſämmtliche Evangelien der Faſten. Tüb. 1829; 6. Aufl. 1839.

Katechetik, oder der Beruf des Seelſorgers, die ihm anvertraute Jugend im Chriſtenthum zu unterrichten und zu erziehen, nach ſeinem ganzen Umfange. Tüb. 1831; 3. Aufl. 1834.

Chriſtliche Moral. 3 Bde. Tüb. 1835—36; 2. Aufl. 1836—37.

Betrachtungen über die ſonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres. Bd. 1, Tüb. 1837; 2. Aufl. 1839.

Einer der gründlichſten, gelehrteſten und aufgeklärteſten katholiſchen Theologen unſerer Zeit, hat H. vorzüglich danach geſtrebt, die Wahrheit nach ſeiner, ſtets auf tiefen wiſſenſchaftlichen Forſchungen beruhenden inneren Ueberzeugung zu lehren und zu verbreiten, und daher trotz allen Anfeindungen ſeiner Gegner überaus ſegensreich gewirkt und in den weiteſten Kreiſen die ehrendſte Anerkennung gefunden.

Georg Daniel Hirtz

ward am 2. Februar 1804 zu Straßburg geboren und lebt daſelbſt als Drechslermeiſter.

Von ihm erſchien im Druck:

Gedichte. Straßburg 1834.
Der Jakobstag. Ebendaſ. 1838.
Der Ottilienberg. Ebend. 1839.
Die Kurbengaſſe. Ebend. 1840.

Ein anmuthiges, gefälliges lyriſches Talent, das ſich mitten unter franzöſiſchen Einflüſſen eine echt deutſche Geſinnung und Lebensanſicht bewahrte.

In der Münſterkrone.

(Sonntag 5. Auguſt 1838, in der Frühe.)

Auf hohem luft'gen Throne
Da ſitz' ich wohlgemuth,
Erwinia's Felſenkrone
Hält mich in treuer Hut.

Wohl liegt in ſüßem Schlummer
Dort unten Mancher noch,
Verträumt des Lebens Kummer,
Befreit vom ſchweren Joch.

Bin doch nicht ganz alleine
So nah dem Himmelsthor.
Aufſchwirrt aus dem Geſteine
Der Dohlen ſchwarzer Chor.

O, wie ſo ſchön hier oben,
Im friſchen Morgenlicht,
Das ſtralend ſich erhoben
Und übern Schwarzwald bricht.

Mein Buſen auch ſich hebet,
Und wonnig pocht das Herz,
Voll heil'ger Andacht ſchwebet
Das Auge himmelwärts.

Ich bring' im Frühgebete
Dem Schöpfer Lob und Preis,
Auf hocherhabner Stätte
Ob Heil'genbilder Kreis! . . .

Allmälig wird es rege;
Sonntag bricht feſtlich an!
Der Morgenglocken Schläge,
Sie zittern hell heran.

Und ſchmetternd klingt von ferne
Der Krieger Feſtmuſik,
Vor ſtattlicher Kaſerne
Erſpähet ſie mein Blick.

Horch, wie die Hörner klingen!
Wie ſchallt's herauf ſo weit
Auf leichten, luft'gen Schwingen:
Glück auf! 's iſt Sonntag heut!

O, wie ſo ſchön hier oben
Im alternden Geſtein,
Von Meiſterhand gehoben
In Aether hoch hinein.

Einſt unbehauen lagen
Dort in des Kronthals Kluft
Die Felſen, die hier ragen
So künſtlich in die Luft.

Wie ſich die Bogen runden,
Wie ſchlank die Thürmlein ſtehn,
Von Blättern feſt umwunden,
Wie biſt du, Münſter, ſchön!

Kennt ihr den kühnen Meiſter,
Der dieſes Werk erdacht?
Erwin von Steinbach heißt er,
Er, er hat es vollbracht!

An jenes Berges Fuße
Trat ſtill er in die Welt,
Kam her mit deutſchem Gruße,
Baut' Straßburgs Steingezelt.

Nun ſteht ſchon manch Jahrhundert
Das hohe Felſenhaus,
Geprieſen und bewundert,
Schaut kühn und ſtolz hinaus.

Grüßt Badens ſchöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz,
Und grüßt Alſatiens Auen,
Das weite Rheinthal ganz!

Nicht Grenzen ſollten ſcheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umſchläng's ein feſtes Band!

Verwächst zu einem Stamme
Dies Volk einſt und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!

Konrad Sahſpach.

Es lebte einſt ein Drechslermeiſter
Zu Straßburg in der Krämergaß,
Geſchickt und klug, ein Weitgereister,
Verſtand ſein edles Handwerk baß.
Herr Konrad Sahſpach hieß der Mann,
Von dem ich dieſes rühmen kann.

Eins Tages in die Werkelſtätte
Ein ernſter hoher Fremdling tritt:
„Grüß Gott euch, Meiſter! Hört, ich hätte
An eure Kunſt jetzt eine Bitt';
Hab' mir was Neues ausgedacht,
Will's Gott, ſo wird's zu Stand gebracht!"

„Schön, edler Herr! Was ſoll es geben?"
Entgegnet ihm der Meiſter drauf.
„Hier bringe ich die Zeichnung eben,"
Spricht er, und rollt ſie vor ihm auf —
„Da ſeht ihr, was ich möchte han,
Mit einer ſtarken Schraube dran."

„Hat faſt das Anſehn einer Trotte,"
So Konrad Sahſpach lächelnd ſpricht —
„Schweigt, Meiſter, ſchweiget! bittern Spotte
Laßt Raum in eurem Herzen nicht;
Was Großes giebt's, ihr ſollt ſchon ſehn,
Das immerdar wird fortbeſtehn!

Wohl mögt ihr's eine Trotte ſchelten,
Doch eine Trotte ſondrer Art;
Sie wird als theures Gut einſt gelten,
Denn Wunder ſind ihr aufbewahrt;
Viel höhre Kraft als Traubengeiſt
Von dieſer Trotte leuchtend fleußt.

Durch ſie wird Gott ſein Wort verbreiten,
Der Wahrheit ewig-reinen Quell,
Der Hölle Macht und Liſt beſtreiten
Und Tage ſchaffen klar und hell.
Der Wahn, der Aberglaube ſinkt,
Sobald das Licht am Himmel blinkt."

Voll Ehrfurcht ſtaunt der Drechslermeiſter
Den fremden hohen Kunden an:
„Steht ihr im Bund der guten Geiſter,
Und habt von ihnen Macht empfahn?

Digitized by Google

O lieber Herr, die Arbeit neu
Schaff' ich fürwahr nicht ohne Scheu!"

Und bald die erste Drucker-Presse
Durch eines Drechslers Kunst entstand;

Daß man des Meisters nicht vergesse,
Hab' ich den Namen sein genannt.
Längst kennt die Menschheit nah und fern
Hans Gutenberg, den fremden Herrn.

Leberecht Siegmund Jaspis

Doctor der Theologie und Stadtprediger an der Frauenkirche zu Dresden, ist geboren am 20. Sept. 1778 zu Meißen, wo sein Vater Archidiakonus war. Durch den frühen Tod seiner Aeltern ward seine Jugend eine traurige. Er erhielt eine Stelle im Alumneum der Thomasschule und bezog dann die Universität in Leipzig. Seit 1799 studirte er zuerst eine Zeitlang Medicin, und vertauschte später dieses Studium mit dem der Theologie. Nach vollendeter akademischer Laufbahn und zweijährigem Hauslehrerleben wurde er 1804 zum Katecheten an der Peterskirche zu Leipzig und 1805 zum Prediger in Pobles bei Lützen gewählt. Im Jahre 1815 wurde er nach Dresden berufen, wo er seitdem geblieben ist, zuerst als Diakonus an der Kreuzkirche und seit 1837 als Stadtprediger an der Frauenkirche. Im Jahre 1824 hat ihm die theologische Fakultät in Erlangen ihre Doctorwürde ertheilt.

Er schrieb:

Predigten im Sturme der Zeit. Leipzig 1808.
Predigten bei ausgezeichneten Amtsvorfällen. Dresden 1817.
Hodegetik. Dresden 1820.
Ermahnungen eines Vaters an seine Tochter vor ihrem ersten Abendmahlsgenusse. Dresden 1824.
Mahnungen an Jünglinge u. s. w. Dresden 1825.
Weg durch's Leben, oder Rathschläge für Jünglinge, welche sich als Künstler, Kaufleute und Gewerbtreibende würdig ausbilden wollen. Leipzig 1829. 2. A. 1844.
Winke, die Einrichtung der Bürgerschulen betreffend. Dresden 1831.
Das rege Leben auf dem Gebiete der Religionswissenschaft im protestantischen Deutschland. Leipzig 1832.
Die fromme Feier des Abendmahles. 2. Aufl., Leipzig 1832.
Der Schutzgeist edler Weiblichkeit, ein Geschenk für erwachsene Töchter. Meißen 1836.
Kleiner Katechismus Luther's in behaltbaren Sätzen. 3. Aufl. Dresden 1837.
Stimmen aus dem Reiche Gottes. Leipzig 1839.
Die christliche Sittenlehre. Dresden 1843.

Von der Heiligkeit seines Berufes erfüllt, vereint J. namentlich in seinen trefflichen Kanzel- und Amtsreden große Klarheit und echte Toleranz mit Gedankenreichthum, Tiefe und Innigkeit, gehüllt in das Gewand einer meisterhaften Diction. Nicht minder vortrefflich sind seine ascetischen Schriften, wie überhaupt aus Allem, was er veröffentlicht, der rechte Geist christlicher Milde, gehoben durch genaue Kenntniß dessen, was Noth thut, um zu erheben und aufzuklären, zu belehren und zu bessern, hervorleuchtet.

Julius Ludwig Ideler,

geboren zu Berlin am 3. Sept. 1809, wurde theils durch Privatlehrer, theils auf dem französischen Gymnasium zu Berlin gebildet, von wo aus er im Jahr 1821 die Landesschule zu Pforte bezog. Nach seinem Abgange von dort 1828 studirte er anfangs Medicin, dann Naturwissenschaften zu Berlin und Mathematik zu Königsberg. Nachdem er das Examen als Oberlehrer bestanden hatte, beschäftigte er sich vielfach als Mitglied des königlichen Seminars zu Berlin mit gelehrten Forschungen, habilitirte sich daselbst als Privatdocent und lebt jetzt gänzlich geschichtlich-archäologischen und sprachlichen Studien.

Er schrieb:

Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum. Berlin 1832.
Ueber die Feuerkugeln und Nordlichte. Berlin 1832.
Ueber die angeblichen Veränderungen des Klimas, in Berghaus „Annalen" 1832.
Ueber den Hagel. Leipzig 1833.
Aristoteles „Meteorologia" in einem nach Handschriften berichtigten Texte, mit Auszügen aus den griechischen Commentaren und mit einem Commentare herausgegeben, 2 Bände. Leipzig 1834—37.
Die Sage von dem Schuß des Tell, historisch-kritische Abhandlung. Berlin 1836.
Kritische Untersuchungen über die Geschichte der Entdeckung von Amerika. Bd. 1.—3., Berlin 1838—39.
Hermapion sive rudimenta Hieroglyphices veterum Aegyptiorum. Leipzig 1839, 4., mit einem Atlas von 40 Tafeln.
Ausgabe von Eginhard's „Vita Caroli Magni," 2 Bde., Hamb. 1839, mit Einleitung, Commentar und Urkundenbuch.
Handbuch der englischen Sprache und Literatur. 3. Band. Berlin 1838. (Die beiden ersten Bände dieses Werkes gab sein Vater heraus.)

Ein eben so gründlicher wie geistreicher Forscher, weiß J. seinen Untersuchungen durch vortreffliche Darstellung und geschmackvolle Anordnung noch besonderen Reiz zu verleihen.

Digitized by Google

August Kahlert

wurde am 5. März 1807 zu Breslau geboren, lebt daſelbſt jetzt noch als Profeſſor an der Univerſität.

Seine Schriften ſind:

Ewald und Bertha, idylliſches Epos in 6 Geſängen. Leipzig 1829.
Blätter aus der Brieftaſche eines Muſikers. Breslau 1832.
Novellen. Daſ. 1832.
Romanzen. Daſ. 1834.
Schleſiens Antheil an deutſcher Poeſie, ein Beitrag zur Literaturgeſchichte. Daſ. 1835.
Tonleben. Novellen und vermiſchte Aufſätze. Daſ. 1838.
Breslau vor hundert Jahren. Daſ. 1840.
Aufſätze, Erzählungen, Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Wärme, Innigkeit, Klarheit und Anmuth ſind den poetiſchen Erzeugniſſen K.'s eigenthümlich und würden dieſen gewiß eine weit größere Verbreitung erworben haben, wenn ihr Verfaſſer ſich nicht zu beſcheiden von allem Treiben des öffentlichen Marktes fern hielte. Seine theoretiſchen und literärhiſtoriſchen Arbeiten zeichnen ſich durch gründliche und gewiſſenhafte Forſchung, Scharfſinn und geſchmackvolle Darſtellung ſehr vortheilhaft aus.

Weihnachtsſegen.

Novelle.

Ein heiterer Wintertag blickte in Emil's Zimmer und beleuchtete vortheilhaft den behaglichen, mit Bedürfniſſen des Ueberfluſſes und genußverſtändigen Lebens ausgeſchmückten Raum. Das Hausgeräth war von zierlicher Form, die Teppiche, die den Boden bedeckten, hätten dem Empfangzimmer einer eiteln Frau keine Schande gemacht, die wenigen Kupferſtiche an den Wänden gehörten zu den Muſterwerken dieſer Gattung, und manche kleine Vorkehrungen, welche die Anmuth einer Wohnung erhöhen, verriethen, daß deren Beſitzer eben ſo erfahren als erfinderiſch ſei. Dieſe behagliche Umgebung ſtand im Widerſpruche mit den verfinſterten, innere Aufregung verrathenden Geſichtszügen Emil's, der haſtig auf und abſchritt, und ſichtbarlich in innerem Kampfe begriffen, bald einen zerſtreuten Blick auf das lebendige Menſchengetriebe in der Straße hinabwarf, dann wieder mit Haſtigkeit ein ſaubergemaltes kleines weibliches Bildniß, das über ſeinem Arbeitstiſche hing, anſtarrte, endlich aber ſich in den Armſtuhl warf, die Augen wie erſchöpft mit der Hand bedeckend. Faſt zögernd langte die andere nach einem bereits geöffneten zierlichen Briefchen, das auf dem Tiſche lag; leiſe und langſam, als gelte es jetzt eine bereits erfahrene Botſchaft in allen Einzelheiten genau zu würdigen, las Emil Folgendes:

„Sie ſind allzuhart gegen den armen Prinzen. Daß er nichts weiter, als ein kaum erwachſener, unbeſonnener und unvorſichtiger Menſch voll knabenhafter Gewohnheiten iſt, um deſſen Erziehung ich mir ein Verdienſt erwerben will, müſſen Sie doch längſt eingeſehen haben. Oder halten Sie das Männchen wirklich für gefährlich? Sind Sie im Ernſt eiferſüchtig? Zornig genug gebehrden Sie ſich bereits. Aber wie komiſch iſt es doch, daß ſelbſt ein weltkluger Diplomat ſolchen Gegner fürchtet! Mein Himmel, wie ſollen wir armen Schauſpielerinnen es denn anfangen, den unbehülflichen Huldigungen vornehmer Müßiggänger zu entgehen? Sie nähern ſich uns, weil wir die abſchreckende Blödigkeit der übrigen deutſchen Mädchen von ſelbſt abzulegen gezwungen ſind, und ihnen bei ihren Studien im Umgange mit Frauen mithin auf willkommene Weiſe unzählige Verlegenheiten erſparen. Halten ſie ſich dadurch zu größeren Anſprüchen berechtigt, ſo überſehen ſie, daß wir immer Herren unſerer Handlungsweiſe bleiben, und daß ſie durch ihre Ueberſchätzung des Scheines, der einmal die heutige menſchliche Geſellſchaft gefangen hält, uns Schauſpielern nur ſelbſt unterhaltend werden. Dies Schauſpiel iſt ja das einzige, das uns beluſtigen kann. Doch ſo ſchlimm, hoffe ich, wird es dem armen Prinzen nicht gehen; ich denke nicht daran, es zu arg mit ihm zu treiben, ohne daß man deshalb mir zumuthen könnte, ihn ſelbſt vor mir zu warnen. Voyons, wie er dieſe erſte kleine Herzenserfahrung überſtehen wird.

Nun ſind Sie hoffentlich beruhigt, lieber Baron? Sie erinnern ſich ganz unbefangen daran, wie gänzlich anders gegen Sie als gegen den Prinzen ich mich geſtellt habe; Sie ſehen ein, daß Ihre Eiferſucht auf Hirngeſpinnſten beruhte, und obgleich dieſe Leidenſchaft uns Frauen immer ſchmeichelt, ſo ſind Sie ohne dieſelbe mir dennoch theurer, denn ich weiß dann, daß Sie an mir nicht mehr zweifeln. Alſo, es bleibt bei meinem Beſcheide, gegen welchen kein Widerſpruch zugelaſſen wird. Sie kommen heute nicht zu mir, und ich beſuche das von dem Prinzen veranſtaltete Feſt. Wunderlich genug iſt ſein Einfall, aber hübſch, daß er der hieſigen Künſtlerſchaft eine Weihnachtsbeſcheerung geben will; wozu wäre er denn gar ſo reich? Er wird mich unter Allen gewiß nicht am Schlechteſten bedenken, und nun ſollte ich dem guten Kinde die Freude verderben? O, das wäre boshaft.

Morgen Mittag zwölf Uhr, nicht früher noch ſpäter erwarte ich Sie bei mir. Es iſt von der Intendanz des Schauſpieles eine neue Kabale wegen der Rolle der Orſina gegen mich im Werk, die mich dringend nöthiget, Ihren Rath zu hören. Adieu! — Sie ſind doch wieder gut? nicht? ei freilich! — Zeigen Sie mir morgen ja kein finſteres Geſicht, — ſonſt —

Sie kennen

Alma."

Aus dem tiefen Nachſinnen, in welches dieſe dem äußern Scheine nach heiter und ſorglos hingeworfenen Zeilen ihn verſenkt hatten, wurde Emil durch ein plötzliches heftiges Klopfen an ſeiner Thür geweckt. Der dadurch Angemeldete trat mit dem fröhlichen Rufe: „Alſo doch gefunden!" raſch in das Zimmer. „Philibert! Du hier?" antwortete Emil, und umarmte den langentbehrten Jugendfreund. Die Aeußerungen gegenſeitiger lebendiger Theilnahme drängten ſich ſo raſch, daß man einiger Zeit bedurfte, um das Geſpräch in geordneten Gang zu bringen.

„Haſt Du denn zwei Wohnungen?" fragte Philibert. „Deine Wohnung liege am Neumarkte, verſicherte man überall. Deinen Namen fand ich wirklich an der Thüre des Einganges, und doch belehrte mich das heraustretende Zöfchen, Du habeſt Dich hierher ans andere Ende der Stadt übergeſiedelt. Launenhaft warſt Du freilich immer und unerſchöpflich in geſchmackvollen Anordnungen. Wie einnehmend und bequem dieſes Zimmer eingerichtet iſt! Wie lange gehört es Dir ſchon?"

„Seit vorgeſtern. Aber ehe ich Dir auf Deine Fragen antworte, die bedeutſamer ſind, als Du denkſt, laß mich das Wichtigſte wiſſen, was Dich betrifft. Wie kommſt Du hierher, zu welchem Zwecke? ich glaubte Dich noch in Italien."

„Du weißt, daß ich immer ein Feind des Müßigganges war, und um den Aufforderungen dazu, die bei meinen hinreichend begründeten Vermögensverhältniſſen nahe genug lagen, zu entgehen, mich als Student in die Arzneikunſt vertiefte. Dieſem Studium bin ich nun auch auf meinen Reiſen eifrigſt obgelegen, ja, jenes iſt der Zweck von dieſen geweſen. Italien habe ich für meine Wiſſenſchaft bereits ausgebeutet; hierher rief mich der Ruf des großen Krankenhauſes, und nebenbei gefällt mir, was ich vom öffentlichen Leben binnen wenigen Tagen bemerken konnte. Es wird hier für mich, was Arbeit und Erholung betrifft, aufs Beſte geſorgt ſein, und daß ich Dich, alten Freund, wiederfinde, rechne ich nun gar unter die beſonderen Glücksfälle. Aber, aufrichtig geſprochen, ich hoffte Dich friſcher, fröhlicher anzutreffen: über Deinen Augen liegt ein Zug des Mißmuthes ausgebreitet."

„Die Zeiten heiterer Unbefangenheit, als Du, lieber Philibert, noch mein treuer Gefährte aller luſtigen Studentenſtreiche wareſt, ſind leider vorüber."

„Das iſt ſehr wahr; doch hat jedes Alter ſeine Freuden, beſonders bei Leuten, die geſund und unabhängig ſind. Du nun gar biſt glücklich verheirathet. Dein letzter Brief, den ich vor etwa einem Jahre in Florenz erhielt, war ein dichteriſches Gemälde Deines häuslichen Glückes, welches mich meinen Junggeſellenſtand ſchmerzlich genug empfinden ließ."

Emil wollte antworten, als ſich die Thüre öffnete und eine alte Frau mit einem kaum vierjährigen, ſchönen, goldgelockten Knaben hereintrat. Der Kleine ſprang auf Emil zu und kletterte an ihm hinauf, um ihn eine ſeltſam angeputzte Puppe, welche den heiligen Joſeph vorſtellte, bewundern zu laſſen.

„Schau, Vater, er nickt mit dem Kopfe, oder ſchüttelt ihn, wie ich es haben will." —

„Zeig her, lieber Felix, — wahrhaftig, ſehr ſchön, wer hat Dir ihn denn geſchenkt?" —

„Die Regine, Vater, es iſt ja Weihnachten; und da ſind wir auf dem Markte geweſen, dort giebt's einmal ſchöne Sachen." —

„Ach, es iſt wahr, das hatt' ich ganz vergeſſen, Du armes, armes Kind! Hier, Regine, nehmen Sie dies Geld, und kaufen ſie dem Felix Spielzeug; beſcheeren Sie es ihm Abends hübſch feierlich, — liebes Söhnchen, lache und freue Dich noch immerhin, wenn auch Dein Vater ſich grämt." —

Digitized by Google

„Die gnädige Frau, sagte Regina, hat erlaubt, daß ich ihn Abends zu der Frau Oberhofmarschallin bringen darf, welche ihn eingeladen hat.“ —

„Schon gut, — sehr gut, — gewiß, besser, als wenn Du zu Hause bliebest, lieber Bube, der meine Züge trägt, warum sollte sich Deine Mutter nicht von Dir loszumachen suchen, — doch jetzt geh', Regine, Gott schütze Dich, mein Felix.“

„Leb' wohl, Väterchen, besuch uns bald,“ sagte dieser und hüpfte an der Hand der sorgfältigen Pflegerin zum Zimmer hinaus.

Philibert hatte dies Alles mit aufmerksamem Schweigen beobachtet, und sagte: „Was ich jetzt gesehn, enthält freilich eine wunderliche Antwort auf meine vorige Frage, macht mich aber nur um so neugieriger. Lasse mich nicht in Ungewißheit, Freund, die mich quält; ich liebe Dich noch mit der alten Treue, und sehe mit Kummer Deinen schmerzlichen Blick.“

„Nun wohl, so höre! Mein letzter Brief an Dich hat mit keiner Sylbe gelogen, sondern war das getreue Abbild meines ruhigen glücklichen Gemüthes. In meinem kleinen, aber mit städtischer Bequemlichkeit eingerichteten Schlosse am Erzgebirge, verflossen mir und meiner Frau die Tage zwar etwas einförmig, doch heiter. Sophie kann entzücken, beseligen, — dies verschweige ich mir selbst jetzt nicht, wo jene sonnenhellen Tage wie ein Feentraum hinter mir liegen. Meine Jugendfreunde, welche früher in mir einen stets beweglichen, ja unruhigen Geist, den Angeber bei manchem tollen Streiche gekannt hatten, mochten nicht begreifen, wie ich seit meiner Verheirathung so schnell gelernt hatte dem horazischen Frieden in ländlicher Zurückgezogenheit seine Reize abzugewinnen. Daran, ich muß es bekennen, hatte Sophie den größten Antheil. Der Genuß einer sorgfältigeren Erziehung, als ich sie genossen, gab ihr, wenn es sich um Kenntnisse handelte, oft ein Uebergewicht, das sie mich aber keineswegs fühlen ließ. Von zarter und reizbarer Körperbeschaffenheit hatte sie, seit ihrer Entbindung von dem Knaben, welchen Du eben hier gesehen, oft mit Unpäßlichkeit zu kämpfen, welche sie mir sorgfältig verbarg, um mich nicht zu beängstigen, und die eine stille, anmuthige Heiterkeit ihres Wesens niemals trüben ließ.“

„Du schilderst mir ein Wesen, um dessen Besitz ich Dich beneiden möchte, rief Philibert. Wie hattest Du denn einen solchen Schatz aufgefunden?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt. In einer großen Gesellschaft zu Nürnberg, wo ihr jetzt verstorbener Vater als Obrist in Garnison lag. Doch dies thut nichts zur Sache, die ich Dir zu schildern habe. Vor acht Monaten betraf meinen Felix ein großes Unglück. In Folge einer Kinderkrankheit nämlich befiel den armen Knaben ein bedenkliches Augenübel. Die Angst um das Wohl des Kindes brachte mich zu dem raschen Entschlusse mit Sophien und Felix hierher zu reisen, und den Rath eines hiesigen weltberühmten Augenarztes zu erbitten. Wirklich belohnte sich dies; das schon fast gänzlich erblindete Kind ward zwar langsam aber doch vollständig geheilt. Ohne jenen Grund wären wir nicht hiehergekommen, und jetzt stünde Manches anders. —

„Ich begreife wirklich noch nicht,“ —

„Wie meine zu Felix vorhin gesprochenen Klagen zu der Schilderung meines früheren Glücks passen? Ich glaube Dir's; fasse ich es doch selbst kaum. Der hiesige Aufenthalt hat, wie Du weißt, für den Fremden viel Angenehmes, das er anderwärts entbehren mag. Es leben stets Ausländer hier, und verursachen viel öffentliche Lustbarkeiten, Zerstreuungen aller Art. Seit einigen Jahren solcher Erlebnisse entwöhnt, wirkten sie bald auf mich, wie Stimmen aus meiner Jugendzeit. Ich stürzte mich vielleicht zu schnell in die Wogen der Geselligkeit, zunächst freilich aus Langerweile, die die Entbehrung meiner landwirthschaftlichen Geschäfte herbeizog, während meine Frau an dem Bette des Kindes saß, und dasselbe unablässig beobachtete. Als die Genesung vorschritt, besuchte sie allerdings auch einige Gesellschaften, doch war unser Verhältniß dann schon nicht mehr das Alte.“

Emil schwieg hier verlegen einige Augenblicke, als erwarte er eine Frage des Freundes; fast tonlos fuhr er dann fort:

„Kennst Du Alma Lefèvre?“ —

„Die reizende Schauspielerin! Wie sollt' ich nicht!“ —

„Sie ist eine Verwandte des Banquiers Blink, der meine Geldsachen besorgt, und dessen weltkluge Frau ein ganz artiges Haus macht. Dort lernte ich Alma kennen, nachdem ich sie schon von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie auf der Bühne gesehn, angebetet hatte. Schweige, Freund, es giebt unheilvolle Kräfte, denen sich kein Mensch, und sei er ein Held an Willenskraft, entzieht, die nur ein Thor läugnet, oder ein Lebensmatter, der kein Recht mehr auf die höchsten Wonnen dieses Daseins hat. Ich näherte mich dem verführerischen Weibe mit Zagen, sie wich mir vorsichtig aus. Umschwärmt von vornehmen und reichen Bewunderern, hielt sie mich lange keiner besondren Beachtung werth; sie benahm sich fein und artig gegen mich, während ihr dunkles Auge irgend einem in der Ferne stehenden Glücklicheren mehr gewährte, als den kalten Zoll geselliger Aufmerksamkeit. Ich schüttete mein Herz vor der Blink aus, welche stolz auf die berühmte Nichte längst meine wachsende Leidenschaft errathen hatte. Diese schalt mich zuerst lachend einen leichtsinnigen Ehemann, dann zeigte sie jenes Mitgefühl, das alte Frauen Liebenden so selten verweigern. Monate verflossen, und Alma blieb eiskalt gegen mich.“ —

„Da hättest Du meinen Rath einholen sollen; Schauspielerinnen zu behandeln, ist doch keine Kunst. Eine Loge zum Benefiz, ein Shawl, ebenfalls eine lobhudelnde Kritik in einer allgemeinen Zeitung.“ —

„Als ob ich dies Alles nicht ebenfalls längst wüßte! Jede Erfahrung aber erlebt eine Probe, die sie nicht aushält. Alma gegenüber dachte ich weder an Pläne, noch Mittel, mir ihre Gunst zu erwerben, ich war wieder Schüler, wieder nur dem unwiderstehlichen Eindrucke hingegeben, der all' mein Denken gefangen hielt, wie jede ihrer Bewegungen magnetisch auf mich wirkte. Ich wußte mich in der Gewalt des Dämons, und schalt mich selbst, um dadurch meine Gluth nur noch mehr anzufachen. Mich zu betäuben, warf ich mich auf das Spiel, das mich früher niemals zu locken vermocht hatte, ach, es geschah nur, um ihre Züge auf jeder Karte zu erblicken! Monat auf Monat verfloß, da gelang es mir durch einen wesentlichen Dienst, den ich als Vermittler zwischen ihr und der mit ihr unzufriedenen Intendanz des Hoftheaters leistete, sie milder gegen mich zu stimmen; sie ward vertraulich, herzlich, ich errang einen flüchtigen Kuß, der mich um zehn Jahre jünger machte, und beinahe zu Unbesonnenheiten verleitet hätte, welche man höchstens einem Studenten zu Gute halten mag.“

„Und wie nahm sich hierbei Deine Frau?“

„Anfangs lachte sie über mich; in den Gesellschaften der Blink mochte man sie jedoch durch boshafte Bemerkungen stutzig gemacht haben; sie ward plötzlich ernsthaft gegen mich, schmollte nicht sowohl, als sie vielmehr mir gegenüber ein dumpfes, unheimliches Schweigen beobachtete. Ich vermied sie; sie weinte, sie bat mich mit Wärme, mit sichtbarer Beängstigung, an ihr nicht zum Verräther zu werden; sie drängte zur Abreise, wofür ich kein Ohr hatte; Felix war wieder gesund, von Hause schrieb mein Oberverwalter Manches, was mich in anderen Lagen gewiß zu schneller Heimkehr bewogen hätte. Ich sah Sophien Tage, Wochen lang gar nicht, oder nur zufällig. Nun wandte sie sich an die Blink, deren Hülfe anflehend, und erreichte so viel, daß diese mir Vorwürfe machte, und versicherte, Alles anwenden zu wollen, um ihre Nichte meinen Nachstellungen zu entziehen. Als ob ich jemals Talente zum Wüstling gehabt hätte, ich, der ich selbst als Jüngling, von den Weibern beachtet und verlockt, eine lächerliche Blödigkeit nie habe loswerden können! Zwischen Alma und deren Tante entstand sogar ein gespanntes Verhältniß, die frühere Vertraulichkeit war sichtbar verschwunden, seitdem diese sich mit einer gewissen Herzlichkeit Sophiens annahm.“ —

„Aber, was soll aus dieser Verwirrung hervorgehn? Emil, könntest Du wirklich Dein Weib,“ —

„Ich habe mit mir gerungen, jedoch vergeblich. Ein freundlicher Blick, ein heimlicher Händedruck vernichtete alle qualvoll eroberte Fassung; hundertmal wollte ich die Schlingen, in denen ich mich immer tiefer verstrickte, zerreißen, mich in der Einsamkeit begraben, und dem fürchterlichen Worte: Pflicht, allein gehorchen, — es gab sogar einen Abend, an welchem ich grauenhaft gedankenlos meine Pistolen aus dem Kästchen nahm, und damit spielte, bis mein Felix hereingesprungen kam, und mit seinem Schrei freudiger Bewunderung der blitzenden Dinger mich wie aus einem gespensterreichen Traume weckte. Ich bekannte Alma meine rasende Leidenschaft, und erhielt nichts, als eine geistreiche Ermahnung zur Geduld als Antwort, ohne daß ich aber darin hätte einen Korb erblicken dürfen. Mit Härte stieß ich Sophien zurück, deren blasse Trauer mich folterte, ich trennte mich von ihr, und verwandte alle Aufmerksamkeit auf Alma's Leben und Treiben. Die Hoffnungen, die diese mir allmälich erweckte, glänzten immer rosiger, und wurden nur durch Eins, durch den Schatten der Eifersucht verdunkelt. Eitel, und beifallslustig ließ sie sich die Huldigungen eines jungen, kaum über die Knabenjahre weggelangten Burschen gefallen; der Prinz Constantin, der hier ungeheure Summen durchbringt, durfte sie am Arme in Salons führen, in denen ich mich freilich unter hundert Männern meines Ranges verlor; wenn nun mein Aerger einmal laut wurde, so tröstete sie mich mit unwiderstehlichem Liebesworte und nannte den Prinzen ein Kind, das noch der Erziehung bedürfe. Ach, sie weiß zu belohnen und zu strafen, zu kränken und zu versöhnen, denn ein unsichtbarer Zauber macht ihr Jeden unterthan, der sich in ihre Nähe wagt.“

„Du bist tief in die Gefahr hineingerathen, armer Schelm, sagte Philibert, und spielst, dünkt mich, ein bedenkliches Spiel, denn Du bist der Sclave, und Alma die besonnene Herrin. Sie

Digitized by Google

kennt den Reiz, den süße Aussichten gewähren, und der mit der Erfüllung des stündlich wachsenden Wunsches endlich leicht zum Widerwillen wird. Hoffentlich denkst Du doch aber nicht daran, Dich von Deiner Frau scheiden zu lassen, und jener Koquette Deine eheliche Hand zu bieten."

Emil schwieg, der Freund fuhr fort: „Ich würde Dich hassen können, denn ich verehre Deine Frau, die ich nur aus Deiner Schilderung kenne, und erblicke in Alma nur eine Gestalt, wie sie die in ihrer verkümmerten Sphäre der Unnatur so tief gesunkene sogenannte gute Gesellschaft in unzähligen Exemplaren zeigt."

„Es ist zu spät," seufzte Emil.

„Gewiß nicht, wenn Du ein Mann sein willst. Keine noch so furchtbare Macht bedroht unser Leben, von der es nicht irgend eine Erlösung gäbe, wenn wir dieselbe nur aufzusuchen den Muth haben." —

„Vorgestern habe ich die Scheidungsklage eingereicht und meinem Anwalt die rechtliche Auseinandersetzung anvertraut; Sophie ward davon schriftlich in Kenntniß gesetzt; sie hat mir in überraschend ruhigem, ja kaltem Tone geantwortet. Sie scheint meiner ebenfalls überdrüssig geworden zu sein, und so kann die Sache keine Schwierigkeit finden; was nützt ein Leben voll innerer Zerissenheit, das von einer ewig unbefriedigten Sehnsucht zerfressen wird? Das Unabwendliche geschieht. Ich habe Alma meine Hand angeboten, und soll binnen acht Tagen Bescheid erhalten; unterdessen umschwärmt der Prinz sie täglich wie früher, ungeachtet sie, seitdem mein Entschluß mich von Sophie zu trennen stadtkundig geworden, von Vielen als meine Verlobte betrachtet wird. Darüber mache ich ihr denn täglich Vorwürfe, die sie mit ihrer stets siegreichen Liebenswürdigkeit immer gleichsam spielend bekämpft, um mich ihr immer wieder aufs Neue desto unbedingter zu unterwerfen." —

Philibert seufzte tief. In dem Blicke des Vorwurfs, den er auf den Freund heftete, lag zugleich viele wahre, herzliche Theilnahme, daß dieser sich heftiger beunruhigt fühlte, als wenn strenger, oder spottender Tadel ihn berührt hätte. Was wir uns selbst nicht gestehen wollen, spricht lauter, wenn es nicht aus bloßem Widerspruchsgeiste, sondern aus Sorge um unser Wohl gemißbilligt wird. Die klare unverholene Darstellung, welche seinem Bekenntnisse das deutliche Gepräge der Unzufriedenheit mit sich selbst verliehn, hatte den Freund tief im Innersten eines wunden Herzens lesen lassen, eines Herzens, das zu schwach, sich selbst zu retten, kühne fremde Hülfe, sei sie auch demüthigend, zu begehren schien. Wie aber war hier zu helfen, wo der Hülfsbedürftige sein Verlangen ängstlich zu verbergen trachtete, dem Unmündigen ähnlich, der in kindischem Trotze die Stimme des Gewissens zu unterdrücken sich bemüht? Wie war in fremder Angelegenheit zu handeln möglich, wenn jede Handlung Gefahr brachte, von einem theuren Freunde als Feind angesehen zu werden? In solcher Selbstberathung versunken saß Philibert neben dem starr vor sich hinblickenden Emil. Der Schlag einer nahen Kirchglocke, welche den herannahenden Abend verkündete, erweckte den Gast aus seinem sorgenvollen Sinnen. Als er aufstand, bat Emil halblaut:

„Verlasse Du mich nicht, Du, der es immer so redlich mit mir gemeint hat. Zürne mir, aber verachte mich nicht, bringe es dahin, mich zu beklagen, denn ich bedarf des Trostes. Doch, über meinem Geschwätze habe ich vergessen, nach dem zu fragen, was ich zunächst erfahren möchte, nämlich nach Deinem Wohl und Wehe; bist Du noch immer der alte, scharf beobachtende Virtuose der Menschenkenntniß, der an Allem Antheil nimmt, nur ein Feind eigener Herzenserlebnisse? Sind Dir die Weiber noch immer nur psychologische und physiologische Probleme? hast Du Dich über Deinem Studium noch von keinem holden Kinde fesseln lassen? O, wie oft habe ich in den letzten Tagen Deiner gedacht, und Dich beneidet!" —

„Ei nun, vielleicht hat das Beneiden bald ein Ende." —

„Wirklich? Dann gewönne ich Hoffnung, von Dir verstanden und mit mitleidigem Worte erquickt zu werden."

„Es scheint, daß ich hieher gekommen bin, um hier den Verlust meiner durch so viele Jahre sorgfältig gehüteten Freiheit zu erfahren." —

„Du bist erst so kurze Zeit hier, und schon, — rede, Freund, für Liebesgeschichten giebt es kein empfänglicheres Ohr als das des Liebenden." —

„Wohlan! Offenherzigkeit hat Anspruch auf Erwiderung. Auch kann ich sehr leicht aufrichtig zu Werke gehn, da ich nicht viel zu verschweigen habe. Es ist wahr, ich habe die Jahre, die man für Täuschung und Poesie als so empfänglich kennt, überwunden, und bin über der Herzensbeobachtung, ehe ich mir's gedacht, ein philosophischer Dogmatiker geworden, der sich selbst zum Schaden die Illusionen, welche ihm die Welt anbietet, zerstört. Der erste Eindruck beherrscht mich nicht leicht, dies weiß ich aus langer Erfahrung, denn die Frauen haben mir oft einen Vorwurf daraus gemacht. Jetzt aber handelt es sich doch um einen ersten Eindruck, mit dem ich durchaus nicht fertig werden kann. Am vorigen Montage, hier noch ziemlich fremd, trieb mich die Langeweile in's Theater. Die mittelmäßigen Lustspiele, welche man aufführte, unterhielten mich schlecht, auch war das Haus sehr leer. An meiner Seite in der Loge hatten indessen zwei Damen Platz genommen, wovon die jüngere durch ihre zarte edle Gestalt, eine etwas bleiche aber höchst anmuthige und geistvolle Gesichtsbildung, sogleich meinen Blick fesselte. Ein Zug des Leidens verschönte sie ungemein. Auf ihrer Stirn lag der Ausdruck geübten Denkens, aus ihrem Auge leuchtete ein mildes, herrliches, vielleicht etwas schwärmerisches Gemüth. Mund und Hand verriethen mir vornehme Abstammung, worauf auch wohl die ganze Art der Erscheinung und der Bewegungen hinwies. Einer schnell gefundenen Gelegenheit zur Einleitung eines Gespräches vermochte ich nicht zu widerstehen. Die ältere Frau, deren unruhig forschende Augen mich zuerst beinahe gegen die jüngere Begleiterin eingenommen hätten, ging sogleich darauf ein, indem sie, aus einigen über den Werth der Schauspieler hingeworfenen Aeußerungen und Fragen mich als Fremden erkennend, sich willfährig auf Belehrung einließ. Was sie sprach, zeugte von Spottsucht und widerlicher Selbstzufriedenheit, und wurde von mir meistens überhört. Vergeblich strebte ich lange die jüngere in die Unterhaltung zu ziehen, es gelang endlich erst durch meine Erwähnung der englischen Theater, woraus sich ein Uebergang zur englischen Literatur leicht bildete. Ich weiß nicht, wie ich darauf kam, meine persönliche Bekanntschaft mit Thomas Moore anzudeuten, jedenfalls geschah es zu meinem Glück, denn die lange Schweigsame bekannte sich zu dessen Verehrerinnen. Sie äußerte sich vorsichtig und bescheiden, Kenntnisse weit mehr verrathend, als aussprechend. Gegen das Ende des Stücks schenkte sie meinen Worten etwas wärmere Theilnahme. Mir schien, als überrasche sie der Schluß des matten Lustspieles, der mir freilich plötzlich ein bis dahin unbekanntes Schmerzgefühl, Folge der Rücksicht auf die jetzt nothwendige nahe Trennung, erregte. Ich hätte sogern mit dem Abschiede gezögert, aber meine gesellige Sicherheit, jener Muth in unerwarteten Verhältnissen, woran es mir niemals gebrach, all' diese Früchte reicher Erfahrung standen mir nicht mehr zu Gebote; eh ich's dachte, hatte ich mich, über den Eintritt des Dieners, der den Gebieterinnen die Mäntel brachte, erschrocken, ziemlich linkisch empfohlen, — an der Logenthür glaubte ich zu bemerken, daß die Unwiderstehliche mir einen vielsagenden, aber wehmüthigen Blick nachsandte. Auf der Straße angelangt, schalt ich mich selbst ob meiner Ungeschicklichkeit. Ich fragte einige Theaterbeamte nach dem Namen, den ich so gern erfahren hätte, aber vergeblich, und wandelte seltsam aufgeregt und bekümmert nach meinem Gasthofe. Wie groß war aber des andern Tages mein Erstaunen, als der Kellner mir verrieth, ein herrschaftlicher Diener sei mir nachgeschlichen, und habe um meinen Namen Erkundigung eingezogen. Die Wahrheit seiner Aussage ward heute bestätigt, als ich ein anonymes Briefchen von Frauenhand geschrieben erhielt, worin ich auf ein völliges Stelldichein auf diesen Abend bestellt werde. Ein Jokey solle mich am neuen Markte erwarten und geleiten. Zuerst wollte ich an meiner neuen Bekanntschaft bereits irre werden, doch bin ich zu vorsichtig, um nach dem ersten Scheine zu verurtheilen, und bin außerdem durch einige Stellen des Briefes zu dem Entschlusse bewogen, hinzugehen. „Lassen Sie sich nicht durch den Schein abschrecken, wird mir darin gesagt, als winke Ihnen ein gewöhnliches Abenteuer. Im Gegentheil haben Sie es mit Frauen von Ehre zu thun, welche neulich im Theater Sie zwar zum erstenmale sahen, Sie jedoch als edel und vorurtheilsfrei kennen, und von Ihnen einen Dienst erwarten, der Ihrem Herzen zur Freude gereichen wird." Wer kann da widerstehen! Das Verlangen meine theure Unbekannte wiederzusehn ist mächtiger als jede Bedenklichkeit, und zwingt mich zu gehorchen. Ich vermuthe aber, daß von diesem Wiedersehen das Loos meines Lebens abhängt; ich liebe, und liebe zum erstenmale; sollte es fruchtlos geschehn, so will ich von Regungen des Seelenlebens, welche, wie ich jetzt fühle, um so heftiger sich geltend machen, je später sie ihr Recht fordern, nie mehr etwas wissen."

„Das sagt Jeder, bemerkte Emil, der mit einiger Zerstreuung zugehört hatte. Die Liebe ist kein Scharlachfieber, das man mit einem Male beseitigt, sie schleicht sich in allzuverschiedenen Gestalten in die Seele. Uebrigens wünsche ich Dir Glück, und zweifle nicht, daß Du leichter als ich einer Täuschung zu entgehen wissen wirst. Wann sehen wir uns wieder, Freund?" —

„Morgen gewiß. Und bis dahin keine Uebereilung, Emil, ich bitte Dich darum, um Deines Wohles willen." —

„Hüte Dich selbst davor, lieber Warner. Jedenfalls laß uns aufrichtig gegen einander bleiben." —

Philibert bekräftigte dies mit einer herzlichen Umarmung, und schied. Es war Abend geworden. In den Straßen wogten zahllose fröhliche Menschenmassen, die, den in tausendfachem Lampenglanze sich entfaltenden Christmarkt zu bewundern, einander

drängten. Schmerzbewegt blickte Emil hinab; der Gedanke an Felix verdrängte für einen Augenblick den an Alma. Ein Blick auf deren heutiges Briefchen entzündete gleich darauf wieder die gefährliche Leidenschaft, es litt ihn nicht mehr im Zimmer. Hinab in das wogende Gedränge eilte er, willenlos den wandelnden glücklichen Menschen folgend, welche des Lebens Druck über dem fröhlichen Bilde, das sie umgab, vergaßen. Durch Straßen und Plätze war er schnell geschritten, um sich, wider Vermuthen vor dem Hause des Prinzen Constantin zu finden, dessen Fenster hellerleuchtet herabblickten. Es rollten Wagen vor den Eingang, aus denen leichte, feenhafte Gestalten heraushüpften, mit Kichern und Geschwätz die Treppe hinaufhüpften, und bald eine schaulustige Menge auf der Straße versammelten. Das wunderliche Künstlerfest war Gegenstand der Volksunterhaltung; die Idee ward von dem Einen als ein schönes Zeichen fürstlicher Großmuth gelobt, von dem Andern als Eitelkeitsregung und Uebermuth eines verrückten Verschwenders bekrittelt, wobei indessen die Meisten darin übereinkamen, der Prinz wolle nicht sowohl den Jüngern der Kunst einen frohen Abend bereiten, als sie vielmehr zu Zeugen seiner heutigen Verlobung mit Alma Lefèvre machen. Für Emil waren dergleichen Muthmaßungen, so lächerlich er sie fand, martervoll anzuhören; bitterer Groll regte sich in seiner Brust, ohne daß er die Kraft gehabt hätte, den Ort seiner Qual zu meiden. Plötzlich erblickte er unter den ins Haus gehenden Leuten einen Musikanten, der, ihm näher bekannt und zu Dank verpflichtet, durch seine Erscheinung einen abenteuerlichen Einfall hervorrief. Er winkte den Alten in eine dunkle Ecke, und entfernte sich dann mit ihm; nach einer Viertelstunde erschien er an seiner Seite als Musikant verkleidet, in einem Aufzuge, der den wohlhabenden Gutsherrn nicht vermuthen ließ, und schlich, von dem pfiffig lächelnden Alten geleitet, die breiten stolzen Treppen des prinzlichen Wohnhauses hinauf nach dem Zimmer, worin das Orchester den Befehl zur Eröffnung des Balls erwartete. In dem anstoßenden offenen Saale war eine große Weihnachtsbescheerung ausgebreitet, welche, um einen hohen mit unzähligen Kerzen besteckten Baum geschmackvoll geordnet, den Eindruck einer Kunstausstellung gewährte; denn in der That vereinten sich hier die neuesten Erzeugnisse der Kunst, der Mode und des Aufwands. Auf lauter einzelnen Tischchen, über welchen Namen aus Blumen geflochten die einzelnen zu beschenkenden Personen bekannt machten, glänzten hundert kleine Gegenstände, Mittel des Zeitvertreibs und des Genusses, so daß man sich versucht fühlen konnte, das Ganze für einen Jahrmarkt zu halten. Leicht blieb es dabei, zu erkennen, wem die Gunst des Freigebigen am reichlichsten zuströme, denn unter dem Namen „Alma" blitzte und schimmerte so Manches, was den Neid der Nachbarn erregen mußte. Endlich langte der Befehl an das Orchester, eine Fanfare zu blasen, die Hauptthüren des Saales thaten sich auf, an des Prinzen Arm schwebte Alma herein, blühender und im Widerscheine heiterer Lust reizender als Emil sie jemals gesehen haben wollte, hinter ihnen ein lautes fröhliches Völkchen, in Paare geordnet, zum Theil durch Talent weltberühmte Leute, zum Theil ihrer lieblichen Erscheinung wegen überall willkommen. Von dem Lärm des Beifalls und freudiger Ueberraschung, den so mancher gute auch wohl überdreiste Einfall des Gebers erzeugte, ward die Symphonie übertönt. Alma betrachtete die ihr gewidmeten Gaben lächelnd und schweigend, nur aus dem Blicke, mit welchem sie zum Prinzen trat, und ihm die Hand reichte, ließ sich für den scharfsichtigen Emil mehr, als für seine Ruhe günstig war, entnehmen. Die Bescheerungsfeierlichkeit war vorüber, Dienerschaft eilte herbei, und binnen geringer Zeit war der Saal geräumt, und zum Ball einladend hergestellt, wozu sich sofort die lebenslustige Gesellschaft bereit zeigte. Viele Kunstfreunde hatten sich zu dem Feste eingefunden, Mitglieder der ersten Familien des Reiches brachten den gefeierten Töchtern Thaliens und Euterpens ihre Huldigungen dar, und bald war die Lustbarkeit im Gange, oder vielmehr im Fluge, den die leidenschaftlichen Rhythmen der Wiener Walzer immer leichter beschwingten. Emil schlich sich, glücklich unbemerkt geblieben zu sein, fort. Gezwungen, den Weg durch ein leeres Vorzimmer zu nehmen, das zum Büffet eingerichtet worden, berührten Laute einer bekannten Stimme sein Ohr; aus einem anstoßenden Kabinette, einer Frühlingslaube mitten im härtesten Winter, drangen sie, nur Einzelnes blieb dem Vorübergehenden vernehmbar: „Prinz, ich kann heute noch nicht Ihren Antrag beantworten, ich kann es noch nicht, gewiß nicht. Sie überraschen mich." ——— diese Worte klangen noch furchtbar in Emil's Ohre nach, als er schon auf der untersten Treppe sich befand. Hier hielt den Träumenden ein Jokei auf, in welchem er den der Blink, einen Neuling erkannte, verstohlen sich umsehend, wie etwas suchend:

„Guter Freund, es giebt ein Trinkgeld zu verdienen. Dies Billet muß baldigst dem Fräulein Alma Lefevre zugestellt werden, aber heimlich, hört er, heimlich! hier, nehm' er, mach' er es geschickt, adieu!"

Fort war der Bursche; mechanisch mit dem Kopfe nickend hatte Emil das Briefchen genommen; daß er des an seinem Arme baumelnden Fagottes halber für einen Musikanten gehalten werden mußte, war ihm selbst entfallen; es ward ihm schwer, sich nicht zu verrathen, denn in ihm tobte die unbezähmbare Gluth der Eifersucht, da rissen ihn herabkommende Personen aus der Bewußtlosigkeit. Auf der kalten, leeren Straße stand er nun und las bei dem Scheine einer Laterne die Ueberschrift: „à Mademoiselle Alma Lefèvre, en ville"; die Hand der Blink war unverkennbar, der Zettel rollte zwischen seinen Fingern hin und her, wie zufällig entfaltete er sich, der übereilten Handlung sich schämend, und doch von den wüthenden Furien der Rache gepeinigt; unstät flog sein Blick über folgende Zeilen:

„Vorsicht, meine kluge Nichte, nur heute keine Uebereilung! der Prinz wird heute alle Minen sprengen lassen, und so welterfahren Du bist, kenne ich Dich doch als sehr eitel. Darum schicke ich Dir jetzt noch meine Warnung. Wenn der Prinz mit Dir eine sogenannte bürgerliche Ehe schließt, wie zweifelhaft, wenn auch blendend ist dann Dein ferneres Schicksal! Der Hauptzweck war ja bisher, durch seine Nähe Deinen treuesten Anbeter zu einer entscheidenden Erklärung zu bringen. Dies ist gelungen. Das Loos, was dieser Dir bietet, ist ein sichres, ehrenvolles, und seine Ehescheidung soll ungestört erfolgen, darauf verlasse Dich. Ich bin von Sophiens Zutrauen zu mir fest überzeugt, und habe für Dich auf's Umsichtigste gesorgt. Ihre Liebe zu dem Gemahl ist erschüttert, ihre Phantasie ist auf's Neue beschäftigt, Dein Triumph erfolgt gewiß. Noch einmal, sei so freundlich gegen den Prinzen, als Du willst, aber nimm den treuen, gutmüthigen Seladon, der Dich selbst, wenn Du dies als Bedingung Deiner Hand aufstellst, noch weiter Komödie spielen läßt. Eiligst (denn ich habe diesen Abend noch ein wichtiges Werk zu vollführen), aber getreulichst Ida Blink.

Der Seelenzustand, in welchem der durch vorüberjauchzende Menschen auf den seltsamen Aufenthaltsort aufmerksam gewordene Emil durch die Straßen schlich, gränzte an Betäubung, an Zerknirschung. Ein Spielball schlauer Ränke, nicht geliebt, nicht einmal geachtet, solche Demüthigung der Lohn für eine That, die sich jetzt in der Gestalt des Verbrechens vor ihm erhob, — sein Blut rollte fieberhaft durch die Adern, mitten in dem schneidenden Nordwind ward ihm so heiß, so weh; — neben ihm war schnell ein Volksgetümmel entstanden, um so unerwarteter als Läden und Kauftische sich längst verfinstert hatten, und Jeder eiligen Schrittes die warme Behausung suchte, — es sei ein Kind übergefahren worden, erzählten sich Leute; vor dem Ohre des unglücklichen Mannes glitt Alles, was sie sprachen, ohne seine Theilnahme zu erregen, vorüber. Er suchte in dumpfem Sinnen verloren sein einsames Zimmer auf. Wie anders war Alles noch vor einem Jahre, wie jubelte da Felix auf seinem Schooß über die bunten Bilder, welche die Mutter vor ihm aufrollte. Vorüber, sagte er leise zu sich selbst, vorüber ihr Spukgestalten, ich bin einsam, elend, verachte Dich selbst, Emil!" —

Jetzt klopfte es ängstlich an seine Thür; bei dem Scheine einer kleinen Laterne trat hastig Regina in's dunkle Zimmer; weinend sagte sie: „Ach, gnädiger Herr, kommen Sie doch schnell zu uns, Felix stirbt; kommen Sie sogleich, die gnädige Frau läßt Sie beschwören —"

„Ich komme," rief Emil, und flog schneller, als die Wärterin ihm folgen konnte, nach Sophiens Wohnung. Im Vorflur schon vernahm er ihr lautes Weinen, er trat hastig in das Zimmer, da lag die verzweifelnde Mutter mit fliegendem Haar auf den Knieen, vor dem Bette, worauf Felix ausgestreckt, todtesbleich, mit blutendem Haupte, erblickt ward. Ein Dienstmädchen, das noch um das Kind beschäftigt war, rief ihm entgegen: „Einen Wundarzt, um Gotteswillen, er verblutet sich!

Sophie wandte sich: „Emil, erbarme Dich, Dein Kind stirbt, es ist übergefahren worden." — „Ich bringe einen, sagte jetzt die eintretende Regina, an Ihrem Hause gnädiger Herr, kam eben, als sie fort waren, der Herr, den ich heute Nachmittag bei Ihnen gesehen habe, vorüber, er erkannte mich, und fragte, warum ich weine, da erzählte ich, — da sagte er, — er legt schon draußen den Mantel ab —"

Die Thür öffnete sich, Philibert trat ins Zimmer, Sophie flog auf ihn zu, jetzt fiel ihr Blick auf sein Gesicht, — mit einem heftigen Schrei stürzte sie zu Boden. Philiberts Mienen hatten sich wie von einer starken Gemüthsbewegung heftig verzogen, doch faßte er sich sogleich, gab der Zofe ein kleines Belebungsmittel für die Ohnmächtige, die von Emil in das Seitenzimmer getragen wurde, und trat dann zu Felix, um die Kopfwunde aufmerksam zu untersuchen.

Regina gesellte sich zu ihm, und berichtete: „Als ich den Kleinen aus der Gesellschaft holen wollte, war es schon dunkel; die gnädige Frau hatte ihren Wagen befohlen, weil sie doch zu der Frau Räthin Blink fahren wollte, ich dachte aber, es ist besser, daß ich nicht warte, bis der Wagen zurückkommt, denn

Digitized by Google

Felix wird schläfrig, wenn acht Uhr vorüber. Die kleine Strecke wird er wohl zu Fuße gehn; so sagte ich denn der gnädigen Frau kein Wort, sie hatte, schien es, den ganzen Abend so viel zu denken, daß ich gar nicht wagte sie anzureden, und so hatte sie nach Felix zu fragen vergessen. Ich hole auch den Kleinen ab, der lustig mit seinem Pfefferkuchen neben mir herspringt, — da kommt plötzlich ein Wagen um die Ecke, schleudert das Kind auf die Seite, und rollt weiter; die Leute liefen auf mein Geschrei zusammen, sie sagten, es sei der Wagen von der Schauspielerin Lefèvre gewesen, schimpften, und schrieen dem Kutscher nach, doch der war über alle Berge, und ich brachte mit zweier Träger Hülfe das blutende Kind nach Hause. Ach, Herr Doctor, wenn es doch leben bliebe, ich finde sonst keinen Frieden mehr auf der Welt.“ —

Philibert aber schwieg, und legte sorgfältig einen Verband um des Knaben Stirn. Emil kam von Sophien zurück.

„Sie erholt sich schon, es wird wohl vorübergehn. Aber, Freund, wie steht es um mein Kind? Aufrichtig, werde ich's verlieren? Sprich!“

„Diesmal kommst Du mit dem Schrecken davon; die Weiber hätten ihre Verzweiflung sparen können, und lieber verständig gleich selbst einschreiten; er wird sich bald erholen. Es scheint mir nur eine leichte Quetschung zu sein, das Wagenrad hat ihn sicher nicht berührt.“ —

Hier machte Felix eine leichte Bewegung mit der Hand, öffnete die Augen, und flüsterte: „Regina, bitte, bitte um Wasser.“

„Wie ich voraus sah, sagte Philibert, war das Ganze nur eine Betäubung, das Kind wird vielleicht morgen schon wiederhergestellt sein.“

Emil blickte zum Himmel auf; die schmerzbewegten Züge wurden durch ein Lächeln des Dankes verklärt. Regina jubelte, und flog in Sophiens Zimmer, ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. Philibert schrieb schnell noch ein Arzneimittel auf, packte sein wundärztliches Besteck zusammen und sagte mit innerer Bewegung zu Emil, ihm die Hand reichend: „Leb' wohl, ich verlasse diese Stadt morgen, wir sehen uns schwerlich jemals wieder. Leb' wohl.“

Er winkte dem Ueberraschten zu schweigen, trocknete eine Thräne, und verließ das Zimmer; Emil wollte folgen, und unterließ es nur auf einen ungemein ernsten, bittenden Blick des Freundes, das Unbegreifliche ertragend. Allein mit dem Knaben, schaute er erst um sich; er befand sich in Sophiens kleinem, freundlichem Wohngemach. Da standen alle die niedlichen Geräthschaften, die er ihrem Wunsche abgelauscht, an Geburtstagen ihr geschenkt hatte. Da hing sein eignes Bild, und sah mit fröhlichen, lebensmuthigen Zügen ihn fast strafend an. Auf dem Schreibtische lag ihr Tagebuch offen, daneben die Feder, sie mußte durch das betrübende Ereigniß über dem Schreiben gestört worden sein.

Regina kam, um nach Felix zu sehen, der ruhig eingeschlafen war, und berichtete: Sophie noch äußerst schwach, liege drin auf dem Ruhebette, und weine viel.

„Bleibe bei ihr, befahl Emil, ich werde bei dem Kinde wachen.“

Die Todtenstille, die ihn nun umgab, nur durch das leise regelmäßige Athmen des Schlafenden unterbrochen, die wohlbekannte, heimische Umgebung, Alles wirkte wohlthätig beschwichtigend auf sein Gemüth. Die Nähe versöhnender Geister schien fühlbar. Unwiderstehlich zog es ihn zu Sophiens Tagebuch, in ihrem Herzen zu lesen, in dem Herzen, das ihm einst gehört und er grausam von sich gestoßen hatte. Prophetisch mahnte ihn eine innere Stimme, hier würden Räthsel sich lösen in harmonischer Klarheit, hier werde ein Quell des Friedens sich erschließen, dem Verschmachtenden Labung zu bieten.

Er schlug das Buch auf und las:

Den 5. November.

Wie unglücklich bin ich! Emil's Herz ist mir völlig abgewendet; die Schauspielerin ist sein böser Dämon, und er ist zu weich, zu ehrlich, um ihre Falschheit nur ahnen zu können; sie begegneten mir beide, als ich aus dem Park zurückkam; als unsere Wagen durch das Gedränge genöthigt waren, einen Augenblick neben einander zu halten; wie höhnisch, triumphirend blickte die Lieblose auf mich, während Emil nicht den Muth hatte, mich anzusehen; Felix fragte mich, warum denn der Vater mit der fremden Dame und nicht mit mir fahre; ich drückte das Kind an mein blutendes Herz, und hatte Mühe, ihm meine Thränen zu verbergen.

Den 7. November.

Worin habe ich denn gegen Dich gefehlt, womit Deine Liebe verscherzt, daß Du Dich binnen wenig Monaten gänzlich umwandeln, mich als eine Fremde behandeln kannst? Ich frage mein Gewissen täglich, was ich zu bereuen habe, was ich ablegen oder mir aneignen müsse, um Dir wieder zu gefallen. Wo aber fang' ich's an, Dir wieder beizukommen, ein Gespenst steht zwischen Dir und mir, ein Gaukelbild, das Dein Auge geblendet, und Deinen klaren Sinn befangen hat, daß Du mich nicht siehst. O Gott, ich habe bisher nie das Gefühl des Hasses gekannt, o, gieb mir Kraft, daß ich's auch jetzt überwinde, daß ich auf sie, die mein Leben vergiftet, nicht Tod und Verderben herabbeschwöre, daß ich mein schreckliches Loos mit Ergebung und Geduld ertrage.

Felix spielt mit seinem Lieblingspferdchen, das der Vater ihm am letzten Geburtstage kaufte, er spornt es und ruft: Mutter, wir reisen zum Vater! — Wie soll ich das verlassene Kind ohne Dich erziehen, Emil, oder willst Du es mir nehmen, daß ich ganz vereinsamt dem Grabe zuwanken soll. Nein, mein Felix, Du bleibst bei mir, nicht wahr, Felix — ich will Dich schützen, wie die Löwin ihre Jungen, kein heuchlerischer Kuß soll Dein zartes Gemüth vergiften, ich will Dich der Schule der Verbrechen fern halten, bis mein Auge bricht.

Den 30. November. Nachts.

....Ich weiß, sie hat Dich auf heute Abend eingeladen, Dich allein; Du bist selig und hoffnungstrunken. Nein, Du hast mich nie verstanden, nie geliebt! So könntest Du mich sonst nicht behandeln, so gleichgiltig, so verächtlich, und siehst doch mein vom Weinen müdes Auge. Ich lese im ersten Corintherbriefe: „Die Liebe trägt Alles, glaubet, hoffet, duldet Alles.“ Wie aber gewönne ich Kraft zu ertragen und zu dulden, was Du mir zufügst? Was darf ich glauben, als daß Gott mich strafwürdig befunden, was hoffen, als Trost jenseits des Grabes? Der Sturm tobt draußen, und jagt die blassen Wolken wie Geistergestalten am Monde vorüber; die Straße ist menschenleer, die Natur ahnt den Winter, der dem Herbste die Herrschaft abringt. In meiner Brust auch ist es Winter geworden, und die Religion selbst sendet keinen wärmenden Sonnenstrahl, nur ein falbes, mitleidiges Mondlicht in die Nacht meines Geistes.

Den 10. December.

Also, Du willst Dich scheiden lassen, Dich auf ewig von mir trennen! Die Blink hat es mir verrathen, ich danke ihr für die schreckliche Gewißheit. Sie ist doch, so weltlich ihr Sinn sein mag, mitleidig, sie hört theilnehmend meine Klagen an, wem denn sollte ich hier sonst mein Herz entdecken, meine Qual vertrauen! Sie schilt auf Alma, und nennt sie falsch und unzuverlässig; sie mag wohl Recht haben. Armer Emil! Du saugst das Gift des süßen Sirenengesanges sehnsüchtig ein, bis Dich Berauschten das kalte Wellengrab umfangen wird. O, wärest Du gestorben, ich könnte Dein Loos selig preisen, ich hätte nur über mich und mein Kind, die Verlassenen, zu weinen. Nun aber muß ich, wenn ich den Blick von unserem Jammer abwende, für Dein Seelenheil beten, daß Du nicht für die Ewigkeit verloren gehst, wie Du es mir auf Erden bist.

Die Blink war hier, mir Trost zuzusprechen. Sie beredete mich, mit ihr heute das Theater zu besuchen; fast reute mich die Zusage, und doch fühle ich, daß ich bei dem Grübeln über meinem Unglücke immer hinfälliger werde; ich will es versuchen, mich zu zerstreuen, ich will mich bemühen, mich meinem Kinde zu erhalten — — Gott, wie fürchte ich mich, vor den Augen der Leute zu erscheinen, vor lauter Augen, die mich neugierig, nicht theilnehmend betrachten.

Nachts.

Was hab' ich erlebt! wie wunderbar verändert ist mein Gemüth! Wer mag er sein, der fremde Mann, den ich gesprochen, dessen Worte mich so sonderbar bewegt haben? Ich fühlte mich geheimnißvoll ergriffen, schon als ich ihn zuerst ansah, ich verbot mir selbst, es zu wiederholen, und that es doch unwillkürlich. Heiliger Gott, ist es denn möglich, daß in die äußere Erscheinung eines Menschen ein so mächtiger Zauber gelegt sein kann; ich vergaß mein eignes Leid, wenn ich ihn anblickte; welcher Ernst und welche Milde lag in seinem großen, offnen Auge! Männliche Würde, und doch durch Anmuth von allem Schein der Selbstsucht befreit, athmete jedes Wort, das er sprach; ich hätte ihm Tagelang zuhören können, so unverkennbar äußerte sich der Geist höherer Bildung in seiner Rede. Ich Thörin, daß ich, als er die Loge verlassen hatte, der guten Blink, welche an jedes Erlebniß den Maaßstab des Alltäglichen zu legen sich nicht abgewöhnt, verrieth, wie heftig mich die Erscheinung dieses Mannes überrascht habe. Sie redete so viel ungehöriges Zeug, sie lächelte so bedeutsam, als ich Unbesonnene ausgeredet, wahrhaftig, wenn ich

Digitized by Google

es mir ins Gedächtniß rufe, ich könnte ihr gram werden. Mich durchschauert der Frost der Gewissensfurcht dabei, denn es klang wie die Stimme des Versuchers in der Wüste. O Himmel, hilf mir dies Bild aus meiner Erinnerung verwischen, ich darf daran nicht denken, das Leiden hat meinen Geist zu sehr entkräftet, als daß er einer solchen Uebermacht widerstehen könnte

---

Den 22. December.

Heute ist's geschehn. Emil hat dies Haus verlassen, und mir angezeigt, daß er unsere Trennung für nothwendig finde. Nothwendig! Wie liebt es doch die Schwäche, sich hinter der Schutzwehr äußeren Zwanges, unabänderlicher Fügung zu verbergen. Wenn sein Gewissen ihn entschuldigt, so darf ich nicht seine Richterin sein. — Seltsam! wenn ich an Emil denke, verwandelt sich immer sein Gesicht in das des gestrigen räthselhaften Fremden. — —

Abends.

Die Blink hat doch eine angeborene Freude an kleinen Intriguen. Wie konnte ich daran denken, daß meine wenigen hingeworfenen Worte sie bewegen würden, den Namen des Fremden zu erforschen. Ach, Namen tödten so Vieles, was kein Wort zu bezeichnen versuchen sollte. Philibert! Wie oft hat Emil mir diesen Namen mit Verehrung genannt! er mag dieselbe gewiß verdienen. Hätte er meine Lage gekannt, gewiß hätte er dagegen sich nicht gleichgiltig bezeigt. Ob er nur seinen Freund hier aufgesucht haben mag? Billigen würde er dessen Schritte nicht, doch, was hülfe es, jetzt wäre es doch zu spät.

Den 23. December.

Dies war ein schwerer Kampf! Unrecht hat die redselige Frau gewiß nicht, wenn sie behauptet, Philibert, der immer auf Emil großen Einfluß geübt, müsse in mein Interesse gezogen werden, er werde gewiß, sobald er Emil's Handlungsweise vollständig kenne, dieselbe mißbilligen. Sein Gesicht trägt ja den Ausdruck des herrlichsten Seelenadels. Sie mag es ganz gut dabei meinen, aber ich wage den Schritt nicht zu thun, eine innere Stimme flüstert mir zu, für mich sei Gefahr dabei, ihn wiederzusehn. Und dennoch sähe ich ihn gern noch einmal, nur noch ein einziges Mal.

Nachts.

Kindische Furcht! Ich will's ihr gestatten, uns in ihrem Hause noch einmal zusammenzuführen, Philibert und mich, die wir uns ja, ehe wir uns kannten, in gleicher Gesinnung gegen einen Dritten begegnet sind. Gewiß, das Weib ist nicht schwach, wo es die Rettung des Theuersten gilt, und meinem Felix bin ich schuldig, jeden Versuch zu wagen, ihm den Vater zu retten. Was ist auch viel an einer flüchtigen Aufwallung, an einem vielleicht zufälligen Wohlgefallen. Was ich von einem magnetischen Rapport gelesen, was Goethe in den Wahlverwandtschaften von Naturkräften sagt, die dem menschlichen Willen nicht unterthan sind, verträgt sich nicht mit dem Begriffe der Liebe Gottes, die, wenn auch sie des Menschen Geschick vorhersieht, ihm doch die Freiheit ließ, dies zu bestimmen.

Den 24. December. Früh 10 Uhr.

Eine heftige Angst befällt mich. Sie hat es dennoch gewagt, die Verwegene, und ich hatte es ihr doch noch nicht ausdrücklich erlaubt. Diesen Abend schon soll ich ihn wiedersehn, — ich zittere; — ob er kommen wird? — o Gott, ich fürchte, daß er kommen wird, das Bild bejaht es, das vor meiner Seele steht, — wie soll ich mit Fassung zu ihm reden, — — — die Blink kommt mir fürchterlich vor, sie ist das Organ einer dunklen Macht, die mich beherrscht — — —

Nachmittags.

Felix soll zur Oberhofmarschallin; so ist's gut; ich bedarf Ruhe, mich zu der verhängnißvollen Unterredung zu sammeln. Emil muß gerettet werden aus den Schlingen, denen er sich nicht mehr selbst entziehen kann, und Philibert wird es auch wollen; sein Auge sagte mir, daß er könne, was er einmal wolle.

Abends 8 Uhr.

Ich bin allein. Der Wagen wartet; Mantel und Hut liegen bereit, — ich kann nicht mehr zurück, — o Gott der Gnade, wenn es eine geistige Untreue giebt, wenn ich ihre Regung nicht mit Festigkeit bekämpft habe, so verzeihe mir; ich will mich dafür strafen, indem ich ihr Trotz biete. Dein Arm führe mich, daß ich in keine Sünde willige, und sei es auch nur ein nie zur That reifender Gedanke — — — — jetzt belüge ich mich nicht mehr, ich bin wieder mein. — — —

Hier schlossen die zuletzt immer undeutlicher werdenden Zeilen. Bleich und ernst erhob sich Emil, und trat an des Sohnes Lager. Ein himmlischer Friede war über des Kindes Züge gebreitet, und umfing das Gemüth, das, längst seiner bedürftig, ihn selbst verscherzt zu haben, sich jetzt Schuld gab. Gefaßt, beruhigt öffnete Emil Sophiens Schlafzimmer, und schlich leise an ihr Bett, — sie schien unruhig zu träumen, er winkte dem Dienstmädchen, sich zu entfernen, vorsichtig nannte er den Namen der Schlafenden. Sie schrak leicht zusammen, und sprach mild:

„Endlich Du bei mir, mein Emil; ich danke Dir, — wie geht es Felix?"

„Gut, liebe Sophie, und Dir?"

„Mir ist leichter, als seit vielen Wochen, ganz als wäre ich von einer schweren Krankheit genesen."

„Wir waren wohl beide recht krank."

Hier erscholl die Stimme von Felix, welcher die Mutter rief; hastig sprang sie auf, sie eilten zu dem Kinde, das erwacht war, und in der ungewöhnlichen Umgebung sich zu fürchten begann; freudig streckte es den Eltern beide Händchen entgegen.

„Nicht wahr, Du bleibst bei mir, Mutter, fragte er?"

„Gewiß, mein kleiner Engel."

„Und der Vater bleibt jetzt auch hier, nicht wahr?"

Die Blicke der Gatten ruhten mit unendlichem Ausdrucke auf einander. Emil schloß Sophie in seine Arme, und flüsterte ihr zu: „Kannst Du verzeihen?" — Sie schloß ihm den Mund mit einem Kusse. — „So wollen wir denn morgen nach dem Erzgebirge zurückreisen."

Die Uhr verkündete Mitternacht, und die Glocken des Domes läuteten das Christfest ein.

Johann Georg Keil,

Doctor der Philosophie, Großherz. Sächs. Weimarischer Hofrath und seit 1831 Dechant des Stiftes Wurzen, am 20. März 1781 in Gotha geboren, verließ er den ihm nicht zusagenden Kaufmannsstand und widmete sich, angeregt und unterstützt von seinen Freunden Franz Passow und Johannes Schulz in Weimar, den Wissenschaften, studirte Philosophie in Jena, ward dann Bibliothekar an der Großherz. Bibliothek zu Weimar, gab jedoch dieses Amt nach einigen Jahren wieder auf, um sich nach Leipzig zu wenden, wo er seit 1814 privatisirt. In Anerkennung dessen, was er für die spanische Sprache geleistet, ernannte ihn die Real academia española in Madrid zu ihrem Mitgliede, eine Auszeichnung, die vor ihm noch keinem Deutschen zu Theil geworden war. 1833 war er Mitglied der ersten Kammer in der sächsischen Ständeversammlung.

Er veröffentlichte:

Ausgaben mehrer italienischer und spanischer Classiker (Tasso, Bojardo, Boccaccio, Dante, Cervantes). Gotha 1806—1809.

„Vida de Lazarillo de Tormes" von Hurtado de Mendoza, mit deutscher Uebersetzung. Gotha 1810.

„Vida del gran Tacaño" von Quevedo Villegas, mit deutscher Uebersetzung. Gotha 1811.

Italienische Sprachlehre für deutsche Gymnasien und hohe Schulen. Erfurt 1812. 3. Aufl. 1831.

„Glückliche Unfälle der Liebe," in 6 Novellen, nach dem Italienischen des Cesare Giudici. Erfurt 1814.

Digitized by Google

Elementarbuch der spanischen Sprache. Gotha 1814.
Spanische Sprachlehre ꝛc. Gotha 1817. 2. Aufl. Leipzig 1837.
„La Vita nuova" und „le Rime" des Dante. Chemnitz 1820.
Zwei Ausgaben der „Comedias" Calderons, die erste unvollendet in 3 Bd. in gr. 8. Leipzig 1820—22, die zweite vollendet in 4 Bd. in gr. 4. Leipzig 1827—30.
„Lyra und Harfe" Liederproben. Leipzig 1834.
Außerdem vermischte Gedichte und prosaische Aufsätze in den Erholungen, im Journal des Luxus und der Mode ꝛc. — Recensionen in der Leipziger Lit. Zeitung ꝛc.
„Märchen und Geschichtchen eines Großvaters." Leipzig 1847.

K. hat sich um die Verbreitung und Kenntniß der italienischen und spanischen Sprache und Literatur in unserem Vaterlande große und bleibende Verdienste erworben; die von ihm besorgten Ausgaben zeichnen sich durch Correctheit und scharfsinnige Kritik, seine Lehrbücher durch Gründlichkeit, Genauigkeit und Deutlichkeit aus. In seinen lyrischen Poesieen endlich offenbart sich ein reiches und warmes Gemüth, dessen Aeußerungen Anmuth und Eleganz der Behandlung besonderen Reiz verleihen. —

Dichters Gesang.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Wie die Lerch' in Himmelshöhen
Singet nur aus innrer Lust:
So muß auch des Dichters Brust
Freud' und Lust im Lied gestehen.

Und wie jene dann im Bauer
Flötend klaget ihren Schmerz:
So kann auch des Dichters Herz
Nicht verschweigen seine Trauer.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Der Tag des Herrn.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es zieht mich hin in's Freie,
Den blauen Berg hinan!
Mich blickt mit heil'ger Weihe
Die ganze Schöpfung an.
Es ruhet Sabbathsstille
Noch rings auf weiter Flur;
Es zirpt die muntre Grille
Im feuchten Grase nur.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es steiget hell die Sonne
In ihren hohen Dom,
Und gießet Freud' und Wonne
Aus ihrem Feuerstrom.
Es regt sich neues Leben,
Es regt sich neue Lust
Und fromme Wünsche streben
Aus tiefer Menschenbrust.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Es tönen Festgesänge
Vom Kirchlein leis herauf,
Und ernste Orgelklänge
Sie schweben himmelauf.
Es betet die Gemeine
Im engen Gotteshaus,
Ich steh' allein und weine
Hier meine Thränen aus.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Die Flur ist meine Kirche,
Der Berg ist mein Altar.
Vom bläulichen Gebirge
Zieht her der Sänger Schaar.
Und Opferdüfte wallen
Von Wald und Wies' empor,
Und Lobgesänge schallen
Vom ganzen Schöpfungschor.

Heut' ist der Tag des Herrn!
Ich sinke betend nieder
Im weiten Gottessaal,
Und stimme meine Lieder
Zum lauten Festchoral.
Ich fühle Gottes Nähe,
Von Andacht tief erfüllt,
Und jedes Erdenwehe
Ist in der Brust gestillt.

Zeit der Liebe.

Liebe schläft, wenn Alles wacht,
Und ist wach in stiller Nacht.

Daß sie ganz sich dir enthülle,
Nimm die Stunde wohl in Acht;
Ihre größte Zaubermacht
Gibt sich kund in nächt'ger Stille.
Wie der Fackeldistel Hülle
Nur im Dunkel zeigt die Fülle
Ihrer reichen Flammenpracht:
So wacht Liebe nur bei Nacht.

Verschwiegene Liebe.

Ihr fragt, wie meine Liebste heißt?
Das ist wohl leicht gefragt,
Und wenn ich es euch sagen wollt',
Wär's auch gar leicht gesagt.

Doch nennen werd' ich nimmer sie,
Ob ihr auch scherzt und lacht;
Ich nenne sie ja selber mir
Nur leis in stiller Nacht.

Sie ist so heilig und so fromm,
Die ich zur Lieb' erkor;
Ihr Name klingt so lieb und zart,
Paßt nicht für jedes Ohr.

Er lautet mir wie ein Gebet,
Das mich zum Himmel hebt,
Mir wird dabei so seligmild,
Mein Herz vor Wonne bebt.

Drum fragt nicht, wie die Liebste heißt,
Die sich mein Herz erwählt;
Frag' ich doch nach den euern nicht,
Obwohl ihr's gern erzählt.

Ein Jeder hat so seine Art,
Ihr tragt die Lieb' im Mund;
Ich sprech' nicht gern von meinem Glück,
Mir ruht's im Herzensgrund.

Liebesverschmähung.

Dort auf der grünen Wiese
Steht hell ein weißes Haus,
Da sieht ein feines Mädchen
Zum Fenster oft heraus.

Kam ich von Feld und Wiese
Zurück im Abendschein,
Sah ich zum kleinen Fenster
Zuweilen wohl hinein.

Digitized by Google

Die Schwalben kehrten wieder
Und bauten sich ihr Nest,
Die Schmetterlinge flogen
Zum frohen Hochzeitfest.

Ich zeigt' ihr einst ein Nestchen,
Das hoch am Giebel hing,
Ich zeigt' ihr auf den Blumen
Die bunten Schmetterling'.

Ich nickt' und sah ihr fragend
In's Auge tief hinein;
Sie kehrte mir den Rücken
Und schüttelt' spröde: Nein!

Da bin ich gleich gegangen
Weit weg von ihrem Haus,
Da bin ich fortgezogen
Weit in die Welt hinaus.

Bald kamen mir die Schwalben,
Die Schmetterlinge nach;
Sie aber ist geblieben
Dort unter ihrem Dach.

Sie bringen keine Kunde
Mir von dem Mädchen mein.
Ich weiß nicht, ob sie stehet
Am Fenster noch allein.

Ich aber bin alleine,
Allein im fremden Land,
Und denk' oft an die Stelle,
Wo ich so glücklich stand.

Daß ich vor Schmerz vergehe,
Das weiß ich nur zu wohl;
Doch weiß ich nicht, ob wieder
Zum Haus ich kehren soll.

Der Musikant.

Wir junge Musikanten,
Wir ziehen Abends aus,
Von einem Ort zum andern,
Wir ziehn von Haus zu Haus.

Und wenn ein schmuckes Mädchen
Am Fenster wo sich zeigt,
Steht unser Chor und singet
Und flötet, harft und zeigt.

So singen wir der Braunen,
Der Blonden singen wir.
Das ganze feine Städtchen
Ist unser Jagdrevier.

Nur in ein stilles Gäßchen
Schleich' ich mich ganz allein;
Da wohnt mein holdes Mädchen,
Da wohnt die Liebste mein.

Da tönen meine Lieder,
Da tönt mein leiser Sang.
Vielleicht lauscht sie verstohlen
Auf meiner Zither Klang.

Was ich am Tag verschwiegen,
Vertrau' ich kühn der Nacht.
Schlaf' sanft, mein süßes Leben,
Treulieb hält sich're Wacht!

Es mögen heil'ge Engel
Rings um dein Lager stehn,
Und in des Traumes Bildern
Mögst du den Liebsten sehn!

Schlaf' sanft, du einzig Eine,
Du aller Mädchen Zier!
Und wenn der Morgen taget,
Da nick' Erfüllung mir!

Die ernste Zeit.

Was soll in dieser ernsten Zeit
Dein fröhlicher Gesang,
Jetzt wo der Leidenschaften Streit
Verlangt nach Schwerterklang?

Und hätt' ich in der ernsten Zeit
Nicht fröhlichen Gesang,
Ich läg' im Grabe längst vor Leid
Und innerm Schmerzensdrang.

Jägers Abschied.

Ich bin ein Jägerbursche,
Ein fröhliches junges Blut;
Der Vater war gestorben,
Die Mutter war lieb und gut.

Sie sorgte früh und Abend,
Erspann sich ihr täglich Brot;
Ich zehrt' von ihrem Fleiße
Und lebte von ihrer Noth.

Hör', Mutter, ich muß wandern
Hinaus in die weite Welt;
Ich muß mein Brot verdienen,
Verdienen mir Ehr' und Geld.

So hing ich meine Büchse,
Den ledernen Ranzen um.
Schon stand ich vor der Thüre,
Da kehrt' ich noch einmal um.

Ade, du liebste Mutter,
Es muß nun geschieden sein!
Behalt' mich lieb im Herzen,
Du gütige Mutter mein!

Sie holte aus der Lade
Die kärgliche Baarschaft her.
'S ist Alles, was ich habe,
Gern gäb' ich, mein Sohn, dir mehr.

Geh' stets auf Gottes Wegen,
Mein einziger lieber Sohn,
Dann wird dir schon auf Erden
Zu Theil der Guten Lohn.

Sie hing an meinem Halse,
Benetzt' mich mit Thränenflut.
Ich konnte kaum noch sprechen:
Ja, Mutter, ich bleibe gut!

So zog ich nun von dannen,
Hinaus, in die Welt hinaus,
Bald hatt' ich aus den Augen
Verloren das kleine Haus.

Blumenorakel.

Euch, ihr Blumen, will ich's klagen
Auf dem bunten Wiesenplan,
Ihr blickt mich mit euern blauen
Augen so mitleidig an!

Ihr sollt all' mein Leid erfahren!
Habt vielleicht ihr Trost für mich?
Ihr kann ich es nimmer sagen,
Schweigen muß ich ewiglich.

Ach! sie sieht wohl meine Schmerzen;
Doch sie thut, als säh' sie's nicht.
Sie kann scherzen, sie kann singen,
Wenn mein Herz im Busen bricht.

Digitized by Google

Liebe helle Sternenblume,
Sag mir's an, wenn du es weißt,
Ob mein Sprüchlein heißet Hoffen,
Oder ob's Entſagen heißt.

Laß mich deine Blättchen pflücken,
Eins heißt ja, das andre nein!
Antwort gib auf meine Frage:
Wird ſie jemals werden mein?

Sag mir, du Prophetenblume,
Laß mich reine Wahrheit ſehn:
Liebt ſie mich vielleicht im Stillen
Und will mir's nur nicht geſtehn?

Ach! ich kann nicht weiter fragen,
Laß die Antwort lieber ſein!
Müßte ja in Leid vergehen,
Wenn du ſprächſt ein kaltes Nein!

Der Genügſame.

Zwei Fäuſte zur Arbeit,
Zwei Füße zum Gehn,
Zwei Ohren zum Hören,
Zwei Augen zum Sehn.

Im Sommer, wenn's heiß iſt,
Ein ſchattiger Baum,
Im Winter ein Hüttchen,
Für Zweie drin Raum.

Im Hüttchen ein Stübchen
Recht heimlich und warm,
Ein herziges Dirnel
Dazu in dem Arm.

Und ſchön iſt mein Mädchen,
Doch hat ſie kein Geld.
Hab' niemals mein Sinnen
Auf Reichthum geſtellt.

Doch hat ſie ein Mündchen
Zum Küſſen gemacht,
Zwei glänzende Aeuglein,
So ſchwarz wie die Nacht.

Ein liebliches Stimmchen,
Wie Glocken ſo hell,
Und niedliche Füßchen,
Wie'n Hirſchlein ſo ſchnell.

Dabei noch zum Lieben
Ein Herz in der Bruſt.
Das iſt all' mein Reichthum,
Das iſt meine Luſt!

Ich brauche nicht Ehre,
Ich brauche nicht Geld!
Es fehlt mir ja wahrlich
Nichts mehr auf der Welt!

Der Schnee.

Es war ein Schnee gefallen
In kalter Winternacht,
Die ich bei meinem Mädchen
Mit Scherzen zugebracht.

Ich zeichnet' ihren Namen
Tief in den Schnee hinein,
Und faßt' die theuren Züge
Mit einem Herzen ein.

Als ich nach wenig Tagen
Zum Liebchen wieder ſchritt,
Da war der Schnee geſchmolzen
Und auch der Name mit.

Der Schnee der war geſchmolzen,
Die Liebe hatt' ein End';
Sie hatt' ihr falſches Herze
Einem Andern zugewend't.

Glaubſt wohl, ich ſoll mich grämen?
Das laß' ich aber ſein;
Ich weiß mich wohl zu tröſten
Und lach' noch hinterdrein.

An Falſchheit ſtirbt die Liebe,
An der Sonne ſchmilzt der Schnee.
Ade! du feines Liebchen!
Du falſches Lieb', ade!

Die todte Braut.

Der Buhle reicht' beim Scheiden
Dem Mägdlein ſeine Hand:
O Lieb, ich muß dich meiden,
Muß in ein fernes Land!

Bewahr mir Lieb' und Treue,
Du feines Liebchen mein.
Ich ſchwöre dir aufs Neue,
Ich bin auf ewig dein!

Um ihre braunen Haare
Schlang er ein rothes Band.
Dies Band mir treu bewahre,
Soll ſein ein Liebespfand.

Noch einmal in die Arme
Er ſeine Liebſte ſchloß,
Riß ſich im ſtummen Harme
Voll banger Ahnung los.

Und nach drei langen Jahren
Der Buhle kehrt' zurück,
Hatt' lange nichts erfahren
Von ſeiner Liebe Glück.

Er trat mit frohem Herzen
Hinein in Liebchens Haus;
Da brannten helle Kerzen
Gleich wie am Hochzeitſchmaus.

Und in der Kerzen Mitte
Stand hoch ein ſchwarzer Schrein.
Es wankten ſeine Schritte,
Es bebte ſein Gebein.

Es trat der bleiche Freier
Zum ſchwarzen Schreine hin;
Er hob den weißen Schleier,
Sein Liebchen lag darin.

Gleich einer weißen Roſe
Lag ſie, ein Engel rein,
Gefaltet in dem Schooße
Die beiden Hände fein.

Durch ihre braunen Locken
Schlang ſich das rothe Band.
Sein Aug' war thränentrocken;
Er faßte ihre Hand.

Du haſt mir Treu bewahret,
Bis zu der Todtenbahr';
Mir hat es offenbaret
Das Band in deinem Haar.

Er zog von ſeinem Finger
Ein goldnes Ringelein.
Es ſollt' ein Freudenbringer,
Mein bleiches Liebchen ſein.

Nimm es als Liebeszeichen
Im Tode nun von mir;
Ich kann nicht von dir weichen,
War fern ja ſtets bei dir.

Digitized by Google

Bald sind wir fest verbunden
Im kühlen, stillen Grab! —
Und bald nach wenig Stunden
Senkt' man auch ihn hinab.

Der Schieferdecker.

Der Schieferdecker hing hoch am Thurm,
Am Seile schwebte der Knopf hinauf;
Er faßt' ihn kräftig trotz Wind und Sturm,
Und setzt' ihn der äußersten Spitze auf.
Und unter ihm stand auf der schwankenden Leiter
Der greise Vater, sein treuer Begleiter.

Der Sohn vollbrachte sein Meisterstück,
Es harrte seiner die zitternde Braut.
Er schaute hinab mit sicherem Blick
Und sprach die weihende Rede laut.
Froh jauchzte unten die gaffende Menge,
Und wogt' und wallt' im dichten Gedränge.

Mein Vater! hörst du die Harmonie'n?
O sieh das glühende Flammenmeer!
Die Berge kommen, die Dörfer ziehn,
Und drehen tanzend sich um mich her!
Es faßten ihn schreckliche, finst're Gewalten,
Er zittert und wankt und sucht sich zu halten.

Bet' schnell ein Vaterunser, mein Sohn!
Befiehl die Seele dem gnädigen Gott!
Du stehst nun bald vor des Ewigen Thron,
Drum ruf' ihn an in der letzten Noth!
Verzeih' mir, Gott, meine eigenen Sünden!
Laß beid' uns Erbarmen und Gnade finden!

Und taumelnd stürzet der Sohn hinab!
Und faßte im Falle den zitternden Greis;
Er reißt ihn sich nach in das offene Grab,
Hinab in der flüchtenden Menge Kreis.
Und unten liegen die blutigen Leichen,
Und ringsum waltet ein gräßliches Schweigen.

Die Glocken tönen zum ersten Mal
Vom neuen Thurme mit klagendem Ton.
Wem gilt der traurige Glockenschall?
Er gilt dem Vater und seinem Sohn.
Der Tod hat die Liebenden nimmer geschieden,
Sie ruhen zusammen vereinet in Frieden.

Des Königs Scheiden.

Der König stand auf hohem Söller
Und blickt hinaus ins Abendroth.
Da ward das Herz ihm voll und völler,
Er fühlt's, es nahe sich der Tod.

O könnt' ich doch von hinnen scheiden
Gewissensrein und frei von Schuld!
Ich trüg' des Scheidens bitt're Leiden,
Des Sterbens Schmerzen mit Geduld!

Könnt' ich, o Freund, dich mir versöhnen,
Dem einst ich gab so herben Schmerz!
Wie würd' es meinen Tod verschönen,
Schlüg' nur noch einmal Herz an Herz!

Der König hatt' zur bösen Stunde
Einst seinen Jugendfreund verbannt,
Und wußte längst aus sicherm Munde,
Daß er den edlen Mann verkannt.

Seit langen Jahren irrt' der Arme
Im fremden Lande heimathslos,
Das Haar gebleicht vom schweren Harme,
Trug schweigend er sein herbes Loos.

Da schallt es an des Schlosses Schwelle
Wie Liedesgruß und Harfenklang.
Bringt mir den Spielmann her zur Stelle,
Daß er mir sing' den Todesgesang!

Der König sprach's, die Diener liefen,
Der greise Sänger trat herein.
Er seufzte aus des Herzens Tiefen,
Und griff in seine Saiten ein.

Er sang von längst verklung'nen Stunden,
Er sang von goldner Jugendzeit,
Berührte heilend alte Wunden,
Besänftigte des Herzens Streit.

Da faßt' ein unnennbares Sehnen
Den lebensmüden Königsgreis,
In sanfte sel'ge Sehnsuchtsthränen
Schmolz seines Herzens starres Eis.

Wer bist du, Sänger, der so milde
Entfloh'nen Jugendtraum du weckst?
Der du des Todes Schreckgebilde
Mit dichtem Schleier mir bedeckst?

Da sank der Sänger ihm zu Füßen,
Umfaßte seines Königs Knie';
Er wollte seine Hände küssen,
Und netzt' mit heißen Thränen sie.

Der König blickt' zum Sänger nieder,
Es füllt' ihn lang entbehrte Lust;
Er hatte seinen Freund nun wieder,
Er hob ihn auf an seine Brust.

So standen beide fest umschlungen,
In stummer Seligkeit vereint.
Der Sänger hat nicht mehr gesungen,
Der König hat nicht mehr geweint.

Das Abendroth sank scheidend nieder,
Die beiden Freunde sahen's nicht;
Verstummet waren Schmerz und Lieder,
Erloschen war der Augen Licht.

Der Kuß.

Trotzig weigerte sie den Kuß und faßte den Becher,
Mich zu höhnen, und küßt' nippend den goldenen Rand.
Ich entwandt ihr jedoch den Pokal und führt' ihn zum Munde,
Und so gab er mir treu, was sie versagte, zurück.

Abschied.

Und nun noch einen Kuß! und dann noch einen, und dann noch
Einen letzten zuletzt! Drei ist der Grazien Zahl! —
Unersättlicher! wie du mir Kleid und Haare zerdrückest!
Schon vom Busen herab fiel mir die Rose geknickt. —
Laß sie fallen, Geliebte! dich schmücken schönere Blumen,
Paphische Rosen sie glühn dir auf den Wangen empor.

Die Verrätherin.

Halte, Verwegener, ein! Willst du den Ruf mir zerstören?
Wenn ein Lauscher uns säh', wüßt' es schon morgen die Stadt! —
Recht, Geliebte! dort brennt verrätherisch lauschend die Lampe.
Sieh, nun ist sie gelöscht! Schweigsam und treu ist die Nacht!

Digitized by Google

Gottfried Kinkel

ward am 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn geboren, erhielt eine wissenschaftliche Vorbildung und widmete sich dann in Bonn und Berlin seit 1831 dem Studium der Theologie, promovirte darauf als Licentiat und widmete sich nun dem akademischen Berufe. Im Jahre 1838 bereiste er Italien und kehrte dann nach Bonn zurück, wo er gegenwärtig noch als außerord. Professor der neueren Literatur- und Kulturgeschichte wirksam ist.

Er veröffentlichte:

Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bildreden Christi. Cöln 1842.
Gedichte. Stuttgart und Tübingen 1843.
Lothar von Lotharingen, Trauerspiel nur als Manuscript gedruckt.
Einzelne Aufsätze, Abhandlungen und Gedichte in wissenschaftlichen Sammelwerken, Zeitschriften u. s. w.

Einer der talentvollsten lyrischen Dichter der neuesten Zeit, verbindet K. mit Reichthum der Phantasie und der Ideenwelt tiefe Innigkeit der Empfindung, hohen, würdigen Ernst und seltene Herrschaft über Sprache und Form. Ein eigenthümlicher Geist milder, männlicher Wehmuth, die schmerzlich die Störungen der Gegenwart fühlt, aber den Geist nicht abhält von dem nothwendigen Kampfe mit der Lüge und der Verderbtheit, gewinnt dem Dichter das Herz des sinnigen Lesers, der, wo er ihm begegnet, mit Freuden seinen edeln Gesängen lauscht.

Dietrich von Berne.

Nun höre mich, Vater, nun höre mein Wort!
Nun hole mich heim zu dir.
Bin satt des Lebens und will nun fort;
Was soll der Alternde hier?
Mein dunkler Vater, nun höre geschwind,
Dich ruft dein gewaltiges Heldenkind,
Der alte Dietrich von Berne.

Seit ächzend die Mutter ans Licht mich gebracht,
Hab' ich nimmer dein Antlitz geschaut.
Nun komm, du dunkler Elfe der Nacht,
Vor dem den Sterblichen graut!
Das Feuer, das du mir gegossen ins Blut,
Es lohet zu scharf, es verzehret die Glut
Den alten Dietrich von Berne.

Bin werth, o Vater, ich bin dein werth!
Genug nun hab ich geschafft;
Es hat zum Tode mein Heunenschwert
Genug der Helden gerafft.
Mich scheuet der Tod, seit ich Hagnen schlug,
Du hole mich nun, das ist Ehre genug
Dem alten Dietrich von Berne.

Nicht blieb zu bekämpfen ein Feind zurück,
Zu Bern steht fest mein Palast;
Die Ruhe, des weichen Alters Glück,
Ist meinem Marke verhaßt.
Wohl jag' ich den Ur in dem finstern Wald,
Doch ist's zu gering mir, drum hole mich bald,
Den alten Dietrich von Berne.

So rief der König, er stand im Forst:
Das hörte der Vater bald:
Auf lauschte der Held, das Gezweige borst,
Ein Hirsch brach her aus dem Wald.
Wohl griff Herr Dietrich zum Waidgeschoß,
Doch hatt' er zur Stelle kein schnelles Roß,
Der alte Dietrich von Berne.

Und wie er sich umsah unmuthsvoll,
Da stand ein mächtiges Roß,
Deß ungeberdiger Hufschlag scholl
Und Schaum vom Gebiß ihm floß,
War schwarz und glänzend, da schwang er sich auf,
Und spornt es zum Jagen im schnellsten Lauf,
Der alte Dietrich von Berne.

Da schnaubet das Roß, daß Feuer und Rauch
Den offenen Nüstern entloht,
Und stürmet dahin wie ein Wüstenhauch,
Dem folget der schwarze Tod.
Da hebt sich jauchzend die Heldenbrust,
Da fühlt sich jung wie in Schlachtenlust
Der alte Dietrich von Berne.

Doch jäher und jäher nun wird der Ritt,
Vorbei jagt Felsen und Baum.
Wie könnten die Diener, die Rüden mit?
Nichts fruchtet der straffe Zaum:
Es stürmt, das ist nicht Galopp noch Trab,
Ist Windsbrautsausen; nicht kann er herab,
Der alte Dietrich von Berne.

Ihm schließt sich das Aug' und es starret das Blut;
Doch als er, betäubt noch, erwacht,
Da schaut er, und höher wächst ihm der Mut,
Den Vater, den Elfen der Nacht,
Der fasset die Hand ihm; wie fühlt er sich stark,
Wie schwillt in den Knochen ihm jugendlich Mark,
Dem alten Dietrich von Berne!

So sprach der Vater: mein stolzer Sohn,
Du hast Dich in Ehren bewährt,
Wol mußt' ich selber dich holen schon,
Schon rittst du ein Geisterpferd:
Drum auf, dich grüß' ich, Schwarzelfe der Nacht,
Nun jagst du mit mir in der wilden Jagd,
Mein starker Dietrich von Berne!

Trost der Nacht.

Es heilt die Nacht des Tages Wunden,
Wenn mit der Sterne buntem Schein
Das königliche Haupt umwunden
Sie still und mächtig tritt herein.
Die milden leisen Hauche kommen,
Der Farben grelle Pracht erblaßt;
In weicher Linie ruht verschwommen
Des scharfen Zackenfelsen Last.

So legt die Nacht mit Muttergüte
Sich um die Seele schmerzenvoll:
Es läutert still sich im Gemüthe
Zur Wehmut jeder bittre Groll.
Die Thränen, die vergessen schliefen,
Nun strömen sie in mächtgem Lauf:
Es steigt aus wunden Herzenstiefen
Ein rettungsahnend Beten auf.

Im Pfarrhause.

Still die Nacht: es weht die Kühle
Von den nahen Bergen her.
Alles träumt in Sommerschwüle,
Schlummer waltet still und schwer.

Mag ich auch am Fenster lauschen,
Schweigt das Leben weit und breit;
Nur ein sanftes Waldesrauschen
Gleitet durch die Einsamkeit.

Hundgebell — im Sternenschimmer
Schleicht ein Reh zur Weide hin,
Und ihr Kind im niedern Zimmer
Singt in Schlaf die Pfarrerin.

Digitized by Google

Selger Friede! Weltverbittert
Flüchtet sich das Herz dir zu:
Durch den wunden Busen zittert
Leis die Ahnung ewger Ruh.

Ja, mein Herz, du könntest tragen
Diese Weltverlassenheit,
Und du würdest stiller schlagen,
Wär' dir solch ein Loos bereit.

Aber auch die Kraft gegeben
Ward dir zu dem heißen Kampf,
Schreitest stark durchs wirre Leben,
Kühn durch Blitz und Wolkendampf.

Wem die harte Faust verliehen,
Die nicht matt wird an dem Schwert,
Dürft' er aus dem Streite fliehen
Zu des Friedens frommem Herd?

Morgen leuchtet! Frisch gewandelt
In des Lebens Noth hinaus!
Ernst gestrebt und fest gehandelt —
Fahre wohl, du glücklich Haus!

Hermann Kletke

wurde am 14. März 1813 zu Breslau geboren, wo er auch seine Jugendzeit verlebte; befindet sich seit 1837 in Berlin als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Breslau 1836.
Almanach deutscher Volksmährchen. Berlin 1839.
Deutscher Liederschatz in alten und neuen Liedern. Das. 1839.
Novellen. Die Bürgerverschwörung zu Breslau. — Die Royalisten in der Vendee.
Geistliche Blumenlese aus deutschen Dichtern. Berlin 1841.
Deutsche Fabeln des 18. und 19. Jahrhunders. (Zwei verschiedene Ausgaben.) Berlin 1841.
Album deutscher Dichter. Berlin 1845.
Handbuch zur Geschichte der neueren deutschen Literatur. Berlin 1845.
Märchensaal aller Völker. 3 Bde. Berlin 1844—45.
Neuer Kinderfreund. 3 Bde. Berlin 1846.

Zartheit der Empfindung, Innigkeit, ein frommer, kindlicher Sinn verbinden sich in seinen Poesieen mit reicher Phantasie und großer Anmuth der Behandlung und bringen einen höchst wohlthuenden Eindruck auf den Leser hervor. — Durch seine Sammelwerke, die sämmtlich durch gründliche Kenntniß, feinen Geschmack und richtigen Tact in der Auswahl bleibenden Werth erhalten, hat er außerordentlich viel für die Verbreitung der Kenntniß guter Poesie in den weiteren Kreisen unseres Vaterlandes gethan.

Daheim.

Schön ist das Leben, schön ist die Liebe,
Reizend der Morgen im sonnigen Licht.
Herz, ja man saget wohl, daß es nicht bliebe,
Aber drum sorge und grame dich nicht.

Ha welch' ein Abend! es fallen die Blätter,
Wie sich mit Nebel die Fernen umziehn!
O du verdrießliches schauriges Wetter,
Wohin, wohin doch, dir rasch zu entfliehn!

Ei da nur schnell in das heimliche Stübchen,
Sieh' im Kamine schon lodert der Span,
Hier lärmt ein Mädchen und dort ruft ein Bübchen,
Zünde das Lämpchen, das freundliche an.

Draußen die Winde, sie brechen die Aeste
Und an die Fenster der Regen uns schlägt,
Ja doch, wir sitzen hier fröhlich beim Feste,
Liebe die Schüsseln zum Mahle aufträgt.

Und Kinderzünglein, sie hüpfen und heben
Munter sich, plappernd zum Regengebraus,
Und du Geliebte, o schön ist das Leben
Auch noch am Abend im heimischen Haus.

Der Sandmann.

Zwei feine Stieflein hab' ich an,
Mit wunderweichen Söhlchen dran,
Ein Säcklein hab' ich hinten auf,
Husch! trippl' ich rasch die Trepp' hinauf.
Und wenn ich in die Stube tret',
Die Kinder beten das Abendgebet,
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streu' ich auf ihre Aeugelein,
Da schlafen sie die ganze Nacht
In Gottes und der Englein Wacht.
Von meinem Sand zwei Körnelein
Streut' ich auf ihre Aeugelein,
Den frommen Kindern soll gar schön
Ein froher Traum vorübergehn.
Nun risch und rasch mit Sack und Stab
Nur wieder jetzt die Trepp' hinab,
Ich kann nicht länger müßig stehn,
Ich muß noch heut' zu Vielen gehn, —
Da nicken sie schon und lachen im Traum,
Und öffnete doch mein Säcklein kaum!

Ein Trauerzug.

Es wandert in des Abends Stille
Zum Friedhof noch ein Trauerzug,
Daß einen Todten man verhülle
In diese Erde, die ihn trug.

Sie alle, die in diesem Leben
Ihn heiß geliebt, sie traf es schwer;
Als riß ein Theil vom eig'nen Leben,
So trostlos gehn sie hinterher.

Und wie sie jetzt mit bleichen Wangen
Und weinend stehn am offnen Grab,
Und Jedes noch mit Todesbangen
Die Handvoll Erde wirft hinab,

Und wie nun immer raschern Dranges
Die Erde stürzt, die Gruft sich schließt,
Und drauf die Weise des Gesanges
Allmälig in der Luft verfließt:

Da wird es plötzlich Allen, Allen,
Als sie zum Gehn gewendet schon,
Als hörten wieder sie erschallen
Der vielgeliebten Stimme Ton:

Weint nicht um mich! Den in die Erde
Ihr jetzt gesenkt, ich bin es nicht!
Ich war's, ich starb, damit ich werde
Lebendig, frei in ew'gem Licht.

Digitized by Google

Albert Knapp.

am 25. Juli 1796 zu Tübingen geboren, lebt zu Kirchheim unter Teck in Würtemberg als Prediger.

Seine Schriften sind:

Christliche Gedichte. Basel. II. 1829. Zweite Auflage 1835.
Völker und Fürsten. Basel 1831.
Neuere Gedichte. Basel II. 1834.
Evangelischer Liederschatz. (3390 Lieder). Stuttg. 1837. II.
Hohenstaufen, ein Cyklus von Liedern und Gedichten. Stuttgart und Tübingen 1839.
Gedichte, neueste Folge. Stuttg. 1843.
Christenlieder. Nachtrag zum Liederschatz. Stuttgart 1841.

K. hat sich als Dichter vorzüglich der lyrischen religiösen Poesie zugewandt und sich in gewissen Kreisen einen bedeutenden Namen erworben, während andere ihn nur gering achten. Wenn eine von Mystik durchdrungene Frömmigkeit allein hinreichte, einen Dichter zu bilden, so würde ihm der Lorbeer nicht abzusprechen sein, denn an Glaubensstärke und Begeisterung fehlt es ihm nicht, wohl aber oft an Klarheit und an freier Beherrschung sowohl des Gedankens, wie der Form, in welcher er denselben zur Erscheinung bringt.

Luft von Morgen.

Himmelsluft vom Morgenlande,
Die zu uns herüberweht,
Wo an düsterm Grabesrande
Mancher arme Pilger steht,
Siechthum hat ihn fast verzehret,
Sünde sein Gebein verheeret, —
Wehe lieblich, mild und rein
Kühlung in sein Herz hinein!

Daß der Kranke sich erhebe,
Daß er, von dem Jammer frei,
Grünend stehe, fröhlich lebe,
Eine Blume Gottes sei!
Fahre fort, ihn anzuhauchen,
Ihn in Balsam einzutauchen!
Ohne dich, o Lebensluft,
Sinkt er welkend in die Gruft. —

Himmelsluft vom Morgenlande!
Ich bin auch ein krankes Herz:
Weh' an meines Grabes Rande
Mir hinweg der Sünde Schmerz!
Grünen möcht ich noch auf Erden,
Meinem Gott zur Freude werden;
Du, die Alles heilen kann,
Weh', o Himmelsluft, mich an!

Abendlied.

Abend ist es; HErr, die Stunde
Ist noch wie in Emaus,
Daß aus deiner Jünger Munde
Jene Bitte fließen muß:
Bleib bei uns im Erdenthal!
Halt' in uns dein Abendmahl!
Und dein Friedensgruß erfülle
Leib und Geist mit selger Stille.

Hingesunken ist die Sonne.
Deine Leuchte sinket nicht:
Herrlichkeit und ewge Wonne
Sind vor deinem Angesicht;
Weithin schimmert Stern an Stern;
Aber du, o Glanz des Herrn,
Ueberstrahlest alle Sterne
In der weiten Himmelsferne!

Selig, wem Du aufgegangen,
Wem Du in der armen Welt,
Wo nur eitle Lichter prangen,
Friedlich seinen Geist erhellt!
Wenn die Tage dann entflohn,
Blickt er auf zu deinem Thron,
Und auch auf den dunkeln Wegen
Strahlt ihm Gottes Glanz entgegen.

Selig, wer am letzten Tage
Nimmer fürchten muß die Nacht,
Wenn kein Schrecken, keine Klage,
Kein Gewissensblitz erwacht:
Wenn der Morgenstern ihm winkt,
Während er am Abend sinkt;
Wenn der Geist dem Geiste zeuget,
Daß nun erst die Sonne steiget! —

HErr, die Nacht, die nun erschienen,
Mahnet mich an diesen Tag,
Ob ich mit getrosten Mienen
Vor dein Antlitz treten mag.
Wandelt' ich im Licht vor dir?
Oder war es Nacht in mir? —
Wer den Tag zum Schlaf genommen,
Solchem kann kein Schlummer frommen.

Ist mein Tag ein Tag gewesen,
O dann schlaf' ich friedlich ein;
Meine Glieder wirst du lösen,
Und des Hauptes Hüter sein;
Dann zum neuen Tageslauf
Wach' ich neu erleuchtet auf,
Bis mein letzter Tag sich hebet,
Und im ewgen Licht verschwebet.

Müde bin ich; HErr, entbinde
Mich von dieses Tages Last!
Wär' ich müde nur der Sünde,
Die du schwer gebüßet hast!
Aber wer gesündigt hat,
Ist zuerst durch Sünden matt;
Wer Dir lebt in Geist und Frieden,
Wird am Abend kaum ermüden.

Droben wird man nimmer schlafen,
Aber von der Arbeit ruhn;
O wie wohl wird Deinen Schafen
Dort die süße Ruhe thun,
Wenn das Tagewerk gethan,
Wenn der Sabbath kommt heran,
Der den Auserwählten allen
Ruft in Deine Tempelhallen! —

Sterblich bin ich; darum thue
Bald ich diese Augen zu: —
Denken laß mich, wenn ich ruhe,
An die große Sabbathruh;
Daß, je treuer hier der Fleiß,
Desto schöner dort der Preis;
Daß die Trägen und die Lauen
Drüben keinen Sabbath schauen.

Um das Höchste will ich beten:
Jesus, gib mir Deinen Geist!
Ach, was hab' ich mehr vonnöthen,
Als daß Du mein Leben sei'st?
Ja, dann wird es lieblich sein!
Wachend, schlafend bin ich Dein! —
Also mit der Schaar der Frommen
Laß auch mich zur Ruhe kommen.

Digitized by Google

Theodor Christian August von Kobbe

ward am 8. Juni 1798 in Glückstadt geboren, trat in oldenburgische Dienste und war seit 1820 Landgerichtsassessor in Oldenburg; er hat sich als Dichter und humoristischer Schriftsteller einen Namen gemacht und ist seinen Freunden unvergeßlich durch seine persönliche Liebenswürdigkeit. Er starb 1844.

Seine Schriften sind:

Die Leier der Meister in den Händen des Jüngers. 1826.
Die Zwischenahner, ein vaterländisches Schauspiel. 1826.
Humoristische Blätter. 1839 ff.
Festgesang dem Prinzen Peter von Oldenburg und der Prinzessin Therese von Nassau-Weilburg an ihrem Hochzeitsfeste dem 23. April 1837 geweiht. Oldenburg.
Festgesang Sr. Königl. Maj. dem regier. König Otto Friedrich Ludwig von Griechenland und Ihrer Königl. Maj. der regier. Königin Marie Friederike Amalie von Griechenland geb. Herzogin von Oldenburg an Ihrem Allerhöchsten Hochzeitsfeste, dem 22. Nov. 1836, allerunterthänigst geweiht. 2. Aufl. Oldenburg.
Briefe über Helgoland, nebst poet. und prosaischen Versuchen in der dortigen Mundart. Bremen 1840.
Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben zu Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19. 2 Bde. 1840.
Die Ost- und Nordsee, bildet die 10. Section von dem „malerischen und romantischen Deutschland" 1841.
Prießnitz und Gräfenberg 1841.
Humoresken aus dem Philisterleben. Bremen 1841.
Humoristische Reisebilder. Hamburg 1843.
Einzelne Aufsätze in Journalen u. s. w.

K.'s Schriften sind sämmtlich ohne tiefere Bedeutung, als daß sie eine leichte, angenehme, heitere Unterhaltung gewähren, und größtentheils eigenen Erlebnissen ihres Verfassers durch die gemüthliche Darstellung und das demselben eigenthümliche Talent, jedem Dinge seine komische Seite abzugewinnen, einen besonderen Reiz verleihen. Was ihnen jedoch einen weit höheren Werth giebt, ist K.'s liebenswürdige Persönlichkeit, beseelt von seinem Eifer für Recht und Wahrheit, seiner echten, thätigen Menschenliebe, seinem reinen Wohlwollen und seiner heiteren, bescheidenen und doch selbst bewußten Zufriedenheit. Wenn es je einen praktischen Philosophen gab im besten Sinne des Wortes, so war er es; das eben offenbaren seine Schriften gerade so lebendig, als es im Andenken seiner vielen Freunde und seiner zahlreichen Schützlinge, der Armen und Bedrängten, denen er mit Rath und That, freudig und unverzagt, half und beistand, wo und wie er es nur immer vermochte, noch lange fortleben wird. —

Franz Ritter von Kobell,

Professor der Mineralogie, seit 1823 Adjunct beim General-Conservatorium in München, Sohn des Generalsecretärs im Ministerium des Innern, am 19. Juli 1803 in München geboren, studirte in München und Erlangen und wurde 1826 Professor. Ihm verdanken die Naturwissenschaften vortreffliche Untersuchungen und Beiträge. In der neuesten Zeit beschäftigt er sich mit Erfolg mit dem Daguerrotyp und der Galvanoplastik.

Seine Schriften sind:

Charakteristik der Mineralien. 2 Bde. Nürnberg 1830—31.
Schätzenswerthe Abhandlungen in Kastners Archiv, Poggendorffs Annalen, Leonhards Jahrbuch für Mineralogie, in den Denkschriften und Berichten der Akademie der Wissenschaften zu München und in Schweigger-Seidels Jahrbuch der Chemie und Physik.
Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart. 1. 2. Heft. Mit Erläuterungen über beide Hefte. München 1839. 1841.
Gedichte in hochdeutscher und pfälzischer Mundart. Besonderer und verm. Abdr. der „hochdeutschen und pfälzischen Gedichte." 2. verm. Aufl. München 1843. N. A. 1846.
Gedichte in oberbayerischer Mundart. 1. 2. Bdchen. 2 Bdchen, Erinnerungen an Berchtesgaden. München 1843—44. N. A. 846.
Schnaderhüpfln. (In bayerischer Mundart.) Illustrirt von Gr. Pocci. — 12. München 1846.

K.'s wissenschaftliche Leistungen und Verdienste zu charakterisiren ist hier nicht der Ort. Als Dichter und namentlich als Volksdichter zeichnet er sich, abgesehen von der seltenen Fertigkeit und Gewandtheit, die er in der Behandlung zweier ganz verschiedener Dialekte besitzt, durch reiche Phantasie, Innigkeit, Zartheit, echt komische Kraft und einen höchst ergötzlichen und doch eben so tiefen Humor glänzend aus und nur sehr Wenige unter den Vielen, die sich auf ähnlichem Gebiete versuchten, haben es verstanden, so den rechten Ton zu treffen und festzuhalten, wie er.

Oft hängt grad' in an' Aug'nblick
An' Mensch sei' Schicksal und sei' Glück.

Es war a Diendl auf der Alm'
Gar froh bei seini Küh' und Kalbn,
Sie juchezt frua, sie juchezt spat,
Und gfreut hat's, wer sie g'segn hat.

A saubers Diendl, wie sie war,
Mit schöni Aug'n, schwarzi Haar
Und frisch und lusti aa' dabei,
Sie hätt' wohl gebn a rührigs Wei'.

Sei' Schatz war aar a frischa Bua,
Der geht oft ihrer Alma zua,
Er war a Schütz und wohl verwegn.
Und gern bei alli Diendln g'segn.

Und daß er war so voller Schneid,
Dees hat die Senndrinn woltern gfreut,
Denn der grad loami leb'n will,
Gilt bei di Diendln ninderscht viel.

Und wo ma aussicht von da Höh'
Auf Schliers und abi auf'n See,
Da habn's oft grad gscherzt und g'lacht
Und Gsangeln auf anande' g'macht.

O hätt' dees armi Diendl g'wißt,
Was sie no All's derlebn müeßt,
Und wie's an dieweil'n kemma ko',
Sie hätt' ja nie an Juchzer tho'.

Amal, es war a Wetanacht
Und goßn hats und blitzt und kracht,

Digitized by Google

Da klopft's an ihra Hüttnthür,
„Thu' auf und laß mi ei' zu Dir!"

Wie froh ſpringt ſie von Kreiſter ro,
Dees is ihr Bua, ja er iſt do,
„„Und bei den Weta kimmſt zu mir,
„„Grüeß Gott, ah dees freut mi vu' Dir.""

Und luſti blaſt ſie 's Feuerl o',
Er aber ſchaugt ſie gar nit o',
„„Was is denn, ho' di' nie ſo geſegn?"" —
„Sei ſtaad, es is a 'n Unglück geſcheg'n."

„„Du liebe Frau, was haſt da g'ſagt,
„„Du haſt ma jetz' an Schricka g'macht,"
„Ja ja, an Unglück, hör' mi o',
„Muaß no in dera Nacht davo':

„Bin ganga auf an' Zehnahirſch,
„Es war a guati Abendbirſch,
„Und wie i' ſchleich' auf d' Liecht'n für,
„Da ſteht der Förſchta g'nachſt bei mir,

„Und fahrt mi'n Stutz'n glei in Wang,
„Natürli wart i aa' nit lang,
„Bei mir ſchnallt's eh', — du lieba Gott,
„Er rührt ſie nimma, er is tod!"

Da hebt da Bua d'Händ für ſei' Gſicht
Und 's Diendl woaß nit, wie ihm gſchicht,
D'rauf ſagt er no: „Jetz' bet' für mi,
„Zum letz'nmal heunt ſich i di."

Und ſtürzt davo' in Sturm und Reg'n,
Sie hat 'n weita nie mehr gſeg'n,
Und ſeit der Stund, daß ſie dees ghört,
Hat ſie da Kumma ſchier verzehrt,

Und todt is 's worn auf der Alm',
Koa Kranz ziert mehr a Kuh, a Kalbn,
Da juchezt koa Diendl auf den Platz,
Und macht koa Gſangl auf ſein Schatz.

Und ſie, gar krank, werd nimma g'ſund
Und bet' bis an ihr letzti Stund'
Für den, der's in derſell'n Nacht
Hat vor'n Tod um's Leb'n bracht.

So hängt oft in an Aug'nblick
An' Menſch ſei' Schickſal und ſei' Glück!

Der bſunderni Baam.

Bei'n Förſchter, bei an kluag'n Mo'
Halt' oana um ſei' Tochter o',
Der Förſchter ſagt, es kunnt wohl ſey',
Daß i mein Will'n gebet drei',
Wann du an' Baam mir nenna konnſt,
Den i no nit verzoachn't ho'
Und den ma hierrum ſegn ko',
Verſtanden? — Au weh, denkt der Bua,
Der Baam macht d'Heurath ſchwaar,
Er ſchreibt a jedi Staudn auf,
Wo der no' g'find'n waar;
Ganz trauri geht er um und um
Und ſchaugt und denkt ſi' halbet dumm,
Es war, als ſollt's halt gar nit ſey',
Und ihm fallt halt der Baam nit ei'.
A Freund, der ſicht ſei' Traurigkeit
Und fragt 'n drum, was ihm denn feiht,
Dem hat er halt ſei' Kreuz verzählt,
Was für a Frag' der Förſchter g'ſtellt.
Ha, ſagt der oa', mir fallt was ei',
Vielleicht kunnt's dengerſcht taugſam ſey',
Schau, wann er's juſt nit übi naahm
Und nennet'ſt ihm — an' Burzlbaam!
Den ko'ſt ihm zoagen alli Tag
Und wo er 'n no grad ſegn mag
Und daß er den verzoachnt hat,
Dees glaab i nit, ſo waar mein Rath. —

Jetz kimmt's den Buabn, wie a Schei'
Auf oamal in ſei' Denka 'nei',
Er tanzt und ſpringt und juchezt nett,
Als wann er an' Punkta troffa hätt
Und laaft, was er no laaffa ko'
Und meldt ſi' da bei'n Förſchter o'.
Und wie er jetz ſo vor ihm ſteht,
Halt er a langi feini Red'
Und ſagt, von wegn denſelln Baam,
Es war ihm kemma wie a Traam,
Daß oaner nit in Büchl ſtaand,
Und den ma dengerſcht überalln faand,
Den er ihm zoaget alli Tag
Und wo er'n no grad ſegn mag,
Und wann er's halt nit übi naahm,
So nennet er an Burzlbaam. —
Da hat der Förſchter freili g'ſchaugt. —

Erfahrung.

I hon amal an' Krebſn g'fangt,
Der Krebs der hat mi' biß'n,
I ho' ma denkt, dees g'ſchicht da' recht,
Was muaßt aa Alles wiß'n,
Was geht denn di' dees Krebſ'n o'
Und ho's mei' Lebta nimmer 'tho'.

I hon amal a Rößl 'kaaft,
Dees Rößl wollt' i reit'n,
Weil aber i koa Reiter bin,
So ſchnellt 's mi 'ro bei Zeit'n,
Ich denk' ma, reit' wer reit'n ko',
Und hon's mei' Lebta nimmer 'tho'.

I hon amal a Gſchpielei g'macht,
Ho' wolltern viel verlor'n,
Die Andern hab'n d'rüber g'lacht,
Da hon i 's glei' verſchwor'n,
Und als a kluaga g'ſcheuter Mo'
Hon i 's mei' Lebta nimmer tho'.

I hon amal a Diendl g'liebt,
War freili ſchee' zu'n Freß'n,
Die hat mi' für'n Narr'n g'habt,
I denk' ma, muaßt's vergeß'n,
Und ſchau', i, der ſchier Alles ko',
Dees kon i nit, denk' allwei' d'ro'.

D'rum mit an Krebſ'n, mit an Roß
Ko'ſt freili was probir'n,
A Gſchpielei ſchad't dar a no' nix,
Werſt nit an Kopf verlier'n,
No dees! ſang' mit koan Diendl o',
Da Freundelein kimmſt nit davo'!

Der Daxl und der Pudl.

Es hat a' Daxl gar nix g'lernt,
Als Beiln grad und Freßn,
Hat nix von andri Künſten gwißt,
War aa' nit d'rauf verſeßn,
Der Daxl hat a' Leben g'führt
Ja raar und ohni Kumma,
In Winter hinter 'n Ofa g'ſchnarcht
Und Muckn g'fangt in Summa;
Er is gar fleißi gfüttert worn,
Was ſollt' er Hunger leid'n,
„Gel' Daxl, magſt halt aa' dei' Sach',
Haſt aa' ſo deini Freudn." —
— Es hat a Pudl zeiti ſcho'
Gar viel Verſtand verrath'n,
Hat um a' jedes Apportl tho',
Als waar's der beſti Braten,
Dem Pudl hat ma' wohl 'was zoagt,
Und hat er's nit begriffa,
So is ihm Peitſch'n oder Stock
Gſchwind über 'n Buckl 'pfiffa;
Ma' hat ihm wenig' g'freß'n gebn,
„Der Schlanggl braucht nix g'freß'n,
Denn wur' er wampet, thaat er ja

Digitized by Google

Sei' Wiſſenſchaft vergeſſn!“
Mir fallt gar oft der Dazi ei',
Der Pudl aa danebn,
Betracht' i', wie ſo nach Verdienſt
An' diem die Menſchn lebn;
Dem oan', der nix is, thuat mer All's,
Den andern nit a' bisl,
Dem oan' bleibt 's raatl Ballizeit
Und dem — a laari Schüßl.

Die Wünſch'.

Es ſitzn beinander beim Bier
Kammradn a Stuck' a vier,
Die habn von Wünſchn g'redt
Und weller dees mehreri hätt'.
Der oa' ſagt, dees wußt i' bald,
I' wünſchet mir grad an' Wald,
Mit dem ma' z' Kalch brenna kunnt
Den ganzn Waßmann von Grund.
Der ander' ſagt, und i' a' G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß,
Daß der Kalch vom Waßmann nit langt,
Bis ma' 's Dach zun baua anfangt;
Und der dritt' ſagt, i' wollt' daß i' fund'
So viel Geld, daß' Enk abkaaffa kunnt
Den Wald und dees ganzi G'ſchloß
So weitſchichti und ſo groß.
Und der viert' ſagt, i' wünſchet mir ſchier
Nix anders als no' a' Maß Bier. —
Da habn die andern glacht,
Daß der's a ſo dalket macht,
Und drüber a' fremder Herr,
Der winkt der Kellnerinn her
Und zahlt ihm no zwoa Maß Bier,
Dem viertn da vo' die vier,
Die andern ſtudirten Füchſ'
Mit ihneri Wünſch' kriegen nix

Die Lieb'.

Die Lieb' is a' Vogl,
Der waar' nach mein Sinn,
Und mei' Diendl is der Käſt',
Da flutſchert er drinn.

Die Lieb' is a' Bliemi,
Im Hirgſcht is 's dahi',
Herr vergelt's Gott, daß i' no'
In Summa drinn bi'.

Die Lieb' is ſo fei',
Wie a' Fleimuattar is,
Wals d' viel tandlſt damit,
Kriegn d' Flügerln an' Riß.

Die Lieb' is a' Laab,
Wals verwelkt, werd's verwaaht,
Aber grea hebt's gar guat,
Wann's aa der Wind a' wen'g draaht.

Die Lieb' is a' Gſchicht',
Und die geht gar nie aus,
Und werd übrall verzählt,
Und is überall z' Haus.

Die Lieb' is a' Gſchpiel,
Da kannſt g'winna gar viel
Und no' mehra verlier'n,
Ko'ſts dei' Lebta lang gſchpürn.

Die Lieb' is a' Ding,
Achtn's vieli gar g'ring
Und an diem der und der
Gaab's um All's nimmer her.

Die Lieb' is an' Uhr,
Der ſ' nit kennt, muß d'rum frag'n,
Und der ſ' kennt, woaß oft nit,
Wieviel 's juſtement g'ſchlag'n.

Und is's, wie d'er will
Und ſo woaß i' do' gwiß,
Daß die Lieb' juſt die ſchlechteſt'
Erfindung nit is.

Schnaderhüpfln.

1.

A' Roſn is ſchö'
Und a Nagerl a' Zier,
Aber mei' Diendl is no' ſchöner,
I' ſteh' Enk dafür,
Denn ſichſt ihri Augen
Und ſchaugſt di' da 'nei', (und)
So fallt dir a' Himmi
Voll Luſtbarkeit ei'.

2.

Seidat bin i' gweſn,
Da kenn' i' mi' aus,
Und gar gern ſtehn i' Schildwacht
Bein Diendl ſein' Haus.

3.

A Bir ohni Ho'
Und a' Diendl ohni Mo'
Und a' Jager ohni Schneid,
Da is's allemal g'feit.

4.

A' Menſch ohni Verſtand
Is a' Bir ohni Brand,
Mag rebelln, wier er will,
Es bideut't ihm nit viel.

5.

Daß's gelt alti Hexn,
Ko' glaabn, wer will.
Aber jungi die geit's,
O da kenn' i' gar viel;
Und haſt damit z'ſchaffa,
So thäan ſ' dir 'was o'
Und da ko'ſt nimmer ſchlafa,
Denkſt allewei' dro'.

6.

I' wünſch' ma' nit viel,
Möcht' a' Moda grad ſey',
Und zun Diendl in's Haus
Racha zieget i' ei'.
Möcht' a' Nagerl grad ſey',
Und i' gebet 'was drum,
Denn da traget mi' 's Diendl
Im Mieda mit 'rum.

Ludwig Köhler

ward am 6. März 1819 zu Meiningen geboren, erhielt, da die Verhältnisse nicht Höheres gestatteten, nur die nothdürftige Schulbildung und sah sich dann genöthigt, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben, Schreiberdienste zu nehmen. Innerer Drang, wahre Begeisterung für alles Schöne und Größe und eiserner Fleiß in den ihm spärlich zugemessenen Mußestunden setzten ihn in den Stand, den schwer gefühlten Mangel wissenschaftlicher Kenntnisse allmälig selbst zu beseitigen. Einige poetische und prosaische Versuche, die er um diese Zeit zu veröffentlichen Gelegenheit fand, erwarben ihm die Theilnahme bedeutender Männer, durch deren Vermittelung er ein Stipendium von seinem Landesfürsten erhielt. Er besuchte nun die Universitäten zu Jena und Leipzig, wo er Philosophie und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften studirte, ging dann auf kurze Zeit nach München, wo er Kunststudien machte und kehrte darauf in seine Vaterstadt zurück, die er später mit Hildburghausen vertauschte, wo er gegenwärtig noch als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

Der Aufstand in Maina. Jena 1841.
Der neue Ahasver. Jena 1841.
Norwegen 1814. — Leipzig 1843.
Akademische Welt. 2 Bde. Leipzig 1843.
Thomas Münzer und seine Genossen. 3 Bde. Leipzig 1845.
Johannes Huß und seine Zeit. 3 Bde. Leipzig 1846.
Primavera. Novellen. Jena 1846. 2 Bde.
Freie Lieder. Jena 1846.
Viele Erzählungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Eine glühende, schöpferische Phantasie, Begeisterung für Freiheit und Recht, Lebendigkeit der Darstellung und große Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und Form haben K.'s Leistungen binnen wenigen Jahren eine sehr günstige Aufnahme in einem großen Kreise von Lesern erworben. Einem Talente wie dem seinigen, das sich unter den störendsten Verhältnissen entwickeln und durcharbeiten mußte, möchte daher vor Allem jene Muße zu wünschen sein, deren wichtige Benutzung allein die nöthige künstlerische Ruhe und Vollendung giebt, die aber derjenige nur mit den größten Opfern sich erringen kann, der unaufhörlich geistig schaffen muß, um für sich und die Seinen das tägliche Brot zu schaffen. Bedenkt man das, so wird man seinen Arbeiten, die sich alle durch Adel der Gesinnung und frische Kraft auszeichnen, die Anerkennung nicht versagen und sich willig geneigt finden, manchen kleinen Fehler in denselben mit der Ungunst des Schicksals, das auf so vielen begabten deutschen Dichtern lastet, zu entschuldigen. —

Aus:

„Der neue Ahasver."

Kap. VII.

Drei Gräber weiß ich heiliger Propheten,
Die kämpften in der Wahrheit weiten Schranken,
An ihnen mag der Wand'rer brünstig beten,
Die off'ne Brust voll großer Weltgedanken.
Das erste Grab liegt fern im Morgenlande,
Und ihm ist alles Licht der Welt entsprungen:
Da rauschen Lieder wohl an seinem Rande
Begeistrungsvoll von Millionen Zungen.
In diesem Grabe ward der Held gebettet,
Der mit dem finstern Judengott gerungen
Und aus der Nacht die Welt zum Licht gerettet.
Das ist das Grab, darum die Helden rangen
Und Völker freudig in den Tod gegangen.
Ein süßes Leuchten ist dem Grab entflossen
Und wallt, ein goldner Strahl, zum West herüber;
Ein junger Frühling ist daraus entsprossen,
Und jenes Licht, es legte sanft sich drüber.
Das Kreuz, hoch leuchtet es auf jenem Grabe,
Vergleichbar einem mächt'gen Wunderstabe.
Das zweite Grab in Deutschland wird gefunden,
Zu Wittenberg, in hoher Kathedrale.
Es war das Licht von Trug und Nacht gebunden,
Und bis zur Erde sank des Irrthums Schale.
Da rollte Luthers starke Donnerrede,
Da schleudert' seinen Blitz er hin nach Rom,
Und drob erzitterte Sanct Peters Dom
Und Papst und Priester kündeten ihm Fehde.
Er pochte an der Klöster graue Pforten,
Da sprangen sie, und in den dumpfen Zellen
Begann ein neues Leben aufzuquellen,
Ein junger Frühling sproßte aller Orten;
Nun sanken wohl die altergrauen Mauern,
Die nackten Kreuze schmückten sich mit Rosen.
Und frische Freude statt des starren Trauern,
Statt Mönchsgesängen lindes Zefirkosen!
So hat die Leuchte, die dies Grab entzündet,
Ein weites Reich der Wahrheit uns verkündet! —
Das dritte Grab bedeckt ein heißes Herz,
Ein stürmend Herz, das für die Freiheit glühte;
Dem Vaterlande gab's die schönste Blüthe
Und seines Volkes Wehe war sein Schmerz.
Du, Börne, warst der Freiheit dritter Heiland,
Im wüsten Meer ein hoffnungsgrünes Eiland!
Dein Wort, es glich dem kühnen Sonnenaar,
Es trug die Schwingen hoch zum Himmelsbogen
Und war doch wie ein Morgenhimmel klar,
Ein Donner war's und zäumte doch die Wogen.
Da stießen sie dich von der Heimath Schwelle,
Und haben dir das Vaterhaus verschlossen,
Und zielten wohl nach deines Lebens Quelle
Mit ihres Hasses glühendsten Geschossen.
Ein Pelikan, hast du, die Brust zerrissen,
Mit Blut gesäugt dein heißgeliebtes Kind,
Und rastlos hat die Quelle sprudeln müssen,
Bis dich der Tod umfangen sanft und lind.
Dem Vaterland hast du dein Blut geschenkt,
Es ist dein Kind, das liebend du getränkt.
Nun ruhst du, Kämpfer, müd' vom heißen Streite,
Im fremden Land, fern von des Kindes Seite! —

Paris erglüht in goldnem Abendscheine
Und Mondlicht wallt auf graue Leichensteine
Und zittert in den Silberpappelzweigen,
Als tanzten Geister ihre nächt'gen Reigen;
Einsame Blumen wohl aus Grabern sprießen
Und duften süß und neigen sich zu Boden,
Als wollten sie die Schläfer drunten grüßen
Und sie beseelen mit des Frühlings Odem.
Des Himmels Thau ist ihre einz'ge Speise,
Und keine Hand pflegt die verlass'ne Waise;
Wer denkt des Fremdlings noch im kühlen Sande,
Den sie begraben fern vom Vaterlande?
So, père la chaise, bist du ein Friedenshaven,
In dem manch tief zerriss'nes Herz entschlafen;
Bist ein Asyl, in dem die Nationen
In süßem Frieden bei einander wohnen! —
Auf einem Grab dort kniete Ahasver,
Die Hand gepreßt aufs thränenkarge Auge,
Dann sah er auf zum blauen Himmelsmeer,
Als ob er Trost aus seinen Fluthen sauge.
Und seine Hand bricht eine Rosenblume
Und legt sie nieder an dem Heiligthume,
In ihrem vollen Kelch, dem purpurdunkeln,
Rubinen gleich des Thaues Perlen funkeln,
Und wie umschmückt von goldnen Strahlenkränzen
Im Mondlicht scheint des Fremdlings Grab zu glänzen.
Spricht Ahasver: „Dein Herz war eine Rose,
Im weichen Lieblingsfrühling sich entfaltend,
Sie prangte purpurhell in weichem Moose,
Die Hülle fast in heißer Sehnsucht spaltend.
Da hat ein Sturm vernichtend drein gewettert,
Erloschen sind die klaren Gottesflammen,
Die volle Liebesrose sank entblättert
Und bleich und abgeblüht in Staub zusammen.

Digitized by Google

Mit Luſt vernahm ich deine Donnerſtimme,
Sah, wie du Blitze in die Länder ſandteſt,
Wie du den Wahn mit deinem Fluche banneſt
Und nimmer bebteſt vor der Feinde Grimme.
Da wähnt' ich nahe meines Fluchs Erfüllung
Und nah der Wahrheit endliche Enthüllung!
Wach' auf, wach' auf, du Held aus Juda's Stamme,
Und ſchleudre deiner Rede Gluthgeſchoſſe,
Fach' neu zum Leben die erloſchne Flamme,
Spreng' durch die Lande auf der Wahrheit Roſſe!
Iſt denn der Fluch, der meine Bruſt entkräftet,
Auf meines ganzen Volkes Stirn geheftet?
Du Löwe Juda's, brich die Todesketten
Und komm, dein Volk zur Freiheit nun zu retten!
Sie höhnen es, die ſtolzen Nazarener
Und predigen doch einen Weltverſöhner;
Ein Knecht der Jude — dünkt es ihnen recht
Und ſind doch ſelber ſeines Goldes Knecht!"

So Ahasver; und ſchweigend flieht die Nacht,
Gekrönet von des Morgenrothes Pracht.
Alsbald erhebt der Wandrer ſich zum Gehn
Und Abſchied nimmt er von des Fremdlings Grabe;
So ſtand er da, wie Steingebilde ſtehn,
Wie Gletſcher ſtehn, geſtützt vom Pilgerſtabe.
Und eh' die Sonne ſich dem Oſt entwunden,
War in des Frühroths Dämm'rung er verſchwunden.

Kap. XI.

Tief ruht das Meer in majeſtät'ſcher Pracht
Und drüber ſchwebt die ſternendunkle Nacht,
Die Welle ſpielt um eines Schiffes Planken
Und möcht' in Sehnſucht d'ran ſich aufwärts ranken;
Die Welle liebt den warmen Menſchenleib,
Umfängt ihn ſelig, wie ein liebend Weib,
Und führt wohl oft den armen Erdenſohn
Hinab auf ihren hellen Perlenthron.
Da drunten ruht ein ſüßes Wunderland,
Ein Zauberreich, dem Schiffer wohlbekannt;
Smaragdne Triften, weiche Mooſesmatten,
Kryſtallne Hallen in Korallenſchatten,
Der Himmel drüber prächtig blau und weich,
An lichten Sonnen und an Sternen reich.
Der Schiffer träumt hinab ins heil'ge Meer
Und Glocken tönen ihm herauf ſo hehr,
Meerroſen ſchwimmen leuchtend auf den Wellen,
Wie Kinder aus den wunderhaften Quellen.
Auch Ahasver am Rand des Schiffes lehnt,
Sein müdes Herz ſich nach der Tiefe ſehnt,
Die Wellen locken ihn mit feuchten Armen,
Als hätten ſie mit ſeinem Schmerz Erbarmen.
Er reißt ſich los vom träumeriſchen Sehnen:
„Ha, lockt nur, lockt, verführende Sirenen?
Den Sohn des Staubes ſucht zur Liebesluſt;
Es ſchlägt kein Herz für euch in dieſer Bruſt!
Wähnt ihr, ich ſoll in eure Gluth mich ſtürzen,
Mit meinen Schmerzen eure Scherze würzen?
Dann ſtoßt ihr den Betrogenen von euch
Zurück in ſeines Lebens ödes Reich!
Blickt nicht ſo ſchmeichelnd, lockend! Grollt doch, grollt!
Mehr als der Ruhe bin dem Sturm ich hold!" —
Das Meer doch ſchweigt und majeſtätiſch kühn
Auf ſeinen Wogen fliegt das Schiff dahin.
Der Maſt, ein tauſendjähr'ger Rieſenbaum,
Erwacht aus ſeines Urwalds langem Traum;
Er war ein Patriarch groß, ſtolz und prächtig,
In ſeiner Kinder Mitte ſtark und mächtig;
Wie ſtreckten ſie die grünen ſchlanken Arme
An ſeine Bruſt, die volle, lebenswarme,
Sie woben ihrer Blüthen bunte Glocken
In ſeines Heldenhauptes lange Locken;
Als ſollte kein Jahrtauſend je ſie trennen,
So Baum und Strauch, umfangen, liebebrennen.
Wie biſt du ſüß, du heil'ge Urwaldsſtille,
In deiner Farben, deiner Blumen Fülle! —
Ein König iſt der Morgen, goldumfloſſen;
Aus ſeinem Füllhorn hat er ausgegoſſen
Gediegnes Gold in lichten, luft'gen Wellen;
Ha, wie ſie durch des Laubes Dunkel ſchwellen
Und Blüth' und Blatt vom ſüßen Glanz geblendet
Das Kindesauge freudebebend wendet!

Die Schlange ringelt und verſteckt ſich blöde,
Daß ſie der Sonne goldner Blitz nicht tödte,
Der Kolibri wiegt ſich auf Lichteswogen,
Die Flaggen, Blumenblätter, aufgezogen. —
Weh' euch! Gewitterſchwer naht ſich die Wolke,
Verderblich wohl des Urwalds ſtillem Volke.
Dort naht ein Schiff durch wilde Wellenpfade
Und fremde Männer ſpringen ans Geſtade,
In ſonderm Schmuck und weiß von Angeſicht:
Solch ſeltnen Gaſt ſah dieſes Land noch nicht.
Sie haben ſich des Himmels Blitz geliehn,
Auf ſeinen Donnern ſtürmen ſie dahin,
Den Sohn des Waldes trifft ihr ſcharfes Schwert,
Mit Blut und Tod erbau'n ſie ſich den Herd.
Der rothe Mann fällt wieder in den Staub
Und klagt dem großen Geiſt den frevlen Raub,
Verfolgt vom Fremdling ein gehetztes Wild,
Birgt er ſich in des Urwalds Schatten mild.
Umſonſt, umſonſt! des Jägers kecke Hand
Wirft in die Wälder ſeines Blitzes Brand; —
Nun iſt entweiht die heil'ge Sabbathſtille,
Dem jungfräulichen Bild entſank die Hülle;
Die Eichen ſinken unter frevlen Streichen
Und klagend ihre Geiſter ſtill entweichen,
Der Pflug durchwühlt die Bruſt der keuſchen Erde
Und im Zerſtören ſpricht der Menſch ſein „Werde!"
Nun blühen Saaten auf, ſorglich gepflegt,
Erheben Hütten ſich, friedlich umhegt,
Und wie geweckt von eines Zaub'rers Odem,
Entſteigen ſtolze Städte rings dem Boden.
Die Hand, die kaum des Himmels Blitz geführt,
Das Feuer nur am ſtillen Herde ſchürt. —
Du lagſt entlaubt, ehrwürd'ger Rieſenbaum,
Und ausgeträumt war deiner Unſchuld Traum;
Nun, ſelbſt in deinem Fall noch ſtolz und groß,
Durchfurcheſt du des Meeres dunkeln Schooß
Und denkſt in deines Urwalds Nacht zurück,
Beut ſich die ſchöne Heimath deinem Blick;
Dann zitterſt du und ſeufzeſt ſchwer und bang,
Dein Seufzen übertönt des Meeres Sang. —

Schwarz das Gewölk; das Meer beginnt zu brauſen
Und ſchüttelt ſich in furchtſam bangem Grauſen;
Der Donner rollt durch dunkle Wolkenmaſſen,
Es zuckt der Blitz, der Sturm iſt losgelaſſen;
Der Nordwind peitſcht die Segel, und den Maſt
Hat wirbelnd, heulend der Orkan gefaßt;
Bald ſchwebt das Schiff am dunklen Himmelsbogen,
Dann wühlt es tief ſich in die wilden Wogen.
Und auf den Knien beten die Matroſen
Angſtvoll hinaus ins fürchterliche Toſen
Und Weiber, Kinder, all' die Hoffnungsarmen,
Sie flehn zu Gott um gnädiges Erbarmen.
Sie wanderten vom treuen Vaterhaus
Nach einer fremden, neuen Heimath aus
Und wendeten die ſehnſuchtsvollen Blicke
Nach dem verheiß'nen Land und ſeinem Glücke;
Dort locke ſüß ein ewig blauer Mai,
Das Zauberwörtchen klang ſo ſchmeichelnd: frei!
Und eh' ſie noch der Hoffnung Land geſchaut,
Will ſie umfangen ſchon die Meeresbraut,
Zum Schlummer wiegen ihr heißpochend Herz
Und enden ihrer Sehnſucht ſüßen Schmerz. —
Nur Ahasver ſteht freudig, unverzagt;
Wie auch ſein Schiff dahin der Sturmwind jagt,
Ihm iſt die Brandung ſanfte Melodie,
Des Himmels Donner Friedensharmonie.
Kalt ſchaut er in der Wogen wilden Lauf,
Wie ſie ſich ſtöhnend brechen, ſprudeln, ſchäumen:
Da tönt es laut vernehmlich zu ihm auf:
„Laß ab, Verblendeter, von deinen Träumen!
Sieh' dieſer Armen unnennbare Noth;
Das Schiff zerſchellt, bleibſt du an ſeinem Bord;
Denn deine Schuld, ſie treibt ſie in den Tod;
Laß ab, laß ab von hundertfachem Mord!
Die alte Welt ward dir zur Bahn gegeben;
Hat deinem Wandern ſie nicht Raum genug?
Vergifte nicht das neuerſtarkte Leben
Der jugendlichen Welt mit deinem Fluch!"
Der graue Pilger horcht der ernſten Mahnung;
Er ſieht die Jammernden rings um ſich her,
In ſeiner Bruſt regt ſich des Mitleids Ahnung
Und raſch entſchloſſen ſtürzt er ſich ins Meer.
Da fliehn die Wolken, ſchweigt der Sturm allmälig

Digitized by Google

Die Herzen beben voll von Hoffnungsluſt,
Der Himmel wölbt ſich ſanft und ſelig,
Das Meer ruht wieder an der Erde Bruſt;
Und eh der Morgen ſich dem Oſt entwand,
Den Wandrer trägt die Fluth zurück ans Land. —

Ein Abendſegen.

Aus: „Freie Lieder."

Spinnend in der engen Kammer
Sitzt ein armes blaſſes Weib,
Mutterſorge, Noth und Jammer
Zehrten ihr am jungen Leib!
„Wird der Vater bald nun kommen?"
Fragt an ihrem Knie der Knabe;
„Bald, mein Kind!" ſpricht ſie beklommen,
„Bald und bringt dir ſüße Labe!"

Emſig weiter ſchnurrt das Rädchen
Und die Kinder flüſtern leis.
„Wie mich hungert!" ſpricht das Mädchen,
„Ob es wohl die Mutter weiß?
Mag's nicht klagen, mag nicht weinen,
Will den Hunger gern bezähmen!
Lieber will ich fröhlich ſcheinen,
Als ich ſoll die Mutter grämen."

Endlich knarrt die morſche Stiege,
Männertritte hört man gehn
Und des Vaters liebe Züge
Lächelnd durch die Thüre ſehn.
Jubelnd ſtrecken ihre Hände
Weib und Kinder ihm entgegen,
Daß er ihnen Azung ſpende
Vom beſcheerten Gottesſegen.

Weinend an die Bruſt geſunken
Iſt das Weib dem ärmſten Mann
Und er lächelt freudetrunken,
Daß er Brot nun ſpenden kann.
„Ach, wie grauſam ſind die Reichen!
Bat ihn ſchier um Chriſti Wunden;
Doch er ließ ſich nicht erweichen,
Wollt' den Vorſchuß nimmer ſtunden!

„Ach wie ſchmolz der Schatz zuſammen,
Reichte kaum zu Salz und Brot;
Mög' dafür ihn Gott verdammen
Einſt in ſeiner höchſten Noth!"
„„Fluche nicht, ertrag's geduldig,
Dulden iſt Geſchick der Armen!
Sind wir ihm doch nicht mehr ſchuldig,
Und der Herr wird ſich erbarmen!""

Wie ſich froh die Kinder ſchaaren
Um den karg beſtellten Tiſch,
Wie ſie fröhlich ſich gebahren,
Gleich als gäb' es Wein und Fiſch.
Hartes Brot! doch klares Waſſer
Macht geſchmeidig es im Munde,
Und ſie neiden kaum dem Praſſer
Seine volle Tafelrunde.

„Schwelgen nun beim leckern Mahle —"
Giebt der Vater grollend drein—
„Und im ſchweren Goldpokale
Perlt und duftet ſüßer Wein —
Können ſtets der Ruhe pflegen,
Und es wachſen ihnen Trauben —
In den Schooß die Hände legen —
Haben doch gebrat'ne Tauben!"

„„Laß ſie ſchwelgen, laß ſie feiern,
Alſo hat es Gott gewollt!
Sind wir doch mit wenig Dreiern
Froh wie ſie mit rothem Gold!""
„Schau' nur unſre armen Kinder,
Wie ſo bleich die jungen Wangen —"
„„Strahlt ihr Angeſicht auch minder,
Ihre Herzen reiner prangen!

„„Ob von Stroh auch unſer Kiſſen,
Giebt es uns doch ſanfte Ruh,
Freud'ger Sinn und gut Gewiſſen
Deckt uns weich und wärmend zu.
Laß uns fromm die Hände falten
Und die Kinder beten lehren:
Vater, wolle ferner walten,
Unſer täglich Brot beſcheeren!

„„Allen wolle mild vergeben,
Die die Armuth je gedrückt,
Die im wüſten Schwelgerleben
Nie auf fremde Noth geblickt!
Sorgen, Jammer, Schmerz und Klage
Wolle gütig von uns wenden,
Und die armen Waiſen trage
Mild auf deinen Vaterhänden.""

Wilddiebe.

Die Wangen geſchwärzt, die Brauen verrückt,
Den Hut tief in die Stirne gedrückt,
Im groben linnenen Kleide,
Das Meſſer im Gürtel, im Arm das Gewehr
So ſaßen ſie eng im Kreiſe umher
Auf nächtlicher Waldesheide.

Es ſprach der Eine: „Und iſt es Vergehn,
So iſt es durch ihre Schuld geſchehn,
Wir können nicht hungern und darben!
War ehrlich und hätt' nicht um alle Welt
Getrachtet nach fremdem Gut und Geld —
Zwei Kinder vor Mangel mir ſtarben!"

„Und ſind wir nicht ehrlich?" ein Anderer ſpricht's.
„Wir rauben von fremdem Gute nichts,
Beſtehlen nicht Taſchen noch Truhen!
Schuf Gott nicht Wild und Wald zugleich
Für alle Menſchen, arm und reich?
Mich läßt es ſchlafen und ruhen!"

Darauf der Dritte: „Und wär's auch nicht,
So achtet' ich's doch für heilige Pflicht,
Das keckliche Wild zu pirſchen!
Wer zahlte mir je die prächtige Saat,
Die mir bei Jagd und Azung zertrat
Der Huf von Roſſen und Hirſchen?"

„Mein Töchterlein hat geſchändet der Graf,
Mich ſchalt er Hund und nannte mich Sklav,
Und gab zur Speiſe mir Knochen;
Drum raub' ich ihm, ſo lange es gilt,
Den leckerſten Biſſen, Fiſch und Wild!"
Der Vierte hat's lachend geſprochen.

„Und kommt der Förſter, der wedelnde Hund —
Ein Schuß — auf ewig iſt ſtumm ſein Mund —
Das thut den Stolzen erſchrecken;
Der feige Knecht vom harten Herrn
Bleibt gern drum unſrem Pirſchen fern
Und hüllt ſich in ſeine Decken!"

Da raſchelt und knattert es im Gebüſch,
Aufſpringen die Schützen vom Graſe riſch,
Die Büchſen ruhn an der Wange;
Fünf Schüſſe rollen durch den Wald,
Ein Schrei im herbſtlichen Wind verhallt,
Wie Todesächzen ſo bange.

Die Wangen geſchwärzt, die Brauen verrückt,
Den Hut tief in die Stirne gedrückt,
So ſtehen ſie eng im Kreiſe.
„Sprach Einer der Fünf: „Du kecklicher Mann,
Sag', was du geſehen, dem Grafen nun an,
Herr Förſter „und Glück auf die Reiſe!"

Ewig dein.

Sei gegrüßt, mein Vaterland,
Von der Weichſel bis zum Rhein!

Digitized by Google

Schwörend heb' ich meine Hand,
Stets dein treuer Sohn zu sein!

Treue Söhne sind dir Noth,
Starker Männer treue Brust,
Treu im Leben, treu im Tod,
Treu in Schmerzen und in Lust.

Sei gegrüßt, du Eichenwald,
Dessen Haupt die Wolke küßt,
Berg und Thäler mannichfalt,
Deutscher Frühling sei gegrüßt!

Werft mich in des Kerkers Nacht,
Nehmt mir Luft und Sonnenlicht;
Meines deutschen Himmels Pracht,
Meine Heimath raubt ihr nicht!

Grollt und hadert, wie ihr wollt,
In die Fremde stoßt mich aus,
Wo mein deutsches Blut noch rollt,
Ist ein deutsches Vaterhaus!

Deiner Ströme grüner Strand
Blüht in meines Herzens Schrein,
Und so bin ich, Vaterland,
Ueberall und ewig dein!

Zwei Frauen.

Die Fürstin tritt in Sammt und Seide
Aus hohem, prächt'gem Marmorhaus;
Da streckt ein Weib im Bettlerkleide
Die Hände bittend nach ihr aus.

Es will die Rede ihr versagen,
Mit Worten fleht die Aermste nicht,
Sie deutet nur mit stummen Klagen
Auf ihrer Kinder Angesicht.

Und jene sieht die bleichen Wangen
Und fühlt von Mitleid sich bewegt;
Sie sieht der Mutter heiß Verlangen
In herben Zügen ausgeprägt.

Zwei Thränen sendet das Erbarmen
Aus ihren Augen erdenwärts,
Die Eine gilt der Noth der Armen
Die Andre gilt dem eignen Schmerz.

Dem Schmerze, daß der Muttersegen,
Der reich die Bettlerin beglückt,
Auf ewig ihren Lebenswegen
Das Schicksal grausam hat entrückt.

Des jüngsten Knaben Locken streichelnd,
Bestrahlt von seiner Augen Blau,
Spricht sie mit weichem Ton und schmeichelnd:
„Vertraut das Kind mir, liebe Frau."

„Ich will ihm pflanzen Freudenbäume,
Es sei mir ein geliebter Gast;
Mir schafft ihr sel'ge Mutterträume
Und euch erleichtert ihr die Last.

Die Mutter dankt mit Hochentzücken,
Küßt einmal noch sein Lippenpaar,
Und reicht darauf mit feuchten Blicken
Ihr süßes Kind der Fürstin dar. —

Der Knabe ruht auf seidnen Kissen
Und blüht, wie eine Rose, hold,
Sein Brot sind süße Leckerbissen
Und seine Wiege strahlt von Gold.

Wie taucht in seines Lächelns Welle
So gern der Fürstin trüber Sinn.
Da tritt auf des Gemaches Schwelle
Urplötzlich einst die Bettlerin.

Die Wange roth vom heißen Sehnen,
Den Blick voll Zärtlichkeit und Lust,
Reißt sie mit goldnen Freudenthränen
Den Liebling jauchzend an die Brust.

„Vergieb, vergieb, mein süßer Knabe,
Daß ich dich grausam einst verstieß!
Vergieb, o Gott, daß deine Gabe
Das Elend mich verschenken ließ."

„Ich kann den Knaben euch nicht geben
Und nehm' ihn dankend nun zurück;
Ich kann nur athmen, kann nur leben
In seinem warmen Liebesblick."

Sie geht, von Mutterlieb durchdrungen,
So freudenvoll und kummerlos;
Und eine Zähre, schmerzentsprungen,
Fällt glühend auf der Fürstin Schooß.

Friedrich von Kölle.

würtembergischer geheimer Legationsrath, am 11. Febr. 1781 in Stuttgart in wohlhabender und angesehener Familie geboren, in Stuttgart und Tübingen, wo er die Rechte studirte, gebildet, begab sich 1802 nach Göttingen, um englische Sprache, Geschichte und Staatswissenschaften zu studiren, reiste dann über Berlin, Dresden und München in die Heimath und wurde in Tübingen Privatdocent und Hofgerichtsadvocat, 1806 Obertribunalprocurator, Secretär in einer provisorischen Landesorganisations-Commission, Gesandtschaftssecretär in Paris, 1807 im Haag, 1808 in München, 1809 in Carlsruhe, 1812 in Dresden und 1813 zum Legationsrath ernannt, 1814 zweiter Secretär im Obertribunal in Tübingen, 1816 entlassen, 1817 würtembergischer Geschäftsträger in Rom und erhielt seine Entlassung 1833, verzichtete auf jede Besoldung, richtete dem Prinzen Paul von Würtemberg 1834—36 eine Gemäldesammlung ein und widmete sich seit 1836 literarischen Beschäftigungen.

Er gab heraus:

Betrachtungen über Diplomatie. 1838.
Paris im Jahre 1836.
„Betrachtungen über das Gebet des Herrn." Stuttgart 1838.
Gracians Männerschule. Stuttgart 1838.
Rom im Jahre 1833. Stuttgart 1839.
Man schreibt ihm die „hinterlassenen Papiere eines nachgeborenen Prinzen" 1840 zu.
Außerdem lieferte er Beiträge in die europäischen Annalen, das Morgenblatt, die oberdeutsche Literaturzeitung, der süddeutschen Miscellen, die ausburger allgemeine Zeitung u. a.

Ein eben so reich und gründlich vielseitig gebildeter Gelehrter als gewandter Welt- und Menschenkenner weiß K. seinen fast immer anonym erscheinenden Schriften eben sowohl durch den Inhalt wie durch die scharfsinnige Behandlung und die geschmackvolle angemessene Darstellung hohes Interesse zu verleihen.

Digitized by Google

Heinrich Joseph König

ward am 21. März 1791 in Fulda geboren. Er ist von armer Abkunft und sollte nach dem Willen seiner Mutter, einer Näherin, Schneider werden. Ein Lehrer, welcher seine leichte Auffassungsgabe bemerkte, zeichnete ihn als einen fähigen Knaben aus und verhinderte, daß er Schneider wurde. Von den geringen Ersparnissen verwandte die Mutter einen Theil dazu, ihrem Sohne Unterricht im Lateinischen ertheilen zu lassen, und in seinem 12. Jahre trat K. in das Gymnasium zu Fulda, unter den Einfluß von lauter Geistlichen. Von dauerndem Eindrucke auf sein jugendliches Gemüth war die ängstlich fromme, besonders vor Lügen warnende Erziehung der Mutter, durch welche seine Wahrheitsliebe und Unbefangenheit eine so befruchtende, aber auch einseitige Anregung empfing, daß noch bis in die späteren Jahre eine eigensinnige Strenge gegen Lug und Trug, ja selbst gegen die conventionellen Bedingungen des Gesellschaftslebens, insofern sie nicht der wahre Abdruck der Gesinnung sind, ihm geblieben ist. Bei aller frischen aufwallenden Regsamkeit des Jünglings wirkte indessen das Treiben im engen bürgerlichen Hause und das öffentlich fromme Walten der geistlichen Regierung und der Lehrer einschüchternd und niederhaltend auf ihn, was ihn dann gegen seine eignen Empfindungen mißtrauisch machte und ihm eine Schüchternheit einimpfte, welche selbst in spätern Jahren, wenn auch in gemilderter Weise, gleich einer wehmüthigen Erinnerung noch zuweilen an ihm sichtbar wird. Das ihm von Seiten der Geistlichkeit gemachte Ansinnen, Franziskanermönch zu werden, lehnte er ab. In dieser Zeit war es, wo schon vielfache Zweifel gegen verschiedene Dogmen seines Glaubens in ihm rege wurden: jedoch hielt der Cultus und das sinnbeschäftigende Ceremoniel desselben den Jüngling länger und auch dann noch fest, als er bereits wesentliche Dogmen, namentlich die Lehre von der Person Christi und vom Abendmahle aufgegeben hatte. So fand im weitern Verlauf seines Lebens die Entwickelung seiner Vernunft noch oft an seiner Sinnlichkeit eine heftige Gegnerin, und diese zog ihn sogar in eine Verbindung, die auf seine spätern Tage vom dem entschiedensten Einflusse war. K. verheirathete sich bereits am Anfange seines zwanzigsten Jahres und zwar war seine Wahl so ausgefallen, daß er für sein ganzes Leben aller innern Gleichstimmung entbehrt. Die Sorge für den Hausstand ließ ihn alle Entschlüsse für die Zukunft aufgeben. Aus der Schule trat er als Familienvater in das bürgerliche Leben. Er ward Schreiber bei dem Maire der Stadt und dann, meist durch Vermittelung des Grafen Benzel-Sternau, Minister des Großherzogs von Frankfurt, wurde er bei der Acciseverwaltung angestellt. Es bedarf der Erwähnung nicht, wie wenig seine äußere Lage und die damit verbundene Beschäftigung nur mit seinem innern Streben und seinen geistigen Anlagen übereinstimmte; ein Mann von geringerer Energie und weniger Lebenslust würde untergegangen sein. Nachdem Fulda mit dem Churfürstenthum Hessen verbunden worden war, wurde er durch Empfehlung des Oberkammerraths Fulda 1817 zum Finanzsecretär bei der Regierung ernannt. Mit dem Jahre 1819 wurde er als Secretär der Finanzkammer nach Hanau versetzt und ist dort bis 1840 geblieben, wo er wieder nach Fulda zurückkehrte. Durch mehrere religiöse Schriften hatte er sich das Mißfallen der katholischen Geistlichkeit in einem so hohen Grade zugezogen, daß man ihm eine Frist bestimmte, binnen welcher er widerrufen solle. Als die Frist abgelaufen und des fuldaer Bischofs Mahnung zum Widerruf unerfüllt blieb, drohte der geistliche Herr mit der Excommunication, die aber, da sie die Landesregierung auf die Anzeige K.'s verboten hatte, nur in der Stille vollzogen werden konnte. Auf dem Landtage 1832 und 1833 sprach K. gegen die politischen Einschüchterungssysteme und gegen das Ministerium Hassenpflug so, daß es von seiner Seite des Vorsatzes gar nicht bedurft hätte, auf jede Beförderung zu verzichten. Auf dem folgenden Landtage ist er nicht wieder erschienen, da ihm als Staatsbeamten der Urlaub verweigert wurde.

Er schrieb:

Die Erfüllung, Festspiel. 1816.
Wyatt, Schauspiel. 1818.
Des Zufalls Launen, Schauspiel. 1824.
Der Wilddieb. 1824.
Bischof und Ritter. Erz. Hanau 1827.
Die Wallfahrt, Novelle. Ebend. 1829.
Rosenkranz eines Katholiken. Frankf. 1829.
Der Christbaum des Lebens. Frankf. 1831.
Die Bußfahrt, Tragödie. Leipzig 1836.
Die Waldenser, Roman. 2 Bde. Leipz. 1836.
Literarische Bilder aus Rußland. Stuttg. 1837.
Williams Dichten und Trachten. 2 Bde. Hanau 1839.
Aus dem Leben. 2 Bde. Stuttgart 1840.
Deutsches Leben in deutschen Novellen. I.—III. Leipzig 1842.
Die hohe Braut. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1644.
Eine Fahrt nach Ostende. Frankf. 1845.
Viele Aufsätze u. s. w. in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w.

Königs bedeutendes Talent, gestählt in dem Kampfe mit der Gegenwart, gehoben durch die Entschiedenheit seines Charakters, die ihn stets nach reiflicher, fruchtbarer Reflection zu vollkommener Klarheit hinführt, hat sich am Glücklichsten in seinen Romanen und Novellen offenbart. Er ist von früher Zeit an gewohnt, Leben und Welt im Zusammenhange zu überschauen und die herrschenden Ideen mit sicherem Blicke zu ergründen und zu entwickeln, ohne jedoch den poetischen Elementen, die der erwählte Stoff besitzt, Eintrag zu thun oder diese zu verkennen; im Gegentheil, er weiß sie kraftvoll zu ergreifen und die geeignetste Seite ihrer Erscheinung im wahren Lichte aufzufassen und darzustellen. Daher sind seine Charaktere stets eben so richtig angelegt als angemessen durchgeführt, seine Situationen gut erfunden und mit reichen Farben ausgestattet und Alles beseelt den Hauch tiefer und warmer aber von der Reflection gemilderter und geleiteter Empfindung. Minder glücklich ist er in seinen Dramen. Seine ascetischen Schriften müssen von dem religiösen Standpunkte aus, auf dem er sich befindet, beurtheilt werden; wer diesen erreicht hat, wird ihnen das aufrichtigste Lob nicht versagen.

Aus:

Die Bußfahrt.

Fünfter Aufzug. — Zweite Scene.

Freie Gegend, einer Seits Felswand.

Vierter Auftritt.

Otto, von zwei Rittern geführt. Andere legen die Reichs-Insignien nieder und eilen fort.

Otto. Hier auf dem Hügel laßt mich nieder. So!
Hier rauscht Felswasser, und die Luft streicht kühler.
Gebt einen kalten Trunk!
(Einer geht hinter den Felsen.)
Wie geht das Treffen?
Du schweigst? Wohl schlecht. Die gift'gen Römer siegen.
O siegte doch mein Gift, eh' sie mich treffen.
Nicht kämpfen kann ich, und so stürb' ich schimpflich.

Digitized by Google

Fünfter Auftritt.

Vorige, — Bernward und der Ritter mit Waſſer im Helm.

Bernw. O Herr und Kaiſer!
Otto (vom Trinken einhaltend). Nun?
Bernw. Die heil'ge Lanze —
Otto. Zerbrochen?
Bernw. Herr, ich kämpfte, Herr, wie nie!
Die Uebermacht entriß ſie mir. O hätten
Sie meines Prieſterhauptes nicht geſchont!
Otto. Der Herrſchaft heilig Unterpfand dahin?
Ich will nicht trinken, — nicht das letzte Labſal —!
(Er wirft den Helm weg.)
Was wär' in meinen Adern dieſer Brand,
Hätt' ich die Lanze noch und — meine Ritter!
Bernw. Jammer und Noth! So fern von deutſcher Heimath!
Der alte Herrgott iſt nicht mehr. Mein Kaiſer —!
Otto. Hätt' ich nur eine Hand voll Sachſenerde,
Sie in die Grube unters Herz zu legen:
Hier brennt's! — Hört!
(Zu den Rittern.)
Tretet ſeitwärts Ihr!
(Beide treten zurück.)
Hört, Biſchof!
Es war kein guter Rath zu dieſer Buße.
Seht, darum ward auch Euer Arm zu ſchwach,
Die heilge Lanze länger noch zu führen;
Und mit dem Kaiſerbäumchen bricht ſein Stab.

Sechſter Auftritt.

Vorige, Markgraf Hugo, bald darauf ein Römer.

Hugo. Die Römerſchaaren wachſen, meine Leute
Sind aufgerieben.
Otto. Einen kalten Trunk!
(Einer der beiden Ritter reicht Waſſer im Helm.)
Der Sieg geht treu der heil'gen Lanze nach.
Uns bleibt zu ſterben. Reicht ein Schwert mir her.
(Ein Ritter reicht ein Schwert.)
Römer. Hierher, ihr Römer! Hier! Ich bin der Erſte —
Hugo (trifft ihn mit dem Schwert, daß er zurück taumelt).
Du biſt der Erſte nicht, — ſchon Mancher liegt.
Otto. Nun bringen ſie herauf. Ich kann das Schwert
Kaum heben. Muß ich ohne Schwertſtreich ſterben?
(Man hört einen von fern annahenden Trompetenmarſch.)
Hugo. Was? Bläſt es nicht von jener Seite?
Bernw. Seht,
Die Römer ziehen ſich zurück.
Otto. Sind's Deutſche,
Die mit Poſaunen rufen?
Hugo. Seht Euch, Herr,
Wir wollen ſehen, was dem Feind im Rücken
Das Reißen macht.
(Ab mit Bernward.)
Otto. Da liegt der Kaiſerſtamm
Gefällt, und um ihn her ſein Blätterſchmuck,
Und in dem Thale drunten brauſt der Sturm. —

O mein Gebein iſt wie verbrannt Gebälk
Der Herrſcherburg, in der ein ſtürm'ſcher Geiſt
So kurz gewohnt. — Ja, wär' ich dort geblieben,
Wo meiner Väter Burgen ewig ſtehn. —

Ihr ſeht mit feuchten Augen auf mich nieder?
Wie ſind doch deutſche Augen friſch und kühl,
Und leichter ſtirbt es ſich an ſolchen Quellen.
(Nahende Trompeten.)
Die Stimmen kenn' ich! O wie wird mir wohl!
O ſeht da! Seht, er bringt die heil'ge Lanze!
(Er erhebt ſich.)

Siebenter Auftritt.

Vorige, Herolf, mit der heil'gen Lanze, Heinrich, Hugo, Bernward, die Ritter und das Heer, ſich nach und nach leiſe und ſtumm heandrängend.

Herolf (niederſtürzend). Die heil'ge Lanze! Und — Vergebung, Herr!
(Er ſtirbt.)
Otto (ſich über ihn beugend). So ſchnell eilt er davon,
Der unſers Reiches Bürgſchaft wiederbrachte,
Er weiß, ich folg' ihm bald, mich zu bedanken.
(Sich erhebend.)
Und all mein Heer? Willkommen! Dank, Euch Allen!
Ihr kommt ſo heiß aus dieſem Kampf um mich;
Ihr habt geſiegt, und ich gewonnen,
— Euch mit einander! — — —
Ach, das iſt eine ſchwere Stunde!
So voll die Bruſt, die ſchwere Fracht der Herzen
Schifft in der Augen Fluth ſo ſteuerlos. —
Schnell kleidet mich, daß ich als Kaiſer ſterbe:
Mein Heer grünt wieder, und mein Purpur blüht.
(Er wird mit den Reichskleinodien bekleidet und von Heinrich und Otto aufrecht gehalten.)
Lebt wohl, und ſeid bedankt für Eure Liebe!
Mein Vetter Herzog erbt das Scepter
Und meine Schuld an Euch.
Mein Herz nach Deutſchland! Schützt es unterwegs!
(Mit Anſtrengung das Scepter erhebend.)
Eintracht und Segen über Deutſchland!
(Er verſcheidet; das Heer kniet mit entblößten Häuptern; Poſaunen geben Klagetöne.)

Shakeſpeare als verlorener Sohn *).

Die Ankertaverne war in jener Zeit die beſuchteſte Wirthſchaft in London. Ihre Lage, unweit der Themſe und des Hauptlandungsplatzes, machte ſie den Schiffleuten bequem, und dieſen zog ſich wieder Alles nach, was nur irgend mit Handelsangelegenheiten zu thun hatte. Das Haus war vielfach geräumig und aufs Anſtändigſte eingerichtet; ſo daß man ſich hierher beſtellen konnte, um Geſchäfte zu verabreden, und wenn es zum Abſchluſſe kam, fehlte es an Schreibern und Handlangern nicht. Jeder fand hier zu beſtimmten Stunden, wen er von Handels- oder Schiffahrtsverwandten ſuchte oder brauchte, — Schiffer, Rheder, Mäkler, Handlanger, Laſtträger und dergleichen. Dieſe Geſchäfte wußte der Hausbeſitzer auch als Wirth auszubeuten, indem er einen lockenden Keller und eine leckre Küche hielt und ſich auf kluge Behandlung ſeiner Gäſte verſtand. So kam es, daß auch Geſchäftsloſe, die nur auf Leckerbiſſen und Neuigkeiten ausgingen, ſich hier — nach einem ſcherzhaften Ausdrucke des Wirthes — gern vor Anker legten. Zu Schiff ankommende Fremde kehrten gewöhnlich hier ein, um ſich in die Stadt führen zu laſſen, oder von hier aus ihre Einrichtungen zu machen.

Ein ſo vielfältiger Verkehr brachte freilich auch manchen Seeſturm mit in die Wirthſchaft; allein Dumbleton, der Wirth, war ein geſchickter Steuermann. Mit ſo viel Ruhe im Blicke, als Beweglichkeit in den Beinen, fand er ſeine Luſt an der kleinen tollen Welt, die er mit Laune überſah und mit Artigkeit beherrſchte. Er ließ Jeden gelten und behandelte ihn, wofür er gelten mochte; die Geſcheiten ſchätzte er, und ergötzte ſich an den Narren. Er konnte ſich über ernſthafte Dinge mit Verſtand unterhalten, und wendete ſich dabei einem Gecken zu, um eine Albernheit zu beantworten. Gegen Alle war Dumbleton zuvorkommend, bequemte ſich Allen an, und doch ließ er am Ende Keinen auf eine oder die andre Weiſe ungeneckt. „Denn — ſagte er zu Vertrauten — Niemand, wenn er nicht zur Niederträchtigkeit geboren iſt, kann immer und überall unterwürfig ſein, ohne ſich auch irgend einmal zu überheben. Ich muß Allen dienen, das iſt mein Geſchäft, Jedem den Durſt löſchen, Vieles über mich ergehen laſſen: dafür zapfe ich denn auch einmal die Thorheit meiner Gäſte an, und reibe mich an ihren Albernheiten, um nicht zuletzt mit Leib und Seele dienſtbar zu werden." —

Das bunte Treiben im „Anker," die geſchmackvolle Wirthſchaft, der humoriſtiſche Wirth zogen noch eine andre Geſellſchaft herbei, die mit Schiffahrt und Handel nichts zu thun hatte, — junge Männer voll dichteriſchen Uebermuths und Künſtlerlaunen, die in ihrem ungebundenen Wandel etwas wilden Zeitvertreib und neue Aufregung ſuchten. — Ein Theil dieſer luſtigen Geſellen, — Dichter, Schauſpieler und Kunſtfreunde, hatten auf heut ein feines Abendeſſen beſtellt, da es gerade den ganzen Tag über im Anker wild durch einander ging. Es war nämlich die erſte engliſche Expedition nach Oſtindien glücklich heimgekehrt, und brachte koſtbare Ladung mit, die man theils an den reichen Küſten friedlich eingetauſcht, theils den Portugieſen feindlich abgenommen hatte. Dieſe Waaren und Beuten ſollten nun ausgeſchifft und vertheilt werden. Was gab es da nicht anzuſtaunen! Einige farbige Sklaven, ſeltſame Thiere, ſonderbare Gewächſe, befremdliche Kunſtſachen und koſtbare Güter. Der ganze Handel, alles Schiffvolk und jede Neugierde von London war in Bewegung, eilte nach den Schiffen und drängte ſich in den Anker. Kaufleute und Lords vergaßen ihre Standesunterſchiede über dem gemeinſamen Verlangen nach indiſchen Schätzen. Dazwiſchen war ein Fragen und Verwundern. Der ſchmuzigſte Schifferjunge dieſer indiſchen Expedition wurde hoch angeſehen, und unter den zurückgekehrten Matroſen war Keiner, der ſich nicht als einen Mittelpunkt von Wundern und Abenteuern gefühlt hatte, die er alten Bekannten und neuen Zudringlichen ausſpendete. Die ungemiß-

*) Aus Williams Dichten und Trachten von H. König. Bd. 1. S. 91. fgde.

Digitized by Google

nen Fragen der Umstehenden nöthigten die Erzähler, sich selbst zu überbieten; denn die Meinung, die man von dem märchenhaften Indien hegte, war nicht so leicht zu befriedigen; so daß die Erzähler, um doch nicht unter der Erwartung zu bleiben, sich mit den abenteuerlichsten Erdichtungen und Uebertreibungen aufwinden mußten. Dies setzte den wildesten Lärm in der untern Wirthschaftshalle ab, ein Getös, das von Zeit zu Zeit bei neuem Wein und Willkomm in lauten Jubel aufflammte.

Unter diesem Wirrwarr vergaß aber Dumbleton jene Künstler, seine Lieblingsgäste, nicht. Für sie hielt er ein oberes Sälchen abgeschlossen, aus welchem die lustigen Freunde über einen Balkon herab die untere weite und hohe Wirthschaftshalle überblicken konnten. Diese Gelegenheit war eben zu ihrer Unterhaltung mit berechnet; indem es die Schauspieler und Dichter vergnügte, zur Abwechslung nun auch einmal Zuschauer eines Spectakels zu sein, das ihnen so bunt gemischte Gäste, ohne es selbst zu wissen, aus dem Stegreife vorspielten.

„He, ihr Bursche!" rief der Wirth einigen seiner Aufwärter zu, die in leinenen Hosen, offnen Jacken und grünen Schürzen umhersprangen, vergeßt mir den Parnassus nicht! — Bei diesen Worten blinzte er nach dem Altane an der hintern Wand. Sieh zu, wie weit der Ochsenrücken gebraten ist. Meine Athenienser werden bald da sein; der König Johann agirt schon seit drei Stunden."

Es war mithin vier Uhr nach Mittag, da zu jener Zeit das Schauspiel von ein Uhr an bei hellem Tageslichte gegeben wurde.

„Der König Johann ist ein großes Stück und spielt lange, — bemerkte ein stiller Gast im Eckchen, mit welchem der Wirth sich eben unterhalten hatte. Ich habe das Stück letzten Winter in Black Fryars gesehen. Nicht wahr, sie spielen ja schon in Southwark?"

„Ja, versetzte der Wirth, in der Rose; das Sommertheater ist wie gewöhnlich seit dem ersten dieses Monats angegangen. Es wird aber heut nicht sehr besucht sein: das Volk spielt ja selbst hier und draußen am Flusse das neue indische Maulaffenstück." —

„Ich bin sonst nicht so, wie die londoner Welt, in das Schauspiel vernarrt, fuhr der Gast fort; der König Johann aber scheint mir doch ein vortreffliches Stück Arbeit und rührt gewiß von einem guten Kopfe her."

„Den Kopf könnt Ihr hernach sehen, Meister, versetzte Dumbleton. Er kommt auch mit den Andern, und speist droben auf dem Parnaß."

„Was nennt Ihr par Naß? fragte der Bürger. Trocken sitzt man ja nirgends im Anker, weder oben noch unten; dafür ist das Haus bekannt."

Dumbleton lachte und erwiderte: „Da oben hinter dem Balkon, wo die Musensöhne sitzen, ist unser Parnaß. Dort ist doch der Rahm, der Schmant meiner Gäste, und setzt sich mit Recht oben auf; ganz oben der vortreffliche Kopf, von dem wir sprachen. Das ist mein nobler Epheſier, das ist der wahre Imperator. Heut sitzt er wieder Nummer Eins mit parfümirter Serviette. Ja, das ist ein außerordentlicher Kopf für die Welt und was über die Welt hinausliegt; mit einem Munde, der lauter Perlen und Diamanten spricht, der sich jedoch auch für Stockfisch mit Pastinaken, für Pökelfleisch mit Rüben aufthut."

„Ja, das ist es eben, Master Dumbleton, sagte der Gast, daß diese außerordentlichen Köpfe doch nicht ohne den Bettelsack des Magens durch das Leben kommen. Und sie sind vielleicht noch erpichter, als andere, auf die Lebensgenüsse. Da sind doch die Puritaner viel respectabler. Ich war neulich in einer ihrer Versammlungen, — der Lord Mayor und mehre Aldermänner waren auch da —, und ich gebe diesen gläubigen Brüdern nicht Unrecht, daß sie wider die gottlose Poesie und das sittenlose Schauspiel eifern. Es ist doch keine Kleinigkeit um einen saubern christlichen Wandel."

Unterdessen fanden sich mehre Freunde, die heute nicht ins Theater gegangen waren, im obern Sälchen ein, und traten auf den Altan heraus, um dem lärmenden Treiben in der Halle zuzusehen. Dumbleton grüßte sie von unten, und deutete lachend auf das tolle Gewühl. Da sie ihn aber nicht verstanden, ging er hinauf.

„Heut werdet Ihr edeln Athener Euer eignes Wort nicht verstehen, sagte er. Seht, da unten umsegeln sie eben das Kap Comorin; dort links liegen die Nikobar-Inseln, und wenn Ihr Euer Auge recht anstrengt, so seht Ihr da hinten nach dem Schenktische zu Malakka hervor tauchen. Hört Ihr den langen Matrosen dort von den Seeungeheuern Indiens erzählen? Und seht, wie ihm Alles gaffend zuhorcht! Ist es nicht merkwürdig, — seht nur! — daß eifrig zuhörende Menschen nach dem Maße ihrer Verwunderung die Mäuler aufsperren?"

„Ei nun, versetzte Nash, vor erstaunlichen Dingen werden wir immer wieder zu Kindern, und wollen die Sachen ins Maul stecken."

„Aber was die nicht erzählen können! fuhr Dumbleton fort. Heut ist mein Haus voller Dichter, oben und unten. Ihr, meine edeln Athener, zieht heut den Kürzern, ich wette. Die da unten bringen Meerwunder, und all' Eure Spektakelstücke in „Black Fryars", in der „Rose", in der „Hoffnung" und wo nur Bretter aufgeschlagen sind und eine Traverse herab hängt, werden abständig werden, wie zu alte Fische."

„Wer sind denn aber die getrennten Schreier jenseit des Pfeilers?" fragte Thomas Dokkar.

„Die dort! erwiderte der Wirth. Wie soll ich sie nur gleich in Eurer gelehrten Sprache nennen? Es sind die Participien der zukünftigen Zeit."

„Solche hat unsere englische Grammatik nicht," rief Nash.

„Aber England hat sie! überbot ihn der Wirth. Jene gehören nämlich zu Walther Raleighs Geschwader, das nach den Wildnissen von Guiana segelfertig liegt. Dort soll nach allen Reiseberichten die Stadt Eldorado anzutreffen sein. Alle die lumpigen Kerle, die kein ganzes Stück Kamlott auf dem Leibe haben, hoffen dort vergoldet zu werden, und als Goldkäfer zurück zu schwärmen. Hof und Handelsleute haben das Geschwader ausgerüstet, und theilen demnächst die ungeheuern Schätze. Die dort trinken einstweilen drauf."

„Haha! lachte Nash. Nun verstehe ich Dich, Dumbleton: die participiren an der Zukunft. Gut gesagt! Aber vergiß Du über dem Latein die Küche nicht, und mach' uns bald zu Participanten der gegenwärtigen Zeit. Verstehst Du?"

„Ohne Randglosse, Ihr Herren. Ihr sprecht einen deutlichen Text, antwortete der Wirth, besonders wenn Ihr kritisirt. Sobald Ihr beisammen seid, kann's losgehen. Aber es fehlen noch Etliche. Wo bleibt denn heut unser edler Epheſier, Master William? Das ist noch ein Mann! Der bessert an seinen Werken, nicht an seinen Wirthen."

„Auch Burbadge fehlt noch! riefen Einige. Wie kommt das? Das Theater ist doch aus."

„Geduldet Euch ein Wenig, lachte Dumbleton; es wird da unten gleich zu einer saftigen Vorkost kommen. Wißt nur, — die heimgekehrten Indienfahrer übertreiben ihre Erzählungen, um jene zu ärgern, die nach Guiana wollen, und diese spannen dafür ihre Erwartungen, um jene zu überbieten. Aus Eifersucht und Mißgunst fallen die bittersten Stichelreden; ehe wir uns dessen versehen, werden sie handgemein sein, und diese, was sie erdichten, jene, was sie erwarten, mit Fäusten gegen einander abwägen."

Wirklich hörten die Freunde dem Wortwechsel nicht lange zu, als ein Tumult im dämmernden Saal aufwetterte. Erst regnete es Schimpfreden, bald hagelten die Stöcke drein, die man damals immer in der Nähe hielt. Der Wirth eilte hinab; doch blieb den Freunden keine Zeit, den Friedensschluß abzuwarten, weil hinter ihnen selbst im eignen Speisesälchen Lärm entstand. William war eben eingetreten, und Burbadge erreichte ihn mit heftigen Zankworten.

Beide Bühnengenossen waren, wenigstens für den gewöhnlichen Umgang, ganz gute Freunde, bis auf ein wenig Neid, mit welchem Burbadge, der Heldenspieler, auf Williams zunehmenden Dichterruf blickte; indem er gern sein bedeutenderes Schauspielertalent gegen Williams Dichtergaben hervor zu heben suchte. Darüber hatte man sie wohl in Wortwechsel gesehen; diesmal aber schien der Zwist doch mehr auf sich zu haben.

„Solche Tücke und Treulosigkeit hebt alle Gebühr edler Kameradschaft auf! sprach Burbadge in seiner hochfahrenden Weise. So handeln Menschen, die sich des Zartgefühls entkleidet haben, und ohne den Schmuck edler Freundschaft leben. Selbstlinge, elende Habsüchtlinge! Ha, ich verachte das! Aber ich trage darauf an, Sharper aus unsern vertraulichen Abenden auszuschließen. Jeder von Euch hat sich gleicher Hinterlist zu versehen, wie ich sie eben von ihm erfahren habe. Ich spreche im Interesse unseres Abendvereins. Hier muß volles Vertrauen walten; hier muß ungebundene Lust keine hinterrückliche Falschheit zu fürchten haben. Schon bisher hat der da den Pokal unserer nächtlichen Feste selten bis auf die Hefen mitgetrunken; theils aus Geiz, denn es ist ja bekannt, wie er die Engel und die Sovereigns unterm Daumen hält; vorzüglich aber aus Hochmuth; denn Ihr seht ja, wie er sich über dem unverdienten Glücke seiner zusammengeflickten Schauspiele täglich mehr streckt, und seinen Hohn über uns auslaßt. Sollen wir uns das gefallen lassen? Ich frage, warum? Schrumpft etwa unser gediegener Werth ein wenn seine Einbildung sich aufbauscht? Und wenn nun sein Dünkel auch nicht einmal mit Zartgefühl gefüttert ist: so schließe sich unsere Gesellschaftskette um ein Glied enger, — um ein angerostetes. Ist hier mein Platz gedeckt? Ich esse nicht mit: ich werde zu gehen wissen, wenn dieser bleiben darf."

Die Freunde hörten solche übertriebenen Worte mit Verwunderung an. — „So redet doch deutlicher! Was ist denn vorgefallen!" riefen Mehre, und sahen abwechselnd von dem hin und

Digitized by Google

ger rennenden Burbadge nach William, der in einer Ecke mit gealteten Händen auf dem Knie seines übergeschlagenen Beines ruhend lächelte. —

„Unser tragischer Freund versteht keinen Spaß! sagte er. Nicht wahr, Ihr versteht eben unsern erhabenen Burbadge nicht? Er hat nun einmal den edeln Schwung, Alles hoch aufzunehmen; wobei uns aber die trefflichen Reden und die wohlgemeßnen Geberden zu gut kommen."

„Hüte Dich vor diesen Geberden! rief Burbadge. Wenn ich Dich züchtige, werden sie ungemessen."

„Seht Ihr! versetzte, ein Wenig gereizt, William. Seht Ihr den Verschwender! So geht er mit den ersparten und ersorgten Redensarten seiner Rollen um. Kein Dichter kann ihm mehr mit Ehren so kühne Worte leihen: er bringt sie in den Kneipen durch. So soll er schon dreimal den ganzen „Hieronymus" verputzt haben."

Bei dieser Anspielung auf die sogenannte spanische Tragödie, ein damals verspottetes Machwerk, brach ein allgemeines Gelächter aus.

„Elender!" schrie Burbadge, und rannte mit zwei gehobenen Fäusten um den gedeckten Tisch auf William los. Dieser aber stand schon bereit, den Beleidiger mit gezogenem Degen zu empfangen und abzuhalten. Die Freunde sprangen dazwischen.

„Ist das Anstand und Betragen? rief Condell. Haben Dich die Matrosen d'runten angesteckt, Burbadge? Was auch William gegen Dich gefehlet haben mag: Du hast eben zwei unziemliche Fäuste dagegen in die Wagschale gelegt, und Ihr müßt Euch entweder aussöhnen, oder die Beleidigung ausfechten, wie es Künstlern geziemt."

„Ausfechten, ja, ausfechten! rief Burbadge.

„Ich rathe lieber zum Frieden, fiel Nash ein, und beschwöre Euch bei dem gebratnen Ochsenrücken mit scharfer Brühe, den hier eben unser Dumbleton heranschiebt: Versöhnt Euch, und bedenkt, wie nach dieser Motion die köstlichen Bissen schmecken werden."

„Mit diesem kostbaren Botargo! rief der Wirth, dem die Kellner mit den Schüsseln folgten. — Botargo, Ihr Athenienser! der Vater des Durstes, der Kuppler weißen und rothen Bastardes."

Er stellte die Flaschen umher, die mit den damals so benannten Weinsorten gefüllt waren.

„Hat Euch der König Johann noch Kräfte gelassen, fuhr Dumbleton fort, so zeigt es jetzt. Auf! Ihr Kämpfer am Parnassus, und laßt die Schlacht beginnen! Sagt mir nichts von den dreihundert Spartanern bei Thermopylä: meine zwölf Athenienser will ich fallen sehen. Legitime Künstler sollen hier von Bastarden geschlagen werden: solch eine Tragödie soll hier oben auf dem Parnassus in Action kommen, oder vielmehr in Passion. Nun, was giebt's? Master William, mein nobler Ephesier, — hier oben ist Euer Platz."

„Dein nobler Ephesier ist angeklagt! lachte Armin. Doch wie wär's, Bruder, wenn wir unsern Wirth zum Richter setzten? Er soll den Zwist dieser beiden Streithähne schlichten. Unser weiser Dumbleton, unser Salomo spreche Recht!"

Viele riefen Beifall, und der Wirth setzte sich sogleich mit gravitätischer Miene auf den obersten Platz. — „Toby! rief er dem aufwartenden Kellner zu, geh und glühe einen Sekt mit Zucker und Gewürz und richte dort in der Ecke ein Bankett für zwölf Mann, für ein Dutzend Ephesier. Einer der Streitenden ist gewiß schuldig, und den verurtheilen wir in die Kosten des Banketts. Oder wenn der Fall überalomonisch verwickelt wäre; so vertheilen wir die Kosten unter beide Streitende. Ich werde mir als ein guter Richter zu helfen wissen. Und jetzt tragt mir den Fall vor. Nash, unser Kritiker, zerlegt einstweilen den Braten! Sprich, William, mein Hektor!"

William, so aufgefordert, versetzte: „Wollt Ihr einen Vortrag im großen pathetischen Styl, so laßt meinen Gegner reden; wollt Ihr aber einen Spaß spaßhaft vernehmen, so will ich das Wort behalten."

„Ich halte es mit einem guten Spaß ernsthaft behandelt!" entschied der Wirth.

„Nun so hört!" begann eben William, als der bis jetzt unruhig hin und her gewandelte Burbadge mit den Worten stehen blieb: „Ich erwarte Euch vor Mitternacht in dem Hause, in welches Ihr Euch vorhin schurkischer Weise eingedrängt habt. An jener Schwelle fordre ich meine Genugthuung. Lowin und Du, Ostler, kommt als meine Sekundanten mit. Meinen Tischplatz lasse ich gern Euerm weisen Salomo. Lebt wohl! Auf Wiedersehen um Mitternacht, — wer kein Schuft ist."

„Ehrner Jason! rief ihm der Wirth, an die Stubenthüre eilend, nach, — Ihr habt das Bankett zu bestreiten und den gebrannten Sekt!"

Das Beifallsgelächter der Freunde erscholl. — „Ein zweiter Daniel, unser Wirth! rief Nash; er hat, denke ich, den Nagel auf den Kopf getroffen."

„Und doch reißt er aus!" schmunzelte Dumbleton."

Sobald das Hauptgericht verzehrt war, mußte William erzählen.

„Vor Anfang des fünften Actes, sagte er, bemerkte ich einen zerlumpten Burschen mit langen, leisen Schritten auf der Bühne umherspähen, und erkannte ihn für einen der Gauner, wie sie vor und in dem Theater aufwarten und sich zu Bestellungen und Aufträgen anbieten. Erst glaubte ich, er sehe sich nach einem der vornehmen Schemel-Insassen um, die uns auf der Bühne den Platz versperren; da er aber nach dem Hintergrunde suchte, wo wir uns aufhalten, trat ich ihm mit der Frage in den Weg, zu wem er wolle. — Zum großen Burbadge, zu Master Burbadge! sagte er, und nahm in demselben Augenblicke den Gesuchten wahr, der am Quervorhange stand. Die Neugier reizte mich: es galt offenbar eine Bestellung. Husch war ich hinter der Traverse und lauschte. Der Gauner beschrieb unserm Burbadge ein Haus am Dowgate, wo man quer nach der Conwikstraße geht, und wenn es dem Master gefällig wäre, ein Halbstündchen nach dem Theater dort anzuklopfen; so würde ihm auf das Losungswort: „Johann ohne Land" aufgemacht werden. Ein reizend Weibchen, und der Mann verreist! kicherte der Liebesbote. Dort in der zweiten Loge rechts über dem Yard könnt Ihr sie sehen; sie hat aber freilich die Maske vor. — Burbadge sagte zu, und reichte ein Trinkgeld. Ich verlor mich hinter der Traverse. Meine Rolle war zu Ende; ich eilte am Schlusse des Stücks voraus nach dem Dowgate. Ich hatte keine Absicht, als zu sehen, ob wirklich eine Dame nach Hause kehre, und Burbadge ihr folge; denn dieser war eben, wenn nicht bei seiner Ehre, doch bei seiner Rolle angegriffen. Höchstens dachte ich mir den Spaß, den Freund mit einer Anspielung zu verblüffen, wenn er später zu Tisch käme. Kaum stehe ich, in eine Ecke gedrückt; so kommt wirklich eine junge Frau und eilt munter in das bezeichnete Haus. Sie hatte zwar ihre Theatermaske abgenommen, aber einen seidnen Schleier vor. Augenblicklich erinnert sie mich durch Gang und Gestalt an jene wunderbare Schöne, von der ich Dir erzählt habe, Lowin, — weißt Du, vor etlichen Wochen, als Du mich gegen Abend nach meinem Streite mit ihrem Verfolger, — Mann oder Liebhaber, auf der Straße trafst. Seitdem gehe ich auf allen Wegen der entschwundenen Unbekannten zu gefallen. Keinen Tag ist sie mir aus dem Sinne gekommen. Denkt Euch also meinen freudigen Schreck! Mein Herz schlägt heftig, meine Gedanken verwirren sich. Endlich ist sie gefunden! rufe ich laut aus, und stürze ohne Ueberlegung, in meinen Mantel gehüllt, nach dem Hause, klopfe; — wer draußen? ruft eine sanfte Stimme. Johann ohne Land! brumme ich. Der Riegel geht auf, ein weibliches Wesen rauscht in die nächste Stubenthüre; ich folge.

Es ist wegen der geschlossnen Fensterläden ziemlich finster; ich werfe mich der Schönen, — dafür halte ich sie — in die Arme und preise mich glücklich, sie endlich nach jenem Abende wieder zu finden. — Nach welchem Abende? flüstert sie betroffen. Wir funkeln einander mit den Augen an, die sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt haben, und erkennen unsern wechselseitigen Irrthum. Ich flehe um Verzeihung; sie lacht, ich lache, und das heitere Mißverständniß knüpft rasch ein neues Verständniß. Ich kann Euch nur sagen, — sie hatte keine abgelegten Lippen der mondsüchtigen Diana gekauft; sondern verstand sich auf das Küssen. Da klopft's an die Stubenthüre. Gott's Augenlid! ruft meine Schöne in brennender Verlegenheit. Ich hatte nämlich in der Hast die Hausthüre hinter mir offen gelassen, und so klopfte denn der eigentlich bestellte Gast immer lauter an die Stubenthüre. — Haltet Euch ruhig! flüsterte sie. — Aber es wird Burbadge sein! sage ich lächelnd. — Wer? fragt sie höchst verlegen. — Der bestellte Burbadge, der verspätete Held! lache ich. — Es war recht dumm und undankbar von mir; ich mußte der guten Frau in ganz falschem Licht erscheinen. Nun klopft's ungestümer. — Wer da? frage ich. — Johann ohne Land! heißt es draußen. — Besetzt! rufe ich. — Zum Teufel, ich sage „Johann ohne Land," und aufgemacht! schreit Burbadge. — Die Frau zittert und bebt über den Lärm. — Ich öffne also dem zürnenden Freunde mit den Worten: Guten Abend, Herr Johann ohne Land. Ruhig! Ich bin Wilhelm der Eroberer. — Damit eile ich lachend aus dem Hause."

Der witzige Ausgang eines lustigen Abenteuers setzte die Freunde in die beste Laune, die nicht ohne Rückwirkung auf die starken Getränke blieb. Diese jungen Männer kamen eben zusammen, um mit ihren Gedanken und Genüssen über alles Maß hinauszugehen. Es genügte ihnen nicht, die Tage hindurch ungebunden zu leben: sie wollten auch, wo möglich, keine Nacht an den eingezogenen Schlaf verlieren. Daher schlemmten und zechten sie fast jeden Abend, schwatzten und sangen, und wenn ihr Uebermuth aufs Höchste stieg, verließen sie das Haus, durchzogen die Stadt, führten entweder gemeinsam einen tollen Streich aus, oder verloren sich einzeln in jene zahlreichen Häuser, wo Glücks- oder Liebesspiel ihre zusammengeschmolzene Baarschaft vollends

Digitized by Google

auffog. Die ungemessensten Begierden, die ungeregeltsten Gedanken fanden bei solchen Zusammenkünften am Meisten Beifall, und Keinem aus der Verbrüderung fehlte es an Geist und gutem Humor, um dies rohe Treiben zu überschmelzen. Als Schauspieler von ehrendem Umgang ausgeschlossen, von den Bahnen eines höhern Ehrgeizes abgewiesen, fanden sie, so zu sagen, nur noch die Abwege der Gesellschaft für sich offen. Ihr Leben war ankerlos und ohne Compaß: so steuerten sie wie Tolle auf das Ungefähr eines jeden Tages los; das Leben war ihnen Spiel, die Welt ein Spott. William war vielleicht der Einzige, der aus dem Uebermuthe leicht in den Ernst fiel. Dann ergriff ihn wohl eine Wehmuth oder eine Schwärmerei, und oft, wenn er dem Hohn und Gelächter der Uebrigen nicht wehren konnte, verließ er ihre Versammlung.

Sein eben erzähltes Abenteuer führte das Gespräch auf die Liebe und die Frauen.

„Es ist zu verwundern, rief Nash, daß man sich hinsichtlich der Frauenliebe noch nicht zu einem völkerrechtlichen Grundsatze des Gemeinguts und friedlichen Genusses vereinigt hat, — Jedem ohne Neid und Streit zu gönnen, was ihm an Liebe irgend zu Theil wird, was er sich erobert. Denn nur in ihren Naturbezügen ist die Liebe wahr und zuverlässig; ihre sittlichen Räthsel lösen sich meist in Trug oder Täuschung auf. Mein Gott, — wie man sich nur um einer Geliebten will schlagen mag! Eine Tollheit, in der nun heute gar einer unserer Brüder verfällt, an dem mithin alle unsere andächtigen Ankernächte ohne Erleuchtung vorübergegangen sind. Liebe und Wasser sind Lebenselemente, und dienen zur freien Verbindung der Wesen, sind nothwendig für den allgemeinen Durst. Frauenherzen und Trinkquellen sind mithin Gemeingut. Wo ein Brünnlein springt, ein Bächlein rieselt, mag Jeder schöpfen, der daran kommen kann. Die Sonne saugt aus dem Meere der Liebe, und laßt es über alle Steppen regnen. Ich bringe einen Toast aus: Wilhelm der Eroberer! Aber in doppelter Bedeutung, — in persönlicher für unsern Freund, und in symbolischer als Losungswort für unser Leben. Wilhelm der Eroberer für immer!"

„Wir müssen den Burbadge zur Vernunft bringen, erklärte Lowin. Welche Thorheit, um Einer willen unser Blut vergießen, wodurch wir uns auch für die Andern schwächen. Den Weibern wollen wir ihre Schwäche lassen, und für uns das Lachen behalten."

Man gab ihm Recht, und stimmte ein Lied auf die Schwäche des weiblichen Geschlechtes an. — William sprach:

„Wohl sind die Frauen schwach, wir sollen es aber nicht mit Verachtung sagen. Sie sind wie ihr Spiegel zerbrechlich und wandelbar in den Gestalten, die sie aufnehmen und zeigen; aber wir Männer entehren uns, indem wir sie mißbrauchen. Zart, wie von Bau, sind die Frauen auch von Seele, — weich für jeden Eindruck, für den falschen, wie für den edeln. Liegt es nicht in ihrer Naturbestimmung, empfänglich zu sein; Wir sind die Sünder, wenn wir das Unedle an ihnen ausprägen. Wie dürfen wir das weich schelten, da es ja bestimmt ist, das Siegel der Ehre in sich aufzunehmen? Wir sollten sie nicht täuschen, sondern die Seele schätzen, die sich hingiebt, um Liebe, nicht um Schmach zu empfangen."

Ein schallendes Gelächter der Freunde folgte auf diese mit einer gewissen Rührung ausgesprochenen Worte Williams. — „Er ist wieder aufgeweicht, er ist beträchtlich gerührt!" hieß es.

„Er hat mit ein Paar Bechern eingefeuert, und gleich kocht sein Herz Wehmuth! —"

„Ei, William, rief ein Dritter, Du hast ja das Sprichwort: — Ein Feuer brennt das andere nieder: kommt, laßt uns zusammengehen! Ein Tellerchen gekochter Pflaumen wird unserm William gut thun."

Diese Anspielung auf die liederlichen Häuser, wo man den Besuchenden gekochte Pflaumen vorzusetzen pflegte, verdroß unsern Freund aufs Tiefste.

„Still, Freunde! rief Nash, der Kritiker, in seiner trocknen bittern Weise. Wir haben auch unsern Freund sehr gekränkt. Er ist einmal nicht, wie wir sind: er schätzt die Treue, er hält sich gern an Eine, die sich ihm auch allein widmen soll; er concentrirt sich, und findet, was wir bei Hunderten suchen. Er besitzt also Weisheit. Aber noch mehr, er besitzt auch Tugend, ja er besitzt die drei Cardinaltugenden; denn neben der Liebe hat er bekanntlich einen unbedingten Glauben an die Geliebte, hat die feste Hoffnung, seine jedesmalige Eine zu bessern und zu bilden. So nimmt er sich jetzt eines jungen Dings an, das er unterrichten läßt, mit der Nadel umzugehen. Das treue Schätzchen hat es mir selber lachend erzählt. Denn durch eine gewisse Sympathie der Freundschaft gerathe ich immer auf Williams Tugendwege, und stoße mich an seine Glaubensartikel. Doch verkenne ich auch hier meinen untergeordneten Beruf nicht, und wo er edle Liebe dichtet, da recensire ich sie."

Ein abermaliges Gelächter brach aus. William erhob sich mit einem verachtenden Blicke. Aber man hielt ihn fest, und bat ihn, Spaß zu verstehen.

Der Neckerei machte ein halb Dutzend neu ankommender Gesellen ein Ende, die sich ohne Weiteres mit zum Bankett und zum dampfenden Würzsekte niederließen. Um dieses einmal betretten Nachtisches willen gab man es für heute auf, noch anders wohin zu ziehen, und der Vorschlag zu einem Spiele fand Zustimmung. — „Was aber spielen wir!" wurde gefragt. „Primavista oder Treschak?" —

„Mit oder ohne Tiddy?"

„Mit, mit!"

„Nichts da, wir würfeln."

Es wurde gewürfelt und zwar um hohen Einsatz. Auch William, um seine Unruhe und Verstimmung los zu werden, nahm Platz am Spieltische. Allein diese Unzufriedenheit mit sich selbst lockte das Glück nicht herbei: er verlor seine ganze Baarschaft und einige Stücke von Werth, die er an sich hatte.

Wie Mitternacht herannahte, trieben die Sekundanten heimlich zum Aufbruch. An der Luft im Freien empfanden erst die Fortgeschlichenen, wie sehr sie sich übernommen hatten. Auch William schritt etwas wankend. So langten sie am Dowgate an, als es eben vom St. Paulsthurm zwölf schlug. Burbadge stand schon an der Haustreppe, ein Fensterladen war halb geöffnet, der Mondschein fiel schrag in die enge Gasse, und gab zureichendes Licht.

William, verstimmt durch den Wirrwarr des Abends, ärgerlich über seinen Verlust, und vom genossenen Wein und Sekt schweren Kopfes, gab dem beleidigten Freunde eine Erklärung, die ihn hätte befriedigen konnen. Auch die Sekundanten ließen es nicht an vernünftigen Vorstellungen fehlen. Allein Burbadge gab nicht nach. Er hatte der leichtfertigen Frau, wie sie sich über Williams Zudringlichkeit höchst gekrankt stellte, den feigen Flüchtling an der Hausschwelle zu züchtigen gelobt, und bestand nun, der am halboffnen Fenster Lauschenden zu Gehör, mit prahlenden, beleidigenden Worten auf dem Kampfe. William ahnete nichts von der Tücke des Freundes. Als er aber, von dem ziemlich gewandten Fechter Burbadge hart nach der Schwelle des Hauses gedrängt, eine weibliche Stimme ängstlich flüstern hörte: Schont ihn, guter Burbadge! begriff er die ihm zugedachte Beschamung. — „Ha, ist es so gemeint! rief er empört aus. Willst Du hier eine Heldenrolle spielen?"

Mit den kühnsten Wendungen ging er jetzt dem Burbadge zu Leibe. Dieser gab in seiner Verlegenheit eine Blöße, und William stieß im Jahzorn heftig und mit den Worten: „Da, Prahler!" nach der Brust des Gegners. Mit einem Schrei sank Burbadge auf die Treppe.

Mehre Nachbarn der engen Gasse, durch das Klirren der Degen geweckt, riefen Hülfe, und entriegelten ihre Thüren. William eilte auf die Themsenstraße hinab, auf das Black-Fryars-Quartier los, wo seine Wohnung lag.

Als William aus kurzem, unruhigem Schlaf erwachte, fand er sich nur halb entkleidet, quer auf seinem Lager hingestreckt. Er erhob sich mit trübem Kopfe; seine Stimmung war wüst, und nicht ohne Anstrengung besann er sich auf die verschiedenen Vorfälle des gestrigen Abends. Er hatte Burbadge verwundet, vielleicht lebensgefährlich getroffen, und wenn die Kampfzeugen sich unklug oder unvorsichtig benahmen, so fiel er in gerichtliche Untersuchung und in Strafe. Denn es bestanden sehr strenge Verbote des Zweikampfes, und sogar die Uebungen auf dem Fechtboden waren eingeschränkt. Zu dieser Angst um seine Freiheit kam die Besorgniß um Burbadge. William stand auf, um den Freund zu besuchen, ihn zu versöhnen und für ihn sorgen zu helfen, zugleich aber auch zu hören, was er etwa zu seiner eigenen Sicherheit thun könne.

Das Licht brannte noch, obschon der Tag durch die Fenster schimmerte. Beim Ankleiden fiel dem Freunde ein, daß Nelly, seine Hauswirthin, nicht wie sonst auf seine Heimkehr wach geblieben war. William fühlte einen schmerzlichen Vorwurf darin, wie ungern er sich auch in dem Zustande hätte sehen lassen mögen, in welchem er heimgekehrt und aufs Bett gesunken war. Er erinnerte sich auch der leichtfertigen, jungen Frau am Dowgate, der schwelgerischen Mahlzeit, der verwogenen Reden und unanstandern Scherze, und wie er sich nach dem Eckchen in der Schublade umsah, wohin er Abends seine Baarschaft abzulegen pflegte, hatte er nichts mitgebracht. Dies Alles ballte sich zu einer trostlosen Verstimmung zusammen.

Nelly, wie es schien, mit verweinten Augen, brachte das Frühstück. William war still; sie räumte schweigend auf. Endlich konnte sie doch nicht weggehen, ohne mit schmerzvollem Blick und

Digitized by Google

weicher Stimme zu fragen: „Wie geht es Euch denn, William? Seid Ihr wohl?“

„So, so, gute Nelly! antwortete er. Nicht so gut, als wenn ich mit Deinem freundlichen Gutnacht schlafen gegangen wäre.“

„Ach! seufzte sie. Ihr habt Euch wieder einmal einen unglücklichen Tag gemacht.“

„Freilich, gute Nelly! Wenn's bei einem bleibt. —“

„Wie übel Ihr ausseht! Und wie wird Euch erst zu Muthe sein!“

„Schändlich, Nelly! Verfluchtes Gestern! Könnte ich es mit diesen Nägeln wegtilgen!“

„O daß Ihr Euch niemals zu halten und mäßigen wißt, und Euch so viel Leid und wirre Stunden macht! Aber was das Schlimmste ist, — diese bösen Tage wiederholen sich jetzt öfter, als vormals.“

„Ich wollte, Du lögst, Nelly! rief der Freund schmerzlich aus, und warf sich in einen Sessel. Narren leuchten meine Tage heim, meine Abende verlöschen, wie qualmende Lampen. Ich verwünsche mein Leben. Wie ein Schatten streicht es vorüber. Gleich mir selber ist es ein elender Gaukler, der ein Stündchen rast, ein Stündchen jammert, und von Niemandem mehr beachtet wird; es ist eine Zote, die ein Narr erzählt, es ist ein Schall, ein Bombast, der nichts bedeutet.“

„Thut Euch nicht Unrecht, guter William! fiel Nelly ängstlich ein. Ihr habt viel Wackres geschaffen, und Euer edler Geist könnte noch Herrliches thun.“

„Thun? Was ist dies Thun? rief William bitter aus. Was bedeutet diese alberne Gabe der Poesie! Die Welle, die in einer schmuzigen Bucht des Lebens Schaum schlägt, und an der hungrigen Düne nascht, — da hast Du den Dichter! habe ich Liebe, hab' ich Ehre davon? Nur draußen auf hoher See des Lebens bringt man diese Güter und Beuten heim. —“

„Wenn Euch Kunst und Poesie so wenig froh machen, sagte Nelly, so ergreift doch etwas Anderes; ein Geist, wie Eurer, kann ja das Leben an hundert Seiten fassen.“

„Wie schlecht verträgt sich mein Geist mit diesem tollen Leben! versetzte William. Was will diese Glut in mir, diese Begier zu schaffen, die, noch ehe sie sich bethätigt, zum Fluche wird, unbändig, wild, treulos, mordsüchtig, schmachvoll! Freuden bietet dieses Leben aus, und wenn unser Geist sie erringt, muß er sie verachten. Vernunftlos jagt er hinter des Lebens Beute her, und haßt sie, sobald er sie gewonnen. Alles wird zu einem giftigen Köder, der uns toll zu machen hingelegt ist. Wild werden wir im Verfolgen, rasend im Genuß des Lebens. Was ich anstrebe, was ich erringe und umfasse, reißt ins Ungemessene fort und labt mit Unfrieden. Nach Segen und Heil ringe ich, und erfaßt entwickelt sich ein Fluch daraus. Was ein Glück schien, wird ein Traum, was als Wahrheit lockte, zerrinnt in Täuschung; denn die Welt selbst, aus Nichts erschaffen, spielt blos den Schöpfungsfluch ab, auch wieder zu Nichts zu werden. Doch wem ist das etwas Neues? Wer aber lehrt uns jenen Himmel meiden, der uns in eine Hölle wirft?“

„Ach! seufzte Nelly, daß ich Euch so muthlos und in solchem Zerwürfniß mit Euch selber sehe, mitten in Euerm schönsten Lebenssommer? Und mich dünkt doch, es müsse für Euch etwas so Leichtes sein, glücklich oder doch vergnügt zu werden. Wenn ich es Euch nur recht deutlich machen könnte! Lenkt doch nur einmal Euern Geist und Eure Lust auf Dinge, die Euer Herz nicht verwerfen muß, und Ihr werdet bald einig mit Euch selber sein. Vor Allem solltet Ihr Euch von Euern jetzigen Freunden und Gefährten weglassen und dann Eure herrlichen Gaben anbauen. Warum laßt Ihr denn Euer schönes Gedicht vom Adonis wieder liegen? Erst hattet Ihr so viel Lust daran.“

„Ach wenn ich keine andern Sorgen hätte! rief William. Wo soll ich denn ein dichterisches Behagen hernehmen?“

„Sorgen habt Ihr? fragte Nelly betrübt. Ich habe doch noch eine schöne Summe von Euch in Verwahrung, und anzuschaffen ist jetzt nichts. Oder mache ich Euch noch nicht Alles recht? So sagt doch nur, was Euch fehlt, um bequem und sorgenlos zu sein! Oder seid Ihr nicht zufrieden damit, wie ich Euer Geld verwalte, Eure Anschaffungen mache, Euer Geräth besorge und Alles, William?“

„O Du gute Seele! rief der Freund aus. Nein, das ist es nicht. Du machst Alles und Alles recht, Du bist verständig und treu. Ich bin gehalten wie ein Lord. Aber kannst Du auch so für mein Herz sorgen? Ja, Du könntest wohl, Nelly: Du bist reizend und anmuthig; aber eigensinnig und kalt. Liebe, Liebe brauche ich. O dies Leben, das nicht einmal ein Herz für mich hat. Das ist ein Leben für Polypen, nicht für Poeten, für Seequappen, für kaltes Gewürm, das sich im Moder nährt. O Nelly, und Du hast ein so treues Herz!“ setzte er hinzu, indem er sie zärtlich umarmte.

„Nicht so, William! rief sie, und entzog sich ihm. Nennt das nicht Liebe, wonach Ihr mit solchem Ungestüm trachtet. Was Ihr unter diesem mißbrauchten Namen sucht, wird Euch niemals befriedigen, und was Euch beglücken könnte. — Nein, laßt uns nicht vergessen, wie wir zusammen stehen wollen. Ein heitres Wort, ein freundlicher Blick von Euch machen mich recht froh. Und könnte ich Euch zufrieden und glücklich sehen, so hätte ich in aller Welt keinen Wunsch mehr, außer daß mein kleiner Hamneth gedeihen, und ein berühmter Mann werden möchte, — so begabt wie Ihr, nur nicht so unglücklich.“

„Ho, ho! lachte William, wenn man Eins ohne das Andere sein könnte!“

„Ach das wäre ja traurig!“ seufzte sie. —

Eine Stille entstand, während welcher Nelly Einiges bei Seite räumte; worauf sie ängstlich fragte, ob William nun gestimmt sei, einen Besuch anzunehmen.

„Was? rief William. Sind die Gerichtsdiener da?“

Nelly schrie vor Schreck auf. „Was ist geschehen? fragte sie. Um Gott, was habt Ihr begangen, William?“

„Wir wollen zu Burbadge senden, versetzte der Freund. Wo bleibt nur mein Bursche? Wir haben einen Zweikampf gehabt, um Kindereien. Und wenn er nicht in seiner Wohnung ist, zu Lowin. Ich muß wissen, wie's um ihn steht; ich habe ihn in die Brust getroffen, oder — ich weiß nicht wohin.“

Nelly rang die Hände. Sie wollte selber mit einer Magd gehn und nachfragen, erklärte sie. „Faßt Euch nur, William, bat sie, Eure Mutter kommt. Um Gott, laßt die ängstliche Alte nichts merken!“

William erschrack, war verlegen und — ward gerührt.

„Alles kommt auch heut zusammen! seufzte Nelly. Ich habe sie absichtlich nicht beherbergt, sondern bei meiner Schwester untergebracht. Ich merkte wohl, daß es eine betrübte Angelegenheit ist, in der sie kommt. Ich wollte Euch vorbereiten, und auch die Mutter nicht wahr nehmen lassen, wie spät Ihr etwa nach Hause kämt.“

Eben ließ sich ein Husten vor der Thüre hören, und die Mutter trat herein, — bürgerlich gut gekleidet, den Rock mit silbernen Schnüren umsäumt und eine Silbernadel mit einem Perlenknopfe auf der Brust.

William empfing sie mit tiefer, stummer Rührung, brachte sie auf den Polstersitz, umarmte sie wiederholt, küßte und hielt ihre welken Hände fest, während er sein Gesicht an ihrer Brust verbarg. Die Mutter weinte; Nelly entfernte sich still.

„Nicht wahr, ich habe Euch lange nicht besucht? rief William, sobald seine Rührung zu Worte kam. Und habe auch eine Weile Nichts geschickt?“

Er warf sich abermals an ihre Brust. — „Das nicht! erwiderte die Mutter. So bedürftig sind wir nicht mehr; unser Geschäft hat sich mit Deinen Mitteln gehoben. Der Wollenhandel zieht; es ist ein ängstlicher Segen, den Dein unseliges Geld trägt.“

„Unselig, Muter? Unseliges Geld?“ — „O mein armer Willy! schluchzete sie. Ich kann es nicht lange auf dem Herzen behalten. Ich habe mich auf den weiten Weg gemacht, den ich seit funfzehn Jahren nicht betreten: ich muß Deine Seele retten. Warum hast Du uns so getäuscht? Wir haben Dich die fünf Jahre, seit Du von Stratfort weggegangen, für einen wohlstehenden Schreiber gehalten, und müssen nun hören, daß Du bei dem sündhaften Schauspiele bist, und sogar Sachen erdichtest und schreibst, die so viel christliche Seelen bethören. Dein Vater ist außer sich; Du kennst seine Heftigkeit. Und war er auch sehr zurückgekommen, so kann er doch nicht vergessen, welche Ehrenämter er einst bei der Stadt bekleidet hat, und daß er noch immer das ihm vom Heroldsamte bewilligte Wappen führt. Und nun ist sein verlaufner Sohn, solch' ehrenwerther Abkunft vergessend, ein Komödiant geworden. Mein Alter hat in der Wuth selbst hierher gewollt; ich fürchtete aber, er würde ganz London in Aufruhr bringen und bin selbst gekommen, um Dich zu beschwören und zu bewegen. Verlaß diesen gottlosen Weg! Komm' mit zurück und genieße mit uns, was wir ja Dir verdanken. Mit dem Squire Lucy ist Dein toller Streich im Park ausgeglichen, und die Wolle ernährt uns alle. O mein guter Willy! Nicht wahr, Du ehrst noch Vater und Mutter, und hast Dich noch nicht über das vierte Gebot hinaus gedichtet?“

„O meine geliebte Mutter! rief William. Was soll ich auf solche Bekümmernisse erwidern, in denen mich die Mutterliebe, wenn auch in so fremder Sprache aufsucht? Mutter und Sohn von einerlei Adern durchwebt, von demselben Blute durchwärmt, und Herz an Herz gedrückt, stehen doch in diesem trübseligen Augenblicke zu weit auseinander, um sich zu verstehen. Sie umfassen sich mit Liebe und begreifen sich nicht. Also auch diesen Zwiespalt meines Lebens noch, daß Glück und Ruhm, wenn ich sie erringe, und wie Sonnenschein auf mein väterlich Dach fallen lasse, verwünscht und verflucht werden! Auf der Schwelle, wo

Digitized by Google

der Knabe sein Spielgeräth zerbrochen, dachte ich als Mann, wie gering ich auch die Beute des Lebens anschlage, mit meinem Glück und Ruhme noch einmal zu spielen. Ja, Mutter, Ihr kommt, mir die schönste Hoffnung zu vernichten. Einst wollte ich nach Stratfort zurückkehren, die Knabenthorheiten mit meinem Ruhm übergrünen und die Armseligkeiten der Jugend mit Seide überkleiden. Soll denn aber mein Verdienst der Wuth meines Vaters begegnen, und mein Ruhm die Augen meiner Mutter in Fluth setzen? Ja wohl, ich bin der verlaufene Sohn! Ein gemeines Weib, ein ungerechter Vater, haben mich von Thorheit zu Thorheit bis in die Verzweiflung hinein gehetzt. Doch — wem erzähle ich das? Liebe Mutter, — wir haben uns ja niemals mißverstanden. Ihr habt mir Euern letzten goldnen Pathenlöffel mit dem Apostelbilde auf dem Stiel zur Wegesteuer zugesteckt, als ich bei grauendem Tage über die nebelfeuchte Schwelle floh: sollten wir uns mit der alten Liebe nicht auch jetzt verständigen? Ich habe bei meinen Besuchen niemals über die Sache mit Euch reden können. Hört mich jetzt an, und da Ihr mich nun als Schauspieldichter kennt, so betrachtet einmal meine Lage von meiner Seite. Ich kam damals hierher nach London. Wie anders ward mir an der Themse zu Muth, als am Avon! Daheim ängstigten mich Spießbürger und Erbärmlichkeiten der engsten Gäßchen; hier erhob mich der Anblick eines großen Lebens, — kühne Unternehmungen, glänzende Feste, fürstliche Männer, herrliche Frauen, ein brausendes Volk, das aus den Tiefen des Lebens hervor sprudelte, in die Abgründe des Lebens hinein schäumte. Und mich kannte Niemand: kein Nachbar blinzte über die Schulter auf mich, keine Gevatterin zuckte mit den Mundwinkeln. Ich durfte meine Hutfeder so hoch tragen, als ich reichte. — Eine Weile war ich in der That ein Abschreiber und schwamm so in diesen Wogen mit, wie ein Seestern hin- und hergeschaukelt. Bald aber mußte ich mir einen bedeutsamern Antheil dieses großen Lebens aneignen. Nun sagt selber, Mutter, — welchen sollte ich nehmen, welchen konnte ich? Freunde hatte ich nicht, keine Familie, kein Gewerbe; ich hatte nur Sinn für Alles, ich begriff oder fühlte Alles, ich gehörte dem Ganzen an, und mußte mich dem Ganzen widmen. In diesem Volksstrome hatte das sonnige Leben eine glänzende Abspiegelung in dem großartigen Volkstheater. Hier sollten sich die Freuden und Schmerzen, die Tiefen und Thorheiten der Menschheit in bedeutenden Gestalten zeigen. Machen wir sie denn, diese Tollheiten oder auch Tugenden des menschlichen Lebens? Nein, wir spiegeln sie ab, der Menschheit zur Selbstbeschauung; wir schaffen das Leben nach, wie es Gott geschaffen. Ich sah dies für einen großen Beruf an, und ergriff ihn. Nichts ist gering in der Welt, theure Mutter: es kommt auf den Sinn an, mit dem man es treibt. — Bald sollte ich mich nicht mehr als bloßen Mitgenossen des Lebens, sondern auch als einen Sohn Englands fühlen. Damals nämlich, als das ganze Reich über dem Anzuge der spanischen Armada in Bewegung kam, und unsere Königin, das Heer zu mustern, in das Lager zu Tilburg ritt. Auf einem edeln Streitrosse, mit einem Marschallstabe in der Rechten, jagte sie dahin; der Stahlharnisch glänzte auf ihrer königlichen Brust und dem prachtvollen Anzuge; ihr blondes Haar flatterte und hinter ihr trug ein Page den Helm mit dem weißen Busche. Das englische Heer und Volk jauchzte einen Sturmwind über die See, und die „unüberwindliche" Flotte zerstob. Damals, o meine Mutter, dufteten alle feindseligen Rosen, die weißen und die rothen, zusammen, und Albion war von Begeisterung durchwürzt. Die alten Geschichten, die Ihr selbst mir als Knaben erzählt hattet, Mutter, knospeten bei solcher vaterländischen Witterung aus dem Herzen und blühten auf; die alten Kämpfe und Leidenschaften schlugen an das einmüthige Herz des Vaterlandes. Ihr wißt, ich machte den kurzen Feldzug freiwillig mit und trage den Degen jetzt mit Ehren. Ich war dann zurückgekehrt, ich hatte England verstanden: ich dichtete, und England verstand mich. — Nur meine Mutter verwirft meine Schauspiele und mein Vater den verlaufenen Sohn!"

Die Mutter war von diesen letzten, schmerzlich herausgestoßenen Worten Williams sehr ergriffen, ohne daß sie doch den Sohn für gerechtfertigt hielt. — „Ach, mein Willy, sagte sie, Du dauerst mich, und doch muß ich Deinen sündhaften Irrthum bejammern. Aber ich entschuldige Dich: es ist ein gar verlockender Schein, mit welchem Dein bewegliches Herz versucht worden ist. So siehst Du mit verblendeten Augen nicht, wie Du dem schnöden Müßiggang eines leichtsinnigen Pöbels dienstbar geworden bist, Dich auf schmähliche Weise verkleidest, Dein ehrliches, von Gott gemachtes Angesicht mit Bart und Schminke entstellst, und Dich zum Ergötzen der Thoren und Sünder auf einem bemalten und behangenen Pranger geberdest und erniedrigest. Gott hat Dir schöne Gaben verliehen, ein ehrbares Gewerb zu treiben, Dir und Andern zu nützen, und betend und arbeitend ein frohes Leben zu Ehren Deines Schöpfers zu führen. Statt dessen verbrauchst Du diese Gaben, um Narrheiten auszuspinnen und Spott und Späße zusammen zu weben zur Belustigung unreiner Herzen. Als Komödienschreiber putzest Du, so zu sagen, die Leichen der Geschichte auf und handirst sie wie wirkliche Gestalten; als Komödiant machst Du aus Deinem eignen lebenden Leibe einen bemalten und aufgeputzten Leichnam zur Einkehr verstorbener oder erdichteter Wesen. Wie? Und mit diesem frevelhaften Treiben, mit diesen Gespenstern des Müßiggangs, verdienst Du Dein Brot und suchst Ehre und Achtung unter christlichen Menschen?"

William schwieg aus Unmuth und um sich nicht gegen seine Mutter durch Sprechen zu erhitzen. Er fühlte sich durch diese der Mutter beigebrachten puritanischen Ansichten aufs Empfindlichste gekränkt, und doch dauerte ihn dabei die bekümmerte Alte, die es auch in ihrem Mißverstande treu mit ihm meinte. Er mußte sich überzeugen, daß er das befangene Auge der Greisin nicht lösen könne: wie sollte er ihr Herz beruhigen? Am Bittersten war es ihm, daß er sich in seinem mit Eifer vertheidigten Stande in der That nicht wohl fühlte. Eine ungeschickte Hand, die er abwehren mußte, hatte doch ganz richtig die wunde Stelle gefunden; die Berührung war wahr, und doch der Griff falsch. Und nun fuhr mit neuem Mißverstande die Mutter fort:

„Siehst Du, daß Du mir selber stillschweigend Recht geben mußt! Und nicht ohne Grund hast Du bei Deinen Besuchen in Stratfort Deine wahren Verhältnisse verschwiegen und uns im guten Glauben gelassen, Du seiest immer noch ein Schreiber."

„Laßt das jetzt, Mutter! versetzte er etwas ungeduldig. Ich hatte andere Gründe, heimlich zu thun. Ich war Euer Gast, ich mußte mich nach Eurer engen Wohnung und nach Eurer beschränkten Ansicht des Lebens einrichten. Ich hoffte auf Glück und Gelingen, als beste Vermittler, um einstens meinen Namen bei der Welt, mein Herz bei Euch zu rechtfertigen. Laßt das jetzt; es durchkreuzt mich zu vielerlei Verdruß heute, und — warum, liebe, gute Mutter, soll ich mich durch Widerspruch um die Freude Eures Besuches bringen? Nein, setzen wir das jetzt bei Seite; bleibt eine Weile bei mir, seht Euch London an, — ein andres Mal verstehen wir uns besser. —"

Nelly stürzte athemlos herein; wie sie aber die alte Mutter erblickte, suchte sie sich zu fassen. — „Es kommen Leute, sagte sie mit dem sorgenvollsten Blicke; es wollen Männer zu Euch! Ob sie Euch jetzt auch recht kommen, Meister? Wir wollen einstweilen hinüber gehen, Mutter, — kommt!"

Sie führte mit ängstlichem Zwang die Alte fort, und kaum waren Beide in das Seitengemach entfernt, als der Sheriff mit Gerichtsdienern eintrat.

Der in Scharlach Gekleidete setzte mit feierlicher Miene und pedantischen Umschweifen aus einander, warum Master William vor Gericht und in Haft folgen müsse. Der Freund blieb während dessen ganz verdutzt. In andern Fällen nicht ohne Verwegenheit, sah er sich doch jetzt einer Gewalt gegenüber, von der ihn kein persönlicher Muth befreien konnte. Er suchte Ausflüchte, that ungehörige Fragen, schickte sich an zu folgen, und schützte dann wieder bald dringende Geschäfte, bald Unwohlsein vor; kurz, er benahm sich wie ein Mann, der nicht ohne Schuld, aber ohne Rechtskniffe, unwillig, aber ungewandt in seiner augenblicklichen Lage ist. Es half nichts, er mußte sich ankleiden, um dem Sheriff zu folgen, und so sehr er dabei zögerte, fiel ihm doch keine Ausflucht vor solcher widerwärtigen Gewalt ein.

Der Sheriff suchte ihn zu beruhigen: Newgate sei ja ganz in der Nähe. —

„Was? rief William. Das Criminalgefängniß?"

Es überlief ihn kalt und heiß. Eine Erschöpfung wandelte ihn an; er warf sich auf den Polstersitz. Vor seinen Augen dunkelte es; er fühlte seine Zukunft als eine schauervolle Nacht, die des Sheriffs Scharlachanzug wie ein Höllenfeuer durchleuchtete. Er erklärte fest, er werde nicht folgen.

Der Sheriff winkte den Dienern, Gewalt zu brauchen; Da stürzte Nelly herein. — „Graf Southampton ist in's Haus getreten," sagte sie. „Wartet noch Sheriff! Master William bekommt Besuch von seiner Herrlichkeit." — Und dem Freunde flüsterte sie zu, er möchte doch des Grafen Schutz und Einfluß ansprechen.

William stand auf und fühlte sich erhoben. — Der Graf trat herein, maß mit flüchtigem Blicke den Sheriff, und faßte mit freundlichem Gruße Williams Hand. — „Ich komme —" hob er an, sah sich aber gleich wieder nach dem Sheriff um und sagte: „Ihr habt da einen Scharlachhandel?"

„Ein Streit mit Burbadge, Mylord, erwiderte William, hat meinem Degen einen unglücklichen Sieg verschafft, und die Masters wollen mir nun einen eben so leidigen Siegeszug nach Newgate bereiten."

„Ein Zweikampf?" lächelte Southampton. — „Ja wohl, Eure Herrlichkeit! fiel Nelly ein, und Lowin mit den andern falschen Freunden haben die Anzeige gemacht. Ich war eben aus

Digitized by Google

und habe alle die Schlechtigkeiten vernommen. Und mit Burbadge ist es gar nicht einmal der Mühe werth; er ist noch am Leben."

„Sheriff, sagte der Graf, ich leiste Bürgschaft für den Master, ich stehe für ihn ein. Ich bürge, daß er das Haus nicht verläßt. Ich werde hernach Burbadge besuchen, und in Person vor das Gericht kommen. Ich werde darthun, daß es gar kein richtiger Zweikampf gewesen ist, sondern blos eine im Dunkel begangene Unvorsichtigkeit mit dem Degen. Geht nur, ich werde Alles ins Klare bringen. Das Gesetz paßt nicht auf den Fall."

Der Sheriff verlangte nur eine schriftliche Erklärung des Grafen, erhielt sie, und verließ nun zu Williams Freude und von Nelly geleitet, das Haus.

„Ich komme, Euch für die köstlichen Sonnette zu danken, die Ihr mir gewidmet habt," fuhr nun der Graf fort.

„Eure Herrlichkeit! rief William aus. Es wäre genug, daß Ihr mir meine Kühnheit verziehet."

„Nicht also! versetzte Southampton. Ihr habt mir wohl früher angemerkt, wie sehr ich Eure Dichtungen schätze. Darum dürft Ihr voraus setzen, daß ich es für keine poetische Freiheit, sondern für Dichterkunst ansehe, wenn Ihr mir so süße Verse nicht bloß widmet, sondern mich, so zu sagen, ganz hinein wickelt."

„Allerdings hat mich Eure freundliche Huld aufgemuntert, erklärte William. Wie Ihr in jedem meiner Stücke vorn auf der Bühne saßt, war mir Euer huldvolles Auge der Polarstern, nach dem ich mich richtete. Das Klatschen der Menge galt mir nur, um mich an die vielen Hände zu erinnern, die bezahlt hatten. Für meine Stücke war Eure Herrlichkeit mein Publikum. So war es früher. Nun Ihr aber, seit ich Euch meine Sonnette überreichen ließ, fast gar nicht mehr ins Theater gekommen seid, glaubte ich, Ihr zürntet mir."

„Bewahre! lächelte der Graf in wehmüthiger Erinnerung. In der letzten Zeit habe ich meine Abende verändelt. Ich könnte sagen, ich hätte ebenfalls ein Schauspiel gesehen, freilich von anderer, als poetischer Täuschung. Nun werde ich aber wieder zu Euern Dichtungen eilen. Bei allem Dem, daß ich auf der Bühne Euch oft genug so nahe saß, bin ich doch niemals dazu gekommen, Euch auch nur zu sagen, wie sehr ich Euch schätze. Ich unterließ es absichtlich. Ein solches Lob ist bei unsern jungen Edelleuten zu sehr zur bloßen Floskel geworden: ich fürchtete, es möchte Euch aus meinem Munde eben so wohlfeil erscheinen, als es von Andern an Andere gespendet wird. Mir aber war es sehr ernst mit meinem verheimlichten Beifall. Ich wollte Euch kein Gnadengeschenk des Lobes, sondern einen reinen Tribut entrichten. Darum komme ich ausdrücklich in Eure Wohnung, wo ich das Wort allein habe. Damit soll es aber nicht abgethan sein; wir wollen uns künftig näher bleiben. Meine Mutter wünscht Euch kennen zu lernen; da Ihr aber des Ehrenhandels wegen, bis ich die Sache ausgeglichen, in häuslicher Haft seid: so will ich Euern Besuch in Southamptonhaus auf ein anderes Mal einrichten. Wenn Euch meine Verbindungen, mein geringes Vermögen in irgend etwas förderlich sein können, so habt Ihr die Schuld, wenn Ihr schweigt."

„Herr meiner Liebe! rief William aus bewegtem Herzen. Euer hoher Werth, Euer Verdienst hat mich mit Allem, was ich bin, Euch dienstbar gemacht. Ich habe Euch die kleinen Gedichte gesendet, um Euch meine Ergebenheit, nicht daß Ergebniß meiner Dichtkunst zu zeigen. Zu groß ist meine verehrungsvolle Neigung für Euch, als daß meine Poesie reich genug wäre, sie mit würdigen Worten zu kleiden, vielmehr hoffe ich von Eurer edeln Gesinnung, daß Ihr meinen guten Willen in seiner Nacktheit nicht für verwerflich achtet. Wenn einst der Stern, der mich durchs Leben führt, heitrer, huldreicher auf mich niederlächelt, und meiner Neigung, die jetzt noch wie eine Bettlerin aussieht, einige Zier verleiht: dann erscheine ich vielleicht Eurer wohlthätigen Achtung werther, als jetzt, und darf eher mit meiner Liebe für Euch groß thun; wenn mir auch bis dahin nur mein Haupt vor Euch zu neigen ziemt."

Der Graf faßte den Dichter herzlich bei der Hand. „Nein, sagte er, die Schranken, die zwischen uns Geburt und Beruf aufgestellt haben, sollen so freie, fliegende Seelen, wie wir sind, nicht hindern, Freunde zu werden. Ich bemerke einen edeln Stolz, ein höheres Trachten an Euch, William. Laßt mich mit der echtesten Freundschaft, die man haben kann, Euch in Regionen bringen, in denen solche Gefühle eher flügge werden, als im Gehege Eures Handwerks. Wenn Ihr, werther Freund, setzte er lächelnd hinzu, etwas dichten wolltet in der Art, wie es unsern Edmund Spenser berühmt gemacht hat: dergleichen erzählende und lyrische Poesien gelten in der höhern Gesellschaft, sie werden gedruckt und gelesen; sie stempeln eigentlich den Dichter, und machen ihn bei dem Adel gesellschaftsfähig; wärend die dramatischen Sachen nur als Belustigung des großen Haufens gelten. Versteht sich, — ich denke anders darüber."

„Es ist etwas dergleichen, wie Ihr meint, schon angefangen, Mylord, erwiderte William. Nach diesem ermunternden Besuche Eurer Herrlichkeit werde ich gute Stunden finden, es zu vollenden."

Nach manchen lebhaften Gesprächen schied der Graf herzlich, und William geleitete ihn vor das Haus. — Den übrigen Tag brachte der Dichter in aufgeregter Stimmung zu, wie sie bei begabten, aber unbefriedigten Menschen nicht selten einkehrt, wenn auf körperliche Verstimmung, auf Reue und Mißmuth, auf eigne Vorwürfe und fremde Engherzigkeit irgend ein erhebender Gedanke oder ein spannendes Ereigniß folgt, und das gedrückte Selbstbewußtsein erweckt. Jene bittern Morgengefühle Williams schlugen sich immer mehr nieder, und seine Zufriedenheit bestärkte sich.

In dieser Stimmung durchwühlte er eine kleine Lade mit Handschriften. Wo er seinen bisher in des Vaters Weise geschriebenen Namen „Sharper" fand, durchstrich er ihn, und schrieb ihn bedeutsam und prunkender in — „Shakespeare" um. Endlich fand er das gesuchte Heft mit dem angefangenen Gedichte „Venus und Adonis" auf einzelne Blätter hingeworfen, wie sie ihm beim Niederschreiben gerade zur Hand gelegen waren. Er wollte das Gedicht nun rasch fertigen, feilen, und als Einstand in die vornehme Welt drucken lassen, dazwischen aber sich nach neuen Fabeln zu Schauspielen umsehen. Er fühlte einen Drang in sich, neue, ungemeine Gestalten und Lebensschicksale darzustellen. Tiefere Schmerzen, eine edlere Lust, als in seinen bisherigen Stücken, sollten Worte finden. — Sein Leben schien nach einer stürmischen Nacht wie durch einen Ruck unerwartet in eine höhere Region gehoben; tief hinter ihm lagen verwitterte Genüsse und Thorheiten; höhere Begierden wehten ihn an, und er empfand auf das Lebhafteste, daß er auch Höheres zu leisten habe. Die Vorurtheile seiner Mutter, seines Vaters Entrüstung durften ihn nicht länger bekümmern und aufhalten; er war allem Engen, wie allem Niedern entrückt.

August Kopisch.

Dichter und Maler, am 26. Mai 1799 in Breslau von wohlhabenden Aeltern geboren, genoß den anregenden Unterricht von Manso und bildete im Umgange mit geistvollen Freunden, Gelehrten und mit der Natur seine Neigung zur Poesie und Malerei. Er begab sich 1815 nach Prag, um sich in der dortigen Kunstakademie zu vervollkommnen, verletzte sich aber durch einen Sturz die rechte Hand so sehr, daß sie bis jetzt noch nicht hat wiederhergestellt werden können. Diese Verletzung verhinderte seine volle künstlerische Ausbildung. In Wien setzte er seine Studien der alten und neuen Klassiker und der antiken und modernen Kunstwerke fort und machte interessante Bekanntschaften, namentlich an Meynert und Wuk Stephanowitsch. In Breslau hielt er sich 1819 kurze Zeit auf, lebte dann in Dresden und begab sich darauf nach Italien, wo er lange zu Neapel verweilte. Die dortige Natur, das frohe Volksleben und der Umgang mit Donizetti, dem Lustspieldichter Camerono und Platen fesselten ihn. Auf seinen Durchforschungen der Insel Capri entdeckte er die seitdem bekannte und oft besuchte blaue Grotte. 1828 kehrte er nach Deutschland zurück und lebt seitdem in Berlin.

Digitized by Google

Er schrieb:

Carnevalsfest auf Ischia, Novelle. 1831.
Gedichte. Berlin 1836.
Agrumi, italienische Volkslieder. Berlin 1837.
Uebersetzung der göttlichen Komödie des Dante. 1 Bd. in gr. 8. Berlin 1842.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

K.'s Muse ist eine heitere, frische, lebenslustige, voll Gesundheit, echten Humors und tüchtiger, kräftiger Gesinnung. Mit großer Gewandtheit versteht er es, den Gegenständen, die er schildert, eine neue Seite abzugewinnen und durch Gemüthlichkeit der Darstellung und eine sehr geschickte Behandlung der äußeren Form ihnen echt poetisches Leben einzuflößen. Daher sind auch viele seiner Lieder wie „Noah, Blücher am Rhein, der kleinen Leute Ueberfahrt" u. s. w. bereits in das Volk gedrungen und bleibendes Eigenthum desselben geworden. Seine poetischen Uebertragungen endlich gehören mit zu den besten neuester Zeit.

Des kleinen Volkes Ueberfahrt.

„Steh auf, steh auf! Es pocht ans Haus!"
„„Tip tipp."" „Wer mag das sein?"
Der alte Fährmann geht hinaus:
„„Tip tipp."" „Wer mag das sein?"
Nichts sieht er, halb nur scheint der Mond:
Die Sache däucht ihm ungewohnt! —
Da flüstert es fein:
„O Fährmann mein,
Wir sind ein winzig Völkelein,
Und haben Weib und Kindelein,
Fahr über uns, die Müh ist klein,
Und Jedes zahlt sein Hellerlein:
Es lärmt zu sehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande!
Unheimlich wird's an diesem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerschlag,
Und schießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag." —
Der Fährmann steigt in seinen Kahn:
„„Ich will euch fahren: kommt heran!
Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!"" —
O welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer sah:
Er wußte nicht, wie ihm geschah,
Es klang wie fern und war doch nah,
Zehntausend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

Der Schiffer ruft dem Knechte sein,
Er kommt .... die kleinen Wesen schrei'n:
„Zertritt uns nicht, wir sind so klein!"
Da mußt er wohl behutsam sein!
Tück tück! fiel's in den Krug hinab,
Wie Jeder seinen Heller gab.
Pirr! trippelt's heran
Und stapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kisten und Kasten schwer,
Rückt, drückt und schiebt sich hin und her,
Weint, ruft und zankt sich überquer,
Es drängt und zwängt sich immermehr:
„Fahr ab; der Kahn will sinken!
Fort! eh' wir all' ertrinken!"

Der Schiffer stößt vom Ufer los,
Und, als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß!
„Auh!" schrie die ganze kleine Schaar,
In Ohnmacht fiel da manche Frau:
Das hörte man am Ton genau.
Nun tappelt's hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tisch,
Mit Kisten und Kasten und Federwisch!
Es war ein Lärmen und ein Gemisch
Von Ruf und Zank und Stillgezisch!
Nichts sieht man; doch am Schalle
Hört man, hinaus sind Alle! —

Nach holt er wieder neue Schaar:
Die lärmt hinaus: er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das „Tück, tück, tück."
Er fährt den letzten Theil zum Strand:
Der Mond geht unter am Himmelrand;
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
Wie von Johanniswürmelein ....
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen!

O, welche Wunder er nun sah:
Der ganze Strand war all bedeckt:
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold,
Und Edelstein' und rothes Gold.
Hei, denket der Knecht:
Das kommt mir recht!
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan ....
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Und fängt ein Zeterschreien an!
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein,
Die warfen sie mit großer Pein,
Und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!" —
Sie wenden geschwind
Herum wie der Wind,
Und stoßen eilig ab vom Land,
Und fahren in Angst sich fest im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es nach vom Strand:
„„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonst kamt ihr nie zurücke!"" —

Die Hausdrachen.

Ich hob einen Dreier auf am Zaun,
Ging hin den andern Tag:
O Wunder, ein Sechser war nun zu schaun,
Der an selbiger Stelle lag!
Den nahm ich wieder, ohn' alle Sorgen,
Und fand einen Groschen am andern Morgen:
So ging tagtäglich fort der Kauf,
Bis endlich gar zum Thaler hinauf!
Da dacht' ich: Nimmst du ihn, kommt zum Dache
Dir in das Haus herein der Drache? — —
Doch blinkte der Heckethaler so; —
Ich nahm ihn auf frisch, frei und froh!

Und war nicht zwanzig Schritt vom Zaun,
So kam mein Weib erschreckt:
„Ach Mann! Am Herde liegt, ein Graun,
Ein Drache, langgestreckt!" —
Ich sprach: „„O Weib, laß alle Sorgen!
Nun brauchen wir weiter nicht zu borgen!
Der Drache bringt uns Geld ins Haus,
Den wünsche mir nimmermehr hinaus!
Du mußt ihn weiblich pflegen und hegen,
Und Trinken und Essen ihm stellen und legen."" —
Da sprach mein Weib: „Mir gruselt's noch,
Doch, bringt er Geld, so thu' ich's doch." —

Nun wird der Drache gehegt, gepflegt,
Und bringt uns Geld auf Geld,
Wer weiß wo? wie? zusammengefegt,
Rings in der ganzen Welt!

Digitized by Google

Dran hat mein Weib Gefallen,
Langt zu mit beiden Krallen;
Und, will sie Alles für sich allein,
Wie kann da Frieb' im Hause sein?
Sie beißt und faucht wie ein Igel,
Wirft, schlägt mit Topf und Tiegel!
Zwei Drachen sind in einem Haus,
Das halt', das halt' ein Andrer aus!

Was wollt ihr trinken?

Freunde sagt, was wollt ihr trinken?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Soll der Knecht nach Wasser hinken?
Nein!
Nein!
Nein, nein!
Nein, nein, nein!
Laß das Wasser bleiben!
Laß es gehn und Mühlen treiben!
Laß es in den Wüsteneien
Trost der Karavanen sein!
Laß die Hügel es beregnen,
Daß sie uns mit Trauben segnen!
Laß es seine stolzen Wellen
Bis hinauf zum Himmel schnellen!
Laß es große Schiffe schwingen,
Die den Wein von ferne bringen!
Laß in alle Land' es laufen,
Und damit die Heiden taufen!
Wasser soll belobet sein;
Doch wir trinken — Wein!
Wein, Wein!

Nun, so nennt mir eure Sorte?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Nennt die Berge, nennt die Orte?
Nein!
Nein!
Nein, nein!
Nein, nein, nein!
Bring' herbei vom allerbesten,
Der gefällt den meisten Gästen!
Wenn der Trunk uns wohlbehagt,
Wird der Name bald erfragt!
Nur der ächte ist der rechte,
All der andre bleibt der schlechte!
Bring' uns solchen, der uns stärket,
Den das Herz im Leibe merket!
Bring' uns solchen, der uns hebet,
Daß die Seel' ins Freie schwebet,
Daß der Plunder dieser Erde
Recht von ihr verlachet werde!
Laß den Namen Namen sein,
Bring' nur Wein, Wein, Wein!
Wein, Wein!
Aber Gläser oder Becher?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Oder Humpen, werthe Zecher?
Wein!
Wein!
Wein, Wein!
Wein, Wein, Wein!
Schenk' ihn ein in — was ihn fasset,
Was an Menschenlippen passet!
Blanke Becher klingen schön:
Gläser geben gut' Getön:
Läßt der Wein sich sonst nicht lumpen,
Schmeckt er aus den größten Humpen!
Auch bei Muscheln oder Hörnern
Liegen Trinker nicht auf Dörnern!
Was du hast, gieb ohne Prahlen,
Wär' es auch in Kürbißschalen!
Fehlt das All', so schenk' am Ende
Ihn in beide hohle Hände,
Oder gleich ins Maul hinein!
Schenk' nur ein, schenk' ein!
Schenk' ein!

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' dir selbst die Gaben aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht mehr,
Dieweil darin ersäufet sind,
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke han!"

Da griff der Herr ins Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so.
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind',
Pflanzt Weinberg ringsumsich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut Keller dann und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus zu Gottes Ehr:
Das macht ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

Blücher am Rhein.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
„Generalgarde her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?" — „„Der Feind? — dahier!""
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" — „„Paris? — dahier!"" —
„Den Finger drauf! das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein;
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am Besten sein!"

Pfaumis und Puras.

„Wer zuerst gefaßt den Enterhaken,
Wer zuerst in Mehons Schiff gesprungen,
Wer allein ihn in den Grund geschmettert? —
Jeder weiß es hier im Volk von Maina!
Komm nur Pfaumis, komm und nimm mir, nimm mir
All die Waffen Mehons! — Nimm den Säbel,

Digitized by Google

Gürt' ihn um dir! — Nimm die bunte Flinte,
Nimm das ganze Schiff mir, nimm es, nimm es,
Nimm's — und trag es deinem Weib ins Haus hin!
Nimm ganz Maina, wirf es in den Schoos ihr!
Ruhig werd ich zuschaun, ungeregt,
Ungeregt wie jener Thurm der Klippe!
Doch es wird dereinst sich Puras rächen,
Nicht wie schwache Kinder, nein, wie Puras!" —
Puras spricht's und wirft die Heldenwaffen,
Die von Gold und Prachtjuwelen schimmern,
Zu den Füßen Pfaumis, der entgegnet:
„„Schmähend vor die Füße wirfst du, Puras,
Mir die Waffen, die mit Blut erkämpften?
Die getheilt ich wollte? — Wisse Puras,
So beschmähte Schenkung nimmt kein Pfaumis! —
Liegen mögen sie am Strand und faulen,
Faulen sammt dem Schiff, das wir erbeutet!
Geh und droh mir! All dein Drohen ist mir,
Wie die Welle, die vom Stein hinabtrieft!
Aber wahr' vor mir dich: Pfaumis Feindschaft
Wird im heilen Leib das Herz dir treffen!""
Pfaumis spricht es. — Trauernd, rings umdrängt ihn
Mainas Volk: die Krieger und die Greise
Mühn umsonst sich ab den Haß zu sühnen!
Auseinander trennen sich die Führer,
Scheiden ihre Krieger, ihre Schiffer,
Und, die Beute dort am Ufer lassend
Wild die Locken schüttelnd, wandeln jetzt sie,
Der am Strand hin — der im Myrthenwalde:
Keiner denkt der Seinen, Jeder sinnt nur,
Wie er Leid auf Leid am Höchsten thürme,
Wie den Andern er am Schwersten kränke?

Nur gefolgt von zween seiner Krieger,
Um den Klippenrand hin wandelt Puras:
Fliegt sein Blick hinauf zur Felsentreppe,
Wo, aus uneinnehmbar hoher Grotte,
Pfaumis junge Gattin niedersteiget;
Niedersteigt sie, allen Streit zu sühnen!
Aber Puras ruft die Gefährten,
Läßt sie rauben und, herabgetragen,
In ein Boot sie schleppen, springt hinein dann:
„Schnell hinüber! ruft er: Schnell hinüber!
Zu der Rhede, zu dem Sklavenkäufer!
Schwinden wird vor Gram der stolze Pfaumis,
Hört er, wie sein Weib als Sklavin dienet!" —
Schreien vor Entsetzen will die Schöne;
Doch man hält den Dolch ihr dicht ans Auge,
Bis sie stumm wird, gleich dem Bild von Marmor.
— Leicht beschwingt von schnellen Ruderschlägen,
Theilt der Kiel die purpurblaue Meerfluth.

Als zum Sklavenkäufer sie gelanget:
Nimmt ihr Puras vom Gesicht den Schleier,
Bietet sie zu Kauf für neunzig Goldstück. —
„Nicht zu tadeln ist sie, spricht der Fremde:
Nicht zu tadeln; doch — von Pfaumis kauft ich
Eben eine schönre für die Hälfte!" —
Da erzitterten die Kniee Puras:
„„Laß sie schaun, die du gekauft von Pfaumis!"" —
„Schau, sie liegt am Boden hier, in Ohnmacht,
Bleich vor Schrecken; doch sie röthet bald sich
Wie das Blatt der jungen Frühlingsrose!" —
Als nun Puras hinschaut, füllt sein Auge
Schwarzes Dunkel und sein Herz erstarret:
Wie er seine Gattin sieht als Sklavin!
Wo die Seele war, wer sagt es? Aber
Zu sich selber sprach die Seele Puras:
„Wahrlich, Pfaumis trifft im heilen Leibe
Dir das Herz, wie er vorhin gedrohet!"

Als die Seele Puras nun zurück kam,
Blickt er auf, als sänn er einen Anschlag:
Spricht zum Fremden: „Schön ist die Gekaufte,
Schön; doch, die ich bringe dir, — nicht minder!
Nimm sie, für den Preis, den du geboten! —
Mir nicht, — gieb das Geld dort meinen Leuten!" —
Als nun Pfaumis-Gattin so verkauft war
Und entwandert in das Schiff als Sklavin,
Rufet Puras: „Nun, du Sklavenkäufer!
Auf die Segel! — Flieg in alle Winde:
Daß von Maina dich kein Schiff erreiche!" —
Nicht versteht der Fremde diese Drohung;
Aber Puras jaget nach dem Ufer,
Mit beschwingtem Ruder nach dem Ufer,
Wo bereits die Kunde sich verbreitet
Von des Pfaumis That und der des Puras. —
Als er nun ans Land springt jähen Sprunges,
Schnell entgegen kommt ihm, tritt ihm Pfaumis. —
Staunend vor einander stehn sie, starren
Aug' in Aug' sich an. Gedenkend Beide:
Wie sie sich vordem nur Holdes thaten,
Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich!
Starren lange sie, — bis Beider Augen
Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen,
Bis sie sinken Herz an Herz! — Da drängt sich
Freudig rings herzu das Volk von Maina!
Aber Puras hebt das Haupt und rufet:
„Auf nun, Pfaumis! auf ihr, meine Freunde!
Auf! zu Schiff! der Fremde spannt die Segel:
Zeigen wir ihm schnell ein Schiff von Maina!" —

Ha! wie rührt sich Alles nun am Strande,
Auf dem Schiff, im Thauwerk, auf den Masten,
Auf den Raaen! — Alle Segel fliegen
Und im Winde schwebt das Schiff, wie Schwalben
Nur der Wogen weiße Spitze rührt es,
Tragend Pfaumis und den kühnen Puras!
Bald erjagen sie des Fremden Fahrzeug,
Rufen schnell hinüber durch das Sprachrohr:
„Nimm das Geld zurück, das du gezahlet!
Gieb heraus die Frauen, gieb heraus sie!" —
Doch, — der Ueberkühne! nicht mit Worten
Mit Kanonen donnert er die Antwort! —
Ha! wie jagt da das Mainottenschiff ihm
Dicht heran, mit gleichen wildem Donnern!
Es verwickelt sich mit jenes Schnabel! . . .
Muthig wehrt der Feind sich, doch sein Schiff ist
Bald erklettert und zu Grund geschmettert!
Ueberall hin treiben seine Planken!

Heimwärts mit den Weibern ziehn die Sieger,
Jubellaut empfängt am hohen Strand sie —
Und ein Feuer schüren sie am Strande,
Mächtig, übergroß und überprächtig!
Puras selbst und Pfaumis tragen Brände:
Zu verbrennen jene Feindeswaffen,
Mehons Waffen, die den Streit erreget.

Wilhelm Körte

wurde am 24. März 1776 zu Aschersleben geboren; von Vater Gleim, seinem Großoheim erzogen, besuchte er die Schule in Aschersleben und Halberstadt, und studirte in Halle Baukunst und schöne Wissenschaften. Ohne um eine Anstellung nachgesucht oder eine solche erhalten zu haben, lebte er als Literat in freundlichen Verhaltnissen in Halberstadt von dem Gehalte, den er als Administrator der Gleimschen Familienstiftung und als ehemaliger Domvicar bezog. Er war mit der einzigen Tochter des Philologen Fr. A. Wolf verheirathet. Er starb daselbst 1845.

Er gab heraus:

Briefe Bodmers, Sulzers und Geßners. 1801.
Heinse's, J. v. Müllers und Gleims Briefe. 2 Bde. 1806.

Digitized by Google

Gleims Werke. 8 Bde. 1811.
Leben Gleims, aus seinen Büchern und Schriften. 1811.
Leben Carnots, aus den besten gedruckten und handschriftlichen Nachrichten. 1820.
Leben und Studien F. A. Wolfs. 2 Bde. 1833.
Consilia scholastica, eine Sammlung aus Wolfs Vorträgen, Kollegienheften über Schule, Erziehung und Unterricht. 1835.
Die Sprüchwörter und sprüchwörtl. Redensarten der Deutschen. Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprüchwörter ewigem Wetter-Kalender. Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt. Leipz. 1837. Brockhaus.
Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken, als Arzt und Landwirth. 1839.
E. Ch. v. Kleists sämmtliche Werke, herausgeg. mit des Dichters Leben. 2 Thle. Mit einem Titelkupf. Neue Orig.-Ausg. 16. Berlin 1840. Herbig.

K. hat sich vorzüglich viele Verdienste durch die von ihm veranstalteten Sammlungen und Ausgaben der hinterlassenen Schriften Gleims und seiner Freunde, so wie F. A. Wolfs erworben. Seine biographischen Arbeiten zeichnen sich durch Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit aus.

Karl Theodor von Küstner

wurde wohlhabenden Aeltern in Leipzig am 26. Nov. 1784 geboren, studirte in seiner Vaterstadt und in Göttingen die Rechte. Nachdem er Deutschland, die Schweiz und Frankreich bereist hatte, wurde er 1810 Doctor der Rechte, und diente 1813 als Husarenoffizier im sächsischen Heere. Vorliebe für die dramatische Kunst führte ihn zum Theater. Er widmete sich diesem Berufe in Leipzig, nahm Theil an dem Aufbau des Schauspielhauses und Stadttheaters, übernahm 1817 die Leitung des letztern auf eigne Rechnung und führte unter sehr schwierigen Verhältnissen dieselbe zu allgemeiner Zufriedenheit bis 1828. Zu gleicher Zeit wurde er zur Leitung an die Theater nach Frankfurt a. M. und nach Darmstadt berufen; er entschied sich für letztere Stadt, legte aber schon nach einem Jahre sein Amt nieder und übernahm 1833 die Hoftheaterintendanz in München, welche er bis 1841 verwaltete. In diesem Jahre ging er in gleicher Eigenschaft an das königliche Theater in Berlin. Von Coburg und Dresden erhielt er den Hofrathstitel, von Hessen-Darmstadt 1834 das Ritterkreuz erster Classe des Ludwigsordens, 1837 erhob ihn der König von Baiern in den Adelsstand und 1839 verlieh er ihm den Titel eines geheimen Hofraths und den Civilverdienstorden.

Er schrieb:

Dramatische Kleinigkeiten. 1815.
Rückblicke auf das leipziger Stadttheater. 1831.

Durch seine vortreffliche Verwaltung dreier Bühnen ersten Ranges hat sich K. bedeutendere und allgemeinere Anerkennung erworben, als durch seine keinesweges talentlosen, aber doch nicht außergewöhnlichen literärischen Leistungen.

Franz Theodor Kugler

ward am 16. Jan. 1808 in Stettin geboren. K. wechselte sehr oft mit seinen Studien; er trieb zuerst Musik, wendete sich von dieser der Poesie zu, beschäftigte sich mit der Malerei, studirte Philologie, und ging zur Architektur und Musik, zur Geschichte und Archäologie über. 1826 studirte er in Berlin Philologie, in Heidelberg faßte er 1827 Neigung für die Kunst des Mittelalters. Später besuchte er in Berlin die Bauakademie und ließ sich in der Feldmeßkunst examiniren. Nachdem er 1831 in Berlin promovirt hatte, bereiste er Süddeutschland. 1833 erhielt K. eine Lehrerstelle, später eine Professur an der Kunstakademie, ward Docent an der Universität, und machte 1835 mit dem Dichter Franz von Gaudy eine Reise nach Italien. Seitdem verweilt er wieder in Berlin.

Er gab heraus:

Skizzenbuch, eine Sammlung Gedichte, Zeichnungen und Compositionen. 1830.
Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den preußischen Staaten. 1 Heft. 1830.
Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. Zeichnungen und Lithographien von Stark und Meierheim. 1833.
Museum. Zeitschrift für die Kunst. 1830—37.
Legenden. Berlin 1831.
Ueber Polychromie der griechischen Architektur und Sculptur und ihre Grenzen. 1833.
Liederbuch für deutsche Künstler. 1833.
Handbuch der Geschichte der Malerei von Constantin dem Großen bis auf die neuere Zeit. 2 Bde. 1837.
Beschreibung und Geschichte der Schloßkirche zu Quedlinburg. In Verbindung mit dem Schuldirector Ranke. 1838.
Beschreibung der Kunstschätze von Berlin und Potsdam. 2 Bde. 1838.
Geschichte Friedrichs des Großen. Mit Abbildungen. 1840.
Gedichte. 8. Stuttg. und Tübingen. 1840. Cotta.

Einer der geistreichsten Kenner der bildenden Künste und ihrer Geschichte, hat sich K. durch seine Leistungen auf diesem Gebiete einen sehr geachteten Namen erworben und allgemeine Anerkennung gefunden. Eine nicht minder günstige Aufnahme ward seiner mit eben so großer Besonnenheit als trefflicher Darstellungsweise verfaßter Geschichte Friedrichs des Großen zu Theil, die sich einer weiten Verbreitung im deutschen Vaterlande erfreut. Seine poetischen Leistungen zeichnen sich durch tiefe Ge-

Digitized by Google

müthlichkeit, lebendige Auffassung und große Gewandtheit in der Behandlung von Sprache und Form vortheilhaft aus.

La Chitarra non suona più.

Kennst du die Fluth, an deren Rand
Limonen und Granaten blühn?
Der Inseln wundersames Band,
Die in dem Abendgolde glühn?
Da trug ein leichter Segelwind
Uns zwei hinaus in sel'ger Ruh,
Und Lieder sangest, hold gesinnt,
Zur Cither du —
La Chitarra non suona più!

Es war im Scherz, — wir wußten's ja,
Wir dachten beid' an keinen Gram
Und scherzten spielend fort, ob nah
Und näher auch die Trennung kam.
Doch als nun von des Schiffes Bord
Die Glocke rief dem Wand'rer zu,
Da fand ich, ach! kein Scheidewort,
Da weintest du —
La Chitarra non suona più!

Vom Alpengipfel, hoch und kahl,
Wo Alles schweigt im tiefen Schnee,
Schaut' ich zurück zum letzten Mal,
Sprach ich zum letzten Mal Ade.
Und in Gedanken, o mein Herz,
Schweifst immer noch gen Süden du?
Wir wandern einsam heimathwärts, —
Gieb dich zur Ruh —
La Chitarra non suona più!

In der Ferne.

Nun ist mit seinem lauten Treiben
Der heiße Tag zur Ruh' gebracht,
Und nur die kühlen Brunnen bleiben
Einsam geschäftig über Nacht.

Und wie sich tief geheime Kunde
Im Mondendämmer offenbart,
So steigt aus meines Herzens Grunde
Die Sehnsucht, die mein Leben ward.

Es schläft, was mich am Tag umdüftert,
Was mich verwirrt, bedrängt, gequält:
Mir ist, als ob dein Mund mir flüstert,
Dein Hauch dem meinen sich vermählt.

An einen vergessenen Dichter.

Sprich, warum stets du mir erscheinst,
Du armes, altermüdes Haupt!
Mich dünkt, fürwahr, du wareſt einst
Von grünem Lorbeer dicht umlaubt.

Wohl schwand des Frühlings Licht und Glanz,
Wohl hat gebrannt der Sommer heiß, —
'S ist Winter nun, und von dem Kranz
Blieb nur ein dürres Dornenreis.

Dein Name, als ein Knab' ich war,
Erklang in hellem, vollem Ton:
Wer heut ihn nennt, — er thut es gar
Kaum anders als in bitterm Hohn.

Vergessen haben sie, — es flieht
Ihr Geist vor Bildern, die so werth, —
Vergessen, wie dein holdes Lied
Der Liebe Sprache sie gelehrt.

Vergessen, wie im heil'gen Streit
Die Brust bei deinem Liede schwoll,
Vergessen, wie im tiefsten Leid
Die Tröstung deinem Lied entquoll.

Doch wo noch Treu' im Herzen ist,
Lebt fort auch deines Namens Preis;
Und wenn Du einst begraben bist,
Treibt neuen Sproß dein Lorbeerreis!

Ciceronianisch.

Ein neues Lied für alte Freunde.

Quousque tandem! Wie so lang
Ist hier erschollen kein Gesang,
Die Kehle scheint verrostet.
Quamdiu etiam! Wie weit
Liegt hinter uns die goldne Zeit,
Da wir den Wein gekostet!
Was hält befangen unsre Brust?
Denkt ihr nicht mehr der alten Lust,
Des alten Jubelchores?
O tempora, o mores!

Die Stürme haben oft geweht,
Doch ist der Sonne Majestät
Im Sturm noch nie gescheitert.
Und unser Herz, so warm, so voll,
Wer sagt, daß es vergessen soll,
Was einst es hat erweitert?
Nein, Bruder dort und Bruder hier,
Ich bleibe doch getreu bei dir.
Est is amicus quidem,
Qui est ut alter idem!

Und färbt sich euer Haar schon licht,
Ei, blicket in den Spiegel nicht,
Sorgt nicht ob eurer Haare.
Was wir gelernt vor dieser Frist,
Daß immer mehr es gültig ist,
Das brachten uns die Jahre.
Suavissima haec vina sunt, —
So sprach zu uns des Meisters Mund,
O lauschet seinem Athem! —
Quae ferunt vetustatem.

So hebt die Gläser denn aufs Neu'
Und singt und trinket ohne Scheu,
Wie ihr vordem gesungen.
Die Welt, die ist so toll gemuth,
Die ist so alt bei jungem Blut,
Laßt laufen denn die Jungen!
Laßt uns an die Vergangenheit
Fest knüpfen auch die künft'ge Zeit:
Et aquilae senectus
Implebit nostrum pectus!

Auf der Reise.

Wie steht der Dom so still und hoch!
Wie geht der Strom so klar!
Das läßt, als wär' es eben noch,
So wie's vor Zeiten war.

Und doch! es fühlte manch ein Herz
Der Zeiten Wechsel schwer;
Gar manches schlägt in bitterm Schmerz,
Und manches schlägt nicht mehr.

Und wendest du dich, taub und blind,
Noch nicht der Heimath zu?
Kehr' um, du thöricht Menschenkind!
Die Zeit eilt mehr als du.

Digitized by Google

Jungfrau Lorenz*).

„Guten Morgen, du Sonntagsglockenschall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier:
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne die ist ja wund;
Ich will hinab auf die Wiese gehn,
Wo stillere, kühlere Blumen stehn.

Und drüben da zieht sich der duftige Wald, —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen sie tragen seltsamlich
Gar heilende lindernde Kraft in sich.

Wie ist es im Walde so heimlich und still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink!
Was schaust mich an, du listiger Fink?"

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflückt sich Blumen mannichfalt:
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und sollt' ich zu spät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?"
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es ziehet der Mittag drückend herauf;
Verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern da weht es so schwül.

„Ach Vater und rufst du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach Mutter und sendest du Boten hinaus?
Ich werde mich finden in keinem Haus!"

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es ziehet der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da sinkt ohnmächtig zu Boden sie:
„Und muß es hier gestorben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm' dich mein!"

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
Ist weiter ihr kein Leid geschehn;
Ich glaub', es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht.

Es kam geflogen der Morgenwind,
Ihr Schläfer wacht alle auf geschwind!
Da schüttelten sich Baum und Aest',
Da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
Liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann
Und blickt sie klugen Auges an:
„O sprich, wer dich gesendet hat,
O sprich, und führst du mich zur Stadt?"

Sie schwingt sich frischen Muths hinauf,
Das Hirschlein schickt sich an zum Lauf;
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finstre Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durchs alte Thor,
Nun ging's die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund,
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund,
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt.

*) Tangermünder Sage.

Aus:

Geschichte Friedrichs des Großen.

Die Erzählung des thüringischen Candidaten.

Als ich zum ersten Mal im Jahr 1766 nach Berlin kam, wurden mir bei Visitirung meiner Sachen auf dem Packhofe 400 Reichsthaler Nürnberger ganze Batzen weggenommen. Der König, sagte man mir, hätte schon etliche Jahre die Batzen ganz und gar verschlagen lassen, sie sollten in seinem Lande nichts gelten, und ich wäre so kühn und brächte die Batzen hieher, in die königliche Residenz, — auf den — Packhof! — Contrebande! — Contrebande! — Das war ein schöner Willkommen! Ich entschuldigte mich mit der Unwissenheit: käme aus Thüringen, viele Meilen Weges her, hätte mithin ja unmöglich wissen können, was Seine Majestät in Dero Ländern verbieten lassen.

Der Packhofs-Inspector: Das ist keine Entschuldigung. Wenn man in eine solche Residenz reisen und daselbst verbleiben will, so muß man sich nach Allem genau erkundigen und wissen, was für Geldsorten im Schwange gehen, damit man nicht durch Einbringung verrufner Münze Gefahr laufe.

Ich: Was soll ich denn anfangen? Sie nehmen mir gar sogar unschuldig die Gelder weg! Wie und wovon soll ich denn leben?

Packhofs-Inspector: Da muß Er zusehen, und ich will Ihm sogleich bedeuten: wenn die Sachen auf dem Packhofe visitirt worden, so müssen solche von der Stelle geschafft werden.

Es wurde ein Schiebkarrner herbeigerufen, meine Effekten fortzufahren; dieser brachte mich in die Judenstraße in den weißen Schwan, warf meine Sachen ab und forderte vier Groschen Lohn. Die hatte ich nicht. Der Wirth kam herbei, und als er sah, daß ich ein gemachtes Federbett, einen Koffer voll Wäsche, einen Sack voll Bücher und andere Kleinigkeiten hatte, so bezahlte er den Träger und wies mir eine kleine Stube im Hofe an. Da konnte ich wohnen, Essen und Trinken wolle er mir geben; — und so lebte ich denn in diesem Gasthofe acht Wochen lang ohne einen blutigen Heller, in lauter Furcht und Angst. In dem weißen Schwan spannen Fuhrleute aus und logiren da, und so kam denn öfters ein gewisser Advokat B. dahin und hatte sein Werk mit den Fuhrleuten; mit diesem wurde ich bekannt und klagte ihm meine unglücklichen Fata. Er verobligirte sich, meine Gelder wieder herbeizuschaffen, und ich versprach ihm für seine Bemühung einen Louisd'or. Den Augenblick mußte ich mit ihm fortgehen, und so kamen wir in ein großes Haus; da ließ B. durch einen Bedienten sich anmelden, und wir kamen in Continenti vor den Minister. Der Advokat trug die Sache vor und sagte unter Anderm: „Wahr ist es, daß der König die Batzen ganz und gar verschlagen lassen; sie sollen in seinem Lande nicht gelten; aber das weiß der Fremde nicht. Ohnehin extendirt sich das Edict nicht so weit, daß man den Leuten ihre Batzen wegnehmen soll ꝛc." — Hierauf fing der Minister an zu reden: „Monsieur, seid Ihr der Mann, der meines Königs Mandate durchlöchern will? Ich höre, Ihr habt Lust auf die Hausvogtei? Redet weiter, Ihr sollt zu der Ehre gelangen ꝛc." — Was thut mein Advokat? Er submittirte sich und ging zum Tempel hinaus; ich hinter ihm her, und als ich auf die Straße kam, so war B. über alle Berge; und so hatte er denn meine Sache ausgemacht bis auf die streitigen Punkte.

Endlich wurde mir der Rath gegeben, den König supplicando anzutreten, das Memorial aber müsse ganz kurz, gleichwohl aber die contenta darinnen sein. Ich concipirte eins, mundirte es und ging damit mit dem Aufschluß des Thors, ohne nur einen Pfennig Geld in der Tasche zu haben (o der Verwegenheit!) in Gottes Namen nach Potsdam, und da war ich auch so glücklich, sogleich den König zum erstenmale zu sehen. Er war auf dem Schloß-

Digitized by Google

platze beim Exerciren ſeiner Soldaten. Als dieſes vorbei war, ging er in den Garten und die Soldaten auseinander; vier Offiziere aber blieben auf dem Platze und ſpazierten auf und nieder. Ich wußte vor Angſt nicht, was ich machen ſollte, und holte die Papiere aus der Taſche. Das war das Memorial, zwei Teſtimonia und ein gedruckter thüringiſcher Paß. Das ſahen die Offiziere, kamen gerade auf mich zu und fragten, was ich da für Briefe hätte. Ich communicirte ſolche willig und gern. Da ſie geleſen hatten, ſo ſagten ſie: „Wir wollen Ihm einen guten Rath geben. Der König iſt heute extragnädig, und ganz allein in den Garten gegangen. Gehe Er ihm auf dem Fuße nach, Er wird glücklich ſein.“ Das wollte ich nicht; die Ehrfurcht war zu groß; da griffen ſie zu. Einer nahm mich beim rechten, der Andere beim linken Arm. Fort, fort in den Garten! Als wir nun dahin kamen, ſo ſuchten ſie den König auf. Er war bei einem Gewächſe mit den Gärtnern, bückte ſich und hatte uns den Rücken zugewendet. Hier mußte ich ſtehen, und die Offiziere fingen an, in der Stille zu commandiren: „Den Hut unter den linken Arm! — Den rechten Fuß vor! — Die Bruſt heraus! — Den Kopf in die Höhe! — Die Briefe aus der Taſche! — Mit der rechten Hand hochgehalten! — So ſteht!“ — Sie gingen fort und ſahen ſich immer um, ob ich auch ſo würde ſtehen bleiben. Ich merkte wohl, daß ſie beliebten ihren Spaß mit mir zu treiben, ſtand aber wie eine Mauer, voller Furcht.

Die Offiziere waren kaum aus dem Garten hinaus, ſo richtete ſich der König auf und ſah die Maſchine in ungewöhnlicher Poſitur daſtehen. Er that einen Blick auf mich; es war, als wenn mich die Sonne durchſtrahlte; er ſchickte einen Gärtner, die Briefe abzuholen, und als er ſolche in die Hände bekam, ging er in einen andern Gang, wo ich ihn nicht ſehen konnte. Kurz darauf kam er wieder zurück zu dem Gewächſe, hatte die Papiere in der linken Hand aufgeſchlagen, und winkte damit, näher zu kommen. Ich hatte das Herz und ging grade auf ihn zu. O wie allerhuldreichſt redete mich der große Monarch an: „Lieber Thüringer! Er hat zu Berlin durch fleißiges Informiren der Kinder das Brod geſucht, und ſie haben Ihm beim Viſitiren der Sachen auf dem Packhofe Sein mitgebrachtes thüringer Brod weggenommen. Wahr iſt es, die Batzen ſollen in meinem Lande nichts gelten; aber ſie hätten auf dem Packhofe ſagen ſollen: „„Ihr ſeid ein Fremder und wiſſet das Verbot nicht. Wohlan, wir wollen den Beutel mit den Batzen verſiegeln; gebt ſolche wieder zurück nach Thüringen und laſſet Euch andere Sorten ſchicken,““ aber nicht wegnehmen. Gebe Er ſich zufrieden: Er ſoll ſein Geld cum Intereſſe zurückerhalten. Aber, lieber Mann, Berlin iſt ſchon ein heißes Pflaſter; ſie verſchenken da nichts; Er iſt ein fremder Menſch; ehe er bekannt wird und Information bekömmt, ſo iſt das Bischen Geld verzehrt; was dann?“ — Ich verſtand die Sprache recht gut; die Ehrfurcht war aber zu groß, daß ich hätte ſagen können: Ew. Majeſtät haben die Allerhöchſte Gnade und verſorgen mich. — Weil ich aber ſo einfältig war und um nichts bat, ſo wollte er mir auch nichts anbieten. — Und ſo ging er denn von mir weg, war aber kaum ſechs bis acht Schritte gegangen, ſo ſah er ſich nach mir um und gab ein Zeichen, daß ich mit ihm gehen ſolle. — Und ſo ging denn das Examen an:

Der König: Wo hat er ſtudirt?

Ich: Ew. Majeſtät, in Jena.

Der König: Unter welchem Prorector iſt Er inſcribirt worden?

Ich: Unter dem Profeſſor Theologiae Dr. Förtſch.

Der König: Was waren denn ſonſt noch für Profeſſoren in der thrologiſchen Facultät?

Ich: Buddäus, Danz, Weiſſenborn, Walch.

Der König: Hat er denn auch fleißig Biblica gehört?

Ich: Beim Buddäo.

Der König: Das iſt der, der mit Wolffen ſo viel Krieg hatte?

Ich: Ja, Ew. Majeſtät. Es war —

Der König: Was hat Er denn noch für nützliche Collegia gehört?

Ich: Ethica et Exegetica beim Dr. Förtſch, Hermeneutica et Polemica beim Dr. Walch, Hebraica beim Dr. Danz, Homiletica beim Dr. Weiſſenborn, Paſtorale et Morale beim Dr. Buddäo.

Der König: Ging es denn zu Seiner Zeit noch ſo toll in Jena her, wie ehedem die Studenten ſich ohne Unterlaß mit einander katzbalgten, daher der bekannte Vers kömmt:

Wer von Jena kömmt ungeſchlagen,
Der hat von großem Glück zu ſagen.

Ich: Dieſe Unſinnigkeit iſt ganz aus der Mode gekommen, und man kann anjetzt ſowohl, als auf andern Univerſitäten, ein ſtilles und ruhiges Leben führen, wenn man nur das die cur hic? obſerviren will. Bei meinem Anzuge ſchafften die Durchl. Nutritores Academiae (Erneſtiniſcher Linie) die ſogenannten Renomiſten aus dem Wege und ließen ſie zu Eiſenach auf die Wartburg in Verwahrung ſetzen; da haben ſie gelernt ruhig ſein.

Und ſo ſchlug die Glocke Eins. „Nun muß ich fort,“ ſagte der König, „ſie warten auf die Suppe.“ — Und da wir aus dem Garten kamen, waren die vier Offiziere noch gegenwärtig und auf dem Schloßplatze, die gingen mit dem König ins Schloß hinein und kam Keiner wieder zurück. Ich blieb auf dem Schloßplatze ſtehen, hatte in 27 Stunden nichts genoſſen, nicht einen Dreier in bonis zu Brode, und war in einer vehementen Hitze vier Meilen im Sande gewatet. Da war's wohl eine Kunſt, das Heulen zu verbeißen.

In dieſer Bangigkeit meines Herzens kam ein Kammerhuſar aus dem Schloſſe und fragte: „Wo iſt der Mann, der mit meinem Könige in dem Garten geweſen?“ Ich antwortete: „Hier!“ Dieſer führte mich ins Schloß in ein großes Gemach, wo Pagen, Lakaien und Huſaren waren. Der Huſar brachte mich an einen kleinen Tiſch, der war gedeckt, und ſtand darauf: eine Suppe, ein Gericht Rindfleiſch, eine Portion Karpfen mit einem Gartenſalat, eine Portion Wildpret mit einem Gurkenſalat. Brod, Meſſer, Gabel, Löffel, Salz war alles da. Der Huſar präſentirte mir einen Stuhl und ſagte: „Die Eſſen, die hier auf dem Tiſche ſtehen, hat Ihm der König auftragen laſſen und befohlen, Er ſoll ſich ſatt eſſen, ſich an Niemand kehren und ich ſoll ſerviren. Nun alſo friſch daran!“ Ich war ſehr betreten und wußte nicht, was zu thun ſei, am Wenigſten wollte mir's in den Sinn, daß des Königs Kammerhuſar auch mich bedienen ſollte. — Ich nöthigte ihn, ſich zu mir zu ſetzen; als er ſich weigerte, that ich, wie er geſagt hatte, und ging friſch daran, nahm den Löffel und fuhr tapfer ein. Der Huſar nahm das Fleiſch vom Tiſche und ſetzte es auf die Kohlpfanne; ebenſo continuirte er mit Fiſch und Braten und ſchenkte Wein und Bier ein. Ich aß und trank mich recht ſatt. Den Confect, dito einen Teller voll großer ſchwarzer Kirſchen und einen Teller voll Birnen packte mein Bedienter ins Papier und ſenkte mir ſolche in die Taſche, auf dem Rückwege eine Erfriſchung zu haben. Und ſo ſtand ich denn von meiner königlichen Tafel auf, dankte Gott und dem Könige von Herzen, daß ich ſo herrlich geſpeiſet worden. Der Huſar räumte auf. Den Augenblick trat ein Secretarius herein und brachte ein verſchloſſenes Reſcript an den Packhof, nebſt meinen Teſtimoniis und dem Paſſe zurück, zählte auf den Tiſch fünf Schwanzducaten und einen Friedrichsd'or: „Das ſchicke mir der König, daß ich wieder zurück nach Berlin kommen könnte.“ Hatte mich nun der Huſar ins Schloß hineingeführt, ſo brachte mich der Secretarius wieder bis vor das Schloß hinaus. Und da hielt ein königlicher Proviantwagen mit ſechs Pferden beſpannt; zu dem brachte er mich hin und ſagte: „Ihr Leute, der König hat befohlen, Ihr ſollt dieſen Fremden mit nach Berlin fahren, aber kein Trinkgeld von ihm nehmen.“ Ich ließ mich durch den Secretarium noch einmal unterthänigſt bedanken für alle königliche Gnade, ſetzte mich auf und fuhr davon.

Als wir nach Berlin kamen, ging ich ſogleich auf den Packhof, gerade in die Expeditionsſtube, und überreichte das königliche Reſcript. Der Oberſte erbrach es; bei Leſung deſſelben verfärbte er ſich, bald bleich, bald roth, ſchwieg ſtill und gab es dem Zweiten. Dieſer nahm eine Priſe Schnupftaback, räuſperte und ſchneuzte ſich, ſetzte eine Brille auf, las es, ſchwieg ſtill und gab es weiter. Der Letzte endlich regte ſich, ich ſollte näher kommen und eine Quittung ſchreiben: „daß ich für meine 400 Reichsthaler ganze Batzen ſo viel an Brandenburger Münzſorten, ohne den mindeſten Abzug, erhalten.“ Meine Summe wurde mir ſogleich richtig zugezählt. Darauf wurde der Schaffner gerufen, mit der Ordre: „Er ſollte mit mir auf die Jüdenſtraße in den weißen Schwan gehen und bezahlen, was ich ſchuldig wäre und verzehrt hätte.“ Dazu gaben ſie ihm 24 Thaler, und wenn das nicht zurichte, ſolle er kommen und mehr holen. Das war es, daß der König ſagte: „Er ſoll ſeine Gelder cum Intereſſe wieder bekommen,“ daß der Packhof meine Schulden bezahlen mußte. Es waren aber nur 10 Thaler 4 Groſchen 6 Pfennig, die ich in acht Wochen verzehrt hatte, und ſo hatte denn die betrübte Hiſtorie ihr erwünſchtes Ende.“ —

Digitized by Google

August Lamey

wurde im Jahr 1772 zu Kehl geboren und lebt zu Straßburg.

Er gab heraus:

Cato's Tod. Trauerspiel in 1 Act. gr. 8. Straßburg 1799. König.
Marius zu Karthago. Ein dramat. Gemälde. 8. Straßburg 1799. König.
Gedichte. 2. verm. Aufl. gr. 12. Straßburg 1812. (Heidelberg, C. F. Winter.)

Ein deutscher Dichter mit französischer Lebensansicht und Gesinnung, einst durch die Revolution republikanisch gebildet, jetzt unzufrieden mit dem Bestehenden, unzufrieden mit Deutschland, das kein Ohr für die Stimme der Freiheit hatte, nach seiner Meinung. — Uebrigens ist seine Begeisterung, sein Zorn und Unwille, kurz seine poetische Leidenschaft nicht gemacht, sondern ursprünglich, seinen Gedichten fehlt es daher auch keineswegs an Originalität, nur daß diese sich häufig schroff und formlos äußert.

Die bessere Zeit.

Dreifarb' ist die Fahne wieder,
In die Sonne hoch gebäumt!
Kann doch jetzt noch Alles werden,
Wie's der Knabe sich geträumt.

Nicht die Herrschaft blinder Menge,
Die sich irr' im Schooße wühlt,
Nicht Vertauschung der Tyrannen
Hat das kühne Werk erzielt;

Aber unzertretne Würde,
Der Gesetze Heiligkeit;
Aber neuen Schwung der Kräfte
Nach dem langen Schritt der Zeit!

Das Gefäulte muß versinken,
Edles heute steigt allein:
Nur die Besten und die Klügsten
Werden um den Gipfel sein!

Des erlauchten Geistes Walten
Zieht das Gleiche liebend an;
Was im niedern Winkel dorrte,
Frisches Leben soll's empfahn.

Dahin, wo das Schöne leuchtet,
Bleibt der Fürstenblick gewandt;
Auf den Brennpunkt aller Größen
Strahlt, was herrlich ist im Land.

Wie das Reich am Thron erschauet
Jeder Tugend Vorbild rein,
Gibt dem Volk zurück die Krone
Alles Ruhmes Widerschein.

Sich zur höchsten Zierde nehmend,
Was der Mensch im Menschen ehrt,
Hält der Staat des Wortes Treue,
Wie der Bürger, unversehrt;

Treue für die Nationen.
Treue für den einzeln Mann;
Hilf' und Steuer den Bedrängten,
Dem Verräther Haß und Bann!

Künftig geht dem Herrscherpompe
Wohlsein der Gemeinde vor;
Arbeit, los die schweren Bürden,
Freut sich in des Hauses Flor.

Wahrheit ist des Unfugs Geisel,
Freimuth wacht ob unsrem Gut;
Mit der Schrift und mit dem Munde
Rettet die beständge Hut.

Darum, wenn der Herold' einem
Schlich und Frevel sich verräth,
Bläßt er offenlaute Klage,
Bis gerechtes Urtheil steht.

Wer, gemeiner Habe mächtig,
Falscher Pflege Beuten saugt,
Fühlt des Tadels Ruthenstreiche,
Mit dem scharfen Hohn gelaugt.

Der Schäfer und der König.

Der Treiber auf den Matten,
Als hoch die Sonne stund,
Ging zu der Linde Schatten,
Den Dudelsack am Mund.
Die Gegend hört ihn blasen,
Er dudelt Mittagsruh.
Die Heerde, statt zu grasen,
Horcht unterm Baume zu.

Der Hund auf seinen Schäfer
Die treue Pfote legt;
Es summt um ihn der Käfer,
Kein Blatt sich oben regt.
Da zog des Schlauchs Getöne
Sein Liebchen an den Ort;
Saß neben ihm die Schöne,
Er blies gar muthig fort.

Der König kam vorüber,
Wohl ohne Hofgeleit:
„Glück auf! ich seh, mein Lieber,
Wie dich das Spiel erfreut.
Ist dir auf grüner Scholle
Des Tages Last so leicht,
Daß deine Sorgen alle
Der weiche Dudel scheucht?

Was mir auch Klänge rauschen,
Doch wiegt der Zepter schwer;
Könnt' ich die Stäbe tauschen,
Den goldnen gäb' ich her.
Ja, gegen Land und Sassen
Woll' deinen Frieden mir
Und diese Holde lassen,
Ich wechsle gern mit dir."

„Herr König, habt in Gnaden,"
Sprach jener auf dem Kloß,
„Versuchung bringt zu Schaden,
Gezogen sind die Loos'.
Ihr möchtet übel weiden,
Das Hirten ist mein Stand.
Will nicht vom Liebchen scheiden,
Behaltet euer Land."

Die zwo Tannen.

Ein Gärtner stund vor seiner Thür',
Herr Heidel, wenig froh.
Ein Bauerjung' die Stadt herein
Trug kleine Tannen zwo.

Das Bübchen ging so schwach und müd',
Als wohl der Gärtner sah:
Du lieber Gärtner, kauf mir ab
Die schönen Bäumlein da.

„Geh du mit dem Gestäude jetzt,
An Korn ist große Noth."
Ach Gärtner, kauf die Tännlein frisch,
Nur um ein Pfündchen Brod.

Digitized by Google

„Sollst einen Bissen von mir han,
Die Tännlein will ich nit."
Ein Bissen ist mir kaum genug,
Die Bäume nimm, ich bitt'.

„Wo soll' ich setzen dein Gehölz?
Den Brocken Brod verzehr'."
Im Dorfe schmachtet Vater mein,
Die Schwestern hungert sehr.

„Ei nun, ich pflanze wohl die Stöck'
Dort auf den Kirchenplan."
Ja, Segen Gottes wachset mit,
Hast du mir Guts gethan. —

Den schwersten Laib der Gärtner holt,
Der Knabe weint zum Dank.
Heut ragen vor der alten Kirch'*)
Die Tannen hoch und schlank.

*) St. Aurelien, eine Kirche beim Weißenthurmthore zu Straßburg, 1826 erbaut.

Ernst Langrehr

ward am 3. October 1803 in Celle geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Schule seiner Vaterstadt, dann in Lüneburg und studirte darauf von 1821—1824 in Göttingen die Rechte. Nachdem er seine akademische Laufbahn durch die Erwerbung des juristischen Doctor-Diploms geschlossen, machte er größere Reisen und nahm dann seinen Wohnsitz als Advocat in Lüneburg, wo er gegenwärtig noch als Senator und Praetor thätig ist. — Als Schriftsteller nannte er sich Isidor Bürger, doch veröffentlichte er auch Mehreres unter seinem wahren Namen.

Von ihm erschien:

Gedichte von Isidor Bürger. Lüneburg 1836.
Hieraus wurde besonders abgedruckt:
Helgoland, Lieder aus der Nordsee. 2 Aufl. Hamburg 1840.

Ein schönes, selbstständiges, poetisches Talent, voll tiefen, kernigen Humors, ausgezeichnet durch lebendige Auffassung, reiche, obwohl mitunter düstere Phantasie und echtes, warmes Gefühl für die Menschheit und ihre Leiden.

Mutterfluch.

Es wankt durch nächtge Haide
Ein Weibsbild riesengroß,
Im Nebelkleid entstiegen
Des Moores feuchtem Schooß.

Das streckt die hagren Arme
In freie Luft hinaus
Und legt sie mit Gewimmer
Aufs erste, beste Haus.

Und wo sich das begeben,
Da bringt es Angst und Noth,
Denn eh' der Mond noch wechselt,
Ist drin ein Kindlein todt.

Warum der Spuk zu grausam
Die Mutterherzen quält,
Das hat der Hirt des Dorfes
Mir jüngst also erzählt.

Es zog einst eine Mutter
Durch öde Haide her,
Mit einem kleinen Kinde,
Die litten Hunger sehr.

Und als sie fast verschmachten
Und schon der Tag sich neigt,
Da jauchzen sie, da haben
Das Dörfchen sie erreicht.

Die Mutter steht und bettelt
Um Brot in jedem Haus:
Ach, aber drohend stößt man
Sie überall hinaus.

Da wankt sie in die Haide,
In grimmer Hungersnoth,
Und jammernd sterben Beide
Den grauf'gen Hungertod.

Die welken Leichen fanden
Im Moor sie nächst dem Ort:
Der Fluch der todten Mutter
Vergilt es fort und fort.

Lieder des Bettlers.

1836.

1.

Sonntagsstille sind die Straßen,
Auf den knotgen Stock gelehnt,
Steht der riesengroße Bettler
Unterm Thorweg da und gähnt.

Ihm zu Füßen läßt der Knabe
Spielend aus den kleinen Groll,
Denn der große Silberthaler
Will nicht wirbeln wie er soll.

„Schenk ihn mir, du liebes Kindchen,
Süßes Kindchen, schenk ihn mir,
Brauchst ihn nicht und schmucke Lieder
Will ich singen dir dafür."

Da, du großer Schwefelhannes,
Hast du's alte garstge Geld,
Aber „sei hübsch achtsam, daß es
Ja nicht in den Brunnen fällt."

2.

Ich möchte nicht von Thür zu Thür
Die dumme Orgel drehn,
Die Leute danken schon dafür
Und wollen's nicht verstehn.

Ich möcht' am Stangenkonterfei
Nicht leiern meinen Reim,
Man schreit sich heiser und dabei
Kommt leer der Teller heim.

Ich möchte ziehn nicht kreuz und quer
Mit Esel, Weib und Kind,
Die schaffen nichts darüberher
Und leben nicht vom Wind.

Digitized by Google

Ich möchte nicht mit Bärenpack
Und Affen durch das Land,
Die liefern wenig in den Sack
Und freſſen keinen Sand.

Ich möcht' auch gehen tanzen nicht
Auf dem geſpannten Seil,
Wenn nicht den Hals man ehnder bricht,
Bleibt Arm und Bein nicht heil.

Ich möchte nicht auf der Baſtei
Der Straßenräuber ſein,
Ich dehne meine Glieder frei
Im warmen Sonnenſchein!

3.

Schenkt Mitleid, lieber junger Herr,
'nem alten Militair,
Ich dient' im ſiebenjährgen Krieg,
Bei mancherlei Affair.

Ich zog mit unſerm alten Fritz
Herum bald hie, bald da,
Bei Roßbach nach der Schlacht ſchrie ich
Zuerſt Victoria.

Bei Grüneberg da ſtand ich Wach'
Am großen Strom allein,
Da ſchoſſen ſie von drüben her
Und ſchoſſen mir ins Bein.

Drum geht auch Keiner mir vorbei,
Sitz' ich hier mit der Krück',
Und geſtern gab der Herr Papa
Mir noch ein ſchönes Stück.

Und Euren Ohm, den Biedermann,
Den kenn' ich manches Jahr,
Dem gleicht ihr, lieber junger Herr,
Dem gleicht ihr auf das Haar.

„Du lügſt, du langer Böſewicht,
Du unverſchämter Bub',
Man dachte nicht an dich, als man
Den alten Fritz begrub.

Zur Stunde giebt bei Grünberg noch
Es keinen großen Strom,
Längſt hatt' ich keinen Vater mehr
Und weiß von keinem Ohm."

Nun iſt auch Alles, was ich ſprach,
Nicht juſt nach eurem Sinn,
So iſt's doch wahr, daß Sonntag iſt
Und daß ich hungrig bin.

4.

Lieber Herr, 'ne kleine Gabe
Gönnt mir armen, kranken Mann,
Daß ich meinen armen Würmern
Brod und Röckchen kaufen kann.

„Prügel giebt's, wenn du zu betteln,
Fauler Schlingel, dich erkühnſt,
Geh zur Arbeit, willſt du eſſen,
Oder hungre nach Verdienſt."

Ja, ſo ſprechen all die Wichte,
Die auf Lotterbetten ruhn,
Arbeit, Arbeit, gäb' es Arbeit — —
Könntet ihr ſie ſelber thun.

5.

Was iſt's, womit ihr mich,
Ihr großen Mäuler, äfft?
Wir haben eigentlich
Nur Alle ein Geſchäft.

Der Eine nennt's ambiren,
Der Andr' antichambriren,
Der Dritte ſupplicirn,
Der Orgler Leierdrehn;
Der Handwerksburſche fechten,
Ja ihr ſeid mir die Rechten,
Ich heiß es — betteln gehn.

Louis Lax.

Redacteur der aachner politiſchen Zeitung und Novellenſchriftſteller, ward zu Deſſau am 1. Nov. 1805 geboren, auf der dortigen Schule gebildet, ſtudirte in Berlin Philologie und Philoſophie, widmete ſich aber ſpäter ausſchließlich der ſchönen Literatur und der Politik, und hat ſchon ſeit einer Reihe von Jahren ſeinen feſten Wohnſitz in Aachen.

Seine Schriften ſind:

Memoiren eines Schornſteinfegers. 3 Bde. Aachen 1830.
Die Bekehrten. Novelle. Aachen 1830.
Chevalier Reynaud. Roman. 2 Bde. Aachen 1835.
Die Reiſekur. 3 Bde. Aachen 1835.
Der Abfall der belgiſchen Provinzen von Oeſterreich. Aachen 1836.
Bilder aus den Niederlanden. 2 Bde. Aachen 1838.
Van der Werf. Roman. Aachen 1839.

Außerdem hat er mehrere Ueberſetzungen aus dem Engliſchen und Franzöſiſchen, z. B. Bulwers, der Lady Morgan u. ſ. w. und in Verbindung mit Andern von Molière's „Sämmtlichen Luſtſpielen" (Aach. 1838), auch eine große Anzahl politiſche, literariſche und künſtleriſche Aufſätze in verſchiedenen Zeitungen und Journalen geliefert.

Mit einem ſehr glücklichen Darſtellungstalent verbindet L. große Feinheit der Beobachtung, gewandte Auffaſſung und einen eben ſo zarten als wohlthuenden Humor, der, indem er wehmüthig über das Kleinliche und Verfehlte im Leben lächelt, das Ernſte und Erhabene in demſelben vom richtigen Standpunkte aus zu erkennen und zu würdigen weiß. — Es iſt ſehr zu bedauern, daß die Redaction der Aachaner Zeitung, welche ſeine ganze Thätigkeit in Anſpruch nimmt, ihm nicht geſtattet mehr ſeiner Muſe zu leben; bei ſeinem ſchönen Streben, ſeinen glücklichen Naturgaben und ſeiner reichen und vielſeitigen Bildung würde er gewiß Bedeutendes leiſten.

Digitized by Google

Caroline Leonhardt-Lyser-Pearson

ward 1817 in Dresden geboren, vermählte sich mit dem als Maler und Schriftsteller bekannten J. P. Lyser und trat, nachdem sie schon Mehreres herausgegeben, vor einigen Jahren öffentlich in mehrern deutschen Städten als Improvisatrice auf. — Ihre Ehe wurde später getrennt, und sie verheirathete sich darauf wieder mit dem englischen Tonkünstler Pearson, mit dem sie gegenwärtig in Wien lebt, nachdem sie eine Zeitlang in England verweilte.

Sie gab heraus:

Encyclopädie der sämmtlichen Frauenkünste. (In Gemeinschaft mit Cäcilie Seifer.) Leipzig 1833.
Liederkranz. Dresden 1834.
Charakterbilder für deutsche Frauen und Mädchen. Leipzig 1838.
Meister Albrecht Dürer. Drama. Nürnberg 1840.
Herbstgabe. Ein Taschenbuch. — Drei Jahrg. Meißen 1839—41.
Neue Ausgaben u. d. T.: Zehn Novellen. Meißen 1842.
Novellen. Leipzig 1842.
Ludwig Pauli als Künstler dargestellt. Leipzig 1842.
Viele Erzählungen, Skizzen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Ein fruchtbares Talent mit Phantasie und Darstellungsgabe ausgestattet, aber zu sehr der Gunst des Augenblicks hingegeben, um sich bei seinen reichen Fähigkeiten zum Außergewöhnlichen aufzuschwingen. Unter ihren Novellen namentlich findet sich manches Gelungene und Zarte; Form und Sprache weiß C. L. mit Anmuth und Gewandtheit zu behandeln.

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

um 1810 wahrscheinlich in Wien geboren, lebt jetzt in Pesth als Herausgeber eines literärischen Journals.

Er schrieb:

Rustan. Romant. Gedicht in vier Gesängen. 8. Stuttgart 1841. Metzlersche Buchh.
Gedichte. Wien 1842.
Einzelne Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Almanachen u. s. w.

Reiche Phantasie, tiefes Gefühl und lebendige Anschauung sind diesem Dichter eigen, doch macht man ihm und nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß er sich zu sehr in rhetorischen Steigerungen, in Häufung von Bildern und Gleichnissen und in zu reichem und künstlerischem Schmuck der Rede gefalle. Bei größerer Einfachheit würde er, da er sich der glücklichsten poetischen Anlagen erfreut, gewiß weit mehr und nachhaltiger wirken.

Jubal.

1.

Hoch in die Lüfte steigt der Thurm zu Babel,
Als sei ein Schiff das Thal von Schinear,
Das sich mit einer steingehau'nen Kabel
Am Himmel hält in nächt'ger Sturmgefahr.
Die Wolken schwanken wie des Meeres Brandung,
Doch wies der Leuchtthurm Mond den Weg zur Landung
Dem Riesenkiel, der nun vor Anker liegt.
In Osten ragt sein Mast, ein Bergesgipfel,
Um dessen Spieren — grüne Palmenwipfel —
Die gelbe Flagge Wetterleuchten fliegt.

2.

Was wollt ihr, Hirten, mit dem Quaderbaue?
Zum Himmel schlagen einen Riesensteg?
Zwar zieht ein Weg sich durch sein Meer, das blaue,
Milchstraße hieß der Grieche diesen Weg;
Doch fruchtlos thürmt ihr künstlich Alpenfirnen,
Den Straßenzug, beschattet mit Gestirnen,
Beschreitet nie ein ird'scher Wandersmann.
Der Ew'ge nur wird diese Straße wallen,
Wenn gräbersprengend die Posaunen schallen,
Das nierenprüfende Gericht begann.

3.

Die Riesin Zeit zertritt die blauen Berge
Trotz ihrem Stolz auf Sonnennachbarschaft,
Wie deine Thürme, diese Felsenzwerge,
D'rum trau' nicht länger deiner Hände Kraft;
Nein, wie der Falke sich, wie Dichter sagen,
In seine Blicke stürzt, und sturmgetragen —
Ein Blitz — auf seine Beute niederschlägt;
So wirf dich, Mensch, wenn Thurm und Alpe sanken,
In deinen Falkenblick, in den Gedanken —
Das ist der Flügel, der zum Himmel trägt.

4.

Tief d'runten wogt das Lager der Nomaden,
Ameisenhaft — wie eine Puppenwelt.
Doch plötzlich schwebt mit buntem Mohn beladen
Ein Engel unsichtbar von Zelt zu Zelt,
Und schleudert eine Hand voll duft'ger Rosen
Ins trübe Angesicht den Schlummerlosen.
Da wird es nächtig still im Lagerraum,
Und um den Pfühl, d'rauf stille Menschen liegen,
Die müde Stirn in Pantherfelle schmiegen,
Weht geisterhaft der Seelenduft: der Traum.

5.

Der Nachtwind flüstert leis' im grünen Walde
Am stolzen Frat, die Königszeder rauscht,
Und Blumen nicken träum'risch auf der Halde —
Ein Kinderschwarm, der weltvergessend lauscht
Den süßen Märchen aus des Vaters Munde.
Phalänen halten lüstern Blumenrunde —
O jagt sie fort, dies Bettelvolk der Luft!
Und Nachbarskinder, ungezog'ne Rangen,
Und kamen nur aus diebischem Verlangen
Nach euerm lieben Spielzeug: Schmelz und Duft.

6.

Vom Rosenbaum tönt Nachtigallen Klage —
Vielleicht, daß sich der Baum, der klanglos blieb,
Und Duft dafür erhielt am Schöpfungstage,
Den Dragoman für sein Gefühl verschrieb.
Dann rauschen durch die schallbewegten Lüfte
In Wort und Klang gebrachte Rosendüfte;
Dann brecht den Stab nicht über mich entzwei,
Wenn ich die Mythe gern in Umlauf brächte,
Daß jene Sängerin der Mitternächte
Die waldverirrte Rosenecho sei.

Digitized by Google

7.

Stimmt Niemand bei? So geb' ich rasch dem Winde
Als Boten diese neue Sage mit,
Und seht, im Schatten jener Tamarinde
Die Jungfrau wird mein erster Neophyt.
Sie blickt so forschend auf die Rosen nieder,
Sie lauscht so achtsam auf die weichen Lieder,
Wie Einer, welcher Text und Sang vergleicht.
Ihr Blick wird feucht — wohl möglich, daß die Kunde,
Auch sie sei Rosen anverwandt, zur Stunde
Gleich einem Traum durch ihre Seele streicht.

8.

Ist doch das Weib die immergrüne Rose,
Die Gott ins winterliche Leben warf,
Zum Pfande, daß der Mann, der glaubenslose,
Auf einen Lenz im Jenseits hoffen darf.
Nur Schade, daß der Mensch die Lenzpropheten,
Die offenbarend ihm entgegentreten,
So oft wie Sklaven stürzt in Leid und Schmach —
Daß er das Duftgeheimniß zu entdecken
Die zarte Knospe bricht, und dann mit Schrecken
Erkennt und weint, daß er ein Herz zerbrach.

9.

Vielleicht daß solche Ahnung dich entsetzte,
Noema, schönstes Kind von Schinear,
Daß, was als Thräne deine Wimpern netzte,
Der Perlenspiegel deiner Zukunft war!
Sah ich doch oft, wenn auch die Lippen schwiegen,
Auf einer Thräne die Geschichte liegen
Von einem Leben, bitter wie das Meer!
Doch deines, Weib, soll meinem Maitag gleichen.
Wird deine Schönheit nimmer doch erreichen
Der wärmste Lenz mit seinem Blumenheer.

10.

Die Lippen roth wie Blut aus einer Wunde
Den Märtyrern das Himmelreich erwirbt —
Die Augen schwarz und glühend wie die Stunde,
In welcher eines Herzens Unschuld stirbt —
Und dennoch senkt dies Auge seine Lieder
In holder Scham, als sei ihm todzuwider
Die Wissenschaft, daß es so glühend blickt —
Die Haare weich, doch schwarz wie Waisenkummer
Und dicht und lang wie Nächte ohne Schlummer,
Wenn uns der Gram statt Träume Thränen schickt. —

11.

Die Züge fromm und gläubig wie Gebete,
Die eine Mutter für ihr Kindlein spricht —
Die Wangen blaß gleich einem Rosenbeete
Um Mitternacht bestrahlt vom Mondenlicht.
Doch nein, die weiße Rose darf nicht wagen,
Die Schwesterschaft den Wangen anzutragen.
Im Blumenreiche, glaub' ich, herrscht der Ruf,
Daß die Natur, als dieses Weib geboren,
Zum Theil von Neid, zum Theil von Scham beschworen,
Nach seinem Bild die erste Lilie schuf.

12.

O hüte, Lilienschwester, dich vor Schlangen,
Und laß das Lächeln, das mir Kunde giebt,
Wie lange schon dein junges Herz empfangen
Die alte, süße Kunde, die man liebt.
War jener Jüngling mit dem Rabenhaare,
Den ich am grünen Waldessaum gewahre,
Dein Lehrer in der Liebeswissenschaft?
Ein junger Mann mit einem Sammtgesichte,
Mit Augen träum'risch, gleich dem Mondenlichte,
Doch schlank und kräftig wie ein Zedernschaft.

13.

Er stürzt entzückt zu deinen Füßen nieder
Und reicht dir flüsternd einen Epheukranz,
Die Stimme klingt so süß wie Liebeslieder
Durch eine Nacht voll Duft und Sternenglanz:
„Noema, nimm des Lieblings schlichte Gabe,
„Die Treue, die ihm blieb als letzte Habe,
„Seit er besiegt zu deinen Füßen lag."
Die Jungfrau blickt auf ihn herab verstohlen —
Ihr Blick ist zärtlich wie ein Gottbefohlen
Am letzten Abend vor dem Hochzeitstag.

14.

Und wie Magnete Stahl und Eisen ziehen,
Zieht dieser Blick den Liebenden empor;
Doch nicht wie gleiche Pole, die sich fliehen,
Stürzt Herz an Herz — da trübt ein Thränenflor
Das Auge mir, und tief in meinem Innern
Erwacht Scheintodten gleich ein Schmerzerinnern
An jenes Weib, das treulos mich verließ,
Und wieder wollen mich zum Himmel tragen
Zwei blaue Augen, die in blauern Tagen
Mein zärtlich Herz Gefühlsmagnete hieß!

15.

Still, Dichter, still! Beginne deine Fabel,
Sonst endet nimmer deine Sängerfahrt;
Die Sprachverwirrung bei dem Thurm zu Babel
Ist Ordnung gegen deine Dichtungsart.
Mit kurzen Worten gieb dem Leser Kunde,
Daß jene Schönheit mit dem Nelkenmunde
Des alten Königs Lamech Nichte sei,
Daß Jubal, dieses Fürsten jüngster Sprosse,
Von Jugend auf Noema's Spielgenosse,
Ihr Herz, — doch horch! was soll der Racheschrei?

16.

Zwei finst're Männer stürzen aus dem Walde,
Die Keule schwingend in der starken Faust.
Noema sinkt bewußtlos auf die Halde,
Wie Tannen brechen, wenn der Nordwind braust.
Bedünkt mich doch, gefällt vom Flammenstreiche
Des ersten Sommerwetters, sank als Leiche
Der schöne Lenz ins nasse Blumenbeet.
Wie treue Kinder stehn die jungen Rosen
Um ihren Herrn, den bleichen, regungslosen,
Und sprechen still für ihn ein Duftgebet.

17.

„Was wollt ihr, Brüder?" ruft der Jüngling schmollend. —
„Dein Leben, Bube, von Noema's Herz,"
Entgegnen ihm die finstern Brüder grollend! —
D'rauf Jubal höhnisch frägt: „Ernst oder Scherz?" —
„Ernst, blut'ger Ernst! —" „Dann sollt ihr schwer erproben,
„Wie oft die Keule meine Hand gehoben;
„Sie ist kein Halm, den jedes Lüftchen knickt!
„Dann jammert nicht, wenn Jubal löwenmuthig
„Die Braut beschirmt, und freche Räuber blutig,
„Zerschellten Haupts zurück nach Babel schickt!"

18.

Der Kampf beginnt, die Keulenstreiche fallen,
So schnell, wie noch kein Blitz vom Himmel sank;
Doch laut, wie Donner durch Gebirge hallen,
Hemmt jetzt ein Ruf den blut'gen Kainszank.
Ein hoher Greis tritt zürnend zu den Ringern,
Den plötzlich steingeword'nen Keulenschwingern,
Und spricht halb vorwurfsvoll, halb angstverstört:
„Soll kinderlos der greise Lamech sterben,
Ein Fremder Babels Königskrone erben?
Hat Satan euer wildes Herz bethört?

19.

Die Brüder senken ihre Keule schweigend,
Doch zornesroth sieht Jubals Angesicht,
Und schmerzlich sich zur blassen Schönheit neigend
Beginnt er: „Greiser Vater, zürne nicht!
Die Thränen auf Naema's blassen Wangen
Beweisen dir, daß ich zwar zornbefangen,
Doch grundlos nicht zum Kainskampfe zog." —
Er bückt sich nochmals zur Geliebten nieder;
Sie hebt sich mühsam — sinkt, erhebt sich wieder
Wie eine Palme, die ein Windstoß bog.

20.

In bittern Thränen stürzt die farbenlose
Dem Greis ans Herz, der zärtlich sie umschlingt,

Digitized by Google

Wie ſich um einen Pfahl die müde Roſe
Nach einem warmen Regenguſſe ringt.
Ein dumpfer Seufzer — eines Herzens Klage
An ſeines letzten Glückes Sarkophage —
Spricht von der Reue glückverwandtem Schmerz.
Die Brüder ſenken ihren Blick verlegen,
Da wirft die Liebe den Empfindungsregen
In dieſen Blick — ſie weinen Herz an Herz!

21.

Der alte Fürſt, daß er die Rührung berge,
Die reich mit Perlen ſeine Wimpern ſchmückt,
Spricht ſtreng und ernſt: „Schon ragt gleich einem Berge
Der Thurm von Babylon, der Blitzſtrahl zückt
Um ſeine Zinnen wie um Alpenfirnen;
Drum glättet, wilde Söhne, eure Stirnen —
In kurzen Monden kehrt der Jahrestag,
An dem ich dieſes Rieſenwerk gegründet,
Den Quadernſtrom, der in den Himmel mündet,
Auf daß kein Gott mein Volk zerſtreuen mag."

22.

„Ihr wißt, daß mir das Volk nach alter Sitte
An dieſem ſtolzen Tag Geſchenke bringt,
Bis dahin ſchweige ſüße Liebesbitte,
Die ſehnſuchtswarm von euren Lippen klingt.
An dieſem Tage ſoll mein Volk entſcheiden,
Wer dieſe Schönheit trauernd hat zu meiden,
Wer ſie umfangen darf am Opferſtein.
Denn wer von euch mir bringt die reichſte Gabe,
Der ſoll — ich ſchwör's bei meines Vaters Grabe! —
Ihr Gatte, ſpäterhin mein Erbe ſein!" —

23.

D'rauf eilt er raſch von hinnen, ihm zur Seite
Roema, von der Brüder Blick bewacht.
Die Aermſte wagt bei dieſem Zwanggeleite
Kaum leiſ' zu ſtammeln: „Jubal, gute Nacht!"
O fliehe nicht ſo raſch, ſo hart, ſo ſchweigſam!
Dein Jubal bebt, du aber bleibſt unbeugſam,
Und eilſt von dannen ſpurlos wie ein Traum —
Doch nein, der Wind weiß milder zu verfahren;
Er raubt ein Blatt vom Kranz in deinen Haaren,
Und taucht es neckend in den Wogenſchaum.

24.

Der Jüngling ſtürzt ſich haſtig in die Wogen,
Und faßt das naſſe Blatt mit raſcher Hand,
Und jauchzt, und denkt von ſüßem Wahn betrogen,
Daß er den Himmel mit dem Blatte fand.
Unſel'ger Thor! — Verſtumme, harter Dichter,
Denn nur das Mitleid iſt befugt zum Richter
Für Thorheit, die ein Menſch aus Liebe treibt.
Es weiß, wenn ſonſt kein Grund zur Nachſicht bliebe,
Wie oft auf ſolch ein naſſes Blatt die Liebe
Das ganze Leben eines Herzens ſchrieb!

25.

Der Tag beginnt, die Morgennebel weichen,
Und freundlich ſchaut herab aufs grüne Land
Die Sonne — einem Auge zu vergleichen,
In welchem niemals eine Thräne ſtand.
Die Blumen duften würzig auf der Halde,
Die Vögel ſingen luſtberauſcht im Walde,
Als hielten ſie der Andacht frommen Chor.
Als Herold ſteigt ein Adler in die Lüfte,
Und trägt als Dankgebet die Blumendüfte,
Die Finkenlieder an des Himmels Ohr.

26.

Der Roſe naht die Schmetterlingsgeſandtſchaft,
Und drängt den Thau aus ihrem zarten Schooß,
Obgleich er ſich beruft auf Blutverwandtſchaft
Mit Thränen, die ein Blick aus Luſt vergoß.
Gleicht doch der Abendthau dem Thränenſchimmer
Im trüben Auge deſſen, der für immer
Vom Glück gebroch'nen Herzens Abſchied nahm.
Gleicht doch der Morgenthau den Freudenthränen,
Die wir ſo gern vergießen, wenn wir wähnen,
Daß uns ein Sabbathtag des Glückes kam.

27.

Zum Weſte ward der Sturmwind — ein Helote,
Nach langem Kampf geknechtet und gebeugt,
Durchfliegt er willig als der Sonne Bote
Den Wald, die Flur, bis er ſich überzeugt,
Der Wunſch der Tagesfürſtin ſei vollzogen,
Kein Halm um ſeinen Antheil Licht betrogen;
Dann legt er ſich ans Meer hin, und entſchläft,
Daß man nicht weiß, hat ihn die See verſchlungen,
Hat er ſich Schmugglern für die Nacht verdungen,
Und ſammelt Kraft fürs fährliche Geſchäft.

28.

Raubluſtig, wie ein brauner Stamm Beduinen
Die Karavanen zum Tribute zwingt,
Umkreiſt die Blumenflur ein Heer von Bienen,
Sie ſtürmen durch die Beete leicht beſchwingt,
Durchſtöbern ſchonungslos die Blumendolde,
Und reich beladen mit dem duft'gen Solde
Kehrt dann zu ſeinen Zellen heim der Schwarm.
Was bleibt euch Räubern von dem Honighorte?
Im Herbſt zerbricht die wachsgeleimte Pforte
Ein übernächt'ger Feind — der Menſchenarm.

29.

Und ach! der Menſch hat furchtbar ſich bewieſen.
Beſchaut dies Feld zertreten über Nacht,
Als hätten d'rauf der Mythe blut'ge Rieſen
Aufs Neue ſich geſchaart zur Himmelsſchlacht.
Er wußte nichts von Schmugglern, Karavanen,
Die furchtſam ſich durchs Sandmeer Pfade bahnen,
Und dennoch gleicht das Kornfeld einer Gruft,
Drin Ceres ſchlummert auf den Tod verwundet;
Vielleicht, daß ſie im nächſten Lenz geſundet,
Wenn ſie ſein Balſam weckt — ſein Roſenduft.

30.

Ein Heer von Gaffern drängte ſich im Felde,
Beſchaut den Thurm, der ſich in Lüften wiegt,
Daß er, ein Steinpanier, dem Wand'rer melde,
Wo ſeine bergverdeckte Heimath liegt.
Soll heute doch das Jahresfeſt beginnen,
Daß man den Grundſtein legte zu den Zinnen,
Um welche jetzt des Adlers Fittig rauſcht.
Schon naht ein Zug gewalt'ger Keulenträger;
Sie preiſen laut den kühnen Stand der Jäger —
Wie ſcheu die Hirtenſchaar den Prahlern lauſcht.

31.

Der lauten Jugend folgen ſtille Greiſe,
Die Haare weiß, das Antlitz abgehärmt,
Als hätten ſie auf weiter Lebensreiſe
Schon halb vergeſſen, wie man jauchzt und lärmt.
Doch nein, ein frohes Lächeln giebt mir Kunde,
Daß längſt verrauſchte Luſt in dieſer Stunde
Beſitz von ihren welken Herzen nahm. —
Ein Greiſenlächeln iſt ein Wetterleuchten,
Nach welchem ſich die alten Augen feuchten,
Weil ſie der Thau: Erinn'rung überkam.

32.

Der König ſchreitet freundlich durch die Reihen,
Und wie die Sonne lacht ſein Angeſicht.
Sorgt doch ein Fürſt für ſeines Volks Gedeihen
Wie für die Flur die Frühlingsamme: Licht.
D'rum freut auch Lamech ſich in tiefſter Seele
An ſeinem Volke, das aus voller Kehle
Die Huld des bauberühmten Fürſten preiſt.
Nur ſeine Söhne blieben zornbefangen;
Man ſieht es klar an ihren rothen Wangen,
Ihr heißes Blut war ſtärker als der Geiſt.

33.

Roema eilt herbei mit ihren Schweſtern, —
Ein ſtolzes Lächeln fliegt durch ihr Geſicht.
Hielt doch die Schweſterſchaft der Blumen geſtern
Nach altem Brauche Schönheitſchiedsgericht.
Zur Königin erwählt beim Erntefeſte
Führt jetzt die Jungfrau aus der Rieſenveſte

Digitized by Google

Zu Lamechs Thron die schlanke Mägdeschaar;
Doch nicht als Feindin naht die Amazone,
Sie bietet keine Fehde seiner Krone,
Sie reicht ihm einen Kranz von Aehren dar.

34.

Es gab im Leben einen starken König,
Der Cäsarmuthig bis zum Pole drang,
Und tausend Lieder priesen wundertönig
Den Riesengeist, der eine Welt bezwang.
Der starke Held warf nach dem Todestage
Die grünsten Lorbeern in des Richters Wage —
Da kam herbei ein kaiserlicher Greis,
Und warf stilllächelnd in die and're Schale
Zwei Aehren aus der Heimath grünem Thale,
Und bis zum Himmel flog — das Lorbeerreis!

35.

D'rum klangen mir die tausend Jubellaute,
Roema's Strohkranz preisend, fast wie Hohn;
Denn als ein steinern Fragezeichen schaute
Ins Thal herab der Thurm zu Babylon —
Der Riesenthurm aus hunderttausend Quadern,
Gemörtelt mit dem Kitt aus — Menschenadern!
Was aber frägt der stolze Fürst darnach,
Was kümmern ihn die nackten Thalgefilde?
Zu seinen Füßen kniet die Künstlergilde,
Und lauscht dem Lobe, das er huldreich sprach.

36.

Noch prüft der Gaben Werth die Schaar der Greise,
Da tritt der starke Tubalkain vor.
Des Königssohnes Thaten raunen leise
Die kampfversuchten Jäger sich ins Ohr.
Die beste Kunde giebt das Fell des Tigers,
Das als ein Mantel schmückt den Leib des Siegers,
Der sonst die Donnerschwester: Keule trug,
Und nun des Blitzes Bruder — einen Bogen
Von ihm erfunden, mit der Schnur bezogen,
Dem Volke weist — den Pfeil bereit zum Flug.

37.

Noch blickt der Fürst mit ungewissen Mienen
Wie Einer, dessen Herz der Zweifel quält,
Ob ihm das Glück im Traumgesicht erschienen,
Ob er es wachend in den Händen hält.
Da tönt es: „flieht!" herauf vom Stromesufer
Mit solcher Angst und Kraft, als ob der Rufer
Des jüngsten Tages Schreckensherold sei;
Der Pöbel stiebt hinweg auf allen Straßen,
Man sieht's an seinen Wangen, seinen blassen,
Wie viele Memmen zeugt ein Schreckensschrei.

38.

Wenn Rehe friedlich ruhn im Waldesschatten,
Durch welchen nie der Strahl der Sonne dringt,
Sie fliehn nicht rascher von den grünen Matten,
Wenn unverwarnt der Jägerruf erklingt,
Als jetzt das feige Volk, von Furcht befallen,
Von hinnen eilt. Doch Keiner weiß von Allen,
Was ihn bewogen hat zur raschen Flucht.
Selbst Jäger zittern gleich dem schwanken Schilfe;
Denn immer lauter schallt der Ausruf: Hilfe!
Die Warnung: flieht! herüber von der Bucht.

39.

Ein Löwe wäscht im Strome seine Mähne,
Dringt schwimmend, schäumend durch den Wogensturz,
Setzt rasch ans Land, wetzt seine scharfen Zähne —
Hier liegt ein Mantel — dort ein Weiberschurz —
Hier eine Keule — dort ein Kranz von Rosen.
Sturmhastig flieht die Schaar der Waffenlosen,
Die Jäger selbst vergaßen Stand und Muth;
Nur Tubalkain schwingt beherzt den Bogen —
Der Löwe rast — da kommt ein Pfeil geflogen,
Und stürzt den Scheikh des Waldes in sein Blut.

40.

Die Menge jauchzt, der König blickt zufrieden
Auf seinen Sohn, spricht dann zur Jägerschaar:

„Ihr Memmen, welche mein Gebot beschieden,
Mein frohes Volk zu schirmen vor Gefahr,
Doch nicht um knäbisch, weiberfeig zu zagen,
Ihr seid nicht werth der Keule Wucht zu tragen,
Ein Espenzweig soll eure Waffe sein!
Du aber, kühner Sprosse meiner Lenden,
Empfängst, sobald die Erntespiele enden,
Den Lohn für deine That am Opferstein."

42.

Da naht der zweite Sohn, der schlanke Jabel;
Ein Hengst folgt wiehernd seiner starken Hand —
Schwarz wie die Stunde war, in welcher Abel
Durch Bruderhand ein bitt'res Ende fand.
Sein Schaum bedeckt den schlichtgedrehten Zügel,
Die Hufe scharren wild im Blumenhügel,
Als stampf' es Rasen aus der Erde Schooß.
Der Jüngling schwingt sich auf — die Gaffer zagen —
Denn schnell, als sei der Huf mit Licht beschlagen,
Braus't blitzbesiegend fort das schwarze Roß.

42.

Das wilde Roß gezähmt?! — Die Männer staunen.
Die Weiber blicken etwas lüstern d'rein,
Und was sie schämig in das Ohr sich raunen,
Mag wohl kein Spott auf seine Schenkel sein.
Roema's Herz allein scheint bang zu schlagen —
So ängstlich kann nur eine Seele zagen,
Die für besiegelt hält ihr Schmerzgeschick, —
Und dennoch will sie Jubals Blick nicht meiden.
Wie alte Freunde, die für ewig scheiden,
Mit stummer Liebe trauert Blick in Blick.

43.

Da hinkt ein Greis herbei am Krückenstabe,
Und spricht zu Jubal leis: „Der Sieg bleibt dein."
Die Stimme dürfte kommen aus dem Grabe,
Sie könnte kaum so hohl, so schaurig sein.
Und weiter wankt der räthselhafte Alte;
Auf seiner Stirn die gramgezog'ne Falte
Verräth, daß er als Trauerbote naht.
Der König mißt ihn staunend und betreten —
Er aber strafend blickend wie Propheten
Beginnt: „Zur Ernte, Lamech, reift die Saat.

44.

„Du hast sie schlau mit Schweiß und Blut begossen,
Dies Völkermark verschlemmt in Quadernbruch.
Hoch ist die Saat der Hoffarth aufgeschossen,
Und drohend naht der Schnitter: Gottes Fluch.
Dein Hochmuth wollte sich zu ihm erheben;
Er läßt die Felsenmutter Erde beben,
Die Kinder fordernd, die du ihr geraubt —
Da stürzt dein Babel, eine Felsenernte —
Wohl dem, der sich zur rechten Zeit entfernte —
In einer Nacht zerschmetternd auf dein Haupt!

45.

D'rum, stolzes Herz, laß ab von deinem Wahne,
Daß dieser Thurm, gebaut von Menschenhand,
Zum ew'gen Himmel Pfad und Weg dir bahne —
Du bautest in die Luft — doch nur auf Sand!
Laß, Herr, dein Volk die weißen Herden weiden,
Das Feld bebauen, in die Fremde scheiden,
Das Erdenrund bevölkern! Geh in dich,
Auf daß kein Sturm die Hirtenschaar, die treue,
Durch alles Land als Völkersamen streue:
So spricht zu dir der Herr der Welt durch mich!" — —

46.

Der König greift nach Tubalkains Bogen,
Die Jäger stürzen schergenmuthig vor;
Der Greis wird unter Flüchen fortgezogen —
Ein Donnerschlag — der Alte fliegt empor
Auf gold'nen Flügeln, glanzumstrahlt, ein Engel,
In Händen schwingend einen Palmenstengel.
Er bricht ihn rasch entzwei, und flüstert bang:
Vorüber sind des Friedens stille Tage,
Der Krieg begann mit jenem Donnerschlage,
Und mit dem Krieg der Völkerwandergang.

Digitized by Google

47.

Das Volk erbebt, selbst Lamechs Söhne zagen,
Der Fürst blickt höhnisch auf den Memmenkreis,
Wie eine Zeder in Gewittertagen
Verächtlich mißt ein schwankes Espenreis.
Dann spricht er kalt: „Die Sonne senkt sich mälig,
Die Greise aber sind noch immer wählig,
Denn seltne Gaben wurden mir gebracht.
So laßt die Nacht in süßer Rast verrinnen;
Doch morgen soll ein neues Fest beginnen.
Sei unbesorgt, mein Volk! dein König wacht!" —

48.

Die Nacht ist rabenschwarz, kein Sternlein flimmert,
Da schwebt ein Engel rasch von Zelt zu Zelt,
Ein Knäblein liegt an seiner Brust, und wimmert
Gleich einem Säugling, dem's an Nahrung fehlt.
Der Engel trägt viel hundert gold'ne Schalen
An dünnen Faden, die wie Silber strahlen —
Die Schalen sind mit Muttermilch gefüllt;
Mohnblumen ringeln sich um jeden Faden,
Auf daß ein tiefer Schlummer die Nomaden
In seinen traumgewob'nen Schleier hüllt.

49.

Zu jedem Pfühle tritt der Schalenschwinger,
An jedem Pfühle taucht das Knäblein still
In eine andre Schale seinen Finger —
Wohl möglich, daß der Durst'ge saugen will,
Doch nein, er netzt der Schläfer trock'ne Zungen,
Die milchgetränkten flüstern liebdurchdrungen
Ein Schmeichelwort, das mir das Herz durchdringt.
Bei jedem Worte will's mich überkommen,
Aus einer andern Sprache sei's entnommen,
Obgleich es immer nur wie „Mutter" klingt.

50.

Wir stammeln ja geschaukelt in den Wiegen
Zuerst das süße Wort: „Liebmütterlein,"
Und saugen an der Brust, an der wir liegen,
Mit ihrer Muttermilch die Sprache ein.
D'rum bleibt sie ewig uns're reichste Habe,
Und ruht die Mutter längst im stillen Grabe,
Und trifft ein Landsmann uns, der sie versteht
Und spricht, im fremden Land, so künden Thränen,
Wie wir die Mutter auferstanden wähnen,
Auf daß ihr Kind nicht Liebe betteln geht.

51.

Der Engel schwingt sich trauernd in die Lüfte,
„Dein Wille, spricht er, Ew'ger, ist vollbracht!
Der Frühling bringt so viel verschied'ne Düfte,
Verschied'ne Farben nicht, als diese Nacht
An fremden Worten auf die Lippen drückte.
Nomaden, auf! Schlaftrunkne! Traumentrückte!
Beginnen will der Sprachverwirrung Tag —
Noch einmal herzt euch, denn von dieser Stunde
Spricht unverständlich euer Mund dem Munde,
Der nicht am selben Mutterbusen lag!" — —

52.

Der Tag beginnt. Verstörte Menschen schreiten
Mit finstern Blicken gegen Babylon;
Ein gleicher Schmerz scheint ihren Schritt zu leiten,
Ein stummer Kummer reiht sie um den Thron.
Dort wollen sie das trübe Schweigen brechen;
Doch ach! die Kinder jedes Stammes sprechen
Für alle fremden Stämme räthselhaft.
Da schleicht die Zwietracht unter Babels Söhne,
Denn Jeder glaubt, daß ihn sein Nachbar höhne —
Man greift zur Keule, schwingt den Zedernschaft.

53.

Der König eilt herbei gebroch'nen Muthes,
Spricht sanft — befiehlt — das Volk versteht ihn nicht.
Schon färben Tropfen fremden, eig'nen Blutes
Der Sprachverwirrten Brust und Angesicht.
Die Fürstensöhne stürzen ins Gedränge,
Die Bogen in der Hand, gespannt die Stränge,
Und tödtlich saust der Pfeil in manches Herz.
Dem kühnen Angriff folgt ein kurzes Schweigen;
Da sieht man Jubal rasch den Thron besteigen —
Der Jüngling blickt voll Andacht himmelwärts.

54.

Hoch in die Lüfte wirft er Pfeil und Bogen,
Und greift, und schlägt mit kunstgeübter Hand
Die holzgeschnitzte Harfe, frisch bezogen,
Das Saitenspiel, das seine Kunst erfand;
Die süßen Töne rauschen und verhallen,
Wie durch die Nacht das Lied der Nachtigallen
Aus mondbestrahlten Mandelwäldern klingt;
Sie flüstern tröstend, wie nach blut'gen Kriegen
In Kerker, d'rin bezwungne Fechter liegen,
Die langersehnte Friedenskunde bringt.

55.

Die Töne rauschen laut wie Wanderlieder
Herbstmüder Vögel, die nach Süden ziehn —
Da stürzt den Hirten Thrän' auf Thräne nieder,
Sie ahnen, daß auch sie die Heimath fliehn
Und pilgern sollen in entleg'ne Lande,
Und Hütten bau'n an einem fernen Strande — —
Sie flüstern wie das letzte Liebeswort,
Das wir beim Scheiden theuern Herzen sagen.
Ein letzter Griff — vollstimmig angeschlagen —
Er jauchzt: Auf Wiedersehn, sei's hier, sei's dort!

56.

Und seht, die Hirten rüsten sich zum Scheiden,
Sie fühlen tief, daß hier kein Bleiben sei;
Nach fernen Thalen, unbekannten Weiden
Eilt Stamm auf Stamm am Königsthron vorbei.
Und im Vorüberziehn reicht dankdurchdrungen
Dem Sänger, der das Friedenslied gesungen,
Des Stammes Aeltester die welke Hand.
Kein Wort des Dankes bebt von ihrem Munde,
Das Auge aber giebt geweinte Kunde,
Daß seinen Sang ihr altes Herz verstand.

57.

Nur Lamech bleibt zurück mit seinem Stamme,
Besiegt von Rührung wie die Hirtenschaar.
Verderblich jenem alten Thränendamme,
Dem Stolze, netzt ihr Thau sein Wangenpaar.
Wie herrlich läßt der Perlenschmuck dem Greise!
„Du hast gesiegt, mein Jubal," spricht er leise,
„Umfange deine Braut am Opferstein."
Der Jüngling schlingt den Brautkuß seiner Liebe.
Die Pose müßte, die sein Glück beschriebe,
Getaucht in Töne statt in Tinte sein.

58.

Fast möcht' ich nennen eine Glückvaccine
Am Hochzeitstag den ersten Liebeskuß.
Was staunt und fragt ihr lang, wozu er diene —
Daß solch ein Impfling selig werden muß.
Doch dieses Glück wird keine Sprache schildern
Mit ihren tausend Worten, tausend Bildern;
Hier darfst nur du der Maler sein, Musik!
Du kannst in einen Ton zusammenpressen
Ein Meer von Glück und Lust, ein Schmerzvergessen,
Als hätte nie geweint des Horchers Blick.

59.

Doch auch ein Leid in tiefster Brust verschlossen,
Für das sein Träger keine Worte kennt,
Und wäre seine Brust aus Erz gegossen,
Du bist der Polyglotte, der es nennt.
Du kannst dem Blick, der betteln ging um Zähren,
Dies stumm beredte Sprachorgan gewähren,
Das man zum Kummerdialekt bedarf.
Denn jede Thräne, die sein Auge netzte,
Ist nur dein Klang, den das Gefühl zersetzte,
Und dann als Perle in die Wimpern warf.

60.

D'rum will mich oft der Glauben überkommen,
Der Seele Muttersprache sei der Klang,

Digitized by Google

Die sie aus Eden heimlich mitgenommen,
Doch halb vergessen auf dem Erdengang.
D'rum nenn't es keine Lüge, wenn ich sage,
Musik, ein Engel, habe sich am Tage,
Als Eva fiel, zu Tod geweint aus Schmerz;
Nur seine Stimme sei zurückgeblieben,
Und schlage nun als Echo für ein Lieben,
Das eine Welt umfaßt — an unser Herz!

Johann August Lewald

ward am 14. October 1793 in Königsberg in Preußen geboren, Sohn einer gebildeten Kaufmannsfamilie, und sollte nach mehrjährigem, fleißigem Besuche des königsberger Gymnasiums Kaufmann werden, fand jedoch Gelegenheit, sich diesem Stande zu entziehen, und beschäftigte sich mit Kunstgeschichte, Malerei und neuern Sprachen. Während der Kriegsunruhen wurde er eingezogen und sollte preußischer Artillerist werden; allein ein typhöses Nervenfieber befreite ihn davon, indem ihm der General Bülow von Dennewitz einen temporären Abschied bewilligte. Als er in Geschäften nach Warschau gereist war, erhielt er in der Kanzlei des Baron Rosen im Hauptquartier des Feldmarschal Barklay de Tolly als Sekretär eine Anstellung, folgte den Heeren nach Frankreich, blieb mit demselben Rosen in Frankfurt, nachdem dieser russischer Resident geworden war, und begleitete ihn auch auf seinen Reisen. Hierauf ging L. nach Breslau und widmete sich dem Theater. Die Bühne betrat er zum ersten Mal in Brünn 1818, wo er 3 Jahre blieb, begab sich von da über Wien nach München, wo er beim Hoftheater engagirt zum Theatersekretär und Theaterdichter ernannt wurde. Nach zwei sehr angenehmen Jahren übernahm er die Oberleitung des nürnberger Theaters und die Redaction des nürnberger Correspondenten, leitete darauf von 1826—27 das Theater in Bamberg und das in Hamburg 1827—31. Beim Herannahen der Cholera verließ er Hamburg und ging nach Paris, 1832 begab er sich aus gleicher Ursache von da nach München und 1834 schlug er seinen Wohnsitz in Stuttgart, dann in Baden-Baden auf. Dort lebt er noch gegenwärtig, früher mit der Redaction des Journals „Europa, Chronik der gebildeten Welt" beschäftigt, das er im Laufe des Jahres 1846 an den Dr. Kühne in Leipzig abgetreten hat.

Seine Schriften sind:

Novellen. 3 Bde. Hamb. 1831—33.
Seydelmann. Ein Erinnerungsbuch für seine Freunde. Neue mit 1 Portr. Seydelmanns und 3 Rollen-Darstellungen verm. Ausg. der Schrift: Seydelmann und das deutsche Schauspiel. Stuttg. (1835.) 1841. Göpel.
Panorama von München. 2. Aufl. 2 Thle. Stuttgart (1838.) 1840. Hallberger.
Aquarelle aus dem Leben. 4 Thle. Mannheim 1836 u. 37. Hoff.
Memoiren eines Banquiers. 2 Thle. Stuttg. 1836.
Schattirungen. (Novellen u. s. w.) 2 Thle. Hamb. 1836. Hoffmann und Campe.
Atlas zur Kunde fremder Welttheile. In Verbindung mit Mehren herausgegeben. 1836 4 Bde. 1837 5 Bde. 1838—39 à 2 Bde. Mit Karten, Stahlst. und Lithogr. Stuttg. 1836—37—38—39. Becher und Müller.
— Dass. für 1840. 12 Hefte. Monatsschrift für Zeitgeschichte und Völkerkunde. Ebend.
Europa. Chronik der gebildeten Welt. Stuttgart 1836—43.
Blaue Märchen für alte und junge Kinder. Neu erzählt. (Mit viel. Abbild.) Stuttg. 1837.
Beaumarchais. (I. Memoiren von Beaumarchais. II. Schauspiele: Der Barbier von Sevilla. Der tolle Tag, oder die Hochzeit des Figaro.) Stuttg. 1839.
Der Divan. Eine Sammlung von Novellen, Genrebildern und Memoiren. 6 Bde. Stuttg. 1839.
Erzählende Schriften. Mit dem Bildnisse des Verf. 10 Bde. Stuttg. 1840.
Neue Aquarelle aus dem Leben. Stuttg. 1840.
Fee Rosa. Seitenstück zu den „blauen Märchen" für alte und junge Kinder. Neu erzählt. (Mit vielen Abbildungen.) Stuttg. 1840.
Aus dem Leben Friedrichs des Großen. 2 Thle. Stuttg. 1840.
Mörder und Gespenster. 2 Bde. Ebend. 1840.
Theater-Roman. (Mit 13 Federzeichnungen von E. Hochdanz.) 5 Bde. Stuttg. 1841—42.
Gesammelte Schriften. In einer Auswahl. (In zwölf Bden.) Leipzig 1844 fgde.
Die Geheimnisse des Theaters. Mit Federzeichn. v. E. Hochdanz. 1. Lief. (Nebst 2 Zeichnungen.) Stuttgart 1845.
Viele einzelne Aufsätze in Journalen u. s. w. — Außerdem gab er mehrere treffliche Reisehandbücher und in Verbindung mit Andern einige Sammelwerke heraus.

Eine eben so reiche wie vielseitige Bildung, große Erfahrung, tiefe Welt- und Menschenkenntniß verbunden mit schöpferischer Phantasie und trefflicher Darstellungsgabe haben Lewald hohe Achtung und Geltung in der literärischen Welt und seinen Schriften einen sehr weiten Kreis von Lesern erworben. Es leidet jedoch keine Frage, daß er noch weit bedeutender dastehen würde, wenn er es hätte über sich gewinnen können, den Anforderungen der Gegenwart und dem Einflusse ausländischer Literatur geringere Wirkung auf seine Leistungen zu gestatten.

Braune Geschichten.

Mehrere Deutsche saßen im traulichen Kreise am Kamin.

„Kinder, wir langweilen uns," fing Einer nach einer Pause an, „wißt Ihr nichts Unterhaltendes vorzubringen? Es scheint, Ihr habt Euren Geist jenseits des Rheins gelassen."

„Hu, wie schauerlich," nahm ein Anderer das Wort. „Könnt Ihr Euch denken, daß der Geist jenseits des Rheins im Vaterlande spuke, während der Körper ohne Seele, gleich dem Golem der alten Rabbinen, hier an der Seine sich herumtummelt?"

„Ja wohl," fiel ihm der Patriotische in die Rede, „schweift unser Geist hinüber nach den lieblichen Rebenhügeln, während unser Körper unempfindlich und von nichts berührt in dem neuen Babel weilt."

„Das neue Babel ist auch nicht zu verachten, Bruder," sagte der Erste, „wenn wir nur einen deutschen Ofen hier hätten. Ich glaube die Unterhaltung würde gleich eine geistreichere Wendung nehmen. Das Kaminfeuer ist nicht gemüthlich. Solch ein Bivouac mag im Felde der Strapazen und der Ehren angenehm genug sein, aber in der Stube verlange ich mehr."

„Was das anbetrifft, so muß ich Dir widersprechen," bemerkte der Zweite. „Gerade am Kamine werden die schönsten Geschichten erzählt und eben am Kamine hören sie sich am Schönsten an. Die flackernde Flamme, die Glut von der einen Seite, die Kälte von der andern, das Dasitzen im Kreise mit vorgestreckten Füßen, in der traulichen Nähe und doch unheimlichen Beleuchtung, scheint uns sehr empfänglich zum Erzählen und zum Anhören zu machen. Daher giebt es denn auch Märchen, Erzählungen, Unterhaltungen am Kamine, wie die Novellisten gar zu gern ihre Sammlungen benennen."

„So benennen mögen sie sie immerhin," sprach nun ein feiner Mann mit einem schönen Gesichte, das ein schwarzer voller

Digitized by Google

Schnurrbart zierte und der bis jetzt, in Gedanken versunken, kein Wort gesprochen hatte. „Aber ein Gespräch, das wirklich am Kamine geführt wurde, ohne alle Abänderung drucken zu lassen, das wird nie den Leser befriedigen können. Namentlich wenn das Gespräch von nüchternen Franzosen geführt wird."

„Sollte es trunkenen Deutschen besser gelingen?" rief ihm ein Spaßmacher zu. „Schnell einen starken und großen Punsch herbei, wir wollen es einmal versuchen." Ohne Scherz fuhr der Schnurrbärtige fort. „Sie haben ein Buch herausgegeben, das Sie Contes bruns benennen, es soll in der Hoffmannschen Art sein, doch nach dem Ausspruche ihrer Kenner von esprit überfließen. Aber dieser esprit ist es eben, der so ungeschickt das Licht in jeden finstern Winkel hineinbringt, und die Erzähler in ihrem frivolen Tone scheinen selbst nicht an die Schauer zu glauben, die sie so gern mit aller Macht auf die Gemüther wirken lassen wollen. Wie gesagt, am Kamine in einer modern französischen Soiree ist die Sache an ihrem Platze. Ich glaube, man dürfte nicht einmal auf andere Weise gräßliche Spukereien dort vorbringen. Aber für Leser, und besonders für deutsche Leser, wie es deren giebt, im uralten Grenzstädtchen Kronach oder in der westphälischen Stadt Soest, oder im Harze in den Bergnestern, wo sie sitzen in grauen Zimmern, bei dünnen Talglichtern, einsam mit dem Buche, nur belauscht von der Tanne, die ans Fensterchen klopft, vor dem der schlafende Vogel hängt, umgeben vom schauerlich einförmigen Getöne der pickenden Wanduhr und eines summenden Ammenliedes aus der Ferne, womit ein Kind in den Schlaf gewiegt wird — für solche Leute muß anders erzählt werden und gerade für diese mag ich so etwas niederschreiben, die sich dabei vor lauter Vergnügen zu Tode ängstigen. Nur Phantasie hinein, so viel ihr davon habt, aber fort mit dem Geiste, mit dem Witze, der Nutzanwendung, Ihr begießt Euere Leser mit kaltem Wasser."

„Ich habe sie gelesen, diese Contes bruns," nahm der Erste wieder das Wort. „Als das Vorzüglichste darin erschien mir die Unterhaltung zwischen 11 Uhr und Mitternacht. Die Erzählenden sind darin gut porträtirt und das Erzählte trägt, bei allem Abenteuerlichen, den Stempel des Selbsterlebten."

„Das wohl," erwiderte der Schnurrbärtige. „Aber das Zufällige dabei schadet dem Eindruck. So wie man sich in einer Gesellschaft davor hüten muß, den Hörern nach dem stark Erschütternden das Schwächere zu erzählen, so muß man für Leser das noch mehr zu vermeiden suchen. Nun betrachte man, wie unkünstlich die Erzählungen auf einander folgen, wie widrig und unpoetisch manche an und für sich sind und wie unbefriedigend die meisten endigen."

„Ich glaube, wir könnten auf dieseArt," rief Einer aus der Gesellschaft, „bis morgen früh erzählen und nicht bloß von 11 bis 12; denn unsere deutsche Redseligkeit nimmt's in der Breite und Länge gut mit den Franzosen auf."

„Ihren neuen Erzählern ist das Weitläufige nicht abzusprechen. Da giebt's Hiebe rechts und links auszutheilen, und Beschreibungen, die nicht zur Sache gehören, und Umständlichkeiten, die ermüden," sprach der Schnurrbärtige. „Man nehme nur in den Contes bruns, im Tobias Guarnerius die Erwähnung der Bremer Grisetten und das Ende der ganzen Geschichte; dann im Auge ohne Augenlied die Beschreibung der Hütte des Wilden und die amerikanische Scenerie am Schlusse."

„Wenn gleich die Erfindung des Auges ohne Augenlied, um den Eifersüchtigen zu bestrafen, sehr schön ist, so ist doch die Ausführung ganz verdorben. Statt das Mädchen „ein Spunkie" sein zu lassen, würde Hoffmann z. B. aus ihr die Tochter eines seltsamlichen Menschen gemacht haben. Wir würden den Vater kennen lernen, wir würden uns erinnern einen solchen Mann gesehen zu haben, ja, eine Erinnerung aus früherer Zeit könnte uns grade eine solche Familie, ein solches Mädchen vor das Gedächtniß bringen, wir überredeten uns leicht, daß Alles wahr sei, indeß wir hier immer das Märchenhafte und Unwahrscheinliche mit Händen greifen. Für eine einzige Schlafrockschilderung Hoffmanns gäbe ich gern den ganzen phantastischen Trödel bei der nächtlichen Trauung des Pächters."

„So laßt uns," rief ein bleich aussehender junger Mensch mit erzwungen fröhlicher Miene aus, „auch allerlei Schauerliches erzählen. Einem Jeden von uns ist gewiß schon dergleichen begegnet. Ich erinnere mich im Hause meiner Aeltern einen seltsamen Vorfall erlebt zu haben. Ein Stubenmädchen, das sich mehrmaliger Diebstähle verdächtig gemacht hatte, wird fortgejagt. Mehrere Andere melden sich, um diesen Platz zu erhalten. Endlich kommt eine arme alte Frau daher, ein junges Mädchen an der Hand, und bittet, man möge sie annehmen. Das Mädchen hat nie gedient, aber die Frau ist gekannt und man entschließt sich dazu. Meine Mutter weiß gleich in den ersten Tagen des Rühmens kein Ende. Reinlich, arbeitsam, still und bescheiden, keine Domestikentugend fehlt dem Kinde. Das Einzige, was Besorgniß erregt, ist eine Blässe, die auf eine schaurerregende Weise zunimmt. Man schließt auf Krankheit, man dringt in sie, sie leugnet. Meine Mutter, eine Frau von Erfahrung, läßt die Mutter des Mädchens zu sich kommen und befragt sie, diese versichert, daß ihre Tochter kerngesund sei — aber — fügte sie mit einem tiefer Seufzer hinzu, es ist etwas Anderes, was ihr am Leben zehrt — sie sieht Geister.

Meine Mutter, obgleich überrascht, kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Die alte Frau läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort. Behalten Sie sie immerhin im Hause, sie ist gesund und wird in ihrer Arbeit gewiß nichts vernachlässigen. Von dem Schrecklichen, das Nachts ihr erscheint, wird sie nichts laut werden lassen, denn sie hat von mir den strengen Befehl ruhig zu tragen und keine lebende Seele damit zu erschrecken. Meine Mutter war geneigt, das Ganze für eine fixe Idee zu halten und da sie das Mädchen lieb gewonnen hatte, so beachtete sie sie mit einer stillen Theilnahme.

Es war fast ein Jahr vergangen, daß die Geisterseherin in unserm Hause war, als ein Scharlachfieber mehrere meiner kleinen Geschwister auf einmal befiel und unser Haus in Trauer versenkte. Das Stubenmädchen mußte bei den kranken Kindern wachen und meine Mutter entschloß sich mit ihr diese Sorge zu theilen. Einer unserer Hausfreunde, der uns täglich zu besuchen pflegte, war an diesem Tage nicht gekommen. Es war dies ein langer, trockner Mann mit fast kahlem Kopfe, stets in einen grauen Rock gekleidet, der immer den Kindern etwas mitbrachte, daher hatten ihn die Kleinen auch sehr gern. Es mochte Mitternacht sein, die Kranken schienen zu schlummern und meine Mutter hatte die Augen geschlossen, um sich einer kurzen Ruhe zu überlassen. Da wird sie plötzlich durch ein furchtbares Geschrei aufgeschreckt. Die Kinder liegen ruhig schlummernd da, aber das Mädchen kniet, den Kopf tief in den Sitz eines Lehnsessels drückend, und stöhnt dumpf. Meine Mutter nähert sich ihr und bittet sie, ruhig zu sein, um die Kinder nicht zu erwecken, die wunderbar genug fortschlummern. Nach vielem Zureden hebt das Mädchen ängstlich den Kopf empor und blickt schaudernd nach dem Bettchen meiner jüngsten Schwester hin.

„Ach Madame," fängt sie dann mit leiser, zitternder Stimme an, „es wird wohl nichts zu bedeuten haben." Mehr war von ihr für den Augenblick nicht herauszukriegen. Erst gegen Morgen, wie die Gegenstände in der Krankenstube deutlicher erschienen und ein trüber Sonnenstrahl durch die dunkeln nicht fest zugezogenen Vorhänge der Fenster fiel, wollte das Mädchen sagen, was sie Nachts gesehen hatte. Die Thür ward von unsichtbarer Hand geöffnet und mit unhörbaren Schritten näherte sich unser Hausfreund dem Lager meiner jüngsten Schwester. Das Mädchen wollte ihn anreden, denn kein Zweifel, daß er es war, derselbe graue Rock, dieselben magern Hände, die Hut und Stock hielten, die strotzende Tasche endlich, die ein Geschenk verhieß. Aber so wie er ganz nahe war, sagte ihr das unheimliche Gefühl, woran sie schon gewöhnt war, daß dies kein Lebender mehr sei. Sie that sich Gewalt an und schaute fest nach der Erscheinung. Diese schritt an ihr vorüber ohne sie zu bemerken, beugte sich über mein schlafendes Schwesterchen, zog ein Kruzifix von Elfenbein aus der Tasche und legte es dem Kinde auf die Brust. Hier mußte sie laut aufschreien und ihr Gesicht verbergen, das ein eiskalter Hauch in dem Augenblick anwehte. Wie meine Mutter nun zu ihr gekommen war und sie nach dem Bette wieder hinsah, war die Erscheinung verschwunden. Das elfenbeinerne Kreuz fand sich bei der Kranken. Die Andern wollten es aber lange unter ihren Spielsachen bemerkt haben, und in der That soll es ein Geschenk des Hausfreundes gewesen sein, dessen Tod wir am andern Tage erfuhren.

Nach einer kurzen Krankheit war er plötzlich in der Nacht verschieden. Aber auch meine Schwester erlag in der 7. Nacht nach dieser der Krankheit, die übrigen Geschwister genasen.

Es ist überflüßig zu sagen, daß das unheimliche Stubenmädchen den Dienst verlor, doch erhielt sie aus dem väterlichen Hause eine fortwährende Unterstützung."

„Ha, ha! Es soll also Gespenstergeschichten geben! nun wohl, ich bin dabei," hob ein Schauspieler an, der nach Paris gekommen war, um den Franzosen ihre Kunst abzusehen. „Ich kann vom Theater Allerlei berichten. Da ist z. B. in München ein hübsches Gebäude am Isarthore, wo sonst Komödie gespielt wurde, jetzt soll die polytechnische Schule dort sein. Es wurden ganz verzweifelte Spukgeschichten dort aufgeführt, die jedoch nicht in Betracht kamen gegen die, welche der Teufel selbst auf eigene Hand darstellte. Eines Abends, da nicht gespielt wurde, gehe ich über das dunkle Theater, um bei dem Garderobier einen neuen Anzug zu probiren. Es war im Spätherbste zwischen 5 und 6. Wer das alte Theater kannte, weiß, daß es enorm tief und hinten offen war, damit die beliebten vierfüßigen Künstler in großer Menge herauf- und hinuntergebracht werden können. Einige Jungen waren auf diesem Wege zur verödeten Scene gekommen, um mit hölzernen Schwertern und Pappheimen eine Ritter-Com-

Digitized by Google

die aufzuführen. Ich sehe ihnen eine Weile zu und ergötze mich besonders an einen pausbäckigen Jungen, der den Eßlair ganz kopirte, und bei dem Geschrei: „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell!“ wie wahnsinnig um sich herum schlug. Mit einem Male kreischen alle Jungen fürchterlich auf und rennen, als wenn ihnen der Kopf brannte, vom Theater. Im ersten Augenblick glaubte ich, sie fürchteten sich vor mir, der im dunklen Mantel, an eine Coulisse gelehnt, ihrem Spiel stumm zuschauete. Ich rufe ihnen nach, doch das Wort blieb mir im Halse stecken, denn am andern Ende der Scene steht ein Etwas unbeweglich und blickt nach mir aus gespenstischen Augen unverwandt hin. Soll ich hier beschreiben, wie es aussah? — ich kann es nicht. Es war eine menschliche Gestalt, mit der Radirnadel leicht in den dunkeln Grund geritzt. An manchen Stellen floß Zeichnung und Grund zusammen, und da sah es aus, als wenn ein weiter Mantel von Spinngeweben Alles umzogen hätte. Der Kopf war am Entschiedensten gezeichnet und die Augen darin glänzten matt und lebten und ein Schauergefühl übermannte mich, so daß ich schnell die Bühne verließ und die Stiege zum Garderobier hinaufstolperte. Ich warf mich in einen Stuhl und forderte ein Glas Wasser. „Sie sind bleich und entsetzt,“ sagte der Mann besorgt. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er war nicht zurückhaltender und gestand, daß er einer ähnlichen Erscheinung schon oft begegnet sei. „Sie glauben nicht,“ setzte er hinzu, „wie es hier im Hause spukt. Man darf nur nichts davon laut werden lassen, um das Gebäude beim Volke nicht in Verruf zu bringen. In den Nächten vor den Feiertagen, an welchen große Spectakelstücke gegeben werden sollen, wenn ich so da sitze mit meinen Gehilfen und emsig nähe, dann reißt's die Thüre auf und geht keck an uns vorüber,“ — „„Was denn, was denn?““ fragte ich hastig. —

„Weiß ich's?“ gab er zur Antwort. „Wir machen die Augen zu und kreuzen uns, und dann geht's in das Magazin und da sollen sie es wirthschaften und handthieren hören. Helme und Harnische werden hin und her geworfen und mit den Kleidern wird Fangball gespielt, ich dachte sonst, es müsse Alles über und unter einander liegen, doch wenn ich am Morgen aufwachte, so fand ich Alles am alten Platze und in der besten Ordnung.“ Die Frau des Theaterdieners, welche zugegen war, bekräftigte diese Aussage, denn sie wohnte im Erdgeschosse und hörte jedesmal den Teufel lärmen. Gesehen hatte sie jedoch nur einmal etwas und zwar denselben grauen Mann, der mir heute begegnet war. Sie war nämlich nach beendigter Vorstellung in der Requisitenkammer beschäftigt, um dort aufzuräumen. Da scheint es ihr, als schliche etwas an ihr vorüber. Sie blickt auf und sieht sogleich nichts, doch da sie einen Luftzug verspürt, so wendet sie sich nach der geöffneten Thür, die aufs Theater führt und gewahrt dort den grauen Mann, der sie groß anstarrt und zu drohen scheint und dann die Thür hinter sich zuzieht und verschwindet. Sich kreuzend und ein Gebet sprechend ist sie im Augenblick unentschlossen, ob sie bleiben oder gehen soll, aus Furcht, dem Gespenste auf dem Theater zu begegnen. Endlich ergreift sie ein Kruzifix, das in den Kreuzfahrern gebraucht wurde, und mit diesem profanirten Werkzeug hofft sie dem Teufel zu trotzen und sucht den Weg über das finstere Theater nach ihrer Schlafstube. Es war aber nichts Unheimliches mehr anzutreffen.“

„Es ist sonderbar,“ sagte nach einer Pause der Schnurrbärtige, „daß fast von allen Schauspielhäusern dergleichen Märchen im Gange sind.“

Der Erzähler nahm es übel, daß seine Geschichte ein Märchen genannt wurde, und behauptete, wenn er gleich kein Hasenfuß sei, so würde ihn doch nichts in der Welt bewegen können, einmal nach beendigter Vorstellung eine Nacht über allein im Theater zu bleiben.

„Denkt Euch einmal,“ fügte er hinzu, „Ihr wachtet in der Nacht auf und erblicktet die Logen gefüllt mit hohlaugigen bleichen Todtengesichtern und luftige Hände klatschten zusammen und es gäbe keinen Ton, und Moderduft erfüllte den Raum. Und auf der Bühne spreizten sich ekelhafte Phantome und führten eine Komödie zum Haarsträuben auf.“ —

„Und die in den Logen sitzen, wären abgeschiedene große Dichter, deren Werke auf diesen Brettern oft verhunzt wurden,“ rief spottend ein Anderer, „und ein Chor geisterhafter Recensenten umschritte, Eumeniden gleich, die dunkle Scene und peitschte mit Schlangengeißeln.“

„O genug davon,“ sagte der Schauspieler, „es thut mir leid, daß mein Theaterspuk nicht im Stande war, Euch zu ergreifen, ich will es daher mit einer andern Geschichte versuchen, die mir von einer glaubwürdigen Freundin mitgetheilt wurde. Eine Dame in Wien hatte das Unglück, ihre Tochter zu verlieren. Am Tage nach der Beerdigung tritt die Schwester der Gestorbenen bleich und verstört zur Mutter und erzählt ihr, daß in vergangener Nacht Caroline — so hatte die Verstorbene geheißen — an ihr Bett gekommen sei, und diese die Vorhänge geöffnet habe. Sie hätte nicht geschlafen und Alles deutlich gesehen, aber der Schreck hätte sie so erfaßt, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, ihre gepreßte Brust durch einen Schrei zu erleichtern. Caroline habe sie beim Namen gerufen und eine Weile wehmüthig auf sie herabgeschaut, dann habe sie zu ihr gesagt: „Kommt doch und legt mich zur Ruhe in ein trocknes Grab, ich friere ja im Wasser.“ Darauf sei sie verschwunden. Das Entsetzen hatte das arme Mädchen so ergriffen, daß ihr Zustand der geängstigten Mutter einen neuen Verlust prophezeite und diese sich alle Mühe gab, dem Mädchen die Erscheinung als Spiel der Einbildung zu erklären.

„Du dachtest im Schlafengehen an die verstorbene Schwester, die nun die erste Nacht draußen auf dem Friedhofe ruhet; du hörtest den Herbststurm und das Fallen der Regentropfen, die ihr kühles einsames Grab umsausten; da träumtest du so lebhaft. Doch denke, daß der Frühling kommen wird und wir Rosen draußen pflanzen werden, und ein blühender Garten aus der Asche der theuren Geliebten entsprießen wird,“ — so sprach tröstend die selbst des Trostes bedürftige Mutter. Zwei Tage vergingen und das Mädchen ward nicht heiter und sah immer bleicher. Die Mutter schrieb dies dem stillen Grame um die Verlorene zu und fragte nicht weiter nach einer Ursache. Am andern Morgen des dritten Tages sagte ihr endlich die Tochter, daß sie es nicht mehr zu tragen vermöge. Allnächtlich erscheine ihr die Schwester und immer wehmüthiger sehe sie aus, immer herzzerreißender töne ihre Klage. Die Mutter willigte endlich ein, das Grab zu besuchen, um es vor Regen und Wind, die unaufhörlich fortgedauert hatten, gehörig zu schützen. Sie kamen auf den Kirchhof an und fanden mit Entsetzen den Hügel, von leichtem Sande, aufgewühlt, und den Sarg von Wasser bedeckt. Sogleich wurde der Todtengräber herbeigerufen und nachdem dieser abgeholfen hatte, beunruhigte keine Erscheinung der todten Caroline mehr ihre Schwester.“

„Allerdings schauerlich,“ sagte der Patriotische, „aber wenn Ihr mit den Contes bruns wetteifern wollt, dürft Ihr nicht blos Gespenster und Spuk erzählen. Namentlich ist in der „Conversation entre onze heures et minuit“ nicht die leiseste Spur davon zu finden. Es sind dies vielmehr Geschichten mit Fleisch und Bein, Kriegsscenen, Reiseabenteuer, Morde, Alles selbst erlebt und mit dem Colorit der Wahrheit ausgemalt. Wenn Ihr mir's erlaubt, will ich einmal versuchen, Euch ein Abenteuer zu erzählen, das ich in Westphalen bestand, in Westphalen, dem geheimnißvollen Lande, wo die Vehme ihren Sitz hatte und wo — Ihr mögt mir sagen, was Ihr wollt, noch heut zu Tage die Menschen und ihre Wohnplätze eine ganz eigenthümliche Physiognomie tragen.“

„Es war zwischen Münster und Osnabrück, wo ich an einem regnichten October-Abende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutscher aus Ibbenbühren, einen trägen Gesellen, der es mit Niemandem auf der Welt gut meinte. Denn seine starken Pferde wären bei einigem Antreiben eher in den Stall gekommen, und er selbst hätte sich zeitiger auf die Streu werfen können. Statt dessen saß er ruhig da, ließ sich und die Thiere beregnen und mich verzweifeln. So war die Nacht hereingebrochen, und wir fuhren noch immer unter den Tannen weg, die ihre träufenden Aeste in den Wagen streckten, um mir wie aus Gutmüthigkeit auch etwas vom Regen zukommen zu lassen. Ich ward ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Plötzlich hielt er an, sprang vom Sitze und sprach einige unverständliche Worte. Ich fragte ihn, wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit gestand er es ein, daß er irre gefahren sei. Ich sprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings schwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn das, was er dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit vertrockneten Nadeln bestreut war, und so eine hellere Färbung als der Grund umher hatte, und die nun aufhörte und von alten Tannen umgrenzt war, die ihre schwarzhaarigen Zweige in einander verschränkten und uns den Ausgang versperrten. Hinter diesen Waldriesen hatte sich der Nebel aus dem Moore wie ein weißes Laken ausgebreitet und verschloß jede Fernsicht, selbst wenn die Bäume eine gestattet hätten. Der Kutscher fluchte immerfort, ich schauete ringsumher. Hätten mich nicht Regenschauer und Nachtwind durchschüttelt, ich wäre mit der Scenerie ganz zufrieden gewesen, und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahin reiten zu sehen. Die nasse Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildungskraft bedeutend ab und ließ solche Spukgebilde nicht in ihr aufkeimen. Plötzlich flimmerte mir etwas aus dem Nebel zu. Zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. „Ein Licht,“ schrie ich, und der Kutscher hielt es auch dafür. Wir machten uns also durch Dorn und Gestrüpp zu Fuß auf den Weg dahin, und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beschwerden, an schroffen Abhängen vorbei, über Steine, sahen wir abermals eine lichte

Stelle, und unfern von uns ein langes, schwarzes Haus, an dessen einem Ende, in einer Mauer-Blende ein Kruzifix angebracht war, vor welchem eine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hierhergeleitet hatte. „Ein gutes Omen!“ sagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutscher kreuzte sich und murmelte leise: „Ja wohl Amen!“ Wir näherten uns dem Gebäude, das still und finster keine Spur von Bewohnern verrieth. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu suchen hatten. Ich öffnete sie und sah in einen wüsten Raum. In einem Winkel war eine Fallthüre geöffnet und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaaricht scheußliches Weib hervor, die ein breites, blankes Messer wetzte. Unwillkürlich trat ich zurück. Die Hexe nahm sich ohnedies in der Rembrandschen Beleuchtung nicht eben erfreulich aus, und dazu kam noch ihre verfängliche Handthierung. Sie hatte uns schon erblickt und rief einige Worte in ihrem unverständlichen Dialekte, die aus den schlotternden Kiefern hervorzischten. Auf das trat ein baumgroßer Kerl mit einem bleichen Gesichte, von schwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. „Was giebt's, Ihr Herren?“ fragte er auf gut Deutsch. Mein Kutscher nahm schnell das Wort und forderte einen Stall. „Es ist zwar keine Herberge hier,“ sagte der Kerl, „aber Sie können hier schon übernachten.“ Mein Kutscher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Hexe hatte die Fallthüre zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Messer, und nachdem sie einen Kieferspan angezündet hatte, ging sie dem Kutscher beim Ausspannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem Wirthe, und ich sehnte mich nach der Rückkunft des Kutschers. Eine Bank, ein Tisch, ein alter Schrank und eine pickende Schwarzwälder Uhr, das waren alle Möbel dieser Stube. Stillschweigend schenkte mein Wirth zwei Schnapsgläser voll und stellte sie nebst einem hölzernen Teller, worauf große Schnitte Pumpernickel lagen, auf den Tisch. Ich hatte keinen Appetit.

Beide, Wirth und Gast, schienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dies nicht, daß sie einander scharf beobachteten. Der Kutscher machte endlich dieser stummen, peinlichen Scene ein Ende. Er trank den Schnaps, aß das Brod und schimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er sich auf die Streu, die ihm die Alte auf die Erde zurecht gemacht hatte und schnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen wollte? Der so gebräuchliche Ausdruck „zur Ruhe legen,“ machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich war unentschlossen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutscher theilen wollte, doch verlangte ich das Bett zu sehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, die zu einer Fallthür führte. Das war mir schon nicht recht. Ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib stand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Thür aufgestoßen, als ich ihr sagte, ich würde neben meinem Kutscher schlafen, um morgen gleich bei der Hand zu sein. Der Kerl und das Weib schienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen neben mir. Alsbald nahm das Weib das Licht und schlich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob sie uns nicht stören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutscher, den ich längst eingeschlafen glaubte, leise zu sprechen an, was mich nicht wenig erschreckte. Seine Worte erhöheten meine Besorgnisse, die ohnedies schon stark genug waren, um ein Bedeutendes. Was war zu machen? Ich stand auf und versuchte es, ein Fenster zu öffnen, allein vergebens, die schienen zugenagelt zu sein. „Was wollen Sie auch anfangen,“ sprach der Kutscher. „Hier ist kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlassen. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist das Kruzifix vor der Thür.“ Die Lampe, die davor brannte, erhellte matt den Platz vor dem Hause, den ich übersehen konnte bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Einzäumung dienten. Alles war ruhig und stille im Forste. Kein Laut im Hause vernehmbar. Die Bewohner schienen alle zu schlafen, und doch war's so unheimlich. Nachdem ich lange Zeit so gelauscht hatte, und immer noch Alles ruhig blieb, bemächtigte sich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, sich geltend zu machen. Ehe ich mich jedoch niederlegte, untersuchte ich die Thür und fand sie von außen verschlossen. Ich theilte die dadurch erneuete Besorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit und nahm mir vor, nicht einzuschlafen, um bei einem Unfalle sogleich zur Hand zu sein. So legte ich mich zu meinem Kutscher und meinen Waffen auf die Streu.

Ein Geräusch an der Thür ließ sich vernehmen und schreckte uns Beide in die Höhe. Die Schreckensnacht war vorüber und der graue Tag schimmerte durch das trübe Fensterchen. Das alte Weib trat ein und meldete, daß die Pferde bereits abgefüttert seien. Der Kutscher lachte und schüttelte mir die Hand, und sagte auf Kutscherweise: „Nun wollen wir auf in Gottes Namen!“ Während er anspannen ging, trat ich zur offenen Thür in den Wald hinaus. Ich betrachtete mir das Haus. Es war aus Lehmkuchen erbaut, niedrig und fast erdrückt von der Last des hohen bemoosten Strohdaches. Das eine Ende des Hauses hinter dem Stalle lag in Schutt und Ruin. Keine Einfriedung, nicht die Spur einer Anbauung des Bodens verrieth die Handthierung der Bewohner. Ich glaubte noch immer bei einem armen Waldwarte übernachtet zu haben. In Gedanken umging ich das Haus. Da fällt mir hinten an der eingestürzten Mauer frische Erde auf, die so eben gegraben zu sein scheint. Ein Stück eines roth und weiß gewürfelten Linnentuches, und ein abgerißnes Strickende liegen nebst großen und kleinen Papierbogen, worin man Waaren einzupacken pflegt, am Boden. Ich kann nicht beschreiben, wie ängstlich es mir mit einem Male in diesem Winkel wurde. Es war ein Kehrichthaufen hinter dem Hause, nichts weiter, aber die Schauer einer geheimnißvollen That webten an diesem Orte und zogen an meinem innern Sinne vorüber, mich wunderbar ergreifend. An einem aus der Lehmwand hervorragenden Balken gewahre ich rothe Zeichen. Ich trete ängstlich näher und habe nun die Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde. Mir war nämlich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Polen von einem alten weisen Rabbi ein kabbalistisches Zeichen erklärt worden, welches Juden, die von Mördern überfallen wurden, in ihrer Sterbestunde mit ihrem Blute zeichnen, um Andern Kunde von ihrer Ermordung zu geben. Diese blutigen Verräther fand ich nun hier, und darunter eine hebräische Chiffer, die ich nicht zu enträthseln vermochte, und die wahrscheinlich den Namen des Unglücklichen bedeutete. — Hier war ein Mord vorgefallen — der arme Jude hatte vor dem Verscheiden mit dem blutenden Finger die ruchlose That an die Wand geschrieben, wo eine leichte Schicht Erde seinen Leichnam bedeckte. — Der Knall der Peitsche weckte mich aus meinen Gedanken, der Kutscher saß bereits auf. Er hatte sich den Weg zeigen lassen und sagte, was er konnte, um die Landstraße zu erreichen. „Das war ein verfluchtes Nest, unser Nachtquartier,“ sagte er einmal übers andere. „Und wo nur der Kerl geblieben sein mochte? heute war Niemand im Hause als die Teufelsfratze von Weib!“ — Ich antwortete nicht. Im nächsten Orte machte ich die Anzeige bei den Gerichten, die sogleich eine Untersuchung zu verhängen versprachen. Meine Reise litt keinen Aufschub und ich eilte weiter. Nach mehrern Monaten kam ich wieder durch den Ort und erfuhr, daß man im Hause keine Bewohner gefunden habe, daß es früher die Hütte eines alten Waldwarts gewesen sei, der aber nun schon seit mehrern Jahren todt war, und daß an dem von mir bezeichneten Orte, hinter dem verfallenen Gemäuer, eine verstümmelte, von Niemandem gekannte Leiche gefunden worden sei; in dem Balken aber, der dort aus der Lehmmauer hervorragte, hätte man keine rothen Karaktere wahrnehmen können, wohl aber seien frische Späne daraus gehauen worden. So blieb die Sache unenträthselt — ich kam nie wieder in die Gegend.“

„Die blutigen Zeichen, die ein Sterbender hinterläßt, um zu warnen oder zur Rache aufzufordern, haben allerdings sehr viel Schauriges, und die Idee ist neu und ergreifend, der Rest der Geschichte, lieber Freund, ist jedoch ganz gewöhnlich und in vielen Reisebeschreibungen, in den natürlichen Gespenstern, ja wohl selbst in Kinderbüchern, schon da gewesen,“ sagte spottend der Mann mit dem Schnurrbarte.

„Die erlebten und wahren Begebenheiten können nie durchweg den Reiz der erfundenen haben,“ bemerkte der Patriotische, „das sagt auch der Arzt in den französischen Contes bruns, die doch eigentlich zu dieser unserer Kamin-Unterhaltung Veranlassung gaben. Oft auch entstellt die Erfindung des Erzählers die erhabendste Begebenheit, die eben in ihrer Einfachheit ergreift,“ erwiderte der Schnurrbärtige. „Der Aufwand, den der Erzähler macht, um die Sache zu schmücken, ist dann bloße Ungeschicklichkeit, und die Herausgeber der Contes bruns haben sich diese Fehler sehr oft zu Schulden kommen lassen. So ist z. B. „le ministère public“ — —

„Und finden Sie diese Erzählung nicht eben vortrefflich?“ fielen ihm schnell Mehrere ins Wort. „Noch vortrefflicher, wie sie sich wirklich ereignete,“ sagte ernst der Schnurrbärtige. „Zufällig lebte ich damals in der Gegend von Beaugency und kannte den Anwalt des Tribunals und Pierre Leroux.“

„O so erzählen Sie,“ riefen Alle.

„Ich will Ihnen Alles so treulich berichten, wie es jeder Einwohner von Beaugency weiß, und wie es sich aus den Aussagen in den Verhören klar ergeben hat. Urtheilen Sie dann selbst, was der Erzähler in den Contes bruns zu dieser Geschichte hinzu erfand, und was er damit bewirkte.“

„Pierre Leroux war ein armer Kärrner und ein Mensch von den beschränktesten Begriffen. Seine alte Stute Grise und das Klatschen seiner Peitsche, das waren die Gegenstände von Wichtigkeit, die ihn beschäftigten. Ging er neben seinem Karren, so ruhete sein Blick auf der Stute und ihrem trägen Gange, und

Digitized by Google

wenn er sich einen Spaß machen wollte, so ließ er ihr die Peitsche um den Kopf schwirren, und ging sie dann für einen Augenblick schneller, so klatschte er vergnügt. Dieser Pierre schlief gewöhnlich nach den Beschwerlichkeiten des Tages auf seiner Streu gut und fest. Von Träumen wußte er wenig zu sagen. Einst jedoch beunruhigte ihn ein böser Traum, den ihm ein böser Dämon gesandt haben mußte, da er ihm das Leben raubte. Es kam ihm nämlich vor, als klatschte seine Peitsche nicht mehr, und als habe seine Grise keinen Appetit. Beides quälte ihn so sehr im Traume, daß er in größter Unruhe erwachte. Lächelnd sah er nun um sich und merkte bald, daß ihm Alles nur geträumt hatte. Aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte die überzeugendste Gewißheit haben. Er sprang auf, riß die Peitsche vom Riegel und ließ sie einigemale klatschen. Hui, wie schallte das im Stalle. Alle seine Bewohner wurden wach, das war ein Gestampfe und Gewieher! Freudig rief er: Gottlob, nun will ich sehen, ob die Grise auch noch frißt! und schnell ging er hin, gab ihr einige Hände voll Hafer, und sie — die nie zu viel bekam — ließ sich nicht lange nöthigen und machte dem guten Pierre damit die größte Freude. In diesem Gefühle hatte er sich wieder hingelegt und einige Minuten stärkenden Schlafes genossen, als lärmend an die Stallthür gepocht wurde. Lerour sprang auf und öffnete. Es war grauer Morgen. Ein Piquet Gensd'armen dringt ein und nimmt den armen Pierre Lerour gefangen. Ein Mord ist in dieser Nacht verübt worden. Die Nachbarn haben den Lärm im Stalle gehört. Man schließt daraus, daß Lerour in der Nacht aus gewesen und wieder heimgekehrt ist. — Kurz man will den Mörder finden, und er wird gefangen. Als sein Ankläger präsentirt sich ihm beim ersten Verhör ein junger Advocat, dem Alles daran liegt, seinen Scharfsinn im höchsten Lichte zu zeigen, und so einen der Richter, den reichen Vater einer schönen Tochter, für sich einzunehmen. Diesem gegenüber steht nun der einfältige Pierre Lerour, der von der ganzen Anklage nichts begreift und steif und fest behauptet, daß die Herren nur ihren Scherz mit ihm treiben. Mehr weiß er seinem Vertheidiger nicht zu sagen. Diese vermeinte Verstocktheit und der Scharfsinn seines Gegners, der mittlerweile Beweise auf Beweise häuft, bringen unsern armen Träumer unter das Beil der Guillotine. Der junge Rechtsgelehrte kehrt mit den Lorbeeren der Themis gekrönt aus diesem Prozesse zu seinen Laren zurück. In den wichtigsten Fällen wird sein Beistand zu Rathe gezogen und die Hand des reichen, schönen Mädchens ihm angetragen. Nun fühlt er sich ganz glücklich. Ein berühmter Advocat, ein reicher Mann einer schönen Frau, das waren stets seine Wünsche. In Acten vergraben, überrascht ihn oft die Nacht, bescheint ihn oft der erste Morgenstrahl. Diese anhaltende Beschäftigung droht seiner Gesundheit, eine seltsame Röthe färbt seine Wangen, welche oft mit einer desto auffallendern Blässe abwechselt. Der Arzt spricht von Congestionen nach dem Kopfe, man besorgt einen Blutsturz und will Aderlässe verordnen."

„Mittlerweile ereignet sich ein sonderbarer Zufall. Eines Morgens wird der Advocat todtenähnlich auf dem Boden seines Zimmers gefunden. Mit Mühe wird er wieder ins Leben gebracht. Aus seinem Irrereden geht hervor, daß er Visionen habe — er spricht von einem blutenden Kopfe, der ihn angegrinzt habe — er sagt, daß ihn dieser Anblick unaufhörlich folterte. Einige Aderlässe, Blutigel und dergleichen werden ihn wohl wieder in Ordnung bringen, meint der Arzt, und vor allen Dingen soll die Heirath bald vor sich gehen, dem kräftigen Manne fehlt eine junge Frau.

„Die Familien sind gern geneigt dieser Meinung des Arztes beizupflichten und die Hochzeit wird gefeiert. Die junge Frau liegt bereits im Brautbette da, ihren Mann erwartend, der sich noch entkleidet. Jetzt will er sich an ihre Seite legen, doch plötzlich wird er vom Wahnsinn ergriffen.

Auf dem Polster seines Bettes sieht er den blutenden Kopf wieder, mit den blutgetränkten struppigen Haaren und dem gebrochenen Auge, der seine junge Frau herzt und küßt. Er will das Schreckbild verscheuchen, aber es dreht sich hohnlachend nach ihm um, und er erkennt die bleichen Züge des unschuldig durch ihn gemordeten Pierre Lerour, da steigert sich sein Wahnsinn zur Raserei, er springt zum Kamine, ergreift eine Feuerzange und führt einige Hiebe auf den krachenden Schädel, als wollte er den Kopf des Todten noch einmal tödten; das Spukbild verschwindet und er kann sich zu seiner jungen Gattin ins Bett legen. Nach einem festen Schlafe erwacht er, der Kampf mit dem Kopfe in voriger Nacht erscheint ihm wie ein Traum, aber welch ein Blutstrom besudelt ihn? — Er blickt um sich — da liegt sein junges Weib mit zerschelltem Kopfe neben ihm. Die hereintretenden Aeltern, welche die Neuvermählten zu überraschen glauben, beben zurück und der Advocat, der bei dem Verhöre Alles so berichtet, wie ich es eben erzählt habe, ist nicht so spitzfindig sich selbst retten zu können und er wird von demselben Beile gerichtet, welches dem unglücklichen Pierre Lerour den Kopf herunterschlug."

„Die letzte Erzählung der Conteur brumm: „le Grand d'Espagne" erschien mir noch ergreifender," sprach der Bleiche. „Ich möchte ihre Wahrheit nicht verbürgen," meinte der Schnurrbärtige. „Sie strotzt von abenteuerlicher Unwahrscheinlichkeit. Ein junger französischer Feldscheer wird Nachts von Vermummten zu einer vornehmen Dame geholt, die in Kindesnöthen sich auf dem Boden eines Zimmers wälzt und vor Schmerz ein Tuch zerbeißt, das sie, um jeden Schrei zu unterdrücken, in den Mund gesteckt hat. Im Nebenzimmer schläft der betrogene Gatte, ein spanischer Grand. Der kleinste Zufall kann ihn erwecken, demungeachtet wacht er nicht auf, während das Kind stückweise von der Mutter geholt wird, und diese sich dann, als wäre nichts vorgefallen zu dem Manne ins Schlafgemach verfügt. Unterdeß entfernte sich der Feldscheer und der Geliebte der Dame, welcher bei der Entbindung zugegen war, nachdem dieser die blutenden Stücke seines Kindes in ein Tuch gewickelt und unter seinen Mantel verborgen. Wie leicht hätte hier die Unwahrscheinlichkeit vermieden werden können und wie sehr zerstört die von dem Erzähler absichtlich erzählte Scenerie das ängstlich Spannende, das in der Situation liegt. Der Feldscheer bewahrt das Geheimniß, an dessen Enthüllung sein Leben hängt, bis wenige Tage vor seiner Abreise aus Spanien. Da läßt er sich verleiten in einem Kreise von Freunden sein Abenteuer zu erzählen. Es geschieht dies im Freien in froher Gesellschaft. Die Freunde fragen ihn, ob er die Dame wieder erkennen würde? Er verneint es, da ein dichter Schleier ihr Gesicht verbarg, den der Geliebte stets sorglich wieder ordnete, wenn er davon hinabgegleitet war. Ein einziges Merkmal ist es, woran er sie einst wiederzuerkennen hoffen darf, eine braune Warze an dem einen Arme von Haaren umgeben. Kaum hat er ausgesprochen, so sieht er plötzlich zwei leuchtende Augen aus einem Gebüsche ihn anstieren. „Wir sind belauscht worden!" sagt er und wird todtenbleich."

„Es muß also angenommen werden, daß der Lauscher überall gegenwärtig war. Die Freunde versprechen den Beängstigten nicht zu verlassen. Am andern Morgen reist er aus Spanien und bis in die Heimath wird ihm der Rächer nicht folgen, daher wollen sie die wenigen Stunden vor der Abreise mit ihm zubringen. Man setzt sich zur Flasche und will so den Morgen erwarten. Doch eine unerklärliche Müdigkeit hat sich der Freunde bemächtigt, sie schlummern sämmtlich ein und der unglückliche Feldscheer legt sich auch aufs Bett. Da werden die Vorhänge aus einander gerissen und jene leuchtenden Augen aus dem Gebüsche stieren ihn an und aus dem die Gestalt verhüllenden Mantel wird ihm ein abgeschnittener Menschenarm entgegengestreckt und er hört die Worte: „War es dieser?" In demselben Augenblick fühlt er, daß ein Dolch ihm in die Brust gestoßen wird. Die Sinne vergehen ihm, doch war die Wunde nicht tödtlich. Er verläßt Spanien und kömmt nach Frankreich zurück."

„Einst in einer Abendgesellschaft erblickt er einen bleichen, fast kahlköpfigen Mann an der Seite einer eben so bleichen Dame, die nur einen Arm hat. Man kann denken, daß er sich bestrebt in ihre Nähe zu kommen. Es gelingt ihm endlich und auf die Frage: bei welcher Gelegenheit die Dame den Arm verloren habe, erhält er die Antwort: „dans la guerre de l'indépendance!""

„Ich überging absichtlich noch ein episodisches sehr verliebtes Kammermädchen, die am Ende vergiftet wird, und die für die Geschichte von gar keinem Interesse ist. Ich glaube nicht, daß der Grand von Spanien einen Vergleich mit Pierre Lerour aushalten kann."

„Ich kenne jedoch den jungen Dichter, von dem beide Erzählungen herrühren," fügte der Bleiche hinzu, „und bin überzeugt, daß er ein schönes Talent besitze. Es keimt jetzt in der Poesie wie in der Wirklichkeit ein gewaltiges Leben in Frankreich. Wie das Alles treibt und knospt und wie die Blume strebt, die dünne Hülle zu zersprengen, und sich zur Sonne Bahn zu machen."

„So paradox für den ersten Augenblick auch die Behauptung scheinen mag," bemerkte der Patriotische, „so hat denn doch der jetzige Zeitpunkt der französischen Literatur eine starke Aehnlichkeit mit unserer frühern, da die Stolberge, Voß, Bürger, Hölty und Andere noch eine jugendliche Coalition gegen das alte Perrückenthum bildeten. Das war ein gemeinsames, befreundetes Streben, Keiner beneidete dem Andern den Lorbeer, unbekümmert ob er verdient oder unverdient war, sondern er suchte ihn noch aus eigenen Mitteln zu verherrlichen. Wie einsam dagegen pilgerte noch der große Lessing sein kurzes unfreundliches Leben dahin bis zum unbekannten Grabe, das nicht einmal ein einfacher Stein bezeichnet."

„Doch wohl zu merken," fügte der Schnurrbärtige hinzu, „daß jene Kämpfe selbst noch viel von den Perrücken ankleben hatten; Victor Hugo, Dumas, Barbier und Barthelemy würden sich in den Portraits der Stolberge, Voß, Bürger und Hölty nicht wiedererkennen."

Digitized by Google

„Das macht, sie sind Franzosen von 1830 und jenes waren Deutsche aus dem 18. Jahrhundert. Dies ist die einzige Verschiedenheit," erwiderte der Patriotische. „Wird nicht von den sogenannten Klassischen in Frankreich Zetergeschrei über die Neuerer erhoben, wie sonst in Deutschland? Wird nicht Victor Hugo's Französisch eben so verkehrt, wie sonst das Voßische Deutsch? Hättet Ihr damals gelebt, als Voß zum Erstenmale: „Emporkömmlinge" für „parvenu" gebrauchte und daran dachte, die Sprache zu „vervollkommnen" statt zu perfectioniren; Ihr würdet wissen, welch Geschrei man erhob und den Puristen zu allen Teufeln wünschte, der solche närrische Barbarismen einführen wollte. Doch nicht sowohl hieran gedachte ich, als ich den Vergleich aufstellte, sondern wie schon gesagt, das kameradliche Beisammenleben ist es, welches mir jene Jugendzeit der deutschen Literatur vergegenwärtigt, und welches von den Philistern hier wie dort auch so sehr verspöttelt wird. Aus diesen Erzeugnissen strahlt dieses Gefühl der Freundschaft, dieses Gesammtstreben nach einem Zwecke. Erst neuerlich gab mir das Drama Térésa wiederum den Beweis. Les't nur die Paar Worte, welche Dumas seinen Freunden in Villers-Cotterets zuruft. Wie kalt und frostig dagegen treten eines Delavigne's, eines Darlincourts Werke ins Leben; und verdienten sie selbst den Kranz, den sie von kalten Regelmenschen empfangen, ich würde ihn ihnen nicht beneiden."

„Auch fehlt es an Ueberspanntheit nicht," sprach seufzend der Bleiche. „Alles ist überreizt bei der heutigen Jugend. Gedenkt des Beispiels von Victor Escousse und August Lebras."

Eine tiefe Pause der Wehmuth folgte. Sie waren unserm Zirkel Beide nicht fremd gewesen. Das Gespräch hatte den größten Theil der Nacht gewährt und wir nahmen uns vor zusammenzubleiben, um am nächsten Morgen der Beerdigung der beiden unglücklichen Selbstmörder in der Kirche St. Laurent beizuwohnen.

„Es waren zwei Kinder, die an einem neblichten Tage das Hervorkommen der Sonne nicht erwarten wollten," ruft ihnen ein Freund nach.

Johann Wilhelm Loebell

wurde zu Berlin am 15. Sept. 1786 geboren, Familienverhältnisse halber konnte er sich erst spät den wissenschaftlichen Studien widmen, dies geschah anfangs in Heidelberg und seit 1810 in Berlin. Da er sich für das Lehrfach bestimmt hatte, trieb er vorzugsweise Philologie, und lebte nach Beendigung seiner akademischen Studien noch eine Reihe von Jahren ohne eine öffentliche Anstellung in Breslau. Später wurde er Lehrer der Geschichte an der dortigen Kriegsschule. Im Jahre 1823 erhielt er eine dauernde Anstellung als Lehrer der Geschichte in den obern Classen der Cadettenanstalt. Im Jahre 1829 wurde er außerordentlicher Professor und zwei Jahre darauf ordentlicher Professor in Bonn, wo er gegenwärtig noch wirksam ist.

Er schrieb:

Neue Bearbeitung der Beckerschen Weltgeschichte, 14 Bde., mit der Fortsetzung von Menzel, Berl. 1836—38.
Reisebriefe. Berl. 1837.
Gregor von Tours und seine Zeit. Leipzig 1839.
Einzelne Abhandlungen und Aufsätze in wissenschaftlichen Zeitschriften u. s. w.

Scharfsinnige Kritik, reiche und ausgebreitete Gelehrsamkeit und vortreffliche Darstellung haben L. als Historiker einen sehr geachteten Namen erworben.

Joseph Loreye.

badischer geistlicher Rath, Director und Professor am Lyceum zu Rastadt, der hochverdiente Nestor der badischen Schulmänner, wurde den 21. Juni. 1767 zu Mahlberg auf der alten Burg geboren, wo sein Vater als Landschreiber der Herrschaft Mahlberg lebte. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium der Piaristen zu Rastadt, wohin sich sein Vater als Pensionär 1777 gewendet hatte, und widmete sich dann 1785—86 auf dem Gymnasium zu Baden und 1787—88 im Seminar zu Straßburg, das er als Diöcesan besuchen mußte, dem Studium der Theologie. Da er für die Weihen noch zu jung war, so brachte er noch ein Jahr in dem Seminar zu Bruchsal zu, wo er sich für das Lehrfach bestimmte und vorbereitete. Am Neujahrstage 1790 trat er das Amt eines Lehrers der zweiten Classe am Gymnasium zu Baden an, und fand 1797 als Vicar und 1800 als Kanonikus Aufnahme in das Collegiatstift zu Baden. Schon vorher war L. zum Professor der Poetik und Rhetorik ernannt worden und da die Anstalt, welche seit 1803 den Namen eines Lyceums angenommen hatte, im Nov. 1808 nach Rastadt verlegt wurde, so folgte er ihr dahin nach. Als der Director Mayer im Jahre 1817 erkrankte, wurde er zum geistlichen Rath und zum Vicedirector, und im folgenden Jahre nach Mayers Tode zum Director ernannt. Im Jahre 1834 ward er Mitglied der außerordentlichen Commission, die nach Karlsruhe zur Prüfung des neuen Lehrplans für die Gelehrtenschulen Badens berufen wurde, und als Anerkennung seiner langen ausgezeichneten Verdienste erhielt er am Neujahrstage 1835 aus den Händen des Großherzogs Leopold das Kreuz des zähringer Löwenordens mit dem Eichenlaube. Am 21 Juni des Jahres 1839 als dem 73. Geburtstage des Greises wurde sein funfzigjähriges Dienstjubiläum auf eine würdige Weise gefeiert.

Seine Schriften sind:

Theorie der Poetik. 2 Bde. Tüb. 1802; 2. Aufl. 1830.
Rhetorik mit einer lateinischen und deutschen Chrestomathie. 2 Bde. Manh. 1809.
Commentar über die Oden des Horaz. Rast. 1813.
Zerstreute Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

L. hat sich als Schulmann durch seine praktische Wirksamkeit wohl verdiente allgemeine Anerkennung erworben: seine namentlich für die erstere herausgegebenen Schriften zeichnen sich durch ihre Gründlichkeit, Klarheit, und Brauchbarkeit höchst vortheilhaft aus.

Digitized by Google

Apollonius, Freiherr von Maltitz.

ward 1795 geboren, ein Sohn des frühern K. russischen Gesandten an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe, P. F. von Maltitz. Nach vollendeten Studien widmete sich A. v. M. ebenfalls der diplomatischen Laufbahn, war von 1830—36 Attaché der russischen Gesandtschaft in Brasilien, wurde dann russischer Legationsrath und Gesandtschaftssecretär in München und ist gegenwärtig russischer Staatsrath und Chargé d' Affaires am Ghzgl. Hofe zu Weimar.

Er veröffentlichte:

Bothwell an Maria und Maria an Bothwell, zwei Heroiden. München 1837.
Dramatische Einfälle. 2 Bde. München 1837—43.
Gedichte. 2 Bde. München 1838.
Drei Fähnlein Sinngedichte. — Ein Fähnlein Sonnette. — Ein Fähnlein Fabeln. — Ein Fähnlein Humor. — Anhang. — Berlin 1844.
Zerstreute Gedichte in Journalen u. s. w.

Eben so geistreich als zart, voll tiefer Empfindung, Anmuth, Wärme und Seelenadel, ein Meister in der Beherrschung der Form, doch auch mitunter eben wegen seines Gedankenreichthums und der Feinheit seiner Ideen, die er zu verhüllen liebt, durch Gleichnisse und eigenthümliche Wendungen — nicht leicht verständlich, hat dieser fein fühlende Mann, der sich nur einen Dilettanten nennt, und nicht für einen Dichter gelten will, obwohl er würdig einen Platz unter den Edelsten einnimmt, für seine Leistungen noch nicht die Anerkennung gefunden, die er so sehr verdient.

Die Rettung.

Ballade.

Nach einer Volkssage.

„Könnt' ich mich zu deinen Hügeln schwingen,
Grauer Schwarzwald, wo in lichter Pracht
Noch der Sonne letzte Strahlen ringen
Mit dem Schattenheer der bleichen Nacht!
Könnt' ich da, wo mit des Himmels Bläue
Sich dein dunkles Riesenhaupt vermählt,
Meine Kraft verjüngen doch aufs Neue,
Von der Freiheit Gluthgefühl beseelt."

Fruchtlos klagt der Jüngling, fruchtlos wendet
Sehnend in die Ferne sich sein Blick,
Der, vom rothen Abendglanz geblendet,
In des Kerkers Grausen sank zurück;
Und die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln
Neigte von den Bergen sich ins Thal,
Auf des Waldgebirges blauen Hügeln
Starb der Sonne letzter Scheidestrahl.

Und er sinkt in schweigendes Ermatten,
Aber horch, es rauschet ferner Klang;
Durch der Kerkerhallen öde Schatten
Wandelte ein leiser Geistergang,
Einer Gottheit Nähe sich verkündet,
Ha, der letzte Riegel klirrt empor!
Und ein milder Rosenschimmer windet
An den schwarzen Mauern sich hervor.

Flieh! so lispelt es mit sanftem Munde
Aus der ungewohnten Flammen Schein!
Flieh! es harrt die ernste Todesstunde
In der Qualen grausigem Verein!
Folge mir zur sichern Rettungsstelle
Eh' der Sonne lichte Schimmer nahn!
Sieh, des Mondes klare Silberhelle
Leitet dich auf deiner dunkeln Bahn.

Und gelöst die Eisenketten fallen,
Der Befreite seiner Gruft entwallt,
Durch die schwarzen, schauerlichen Hallen
Folget er der leitenden Gestalt.
Duster flammend leuchteten die Sterne
Durch der Nachtgewölke öden Graus,
Unermeßlich breitet sich die Ferne
Wie die dunkle Zukunft vor ihm aus.

Eile, wo die fernen Hügel schimmern,
Wo im Silber wallt die goldne Saat,
Zu des Waldes steilen Felsentrümmern
Folge deiner Rettung sicherm Pfad!
Gottes Engel breite seine Schwingen
Ueber dich, und neige dir sein Ohr;
Eh' die letzten Worte noch verklingen,
Schwand der Schatten in der Nebel Flor.

Und im weiten Kreis der Welt verlassen
Fühlt der Jüngling schaudernd sich allein;
In der Ferne sieht er noch erblassen
Sterbend jener Lampe matten Schein;
Sehnend schaut er nach dem theuern Lichte,
Bis sein Strahl wie seine Hoffnung schwand,
Bis ihn in des Waldes öder Dichte
Bleiche Mondendämmerung umwand.

Nur der Tannen dunkle Riesenbilder
Ruhten auf dem Silbergrau der Flur,
Fern durchrauschte heulend nur ein wilder
Eulenruf die schlummernde Natur.
Wo die steilen Felsengipfel winken,
Schwingt sich kühn der Eilende empor,
Und der Veste graue Zinnen sinken
In der Nebelferne schwarzen Flor.

Aber fruchtlos fliegen seine Schritte,
Und die Sonne stieg und sank herab,
Ewig in der Schatten dunkler Mitte
Ihn die Irre trügerisch umgab.
Plötzlich sieht er sich den Wald erhellen,
Glaubt sich freudig schon dem Ziele nah;
Doch es ruht in ihren Felsenwällen
Schrecklicher die Kerkerveste da.

Und mit nächtlich schattendem Gefieder
Senkte sich ein heulender Orkan
Auf des Waldes weite Fläche nieder
Von des Himmels wolkenvoller Bahn.
Aber kühner trotzend seinem Grimme
Dringt er an dem Klippenrand empor;
Horch, da tönte eine theure Stimme
Fernverhallend, klagend an sein Ohr.

Und er stürzt sich in der Felsenschlünde
Schauerliche Dunkelheit hinab,
Dringet durch der Berge Dorngewinde
Blutend durch der Todesnächte Grab;
Stürmend naht er, wie im Reich der Blitze,
Wie von eines Gottes Macht geführt,
Einem Felsen, dessen jähe Spitze
Ueber steilen Schlünden triumphirt.

Ha! was zeigt sich blendend seinen Blicken?
In des Himmels flammenhellem Licht
Schaut er jetzt mit bebendem Entzücken
Seiner Rettung theures Traumgesicht;
Flehend, wie zur Gottheit der Erhörung,
Er aufs Neu der Stimme Klang erkennt,
Die des Sturmes tobender Empörung
Den Geretteten, Entflohnen nennt.

Brausend tönt der Wald, in Gluth verschlungen
Steigt der Blitze Flammenschaar herab;
Horch, schon ist mein Sterbelied erklungen,
Lebend nimmt mich auf das dunkle Grab.
Und der Abgrund gähnt zu meinen Füßen,
Ewiger! doch preis' ich deine Huld;
Denn für seine Rettung muß ich büßen,
Und im Tode segn' ich meine Schuld.

Digitized by Google

Sieh, er naht, zu theilen dein Verderben,
Ruft er aus mit wonnigem Gefühl:
Nichts vermag ich, als mit dir zu sterben,
Doch errungen iſt mein höchſtes Ziel.
Dunkle Welt mit deinen kurzen Freuden,
Deinen langen Schmerzen, lebe wohl!
Nur im Augenblick von dir zu ſcheiden,
Deine Wonne mich beglücken ſoll.

Deinen Segen, großer Vater! ſende,
Führ' uns hin zu deiner Kinder Zahl!
Sieh, da kreuzte über ihre Hände
Segnend ſich des Blitzes Doppelſtrahl.
Und ſo ſanken ſie zum höchſten Glücke
Durch die Huld des Ewigen erwählt;
Sterbend ausgeſöhnt mit dem Geſchicke,
In des Himmels Todesſtrahl vermählt.

Der Kirchhof.

Erſte Stimme.

Kalt iſt's im Grabe und ſchaurig und düſter,
Nachtwinde heulen, es zittert der Särge
Raſſelndes, bleiches Gebein.

Zweite.

Still iſt's im Grabe und ruhig und friedlich,
Zephyr umhauchet der Schlummernden Hügel;
Blumen entſproſſen der Gruft.

Erſte.

Gräßlich umhüllet Verweſung die Todten,
Und zu dem Streite der Kröten und Molche
Ziſchet der Schlangen Getön.

Zweite.

Sanft iſt und friedlich der Schlummer der Todten,
Ferne von Stürmen, es tönet am Grabe
Zärtlicher Vögel Geſang.

Erſte.

Nächtliche Raben umflattern die Stätte,
Hungernde Vögel, das blutige Raubthier
Brüllend den Boden durchwühlt.

Zweite.

Friedlich ruht hier am grünenden Hügel
Mit der Gefährtin das kleine Kaninchen,
Schlummernd die Taube im Strauch.

Erſte.

Feuchter Nachthauch, vermiſchet mit Nebel,
Dumpfig durchwallet die drückenden Lüfte,
Blätterlos trauert der Baum.

Zweite.

Wehend im Hauche der glänzenden Lüfte
Duften dort lieblich bei blauen Violen
Lilien, bleicher Jasmin.

Erſte.

Schauer empfindet im Haine des Todes
Bebend der Wandrer, und Schrecken im Herzen
Eilt er am Kirchhof vorbei.

Zweite.

Dort in der Wohnung des heiligen Friedens
Leget der Müde den Pilgerſtab nieder,
Schlummernd in ewiger Ruh.

Troſt des Zweiflers.

Fruchtlos ſtrebend hebt ſich unſer Sehnen
Ueber unſers Daſeins Zeit und Raum,
Hoffnung täuſcht mit ihren Zaubertönen,
Glück und Ehre ſind ein Farbenſchaum.

Was wir wiſſen, iſt ein ſtolzes Wähnen,
Was wir hoffen, iſt ein kühner Traum;
Unſer Eigenthum ſind nur die Thränen,
Und gewiß ſind wir uns ſelber kaum.

Darum wendet auf die ernſte Stunde,
Die ſich naht in der Gewißheit Bunde,
Sterbliche, den freudetrunknen Blick.

Ihr allein ward Sicherheit gegeben,
Denn in ihr erblüht uns neues Leben
Oder der Vernichtung ſtilles Glück.

Die Trennung.

Es kam der Trennung bittre Stunde,
Leb wohl, mein Freund! zum Letztenmal
Drück' ich dich an dies Herz voll Qual,
O weine nicht, ſprach ich mit bleichem Munde,
Indem ſchon meine eignen Thränen floſſen,
Doch ſo hat das Geſchick es über uns beſchloſſen.
Leb wohl, es weh' mit Zephyrs Schwingen
Der Friedensengel dir voran.
Schon zeigt ſich mir die ganze Bahn,
Wo Ruhm und Ehre bald mit Kränzen dich umſchlingen;
Doch nichts verändert dein Gemüth, vollenden
Wirſt du, wie du begannſt, und ſtets du ſelber ſein,
Das weiß ich, Freund, es wird dich nie verblenden
Der Truggebilde falſcher Heuchelſchein.
Treu folgſt du ſtets der Pflicht und des Gewiſſens Stimme;
Wenn Liſt und Haß, wenn Stolz und Niedrigkeit
Um eitle Ehre ſich im feigen Grimme
Bekämpfen, denkſt du ſeufzend an die Zeit,
Wo uns beſchützt des Friedens ſichre Stille,
Wo uns das Leben ſchien nicht eine ſchwere Laſt,
Doch ein Geſchenk der Luſt, wo uns in ihrer Hülle
Von Sorg' und Kummer frei die Einſamkeit umfaßt,
Wo wir umweht von linder Morgenkühle
Entgegenwandelten Aurorens Pracht,
Wo uns in Stunden heißer Mittagsſchwüle
Umſchattete der Grotte ſtille Nacht;
Wo oft die Nachtigall in heitrer Abendſchöne
In unſre Herzen goß die Zauber ihrer Töne.
Ach! oft bedeckte ſich des Himmels Bläue,
Doch in des heitern Muthes Kraft gehüllt
Belauſchten wir den Sturm, des Augenblickes Weihe
Hielt unſer Auge wach, der Blitze Flammenbild
Durchbrach mit Donnerton der Wolken ſchwarze Nächte,
Wir lächelten, wie bei des Vaters Nahn.
Es ſegnete uns ſeiner Allmacht Rechte,
Und unſer Hymnus klang entzückt zu ihm hinan;
Es ſchwang ſich unſer Geiſt auf reiner Andacht Schwingen
Empor, du denkeſt jener ſchönen Zeit,
Aus deinen Augen heiße Thränen dringen,
O Theurer! den die Freundſchaft mir geweiht,
Zum ew'gen Bund wird ſie nicht wiederkehren,
Die ſchöne Zeit — es ſeufzt die bange Bruſt.
Der Frühling wird die Welt im bunten Schmuck verklären,
Der Lerche Morgenlied erfüllt den Hain mit Luſt.
Ach! dich find' ich nicht mehr, der Blumen Keime ſproſſen,
Der Freuden Blüthe bleibt dies Herz verſchloſſen.
Leb wohl! dein Schutzgeiſt führe dich die Bahn
Des Glücks; wer ſtill und mild ſich ſelbſt genügen kann,
Den lächeln Lieb und Glück auf allen Wegen an.

Leb wohl! dein Freund wird deiner würdig ſterben,
Der Wahrheit treu und ſeiner Seelenruh;
Nie ſucht er eitle Ehre zu erwerben,
Nie ſchmeichelnd wendet er ſich feilen Sklaven zu.
Nur vor dem Schöpfer beugt er ſeine Kniee nieder,
Verdienſte nur hält er der Achtung werth,
Und fürchtet nur ſich ſelbſt, liebt Gott und ſeine Brüder,
Und dich, dem ewig treu ſein ganzes Herz gehört.

Digitized by Google

Christian Joseph Matzerath

1815 zu Linnich bei Jülich geboren, lebt zu Köln als juriſtiſcher Beamter.

Er ſchrieb:

Gedichte. Stuttg. 1838. Rheiniſches Jahrbuch 1840 und 41.
Meditationen eines rheiniſchen Katholiken über die kölner Frage. Köln 1838.
Zerſtreute Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Reiche Phantaſie, glühende Empfindung, Kraft und Anmuth in der Darſtellung und ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, bei Tiefe und Fülle der Gedanken, weiſen M. einen hohen Rang unter den jüngern deutſchen Lyrikern an.

Lieder.

Fühlſt du, o Herz, wie hoch und heiter
Sich jeder deiner Pulſe hebt
Und wie der Fuß aufs Neu' beflügelt
Zu friſchen Lebensgängen ſtrebt?
Ihr Fernen, duftig weit ergoſſen,
Ihr feſſelt nicht der Sehnſucht Blick,
In dieſem Thal liegt all mein Leben,
In dieſem Thal mein holdes Glück.

Hoch im Gebirg — die Waſſer hatten
Verſchwemmet den gewohnten Steg, —
Ich bot die Hand dir, und du ſchlugeſt
Dein ſchönes Auge nicht hinweg!
Ein Blick aus blauer Seelentiefe
Voll unergründlich ſüßer Macht,
Ein eing'ger Blick! und ſieh', zum Leben
Bin ich erquickt emporgewacht.

Und wieder fühl' ich ſtill mich wachſen
In jungen Schmerzen, junger Luſt;
Es rieſelt wie ein Liedersegen
Durch meine offne Dichterbruſt.
Wie reich die Welt! am Berge unten
Wie ſchön des Fluſſes goldner Lauf!
Und doppelt lieblich kommt die Sonne
Nach Wetterſchauern dort herauf!

Wie ſieht verſöhnt den heißen Streit
Der Welt dein Auge an,
Allüberall in gold'nem Schein
Den Himmel aufgethan!
Du bauteſt dir auf ſichrer Höh',
Mein Lieb, ein heit'res Haus,
Und ſtill und oben fließt um dich
Die Lebensſtrömung aus.

Vor deinem lieben, lichten Blick
Wie ſteht beſchämt der Thor,
Der, ach! im Lebensdrang ſo oft
Den Frieden ganz verlor;
Den es von Kampf zu Kämpfen trieb,
Der ſeinen Sieg verflucht,
Wenn er das Eitle nun beſaß,
Was erſt er heiß geſucht!

Du aber kehrſt der Blume gleich
Zu Einem ew'gen Licht
Aus allen Erdengründen ſtets
Dein holdes Angeſicht.
Dem Gott im Herzen folgteſt du
Getreu von Anbeginn,
Und deines Friedens fließt ein Strahl
In meine Seele hin.

Dein holdes Köpfchen ſchlummert ſanft
An meiner Bruſt, geliebtes Leben,
Die dunkeln Locken ſeh' ich leiſ'
Von Freundes Herzſchlag widerbeben,
Es athmet ganz dein Angeſicht
Ein tiefes, himmliſches Vergnügen,
Als ob ein Engel unſichtbar
Vorüber ſchwebe deinen Zügen.

In dieſem Schlafe ahnſt du wohl,
Wie mich von ferne lockt das Leben,
Vor allem Volke blitzend kühn
Ein ſtolzes Banner zu erheben,
Und wie dies ſtille Herz ein Meer
Von hohen, zornigen Gedanken,
Die gleich des Sees Wogen dort
Im Sturme auf und nieder ſchwanken!

Du ſchläfſt und träumſt . . . ſo am Veſuv
Sah einſt ich eine Roſe ſtehen:
Der Zorn des Berges bebte aus
In ihrer Blätter ſtillem Wehen.
Es wälzte ſchauerlich der Gott
In ſeinem Buſen dunkle Wogen,
An ſeiner Bruſt die Blume ſah
Still träumend auf zum Himmelsbogen.

Verſtören ſoll kein fremder Laut
Die Geiſter, die ſich ſanft umweben,
Nur leiſe mag die Locke hier
Von Freundes Herzſchlag widerbeben.
O, ſolch ein Schlaf! Zu Füßen dir
Will allzeit ich ein Hüter ſtehen,
Wenn über deine lichte Stirn
Der Träume Himmelsſchatten wehen!

Das Grab des Dichters.

Stille im hohen Gemach. Vorhänge geſunken. Die Sonne
Siehet gebrochen herein! dämpfe den Athem der Bruſt,
Dämpfe den hallenden Schritt! in hohe Geſichte verſunken
Ruhet ein Genius dort über dem ſchwellenden Pfühl.
Um das geſcheitelte Haar ein Lorbeer, über der Harfe
Hängt nachläſſig die Hand, über dem Auge das Lied.
Anmuth haucht der melodiſche Mund, es umwallet die lichten
Schläfe Gedankengewölk, irgend ein ewiges Lied
Blühet verſpätet darauf! Noch leuchten am Himmel des Abends
Schichten in Gold, wann längſt ruhet die Sonne im Meer.
Sagt, iſt dieſes nun Traum, iſt's Tod? zwiſchen Leben und Marmor
Blühet der heilige Schnee der verklärten Geſtalt.
Doch du verſtummteſt, ſo lebſt du nicht mehr; das war ja dein Leben,
Daß ſich in hellen Geſang heiter die Seele ergoß.
Herrlicher Schwan, du entflohſt! Entgegen dem roſigen Frührоth
Breiteſt die Schwinge du nun, höher und höher hinan
Jauchzet in reineren Lüften die Bruſt, bis endlich der Himmel
Ganz ſich, ein Purpurſee, über den Fittigen ſchließt.
Siehe, wir preiſen dein herrliches Loos: die ewigſten Menſchen
Streifen in göttlichem Glanz eilig die Erde vorbei.
Und ſie erglüht dankbar: kranzflechtend hütet der Völker
Sage, begeiſterten Blicks, eines Unſterblichen Gruft.
Theuere Seele, leb' wohl, und was dir auch immer begegne,
Sei, wie du immer warſt, heiter und würdig und groß!
Aber da naht Leidträger ein Zug; vierroſſig geſchirret,
Blähend die Flöre im Wind, rollet der Wagen heran,
Deine Gebeine zu tragen beſtimmt; hochmüthige Prieſter
Schauen verdüſtert darein, wie ein ägyptiſcher Zug.
Plötzlich ein heiſerer Schrei — aus hundert gemietheten Kehlen
Himmelan dringt wie Spott jetzt der geheuchelte Schmerz.
Wahrlich es iſt ein Triumpf! pausbackig in die Poſaune
Stößt Wehklage und ſtolz prunket das Leben mit Tod!
Ehret ihr alſo des Genius Schlaf, die verſtummende Lippe,
Dieſe melodiſche Bruſt, die euch Geſänge gehaucht
Süßeſten Wohllauts voll? Hinweg ihr rohen Barbaren!
Alſo rief ich, mit dir endlich der Letzte am Grab.
Aber es thaute die Nacht und über den Pappeln des Friedhofs
Schaute der Mond hell auf, wallend in Silbergewölk;
Dieſer verſöhnende Gott, es tröpfelte leiſ' im Gebuſche
Und den ergrimmteren Schmerz löſte die Thräne gelind.
Theuere Seele, leb' wohl! leb' wohl, und deiner gedenk nun
Will ich mir ſelbſt voraus ordnen das letzte Geſchäft.

Digitized by Google

Fort mit jenem Geschlecht! du Freund, weg sende die Klagfrau,
Trauerrosse, den Zug; wie er das dunkle Gewand
Trägt des erlogenen Wehs, so ging ich die Tage des Lebens
Heiter bewegt und so werde mein letztes Geleit.
Drüben im lachenden Süd, wo der wogige Sturz Teverones
Golden am Abhang stiebt, wählt' ich die Stätte zum Schlaf
Mitten im grünendsten Leben mir aus; die Asche des Freundes,
Treuer Genoß, gieb einst diesem geweihten Gebiet!
Herrliche Schatten behüten dies Land, dort rauchte im Thale
Flaccus freundlicher Herd! Hörst du im Myrthengebüsch
Klagen die Taube? — die Seele Tibulls! Gestalten der Vorzeit
Wallen, ein herrlicher Zug, mahnend die Seele vorbei.
Und ich beschwor sie gestaltend; ich stand ein Fürst des Gesanges
Oben im blauen Gebirg, Ozeans schwellender Hauch
Lüftete Locke und Brust, so goß ich die glühenden Lieder
Nieder ins Land und wach wurde der Vogel im Thal.
Frühlingsflocken ins Haar, bekränzt mir die Schläfe mit Rosen,
In des Entschlafenen Arm leget die Cythere hinein,
Daß er sie finde, die Waise! am Herzen ruhe die Rolle
Meiner Gesänge, geschürzt mit der Geliebtesten Haar,
Wenige Erde darauf, hochwipflich wehe der Lorbeer
Einsam über dem Grab, breche der heiterste Tag
Sonnig die Krone hindurch! Dann nahe, du schöner Genosse,
Den mir als rettenden Freund ernste Gefahren erprobt,
Singe den Manen ein feierndes Lied, die Schale mit Goldfluth
Opf're sodann, bei der früh wir in Jugendlichkeit
Hohe Gelübde getauscht, — gemischt mit dem Blute der Sonne
Drücket die Erde vielleicht wenig ein Dichtergehirn —
Daß ich melodisch erregt, von lichten Gestalten umflossen
Unter der Blume, dem Lied, einen unsterblichen Traum
Möge gestalten in mir. Das freuet die Frühegeschied'nen,
Wann sich das Leben auf sie preisenden Mundes besinnt.
Also thue, mein Freund, und hast du der Liebe Gedächtniß
Ueber dem Grabe geehrt, wende den säumigen Fuß
Fröhlich ins Leben zurück, es streife die letzten der Thränen
Dir von der Wimper ein Hauch blumiger Lüfte hinweg.
Was auch an Opfern die Stunde begehrt, doch weißt du ja: siegreich
Fluthe der ewige Gott durch die unsterbliche Welt!

Der König der Siebenberge.

Ein alter König am Rheine, sein Name ist nicht bekannt,
Er hieß der gute König, wohin er ging ins Land.

Sieben Berge und Burgen hatt' er, sieben Knaben und Mägdelein,
Die konnten unter der Sonne nicht holder zu sehen sein.

Oft stieg er mit prächtigen Rittern, ein schlichter Mann, ins Land,
Zur ersten besten Hütte, jedem Kind war er bekannt.

Und als sein letztes Stündchen der Alte fühlte nahn,
Seine sieben Grafen ihn trugen den höchsten Berg hinan.

Da konnt' er es all umschauen, das sonnige, prächtige Land,
Durch das in ruhigen Wogen der stolze Strom sich wand.

Da sah er die Berge ragen und leuchten in Herrlichkeit,
Die Thale dampfen und grünen, von Blüthen überschneit.

Da sah er Burgen und Dome mit den Zinnen so wunderhehr
Zu Fluthen niederleuchten, wie Felsen hinaus ins Meer.

Er saß auf seinem Sessel im leuchtenden Abendroth,
Ihm wuchs die heldige Seele hoch über irdische Noth.

Er rief: der Ströme schönster, grüngolden wallende Fluth,
Wie ist Alles an Ufern so licht und schön und gut!

O, daß ich dich muß lassen, das ist mein einzig Weh,
Bevor zu den hohen Vätern in Gottes Schooß ich geh.

Ihr lieben freundlichen Herzen, du tiefer, geliebter Rhein,
Lebt wohl! mag Gottes Auge alltage bei euch sein.

Er segnete Land und Leute im leuchtenden Abendroth,
Ihm ward es zu voll ums Herze, sein Auge brach in Tod.

Es ist eine schöne Sage, sein Name ist nicht bekannt,
Sein Segen ist geblieben, der Gute war er genannt.

Karl Friedrich Hartmann Mayer

ward zu Neckar-Bischofsheim im Kraichgau den 22. März 1786 geboren. Er ist als würtembergischer Oberjustizrath und Oberamtsrichter zu Waiblingen angestellt, und war früher Mitglied der zweiten Kammer und mit seinen Freunden Uhland, Pfizer und A. auf Seiten der Opposition.

Er gab heraus:

Lieder. Stuttg. 1833. Zweite sehr vermehrte Ausg. Stuttg. 1840.
Gedichte. 1840.
Viele Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

Die Vorwürfe, welche von neuern Kritikern der schwäbischen Dichterschule wegen ihres engen Gesichtskreises gemacht worden sind, trafen besonders, obwohl mit großem Unrecht, M. wegen seiner Poesien, denn es muß Jedem frei stehen, vorzugsweise die Gattung auszubilden, für die er vor Allem Beruf in sich fühlt. Mögen Andere, denen es nicht genügt, sich auf das Stillleben der Natur zu beschränken, je nach Lust und Talent sich in weiten Räumen ergehen; wer in kleinem Kreise Bedeutendes leistet, wird Tausende finden, die er dadurch erfreut, und sein Verdienst bleibt ein höchst achtungswerthes. — Mit den feinsten Sinnen belauscht und beobachtet dieser Dichter die Natur in ihren holdesten Erscheinungen und weiß diese in den anmuthigsten, zartesten und farbenreichsten Bildern mit epigrammatischer Kürze, aber auch zugleich mit dem reinsten Gefühle widerzuspiegeln, so daß es unverdorbenen Gemüthern die größte Freude gewährt, ihm durch Busch und Feld, über Berg und Thal zu folgen, mit ihm auf die wunderbaren Stimmen zu horchen und sich dann erquickt und erfrischt wieder dem geräuschvollen Menschenleben zuzuwenden.

Die Kirchgängerin.

Das Mädchen zöpft sich; mit der Scheere
Tritt sie zum Garten, wählt ein Veilchen,
Eh' sie zurück zur Kammer kehre
Mit dem braunröthesten Gelbveilchen.

Sie steckt es an; lang durch die Scheiben
Sah ich ihr sittsames Sichschmücken;
Nun nach der Reinheit Morgentreiben
Wird auch das Kirchgebet ihr glücken.

Weiden.

Weiden laßt mich; Weiden heißt,
Still mit ausgespanntem Geist
Sich dem freien Lüfteleben
Und der Blumenwelt ergeben.

Digitized by Google

Wenn ein Wild wir weiden sehn,
Bleiben wir belauschend stehn.
Wär' ein Dichter auch entkleidet,
Der an der Natur sich weidet?

An die Luft.

Wie sind' ich dich so hold bedacht,
O blaue Lenzluft, abzuschütteln
Durch sanftes Laub- und Aesterütteln
Die Tropfen einer Regennacht!
O rüttle, goldne Luft, nicht nur
An diesen Thränen der Natur!

Das gewaschene Land.

Dem frischgewaschnen Kind
Küss' ich die röthern Wangen,
Weil regenfeucht noch sind
Die Au'n und grüner prangen,
So soll ein Lied geschwind
Als Kuß an ihnen hangen.

Das Schneckenhaus.

Was stößt dein Fuß hier vor sich hin?
Was schätzet so gering dein Sinn? —
Ein leeres Schneckenhaus im Gras!
Und doch — ein Lusthaus war auch das,
Als es noch wandelt' in der Au,
Umblitzt von aller Blumen Thau. —
Verachte nie des Schöpfers Stempel,
Auch nicht am kleinen Schneckentempel!

Die Ameise.

Wohin so schnell, Ameise,
Geht dir Geschäft und Reise?
Ziehn Thierchen selbst in Staatsgeschäften?
O dann geschwinde, laß mich heften
Den Blick von dir hinweg ans Kraut,
Das nie an einem Staat gebaut!

Das Bücken.

Ich liebe aufrecht meinen Gang;
Das Schweigen hat mich nie beglückt;
Wo ich mich oft und gern gebückt,
Das ist im Waldesüberhang.

Die Schlingpflanze.

Die Schlingpflanz' entert hier den Flieder.
Hält sie in seinem Wuchs ihn nieder?
Zieht sie sein Wuchs mit sich hinauf?
Wer kennt der Liebe Schicksalslauf?

Der Schmerz.

Der Buchen Grün, die Sonnenluft,
Tief Himmelblau, der Wälder Duft,
Der Biene Lied, des Vogels Ruf
Sind herrlich noch, wie Gott sie schuf.
Doch ach! erdachte Gottes Herz
Auch allen Creaturenschmerz?
Und steht sein selig Wesen fest,
Wenn er sein Werk dem Schmerze läßt? —
Er läßt ihn zu; ich staune hier;
Doch heil'ge Fernen tönen mir:
Der Zwiespalt wachse weltengroß,
Gott führt ihn in der Eintracht Schooß.

An die Wolken.

O süsse Wolkenbilderwelt,
Vom Licht geküßt, in Luft gesellt,
Ein Duftgebäu, wie Menschenglück!
Was läßt der Wind von dir zurück?

An den Ostwind.

Du wehst mich, frischer Ostwind, an,
Wie aus der Menschheit schönem Morgen,
Wo ihr die holde Zeit verrann
Noch ohne Tadel, ohne Sorgen.

O wehe nicht so rasch vorbei
Das Nachgefühl der schönen Tage!
Schon macht mein willig Herz sich frei
Von dem Gedächtniß jeder Plage.

Und eine süße Unschuldszeit
Hat in der Brust mir schon begonnen,
Als wäre noch die Freudigkeit
Des Lebensmorgens unzerronnen;

Als lieg' im Schlummer noch das Ich,
Als sein Natur und Mensch ein Ganzes,
Das in dem frischen Wehen sich
Erfreue eines Schöpfungsglanzes;

Als sei vom freien eignen Muth
Dein Odem nicht zu unterscheiden,
Als athme rein und immer gut
Der Hauch der Gottheit in uns beiden.

Im Eichwald.

Knarre nur und sause,
Wind, im Eichenforst!
Wenn in dem Gebrause
Noch kein Eichbaum borst,
Bricht im Aug' und Herzen
Doch vielleicht das Leid
Thränenloser Schmerzen,
Langer Haft befreit.

Der Fluch.

Lauten Fluch läßt du erschallen,
Hirtenknab', ob deinem Vieh.
Wildheit kann mir sehr gefallen,
Tannen und Gesaus durch sie,
Tosbach, Habichts-Luftgeschrei,
Doch kein Menschenfluch dabei.

Mittagsschatten.

Die Sonne strahlt von oben her;
Die Fichten werfen schon nicht mehr
Den Schatten neben sich ins Moos.
O sieh, wie jeder dieser Bäume
Am Rande sich mit Schimmer säume
Und Schatten heg' im Innern blos.

Sie stehn, des Bergwalds schwarze Kerzen,
Nur oben licht, in Mittagsgluth,
Die ihnen mitspielt, wie den Herzen
Der Sterblichen die Sorgenbrut,
Vergönnend heitern Schein und Saum,
Doch schattend durch des Innern Raum.

Stilles Glück.

In dem Glück des Pflanzenlebens
Grünt hier Schaft an Schaft.
Holdes Bild des Höherstrebens
Ohne Leidenschaft!

Digitized by Google

Uebergang.

Steine ſind im Fluß gelegt,
Die als Steg mir dienen;
Ob und wie mich jeder trägt,
Prüfen meine Mienen.

So den Lebensübergang
Find' ich mir bereitet;
Doch der Schritt macht oft mir bang,
Ob er nicht entgleitet.

Erinnerung und Vergeſſenheit.

Erinnerung, Vergeſſenheit,
Den Streit in mir, vertragt ihn billig.
Wo zu vergeſſen mir gedeiht,
Da ſei nicht die Erinnrung willig,

Und wo ich mich erinnern will
Bis an das Ende meines Lebens,
Vergeſſenheit, da halte ſtill
Und laß mich wollen nicht vergebens!

Sonntagsſtimmung.

O wie klinget öſtlich, weſtlich
Durch die Thäler, überall,
So beſänftigend und feſtlich
Heil'ger Kirchenglockenſchall!

Eine große Feierſtunde
Geht im weiten Landkreis um.
Heilung jeder Erdenwunde
Kündiget das Chriſtenthum.

Und wie ſtaunend manch Jahrhundert
Sich um ſein Panier geſellt,
So ergriffen und verwundert
Folgt mein Herz ihm durch die Welt.

Läuten ſehend.

Der Durchblick dort durchs Glockenhaus
Am finſtern Kirchthurm führt hinaus
Ins Abendroth, wie es umringt
Die ſchwarze Glocke, die ſich ſchwingt;
So neben ihres Klanges Beben
Lauſch' ich hinaus ins ew'ge Leben.

Landesfremdheit.

Mein letztes Ziel iſt mir geſteckt,
Wenn fremdes Brot mir nicht mehr ſchmeckt,
Und wenn der Ton landfremder Glocken
Mich nicht mehr füllet mit Frohlocken.

Schadloshaltung.

Die Ausſicht auf des Berges Zinnen
Mag mir in Regenflor zerrinnen!
Iſt doch bei mir des Berges Geiſt,
Den dieſe Balſamluft beweiſt!

Die Stadt im Waldgebirge.

Waldſchooßkind, Stadt und Schloß,
Wie dir die Zeit verfloß,
Tief in Walddämmerung!
Wohl ewig bleibſt du jung;
Es halten Wald und Quell
Dein Weſen jugendhell.

Meine Gegend.

Preiſt eure Gegend meinethalb!
Ich ſehe, wenn ich ſteige, bald
Den Schwarzwald und die Schwabenalp,
Im Ferndunſt Frankens Odenwald.
Ich denk' herum auf ihren Höhn
Und fühle deutſch und wohne ſchön!

Der Ruhende.

Wie ſchläft der Handwerkspurſch hier gut
Auf des Torniſters Laſt!
Ertragne Bürde wohl ihm thut
Und hat ihn ſanft zu Gaſt.

Auf der letzten Anhöhe.

Der mir hier vorüberfährt,
Legt den Hemmſchuh an das Rad,
Daß nicht Wagen ihm und Pferd
Allzuſehr in Schuß gerath'.

Einen Hemmſchuh für das Herz,
Sag', wo ſuch' ich ihn hervor?
Ach! es ſtürzt bergunterwärts
Nach dem Wiederſehensthor!

Bitte an den Himmel.

Wie ſcheint heut mein Gebirge doch
Im Nebelduft ſo fremd und hoch!
Die Wälder dämmern weißlich grau;
Vielfach gegliedert zeigt der Bau
Der Berge ſich durch Silberſtreifen,
Die durch die Schluchten trennend ſchweifen.

O nur nicht immer nackte Luft,
O Himmel, dichteriſchen Duft
Leg' mir ums Tagesleben her!
Dann, dann verlang' ich bald nicht mehr.
Nach frühern bunten Wanderſchaften
Will ich in Banden froh dann haften.

Im Morgennebel.

Sei jener Bauer ein Geſelle
Auch noch ſo roh, die Goldeshelle
Des Morgenſtrahls aus Nebelwogen
Hat ihn ſo ſüß mit Schein umzogen,
Daß wir es uns geſtehen müſſen:
Er ſteht im Felde dort, zum Küſſen!

Digitized by Google

Eduard Mörike

ward am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg geboren. In seinem vierzehnten Jahre kam er in das Seminar zu Urach, wo er sich auf das Studium der protestantischen Theologie vorbereiten sollte. Im J. 1822 wurde er in das höhere Seminar zu Tübingen aufgenommen, beschäftigte sich hier viel mit dem Studium Goethes und der griechischen Dichter, und lebte zurückgezogen im Umgange weniger Freunde, unter denen Wilhelm Waiblinger und Ludwig Bauer waren. Nachdem er mehrere Jahre als Pfarrgehülfe in verschiedenen Gegenden Würtembergs gelebt hatte, erhielt er 1834 die Pfarrei zu Klever-Sulzbach, einem Dorfe in der Nähe von Weinsberg in Würtemberg.

Er gab heraus:

Maler Nolten. Novelle. Stuttg. 1832.
Jahrbuch schwäbischer Dichter u. s. w. Mit W. Zimmermann. Stuttg. 1836. u. a.
Gedichte. Stuttg. 1838.
Iris, eine Sammlung erzählender und dramat. Dichtungen. Stuttg. 1839.
Classische Blumenlese. Eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien, Idyllen, Gnomen und Epigrammen der Griechen und Römer; nach den besten Verdeutschungen, theilweise neu bearbeitet, mit Erklärungen für alle gebildete Leser. 1 Bdchen. Stuttg. 1840.

Eins der jüngern Mitglieder der schwäbischen Dichterschule hat sich Mörike wohl an den großen Meistern seiner Heimath herauf gebildet, ist aber seinen eigenen Weg gegangen und neigte sich bei reicher Phantasie, frischer Naturanschauung und tiefem Gefühl mehr einer besondern humoristischen Lebensauffassung zu, die sich mit den Jahren noch entschiedener auszubilden scheint.

Die Herbstfeier.

Auf! im traubenschwersten Thale
Stellt ein Fest des Bachus an!
Becher her und Opferschale!
Und des Gottes Bild voran!
Flöte mit Gesang verkünde
Gleich des Tages letzten Rest,
Mit dem Abendstern entzünde
Sich auch unser Freudenfest!

Braune Männer, schöne Frauen
Soll man hier versammelt sehn,
Greise auch, die ehrengrauen,
Dürfen nicht von ferne stehn;
Knaben, so die Krüge füllen,
Und, daß er vollkommen sei,
Treten zögernd auch die stillen
Mädchen unserm Kranze bei.

Noch ist vor der nahen Feier
Süß beklommen manche Brust,
Aber weiter bald und freier
Uebergiebt sie sich der Lust.
Thaut euch nicht wie Frühlingsregen
Lieblicher Gedankenschwarm!
Erdenleben, laß dich hegen,
Uns ist wohl in deinem Arm!

Wahrlich und schon mit Entzücken
Ist der Gott in vollem Lauf,
Schließt vor den erwärmten Blicken
Seine gold'nen Himmel auf.
Amor auch hat nichts dawider,
Wenn sich Wang' an Wange neigt,
Und der Mund, im Takt der Lieder,
Sich dem Mund entgegen beugt.

Mädchen! schlingt die wild'sten Tänze!
Reißt nur euern Kranz entzwei!
Ohne Furcht, denn solche Kränze,
Flicht man immer wieder neu;
Doch den andern, den ich meine,
Nehmt, ihr Zärtlichen, in Acht!
Und zumal im Mondenscheine,
Und zumal in solcher Nacht.

Laß mir doch den Alten machen,
Der sich dort zum Korbe bückt,
Und den Krug mit hellem Lachen
Kindisch an die Wange drückt!
Wie sein kleiner Sohn geschäftig
Sorge um den Zecher trägt
Und ihm mit der Fackel kräftig
Den gekrümmten Rücken schlägt!

Aber schaut nach dem Gebüsche,
Wo gedrung'ner Epheu webt,
Wie sich dort das träumerische
Marmorbild des Gottes hebt!
Lasset uns ihm näher treten,
Schließt mit Fackeln einen Kreis!
Flehet zu ihm in Gebeten,
Doch geheimnißvoll und leis'.

Wie er lächelnd abwärts blicket!
Er besinnet sich nur kaum.
Herrlicher! dein Auge nicket,
Doch dies Alles ist kein Traum:
Luna sucht mit frommer Leuchte
Dich, o schöner Jüngling, hier,
Schöpfet zärtlich ihre feuchte
Klarheit auf die Stirne dir.

Wie der Menschen, so der Götter
Liebster Liebling heißest du!
Selber Zeus rief seinem Retter
Herrliches Willkommen zu;
Dumpf ist des Olympus Dröhnen,
Aber wie melodisch Gold
Muß sein starres Erz ertönen,
Wenn sein Thyrsus auf ihm rollt.

Und eh' Mars im Kriegerschwarme
Sich zur Eb'ne niederläßt,
Schließet er in seine Arme
Dich, wie die Geliebte, fest,
Fühlet nun an Göttermarke
Sich gedoppelt einen Gott,
Dann erst brüllt der Himmlisch-Arge
Todeslust und Siegerspott.

Wie dir Alle dienen müssen,
Schmiegt auch Eros' hohe Macht
Leise todt zu ihren Füßen,
Oder schauert auf und wacht.
Und Apollo mit der Leier
Rufet Welt und Sternenbahn
Gern aus dem verklärten Feuer
Deines holden Wahnes an.

Herr! wie müssen wir dich loben?
Soll mit wild geschlag'ner Brust
Die Mänade um dich toben?
Fluchst du unsrer keuschen Lust?
Gieb, o Fürst, gieb uns ein Zeichen,
Daß wir deine Kinder sei'n!
Wunderthäter ohne Gleichen,
Laß ein Wunder uns erfreu'n!

Tritt in uns're bunte Mitte,
Oder winke mit der Hand,
Wandle drei gemess'ne Schritte
Längs der hohen Rebenwand!
— Ach, er läßt sich nicht bewegen . . .
Aber, horcht, es bebt das Thal!
Ja, das ist von Donnerschlägen:
Horch, und schon zum dritten Mal!

Digitized by Google

Selber Zeus hat nun geſchworen,
Daß ſein Sohn uns günſtig ſei,
So iſt kein Gebet verloren,
So iſt der Olymp getreu!
— Doch nach ſolcher Götterfülle
Ungeſtümem Ueberſchwang
Werden alle Herzen ſtille,
Alle Gäſte zauberbang.

Stimmet an die letzten Lieder!
Und ſo, Paar an Paar gereiht,
Steiget nun zum Fluß hernieder
Wo ein feſtlich Schiff bereit.
Auf dem vordern Rand erhebe
Sich der Gott und führ' uns an,
Und der Kiel, mit Flüſtern, ſchwebe
Durch die mondbeglänzte Bahn!

Zwei Liebchen.

Ein Schifflein auf der Donau ſchwamm,
Drin ſaßen Braut und Bräutigam,
Er hüben und ſie drüben.

Sie ſprach: Herzliebſter, ſage mir,
Zum Angebind' was geb' ich dir?

Sie ſtreift zurück ihr Aermelein.
Sie greift ins Waſſer friſch hinein.

Der Knabe, der thät gleich alſo,
Und ſcherzt mit ihr und lacht ſo froh.

Ach, ſchöne Frau Done, geb' ſie mir
Für meinen Schatz eine hübſche Zier!

Sie zog heraus ein ſchönes Schwert,
Der Knab' hätt' lang' ſo eins begehrt.

Der Knab', was hält er in der Hand?
Milchweiß ein köſtlich Perlenband.

Er legt's ihr um ihr ſchwarzes Haar,
Sie ſah wie eine Fürſtin gar.

Ach, ſchöne Frau Done, geb' ſie mir
Für meinen Schatz eine hübſche Zier!

Sie langt hinein zum andern Mal,
Faßt einen Helm von lichtem Stahl.

Der Knab' vor Freud' entſetzt ſich ſchier,
Fiſcht ihr einen gold'nen Kamm dafür.

Zum Dritten ſie ins Waſſer griff:
Ach weh'! da fällt ſie aus dem Schiff.

Er ſpringt ihr nach, er faßt ſie keck,
Frau Done reißt ſie Beide weg;

Frau Done hat ihr Schmuck gereu't,
Das büßt der Jüngling und die Maid.

Das Schifflein leer hinunter wallt;
Die Sonne ſinkt hinter die Berge bald.

Und als der Mond am Himmel ſtand,
Die Liebchen ſchwimmen todt ans Land,
Er hüben und ſie drüben.

Idylle an J. M.

Unter die Eiche geſtreckt, im jung belaubten Gehölze
Lag ich, ein Büchlein vor mir, das mir das lieblichſte bleibt;
Jene Märchen erzählt's von der Gänſemagd und von dem Fiſcher,
Von dem Machandelboom; wahrlich, man wird ſie nicht ſatt.
Grünlicher Maienſchein warf mir geringelte Lichter
Auf's beſchattete Buch, neckiſche Bilder zum Text.
Ferne hör' ich die Holzart fallen, ich höre den Gukuk
Und es liſpelt ein Bach wenige Schritte vor mir.
Märchenhaft fühl' ich mich ſelbſt, mit aufgeſchloſſenen Sinnen
Seh' ich, wie helle! den Wald, ruft mir der Gukuk, wie fremd!
Plötzlich rauſcht es im Laub, — wird doch Sneewittchen nicht kommen,
Oder, bezaubert, ein Reh? Nicht doch, kein Wunder geſchieht;
Siehe, mein Nachbarskind aus dem Dorf, mein artiges Schätzchen!

Müßig lief es in Wald, weil es den Vater dort weiß,
Ehrbar ſetzet es ſich an meine Seite, vertraulich
Plaudern wir Dieſes und Das, und ich erzähle ſofort
Gar ausführlich die Leiden des unvergleichlichen Mädchens,
Dem von der Mutter Hand dreimal der Tod ſchon gedroht;
Denn die Eitle, die Königin, haßte ſie, weil ſie ſo ſchön war,
Grimmig, da mußte ſie fliehn, wohnte bei Zwergen ſich ein.
Aber die Königin findet ſie bald; ſie klopfet am Hauſe,
Bietet, als Krämerin, ſchlau, lockende Waare zu Kauf.
Arglos öffnet das Kind, den Rath der Zwerge vergeſſend,
Und das Liebchen empfängt, ach! den vergifteten Kamm.
Welch ein Jammer, da nun die Kleinen zu Hauſe gekommen!
Welcher Künſte bedarf's, bis die Erſtarrte erwacht!
Doch zum zweiten Mal kommt, zum dritten Male, verkleidet,
Die Verderberin, leicht hat ſie das Mädchen beſchwatzt,
Schnürt in das zierliche Leibchen ſie ein, den Athem erſtickend
In dem Buſen; zuletzt bringt ſie die tödtliche Frucht.
Nun iſt alle Hülfe umſonſt; wie weinen die Zwerge!
Ein kryſtallener Sarg ſchließet die Aermſte nun ein,
Frei geſtellt auf den Berg, ein Anblick allen Geſtirnen,
Unverwelklich ruht innen die ſüße Geſtalt.
— So weit war ich gekommen, da drang aus dem nächſten Gebüſche
Hinter mir Nachtigallſchlag herrlich auf Einmal hervor,
Troff wie Honig durch das Gezweig und ſprühte wie Feuer
Zackige Töne, mir traf freudig ein Schauer das Herz,
Wie wenn der Göttinnen Eine, vorüberfliehend, dem Dichter
Durch ambroſiſchen Duft ihre Begegnung verräth.
Leider verſtummte die Sängerin bald, ich horchte noch lange,
Doch vergebens, und ſo bracht' ich mein Märchen zum Schluß. —
Jetzo deutet das Kind und ruft: „Margrete! da kommt ſie!
In dem Korbe, ſiehſt Du, bringt ſie dem Vater die Milch!“
Durch die Lücke ſogleich erkannt' ich die ältere Schweſter;
Von der Wieſe herauf beugt nach dem Walde ſie ein.
Rüſtig die bräunliche Dirne; ihr brennt auf der Wange der Mittag,
Gern erſchreckten wir ſie, aber ſie grüßet bereits.
„Haltet's mit, wenn Ihr mögt! es iſt heiß, da mißt man die Suppe
Und den Braten zur Noth, fett iſt und kühle mein Mahl.“
Und ich ſträubte mich nicht, wir folgten dem Schlage der Holzart;
Statt des Kindes, wie gern hätt' ich die Schweſter geführt!

— Freund! Du ehreſt die Muſe, die jene Märchen vor Alters
Wohl zu Tauſenden ſang; aber nun ſchweiget ſie längſt,
Die am Winterkamin, bei der Schuſterbank, oder am Webſtuhl
Dichtendem Volkswitz oft köſtliche Nahrung gereicht.
Das Unmögliche war ihr Feld; leichtfertig verknüpft ſie
Das Entfernteſte, reicht luſtig dem Blöden den Preis.
Sind drei Wünſche erlaubt: ihr Held wird das Alberne wählen;
Ihr zu Ehren ſei Dir nun das Geſtändniß gethan,
Wie an der Seite der Dirne, der vielgeſprächigen, ſachte
Im bewegtem Gemüth brünſtig der Wunſch mich beſchlich:
Wär' ich ein Jäger, ein Hirt, wär' ich ein Bauer geboren,
Trüg' ich Knüttel und Beil, wärſt Margarete, mein Weib!
Nie beklagt' ich die Hitze des Tags, ich wollte mich herzlich
Auch der rauheren Koſt, wenn Du ſie brächteſt, erfreu'n.
O wie herrlich würde mir jeder Morgen begegnen
Und das Abendroth über dem reifenden Feld!
Balſam würde mein Blut im friſchen Kuſſe des Weibes,
Kraftvoll blühte mein Haus, doppelt, in Kindern empor.
Aber im Winter, zu Nacht, am Ofen und auf der Schnitzbank
Rief ich, o Muſe, Dich auch, märchenerfindende, an!

Digitized by Google

Friedrich Mosengeil

wurde am 26. März 1773 im Dorf Schönau bei Eisenach geboren. Durch einen Hauslehrer vorbereitet, besuchte M. Gymnasium und Universität, um Theologie zu studiren. Nach seiner Rückkehr von Jena folgte er der Einladung seines Jugendfreundes Heinrich Cotta nach Zillbach, wo dieser eine Forstschule errichtet hatte, um mit ihm gemeinschaftlich den Unterricht zu leiten. Nach dem Wunsche seines Vaters verließ er Zillbach jedoch wieder und war sieben Jahrelang dessen Amtsgehülfe in Frauenbreitungen. Aufgefordert von dem Herzoge Georg von Sachsen-Meiningen, der die Sommermonate gewöhnlich in Altenstein unweit Frauenbreitungen zubrachte, auf dem Schlosse zu predigen, erwarb er sich dessen Gunst, und als, einige Jahre nach dem Tode des Herzogs, 1805 auch M. seinen Vater verloren hatte, erhielt er von der verwittweten Herzogin den Auftrag, die Erziehung ihres einzigen Sohnes, des fünfjährigen Herzogs Bernhard Erich Freund, zu übernehmen. M. leitete die Bildung des Prinzen bis zu den Universitätsjahren, begleitete ihn dann nach Jena und Heidelberg und auf seinen Reisen durch die Schweiz, Oberitalien, Belgien, Holland und Frankreich. Nach dem Regierungsantritte des Herzogs im Jahr 1821 wurde er Oberconsistorialrath zu Meiningen, wo er am 2. Juni 1839 starb.

Seine Schriften sind:

Stenographie. 3. Aufl., Jena 1819.
Gesammtausgabe der Schriften Ernst Wagners. 12 Bde. Leipz. 1824—28.
Briefe über den Dichter Ernst Wagner. 2 Bde. Schmalkalden 1826.
Liebenstein und die neuen Arkadier. 2. Aufl. Frankf. 1826.
Reisegefährten. 3 Bde. Frankf. 1825—28.
Drei Freunde auf Reisen. 3 Bde. Leipz. 1828.
Das Jubelfest an der Luthersbuche. Meiningen 1830.
Sommerabendstunden. 2 Bde., Hildburgh. 1831.
Außerdem schrieb er noch verschiedene Volksschulbücher, einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

M. hat namentlich für seine Heimath durch Schrift und That in reichem Maße gewirkt und sein segensreiches Andenken wird sich in Meiningen noch lange erhalten. — Als Dichter und namentlich als Erzähler zeichnete er sich vortheilhaft durch glückliche Erfindung, treffliche Charakterschilderung, tiefe Sittlichkeit, die zu verbreiten er besonders wie in seinem ganzen Leben so in seinen Schriften strebte, anmuthige Darstellung und meisterhaften, wenn auch mitunter nicht ganz von Weitschweifigkeit freien Styl aus.

Colomann Vesthabers Heimholung.

Ein Nachtstück.

Der Baurath Colomann Vesthaber war eine ungewöhnlich hagre, lange, steife Gestalt. In seinem Wohnorte, der kleinen Landstadt Stotterlingen, wo es ausgezeichneten Personen schwer fiel, der Wiedertaufe mit einem Spitznamen zu entgehen, nannte man ihn allgemein das „Lineal." Am Meisten fiel der Mann auf, wenn er an der Seite seiner hübschen jungen Frau erschien, die in ihrer abgerundeten Fülle sich in der That neben ihm ohngefähr wie die Kreislinie neben ihrer Tangente ausnahm. Wollte man noch mehr mathematische Genauigkeit von uns verlangen, so würden wir einräumen, daß Vesthaber eigentlich aus vier Linien und einer Fläche construirt war; denn die langen dürren Arme und weit ausgreifenden Spinnenbeine nahmen sich nur als ungleichartiges Anhängsel der stets steilrecht getragenen Fläche seines unverhältnißmäßig breiten Oberleibs aus.

Nach dieser vorläufigen Personalbeschreibung in Verbindung mit jenem bezeichnenden Spitznamen sollte man meinen, der Baurath möge mit seiner ganzen seltsamen Gestalt ein wenig ins Lächerliche gefallen sein; so verhielt sich's indeß gleichwohl nicht, sondern der erste Eindruck seiner persönlichen Bekanntschaft ließ bei den Meisten ein unheimliches Gefühl zurück, welches nahe an Furcht grenzte. Davon mochte wohl hauptsächlich der Kopf die Schuld tragen. Wie hohe Berge meist kahl zu sein pflegen, so bot auch sein Scheitel nur eine kümmerliche Vegetation dar, und unter dem fast nackten Gipfel lief eine steile Felswand hernieder, — bei andern Menschen Stirn genannt, — an welcher man nicht ohne ein gewisses Grauen hinanblicken konnte. Die Augen, die man bei Floretten, seinem Weibchen, gern mit zwei klaren Sternen, über Rosen- und Lilienbeeten leuchtend, vergleichen mochte, deuteten bei ihm kaum zwei düsterglühende Grubenlichter im dunkeln Schachte an; der Mund aber, — bei Floretten ein kaum aufgeschlossenes Rosenknöspchen, — erinnerte bei ihm mehr an die widrig runzliche Fülle des blutrothen Hahnenkammes.

Doch das Alles möchte nur für unbedeutend gelten und dürfte dem Manne, wenigstens im Urtheile der Männer, eigentlich keinen Nachtheil bringen; — denn es hat sich gewiß auch heut zu Tage öfter bestätigt, was schon damals gegolten, als man brave Leute die Gesundheit des undankbaren Vaterlands aus dem Schierlingsbecher trinken ließ: — daß nämlich mit äußerer sokratischer Häßlichkeit die höchste moralische Schönheit verbunden sein könne. Allein bei unserm Vesthaber kam zu dem Unwesentlichen der Gestaltung gar Manches hinzu, was wohl geeignet sein mochte, seinen innern Menschen in einem nicht minder ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. Er stand in sehr üblem Ruf; — zwar nur im Geheim; denn kein Stotterlinger trat öffentlich mit seinem wahren Urtheil hervor, um sich den Baurath nicht zum Feinde zu machen. Der Mann hatte Verstand, viel Verstand, wo er ihn haben wollte; — auch Geld, viel Geld, wodurch sein geistiges Pfund noch weit schwerer in die Wage fiel. — genau genommen, war er der Reichste im ganzen Städtchen und sah es gern, wenn er dafür gehalten wurde. So sehr er sich auch daran gewöhnt hatte, seine Kasse als Sparkasse, und sein Haus als Leihhaus zu behandeln, so wußte er doch zur rechten Zeit und am rechten Orte den Herren Stotterlingern glänzende Beweise vor Augen zu legen, daß Keiner es ihm gleich thun könne. Gab er bisweilen zur Geburtstagsfeier oder bei andern festlichen Gelegenheiten ein Gastgebot, so mußten die Geladenen vorerst über die eleganten kostbaren Zimmerverzierungen, dann über den reichen Schmuck der hereinschwebenden Frau Bauräthin, zuletzt und am Meisten aber über die Fülle und Leckerhaftigkeit des Mahles selbst in ein gerechtes Erstaunen gerathen. Gleichwohl raunte Einer und der Andere seinem Tischnachbar ins Ohr: „Alles vortrefflich! Wüßte man nur erst, ob's mit rechten Dingen zugehe!"

Das Geheimniß, auf welches dergleichen Reden anspielten, war ein im Verborgenen schleichendes Gerücht, dessen Verbreitung der Aufklärung dieser guten Stadt wenig Ehre machte: es sollte nämlich der Baurath im Bündniß stehen „mit dem Leidigen," — so nannte man dort einen Gewissen, den man bekanntlich nicht gern an die Wand malt.

Ursprünglich mochte das ehrenrührige Stadtgeschwätz einem kleinlichen Neide beizumessen sein, der bekanntlich ohne einen andern Grund, als weil er es dem Beneideten nicht gleich zu thun vermag, immer gern das Schlechteste glaubt oder ersinnt, damit es von Andern geglaubt werde. Späterhin trug sich jedoch allerdings Manches zu, was man selbst mit einem ziemlich weit zugeschnittenen Mantel der christlichen Liebe nicht ganz zu verhüllen im Stande gewesen wäre. Großen Nachtheil erlitt Herrn Colomann Vesthabers Ruf unter Anderm durch eine gemeine Posse, — ein Puppenspiel, welches überhaupt in den Gang unsrer Erzählung zu bedeutend eingreift, als daß wir es unerwähnt lassen dürften.

Es hatte nämlich ein Marionettenspieler seine kleine Bühne in Stotterlingen aufgeschlagen und fand ungewöhnlichen Zulauf. Wirklich verstand er es aus dem Grunde, gerade dieses Publikum durch sinnreich angelegte und lustig ausgeführte Stücke trefflich zu unterhalten. Die wohlausgedachte Mechanik, wodurch z. B. der Hanswurst bei erhabnen Stellen des Dialogs plötzlich aus einem kleinen dicken Knirps zum Riesen aufschoß, um von seiner Höhe herab mit unnachahmlicher Grazie auszuspucken; — die unbegreifliche Gelenkigkeit, womit er an Kolumbinens verschlossener Pforte die eigne Ferse zum Thürklopfer machte, und dabei ein Bein ausreckte, welches die Länge des ganzen Männleins zweimal maß; — ferner die neckische Gewandtheit Kolumbinens,

Digitized by Google

in welcher sie ihrem eifersüchtigen Mann zu entschlüpfen wußte, und gegen all' diesen Scherz auf der andern Seite die Gravität und der ritterliche Anstand auftretender Sultane, großmächtiger Kaiser und anderer Potentaten, mit Prinzessinnen an der Hand, die von lauter Juwelen funkelten; ihre abgemessenen verständigen Reden und großmüthigen Gesinnungen bei stets heitrer, durch keinen Schicksalswechsel jemals veränderter Miene: Alles Dies hielt die Aufmerksamkeit der Zuhörer fest und rückte sie in die ideale Welt hinüber, deren vollständiger Zauber besonders noch im Nachspiele durch die wunderbarsten Verwandlungen und Ballettänze entzückte. Wenn da z. B. ein reichgalonnierter Stutzer zum meckernden Bock zusammenschrumpfte, und die kokettirende Schöne an seiner Seite zur gackernden Gans, die sich in wenigen Augenblicken zu einem Wiegenpferde für einen Schwarm kleiner häßlicher Meerkatzen mit Amorsflügeln umgestaltete, während der arme Bock vier Schneider auf einmal in die Lüfte führen mußte, wo sie ihn aus schuldiger Dankbarkeit in kleine Flocken zerrupften und, als zweite Auflage, mit Hörnern und Bocksfüßen vermehrt und verbessert, eine infernalische Quadrille mit geschwungenen funkensprühenden Fackeln aufführten: — wer mochte es dann besonders den geschmackvollen Zuschauerinnen verargen, wenn sie einander wechselseitig versicherten: „Etwas Amüsanteres, als ein solches Puppentheater, gebe es doch gar nicht in der Welt!"

Um indeß die Schaulust des Publikums immer hübsch im Zug zu erhalten, war hier, wie bei großen Schaubühnen, die Einrichtung getroffen, daß bisweilen die Ankündigung eines echten Zugstücks selbst solche Knauser aufs Neue herbeilocken mußte, welche, um das Logegeld zu ersparen, zu den seltenern Gästen gehörten. In gleicher Absicht war jetzt Doktor Faust angekündigt, und schwerlich hat der Göthesche auf das große europäische Publikum einen schauerlichern Eindruck gemacht als dieser altfränkische Marionetten-Faust auf das Stotterlinger.

Das Haus (wir meinen den Saal des Gasthofs „zum rothen Ochsen") war überfüllt, und die dadurch erzeugte Schwüle, am Abend eines gewitterschweren Tages, leistete der tragischen Wirkung des Stückes nicht geringen Vorschub. Alles erhob sich von den übereinander aufgebauten Bänken, als Satan zum ersten Male über die Bühne ging. Es war in der That eine fürchterliche Gestalt, welche der Theatermeister vermittelst einer kleinen, im hohlen durchsichtigen Körper versteckten Wachskerze mit glühenden Rippen ausgestattet hatte. Jedes Herzchen klopfte stärker, als über die Bedingungen verhandelt wurde, unter welchen Faustus seine arme Seele an den Bösen verschacherte; denn jedes Mal, wenn er die Feder zur Unterschrift in die aufgeritzte Ader eintunkte, mußte man mit Schauder ein leises klägliches Wimmern aus der Höhe vernehmen, dem ein teuflisches Lachen in der Tiefe folgte.

Vielleicht hätte das Uebermaß des Grauens, den die ganze schreckhafte Vorstellung erregte, den Zuschauern allen Kunstgenuß verleidet, wäre nicht der unvergleichliche Hanswurst, Fausts Famulus, mit allerliebsten Späßen mildernd dazwischen getreten. Ihm waren selbst die furchtbarsten Teufelsfratzen nichts, als lächerliche Personagen. Er hatte sie in den Zwischenscenen mit der ergötzlichsten Laune zum Besten; setzte sie durch ehrenrührige Fragen über ihre sonderbare Gestalt in Verlegenheit; ergriff sie, — während er, in seines Herrn Zauberkreis stehend, vollkommen sicher war, und ihrer Krallen spottete, — bei den langen blutrothen Schweifen, um sie die lustigen Sprünge eines Pudels wiederholen zu lassen, den man mit ähnlichen Handgriffen nöthigt, einen Tanz in die Runde zu machen. Am Ende fühlten es die listigen Höllengeister selbst, daß sie hier ihren Meister gefunden hatten, und ließen ihn in Frieden.

So weit ging Alles vortrefflich und zur allgemeinen Zufriedenheit von Statten; doch die Schlußscene, in welcher bekanntlich der Doktor nach sämmtlichen, normalmäßig begangenen Todtsünden heimgeholt und hoch in der Luft zerrissen wird, so daß nur einzelne hellauflodernde Gliedmaßen herabfallen; — gerade diese, das ganze Werk krönende Scene gerieth in große Verwirrung, und verbreitete fast noch größere im Saale.

Es kugelte nämlich mitten im satanischen Hofstaat ein räthselhaftes Wesen herum, dessen lenkende Fäden selbst das schärfste Auge nicht entdecken konnte, da doch bei allen übrigen Figuren den Handriffen über der Koulisse leicht auf die Spur zu kommen war. Jenes seltsame Unding erschien anfangs als ein gestaltloser schwarzer Ballen, der einzelne Funken umherblitzen ließ. Plötzlich öffnete sich's, und ein scheußliches Krokodillhaupt schaute blökend mit blutig hervorquellenden Augen in den Saal. Als aber, besonders von den anwesenden Zuschauerinnen her, ein unwillkürlicher Schrei des Entsetzens erscholl, zog sich das Ungethüm zurück; dagegen watschelte ein kleiner mißgestalteter Zwerg mit furchtbar großen Augen unter dem übrigen höllischen Troß herum. Der Kleine krächzte und stotterte eine Weile in unvernehmlichen Tönen, bis endlich mühsam folgende Worte aus dem breiten häßlichen Maule hervorgestoßen wurden:

„Den da will ich nicht! der ist von Holz. — Einer ist hier; den will ich! — Der hat Wittwen und Waisen um das Ihrige, der hat Väter und Mütter unter die Erde gebracht! — Will ihn nicht nennen, aber fest hab' ich ihn; — und er weiß es selbst, daß er reif ist zur Heimholung. Schaut hin! dort steht er und fürchtet sich vor mir!"

Bei diesen Worten war dem Zwerg ein ellenlanger Finger aus der Hand gewachsen und jeder Blick folgte dem furchtbaren Zeiger, und jeder haftete auf einem langen, ganz blaß gewordenen Mann, der in den vordern Reihen der Zuschauer hervorragte. — Es war Niemand anders als unser Colomann Besthaber. —

Daß von seiner Heimholung die Rede sei, war um so weniger zu bezweifeln, da der kleine Unbekannte blos mit Abänderung einiger Endbuchstaben ihn mit Namen genannt hatte.

Der Mann zitterte fast so hörbar, als der hölzerne Doktor Faust. Hinter der Scene hörte man immer lauter werdende Stimmen. Es war der Marionettendirektor, der seiner mit agirenden Frau bittere Vorwürfe machte, welche ihm diese mit der gellendsten und geläufigsten Zunge zurückgab; denn Jedes glaubte, das Andre habe ihm zum Possen die Schlußscene verhunzt durch heimliches Unterschieben einer Figur, deren Keckheit noch dazu mit verdrießlichen Händeln drohte. Während sich das Ehepaar hinter der Scene zankte, entstand auch vor derselben große Unruhe, die aber nicht allein von dem unbeschreiblichen Eindruck der eben abgespielten Episode, sondern zugleich von einem heftigen Gewitter herrührte, welches sich jetzt plötzlich über der Stadt zu entladen begann. Die ununterbrochenen Blitze leuchteten sogar durch die geschlossenen Fensterladen hindurch und der Donner überdröhnte den wachsenden Lärm der zahlreichen Versammlung, aus welcher sich nun Jeder in wildem, den Frauen manchen Angstschrei auspressenden Gedränge unter Regen- und Flammengüssen eiligst heim zu retten suchte.

Der Vorgang machte großes Aufsehen, — nicht blos im Städtchen selbst, sondern sogar in der Residenz, wohin ihn das Gerücht, noch mit manchen erdichteten Schreckniſſen ausgeschmückt, schnell genug befördert hatte.

Die wenigen Aufgeklärten in Stotterlingen (denn alle Uebrigen hielten den Spuk einmüthig für Satans Werk) erschöpften sich in Vermuthungen über den geheimen Zusammenhang der Marionettenscene mit Besthabers Familienverhältnissen, und was die Scharfsinnigsten unter ihnen zur Lösung des Räthsels zu Tage brachten, schien in der That nicht aller Wahrscheinlichkeit zu ermangeln.

Es hielt sich nämlich bei jener kleinen Wandertruppe, welche das Puppenspiel zuweilen auch mit persönlichen Darstellungen travestirter Bühnenstücke wechseln ließ, gerade damals ein Bajazzo von merkwürdigem Künstlertalent auf. Seine Rolle als Lustigmacher spielte er meist aus dem Stegreif und erntete dabei durch seine witzigen Einfälle stets glänzenden Beifall. Seinen Späßen fehlte es nicht an Salz; nur beschwerten sich Manche, daß es aus allzuscharfer Lauge bereitet sei; denn bei seinen satirischen Kreuz- und Querhieben fragte er gar nichts danach, wenn sie dem Getroffenen durch Mark und Bein drangen. Um jedoch durch diese kaustische Laune nicht die Gunst des Publikums allmälig zu verscherzen, mischte er noch eine andre beliebte Würze reichlich mit ein, welche das feinste Sinnengift gerade so viel verhüllte, als nöthig war, um es genießbar für lüsterne Gaumen zu machen; das heißt: er war stark in jener zweideutigen Art zu scherzen, worüber zwar die Unschuld erröthen muß, die aber bei den rohern Männern, so wie bei Frauen von überwiegendem Temperament, wohlgelitten zu sein pflegt.

So ausgezeichnete Talente gewannen diesem Künstler die Gunst mancher Kennerin und mochten ihm wohl den Weg zu allerlei galanten Abenteuern bahnen; zumal da Bajazzo, wenn er die Harlekinsjacke anzog, sich als ein recht hübscher junger Mann mit glänzend schwarzem Haar, freudig blitzenden Augen, seltener Körperkraft und Gewandtheit darstellte. Er war es denn auch, der schon seit einiger Zeit in den Verdacht eines geheimen Verständnisses mit der jungen schönen Frau Bauräthin, man wußte selbst nicht recht wie und wodurch, gerathen war. Unter dieser Voraussetzung schien wenigstens Alles erklärlicher zu werden. Vielleicht, — so schlossen jene scharfsinnigen Späher, — vielleicht war der heimliche Begünstigte vom eifersüchtigen Eheherrn aufgespürt, und sodann gewiß auch beleidigt worden; in Bajazzos bekanntem Charakter lag es offenbar, sich an Besthabern auf das Empfindlichste durch Einschwärzung jener Teufelslarve zu rächen, deren Maschinerie er gar wohl, ohne Vorwissen der oben handthierenden Spieler, unter der Bühne lenken konnte; — vielleicht auch lag, außer der genommenen Rache, eine mit der Gönnerin verabredete Maßregel der ganzen Gaukelei zum Grunde, um einen gewaltsamen Bruch gespannter ehelicher Verhältnisse schneller herbeizuführen. Denn so viel Geschmack und Verstand durfte man Floretten wohl zutrauen, daß sie dem alternden, mürrischen Ge-

Digitized by Google

lomann einen jungen anstelligen Komödianten vorzuziehen, und sich zweckmäßige Mittel zu einer freien angenehmern Wahl vorzubereiten wissen werde. Zur Bestätigung dieser Schlußfolge führte man an: daß die Bauräthin sich der bittern Beleidigung im Doktor Faust nicht sonderlich angenommen habe; Manche wollten selbst ein feines Hohnlächeln, während der infernalischen Scene um die blühenden Rosenlippen schwebend, bemerkt haben. Mehr noch: — als der fast in Wuth gesetzte Besthaber der Truppe einen Injurienprozeß an den Hals zu werfen drohte und sämmtliche Künstler, um der Verhaftung auszuweichen, bei Nacht und Nebel entflohen waren, sollte, behauptet man, der Bajazzo noch lange nachher unter mancherlei Verkleidungen in Stotterlingen zu sehen gewesen sein.

Doch alle diese Vermuthungen ließen immer noch Vieles im Dunkeln, und die Verschiedenheit der Sagen machte es um so schwieriger, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Der tiefgekränkte Ruf des Beleidigten war indeß durch die schimpfliche Flucht der vermeinten Beleidiger keineswegs wieder herzustellen. Der satanische Zwerg hatte leider ein äußerst empfindliches Fleckchen berührt. „Er hat Wittwen und Waisen um das Ihrige, und Väter und Mütter unter die Erde gebracht!“ — das war der tödtlich scharfe Pfeil des höllischen Schützen, welcher, der herrschenden Volksmeinung zufolge, gerade ins Schwarze, — das heißt, mitten in Besthabers Herz hinein getroffen haben mußte.

Diesen Glauben, der sich allgemein geltend zu machen wußte, können wir uns am Besten erklären, wenn wir einige Blicke auf die frühere Geschichte jenes hart Beschuldigten zurückwerfen.

Der Baurath war allerdings keines reichen Mannes Sohn, sondern hatte sein großes Vermögen blos der eignen Betriebsamkeit zu danken. Es fehlte ihm durchaus nicht am rechten Takt für jene Musik klingender Thaler, welche dem Habsüchtigen lieblicher, als die der Sphären tönt. Genau genommen, gab es für ihn nur zwei Bestrebungen: die eine — Geld zu gewinnen; und die andere — das Wachsthum der Zinsen mit den Bedürfnissen einer egoistischen Genußliebe auszugleichen. Die strenge Rechtlichkeit ward dabei nicht gehört, — kaum befragt. — Besthaber hatte als Baurath und Oberaufseher der Gemeindewaldungen gerade zur schicklichsten Zeit wohlfeile Häuser aufgeführt, um sie nachher theuer in Rechnung zu bringen; als Verwalter der Magistrats-Kasse zog er häufig einige Procente mehr, als er zu Buch brachte, ohne daß ihm bei Legung der Jahresrechnungen eine Rüge zu stellen war. Mit nicht geringerer Gewandtheit wußte er in Vormundschaften das Vermögen seiner Mündel so zu behandeln, daß die Rechnung stets in Ordnung, und sein Vortheil dennoch gedeckt blieb. Zugleich machte er als Großhändler und Bankier mit jedem Jahre ansehnlichere Geschäfte. Einen Hauptschlag aber hatte er durch seine Verbindungen mit einem Kaufmanne der benachbarten Stadt ausgeführt, welchen allzutreuherziges Vertrauen auf Besthabers Räthschläge und Freundschaftsversicherungen, so wie das Bedürfniß bedeutender Vorschüsse völlig in seine Hände gegeben hatten. Bald war der arme fleißige Mann einem Hamster zu vergleichen, den der kluge Feldwirth ungestört die Fruchtkörner eintragen läßt, um zuletzt den emsigen Sammler heimlich abzufangen und sich der ganzen Kornkammer zu bemächtigen. Durch kluge Leitung und Beihülfe des Buchhalters jener Handlung, Namens Fratzner, den er für sein Interesse zu gewinnen wußte, kam es nach wenigen Jahren dahin, daß des Handelsfreundes Haben mit dem Sollen gegen Besthabern in immer größerm Mißverhältnisse stand. Wie ein geübter Giftmischer den Zeitpunkt zu berechnen weiß, wo dem ausersehenen Opfer das beigebrachte Tränkchen zum Sitz des Lebens heraufsteigt, so konnte auch Er des Verbündeten Bankerott scharf genug vorher bestimmen, um gerade zur rechten Zeit mit dem Buche in der Hand und der freundschaftlichen Ansage vor ihn hinzutreten: „Herr, Sie sind fertig! — Es thut mir leid; aber nach den vorliegenden Rechnungen, die Sie, guter Mann! etwas nachlässig calculirt haben, wäre der gänzliche Fall Ihres Hauses kaum noch auf ein Vierteljährchen hinauszuschieben. Sie haben im Handel kein Glück, — aber einen guten Freund! — Es giebt, da Sie gern Ihre Ehre werden retten wollen, vielleicht Ein Mittel der Auskunft; Ich trete in Ihr Geschäft unter meiner Firma ein und decke das Deficit.“

„Aber, mein Gott!“ rief der Erschrockene, dem nach genauer Vergleichung aller vorgelegten Berechnungen zwischen ihm und Besthabern der Angstschweiß auf die Stirn trat: „Was wird mir dann noch übrig bleiben, um zu leben mit Weib und Kind!“

Besthaber zuckte die Achseln, seufzte, schwieg lange und sagte endlich: „Freund! ich mache Ihnen ungern eine Bemerkung, die Sie längst selbst hätten machen können: Ihre Frau kränkelt, — viel ich vom Arzt erfahren, ohne alle Hoffnung zur Heilung; haben Sie also blos noch für Ihre einzige Tochter Auguste Sorge zu tragen, — und diese nehme ich aus alter Freundschaft mir ins Haus als Gesellschafterin meiner Frau. Sie, als einzelner Mann von schönen Kenntnissen, können dann leichter wieder Anstellung in einem guten Hause finden, wozu ich meine Empfehlung anbiete, und bis dahin verstehe ich mich zu neuen Vorschüssen ohne Zinsen zu berechnen.“

Es ging nach seinem Willen. Die schwächliche Gattin des Kaufmanns rührte der Schlag, als sie des Mannes Unglück erfuhr, aber auch der jammervolle Wittwer konnte ihren Verlust und seinen Verfall nicht lange überleben, und schon nach wenigen Wochen machte man ihm sein Ruhebette neben dem frischen Grabe seines treuen Weibes. Die Handlung des Verstorbenen setzte der gut bezahlte, in alle Geheimnisse eingeweihte Fratzner unter Besthabers Namen fort, und Auguste ging, als ein einfach erzognes Mädchen, die der theuren Aeltern niemals vergessen konnte, unter vielen Thränen nach Stotterlingen, um von der Frau Bauräthin zu mancherlei Dienstleistungen, und zwar nicht immer bei der zartesten Behandlung, benutzt zu werden.

Herr Colomann Besthaber lebte nach berichtigten Angelegenheiten im besten Flore mit Floretten. Indeß durfte man doch dem äußern Scheine auch hier nicht zu sehr vertrauen. Der Baurath hatte dieses zweite Ehebund etwas eilig geknüpft, nachdem sein erstes, — mit einer Wittwe, die er blos ihres Vermögens wegen geheirathet, — durch den Tod gelöst worden war. Die Verstorbene hatte zwar, bei vielfachen geheimen Kränkungen, keine dauerhafte Gesundheit genossen: ihr Tod aber erfolgte gleichwohl so unerwartet schnell und unter so ungewöhnlichen Zufällen, daß der vergebens zur Hülfe herbeigerufene Arzt auf allerlei seltsame Gedanken gerieth, die er vorläufig Niemandem mitzutheilen wagte.

Genug, die Dulderin ruhte nun, und der Wittwer führte Floretten heim, mit welcher er schon früher in einer Art von freundschaftlicher Verbindung gestanden, deren hohen Preis die von ihm Unterhaltene wohl kannte. Das Mädchen war geringer Herkunft, aber sehr schön, wie jeder Kenner eingestand. — Gerade diese Kenner wollten jedoch auch behaupten: „Florettchen sei bei Weitem schöner, als ehrlich.“

Wahr ist es, der scharfblickende Baurath glaubte schon in den ersten Jahren der neuen Ehe bisweilen gegründete Ursache zur Eifersucht zu entdecken, und von da an begann ein endloser Wechsel zwischen dauernden Zwistigkeiten und kurzen Versöhnungen. Beide Kämpfer wußten ihre verschiedenartigen Waffen mit gleicher Meisterschaft gegen einander zu gebrauchen. Quollen die dicken Wulstlippen von den bittersten Vorwürfen über, so spitzten sich dagegen die zarten, fein gerundeten zu giftigen Spöttereien; — drohte Tod und Verderben von der schroffen gerunzelten männlichen Stirn herab, so glättete sich gegenüber unter den vollen braunen Locken eine schön gewölbte weibliche nur um so heitrer aus; — wagte er es, ein Wörtchen von Scheidung fallen zu lassen, so züngelte sie leise und lächelnd: „Sei nur ganz ruhig, Colomännchen! Kennten sie Dich Oben so, wie ich Dich kenne, und wüßten sie, was ich weiß, dann . . . —“ hier strich sie mit dem niedlichen reichberingten Händchen über die schneeweiße Kehle herüber und hinüber, und Colomann verstand den Sinn dieser Zeichensprache so vollkommen, daß er, vor innerer Wuth erblassend, schwieg. Dann erst wurde Waffenstillstand von beiden Theilen abgeschlossen.

Zwischen die zermalmenden Reibungen und Kämpfe dieses friedlosen Ehebundes hatte das Schicksal ein junges unschuldiges Pärchen geworfen, das vielleicht schon im Frühling des Lebens unter seinen rauhen Winterstürmen hätte erstarren müssen ohne den erwärmenden Hauch der Liebe. — Es war die schon genannte Waise Auguste, und ein junger Mensch, Namens Otto Stern, Besthabers Stiefsohn.

Die verstorbene Gattin hatte als Wittwe den einzigen Sohn ihrer vorigen glücklichen Ehe mit zur neugeschlossenen gebracht und sie starb, ehe er noch die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte. Der Stiefvater wußte es trotz manchem Widerspruch von Seiten der Verwandten durch seinen vielvermögenden Einfluß dahin zu bringen, daß ihm die bisher geführte Vormundschaft über Otto auch fernerhin übertragen wurde. Da nämlich die nun durch den Tod getrennte Ehe kinderlos geblieben war, so traten des einzigen hinterlassenen Erben Ansprüche auf die Herausgabe des mütterlichen Vermögens unmittelbar in Kraft; diese Sonderung aber vorzunehmen, fand der bisherige Verwalter desselben keineswegs rathsam. Er behauptete vielmehr, als der Stiefsohn eine bescheidene Anfrage deshalb wagte: „der bei Weitem größere Theil des mütterlichen Besitzthumes habe in Kapitalien bestanden, diese aber seien, mit Bewilligung der Verstorbenen, in einem Floßhandel, als in einem ganz neu eingerichteten und von seinen übrigen Geschäften völlig getrennten Nebengeschäft angelegt worden. Leider habe gerade diese Speculation nicht unter die gelungenen gehört, wie er mit seinen geführten Büchern belegen

Digitized by Google

könne; daher er denn auch dem Sohne nur vergleichsweise einen Ersatz zu leisten erbötig sei."

Die Obervormundschaft über Vormünder war leider in Stotterlingen, — wie man dieses auch anderwärts häufig genug bemerken und beklagen muß, — nichts weniger, als geordnet und gehörig durchgreifend. Mit dem alljährlichen Abschluß der Rechnungen nahmen es die Vorstände nicht so genau; sämmtliche Mündel waren zufrieden und schwiegen still: warum hätte denn also die Obrigkeit deshalb Lärm erheben sollen?

Es blieb folglich auch der arme Otto dem reichen Besthaber auf Discretion anheimgegeben und hatte die tröstliche Aussicht, nach erlangter Volljährigkeit auf dem Wege des Prozesses sein Eigenthum erkämpfen zu müssen. Gerade in Prozessen lebte aber der Baurath recht in seinem Elemente. „Es ist Liebhaberei!" äußerte er wohl zuweilen bei gleichgestimmten Freunden: Andere wagen ihr Geld im Staatspapierhandel, oder in der Lotterie; ich dagegen lobe mir ein hübsches Prozeßchen! Hab' auch durch geschickte Leitung und Kenntniß des Rechtsganges fürwahr mehr gewonnen, als alle jene Papiernarren!"

Otto war zu einem liebenswürdigen Jüngling herangewachsen. Ein leiser Zug von Schwermuth, — bei so verwaist'ter Jugend wohl erklärlich, — gab den Zügen seines männlich schönen Gesichts besonders für die Frauen einen eigenthümlichen Reiz. In seinem kaum achtzehn Jahre zählenden Alter zeigte er schon Charakterfestigkeit durch ein besonnenes sittliches Betragen. Dem Stiefvater und Lehrherrn sah er früher, als dieser es ahnete, unter das schlau verdeckte Spiel. Natürlich mußte mit jedem neuen Blick dieser Art die kindliche Gesinnung gegen den Gatten seiner geliebten Mutter immer mehr verschwinden; der innere Abscheu vor allen bemerkten Ränken eines grundschlechten Charakters nahm in gleichem Maße zu.

Böse Beispiele mögen wohl oft, dem Sprichwort zufolge, gute Sitten verderben; vielleicht aber werden die entgegengesetzten Erfahrungen seltener beachtet, nach welchen sich Kinder desto mehr vor dem Laster hüten, jemehr sie sich empört fühlen, wenn die Aeltern ihre schlechte Denkungsart vor ihnen zur Schau stellen. Der innere Friede, — jene unbefangene Heiterkeit des Gemüthes, die der gesunden Entwickelung eines reinen Jugendlebens so unentbehrlich ist, als Licht und Wärme den Blüthenknospen, — möchte freilich bei unserm Otto allzusehr unterdrückt worden sein, wäre nicht dem einsamen Herzen mit Augustens Erscheinung eine neue Sonne aufgegangen.

Als die arme Waise, in tiefe Trauer gekleidet, bei Floretten anlangte, da war es anfangs blos das Mitleid, das ihn zu dem verlassenen Kinde hinzog. Der Druck ihres verkümmerten Lebens lag damals noch zu schwer auf der Seele der Jungfrau, als daß sie ihren innern Werth hätte entfalten können. Sie war immer schweigsam, fast blöde in Gesellschaft; doch stets willig zu allen Geschäften, die ihr als Kammerjungfer Florettens (denn auf ein anderes Verhältniß zu ihr machte sie selbst keinen Anspruch) nur irgend zugemuthet wurden.

Auguste war schön, — unter einem glücklichern Frühlingshimmel vielleicht ausgezeichnet schön; — doch gerade diesen Vorzug bemerkte Otto erst späterhin. Was zunächst seine Aufmerksamkeit erregte, war die edle Selbstverleugnung, die geduldige, fromme Entsagung, womit sie sich in die Nothwendigkeit, — in ihr unverschuldetes trauriges Geschick zu fügen wußte. Ein Weib von Florettens Gemüthsart konnte natürlich jenes aus Barmherzigkeit aufgenommene, nicht einmal blutsverwandte Kind nur etwa so, wie eine gnädige Gebieterin ihre leibeigene Dienerin, behandeln. Sie selbst glaubte das fremde Mädchen zu begünstigen; doch diese Gunst hing nur zu oft von der Laune ab. Das feine, Mark und Bein durchdringende Gift ihrer Zunge, welches so oft den harten Besthaber selbst zur Verzweiflung brachte, konnte sich auch gegen Augusten nicht immer verbergen. Bei Tische, wo Letztere dem jungen Stern gegenüber am untern Ende der Tafel saß, gab es zuweilen bittere Reden, über welche dieser erröthete, ob sie gleich eigentlich seiner Leidensgefährtin galten. Auguste aber blieb immer mild und geduldig; — im äußersten Falle saß sie eine Weile mit gesenktem Blicke da, und die Augenlieder bewegten sich nur, um einige Thränen zu zerdrücken, die heiß hervorbrechen wollten. Kam aber je zuweilen, wenn gerade die Dame des Hauses bei besserer Laune war, ein vernünftiges Gespräch nur einigermaßen in Zug, da erwachte Auguste, wie aus einem bösen Traume, wurde heiter und nahm wohl selbst Theil an der Unterhaltung; Allem, was sie freundlich dazu beitrug, fehlte es niemals an Sinn und Anmuth, und manche ihrer Aeußerungen waren Otto'n ganz aus der Seele gesprochen.

„Ein Mädchen, wie ich doch bisher noch keines gekannt!" bemerkte er jetzt öfter bei sich im Stillen; und nun erst, als er sich durch Augusten ermuntert fühlte, auch seinen Gedanken Worte zu geben, die gleicherweise bei ihr ansprachen, — nun erst ward ihm zuweilen ein Blick in ein großes seelenvolles Auge vergönnt, das sich langsam gegen ihn aufschlug. Ja, oft war es nur ein leises Neigen ihres Hauptes, das ihn bei irgend einer Bemerkung, die er vorbrachte, mehr entzückte, als es der lauteste Beifall aus dem Munde Anderer vermocht hätte.

„Auguste ist ein Engel!" rief er oft aus, wenn er eben von der Mittagstafel in sein einsames Dachstübchen zurückkehrte. „Du armes, liebes Kind!" — redete er sie im Geiste an: „Wüßt' ich doch, ob auch nur Einmal die Aehnlichkeit unseres Geschicks Dir vor der Seele geschwebt habe? — Ach! Du stehst viel zu hoch über jedem Schicksal; viel zu hoch auch über mir! Denn wie oft bebt mein Herz vor innerer Wuth bei der lieblosen Behandlung dieser Unwürdigen, die ich niemals Mutter nennen kann; Dein Herz aber wird nie entrüstet, höchstens wehmüthig für kurze Augenblicke! Wie ein seliger Geist fühlst Du Dich selbst in der Hölle des Paradieses werth!"

So gewann allmälig die Liebe Raum. — Wie ein junges Bäumchen, das man aus schlechtem Boden in gutes Land, und aus der Winterseite an die Sommerwand verpflanzt hat, nun mit einem Male neues Leben gewinnt und die aufquellenden Blüthen der Quelle des himmlischen Lichtes zuwendet: so belebte und erquickte sich des armen Otto's Herz in Augustens Nähe. Bald fühlte sein ganzes Wesen sich von einer Sehnsucht ergriffen, die ihn nur da glücklich sein ließ, wo er sie sah und hörte. — Doch des Jünglings erste Liebe aus reinem Sinn und edlem Gemüth entsprossen, wird anfangs immer blöde sein. Auch Otto wurde zurückhaltender, jemehr er sich seiner Liebe bewußt ward. Er richtete seltener das Wort an Augusten, und wenn es geschah, fühlte er sich befangener; seine Anrede schien ihm selbst unschicklich, wie bescheiden sie auch Andern scheinen mußte; immer tiefer setzte er sich und seinen Werth unter den der Geliebten herab. Für ihn unerklärbar, nahm Augustens Unbefangenheit gegen ihn, in Gesellschaft Anderer, in eben dem Grade zu, als die seinige abnahm. Waren sie hingegen Beide allein, so schienen Otto's Herzbeklemmungen bald auch auf sie sympathetisch einzuwirken; die Reihe des schamhaften Erröthens war dann an ihr; — Er aber glaubte, sie erröthe nur über sein linkisches Benehmen. Es waren bängliche Empfindungen von beiden Seiten; gleichwohl suchten Beide sie eher herbeizuführen, als zu vermeiden. Dadurch mußte, — wie Jeder weiß, der in seinem Leben nur Einmal wahrhaft geliebt hat, — das Uebel immer mehr um sich greifen, und mit jedem Tage unheilbarer werden.

Otto's und Augustens zufälliges Begegnen wurde durch den nahen Garten vermittelt. Diese Gartenanlage war eines von Besthabers Prunkstücken. Für seine Person gewährte sie ihm wenig Genuß, denn er suchte denselben mehr im stolzen Gedanken, daß sein Garten der schönste unter allen sei, welche die Stadt umgaben. Das war er auch in der That. Den Vorgrund, von Blumenbeeten verziert, umgab ein Bosket fremder Staudengewächse, aus dem die hohe Akazie mit ihren duftenden Blüthenrispeln, der Tulpenbaum mit seinen Prunkblumen und andre schön blühende Bäume hervorragten. Dort feierte Otto seine Abendstunden; streifte in den schattigen Buschwegen umher, und sehnte sich so lange nach der erwählten Herzensfreundin, bis er sie, wie durch magische Zauberkräfte, herbeigesehnt hatte; — denn hatte ihre Gebieterin zur Spazierfahrt oder zum Besuch einer Theegesellschaft das Haus verlassen, so hinderte sie ja nichts, nun auch den Garten zu besuchen, und es war dann freilich nicht wohl zu vermeiden, daß die beiden Spaziergänger oft zusammentrafen. Immer war es leichter, sich zu finden, als sich wieder zu trennen, wenn man sich einmal gefunden. Schweigsam wandelten sie neben einander fort, und doch aufs Beste unterhalten. Die wenigen Worte, die etwa gewechselt wurden, hätten andern Ohren höchst gleichgültig scheinen mögen, allein der wahre Sinn derselben lag viel tiefer, als ein Ungeweihter zu ahnen vermochte, und wurde stets richtig herausempfunden; ja, ein einziger Blick wog an innerem Gehalt oft eine lange Rede auf. Streifte bisweilen aus Versehen Arm an Arm, oder berührten sich auch nur die äußersten Fingerspitzen beim Hinreichen eines frischgepflückten Blümchens, dann erbebte Otto vor Wonne; doch die weiche, warme Hand selbst zu fassen, zu halten, an Herz und Lippen zu drücken, — das blieb immer noch für ihn ein ungeheures Wagestück, an dessen Ausführung er kaum zu denken den Muth hatte.

Nur Einmal erwähnte Auguste während dieser traulichen Abendspaziergänge der frühern Zeit, was Otto, um sie nicht zu betrüben, sorgfältig vermied. Der Junius-Abend war so entzückend schön! Alles blühte, duftete, lebte und freute sich des süßen Lebens; in jedem Busche raschelte und regte sich's und die niedersinkende Sonne ruhte mit ihren letzten mütterlichen Liebesblicken auf Garten und Flur, die so in den schönsten Erd- und Himmelsfarben leuchteten; — da sagte Auguste leise und ohne den Freund dabei anzusehen: „Heute bin ich einmal recht daheim, und wie im Himmel bei meinen guten seligen Aeltern! — Doch hier," setzte sie nach einer Weile hinzu, „hier blüht ja auch ein Paradies Gottes um uns her, und es ist wohl nicht ganz recht,

Digitized by Google

daß ich mich immer so sehr nach der Heimath sehne, wo jetzt Vater und Mutter wohnen?"

Otto konnte nicht antworten. Die heiligsten und edelsten Gefühle, deren das menschliche Herz fähig ist, Mitleid und Liebe, ließen ihn im Uebermaß seiner Empfindungen verstummen. Er mußte sich abwenden; — doch Augusten entging es nicht, daß er nur darum sein Gesicht verbarg, um seine Thränen vor ihr zu verbergen.

So hatte zwischen den beiden Verwaisten sich allmälig ein Band geknüpft, stark und fest, wie es kein Erdenleben mehr zu lösen vermag, ja nicht einmal der Tod! Das Wort des wechselseitigen Geständnisses blieb gleichwohl unausgesprochen. — Als das Entscheidenste für die Jugend-, wie für die Folgezeit, zögert es oft lange, gleich als wollte ein gütiges Geschick zärtlich theilnehmend unser höchstes und reinstes Glück im Leben gerade für den günstigsten Moment aufsparen, da es ja doch dem armen Sterblichen nur Einmal vergönnt ist, hier schon eine Seligkeit zu genießen, die er sonst allein von des Himmels Freuden hoffen dürfte.

Ein Zufall, — wenn wir anders die nothwendige Verkettung von Umständen, welche der Menschen Schicksale lenkt, so nennen dürfen, — beschleunigte für das liebende Paar die Erscheinung jenes entscheidenden Momentes. Es mußte nämlich jener schauerliche Vorgang im Marionettentheater, der für alle in dieser Erzählung auftretende Personen als ein merkwürdiger Wendepunkt zu betrachten ist, auch Otto's Verhältnissen zur Geliebten eine bestimmtere Richtung geben.

Der Jüngling war seltsam aufgeregt aus der unterbrochenen Faustiade des Puppenspiels nach Hause gekommen. Wie gewöhnlich auf Kleinstädter das Kleinliche, sobald es unerwartet großartig wirkt, einen stärkern Eindruck, als selbst eine große Weltbegebenheit, zu machen pflegt, so hatte auch jenes fratzenhafte Puppenspiel durch seine Schlußscene alle Stotterlinger ganz außer sich gebracht. Das Gerücht, welches immer mit einer Art von Poesie die Thatsachen vergrößernd ausschmückt, vermehrte noch das Grausenhafte der Scene für diejenigen, welche nicht zugegen gewesen waren; denn wenig fehlte, daß nicht die erzählenden Zuschauer daheim den erstaunten Hausgenossen es mit einem körperlichen Eide betheuerten: „Beelzebub sei ihnen in höchsteigner Person erschienen."

Mehrere Jugendfreunde Otto's, die er sich bereits erworben, und durch seine bedrängte Lage, wie durch sein musterhaftes Betragen, so sehr verdient hatte, fühlten sich auf gleiche Weise ergriffen, — auch wenn sie minder abergläubisch waren, als ihre Mütter. Es dauerte nicht lange, so waren sie alle in Otto's Stübchen versammelt.

„Bruder!" rief man ihm zu: „Jetzt endlich ist Dir die Bahn gebrochen! Willst Du immer noch länger schweigen und dulden, wie ein feiges Mädchen? — Wenn selbst fremde Possenspieler laut sagen, was längst die ganze Stadt glaubt, dann fordert Dich die Ehre auf, daß Du die schmähliche Bürde abwerfest, wodurch Dich Dein unwürdiger Stiefvater ganz zu Boden zu drücken sucht. Erhebe Dich, Herzensfreund! Der beste Advokat der Stadt ergreift nunmehr ohne Bedenken Deine Partie und vertheidigt Dein gutes Recht. Trenne Dich heute noch von diesem verruchten Hause und wirf dem Betrüger, dem Mörder kurz und gut einen Prozeß an den Hals!"

Wahrscheinlich war es mehr diesen dringenden Ermahnungen der Freunde als der eignen Entrüstung einer doch schon fast zu sehr ans Erdulden gewöhnten Seele zuzuschreiben, daß Otto wirklich sich entschloß, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und die Rechtshülfe für sich anzurufen. Am Morgen einer schlaflosen Nacht hatte sich zwar dieser Entschluß noch mehr befestigt; doch es stand vor der Pforte, die er mit erwachender Männlichkeit zu sprengen gedachte, ein abwehrender Engel, — Augustens geliebtes Bild.

„Was wird sie von Dir denken? Kann sie wohl solch eine Flucht entschuldigen, und ein heimliches Entweichen aus diesem Hause, — ach! und aus ihrer Nähe! — Dir jemals verzeihen?"

Das waren Fragen und Zweifel, welche die Liebe aufwarf. — Die Bescheidenheit hingegen und mehr noch ein gewisses blödes Mißtrauen auf seine eigene Kräfte und Würdigkeit, — eine natürliche Folge bedrückter, verkümmerter Jugendjahre, — antwortete auf jene Fragen: „Eitler Thor! was bist Du Augusten? Sie ist glücklich durch ihr eignes Herz, — auch ohne Dich! O wehre doch der stolzen Verblendung, die Dich in ihrer freundlichen Theilnahme so gern mehr erblicken lassen möchte, als die Wirkung eines großmüthigen Mitleids!"

Aber entfliehen aus einem Hause, wo sie wohnte; heimlich davon gehen, ohne Abschied von ihr zu nehmen, ohne sie irgend über die Beweggründe dieses wichtigen Schrittes aufzuklären, — nein! das konnte er unmöglich über sich gewinnen! „Wissen muß sie es!" rief er, heftig in seiner Klause auf- und abschreitend, aus: „Was mich hinaustreibt, soll sie hören und darüber richten! — Selbst ihre Gleichgültigkeit, ihre nie unterbrochene Seelenruhe bei dieser Benachrichtigung könnte ja nur meinen zagenden Muth heben und mich endlich, endlich überzeugen, daß der arme Otto Stern hier nichts, gar nichts mehr zu verlieren habe." So auf das Aeußerste gefaßt, ging er in den Speisesaal hinab.

Zum ersten Male wagte er es, Augusten, welche so eben sinnend ans Fenster getreten war, in einem unbelauschten Augenblicke die zaghafte Bitte zuzuflüstern: „sie möge ihm doch für eine, ihm sehr wichtige Unterredung eine Zusammenkunft im Garten vergönnen."

An Augusten war der Sturm des gestrigen Abends vorübergebraust, ohne einen gleichen Eindruck wie bei den übrigen Hausgenossen zurückzulassen, da diese sämmtlich im Marionettentheater gewesen waren. An diesem Vergnügen Antheil zu nehmen, fühlte sie sich niemals gestimmt und hatte also auch für diesmal das Haus gehütet. Während das furchtbare Gewitter tobte und ein verdoppeltes Entsetzen im Schauspiele Angst und Verwirrung verbreitete, war die fromme Seele von ganz andern, wohlthuendern Empfindungen bewegt, denn sie wußte auch in den furchtbaren Naturerscheinungen den liebevollen Schöpfer und Helfer anzubeten. An der zurückgekehrten Herrschaft hatte sie zwar allerdings eine ganz besonders aufgeregte Erbitterung bemerkt; das konnte jedoch bei solch einem Paare eben nicht befremden, da die Fälle täglich wiederkehrten, wo selbst die kleinste Verschiedenheit der Meinungen den heftigsten Zwist und dann jedesmal eine feindselige Verstimmung der Gemüther herbeizuführen pflegte. Ihren jungen Freund sah sie seit jenem Vorgange jetzt zum ersten Male, und konnte, unbekannt mit Allem, bei der Bitte, die er so geheimnißvoll an sie richtete, ihm ihre Ueberraschung kaum verbergen; doch sie willigte ohne Bedenken ein, und bestimmte die Stunde der Zusammenkunft für den Abend.

Otto harrte zuerst auf der bezeichneten Stelle des Gartens seiner Freundin unter mancherlei sich heftig bekämpfenden Gefühlen. Es war vielleicht der erste männliche Entschluß, der mit Einemmale den gereiften Jüngling über die unglücklichen Verhältnisse seiner bedrängten Lage erhob. Der Druck ihrer Fesseln war seit gestern ihm unerträglich geworden; er fühlte sich zum Kampf gerüstet, und zwar gegen einen Feind, der, wie er wohl einsah, durch seine Gewandtheit wie durch seine Waffen leicht über den armen Anfänger siegen konnte, welcher weder Geldmittel noch vielvermögende Gönner, sondern allein sein gutes Recht zum Beistand aufrufen durfte. Bei dem tapfern Vorsatz zu — fliehen (freilich nur, um sodann noch tapferer angreifen zu können) hatte unser guter Otto blos eine widerstrebende Macht in Anschlag zu bringen vergessen, deren ganze unwiderstehliche Gewalt er erst in dieser Entscheidungsstunde an sich erfahren sollte.

Auguste zögerte viel zu lange für seine wachsende Ungeduld. — Jetzt endlich nahte sie, — aber ach! wie so langsamen Schrittes! Als habe sie des Harrenden völlig vergessen, weilte sie gemächlich unterwegs bei den Blumenbeeten, pflückte da ein Blümchen, richtete dort ein anderes an seinem Stäbchen auf: — es war zum Verzweifeln!

Den scharfen, fast zürnenden Blick auf die unzeitige Blumistin in der Ferne geheftet, stand Otto regungslos im grünen Schatten da. „Ach, Auguste!" seufzte er wehmüthig: „So wenig beachtest Du also den unglücklichen Freund! So gleichgültig konntest Du bleiben bei einer Bitte, die sein ganzes Lebensglück umfaßt?" —

Nun endlich standen sie einander gegenüber! — Nur ein freundlicher Blick des blauen seelenvolles Auges, — und Otto dachte an keinen Vorwurf mehr. — Ruhig setzte sich die Jungfrau auf die Rasenbank, die eine hohe Platane umzingelte, und winkte ihm, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

„Ich bin in der That neugierig," redete sie ihn lächelnd an, „was eine so dringend begehrte Unterredung mir Wichtiges entdecken soll."

Otto stockte anfangs verlegen, doch allmälig kam der Vortrag, so wie er eifriger wurde, in guten Zug. — So hatte er sich noch niemals ausgesprochen über sein Entbehren, sein Erdulden, sein erlittenes Unrecht. Er schilderte sein verbittertes Jugendleben unter dem Joch eines stolzen lieblosen Lehrherrn, der den Vaternamen an ihm zu verdienen nicht einmal gewünscht hatte. Er enthüllte seine gerechten Ansprüche auf ein nicht unbedeutendes mütterliches Vermögen und jene hinterlistige Täuschung, die es ihm vorenthielt. — Dann kam er auf die Nothwendigkeit zu sprechen, alle die Sklavenfesseln zu zerreißen, die er ohne Selbsterniedrigung länger nicht tragen dürfe. „Ich muß fort!" so schloß er sehr bewegt, „fort aus diesem Hause der Ungerechtigkeit und Sklaverei; ich muß es fliehen, um kräftig auftreten zu können gegen einen Mann, der meine Mutter tyrannisirt, und mich zum Bettler gemacht hat! Aber scheiden kann ich nicht, ohne Ihnen, edle Leidensgefährtin! ein gerührtes Lebe-

Digitized by Google

wohl zu sagen. Ach, Sie haben es immer so gut mit mir gemeint! — Das großmüthige Mitleid, dessen ich mich oft im Stillen getröstet, — ich darf es durch keine Zurückhaltung vergelten, durch keine heimliche Flucht als ein Undankbarer täuschen!"

Thränen waren ihm ins Auge getreten, die gewiß mehr dem Schmerz über das bevorstehende Scheiden, als dem gerechten Zürnen über Alles, was er hier erlitten, angehörten.

Otto schwieg. Auguste blieb stumm, wie er; aber die schönen Wangen, die bisher selbst in den dunkeln Tagen der Trauer fortgeblüht hatten, wollten nun plötzlich erblassen. Ihr Auge haftete wechselnd bald auf dem weinenden Freund, bald senkte es den trüber werdenden Blick zur Erde nieder. — Die jungfräuliche Würde kämpfte mit der jungfräulichen Liebe; doch die Liebe behielt den Sieg.

„Otto!" schluchzte sie, — denn auch ihre Thränen quollen jetzt unaufhaltsam hervor; — „Was soll denn aber aus der armen Waise werden, die verlassen ist von der ganzen Welt, wenn Sie dieses zerrissene Herz nun auch verlassen, dessen einziger Trost, — ja, dessen einzige Liebe — . ." Sie wagte nicht, das Wort zu vollenden; doch Otto konnte, als er das edle Mädchen in dieser ungewöhnlichen Bewegung sah, an dem entzückenden Sinn der abgebrochenen Rede keinen Augenblick zweifeln.

„Das habe ich nicht gewußt!" stammelte er, als seine Lippen sich losreißen konnten von der zitternden Hand, die sich ihnen nicht entzog: „Nein, das hab' ich nicht zu hoffen gewagt! — Wo hätte ich nur den Muth hernehmen sollen zum Geständniß meiner Gefühle für Sie? — O nun wird Alles anders! — Nun kann ich ja nicht scheiden, wenn es Dich betrübt, Du guter Engel! — Mit Dir, mit Deiner Liebe ertrag' ich Alles gern. Wir sind wohl beide arm und unterdrückt, aber unsre Herzen sollen uns reich und froh machen. — Ich bleibe!"

Der erste Kuß, der die unentweihten Lippen vereinigte, war das süße Pfand eines ewigen Bundes; und lange noch würden die Glücklichen in dieser Umarmung aller ihrer Leiden vergessen haben, wenn nicht Auguste, — selbst in diesem bewegten Augenblick besonnener als ihr entzückter Freund, — durch die Zweige hin Floretten erblickt hätte.

Schnell entwand sie sich Otto's Armen, auf den Laubengang deutend. Otto, der eben so schnell den Wink verstand, war mit einigen flüchtigen Schritten dort verschwunden.

Florettens unerwartete Ankunft war keineswegs zufällig. Schon seit einiger Zeit hatte sie geheime Beobachtungen angestellt, die vielleicht blos der liebenden Auguste nicht entgingen. Wahrscheinlich wollte die galante Frau den Grund oder Ungrund einer Sage näher untersuchen, welche schon öfter von ihren Theefreundinnen verhandelt worden war: daß nämlich ganz Stotterlingen keinen schönern jungen Mann aufzuweisen habe, als den Hausgenossen der Bauräthin; und in der That ließen die verstohlenen Blicke, die sie ihm widmete, so wie eine gewisse, mehr als stiefmütterliche Aufmerksamkeit, die sie ihm zu beweisen anfing, kaum daran zweifeln, daß sie den Geschmack jener Kennerinnen billige und theile. Dabei bleibt indeß eine Florette selten stehen, sondern macht sich ihr Plänchen für die Zukunft. „Wer weiß, wie sich's noch fügen muß," dachte sie, „daß dem armen Jungen sein Verlust durch mich mehr als ersetzt werden kann!" Westhaber blieb in so vorurtheilsfreien Lebensansichten keineswegs hinter der würdigen Gattin zurück; denn ihm seinerseits leuchteten Augustens Reize von Tag zu Tage mehr in die Augen. Der treffliche Waisenvater konnte sich's nun nicht ableugnen, daß er dem armen Kinde einigen Ersatz leisten müsse; wie reiflich er aber auch die beste Manier der Rückzahlung bei sich erwog, der Hauptgedanke stand am Ende immer fest: „Wär' ich nur erst meine böse Sieben los, — ich wüßte dann wohl, was ich thäte!"

Diese sich kreuzende Neigung des Westhaberschen Ehepaares bedrohte die armen Liebenden mit neuen Verwickelungen und Plagen. Florette hatte zuerst die Möglichkeit eines Verhältnisses zwischen ihnen geahnet. Von nun an beobachtete sie Beide scharf, und gerade an jenem Abend, wo das Schicksal die schuldlosen Herzen durch das Band treuer Liebe auf ewig verknüpfte, führte sie ein eifersüchtiges Mißtrauen hinab in den Garten, da sie Augusten vergebens im Hause gesucht hatte. Allein es fehlt wohl oft den unschuldigsten Mädchen am Allerwenigsten an feinem Takt und an Muth, einer unwürdigen Gegnerin mit Würde entgegen zu treten. Selbst in jenem verrätherischen Momente, wo das Herz der Liebenden zum ersten Male an der Brust des Geliebten geschlagen hatte, war gleichwohl ihr Benehmen gegen die überraschend herbeigeeilte Bauräthin so unbefangen und gehalten, daß diese vorjetzt ihrem verbissenen Aerger nicht Luft machen konnte. Otto's Flucht hatte sich nur durch ein leises Rascheln im Gebüsche, wahrscheinlich auch ihr bemerklich gemacht.

Nach jener entscheidenden Abendstunde ging dem jungen Paare erst ganz die neubelebende Sonne auf, deren Morgenröthe schon so erquicklich gewesen war. Wie weit leichter ertrugen Beide nun die herrischen Launen ihrer Tyrannen! Es bedurfte ja nur eines bittenden Blicks, um Otto's innern Zorn zu beschwichtigen, — nur eines verstohlenen Händedrucks, um Augustens unermüdliche Geduld zu belohnen!

„Aber, wie soll das enden?" fragte gleichwohl der Jüngling oft seufzend im Stillen. — Sein Entschluß zur Flucht befestigte sich aufs Neue; nur so lange sollte sie noch aufgeschoben bleiben, bis er für Augusten einen anständigen Zufluchtsort gefunden. Der Ausführung dieses Planes mußten, bei so beschränkten Mitteln, freilich noch gar manche Schwierigkeiten entgegentreten; während aber Otto noch deshalb in Sorgen war, hatte das Schicksal für die Entwickelung des schwer zu lösenden Knotens auf eine Weise gesorgt, welche dem Volksglauben der Stotterlinger an dämonische Einwirkungen trefflich zu statten kam.

Es fiel nämlich in jenen Tagen Florettens Geburtsfest ein, wo, — zwar nicht das Herz ihres Colomanns, sondern die herkömmliche Sitte erheischte, daß eine Gesellschaft verwandter Haus- und Tischfreunde zur Feier des Tages bewirthet werden mußte.

Vom Baurath war man längst überzeugt, daß er, wenn einmal die Prunksucht den Geiz überwand, köstlich zu traktiren verstehe; es fanden sich daher selbst solche Gäste ein, die ohne eine so reizende Lockung vielleicht gerade jetzt das Westhabersche Haus gemieden haben würden; denn der üble Eindruck von der Theaterscene her stand noch in allzufrischem Andenken.

In der That gehörte das heutige Gastmahl zu den glänzendsten, von welchen die Stadtchronik zu erzählen wußte. Alles war im Ueberfluß vorhanden, was leckere Gaumen an Speise und Trank nur wünschen mochten, die Tischgesellschaft zahlreich und aus den angesehensten Personen gewählt. Die Gäste, nach ihrer Weise vergnügt, schmeichelten mit derben Lobsprüchen den gastfreien Wirth und ließen dabei vorzüglich auch den schimmernden Reizen der schönen Wirthin übervolle Gerechtigkeit widerfahren, welche als Königin des Festes heute in ihrem kostbarsten Schmuck prangte. — Fast am untern Ende der Tafel fand Auguste ihr bescheidenes Plätzchen, und durfte nur zuweilen einen flüchtigen Blick ihrem Otto zusenden, der heute, vielleicht absichtlich, höher hinaufgerückt worden war.

Alles fühlte sich im dargebotenen Gaumengenusse, so wie in abgenutzten Trinksprüchen, Scherzen und Gemeinplätzen auf das Behaglichste gestimmt; noch lauter wurde das Tischvolk, als jene feierlichen Freudenschüsse zu knallen anfingen, welche die Ankunft des echten Wonnespenders verkündigten, der unmittelbar aus Epernay angelangt war.

Nur die nächste Umgebung des Baurathes konnte bemerken, daß er mit einem eilig hineingetretenen Bedienten hinter seinem Stuhle im leisen Gespräch begriffen sei, von dem man nur folgende Worte des zischelnden Dieners vernehmen konnte: „Er läßt sich aber durchaus nicht abweisen, ... er droht mit Gewalt hineinzubrechen . . . die Sache sei allzuwichtig; er müsse den Herrn sprechen."

„Nun, nun!" brummte der Baurath: „Wir werden den zudringlichen Störer wohl zur Ruhe zu verweisen wissen. — Gewiß wieder einmal einer von jenen abgeschmackten Handels-Spekulanten, die immer um Vorschuß betteln! — Wo ist der Fremde?"

„Er wartet im Garten, wo wir ihn mit Mühe zurückgehalten haben."

Westhaber ging mit dem Bedienten, und kam lange nicht wieder. — Sein auffallendes Verweilen erregte immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit; die Nachbarn des leerstehenden Stuhles wurden allmälig besorgter; selbst Florette fühlte am Ende, daß es schicklich sei, in eigner Person nähere Erkundigung vor dem Saale einzuziehen, und auch dann dauerte es noch eine gute Weile, ehe sie den Vermißten wieder hereinführte. — Doch wie hatte der Mann sich so schrecklich verwandelt! Seine ganze Physiognomie, an deren schroffe Züge man ohnehin gewöhnt sein mußte, um sie nicht äußerst widrig zu finden, stellte jetzt in ihrer fahlen Erdfarbe ein Gesicht dar, womit ein Kranker dem Arzte selbst alle Hoffnung rauben würde. Er war, so sehr er sich zusammennahm, über die entstellten Züge dieses hippokratischen Gesichtes nicht mehr Herr; die Augen lagen viel tiefer in ihren großen Höhlen; die Wangen schlotterten schlaffer um die blauen Lippen, welche kaum einige unzusammenhängende Worte als Entschuldigung seiner langen Abwesenheit hervorbringen konnten. Der starre Blick blieb, als er sich wieder gesetzt hatte, immer auf die Thüre geheftet, und drückte ein Entsetzen aus, als erscheine dort die furchtbare Hand, die einst das „Mene, mene, tekel" an die Wand schrieb.

Die Gesellschaft gab sich alle Mühe, noch recht viel zu trinken, um die Unterhaltung nur erst wieder in den vorigen Zug zu bringen; doch die allgemeine Spannung war nicht mehr zu lösen, und jeder Gast von Herzen froh, als Florette aufstehend „gesegnete Mahlzeit" wünschte und den verwirrten Westhaber in sein Zimmer führte.

Digitized by Google

Um uns den tiefen Eindruck zu erklären, den jene geheime Unterredung mit dem zudringlichen Fremden bei dem Baurathe zurückgelassen, müssen wir ihn selbst in den Garten begleiten, wohin ihn der Diener geführt hatte.

„Dort steht er!" sagte dieser furchtsam und deutete aufs Bosket hin, als Westhaber aus der Thüre trat, die in den Garten führte.

Im Schatten bewegte sich eine unerkenntliche Gestalt. — „Bleibe hier zurück!" befahl der Baurath, der ihn nicht zum Theilhaber eines Geheimnisses machen wollte, das denn doch vielleicht auf ein wichtiges Geschäft Bezug haben konnte. — Je näher er aber dem Fremden trat, desto seltsamer ward ihm zu Muthe. Jetzt stand eine lange hagre Gestalt vor ihm, die Arme in einen kurzen rothen Mantel gewickelt; eine Hahnenfeder bog sich über das schwarze Barett her; das scharf markirte Gesicht war leichenblaß und von einem dichten buschigen Bart unterwachsen. Eine tiefe hohle Stimme redete den schon sehr erschrockenen Baurath an:

„Recht, daß Du kommst, Westhaber! — Aber Du mußtest freilich, denn Deine Stunde ist abgelaufen, und Dein Stübchen ist Dir schon geheizt. Nur mit! nur mit! denn Du bist mein!"

„Um Gottes willen!" schrie Westhaber im höchsten Entsetzen: „Du bist's, Fr— Fra . . ."

Er konnte das Wort nicht aussprechen, denn der Rothmantel hielt ihn schon mit scharfkralligen Fingern bei der Kehle und preßte ihn würgend an den nächsten Baum.

Der zurückgebliebene Bediente, der bei unheimlicher Ahnung für den Nothfall noch einen Gehülfen gerufen hatte, kam auf das unterdrückte Angstgeschrei seines Herrn eilig herbei; — da verschwand der Unbekannte in den Büschen.

Westhaber lag ohnmächtig am Boden, und als er wieder so viel Leben und Besinnung gewonnen hatte, daß er, auf seine beiden Retter gestützt, den Rückweg antreten konnte, da erscholl hoch aus den Zweigen herab ein helles Gelächter: „Bestelle Dein Haus, Westhaber! Deine Heimholung ist vor der Thür!"

Mit neuem Entsetzen blickte der Zitternde hinauf, woher ihm die Stimme kam, und sah im höchsten Gipfel der Platane eine zusammengekauerte Gestalt, welche der furchtbare Mantel nur allzukenntlich machte.

Solch ein unerhörter Vorfall mußte, — wie wir bereits die guten Stotterlinger kennen, — schon binnen wenigen Stunden zum Stadtgespräch werden, und das Gerücht allgemeinen Glauben finden: „Den Baurath habe der Leidige holen wollen; nun aber wären sie doch mit einander eins geworden, — noch auf drei Jahre."

Späterhin überzeugte man sich ungern davon, daß der vermeinte Leidige Niemand anders gewesen sei, als Fratzner, jener schon genannte Buchhalter, durch dessen Beistand Augustens Vater zu Grunde gegangen war. Auch Fratznern, den treuen Spießgesellen Westhabers, hatte so wie diesen das verhängsvolle Puppenspiel gerichtet. Zufällig waren gerade am Spieltage mancherlei Geschäfte mit seinem Prinzipal abzumachen gewesen, und der Satan mußte ihn verleitet haben, am Abend „Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt" mit anzusehen zum Zeitvertreibe. Wie nun Menschen, die ein böses Gewissen mit sich selbst und der Welt entzweit, ihre Hölle mit allen zugehörigen Quälgeistern im eignen Busen tragen, so daß es oft nur einer kräftigen Erschütterung von außen bedarf, um das ganze dämonische Gefolge, — stets unter dünner Decke lauschend, — in Aufruhr zu bringen und ihnen eine wilde Oberherrschaft über die verfallene Seele zu verschaffen: so war auch Fratzner noch in derselben Gewitternacht, die dem Marionettenspiel folgte, mit halbzerrüttetem Verstande heimgekehrt. Seine früher schon durch regelloses Leben in Abfall gekommene körperliche Gesundheit brachte die beginnende Geisteskrankheit um so früher zur Reife. Der dumpfen Schwermuth folgte ein heftiger Ausbruch, der den Unglücklichen unter polizeiliche Aufsicht stellte; diese aber sah sich in Kurzem veranlaßt, ihm seine Wohnung im Irrenhause anzuweisen. Nach der fixen Idee, die sich im Faust bei ihm angesetzt hatte, war er der Satan, der Westhabern (wahrscheinlich für ihn ein hassenswerther Verführer) zur Hölle heimholen müsse. Im Verkauen auf den rothen Tuchlappen, dessen er sich jetzt statt eines landesmäßigen Mantels bediente, sprang er zwei Stockwerk hoch aus seiner Zelle herab und glücklich auf dem Boden angelangt schlug er unmittelbar den Weg nach Stotterlingen ein, um seinen satanischen Ruf zu erfüllen. Die mit Angstgeschrei herbeirennenden Bedienten hatten den Rasenden, als er eben in der Expedition begriffen war, zurückgeschreckt, so daß er schnell den nächsten Baum erkletterte, von welchem er noch den furchtbaren Scheidegruß herabrief.

Westhabern war allerdings einige Kunde von seines Geschäftsherrs bedenklicher Krankheit zugekommen; ihm aber das Umständlichere zu entdecken, hatte man sich doch gescheut. So mußte ihm denn eine schauderhafte Ueberraschung sein, den Mitschuldigen in einer Gestalt wieder zu erkennen, die wohl jeden Fremden in tödtliche Angst hätte versetzen können, geschweige den Mann, der hauptsächlich den Grund zu dieser traurigen Geisteszerrüttung gelegt haben mochte.

In Westhabers Wohnung war am Abend, der dem schreckhaften Geburtstage folgte, Alles in wilder Verwirrung. An Floretten langten einige Billets von unbekannter Hand an, und sie schickte Augusten früher, als es sonst zu geschehen pflegte, auf ihr Zimmer, um ungestört lesen und antworten zu können.

Schon der folgende Morgen brachte die Lösung des im Dunkel der Nacht geschürzten Knotens. Das erste wichtige Ereigniß, welches die erwachte Stadt durchflog, war die Nachricht: „daß die Frau Bauräthin plötzlich verschwunden sei."

Je stiller es durch ihre nächtliche Flucht in jenem Flügel des Hauses geworden war, den sie bewohnt hatte, desto lauter brach der Sturm auf der andern Seite in Westhabers Zimmern los. Der Mann wüthete mit unerhörten Flüchen gegen Diebe, welche sein Büreau erbrochen und schwere Geldrollen entwendet haben sollten. Die gesammte zitternde Dienerschaft wurde auf seinen Befehl schnell versammelt; er faßte bald den, bald jenen bei der Brust und schüttelte ihn, daß dem armen Schelm die Zähne klapperten; denn er wollte nun durchaus ein Geständniß des Mitwissens am nächtlichen Raube von den Unschuldigen erpressen. Sie alle sollten eingesperrt und ihre Habseligkeiten von ihm selbst durchsucht, — vor allen Dingen aber sollte die Frau geweckt werden, um bei dem weiblichen Gesinde ähnliche strenge Maßregeln anzuordnen. — Niemand wagte es, dem wüthenden Hausthrannen die neue Hiobspost zu verkündigen: daß die Frau Gemahlin des Weckens nicht bedürfe, sondern wahrscheinlich bereits auf einer kleinen Erholungsreise begriffen sei, um ihr Frühstück jenseits der Grenze einzunehmen.

Westhaber, als er Niemandem ein Wort abgewinnen konnte, stürmte selbst hinüber ins Gynäceum, und — erstarrte vor dem leeren Neste, dessen leichtbeschwingter Vogel, gleich andern Zugvögeln, gerade zur rechten Zeit freundlichern Zonen zugeflogen war. Die prächtige Mahagony-Toilette stand, zwar nicht erbrochen, aber doch offen und rein ausgeräumt da. Von dem reichen Schmuckkästchen, welches sonst hier aufbewahrt worden, hatte sich die schöne Frau unmöglich trennen können, sondern es als ein theures Andenken an ihren glücklichen Ehestand mit von hinnen genommen, so wie auch ihre Wirthschaftlichkeit sich durch eine vollständige Auswahl der Garderobe für den Reisekoffer aufs Neue bewährte.

Da die Arbeit der vergangenen Nacht, besonders wenn man die Erbrechung des Westhaberschen Büreaus mit einrechnete, allerdings so zarten Frauenhändchen nicht allein zugetraut werden konnte, so war es Keinem unter den Zuschauern zu verargen, wenn er irgend einen galanten, sachkundigen Freund der Dame mit im Spiele zu erblicken glaubte. Einige riethen auf den bewußten Bajazzo; und war dieser Verdacht gegründet, so hielt jener Theaterkünstler eigentlich allein in seiner furchtbaren Hand die lenkenden Fäden alles des schweren Unheils, dem jetzt der sonst so fest stehende Baurath erliegen mußte.

Florettens Flucht war nun schon der dritte gewaltige Schlag, den der höllische Bajazzo in so kurzen Zwischenräumen auf sein Haupt niederschmettern ließ. Wer sich den geschlagenen Mann genauer betrachtet hätte, wie er, am ganzen Körper bebend, dastand mit wildfunkelnden Augen, mit der krampfhaft geballten Faust vor der Stirn, mit tiefen, keichenden Athemzügen, die sich aus der gepreßten Kehle hervordrängten, woran man noch die mit Blut unterlaufenen Spuren der gestrigen Würgescene erblickte, — wer Westhabern so ins Auge gefaßt hätte, der würde gewiß den Ruf des Pseudo-Satans: „die Heimholung ist vor der Thür!" als bereits in Erfüllung gehende Weissagung haben gelten lassen.

Doch der letzte und schwerste Schlag war noch zurück, säumte aber nicht lange mehr; denn mitten in der allgemeinen Verwirrung meldete man einige obrigkeitliche Personen an, die, von der Stadtwache begleitet, so eben im Comptoir alle Papiere in Beschlag nahmen, die Kasse versiegelten und zuletzt den Hausherrn selbst ersuchten, ihnen in sichre Gewahrsam zu folgen. Nun erst völlig vernichtet, vermochte er nicht einmal einen Schreckensruf, einen Jammerlaut hervorzubringen, und wurde von der Wache mehr hinweggetragen, als geführt.

Die Commission, welche hier auf fürstlichen Befehl so unvermuthet einschritt, war schon seit einigen Tagen angelangt, um noch verschiedene geheime Erkundigungen einzuziehen, da sich gegen den Baurath der Verdacht bedeutender Unterschleife und sogar eines Criminalverbrechens ergeben hatte. Einer der Commissärs hatte sich, als ein alter Bekannter Westhabers, mit zum letzten Gastmahle eingefunden, und nach Allem, was er dort erfahren, um so mehr auf strenge und schleunige Maßregeln gedrungen.

Digitized by Google

So war denn, ehe noch der Mittag erschien, das ganze, gestern noch glänzend belebte Haus verödet und wie ausgestorben; denn selbst das Gesinde hatte im ersten Schreck über alle diese grausenhaften Ereignisse die Flucht ergriffen. Nur Otto und Auguste verweilten noch einige Stunden in den unheimlichen Gemächern. Ihren Muth sicherte ihnen ihre Unschuld, und sehr getröstet wurden Beide durch das Anerbieten einer braven Nachbarin: Augusten vorläufig in ihrem Hause und zwar ganz als Tochter desselben aufzunehmen. — Otto fand eben so bald bei einem seiner Jugendfreunde die trefflichste Aufnahme.

Nach diesem plötzlich eingetretenen Wendepunkt konnte die völlige Entscheidung nicht lange zögern. Es fanden sich in den Papieren des Verhafteten weit mehr Vorwürfe schwerer Verschuldungen, als man erwartet hatte. Ihm selbst fehlte es in den Verhören, nachdem ihn so Ungeheures betroffen und gedemüthigt, an hartnäckiger Festigkeit, seine Verbrechen abzuleugnen. Man glaubte am Schlusse der Untersuchung immer noch gnädig zu verfahren, als man den Verbrecher zum Zuchthause auf Lebenszeit verurtheilte. Allein bald zeigte sich's, daß ihm statt dieses traurigen Strafhauses ein anderes, fast noch traurigeres angewiesen werden müsse. Seine Gedanken verwirrten sich immer mehr; was man anfangs für listige Verstellung hielt, gab sich immer deutlicher als Wahnsinn kund, der bisweilen in Tobsucht überging. Da lieferte man den Unglücklichen in dasselbe Irrenhaus ab, wo sein Fratzner bereits Quartier für ihn hatte machen müssen; denn er war, nach jener verfehlten Expedition im Felde umherschweifend gefunden, und an seinen Ort zurückgebracht worden. Hier lebten Beide noch einige Jahre eingesperrt, ehe sie der Tod ihres traurigen Daseins erledigte. Bei Besthabern zeigte sich bisweilen eine störrige Widersetzlichkeit, welche an Raserei grenzte; der Wärter aber, der seine frühere Geschichte wohl kannte, pflegte sich dann eines wirksamen Beschwichtigungsmittels zu bedienen. Da nämlich die Zelle Besthabers sich im Erdgeschosse befand, so führte bei dergleichen heftigen Anfällen der Aufseher Fratzner, welcher sich immer noch fügsamer zeigte, herunter in den Hof und ließ ihn von außen durch das geöffnete Gitterfenster hineinschauen. So wie er den alten Spießgesellen erblickte, ward er ungemein hitzig. Die Augen starrten ihm freudig aus dem bleichen behaarten Gesicht hervor; die Hahnenfeder auf der schwarzen Kappe schwankte drohend; mit seinen scharfen klauenartigen Nägeln kratzte er an der Wand hinan und wollte durchaus einsteigen, um nur endlich mit dem Heimholen zu Rande zu kommen, welches ihm nun doch einmal Tag und Nacht im Sinne lag. — Dann zog ihn aber der Wärter säuberlich an seinem Mephisto's-Mantel zurück und klappte das Fensterlein wieder zu. Er war jedesmal sicher, daß der in große Furcht versetzte Besthaber sich sobald nicht wieder einer Ungebühr schuldig machen werde.

Von der verlornen Florette erzählte nach einiger Zeit ein Durchreisender, welchen früherhin zuweilen Wechselgeschäfte ins Besthabersche Haus führten: „Er habe sie in einem niederländischen Städtchen bei derselben Gesellschaft, die einst den Stotterlingern vorspielte, wiedererkannt; — freilich in sehr herabgekommenem Zustande, den die hochgeschminkten Wangen und ein phantastischer Theaterputz nicht hätten verbergen können." Wo sich dermalen der räthselhafte Bajazzo aufhalte, darüber wußte Niemand nähere Auskunft zu geben. Viele glaubten, er sei nach vollbrachtem Spuk wieder dahin zurückgefahren, woher er ohne Zweifel gekommen.

Gern wenden wir am Schlusse unsrer Erzählung den Blick hinweg von der Hölle der Schuld und der Strafe. Er weile nun um so lieber auf dem Paradies der Unschuld und der belohnten Liebe, wo wir unsre Verwaist'ten wiederfinden. Mit ihrem Austritt aus dem verödeten Hause sklavischer Dienstbarkeit gingen ihre schweren Prüfungsjahre zu Ende. Doch selbst die Stunde der Befreiung hatte Beide, besonders die zartfühlende Auguste, auf das Schmerzlichste ergriffen. Die traurige Zerrüttung jenes Hauses mit den darin zuletzt noch erlebten Schreckensscenen; ja selbst ein tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen, dessen Verbrechen selbst man zu verzeihen geneigt war, so lange er in seiner Seelenqual unter dem plötzlich über ihn hereinbrechenden Gericht der ewigen Vergeltung vor Augen stand: — alles Dies ließ einen Eindruck bei Augusten zurück, dessen nachtheiligen Folgen nur durch die zärtliche Pflege jener Frau vorgebeugt werden konnte, die sich ihrer auf das Mütterlichste annahm.

Sie war die Gattin des Oberpastors Hellmuth, eines Geistlichen, den man auch in einer größern und gebildetern Stadt, als Stotterlingen war, unter den ausgezeichnetsten Männern genannt haben würde. Das traurige Geschick der armen Waise hatte bei dem würdigen Ehepaar längst schon eine stille Theilnahme erweckt, doch darauf allein fühlte man sich bis jetzt beschränkt; denn in Feindschaft und Zwist zu gerathen mit einem vielgeltenden Manne, dessen Bösartigkeit keinerlei Art von vermeinter Beleidigung ungerächt ließ, davor hütete sich Jedermann. Sobald aber das Gerücht seinen schmählichen Fall verkündete, war Hellmuths Gattin die erste, welche der Heimathlosen ihr Haus zur Freistätte anbot. Im stillen, glücklichen und gebildeten Familienkreise desselben begann für die neue Pflegetochter, — zugleich auch für Otto, der nun jeden seiner freien Abende dort zubrachte, — ein ganz anderes Leben. Manches schöne Talent des liebenswürdigen Mädchens schien sich hier erst zu entfalten, wo es so vielfache Ermunterung und nachbildende Beihülfe fand; besonders sprach ihr schöner gefühlvoller Gesang alle Herzen an. Wie Otto davon entzückt sein mußte, weiß wohl Jeder, der irgend einmal dem Liede der Geliebten gelauscht hat. — Er selbst übte nun im Wetteifer das Spiel auf dem Pianoforte, so daß er in Kurzem die Freude genoß, jene süßen Gesänge begleiten zu können.

Die beiden Liebenden, deren zärtliches Verhältniß nicht lange ein Geheimniß bleiben konnte, hörten in Folge der neueingetretenen Ereignisse auf, arme Waisen zu sein. Theils ergab sich aus den untersuchten Besthaberschen Papieren die Richtigkeit seines frühern Vorgebens, nach welchem das zugebrachte Vermögen der Mutter Otto's verloren gegangen sein sollte; theils überzeugten sich die ernannten Richter immer mehr von den schändlichen Kunstgriffen, wodurch es dem selbst verführten Fratzner gelungen war, Augustens Vater zu täuschen und schinbar an den Bettelstab zu bringen. Die beiden Beraubten konnten um so leichter entschädigt und in ihre vollen Rechte wieder eingesetzt werden, da des Bauraths Vermögen, selbst nach Vergütung aller sonst noch erwiesenen Unterschleife, immer noch ansehnlich genug blieb, ohnehin aber nach seinem Tode lachenden Erben zufallen mußte.

So hätte denn von dieser Seite der Verbindung Otto's und Augustens kein Hinderniß mehr entgegengestanden, wäre nicht ihr väterlicher Freund Hellmuth mit einem wohlgemeinten Vorschlage dazwischen getreten.

„Ihr seid Beide noch jung;" — erklärte er sich gegen sie, — „und es ist nicht gut, wenn der Frühling allzuschnell zum Sommer wird, weil dann auch der eilende Herbst einen allzufrühen Winter herbeizuführen pflegt. — Trennung für einige Jahre würde Eure Liebe nur noch mehr befestigen und ihr künftiges Glück dauerhafter begründen. Diese Jahre möge unser Otto benutzen, mit seinen guten Vorkenntnissen die Hörsäle tüchtiger akademischer Lehrer zu besuchen, und am Schlusse seiner Lehrzeit auch auf Reisen Länder und Menschen kennen zu lernen, von denen sich Gutes und Nützliches, — ein Schatz von Erfahrungen für das ganze Leben einsammeln läßt; — ein reiches Capital, dessen Zinsen ihm einst trefflich zu statten kommen werden! — Auguste bleibt ihm indessen in treuen Vater- und Mutterhänden wohl aufgehoben; denn auch für sie wird es im älterlichen Haus immer noch Manches zu lernen und zu üben geben, was einem vernünftigen Gatten weit mehr gelten muß, als die reichste Ausstattung an Geld und Gut. Getrennte Freunde, die das Herz vereinigt, lernen nicht nur in der Entfernung immer inniger fühlen, wie werth und nothwendig sie sich sind zu ihrem wechselseitigen Glück, sondern es wird dann auch ihr gemeinsames Bestreben immer eifriger darauf hingerichtet sein, daß Eines des Andern würdiger werde für die Zeit des ersehnten Wiedersehens. Kann es eine süßere Ueberraschung, einen schönern Lohn des freiwilligen Entbehrens geben, als die Entdeckung, man habe wechselseitig bedeutend gewonnen an Geistes- und Herzensbildung?"

Wenn gleich bei diesem — freilich, wie von der Kanzel herab gesprochenen Vortrage des guten Oberpastors die Blicke des andächtigen Zuhörers und der demüthigen Zuhörerin sich mit einem trüben Wölkchen verschleierten, so mußten sie dennoch die Wahrheit und Zweckmäßigkeit des treugemeinten Rathes anerkennen. Gar bald gelangte Otto, dem es anfangs sauer genug ankam, sich demselben zu fügen, zur rechten Einsicht über Mancherlei, was ihm allerdings bis jetzt mangelte, und was die Braut, — ja noch mehr, die künftige Gattin, von ihm zu fordern berechtigt war.

Wohl fiel der Abschied den Liebenden schwer, und die mütterliche Freundin theilte gutmüthig mitweinend ihre Schmerzen; der Pastor aber tröstete lächelnd: „Dieselbe väterliche Hand, die Euch jetzt, Ihr guten Kinder! für einige Zeit trennt, soll, so Gott will, nach den kurzen Lehr- und Wanderjahren Euch auf immer vereinigen am Altare."

Digitized by Google

Karl Wolfgang Müller

lebt, so viel uns bekannt ist, zu Düsseldorf. Näheres über ihn zu ermitteln ist nicht gelungen.

Er schrieb:

Junge Lieder. Düsseldorf 1841.
Balladen und Romanzen. Düsseldorf 1842.
Einzelne Gedichte in Zeitschriften u. s. w.

M. hat sich unter den jüngern deutschen Lyrikern vorzüglich durch seine sehr gelungenen Balladen und Romanzen ausgezeichnet, an denen die glückliche Erfindung wie die kraftvolle Durchführung und meisterhafte Behandlung der Form gleich rühmenswerth sind.

Getrennte Liebe.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie ich so verloren bin,
Mein Herz ist mir zerschlagen,
Zerrissen ist mein Sinn;
Ich bin so krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Am blauen Himmel ziehen
Die Wolken lustig hin,
Die Bäum' im Felde blühen,
Die Saaten grünen drin;
Ich schau' hinüber so trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Die Lüfte füllt ein Klingen,
Die Vögel jubeln drin,
Blühende Jungfrauen singen
Durch helle Gärten hin:
Ich lausche hinaus so trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

O Lenz, dich grüßt das Leben
Durch Erd' und Himmel hin.
Was soll ich Armer geben?
Der Schmerz ist mein Gewinn!
Ich traure krank und trübe,
Und Alles um meine Liebe,
Von der ich geschieden bin.

Ich kann es dir nicht sagen,
Wie ich so verloren bin,
Mein Herz ist mir zerschlagen,
Zerrissen mir mein Sinn:
Ich bin so krank und trübe,
Dahin ist meine Liebe,
Mein Leben ist dahin.

Glückliche Liebe.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Einst holten wir Bursche die Birke voll Muth
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut';
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Mir lachtest du, Herzlieb, verstohlen heraus.

Das Fest ging vorüber, da gabst du zur Stund'
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund!
Mein warst du, o Schatz und o Schatz, ich war dein!
Wir wollten verbunden in Ewigkeit sein.

Und sieh', nicht umsonst stand die Ros' auf der Haid',
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid,
Wir theilten zur Aernte den Tanz und das Lied,
Wir theilten die Trauben und wurden's nicht müd'.

Jetzt stürmet der Winter so kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir sitzen zu Hause, Ein Herz und Ein Sinn;
Im Herzen ist Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und kehrst du, für ewig vereint sind wir beid':
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut',
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut'!

Der Mönch zu Heisterbach *).

Ein junger Mönch im Kloster Heisterbach
Lustwandelt an des Gartens fernstem Ort;
Der Ewigkeit sinnt tief und still er nach,
Und forscht dabei in Gottes heil'gem Wort.

Er liest, was Petrus der Apostel sprach;
Dem Herren ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag,
Doch wie er sinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert sich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und sieht er nicht;
Erst wie die fromme Vesperglocke schallt,
Gemahnt es ihn der ernsten Klosterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten schnell;
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor.
Er stutzt, — jedoch die Kirche ist schon hell;
Und d'raus ertönt der Brüder heil'ger Chor.

Nach seinem Stuhle eilend tritt er ein,
Doch wunderbar, ein Andrer sitzet dort;
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angestaunt ringsum,
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr;
Er sagt's, da murmelt man durchs Heiligthum:
Dreihundert Jahre hieß so Niemand mehr.

Der Letzte dieses Namens, tönt es laut,
Er war ein Zweifler und verschwand im Wald,
Man hat den Namen Keinem mehr vertraut.
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr:
Man nimmt das alte Klosterbuch zur Hand,
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er ist's, der drei Jahrhunderte verschwand.

Der Schrecken lähmt ihn, plötzlich graut sein Haar,
Er sinkt dahin, ihn tödtet dieses Leid,
Und sterbend mahnt er seiner Brüder Schaar:
„Gott ist erhaben über Ort und Zeit."

„Was er verhüllt, macht mir ein Wunder klar;
D'rum grübelt nicht, denkt meinem Schicksal nach;
Ich weiß: Ihm ist ein Tag wie tausend Jahr,
Und tausend Jahre sind ihm wie ein Tag."

Meister Tancho.

Zu Achen durch die Gassen,
Da tönte lustger Braus;
Von Mann und Weib verlassen
Stand öde jedes Haus,

*) Ein verfallenes Kloster im Siebengebirge.

Digitized by Google

Mit seinem Hofgelage
Kam selber Karl zur Schau:
Es war an diesem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen,"
Begann der Kaiser laut,
„Bewohnen diese Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unsrer fleiß'gen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

„Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnade Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem frohen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier!
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho den Meister mir."

Der Meister ward gerufen
Und Karl gab ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund,
Und Kupfererz und Eisen
Hieß er ihm zahlen aus
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein entlegen Haus.

Ans Werk gab unverdrossen
Der Künstler sich alsdann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn!
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn.

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht,
Die Form ward abgebrochen:
„Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem hohen Meister Heil!"

So flicht dem Künstler Kränze
Das Volk mit blindem Sinn
Und merket nicht, es glänze
Ein falscher Glanz darin.
Man zieht zur Glockenstufe
Die Glock' und fügt sie ein,
Da grüßt mit neuem Rufe
Das frohe Volk darein.

Und Karl tritt aus der Menge
Zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge,
Kein Laut dringt in sein Ohr.
„Nicht liegt's an meiner Stärke,
Die regte Größres schier,
Es liegt wohl an dem Werke:
Den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt inmitten,
Im Auge grimme Gluth,
Er geht mit schwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prasseln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann:
Der Klöppel fällt von oben
Und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen,
Und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen
Ihm erst die Augen auf:
Es schweiget wie vernichtet;
Der alte Kaiser spricht:
„Wo Gott der Herr gerichtet,
Da reden Menschen nicht."

Altenahr.

Wo sie am höchsten ragen,
Die Felsen an der Ahr,
Da stand in alten Tagen
Das Schloß von Altenahr,
Und seine Thürme schauten
Mit ihrer Kronen Rand,
Gleich alten und ergrauten
Königen, weit ins Land.

Gleich wie von Neid geschwollen
Rauscht unten tief der Fluß,
Und seine Wasser rollen
Am jähen Felsenfuß,
Als wollt' er unternagen
Das Schloß und brechen ein;
Doch trotzt mit festen Lagen
Das mächtige Gestein.

Einst hub ein ander Streiten
Sich dort von wildrer Art,
Da kam von allen Seiten
Viel Kriegsvolk, wohlgeschaart.
Die Bischöf' und die Fürsten
Stehn haßerfüllt voran,
Den Mann voll Freiheitsdürsten,
Den Burgherrn, einzufahn.

Doch ragt der Fels, der wilde,
Und bietet guten Schutz,
Die Mauern sind wie Schilde,
Sie stehn in stolzem Trutz.
Der Feind liegt Tage, Wochen,
Viel Monde, manches Jahr,
Der Muth ist schier gebrochen,
Zerronnen fast die Schaar.

Einst sprengt beim Morgenstrahle
Der Graf auf hohem Roß
Gewappnet ganz in Stahle
Zum höchsten Wall vom Schloß.
Sein Blick, der lang getrübet,
Erglüht wie Sonnenschein,
Der Ruf lang' ungeübet
Dröhnt laut ins Thal hinein.

„Sieh auf dem letzten Rosse,
O Feind, den letzten Mann
Von allen, die im Schlosse
Euch Böses angethan.
Dem Weib, den Söhnen allen,
Gab Krankheit herben Tod,
Es fielen die Vasallen
In jäher Hungersnoth.

Und sind sie nicht gestorben
In ehrenvollem Streit,
Sie haben doch erworben
Der Freiheit Herrlichkeit.
Frei will auch ich denn sterben,
Wie ich im Leben war,
Denn Knechtschaft ist Verderben
Und schändet immerdar."

So hat der Greis gerufen
Und blickt zum Himmel auf,
Treibt auf den Felsenstufen
Das Roß zu wildem Lauf,
Stürzt von der Höhe rasselnd,
Rollt über das Gestein
Bis in die Fluth, die prasselnd
Schlingt Roß und Reiter ein.

Wie das die Feinde schauen,
Erfaßt sie Schreck und Graus,
Sie fliehn des Todten Gauen
Und ziehen stumm nach Haus.
Das Schloß sank auf den Höhen
Schon längst ein Raub der Zeit,
Nur noch zwei Thürme stehen,
Zum jähen Sturz bereit.

Digitized by Google

Doch lebt die alte Kunde
Noch stets im Volke fort,
Sie geht von Mund zu Munde,
Sie geht von Ort zu Ort,

Und lehrt das Volk, daß sterben
Wie Männer frank und frei
Viel besser als verderben
In schlimmer Knechtschaft sei.

Niclas Müller,

im Jahre 1809 zu Langenau bei Ulm geboren, ist Buchdrucker. Er bereiste Oesterreich und Ungarn. G. Schwab entdeckte sein Talent und führte seine Gedichte in das Publikum ein. M. machte auf Cotta's Kosten eine Reise nach London, um dort den Druck des Holzstichs zu lernen. Er hat später die Prachtausgabe des Cid von Herder gedruckt.

Er gab heraus:

Liederbuch für die Veteranen der großen Napoleonsarmee von 1803 bis 1814. Noch nicht im Druck erschienene Gesänge, mit Angabe ihrer Singweisen, u. 6 Lithogr. gr. 8. Mainz 1837.
Lieder. Stuttgart 1837, mit einer Selbstbiographie und einer Einleitung von G. Schwab.

Ein von der bescheidensten Gesinnung beseeltes poetisches Talent, das sich den größten Theil seiner Bildung selbst verdankt, sich durch Innigkeit, Wärme und Tiefe des Gefühls auszeichnet und überall die wohlverdiente Anerkennung gefunden hat.

Der schönste Tod.

Ich sprach zu meiner Seele:
Wie willst du wandern aus?
Einmal dir selbst erwähle
Den Zug aus deinem Haus!

Sie sprach: Gar süß vor allen
Ist mir ein Tod bekannt:
Am Schönsten ist's zu fallen
Von Gottes eigner Hand.

Wann er mit Donnerstimme
Daher auf Wolken rauscht, —
Dem Bösen scheint's im Grimme,
Der Gute freudig lauscht. —

Da langt sein Arm voll Feuer
Aus dunklem Himmelsthor,
Und ziehet, die ihm theuer,
In seine Luft empor.

Auf seinem Feuerwagen,
Deß Rosse Strahlen sprühn,
Durch Wolken hinzujagen,
Vom Sturm umbrauset kühn,

Ist schöner als zu siechen
Auf mattem Krankenbett,
Und furchtsam hinzukriechen
Auf schmalem Todesbrett.

Drum hör' ich manchmal sagen:
„Den traf ein schlimmer Tod,
Den hat der Blitz erschlagen!"
Werd' ich vor Freuden roth.

Die Weinkelter.

Mein inniger Betrüber,
Der Gram, ging mit mir aus;
Da kamen wir vorüber
An einem Kelterhaus.

Die Bäume hört' ich ächzen,
Wie arme Herzen thun,
Die nach der Ruhe lechzen,
Und können doch nicht ruhn.

Da zog mich ein Verlangen
Mit Macht ins Haus hinein.
Als ich hineingegangen,
Sah ich der Trauben Pein,

Die sie geduldig litten,
Von Qual gepreßt — den Most
Ausweinend in die Bütten;
Dann ging ich heim mit Trost,

Und sprach nun: Muß die Traube
Ausströmen so den Wein,
So komm nur, Gram! und schraube
Mein Herz in enge Pein.

Vielleicht wird dann entfließen
Auch ihm ein süßer Saft,
Den Geister noch genießen
Zu Stärkung ihrer Kraft.

Der Glühwurm.

Leuchte, Glühwurm, durch die Nacht
Mit der kleinen Sternenpracht;
Strahlst du so im feuchten Gras,
Denkt mein Herz an dies und das:

Lieber Gott, wie wunderbar,
Hier ein lebend Lichtlein gar;
Mit dem Tag floh aller Schein,
Es hat Licht noch, ganz allein!

Wenn einst meine Sonne sinkt
Und mich Dunkelheit umringt,
Wenn nur dann so still und sacht
Noch in mir ein Funke wacht.

Der alte Baum an die jungen.

Ihr seid dahin gesunken
In eurer Jugend Kraft;
Habt ihr zu viel getrunken
Vom süßen Frühlingssaft?

O nein, uns hat gebogen
Die allzuschwere Last,
Die uns noch zugewogen
Der Frost, der späte Gast.

Ach ja, euch brach die Bürde
Vom späten, kalten Schnee!
So tiefgebeuget würde
Mich drücken auch mein Weh:

Wär' ich nicht lang' gewohnet
Den rauhen Winterfrost;
Doch so bin ich verschonet,
Euch jungen noch zum Trost.

Digitized by Google

Philipp Engelhard Nathusius

ward am 5. November 1815 zu Althaldensleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater, der für die Belebung der Industrie in jener Gegend so thätige und bekannte Nathusius, seine vorzüglichsten Anstalten gegründet hatte. — Nachdem er durch häuslichen Unterricht eine genügende Vorbildung erhalten, studirte er in Berlin, machte dann größere Reisen, und ließ sich dann auf seinem väterlichen Erbe nieder.

Von ihm erschien:

Funfzig Gedichte. Braunschweig 1839.
Noch funfzig Gedichte. Magdeburg 1841.
Beranger P. J. de. Hundert drei Lieder (Uebersetzung im Versmaß der Originale). Braunschweig 1839.

Ein schönes, frisches, naturwüchsiges, echt lyrisches Talent, das sich eben so wohl an deutscher Volkpoesie, wie an unsern besten Dichtern heraufgebildet hat, ohne etwas an seiner Eigenthümlichkeit einzubüßen und gewissermaßen mehr singt als dichtet, d. h. seinen Gefühlen und Anschauungen Worte giebt, wie sie ihm unmittelbar aus der Seele dringen, ohne sich ängstlich um die Form zu kümmern, dadurch aber, wenn auch nicht immer den strengen Kunstrichter doch den unbefangenen Leser erfreut und nicht selten befriedigt.

Bekenntniß.

Mit jedem Lied fällt mir ein Stein vom Herzen,
Ich ward so froh und weiß es nicht warum,
Die ganze Welt möcht' ich umfangen, herzen,
Sie sieht mich an, so hold, und lächelt stumm.

Ob's Edelsteine sind, ich weiß es nicht,
Mich kümmert's nicht, ihr werdet's schon ergründen;
Ich war als Kind schon königlich beglückt,
Wenn ich nur bunte Steine konnte finden.

Oft nehm' ich mir den Ernst des Lebens vor,
Und immer wieder sind' ich mich beim Spielen;
Die Frucht am Lebensbaum hängt, ach! so hoch,
Und in den Schoos mir regnet's blühend Lieder.

Könnt' ich für jedes Lied mir tauschen ein
Ein gutes Werk, wie schön wär mir's beschieden;
Doch muß ein Lied ein gutes Werk wohl sein,
Sonst könnt' es nicht die Seele so befrieden.

Das Hündlein von Brette.

Im Städtchen Brette lebte
Ein armer blinder Mann,
Der seinen Bissen Brodes
Nicht selbst mehr finden kann.

Da war sein treues Hündlein
Zur Hülfe ihm so klug,
Ein Körblein in dem Mündlein
Von Haus zu Haus es trug;

Darinnen lag ein Zettel:
Schenkt doch dem blinden Mann!
Und gerne gab dem Hündlein
Vom Seinen Jedermann.

Das trug's zu Hause treulich
Zu seinem alten Herrn
Und rührte an kein Bißlein,
Thät's es auch manchmal gern.

Doch eines Freitags kam es
Zu eines Metzgers Sitz,
Das kluge Thierchen wußte
Ja nichts von Menschenwitz.

Der Metzger war ein wilder,
Ein streng kathol'scher Mann.
Fleisch willst du an dem Fasttag?
Wart' nur! du sollst es ha'n."

Und hieb ihm auf dem Blocke
Herab sein Schwänzlein klein,
Und legte es zum Spotte
Ins Körbchen ihm hinein.

Beschimpft und wund, doch treulich
Trug's noch den Korb nach Haus,
Da legt' sich's auf die Schwelle
Und war sein Leben aus.

Darob betrübt und traurig
War wohl die ganze Stadt,
Weil Jedermann, jed Kindlein
Den Hund geliebet hat.

Und ward grad' überm Stadtthor
Ohn' Schwanz das Hündelein
Zum steten Angedenken
Gehauen aus in Stein.

Und wird wo großer Treue
Ein übler Lohn gethan:
„Es geht ihm wie dem Hündlein
Von Brette," spricht man dann.

Ruhe in der Geliebten.

Schließt je ein Tag recht schön und rein
Und jene Zeit sie fällt mir ein,
Wo ich mit dir gewesen bin:
Wird mir so still, so fromm zu Sinn.

Mein ganzes Wesen zieht und wallt
Hinüber, friedlicher Gestalt,
Und leget sich mit Kinderlust
Mit Wang' und Ohr an Gottes Brust.

Dann wird mir's heil'ge, stille Nacht,
Des Tages Werk und Lärm vollbracht:
Dein Auglied, denk' ich, deckt mich zu,
Und schlafe ein in tiefer Ruh.

So möcht' ich wohl, wenn sich mein Aug'
Zum letzten Male schlösse, auch
Entschlafen, weil ich dächte dein:
Dann schlief' ich still zum Himmel ein.

Liebesregung.

Schlanke, schwebend munt're Schwalbe,
Du mein hellgeaug'tes Mädchen,
Ja, so oft du mir erscheinest,
Kehrt der Frühling mir ins Herz.

Wär' ich's tiefe klare Wasser,
D'rin du deinen Schnabel netzest,
Schlüg' ich über dir zusammen,
Badet' dich in meiner Fluth.

Doch du rührst's mit leichtem Fittig
Nur im Flug vorüberstreifend;
Und ein zitterndes Bewegen
Ueberfliegt's in weiten Kreisen,
Die sich dehnen, schwingen, ziehen
Als aus Einem Mittelpunkt.

Digitized by Google

Schwälblein, Schwälblein, muntres, ſchnelles,
Ach! was ſoll mir denn der Frühling,
Wenn du wieder mich verläſſeſt.

Der hartgeſchmiedete Landgraf.

Zu Ruhla im Thüringerwald
Liegt eine Schmiede, die uralt,
Von der noch geht das Rede-Wort
Von Kind zu Kindeskindern fort,
Iſt Einer ſtreng und feſt: „Der ward
Zu Ruhla wohl geſchmiedet hart.“
Woraus der Spruch entſprungen iſt,
Hört zu, — ich ſag' es, daß ihr's wißt.

Ein junger Herr war Ludewig,
Thüringens Landgraf, demüthig
Gen Jedermann, nach Jugendart,
Wenn ſie nicht früh verdorben ward.
Er war ſo mild und weich und gut,
Ein unbefangen fröhlich Blut,
Als ob er nichts als Andre mehr;
Nicht als ob er der Herre wär',
Hatt' er zu ſtrafen Niemand Muth,
Schämt ſich, wenn Einer Unrecht thut.
Doch weil er ſcheu't, daß er mit Kraft
Dem Recht auch ſelber Geltung ſchafft,
Entſtand daraus des Unrechts mehr
Zehnmal, denn thun hätt' können er.
Das war ihm ſorglos unbewußt,
Er ritt mit leichter junger Bruſt
In' Wald hinaus zu jagen, fern
Von Hofes Zwang — da war er gern —
In ſchlichten Kleidern frank und frei,
Das Jagdhorn um die Hüften — hei!
Ein edler Hirſch ſich flüchtig zeigt,
Er folgt ihm rüſtig, wie er fleugt.
Des Irrens ſeltſam kühne Luſt
Zieht wachſend ihn durch Wald und Wuſt.
Und eh' er es geahnt, gedacht,
Da überkommet ihn die Nacht.
Er weiß den Pfad zurück nicht mehr
Und reitet durch die Dickung quer;
Er weiß zuletzt nicht vor, nicht rück,
Und reit't waldeinwärts auf gut Glück;
Gelanget in ein immer ſchmal
Und ſchmäleres Gebirgesthal,
Die Felſen, erſt gedehnt und breit,
Zuſammenwachſen beiderſeit,
Das Waſſer ihm entgegenrauſcht,
Und was für Klingen noch? — er lauſcht!
Und tactgeſchwung'ner Hämmer-Schall
Klingt fern vom Felſen-Widerhall.
Und als geritten er nicht lang,
Ein Feuer durch die Bäume drang.
Er reitet friſch drauflos und ſieht
Sich bei 'nem Waldes-Hammerſchmied.
„Sagt, Meiſter, an: wo bin ich hier?“
„„Nun, in der Ruhla. Wer ſeid ihr?““
„Des Landgraf Jäger, irr' vom Pfad.“
Der Schmied verſetzet grob und grad':
„Des weichen Herrn, des Landgraf? pfui!
Nenn' ihn, ohne Maul zu wiſchen, nie.
Um dein't will'n herberg' ich dich gern,
Doch thu' ich's nicht um deines Herrn. —
Im Schuppen find'ſt du Stroh und Heu,
Da mach' dein'm Pferd' und dir 'ne Streu.“
Der Fürſt nach ſeiner milden Art
Nahm ſtille hin das Wort ſo hart.
Und doch's ihm ſchwer im Sinne liegt,
Er kann darüber ſchlafen nicht.
Der Schmied indeß die ganze Nacht
Hindurch den Hammer ſchwingt mit Macht.
Und Tact um Tact mit jedem Schlag
Aus rauher Bruſt er ſtöhnend ſprach:
„O Landgraf, Landgraf, werde hart,
O werde, wie dies Eiſen, hart!“
Sprach der Geſell: „Ihr habt den Spruch
Nun, Meiſter, wohl geſagt genug.“ —
Der Meiſter: Wird's im Lande doch
Nie anders; warum denn mein Spruch?
Wird doch der Noth kein End' gemacht.“
Darauf die liebe lange Nacht,
Indeß den Blaſebalg er zieht,
Indeß das Eiſen ſchweißt und glüht,
Erzählt er, was für Plag' und Schmach
Das arme Volk erdulden mag;
Indeß die Räthe frech und bunt
Dem Landgraf mähren in dem Mund,
Die Amtleut' Untreu üben groß,
Die Ritter aller Zügel los
Mit frechem ſtolzen Frevelmuth
Die Bauern ſchinden bis aufs Blut,
Und Niemand iſt, der Hülfe ſchafft,
Der Landgraf ſonder Ernſt und Kraft:
Kommt man bei ihm mit Klage an,
Alsbald er kehrt den Rücken dann,
Weil er nicht gerne ſieht und hört,
Was ihm den leichten Sinn beſchwert,
Und wird zum Spott im ganzen Land
Vom Adel: „Landgraf Metz“ genannt.
Er hetzt die Hirſch' im luſt'gen Wald,
Das Volk aufs Blut der Adel bald;
Er treibt die Wölf' ins Garn hinein,
Die Amtleut' goldne Füchſe ein.
Der Schlimmſte iſt von Allen doch
Er ſelbſt durch ſeine Milde noch.
O arger, o unſel'ger Herr!
Was plagſt du doch dein Land ſo ſehr: —
„Drum Landgraf, Landgraf, werde hart,
So werde, wie dies Eiſen, hart!“
Er Tact um Tact bei jedem Schlag
Des Hammers wieder ſtöhnend ſprach.
So ging's die ganze Nacht hinfort,
Dem Landgraf, ihm entging kein Wort.
Es ging ihm in die Seele tief,
Und wuchs und wuchs — er nimmer ſchlief.
Und wie der Windzug ziſcht und brauſt,
Die Mähr ihm in die Ohren ſauſt;
Und wie das Eiſen ſchweißt und glüht,
So ward durchdrungen ſein Gemüth;
Und wie es hochroth leuchtet auf,
Erröthet ſeine Seele auch;
Und wie des Hammers Schläge ſtark,
So ſchüttert's durch und durch ſein Mark.
Alſo Thüringens Landgraf ward
Zu Ruhla dort geſchmiedet hart.
Die lange Nacht ſann er allein
Wachſend voll Ungeduld und Pein.
Früh ſchwingt er ſich zu Roß in Haſt
Und jagt gen Eiſenach ohn' Raſt.
Bald ward im ganzen deutſchen Land:
„Ludwig der Eiſerne“ bekannt.

Hermann Kunibert Neumann

ward am 12. November 1808 zu Marienwerder im Königr. Preußen geboren, wo ſein Vater als Regierungsrath lebte. Kränklichkeit hielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung länger als gewöhnlich zurück und erſt in ſeinem zwölften Jahre lernte er leſen und ſchreiben. Von dieſer Zeit an aber entwickelte er ſich ſchnell und beſuchte mit Erfolg das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, ſo wie ſpäter die Gelehrtenſchule in Elbing. Als ſiebenzehnjähriger Jüngling trat er in die preußiſche Armee ein, avancirte raſch zum Offizier und diente als Solcher im vierten Regiment zu Elbing und Danzig, dann im ſiebenzehnten zu Weſel und Düſſeldorf. Die ihm vergönnte Muße benutzte er in ſtiller Zurückgezogenheit zur Ausbildung ſeiner poetiſchen Anlagen. Im Jahr 1839 nahm er als Premier-

Digitized by Google

lieutenant seinen Abschied und ging in den Civildienst über. Nachdem er noch kurze Zeit in Düsseldorf und Wetzlar verweilt, zog er nach Torgau, wo er von den glücklichsten häuslichen Verhältnissen umgeben gegenwärtig noch als Oberinspector der Garnisonsverwaltung lebt.

Seine Schriften, von denen er mehrere nur um wohlthätiger Zwecke willen veröffentlichte, sind:

Irisholdlein und Rosaliebe. 1835.
Des Dichters Herz. 1836.
Erz und Marmor. Wesel 1837.
Dichtungen. 3 Bde. Düsseldorf 1838.
Nur Jehan. (Zum Besten der Abgebrannten in Dahme.) Torgau 1843.
Das letzte Menschenpaar. (Dramat. Gedichte zum Besten der verarmten Spinner und Weber im schlesischen Erzgebirge.) Aschersleben 1844.
Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Leipz. 1846.
Einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Neumann ist ein tief gemüthlicher, phantasiereicher Dichter voll zarter und starker Empfindung, warmer Liebe zur Natur und echter inniger Begeisterung für das Große und Schöne. Er weiß mit sicherer Hand die Geschöpfe seiner Einbildung zu gestalten und ihnen Leben und Bewegung zu verleihen und beherrscht Form und Sprache mit Meisterschaft. Wenn er auch in seinen ersten Leistungen nicht immer der Ueberfülle seines Innern zu gebieten und sich zu beschränken verstand, so hat er dagegen mit jedem neuen Werke an Sicherheit und Klarheit gewonnen und ist erfolgreich auf der von ihm eingeschlagenen Bahn fortgeschritten. Mag es des Dichters große Bescheidenheit, mag es die Ungunst der Verhältnisse für jedes Talent in Deutschland, das sich fern vom Treiben des öffentlichen Marktes der Literatur hält, verschuldet haben: seine trefflichen Poesien sind bei Weitem nicht so verbreitet worden und haben lange noch nicht die Anerkennung gefunden, die sie verdienen. Es gereicht daher dem Herausgeber zur besondern Freude, nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf einen Dichter hinzulenken, der mit reicher Begabung unermüdlich den Würdigsten und Besten in wahrer Freudigkeit des Berufes nachstrebt.

Die letzte Meldung.

1.

Vom Ostseestrande schaut ein Bild von Stein
So kräftig ernst ins Preußenland hinein;
Von seiner Lippe tönt's wie tiefer Klang,
Gleich Trommelwirbel und gleich Schlachtgesang.

Ist's eine Sage längst vergangner Zeit
Von Riesenkämpfen und Heroenstreit?
Ruht's doch auf seiner Stirn, gleich wie die Welt
Der Atlas auf dem mächt'gen Scheitel hält.

Am Tage stets mit gold'nem Mantel hüllt
Die Sonne wohl das bleiche Marmorbild;
Weil ewig den ihr Strahlenmeer umwebt,
Der adlerkühn zu ihr das Auge hebt.

Am Abend wohl des Mondes zartes Licht
Mit einem Strahlenkranz das Haupt umflicht
Dem hohen Manne, der so oft die Nacht
Im Mondenschein gedankenvoll durchwacht.

So steht das Bild; — doch lehnt an seinen Fuß
Ein andres sich und sagt ihm ernsten Gruß:
Es neigt sich feierlich, wie am Altar,
Ein Kriegergreis mit weißem Bart und Haar.

Und sinnend senkt er den umflorten Blick,
Lebt viele Jahre in sich selbst zurück,
Hebt dann das Auge glänzend, jugendwarm,
Hebt jünglingstark den hundertjähr'gen Arm;

Doch aus den grauen Wimpern rollt dem Greis
Bis in den Bart die Wehmuthsthräne heiß,
Und dumpf wie aus dem Grabe spricht er dann:
„Hör', Feldherr, meine letzte Meldung an."

„Die Brüder gingen alle mir voraus,
Sie ruhen schon im stillen Grabe aus,
Ich blieb der Letzte von der starken Schaar,
Die siegreich stets durch dich, o Feldherr, war."

„Zu den Kam'raden sehn' ich mich hinab,
Die laute Welt dünkt mich ein ödes Grab,
Denn Keinen giebt's, der mich verstehen kann,
Drum höre du die letzte Meldung an."

2.

„Geboren in der Hütte engem Raum,
Gewieget nicht auf seid'ner Polstern Flaum,
War dennoch reich ich armer Bauerknab',
Weil einen Schatz ich mir ererbet hab'."

„Die Lerche tief im kleinen Neste wohnt,
Der Adler hoch auf weitem Horste thront,
Drum liebt die Lerche auch die Erde mehr,
Der Adler herrschet in den Lüften hehr."

„So liebte ich die Hütte! — unbewußt
Trank ich die Liebe aus der Mutter Brust,
Und sie, vererbt vom Vater auf den Sohn,
Umbaut, o König! schützend dir den Thron."

„Und weil das Land gepflegt des Vaters Hand,
Nenn' ich den Boden auch mein Vaterland;
Und weil drin ruhet meines Vaters Staub,
Ist der mein Feind, der ihn begehrt zum Raub."

„Und noch ein Erbe ließ mein Vater mir,
Und dieses Erbe gab ich, König, dir."
Mein Vater sprach: „„Nur der ist wahrhaft frei,
Der seinem Gotte, seinem König treu.""

„„Des Eichbaums Schatten, drin ich oft geruht,
Er thut dem Sohne wie dem Vater gut,
Drum lieb' die Eiche, doch die Sonne mehr,
Durch sie erwuchs der Baum so stark und hehr.""

So sprach der Alte zu dem Bild von Stein
Um Mitternacht im klaren Mondenschein,
Indeß das Schiff zum sichern Hafen eilt,
Und auf dem Meer der Sturmwind drohend heult.

3.

„Im Dorf ist's still; — da bellt der Hofhund laut, —
Es schleicht der Jüngling zu der ros'gen Braut,
Sie horcht und kennet des Geliebten Tritte,
Verläßt das Lager und der Aeltern Hütte."

„Und weinend ruht sie aus in seinem Arm,
Sie fröstelt leis', ob auch die Luft so warm. —
Im nahen Hain zwei Nachtigallen schlagen,
Doch klingt's so bang, wie treuer Liebe Klagen."

„„So bist du treulos, so verläßt du mich?""
„Nur weil ich treu, drum laß ich Mädchen dich.
Ich bleibe dein, doch meinem Vaterlande
Gehört' ich früher schon durch heil'ge Bande."

„„Und brechen willst du deiner Liebe Schwur?""
„Ihn halt' ich fest wie meines Gottes Spur,
Doch wisse, schon des Säuglings Freudenlallen
Sind Schwüre, die dem Vaterlande schallen."

„„Und wenn das Leben trostlos ich verweint?""
„So werden überm Grabe wir vereint,
Denn was der Treue opfernd ich gegeben,
Wird streng vergolten in dem ew'gen Leben."

Digitized by Google

„Das Mädchen schwieg, die Thräne war versiegt; —
Das Mädchen lang' in kühler Erde liegt." —
So sprach der Greis zum hohen Marmorbilde,
Das schaute nieder auf ihn wehmuthsmilde.

4.

„Hört ihr Trompeten schmettern, Trommeln schallen,
Seht ihr die Fahne mit dem Adler wehn?
Der Herrscher tritt aus seiner Hofburg Hallen,
Den König werd't ihr jetzt als Feldherrn sehn."

„Bleib' ruhig, Herz! Ha, wie die Rosse schlagen
Mit Ungeduld den Funken aus dem Stein;
Bleib' ruhig, Herz! — Hast Manches doch ertragen! —
Der König führt sein Volk ins Feld hinein."

„Der ist's, der mit dem großen Sonnenblicke!"
„„Kam'rad, ich kann ihm nicht ins Auge schaun?""
„So schau' in deine eigne Brust zurücke,
Dort ist er auch, und ihm magst du vertraun."

„„Der König blickt so düster auf uns nieder?""
„Ernst wie das Meer, das seine Tiefe hegt."
„„Wie lächelt er so freundlich, milde wieder?""
„Rein bleibt das Wasser, ob's auch Sturm bewegt."

„So sahn wir, König, dich auf stolzem Pferde,
Und wahrlich, dreimal stärker waren wir
Als je ein Heer, das aufgestellt die Erde,
Denn unsre Herzen, Herr, gehörten dir."

5.

„Werda!" — „„dein Freund!"" — „O König, König, sage,
Erkennst du noch den jungen Grenadier,
Der kriegsgerecht, versteckt im dichten Hage,
Die Losung ernst gefordert einst von dir?"

„Und als ich an der Stimme dich erkannte, —
'S war eine sternberaubte, schwarze Nacht, —
Wie mir das Herz in banger Freude brannte,
Das Blut mir wallte, von dir angefacht!"

„Du stiegst vom Pferde, tratst an meine Seite,
Auf meiner Schulter ruhte deine Hand,
Du forderteſt, daß ich dir richtig deute
Des Feinds Bewegung, Stärke, seinen Stand."

„Nie bebte ich vorm Donner der Kanonen,
Doch bebte ich vor deiner Stimme Ton,
Wie Echo klang's, die in dem Herzen wohnen,
Mir war's, als sprächʼ mein Vater zu dem Sohn."

„„Sei wach und treu!"" du sprachst in jener Stunde;
‚Sei wach und treu, — Soldat, sei treu und wach!
So klang das Wort aus Meines Königs Munde,
Laut rief's die Erde, laut der Himmel nach."

So sprach der Greis, das Aug' zum Bild erhoben;
Und lichten Blicks zur dunklen Tiefe schaut,
Ob auch die Wogen brausend ihn umtoben,
Der Leuchtthurm hoch, auf starkem Fels erbaut.

6.

Schon' dich, mein Herz! Es war'n die letzten Worte;
Des Mädchens Brief legt' ich aufs treue Herz.
Freu dich, mein Herz! So dröhnt's aus ehrner Pforte,
Der Schlachtendonner ruft: Freu dich, mein Herz!"

Hört ihr Trompeten schmettern, Trommeln schallen,
Seht ihr die Fahne mit dem Adler wehn?
Freu dich, mein Herz! Wie meine Pulse wallen,
Den König werd' ich jetzt als Feldherrn sehn."

Wohl schmetterten des Feindes Todesblitze
Verderben in der treuen Brüder Reihn,
Doch Feldherr, du hielst ernst an uns'rer Spitze, —
Der König führt sein Volk zum Kampfe ein!" —

Schon' dich, mein Herz! Welch schrecklich Todeswimmern,
In Blutbad rings, ein Aechzen bang und schwer, —
Freu dich, mein Herz! — Rings Sieg und lichtes Schimmern,
Freu dich, mein Herz, es weicht des Feindes Heer!"

„Victoria! der Adler hat gesieget,
Zermalmt, zertreten ist der starke Feind.
Freu dich, mein Herz! — O Gott, am Boden lieget
Zu meinen Füßen todt mein Busenfreund." —

„Erkaltet waren seine tiefen Wunden,
Doch ihm zur Seite stöhnte leis' ein Feind,
Der lebte noch, den habe ich verbunden,
Dem Feind geholfen und den Freund beweint."

So sprach der Greis, indeß der Blitzstrahl nieder
Zum Schiffe zuckt und seinen Mast entflammt,
Doch löscht das Feuer sanft der Regen wieder,
Der mit dem Blitz aus einer Wolke stammt.

7.

„„Kam'rad, hast du noch Brod?"" — „Nur Muth und Blut,
Doch schüre du des kleinen Feuers Gluth;" —
„„Ich bin so hungrig, bin zum Sterben matt."" —
„Und ich, Kam'rad, von deinen Klagen satt."

„Und neues Reisig ich zur Flamme trug,
Das lustig flackernd sie gen Himmel schlug;
Ich sang ein Kriegerlied, da trat ein Mann,
Im Mantel eingehüllt, zu uns heran."

„„So lustig, Kamerad, auch ohne Brod?""
„Ist denn der alte Gott im Himmel todt?"
„„Vom Himmel fällt, mein Freund, nicht Manna mehr.""
„So giebt des Königs Hand wohl seinem Heer." —

„Der Fremde schlug den Mantel schnell zurück,
Ich sah, o Feldherr, deinen Sonnenblick; —
Dieselbe Nacht noch stürmten wir die Stadt
Und aßen uns am Brod des Feindes satt."

8.

„Fließ hin, mein Blut, und schreib' in fremde Erde:
Hier starb ein Krieger für sein Vaterland!
Wohl schlief ich gern am heimathlichen Herde,
Das Aug' geschlossen von geliebter Hand."

„Ström' aus, mein Blut, ach! nimmer seh' ich wieder,
Die ich geliebt, o Mädchen, zart und fromm,
Du harrest mein am Abend unterm Flieder
Und rufest weinend: Komme heim! o komm!"

„Fließ hin, mein Blut, ach meine Blicke schatten
Und mein Gedanke wallt und dunkelt sich,
Die Sinne mir im Todesnahen matten,
Gott, nimm mich hin, mein König sendet mich!"

„Horch, ist das nicht der Heimath Glockenläuten?
Wie flimmert es so hell vor meinem Blick!
Den König seh' ich übers Schlachtfeld reiten,
Den König! und — mein Leben kehrt zurück."

So spricht der Greis und große Thränen rollen
Vom Auge ihm zum grauen Barte nieder! —
Am Ostseestrand die dunkeln Wogen grollen,
Die Nachtigall singt in dem nahen Flieder.

9.

„„Rings Feind, nur Feind! Kam'rad, wir sind verloren!""
„Verloren nie, so lang wir kämpfen wollen."
„„Gellt dir denn nicht ihr Sieggeschrei zu Ohren?""
„Mir ist, als hört ich meines Busens Grollen."

„„Und können Hundert Tausende besiegen?""
„Kämpft nicht das Schiff gen hunderttausend Wellen?"
„„Schau, sie umlagern uns in dichten Zügen!""
„An eich'ner Plank' sie schäumend bald zerschellen."

„Und Feuer uns und Donner rings umrauschten,
Die Kugeln schlugen in des Kirchhofs Mauer,
Mit Feindes Gruß wir unsre Grüße tauschten,
Sie grüßten viel, drum grüßten wir genauer."

Digitized by Google

„Zum Sturme dreimal ihre Trommeln ſchlugen,
Zum Sturme dreimal drangen ihre Maſſen,
Doch ſiegend wir den Tod hinüber trugen,
Und Feindes Leichen höhten rings die Gaſſen.“

„„Kam'rad, kaum zwanzig ſind wir übrig blieben!““
„So werden leichter wir zuſammenhalten.“
„„Und ſinken wir auch unter Feindes Hieben? —““
„So iſt der Kopf, doch nicht das Herz geſpalten.“

„Und näher drangen ſie mit dumpfem Brauſen,
Und näher rückten ſie auf allen Wegen,
Wir ließen unſre letzten Kugeln ſauſen,
Und ſtürzten kühn dem Todeskampf entgegen.“

„Trompeten ſchmetterten und Trommeln ſchallten,
Wir ſahn die Fahne mit dem Adler wehen,
Victoria! Er hat uns Wort gehalten,
Der König kommt, den Treuen beizuſtehen.“

So ſpricht der Kriegergreis, ein ſanftes Lächeln
Hat ſein benarbtes Angeſicht umzogen,
Das hohe Meer die ſanften Lüfte fächeln,
Am Himmel ſteht ein Mondlichts — Regenbogen.

10.

„Die Glocken vor dem Dom der Hauptſtadt ſchallen,
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten ſchmettern,
Der König kehrt zu ſeiner Hofburg Hallen,
Der Sieggekrönte aus des Kampfes Wettern.“

„Der ſtolze Feind liegt in den Staub getreten,
Der Herrſcher bringt die grüne Friedenspalme,
Des Volkes Lippe tönet von Gebeten,
Für ihren Retter ſchallen Dankespſalme.“

„So ſtürmt der Adler von dem hohen Horſte,
Zerfleiſcht die Geier mit den ſcharfen Krallen,
Und kehret heim zu dem geliebten Forſte,
Aus dem die Lieder freier Sänger ſchallen.“

„Heil, König, dir und deinem treuen Heere!
Wie Lorbeern ihre kühne Stirn umſchatten, —
So pflanzten wir, zur immergrünen Lehre,
Den Siegesreiſig in des Friedens Matten.“

„Zum hohen Walde iſt der Zweig erſchoſſen,
Drin Enkel frei in treuer Liebe koſen,
Doch ewig denkt, weſſ' Blut der Wald entſproſſen,
Und ſchirmet ihn, wenn Stürme ihn umtoſen.“

11.

„Schon weicht die letzte Nacht, der Himmel grauet,
Glaubt' nie, daß ich ſo viel zu melden habe;
Doch Feldherr, wenn mein Aug' in deines ſchauet,
Dann meld' ich weiter dir, dort überm Grabe:“

„Wie ich geweſen dein durchs ganze Leben,
Ja überm Grabe ſelbſt dir angehöre,
Wie mir allein die Hoffnung Muth gegeben,
Daß einſtens ich zu dir, o König, kehre.

„Wie wir vertrieben dort den Feind aus Sachſen,
Geſiegt in Böhmen und Sileſia,
Den Strom gefärbt, wo deutſche Reben wachſen,
Den Feind zertreten in Weſtphalia.“

„O König, König! — — Kamerad, was ſchauet
So matt dein Auge, wo ſind ſeine Flammen?
Kam'rad, o ſprich — o ſchweige — weh, mir grauet
Und eiſig rollt ſich's in der Bruſt zuſammen.“ —

„O König, König! — — Meine Stimme zittert,
Hin iſt der Muth, den Schlachten mir erworben,
Die Erde bebt, der Himmel bang gewittert,
Kam'rad, du ſchweigſt? — „„Er iſt — Er iſt geſtorben.““

Der Kriegergreis ſank an dem Bilde nieder,
Die Morgenſonne färbte ſeine Wangen,
Der Kriegergreis dehnt ſeine ſtarken Glieder; —
Zu ſeinem Feldherrn iſt er melden gangen.

Nur Jehan.

Erſter Geſang.

Nahſt du mir wieder mit geweihter Schale
Und ſchlingſt den Kranz mir um die Sängerbruſt,
Zu ſonnen mich in deinem reinen Strahle,
Der neuen Fülle ſeelenvoll bewußt?
Wohlan, kredenze bei dem ſchönſten Mahle,
Gieb mir den Rauſch der vollen Dichterluſt,
Daß ich erſchaffe wie der Liebe Weben
Ein neues Werk, ein dir geweihtes Leben.

Mich zwang der Unmuth, mein Geſchick zu ſchelten,
Das in die Oede mich hinab geführt,
Wo von des Geiſtes raſchem Pulsſchlag ſelten
Mein warmes Herz entzündend wird berührt;
Doch plötzlich lichten ſich mir ferne Welten,
Zu neuen Thaten fühl' ich mich erkürt,
Und ſchnell erwachte Geiſterſtimmen tragen
Zu meinem Ohre wunderholde Sagen.

Wie bei des Winters troſtlos kalter Leere
Der reichſte Frühling uns im Herzen glüht;
Wie bei des Unglücks unermeßner Schwere
Sich ſegenreich entfaltet das Gemüth:
So aus dem ödeſten der Länder kehre
Ich in das ſchönſte, das auf Erden blüht,
Und aus der Einſamkeit beengten Schranken
Ins weite Reich beglückender Gedanken.

Die ſchwarze Nacht liegt auf den kahlen Flächen,
Und heulend raſt die Windsbraut übers Land,
Die Wolke gießt in eiſigkalten Bächen
Den Regen aus entgürtetem Gewand;
Doch holder will ich mich am Schickſal rächen,
Als jener Sänger, der aus Rom verbannt;
Ich heb' die Hand, da wölbt ſich klarſte Bläue,
Und vor mir ſonnt ein Eden ſich aufs Neue.

Ein ſchöneres als von den heil'gen Fluthen
Des deutſchen Ganges blühend wird genährt,
Wo in der Sonne ſegensvollen Gluthen
Der Göttertrank der goldnen Traube gährt;
Mag ſüßer dort die ſchlanke Rebe bluten,
Ward höhrer Reiz doch dieſem Thal gewährt,
Das, als im Chaos alle Kräfte ſchliefen,
Zuerſt entſtieg den unerforſchten Tiefen.

Hier ſegnete im erſten Menſchenpaare
Das Auge Gottes froh ſein Ebenbild,
Hier wandelte der Ewigwunderbare
Beglückt als Vater lächelnd durchs Gefild,
Hier betete am erſten der Altare
Die erſte Liebe ihr Gebet ſo mild:
Und ob auch Gott die Seel'gen draus vertrieben,
Ein Auge Gottes iſt dies Thal geblieben.

Denn wie Natur in mütterlichen Sorgen
Das Edelſte umgiebt mit ſtarker Hut,
Wie in der Muſchel feſtem Haus geborgen
Der Perle Pracht, des Meeres Kleinod, ruht;
So thürmte ſie am erſten Schöpfungsmorgen,
Als dieſes Thal entſtieg der dunkeln Fluth,
Mit ſicherm Hort das Eden zu umfaſſen,
Hoch in das Blau gigant'ſche Felſenmaſſen,

Von ew'gem Schnee bedecket ſind die Höhen,
Tief unter ihnen zieht der Wolken Schaar,
Und tiefer glänzen blanke Gletſcherſeen,
Und tiefer rauſcht der Tanne grünes Haar,
Bis durch den Teppich üpp'ger Gramineen
Aus Waldesnacht ein Waſſer breit und klar
Sich brauſend gießet nieder zu dem Thale,
Wie Silberſchaum zum güldenen Pokale.

Der Behut iſt's, der ſeine heitern Wogen
Durch Sirinagurs helle Mauern rollt,
Ihn überſpringen ſchlanke Brückenbogen,
Es ſpiegelt ſich der Tempeldächer Gold
In ſeiner Fluth, von Barken bund durchflogen,
Zu Markte führend, was die Erde zollt:
Den vollſten Segen, von der Frucht der Palme
Bis zu der Milch der ſüßen Kokospalme.

Digitized by Google

Gleich einem Zauber will es mich gemahnen,
Seh' ich die Stadt in tausend Farben glühn,
Ein großer Garten schlanker Tulipanen,
Die auf den Zinnen aller Häuser blühn,
Umgürtet rings von flüsternden Bananen,
Die helle Blüthen streuen aus dem Grün,
Und weiter führen schattige Alleen
Zu Kashmirs großen wunderbaren Seen.

Zahllose Inseln auf den Wellen wiegen
Wie grüne Schiffe sich von Strand zu Strand,
Delphinen gleich dem Wasserschooß entstiegen
Und reich geschmückt von kluger Menschenhand.
Doch höhre Schönheit muß der Macht genügen
Auf jenen Inseln, die das gold'ne Band
Schwungvoller Brücken an einander bindet,
Dort, wo des Kaisers Sommersitz gegründet.

Hier hat der Herrscher Indiens errichtet
Glanzvolle Werke durch des Reichthums Macht;
Wo die Natur ein Eden hingedichtet,
Hat Jehangir ein Paradies erdacht,
Hat es mit Gold und edlem Stein gelichtet,
Mit hoher Bauten wunderbarer Pracht,
Daß, wenn ein Gott auf Erden wollte wohnen,
In Shahlimar er würdig könnte thronen.

Und dennoch scheint dies göttlich reiche Prangen
Mir nicht das höchste in dem schönsten Thal,
Ein andres Bild hält meinen Blick gefangen,
Ich sonne mich in einem andern Strahl.
Der Inseln kleinste, die am Strande hangen,
Der Hütten kleinste dort ist meine Wahl;
Dort sehe ich die Blüthe sich entfalten,
Der sich allein mein Singen will gestalten.

Nur glaube nicht, der Sänger wollte wagen,
Durch Worte dir die Ahnung zu verwehn,
Kein Bild will er zu deinem Herzen tragen,
Du selber laß das herrliche entstehn;
Und kannst du selbst von deiner Schöpfung sagen,
Sie ist vollendet, sie allein ist schön, —
So laß Kumela deinem Bilde gleichen,
Ein höhres will der Dichter nicht erreichen.

Nicht schmücke sie mit kostbarem Gewande,
Nicht Gold und Perlen schlinge in ihr Haar,
Sie ist die ärmste ja aus ärmstem Stande,
Und doch die reichste, die die Welt gebar.
Melonen pflegt sie auf dem kleinen Lande
Und bietet sie geringen Preises dar;
Doch welch ein Preis, so weit die Meere rauschen,
Wär' hoch genug, sie selber einzutauschen?

Schon golden sich der Berge weiße Platten,
Schon will der Sonne letzter Strahl verglühn,
Schon deckt der Nacht geheimnißvoller Schatten
Des Kaisergartens schattenvolles Grün;
Ein voll'rer Duft entsteigt den weichen Matten,
Die von dem Hauch der Kühle neu erblühn,
Und sanft gerührt von Farben und von Tönen
Trinkt jede Brust das abendliche Sehnen.

Da klingt von fernem Ruderschlag die Welle,
Ein Nachen rauscht aus Shahlimar hervor,
Die Fluth durchschneidend mit des Pfeiles Schnelle
Gleich einem Schwan, der seine Brut verlor;
Kumela kniet auf ihres Eilands Schwelle,
Und vorgebeugt lugt sie durchs hohe Rohr;
Ihr Auge flammt, die Seele will umranken
Der Liebesgluth verkörperten Gedanken.

Der Liebling naht! — Viel träge Monden rannen
Ins Meer der Zeit, seit sie sein Auge sah;
Er, der gezählet zu des Kaisers Mannen,
Zog mit ihm fort zur heißen India,
Und mit ihm kehrte heute erst von dannen,
Der lange fern und ach! so kurz ihr nah.
Drei Jahre schon in solchem Wechsel schwanden,
Seit sich Kumela und Taimador fanden.

Und nur des Nachts, wenn in dem stillen Thale
Der Gott des Schlummers seine Körner streut,
Trägt ihn sein Schiff aus schattigem Kanale
Hinüber zu verschwiegner Seligkeit;
Doch glühn die Höhn im ersten Morgenstrahle,
Reißt er sich auf aus süßer Trunkenheit,
Und läßt Kumela, bei dem Glanz der Sonne
Ihn denkend, träumen von der Nächte Wonne.

So ist er jetzt dem Borde rasch entsprungen,
Wie Wischnu schön, als er im niedern Kleid
Um seines Blumenmädchens Gunst gerungen,
Die selbst den Gott erfüllt mit ird'schem Leid.
Kumela hält den Herrlichen umschlungen,
Ihr Herz erglüht in Radhas Seligkeit;
Denn Liebe zwingt den Gott hinab zum Thale,
Und sein Geschöpf trägt sie zum Göttersaale.

Wer nach der Trennung fühlte das Entzücken,
Den Arm zu schlingen um die junge Braut,
Der kennet auch das schweigende Beglücken,
Das nur in Zweifeln solchem Glück vertraut,
Ein Himmel glüht aus ihren großen Blicken,
Ein Kuß erstickt der Lippe leisen Laut,
Die Seele will der Seele nichts verhehlen,
Doch Feuer kann in Flammen nur erzählen.

Wir aber können nur die Fülle ahnen,
Zu voller Blüthe steigt die Wonne nur,
Wo ihre Schönheit goß auf tausend Bahnen
In einen Kelch die schaffende Natur,
Hier, in dem Meru indischer Puranen,
Wo Rama wandelte auf heil'ger Spur,
Wo zu der Lust vom Wünschen und Erröthen
Kein Glauben zwingt den Götterrausch zu tödten.

So war Kumela ihrem Freund verbunden,
Seit sie erwidert seinen tiefsten Blick,
Und freie Liebe hat sie heut gefunden
In freier Ehe immer jungem Glück;
Zwar ist die Furcht dem Herzen nicht entschwunden,
Vergeben sei das holdeste Geschick,
Doch zwischen Angst und Trennung und Entzücken
Kann Liebe auch am Höchsten nur beglücken.

Von weicher Hand zum Rasensitz gezogen,
Wo eine Aloe die Ranken schlingt,
Und auf des Blätterdaches schwanken Bogen
Der Turteltaube leises Kosen klingt,
Wo noch kein Zweifel um die Lust betrogen,
Die rasch dem Sel'gen in die Arme sinkt,
Dort ruht der Jüngling und mit holdem Grüßen
Schmiegt sich Kumela ihrem Herrn zu Füßen.

„Warum so spät, so hebt sie an zu fragen,
Kehrst du zu mir, mein schlanker Leopard?
Nicht Indias Boden ist so werth zu tragen
Den Sonnengott, den Kashmirs Thal erharrt,
Doch seid verstummet, übermüth'ge Klagen,
Willkommen, o mein Aar, von weiter Fahrt,
O breite über mir die stolzen Schwingen,
Und laß von Liebe dich in Schlummer singen."

Mein holder Gast, womit soll ich dich laben?
Verlangst du Speise, oder süßen Trank?
Soll ich durch Tanz erfreuen meinen Knaben,
Durch Saitenspiel und kosenden Gesang?
Ach! schweigst du, stolz verschmähend meine Gaben,
Sprich, bist du müde, oder bist du krank?
Es zittert deine Hand in meiner glühend,
Wie pfleg' ich dich, mich ohne Müh bemühend!"

„Ein schwellend Lager hab' ich dir bereitet,
Denn trockne Moose sucht' ich in dem Hain,
Die Weihrauchkräuter hab' ich ausgebreitet,
Und Rosenblätter streute ich hinein,
Wie groß und glänzend ist dein Aug' erweitert,
O hätt' ich Macht, zu lindern deine Pein!
Dir brennt die Stirn, und wilder pocht's im Herzen,
O, sage Herr, wie nennst du solche Schmerzen?"

Er aber lächelt: „Solchen Schmerz erstreben,
Hast du allein zu lehren mich gewußt;
Und wäre mein das reichste Erdenleben,
Ich rief dies Leid in die beglückte Brust,
Daß sie, die mir so tiefes Weh gegeben,
Mich heilen müsse durch so hohe Lust,
Wie Liebe nur in ihren Blüthentagen
Gewähren kann — und Liebe nur ertragen."

Digitized by Google

„Wär' ich der Kaiſer, der mit ſtolzem Worte
Gebieten darf, wo meine Bitte fleht,
Ich ſchliche Nachts aus des Palaſtes Pforte
Entkleidet ganz der kalten Majeſtät,
Wie ich zu dir, die aus dem ſtillen Porte
Nicht nach dem Kaiſer, — nach dem Freunde ſpäht,
Der arm und niedrig, ohne Macht und Prangen,
Durch dich allein ſein Kaiſerthum empfangen."

„Ja, einſam iſt es auf dem goldnen Throne,
Dem Herrſcher wird als ſolchem Liebe nie,
Ein Fluch iſt ihm die diamant'ne Krone,
Denn wo er liebet, beugt ſich ihm das Knie;
Und eh' er flehen kann, wird ihm zum Lohne,
Was er erkaufen wollt' mit ſüßer Müh;
Von tiefſtem Weh wird nie ſein Herz geſchlagen,
Und höchſte Wonne kann ihm nimmer tagen."

Und nahte er, wie jener Gott im Kleide
Des niedern Menſchen, der Geliebten ſich,
Und diente er, wie ich, im Liebesleide,
Und hielt ſein Mädchen in dem Arm, wie ich;
Wer weiß, ob jemals die Geliebten beide
So treu ſich liebten, wie Kumela mich;
Erſchauteſt du mich plötzlich auf dem Throne,
Und ſchmückte ich dein Haupt mit güldner Krone?"

Sie hebt ihr Wort, Erſtaunen in dem Blicke,
Als habe ſie ein ſchöner Traum erfaßt:
„Wenn Liebe mich auf einer goldnen Brücke
Von meiner Hütte führte zum Palaſt,
Ich eilte gern hinüber zu dem Glücke,
Im Kaiſer grüßend meinen holden Gaſt,
Doch würde ich den Kaiſer nimmer lieben,
Wenn er für mich Taimador nicht geblieben."

„Warf ich mein Netz, die Hoffnung in dem Herzen,
Mit leichtem Sinne von dem grünen Strand,
So konnt' ich leicht die Täuſchung auch verſchmerzen,
Wenn ich kein Kleinod bei den Fiſchen fand;
Und könnteſt du zur Kaiſerin auch ſcherzen,
Dein frohes Mädchen von dem Inſelland,
Ich würd' ſo leicht wie nach den Fiſchen haſchen,
Fänd' ich die Krone in des Netzes Maſchen."

Denn um das Haupt den friſchen Kranz geſchlungen,
Bin ich an Hoheit jedem Kaiſer gleich,
Und prieſen ihn auch hunderttauſend Zungen,
Vor meinem Glücke wird das ſeine bleich;
Viel höhrer Stolz, als deine Macht errungen,
Wohnt in der Bruſt mir, ob ich arm, ob reich,
Weil ich den Glauben an die Liebe habe,
Und er den Zweifel an der kleinſten Gabe."

„So oft des Nachts die Wellen leiſe rauſchen,
Glaub' ich ſo gern, Taimador kehr' zu mir;
Ich heb' das Haupt, die fernſte zu erlauſchen,
Denn jede ſpricht mit Sehnſucht nur von dir;
Wie Luſt und Schmerz hör' ich ſie Worte tauſchen,
Die klagt: ſo fern! die jauchzet: er iſt hier!
Und ob die jauchzende auch falſch ertönet,
Ihr nur zu lauben iſt mein Herz gewöhnet."

Taimador ſprach: Hätt' ich des Sängers Töne,
Zu klagen dir, wie ich den Raub gebüßt,
Doch ſahſt du nicht des Wolkenboten Schwäne,
Und haben ſie dich nicht von mir gegrüßt?
Ich ſandte ſie zu trocknen deine Thräne,
Bis ich ſie ſelbſt von deinem Aug' geküßt;
Nun beug' ich mich, die Perlen aufzuſaugen,
Doch Flammen nur trink' ich von deinen Augen."

„Du liebſt ſo hoch, du holdeſte der Frauen,
Du Roſe Kaſhmirs mit dem Tauſendblatt,
Dir Weltenſpiegel in das Auge ſchauen,
Würd' Indra ſelbſt in Ewigkeit nicht ſatt;
Doch fern von dir auf deine Treue bauen,
Dazu iſt ſelbſt mein kühner Flug zu matt,
Und hätt' ich Macht, würd' ich zu prüfen wagen,
Wie treu, Kumela, mir dein Herz geſchlagen."

„Denn eher wollt' mit zweifelhaften Schaaren
Ich einen zwiefach ſtärkern Feind beſtehn,
Und eher wollte ich mein Ohr bewahren,
Vor Schmeichlern, und der Eitelkeit entgehn,
Ja, eher ſelbſt des Prieſters Trug erfahren
Und von der Wahrheit jede Wolke wehn, —
Eh' ich auf Weibertreue wollte bauen
Und glauben, daß mir klar das Herz der Frauen!"

Er rief's im Zorn, denn ſeine Lippe blutet,
Und wie im Kampfe pocht ſein feurig Herz;
Sie ſchaut empor, von dunklem Haar umfluthet,
Anmuthig ſpielt um ihren Mund der Scherz,
Doch ob der Stolz auch ihrer Wange gluthet,
Bald ſchwimmt ihr Aug' in weichem Liebesſchmerz,
Und zwiſchen Leid und Stolz und Lächeln wankend
Hebt ſie ihr Wort, den Liebling feſt umrankend.

Kennſt du die Zahl der unzählbaren Sterne,
Sahſt du die Wunder in des Meeres Blau,
Kannſt du dich ſchwingen zu des Himmels Ferne,
Herniederträufeln mit der Nächte Thau,
Und niederſteigen zu dem Erdenkerne?
Dann liegt dir offen auch das Herz der Frau.
Doch kannſt du's nicht erreichen und erſchauen,
So glaube nur dem holden Wort der Frauen."

„Denn wohnt die Wahrheit in dem Kreis der Sterne,
Und ſchläft die Gottheit in des Meeres Blau,
Und reicht die Hoffnung in des Himmels Ferne,
Und träufelt Segen in der Nächte Thau,
Und ruht ein Räthſel in dem Erdenkerne,
So ruht ein Räthſel in der Bruſt der Frau;
Doch fällt der Liebe Licht ins Herz der Frauen,
Kannſt du die Wunder aller Welt erſchauen."

„Mein kühnes Reh, antwortet er der Holden,
Wo fleuchſt du hin in deinem raſchen Zorn!
Du ſteigſt empor als Abendröthe golden
Und träufelſt Segen auf des Feldes Korn,
Du blühſt als Roſe unter Blumendolden,
Doch Roſe Kaſhmirs, dir auch blieb der Dorn;
Und konnt' ein Frauenherz den Mann belügen,
So wiſſ', Kumela, auch dein Herz kann trügen."

„Doch weil das Weib im ganzen Schöpfungsraume
Das höchſte Wunder und die höchſte Zier,
Drum wie mein Kaiſer glaubet ſeinem Traume,
So, Liebliche, glaubt auch Taimador dir;
Wiſſ', wenn ſich wieder an des Himmels Saume
Der Abend goldet, hoffet Jehangir,
Es werd' das Bild, ſo ihm ein Traum gegeben,
Lebendig treten in ſein reiches Leben."

„Mit höchſtem Namen hat er es gekrönet,
Nur Jehan nennt er ſeines Lebens Licht,
Und ſie zu denken iſt ſein Herz gewöhnet,
Wenn er von Kaſhmirs hohen Wundern ſpricht;
Für ſie nur iſt ſein Shahlimar verſchönet
Mit allem Glanz, der Indias Krone flicht,
Um die Geheimnißvolle zu empfangen
Beim Roſenfeſt, das morgen wird begangen."

„Von dieſem Wahn, bei ſeinen Freuden allen,
Beſeligt bald und bald von ihm gequält,
Trat er noch nie in ſeines Harems Hallen,
Nur der Geliebten hat er ſich vermählt,
Die, wenn die Schleier aller Frauen fallen,
Ein jedes Herz zur Kaiſerin erwählt,
Denn wie dies Weib an Schönheit ohne Gleichen,
Soll auch ihr Herz an Treue keinem weichen!"

„Der Kaiſer weiß, was kluge Spötter raunen
Sich in das Ohr von ſeinem Götterbild,
Doch feſt umſtrickt von zauberiſchen Launen
Jagt er im Geiſt das unſichtbare Wild,
Und ſo berauſcht von trunkenem Erſtaunen
Verfolgte er's durch Wälder und Gefild,
Bis ihm ein Traum verſprach den Preis der Frauen
In Kaſhmirs Thal, in Shahlimar zu ſchauen."

Taimador ſchweigt. Doch was ſein Mund geſprochen,
Wird ſchnell zum Zauber für Kumela's Herz.
Nicht wird er mehr von Küſſen unterbrochen,
Von heitrer Lieb' erfinderiſchem Scherz.
„Fühl', ſchmeichelt ſie, dies ungeduld'ge Pochen,
Sprich, iſt es Wonne, oder iſt es Schmerz?
Es iſt ein tiefes, brennendes Verlangen,
Beim Feſt zu ſein, das morgen wird begangen."

Digitized by Google

„Nicht eitle Neugier, seine Pracht zu schauen,
Des Kaisergartens wunderbaren Glanz,
Die Zelte, die sich in die Lüfte bauen,
Nicht Mädchenlust an buntem Spiel und Tanz;
Nur sie zu sehn, die Herrlichste der Frauen,
Die schönste Blume in dem schönsten Kranz,
Die Treuste auch, — wenn Treue ist zu loben, —
Sie möcht' ich schau'n, zur Kaiserin erhoben."

„Mir droht der Tod, laß ich mich dorten finden,
Doch fürchte nichts, ich werde nicht entdeckt,
Im tiefen Schatten dichter Tamarinden
Lausch' ich hervor, vor Lauschern wohl versteckt.
O sei mir hold! o laß dich überwinden!
Du hast dein Reh zu kühnem Lauf erweckt;
Es fleucht dahin zum Feste der Gefahren,
Drum sorge du, dein scheues Wild zu wahren."

Taimador schrickt von ihrem Wunsch betroffen;
Zu unerbittlich straft sich solch Vergehn.
Doch Frauen wissen nicht allein zu hoffen,
Sie wissen auch ihr Hoffen zu erflehn.
Kumela's Herz ist nur dem Wunsche offen,
Wie soll ihr Freund noch länger widerstehn?
Je mehr er warnt, mit um so hold'rer Rede
Führt sie zum Sieg die erste Liebesfehde.

Und wunderbar! Kaum giebt er sich gefangen,
Glüht Shahlimar in heller Flammenpracht,
In tausend Farben seine Zinnen prangen,
Und tausend Feuer sprühen durch die Nacht;
Kumela deckt ihr Angesicht voll Bangen,
Indeß der Freund sie scherzend so verlacht:
„Vielleicht hat Jehangir sein Lieb gefunden
Und hält, wie ich, das Licht der Welt umwunden."

„Mag Jehangir mit tausend Sonnen prunken,
Für meine Liebe ist sein Gold zu schwach!"
Sie spricht's und von dem Munde schon getrunken
Hat ihr Taimador, was sie schwörend sprach.
Sie schmiegt sich auf, an seine Brust gesunken,
Ihr ganzes Wesen ist ein flammend Ach. —
Es ruht das Weib im Arme ihres Gatten,
Und Schweigen wohnt im kühlen Blüthenschatten.

Neu Regiment.

Aus:

Jürgen Wullenweber.

Der Frühling war ins Land gezogen,
Und streute Blüthen drüber her,
Und hundert weiße Segel flogen
Mit frischen Lasten in das Meer;
Das junge Leben brach die Hülle
Und schaute keck aus seiner Nacht
Zu schaffen, was voll Kraft und Fülle
Uns glücklich und zufrieden macht.

Da ist manch fröhlich Lied erklungen
Im Schenkhaus bei dem deutschen Bier,
Doch auch manch Spottlied ward gesungen
Am Abend vor der Rathsherrn Thür;
Da war kein Bürger mehr verlegen,
Verlangte er sein gutes Recht;
Doch trieb's auch Mancher zu verwegen,
Der früher war ein feiler Knecht.

's ist anders nicht, wenn frische Kräfte
Sich fühlen und in Gährung sind,
Treibt doch der Wein auch schlechte Säfte,
Bevor er rein und golden rinnt;
Ein Mann, der lange lag in Banden,
Der taumelt, sieht er sich befreit:
So war auch in den Lübschen Landen
Traun! eine wunderbare Zeit.

Nur Einer blieb im Glück gelassen,
Still sammelnd, was ihm sei zu Nutz,
Und wußt' in seiner Hand zu fassen
So Schild als Speer zu Schutz und Trutz.
Er ließ die Saaten ruhig keimen,
Sah er den Acker gut bestellt;
Er war ein Stab den jungen Bäumen,
Ein Schirmvogt für das Erntefeld.

Der Jürgen in der engen Gasse,
Der kleine arme Handelsmann,
Der hier der Furcht und dort dem Hasse
Den stolzen Einfluß abgewann,
Er war fürwahr der einzig Freie
Und wußte auch, daß er es war,
Und wußte auch, daß keine Treue
Im Purpur wohnt und im Talar.

Traut nicht der Priester Rath und Tadel,
Zum Volk hält sich der Schwarzrock nicht,
Er liebet Gold und Macht und Adel,
So demuthsvoll sein Mund auch spricht:
So klang auch durch die neue Lehre
Manch Wort von Abfall und Gefahr,
Und wie ein Volk der Zeiten Schwere
Verschuldet, weil es treulos war;

Vom ew'gen Recht der eingesetzten,
Von Gott geweihten Obrigkeit,
Und Warnung denen, die verletzten,
Was alt und heilig durch die Zeit;
Ob auch des Lenzes Duft und Kühle
Ins Freie ruft zu Tanz und Lust,
Es lagert mälig Angst und Schwüle
Sich wie ein Alp auf jede Brust.

Und Mancher denkt in seinem Bangen:
Die alte Zeit war doch nicht schlecht,
Da trug man weiter kein Verlangen,
Als was dem Rathe eben recht;
Heut wird so viel heraufbeschworen;
Am Besten ist — das Volk bleibt dumm;
Regiere, wer dazu geboren,
Und sonst kein Teufel scher' sich drum!

Und manch spitzfindiger Geselle
Sprach mit dem Finger an der Nas':
O thöricht ist die überschnelle
Veränderung, glaubt's nur, Frau Bas';
Der Fortschritt schreite fein bedächtig,
Wie eine Jungfer züchtig aus,
Heut aber kehrt ja übermächtig
Das Volk mit Eins das ganze Haus.

Und Mancher, der wohl in den Kohlen
Sah die Kastanien weiß und gar,
Doch aus dem Feuer sie zu holen
Zu zaghaft und gewitzigt war,
Der schalt auf Alle hier und drüben
Aus Aerger, daß er nichts erwischt,
Und daß, so lang er auch im Trüben,
Er doch nichts Rechtes sich erfischt.

Und viele von den Geistesträgen
Und von den Ueberklugen auch,
Die sprachen langsam: Meinetwegen,
Und bliesen in die Luft den Rauch,
Sie zogen ruhig ihre Mützen
Sich übers Ohr bei Tag und Nacht
Und gähnten laut: Was soll das nützen,
Wenn ich das Leben durchgebracht?

Und fleißig schürt der Gährung Feuer
Der Rathsherrn und der Junker Hand,
Und mancher Priester wurde theuer
Erworben durch den Kaufmannsstand.
Es hieß, die Stadt hat schwer gesündigt
Vor Menschen und des Höchsten Thron —
Bis plötzlich ward dem Volk verkündigt:
Die Bürgermeister sei'n entflohn.

Das klang wie Donner in die Ohren,
Und Alles läuft und Alles rennt;
Was giebt's? — Weh uns! wir sind verloren!
Sind ohne Rath und Regiment;
Schon bricht der Pöbel aus den Gassen,
Stürmt lärmend in die Häuser ein,
Zertrümmert, was er kann erfassen,
Berauscht in dem gestohl'nen Wein.

Digitized by Google

Da eilet Jürgen durch die Menge
Und freudig macht ihm Jeder Bahn,
Und lärmend woget das Gedränge
Zum Rathhaus mit dem kühnen Mann;
Verſammelt ſind die Senatoren,
Doch zitternd, jedes Worts beraubt,
Denn ſeit die Häupter ſie verloren,
Verlor ein jeder faſt ſein Haupt.

Der Jürgen ſprang auf die Tribüne
Und donnernd rief er zum Senat:
Ihr alle haftet uns zur Sühne
Für den geſponnenen Verrath!
Ihr wußtet von der Flucht der Beiden,
Des Brömſen und des Plönnies, ſchon
Und mochtet dennoch ruhig leiden,
Daß ihrem Eidſchwur ſie entflohn!

Ihr wußtet alle von dem Bunde,
Ihr wußtet, wie es kommen ſollt',
Wenn ſich das Volk in dieſer Stunde
Hat müd' und blutig ausgetollt,
Daß jene Beiden wollten kehren
In die zertretne arme Stadt,
Um ſtolz mit altem Recht und Ehren
Zu herrſchen hier mit dem Senat!

Da ſah man ſich das Volk erdreiſten
Zu manchem ſchlimmen Fluch und Wort;
Hier drohte Einer mit den Fäuſten,
Mit Beil und Schwert ein Andrer dort.
Schon drängte es mit lautem Grimme
Auf die erbleichten Rathsherrn ein;
Doch Jürgen rief mit mächt'ger Stimme:
Halt Brüder, Gott ſoll Richter ſein!

Gott und das Recht, ſo wir beſchworen,
Ihr Volkstribunen, tretet vor,
Aus Eurer Mitte ſei erkoren,
Was heute unſre Stadt verlor;
Das Siegel nehmt aus ihren Händen;
Das Volk ſich ſelber führen kann;
Und Segen wird der Himmel ſpenden:
Neu Regiment bricht heute an!

Volksgunſt.

Aus:

Jürgen Wullenweber.

Ein großes Herz verſtehen
Kann nur ein großes Herz,
Drum müſſen auch vergehen
Einſam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müſſen ſtumm verbluten
Und können, was ſie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

O, ihr Lebendigtodten,
Wie ſprecht ihr doch ſo klug;
Seht ihr den Patrioten
Erdulden Leids genug,
Ihr ſtreicht Euch Stirn und Scheitel
Und ſprechet ſehr vergnügt:
Der Mann war gar zu eitel!
Gut, daß er unterliegt!

Nichts ändert den Philiſter,
Dem Himmel ſei's geklagt!
Was man ihn lehrt, vergißt er,
Und ſchläft, ſo oft es tagt;
Ihm bleibt der Freiheit Wonne
Für immer ein Problem,
Und wie das Licht der Sonne
Dünkt ſie ihm unbequem.

Und immer iſt befliſſen
Ein heuchleriſch Geſchmeiß,
Und fabelt von Gewiſſen
Und wie die Hölle heiß;
Weh allen Neuerungen!
Der Pöbelherrſchaft weh!
Das iſt der glatten Zungen
Der Pfaffen Abc.

Der Adel mußte ſchweigen,
Wie auch ſein Haß ſich regt;
Der Prieſter doch will zeigen,
Wie hoch das Herz ihm ſchlägt;
Das Reich im Münſterlande,
Des Fanatismus Reich,
Stellt er — ha Fluch und Schande!
Der edeln Freiheit gleich.

O Mann voll Kraft und Liebe,
O edler Demagog!
Dein Licht ward matt und trübe,
So oft der Pfaffe log!
Der Jürgen zwar, der kühne,
Hält feſt noch Schwert und Stab,
Und wirft von heil'ger Bühne
Die Eiferer hinab.

Doch im Geheimen ſchaffen
Des Lichtes Feinde viel,
Die Junker und die Pfaffen,
Sie treiben arges Spiel;
Und ſie zu unterſtützen
Dringt bis an Lübecks Thor
Mit donnernden Geſchützen
Der König Chriſtian vor.

Zwar Marcus Meier lachte,
So laut der Feind auch droht,
Weil er die Stadt bewachte
Und ſchirmt' vor jeder Noth.
Zwar lebt in Luſt und Freuden
Der Bürger wie zuvor,
Doch ſpricht's von nahen Leiden
In des Erſchreckten Ohr.

Zwar iſt der Hanſa worden
Gewalt und hoher Ruhm,
Und Lübeck hat im Norden
Ein eigen Königthum,
Von England überkommen
Sind jüngſt zehntauſend Pfund,
Und gute Mähr vernommen
Aus Schweden und vom Sund.

Doch hat an dieſem Kriege
Der Bürger nur Verdruß,
Weil er für ferne Siege
Daheim ſich ärgern muß,
Denn ach, die Gärten alle
Gelegen vor der Stadt, —
Man ſieht es von dem Walle —
Der Feind verwüſtet hat.

Das kann er nicht ertragen,
Der Bürger reich und frei,
Drum ſehnt mit lauten Klagen
Den Frieden er herbei,
Und denkt voll tiefem Leide
Ans alte Regiment,
Weil ſeine liebe Freude,
Sein Gartenhäuschen brennt!

Ein großes Herz verſtehen
Kann nur ein großes Herz,
Drum müſſen auch vergehen
Einſam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müſſen ſtumm verbluten
Und können, was ſie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

„Wohlan, von Lübecks Mauern
Sei denn der Krieg verbannt,
Doch ſoll er furchtbar dauern,
Bis mein das dän'ſche Land;
Iſt hier des Krieges müde
Der ſchwankende Senat,
Nicht werde dorten Friede,
Bis reif der Freiheit Saat!"

Digitized by Google

So ohne eitle Klage
Wich unser Held dem Zwang,
Und sorgt bei dem Vertrage,
Daß Vortheil er errang;
Doch hier auch hingehalten
Von Manchem, der ihn haßt,
Fühlt er den Rath der Alten,
Der leise ihn erfaßt.

Da sprach er zur Gemeine
Voll Schmerz: „Wie Ihr gewollt,
Ist Frieden — nur zum Scheine,
Denn horcht, der Donner rollt; —
Ich wollt' den Stillstand nützen,
Doch stimmten die nicht ein,
Die hier zu Rathe sitzen,
Und ich — muß ruhig sein!"

Doch bald mit Marcus Meier
Ersann er einen Plan,
Der rascher ihn und freier
Ließ schreiten seine Bahn;
Er brach die letzten Schranken;
Sein eigner Halt und Rath,
Erzwang er abzudanken
Tribüne und Senat.

Der muth'ge Mann versöhnte
Sich bald mit dem Geschick,
Die Werbetrommel dröhnte
Und lud zum Kriegesglück;
Da scholl's auf allen Pfaden
Am Elb- und Weserstrand:
Die Herrn von Lübeck laden
Zum Dienst ins dän'sche Land.

Marcus, der kühne Degen,
Schifft sich nach Seeland ein,
Warf sich dem Glück entgegen,
Ein Spiel des Glücks zu sein.
Und Wullenweber webte
Weithin sein stark Geschlecht,
Das mächtig vorwärts strebte,
Für Freiheit, Lehr' und Recht.

Ein großes Herz verstehen
Kann nur ein großes Herz,
Drum müssen auch vergehen
Einsam in ihrem Schmerz
Die Schönen und die Guten,
Sie müssen stumm verbluten,
Und können, was sie tragen,
Nur ihrem Gotte klagen.

Günther Karl Wilhelm Nicol

ward am 14 Juni 1806 in Göttingen geboren, und hatte in seiner Jugend mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis endlich ein wohlwollender Mann, der Prätor Dassel in Lüneburg, für ihn sorgte und ihn erziehen und von 1827—30 die Rechte in seiner Vaterstadt studiren ließ. N. ließ sich später als Advocat zu Aerzen bei Hameln nieder, wo er gegenwärtig noch lebt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Hannover 1846.
Viele Gedichte, Aufsätze, Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften (Gesellschafter, Komet) u.s. w.

Warmes Gefühl, Innigkeit und Herrschaft über Sprache und Form zeichnen G.'s poetische Leistungen vortheilhaft aus. —

Winterblumen.

1.

Eisblumen malt der kalte Winter hin
Und Arabesken an die Fensterscheiben,
Und Sonnenstrahlen läßt er um sie sprühn,
Auf daß sie Diamanten-Schimmer stäuben.

Das ist wohl eine eisig kalte Pracht,
Doch steigt kein Duft aus diesen Eisesblüthen,
Und schmerzlich hab' ich an den Lenz gedacht,
An seine Rosen, die schon längst verglühten.

Was soll mir dieser flimmernde Krystall?
Spielt um ihn auch des Sonnenstrahls Gekose,
Es denkt mein Geist an eine Nachtigall,
An Gluth und Gruß der schönen Frühlings-Rose.

2.

Der Winter sprach: Ja öde ist mein Raum,
Zum Süden sind die Sänger hingeflogen,
Doch hab' ich einen wunderbaren Baum,
Der ist vom Märchenklange hold umzogen.

Es ist ein Baum mit immergrünem Zweig,
Ich sende ihn in Hütten und Paläste,
Wie werden alle Herzen liebesreich,
Wenn er sein Gold ausstrahlt am schönen Feste!

Es glänzt der Baum in heller Kerzenpracht,
Es tönt um ihn ein wunderlieblich Klingen,
So lieblich, wie wenn in der Maien-Nacht
In schlanker Tann' die Nachtigallen singen.

Kennst du den Baum? dein Aug' wird thränenfeucht,
Schaust du der Jugend blaue Abendferne?
Wie magisch sich ihr Abendroth dir zeigt?
Und wie sie strahlen, deiner Jugend Sterne?

Es weht aus diesem Baum ein süßer Duft,
Als ob ihn Lenz, mein Bruder, ausgehauchet,
Als ob ihn der in maienwürzge Luft,
In alle seine Rosen eingetauchet.

Und schimmert er in goldnem Kerzen-Brand,
So werden Jugendmärchen dich umfließen,
So reichst du mir mit Liebe doch die Hand
Und wirst den greisen Winter innig grüßen. —

Es strahlet ob des Winters weißer Gruft
Das Kerzengold der grünen Weihnachtsbäume,
Es wallt in alle Herzen Lenzesduft
Und Engelluft der blauen Himmelsräume.

Digitized by Google

Johannes Niederer

ward 1778 in Appenzell geboren, studirte Theologie und bekleidete schon geraume Zeit ein Pfarramt, das er jedoch 1800 aufgab, um sich mit Pestalozzi zu verbinden, an dessen pädagogischen Unternehmungen er sich auf das Lebhafteste betheiligte. Nachdem er sich wieder von demselben getrennt hatte, ließ er sich mit seiner ausgezeichneten Gattin in Genf nieder, wo er 1845 starb.

Seine Schriften sind:

Pädagogische Rede. Zürich 1830.

Pestalozzi's Erziehungsunternehmen im Verhältniß zur Zeitkultur. 2 Bde. Stuttg. 1812—13.

Briefe von 1797 bis 1803. Herausgegeben von seiner Wittwe. Genf 1846.

Unter Allen, welche über Pestalozzi's System, Lebensansicht und Wirksamkeit geschrieben haben, war N. unbedingt der Geistreichste und Befähigteste und es ist lebhaft zu bedauern, daß er, trotz vielfacher Aufforderung, nicht mehr darüber veröffentlichte.

Rosette Niederer,

des Vorigen Gemahlin, hieß mit ihrem Mädchennamen Kasthofer, und ward am 3 November 1779 in Bern geboren. Noch sehr jung faßte sie das lebendigste Interesse für Pestalozzi's Unternehmungen, schloß sich ihm an und wurde, als er sich in Yverdun niederließ, die Vorsteherin einer Mädchen-Erziehungsanstalt, mit der sie eine Bildungsschule für Erzieherinnen und Lehrerinnen verband und welche sie später nach Genf verlegte, weil ihr dort bedeutendere Mittel zu Gebote standen. Mit jugendlicher Kraft und zugleich reifster Einsicht und klarster Besonnenheit hat sie in diesem Kreise durch eine lange Reihe von Jahren, nicht selten mit großen Opfern von ihrer Seite, auf das Segensreichste gewirkt.

Die von ihr herausgegebenen Schriften:

Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung. Berlin 1828.

Dramatische Jugendspiele. Arau 1838.

sind jede in ihrer Art vortrefflich und können Aeltern und Erziehern nicht dringend genug empfohlen werden.

Eduard Maria Oettinger

ward am neunzehnten November 1808 in Breslau geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung, hatte aber das Unglück, daß sein früher sehr wohlhabender Vater sein ganzes Vermögen verlor, und er sich dadurch genöthigt sah, seine Studien zu unterbrechen und selbst für sein weiteres Fortkommen auf dem Gebiete der Wissenschaft wie des Lebens sorgen zu müssen. Er ging nun nach Wien, wo sich der als Volksdichter und Journalist rühmlich bekannte Bäuerle äußerst wohlwollend seiner annahm und ihn veranlaßte, seine jungen geistigen Kräfte zu versuchen. Die rasch entstandene Kritik eines neuen Lustspiels, die erste öffentliche Leistung aus O.'s Feder fand außergewöhnlichen Beifall und bestimmte ihn Journalist zu werden. Nachdem er drei Jahre lang an Bäuerle's „Theaterzeitung" als Mitarbeiter gewirkt und durch gelungene und glückliche Artikel sich Anerkennung erworben hatte, ging er 1828 nach Berlin, wo er anfangs an der Schnellpost von Sapphir thätigen Antheil nahm, dann aber 1829 ein eigenes humoristisch satyrisches Journal „Eulenspiegel" gründete, das sich bald eines großen Kreises von Lesern erfreute, aber auch viele Gegner fand. Drückende Censurverhältnisse bewogen nun O. nach München überzusiedeln, wo er ebenfalls ein neues Journal „das schwarze Gespenst" gründete. Dies ward jedoch, weil es höhern Ortes Mißfallen erregt hatte, verboten und O., nachdem er gerichtlich von der Beschuldigung des Verbrechens beleidigter Majestät freigesprochen worden, der fernere Aufenthalt in Baiern untersagt. Er machte nun größere Reisen, namentlich in Frankreich und den Niederlanden und wandte sich dann im Jahre 1830 nach Berlin, wo er sein Journal „Eulenspiegel" wieder in das Leben rief, dasselbe aber bereits 1831 eines gewaltsamen Todes sterben sah. O. gründete nun eine neue humoristische Zeitschrift „Figaro," die er bis 1835 fortführte, sich jedoch aus leicht erklärlichen Rücksichten nicht öffentlich zur Redaction bekannte, obwohl der Inhalt derselben zum größten Theil allein von ihm herrührte. Die Verweigerung der Concession zu einem neuen Journal bestimmte ihn jetzt, Hamburg zu seinem Wohnsitz zu erwählen. Hier gründete er ein neues Journal „Argus," das er bis 1838 mit großem Beifall redigirte; eine Einladung Bäuerle's bestimmte ihn jedoch nach Wien zurückzukehren und seine Kräfte der „Theaterzeitung" zu widmen; der Aufenthalt in der Kaiserstadt ward ihm jedoch polizeilich verweigert. Ein Gleiches widerfuhr ihm in München, wohin er sich gewandt hatte. Nachdem er nun eine Zeitlang in der Schweiz, dann in Stuttgart, und darauf in Mainz verweilt, faßte er den Entschluß, sich für immer in Frankreich nieder zu lassen, allein sehr günstige Anerbietungen des Buchhändlers Hoff in Mannheim bewogen ihn, dort hinzugehen und die Journale „der politische Postillon" und die „belletristische Staffette" zu redigiren, so wie später die von ihm gestiftete „Gasthofszeitung." — Von Mannheim wandte er sich darauf nach Leipzig, wo er noch lebt, und den von ihm gegründeten „Charivari" herausgiebt.

Seine Schriften sind:

1. Belletristischen Inhaltes.

Das schwarze Gespenst. Taschenbuch für Satire, Ironie und Persiflage ohne Goldschnitt. 2 Bde. 12. Frankfurt a. M. 1830. Zweite Auflage, 2 Bde. 12. ebendas. 1836.

Digitized by Google

Das weiße Gespenst. Blätter für Scherz und Ernst. 8. Leipzig 1831. Zweite Auflage, 8. ebendas. 1836.

Liebesblicke, Gedichte. 16. Berlin 1831.

Buch der Liebe. Gedichte, 12. Berlin 1832. Zweite Auflage, 12. 1835. Dritte Auflage, 12. Leipzig 1846.

Der confiscirte Eulenspiegel oder das Buch der Hundertachtundzwanzig. Nebst Briefen an und von Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 2 Bde. 8. Hamburg 1835.

Eau de mille fleurs. Pariser Roman. 2 Bde. 8. Hamburg 1835.

Marabouts. Federschmuck aus dem Reiche der Satire, des Humors und der Frivolität. 8. Hamburg 1835.

Fashionable Dummheiten. Humoristisch-satirische Skizzen aus der Beau Monde. 8. Hamburg 1836.

Dramatische Desserts. Lustspiele, 2 Bde. 8. Hamburg 1836—37.

Panaché. Dreifarbige Novellettes. 2 Bde. 8. Hamburg 1837.

Der Ring des Nostradamus. Historisch-romantische Skizzen des französischen Hoflebens von 1515—1821. 3 Bde. 8. Leipzig 1838. Zweite Auflage, 3 Bde. 8. ebendas. 1845.

Bunte Kartenbilder. 8. Grimma 1839.

Onkel Zebra. Memoiren eines Epikuräers. 7 Theile. 16. Leipzig 1842—43. Zweite wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. 16. ebendas. 1846. Ins Holländische übersetzt. 2 Bde. 8. Amsterdam 1845.

Schobri, Ungarns größter Bandit. 12. Leipzig 1843. Ins Schwedische übersetzt. 8. Stockholm 1845.

Spontini, biographische Skizze. 16. Leipzig 1843.

Narren-Almanach für die Jahre 1843, 1844, 1845, 1846, 1847. 5. Bde. 12. enthaltend folgende Erzählungen:

Maqgiadecht. — Jonathan Dibbs. — Die beiden Crebillon. — Marie Antoinette. — Herr von Kipfelbuber. — Sanson — Amandus Mops. — Vaillant. — Ochsenheimer. — Labourdonnais. — Herr Maltzuppel. — † † †. — Maley Ismael. — Waschkin. — Grimod de la Reynière. — Graf St. Germain. — Clerodendron fragrans. — Wirrsterns. — Eine ganz verrückte Idee. — Kostlai. — Der ewige Jude. — Tamtam. — Jacob Paul Gundling. — Sophie Arnould. — Patchouly. — Sans-Souci. — Der schwarze Christoph oder Limonade, Marmelade und Orgeade. — Lavendel, Myrth und Thymian. —

Joujour. Humoristisch-satirisches Lesekabinet. 7 Bde. 16. Leipzig 1843—47.

Lucy (Novelle). Zweite Auflage, 16. Leipzig 1845. Zum ersten Male unter dem Titel „Rosberry" im ersten Bande des Narren-Almanachs.

Venezianische Nächte. 16. Leipzig 1846.

Graf St. Germain. 16. Leipzig 1846. Zweite Auflage der im zweiten Bande des Narren-Almanachs abgedruckten Novelle gleichen Namens.

Rossini. Komischer Roman, 2. Bde. 8. Leipzig 1847. Zweite vermehrte Auflage der im dritten Bande des Narren-Almanachs erschienenen Erzählung gleichen Titels.

2. Zur Bibliographie gehörig.

Archives historiques, contenant une classification chronologique de 17,000 ouvrages pour servir à l'étude de l'histoire de tous les siècles et de toutes les nations. gr. 8. Carlsruhe et Paris 1841 *).

Bibliotheca Shahiludii, Bibliothèque du jeu des Echecs, Bibliothek des Schachspiels. 8. Leipzig 1844.

Karl Otto Reventlow oder die Mnemonik in ihrer höchsten Ausbildung, nebst einem Anhang, enthaltend die Literatur der Mnemonik. gr. 8. Leipzig 1845.

Anonym erschienen.

Ehestands-Grammatik oder Anleitung, eine Frau so zu dressiren, daß sie auf jeden Wink gehorcht und sanft wie ein Lamm wird. Ein Noth- und Hilfsbüchlein für alle Ehemänner. 16. Leipzig 1841. (Von dieser Broschüre sind bis jetzt mehr als 15,000 Exemplare abgesetzt worden.)

Mola Lontez. 16. Leipzig 1847.

Schriften anderer Verfasser, von Oettinger eingeleitet und herausgegeben.

Helene. Ein Fehdebrief an die Gesellschaft. Aus den Papieren einer Dame 12. Leipzig 1843.

Thomas Morus und sein berühmtes Werk Utopia, mit bio- und bibliographischer Einleitung von E. M. Oettinger. 12. Leipzig 1846.

Uebersetzungen.

Briefe Napoleons an die Kaiserin Josephine. 12. Berlin 1833.

Jenny. Novelle von Paul de Kock. 12. Leipzig 1843.

Oettinger zeichnet sich als satyrischer Schriftsteller durch große Lebendigkeit, Keckheit, Frische, Witz und farbensatte Darstellung aus; seine Leistungen auf diesem Gebiete erhalten einen eigenthümlichen Reiz, besonders dadurch, daß er die Ereignisse der Gegenwart mit scharfem Blicke aufzufassen und mit leichter und gewandter, aber sicherer Hand der Menge darzustellen versteht, indem er diese durch Anmuth und Eigenthümlichkeit der äußeren Einkleidung zu fesseln weiß, während hinter anscheinendem Uebermuth und schalkhaftem, nicht selten übersprudelndem Muthwillen sich bei ihm oft ein tiefer Ernst birgt. Freundlichere Verhältnisse der periodischen Presse, als wir uns deren zu erfreuen haben, würden einem so entschiedenen Talente einen ganz anderen Wirkungskreis einräumen, als ihm je derselbe in Deutschland zu Theil werden kann. — Noch glücklicher ist O. eigentlich als Liederdichter; Innigkeit, Wärme, Phantasie und Tiefe des Gefühls sind seinen lyrischen Productionen eigen, und viele derselben, von Componisten mit Geschick behandelt, bereits Eigenthum des Volkes geworden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht und zwar auf einem Felde, von dem man glauben sollte, es läge einem nur der Gegenwart zugewendeten Geiste ganz fern, auf dem Gebiete der Bücherkunde nämlich hat sich O. allgemeine Anerkennung erworben. Seine bibliographischen Arbeiten sind mit gründlicher Kenntniß und seltenem Fleiße ausgestattet und bieten dem Fachgelehrten treffliche Hülfsmittel dar. —

Das Geheimniß einer Gondel.

1.

In keiner Stadt Italiens fühlt sich der Fremde so sehr zu verliebten Abenteuern angeregt, als in Venedig. Woher das kommt, woran das liegt, das weiß ich nicht; doch wird Jeder, der ein Paar Wochen in der alten Venusstadt (Vénise aussi belle que Vénus) verlebt hat, sich und mir eingestehen müssen, daß er beim Anblick jeder geschlossenen Gondel, die an der seinigen vorübergehuscht ist, einen Anflug von Neugier und etwas Sehnsucht nach irgend einem Abenteuer in sich verspürt haben wird.

Venedig hat gegen tausend Gondeln. Eine sieht wie die andere aus: lang, schmal und einförmig schwarz wie ein schwimmender Sarg. Diese gleichförmige Trauerfarbe ist die Folge eines uralten Gesetzes, das unter der Herrschaft des dreiundachtzigsten Dogen Hieronimo Priuli — zwischen 1559 und 1567 — erlassen worden war, um dem mehr und mehr um sich greifenden Luxus der Nobili, die sich, wetteifernd in möglichst prachtvoller Ausschmückung ihrer Fahrzeuge, gegenseitig zu Grunde richteten, das Ziel zu setzen, daß alle Gondeln gleichmäßig schwarz bekleidet werden mußten; aber eben diese Farbe der Trauer verleiht jeder dieser Gondeln einen geheimnißvollen Anstrich, der sie, namentlich in den Augen des Fremden, äußerst anziehend macht.

— — — — — — — — — — — —

Ich war schon zwölf Tage in Venedig und sehnte mich nach einem Abenteuer, wie ein junger Dichter nach der ersten Aufführung seines ersten Bühnenstücks. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht durchstreifte ich den wirren Knäuel schmaler Seitengassen — Calle genannt — ohne das zu finden, was ich suchte.

Verdrießlich bestieg ich eines Abends — zwischen Zehn und Eilf — am Traghetto della Santa Salute — nicht fern von meiner Wohnung — meine Gondel, um mich beim blassen Scheine des Mondes und einer glühenden Havannah-Cigarre durch den Canal grande fahren zu lassen.

Eine Stimme des Herzens, die mich noch niemals getäuscht hatte, schien mir zuzuflüstern:

— Heute wirst Du finden, was Du seit acht Tagen vergebens gesucht hast.

Mit dem Rücken am schwarzen Maroquin-Kissen meiner Gondel angelehnt, schaute ich durch die offenen Fenster in die

*) Eine neue, vielfach vermehrte Auflage dieses reichhaltigen mühevollen Werkes ist unter der Presse und wird seiner Zeit bei Engelmann in Leipzig erscheinen.

Digitized by Google

taghelle Mondnacht hinaus und träumte von ſchwarzen Augen und weißen Auſtern, von würzigen Lippen und duftendem Orangeneis, von ſchwellenden Nacken und ſchäumendem Champagner. Und ſo oft eine Gondel an der meinigen vorüberfuhr, warf ich einen Blick hinein, um das zu erſpähen, was ich ſeit zwölf Tagen vergebens geſucht hatte.

— Wieder ein Tag verloren, ſagte ich zu mir und ſuchte in einer meiner Rocktaſchen die Cigarrenbüchſe, um mir an den Trümmern meiner alten Regalia eine neue anzuzünden. Im Suchen ſtößt meine Hand auf ein kleines Buch, in dem ich, bei Luna's galanter Ampel, einen der vielgeleſenſten Romane der neuern Literatur Italiens, Cäſar Cantù's „Margarita Pusterla" erkenne.

— Pietro, rufe ich meinem Führer zu, ſo eben habe ich in Deiner Gondel einen ganz allerliebſten Fund gemacht . . .

— Eine Börſe? fragte der Gondolier.

— Das weniger, aber ein Buch, von dem ich bereits in Mailand ſo viel Schönes gehört, daß ich ſchon dort mir ernſtlich vorgenommen hatte, die Bekanntſchaft dieſes vielgerühmten Romans zu machen. Du erlaubſt doch, daß ich ihn mit nach Hauſe nehmen darf? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ihn Dir wiedergebe . . .

— Ich kenne Sie zwar erſt ſeit zehn oder elf Tagen, halte Sie aber für ſo grundehrlich, daß ich Ihnen noch weit mehr als dies anvertrauen würde.

— Das iſt ſehr artig von Dir; das Beſte aber hätte ich beinahe vergeſſen. Ahnſt Du wohl, wem dieſes Buch gehören mag?

— Nein, lieber Herr!

— Nach dem Dufte zu urtheilen, der dieſem eleganten Einbande entſtrömt, gehört dies Buch einer weiblichen Boudoir-Bibliothek. Wen haſt Du zuletzt in Deiner Gondel geführt?

— Eine Dame.

— Kannteſt Du ſie?

— Nein, lieber Herr! Ihr Geſicht war tief verſchleiert.

— Fuhr ſie allein?

— Ganz allein.

— Und wohin?

— Nach dem Campo San Stefano, wo ſie ausſtieg.

— Ihr Wuchs?

— Impoſant!

— Charmant! Charmant! Und glaubſt Du, daß ſie noch jung iſt?

— Nach dem Tone ihrer Stimme zu ſchließen, muß ſie noch ſehr jung und, nach ihrer Ausſprache zu urtheilen, eine Fremde ſein.

— Eine Franzöſin?

— Ich wäre geneigt, ſie weit eher für eine Engländerin zu halten.

— Auch nicht übel! Ich liebe dieſe ſemmelblonden Schönen! Aber, Herzensjunge, wie erfahren wir die Wohnung dieſer Lady?

— Laſſen Sie dies meine Sorge ſein. Morgen mit Tagesanbruch laufe ich nach dem Stephansplatz und frage dort in jedem Hauſe: Wohnt hier eine große, ſchlanke Engländerin, welche geſtern Abend zwiſchen Neun und Zehn in der Gondel 92 ein kleines Buch vergeſſen hat . . . wie heißt das Ding? ſetzte er raſch hinzu.

— „Margarita Pusterla."

— Ein Name, den der Teufel behalten kann! Sie müſſen die Güte haben, ihn mir aufzuſchreiben.

— Den Teufel?

— Den Namen des Buches.

— Sogleich, ſagte ich, zog meine Brieftaſche hervor und riß ein Blatt heraus, auf das ich den Titel meines Fundes ſchrieb. Hier, Pietro!

— Corpo di Cristo! erwiderte mein Gondolier, indem er ſich die langen, ſonnverbrannten Ohren rieb, das nützt mir ja auch nicht viel . . .

— Wie ſo? fragte ich in meiner Einfalt.

— Ach, Signor, ich kann ja nicht leſen . . .

— Dummkopf! wollte ich ſagen, beſann mich aber bald eines Beſſern und meinte, wozu auch? Leſen iſt Luxus; der Titel des Romanes iſt freilich etwas ſchwer zu behalten, aber deſto leichter wirſt Du Dir, wie ich hoffe, den Namen des Schriftſtellers merken. Er heißt Cäſar Cantù.

— Bravo, braviſſimo! Cäſar heißt der junge Hund meines alten Kameraden Beppo, und Cantù heißt Geſang. Den Namen, Signor, vergeſſe ich nicht!

— Alſo auf Wiederſehen, morgen früh, ſagte ich und verließ die Gondel, deren blankgeputzter Schnabel ſo eben am Traghetto della Santa Salute angelegt hatte.

2.

In meiner Wohnung angelangt, machte ich Licht, um mich auszukleiden und mit meiner „Margarita Pusterla" zu Bett zu gehen.

Ich fange zu leſen an und leſe bis tief in die Nacht hinein. Der Roman, der ſeinem Autor den Beinamen eines italieniſchen Walter Scott verſchafft hat, iſt in mehrfacher Hinſicht höchſt intereſſant *). Bei einer der ſpannendſten Scenen, eben als ich das Blatt umwende, fällt aus dem Buche ein kleiner Zettel heraus.

Und was finde ich? Wohl hätte ich Luſt zu wetten, daß keiner von allen Leſern es errathen würde, und darum beeile ich mich, ſeine Neugier ſchleunigſt zu befriedigen.

Es war eines jener Papiere, die, ſprechende Zeugen augenblicklicher Geldverlegenheit, im bürgerlichen Leben ſchlechtweg „Pfandzettel" genannt werden.

Die Inhaberin dieſes Zettels — der Name der verſetzenden Perſon iſt auf keinem derſelben angegeben — hatte ihren Shawl verſetzt, worauf ihr das kaiſerlich königliche Leihhaus — hier zu Lande monte di pietà genannt — (auch in Venedig ſteht es nicht für Mottenſchaden ein) armſelige 532 öſterreichiſche Zwanziger vorgeſchoſſen hatte.

— Das Pfand muß alſo, dachte ich bei mir, mindeſtens den dreifachen Werth dieſer Summe haben, folglich ein ganz reſpectabler Shawl ſein; eine Dame aber, die derlei koſtbare Shawls beſitzt, muß — gleichviel, ob ſie Franzöſin oder Engländerin iſt — vornehmen Standes ſein; in kleine augenblickliche Geldverlegenheiten kann ſich — durch Umſtände und Conſtellationen eigenthümlicher Art — ſelbſt die reichſte Frau verwickelt ſehen. Aber einerlei, ob die bewußte Dame reich oder arm, vornehm oder nicht vornehm ſein mag, ſie iſt jung, ihr Wuchs — ſagt Pietro — iſt impoſant . . . das genügt! Daß Milady augenblicklich nicht bei Kaſſe iſt, hat durchaus nichts zu ſagen. Im Gegentheil! dachte ich und ſchlug das Buch zu, um in Gedanken an ſie ſo ſchnell als möglich in die Welt der Träume hinüberzuſchlummern.

3.

Was und wovon ich in jener Nacht geträumt habe, kann Jeder errathen, der ſich einmal in gleicher oder auch nur ähnlicher Lage befunden hat. Nur ſo viel ſei geſagt, daß ich in meinem ganzen Leben nie ſo geläufig Engliſch geſprochen, als in jener ſchönen Nacht, die — wäre es nach meinem Wunſche gegangen — drei Mal länger als jede andere hätte dauern müſſen. Milady, ungemein liebevoll, beantwortete jede meiner Fragen mit einem äußerſt wohlthuenden „yes" und geſtand mit ſchamgeröthetter Wange und niedergeſchlagenen Augen ihre augenblickliche Geldverlegenheit . . . ich benutzte dies Geſtändniß, meine Großmuth zu zeigen, zog meine volle Börſe und . . . erwachte.

4.

Drei Stunden ſpäter — ich lag noch immer im Bette und vertiefte mich mehr und mehr in Cantù's „Margarita" — vernahm ich ein ſchüchternes Klopfen an meiner Thür.

Kaum hatte ich herein gerufen, als mein lieber, treuer, dienſtwilliger Pietro, mit einem „buon giorno" im Munde und ſeinem Strohhute in der Hand, vor meinem Bette ſtand.

— Was bringſt Du?

— Die gewünſchte Auskunft, lieber Herr! Auf dem Stephansplatze, Nummer 743, wohnt die bewußte Dame, die wir ſuchen. Sie iſt — wie ich mir gleich gedacht — ein Engländerin, heißt Lady Georgine Colbourn, thut entſetzlich vornehm und macht einen ſo unmenſchlich großen Aufwand, daß ſie im ganzen Seſtiera **) „des Nabobs Geliebte" heißt.

— Iſt ſie verheirathet?

— Das weiß man nicht; ſo viel aber weiß der ganze Stephansplatz, daß Lady Georgine die gute Freundin eines alten, ſteinreichen, aber bodenlos geizigen Bankiers iſt, der ſie, wie Unſereiner ſagt, unterhält, vermuthlich weil . . .

— Sie ihrerſeits auch ihn unterhält; ich finde das ganz in der Ordnung. Aber haſt Du Dich auch erkundigt, ob das Buch, das ich in Deiner Gondel gefunden habe, auch wirklich ihr gehört?

— Diavolo, daran hab' ich nicht gedacht! O, Pietro, Dein Gedächtniß iſt keinen Schuß Pulver werth, rief er aus und ſchlug ſeine Stirn. Aber morgen, längſtens übermorgen, ſollen Sie nicht nur das, ſondern noch weit mehr, ja ſogar Alles, Alles er-

*) Dieſer reizende Roman, der auch in Deutſchland bekannt zu werden verdient, iſt, von einem in Venedig lebenden Maler, G. Fink, ins Deutſche übertragen, 1842 in Stuttgart erſchienen. Leſer, die den hiſtoriſchen Genre lieben, werden ſich mit „Italiens Walter Scott" ſchnell befreunden.

**) Venedig iſt in ſechs Seſtiere eingetheilt: 1) Sestiera di San Marco (Kern und Mittelpunkt der Stadt). 2) Sestiera di Castello. Die größte Sehenswürdigkeit dieſes Bezirks iſt das Arſenal, das drei italieniſche Meilen im Umfang hat. 3) Sestiera di Cannaregio. 4) Sestiera di San Paolo. 5) Sestiera di Santa Croce und 6) Sestiera di Dorso Duro.

Digitized by Google

fahren, denn Jeder von uns hat seine Spione, und wenn Einer von uns etwas erfahren will, so horchen wir Alle, denn wozu anders als zum Horchen hat uns der liebe Gott so hübsche lange Ohren gegeben!

— Braver Junge, ausgezeichnetster aller venezianischen Gondoliere, sagte ich und öffnete meine Börse. Dieses Fünffrankenstück, das ich jetzt zwischen meinen Fingern halte, bittet um Erlaubniß, aus meiner Hand in die Deinige zu spazieren. Ich hoffe, daß Freund Pietro nicht so grausam sein wird, ihm diese Bitte abzuschlagen, fuhr ich fort und warf ihm das Geldstück zu.

— Sie verkennen mich, lieber Herr, sagte mein brauner Fouché, der das Geldstück im Nu aufgefangen hatte.

Dann drehte er sich dreimal auf dem Absatz seines geflickten Stiefels herum, warf seinen kleinen runden Strohhut an die Decke, fing ihn, wie ein wohl abgerichteter Pudel, mit weitgeöffnetem Maule und rief in der Freude seines Herzens:

— Evviva il Signor Tedesco!

Dann tanzte er zur Thür hinaus.

5.

Am Abend desselben Tages befand ich mich im Café Florian *), um die französischen Zeitungen zu lesen. Von dort begab ich mich zu seinem aristokratischen Nachbar Suttil, um bei einem Becher dreifachen Fruchteises die reizende Serenade der österreichischen Regimentsmusik, die — Donnerstags und Sonntags — auf dem Marcusplatze die beliebtesten Nummern aus den neuesten Opern spielt, und die nicht minder üppigen Blicke der unter den Bogengängen der Procuratien und auf den mondbeschienenen Quadern des Platzes auf- und abwandelnden Frauenwelt einzuschlürfen. In jeder imposanten Figur, die mir auffiel, glaubte ich die bewußte Engländerin zu sehen, die junge, schöne und dennoch beklagenswerthe Milady, die, ob sie gleich des „Nabobs Geliebte" ist, sich genöthigt sah, einen ihrer Shawls — denn sicher hatte sie deren ein ganzes Dutzend — ins Leihhaus zu tragen, um den beneidenswerthesten aller Cashemire, der sich auf ihren alabasternen Schultern gewiegt, dort als Pfand für schnöde 332 Lire zurückzulassen. Ich kannte ihren „Nabob" nicht, doch haßte ich, aus lauter Liebe zu Milady, den unverschämten Geizhals so gründlich, daß ich ihn im ersten besten Mörser mit kaltem Blute und passender Melodiebegleitung langsam hätte zerstampfen können. Grausamer Filz! Arme Georgine! Undankbare Welt!

— Von Suttil verfügte ich mich zum „Kaiser von Oesterreich," um dort einen meiner Landsleute, den liebenswürdigen Dr. F.....r zu suchen, der so manche Nacht stundenlang mit mir das venezianische Straßen-Labyrinth nach allen Richtungen durchstreift hatte und bald vor diesem, bald vor jenem Hause stehen geblieben war, um mir eine Seite aus den Geheimnissen dieser abenteuerlichen Stadt ins Ohr zu raunen. Leider fand ich ihn heute nicht. In Verzweiflung darüber entschloß ich mich, nach dem Grundsatze der Homöopathie, Langeweile durch Langeweile zu heilen: ich griff nach einer deutschen Zeitung.

Gerechter Gott, es war die Augsburger!

6.

Am andern Morgen, als ich beim „Imperatore d'Austria" mit der ganzen Jungfräulichkeit eines immer sehr zurückhaltenden Appetits meine Chocolade trank, griff ich nach der dicht vor mir liegenden, noch ganz druckfeuchten „Gazetta di Venezia," um zu erfahren, welches von den vielen geschlossenen Theatern **) heute Abend geöffnet sei.

Ich las:

Teatro Apollo:

Norma . . . . Signora Marietta Arrigotti.

Oper und Sängerin hatte ich im lieben Venedig, aus Langeweile, schon zwei Abende hinter einander gehört. Aller guten Dinge sind drei, sagte ich mir und beschloß, Dame Norma heute zum dritten Male zu besuchen. In demselben Augenblick fiel mein Falkenauge oder Adlerblick — welches von Beiden sagt meiner freundlichen Leserin mehr zu? — auf eine Anzeige, die, in etwas auffallender Schrift, dicht unter dem Theater abgedruckt stand. Sie lautete:

„Vorgestern, zwischen neun und zehn Uhr Abends, hat Jemand, der sich vom Traghetto della Santa Salute nach dem Campo San Stefano fahren ließ, in der Gondel, deren Nummer ihm leider unbekannt ist, ein in rothen Saffian gebundenes, goldgeränderes Exemplar von Cantù's „Margarita Pusterla" und in diesem Buche einen kleinen gedruckten Zettel (Spiegelberg, ich kenne Dich!) liegen lassen, welcher für den Eigenthümer desselben von höchster Wichtigkeit ist (natürlich!). Der ehrliche Finder (bitte recht sehr!) wird dringend ersucht, Beides, wo möglich noch heute, auf dem Campo San Stefano, Nummer 734, im zweiten Stockwerke abzugeben. Die Person, die jenen Zettel verloren hat, rechnet dabei auf die Discretion des Finders (sehr begreiflich!) und erklärt sich dafür gern bereit, ihm für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das ein boshafter Zufall ihn eingeweiht hat, **eine seinen Wünschen angemessene Belohnung** zu Theil werden zu lassen."

Die durchschossene Discretion und die mit fetter Schrift zugesagte seinen Wünschen angemessene Belohnung verschaffte mir die positive Gewißheit, daß die Eigenthümerin dieses Pfandzettels die bewußte Milady sei, deren imposanter Wuchs seit jener Nacht, in der ich so lebhaft von ihr geträumt hatte, meine etwas aufgeregte Phantasie in beständigem Schach erhielt.

— Mylady wohnt also auf dem Stephansplatze Nummer 734. Mein guter Pietro muß sich also doch wohl geirrt haben, denn nach seiner Angabe sollte es ja Nummer 743 sein. Aber gestand er denn nicht selbst, daß sein Gedächtniß keinen Schuß Pulver werth sei? Und wie leicht sind zwei Nummern wie diese zu verwechseln! —

Ich zahlte mein Frühstück und kehrte eilig nach meiner Wohnung heim, um Buch und Zettel zu holen, die ich als redlicher Finder ungesäumt den Händen der schönen Eigenthümerin mit dem imposanten Wuchse überliefern wollte. Ganz im Hintergrunde meiner frivolen Gedanken schimmerten in blendender Transparent-Beleuchtung die geheimnißvollen, inhaltsschweren Worte:

Eine seinen Wünschen angemessene Belohnung.

Gott ist groß und Mahomet sein Prophet!

7.

Als ich die Treppe zu meiner Wohnung erstieg, sagte mir der Diener des Hauses, Pietro habe mich, gleich nachdem ich ausgegangen sei, hier gesucht, um mir eine wichtige Nachricht zu bringen; er habe eine ganze Stunde auf mich gewartet und sei dann fortgelaufen, um mich in einem der Kaffeehäuser aufzusuchen.

Alles, was er mir sagen konnte, wußte ich bereits.

Endlich also nach dreizehn langen, ziemlich einförmigen Tagen stand ich an der Schwelle eines Abenteuers, von dem ich mir — unter uns gesagt — alle Wonnen und Seligkeiten des muhamedanischen Paradieses, die **meinen Wünschen angemessene Belohnung** versprach.

Um meines Sieges bei Milady ganz gewiß zu sein, warf ich mich in den Nimbus einer ausgesucht feinen Toilette. Unter mehr als einem Dutzend jungfräulicher Westen wählte ich ein weißes, von gestickten Veilchen eingefaßtes Atlas-Gilet und eine weißseidene Halsbinde, deren reizender Schnitt Bulwers Pelham — Englands erleuchtetsten Dandy — zu einer Epopöe in Gott weiß wie viel Gesängen begeistert hätte. Aber nichts von Allem ist schwieriger als die richtige Wahl der Farbe, die man bei Anlegung der Handschuhe zu beobachten hat. Es befremdet mich, daß noch keine unserer eleganten Federn auf den gewiß nicht undankbaren Einfall gerathen ist, eine „Physiologie des Handschuhs" zu schreiben. Der Stoff liegt doch so nah! Denn wie leicht läßt sich aus der Farbe des Handschuhs der Charakter und die Neigung des Behandschuhten errathen!

Ein Mann, welcher schneeweiße Handschuhe trägt, ist ein Pfarr-Candidat oder sonst ein zudringender Supplikant.

Ein Mann mit flohbraunen Handschuhen ist ein Philister, der den Stutzer spielen will.

Ein Mann mit schwarzen Handschuhen ist ein armer Teufel, der die etwas kostspielige Mode der Faustbedeckung nur gezwungen mitmacht.

Rosenfarbene Handschuhe trägt ein Fantast oder Dummkopf.

Lila-Handschuhe verleihen der männlichsten Physiognomie etwas Weibisches.

*) Das größte, bekannteste und eleganteste Kaffeehaus, von dem erzählt wird, daß es seit 1797 bis jetzt nur eine Nacht soll geschlossen gewesen sein. Sein Nachbar Suttil ist der Sammelplatz der Aristokratie. Hier fand ich die Herzogin von Berry. Das Café dell' Imperatore d'Austria ist das Stelldichein der Deutschen und das Café Quadri auf der andern Seite des Marcusplatzes das Rendezvous des Militairs. Außer diesen verdient noch das Café de' Lazzaroni, am Ende des Frezzaria, der Vereinigungspunkt der venezianischen Künstler und Schriftsteller, und das berüchtigte Café Gamba auf der Riva dei Schiavoni von jedem Fremden, der das venezianische Leben in allen Schattirungen kennen zu lernen wünscht, besucht zu werden.

**) Das größte und schönste dieser Theater, Fenice, liegt im Mittelpunkte der Stadt, auf dem Campo San Fantin, ist aber nur vom October bis Anfangs März der Oper und dem Ballet geöffnet. Nach diesem sind die Theater San Benedetto, unweit der Kirche gleichen Namens, in der Nähe der Post, San Samuele, Apollo und Malibran die bekanntesten. Im Ridotto di San Moisè werden in der Wintersaison stark besuchte Maskenbälle gegeben. Der Impresario des Fenice-Theaters ist gegenwärtig ein Graf Camillo Gritti.

Digitized by Google

Seidene Handschuhe sind „ridicule," baumwollene sogar „cocasse." Letzteres aber verhält sich zu Ersterem wie ein Zopf zu einer Perrücke.

Ein Dandy im unentweihten Sinne dieses häufig so arg mißbrauchten Wortes kann nur buttergelbe oder entenpfotenfarbige (patte de canard) Glacéhandschuhe tragen.

Unentschieden, welche von beiden Farben ich heute wählen sollte, zog ich mir ein Paar buttergelbe an und steckte ein Paar Entenpfoten ein, damit, Falls die Wahl mich unterwegs gereuen sollte, ich meine Uebereilung sogleich wieder gut machen könnte. Vorsicht, sagt ein deutscher Philister, ist die Mutter der Weisheit.

Aber weil ich am Traghetto weder meinen Pietro noch seine Gondel fand, warf ich mich in die seines Freundes Beppo.

Unter Venedigs Gondolieren — man zählt deren gegen zehntausend — giebt es, wie bekannt, zwei Parteien, von denen die Einen (Castellani) einen rothen, die der andern (Nicolotti) einen schwarzen Gürtel tragen und in der Politik, um die ich mich wenig bekümmere, ganz entgegengesetzter Ansicht sind. Pietro aber und Beppo waren Beide Schwarzgürtel oder, was dasselbe sagen will, intime Freunde, gute Kameraden, Duzbrüder *).

— Signor, sagte Beppo, als ich rückwärts in die Gondel stieg **), der arme Pietro sucht Sie in der ganzen Stadt, um Ihnen eine Nachricht von großer, großer Wichtigkeit mitzutheilen.

— Ich weiß Alles, sagte ich und gab ihm den Auftrag, mich so schnell als möglich nach dem Ziele meiner Wünsche, nach dem Stephansplatze zu befördern.

Ich weiß sehr wohl, daß ein französischer Erzähler in meiner Stelle ganz anders gehandelt hätte und — wohl gemerkt, wenn er gerade gut bei Kasse gewesen — zuerst nach dem Leihhause gefahren wäre, um dort den verpfändeten Shawl für seine Rechnung auszulösen und ihn gleich darauf als ein Zeichen seiner Aufmerksamkeit zu Miladys Füßen niederzulegen. Das hätte auch ich thun, d. h. erzählen können, aber wohl Niemand würde mir diesen Zug der Großmuth geglaubt haben, denn ich bin ein deutscher Schriftsteller, der sein Geld für sich selber braucht und für ein leichtfertiges Abenteuer, von dem noch nicht abzusehen war, wie es enden werde, nicht so gewissenlos 332 Lire hinauswerfen kann.

Habe ich Unrecht, so sage man's!

8.

Ich fuhr also nach dem Stephansplatze und kam unterwegs durch Canäle und Brücken, die ich bisher noch nicht gekannt hatte. Ach, mancher Fremde, der sich einbildet, das große Straßenräthsel Venedig schon nach Verlauf von vierzehn Tagen zu kennen, ist ein eingebildeter Thor. Der Schöpfer der „verhängnißvollen Gabel" — Graf Platen — hatte nicht so ganz Unrecht, als er bei Schilderung dieses hieroglyphisch verschlungenen Häuserknäuels, „bella Venezia" genannt, den Vers sang:

„Dies Labyrinth von Brücken und von Gassen,
Die tausendfach sich in einander schlingen,
Wie wird hindurch zu gehen mir gelingen,
Wie werd' ich je dies große Räthsel fassen?"

Giebt's doch selbst Eingeborene, die diese Straßen-Sphynx nicht zu enträthseln vermögen. Und trotz dieses Chaos von Gassen und Gäßchen, von Brücken und Canälen ***) bleibt die halbverwitterte „Donna dei mari" (wie sie einst Heinrich III. von Frankreich genannt) noch immer die eigenthümlichste und anziehendste Stadt von ganz Italien, eine Stadt, die, wie Abbé Coyer gesagt, nicht von Menschen, sondern von Göttern erbaut zu sein scheint, um die Sterblichen in ein Netz zu locken, in dem jede Masche ein Stück Geschichte, eine großartige Ruine ist, in der jeder Palast als alter, grauer, lebensmüder Zeuge längst verschwundener Macht und Herrlichkeit erscheint.

„Those days are gone — but beauty still is here" †)

sang der unsterbliche Sänger des „Childe Harald" und schrieb der armen Venezia in dieser einzigen Zeile die schönste, rührendste und unvergänglichste Grabschrift.

Das Wetter begünstigte mein Unternehmen. Die Sonne lachte mir freundlich ins Gesicht, und die schaukelnde Bewegung der Gondel weckte in mir ein Gefühl unbeschreiblicher Wollust. Heiterer als je sang ich die Barcarole, die ich Tags vorher von einem der schönsten Blumenmädchen auf dem duftigen Rasen des Lido gelernt hatte, also lautend:

Andor' sul mare,
O piacere!
Evviva l'amor!
Andor' sul mare,
A te pensare
Con tutto il cuor
E chiamare:
Evviva, evviva l'amor!

Tu è la sola,
Che mi consuola
Nel mio dolor.
La barca vola
Volando sembra
Anche gridar
E chiamar:
Evviva, evviva l'amor!

Und bald darauf hatte meine Gondel ihr Ziel erreicht.

9.

Ich steige aus und suche auf einem der größten und schönsten Plätze Venedigs — es zählt deren gegen fünfzig — die Hausnummer 734, die auch alsogleich gefunden ist.

Da kein Portier zu sehen, bei dem ich zuvor einige Erkundigung über die Dame, die ich suche, einziehen kann, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als, bewaffnet mit meinem doppelten Talismann, die zwei Marmortreppen zu ersteigen und — oben angelangt — an der nächsten Thür zu klingeln.

Gleich darauf öffnet sich die Pforte des Paradieses, und eine junge Dame, imposant wie Göttin Adria, gemalt von Tintoretto *), schön wie der Tag und reizend wie die Nacht, steht dicht vor der geöffneten Thür und fragt mich in französischer Sprache:

— Zu wem wünschen Sie?

— Zu Ihnen, Madame, antwortete ich, ohne mich durch den Frost dieser ersten Frage einschüchtern zu lassen.

— Zu mir? wiederholte die schöne Frau mit einem Ton und einer Miene, worin sich ein ganzes Tournier boshafter Fragezeichen umherzutummeln schien.

— Zu Ihnen! wiederholte ich fast noch kälter als sie.

— Monsieur, je n'ai pas l'honneur . . .

— Ni moi non plus, setzte ich rasch hinzu, aber das schadet nichts; ich werde Ihnen bald nicht mehr fremd sein, wenn Sie die Güte haben wollen, mir nicht länger den Eingang zu versperren.

Sie trat einige Schritte zurück . . . ich befand mich jetzt im Vorsaale.

— Madame, fuhr ich fort, ich bringe Ihnen etwas . . .

— Mir! fragte sie höchst erstaunt.

— Wem sonst als Ihnen, schöne Frau!

— Mein Herr, Sie irren.

— Nein, Madame, ich irre mich nicht. Hören Sie mich an, Madame. Ich bringe Ihnen etwas — meine Blicke schweiften im Saale umher, um zu sehen, ob uns Niemand belausche — etwas von der höchsten Wichtigkeit. Nun, errathen Sie noch immer nicht?

— Nein, mein Herr, erwiderte die kalte Artemisia mit steinernem Lächeln.

— Fassen Sie Muth, Madame! Sie dürfen, — wie's in der Zeitung steht — ganz und gar auf meine Discretion rechnen.

Ich betonte dies Wort absichtlich etwas scharf, um ihr die bewußte Zeitungs-Annonce ins Gedächtniß zurückzurufen.

— Mein Herr, ich begreife noch immer nicht, was Sie wollen . . .

— Was ich will? rief ich ärgerlich. Welche unnütze Frage, Madame! Haben Sie nicht freiwillig erklärt, daß Sie gern bereit sind, dem redlichen Finder — ich wiederhole Ihre Anzeige Wort für Wort — für die Bewahrung des wichtigen Geheimnisses, in das der Zufall ihn eingeweiht hat, eine seinen Wünschen angemessene Belohnung zu Theil werden zu lassen? Madame, fragte ich ziemlich barsch, begreifen Sie nun endlich?

— Mein Herr, entgegnete die Dame mit der empörendsten Ruhe und Gelassenheit, ich begreife von Allem, was Sie mir bis jetzt gesagt haben, noch immer keine Silbe und muß Sie deshalb bitten, sich deutlicher zu erklären.

— Also noch deutlicher? rief ich und zog das bewußte Buch hervor. Madame, fragte ich mit einem zwei Finger dicken Anstrich von Schadenfreude, ist Ihnen dieser Einband bekannt?

---

*) Fast alle Gondoliere haben, wie in Neapel die Lazzaroni, unter sich Spitznamen, die oft sehr bezeichnend sind. Mein Pietro ist in ganz Venedig unter dem Namen „Fra Aglio" bekannt, weil er ungewöhnlich stark nach dem Lieblingsgewürze der Juden, nach Knoblauch duftet.

**) Daran, daß Jemand vorwärts in die Gondel steigt, erkennt der Gondolier den Fremden, der ihm jede Ueberfahrt dreimal theurer als der Einheimische bezahlen muß.

***) Eine italienische Beschreibung Venedigs gibt die Zahl der Canäle auf 146, die der Brücken auf 450, die der Gassen und Gäßchen auf 2106 und die der Häuser auf 27 918 an.

†) „Jene Tage sind dahin, aber Schönheit ist noch hier."

*) Eines der schönsten und großartigsten Deckengemälde dieses Meisters im großen Rathssaale des Dogenpalastes.

Digitized by Google

— Ja! Dieſes Buch, mein Herr, gehört mir; auf dem Rücken des Einbandes ſtehen die goldenen Anfangsbuchſtaben meines Namens. Wie aber kommen Sie zu dieſem Buche?

— Madame, ich begreife nicht, daß Sie das Alles ſo ſchwer begreifen. Sie haben das Buch geſtern Abend — zwiſchen Neun und Zehn — liegen laſſen . . .

— Liegen laſſen? Ich?? Und wo???

— Ei, auch das wiſſen Sie nicht mehr? In der Gondel, Madame, in der Gondel!

— In welcher Gondel? fragte ſie von Neuem überraſcht.

— In derſelben Gondel, in der es, eine Stunde ſpäter, durch Zufall in meine Hände gerathen iſt. Ich bin, wie Sie endlich zu begreifen die Güte haben werden, der redliche Finder, der . . . der . . . der . . .

— Eine Belohnung erwartet. Wie aber, wenn ich Ihnen ſage, daß ich dieſes Buch geſtern unmöglich verloren haben kann, da ich ſeit acht Tagen gar nicht aus dem Hauſe gekommen bin?

— Wie geht das zu? Hab' ich mich vielleicht in der Hausnummer geirrt? Bin ich hier nicht in Nummer 734?

— Allerdings!

— Befinde ich mich nicht im zweiten Stockwerk?

— Ganz recht!

— Wohnt außer Ihnen noch eine andere Dame, etwa eine Engländerin, auf demſelben Flure?

— Nein!

— Dann weiß ich, bei Gott! nicht mehr, was ich dazu ſagen ſoll. Madame, nur eine Frage noch: nicht wahr, Sie haben einen Ihrer Shawls verſetzt?

— Sind Sie toll! fragte ſie ganz entrüſtet.

— Noch nicht, doch könnte ich's leicht werden, Falls Sie ſich darin gefallen ſollten, noch länger zu läugnen; hier, Madame, iſt Ihr Buch, und hier, Madame, iſt der Pfandzettel.

— Der Pfandzettel? Wer ſagt Ihnen, daß dieſer verpfändete Shawl mir gehört?

— Die „Gazetta di Venezia" ſagt mir das; in der heutigen Nummer dieſer ausgezeichneten Zeitung ganz am Fuße des Blattes, dicht unter den Theateranzeigen, wird der redliche Finder erſucht, Buch und Zettel Stephansplatz, Nummer 437, abzugeben. Nun, Madame, wiſſen Sie Alles!

— Himmel! rief das ſchöne Weib, in deſſen Seele ein grundhäßlicher Gedanke aufzutauchen begann, ſollte vielleicht mein Herr Gemahl? . . .

— Wie, Sie ſind verheirathet?

— Allerdings!

— Ah, Madame, warum haben Sie mir das nicht gleich geſagt? Großer Gott, jetzt fallen mir die Schuppen von den Augen, jetzt erſt ſehe ich klar, ganz klar. Ja, ja, ſo iſt's! Madame, ich bedauere unendlich . . .

— Was bedauern Sie? fragte die Dame etwas gereizt.

— Daß ich, ganz wider meinen Willen, der Verräther Ihres Herrn Gemahls geworden bin. Madame, ich beſchwöre Sie bei allen Pfandzetteln Venedigs, mich ihm unbekannter Weiſe zu empfehlen und ihn zu bitten, mir gar nicht zu zürnen, wenn ich — ohne es zu ahnen — ihm einen kleinen Verdruß bereitet habe, ſagte ich und überließ die Dame, die in düſteres Nachdenken verſunken war, dem traurigen Vorgefühle, daß der Herr Gemahl hinter ihrem Rücken einen ihrer Shawls verſetzt habe.

Als ich die Treppe hinabſtieg, ſagte ich zu mir:

— Es iſt doch recht gut, daß Du kein franzöſiſcher Schriftſteller biſt. Du hätteſt jenen vermaledeiten Shawl für Deine Rechnung ausgelöſt und wärſt jetzt um eine Summe von 532 Lire — drei machen einen Gulden! — ärmer geweſen.

Gott iſt groß und 532 Lire ſind 177 Gulden 20 Kreuzer Conventions-Münze.

10.

An der Hausthür meiner Wohnung erwartete mich Pietro, genannt Fra Aglio, um mir die Nachricht zu bringen, daß die bewußte Lady Georgine Colbourn, des „Nabobs Geliebte," die auf dem Stephansplatze Nummer 743 gewohnt, geſtern, bei Nacht und Nebel, mit einem jungen Bildhauer nach Florenz durchgegangen ſei.

Mein geträumtes Paradies war beim Teufel.

11.

Abends erfuhr ich bei Suttil, daß Signor L., der erſt ſeit Kurzem mit einer der reichſten Kaufmannstöchter von Marſeille verheirathet geweſen ſei, einen der koſtbaren Shawls ſeiner jungen, ſchönen Frau heimlich entwendet und verſetzt habe, um mit dem Gelde eine dringende Schuld einer ſeiner alten Liebſchaften, einer häßlichen Choriſtin am Theater Benedetto, zu bezahlen. Die Folge werde davon — maledetto! — eine Scheidung ſein.

Gott iſt groß, Mahomet ſein Prophet und die Ehe — eine grandiöſe Dummheit.

Henriette Ottenheimer

ward am 10. September 1809 in Stuttgart geboren. Seit ihrem ſechſten Jahre durch ein organiſches Leiden auf der linken Seite gelähmt, und auf ein ganz innerliches Leben hingewieſen, ward ihr ſchon früh die tröſtende Gabe der Poeſie zu Theil und ſie verſuchte ſich bereits in ihrem achten Jahre in kleinen Gedichten, die ſie aber nur ihrem erblindeten Vater mittheilte, als deſſen Vorleſerin ſie eher, als es bei andern Kindern zu geſchehen pflegt, Intereſſe für die Zeitgeſchichte und das Wohl und Wehe der Menſchheit gewann. Im Catharinenſtifte ihrer Vaterſtadt, das ſie von 1818 bis 1824 beſuchte, freilich mit Unterbrechungen, die ihr Leiden herbeiführte, genoß ſie den Unterricht bewährter Lehrer und erhielt eine gründliche und vielſeitige Bildung. Von 1824 bis 1830, nach dem Tode ihres geliebten Vaters, lebte ſie ſtill und zurückgezogen in Stuttgart mit ihrer trefflichen Mutter, und als auch dieſe 1830 ſtarb, zog ſie nach Regensburg, das ſie, da eine ihrer Schweſtern ſich dorthin verheirathet hatte, zu ihrem Wohnorte erwählte. Einige ihrer poetiſchen Verſuche erſchienen zuerſt 1828 in Spindlers Damenzeitung; durch den allgemeinen Beifall ermuthigt, deſſen ſich dieſelben zu erfreuen hatten, überwand ſie ihre Schüchternheit und veröffentlichte ſeitdem:

Gedichte. Stuttgart 1832.
Bilder und Lieder. München 1833.
Der Kettenſchmied. Stuttgart 1835.
Kleine Erzählungen. Stuttgart 1836.
Erzählungen. Leipzig 1841.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften, wie z. B. dem Morgenblatt, Phönix, Europa u. ſ. w.

Tiefes und doch ſtets echt weibliches Gefühl, Reichthum der Gedanken, hohe Begeiſterung für Wahrheit und Recht, ſehr glückliche Behandlung der Form und Sprache und anmuthige Phantaſie verleihen den Poeſien dieſer eben ſo reichbegabten als beſcheidenen Dichterin einen hohen, bleibenden Werth.

Der Kettenſchmied.

Ein Märchentraum.

Eingang.

Das Herz iſt eine Harfe, — manch Lied es alſo nennt,
Das alte Bild iſt ähnlich, wie Jeder leicht erkennt;
Das Herz iſt eine Harfe, beſaitet und beſeelt
Vom Urgeiſt, deſſen Kräfte kein Forſcherwiſſen zählt.

Und Leid und Freude kommen, als Spielleute, herbei;
Es ſind zwei Virtuoſen, reich an Geſchwiſtertreu,
Sie wallen mit einander durch jeden Herzensgang,
Und wecken in den Saiten den höh'gebor'nen Klang.

Digitized by Google

Und ob auch trüb' des Leides tieftönend Spiel euch klingt,
Und hell der Ton der Freude zum Ohr der Seele dringt,
Doch ist, was so verschieden erschallt, jetzt hart, jetzt weich,
Nur eines Wohllauts Blüthe vom Harmonienreich.

Die Saiten sind wie Flügel — sie tragen euch empor,
Sei es auf Jubelwogen, sei es im Seufzerchor;
Es spricht aus ihren Klängen der Göttlichkeit Organ,
Und wer ihm lauscht und folget, läßt Böses ungethan.

Doch eine Saite weiß ich, die Schwingen nicht verwandt,
Auf tausend Herzensharfen, von fremdem Geist gespannt,
Wie eine Kette klirrt sie, und drückt wie Ketten wund
Noch jetzt Israels Söhnen des Busens tiefsten Grund.

Ich kenne dieser Saite schmerzreichen Klang genug,
Wie Eisenringe hemmt sie der Seele Wunderflug,
Bezeichnet ist sie richtig, wenn Kette man sie nennt,
Sie brennt in frischen Herzen, wie eine Kette brennt.

Sie hält der Liebe Leben in kummervoller Haft,
Sie hängt sich wie ein Siechthum an die verschmähte Kraft
So vieler reicher Geister, die stiller Gram verzehrt;
Sie höhnt die Brudertreue, die uns der Himmel lehrt.

Wie kommt nur solche Saite wohl auf ein Instrument,
Gebildet von dem Meister, den Gott der Huld man nennt?
Nicht Er, den kein Verstand faßt, nein, nicht die Gnadenhand
Des treuen Freiheitshortes hat sie darauf gespannt.

Denn Freiheit ist der Liebe und der Vereinung Land,
Und Gott will keine Ketten; was scheidet und was bannt,
Sind Erdenschleierwände der Unvollkommenheit,
Doch ist zum Freiheitsbürger der Menschengeist geweiht!

Drum wenn die Kettensaite in mir ein Lied jetzt klingt,
Gefang'ne Kerkermeister, euch, die ihr uns umschlingt,
Dir, Vorurtheil, dir, Mißtrau'n, verkünd' es unser Leid,
Ach wäret ihr erlöset, so jauchzten wir befreit.

Ich kann um Licht nur flehen, keins spenden in die Nacht,
Mein Wort kann, Recht zu wecken, nicht in den tiefsten Schacht
Wie Frühlingssonne dringen; ihm fehlt Erlösungskraft;
Dies müssen höhre Geister und Er, der droben schafft.

Es ruht in meiner Leyer ja kein geweihtes Schwert,
Von Heldenhand geschwungen zum Kampf um heil'ge Erd';
Des Mannes Kraft kann wetzen sein Lied zum scharfen Stahl,
Aus Frauenherzen flammt es nur als Versöhnungsstrahl.

So glühe hin! und dringst du, mein inniges Gebet
Erhört in eine Brust nur, die kalt uns noch verschmäht,
So werde d'rin zur Asche, du hast genug gelebt,
Wenn nur ein Liebesfunke als Phönix ihr entschwebt.

Das Schloß im Meere.

In ferner Zone liegt, von Menschenschiffen
Noch unentdeckt, nur von den starren, alten,
Den herzentblößten Felsenriffen
Benachbart, von den kalten,
Ein lichtes Sternenschloß.
Es glänzt im grünen Meeresgrunde,
Wie Perlen glühn im Muschelmunde,
Und, Muschel selbst, birgt es in seinem Schoße
Die Perlenkönigin, die schönste Rose,
Die je dem Meer entsproß.

Ein süß Geheimniß, ein geheiligt Wesen
Hält der krystall'ne Zauberbau umschlossen;
Klar wie wir ihn im Sternlicht lesen,
Vom Engelsleib umflossen,
Athmet ein reiner Geist
Durchs Wunderhaus, im Spiegelgarten,
Den der Undinen Hände warten.
Und die gebannten Meerbewohner lauschen
Entzückten Ohrs dem Wellenhymnenrauschen,
Das hier die Herrin preist.

Verklärt erglänzt das Schloß in ferner Zone,
Von einem Rosengeistestag umgossen,
Wenn mit der Demantsternenkrone —
Selbst Stern der Höh' entsprossen —
Im Schleier von Azur,
Die Schneegewänder um die Lilienglieder,
Im Lächeln Licht und in den Blicken Lieder,
Des Nachts erscheint die junge Sonnenblüthe, —
Daß sie das Meer vor Finsterniß behüte,
Gesandt zur Wogenflur. —

Doch ach! in einen ird'schen Leib gekleidet,
Sind Engel selbst nicht Leiden überhoben;
Die staubgefügte Hülle neidet
Der Seele Abkunft droben,
Und rächt, daß sie nicht stammt
Von höh'gebornen, göttlichen Verwandten,
Am reinen Geist, den sie mit ihren Banden
Nun blutig wund zu drücken sich bemühet,
Bis er zur Heimath, der er jüngst entglühet,
Als Stern hinüberflammt.

Drum ist auch sie — ein Born von Freudestrahlen
Für tausend Leben in den grünen Fluthen —
Nicht unbekannt mit Erdenqualen
Im kalten Meer — mit Gluthen.
Und ihres Auges Blau
Verbreitet um sie her den Sonnenschimmer,
Nicht nur von Lächeln und Entzücken immer,
Nein, was sein Friedensleuchten oft verkläret,
Das Himmelsöl ist's, welches Auglicht nähret
Der Thränenperlenthau.

Nicht hat im Busen ihr die Lieb' versteinet
Der Zauber, der den Wellen sich vermählet,
Die Thräne nicht, die Liebe weinet,
Wenn Trennungsschmerz sie quälet.
Aus ihrem Wunderschloß
Bringt sie zu Inseln, wo Geschwister wohnen,
Wo arme Brüderhäupter Dornenkronen
Statt ihres reichen Diadems umschlingen,
Wo Menschenseelen bluten, jauchzen, ringen,
Der Sehnsucht Flügelroß.

Im Schlafe trug sie's jüngst in solche Räume,
Da sah sie Menschenstreben, Menschenlieben,
Nun ist die Bildwelt jener Träume
Ihr Sehnsuchtsziel geblieben.
Ach ein Mal, nur ein Mal
An fremden Herzen ihren Herzschlag fühlen,
Die eigne Gluth in fremder Flamme kühlen,
An fremder Lippe eignes Wort erlauschen
Und der Demanten kalten Blick vertauschen
Mit warmem Augesstrahl.

Vergebens kommen noch, wie sonst, die Wogen
Und legen stolz, mit Jubelmorgengrüßen,
Was kühn dem Meerhort sie entzogen,
Zu ihrer Herrin Füßen.
Den Dank winkt ihre Hand;
Doch Freude strömt ihr nicht mehr solche Quelle;
Ach wem, der einmal ahnt, wie nur die Welle
Der Lieb' im Herzen kann zum Himmel heben,
Mag wohl noch Wonne und Genügen geben
Des Todes armer Tand?

Nur Todeswerber sind des Reichthums Flitter,
Verwesungsarme, golden überkleidet
Mit Freiheitslockung, aus dem Gitter
Des Grabs hinausgebreitet,
Den freiheitsdurst'gen Geist
Kann seines Engels Mahnung ihn nicht retten,
Hinabzuziehn in der Vernichtung Ketten;
Ja, kalten Glanz, heißt kalten Tod erstreben,
Im Herzen nur ist Gott, in Gott nur Leben,
Das Ewigkeit verheißt.

Es pflegt in reiner, sonndurchglühter Seele,
In klarem Kinderherzen, ohne Sünden,
Ob jede andre Weisung fehle,
Gott selbst sich zu verkünden;
Sein Wesen predigt ihn;
Giebt es ein höh'res Lehren wohl und Mahnen? —
Der Geist, mit dem wir hoffnungsvoll ihn ahnen,
Ist ja sein Hauch, der Hauch der treuen Liebe;
Drum zieht der mächtigste der Sehnsuchtstriebe
Zu Herzen nur uns hin.

Digitized by Google

Drum tanzen ihr vergebens die Undinen,
Vergebens tönt der Lobgesang der Wellen;
Es will der Herrin trübe Mienen
Kein Lächeln mehr erhellen.
Sie fühlt sich so allein,
Die Klagelaute ihrer warmen Lippen
Vernimmt das Steinohr nur der kalten Klippen;
Die Wasserfrauen wissen nur zu scherzen,
Drum schließt sie tief in ihrem jungen Herzen
Sein tiefes Leiden ein.

Nur wenn die Nacht das Zauberschloß umfließet,
Und sich der Himmel schmückt mit Sternenkränzen,
Wenn Schlaf die Wogenaugen schließet,
Und die Musik zu Tänzen
Der Nymphen schweigen muß:
Dann werden Seufzer laut, die in den Tiefen
Von Sonnenblüthes Brust gefesselt schliefen,
Dem Schatten öffnet sie die lichte Seele,
Und haucht ihr Leid — des Meeres Philomele —
In einen Liederkuß.

Ihr Lied.

Ach mein Gemüth,
Von Reichthum arm,
Was in dir glüht
So tief und warm,
Weiß nur das Meer,
Auch tief — doch kalt
Sieht nur das Heer,
Das droben wallt.
Anderem Meere möcht' ich verkünden
Die kalte Leere rings um mich her,
Sterne auch weiß ich, die es verstünden,
Warum dies Herz so bang und schwer.
Aber ach! weit ist solch Meer von hier,
Und Augensterne nicht blinken mir.
Wogengefild,
So treu gemalt,
Wird mir mein Bild
Von dir gestrahlt,
Wie es bei Nachtzeit
Sitzt und weint,
Wie es in Kleid
Und Schmuck erscheint.
Doch nur die Hülle, ihr Wasserstrahlen, —
Weil inn're Fülle nicht zu euch spricht —
Der Thränen Quelle, der Sehnsucht Qualen
Ahnet und malet ihr nicht;
Und vergebens rufet im Meerkrystall
Die Herzensstimme dem Wiederhall! —

Echo! könnt' ich entdecken
Dein Bett im Wellengrund,
Dürfte mein Mund dich wecken,
Würde mein Herz gesund.
Doch ach, vergebens ruf' ich dich,
Nur Schilfgelispel höhnet mich!

Du schläfst auf blauem Wogenpfühl,
In Deinen Hallen tief und kühl;
Ist Schlafen Dir so süß?
Ist Schlaf ins Paradies
Hinauf denn eine Stufe? —
Mir scheint, nur Mitgefühl
Kann uns zum Himmel heben,
Und wo ich immer schliefe,
Wenn mich die Sehnsucht riefe,
Ich müßte Antwort geben
Und folgen ihrem Rufe.

Verwandlung.

Einst wieder hatte schmerzlich sie gesungen,
Da traf, was, nachtentlockt, ihr oft entrönet,
Was ohne Echo sonst verklungen,
Vom Uferschilf gehöhnet,
Endlich ein Seelenohr.
Auf tiefen Meerbetts blauen Wogenpfühlen
Schlägt heut die Wimper auf ein Mitleidsfühlen;
Ein längst entschlummert, glühendes Erbarmen
Ringt aus der Wellen eisigem Umarmen
Sich neuerweckt hervor.

Das haucht sich in das kalte Herz der Nymphen
Und strebt der seelenlosen Brust der Klippen
Sein mildes Wesen einzuimpfen;
Es küßt mit warmen Lippen
Sich in das Felsgestein,
Und bringt in jeden Spalt im Wogenhause,
Auch in der Perlen stille Schlummerklause,
In der Demanten tiefverborgne Hallen
Und in den Blüthenpurpur der Korallen
Mit seinem Athem ein.

Auflebt längst todtes Leben in den Gründen
Des zaubervollen, fernen Oceanes,
Längst schon verhallte Stimmen münden
Im Feldbett des Orkanes —
Jetzt Harmonienstrom.
Des starren Marmors herrliches Geäder
Bewegt des Lebens Melodienfeder,
Durchpulsen Töne, die so lieblich klingen,
Wie Hymnen, welche Seraphim uns singen
Hoch in der Treue Dom.

Und Töne weinen der Najaden Augen
(Obgleich zum Schleier wird der Thränen Welle,
Und Schleier nicht dem Blicke taugen,
Der mit Verstandes-Helle
Verborgnen Born beschützt:)
Und Töne rauscht die freigegeb'ne Quelle,
Die, unbewacht, aus ihrer tiefen Zelle
Die jugendfrische Herzkraft strömt ins Ganze,
Weil Einzelnes nur in des Ganzen Kranze
Als Thatenblume nützt.

Auch dürfen ihre Phosphor-Zauberfarben
Nicht tonlos heut Molluskenaugen strahlen,
Man sieht, wie sie mit Liedergarben
Ihr Räthselmeerlicht malen.
Und der Conchylien Zahl,
Die ungezählte, unten tief im Meere
Eint sich, ein bunter Chor, dem Sängerheere:
Die Legion der Würmer und der Larven
Klingt mit, als Saite unsichtbarer Harfen,
Im grünkrystall'nen Saal.

Das Schilf des Ufers ist verwandelt worden;
Es höhnt nicht mehr; — wie Gruß von Friedenspalmen,
Spielt mit melodischen Accorden
Die Luft in seinen Halmen.
Der neue Zauber flößt,
Um sie ins allgemeine Lied zu mischen,
Ins Sandkorn Melodie, und hat den Fischen —
Die stumm und kalt, wie Lippen einer Leiche —
Bis jetzt geherrscht in ihrem kühlen Reiche —
Das Zungenband gelöst.

Und es vernimmt mit wonnevollem Zagen
Das ernste Mädchen, die gebannte Rose,
Was ihr die tausend Stimmen sagen,
Die aus dem Meeresschoße
Geheimnißvoll erwacht.
Ihr blaues Auge füllet sich mit Zähren,
Sie weiß nicht, sind es Lust- sind's Kummerähren? —
Zu namenlos durchbeben diese Klänge
Des zarten Busens stillgeheimste Gänge
Mit fremder Zaubermacht.

Sie lauscht verstummt dem Elfenklang der Lüfte,
Dem Glockenlaut von unsichtbaren Heerden,
Die im verborg'nen Thal der Klüfte
Zur Au geleitet werden,
Grün, tief im Meer versteckt.
Unzähl'ger Leben liebliche Organe
Bilden ein zweites Meer im Oceane;
Denn Töne duften alle Meeresblüthen;
Ward denn der Wasser Polherz schnell zum Süden,
Der Vogelblumen weckt? —

Sie lauscht und lauscht, der Nachhall klingt die Weisen
Des großen Chors — des allzumächtig lauten —
In Wiegenlied verwandten, leisen
Accorden jetzt ihr zu.
Sie lauscht und lauscht, bis also eingewieget
Sie hold und schön in Schlummersarmen lieget,

Digitized by Google

Die Töne nur im Traum auch ſie umwehen
Und inn're Engel liebreich ſie umſtehen,
Als Wachen ihrer Ruh'.

Traum.

Sie ſchläft, und Wogenhände hüllen
In Friedensdecken ſanft ſie ein;
Den leidvertrauten Herzensſchrein
Kann jetzt nur ſüße Freude füllen.
Vielleicht daß noch nicht ausgeklungen
Im unermeſſ'nen Reiche unten
Der Zauber, der den Chor geſungen,
Vielleicht, daß in den fremden, bunten,
Lichtgrün verhüllten Wundertiefen
Noch Augen wachen, die ſonſt ſchliefen,
Daß ſich in den Korallenzweigen
Noch liebbeſeelte Vögel wiegen.
Ich weiß es nicht — doch o b e n herrſchet Schweigen,
Und freundlich ernſte Bilder neigen,
Mit fremdbedeutungsvollem Sinn,
Sich zu der jungen Schläferin,
Die lieblich, cherubimgefächelt, —
Von Palmen, die in Eden wehn —
Mit ihren Purpurlippen lächelt,
Wie Kinder, die in Traumgefilden
Die Engel ſelig ſpielen ſehn.
Die Bilder kommen und verſchwinden —
Kaum läßt ſich ihre Deutung finden —
Wie Wolken mit beſchwingtem Fuß,
In welchem ſich Geſtalten bilden;
Die Augen, welche darnach fragen
Und ihren frommen Sinn verſtehn,
Oft einen fernen Zukunftsgruß,
Ernſte und wahre Botſchaft ſagen.

Doch jetzt — was naht ſich denn im Traume
So ſchön dem ſchlafumwob'nen Blick?
Zeigt ihr, an ihrem Lebensbaume,
Die Heilesblüthe das Geſchick? —
Sieh, — eine roſige Erſcheinung,
Ein zauberſchönes Meergedicht,
Mit Licht und Liebe in Vereinung
Auf ihrem Himmelsangeſicht,
Schwebt auf beſchwingtem Muſchelkahne
Empor zum Schloß im Oceane
Und naht ſich mild dem Schlummerthrone
Der Schläferin auf dem Balkone.
Die Welle, die des Kahns Bewegung
Erweckt zu fröhlicher Erregung,
Das Uferſchilf hört auf zu rauſchen,
Und ſelbſt die Sterne droben lauſchen
Mit Andachtsruh der Meerfrau Worten,
Die durch des Schlafs Geheimnißpforten
Süß, wie uns Freundeslaute klingen,
Ans Herz der holden Jungfrau dringen:

„Tief lag ich gebettet
Verſtummt und kühl,
Es war mir grauſam jedes Gefühl
Im Schlafe getettet
Schon Jahre lang,
Doch heute erlöste mich dein Geſang.

„Er drang in den Keſſel,
Der mich verbarg,
In meiner Leiche kryſtall'nen Sarg,
Da ſprang meine Feſſel,
Und frei und treu
Erwachte das Herz des Meeres aufs Neu'!

„Und ſein Pulsſchlag regte
Sich überall,
Im Marmor pocht er, im Wiederhall;
Selbſt das unbewegte
Nymphengemüth
Ward plötzlich lieb- und mitleiddurchglüht.

„Nein, nicht ungetheilet
Iſt mehr dein Leid,
Mein ganzes Reich iſt hülfebereit
Und hat ſich beeilet
In großem Rath,
Zu ſinnen auf eine hülfreiche That.

„Doch nicht in den Hallen
Des Waſſergrunds,
Nicht in dem Kelch eines Nymphenmunds,
Noch in der Korallen
Zauberwort
Ruht dir der Heilung Wunderhort.

„Nur Anderer Genius
Hilfreich zu ſein,
Bringt Heilung in deinen Herzensſchrein;
Drum weihe mein Kuß
Dich zur Rettungshand
Gefeſſelter Brüder im Menſchenland!" —

Sie ſchweigt, — ſie hat den Kuß des Heiles
Sanft auf des Mädchens Stirn gehaucht,
Und mit der Flüchtigkeit des Pfeiles
Iſt ſie ins Meer zurückgetaucht.
Doch hat zuvor mit leichtem Reigen
Der lichtgewob'nen Wunderhand
Sie, durch das tiefe ernſte Schweigen,
Erneuten Lebensruf geſandt.
Und in den Wellen regt ſich's wieder,
Aus jedem Zweig quillt Leben vor,
Doch diesmal ſind's nicht Jubellieder,
Die freudig ſingt der Zauberchor.
Umflorten Thränen gleich,
Mondſcheinsbleich,
Glänzt auf dem weiten Wundermeer
Wieder hervor das Molluskenheer.
Melodiſches Weinen,
Doch nicht der Luft,
Tönt aus des reinen
Marmors Bruſt.
Der Meerlilien Düfte,
Das Wehen der Lüfte —
Seufzergeflüſter!
Und ernſt und düſter
Sind der Undinen
Sonſt nur freundliche
Schelmenmienen! —
Was iſt wohl die feindliche
Gegenmacht,
Die mit tückiſcher Handlung
Solche Verwandlung
In die frohen Chöre gebracht?! —
Laßt uns dem Rauſchen
Der Welle lauſchen,
Die dort empor zum Balkon ſich hebt,
Und ans Herz der Schläferin, traumumwebt,
Folgendes Wort zu ſprechen ſtrebt:

Abſchied ach! rauſchen wir,
Geliebte Herrin, dir;
Drum kommt, auf Seufzerwogen,
Unſer trauriger Chor gezogen.

Herrin, du ſtrebſt von hier,
Darum nun bringen wir,
Schmerzvoll aus der tiefſten Seele,
Lebewohl dir, Meerphilomele.

Siehe, du haſt erweckt,
Was lange unentdeckt
Todtgleich ſchlief, nur eine Minute —
Unſer Herz, daß es für dich blute.

Denn unſer Herzarm nur
Führt dich zur Brüderflur,
Weil wir mit dem Herzen wiſſen,
Du mußt Geſchwiſter hier vermiſſen.

Leb' wohl, ziehſt bald du fort,
Freundlicher Rettungshort,
Leb' wohl, und laß zum Angedenken
Ein Meerröslemod noch dir ſchenken.

Mög', was wir bringen hier,
Reie, gefallen dir!
Mädchen ſind eitel und wir meinen,
Es werde dir willkommen ſcheinen.

Denn S p i e g e l heißt das Gut,
Das die betrübte Flath
Dreifach ſendet, das Beſte zu wählen;
Laß, was ſie zeigen, ſie erzählen!

Und vor das Aug' der Schläferin
Schwebt jetzt, auf unſichtbarem Flügel,
Ein wunderbarer Wogenſpiegel
Kriſtallhell und umgoldet hin;
Mit freundlichem Sprenenmunde
Gibt er von ſich ihr ſolche Kunde:
„Mich wähle, und dein Augenpaar,
Das himmliſchſchöne, ſoll erſchauen
Nur Schön- und Holdes immerdar; —
Die lieblichſte von allen Frauen,
Denn nur du ſ e l b ſ t, dein Bild allein,
Soll meines Zaubers Seele ſein;
Kein fremdes Auge und Geſchick

Digitized by Google

Begegne ſtörend deinem Blick;
Sieh ſelbſt, wie herrlich du dich maleſt
In meinem lichten Wunderraum,
Wie zauberhaft du ſterngleich ſtrahleſt,
Als ſeiſt du eines Engels Traum."
Wahr iſt's, das Bild, das ſich ihr zeigte,
Das Bild der holden Schläferin,
War himmliſch ſchön, und freudig neigte
Sie ſich dem eignen Zauber hin.
Doch nur im flüchtigen Momente,
Denn daß ſie Unheil von ihr wende,
Sprach eine Stimme feſt in ihr:
„Nicht dieſen Spiegel wähle dir!
Betrachte ſein Triumpfeslächeln,
Im Wahne, daß ſein Schmeichelfächeln
Dich ſchon gewann für ſeine Wahl.
Ach er iſt ein gezückter Stahl,
Daß er die inn're Glückesblüthe
Dir tückiſch tödte im Gemüthe."
Da weicht von Sonnenblüthes Mund
Das Lächeln, das ihn ſanft umſchwebt,
Und ihrer Seele reiner Grund
Fühlt ſich, im Traume, angſtdurchbebt.
Sie zieht vom Bild im Wogenſpiegel
— Obgleich kein holderes zu ſchau'n —
Die Geiſtesblicke ab mit Grau'n.
Ihr Schlummerſchweigen bricht ſein Siegel:
„Hinweg, die Eigenſucht biſt du!"
Tönt es aus ihrer Roſenſeele,
Voll Reue ob begang'ner Fehle.
„Und ſollſt mich länger nicht bethören
Um meiner Zukunft Glück und Ruh';
Ach! — um mich ſelbſt; — denn wir gehören
Uns ſelber nur in Wahrheit zu,
Wenn Anderen wir recht gehören;
Wenn unſres Buſens Spiegelhalle
Aſyl der Treue iſt für Alle;
Wenn Brüder Lieb' in uns begegnen,
Wird Liebe uns in Brüdern ſegnen."
Da ſinkt hinab zu andern Wellen
Die Woge in ſich ſelbſt zurück,
Und unſichtbare Hände ſtellen
Vor Sonnenblüthes reinen Blick
Den zweiten Spiegel; eine Welt
Von Farben iſt darin zu ſehen,
Das Sternengold am Himmelszelt
Scheint ihm an Glanze nachzuſtehen.
Ein Diamant iſt's, groß und klar,
Wie keinen aus Golconda's Schachten
Die Menſchen noch zu Tage brachten
Und keiner je gefunden ward,
Wie ſich auch Kunſt und Müh' verbünden,
In Strom und Fels darnach zu gründen,
Und ſeine Strahlenzunge ſpricht,
(Zu Worten wird ihr Zauberlicht):
„Mich erwähle; ich vermähle
Dankbar dann dein reines Weſen
Dem erſehnten Lebensheile.
Mich erwähle, ich verhehle
Gram und Nacht dir, aber leſen
Soll dein Herz, daß es ſie theile
(Treu und wahrhaft will ich malen),
Alle Luſt in meinen Strahlen,
Die der Menſchheit Bruſt bewohnet.
Wo ein Auge freud'befeuchtet,
Eine Stirne ruhmumkronet,
Eine Hütte glückbeleuchtet,
Zaub're deinen frommen Sinn
Eines Blickes Schwinge hin.
Denn in mich nur darf er fallen,
Und du ſtehſt in Freudenhallen,
Darfſt im Jubeltage wallen,
Ohne an den Dornenſchatten,
Die ſich ſonſt dem Lichte gatten,
Je verwundet zu ermatten.
Denn ich bin ein Sonnenkahn,
Der im Wonneocean
Deiner Seele Heimath gründet,
Wenn ſie ſich mit mir verbündet.
Ja ich bin die Heilespforte!
Doch ſieh' ſelbſt die Wunder an,
Die in meinem Glanz ſich wiegen:
Ueberführen können Worte,
Aber Thaten nur beſiegen!"

Und ſie ſieht! — ein heller, lauter
Freudenausruf bebt bewußtlos
Aus der überraſchten Bruſt,
Bei dem Anblick nie erſchauter,
Kaum geträumter Seelenluſt.
Denn ein ird'ſcher Heimathſchoß
Iſt der Spiegel jenen Bildern,
Die uns wunderbar und ſüß,
Heimiſch nur im Paradies,
Sonſt der Ahnung Zungen ſchildern.
Sonnenblüthe athmet kaum
Vor dem Spiegel, freudgelichtet;
Und in andern Spiegelraum
Iſt ihr Seelentag geflüchtet.
In ihr Auge, kindlichrein,
Schloß ihr Fühlen und ihr Denken,
Schloß ihr ganzes Herz ſich ein,
Und iſt nicht mehr abzulenken
Von des Demants Wunderwelt,
Ueber die ein Sonnenzelt
Seine blauen Schwingen hält,
Um vor Kummer und Gefahren,
Die hier wohnen, zu bewahren.
Jede geiſtige Beglückung,
Sel'gen Wiederſehns Minuten,
Heiliger Begeiſtrung Gluthen,
Aelternliebe und Entzückung,
Darf ſie aus der Bilder Augen
In die trunk'ne Seele ſaugen:
Hier ein Sohn — zu ſeinen Laren,
Aus der Fremde kalten Armen,
Wieder rückgekehrt nach Jahren —
Selig an dem liebewarmen
Herzen, das in milder Hülle
Die getreue Mutter trägt,
Wortlos von Gefühles-Fülle
Und vom reinſten Glück bewegt.
Sprache, wie in beſſern Sphären
Sie der Engel Zunge ſpricht,
Sind in ſolcher Stunde — Zähren,
Eine andre hat ſie nicht.
Und der Sohn, der hellen Blicks
In das Dunkel des Geſchicks
Oft geſehn, ſeit er entfernt,
Hat die Sprache auch gelernt
In der heiligen Umarmung —
Die ſo lang, ſo lang ſein Sehnen —
Und geläufig ſprechen Thränen
Zu dem Urborn der Erbarmung,
Zu des Schöpfers Vaterohr
Dank und Seligkeit empor. —

Dort ein Leben ohne Mängel
Lebt ein frommes Ehepaar;
Er hat männlich edle Züge,
Sie zum blonden Lockenhaar
Blaue Augen, ohne Lüge.
Und aus ihnen ſpricht der Engel,
Der, tief im verborgnen Schacht,
Ihres Glückes Gärtchen hütet,
Das kein Sturm, der draußen wüthet,
Und kein Winterfroſt entblüthet,
Weil der Treue Blumenpracht
Nicht verwelklich iſt gemacht;
Um ſie her, im Glanz der Lichter,
Die am Weihnachtsbaume blühen,
Froher Kinder Lichtgeſichter,
Die wie Frührothswölkchen glühen.
Und der Aeltern Auge weilt,
Zwiſchen Stolz und Luſt getheilt,
Auf dem Aelteſten, der kräftig
Ordnet ſeine Türkentruppen
Und ſein Griechenheer zur Schlacht;
Auf dem Mädchen, das geſchäftig,
Einer guten Hausfrau gleich,
In dem blanken Küchenreich
Mit der Ordnung Scepter ſchaltet,
Und die vielgeliebten Puppen
Zärtlich mütterlich umwaltet;
Eifrig wiegt es ſie zur Ruh'
In den kleinen Bettchen ein,
Und ſein Auge ſingt dazu:
„Seht, die ganze Welt iſt mein!" —
Gar zu ſchön ſind dieſe Gruppen,

Digitized by Google

Als sei Glück der Marmorstein,
D'raus die Liebe sie gemeiselt,
Dornenlose Rosen ranken
Sich, wie selige Gedanken,
Um sie her, die ungegeiselt
Von der Erde Prüfungsnoth,
Und vom innern Freudenroth
Wie vom Lichtgewölk umschleiert,
Schöner sind, als sich mit Worten,
Farben, irdischen Accorden,
Sagen, malen, singen läßt.
Sonnenblüthe steht entzückt,
Ihr beglücktes Wesen feiert
Ganz, dem eignen Selbst entrückt,
Jedes hier begang'ne Fest.
Und in ihrer tiefsten Seele
Ruft es: Diesen Spiegel wähle! —
„So sei es, ohne läng'res Wählen,
Kein Spiegel mehr kann schöner sein;
Der Wonne will ich mich vermählen,
Du wunderbarer Stein sei mein."
Sie denkt's, doch an dem Zauberworte
Wird Denken zum gesproch'nen Worte;
Und jubelvoll strebt ihr zu zeigen
Noch holdre Bilder der Demant,
Voll Stolz, daß er nun bald zu eigen
Gegeben wird der schönsten Hand.
Und jubelvoll klingt's rings umher:
Sie hat gewählt, es ist geschehn,
Der Freude einet sie ihr Leben;
Kein drittes Glas begehrt sie mehr;
Kann es auch Schöneres wohl geben,
Als gute Menschen glücklich sehn?! —
Sprich nur mit deinem Rosenmunde,
Was schon aus deinem Herzensgrunde
Und von des Auges Strahlenzungen
Vernehmbar zu uns hergeklungen,
Noch deutlich, — der Entscheidung Wort,
Dann trage dich dein Stein hinfort,
Ein Flügel, zu der höchsten Stufe
Des Glücks, nach deiner Sehnsucht Port! —
Sie will's — da aus der tiefsten Tiefe
Des Meeres ringt ein Seufzer sich —
Wie sie in kaum verklung'nen Tagen
Ihn oft gewebt in bange Klagen —
Zu ihr mit weichem Wehmuthsrufe.
Ihr Ohr vernimmt den Klang mit Beben,
Wie Echo singt's ihr innerlich:

„Ach wo ich immer schliefe,
Wenn mich die Sehnsucht riefe,
Ich müßte Antwort geben
Und folgen ihrem Rufe!" —

Dies war ein heiliges Versprechen;
Sie kann, sie darf ihr Wort nicht brechen;
Auch pflichttreu sein ist eine Leiter
Empor zur höchsten Wonnestufe;
Ja, Treue ist ein Lichtbegleiter,
Der unsre Herzen, freudbeschwingt,
Ins Reich des echten Glückes bringt.
Drum wandelt sich das Wort der Wahl
In einen sanften Thränenstrahl.
Vergebens lockt der Diamant
Mit seinem vollen Wunderreiz
In ein umsonntes Freudenland;
Ihr Aug' versagt, mit frommem Geiz,
Dem Zauberraume jeden Blick;
Zu fremdem, nächtlichem Geschick,
Dem dritten Glas vielleicht verwandt,
Ist ihre Seele hingezogen,
Und winkt aus den krystall'nen Wogen,
— Damit das Meer befriedigt sei —
Den letzten Spiegel noch herbei.
's ist eine Perle groß und klar,
Wie niemals einem Erdensohne
Sie noch geschmückt die Königskrone,
Und singt mit leisem Silberschein —
Als sei die Perl' der Muschel Philomele,
Dies Lied in Sonnenblüthes Seele:

„Suchst du das Glück,
Auge der Rose? —
Auch diesem Raume
Nahn selbst im Traume
Nur Thränenlose,
Fliehe zurück!

Ja flieh' zurück!
Hier giebt's nicht Kränze
Der Lust zu pflücken;
Denn Blüthen schicken
Sich nur zum Lenze,
Und Lenz ist — Glück!

Und Glück liegt weit
Von meinen Sphären;
Schmerz ist ihr Siegel,
Drum zeigt ihr Spiegel
Nur dunkle Aehren
Im Felde — Leid.

Wo Thränenthau
Nur kühlt die Auen,
In Volkeswunden
Sind keine bunten
Blumen zu schauen,
Rostig und blau.

Nein, nur der Dorn
Bitterer Erfahrung,
Verachtungsfesseln,
Und Hohnesnesseln
Wogen zur Nahrung
Darauf, als Korn.

Seit Christi Tod
Backt von den Aehren
Der Kerkermeister
So vieler Geister
(Trotz Gottes Lehren)
Gefängnißbrod.

Sieh selbst es an,
Genetzt von Zähren;
Die Kost ist bitter.
Hart ist's, ein Gitter
Nur zu gewähren
Dem freien Mann!"

Erwachen.

Im Morgenglanze spiegeln sich die Horen
Und baden ihr Gesicht im Thau der Frühe,
Schon zog aus den erschloss'nen Thoren,
Daß es die Welt durchglühe,
Der Liebe Kind — das Licht.
Auf goldnem Roß fliegt es — ein Pfeil — und tödtet
In schwarzer Brust das Herz der Nacht; es röthet
Ihr weit verströmtes Blut, so Berg als Thale,
Mit einem lächelnden Triumphesstrahle,
Der tausendfach sich bricht.

„Ein Kind und Mord?" — O spart's euch zu entsetzen!
Des Todes Tod, und keinen andern giebt es,
Kann ja das Leben nicht verletzen;
Licht ist sein Freund und liebt es
Wie einen Bruderstrahl.
Denn Licht ist selbst des Lebens Seelenquelle
— Des Allbelebers treue Augenhelle;
D'rum weckt Aurora's frische Purpurlippe
Das Herz, den Wald, das Wild, den Halm, die Klippe
Zum neuen Lebensmahl.

Der Sonnenwirth tischt auf! ach herrlich speist er
Der Gäste Million; als goldner Becher,
Mit Freudenwein gefüllt, durchkreist er
Den weiten Saal der Zecher —
Das Frühlingweltenrund.
Und Arm und Reich sitzt oben an bei Tische
Und lauscht den Musikanten der Gebüsche,
Und Herz und Auge trinken das Entzücken
Mit durstigen, mit dankbeschwingten Blicken
Und freudgeschloss'nem Mund.

Und Arm und Reich bekennen sich zu Brüdern,
Denn bei dem Vater sind sie ja zu Gaste,
Und aus den seligen Gemüthern
Ziehn heilige Toaste
Zu dem, der das Geschick
Der Menschheit gleichwägt mit der Huld Gewichten,
In dessen Lieb' nur lebt, was in Gedichten
Des Zeitgeists sich, in Irrthumsidealen
Unzählige von Völkerherrschaft malen —
Die beste Republik!

Seht, da sind zum Entsetzen keine Gründe;
Nachtschatten sind ja wie der Seele Mängel
Nur eine dunkle Augenbinde,
Die löst der Todesengel
Mit einem hellen Kuß.
O möchte doch mit solchen Sonnenküssen

Digitized by Google

Er überall die Nacht ermorden müssen,
Noch lebt in manchem Seelenschachte — Todtes,
Und harrt auf einen Pfeil des Morgenrothes,
Als Rettungsgenius.

Doch liebt Ihr das Entsetzen — im Bereiche
Der Spiegelwelt, in Sonnenblüthes Händen,
Kann Euch die Nacht des Fluchs, die bleiche,
Wohl seinen Anblick spenden,
Denn dort strömt Seelenblut.
Wie, oder rührt's Euch nicht, weil seine Welle,
Nicht purpurfarben, aus der Herzensquelle,
In wildem Kampf geöffnet — sich ergießet;
Weil aus dem Born des Auges nur sie fließet,
Wie andre Thränenfluth?! —

Und doch muß solche Thräne eine mächt'ge
Beredte Sprache führen warmen Seelen;
Sonst könnte nicht für eine prächt'ge,
Freudhelle Welt sie wählen
Des Mädchens reiner Geist.
Doch freilich Liebe nur versteht die Rede;
Dollmetscher ist die Liebe nur für jede
Zunge, die Schmerz und Freude spricht hienieden;
Und Liebe hat die Spiegelwahl entschieden,
Die keine Lust verheißt.

Ja Liebe ist des Kummers Busenfreundin,
Sie kann, bedarf er ihrer, ihn nicht lassen,
Der Freude Lockung wird zur Feindin,
Und muß beschämt erblassen
In ihrer Selbstsucht Kleid.
Denn schöner ist für einen kräft'gen Willen,
Als süßer Thränen Anschau, bittre stillen,
Mit milder Hand ein wundes Herz entdornen,
Zum Flug des Rechts mit treuem Zuruf spornen
Den Schneckengang der Zeit.

Nach Deutschland trägt das Aug', schnell wie ein Flügel,
Des Mädchens Geist, und zeigt — beredte Bitten,
Obgleich wortlose — ihm im Spiegel
Das Loos der Isra'liten.
Er weilt dabei bewegt;
Ach, es ist eine magische Laterne,
Die Schatten auf die Wand wirft nah und ferne,
Und in dem Schatten Fratzen läßt erscheinen
Der Grausamkeit, und Augen, welche weinen,
Wohin den Blick er trägt.

Seht einen Theil von jenen ernsten Bildern,
Die sich gezeiget in dem Perlenspiegel,
Von jenem Weh, das ich nicht schildern,
Und dessen tiefstes Siegel
Das Wort nicht lösen kann.
Nachtstücke aus dem neunzehnten Jahrhundert,
Von Dunkelheit entworfen und bewundert,
Genug, um schweres Unrecht zu enthüllen
Und mit gerechtem Zorn tief zu erfüllen
Die Seele einem Mann.

Bilder aus Sonnenblüthes Perle.

I.

Lauter Jubel auf den Gassen,
Ständewahl! — die Bürger drängen
Sich, in frohbewegten Massen,
Herzverbunden, durch die engen
Straßen, die zum Marktplatz bringen.
Handwerksleute, Herr'n der Feder
Eint das fröhliche Gewühle;
Aller Blicke leuchten, singen,
Und ein König ist hier Jeder,
Stolz, in seines Rechts Gefühle.

Ja, das Recht ist eine Krone,
Diadem der Menschenwürde,
Majestät auf ew'gem Throne,
Scepter ohne Dornenbürde!
König wohl ist jeder Bürger,
Der frei wirken darf und wählen
Für das Gute, Allgemeine.
Frei! — O Knechtschaft ist ein Würger,
Läßt kein Menschenrecht den Seelen,
Als daß frei ihr Auge weine,

Und daß frei die Wunden bluten,
Die noch keinen Balsam kennen,
Und daß frei des Schmerzes Gluthen
In zerriss'nen Tiefen brennen.
Einer, der dies fühlt — wie immer
Ausgeschlossen hier, schon wieder,
Von dem Recht am Recht — ein Jude
Schaut, aus seinem reichen Zimmer,
Auf die Menge trüb hernieder
In der festlichen Minute.

Ja, sein Haus ist reich und prächtig, —
Ein vergoldetes Gefängniß,
Doch nicht minder arm und nächtig
Ist sein bürgerlich Verhängniß!
Jede Kraft ist ihm gewähret
Von Dem, der gewährt das Leben,
Doch die Sonne ihm erblindet,
Welche Kräfte reift und nähret,
Weil sein Wollen, Wirken, Streben,
Keine Muttererde findet.

O, er kannte stolzes Wollen,
Und vom lichtverklärten Loose,
Ruhmumstrahlten, thatenvollen,
Träumte seiner Jugend Rose;
Doch der Rosentraum stirbt bälder
Israels verkürztem Sohne,
Als er Andern sich entblüthet,
Denn Verachtungslust weht kälter,
Als der Sturm der rauhsten Zone
Durch ergrünte Wälder wüthet.

Thränen dringen aus der Wolke
Seines stolzen Auges, heiße
Thränen sich und seinem Volke,
Dieser heimathlosen Waise,
Achtzehnhundert Jahre nährt sie
Jede Art von Gram und Beugung,
Bitt're Kost an fremdem Herde,
Wie das Mitleid, kalt gewährt sie.
Und warum? — weil Ueberzeugung
Kein verkäuflich Gut der Erde.

Wie er also steht und weinet
Thränen, die so oft geflossen,
Weil, wo jede Kraft vereinet,
Doch die seine ausgeschlossen,
Spricht die Schwester, die sein Leiden
Fühlt und theilt mit Liebestreue
In der jungen Brust, der warmen:
„Sollen wir ein Glück beneiden,
Bruder, das nicht frei von Reue
Sein kann, weil es ohn' Erbarmen? —

Wie ich's, süßer als Beglückte,
Denke mir zu sein Beglücker,
Bin ich lieber Unterdrückte,
Als ich wäre Unterdrücker,
Theilst du nicht auch diese Meinung? —
Sei wie Abel fromm zufrieden,
Daß dein Opfer aufwärts flamme.
Ach, du winkst umwölkt Verneinung? —
Wüßt' ich's anders, wie hienieden
Trost sich neige unserm Stamme!" —

Ja, Verneinung winken ihren
Sanften Worten seine Augen,
Wie sie mild auch ihn berühren,
Heilung kann sich nimmer saugen
Solches Weh aus solcher Blume. —
In der Welt, die sie sich schufen,
Können Frauen ohne Klagen —
Weil im Thatenheiligthume
Sie zu Priestern nicht berufen —
Ihrer Aechtung Schmach ertragen.

Aber er nicht also kann es;
That, dies Männerwort, entflammet
Seinen Zorn, sein Leiden, wann es
Ihm so klar wird, daß verdammet

Digitized by Google

Er zu thatenlosem Schlafen
In dem schweren Druck der Ketten.
Die da stolz zum Wahlhaus wallen —
Ach, warum freiwill'ge Sklaven?
Wollten sie die Brüder retten,
Müßten alle Fesseln fallen.

„Nimmer sind ja Unterdrücker,
Wenn nicht länger Unterdrückte;
Zum beseligten Beglücker
Wird der freigelöst' Beglückte."
Dieses Wort sagt' er im Gehen
Ihr, die sanft zu heilen trachtet,
Und ihr Herz schwingt sich nach Osten,
Bald den Morgen zu erflehen,
Wo, wer noch gefangen schmachtet,
Frei den Freiheitswein darf kosten.

II.

An des Judenamtes Schwelle
Steht ein Jüngling; stummer Groll
Trübet seines Auges Helle,
Da er sie betreten soll.

Heil'ger Schmerz zuckt um die Lippe,
Die sonst freundlich lächeln kann,
Und an solcher Ehrenklippe
Ziemt der Schmerz dem rechten Mann.

Dürft er seines Zorns Empörung
Tragen in den Bau als Brand,
Einer Schandsäule Zerstörung
Würde Schmuck dem schönen Land.

Er ist Dichter; — seinen Busen
Hatte Ahnungslust geschwellt,
Als er, im Geleit der Musen,
Jüngst hinauszog in die Welt.

Alles strahlte! Wundertiefe
Sah sein Aug' in jeder Kluft,
Jede Blüthe ward zum Briefe,
Freudenkunde gab ihr Duft.

Thatenkräftiger Gigante
Ward der Berg ihm, kronumlaubt,
Und in jeder Felsenkante
Ehrt er eines Forschers Haupt.

Jeder Baum scheint ihm ein Riese,
Der den Zauberwald bewacht,
Und der Morgenthau der Wiese
Einer Fürstin Hochzeitspracht.

Und in jedem Wandrer grüßt er
Seiner Sehnsucht Ideal,
Denn sein liebreich Herz erschließt er
Jedem hellen Augenstrahl.

Tausend Hoffnungsträume band er
An die Stadt, zu der er zog,
Doch nur tiefe Kränkung fand er
Und die süße Hoffnung log.

Menschen sucht' er, doch die Christen
Halten sie so streng versteckt
In des Argwohns Eisenkisten,
Daß man schwer nur sie entdeckt.

Und ihn selbst — mit allen Gluthen
Seiner Seele, Mensch allein —
Machen sie so ganz zum Juden,
Daß er bangt, kein Mensch zu sein.

Wo er ging und stand, erscholl die
Alte Schmähungsstimme: Jude!
Aus den schönsten Augen quoll die
Tausendjähr'ge Dornenruthe.

Gastfreiheit! in diesen Mauern
Rühmt man deine Residenz,
Doch erkennt man bald, mit Trauern,
Die Bedingungsexistenz,

Die man dir hier eingeräumet,
Und der Ruhm erklingt wie Hohn;
Denn du suchest, goldumsäumet,
Hier vergebens deinen Thron.

Freiheit nicht einmal der Gäste
Bietet ja die schöne Stadt
Dem, der nicht in seiner Weste
Einen sichern Taufschein hat.

Und es muß der freie Fremde,
Der mit Lieb' die Welt umfaßt
Und den Wanderstab hier hemmte,
Zu genießen frohe Rast,

Auf dem Judenamt sich zeigen,
Wenn ihm dies vergönnt sein soll,
Dankbar sich dem Christen neigen,
Und — bezahlen seinen Zoll.

Judenzoll! noch heut, noch immer,
O erröthest du nicht, Zeit? —
Achtzehnhundert Jahr, und nimmer
Zur Versöhnung sie bereit?! —

An des Judenamtes Schwelle
Steht ein Jüngling; stummer Groll
Trübet seines Auges Helle,
Da er sie betreten soll.

III.

Zur Wittwe, die vereinsamt in ihrer Kammer sitzt,
Von jedem Erdensterne, doch nicht vom Licht verlassen,
Das durch der Trübsal Nächte mit Tageszauber blitzt,
Vor dessen Sonnengoldblick Sternsilber muß erblassen,

Zur frommen, alten Mutter eilt heim der treue Sohn,
Sie lauscht, sie kennt die Schritte: Da kommen meine Augen!
Sagt sie mit hellem Lächeln, den Liebesstrahl im Ton,
Den nicht aus ihren Blicken der Kommende darf saugen.

Der Sohn tritt in die Kammer, den Zwerchsack wirft er ab,
Und um die Blinde schlingt er die jungendkräft'gen Arme:
„Gottlob, du theure Mutter, daß ich dich wieder hab',
Damit an dieser Stelle mein starres Herz erwarme."

Gottlob! — spricht auch die Greisin; doch setzt hinzu ihr Mund:
Ist's denn so kalt heut draußen, an einem Frühlingstage? —
Es glüht ja deine Stirne! — bist du denn nicht gesund? —
Verhehle es nicht, Joseph, daß ich dem Arzt es sage.

Dem Arzt? — o gute Mutter, der Doktor weiß kein Kraut
Wider die Fieberkälte, die mir das Herz durchzittert.
Nein, keinem andern Arzte, als dir, sei es vertraut,
Was mich so unerwartet, so wehvoll jetzt erbittert:

Mein Tagwerk war vollendet; das Glück, so selten mild,
Gefiel sich meiner Mühe Gelingen zu gewähren,
Und auf dem Heimweg labte mich dein erfreutes Bild,
Doch bald verrann das theure in blut'gen Jammerzähren.

Denn als ich rüstig heimzog, zufriedenheitgeschwellt,
Und deine Freude dachte — den heiligen Gedanken,
Als Freiheit mich umblühte in freier Frühlingswelt,
Vergaß ich meinen Kerker und seine Dornenschranken.

Da plötzlich, mir zu Füßen, glänzt Etwas sonnengleich,
's ist eine gold'ne Spange, besetzt mit Diamanten.
Ein Blick der Schätzung sagt mir, der Fund hier macht mich reich,
Und es ist wahr, daß Tage des Wohlstands vor mir standen.

Doch kurz nur — im bewußtlos kind'schen Gedankenspiel;
Reichthum, für Judensöhne nur ein vergoldet Gitter,
War — nun du kennst mich, Mutter, — nie meines Strebens Ziel;
Ein goldenes Gefängniß ist ja nicht minder bitter.

Süß ist's, zu Menschen kommen als freundliches Geschick,
Und was zum Lohn des Finders ich mir mit Wonne dachte,
War aus erfreuten Augen für mich ein Dankesblick,
Wenn ich dem Eigenthümer das Kleinod überbrachte.

Digitized by Google

Da kam man, es zu fordern; mit einem Fragegruß
Im sorggetrübten Auge nahten sich mir zwei Damen,
Und schon von Weitem sagte ihr angstbeschwingter Fuß,
Daß werthvoll hier Verlornes sie wohl zu suchen kamen.

Doch eh' sie sprachen, bot ich der Frag' die Antwort hin:
Wenn dieses Gut Ihr suchet, der Finder ist gefunden.
Da schwand die Kummerwolke vom Aug' der Sucherin,
Von einem tiefen Schmerze sah ich sie schnell gesunden.

Und hold, wie ich's geträumet, traf mich ihr Dankesstrahl:
„Redlicher Mann, vom Himmel zur Rettung mir erkoren,
Dies Armband ist ein Treupfand von meinem Eh'gemahl,
Mein theuerstes Besitzthum hätt' ich damit verloren.

Wie dank ich Euch? — nicht kann ich's; doch im Bewußtsein treibt
Jede erzeigte Wohlthat des Lohnes Demantblüthen;
Damit, was mir Ihr thatet, Euch unverloren bleibt,
Mag diese kleine Gabe Euer Gedächtniß hüten."

Und mit der zarten Rechten aus ihrem Spitzentuch
Zieht sie, ganz Huld und Güte, die goldne Busennadel,
Ihr Wort klang mir ein Segen — doch griff der alte Fluch
Kalt auch aus diesem Wesen voll warmem Herzensadel.

Denn die Gefährtin flüstert in fremder Sprach' das Wort:
Il est un juif! — Da sah ich, wie Maifrost Blüthen tödtet,
Da sah ich des Vertrauens, des Dankes Meuchelmord;
Verändert stand die Dame — verlegenheitgeröthet.

Erlaß mir's, viel zu sagen von dem, was noch geschah,
Wie sich die milde Gabe ins harte Wort gewandelt:
„Kommt in den Gasthof morgen, kein Gold hab' ich jetzt da,
Und fürchte, daß zu wenig ihr für dies Gut erhandelt."

Und Joseph schweigt; — es seufzet die Mutter um den Sohn,
Sie fühlt, wie solch Erfahren verwundet seine Seele,
Die edle Brust, die täglich sich müht um kargen Lohn,
Damit es ihrem Alter nicht an Erquickung fehle.

Sie betet lange leise, dann spricht sie mild und laut:
Nimm's nicht zu strenge, Joseph, verzweifle nicht am Guten,
Sie müssen es erst lernen, wie Menschen man vertraut,
Und daß ein Mensch kann wohnen in einem Schacherjuden.

Verzage nicht; — ich sehe, trotz einer ird'schen Nacht,
Von einem klaren Morgen die goldne Aufgangsröthe;
Die Liebe kommt als Engel in ihrer Himmelstracht,
Daß sie mit ihrem Augstrahl die Macht des Hasses tödte.

Und bis es wird, hat stets noch der höchste Arzt ein Kraut,
Auch für das Weh, das heute dich unverdient erbittert;
Warm legt sich Gottes Treue ums Herz, das ihm vertraut,
Wenn liebloſe Verachtung es fieberkalt durchzittert.

IV.

1.

Der greise Rabbi betet
Beim stillen Kerzenschein,
Er betet warm, er redet
Ja nicht für sich allein.

Er betet für das Leben,
So seines Lebens Kern,
Der Sohn, den ihm gegeben
Der Herr als Erdenstern.

Er denkt im Weltgetriebe,
Dem nur er angehört,
Vielleicht nicht Zeit ihm bliebe
Zu beten ungestört.

Er denkt, im Uebermuthe
Versäumt die Jugend oft
Zu beten, weil das Gute
Nur von sich selbst sie hofft.

Versäumen und vergessen
Kann es wohl auch sein Sohn,
Drum fleht er unterdessen
Für ihn an Gottes Thron.

Er fleht, daß seine Thaten
Gebete möchten sein,
Ob Ernten seiner Saaten
Auch Enkel erst erfreun.

Daß stark und ohne Klage,
Getreu dem alten Gott,
Sein stolzes Herz ertrage
Verachtungsweh und Spott.

Daß nicht im müß'gen Grame
Am reichen Feuergeist
Die Schwinge ihm erlahme,
Die Höhen froh umkreist.

Wie tief auch ferngekettet
Sie sei vom Sonnenschein,
Wenn ihr nur wohlgebettet
Ist im Bewußtseinsschrein.

Und daß, der uns wird retten,
Ihn weih' zum Strahl und Licht,
Das Schmach- wie Todesketten
Mit Sonnenhänden bricht.

Auf daß die Unglückswolke,
Die schwer auf Zion ruht,
Ihn eine seinem Volke
Treu, wie es Glück nicht thut.

2.

Der fromme Vater endet
Sein tief gefühlt Gebet,
Doch bleibt sein Herz gewendet
Dem Sohn zu, früh und spät.

All seine Wünsche baden
Sich in des Lieblings Blick;
Er ist der goldne Faden
In dieses Manns Geschick.

Mit Hoffnungsfreude schwellt er
Bei Tag die Brust des Rars,
Als Stern bei Nacht erhellt er
Die Traumbahn seines Schlafs.

Doch heut — welch fremdes Träumen
Den Greis wohl überkam? —
Die milden Züge säumen
Sich herb mit Hohn und Gram.

Des Geistmeers Oberfläche,
Die klare Stirn, sich kraust,
Als ob sie Unthat räche,
Ballt sich im Zorn die Faust.

Als ob sie Theuerm fluche,
Die bleiche Lippe bebt; —
„Wer liest im Seelenbuche,
Was dieser Schläfer lebt?"

Er lebt die schwerste Stunde
Von seines Lebens Zeit;
An jeglicher Sekunde
Hängt Leidensewigkeit.

An jedes Pulsschlags Dauer
Verblutet sich sein Herz;
Es wandeln kalte Schauer
Sein weich Gefühl in Erz.

Er sieht bewußt, doch ohne
Daß er es hindern kann,
An seinem einz'gen Sohne
Der Taufe Handlung an.

Sieht ihn mit Füßen treten,
Geistig, des Vaters Lieb',
Zu neuem Gotte beten,
Dem treulos, der treu blieb.

Digitized by Google

Er sieht ihn losgerissen
Von seines Glaubens Heil,
Von Ruhe im Gewissen,
Die guter Kinder Theil.

Und sieht — ach Nichts mehr sieht er,
Das Auge dunkelt ihm,
Die fremde Kirche flieht er,
Kein Stern mehr funkelt ihm.

Sein Stern ist ja erbleichet,
Sein letzter Strahl war Gift
Dem Vater, und es reichet
Dafür, zum Hohn der Schrift,

Das Christenthum dem Sohne,
Der ihr Gebot verletzt,
Der Erdenfreiheit Krone,
Des Bürgers Würde jetzt.

Gibt ihm, was es den Brüdern
Schuldet und doch nicht zollt,
An echten Menschheitsgütern
Den reichen Untreu-Sold.

Doch was es ihm mag bieten
Käuflich als Ehr' und Amt,
Des Vatersegens Frieden
Nicht d'ran als Sonne flammt.

3.

Der Morgen küßt durchs Fenster
Unzähl'ger Schläfer Blick,
Küßt todt viel Nachtgespenster,
Manch trübes Traumgeschick.

Auch küßt er mild den Kummer,
Den Traum dem Greis gereicht,
Hinweg, daß mit dem Schlummer
Er ihm vom Auge weicht.

Und dieses Auge blicket
Dankbar zu Dem hinan,
Der mehr des Leids nicht schicket,
Als man ertragen kann.

Dann still zur Schule geht er,
Dem Bethaus Israels,
Stets werth zu sein, dies fleht er,
Des göttlichen Befehls.

Ob Dulden oder Freuen
Darin geboten auch,
Nur dankbar sein, dem Treuen
Treu, bis zum letzten Hauch.

Dem frommen Flehn gewährt sich
Erhörung, wenn sie frommt,
Dankbar und treu bewährt sich
Der Greis im Leid, das kommt.

Und es kommt bald; — sei Leiden
Sei Lust in ihrer Hand,
Die Boten Gottes reiten
Im Wolkenflug durchs Land.

Der Gram — auch Höh'gesandter —
Zog vor dem Rabbi her,
Und als er heimkam, fand er
Ihn wartend, trüb und schwer.

In einem leichten Briefe
Er seine Quelle hat,
Des Kummers schwarze Tiefe
Umschließt das weiße Blatt.

Der Traum ist wahr geworden:
Da steht's, es schreibt's der Sohn,
Der Wirkungskreis und Orden
Um seine Religion,

Den schnöden Preis, gekaufet,
Und — ein geborgner Mann —
Daß jüngst er ward getaufet,
Dem Vater zeiget an.

Er schreibt: Nicht Ueberzeugung
Hab' ihn dazu gebracht,
Nur das Gefühl der Beugung,
Das Juden elend macht.

Der Vater mög' bedenken,
Wie viel er litt dabei,
Verzeihn und sich nicht kränken,
Weil's also besser sei.

Viel sanfte Worte schrieb noch
Der Sohn in diesem Sinn,
Dem Vater aber blieb doch
Der Todesschmerz darin.

Sein Gott, dem er beeidigt
Im Leben und im Tod,
Von seinem Sohn beleidigt
In einem Höhgebot;

Im Vierten, das so heilig
Vom ew'gen Berge klang;
Der Schmerz wohl tausendpfeilig
Sein tiefstes Herz durchdrang.

Und doch muß es vergeben
Dem Sohn, was er verbrach;
Denn ach! er muß ja leben,
So lang' der Herr es sprach.

Auch fühlt er — jener Schimmer
Der Freiheit, der die Bahn
Israels hellet nimmer,
Zog ihn magnetisch an.

Nicht ihm — nein, den Versuchern,
Die in der Kirche Schoß
Das heil'ge Recht verwuchern,
Scham- und erbarmungslos:

Das „Schuldig!" ihnen spricht er,
Die ihm sein Glück geraubt,
Den Stab, als Richter, bricht er
Ob seiner Schergen Haupt!

O, die ihr's hört, verdammt nicht
Des alten Juden Qual;
Des Fluches Gluth entflammt nicht
Den Segenssonnenstrahl.

Und Fluch gabt ihr als Amme
(Denn Fluch ist Eins mit Bann)
Unchristlich einem Stamme,
Der nicht vom Boden kann!

Ihr Eid.

In tausendfacher Form zieht ihrem Blicke
Israels Sklavenloos also vorüber,
Und vor dem traurigen Geschicke
Wird er ihr trüb und trüber,
Die Wange thränenheiß.
Ach! ist des Glaubens blaue Tempelhalle
Denn kein Asyl der Einigkeit für Alle? —
Dringt Streit in Räume, die den Frieden bieten?
Und ist durch Heil'ges, statt geeint, geschieden
Der Bruderseelenkreis?! —

Doch nein, sie sieht nicht Streit, nur Unterdrückung,
Stolz badet sich im Herrschaftsübermuthe
Der Christ im Ocean Beglückung,
In Freiheitsluft! Der Jude
Im schwarzen Meer — der Schmach;
Sie sieht der Kinder Himmel schon verdunkelt,
Weil an des Vaters Höh' der Stern nicht funkelt —
Der Freiheitsstern — des Mannes Sonnenscheibe —
Und sieht, wie dies zum Jammer wird dem Weibe,
Das — Lieb' nur — Nichts verbrach.

Verbrach? — und was ist denn des Manns Verbrechen,
Dem Brüder, ehrvergessen — denn das ist es —
Des Glückes Todesurtheil sprechen? —
„Sein Volk hat einst — ihr wißt es —
„Wie es die Bibel lehrt —

Digitized by Google

„Chriſtus, den Herrn und Gott, am Kreuz getödtet."
Vor achtzehnhundert Jahr — und Ihr erröthet
Vor Eurem Herrn — der Liebe echtem Fürſten —
Nicht, daß Unzählige nach Liebe dürſten
Und Ihr ſie nicht gewährt? —

So fühlt das Meeresmädchen, dem, entſiegelt,
Sich Menſchenleid und Quell des Menſchenleides
In jener Wunderperle ſpiegelt.
Mitleidend faßt ſie Beides
Auf in den reinen Sinn.
Was ſieht ſie auch? — Sie ſieht der Aeltern Qualen,
Weil ihren Söhnen keine Hoffnungsſtrahlen
Den Jugendtraum zum Zauberfrühling küſſen,
Weil ohne Wirkungskreis ſie darben müſſen
Am heiligſten Gewinn.

Sie ſieht, wie wild das Blut den ſtolzen Söhnen
Die Wangen färbt und in des Herzens Grunde
Empörung wach klopft, weil verhöhnen
Sie hören aus dem Munde
Gewiſſenloſen Spotts
Die vielgeliebten Aeltern, die verehrten,
Ihr Heiligthum, ihr Theuerſtes auf Erden,
Verhöhnen, weil ſie — treu den alten Lehren —
Noch die Gebote ihrer Prieſter ehren
Als Willen ihres Gotts.

Sie ſieht, wie Edles dennoch aus Verachtung —
Dem Seelenwinter mit ſo eiſ'gen Schauern —
Sich losringt, und des Grams Umnachtung,
Des Joches Kerkermauern
Als Lichtſtrahl überflammt.
Doch ach, ſie ſieht auch, wie es nimmer, nimmer
Der Welt ſich geben darf als Liebesſchimmer,
Wie es Verfolgung oft und Neid entzündet,
Wenn es ſich treu nach jenem Stamme kündet,
Zum Kerkertod verdammt.

Denn Kerkerleben, das iſt Todesſtrafe,
Wer fühlt's nicht ſo und jauchzt im Freiheitsäther? —
Es ſtirbt wohl freudig, eh' als Sklave
Er wurmgleich hinlebt, Jeder,
Der nicht gebor'ner Knecht.
Des Leibes Tod macht frei ja und lebendig
Und, alles Sterbens baar, das Sein beſtändig;
Doch Seelen tödten iſt ein gräßlich Morden,
Und wie viel Seelen ſind getödtet worden
Durch kalt verſagtes Recht! —

Sie ſieht's im Perlenſpiegel, ſieht's mit Grämen,
Mit Thränen, die wohl bitt'rer nie gefloſſen,
Wie viel Unſel'ge ſich nicht ſchämen —
Am Boden angeſchloſſen,
Am Aug' der Ehre blind,
Ganz ohne Menſchenwerth im Staub ſich windend,
Beglückt, wenn Goldſtaub nur darin ſich findend,
Nicht Strebenslicht, nicht Freiheitsluft vermiſſend
Und kriechend ihrer Schergen Ruthe küſſend —
Gern zu ſein, was ſie ſind.

Sie ſchaudert; — doch nicht lang von ſo Gebücktem
Wendet ſie ab die liebdurchglühte Seele;
Man darf ja mit gewiſſenlos Erdrücktem
Nicht rechten ob der Fehle,
Die es bewußtlos thut.
Wie aber ſoll Erkenntniß ſich entfalten,
Wenn Ketten ſo den Geiſt am Boden halten? —
Doch wenn die Ketten ſinken — und ſie müſſen,
Wenn freie Menſchen ſich als Brüder küſſen,
Erwacht ſie wohl mit Gluth,

Und ſaugt mit einem einz'gen Strahl der Reue
Und löſcht mit einer einz'gen Vorſatzzähre
Die Flecken, die in ſeiner Treue
Es trug und ſeiner Ehre!
Denn echte Reu' hat Kraft.
Der Tag iſt nah' ſchon. — Sonnenblüthe weiß es;
An einem dunkeln Ort des Weltenkreiſes
Wird ſie die Schlöſſer öffnen dieſer Ketten,
Der Menſchheit freiheitſehnend Herz zu retten
Aus tauſendjähr'ger Haft.

„Ich löſ' euch frei!" — ſie ſpricht's — „Als Welle häng' ich
Mich an das Schiff des Rechtes, es zu treiben;
Die übrigen, als Oſtwind, dräng' ich,
Daß ſie nicht thatlos bleiben,
Bis es am rechten Strand."
Und Abſchied grüßt ſie jetzt dem Heimathmeere,
Das Aug' umwölket eine Trennungszähre,
Doch ſchnell aus Aug' und Herz wehrt ſie die Wolke,
Denn klar muß ſein und ſehn, wer einem Volke
Als Engel zugeſandt.

Sie winkt den Fluthen, und die grünen tragen
Sie pfeilſchnell fort; kein Auge kann ihr folgen.
Ihr nach ziehn der Undinen Klagen
Und über ihr die Wolken!
Fahr' wohl, fahr' wohl!
Bleib' treu dem dir ſo tief vertrauten Leide
Und treu dem heil'gen, ihm geſprochnen Eide,
Werde zur Feder dem gedrückten Leben
Das Recht, die Kraft, die es empor wird heben,
Fahr' wohl, fahr' wohl! —

Erfüllung.

Im Herzen, das die Bruſt der Erde —
Seit einſt, daß ſie dem Nichts entſteige,
Des Weltenordners mächtig: Werde!
Sie wach rief, aus chaot'ſchem Traume
Bewegt, mit warmer Lebensfeder
Und deſſen göttliches Geäder,
Sein Lichtblut pulst durch alle Zweige
Am zaubervollen Schöpfungsbaume
Im Herzen, das die Blüthen küßt,
Wenn ſie der Weſte Mund umkoſet,
Und das ein Theil der Sonne iſt,
Durch welche Lenzpracht grünt und roſet;
In dieſes Herzens Gartenpracht,
Die ihre Düfte allhin bringet,
In dieſem Melodienſchacht,
Der liederreich die Welt durchklinget,
Iſt eine tiefverborgne Kammer,
D'rin klopft ein nimmer müder Hammer
Durch Lichtgeſang den Ton der Nacht.
Ach, das kalte Dunkel,
Durch welches ſo lang
Kein Sternenfunkel,
Kein Sonnenſtrahl drang,
Ein Geheimniß umfließt es
Auch dunkel und kalt,
Eine Schmiede umſchließt es,
Jahrtauſende alt.
Und am Ambos waltet
Ein finſterer Greis,
Sein Haupt iſt erkaltet
Und Gletſcherweiß;
Doch ſein Buſen, der Ort,
Wo das Herz ſonſt ruht —
Der Gefühle friedlicher Hort —
Sprüht als Eſſe ſo ſchaurig wilde Gluth,
Als nähre ſtatt Oels ſie der Menſchheit Blut.

Jahrtauſende lang dieſe Eſſe ſchon flammt,
So lang auch ſitzt ſchon der Greis hier gebannt,
Gefeſſelt zum Kettenſchmieden verdammt,
Den Hammer in der entfleiſchten Hand.

Mechaniſch ſchwingt er
Ihn ohne Ruh',
Mechaniſch ſingt er
Dies Lied dazu:

„Kalte Gluth iſt meine Seele,
Ew'ges Eis mein Flammenblut,
Daß gequält ich Andre quäle,
Gibt allein mir Lebensmuth.
Freudig ſchwing' ich meinen Hammer,
Bringt es doch der Menſchheit Jammer,
Klopfe ohne Unterlaß.
Fröhlich, denn ich bin der Haß.

Ton der Nacht, der Welt bedeutet,
Muß erſetzen meinen Tag.
Meine Morgenglocke läutet
An der Freiheit Sarkophag.
Kann man mit geſchloſſ'nen Augen
Licht aus Sonnenſtrahlen ſaugen?
Kann in Ketten ohne Grau'n
And're man beſchwingt erſchau'n? —

Digitized by Google

Nein! Und weil — was Glück mir däuchte —
Weil im Aetheroceau
Ich die goldne Weltenleuchte
Leider nicht verlöschen kann;
Weil ich nicht — wie dem Geschicke
Es gefiel, mit meinem Blicke,
Den in ew'ge Nacht es warf —
Aller Blicke blenden darf;

Darum will ich nachtumweben
Mit dem Dunkel Leidenschaft,
Inn're Augen Sonnenleben,
Freier Geister Sehenskraft,
Will — weil ich der Menschheit Glieder
Nicht gefesselt zu mir nieder
Ziehen darf — aus Dornenerz
Fesseln werfen um ihr Herz.

Werde müd' nicht, Hand, zu schmieden
Frohen Fleißes Ring an Ring,
Särge für den Freiheitsfrieden,
Zügel für den Schmetterling,
Den sie ihre Seele nennen.
Nicht wahr, meine Ketten brennen? —
Ketten sind der Seelen Pein,
Drum will Kettenschmied ich sein."

An diese Kammer, tiefverborgen,
Klopft jetzt mit klarem Strahlenfinger
Ein freundlicher Erweckungsmorgen;
Die Hand der frommen Meeresrose
Ist kraftbeseelt von ihrem Horte,
Und sprengt, ein milder Nachtbezwinger,
Die in der Erde tiefem Schoße
Wolkenverhüllte Jammerpforte;
Sie hat, treu ihrem stillen Eide
Und treu dem ihr vertrauten Leide,
Das tausend Herzen trostlos nähren,
Die Quelle bitt'rer Volkeszähren
Allüberall mit kräft'gem Willen
Gesucht, um endlich sie zu stillen;
Damit doch ihres Spiegels Bilder —
Die noch nicht glücklicher und milder
Sie ansehn aus dem thränenvollen
Und schmerzumflorten Perlenauge —
Durch Freude sich verklären sollen
Und sie auch Freude daraus sauge;
Sie hofft mit kindlichem Vertrauen
Das Heißersehnte zu erreichen —
Der Menschheit Einungsfest zu feiern —
Und solche Hingebung täuscht nie
Und solchem Streben folgt Gelingen.
Lang kann Gewährung sich verschleiern —
Es ist, als ob sie ewig flieh' —
Doch folgt auf treues Glauben — Schauen,
Und treu und freudig glaubet sie.
Jetzt — wie ein Strahl vom Himmelsbogen —
Kommt sie zur trauervollen Schmiede,
Ein sanfter Arzt, herangezogen;
Sie lauscht entsetzt dem kalten Liede,
Sie hört des Hammers dumpfen Schlag
Und trägt — ein reiner Himmelstraum —
Ein gottgesandter Seelentag —
Verklärung in den trüben Raum.
Sie naht dem Greise
Beschwingten Fußes —
Versöhnung der Schuld —
Und statt des Grußes
Küßt sie ihn leise
Mit Lippen voll Huld,
Mit dem Freiheitskuß,
Der von seinen Gliedern
Und von den geschloss'nen Augenliedern
Die dornige Fessel schwelgen muß.
O, welch ein Kuß!
Erwarmung haucht er
Auf Schläfen so kalt,
In Jugend taucht er
Des Greises Gestalt,
In Einklang löst er
Des Streites Macht,
Denn Sonnenlicht flößt er
Ins Herz der Nacht.
Die Puppe entstreift er
Dem Schmetterlinge,
Die Freiheit reift er
Und macht zur Schwinge
Die Kettenringe,
Die — weil der Kuß ihm Augen gibt —
Nicht länger der blinde Kettenschmied
Als Schranke ums Herz der Menschheit zieht;
Denn — er sieht ja jetzt, und wer sieht, der liebt.

Und jetzt ist Sonnenblüthes Spiegel
Beseelt von einem andern Geist,
Es löste ja sein Trauersiegel
Auch jener Kuß, der Liebe heißt.
Er ist ihr Lohn, denn Freudenschrift
Liest sie, so oft ihr Blick ihn trifft;
Sie liest: Du bautest uns die Brücke
Zum einzigechten Menschenglücke,
Hast unserm Wirken, unserm Streben —
Ein Heil, das uns so lang verwarf —
Ein irdisch Vaterland gegeben,
Das treuer Söhne wohl bedarf.
Hast hold uns an den Tisch geladen,
Von dem man uns so lang entfernte,
Und wir auch streu'n jetzt frische Saaten,
Zukünftiger Geschlechter Ernte;
Die Fessel drückte gar zu schwer,
Und blut'ge Thränen sind geflossen,
Doch deine Hand hat uns erschlossen
Der heißen Sehnsucht reiche Welt,
Der Freiheit ew'ges Frühlingszelt,
Und uns umwallt ein Balsammeer,
Um unsre Wunden heil zu baden.
Und alle Dunkel sind erhellt,
Kein Raum der Brust mehr liebeleer,
Und keine Kette gibt es mehr,
Als die unsterbliche der Thaten,
An die sich alle Geister reihen,
Damit, werth der Unsterblichkeit,
Beim Scheiden einst von Raum und Zeit
Auch sie und ihre Kräfte seien.

Und die Schmiede versank; ihr dunkel Grauen
War nur des Hasses Stempel,
Lichtsäulen sind jetzt statt ihrer zu schauen,
Die tragen den herrlichsten Tempel,
Den Freiheitstempel, den Tempel der Lieb',
Der Jedem zum Thatenbethaus blieb,
Welch Glaubens immer er sei;
Und glanzgewoben stehn über der Pforte
Mit Sternenschrift die ewigen Worte:
Wer liebt, ist frei.

Nachklang.

O armer Sehnsuchtsmärchentraum! — noch schmiedet
Der finst're Greis die alten Dornenreife,
Und legt sie um der Menschheit Herz! Umliedet
Ist noch, wie sonst, sein Aug' von Nacht; es schmachtet
Wie sonst noch ein gebeugtes Volk, verachtet,
Nach jenem rosengold'nen Morgenstreife
Am Freiheitshorizont.
Noch ist fast rings im Vaterland der Eiche
Sein Menschenrecht — wie stets geträumte Reiche —
Gedankengut im Mond.

Sprecht nicht von hundert eingeräumten Rechten,
Wenn es, wie hier, um Recht allein sich handelt;
Die hundert Rechte sind dies Recht nur Knechten,
Und knechtisch ist ein Herz, das ohn' Empören
Von solcher Gaben Wohlthat könnte hören.
Wenn Arztes Kunst des Blinden Nacht verwandelt
In trüben Lichtesschein,
Nennt Sehen wohl Ihr solche Trauerhelle? —
Und kann der Ausstrom Eurer Rechtchensquelle
Mehr als ein Rechtsschein sein? —

Sprecht nicht von noch nicht werth sein, erst verdienen,
Das alte Wort sei endlich doch verklungen,
Saht Ihr ein Feld, das Sonne nie beschienen,
Wohl prangen je im Goldglanz reifer Aehren? —
Verdient ist längst, was Ihr versagt, mit Zähren,
Mit Schmerz bezahlt und mit Erniedrigungen,
Die Schmach auch Euch und Joch;
Denn Ketten trägt gezwungen auch ein Freier,
Doch wer ihn dazu zwingt — ein König sei er —
Selbst Sklave ist er doch.

Digitized by Google

O ſeid gerecht! — Weg mit den Augenbinden!
Kein Bettler, klopft mein Volk an Eure Pforte;
Es kommt zu geben! — Seht, Ihr lieben Blinden,
Und laßt die Hand, die Euch Vertrauen bietet,
Nicht länger mehr an Druck und Schmach vermiethet.
Es kommt mit ſeinem lang verſchmähten Horte —
Dem Schatz verkannter Kraft —
Und will ſie ganz dem guten Ganzen weihen,
Als treues Glied ſich an die Kette reihen,
Die Stufen aufwärts ſchafft.

Ihr höhnt und ſprecht: „Nicht aufwärts zieht's die Juden,
Tief in der Erde liegt ihr Gott gebettet!"
O mahnt uns nicht, daß nicht die Wunden bluten,
Die Ihr mit Balſam küſſen müßt! Wohl Jeden
Von meinem Stamm habt Ihr hinabgetreten
Mit eh'rnem Fuß, dahin, wo angekettet
Der Erdengott — das Gold;
Und Viele konnten ihn als Troſt umfaſſen,
Weil Ihr nur Eiſen gebt, nur kaltes Haſſen,
Als heißer Sehnſucht Sold.

Doch unſer Gott iſt in der Höh' — hoch oben —
Der Ewigunvergängliche, Alleine,
Den gute Thaten, reines Streben loben,
Als einz'ge Opfer, die ihm wohlgefallen,
Als einz'ge Lieder, die ihm lieblich ſchallen
Aus ſeiner Kinder friedlicher Gemeine
Der treue mächt'ge Hort,
Der ſeit Jahrtauſenden ein Geiſt der Güte,
In heil'gen Wunderwerken — nimmer müde —
Sich kündet fort und fort.

Vor deſſen Tritt der heil'ge Berg gezittert,
Als er dem Moſes ſich darauf gezeiget,
Der Haß wie Nacht im Liebesblitz zerſplittert,
Ob berghoch auch ſie ihre Schatten thürmen;
Der wie im Kindeslächeln, ſo in Stürmen,
Ein Vaterherz voll Langmuth zu uns neiget;
Er gab, als wir im Staub
Mit Sklavenfeigheit uns vor Euch gebücket,
Den Freiheitsfunken, den Ihr unterdrücket,
Nicht ew'ger Nacht zum Raub.

Denn Sklavenjoch, wie Götzendienſt verdammt er;
Es ſind ja ſeine Kinder Freigebor'ne!
Mit Freiheitslicht, dem Sonnenkuß, durchflammt er
Den Weltenball und wirkt im Menſchengeiſte,
Damit er, ihm zur Ehre, Etwas leiſte,
Und alle Guten ſind ihm Auserkor'ne.
Verkennt nicht, was er meint;
Die heiligſchönſte Menſchenthat iſt lieben;
Viel prahlt ihr mit dem Wort, ſo oft umſchrieben,
Doch — wir ſind unvereint.

O laßt vereint uns ſein in Freiheitsfrieden!
Wir ſind, glaubt und vertraut's, nicht Goldesſklaven,
Wollt Beſſeres, wollt Liebe endlich bieten,
Und warmer Liebe ſollt Ihr treu begegnen
Und warme Liebe wird Euch dafür ſegnen.
Verkanntſein iſt die bitterſte der Strafen,
Verkennt uns länger nicht.
Zwar unſer Seelengold ſchläft noch in Erzen,
Doch wird gewiß die Sonne Eurer Herzen
Der Schlacken Läutrungslicht.

Wie ſchwelg' ich in Gedanken, daß die Schranken
Verſinken, ſo die Liebe noch umſargen,
Dann werden wir uns in einander ranken
In That und Streben! O dies Glück, wer nennt es? —
Und wer, was ihm entblüht?! — Da ja Getrenntes —
Wie ſchwach es ſei — doch im Verein erſtarken
Und Werth gewinnen muß.
Ja freudig denk' ich: Bald der ew'gen Güte
Entglüht der Heilungsſtrahl als Sonnenblüthe
Des Lichtes Augenkuß.

Friedrich Otte.

heißt mit ſeinem wahren Namen: G. Zetter, und lebt zu Mülhauſen im Elſaß. Näheres über ihn zu ermitteln iſt uns nicht gelungen.

Er ſchrieb:

Schweizerſagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Straßburg 1841.
Zweite Sammlung. Baſel 1842.
Elſäſſiſche Neujahrsblätter für 1843. (gemeinſchaftlich mit Auguſt Stöber.)

Herrſchaft über Sprache und Form, lebendige Phantaſie und warmes Gefühl zeichnen die Leiſtungen dieſes beſonders in erzählenden Poeſien glücklichen Dichters vortheilhaft aus.

Mülhauſens Wappenſchild.

Ihr leſ't in alten Mähren,
Wie Etzel vom Hunnenland
Mit ſeinen wilden Heeren
Getobt am Rheinesſtrand.
Verheeret und verlaſſen
Stand Anger da und Haus,
Es zogen die armen Saſſen
Nach fernen Landen aus.

Kam auch am Wanderſtabe
Ein Müller ins Alſaland,
Auf dem Rücken die leichte Habe,
Sein Töchterlein an der Hand;
Er ſah die weiten Auen,
Die Ill ſo klar und rein,
Und ſprach: Hier laß uns bauen
Ein Hüttchen ſtill und klein.

Da fällt die Rieſeneiche
Der Greis mit Jünglingsmuth;
Er führet kräft'ge Streiche
Und hämmert und meiſelt gut.
Bald iſt das Werk am Ziele:
Es ſteht am Fluthgebraus
Mit flinkem Räderſpiele
Ein luſtig Mühlenhaus.

Den Bau beſieht mit Freude
Der rüſt'ge Müllergreis;
Er ſichtet das Getreide
Und mahlt mit regem Fleiß;
Das holde Mägdlein gehet
Dem Vater raſch zur Hand,
Sie ſammelt ein und ſäet
Und baut das Haideland.

Einſt auf der Thürenſchwelle,
Am kalten Wintertag,
Ein junger Kriegsgeſelle
Erſchöpft und müde lag.
Sein hartes Loos er klaget —
Da ſpricht der Greis: Tritt ein:
Du ſollſt, wenn Dir's behaget,
Mein Müllerburſche ſein.

Dem Burſchen hat's gefallen,
Er in der Mühle blieb,
Er thät gar fleißig mahlen

Digitized by Google

Und war dem Müller lieb.
Er aber trug wohl immer
Das Mägdlein in dem Sinn,
Und sein vergaß auch nimmer
Die holde Müllerin ....

Wohl mag Euch klar nun scheinen,
Warum nach kurzer Frist
Aus dem Müllerhaus, dem kleinen,
Ein Dorf erblühet ist.
Das Dorf, das wuchs in Bälde
Heran zur schmucken Stadt,
Drin glänzt im weißen Felde
Noch jetzt das Mühlenrad.

Der Hexenthurm.

Bei Colmar stand auf dürrer Au
Ein Thurm so finster und so grau,
Der lugte trüb hinein ins Land
Und ward der Hexenthurm genannt.
Da trieben ihr Wesen
Die Hexen und Druden,
Mit Gabeln und Besen,
Mit Gold und mit Ruthen.

Wohl schwand der Thurm längst von der Flur,
Von Hexlein auch ist keine Spur;
Doch wenn in düst'rer Mitternacht
Der stille Mondmann einzig wacht,
Da rauscht es, da regt sich's
Tief unten am Strande,
Da huscht's, da bewegt sich's,
Da trappelt's im Sande.

Und sieh', mit Eins hebt sich empor
Der Hexenthurm. Der wilde Chor
Schlingt rasch den Reigen um das Haus
Und tanzt und singt, es ist ein Graus.
Sie reiten auf Stielen
Von Besen geschwinde,
Sie klappern wie Mühlen
Und summen im Winde.

Und immer lauter singen sie
Und immer toller springen sie;
Es dauert fort die ganze Nacht,
Bis Sonnenlicht am Himmel lacht.
Da huschen sie nieder
Und tauchen vereint
Und kehren erst wieder
Wann Mondmann erscheint.

Die Zauberin.

Von dem Thanner Münster nieder hallt die Todtenglocke bang,
Schweigend ins Gebet ergossen horcht das Volk dem ernsten Klang.
Sieh, die Henkersknechte schleppen aus dem Dom ein altes Weib,
Eine Zauberin der Hölle, starr, mit tiefgebognem Leib.

Dieses Weib, es hat gesündigt, that verboten Weisheit kund,
Hat geschlossen mit der Hölle, mit den Geistern einen Bund;
Schau, wie ihre Augen funkeln, wie ihr Haar im Winde wallt,
Wie die Erde sie verfluchet und die Fäuste grimmig ballt!

Ihr Verbrechen soll sie sühnen durch den grausen Feuertod,
Dort, wo himmelan die Flamme aus dem Scheiterhaufen loht.
Und die Menge weicht zurücke und das Weib in wilder Lust
Steigt hinauf, als wie im Wahnsinn, schlägt sich an die dürre Brust.

Und sie dehnt sich hoch und höher, reckt empor den alten Leib,
Blickt mit grimmem Lachen nieder auf das Volk, ein Riesenweib.
Und es kreuzet sich die Menge, doch die Alte ballt die Faust,
Ihre Rede klingt wie Sturmwind, wenn er durch die Föhren saust.

„Ja, ich bin's, so ruft sie gellend, die mit bösem Zaubertrug
Auf die Erde niederbrachte Unheil, Schmach und Götterfluch!
Ja ich bin, ich sag' es lachend, allem Volke sei es kund,
Bin der Hölle längst verfallen, steh mit ihr im festen Bund.

Schon seit sieben Jahren liegen Eure Felder öd' und kahl,
Aus der trüben Wolke nieder lachte nie ein Sonnenstrahl;
Keine Sichel hat geklungen, keine Blume hat geblüht,
An dem Weinstock hat, dem dürren, keine Traube Euch geglüht.

Wer es that und wer's verschuldet? Wer das Uebel Euch gesandt?
Niemand anders, als ich selber, weil Ihr schnöde mich verkannt,
Weil Ihr ....“ Doch die Rede stocket und die Flamme prasselt wild
Und das Gluthmeer hat verschlungen längst das alte Hexenbild.

Und die Menge steht und lauschet. Niederwallt des Rauches Flor,
Und ein Vogel schwarz und grausig schwingt sich aus der Glut empor.
Sieh, da theilen sich die Wolken, freundlich glänzt der Sonne Strahl,
Und die Erde schmückt mit Blüthen und mit Früchten sich zumal.

Hell erklingen Vöglein Lieder, blumenreich prangt das Gefild,
Und der Weinstock lohnt mit Wucher und die volle Garbe schwillt;
Alle Quellen rauschen wieder, da der Schmerzensborn zerrann:
Heiße Dankgebete steigen aus dem Münster himmelan.

Johann David Passavant

ward 1787 zu Frankfurt am Main geboren und widmete sich nach dem Wunsche seines Vaters dem Kaufmannsstande, nahm jedoch als Freiwilliger Theil am Befreiungskriege und ward, da ihn dieser Beruf 1815 nach Paris führte, hier von den dortigen Kunstsammlungen so mächtig angezogen, daß er den Entschluß faßte, fortan ganz der Kunst zu leben. Er ward hier ein Schüler der berühmten Maler David und Gros, und ging dann 1817 nach Italien, wo er, vorzüglich in Rom, theils mit praktischen, theils mit theoretischen und historischen Kunststudien beschäftigt, sieben volle Jahre verweilte. Später kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, die er zu seinem bleibenden Aufenthalt erwählte, machte jedoch von hier aus wiederholt größere Reisen nach Frankreich, England und Italien.

Er gab heraus:

Ansichten über die bildenden Künste und Darstellung des Ganges derselben in Toskana, zur Bestimmung des Gesichtspunktes, aus welchem die neudeutsche Malerschule zu betrachten ist. Heidelberg 1820.

Kunstreise durch England und Belgien. Frankfurt 1833. Mit zehn Abbild.

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. 2. Bde. Leipzig 1839. Mit Abbildungen. (Text- und Bilderatlas werden jetzt getrennt verkauft.)

Einer der gewiegtesten und geschmackvollsten lebenden Kunstkenner, der mit gründlichster historischer Durchbildung ein eben so gereiftes Urtheil wie eine treffliche Darstellungsweise verbindet.

Digitized by Google

Gustav Pfarrius.

Ueber das Leben dieses talentvollen jüngern lyrischen Dichters vermögen wir Nichts mitzutheilen, als daß er als Oberlehrer am Gymnasium zu Köln am Rhein angestellt ist.

Er veröffentlichte:

Das Nahethal in Liedern. Köln und Aachen 1838. 2. Aufl. Bonn 1845.
Karlmann, ein Gedicht. Bonn 1841.
Chriemhildens Rache. Köln und Aachen 1844.

Warme, lebendige Phantasie, Kraft der Rede, anschauliche, farbensatte Darstellung und gewandte Behandlung der Sprache und Form sind diesem Sänger, der besonders in Balladen und episch-lyrischen Dichtungen glücklich ist, eigen.

Karl und Hildegard.

1.

Wie rast der Sturm im Eichenwald, wie saust der Wirbelwind!
Wie tobet durch die Gauen der Sachse Wittekind!
Die fränk'schen Burgen rauchen, die Kirchen sind zerstört,
Die Priester sind gefället; solch Wüthen war nimmer erhört.
Und Karl empfing die Botschaft, raufte sich den Bart;
Stampfte mit dem Fuße nach stolzer Herrscher Art;
Und um ihn seine Helden, so herrlich und so groß,
Die hörten's, was er drohte, und hatten die Schwerter bloß.

Vor Allen aber Keiner solche Lust empfand,
Solchen Kampfeseifer Keiner wie Taland;
Der fühlt den Boden brennen zu Ingelheim am Rhein,
Der muß im tödtlichen Rennen von Allen der Erste sein.

Taland, des Königs Bruder, von andrer Mutter, war
An Kühnheit und an Feuer ihm ähnlich auf ein Haar,
So zugethan den Freunden, so rasch zur That im Zorn,
So wild und ungebändigt, gab Haß oder Liebe den Sporn.

Er war des Hofes Zierde, das hatte Keiner Hehl,
Geschmückt mit jeglicher Tugend, ein Ritter ohne Fehl,
Im Busen aber hegte der Jüngling eine Qual,
Die seiner Tage Frieden, sein ganzes Lebensglück ihm stahl.

Er war entbrannt in Liebe zu seines Bruders Weib;
O Hildegard, wie strahlte vor ihm Dein schöner Leib!
Doch sann er, wie zu löschen so frevelhafte Gluth;
D'rum trieb es ihn von hinnen, im Feind zu kühlen den Muth.

Der Heerbann war ergangen; auf grünem Plan am Rhein,
Da musterte der König sein Volk im Sonnenschein;
Und um ihn seine Helden, im blanken Waffenstaat,
Empfingen die Befehle nach lange gepflogenem Rath.

Da wandte sich der König zum harrenden Taland
In brüderlicher Neigung und faßt' ihn bei der Hand:
„Du bleibst zurück am Hofe zum Schutze uns'rer Frau'n;
„Wem anders, als dem Bruder, könnt' ich mein Liebstes anvertrau'n?"

Bebend sprach der Jüngling: „O nimm zurück das Wort!
„Ich kann allhier nicht bleiben, muß fliehen diesen Ort;
„Laß, Bruder, laß mich ziehen mit Dir ins Sachsenland,
„Ein böser Zauber hält mich von hier auf immer gebannt."

Der König, den im Herzen die Weigerung verdroß,
Liebte nicht zu scherzen, wo einmal er beschloß;
Er sprach: „Den Zauber löf' ich durch königlichen Spruch,
„Nimm als Befehl die Bitte, und nun der Worte genug!"

Die Kriegstrompeten klangen, die Zinken und Schallmei'n;
Wie bäumten sich die Rosse, wie funkelten die Reih'n!
Es wälzte sich vom Rheinstrom dahin wie Feuerbrand,
Wittekind, wo bist Du? Wehe Dir, Sachsenland!

2.

Zu Ingelheim ward's stille; Taland ging öde Bahn:
„O König," rief er, „Bruder, nicht wohl hast Du gethan!"
Und wo des Rheins Gebrause bei stiller Nacht erscholl,
Da schlich er, einsam brütend, finster, gedankenvoll.

Und sah er Hildegardis im Kranz der Frauen blühn,
Dann fingen an die Flammen zu glühen und zu sprühn,
Es riß ihn hin im Taumel der Liebe Raserei,
Gebrochen war sein Wille, sein Widerstehen vorbei.

Da traf er eines Tages die Königin allein,
Da lag er ihr zu Füßen, gestehend seine Pein.
Die Königin, im Herzen der Treue reinste Gluth,
Verwies ihm hocherröthend den schrecklichen Frevelmuth.

Doch wie ein Strom verheerend die Fluren überschwemmt,
Sobald der Damm geborsten, der seine Kraft gehemmt,
So riß die Fluth der Triebe den Jüngling tobend fort,
Sobald dem Schloß der Lippen einmal entflohen war das Wort.

Gewichen sind die Schranken, er folgt, wohin sie geht;
Stets heftiger und lauter seine Lippe fleht;
Die Königin entrüstet, sie hatte keine Wahl,
Droht, einst ihn zu verklagen, beim König, ihrem Gemahl.

Doch wie durch Oel das Feuer in neuen Flammen glüht,
So stachelte die Drohung sein liebekrank Gemüth.
„Rede," rief er grimmig, „Ja oder Nein!
„Das letzte soll der Nagel zu meinem und Deinem Sarge sein!"

Da hatte sie's verstanden, da ward ihr angst und bang; —
Es blieb in fernen Landen der König noch so lang'. —
D'rum kühn zu ihrer Rettung ersann sie eine List,
Woran, wir wissen's Alle, ein Weib unerschöpflich ist.

Sie läßt ihn heimlich rufen, sie flüstert wie verführt:
„Taland, Du hast gesieget, Dein Schmerz hat mich gerührt;
„Jedoch am Hofe spähen Lauscher ohne Zahl,
„Wie sollt' es mir ergehen, erführ' es mein strenger Gemahl?

„D'rum thu', wie ich befehle: such' auf den tiefsten Wald,
„Wo nie die Art erdröhnet, wo nie ein Horn erschallt;
„Im dunkelsten Gehege ein Plätzchen wähle dort
„Zu unbelauschter Minne verborgenem Zufluchtsort;

„Ein Haus im tiefsten Forste, gemauert fest von Stein,
„Versehn mit Schloß und Riegel, soll unsre Freude sein,
„Wohin am hohen Mittag kein Blick der Sonne dringt,
„Von wo der Minne Geheimniß kein Lüftchen weiter bringt."

Da schwindelten ihm die Sinne, sein Ohr vernahm es kaum,
Es hob ihn wie den Schlafenden der süße Flug im Traum;
Er stürzte rasch von dannen wohl in den tiefsten Wald,
Wo nie die Art erdröhnet, ein Horn des Jägers nie erschallt.

Im dunkelsten Gehege ein Plätzchen fand er dort
Zu unerlaubter Minne verborg'nem Zufluchtsort.
Zimmermann und Maurer, stumm durch Eidesmacht,
Die mußten eifrig bauen in finsterer Mitternacht.

Da stand im tiefsten Forste das Haus versteckt und klein,
Von außen grau und düster, von innen blank und rein;
Von außen gleich der Hütte, worin der Köhler wohnt,
Von innen reich geschmücket, wo prächtig ein König thront.

Spiegel auf Purpurwänden, Teppiche golddurchflammt,
Und hinter seid'nen Wolken ein Ruhebett' von Sammt,
Ein Ruhebett' umflossen von mildem Dämmerlicht,
Da war es nicht zu helle, da war es zu dunkel nicht.

Und vor dem Hause standen die Königin und Taland,
„Tritt vor, Taland, ich folge, bist länger hier bekannt!"
Er that nach ihrem Worte; doch sie mit männlicher Kraft
Schlug hinter ihm zu die Pforte; d'rin saß er in fester Haft. —

Digitized by Google

3.

Hast, Sterblicher, Du jemals, gequält von Liebespein,
Dem Glockenschlag gelauschet zu süßem Stelldichein,
Und nach unendlichem Harren schwarzen Verrath entdeckt,
Du hast vom bittern Tranke Talands ein Tröpfchen nur geschmeckt. —

Es schwollen ihm die Adern, er schäumete vor Wuth,
Und machte tolle Gebärden in wilder Fiebergluth;
Der Neigung tiefste Wurzel riß er dem Herzen aus,
Zu pflanzen tödtlichen Ingrimm; das war dem Satan ein Schmaus!

Ermattet sank er nieder aufs Ruhebett' von Sammt,
Zu glühendem Rost der Hölle däucht jetzt es ihm verdammt.
Es kam der Abend traurig, es kam die stille Nacht;
In Planen schwarz und schaurig hat er thätig sie durchwacht.

Und als den Morgen grüßte der Vögelein Gesang,
Vernahm er hoch am Fenster einen leisen Klang:
Ein Körbchen wohl verschlossen ward ihm herab gesandt,
Worin er Trank und Speise in reichlicher Fülle fand.

So ging's an jedem Tage, so oft der Morgen graut',
So saß er im engen Kerker, den selbst er sich erbaut;
So saß er und sog verwildernd des Hasses Gift und schwoll,
Wie unterm Stein die Kröte, unsäglicher Qualen voll.

Und als, vom Herbst geröthet, der Schmuck des Waldes fiel,
Da fing er an zu spielen ein lang durchdachtes Spiel:
„Wer bist Du, rief er kläglich, der Speis' und Trank mir bringt?
„Gewiß an Deinen Ohren des Unglücks Stimme nicht verklingt!"

„Ich werde bald ein Schatten entschweben diesem Ort,
„D'rum bring' ihr, die Dich sendet, dieses mein letztes Wort:
„„Taland, verzehrt von Reue, begehrt in seiner Noth
„„Ein Zeichen der Versöhnung als einzigen Trost im Tod.""

Das hört' der Alte draußen, das hört' er jeden Tag;
Doch leiser stets und leiser Taland von innen sprach,
Und plötzlich war es stille, kein Klageton erscholl,
Das Körbchen mit den Speisen war unberührt und voll.

Die Königin aus Erbarmen hinaus zum Kerker eilt;
„Dir ist vergeben," rief sie, „so Reue Dich geheilt!"
Entriegelte die Pforte, und fand ihn hingestreckt,
Abgezehrt und hager, als wär' er aus dem Grab erweckt.

Er hob das Haupt, er dankte der milden Königin,
Verbeugte sich und schwankte durch den Nebel hin,
Und Hildegard, auf Pfaden verschlungen und geheim
Dem alten Diener folgend, enteilte nach Ingelheim.

4.

Die Kriegstrompeten klangen, die Zinken und Schalmei'n,
Wie bäumten sich die Rosse, wie funkelten die Reihn!
Es wälzte sich zum Rheinstrom daher wie Feuerbrand;
Wittekind lag nieder, gebeugt war Sachsenland.

Und Karl auf Sturmesflügeln, ein sieggewohnter Aar,
Durchflog des Rheines Gauen vor seiner Heldenschaar;
Der Herbstwind bog die Wipfel, den König zog es heim
Zu kurzer Ruhe Labsal im lieblichen Ingelheim.

Und sieh', ihm reitet entgegen Taland mit einem Troß
Verworf'ner wilder Gesellen, ein Jeder auf stolzem Roß;
Er stammelte den Willkommen mit Blicken wie voll Schmerz,
Dann goß er glühende Tropfen dem edeln Karl ins Herz.

Er sprach: „Dein Ruhm ist glänzend, wie Deines Helmes Stahl,
„Doch Deines Bettes Ehre befleckt Dein Gemahl;
„In dunkler Waldesöde ließ bauen sie ein Haus,
„Da zieht sie mit ihrem Buhlen allnächtlich ein und aus."

„Für Wahrheit bürgt mein eig'nes und jener Ritter Wort,
„Und willst Du mehr, so folge und schaue selbst den Ort!"
Es winkte Karl; sie flogen zur Stätte seiner Schmach,
Er sieht und glaubt; er starrte die Männer gräßlich an und sprach:

„Ihr Häscher, fort, ergreift sie! Ihr Würger, packt sie gut,
„Und wo der Rhein am Tiefsten ist, versenkt sie in die Fluth!
„Und daß sie nimmer tauche herauf zum Sonnenschein,
„So bindet um den Schlangenhals ihr einen Centnerstein!" —

Und sieh', in nächt'ger Stunde drei Männer hoch zu Roß,
Sie ziehn herab vom Hügel dem Rheine zu vom Schloß;
Im Arm des einen wanket ein händeringend Weib;
Sie fleht, sie kämpft, er hält sie gar fest um den zarten Leib.

Schon nahen sie dem Ufer, die Wogen brausen fern. —
O Hildegard, so schuldlos, erglänzet Dir kein Stern?
Hallo! zwei Reiter stürmen hervor aus dunkler Nacht;
Die Hiebe fallen hageldicht, die Rettung ist vollbracht.

Und auf des Rheines Spiegel tanzt munter bald ein Kahn:
Die Diener Karls vom Hügel im Mondenlicht ihn sahn,
Und zogen heim und hielten ihr Abenteuer hehl,
Sich rühmend, daß sie thaten genau nach des Königs Befehl.

5.

Ich singe von der Schwermuth, die Karls Gemüth umspann,
Ich singe von der Thräne, die seinem Aug' entrann,
So tief, so heiß entquellend der gramerfüllten Brust
In stiller Nacht, wenn Alles vergaß der Qual so wie der Lust.

In stiller Nacht, wenn Alles der Lust und Qual vergaß,
Der König ohne Schlummer auf seinem Lager saß;
Und wenn am lauten Morgen des Tags Geräusch erklang,
Der König trüb' und düster aus schweren Träumen sich rang.

War hin des Thrones Höhe, war hin der Krone Glanz,
Gestürzt des Ruhms Trophäe, gewelkt sein Lorbeerkranz?
Nein, sie, die überstrahlte der Krone Glanz, sie schlief
Durch seine Hand gebettet im Strome so kalt und tief.

Im dunklen Wellenabgrund, auf rollendem Gestein,
Da wähnte Karl gebettet die traute Gattin sein;
„Und ob nun große Strafe sie litt für groß Vergehn,
„So mußt' ich doch im Staube zertreten mein Kleinod sehn!"

Doch Hildegard des Lichtes der Sonne noch genoß
Im fernen Schwabenlande bei ihres Bruders Schloß,
Wohin auf ihr Verlangen nach jener Schreckensnacht
Die Retter ihres Lebens in stummer Eile sie gebracht.

Dort lebte sie verborgen der Herrlichkeit der Welt,
Ihre rone war ein Schleier, ihr Schloß ein Waldeszelt,
Und bei Gebet und Fasten erforschte sie die Kraft
Der Stein' und Waldeskräuter zu frommender Wissenschaft.

Und sieh', des Herren Gnade that bald in ihr sich kund:
Der Kranke, der ihr nahte, ging heim und ward gesund;
Und wenn von ihr beschworen, entwich der Andern Schmerz,
Dann fühlte sie erleichtert ihr eigenes schweres Herz.

So ward durch Wunderthaten ihr Name weit bekannt;
Sie glaubte sich verrathen und floh aus Schwabenland,
Und wallte, Gott vertrauend, nach Rom am Pilgerstab,
Wo ihr gesegnet Wirken so Vielen Genesung gab.

Wenn dort um ihre Zelle gedrängt sie dankbar stehn;
Ist milder Seelenfrieden in ihrem Blick zu sehn;
Doch hört' sie dann wohl sprechen vom großen Karl am Rhein,
So will es dennoch brechen, ihr Herz, vor unendlicher Pein.

6.

Indessen wälzt sich rauschend dahin der Zeiten Strom,
Und trägt den Frankenkönig zum Kaisersitz nach Rom,
Und mit ihm seine Helden, den Bruder auch, Taland,
Dem war vom Zorn des Himmels ein schweres Uebel gesandt.

Ein grauer Flor umhüllte seiner Augen Stern;
Vergebens wurden entboten die Aerzte nah und fern.
Da pries der frommen Pilg'rin Verdienst ihm jeder Mund,
Er ging, empfing den Balsam, und ward zur Stelle gesund.

Das weckte hohes Staunen im ganzen Frankenheer,
Es flog von Mund zu Munde wie eine Wundermähr:
Der König trug Verlangen, die seltenste der Frau'n
In seines Hofes Mitte von Angesicht zu schau'n.

Digitized by Google

Und schickte sonder Aufschub in gläubig-frommem Sinn
Den Diener nach der Zelle der Wunderthäterin.
Sie sprach: „Ich muß gehorchen dem Herrn und König mein;
Zur neunten Stund' im Münster da will ich harren sein."

Zur neunten Stund' im Münster in hoher Königspracht
Stand Karl, die Nonne vor ihm in niedrer Pilgrimstracht;
Der König zog die Nonne herauf an seine Brust;
Da strahlten Blicke der Wonne, da flossen Thränen der Lust.

Der Gatte hielt die Gattin enttäuscht in seinem Arm:
Da war zu voll die Seele, die Sprache war zu arm;
Ein schallendes Te Deum erscholl vom Hochaltar,
Und Gottes dunkle Wege die wurden den Menschen klar.

Nur Einer starrt zur Erde, Verzweiflung im Gesicht,
Dem klang der Ton der Orgel, als rief er zum Gericht;
Der hatte zu bezahlen eine große Schuld;
O möge sie erlöschen in Gottes unendlicher Huld!

Hildegard erflehte das Leben für Taland;
Er ward auf eine Insel im fernen Meer verbannt.
Und Karl mit den Getreuen zog heim zum grünen Rhein,
Und Ruhe kehrte wieder und süßer Friede bei ihm ein. —

So giebt aus fernen Tagen die alte Mähr sich kund,
So ward sie hergetragen durch mancher Sänger Mund;
Wenn laut die Becher klungen beim frohen Mahl, so ward
Vom großen Karl gesungen und von der treuen Hildegard.

Die Gründung Kreuznachs.

Ein Wald im Frankenlande lag wild und schauerlich,
Ein Fluß entwand dem Schatten der Felsenklüfte sich,
Und mitten auf dem Flusse lag eine Insel klein
Und mitten auf der Insel stand hoch ein Kreuz von Stein.

Und wenn der Fluß zum Strome durch Wassergüsse schwoll,
Daß rings von seinem Tosen Gebirg und Thal erscholl
Und seine Hütt' in Trümmer der Fischer sinken sah,
Stand hoch und unerschüttert das Kreuz im Strome da.

Der Meister, der's errichtet mit kunstgeübter Hand,
War übers Meer gekommen ins fränkische Heidenland,
War in die Nacht gedrungen der wüsten Barbarei,
Damit des Kreuzes Schimmer ein Licht im Finstern sei.

Der Fischer ohne Hütte zum fremden Meister fleht:
„O lehr' ein Haus mich bauen, das gleich dem Kreuze steht!"
Und jetzt auf Felsenboden wird Stein auf Stein gesetzt,
Das Wasser schwoll und brauste, das Haus blieb unverletzt.

Da kamen sie zur Insel gepilgert durch den Wald:
Belehrt durchs Kreuz, bekehret zum Kreuz ward Jung und Alt.
Und eine Stadt erhob sich, wo einst die Hütte stand:
Vom nahen Kreuz der Insel ward Kreuznach sie genannt.

Michel Mort der Kreuznacher.

„Auf zum Kampfe!" rief der Herold, „Sponheim will dem Feind erliegen!"
Nach dem Zeughaus zu den Waffen sah man die Getreuen fliegen.

Von den Schwertern, hier gehäufet, wählte Michel Mort das schwerste;
Ohne Helm und ohne Harnisch war er auf dem Platz der Erste.

Dort auf blutgetränkter Ebne durch die Leichen der Genossen
Sah er wanken den Gebieter, von den Feinden rings umschlossen.

„Kreuznach hier, mein edler Grafe!" ließ er seinen Ruf erschallen,
Und bei jedem seiner Hiebe sah man einen Gegner fallen.

„Kreuznach hier, Ihr Pfaffenknechte!" hallte seine Stimme wieder,
Und mit jedem Schlag des Schwertes schlug er einen Söldner nieder.

Schlug umher wie Blitz und Hagel, Splitter flogen in die Weite,
Und im Nu des Augenblickes focht er an des Grafen Seite.

Hieb entzwei des Nächsten Lanze, hieb ihn selbst vom Roß zur Erde,
Half dem Herrn, dem schwergetroffnen, hingesunkenen, zu Pferde.

„Rettet Euch, mein edler Grafe, den Verfolgern will ich wehren!"
Rief er fechtend, rief er sinkend, hingestreckt von hundert Speeren.

Wird durch Sprendlingens Gefilde, Wanderer, Dein Fuß einst wallen,
Weil' an einem grauen Steine: Michel Mort ist hier gefallen.

Freimund Pfeiffer,

eigentlich Friedrich Wilhelm Victor Pfeiffer, ward am 5. Mai 1810 zu Eutin geboren, studirte zu Göttingen, lebte dann zu Oldenburg und starb daselbst am 28. December 1841.

Seine Schriften sind:

Jugendklänge. Göttingen 1835.
Sie sollen ihn nicht haben, oder des Dichters Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Farce. Bremen 1841.
Goethe's Friederike. Leipzig 1841.
Goethe und Klopstock. Leipzig 1842.
Göttinger Burschenlieder. Bremen 1842.

Nicht ohne Talent und mit frischer, lebendiger Auffassung namentlich begabt, schwankte dieser noch zu unreife junge Dichter zwischen dem Geschmacke einer bereits veralteten Zeit und dem Tone, der sich in neuern Tagen geltend zu machen begann, unsicher hin und her, und sein früher Tod gestattete ihm nicht, zur Klarheit über sich selbst und die wahren Forderungen der Gegenwart zu gelangen.

Die Gruft zu Weimar.

Drei Särge stehn zu Weimar
In stiller Todtengruft,
Wohin der Wandrer Seele
Ein göttlich Mahnen ruft.

Hier ist, wie einst im Leben,
Im Tode noch gesellt
Zwei edlen Fürstenherzen
Der mächt'ge Dichterheld.

Nicht künden goldne Kränze
Und purpurner Ornat,
Wen hier des Todes Engel
In Ruhm gebettet hat.

Doch sagt die tiefe Wehmuth,
Die hier das Herz befällt,
Daß es die Fürsten kennet
Und auch den edlen Held.

Du bist mir liebe Stätte,
Gesegnet Ilm-Athen,
Das sich zur zweiten Heimath
Minerva ausersehn!

Digitized by Google

Einſt wallt zu Deinen Pforten
Die deutſche Dichterſchaar,
Und opfert Deinem Fürſten
Und Deinem Sangesaar.

Der tolle Wilm.

Wer ſteht dort an des Felſens Rand,
Dem jähen Abgrund zugewandt?

Es flattert das Haar im Novemberwind,
Und Schweiß die Stirne kalt umrinnt.

Er ſchleudert — und ſchleudert doch nichts hinab
In das lüſtern gähnende Felſengrab. —

„Das iſt der tolle Wilm. Dort ſteht er wieder
Und ſchaut auf die Felſenblöcke hernieder.

Dahin hat er ſeinen Vater zur Ruhe geſchickt.
So heißt's. Seitdem iſt Wilm im Hirn verrückt.

Jetzt ſteht er an des Abgrunds Rand
Und packt ſein Gewiſſen mit nerviger Hand,

Und ſchleudert es mit Rieſenwucht
Hinab in die bange Felſenſchlucht.

Doch das Gewiſſen, wie es klagt und jammert,
Nur feſter den ſündigen Nacken umklammert."

So ſah ich Wilm an des Felſens Rand,
Dem jähen Abgrund zugewandt.

Und ſchaudernd dacht' ich an die Macht,
Die über Menſchenthaten wacht.

Die Eiche von Oſtrolenka.

Bei Oſtrolenka ſtürzte
Der Eichbaum in den Staub,
Es rauſchen kalte Winde
Weinend im dürren Laub.

Kein luſt'ger Vogel ſchmettert
Aus dem Geäſt ein Lied;
Eichbaum, Du biſt geſunken,
Eichbaum, Du biſt verblüht!

Als Deine Helden zogen
Hinaus mit ſchwerem Tritt,
Da nahm von Deinen Zweigen
Ein Zweiglein Mancher mit.

Du hohe Eiche glüheſt
Im Abendſchein nicht mehr,
Es wandern Deine Zweiglein
Weit in der Welt umher;

Im ſchönen Frankenlande
Und in Siberiens Schnee,
In heißer Sandeswüſte
Jenſeit der grünen See.

Gar mancher graue Pole,
Fern von dem Vaterland,
Nimmt unter ſtillem Seufzen
Zweiglein von Dir zur Hand,

Und preßt ſie an die Lippen
Und an die warme Bruſt,
Und denkt dabei der kurzen
Fröhlichen Freiheitsluſt.

Vertraun, Dein göttlich Glühen,
O, wie erſtarb's ſo bald;
Hu, in Sibiriens Wäldern
Da ſauſt der Wind ſo kalt!

Guſtav Pfizer

ward am 29 Juli 1807 zu Stuttgart geboren, auf dem Seminar zu Blaubeuren gebildet, ſtudirte dann von 1825—30 zu Tübingen Theologie und Philoſophie, reiſte darauf 1834 nach Italien, iſt ſeit 1837 Mitredacteur des Morgenblattes und lebt zu Stuttgart als Privatgelehrter.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Stuttg. 1831.
Neue Sammlung. Daſ. 1835.
Dichtungen epiſcher und epiſch-lyriſcher Gattung. Daſ. 1840 (enthaltend Salomo's Nächte; Magie der Liebe; Fragmente aus Italien; Ezzelin, Tyrann von Padua; die Tartarenſchlacht u. ſ. w.)
Byrons Dichtungen. Stuttg. 1835 ff. 4 Bde.
Martin Luthers Leben. Daſ. 1836.
Uhland und Rückert, ein kritiſcher Verſuch. Daſ. 1837.
Der Welſche und der Deutſche. Hiſtoriſch-poetiſche Bilder u. ſ. w. Stuttgart 1844.
Geſchichte Alexanders des Großen, für die Jugend. Stuttgart 1845.
Geſchichte der Griechen, f. d. reifere Jugend. Stuttg. 1847.
Ueberſetzungen engliſcher Romane von Bulwer, James u. ſ. w. Gedichte und kritiſche Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber das Weſen dieſes Dichters urtheilt Menzel im vierten Bande ſeiner deutſchen Literatur S. 199 eben ſo ſchön als treffend mit folgenden Worten: In Pfizers Gedichten ſpricht ſich, trotz ihrer vorherrſchenden Reflection, die ganze edle Unruhe eines in dieſer nüchternen Zeit unbefriedigten poetiſchen Gemüthes aus, bald klagend, bald zürnend, daß nichts Großes geſchieht, und daß doch die Welt auch nicht zu dem alten Frieden, zu der ſchönen Beruhigung früherer Tage zurückkehrt, daß es keine Zeit mehr iſt für Helden, aber auch keine für Dichter, für die Heiterkeit der Kunſt und das Glück der Liebe. Wie ſehr unterſcheidet ſich dieſe ſtolze Reſignation von den kläglichen, ja niederträchtigen Verſuchen junger Schwelger, in der tiefſten Gemeinheit des Sinnengenuſſes die mangelnde Befriedigung zu ſuchen wie der ruſſiſche Sklave im viehiſchen Branntweinrauſche. Man wirft gern den Moraliſchen, die ſich gegen ſolch freches Treiben empören, ein kaltes, unpoetiſches Gemüth vor. Wohlan, hier habt Ihr einen Jüngling, tief empfänglich für alle Freuden des Lebens, nachhängend mit inniger Liebe dem ſchönen Zauber poetiſcher Luſt und doch entſchloſſen, viel lieber ſein Feuer in einer Felſenbruſt zu verſchließen, als es zu löſchen im Sumpfe des Gemeinen. Ein ſehr edles Beiſpiel." — Dies ſchrieb Menzel bereits 1836. Fügen wir noch hinzu, daß G. Pf. ſich ſeitdem durchaus treu geblieben iſt, und daß ſeinen Leiſtungen, voll ſo edler Geſinnung, eine reiche Phantaſie, Fülle der Gedanken und große Anmuth der Rede und Geſtaltung einen bleibenden Werth verleihen.

Digitized by Google

Aus:

Gustav Pfizers Gedichten.

Herbstabend.

Schon färben sich die Lüfte trüber,
Schon sparsamer durchwürzt;
Schon rascher geht der Tag vorüber,
Das Füllhorn umgestürzt.

Vor Kurzem noch ein blonder Knabe,
Trat er so stolz einher;
Nun er entledigt seiner Gabe,
Ist wohl das Herz ihm schwer?

Ich kenn' es wohl! man freut sich herzlich,
So lang man giebt und schenkt;
Hat man nichts mehr, so fühlt sich schmerzlich
Das weiche Herz gekränkt.

O Gott! wenn ausgetheilt der Freuden
Hellgoldner, süßer Wein,
So möchte man am Liebsten scheiden
Und Keinem lästig sein.

Versilbert hab' ich und bereichert
Mit Blüthenschnee den Tag;
Doch nicht in Scheunen aufgespeichert
Den goldenen Ertrag.

Nun fühl' ich, daß den rüst'gen Gliedern
Der Winter lähmt die Kraft;
Schon sparsam rinnt zu neuen Liedern
Der heiße Lebenssaft.

Und soll dem Schicksal ich mich beugen?
Und stehen kahl und stumm?
Rauscht kein Gesang mehr in den Zweigen,
So haut den Stamm auch um!

Gern neig' ich mich mit voller Krone,
Nicht unbeweint, ins Grab;
So wie ein König steigt vom Throne,
Eh ihm entsinkt der Stab.

Das Ghasel.

Es wandte meine Kunst sich zum Ghasele,
Damit sie allen Formen sich vermähle.
Ergötzlich ist solch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens mark'ger Kern ihr fehle;
Die Wandrung selbst bereichert schon den Geist,
Ob er auch nirgends plünd're oder stehle.
Hier lernt, wie, tönender Musik zu Lieb',
Die Sprache sich in mancher Krümmung quäle,
Und von des Gleichklangs strenger Pflicht beherrscht
Seltsame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künstlers Kunst und Fassung leihet oft
Den Werth dem minder kostbaren Juwele.
Euch fleh' ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja selbst die Schwächen nicht verhehle,
Und unter dieses bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die ächte Christenseele!

Liebesgeständniß.

Du sahest oft, in welchen Rausch ich sinke,
Wenn ich den Aether Deiner Nähe trinke:
Ich nenne mich mit Wonne Deinen Sklaven,
Mehr als Provinzen sind mir Deine Winke;
Dein Wort beflügelt jeden meiner Schritte,
Daß gegen mich nur lahm erscheint der Flinke.
Dein Reiz entbehrt am Besten jedes Schmuckes
Und Deine Tugend jeder Tugendschminke;
Ich weiß es wohl, wie Deiner Huld und Güte
Mein Lob in weiter Ferne nach nur hinke.
Wohl Niemand räth, daß mir in Deinem Auge
Der sanfte Stern des höchsten Glückes blinke;
Ich schweige, wie das Grab; wenn meine Rechte
Dein Herz berührt, erfährt es nicht die Linke.

Der Liebesbote.

Theurer Freund! ich bitte, theile meinen Schmerz!
Oder, wenn Dir's möglich, heile meinen Schmerz!
Ich verdanke jenes jugendlichen, kecken,
Schlimmen Bogenschützen Pfeile meinen Schmerz.
Willst Du Botendienste einem Dulder leisten?
Sieh', ich legt' in diese Zeile meinen Schmerz.
Steige schnell zu Rosse, bringe der Geliebten,
Buhlend mit des Adlers Eile, meinen Schmerz.
Eifersucht und Sehnsucht toben mir im Busen,
Reißen auf, wie ehrne Keile, meinen Schmerz.
Mit geb' ich als Mahner, daß Dich mit Geschwätze
Nicht der lust'ge Wirth verweile, meinen Schmerz.
Kehre bald mit guter Botschaft, sonst erhöhet
Zur Verzweiflung lange Weile meinen Schmerz.

Gerontes.

„Einst flammten meine Morgenopfer Dir,
O leuchtende Beherrscherin der Himmel!
Noch immer weckst Du die Begeistrung mir,
Wenn ich das nächtlich bunte Traumgewimmel
Von meiner Seele abgestreift; — und hier,
Gerettet von dem wüsten Weltgetümmel,
Hier schau ich rein von Dampf und Nebelhüllen
Mit röthrer Gluth sich Deine Scheibe füllen!

Doch nicht zu Dir, zum Größern, der Dich schuf,
Deß Hauch die Nacht des Chaos schon durchwehte —
Zu Dein- und meinem Gotte tönt mein Ruf —
Ihn suchen meine brünstigen Gebete —
Noch lag vor mir im Dunkeln mein Beruf;
Als kindlich ich zu Dir, o Sonne, flehte;
Ich schaute Dich, und war doch noch der Blinde;
Taub lag der Geist noch unter seiner Binde.

Mein Gott, mein Gott! Du Vater aller Sonnen!
Du sandtest mir die frohe Botschaft zu,
Vor der, was sonst ich Licht genannt, zerronnen;
Der Quell des Lichts, der Klahrheit bist nur Du!
In Dir hab' ich das rechte Wort gewonnen,
Das meine Seele wiegt zur ewigen Ruh;
Du bist mein Ursprung, Ziel, wohin ich schaue,
Hand, die mich führt, und Fels, auf den ich baue.

Die Welt, die ruchlos sich von Dir gewendet,
Du ließest sie, Barmherziger, nicht los;
Hast ihr viel Boten, hast den Sohn gesendet,
Um sie zu locken aus der Sünde Schooß;
Und blieben Millionen auch verblendet:
Doch ist die Zahl der Gläubigen schon groß;
Die Kunde tönt im Süden schon und Norden,
Daß Gott in seiner Welt ist heimisch worden.

Geheimnißvoll ist das erhabne Wort,
Und doch hab' ich mich gläubig ihm ergeben;
Die Quelle rinnt und rinnet ewig fort,
Aus bodenlosen Tiefen stammt ihr Leben;
Belauscht hat Niemand ihrer Zeugung Ort,
Es ist ein Ziel gesteckt des Geistes Streben —
Ich weiß, daß mich der heil'ge Quell erquicket,
Deß Schooß ich nie ergründet und erblicket.

Erfülle mich, mein Gott, mit Deiner Stärke,
Wenn die Versuchung meiner Schwachheit naht;
Gieb, daß ich allwärts Deine Spuren merke,
Daß ich prophetisch deute Deinen Rath;
Daß ich vollbringe Deine heil'gen Werke,
Mit schwachen Händen streuend ew'ge Saat;
Bewahre meinen Schlaf und meine Träume,
Daß nirgends ich mein Priesterthum versäume!"

Noch lag der Priester lange auf den Knien;
Die glüh'nde Seele noch zu beten schien,
Als schon die Lippe schwieg; da plötzlich rauscht
Es im Gebüsch; ein Mann, der ihn belauscht,
Tritt rasch hervor; in fremder Landestracht
Ist er gekleidet, doch mit reicher Pracht;
In fremder Sprache redet er ihn an,
Doch ihn versteht der vielerfahrne Mann,

Digitized by Google

Der manches ferne Land und Volk geſchaut,
Mit vieler Kunſt und Wiſſenſchaft vertraut.
Im Walde hat der Fremdling ſich verirrt;
Ihm bietet ſich als Führer und als Wirth
Gerontes an, und gern auf ſeine Bitte
Folgt ihm der Fremde in die kleine Hütte.

Den müden Wandrer labt ein einfach Mahl
Und ſeines Wirthes Rede; bis der Strahl
Der Sonne ſich erkühlt im Abendwind,
Die beiden Männer bei einander ſind.
Der Fremde wußte ein Geſpräch zu würzen
Und unvermerkt die träge Zeit zu kürzen,
Und war erſtaunt; in dieſen Felſengründen
So edlen Boden für ſein Wort zu finden.
Als länger ward der Schatten von den Bäumen,
Da mocht' er fürder nicht im Walde ſäumen,
Dem Wirthe wünſcht er dankbar alles Glück
Und läßt ihm ſcheidend eine Schrift zurück.

Der Prieſter eilte nicht, wie ſonſt, der Ruh,
Sobald die erſten Sterne glänzten, zu;
Er zündet haſtig an ein künſtlich Licht,
Denn ruhen läßt des Fremden Buch ihn nicht;
Er hat darob die ganze lange Nacht
Voll ungeſtümer Bangigkeit gewacht;
Und wie des Dunkels falt'ger Mantel ſinkt,
Und neu das Morgenroth am Himmel blinkt,
Da eilt er, ſeine Unruh' abzuwiſchen
Und im Gebet die Seele zu erfriſchen.
Freiwillig, wie aus Roſen ſich der Duft
In reichen Wellen wirbelt in die Luft,
So ſtrömte ſonſt aus ſeinem freud'gen Geiſt
Das Wort, womit er Gott voll Inbrunſt preiſt;
Doch heut' die Sylb' in ſeinem Munde ſtockt;
Die Zunge, die in Hymnen ſonſt frohlockt —
Sie müht ſich heut die ausgebrannten, hohlen
Gebete lallend nur zu wiederholen.
Er klagt ſich an vor ſeinem Gott und weint;
Doch dieſer Schmerz, der ihm nur Reue ſcheint,
Hegt, unbewußt dem Prieſter, insgeheim
Schon einen andern unglückſchwangern Keim.

An ſeinem Buche ſitzt er Tag und Nacht;
Ein Heer von Fragen iſt in ihm erwacht,
Die er ſchon längſt als machtlos hat verſpottet,
Doch deren Wurzel, noch nicht ausgerottet,
Zurück im fruchtbar tiefen Boden blieb
Und jetzt ermuthigt neue Sproſſen trieb.
Er las die Worte: „Willſt Du Wahrheit ſchauen:
So darfſt Du nicht dem Rauſch der Seele trauen;
Begeiſterung iſt Rauſch; dem reinen Sinn
Bleibt von den Taumelbildern kein Gewinn;
Der Wahn ich reich, doch ſchwindet ſchnell er ein,
Der Wahrheit Schatz beſteht — doch er iſt klein.
An ſeinem Glauben insgeheim verzagt,
Wer ihn nicht ſtreng und recht zu prüfen wagt!
Ich gebe Dir den Prüfſtein in die Hand:
Du ſcheide ſelbſt das Gold von ſchnödem Tand!"

In ſeine Hände birgt er das Geſicht
Und ſpricht: „die Prüfung kann ich weigern nicht!
Es krönet jede neubeſtandne Probe
Der Wahrheit Stirne nur mit neuem Lobe;
Drum kühn ans Werk! mein Geiſt, geübt und ſtark,
Er dringe vor bis an der Weſen Mark!
Was ſchwärmende Begeiſterung erdichtet,
Verglühe, von dem klaren Aug' vernichtet!
Und was ein ſchmeichelnd ſchöner Glaube nur,
Mißachtend ew'ge Satzung der Natur,
Der kindlich weichen Seele angemuthet:
Ich reiß' es aus, ob auch das Herz mir blutet!"
Und wie der Sommervogel, rauh gepackt
Von groben Händen, farbenlos und nackt,
Wo erſt geglüht das ſchimmernd dunkle Blau,
Nun zeiget ein durchſichtig mattes Grau:
So ward des Glaubens heitre, bunte Welt
Bald, abgefärbt, von fahlem Licht erhellt —
Wo er vordem in arglos froher Rührung
Bewundert und verehrt die heil'ge Führung,
Da ſchaut er jetzt verrückt das alte Ziel;
Wie ein Gemiſch von Dichtung, Traum und Lüge
Verſchwammen ihm der Gottheit heil'ge Züge;
Das blaue Tuch des Himmels — ſterndurchſtickt —
Iſt nicht der Teppich Gottes; er erquickt
Nicht mehr den Beter, und des Donners Rollen
Hat nie, ein Herold, Ihn verkünden ſollen;
So, immer mehr entwurzelt, ſchwankt der Glaube
In ſeiner Seele, im verdorrten Laube
Rauſcht ohne Unterlaß des Zweifels Sturm
Und tief im Marke nagt fort der Wurm.

So wie der Jäger, auf des Wildes Spur
Den Berg erklimmend, nicht der grünen Flur
Und nicht der früchtereichen Gärten achtet,
Nach Einem Ziele nur begierig trachtet,
Und aufwärts eilt durch Felſen, Eis und Schnee,
Bis endlich er auf ſchwindelnd jäher Höh,
Wo Vögel ſpottend ihm vorüber fliegen,
Sich in der Jagd verwegner Haſt verſtiegen; —
Da jammert er, vom Leben abgeſchnitten,
Bis er den bittern Hungertod erlitten,
Wenn nicht die Gemſe, der er nachgeklettert,
Rückſtürzend in den Abgrund ihn zerſchmettert:
So ſchwingt der Prieſter in verwegnem Lauf
Auf ſeinem Pfad ſich immer höher auf,
Bis unter ihm die heitre Welt verſchwindet
Und aufwärts keinen Pfad ſein Fuß mehr findet.
Da packt der grauſe Schwindel ſein Gemüth,
Die mattgejagte bange Seele glüht;
Der Geiſt, geängſtet, zitternd, überwacht,
Verſinkt in wüſter Fieberträume Nacht,
Er ſieht den Dornbuſch auf der Haide brennen,
Hört eine Stimme ſich beim Namen nennen
Und will ſich nähern; doch ein Bleigewicht
Läßt bannend ihn von ſeiner Stelle nicht;
Schwer ringt und müht er ſich und ächzt und keucht;
Von kaltem Schweiß iſt ſeine Stirne feucht —
Und eine andre Stimme ruft voll Spott:
Mach ſchnell! bald iſt im Buſch verbrannt Dein Gott!
Da bricht der Geiſt aus ſeines Körpers Haft
Und ſchwimmt in dünner Luft; doch weggerafft
Iſt Buſch und Flamme — einen Dornenkranz
Nur trifft er noch, vom Blute triefend ganz;
Er will ihn faſſen, aber er vergißt,
Daß er ein Geiſt und lauter Luft nur iſt;
Er eilt zurück, den Körper nachzuholen,
Doch der iſt unterdeß ſchon weggeſtohlen;
Er klagt, beſtürzt, daß man den Leib ihm nahm,
Und weil er nackt iſt, peinigt ihn die Scham.
Und bald erhebt ſich ein gewalt'ger Wind
Und reißt ihn von der Erde los geſchwind;
Er ſchwebt dahin in ungeheure Ferne
Hoch über Bergen, Wolken, Mond und Sternen;
Allmälig das Bewußtſein ihm verſchwindet —
Sein Blick nicht mehr das Licht der Sterne findet
Und eine Stimme gellt ihm in die Ohren:
Jetzt haſt Du Dich und Welt und Gott verloren!
Da ſchrickt er auf — doch tröſtlicher iſt kaum
Ihm das Erwachen als der wirre Traum.

Des Geiſtes Unruh treibt ihn fort und fort
Und quält mit Dornen ihn an jedem Ort.
Im ſelig reichen Einklang der Natur
Las überall er ſonſt der Gottheit Spur;
Ein fröhlich Leben in den Sonnenſtrahlen;
Ihm ſchien, es göſſen aus kryſtallnen Schalen
Die reinen Engel auf der Schöpfung Haus
Des Regens wunderbare Ströme aus;
Und jetzt — nur Mißlaut allwärts ihn umtönt,
Der finſtre Rabe krächzt, der Schuhu ſtöhnt,
Die Schwalbe frißt den Schmetterling im Flug,
Der eben auf die ſeidnen Flügel ſchlug;
Den Marder färbt noch friſch der Taube Blut,
Im Neſt verſchmachtet fühllos ihre Brut;
Zwei Geier in den Lüften hoch ſich packen
Und grimmig mit den Schnäbeln ſich zerhacken;
Und eine Spinne ſah er emſig weben
Am Netz, um zu erwürgen drin das Leben.

Digitized by Google

Die Sonne neigte ſich, des Berges Spitze
Vergoldeten noch ihr letzten Blitze;
Gerontes ſtrebt den Gipfel zu erklimmen;
Da ſchlagen ihm ans Ohr verworrne Stimmen;
Er glaubt zu hören blanker Waffen Hall,
Der Roſſe Wiehern und Drommetenſchall;
Die Ungeduld beflügelt ihm den Schritt,
Und wie des Berges Fläche er betritt:
Da ſchaut er tief im Thal, ſchon halb voll Nacht,
Das letzte Zucken einer großen Schlacht.
In Flucht gejagt ſah er die Volksgenoſſen;
Die Feinde ſetzten nach mit ſchnellen Roſſen —
Der Halbmond ſchimmert funkelnd durch die Nacht
Und mancher Turban glänzt in ſeidner Pracht:
Das Mordgeſchrei verhallt in weiter Ferne —
Am Himmel hängen thränenvoll die Sterne.

Entſetzlich die erſchrockne Nacht durchgellten
Die Klagen und das Wimmern der Gefällten;
Hinunter ſchlich Gerontes. Ihn durchfährt
Der Ton der Schmerzen wie ein kaltes Schwert.
Bald hindern Leichenhügel ſeinen Schritt,
Und bald ſein Fuß auf blut'gem Raſen glitt:
Er hört die Dulder, die mit bangem Aechzen
Nach Leben nicht — nach raſchem Tod nur lechzen;
Ein Sterbender den Prieſter noch erkennt
Und bittet röchelnd ihn ums Sacrament —
Doch eh er noch ein Troſteswort vernommen,
Iſt ſeines Lebens Docht ſchon ausgeglommen.
Wer will des Prieſters Tröſtungen noch hören?
Wer läßt ſich gerne beim Entſchlummern ſtören?

Doch eine Stimme redet laut — er lauſcht,
Ein Todeswunder, opiumberauſcht,
Hat in der Fiebergluth der Sterbeſtunden
Des Paradieſes Freuden vorempfunden:
Er lallt in ſeiner Sprache: „Sei gegrüßt
Der Jungfraun Krone! wunderbar verſüßt
Der würzige Ambraduft aus Deinem Munde
Den Schmerz, der mir noch brennt von ird'ſcher Wunde.
O wie Rubinen, Perlen und Korallen
Aus Deinen Rabenlocken leuchtend fallen!
O Blume, die, in jeder Nacht gepflückt,
Mit friſcher Jugend jeder Morgen ſchmückt!
Du ſchlanke Palme gönneſt gern dem Matten
Die ſüße Ruh in Deiner Schönheit Schatten,
Dein Buſen, in Unſterblichkeit gebadet,
Ein Wüſtenquell, den durſtigen Pilger labet.
Ich fühle mich in Roſenöl getaucht,
Und" — Jetzt hat er die Seele ausgehaucht.

Ein Andrer ſtöhnt: „Den Himmel ſeh' ich offen
Und jeden Wunſch der Seele übertroffen:
Ein weißer Engel nimmt vom Purpurthrone
Und ſchwingt entgegen mir die Siegerkrone;
Entnommen bin ich jetzt des Lebens Schule,
Ich ſitze herrſchend auf dem goldnen Stuhle,
Und, fröhlich jubelnd meine Siegespſalmen,
Seh' ich von fern den Dampf der Hölle qualmen!"
Drauf ward es ſtumm — ein Todesröcheln nur
Erfüllte noch mit bangem Ton die Flur.
Der Sterbenden verzückte Worte haben
Sich in Gerontes' Seele tief gegraben
Und ſtacheln ihn die ganze lange Nacht,
Die auf des Berges Gipfel er durchwacht.
Ihm ſcheinen ausgeglichen Glauben, Lehre
Und Sitte — Vaterland; — des Todes ſchwere,
Eiskalte Hand macht Jeden hier vergeſſen,
Was er geliebt, geglaubt, gethan, beſeſſen.

„Wo ſcheidet ſich des Trugs, der Wahrheit Bahn?
Wo trennt die Hoffnung ſich vom eitlen Wahn?
Hat ewig, trotzend allen Läuterungen,
Die Sinnenluſt den Geiſtestrieb verſchlungen,
Daß Keiner je das Gold vom Zuſatz ſcheidet
Und am gediegnen Schatz das Auge weidet?
Der Eine brüſtet ſich mit goldnem Stuhle,
Der Andre träumet, wie er üppig buhle
Mit einer Houri — und ins Paradies
Schwärzt Jeder ein, was ihm auf Erden ſüß.
Ich höre wohl: dort wachſe erſt die Liebe
Und wuchern der Erkenntniß rein're Triebe.
Doch woher kommt dem Geiſt, was er nie lernte?
Und glich nicht ihrer Ausſaat ſtets die Ernte?

Und ach, mein Volk, die treuen, frommen Streiter,
Beſiegt, zermalmt vom Schwarm der wilden Reiter!
Das Kreuz, dem Gott verheißen ewigen Schutz,
Es bebt und beugt ſich vor der Feinde Trutz!
Und ich, da in den Staub mein Volk getreten,
Zum Kampf zu ſchwach und zu verzagt zum Beten!"
Jetzt packen wilder Jammer und Entſetzen
Den Prieſter — rings mit Flammen und mit Netzen
Von ſchadenfrohen Teufeln ſieht die Welt
Wie einen Forſt voll Tiger er umſtellt.
Ihm dünkt die Erde unter ſeinen Sohlen,
Die grüne Trift, beſä't mit glühnden Kohlen;
Dämonen rufen an ſich in den Lüften
Und Mißgeſtalten ſtrecken aus den Schlüften
Das Haupt. Er weiß nicht, wie er heimgekommen,
Ein ſchwerer Schlummer hat ihn übernommen;
Bis in den Traum verfolgen ihn die Schrecken,
Als plötzlich ihn des Königs Boten wecken.
„Geſandt von Deinem König kommen wir;
Entbieten läßt der fromme Herrſcher Dir:
Mich überzieht mit Krieg der Heiden Macht,
Geſchlagen ward mein Volk in einer Schlacht,
Doch bleibt die Hoffnung auf ein beſſ'res Glück
Und auf des Himmels Beiſtand mir zurück.
Doch Du verlaß im Wald Dein ſtilles Zelt
Und ſcheue nicht den Lärm und Kampf der Welt!
In unſern Streitern ſache, frommer Mann!
Wie früher oft, des Muthes Flammen an;
Dem Himmel — offen ſtehet Dir ſein Ohr! —
Trag unſre Nöthen im Gebete vor!
Du ſollſt das Volk zum treuen Kampfe mahnen
Und uns zum Siege weihen unſre Fahnen!"

Gerontes hört es, und ein heftig Zittern
Befällt bei dieſer Botſchaft ihn, der bittern;
Er ringt die Hände, doch er ſpricht kein Wort,
Und ſchweigend führen ihn die Boten fort.
Oft ward er auf der Wanderung verſucht,
Von den Begleitern ſich in raſcher Flucht
Zu trennen — in der Wildniß bei den Thieren
Sich aus der Menſchen Kundſchaft zu verlieren.
Er ſpricht bei ſich: „Soll ich dem Ruf mich fügen?
Dem Volk, dem König und mir ſelber lügen,
Und wo mir ſelber Glaube fehlt und Licht,
Vertrauen heucheln, fromme Zuverſicht?
Wie kann der Zweifler weihn der Gläub'gen Waffen?
Der Wankende dem Bruder Beiſtand ſchaffen?
Wird meine Peſt ſich nicht auf ſie vererben,
Nicht ihr geſundes Blut mein Gift verderben?
Doch wenn ich fliehe, wird das Heer verzagen,
Des Volkes Schmach als Feigen mich verklagen —
Nicht *heute* darf ich mein Geheimniß brechen
Und frei, ſo wie es mir ums Herz iſt, ſprechen.
So zeig' ich, *wie* ich meinem Volk ergeben!
Mehr opfern will ich ihm als ſelbſt mein Leben!
Ich trage, ihm zu Lieb', der Lüge Ketten
Und werd' ein Heuchler, um es zu erretten!"

Die Königsſtadt betreten ſie bei Nacht;
Da rüſtet Alles ſich zur neuen Schlacht,
So wie in einem Bienenkorb vorm Schwärmen,
So dröhnet Alles vom verworrnen Lärmen;
Doch nicht zu gründen gilt's ein neues Reich;
Ernſt ſind die Männer und die Frauen bleich,
Weil morgen eine Zukunft wird gewogen,
Ein Völkerloos aus blutigem Topf gezogen.
Hier flüſtert bei des Mondes bleichem Strahl
Ein fürchtend Paar, vielleicht zum letzten Mal.
Noch ungeſchloſſen wird vielleicht getrennt
Der Bund der Herzen. Eine Fackel brennt
Hoch von dem Thurme, aber düſter lohend
Wie das Verderben eines Reiches drohend;
Mit unerſättlichem Genuß und Kummer
Belauſcht ein Vater ſeines Lieblings Schlummer
Und drückt — der Harniſch hehlet nicht den Schmerz —
Die jugendliche Mutter an ſein Herz.
Auf hohen Warten halten Krieger Wacht
Und deuten ſcheu hinaus oft in die Nacht;
Sie ſchauen wohl der Feinde Lagerfeuer;
Manch gräßlich fabelhaftes Ungeheuer
Aus Nacht und Rauch und Flammen wird gezeugt,
Und ſchnell von Angſt und Wahne groß geſäugt;
Es ſcheint die Luft vom Bangen angeſteckt,
Daß kalte Furcht in jeder Bruſt ſie weckt.

Digitized by Google

Der Priester, wie die dumpfe Angst er merkt,
Fühlt von geheimem Stolze sich gestärkt;
Schon hat das Schlimmste ja sein Haupt getroffen
Und hinter ihm schon liegen Furcht und Hoffen;
Die Andern quält noch die Bekümmerniß
Um künft'ges Unglück, *sein's* ist schon gewiß.

Vor Morgenroth mit zitternd scheuer Hand
Legt er sich an sein priesterlich Gewand
Und widerstrebend, mit gewalt'gem Schmerz,
Pocht gegen diese Lüge an sein Herz.
Der schimmernde Talar ist ihm so fremd;
Viel lieber zög' er an sein Todtenhemd;
Das goldne Kreuz, das dieses Prachtkleid schmückt,
Wie eine Sündenlast die Brust ihm drückt.
Wohl Mancher hat zu Spiel und Maskeraden
Mit schwererem Gewichte sich beladen,
Und Mancher, brütend eine That der Nacht,
Hat sich vermummt in seltsam wilde Tracht
Und athmete doch leichter; und so schwer,
So tief beklemmt trug Keiner noch, wie Er.
Und doch war es das Kleid, das hundert Mal
Er sonst getragen, leicht und ohne Qual;
So gräßlich, wie die bleichste Larve nicht,
Erscheint ihm heut' sein eignes Angesicht,
Womit das Schicksal ihn verdammt im Grolle,
Sich nachzuspielen seine eigne Rolle.

Dem Boten folgt er dann mit irrem Fuß
Und senkt das Auge bei des Königs Gruß.
Der spricht zu ihm! „Du kommst, wie ich gehofft,
Du tratest, gottgeliebter Mann! schon oft
Für unsre Sache bei dem Himmel ein;
Er wird auch heut Dir hold und gnädig sein;
Nicht nur das Volk und mich bedrängt die Noth!
Des Glaubens Kleinod selber ist bedroht,
Wenn wir nicht heut der Feinde Fluthen dämmen,
Die unsrer Länder Grenzen überschwemmen."

Dann führt er ihn hinaus, daß er die Fahne
Ergreife und das Volk zum Streite mahne.
Der Jungfrau'n Chöre fromme Hymnen singen,
Zwölf holde Kinder, weiß gekleidet, bringen
Dem Priester das Panier, auf weißem Grund
Das rothe Kreuz; da that er auf den Mund —
Rasch auf die Knie sinkt das Heer; es klirrt
Nicht eine Waffe mehr; kein Wort verirrt
Sich in der tiefen Stille — blau und klar
Voll Sonnenschein der Morgenhimmel war;
So redet er: „O treues Volk voll Muth,
Ihr Kämpfer für ein mehr als ird'sches Gut,
Ihr auserkornen Häupter, Ihr Geweihten,
Der Gott, der Euch berufen, lehr' Euch streiten!
Er schaffe, daß nicht irre das Geschoß,
Der Fuß nicht wanke, strauchle nicht das Roß,
Daß Euer Mund nicht läst're und nicht klage,
Der Arm nicht zittre und das Herz nicht zage;
Daß Euch die Kraft der Sonne Gluth nicht schwäche,
Des Bogens Sehne und der Schild nicht breche,
Daß Teufelskunst nicht Euer Auge blende,
Daß Uebermuth den Siegerruhm nicht schände!
Daß Euer Keinen der Versucher fange,
Und den, der fällt, das Paradies empfange!
Er stärke Eure Hand zu seiner Ehre!
Er lasse streiten seiner Engel Heere
Für Euch, daß sie mit diamantnen Waffen,
Wie reifes Korn, der Feinde Glieder raffen.
Der Israel geführt aus Gluth und Wolke,
Er ist auch heute nahe seinem Volke;
Wer heute stirbt, der stirbt mit Gott versöhnt;
Wer hier verstümmelt, der wird dort gekrönt!
Der Sieg, mein Volk, er kann uns nicht entrinnen!
Hier oder dort — wir müssen ihn gewinnen!"

Jetzt braust heran der Feinde wild Geschwader,
Und Kampflust schwellt das Blut in jeder Ader;
Gerontes schwingt die Fahne und voran
Eilt er dem Heer und zeigt ihm seine Bahn.
Am späten Abend hat das Kreuz gesiegt;
Der Halbmond glanzlos an der Erde liegt;
Doch ihn, den Priester, der mit tiefer Scheu
Die Fahn' ergriffen, doch sie trug voll Treu',
In dessen Brust ein wild'rer Kampf getobt
Als der, worin er sich als Held erprobt:
Ihn streckt ein Feind vom umgewandten Pferde
Mitleidig mit dem letzten Pfeil zur Erde.
Ein bittres Lächeln überfliegt die Züge
Und mit ins Grab hinab nimmt er die Lüge.
Wer war sein Mörder? Von dem Wald der Gast,
Dem jüngst Gerontes Labung bot und Rast,
Er, der ihn in der Qualen Strudel stürzte,
Er war es auch, der ihm sein Leiden kürzte,
Doch willenlos — von Feinden schon bedroht,
Im Fliehen sandt er Einem noch den Tod,
Der mehr ihn wohl ob dieser Sendung pries,
Als für das Gastgeschenk, das er ihm ließ.

Wenn Ruhm im Tod die Seelenpein vergütet,
Die in der Brust des Lebenden gewüthet;
Wenn Palmenblatt und Weihewasser kühlt
Die Flammen, die unlöschbar ihn durchwühlt;
Wenn Priesterschlüsse haben ein Gewicht,
Und aus dem Volk die Stimme Gottes spricht:
Dann hat mit seinem Tod sein Glück begonnen
Und unermeßlich er beim Tausch gewonnen,
Denn keine Ehre mangelt seiner Leiche;
Er fiel, ein Hort des Glaubens und dem Reiche;
Den Himmel hat sein mächt'ges Flehn gerührt,
Das Heer hat er zum Siege angeführt,
Ein Marmor zieret sein geweihtes Grab,
Dem Frömmigkeit stets frische Blumen gab,
Und eine Inschrift giebt mit goldnem Munde
Von des Bewohners Schicksal diese Kunde:
Er ist für seinen Glauben hier gestorben
Und hat die Martyrkrone dort erworben!

Der Tod.

1.

Dunkel ist's, die Fackeln brennen
In St. Ildefonso's Schloß;
Diener, heimlich flüsternd, rennen —
Schon gesattelt steht manch Roß,
Harrend, bis der Trauerboten
Fuß sich in den Bügel schwingt,
Wenn der Tod den langbedrohten
Fürsten endlich niederzwingt.

Seinem Bruder Carlos nickt er,
Der der nächste *Mann* dem Thron,
Sorglich nach der Tochter blickt er,
Die ausschließt den Königssohn;
Mund und Aug' beredt mit Bitten
Stürmen des Infanten Brust,
Daß er nicht, den er erlitten,
Räch' am Kinde den Verlust.

Daß er ihrer Kindheit Hüter,
Ihres Throns Beschützer sei,
Daß er lenke die Gemüther
Spaniens zur festen Treu'.
Säh'st, Kronmäkler von Bayonne,
Du in dies Gemach herein:
Deinem Geist müßt eine Wonne
Deines Hauses Eintracht sein!

Ferdinand, deß Thränenlüge
Nicht der Seele Mißtraun hehlt,
Carlos, der die Athemzüge
Seines Bruders neidisch zählt!
Deine Enkelin, die der Vater
Sterbend ihrem Ohm empfiehlt,
Der sie lieb hat — wie der Kater,
Der nach einer Taube schielt!

Alle Diener, alle Granden
Treten weg von Spaniens Herrn;
Wer wird Herr jetzt von den Landen?
Wessen Name gilt, weß Stern?
Während noch nicht des gequälten
Königs Seele kam zur Ruh,
Flogen die als treu gezählten
Herzen andern Fahnen zu!

Digitized by Google

Furchtbar kämpft der Docht des Lebens
Mit des Todes eis'gem Wehn —
Lange sträubt er sich — vergebens —
Keinen Puls mehr fühlt man gehn;
Er ist todt! von Ohr zu Ohre
Fliegt's — erledigt ist der Thron!
Waffnet Euch, ihr Matadore!
Wer trägt diesen Preis davon?

2.

Wer noch fragt nach dem Erblaßten!
Sie nur, die den Sarg ihm baun!
Die ihm schmeichelten, ihm haßten,
Jetzt nach andern Häuptern schaun.
Nur die Königin voll Jammer
Vor des Königs Leiche steht —
Wähnt nur in der Todtenkammer
Sicher ihre Majestät!

Fast im Sterbesaal noch tragen
Arme, Stimmen, Gunst sie feil;
Wird das Kronjuwel zerschlagen,
Hascht sich jeder seinen Theil!
Auch der Beicht'ger ohne Säumniß
Hat verkauft, was, nah dem Tod,
Er bekannt' — ein schwer Geheimniß —
Dem, der ihm am meisten bot;

Boten sind hinausgeflogen,
Die schon lang zuvor bestellt;
Ausgestrahlt im weitem Bogen
Zieht die Botschaft durch die Welt;
Und der Majo, der die Kunde
Rauschen hörte durch das Land;
Nimmt die Glühroll' aus dem Munde
Und den scharfen Dolch zur Hand.

Der Verbannte hört's mit Hoffen;
Lichte Heimathrosen glühn,
Wie vom Lenzesstrahl getroffen,
Aus des Heimwehs Dunkelgrün.
Selbst in feuchte Kerkermauern
Hat sich ein Gerücht verirrt,
Daß sich klärt das dumpfe Trauern
Und das Erz wie Silber klirrt.

Die Infantin ohne Kummer,
Ruht auf ihrer Mutter Schooß,
Und das Kind in süßem Schlummer,
Lächelt, ob's gleich kronenlos!
Ob die Hand gleich der im Sterben
Sie ihr Vater noch empfahl,
Gierig, selbst es zu erwerben,
Sie ums Diadem bestahl!

Trauermasken kann nicht tragen
Lange, wer nach Kronen greift;
Carlos kürzt die Zeit der Klagen,
Nun sein kühnes Werk gereift;
Eine Schrift in irrer Stunde
Ab dem Sterbenden gepreßt,
Giebt dem Volke Spaniens Kunde,
Daß die Kron' er Carlos läßt.

Schon mit Zungen, Gold und Eisen,
Feder, Schwert und Crucifix
Rüstet Alles sich; die Weisen
Spähn ins Uhrwerk des Geschicks —
Plötzlich — aus der Todtenkammer
Hört man ein Geflüster wehn —
Kündet an der Glockenhammer,
Daß die Stunden rückwärts gehn? —

Ha! der König, der so gräßlich
Lange mit dem Sterben rang,
Dessen Schuld so unermeßlich,
Daß der Tod sie kaum verschlang;
Ihn behielt noch nicht die Ruhe,
Nicht die stille Schlummernacht —
Schon am Rand der Sargesruhe
Ist zum Leben er erwacht!

Hat so lang in seinen Adern
Zäh gestockt das dicke Blut,
Er gehört das wilde Hadern,
Der Parteien Haß und Wuth?
Die den Purpurmantel packten,
Die den Hermelin zerfetzt,
Während sie um seinen nackten
Leichnam kaum ein Aug' genetzt!

Aus des Todes bangen Träumen
Langsam er empor sich wühlt,
Findet sich noch in den Räumen,
Wo er Geisterfurcht gefühlt!
Und nach Menschen streckt die Hände
Hilfesuchend jetzt er aus —
Und bald wird ihm klar: es schände
Der Verrath sein Königshaus!

Racheheischend mit dem Kinde
Zu ihm hin die Kön'gin eilt;
Sein versteinert Hofgesinde
Schüchtern in der Ferne weilt —
Ist's die überraschte Treue?
Ist's die schuldbewußte Schaam?
Kleiner wär' wohl ihre Scheue,
Wenn als Geist er wieder kam!

Nur sein Haus will er bestellen,
Sichern seiner Tochter Thron;
Will die Treu' an seine Schwellen
Fesseln jetzt mit goldnem Lohn;
Seines Volkes Recht erneuen,
Das er zweimal trat in Staub,
Daß die Kön'gin es in Treuen
Schütze vor Verrath und Raub.

Und es pocht zum zweiten Male
Bald der Mahner, weil die Frist
Abgelaufen, leer die Schaale,
Die nicht süß mehr mundet, ist;
Leben ist ihm schon verbittert
Durch den Vorschmack von dem Tod,
Und vor'm Tod der doppelt zittert,
Weil er einmal ihm gedroht!

Bläßer wird die Stirn und bläßer —
Schleier zieht der Tod jetzt dicht
Um ein Auge, welches besser
Niemals sich erschloß dem Licht!
Sorgsam späht man, ob auf's Neue
Er nicht bricht des Todes Nacht,
Aber Liebe nicht und Treue
Hält bei ihm die Leichenwacht!

Wie er kaum zur Ruh gebettet,
Schwingt der Krieg den Feuerbrand,
Und die Zwietracht tobt entkettet
Durch das tief zerriss'ne Land.
Meineid, Undank — sein Gedächtniß!
Haß und Hohn — sein Leichentuch!
Bürgerkrieg noch sein Vermächtniß!
Und ein schuldlos Kind — ein Fluch! — —

Bis das Kind zur Jungfrau worden —
Wird der Zwietracht Brand verglühn?
Auf den Feldern, feucht vom Morden,
Blumen zwischen Ernten blühn?
Wird vom Pulverdampf, vom Tone
Wilder Wuth der Aether rein?
Wird die schmachbefleckte Krone
Auch jungfräulich wieder sein?

Von der Berge Schlachtenbühnen
Wird der Freiheit Banner wehn?
Wird, den Vater zu entsühnen,
An sein Grab die Tochter gehn?
Wird sie aus des Frevels Wogen
Segnend steigen, makellos?
Oder sinkt, vom Fluch gezogen
Sie auch in des Abgrunds Schooß?

Digitized by Google

Der ſtolze Feldherr.

„Wieder brennt das Kriegesfeuer,
Wieder iſt das Reich bedroht!
Führe Du, mein Vielgetreuer,
Unſres Volkes Aufgebot;
Deine Heldenſtimme kennen
Meine Krieger ſchon von fern,
Und wie Dich, ſo freudig nennen
Keinen ſie den Bannerherrn.“

„Oft ſchon haſt in blut'gen Schlachten
Du geſchirmet meinen Thron;
Nimmer ging nach Dank Dein Trachten,
Doch nun kenn' ich einen Lohn:
Haſt Du gleich es mir verborgen,
Doch hab ich Dein Herz durchſchaut:
Siege diesmal noch und morgen
Grüßet Dich mein Kind als Braut.“

„„Herr! warum mich ſo erniedern,
Daß Dein Mund mir Lohn verheißt?
Bin ich nicht mit meinen Gliedern,
Nicht mit Athem Dein und Geiſt!
Gönne mir den Ruhm, daß Treue
Mir das Schwert gab in die Hand.
Wenn der alten gleich die neue,
Braucht ſie traun! kein Unterpfand.““

Wohlgefällig ſieht der Alte
Seinen trotz'gen Helden an;
„Ob Du mir auch zürnſt, ich halte,
Was ich jetzt Dir kund gethan.
Willſt dem Vater nicht geſtehen,
Daß ein Stern Dir lieblich glänzt?
Wirſt die Tochter auch verſchmähen,
Wenn ſie Dich als Sieger kränzt?“

Und der Feldherr früh am Morgen
Fleht den Himmel an um Glück,
Ordnet raſch die Schlacht, verborgen
Bleibt nichts ſeinem Falkenblick;
Von des Hügels ſonn'ger Spitze
Schaut er froh und frei umher;
Die Befehle, ſchnell wie Blitze,
Fliegen durch das blanke Heer.

Glänzend ſieht er ſich enthüllen,
Was er tief im Geiſt gehegt,
Und die Stunden, ſie erfüllen,
Was er ihnen auferlegt.
Die lebend'gen Glieder greifen
Freudig in einander ein,
Und bald muß die Siegsfrucht reifen
Mit dem röthlich goldnen Schein.

Plötzlich da mit Angſt und Beben
Kommt ein Bote hergerannt:
„Deine Braut verhaucht ihr Leben
Unter wilder Feinde Hand!“
Schrecklich hat, wie Sturmesflügel,
Ihn das Unglückswort durchbrauſt,
Und der Feldſchlacht ſtraffe Zügel
Sinken aus der ſtarken Fauſt.

Selbſt hat er das Schwert geſchwungen
Und geſprengt ſein flüchtig Roß,
Wüthend iſt er eingedrungen
In der Feinde dichten Troß.
Schon mit ungezählten Leichen
Hat die Wahlſtatt er erfüllt,
Bis ihn ſelbſt, den Wundenbleichen,
Eine tiefe Nacht umhüllt.

Als das Aug' er aufgeſchlagen,
Freundlich da der König ſtand,
Führt, verſchönt von Angſt und Zagen,
Seine Tochter an der Hand;
Denn nur Feindes Dücken hatten
Seine Botſchaft ausgeſtreut,
Während ſie im Lorbeerſchatten
Ihres Helden ſich erfreut.

„Sieg, mein Sohn, durch Dich entkettet
Iſt von Feindesjoch dies Land!
Kron' und Reich haſt Du gerettet!
Nimm ſie mit der Tochter Hand!“
Doch der Feldherr gramvoll wendet
Sich vom dargebotnen Glück!
Wie vom Himmelsglanz geblendet,
Sinkt ſein trüber Blick zurück.

„„Milde Richter meiner Thaten,
Bittrer macht Ihr meinen Schmerz!
Meinen Herrn hab ich verrathen,
Weil ſein Kind erfüllt mein Herz;
Um der Schlacht zu ſein ein Leiter,
Haſt du mir den Stab vertraut,
Und ich, wie ein toller Reiter,
Suchte Rache für die Braut!““

„Drum empfang ihn nicht ſo gütig,
Der die Feldherrnpflicht verletzt,
Der berauſcht und übermüthig
Volk und Kron' aufs Spiel geſetzt
Ich darf mit dem Sieg nicht prahlen,
Den bethört ſo ſchnöder Trug;
Dank mußt Du dem Himmel zahlen,
Daß er Deine Feinde ſchlug.“

„„Ja ich muß mich ewig grämen,
Und des Hohnes bin ich werth!
Laß Dein Kind den Schleier nehmen,
Weil ihr Ritter ſie entehrt.““
Schon will er von ſeinem Schilde
Reißen ab den goldnen Schmuck;
Doch der Königsgreis, der milde,
Spricht mit ernſtem Händedruck:

„Ja wohl biſt Du ein Verräther,
Dein Geheimniß gabſt Du kund;
Aber ſolchen Uebelthäter
Richtet nicht des Königs Mund.
Götter führten Deine Sache,
Als Du wankteſt, ſchön hinaus,
Und ihre Segen löſcht die Rache,
Wie den Blitz die Sonne aus.“

„Soll mein Kind in Kloſterwänden
Härmen ſich ob Deiner Schuld?
Willſt Du nicht aus meinen Händen,
Nimm ſie von des Himmels Huld!
Erſt verſchmäheſt Du Belohnung:
Und Verzeihung nun Dich kränkt;
Glücklich, wenn der Götter Schonung
Durch der Liebe Mund ſie ſchenkt!“

„Büßen auch ſollſt Du die Sünde:
Myrthe feſſle Deine Kraft!
Meine Tochter, Du verkünde
Ihm die ſtrengſte Kerkerhaft!
Einſam von den Menſchen ferne,
Soll ein Monat ihm vergehn,
Und ſtatt Sonnenlicht und Stern,
Soll er nur Dein Auge ſehn!

Digitized by Google

Paul Achaz Pfizer

wurde am 12. September 1801 zu Stuttgart geboren, ein älterer Bruder des Vorigen, er ſtudirte die Rechte zu Tübingen 1819—23, ward darauf Secretair bei dem Juſtizminiſterium, und 1827 Oberjuſtizaſſeſſor zu Tübingen, nahm aber 1831 ſeine Entlaſſung aus dem Staatsdienſte. Er ward zum Abgeordneten in der würtembergiſchen zweiten Kammer für Tübingen erwählt; ſeine Motion in Betreff der Bundestagsbeſchlüſſe vom 28. Juni 1832, welche angenommen worden, hatte die Auflöſung des Landtages zur Folge.

Seine Schriften ſind:

Briefwechſel zweier Deutſchen. Stuttg. 1831—32. Mit einem Anhang Gedichte.
Ueber den Liberalismus. Tüb. 1832.
Das ſtaatsrechtl. Verhältniß Würtembergs zum deutſchen Bunde. Straßb. 1832.
Ueber Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutſchland. Stuttg. 1836.
Das Recht der Steuerverwilligung. Daſ. 1836.
Gedanken über Recht, Staat und Kirche. Stuttgart 1842. — Daraus beſonders abgedruckt: Das Vaterland u. ſ. w. Mit Zuſätzen und Anmerkungen begleitet. Stuttgart 1843.

Das Urtheil über P. A. Pfizer's publiciſtiſche Leiſtungen gehört außerhalb der Kreiſe dieſes Sammelwerkes, doch möge hier immer einen Platz finden, was Menzel (deutſche Literatur II. 209) von ihm ſagt: Gelehrſamkeit, ſtrenge Folgerichtigkeit die beſonnenſte und klarſte Darſtellung und der edelſte Patriotismus zeichnen dieſen Publiciſten in ſo hohem Grade aus, daß der Blick der durch die trüben Nebel der Zeit und Literatur ſchweift mit Freude auf dieſer hellen und ſchönen Erſcheinung verweilt. — Bemerkenswerth iſt, daß P. A. Pf. einer der Erſten unter den Männern der Gegenwart war, der die Politik in den Kreis der Poeſie hineinzog. — Seine, dem Briefwechſel zweier deutſcher Dichter angehängten politiſchen Gedichte ſind meiſterhaft und bisher nicht übertroffen worden, ſo ſehr ſich die allgemeine Neigung in unſerer Zeit auch dieſer Gattung zugewendet hat. Folgendes möge den Beweis liefern.

Speckbacher.

Speckbacher iſt ein deutſcher Mann,
Kein Modeheld der Welt zur Plage,
Des Kaiſers ſchlichter Unterthan
Iſt er noch ächt vom alten Schlage,
Und hat auch wenig ſonſt ſtudirt,
Als wie man frei die Büchſe führt.

Den Bären früh zum Ziel er nahm,
Er weiß der Kugel Flug zu lenken;
Doch ſeit das Heer der Franken kam,
Die ſeiner Väter Land verſchenken,
Dünkt ihn verloren jeder Schuß,
Wo nicht ein Blauſtrumpf ſtürzen muß.

Da trifft auch ihn das falſche Blei;
In einer Höhle, krank, verlaſſen,
Doch in der kühnen Seele frei,
Will ihn die Liſt der Fremden faſſen,
Er hört ſie kommen, ſpringt vom Grund,
Ruft: „jetzt, Speckbacher, ſei geſund!“

Er tritt hervor und ſetzt den Hut
Sich ruhig auf der Stirn zurechte,
Im Wehrgehäng die Büchſe ruht,
Speckbacher geht nicht zum Gefechte,
Doch ſchaut er ſie mit Blicken an,
Daß Manchem drob das Blut gerann.

Kein Säbel blinkt, kein Schuß wird laut,
Sie weichen ſcheu zu beiden Seiten,
Und ſehn den Mann, der ſich vertraut
Durch ihre Gaſſe langſam ſchreiten,
Doch bald tönt rings der Alpen Mund:
Speckbacher hält noch unſern Bund.

Und wollt Ihr wiſſen, wie er's macht,
Daß ſelbſt die Sieger vor ihm zagen?
Gethan iſt's ſchwerer als gedacht,
Will's Euch auf Treu und Glauben ſagen:
Kein Zwingherr und kein Heer beſiegt
Den Mann, der lieber bricht als biegt.

Andreas Hofer.

Der Sandwirth, der's ſo gut verſtanden,
Wie man das Wild auf Alpen hetzt,
Hat ſich vom Streit mit Söldnerbanden
Zu Insbruck an den Tiſch geſetzt,
Und ſeine kecken Schützen liegen
Des Rufs gewärtig, müd vom Siegen.

Da regt ſich's drängend in den Gaſſen,
Vermiſchte Stimmen werden laut,
Der Platz kann kaum die Menge faſſen,
Und Jung und Alt erwartend ſchaut;
Sie wollen unter Sang und Klingen
Ein Lebehoch dem Sandwirth bringen.

Doch er, des Landes Schirm und Stütze,
Tritt mit entblößtem Haupt daher:
„Laßt das, ich bin ein ſchlichter Schütze,
Und wenn ich ſelbſt der Kaiſer wär;
Ihr ſolltet einen Höhern preiſen,
Daß er uns beiſteht — will's euch weiſen.“

D'rauf faltet er die rauhen Hände,
Und Jeder auf den Knien fleht,
Daß Gott des Sieges Engel ſende;
Viel tauſend Seelen ein Gebet!
Die Kämpfer ziehn — und wenig Stunden
So ſtrömt ihr Blut aus friſchen Wunden.

Und ſoll ich weiter noch verkünden,
Wie er der Treue Lohn empfing?
Das iſt der Fluch von unſern Sünden,
Daß er, der feſt am Glauben hing,
Verlaſſen ſtarb den Tod der Schächer,
Und fand nur droben einen Rächer.

Doch nun der Sandwirth ausgeſtritten,
Seit ihm die Kugel ſchlug durchs Herz,
Kränkt Euch der Tod, den er gelitten,
Er aber ſchwang ſich himmelwärts,
Und jagt wohl, wo die Sterne blitzen,
Den Steinbock mit des Himmels Schützen.

Der Geiſt der Zeit.

1831.

Habt Ihr vom Geiſt der neuen Zeit den Flügelſchlag vernommen?
Schon iſt die Wolkenveſte weit von ſeinem Hauch entglommen!
Er iſt der Geiſt, von dem das Wort prophetiſch einſt erklungen:
In alle Wahrheit leitet er und ſpricht in allen Zungen.
Er iſt ein Falke, der die Bruſt im Morgenlichte badet,
Er iſt ein Schwan, der ſterbend lockt, wen Gottes Ruf begnadet.
Er iſt ein Sturm, der brauſend fährt und heilge Flammen zündet,
Wie als er Chriſti Jünger ſich zum Werk des Heils verbündet.
Er treibt die falſchen Götter aus, zertrümmert die Altäre,
Vom Weizen ſondert er die Spreu und reinigt Herz und Lehre.
Er rührt des Pflügers Eiſen an und goldne Saaten wogen,
Er kommt auf freiem Ocean im Maſtenwald geflogen.

Digitized by Google

Er führt am ſtillen Himmel hoch der Nächte Liebesreigen,
Er läßt aus dunkler Meere Schooß das helle Tagroth ſteigen.
Er iſt der Lenz, der Blüthen träumt, von Düften eingeſchleiert,
Er iſt die Frühe, die erwacht der Erde Brauttag feiert.
Die Sonne röthet tiefer ſich, ſie iſt das Flammenzeichen,
Aus dem er blickt, in dem er ſiegt, vor dem die Schatten bleichen.
Auf der Gebirge Strahlenhöhn läßt er ſich glänzend nieder,
Und Geiſterchöre ziehn im Klang der Auferſtehungslieder.
Die Wälder weckt ſein Wiederhall, ſein Odem hebt die Wellen,
Die Wucht der Erde ſchütternd bebt, verjüngte Herzen ſchwellen,
Er hat das tauſendjähr'ge Reich bereitet für die Seinen,
Und ſammelt, bis zum jüngſten Tag die letzten Sterne ſcheinen.

Der Rhein und ſeine Töchter.

1831.

Die Sehnſucht trieb mich einſt zum Rhein,
Bei ſeinem Rauſchen nickt' ich ein,
Die Sterne leis am Himmel zogen,
Sie glänzten auf den breiten Wogen:
Da flog mit triefendem Gewand
Ein Schwarm von Mädchen an den Strand.

Mir däuchten ſie gar fremd von Art,
Muthwillig, luftig, leicht und zart,
Sie tanzten, kicherten und ſangen;
Drauf kam ein ernſter Greis gegangen,
Der trank aus mächtger Urne Wein;
Es mochte wohl der Flußgott ſein.

Ein Lieblingskind trat vor ihn hin,
Nahm ſanft den alten Herrn am Kinn:
„Du, Vater, kannſt ſeit alten Tagen
So ſchön die Waſſerorgel ſchlagen,
Und dieſe warme Mondennacht
Iſt wie zum Tanz für uns gemacht."

„Erlkönig uns ſchon lange plagt:
Wir hätten's ihm ja zugeſagt;
Auch hab' er jetzt viel hübſche Knaben,
Die bringt er und noch andre Gaben!
Dann unſer Liebling, Ariel, —
Ich ſorge wahrlich, daß er ſchmäht'."

„Denn auch ſein König Oberon
Vergißt bei uns der Lüfte Thron;
Du ſelber ſagſt, der möge werben,
Du dürfeſt's nicht mit ihm verderben,
Weil ſeine Frau, Titania,
Dich immer gern bei Mondlicht ſah."

„Doch iſt Dir unſer Lärm zu viel,
So laß uns nur allein zum Spiel!
Und kommt der Puck mit plumpen Späßen,
Dem wollen wir das Hemd durchnäſſen;
Ein Stündchen unter uns allein
Kann ja nicht ſo gefährlich ſein."

„Ach, mit den Menſchen iſt's doch aus,
Die finden nicht mehr unſer Haus:
Denn wir ſind jung und froh geblieben,
Sie wiſſen nur den Strom zu trüben,
Und rudern auf und ab den Rhein,
Als könnt' Nichts drin wie Fiſche ſein."

„Zwar die Franzoſen wären recht,
Seitdem die Deutſchen gar ſo ſchlecht;
Wenn ſie nur beſſer Deutſch verſtänden,
Längſt hielt ich ſie mit beiden Händen:
Ach, lieber Vater, gehts wohl an,
Daß ich Franzöſiſch lernen kann?"

Da ſchnaubt der Alte, zornentbrannt:
„Was plapperſt Du für Unverſtand!
Das fehlte noch bei meiner Ehre,
Daß ich, mein Kind, Franzöſiſch lehre!
Ich ſchwör's, daß ich ein Deutſcher bin,
Und will's auch bleiben immerhin."

„Meint Ihr, ich hätte, felsgezwängt,
Sonſt meine Bahn im Sturz geſprengt,
Und triebe, nie vermiſcht, die Wellen,
Durch Waſſerſchlünde, tief wie Höllen,
Ja, ſtürbe lieber Durſt im Sand,
Als daß ich ließ mein theures Land?"

„Jetzt freilich ſind die Deutſchen ſchlecht!
Drum, wo ſonſt Männer froh gezecht,
Soll auch mein Wein zur Erde laufen,
Den jetzt die Diplomaten ſaufen!
Und Ihr ſeid ganz den Deutſchen gleich!
Nur fort ins Haus! Gott beſſer' Euch!"

Am Boden floß der edle Wein,
Doch drang der ganze Schwarm ſchon ein
Mit Schmeichelbitten auf den Alten,
Da half kein Zank, kein Stirnenfalten;
Der Leichtſinn jauchzt, indeß er grollt
Und trauernd fern die Woge rollt.

Einſt und Jetzt.

1831.

Meiner Heimath Berge dunkeln,
Fluthend in der Wälder Grün,
Und gleich Heldenaugen funkeln
Sterne, die darüber glühn.
Dämmernd Licht umfließt die Wipfel,
Wo das hehre Schweigen thront,
Hohenſtaufens ſchlanke Gipfel
Krönt, ein Geiſterfürſt, der Mond.

Hohenſtaufen, ſel'ge Sterne!
Beide Friedrich, Konradin!
Schaut Ihr aus verhüllter Ferne
Jetzt nach Eurer Wiege hin?
Schweb herab aus ihrer Wolke,
Liederfrühling! Waffenklang!
Ueber dem verwaiſten Volke
Tönt erweckenden Geſang!

Kühner Rothbart! nicht geſtorben
Biſt ja Du, Du ſchlummerſt nur,
Wo um Heil das Schwert geworben,
Suchend des Erlöſers Spur;
Aber in der Zauberhöhle
Hält Dich harter Schlaf gebannt;
Wann erwachſt Du, Heldenſeele,
Fliegſt, ein Sturm, verjüngt durchs Land?

Kaiſer Karl, von dem ſie ſagen,
Daß noch oft Dein Banner rauſcht,
Wenn Du fliegſt im Wolkenwagen
Und Dein Volk dem Siegsruf lauſcht,
Wo biſt Du? Den Ruf zum Siege
Freilich hört kein Deutſcher mehr,
Und der Glaube ward zur Lüge,
Harrt umſonſt der Wiederkehr.

Und Du heiligſter der Schatten,
Hermann! der als Opfer fiel,
Deutſchlands ſterbendes Ermatten
Treibt Dichs nicht vom blutgen Pfühl?
Sagt man doch, Erſchlagne kehren
Wieder, bis ihr Geiſt verſöhnt: —
Kannſt Du ruhen, ſtatt zu wehren,
Wo man Deinen Schatten höhnt?

Doch die Helden ſind geſchieden,
Die Vergangenheit iſt todt!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende Dich zum Morgenroth,
Gleich dem Aar, der einſt entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entlegnen Oſtmeers trug.

Adler Friedrichs des Großen!
Gleich der Sonne decke Du
Die Verlaſſnen, Heimathloſen,
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächtgem Flügelſchlage
Triff die Eulen, Rab und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Digitized by Google

Robert Eduard Prutz

ward im Jahr 1816 zu Stettin geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte darauf in Halle Philologie. Nachdem er sich hier die philosophische Doktorwürde erworben, schloß er sich enger Ruge und dessen Bestrebungen an und wirkte mit großer Thätigkeit für die von dem Letztern herausgegebene Zeitschrift: hallische, später deutsche Jahrbücher. Er verließ darauf Halle, verheirathete sich und nahm seinen Wohnsitz in Jena, wo er sich vergeblich um eine Professur bewarb. Eine Umgehung der Censurgesetze zog ihm eine gerichtliche Untersuchung zu, welche zwar auf seine Bitte niedergeschlagen wurde, aber seine Wegweisung aus Jena, auf besondern Befehl des Großherzogs von Sachsen-Weimar zur Folge hatte. Er lebte nun abwechselnd in Halle und Berlin und hielt am letztern Orte Vorlesungen über deutsche Literatur vor einem gemischten Kreise von Zuhörern. Mitten in diesen Vorträgen wurde er jedoch auf höhere Anordnung unterbrochen, so daß er sie nicht zu Ende führen konnte. Gleich darauf erhielt er indessen einen Ruf als Dramaturg am hamburgischen Stadttheater. Er begab sich zu Ostern 1847 dahin.

Von ihm erschien:

Der Rhein. Gedicht. Leipzig 1840.
Gedichte. Leipzig 1841. — 2. Aufl. 1844. — 3. Aufl. 1847.
Der Göttinger Dichterbund. Leipzig 1841.
Ein Märchen. Gedicht. Leipzig 1841.
Literarhistorisches Taschenbuch. Leipzig 1843. 1844., später Hannover. — Vier Jahrgänge.
Badens zweite Kammer. Drei Gedichte. 2 Aufl. Zürich 1842.
Dem Könige von Preußen. Zum Kölner Dombaufest den 4. Sept. 1842. — 2 Aufl.
Die politische Wochenstube. Eine Komödie. Zürich und Winterthur 1843.
Gedichte. Neue Sammlung. Ebendas. 1843.
Karl von Bourbon. Historische Trag. Hannover 1843.
Moritz von Sachsen. Trauerspiel. Zürich 1845.
Geschichte des deutschen Journalismus. Hannover 1845 fgde.
Dramatische Werke. 2 Bde. Leipzig 1847.
Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Reiches Wissen, große Biegsamkeit des Geistes, seltene Herrschaft über Sprache und Form und Glanz der äußern Darstellung, sind schöne anerkennenswerthe Eigenschaften dieses von der Natur höchst glücklich ausgestatteten Talentes; in seinem rastlosen Streben herrscht aber eben die Rastlosigkeit zu sehr vor und es bleibt lebhaft zu wünschen, daß ihm günstige Verhältnisse jene Ruhe gewähren mögen, ohne die des Meisters Reife nicht zu erlangen ist.

Liebesrache.

Wer schleicht herein, den Hut ins Aug' gedrückt,
In krampf'ger Faust den nackten Dolch gezückt?
Kein Laut verräth ihn! Langsam, auf den Zehen,
Unhörbar schleicht er, wie Gespenster gehen;
Bleich ist sein Antlitz, nur das Auge brennt,
Wie ein Komet an dunklem Firmament.

Jetzt tritt er ein! Leis dämmernd durch den Saal
Fällt hoch von oben einer Lampe Strahl,
Süßduft'ger Blumen breite Schatten zittern
Durch das Gemach, und hinter goldnen Gittern
Schlaftrunken sträubt ein Vogel seinen Flaum
Und wiegt sich leis und girret, wie im Traum.

Und näher jetzt, starr, wie ein Bild von Stein,
Lauscht vorgebeugt er in den Saal hinein:
So lauschend steht die lüsterne Hyäne,
Und rollt das Aug' und hebt die borst'ge Mähne,
Wenn Nachts der Ostwind, der die Wüste fegt,
Den Duft von Leichen ihr entgegen trägt.

Er steht und lauscht, und heft'ger zuckt die Hand:
Sein Flammenblick, er suchte nicht, — er fand,
Er fand und traf! — Schau dort, auf seidnem Pfühle,
Die Brust geöffnet vor der nächt'gen Kühle,
Nur halb verhüllt den marmorweißen Leib,
Ruht schlummernd dort ein engelschönes Weib.

Er kennt sie wohl! — Nie hat der Schönheit Pracht
Um andre Lippen lieblicher gelacht:
Stolz war ihr Gang, der schwarzen Augen Lodern
Schien alle Männer zum Tribut zu fodern,
Ein goldnes Krönlein trug sie in dem Haar,
Denn o, sie wußte, daß sie Fürstin war.

Und sie war sein! Aus der Bewundrer Chor
War er es einzig, den ihr Blick erkor;
Vor ihm die Krone legt' sie willig nieder,
Gab lächelnd ihm die Blüthe dieser Glieder,
Gab ihm ihr Herz, und wollte nichts mehr sein,
Als seine Braut, sein Weib, sein Glück allein.

Doch was sie selbst süßstammelnd einst versprach,
Jetzt klirrt es ihr, wie eine Kette, nach:
Nicht bei der Schönheit wohnt die sanfte Treue,
Was Liebe war, ward Ueberdruß und Reue:
Sie warf ihn fort — und Andre sollen nun
An dieser Brust, in diesen Armen ruhn.

Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da sie ihn von sich stieß;
Denn dieses Herz, das einst die Liebe schwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieser Dolch, er ist für sie bestimmt!

Und näher jetzt und näher, dicht heran,
Schleicht ernst und still der unglückselge Mann:
Sie schläft so sanft! den Vogel hört er girren,
Das klingt so süß, den Geist ihm zu verwirren —
Sie schläft so sanft! wie lindes Frühlingswehn
Hört er den Athem ihres Mundes gehn.

Er hebt den Dolch — o wohl, das ist das Haar,
Das einst ein Schleier seiner Küsse war!
Das ist die Stirn, das sind die holden Brüste,
Die einst sein Mund in sel'gem Wahnsinn küßte!
Das ist der Hals, den einst sein Bild geschmückt,
Das ist das Herz, an das sie ihn gedrückt!

Er hebt den Dolch — o Bildniß jener Nacht,
Da er zuerst sah dieses Leibes Pracht!
Da er zuerst mit wonnevollem Lauschen
In diesem Glanz sich schwelgend durft' berauschen!
Da ihn zuerst ihr weicher Arm umschloß,
Zuerst ihr Kuß verzehrend ihn durchfloß! —

Und rasch zu enden dieser Zweifel Qual,
Zückt er empor zu jähem Stoß den Stahl,
Und jetzt, o jetzt — weh, wenn sie jetzt erwachte!
Wenn dieser Blick, aus dem der Himmel lachte,
Vor ihm erstarrte, schaudernd und entsetzt!
Wenn jetzt ihr Blut das süße Lager netzt!

Er steht und sinnt — Sie schläft so sanft — er sinnt,
Und eine große, schwere Thräne rinnt
Aus seines Auges wetterschwülen Flammen;
Ohnmächtig bricht sein starker Arm zusammen:
Verhüllten Haupts, fort schleicht er auf den Zeh'n,
Und Keiner jemals wird ihn wiedersehn. —

Wach' auf, wach' auf! — der goldne Morgen lacht,
Der Vogel singt, die Fürstin ist erwacht:
Sie preßt die Hände weinend an die Stirne,

Digitized by Google

Dumpf pocht ihr Blut und fiebriſch zuckt's im Hirne —
Hat ſie ein Traumbild aus dem Schlaf geweckt?
Hat ſie ein Schatten ahnungsvoll erſchreckt?

Die Mutter des Koſaken.

Laß Deine Locken flattern in dem Winde,
Zerreiß', unſel'ge Mutter, Dein Gewand!
Raſch fort, hinaus! Nach Deinem letzten Kinde,
O ſchau' hinab von dieſes Ufers Rand!
Fern am Gebirge ward die Schlacht geſchlagen,
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Er war's, er fiel! und dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!

Wer durfte ſonſt mit dieſer ſich vergleichen
Von allen Müttern in der grünen Flur?
Drei Söhne waren ihr — jetzt ſind ſie Leichen,
Sie ſucht umſonſt nur ihrer Gräber Spur.
Den Erſten rief, fern von der heim'ſchen Erde,
Zur Türkenſchlacht des Heeres Aufgebot:
Den Paſcha ſelber ſchoß er von dem Pferde
Und ſank und fand mit ihm denſelben Tod.

Was war der Dank? — Als einſt in froher Runde,
Da ihn des Weines ſüßer Rauſch umfing,
Der zweite Sohn mit allzukeckem Munde
An Katharinens Namen ſich verging:
Da ſchnell ein Ohr fand des Verräthens Klage,
Schwerer, denn Blutſchuld, wog das leichte Wort,
Und tief im Bergwerk, fern vom holden Tage,
In Ketten iſt ſein müder Leib verdorrt.

Noch Einer blieb, der Jüngſte, Sohn der Schmerzen,
Mit blauem Aug' und ſchwarzgelocktem Haar,
Ein ſüßes Kind, das ihrem Mutterherzen
Wermuth zugleich und linder Balſam war.
Man hat ſie oft noch Mitternachts geſehen,
Wie ſie emporſprang, bei der Lampe Schein,
In ihres Kindes Angeſicht zu ſpähen,
Und dann vor ſeinem Lager ſchlief ſie ein.

Er wuchs heran: ſein Auge, Morgenhelle,
Flog ſtolz und fröhlich in der Welt umher;
Kein Andrer trieb, wie er, das Roß ſo ſchnelle,
Kein Andrer ſchwang die Lanze ſo, wie er.
Und ſang er Nachts ein Liedchen vor den Zelten,
Da ſchwieg das Volk, und horchte voller Luſt
Und nickt' ihm zu, — und mancher Dirne ſchwellten
Sehnſücht'ge Seufzer die bewegte Bruſt.

Da plötzlich kam, gewaltſam Recht zu ſprechen
Für jedes Unrecht, das der Ruſſe that,
Pugatſchew kam: ſein heil'ges Amt war Rächen,
Ein Schwert ſein Scepter, blutgetränkt ſein Pfad.
Und Kampfgeſchrei und Freiheitsruf durchſchwirrte
Die grüne Steppe ſauſend, wie ein Pfeil,
Und jede Kette, die zu Boden klirrte,
Ward umgeſchmiedet in ein mordend Beil.

Auch an das Ohr der Mutter traf die Kunde:
Zwei Tage ſaß ſie wortelos und ſann;
Am dritten erſt, in mitternächt'ger Stunde,
Zu ihrem Sohne flüſternd hob ſie an:
„Dein erſter Bruder liegt in fremder Erde,
Im Bergwerk iſt des Andern Leib verdorrt . . .“
Hier brach ſie ab; der Sohn pfiff nach dem Pferde,
Denn er verſtand die Mutter ohne Wort.

Sie weinte nicht, als mit verhängten Zügeln
Ihr Liebling früh aus ihren Armen flog:
Sie wußte ja, daß auf des Ruhmes Flügeln
Sein Name bald die halbe Welt durchzog.
Roth war von Blut das Fähnlein ſeiner Lanze,
Sein Schwert war Blitzſtrahl in der Feinde Reihn,
Und bald nun, bald, in hellem Siegesglanze
Zieht er in Moskau's heil'ge Mauern ein.

Doch anders war's in Gottes Rath beſchloſſen! —
Fern am Gebirge brauſt die wilde Schlacht,
Da plötzlich hallt das Feld von flücht'gen Roſſen,
Koſaken ſtürmen durch die ſtille Nacht:
„Wir ſind zerſtreut, vernichtet und zerſchlagen!
Dein Sohn war Hetman im Rebellenheer —
Raſch fort, hinaus, denn dort die Wellen tragen
Den blut'gen Leichnam zögernd in das Meer!“

Sie hört's und ſchwieg; — nur ihre Blicke ſanken,
Wie müde Sterne, dämmernd niederwärts;
Nur einen Augenblick ſchien ſie zu wanken,
Dann wieder ſtand ſie, gleich als wär' ſie Erz.
Und als ſie nun das Aug' emporgeſchlagen,
Da längſt verſchwunden iſt der Flücht'gen Spur,
Nur noch den Hufſchlag hört ſie donnernd jagen,
Und ſtumm nun wieder, ſchweigend liegt die Flur.

Still Alles, ſtill! Nur in der Mutter Herzen,
Welch jäher Nothſchrei gellt entſetzlich dort!
Welch banges Echo fürchterlicher Schmerzen
Erweckte da des Flüchtlings raſches Wort!
Ja, hätt' ein Gott es ihrem Mund verliehen,
Die ſtumme Qual des Herzens auszuſchrein,
Das Thier des Waldes hätte mitgeſchrieen
Und Mond und Sterne ſtimmeten mit ein!

Schon wich die Nacht; der erſte Lichtſtrahl bebte
Bleich und erſchrocken über ihr Geſicht;
Sie fuhr empor, ſie fühlte, daß ſie lebte,
Die Sonne nicht, es weckte ſie die Pflicht.
Raſch fort, hinaus! Von jenes Ufers Wänden
Nach ihres Sohnes Leichnam will ſie ſchaun —
Er kommt, gewiß! und dann mit eignen Händen
Dem Schooß der Erde will ſie ihn vertraun. —

Der Tod iſt ſtark, ein Fürſt! wer darf ihn hindern?
Denn ſelbſt der Mutter Thräne rührt nicht ihn.
Doch wird der Schmerz, der bitterſte, ſich lindern,
Darf er am Grabe der Geliebten knien.
Es ruht ſich weich an dieſen grünen Hügeln,
Es weint ſich ſanft in brünſtigem Gebet,
An dieſen Gräbern, die mit Engelsflügeln
Wehmüth'gen Troſtes ſüßer Hauch umweht! —

Ihr weht er nicht! Längſt ſchon an fremden Lüften
Bleicht ihres Erſtlings blutiges Gebein,
Und um den Andern in des Bergwerks Klüften
Weint leiſe nur das tropfende Geſtein.
Den Jüngſten jetzt, o tragt ihn, liebe Wellen,
Die er ſo oft mit rüſt'gem Arm zertheilt,
Den Fels vorüber, durch des Stromes Schnellen,
O bringt ihn ſicher, bringt ihn unverweilt!

So ſitzt ſie nun, dicht an den Strom gekauert,
Die Welle netzt ihr flatterndes Gewand,
Und ſchaut hinab tief in den Fluß und lauert,
Gleich wie ein Adler von des Horſtes Rand.
Roth ſchimmern rings des Stromes goldne Fluthen,
Als ob ein Wald von Roſen hier verſank;
Doch ſind es nicht des Morgens Purpurgluthen,
Das Blut der Feldſchlacht iſt es, das er trank.

Und näher jetzt und dichter kommt's gezogen,
Ein wirres Knäul in grauſenvoller Haſt;
Mit leiſem Murren drängen ſich die Wogen,
Als grollten ſie der unerwünſchten Laſt.
Sieh, Waffen erſt, zerbrochene Standarten,
Ein Köcher hier, zerſpalten und geleert,
Schau dort ein Schild, zerfetzt und voller Scharten,
Und ohne Zaum und Sattel hier ein Pferd.

Und Leichen nun —! Aus breiter Todeswunde
Strömt quellend noch das purpurrothe Blut,
Noch ſpricht der Schmerz aus dem verzerrten Munde
Und jene Hand, ſie ballt ſich noch vor Wuth.
Zerriſſne Kleider, wirre Locken hängen
Wie müde Ruder läſſig um ſie her, —
Und dichter ſtets und unabſehbar drangen
Die Leichen ſich und ſchwimmen fort ins Meer.

Sie aber ſieht: — nie hat bei ſeinem Netze
Ein armer Fiſcher dieſe Gier gefühlt,
Der Taucher nie, der um verlorne Schätze
Des tiefen Meeres öden Grund zerwühlt.
Laut pocht ihr Herz! all' ihre Sinne lauſchen!

Digitized by Google

Ihr Auge ſtarrt, weit aufgeriſſen, weit!
Nichts unterbricht, als nur der Woge Rauſchen,
Die ungeheure, ſtumme Einſamkeit.

Wer aber kommt hier dicht herangetragen,
Als ſucht' er ſelbſt ein Grab ſich an dem Strand?
Ihm ward das Haupt zerſchmettert und zerſchlagen,
Sein beſter Freund hätt' ihn nicht mehr gekannt.
Und doch in dieſen Orden iſt's zu leſen,
Einſt bei der Zaarin lächelt' ihm das Glück,
Es iſt ein Feind, ein Ruſſe iſt's geweſen, —
Und mit dem Fuße ſtößt ſie ihn zurück!

Kein Ende noch! Schon ſenkt der Tag ſich nieder,
Die Nacht bricht ein: — horch auf, da rauſcht's vorbei,
Und ſchwirrt und ſchlägt mit flatterndem Gefieder,
Und kreiſcht und ſchrillt mit heiſerem Geſchrei:
Das iſt das Volk der Geier und der Raben,
Fernhin gefolgt dem leckern Feſtgericht —
„O ew'ger Gott, o ſchont nur meinem Knaben,
Nur in ſein Antlitz ſchlagt die Klaue nicht!"

Sie ſprang empor: raſch mit erhobnem Stecken
Schlug ſie die Luft mit lautem Jammerton,
Und Rab' und Geier ſchienen zu erſchrecken,
Umkreiſ'ten ſie und ſtutzten und entflohn.
Und wieder nur den Nachtwind hört ſie pfeifen,
Die Sterne ſchaun großaugig in die Fluth,
Und immer noch ihr Auge läßt ſie ſchweifen,
Das heller flammt, als aller Sterne Gluth.

Dort plötzlich, dort! Ihr Herz hat nicht gelogen,
Dorthin, o ſchau! Ihr Auge kennt ihn ſchon:
Der Nächſte dort, das Haupt zurückgebogen,
Allmächt'ger Himmel, ja, es iſt ihr Sohn!
Die ſie ſo oft geküßt, die Locken ſchmiegen
Sich wie ein Kiſſen um den blut'gen Mann,
Raſch rinnt der Strom, und weiche Wellen wiegen
Zu ſeiner Mutter ſchmeichelnd ihn heran.

„Du ſollſt mir nicht in dieſer Fluth verderben,
In die des Feindes rohe Hand Dich warf:
Nicht Alles wird von meinem Sohn mir ſterben,
Bleibt mir ein Grab, an dem ich weinen darf!"
Sie rief's und ſchwang mit raſchgewagtem Schritte
Sich in der Welle trüben Giſcht hinein,
Hoch ſchäumt die Fluth um ihres Leibes Mitte,
Und tiefer taucht bis an die Bruſt ſie ein.

Jetzt ſein Gewand, jetzt die erſtarrten Hände,
Dicht um den Leib jetzt hat ſie ihn gefaßt;
Doch ſteil und mühſam ſind des Ufers Wände,
Die Strömung ſtark, und o! ſo ſchwer die Laſt!
Und weiter, weiter, ohne Ruhe drängen
Zahlloſe Leichen rauſchend hinterdrein,
Und treiben ſie und ſtoßen ſie und zwängen
Sie immer tiefer in die Fluth hinein.

Sie ſtemmt ſich, kämpft — ſie will den Sohn nicht laſſen,
Mitten im Strome treibt ſie ſelber ſchon —
Feſt dennoch, feſt! — in ſchmerzlichſtem Umfaſſen,
Die Mutter ſterbend mit dem todten Sohn!
Da bricht ihr Fuß, da ſenkt ihr Haupt ſich nieder,
Die Locken trinken in der Fluth ſich ſchwer,
Und Bruſt an Bruſt, verſchränkt die ſtarren Glieder,
Treibt mit dem Sohn die Mutter in das Meer.

Kein Ende noch! Noch immer treiben Leichen,
Nachzügler ſind's mit ungewiſſem Lauf,
Bis daß die Sterne dämmernd jetzt erbleichen,
Der Nebel ſinkt, der Morgen ſteigt herauf:
Und was die Fluth mit Roſen da bemalte,
Es war kein Blut, gefloſſen in der Schlacht!
Die Sonne war's, die hoch von oben ſtrahlte,
Ein Bote Gottes, leuchtend durch die Nacht! —

Der Zecher.

Es war 'mal auf Erden ein muntrer Patron,
Eine ganz kreuzluſtige Fliege;
Ihn freute nicht Kirche, ihn freute nicht Thron,
Ihn grämten nicht Kriege noch Siege:
Tief unten ſaß er in Kellers Grund
Und zechte und zechte mit durſtigem Mund
— Ei proſit, Du luſtiger Zecher!

Und als er nun endlich zum Sterben kam —
Ein abſcheuliches Ding mit dem Sterben!
Da trank er noch Eins mit unendlichem Gram,
Schlug ſterbend den Becher in Scherben.
Der Kellner, der weinte die Aeuglein ſich naß,
Und legte ihn ſanft in ein Rheinweinfaß
— Gute Nacht, Du mein luſtiger Zecher!

Drauf als der Welt Ende gekommen war,
Gott Vater ſaß zu Gerichte,
Da wandelte flugs der Seligen Schaar
In den Himmel mit glattem Geſichte.
Doch die, ſo gelebet in Saus und Braus,
Die wurden dem Teufel ein leckerer Schmaus
— Wie wird es ergehen dem Zecher?

Sprach da Gott Vater zu Petrus gewandt:
„Wer ſteht mir denn dort in der Ecken?
Poz Blitz noch, ich glaube, der thörichte Fant
Will gar vor dem Herrn ſich verſtecken?
Auch leuchtet ſein Antlitz ſo flammenroth,
Als litt er im Voraus die hölliſche Noth"
— O weh, armſeliger Zecher!

Herr Petrus, der brachť ihn geſchwind vor den Thron,
Sprach alſo mit zürnenden Blicken:
„Das iſt der leibhaftig verlorene Sohn,
Den magſt Du zur Hölle nur ſchicken!
Der hat ſich auf Erden nichts Beßres gewußt,
Als Bechergeklirr, als Becherluſt"
— Wie nun, Du verlorener Zecher?

Antwortet der Zecher mit heiterem Mund,
Mit ſittſamen Neigen und Bücken:
„Du wolleſt, o Herr, nicht ohne Grund
Mich gleich in den Schwefelpfuhl ſchicken!
Zwar kann ich nicht leugnen, ich ſage nicht nein,
Wohl liebt' ich vor Allem, ich liebte den Wein,
— Wohl war ich ein luſtiger Zecher!

Doch hab' ich, o Herr, nicht ſündlich gezecht,
Wie die Leute, die thörichten, pflegen:
Stets that ich dem Weine ſein treffliches Recht
Und erkannte den himmliſchen Segen.
Drum, ſchaut ich die Perlen im funkelnden Wein,
Da dacht' ich gleich an die Sternelein
— Ich war ein nachdenklicher Zecher!

Und wenn ich nur erſt bei den Sternen war,
Dann ſchnell noch ein Gläschen getrunken!
Da wurde der ganze Himmel mir klar,
Da war mir die Erde verſunken,
Da hört' ich das Jauchzen der Engel ſchon,
Da ſah ich Dich ſelber auf Deinem Thron
— Ich war ein ſehr gläubiger Zecher!

Fernab von der Welt, in den Keller verſenkt,
So hab' ich, o Herr, es getrieben,
Hab' nie eine menſchliche Seele gekränkt,
Kein Glas bin ich ſchuldig geblieben.
Mein Leben und Weben, es glich ja dem Wein,
So luſtig wie er und ſo hell und ſo rein
— O, nun ſei gnädig dem Zecher!"

Und ſiehe, der Herr ſtand auf vom Thron:
„Geh' ein zum ewigen Leben!
Wohl warſt Du auf Erden ein luſt'ger Patron,
Zur Luſt Euch ſchuf ich die Reben.
Geh', Petrus, voran und füll' ihm das Glas
Aus meinem eigenen Mutterfaß"
— Ei proſit, Du ſeliger Zecher!

Der Nußbaum

unter dem Fenſter ſpricht:

Wo iſt das holde Kind geblieben,
Das ſonſt, wenn kaum die Nacht entſchwand,
Gleichwie von Zaubermacht getrieben,

Digitized by Google

Früh unter meinem Schatten ſtand?
O ſie war ſchön —! Wie junge Schlangen
Spielt' um die Stirn ihr Lockenhaar,
Vom Schlummer brannten ihre Wangen,
Ihr Auge doch, wie ſonnenklar!

Ein Wörtchen flog von ihrem Munde,
Ein Wörtchen nicht, ein Hauch, ein Klang,
Wie wohl in erſter Morgenſtunde
Der muntern Lerche Frühgeſang.
Und ſchnell das Fenſter hört' ich gehen:
„Ei guten Morgen, ſüßes Kind!" —
Wie lang' nicht hab' ich Dich geſehen!
O komm herab, herab geſchwind! —

Und kam der Liebſte nun gegangen,
O welch ein ſel'ger Morgengruß!
Welch zärtlich Reigen, hold Umfangen,
Und Herz am Herzen, Kuß um Kuß!
Dann wandelte in meinem Schatten
Das muntre Pärchen froh einher:
Was ſie ſich da zu ſagen hatten?
Sie ſprachen wenig, küßten mehr;

Bis daß zu Nacht die Sterne kamen
Und, von den Zweigen dicht bedeckt,
Sie ſchmerzlich ſüßen Abſchied nahmen,
Von keinem fremden Aug' erſchreckt.
Da lachten, weinten ſie und hielten
Umklammert ſich in trunkner Luſt,
Und meine dunkeln Schatten ſpielten
Wollüſtig auf des Mädchens Bruſt.

Ei wohl, das mochte mir behagen,
Das freute wohl mich alten Herrn,
Und wie ein Hauch von Frühlingstagen
Durchbebt' es meinen morſchen Kern.
Kein Lüftchen ging! kein Blätterrauſchen!
Still breitet' ich mein Schattendach,
Und ſtand verſenkt in frommes Lauſchen:
Entſchwund'nen Lenzen dacht' ich nach.

Nun iſt es Herbſt, die Winde wehen,
Mein grünes Haupt wird dürr und kahl,
Ich muß nun bald ſchlafen gehen:
Gern ſäh' ich ſie noch, ſie einmal!
Möcht' mich an ihrem Auge wärmen,
An ihrer Blicke Sonnenſchein:
Dann ohne Grämen, ohne Härmen,
Schlief' ich getroſt und fröhlich ein.

O wenn die Vöglein wieder bauen,
Wenn ſich mein Wipfel neu belaubt,
Werd' ich das Kind wohl wieder ſchauen,
Das mir der Herbſt ſo früh geraubt?
Ach oder wo, auf welchen Wegen,
Wohin dann irret ihre Flucht?
Dann wo ſie ſei, mit ihr ſei Segen,
Und holde Blüthe, reiche Frucht!

Ferdinand Raimund

ward am 1. Juni 1790 in Wien geboren; ſein Vater, ein armer Drechsler, ſtarb früh und der Knabe ward von einer ältern Schweſter, die ſich ſeiner annahm zu einem Conditor in die Lehre gethan. Er verließ denſelben aber bereits 1808 und verſuchte nun von innerm Drange getrieben, bei herumziehenden Schauſpielern ſein Glück, hatte jedoch mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, bis es ihm endlich gelang, nach mannichfaltigen Streifzügen im Jahre 1813 ein Enagagement als local-komiſcher Schauſpieler an der Joſephſtädter Bühne in Wien zu erhalten. Jetzt endlich brach ſich ſein großes Talent Bahn und fand die wohlverdiente Anerkennung. Ganz Wien jauchzte ihm, der abwechſelnd auf dem Leopoldſtädter, dem Joſephſtädter und dem Theater an der Wien als deren bedeutendſter und genialſter Komiker glänzte, Beifall zu, und gleiche Bewunderung wurde ihm auf ſeinen Kunſtreiſen im Auslande zu Theil. Im Auguſt 1836 hatte er das Unglück, von ſeinem Hunde in die Hand gebiſſen zu werden; tiefe Hypochondrie an der er überhaupt litt, quälte ihn mit der Idee, der Hund ſei toll und ein gräßliches Schickſal harre ſeiner. Dieſe Angſt ſteigerte ſich auf das Höchſte, als er bei ſeiner Rückkehr von einer kleinen Reiſe erfuhr, man habe den Hund erſchoſſen um weiteres Unglück zu verhüten. Er eilte nun von ſeinem Landhauſe nach Wien um ſich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen; ein heftiges Gewitter, das ihn auf dem Wege überfiel, zwang ihn in Pottenſtein zu übernachten. Hier überwältigten ihn ſeine geiſtigen Qualen und in einem Momente der höchſten Verzweiflung, erſchoß er ſich mit einem Taſchenterzerol, doch gab ihm dies nicht augenblicklich den Tod und er hatte noch acht ſchmerzensvolle Tage zu durchleben, ehe er von ſeinen Leiden erlöſt ward. Er ſtarb am 5. September 1836.

Er hinterließ:

F. Raimund's ſämmtliche dramatiſche und poetiſche Werke. Herausgegeben von J. N. Vogl. 4 Bde. in 8. Wien 1837. Dieſe enthalten:
1. Thl. Der Diamant des Geiſterkönigs. Der Alpenkönig und der Menſchenfeind.
2. Thl. Meiſarſur's Zauberfluch. — Der Bauer als Millionair.
3. Thl. Der Barometermacher auf der Zauberinſel. — Die gefeſſelte Phantaſie.
4. Thl. Die unheilbringende Krone. — Der Verſchwender. — Lyriſche und proſaiſche Dichtungen. — Biographie Raimund's vom Herausgeber.

In R. iſt ein großes poetiſches Talent durch ſchwere Schläge des Schickſals untergegangen. Wenn man ſeine nur für eine Volksbühne beſtimmten dramatiſchen Märchen aufmerkſam durchlieſt, ſo erſtaunt man über die ſeltene Fülle großartiger und eigenthümlicher Gedanken und Bilder, die mit verſchwenderiſcher Hand ausgeſtreut, oft ſogar ihm achtlos entfallen zu ſein ſcheinen, über den Reichthum der Erfindung und die feſte Charakterzeichnung. Freilich konnte er nicht anders als nur mit groben Strichen ſkizziren, denn Höheres erlaubte der Kreis, in dem er ſich bewegen mußte, nicht, aber in dieſen Skizzen zeigt ſich überall der geborene Meiſter voll tiefer, glühender Empfindung, voll ſchöpferiſcher Genialität.

Aus:

Der Alpenkönig und der Menſchenfeind.

Erſter Aufzug.

(Die Ouverture beginnt ſanft und drückt fröhlichen Vogelgeſang aus, dann geht ſie in feuerartiges Jagdgetön über, begleitet von Büchſenknall. Beim Aufziehen der Gardine zeigt ſich eine reizende Gegend am Fuße der Alpe, welche ſich im Hintergrunde majeſtätiſch erhebt. Im Vordergrunde in der Mitte, zeichnet ſich ein Gebüſch von Alpenroſen, rechts ein abgebrochener Baumſtamm, und im Vordergrunde links ein hoher Felſen auf

Digitized by Google

Erste Scene.

(Ein Chor von Alpengeistern, worunter Linarius, durchaus grau, als Gemsenjäger gekleidet, Jeder eine erlegte Gemse über dem Rucken, eilt von der Alpe herab und sammelt sich im Vordergrunde.)

Chor.

Stellt die Jagd ein, lüft'ge Schützen!
Von den steilen Alpenspitzen
Steigt herab in's blum'ge Thal;
Zählt mit wilder Jägerfreude
Schnell die frisch gefällte Beute
Hier im grünen Waidmannssaal.

Zweite Scene.

Astragalus (ganz grau, gleich den übrigen Geistern, als Alpenjäger gekleidet, ein Jagdgewehr über die Schulter.) Vorige.

Astragalus.

Holla ho, ihr Jägersleute,
Seid genügsam in der Beute,
Laßt, Ihr jagdberauschten Schergen,
Ruh'n die Gemsen auf den Bergen.
Lang gedonnert haben wir
Heut' im steinigen Revier.

Linarius.

Großer Fürst, Du magst nur winken,
Und der Alpen Geister sinken
Kraftberaubet in den Staub,
Wie vor'm Sturmwind welkes Laub.
Keiner ist hier, der es wagt,
Fortzusetzen mehr die Jagd.
Doch es kann nichts Schön'res geben
Als auf Alpenspitzen schweben,
Und den Blitz vom Rohre senden,
Der Gazelle Leben enden.
Ha, wenn aus metall'nem Lauf
Krachend sich ein Schuß entladet,
Und die gold'ne Kugel d'rauf
In der Gemse Blut sich badet;
Das ist ächte Waidmannslust,
Das erhebt des Jägers Brust!

Chor.

Das ist echte Waidmannslust,
Das erhebt des Jägers Brust!

Astragalus.

Bei des Eismeers starren Wellen
Ihr seid wack're Jagdgesellen;
Oft soll Euch die Lust entzücken,
Doch auch And're mag's beglücken.
Denn, was wir dem Berg entwenden,
Will in's dürft'ge Thal ich senden;
An Bewohner nied'rer Hütten,
Die um karges Mahl oft bitten,
Theilet Eure Gemsen aus,
Werft sie unsichtbar in's Haus.

Linarius.

Edel ist stets Dein Beginnen,
Und wir eilen schnell von hinnen,
Um den mächt'gen Herrscherwillen
Zu verehren, zu erfüllen. —
Laßt die Hütten uns umrauschen,
Leise dem Entzücken lauschen:
Wenn sie in der Thiere Wunden
Gold'ne Kugeln aufgefunden.
Dankesperlen, die sie weinen,
Wollen wir zu Kränzen einen,
Daß sie zieren dann zum Lohn
Lieblich Deinen Alpenthron. (Alle ab.)

Dritte Scene.

Astragalus.

Wohl soll in der Geister Walten
Lieb' und Großmuth mächtig schalten,
Und ihr Wesen hoher Art,
Wo sich Kraft mit Freiheit paart,
Soll, befreit vom ird'schen Band,
Schwingen sich an Aethers Rand.
Doch, so wie's im Menschenleben
Bös'- und Gutgesinnte giebt,
Jener haßt, und Dieser liebt,
So ist's auch in Geister-Sphären,
Daß nicht All' nach Oben kehren
Ihr entkörpert Schattenhaupt;
Und des höhern Sinn's beraubt,
Auch der Böse schaut nach Unten,
An die finstre Macht gebunden!
Und so wird der Krieg bedinget,
Der die Welt mit Leid umschlinget,
Der die Wolken jagt durch Lüfte,
Der auf Erden baut die Grüfte,
Der den geist'gen Geist entzweiet,
Der dem Hai die Kraft verleihet,
In des Meeres Bett zu wüthen,
Der dem Nordhauch schenkt die Blüthen,
Der den Sturm peitscht gegen Schiffe,
Daß zerschmettern sie am Riffe;
Der die Menschen reiht in Heere,
Daß sie zu des Hasses Ehre
Ueber ihrer Brüder Leichen
Sich des Sieges Lorbeern reichen. —
Doch ich liebe Geisterfrieden,
Bin den Menschen gut hiernieden,
Hause nicht in Bergesschlünden,
Laß' in freier Luft mich finden.
Hab auf Höhen glänzend weiß,
Auf des Gletschers kühnstem Eis,
Mein krystall'nes Schloß erbaut,
Das der Sterne Antlitz schaut,
Und dort blick' aus klaren Räumen
Auf der Menschheit eitles Träumen
Mitleidsvoll ich oft herab.
Doch wenn ich am Pilgerstab
Manch' Verirrten wandern sehe,
Steig' von meiner wolk'gen Höhe
Nieder ich zum Erdenrunde,
Reich' ihm schnell die Hand zum Bunde,
Und leit' ihn mit Freundessinn
Zum Erkenntnißtempel hin. (Ab.)

Vierte Scene.

Malchen und Lischen. (Erstere im lichtblauen Sommerkleide, einen Strohhut auf dem Haupte, läuft fröhlich voraus, Beide aber von der entgegengesetzten Seite, wo Astragalus abging.)

Malchen.

Das heißt gelaufen, wie pfeilschnell doch die Liebe macht. (Sieht sich um.) Hier ist mein theures Thal. Wie herrlich Alles blüht; heut glänzt die Sonne doppelt schön, als wäre Festtag an dem Himmel, und sie des Festes Königin. Bringt sie mir doch meinen August heut' zurück. Lischen! Lischen! Wo bleibst Du? Wie ängstlich sie sich umsieht! Was hast Du denn?

Lischen (kommt ganz verwirrt und sehr geschwätzig).

Aber, Sie unglückliches Fräulein, wie können Sie sich in diese verrufene, bezauberte Gegend wagen? Haben Sie nicht die wilde Jagd gehört? Heut jagt der Alpenkönig. Hätt' ich das gewußt, Sie hätten mich nicht mit vier Pferden aus dem Hause gebracht.

Malchen.

Du wolltest mit mir meinem August entgegen eilen, der heute von seiner Kunstreise aus Italien wiederkehrt? — Hier schieden wir vor drei Jahren mit bedrängtem Herzen. Du weißt, daß mein Vater schon damals unserer Liebe entgegen war, deßhalb oft in den heftigsten Zorn gerieth. Er warf ihm Talentlosigkeit in der Malerkunst vor. August, bitter gekränkt, beschloß nach Italien zu reisen, um sich nach großen Mustern zu bilden. Hier schwur er mir ewige Treue, hier haben wir uns getrennt, hier gelobten wir uns wieder zu finden. Nach seinen Briefen hat er große Fortschritte gemacht.

Lischen.

Was Kunst! Was helfen mir alle Maler von ganz Italien. In diesen Bergen hauft der Alpenkönig, und wenn uns der erblickt, so sind wir verloren.

Digitized by Google

Malchen.

Ei, er wird uns nichts Leides thun.

Lischen.

Aber die Schönheit kann's kosten, und der Verlust der Schönheit geht uns Mädchen an den Hals; und wie innig ist die Schönheit mit dem Hals verbunden! Wer umhalst uns denn, wenn wir nicht mehr schön sind? Wissen Sie denn nicht, daß jedes Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, in dem Augenblick um vierzig Jahre älter wird? Ja, sehen sie mich nur an, keine Minute wird herabgehandelt; vierzig Jahre und unsere jetzigen noch dazu — das wird eine schöne Rechnung machen. Stellen sie sich die Folgen einer so entsetzlichen Verwandlung vor. Was würde Ihr geliebter Maler dazu sagen, wenn er in Ihnen statt einer Frühlingslandschaft eine ehrwürdige Wintergegend aus der niederländischen Schule erblickte! Was würden meine Anbeter dazu sagen, wenn der Anblick dieses Ungethüms meine Wangen in Falten legte, wie eine hundertjährige Pergamentrolle;

Malchen.

Wer hat Dir solche Märchen aufgebunden? Beinahe könnte ich selbst in Angst gerathen. Es giebt gar keinen Alpenkönig.

Lischen.

Nun gut, bald werde ich Sie wie meine Großmutter verehren. Folgen Sie mir, oder ich laufe allein davon.

Malchen.

So bleib nur. Mein August wird bald hier sein, die Sonne steht schon hoch. — Wie der Wind meine Locken zerstört hat, — hilf sie mir ordnen.

Lischen.

Das fehlte noch.

Malchen.

So. (Setzt sich auf den Baumstamm nieder und öffnet ihre Locken. Lischen hilft.) Ich muß mich doch ein wenig putzen, er kommt aus Italien und die Frauenzimmer sollen dort sehr schön sein.

Lischen.

Hahaha! Ich kenne in der Welt nur ein schönes Frauenzimmer. Sie werden mich verstehen?

Malchen (bezieht es auf sich).

Du bist zu galant, Mädchen.

Lischen (bei Seite).

Die glaubt, ich meine sie; wie man nur so eitel sein kann — ich meine mich.

Malchen.

So, Lischen, jetzt sind die Locken bald geordnet. Du siehst, der Alpenkönig thut uns nichts.

Lischen.

Ach, um's Himmelswillen, nennen Sie doch den abscheulichen Namen nicht. — (Erschrickt.) Es rauscht etwas im Gebüsche. Er ist's! er ist's! —(Ein Auerhahn fliegt aus dem Gebüsche auf, sie schreit) Ach! der Alpenkönig! (Läuft fort.)

Malchen (nachlaufend).

Lischen! Lischen! Was schreist Du denn? Es ist ja nur ein Vogel. Die Alberne läuft sicher nach Hause. Lischen, so hör' doch! — Da hat sie mir die Locken vollends verdorben. Wenn jetzt August käme und mich so erblickte! (Besinnt sich). Aber pfui Malchen, was ist das für eine Eitelkeit! August wird dich doch nicht deiner Locken wegen lieben. (Aergerlich) Aber warum heißen sie Locken, wenn sie nicht bestimmt wären, die Männer anzulocken? (Sieht in Scene.) Ach, dort eilt Jemand den Hügel herauf. Wenn er es wäre!

Fünfte Scene.

August (im einfachen Reisecanzug, eine Mappe unter dem Arme). Malchen. Astragalus.

Malchen.

August, lieber August!

Astragalus.

Heisa he! da geht's ja lustig zu im Alpenthale.

August.

Gutes Malchen! Wie glücklich fühl' ich mich, Dich wieder zu sehen. Nichts soll uns nun trennen als der Tod.

Malchen.

Und mein Vater, August, der ist fast fürchterlicher als der Tod.

August.

Sorge nicht, Malchen; wenn er die Fortschritte meiner Kunst erfahren wird, wenn er sich von der Beständigkeit meiner Liebe überzeugt, so kann uns seine Einwilligung nicht entgehen. Ich will noch heute zu ihm.

Malchen.

Ach! das ist vergebens. Mein Vater spricht Niemanden außer seiner Familie, nur selten die Dienerschaft; er ist zum Menschenfeind geworden.

August.

Unmöglich! und Du rühmtest doch oft sein Herz, seine Redlichkeit?

Malchen.

Er besitzt Beides, doch Du weißt, daß mein Vater, als er noch in der Stadt den ausgebreiteten Buchhandel hatte, um große Summen betrogen wurde. Undank und Niederträchtigkeit brachten ihn zu dem Entschluß, sein Geschäft aufzugeben, die Stadt zu fliehen und sich auf seinem gegenwärtigen Landsitze vor der Zudringlichkeit der Menschen zu verbergen. Hier liest er nun unaufhörlich philosophische Bücher, die ihm den Kopf noch mehr verwirren. Sein Mißtrauen hat keine Grenzen. Er fährt gegen jeden Menschen auf, verlangt die gleichgültigsten Dinge mit einer Art von Wuth; Niemand, selbst die Mutter nicht, kann um ihn weilen; Alles flieht und fürchtet ihn, und darum hat er Jeden im Verdacht der Untreue. Sein Menschenhaß steigt mit jedem Tage und wir fürchten für sein Leben. Deinen Namen dürfen wir gar nicht aussprechen; er weiß, daß sie meine Liebe billiget, und haßt sie darum unversöhnlich.

August.

O grausames Schicksal, warum vernichtest Du all' meine glücklichen Träume wieder? Also kann ich Dich nie besitzen, Malchen?

Malchen.

Wenn ich nur Ein Mittel wüßte, Dich zu erringen. Ach! wär' ich frei wie jener Vogel, der sich so fröhlich in der blauen Luft dort wiegt, ich zöge mit Dir durch die ganze Welt. Glückliches beneidenswerthes Thier, wer kann Dir Deine Freiheit rauben?

Astragalus (schießt den Vogel aus der Luft, man sieht ihn aber nicht fallen).

Malchen (erschrickt).

Ach!

Astragalus (immer in rauhem Ton).

Des Schützen Blei, weil Du die Frage stellst.

Malchen (blickt hinauf).

O August, sieh!

August.

Wer bist Du, grauer Wandersmann?

Astragalus.

Den Alpenkönig nennt man mich.

Malchen.

Der Alpenkönig! Weh' mir! (Sinkt ohnmächtig in August's Arme.)

August.

Was ist Dir, Malchen? Hülfe! Hülfe! Steht ihr bei.

Digitized by Google

Aſtragalus (lachend).

Es dürften wohl ſelbſt Steine ſich erbarmen. Hab' Mitleid, Fels, und öffne ſchnell Dein Herz. (Stößt mit dem Kolben des Gewehres auf den Fels; der Fels öffnet ſich; man ſieht einen kleinen Waſſerfall, der über Roſen ſprudelt, an dem zwei Genien lauſchen; ſie fangen mit goldenen Muſcheln Waſſer aus der Quelle und beſprengen Malchen damit.) Erwache, Thörin, die Flügel wünſcht und ſo die Erde höhnt!

Auguſt.

Sie ſchlägt das Auge auf! Wie iſt Dir, Malchen?

Malchen.

Ach! ich habe den Alpenkönig erblickt, jetzt bin ich gewiß um vierzig Jahre älter geworden. Erkennſt Du mich noch Auguſt?

Auguſt.

Träumſt Du? Was haſt Du?

Malchen.

Falten habe ich, lieber Auguſt, viele tauſend Falten. Ich muß entſetzlich ausſehen, ſieh mich nur nicht an.

Auguſt.

Was fällt Dir ein! Du biſt ſo ſchön, als Du immer warſt.

Malchen.

Schön wäre ich, gewiß? Und hätte keine Falten? — Nein, eine ſolche Angſt habe ich in meinem Leben noch nicht ausgeſtanden.

Auguſt.

Und warum?

Malchen.

Nun, Liſchen ſagte mir: ein Mädchen, das den Alpenkönig erblickt, würde um vierzig Jahre älter werden.

Aſtragalus (tritt vor).

So ſagte ſie?

Malchen.

Ach, da iſt er ſchon wieder. (Verhüllt das Geſicht.)

Aſtragalus.

Seid ohne Furcht und horcht, was Alpenkönig ſpricht:
Schon zweimal ſah ich Eurer Herzen Brand
Wie Morgenroth auf Lilienſchnee erglühen,
Und Thränen, edler Sehnſucht nur verwandt.
Leidkündend über Eure Wangen ziehen,
Und weil mich das ſo inniglich erfreut,
Daß ihr ſo ſeltſam treu noch denkt,
Hab' ich Euch meine Fürſtengunſt geweiht
Und Eure Lieb' mit meinem Schutz beſchenkt.
(Zu Malchen.)
Ich weiß um Deines Vaters Menſchenhaß,
Hab' ihn belauſcht, wenn er den Wald durchrannte
Mit Ebersgrimm, auf Bergesgipfel ſaß
Und ſeinen Fluch nach allen Winden ſandte.
Doch laßt darum den treuen Muth nicht ſinken;
Erkennen wird mit ſeinem Wahnſinn rechten,
Die Sterne werden bald zur Brautnacht winken,
Und Alpenkönig wird den Kranz Dir flechten. (Ab.)

Sechſte Scene.

Auguſt. Malchen.

Malchen.

Haſt Du gehört, Auguſt? Iſt's ein Traum? Wir ſollen glücklich werden?

Auguſt.

Wir wollen ſeinem Worte glauben, und obwohl ich ſein Daſein für ein Märchen hielt, muß ich es für wahr halten, wenn ich nicht ungerecht gegen meine Sinne handeln will.

Malchen.

Komm, wir wollen meiner Mutter Alles erzählen. Laß uns vertrauen auf den Alpenkönig, er ſcheint nicht böſ' zu ſein, ich habe ihm auch dreiſt in's Auge geblickt, und es hat mir nichts geſchadet; nicht wahr, lieber Auguſt! ich bin um gar nichts älter geworden?

Auguſt.

Mein liebes Malchen, ſeit ich Dich wiederſehe kaum um eine Stunde.

Malchen.

Um eine Stunde nur? (Ihm ſanft in's Auge blickend.) Nun, eine Stunde kann ich ſchon verſchmerzen, und es war eine glückliche, denn ich habe ſie mit Dir verlebt. (Beide Arm in Arm ab).

Siebente Scene.

(Zimmer auf Rappelkopf's Landgute.)

Sabina. Sebaſtian. Dienerſchaft. Sophie.

Chor.

Euer Gnaden ſind ſo gütig,
Dennoch halten wir's nicht aus;
Unſer Herr iſt gar zu wüthig,
Und das treibt uns aus dem Haus.
Niemand kann bei ihm beſtehen,
Und wir wollen alle gehen.

Sophie.

Seit ruhig, Leute, verſeht Euren Dienſt nur kurze Zeit noch, es wird ſich vielleicht bald Alles ändern. Geht an Eure Arbeit. Wenn mein Mann herüber käme — ich bin in Todesangſt!

Sebaſtian.

Warum? Er ſoll's wiſſen, wir können's nicht mehr länger aushalten mit ihm.

Sophie.

Es wird ſich Alles ändern, ich habe an meinen Bruder in Venedig geſchrieben, ihm die Seelenkrankheit meines Mannes und die üblen Folgen derſelben vorgeſtellt; er wird vielleicht noch heute ankommen, um Alles zu verſuchen, ſeinen Menſchenhaß zu heilen, (ſeufzt) oder mich von meinem Manne zu trennen.

Sebaſtian.

Es wäre die höchſte Zeit. Euer Gnaden ſehen ſich gar nicht mehr gleich. Drei Weiber hat er ſchon umgebracht! Er iſt ja ein völliger blauer Bart.

Achte Scene.

Habakuk. Vorige.

Sophie.

Ah, Habakuk! wo iſt mein Mann! Iſt Malchen nach Hauſe gekommen?

Habakuk.

Der gnädige Herr iſt ſchon wieder im Gartenzimmer, er hat ſich ſelbſt ſeinen Schreibtiſch und Stuhl hinübergetragen, und geht mit ſieben Ellen langen Schritten auf und ab. Ich verſichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein ſolcher Herr iſt mir nicht vorgekommen.

Sabina (im ſchwäbiſchen Dialekt).

Nu, da habe wir's, jetzt trau' ich mich nicht in den Garte hinaus, er hat den Schlüſſel von der Hofgartethür abgezoge, ich kann nicht koche.

Sophie.

Nun, ſo geh' Sie durch das Gartenzimmer.

Sabina.

Ja, wer traut ſich denn hinein, wenn der Herr darinne iſt? Da geh' ich eher zu einem Leopard in die Falle — er jagt ja Alles hinaus. Wenn er in die Kuche kommt, ſo wär's nothwendig, ich ſchliefe unter dem Herd.

Digitized by Google

Habakuk.

Nun ja, da giebt's schon Schwaben genug.

Sebastian.

Mich kann er gar nicht leiden, ich muß mich immer unter's Heu verstecken.

Sophie.

Aber er beschenkt Euch doch so oft.

Sabina.

Ja, aber wie? Nachdem er uns alle möglichen Grobheiten gesagt hat, wirft er Einem das Geld vor die Füße.

Habakuk.

O, da ist er noch in seinem besten Humor; aber neulich nimmt er seine goldene Uhr, ich glaubte, er würde mir ein Präsent damit machen, aber er wirft sie mir an den Kopf. Das sind Berührungen, in die man nicht gern mit seiner Herrschaft kommt. Ich war zwei Jahre in Paris, aber das hab' ich nicht erlebt. Zu was brauch' ich zwei Uhren? Ich habe meine Uhr im Kopf', aber am Kopf' brauch' ich keine.

Sabina.

Kurz, in dem Hauf' ist nichts zu mache. Wenn man nicht einmal in den Garte kann —

Habakuk.

Wie soll man da auf einen grünen Zweig kommen?

Alle.

Ja, wir wollen Alle fort!

Sophie.

Also wollt ihr Eure Frau, die Euch immer so menschenfreundlich gewogen war, so plötzlich verlassen, da Ihr doch seht, daß sowohl ich, als meine Tochter eine gleiche Behandlung zu dulden haben? Ich kann Euch nicht fortlassen, weil heute oder morgen mein Bruder ankommt, der Vieles über meinen Mann vermag. So lange müßt Ihr die Launen Eures Herrn noch ertragen.

Alle.

Es geht nicht, Euer Gnaden, es ist nicht auszuhalten.

Sophie.

Kann dies Geschenk Euch vermögen — (giebt Jedem einige Silberstücke).

Alle.

Ach, wir küssen die Hand, Euer Gnaden!

Sebastian.

Wir werden sehen, ob wir auskommen können mit ihm.

Habakuk.

So lang' wir mit dem Gelde auskommen, kommen wir schon mit ihm auch aus.

Sabina.

Und wisse Euer Gnaden, er wär' gar nicht so übel, der Herr —

Sebastian.

Ach, gar nicht, wenn er nur anders wär'!

Habakuk.

Freilich, das ist der einzige Umstand.

Sophie.

Doch jetzt geht beruhigt an Eure Geschäfte.

Alle.

Gleich, gnädige Frau. (Ab.)

Sebastian (das Geld wiegend).

Euer Gnaden sind eine gescheite Frau. Ich sage immer, Euer Gnaden sind einmal Kutscher gewesen, weil Euer Gnaden so gut wissen, daß man einen Wagen schmieren muß, wenn er fahren soll. (Ab.)

Sabina (küßt ihr die Hand).

Eine Frau, die man in der ganzen Welt suche darf. (Ab.)

Habakuk.

Ich versichere Euer Gnaden, ich war zwei Jahre in Paris, aber ein Herz, wie Euer Gnaden zu haben belieben, das ist wirklich, wie man auf französisch sagt: nouveau!

Neunte Scene.

Sophie. Habakuk. Lischen.

Sophie.

Nun endlich seid Ihr zurück. Wo ist Malchen? Ist August angekommen? Haben sie sich getroffen!

Lischen.

Von allen dem weiß ich keine Silbe, gnädige Frau, ich weiß nichts, als daß der Mädchen verfolgende Alpenkönig eine Jagd gegeben hat, daß mich an dem Ort des Rendezvous eine Angst befallen hat, und daß ich über Hals und Kopf zurückgelaufen bin.

Sophie.

Und Malchen?

Lischen.

Wollte ihren August erwarten, und war nicht zu bewegen, mit zurück zu gehen.

Sophie.

Aber wie kann Sie sich unterstehen, meine Tochter allein zu lassen, Sie leichtsinnige Person, der ich mein Kind anvertraut habe. Ich muß nur gleich Leute hinaussenden. Wenn ihr ein Unglück widerführe! O Himmel! Angst und Sorge überall.

Lischen.

Aber gnäd'ge Frau —

Sophie.

Geh' Sie mir aus den Augen. (Eilig ab.)

Zehnte Scene.

Lischen. Habakuk.

Lischen (äußerst zornig).

Nein, das ist nicht zum Aushalten. Das Haus ist ja eine wahre Folterbank. Die Dienstleute so herabzusetzen!

Habakuk.

Es ist aber auch ein Volk! Ich bin nur ein Bedienter, aber wenn ich mein eigener Herr wäre, ich jagte mich selber fort.

Lischen.

Mich eine Person zu heißen.

Habakuk.

Solche Personalitäten!

Lischen.

Schweig' Er! Wenn ich nur diesen langweiligen Menschen nicht mehr vor mir sehen dürfte.

Habakuk (bei Seite).

Ich bin kein Menschenfeind, aber ich habe einen Stubenmädelhaß! — Was mir diese Person zuwider ist, bloß weil sie's nicht glauben will, daß ich in Paris gewesen bin. (Beides) Geschieht Ihr schon recht, Mamsell Lise!

Digitized by Google

Lischen.

O erbärmlicher Wicht! Er verdient gar nicht, daß sich ein Stubenmädchen von meiner Qualität mit Ihm unter Einem Dache befindet.

Habakuk.

O prahle Sie nicht mit ihrer Stubenmädelschaft. Ich versichere Sie, ich war zwei Jahre in Paris, da gibt es Stubenmädel — wenn man die in's Deutsche übersetzen könnt', das gäb eine Stubenmädliade, woran sich die ganze hiesige Kammerjungferschaft spiegeln könnte.

Lischen.

Er zwei Jahre in Paris gewesener Einfaltspinsel, Er kommt mir gerade recht. Wenn er sich noch einmal unterfteht, Seine unverschämte Zunge zu meinem Nachtheile zu bewegen, so werd' ich Seinen Backen Krieg erklären, und Ihm den Beweis liefern, auf was für eine Art ein deutsches Kammermädchen die Ehre ihres Standes zu rächen weiß. (Giebt ihm eine Ohrfeige, und geht schnell ab.)

Habakuk (hält sich die Wange).

Nein, was man in dem Hause Alles erlebt; ich war zwei Jahre in Paris, aber so etwas (hält sich im Abgehen die Wange) ist mir noch nicht vor's Gesicht gekommen.

Eilfte Scene.

(Kürzeres Zimmer. Links die Eingangsthüre, rechts führt eine Glasthüre nach dem Garten. Auf dieser Seite befindet sich ein altmodischer Tisch und Sessel. Links an der Wand neben der Thüre ein hoher Spiegel. Neben der Gartenthür ein Secretär. An der Hinterwand, in der Mitte, ist ein Kasten, über demselben ein Bild, einen Bären in seiner Höhle vorstellend, in goldenem Rahmen.)

Rappelkopf.

(kommt in heftiger Bewegung zur Glasthüre herein, sein ganzes Wesen ist auffahrend. Er sieht die Menschen nur auf Augenblicke, oder mit Seitenblicken an, und wendet sich schnell, entweder erzürnt oder verächtlich, von ihnen ab.)

Lied.

Nein, das kann nicht mehr so bleiben,
S' ist entsetzlich, was sie treiben!
In's Gesicht werd' ich belogen,
Hinter'm Rücken frech betrogen.
'S Geld muß ich am End' vergraben,
Denn sie stehlen wie die Raben.
Ich hab' keinen Kreuzer Schulden,
Baare hunderttausend Gulden,
Und doch wird mir's noch zu wenig;
Es thät' Noth, ich würd' ein König!
Meine Felder sind verhagelt,
Meine Schimmel sind vernagelt,
Meine Tochter — wie betrübt —
Ist das ganze Jahr verliebt.
Alle Tage das Gewinsel
Um den Maler, um den Pinsel,
Der kaum hat ein Renomée,
Und vom Gelde kein' Idee.
Und mein Weib, bei allen Blitzen!
Will die Frechheit unterstützen;
Sagt, er wär' ein Mann zum Küssen,
Wie die Weiber das gleich wissen.
Und das soll mich nicht verdrießen?
Ja, da möcht' man sich erschießen!
Und statt daß man mich bedauert,
Wird auf meinen Tod gelauert;
Und so sind sie Alle, Alle,
Ich zerberste noch vor Galle!

Es ist aus: die Welt ist nichts als eine Belladonna; ich habe sie gekostet, und bin toll davon geworden. Ich habe Aufrichtigkeit angebaut, und es ist Falschheit hervorgewachsen. Schändlich! Ich bin auf dem Punkte, durch meinen eignen Schwager zum Bettler zu werden. Er hat mich überredet, mein Vermögen einem Handlungshause in Venedig anzuvertrauen, das jetzt dem Sturze nahe sein muß. Ich erhalte keine Interessen, keine Briefe von meinem heuchlerischen Schwager, der vielleicht im Bunde steht mit dem betrügerischen Volke. Und so täuscht mich Alles! Alles! Darum will ich nun auch Allen fluchen!

Das ist der vorsicht'ge, weit gehetzte Hase,
Mit der vom Unglück zerstoßenen Nase,
Mit dem millionenmal verwundeten Schädel,
Das ist mein Mann, den behandl' ich edel.

Ich hab' zuviel ausgestanden in der Welt, ich kanns beweisen, ich habe vier Attestate, denn ich habe das vierte Weib. Und was für Weiber, eine Jede hat eine andere Untugend gehabt. Die Erste war herrschsüchtig, wollte eine Königin spielen, bis ich als Treffkönig aufgetreten bin. Die Zweite war eifersüchtig bis zum Wahnsinn; wie sich nur eine Fliege auf meinem Gesichte blicken ließ — pump! sie hat sie erschlagen. — Das waren zwei Ehen, da kann man sagen: Schlag auf Schlag. Die Dritte war mondsüchtig; wenn ich mit ihr reden wollte, saß sie oft auf dem Dache. Jetzt frag' ich einen Menschen, ob das zum Aushalten war? Aber sie haben doch behauptet, sie könnten mit mir nicht leben und sind aus lauter Bosheit gestorben. Bin aber nicht klug geworden, hat mich die Höllenlust angewandelt, eine Vierte zu nehmen. Eine Vierte, die viermal so falsch ist, als die andern Drei; die mein Kind im Ungehorsam unterstützt; den Maler protegirt den Maler, der vor Hunger alle Farben spielt; nichts, als mit der Dienstbotenbrut Complotte macht gegen ihren Herrn und Meister. (Sieht zur halb offenen Eingangsthür hinaus.) Aha, da schleicht das Stubenmädchen herum, die hat sicher wieder eine Betrügerei im Kopfe. Wie haß' ich das Geschöpf! ich werde sie aber doch herein rufen, um sie auf eine feine Art auszuforschen. — He, Lischen! (Schreit.) Herein!

Zwölfte Scene.

Rappelkopf. Lischen.

Lischen (tritt furchtsam herein).

Was befehlen Euer Gnaden?

Rappelkopf (immer barsch).

Ich hab' etwas zu reden mit Ihr.

Lischen (erschrickt).

Mit mir? (Bei Seite) Nun, das wird eine schöne Conversation werden. Was er schon für Augen macht!

Rappelkopf (bei Seite).

Ich werde alle möglichen Feinheiten aufbieten. (Roh.) Da geh' Sie her!

Lischen (nähert sich verzagt).

Rappelkopf (betrachtet sie verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen).

Infame Person!

Lischen.

Aber, Euer Gnaden —

Rappelkopf.

Was Gnaden, nichts Gnaden! Schweig Sie still und antworte Sie.

Lischen.

Das kann ich ja nicht zugleich.

Rappelkopf.

Sie kann Alles. Es ist kein Betrug, der Ihr nicht möglich wäre. Sie ist eine Mosaik aus allen Falschheiten zusammengesetzt. (Bei Seite) Ich muß mich zurückhalten, damit ich nicht unhöflich mit ihr rede.

Lischen (weinend).

Aber wer wird sich denn solche Impertinenzen sagen lassen?

Rappelkopf (heftig).

Sie, Sie wird sich's sagen lassen und wird keinen Laut von sich geben. Was hatte Sie für eine Betrügerei vorgehabt? Sie wollte mich bestehlen.

Lischen (heftig).

Nein!

Rappelkopf.

Was denn?

Digitized by Google

Lischen (faßt sich).

Ich will mich empfehlen (Will fort).

Rappelkopf (nimmt ein Jagdgewehr).

Nicht von der Stelle, oder ich schieße Sie nieder

Lischen (schreit).

Hülfe! Hülfe!

Rappelkopf.

Nicht mucksen! Antwort: Warum hat Sie so verdächtig herumgesehen? Was ist im Werke?

Lischen.

Himmel, wenn es losgeht!

Rappelkopf.

Nutzt nichts, losgehn muß etwas, entweder Ihr Maul oder die Flinte.

Lischen.

Ach, was soll ich denn mein Leben riskiren. (Kniet nieder.) Lieber Herr, ich will Alles bekennen.

Rappelkopf.

Endlich kommt's an den Tag!

Lischen.

Ich habe gelauscht, ob das Fräulein noch nicht aus dem Alpenthal zurückkommt; die gnädige Frau hat mich ausgezankt, weil ich nicht bei ihr geblieben bin, zumal sie ihren Liebhaber erwartet, der heute ankommt. Die gnädige Frau ist mit ihr einverstanden; doch weil sie mich mißhandelt hat, so verrathe ich sie.

Rappelkopf.

Entsetzlicher Betrug! O, falsche Niobe! Und Sie niedrig denkende Person, Sie wagt es, Ihre Frau zu verrathen, der Sie so viel Dank schuldig ist? Menschenbrut, ausgeartetes Geschlecht! Aus meinen Augen, undankbare Creatur! Ich will nichts mehr von Ihr wissen.

Lischen.

Aber was hätt' ich denn thun sollen?

Rappelkopf.

Schweigen hätt' Sie sollen.

Lischen.

Dann hätten mich Euer Gnaden ja erschossen.

Rappelkopf.

Ist nicht wahr, es ist nicht geladen. Betrug für Betrug.

Lischen.

So hab' ich also diese Angst umsonst ausgestanden? Das ist abscheulich!

Rappelkopf.

Nein, nicht umsonst, Du Krokodill von einem Stubenmädchen, Du sollst eine Menge dafür haben. Meine Verachtung, meinen Haß, meine Verfolgung und Deinen Lohn. (Wirft ihr einen Beutel vor die Füße.) Nimm's und geh' aus meinem Haus. Mach' Dich zahlhaft oder ich zahl' Dich auf eine andere Art aus. So nimm's! Warum nimmst Du es denn nicht!

Lischen.

O ich werd's schon nehmen. (Denkt nach.) Gnädiger Herr!

Rappelkopf.

Was denkst Du denn nach, Du Viper? Nimm und ruf' Deine Frau.

Lischen
(schnell auf die Gartenthür deutend).

Dort ist sie ja.

Rappelkopf
(schießt schnell gegen die Gartenthür).

Wo ist sie? Wo? Her mit ihr!

Lischen
(hebt schnell den Beutel auf).

Das ist ein alter Narr. (Läuft ab.)

Dreizehnte Scene.

Rappelkopf (sieht ihr nach).

O Ihr Welten, stürzt zusammen! Dieses weibliche Insekt wagt es, mich zum Besten zu haben? O Rappelkopf! Wie falsch diese Menschen mit mir sind! Und ich bin so gut mit ihnen! Ha! — Dort kommt mein Weib. Entsetzlicher Anblick! Meine Haare sträuben sich zu Berge, ich muß aussehn wie ein Stachelschwein.

Vierzehnte Scene.

Rappelkopf. Sophie.

Sophie (gelassen).

Was willst Du denn, lieber Mann?

Rappelkopf.

Dich will ich! Aus der gesammten Menschheit Dich, und von Dir mein Fleisch und Blut, mein Kind! Wo ist meine Tochter?

Sophie (verlegen).

Sie ist nicht zu Hause.

Rappelkopf (sehr heftig).

Nun also, wo ist sie? wo?

Sophie.

So sei nur nicht so heftig.

Rappelkopf.

Jetzt soll ich heftig sein — und ich bin ganz erstaunt über meine Gelassenheit. Im Walde ist sie! Also auch mein Kind ist verloren für mich!

Sophie.

Nu, nu, in dem Walde ist ja kein Bär.

Rappelkopf.

Aber ein junger Herr! Also die Geschichte ist noch nicht aus mit diesem Maler?

Sophie.

Und darf nicht aus sein, denn das Glück und die Ruhe Deiner Tochter stehen auf dem Spiele. Sie wird ihn ewig lieben.

Rappelkopf.

Und ich werd' ihn ewig hassen.

Sophie.

Was hast Du an dem Menschen auszusetzen?

Rappelkopf.

Nichts, als daß er einer ist.

Sophie.

Was hast Du gegen seine Kunst einzuwenden?

Rappelkopf.

Alles. Ich hasse die Malerei, sie ist eine Verleumderin der Natur, weil sie sie verkleinert. Die Natur ist unerreichbar, sie ist ein ewig blühender Jüngling, und Gemälde sind geschmückte Leichen.

Digitized by Google

Sophie.

Ich kann Deine Ansichten nicht billigen und darf es nicht. Meine Pflicht verbietet es.

Rappelkopf.

Weil Du Dir die Pflicht auferlegt hast, mich zu hassen, zu betrügen, zu belügen et caetera. (Wendet sich von ihr ab.)

Sophie.

So blick' mich doch nur an!

Rappelkopf.

Nein, ich habe meinen Augen jedes Rendezvous mit den Deinigen untersagt. Aus meinem Zimmer!

Sophie (empört).

Du wendest mir den Rücken zu?

Rappelkopf.

In jeder Hinsicht, weil Du Alles hinter meinem Rücken thust, so red' auch mit mir hinter meinem Rücken. Ich bin kein Janushaupt, ich hab' nur ein Antlitz; aber wenn ich hundert hätte, so würd' ich sie alle von Euch abwenden. Darum befrei' mich von Deiner Gegenwart. Hinaus, Ungeheuer!

Sophie.

Mann! ich warne Dich zum Letztenmale. Diese Behandlung hab' ich weder verdient, noch darf ich sie länger erdulden, wenn ich nicht die Achtung vor mir selbst verlieren soll. Niemand ist Deines Hasses würdiger, als Dein Betragen, es ist ein Feind, der sich in seinem eig'nen Hause bekriegt. Doch es ist wirklich hohe Zeit, daß ich mich entferne, damit ich mich nicht durch den Wunsch versündige, der Himmel möge Dich von einer Welt befreien, die Deinem liebeleeren Herzen zur Last geworden ist, und in der Du keine Freude mehr kennst, als die Qual Deiner Angehörigen. (Geht erzürnt ab).

Fünfzehnte Scene.

Rappelkopf.

Das ist eine schreckliche Person. So ist Alles gegen mich und ich thue Niemanden etwas. Wenn ich auch manchmal in die Hitze komme, es ist eine selt'ne Sache — wenn ich ausgeredet habe, ich weiß kein Wort mehr, was ich gesagt habe. Aber diese Menschen sind boshaft, sie könnten mich vergiften. Und dieses Weib, gegen das ich eine so auspeitschenswerthe Liebe hatte, ist im Stande, mich so zu hintergehen. Und doch fordert es Vertrauen. Woher nehmen? Wenn ich nur Einen wüßt', der mir ein's leihte, ich wollte ihm dafür den ganzen Reichthum meiner Erfahrungen einsetzen. (Stellt sich an die Gartenthüre.) Dieser Garten ist noch meine einzige Freude. Die Natur ist doch etwas Herrliches. Es ist Alles so gut eingerichtet. Wie diese Raupen dort wieder den Baum abfressen. Dieses kriechende Schmarotzergesindel! (Sich höhnisch freuend.) Freßt nur zu, nur zu! bis nichts mehr da ist, nachher wieder weiter um ein Haus. Bravissimo!

(Bleibt mit verschlungenen Armen in dem Anblick versunken stehen.)

Sechzehnte Scene.

Rappelkopf. Habakuk.

Habakuk

(tritt zur Eingangsthür herein, ein Küchenmesser in der Hand).

Jetzt wollen wir's probiren. (Sieht Rappelkopf, erschrickt.) Sapperment, da steht er jetzt vor der Gartenthür. Wie kann ich nun hinein? Ich getraue mich nicht vorbei, er ist capabel und vergißt sich. — Ah, was kann denn mir geschehen? Ich war zwei Jahre in Paris. — Euer Gnaden erlauben, daß ich —

Rappelkopf

(kehrt sich schnell um und erschrickt).

Habakuk (erschrickt ebenfalls).

Rappelkopf.

Was ist's? Was will Er?

Habakuk (für sich).

Da haben wir's. (Versteckt das Messer unwillkürlich).

Rappelkopf

(packt ihn an der Brust).

Was willst Du hier? Warum erschrickst Du?

Habakuk.

Euer Gnaden verzeihen, ich habe —

Rappelkopf.

Was hast Du? Ein schlechtes Gewissen hast Du. Was versteckst Du denn da! An's Licht damit!

Habakuk (zeigt es vor).

Ich verstecke gar nichts, Euer Gnaden, es ist ein Küchenmesser.

Rappelkopf (prallt entsetzt zurück).

Himmel und Hölle! Der Kerl hat mich umbringen wollen.

Habakuk.

Warum nicht gar —

Rappelkopf.

Den Augenblick gesteh'. (Packt ihn und entreißt ihm das Messer.) Ist dieses Messer für mich geschliffen?

Habakuk.

Ah, wie können Euer Gnaden so was glauben. Ich hab' nur fragen wollen —

Rappelkopf.

Ob Du mich umbringen darfst?

Habakuk.

Warum nicht gar! Da würde man Euer Gnaden erst lange fragen.

Rappelkopf.

O, Du schändlicher Verräther!

Habakuk.

So lassen sich Euer Gnaden nur berichten —

Rappelkopf.

Keine Entschuldigung. Hinaus mit Dir!

Habakuk.

Er läßt einem nicht zu Wort kommen. (Laut) Euer Gnaden müssen mich hören. (Will auf ihn zu.)

Rappelkopf (hält einen Stuhl vor).

Unterstehe Dich und komme mir auf den Leib! Ich glaub', Er hat noch ein Paar Messer bei sich.

Habakuk.

So untersuchen mich Euer Gnaden ins Teufelsnamen!

Rappelkopf (packt ihn wieder).

Das will ich auch — Gesteh' es, Bandit, wer hat Dich gedungen?

Habakuk.

Ich versteh' Euer Gnaden gar nicht.

Rappelkopf.

Ich will wissen, wer diese Schreckensthat veranlassen wollte.

Habakuk.

Mein Himmel, die gnädige Frau befahl mir —

Digitized by Google

Rappelkopf.

Genug! Ich brauch' nichts mehr zu wiſſen. (Habakuk will reden, Rappelkopf ſchreit.) Nichts mehr! Entſetzlich! Mein Weib will mich ermorden laſſen! (Sinkt in einen Stuhl und verhüllt ſein Geſicht.)

Habakuk (für ſich).

Ach, das iſt ſchrecklich! Ich habe einen Cichorie ausſtechen ſollen, und er glaubt, ich will ihn abſtechen. Ach, das iſt ſchrecklich!

Rappelkopf.

Ja, es iſt ſchrecklich! Es iſt entſetzlich! Es iſt das Unmenſchlichſte, was die Weltgeſchichte aufzuweiſen hat. (Nimmt den Stuhl.) Hinaus, Du Mörder, Du Abällino, Du Ungeheuer in des Satans Livre.

Habakuk.

Aber Euer Gnaden —

Rappelkopf.

Hinaus mit Dir!

Habakuk.

Nein, ich war —

Rappelkopf (wüthend).

Hinaus, ſag' ich, oder — (jagt ihn hinaus).

Habakuk (ſchon vor der Thüre, ſchreit).

Ich war zwei Jahre in Paris, aber das habe ich noch nicht erlebt. (Ab.)

Siebzehnte Scene.

Rappelkopf.

Es iſt vorbei, ich bin unter meinem eigenen Dache des Lebens nicht mehr ſicher.

Drum hinaus, nur hinaus,
Doch vorher will ich mich rächen,
Alle Meubel hier zerbrechen,
Gleich zuerſt nehm ich beim Schößel
Dieſen vierzigjähr'gen Seſſel,
Auf dem meine Weiber ſaßen,
Die mein Lebensglück mir fraßen.
Ja, Dich tret' ich ganz zu Schanden.
(Zertritt den Stuhl.)

So, der hat es überſtanden!
Auch den Tiſch, an dem ich Briefe
Voll Gemüth und treuer Tiefe
Einſt an falſche Freunde ſchrieb,
Spalte ich auf einen Hieb.
(Schlägt in den Tiſch.)

Und der weltverführ'nde Spiegel,
Der Verderbtheit blankes Siegel,
Dieſer Abgott aller Schönen,
Dem die eitlen Narren fröhnen,
Wo ſie ſtehen, wo ſie gaffen,
Und ſich putzen wie die Affen,
Mienen ziehen, Knixe machen,
Weißer Zähne willen lachen;
O Du truggeſchliff'ner Räuber,
Der Verführer eitler Weiber —
O Du niedrige Lappalie
Wart, Dir liefr' ich jetzt Bataille!
Warum zeigſt Du mir dies wilde,
In dem hellpolirten Schilde
Boshaft grinſende Geſicht?
Ich ertrag' es länger nicht!
(Zerſchlägt den Spiegel mit geballter Fauſt.)

So, da liegt er jetzt, der Held
Und ſein Harniſch iſt zerſchellt!
(Beſieht ſeine Hand.)

Zu! der glänzende Betrüger
Hat verwundet ſeinen Sieger;
Doch ich mach' mir gar nichts d'raus,
Flöß' ein Eimer Blut heraus!
(Oeffnet den Schreibtiſch und nimmt Briefe aus demſelben.)

Auch die Briefe voll von Lieb',
Die im Wahnſinn ich einſt ſchrieb,
Die zerreiß' ich Alle hier,
'S iſt nur Schad' um das Papier.
(Zerreißt ſie und ſtreut ſie auf den Boden; nimmt Geldrollen und Geldbeutel aus einer Chatouille.)

Nur das tiefgehaßte Geld,
Die Maitreſſe dieſer Welt,
Das bewahr' ich mir allein,
Das muß mit, das ſteck' ich ein.
(Steckt es ſchnell in die Taſchen.)

Nun, Ihr Hunde, Ihr vier Wände,
Die Ihr lauert auf mein Ende,
Warum ſtarrt Ihr mich ſo an?
Bin ich nicht ein ganzer Mann?
Euch kann ich zwar nicht zerſchlagen,
Doch ich will Euch etwas ſagen,
Ich flieh' in den Wald hinaus
Und komm' nimmermehr nach Haus!
(Läuft wuthend ab.)

Achtzehnte Scene.

(Das Innere einer Köhlerhütte. Rußige Wände.)

(Salchen am Spinnrocken. Häuschen, Chriſtoph, Andres ſitzen am Tiſche; Marthe an einer Wiege, in der ihr Kind liegt. Unter'm Tiſch ein großer Hund, auf dem Tiſch eine Katze, mit welcher die Knaben ſpielen. Im Hintergrunde zwei ſchlechte Betten, in einem liegt die kranke Großmutter, in dem andern der betrunkene Chriſtian.)

Quintett.

Salchen (fröhlich).

Wenn ich an meinen Franzel denk',
Raſcher fließt mein Blut;
S' Herzel, das ich ihm nur ſchenk',
Schöpfet frohen Muth.

Die drei Kinder.

He, Mutter, gib zu eſſen her,
Der Hunger thut gar weh!

Salchen.

Das Hungern fällt mir gar nicht ſchwer,
Wenn ich mein Franzel ſeh'.
Wenn ich an meinen Franzel denk'
Raſcher fließt mein Blut,
S' Herzel, das ich ihm nur ſchenk',
Schöpfet frohen Muth.

Die drei Kinder.

Mutter, gib uns Brod!

Chriſtian
(mit lallender Stimme).

Ha, Ihr Rangen, ſeid gleich ſtille!
Schlag' Euch wahrlich todt!

Marthe (ruft).

Still!
(Das Kind ſchreit, die Katze miaut, der Hund bellt dazwiſchen.)
(Die erſte Melodie fällt wieder ein.)

Salchen.

Franzel iſt gar ſchmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.

Wenn wir nicht bald Eſſen kriegen,
Gehen wir zu Grund!

Digitized by Google

Salchen.

Weckt das Kind nicht in der Wiegen,
Spielet mit dem Hund.
Mein Franzel ist gar schmuck und fein,
Singt den ganzen Tag,
Daß er mich nur ganz allein,
Und kein' And're mag.

Die drei Kinder.

Mutter! Mutter! Brod!

Christian.

Wenn Ihr nicht die Mäuler halt't,
Schlag' ich Euch noch todt!

Marthe.

Still!
(Das Kind schreit wieder, die Katze miaut, der Hund bellt wie vorhin.)

Marthe.

Still seid, Ihr ausgelassenen Buben!

Hänschen (weinerlich).

Mutter, mein Brod.

Salchen.

Ist kein's da, Holzbirn eßt.

Marthe.

Und macht keinen solchen Lärm, Euer Vater ist krank.

Andres.

Was fehlt ihm denn?

Marthe.

Den Schwindel hat er. (Für sich.) Man darf's den Kindern nicht einmal sagen.

Christoph.

Der Vater hat so viele Kohlen verkauft —

Andres.

Und hat kein Geld zu Haus gebracht. Nichts als einen Schwindel.

Salchen.

Was geht das Euch an?

Andres.

Weil wir hungrig sind. Ich weiß schon, warum wir so wenig zu essen kriegen, weil der Vater so viel trinkt.

Salchen.

Ihr häßlichen Buben! Habt gar keinen Respect vor Eurem Vater.

Christian.

Wart, ich will Euch — (will auf und taumelt.)

Marthe.

Liegen bleib! (Drängt ihn zurück ins Bett.)

Andres.

Er kriegt schon wieder den Schwindel.

Alle drei Buben (lachen).

Haha! Der Vater kann nicht g'rad' steh'n!

Marthe.

Ob Ihr aufhört! Nein, wie hat mich der Himmel gestraft! (Das Kind schreit, zu Salchen.) Auf's Kind schau! (Salchen wiegt.) Ein Haus voll Kinder und so einen leichtsinnigen Mann. Kein Pfennig Geld im Hauf — (Die Großmutter niest.) Hör' die Mutter mit'n Nießen auf, man hört sein eig'nes Wort nicht.

Die drei Kinder.

Aha, das ist ein Spaß!

Andres.

Die Mutter ist zornig, haha!

Marthe.

Die Galle bringt mich noch um! Heilloser Bub', Du, ich will Dich Deine Mutter ausspotten lehren! (Nimmt ihn beim Kopf und schlägt ihn.)

Andres (schreit.)

Au weh! (Weint.)

Salchen
(springt herzu und hält sie ab).

Nun ist's genug, Mutter!
(Die zwei andern Buben verkriechen sich unter'm Tisch zum Hund.)
(Das Kind in der Wiege schreit.)
(Die Großmutter im Bett streckt die Arme heraus und nieft.)
(Der Hund bellt.)
(Die Katze springt davon.)
} Alles zugleich.

Neunzehnte Scene.

Vorige. Rappelkopf (öffnet die Thüre und bleibt stehen).

Rappelkopf.

Holla, da geht's zu! Nur hinauf auf die Köpfe! Gesindel! (Geht in die Mitte des Zimmers und klatscht in die Hände, schadenfroh.) Bagage!

Salchen.

Ei, was will denn Der da?

Marthe.

Nun, was will Er? Was schaut Er?

Rappelkopf.

Sie will ich nicht, Sie Alterthum! Was kostet die Hütte da? Was muß ich bezahlen, wenn ich Euch Alle hinauswerfen darf?

Salchen.

Ah, der hat einen curiosen Gusto!

Marthe.

Er impertinenter Mensch, was untersteht Er sich hier herein zu kommen?

Salchen.

Und uns Grobheiten zu sagen?

Christian (halb schlaftrunken).

Werft ihn hinaus.

Marthe.

Halt's Maul! (Zu Rappelkopf.) Was hat Er denn hier zu befehlen? Ich kann meine Kinder schlagen, wie ich will.

Andres.

Ja wohl, was geht dem Herrn mein Buckel an? Die Schläge sind unser Mittagsmahl.

Der Bub' unter'm Tisch.

Filar! Huß, huß!

Der Hund (bellt).

Marthe. Salchen.

Hinaus mit ihm!

Rappelkopf.

Still, kein Wort. (Zieht zwei Geldbeutel hervor, und klingelt damit.) Geld ist da! Dukaten sind da! die gehören Alle Euch. Verstan-

Digitized by Google

den? Also freundlich sein, die Zähne blöken, Euer Gnaden sagen. Geschwind', Bagage, geschwinde.

Marthe.

Euer Gnaden, wir bitten um Verzeihung. Geht, Kinder, küßt dem gnädigen Herrn die Hand, kriegt was geschenkt. (Die Kinder kriechen hervor.)

Andres (lacht dumm).

Dukaten hat Er? Da küssen wir Ihm die Hand. (Sie küssen ihm die Hand.)

Rappelkopf.

Ist schon da, die Brut!

Alle drei Buben.

Bitten gar schön um einen Dukaten.

Christian (lallt).

Bringt mir auch etwelche her!

Rappelkopf.

Was will die Frau da für die Hütte haben? Ich kaufe sie, wenn sie noch so theuer ist.

Marthe.

Ach, Euer Gnaden spaßen wohl nur. Was wollen Sie denn mit der kleinen Hütte?

Rappelkopf.

Das geht Sie nichts an. Habt Ihr genug an zweihundert Dukaten?

Marthe.

Ach, lieber Herr! So viel Geld kann's ja gar nicht geben auf der Welt. Da wären wir ja versorgt auf unser Lebtag.

Salchen.

Aber die Mutter wird doch nicht die Hütte verkaufen? Was würde mein Franzel dazu sagen?

Andres.

Mutter, gebt sie hin; sie ist nicht mehr werth.

Marthe (freudig).

O, Du lieber Himmel, das ist ein Glück! Wenn nur mit meinem Manne was zu reden wäre.

Andres.

Vater, steh' der Vater auf, oder wir verkaufen 's Haus und den Vater auch dazu.

Marthe.

Du, Mann! — (für sich). Nein, die Schande vor den Leuten, er kann sich gar nicht rühren. (Während dieser Rede liebkost der Hund Rappelkopf, welcher ihn unmuthig mit dem Fuß von sich stößt; der Hund bellt ihn an.)

Marthe (laut).

Die Hütte kannst Du verkaufen, stell' Dir vor, zweihundert Dukaten kriegen wir dafür.

Christian (schlaftrunken).

Ist zu wenig, viel zu wenig.

Salchen.

Wenn sie doch nicht einig würden.

Marthe.

Der Mann weiß gar nicht, was er redet. So ein Glück! Die Hütte ist Ihre, lieber Herr. Es ist schon Alles in der Ordnung.

Rappelkopf.

So ist Alles mein, wie's da liegt und steht?

Marthe.

O, draußen ist auch eine Küche, und eine Menge Geschirr.

Andres.

Und Mäuse gibt's, die sind gar nicht zu bezahlen.

Rappelkopf.

Also da ist's Geld. (Wirft ihnen Geld hin.) Und jetzt augenblicklich heraus, Alle mit einander, in zwei Minuten will ich Niemand hier mehr sehen.

Salchen.

Ach, wär' doch nur der Franzel da!

Zwanzigste Scene.

Vorige. Franzel (tritt ein).

Franzel.

Da ist er.

Rappelkopf.

Da kommt noch so ein Halbmensch.

Salchen.

O, lieber Franzel, schau' nur den Fremden, dem hat die Mutter die Hütte verkauft; nun jagt er uns hinaus. Er hat schon bezahlt.

Franzel.

Ei, Mutter, was fällt Euch denn ein. Gebt ihm doch das Geld zurück, dem wunderlichen Menschen.

Marthe.

Das thu' ich nicht. Einen solchen Narren finden wir nicht wieder. Seid still, von dem Gelde könnt Ihr nun heirathen.

Salchen.

Aber, wo bleiben wir denn, es ist ja bald Nacht.

Marthe.

Für Geld finden wir überall Obdach. He, Kinder, Vater, Mutter, auf, auf, wir müssen Alle fort!

Andres.

Das wird ein Auszug werden! Juchhe!

(Während den vorhergegangenen Reden haben die Kinder Alles nach und nach zurückgeräumt, so daß die Bühne im Vordergrunde frei von Meubeln ist, bis auf einen Stuhl, auf dem Rappelkopf sitzt.)

Marthe.

Steh' auf, Mann! (Sie zieht ihn auf und führt ihn vor.)

Rappelkopf.

Ist er krank?

Marthe.

Nu, ich glaub's, das ist gar ein altes Uebel, das ist noch vom vorigen Jahre.

Rappelkopf.

Das ist nicht wahr, es ist vom Heurigen *). Hinaus mit ihm!

Christian.

Ich geh' nicht fort, bis ich das Geld hab'.

Marthe.

Ich hab's schon. (Hat ihm unterdessen den Rock angezogen und den Hut aufgesetzt.) So geh' doch nur. Jetzt, Kinder, packt zusammen. Der Christoph führt die Großmutter, (zu Andres). Du trägst

*) Jungen Wein.

Digitized by Google

das Kind, (zu Häuschen). Du führst den Hund und ich meinen Mann. (Chriſtian, Marthe, Andres ab.)

(Sie haben der Großmutter aufgeholfen, geben ihr die Krücke in die Hand und führen ſie vor. Häuschen nimmt den Hund an einem Strick.)

Salchen.

So müſſen wir denn wirklich fort aus unſ'rer lieben Hütte? Wir waren oft recht glücklich und zufrieden hier, und nur der Andres iſt ein böſer Bub', der die Ander'n aufhetzt und verführt.

Franzel.

Das kann ich der Mutter nicht verzeihen.

Salchen.

Die Mutter war verblendet von dem Geld; der böſe Mann dort iſt an Allem ſchuld.

Großmutter.

Bin ſchon ſo alt und ſie ſtoßen mich hinaus.

Franzel.

Nun, tröſtet Euch, wir werden Euch ſchon pflegen.

Salchen.

Meiner Seel', der Herr kanns nicht verantworten, was er mit ſeinem Gelde für Unheil anſtiftete.

Sextett.

Salchen.

So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Alle (bis auf Rappelkopf).

So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

Salchen.

Und fänden wir das höchſte Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

Alle (wie oben).

Und fänden wir das höchſte Glück,
Wir dächten doch an dich zurück.

(Alle Paar und Paar ab, ſie ſehen ſich betrübt um, der Hund knurrt gegen Rappelkopf im Abgehen).

Einundzwanzigſte Scene.

Rappelkopf
(ſpringt vom Seſſel auf).

Lied mit Chor.

Jetzt bin ich allein und will es auch bleiben,
Will mich mit der Einſamkeit zärtlich beweiben,
Will gar keine Freunde als Berge und Felſen,
Verjag' das Schmarotzergeſind' wie die Gölſen *).
Will nie dem Geſchwätze der Weiber mehr lauſchen,
Da hör' ich viel lieber des Waſſerfall's Rauſchen.
Zu Pagen erwähl' ich die vier Elemente,
Die regen geſchäftig die rieſigen Hände.
Den Weſtwind ernenn' ich zu meinem Friſeur,
Der kräuſelt die Locken und weht um mich her;
Und ſchüttelt der Winter den eiſigen Arm,
Erſchlag' ich die Wölfe und kleide mich warm.
So leb' ich zufrieden im finſteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menſchen hier aus.

(Tritt in die Mitte des Theaters und ſtarrt vor ſich hin.)
(Nahe an der Hütte ertönt ſanft der Chor nach der vorigen Melodie.)

So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt in der Ferne.)

Rappelkopf (tritt vor).

Ich will nichts mehr hör'n von den boshaften Leuten,
Verachte die Dummen und flieh' die Geſcheiten,
Und ob ſie ſich raufen und ob ſie ſich ſchlagen,
Und ob ſie Prozeſſe führ'n und ſich verklagen,
Und ob ſie ſich ſchmeicheln und ob ſie ſich küſſen,
Und ob ſie der Schnupfen plagt, wie oft ſie nießen,
Und ob ſie gut ſchlafen und was ſie gegeſſen,
Und ob ſie vernünftig ſind oder beſeſſen,
Und ob wohl in Indien der Hafer iſt theuer,
Ob's in Peſt regnet und in Ofen iſt Feuer,
Und ob eine Hochzeit wird oder 'ne Leich',
Ja das iſt mir einerlei, das iſt mir gleich.
Ich lebe zufrieden im finſteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menſchen hier aus.

Chor
(noch weiter entfernt von der Hütte).

So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt ſchwächer.)
(Es wird finſter.)

Rappelkopf
(ſpringt auf und ſchleudert den Stuhl zurück).

Und wollte die Welt ſich auch gänzlich verkehren,
Und brächte der Galgen die Leute zu Ehren,
Und würde die Tugend verpeſten den Boden,
Und tanzten nur Langaus die Kranken und Todten,
Und brauchten die uralten Weiber noch Ammen,
Und ſtände der Nordpol in glühenden Flammen,
Und ſchenkte der Wucher der Welt Millionen,
Und würden ſo wohlfeil wie Erbſen die Kronen,
Und föcht' man mit Degen, die ganz ohne Klingen,
Und flögen die Adler und fehlten die Schwingen,
Und gäbs eine Liebe, gereinigt von Qualen,
Und ſchien eine Sonne, beraubt ihrer Strahlen;
Ich bleibe doch lieber im finſteren Haus,
Und lache die Thorheit der Menſchen hier aus.

(Eilt zurück, öffnet einen Laden am Fenſter in der Mitte. Der Wald erglüht im Abendroth. Er blickt düſter hinaus, läßt dann ſein Haupt zurückſinken, und wird in dieſer Stellung vom Abendroth beſtrahlt.)

Chor
(entfernter als vorher).

So leb' denn wohl, du ſtilles Haus,
Wir zieh'n betrübt aus dir hinaus.

(Der Hund bellt kaum hörbar.)

(Die Courtine fällt.)

*) Mücken.

Heinrich Gottlieb Reichard

ward am 11. Januar 1789 zu Lobenſtein im Reußiſchen geboren, beſuchte von 1802—1808 die Schule Pforta und ſtudirte dann während der Jahre 1808—1811 die Rechtswiſſenſchaft in Leipzig. Nach vollendeter akademiſcher Bildung ward er 1812 Untergerichts- 1815 aber Regierungs- und Conſiſtorialadvocat, zu Gera. Die Juriſtenfacultät in Jena ertheilte ihm 1817 die Würde eines Doktors beider Rechte. Im nächſten Jahre folgte er einem

Digitized by Google

Rufe als Hofrath und Steuerdirector an den fürstlichen Hof zu Lobenstein, kam 1824, nach dem Aussterben des dortigen Specialhauses als Hofrath in Fürstlich Lobenstein-Ebersdorf'schen Dienst, ging 1827 als Regierungs- und Consistorialrath nach Gera und erhielt 1841 das Prädicat eines geheimen Regierungsrathes.

Von ihm erschien:

Erinnerungen, Ueberblicke und Maximen aus der Staatskunst des Alterthums. Leipzig 1829.
Historisch-politische Ansichten u. Untersuchungen betreffend die Frage von der practischen Ausbildung der städtischen Verfassungen in Deutschland. Leipz. 1830.
Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland, nach der historischen Entwickelung und nach dem gegenwärtigen Standpunkte beleuchtet. Leipz. 1836.
Statistik und Vergleichung der jetzt geltenden städtischen Verfassungen in den monarchischen Staaten Deutschlands. Altenburg 1844.

Ein eben so gründlicher Theoretiker wie gewiegter Practiker hat R. in klarer, lichtvoller Darstellung sich mit den wichtigsten publicistischen Fragen der Gegenwart besonders beschäftigt und Viel zu einer wichtigeren Ansicht über dieselben beigetragen. Wir bedauern, daß Schriften dieser Art nicht die Mittheilung von Bruchstücken vertragen, um so mehr, als wir den trefflichen Leistungen dieses verdienten Mannes weite Verbreitung in unserem Vaterlande wünschen müssen.

Robert Reinick.

Maler und Dichter, ward 1810 zu Danzig geboren, bildete sich in Berlin unter Begas Leitung aus, lebte dann zu Düsseldorf und ging darauf nach Rom.

Er gab heraus:

Lieder und Bilder 1. Bd. — Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde (enth. 81 Gedichte mit 31 Radirungen von R. Reinick, A. Schrödter, E. Bendemann, E. Dahl, J. B. Sonderland, Jak. Becker, E. Sohn und And.) Düsseldorf 1837.
— Dess. 2. Bd. — Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler. 1. Bd. (enth. 30 Gedichte und 30 Radirungen von A. Schrödter, H. Ritter, W. Camphausen, H. Plüddemann, E. W. Pose, E. Ebers, W. Volkhart, J. Fay, A. Rethel, E. Steinbrück, A. Müller, C. Clasen, J. W. Schirmer und And.) Ebend. 1843.
— Dess. 3. Bd. 1. Hälfte. — A. u. d. T.: Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler. 2. Bd. 1. Hälfte (enth. 15 Gedichte mit Radirungen.) Ebend. 1844.
Lieder. Berlin 1844.

R. zeichnet sich als lyrischer Dichter durch Innigkeit, Naivität, Frische, Lebendigkeit, reiche Phantasie und höchst anmuthige Behandlung der Form, sehr vortheilhaft aus. — Seine Lieder haben sich daher rasch großer Verbreitung und Anerkennung erfreut, und viele derselben sind bereits in das Volk gedrungen.

Die Großmutter.

Kind.

Großmutter, bin ich heut artig gewesen?

Großmutter.

Ja wohl mein Kind,
Nun magst Du auch spielen gehn
Dort in der Laube am Nußbaum. —
Glückselige Jugendzeit!
Als ich selbst noch ein Kind war
Wie meine Enkelin dort,
Und der Lehrer uns Kindern
So viel erzählte
Von den sündlichen Menschen,
Und wie es so schwer sei,
Das Böse zu meiden,
Da dacht' ich oft:
Was die Leute doch wollen!
Immer gut zu sein
Und nur zu thun,
Was die Mutter verlangt,
Was ist's denn so Großes? —
Doch als ich älter worden
Und trat in die Welt hinaus,
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's!

Kind.

Großmutter! hörst Du den schönen Vogel singen?

Großmutter.

Und als ich Jungfrau worden
Und meiner jungen Seele
Des Lebens Fülle sich aufthat,
Und ich hörte die Eltern
Von Sorgen sprechen
Und daß die Welt nur
Voll Trübsal sei,
Da sprach ich zu mir:
Was die Menschen doch wollen!
Dein fröhlich Gemüth
Vor Unmuth zu wahren
Und nur dem Schönen und der Freude,
Deren die Welt so voll,
Dein Herz zu öffnen,
Was ist's denn so Großes?
Doch ich ward älter
Und es kamen die Sorgen.
Ach, wie so schwer ward's,
Ach, wie so schwer ward's! —

Kind.

Großmutter! der schöne Vogel ist weggeflogen.

Großmutter.

Jetzt ist weiß mein Haar,
Ich bin eine Greisin;
Nur kurze Frist, und der Tod naht.
Doch wenn ich die Menschen
Zittern sehe
Vor seinem Kusse
Und bange sich sträuben,
Da mein' ich oft:
Zu scheiden von hier,
Was ist's denn so Großes! — —
Und doch! und doch!
Wann die Stunde wird schlagen

Digitized by Google

Und ich werfe den letzten Blick
Auf dieſe lichte Welt,
Auf alle meine Lieben
Und auf das ſüße Kind dort:
Ach wie ſo ſchwer,
Ach, wie ſo ſchwer wird mir's werden! —

Kind.

Großmutter! der Mond geht auf! o ſieh, wie ſchön!

Liebesgarten.

Die Liebe iſt ein Roſenſtrauch.
Wo blüht er?
Ei nun, in unſerm Garten,
Darin wir zwei, mein Lieb' und ich
Getreulich ſeiner warten;
Dafür er uns aus Dankbarkeit
Alltäglich neue Roſen beut,
Und wenn im Himmel Roſen blüh'n,
Sie können kaum noch ſchöner glüh'n.

Die Liebe iſt ein klarer Bach.
Wo zieht er?
Ei nun, in unſerm Garten.
So viele Wellen, ſo viel Luſt,
Und Freuden aller Arten;
Auch ſpiegelt er die Welt umher,
Als ob ſie noch viel ſchöner wär';
D'rauf fahren wir ſo luſtig hin,
Wie Vögel durch den Himmel zieh'n.

Die Liebe iſt ein heller Stern. —
Wo glüht er?
Ei nun, in unſerm Garten.
Ach Liebchen, ſprich, was läßt Du mich
Doch heut' ſo lange warten?
Denn ſeh' ich Dich nicht alle Stund',
Des Sternes Gluth mein Herz verwund't;
Doch kommſt Du, ſteigt er mild herauf,
Als geht im Mai die Sonne auf.

Zwiegeſang.

Im Fliederbuſch ein Vöglein ſaß
In der ſtillen ſchönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras,
In der ſtillen ſchönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört das Mägdlein zu.
Und weiterhin klang
Der Zwiegeſang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was ſang das Vöglein im Gezweig
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?
Was ſang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?
Von Frühlingsſonne das Vögelein
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Geſang
Zum Herzen klang,
Vergeß' ich nimmer mein Lebelang!

Die Apfelblüthe.

Prächtig ſah ich einſt geſchmücket
Einen blühenden Apfelbaum,
Hab' die ſchönſte Blüt' gepflücket,
Roſenfarbig mit weißem Saum.

Hab mein innerſtes Gemüthe
An der duftigen Pracht erquickt,
Und mich mit der ſchönen Blüthe
Wie ein Bräutigam ausgeſchmückt.

Und ſo ſprang ich zu der Stuben:
„Seht wie ſchön mich der Lenz bedacht!"
Ach was wird mir armen Buben
Für ein grimmig Geſicht gemacht!

„Sündlich ſei's, die Blüthe pflücken,
Eh' zur Frucht ſie gereifet ward,
Die im Herbſt mich ſollt' erquicken
Als ein Apfel von ſelt'ner Art."

O Ihr weiſen Adamskinder,
Die der Apfel nur ſelig macht,
Denkt doch was den ernſten Sünder,
Vater Adam, zu Fall gebracht.

Als im Paradieſesraume
Sich noch freute das Elternpaar
Ob der Blüth' am Apfelbaume,
Rein und ſelig ihr Leben war.

Doch gleich wurden ſie berücket,
Als der Apfel ſich reif erwies;
Hätten ſie die Blüth' gepflücket,
Säßen wir noch im Paradies.

Des Mädchens Geſtändniß.

„Der Abend war ſo wunderſchön,
Da gingen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn
Und ſchien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel ſangen im Geſträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth'
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt ſo gut,
Gott weiß, mir war noch niemals ſo.
Da ſprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich ſelbſt nicht mehr,
Und er auch war ſo gut dabei
Und ging ſo ſtille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr aus welchem Grund,
Da drückt' er zärtlich meine Hand
Und küßt' mich leiſe auf den Mund;
Und ich, ich konnt' nicht widerſtehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verſtehn,
Wie's mir nur eingefallen iſt.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieſer Kuß nichts Böſes war;
Wars doch nachher in meiner Bruſt
So rein, wie es geweſen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär.
Und doch — wär' es ein andrer Mann —
Je nun — das fragt ſich doch noch ſehr."

Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpaziert,
Da iſt mir ein närriſches Ding paſſiert:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang;
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fortſpaziert,
Iſt wieder ein närriſch Ding mir paſſiert:
Im kleinen Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;

Digitized by Google

Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fieng ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurückſpaziert,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſiert:
Ein leeres Pferd mir entgegenkam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm;
Und als ich gieng an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? Da flüſterten zwei,
Und 's war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, Ihr Leut', was ſoll das ſein?

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnäblein tunken,
Und wurden ſo betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben ſie getroffen an
Eine wunderſchöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um ſie herum.

Die Blume, die ſie kommen ſah,
War g'rade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von ſchlauem Sinne
Und rief die Baſe Spinne:
„Spinn mir ein Netzlein um!"

Die Baſe Spinne kroch heran
Und machte die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich dareine,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Geſumm ſumm ſumm,
Sind ſie hineingeflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach
Und kümmert' ſich nicht drum drum drum:
„So gehts, Ihr lieben Käfer,
So gehts, Ihr lieben Schäfer,
Trotz allem Summ und Brumm!"

Sonntags am Rhein.

Des Sonntags in der Morgenſtund'
Wie wandert's ſich ſo ſchön
Am Rhein, wenn rings in weiter Rund'
Die Morgenglocken gehn.

Ein Schifflein zieht auf blauer Fluth,
Da ſingt's und jubelt's drein;
Du Schifflein, gelt, das fährt ſich gut
In all' die Luſt hinein?

Vom Dorfe hallet Orgelton,
Es tönt ein frommes Lied,
Andächtig dort die Prozeſſion
Aus der Kapelle zieht.

Und ernſt in all' die Herrlichkeit
Die Burg herniederſchaut,
Und ſpricht von alter guter Zeit,
Die auf den Fels gebaut.

Das alles beut der prächt'ge Rhein
An ſeinem Rebenſtrand,
Und ſpiegelt recht im hellſten Schein
Das ganze Vaterland.

Das fromme treue Vaterland
In ſeiner vollen Pracht,
Mit Luſt und Liedern allerhand
Vom lieben Gott bedacht.

König Erich.

Herr Erich, der junge Königsſohn,
Klein Anna lieb gewann,
Klein Anna mit dem goldnen Haar;
Die ſchönſte Fiſchermaid es war,
Die je man finden kann.

Für ſie früh Morgens in dem Wald
Er jagte Hirſch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne ſank,
Er fuhr mit ihr den See entlang,
Zog ein die Netze ſchwer.

„Leb' wohl, mein Lieb', es rufet mich
Des Vaters ſtreng' Gebot;
Doch bleib' ich treu Dir immerdar!" —
Er kehrte zurück das andre Jahr,
Schön Anna die war todt. — —

Der alte König ſank ins Grab,
Herr Erich empfieng die Kron'. —
Herr Erich, es iſt die höchſte Zeit,
Laß ab von Liebesgram und Leid,
Jetzt gilt es Volk und Thron!

Herr Erich ließ vom Liebesgram,
Sein Reich er treu bewacht':
Im Frieden hielt er weiſen Rath,
Zu Land und Meer gekämpfet hat
Der Held manch' heiße Schlacht.

Und als er hoch zu Jahren kam,
Und wohlbeſtellt ſein Haus,
Da ſegnet' er ſein glücklich Land,
Nahm wieder Speer und Netz zur Hand
Und fuhr zum See hinaus.

Von keinem Menſchen mehr geſehn,
Dort weilt er ganz allein
In ſeiner Liebſten ödem Haus;
Die Stürme wehten ein und aus,
Ihn dünkt's wie einſt zu ſein.

Früh Morgens zog er in den Wald,
Zu jagen Hirſch und Bär;
Des Abends, wann die Sonne ſank,
Er Netze warf den See entlang,
Als ob's für Anna wär'.

So harrt der greiſe König dort —
Sein Herz der Liebe voll,
Sein Haupt vom Silberhaar umwallt, —
Des Tages, der ihn nun ſo bald
Mit ihr vereinen ſoll.

Und wie er einſt im Schlummer ruht,
Ein Traum ihn ſelig macht:
Schön Anna, in der Engel Chor,
Sie öffnet ihm des Himmels Thor,
Dort iſt er aufgewacht.

Sommernacht.

Der laute Tag iſt fortgezogen,
Es kommt die ſtille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen,
Da gehen tauſend Sterne auf,
Und wo ſich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu ſcheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Digitized by Google

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und ſchwebet hin von Land zu Land;
Das iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel, leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte alles Bote ſein;
Ein Vogel es dem andern ſinget,
Und alle Bäume rauſchen d'rein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen
Im Mondenſchein auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu!

Weihnachtsfeſt.

Der Winter iſt gekommen
Und hat hinweggenommen
Der Erde grünes Kleid;
Schnee liegt auf Blüthenkeimen,
Kein Blatt iſt an den Bäumen,
Erſtarrt die Flüſſe weit und breit.

Da ſchallen plötzlich Klänge
Und frohe Feſtgeſänge
Hell durch die Winternacht.
In Hütten und Paläſten
Iſt rings in grünem Aeſten
Ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch ſeh ich glänzen
Mit all den reichen Kränzen
Den grünen Weihnachsbaum,
Dazu der Kindlein Mienen,
Von Licht und Luſt beſchienen!
Wohl ſchön're Freude giebt es kaum!

Da denk' ich jener Stunde,
Als in des Feldes Runde
Die Hirten ſind erwacht,
Geweckt vom Glanzgefunkel,
Das durch der Bäume Dunkel
Ein Engel mit herabgebracht.

Und wie ſie da nach oben
Den Blick erſchrocken hoben
Und ſah'n den Engel ſtehn,
Da ſtaunten ſie wohl Alle,
Wie wenn zum erſten Male
Die Kindlein einen Chriſtbaum ſehn.

Doch was iſt all' Entzücken
Der Kindlein, die erblicken,
Was ihnen ward beſchert,
Gedenk' ich, wie die Kunde
Des Heils von Engelsmunde
Die frommen Hirten angehört.

Und rings ob allen Bäumen
Sang' in den Himmelsräumen
Der frohen Engel Schaar:
„Gott in der Höh' ſoll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!"

D'rum pflanzet grüne Aeſte
Und ſchmücket ſie aufs Beſte
Mit frommer Liebe Hand,
Daß ſie ein Abbild werden
Der Liebe, die zur Erden
Solch' großes Heil uns hat geſandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
Daß, wie der Englein Singen,
Sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' ſoll werden
Der Ruhm, und Fried' auf Erden
Und Wohlgefallen immerdar!

Rechtfertigung.

1834.

„Wie? Du weileſt hier im Thale, ruheſt wie in kind'ſchem Traum,
Spiel'ſt mit Blumen, ſpiel'ſt mit Wellen, ſchwingeſt Dich von Baum zu Baum,
Während draußen, faſt entkräftet, eine Zeit im Kampfe ringt,
Und ein grollend dumpfes Gähren dieſe öde Welt durchdringt?"

Eben weil ſo wirr die Zeit iſt, ſtieg ich in dies Thal hinab;
Eben weil dort alles ſchwanket, ſuch' ich hier mir einen Stab;
Dieſer Sproß hier wird als Eiche trotzen nach der Stürme Drang,
Wann die Stützen, die der Welt ihr unterleget, morſch und krank.

Eben weil ſo manche Oede in die ſchöne Welt gebracht,
Such' ich einen ſtillen Garten, mich zu freu'n der alten Pracht.
Und indeß Ihr nur Vernichtung brütet in erſtorbner Bruſt,
Bau' ich meine Blüthenlauben, jauchze d'rin in Lieb' und Luſt.

„Wie, Du jubelſt und Du jauchzeſt? wahrlich, ein verklung'ner Ton!
Singen ſelber doch die Knaben oft mit herbem Spotte ſchon.
Deiner Zeit Erbärmlichkeiten flicht in Deine Lieder ein,
Denn ein Spiegel ihrer Zeiten ſollen Dichters Worte ſein."

Frevle nicht! Von niederm Spotte weiß fürwahr kein Dichterherz;
Zürnen nur und klagen kann es, und vergehn in ſeinem Schmerz,
Ob dem Leid, was dieſe Erde alt und ewig neu umſtrickt,
D'raus die Freude nur zuweilen wie ein Strahl von oben blickt.

Doch wem dieſer Strahl ſich zeiget, öffne ganz ihm Herz und Sinn,
Liegt doch Ahnung künft'ger Wonnen in dem reinen Lichte drin!
Jauchze, wem die Sonne ſcheinet! glaubt, die Freude machet rein,
Und wer reinen Herzens jubelt, kann ja hier ſchon ſelig ſein!

„Wie, Du glaub'ſt an Himmelswonnen, glaubeſt an Verheißung gar? —
Wahrlich, kindiſch iſt Dein Glauben, wie Dein ganzes Treiben war.
Bleibe nur wie Du geweſen, denn noch biſt Du nicht erhellt,
Mit uns Männern zu berathen, ob dem Wohl und Weh der Welt!"

Ja ich glaube an Verheißung, glaub' an jenes heil'ge Wort,
Das von Lilien auf dem Felde ſpricht und von dem Sperling dort.
Welches lehrt: Seid wie die Kinder, daß Ihr erbt das Himmelreich.
Käm' ich nur zu allen Zeiten einem ſolchen Kinde gleich!

Und dem Wohl und Weh der Erde nicht verſchließ ich meine Bruſt,
Doch am theuren Vaterlande hang' ich recht mit ganzer Luſt.
Wenn auch liebend der Gedanke um das All die Flügel ſchlägt,
Doch das Herz bedarf der Schranke, die die heil'ge Flamme hegt!

Digitized by Google

Alfred Reumont

ward 1808 zu Aachen geboren, studirte in Bonn und Heidelberg und ging dann als Secretair des preußischen Gesandten, Freiherrn von Martens nach Florenz, wo er von 1829 bis 1832 verweilte und denselben dann auf Reisen nach Constantinopel, Griechenland und den ionischen Inseln begleitete. Im Herbst 1833 kehrte er nach Florenz zurück, 1835 aber nach Deutschland. Er nahm nun seinen Aufenthalt für längere Zeit in Berlin, da er hier als Secretair im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten verwendet wurde. Nachdem er später noch Frankreich und Belgien bereist, führte ihn sein Beruf als Attaché der preußischen Gesandschaft zu Florenz wieder nach Italien und er lebte seitdem abwechselnd in Florenz und Rom, mitunter wieder Deutschland besuchend.

Er veröffentlichte:

Aachens Liederkranz und Sagenwelt. Aachen 1829.
F. Salfi's Versuch über das italienische Lustspiel. Aachen 1830. (Uebersetzung.)
Gräberg, das Kaiserthum Marokko. Stuttgart 1833. (Uebersetzung.)
Beitrag zum Leben Buonaroti's. Stuttgart 1834.
Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden. Stuttgart 1835.
Biographie des Andrea del Sarto. Leipzig 1835.
Rosini, Luisa Strozzi; (Uebersetzung) 2. Bde. Leipzig 1835.
Gräberg, Theorie der Statistik. (Uebersetzung) Aachen 1835.
Geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. Stuttgart 1836.
Die toskanische Insel Pianosa und deren Colonisirung nach A. G Zuccagni-Orlandini. Leipzig 1836.
Rheinland's Sagen, Geschichten und Legenden. Aachen 1837. 2. Aufl. 1844.
Italia. Taschenbuch. Berlin 1838—40. — Zwei Jahrgänge.
Römische Briefe von einem Florentiner. 2 Bde. Leipzig 1840.
Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina. Florenz 1840
Die poetische Literatur der Italiener im 19. Jahrhundert. Berlin 1844.
Thorwaldsen. Eine Gedächtnißrede. Berlin 1844.
Dichtergräber. Ravenna, Arqua, Certaldo. Berlin 1846.
Gedichte, Aufsätze Abhandlungen u. s. w. in Zeitschriften.

Feiner Geschmack, reiches vielseitiges Wissen und vortreffliche Diction zeichnen R. prosaische, Phantasie, Wohllaut und Gedankenfülle dessen poetische Leistungen aus: ganz besondere Verdienste hat er sich um die nähere Kenntniß der italienischen Literatur der Gegenwart in Deutschland erworben, sowie er ebenfalls unter den italienischen Gelehrten sich hoher Anerkennung erfreut, um so mehr, als er ihre Sprache mit seltener Meisterschaft beherrscht.

Drei Rheinlandssagen.

Der Kampf mit dem Löwen.

Die reiche und mächtige Stadt Köln hatte fast immerfort heftige Fehden mit ihren Erzbischöfen zu bestehen. Kunstfleiß, Gewerbe und Handel hatten sie auf eine der ersten Stufen unter den Städten Deutschlands emporgehoben; neben dem eigentlichen Bürgerstande lebte innerhalb ihrer ausgedehnten Mauern ein zahlreicher Adel, oft uneinig unter sich selbst, bald Partei machend mit dem Volke, bald gegen dasselbe. Mit den geistlichen Herrschern setzte es manchen harten Strauß ab, um der Freiheiten und Privilegien willen, welche die Unabhängigkeit liebende Stadt mit großer Beharrlichkeit gegen deren Einfluß und Uebermacht zu behaupten verstand.

Fast zu keiner Zeit indeß ging es toller und wilder zu im Erzstift, als unter Engelbrecht von Falkenburg, welcher im Jahre 1261 dem Gründer des Doms, Konrad von Hochstetten, folgte. Anfangs trat der neue Herr mit großer Kraft auf, und suchte die widerspenstigen Bürger durch Gewaltthätigkeit zu schrecken: noch erinnert an den Beginn seiner Regierung der Bayenthurm, mit seinem starken Mauerwerk, seinen Gitterfenstern, seinen Wappen und Zinnen, als ein weither schon erblicktes Wahrzeichen der alterthümlichen Stadt am Ufer der Stromes. Aber im zweiten Jahre bereits brach der Sturm gegen die ungewohnte Zwangherrschaft los; die Thürme wurden von den muthigen Bürgern erstürmt und die kölnische Fahne auf ihnen aufgepflanzt, die Söldner des Erzbischofs von den Thoren verjagt. Der entbrannte Engelbrecht belagerte die ungefügsame Stadt, mußte sich aber endlich nothgedrungen zu einem Vergleiche verstehen.

Neben Mathias Overstolz, dem durch seine thätige Theilnahme am Kampfe gegen den Erzbischof berühmten Voigte, dem Sprößling einer Familie, deren Ursprung in die Römerzeit zurückgeführt, und deren Namen hundertmal in der Geschichte der bürgerlichen Unruhen jener aufstrebenden, bewegten Zeit genannt wird, hatte sich der Bürgermeister Hermann Gryn, einem der ältesten und edelsten Häuser Köln's angehörend, vor allen in der mannhaften Verfechtung der Interessen und Gerechtsame des Volkes hervorgethan. Ward er deßhalb von diesem geehrt und geliebt, so hatte ihm dagegen die erzbischöfliche Partei unversöhnlichen Haß und Rache geschworen. Wenn nun nach eingegangenem Vergleich und wenigstens für den Augenblick wiederhergestellter Ruhe, keine Gelegenheit vorhanden war, ihm öffentlich etwas anzuhaben, so sannen seine Feinde um so eifriger darauf, ihn durch heimliche Ränke zu verderben. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen und den Argwohn einzuschläfern, stellen sie sich freundlich und versohnt: aber Honig hatten sie auf den Lippen, Galle im Herzen. Endlich war ihr Plan reif: sie glaubten eine sichere Falle gestellt zu haben, den Gryn zu fangen und zu verderben.

Unter den Domherren des Erzstifts gab es zweie, die, durch böse Einflüsterungen des den Kölnern vorzüglich feindlich gesinnten Raths des Erzbischofs, des Herrmann von Wittinghof, so wie durch eigenen Groll angetrieben, ja, wie es heißt, vom Falkenburger selbst zu böser That ermuntert, längst schon gesucht hatten, sich mit dem Bürgermeister in ein genaueres Verhältniß zu setzen, und welche scheinbaren Antheil an den Interessen der Stadt geschickt als Vorwand zu gebrauchen wußten. Es gelang ihnen, wie sie wünschten. Der Ritter Hermann, offen, ehrlich und arglos, hielt ihr Entgegenkommen für aufrichtig, und sah es als Gewinn an, auch die geistlichen Herren zum Theil auf des Volkes Seite herüberziehen zu können. So geschah es denn, daß die Beiden ihn eines Tages um seine Gegenwart bei einem Mahle baten, sich in geselligem Gespräche mit ihnen zu vergnügen, er bereitwillig der Einladung folgte. Zur bestimmten Stunde verfügte er sich nach dem Domkloster, welches in diesen Zeiten der Zerwürfniß nur Wenige zu betreten pflegten, und nahm kein Arg, als sie sich erboten, ihm vorerst die verschiedenen Gemächer der schönen Wohnung zu zeigen, um so mehr, da die übrigen Gäste, welche man zu erwarten vorgab, noch nicht eingetroffen waren.

So ging denn Gryn, die wohnliche Einrichtung des stattlichen Stiftsgebäudes bewundernd, mit seinen Führern von einem Zimmer zum andern, bis sie, am Ende eines langen Ganges im Erdgeschosse, an eine Thüre gelangten. Der eine der Domherren schloß auf, der Ritter trat in eine große halbdunkle, gewölbte Halle — im Augenblick aber, wo er den Fuß hineinsetzte, schlug krachend das schwere Eichenthor hinter ihm zu, während aus einem Winkel ein grausenerregender Ton erscholl. Kaum hatte Gryn Zeit sich zu besinnen, so sah er vor sich in geringer Entfernung die drohenden Augen eines Löwen leuchten, den man hier eingeschlossen hielt, und dessen Wuth tagelanges Hungern noch vermehrt hatte. Der Moment der drohenden Gefahr raubte dem Ritter die Entschlossenheit nicht: einen Schritt zurücktretend, umwickelte er den einen Arm mit dem langen Tuchmantel, welchen er trug, riß sein Schwert heraus, stieß gegen die schützende Wand sich drückend, die Linke in den weitgeöffneten Rachen des im Nu mit einem entsetzlichen Sprunge auf ihn einstürzenden Thieres, während sein Stahl ihm die Brust durchbohrte. Der Kampf war bald entschieden: erstickt und im Blute schwimmend lag der Löwe am Boden.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der auf so wunderbare Weise Gerettete Zeit hatte, sich von dem Drange der ihn bestürmenden Empfindungen zu erholen, schlugen verworrene Töne von außen her an sein Ohr. Ein wilder Tumult erhob sich auf der Straße. Die beiden Verräther, denen es

Digitized by Google

nicht in den Sinn gekommen war, an dem Gelingen ihres meuchelmörderischen Planes zu zweifeln, waren sogleich auf die Gasse gerannt, wo sie laut um Hülfe schrieen: der Bürgermeister sei von dem Löwen des Erzbischofs angefallen worden. Das Volk strömte herbei — eine ungeheure Menge hatte sich bald zusammengerottet als man plötzlich wider das letzte Fenster des Gebäudes wiederholt anklopfen hörte. Die Domherrn wurden todtenbleich; ein dichter Haufen stürzte hinein — die Thüren wurden erbrochen, und im Jubel wurde der, von Blut besprützte, aber nur leicht verletzte Held auf den Armen der Seinigen herausgetragen. Keiner traute seinen Augen, als er den Löwen todt hingestreckt, den Bürgermeister, den schon verloren geglaubten, lebend erblickte.

Die feigen Missethäter hatten sich durch die Flucht zu retten gesucht. Bald aber wurden sie von der tobenden Menge ergriffen, und nach kurzem Prozeß, ohne Rücksicht auf die Priesterwürde, die sie geschändet, unter dem, nahe am Domkloster gelegenen Thore aufgeknüpft. Dieses soll von dieser Zeit an das Pfaffenthor genannt worden sein: höher hinaufgehende Alterthumsforscher wollen indeß diese Benennung aus den Römerzeiten herleiten, indem sie eine Porta Paphia daraus machen. Am Portal des alten Rathhauses, einem der merkwürdigsten und am meisten in die Augen fallenden Bauwerke, welche das an Erinnerungen und Denkmalen aus den hier so rührigen Zeiten des Mittelalters reiche Köln zieren, sieht man die That des Bürgermeisters Hermann Gryn auf einem Steine in halb erhobener Arbeit dargestellt.

Der Ring der Fastrada.

Das anmuthige Thal, in welchem das betriebsame Aachen mit seinem Ruhm alter Zeit und dem Wohlstande und der Blüthe jüngerer Tage sich zwischen sanft aufsteigenden Höhen birgt, hat manches stille freundliche Plätzchen, welches so recht dazu geschaffen scheint, der Poesie vergangener Jahrhunderte, der mittelalterlichen Sage, einen willkommenen Zufluchtsort zu bieten, nachdem es ihr zu laut geworden ist und unheimlich in dem Getriebe einer Stadt, in welcher das Moderne allmählig den Sieg davon getragen hat über das Alterthümliche des vormaligen Sitzes des heiligen römischen Reiches. Da heften sich denn liebe Erinnerungen an graue bemooste Steine, mit demselben Eppich rankt sich der Gedanke an Thurm nnd Mauer hinauf, jugendliche Tage scheinen dem Grabe zu entsteigen und ungestört darf die Brust sich ihrer Sehnsucht nach Unerreichbarem, ihrer Trauer um Unerreichtes, das die Vergangenheit und in ihr die Zukunft im Traume verschönte, überlassen.

Wer, der die Poesie der Jugend durchlebt hat und geschwelgt hat vor alten Bildern und in alten Erinnerungen, hat nicht in wehmüthiger Betrachtung vor Frankenbergs Trümmern gestanden? Noch steht, ziemlich erhalten, der innere, bewohnte Theil dieser Friedensburg, deren Thürme halb im Gestürz liegen, mit ihrem Geröll den Abhang des mit Gesträucher und Bäumen bewachsenen Hügels deckend, um welchen sich der schilfbedeckte Teich, von dem Bogen einer hohen Brücke überbaut, dahinzieht, umgeben von üppigen, smaragdnen Wiesen, deren Grenze an mehrern Orten die kühle Waldung bildet. An einem schönen Frühlingsmorgen muß man diese Gegend sehen, um ihren Reichthum und ihre Anmuth ganz zu begreifen; wenn der Thau in Perlen glänzt, wenn die Lerche steigt, wenn das frische Grün der Bäume die alten Thürme der nahen Stadt nur halb durchblicken läßt in der duftigen Morgenluft. Dann begreift man, wie er, der gewaltige, ruhmgekrönte Kaiser, dem die ganze Welt offen stand mit ihren Lockebogen und ihrer Majestät und Schönheit, sich dieses Thal auserkor, das ihm lieb war vor Allem, und das er all' seinen Pfalzen und Palläſten vorzog in seinem unermeßlichen Reiche.

Unter den vielen, in alten Chroniken und Gesängen, und im Munde des Volkes aufbewahrten Geschichten von dem größten Kaiser der Deutschen, sind wenige bekannter und rührender, als jene von der Liebe, welche ihn an seine schöne Gemahlin Fastrada fesselte, hatte sie auch, ihrer Gewalt über Karl sich bisweilen zu eigenen Zwecken sich bedienend, manche Unruhe im Reiche veranlaßt und manchen Unzufriedenen, Feinde sogar gemacht: er hing ihr stets mit derselben Zuneigung an. Da erkrankte sie schwer, während sie mit dem Hofe zu Frankfurt, am Ufer des ruhig durch die schöne Ebene fließenden Mains, verweilte. Des Kaisers Betrübniß kannte keine Grenzen: sie steigerte sich zur Verzweiflung, als die geliebte Gattin verschied. Aus dem Gemache, wo sie gestorben war, wich er nicht: ein unerklärlicher Zauber schien sich seiner bemächtigt zu haben. Als die Leiche vor ihm lag, da schien es ihm, sie schlafe nur: der Augenblick, wo er an ihren Tod geglaubt, sei ein böser Traum gewesen. Neben ihrem Lager kniete er, bestrebte sich sie zu wecken, rief sie mit den süßesten Namen.

Des Kaisers Räthe und Höflinge wußten nicht, was zu beginnen: er wollte nicht davon hören, daß Fastradas sterbliche Reste zur Erde bestattet werden sollten; gebietrisch wies er die von sich, welche davon redeten, und antwortete, sie werde bald wieder erwachen aus ihrem Schlummer. Alle fürchteten für die Vernunft, und sogar für das Leben des Herrschers, wenn dieser Zustand noch länger währte. Während sie nun in der quälendsten Ungewißheit schwebten, hatte der fromme Erzbischof Turpinus von Rheims, der erste in des Kaisers Rath, ein Traumgesicht, das ihm das Räthsel erklärte. Er sah nähmlich einen Ring, welcher in das Haar der Kaiserin geflochten war. — Dieser war es, welcher Karl auch jetzt noch an die Abgeschiedene fesselte. Sein Entschluß war bald gefaßt; am folgenden Morgen trat er in das Gemach, und ohne daß der Kaiser es bemerkte, nahm er heimlich den Ring zu sich.

Kaum hatte er dies gethan, so stand Karl auf und warf sich weinend in seine Arme. Es war, als gingen ihm jetzt die Augen auf, als bemerke er nun erst den Zustand, in welchem der Körper sich befand; er schauderte und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Willig ließ er sich von dem Erzbischofe aus dem Gemach führen, setzte sich zu Pferde und ritt, von den besorgten Bewohnern der Stadt bei seinem Wiedererscheinen hoch begrüßt, nach dem Rheine hin, worauf er bald in seinem geliebten Ingelheim ankam, und mit erneutem Eifer sich den Geschäften des Reiches hingab. Wie ein Traum war ihm Alles, was seit Fastradas Tode sich ereignet hatte. Ihre sterblichen Reste aber, in Purpur und Gold gehüllt, wurden im feierlichen Trauerzuge von Frankfurt nach Mainz geführt, und dort in der Abtei von St. Alban zur Erde bestattet, wo Karl ihr ein prachtvolles Grabmal, als Erinnerung an ihre Würde und seine Liebe, zu errichten befahl.

Der Kaiser wollte von nun an immer den frommen Prälaten um sich haben: nichts that er ohne seinen Rath, ohne ihn konnte er nicht leben. Der Erzbischof benutzte zwar diese Zuneigung zum Besten des Reichs und der Kirche, denn er war ein wohlmeinender und weiser Mann, aber sein frommer Sinn nahm doch Anstoß an dem, was ihm ein gottloser Zauber dünkte, weßhalb er sich dessen zu entledigen beschloß. Mit diesen Gedanken ging er nun, als er den Kaiser auf einer Reise nach Aachen begleitete, wo dieser bisweilen seinen Aufenthalt zu nehmen pflegte. In dem Thale umherwandernd, wo die wohlthätigen heißen Quellen entspringen, welche Karl bewogen hatten, sich hier eine Pfalz zu bauen, kam Turpinus an einen kleinen stillen See, der rings von Waldung und Wiesenteppich eingeschlossen war, in diesen warf er das verhängnißvolle Kleinod.

Von dieser Zeit an glaubte der Kaiser, dem seine Oberrheinischen Pfalzen nur trübe Erinnerungen an sein verlorenes Glück erweckten, das grüne Thal nicht mehr verlassen zu können. Nur dann, wenn die Reichsangelegenheiten, welche damals den Herrschern nicht gestatteten, an einem bestimmten Ort ruhig zu verweilen, sondern sie bald hie, bald dorthin riefen, es nöthig machten, konnte er sich von seinem Lieblingsort trennen, zu dem er zurückkehrte, sobald er frei war. Nicht blos die Stadt selbst schmückte er mit Pallast und Kirche; auch bei dem nahegelegenen See ließ er eine stattliche Burg erbauen, nachdem er einen Theil der Waldung gelichtet. Hier, in der durch nichts gestörten Einsamkeit, saß er oft stundenlang, und blickte auf den Wasserspiegel zu seinen Füßen und dachte alternd noch vergangener, glücklicher Zeiten.

Die bucklichen Musikanten.

Am Tage St. Mathäi, im Jahre nach des Welterlösers Geburt 1349, kam ein armer buckeliger Spielmann spät in der Nacht nach Aachen von einem Dorfe zurück, woselbst er bei einer Hochzeit aufgespielt hatte. Halb im Taumel, bekümmerte ihn weder Zeit noch Ort, und so ging er denn wohlgemuthet am Münster vorbei, als eben die Thurmglocke Mitternacht brummte. Da aber erschrak er auch um so mehr, als er nun hörte, wie spät es in der Nacht sei, und dazu sich in der Luft ein seltsames Geschwirre, wie von Eulen und Fledermausflügeln vernehmen ließ. Schnellen Schrittes eilte er, dem Graus der Geisterstunde und ihrem Spucke zu entfliehen, und beugte schüchtern in die Schmiedestraße ein, um durch sie zu seiner Wohnung zu gelangen, welche in der Jakobsstraße gelegen. Was begegnete ihm aber, als er das Pervisch (den Fischmarkt) betrat! Alle Fischbänke schimmerten von unzähligen Lichtern, welche weithin die Nacht erhellten; köstliche Speisen waren in goldenen und silbernen Schüsseln aufgetragen, und perlender Wein blinkte in großen Krystallkrügen. Um Alles herum aber saß eine Menge der reichgekleidetsten Damen und ließen es sich trefflich schmecken. Erschrocken hockte sich der Spielmann in eine Ecke, denn nun erinnerte

Digitized by Google

er sich entsetzt der Quatembernacht und ihres Hexenspuckes. Doch es war zu spät: eine der zunächst sitzenden Damen hatte ihn bereits bemerkt, und führte ihn zu Tische. Dann aber sprach sie zu dem Spielmann, der mit vor Angst klappernden Zähnen und schlotternden Knieen dastand: „Fürchte dich nicht, und spiele uns eine lustige Weise auf; wir werden Dir dessen Dank wissen." und indem sie so sprach, neigte sie dem Zagenden einen Pokal mit würzigem Wein gefüllt. Dieser ermuthigte wundersam den Spielmann dergestalt, daß, sobald er den Becher bis auf die Nagelprobe geleert hatte, er seine Geige zur Hand nahm, und lustig zu fiedeln begann.

Da wurden eilig die Bänke mit Allem, was darauf stand, bei Seite geschafft, und die Damen, unter denen er manche vornehme Frau aus der Stadt zu erkennen glaubte, erhoben sich allzumal bei dem Tone seiner Geige, und bald wirbelten die Haare durch einander. Nun aber ging es immer schneller und schneller, und der Spielmann geigte, wie von unsichtbarer Hand getrieben, immer toller darauf los, so daß er mehrmals vermeinte, die Saiten müßten in tausend Stücke zerspringen und ihm Hören und Sehen vergehen. Indessen sausten die Haare noch immer durcheinander, während sein Arm kräftig den Bogen führte, und sein Spiel von selbst aus einer Weise in die andere überging, und so stark wurde, daß es ihn bedünkte, als sei ein ganzes Conzert von Geigen und gellenden Flöten hinter ihm aufgestellt, welche alle in seine Töne einstimmten, und ihm das Ganze wie ein wirrer Traum vorkam. Da summte endlich die Thurmglocke drei viertel auf Eins, und plötzlich hielten die Paare in sichtbarer Erschöpfung inne, Alles wurde wieder mit einem Male ruhig und in seine vorige Ordnung gerückt. Unentschlossen stand aber der Spielmann da, nicht wissend, ob er bleiben müsse, oder scheiden dürfe. Da trat die frühere Dame wieder zu ihm heran, und sprach: „Bruder Spielmann, Du hast uns wacker vergnügt, darum soll Dir auch nun des Lohnes werden! Und damit hatte sie ihm bereits sein Wamms ausgezogen, und ehe er noch recht zur Besinnung kommen konnte, war sie schon hinter ihm getreten, und hatte ihm mit einem Griffe seinen Höcker abgenommen. Wer war froher als unser erleichterter Spielmann! Durchdrungen wollte er niederfallen vor seiner Wohlthäterin. Da aber schlug es Eins, und Damen, Lichter und Schüsseln waren verschwunden, und nur der Spielmann stand noch allein in der dunkeln Nacht. Da aber fühlte er abermals nach seinem Rücken; denn ihm war es noch immer zu Muthe, als sei sein ganzes Abentheuer nur ein wirrer Traum gewesen. Doch nein, es war Wirklichkeit, er war gerade und schlank, und sein Höcker verschwunden. Wer vermöchte wohl die Freude seines Herzens zu beschreiben, in welchem er nun nach seinem Wams griff, das vor ihm auf der Erde liegen geblieben! Doch noch eine zweite sollte ihm beschieden sein, denn, als er dasselbe aufnahm, kam es ihm ungewöhnlich schwer vor, und als er nach der Ursache dieser außergewöhnlichen Gewichtigkeit forschte, fand er dessen beide Taschen mit Gold gefüllt und eilte als ein zweifach glücklicher Mann nach seiner Wohnung.

Dort aber erkannte die harrende Frau ihren verwandelten Mann fast nicht mehr wieder, bis ihr seine Erzählung von dem Begegnisse der Nacht den Hergang erklärte. Da staunte die fromme Frau sehr, und pries den Himmel, der Alles noch so glücklich gefügt. Am andern Morgen aber wurde die Geige, die all das Glück ins Haus gebracht, unter das Bild des Schutzpatrons aufgehängt, und fortan zum ewigen Gedächtniß für Kinder und Kindes-Kinder als ein Heiligthum bewahrt.

Des armen Spielmanns Glück wurde nicht alsbald in der Nachbarschaft bekannt, als es auch viele Neider erregte, unter denen sich vorzüglich ein anderer, ebenfalls buckeliger Musikant, durch seinen giftigen Groll auszeichnete. Seines vormaligen Gesellen nunmehriger Vorzug quälte ihn Tag und Nacht, und richtete sein ganzes Sinnen und Trachten nur nach der Möglichkeit, ihm jenem gleich, oder noch zuvor thuen zu können. Deswegen übte er sich den ganzen Tag die schönsten Weisen ein, und begab sich nun auf St. Mathäi Nacht um die zwölfte Stunde nach dem Pervisch. Dort fand er auch richtig dasselbe Gelage, und ward darauf zum Spielen aufgefordert. Aber welch ein Unterschied! Kaum hatte er in stolzem Selbstvertrauen seine lustigen künstlichen Melodien angehoben, und die Damen sich zum Tanze erhoben, als er auf einmal aus der Tanzweise in ein Sterbelied fiel, und eine so traurige und herzbrechende Weise aufstedelte, daß hölzisches Gepfeife und Gezische sich um ihn herum erhob, und die Paare sich trübselig darunter her bewegten. Der Spielmann aber, noch immer vermeinend, seine besten Melodien vorzutragen, musicirte stracks darauf los, und erwartete nun, da der Tanz geendet war nichts weniger als einen noch reicheren Lohn, denn sein Vorgänger, und trat daher, Rock und Weste auszichend, keck zum Tische. „Ei, ei! beste Frau!" rief er spöttisch, da er in der oben an dem Ehrenplatze der Tafel sitzenden Dame die gestrenge Frau Bürgermeisterin zu erkennen glaubte, die hier in aller Pracht und Herrlichkeit dem sonderbaren Mahle präsidirte. „Was würde wohl der Herr Gemahl sagen, wenn er sie hier auf der Besenstielfestlichkeit anträfe? aber lassen Euer Gnaden mich nicht allzulange hier ohne Lohn stehen, denn die Nacht ist kalt und es schlottern mir alle Knochen in der Herbstluft. Ich denke, mein Spiel ist doch wohl noch eines bessern Preises werth, als das des Stümpers, der Euch beim letzen Feste die Ohren gellen machte!" Doch wie sollte er sich täuschen! Die Dame nahm im Nu den Deckel von einer silbernen Schüssel, und ehe er sich's versah, klebte der darin aufbewahrte Höcker seines Gesellen vor seiner Brust. So stand denn der Neidhart mit doppeltem Bollwerke umgeben, und traute seinen Augen nicht, bis im selben Momente beim ersten Schlage der Morgenstunde der Spuck verschwand, und er sich unter zwiefacher Last nach Hause trollen konnte.

Noch lange Jahre hindurch mußte er das Warnungszeichen seiner Mißgunst herumschleppen, und die Eltern pflegten ihren Kindern bei seinem Anblicke die Geschichte zu erzählen.

Friedrich Wilhelm Rogge

ward am 11. November 1809 zu Lüneburg geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Johanneum und studirte darauf von 1829—33 in Göttingen, zuerst Theologie, dann Geschichte und Philologie, indem er zugleich bemüht war im Verein mit gleichgesinnten Freunden eine ähnliche Gesellschaft, wie es der frühere Göttinger Dichterbund (Hainbund) gewesen, zu gestalten. — Von 1834—1836 lebte R. als Privatgelehrter in Schwerin, machte dann eine größere Reise nach Frankreich und England und kehrte darauf nach Schwerin zurück, wo er eine Anstellung bei der Regierungsbibliothek fand.

Er gab heraus:

Gedichte. Göttingen 1830—31. 3. Aufl. Leipzig 1839.
Kaiser Friedrich Barbarossa. Tragödie. Lüneburg 1833.
Kaiser Heinrich IV. Tragödie. Leipzig 1839.
Krone und Liebe. König Manfred, Biama Banezzi; zwei Tragödien. Leipzig 1839.
Buch der Huldigung. Rostock 1845.
Blüthe der deutschen Lyrik. Rostock 1846.

Sehr treffend urtheilt Gödeke in seinem Sammelwerke, Deutschland's Dichter von 1813—43. S. 306. über Rogge. — Seine mit großer Sorgfalt ausgearbeiteten, wohllautenden Gedichte lassen den Schüler Uhlands, Platens und der Alten nicht verkennen; seine Balladen und Romanzen sind vorzugsweise glücklich behandelt, wenn gleich sein Bestreben, den Geist der alten Sagen mit neuer Kraft zu stärken, nicht selten nur darauf hinauskommt, daß die Sage des Alterthums den Tendenzen der Gegenwart dienstbar gemacht wird. Seine dramatischen Arbeiten sind durch manche grillenhafte Züge unaufführbar gemacht.

Digitized by Google

Der Greis.

Schattig und kühl umlaubt
Neiget zu Ruh' das Haupt
Müde der Greis;
Und schwellend und bang
Ergießt sich Gesang
Um den Schlummernden leis.

Ward ihm der Frühling alt,
Oder das Herz so kalt,
Scheint er so müd' und matt,
Scheint er so wachensſatt,
Daß ihm das Augenlied
Leise der Schlaf bezieht,
Während rings um ihn her
Alles ein Freudenmeer,
Ach und im leichten Schwung
Tanzet das Reh im Sprung
Froh und jung
An ihm daher!

Koſet und säuſelt, ihr Winde,
Linde,
In den grauenden Locken ihm wühlend
Kühlend!
Denn wenn er erwacht',
Er spräche zu mir:
Ich hab' es gemacht
Dereinſt gleich dir,
Du machſt es wie ich,
Wenn du einholſt mich.

O Jolaos, mich schreckt dein Gebet,
Das die Jugend nur eines Tag's dir erfleht!

Es entschwebt, wie der Lenz dem Gefild',
Die Quelle der Liebe,
Der seligſten Triebe,
Der That und Kraft,
Wie heldenhaft —
O Jugend, dein Bild!
Vergebens fragt
Und will Beweis,
Wo's wieder tagt
Einſt, Mann und Greis.
Mögen die Sterne blüh'n,
Sonnen an Sonnen glüh'n —
Bringt es Gewinn?
Welle nach Welle kommt,
Aber kein Fragen frommt
Nach dem: wohin!

Lenz-Melodie.

In des Sees säuſelndem Ried
Raſtet die Möve vom Flug,
Daß ſie lauſche dem Wellenlied.
Und der Sehnſucht Zug
Läßt die Wellen
Zu des Ufers Rand
Rauſchen und ſchwellen
Und in ſilbernen Flocken
Die kryſtallenen Locken
Ueber Blumen am Strand
Zerſchellen.

Hoch preiſ' ich den Lenz!
Was kein Künſtler vollbracht,
Hat er ſpielend entfacht,
O wie himmliſch ſchön!
Dies Duften und Blüh'n
Und der Blätter Grün
Und der Wipfel Säuſeln
Und der Wogen Kräuſeln,
O wie himmliſch ſchön!
Unter ſußem Getön
Stellt der Lenz zur Schau
See, Wald und Au:
Hoch preiſ' ich den Lenz!
Aus der Ferne nach
Hält das Echo wach
Kukuksruf.
Und aus den dunkelnden Hallen
Erſchallen
Melodiſchen Hall —
Läßt die Nachtigall!
Wie ſie dämpft und bekämpft,
Als ſpränge die Bruſt,
Bald Weh, bald Luſt!
Und beklommen
Kommen
Mit ſchmetterndem Laut
Heißt ſie minniglich,
Inniglich
Zu ſich, zu ſich die Braut!

Das Idol.

Ich ſeh' dich wohl, du roſiglichtes Bild,
Durch meines öden Schlummers Träume wallen,
Der Geiſt hält Wach', und Sehnſucht, ungeſtillt,
Geht nächtlich um in meines Herzens Hallen.

O, ſchau' mich nicht ſo ſeelenſchmelzend an,
Es wird ja, wie es iſt, doch bleiben müſſen;
Ob mir dein Blick den Himmel aufgethan,
Mich fröſtelt's an in deines Mundes Küſſen!

Hinweg, Idol! du biſt nicht, was du ſcheinſt,
Und wie du gehſt verklärt durch meinen Schlummer;
Vergäß' ich gern auch, wie du's mit mir meinſt,
Wie deines Aug's Entzücken war mein Kummer:

Und ſprächſt du auch: „Es ſchlafe, was geſchehn!
In's Antlitz bannt'ſt du mir des Grams Gebilde,
Wach, wie die Todten blutig auferſtehn
Läßt die Erinn'rung auf dem Schlachtgefilde!

Ich warf um dich der Dichtkunſt Mantel her
Und ließ im Reich der Phantaſie dich blühen,
Und jung und wogend von dem Strahlenmeer
Der erſten Liebe flammend dich umglühen.

Und kam dafür — um meines Herzens Ruh —
Zurückkehrt das Bewußtſein, wahnverſpätet,
Und tauſend Stimmen rufen laut mir zu,
Daß falſche Götter fromm ich angebetet!

O, geh! ja! . . . geh! du kannſt nicht lieben; nein;
Doch nimm von mir des alten Zaubers Bande
Und laß mich wieder, wie ich war, allein —
Und ſtumm vergehn am eignen Seelenbrande!

Liebesmahnen.

(Im Regent's park zu London.)

Gruß dir, o Nacht, auf ſchwarzem Viergeſpann!
Laß deiner Roſſe Schweiß die Auen feuchten,
Und dir voran auf deiner ew'gen Bahn
Die Sterne, die Gedanken Gottes, leuchten!

Weg, Weltgewühl dort an der Themſe Strand,
Wie lieb' ich's, hier mit mir allein zu weilen,
Und in mein eichengrünes Heimathland
Laß ich des Herzens friſche Grüß' enteilen. —

Horch, wie dort langgedehnt der Löwe brüllt!
Der denkt wohl an Arabiens Gazellen
Und an die blonde Braut, die nachtverhüllt
Ihn ſucht und ruft, daß Wald und Felſen gellen!

Und wieder — horch, wie im Gebüſche dort,
Nun ſchmelzend, nun in wirbelnd lauten Schlägen
Der Lenz ſich lauſchend läßt der Liebe Wort
Und aus ihr weltenalt Geheimniß legen! —

Ob jetzt auch wohl, du holdes Augenlicht
Jenſeit des Meers, aus wimperſchatt'ger Zelle

Digitized by Google

Ein Strahl von dir die Bahn zu mir sich bricht,
Als Bote mich begrüßend leuchtendhelle?

Ich aber, dein gedenkend immerdar,
Ich sende, wenn die Sterne dort entlohten,
Dir meiner Dichtkunst zukunftstolzen Aar,
Als meiner Liebe liederfrohen Boten.

Laßt ihn an deinem Aug' sich trinken satt,
Drückt' ihn an's Herz und laß ihn selig kosen
Dort an der wellendweichen Lagerstatt,
Um die mit Lilien werben möchten Rosen!

Und hast du ihm genug von dir erzählt,
So send' ihn wieder heimwärts durch die Räume,
Und was er etwa neidisch mir verhehlt,
Das flicht meerüber selbst in meine Träume!

Der Löwe zu Luzern.

Sinnend weilt, wer pilgernd das Vaterland Tell's
Frohgemuth, freiathmend durchstreift, und grüßt hier
In der quellumsprudelten Felsenkluft dich,
Sterbender Bergleu!

Hingestreckt, todtmüde, noch bergend in der
Blutgefärbt reichmähnigen Brust den Speerschaft,
Rufst du wach glorwürdiger Heldenthaten
Bild und Gedächtniß!

Jenes Tags, als tobend im Freiheitswahnsinn,
Doggengleich anstürmten die Horden Frankreich's;
In des Aufruhrs Glockengeläut' erscholl die
Hymne Massilia's!

Tag des Weh's, nachschleppend der schlimm'ren Viele,
Als des Volks scheuselig Gelüst den Goldreif
Riß von Ludwig's Haupt, von den Schultern ihm den
Heiligen Purpur!

Ach, umsonst einhauchte die Tochter Oestreich's
Dem Gemahl schlachtfreudigen Sinn, umsonst tönt
In des Schloßraums Gitterbezirk der Ruf: Hoch
Lebe der König!

Nicht besteigt sein Roß er zum Kampf, er wehrt fromm,
Aber zag', unköniglich stets dem Blitz, der
Seines Winks nur harrt, um zu wecken, rasch Bahn
Fegend, den Donner!

Selig, wann fortlebt in dem Enkel seiner
Väter Glanz und jegliche Tugend frisch und
Ungeschwächt; nicht preis' ich den Mann, der vorzieht
Dulden der Thatkraft!

Nun geschah's, schmachvoller Moment! daß ihres
Zaubers baar, schutzsuchend, die Majestät wich;
Aber furchtlos ging in den Tod Helvetien's
Starker Gebirgssohn!

Stolze Schaar, stumm räumend des Bourbonid'schen
Herrscherstamms thurmprangende Burg, ob zahllos
Du bekämpft und kämpfend erliegst, du stirbst zwar,
Aber du flehst nicht!

Schöner nicht, heroischer focht und sank nicht
Lacedämon's Fürst in des Oeta Felsschlucht,
Noch Athen's einst säulengepries'ne Schaar auf
Marathon's Blachfeld!

Sohn der Freiheit, Hüter der Kön'ge dann, ja!
Wach von dir bleib' ewig das Alpenecho!
Und zum Halt stets zwing' uns, gedenkend dein, hier
Sterbend der Bergleu!

Eingedenk stets bleibe die Muse dein, und
Deines Ruhms Seebarke, sie segle, klangreich,
Auf des Lieds schönwogender Fluth hinab zum
Meere der Nachwelt!

Am Sarkophag Alexanders des Großen.

Kunsthallen Londons, ihr, die mit Recht genannt
Ihr seid der Stolz Britannien's, wie Vieles ihr
Auch immer einschließt, hier mit Neugier,
Dort mit Bewunderung das Auge fesselnd;

Ob nun Betrachtung bald bei dem Nothbedarf
Weilt stumpfer Polanwohner, dem Jagdgeräth,
Schneeschlitten, und was heut ihr blitzschnell
Eilender, einziger Hort, das Rennthier:

Ob neu belebt Traumbilder der Kindesbrust
Korallenschmuck, buntfarbiger Putz und die
Kriegswehr des feur'gen Sohns der Südsee,
Speere, vergiftete Pfeil' und Streitart:

Ob, ach! Begeist'rung schwärmt für die Räthselwelt
Aegypten's sammt Kunstwundern des Alterthums:
Italien's Urn' und Griechenland's in
Marmorruinen gebannte Schönheit!

Denn hier vereint hat Jedes von jedem Volk
Kunstsinn, des Wissens Drang und das Recht der Macht,
Raubluft, so weit die Wogen siegreich
Trugen die Flotten des stolzen England's.

Dennoch vorbei eile mein Fuß, und stets
Zuvor gegrüßt mit attischem Feierklang
Sei du mir, Sarkophag des großen
Musenermüdenden Alexandros!

Zwar jenes Kleinod nicht, dem, juwelenreich,
Der Sonnengott blitzähnliche Gluth entlockt,
D'rin ihren König eingeurnt einst
Sah'n Macedonien's Veteranen;

Denn seines Feldherrn üppig Geschlecht, sie, die
Von seines Siegsmahls Resten sich nährten drei
Jahrhundert lang, verprapt den Goldsarg
Hatten sie bald und vertauscht um Marmor.

Nichts frommt's, des Erdballs Herrscher gewesen sein,
Gleich wehrlos macht Jedweden der Tod; umsonst
Hält Wacht des Ruhms allmächt'ger Cherub,
Wenn sich von Adel entblößt die Macht naht.

Doch folgt der Ehrfurcht Zoll der Entweihung oft;
Rom's zweiter Cäsar rächte so sich als ihn,
Und in des Königs blonde Locken
Flechtet er wieder den gold'nen Siegskranz.

An diesen Stein einst stand er gelehnt und ließ
Empor des Weihrauchs Wolken ihm wirbeln! Dann,
Mit eigener Hand ihm Blumen streuend,
Schwelgt' er sich satt in des Helden Nachruhm.

Es rollt manch' Jahrhundert seitdem daher,
Und aus dem Sarg wegfegten sie Staub und Zier;
Doch frisch und rosig blüht, in Lied und
Mährchen verwebt, der gewalt'ge Namen!

Und selbst dem Marmor hier, der den Heldenleib
Einst barg, es wohnt ihm ewig ein Zauber bei,
Der Wüstensohn, der Moslem schwärmt' an
Ihm, der romantische Saladin noch!

Bis jüngst die Pyramiden erscheinen sahn,
Traumgleich, und hehr im Donnergewölke stehn
Den Mann der zweiundsechezig Schlachten,
Erbe zu werden des Alexandros!

Der hub den Marmorschatz aus dem Tempel keck! —
Sich selbst vielleicht zum Bette dereinst? — Umsonst!
Des Meeres Hütte wacht, dem Adler
Raubte die Beute der Leu von England.

Der Friedhof.

Da bin ich wieder, wie von ungefähr;
Die grünen Hügel schwellen von dem Hauche
Der Weste, und die Blumen steigen wieder

Digitized by Google

Aus ihren Betten, lebenglühend, auf
Und bringen an das Licht die frommen Grüße,
Die ihnen d'runten wurden anvertraut. —
Es iſt ein heimlich ſeltſames Gefühl,
Das eines Friedhofs Hügel rege macht!
Da liegen ſie, mit ihrem Hoffen, Sehnen,
Mit allen ihren Wünſchen, ihren Träumen
Geheimnißvoll in ihren kleinen Zellen
Und laſſen nichts, gar nichts von ſich vernehmen!
Und droben lacht die Sonne, ruft die Lerche,
Die Bäche murmeln und die Bienen ſummen
Und wecken Alles, Alles auf zum Leben! —
Das muß ein Schlaf, ein feſter, tiefer ſein,
Der nicht bei ſolchem Freuderuf zerfließt!
Und wer d'rin ruhig zu beharr'n vermag —
Der muß unendlich hoch ſteh'n, oder niedrig! —
Und wenn ſie wachten, nur zu ſchlafen ſchienen —
Was dächten ſie, wenn über ihren Häuptern
Die Hügel keck'lich ſtampft des Knaben Fuß? —
Ich glaub' es wohl, es möchten Manche gern —
Gern einen Blick hineinthun in die Sonne,
Und And're möchten's nicht; denn ihrer Wen'ge ſind's,
Die nicht an ihren Wunden d'runten heilen!
O, wer es fühlte, wer es ganz begriffe,
Dem würd' es heiß auf ſeine Seele fallen,
Wenn er nur eine, eine einz'ge Thräne
Gewaltſam einem Auge hat erpreßt!
Hart klagt die That ihn an und laſtet ſchwer,
Von tauſend Freudethränen ungeſühnt! —
Das iſt es, was uns ſchmerzlich ſtets ergreift,
Wenn wir an Gräbern einſam uns verweilen;
Ein heil'ger Tempel iſt des Friedhofs Raum,
Und jedes Grab iſt ein geweihter Prieſter!

Der Kaiſer bei Bauzen.

„Das Feld iſt mein und mir gehört der Sieg!
Was will denn noch mit ihrem tollen Pfeifen
Die Kugel dort! Verirrter Raubwolf, lieg,
Genug für heute hat gewürgt der Krieg!“
Der Kaiſer rief es, wie ſie fiel und ſtieg;
Sie aber, drohend, wie Kometen ſchweifen,
Begann auf's neu auf Beut' umherzuſtreifen —
Bis ſie in Duroc's Leib ſich barg und ſchwieg.

Und ſieh, ſchon ſtürzt daher ein Adjutant,
Des Herzogs Fall dem Kaiſer anzuſagen.
Und er, das Fernrohr wägend in der Hand,
Er hört's und ſchweigt, das Roß ſeitwein gewandt;
Sein Anblick deutete, was er empfand;
Und wie er ſtumm den Schmerz ſucht zu vertragen,
Sehn ſeine Blicke ringsum züngelnd ſchlagen
Von Dorf und Weiler himmelan den Brand!

Und weitgedehnt, von Staubgewölk' umwallt,
Scyth' und Baſchkir und all des Nords Barbaren
Gehetzt, wie von der Meut' ein Wolf im Wald!
Hoch auf der Anhöh' macht der Kaiſer Halt.
Und horch! das Vive l'Empereur! wie's rollt und hallt
Aus voller Kehle ſeiner Gardeſchaaren,
Die dort im Viereck ſtolz gelagert waren,
Vom Pulverdampfe ſchwarz Wehr und Geſtalt!

Und auf den Feldſtuhl wirft er ſich; es ſtehn
Voll Ehrfurcht fern Marſchäll' und Generäle,
Wie ſie den Kaiſer alſo ſitzen ſehn.
Und nun Geklirr, Gelärm und Bannerwehn,
Der Wachtfeu'r Lodern und der Trommeln Gehn;
Und wie zum Tod betrübt des Kaiſers Seele
Des Lieblings denkt, wie er ſich ſterbend quäle —
Verſinkt die Sonne, wie wenn nichts geſchehn!

Doch weg den Gram! Und Spiel und Hörnerklang
Erhebt ſich an des Vierecks beiden Enden!
Und voll und weich und ſchmelzend, klagendbang,
Ertönt's, wie ein elegiſcher Geſang!
Und wieder dann, anſchwellend tief und lang,
Rauſcht es daher, als gält' es zu verſchwenden,
Was die Muſik an Tönen hat zu ſpenden,
Wälzt ſich daher zur Schlacht der Heere Drang! —

Doch all umſonſt! Kein Lächeln zwingt's ihm ab;
Stumm ſaß er da in ſeinen Heldenzieren,
Das Haupt geſunken auf die Bruſt herab,
Als ob gebrochen ſeinem Glück der Stab;
Indeß ein Gott ihm in die Seele gab —
Wie bald dahinrafft aus des Lichts Revieren
Die Garden ſammt den ſtolzen Küraſſieren
Und Glanz und Reich ein allverſchlingend Grab!

Kaiſer Karl.

Im fernen Ungarlande
Mit ſeiner Heeresmacht
Brach Kaiſer Karl die Bande
Der alten Heidennacht;
Er rief das Volk zur Taufe
Und zu dem ew'gen Reich,
Es ward der rohe Haufe
Von ſeiner Predigt weich.

Auch galt's kein langes Wählen,
Wo Kaiſer Karl erſchien,
Man weiß noch zu erzählen
Manch' Mährlein über ihn:
Er trug in allen Tagen
Ein ſchartenloſes Schwert,
Um weidlich d'rein zu ſchlagen,
Sobald man ſein begehrt'!

Nun war zu jenen Zeiten
Sein eigen Reich in Noth,
Es kam zu ſeinen Leuten
Die Kunde, Karl ſei todt:
Zehn Jahre ſeh'n vorüber,
Frau Hildegard ward bang,
Ihr Blick ward täglich trüber,
Die Zeit ſchien ihr zu lang.

Das war ein Rauben, Morden,
Ein furchtbar Regiment!
Es zogen wilde Horden
Straflos durch das Geländ;
Da ging der Rath in Eile
Zur Kaiſerburg hinan:
„Frau Kaiſ'rin, ohne Weile
Wählt einen andern Mann!“

Das ſah auf ſeinem Throne
Der liebe Herr Gott an,
Daß ſeines Dieners Krone
Ein And'rer ſollte han,
Er hielt den Karl gar werthe,
Weil er ihm diente treu,
Die Heiden fromm bekehrte,
Voll ſteter heil'ger Scheu.

D'rum wählt' er aus den Schaaren
Der Engel einen aus,
Der mußte eiligſt fahren
Zu Kaiſer Karl hinaus:
„Mach dich, du Held! von hinnen,
Es ſchleicht daheim Verrath,
Drei Tage noch — gewinnen
Mußt du bis da die Stadt!“

Da ſtand ein Mann im Heere
Das ſtärkſte Roß ihm ab,
Das trug ihn ſammt der Wehre
Wohl in die Stadt zu Raab;
Es that am andern Morgen
Zum zweiten Mal den Lauf,
Und bracht' ihn wohlgeborgen
Gen Paſſau nun hinauf.

Hier tauſcht's der Held am Abend
Für ein ſchön' Füllen aus,
Das trug ihn, luſtig trabend,
Den dritten Tag nach Haus!
Fürwahr! das war ein Jagen!
Bei hundert funfzehn Raſt,
Die ritt in dreien Tagen
Der gottgeſandte Gaſt! —

Digitized by Google

Zu Aachen ging's gar heiter,
Da ging's gar luſtig her,
Es dachte Keiner weiter
Des alten Kaiſers mehr!
Der zog indeß zur Stunde
Bei einem Wirthe ein,
Nahm ſich von Allem Kunde,
Ging dann in's Kämmerlein;

Ließ einen Wächter kommen,
Den hat er in's Geding
Auf dieſe Nacht genommen
Für ſeinen goldnen Ring;
Des Lohnes der ſich freute —
Indeß der Kaiſer ſchlief —
Und als bei'm Frühgeläute
Er ihn vom Schlummer rief:

Da ſprang er auf behende,
That an ein reich Gewand
Und band das Schwert zur Lende
Und gab dem Wirth die Hand;
Es machte, wär's geweſen
Bei Tag, wohl Mancher Halt,
So ſtattlich war ſein Weſen,
So herrlich die Geſtalt!

Am Burgthor eingetroffen,
Fand er es wohl verwahrt:
„Nur d'runter durchgeſchloſſen,
Hier iſt's die beſte Art!"
Doch, Herr, Ihr wollt mich necken,
Kein zweites iſt zur Hand,
Ihr würdet arg beflecken
Eu'r köſtliches Gewand.

„Ha!" ſprach der Held mit Lachen,
„Was mach' ich mir daraus?
Ich habe ſolcher Sachen
Die Fülle noch zu Haus."
Er ging zum Dome leiſe
Und ſaß in aller Früh'
Im Stuhl nach alter Weiſe
Das Schwert baar über's Knie!

Wie ſo der Meßner ſchaute
Den allgewalt'gen Mann,
Entfloh er und vertraute
Dem Biſchof 's eilig an;
Der hieß zwo Kerzen bringen,
Trat vor mit dem Geleit —
Da gab's ein Knieumſchlingen,
Ein Jubeln allerweit.

Er wird vom Volk getragen
Zur Kaiſerin in's Schloß,
Die fühlt ein Bangen, Zagen,
Und ihre Furcht iſt groß!
„Dein Bräutigam iſt kommen!"
Karl freudig zu ihr ſpricht,
„D'rum ſei der Furcht benommen,
Gott läßt die Seinen nicht!

Der König von Rom.

Der Morgen kam, und mit ihm in die Hallen
Der Kaiſerburg trat feſtes Schritts der Tod;
Von allen Häuptern, die ihm hier verfallen,
Keins einen ſchmerzlich trübern Anblick bot,
Als das, zu dem er ſich betrachtend wandte:
Seht da, ſo ſprach er, welch' ein Antlitz dies!
Hab' manches angeſchaut, ich, der Geſandte
Des finſteren Verhängniſſes, ich ließ
Gar manches Herz in vollem Schlage ſtocken;
Doch freudig wär' ich dem Gebot entflohn,
Die Hand zu legen auf die braunen Locken
Dir, hehrer Sprößling des Napoleon!
Wie Blumen ohne Duft und ohne Farbe
Faſſ' ich die Menge mit der Fauſt von Erz!
Doch wer ſich band des Ruhmes manche Garbe,
Dem leg' ich ruhig ſtolz die Hand auf's Herz.
An Roſ' und Lilie haft' ich mit den Blicken
Und weide mich an ihrer Duftgeſtalt,
Eh' ich die Hand ausſtrecke, ſie zu knicken,
Als Werkzeug der zerſtörenden Gewalt.
Und fällt' ich je der ſtolzen Cedern eine,
An ihrem Stamme ſetzt' ich mich zuvor,
Wo in der Dämm'rung ahnungsreichem Scheine
Ich ſinnend in Betrachtung mich verlor.
Nun ſprach' ich wohl, im Auge Thränenblinken,
Wie einſt Rom's Scipio bei Carthago's Flamme:
Es kommt der Tag, da Priam's Burg wird ſinken,
Sammt Priamos und Priam's Heldenſtamme! —
Wie heut' bei Dir, Du ſchöner, bleicher Knabe,
So ſaß ich einſt zu Deines Vaters Haupt,
Schon auf der letzten Stufe zu dem Grabe
Ward er noch einmal mit dem Sieg umlaubt.
Inmitten des Gewühls, im Schlachtendrange,
Im Schooß der alten Garde, fern und nah
Vom Vive l'Empereur mit tauſendfachem Klange
Stand er begrüßt im letzten Siege da!
Da trat ich nah' und in die ehrnen Arme
Schloß ich den ehrnen Mann mit feſtem Sinn!
Erwacht ja wär' er nur zu neuem Harme,
D'rum trug ich raſch zu ſeinen Garden ihn.
Du ſah'ſt ſie oft, als, noch den Sieg im Schilde,
Der Kaiſer Dich auf ſeinen Armen trug,
Die Schaar, die einſtens ſchwur bei Deinem Bilde
Und Rußland dann auf Rußlands Feldern ſchlug!
Die alte Schaar, die mir vertraulich nickte,
Als altem Freund, ging ich an ihr entlang,
Die unverwandtes Blicks die Hand mir drückte,
Mit Vive l'Empereur mir in die Arme ſank!
Nach ihnen, Sohn des Schickſals, ſtand Dein Sehnen,
Wenn Dich der Traum verſcholl'ner Tag' umfing,
Da fühlteſt Du die Bruſt ſich ſchmerzlich dehnen,
Weil ja Dein Stern mit ihrem unterging!
Und Deine Hand nun nimmer darf erfaſſen
Von Mont St. Jean des Racheſchwertes Griff,
Das wohl Europa's Kön'ge macht' erblaſſen,
Wenn's Deine Vorzeit aus dem Grabe rief!
Wenn Du den Adler weckt'ſt in jenem Horſte,
Wo er verzaubert Deines Rufes harrt,
Auf's neu' ihm übergäb'ſt die alten Forſte,
Als Hüter ihn ſtell'ſt auf die Alpenwart!
Doch dem Verhängniß, das ſein harrt hienieden,
Iſt Keiner noch der Sterblichen entflohn,
Es bricht herein, unabwendbar beſchieden,
Sprach einſtens Pergam's unglückstrauter Sohn.
Wo Schmerz Dich foltert, und zernagt der Kummer,
Dein Vater — hier im ſelbigen Gemach —
Nach dreißig Siegen lag er hier im Schlummer,
Der Aar von Wagram ſaß am Bette wach!
Und Du? und Du? — O Sproß des Ruhms, es haben
Entzückt im Arm Dich Kön'ge oft gewiegt,
Doch als ſie Deines Vaters Schwert vergraben,
War ihrer Liebe dürſt'ger Quell verſiegt!
Doch daß ſie Dir kein froſtig Mitleid ſpenden,
Ward ich zu dieſer Stunde hergeſandt,
Auf ewig wahr' ich Dich vor ihren Händen
Und trag' hinweg Dich ſanft aus dieſem Land.
Den Adler Deiner Hoffnungen, ihn machte
Der Blitz für immer jüngſtens ſchwingenlahm,
Und wie ich Deine Züge nun betrachte,
Seh' ich mit Luſt, daß ich willkommen kam. —
Ha! ich verſteh' Euch, — ſieh den Vater winken,
Von ſeinen Garden, wie vordem, umſchaart,
In ſeinen Händen Kron' und Scepter blinken,
Die er auf ewig nun Dir treu bewahrt!
Horch! wie es rauſcht, die alten Schwerter klirren,
Die Banner Deines Hauſes mahnend wehn —
Wohlan, ich will Dein Schickſal Dir entwirren,
Und Du, o Sohn, ſollſt zu dem Vater gehn!

Digitized by Google

Hermann Rollett

ward geboren am 20. August 1819 in Baden bei Wien. Die schöne Natur des Geburtsortes weckte früh in ihm die Keime seines poetischen Talentes, so wie auch das frühe Bekanntwerden mit den wissenschaftlichen Sammlungen und den vielen berühmten Freunden seines, 1842 in Baden als ausgezeichneter Arzt verstorbenen Vaters, in ihm den Sinn für Wissenschaft und höheres Leben mächtig erregte. Nach vollendeter Gymnasialbildung machte er zu Wien philosophische Studien, widmete sich aber bei der Vorliebe seines Vaters für den praktischen Beruf und bei seinem eigenen Interesse für Naturwissenschaft, seit 1838 der Chemie und Pharmacie, ohne jedoch aufzuhören, die Ausbildung seiner poetischen Anlagen und die Läuterung seines regen Sinnes für allen geistigen Fortschritt, als die Hauptaufgabe seines Lebens zu betrachten. 1844 weilte er einige Zeit in Schwaben bei Justinus Kerner, dem er seine erste Liedersammlung gewidmet hatte, seit dem Herbst 1845 lebte er in Jena und ging dann wieder nach Süd-Deutschland.

Von ihm erschien:

Liederkränze. Wien bei Gerold 1842.
Frühlingsboten aus Oestereich. Jena bei Luden 1845.
Deutschkatholisches Reformationslied. Weimar bei Hoffmann 1845.

Ein anmuthiges phantasiereiches Talent, voll Eifer für Wahrheit und Recht, das aber zu früh hervorgetreten ist und noch der Erfahrung und der Korrectheit bedarf, um mehr, als vorübergehende Geltung zu erlangen.

Aus den „Frühlingsboten."

Frühlingsgesang.

Das Leben ist erstanden mit Glanz und Frühlingspracht —
Das hat aus starren Banden die Liebe frei gemacht.
Die Blüthenkeime treiben zum Himmel unbewußt —
Wer mag zu Hause bleiben, wenn draußen solche Lust!

Lebt wohl, ihr welken Blätter, ihr Worte kalt und grau —
Lebendiges Geschmetter lockt nun in grüne Au.
Leb' wohl, du todte Feder mit deinem schwarzen Gift —
Geweihtere hat jeder Zaunkönig auf der Trift.

Viel größ're Weisheit flüstert wohl jedes Blatt am Baum
Als mir entgegen düftet aus engem Bücherraum,
Leb' wohl, leb' wohl Gesinge, vom Gänsekiel geweiht,
Leb' wohl, du todte Schwinge, Du Bücherseligkeit! —

Doch kehr' ich einmal wieder, wenn Strauch und Baum entlaubt,
Dann seh ich traurig nieder mit tiefgesenktem Haupt.
Dann will ich wieder blättern in sehnsuchtsvoller Qual,
Ob noch nicht aus den Wettern befreit der Sonnenstrahl;

Ob noch nicht aufgeschossen des Geistes grüne Saat,
Ob noch nicht, glanzumflossen, der Völkerfrühling naht.
Dann will ich wieder singen der Sehnsucht vollen Drang —
Mit todten Federschwingen lebendigen Gesang.

Sonett.

(Aus einem größern Cyclus.)

Beginnt zu schlagen, Freiheitsnachtigallen!
Die Nacht ist günstig eurem lauten Sange,
Laß uns dein Silberglöcklein tritend schallen
Du Waldkirchlein, auf dem Befreiungsgange.

Und du, o Frühling, laß uns Rosen fallen
Auf unsre, längst im Schmerz erbleichte Wange,
Laß endlich uns auf grüner Erde wallen —
Die Nacht ist kalt, der Winter ist so lange!
Doch schwand des Kerkers rabenschwarz Gefieder,
Und starb die Nacht, die grämliche Alraune,
Dann schweigt ihr trüben Nachtigallenlieder!
Dann heben wir das trunk'ne Auge wieder,
Daß es der Lerche lauten Flug bestaune
Des freien Tages schallender Posaune.

Zeitgedichte.

Hochgeschwungen! Hochgeschwungen!
Uns'rer Lieder blankes Schwert,
Daß der Kampf der Dämmerungen
Sich in hellen Sieg verkehrt.

Jeder, dem es mag gelingen
Sei zu lautem Sang bereit,
Das wir sie uns bald ersingen
Unsrer Freiheit goldne Zeit.

Aber in der Rüstung Golde
Denkt auch mild im ernsten Streit,
Und vergeßt mir nicht die Holde,
Ewigschöne Frühlingszeit.

Und vergeßt mir nicht den Glauben
An der Wälder grüne Pracht,
An das Glück in kühlen Lauben
Und in süßer Sternennacht.

Und ein Lied aus grünen Bäumen,
Das im Lenz von Jubel spricht,
Und im Herbst von Frühlingsträumen —
Ist ja auch ein Zeitgedicht.

Waldeszauber.

Und schreit' ich in den Wald hinaus,
Da grüßen mich die Bäume.
Du liebes, freies Gotteshaus
Du schließest mich mit Sturmgebraus
In deine kühlen Räume.

Da sink' ich an das laute Herz
Der Einsamkeit des Waldes —
Das größte Leid wird süßer Schmerz,
Auf Liederschwingen himmelwärts
Verklingt es und verhallt es.

Geheimes Flüstern hier und dort,
Verborg'nes Quellenrauschen —
O Wald, o Wald, geweihter Ort,
Laß mich der Liebe reinstes Wort
An deiner Brust belauschen!

Was leise mich umschwebt, umklingt, —
Ich will es treu bewahren,
Und was in Klarheit mich durchdringt,
Will ich vom Geist der Lieb beschwingt,
In Liedern offenbaren!

Ein Baum.

Im grünen Walde steht ein alter Baum
So wie versenkt in schmerzlichen Gedanken;
Sein Frühling schwand, — nur wie ein Jugendtraum
Umarmen seinen Stamm noch grüne Ranken.

Ihn rühren nicht mit ihrem hellsten Sang
Der Frühlingssänger jubelvolle Lieder,
Und auf des Baches frohen Wellendrang
Sieht ungerührt der alte Träumer nieder.

Digitized by Google

Er mag nicht blühen mehr — kaum daß er grünt.
Die Zeit hat ihm das Mark schon ausgezogen,
Sein Geist, der oft des Winters Schuld gesühnt,
Ist längst als Duft in's All dahingeflogen.

Du alter Baum! was blickst du so voll Gram
Auf all die Rosen rings im grünen Thale,
Warum willst Du nur, wenn der Frühling kam,
Dich nicht vermählen mit dem Sonnenstrahle!

Verjünge dich im kühlen Morgenthau,
Erstarke in des Waldbachs klaren Wellen,
Und blick' hinauf in's milde Himmelsblau,
Und lasse dich von Stürmen nicht zerschellen!

Da rauscht es durch die Zweige wunderbar
Mit geisterstillem, märchenhaftem Klingen,
Und aus dem Baume hörte ich es klar
Mit leisen Tönen mir entgegen singen:

Ich bin ein Zeuge der Vergangenheit!
Derselbe Sturm, der in verklungnen Tagen
Die Asche deiner Väter hat zerstreut,
Hat meinen Keim an diesen Ort getragen.

Mit grüner Lust trieb ich zum Himmelsraum,
Umkost von Lüftchen und von Nachtigallen,
Auch ich verträumte meinen Frühlingstraum
In schattenkühlen, grünen Blätterhallen.

In meines Dunkels stiller Einsamkeit
Hat manches Vöglein sich ein Lied ersonnen,
Und manches Herz hab ich zur Lieb' geweiht,
Wenn ich es still mit meinem Grün umsponnen.

Ich wuchs heran, ich wurde groß und stark,
Da fühlt' ich's heiß durch meine Adern dringen,
Ich jauchzte schon, daß meiner Aeste Mark
Ein kühner Arm als Lanze würde schwingen.

Ich sah entzückt schon meiner Zweige Grün
Als Siegesschmuck in kampfgeweihten Händen,
Und meiner Krone traumerfülltes Blühn
Dem schönsten Kranze Duft und Blüthe spenden.

Ich armer Baum! Ich träumte mir ein Glück,
Das Tausenden im Walde zugefallen, —
Nur mich allein ließ man im Schmerz zurück,
Als Sarg nicht einmal durfte ich zerfallen.

Und nicht einmal in Stücke klein zersägt,
Durft ich ein Kämmerlein mit Glut erwärmen,
Zu dem ein müdes Haupt sich träumend legt,
Um auszuruhen von des Tages Lärmen.

Und ich erhebe, tief in Schmerz getaucht,
Zum Himmel meiner Zweige dürre Arme,
Daß sich ein Blitz, in dem mein Geist verraucht,
Des morschen Baums im grünen Wald erbarme!

Stille Freude.

Was weinst du, Blümlein, im Morgenschein?
Das Blümlein lachte: was fällt Dir ein!
Ich bin ja fröhlich, ich weine nicht —
Die Freudenthräne durch's Aug' mir bricht!

Ich frug das Bächlein: Was rinnst du dahin
Wie ein Thränenstrom durchs Wiesengrün?
Da klang es heraus aus der Wellenbrust:
Mein Strömen ist Freude, ist Brausen der Lust!

Du Morgenhimmel bist blutig roth,
Als lag deine Sonne im Meere todt?
Da lacht der Himmel und ruft mich an:
Ich streue ja Rosen auf ihre Bahn!

Und flammend zog die Sonne hervor,
Die Blumen blühten jubelnd empor,
Des Baches Wellen jauchzten auf,
Und die Sonne lachte freudig d'rauf.

Schwanengesang.

Die Rose Deiner Liebe ist verblüht,
Doch hat mein Sang sie klagend überdauert,
Und Eins erhebt im Schmerze mein Gemüth,
Daß Dir mein Lied die Seele tief durchschauert.

Ich nahm Dich in mein ganzes Wesen auf,
Und nimmer werd ich Deiner mich entringen,
Vielleicht, daß ich in trüber Stunden Lauf
Dich liebevoll in Liedern kann besingen.

Es war ein kurzes, allzukurzes Glück,
Daß ich Dein Herz in Liebe ganz besessen, —
Da mahnte Dich die Pflicht — ich gab's zurück,
Doch ford're nicht ich solle Dich vergessen.

Was ich vermag, ich will es freudig thun.
Ich will mein lautes Herz zur Stille zwingen,
Gebieten seinen Stürmen, daß sie ruhn,
Und seinen Liedern, daß sie nimmer klingen.

Dafür will ich, von Deiner Lieb' geweiht,
Mit meinen Träumen liebend Dich umschweben,
Und, aus den Tiefen meiner Einsamkeit
Dich über mich gedankenvoll erheben.

Ich will dafür in schmerzlicher Geduld
Das Angedenken Deiner Liebe tragen,
Und, ob so groß denn meines Herzens Schuld,
Ein stillbewahrtes, trocknes Röslein fragen.

Und, wenn die Träume an ein fremdes Glück
Zu Liedern werden ohne mein Verschulden,
So denke an mein erstes Lied zurück,
Und liebevoll wirst Du mein letztes dulden!

Todesmorgen.

Wenn einst der Morgen, lichtumweht
Auf meinem Grabe aufersteht.
Dann möcht' ich wohl die Blumen sehn,
Wie sie dem Glanz entgegenwehn.

Dann möcht' ich sehn die Rosengluth,
In deren Schutz der Sänger ruht,
In deren Duft das Sängerherz
Noch freudig woget himmelwärts.

Denn all die reiche Liederschaar,
Die noch in meinem Herzen war
An Sonnenpracht, an Morgenluft,
Verhaucht das Grab als Rosenduft.

Ein Sonntag.

Das Leben will sich neu gestalten —
Ein unaufhaltbar freier Drang,
Zerreißt als Blitz die Nacht der alten,
Versunknen Zeit mit lautem Klang.

Ein Sonntag wars. In stiller Feier
Zog durch das Dorf des Friedens Ruh,
Und alle Herzen schlugen freier
Dem milden Geist der Stille zu.
Die arbeitmüden Hände ruhten,
Und nur das Herz sprach doppelt laut
In des Gebetes heil'gen Gluthen,
Das gläubig auf den Himmel baut.

In einer Stube, karg erleuchtet
Vom Sonnenstrahl, der kaum sich drängt
Durch das Gezweig, das, thaubefeuchtet,
Die alte Hütte grün umhängt,
Da sitzt ein Greis mit weißem Haare,
Der Würde und des Ernstes Bild,
Sein Aug' das einst so helle, klare,
Ist wohl getrübt schon, doch noch mild.
Er sitzt mit tief gesenktem Haupte
Den müden Geist in sich gekehrt,

Digitized by Google

Und wenn die Zeit die Kraft ihm raubte,
Das Alter hat ihn dort verklärt.

Und bald erhebt er sich zum Gange
Ins Kirchlein, mit gebeugtem Leib,
Die Glocke ruft mit hellem Klange
Ihn fort von dem geliebten Weib.
Die bleibt daheim — kann nimmer heben
Das müde Sein zu frommem Gang,
Des Mundes welke Lippen beben,
Der einst wohl helle Lieder sang.
Und ihre Augen werden nasser,
Sie küßt den Mann mit frommem Spruch,
Besprengt sich mit geweihtem Wasser
Und blättert still im Bibelbuch. —
Doch kaum hat sie das Buch genommen,
Ruft laut sie ihren Sohn herein,
Der liebevoll war heimgekommen
Zum Vater alt, zum Mütterlein,
Und nun im Schatten lag versunken
Des Laubgewindes, das so kühl
Umwehte seines Herzens Funken
Und seiner Sehnsucht Glutgefühl. —

Und wie er kommt hereingetreten,
Umarmt sie ihn mit Thränen lind:
Nicht einmal Sonntags willst Du beten? —
O mein verlassnes, armes Kind!
Vor Weinen kann sie nicht mehr sprechen.
Hält zitternd nur den lieben Sohn,
Der ihr das Herz nicht wollte brechen
Und liebend sprach: Ich geh ja schon!

Und schweigend, sinnend ging er wieder
In's kühle Laubgewind hinaus, —
Es stieg sein Geist zum Herzen nieder,
Und heiß klang dieß Gebet heraus:

Du dunkle Nacht, du nie enthüllte.
Die lebenbringend Raum und Zeit
Mit wundervoller Kraft erfüllte
Aus dunk'lem Schooß der Ewigkeit.
O richte auf die schwachen Seelen,
Dring in der Völker tiefstes Mark
Daß für die Nacht das Licht sie wählen
Und mache sie gesund und stark!
Gib ihnen jenen Ernst des Lebens,
Der sie es bald erkennen läßt,
Daß des Gebetes Schrei vergebens,
Das ihnen nur die Furcht erbreßt.

Und laß die Menschheit heiß entbrennen
In der Erkenntniß Lebensstrahl,
Daß sie erschüttert mög erkennen,
Was sie beglücken mag zumal!
Dann wird, statt todtesblassen Lehren
Erdichteter Vergangenheit
Der neue Geist dem Volk erklären
Die neue Lehre neuer Zeit.
Dann wird der Keim der Menschenrechte
In Kinderherzen schon gelegt
Und mit dem wachsenden Geschlechte
Zur schönsten Blüthe großgepflegt.
Und statt des Büchleins, von Geschichten
Des Pfaffenwitzes voll und schlecht,
Wird dann der Geist ein neues Dichten,
Das wird sich nennen: Thue Recht!
Und in den Räumen hoher Dome
Verstummt das heulende Geschrei,
Der alten Nacht verjagter Gnome
Flieht aus der Welt und — sie wird frei.
Und von der Kanzel wird erschallen
Kein Höllenschreck, kein Feuertod,
Das Wort der Liebe nur wird wallen
Wie Sonnenschein aus Morgenroth!

So rief er laut und in dem Reigen
Der Flamme, die ihn hell umwand,
Sah er es nicht, daß nah mit Schweigen
Der greise Vater horchend stand. —
Stumm ging der Alte in die Stube,
Da klagt sein Weib gleich thränenschwer:
Dein Sohn bringt uns noch in die Grube —
Nicht einmal beten will er mehr!

Der Alte drauf mit ernster Miene:
Sei ruhig Weib und gib Dich drein,
Bedenk,' ob er dies Wort verdiene, —
Sei gut, mein altes Mütterlein!
Wir halten nicht den Drang der Zeiten.
Wir ahnen kaum der Zeit Gewalt,
Laß gläubig uns zur Grube schreiten,
Wir sind schon schwach, wir sind schon alt.
Wir können nicht die Macht verwehren,
Die greisend neue Bahnen weist —
Die Erde wird noch viel gebären,
Und viel besiegen wird der Geist..

Das Leben wird sich neu gestalten —
Ein unaufhaltbar freier Drang
Zerreißt als Blitz die Nacht der alten,
Versunk'nen Zeit mit lauten Klang.

Friedrich von Sallet

ward am 20. April 1812 zu Neiße in Schlesien geboren, erhielt eine treffliche wissenschaftliche Bildung, trat später in preußische Dienste als Offizier, nahm aber nach einigen Jahren seinen Abschied, und privatisirte. Er starb am 21. Februar 1843 zu Reichau.

Seine Schriften sind:

Die wahnsinnige Flasche. Heroisches Epos in zwei Sitzungen. Trier 1838.
Funken. (Größtentheils Satyrisches.) Von einem in der belletristischen Literatur schon ziemlich bekannten Dichter. Trier 1838.
Schön Irla. Ein Mährchen. Trier 1838.
Laien-Evangelium. Breslau 1842. N. A. 1844.
Gesammelte Gedichte. Breslau. 1843.
Leben und Wirken, nebst Mittheilungen aus dem lyrischen Nachlasse desselben. Mit F. v. S. Bildniß. Breslau 1844.
Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit. Leipzig 1844.
Zur Erläuterung des zweiten Theils von Göthe's Faust. Für Frauen geschrieben.
Sämmtliche Schriften. Breslau 1845 fgde. 3 Bände.
Einzelne Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

F. von Sallet, lebhaft von den Ideen der Gegenwart ergriffen, aber weder gründlich genug durchgebildet, noch in seinem Inneren klar genug um dieselben sich und Anderen zur deutlichen Anschauung zu bringen und sie in richtiger Auffassung poetisch zu gestalten, gefiel sich in Paradoxen und Extremen und sprang, ohne zur wahren Ruhe, welche die künstlerische Production durchaus erfordert, gelangen zu können, von einem Gegensatze zum andern. Während er sich in seinen ersten Leistungen in einem oft sehr gezwungenen Humor gefiel und an Uebertreibungen seine Freude hatte, wandte er sich in den späteren vorzugsweise einer durch äußeren Schmuck glänzenden didactischen Richtung zu, durch welche er sich bemühte, seinen Theil zur Lösung der großen Lebensfragen, die unsere Zeit bewegen, beizutragen, bedachte aber nicht, daß Solches weder die Aufgabe der Poesie ist noch diese hier zu genügen vermag. Mit reicher Phantasie und guten Anlagen ausgerüstet würde er vielleicht später Bedeutendes erreicht haben, wenn dem talentvollen und mit Ernst strebenden Jünglinge das Geschick ein längeres Leben vergönnt hätte.

Digitized by Google

Die Weisen aus dem Morgenlande.

O Morgenland! wie ein Erinnern ſchallend,
Wie Heimweh zieht's nach deinen Märchenfernen.
Hier lag die Menſchheit in der Wiege lallend,
Und langte ſpielend nach des Himmels Sternen. —

In Taumel raſend und in Stumpfſinn brütend,
Wich dein Geſchlecht aus ſchöner Menſchheit Gleiſe;
Doch ſann der Kindheit Tiefſinn ſtill behütend,
Im Schatten deines Hain's manch fromme Weiſe.

Was vor uns ſteht im Taglicht der Erkenntniß,
Fühlteſt du leis durch deine Träume wallen;
Was unſer Geiſt erkämpfte dem Verſtändniß,
Iſt dir als Spielzeug in den Schooß gefallen.

In dir auch wachte mächtig auf ein Ahnen
Vom Gott, der in der Bruſt des Menſchen wohne,
Und deine Weiſen folgten froh den Bahnen
Des Sterns zum neugebornen Menſchenſohne.

Sie boten fromm ihm Weihrauch, Gold und Myrrhen.
Und beugten ihre Knie dem Lichtgedanken,
Bis ſie heimkehrend, auf des Weges Irren,
Vergeſſend in ihr altes Träumen ſanken. —

Doch was dich einſt durchzuckt mit Blitzesſchnelle,
Das wird auf's Neue deine Völker wecken,
Und Gottbewußtſein, heiter, frei und helle,
Durchwandelt ſiegend deine Länderſtrecken.

Dann werden deine goldnen Traumesſchätze
Des Weſtens Geiſte dargebracht als Gabe,
Daß Mannesgeiſt an Blüthenhauch ſich letze,
Und Kindesſinn an reifer Frucht ſich labe.

Jeſus in Aegypten.

Aegypten! Land der heil'gen Ahnungsnacht.
Wo Helena geträumt in Dämmerungen,
Aus deiner Steinerſtarrung herber Pracht,
Hat heit're Schönheit einſt ſich freigerungen,

Erfriſchend, doch erfüllend nicht den Geiſt,
Der ſtets nach ſeinen eig'nen Tiefen fortſtrebt;
Bis Gott aus dir, wie der Prophet verheißt,
Zurückrief ſeinen Sohn, in dem ſein Wort lebt,

Die Mutter, flüchtend, trug das heil'ge Kind
Durch deine ſtummen, quellendurſt'gen Oeden.
Du Maienblüthe, lächelnd hell und lind,
Im Wald von Steingebilden, finſtren ſpröden!

Dort lagert laſtend rieſ'ger Sphinxe Schaar
In unabſehbar'n Reih'n zum Tod erſtarrt;
Ein Räthſel jede, das ſich ſelbſt nicht klar,
Schwer bangend auf das Wort der Löſung harrt.

Thurmhoch ragt der Memnonen Haupt in's Blaue,
Als wollten ſie den Himmel ernſt befragen;
Leis tönt es, taugt das Licht ans Morgengrau,
In ihrer Bruſt, als wollt's auch drinnen tagen.

Rings zwiſchen Göttermißgeſtalten prangt
Ein ſeltſam Schriftgewirr von Säul' und Wänden;
Dem Forſcher, der nach Aufſchluß heiß verlangt,
Kann ſelbſt die Schrift kein lebend Wort mehr ſpenden.

So rang der Geiſt nach des Bewußtſeins Wort,
Und thürmte, wilden Drang's, nur dumpfe Maſſen,
Doch jetzt! — ſpringt ihr nicht auf, ihr Sphinxe dort?
Hier iſt das Wort, das lehrt, ſich ſelbſt erfaſſen.

Memnonen, die der Stummheit Nacht bedeckt,
Jauchzt ihr nicht auf in hellen Siegsgetöſen?
Hier iſt das Licht, das alle Geiſter weckt,
Das euch und alles Todte wird erlöſen.

Ihr Pyramiden berſtet bis zum Grund,
Bis jeder finſtre Grabesgang ſich lichtet!
Thut jenes Kindes Lächeln euch nicht kund,
Wie ganz vergebens ihr empor euch ſchichtet?

Ein ſchließt ihr Leichen, grauſig anzuſeh'n
Auf daß ſie manch' Jahrtauſend überdauern;
Da tönt das Wort: Die Todten auferſteh'n:
Und freien Geiſtern weichen eure Mauern. —

Fort Jeſuskind aus ſtummer Wüſte fort!
Du ſahſt den Geiſt erſtarrt in Kerkerhallen:
Von freien Bergen ſpricht das freie Wort,
Von dem auf ewig ſeine Ketten fallen!

Die Wiedergeburt.

Wahrlich, wer nicht von Neuem wird geboren,
Kann das Reich Gottes nimmermehr erſchauen.
Wie Du da biſt mit Händen, Augen, Ohren,
Hüllt Todesſchweigen Dich und Dämmergrauen.

Ob Du auch ſchonend pflegſt die Blüth' am Zweige,
Erkennend, daß die Frucht Dich laben werde;
Ob, ſorgſam, Du nun Korn und Wein und Feige
Mit ſaurer Arbeit gräbſt und düngſt die Erde:

Ob Du auch in den drängenden Geſtalten
Der Welt erſchauſt verſtändige Bezirkung,
Dir unvergänglich, regelrechtes Walten
Im Wechſelſpiel von Urſach und von Wirkung.

Ja, magſt Du aus des Urwerks Gange ſchließen
Auf eines einſichtsvollen Meiſters Hände,
Dich vor dem Gütigen in Dank ergießen,
Der Dich verſorgt mit jeder Lebensſpende:

Doch wirſt Du Fleiſch, vom Fleiſch geboren, bleiben,
Und fleiſchlich iſt Dein Denken und Begehren.
Für Dich zur Holzung ſiehſt Du Wälder treiben,
Für Dich zum Schmauſe reifen Obſt und Aehren.

Du ſelbſt biſt eine Denk- und Eßmaſchiene,
Gemacht, die Welt beſtändig zu genießen,
Und hinter ihr ſteckt mit beſorgter Miene
Ein Greis, und hilft Dir Deine Flur begießen. —

So biſt Du wahrlich nicht in Gottes Reiche!
Du klebeſt ſelber Stoff am Stoff, dem ſchweren.
Auf denn! daß die Verdunkelung entweiche,
Mußt Du Dich, aus dem Geiſte neu gebären.

Wie einſt die Sündfluth, wühlend wild und wilder,
Hinweggeſchwemmt die Welt, die arg verderbte:
So werd aus Dir der Wuſt der Schattenbilder
Gefeget der vom Fleiſch Dir angeerbte.

Die Tiefe deck' ein fluthendes Vergeſſen,
Des Nichts Abgrund muß in Dir, dreuend klaffen,
Daß ſich, vereinſamt, mag Dein Geiſt vermeſſen,
Sich Welt und Gott neu aus ſich ſelbſt zu ſchaffen

Da weht ein muthig friſches Schöpfungswehen!
Du ſiehſt, verklärt zu lebenden Gedanken,
Die Weltenbilder alle neu erſtehen,
Die erſt als Leichen in den Abgrund ſanken.

Ein Baum ſchießt auf, dran ſchwankt der Sterne Reigen,
Als gold'ne Früchte, helle Blüthenkerzen,
Von Worten Gottes rauſcht es in den Zweigen,
Und Wurzel ſchlägt der Baum in Deinem Herzen.

Die Welt iſt nicht ein Garten, Dir zur Nahrung
(So hörſt Du droben gold'ne Vögel ſchmettern);
Sie iſt des Geiſtes ew'ge Offenbarung,
Daß Gott ſich künd' im Säuſeln und in Wettern.

Schau Gottes Reich in geiſtigen Geſtalten
Zeugt es ſich ewig fort, ſo ſtark wie milde.
Du auch, im Geiſte ſollſt Dich fortentfalten
Und offenbaren, rein, nach Gottes Bilde. —

Die Raupe, die das nächſte Blatt nur ſchaute,
Und lebte dumpf, in gierigem Verzehren,
Umſpann ſich bis ſie Todesnacht umgraute.
Um ſich zum Schmetterlinge zu verklären.

Digitized by Google

Der fliegt, gedrängt von goldnen Himmelslüften,
Von Kelch zu Kelch, wo tausend Blüthen brunken.
So fliege Du, geboren neu aus Grüften,
Von Welt zu Welt, vom Lichte Gottes trunken.

Selig sind die Sanftmüthigen.

Nicht auf der Welt sind wir, die Denkenden,
Daß wir verwirrt uns durch einander treiben,
Nicht daß die Völker und die Lenkenden
Sich, ohne Ziel, bekriegen und zerreiben.

Zerspaltet in den Streit der Meinungen
Hat sich die ewige, ureine Wahrheit,
Zu der Geschichte Glanzerscheinungen
Des reinen Menschenlebens stille Klarheit.

Und was sich nimmermehr geschieden hat,
So lang es still im Geiste Gottes ruhte,
Taucht nun, bis sich's erfüllt hinieden hat,
Nach Raum und Zeit auf aus vergoßnem Blute.

Es ist kein thierisches Begehren nur,
Das uns anspornt zu stätem Tilgungskriege,
Es ist des Mostes ringend Gähren nur,
Bis daß des Weines milde Lichtkraft siege.

Die kläglich nur um Ruhe Flehenden.
Sie haben nicht erkannt den Kern des Lebens.
Die muthig in den Reihen Stehenden,
Ob sie auch fallen, kämpften nicht vergebens.

Durch Jammern wird der Kampf nicht abgekürzt.
Ein Gottgedank' ist jedem Volk beschieden;
Den führt es aus, und wird's hinabgestürzt:
Hat's näher doch gebracht der Wahrheit Frieden.

Also muß Zeit auf Zeit erfüllen sich,
Durch Menschen-Kraft und That mit Wort und Stahle;
Abstreifen müssen alle Hüllen sich,
Bis daß der Kern der reinen Menschheit strahle.

Selig, wer in des Kampf's Nothwendigkeit
Erschauen kann des Geist's Entfaltungsfreiheit,
Im Wechsel hohen Ziel's Beständigkeit,
Nicht wilden Würfelspieles Einerleiheit.

Er schaut herab auf die Erbitterung
Des Kampf's im Thal von seiner heitren Alme,
Sieht aus des Schlachtgefild's Verwitterung
Sprießen der Wahrheit und des Friedens Palme.

Hin stirbt das Feldgeschrei der Wüthigen,
Die Menschheit sammelt sich um stille Heerde.
Selig vor allen die Sanftmüthigen!
Besitzen werden sie das Reich der Erde.

Das Reich Gottes ist inwendig in Euch.

Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werde.
Er sprach, was denkt Ihr doch von Gottes Reich?
Nicht kommen wirds mit äußerer Geberde."

„Man wird nicht sagen: hier ist's, oder dort,
Noch auch: jetzt oder dann wird es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in Euch allein, im Geist tiefinnen." —

So sprach der Herr. Ich aber hör' Euch noch
Tiefseufzend faseln von 'nem Jammerthale,
Nach Freiheit schmachtend aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkeln nach des Himmels Strahle.

Thoren! Mit solchem Muth, so träg und klein,
Fühlt Ihr Euch nirgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtschaft ist in Euch allein,
Bis sie, durch Euch, dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid Ihr doch, wie ein Kind, unwissend, wild,
Frohlockend ob des Zauberspiegels Welten,
Bis es, im Wahn, dahinter sei das Bild,
Hineinschlug toll, daß Glas und Bild zerschellten. —

Kleinmüthig seufzt Ihr: Besser wird es dort!
Den Blick bethränt, zum blauen Nichts erhoben.
Die Erde aber dreht sich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten oder Oben.

Die Sterne, die des Nachts hernieder sah'n,
Rollen am Tag tief unter Euren Füßen.
Versucht's! durchschifft des Raumes Ozean,
Wo Welten sich, vorüberseglend, grüßen,

Ihr schwebt und schwankt, umspähend weit und breit,
Kein Festland rings, kein Port dem Kahn, dem matten.
Rings in der Wüste der Unendlichkeit
Keiner Oase Quell und Palmenschatten.

Kein Paradieseseiland voll Musik,
Wo Gott der Herr ist Wirth und Festbereiter,
Preisgebend Eurem neugierfrohen Blick
Ein Menschenangesicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt Ihr suchend auch von Stern zu Stern,
Nur wunderlich und fremd wird's Euch gemahnen;
Gott und sein Reich, sie sind Euch ewig fern,
Wo Ihr sie mitbringt nicht auf Euren Bahnen. —

Wagt's und seid innerlich von Gott erhellt! —
Aufjauchzt's wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß sich rings die nachtumgraute Welt
In des Gedankens Rosenschimmer tauchen.

Was Ihr so fern gesucht, es ist so nah.
Jahrtausende, und Meilenmillionen
Schwinden in nichts dahin, denn Gott ist da;
Er herrscht im Geist auf unsichtbaren Thronen.

Gott war Dir fern: Du fahst im Weltenall
Nur todten Stoff's maschinenhafte Regung.
Gott lebt in Dir: in Schwung und Glanz und Schall
Fühlst Du des Geistes ew'ge Fortbewegung.

Und lägst Du tief in dumpfster Kerkernacht:
Im Kerker kannst Du Gottes Reich erbauen.
Ruf ihn! er fährt in Deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend Dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigst Du trüb' jenseits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüstig Wirken sei Dein Hoffen.
Du bist in Gott, Du warst's von Anbeginn,
Und, hier wie dort, steht Dir der Himmel offen.

Die Reinigung des Tempels.

Er ging, auf heitrer Stirn der Menschheit Siegel,
Und in der Brust der Gottheit ganze Fülle,
Zum Tempel. Wie des Liebehimmels Spiegel,
Zwei Bronnen gleich, die Augen hell und stille.

Um seinen Mund spielt Heldenkraft der Worte,
Von Lieblichkeit und Wohllaut leis gezügelt.
Schon drängt der Rede Strom sich nach der Pforte,
Hervorzutönen, Well' um Well beflügelt.

Wie wird ein jedes Herz, das er durchgleitet,
Erfrischt, lebendig aufzublühn beginnen! —
Doch, wie der Meister durch die Halle schreitet,
Was schreckt mit eins ihn auf aus leisem Sinnen?

Schau über seiner Stirne Himmelsklarheit
Jagd hin, versinsternd, plötzlich Wolk' auf Wolke. —
Hier, wo das Wort des Geistes und der Wahrheit
Den todten Sinn soll wecken allem Volke:

Hier darf, thierisch dazwischendröhnend, kränken
Gebrüll, Geblök von Ochsen und von Schaafen?
Aufschrecken soll, wer sich in Gott will senken,
Weil Zahl und Geldgeklirr das Ohr ihm trafen?

Digitized by Google

Wo Alles, ja Dich ſelbſt, Du hin ſollſt geben:
Da wird gezankt, gemäkelt um den Groſchen? —
Schau Zornesblitz im Aug' ihm zuckend ſchweben,
Der längſt im Meer der Milde ſchien erloſchen.

Die Hand, die ſonſt nur ſegnet, ſpendet, heilet,
Flicht kräftig eine Geißel jetzt aus Stricken:
Den Mund, der nichts als Friedensgruß ertheilet,
Hört ihn des Grimmes Donner jetzt entſchicken!

Wie jach durchfährt das Krämerpack ſein Grollen!
Tiſch, Kaſten, Teller ſtürzen polternd, klirrend.
Sieh' dort und dort ein blitzend Goldſtück rollen,
Des Wechſlers gierig folgend Aug' verwirrend.

Dumpf brüllend drängt das Vieh ſich nach der Pforte,
Dazwiſchen, gleich verblüfft, die Herrn zu ſehen.
Sie finden weder Gegenwehr noch Worte,
Begreifen kaum, wie ihnen iſt geſchehen.

„Was hat der Rabbi, und warum nur that er's?"
Denkt, voller Angſt entſpringend, mancher Bube.
„Ein Bethaus ſoll das Haus ſein meines Vaters;
Ihr machts zum Kaufhaus und zur Mördergrube." —

Und, gaffend rings, läßt ihn das Volk gewähren
Und, dumm erſtaunt, die Unterlippen hängen.
Kaum Einer weiß ſein Thun ſich zu erklären,
Nur mancher freut ſich roh am Lärm und Drängen. —

Ich faſſe Deinen Grimm. Denn ohne Zagen
Drang wieder ein dies leidige Gelichter,
Armſel'gen Schachers Brandmal ſeh' ich tragen
In Straß' und Saal das dritte der Geſichter.

Zahl iſt ihr Denken, ihr Gefühl Prozente,
Der Liebe Bund zum Kram herabgeſunken,
Des Mannes Werth wägt man nach ſeiner Rente,
Und unter'm Wuſt ſtarb jeder Himmelsfunken.

Sagt, was uns ſolch' Gezücht im Tempel tauge?
Denn Gottes weite Welt iſt Gottes Tempel,
So weit zu ſeinen Sternen ſchaut ein Auge,
So weit ein Geiſt trägt ſeines Geiſtes Stempel.

Könnt' ich ſie peitſchen mit gedrehten Seilen,
An's End der Welt hin ihre Tiſche ſtürzend! —
So ſchling' ich nur zur Geißel Liedeszeilen,
Sie mit des Reimes feſten Knoten ſchürzend.

Sie aber ſpüren nichts von meinen Streichen;
Sie lächeln, achſelzuckend, ob dem Dichter,
Der jagt nach Schatten in des Traumes Reichen,
Und doch will ſein der Wirklichkeit ein Richter.

„Laßt ihm ſein Luftgebild! — Das Wahre, Aechte
Wägen wir lächelnd ja in vollen Händen." —
Ich aber ſag' Euch: Eins nur iſt das Rechte:
Es iſt der Geiſt, und was der Geiſt will ſpenden.

Nichts ſonſt iſt wirklich. Seinem Förderſchreiten
Dient unbewußt, ihm ſelbſt mit Eurem Plunder.
Vor ihm zerſtieben Eure Wirklichkeiten;
Papier und Gold ſind Spinngeweb' und Zunder.

Er wird die Krämer aus dem Tempel treiben
Und (Spottet immer meiner harten Worte!)
Nur ſolche Träumer werden drinnen bleiben,
Die das erſtrebten, was an keinem Orte,

In keiner Zeit, für keinen Sinn vorhanden,
Was ſich nicht taſten, wägen läßt, noch zählen,
Die das errungen, was Ihr nie verſtanden,
Die nur des Geiſtes Theil ſich mochten wählen.

Dann iſt des Vaters Haus ein Bethaus wieder. —
Ihr Räubigen! verſtieß Euch doch die Heerde!
Doch Ach! Auf Kriecher ſchaut Ihr huldvoll nieder,
Beſternt, geadelt, ſchier die Herrn der Erde.

O wär't ihr angeſpie'n, verſchmäht, verachtet,
Daß Eurer Armuth Ihr recht würdet innen,
Daß ihr, in Eurer Wüſte ganz verſchmachtet,
Möchtet um Lebensdrang zu flehn beginnen!

Dann ginge durch Daſengrün die Quelle,
Und Gottes Odem durch der Palmen Kronen;
Mit Friedensſang dürft' ich Euch grüßen helle —
Doch, wie Ihr jetzt ſeid, darf ich Euch nicht ſchonen.

Lied des Verfolgten.

Und wollen ſie mein Aug' auch blenden,
Verfinſtert drum die Sonne ſich?
Und wenn ſie mich zum Kerker ſenden —
Die Freiheit ſiegt auch ohne mich.

Und wenn ſie mir die Hand auch binden,
Weil ſie die Feder ſchwingt als Schwerdt —
Es wird ſich Hand und Feder finden,
So lang' ein Herz nach Gott begehrt.

Und ob ſich auch in Finſterniſſen
Mein Wort, der Gotteshauch, verlor —
Den Einen Ton wird man nicht miſſen
Im tauſendſtimmigen Donnerchor.

Nicht wird ſofort der Frühling enden
Mit Saft und Kraft, mit Licht und Schall,
Weil Ihr mit tölpelhaften Händen
Erſchluget eine Nachtigall.

Wanderlied.

Ich ſag's: ſo traurig iſt kein Neſt,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herze preßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib' ich ſtehn im Sonnenſtrahl
Und ſchau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge dunkle Thal,
Auf ſchwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Muſik iſt ſo ſchlecht,
Auch nicht der Leierkaſten,
Daß, hört man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze paßten.

Kein Liedel iſt ſo lahm und dumm
Es läßt ſich fröhlich pfeifen,
Und kein Geſell ſo zahm und ſtumm,
Es läßt ſich mit ihm ſtreifen.

Kein Weg ſo krumm und voll Geſtein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und geht man luſtig nur hinein,
Iſt's luſtig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will mich nicht ſchämen und grämen,
Um's Haupt den friſchen Morgenhauch,
Den wird mir Niemand nehmen.

Vom Mädel der geſtohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier
Sind Ding', die man mir laſſen muß —
Das and're hol' der Geier!

Man achtet mich daheim nicht ſehr.
D'rum lieb' ich das Marſchieren,
Die Wipfel grüßen rings umher,
Die Vögel muſiciren.

Nero.

Schwarzgrau im blauen Sternenhimmel ragen
Die Rieſenbauten auf der alten Rom;
Auf leiſen Wellen gleitend hingetragen
Zieht eine Gondel auf dem Tieberſtrom

Digitized by Google

D'rin lehnet, weich geſchmiegt auf reiche Kiſſen,
Ein ſchöner Jüngling, zart und blondgelockt,
In bangender Erwartung hingeriſſen.
Horch! wie ſein Odem wechſelnd ſtürmt und ſtockt.

S'iſt Nero. Statt der zackigen Weltenkrone,
Die gar zu hart des Weichlings Stirne drückt,
Hält eines Roſenkranzes Purpurzone
Mit weicher Gluth die Schläfen ihm umſchmückt.

Was ſucht ſein Aug' ſo ſcharf auf Roma's Zinnen?
Er kann's erwarten kaum, wovor ihm graut,
Er bebt, ſeufzt auch: Will es noch nicht beginnen?"
Sein Herz voll banger Luſt pocht wild und laut.

Jetzt — durch des Himmels Dunkelblau ein Streifen —
Schau hin, ein Flämmchen leckt ſich hell empor —
Und dort, und dort, ha wie ſie ſchlängelnd ſchweifen!
Jetzt brichts aus tauſend Dächern loh hervor.

Rings iſt der Himmel brandroth überhauchet,
Und Flamm' und Dünſte ſpiegeln ſich im Fluß;
Empor, hinab Gluthdoppelwölbung tauchet,
Furchtbarer Schöne, wie aus einem Guß.

Und in der Gluthenrundung Mittelpunkte
Rudert der Kahn in Schaukeltakten leis,
Drin, lichthell, Amphora und Becher prunkte,
Und auf dem Weine ſchwamm ein Roſenreis.

Und Nero — ſo iſt einem Gott zu Muthe,
Der wild zerſtörend, thront ob ſeiner Welt;
Graunvolle Luſt ſpielt wild mit ſeinem Blute,
Die bald es peitſcht, bald eiſig zügelnd hält.

Von Beſtien, nach maleriſchem Kampfe,
Schönhingeſtreckte Sklaven ſterben ſehn —
Das ward alltäglich; kaum mit leiſem Krampfe
Durchkitzelts abgeſchwächte Nero' und Sehn'.

Ein kühnres Schauſpiel hat der Herr der Erde
Zu fieberiſcher Luſt ſich heut beſtellt,
Auf das die matte Bruſt durchſchüttelt werde,
Wenn ſeiner Weltſtatt Pracht vor ihm zerfällt.

Schau! wie die Lohe ſeine Stirn umfächelt;
Ein Gluthenreif ſpielt um den Roſenkranz;
Wie, wildbegeiſtert, ſchön das Auge lächelt;
Schau ſeiner zarten Finger leiſen Tanz!

Sie gleiten zitternd auf der Laute Saiten.
Bis er zum Kraftaccord ſie zuckend ſtrafft,
Homeros Trauerhymne zu begleiten,
Wie Ilion ward flammenweggerafft.

Oft ſang, mit tieferſchüttertem Gefühle,
Der Kaiſer jenes Weltenſchickſalslied,
Wie heut erſt! da vom flammenden Gewühle
Er ſeine Roma hell umſchlungen ſieht.

Wie ſchwellen bräuend griechiſch weiche Töne,
Und wachſen, mit der Gluth dort, furchbar an!
Wie fühlt er heut des Liedes Rieſenſchöne,
Da ferner Angſtſchrei gellt zum Ohr hinan!

Es ſpiegelt ſich die Gluth in wilder Thräne,
Faſt hemmt das Weinen ſeines Sangs Erguß,
Und ſüß ermattend ſinkt er an die Lehne —
Hier eint ſich, traun! Natur- und Kunſtgenuß. —

Jetzt iſt die Hälfte Roms in Schutt geſunken,
Die letzte Gluth ſtirbt hin, der letzte Schrei,
Hin ſtirbt das Lied, leisbrechend, wolluſttrunken,
Und manch ein Leben iſt mit ihm vorbei. —

Weltreich! ſo weit iſt es mit Dir gekommen?
Der Römerkaiſer muß Rom brennen ſehn,
Daß ihm der Hochgenuß nicht ſei benommen,
Ein chrichiſch Dichterwerk recht zu verſtehen.

Seht! wie des Heldenvolkes Imperator,
Weibiſch geſchmückt bei Sang und Lautenſchall,
Luftſpringer bald, bald Gaukler, Deklamator,
In Herrſcherhänden trägt den Erdenball,

Und fällt's ihm ein, wirft er zu tauſend Splittern,
Ein eigenſinnig Kind, ihn auf den Grund,
Nur daß ein neues, nie geſpürtes Zittern
Den weicherſchlafften Gliedern werde kund. —

Den andern Morgen ruft er, wie entrüſtet:
„Die Nazarener waren's tödtet ſie!"
Weil ihn nach neuen Trauerſpielen lüſtet,
Nach neu ergreifender Schmerzmelodie.

Für dies Mal trafſt Du's beſſer, grauſer Lüſtling!
Wie Du im dumpfen Sinne ſelber meinſt:
Dem Römerthum, dem todesſiechen Wüſtling,
Wer gibt den letzten Gnadenſtoß ihm einſt?

Ahnſt Du's? es ſteht Dein Thron auf morſchen Füßen;
Die Nazarener tragen jetzt das Kreuz —
Einſt wird vom Kapitole niedergrüßen,
Ein weltbeherrſchendes Sympol — das Kreuz.

Gotthold Salomon.

Doctor der Philoſophie und jüdiſcher Prediger zu Hamburg, iſt am 1. Nov. 1784 zu Sandersleben in Anhalt-Deſſau geboren. Seinen erſten Unterricht erhielt er in einer öffentlichen chriſtlichen Schule. Von dem Rabbiner Meiſter wurde er ſchon früh in das Studium des Talmud eingeführt, und im Jahr 1798 wurde S. auf das Gymnaſium für Theologie ſtudirende Iſraeliten nach Deſſau geſchickt, hier erhielt er auch Unterricht in der claſſiſchen Literatur und im Franzöſiſchen. Im Jahr 1802 ward ihm eine Anſtellung als Lehrer an der Haupt- und Freiſchule zu Deſſau. Fünfzehn Jahre wirkte er hier ſegensreich. Im Jahr 1819 ging er als Prediger am iſraelitiſchen Tempel nach Hamburg.

Er ſchrieb:

Die Propheten Haggai und Sacharja, überſetzt nebſt Commentar. Deſſau 1805.

Die acht Abſchnitte des Maimonides, eine pſychologiſche Abhandlung aus dem Rabbiniſchen ins Deutſche überſetzt mit Anmerkungen. Deſſau 1819.

Selima's Stunden der Weihe, eine moraliſch-religiöſe Schrift für die Gebildeten unter dem weiblichen Geſchlechte. Leipzig 1816.

Der Charakter des Judenthums nebſt Beleuchtung der unlängſt gegen die Juden von Rühs und Fries erſchienenen Schriften. 2. Aufl., Deſſau 1817.

Predigten am neuen iſraelitiſchen Tempel zu Hamburg gehalten. 3 Sammlungen. Hamb. 1820—25.

Sammlung der neueſten Predigten im neuen Tempel zu Hamburg. 3 Hefte, Hamb. 1826—27.

Feſtpredigten. Hamb. 1829.

Denkmal der Erinnerung an Moſes Mendelſohn. Hamb. 1829.

Briefe aus Helgoland. Hamb. 1835.

Deutſche Volks- und Schulbibel, neu aus dem maſoretiſchen Texte überſetzt. Altona 1837.

Bibliſche Lebensgemälde in Predigten. 3 Abtheil. Hamb. 1833—40.

Digitized by Google

Scharfsinnig, gedankenreich, mit gründlichem Wissen, kühnem Schwung der Rede und fruchtbarer Phantasie ausgestattet, hat S. als Kanzelredner namentlich Treffliches geleistet, außerordentlich günstig nicht bloß auf seine, meist aus Gebildeten bestehende Gemeine, sondern überhaupt auf seine Glaubensgenossen in deutschen Landen gewirkt und nicht wenig zur Ausrottung veralteter Vorurtheile und zur wahren Aufklärung unter ihnen beigetragen.

August Schnezler

ward am 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau geboren, wo sein Vater Stadtdirector war. Er erhielt eine treffliche Erziehung im elterlichen Hause, studirte dann in Heidelberg und München Philologie und Philosophie und beschäftigte sich darauf nach vollendeten akademischen Studien mit der Redaction der Zeitschrift Gutenberg von 1842—44 in Darmstadt. Später wandte er sich nach Karlsruhe, wo er gegenwärtig noch als Privatgelehrter lebt.

Er gab heraus:

Gedichte. München 1832. — Zweite vielfach vermehrte Ausgabe. Karlsruhe 1846.
Gutenberg. Hessischer Volksfreund. Eine Zeitschrift. Darmstadt 1842—44.
Badisches Sagenbuch. 2 Bde. Karlsruhe 1846.
Aurelia's Zauberkreis. Die schönsten Sagen und Geschichten der Stadt Baden und ihrer Umgegend. Karlsruhe 1846.
Die Badische Kammer. Eine Auswahl der gediegensten Reden und Kernstellen aus den Verhandlungen der badischen Ständeversammlung von 1819—46. Nebst geschichtlicher Einleitung und den Biographien der ausgezeichnetsten Redner. Karlsruhe 1846.
Des Lebens Dämonen. Novellenkranz. Karlsruhe 1846.
Einzelne Beiträge, Novellen, Gedichte, kleine Dramen u. s. w. in Journalen und Almanachen.

Schnezler ist namentlich als lyrischer Dichter bei Weitem nicht so bekannt, wie seine trefflichen Leistungen es verdienen. Mit der glücklichsten Herrschaft über Sprache und Form, verbindet er seltenen Wohllaut, Reichthum an schönen und treffenden Bildern, Fülle der Gedanken, tiefes und warmes Gefühl, die heiterste Laune und schlagenden Witz. Mögen die hier mitgetheilten Poesien des reichbegabten Mannes das Ihrige dazu beitragen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken und die Kenntniß seiner eigenthümlichen Gedichte in unserem Vaterlande zu verbreiten.

Feldberger-Rosen.

1.

In Oberried, im Jägerhaus,
Da guckt ein holdes Kind heraus,
Wer kann vorübereilen?
Wie rein gescheuert Tisch und Bank
Und das Getäfel spiegelblank,
Es ist so gut hier weilen!

Wohl kehrt man gerne bei Dir ein,
Du schlankes Jägertöchterlein!
Und schwer ist von Dir scheiden;
Uns folgt noch lang Dein sanftes Bild,
Rauscht auch der Bach so dumpf und wild,
Durch Berg und Wald und Heiden.

Wohl trinkt man gern von Deinem Wein,
Doch tiefer noch in sich hinein
Die Strahlen Deiner Blicke;
O Wanderer, flieh die Jägerin,
Daß nicht Dein Herz im Netze drin
Sich allzutief verstricke!

Und als ich aus dem Hause schied,
Gab mir die Maid von Oberried
Noch einen frischen Maien;
Glückauf, o Wanderer, glückauf!
Und wo Du steckst den Maien auf,
Da wird es nimmer schneien.

2.

Die Berge schlummern rings im Kreise,
Die lieben Sterne sind erwacht,
Da schwimmen süße Stimmen leise
Von Todtnau's Gegend durch die Nacht.

Es sind die Geister aus den Tiefen,
Entschlüpft aus Fluthen und Gestein,
Worinnen sie am Tage schliefen,
Um munter in der Nacht zu sein.

Sie segnen ja mit holden Klängen
In dem kristallnen Kämmerlein,
Mit Würzeduft und Zaubersängen,
Die Wiese, Feldbergs Tochter, ein.

Denn sie bereitet sich zur Reise
Zu dem ersehnten Bräutigam,
Und aus der Schwesterquellen Kreise
Schlüpft sie davon voll holder Schaam.

3.

Von ferne tönt ein Hallen
Wie heller Becherklang,
Was mag so lieblich schallen
Die stille Nacht entlang?

Halt! eine Sense blitzen
Seh' ich im Mondenschein,
Dabei ein Männlein sitzen
Im Grase ganz allein.

4.

Ein drollig Männlein
Vor mir stund,
Es führt ein Kännlein
An den Mund.

Es thät mir winken
Gar gescheid:
„Wollt Ihr nicht trinken
Mir Bescheid?"

„Vivat der Meister
Ewig lang,
Der unsre Geister,
Und mich besang!

„Wenn ich thu dengeln
Denk' ich sein,
Unter den Engeln
Denkt er mein.

Digitized by Google

„Vivat Herr Hebel,
Und wer Euch preißt!“
Da schwand im Nebel
Der Dengelgeist.

5.

Was tönt für eine Weise
Von dem Gebirge her?
Die Wiese murmelt leise:
„Mein Sänger ist nicht mehr,

Der mir halb ernst, halb lose,
Das Wiegenliedchen sang,
Als aus des Feldbergs Schooße
Ich in ein Eden sprang!“

So seufzet jede Welle,
Wenn sie voruberrauscht
Und grüßet jede Stelle
Wo er sie einst belauscht.

Die Blumen neigen düster
Das Haupt und welken ab,
Verstehst Du ihr Geflüster?
„Den Sänger deckt das Grab!

„Er höret nicht mehr dengeln,
Die Fluren stehn verwaist;
Ein Engel zu den Engeln
Schwang sich der reine Geist!“

6.

Vorübergleiten
Die schönsten Sterne,
Die Arme breiten
Sich nach der Ferne,

Sie zögen gerne
Den Himmel nieder —
Mein Herz, verlerne
Die alten Lieder!

Die Wegweiserin.

Schwarzwäldermädchen mit dem gelben Strohhut,
Du allerschönste Sennerin vom Thal!
Wie blühst Du rosig und wie lächelt Frohmuth
Aus Deiner großen blauen Augen Strahl!
Wie neiden Dich um diese frischen Wangen
Die Damen, welche in den Städten prangen,
Um diese feine, sanftgeschwellte Rundheit,
Um diesen göttergleichen Gliederbau,
Um diese überquellende Gesundheit,
Genährt von Wiesenduft und Morgenthau!

Schwarzwäldermädchen! auf des Berges Gipfel
Hast mir Verirrten Du den Weg gewiesen!
Tief unten rauschten träumerisch die Wipfel
Der alten, dunkelgrünen Tannenriesen,
Von Abendwinden eingewiegt zur Ruh,
Da riefst Du noch ein „B'hüt' Dich Gott“ mir zu.

Als ich mich wandte, schlang der letzte Glanz
Der Sonne Dir noch einen Lockenkranz,
Hoch auf dem Berg, der Waldeskönigin,
Die Glöcklein Deiner Heerde klangen helle;
Von ferne murmelte des Baches Welle,
Und tiefer schritt ich in den Wald hinein,
Um wieder einsam in der Welt zu sein.
Behüt' Dich Gott! Du schönste Alpenrose!
Wegweiserin, die mir, als ich verirrt,
Das Herz tief in dem Innersten verwirrt;
Beglückt, wer hier in dieses Thales Schooße
Verknüpfen darf sein Loos mit Deinem Loose! —

Still ist die Nacht; da ich mich niederlege,
Schwebt neu vor mir das Bild der Führerin,
Vor mir erblick' ich weitverworrne Wege,
Ihr Händchen aber weist nach einem hin:
„Dorthin, o Wandrer, lenke Deinen Gang,
Am Wassersturz vorbei den Felsenhang,
Es schwankt der Steg, dem Furchtsamen nur schwindlich
Dem Muthigen ist Alles überwindlich!

Die Quellen.

Es springen Millionen Quellen
Aus allen Brüsten der Natur;
Doch alle drängen sich und schwellen
In dunkeln oder klaren Wellen
Aus einem einz'gen Urquell nur.

Nicht von den Quellen will ich singen,
Die bald als Wasser, bald als Wein,
Aus Felsen oder Reben springen;
Nicht von den Adern, die sich schlingen
Als Gold und Silber durch's Gestein;

Nein, nur von Quellen aus dem Grunde
Der labyrinthschen Menschenbrust,
In finstrer oder heitrer Stunde,
Bald aus geheimer Herzenswunde,
Bald aus dem Rosenkelch der Lust.

Tief aus dem innersten Getriebe
Der Brust entspringt der erste Quell:
Es ist der heiße Quell der Liebe;
O daß er ungehemmt verbliebe
Und immer unvermischt und hell!

Viel' mühen sich, ihn zu verstopfen,
In vielen Herzen friert er ein;
Und würde dran ein Moses klopfen,
Kaum brächen ein paar trübe Tropfen
Aus dem granitenen Gestein.

Oft wird von finsteren Gewalten
Die Quelle tückisch eingezwängt,
Bis sie, zu lang zurückgehalten,
Mit überirdischen Gewalten
Sich zu der Schwesterquelle drängt.

O Quell der Liebe! Rinne heiter
Und ungefesselt deine Bahn,
Von Herz zu Herzen immer weiter
Und nimm als sicherste Begleiter
Den Glauben und die Hoffnung an! —

Willkommen, heilger Quell der Dichtung!
Begeisternd strömst du deine Fluth,
Nimmst tausendarmig deine Richtung,
Zum Segen bald, bald zur Vernichtung,
Bald demanthell, bald roth von Blut.

Nur selten gleitet zwischen Rosen
Im sanften Bett dein klarer Lauf;
Bald wandelt sich des Lenzes Kosen
In grauenvoller Stürme Tosen
Und wühlt im tiefsten Grund dich auf.

Oft mußt du dich durch Klippen winden,
Durch Sommerbrand und Winterland,
Du kannst die Ruhe nimmer finden,
Und mit des Sängers Athem schwinden
Die Wellen dir im Wüstensand. —

Und in die Augen aus dem Herzen
Bricht oft hervor ein Quellenpaar,
Bald trüb' und herb: der Quell der Schmerzen;
Bald, leuchtend von des Himmels Kerzen:
Der Quell der Freude, süß und klar.

Sie sind die treusten Abgesandten
Des Reichs in jeder Menschenbrust,
Doch köstlicher als Diamanten,
Wenn sich ein Herz an dem verwandten
Ausweinen kann in Schmerz und Lust.

Digitized by Google

Doch alle die verſchiednen Quellen,
Vereinigt in der Andacht Strom:
Der Liebe und der Dichtung Wellen,
Und Schmerz und Luſt — voll Sehnſucht ſchwellen
Sie all' empor zum Himmelsdom.

Heimweh.

Nach bekannter Melodie.

Wenn der Schnee vom Gebirge niederthaut,
Aus dem See blau der Himmel wieder ſchaut,
Wenn die Glöcklein läuten von den Almen her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Alphorn von Firn' zu Firne klingt,
Und der Gemsbock von Klipp' zu Klippe ſpringt,
Wo der Adler kreiſet überm Wolkenmeer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn das Thal blitzt im friſchen Wieſenglanz,
Aus der Dorfſchenk' erſchallt Muſik und Tanz,
Wenn der Hirte jodelt um die Sennrin her —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wo der Staubbach ſich ſtürzet in die Kluft,
Donners Zornhall von Fels zu Felſen ruft,
Fern ertoſt der Schlaglavinen wildes Heer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Wenn die Nacht ſinkt und rings die Alpen glühn,
Wenn der Tag winkt und Morgenroſen blühn,
O mein Herz, mein Herz, was pochſt du noch ſo ſchwer —
Schau' ich denn die Heimath nimmermehr?

Gottes Athem.

Wo Du hörſt ein Lüftchen ſäuſeln
In dem Walde, noch ſo lind,
Wo Du ſiehſt ein Wellchen kräuſeln
Sich im ſanften Abendwind;

Was ſich regt im Quell und Baume,
Iſt ja nur derſelbe Geiſt,
Der im ganzen Weltenraume
Als der Gottheit Seele kreiſt.

Ueberall, von allen Wegen,
Rauſcht ja Gottes Flügelſchwung;
Hältſt ihm fromm Dein Herz entgegen,
Füllt er's mit Begeiſterung

Ob er koſend ſich verkünde
Auf dem blüh'nden Wieſenplan,
Oder toſend durch die Schlünde
Wilder Alpen als Orkan;

Ob er ſüßer Liebe Sänge
Weh' von ferne Dir in's Ohr,
Jener Kirche Glockenklänge,
Die ſich von der Welt verlor;

Oder mit des Donners Halle
Schmettre durch die Wolkennacht,
Mit des Niagara Schwalle
Schäumend in der Klippen Schacht —

Wenn Du liebend lernſt zu lauſchen
Jener Rieſenharfe Schall,
Die der höchſte Meiſter rauſchen
Läßt durch ſeiner Schöpfung All;

Die zu Millionen Weiſen
Er durch ſeiner Geiſter Hand
Bald in lauten, bald in leiſen
Klängen weckt aus Meer und Land —

Dann wird, was von Diſſonanzen
Je verſtimmt Dein innres Ohr,
Auf ſich löſen in dem ganzen
Weltenharmonien-Chor.

Hafen und Klippe.

O Frauenherz, du Rettungshafen
Für ſo manch irren Seglers Schiff,
Das rauh des Lebens Stürme trafen,
Und ſchleuderten von Riff zu Riff;
Heil Jedem, welcher feſten Anker
In deinem Frieden werfen kann!
In dir allein geneſt ein kranker
Siren'betrogner Pilgersmann.

Ihm weht aus deinen ſtillen Räumen
Erneuter Hoffnung Morgenluft;
Von zauberiſcher Inſel Bäumen
Haucht ihm entgegen Lenzesduft;
In deinen ſanften Pfühl gebettet
Vergißt er ſeiner Sorgen Wucht,
Sein beſſeres Gefühl gerettet
Hat er zu höhrer Triebe Frucht.

O Frauenherz! Von dir umfangen,
Wer einmal feſt und ſicher ruht,
Nie treib' ein eiteles Verlangen
Ihn wieder auf die hohe Fluth!
In liebentfremdeten Bezirken
Kann er ſich keiner Thaten freu'n;
Von dir aus kann er Schönres wirken
Und wärmern Dankes Saaten ſtreu'n.

Doch ohne ſtrenge Prüfung wage
Dich nicht in jeden ſchönen Port,
Der dich durch reizgeſchmückte Lage
Verlockt zu trügeriſchem Hort.
Ein Frau'nherz kann auch eine Klippe
Und eine ſchlimme Sandbank ſein,
Von ſpiegelblauer Wellen Schippe
Glatt überzogen nur zum Schein.

O Frauenherz! Du falſche Klippe!
Auf der ſo manchen Schiffers Boot,
Verführt von der Sirene Lippe,
Geſcheitert iſt zu Drang und Noth.
Was ihm erſchien als goldne Küſte,
War nur ein Trug der Fantaſie,
Fata Morgana blos der Wüſte,
Und ach! die Ruhe blüht ihm nie!

Die Wogen, die ſo ruhig ſchliefen,
Umtönt von ſüßer Stimmen Chor,
Allmählig wälzen aus den Tiefen
Sie wildes Ungethüm hervor;
Herrſchluſt, Treuloſigkeit, Verſchwendung,
Haß, Tücke, ſtürmen auf dich an,
Zu ſpät bereuſt du die Verblendung,
Sinkſt du zu Trümmern im Orkan.

Drum ſuche dir den ſichern Hafen,
Als deſſen Pharus, hell und klar,
Daß keine Stürme darin ſchlafen,
Dir winkt ein treues Augenpaar:
Voll Zucht und inniger Gefühle,
Des Himmels Spiegel, gottverklärt, —
Heil Jedem, dem nach Sturmgewühle
Ein ſolcher Port Aſyl gewährt!

Schlanke Marie.

Daß die Welt gar traurig bliebe ohne Liebe, das iſt wahr,
Doch man wär' auch dann geborgen vor viel Sorgen, das iſt klar

Schlanke Marie, Schlange Marie, kaum daß ich Dich nur erblickt,
Haſt Du böslich, unauflöslich mir das arme Herz umſtrickt.

Aeuglein haſt Du ſchon von ferne wie zwei Sterne wunderbar,
Doch ihr Scheinen bringt die Meinen in die ſchrecklichſte Gefahr.

Locken haſt Du wie von Sonnengold geſponnen offenbar,
Nach ſo goldnem Blitze führe gern die Argonautenſchaar.

Doch, wer glaubt es? Unter dieſem goldnen Stirnenbaldachin
Tanzen Launen und Capricen unermüdlich her und hin.

Zünglein haſt Du einem Pfeile gleich an Eile, das iſt wahr,
Doch es ſticht, und daß die Wunde nimmer heile, droht Gefahr;

Brüſtlein gleich den Pfirſichblüthen von dem feinſten Roth und Weiß,
Doch wer's kann, der mag ſich hüten, denn das Herzchen iſt von Eis.

Schlanke Marie, Schlange Marie, die mein Herz nicht läßt mehr los —
Ach, daß Noa ſolche Boa einſt in ſeinen Kaſten ſchloß!

Halsgerichtsordnung.

Alles muß nun heutzutage
Schicken ſich in jede Lage!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Ihro Kaiſerliche Hoheit
Haſſen nichts ſo ſehr als Rohheit.

Jedermann muß kriechen lernen,
Wer's nicht kann, ſoll ſich entfernen;
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Jedermann ſoll Speichel lecken,
Aber nie die Zähne blecken.

Niemand ſoll das Reich gefähren
Und es ſuchen aufzuklären;
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Alle Bücher ſind verboten
Von Lebendigen und Todten!

Unſer Volk ſei nur ein Rudel
Treuer, wohldreſſirter Pudel!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Sterben müſſen ohne Gnade
Widerbeller auf dem Rade!

Jeder lerne drum kuſchiren,
Apportiren, rapportiren!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Spioniren und Verhaften,
Das ſind ſchöne Wiſſenſchaften!

Wage Niemand das Verbrechen,
Frei zu denken, frei zu ſprechen!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Fürſten ſind der Erde Götter,
Und verdammt ſei'n alle Spötter!

Wage Niemand ſich in's Denken
Oder Grübeln zu verſenken!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Köpfe, die zu Vieles faſſen,
Werden wir vernageln laſſen.

Alles muß nach Uns ſich drehen,
Wie der Hofwind pflegt zu wehen!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Alle unſre Unterthanen
Sind nur unſre Wetterfahnen.

Uns gehört die erſte Brautnacht,
Wo nur eine ſchöne Haut lacht.
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Nach Regierungsſorgen müſſen
Wir die Nächte Uns verſüßen.

Bei dem Anlaß jedes Feſtes
Bringe Jeder uns ſein Beſtes!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Niemand braucht was aufzuſpeichern,
Wir nur dürfen Uns bereichern.

Selbſt der Lahme, Gliederſteife,
Tanze ſtets nach Unſrer Pfeife!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Eingebläut wird mit der Knute
Die Begeiſtrung für das Gute!

Merkt Euch alſo die Ukaſen,
Die wir eben hier verlaſen!
Widrigenfalls
Koſt't's den Hals!
Und wir werden immer wachen,
Glücklich unſer Volk zu machen!

Schlaraffenlieder.

(Mainz 1840.)

1.

Ach, mit Bruſt- und Leberübeln
War ich lange ſchon geplaget,
Doch darüber nachzugrübeln,
Hat der Arzt mir unterſaget.

Und er hat mir angerathen,
Ins Schlaraffenland zu reiſen,
Und mich dort, ſtatt aller Thaten,
Des far niente zu befleißen;

Statt mir graues Haar zu machen,
Zu verjüngen mich zu trachten,
Meine Erben auszulachen,
Die ſchon jetzt ſo gerne lachten.

2.

Was gehn mich die Gevatter an,
Die hinterm Ofen ſaßen,
Was geht mich das Geſchnatter an
Von allen den Frau Baſen?
Wenn ich ein Bischen nur geſchwärmt,
So haben ſie ſogleich gelärmt
Ganz über alle Maßen.

Beinah' vor Zorn erſtickten ſie,
Wenn ich nur etwas frei ſprach,
Nicht fehlte viel, ſo ſchickten ſie
Mir gleich die Polizei nach;
Trank ich nur ein Paar Gläschen Wein,
Küßt' ich ein hübſches Mägdelein,
Wie ſchimpften ſie der Reih' nach!

Was ſoll ich im Philiſterſand
Mich länger müde trotten?
Drum fort in das Schlaraffenland,
Fort von den Hottentotten!
Fort in das Reich des wahren Lichts,
Denn die Philiſter taugen nichts,
Gebraten oder geſotten!

3.

In dem Lande der Schlaraffen
Waltet ſtets der tiefſte Frieden,
Und ſo will ich, anſtatt Waffen,
Allerliebſte Verſe ſchmieden.

Funken ſprüh'n aus meiner Eſſe,
Auf dem Ambos dröhnt der Hammer,
Und zu Liedern auf die Preſſe
Schmied' ich allen meinen Jammer.

Ha! wie ziſchen mir entgegen
Meine glühenden Gefühle,
Wenn ich unter Feuerregen
In dem Waſſerbad ſie kühle.

Meine weichliche Empfindung
Muß auf dieſe Art geſtählt ſein
Und in kräftiger Verbindung
Mit des Liedes Form vermählt ſein.

Digitized by Google

Kommt, Ihr wackern Reimeſchmieder!
Folgt in's Land mir der Schlaraffen,
Und wir wollen nichts als Lieder,
Neue ſchöne Lieder ſchaffen.

4.

Schade, daß nicht regelmäßig
Schiffe nach Schlaraffia gehen,
Daß der Wind nicht ſegelblähig
Pflegt nach jenem Strich zu wehen!

Ei, was gäb's für ein Gewimmel
Von Europa-müden Schaaren,
Die nach dieſem Erdenhimmel
Sich dann ließen überfahren!

Alle unſre armen lyriſchen
Dichter flöhen ohn' Verweilen
Vor den rückſichtslos ſatyriſchen
Gift'gen Recenſentenpfeilen,

Um in Zuckerkandelgrotten
Und an Wein-, Milch-, Honig-Flüſſen
Aller Sorgen hier zu ſpotten
Und ihr Leben zu verſüßen;

Um ſich hier mit holden Mädchen,
Ungenirten Schäferinnen,
Für die Härte zu entſchäd'gen
Spröder Europäerinnen;

Um ſich hier von den Beſchwerden
Der Obſcurität zu heilen
Und dem Ueberlaufenwerden
Von den Gläub'gern zu enteilen.

5.

Denn in dieſem Wunderlande
Gibt es keine Recenſenten,
Schnattern hört man keine Bande,
Als nur Gänſe oder Enten.

Hier in dieſem Wundergarten
Sprüht Champagner in Caskaden,
Lockend zum Genuſſe laden
Leckereien aller Arten.

Hier in dieſer Wunderinſel
Sind die Schönen gar nicht ſpröde,
Da verliert ſogar ein Pinſel
Seine angeborne Blöde.

Hier in dieſen Wunderräumen
Iſt man ſicher vor Verkanntſein,
Und durch reimevolles Träumen
Kann man bald mit Ruhm genannt ſein.

Ferner gibt's hier nirgends Juden,
Schulden kann man gar nicht machen;
Man erhält in allen Buden
Unentgeldlich alle Sachen.

6.

Kommt, Ihr alle Ueberdrüſſigen
Eures abgelebten Welttheils,
In das Land des Ueberflüſſigen,
In das Reich des wahren Welttheils.

Und dieweil noch keine Schiffe
In das Eldorado ſteuern,
Setzt Euch auf die Hypogryphe,
Ritterlich zu abenteuern.

Wer nicht reiten kann, der laſſe
Binden ſich auf ſeinen Schimmel,
Und ſo fahr' die ganze Maſſe
Statt zum Teufel, in den Himmel!

7.

Die Hauptſtadt vom Schlaraffenland
Thut alle Pracht vereinen:
Sie iſt gebaut aus Zuckerkand
Und lauter Edelſteinen;
Sie hat vor jeder andern Stadt
Den allerſchönſten Prater;
Allein das Schönſte, was ſie hat,
Das iſt doch ihr Theater.

Wohl gibt es keine Bühne mehr
So trefflich als wie dieſe;
Da bleibt es keinen Abend leer;
Selbſt auf dem Paradieſe
Sitzt ein geſchmackvoll Publikum,
Das, ſtets voll Tact und Feinheit,
Streng aus der Muſen Heiligthum
Verbannet die Gemeinheit.

Und das Theaterperſonal,
Es kennt kein höhres Streben
Als ſich zum höchſten Ideal
Der Kunſt emporzuheben.
Der Brodneid iſt ganz unbekannt
Bei allen Bühnengliedern,
Und Keiner ſucht, von Haß entbrannt,
Den Andern zu erniedern.

Selbſt die Statiſten ſind allhier
Talentvoll durch die Reihe,
Ein Jeder iſt voll Ruhmbegier
Und echter Künſtlerweihe.
So gut, wie hier die Chöre, gehn
Wohl keine mehr hienieden,
Und im Ballete ſind zu ſehn
Nur Elfen und Sylfiden.

Man gibt hier nie ein altes Stück.
Selbſt Schiller oder Göthe
Legt man als Rokoko zurück;
Da wird nicht Zauberflöte,
Nicht Don Juan gegeben mehr:
Ein volles Haus zu machen,
Sorgt das Schlaraffen Dichterheer
Für immer neue Sachen.

8.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir uns All' verbünden,
Um mit Papagei'n und Affen
Eine Republik zu gründen.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir in Wonne ſchwimmen
Und zu neuem Sang die ſchlaffen,
Trocknen Kehlen wieder ſtimmen;

Aber uns dabei wohl hüten,
Politik hinein zu miſchen,
Wahren uns vor allen Blüthen,
Unter welchen Schlangen ziſchen.

In dem Lande der Schlaraffen
Wollen wir aus dem Vergänglichen
Uns zum Flug zuſammenraffen
Nach dem Ewigüberſchwänglichen.

In dem Lande der Schlaraffen
An dem Milch- und Honigbache,
Wollen wir zuſammenſchaffen
Lauter Muſenalmanache!

9.

Heil dem Manne, der erfunden
Hat den Trank Grampampuli,
Und ſo genial verbunden
Feuergeiſt mit Kraftgenie!

Als wir noch die Alten laſen,
Hockend im Gymnaſium,
Flogen wir auf Seifenblaſen
Aufwärts in's Elyſium.

Digitized by Google

Aber ach! dahingefahren
Iſt die Jugendpoeſie,
Und ſo glücklich, wie wir waren
Macht uns nur Grampampuli!

Nur aus dieſes Kraters Tiefe
Winkt noch das verſunkne Glück —
Liebe Brüder, o wer riefe
Jene Zeit nicht gern zurück?

Tief im blauen Flammenſchooſe
Blüht uns das Schlaraffenland,
Und des Lebens kalte Proſe
Flieht vor dieſem Zauberſtrand.

Darum auf, Ihr wackern Zecher!
Stürzt Euch in die Feuerſee,
Und begrabt mit mir im Becher
Unſer langes altes Weh!

10.

Manche Leute werden fragen,
Was Schlaraffenlieder ſind?
Nun, ſo will ich's ihnen ſagen:
Es iſt nur poet'ſcher Wind;

Es iſt lauter leichte Waare,
Wie zuweilen Blatt für Blatt
Mir der Laune wandelbare
Stimmung zugeflüſtert hat.

Es ſind bunte Seifenblaſen,
Luftballönchen, leicht wie Flaum,
Angefüllet mit den Gaſen
Aus des Weines Perlenſchaum.

Es ſind capriciöſe Geiſter
Aus des Dichters Fantaſie,
Sie entſchlüpften ihrem Meiſter
Nach und nach, er weiß nicht wie.

Sucht Ihr aber eine Deutung
Oder einen tiefen Sinn,
Beſſer iſt's, Ihr greift zur Zeitung
Und vertiefet Euch darin.

11.

Das Schlaraffenland ſind jener
Seligen Atlantis Räume,
Die nur der Poet zu finden
Weiß im ſtillen Meer der Träume.

Aus des Alltaglebens Dünen
Fährt er aus im Wolkennachen,
Um, entſchlummert für die Erde,
Dort im Himmel zu erwachen.

Freilich, Ihr ſeid überaus klug,
Und Ihr werdet nie begreifen
Den Genuß, auf ſolchem Ausflug
Jenſeits dieſer Welt zu ſchweifen.

Denn, die Wonnen zu verſtehen,
Die der kühne Segler koſtet,
Seid von Kopf bis zu den Zehen
Ihr zu plump und eingroſtet.

Höchſtens mit des Dampfes Hilfe
Könnt' Ihr Eurem Neſt entfliegen,
Aber nie, gleich einem Sylfe,
Euch in ſchönre Welten wiegen.

Und doch neidet Ihr zu Zeiten
Um die Inſeln uns, die ſel'gen,
Wenn wir in den Herrlichkeiten
Ihres ew'gen Lenzes ſchwelgen.

Gott ſei Dank, daß einen grobern
Körperſtoff er Euch verlieh!
Denn ſo könnt Ihr nie erobern
Die Schlaraffen-Colonie.

Perückenſtaub und Frühlingsblüthe.

Der Herr Profeſſor,
Geheime Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus;
Der Hochgelahrte,
Der Hochberühmte,
Der Hochfriſirte, —
Beſchloſſen hat er's
Und auch vollzogen,
Zu gehn ſpazieren
Am warmen Maitag
Hinaus vor's Stadtthor;
Im ſchönen Parke
Sich zu erholen
Vom vielen Sitzen
Im Stubendunſte,
Vom vielen Brüten
Ob den Pandekten;
Die blöden Augen
Friſch zu erlaben
Am jungen Laubgrün,
Und ſeine Lungen
Sich auszulüften
Vom Bücherſtaub.

Beſchloſſen hat er's
Und auch vollzogen.
Er ſchreitet ſtattlich
Im Treſſenrocke,
In goldgeſtickter
Brokatner Weſte,
In ſeidnen Strümpfen
Und Schnallenſchuhen,
Durch die Alleen
Und Laubengänge,
Und nickt in Gnaden
Nach rechts und links hin,
Wo tief die Leute
Vor ihm herunter
Auf dem Spaziergang
Die Hüte ziehn.

So kommt allmählig,
Wie, weiß er ſelbſt nicht,
Er immer tiefer
In die Gewinde
Des weiten Parkes,
Wo ſich höchſtens
Ein blaſſer Dichter,
Ein Liebespärchen,
Pflegt zu verlieren. —
Hier iſt's ſo einſam,
So friedlich ſtille!
Da zieht bedachtſam
Der Herr Profeſſor
Hervor die Brille,
Wiſcht ſie fein helle
Und ſetzt ſie auf.

Dann zieht er wieder
Aus ſeiner Taſche
Ein niedlich Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto,
Gebunden zierlich
In Schweinsleder,
Mit Meſſingklappen,
Und läßt ſich nieder
Auf eine Flechtbank,
Drob eine Linde
Voll Blüthenfülle
Wölbt ihre Zweige;
Und öffnet ſachte
Das zarte Büchlein
Von kaum fünfhundert
Seiten in Quarto:
Die Taſchenausgab'
Juſtinians.

Digitized by Google

Und nun versenkt er
Mit allen Sinnen
Sich in die Tiefen
Des throngewirgten
Juristengeistes,
Und liest zum tausend=
Und eins'ten Male
Die grundgelehrten
Noten und Glossen
Und Varianten,
Die er dem Texte
Selbst beigefügt hat;
Denn diese feine
Taschenausgabe,
Sein Werk ist sie!

Da ruft's vom Wipfel
Der grünen Linde
Mit süßem Stimmchen
Auf einmal nieder:
„Ei Herr Professor!
Wer wird jetzt lesen,
Wer jetzt studiren,
In diesem Garten
Voll Maienwonne,
Voll grüner Büsche
Und junger Blumen,
Voll Nachtigallen
Und Schmetterlinge;
Ist das erlaubt!"

Da schaut betroffen
Der Herr Professor
Hinauf zur Linde,
Und sieht im Wipfel
Ein allerliebstes
Blondinchen sitzen,
Sich auf den Zweigen
Anmuthig wiegend.
Ach, ein Figürchen,
So zart und niedlich,
So fein und zierlich,
Als wär's gewoben
Aus Abendwölkchen
Und Lilienstaubchen!
Sie trägt ein Kleidchen
Von Silberatlas
Mit blauem Gürtel,
Und weiße Höschen
Und grüne Schuhlein;
Und ihre Locken,
Die üppig wallen
Um's blendend blanke
Graziöse Hälschen,
Durchschlingt ein hübscher
Maiblumenkranz.

Der Herr Professor
Steht wie versteinert
Mit offnem Munde;
Mit starren Augen
Blickt er zum Wipfel,
Der leise, leise
Hinauf, hernieder
Wogt mit der Kleinen
Im Abendgold.

Solch einen Casum
Fand er noch niemals,
Der Herr Professor,
Auf seiner ganzen
Juristen=Laufbahn!
Doch endlich faßt er, —
Nachdem er vorher
Sich umgesehen,
Ob Niemand lausche,
Der ihn da könnte
Compromittiren
In seiner Würde —
Ein Herz und rufet
Hinauf zum Wipfel,
Gedämpften Lauts:

„Ei, liebe Kleine,
Du Baum=Eikädchen!
Willst Du nicht gnädig
Nur auf ein Weilchen
Herab Dich lassen
Von Deinem Throne
An meine Seite,
Und mir erzählen,
Woher Du stammest,
Und was Dein Leben
Und Treiben ist?"

„„Nein, Herr Professor! —
So ruft sie schelmisch —
„„Das laß' ich bleiben!
Ich fürchte gar sehr
Mich vor Perrücken
Und Puderstaube,
Und vor so dicken
Gelehrten Büchern!
Ihr wärt im Stande
Und fasstet plötzlich
Mich bei dem Leibchen,
Und sperrtet eilig
Mich in die Klappen
Des großen Buches
Als ein Curiosum,
Wie seltne Pflänzchen,
Und ließt für Geld mich
Zu Haus dann sehen
Vor den Studenten,
Ha, ha, ha, ha!
Nein, das Prinzeßchen
Von Lindenblüthe
Ist nicht so dumm!""

Der Herr Professor
Läßt sich nicht irren;
Ein Späßchen möcht' er
Gar gern sich machen;
„Willst Du nicht kommen,
So komm ich selber,
Wart' nur, Du Schelmchen!"
Und auf die Flechtbank
Steigt er mit Mühe
Und fängt die Linde
Nach Leibeskräften
Zu schütteln an.
Doch wehe, wehe!
Auf einmal packen
Ihn in den Waden
So starke Krämpfe,
Daß er schnellmöglichst
Sich wieder setzen
Muß auf die Bank.

Doch das Prinzeßchen
Lacht ausgelassen:
„„Ei Herr Professor,
Wer wird so hoch sich
Versteigen wollen,
Um noch mit Püppchen
Gleich mir zu spielen,
In Ihren alten
Gesetzten Tagen!
Wenn dies erführe
Die Frau Gemahlin,
Sie würde glauben,
Der Herr Professor
Sei überschnappt!"

Kaum hat die Kleine
Dies Wort gesprochen,
So langt sie kichernd
Mit einem Zweige,
Woran ein Häkchen
Wie an der Angel,
Herab nach seiner
Perrücke Locken,
Und zieht sie blitzschnell
Zu ihrem Sitze,
Daß rings der Puder

Digitized by Google

Hernieder ſtäubet,
Und hängt ſie droben
Am höchſten Wipfel
Der Linde auf.

Da will entrüſtet
Der Herr Profeſſor
Von Neuem wieder
Den Baum erklimmen;
Doch wie genagelt
Bleibt auf der Bank er —
Die Wadenkrämpfe
Sind wieder da.

Und das Prinzeßchen
Lacht ausgelaſſen,
Und ſchüttelt ſelbſt nun
Die Lindenkrone,
Daß Blüth' auf Blüthen
In vollen Güſſen
Herniederflocken
Auf den Profeſſor;
Und immer ärger
Schüttelt die Kleine,
Und immer dichter
Flocken die Blüthen,
Bis ganz begraben
Der gute Mann ſaß
Ueber die Ohren
Im Lindenſchnee.

So fanden Morgens
Ihn die Studenten
Gleich einer Leiche,
Am Lindenſtamme
Noch angelehnt;
Aus ſeinem Schneebett
Ragt nur der kahle
Gelehrte Schädel! —
Auch der Pedell kam
Mit ſeinem Pudel,
Der ſcharrte eifrigſt
Den alten Herren
Aus ſeinem Pfühle;
Dann trugen ſorgſam
Ihn die Studenten,
Gefolgt von einem
Endloſen Zuge
Von Straßenjungen
In ſeine Wohnung
Zur Stadt zurücke.
Welch ein Entſetzen
Für die geheime
Frau Hofrath war's!

Als auf er wachte
Aus ſeinem Scheintod,
Frug er vor Allem
Nach ſeinem theuern
Juſtinianus,
Und da gerettet
Auch ihn er wahrnahm,
Vergaß er allen
Beſtandnen Unfall.
Doch nimmer wagt er
Sich in den Park mehr,
Der ihm bereitet
So viel Verdruß,
Ihm, dem Profeſſor,
Geheimen Hofrath
Und auch Prorector
Magnificus!

Die Schweſtern.

Ich ging im Walde ganz für mich allein
Geflüchtet war ich vor dem Sommerſtaube.
Heiß brannte draus die Sonne, doch ihr Schein
Verkühlte ſich im dichten Buchenlaube;
Und tiefer drang ich in den Forſt hinein,
Bis ich auf einen Wieſenraum gelangte,
Der rings von ſchönen bunten Bäumen prangte.

Ein hoher Wald das Plätzchen kühl umſchloß,
Dazwiſchen wand ſich murmelnd eine Quelle,
Mich lud der Schatten und das ſammtne Moos,
Zu ruhn an dieſer weltverſchwiegnen Stelle;
Der Schlummer, dem ich bald ſank in den Schoos,
Umwob mich mit den wonnevollſten Träumen —
Da plötzlich rauſcht es laut aus Buſch und Bäumen.

Ich hörte deutlich Saitenklänge dringen
Von ferne durch die Waldeseinſamkeit,
Die Vögel hielten inn' mit ihrem Singen,
Und näher kam das wunderbare Klingen,
Vernehmlicher das Rauſchen in den Zweigen;
Die Bäume ſchienen ſelbſt, im Kreiſe weit,
Neugierig nach dem Klange ſich zu neigen.

Auf einmal tritt in grüner Jägertracht
Ein ſchlankes Mädchen aus der Waldesnacht,
Die Cither umgehängt, das blonde Haar
Gefeſſelt nur von wilder Roſen Kranze,
Sie naht ſich mir im friſchen Jugendglanze:
„Kennſt Du mich nicht? Ich bin ja die Romanze!"

Ihr blaues Auge ruhte lang auf mir,
In ſeinem Strahl begann ich neu zu leben
Und ſprach: „Ein armer Dichter ſteht vor Dir,
Und wagt den Blick zu Dir emporzuheben. —
So iſt doch nun mein ſchönſter Wunſch erfüllt,
So bin ich endlich einmal Dir begegnet;
Der Wald hat ſein Geheimſtes mir enthüllt,
Der Gott der Lieder meinen Drang geſegnet!
O laß mich oft Dein holdes Antlitz ſehn,
In Deinem Zauberkreiſe mich ergehn!
Erſcheine mir, wenn draußen in der Welt
Kein Strahl der Freude meine Bruſt erhellt;
Wenn dort die Stimmen wüthender Parteien
In rauhen Klängen durcheinander ſchreien,
Wenn Politik von jeder Lippe klingt
Und alles Schöne, Liebliche verſchlingt:
Dann laß mich oft in Dein Gebiet entfliehn,
Goldgrün vom Netz des Waldes mich umziehn;
Dann zaubre mir mit Deinem Saitenſpiel
Die ſchöne Welt zurück, die längſt zerfiel,
Und zeige mir im höhern Wunderglanze
Die Erde wieder, freundliche Romanze!"

In ihrem Auge las ich die Gewährung.
Das Abendroth glitt durch die Bäume hin,
Sie ſtand vor mir in himmliſcher Verklärung
Des ſtillen Waldes blühende Königin;
Ein lauer Hauch kam aus den Büſchen her,
Es wogte ſanft das grüne Blättermeer,
Es klang die Cither mit dem blauen Band
Gerühret von der Jungfrau zarter Hand;
Sie ſang dazu die Wunder alter Zeit,
Der Liebe Schmerz und Wonneſeligkeit,
Und Abenteuer, heiter bald und ſchaurig,
Und Märchen zogen, drollig bald und traurig,
Mit muntrer bald mit düſtrer Melodei
In bunten Liedern meinem Geiſt vorbei.

Da hörten plötzlich wir ein fernes Rufen,
Von Weitem klang der Schlag von Pferdehufen,
Und wo der Wald zumeiſt verwachſen war,
Da ſprengt hervor, auf ſchwarzem Roſſe wild,
Ein hohes ritterliches Frauenbild.
Im Winde fliegt ihr dunkler Lockenſchwall
Und ihre Stimme tönt mit lautem Schall:
„Komm Schweſter, komm zum Elfentanz,
Schon blüht der Wald im Mondenglanz!

Da winkte mir noch einmal die Romanze
Und reichte mir zum Lebewohl die Hand;
„Nimm" — ſprach ſie — „hier in dieſem Blumenkranze
Des nahen Wiederſehens Unterpfand!
Dort harrt ſchon meine Schweſter, die Ballade!
Sie läßt mir heute wieder keine Ruh;
Jetzt muß ich mit auf ihre wilden Pfade,
Den wunderlichſten Abenteuern zu.
Heut iſt ſie wieder ſeltſam angeregt,
Zu grandioſen Reiſen aufgelegt:
Bald gehts durch Haiden, bald bergauf, bergab,
Durch Schlöſſer bald, die längſt in Schutt zerfallen;
Zuweilen ruft ſie Geiſter aus dem Grab

Digitized by Google

Und läßt sie hinter sich im Zuge wallen;
Bald wandelt sie durch dumpfe Klosterhallen,
Bald tanzt sie singend durch den Sturm der See,
Bald taucht sie wieder auf als Wasserfee,
Bald schlägt sie sich dort oben in den Bergen
Mit Spukgestalten, Hexen, Riesen, Zwergen;
Doch nun Ade! Fort zu dem wilden Ritt!
Das nächstemal, Dort, da mußt Du mit!"

Und zu der Schwester schwang sie sich hinauf,
Die Arme fest um ihren Leib geschlungen,
Und Beide sprengten in verwegnem Lauf
Tief wieder in des Waldes Dämmerungen.

Bruder Nikolaus.

1.

Es wandelt aus der dunkeln Zelle
Der alte Bruder Nikolaus,
Und ruht im Wald, an kühler Quelle,
Vom schwülen Sommermittag aus.

Und rings in feierlichem Schweigen
Bereitet sich die Welt zur Ruh,
Die Vögel decken in den Zweigen
Die Köpflein mit den Flügeln zu.

„Schon wieder sank ein Tag zu Grabe,
So wird auch bald mein Abend fliehn;
Wie gern möcht' ich als kecker Knabe
Noch einmal durch das Leben ziehn!"

„O Herr! nur einen Tropfen schenke
Mir aus dem Meer der Ewigkeit!
Daß ich verjüngt mich neu versenke
In Deiner Schöpfung Herrlichkeit.

„Noch hundert Jahre möcht' ich leben! —
Nie würde mich der Wunsch gereu'n;
Um in gediegenerem Streben
Mich der Natur und Kunst zu freu'n."

So flehte Klaus, als von der Ferne
Die Vesperglocke mahnend drang;
Gehorsam folgt der Bruder gerne
Dem alten, wohlbekannten Klang.

2.

Doch hat er kaum des Forstes dunkle Massen
Still vor sich betend und erquickt verlassen,
Da wird ihm fremd die Gegend rings umher,
Das Kloster selbst erkennt er fast nicht mehr.
Dort unten, wo sonst nur ein Dorf gelegen,
Wo er schon oft, von Alt und Jung geehrt,
Am Sonntag eifrig Gottes Wort gelehrt,
Da lächelt jetzt ein Städtchen ihm entgegen.

Des Klosters Thurm, zur Hälfte schon zerfallen,
Umrankt mit Epheu seine Bogenhallen;
Die junge Linde vor dem Kirchenthor
Streckt nun bemooste Riesenarme vor.
Voll Staunen pochet Niklas an der Pforte,
Da öffnet ihm ein unbekannt Gesicht,
Das ist der alte Bruder Pförtner nicht!
Er höret fremde Stimmen, fremde Worte.

Fremd sind die Mönche, die um ihn sich reihen,
Sie möchten ihn sogar der Lüge zeihen,
Da er sich Bruder dieses Hauses nennt
Und ihn doch Keiner unter Allen kennt;
Und als er sagt, es sei noch keine Stunde,
Daß er zu Wald aus seiner Zelle ging,
Daß ihn des Klosters Mauer noch umfing,
Da hängen Alle starr an seinem Munde.

Und in der Vorzeit staubumflorten Tagen,
In alter Chronika wird nachgeschlagen,
Da hieß es: „Unser Bruder Nikolaus
Ging an dem Tag der sieben Schläfer aus;
Vielleicht daß Mörder ihm das Leben nahmen,
Vielleicht hat ihn ein wildes Thier verzehrt,
Denn er ist nimmermehr zurückgekehrt;
Gott gnade seiner armen Seele, Amen!"

Und an die Herzen schlagen sich die Brüder,
Und fallen schreiend auf ihr Antlitz nieder:
„Einhundert ganze Jahre sind nun schon
Seit jenem wunderbaren Tag entflohn!
Wie Mancher ward seitdem von uns begraben,
Als lauter Fremde stehen wir vor Dir!
Es waltet ein geheimer Zauber hier,
So lange mußt Du wohl geschlummert haben!"

Erschüttert hebt, mit schmerzlichem Gesichte,
Der Greis den Blick nun zu dem Himmelslichte
Und ruft: „Das Ziel, nach welchem ich gestrebt,
Es ist erreicht, ich habe lang gelebt!
Gott wahre Jeden vor so langem Leben,
Vor einem solchen langen Augenblick!
Verdient hab' ich das strafende Geschick:
Ich wünschte mehr, als mir der Herr gegeben!"

Und in der neuerworbnen Brüder Mitte
Genoß er nun, auf seine heiße Bitte,
Das langentbehrte heil'ge Abendmahl,
Umflossen von der Sonne Scheidestrahl;
Dann schlossen sich die müden Augenlieder
Und sanft geküßt vom letzten Himmelsroth,
Sank er mit heitrem Lächeln stille, todt,
An des Altares Stufen langsam nieder.

Drei Sagen von Albertus Magnus.

I.

Die Freundesprobe.

„Wie, großer Meister! kann ich Euch beweisen,
Daß ich bin würdig Euer Freund zu heißen?
Wie dank' ich Euch, was Ihr für mich gethan?"
Albertus Magnus lächelte: „„Geduldig!
Ich weiß, mein Freund, Du bleibst mir nie was schuldig;
Vielleicht kommt noch die Zeit heran!""

„„Bald wirst Du reich und mächtig sein auf Erden,
Ich aber kann ja leicht zum Bettler werden,
Dann erst verlang' ich Dank und Lohn von Dir;
Ich bin gewiß, Du stoßest dann im Glücke
Den armen Freund nicht stolz von Dir zurücke;
Ich glaube fest, dann hilfst Du mir!""

Nun sinnt Albertus, wie er den Gesellen
Auf eine feine Probe könne stellen,
Ob seine Freundschaft sei kein lerrer Wahn;
Und schnell entschlossen ruft er seine Geister,
Und einem jeden aus der Menge weist er
Beim Zauberspiel die Rolle an.

„Verwandelt Euch in Ritter und Vasallen!
Führt meinen Freund in reichgeschmückte Hallen
Von einem wunderherrlichen Palast;
Bekleidet ihn mit königlicher Hülle,
Gebt Golds und aller Güter ihm die Fülle,
Was er nur wünscht, bringt ihm mit Hast!"

Gesagt, gethan. Bald sitzt er auf dem Throne,
Vom Haupt des neuen Königs blitzt die Krone,
Mit Jubel grüßet ihn des Volkes Schaar;
Er schwelgt in aller Wonnen Ueberflusse,
In aller Fürstenherrlichkeit Genusse
In tiefem Frieden so drei Jahr.

Allein es wächst sein Geiz mit jedem Tage,
Und einstmals tritt beim festlichen Gelage
Im Lumpenkleid ein Bettler vor ihn hin:
„Heil Dir o Fürst! in Deines Glückes Schimmer,
Gedenkst Du Deines Freunds Albertus nimmer?
Willst Du der Noth ihn jetzt entziehn?"

Digitized by Google

Allein der König ruft ergrimmt: „„Man führe
Schnell diesen frechen Bettler vor die Thüre!
Wer war so keck und ließ ihn zu mir ein?
Wenn ich mich jedes Lumps erinnern sollte,
Der mich gekannt will haben, ei! da wollte
Ich lieber nimmer König sein!““

Da ruft der Bettler: „Sorge nicht Geselle!
Verschwinde Spuk! — Und an derselben Stelle
Steht wieder unser Freund, wo er einst sprach:
„Wie, großer Meister! kann ich Euch beweisen,
„Daß ich bin würdig, Euer Freund zu heißen?“
Und sinnt bestürzt der Wandlung nach.

Verschwunden sind die zauberischen Hallen,
Verschwunden alle Ritter und Vasallen,
Und jede Spur von Königsherrlichkeit;
Albertus steht vor ihm und ruft mit Hohne:
Ein Traum war all Dein Glanz und Deine Krone,
Ein Nu blos die drei Jahre Zeit.“

„Herr Erfürst! schämet Euch, und sucht gelassen
Euch wieder in der Armuth Stand zu fassen;
Mög' diese Prüfung Euch zur Lehre sein:
Nie wird die wahre Freundschaft übermüthig!
Nun aber packt Euch fort und seid so gütig,
Und sprecht ja nimmer bei mir ein!“

II.

Das Festmahl im Klostergarten.

Als im Winter einst nach Speyer
König Wilhelm war geritten,
Ließ zu einer seltnen Feier
Ihn Albertus Magnus bitten:
„Herr! in unserm Klostergarten
Soll ein Festmahl vor sich gehen;
Dürfen wir vielleicht erwarten,
Es durch Euch geschmückt zu sehen?“

Und der König sprach: „„Ihr sollet
Keinen Spaß durch mich verlieren!
Mitten in dem Winter wollet
Ihr im Freien bankettiren?
Wohl! ich komme! doch gelob' ich:
Wenn es mich dabei wird frieren,
Sollt Ihr's bitter fühlen, ob ich
Mich von Mönchen lass' veriren!““

Und durch Sturm und Schneeesflocken
Reiten zu dem Kloster Alle,
Da begrüßen rings die Glocken
Sie mit feierlichem Schalle,
Doch Albertus, ohne Stocken
Oeffnet nun des Gartens Thore,
Und sie schauen, mit Frohlocken,
Alles drin im schönsten Flore.

Würzevolle Düfte bringen
Durch die grünen Schattengänge,
Unter Blüthenzweigen klingen
Nachtigallen-Liebesgänge;
Bunte Vögel in den Kronen,
Schimmern fremder Welten Bäume,
Früchte' und Blumen ferner Zonen
Funkeln durch die weiten Räume.

Von dem reinsten blauen Himmel
Strahlet warm die Sonne wieder,
Und im fröhlichen Gewimmel
Springen Diener auf und nieder;
Von den allerschönsten Trauben
In Guirlanden überhangen,
Sieht man in den Rebenlauben
Reichbesetzte Tafeln prangen.

Purpurüberzogne Bänke
Laden nun zum Mahl zu sitzen,
Wo die edelsten Getränke
Aus kristallnen Flaschen blitzen;
Wo die seltensten der Speisen,
Zwischen Laub und Blumenkränzen,
Aus entlegnen Himmelskreisen
In den goldnen Schüsseln glänzen.

In dem wunderbaren Garten
Schien kein Winter je zu walten;
Unter Freuden aller Arten
Wird das Jubelmahl gehalten;
Zu Trommet- und Saitenschallen
Klingen Lieder hunderttönig,
Und mit innigstem Gefallen
Zu Albertus spricht der König:

„Dieser schönste Tag in Speyer
Bleibt mir ewig unvergeßlich!
Nie genoß ich solcher Feier,
Eure Kunst ist unermeßlich!
Doch mit keiner meiner Gnaden
Kann ich lohnen einem Meister,
Der, bedarf er was, zu laden
Ja nur braucht die Schaar der Geister.“

Bei dem Ruf der Abendglocken
Bricht der Hof nun auf vom Schmausen,
Plötzlich wirbeln dichte Flocken
Und ein Sturm beginnt zu brausen;
Als der Zug kaum vor dem Thore,
War es um den Lenz geschehen,
Und von allem Gartenflore
Nichts als Eis und Schnee zu sehen.

III.

Der Lilienstengel.

An dem alten braunen Tische
Einst Albertus Magnus saß,
Langte sich aus dunkler Nische
Manches Buch und schrieb und las;
Dachte hin und dachte her
Ueber Gottheit, Welt und Leben,
Doch der Kopf ward ihm nur mehr
Voll gelehrter Spinneweben.

Eifrig thät er sich befleißen
Der geheimen Wissenschaft,
Spähte nach dem Stein der Weisen
Und nach der Gestirne Kraft;
Dachte hin und dachte her
Ueber Menschen, Thiere, Pflanzen,
Doch der Kopf ward ihm nur schwer,
Und er kam zu keinem Ganzen.

Wie nun in die Folianten
Er so tief versunken saß,
Forschend nach dem Unbekannten,
Das Bekannte schier vergaß:
Oeffnet stille sich die Thür,
Und ein Mädchen wie ein Engel
Tritt an seinen Tisch herfür,
Haltend einen Lilienstengel.

Glanz umstrahlet ihre Locken
Wie aus himmlischem Gefild,
Und Albertus sieht erschrocken
Plötzlich dieses Wunderbild;
Doch die Jungfrau spricht ihn an,
Lächelnd mild ihr Antlitz blicket:
„Sag' Albertus! welch ein Wahn
Hielt so lange Dich umstricket?“

„In der Wesen Quell zu dringen,
Mühst Du Dich vergeblich ab;
Kann der schwache Mensch erzwingen,
Was ihm die Natur nicht gab!
Willst Du denn im Bücherstaub
Suchen Deine ganze Nahrung?
Geh! des Waldes Frühlingslaub
Gibt Dir bessre Offenbarung!

Digitized by Google

„Auf! beginn' ein neues Leben!
Noch fünf Jahre sind jetzt Dein;
Wer die Schleier nicht kann heben,
Lern' im Glauben selig sein!
Drum von heut an sollst Du nie
Ueber Gott und Welt mehr grübeln,
Solcherlei Philosophie
Ist das schlimmste von den Uebeln."

Mit dem Lilienstengel leise
Rührt das Mädchen Alberts Stirn —
Hell auf wundersame Weise
Fühlt der Greis nun sein Gehirn,
All' seine Philosophie
Drin vergessen und verschwunden,
Doch dafür hat er noch nie
Sich so leicht und wohl empfunden.

Und die Jungfrau war geschieden
Hin, woher sie kam, zurück;
Und der Greis fand endlich Frieden,
Endlich das ersehnte Glück;
Alle Bücher schlug er zu,
Draußen auf den grünen Triften
Las er Glauben, Weisheit, Ruh,
In den Stern- und Blumenschriften.

Einstmal einen Lilienstengel
Hielt er sinnend in der Hand,
Wohl gedenkend an den Engel
Der einst mahnend vor ihm stand —
Denn fünf Jahre waren um.
Sanfter Schlaf umfing den Greisen;
Im verhüllten Heiligthum
Fand er wohl den Stein der Weisen.

Hans Sachs.

„Was ich fortdem je dab' gedichtet,
Ist all mein Herz darauf gerichtet."
H. Sachs.

Der Meister sitzt in seiner Werkstatt mit
Dem halbgesohlten Stiefel in der Hand;
Wohl blickt er emsig auf die Arbeit hin,
Macht doch zuweilen einen falschen Stich,
Bis er gedankenvoll die Ahle ruhn,
Den Stiefel auf den Boden gleiten läßt, —
Und die Gesellen sehn sich lächelnd an,
Sie wissen wohl, was dies bedeuten soll.

Der Meister sinnt und blickt dem Stiefel nach,
Doch denkt er nicht ihn wieder aufzunehmen;
Er hört das Stöhnen des gewichsten Fadens,
Das Schlägeln von der Hand des Lehrlings nicht;
Allmählig wird die schmale Stube weiter,
Der blaue Himmel, der durchs Fenster schaut,
Vermählt sich mit der Decke braunen Balken,
Der graue Boden schwillt zum grünen Rasen,
Sein Dreifuß wird zum moosumhüllten Sitze,
Und schöne Bilder aus der Fabelwelt,
Auf rosenrothen Wolken niederschwebend,
Gestalten sich vor seinen trunknen Augen. —
Da schreit sein Kindlein in der Nebenkammer,
Und plötzlich fährt er auf aus seinen Träumen;
Sein jüngstes Töchterlein hüpft ihm entgegen,
Die Mutter folgt, den Säugling auf dem Arm;
Frisch wie die kaum erschlossne Rosenknospe,
Im schönsten Schmucke frommer Häuslichkeit,
Nickt ihm das holde Weibchen freundlich zu
Und legt den Kleinen ihm an seine Brust,
Der bald das süße „Vater" lallen kann.
Jetzt ist Hans Sachs der alte Schuster wieder,
Faßt auf der Erde wieder festen Fuß;
Er weiß, daß er mit Himmelsbrod allein
Die Seinigen ja nicht ernähren kann.
Er drückt das Ebenbild des theuern Weibes
Und dann die Mutter selbst an's volle Herz,
Und hat er sich gestärkt an ihren Küssen,
So greift er frisch die Arbeit wieder an,
Und Alles geht ihm flink und leicht von Statten.

Doch wenn die Feierabendglocke tönt,
Die andern Meister zu dem Bierkrug eilen,
Dann wandelt Sachs, von allen Sorgen frei,
Durch Wald und Fluren über Berg und Thal.
Dann sucht er sich ein stilles Plätzchen aus,
Im grünen Forst, auf buntgeblümtem Anger,
Im Schatten eines Baums, an einer Quelle,
Und ruht von seinem Werktagleben aus.
Er ist nicht einsam, denn mit tausend Zungen
Spricht die Natur mit ihm und er versteht sie;
Er ist nicht einsam, aus den grünen Gängen
Kommt lächelnd ja die Fabel auf ihn zu;
Das Märchen gaukelt blühend ihm entgegen,
In Pilgertracht erscheint ihm die Legende,
Und ernsten Angesichts Historia.
In reizender Verkörperung umschweben
Ihn auch die Elemente der Natur;
Mit wunderlichen Sprüngen und Grimassen
Umtanzet ihn ein buntgekleidet Chor,
Die Brut von einem ganzen Narrennest;
Die Peitsche klappt, die Schellenkappe klingelt,
Und in das gellende Gelächter mischt
Sich das Geschrei der aufgescheuchten Vögel.

Und was Hans Sachs in alten Büchern las,
Was er im Leben selber oft erlauschte:
Der Menschen ruhlos Treiben, ihre Thorheit,
Die Jagd nach Ruhm und Gold, der Liebe Wahn, —
Das zieht nun schaarenweis an ihm vorüber
In seines innern Auges Zauberspiegel.
Die alten Helden steigen vor ihm auf,
Die alten Götter dämmern ihm empor,
Sich freuend seines unschuldvollen Lächelns.
Dann ist ihm nah die holdeste der Musen,
An ihrer Brust trinkt er Begeisterung;
Da schlürft er jenen süßen Nectar ein,
Den ihm die Kunst in reiner Schale beut,
Der, nur dem ihr Geweihten dargereicht,
Unsterblichkeit in Menschenadern flößt;
Dann malet Sachs mit kindlich frommer Hand,
Mit jener Hand, so Tags die Ahle führte,
Was er auf seinem stillen Wege fand,
Was ihn erhob, belehrte, freute, rührte.

Meinem Freunde Joseph Bader,
dem Geschichtschreiber Badens.

(1837.)

Lieder, gleich wie Blüthenflocken, sollen bald Dich überschütten,
Wieder sollen sie Dich locken nach der Liebe Lauberhütten!
Weggeschmolzen ist die Rinde, so den Anger hielt umschlossen,
In des Südens lauem Winde treiben Sprossen über Sprossen;
Selbst mein Herz, das schon so lange wie durch Winterschlaf verstummt war,
Hat die Hülle, gleich der Schlange, abgestreift, drin es vermummt war,
Und erhebt sich, von den neuen Liederquellen neu berauschet,
Glücklich, wenn Dein Ohr dem treuen Freunde wieder gerne lauschet.

Hand in Hand mit Dir gegangen bin ich durch der Vorzeit Hallen;
Blanke Heldenwaffen klangen, die Trommeten hört' ich schallen,
Und von Deinem Ruf beschworen ritten herrliche Geschlechter
Aus des Löwenschlosses Thoren, Badens muthergluhte Fechter;
Greise Mönchsgestalten kamen aus den dunkeln Klostersälen,
Und Du wußtest, Aller Namen, Aller Thaten zu erzählen;
Gotteshäuser sahn wir bauen in des Thales Tannengrunde,
Stolze Burgen niederschauen von den Bergen in die Runde.
Oftmals stiegen wir gemeinsam hoch nach des Gebirges Kamme,
Wo des Spechtes Picken einsam klang vom harz'gen Föhrenstamme,
Drunten in dem Tobel rauschten leis die Wasser felshernieder,
Während wir begeistert tauschten unsre Sagen, unsre Lieder.
Endlich traten wir nun oben auf dem Gipfel aus dem Walde
Und St. Peters *) Thürme hoben sich ob sonnbeglänzter Halde;

*) Kloster auf dem Schwarzwalde, bei Freiburg.

Digitized by Google

Doch die Gänge und die Zellen ſtunden öd' im weiten Kloſter,
Nur ein Bettler an den Schwellen betete ſein Paternoſter. —
Solche Bilder in dem Schimmer blühender Erinnerung,
Sie umſchweben mich noch immer aus des Vormals Dämmerung!

Machtlos vor den Frühlingsſtürmen, ſtürzen jetzt die Alpenrieſen,
Die mit eiskriſtallnen Thürmen uns den Süden wollten ſchließen,
Und wie Blumen ſich entfalten lauer Lüfte Liebeskoſen,
Drängen ſchmeichelnde Gewalten auch aus meinem Herzen Roſen.
All' meine Gefühle treiben knospenvoll zur Tageshelle,
Wollen nimmer länger bleiben in des Herzens enger Zelle;
Aber in mir fremdem Kreiſe iſt dies Herz ein Zaubertiegel,
Gleich als hätte drauf der weiſe Salomo gedrückt ſein Siegel.
Ruhig, fremd und kalt nur will ich ſcheinen unter den Profanen
Und des Innern Gluthen ſtill' ich, wenn die Wenigſten es ahnen;
Doch die Wunderkraft des Bannes heben und die Siegel löſen,
Nur die wahre Liebe kann es, aber keine Macht des Böſen.
Funken, wie Dir aus dem Haupte und aus dem Gemüthe ſpringen,
Können meine kaum belaubte Kunſt allein zur Blüthe bringen!
O auf einer öden Stätte fühlt' ich mich in meinem Stande,
Wenn die Muſe mich nicht hätte eingeführt in ihre Lande,
Wenn ſie nicht verehrte Todte wieder neu vor mir belebte,
Wenn ſie nicht im Morgenrothe mich mit Himmelsduft umwebte,
Aus dem Staube mit mir ſtiege zu den klarſten Alpenſternen,
Oder zu der Künſte Wiege unter glücklichern Geſtirnen;
Wenn ſie nicht mit Blüthenzweigen meine heiße Stirne fächelte,
Aus der ſchönſten Mädchen Reigen ſelig mir entgegen lächelte. —
Zwerglein ſeh ich in dem Thale, Rieſen in Gebirgesklüften,
Elfen in dem Mondenſtrahle tanzen in Waldnebeldüften,
Plaudern darf ich mit den Quellen, Roſen, Nachtigallen, Bäumen,
In der Fee'n ſmaragdenhellen Bergkriſtallpaläſten träumen,
Gnomen aus dem Schachte holen Gold mir und Demantenkränze,
Und Seelilien verſtohlen ſchlingen mir am Ufer Tänze;
Alpenroſenſträußchen bind' ich auf den würzigen Schweizermatten,
Und um braune Mädchen wind' ich meinen Arm im Palmenſchatten;
Unter Scandinaviens Flocken, in Neapels Duftarom,
Auf dem höchſten Felſenbrocken, an des Ganges heilgem Strome —
Ueberall bin ich zu Hauſe, ein Nomadenleben führend,
Bald mit lautem Sturmgebrauße, ſchmeichelnd bald die Saiten rührend. —

Freund, der Du mir ohne Wanken, unverändert treu geblieben,
Meine ſchüchternen Gedanken oft zum Flug haſt angetrieben,
Kraft gegeben zum Gedichte, wenn die müden Schwingen ſanken,
Wenn ich unterm Bleigewichte manchen Tags begann zu ſchwanken:
Nur dem Wahren und dem Schönen laſſ' uns dienen immerzu:
Ich mit meinen Saitentönen und mit Clios Griffel Du!
Was zerſtörend und verhöhnend durch die Harmonien gellt,
Sei vertilgt! — Verſöhnt, verſöhnend geh' der Dichter durch die Welt!

Zur Erntezeit des Wuchers.

(Sommer 1813.)

Ha! wie frohlockte der Verſucher,
Von ſeiner Hölle Chor umtanzt,
Als er zum Erſtenmal den Wucher
Ins ſchwache Menſchenherz gepflanzt!
„Triumph! Triumph! Mir iſt gelungen,
Dem Himmel trotz, die ſchönſte That,
Die eines Teufels Haupt entſprungen:
Das erſte Menſchenherz umſchlungen
Hab' ich nun mit des Wuchers Saat.

„Nun iſt ſie nimmer auszurotten,
Und ihre giftesſchwangre Frucht
Darf keck einſt jedes Engels ſpotten,
Der noch zu tilgen ſie verſucht;
Ob gleichwohl ihre Körner ſanken
In einen gottgeweihten Ort,
Pflanzt doch in vielen tauſend Ranken
Sie von Gedanken zu Gedanken
Sich nun durch alle Zeiten fort." —

Ja, ſie ſchoß üppig auf! Den Armen
Erwuchs der ſchwerſte Fluch in ihr;
Ohnmächtig kämpfet das Erbarmen
Entgegen ihrer wilden Gier.
Stets Opfer noch! Wohin wir blicken
Sehn wir die Triebe jener Saat
Noch immer Herz auf Herz umſtricken,
Das menſchliche Gefühl erſticken,
Zum Hohne ſelbſt dem Muſterſtaat!

O Wucher! Lerna's Ungeheuer,
Das ſich mit hundert Köpfen bläht!
Iſt kein Geſetz, das wie ein neuer
Herakles all' ſie niedermäht?
Darfſt länger ungeſtraft du brüten
Stets von Geſchlechte zu Geſchlecht?
Noch länger knicken ſo viel Blüthen?
Soll noch, in der Verzweiflung Wüthen,
Das Volk ſich ſelber ſchaffen Recht? —

O ſeht! wie glänzen die Gefilde,
Ein prachtvoll Aehrenſtrahlen-Meer!
Doch Schauer faßt uns bei dem Bilde
Von ſo viel Elend weit umher!
Ach! in die ſonnengoldnen Wogen
Starrt manches Auge, naß und hohl! —
Der Hoffnung Engel iſt entflogen,
Die Schaar der Wucherer kommt gezogen —
Du goldner Segen, lebe wohl!

Doch weinend macht ſich jetzt der Engel,
Nach Hülfe ſpähend, auf die Bahn,
Und klopft mit ſeinem Lilienſtengel
An edle Menſchenherzen an:
„Ihr, denen Eurer Brüder Jammern
Zu ſtillen iſt ein Hochgenuß,
Thut auf nun Eure Vorrathskammern,
Trotz alles Wuchers Eiſenklammern,
Und theilet Euren Ueberfluß!"

Und ſieh! Es öffnen ſich die Speicher;
Schnell wird der Noth ein Ziel geſetzt.
Ihr Guten, fühlt Ihr Euch nicht reicher
Durch Geben, ſtatt Empfangen, jetzt?
So angelegt das Gold der Aehren,
Trägt's einſt den ſchönſten Zins Euch ein:
So vieler Armen Freudenzähren,
Sie werden höher Euch verklären
Als Perlenſchmuck und Edelſtein!

Einſt flicht um Euer Sterbekiſſen
Zum Himmelskranze ſich ihr Strahl,
Indeß der Wucherer, angſtzerriſſen,
Schon ringt mit aller Höllenqual;
Ihm ſchnürt die Kehle der Verſucher
Und donnert ihm die Worte zu:
„Komm mit, zum Lohn für treuen Wucher,
Und werde nun, gleich mir, Verflucher
Der eingebüßten Himmelsruh!

Variationen nach unſchuldigen Volksweiſen.

1.

„Blühe, liebes Veilchen, ꝛc."

Blühe liebes Bäumchen,
Deutſche Freiheit, blüh'!
Schüttel' ab dein Träumchen,
's lohnt ſich wohl der Müh'.

Du biſt zu beſcheiden,
Wagſt dich kaum empor,
Fürchteſt, dich möchte neiden
Andrer Bäume Flor.

Sei deshalben ohne
Sorgen, liebes Kind!
Wankt nicht jede Krone
In der Zeiten Wind?

Dränge nur zum Lichte
Herzhaft dich herauf,
Eh' die Weltgeſchichte
Anhebt raſchern Lauf.

Digitized by Google

Wirft sonst umgeschmissen
Ohne Kraft und Halt,
Und mit fortgerissen
Von des Strom's Gewalt.

Albions Volk zum Spotte,
Schwimmt im Ocean
Von der deutschen Flotte
Kaum ein morscher Kahn.

2.

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben."

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Sänger;
Heil, Niklas Becker, Heil!
Der Du zurückgescheucht die wälschen Dränger
Durch Deines Liedes Pfeil!

Was brauchen wir noch länger steh'nde Heere?
Kerndeutscher Reime Klang
Macht mehr als unsre blitzenden Gewehre
Den „gier'gen Raben" bang.

Drum, deutsche Fürsten! schafft nur die Soldaten
In Euren Staaten ab,
Und die polit'schen Dichter, wohlberathen,
Stellt an als Heeresstab!

Die brauchen ihre Federn nur zu laden
Mit deutscher Reime Blei,
Geharnischter Sonette Pallisaden
Zu pflanzen in die Reih.

Rauscht einmal rings im Land in vollem Glanze
Ein solcher Dichterwald:
O glaubt gewiß, zu dieser Schreckensschanze
Wagt sich kein Feind so bald!

3.

Unsre Flotte.

Das Schiff streicht durch die Wellen,
Fidolin!
Die deutschen Segel schwellen,
Ach, wohin?
Wir wissens nicht genau;
Unsre Flotte
Sticht mit Gotte
In das weite Meeresblau.

Sind wir nur einmal draußen,
Fidolin!
So mag der Sturm erbrausen,
Immerhin!
Wir zittern ihm doch nicht;
Unsre Flotte
Ihm zum Spotte
Ist aufs Trefflichste verpicht.

Gibts doch bei uns zu Land da
Pech genug!
Das dient zu allerhand ja
Ueberzug.
Im Bundesstaatenschiff
Dients zur Decke
Jedem Lecke
Durch ein Demagogen-Riff.

Wir lachen der Beschwerden
Auf der See;
Mags auch dabei uns werden
Wind und weh!
So katzenjämmerlich
Wie zu Hause,
Fühlt im Brauße
Grüner Fluth doch Keiner sich.

Leb' wohl, Jungfer Europia!
Kurz und gut:
Wir steuern nach Utopia
Wohlgemuth.
Dein Sommer ist verglüht,
Drum nach andern
Küsten wandern
Wir, wo unser Waizen blüht. —

Doch still mit unserm Spotte!
Stille nur!
Sonst kommt die Scheerenflotte
Der Censur,
Und streichet ohne Gnad'
Nach der Regel
Unsre Segel,
Und das wär' doch jammerschad!

Wohlauf drum, Ihr Gesellen!
Seid geschwind!
Die deutschen Segel schwellen
Frisch im Wind!
Frisch im Wind vom Zollverband
Fahr' mit Gotte
Unsre Flotte
Meinethalb ins — Pfefferland!

4.

„Es kann ja nicht immer so bleiben!"

Es kann ja nicht immer so bleiben
In unserm buntscheckigen Land!
Fest muß ineinander verkleiben
Der Bund sich zum Einigen Band.

Der Zoll hat schon viele der Wunder
Geschaffen durch seinen Verein,
Doch schließt er noch gar zu viel Plunder
In seine Gemarkungen ein.

Beflügeln auch eiserne Netze
Den Menschen- und Waarenverkehr;
Geläuterter, gleicher Gesetze
Bedürften wir sicher noch mehr.

Zwar sind wir von mancherlei Lasten
Verjährter Gespenster befreit,
Doch wehren noch gar zu viel Kasten
Dem Geiste der Brüderlichkeit.

Noch taumeln gar finstere Köpfe
In Mützen des Schlafes umher,
Noch baumeln philistrische Zöpfe
Hartnäckig am Nachen uns schwer.

So lang die erleuchtende Presse
Die Scheere die Putzers noch spürt;
So lang nicht Gericht und Prozesse
Bei offenen Thüren man führt;

So lange nicht frei die Gewissen
Im Reiche der Religion;
So lang wir nicht ganz uns gerissen
Vom siebengehügelten Thron;

So lange nicht Kirche und Staat sind
Ein innig verschmolzener Bund:
So streu'n wir die köstlichste Saat blind
In einen unsicheren Grund.

So lange nicht freier Verfassung
Ein Land wie das andre sich freut,
Daß nimmer die feste Verfassung
Aufs fürstliche Wort uns gereut;

So lang nicht Germania's Sterne
Zur Einigen Krone gereiht:
So lang sind wir freilich noch ferne
Von unserer goldenen Zeit!

5.

„O Freiheit, süßer Klang!"

O Freiheit! süßer Klang
Vor allen andern Tönen!
Wie Viele können lang
Sich nicht an dich gewöhnen!

Digitized by Google

Wie mancher Fürst erbleicht,
Wenn er dich hört erschallen.
Und wähnt sich schon vielleicht
Dem Untergang verfallen!

Und fester schließt er dann
In banger Ahnung Schauer
Den stolzen Heeresbann
Um sich als ehrne Mauer.

Mit Wall und Gräben trotzt
Er dir als Ungeheuer,
Da werden aufgeprotzt
Die Schlangen, speiend Feuer;

Zu tiefen Kerkers Qual
Wird Jeder rasch verdammet,
Deß Lippe nur einmal
Von deinem Lob geflammet. —

O Freiheit, süßer Klang!
Wer kann dich so mißdeuten,
Als ob zum Untergang
Der Throne du wollst läuten?

Nur feiger Diener Mund,
Die selbst nach Herrschaft dürsten,
Lichtscheuer Seelen Bund,
Verleumdet dich beim Fürsten.

Nur das Gewissen kann
Dein Ruf mit Schrecken füllen,
Das Truggewebe spann,
Die Wahrheit zu verhüllen,

Daß nie der Fürst ihr Licht
Erblicke durch die Wolke,
Die zwischen sein Gesicht
Es wob und seinem Volke. —

O Freiheit, Cherubim!
Durchbricht des Thrones Schanze
Und zeige dich vor ihm
Im vollsten Himmelsglanze!

Dem Fürsten rufe zu:
„O lerne mir vertrauen!
Durch mich allein kannst Du
Dein Reich in Blüthe schauen.

„O laß mich Deinen Thron
Als Genius umschwingen,
Dann wird nur Segenslohn
Das treue Volk Dir bringen!

„Dann bist Du erst durchlaucht
Fern allem eiteln Prahlen,
Von meinem Kuß umhaucht,
Verklärt von meinen Strahlen!

„Nach allen Pfaden hell,
Laß ungehemmt sie kreisen,
Dann erst als Gnadenquell
Wird rings das Land Dich preisen.

„Zum schönsten Siegesliede
Hebt dann sich mein Gesang,
Und Friede! nur und Friede!
Tönt es im Wechselklang."

Der Dichter und seine Zeit.

Der Lieder schönstes möcht' ich dir,
O meine Muttersprache! singen;
Im vollsten Glanze deiner Zier
Der Hymnen süßeste dir bringen,
Gelang' es ab zu streifen mir
Das letzte Hemmniß meiner Schwingen,
So mancher Sorgen schwere Wucht,
Die, wenn ich kühnern Schwung versucht
Auf der Begeistrung Flügelpferde,
Oft wieder drückten mich zur Erde.

Bald möcht' ich kosend mit dir spielen,
Wie mit der Mutter spielt das Kind,
Bald zu des Ruhmes edlen Zielen,
Die nur dem Sänger nahbar sind,
Erheben mich mit dir geschwind.
Wie deinen Zauber ich empfunden
In stillen, wonnevollen Stunden,
Wenn ich, gewiegt im weichen Pfühl
Von deiner Melodieen Wogen,
Dem ruhlos brausenden Gewühl
Des Lebensmarktes mich entzogen, —
O solch ein göttliches Gefühl
Kann jene Herzen nur durchdringen,
Die auch mit Schmerzen gerne ringen,
Um einst, umrauscht von Lorbeerwipfeln,
Umlauscht von der Geweihten Kreis,
Zu pflücken auf den hehren Gipfeln
Der Poesie den Siegerpreis.

Doch sank mein Herz, das so nach oben,
Ein schwellend Luftschiff, sich erhoben,
Oft plötzlich wieder auf das Land,
Als öffnete zu raschem Falle
Die Gasesklappe sich am Balle
Durch eine unsichtbare Hand.

Dann wars, als ob mir aus der Tiefe
Hohnlächelnd eine Stimme riefe:
„So lernst Du nie, Dich Deiner Zeit,
Verblendeter Poet, zu fügen!
So träumst Du noch voll Eitelkeit
Von dichterischen Siegesflügen
Hoch über der Parteien Streit
Und dem Gewirr der Tageslügen,
Zu deren Spiel sich mit Vergnügen
Der Flattersinn der Menge leiht!
Zu schmeicheln suchst Du Dich vergebens
In Deines Volks betäubtes Ohr;
Die Blüthen Deines Jugendlebens,
Gediehen zu dem reichsten Flor
Des idealen Künstlerstrebens,
Ihm legst Du sie vergeblich vor
In formgediegner Sprache Zauber,
Stets wird dafür die Menge tauber,
Wenn Du verschmähst vor sie zu treten,
Statt mit der Lyra weichem Ton,
Mit Kriegsgeschrei und Sturmtrompeten;
Hineinzuschmettern Deinen Hohn
In Politik und Religion,
Wie manche unsrer Zeitpoeten
Zu klimmen auf des Wahnes Thron
Und ihre Götzen anzubeten."

Da warf ich forschend meinen Blick
Aufs dunkle Meer der Politik,
Ob nicht vielleicht noch Hoffnung bliebe,
Hinunter tauchend mit Geschick
Ins ruhlos brandende Getriebe,
Darin zu fischen einen Strauß
Von Perlen echter Poesie.
Doch Millionen schöpften draus
Mit einem Danaidensiebe;
Welch Summen, Zischen und Gebraus!
Fremd allem Sinn für Harmonie
Die Menge durcheinander schrie,
Wenn da und dort ein Abenteurer
Das Schiff des Staats als kühner Steurer
Versprach zu heben aus dem Sand
Und in den Hafen es zu führen
Zu dem gelobten Wunderland,
Wo Alles gleich ist, Glück und Stand,
Kein Unterschiedchen mehr zu spüren
Ist zwischen Hohen und Geringen,
Und Jedermann vor allen Dingen
Mit unbegrenzter Freiheit rühren
Darf seiner Wünsche kühnste Schwingen.

Da wandt' ich zagend mich davon
Von diesen stürmischen Gestaden,
Im heiligen Strom der Religion
Sehnt' ich die heiße Brust zu baden.
Ach, aber jene Liebesquelle,
Die er in seinem Ursprung war,
So spiegel- und krystallenhelle,

Digitized by Google

Von der befruchtet, jede Stelle,
Der Sand der Wüstenei sogar,
Der Blumen köstlichste gebar —
Statt nur in Ein Bett sich zu schließen,
Drein alle Herzen sich ergießen
Voll brüderlicher Nächstenliebe,
Wie sie dem Gottessohn entquoll:
Sah ich in tausend trübe Arme
Getheilt von bunter Sekten Schwarme,
Sich bald mit schäumendem Geroll
Bahn brechend durch ein Felsgeschiebe,
Bald langsam, still, doch tückevoll
Sich wälzen über blüh'nde Fluren,
Vertilgend alle Segensspuren,
Sie tief in Sand und Schlamm begrabend,
Anstatt mit Himmelsthau sie labend.

„Poet, so brich mit Deiner Zeit!"
Rief mir nun jene Stimme zu;
„Statt ihr zu dienen, flüchte Du
Vom menschlichem Verkehr Dich weit,
Fern allem Hassen, allem Streit,
In stille Waldeseinsamkeit!
Belausch' Dryaden und Najaden;
Die Nixen auf des See's Gestaden,
Wenn mondlich sie den Reigen tanzen,
Verweb' in Märchen und Romanzen;
Besing' in schaurigen Balladen
Den tollen Spuk der Geisterwelt;
Gelagert unter grünem Zelt,
Wenn draußen glüht des Sommers Schwüle,
Laß wiegen Dich in Schlummer ein
Vom fernen Klang der Sägemühle
Und vom Gesumm der Käferlein;
Dann faß' die Bilder Deiner Träume,
Durchtanzt von goldner Lichter Schein,
In Versrahmen glatt und fein —
Wie werden alle Waldesräume,
Sogar die ernsten Tannenbäume,
Entzückt von ihrem Dichter sein!"

Wer bist Du denn, die Du mit Hohn
Beneckst mein dichterisches Streben,
Geheimnißvolle Stimme Du?
Hast Du nicht einen Liebeston,
Mir die verlorne Herzensruh,
Erneutes Selbstgefühl zu geben,
Mit frischem Muthe zu beleben
Mich durch die Hoffnung, daß die Zeit
Auch mir einst Anerkennung weiht
Und nicht mit tilgendem Gefieder
Dahinbraußt über meine Lieder?

„Ich" — rief die Stimme mir entgegen —
„Bin Deiner Sprache Genius!
Nein, glaube nicht, daß zu erregen
Ich suche Deinen Ueberdruß,
Wenn ich gleich selbst an Glück und Segen
Für jene Dichter zweifeln muß,
Die mich am allertreusten pflegen
Mit reinem, kunstdurchglühten Sinn.
Denn weil sie mich zu heilig halten,
Mit mir zu walten und zu schalten,
Wie mit der Menge Dienerin;
Weil sie um eiteln Ruhms Gewinn
Mich nicht zu hohlen Freiheitsliedern
Und Pöbelschmeichelei'n erniedern,
So singen tauben Ohren sie,
Und finden keine Sympathie
Bei dem charakterlosen Volke,
Das lieber lauscht der Hagelwolke
Von schlechtgereimter Poesie,
Als einem Strom von Harmonie!

„Doch sei getrost und neide nicht
Die Kränze, so die Jetztwelt flicht
So manchem ihrer Hierophanten,
Die weder mich noch sich verstehn;
Sie werden mit der Zeit verwehn!
Indeß wer echte Diamanten
In meines Schachtes Gängen bricht
Und in begeistertem Gedicht
Sie glühen läßt im reinsten Licht,
Um zu zerstreuen alle Schatten,
Die um der Wahrheit Angesicht
Feindselig sich gelagert hatten;
Wer einen solchen Liederkranz
Sich windet, um in seinem Glanz
Sanft zu verschmelzen und zu gatten
So manche starren Elemente,
In die sich die Gesellschaft trennte;
Wer zum Vermitteln und Versöhnen,
Nicht zur Entflammung, der Partei'n
Als Sänger schreitet durch die Reih'n,
Und nur dem Edlen und dem Schönen
Der Leier Saiten läßt ertönen,
Doch nie der Menge Schmeichelei'n:
Der wird auch mehr und mehr gewöhnen
Das Volk an reine Harmonie,
Wie mir ein Platen sie verlieh,
Nicht Trugpropheten mehr zu fröhnen,
Und die Poeten nur zu krönen,
Die mich als höchstes Heiligthum
Verherrlichen zu Deutschlands Ruhm!"

O Muttersprache! Königin
Auf felsenfest uraltem Throne!
Dein Lob erschalle fernehin!
Wie strahlt um deine Stirn die Krone
Vor allen andern Schwestern reich!
O Jungfrau, Mutter und Matrone!
So ernst als mild, so stark als weich:
Wo kommt dir eine andre gleich?
Begeistert preis' ich das Geschick,
Das mich geweiht zu deinem Sohne —
Und nach verwandter Herzen Lohne
Lenk' ich noch hoffend meinen Blick!

Friedrich Wilhelm Schubert.

ordentlicher Professor der Geschichte, Geographie und Staatskunde zu Königsberg, geboren daselbst am 20. Mai 1799. Zu Ostern 1815 bezog er die Universität seiner Vaterstadt; schloß sich aber noch vor dem Anfange seines akademischen Cursus den freiwilligen Jägern an, die bei der Wiedererneuerung des Kampfes in das Feld gerufen wurden. Nach Königsberg zurückgekehrt setzte er 1816 als Mitglied des philologischen Seminars seine Studien fort. Im Juni 1820 habilitirte er sich als Privatdocent bei der Universität. Bereits 1822 ward ihm eine außerordentliche Professur zu Bonn bestimmt, doch blieb er in gleicher Eigenschaft zu Königsberg. Ostern 1824 wurde er an die Universität zu Berlin berufen; kehrte aber bald wieder nach Königsberg zurück. Im J. 1826 erhielt er die ordentliche Professur, die er noch jetzt bekleidet.

Er schrieb:

Jahrbücher oder Chronik Johannis von der Pusilie. Königsberg 1823. Mit Prof. Vogt.
Preußens erstes politisches Auftreten unter dem großen Kurfürsten. Königsberg 1823.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte des deutschen Ordens. Heft 1. Königsberg 1831.

Das Krönungsfest der preußischen Monarchie. Königsberg 1832.

Historisch-statistisches Gemälde v. Ost- und Westpreußen. In drei Abtheilungen, in dem berliner „Historisch-genealogischen Kalender" 1834—36.

Handbuch der allgemeinen Staatskunde von Europa. Königsberg 1835—1846. I—II, 2.

Mit dem Professor Rosenkranz besorgte S. die erste vollständige Ausgabe der „Sämmtlichen Werke Kant's" 12. Bde. Leipzig 1838—40. Außerdem schrieb S. viele Abhandlungen für Zeitschriften akademische Gelegenheitsschriften, Abhandlungen u. s. w.

Gründliche und tiefe Gelehrsamkeit, reiche Lebenserfahrung, scharfsinnige Kritik und eine einfache, aber eben dadurch um desto trefflichern Darstellungsweise haben Schubert einen sehr geachteten Namen als Geschichtsforscher und Statistiker erworben.

Das Lehnsherzogthum Preußen unter den Kurfürsten und Herzogen Georg Wilhelm und Friedrich Wilhelm dem Großen bis zur Erwerbung der Souverainität.

Aus F. W. Schubert's historisch-statistischem Gemälde von Ost- und Westpreußen.

Georg Wilhelm erscheint als ein Fürst von sehr liebenswürdigem Charakter, redlicher Gesinnung, treu seinen übernommenen Verpflichtungen, wie er denn dies zu seinem eigenen Nachtheile in seinen Verhältnissen gegen Kaiser und Reich, und nicht minder gegen die Krone Polen bewährte. Ein solcher Fürst war ganz dazu gemacht, einen Staat von so beschränktem Umfange, wie damals noch immer Preußen nach seiner Vereinigung mit Brandenburg war, in Zeiten eines innern und äußeren Friedens seiner Lande zum wahren Glücke seiner Unterthanen zu verwalten und einen geachteten Namen als Beförderer ihrer Wohlfahrt in der Geschichte sich zu erwerben. Aber in so stürmisch bewegter Zeit für seine drei von einander getrennte Ländermassen in drei langwierige und überaus blutige Kriege verwickelt, den Spanisch-Holländischen für Cleve, den dreißigjährigen für Brandenburg und den Schwedisch-Polnischen zwischen Gustav Adolf und Siegismund III. für Preußen, als Reichsfürst und Polnischer Kronlehnsträger oft wider seine Neigung und den Vortheil seiner Staaten zu aufopfernder Theilnahme an diesen Kriegsunternehmungen in seiner Lehnspflicht herangezogen, mußte allein sein Mangel an Festigkeit und rascher Entschlossenheit im Handeln eine reiche Quelle unsäglichen Unglücks für seine Länder werden, und denselben, überall in der Mitte des Kriegsschauplatzes gelegen, mehr als irgend wo anders für Freund und Feind jeder Art von Verheerung und Zerrüttung preisgegeben, einen Zustand völliger Erschöpfung und Ohnmacht bereiten. Doch lassen wir die unglücklichen deutschen Händel hier ganz aus den Augen und wenden uns nur zu den Angelegenheiten des Herzogthums Preußen, indem wir uns begnügen, allein auf den traurigen gegenseitigen Einfluß beider auf einander hingewiesen zu haben, um jedes unbillige Vorurtheil in der Auffassung dieser Zeit und der Regierung dieses unglücklichen Fürsten möglichst zu begränzen.

Gleich auf dem ersten preußischen Landtage unter dieser Regierung, im Jahre 1620, nahmen die querulirenden Stände den Namen der klagenden Landräthe an, und lehnten sich in ihren Beschwerden in sehr starker Sprache gegen die Regimentsräthe auf. Sie verlangten geradezu, daß aus ihrer Mitte, also den persönlichen Gegnern des Kurfürsten, vorzugsweise die höheren Landesstellen besetzt und fortan nicht mehr alle acht Tage, wie Johann Siegismund gefordert hatte, ein Verwaltungsbericht über Preußen, und eben so wenig die über wichtige Landesangelegenheiten geführten Protocolle nach Berlin gesandt werden sollten. Sie setzten dann ihre Anmaßung im Fordern fort, daß der Kurfürst als Herr eines evangelisch-lutherischen Landes den Predigern erlauben sollte, von der Kanzel herab vor Besuchung des reformirten Gottesdienstes, dem der Landesherr selbst doch zugethan war, eifrigst zu warnen; sie stellten sich endlich unter den Schutz des Königs von Polen, indem sie dem Churfürsten selbst nur insoweit die Ausübung des Privatgottesdienstes der reformirten Kirche in Preußen vergönnen wollten, als dies von polnischer Seite zugestanden werden würde. Auf Bewilligung dieser Forderungen aber bestanden sie einstimmig und nahmen keinen Anstand, dem Landesherrn die Huldigung sogar zu verweigern, bevor allen diesen Beschwerden Abhülfe geschehen und den neuen Forderungen Bewilligung zugesagt wäre. Die polnischen Commissarien, die zu diesem Landtage wieder nach Königsberg gekommen und in gleicher Weise, als der Landtag, wegen einer verheerenden Pest, die Königsberg allein 15000 Menschen kostete, nach Preuß. Eylau, Bartenstein und darauf sogar nach Angerburg verlegt wurde, diesem auch dorthin überall gefolgt waren, hatten sich so an die unaufhörlichen Beschwerden der Stände gegen den Herzog gewöhnt, daß zwei preußische Landräthe sich des Verdachts bei den Polen schuldig machten, als hätten sie das Ansehen der Polnischen Majestät herabwürdigen wollen, weil sie gar keine Beschwerden gegen den Landesherrn vorgebracht hätten. Die Parteizahl der Querulirenden mehrte sich aber jetzt viel stärker, so daß sie bald die Gesammtzahl der adelichen Stände außer den Anhängern der reformirten Kirche in sich einschloß, indem bei dem Regierungswechsel mehrere Mitglieder, die sich gegen Johann Siegismund verpflichtet glaubten, diese Gelegenheit jetzt benutzten, auf die Seite der Gegner des Fürsten zu treten: eine nicht seltene Erscheinung bei politischen Oppositionen, die eigennützige Interessen verfolgen, wie dies auch in anderen Ländern nur zu oft bemerkt worden ist. Diesen neu verstärkten Zwist zwischen den Ständen und dem Kurfürsten wollten indeß die polnischen Commissarien auch wiederum nicht ohne Vortheil für ihren Staat vorübergehen lassen. Sie forderten daher auf dem Landtage 1621, daß den polnischen Commissarien, die zur Beaufsichtigung der Verwaltung nach Preußen in bestimmten Zeiträumen abgesendet würden, für immer das Recht verbliebe, alle Oberräthe des Landes im Namen des Königs von Polen selbst zu ernennen und in ihre Würden einzuführen. Ein solch ausschweifendes Verlangen erregte allerdings selbst bei einem großen Theile der Stände, da es geradezu allen Landesprivilegien entgegengesetzt war, starke Mißbilligung: aber leider fanden sich doch auch Männer aus den ersten Familien des Landes bereitwillig genug, solche hohe Aemter gegen den Willen des Kurfürsten selbst mit kostbarem Aufwande großer Geldgeschenke aus den Händen der polnischen Commissarien anzunehmen, und es gelang Einigen sogar, sich in denselben zu behaupten, da sie, in voller Dreistigkeit beharrend, mit einem Proceß am polnischen Hofe gegen den Landesherrn drohten, wenn sie in ihrem widerrechtlich erlangten Besitz angefochten werden sollten. Ein so arger Mißbrauch und gewaltthätiger Eingriff in die fürstliche Gewalt trieb Georg Wilhelm zum lautesten Widerspruch bei König Siegismund III. von Polen; aber bei der Stellung dieses Fürsten gegen seine Magnaten, die wegen des Kriegs mit den Türken und des drohenden Einfalls von Gustav Adolf in die polnischen Ostseeländer geschont werden mußten, und da zugleich die Commissarien die Einkünfte seiner Chatoulle aus Preußen vermehrt hatten, — eine wesentliche Verführung des Fürsten bei der im Ganzen so geringen Staatseinnahme eines Königs von Polen genehmigt endlich Siegismund alle ausschweifende Schritte seiner Abgeordneten. Dadurch wurde indeß der Uebermuth derselben nur zu noch größeren Anmaßungen gereizt, und sogar das ganze Herzogthum für ein erledigtes Lehn erklärt, wenn sich der Kurfürst nicht den aufgestellten Forderungen fügen wollte. Und leider erheischten die politischen Verhältnisse Georg Wilhelms es als nothwendiges Rettungsmittel, daß er, da er schon in allen seinen übrigen Besitzungen den Tummelplatz äußerer und innerer Feinde aufgeschlagen sah, und das Vertrauen auf seine eigene Kraft ihm gänzlich abging, den Polen nachgab und unter ihrer herrschsüchtigen Leitung mit den Landständen Preußens nach ihrem Willen sich einigte. Beträchtliche Geldsummen mußten zuerst zur Bestechung der polnischen Abgeordneten verwandt werden welche doch zuletzt nur dem Lande zur Last fielen, aber es folgte noch eine zweite Selbstbestrafung, die die eitle Selbstverblendung der Stände, durch den Ausländer sich Recht und Unrecht ohne Rücksicht auf die Wohlfahrt des Vaterlandes verschaffen zu wollen, sich selbst aufbürdete, nämlich die Summe von 60000 Gulden Poln. so oft als Landessteuer des Herzogthums Preußen aufzubringen und an die Krone Polen zu entrichten, als in diesem Reiche eine allgemeine Landesabgabe eingefordert wurde. Die traurigen Folgen der herrschsüchtigen Pläne einer Adelsaristocratie, die die Flamme der bürgerlichen Zwietracht, statt der Treue, des Gehorsams und des vertrauensvollen Zusammenhandelns für die Selbständigkeit und die Wohlfahrt des Landes nährte, waren nicht ausgeblieben. Sie hielten die Zerrüttung des verarmten Landes auf viele Jahrzehnte gefesselt und drängten überall den Einfluß und die Entscheidung der polnischen Machthaber auf, wo diese späterhin auch von den sich selbsttäuschenden Ständen nicht herbeigewünscht wurden, bis endlich die Stunde der Errettung durch den großen Kurfürsten schlug und der übermüthigen ausländischen Macht nicht weniger als der innern Zwietracht einen kräftig schützenden Damm entgegen stellte.

Die ersten vorbereitenden Versuche zur Abhülfe der allgemeinen Landesnoth geschahen jetzt dadurch, daß die polnischen

Digitized by Google

Commissarien selbst einmal über die ihnen angewiesenen Gränzen auf die Einladung und Anweisung der Stände geschritten, nun gar kein Maaß und Ziel mehr für ihre Forderungen kennen wollten, sogar die einzelnen Sitzungen der Landstände in völliger Willkühr zu verbieten wagten, und deshalb zu Gunsten der von ihnen beschützten Eingebornen, namentlich der katholischen Edelleute, bald selbst mit dem egoistischen Treiben der meisten Stande feindlich zusammen gerathen mußten. Deshalb wurden die Letzteren, durch eigene Noth getrieben, zum engeren Anschließen an den Landesfürsten genöthigt. Doch dauerte diese Einigkeit stets nur so lange, als die Gefahr vor größerer Einbuße drohete: denn jede nothwendige Geldforderung zur Bestreitung der mit den Verwickelungen der politischen Lage zugleich sich mehrenden Verwaltungskosten, oder des Aufwandes für die Landesvertheidigung in dem nun ausgebrochenen Kriege zwischen Schweden und Polen, dessen Schauplatz sich dem Herzogthum genähert hatte, erregte leidenschaftliches Widerstreben der Landstande und ihre Klagen am polnischen Hofe gegen den Kurfürsten, als wenn dieser alles Unglück des Landes verbüßen sollte, dessen Schwere ihn schon durch ihre eigene Last genugsam niederdrückte. Es darf hier aber auch nicht unbemerkt bleiben, daß eine zweite wesentliche Hülfe für die Annäherung der Landstande an den Fürsten, die in sich eine bleibendere Dauer trug und unbemerkt dem Kurfürsten eine gesetzlich begründete größere Ausdehnung der fürstlichen Gewalt verlieh, in dem neu eingeführten Landrechte lag. Schon unter Kurfürst Johann Sigismund waren die bereits von seinem Vater Joachim Friedrich durch Professor Buchius begonnenen Arbeiten für ein allgemeines Gesetzbuch lebhaft fortgesetzt, und auf den Wunsch der Landstände fünf Männer beauftragt, ein neues deutsches Landrecht zu bearbeiten, das für das Herzogthum Preußen in allen Rechtsfällen allein gültige Kraft erlangen und alle früher angewandte Hülfsrechte ersetzen sollte. Es waren dazu die beiden Königsbergischen Bürgermeister Wilhelmi und Behm, der Hofgerichtsrath Friese, der Hofgerichtsrath und Professor Dr. Buchius und der Subinspektor des Albertinums Huberin gewählt worden. Die beiden letzten als Universitätslehrer damals vorzugsweise mit dem römischen Rechte vertraut und die entschiedensten Anhänger desselben, hatten auf die drei übrigen Mitarbeiter, die ebenfalls den Bestimmungen des römischen Rechts nicht abgeneigt waren, und Friese, außerdem persönlich dem Kurfürsten verpflichtet, so günstig eingewirkt, daß sehr viele bis dahin in Preußen nicht angewandte Rechtssätze aus dem römischen Rechte in den neuen Entwurf verpflanzt wurden, und nicht wenig für die Erhöhung der fürstlichen Gewalt und die Feststellung der Unterthanen-Verhältnisse nach ihrem umfassenden Begriffe und ihrer ursprünglichen Herleitung beitrugen. Die Arbeiten waren schon 1613 größtentheils fertig gewesen, wo Buchius, der das Meiste bearbeitet hatte, starb: aber die vielfachen Streitigkeiten der Stände über Religions- und politische Angelegenheiten, hatten die Durchsicht eines so weitläufigen Werkes gehindert und die Berathungen darüber vertagt. Dieses Landrecht wurde daher erst 1620, nachdem die Landstände es genehmigt und wenig abgeändert hatten, bekannt gemacht, und erhielt von dem nächsten Jahre rechtsgültige Kraft.

Unterdessen hatte Georg Wilhelm seine unmittelbaren Verhandlungen mit dem polnischen Hofe über die Belehnung beendigt und sich außer der Uebernahme aller Verpflichtungen seines Vaters vom Jahre 1611 zur einmaligen Zahlung einer Summe von 200,000 Gulden Polnisch verstehen müssen, die in zwei Terminen 1621 und 1622 geleistet und durch eine Grundsteuer und eine Vermögenssteuer von zwei und ein halb Procent von dem abgeschätzten Vermögen aufgebracht werden sollte. Die förmliche Belehnung hatte er wie sein Vater, persönlich in Warschau am 23. September 1621 aus den Händen des Königs Siegismund III. empfangen. Vor seiner Rückkehr nach Berlin erlangte er noch von den Ständen die durch die lange Dauer ihrer Landtage und den geringen Erfolg derselben ermüdet, überdem durch die Kosten derselben — die Querulirenden und Protestirenden hatten zusammen für den letzten über 60,000 Gulden als Erstattung ihrer Auslagen gefordert — sich hart gedrückt fühlten, daß künftig hin die Landtage nur eine Dauer von drei Wochen haben sollten, wodurch allein schon einigermaßen für eine größere Friedfertigkeit auf denselben als vorher gesorgt wurde.

Die darauf folgenden vier Jahre verflossen für Preußen in erträglicher Ruhe, so daß das Herzogthum sich ein wenig erholt befand, als der Schwedisch-Polnische Krieg seinen Schauplatz 1626 daselbst aufschlug. Der Krieg in Liefland war nach entschiedenen Siegen des Königs Gustav Adolf durch einen zweijährigen Waffenstillstand 1622 beseitigt worden, der nach seinem vollständigen Ablaufe noch einmal auf ein Jahr Verlängerung zugestanden erhielt. Unterdessen hatten die norddeutschen Fürsten, welche den Krieg gegen den Kaiser führten, zugleich mit Frankreich an Gustav Adolf sich gewandt, um Diesen zur Theilnahme am dreißigjährigen Kriege zu bewegen, und die darüber bereits angeknüpften Unterhandlungen waren nur an des Schwedenkönigs zu hohen Forderungen gescheitert. Kaiser Ferdinand II. hegte aber immer große Besorgniß vor Gustav Adolf seit seinen Siegen in Liefland; er versprach daher seinem Schwager, dem Könige von Polen Beistand, um durch diesen Gustav Adolph zu beschäftigen und von seiner Herüberkunft nach Deutschland so lange als möglich abzuhalten. Siegismund erneuerte daher 1625 den Krieg gegen Schweden, so ungern die polnischen Reichsstände diesen schon jetzt in seinen nachtheiligen Folgen für die Krone Polen erkannten Kampf fortsetzten, der sich auch gleich in seinem ersten Feldzuge in Liefland und Samogitien entschieden unglücklich für Polen zeigte. Der Kaiser wünschte aber deshalb die angelegentliche Unterstützung Polens durch den Kurfürsten Georg Wilhelm, oder mindestens sein Zurückstehen von der Schweden Seite, weshalb er den deutschen Orten wieder zur Erneuerung seiner Ansprüche auf Preußen anregte, um Brandenburgs Macht mehr in seinen Händen zu haben. Der Hochmeister Johann Eustach von Westernach erhielt am 12. Mai 1625 vom Kaiser die urkundliche Zusage bei seiner Bestätigung im Amte, daß ihm Preußen wieder eingeräumt werden sollte. Aber Kurfürst Georg Wilhelm war an sich nicht geneigt, dem Kaiser entgegen zu handeln, weil er jedes feindliche Auftreten gegen Ferdinand II. als eine Verletzung seines Reichseides scheute, und noch weniger fühlte er sich geneigt, den König von Schweden zu unterstützen, mit dem er schon bei seinem Regierungsantritte zerfallen war. Denn während seiner ersten Anwesenheit in Königsberg als Kurfürst war seine Schwester Marie Eleonore durch seine streng lutherische Mutter, die Kurfürstin Anna, mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, der selbst nach Berlin gekommen war, wider seinen Willen verlobt worden, da er selbst die Bewerbungen seines wahrscheinlichen künftigen Lehnsherrn, des polnischen Prinzen Wladislaw, des ältesten Sohns von Siegismund III. begünstigt hatte, der aber der Kurfürstin Mutter als katholisch verhaßt war. Trotz des Kurfürsten starker Erklärung darüber an seine Mutter und König Gustav Adolf selbst, vom vierten September 1620, war die Abholung der Prinzessin von Berlin vermittelst einer großen schwedischen Gesandschaft im October beschleunigt und die Vermählung am 25. November 1620 vollzogen worden.

Gustav Adolf hatte für den Feldzug des Jahres 1626 die polnische Macht in ihrem Herzen anzugreifen beschlossen, und längst der Weichsel hinauf den Kampf rasch in das Innere von Polen zu tragen. Dazu erschien die Landung im Hafen Pillau am angemessensten, weil hier die bequemste und gefahrloseste Einfahrt war und der geringste Widerstand beim weiteren Vordringen erwartet werden durfte. Zwar hatten dies die Polen schon lange befürchtet und bereits 1620 die Deckung des Hafens mit Kriegsschiffen und die Besetzung des Platzes vom Kurfürsten, auf des Herzogthums Kosten zu erhalten, gefordert. Doch hatten die Stände mit Einstimmung des Fürsten nur den Beschluß gefaßt, einige Domainen zu diesem Behufe zu verpfänden, wofür noch die Erlaubniß des Königs von Polen nachgesucht werden sollte. Dies völlig unzulängliche Mittel verfehlte ganz seinen Zweck und weitere Vertheidigungsanstalten waren während des Waffenstillstands nicht getroffen worden. Im Jahre 1626 hatten die Landstände zwar auf dem Landtage zu Marienwerder im Februar außerordentliche Geldbewilligungen zur Abwehr zugestanden, von der Hufe acht Mark, in den Städten eine Vermögenssteuer von acht Procent des Ertrags und außerdem noch eine Trankſteuer, gegen welche aber die Abgeordneten des Bürgerstandes Einspruch thaten. Ueberdies gingen die Gelder nur zum geringsten Theile ein, die Rüstungen konnten nicht vor dem Sommer angefangen werden. Die Regimentsräthe hatten nur vier Schiffe von den Danzigern erkauft, und diese unter den Befehl des Obristlieutenants von Hohendorff zur Sperrung des Hafens Pillau gesetzt. Eine Schanze war noch nicht ganz vollendet, die 104 Mann Besatzung hielt, und ein Vertheidigungsschiff war bereits auf den Strand gerathen, als Gustav Adolf unerwartet mit achtzig Schiffen am 5. Juli 1626 vor Pillau erschien, auf denen er 11000 Mann herübersetzte. An Vertheidigung war nicht zu denken; Pillau ward in wenigen Stunden besetzt, der König verlangte nur strenge Neutralität und die Ueberlassung Pillaus als sicheren Rückzugsort, versprach dagegen sogleich nach Ermland überzugehen, das Herzogthum auf das Aeußerste zu schonen und Pillau nach wiederhergestelltem Frieden mit wichtigeren Festungswerken, die inzwischen auf Schwedens Kosten rasch angelegt werden sollten, unentgeltlich zurückzuliefern. Die Oberräthe welche den König nur hinzuhalten suchten, in ihren Gesinnungen aber entschieden die Krone Polens begünstigten und auch Polens Rache für ihre wehrlos liegenden Güter zu befürchten hatten, verlangten von den Schweden, wider allen Kriegsgebrauch, Zurückgabe des eroberten Pillaus, Aufschub für ihre eigene Erklärung bis zur Ankunft einer Entscheidung des

Digitized by Google

Kurfürsten aus Berlin, die indeß zu drei auf einander folgenden Malen von dem Woiwoden von Pomerellen aufgefangen wurde und später durch den eigenen Gesandten Lewin von Knesebeck abgegeben, in unbestimmten Ausdrücken sich zu verstecken beabsichtigte. Die Stände wollten ihrerseits nicht die geringste Sicherstellung für ihre künftigen Absichten geben, oder sich verpflichten, in der Zwischenzeit keine weiteren Rüstungen zu treffen. Gustav Adolf setzte mit rücksichtsloser Offenheit den preußischen Räthen auseinander, daß er ihre Stellung gegen Polen, aber auch ihre Absichten gegen ihn selbst gar wohl erkenne, daß es viel besser wäre, in diesem Falle durch die Umstände gezwungen, einen Schritt ohne den Kurfürsten zu thun, als Diesen, dem es dereinst das ganze Lehn kosten könnte, mit in die Verwickelung zu ziehen. Sie selbst könnten aber, da sie Pillau so vertheidigungslos gelassen und doch die Absicht gehabt hätten, es gegen ihn zu vertheidigen, nun auch nicht von ihm fordern, seinen Sicherheitshafen ihnen wieder herauszuliefern, um in seinem Rücken den Platz in wehrhafteren Stand zu versetzen und späterhin feindlich gegen ihn zu benutzen, wenn darüber irgend ein ihnen zusagender Befehl vom Oberlehnsherrn erlassen wurde. Den Adel, welchen er über tausend Köpfe anschlug, forderte er auf, sich mit ihm, als einem evangelischen Fürsten zu verbünden, und unter seiner Führung für ihren Landesherrn die Selbständigkeit zu erwerben. Doch gestand er nach mehrtägigen Unterhandlungen, die als urkundliche Denkmale auf dem geheimen Archive zu Königsberg die höchst ehrenwerthe Gesinnung des Schwedenkönigs auf dem Felde der kriegerischen Diplomatie bewähren und die kleinlichen Kunstgriffe der Zweideutigkeit seiner Gegner in ihrer ganzen Blöße darstellen, der preußischen Regierung zu, die vertragsmäßige Lehnshülfe von 100 Mann dem Könige von Polen zu senden. Denn diese geringe Mannschaft schlug er nicht so hoch an, um für die Versagung derselben alle daraus folgenden Nachtheile auf die Lande seines Schwagers zu ziehen. Außerdem aber empfahl er den Oberräthen, sich völlig ruhig zu verhalten, ohne durch einen schriftlichen Vertrag die Neutralität zur Befestigung seines sichern Aufenthaltes in Feindes Land für sich zu erzwingen. Dabei aber hatte Gustav Adolf seinen Feldzug gegen die Polen durchaus nicht aufgehalten und war den zweiten Tag nach der Einnahme von Pillau über das frische Haff in das Bisthum Ermland eingefallen, das nach Rudnicki's Tod 1624 von Siegismund III. für seinen dritten Sohn Johann Albert *) in Verwaltung genommen worden, obgleich Dieser erst das zwölfte Jahr erreicht hatte. Braunsberg wurde rasch erobert, mußte aber für den Versuch des Widerstands funfzigtausend Thaler schwedisch Kriegssteuer zahlen und die ansehnliche Bibliothek des Jesuiten-Collegiums ausliefern, welche der König seiner Universität Upsala als erste Frucht dieser Art von literarischen Eroberungen schenkte, die aber im dreißigjährigen Kriege vorher und nachher von allen kriegführenden Völkern nicht selten versucht wurden. Darauf rückte Gustav Adolf gegen Frauenburg, welches am 12. Juli durch die Schuld der Einwohner bis auf den Dom und die Pfarrkirche abgebrannt wurde, und sodann über Tolkemit in das eigentliche Königlich-Polnische Preußen nach Elbing. Diese bedeutendere Stadt hatte am 15. Juli ohne Widerstand die Thore geöffnet und wurde darauf von Gustav Adolf zu seinem Haupt-Sicherheitsplatze auserwählt und zu bedeutend erweiterter Befestigung bestimmt. Marienburg, Stadt und Schloß gingen in 24 Stunden am 18. Juli über, die kleineren Städte in der Nachbarschaft unterwarfen sich gleichfalls augenblicklich den Schweden, so daß von diesem Theile Westpreußens nur Danzig übrig blieb. Um die Belagerung dieser wichtigsten Handelsstadt Preußens, die damals noch mit ihren Vorstädten größer als das vereinigte Königsberg war, mit nachdrücklichem Erfolge zu beginnen, sammelte Gustav Adolf alle seine Kräfte in seinem Lager zu Dirschau und drang darauf bis zum Kloster Oliva vor, welches bei dieser Gelegenheit völlig ausgeplündert wurde.

Während Danzig auf gleiche Weise, wie die preußischen Stände, durch zweideutiges Zögern den König von Schweden in seinen weiteren Fortschritten aufzuhalten suchte, aber dafür nur das ernste Erwidern mit einer förmlichen Kriegserklärung zurückempfing, war ein polnisches Heer unter der persönlichen Anführung des Königs Siegismund und des Prinzen Wladislaw am 18. August in Thorn angekommen und über die Weichsel in die Woiwodschaft Culm aufgebrochen. Es hatte in kurzer Zeit den größten Theil der Weichselgegenden wieder besetzt und dabei die benachbarten Aemter des Herzogthums Preußen auf eine furchtbare Art verheert. Die Belagerung der Stadt Mewe durch die Polen seit dem 17. September beendigte den ersten Feldzug; zwei blutige Gefechte am 21. September und 1. October blieben unentschieden, nach dem Verluste an Mannschaft aber weit günstiger für die Schweden. Eben so erfolglos waren die Friedensvorschläge, da Siegismund hartnäckig bei dem Rechte seiner Nachkommen auf die Krone Schweden beharrte und der katholische Zweig des Hauses Wasa doch durch den Beschluß des Reichstags für immer von Schweden ausgeschlossen war. Nun verlangte Gustav Adolf eine bestimmtere Erklärung von den preußischen Ständen, ob er sich ihrer ferner als Freund oder Feind zu versehen habe, ließ sich jedoch endlich wiederum dadurch zufrieden stellen, daß die Stadt Königsberg die Neutralität unbedingt, das übrige Land aber unter der Bedingung annehmen sollte, daß die Einwilligung des Kurfürsten dazu erfolge, dessen Ankunft in Preußen mit jedem Monate erwartet wurde. Nur versagte er den ferneren Eingang von Waffen über Pillau, welche der Kurfürst zur Ausrüstung des Volks aus den Rheingegenden seewärts zugesandt hatte.

Unterdessen waren von den preußischen Ständen 300 Reiter und 700 Mann Fußvolk angeworben, deren Besoldung monatlich 17,700 Gulden poln. erforderten, und eine Summe von 150,000 Gulden hatte man überdies zur Aufstellung einer Landmiliz, die Wibranzen gemeinhin genannt, und zur Befestigung von Königsberg bewilligt. Aber beides kam aus Mangel an eingegangenen Geldern nicht hinlänglich zu Stande, so daß diese Vertheidigungsanstalten zwar auf der einen Seite den Schein der Neutralität retten, auf der anderen aber auch zugleich den guten Willen kund geben mochten, sich nicht von allen Verpflichtungen gegen Polen zurückziehen zu wollen, in der That aber jedoch die leidigste Ohnmacht und Selbstverblendung sowohl über die Ausführbarkeit der Befehle der preußischen Regierung, als auch über die Geringfügigkeit ihrer Hülfsmittel bewährten. Denn die Verordnung der Landräthe aus dieser Zeit befiehlt: „man solle das Landvolk bewaffnen, und wenn die 1605 ausgetheilten langen Spieße und Musketen nicht mehr vorhanden wären, so sollte man neue Musketen austheilen, und daneben das Volk anhalten, daß sie mit ihren Hauswehren, Feuerröhren, Hellebarden, Knebelspießen, Sensen auf gute starke Stöcke gebunden, auch mit Seitengewehren sich gefaßt und in Bereitschaft hielten." Doch scheuten die Oberräthe selbst eine allgemeine Musterung dieser Vertheidiger des Landes, und verboten sie sogar unter dem allerdings gültigen Vorwande: „daß dadurch Preußens Kräfte leichtlich verkundschaftet würden, und welchergestalt sie armirt wären, welches dann nicht überall zum Besten beschaffen sein dürfte." Endlich wurde das Landvolk aufgefordert, im Gebete seine beste Hülfe zu suchen, aber zugleich auch die den damaligen Zustand des Landes hinlänglich charakterisirende Ermahnung hinzufügt, sich gegen einzelne Räuber, unter denen man aber die Söldner von Freund und Feind meinte, welche bei ausbleibendem Solde für ihre Selbsterhaltung leider auf Plünderung ausgehen mußten, nach bester Kraft zu vertheidigen.

Je trauriger die Lage des Herzogthums Preußen unter solchen Umständen sich darstellte, und um so anziehender sie zur leichten Eroberung des Landes verlocken konnte, um so größer erscheint die planmäßige Schonung des Landes von Seiten Gustav Adolfs, so lange Preußen nicht geradezu in die Reihen seiner Feinde überging, und selbst dann begnügte er sich mehr, diese Angriffe gegen sich selbst unschädlich zu machen, als durch sie gereizt gewöhnliche Kriegsrache auszuüben, wiewohl er diese den Regimentsräthen für offenbare Unterstützung der Polen bereits angedroht hatte. Während des Winters von 1626 war Gustav Adolf seit dem 8. November mit einem kleinen Gefolge nach Schweden zurückgegangen, und hatte seinen Kanzler Axel Oxenstirn als Statthalter von Preußen zurückgelassen, indem die Schweden in dem eroberten Ermlande und nördlichen Westpreußen bis auf Danzig's nächste Umgebungen ihre Winterquartiere hielten. Die Polen verstärkten unterdessen ihre Truppenmassen, besetzten wiederum den größten Theil von Ermland und behielten dadurch auch zur Verbindung ihrer eigenen Heeresabtheilungen das herzogliche Oberland für sich. Der Kurfürst Georg Wilhelm kam im Januar 1627 selbst nach Preußen und führte mit sich 4000 Mann Fußvolk und 600 Reiter, die er größtentheils nach Königsberg und Ermland verlegte, ohne geradezu gegen die Neutralität sich zu erklären, oder offenbare Schritte für Unterstützung der Polen zu wagen. Doch hielt er Gustav Adolf für einen gefährlicheren Gegner als Siegismund III., und durch seinen Premierminister, den Grafen v. Schwarzenberg geleitet, der nicht minder in der Eintracht mit dem Kaiser als mit der Krone Polen allein die Wohlfahrt der preußisch-brandenburgischen Staaten vereinigt zu sehen glaubte, hielt er es für ehrenvoller mit Polen unterzugehen, als mit Schweden gemeinschaftlich zu siegen. In dieser Absicht hatte er Lochstädt mehr befestigt, die Besatzungen von Fischhausen und Lochstädt verstärkt, und der benachbarte Strand an der Ostsee war durch brandenburgische Truppen bereits besetzt worden, als der König von Schweden mit einer Flotte und einer

*) Dieser Prinz erhielt nachmals in seinem zwanzigsten Jahre das Bisthum Krakau und die Cardinalswürde und starb 1634 zwei und zwanzig Jahre alt.

Digitized by Google

ansehnlichen Verstärkung seines Heeres am 17. Mai 1627 in Pillau wieder landete. Es wurden neue Verhandlungen zwischen den Abgesandten des Kurfürsten und Gustav Adolf über die von Schweden geforderte Neutralität des Herzogthums Preußen angeknüpft, die nach mehrtägiger Dauer am 26. Mai zu einem Waffenstillstand auf vier Monate bis Michaelis dieses Jahres führten, in welchem weder Schanzen in der Umgegend von Pillau weiter angelegt, noch die Befestigungswerke von Lochstädt vergrößert, noch andere Feindseligkeiten in dieser Gegend vom Kurfürsten verübt werden sollten. Kaum war aber der Schwedenkönig längs der frischen Nehrung zu einem Ueberfalle auf die Danziger Befestigungswerke, und als dieser mißglückte, wieder in sein vorjähriges Lager nach Dirschau abgegangen, als die dringenden Forderungen der Polen, die immer stärkere Fortschritte in Ermland machten und das benachbarte Preußen dabei gräßlich verwüsteten, von dem Kurfürsten eine thätige Theilnahme an dem Kriege gegen Schweden erheischten. Doch erst auf das Anrathen der Mehrzahl der preußischen Oberräthe entschloß sich der Kurfürst im Juli 1627 zu einer Unterstützung der Polen durch 1000 Mann Fußvolk, 200 Reiter und 5 Kanonen, denen er zur Begleitung noch 600 Wibranzen nachsandte. Doch diese gelangten nur bis Preußisch Mark, wo sie auf das schwedische Heer stießen, das eben im Begriff war, seine früheren Stellungen in Ermland zurück zu erobern. Die preußischen Truppen, hier von allen Seiten mit überlegner Macht angegriffen, wurden sämmtlich entwaffnet und größtentheils sogleich in schwedische Dienste aufgenommen; die Wibranzen wurden dagegen nach ihren Dörfern zurückgeschickt. Jetzt nahm Gustav Adolf das herzogliche Oberland in Besitz, verlegte sein Hauptquartier nach Preußisch-Holland, und nöthigte nun den Kurfürsten und die Landstände im August zu der förmlichen Zusage einer strengen Neutralität.

König Siegismund hatte unterdessen von Kaiser Ferdinand II. und Philipp II. von Spanien das Versprechen einer bedeutenden Unterstützung an Geld und Menschen erhalten, wenn er mit erneuerter Anstrengung den Kampf gegen Gustav Adolf in Preußen fortsetzte. Um nun diese Verstärkung seiner Heeresmacht vor einer entscheidenden Hauptschlacht abzuwarten, hatte er bei seinem Abgange vom Heere dem Kronfeldherrn Koniecpolski, der einen großen und bewährten Ruf in den Kriegen gegen die Türken und Tataren sich erworben hatte, zur Pflicht gemacht, große Feldschlachten möglichst zu vermeiden. Koniecpolski, ein Meister im kleinen Kriege, führte den ihm anvertrauten Auftrag glänzend aus. Mit seinen leichten Heerschaaren immer plötzlich da hervorbrechend, wo ihn und seine Truppen Niemand erwartete, fiel er den Schweden höchst beschwerlich, ermüdete sie durch unaufhörliche Gefechte und rieb ihnen mehr Leute auf, als große Feldschlachten gekostet haben würden. Der Kampfschauplatz war inzwischen wieder nach dem Ermland verlegt; ein Ueberfall auf Braunsberg mißglückte den Polen, zog aber fast die gänzliche Einäscherung der Stadt herbei; ein gleiches Schicksal hatte Mehlsack, und der Kampf ging nun wieder vereinzelt in die südlicheren Striche Ermlands über. Hier gebrauchte Gustav Adolf zum Schutze seines Fußvolks gegen die Angriffe der leichten polnischen Reiterei die ledernen Kanonen, welche sein Obrister Melchior von Wurmsbrand, früher in kaiserlichen Diensten, erfunden hatte, und die wegen ihrer größeren Leichtigkeit *) schneller fortgeschafft werden konnten, wozu hier eben das schwierige und in regnigter Jahreszeit fast ganz unwegsame Terrain dringend aufforderte. Sechs derselben wurden zum ersten Male bei der Erstürmung der Stadt Wormditt, am 19. October 1627, angewandt.

Beim Ausgange des zweiten Feldzugs, wo Gustav Adolf die Winterquartiere zum Theil im herzoglichen Preußen aufschlagen ließ, und dann wiederum am 26. Octbr. von Pillau für seine Person nach Schweden zurückkehrte, um neue Verstärkungen mit Anbruch der besseren Jahreszeit seiner Heeresmacht zuzuführen, war inzwischen die Landesnoth schon auf den höchsten Grad gestiegen. Denn die Landschaften zwischen der Passarge, Alle und der Weichsel hatten nicht allein den Unterhalt für die polnischen und schwedischen Krieger hergegeben, sondern auch noch das Meiste der übrigen Hülfsmittel herbeischaffen müssen und waren dabei täglichen Plünderungen ausgesetzt. Das unnütze kleine Hülfsheer, welches der Kurfürst für den König von Polen aufgestellt hatte, war außerdem Veranlassung zu fast unerschwinglichen Auflagen gewesen, zu einer doppelten Tranksteuer, einer ebenfalls auf das doppelte des vorjährigen Satzes erhöheten Vermögenssteuer, einer starken Besteuerung aller zum Verkauf gestellten Lebensmittel, zu einem Kopfgelde von 1½ bis 9 Gulden Höhe für die Person, und endlich zu einer Grundsteuer von 5 Procent des Schatzungwerthes für die Hufe. Die Last drückte um so härter, als aus einigen Kreisen bei dem völlig erschöpften Zustande derselben gar nichts einkam, das jetzt zuerst versuchte Mittel der Militairexecution nichts fruchtete, und das Geld doch von Denen aufgebracht werden mußte, die noch in der Möglichkeit zu zahlen sich befanden. Der Handel lag ganz darnieder, bei Danzig hatte König Gustav Adolf zuerst einen hohen Seezoll, nachdem er am 21. Mai 1627 die Sperre des Hafens aufgehoben hatte, angelegt, um der Bürgerschaft dieser Stadt zu schaden. Dann forderte er denselben in gleicher Höhe in Pillau sowohl für die Elbinger und Braunsberger, als auch für die königsberger Schiffe ein, und bestritt aus diesen Seezöllen einen ansehnlichen Theil seiner Kriegskosten. Doch dies wurde ganz richtig von dem polnischen Hofe als eine Vermehrung der Hülfsmittel seines Gegners angesehen, und deshalb verbot Siegismund III. auf dem Reichstage zu Warschau 1627 allen Handel aus Polen und Litthauen über Preußen, wovon nach vielen Bemühungen der Danziger und Thorner Abgeordneten nur diese beiden Städte ausgenommen wurden.

Durch holländische Vermittelung sollte der Frieden zwischen Polen und Schweden wiederhergestellt werden; Gustav Adolf war auch bereitwillig dazu und bot mindestens einen dreißigjährigen Waffenstillstand unter Bedingungen an, die nach dem Erfolge der vorausgegangenen Kriegsbegebenheiten als sehr annehmbar gelten durften. Aber die Fortschritte der kaiserlichen Heere in Norddeutschland, der damals gerade auf die höchste Stufe gestiegene Ruhm des kaiserlichen Generalissimus Wallenstein, sein Heranrücken an die Ostsee, verhießen für den nächsten Feldzug der polnischen Heeresmacht die lange erwartete kräftige Unterstützung von Seiten des Kaisers, der im vorigen Jahre nur 4000 Mann fast am Ausgang des Sommers gesandt hatte. Dadurch wurden die Forderungen der Polen gespannter, und statt Ersatz zu gewähren, verlangten sie vom Sieger selbst, entehrende Bedingungen einzugehen, und wollten ihm auch jetzt nicht einmal den Titel eines Königs von Schweden zugestehen, den sie für ihren Herrscher allein, als den älteren Zweig des Hauses Wasa, in Anspruch nahmen. Der Kampf wurde fortgesetzt, aber der Feldzug des Jahres 1628, der mit der Ankunft des Königs von Schweden und frischer Kriegsmannschaft am 25. Mai sich eröffnete, war thatenloser als die früheren, und beschränkte sich auf einzelne Gefechte in den Weichselgegenden. Doch aber, weil hier im Sommer und Herbst beide Heere dicht gedrängt einander gegenüber gestanden hatten, mußten die Winterquartiere entfernter und in größerer Ausdehnung verlegt werden, wodurch auch die bis dahin noch verschont gebliebenen Kreise, an der Alle bis zum Pregel hinab in den allgemeinen Strudel der Verheerung hineingerissen wurden. Die Schweden nahmen Marienwerder ein, darauf im September Liebemühl, Osterode, Saalfeld und dann den Strich bis Bartenstein und preuß. Eylau; selbst für das Freibleiben von Samland und den jenseitigen Landschaften mußte eine monatlich zu zahlende Geldsumme gezahlt werden. Aber auch die Polen besetzten nach dem Abgang Gustav Adolfs nach Schweden am 8. November das herzogliche Preußen von Gilgenburg, Schönberg und Soldau bis nach Rastenburg hin. Ein großer Theil der Unterhaltungsgelder mußte den beiderseitigen Truppen aus den von ihnen besetzten Kreisen geliefert werden, und dies steigerte dann die schon übermäßige Grundsteuer des vorigen Jahres um das Vierfache, und zwar nur um das Bedürfniß für einen Winter zu bestreiten. Da kam noch zu dem vernichtenden Kriegsunglücke entsetzliches Drangsal an Mißwachs, Hungersnoth, Viehsterben und ansteckenden Krankheiten unter den Menschen, so daß das Land und die feindlichen Heere unter der Last erschöpfender Leiden erlagen. Die Schweden allein sollen an 20,000 Mann in ihren Quartieren verloren haben.

Kurfürst Georg Wilhelm hatte unterdessen von Neuem bei dem Könige von Schweden und Polen um endliche Beilegung der Feindseligkeiten angelegentlichst sich bemüht, aber auch gerade jetzt eine Standhaftigkeit bewiesen, die man, bei seiner persönlichen Hinneigung für die Interessen der kaiserlichen Politik, damals in der Mark Brandenburg rings umgarnt von kaiserlichen Kriegsvölkern, ohne allen Rückhalt auf einen mächtigen Schutz, demselben kaum zugetraut hätte. Kaiser Ferdinand II. verlangte von ihm den Umtausch des ganz ausgesogenen und von seinen übrigen Landen entfernt liegenden Herzogthums Preußen gegen die beiden Herzogthümer Mecklenburg, deren beide Fürsten in die Reichsacht verfallen, ihre Länder auf immer verlieren sollten. Diese Länder lagen lockend genug für den Besitzer der Mark Brandenburg, der außerdem als der rechtsgültige Erbe des Herzogs von Pommern dastand, indem das kinderlose Absterben des Bogislav XIV. schon damals nahe erwartet wurde. Sie waren bei dem damaligen beschränkten Umfange des herzoglichen Preußens und seiner schwachen Bevölkerung nicht so sehr an Größe und Volkszahl verschieden. Sie würden überdies ein zusammenhängendes Ganze mit den übrigen Staaten des Kurfürsten gebildet haben, das ohne Widerspruch den ansehnlichsten Staat im deutschen

*) Sie wogen mit Einschluß der Lafseten ungefähr 90 Pfund und konnten daher im Nothfalle von 2 Mann fortgebracht werden. Aber sie erhitzten sich zu leicht, mußten nach 10 bis 12 Schüssen stets abgekühlt werden, und fanden daher nach Beendigung des polnischen Krieges keine Anwendung mehr im Großen.

Digitized by Google

Reiche nach Oestreich ausgemacht hätte. — Damals noch ein glänzendes Ziel für die Politik des Hauses Hohenzollern! Aber der Kurfürst schwankte nicht einen Augenblick, er verweigerte standhaft seine Einwilligung in diesen Vorschlag, dessen Widerrechtlichkeit ihm auch durch die Würde des Kaisers nicht verschleiert werden konnte. Freilich wäre es für die Zukunft eine sehr bedeutsame Beeinträchtigung des Staatsinteresses für unser Fürstenhaus geworden; dieses hätte zwar als Besitzer eines sehr mächtigen deutschen Staats einen bestimmten Einfluß auf die deutschen Angelegenheiten sicher errungen, aber zu einem mächtigen europäischen Staate vom ersten Range wäre es schwerlich emporgestiegen und die gesammte Entwickelung der politischen und Cultur-Verhältnisse Deutschlands und eines großen Theils von Europa würde eine andere Richtung genommen und höchst wahrscheinlich eine sehr entgegengesetzte Gestaltung gewonnen haben. So viel hängt von der Erlangung der Souverainität in Preußen ab, wenn sie durch ein deutsches Fürstenhaus, und gerade in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, bei den in der politischen Macht noch schwankenden Verhältnissen der wichtigsten Staaten Europa's gewonnen wird!

Doch hatten diese Verhandlungen mit dem Kaiser den Kurfürsten wieder in seiner Neutralität gegen Schweden erschüttert; der kaiserliche Hof wünschte den Sieg der Polen über Schweden, wünschte eine erfolgreiche Fortsetzung des Kampfes und die davon abhängende Demüthigung der schwedischen Macht. Ein bedeutenderes kaiserliches Hülfsheer unter Arnheim sollte nächstens mit den Polen sich vereinigen, es schien also der Wiederanfang der Feindseligkeiten von preußischer Seite, neben der verstärkteren Erfüllung der Lehnspflicht, zugleich eine Verbindlichkeit gegen den Kaiser zu sein, und gewährte endlich noch die Aussicht auf Befreiung des Landes von den ungebetenen kostbaren Gästen. Daher schickte der Kurfürst 1000 Mann aus Brandenburg nach Preußen, um an diese bereits ausgebildeten Truppen die übrigen aus Preußen auszuhebenden Mannschaften anzureihen. Doch die Stände fühlten sich für jede neue Unternehmung zu erschöpft, sie sandten diesen Truppen Abgeordnete aus ihrer Mitte entgegen, um mit denselben auf eine wohlfeilere Besoldung zu unterhandeln. Als jedoch auch dieses erlangt war, blieben die meisten Kreise in ihren Beiträgen rückständig, und eben so weigerten sich die Städte Königsberg ihren Antheil zu zahlen, unter dem Vorwande, eigene Truppen zu halten, was ihnen indeß weder vom Kurfürsten noch vom Landtage zugestanden wurde.

Das Kriegsunglück hatte inzwischen auch auf die Polen seine Wirkung nicht verfehlt. Auf dem Reichstage zu Warschau war große Lauheit für die weiteren Bewilligungen zum Kriege; die litthauischen Stände nöthigten den König Siegismund III. im Januar 1629 wegen ihres eigenen Vortheils die Aufhebung der Zwangsgesetze gegen Preußen und völlige Freigebung des Handels nach diesem Lande ihnen einzuräumen, aber die Forderung der Krone wegen der Besoldung der kaiserlichen Hülfsvölker wurde gar nicht gehört und als unnöthig zurückgewiesen. Da brach mitten im Winter am 9. Februar 1629 der schwedische Feldmarschall Herrmann von Wrangel aus seinen Quartieren auf, überfiel die Polen zwischen Gurzno und Straßburg, brachte ihnen am 12. Februar eine gänzliche Niederlage mit einem Verluste von nahe an 4000 Mann bei, und rückte rasch auf Thorn los, um durch Ueberrumpelung diesen wichtigen Platz zu gewinnen. Dieser Versuch mißlang zwar an der entschlossenen Vertheidigung des polnischen Befehlshabers der Besatzung Gerhard von Dönhof, aber er wirkte doch entscheidend auf den ganzen Gang der Kriegsbegebenheiten ein. Der Reichstag, erschreckt durch die überraschenden Fortschritte der Schweden hatte sich im ersten Augenblicke selbst in Warschau für nicht mehr sicher gehalten, und sofort die bereits abgelehnte Annahme der kaiserlichen Hülfsvölker bewilligt, wurde aber durch das dazu erforderliche Geld noch mehr in seinen Wünschen für den Frieden bestärkt. Diese Gelegenheit wurde höchst bedachtsam vom Kurfürsten benutzt, der sich wiederum als Vermittler anbot, und dessen Gesandten es auch in wenigen Tagen gelang, einen Waffenstillstand mit dem schwedischen Reichskanzler und Statthalter von Preußen Oxenstirn vom 18. März bis zum 10. Juni abzuschließen. Während desselben kehrte Gustav Adolf mit dreizehn Schiffen am 31. Mai nach Pillau zurück, und Arnheim langte in derselben Zeit mit 10,000 Mann kaiserlicher Hülfsvölker an der westpreußischen Gränze an. Der Schwedenkönig erneuerte die Feindseligkeiten, nachdem er sich mit Wrangel zu Marienwerder vereinigt hatte. Die Polen drangen von Thorn und Schwetz vor, und vor ihrer Uebermacht mußte er anfänglich in der Richtung auf Marienberg sich zurückziehen, wo er bei Stuhm am 26. Juni überfallen, in die höchste Lebensgefahr gerieth und beinahe gefangen wurde. Aber bei Marienburg bezogen die Schweden ihr altes befestigtes Lager, gegen 9000 Mann stark und hatten außerdem noch über 8000 Mann als Besatzungen in den preußischen Städten und Schlössern. Die Polen wünschten nun einen allgemeinen Angriff auf das Lager der Schweden, bevor diese neue Verstärkungen an sich gezogen hätten. Doch dies verweigerten die Kaiserlichen, deren Absicht nur darauf gerichtet zu sein schien, den Krieg in die Länge zu ziehen und den Abgang des Königs von Schweden aus Preußen und Polen so lange als möglich zurückzuhalten, weil damit sein unfehlbares Auftreten in Deutschland verknüpft zu sein schien. Dies veranlaßte harten Wortwechsel mit Arnheim und bald darauf von polnischer Seite Verweigerung aller ferneren Kriegsgelder, indem zugleich eine dringende Forderung an Wallenstein erlassen wurde, den Feldherrn Arnheim durch einen andern zu ersetzen. Darüber zogen sich die Hülfsvölker planlos nach Thorn zurück und waren zum Theil schon zerstreut, als der neue Befehlshaber Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg, ihre Leitung übernahm. Indessen waren im Juli die schwedischen Verstärkungen unter dem Feldmarschall Jacob de la Gardie aus Liefland im Lager zu Marienburg angelangt, und bei dem polnischen Heere war König Siegismund mit seinen beiden ältesten Söhnen angekommen. Mit gespannter Erwartung standen beide Mächte in den Weichsel- und Nogat-Niederungen mit ihren Heeren kaum einige Stunden von einander entfernt, doch waren nur ganz unbedeutende Gefechte, Hin- und Herrücken einzelner Truppentheile, ihre alleinigen Unternehmungen.

Unterdessen war der König Christian IV. von Dänemark durch den Frieden zu Lübeck am 12. Mai 1629 aus der Reihe der Gegner des Kaisers Ferdinand II. ausgeschieden und hatte die obere Leitung der politischen Angelegenheiten der vereinigten evangelischen deutschen Fürsten und Städte niedergelegt. Frankreich fühlte es als eine dringende Nothwendigkeit, der Uebermacht des Hauses Oestreich in Deutschland selbst ein neues Gegengewicht hervorzurufen, und dazu schien bei den persönlichen Charakteren, den Religionsverhältnissen, der schon sicher erlangten politischen Bedeutsamkeit der evangelischen Fürsten keiner mehr der geeignete Mann zu sein, als Gustav Adolf von Schweden. Carl I. von England handelte diesmal ganz im Interesse der französischen Politik, indem er zugleich die Sache seines unglücklichen Schwagers, des aus der Pfalz und Böhmen vertriebenen Kurfürsten Friedrich V. führte. Deshalb traten diese beiden Mächte als Friedensvermittler zwischen Schweden und Polen auf. Der französische Gesandte Baron von Charnacé langte bereits im Juli 1629 in Pillau an, ihm folgte im August der englische Gesandte Thomas Roe; es schloß sich ihnen von Seiten des Kurfürsten Georg Wilhelm der Landhofmeister von Preußen, Andreas von Krytzen an, der bei den Friedensverhandlungen sich durch seine Thätigkeit besonders auszeichnete und dadurch wesentlich beitrug, die früheren vielfachen Versuche seines Fürsten für diesen Zweck endlich zu einem erwünschteren Ziele zu führen. Von polnischer Seite unterhandelten fünf Abgeordnete, unter der Leitung des Bischofs von Culm Jacob Zadzick, der damals Kron-Großkanzler in Polen war; für Schweden der Reichskanzler Oxenstirn, der Feldmarschall von Wrangel und Johann Banier, damals erst Kriegsobrist im Heere. Vortheilhafte Bedingungen für die Schweden und die überaus großen Schwierigkeiten in einem ausgesogenen kleinen Lande den Kampf mit Erfolg weiter zu führen ohne die Mittel zu besitzen, das Wagstück einer zu weiten Entfernung von dem Ostseeufer selbst in Folge großer Siege, auf sich nehmen zu können, beschleunigten eben so sehr, als die Ermüdung und offenbare Unlust der Polen an diesem Kriege, die Bemühungen der Friedensunterhändler: daher war man in wenigen Tagen über die Bedingungen einig. Auf dem Felde zu Altmark, einem Dorfe zwischen Christburg und Stuhm, in der Nähe beider Lager wurde am 26. September 1629 ein sechsjähriger Waffenstillstand bis zum 11. Juli 1635 zwischen den kriegführenden Mächten abgeschlossen. In Folge desselben behielten die Schweden für diese Zeit Liefland jenseits der Düna und im polnischen Preußen die Städte Braunsberg, Tolkemit und Elbing, den Fischauischen Werder, die Ufer des frischen Haffes bis an die Weichsel, einen Theil der Nehrung und im Herzogthum den Hafen Pillau besetzt. Der Kurfürst Georg Wilhelm nahm für dieselbe Zeit Marienburg, Stuhm, den großen Werder und das von den Schweden befestigte Weichselhaupt unter der Bedingung in Besitz, sämmtliche Ortschaften einen Monat vor Ablauf des Waffenstillstandes an die Schweden zurück zu geben und diesen dafür auf so lange Lochstädt, Fischhausen und Memel sammt ihren Gebieten, die Curische Nehrung und einen Theil des Schaakener Kreises zu überlassen. Gänzliche Amnestie war den gegenseitigen Unterthanen für alle während des Krieges vorgefallene Begünstigungen der Feinde zugesichert, in allen übrigen Dingen der Zustand vor dem Jahre 1626 wiederhergestellt und für etwanige Streitigkeiten ein schiedsrichterliches Urtheil von beiderseitigen Commissarien zwischen Marienburg und Elbing festgesetzt. Alle Streitkräfte mußten bis auf die bestimmten Besatzungen sofort aus Preußen abgeführt werden, und König Gustav Adolf war von der Ohnmacht der Polen trotz ihrer laut geäußerten Unzufriedenheit über

Digitized by Google

dist erlangten Bedingungen so überzeugt, daß er noch vor Unterzeichnung des Waffenstillstandes am 13. September mit einem großen Theile seines Heeres von Marienburg aufbrach und über Pillau, nachdem er noch zuvor mit dem Kurfürsten eine Unterredung in Fischhausen in Bezug auf die preußischen und allgemeinen deutschen Angelegenheiten gehabt hatte, am 24. Sept. 1629 nach Schweden zurückkehrte.

Aber durch das Aufhören des Krieges erlangte das Land keineswegs sogleich die so sehnsüchtig gehoffte Erleichterung. Der Geldmangel hatte die äußersten Gränzen erreicht, die Pest wüthete noch im Lande und die öffentlichen Lasten waren unerschwinglich, so daß in einigen dem Kriegsschauplatz besonders ausgesetzt gewesenen Kreisen ganze Dörfer verlassen wurden und die einst urbaren Felder durch lange Verödung in Wald und Unland übergingen. Auf dem Landtage des Jahres 1632 überzeugte man sich in einer Gesammtübersicht von dem ungeheueren und über die damaligen Kräfte des Landes weit hinausgehenden Betrage der Gelder, die seit dem Anfange des schwedisch-polnischen Krieges in Preußen aufgebracht waren. Jede Hufe hatte in diesen Jahren zusammen 28¼ Procent des Schatzungswerthes entrichten sollen, woraus mit Einschluß der Vermögenssteuer, des Kopfgeldes und der Trankſteuer eine Summe von 4,494,500 Gulden polnisch hätte hervorgehen sollen. Statt dessen waren aber nur 2,683,200 Gulden wirklich eingegangen, obgleich die reicheren Aemter des Oberlandes und Balga 170,000 Gulden über die Veranschlagung geliefert hatten. Für den Unterhalt der polnischen Truppen waren 713,383 Gulden, für die schwedischen 690,260 Gulden und für die kurfürstlichen Truppen 342,180 Gulden geliefert. Das Oberland und Nathangen allein hatten außerdem an Schadenersatz 3,140,283 Gulden Vergütung zu fordern, von denen erst 10,000 Gulden entrichtet waren. Endlich hatte noch der Kurfürst für geleistete Vorschüsse eine Schuldforderung an das Land von 1,698,645 Gulden, die mit 6 Procent verzinset werden sollte. Nach solchen vorangegangenen Fristungen *), denen noch so bedeutende folgen mußten, ehe das Land wieder in das gewöhnliche Geleise einfahren konnte, stand nicht zu verwundern, daß es dem Kurfürsten Georg Wilhelm nicht mehr vorbehalten war, den Anfang eines besseren Gedeihens im Herzogthume Preußen herbeigeführt zu sehen. Er selbst konnte nicht das Geringste thun, um die Kräfte eines Theils seiner Staaten zur Belebung eines anderen zu benutzen: denn alle drei waren in dieser Zeit auf gleiche Weise ein Opfer vielfacher Erpressungen, alle drei versanken zugleich in den verzweiflungsvollen Zustand hülfloser Verarmung!

Der Tod des Königs Siegismund III. von Polen am 30. April 1632 und die in Polen während jedes Zwischenreichs gewöhnlich herrschenden Unruhen erregten für Preußen die Besorgniß, daß der Waffenstillstand auf einzelnen Punkten verletzt und daß namentlich die südlichen Theile des Herzogthums durch vielfache Plünderungen beunruhigt werden könnten. Die Oberräthe wollten daher, da man nach Abgang des Königs Gustav Adolf für Rechnung Preußens gar keine stehenden Truppen weiter gehalten und zu den Besatzungen in West-Preußen kurfürstliche Kriegsvölker gewählt hatte, jetzt zwölf Compagnien Dragoner werben und besoldet beibehalten, um durch diese den Schutz der Gränzen zu bewirken. Aber selbst der Kurfürst fand diese Last unter den vorwaltenden Umständen zu bedeutend für das Land, und brachte bei seiner Reise nach Preußen 1632 zwei Compagnien Fußvolk mit sich in's Land. Doch selbst zur Besoldung dieser wenigen Hunderte reichten die Einkünfte des Landes nicht aus und so veranlaßte diese scheinbar unbedeutende Angelegenheit einen Landtag nur noch um so früher zusammen zu berufen. Auf diesem war zwar der Adel gleich für die Bewilligung der Besoldung gestimmt, aber die Abgeordneten der Städte erwiderten fest: Der Landesherr sei verpflichtet die Unterthanen zu schützen, und wenn er die Einkünfte zur Friedenszeit genießen wollte, so müßte er auch dafür sorgen, daß er die höheren Ausgaben bei etwa ausbrechenden Kriegsunruhen tragen könnte. Wie aber dazu weder die Einkünfte der Domänen und Regalien, noch der Zölle ausreichen konnten, welche Einnahmen allein im Herzogthum für immer verbleibend festgestellt waren, wurde nicht erwogen. Doch die Gefahr für Preußen ging diesmal schneller vorüber, als es sonst herkömmlich zu sein pflegte, durch die Wahl des polnischen Prinzen Wladislaw am 8. November 1632 zum König von Polen. Die feierliche Krönung erfolgte zu Krakau am 6. Febr. 1633, zu welcher der Kurfürst seinen ersten Minister, den Grafen Adam von Schwarzenberg, als Stellvertreter sandte und diesen auch zugleich beauftragte, die bei jedem Thronwechsel nöthige neue Belehnung mit Preußen zu empfangen. Wladislaw *), dem Kurfürsten persönlich gewogen, zeichnete seinen Gesandten ganz besonders bei feierlichen Gelegenheiten aus und ertheilte demselben am 21. März nach abgehaltenem Reichtage, ohne weitere Schwierigkeiten über die persönliche Gestellung zu erheben, die Belehnung, indem er zugleich als einen vollgültigen Beweis seiner Zuneigung alle seit den Zeiten Johann Siegismunds durch polnische Commissarien in Preußen eingeführte Neuerungen aufhob. Die Lehnsfahne wurde durch den Grafen von Schwarzenberg in Person nach Königsberg gebracht und daselbst am 19. April von den Regimentsräthen und vielen Abgeordneten der Landstände feierlich eingeholt.

Das Entgegenkommen des neuen Königs von Polen erhielt noch eine größere Bedeutsamkeit, da nach dem Tode Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 die schwedischen Angelegenheiten, so geschickt sie auch durch den kraftvollen Geist des Reichskanzlers Oxenstirn und das Kriegstalent der meisten schwedischen Feldherren geleitet wurden, doch nicht gar lange Zeit mehr im Fortschreiten des alles vor sich her niederschmetternden Waffenglücks ihres überall siegreichen Königs sich bewegten, und Polen durch den Abschluß des Friedens von Wiasma mit Rußland am 15. Juni 1634 völlig freie Hand gegen seinen Feind in Preußen gewann. Wladislaw, vorzugsweise in dem Anfange seiner Regierung den auswärtigen Verhältnissen hingegeben, um in diesen Ruhm und Ehre zu suchen, schien nur auf den Ablauf des sechsjährigen Waffenstillstandes zu warten, um Schweden sofort aus den in Besitz genommenen Landschaften seines Reichs zu vertreiben: er durfte sich einen günstigeren Erfolg als sein Vater versprechen, da Schwedens Hauptkraft in Deutschland beschäftigt blieb und jetzt eben in der Schlacht bei Nördlingen am 7. September 1634 einen empfindlichen Stoß erlitten hatte. Aber der Friede zu Prag zwischen Sachsen und dem Kaiser vom 30. Mai 1635 löste überhaupt das Band zwischen den mächtigen deutschen Fürsten und Schweden. Der Kurfürst Georg Wilhelm folgte dem Beispiel Sachsens und trat von Schweden wiederum zum Kaiser über. Er mußte also die ganze Rache der schwedischen Truppen für das Herzogthum Preußen befürchten, wenn hier der Krieg mit Polen wieder ausbrach. Er bemühte sich also von Neuem angelegentlichst, um die Verlängerung des Waffenstillstands auf einen möglichst großen Zeitraum zu bewerkstelligen, da die Hoffnung auf einen förmlichen Frieden jetzt bei den ungemessenen Forderungen beider Parteien versagt blieb und auch zu sehr von dem endlichen Ausgange des dreißigjährigen Krieges abhängig war. Aber auch die früher vermittelnden Mächte Frankreich und England hatten denselben Zweck; denn von dem Wiederausbruch des Krieges an der Weichsel war die Schwächung der schwedischen Macht in Deutschland und dadurch die Präpotenz des Kaiserhauses zu befürchten: den Gesandten dieser Mächte gesellte sich aber noch in gleicher Absicht ein Abgeordneter der Republik Holland bei. Schon waren die schwedischen Verstärkungen unter Feldmarschall Graf Jacob de la Gardie im Juli in Preußen angelangt, schon waren von den Schweden die in Besitz genommenen Städte und Landstriche des Herzogthums Preußen mit Ausnahme von Pillau zurückgeliefert und dafür die von den Preußen vertragsmäßig besetzten Ortschaften in Empfang genommen, als es den vereinigten Bemühungen der Vermittler dennoch gelang, den Waffenstillstand abermals, erst auf einige Wochen und dann auf 26 Jahre bis zum 11. Juli 1661 zu verlängern. Der Abschluß dieser Verhandlungen geschah zu Stuhmsdorf, das dicht bei der Stadt Stuhm liegt. Liefland blieb in den Händen der Schweden, soweit die Gränze der Düna es bestimmte, jedoch Preußen wurde den Polen wieder eingeräumt, und Pillau gleichfalls an den Kurfürsten ausgeliefert. Indeß geschah dies erst im folgenden Jahre 1636, nachdem Georg Wilhelm eine Summe von 10,000 Thaler für die von den Schweden gemachten Befestigungen gezahlt hatte, so daß es recht sichtbar wurde, wie die Politik hier nicht mehr mit der großmüthigen Freigiebigkeit des Königs Gustav Adolf, sondern mit der berechnenden Klugheit des Reichskanzlers Oxenstirn zu verhandeln habe.

Der Kurfürst hatte unterdessen drei Regimenter zur Vertheidigung des Landes bei den Kriegsdrohungen ausgerüstet, deren Abdankung und Auslöhnung neue Verlegenheiten für die Landstände herbeiführten. Diese mehrten sich durch die Geschenke von 30,000 Gulden an den König von Polen und an die Friedensvermittler; die gewöhnlichen Einnahmen reichten lange nicht zur Bestreitung der laufenden Ausgaben, und so erschien dem Kur-

*) Freilich werden sie noch in überraschender Stärke von Danzig allein übertroffen, das seinen Aufwand und Handelsverlust in diesem Kriege allein auf 10,000,000 Gulden poln. berechnete: allerdings zugleich auch ein sicheres Document für seinen Reichthum in dieser Zeit.

*) Beide standen in ganz gleichem Alter und hatten sich in ihrer Jugend zu wiederholten Malen gesehen, woher auch jener oben berührte Antrag auf Vermählung des polnischen Fürsten mit des Kurfürsten Schwester entstanden war.

Digitized by Google

fürsten als die einzige und am wenigsten drückende Hülfe, weil sie auch zugleich vom Auslande mit getragen werden mußte, die Belastung des Handels mit den Seezöllen. Die von den Schweden in Pillau eingeführten wurden deshalb in derselben Größe beibehalten, und bald noch durch eine neue Abgabe auf den Handel, Schiffs- und Festungsgelder genannt, verstärkt. Aber die Elbinger und Braunsberger merkten bald die nachtheiligen Wirkungen davon auf ihren Handel und veranlaßten darüber heftige Klagen auf dem polnischen Reichstage: doch das ansehnliche Geschenk von 300,000 Gulden an den König von Polen ließ diese Beschwerden ungehört allmählich verstummen. Die Verhandlungen über den Pillauer Seezoll hatten aber in Wladislaw selbst die Begierde erregt, eine so bedeutende Einnahme selbst der Krone Polen anzueignen und er verlangte daher die Anlegung gleicher Seezölle in Danzig und Elbing. Jener wichtige Handelsort kaufte sich von dieser Gefahr für seinen Verkehr durch eine Summe von 800,000 Gulden los, aber zwischen dem Kurfürsten und dem König von Polen wurde, ungeachtet des ernsten deshalb von Dänemark 1637 mit Polen begonnenen Streites, ein Vergleich über die gemeinschaftliche Vertheilung der in den preußischen Häfen eingenommenen Zollgelder im November 1638 geschlossen. Vergeblich waren dagegen alle dringenden Anmahnungen der Kurfürstin Elisabeth Charlotte an ihren Gemahl, vergeblich waren bei dem polnischen Hofe die angelegentlichsten Verwendungen der drei auswärtigen Mächte, welche den Stuhmsdorfer Waffenstillstandsvertrag garantirt hatten, und eine Anlegung von neuen Zöllen gegen denselben gerichtet fanden: freilich hatte auch Graf Schwarzenberg, welcher diese Einnahme entschieden begünstigte, dieselbe unter dem vortheilhaftesten Gesichtspunkte dem Kurfürsten empfohlen. Die Bedingungen dieses Vertrags waren mehr nach dem Anscheine als in der That vortheilhaft, der Kurfürst willigte in die Anlegung der Seezölle zu Pillau und Memel ein, wenn sie zu gleichem Belange in Danzig und Elbing eingeführt sind. Die Zollbeamten sollten vom Kurfürsten angesetzt werden, der Zoll vier Procent von dem Werthe der eingegangenen Waaren betragen und die Hälfte der Einnahme an den König von Polen, die andere Hälfte an den Kurfürsten fallen. Nach Verlauf von zwei Jahren sollten der Kurfürst und der König von Polen auf's Neue sich einigen, ob dieselbe Vertheilung und Erhebungsart zu belassen oder umzuändern wäre. Die polnisch-preußischen Städte aber beharrten bei dem entschiedensten Widerspruche sowohl gegen diese Einrichtung, als die voraus angezeigte weitere Ausdehnung derselben auf ihre eigenen Häfen. Die Landstände im Herzogthum pflichteten demselben bei und konnten nicht einmal durch den Erlaß aller an den Kurfürsten schuldigen Geldsummen für diese ihnen gehässige Maaßregel gewonnen werden. Unterdessen war Georg Wilhelm mit dem Kurprinzen zu Anfang des Jahres 1639 nach Preußen gekommen und hatte bald darauf eine Zusammenkunft mit dem Könige von Polen zu Grodno veranstaltet, wo dieser ihn zu der Einwilligung zu bestimmen wußte, daß die vorgeschlagenen Seezölle zuerst in den beiden ostpreußischen Häfen erhoben werden dürften. Der offenbare Nachtheil, der dadurch sogleich sich für den Seehandel beider Plätze äußerst empfindlich zeigte, war zu wichtig für die Wohlfahrt des gesammten Landes und den lebhaften Verkehr mit den benachbarten Landschaften, als daß nicht die nachdrücklichste Widersetzlichkeit von den Landständen gegen diese Einrichtung erhoben wäre, die geradezu als ein gewaltthätiger Eingriff in die Landesprivilegien angesehen wurde. Dieser Zwist regte zugleich andere fast beseitigte Streitigkeiten auf, die Religionshändel gegen die Reformirten, die zwar während der ganzen Regierung des Kurfürsten fortgedauert hatten, aber durch die wichtigeren Angelegenheiten des Tages in den Hintergrund gedrängt waren, machten sich von Neuem gegen die Person des Kurfürsten selbst und die mit seinem Vertrauen beehrten Räthe geltend, namentlich gegen die Burggrafen von Dohna. Die widrigsten Verhandlungen erhoben sich aber zwischen den Ständen und dem Kurfürsten über jede Geldverwilligung, so sehr dieselbe auch durch den Zweck ihrer Verwendung, oder durch ihre früher herkömmliche Erhebung gerechtfertigt sein mochte. Aber der Kurfürst konnte diese Zwistigkeiten jetzt mit größerer Zuversicht, als seine Vorgänger, bestehen, da er den König von Polen auf seiner Seite hatte, der schon im März 1637 den Ungehorsam der Städte Königsberg gegen den Kurfürsten mit dem Entziehen des ihnen früher von Polen verliehenen Rechts bestrafte, Steuern zur Unterhaltung ihrer Befestigungswerke und ihrer eigenen Söldner zu erheben, und ihnen auf das strengste verbot, die Rechte des Kurfürsten zu verletzen. Im Vertrauen auf diese Hülfe löste der Kurfürst im Juni 1640 den Landtag auf, als die Mehrzahl der Stände und namentlich auch die Abgeordneten der Stände sich weigerten, vor Abstellung aller ihrer Beschwerden über die Forderungen des Kurfürsten wegen geleisteter Vorschüsse und Besoldung stehender Truppen, die nothwendig in Preußen fortan gehalten werden mußten, irgendwie Verhandlungen anzufangen. Statt daß sonst die Stände über den Landesherrn am polnischen Hofe Klage zu führen gewohnt waren, geschah jetzt das Gegentheil von dem Kurfürsten mit so nachwirkendem Erfolge, daß der im October 1640 neu zusammenberufene Landtag nicht mehr daran dachte, durch fernere Widersetzlichkeit eine noch innigere Verbindung zwischen der Krone Polen und dem Kurfürsten hervorzurufen, aus der nur neue Verluste früher erworbener Rechte gegen den Landesherren leicht folgen konnten.

Aber auch gegen die eigenen Reichsstände und die auswärtigen Mächte vertrat König Wladislaw IV. den Kurfürsten mit nachdrücklicher Sprache, wiewohl sich nicht verkennen läßt, daß er dabei zugleich sein eigenes Interesse verfocht. Christian IV. von Dänemark erhob als Zwangsmaaßregel wegen des preußischen Seezolls von allen Schiffen, die nach dem herzoglichen Preußen handelten, einen doppelten eigenen Zoll und verbot zuletzt den dänischen Schiffen allen Handel nach Ostpreußen. Auf polnische Vermittelung wurden diese Schritte der dänischen Krone theils ermäßigt, theils zurückgenommen. Auf dem polnischen Reichstage hatte der Kurfürst den Vorschlag machen lassen, gegen die Anerkennung der Zölle durch die Reichsstände alle Schuldverschreibungen an die polnische Krone, die er noch von Markgraf Georg Friedrichs Zeiten besäße, aufzugeben: aber dies wurde so wenig beachtet, dagegen die Bedrückung, die namentlich ganz Litthauen durch die preußischen Seezölle erlitt, so lebhaft empfunden, daß die Erbitterung darüber so weit ging, die Ladung des Kurfürsten als eines schuldigen Reichsvasallen vor den polnischen Reichstag zu fordern, und ihm die Verantwortung darüber aufzulegen. Aber Georg Wilhelm war durch Wladislaw geschützt, und dieser zeigte sich als ein so entschiedener Freund für die Beibehaltung der Zölle, daß er sogar, um seine Einnahme in Pillau und Memel, die unmittelbar in des Königs Chatoulle floß, nicht verringert zu erhalten, allen Handel bei der heiligen Aa verbot und die Samogitier oder Szamayten nöthigte, ihre daselbst errichteten Vorrathshäuser zu zerstören. Dies ward Veranlassung, daß dieser eigentlich so vortheilhaft gelegene Hafen, da für dessen Reinigung und Verbesserung nichts geschah, in der Folge völlig versandete und Polen dadurch zu seinem größten Nachtheile eine Verbindung mit der Ostsee verlor, deren Handelsverkehr hauptsächlich auf Memel überging.

Der Aufenthalt des Kurfürsten in Preußen wurde theils durch diese Verhandlungen verlängert, theils durch die ganz unglückliche Lage der Mark Brandenburg in diesen Jahren des dreißigjährigen Kriegs, wo sie als Tummelplatz ununterbrochen von allen Kriegsvölkern durchzogen und in grausenhafter Verwüstung ausgesogen wurde, bis an seinen Tod ausgedehnt. Noch in den letzten Monaten seiner Regierung erschien, als ein ehrenwerthes Denkmal für die Fortschritte in der gesitteteren Entwickelung des bürgerlichen Lebens, die Landordnung für das Herzogthum Preußen vom 12. April 1640, wie dies ihre Vergleichung mit den früheren des sechszehnten Jahrhunderts klar genug darlegen kann. Indem wir aber von Georg Wilhelm scheiden, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, wenn auch das Leben dieses Fürsten für ihn und sein Volk durch die Zeitumstände nur düster war und oft zur Verzweiflung fortriß, keineswegs er die Schuld davon trug: denn nur wenigen Heroen ist es vergönnt, solcher Zeit *selbst zu gebieten*.

Sein persönlicher Charakter erhielt sich aber stets rein von den ihm angeschuldigten Fehlern rücksichtsloser Willkühr, so wie er im fürstlichen Privatleben nie seine Würde vergaß. Nicht leichtsinnige Freude war es, die ihn, wie man erzählt, bei dem Becher seiner fürstlichen Tafel lange verweilen ließ. Er huldigte der Sitte seiner Zeit und seines Volks, die ihn aber durchaus nicht zum tadelnswerthen Uebermaaße verführte. Soviel zur Erklärung, daß er auf seinem Lieblingssitze in Preußen, Neuhausen bei Königsberg, das während seines Aufenthaltes im Herzogthum zum Jagdschlosse des Fürsten bestimmt war, Trinkgeschirre in Gestalt einer Muskete und eines Pulverhorns zu halten pflegte, die jeder auf das Wohl des fürstlichen Hauses in einem Zuge leeren mußte, wenn er gastlich auf dem Schlosse aufgenommen sein wollte. Diese Sitte erhielt sich bis in die Zeiten König Friedrich Wilhelms I. auf dem Schlosse zu Neuhausen, und die Trinkgeschirre selbst werden erst seit 1800 auf der königlichen Kunstkammer auf dem Schlosse zu Berlin aufbewahrt. Kurfürst Georg Wilhelm verstarb auf dem Schlosse zu Königsberg am 1. December 1640, der nach dem damals noch in der Mark Brandenburg üblichen alten Style auf den 21. November fällt: sein Körper liegt in der Fürstengruft der Domkirche daselbst bestattet.

Wie im allgemeinen Leben oft der wohlbekannte Spruch sich bewährt: wo die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten: so giebt auch das politische Leben und die Geschichte aller Zeiten und Völker davon genügende Beweise. Ein höchst bedeutsames Beispiel bietet dafür dieser Zeitpunkt aus der Geschichte des Vaterlandes dar. Brandenburg und Preußen, durch verheerende Kriege und Mangel an Eintracht zwischen Fürst und Ständen

Digitized by Google

am Rande des Verderbens, noch in geringer Achtung bei Freund und Feind, wurden damals oft arg gemißbraucht und nutzlos für fremde Staats-Interessen entkräftet. Solche unzusammenhängende erschöpfte Ländermassen zu einem in sich kräftig vereinigten Staate zu bilden, diesem ehrenvolle politische Selbstständigkeit zu erwerben in seinem Inneren aber alle Zwietracht und ständischen Zwist für immer zu zerstören, eine geordnete zweckmäßige innere Verwaltung in ihm zu gestalten und dann für denselben als schönstes Hauptziel eifrige Fürsorge für allgemeine bürgerliche Wohlfahrt, für regeren Gewerbfleiß, für freiere religiöse und geistige Bildung, für umfassende Ausführung eines gedeihlichen Volksunterrichts und demnach endlich für allseitige Entwickelung der der fürstlichen Herrschaft anvertrauten Völker aufzustellen: das ist die Gesammtaufgabe eines unschätzbaren Geistes, wie es kaum einen für jedes Jahrhundert giebt. Preußens Glück hat den seinigen schon im siebzehnten Jahrhunderte gefunden, und welche Großthaten er auch in einer segensreichen achtundvierzigjährigen Regierung rastlos ausgeführt hat, er versprach sie schon in edler Zuversicht als zwanzigjähriger Jüngling bei dem Antritte seiner Verwaltung. Ein solcher war Friedrich Wilhelm, von dem dankbaren eigenen Volke und der gesammten Mitwelt in voller Anerkennung des gebührenden Rechtes der große Kurfürst genannt.

In der Schule des Unglücks erzogen, mit den ausgezeichnetsten geistigen Talenten begabt, frühzeitig durch gediegene wissenschaftliche Bildung zur Auffassung alles Edlen und Guten empfänglich gemacht, hatte er mit angestrengtem Eifer den allgemeinen Studien auf der Universität zu Leyden sich hingegeben, und darauf im Feldlager der Oranier, unter den Augen großer Meister in der Kriegskunst und im vertrauten Umgange mit den ersten Staatsmännern seiner Zeit in Holland die Schule für den Feldherrn und den besonnenen, des eigenen Urtheils fähigen Vorstand einer gesammten Staatsverwaltung würdig durchgemacht. Doch wir wollen den jugendlichen Meister auf dem Felde der Staatskunst hier nicht weiter verfolgen, auf wie ehrenvolle und dabei behutsame Weise er der schwedischen Macht auch für seine deutschen Lande die Neutralität abgerungen und diese Stellung kräftigst zwischen Kaiser und Schweden behauptet hat, mit welcher Energie er bei den dreijährigen westphälischen Friedensverhandlungen aufgetreten ist, und endlich den Erwerb von Hinterpommern, dem Herzogthume Magdeburg und den Fürstenthümern Halberstadt und Minden davon trug. Eben so wenig ist hier der Ort, von seinen Thaten Bericht zu erstatten, die er dann erst ausgeführt, als er seinen Staaten die Souverainität erworben und diese selbst sämmtlich vereinigt zu einer europäischen Macht des zweiten Ranges erhoben hat. Wir sehen ihn auf diesen Blättern nur in den Angelegenheiten des Herzogthums Preußen beschäftigt, bis daß er dasselbe der polnischen und schwedischen Abhängigkeit entrissen hat.

Der erschöpfte Zustand des Landes machte sich dem jungen Kurfürsten gleich in den ersten Tagen seiner Regierung am fühlbarsten durch einen gänzlichen Geldmangel, so daß in den leeren Cassen nicht soviel aufgebracht werden konnte, um das Leichenbegängniß des verstorbenen Kurfürsten ehrenvoll zu bestreiten, zu welchem Behufe eine besondere Steuer von den Ständen bewilligt werden mußte. Darauf folgten die gewöhnlichen Verhandlungen mit Polen über die Belehnungsfeierlichkeit, die indeß als eine bedeutungsvolle Handlung für das Schicksal des ganzen Landes Preußen sehr ernst von der Politik Friedrich Wilhelms aufgefaßt wurde. Schon sein Vater hatte noch bei seinem Leben für Friedrich Wilhelm die Belehnung nachgesucht, aber der ihm sonst so sehr geneigte König Wladislaw hatte ihm dabei nicht willfahren. Der junge Kurfürst wollte nun durchaus nicht in alle beschränkende Bedingungen eingehen, welche seinen Vorfahren sowohl in Bezug auf die Krone Polen, als auf die eigenen Stände des Landes vorgeschrieben waren. Vernehmlich aber widersetzte er sich der ferneren Entrichtung der ganzen Hälfte des Ertrags aus den preußischen Seezöllen in Pillau und Memel. Doch mußte er bei der Unsicherheit in seinen brandenburgischen Erblanden und ohne alle Hülfe einer auch noch so kleinen ausgebildeten Kriegsmacht, vorzüglich darauf bedacht sein, in dem von dem großen Kampfschauplatze des dreißigjährigen Krieges entferntesten Lande seiner Staaten einen festen Stützpunkt für sich zu begründen. Daher entschloß er sich nach langen ihm widerstrebenden Unterhandlungen, in welchen jedoch auch König Wladislaw seine Nachgiebigkeit und freundliche Gesinnung gegen den Kurfürsten bekundete, auf folgende Punkte für die Belehnung einzugehen. Die katholische Kirche in Königsberg sollte auf Staatskosten ausgebessert, und in derselben der Gottesdienst niemals gestört werden: außerdem wurde jedem Bewohner Preußens völlig freie Ausübung des römisch-katholischen Glaubens in eigenen Capellen zugestanden. Das augsburgische Glaubensbekenntniß wurde noch für das allein herrschende im Lande erklärt, und der politischen Rechte oder Bedrückungen der Reformirten geschah gar keine Erwähnung. Die beiden Hafenplätze Pillau und Memel sollten stets in befestigtem Zustande verbleiben, und zu Befehlshabern der Besatzungen, die theilweise aus Polen bestehen sollten, nur Einheimische vom Adel ernannt werden, die jedoch eben so dem Könige von Polen, wie dem Kurfürsten durch einen Diensteid zu verpflichten wären. Der Kurfürst dürfte als Herzog von Preußen nicht ohne Bewilligung des Königs von Polen parteilos gegen die Feinde desselben sein. Das Appellations- und Indigenatsrecht behielt indeß noch namentlich für den preußischen Adel den früheren auszeichnenden Vorzug: eben so verblieb das Lehnsgeld auf die früher festgesetzte jährlich zu zahlende Summe von 30,000 Gulden festgestellt und aus den Seezöllen wurde dem Könige von Polen ein jährliches Pauschquantum von 100,000 Gulden von dem Kurfürsten bewilligt. Der Kurfürst war in den letzten Tagen des Septembers 1641 nach Warschau abgegangen, und hier erhielt er, als der letzte Fürst seines erlauchten Hauses in dieser persönlichen Erniedrigung vor einem fremden Herrscher, am 7. October die Lehnsfahne aus den Händen des Königs von Polen, mit welcher er selbst nach Königsberg noch einmal zurückkehrte. Dann erst nach länger als dreißigjährigem Aufenthalte des kurfürstlichen Hofes in Preußen ging er im Februar 1642 nach der Mark ab, wo er am 4. März seinen feierlichen Einzug in Berlin unter großem Jubel des Volkes hielt.

Die nächsten darauf folgenden Jahre war Kurfürst Friedrich Wilhelm völlig durch die deutschen Angelegenheiten beschäftigt, und erst der Versuch einer allgemeinen Religionseinigung im Lande Preußen rief seine Thätigkeit wieder entschiedener auf diesen Schauplatz hin. Wie König Wladislaw von Polen im Anfange seiner Regierung äußerst thätig in den allgemeinen nordischen Staatshändeln sich zeigte, so sehen wir ihn nach dem Stuhmsdorfer Vertage vorzugsweise auf die inneren Angelegenheiten hingewandt, und gegen das Ende seines Lebens, obgleich der funfzigjährige Fürst keineswegs an körperlicher Schwäche litt, fast ausschließlich mit Religionsangelegenheiten beschäftigt, die ihn beinahe zur Schwärmerei hinrissen. So wurde er namentlich, gleich dem deutschen Kaiser Siegismund aus dem Hause Luxemburg von dem Gedanken lebhaft ergriffen, als der Wiederhersteller einer einigen und allgemeinen christlichen Kirche in besonderem Berufe dazu erwählt, aufzutreten und dies durch die Vereinigung der Katholiken mit den Evangelisch-Lutherischen und Reformirten zu bewerkstelligen. Er bemühte sich den großen Kurfürsten für diesen Gegenstand zu gewinnen, der auch darauf einging und deshalb im Juli 1645 die nöthigen Befehle nach Königsberg erließ, um dem Könige entgegen zu kommen. Es sollte zu Thorn 1645 im August ein allgemeines Religionsgespräch für die verschiedenen Lehrer der christlichen Kirche eröffnet und daselbst auf dem Wege der Ueberzeugung die Vereinigung hervorgerufen werden. Auf Einladung des Königs von Polen und des Erzbischofs von Gnesen gingen sowohl lutherische als reformirte Theologen von Königsberg nach Thorn ab. Doch war der Erfolg dieses gut gemeinten Wunsches, wie gemeinhin der Erfolg aller großen Verhandlungen verschiedener Kirchenparteien in Versammlungen über Religionsangelegenheiten zu sein pflegt: Keiner gab nach, die gegenseitige Erbitterung mehrte sich mit jeder Sitzung, und nachdem 36 Zusammenkünfte gehalten worden, hatte man sich noch nicht einmal darüber geeinigt auf welche Art und Weise die Verhandlungen geschehen sollten. Die Theologen trennten sich mit größerer Heftigkeit am 21. November 1645, als sie zu einander gekommen waren, und als die traurigste Folge dieses verunglückten Versuchs ergab sich für unser Vaterland der verderbliche vieljährige syncretistische Streit. Dieser brach zwar erst sechszehn Jahre später 1661 aus, aber seinen Urheber hatte er in dem ersten Professor der Theologie Dr. Christian Dreyer, der schon zu Thorn als Eiferer auftrat, wohin er statt des anfänglich vom Kurfürsten gewählten stets streitfertigen theologischen Kämpfers Mielenta gesandt war, welcher 1653 eine mehr als dreißig Jahre dem Wortstreit unermüdlich gewidmete Lebenslaufbahn verließ. Nächst Dreyer hatten die jüngeren theologischen Professoren Böhm und Pouchenius die königsberger Universität zu Thorn vertreten, waren aber dort zu spät angekommen und hatten fast gar keine Gelegenheit gefunden, auf die Verhandlungen einzuwirken: aber zur stärkeren Steigerung dieses Streites trugen sie durch ihre beharrliche Hartnäckigkeit bei.

Wladislaw's Tod am 10. Mai 1648 gab dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, dessen liebenswürdige Persönlichkeit ihm einen starken Anhang unter den polnischen Großen erworben hatte, selbst die Aussicht den polnischen Thron zu besteigen und sein eigener Oberlehnsherr zu werden. Aber da mit der polnischen Krone unweigerlich die Annahme des römisch-katholischen Glaubens verknüpft war, so verpflichtete den Kurfürsten schon seine ernste Anhänglichkeit für den Lehrbegriff der Reformirten das Königreich Polen auszuschlagen, abgesehen davon, daß ihm die Vereinigung Polens mit seinen Erbstaaten höchst gefährlich für die letzteren erschien. Wahrscheinlich schon deshalb war er so

entschieden in seinem ablehnenden Entschlusse und beharrte bei demselben eben so fest, wie sechs Jahre vorher in Bezug auf die Krone Schweden, wo das Anerbieten dieses wichtigen Königreiches mit der Hand der Königin Christina ihm unbedeutender erschien, als die Verzichtung auf ein erworbenes Erbland, auf Pommern, das aber in dem Falle des Absterbens von Friedrich Wilhelm ohne Descendenten bei Schweden verbleiben sollte. Der Kurfürst gebrauchte inzwischen bei dieser neuen polnischen Königswahl seinen in diesem Reiche erlangten Einfluß, um dem älteren Bruder des verstorbenen Königs, dem Cardinal Johann Casimir, das Uebergewicht über dessen jüngeren Bruder Carl Ferdinand zu verschaffen, wodurch auch derselbe am 17. November 1648 zum König von Polen erwählt wurde. Dieser sehr schwache, aber gutmüthige Fürst, durch Herrschbegierde gereizt nach allen Vergrößerungsplänen zu greifen, durch Natur und Charakter aber durchaus nicht geeignet, das ihm im Besitz zu Theil gewordene Eigenthum würdig zu vertheidigen, hatte schon vor der Wahl in einem Vertrage gegen den Kurfürsten sich verpflichtet, daß fernerhin weder von ihm selbst jemals mehr, noch von irgend einem seiner Nachfolger in Person der Krone Polen die Lehnshuldigung geleistet werden dürfte, daß die polnischen Mannschaften bei den Besatzungen in Pillau und Memel vermindert werden, und alle Anhänger des evangelischen Glaubens im königlichen Preußen den Schutz der Krone genießen sollten. Zur Krönung des Königs Johann Casimir am 17. Januar 1649 erschienen nur preußische Gesandte untergeordneteren Ranges, deren Haupt der Landrath von Schacken Wolf von Kreytzen war. Diese hatten auch den Auftrag, die Belehnung für den Kurfürsten anzunehmen. Demnach erfolgte die letzte feierliche Lehnshandlung für Preußen — da für die wenigen Monate der Lehnsverbindlichkeit gegen Schweden im Jahr 1656 eine solche nicht statt fand — am 15. Februar 1649. Ihr verbindliches Zeichen, die Lehnsfahne, welche Kreytzen mit den verschlungenen Anfangsbuchstaben beider Fürsten J. C. F. aus den Händen des polnischen Königs als das letzte Denkmal politischer Abhängigkeit empfing, ist auch zugleich das einzige, das sich noch bis auf unsere Zeiten erhalten hat und auf dem geheimen Archive zu Königsberg aufbewahrt ist. Die Belehnungskosten, welche die Gesandten berechneten, betrugen gegen 200,000 Gulden poln., von denen allein dem Könige ein Geschenk von 90,000 Gulden gemacht worden war. Schon diese außerordentlichen Ausgaben, die für das kleine geldarme Herzogthum so oft erneuert werden mußten, reizten als ein schmerzhafter Stachel, die Unabhängigkeit von dem geldsüchtigen und dabei in seinen inneren Verhältnissen jetzt schon in ewige Anarchie zerfallenen Gegner endlich zu erringen, da seine Habsucht und Herrschgier zunahm, während seine Macht in sich versank.

Doch die Zeit war bereits gekommen, in welcher von Preußen aus abermals ein kräftiger deutscher Staat, wie im Mittelalter der deutsche Ordensstaat, als ein mächtiges Beispiel durch geistige und politische Entfesselung seines Volkes für die Nachbarstaaten von unnennbarer Einwirkung auftreten sollte. Alles war vorbereitet, der Kurfürst seit dem westphälischen Frieden in hoher Achtung, die erste Bildung des preußischen Heeres, des mächtigsten Hebels für die Größe dieses Staates, war vollendet, die früher so zerrütteten Finanzen einigermaßen in Ordnung gebracht und mit weiser Sparsamkeit verwaltet, ohne dabei jedoch jemals die höheren Zwecke des menschlichen Lebens außer Acht zu lassen, die sehr häufig mit wahrhaft fürstlicher Freigiebigkeit von Friedrich Wilhelm dem Großen unterstützt wurden. Es fehlte nur die Veranlassung zur Abschüttelung des Lehnzwangs, und diese gab die eitle Herrschsucht des Königs Johann Casimir.

Als Fürst des Hauses Wasa, als Sohn eines Königs von Schweden, da Siegismund III. anfänglich die Kronen von Schweden und Polen noch zusammen auf seinem Haupte getragen hatte, konnte er es nicht erdulden, daß jetzt ein Weib, der letzte Sproß der jüngeren Linie Wasa, die Königin Christina, statt Seiner auf dem schwedischen Throne sitzen sollte. Daher befürchtete man schon 1650 den Wiederausbruch eines Krieges zwischen Polen und Schweden, weshalb der Kurfürst Pillau und Memel verstärkte. Johann Casimir hatte deshalb auch allen in den Jahren 1651—53 von den Schweden häufig wiederholten Anträgen, den Stuhmsdorfer Waffenstillstand in einen förmlichen Frieden zu verwandeln, auf das Nachdrücklichste sich entgegengestellt, und eben so das Anerbieten einer Geldentschädigung für seine Ansprüche auf Schweden ausgeschlagen. Bald darauf legte die Königin Christina am 16. Juni 1654 die Regierung von Schweden zu Gunsten ihres Vetters, des Pfalzgrafen Carl Gustav von Zweibrücken, nieder, der als Carl X. diesen Thron bestieg. Dies reizte die Ohnmacht des Königs von Polen von Neuem auf, der zwar gegen Rußland und gegen abtrünnige Kosacken das vormalige gebietende Ansehen seines Reiches nicht mehr zu erhalten verstand, aber doch den ehrgeizigen Trieb nicht ersticken konnte, durch Versagung der königlichen Ehren, durch einen feierlichen Protest in einer eigenen Gesandtschaft und durch abermalige Erneuerung seiner eigenen Ansprüche auf den schwedischen Thron zum verderblichen Kampf anzureizen. Carl X., der alle Verlegenheiten und Schwächen seines Gegners kannte, der sich daran erinnerte, daß eine sehr große Partei der polnischen Großen stark der Anerkennung Johann Casimirs als König widerstrebt hatte und daß diese jetzt noch viel ungünstiger bei der geoffenbarten Regierungsunfähigkeit des Königs für denselben gestimmt war, verschob durchaus nicht einen Augenblick seinen Entschluß, den nunmehr zwanzig Jahre lang zwischen Schweden und Polen bestehenden Stuhmsdorfer Waffenstillstand zu brechen, da derselbe erst in einem Zeitraume von sechs Jahren ablief. Daß dieser Kampf einem durch muthige Thatkraft angespornten Fürsten, der schon als Krieger durch seine glücklichen Unternehmungen in Deutschland einen ausgezeichneten Ruf genoß, ein ruhmvolles Feld für große Thaten und höchst wahrscheinlich auch eine bedeutsame Vergrößerung des Staates eröffnen mußte, schien ein unvermeidliches Ergebniß zu sein. Er bemühte sich aber in dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen achtbaren Bundesgenossen zu erwerben, der als helfender Freund viel glänzendere Resultate hervorrufen mußte, in zweideutiger Neutralität aber, oder gar in feindlichem Entgegenstehen die ganze Unternehmung in ihrem Erfolg ungewiß machen könnte. Er verlangte von demselben, gleichwie Gustav Adolf diese Forderung an das Herzogthum Preußen gestellt hatte, die Uebergabe des Forts und der Hafenplätze Memel und Pillau, um hier gelandet sogleich auf den Kern der polnischen Macht, gegen Warschau und Krakau vorzudringen. Ein gefährlicher Augenblick für Preußen: Verbindung mit Schweden machte allerdings den Sieg über Polen fast zweifellos, aber sie zeigte zugleich die eigene größere Gefahr, zum Tausch des von den Schweden längst gewünschten Hinterpommerns, vielleicht sogar des Herzogthums Preußen gegen ein Stück von Polen gezwungen zu werden, damit die schöne Aussicht für Carl X. in Erfüllung ginge, alle Ostseeländer von Mecklenburg bis Ingermannland, Finnland und Schweden, im Umkreise in ein Reich zu vereinigen, und dadurch diesen Staat unbedingt zur ersten Macht des Nordens für immer aufzustellen. Eine Verbindung mit Polen gab dagegen Preußen zum Kriegsschauplatz hin, entfernte nicht die Gefahr den Schweden zu erliegen, und zeigte als ein nicht unwahrscheinliches Schlußergebniß, daß Polen seine Niederlage auf Kosten seines Lehnsträgers büßen würde. Unter so dringenden Umständen nahm Kurfürst Friedrich Wilhelm für sich die Rechte eines europäischen Staates in Anspruch, und suchte Sicherheit und Gewährleistung seiner Staaten in Bündnissen mit den mächtigsten Staaten Europa's zu erlangen. Mit den Niederlanden, mit dem Protector Olivier Cromwell von England, mit Kaiser Ferdinand III. und mit Frankreich schloß er 1655 Verträge, deren ehrenvolle Bedingungen bewähren, in welchem Ansehen schon damals die Persönlichkeit des großen Kurfürsten stand, und welche Erwartungen man von seinem Mitwirken als Bundesgenossen sich versprach.

Polen selbst wurde von dem Kurfürsten vor dem nahen Wiederausbruche des Kriegs mit Schweden gewarnt, faßte jetzt aber zu spät den Entschluß, unter Vermittelung fremder Gesandten darauf einzugehen, was gleich bewilligt den Waffenstillstand unfehlbar erhalten haben würde. In Preußen traf Friedrich Wilhelm nach den damaligen Kräften des Landes seine Vertheidigungsanstalten. Seinem ersten Geheimenrath, dem Generallieutenant Graf Georg Friedrich von Waldeck, trug er als Statthalter die Beschirmung des ganzen Herzogthums auf. Die Landmiliz der Wybranzen wurde sofort aufgeboten und sollte in dem ersten Monate mit allen nöthigen Bedürfnissen von den Ihrigen, sodann auf allemeine Kosten des Landes verpflegt werden. Diese Wybranzen wurden in besonderen Abtheilungen einzelnen Kriegsobersten untergeordnet, die sie in dem Waffendienst üben mußten. Um die nöthigen Mannschaften herbeizuschaffen, sollte auf dem platten Lande von 20 Hufen ein Mann, und in den Städten von 10 ganzen Häusern, oder 20 halben Häusern (von geringerer Tiefe), oder endlich von 40 Viertelhäusern oder Buden gleichfalls ein Mann gestellt werden. Unterdessen kam der Kurfürst selbst mit 8000 Mann brandenburgischer und Pommerscher Kriegsvölker nach Preußen, fand aber hier nicht einmal so viel Vorrath an Lebensmitteln und Geld in den herrschaftlichen Cassen, um sein kleines Heer einen einzigen Monat lang unterhalten zu können: er mußte sich daher aus dieser Verlegenheit durch eine Zwangsanleihe von 100,000 Thalern bei der Stadt Königsberg befreien. In den auswärtigen und inneren Verhältnissen nach den damaligen Umständen möglichst kräftig geschützt, konnte Friedrich Wilhelm in seinem edlen Sinne, in seiner Selbstvertrauen einflößenden Zuversicht, auch zum ersten Male als Landesfürst hier in Preußen, auf die eigene Vertheidigung des Landes durch seine Bewohner mitrechnen. Und er hat sich nicht getäuscht! Der vaterländische Sinn des gesammten Volks wurde damals zuerst geweckt, und wenn derselbe auch noch nicht gleich bis zur alles vergessenden heiligen Kraft der Selbstaufopferung sich erhob,

Digitized by Google

und die Stände sogar wegen Bewahrung ihrer Rechte die Masse des Volks zurückhielten, so hat er mindestens durch eine aufrichtige Unterstützung eine wesentliche Hülfe dem Kurfürsten dargereicht. —

Inzwischen war Carl X. in Polen im Sommer 1655 eingebrochen, und hatte fast ohne Schwertstreich sich die Woiwodschaften Posen und Kalisch unterworfen, darauf Warschau erobert und ein polnisches Heer am 6. September bei Ozarnova am Flusse Donicz geschlagen. Gleichzeitig war ein zweites schwedisches Heer unter dem Feldherrn Wittenberg ohne Anfrage bei dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Pommern aus durch die Neumark in Polen eingerückt, und hatte hier ebenfalls so glänzende Fortschritte, als die Schweden unter der persönlichen Anführung des Königs Carl X. gemacht, so daß es bereits im November in der Nähe von Krakau stand. Preußen war noch von den Schweden im königlichen und kurfürstlichen Antheile unberührt geblieben. Da ging Friedrich Wilhelm selbst nach dem polnischen Preußen, und schloß hier mit den Landständen durch den Grafen Fabian von Dohna und den Geheimenrath Friedrich von Jena am 12. November 1655, ohne die Krone von Polen, ein gemeinschaftliches Vertheidigungsbündniß, nach welchem der Kurfürst eine Unterstützung von 4000 Mann versprach, und zur Abwehr jedes Angriffs die Städte Braunsberg, Marienburg, Dirschau, Schlochau, Strasburg, Neuburg und Graudenz besetzte, und dafür den Ersatz der Unterhaltungskosten für die hierauf verwandten Truppen zugesichert erhielt. Doch die größeren westpreußischen Städte Danzig, Elbing und Thorn verweigerten, ungeachtet der dringenden Ermahnung ihres eigenen Königs Johann Casimir, dem der Kurfürst jetzt als der einzige Retter in der Noth erschien, ihre thätige Theilnahme an diesem Bündnisse. Johann Casimir, so verzagt in der Schwäche, wie übermüthig in den Tagen des von ihm selbst nicht einmal errungenen Siegs, versprach schon in dieser Zeit dem Kurfürsten, Preußen als ein souveraines Herzogthum zu überlassen, demselben seine Ansprüche auf die Krone Schweden abzutreten, die freilich werthlos genug geworden, und ihm sogar das damals von den Schweden schon gänzlich eroberte Liefland als Lehn der Krone Polen zu geben, wenn Friedrich Wilhelm ihn kräftigst unterstützen würde. Freilich hatte er selbst in seinem Reiche keinen einzigen festen Platz mehr zu behaupten vermocht, Krakau war gleichfalls übergegangen, Johann Casimir nach Oppeln in Schlesien geflüchtet, und in drei Monaten fast in ganz Polen die schwedische Hoheit anerkannt. Friedrich Wilhelm blieb jetzt auf sich allein beschränkt; der König von Schweden dagegen, durch des Kurfürsten Bündniß mit den westpreußischen Ständen verletzt, gedachte nun mit der Eroberung Preußens seinen Sieg über Polen zu vollenden. Während er selbst ohne großen Widerstand Thorn, Strasburg, Graudenz und Elbing einnahm, Danzig zur See durch seine Flotte sperrte, war ein drittes schwedisches Heer unter dem General Graf Magnus de la Gardie aus Litthauen in das Herzogthum Preußen eingerückt. Zwischen zwei Heeren eingeengt, gegen die vereinte schwedische Macht allein gestellt, sah sich Kurfürst Friedrich Wilhelm, als die Schweden nicht mehr fern von Königsberg standen, am 17. Januar 1656 zum Abschluß des Vertrages zu Königsberg genöthigt. Doch auch dieser erzwungene Vertrag zeigt durch seine vortheilhaften Bedingungen, welchen Werth Carl X. auf ein günstiges Vernehmen mit dem Kurfürsten setzte. Das Herzogthum Preußen wurde schwedisches Lehn, aber durch das gesammte Bisthum Ermland verstärkt, das jedoch nur auf die männlichen Nachkommen des Kurfürsten vererben und dann an Schweden zurückfallen sollte. Die Neutralität wurde dem Kurfürsten für die Dauer dieses Krieges zugestanden, aber bald, da Friedrich Wilhelm bei so großen Unternehmungen in der engsten Nähe seiner Staaten nicht lange thatenloser Zuschauer bleiben konnte, durch den Vertrag zu Marienburg am 15. Juni 1656, in lebhafte Theilnahme an den Kriegsunternehmungen verwandelt. Dieser Vergleich ist als der erste Entwurf eines Theilungsvertrages über das Königreich Polen zu betrachten. Nach demselben sollte der Kurfürst mit 6000 Mann den König von Schweden in allen Theilen des polnischen Reichs unterstützen, nur nicht in Litthauen gegen Rußland, und eben so wenig gegen den Herzog von Kurland, welcher der Schwager des Kurfürsten war, und dafür dereinst nach erfolgtem Frieden die Woiwodschaften Kalisch, Posen, Lencie, Sieradz und den Bezirk Bielun erhalten, und mit seinen übrigen Staaten vereinigen, also beinahe denselben Antheil von Polen erwerben, den heute das Großherzogthum Posen bildet, nur noch in einem größeren Umfange nach Osten zu.

Dieser Vertrag reizte inzwischen auf gleich empfindliche Weise sowohl den König Johann Casimir, der, in seinem Reiche selbst machtlos, doch den für Treubruch gescholtenen Abfall des Kurfürsten auf das Aeußerste zu rächen drohte, als auch die Stände des Herzogthums Preußen, welche jede Aussicht auf Erweiterung der Macht ihres Landesherrn mit nicht zurückgehaltenem Groll ansahen, da ihr eigenes verkanntes Interesse die Abhängigkeit des Fürsten von einer andern höher gestellten Macht willkommen hieß. Außerdem waren sie durch den Vertrag, der als ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zwischen Schweden und dem Kurfürsten gelten sollte, in einen langwierigen Krieg hineingezogen, die Kriegsmacht mußte in Preußen vermehrt werden, dabei war eine Erhöhung der bestehenden Abgaben unvermeidlich: sie fühlten sich also in der eigenthümlichen Verlegenheit, mittelbar durch größere Erweiterung der Macht und der Rechte des Kurfürsten zu ihrer eigenen Beschränkung beizutragen. Daher verweigerten die Landstände auf dem gerade versammelten Landtage in stark überwiegender Mehrzahl jede neue Vermehrung der Accise und Hufensteuer, und wurden hiezu im Namen des Königs Johann Casimir von dem polnischen Obristen Maydel sogar aufgefordert. Doch Friedrich Wilhelm ließ sich durch solche Drohungen von dem Durchführen seiner Pläne nicht zurückschrecken, wenn er diese einmal für angemessen zur Festhaltung seines politischen Standpunktes, und zur Ausführung seiner Zwecke in der Verwaltung seines Staates erachtete: er wies daher die Stände in dem Landtagsabschiede vom 4. Juli 1656 mit unumwundener Offenheit darauf hin, daß sie, da er einmal mit ihrer Zustimmung und sogar auf ihr dringendes Anrathen den Frieden mit Schweden geschlossen habe, nun auch die Folgen davon tragen müßten. Jedoch gab er denselben die ernste Versicherung, daß die Lage des Landes während des Krieges, und die Steigerung ihrer Beisteuern in demselben durchaus keinen Eintrag auf ihre Rechte für die Zukunft haben sollten. In frommer Gesinnung fügte er am Schlusse des Abschiedes hinzu, daß durch monatliche Bußübungen und Fasttage Gottes Allmacht der gemeinsamen Sache des Vaterlandes zugewandt werden solle, und gebot sogar, die Uebertreter derselben zu bestrafen.

Gleich nach dem Marienburger Vertrage hatte sich das preußisch-brandenburgische Heer mit dem schwedischen vereinigt, da schon im Winter der König Johann Casimir aus Schlesien nach Polen zurückgekehrt war, bald einige Truppen gesammelt und die mit den Schweden schon längst wieder zerfallenen polnischen Großen für sich gewonnen hatte, um durch diese die Woiwodschaften und das Kronheer zum allgemeinen Aufstande gegen Carl X. auf einmal zu erheben. Dies gelang völlig, der König von Schweden mußte rasch im Februar 1656 nach Polen abgehen, und wurde auch durch seine persönliche Anwesenheit im Allgemeinen das Waffenglück für Schweden aufrecht erhalten, so wurde doch der Kampf mit sehr abwechselnden Erfolge geführt, und die Stimmung des gesammten polnischen Volks war für Carl X. entschieden verloren gegangen. Warschau war wieder in die Hände der Polen gefallen; in der Nähe dieser Stadt sollte die Vereinigung des Königs von Schweden mit dem Kurfürsten vor sich gehen, um dann gemeinschaftlich die Kriegsunternehmungen weiter fortzusetzen. Der polnische Kron-Unterfeldherr Johann Gonsiewsky bemühte sich die Vereinigung beider Heere zu verhindern, aber sie kam dennoch, nach raschem Zurückdrängen Gonsiewsky's durch Carl X., am 15. Juli zu Stande, worauf beide Heere vereinigt bei Warschau zusammen 16,000 Mann zählten, während ihnen 40,000 Polen und Tataren gegenüber standen. Der französische Gesandte bot seine Vermittelung an für einen Frieden oder Waffenstillstand vor der Schlacht, wurde aber schnöde von Johann Casimir zurück gewiesen, der in dem stolzesten Vertrauen auf seine Uebermacht die Schweden den Tataren zum Frühstück vorwerfen wollte, dem großen Kurfürsten aber einen Ort anzuweisen sich vermaß, wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen sollten. Aber im Rathe des Schicksals war ein anderes Loos bestimmt. Nach einem dreitägigen Kampfe (18—20. Juli 1656) auf denselben Feldern bei Warschau, die auch in dem letzten Kriege zwischen Polen und Rußland wieder eine welthistorische Wichtigkeit erlangt haben, gewann das kräftig unterstützte Talent einen glänzenden Sieg über die schlecht geleitete Uebermacht, wenn gleich von beiden Seiten mit außerordentlicher Tapferkeit, und zuletzt sogar mit äußerster Erbitterung gefochten wurde. Die Fürsten führten persönlich den Oberbefehl, dem Könige von Polen standen die Krongroßfeldherren von Polen und Litthauen zur Seite, die überlegne Zahl und der günstige Boden stritten zu Gunsten der Polen, gut bedientes Geschütz, höhere Kriegskunst und die strengste Mannezucht unter den Truppen gaben den Verbündeten das Uebergewicht. Diese konnten allerdings auch nur in einem Siege ihre Rettung hoffen, da nach dem Verluste einer Schlacht die Uebriggebliebenen bei ihrer geringen Zahl unfehlbar die Beute des erbitterten Landvolks auf dem langen Rückzuge geworden wären. Am dritten Tage wurde endlich der Sieg durch einen Angriff der preußischen Reiterei, unter persönlicher Leitung des Kurfürsten und des Generals Otto Christoph von Sparre entschieden, dem das Jahr darauf die Ehre des ersten preußischen Feldmarschallstabs aus den Händen seines souverainen Fürsten zu Theil wurde. Den brandenburgisch-preußischen Truppen wurde selbst vom Schwedenkönige die Ehre des Tages zuerkannt, sie ward unter dem Loosungsworte er-

Digitized by Google

rungen, das fortan bei den Preußen in allen Tagen der Gefahr des Volkes Treue mit dem edlen Willen seines Fürsten innigst verknüpfen sollte: Gott mit uns! riefen die ihres Führers schon gewohnten Brandenburger, Gott mit uns war das Feldgeschrei der im Lande Preußen neu geworbenen Schaaren, die in Ermangelung gleichförmig bestimmter Kleidungsstücke nur durch ein Bändel Stroh auf ihrem Hute als Truppen des Kurfürsten sich geltend machten, während die regelmäßigen des sicheren Führers lang gewohnten Krieger ihr einfaches Feldzeichen zum ersten Male mit einem welthistorischen Siege schmückten, durch den Preußens selbstständige Macht im raschen Fluge entwickelt werden sollte.

Trat Friedrich Wilhelm der Große durch diesen ehrenvollen Tag in die Reihe der ausgezeichneten europäischen Feldherren, so war derselbe nicht minder einflußreich für die ganze spätere Entwickelung des preußischen Staates. Die Polen hatten den größten Theil ihres Geschützes verloren, und waren haltungslos in der Richtung auf Lublin entflohen: so schwach die Sieger waren, so konnte doch eine eilige Verfolgung wieder ganz Polen in ihre Hände geben, Carl X. zum alleinigen Entscheider in den Angelegenheiten des Nordens machen, und dabei doch das Herzogthum Preußen den größten Gefahren von Seiten Litthauens aussetzen. Der Kurfürst wollte aber weder durch zu thätige Unterstützung Schwedens von diesem allein sich abhängig machen, noch das eigene Land zu Gunsten eines übermächtigen Nebenbuhlers verderblichen Gefahren aussetzen. Er trennte sich daher von dem schwedischen Heere und näherte sich der preußischen Gränze. Und in der That war auch bereits ein hartes Verderben über Preußen gekommen. Der litthauische Unterfeldherr Gonsiewsky, ein Mann von vielfacher Kriegserfahrung, hatte ein Heer von 20,000 Mann, zum größten Theile Tataren gesammelt, mit welchem er so rasch an die preußische Gränze rückte, daß die schwedischen Generale Steinbock und Graf de la Gardie weder Zeit gehabt hatten, ihn von Preußen zurückzuschlagen, noch mit den an der Südostgränze Preußens aufgestellten preußischen Truppen sich zu vereinigen. Diese standen, etwa 10,000 Mann stark, zum großen Theil wenig in Waffen geübtes Landvolk, verbunden mit einer Schaar Schweden unter dem General Niedershielm, unter den Generalen Graf von Waldeck und Fürst von Radziwil *) bei dem Dorfe Prosken am Flusse Lyck im Hauptamte Lyck, unfern der polnischen Gränze, hatten aber fast gar kein Geschütz bei sich. Sie wurden am 8. October 1656 von Gonsiewsky überfallen und erlitten eine völlige Niederlage, so daß kaum 2000 Mann durch die Flucht entkamen, die übrigen niedergemacht oder gefangen wurden, und das gesammte südliche Herzogthum Preußen wehrlos den Polen und Tataren für einige Tage preisgegeben war, bis das siegreiche Gefecht des Generals Steinbock bei Philippowo an der polnischen Gränze über die geordneten Schaaren des Gonsiewsky am 12. October, auch die einzelnen, weit umherstreifenden Tatarenhaufen zum schleunigen Rückzuge zwang. In wie kurzer Zeit aber auch die schreckliche Verheerung dieses Tatareneinfalls ausgeübt wurde, so gräßlich erscheint ihr Schlußergebniß. Dreizehn Städte, 249 Flecken, Dörfer und einzeln stehende Höfe nebst 37 Kirchen wurden niedergebrannt, das meiste Rindvieh, Pferde, Schweine und Schafe wurden mitgenommen oder vernichtet, 23,000 Menschen wurden erschlagen, und 34,000 Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechts in die Sclaverei fortgeschleppt. Mit Fesseln, Stricken und Pferdezäumen zusammengekoppelt und an den Pferden angebunden, Tag und Nacht hindurch wurden diese unglücklichen Opfer ohne gehörige Nahrung, Bekleidung und Erholung fortgetrieben. Den ermüdeten Müttern wurden ihre Säuglinge entrissen und vor ihren Augen zerschmettert, Greise und erschöpfte Kinder wurden niedergestoßen, um nicht an dem schnellen Fortzuge gehindert zu werden. Viele ertranken beim Uebersetzen der Flüsse, und noch mehrere erlagen dem Hunger, der Kälte und dem Mangel an allen gewohnten Bequemlichkeiten des Lebens: der Rest wurde in Caffa und andern Handelsplätzen der Halbinsel Krimm auf offenem Markte verkauft. Nach dieser fürchterlichen Verwüstung, in der zugleich so viele Massen von Lebensmitteln nutzlos zerstört waren, brachte die darauf folgende allgemeine Hungersnoth im Lande wieder ihre gewöhnlichen Uebel mit sich, ansteckende Krankheiten unter Vieh und Menschen, so daß in den nächsten Monaten gegen 80,000 Menschen in Preußen als Opfer der Pest gezählt wurden, und die Pferde in manchen Aemtern, wie z. B. in Johannisburg ganz ausgestorben sein sollen. Aecker konnten nicht bestellt, Dörfer nicht wieder aufgebaut werden. Da war es denn kein Wunder, daß ganze Dörfer abermals für immer aus der Reihe bewohnbarer Ortschaften verschwanden, und auf ihren einst urbaren Feldern wildes Gesträuch allmählig zu einem Walde emporwuchs.

Inzwischen konnte Friedrich Wilhelm, nach so großem Verluste in seiner Parteinahme zwischen Johann Casimir und Carl X. schwankend werden und den neuen Einflüsterungen polnischer Unterhändler Gehör geben. Um nun einen so geachteten Fürsten bei dem großen Bunde, der sich gegen Carl X. unter den nordischen und westeuropäischen Staaten aufthürmte, nicht auch in die Zahl seiner Gegner übertreten zu sehen, sondern ihn vielmehr durch ein noch innigeres und vortheilhafteres Band an das Interesse Schwedens zu knüpfen, schloß Carl X. mit Friedrich Wilhelm am 30. October (10. November) 1656 einen neuen Vertrag zu Labiau, nach welchem unser Landesherr für Preußen die Souverainität erlangte, und mit demselben Rechte auch das Bisthum Ermland gewann. Erst nach dem Aussterben der männlichen Linie der souverainen Herzoge sollte Preußen an Schweden zurückfallen, doch den übrigen Markgrafen von Brandenburg in Franken das Recht vorbehalten sein, welches sie früher bei der polnischen Belehnung gehabt hatten. Die weiblichen Nachkommen dagegen sollten in diesem Falle durch die Summe von 300,000 Rthlrn. entschädigt werden. In geheimen Artikeln wurde ausgemacht, daß an Schweden im dereinstigen Friedensschlusse mit Polen Westpreußen, Pomerellen, Szamayten, Semgallen, Curland und Liefland fallen sollten; doch von Curland nur der polnische Antheil, ohne Beeinträchtigung des Herzogs von Curland, wie der Kurfürst es ausdrücklich für seinen Schwager ausmachte. Dagegen verpflichtete sich Schweden dafür zu sorgen, daß der Kurfürst den im Marienburger Vertrage ihm bestimmten Antheil von Polen erhalten sollte, doch müßte er auch nachgeben, wenn Polen diese Länder gar nicht, oder nur zum Theile abtreten wollte. Die gegenseitige Hülfe wurde auf 2500 Mann Fußvolk und 1500 Reiter bestimmt, doch war Brandenburg-Preußen dieselbe zu stellen nur dann verpflichtet, wenn Schweden in Westpreußen, Pomerellen oder Szamayten angegriffen würde. In Bezug auf die Seezölle in Preußen war der souveraine Herzog unbeschränkt, doch mußte er ein für allemal die Summe von 120,000 Thaler an Schweden zahlen und versprechen, den Zoll für die nach Elbing gehenden Güter und Schiffe in Pillau niemals zu erhöhen.

Preußens Souverainität war aber dann erst außer allen Zweifel gestellt, wenn derjenige Staat, zu welchem das Herzogthum früher als Lehn gehört hatte, die Anerkennung dieses selbstständigen politischen Zustandes öffentlich ausgesprochen, und die Mehrzahl der wichtigeren europäischen Staaten durch Beitritt zu derselben das souveraine Preußen in ihre Mitte aufgenommen hatten. Indessen hatte das zu stark drohende Uebergewicht der Schweden an der Ostsee bereits die beiden vorzüglich auf derselben betheiligten Handelsstaaten Holland und Dänemark bestimmt, sich gegen Carl X. zu erklären, während der Kaiser Ferdinand III. die Russen nicht nur zu einem Waffenstillstande mit Polen, sondern auch zum unmittelbaren Angriff der Schweden in Liefland, Ingermannland und Karelen bewogen hatte. Dadurch war Johann Casimir von neuem ermuthigt, mit einem beträchtlichen Heere selbst nach Westpreußen aufgebrochen, hatte Conitz eingenommen und ein Lager vor Danzig bezogen. Hier wurde zwar Johann Casimir von den Schweden geschlagen, doch verwehrte er denselben alle ferneren Unternehmungen gegen die mächtige Stadt, und der Schwedenkönig mußte sich begnügen, mittelbar vermöge einer Durchstechung der Weichseldämme und Ueberschwemmung des Werders, seine Rache an dieser Stadt auszuüben. Doch mitten unter diesen Unternehmungen 1657 wurde Carl X. durch den Angriff der Dänen auf das schwedische Fürstenthum Bremen nach Deutschland hingezogen, während eine holländische Flotte unter dem berühmten Admiral Tromp vor dem Hafen von Danzig sich zeigte, um diesen für die Polen sicher zu stellen und allen nur möglichen Abbruch den schwedischen Schiffen auf der Ostsee zu thun. Da fühlte der große Kurfürst, daß es an der Zeit wäre, von dem Bündnisse mit dem in zu tollkühne Unternehmungen sich stürzenden Könige Carl X. sich loszusagen, und Polens Anerkennung seiner Souverainität auf anderem Wege zu erwerben. Aber eine Annäherung zwischen Polen und Preußen wurde dadurch gehindert, daß weder der König noch die Reichsstände von Polen ihre alten Rechte auf das Herzogthum Preußen aufgeben wollten, und dafür dem Kurfürsten ihre Beihülfe zur Eroberung von Schwedisch-Pommern als Ersatz für die Entsagung auf die Souverainität Preußens anboten. Friedrich Wilhelm beharrte aber jetzt fest dabei, daß er ohne die einmal

*) Boguslaw Fürst von Radziwil, der nachmalige Statthalter des Landes Preußen, hat sich um dieses Land, sowohl durch seine zwölfjährige Verwaltung, (1657–1669), als durch seine Stiftungen für Universität und Schulen, ein bleibendes Andenken erworben. Er gehört dem reformirten Zweige dieser Familie an, welchen Fürst Christoph von Radziwil stiftete, der 1604 zu Wilna verstarb. Dieser hatte zwei Söhne, Janisch und Christoph, von denen der letztere zu Heidelberg studierte. Sie beide waren reformirter Confession und unterstützten die Protestanten in Polen und Litthauen reichlich. Fürst Janisch erwarb durch seine Gemahlin Sophia, die Erbtochter der Herrschaft Sluczk, die aber 1611 verstarb, sehr große Reichthümer. In zweiter Ehe vermählte er sich 1613 mit Sophie Elisabeth, Markgräfin von Brandenburg, Tochter des Kurfürsten Johann Georg, aus welcher Ehe Fürst Boguslaw entsproß (1. Mai 1620).

Digitized by Google

erlangte Souverainität in Preußen nicht bestehen könnte. Um ihn rascher zum Ziele zu führen, traf es sich, daß das Interesse des Kaisers von Oestreich, welches in Polen und namentlich bei dem Könige Johann Casimir viel galt, indem beide Mächte nach dem gleichen politischen Zielpunkte, nach der Erniedrigung der schwedischen Macht strebten, jetzt, nach dem westphälischen Frieden geradezu verlangte, daß eine deutsche Mittelmacht von einiger Bedeutung die Schweden an der Ostsee, und namentlich zwischen der Weichsel und der Weser, beschränkte und dadurch ihrer weiteren Ausbreitung in Deutschland sich entgegenstellte. Daher brachte der kaiserliche Gesandte am polnischen Hofe, als Vermittler zwischen dem Kurfürsten und Polen, nach nicht sehr anstrengenden Verhandlungen es dahin, daß der schwankende König Johann Casimir in dem Vertrage zu Wehlau, am 19. September 1657 Preußens Souverainität zugestand, indem er das Bisthum Ermland von dem Kurfürsten zurück erhielt und wenige Monate darauf in der Uebereinkunft zu Bromberg oder Bydgost, am 6. November 1657, den Kurfürsten sogar zur thätigeren Hülfe sich verpflichtete, indem er die Herrschaften Lauenburg und Bütow ihm als polnisches Lehn, jedoch ohne Ableistung des Lehnseides, überließ, und außerdem Elbing und die Starostei Draheim für Geld zur Truppenwerbung ihm verpfändete. Als nothwendige Folgen dieser Verhandlungen gingen nun die Bündnisse des Kurfürsten mit allen übrigen Feinden Carl X. hervor, sowohl mit Dänemark, am 30. October 1657, das den Schutz der preußischen Küste durch eine Flotte übernahm, als auch mit Kaiser Leopold I., am 30. Januar 1658, der 10,000 Mann zur Eroberung von Schwedisch-Pommern verhieß. Die weiteren Kriegsunternehmungen des großen Kurfürsten gegen Carl X. gehören, weil sie außerhalb der Gränzen Preußens vor sich gingen, nicht für den Raum dieser Blätter; doch dürfen wir als einen ehrenwerthen Schluß dieses Abschnittes den am 3. Mai 1660 geschlossenen Frieden im Kloster Oliva hervorheben, der weniger durch die Erschöpfung der meisten kriegführenden Mächte, als durch den unerwartet schnellen Tod des schwedischen Königs herbeigeführt wurde. Dieser Frieden gab bis auf die Zeiten des großen nordischen Krieges die Grundlage für alle auswärtigen Staatsverhältnisse und Verhandlungen unter sämmtlichen Mächten von Nordeuropa. Preußen empfing durch diesen Frieden die Bestätigung und Garantirung der Verträge zu Wehlau und Bromberg von allen an den Verhandlungen theilnehmenden Staaten und erhob sich durch die persönliche Größe seines damaligen edlen Regenten, im Verein mit dessen deutschen Erblanden, rasch zu einer europäischen Macht des zweiten Ranges, der einzigen unten den Staaten Europa's, die nicht Königreiche waren. Es erlangte im Norden jetzt gleiches Ansehen mit Dänemark, es trat in Deutschland entschieden über Sachsen, das so lange mit Brandenburg rivalisirt hatte und wohl häufig im Vorrange gewesen war; es ward im deutschen Reiche ohne allen Widerspruch der erste Staat nach dem Kaiser. Auf solche Weise wurde Preußen-Brandenburg die Mittelmacht zwischen dem Kaiser und den übrigen deutschen Fürsten, blieb aber dem kaiserlichen Interesse, oftmals mit der größten eigenen Aufopferung getreu, bis es unter Friedrich Wilhelm's großem Urenkel in den Stand entschiedner Opposition gegen Oestreich und sofort in den gleichen Rang mit diesem Staate überging. Doch erreichte es diesen hohen Standpunkt nicht durch den Umfang des Besitzthums, nicht durch die Größe der Bevölkerung, nicht durch Erwerb von Natur reich begabter Länder, sondern allein durch die geistige Größe von Friedrich Wilhelm, der Feldherr, Staatsmann und Landesregent großartig in sich vereinigend, den meisten seiner Zeitgenossen voranging, mit Einsicht die Zeitumstände benutzte, unverwandt einen einzigen Weg verfolgte, endlich mehr als Alles, seinem Volke Vertrauen gab und innige begeisterte Liebe zurückempfing.

Levin Schücking

ward 1810 in Münster geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und lebte dann theils als Erzieher, theils als Privatgelehrter an verschiedenen Orten, bis er vor einigen Jahren, nachdem er sich mit dem, auch als Schriftstellerin ausgezeichneten Fräulein von Gall, vermählt, nach Augsburg und von da nach Cöln zog, wo er bei der Redaction der Cölnischen Zeitung beschäftigt ist.

Er gab heraus:

Das malerische und romantische Westphalen. (Gemeinschaftlich mit F. Freiligrath.) Leipzig 1839.
Der Dom zu Cöln und seine Vollendung. Cöln 1842.
Ein Schloß am Meer. Roman. 2 Thle. Leipzig 1843.
Gedichte. Stuttgart 1846.
Zeiten und Sitten. I—III. Die Ritterbürtigen. Roman. 3 Bde. Leipzig 1846. IV. Eine dunkle That. Roman. Ebendas. 1846.
Novellen. 2 Bde. Pesth und Leipzig 1846.
Einzelne Aufsätze, Novellen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Ein feiner und geistreicher Beobachter, mehr Denker als Dichter, ist S. namentlich ausgezeichnet durch seine Schilderungen der Sitten früherer Tage und seine meisterhaften Zeichnungen des menschlichen Herzens. Seine Gedichte, Erzeugnisse eines reichen und tiefen Gemüthes, athmen Innigkeit und warme Empfindung und sind musterhaft hinsichtlich der äußeren Form und des Wohllautes.

Jugend-Erinnerungen.

Umrausche mich noch einmal, alter Wald,
Tragt mich noch einmal, Trümmer von Basalt,
Du, altes Schloß, das ich so oft erklettert:
Ein kecker Bursche war ich hier zu schaun,
Mit Stolz gebietend über Land und Gaun,
Ein Herr der Trümmer, die der Sturm zerwettert.

Mir folgten Tausende bewährten Arms,
Mein Wappen wehte, das Panier des Schwarms,
In meiner Faust als Speer die junge Tanne;
So saß ich träumend hoch auf meinem Roß,
Dem alten Leun, der grimmig vor dem Schloß
Den moosgen Schild hielt, an des Thores Banne.

Doch wenn der Tag des Herrn, der sonnge Tag,
Nun wieder da mit seiner Lerchen Schlag,
Die jubelnd schwirrten aus den Aehrenfeldern,
Wenn selbst die lindenduftende Allee
Wie festlich wies, daß sie den Tag begeh',
Die Sonne lichter lag auf allen Wäldern:

Dann rief die graue Waldkapelle mich,
Dann durch die Wipfel tönten feierlich
Vom Klosterthurm die freundlichhellen Glocken:
In blauer Schärpe stand ich dienend da
Vor dem Altar und sprach die Symbola,
Des Priesters Hand lag segnend auf den Locken.

Wo ich gedient, laßt mich noch einmal knie'n,
Noch einmal mich die Weihrauch-Wolken zieh'n,
Die ew'ge Lampe schüren, die ermattet:
Daß, wie des Kindes gläubiges Gebet
Ihr Flackern licht ob meinem Haupte steht,
Daß mich der alte Frieden überschattet! —

Er naht sich nicht! — Mit innerlichem Grau'n
Muß ich der Bögen düstre Wölbung schau'n,
Die hohl, gespenstisch nachhallt meinen Schritten.
Das sind die Stufen, wo ich einst gekniet,
Die Stelle ist es, doch der Frieden zieht
Nicht durch die Brust, wie einst, wenn sie gelitten.

Verlassen Alles! Epheu wuchert dicht
Um den Altar und strebt hinaus nach Licht
Und rankt durchs Fenster mit befreitem Laube;
Als ob, um fesselos ihm nachzuziehn,
Sie neuverjüngte Schwingen sich geliehn,
Flog vom Gewölb des heil'gen Geistes Taube.

Digitized by Google

Hinaus, hinaus, auf meinen Leun empor,
Den Wappenhalter auf dem alten Thor,
Noch weis't er grimm die trotz'gen, festen Krallen!
Und weis't die dräuend jetzt, das kluge Thier,
Er ließ hinab längst Schild ja und Zimier *),
Die ganze Herrlichkeit in Trümmer fallen!

Du trägst mich gut, du alter Paladin,
In freier Luft, in heller Sonne Glühn;
Von dir gewiegt laß ich mein Banner wehen!
Die um mein Wappen einst um mich geschaart,
Jetzt, Ritter, her zur letzten Siegesfahrt,
Her, stolze freiheitheischende Ideen!

Wie Weihrauch ob uns zieht der Linde Duft,
Den Frieden Gottes athmet rings die Luft,
Die Eiche winkt mit dem verheiss'nen Laube!
Es naht der Frieden uns nach treuem Streit,
Und in den Tempeln, die er sich erneut,
Schwebt über uns des heil'gen Geistes Taube! —

Der letzte Troubadour.

Erstorben sind die Fluren, durch der Dürance Au'n
Zieht Sturm und Schneegestöber und winternächtlich Grau'n.

Verblichen sind die Rosen des heit'ren Arelat,
Durch dürr entlaubte Haine deckt Schnee des Sängers Pfad.

Ihm glänzt nicht Mondesleuchten, ihm sendet seinen Strahl
Kein Stern vom Wolkenhimmel durch's öde düst're Thal.

Er wandert zagend weiter, und schwankt der müde Fuß,
Dann sendet ihm sein Geleiter, die Harfe, leisen Gruß.

Zeigt sich kein Lichtesschimmer, kein gastlich winkend Dach?
Wird nirgend fernab heulend der Rüden Stimme wach?

Ha! dort durch dürre Aeste — ist's nicht wie Lampenschein
Aus alterndem Gemäuer? dort wird ein Obdach sein!

Er eilt und pocht bald leise, die Hand von Frost erstarrt,
An's niedre Thor des Baues; dann steht er lang und harrt:

Und pocht zum zweiten Male; doch keines Schrittes Nahn
Verkündet aus dem Innren, es werde aufgethan.

Da schlägt er ungeduldig zum dritten Mal davor,
Und ruft: „Bei Christi Mutter, Maria, auf das Thor!

Und horch, die Riegel klirren, das Thor erschließt sich schnell,
Und um ihn glänzt und strahlt es, wie Tageslicht so hell:

Gewölbt, doch klein die Halle; in ihrer Mitte steht
Die hehrste Frau vor allen, die je sein Blick erspäht.

Von oben hängt die Ampel von Silber, perlumkränzt,
Doch ist's, als ob die Helle aus ihrem Antlitz glänzt:

Als ob nur Lichteswogen, nur warmer Himmelsschein,
Von Balsamduft durchzogen, ihr Aether könne sein.

Es beugt sich tief der Sänger, küßt ihre Lilienhand,
Und hält sein Aug' erröthend an ihren Blick gebannt:

„O minnigliche Dame, erbarmt Euch meiner Noth,
Habt Mitleid mit dem Armen, dem Niemand Obdach bot.

Wohl rauscht der Strom der Lieder, quillt süßer Weisen Ton
Aus meines Busens Tiefe, um Ruhm und Minnelohn,

Und zu des Heilands Ehre und zu der Jungfrau Preis;
Doch wer ist noch auf Erden, der's Dank dem Sänger weiß?

Nicht ladt des Edlen Halle, sonst gastlich, mehr ihn ein;
Geschmäht wird seine Stimme, wer mag das Ohr ihr leihn?

Ich sang den Reiz der Dame, die ich zur Herrin kor,
Auf meiner Lieder Schwingen hob sich ihr Ruhm empor:

Mir ist kein Lohn geworden; der süßen Augen Blick
Strahlt eines Andern Züge in Liebesgluth zurück.

Drum zieh ich irrend weiter; der heil'gen Jungfrau weihn
Will ich nun meine Lieder, der süßen Frau allein:

Bis sie mein Flehn erhöret, bis sie zu mir sich neigt,
Bis mir der Kuß der Holden die glüh'nde Wange bleicht!"

Da grüßt ihn milde lächelnd die hehre Frau und geht
Zu ihrem Thron zurücke, der altargleich erhöht.

Auf seiner letzten Stufe, von weichem Teppich zart,
Winkt sie ihm auszuruhen von langer schwerer Fahrt.

Es schwindet rings die Helle; und als er still nun ruht,
Kühlt's ihm wie Schwanenflügel der Wange Fiebergluth.

Ihm ist's, als wenn ein Odem, wie Balsam süß und rein,
Die heiße Stirne küsse; dann schläft er selig ein.

* * *

Er ist nicht mehr erstanden; der heil'gen Jungfrau Gast
Fand dort ein frommer Waller vor ihrem Bild erblaßt.

*) Zimier, cimier: Helmzierde.

Ein Geusenabenteuer.

I.

Die Schlacht bei Jemmingen war geschlagen, die Truppen der edlen, nassauischen Fürstenbrüder hatten sich zerstreut, und gegen Alba und seine Spanier gab es in allen Niederlanden keinen Damm, keine Schutzwehr mehr. Der Zorn des schwarzen Herzogs stand wie ein dunkles Ungewitter über dem bebenden Lande. Er selbst war auf dem Heimzuge aus Friesland nach Brüssel begriffen, rechts und links eine breite, blutbenetzte und flammenlodernde Bahn über die geängsteten Gegenden ziehend, durch welche sich der Strom seiner entmenschten Spanier fortwälzte. Mehre Stunden oberhalb Gorkum war er über die Waal gegangen und hatte sich von da nach Breda gewendet, während ein detachirter Heerhaufe Schloß Loevestein, das später durch Hugo Grotius' Gefangenschaft und Flucht so berühmt gewordene Fort am Zusammenflusse von Maas und Waal, umlagert hielt und unablässig bestürmte.

Rechtsab von dem Wege, den Alba eingeschlagen hatte, und eine Strecke vor seiner Vorhut her zog ein starker Trupp der „Busch- oder wilden Geusen" in der Richtung auf Gertruidenberg zu, um von da aus die großen Schelde-Inseln Tholen und Duiveland zu erreichen. Es war ein warmer, stiller Nachmittag im August des Jahres 1568. Der kriegerischen Wanderer mochten etwa vierzig sein, theils zu Fuß, theils reitend auf schweren flandrischen und friesischen Gäulen. Es waren wettergebräunte, verwegene Gesellen, in Koller oder Harnisch, in Helm oder Federhut, Alle mit Waffen der verschiedensten Art beladen und Wenige ohne Narben in den bärtigen Gesichtern. Zwei entschlossene Anführer standen an ihrer Spitze, Jacob Huclé und Jan Michael, und obgleich sie sowol, als die ganze Sache der Freiheit in einer hoffnungslosen Lage waren, so stand doch weder in ihren Zügen noch in ihrem Wesen etwas geschrieben, das auf Entmuthigung oder Verzagen gedeutet hätte. Ihr Weg führte sie durch eine Gegend, in der junger Erlen- und Birkenaufschlag über sumpfigem und binsenreichem Grunde mit höher gelegenen Strichen abwechselte, wo Eichen und Buchen genug trockenen Bodens gefunden hatten, um einen stattlichen Hochwald zu bilden. Die Sonne blitzte hier mit schrägen Strahlen durch die Laubkronen und legte große, heißschimmernde Flecke auf den gelben Mooshoden des Weges, den die Truppe zog. Aber in Helmen und blanken Waffen blitzte sie nicht, denn das Rüstzeug der Männer war dunkel und rostgefärbt, die Koller waren geflickt, die Krägen und weiten Faltenhosen vom Regen verwaschen, und die ehemalige Pracht des feurigen Roths oder hellglänzenden Gelbs an Wamms und Jacke war überall dahin geschwunden in dunkle und verblaßte Farben.

„He, Kobus Huclé!" rief Jan Michael, der an der Spitze ritt, aus und warf seine lange Gestalt im Sattel zurück, um die Faust im Stulphandschuh auf die kolossale Kruppe seiner Stute zu stützen.

„Was giebt's, Jan?" antwortete aus dem nächsten Trupp hinter ihm der kleine Kobus, der seine Beine mit außerordentlicher Sorglosigkeit an den Weichen eines sehr mageren Gaules hin- und herschlenkerte, „was giebt's, langes Menschenkind?"

Digitized by Google

„Wo iſt Rolfus? Rolfus van den Ende? Die Buſchgeuſen reiten in den Wald ein. Was grüßen ſie ihn nicht! Rolfus ſoll Eins anſtimmen!“

„Rolfus, Rolfus!“ rief es aus mehren tiefen Baßkehlen im Chore. „Meiſter Kobus ruft Euch.“

„Laßt Eure helle Stimme klingen und hangt nicht auf dem Sattel, als machtet Ihr Rechen-Exempel, Rolfus!“

Der Angerufene ritt unter den Letzten des Schwarms, und obwol auch er eine verwilderte, bärtige Figur war, die trotz Jedem in der Truppe ihre tiefe Schmarre über der Wange trug, ſo zeichnete er ſich vor den Andern doch vortheilhaft aus. Sein grauer Hut mit breitem Rande und der Geuſendeviſe hatte einen ſtattlichen, rothen Federbuſch, das Wehrgehenk war reich mit Gold ausgeſtickt, und die Neſtelſchnüre ſeines geſteppten, gelben Wammſes endeten in ſchwere, ſilberne Spitzen. Er hob den Kopf, ſtrich eine Fülle langen, hellblonden Haares aus der Stirn und intonirte dann, ohne ſich weiter bitten zu laſſen, mit einer ganz bewundernswürdig ſchönen Tenorſtimme den erſten Vers eines Volksgeſanges, in den alsbald Chor machend ſeine ſämmtlichen Gefährten einfielen:

Helpt nu u ſelfs, soo helpt u Godt
Uit der tyrannen handt eu slot,
Benaude Nederlanden;
Ghy draegt den hast al om u strot,
Kept fluex u vroume handen.

Während ſo der laute Geſang der Männerſchaar die ſchweigenden Echo's der Waldung weckte, ſank Rolfus nach und nach wieder in ſein früheres Brüten zurück. Seine Stimme ſummte bald nur noch leiſe die Strophen des Liedes mit, ſein Pferd machte immer langſamere Schritte, und nach und nach hatte ſich eine ganze Anzahl mooſiger Stämme zwiſchen ihn und den letzten ſeiner raſcheren Gefährten geſchoben. Rolfus ſchien dies beabſichtigt zu haben; denn ſobald er ſich außer Beobachtung ſah, ritt er plötzlich raſch links ab vom Wege der Andern und auf den Stamm einer uralten Buche zu, die den Eichen rings umher nichts an Höhe nachgab und alle durch die Ausdehnung ihrer prachtvollen Wipfelkrone übertraf. Rolfus ſprang zur Erde, als er bei ihr angekommen; mit ſpähendem Auge wandelte er rings um den Stamm — er ſuchte etwas an dem Baumſtaume, ſchien es — in Mannshöhe — ja, und da ſtand es auch, was er ſuchte, nichts Anderes, als ein großes K, das ſehr kunſtlos friſch in die Rinde geſchnitten war.

Mit dem Ausdruck großer Freude ſprang der Geuſe wieder in den Sattel, verfolgte in raſchem Trabe einen Fußpfad, der von dem Baume weiter in das Walddickicht lief, und hatte nach weniger als einer Viertelſtunde Weges den Ausgang des Gehölzes erreicht. Sein Ziel lag vor ihm inmitten einer ausgedehnten Wieſenfläche — es war eine alte und feſte Waſſerburg, von vier Thürmen flankirt, mit zackigen Giebeln ſich emporhebend aus breiten und dunkeln Waſſergräben, über die eine leichte, hölzerne Zugbrücke ins Innere führte. Rolfus band ſein Pferd an einen Aſt im Gebüſche; dann ſchritt er zu Fuß auf die Burg zu, die einſam und verlaſſen da lag im ſtillen Abendſonnengolde. Ueber die unter ſeinen Tritten ächzende Zugbrücke kam er in einen hallenden, gewölbten Thorweg. Hier trat ihm ein bewaffneter Knecht mit einem großen, ſilbernen Wappenſchilde auf dem linken Wammsärmel entgegen.

„Was, ſeid Ihr es, Junkherr van den Ende?“

„Ja, ich bin es, Claes: ich will die Tochter Eures Herrn ſprechen und ich hoffe, Ihr führt mich zu ihr, ohne erſt viel Aufhebens davon in der Burg zu machen.“

„Von Herzen gern, Junkherr,“ ſagte der Knecht leiſer; „aber ich rathe Euch, in Naſſinghem keinen Augenblick länger Euren rothen Federbuſch ſpazieren zu tragen, als Eure Geſchäfte es nöthig machen.“

„Und weßhalb nicht?“

„Weil wir die Spanjarden auf eine Stunde Weges von hier haben, in Hill, wo unſer Herr ſie begrüßt. Gott ſtehe uns bei, daß ſich kein Streifkorps bis hieher verirrt!“

Der Knecht hatte den jungen Geuſen eine Wendelſtiege hinaufgeführt, und nachdem Beide oben eine mit Fließen bedeckte Halle und dann ein dunkles Vorgemach durchſchritten, ſchlug der Diener einen farbigen Teppich zurück, der den Eingang in ein großes und üppig eingerichtetes Gemach verhüllte. Der ſchwere Reiterſtiefel des Geuſen trat auf kunſtreiche Gewirke Arras'ſcher Weberſtühle; vergoldete Vogelkäfige mit indianiſchen Reißvögeln hingen an ſeidenen Schnüren von der getäfelten Decke nieder, und die goldgepreßten Ledertapeten waren bedeckt mit ſchönen Schildereien niederländiſcher Meiſter. Von den chineſiſchen Vaſen auf dem Kaminſims und der Künſtlerarbeit an dem geſchnitzten Holzwerk bis zu der Reihe ſorgfältig gepflegter Blumen und Gewächſe, die über die Scheiben des einzigen, unermeßlich hohen Fenſters ihre Ranken woben — Alles deutete auf den Reichthum der noch unerſchöpften Niederlande und den Lebensgenuß, der ſich da zu einer Art geſchmackvoller und heiterer Philoſophie auszubilden pflegt, wo der Ueberfluß den Druck der Sorge fern hält.

Der junge Geuſe achtete wenig auf den phantaſiereichen Luxus, der in dieſem Gemache herrſchte. Sein Herz pochte voll Beklommenheit. Ihm gegenüber auf dem Polſterſitz in der Fenſterniſche ſaß eine junge Dame, den linken Arm auf die Brüſtung ſtützend und mit den ſchmalen, runden Fingern die Blätter eines Geraniums zerreibend, während die ſchräg hereinfallenden Sonnenſtrahlen einen goldenen Schimmer auf ihr hellblondes, gelocktes Haar legten. Sie umzeichneten zugleich ſcharf ihr feines und regelmäßiges Profil. „Anna!“ ſagte der junge Mann leiſe — „bleibt eine Weile ſo — ich bitte Euch! Ihr ſeid ſo ſchön — und wenn es zum letzten Male iſt, daß ich Euch ſehe, ſo laßt mich Euer Bild, wie es jetzt mir erſcheint, tief in meine Augen und meine Seele ſaugen.“

„Arnolf, ſeid Ihr da?!“ rief das Mädchen aus und fuhr überraſcht empor, daß die ſchwarze Seide ihres Kleides laut in allen Falten aufrauſchte.

„Wie Du ſiehſt, Anna! ich habe Dein Zeichen im Walde gefunden, wie wir es verabredeten, als wir im Hauſe Barlaimont's zu Brüſſel zuſammen den Reihen tanzten.“

„Ja, Junkherr van den Ende,“ verſetzte ſie erröthend, „es war damals, als wir wie leichtſinnige Kinder über einem Abgrunde tanzten, über einem Abgrunde voll Blut und Gräuel!“

„Und jetzt — reut es Dich, Anna?“

In der Stimme des Geuſen lag eine tiefe Innigkeit, die mit ſeinem wettergebräunten Geſichte und ſeinem verwilderten Aeußeren in auffallendem Contraſte ſtand.

Auch vermochte Anna nicht, das Ja, welches auf ihrer Lippe ſchwebte, auszuſprechen und der Empfindung des jungen Mannes die Kränkung zuzufügen, die ſie für ihn in Bereitſchaft hatte. Sie ſchwieg verlegen.

„Ich weiß wol, Anna,“ fuhr van den Ende fort, „daß meine thörichte Hoffnungen waren, mit denen ich zu Dir eilte. Jetzt, wo ich vor Dir ſtehe, fühle ich es. Ich bin ein Sohn des Waldes geworden, meine Züge rauh, wie mein Handwerk; der Kampf auf Leben und Tod, dem ich verfallen bin, hat ſeine wilde Hieroglyphe mir in's Geſicht geſchnitten; auf meinen Lippen ruht nicht mehr die Schmeichelrede, wie ehemals in der Umſchlingung des Tanzes, ſondern es ſtrömen vermeſſene Ausrufe der Verzweiflung darüber, die mich mein Schickſal lehrte; Du liebſt mich nicht mehr, Du kannſt es nicht — ich will Dir keinen Vorwurf machen; gieb mir nur einmal noch die Hand — zum letzten Male, und dann — leb wohl!“

Anna's ganze Geſtalt wurde aufs Heftigſte erſchüttert — ſie wollte ihm die Rechte reichen, aber ſie zog ſie zurück, und beide Hände faltend, ſagte ſie mit der Stimme des innigſten Flehens:

„Arnolf, Arnolf — bei Gott, das iſt es nicht — aber ich ſchaudere vor Dir zurück — o wende Dich ab von dem Bunde, den Du eingegangen biſt, von dem Bunde mit Mördern!“

„Meine Hände ſind rein von Blut, wenn es nicht in der Schlacht vergoſſen wurde!“

„Noch ſind ſie es — aber wie lange werden ſie es bleiben! Wohin die wilden Geuſen kommen, da iſt der Mord in ihrem Gefolge; Ihr tödtet die Diener Gottes und der Kirche, Ihr erſchlagt die Prieſter am Altare, Ihr mordet wehrloſe Männer mit dämoniſcher Grauſamkeit, unter herzzerreißenden Qualen! O Arnolf, kehre zurück von Deinem gottloſen Entſchluß!“

„Wir ſchlagen uns für die Freiheit, Anna, und ſparen unſer eigenes Blut nicht, viel weniger das unſerer Feinde. Grauſamkeiten hat man in meiner Gegenwart nicht begangen; man ſtreut Lügen über uns aus!“

„Nein, nein — Arnolf, Du mußt, Du ſollſt Deinen Bund mit ihnen löſen!“

„Ich kann es nicht: die Spanier haben meinen Vater in's Gefängniß geworfen, daß er aus Kummer geſtorben iſt; ohne auch nur einen Vorwand des Verdachtes gegen Jacob van den Ende, den großen Advocaten von Holland, finden zu können, haben ſie ſeine Güter geraubt und mich hinausgetrieben aus meines Vaters Hauſe, von meines Vaters Herde. Wohin ſoll ich zurückkehren? habe ich eine Stelle, wohin ich mein Haupt legen kann?“

„Mein Vater will bei Alba auswirken, daß Du ſicher wohnen darfſt, wo Du willſt.“

Der Junker ſchüttelte den Kopf.

„Wer einmal auf der Liſte des Blutrathes ſteht, für den iſt keine Sicherheit mehr. Euer Vater mag ſich ſelber vor Alba hüten. Er hat ihn in Verdacht, weil er ein Vetter des Hauſes van der Noot iſt — er weiß es, daß die van der Noot ihn ermorden wollten auf ſeiner Wallfahrt nach Groenendal im Sonjerwalde — ſeine Gedanken ſchleichen wie giftige Schlangen in lautloſen Windungen um dieſe dunklen Plane, die er nicht ganz entwirrt hat und doch wol ahnt. Laßt mich gehen, Anna — meinem Ge-

Digitized by Google

schicke nach — ich kann nicht anders — aber laßt Eure letzten Worte für mich nicht solche sein, die Ihr bereuen müßtet, wenn Ihr über kurz oder lang hört, daß ich gefallen bin für die Freiheit der Niederlande."

„O fort mit Eurer Freiheit, nach der Ihr mit Freveln und blutigen Schandthaten ringt — o Arnolf, Arnolf!" rief Anna aus und warf sich im heftigsten Affect vor dem Geusen auf die Knie — „zieht nicht weiter mit den Mordgesellen! laßt mir den einzigen Seelentrost in dieser bittern Zeit, daß ich Euch nicht aus meinem Herzen zu reißen brauche!"

„Anna, Anna! stehe auf, um Gottes willen auf!"

Sie sprang auf, sie umschlang ihn mit einer Heftigkeit der Leidenschaft, welche nur in einem sonst so stillen und verschlossenen Gemüthe, wie das ihre war, auflodern konnte, und griff dann plötzlich nach dem Federhute, den der junge Krieger in seiner Hand hielt.

„Fort mit dem garstigen Feldzeichen, mit dem Du dem Bösen verschrieben bist!" rief sie aus, riß das breite, gestickte Band ab, das den Hut umschlang, und schleuderte es weit von sich auf den Boden.

„Anna, was thust Du — laß mich — horch, Roßhufe auf der Schloßbrücke — ich muß fort, fort!"

„Arnolf — o, bleib, bleib — das ist mein Vater, der heimkehrt — wenn ich es nicht vermag, soll er Dir's sagen, daß Du an Deinem Gott, Deinem Glauben und Deiner Seele frevelst, wilder Geuse!"

Sie hielt ihn fortwährend umschlungen, und wie willenlos blieb er auf die Stelle gebannt, sein blaues, schwärmerisches Auge tief in das leidenschaftlich glühende ihrige gesenkt. Die Minuten schwanden Beiden unvermerkt; da rasselten Waffen auf dem Corridor — der Vorhang wurde hastig zurückgeschlagen, und: „Valga me dios!" sagte eine fremde, unangenehm heißere Stimme, daß Beide auseinander flogen, wie von der Zunge einer Viper gestochen. Auf der Schwelle des Gemachs, halb von den Falten des Teppichs überhangen, stand ein Mann in schwarzer, spanischer Tracht, Niemand anders als der gefürchtete Blutherzog Alvarez de Toledo.

II.

Anna's Vater, der Sire van Rassinghem, ein Edelmann von zager und unentschlossener Gemüthsart, hatte bis jetzt sich weder den Unterzeichnern des berühmten Compromisses angeschlossen, noch durch irgend eine Theilnahme an den politischen Vorgängen jener Tage seine Sicherheit gefährdet. Er wünschte als Philipp's des Zweiten loyaler Unterthan zu gelten, so lange es die Umstände irgend erlaubten. Darum war er dem Herzoge von Alba entgegengeritten, um ihm seine Huldigungen darzubringen, als der spanische Heerführer auf seinem Zuge die Gränzen seiner Herrschaft berührte. Aber Alba war nicht ohne Mißtrauen gegen den Sire van Rassinghem; der vorsichtige Edelmann hatte mißliebige Familienbeziehungen, und — er war reich — die schlimmste, die gefährlichste aller Eigenschaften, welche man unter den Augen der spanischen Unterdrücker haben konnte.

„Sire van Rassinghem," hatte der Herzog gesagt, als der niederländische Edelmann demüthig neben seinen Steigbügel trat und sein graues Haupt nicht aufzurichten wagte vor dem fremden Soldatenführer — „Sire van Rassinghem, es freut mich, Euch zu sehen; ich bin Euch gewogen, und da es in meinem Plane lag, bei Euch das Nachtquartier zu nehmen, so ist es desto besser, daß Ihr da seid, mich und mein Gefolge zu führen."

Der Edelmann dankte unterwürfig für die unerwartete und zweifelhafte Ehre und ritt dann als Führer der Truppe Spanier voraus, welche den Herzog begleiteten, während Heerschaaren desselben in ihrer früheren Richtung weiter zogen.

Als der Sire van Rassinghem seinen Gast in das Wohngemach seines Hauses treten ließ und über die Schulter desselben hinweg die Gruppe der beiden jungen Leute sah, entfuhr ihm ein leiser Schreckensruf. Ein Geuse unter seinem Dache — das war genug, um seinen Kopf fallen zu machen!

Der Herzog trat mit langsamen, festen Schritten in's Gemach und verbeugte sich mit großer Lässigkeit und ohne eine Spur freundlichen Lächelns vor der Dame.

„Verzeiht, daß ich störe, Senhora. Wer ist dieser Gegenstand Eurer Huld?"

„Ein Vetter unseres Hauses, erlauchter Herr!" stammelte Anna todtenbleich.

Alba's Auge blitzte rasch über die Gestalt des jungen Geusen weg, und dann sich in den nächsten Armsessel werfend, sagte er:

„Sire van Rassinghem, Euch hat der Ritt angegriffen — Ihr seid sehr blaß."

„Die große Hitze, gnädiger Herr, am heutigen Tage." —

„Ja, der Tag war heiß, und nun wird Euch der Abend noch schwüler."

Der Junkherr van den Ende hatte sich unterdeß gegen Anna und ihren Vater verbeugt und ging mit ruhigen Schritten der Thür zu.

„Heißt den Menschen bleiben," sagte der Herzog.

„Rolfus — hört Ihr nicht — Ihr sollt bleiben, Rolfus!"

Der Junkherr antwortete mit einem stolzen Blicke auf den Befehl des Spaniers und verließ das Gemach.

„Euer Vetter ist schlecht erzogen, Senhora. Habt die Huld und zeigt mir das gestickte Band dort, welches hinter Euch am Boden liegt."

Anna schwindelte es, sie hielt sich an der Lehne eines Stuhles aufrecht, und die Antwort, die sie stammelte, erreichte kaum das Ohr des Herzogs.

„Ich verstehe Euch nicht — sagtet Ihr, es sei unziemlich, einer Dame Befehle zu geben, statt ihr zu dienen? Ja, ja, Ihr habt Recht; ich hole es selbst."

Er stand auf; Anna kam ihm zuvor und bückte sich, um es aufzunehmen, und während sie dann wankenden Schrittes sich dem Herzog näherte, um es ihm zu überreichen, ruhte sein schmalgeschlitztes, funkelndes Auge mit einem Ausdruck unaussprechlichen Hohnes auf ihr.

„Ich danke Euch, Senhora. Es ist schön — habt Ihr es selbst gestickt? So fein und zierlich! Wie der goldene Geusen-Wahlspruch sich stattlich auf dem grünen Sammt ausnimmt: „Liever turr dan rausch!" Ein gottesfürchtiger Spruch! Was meint Ihr, Rassinghem, wenn ich mich daran hielte und Euch so ein Stücklein echtes Türkenthum zu schmecken gäbe? Sie haben prompte Justiz, die Türken — ertappt und dann gehangen!"

Anna warf sich mit einem Weheruf in die Arme ihres Vaters, und indem sie ihn umklammerte, rief sie: „Vater, Vater, was habe ich gethan!"

„Herr, geht nicht mit uns in's Gericht, flehte zitternd van Rassinghem; bei dem Allmächtigen, wir sind König Philipp's treue Unterthanen!"

„So sprechen sie Alle," sagte Alba, ruhig das Geusenband durch seine Finger flechtend und in den Stuhl zurückgelehnt.

„Thut meinem Vater nichts, laßt meinen Vater ungehärmt!" rief Anna leidenschaftlich aus; „ich war es, die dem Geusen erlaubte, diese Schwelle zu übertreten, und dann riß ich selbst den frevelhaften Spruch von seinem Hute."

„Seid ruhig, ruhig, Senhora; es ist ja nur ein Scherz. Ihr habt es nicht mit einem Türken, sondern mit einem guten Christen zu thun, der Euch Eurem Rechte nicht entziehen wird. Der Consejo de las alteraciones soll sich gewissenhaft der Prüfung Eurer Gesinnungen unterziehen. Es wird mich freuen, Eure Gesellschaft auf dem Wege nach Brüssel genießen zu können."

Der Herzog erhob sich, grüßte mit kalter Miene und ging, um durch sein Gefolge seinen Wirth und dessen Tochter verhaften zu lassen. Er hatte gefunden, was er zu suchen gekommen war — eine Schuld! Der Consejo, vor den die Unglücklichen geschleppt werden sollten, war das gefürchtete Gericht, das man in den Niederlanden den Blutrath nannte.

Unterdessen war der Junker van den Ende dem Anscheine nach ruhig, wenn auch stürmisch klopfenden Herzens die Stiegen niedergeschritten und hatte mitten zwischen den Haufen der Spanier durch, die sich in die untern Räume einquartierten oder mit dem Entsatteln ihrer Pferde beschäftigt waren, seinen Weg aus dem Hause gefunden. Die Kaltblütigkeit seiner Haltung rettete ihn; man dachte nicht daran, daß es eine Ursache geben könne, ihn aufzuhalten, das Geusenzeichen war ja nicht mehr an seinem Hute — und als der junge Mann einmal die Zugbrücke hinter sich hatte, war er hurtig genug im nahen Walde und auf dem Rücken seines Pferdes, um sich aus dem Bereich der Verfolgung bringen zu können.

Der Geusentrupp, dem er angehörte, wollte in einem Dorfe, das Poperinghe hieß, übernachten. Unser Junker kannte die Gegend, in der er sich befand, von früheren Besuchen auf Rassinghem her, und nach einer Stunde scharfen Rittes war er in dem bezeichneten Dorfe. Die Schenke mit großem Schild und dem unvermeidlichen: „Hie verkoopt men Drank," lag am Anfange des Ortes. Ein alter Geuse, der, ehemals Knecht seines Vaters, jetzt für des Junkers Pferd zu sorgen pflegte und halb den Diener, halb den Vertrauten machte, stand wartend an der Thür.

„Gut, daß Ihr wieder kommt, Herr Rolfus! Sie haben anfangs wacker geflucht, als sie Euch vermißten. Doch hättet Ihr jetzt immerhin etwas länger bleiben können."

„Was giebt's denn?" fragte van den Ende, vom Pferde springend.

„Geht jetzt nicht hinein. Ihr habt ein mitleidiges Gemüth. Da ist's nichts für Euch! Es ist zum Erbarmen! es ist grauenhaft!"

Digitized by Google

Der alte Geuse fuhr mit dem Rücken seiner Hand über die Augen.

„Ich glaube gar, Du weinst, alter Tropf!“

Van den Ende trat in die Schenke. Es war in der That ein schauderhaftes Bild, welches sein Auge überblickte. Draußen war die Dämmerung eingebrochen, von einem heranziehenden Gewitter verstärkt. So blieb die weite, niedere Küche nur noch von dem Lichte eines Torffeuers im Hintergrunde erleuchtet, das grelle, gelbe Scheine auf die wilden Gesichter der Geusen warf, die in heftiger Bewegung Flüche und Drohungen ausstießen und mit blutbenetzten Händen um sich fochten. Aus ihren entstellten Zügen, ihren brennenden Augen sprachen Wuth und mörderische Leidenschaften. Sie waren wie eine Schaar Wahnsinniger, die mit den unheilvollen Geistern kämpfen, von denen sie aus der Finsterniß hervor sich bedräut glauben. Denn rings umher füllte tiefes Dunkel den Umkreis der Küche, und gespenstig drohende Schatten taumelten daraus auf und ab, wie die wilden, zorn- und weinberauschten Gestalten sich heftig hin und her bewegten. Wehe dem Opfer, daß in diesem Augenblicke in ihre Hände gefallen — ja, wehe ihm — da lag es ja, das arme Opfer ihrer frevelhaften Wuth, bleich, kalt, regungslos! Zu Arnolf's Füßen, als er die Schwelle überschritt, lag eine Leiche, die Leiche eines Priesters. Sie war verstümmelt — Der Anblick war so gräßlich, daß der Eintretende das Auge schließen mußte und sich abwandte. Er sah nur noch den langen Jan Michael einen zinnernen Becher schwenken und laut die Schlußworte des Urtheilsspruches heulen, den die wilde Horde gefällt hatte und kraft dessen die Mordthat war vollzogen worden.

„Verwysen wy u ter dood!“ brüllte es im trunkenen Chorus nach.

Arnolf van den Ende stürzte hinaus — er riß seinem Knechte die Zügel des Pferdes aus der Hand, daß dieser zur Stallung zu führen im Begriff stand, und wieder im Sattel, floh er mit Windeseile davon, nicht eher anhaltend, als bis der Wald ihn in seine tiefen und schweigenden Schatten aufgenommen hatte.

Hier trieb er sich plan- und willenlos umher, die bittersten Gefühle, die äußerste Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung im Herzen. Die Nacht wurde dunkler und dunkler. Eine ungeheure, schwarzgraue Wolkenmasse hüllte immer weiter den Himmel ein und lag wie ein drückendes Gewicht über der schwülen Atmosphäre. Gen Westen flammten über einander gereiht breite, rothe Streifen, gespenstige Färbungen, wie von der Hand eines bösen Genius mit Blut über die Thore des Himmels geworfen, die sich geschlossen aus Abscheu vor der mordbefleckten, verlorenen Welt. Oder hatte der Engel des Zornes diese düster lodernden Zeichen geschrieben, Vernichtung drohend, wie in jener Nacht, als ein grauenvolles Verhängniß über Mizraim ausbrach und Israel seine Wohnungen mit Blut zeichnete? Sollte das Gericht kommen über die Erde und der Bote der Vertilgung die flammenden Hieroglyphen als Gränzzeichen finden, bis wohin sein Arm sich erstrecken dürfe? Ueber den lautlosen Schattenregionen der Waldung zog ein schwüles Wehen fort, ein beklommener Seufzer, ein säuselnder Hauch, der ohnmächtig abglitt an den Falten des dunkeln Schleiers, welcher über der Erde und über dem Geschick der kommenden Stunde lag. In der Ferne rollten leise Donner; die Wipfelkronen der Eichen rauschten auf, und ein Rabe hob sich erschrocken mit heiserem Schrei aus ihren Aesten empor. Die Wolkenmassen begannen sich zu regen; in den oberen Luftregionen, schien es, hatte der Sturm begonnen; graue Schichten lösten sich von Schichten ab, dehnten sich, zerflatterten oder zogen in phantastischen Gestaltungen über die Laubgewölbe des Waldes dahin. Riesenungethüme jagten auf gespenstischen Rossen vorüber — dunkle Segel wehten — das Todtenschiff der Sage hob seinen schwarzen Bau in mächtigen Umrissen aus dem Wolkenchaos und zog langsam von Norden her den westlichen Flammenregionen zu.

Wilde Phantasien, vermessene Anschläge tauchten auf und unter in der Seele Arnolf's. Er wünschte den Tod zu finden in dieser grauenhaften Nacht, hier in der schreckenbrütenden Oede ringsum. Die dumpfe Stille, die heiße Luft unter dem dichten Laubdach hatten ihn fortgetrieben, und den Angstschweiß auf der Stirn, gelangte er an den Saum des Waldes, wo sich eine unermeßliche Ebene nach Norden hin vor ihm ausbreitete. Ohne Hügel, ohne Unterbrechung, schwarz und düster lag sie vor ihm; nur am Horizont standen kalte, grüne Luftschichten darüber, die sich in den schlammigen Moorteichen spiegelten, welche über die Haide gesäet waren. Wie ein großes Todtenfeld alles Lebens und alles Lichtes lag diese düstere Ebene da, wie der Tummelplatz einer bösen und verderbenbrütenden Macht. Da — ein heller Schein blitzte an dem grünen Horizonte auf; ein grelles Flammenroth, blutige Strahlen sprühten auf — ein dumpfer, aber heftiger Knall schlug an das Ohr des Geusen. Die ganze Himmelsgegend war überflammt; es mußte ein Ort, eine Feste sein, die man in die Lüfte sprengte! Der Mensch, schien es, kam den nahenden Schrecknissen der Natur zuvor. Es war in der That so. Schloß Loevestein ging in Flammen auf, von seinem tapfern Vertheidiger in die Luft gesprengt, um es nicht in die Hände des spanischen Feindes zu geben. Die sprühenden Flammen standen am Nachthimmel wie eine wildlodernde Apotheose der Vernichtung.

III.

Das Gewitter war ausgebrochen, mit Fluthen von Blitzen und strömenden Güssen. Es war eine schreckliche Nacht, aber für Arnolf war sie vielleicht eine Rettung. Er hatte Alles verloren, was ihm das Leben werth machte, seinen Vater, seine Liebe und seine Bundesbrüder — ja, mehr als sie, den belebenden Gedanken seiner Seele, den Zweck seines Daseins — die Hoffnung der Freiheit. Er hatte gesehen, wie ihre wilden Söhne sie mit Mörderhänden im Blute unschuldig Erschlagener erstickten. Die Zuversicht und das Vertrauen waren aus seiner Seele geflohen, und da, wo die glühende Begeisterung für das Vaterland in seiner Brust gewohnt, da lebte nichts mehr als ein stechender Schmerz. Er rief mit stürmischer Heftigkeit den Tod herbei. Das Haupt entblößt, bot er die Scheitel mit den flatternden Locken den Blitzen dar, die nach ihm zu züngeln schienen. Aber sie trafen ihn nicht, und das erhebende Schauspiel des Kampfes der Elemente, die rings um ihn tobten, weckte endlich die einschlummernden Kräfte seiner Energie wieder. Seine Brust hob sich, und Verzagen und Verzweiflung von sich schüttelnd, gelobte er sich mit einem heiligen Schwure, fortzuleben und fortzukämpfen.

Er suchte Schutz mit seinem Pferde unter den dichtverschlungenen Aesten einer alten Linde. Als der Sturm sich gelegt hatte, kurz nach Mitternacht, machte er sich auf, nach Süden zu. Er wollte an Rassinghem vorüber, um ihm die letzten Scheidegrüße zuzuwinken, und dann nach Deutschland oder nach Frankreich ziehen, je nachdem hier oder dort ein kampfgestählter Arm der Sache der Freiheit hülfreich werden könne.

Noch war es tiefe Nacht, als der Junker van den Ende sich im Angesichte des alten Schlosses befand; aber Alles darin schien wach und in Bewegung zu sein. Lichter bewegten sich an den Fenstern vorüber, und auf der Brücke, aus dem geöffneten Thore schallten ungeduldige Hufschläge. Beobachtend hielt Arnolf an, und nach einer Weile Harrens kam ein Reitertrupp daraus hervorgeritten, in dessen Mitte der Geuse eine weibliche Gestalt wahrzunehmen glaubte. Sein Herz schlug höher. Unwillkürlich nachgezogen, wollte er folgen, als ein zweiter Trupp, dann ein dritter über die Zugbrücke des Schlosses kam und dem ersten nachzog. Es mußte Alba mit seinen Spaniern sein, dessen Rastlosigkeit ihn nicht länger ruhen ließ. Führten sie den Schloßherrn und seine Tochter als Gefangene mit sich? Arnolf glaubte die Gestalt Anna's deutlich erkannt zu haben. In vorsichtiger Entfernung folgte er den Reitern. Sie zogen nach Südwesten, und nach einer halben Stunde scharfen Trabes erreichten sie den großen Heerweg, der nach der Hauptstadt, nach Brüssel führte.

Hier aber zeigte sich bald ein Hemmniß, das nicht leicht zu überwinden war. Die Reitertrupps hielten, als sie bei einem Gehöfte angekommen, in dem Arnolf die Fährmannswohnung von Welenbleeke erkannte, das unmittelbar an der sogenannten alten Maas lag. Dies Gewässer, das sich bei Gertruidenberg in die seeartigen Wassermassen um Bieshosch stürzt und noch weit in's Land hinein eine bedeutende Breite hat, war durch den eben erst beruhigten Sturm heftig aufgeregt, die Regengüsse hatten es geschwellt und begegneten gerade jetzt der vom Meere aus sich heranwälzenden Fluth, so daß die Ueberfahrt in den Fahrkähnen nicht ohne augenscheinliche Gefahr bewerkstelligt werden konnte.

Gegen Alba's Befehl aber mochte Niemand Widerspruch gewagt haben; wenigstens sah Arnolf, wie die aus dem Schlafe geschreckten Fährleute emsig auf dem vor ihm liegenden Gehöfte hin und her rannten, um die nöthigen Ruder und Geräthe zusammen zu holen und in die Kähne am Strande zu schleppen.

Des Junkers Entschluß war rasch gefaßt: er wollte um jeden Preis mit hinüber, er wollte über Anna's Geschick im Klaren sein und sie keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Er ließ sein Pferd hinter einer der Scheunen zurück, die den Hof der Fährmannswohnung umstanden; dann schlich er im Schatten der Gebäude auf den Hof selbst.

Durch eine offene Thür sah er im Hintergrunde einer Tenne eine Laterne glimmen und einen Fährknecht daneben, der unter aufgehäuftem Schiffgeräth etwas zu suchen schien.

„He, Mann,“ sagte van den Ende, seine Hand auf die gebückte Schulter des Suchenden legend — „da ist ein Goldstück — gebt mir Euren Kittel dafür — wollt Ihr den Handel?“

Der Ferge sah erstaunt zu dem Fremden empor, dann in des Junkers ausgestreckte Hand.

„Ist's Ernst?!“

„Ja oder nein?“

„Ja, Herr!“

Digitized by Google

Der Schiffer zog behende seinen Leinwandkittel über den Kopf und reichte ihn dem Junker. Dieser warf ihn über, riß seine Sporen von den Stiefeln und nahm eins der Ruder vom Boden auf. „Meinen Hut habt Ihr in den Kauf," flüsterte er, warf ihn dem Fergen zu und eilte davon.

Als er am Ufer ankam, trat er keck in den Haufen der Spanier, die hier neben ihren Rossen standen und warteten, bis ihre vorderen Genossen eingeschifft wären. Ein großer Nachen, der zum Uebersetzen von Fuhrwerken diente, schwankte bereits, schwer beladen mit Mann und Roß, auf den Wellen; eine zweite Fahre stieß eben vom Ufer ab, nachdem sie die Pferde des Herzogs und seiner nächsten Umgebung aufgenommen hatte. Die Gefangenen mußten sich auf der ersten befinden, denn unter denen, welche in dem folgenden Fahrzeuge waren, fand Arnolf's spähendes Auge sie eben so wenig, als unter den noch am Ufer Harrenden. Dafür hatte sein Auge auf der Stelle den Feldherrn aus der Gruppe heraus gefunden. Er saß auf einem am Ufer liegenden Stück Zimmerholz, in einen Mantel gehüllt, die Figur trotz der sechzig, zum großen Theile in Feld und Lager zugebrachten Jahre, die auf ihr lasteten, straff und aufrecht; seine Züge ließ die Dunkelheit nicht deutlich unterscheiden, aber am eben ergrauenden Morgenhimmel zeichneten sich das scharfe Profil des Gesichts, die kräftige Stirn, die gebogene Spanierna se, das vorspringende, spitze Kinn deutlich ab.

Wenige Schritte von dem Herzog lag der dritte Kahn, der letzte und kleinste, welcher vorhanden war. Er diente allein zum Uebersetzen von Personen, und der Herzog hatte ihn für sich ausgewählt, weil er vermied, mit seinen Gefangenen zusammen zu kommen, die im ersten Nachen eingeschifft waren, und weil der zweite sich alt und morsch zeigte.

Nachdem ein paar Reiter des Gefolges zusammen mit einem der Fährleute aus dem Boote das Regenwasser geschöpft hatten, sprang Alba mit elastischer Beweglichkeit hinein. Es fehlte nur noch der zweite Ruderer, der in diesem Augenblicke mit einer Planke zum Sitzen herbeigelaufen kam.

„Verrathet mich nicht!" raunte Arnolf diesem zu — es war der, welcher ihm vorhin seinen Kittel verkauft hatte; — dann sprang der Junker dem Herzog nach in den Kahn. Mehre Spanier folgten, und schwerbelastet schwankte das kleine Fahrzeug; erschrocken darüber, sprangen die Meisten wieder an's Land, wie äußerst besorgt für die Sicherheit ihres Führers — vielleicht auch eben so für die eigene!

Alba stieß einen ungeduldigen Ruf aus; die Ruderer schoben den Kahn in die Fluth, und Arnolf setzte wacker das Ruder ein. Das Boot schoß Anfangs sicher über die stürmischen Wogen. Bald aber, von der heftigen Brandung der steigenden Fluth und der seewärts niederströmenden, mit jedem Augenblicke steigenden Gewässer ergriffen, kam es in ein heftiges Schwanken und versagte immer hartnäckiger dem Steuerer den Gehorsam.

„Dies ist eine schlimme Fahrt, Dirk," hörte van den Ende den Fährmann am Steuer halblaut zu dem andern Fergen sagen.

„Es sind ihrer zu viel wieder hinausgesprungen; die Fracht ist zu leicht; wir haben keinen Ballast."

„Laßt uns umkehren und mehr einnehmen, Dirk!"

Dirk schüttelte den Kopf. „Willst Du dem da, der rasch hinüber will, in die Queere kommen?" raunte er, auf Alba deutend.

Der Andere schwieg und legte sich mit dem vollen Gewicht seines Körpers auf das Steuer.

Die Spanier um Alba flüsterten einige Worte der Besorgniß.

„No es nada!" antwortete der stolze Herzog und hüllte sich enger in die Falten seines Mantels, denn ein kühler Wind zog über das Gewässer, gleichzeitig mit dem Aufdämmern des Morgens.

Arnolf ruderte aus Leibeskräften; er hatte alle Ursache, sich an's andere Ufer zu sehnen, bevor es hell würde. Tief vorüber gebeugt, sah er die mächtige Woge nicht, die plötzlich das Boot aus dem mühsam eingehaltenen Curs völlig herauswarf, und deren Schaumkamm weit über die Köpfe der Männer wegspritzte. Alle waren durchnäßt, und der Gischt hatte die Augen der Rudernden gefüllt — eine zweite, höhere Woge wälzte sich heran — die Geblendeten sahen sie nicht — nur der Steuermann stieß einen gellen Angstschrei aus: „Halt zurück, zurück, Dirk!" aber es war zu spät, die Woge hatte den von ihrer Vorgängerin herumgeworfenen Nachen von der Seite fassen können, und wie eine leichte Nußschale schlug das Fahrzeug um.

Es war das Werk eines Augenblicks; einige halberstickte Hülferufe, das Plätschern der Schwimmenden, krampfhaft heftiges Umsichschlagen derer, die sanken — und dann über Alles fort das Brausen der stürmischen Wassermassen.

Arnolf blieb unverzagt. Er war ein guter Schwimmer, und die Hälfte der Ueberfahrt war beinahe zurückgelegt; er durfte getrost hoffen, das andere Ufer zu erreichen.

Aber ein Ruck zerrte ihn — ein Gewicht hing sich an ihn, gewaltsam einen Zipfel seines Kittels an sich reißend. Er streckte den Arm aus, um den Versinkenden, der ihn ergriffen, zu heben und sich nachzuziehen. Seine Rechte erfaßte die Kehle eines Mannes.

„Rettet mich!" stöhnte es neben ihm, als er den Hülfesuchenden mit starker Hand emporgezogen an die Oberfläche des Wassers — „Alba! rettet!"

Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte den Geusen — ein Dämon jauchzte in seiner Brust. Seine nervige Faust hielt die Kehle Alba's umspannt — nur ein Anziehen der straffen Sehnen, und — sein eigenes Schicksal, nein, mehr, Niederlands Schmach war gerächt!

Er konnte ja nur seine Hand zurückziehen— und es war genug!

Er that es — Alba sank, krampfhaft um sich schlagend, einen letzten Schrei ausstoßend — da riß ihn van den Ende bei den langen Haarflechten am Hinterhaupt, die er nach spanischer Sitte trug, gewaltsam in die Höhe, hob mit Riesenkraft das verzerrte Antlitz des Feldherrn über den Wasserspiegel empor und rief: „Alba, Du bist in der Hand eines Geusen!"

Diese Rache war die, welche er sich nicht versagen konnte. Zum Morde fühlte er nicht die Kraft. Was fühlte er hier, im tosenden Wirbel der Elemente, von seinem Schicksal und von der Freiheit des Vaterlandes? Es galt, einen Menschen zu retten!

IV.

Am anderen Ufer des Stromes drängte sich ein aufgeregter, erschrockener Haufe zusammen. Sie standen um Alba, der geschlossenen Auges auf dem Mantel lag, den einer der Spanier über den Uferkies gebreitet hatte, während sein Kopf im Schooße eines Officiers ruhte. Vor dem Ohnmächtigen stand der triefende Geuse.

Der Herzog schlug nach einer Weile das Auge auf, und nachdem er einen verwunderten Blick um sich geworfen, erhob er sich, unterstützt von dem Officier, und wandte sich zu dem Junker.

„Seid Ihr der Geuse!"

„Arnolf van den Ende."

„Ich kenne Euch. Was begehrt Ihr?"

„Ich stände nicht hier, um diese Frage abzuwarten," versetzte van den Ende finster, „wenn ich nicht etwas Anderes zu begehren hätte als einen Lohn. Gebt den Sire van Rassinghem und seine Tochter frei."

Alba zögerte schwankend mit der Antwort.

„Wenn er das Land räumen will" — sagte er dann.

„Das müßt Ihr ihn selbst fragen. Die Bitte, die ich in diesem Augenblick an Euch richte, werdet Ihr nicht verweigern!"

Und doch hätte der eiserne Spanier vielleicht die Bitte abgeschlagen, wenn sie wie eine Bitte vor ihm ausgesprochen worden wäre. Aber der Junker van den Ende sprach sein Verlangen an ihn mit einem solchen Tone der Zuversicht aus, so sehr wie ein Recht, das ein Mann vom anderen zu fordern habe, daß der spanische Edelmann in dem Herzoge sich regte und der Stolz der Großmuth den Sieg davon trug über seine Härte und Verfolgungslust.

Alba gab seinem Adjutanten einen Befehl, und dieser eilte davon.

„Beurlaubt mich," sagte Arnolf und wollte dem Officier folgen.

„Euch? Ihr seid ein Geuse!"

„Ja, aber Ihr werdet Euch nicht als meinen Richter fühlen in diesem Augenblick!"

Arnolf van den Ende entfernte sich ruhigen Schrittes durch die Haufen der verwundert zurückweichenden Spanier. Der Herzog sah ihm schweigend nach.

In der Ferne erblickte Arnolf den Herrn van Rassinghem und seine Tochter auf ihren Pferden haltend, von ihrer Wache umringt. Als er sie erreichte, hatte der abgesandte Officier ihnen bereits ihre Freiheit angekündigt. Anna reichte mit Freudenthränen Arnolf die Hand. Er war ja auch ihres Vaters, ihr Retter. Der alte Edelmann unterzog sich gern der Weisung, das Land zu verlassen, und er legte noch lieber Anna's Rechte in die des Geusen, froh der Stütze auf der Reise in die Verbannung. Sie begaben sich zusammen nach Deutschland, wo sie Schutz fanden und jegliche Unterstützung am hilfbereiten Hofe Nassau's. Ihre Güter und Habe hatte Alba nämlich nicht zurück gegeben, sondern für seinen König eingezogen.

Herzog Alba lag am Abende dieses Tages in seiner Kammer vor dem Gekreuzigten auf den Knien; er sandte ein heißes Dankgebet für seine Rettung zum Himmel auf und schloß sein Flehen mit den Worten:

„Herr! gehe nicht mit mir in's Gericht, daß mein erster Dank für Deine rettende Huld eine Sünde war. Ich habe einen Ketzer, einen Feind Deines Namens der Strafe entzogen, statt ihn zu tödten als wohlgefälliges Opfer Deinem Zorne! Er war mein Retter und ich — ein schwacher Sünder!"

Digitized by Google

Franz Schuselka

ward 1811 zu Budweis in Böhmen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung in Wien, absolvirte daselbst 1834 die juristischen Studien und trat bei dem Criminalsenat in öffentlichen Staatsdienst, verließ denselben aber bald und lebte hierauf als Lehrer und Erzieher in den gräflichen und fürstlichen Häusern Deyno, Huniadi, Windischgrätz, Schwarzenberg und Lobkowitz. Seit 1840 widmete er sich ausschließlich der Literatur, verließ in Folge dessen 1842 Oesterreich und lebte ein Jahr in Weimar und Jena. Von da nach Klosterneuburg bei Wien zurückgekehrt, wurde eine Untersuchung wegen seiner politischen Brochuren über ihn verhängt, welche nach Jahresfrist mit einem Verweise endigte. Er verließ nun sein Vaterland abermals, verweilte von Neuem eine Zeit lang in Jena und wandte sich dann nach Hamburg, wo er gegenwärtig noch lebt.

Seine Schriften sind:

Weltgedanken. Wien 1840.
Karl Gutherz. Volksroman. Wien 1841. 2 A. 1844.
Lustiges und Lehrreiches für Kinder. Wien 1842.
Erstes Lesebüchlein für Kinder. Wien 1842.
Ist Oesterreich deutsch? Leipzig 1843.
Oesterreich und Ungarn. Leipzig 1843.
Kritik des preußischen Strafgesetzbuches. Jena 1843.
Deutsche Worte eines Oesterreichers. Hamburg 1843.
Die orientalische und die russische Frage. Hamburg 1843.
Erzählungen und ein gemischter Anhang. Wien 1844.
Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland. Leipzig 1845.
Die preußische Verfassungsfrage und das nordische Princip. Jena 1845.
Die neue Kirche und die alte Politik. Leipzig 1845.
Briefe Kaiser Joseph's II. in ihrer Beziehung zur Gegenwart eingeleitet. Leipzig 1846.
Deutsche Volkspolitik. In zwanglosen Heften. 1. 2. A. Hamburg 1847.
Oesterreichische Vor- und Rückschritte. Hamb. 1847.
Schleswig-Holsteinisches Lesebuch. Hamb. 1847.
Verschiedene Aufsätze belletristischen, juristischen und politischen Inhaltes in Zeitschriften.

Als Erzähler und Jugendschriftsteller zeichnet sich S. durch Innigkeit, Gemüthlichkeit, Begeisterung für Wahrheit und Recht und lebendige, farbensatte Darstellung sehr vortheilhaft aus. — Was er als Publicist geleistet, zu beurtheilen, liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes; es sei uns daher nur gestattet, zu bemerken, daß auch hier jene an ihm gerühmten edeln Eigenschaften auf das Hellste hervortreten.

Leben und Thaten eines Taglöhners *).

Wenn jemand sich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.
Göthe.

Auf einer Fußreise in den Alpen zwischen Steiermark und Oesterreich verirrte ich mich, die Richtung zwischen Mariazell suchend, in ein weit ableitendes Seitenthal. Der anfangs breite Fahrweg verengte sich allmählich in einen schmalen, wenig abgetretenen, steil aufsteigenden Fußpfad und schlängelte sich einem dichten Walde zu. Die Sonne war bereits hinter den Bergen, weit und breit keine Spur von menschlichen Wohnungen. Ich war, wie man es in wachsender Besorgniß der Verirrung gewöhnlich thut, eine lange Zeit hastig bergan gestiegen, immer hoffend, endlich einen erwünschten Ueberblick der Gegend zu gewinnen; jetzt, als ich den Wald vor mir sah, mußte ich stehen bleiben und nach irgend einer Auskunft forschen. Nirgends zeigte sich ein menschliches Wesen, und mich beschlich einige Verlegenheit. Doch bald bezwang ich sie und beschloß abenteuerlustig lieber aufs geradewohl in den Wald einzudringen, als den kläglichen stundenlangen Rückweg anzutreten. Muthig schwang ich meinen Reisestock, pfiff eine kriegerische Melodie und schritt mit einer Erregtheit auf den geheimnißvollen Wald los, als ob er von thierischen, menschlichen und gespenstigen Unholden wimmelte. Hart am Eingang trat mir aus dem dunkeln Dickicht plötzlich ein alter Bauer entgegen, und ungeachtet aller Heldenmüthigkeit wäre ich über diese unverhoffte Erscheinung beinahe erschrocken.

Der Alte theilte meine Ueberraschung und starrte mich mit offenem Munde an. Ich grüßte freundlich und frug:

„Wohin führt denn der Weg da?"

Er betrachtete mich eine Weile und mit fast spöttischem Ausdrucke und sprach:

„Grad in Wald hinein, wie der Herr mit vier Augen eh sehen muß! — Aber wo soll denn der Marsch eigentlich hingehen, wenn ich fragen darf?" setzte er, seinen unhöflichen Witz verbessernd, theilnehmend hinzu.

„Ich will den Weg erreichen, der in die Terz *) und Mariazell führt."

„Und da krapeln Sie da herauf? — No, da haben Sie sich nicht wenig vergalopirt! — Wenn Sie ein paar hundert Schritt in den Wald hineingegangen wären, hättens, so wahr ich Thaddäl heiß, nimmer herausgefunden."

„Geht denn kein Weg durch?"

„Freilich geht einer durch, aber es hängen halt keine Latern' dran. Ja, und wo führt er hin? Grad am Göller **) hinauf. Da hättens heut ein verteufelt hart's Nachtlager gehabt!"

„Was ist aber nun zu thun? Zurück gehen will ich auf keinen Fall."

„Ist auch nicht von nöthen. Gleich einem Büchsenschuß im Wald drin, geht rechts ein Gangsteig über die Felsen hinunter. In einer kleinen Stund — wenns hübsch steigen mögen — kommens auf ein sauberes Waldstraßerl, steigen meintwegen noch eine halbe Stund bergauf und kommen zum Böhmaken, wo's über Nacht bleiben."

„Zum Böhmaken? wer ist das?"

„Ein Wirth auf der Einschicht. Er ist aus Böhmen herkommen, drum nennen wir halt sein Haus zum Böhmaken. Ist aber ein gar rarer Mann, können sich drauf verlassen, werden recht gut aufgehoben sein, und morgen geht der Wenzel — wie ich ihn kenn' — gewiß mit Ihnen über den Sattel bis auf den Terzerweg."

„Wolltet Ihr mich nicht begleiten, bis ich nicht mehr irren kann?"

„No, warum denn nicht!" sprach der Alte, verstechte sein Reisigbündel und ging vor mir in den Wald zurück.

„Raucht Ihr Cigarren?" frug ich, da ich bemerkte, daß er einen sehr geringen Tabakvorrath herauszog.

„Ja, halt ja thät ich sie gern rauchen! Das ist ja gar ein delikater Geschmack! Ein einzigsmal in meinem Leben hab' ich ein Stummerl gekost', was ein Wiener Herr in Sankt Egydi weggeworfen hatte."

„Nun, da nehmt Euch — nur mehr — alle guten Dinge sind drei!"

Der Alte nahm mit vielen Krahfüßen, zündete an, und wir schritten behaglich schmauchend waldeinwärts.

„Das ist aber schon eine halbe Gottheit!" rief er nach einer Weile und betrachtete die Cigarre mit komischer Ehrfurcht. — Das sind auf d'letzt gar Ausländer! Da muß ich eine meinem Vater heimbringen!"

„Euerm Vater?" frug ich staunend. „Wie alt muß denn der schon sein?"

„Ich kunnt Ihnens just nicht recht sagen; mein Vater weiß es selber nicht, es geht mir mit meinem eigenen Alter auch nicht besser, unsereiner lebt halt so in den Tag hinein. Mein Vater hat aber just noch einen einzigen Zahn, und bis ihm der ausfallen wird, sagt er, wird er grad hundert Jahr alt sein. Dann will er nur noch so lang leben, bis der Heurige noch einmal zu uns hereinkommt, und dann will er sein eigens Haus beziehen am Freythof zu St. Egydi." —

*) Aus: Erzählungen und ein gemischter Anhang von Franz Schuselka. 2 Bdchen. Wien 1844.

*) Die österreichische und steierische Terz heißen zwei Wirthshäuser, die an den beiderseitigen Grenzen stehen.

**) Ein 5,371 Fuß hoher Berg.

Digitized by Google

Ich erfuhr noch dies und jenes von der Lebensweise der schlichten Leute, doch der steile Felsenpfad machte unserm Gespräche bald ein Ende, und nachdem ich mich überzeugt hatte, daß der Weg nun nicht mehr zu verfehlen sei, entließ ich den originellen Alten und schickte seinem Vater eine kleine Tranksteuer, einige Cigarren und den Wunsch, daß ihm sein letzter Zahn noch recht lange nicht ausfallen möchte.

Glücklich kletterte ich über die Felsen hinab und erreichte eine kleine Bergstraße, die sich in weiten Windungen bergan hob. Ich schritt rüstig aufwärts und noch eh es dunkelte, lag das Wirthshaus des Böhmaken vor mir.

Ich betrachtete mir die einsame Behausung aus der Ferne. Es schien ein recht ansehnliches Bauerngut mit stattlichen Wirthschaftsgebäuden, einem niedlichen Garten und ausgedehnten Grundstücken. Vor dem Hause bildeten Weinranken, die wohl niemals reife Früchte trugen, eine Laube. Lautes Gelächter scholl mir aus derselben entgegen. Ich horchte und vernahm, daß der Wirth eben seine Kinder im Böhmischen unterrichtete. Gerade war das berüchtigte Tři a třicet (dreiunddreißig) an der Tagesordnung und die Kinder wollten sich die Zunge zerquetschen und die Zähne herausstoßen, und brachten das fatale Wort doch nicht zu Stande. Auch die Mutter nahm an der Lektion Theil und machte die Sachen zur großen Belustigung der Kleinen noch viel schlechter, als diese.

Meine Erscheinung unterbrach natürlich die Sprachstudien und machte in der Familie ein gewaltiges Aufsehen. Städtische Gäste mochten in diesem Alpenwinkel eine große Seltenheit sein, und in so später Abendstunde mochte ich noch mehr wie ein aus den Wolken Gefallener erscheinen. Die Kinder besuders beguckten mich von allen Seiten und flüsterten sich über dies und jenes an mir ihre ehrfürchtigen oder schelmischen Bemerkungen zu.

Der Wirth stand im rüstigsten Mannesalter, und als ich sein blühendes Weib und die kerngesunden drei Buben und das kugelrunde Dirnlein in der Wiege betrachtete, hätte ich den Mann beinahe um sein idyllisches Lebensglück beneidet.

Ich wurde köstlich bewirthet und erfuhr, daß der Böhmak Wenzel Wessely heiße und aus Prudiz stamme. Da mir dieses melancholische Dörfchen aus einer interessanten Lebensepisode gar wol bekannt ist, so war für mich sowie für Wessely die Zusammenkunft um so interessanter.

„Ihr müßt mir erzählen, wie Ihr dahergekommen seid!" sprach ich nach mannigfachem Geplauder, und während die Wirthin ihr schreiendes Dirndl einschläferte, setzten wir uns in die Laube hinaus und Wessely erzählte mir seine Geschicke. —

Biographien großer Männer verdienen es freilich vor allen, geschrieben und gelesen zu werden; aber mich dünkt, daß auch aus dem Leben gemeiner, im Gewühle gewöhnlicher Verhältnisse, im Drucke der Dürftigkeit ringender Menschen sich viel Anregendes, Tröstendes und Belehrendes schöpfen ließe. Dem Nachstreben großer Geister schadet sehr viel das demüthige Bewußtsein des ungeheuern Abstandes zwischen ihren und unsern Kräften; wenn aber jemand, der ebenfalls nur gewöhnliches Vermögen besitzt, sein Leben thatkräftig glücklich gestaltet, so wird unsere Theilnahme mächtiger und nachhaltiger gefesselt. — Dies möge es rechtfertigen, daß ich den geehrten Lesern Leben und Thaten eines Taglöhners beschreibe.

Wessely's Vater besaß in Prudiz ein Häuschen mit kleinem Gartengrunde. Er hatte nur das einzige Kind und ein sehr arbeitsames Weib, hätte daher recht gut fortkommen können, wäre er nicht durch den Fluch des Dorflebens, durch die Branntweinschenke des Juden, an Körper, Geist und Vermögen zu Grund gerichtet worden.

Er mußte sein Besitzthum verkaufen, vertrank noch den kleinen Geldüberrest und beschloß mit Weib und Kind nach Oesterreich in Arbeit zu wandern.

Im ersten österreichischen Dorfe trank er sich an dem wohlfeilen heurigen Weine einen jähen Tod. Die Wittwe, mit dem damals vierzehnjährigen Wenzel erhielt beim Baue eines Maierhofs für sich und den Sohn eine nicht unvortheilhafte Arbeit; aber schon nach wenigen Wochen erlag ihre durch Kummer und Kränkung gebrochene Lebenskraft einer langwierigen Krankheit.

Wenzel arbeitete rastlos fort und sparte sich den Bissen vom Munde ab, um seine Mutter mit dem Nöthigsten verpflegen zu können. In den Feierstunden half er den Bauern bei verschiedenen Arbeiten und bis spät in die Nacht hinein flocht er Körbe, worin er es schon in der Heimath zu bedeutender Fertigkeit gebracht hatte. Allein sein kindlicher Edelmuth hatte keinen glücklichern Erfolg, als daß er die letzten Tage der Mutter versüßte. Sie starb, und Wenzel stand nun allein in der fremden Welt.

Sein wackeres Benehmen hatte ihm jedoch so viele Freunde gewonnen, daß ihm von allen Seiten Dienstanträge gemacht wurden. Selbst der gestrenge Herr Verwalter wandte sein gnädiges Augenmerk auf ihn, und Wenzel trat als Knecht des Schafmeisters in herrschaftliche Dienste.

Seine Lage war nun verhältnißmäßig glänzend und die herrlichste Laufbahn lag eröffnet vor ihm, deren stolzes Ziel nichts geringeres, als die Schafmeisterstelle selbst war. Der rührige strebsame Wenzel würde sie auch gewiß erreicht haben, hätte ihn nicht ein höchst trauriger Vorfall leider nur zu bald aus dem behaglichen Glückshafen in den Lebenssturm hinausgestoßen.

Die kinderlose Frau Verwalterin nämlich hatte einen höchst talentvollen, liebenswürdigen Hund an Kindesstatt angenommen, den sie mit innigster Affenliebe hatschelte, dessen Launen und Begierlichkeiten ihr viel naher ans Herz gingen, als Wohl und Weh ihrer Mitmenschen.

Das vierfüßige Herzensblümchen hieß Fiduzi und war verständig wie ein Mensch, darin wenigstens, daß es den machtigen Schutz seiner gnädigen Herrin zu den unverschämtesten übermüthigsten Streichen mißbrauchte. Er zwickte die armen Dorfkinder in die nackten Waden, biß den Bauern Hühner und Enten todt, legte sich mitten auf die Straße und wich einem herankommenden Wagen nicht früher aus, bis der Bauer diese Gnade mit den demüthigsten Schmeicheleien erbettelte.

Jedermann haßte und verwünschte das boshafte Thier, aber wehe dem, der sich durch diesen Haß zu einem Schlage oder Fußtritte oder nur zu einem Schimpfworte auf den vierfüßigen Dorftyrannen hinreißen ließ! Eine Kränkung ihres lieben guten gescheiten Fiduzi verzieh die gestrenge Verwalterin niemals und rächte sie durch tausendfältige Plackereien.

Und mit diesem vielvermögenden Mitgliede seiner Herrenfamilie kam der arme Wessely in eine höchst feindliche, unausgleichbare Collision. Das Unglück ergab sich folgendergestalt.

Wenn Wenzel in der Nähe des Schlosses die Schafe weidete, machte sich der holde Fiduzi sehr gern das Vergnügen, kläffend unter die Heerde zu springen und die scheuen Thiere in alle Himmelsgegenden zu versprengen. Die Frau Verwalterin war oft Augenzeugin dieser Heldenthat und sie wollte sich dabei über den Witz des schalkhaften Fiduzerls krank lachen. Als aber einmal ein geängstigtes Schaf in einen Graben fiel und ein Bein brach, wurde keineswegs Fiduzi, sondern Wessely tüchtig abgeprügelt. Da schwur der kühne Prudizer Rache, und bald ergab sich die Gelegenheit.

Eines Nachmittags weideten die Schafe ruhig und wohlgemuth, da kam der humoristische Fiduzi allein aus dem Schlosse gesprungen, wälzte sich eine Weile wohlig im Grase und galoppirte dann mit grimmigem Gebell auf die frommen Schäflein los. Wenzel bebte vor Zorn, ergriff einen schweren Stein, warf, traf, Fiduzi purzelte, zappelte und hauchte sein schönes Leben aus. Dem kühnen Schützen ging vor Schrecken ebenfalls der Athem aus. Im ersten Augenblicke wollte er alles im Stiche lassen und davon laufen; da er aber ringsum keinen Zeugen seiner blutigen That bemerkte, ergriff er den verblichenen Fiduzi, warf ihn in ein Loch und bedeckte ihn sorgfältig mit Erde und Rasen.

Als er die Heerde heimtrieb, ging das Ungewitter bereits los. Die Verwalterin jammerte, schimpfte, drohte uud flehte. Sämmtliche Dienstboten und das Kanzleipersonale in corpore liefen herum und suchten den süßen Liebling der Gebieterin. Wenzel wagte nicht aufzuschauen, tummelte sich in den Stall hinein und lauschte von Zeit zu Zeit an der Thür, wie sich die Sache entwickeln würde.

Es wurde Nacht, und Schmerz und Wuth der Verwalterin grenzten an Wahnsinn. Sie schmähte und verwünschte alles und gestand in gottloser Frevelhaftigkeit, daß sie lieber das ganze Dorf zu Grunde gegangen, als ihren lieben Fiduzi verloren wissen wollte.

Am heftigsten entlud sich ihr Grimm gegen die alte Köchin, welche wegen langer, treuer Dienste sonst ihr Liebling und deßhalb mit der Verpflegung des Schooßhundes betraut war. Jetzt warf ihr die tyrannische Frau den Lohn vor die Füße und befahl ihr, augenblicklich das Haus zu verlassen und sich ja nie mehr sehen zu lassen, es sei denn, sie käme mit Fiduzi wieder.

Die alte Köchin war im ganzen Dorfe als hülfreiche wohlthätige Person geachtet und geliebt; sie hatte auch Wenzel's Mutter in ihrer Krankheit mit manchem guten Bissen erquickt.

Wenzel stand zwischen der Stallthür und lauschte dem Tumulte mit laut pochendem Herzen. Längst bereute er seine übereilte That; als er aber jetzt die Wohlthäterin seiner Mutter weinend aus dem Schlosse kommen sah und ihr Unglück verkünden hörte, da war sein Entschluß schnell gefaßt und ausgeführt. Er lief eilig ins Schloß und bat, die Frau Verwalterin sprechen zu dürfen, indem er allein Auskunft über Fiduzi's Schicksal geben könnte.

Er wurde sogleich vorgelassen, und die Verwalterin stürzte ihm mit dem Ausruf entgegen:

Digitized by Google

„Was weißt Du? was sahst Du? Bringst Du mir meinen Fiduzi wieder, so sollst Du zeitlebens glücklich sein!"

Wenzel küßte ihr zitternd die Hand und stammelte in unsäglicher Seelenangst:

„Ach gestrenge Frau Verwalterin, verzeihen Sie mir um Gottes willen!"

„Verzeihen?! Was hast Du gethan, Unglücklicher?"

„Ach gnädige Frau Verwalterin, weiß Gott, ich hab's nicht so schlimm gemeint! — Sie wissen ja, gnädige Frau Verwalterin, daß der gute Fiduzi die üble Gewohnheit gehabt hat, mir meine Schafe zu versprengen. Sie wissen ja, gnädige Frau Verwalterin, daß sich einmal eins einen Fuß gebrochen hat, und daß ich deßwegen hab' Schläg' und Abzug von meinem Lohn leiden müssen."

„Und das hast Du vielleicht gar dem unschuldigen Fiduzi entgelten lassen, Nichtswürdiger?"

„O mein Gott, ich hab' ihm's ja nur ein Bissel abschrecken wollen! — O Gott — ich bitt' um Alles in der Welt —" stotterte der arme Wenzel und brachte das furchtbare Geständniß nicht über die Lippen.

„Was hast Du gethan? — Heraus damit, oder —" schrie die gefolterte Verwalterin und drohte mit geballten Fäusten.

„Ich bitt' um eine barmherzige Straf' — und die Köchin ist ganz unschuldig — aber ich hab' — aber gewiß nicht mit Fleiß — aber ich hab' den Fiduzi erschlagen!"

„Erschlagen?! Ach!" kreischte die bedauernswürdige Kinderlose und sank ohnmächtig auf's Sopha.

Wenzel war bei den letzten Worten seines Bekenntnisses auf die Knie gefallen. In dieser Stellung blieb er und flehte mit aufgehobenen Händen um Gnade. Da sich aber die Verwalterin gar nicht bewegte, wurde ihm noch unheimlicher, und er glaubte am besten zu thun, wenn er sich leise davon machte.

Dies brachte die Verwalterin plötzlich zur Besinnung. Sie stürzte auf ihn hin, hielt ihn bei den Haaren fest und schrie gellend nach ihren Leuten.

„Stellt Euch vor, dieser miserable, hergelaufene Bettelbub, den wir aus Barmherzigkeit angenommen haben, der hat meinen Fiduzi erschlagen! — Haut ihn, haut ihn, was nur in ihn hineingeht!"

Und die gesammte Haus- und Amtsdienerschaft fiel über den unglücklichen Todtschläger her und erfüllte mit edlem Wetteifer das Gebot der zartfühlenden Gebieterin.

Wenzel blieb auf den Knien liegen, schloß die Augen, verhüllte sein Haupt und ertrug sein Geschick mit philosophischer Seelenstärke.

Die unvergleichliche Verwalterin schrie fortwährend: „Nur stärker, stärker, damit der Niederträchtige zeitlebens daran denkt!"

Endlich ermüdeten die dienstbeflissenen Prügelknechte; die Verwalterin gebot Stillstand.

„Wo ist der Leichnam!" schnaubte sie den mißhandelten Jungen an.

„Ich hab' ihn draußen auf dem Felde begraben," ächzte der arme Wessely.

„Marsch fort, zeig' uns den Platz!" kommandirte die Verwalterin, und Wenzel mußte eine Laterne nehmen, die Verwalterin und ihre knechtbaren Geister folgten ihm, unten schloß sich das Maierhofpersonal und Leute und Kinder aus dem Dorfe an, und der lange Zug bewegte sich feierlich hinaus zur Ruhestätte des viel zu früh verblichenen Fiduzchens.

Wenzel mußte den Grabeshügel abräumen, und als nun der maustodte Fiduzi sichtbar wurde, da erreichte der Wahnsinn der Verwalterin ein neues wüthenderes Stadium. Erst küßte sie mit vielen Thränen die theuren Ueberreste ihres unvergeßlichen Herzbinkerls, dann fiel sie wie eine Furie über den zitternden Wenzel her und schlug ihn eigenhändig so unbarmherzig, daß ihm Blut aus Mund und Nase quoll. Nur das laute Murren der Bauern verhinderte noch unmenschlichere Mißhandlungen. Nun trug die Verwalterin ihren Fiduzi ins Schloß und schickte schnell zu dem Chirurgen, um noch alle möglichen Lebensversuche anstellen zu lassen. Wenzel hinkte, von den mitleidigen Bauern unterstützt, ins Dorf. Am Schloßthore wurden ihm seine Sachen und der strenge Befehl gegeben, sich ja nie mehr blicken zu lassen; was freilich nur der Ausdruck seines festesten Vorsatzes war.

Die guten Bauern wetteiferten, ihn zu trösten und zu pflegen. Sie betrachteten ihn als einen Märtyrer, der für das Wohl der ganzen Gemeinde gelitten. Alle waren von Herzen froh, daß der boshafte Hund weggeräumt war, und die Kinder jubelten: „Wenzel hat den Fiduzi erschlagen! das ist gescheut, juchhe!"

Wenzel mußte einige Tage das Bett hüten. Indessen wurde Fiduzi im Parke begraben. Der Amtsschreiber dichtete eine Grabschrift; der Schulmeister componirte einen Trauermarsch; der Bauingenieur errichtete ein Mausoleum; der Gärtner pflanzte eine Thränenweide; der Tischler machte ein kohlschwarz angestrichenes Bänkchen darunter; die gefühlvolle Verwalterin setzte sich oft in stiller Mondnacht darauf und weihte dem entschlafenen Liebling reichliche empfindsamste Zähren.

Nachdem sich Wenzel erholt hatte, fuhr er mit dem Müller nach Krems. Alle Bauern hatten zu seinem Reisegelde beigesteuert; ja selbst der Verwalter schickte ihm ein sehr gutes Zeugniß und bedeutendes Schmerzengeld mit der Versicherung, daß die Sache gewiß nicht so schlimm ausgefallen sein würde, wenn er damals zu Hause gewesen wäre; — worüber aber allgemein ungläubig gelächelt wurde, weil man wußte, daß der gestrenge Herr Verwalter seiner Frau Gemahlin gegenüber auf das Prädikat „gestrenger Herr" längst in aller Demuth völlig verzichtet habe.

In Krems bestieg Wessely ein Schiff und schwamm mit unaussprechlicher Neugierde, großer Hoffnung und nicht geringerer Bangigkeit nach Wien.

Er kam glücklich an, lief drei Tage in der ganzen Stadt herum, und trat, nachdem er seine ländliche Schaulust mit einer gehörigen Anzahl von Rippenstößen und Schimpfnamen gebüßt hatte, bei einem Baue für einen Gulden Taglohn als Handlanger in Arbeit.

Diese Einnahme erschien dem guten Jungen so außerordentlich groß, daß er ganz ernsthaft mit dem Gedanken umging, in Wien ein reicher Mann zu werden. Und er wäre es höchst wahrscheinlich auch geworden, wenn ihn nicht eine sehr schmerzliche Erfahrung alsbald wieder aus Wien vertrieben hätte.

Auf dem Bauplatze fand Wessely unter seinen Mitarbeitern einen Landsmann aus dem Nachbardorfe Mittrowitz. Er schloß sich sogleich mit herzlicher Zuneigung an ihn, und sein Leben wäre dadurch ungemein erheitert worden, wenn nicht der traurige körperliche Zustand des Freundes das schmerzlichste Mitgefühl erregt hätte.

Der Mittrowitzer war nämlich bei schwacher Leibesbeschaffenheit der strengen Arbeit auf den kalkstaubigen Bauplätzen erlegen und mußte wenige Wochen nach Wenzel's Ankunft ins Spital. Wenzel that Alles, um die Lage des unglücklichen Landsmannes zu erleichtern. Täglich lief er in der Raststunde zu ihm, theilte seinen Lohn mit ihm, tröstete ihn endlich mit frommem Zuspruche in seiner Todesstunde, und sah mit Schaudern, wie der arme Freund mit vielen andern Todten auf einen Wagen geladen und ohne Sarg in ein großes gemeinschaftliches Grab geworfen wurde.

Von diesem Augenblicke an war ihm der Aufenthalt in Wien verhaßt. Seine frische Lebenslust zitterte bei dem Gedanken an ein ähnliches frühes Ende. Er beschloß voll furchtsamer Ungeduld, Wien sobald als möglich zu verlassen. —

„Wenn ich auf dem Lande auch viel weniger Lohn bekomme," sprach er zu sich selbst, „so athme ich doch frische gesunde Luft, und wenn ich einst sterbe, so bekomme ich doch mein eigenes Grab."

Er arbeitete und sparte noch einige Wochen und eilte an einem schönen Sommermorgen durch die Margarethner Linie in freudiger Hast den herrlichen Gebirgen zu. —

Gegen Abend holte Wenzel auf einsamer Straße hinter Heiligenkreuz einen Wagen ein, worauf mehrere Dorfkinder saßen, welche aus Wien von der Firmung nach Hause fuhren. Die Kinder schäferten in fröhlicher Sorglosigkeit; der Bauer, der einzige Erwachsene, schien eingeschlummert zu sein; die Pferde gingen in eigenwilliger Laune hart am Straßengraben. Eben wollte Wenzel den Bauer zur Vorsicht aufrufen, da stürzte der Wagen unter lautem Jammergeschrei der Kinder um.

Wenzel sprang schnell zu Hülfe, hielt die Pferde und hob das leichte Wägelchen auf. Der Bauer war gleich wieder auf den Beinen, nur hatte er sich beide Hände blutig geschunden. Auch die Kinder arbeiteten sich unbeschädigt in die Höhe; nur ein einziges Mädchen blieb wehklagend liegen. Es war des Bauers einziges, dreizehnjähriges Töchterchen Lori, von lieblichstem Aeußeren. Der Vater eilte voll traurigster Besorgniß zu ihr hin. Sie klagte über große Schmerzen im rechten Fuße; es ergab sich aber, daß sie glücklicherweise nur von einer gefahrlosen Verstauchung herrührten.

Wenzel hob das arme Mädchen auf seine Arme und trug es zum Wagen. Es geschah ihm wunderbar wohl dabei; ein unbekanntes ahnungsüßes Gefühl bewegte sein Herz. Er drückte das weinende Mädchen zärtlich tröstend an sich und hätte gewünscht, daß der Wagen viel weiter entfernt gewesen wäre.

Er konnte nicht umhin, es mit stiller Freude zu bemerken, daß der Bauer mit seinen verwundeten Fingern das Leitseil nicht handhaben konnte; er trug sich mit freudiger Bereitwilligkeit als Kutscher an. Der Bauer nahm es dankbar an, Wenzel setzte sich neben ihn auf den Vordersitz und zwischen ihnen beiden saß die liebe Lori.

Wenzel fuhr recht langsam, damit nicht durch zu heftige Bewegungen der Schmerz des Kindes gesteigert werden möchte. Lori schluchzte leise fort, erklärte aber nach einer Weile, daß der

Digitized by Google

Schmerz bedeutend nachlaſſe. Da ſchnalzte Wenzel luſtig mit der Peitſche und ließ die flinken Rößlein ſpringen.

Es wurde dunkel, Lorchen ſchlummerte ein und lehnte ſich zutraulich an den Nachbar. Wenzel wagte kaum zu athmen, um das liebe Mädchen ja nicht im ſüßen Schlummer zu ſtören.

Man kam zu Hauſe an und Lori hinkte am Arme Wenzels in die Stube und erzählte der erſchrockenen Mutter, was geſchehen und was der liebe Fremde gethan. Die gute Bäuerin dankte ihm aus der Fülle ihres mütterlichen Herzens und verhieß ihm allen Segen des Himmels für dieſe gute That.

Schon unterwegs hatte Wenzel dem Bauer den Zweck ſeiner Wanderſchaft mitgetheilt; nach dem Abendeſſen nahm dieſer ſeine Alte bei Seite, ſie wisperten ein Weilchen mit einander, traten dann zu Wenzel und machten ihm den Antrag, in ihrem Hauſe zu bleiben, er ſollte nicht wie ein Dienſtbote, ſondern wie ein eigenes Kind behandelt werden.

Wenzel weinte vor Ueberraſchung und fand nicht Worte, ſeinen Dank auszudrücken. Er wußte ſich's nicht zu erklären, warum er ſich über dieſe Verſorgung gar ſo unausſprechlich freute. — Lori vergaß allen Schmerz und hüpfte im Zimmer herum, als ſie hörte, daß der freundliche Wenzel im Hauſe bleiben werde.

Drei frohe Jahre vergingen. Wenzel wurde zum kraftvoll ſtämmigen Burſchen, Lori erblühte zur ſchönſten Dirne der ganzen Gegend. Wenzel kannte nun die wonnevolle Ahnung, die ihn durchzittert, als er Lori auf ſeinen Armen trug, und Lori theilte das ſüße Geheimniß ſeines Herzens. Die Eltern ſchienen die fromme Liebe der Kinder mit Wohlgefallen zu bemerken, und Wenzel träumte die freudenvollſte Zukunft. Aber ein unglückſeliges Ereigniß verbannte ihn abermals aus ſeinem Freudenhimmel.

Eines Abends — es war kurz vor Lori's Namenstage — vermißte der Bauer ſeinen Geldbeutel. Er machte einen gewaltigen Lärm, weil eben eine bedeutende Summe darin geweſen. Man ſuchte und forſchte überall vergebens. Der Bauer war nicht aus dem Hauſe geweſen; es mußte daher der Verdacht der Entwendung entſtehen und auf einen Hausgenoſſen fallen, weil durchaus kein Fremder ins Haus gekommen und auch keine Spur eines Einbruchs zu entdecken war. Da trat Michel, der Knecht, der ſchon vor Wenzel's Ankunft im Hauſe gedient, mit dem Vorſchlag auf, daß Jedermann ſeine Sachen unterſuchen laſſen ſollte. Dabei blickte er mit ſeltſam lauerndem Ausdruck auf Wenzel, der ſich ſichtlich verfärbte und verlegen ward.

Der Bauer nahm den Vorſchlag an und man viſitirte alle Truhen der Knechte und Mägde, ohne etwas zu entdecken. Schon wollte der Bauer die Sache aufgeben, doch Michel beſtand darauf, daß auch Wenzels Truhe unterſucht werden müſſe.

„Nun ja, damit Dein böſer Argwohn zu Schanden wird, Michel!“ ſprach der Bauer unwillig und trat in Wenzel's Kammer; aber wie ſtaunte er, als dieſer den Schlüſſel ſeiner Truhe verweigerte und voll Verwirrung ſprach:

„Vater, Ihr werdet mich doch gewiß für keinen Dieb halten! Zum Ueberfluſſe aber geb' ich Euch mein Ehrenwort und ſchwöre Euch, daß ich von Eurem Gelde nichts geſehen habe, nur öffnet meine Truhe nicht, ich bitte Euch, Ihr verderbt mir ſonſt eine große Freude!“

Der Bauer zögerte unſchlüſſig, als er aber die argwöhniſchen Blicke des Geſindes bemerkte, ſprach er:

„Wenzel, um Deiner Ehre willen muß die Truhe geöffnet werden, drum gieb den Schlüſſel her, ich will und befehle es!“

Da gehorchte Wenzel mit auffallender Verzagtheit, ſeine Truhe wurde geöffnet und alle ſteckten neugierig die Köpfe hinein.

Obenauf lag eine ſchwere ſilberne Haarnadel, welche ein Krämer unlängſt zum Verkaufe ausgeboten, und die Lori gar ſo gern gehabt hätte, wenn ſie nicht zu theuer geweſen wäre.

„Nun da habt Ihr's, ich hab' es Euch ja geſagt!“ lamentirte Wenzel, „nun iſt die ganze Ueberraſchung verdorben!“

Lori belohnte ihn mit liebevollem Blicke; der Vater aber tadelte dieſe Verſchwendung und wollte die Truhe ſchließen — da hob Michel einige Wäſche in die Höhe und zog den vermißten Geldbeutel heraus.

Allen entfuhr ein Schrei des Entſetzens. Lori ſtürzte laut jammernd aus der Stube. Wenzel ſtand ſprachlos, wurde bleich wie der Tod, ſeine Augen rollten, ſeine Lippen bebten, ſeine Fäuſte ballten ſich krampfhaft.

Der Vater betrachtete ihn lange mit wehmüthig forſchendem Blicke, zählte dann aufmerkſam den Inhalt des Beutels, und es fehlte gerade die Summe, welche der Krämer für die Haarnadel verlangt hatte.

„Wenzel, Wenzel!“ rief jetzt der Bauer mit hoch aufgehobenen zitternden Händen, „das war ein unglückſeliger Gedanke, den Dir Dein böſer Feind eingegeben hat! Doch ich will Dein Unglück nicht. Niemand von meinen Leuten ſoll ein Wort von der Sache verlauten laſſen, das befehle ich, darum bitte ich Euch Alle. Aber mach, daß Du aus meinen Augen kommſt, Wenzel, zwiſchen uns kann fürder keine Gemeinſchaft mehr ſein!“ Jetzt ſtürzte Wenzel vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und ſchrie außer ſich:

„Um Gottes Chriſti willen, Vater, verdammt mich nicht voreilig! Hört mich, glaubt mir! Ich ſchwöre Euch bei meinem ewigen Seelenheil, ich weiß nicht, wie Euer Geld in meine Truhe kam; ich weiß es nicht, und wenn Gott auf der Stelle mit mir ins Gericht ginge!“

„Wenzel, frevle nicht, ſündige nicht vermeſſen auf Gottes barmherzige Langmuth!“ ſprach der Bauer, und Thränen des tiefſten Herzleides rollten über ſeine Wangen. „Weiß Gott! ich gäbe viel darum, wenn ich Dir glauben könnte; aber ich kann es nicht; was Du gethan haſt, iſt zu offenbar! Mög' es Dir Gott verzeihen! ich verzeih' es, weil thörichte Liebe zu meinem Kinde Dich verblendet hat. Aber geh, geh ſo ſchnell als möglich, ich will Dich nie, nie mehr ſehen!“

Hier entfernte ſich der Bauer und Alle gingen mit ihm; der arme Wenzel blieb allein. Lange lag er auf den Knien, ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn und jammerte laut. Dann raffte er ſich auf und wollte in die Stube des Herrn; aber die Thür war verriegelt, und als Wenzel pochte und flehte, rief der Bauer erzürnt: er möge ſich zur Ruhe begeben und mit dem Früheſten Haus und Hof verlaſſen, wofern er nicht öffentliche Schande und Gefängniß gewärtigen wollte.

Da ſtürzte Wenzel in rathloſer Verzagtheit aus dem Dorfe, rannte über Stock und Stein waldeinwärts, warf ſich im tiefſten Dickicht zur Erde nieder, und der Tod wäre ihm ein Labſal geweſen.

Mitternacht mochte nicht mehr fern ſein, da weckte ihn ein heller Lichtſchein aus ſeiner Betäubung. Er ſprang auf, eilte an den Saum des Waldes und erblickte Lori's Vaterhaus in hellen Flammen.

Athemlos lief er hinab, um den Bedrängten beizuſtehen, aber kaum erblickte man ihn, ſo riefen viele Stimmen, unter denen die Michels deutlich zu erkennen war:

„Seht den Dieb und Brandſtifter, er will ſich den Geldbeutel wieder holen!“

Und man fiel über ihn her und band ihn mit Stricken an einen Baum. Dort mußte er knirſchend ſtehen, bis das Feuer gelöſcht war. Er ſah ſeine Lori — ſie hatte aber keinen Blick für ihn.

Hierauf ſchleppte man ihn unter Spott und Mißhandlung ins Amtsdorf, wo er ins Gefängniß geworfen wurde.

Tags darauf ergab es ſich zwar, daß das Feuer durch unvorſichtiges Schmalzſieden ausgekommen war, aber Wenzel verlangte nun mit dringenden Bitten eine ſtrenge Unterſuchung des ihm zugemutheten Diebſtahls.

Alles wurde genau erforſcht, alle Hausgenoſſen, namentlich Michel, ſcharf ins Verhör genommen, bei Niemand ergab ſich irgend eine Schuld. Michel geſtand mit ruhigſter Unbefangenheit, Wenzel ſei ihm verdächtig worden, weil er ihn die Haarnadel kaufen ſehen und ſich gleich gewundert habe, wie er für ſolchen Tand ſo viel Geld ausgeben könnte. Auch der Krämer wurde vernommen und erklärte, Wenzel habe ihm, ohne zu handeln, die verlangte Summe in blanken Zwanzigern ausgezahlt. In dem Geldbeutel befanden ſich eben keine andern Münzen als Zwanziger.

Dagegen aber betheuerte Wenzel ſeine völlige Unſchuld mit unwiderſtehlich überzeugender Ehrlichkeit, widerſprach ſich in keinem Punkte und wußte es aufs Genaueſte vorzurechnen, daß er die Haarnadel von ſeinem erſt vor kurzem empfangenen Vierteljahrslohn gekauft habe. Da man überdies ſeinen bisher muſterhaften Lebenswandel und den Umſtand erwog, daß er ſelbſt auf die Unterſuchung gedrungen, ſo ließ das Gericht die Sache fallen, ſetzte Wenzel in Freiheit, gab ihm aber die Weiſung, die Gegend binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen.

Wenzel ertrug nun ſein Geſchick mit männlicher Faſſung. Er hatte zur Rettung ſeiner Ehre Alles gethan, was er nur thun konnte; ein Mehreres mußte er Gott überlaſſen. Er glaubte wol denjenigen zu kennen, der ihm aus Neid und Eiferſucht dieſen Sturz bereitet, aber er ſchwieg.

Nur war es ihm unmöglich, die Gegend zu verlaſſen, ohne noch einmal mit Lorchen geſprochen zu haben. Nachts ſchlich er an ihr Fenſterchen und flehte traurig:

„Lori, Lori, kannſt denn auch Du an meiner Ehrlichkeit verzweifeln und mich für einen Dieb halten?“

Lori öffnete das Fenſter und flüſterte weinend: „Wenzel, ich muß an Deine Unſchuld glauben, ich kann nicht anders, aber ſo lang Du Dich nicht von allem Verdachte gereiniget haſt, muß

Digitized by Google

ich jede Gemeinſchaft mit Dir vermeiden, das hat der Vater befohlen und ich hab' ihm Gehorſam verſprochen. So geh in Gottes Namen, Wenzel, und vertrau auf ſeine Gerechtigkeit. Ich werde täglich beten, daß er Deine Unſchuld ans Tageslicht bringen möge."

Sie reichte ihm die Hand hinaus, er küßte ſie viele Male und konnte ſich nicht trennen.

„Geh, lieber Wenzel, geh, damit wir den Vater nicht ärgern!" ſchluchzte Lori.

„Ich danke Dir für Deinen Troſt, engelgute Lori," ſprach Wenzel und faßte ſich und ging. —

Die ganze Nacht ſchritt er raſtlos vorwärts, immer tiefer ins Gebirg hinein. Als der Morgen anbrach, war er weit von dem Orte ſeines ſchönſten Lebensglückes. Tauſend Vöglein jubelten ihren Morgengruß, er aber weinte bitterlich.

Anfangs war Wenzel entſchloſſen geweſen, fort zu wandern, ſo weit ihn ſeine Augen führen, ſeine Füße tragen würden; nach und nach aber ſänftigte ſich der Sturm ſeines Herzens zu ſtiller Wehmuth und ruhiger Ergebung. So kam er in die Gegend, wo eben die Straße gebaut wurde, an der jetzt ſeine Wirthſchaft ſteht. Man trug ihm Arbeit an und er nahm ſie. —

Zwei Sommer verſchwanden, da erhielt Wenzel zufällig Nachricht aus jener unvergeßlichen Gegend. Lori's Mutter war geſtorben, der Vater härmte ſich und kränkelte; Lori war Braut des reichen Pächters Vogelhuber.

„Sie hat dich bald vergeſſen!" ſeufzte Wenzel. „Aber gut für ſie, daß ſie es konnte, denn noch immer befleckt mich ja der ſchimpfliche Verdacht und wird mich wahrſcheinlich zeitlebens beflecken!"

Es war ein Glück für Wenzel, daß er ſich, als ihn dieſe Schmerzensnachricht traf, eben mit einem wichtigen kühnen Plane trug. Der Umſtand nämlich, daß die Arbeiter, als der Straßenbau weit ins unwirthliche Gebirge vorgeſchritten war, ringsum nirgends eine Labung fanden, erweckte in dem unternehmenden Böhmen den Gedanken einer Speculation. Verſuchsweiſe kaufte er von ſeinem Erſparniſſe ein kleines Fäßchen Branntwein und einen großen Laib Brot, und bot es in den Raſtſtunden feil. Der Erfolg war ſo günſtig, daß ſich Wenzel ſogleich zur größeren Ausdehnung des Handels entſchloß. Es koſtete ihm freilich unſägliche Mühe und Aufopferung. Nach der ſchweren Arbeit des ganzen Tages ging er weit ins nächſte Dorf hinab, ſchleppte dann neue Vorräthe ins Gebirg zurück und verbrachte den Reſt der Nacht auf hartem Strohlager in einem Bretterverſchlage, wo er ſeine Vorräthe verwahrte. Aber der herrlichſte Erfolg belohnte alle Mühe reichlich und ſteigerte die Unternehmungsluſt des Prudityers endlich bis zu dem Gedanken, an der einſamen Straße ein Wirthshaus zu errichten.

Nachdem er die Sache viele Tage lang von allen Seiten überlegt und berechnet hatte, trug er dem Amte ſeine Bitte vor. Dieſem war es höchſt erwünſcht, in der menſchenleeren Gegend eine Zufluchtsſtätte entſtehen zu ſehen, es gab daher nicht nur ſogleich die Bewilligung, ſondern ſchenkte dem Unternehmer ein Stück Grund und das nöthige Baumaterial und lieh ihm eine hinreichende Summe Geldes. Wenzel ſchritt mit freudigſter Raſtloſigkeit an die Ausführung; er ſelbſt legte überall Hand an, bald ſtand ein niedliches hölzernes Häuschen fertig und die Eröffnung deſſelben war für die ganze Gegend ein Freudenfeſt. Hierauf erfüllte der brave Wenzel ein frommes Gelübde und pilgerte nach Mariazell.

Lange kniete er vor dem wunderthätigen Gnadenbilde in heißer Andacht, und in ſein kindliches Dankgebet miſchte ſich die demüthige Bitte um die eine höchſte Gnade, um Reinigung von dem ſchweren Verdachte. Wunder geſtärkt und getröſtet verließ er die Kirche und auf den Stufen des Eingangs trat ihm Lori entgegen.

Beide erglühten in wonnevoller Ueberraſchung, betrachteten ſich mit leuchtenden Blicken und ſtanden lange in ſprachloſer Wallung. Endlich flüſterte Lori wie im Traum:

„Seid Ihr nicht der Wenzel Weſſely?"

„Ich bin es, Frau Vogelhuberin," antworte Wenzel traurig.

„Nennt mich nicht ſo!" rief Lori mit faſt ängſtlicher Ereiferung. Es kommt viel zu früh! „Ach der unverhoffte Tod des Vaters —"

„Um Gottes willen!" unterbrach ſie Wenzel — „auch der Vater iſt todt, und ich bin nicht gerechtfertigt!"

„Du biſt es, Wenzel, Du biſt von allem Verdachte frei!" tröſtete Lori mit herzlichſter Freude. „Der Vater hat oft um Dich gejammert und Dich in ſeinem letzten Augenblick geſegnet."

„So hat Dich ein Wunder Gottes in dieſem Augenblick zu meinem Troſte geſchickt!" jubelte Wenzel und küßte dem lieben Mädchen dankbar die Hände. „Aber nun erzähle! Wie war es? — war es nicht Michel?"

„Er war es, der Unglückſelige! Er hat Dir dieſen böſen Streich geſpielt, weil er glaubte, daß es, wenn Du fort wäreſt, wol ihm gelingen würde, mich und mein Vermögen zu bekommen. Als er aber ſah, daß ich den Vogelhuber heirathen ſollte, fing er an, ſeine fruchtloſe Schandthat zu bereuen, und als er bald darauf ſchwer krank wurde und in der nämlichen Kammer, wo Du geſchlafen haſt, mit allem verſehen wurde, ging er in ſich und geſtand dem Vater, daß er den Geldbeutel mit Hülfe eines falſchen Schlüſſels aus dem Schranke genommen, die Summe, die er Dich für die Haarnadel geben ſehen, herausgenommen und ihn dann in Deine Truhe geſteckt habe. Bald darauf ſtarb er. Mein Vater war untröſtlich über Dein unverdientes Schickſal. Er gab ſich alle Mühe, etwas von Dir zu erfahren, aber ſchon nach wenigen Monaten ſtarb er eines jähen Todes. Dadurch wurde meine Verheirathung hinausgeſchoben und ich wanderte nach Mariazell, weil ſich der Vater her verlobt hat."

„Und wenn Du jetzt nach Haus kommſt, Lori, wirſt Du den Vogelhuber heirathen?" frug Wenzel bang, faßte die Hand des Mädchens und blickte ihr tief in das thränenfeuchte Auge.

„Soll ich es thun, Wenzel?" liſpelte Lori und ſenkte den Blick.

„Wenn Du mich zeitlebens unglücklich machen willſt, Lori, ſo thu' es!"

„Da thu' ich es lieber nicht!" lächelte Lori, und ſie hüpften mit einander die Stufen hinab und wandelten weit auf die Straße hinaus in vertrauteſtem Geplauder.

Hierauf miethete Wenzel einen Wagen und Lori mußte ihm, gern oder ungern, den Gefallen thun, ſein funkelnagelneues Wirthshaus zu beſehen.

Die Gegend gefiel ihr außerordentlich, und in der Junggeſellenwirthſchaft fand ſie eine ſolche Confuſion, daß ſich die gute wirthliche Seele ſchon entſchließen mußte, dem Wenzel der alten Bekanntſchaft wegen ſein Geſchäft ein bischen in Ordnung zu bringen.

Lori hatte ohnehin einen ſehr wichtigen Grund, ihre Heimath zu verlaſſen; denn da ſie entſchloſſen war, dem Vogelhuber einen Korb zu geben, ſo würden daraus zweifelsohne gar mancherlei Unannehmlichkeiten für ſie entſtanden ſein, wenn ſie eine Nachbarin des verabſchiedeten Bräutigams geblieben wäre.

Sie reiſte daher in Wenzel's Geſellſchaft in die Heimath zurück, heirathete zur Freude und zum Aerger verſchiedener Leute den Böhmaken, verkaufte ihre Wirthſchaft und zog auf das hölzerne Wirthshaus, welches aber mit Hülfe ihres Geldes alsbald in ein ſtattliches ſteinernes, von reichen Gründen umgebenes, verwandelt wurde.

Dies alles erzählte mir der wackere Weſſely. Gegen das Ende ſeiner Erzählung war auch Lori zu uns herausgekommen, und die lieben Leutchen bewieſen mir zum Schluſſe ihr Glück mit ſo zärtlichem Gekoſe, daß mir armen Junggeſellen dabei ordentlich bang ums Herz wurde. Hierauf führten ſie mich in meine Schlafkammer und wünſchten mir eine recht gute Nacht. Aber ich hatte eine recht ſchlechte Nacht. In einem fort ſchwebte mir ein wunderſchönes Lorchen vor; ich kämpfte und rang nach einem Küßchen von ihr; aber wenn ich es eben zu erhaſchen und den ſüßen Duft ihrer Roſenlippen zu trinken wähnte, ſo biß mich richtig immer ein ungeheuer häßlicher Fiduzi in die Waden, und das holdſelige Lorchen verwandelte ſich in eine hoffärthige gift- und galleſprühende Unholdin.

Tags darauf begleitete mich Weſſely bis zum Wege in die Terz.

Als wir auf einem Bergſattel, wo man die Gegend weit umher überblickt, Abſchied nahmen, ſprach Weſſely:

„Nicht wahr, Sie kennen die einförmige Prudityer Gegend mit den magern Kiefernwäldchen und dem moraſtigen Teiche? Mit dieſem Lande da läßt ſie ſich gewiß gar nicht vergleichen — aber ich kann ſie halt doch nicht vergeſſen! Es iſt halt mein Vaterland, und das vergißt man nie und nirgends, wenn man ein geſundes Herz im Leib hat!"

Die Neujahrsnacht eines Glücklichen *).

In den Nachmittagsſtunden des Silveſtertages 184— war die Kanzlei des Advokaten *** ganz leer; nur der Kopiſt Friedrich ſaß an ſeinem Tiſche und mundirte eine Klagſchrift. Friedrich war ein ſehr gewandter Schreiber, er hatte noch nie-

*) Aus: Erzählungen und ein gemiſchter Anhang von F. Schuſelka. Wien 1844.

Digitized by Google

mals einen Stempel verdorben; heut aber war dies ſehr zu beſorgen, denn er radirte in einer Viertelſtunde mehr als ſonſt in einem Jahre.

Der junge Mann befand ſich in einer ſonderbaren Aufregung. Die Buchſtaben verſchwammen vor ſeinen flimmernden Blicken und ſeine Hand zitterte wie die eines Greiſes. Unzählige Mal ſah er auf die Uhr, rückte in ängſtlicher Ungeduld auf dem Seſſel hin und her, lehnte ſich ſeufzend zurück und blickte verzweifelnd zur Decke hinauf. Von Zeit zu Zeit horchte er in athemloſer Spannung zur Thür hin und ſchüttelte, über die jedesmalige Täuſchung unwillig und verzagt, den Kopf. — Endlich, als es bereits zu dunkeln begann, hörte er draußen die Stimme des Principals. Wie ein Electriſirter fuhr er zuſammen, all ſein Blut wich zum Herzen zurück, das mit hörbarem Pochen an die beklommene Bruſt ſchlug. — „Gott ſei Dank!“ flüſterte er und rieb ſich die Hände, „er kommt, wenn er mich ſieht, wird er ſich doch erinnern!“

„Was Teufel, meine Kanzlei iſt noch offen?“ rief der Advocat im Eintreten, während ſeine Begleiter unter der Thür ſtehen blieben.

Friedrich ſprang auf, verbeugte ſich tiefer als ſonſt und ſprach ſo laut es ſeine Beklemmung geſtattete: „Guten Abend, Herr Doctor!“

„Ah, Sie ſind der Fleißige!“ rief der Doctor lachend. „Iſt was Neues vorgekommen?“

„Nichts, Herr Doctor,“ antwortete Friedrich, und die ungeduldigſte Erwartung drängte ihn zwei Schritte zu dem Principal hin.

„Nun ſo laſſen Sie's für heuer auch ſchon genug ſein!“ ſprach der Advocat mit gnädigem Lächeln und folgte den vorauseilenden Freunden.

Friedrich blieb ſtehen, bleich bis über die Lippen, zitternd bis ins Herz hinein. Es drängte ihn, dem Herrn nachzulaufen, aber an ſeinen Gliedern hing das Blei der Verzagtheit. Plötzlich rief der Advocat von der Treppe herauf: „He, Friedrich, Friedrich!“ — und von neuer Hoffnung belebt, ſtürzte der Kopiſt hinaus und wollte die Stiege hinab.

„Bleiben Sie nur oben“ — rief ihm der Principal entgegen, „und wenn Sie Zeit und Luſt haben, ſo kommen Sie um zehn Uhr zu einem Silveſterſchmaus.“ — Hiermit verſchwand er.

Friedrich wankte zurück; alles drehte ſich vor ſeinen ſchwindelnden umflorten Blicken. Lange ſtand er in gedankenloſer Beſtürzung, endlich ſchlug er mit beiden Fäuſten in die Luft, warf ſeine Schreiberei zuſammen und eilte fort. —

Alle Leſer, beſonders diejenigen, welche ſelbſt in ähnlichen Lagen geweſen, haben gewiß ſchon errathen, was den armen Kopiſten quälte. Er hatte ſeinen Monatgehalt noch nicht erhalten. Immer pflegte der Advocat pünktlich am Letzten zu zahlen, und heute vergaß er, eben heute, wo Friedrich keinen Pfennig Vorrath mehr beſaß. Er konnte freilich noch auf die Zuſammenkunft beim Abendſchmauſe hoffen, aber da kam das Geld für ſeinen nächſten und ſehnlichſten Wunſch ſchon zu ſpät. Friedrich hätte nämlich ſo gern ein kleines Neujahrsgeſchenk für ſein Weibchen gekauft.

Viele Leſer werden es mit mißbilligendem Staunen vernehmen, daß der arme Tagſchreiber verheirathet iſt. Alle Klugen hatten auch dieſe Heirath einen voreiligen tollen Streich genannt; wie man denn überhaupt nicht ſelten die Meinung äußern hört, armen Leuten ſollte das Heirathen geradezu verboten werden. Aber das wäre ein hartes unmenſchliches Verbot. Gerade für die Armen iſt die Ehe Bedürfniß und Wohlthat, während ſie für die Reichen nur zu oft nichts anderes iſt, als eben ein Genuß mehr. Gerade bei den Armen äußert ſich der Segen der Ehe am kräftigſten und gottgefälligſten, denn die Armen heirathen nicht, um ein Haus zu machen, ein altes Geſchlecht fortzupflanzen, Theilnehmer und Erben des Wohllebens zu haben; die Armen heirathen, um ſich durch liebevollen Mitgenuß die karge Freude zu erhöhen, in edler Aufopferung die Laſt des Leidens tragen zu helfen, der Geſellſchaft arbeitſame Diener und ſich ſelbſt für das kraftloſe Alter dankbare Unterſtützer zu erziehen. Selig preiſe ich daher den Schreiber Friedrich, daß er nach ſeinem mühevollen Tagwerk nicht in ein ödes einſames Kämmerchen treten, daß er nicht allein ſein mußte und ohne Liebe in einer Welt, deren heiligſtes Bedürfniß, deren höchſte Seligkeit eben nur die Liebe iſt. — Ach, wie viele Menſchen ſind an der unglückſeligen liebeleeren Einſamkeit an Leib und Seele zu Grund gegangen!

Friedrich hatte ein liebes gutes Weibchen heimgeführt, ſich eine häusliche Freudenſtätte gegründet und ſeinem Streben eine edlere geheiligte Richtung gegeben. Auch ſeine bürgerliche Stellung war hoffnungsreich. Er hatte zwar nicht ſtudirt, d. h. er konnte nicht durch papierne Zeugniſſe beweiſen, ſo und ſo viele Prüfungen gemacht zu haben, aber er hatte ſich bei glücklicher Anlage durch raſtloſen Fleiß ſo tüchtige Geſchäftskenntniſſe erworben, daß die jungen Herren Doctoren der Kanzlei ſich ſehr häufig zu der Herablaſſung veranlaßt ſahen, von dem Schreiber Auskunft und Belehrung anzunehmen. Der Advocat ſchätzte und belohnte Friedrich's Brauchbarkeit und ſtellte ihm die einträgliche Solliciatorſtelle in ſichere Ausſicht. Ueberdies war Friedrich's Frauchen eine ſo geſchickte und fleißige Nähterin, daß ſie monatlich ein recht artiges Sümmchen zum Hausweſen beiſteuerte. In jüngſter Zeit konnte Friedrich freilich auf dieſe Unterſtützung nur wenig Rechnung machen, dafür hatte ihm aber ſein liebes Weibchen vor drei Monaten einen lebendigen Schatz gebracht, einen ſo friſchen und ſtarken Buben, wie kanzleidunſt-athmende Väter nur ſelten aufzuweiſen haben. — O wie freudig ging der glückliche Vater morgens an die Arbeit, wenn er die liebe Mutter geküßt und das ſchlummernde Söhnchen geſegnet hatte, welche Labung war es für ihn, in den Mußeſtunden mit dem zappelnden Buben herumzutanzen oder ihm das ſpaßigſte Zeug zu erzählen, bis das winzige Männlein, das mit großmächtigen Augen und ſehr klugen Mienen horchte, herzlich zu lachen anfing. Dieſer kleine Erbprinz war nun freilich auch Urſache, daß ſein Vater um allen Geldvorrath gekommen, und nun durch das Verſäumniß des Advocaten an der Erfüllung ſeines zarten Wunſches gehindert war. —

Friedrich entſchloß ſich zu dem ſchweren Schritte, einiges Geld zu erborgen, aber das Schickſal erſparte ihm dieſe Demüthigung; er traf keinen ſeiner Bekannten zu Hauſe und verſank in ſolchen Trübſinn, daß er ſich nicht entſchießen konnte, in dieſer Stimmung nach Haus zu gehen. Erwünſcht war es ihm daher, einer Nachbarin zu begegnen, die eben auf dem Heimweg begriffen war. Durch ſie gab er ſeiner Lori die Nachricht, daß er geladen ſei und erſt nach Mitternacht nach Haus kommen werde, ſie möchte daher ja nicht auf ihn warten, ſondern ſich ruhig ſchlafen legen. —

In der Stadt, wo alle Gewölber mit Herrlichkeiten prangten, die der gute Friedrich gern ſammt und ſonders für ſeine Lieben gekauft hätte, litt es ihn nicht, er eilte ins Freie und lief, mit dem Schickſal hadernd, ſo lang herum, bis es Zeit war, der Einladung des Principals Folge zu leiſten.

Anfangs zwang ſich der arme Friedrich aus pflichtſchuldiger Demuth, die luſtige Geſellſchaft durch kein trauriges Geſicht zu ſtören; bald aber äußerte der goldige Sorgenbrecher auch auf ihn ſeine Zauberwirkung, und er fing an, die Sache vernünftiger, d. i. leichtſinniger zu betrachten. Er philoſophirte alſo: „Ob ich das Geſchenk um einen Tag früher oder ſpäter gebe, das iſt eins. Für die morgigen Auslagen werden wol die Liebfrauenzwanziger, die meine Lori in ihrem Sparbeutelchen hat, ausreichen. Uebermorgen wechsle ich ihr halt wieder andere und meinetwegen gar funkelneue ein und leg' ihr drei als Intereſſen dazu.“

Dieſe Gründe waren an ſich allerdings ſehr triftig und nach jedem Glas Wein erſchienen ſie dem wackeren Kopiſten noch viel triftiger, ſo daß es ihm alsbald nicht mehr den geringſten Seelenkampf koſtete, mit den Luſtigen luſtig zu ſein. Wäre nur noch ſeine Lori neben ihm geſeſſen! Bei jedem guten Biſſen dachte er: „Ach, wenn nur mein Weibchen auch etwas davon haben könnte!“ Da dies aber nun einmal durchaus nicht ſein konnte, und da Friedrich als frommer Ehemann feſt überzeugt war, Mann und Weib ſei ein Leib, ſo ergab er ſich mit rührendem Pflichteifer den Freuden der Tafel. Nur als das Zuckerwerk kam, wurde er jenem eherechtlichen Grundſatz inſofern untreu, daß er mittelſt verſtellten Schnäuzens mehrere ſchöne Stückchen in die Taſche zu practiciren ſuchte, was ihm auch zu ſeiner großen Zufriedenheit und zu noch größerer Beluſtigung der unbemerkt zuſehenden Hausfrau vortrefflich gelang.

Nachdem Alles geſchehen war, was in der Silveſternacht aller Orten zu geſchehen pflegt, brach man auf, um den neuen Lebensabſchnitt auf ähnliche Weiſe, wie der Menſch das Leben überhaupt, zu beginnen, nämlich zuerſt mit einigem Geſchrei und dann mit einem tüchtigen Schlafe.

Als Friedrich der Hausfrau die Hand küßte, lispelte ihm die Gute zu: „Ich habe Ihnen etwas für Ihre Frau und für Ihren Kleinen in den Mantel geſteckt, geben Sie hübſch Acht darauf!“

Friedrich küßte noch einmal die gütige Hand und empfand einen leiſen Gewiſſensbiß. In ſeiner Manteltaſche fand er ein großes Papier voll Süßigkeiten, und eilte, von heiterſter Erregung beflügelt, ſeiner fernen Wohnung zu.

Als er am Hausthore läutete, beſchlich ihn wieder einiger Unmuth, weil er nicht einmal ſo viel Geld hatte, um den Sperrgroſchen zu zahlen. — „Ich fange das neue Jahr mit Schuldenmachen an, morgen bekommen Sie Ihr Geld, Herr Martin!“ rief er dem Hausmeiſter zu und eilte die Stiege hinan. Leiſe ſchlich er hinauf und zog gleich in der Küche die Stiefeln aus, um ſeine Lieben nicht zu wecken. Dann tappte er nach dem Küchenfeuerzeug, machte Licht und nahm einen Teller herab, um das Zuckergebäck darauf zu ſchichten. Die gute Frau Doctorin hatte eine Auswahl der köſtlichſten Stücke geſpendet, und Friedrich ſegnete ſie dafür in freudigſtem Dankgefühle.

Als das Papier geleert war, beutelte Friedrich den abgefallenen Zucker über den Teller, da fiel noch ein Papierchen heraus und so schwer, daß es eine obenauf liegende Apollo-Leier zertrümmerte. Verwundert wickelte Friedrich es auf — und es funkelten ihm drei blanke Ducaten entgegen.

O Gott, was war dies für ein freudenvoller Augenblick und wie süß muß die edle Geberin eingeschlummert sein mit dem Gedanken an die Freude, die sie den guten Leuten gemacht.

Man ist gewohnt, das Geld als den bösen Dämon der Welt zu schmähen, aber es wäre nur das Werkzeug unendlichen Segens, wenn es immer und überall edelmüthig verwendet würde. Aber wie oft vergeuden wir eine Summe für Genüsse, über die wir Thränen der Reue weinen müssen, und wir hätten mit dieser Summe mehreren Armen Thränen der Freude entlocken können! O möchten die Reichen und Wohlhabenden sich zwar von der lästigen Ceremonie des Glückwünschens entheben lassen, nicht aber von der Pflicht, Glück zu verbreiten! Arme Verwandte, Diener und Arbeiter freuen sich so lange auf den Neujahrstag und berechnen schon, was sie alles mit den Geschenken ausrichten werden; wie bitter muß das Gefühl sein, diese Hoffnungen getäuscht zu sehen, wie süß dagegen das Bewußtsein edler Wohlthäter, nach Kräften beigetragen zu haben, daß der Neujahrstag ein möglichst allgemeiner Freudentag sei!

Friedrich war ganz aufgelöst in Freude, Dankbarkeit und Andacht, und die Freudenthränen, die er weinte, wurden von dem Engel der Vergeltung gesammelt und werden einst glänzen als Perlen in der Verklärungskrone der edlen Wohlthäterin.

Friedrich breitete das feine Papierchen, worein die Ducaten gewickelt waren, über das oberste Zuckerwerk und legte die Goldstücke neben einander darauf, damit Lori's erster Blick auf sie fallen müsse. Nun horchte er durchs Schlüsselloch, und da sich nichts regte, schlich er sachte ins Zimmer. Lori lag halb entkleidet auf dem Bette; der Säugling schmiegte sich in süßem Schlummer an ihre Brust. Friedrich neigte sich über die Geliebten und küßte ihren Athem und segnete sie. Dann stellte er den Teller auf Lori's Tischchen und schlich in seine Kammer. Da fand er auf seinem Schreibtische ein niedlich gesticktes Hauskäppchen und ein Blatt mit folgenden, in lächerlich großen und krummen Zügen geschriebenen Worten:

„Lieber Vater! Die Mutter und der kleine Hans wünschen Dir ein recht glückseliges neues Jahr und geben Dir dies Käppchen, damit Du es aufsetzest, wenn Du morgens in der kalten Küche für den ganzen Tag das Holz klein schneidest. Das Käppchen hat die Mutter gestickt, aber der kleine Hans hat ihr geholfen, denn er hat sie in der Nacht immer aufgeweckt und wach erhalten, daß sie sticken konnte, ohne etwas zu versäumen. Den Brief aber hat der kleine Hans, obwol er noch ein so klein winziges Buberl ist, ganz allein geschrieben; die Mutter hat ihm blos die Hand geführt."

Friedrich preßte diese lieben Zeilen an das Herz, an die Lippen und wollte hinauseilen, um sein gutes Lorchen wach zu küssen. Aber an der Thür lächelte ihm schon ihr lauschendes selig glühendes Köpfchen entgegen. Sie hatte nicht geschlafen; es hatte ihr große Mühe gekostet, sich zu verstellen, die freudige Wallung zu verbergen.

„Lori, meine Lori!" rief der glückliche Friedrich, und sie sanken sich in die Arme, umschlangen sich fest und innig und ihre Küsse verschmolzen, ihre Freudenthränen mengten sich, und sie begannen das neue Jahr mit einer Seligkeit, wie keine größere auf Erden mehr möglich ist.

Johann Karl Eduard Schwarz.

ordentlicher Professor der Theologie, geheimer Kirchenrath und Superintendent zu Jena, wurde zu Halle am 20. Juni 1802 geboren. S. besuchte zuerst die Realschule seiner Vaterstadt, hierauf die lateinische Hauptschule des Waisenhauses. Michaelis 1820 begann er seine theologischen und philologischen Studien auf der Universität, und schon 1825, nach bestandenem Candidatenexamen, und nachdem er durch Disputation Doctor der Philosophie geworden, erhielt er eine Lehrerstelle am Pädagogium des Klosters Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und 1826 die reich dotirte Pfarre zu Altenweddingen. Im Jahr 1829 wurde er als Superintendent und Stadtprediger nach Jena berufen, auch zugleich für die praktisch-theologischen Collegien und zur Unterstützung Schotts in der Leitung des homiletischen Seminars zum Professor und zum Doctor der Theologie ernannt.

Er gab heraus:

Einzelne Predigten. Jena 1831—47.
Predigten und kleinere geistliche Amtsreden. 6 Hefte. Jena 1837—1839.

S. zeichnet sich als Kanzelredner durch blühende, schöne Diktion, tiefes Gefühl, Wärme der Empfindung Klarheit und Freiheit im Denken, und lebendigen Eifer für Licht, Wahrheit und Recht, auf das Vortheilhafteste aus.

Die Stimme des Geistes an Martin Luther's Grabe.

Predigt am Sonntage Estomihi.

Gnade und Friede von Gott unserm himmlischen Vater und unserm Herrn und Heiland Jesus Christus. In ihm war das Leben und das Leben ist erschienen. Wer an ihn glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Amen.

Früher als gewöhnlich und auch in ungewöhnlicher Anzahl seid Ihr herbeigekommen, a. V.; in eigenthümlich seltner Art ist unser Chor, der schönste und erhebendste Theil unsres Gotteshauses, ausgestattet. Es ist aber auch ein seltnes Fest, welches wir feiern. Wir haben es nie erlebt noch werden wir es wieder erleben.

In der Nacht auf den achtzehnten dieses Monats waren es dreihundert Jahre, seit sich die Augen des Mannes schlossen, dem unsre evangelische Kirche vor Andern ihr Dasein verdankt. Schon haben wir seinen Todestag in einer freieren, der Stimmung und dem Bedürfniß unmittelbar entsprungenen und entsprechenden Weise begangen. Jetzt hat uns der Sonntag zu einer umfassenderen, mehr geordneten kirchlichen Feier zusammengeführt. Sollte und konnte jener Tag unter uns durch sie nicht geweiht werden wie in so vielen andern evangelischen Gemeinden des großen deutschen Vaterlandes, so war ihre Verlegung auf heute gewiß das Beste. Sie kann selbst überhaupt als das Angemessenere erscheinen, zumal da uns verstattet blieb, dort unserer christlichen Freiheit uns zu gebrauchen und so auch dem Tage sein Recht angedeihen zu lassen. Denn zu geschweigen, daß es durch Luther's Sinn und ganze Art kaum unbedingt gefordert wird, die Zahl der eigentlichen Fest- und Feiertage unter uns um seinetwillen auch nur mit einem einzigen zu vermehren, so ist ja heute der zweiundzwanzigste Februar und das war sein Begräbnißtag. Der Todte, so lange er noch über der Erde steht und den Zurückgebliebenen seine irdische Hülle zeigt, gehört nach allgemein menschlichem Gefühl gleichsam noch immer dem Leben hienieden. Erst wenn über ihm die Gruft sich geschlossen und ihn in ihre Behausung aufgenommen hat, scheint er ihm völlig entzogen. So wird es auch wol damals den Tausenden gewesen sein, welche die irdischen Ueberreste des unsterblichen Reformators zu ihrer Ruhestätte geleiteten. In ihrer Mitte, inmitten der trauernden evangelischen Schloßkirchen-Gemeinde Wittenbergs finden wir uns heute als Nachkommen und Erben des protestantischen Geistes, dessen Erstlinge sie waren.

Bedarf es dazu einer äußeren, augenfälligen Berechtigung und Aufforderung — wir haben sie vor andern Gemeinden in der protestantischen Welt. Ihr Alle kennet das treffliche Lutherbild, welches sonst zur Seite unsres Altars fest in der Mauer eingefügt ist und die übrigen ihn umringenden Gestalten verdienter evangelischer Lehrer verdunkelt. Manche von uns haben, vielleicht in sehr bedeutenden Stunden ihres Lebens, ihre Blicke wol schon sinnend auf ihm ruhen lassen. Schwerlich aber kennet Ihr Alle seine Geschichte.

Digitized by Google

Noch bevor der Leichnam des Reformators in die Stadt geführt ward, wo er nach dem Willen seines Fürsten im Tode ruhen sollte, weil er dort so lange im Leben gewirkt hatte zum Segen der Welt, verordnete dieser *), „damit sein Begräbniß ehrlich bestattet werde," ein Denkmal aus Erz mit entsprechender Umschrift. Sein Wille konnte nur zur Hälfte vollzogen und dasselbe am Ort seiner Bestimmung wegen der Ungunst der Zeit nicht aufgestellt, ja wahrscheinlich nur mit Mühe und Gefahr gerettet werden aus den Drangsalen des bald hereinbrechenden verhängnißvollen Krieges. Allein es ward gerettet. Von dem Sohne des hochherzigen Fürsten, dieses Märtyrers für evangelischen Glauben, wurde es später hierher gewidmet, wo er für das verlorene Wittenberg sich seine Hochschule gegründet hatte — hieher in dies Gotteshaus, welches für sie an die Stelle jener Schloßkirche trat. So besitzen wir denn in Luther's eigentlichem Grabmal ein kostbares Kleinod, unsrer Stadt lange und vielfach beneidet, und sehen uns durch seine Umschrift ausdrücklich an die Gruft gewiesen, über welche es ursprünglich bestimmt war.

Auch haben viele achtbare Glieder unsrer Gemeinde die Bedeutung desselben für den heutigen Tag gar wol erkannt. Von selbst kamen sie auf den beinahe kühnen Gedanken, die eherne Statue ihrer gewöhnlichen Umgebung zu entheben und ihr eine andere, wo möglich noch günstigere Stelle anzuweisen. Mit großer aufopfernder Anstrengung ist daran gearbeitet worden noch bis in die verwichene Nacht. Und siehe da! blank und hell strahlt uns der Glaubensheld vom hohen Sockel mit seiner Bibel in der Rechten entgegen und schreitet gleichsam festen Fußes hervor aus der Grotte von zartem Grün und der Fülle duftender Gewächse, womit eine kunstfertige Hand ihn mitten im Winter umgab. Dank Allen, die sich durch Rath und That um solches Werk, damit um unsre Feier überhaupt verdient gemacht! Dank ihnen — denn ich bin gewiß, ich spreche so nur Eure gemeinsamen Gefühle aus — zugleich in Eurem Namen! Sie haben in dem eben so sinnigen als reichem Schmucke nicht bloß sich, sondern uns Alle geehrt.

Wenden wir jedoch unsre Augen für's Erste von dem Bilde und seiner Ausschmückung hinweg und fragen nach einem Worte der Schrift, um welches unsre Empfindungen und Gedanken in dieser Stunde sich sammeln, von dem sie eine bestimmtere Richtung empfangen können, so ist uns ein solches in den für die Feier verordneten Texten dargeboten. Wir wählen aus ihnen die Stelle:

Offenbarung Johannis XIV, 13.

Und ich hörete eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Worte des Sehers, bei'm prophetischen Hinblick auf die Zukunft der Kirche, auf ihre Kämpfe und Siege vom Geiste Gottes ihm zugerufen, um ihres reichen und tiefen Inhaltes willen von der Christenheit aller Jahrhunderte besonders hoch und werth geachtet und auch uns sammt und sonders wol bekannt, schon deshalb, weil wir sie fast immer, wenn Einer aus unsrer Mitte von diesem Leben abgefordert ist, hören, entweder nach der Verkündigung seines Todes vor versammelter Gemeinde oder draußen, wo wir ihm an seiner Gruft den letzten Dienst erweisen.

Jetzt stehen wir an einer Gruft — die sehen wir nicht mit den Augen des Leibes, wir sehen sie, jener äußeren Zeichen ungeachtet, nur im Geist, darum aber, will's Gott, für unsern inwendigen Menschen nicht minder klar, für seine ganze Stimmung und Verfassung selbst erwecklicher als manches Grab, an welchem wir bis hieher standen. Lasset uns denn so auch jene Stimme in ihr

die Stimme des Geistes an Martin Luther's Grabe

vernehmen. Sie spricht: Er ist gestorben in dem Herrn. Darum preisen wir ihn selig. — Er ruhet von seiner Arbeit; allein sein Gedächtniß soll für immer im Segen bleiben. — Seine Werke folgen ihm nach. Wir gehören zu ihnen. So wollen wir ihm denn recht nachfolgen und das Gelübde dazu heute einmüthig erneuern. — Der Gott aller Gnade aber gebe zum Wollen das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen!

I.

Lange bevor es mit dem theuren Manne Gottes zu Ende ging, ja als er kaum sein ihm wohlgefälliges Werk begonnen hatte, schreibt er **), es komme bei der christlichen Bereitung zum Sterben vor Allem darauf an, daß man erst mit der Welt und den Menschen den rechten Abschied mache. Sei dann so Jedermann Urlaub auf Erden gegeben, so solle man sich allein zu Gott richten, da der Weg des Sterbens sich auch hinkehre und uns führe. „Hier," fährt er fort, „hebet sich an die enge Pforte, der schmale Steg zum Leben. Diß muß sich ein Jeglicher fröhlich erwägen, denn er ist wol sehr enge, aber er ist nicht lang." — Und wie an ihm in seiner letzten Stunde dies Wort zur vollen That und Wahrheit wurde, zeigt jeder Blick in die darüber aufbehaltenen reichen und köstlichen Berichte *). Daß wir ausführlicher bei ihnen verweilen könnten hier an heiliger Stätte! Da das nicht möglich ist, so leset sie oder lasset sie Euch lesen, wenn Ihr es noch nicht gethan! Benutzet dazu heute eine stille Nachmittags- oder Abendstunde! Sehet, wie unser Luther, noch ehe er auf sein letztes Krankenlager geworfen wird, seine Seele zu Gott richtet im heißen Gebet. Höret ihn, wie er, als er, von der Ahnung des nahenden Todes ergriffen, sich zur Ruhe begiebt, noch auf der Schwelle seiner Kammer sein „Valt's Gott!" spricht und hinzufügt: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist; Du hast mich erlöst, Du treuer Gott!" — Höret, wie er dann, als der Tod ihm an's Herz dringt, diese Worte aber und abermals wiederholt; wie er betet: „Himmlischer Vater, da ich schon diese Welt verlassen und aus diesem Leben hinweggerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei Dir ewig bleibe und aus Deinen Händen mich Niemand reißen kann." Darauf fährt er fort: „Also hat Gott die Welt geliebt" und „wir haben einen Gott des Heils, einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet." Der letzte Hauch aber von seinen sterbenden Lipren ist ein lautes, Allen vernehmbares „Ja" auf die Frage der in Trauer versunkenen Freunde, ob er auf Christum und die Lehre, wie er sie gepredigt, beständig sterben wolle! Höret und vergegenwärtiget Euch dies und Alles, was unmittelbar seinem Ende voraufging, gleich den leuchtenden Streifen des Abendrothes an unseren Bergen der rein wie Gold herabsinkenden Sonne; suchet dann den Eindruck davon zusammenzufassen in einen bestimmten Gedanken, in ein klares, rundes Wort! Was wird es sein? Kein andres, als: „Er ist gestorben in dem Herrn." Denn er starb in dem festen, lebendigen Glauben an ihn und in dem freudigen, zuversichtlichen Bekenntniß zu ihm — zu ihm, dessen er sich getröstete auch in dem Augenblicke des Scheidens. Wenn das, worin da seine ganze Seele sich sammelte und aufging mit ihrem tiefsten Wesen, nicht ein solches Sterben begründet und bekundet, was in aller Welt vermöchte es sonst? In der ganzen Offenbarung der heiligen Schrift können wir keine weitere Auskunft darüber finden.

So sterben konnte er jedoch immer nur, weil er in dem Herrn gelebt, weil Christus in ihm bereits Gestalt gewonnen und er sich schon lange ihm, durch ihn seinem Gott übergeben hatte ganz und gar. Wie groß auch bei ihm die Kraft des Geistes, die Stärke des Willens, die Höhe des Muthes und die Entschiedenheit war, womit er, was er ein Mal wollte, erfaßte und unverrückt festhielt: mit der glaubensvollen Todesfreudigkeit, wie wir sie an ihm in seinen letzten Augenblicken bewundern, konnte er seinen Erlöser und den Gott des Heiles nimmer umfassen, noch wäre er so leicht durch die enge Pforte des ewigen Lebens hindurchgedrungen, hätte er nicht die andere **) hinter sich gehabt, die uns schon hier zum wahren Leben führen muß. Denn ohne den entscheidenden Schritt durch sie kömmt der ewige Gott bei'm letzten Schritt auf unserer irdischen Wallfahrt nicht so schnell mit seiner Kraft und Tröstung herbei. Wenn er überhaupt kömmt, daß wir ihm unsere Seele befehlen, so gilt es erst längeres Rufen und banges Suchen. Ohne den früheren Kampf, darin der alte Mensch erstirbt, wird uns kaum der schwere Seelenkampf in der Todesnoth erlassen, wenn ihn auch ein fremdes Auge nicht allezeit wahrnimmt. Ohne die Wiedergeburt aus dem Geiste im Diesseits wird die Geburt zum höheren Dasein im Jenseits nicht so schmerzlos und sicher vollendet. Ist es zu ihr bei Einem gekommen unter Allen, die sich je zu Christus bekannten, so geschah es bei Luther. Konnte Einer die freudige Zuversicht haben, daß sein Name im Buche des Lebens stehe durch die Gnade dessen, der durch seine Kraft mächtig sein will in dem Schwachen, so hat er es gedurft. Er durfte es um so mehr, einen je härteren Streit zwischen Geist und Fleisch es ihm gekostet, einen je deutlicheren Wendepunkt derselbe in seinem Dasein bildet, einen je festeren Halt er durch den Sieg in ihm zugleich für das Werk seines Lebens gewann. Er durfte es, da, wie er selbst es fordert ***), sein Glaube sich bewährt hatte als „ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding, bei dem es unmöglich war, daß er nicht sollte Gutes wirken. Denn er fragte bei ihm nicht erst, ob gute Werke zu thun seien, sondern ehe er fragete, hatte er sie schon gethan und war immer im Thun." — „Summa," zeugte daher

*) S. d. Beil. 1.
**) Sermon von Bereitung zum Sterben, 1519. Walch'sche Ausg. X, 2292.

*) Walch'sche Ausg. XXI, Anhang, 274 f.
**) Matth. 7, 14.
***) Vorr. zum Br. a. d. Römer.

Digitized by Google

vor dreihundert Jahren Melanchthon an seinem Sarge *), „es war in ihm das Herz treu und ohne Falsch, der Mund freundlich und holdselig und Alles, was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist und wohllautet" — also des Glaubens Früchte. Und die Frucht wieder von dem Allem, die reife Frucht zugleich von dem tiefen heiligen Ernst, mit welchem er sich noch besonders zu seinem Ende rüstete, so daß er sprechen konnte: „Ich und die Welt sind leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberge quittiret" — das war dieser uns Allen so erbauliche und erweckliche Tod. — Er starb in dem Herrn, weil er in ihm gelebt. —

Darum preisen wir ihn selig! — Selig, Geliebte, nicht heilig in dem Sinne der römischen Kirche, welche Heilige kennt als Vorbilder einer unbedingten und unbefleckten sittlichen Vollkommenheit, bei ihnen sogar von überschüssigen guten Werken spricht, darauf den Glauben baut an ihr Verdienst und an die Kraft ihrer Fürbitte vor Gott, in Gebet und Verehrung sich zu ihnen wendet und selbst den Eid bei ihnen fordert oder doch zuläßt. Dies und Alles, was daran nur streift, betrachtete Luther mit Recht als unchristliche Abgötterei, wodurch Gott und Christo die ihnen gebührende Ehre entzogen und der Segen der Erlösung verkümmert, ja vernichtet werde. Deshalb lesen wir auch über jenem Bilde, „des Andenkens, nicht der Anbetung wegen" sei es unter uns aufgestellt, vollkommen in seinem Sinn, der, obwol er so hoch und höher als viele jener sogenannten Heiligen steht, doch auch der menschlichen Natur seine Schuld bezahlt und seines Strebens nach Vollkommenheit, seines Wachsthums in der Heiligung ungeachtet manchen Fehl begangen, manche Schwäche mit in die Gruft genommen hat. Aber was ihn auch darin so groß macht und hinstellt als leuchtendes Muster, das ist die aufrichtige Demuth, die Beugung, womit er dies auf's Tiefste erkannte und mit aller ihm eigenthümlichen Offenheit bekannte, die willigste Verzichtleistung auf jedes eigne Verdienst, mit welcher er sich in dem Bewußtsein, daß wir „allzumal Sünder sind und des Ruhmes ermangeln, den wir an Gott haben sollen," lediglich seiner Gnade empfahl. Stärker als der Tod kann sie wie hier, so dort „nicht vergeblich" an ihm gewesen sein. Sie hat ihn in ihre Hände gezeichnet und ihm zugerufen: „Ei Du frommer und getreuer Knecht — gehe ein zu Deines Herrn Freude!" „Also ist er," um nochmals in den Worten seines Melanchthon **) zu reden, „aus seinem sterblichen Leibe als aus einem Kerker ledig worden und in eine andere, gar viel höhere, herrlichere und göttliche Schule gekommen. Da schauet er nun vor Augen und erkennet das hohe unergründliche ewige Wesen göttlicher Majestät und den ganzen hohen, wunderbaren, göttlichen Rath, dadurch Gott seine Kirche im menschlichen Geschlecht erschaffen und erlöset. Und weil er diese über alle Maaßen hohe unbegreifliche Sachen, allhie durch Glauben im Wort und kurze Sprüche der göttlichen Schrift vorgelegt und eingehüllt, betrachtet, hat er jetzt unaussprechliche Freude, daß er Solches offenbar vor Augen siehet und von ganzem Herzen ohn' Unterlaß Gott danket für diese allergrößte Wohlthat." — Darum also preisen wir ihn selig und dürfen es wol zwiefach heute nach dem Verlauf von so langer Zeit. Denn nur „vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag;" nur in ihm, dem „allein Gewaltigen, dem König aller Könige, dem Herrn aller Herren," wohnet der Seligkeit höchste unendliche Fülle. Aus ihrem unergründlichen Born schöpfen ja auch die seligen Geister in immer tieferen Zügen und sollen, obwol aufgenommen in das Reich des ewigen Lichtes, in ihm doch auch noch „verkläret werden von einer Klarheit zur andern."

II.

Wir preisen ihn selig, auch „weil er erduldet hat" und ruhet von seiner Arbeit. — Welch' eine Arbeit aber ist es gewesen! Eine wahre Riesenarbeit, vor der, was wir in alten Sagen finden von Arbeiten und Kraftanstrengungen im Kampfe mit Ungeheuern und mit den ungebändigten Gewalten der Natur, als Spielwerk erscheint und verschwindet. Da galt es, den Schutt und Unrath zugleich mit manchem scheinbar glänzenden und hochstrebenden Baue hinwegzuräumen, welcher in mehr denn einem vollen Jahrtausend über dem echten Grunde des Evangeliums sich aufgethürmt hatte und ihn vor den Augen der Christenheit verdeckte. Es galt, mit sicherem glaubensmuthigem Schritt zurückzugehen zu dem dort entspringenden Quell des Heils, mit fester Hand ihn von den hemmenden Eindämmungen zu befreien, die wilden Wasser, welche zur Linken und Rechten herbeiströmten, zurückzudrängen, seinen klaren, tiefen, befruchtenden Strom herabzuleiten in die Gegenwart, ihn nicht blos ihr, nein auch den kommenden Geschlechtern zugänglich zu machen und die dürren, versandeten Steppen in dem weiten Gebiete der Kirche in grünende Auen zu verwandeln. Es galt, die Art einem Baume an die Wurzel zu legen, der, wenn er auch eine Zeit gehabt hatte, wo er seine Zweige schützend über die Völker breitete, doch nimmermehr allein aus dem Senfkorne wuchs, von dem Erlöser in den Boden der Menschheit geworfen, einem Baume, welcher jetzt von Fäulniß ergriffen war bis in sein innerstes Mark, aber seine weit verschlungenen Wurzeln noch tief in das Leben der Völker trieb, aus ihm noch viele Nahrung sog und überdies geschützt und gestützt ward von der Macht des weltliches Armes. Es galt, ein Joch zu zerbrechen, welches von den edelsten Geistern lange so drückend gefühlt, eine Fessel zu sprengen, die mit Unmuth getragen, aber doch eben getragen ward, sei's, weil sie sich dazu die Kraft nicht zutrauten, sei's, weil die Flammen der Scheiterhaufen und viele fehlgeschlagene Versuche schreckten, sei's, weil sie das Bessere an der Stelle des Aufzugebenden nicht zu finden wußten. Und allerdings war dies — die neue Ordnung des religiösen Lebens — es war die Anlage und Pflege der aus dem gesunden Saamen des göttlichen Wortes zu ziehenden Pflanzungen und das Weiterbauen, das Zusammenhalten des neuen Gebäudes bei der Arbeit nicht der geringere, vielmehr der schwierigere Theil. Im Vergleich mit ihm war damals wie heute das Niederwerfen, Aufräumen und Hinwegschaffen bei Weitem eher zu vollbringen.

Luther nun — hat er deshalb die Arbeit gescheut oder sich nur mit dem Letztern begnügt, das Erste Andern überlassend? — Ist er zurückgetreten, weil er sie nicht gleich von vorn herein neben sich sah, um im Bunde mit ihm sein Werk anzugreifen? Hat er sich im kecken Leichtsinn, in thörichter Ueberschätzung der eignen Kraft über die Schwierigkeit seiner Aufgabe getäuscht und sich dann blind und willenlos von den Umständen fortreißen lassen? Wol ward er weiter geführt, als er anfangs ahnte und wollte. Was er aber schon damals wollte — das stand — und mehr ist von keinem Sterblichen zu verlangen — in lichter Klarheit vor seiner in dem Läuterungfeuer gewissenhafter Selbstprüfung von allen zweideutigen Beweggründen gereinigten Seele. Das Weiterführen war Gottes Sache, indem er theils die Gegner mit sonst unbegreiflicher Blindheit schlug, theils seinem auserkohrnen Werkzeug immer völliger die Augen öffnete, theils in den Fürsten und Völkern wie in den Freunden und näheren Gehülfen ihm treue Genossen erweckte. Aber wie war er, auch als er nicht mehr allein stand, so viel an ihm lag, allezeit voran, stets der Erste in den Reihen, hoch und weit „das Schwert des Geistes" schwingend und mit „dem Schild des Glaubens," mit „dem Helm des Heils" bewehrt, „die Spitze in der Ordnung, ein rechter Wagen und Führer Israels" nach der Seinen eignem bereitwilligen Bekenntniß! Wie wurmt es ihn, wenn er dann und wann ein Mal zurückbleiben muß, in gezwungener Unthätigkeit gefesselt? Wie kauft er auch dann die Zeit aus für die Sache des Herrn und glüht von rastlosem Eifer für seine Ehre! Wie feuert er durch sein sieghaftes Gottvertrauen und seinen unverwüstlichen Muth die Uebrigen an, wenn sie bisweilen die Hände sinken lassen wollen! Wie kömmt er, auch wenn ihn Gott „gar hart in Zucht und Staupe nahm," immer wieder empor und „fährt auf mit Flügeln wie ein Adler," also das Wort bewährend, von welchem sein Wappen dort ein so schönes, bedeutungsvolles Sinnbild ist: „Des Christen Herz auf Rosen geht, selbst wenn es unter'm Kreuze steht!" Wie hat er endlich, gleich den Kindern Israels nach der Befreiung aus der babylonischen Gefangenschaft bei ihrem Tempel *), mit der einen Hand an seiner Kirche gebaut, während er mit der andern die Waffen führte, und hat das Unkraut auszuraufen gestrebt, welches, vom Feind zwischen den Waizen gesäet, üppig aufsprossen wollte auf seinem Acker, und die bösen Mächte niedergehalten, als sie hervorbrachen, ihn zu verwüsten, „ohne was sich bei ihm sonst zutrug, nämlich, daß er," ein zweiter Paulus **), „täglich angelaufen ward und Sorge trug für die Gemeinden" in der Nähe und Ferne. Gleich ihm konnte er daher ohne eitle Selbstüberhebung sagen ***): „Ich habe mehr gearbeitet denn Alle." Kein Wunder, daß er, ungeachtet der als köstliche Mitgift ihm angeborenen Heiterkeit des Gemüthes, dann und wann, zumal im höheren Alter und bei gebrochener Körperkraft „wie ein Knecht sich sehnte nach dem Schatten und wie ein Taglöhner, daß seine Arbeit aus sei †)."

Er ruhet lange von ihr. — Sanft und schnell, wie er sich es oft erflehet hatte von seinem Gott, rief er ihn heim. Drei Jahrhunderte mit ihren welterschütternden Stürmen sind über seine Gruft dahingezogen; mancher Name, von den Zeitgenossen hoch gerühmt und gepriesen, ist in ihnen verklungen. Nicht also —

*) Walch XXI. Anh. 353.
**) a. a. O. 3–6.

*) Neh. 4. 17.
**) 2. Cor. 11, 28.
***) V. 23.
†) Hiob 7, 2. Vgl. Briefe de Wette V, 703; 5.

Digitized by Google

dafür iſt geſorgt — der ſeine. Die Gedächtnißfeiern heute und in der verwichenen Woche zeugen dafür. Er darf und wird aber auch nie verklingen; für alle Zeiten wird ſein Gedächtniß in Segen bleiben. Mochte es ſeit Luther's Auftreten bis hieher leider auch unter Deutſchlands Söhnen nie an Solchen fehlen, die, dem Intereſſe des römiſchen Stuhles verkauft oder mit ihm in ſchwankender Geſinnungsloſigkeit buhlend, Luther's Namen beſudelten und ihn in ſeinem wohlverdienten Ruhm unſerem Volke nicht gönnten; wird es an ihnen wol auch auf Veranlaſſung der gegenwärtigen Feier kaum fehlen und haben wir davon bei Gelegenheit der Erinnerung an jene Kirchenverſammlung vielleicht nur ein Vorſpiel gehabt, deren Lug und Trug Luther mit gewohntem Scharfblick noch in ſeinen letzten Tagen durchſchaute: — der Schwan, auf welchen Huß noch vom Holzſtoße herab geweiſſagt haben ſoll, wird vor der unparteiiſchen Geſchichte aus der Fluth, der über ihn ausgegoſſenen Verunglimpfungen auch künftig nur in einer deſto glänzenderen Reinheit hervortauchen. Mag es in der Gegenwart hier und da den Anſchein gewinnen, als werde ſelbſt von manchen Genoſſen unſrer Kirche, in allzu hingenommener Bewunderung für die Urheber einer zweiten Reformation, der Urheber und Träger der erſten, wir ſagen nicht vergeſſen, aber in den Schatten geſtellt: wenn wir an dem geſunden Sinne des evangeliſchen Volkes nicht verzweifeln wollen, ſo müſſen wir darauf vertrauen, daß dies eben mehr die Folge ſei von mangelnder Erkenntniß und einem flüchtigen Rauſche des Augenblicks. Bei unbefangener Prüfung, bei nüchterner, auf Thatſachen ruhender Vergleichung kann ein Luther wahrlich auch hier nur gewinnen, niemals verlieren. Glücklicher Weiſe ſcheinen dies auch die Männer ſelbſt zu empfinden, die ſich berufen halten, in ſeine Arbeit gekommen zu ſein und von dem zu ſchneiden, was er geſäet hat. Daß aber wir jenen geſunden Sinn uns bewahren, dafür bürge uns wiederum jenes Bild, indem es, von ſeinem dunklen Hintergrunde nur heller hervorgehoben, mit erneutem Glanze in die verſammelte Gemeinde hereinſtrahlt. Erſt dann hat es höhere Bedeutung, wenn es das Bild des erſten Reformators in unſern Herzen widerſpiegelt und eine Mahnung wird, ſein Gedächtniß in freier, ungetheilter Anerkennung dankend zu ſegnen und es ſo mit fortzupflanzen von Geſchlecht zu Geſchlecht.

III.

Folgen doch überdies ſeine Werke ihm nach, ſo daß, wer Augen hat zu ſehen, ſich dadurch erweckt fühlen muß, „den Vater im Himmel dafür zu preiſen.“ Zunächſt zwar meint unſer Text die Nachfolge in ſo fern, als die Werke bei dem, der in dem Herrn ſtirbt, theils ein Zeugniß von dem lebendigen Glauben an ihn ablegen, theils den Gnadenlohn im Jenſeits davon tragen ſollen. In beiderlei Hinſicht haben wir uns ſchon überzeugt, wie wahr dies bei Luther iſt. Deshalb muß es verſtattet ſein, die Stimme des Geiſtes an ſeinem Grabe zugleich von den Werken zu verſtehen, welche uns als geſegnete Frucht ſeiner Arbeit blieben, von den Erfolgen, die ſie uns gelaſſen. Und da, wenn wir auch nur bei dem ganz nahe Liegenden verweilen — wer möchte ſie verkennen? — Schon daß Ihr, lieben Kinder, gleich uns von Jugend auf die heilige Schrift wiſſet, „die Euch unterweiſen kann zur Seligkeit durch den Glauben an Jeſum Chriſtum“ — es iſt ſein Werk. Daß Ihr jenen Auszug aus ihr in den Händen, aber auch, gebe es Gott, zum großen Theil ſchon in Kopf und Herzen habt, darin der Kern aller Lehre begriffen iſt, den Katechismus, von welchem der ſo hochbegabte Mann Gottes freilich ſelbſt geſtand, er erwäge ihn alle Tage und bleibe doch immer ſein Schüler, und der ſchon ſo vielen Millionen ein Leitfaden und Führer wurde in die Wahrheiten des Heils — es iſt ſein Werk. Sein Werk ſind die tief empfundenen, aus dem Geiſte Gottes geborenen Geſänge, daran wir uns ſo gern wie faſt an keinen andern aus dem reichen Liederſchatze unſerer Kirche erbauen. An ſeinem Todestage unter Gottes freiem Himmel, heute hier in ſeinem Hauſe haben wir es wieder erfahren. Manches Auge iſt dabei feucht, manches Herz weit geworden in Andacht, beſonders als dort nach Sturm und Unwetter am Schluß die Sonne wieder leuchtend aus dunklem Gewölk hervorbrach. Sein Werk vor Allem iſt die freie Predigt des göttlichen Wortes in vaterländiſcher Zunge, gebaut auf das Buch der Bücher, welches er in ihr auf eine Weiſe wiedergab, daß, hätte er gar Nichts weiter gethan, er uns ein Vermächtniß gelaſſen, ſich ein Denkmal geſtiftet haben würde, dauernder als Erz und Marmor; auf dies Buch, deſſen Sprache noch heute wie ein lebendiger Odem die ganze Sprache unſres Volkes durchweht, in deſſen Ausdruck unſre reinſten und höchſten Anſchauungen von den göttlichen Dingen ſich kleiden. Sein Werk hauptſächlich iſt dieſe einfache und doch ſo erhebende Geſtalt unſres gemeinſamen Gottesdienſtes, dies Recht auf die volle, unverſtümmelte Feier des heiligen Mahles, wofür noch ein Jahrhundert vor ihm vergeblich Ströme von Blut gefloſſen waren, dies herzandringende, kräftige Wort, unter welchem wir uns zu ſeinem Genuſſe bereiten, womit wir unſre Neugebornen bei ihrem Eintritt in das Leben weihen und unſre Ehen ſegnen. Kurz: Allem, was wir hier thun in dem Namen des Herrn, iſt mehr oder weniger der Stempel auch ſeines Geiſtes aufgeprägt. Wir müſſen weit gehen, ehe die Spuren deſſelben ſich völlig verlieren.

Dennoch, wie einſeitig, wollten wir darin allein die Frucht ſeiner Arbeit und die ihm nachfolgenden Werke erblicken! Wie beſchränkt, das Weſen der Reformation und ihrer Wirkungen überhaupt in einzelnen Lehren und Sätzen, in Formeln und Formen zu ſuchen! So bedeutend ſie ſein mögen — ſie berühren es erſt, aber ſind es noch nicht. Das Weſen iſt und bleibt: im Gegenſatz zu der im Lauf der Jahrhunderte entſtandenen, Himmel und Erde umſpannenden, für unfehlbar ausgegebenen Geiſtlichkeitskirche und Prieſterherrſchaft, Zurückweiſung und Verwerfung derſelben und die Macht der Ueberzeugung, daß ſie ſo, nach ihrer vorgeblich göttlichen Berechtigung, auf Irrthum und Wahn beruht, von ihm bei ihren hierarchiſchen Anſprüchen geleitet wird und der weltbeſeligenden Abſicht deſſen widerſtreitet, „deß Reich nicht ſein ſollte von dieſer Welt.“ Daher das glaubensmuthige Zurückgreifen auf ſein Evangelium; daher die Forderung, daß jeder Chriſtenmenſch auf Grund der Schrift wiſſen müſſe, wie er zu ihm ſtehe, dem einigen Haupt ſeiner Gemeinde, durch ihn zu Gott, der „die Welt in ihm mit ſich ſelber verſöhnte;“ zugleich aber die Gewißheit, daß Jeder, wer die Forderung erfüllt und ſich mit dem Vater im Sohne durch den Geiſt der Gnade vereinigt, ſein Kind und Erbe ſei, mithin frei werde von der Knechtſchaft der Sünde wie der Menſchenſatzung und in ſolcher Freiheit „Leben finde und volle Genüge.“ Dieſe Ueberzeugung, aufgenommen in den Sinn und Geiſt der Menſchen und mit ihrem gemeinſamen Glaubensbewußtſein verwachſen, wurde, ähnlich wie bei der Einführung des Chriſtenthums in die Welt überhaupt, der Hebel, um die Welt des ſechzehnten Jahrhunderts aus ihren früheren Fugen zu heben und theilweis auf eine andere Stelle zu rücken. Der die wahre Unterlage für ihn ſuchte und fand, der den Hebel ſo zu ſagen hineinſtieß in den rechten Punkt, mitten hinein in das Herz unſres Volkes, der, nachdem er denſelben getroffen, ſein Lebelang daran gehoben hat mit gewaltiger Wucht und ihn doch vor dem Bruche bewahrte — der arme Bergmannsſohn iſt es geweſen. Vor ihm iſt eine Umwandelung in den Einzelnen und der Geſammtheit, in dem kirchlichen, häuslichen, bürgerlichen, geſelligen und wiſſenſchaftlichen, mit einem Wort, in dem ganzen geiſtigen Leben ausgegangen, welche durchaus unüberſehbar iſt. Unter ihrem Einfluſſe ſtehen wir im Grunde jeden Augenblick; ſie hat auch über die Grenzen der proteſtantiſchen Welt hinaus und in die Tiefen der geſammten Menſchheit eingegriffen. Rief ſie ſchon bisher aus ihnen Erſcheinungen hervor, welche kein Sterblicher zu ahnen vermochte, ſo wird ſie in dem Strom der Geſchichte ihre Wellen treiben eine um die andere bis an das Ende der Tage. Seit Chriſti und der Apoſtel Zeit iſt Keiner, dem größere, umfangreichere, ſegensvollere Werke gefolgt wären, als unſerm Luther.

Ich ſage *unſer* Luther! — Er iſt es und ſoll es bleiben. Wir, wir ſelbſt gehören mit zu den Werken, welche ihm gefolgt ſind; ohne ihn wäre geradezu Keiner von uns das, was er geworden iſt als evangeliſcher Chriſt. Wohlan, ſo laſſet uns auch Alle dahin ſehen, daß wir es recht ſind und ganz! Laſſet ihm uns frei folgen mit aller Klarheit des Geiſtes, mit aller Kraft der Seele, mit aller Freudigkeit des Herzens, im Glauben an die Wahrheit, welche von Gott iſt und im Trachten nach ihrer vollen Verwirklichung. Nicht als ob wir auf ſeine Worte ſchwören ſollten wie auf ein zweites Evangelium. Das würde am meiſten ſeinem Sinn widerſtreben. Aber Geiſt und Kraft des Evangeliums, welche aus ſeinen Worten und Werken athmen und vermöge deren wir auch an ihnen das Bleibende von dem Vergänglichen, den ewigen Gehalt von der zeitlichen Geſtalt, die Schaale von dem unzerſtörbaren Kerne ſcheiden — ſie ſollen wir nach ſeinen Grundſätzen uns aneignen und in Saft und Blut verwandeln. Nichts Anderes hat er gewollt. Es iſt genug: werth, ein Leben, wie das ſeine und mehr daran zu ſetzen. Auch nicht, als ob wir durch ihn uns Chriſtum verdunkeln laſſen dürften, der uns allein das höchſte Vorbild ließ, „damit wir nachwandeln möchten ſeinen Fußtapfen.“ Bei der leiſeſten Zumuthung der Art würde Luther's Schatten zürnend unter uns treten und uns zurufen: „Ich kenne Euch nicht!“ — Und damit heute auch jede Andeutung darauf vermieden würde, ſollte jenes Denkmal weder vor noch auf unſerm Altare ſtehen, wie günſtig ſonſt immerhin ſolche Stelle geweſen ſein möchte. Es ſollte das viel einfachere und unſcheinbare, aber unendlich bedeutſamere Zeichen des gekreuzigten Weltheilandes auf ihm weder verdecken noch überſchatten. Dagegen ſoll es gerade in ſeiner gegenwärtigen Stellung uns aufrufen, daß wir — gleich Luther — Chriſtum

Digitized by Google

durch den Glauben in uns „Gestalt gewinnen, wohnen und von ihm uns erfüllen lassen mit allerlei Gottesfülle, durch die Liebe aber eingewurzelt und gegründet werden *)," ein Jeder nach der Gabe, die ihm gegeben, nach dem Maaße, das ihm verliehen, nach der Stelle, welche ihm im Leben angewiesen ist. Nur dann sind wir ebenbürtige Kinder der Reformation, geistig „gezeuget in Christo durch das Evangelium **)," welches von ihrem ersten Vorkämpfer wieder hervorgezogen und auf den Leuchter gehoben ward, „damit es leuchte Allen, die im Hause sind." Nur dann lebt er selbst ein unsterbliches Leben in uns fort. Wie vor dreihundert Jahren an seinem Todestage seinen Geburtstag für eine höhere Welt, so feiert er dann den letztern nach dreihundert Jahren in und durch uns und ist bei uns geblieben in echter geistiger Gemeinschaft.

Fürwahr! — wenn dafür Alle mit uns sorgten, die in diesen Tagen sein Gedächtniß erneuern; wenn die laute, eindringliche Hinweisung auf ihn in unserer Kirche über seinem Grabe dazu alle Gemüther befeuerte, alle Herzen erweckte, alle Bestrebungen vereinigte — o! weit höher und herrlicher noch würde sie dann als sein Werk dastehen in dieser für sie nach so manchen Seiten hin trüben und kampferfüllten Zeit! Wie viel unnöthig, sogar wol unter Berufung auf Luther's Namen Zerrissenes würde alsdann geheilt, wie viel Schwaches befestigt und gestärkt, wie viel Nebenwerk als solches erkannt und gewürdigt, wie mancher Flecken getilgt und wie mancher unglückselige Zwiespalt für immer geschlichtet werden! Wie fest würde sie dagegen das „Eine, was Noth thut," halten und „ihre Krone sich nicht nehmen lassen!" Wie sicher sich weiter bauen auf dem Grunde, „außer dem kein anderer gelegt werden kann!" „Auch der Hölle Pforten mögen ihn nicht überwältigen!" Ja, wie voll freudiger Hoffnung könnten wir dann zugleich sein, daß, ob auch Keiner von uns eine Todtenfeier zu erwarten hat, nur entfernt der heutigen vergleichbar, doch, wenn der Gott des Heiles uns ruft, es sei bald oder spät, wir auch da noch unserem Luther nachfolgen werden in „die Gemeinde der vollendeten Gerechten, in die Stadt des lebendigen Gottes, in das Jerusalem, das droben ist *)," während die Stimme des Geistes an unsrer Gruft erschallet als ein Zeugniß des Geistes der Wahrheit: „Selig die Todten, die in dem Herrn sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach!" — Amen!

*) Gal. 4, 19. Eph. 3, 17. 19.
**) 1. Cor. 4, 15.

*) Ebr. 12, 22.

Karl Joseph Simrock

wurde am 28. Aug. 1802 in Bonn geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Lycée, einer sehr mangelhaften Anstalt, welche in Frankreich, zu dem damals seine Vaterstadt gehörte, die Gymnasien ersetzt. Im Jahr 1818 studirte S. auf der damals zu Bonn gestifteten Universität die Rechte und setzte dieses Studium 1822 in Berlin unter Savigny's Leitung fort. Im Jahr 1823 trat er daselbst in den preußischen Staatsdienst als Auscultator und ward 1826 Referendar zu Berlin, 1830 wurde er plötzlich aus dem preußischen Staatsdienst entlassen, weil er ein Gedicht auf die dreifarbige Fahne veröffentlicht hatte. S. lebt seitdem in Bonn als Privatgelehrter.

Seine Schriften sind:

Das Nibelungenlied. Berlin 1827. Bonn 1839.
Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, nebst der Sage von Amicus und Amelius und verwandten Gedichten des Uebersetzers. Berlin 1830.
Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Mit Echtermeyer und L. Henschel. Berlin 1831—32. IV.; enth.: Quellen des Shakespeare, und Novellen der Italiener.
Gedichte Walthers von der Vogelweide. Mit W. Wackernagel. II. Berlin 1833.
Wieland der Schmied, deutsche Heldensage, nebst Romanzen und Balladen. Bonn 1835.
Rheinsagen. Sammlung poetisch behandelter Rheinsagen von verschiedenen rheinischen und andern Dichtern, vom Südersee stromaufwärts. Bonn 1836. 1837. 1841.
Salomon und Morolf, Gregorius auf dem Stein u. s. w. Berlin 1839.
Zwanzig Lieder von den Nibelungen, nach Lachmanns Andeutungen. Bonn 1840.
Rheinisches Jahrbuch. Mit Freiligrath und Mazerath. Köln 1840—41.
Wolfram von Eschenbach, Parcival und Titurel, übersetzt und erläutert. II. Stuttg. und Tüb. 1842.
Shakespeare als Vermittler zweier Nationen, Probeband, Macbeth. Stuttg. und Tüb. 1842.
Gedichte. Leipz. 1844.
Das kleine Heldenbuch. Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. (Des Heldenbuchs dritter Band.) Stuttg. 1844. — Das Heldenbuch 4. Band. — Das Amelungenlied. 1. Thl. Stuttg. 1845.
Die Legende von den heiligen drei Königen. Volksbuch. Neu herausgegeben von u. s. w. Frankf. a. M. 1845.
Dr. Johannes Faust. Puppenspiel. Frankf. a. M. 1846.
Das Heldenbuch. 5. Bd. — Das Amelungenlied. 2. Thl. Stuttg. 1846.
Der gute Gerhard von Köln. Erzählung (in Versen). Frankfurt a. M. 1847.
Viele einzelne Gedichte u. s. w. in Zeitschriften u. s. w.

Einfachheit, Innigkeit, lebendige abgerundete Darstellung und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form sind diesem höchst talentvollen Dichter eigen, der sich vorzüglich an den Meistern deutscher Poesie des Mittelalters heraufgebildet und durch die treffliche, eben so glückliche als zeitgemäße Bearbeitung vieler Werke derselben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden hat. Am Eigenthümlichsten und nicht minder glücklich zeigt er sich in seinen, rheinische Sagenstoffe behandelnden, Romanzen und Balladen.

Stavoren.

Im Süderse Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie gebaut,
Palläste siehst Du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Wenn alle Winde schweigen, der Kahn Dich ruhig wiegt,
Der Schiffer wird Dir zeigen, wo sie begraben liegt.
Du blickst auf Markt und Straßen, doch öde, menschenleer,
Und wenn die Glocken tönen, so strich ein Hecht zwischenher.

Vor Zeiten zu Stavoren war Pracht und Ueberfluß,
Da schwelgte man in Freuden und sann nur auf Genuß,
Da mußten Gallionen durch alle Meere gehn,
Mit den Schätzen fremder Zonen Stavorens Kinder zu versehn.

Verwöhnte Kinder freilich, das Glück war allzuhold,
Den Hausflur und die Thüren beschlugen sie mit Gold,
Gepflastert mit Dukaten war Hof und Speisesaal,
Mit blanken Laubthalern die Weg und Stege zumal.

Wie sich die Schätze häuften, so wuchs der Uebermuth,
Als wär der Himmel käuflich für eitel Geld und Gut.
Und als das Maaß erfüllt war, da gingen sie zu Grund,
Die erst das Meer bereichert, die schlang das Meer in den Schlund.

Digitized by Google

Vor allen in Stavoren war eine Jungfrau reich,
Ihr Name ging verloren, kein König kam ihr gleich;
Doch herrisch und vermessen war ihr bethörter Sinn,
Sie hatte Gott vergessen und dachte nichts als Gewinn.

Zu ihrem Schiffmeister sprach einst die stolze Maid:
Auf, lichte Du die Anker, zwölf Monden hast Du Zeit;
Doch kehrst Du nach Stavoren, so sei Dein Schiff beschwert
Mit dem Edelsten und Besten, das rings der Erdball gewährt.

Da sprach der alte Meister, er war ein weiser Mann:
„Ich bringe, was Du heischest, nur zeig es näher an;
Des Edeln und des Guten ist auf der Welt so viel,
Was Dich das Beste dünket, das Edelste, schafft Dir mein Kiel,

„Wofern Dein Mund es ausspricht. Ist's Korn oder Wein?
Ist's Bernstein oder Seide, Gold oder Specerein?
Sind's Perlen, sind's Smaragden? Es kostet Dich ein Wort,
Das Schiff mir zu befrachten mit der Erde köstlichstem Hort."

Sie sprach: „Du mußt es rathen, Du giltst doch sonst für klug,
Wer meinen Dienst erwählte, dem sei ein Wink genug.
Nun laß das läst'ge Fragen: bei meinem Zorn, in's Meer!
Das Edelste, das Beste gebracht, ich sage nicht mehr."

Da mußt' er wol gehorchen; unschlüssig fuhr er ab,
Der Frau Geheiß erwägend, das viel zu denken gab.
Er kannte wol der Herrin hochmüthig strengen Sinn:
Wie er ihr nun genüge, darüber sann er her und hin.

Am Ende dacht' er also: Ich kauf' ihr Weizen ein:
Was möcht' auf Erden edler, was möchte besser sein?
Man hält in hohen Ehren das herrliche Korn,
Niemand kann es entbehren: so meid' ich wol ihren Zorn.

Da steuert er gen Danzig und lud zu gutem Kauf
Polnischen Getreides zehntausend Lasten auf;
Es war der beste Weizen, den je die Erde trug:
Wer des genossen hätte, dem gab er Kräfte genug.

Da ließ er seine Segel die Winde blähn und war
Im Hafen von Stavoren noch vor dem halben Jahr.
So schritt er vor die Herrin, die noch bei Tafel saß,
Mit Blicken der Befremdung von Haupt zu Füßen ihn maß.

„Wie," rief die Uebermüthige, „Schiffmeister, schon zurück?
Und wär Dein Schiff ein Vogel, den Vogel hieß' ich flück:
Dich wähnt ich an Guineas goldreichem Strand;
Was hast Du nun geladen? sag an, ich bin doch gespannt."

Da sprach der Seemann zögernd, er hörte wol, der Wind
Sei seiner Fahrt zuwider, doch faßt' er sich geschwind:
„Den besten Weizen führ' ich, Gebieterin, dir her,
Kein bessrer ist zu finden so weit die Länder küßt das Meer."

Sie sprach: „Was muß ich hören? das hätt' ich nicht gedacht!
Elenden Weizen, woraus man Semmel macht?
Den wagst Du mir zu bringen? Es wird Dein Ernst nicht sein;
Das Edelste, das Beste, gebot ich, handle mir ein."

Da sprach der Greis: „So elend ist doch was Brot giebt, nicht,
Da man zu Gott alltäglich um Brot die Bitte spricht."
„Wie ich's verachte," rief sie, „beweis' ich Dir sofort:
Von welcher Seite nahmst Du die schnöden Körner an Bord?" —

„Das Schiff ist von der rechten geladen," sprach er. — „Gut,
So wirf mir von der linken den Weizen in die Flut.
Die ganze Ladung, hörst Du? das muß sogleich geschehn:
Ich werde selber kommen, ob Du gehorchtest, zu sehn."

Der Schiffmann ging, doch that er nicht wie die Frau ihn hieß,
Weil ihr Gebot so gräulich wider Gott verstieß.
Er rief die Armen alle, die Hungernden, herbei,
Ob nicht durch solchen Anblick das harte Herz zu rühren sei?

Sie kam und fragte: „Hast Du gethan, wie ich befahl?" —
Da fallen ihr zu Füßen die Armen allzumal:
„Laß uns den Weizen," flehn sie, „eh ihn das Meer verschlingt,
Daß wir den Hunger stillen!" Sie aber weigert's unbedingt,

Und winkt ihren Knechten und läßt erbarmungslos
Die Gottesgabe senken in tiefer Fluten Schoß;
Die Menge mußt es schauen, die stumm die Hände rang.
Da rief der alte Schiffer, der sich nicht länger bezwang,

Laut rief er's vor dem Volke der Frau in's Angesicht:
„Nein, wahrlich, ungeahndet bleibt diese Bosheit nicht.
Wenn noch das Gute lohnet, das Böse straft ein Gott,
So wird einst schwer gerochen an Euch der frevelnde Spott.

„So wird ein Tag erscheinen, wo Ihr die Körner gern,
Die edeln, von den Straßen aufläset, Kern um Kern,
Den Hunger nur zu stillen; doch Niemand gönnt Euch sie."
Sie sprach mit Hohngelächter: „Mein Freund, der Tag erscheinet nie.

„Stavorens reichster Erbin gebräche an Brote je?
Sieh diesen Ring, den goldnen, ich werf ihn in die See:
Wenn ich den wiederschaue, so mag auch das geschehn."
Sie sollt am selben Abend den Ring erschrocken wiedersehn:

Der Koch hatt' ihn gefunden in eines Fisches Bauch.
Eh sie sich niederlegte, kam ihr die Botschaft auch
Die Flotte sei gestrandet, die sie nach Morgenland —
Und so erging's der andern, die sie jen Abend gesandt.

Die Türken und die Mohren auch schadeten ihr viel,
Wie wider sie verschworen; ein reiches Kaufhaus fiel,
Das zog sie mit hinunter; und so kam Post auf Post —
Kein Jahr verging, so litt sie schon Noth durch Hunger und Frost.

Sie ging von Thür zu Thüren und heischt' ein Stückchen Brod;
So schrecklich ward erfüllet, was ihr der Greis gedroht.
Von Niemand betrauert, von Vielen arg verhöhnt,
Auf Stroh hat sie endlich das arme Leben verstöhnt.

Fort schwelgte noch Stavoren in sündlich eitler Pracht,
Denn Reichthum ward auf Schiffen noch täglich eingebracht;
Das Beispiel warnte Niemand: da wuchs der Buße Saat
Der ganzen Stadt erschrecklich aus jener Jungfrau Frevelthat.

Wo sie den edeln Weizen in's Meer versenken ließ,
Da hob sich eine Sandbank, die Frauensand man hieß.
Darauf entwächst den Wellen ein Kraut, das kennt man nicht,
Es gleicht dem Weizen völlig, nur daß der Aehre Korn gebricht.

Noch stieg die Sandbank höher und höher aus dem Meer:
Gesperrt war der Hafen, kein Schiff befuhr ihn mehr.
Da war des Reichthums Quelle der Schwelgerstadt versiegt;
Sie schwelgten fort, von Leichtsinn in süßen Schlummer gewiegt.

Da zog man eines Tages Hering und Butt hervor
Aus dem Schöpfbrunnen und in der Nacht erkor
Der See sich andre Bahnen, ein wilder Wasserschwall
Verschlang, die Deiche brechend, Stavorens Markt und Straßen all.

Im Südersee Stavoren, wer hat die Stadt geschaut?
Mit Thürmen und mit Thoren gar stolz ist sie erbaut.
Palläste siehst Du ragen noch heut so hoch als eh,
Doch Alles hat beschlagen die unermeßliche See.

Der Schwanenritter.

Die junge Gräfin weinte vom Kleverlande,
Der sie beschützen sollte warf sie in Bande,
Der Dienstmann will der Herrin Verlobter sein,
Und kommt ihr nicht ein Kämpfer, sie muß den Falschen frein.

Kein Kämpfer wollt ihr kommen mit dem Verwegnen,
Sie scheuen sich gewaffnet ihm zu begegnen,
Er schnellt das Schwert so kräftig und schießt den Schaft,
Ohnmächtig zuckt die Achseln des Landes Ritterschaft.

Zum Himmel ruft die Gräfin und fleht sich heiser:
„Laß Dich die Noth erbarmen, o Himmelskaiser,
Du bist nicht unerbittlich, wie Menschen sind,
Dich rührt ein Herz voll Jammer, ein hartbedrängtes Kind."

An ihrem Rosenkranze hing eine Schelle,
Und schlug sie sich die Brüste, so klang sie helle,
Und raufte sie im Leide das schöne Haar,
So klang das kleine Glöcklein und tönte wunderbar.

Und klang es in der Nähe nur leiſe, leiſe,
Durch alle Fernen brach es in Donnersweiſe,
Wol über tauſend Meilen vernahm den Schall
Wo er dem Grale diente, der König Parcival.

Da mußten die Templeiſen in Sorgen leben,
Die Erde ſchien im Grunde dem Ton zu beben,
Der ſchlanke Thurm erzittert, die Mauer kracht,
Und Thor und Thüren raſſeln von des Geläutes Macht.

„Und wieder ſtürmt die Glocke, die Haare ſträuben,
Es will uns gar die Ohren der Klang betäuben:
Wohin iſt unſer Frieden, der Nächte Schlaf?
Was haben wir begangen, daß Gottes Zorn uns traf?

„Was er gebiete, laßt uns den Gral befragen,
Das wird an ſeinem Rande die Inſchrift ſagen.“
Da war es klar zu leſen an Kelchesrand:
„Der Jungfrau ſei vom Grale der Kämpfer ausgeſandt.

„Das Abenteuer ziemet dem Königsſohne,
Ihm iſt die Magd beſchieden und ihre Krone;
Doch berg er ſein Geheimniß in tiefer Bruſt,
So ſoll auch ſie nicht fragen, die Neugier ſtraft Verluſt.“

Der Jüngling hört es freudig und will's vollbringen,
Schon denkt er in den Stegreif den Fuß zu ſchwingen:
Da kommt herbeigeſchwommen ein Silberſchwan,
Und zieht an goldner Kette ein kleines Schiff heran.

„Bringt mir zurück, ihr Knappen, das Roß zur Krippe!
Mich führt wol dieſer Vogel vorbei der Klippe,
Vorbei dem Wellenſtrudel an's ſchöne Ziel.“
So trat er in die Barke, dem Blick entſchwand der Kiel.

Nun war indeß zu Kleve der Tag erſchienen,
Vom Söller ſah die Gräfin mit Trauermienen.
Der falſche Dienſtmann ſpottet: „Du lockſt ihn nicht
Mit Seufzen und mit Weinen herbei, der für Dich ficht.

„Die Seufzer, die Du ſchickteſt, entführten Winde,
Die Thränen trug die Welle dahin geſchwinde;
So werben Deine Boten in aller Welt,
Die Menge gafft und ſtaunet, und nicht erſcheint der Held.“

Da hörte man ein Singen wie Flötenſtimmen,
Und auf dem Waſſer ſchien es einher zu ſchwimmen,
Das Ohr berauſchen Wonnen, das Aug' erſchrickt
Ungläubig vor dem Wunder, das es doch klar erblickt.

Vom Singeſchwan gezogen die kleine Barke,
Da ſchläft auf ſeinem Schilde der Jugendſtarke,
Schon naht ſie dem Geſtade, ſie hält und gleich
An ſchöner Augen Schimmer erwacht er freudenreich:

„Du biſt's, Du allen Wünſchen zum Ziel geſchaffen,
Dich ſoll ich mir gewinnen im Schmuck der Waffen,
Für Dich das Kampfſpiel wagen iſt Heldenluſt,
Den Feind für Dich zu ſchlagen, wie ſchwillt mir hoch die Bruſt!

„Schön ſah ich Dich im Traume, doch gleicher fließen
Die Locken, vollre Strahlen die Augen ſchießen,
Ein ſel'ger Lächeln ſpielet um Wang und Mund,
Beredter lädt die Lippe zu Kuß und Minnebund.“

So neigt' er ſich der Schönen und gab dem Schwane
Das Zeichen heimzuſchwimmen mit ſeinem Kahne:
Der trieb ſchon lange wieder den Rhein hinab,
Sein engelweiß Gefieder noch fernen Schimmer gab.

„Wol auf, wer mir die Jungfrau will abgewinnen!
Der muß beherzter fechten und heißer minnen.“
Da kam der falſche Dienſtmann, im Streit bewährt,
Sein Wuchs hat Rieſenlänge und ſchrecklich tönt ſein Schwert.

Und wie der Kampf entbrannte, die Funken ſtoben,
Des zarten Jünglings Kühnheit muß Jeder loben;
Zwar ſcheint er jetzt erlegen, doch wieder klingt
Sein Stahl und trifft den Gegner, daß rothes Blut entſpringt.

So ſchwanken hin und wieder des Kampfs Geſchicke,
Doch immer kühner ſtrahlen des Fürſten Blicke,
Verwegen zuckt er jetzo das Schwert und taucht
In des Feindes Bruſt die Spitze, der keinen Beicht'ger braucht.

Frohlockend ſchaut die Menge den Sieg gelungen,
Den Heldenmüth'gen preiſen viel tauſend Zungen,
Der Gräfin liegt zu Füßen der Königsſohn;
Die zieht ihn an die Lippen und beut ihm ſüßern Lohn.

„Hier gönne mir zu knieen, mir ſoll's genügen,
Und laß mich Deinem Fuße den Goldſchuh fügen:
Hier ſtehen Deine Mannen, es braucht ein Wort,
So ſind wir Braut und Bräutigam verbunden hier und dort.“

Das Wort iſt gern gegeben ſo liebem Freier,
Beginne denn, beginne die Hochzeitfeier!
Girrt zärtlicher ihr Flöten, Drometen rauſcht
Und überſchallt die Küſſe, die dort ein Pärchen tauſcht.

„Um Eins muß ich Dich bitten, Du meine Minne,
Damit uns ſtets ſo ſelig das Leben rinne:
Uns webt ein zarter Faden den Liebesbund,
Ein wunderbar Geheimniß verſiegelt mir den Mund.

„Du ſollſt der Stunden Süße genießend ſchlürfen,
Woher der Schwan mich brachte nicht forſchen dürfen.
Ich kann Dir nichts verweigern; doch heiſch es nie,
Denn ach, wir ſind geſchieden, die Frage, thuſt Du ſie.“ —

„Woher Du kamſt, was kümmert es mich zu wiſſen?
Wirſt dieſer Arme Schranken Du nicht entriſſen,
Darf ich dem Morgen fröhlich entgegenſchaun,
Wie früg ich wol nach Geſtern? Da kennſt Du nicht die Fraun.“

Er kannte nicht die Frauen, daß er vertraute,
Auf loſen Sand der Dünen ſein Haus erbaute,
Es däucht ihn unzerſtörlich, er wohnte drin,
Daß es zuſammenbräche, es kam ihm nicht in Sinn.

Bald wuchſen in dem Hauſe drei Heldenſöhne,
Wie weidete ſein Auge der Knaben Schöne!
Sein Schwert gab er dem einen, den Edelſtein
Dem andern, gab dem dritten ſein Horn von Elfenbein.

„Du haſt ſie ausgeſtattet mit reichen Gaben,
An dieſe Schätze knüpft ſich das Glück der Knaben,
Es kann ihm nie gebrechen, der ſie bewahrt,
Dem Eigner iſt die Fülle des Reichthums aufgeſpart.

„Doch Eins gebricht, das haben des Dienſtmanns Kinder,
Und die von Bauern ſtammen ſogar nicht minder;
Des Vaters Namen erbet ſein jung Geſchlecht,
Der Sohn des Vaters Ehre, ſonſt gilt er nicht für echt.“

„Laß ab, Du willſt die Zarten zu früh verwaiſen,
Zu früh aus Deinen Armen mich hinnen weiſen.
Wohin Du zielſt, empfind' ich nur allzugut,
O ende nicht, mir ſchaudern im Tiefſten Herz und Muth.“ —

„So ſoll des Vaters Herkunft der Sohn nicht kennen!
Das Volk wird ihn verwerfen und Baſtard nennen:
Den Kleinen thu's zu Liebe und ſprich einmal;
Vergieb, vergieb der Mutter, ihr bleibt nicht andre Wahl.“

„Es iſt geſchehen! Eilet herbei, Ihr Mannen!
O wär das Wort vermieden! Ich muß von dannen.
Nun ſollt Ihr Alles hören: mich, Lohengrin
Hat her der Gral geſendet, zum Glücke, wie es ſchien.

„Das Glück iſt zerbrochen, mich ruft der Vater,
Parcival der König, des Grals Berather:
Einſt hätten unſre Söhne ſein Reich geerbt,
Die Frage, die uns ſcheidet, die hat auch ſie verderbt.

„Euch muß ich ſie befehlen, die holden Kleinen,
Und laßt nicht ungetröſtet die Mutter weinen;
Drei Kleinode bleiben den drei'n zurück,
So lang' ſie die bewahren, bewahren ſie das Glück.“

Da kam der Schwan geſchwommen auf blauer Welle,
Noch einmal klang das Glöcklein wie Silber helle;
Der Gräfin rieſs den Gatten nicht wieder her:
Er iſt hinweg gefahren, ſie ſah ihn nimmer mehr.

Digitized by Google

Siegfried und Brunhilde.

Aus Wittich Wielands Sohn.

Sie ritten eine Strecke, dann hielt der Meiſter gut,
Nicht länger mocht' er bergen den Groll in ſeinem Muth:
Er wandte ſich zu Heimen und ſprach: „Womit erweiſt
Dein Mund nun, daß Du älter als ich und Herdegen ſeiſt?

„Es geht Dir an die Ehre, wenn Du es nicht bewährſt."
„Die Sorg' iſt überflüſſig, wie Du ſogleich erfährſt,"
Sprach Heime der junge, „doch reit Dein Roß nur zu,
Wir traben ſachte weiter, ſo meld' ich Alles in Ruh.

„Du warſt noch ungeboren, als ich das Weltlicht ſah;
Nach meines Vaters Stuten Studas hieß ich da.
Nichts liebers wußt auf Erden mein Vater Adelger,
Von den Fohlen, die ſie warfen, kam all der Reichthum ihm her. —

Viel iſt in deutſchen Zungen von Brunhild der Maid
Geſagt und geſungen, wie kühn ſie war im Streit.
Sie ging von Haupt zu Füßen gehüllt in blanken Stahl:
Da kürte ſie Odin in ſeiner Schildmädchen Zahl.

Walkyrien reiten bewehrt durch Luft und Meer,
Auf kühnen Wolkenroſſen ſtürmen ſie einher,
Licht ſtrahlt von ihren Spießen und Funken ſprühn aus Nacht,
Wenn ſie die Helden kieſen, die blut'gen Opfer der Schlacht.

Von den Mähnen ihrer Roſſe befruchtend träufelt Thau,
Doch oft zerſchmettern Schloſſen die Hoffnung der Au:
So weben ſie Geſchicke und ihre Spule rauſcht
Verborgen jedem Blicke, von keinem Ohr noch belauſcht.

Wer aber Odins Mädchen im Grimm der Schlacht gefällt,
Dem küßt ſie die Wangen und ſchön erliegt der Held.
Sie führt ihn gen Wallhalla zu hoher Väter Schaar,
Sie reicht mit holdem Gruße den Meth im Becher ihm dar.

Als Odin Brunhilden zur Kriegsnorne kor,
Da that ſie es an Kühnheit den Schweſtern all zuvor.
Sie fuhr unerſättlich von Krieg daher zu Krieg
Und Königreiche zitterten, wenn ſie das Schlachtroß beſtieg.

Ihr ſtand am Frieſenmeere die Burg, die Segard hieß,
Wo ſie auf fetten Marſchen ihre Stuten weiden ließ,
Die wie die Vögel flogen, vater- und mutterhalb
Aus edelm Stamm gezogen, weiß, grau, braun oder falb,

Doch ſtets von einer Farbe. Da ſah man auch die Zucht
Der muntern Fohlen graſen, berühmter Roſſe Frucht,
Dazwiſchen muth'ge Hengſte, beides ſchön und groß,
Zu Allem abgerichtet, ſchnell wie der Habicht im Stoß.

Brunhildens Stuten pflegte mein Vater Adelger,
Mit Roſſen umzugehen verſtand kein Mann wie er. —
Nie einen Hengſt beſchreiten wollte die ſtolze Maid,
Eh ſie für König Gunther der kühne Siegfried gefreit.

Das ſchuf meinem Vater herrlichen Gewinn;
Er hatte ſo gedungen mit der Königinn:
Was männlichen Geſchlechtes von ihren Stuten fiel,
Das ſollt' ihm angehören. Brunhilden däucht es nicht viel;

Doch konnt' es ihm genügen, er ward ein reicher Mann.
Hei! was er Tonnen Goldes für manchen Hengſt gewann!
Ein ganzer Hort alleine kam in der Frieſen Land
Durch Brunhilds Lieblingsſtute, die Diſa wurde genannt.

Der erſte von den Hengſten, der ihr von Odins Roß,
Dem achtgehufte Sleipner auf Segard entſproß,
Denn oft beſuchte Hnikar, die ſchlachtenfrohe Magd,
War Grani der wilde: der wurde Mimen zugeſagt

Für Faſner, ſeinen Bruder. Ihr hörtet von dem Schmied,
Der Siegfried den ſchnellen in den Wald beſchied,
Wo brütend über Schätzen der gift'ge Drache lag:
Da gewann der Held den Grani und den Hort mit einem Schlag. —

— — — — — — — — — — — — —

In meinen erſten Tagen hört ich von Roſſen nur,
Von Stuten und von Fohlen, das war mir Muttermilch;
Noch lief umher der Knabe im groben Röckchen von Zwilch,
Da war mein erſtes Lallen: Gebt mir ein Pferd, ein Pferd!
Doch erſt nach manchen Jahren ward mir der Wunſch gewährt.
Ein Heupferd unterdeſſen zum Spotte gab man mir,
Wie ſie im Gräſe hüpfen; doch an dem winzigen Thier

Hatt' ich meine Freude: es ſprang, ich ſprang ihm nach
In Sätzen, glücklich war es, daß mir kein Bein zerbrach.
Und zu Brunhildens Küche hüpfte mein grünes Roß;
Ich eilt ihm nachzuhüpfen durch all den dienenden Troß.

Da war es unter'm Herde verſchwunden auf ein Mal;
Doch hört ich es noch zirpen. Nun blieb mir keine Wahl:
Ich nahm ein langes Eiſen, das auf dem Boden lag,
Mit dem der Küchenjunge das Feuer zu ſchüren pflag,

Und ſcharrte meine Grille damit aus dem Verſteck.
Doch wie ich wieder aufſtand, da ſtieß ich, welch ein Schreck!
Zwei Töpfe um, die Brühe floß weithin durch das Haus.
Da begann der Koch zu zürnen, zum Schlage holt' er ſchon aus.

Als plötzlich durch ein Wunder ſeine Rache ſich verſchob:
Es konnte mich nicht treffen die Hand, die ſich erhob.
Dies Wunder hatte Odin gewirkt, der ſtarke Gott,
Brunhilden zu beſtrafen für ihren frevelnden Spott.

Helmgünther hieß ein König, dem Odin Sieg beſchied,
Und Agnar ein Andrer, den lang das Kriegsglück mied.
Doch jetzo half ihm Brunhild wider Odins Macht,
Helmgünther fiel bezwungen und Agnar ſiegt' in der Schlacht.

Das ließ nicht ungerochen Odin an ſeiner Magd,
Dem er Sieg verheißen, daß ſie dem Sieg verſagt.
Da ſollte ſie nicht länger Walkyrie ſein:
Das Loos ward ihr beſchieden, das allen Frauen gemein,

Eines Mannes Bett zu theilen und ſein Geheiß zu thun.
Sie ſprach: „Du magſt gebieten; doch hier gelob ich nun,
Mich Keinem zu vermählen, der Furcht empfinden kann,
Ja lieber wollt' ich ſterben, als daß er würde mein Mann."

Da ſtieß ihr Allvater den Schlafdorn in's Haupt.
In voller Waffenrüſtung ſank ſie machtberaubt
Dahin zu tiefem Schlafe. Und Alles ſchlief mit ihr,
Es ſchlief was Odem holte auf Segard, Menſch oder Thier.

Die Küh' im Stalle bogen die Knie und nickten ein,
Die Jagdhunde ſtreckten ſich auf ihre Nagebein,
Die Tauben auf den Zinnen, die Fliegen an der Wand,
Die hatten alle Sinne zu ſüßem Schlummer gewandt.

Da ward es in der Küchen auch ſtill um mich her,
Das Feuer auf dem Herde flackerte nicht mehr,
Der Bratenwender feierte, der Braten hört' am Spieß
Zu brutzeln auf, die Rechte der Koch ermüdet ſinken ließ,

Die mich zerbläuen ſollte; ich ſelber lag und ſchlief:
Der uns befallen hatte, der Schlaf war feſt und tief.
Die Zeit ſtand ſtill auf Segard, der Tag war wie die Nacht.
Der Morgen wie der Abend, ſie wurden ſchlafend verbracht.

Doch draußen gingen Wochen dahin und Monde gar,
Aus Monden wurden Jahre, wir ſchliefen immerdar.
Und Niemand konnt' uns wecken: dazu gehörte Muth,
Denn um das Schloß geſchlagen war eine webende Gluth.

Die auf und nieder wallte und Niemand ließ heran.
Doch Allvater hatte den Ausſpruch gethan:
Wer durch das Feuer reite zu Brunhildens Saal
Und ihr den Harniſch löſe, der ſei ihr Herr und Gemahl.

Viel Königsſöhne kamen dahin von Zeit zu Zeit,
Die alle freien wollten die königliche Maid;
Doch als ſie Segard ſahen von Wabegluth umloht,
Da ſcheuten ihre Pferde und Mancher fiel in den Tod.

Odins Zauberfeuer beſing die Veſte dicht,
Doch um die Marſtälle draußen brannt es nicht,
Noch wo mein Vater wohnte; auch fiel er nicht in Schlaf.
Wol war es ihm empfindlich als mein Verluſt ihn betraf.

Da ward aus ſeinem Stalle Grani, Sleipners Sproß,
Verkauft an Faſners Bruder, das windſchnelle Roß;
Von dem empfing es Siegfried, als er den Schmied erſchlug:
Davon iſt viel geſungen, ich übergeh es mit Fug.

Digitized by Google

Noch zornig aus der Schmiede ritt der Degen gut,
Er verhing dem Roſſe Zügel und Zaum im wilden Muth,
Es durfte mit ihm rennen, wohin es ihm gefiel:
Da war die liebe Heimath ſeines Laufes erſtes Ziel.

Es trug den Unverzagten Brunhildens Burg ſo nah,
Daß er das Zauberfeuer um Segard weben ſah
Und auf dem Thurm bewegungslos das Königsbanner ſtehn.
Der Drachentödter konnte der Vögel Stimmen verſtehn.

Da klang es in den Lüften wie Nachtigallenſchlag:
„Nun lodert fünfzig Jahre die Gluth und einen Tag,
Der ſie löſcht iſt nahe. Wer zu Brunhildens Saal
Durch Wabelohe reitet, der wird ihr Herr und Gemahl.“

Der theure Degen hörte, was ihm der Vogel ſang;
Doch wie er durch die Flammen den wilden Grani zwang,
Da war es eine Schildburg, beglänzt von Sonnenſchein:
Die Schilde ſchoben willig ſich auf und ließen ihn ein.

Da fand er in der Veſte die allertiefſte Ruh,
Die Sonne ſchien vom Himmel, doch Alles ſchlief noch zu.
Die braunen Jagdhunde ſchnüffelten im Traum,
Die Schlagtauben hatten das Köpfchen unter den Flaum

Des Flügels verborgen, und als er kam ins Haus,
Da ſtreckte noch die Rechte der Koch nach mir aus,
Noch ſaß die Magd, als rupfe ſie an dem ſchwarzen Huhn,
Noch ſchien der Küchenjunge die ſchwere Arbeit zu thun.

Und in den Kammern neigten die Häupter ſchlummerſchwer
Der Truchſeß und die Schenken und der Diener zahllos Heer.
Die Fliegen an den Wänden ſchliefen ſüßen Schlaf,
Und wie er weiter eilte ſchlief Alles feſt, was er traf.

Und rings blieb es ſtille, kein Lüftchen regte ſich,
Er hörte ſeinen Athem: das däucht' ihn wunderlich.
Nun kam er zu dem Saale: da ſchlief im Waffenkleid
Ein Mann ſo voll gerüſtet als käm er eben vom Streit.

Dem band er von dem Haupte den Helm: da wars ein Weib:
Wie angewachſen fugte der Stahl dem ſchönen Leib.
Ihn aufzuſchlitzen dacht' er mit klugem Schwertesſchwang:
Vom Haupt bis ganz hernieder und an den Arm entlang

Zerſchnitt der Held die Rüſtung und ritzte nicht die Haut;
Dann ſchält' er aus dem Eiſen die wonnigliche Braut.
Sie war ſo ſchön geſchaffen, o Wunder, Glied für Glied:
Da mußte ſie erwecken mit einem Kuſſe Siegfried.

Der Kuß war ergangen, ſie ſchlug die Augen auf,
Mit Staunen lehnte Siegfried auf ſeines Schwertes Knauf.
Er ſah die blauen Augen und ſenkte Blick in Blick.
Sie frug: „Das Odin fügte, hat ſich erfüllt das Geſchick?

„Kam hieher der kühne Siegfried, Siegmunds Sohn?
Fiel in der Grüne der Wurm der Haide ſchon?
Durch Wabegluth zu reiten, wer hatte ſonſt die Macht?“
Er ſprach: „Der iſt ein Volſung, der dieſes Werk hat vollbracht.“

Da erhob ſich von dem Pfühle die ſchöne Königin
Und ſchritt an Siegfrieds Seite durch die Gemächer hin.
Der Truchſeß und die Schenken, der Diener zahllos Heer
Erſtanden aus dem Schlafe und Leben ward um ſie her.

Da regten wiederkäuend die Kühe ſich im Stall,
Die Jagdhunde ſprangen empor mit lautem Schall,
Die Fliegen von den Wänden ſummten durch den Raum,
Die Taube zog das Köpfchen hervor aus wärmendem Flaum.

Die Magd rupfte weiter an ihrem ſchwarzen Huhn,
Der Küchenjunge eilte die Arbeit zu thun,
Das Feuer flammte wieder, ſo ward an ſeinem Ort
Der Bratenwender munter, der Braten brutzelte fort.

Doch auch der Küchenmeiſter, der vor dem Herde lag,
Erſtand in ſeinem Zorne und gab mir einen Schlag.
Da hub ich an zu weinen und lief aus dem Haus;
Doch vergaß ich nicht des Heupferds, das nahm ich mit mir hinaus.

Schluchzend und heulend kam ich vor das Thor
Zu meines Vaters Wohnung. Der ſprang erſtaunt hervor:
War ich es, der Knabe, der ihm entlaufen iſt?
Nun hat er fünfzig Winter den kleinen Studas vermißt.

Die Mutter ſagt', ich wär' es, kaum mochte Zweifel ſein:
„Und biſt Du's, ſo bewähr' es: wo warſt Du, ſag' uns fein.“ —
„Ich war in Brunhilds Küche, da ſchlug mich der Koch,
Weil ich mein Heimchen holte; ich aber holt' es mir doch.“ —

„Hat Dich der Koch geſchlagen? das räch' ich, wart', er ſoll“ —
Da liefen aus dem Schloſſe die Leute freudenvoll.
Er frug: „Was iſt geſchehen, daß Ihr ſo lärmt und tobt?“
Da hieß es: „Brunhild wurde dem kühnen Siegfried verlobt.“

Kaum wollten ihn erkennen die Leute, die er frug,
Denn er war alt geworden, doch glich er Zug um Zug
„Dem Schaffner Brunhildens, der bei den Ställen wohnt.“
Sie waren jung geblieben, von all den Furchen verſchont,

Die das Alter gerne in Stirn' und Wange gräbt.
Er ſprach: „Erſt wird mir deutlich, welch' Wunder wir erlebt:
Die in der Veſte ſchliefen, ich hielt Euch all' für todt,
Und freute mich der Fügung, daß ich nicht theilte die Noth.

„Hätt' ich nun mitgeſchlafen! ſo wär' ich jung wie Ihr.
Doch tröſtet mich der Knabe, der mit dem Heimchen hier:
Zu Brunhilds Küche hüpft' er ihm nach vor manchem Jahr;
Er ſoll mir Heimchen heißen, der Springinsfeld, immerdar.“

Nicht länger hieß ich Studas; mir war es anfangs leid;
Doch aus dem Heimchen wurde ein Heime mit der Zeit:
Da ließ ich mir's gefallen, der Name ſagt' mir zu.
Hab' ich Dir nun bewieſen, daß ich älter bin als Du?“ —

Siegfried und Genovefa.

1.

Hohenſimmern hieß die Veſte,
Wo der Pfalzgraf Siegfried ſaß,
Der im Schwarm erlauchter Gäſte,
Genovefens nicht vergaß.
Uebt er jetzt des Wirthes Pflichten,
Dünkt das volle Haus ihn leer:
Wol, er konnte Sie vernichten,
Sie entbehren, das iſt ſchwer.

Doch erträglich ſind die Tage,
Wären nur die Nächte nicht,
Denn ihm naht zu arger Plage
Immer Nachts ein Traumgeſicht.
Heute von der Flügelſchlange
Ward ſein liebſtes Lieb bedroht,
Hilfe, Hilfe! rief ſie bange —
Niemand half ihr in der Noth.

Dieſen ſchweren Traum am Morgen
Sagt' er Golon, ſeinem Rath:
„Glaube mir, ich bin in Sorgen
Um die übereilte That.
Selber ſchein' ich mir der Drache,
Der das ſchöne Weib verdarb;
Nie verhört' ich ihre Sache;
Wehe, wenn ſie ſchuldlos ſtarb!“

Golo ſprach mit falſchem Munde:
„Deuten kann ich dieſen Traum,
Aus dem Worte fließt die Kunde
Und dem Zweifel bleibt nicht Raum;
Drago hieß, der Sie verführte,
Drago der verruchte Koch
Er empfing, was ihm gebührte,
Pfalzgraf, und Ihr zweifelt noch?“

Tages läßt er ſich bethören,
Aber wahrhaft iſt die Nacht,
Wieder muß ein Traum ihn ſtören,
Der ihm angſt und bange macht;
Hunde hetzt das Jagdgeſinde
Und das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde
Folgt der Graf durch Buſch und Wald.

Digitized by Google

„Weiß iſt dieſes Wild geweſen,
Weiß wie ſtets die Unſchuld iſt,
Doch ich hatt' es mir erleſen,
Ließ zur Flucht ihm keine Friſt.
Als mein Pfeil es wund geſchlagen,
Daß der rothe Schweiß entrann,
Gleich als wollt' es mich verklagen,
Blickt' es klug und fromm mich an."

Golo ſprach, der Hochverräther:
„Möglich, daß der Traum nicht äfft,
Wenn Ihr früher oder ſpäter
Eine weiße Hinde trefft.
Nicht ſo ſelten ſind die weißen,
Fleckenloſe giebt's genug;
Doch was will ihr Blicken heißen?
Alle blicken fromm und klug."

2.

„Auf, die Bracken macht genoſſen,
Ueberköpft die Falken nicht,
Weckt die fürſtlichen Genoſſen,
Heut erfüllt ſich mein Geſicht.
Seht, der Erde braune Rinde
Fußhoch hat der Schnee bedeckt:
Nicht entgeht mir jetzt die Hinde,
Die ſo ſchnell die Läufe ſtreckt."

„Heute könnt Ihr ſie nicht ſchauen,
Die dem Schnee an Weiße gleicht:
Wollt Ihr meinem Rathe trauen,
Harrt Ihr lieber, bis er weicht."
Aber ſchon auf wildem Hengſte
Stürmt der Pfalzgraf über Feld;
Den Verräther faſſen Aengſte
Als es rings von Hörnern gellt.

Mancher Falke ſtieg und ſchweimte,
Müde lief ſich manches Roß,
Golo ſelbſt, der Abgeſeimte,
Viel des edeln Wildes ſchoß.

Hunde hetzt das Jagdgeſinde,
Weil das krumme Hifthorn ſchallt,
Einer fleckenloſen Hinde
Folgt der Graf durch Buſch und Wald.

Flüchtig iſt ſie, mit den langen
Läufen wirft ſie Schnee empor,
Roß und Reiter ſie zu fangen
Setzen über Stein und Moor;
Doch ſie läßt ſich nicht erreichen:
Endlich ſchießt ſein Pfeil ſie wund,
Aber noch mit blut'gen Weichen
Birgt ſie ſich im Waldesgrund.

Siegfried folgt, die Luſt zu büßen,
Sieh, da liegt das zahme Wild
Einer ſchönen Frau zu Füßen,
Die der Wunde Fluß ihm ſtillt.
Und die Frau umſpielt ein Knabe,
Wie die Mutter ſchön und bleich:
Lang entbehrten jeder Labe
Genovefa, Schmerzenreich.

Bloß ſind dieſe edeln Glieder,
Wallen auch von Haupt zu Fuß
Goldne Locken reichlich nieder,
Schreckt ſie doch des Fremden Gruß:
„Mußt mir erſt den Mantel reichen,
Wenn ich mit Dir reden ſoll."
Lange weilt' er bei der Bleichen,
Und ward aller Freuden voll.

Frau und Knabe ſind die Seinen,
Die der Hinde Milch ernährt:
Simmern wird vor Freude weinen,
Wenn er mit den Lieben kehrt.
Jauchzend hörten alle Gäſte
Welch' ein Wunder Gott erlaubt,
Und vom hohen Thor der Veſte
Blickte Golos blut'ges Haupt.

Johann Gottfried Sommer

ward 1782 in dem Dorfe Leuben bei Dresden geboren, wo ſeine Aeltern als unbemittelte Landleute lebten. Bis zu ſeinem 14. Jahre beſuchte er die Dorfſchule, erhielt Unterricht in der Muſik und bei dem Pfarrer im Lateiniſchen und Franzöſiſchen. Nach beendigter Schulzeit wurde er Lehrer eines benachbarten kleinen Dorfes und benutzte die Freiſtunden, unterſtützt durch die Bibliotheken einiger Geiſtlichen, zu ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung. Um jedoch weitere Beförderung im Schulfache erlangen zu können, begab er ſich nach Dresden, genoß hier mehrere Jahre Dinter's Unterricht, ſtudirte für ſich ſelbſt Mathematik, Geographie, Geſchichte und neuere Sprachen und erhielt darauf eine kleine Lehrerſtelle in Dresden. Nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen, eine beſſere Anſtellung zu erhalten, gab er 1806 ſeine Stelle auf und wendete ſich nach den öſtreichiſchen Staaten. In Prag angekommen, ertheilte er Privatunterricht und wurde Hauslehrer in mehreren Familien; ſpäter wendete er ſich nach Horpatitz, ging jedoch bald nach Prag zurück, wo er 1818 als Profeſſor der wiſſenſchaftlichen Lehrgegenſtände am Conſervatorium der Muſik angeſtellt wurde. Als jedoch 1831 der Verwaltungsausſchuß des böhmiſchen Muſeums ihm den Antrag ſtellte, die Bearbeitung einer ausführlichen Topographie Böhmens zu übernehmen, legte er ſeine Lehrerſtelle am Conſervatorium nieder, um dieſem Auftrag entſprechen zu können.

Er verfaßte:

Taſchenbuch zur Verbreitung geographiſcher Kenntniſſe. 18. Jahrg., Prag 1823 fgde. 25 Jahrgänge.
Gemälde der phyſiſchen Welt. Bd. 1. u. 2., 3. Aufl., Prag 1834—40. u. B. 3—6., 2. Aufl., 1829—31.
Für Schütz's „Allgemeine Erdkunde" liefert er das „Neueſte Gemälde von Aſien." (4 Bde., Wien 1829—30) und das „Neueſte Gemälde von Amerika." 4 Bde., Wien 1831—33.)
Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch und geographiſch dargeſtellt. (Bd. 1—7., Prag 1833 fgde., unter Mitwirkung des Geognoſten Zippe. 14 Bde.
Verdeutſchungs-Wörterbuch. 3. Aufl., Prag 1839.
Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Abtheil. 1—3., Prag 1833 fgde.
Teplitz und ſeine Umgebungen. Darmſtadt und Wiesbaden 1842.

S. hat durch ſeine eben ſo umſichtig als gediegen gehaltenen geographiſchen Arbeiten ſehr viel dazu beigetragen, ein lebhafteres Intereſſe für dieſe Wiſſenſchaft anzuregen und derſelben eine geiſtvollere Behandlung zu Theil werden zu laſſen.

Digitized by Google

Karl Johann Philipp Spitta

ward am 1. Auguſt 1801 in Hannover geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung, ſtudirte dann in Göttingen von 1821—1824 Theologie, wurde darauf Hauslehrer, bekleidete ſpäter mehrere Pfarrvicariate und ſeit 1837 das Pfarramt zu Wechold bei Hoya.

Von ihm erſchien:

Pſalter und Harfe. Leipzig 1833. 11. ſtereotypirte Aufl. Leipzig 1842.
Pſalter und Harfe. Zweite Sammlung. Leipzig 1843.

Unter den religiöſen, proteſtantiſchen Lyrikern der Gegenwart nimmt Spitta eine hochgeachtete Stellung ein; Klarheit, Innigkeit und ſeltener Wohlklang ſind ſeinen Liedern eigen.

Geduld.

Es zieht ein ſtiller Engel
Durch dieſes Erdenland,
Zum Troſt für Erdenmängel
Hat ihn der Herr geſandt.
In ſeinem Blick iſt Frieden
Und milde, ſanfte Huld,
O folg' ihm ſtets hienieden,
Dem Engel der Geduld!

Er führt Dich immer treulich
Durch alles Erdenleid,
Und redet ſo erfreulich
Von einer ſchönern Zeit.

Denn willſt Du ganz verzagen,
Hat er doch guten Muth;
Er hilft das Kreuz Dir tragen,
Und macht noch Alles gut.

Er macht zu linder Wehmuth
Den herbſten Seelenſchmerz,
Und taucht in ſtille Demuth
Das ungeſtüme Herz.
Er macht die finſtre Stunde
Allmählich wieder hell,
Er heilet jede Wunde
Gewiß, wenn auch nicht ſchnell.

Er zürnt nicht Deinen Thränen,
Wenn er Dich tröſten will;
Er tadelt nicht Dein Sehnen,
Nur macht er's fromm und ſtill.
Und wenn im Sturmestoben
Du murrend fragſt: warum?
So deutet er nach oben,
Mild lächelnd, aber ſtumm.

Er hat für jede Frage
Nicht Antwort gleich bereit,
Sein Wahlſpruch heißt: ertrage,
Die Ruhſtatt iſt nicht weit!
So geht er Dir zur Seite,
Und redet gar nicht viel,
Und denkt nur in die Weite,
An's ſchöne, große Ziel.

Adolph Wilhelm Theodor Stahr

ward am 22. Oct. 1805 zu Prenzlow in der Uckermark geboren. Seine erſte Bildung leitete ſein Vater, der Prediger war, ſpäter beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und 1825 bezog er die Univerſität zu Halle, wo er ſich den philologiſchen Wiſſenſchaften widmete. Gegen Ende des Jahres 1826 wurde er als Hülfslehrer am königlichen Pädagogium angeſtellt. Durch die Beantwortung der von der philoſophiſchen Facultät geſtellten Preisaufgabe „De Aristotelis tragoediae definitione" gewann er den erſten Preis, erwarb ſich im Herbſt 1828 den philoſophiſchen Doctorgrad und ward als ordentlicher Lehrer am Pädagogium zu Halle angeſtellt. Im Jahr 1836 folgte S. dem Rufe als Conrector an das Gymnaſium zu Oldenburg; mußte aber ſpäter ſeiner geſchwächten Geſundheit wegen dieſe Stellung aufgeben und bereiſte Italien, von wo er vor Kurzem wieder heimgekehrt iſt.

Er ſchrieb:

Ariſtotelia. 2 Bde., Halle 1830—32.
Ariſtoteles bei den Römern. Leipzig 1834.
Ariſtoteliſche „Politik." Bis jetzt 3 Lieferungen, Leipzig 1835—38.
Bericht über den am 28. Oct. 1839 gegründeten literariſch-geſelligen Verein zu Oldenburg. Oldenburg 1840.
Erſter Jahresbericht des literariſch-geſelligen Vereins zu Oldenburg. Ebend. 1840. Fernere Berichte. 1841 fgde.
Goethe's Iphigenia auf Tauris in ihrer erſten Geſtalt. Mit einer einleitenden Abhandlung. Oldenburg 1840.
Merck, Joh. Heinr., ausgewählte Schriften. Ein Denkmal von A. Stahr. Oldenburg 1840.
Theodor von Kobbe. Ein Denkſtein. Oldenburg 1843.
Ueber Goethe's Fauſt. (Gemeinſchaftlich mit J. Moſen.) Oldenburg 1843.
Oldenburgiſche Theaterſchau. Oldenb. 1843. 2 Bde.
Kleinere Abhandlungen, Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ein eben ſo gründlicher wie geiſtreicher und ſcharfſinniger Kritiker, voll Begeiſterung für Wahrheit und Schönheit, der ſich binnen wenigen Jahren allgemeine Anerkennung und einen ſehr geachteten Namen in der literäriſchen Welt erworben hat.

Gustav Adolph Harald Stenzel.

preußiſcher geheimer Archivrath, ordentlicher Profeſſor der Geſchichte an der Univerſität und Archivar des ſchleſiſchen Provinzialgerichts zu Breslau. Er ward am 21. März 1792 zu Zerbſt geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Ausbildung auf dem dortigen Gymnaſium, wo ſein Vater Conrector war, und ging 1810 nach Leipzig, wo er ſich der Philologie und Geſchichte widmete. Nachdem er im März 1813 ſeine ſpäter von der Jablonowki'ſchen Geſellſchaft gekrönte Preisſchrift „Ueber den Einfluß der Deutſchen auf die Cultur Polens von Einführung des Chriſtenthums bis auf König Wladislaws Jagello" vollendet hatte, verließ er Leipzig, um als Freiwilliger den Feldzug gegen Frankreich mitzumachen. Er war als Jäger im Bataillon Anhalt im Mai bei Hamburg und wohnte dann mehreren Gefechten bei, bis er im Dec. an der Spitze des von ihm zum Sturm auf das Dorf Seheſtedt bei Kiel geführten Bataillons durch eine Flintenkugel in den Unterleib ſchwer verwundet wurde, was ihn hinderte am Feldzuge 1815 Theil zu nehmen. Nachdem er ſeinen Abſchied als Offizier erhalten, ging er nach Leipzig zurück, wo er 1815 die philoſophiſche Doctorwürde erwarb und ſich im Februar 1816 habilitirte. Im Jahr 1817 begab er ſich nach Berlin, 1820 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur zu Breslau, ward im folgenden Jahre Archivar des ſchleſiſchen Provinzialarchivs, 1827 ordentlicher Profeſſor und geheimer Archivrath.

Er gab heraus:

Geſchichte der deutſchen Kriegsverfaſſung. Berlin 1819.
Handbuch der Anhaltiſchen Geſchichte. Deſſau 1820.
Anhang zum Handbuche der Anhaltiſchen Geſchichte. Leipzig 1824.
Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. 2 Bde. Leipz. 1827—28.
Geſchichte Preußens. Hamburg 1830—43. 3 Bde.
Urkundenſammlung zur Geſchichte des Urſprungs der Städte und der Einführung und Verbreitung deutſcher Coloniſten und Rechte in Schleſien und der Oberlauſitz. Hamb. 1832. 4. Mit dem jetzigen geheimen Oberregierungsrath von Tzſchoppe herausgegeben.
Grundriß und Literatur zu Vorleſungen über deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. Breslau 1832.
Urkunden zur Geſchichte des Bisthums Breslau im Mittelalter. Breslau 1845. 1 Bd. in 4.

Ein gründlicher, ſcharfſinniger Hiſtoriker von eben ſo gediegenem als freiſinnigem Urtheil, verbindet St. mit geiſtreicher Auffaſſung eine eben ſo treffliche Darſtellungsweiſe.

August Stöber

ward geboren am 9. Juli 1808 zu Straßburg und lebt als Profeſſor am Collegium zu Mühlhauſen im Elſaß. Außer den mit ſeinem Bruder Adolph herausgegebenen Alſabildern veröffentlichte er:

Gedichte. Straßburg und Heidelberg 1842.
Elſäſſiſches Volksbüchlein. Kinder- und Volksliedchen, Spielreime, Sprüche und Märchen. Straßb. 1842.
Oberrheiniſches Sagenbuch. Straßb. u. Heidelb. 1842.
Der Dichter Lenz u. ſ. w. Baſel 1842.
Geſchichte der ſchönen Literatur der Deutſchen. Straßb. und Heidelb. 1843.
Elſäſſiſche Neujahrsblätter für 1843. Mit Otte herausg. Daſ. 1843.

Einer der verdienſtvollen Männer, welche deutſche Sprache und Literatur im Elſaß mit großer Liebe pflegen, hat ſich Stöber als Dichter durch Wärme, Phantaſie, Correctheit und Gewandtheit in Behandlung der Form, reiche Anerkennung erworben.

Aus

August Stöber's Gedichten.

Das Münſter in der Sternennacht.

1837.

Am Tage ſtehſt du ſtill und wie verdroſſen,
Die junge Welt dir um die Füße ſchwärmt;
Nur wann vom Sternenlicht du ganz umfloſſen,
Verkündſt du was Jahrhunderte dich härmt.

Dann iſt dein Scheitel wunderſam umſchimmert,
Dann ſtehſt du, wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und ſo umflimmert,
Haſt du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden iſt der Nacht entglüht
Das Freiburgmünſter, das im Silberſcheine
Dem einz'gen Freunde, dir entgegenglüht.

Ihr haltet Zwieſprach dann, ihr tauſcht die Klagen
Des Heimweh's um die längſt vergang'ne Welt,
Propheten ſeid ihr, ſeht die Wunden ſchlagen,
Und wiſſet was das Heil gebunden hält.

Seliger Tod.

Es ſteht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fiſcherhaus.
„Du allerliebſte Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!"

Heraus will ich wol ſchauen,
Auch treten vor die Thür,
Vor'm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei Dir!

„Und mag Dir nimmer grauen,
So iſt's die beſte Zeit!
Und willſt Du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein ſteht bereit!"

Sie ſpringen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind,
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küſſen ſich ſo lind.

Ein Blitzſtrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb' wohl, leb' wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum klaren Himmelreich!

Der Sturm der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wol mit den todten Lieben,
Den Lieben,
In's weite Meer hinein.

Die Sonne ſchaut mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den grünen Wellen,
Ja Wellen,
Treibet der Todtenſchrein.

Ludwig Adolph Stöber

ward 1810 zu Straßburg geboren, iſt des Vorigen Bruder und Sohn des trefflichen Ehrenfried Stöber, deſſen Gedächtniß den elſäſſiſchen Patrioten theuer und unvergeßlich iſt.

Er ſchrieb:

Zerſtreute Gedichte.
Mit ſeinem Bruder: Alſa-Bilder; vaterländiſche Sagen und Geſchichten. Straßburg 1836.

Sich gleiches Verdienſt wie ſein Bruder erwerbend, zeichnet ſich Adolph Stöber als Dichter noch beſonders durch Ernſt, Würde, männliche Kraft, reiche Phantaſie und meiſterhafte Behandlung der Sprache und Form aus.

Aus:

L. A. Stöber's Gedichten.

Guſtav Adolf, der Schlangentödter.

Wer hüpft dort auf dem Wieſenplan
Und klettert keck den Berg hinan
Und ſpringt von Fels zu Felſen?

Es iſt ein Knäblein zart und jung,
Heißt Guſtav, iſt im wilden Sprung
Der Königsburg entlaufen.

Es klimmt hinauf, da ſteht es bald
Vor einem dichten finſtern Wald
Und hört die Bäume rauſchen.

Die Amme ſieht's vor Schrecken bleich,
Sie rennt durch Wieſen und Geſträuch
Und winkt dem loſen Knaben.

„Halt an! halt an, Du kleiner Schelm!
Haſt ja kein Schwert und keinen Helm,
Zu kämpfen mit dem Drachen.

Geh ja nicht in den Wald hinein,
Da lauern Schlangen im Geſtein,
Die beißen Dich zu Tode."

„So gieb mir eine Ruthe ſchnell,
Ich will erſchlagen auf der Stell'
Die böſen, böſen Schlangen."

Das wilde Knäblein alſobald
Hüpft munter in den finſtern Wald
Mit einem langen Stecken.

Er ſucht und raſchelt hin und her,
Hat keine Schlange funden mehr,
Sind alle fortgeſchlichen.

Das Vöglein im Gezweige lauſcht,
Der Wind nur in den Aeſten rauſcht,
Darüber weint der Knabe.

Und wo man ſprach von Drachenbrut,
Da ſchwang es zornig ſeine Ruth'!
„Will euch zu Tode ſchlagen!"

Es ward ein frommer Königsſohn,
Schon ruhte Schwedens alte Kron'
Auf ſeinen goldnen Locken.

Und als er einſt im hohen Saal
Den Becher ſchwang am Feſtesmahl,
Da kam viel ſchlimme Kunde.

Wohlauf! wohlauf, Du junger Held,
Im Felsgeklüft, in Wald und Feld
Die Natter ziſcht und raſſelt.

Wohlauf mit Deinem guten Schwert,
Entfleug, entfleug auf raſchem Pferd
In's deutſche Land hinüber!

Der König hüllte ſich in Stahl
Und ritt wol über Berg und Thal
Mit ſeinen treuen Mannen.

Er flog die Felder aus und ein,
Und brach hervor wie Nordlichtſchein
In allen deutſchen Landen.

Und ob der falſchen Schlangenbrut
Hat er oft friſch die Eiſenruth
Zu Gottes Ehr' geſchwungen,

Bis ein' ihn in die Ferſe ſtach,
Da ſank er von dem Roſſe jach,
Der kühne Schlangentödter.

Das Grab im neuen Münſter zu Würzburg.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da ſchwirren die Vöglein aus und ein,
Und pfeifen und ſingen helle.

Es iſt ein alter Leichenſtein,
Von Trauerweiden beſchattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz beſtattet.

Die Vöglein waren ſeine Luſt,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte ſelber in der Bruſt,
Wie muntre Vöglein ſpringen.

Der Sänger lauſchte mit Acht und Muth,
Der Lerche Ton zu lernen;
Auch ſchallt' ſein Lied wie Morgengruß
Aus himmelblauen Fernen.

Digitized by Google

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Koſen,
Drum ſingt er oft mit ſüßem Schall
Von Minneluſt und Roſen.

Auch liebt' er wie die Vögelein
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel friſch zu rühren.

So ſtreift' er über den Wieſengrund
Und über den Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Neſtchen fund
Auf einem ſtolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein ſaß im Schilde,
Und als er nun zu ſterben kam,
Bedacht' er ſie gar milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein
Und ſenkt darein vier Tröglein
Und ſchüttet Waſſer und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"

Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Kloſterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid'
Iſt unſer Meiſter geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid'
Und ſingen ihm friſche Weiſen.

Victor Strauss

ward am 18. September 1809 zu Bückeburg geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung, trat dann 1832 in Staatsdienſte und lebt als Archivrath in ſeiner Vaterſtadt.

Er gab heraus:

Katharina, Trauerſpiel. Halle 1828.
Theobald, Roman. III. Bielefeld 1839.
Richard, zwölf Geſänge. (Epos in Hexametern.) Daſ. 1841.
Gedichte. Daſ. 1841.
Antigone von Sophokles. (Ueberſetzung im Versmaß des Originals.) Daſ. 1842.
Lieder für die Kirche. 1843.
Leben des Paulus Gerhardt. (1 Bd. 2. Heft der Sonntags-Bibliothek. Bielefeld 1844.
Schrift oder Geiſt? Bielefeld 1845.
Das Kirchenjahr im Hauſe. Heidelberg 1845.
Lebensfragen in 7 Erzählungen. Heidelberg 1846. 3 Bde.
Ueber die Geſangbuchsſache in preußiſchen Landen. Bielefeld 1846.

Der in den Leiſtungen dieſes ausgezeichneten Dichters durchklingende Grundton iſt tiefe, ernſte Frömmigkeit, die ihn aber keineswegs abhält, das Leben in allen ſeinen Erſcheinungen mit geſundem und ſcharfem Blicke aufzufaſſen, ihm wie die ernſte, ſo die heitere Seite abzugewinnen und es mit Kraft und Liebe darzuſtellen. Reiche Phantaſie, Gedankenfülle und ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form ſind ihm eigen und verleihen ſeinen Leiſtungen bleibenden Werth.

Aus:

V. Strauß's Gedichten.

Zuſammentreffen.

Kühl und ſtille war's in mir
Wie am Quell im Thale,
Eh ich Stuhl an Stuhl bei ihr
Saß zum erſten Male.

Aber als ich mit ihr ſprach,
Glitt ihr Tüchlein nieder,
Bückt' ich ſelbſt mich ſchnell darnach,
Bückt' ſie ſich hinwieder.

Plötzlich ſtreifte Stirn an Stirn,
Streifte Wang' an Wange.
Taumelnd ward mir's im Gehirn
Und die Bruſt ſchlug bange.

Lachend fuhr ſie raſch zurück,
Und ich mußte gehen;
Doch ſeit jenem Augenblick
Iſt's um mich geſchehen.

Immer taumelt mir's im Hirn,
Schlägt's im Buſen bange,
Immer fühl' ich Stirn an Stirn,
Fühl' ich Wang' an Wange;

Und die Glut im Herzensgrund
Wird mich noch erſticken,
Darf ich nicht bald Mund an Mund,
Herz an Herz ſie drücken.

Selbſtgefühl.

„Ich ſtehe auf meinem Acker,
Den hab' ich mir ſelber gepflügt.
Wie treiben die Halme ſo wacker!
Sie tragen, was mir genügt.

Zum Hauſe, dem ſicheren, geh' ich,
Das hab' ich mir ſelber gebaut,
Und Mauern und Thüren beſeh' ich:
Die breche mir, wer ſich's getraut!

Die Rinder brüllen im Stalle,
Froh wiehern die Pferde heraus,
Von der Früchte reichlichem Schwalle
Gefüllt ſind Scheunen und Haus.

Hervor aus dem Garten am Stübchen —
Wie blühet und trägt er ſo gut! —
Begrüßen mich Mädchen und Bübchen,
Mein eigenes Fleiſch und Blut.

Rothwangig mit fliegender Locke
Springt's liebe Geſindel heraus
Und zerret den Vater am Rocke
Zur Mutter hinein in das Haus.

Die winket vom Herd mir entgegen,
Den Säugling an quellender Bruſt;
Wie labt ſich der Klein' an dem Segen,
Wie koſt ihm die Mutter mit Luſt!

Und Knecht' und Mägde, ſie zeigen
Sich thätig und emſiglich;
Und Alles, es iſt mein eigen,
Und Alles wär' nicht ohne mich.

Digitized by Google

Und wird mir's von Gott nicht entriſſen,
Vor Menſchen mir nimmer graust.
Ich werd' es zu ſchützen wiſſen
Mit Gott und der eigenen Faust."

Beruhigung.

O mein Herz, gieb dich zufrieden!
O verzage nicht ſo bald!
Was dein Gott dir hat beſchieden
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert was Er will.
Harre nur! vertraue ſtill!
Geh des Wegs, den Er dich ſendet!
Er begann und Er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobſing' Ihm aus der Nacht;
Sieh, Er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft ſich Noth und Sorg' umher,
Wird die Laſt dir allzuſchwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt ſelber dich an's Ende.

Wär' auch alle Welt dir feindlich,
Rottete ſich wider dich, —
Dank Ihm; o der Herr iſt freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angſt und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank Ihm; Er ſchickt ſeinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennſt du nicht ſein Morgenroth?
Darfſt du zagend rückwärts ſchauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm' und Wind
Boten ſeines Willens ſind;
Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er ſenden.

O ſo laß denn alles Bangen!
Wirke friſch! halt' muthig aus!
Was mit Ihm du angefangen,
Führet er mit dir hinaus.
Und ob Alles widerſteht,
In Vertraun und in Gebet
Bleib' am Werke deiner Hände,
So führt Er's zum ſchönſten Ende.

Peter Feddersen Stuhr

ward am 29. Mai 1787 zu Flensburg geboren, erhielt im Hauſe ſeines Vaters, eines Kaufmanns, ſowie auf der lateiniſchen Schule zu Flensburg ſeine erſte Bildung, bezog im 18. Jahre die Univerſität zu Kiel, um die Rechte zu ſtudiren, verließ 1806 ſeine Heimath und wandte ſich nach Heidelberg, wo er beſonders durch die Schelling'ſche Philoſophie angezogen wurde. Von Heidelberg ging er zur Fortſetzung ſeiner akademiſchen Studien nach Göttingen und, nachdem er noch einmal Kiel beſucht hatte, im Herbſt 1808 nach Halle, er erwarb hier die philoſophiſche Doctorwürde, ging darauf nach Berlin, wo er ſich bis 1810 aufhielt, beſuchte im Sommer dieſes Jahres Dresden und München, durchreiſte hierauf einen Theil des ſüdlichen Deutſchland, blieb den Winter über in Heidelberg, begab ſich im Frühling 1811 wieder nach Berlin und verlebte in ſeiner Vaterſtadt den Winter. Unter den Uhlanen der hanſeatiſchen Legion machte er den Feldzug mit, nahm nach dem erſten Pariſer Frieden als Stabsrittmeiſter ſeinen Abſchied und brachte alsdann den Winter von 1814—15 in Kopenhagen zu. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba verließ er im Drange ſeiner Ueberzeugung die Richtung, in welcher ſein Vaterland beharrte, und wurde ſeitdem Preuße, ging nach Lüttich und trat als Premierlieutenant in die preußiſche Landwehr, bald darauf jedoch in das ſechſte Uhlanenregiment ein. Nach Beendigung des Feldzugs von Paris nach Berlin zurückgekehrt, wurde er Secretair der Militairſtudiencommiſſion, trat jedoch alsbald auch wieder aus dieſem Verhältniß nnd privatiſirte nun mehrere Jahre in Berlin. Im Jahr 1821 habilitirte er ſich in Berlin, machte aber erſt drei Jahre darnach Gebrauch vom Rechte eines Privatdocenten, worauf er 1826 Profeſſor wurde.

Seine Werke ſind:

Die Staaten des Alterthums und der chriſtlichen Zeit, in ihrem Gegenſatze dargeſtellt. Heidelberg 1811.

Ueber den Untergang der Naturſtaaten. Berl. 1812.

Abhandlungen über nordiſche Alterthümer. Berl. 1817.

Brandenburgiſch-preußiſche Kriegsverfaſſung zur Zeit Friedrich Wilhelm's des Großen, Kurfürſten von Brandenburg. Berl. 1819.

Deutſchland und der Götterfriede. Berl. 1820.

Sendſchreiben an G. A. Stenzel. Berl. 1820.

Unterſuchungen über die Urſprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chineſen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung. Berl. 1831.

Die chineſiſche Reichsreligion und die Syſteme der indiſchen Philoſophie in ihrem Verhältniß zu Offenbarungslehren. Berl. 1835.

Die Religionsſyſteme der heidniſchen Völker des Orients. 2 Bde. Berl. 1836—38.

Die drei letzten Feldzüge gegen Napoleon, kritiſch-hiſtoriſch dargeſtellt. Lemgo 1832.

Der ſiebenjährige Krieg in ſeinem geſchichtlichen, politiſchen und allgemeinern militairiſchen Beziehungen. Lemgo 1834.

Die Geſchichte der See- und Colonialmacht des großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berl. 1839.

Schelling's religionsgeſchichtliche Anſicht u. ſ. w. mit einer vergleichenden Zugabe: Ueber Urgeſchichte und Mythologie u. ſ. w. Berl. 1841.

Das Verhältniß der chriſtl. Theologie zur Philoſophie und Mythologie u. ſ. w. Berl. 1842.

Die Preußiſche Verfaſſungsfrage vom weltgeſchichtlichen Standpunkte aus betrachtet. Berl. 1847.

Ein eben ſo gründlicher als ſcharfſinniger Denker und Forſcher, hat ſich Stuhr namentlich durch ſeine Leiſtungen auf dem Gebiete der Mythologie allgemeine Anerkennung und bedeutendes Verdienſt erworben. — Von nicht geringerer Wichtigkeit ſind ſeine ſtaatswiſſenſchaftlichen hiſtoriſchen Arbeiten.

Digitized by Google

Karl Adolph Suckow,

Prediger an der Hofkirche und Professor der Theologie zu Breslau, als Novellendichter unter dem Namen Posgaru bekannt, wurde am 27. Mai 1802 zu Münsterberg geboren, wo sein Vater Rector an der Bürgerschule war. Nachdem er das Gymnasium zu Schweidnitz und die Elisabethschule zu Breslau besucht hatte, bezog er 1820, drei Jahre lang der Philosophie und Theologie sich widmend, die Universität zu Breslau, worauf er an verschiedenen Orten unter den glücklichsten Verhältnissen sechs Jahre hindurch als Hauslehrer wirkte. Während dieser Zeit bestand er die beiden theologischen Prüfungen, widmete sich jedoch dem akademischen Lehrfache, wurde 1829 Licentiat an der Universität zu Breslau und habilitirte sich 1830 daselbst als Privatdocent in der evangelisch-theologischen Facultät. Von einer Reise durch das nördliche Deutschland zurückgekehrt, wählte ihn gegen das Ende des Jahres 1831 das Presbyterium der Hofkirche in Breslau zum dritten Prediger. Hierauf wurde er außerordentlicher Professor der Theologie und 1834 Director des homiletischen Seminars, wie auch durch den Privatverein für den Taubstummenunterricht Director der dasigen Anstalt. Er starb daselbst 1845. Als theologischer und wissenschaftlicher Schriftsteller hat sich S. wenig bekannt gemacht; neben einigen einzeln herausgegebenen Predigten besitzen wir von ihm:

Drei Zeitalter der christlichen Kirche, dargestellt in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen. Breslau 1830.

Gedenktage des christlichen Kirchenjahres in einer Reihe Predigten. Breslau 1838.

Einzelne kleine theologische Abhandlungen, Streitschriften u. s. w.

Als belletristischer Schriftsteller gab er heraus:

Die Liebesgeschichten. Breslau 1829.

Germanos. Novelle, Breslau 1830.

Novellen. 3 Bdchen., Breslau 1833, 2. Aufl.

Idus. Novelle in der „Urania" Leipz. 1833.

Byron's Manfred; Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen; ein Beitrag zur Kritik der gegenwärtigen deutschen dramatischen Kunst und Poesie. Breslau 1839.

S.'s Novelle, die Liebesgeschichten, machte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehn, weil Einige darin einen eben so entschiedenen als geistreichen Angriff auf die von ihnen, Goethe und seiner Schule vorgeworfene, mit graziöser Feinheit übertünchte Gemeinheit, Andere eine überaus gewandte Nachahmung der Weise Tieck's darin sehen wollten. Die dadurch erweckte Theilnahme für den Verfasser erlosch aber bald nach Erscheinen seiner späteren Novellen. — Reiche Phantasie, Feinheit der Charakterzeichnung und sehr anmuthige Darstellung sind ihm übrigens eigen und zeichnen ihn vor vielen Erzählern unserer Tage, lobenswerth aus.

Karl Rudolph Tanner

ward am 24. Juni 1794 zu Aarau geboren, studirte zu Heidelberg und Göttingen 1814—1817 die Rechte, wirkte dann als Advocat in seiner Vaterstadt und wurde 1831 Mitglied, 1833 Präsident des Obergerichts zu Aarau.

Er schrieb:

Heimathliche Bilder und Lieder. Aarau 1826, 1829, 1836, 1842, mit einem autobiographischen Vorwort.

Tanner schließt sich in seinen Gedichten den Sängern der schwäbischen Schule an, welche das Stillleben der Natur und des Gemüthes in kleinen Bildern darzustellen lieben und zeichnet sich wie sie durch Zartheit, Anmuth, Innigkeit und Wohlklang aus.

Aus:

Tanner's heimathlichen Bildern und Liedern.

Blick ins Wasser.

In des Wassers Glanz und Schein,
Fühlst Du Pein, schau hinein,
Bald wirst Du genesen sein.
Ufer, Grund und Himmel zittern
In dem Spiegel klar und reich.
Sind die Bilder, die zersplitttern,
Und sich sammeln und entwallen,
Nicht den Herzgefühlen gleich?
Ist ein Dunkel eingefallen
Naht der Strahl. Der wird Dein!
Hast Du Pein, schau hinein
In der Wasser Glanz und Schein.

Lobegott Friedrich Constantin Tischendorf

ward am 18. Januar 1815 zu Legenfeld im sächsischen Voigtlande geboren, studirte von 1834—1838 Theologie und Philologie in Leipzig, habilitirte sich daselbst, ward 1840 Licentiat der Theologie und machte dann bis 1845 große wissenschaftliche Reisen nach Frankreich, Holland, England, der Schweiz, Italien, Aegypten, Palästina, Kleinasien, der Türkei und Griechenland. Während dieser Zeit ernannte ihn die theologische Facultät zu Breslau 1843 Ehren halber zum Doctor der Theologie und die Könige von Schweden, Griechenland und Frankreich ertheilten ihm, seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen, Orden ihrer Länder. Im Jahre 1845 wurde er außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Leipzig.

Digitized by Google

Außer bedeutenden gelehrten Arbeiten, deren Aufzählung hier nicht am Orte wäre, und unter denen sich zwei gekrönte Preisschriften befinden, schrieb er:

Maiknospen. (Gedichte.) Leipzig 1838.
(Dr. Fritz) der junge Mystiker. Ein Roman. Leipzig 1839.
L. Schneeganz. Die Geißler. Frei n. d. Franz. Leipzig 1840.
Reise in den Orient. 2 Bde. Leipzig 1845 fgde.

Lebendige Phantasie, tiefe, ernste Frömmigkeit, hohe Begeisterung für Wahrheit und Recht und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form, sind diesem auf dem Gebiete strenger Wissenschaft schon so rühmlich ausgezeichneten Gelehrten, eigen.

Der Pfingstmorgen auf dem Sinai.

Am sechsundzwanzigsten Mai war der Sonntag der Pfingsten. Wohl nie in meinem Leben mag ich so glücklich erwacht sein zum Pfingstfeste. Nur einmal weiß ich daß mein Herz gar innig ihm entgegenschlug; da fiel der Geburtstag einer seligen Frau, die ich unaussprechlich geliebt, zusammen mit dem Pfingstsonntage. Ich dachte, als ich diesen Morgen erwachte, mit ganzer Seele an die Verklärte. Von welcher Freude würde ihr mütterliches Auge glänzen, wüßte sie mich heute an diesem heiligen Orte. Es war mir im Augenblick als wüßt' ich sie noch getreulich walten zu Hause am väterlichen Herde. Ich dachte mir unser Wiedersehn. Da rollte mir ein heißer Strom über die Wangen. Gott kann einen Sterblichen nicht so glücklich machen, sagt' ich mir. Der Moment hätte meines Lebens letzter werden müssen.

Das Klosterglöcklein war's, das mich geweckt hatte mit seinem feierlichen Klange. Sonst hört' ich keinen Laut in dieser Sabbathsruhe. So mag es im Herzen eines selig verklärten Menschen sein, um den eingeschlummert schweigt der geräuschvolle Werkeltag des Lebens. Wol uns, wenn wir Augenblicke aus der Hand der Gnade nehmen, wo's auch so ist in unserem Herzen.

Den Gipfel des Sinai wollt' ich heute besteigen; wie freut' ich mich darauf. So lange war's mir wie ein himmelhohes Ziel erschienen, zu dem hinauf meine Hand nicht reichen könne. Jetzt sah ich's vor mir glänzen, wohl schön wie der Himmel, aber so freundlich nahe wie die Kirche meinem Vaterhause.

Mein Ali stand sehr früh zum Aufbruche bereit; er hatte sein Scharlachkoller, gestickt mit Gold und Silber, angelegt; die Sonne des Festes leuchtete ihm aus den freundlichen Zügen. Signor Pietro gefiel sich sehr wol in unseren Waffen. Mohammed trug die Provision. In dieser Begleitung wanderte ich durch den Garten hinaus an den Fuß des Horeb.

Als ich vor Jahren auf dem Rigi stand, da lagerte sich eine unvergeßliche Scene um Aug' und Seele. Im Norden ruhte das tiefe weite Thal mit all' seinen Seen, worüber der Morgen seinen duftigen Schleier geworfen. Im Süden standen die Schweizer Gebirge, ihre Gipfel bedeckt mit dem ewigen Schnee. Der Tag wachte auf; hinter lichtblauen Wölkchen blitzte sein erster Strahl hervor. Wunderbare, rosigschimmernde Streifen durchzogen den blendenden Schnee; es war mir als säh' ich Gedanken der Engel, die an die jungfräuliche Erde streiften. Ein Mägdlein brachte Alpenrosen; ein Hirtenknabe spielte auf der Schalmei. Du glücklicher Schweizer; Deine Sehnsucht versteh' ich; Deine Thräne hat ein heiliges Recht. Mein eigenes Auge weinte sich entzückt hinein ins Auge der Schweiz.

Ein paar Jahre später erstieg ich den Vesuv. Die Dämmerung herrschte noch um uns als wir am Krater saßen. Aus dreifachem Munde strömte der Feuerregen aus; fürchterliches Krachen umtobte ihn; der ganze Berg rauchte. Die Stunde des Aufgangs war da, aber das Auge des Tages verbarg sich hinter Gewitterwolken. Die nachbarliche Gebirgsgruppe hüllte sich in ein seltsames Blau, als dampfte ein Brand aus ihren Eingeweiden. Unheimlichen Schauers, wie vor einer unglücksschwangeren Zukunft, war ich voll.

Jetzt stand ich auf dem Sinai. Der Sturmwind brauste mit Macht. Graue, wildgezackte Granitmassen umragten mich; weiße Wolken lagerten zwischen den schroffen Spitzen; drauf glänzte die Sonne des Pfingstmorgens. Nahe unter dem öden Felsengipfel erhob sich von der Oase des Horeb die prächtige Cypresse mit ihrem dunklen Grün. Hier hatt' ich nicht das Entzücken vom Rigi, nicht die unheimlichen Schauer des Vesuvs: beten, voll Inbrunst beten mußt' ich hier. Es war mir als wäre Gott hier näher als an irgend einem Orte der Welt. Seine Hoheit, seine ehrfurchtgebietende Majestät, und seine Liebe, seine Milde, gefaßt in ein einziges herrliches Bild: so war mir der Sinai. Wie ein Königsstuhl den Gott sich auf Erden gebaut, unwandelbar seit dem Tage der Schöpfung, den derselbe Finger gebaut, der das geistdurchbebte Meer geschaffen, der den unendlichen Himmel gewölbt: so ist der Sinai. Wie eine heilige Veste ist er, entrückt aus den Märkten der Welt, fern von den Wohnungen der Menschen, zwischen Wüste und Meer einsam bis zu den Wolken gethürmt.

Nach dem Rigi weint zurück das Auge des Schweizers, wie von seinem Münster am Rheine sehnsüchtig der Elsasser träumt: zum Sinai streben die Herzen der Völker der Erde zusammen. Zu ihm flüchten wie zu einer ewigen Stiftshütte die Söhne Israels; zu ihm drängt es den Christen vom eisigen Norden Europens, aus Afrika's sengenden Gluthen; zu ihm wallfahrten getreu die Verehrer des Propheten. Auf seinem Gipfel denkt sichs unwillkürlich an jenen großen schönen Tag, wo geschlichtet ruhen wird der Völker unersättliche Fehde, wo sich alle Kinder der Erde brüderlich zusammenfinden werden zu dem einzigen Fels des Heils, wo aus Tempel und Moschee, aus Synagoge und Kirche ein einiges ewiges Hallelujah schallen wird.

Hätt' ich einst als Kind geträumt von einer Stunde der Zukunft, heilig über alle anderen Stunden und wie emporgehoben aus den Werkeltagen in die Region der Verklärung: von dieser Stunde des Pfingstfestes auf der Höhe des Sinai mußte ich träumen. Und dürft' ich einen Wunsch ins Wort fassen für alle die meine Wanderungen mit Liebe begleitet, der Wunsch wäre es: Möchtet Ihr alle selber eine Stunde des Pfingstmorgens auf dem Gipfel des Sinai verleben.

Abschied von Jerusalem.

Als wir das Damaskusthor im Rücken hatten, ritten wir dicht bei dem merkwürdigen Felsengrabe vorüber, das den Namen der Jeremiasgrotte trägt. Bald darauf lagen die Königsgräber neben uns; ich sah zu ihrem offenen Portale hinunter. Gräber waren meine erste Begegnung gewesen, als ich von Ramleh her ankam; Gräber waren jetzt meine letzte. Aus den Gräbern spricht die Trauer, spricht die Hoffnung. Und was anderes hätte der Pilger zum Gruße wie zum Abschied für die heilige Stadt als Trauer und Hoffnung? Jerusalem seufzt fort und fort unter dem türkischen Joche. Die Begeisterung der Kreuzzüge war eine Schwärmerei, die unser Jahrhundert mitleidig belächelt. In den Kabinetten Europa's spricht man so oft von den Rechten der Staaten, die theuer und heilig sind. Die Flotten Englands und Frankreichs zögern nicht, gilt's irgendwo in der weitesten Ferne jene Rechte zu wahren. Hat Jerusalem keine Rechte, keine Ansprüche an die christlichen Großmächte? Oder sind sie vielleicht verjährt, weil sie so lange gemißachtet worden sind? Es mag das christliche Gefühl in den Herzen der Menschen ein sehr verschiedenes sein; das meinige sagt mir, daß der positive Glaube, den doch zum Glücke am wenigsten die Fürsten und die Regierungen verschmähen, eine ganz andere als die bisherige Theilnahme für Jerusalem fordert, so lange das materielle Interesse noch nicht allen Patriotismus begraben hat. Denn keine andere als eine Sache des christlichen Patriotismus ist's, die Stadt, wo der christliche Glaube geboren wurde, aus den Händen derer zu reißen, die diesen Glauben seit einem Jahrtausend und jeden Tag noch empörend mit Füßen treten.

Was geschieht aber zu einer Zeit, wo der alte Feind des Christenthums so tief gebeugt ist, daß er selber kömmt um den Schutz der christlichen Mächte anzuflehen? Das gelobte Land wird aus Ibrahim Pascha's Händen mit übermächtiger Gewalt in die Hände des Sultans zurückgegeben. Und schon hat unter dem Scepter des letztern die Barbarei einen solchen Aufschwung gewonnen, daß Syrien sich seufzend unter die eiserne Hand Ibrahim Pascha's zurücksehnt. Daß ein Sprößling aus dem apostolischen Kaiserhause zu diesem traurigen Tausche der beiden barbarischen Herrscher über das gelobte Land mit seinen Kanonen geholfen: dafür trägt er den glänzenden Nischar auf der Brust. Würde Gottfried von Bouillon seinen Augen trauen? Werden sich die kommenden Geschlechter nicht fragen, ob's Wahrheit oder Dichtung?

Bei alle dem bleibt's außer Zweifel, daß es heute kaum so vieler Federn bedarf als es ehedem Schwerter bedurft hat, um zu erreichen was die Kreuzfahrer gewollt. Aber, so lautet die bedenkliche Frage, wem soll Jerusalem zufallen? Nun vielleicht ist's in der Schmach das Aergste, daß persönliche Eifersucht über die heilige Sache der Gesammtheit triumphirt. Das Eine ist klar: Jerusalem muß christlich sein. Um aber alle Familienzwiste um dieses gemeinsame Erbtheil zu vermeiden, so läßt sich Jerusalem zur christlichen Bundesstadt oder zur freien Stadt unter dem

Digitized by Google

Schutze der chriſtlichen Mächte erklären. Das wäre eine ſchöne That des Jahrhunderts; das wäre eine Bundesthat, die jenes ſo oft gewechſelte Wort vom großen herzlichen Einverſtändniſſe zur Wahrheit machte. Welche Zukunft könnte daraus für die geſammte Kirche erwachſen. Die traurige Beſchränktheit der chriſtlichen Confeſſionen, wie ſie jetzt im Oriente waltet, würde zurückfliehen vor den Strahlen des neuen chriſtlichen Lebens, das die begeiſterten Schaaren der europäiſchen Pilgrime ausbreiten müßten. In Jeruſalem gälte es eine neue Einheit des Chriſtenthums; wie zerſtreute Heerden fänden ſich dort die Völker zuſammen; dort erklänge das Evangelium eines großen Kirchenfriedens. Und welche Folgen müßten ſich daraus für die muhamedaniſche Bevölkerung des Orients ergeben. Die große chriſtliche Stadt, wenn auch vielfarbig in ihren Gebräuchen aber einig in ihrem Geiſte, mit einer ernſten Praxis des Chriſtenthums vor den Augen der Fremdlinge: das wäre die rechte Miſſionspredigt.

Nazareth. Der Thabor. Der See Genezareth.

Es war ſchwer die ſchönſte Anſicht von Nazareth aufzufinden; es machte auf allen Standpunkten einen maleriſch ſchönen Effekt. Einen angenehmen Haltpunkt fand der Blick immer am weißen Thurme der Moſchee mit den hohen, dunklen Cypreſſen zur Seite. Aber am liebſten verweilt' ich da, wo ich mit der Stadt zugleich den Brunnen am Bergrande im Norden vor mir ſah. Und ſo ließ ich das Auge und mit dem Auge die Seele lange ruhen auf Nazareth, ſeinen Hügeln und Thälern. Zwei Jahrtauſende mögen wohl Manches geändert haben; aber ſo vieles was ich heute ſah, das mußte auch dem Sohne Joſeph's von Nazareth vor dem göttlichen Auge liegen. Wie oft mag da, wo ich wandelte, auch er gewandelt ſein, das heilige Herz ſeiner großen Zukunft voll, voll des Gedankens ſeiner Predigt, die heraus aus den engen Bergen der kleinen Heimath alle Berge und Meere, alle Länder und Herzen der Erde erfüllen ſollte.

Mir gegenüber im Weſten lag die Krone der Höhen um Nazareth; vom türkiſchen Grabmale, das ſie trägt, wird ſie nach dem Propheten Ismail benannt. Ich wußte voraus, welche Herrlichkeit dort meiner wartete, zumal da der Himmel heute faſt wolkenlos und die Luft von einer völligen Klarheit war.

Vor wenig Monden erſt war ich auf der höchſten Pyramide geſtanden, die Wüſte, den Nil und Kahira zu meinen Füßen; ich war auf dem Sinai, der majeſtätiſchen Gottesburg, geſtanden und hatte in den Himmel hinein gebetet wie in das Herz eines nachbarlichen Freundes; vom Minaret des Oelberggipfels hatt' ich die heilige Stadt mit Bethlehems Höhen und den Bergen Samaria's, mit dem wunderbaren Meere von Sodom und dem Gebirge Moab zugleich ins Auge gefaßt: dennoch war ich heute wie ein Kind, das nur die kleine Scene ſeiner Heimath und noch nicht die Welt geſehen. So überwältigte mich die Ausſicht von Neby Ismail, das die Höhen von Nazareth kront. Zum Thabor ſah ich zuerſt nach Oſten; auch der kleine Hermon und Gilboa ragten aus ſeiner Nähe; ſie geleiteten mich nach Süden auf die Berge von Samaria. Von da ſah ich nach Weſten zu den Vorbergen des Carmel und zum dunklen Blau des Carmel ſelber. Zwiſchen allen dieſen Bergeshöhen ruhte vor mir, wie von ewigen Mauern umgürtet, die weite Ebene von Esdrelon. Aber hinter dem Carmel, zu ſeiner Linken und zu ſeiner Rechten, lag wie ein Feſttag in glänzender Schönheit der Spiegel des Mittelmeers. Im Norden breitete ſich eine zweite große Ebene aus, mit Kana, dem Hochzeitsſtädtchen, und „den Hörnern von Hattin," wo das Schlachtheer Saladins alle Siege der Kreuzfahrer zu Boden trat. Im Nordoſten endlich leuchtete wie ein heiliges Auge hinter wüſten Berggruppen herab der Gipfel des großen Hermon, gehüllt in ſeinen ewigen Schnee. Und von dem Allen hinweg ſah ich nieder auf Nazareth, das ſich wie ein liebes Kind anſchmiegte an den Hügel, über dem ich ſtand.

Was im Momente dieſes Schauſpiels die Seele fühlt? Die Bewundrung, die Anbetung findet kein Wort; aber ein Pſalm der begeiſterten Davidsharfe will ſich auf die Lippe drängen, der hinunterklänge, zu den Tiefen des unergründlichen Meeres, der hinaufſtiege zum Schneegipfel des Hermon. Was mochte dem Heiland dieſe Warte ſein? Ein Sombol von ſeinem Reiche auf Erden, vom Evangelium der Erlöſung, wie es Himmel, Erd' und Meer umſchlang mit den Armen der Muttterliebe; wie es das Dieſſeits und Jenſeits der Zeit zuſammendrängte in die einzige große Stunde auf Golgatha. Der Schnee des Hermon ſieht wie das greiſe Haupt der Zeit, wie die Vorzeit; das geheimnißſchwangere Meer wie die Zukunft. Zwiſchen beiden ruht die Gegenwart, dieſer Thautropfen mit den unendlich reichen Bildern aus dem Strahle der Morgenſonne.

Hier dachte der Erlöſer, wann er die Fluthen hinüber zum Abendlande ſah, gewiß oft auch Deiner, Du geliebtes Deutſchland. Und er dachte, weil er's wußte, daß Du berufen warſt, einſt wie ein heiliger Rächer der Wahrheit gegen die Lüge zu kämpfen und zu bluten; daß Du dem Glauben des Römerbriefs im deutſchen Herzen ein Bollwerk gründen würdeſt, wenn er geſchwunden aus den Paläſten der Siebenhügelſtadt. Ständeſt Du ſelber hier und hörteſt mit mir, daß Dir das Wort entgegenklingt: Halte was Du haſt, daß Niemand Deine Krone raube.

Da hatten wir plötzlich den Anblick des herrlichen See's von Genezareth. Dieſer See hat ein ganz anderes Gepräge als der Zürcher oder der Luzerner oder auch der Albaner See; aber ſeine eigenthümliche Schönheit iſt groß. Das öſtliche Ufer iſt ohne Grün; es beſteht aus einem hochröthlichen, nackten Gebirgsabhange, deſſen maleriſch düſterer Ausdruck die Pracht der blauen Spiegelfläche noch hebt. Im Norden und Süden, wo der Jordan einfließt und ausfließt, ſind die ſchmalen Ufer tief und freundlich grün. Den Weſten des See's bildet eine niedere Bergkette, die mehrmals von Schluchten unterbrochen wird und bald mehr bald weniger zurücktritt. Die Stadt Tiberias liegt dicht am weſtlichen Ufer, ein wenig ſüdlich von der Mitte des See's.

Was aber dem See Genezareth, abgeſehen von ſeiner natürlichen Schönheit, den höchſten Reiz verleiht, das darf ich nicht erſt ſagen. Die Thätigkeit des Herrn, die uns die Evangelien, beſonders die drei erſten, ſchildern, bewegt ſich zum größten Theile an ſeinen Ufern. Hier hatte der Heiland ſeinen Lieblingsaufenthalt; bald wandelte er an den Ufern des See's, bald fuhr er auf ſeinen Waſſern; hier hat er aus der Zahl der Fiſcher ſeine vertrauteſten Jünger gewählt; hier hat er ſo oft ſein heiliges Wort ans Volk gerichtet, bald herab vom Berge, bald aus dem Schiffe; hier hat er durch zahlreiche Wunder den der ihn geſandt verherrlicht. Dieſen Augenblick war der See vollkommen ruhig; kein Segel, kein Fahrzeug kräuſelte ſeine Wellen; Ruhe und Schweigen herrſchte im ganzen Bilde vor mir; ich ſah wohl die grauen Mauern und Feſtungsthürme von Tiberias, aber keinen einzigen Menſchen ſah ich, ſo weit ich auch ſah. Nur ein Laut ſchwebte über dem Schweigen dieſer Landſchaft, es war ein heiliger Laut: Der Stern der Sterne hat hier geglänzt, und er iſt verblichen; der Meiſter aller Meiſter hat hier gelehrt, und er hat ſeine Lippen geſchloſſen; der Chriſt Gottes hat hier gewandelt, und er iſt geſchieden. Als wäre geſtern Pfingſten oder Oſtern geweſen, ſo war mir als ich das Land Genezareth anſah; als müßten wir uns zuſammen erzählen von viel Herrlichem, das wir erlebt; als verſtänden wir uns ohne Worte, wie zwei Freunde, die nach einer Trennung, die alle lieben Erinnerungen nur tiefer in die Seele grub, ſich ſtumm ins Auge ſehen.

Der Straßburger Münſter.

Dort wälzt die Silberwogen in's Frankenland der Rhein,
Ein Rieſe ſteht daneben und ſchauet trüb hinein;
Schneeweiße Locken trägt er, doch flattert ihm um's Haupt
Ein Kranz von deutſcher Eiche, den noch kein Sturm entlaubt.
Er träumet heil'ge Lieder von einem goldnen Tag,
Die ſtillen Nächte traumt er dem fernen Glücke nach;
Ernſt ſchaut er um und düſter, wann ihn der Morgen weckt
Und mit den Trauerbildern der Gegenwart erſchreckt.
Ihn haben viel Geſchlechter begrüßet und gekannt,
Und jedes hat und keines ſein eigen ihn genannt!
Kennſt Du die Zeit, wo freudig und mit des Glaubens Muth
Der Menſch dem Kreuz zum Opfer darbrachte Gut und Blut?
Den Himmel wollt' umarmen mit tiefer Reu' und Schmerz
Und kindlich treu ſich ſtürzen an's ew'ge Vaterherz?
Die nennt er ſeine Mutter, die nennt ihn ihren Sohn.
Vom Sohne ſchied die Mutter ſeit grauen Jahren ſchon,
Und jede grüne Stunde ſah er voll Sehnſucht nahen:
Das Mutterauge fand er nur in der Sterne Plan.
Wohl warf er in die Herzen wie Blitz manch zürnend Wort:
Wie ſüße Märchen klang es leicht durch die Lüfte fort.
Zum Fremdling war er worden; 's blieb Mancher ſinnend ſtehn,
Und ſah' ihn an und ſtaunte, und konnt' ihn nicht verſtehn.
Da ſchwollen Frankreichs Adern von wilder Fiebergluth,
Der Wahrheit Säulen bebten vor ſeines Wahnes Wuth:
Ein Blutſtrahl färbt die Locke der Vorwelt heil'gem Sohn;
Ein Schwert in's Herz, das theuer: das iſt der Nachwelt Lohn.
Wohl grüßten weinend Viele, als das Jahrhundert ſchied,
Und ſangen zum Gedächtniß dem Greis ein Klagelied.
Siehſt Du die ſchöne Rührung? Hörſt Du den weichen Klang?
Die gelten einem Todten, die Thrän' und der Geſang.
Des Grabes Feier beut ihm die Welt lebendig todt:
Ihn weckt die Zeit nicht wieder, ihm kehrt kein Morgenroth.

Digitized by Google

So träume sel'ge Lieder von Deinem goldnen Tag,
Du heil'ger Greis, Du träumest das ferne Glück nicht nach;
Verloren und gestorben ist Deiner Kinder Schaar,
Zum Eichkranz flicht der Franke die Dornen Dir in's Haar.

Mein Talisman.

Seit ich aus der Freiheit Träumen
In den Kampf des Lebens ging,
Scheidend mit der Liebe Säumen
An dem liebsten Herzen hing,

Giebt ein Freund mir seine Geleite:
's ist vom blankſten Stahl ein Schwert;
Freudig blinkt's an meiner Seite,
Kämpf' ich für der Väter Herd.

's ist mir, kämpf' ich dunkle Stunden,
Mauerbrecher, Schwert und Schild;
Hats' den Schlachtlärm überwunden,
Lockt's den Frieden, süß und mild.

's baut mir einer Festung Mauern,
Die des Feindes Arm nicht bricht:
Mag des Sturmes Brandung dauern:
Ihre Säulen zittern nicht.

Kennst Du Schwert und Schild und Festung,
Siegreich gegen Trotz und Trug?
Meine Perl' ist's und mein Kleinod:
Meiner Mutter Bibelbuch.

Der Schiffer.

Die Wogen rauschen, die Wolken ziehn,
Mit Wogen und Wolken die Stunden fliehn;
Da steuert er kühn durch der Fluthen Lauf,
Und hält den schwankenden Kahn nicht auf,
Und eilt zum fernen Gestade.

Was eilst Du vorüber das freundliche Land,
Mit der Sonnenau', mit dem Blüthengewand?
Verschmähst Du der Stunde winkendes Glück?
Nie kehrt Dir der Flüchtling, der theure, zurück;
Und kennst Du die dunkele Ferne?

„Ich sah die verborgene Ferne noch nicht,
Es treibt mich das Herz, es treibt mich die Pflicht!
Und dürft' ich auch schwelgen in Lenzesluft,
Im lachenden Thal, in der Kränze Duft:
Dort wird mir nicht traut und nicht heimisch."

Und er steuert dahin durch Sturm und Nacht,
Auf die gleitende Welle hat er nicht Acht.
Wohl leuchtet, wohl flammt ihm ein heiliges Licht,
Drum scheut er das schreckende Dunkel nicht,
Und er steuert hinüber, hinüber.

Das Jubiläum.

Am Elbstrom steht geharnischt die Stadt, von Jahren grau,
Die einst den Blitz gescheudert auf Roma's stolzen Bau;
Sie wahrt' in Tempelhallen ein heil'ges Heldenhaupt,
Das dort die Siegespalme, der Lorbeer hier umlaubt.
Da nannte Festgeläute jüngst einen großen Tag,
Wo durch viel dunkle Nächte des Himmels Lichtstrahl brach.
Des Marktes Lärm verstummte und des Jahrhunderts Herz
Trug auf der Freude Schwingen sein Danklied himmelwärts.
Zum Schauplatz flohen jubelnd der jungen Krieger viel,
Und weckten durch die Lüfte der Waffen klirrend Spiel:
Das Gotteshaus erbebte in seinem Marmorschooß,
Es riß aus seinen Mauern des Festspiels Echo los.
Da träumt' in tiefer Klause der Held gar düstern Traum,
Hört wie der Sturm, die Glocke heult durch der Kirche Raum;
Die Säulen wecken schaurig des Schlachtlärms Widerhall,
Als pochte Feindesstücke wild an der Festung Wall;
Als pocht's ans eigne Herz ihm, so wogt sein heißes Blut:
„Mußt Deinen Tempel retten! Mußt dämpfen Sturmes Wuth!"
Und wie ein Jüngling flammend, so stürzt der Greis hervor,
Er sprengt mit starkem Arme der Gräber hartes Thor;
Sein Schwert ist blank und freudig, dran hat kein Rost genagt,
Und der es führt, ist nimmer gewichen noch verzagt.
Doch eh' noch sein Schritt erreicht die Jubelschaar,
Da ward' er krankhaft Zucken an seiner Brust gewahr,
Und tiefer wühlt und tiefer darin geheime Qual,
Und durch den Harnisch drängt sich des Blutes Purpurstrahl.
O weh, so traf inmitten der Freunde ihn der Feind,
Still haben ihn verrathen, die laut' um ihn geweint!
Im weichen Arm der Menge ruht bald des Helden Haupt:
Ans treue Herz der Jünger hat er umsonst geglaubt.
Da wirft er Fluch und Schmerzen in der Verräther Blick,
Beschwört die dunklen Ränke in ew'ge Nacht zurück.
„Wach auf, getäuschter Feigling, aus Deinem Friedenstraum,
Jahrhundert, Feinde hausen in Deiner Heimath Raum!"
Und reißt sich aus den Armen; in seines Domes Ruh'
Schließt er das Flammenauge zu kurzem Schlummer zu;
Dort heilt ihm seine Wunden der Gott, der ihm getreu,
Der, wenn im Schooß der Zeiten geruht das Kriegsgeschrei,
Den Feldherr wird erwecken sammt seinen Heldengeist,
Der über blinden Wirrwarr hoch wie der Adler kreis't.

Johann Nepomuk Vogl.

Dr. der Philosophie, Beamter bei den K. K. Oesterreichischen Ständen, sowie Redacteur des östreichischen Morgenblattes, ward 1807 in Wien geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und lebt in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Fruchtkörner. Wien 1830.
Balladen und Romanzen. Wien 1837—1841. 3 Thle. 3. Aufl. Wien 1846. 1 Bd. in 8.
Volksmärchen. Wien 1837.
Novellen. Wien 1838.
Der fahrende Jäger. Wien 1839.
Klänge u. Bilder aus Ungarn. Wien 1839. 2 A. 1844.
Erzählungen eines Großmütterchen. Leipz. 1840.
Die ältesten Volksmärchen der Russen. Wien 1841.
Neuer Liederfrühling. Wien 1841.
Neue Erzählungen und Novellen. Wien 1841.
Neueste Dichtungen. Pesth 1843.
Blätter und Trauben. Wien 1844.
Lyrische Gedichte. 2 A. Wien 1844.
Schatten. (Novellen u. s. w.) Wien 1844.
Deutsche Lieder. Jena 1845.
Dom-Sagen. Wien 1845.

Der fruchtbarste östreichische Lyriker, verbindet Vogl mit reicher und glühender Phantasie, tiefe Empfindung, ein lebhaftes Talent der Darstellung, Fülle der Bilder und große Gewandtheit in Behandlung der Form und des Ausdrucks. Viele Lieder und Balladen dieses genialen Dichters sind namentlich in seinem Vaterlande volksthümlich geworden.

Digitized by Google

Aus:

J. N. Vogl's Gedichten.

Magyarentod.

Wer ſprengt dort feldein auf dem windſchnellen Roß
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi iſt es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das ſein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber ſchwingt ſeine Hand,
Und hoch über ſie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über Alles mir werth,
Nur jetzt noch halt' aus in der höchſten Noth,
Sonſt iſt ſie verfallen dem grauſen Tod!"

Hui! geht es dahin im geſtreckten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verſtanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten ſchon blieb der Troß,
Da ſtrauchelt mit einmal, da ſtürzt das Roß;
Helf' Gott nun, du wack'res Magyarenpaar,
Nun biſt du verfallen der wüth'gen Schaar!

Umſonſt ringt Dobozi ſich raſch hervor,
Umſonſt reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr ſein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobizi ſtarrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Gluth,
Allein voll Ergebung in ihr Geſchick
Liegt dort die Gefährtin mit naſſem Blick,

Seine Kniee umklammernd gar haſtig und wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jetzt raſch Deinen Säbel durch's Herz,
Von Liebeshand ſterben hat wenig Schmerz!

„Nicht laß mich zum Opfer den Rohen ſein,
Daß ſie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobozi, wir ſind aus magyariſchem Blut,
Zeig', was für die Ehre der Ungar thut!"

Und raſch hat zertheilt ſie den Buſenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Dobozi — ſtarrt auf ſein Weib, auf den Feind,
Er ſtarret — als hätt' ihn der Schmerz verſteint.

Und die Rotte ſchon ſprengt heran an die Haid' —
„Dobozi! Dobozi! jetzt iſt es Zeit!" —
Da blitzet ſein Säbel — da ſpringt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann ſtürmt er hinein in der Feinde Hauf',
Jetzt thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur zu folgen der Ehre Gebot.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben ſchon haben das Blut bezahlt,
Das den ſchönſten Buſen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knie'n,
Und ſieht noch manch' Leben von hinnen flieh'n,
Da ſinkt er — und ruft im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod!"

Das Mädchen von Aquileja.

Aquileja! — Aquileja!
Ach, verfallen — unterthänig
Biſt auch du jetzt ihm, der Gottes
Geißel heißt, dem Hunnenkönig.

Weh!! er durft mit ſeinen Schaaren
Niederſchmettern deine Mauern,
Durfte würgen, durfte brennen,
Bis die Sonne ſank mit Trauern.

Und nun ſpricht der Hunnenkönig
Zu den Schlächtern, zu den blut'gen:
„Mögt Euch jetzt für neue Kämpfe
Auch in neuer Luſt ermuth'gen.
Koſten mögt Ihr fremde Reben,
Und um fremde Reize minnen,
's iſt der Wein hier glühend, blühend
Sind die Aquilejerinnen!"

Und zum wild'ſten Bacchanale
Iſt der blut'ge Kampf geworden,
Und nach ſchöner Beute ringen,
Die zu ſätt'gen nicht im Morden.
Fruchtlos ſind der Schwachen Zähren,
Fruchtlos iſt ihr Fleh'n, ihr Streiten,
Mancher Brautkranz liegt zerpflücket,
Der gewunden ſpät'ren Zeiten.

Attila nur ſchreitet einſam
Durch's Gewühl der wüſten Menge,
Als ein Weib, von Schönheit ſtrahlend
Ihm begegnet im Gedränge.
Wie ein Baſilisk am Spiegel,
Iſt er da, von Gluth entzunden,
An die flücht'ge Schöne plötzlich
Und wie zauberhaft gebunden.

Niemals ſeine Augen ſolcher
Schönheit Fülle noch gewahrten,
Noch kein Antlitz ſah er, wo ſich
Roſen ſo mit Lil'jen paarten.
Ha! wie ſeine Bruſt die Funken
Ihres Feuerblicks durchdringen,
Wie ſich ihre nächt'gen Locken
Ihm zu Liebesbanden ſchlingen.

Und die trunk'nen Blicke kann er
Nimmer von der Jungfrau wenden,
„Ja, Dich konnte mir nur Odin
Oder Freia ſelber ſenden.
Würdig biſt nur Du vor allen
Frau'n und Mädchen dieſer Tage,
Daß das Herz des Hunnenkönigs
Lodernd an dem Deinen ſchlage!"

Ach, wie ſchnell ſind da die Roſen
Weggeweht von ihren Wangen,
Denn mit Grauen ſieht die Reine
Sich von ew'ger Schmach befangen.
Ach — und nimmer kann ſie ringen
Frei ſich aus ſo argen Ketten,
Nur allein der Himmel kann ſie,
Aber nichts auf Erden retten.

Doch — da daucht's in ihrem Innern
Plötzlich auf, wie Morgenhelle,
Und ſie ſpricht zu ihrem Dränger:
„Kommt, ich weiſ' Euch traut're Stelle:
Nicht erlaubt's die Scham der Jungfrau,
Daß auf ſolch ein Wort ſie höre,
Wo ſo viel der Späher lauſchen,
Und gefährdet ihre Ehre."

Und mit flücht'gen Schritten eilet
Sie dahin durch all' die Gaſſen,
Hinter ihr der Hunne, glühend,
Sie in ſeinen Arm zu faſſen.
So zu nächtig öden Hallen
Folgt er ihr, die, raſch entweichend,
Vor ihm wandelt, ihm den Faden
Durch die Labyrinthe reichend.

Sieh' — ſchon ſteigen jetzt die Beiden
Aufwärts über breite Stufen,
Nach dem Ort, den Liebesgötter
Sich zu ihrem Tempel ſchufen.
Und vor ihm ſtets wallt die Schöne,
Schnell, doch jüngfräulich beklommen —
Doch wie Treppe folgt auf Treppe,
Nimmer will die Stelle kommen.

Digitized by Google

Ungeduldig läßt der Hunne
Da ſie an mit rauher Stimme:
„Hör' — ſo wir nicht bald zur Stelle,
Magſt Du zittern meinem Grimme!“
Spricht darauf das Mädchen flehend:
„Zürnt nicht, Herr, Ihr werdet's loben,
Traulich, wie ſonſt nirgends, iſt es
Nur auf luft'ger Zinne oben.“

Und auf's Neu' hinan die Stufen
Steigt ſie nun, mit raſcher'n Schritten,
Er — ſein Schwert klirrt an den Steinen —
Folgt in Eile ihren Tritten.
Da erſchließt ſich eine Pforte,
Meereslüfte wehen milde,
Und von breiter Zinne ſchauen
Beide auf die Nachtgefilde.

Von der Stadt her ſchallt ein Wogen,
Wie das Rauſchen ferner Bäche,
Aber lautlos unter ihnen
Breitet ſich des Meeres Fläche;
Doch ein Sitz, umhaucht von Blüthen,
Ladet ſie zur Raſt, zur ſüßen,
Und mit heißen Armen will jetzt
Attila die Braut umſchließen.

Aber raſch ſich ihm entringend
Flieht ſie zu des Daches Rande:
„Haſt du Fitt'ge nicht, ſo rettet
Digna noch ein Sprung vor Schande!“
Und hinab zu nächt'gen Wogen
Schwingt ſie ſich mit muth'gem Sinne.
Voll Entſetzen ſtarrt der König
Lang' ihr nach — von öder Zinne.“ —

Aquileja! — Aquileja!
Rief er oft mit bleichem Munde,
Wenn ein Traum, ein blutigfinſt'rer,
Auf ihm riß die alte Wunde;
Stieß in's Schlachthorn dann, — wie wüthig
Fortgepeitſcht zu Kampf und Gluthen,
Bis er — ſühnend — unter'm Dolche
Eines Weibes mußt' verbluten.

Deutſches Morgenlied *).

Ein gold'ner Morgen bricht herein
Mit freudig hellem Sonnenſchein,
O öffnet raſch ihm Herz und Thor
Und jauchzt in freudig lautem Chor:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

O ſchöne Zeit, o gold'ne Zeit
Mit ſiegesheller Herrlichkeit,
O ſchling' nur um das ganze Land
Dein herzentflammend Feuerbrand,
Du feu'rig ſchöner Morgen!

O ſcheuche das Gezücht der Nacht
Von uns mit deiner hellen Pracht,
Die Eule, die im Finſtern baut,
Die Natter, der vor'm Lichte graut,
Verſcheuche ſie, o Morgen!

Heil Jedem, der die Zeit erlebt,
Die raſch den finſtern Vorhang hebt,
Daß Licht entſtröme allerwärts,
Und freudig jauchze jedes Herz:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

Deutſch und frei.

Zwei Worte nenn' ich inhaltsvoll,
Sie heißen: Deutſch und frei,
Noch nichts auf dieſer Erde ſcholl
So mächtig wie die zwei.

Wie Donnerrollen fliegt ihr Klang
Durch alles deutſche Land,
Und macht erglühen jede Wang',
Und zucken jede Hand.

Wie Wetterleuchten fährt er hin
Durch Anger, Wald und Haid',
Zu ſtählen allen deutſchen Sinn
Für Noth und künft'ges Leid.

Vom Schnee der Alpen bis zum Meer
Erſchallt dies Wörterpaar,
Und zeigt ſich uns ſo ſtolz und hehr,
Ein deutſcher Doppelaar.

Mit Flammenlettern ſchreibet d'rum
Die Worte Euch in's Herz,
Auf daß ſie Euch zu Deutſchlands Ruhm
Treueigen allerwärts.

Ein reicher Segen wird Euch blüh'n,
Wie Roſen blüh'n im Mai,
Wenn wahrhaft Euch im Herzen glüh'n
Die Worte: Deutſch und frei.

Deutſche Frauen.

Ein deutſches Weib
Mit keuſchem Leib,
Und Lieb' und Treu' im Herzen,
O ſüßes Gut
An Geiſt und Blut
In Freuden und in Schmerzen!

Ihr Auge glüht
Nicht wie im Süd,
Doch ſtrahlt's wie Morgenſonne;
Umſchlingt ihr Arm
Dich liebeswarm
Durchſtrömt Dich Himmelswonne.

Ei, wie ſo ſchlank
Und ſchön und blank,
Von Außen und von Innen,
Wie rein und klar,
Wie fromm und wahr
In allem Thun und Sinnen.

Des Mannes Glück,
Sein froher Blick
Iſt ihre beſte Habe,
Sein warmer Gruß,
Sein treuer Kuß
Ihr Labſal bis zum Grabe.

Sie pflegt die Frucht
In Ehr' und Zucht,
Die ihr der Herr gegeben;
Nach deutſcher Weiſ',
Im engen Kreis
Verfließt ihr harmlos Leben.

So iſt und war
Wol immerdar
Das deutſche Weib, das echte;
So ſtolz und mild,
Ein leuchtend Bild
Dem kommenden Geſchlechte.

O bleibet nur
Getreu der Spur,
Die eu're Mütter gingen,
Die nicht am Glanz
Und Firlefanz,
Wie jetzt die Weiber, hingen.

So Wort als Schritt,
So Kleid als Schnitt
Zeig', daß ihr deutſch geblieben,
Und allerwärts
Wird jedes Herz
Euch achten und Euch lieben.

*) Aus J. N. Vogl's deutſchen Liedern. Jena 1845.

Digitized by Google

Der beſte Klang.

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Hat er ihn wol, wenn luſtbeſchwingt
Von Liebe er und Schönheit ſingt,
Von Frauenhuld und Sehnſuchtsdrang,
Sagt, iſt das wol ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er ertönt bei Becher Luſt,
Vom Frohſinn in der Zecherbruſt,
Der Sorgen bannt und Kummer zwang,
Sagt, iſt das wol ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er vom gold'nen Morgenlicht,
Von Blumen und vom Bächlein ſpricht,
Vom Wonnetraum am Bergeshang,
Sagt, iſt das wol ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er der Menſchen Kraft und Geiſt,
Ihr Schaffen und ihr Wirken preiſt,
Dem, was da Großes iſt, gelang,
Sagt, iſt das wol ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er vergang'ner Tage Bild
Zurück Euch ruft mit Schwert und Schild,
Wie freudig kühn der Held ſie ſchwang,
Sagt, iſt das wol ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, Ihr Deutſchen, Euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er von deutſcher Eintracht ſingt,
Wenn er von deutſcher Freiheit klingt,
Von Deutſcher Feinde Untergang,
Das iſt ſein ſtärkſter, beſter Klang,
Nur der allein,
Kein and'rer kann's auf Erden ſein!

An die Gleichmüthigen.

Was hält für Gleichmuth Euch befangen
Für alles Schöne in der Kunſt,
Seht Ihr es nicht in Farben prangen,
So gilt Euch Alles bloßer Dunſt.

Wie ſeid Ihr doch ſo kalt geworden,
So unempfänglich an Gemüth,
Faſt glaubt man ſich im eiſ'gen Norden,
Wo karg der Dichtung Blume blüht.

Und wißt Ihr Sänger doch zu nennen,
Die inn'ren Werthes ſich bewußt,
Wollt Ihr allein denn nicht erkennen,
Was jedes Landes Stolz und Luſt?

Ein jedes freut ſich ſeiner Lieder,
In Euch nur wird kein Echo wach,
O rafft Euch aus dem Gleichmuth wieder,
Denn ſolch' ein Gleichmuth wird zur Schmach.

Verſchließet Euer Herz nicht länger
Der Dichtung ewig heit'rem Reich,
Denn ehrt Ihr Eu'res Landes Sänger,
So ehrt Ihr Euch nur ſelbſt zugleich.

Der Lorbeerbaum.

Nicht mag bei deutſchen Eichen
Der Lorbeerbaum gedeih'n,
Dem Süden nur, dem reichen,
Will Blatt und Duft er weih'n.

Wozu auch, daß er wüchſe
Bei uns, vom Nord durchſtreift,
Wo nur mit ſeiner Büchſe
Ein deutſcher Nimrod ſchweift.

Mag er bei Palmenkronen
Ergrünen, wie's ſein Hang,
Wo froh're Menſchen wohnen
Mit heller Stimme Klang.

Von duftenden Gewinden
Sei rings er dort umhaucht,
Es weiß ihn ſchon zu finden
Der Deutſche, der ihn braucht.

Verkappte Wilde.

Manche glauben alles Ernſtes
Dichter ſeien überflüſſig,
Gingen immerdar nur müſſig,
Müh' und Arbeit ſei ihr Fernſtes.

Weil profan nur ihr Verkehren,
Können ſie vom Werkelleben
Nimmer ſich mit uns erheben
Zu dem luft'gen Reich der Sphären.

Nimmer können ſie's begreifen,
Wie ein Menſch nur möge dichten,
Da doch gar nichts auszurichten
Mit dem: In den Wolken ſchweifen.

Daß ein Ding, das ſo entbehrlich
Wie ein Lied, auch könn' begeiſtern,
Scheint jedoch den kleinen Meiſter
Vollends aber unerklärlich.

Was da werkelt oder hämmert,
Iſt für ſie bloß reſpektabel,
Und d'rum Lüge oder Fabel
Was nicht ihr Gehirn durchdämmert.

Doch du edle Dichtergilde
Kannſt gekränkt nicht ſein durch ſolche,
Halten wir doch auch, wie Strolche,
Sie nur für verkappte Wilde.

Die kleine Marketenderin.

Ein Liedercyclus.

1.

Mit den Soldaten
Fort durch die Welt,
Das iſt ein Leben,
Wie's mir gefällt.

Wandern und Weilen
Wie es ſich ſchickt,
Aber von Sorgen
Niemals gedrückt.

Blinkende Waffen
Immer bereit,
Wirbelnde Trommeln
Sind das Geleit!

Froh mit der Lerche
Ziehen wir aus,
Trinken und ſingen
Wo wir zu Haus.

Digitized by Google

Heute bei'm Becher
Fröhlich gelacht,
Morgen mit Freuden
Geht's in die Schlacht.

Bomben und Kugeln
Kommt nur heran,
Schön auf dem Felde
Stirbt nur der Mann.

2.

Die kleine Marketenderin
So schilt mich, wer mich kennt,
Die kleine Marketenderin
Das ganze Regiment.

Die kleine Marketenderin
Hat immer frohen Muth,
Der kleinen Marketenderin
Ist d'rum ein Jeder gut.

Du kleine Marketenderin!
Ruft's immer hier und dort,
Die kleine Marketenderin,
Ist stets das letzte Wort.

Die kleine Marketenderin
Weiß nichts von Zier und Prunk,
Die kleine Marketenderin
Ist flink bei Kuß und Trunk.

Die kleine Marketenderin
Wird nie ihr Treiben satt,
Die kleine Marketenderin
Ist brav wie ein Soldat.

3.

Blickt der Mond in's Lager nieder,
Schweigt Geklirr und Sang und Scherz,
Kommt's oft wie ein altes Märchen,
Dringt's wie Wehmuth mir durch's Herz.

Meiner Mutter holde Züge,
Die ich niemals doch gekannt,
Ferne, ferne theu're Fluren,
Die kein Mund mir noch genannt.

Eines Dörfchens stillen Frieden,
Abendwolken goldbesäumt,
Düft're Stube, alt Geräthe,
Wie ich öfters sie geträumt.

Fromme Leute, weiß von Locken,
Abendsegen, Cytherklang,
Und ein stilles Thränchen rollet
Mir herab die braune Wang'.

Horch, da schallt's: „Wer da!" — und wieder
Rauhen Ton's: „Patrouill' vorbei!"
Und der Traum zerfließt in Nebel
Und ich fühl' mich wieder frei.

4.

Mag auch spöttisch meiner lächeln,
Die mich und mein Fäßchen sieht,
Nicht das kleinste Thränchen wahrlich,
Lockt es mir in's Augenlied,
Jeder geht die Wege eben,
Die er weiß und die er kennt,
Und mein Weg ist nun derselbe,
Den marschirt mein Regiment.

Jeder meiner Kameraden
Reicht mir gern zum Gruß die Hand,
Und wenn mich mein Stand nicht ehret,
Ehre ich doch meinen Stand,
Bringe Jedem gern den Becher
Dem der Durst im Halse brennt,
Bin der flinkste aller Schenken
Für das ganze Regiment.

Lieb's zu singen, lieb's zu trinken,
Wie die Kameraden thu'n,
Will mit ihnen d'rum marschiren,
Und mit ihnen will ich ruh'n,
Ja ich glaub', ich müßte sterben,
Würd' von ihnen ich getrennt,
D'rum auch treu wie jeder Brave,
Bleib' ich meinem Regiment.

5.

Die kleine Marketenderin
Ist flink stets bei der Hand,
Sie ist nicht keck, sie ist nicht scheu,
Sie ist nicht treulos und nicht treu,
Und trägt ein kurz Gewand.

Ihr Fuß ist nett, die Schürze rein,
Doch reiner noch ihr Herz.
Sie geht nicht weiter als sie soll,
Ist sie auch gleich des Frohsinns voll,
Und liebt Gesang und Scherz.

Sie macht vor jedem Offizier
Respectvoll ihren Knix,
Doch frägt sie nichts nach Wo und Wie,
Und kümmert sie nicht sehr, daß sie
Ein Spielball des Geschicks.

Sie scheuert, schenkt und bringt und holt,
Und hält ein gutes Maß,
Nicht schmäht sie über Lärm und Rauch,
Und zürnet nicht, wenn Einer auch
Zu tief geschaut in's Glas.

So schafft sie rührig Tag und Nacht,
Und hat nicht Ruh noch Rast,
Sie denkt nicht lange was sie spricht,
Und lächelt freundlich in's Gesicht
Jedwedem wackern Gast.

6.

Schießen und Hauen
Muß der Soldat,
Darf da nicht weichen,
Kann da nicht sagen:
Kämpfen und Schlagen
Hab' ich jetzt satt.

Kugeln und Bomben
Kommen im Schwall,
Heut' trifft's den Peter,
Morgen den Steffen,
Aber sie treffen,
Treffen nicht all'.

Schießen und Schlagen
Möcht' ich fortan,
Mit den Soldaten
Lorbeern mir schaffen,
Könnt' ich die Waffen
Führen als Mann.

Aber die Schwäche
Zügelt den Trieb,
Becher und Lieder
Sind was ich habe,
D'rum mit der Gabe
Nehmet verlieb.

7.

Was nur immer kann ertragen,
Trotziger Soldatensinn,
Das erträgt auch ohne Klagen
Traun die Marketenderin.

Achtet's wenig, wenn der Regen
Gleich am Leib ihr wäscht das Hemd,
Geht dem rauh'sten Sturm entgegen,
und der Frost ist ihr nicht fremd.

Duldet Hunger und Strapatzen
Wie ein alter Grenadier,
Und nicht Kiſſen und Matratzen
Braucht des Nachts ſie im Quartier.

Sorgt dabei, in Hitz' und Kälte,
Noch für Alle insgeſammt,
Und auf Haiden wie im Zelte
Uebt ſie nach wie vor ihr Amt.

Singt aus immerfroher Kehle,
Ob es hagelt oder brennt,
Denn ſie iſt mit Leib und Seele
Ja ein Glied vom Regiment.

8.

Hurrahoch, hurrahoch, der Kriegerſtand,
Der erſte Stand der Welt,
Der nur die Ehre kennt und liebt
Und gern für ſie ſein Leben giebt,
Hurrahoch, hurrahoch, der Kriegerſtand,
Der Kriegerſtand im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, das Kriegerherz,
Das deutſcher Muth beſeelt,
Das freudig wie an Liebchens Bruſt,
Im Kampfgebraus, des Tod's bewußt,
Hurrahoch, hurrahoch, das Kriegerherz,
Das Kriegerherz im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Den Alle wir erwählt,
Der, wenn das Aug' im Sterben bricht,
Noch Lorbeern um die Schläfe flicht,
Hurrahoch, hurrahoch, Soldatentod,
Soldatentod im Feld!

Hurrahoch, hurrahoch, du braunes Kind,
In Deinem luft'gen Zelt,
Das immer rege ſpät und früh,
Um kargen Lohn nur Sorg' und Müh'.
Hurrahoch, hurrahoch, Du braunes Kind,
Du braunes Kind im Feld.

9.

Frei von Kummer und von Sorgen
Lebt allein nur der Soldat,
Hofft nicht lange erſt auf morgen,
Wenn er heut' vollauf nur hat.

Iſt mit Wen'gem bald zufrieden,
Doch mit Mehrer'm iſt er's auch,
Und was immer ihm beſchieden,
Nimmt er, wie's Soldatenbrauch.

Fürchtet weder Tod noch Teufel,
Stets zu Schutz und Trutz bewehrt,
Und iſt gänzlich außer Zweifel,
Daß er einſt in Himmel fährt.

10.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Du freudigkühnes Lebensgut,
Du Männerſtolz, du Männerzier,
Wir alle ſind beſeelt von dir.

Du biſt mit uns im Graus der Schlacht
Auf einſam ſtiller Lagerwacht,
Du ziehſt mit uns auf jedem Pfad
In's Feld und auf die Wachtparad.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Wie ſtrömſt du warm durch unſer Blut,
Wie leuchteſt du aus jedem Blick,
Verachtend jeglich Mißgeſchick.

Du würzeſt uns ſo Wein als Sang,
Du klingſt im hellen Gläſerklang,
Durchglüheſt unſer Herz geſchwind,
So bald uns nah ein hübſches Kind.

Soldatenmuth, Soldatenmuth,
Du ſtolzes Schiff auf wilder Fluth,
Wir ſind mit dir, in Luſt und Noth,
Sei du mit uns auch bis zum Tod!

11.

Luſtig iſt Soldatenleben,
Und der Freuden hat's genug,
Aber ſeine Früchte muß ſich
Brechen der Soldat im Flug.

Mag der Bauer, heut' wie morgen,
Schreiten hinter ſeinem Pflug,
Wie der Sturm an ihm vorüber
Brauſet der Soldat im Flug.

Marketenderin, du kleine,
Die mein Herz in Feſſeln ſchlug,
Einen raſchen Kuß, nur einen,
Und dann geht's davon im Flug.

Fülle ſchnell nur, munt're Kleine,
Nochmals uns mit Wein den Krug,
Morgen heißt's an Waldesquelle
Stillen ſich den Durſt im Flug.

Scherzend heut' mit dir und lachend,
Weil ſo herzig du und klug,
Morgen nimmt mich eine Kugel
In das Jenſeits mit im Flug.

Was Soldaten je hantiren,
Leidet nun und nie Verzug,
Alles was wir thu'n und treiben.
Thu'n und treiben wir im Flug.

12.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun ſing' uns noch ein Lied,
Schnell flieht die Zeit der Lieder,
Wer weiß ob je uns wieder
So wohl wie heut' geſchieht.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun leer' mit uns das Glas,
Ein Glas geht leicht in Scherben,
Und wack're Streiter färben
Gar ſchnell mit Blut das Gras.

Feldnachtigall, du kleine,
Nun ſpitz' den Mund zum Kuß,
Ein Kuß dem Kameraden
Kann dir und ihm nicht ſchaden,
Und iſt noch lang' kein Schuß.

Feldnachtigall, du kleine,
Bald heißt's: In Reih' und Glied!
D'rum laſſ' der Zeit uns freuen,
Und fallen wir, die Treuen,
So ſing' uns noch ein Lied.

13.

Meine Flaſche, meine Lieder,
Sind mein ganzes Eigenthum,
Und mit dieſen zieh' ich fröhlich
In der weiten Welt herum.

Wollt ihr Wein? Hier iſt die Flaſche!
Wollt ihr Lieder? Horcht mir zu!
Ach der Gläſer, ach der Herzen,
Wie ſo viel in einem Nu.

Aber Herzen ſo wie Gläſer
Sind für mich ganz einerlei,
Schenke Wein und ſinge Lieder,
Und mein Herz bleibt immer frei.

Dachte Einer auch zu fangen
Mich mit ſchlauverdecktem Sinn,
Kam ihm juſt ſo ſchlau entgegen
Auch die Marketenderin.

Digitized by Google

Sprach mit tiefem Knix: „Zu Dienſten,
Wie Ihr wünſcht, ſteh' ich im Nu,
Wollt Ihr Wein? Hier iſt die Flaſche!
Wollt Ihr Lieder? Horcht mir zu!"

Und ſo ſchenke ich und ſinge
Heut' wie ſonſt, ſo gut's gelingt,
Unbekümmert, was der Morgen
Mir auch nimmt und was er bringt.

Mag nicht feſſeln mich, noch binden,
Weiß ich's ſelbſt gleich nicht warum,
Meine Flaſche, meine Lieder,
Sind mein ganzes Eigenthum.

14.

Viel der treuen Kameraden, weiß ich zwar im Regiment,
Einer aber iſt der Treuſte, wenn's auch Niemand gleich erkennt,
Dieſer Treu'ſte aller Treuen, iſt mein Mantel grau und alt,
Der mich ſchützt vor Sturm und Regen, der mich wärmt, wenn's rauh und kalt.

Als ein Marſch- und Schlafgenoſſe, hüllt er eines Mädchens Herz,
Weiß um alle ſeine Freuden, weiß allein um ſeinen Schmerz;
Könnte wol ſo manches plaudern, was man nicht zu wiſſen braucht,
Aber nichts, was mir die Röthe heißer Scham in's Antlitz haucht.

Als ich noch ein kleines Mädchen, deckte mich der Mantel ſchon,
Und um vieles größer worden, bin ſeitdem ich von Perſon,
Und doch blieb er ſtets derſelbe, weich und ſchmiegſam, lind und warm,
Schützt mich noch vor Wind und Wetter, deckt mich noch in Luſt und Harm.

Habe Dank, du alter Mantel, wenn auch fahl und abgenützt,
Der mir oft gedient als Kiſſen, mich als Hülle oft geſchützt,
Habe Dank, du alter Mantel, der an Treue Keinem weicht,
Sprich, ob ich nach dir wol einen Freund noch finde, der dir gleicht?

15.

Draußen ſind jetzt die Soldaten,
Ich nur blieb im Zelt allein,
Wie ſo traurig und verdroſſen
Schaut doch jetzt der Tag herein.

Hier das Fäßchen, dort die Gläſer
Und kein Menſch, der lacht und trinkt,
Keiner, der am Kinn mich nähme,
Oder mir verſtohlen winkt.

Ohne Gäſte, ohne Lieder,
Wie nur wird mein Herz ſo ſchwer,
Ach das Unglück, wenn auf einmal
Kein Soldat auf Erden mehr!

16.

Dem Commandowort gehorchen
Muß, wer da die Waffen führt,
Muß ſich ſchwenken, muß ſich halten
Pünktlich ſo, wie ſich's gebührt.

D'rum gewohnt auch iſt zu folgen
Jeder wackere Soldat,
Geht's jetzt in den Kugelregen
Oder geht's zur Wachtparad.

Mit Soldaten aufgewachſen
Bin ich, ein Soldatenkind,
Weiß um all ihr Thu'n und Treiben,
Kenn' genau es, wie ſie ſind.

Bin wie ſie in allen Regeln
Eingeübt und exercirt,
Weiß, wie man im Tact marſchirt
Und campirt und tiraillirt,

Defilirt und patrouilliret,
Kurz, der Ordre ſtets parirt,
D'rum auch möcht' ich wol jetzt ſelber
Einen, der mich commandirt.

17.

Manche Schanze
Nahmt Ihr ein
Bracht ſo manches
Burggeſtein.

Thor und Mauer
Fiel im Sturm,
Warft in Trümmer
Manchen Thurm.

Nur ein Schlößlein
Trotzt noch jetzt,
Ward ihm heiß auch
Zugeſetzt.

Iſt zu nehmen
Nicht durch Macht,
Zu erſteigen
Nicht bei Nacht.

Zu bezwingen
Nicht durch Noth,
Wird durch Feuer
Nicht bedroht.

Doch ergiebt ſich's
Ohne Schmerz,
Kommt an's Thor ein
Treues Herz.

18.

Ein Soldat muß es ſein,
Ein Soldat nur allein,
Dem mein Herz ſich ergiebt,
Bis zum Sterben verliebt.

Ein Soldat iſt der Mann,
Wie ich brauchen ihn kann,
Der nicht tändelt und flieht,
Der zu handeln verſteht.

Der Soldat iſt ein Held,
Wo's auch ſei, in der Welt,
Iſt in Allem ſtets flink
Und gehorcht auf den Wink.

Ein Soldat nur allein,
Ein Soldat muß es ſein,
Aber hübſch vom Geſicht,
Denn ſonſt nehm' ich ihn nicht.

19.

Tritt' ein Burſch' voll Kraft und Feuer
In das Zelt zu mir herein,
Denk' ich oft, das könnt' ein Freier
Für ein muth'ges Mädchen ſein.

Aber ſtürzt das Glas er über,
Oder ſchlägt bei'm Spiel er d'rein,
Läuft's mir über'm Leib wie Fieber,
Denk' ich dann: Ich wäre ſein.

So verachtend ſtets das Schlechte,
Zweifelnd, ob mein Harren frommt,
Glaub' ich dennoch, daß der Rechte,
Einmal auch für mich noch kommt.

20.

Luſt'ge Gäſt' in meinem Zelte
Hab' ich morgen ſo wie heut',
Musketierer und Huſaren,
Füſelier und Jägersleut'.

Aber keine ſind mir lieber,
Wie man ſie auch immer nennt,
Als die braven Kameraden,
Die in meinem Regiment.

Digitized by Google

Von dem Besten reie immer
Ihnen ich das Bestear,
Theilten ja so Freuds Leiden
Und was sonst zu thun war.

Geht es wieder dann in's Treffen,
Wie es kommt, so schlägt es ein,
Auf der Wahlstatt küßt der Eine
Und der And're lacht'im Wein.

Doch wie auch das Schicksal walte,
Ob es bindet oder trennt,
Jeder Brave findet ieder
Drüben einst sein Element.

1.

Die Trommel ruft,un heißt's marschiren,
Nach Nord', nach Süd', wer sagt wohin?
Doch freudig wandert mit den Ihren
Die kleine Marketenderin.

Nichts nehm' ich mit als meine Lieder,
Mein Fäßchen und den heitern Sinn,
Komm' ich zurück, bringt alles wieder
Die kleine Marketenderin.

Bald sind wir fern von diesen Fluren,
Und Klang und Sang mit uns dahin,
Und wie verweht sind dann die Spuren
Der kleinen Marketenderin.

So lebt nun Alle wohl indessen,
An euch gedenk' ich, wo ich bin,
D'rum mögt auch ihr nicht ganz vergessen
Die kleine Marketenderin.

Friedrich Voigts

ward am 31. October 17?1 zu Hannover geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung auf dem dortigen Lyceum, konnte aber nicht, durch die Verhältnisse gehindert, seinen Wunsch zu studiren erfüllt sehn und mußte daher nach schweren Kämpfen und Entsagungen eine andere Laufbahn einschlagen. — Es gelang ihm eine Anstellung bei dem Steuercollegium zu erhalten und sich durch gewissenhaften Fleiß und Pflichteifer bis zum Amte eines Obersteuerrevisors, das er in seiner Vaterstadt bekleidete, empor zu arbeiten.

Er gab heraus:

Glossen der Deutschen. Leipzig 1821.
Hölty, ein Roman. Hannover 1844.
Gedichte. Novellen. Viele vermischten Inhalts u. s. w. in Zeitschriften.

Ein sinniger Geist, der unter glücklicheren Verhältnissen sich gewiß sehr blühend entwickelt haben würde, dem aber die Störungen des Lebens eine humoristische Richtung gaben, welche oft nicht selten in Bitterkeit umwandelt. Reiche Empfindung, Feinheit der Behandlung und Gedankenfülle sind ihm eigen und verleihen seinen Leistungen tieferen Werth, namentlich findet sich in seinem Roman „Hölty", in welchem seine Dichterseele Freuden und Kämpfe einer früheren Zeit, gleichsam wieder nachlebte, viel Treffliches, das eine weit größere Anerkennung verdiente, als es bei der Menge gefunden hat.

Zahl.

Und es ist nicht genug mir,
Daß ich ein Mensch nur bin,
So wählt' ich sonst Trug mir
Des Schreibers Gewinn.

Auf meinem Horn da blas' ich
Mir Lieder durch den Wald,
Und sind sie gut, so schreib' ich
Sie nieder alsofort.

Und will nicht ein sich reimen
Mit dem Gemüth das Rohr,
Wohl unter den grünen Bäumen
Ein Brunnen recht hervor.

Dran sieht der fromme Lucas
Auf moosigem Fundament,
Der schreibt das Evangelium
Schön auf ein Pergament.

Da kommen denn die Thiere,
Hirsch, Vöglein, alle herbei
Tief aus dem Waldrevière
Mit freudigem Geschrei.

Sie trinken aus der Quelle
Gleich mit dem Sonnenschein,
Das Glöcklein der Kapelle
Klingt Vesperlied darein.

Da lausch' ich denn mit Schweigen
Versteckt zum Wasser hin:
Der Reigen in den Zweigen
Tönt Lieder durch den Sinn.

Und was zum Sinn der Hain schallt
Mit freudig frischem Leben,
Das schreib' ich hin voll Einfalt,
Wie's eben sich begeben.

Und solche Lieder trag' ich
Hin, wo's mir just gefällt,
Allda mit Singen schlag' ich
Mir auf mein Lustgezelt.

Da kommen schöne Frauen
Und sagen mir ins Rohr
Mit schüchternem Vertrauen
Ein Liebesbrieflein vor.

Das schreib' ich zierlich nieder,
Mit Reimen fein geschmückt:
Für Andre sind die Lieder,
Mich hat ein Kuß beglückt.

Doch zahlten sie Ducaten
Für jeden Federzug,
Den Krämern und Advokaten
Blieb' ich wohl weit genug.

Eile.

Es flog ein Zeisig durch den Wald,
Gar munter sein Gesang erschallt:
Juchhe!
Wie springt im Sonnenschein so hell
Durch Blumen hin der Felsenquell,
Juchhe!
Nun sind die Bäume wieder grün,
Nun muß die Liebe wieder blühn,
Juchhe!

Digitized by Google

O Liebchen, warum bist du weit?
Ich hab' ein heimlich Nest bereit,
Juchhe!
Komm schnell zu mir! ich warte hier —
Sonst eine Andre wähl' ich mir,
Juchhe!
Der Lenz entflieht, die Liebe weicht;
O glücklich, wer sie noch erreicht,
Juchhe!

Der neue Aktäon.

Im Walde ging ein kluger Mann,
Der sah sich so die Bäume an.
Die knorrigen, die schlanken,
Er schätzt sie in Gedanken:
„Wie bald vergeht die Sommergluth,
Da thut ein warmer Ofen gut!"
Kuckuck!

Da rauschet, wie er geht und sinnt,
Rings durch das Grün der Waldeswind;
Die Zweige schwanken nieder,
Erheben rasch sich wieder;
Die Tannen rascheln ernst und schwer,
Gebüsche zischeln hin und her.
Kuckuck!

Es lacht der goldne Sonnenschein
Tief ins lebend'ge Grün hinein;
Hervor in Silberringen
Des Baches Wellen klingen,
Und Blumenglanz so mannichfalt
Durchäugelt rings den weiten Wald
Kuckuck!

„Was ist das für ein dumm Geschrei?
Mein Aug' ist scharf wie ihrer drei,
Doch kann ich nicht ergucken,
Nicht voran, nicht im Rucken,
Auch nicht nach beiden Seiten hin,
Ein rechtlich Holz nach meinem Sinn."
Kuckuck!

— Ei schaut mir da den klugen Wicht!
Er sieht den Wald vor Bäumen nicht!
So schreit es von den Aesten,
Aus Zweigen und in Nesten.
Und aus den Büschen, kraus und wild,
Kommt schlau hervor ein Frauenbild.
Kuckuck!

Sie blickt dem Wellenspiel im Bach,
Gesenkt auf ihren Bogen, nach:
Erhebt sich nun in Eile,
Wirft Bogen hin und Pfeile,
Und streift mit keuscher Lilienhand
Von Hüft und Schulter das Gewand.
Kuckuck!

Da geht ein Leuchten alsobald
Wie Morgenschimmer durch den Wald.
Sie taucht die Marmorglieder
Scheu in die Wellen nieder —
Kein Blättchen bebt, — nur fernher ruft
Es leiser, wie aus tiefer Kluft:
Kuckuck!

„In Henkers Namen — Was ist das?
Im Wasser da hanthiert so was —
Ei, soll mich Gott bewahren!
Ein Weib mit braunen Haaren,
Nackt wie sie kam ans Tellenlicht,
Im Wasser sitzt und schämt sich nicht!"
Kuckuck!

„Zum Kuckuck! Leider sch ich klar
Das nackte Weib nun in Gefahr
Für meine Ruh' und Ehre —
Daß sie beim Kuckuck wäre!
Ich fasse mich, ich bin ein Mann,
Ich zeige das dem Förster an!"
Kuckuck!

Und „Kuckuck!" dort, und „Kuckuck" hier
Mit Lachen schallt im Waldrevier
Aus Bäumen, Busch und Hecken.
Mit zürnendem Erschrecken
Taucht scheu das schöne Weib hervor —
Woher der gellend laute Chor
Kuckuck!

Wie sie den klugen Mann ersehn,
Muß sie erröthend, lächelnd stehn:
Sie scheint sich zu besinnen,
Was mit dem Tropf beginnen?
Und aus dem Bache zieht sie kraus
Und weich ein seltsam Ding' heraus.
Kuckuck!

Sie eilt damit dem Manne zu,
Und eine Schlafmütz' hat im Nu
Er über beiden Ohren.
Er schreit: „Ich bin verloren!"
Doch gleich behaglich fühlt er sich,
Singt durch den Wald sich schlummerlich:
„Kuckuck!"

Und sieh — da steht ein trockner Baum,
Wie selbst der kühnste Ostentraum
Niemals gezeigt dem Sänger.
„Was such' ich denn noch länger?"
Ruft er entzückt und springt beiseit:
„Der heizt mir eine Ewigkeit!
Kuckuck!"

Karl Werder

ward am 13. December 1806 in Berlin geboren, besuchte eine hohe Schule und die Universität seiner Vaterstadt und habilitirte sich daselbst 1834 als Privatdocent. Er lebt gegenwärtig noch dort als außerordentlicher Professor der Philosophie, ein sehr geachteter und beliebter akademischer Lehrer.

Von ihm erschien im Druck:

Logik. Als Commentar und Ergänzung zu Hegels Wissenschaft der Logik. I. Berlin 1841.
Aufgeführt wurde auf dem Königl. Theater:
Columbus. Ein Trauerspiel.

Eine Sammlung lyrischer Gedichte wird von ihm für die Herausgabe vorbereitet.

Unter den Schülern Hegel's zeichnet sich W. dadurch vortheilhaft aus, daß er mit eben solcher Gründlichkeit wie geistiger Feinheit das System so wie die Ideen seines großen Meisters in selbstständigem Fortschritt auf das wirkliche Leben und dessen höhere Erscheinungen anzuwenden versteht. Davon zeugte auch sein Columbus und noch mehr werden es seine lyrischen Gedichte bestätigen, sobald diese, die der Verfasser nur zu lange im Pult zurückhält, dem Druck übergeben sein werden. — Der Her-

Digitized by Google

ausgeber, dem viele davonim Manuscript mitgetheilt wurden und dem der Dicht freundlich gestattete, die hier angefügte meisterhafte Poe diesen Blättern einverleiben zu dürfen, kann nicht lebh: genug aussprechen, wie sehr er sich erfreut und angert fühlte, durch die großartige Auffassung der Natur, l edle Lebensanschauung, die Fülle erhabener Gedankenund Bilder und die treffliche Behandlung der Form u Sprache, welche darin vorwalteten. Ein schlagendes Zeugniß dafür als alle seine Worte legt folgende Ode .

Da Meer.

te Ode.

O komm an's Meer! kom an den öden Strand,
Und schau und horch hins — Du bist gebannt!
Hier wand'le, stehe, lie Tag für Tag,
Die Weit' im Aug', inOhr der Welle Schlag,
Den Einen Blick, den imer gleichen Klang,
Den rastlos steten Hinund Widergang —
Du kannst nicht fort, u wirst's nicht satt das Meer
Das wüste unfruchtba:— nimmermehr!

Sieh, wie es ewig komt, die starke Hand
Wie ein Erob'rer ausstreckt auf's Land
Als rief es: du bist ma! im hast'gen Lauf
Wog' über Wogen; er jagt hinauf
Der and'ren Rücken, ab siegjauchzend oben
Entstürzt ihr Silber r weithin zerstoben,
Und immer and're wier schwell'n hervor,
Allüberall die nächste immt empor —
Die gränzenhassende, ie hat sie jetzt
Den überraschten Fußuch Dir benetzt —
Sie lockt, sie droht —so oft sie auch sich thürmt,
Herrollend, wo's zurkeilt, überstürmt,
Der fliehenden sich er entgegen bäumt,
Und dann hinwegsetzüber sie und schäumt
Und brauset, brandet donnert und zersprüht,
Du siehst und hörst ud siehst — und wirst's nicht müd!
Hier spricht mit ihresOrgeltons Gebraus
Natur ein göttliches ieheimniß aus,
Dem Ohr, das ihrenPsalter zugestimmt
In Andacht rein ihr hohes Lied vernimmt —
Dem Auge, das von hrem Strahl durchzückt
In ihrer Wogen Tenpeltiefe blickt —
Vor Dir in erster Seöpfung keuscher Hut
Liegt der verschwieg'n Reiz der lauten Fluth.

Hier ist kein Wurzeln Wachsen und Gedeih'n;
Hier ist der Gott mitseinem Spiel allein.
Ihm, seiner Lust, den Wandel siehst Du zu,
Das macht Dich stumm, das giebt Dir seine Ruh.
Hier, wo nichts dauert und wo Alles ist,
Hier willst Du nicht mehr haben, denn Du bist;
Dein ältest' Recht, Dir wird's in dieser Rast,
Das Recht, das Du an Deine Wiege hast;
Sie schaukelt Dich hinüber in den Traum,
Er deckt Dich zu mit seines Fittichs Flaum,
Er wäscht Dich mit der sühne Balsam rein,
In's Unerschaff'ne bettet er Dich ein,
Ach hier vergissest Du! — Zu höherem Lauf
Schlägst Du die sonnetrunk'nen Augen auf
Ein Neugeborner! In der Freiheit Wehr
Aus Deiner eignen Tiefe kommst Du her,
Und in Dir wogt und wallt der Stille Kraft,
Des Werdens ursprunglose Leidenschaft.
D'rum wankt der Boden hier der Tyrannei;
Das Meer, das freiheitgebende, ist frei!
Trägt keines Königs Joch! Dem Schöpfer rauscht's,
Nur Ihm, in seiner Furcht erschaudernd, lauscht's;
Und wenn vom Chaos her sein Grimm erwacht,
Das Herrscherschiff in seinem Arm zerkracht,
Aus wildempörter Tiefe hört es Ihn!
Dem Götterfreunde schickt es den Delphin,
Den schaumgebornen, der vom Lied bewegt
An welch Gestad er will, ihn freundlich trägt;
Den Genius, der die neue Welt besitzt,
Aus dessen Unschuld Gottes Zukunft blitzt,
Den über'n Sünderzweifel in die That
Schwingt es dahin auf Flügeln des Passat,
Und führt ihn sich mit Naturverstand,
Und bleibt ihm dienstbar, bis er's hat, sein Land!

Des Herr'n Heerstraße ist's! die allgemein
Soll, wie das Licht, und niemand eigen sein,
Hier an sein schranken-undurchschnitt'nes Reich
Ist seiner Menschheit Kindesanspruch gleich;
Hier strömt er ihr die breiten Pfade hin
Zum Schauen, zum Genusse, zum Gewinn;
Hier soll sie, wandelnd auf dem off'nen Grab,
Die Schätze suchen geh'n, die er ihr gab,
Zu feiern in heimbringender Vernunft
All' seiner Wunder sel'ge Wiederkunft!

Noch, wie im Anfang, über'm Wasser schwebt
Der Geist! Ich bin es, ich nur, der da lebt —
So ruft er Dir aus spiegelebner Ruh,
So von dem Gipfel des Orkanes zu.
Das ist die Aetherfrische in der Luft,
Die markvergnügende; der Perlenduft,
Der aus dem unverblüh'nden Kelche taucht,
Der Allmacht-Odem, den es um sich haucht.
D'rum spiegelt sich im ersten Element,
Im Mutteraug', verklärt das Firmament;
D'rum badet nächtlich ohne Unterlaß
Die Saat der Sterne in dem heil'gen Naß,
Und Sonn' und Mond sich grüßend hier und dort
Geh'n auf und unter in ihm fort und fort.

Carl August Wildenhahn

ward am 16. Februar 1805 in Zwickau geboren, der Sohn eines Schuhmachers. Er bereitete sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt zum Studium der Theologie vor, bezog dann 1824 die Universität zu Leipzig und wirkte von 1827—1837, nach vollendeten Studien als Privatlehrer theils in dem Schönburgischen Städtchen Lichtenstein, theils in Dresden. Darauf ward er Pfarrer der Parochie Schönfeld bei Leipzig und von hier Ostern 1841 als Pastor secundarius zu St. Petri nach Bautzen in der Oberlausitz berufen.

Seine Schriften sind:

a) Religiöse Erzählungen und Romane.

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Leipz. 1839—43. 2 Bdchen.

Vollbrechts Wallfahrt. Eine Geschichte unserer Tage. Leipz. 1840.

Philipp Jacob Spenner. — 2 Thle. Leipz. 1842.

Paul Gerhardt. Kirchengeschichtliches Lebensbild. Leipzig 1845. 2 Bde.

Der Friedensbote. Zeitschrift für Belebung und Förderung des christl. Lebens. Jahrg. 1843 fgde.

Nicodemus. Auszug aus den Amts- und Tischreden des Pfarrers Johannes Werner zu Friedenau. Bd 1. und 3. Erzählungen unter der Linde. Bd. 2.

Sächsische Wanderlust. Zwickau; Eigenthum des Vereins für Volksschriften 1841 fgde.

b) Ascetische Schriften.

Der Himmelsweg. Gebenkbuch für junge Christen u. s. w. Annaberg 1841.

Wort aus der Schrift. Predigten. Bautzen 1842 fgde. 2 Bdchen.

Digitized by Google

Ernste männliche Begeisterung für die heilige Sache des Glaubens, Wärme, Klarheit und eine treffliche, dem Gegenstande wie dem Publicum, für das sie bestimmt sind, gleich angemessene Darstellung haben den volksthümlichen wie den ascetischen Schriften dieses echten Seelsorgers einen großen Kreis von Freunden und Verehrern im ganzen Vaterlande mit Recht erworben.

Der Traum.

Haus und Güter erben die Eltern; aber ein vernünftiges Weib kommt vom Herrn. Sprüchw. Sal. 19, 14.

14. Mai 18..

Ich freue mich jederzeit aus Grund der Seele, wenn ich finde, daß die heilige Schrift in einer Stelle offenbar Unrecht hat, nämlich in dem, was Moses sagt: Unser Leben währet siebzig Jahr, und wenns hoch kommt, so sind's achtzig Jahr, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ich freue mich nämlich deshalb, daß noch Menschen von achtzig und mehr Jahren gefunden werden, welche die Stelle also umwandeln: „Und wenn mein Leben auch nicht immer köstlich gewesen ist, so ists doch immer gesegnet gewesen vor dem Herrn." —

Dies sage ich in Bezug auf die alte Frau Winter, welche gestern bei der Taufe ihrer Ur-Urenkelin zugegen war. Diese Matrone hat vor einem Monat ihr zwei und neunzigstes Lebensjahr angetreten, und ist dabei noch so rüstig und völlig ungebeugten Körpers, daß sie den Weg aus der Stadt hieher zum großen Theil zu Fuße gemacht hat. Eine ungeheuchelte Frömmigkeit ist der Grundton ihrer Seele, aber durchzogen von einer fast jugendlichen Lebendigkeit, einer herzinnigen Fröhlichkeit, die, weil sie so natürlich ist, mich wahrhaft rühret. Wem die Gnade des Herrn ein solches Alter bescheert, dem wird dasselbe allerdings nur durch Frömmigkeit zu einer Quelle göttlicher Freude und Friedens. Seit fünfzehn Jahren ist sie Wittwe, nachdem sie gerade fünfzig Jahr mit ihrem Manne im Ehestande gelebt hat. Sie konnte des Lobes über diesen treuen, fünfzigjährigen Gefährden ihres Lebens kein Ende finden, und als ich sie darum anging, uns zu erzählen, wie sie mit ihrem seligen Manne bekannt geworden, lächelte sie, seliger Erinnerung voll, und erzählte also:

„Mein guter, lieber Mann, Gott habe ihn selig! war mir sichtbar vom lieben Gott geschickt. Ich habe nun fünf und sechzig Jahre lang darüber nachgedacht, und, wie ich mirs auch auslegen will, ich muß immer wieder bekennen: „Unsere Ehe war im Himmel geschlossen." Dies gilt mir wiederum als sicherer Hoffnungsgrund, daß wir uns auch im Himmel wiederfinden werden. Was ich nun erzählen will, darüber werden vielleicht Einige den Kopf schütteln: denn es kommt Etwas von weissagenden Träumen und Ahnungen darinnen vor, und so viel ich gemerkt habe, giebt die jetzige Zeit nicht viel darauf. Sie nennen es Aberglaube? ich weiß nicht, warum: denn wenn das Alles, was man sich nicht deutlich erklären kann, Aberglaube ist, so ist am Ende der Glaube an den lieben Gott auch Aberglaube. Habe ich nicht recht, Herr Pfarrer?"

„Gewiß, liebe Mutter," entgegnete ich ihr. „Niemand hat Gott je gesehen, und kann sich somit auch keine deutliche Vorstellung von ihm machen; und obgleich wir durch Christum einen Zugang zum Vater haben, und von ihm wissen, was der liebe Gott für uns thut, und warum er Alles thut, so wissen wir doch nicht, wie er Alles thut, und überhaupt, wer er eigentlich ist. Und wenn es euch, liebe Mutter, erwünscht ist, voraus zu wissen, daß ichs durchaus nicht unbedingt für abergläubisch halte, auf Träume und Ahnungen zu achten, so kann ich euch versichern, daß mich in meinem Leben ein Traum oft hat Gottes Wege schneller erkennen lassen, als das Wachen. Gedanken mit wachenden oder geschlossenen Augen kommen ja beide aus dem Geiste, aus der Seelenthätigkeit. Doch vielleicht reden wir später noch darüber; für jetzt sind wir auf ihre Geschichte mehr gespannt." —

„Mein seliger Mann, fuhr nun die Matrone fort, arbeitete damals, vor — ja wie lange ist das nun her, — vor siebzig Jahren in der Stadt Breslau, und dachte natürlicher Weise nicht an mich, und ich nicht an ihn; denn von hier bis Breslau ist's ein weiter Weg. Dazu kam, daß mein Mann aus Franken gebürtig war, nämlich aus Neustadt, das bei Nürnberg liegen soll, und sichs eigentlich vorgenommen hatte, in seiner Heimath Meister zu werden und ein Mädchen aus seiner Vaterstadt zu heirathen. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. — In einer Nacht träumt ihm, er wandert so ganz allein eine fremde Straße und wird gar sehr müde und sehnt sich nach einer Herberge. Da wird die Straße nach und nach belebter, wie es so in der Nähe großer Städte ist. Endlich sieht er über die Bäume die Spitze eines Thurmes und fühlt neue Kraft; denn die Stadt lag gerade vor ihm. Er fragt bald Diesen bald Jenen, der ihm begegnet, wie die Stadt heiße. Aber der Eine sieht ihn an und schüttelt den Kopf, als ob er seine Sprache nicht verstände; der Andere spricht, daß er's selber nicht wisse; und ein Dritter antwortet ihm, daß er keine Zeit dazu habe; und ein Vierter sagt, das wäre sonderbar, daß er das nicht wisse, was jedem Kinde auf der Straße bekannt sei, und sei doch so ein großer Mann. Kurz er kann es nicht erfahren, wie die Stadt heißt, und geht etwas ärgerlich fort, bis plötzlich ihr Thurm ganz nahe vor ihm steht. Aber das war ein Thurm, wie er ihn in seinem Leben noch nicht gesehen hatte, nicht eckig und nicht rund, unten schmal und oben breit, und allerhand Zierathen daran, und die Glocke darauf schlug eben drei Mal in einem tiefen, finstern Tone, als ob sie etwas recht Aergerliches zu sagen hätte. Mein guter Georg — denn also hieß mein seeger Mann — läßt sich aber nicht abhalten, und geht stracks auf den Thurm zu; denn er hatte unten einen breiten Durchgang, durch welchen er zur Stadt hineingehen wollte. Aber das ging nicht so schnell. Der Thurm fängt plötzlich an, vor ihm sich zu bücken; aber nicht so, wie einst vor Joseph die Garben auf dem Felde, sondern in drohender Stellung, als wolle er auf ihn niederfallen und ihn erschlagen, wenn er es wagen sollte, unter ihn durchzugehen. Georg geht einige Schritte zurück; da richtet sich der Thurm wieder gerade; aber so wie er wieder vorwärts geht, bückt sich der alberne Thurm wieder nach ihm. „Du lieber Gott" spricht mein Mann und stößt einen tiefen Seufzer aus, „was soll das werden?" „Ich muß doch hinein in die Stadt." — Und da faßt er sich ein Herz, setzt zu einem schnellen Lauf an und rennt nach dem Eingange zu. Der Thurm aber, schneller als er, bückt sich nieder und streckt plötzlich gewaltige steinerne Arme nach ihm aus, das mein Mann einen lauten Schrei ausstößt und darüber erwacht. „Dummes Zeug," spricht mein Mann, indem er sich die Augen reibt, dann seinen Morgensegen betet und dann flugs und fröhlich an seine Arbeit geht. Aber den Traum konnte er doch nicht vergessen, und sobald er die Augen zumachte, fand der alberne Thurm vor ihm und winkte ihm so recht höhnisch zu. Indeß nach einigen Wochen vergaß er's doch, und blieb noch ein volles Jahr in seiner Werkstadt zu Breslau.

Da war er nahe daran, für immer dort zu bleiben. Denn seines Meisters Tochter hatte es ihm angethan, und da der Meister selbst ihm eines Tages gesagt hatte: „Neustädter, ich sehe, ihr geht immer zur Kirche, wenn meine Magdalene hingeht; nun, ihr seid ein fleißiger und braver Gesell, ich hätte nichts dagegen, wenn ihr einmal zusammen zur Kirche ginget, um euch vor dem Altare die Hände zu reichen. Sehet zu, wie weit ihr's treibt." — Weil ihm dies der Meister selbst gesagt hatte, gedachte er wol und hoffte sehr, er werde solchen Kirchgang halten können. Aber es sollte nicht also sein. Magdalene war eine gar stolze Jungfer, und obgleich ihr eigner Vater ein Handwerksmann war, wollte sie doch höher hinaus, und als sie merkte, daß mein Mann ein besonders Anliegen zu ihr hatte, sagte sie ihm eines Tages ganz unverhohlen; „Neustädter, wenn ihr denken solltet, ich hatte euch lieb, so will ich euch nur gleich aus diesem Irrthume reißen; ihr könnt in Gottes Namen euer Ränzel schnüren, ich halte euch nicht auf." — Das sagte sie aber nur, weil es also im Rathe Gottes beschlossen war, und ich bin ihr um dieser Worte willen niemals böse gewesen, obgleich mein guter Georg ein Ehrenmann war und solche Schmach nicht verdient hatte, weshalb er sich auch sehr darum grämte. Noch am selbigen Tage schnürte er wirklich sein Ränzel, und Magdalene hielt ihn nicht auf, sondern sie schloß sich in ihrem Kämmerlein ein, und nahm nicht einmal Abschied von ihm. Mein Mann aber dachte endlich: „Was nicht sein soll, schickt sich nicht," und ging zum Thore hinaus. — Und das ist auch immer mein eigner Grundsatz gewesen. Habe ich recht, Herr Pfarrer?"

Ich entgegnete: „Dies Sprüchwort ist, wie fast alle Sprüchwörter, wahr und falsch, kann zum Guten, wie zum Bösen dienen, und ist nur einem wahrhaft christlichen Gemüthe völlig gefahrlos. Die Trägheit, die Bequemlichkeit, der Leichtsinn, denen es Allen kein rechter Ernst ist um das Himmelreich, — diese trösten sich gern damit, und entschuldigen ihren Unverstand, ihre halbe Gottesfurcht und ihre Schwäche mit dem Rathschlusse Gottes, dem sich nicht widerstreiten ließe. Hier liegt das Falsche, das Betrügliche, das Gefährliche des Sprüchworts. Wer aber das Seine redlich thut, und hat sein Vorhaben mit gottesfürchtigem Herzen überlegt, und hat gefunden, daß er vor Gott und Menschen damit bestehen könne, und hat sich nicht sogleich von dem ersten Hindernisse zurückschrecken lassen, und hat sich endlich nach langen und schweren Kämpfen überzeugt, daß mit Menschenkraft und Weisheit sich sein Werk nicht ausführen lasse, ohne eine Sünde zu begehen, und demüthigt sich dann vor dem Herrn und spricht: „Was nicht sein soll, schickt sich

Digitized by Google

nicht," der kann und darf christlichen Trost in diesem Worte finden. Denn dies Sprüchwort heißt dann in die Sprache der Bibel übersetzt nur soviel: meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr." — Oder: mit den Worten unsers Erlösers: „Vater nicht wie ich will, sondern wie Du willst

„Nun, so hat es sicherlich ein seliger Mann gemeint," sagte die fromme Matrone; „denn ist Zeit seines Lebens so gewesen, und er hat oft, wenn irgend ein Vorhaben auch gar nicht vorwärts gehen wollte, zu mir gesagt: „Mutter, wir können nichts wider den Herrn thun! Soll nicht sein" — und das hat uns Beide jederzeit getröstet. Was aber meinen seligen Mann betrifft, so hat sichs weiter also mit ihm zugetragen: Er ging, sagte ich, zum Thore hinaus, wußte aber nicht recht, wohin. So wanderte er viele Tage lang, der Kreuz und Quere, bald dahin bald dorthin. Wo es ihm aber gefiel, fand er keine Arbeit, und wo er Arbeit fand, da wollte es ihm gar nicht behagen. Da kommt er denn endlich auch in unsere Gegend, und sieht eines Tages hinter den Bäumen den Thurm vorragen, und sogleich denkt er, was er wohl seit mehr denn einem Jahre nicht gethan, an seinen Traum und spricht: Das sieht ja Alles bald so aus, wie ich's im Schlafe gesehen habe; — die Straße, die sich dahinzieht, die Bäume — der Thurm — und je weiter er geht, desto deutlicher wird es ihm, daß dies Alles schon einmal gesehen habe. Freilich mit dem Namen der Stadt traf es nicht ein; denn er wußte recht wohl, wie diese Stadt hieß, die vor ihm lag, und hatte deshalb auch nicht nöthig, zu fragen. Jetzt kommt er, um eine Ecke herum, dem Thurm nahe, daß er ganz frei und deutlich vor ihm steht, nicht eckig noch nicht rund, sondern Beides zusammen, unten schmal und oben breit, und allerhand alterthümliches Zierwerk daran, und oben der Durchsicht eine große Schlagglocke, vor Allem aber in der große und breite Durchgang. Wie mein seliger Mann das Alles so sieht, fährt es ihm durchs Herz, und in demselben Augenblick war es ihm auch, als ob der Thurm sich gegen ihn neige, aber es kam nur daher, daß er eine Thräne in seinem Auge drückte, und weil sein Herz sich neigte in Anbetung vor dem wunderbaren Gott, glaubten seine Augen, der Thurm hätte sich geneigt. Denn als er durchhin ging, griffen keine steinerne Arme nach ihm herunter, obgleich er etwas ängstlich und eilend durchtritt.

Auf der Herberge boten sie sogleich Arbeit, als wenn man nur auf ihn gewartet hätte. Er nahm sie an, weil er fest in seinem Sinne war, daß es hätte so mit ihm kommen müssen. Mochte es aber nun sein, daß er sich zu viel Glück und Freude, des erfüllten Traumes wegen, in seiner neuen Werkstatt versprochen hatte, oder ging ihm was er sonst noch hoffen mochte, allzulangsam in Erfüllung genug, die Herrlichkeit dauerte nicht lang. Er verlor Lust und Liebe zur Arbeit; wo er auch in den Straßen umherging, wollte es ihm durchaus nicht gefallen, und als nach acht Tagen sich noch nichts Außerordentliches mit ihm ereignete, schalt er auf den albernen Traum, wie er sich ausdrückte, und kündigte sogleich seinem Meister die Arbeit auf. Das wollten sich nun die Meister eben nicht gern gefallen lassen, wenn die Gesellen in ihrer Hoffahrt nichts gut genug finden und dem Meister den Stuhl vor die Thüre setzen; aber es sollte einmal sich Alles anders schicken, als sonst gewöhnlich.

„Nehmts nicht übel, Großmutter," fiel hier eine junge Frau ein, die mit Pathenstelle vertreten hatte. „Hattet ihr denn damals den Großvater noch gesehen? Oder hatte er euch nicht irgendwo getroffen?"

„Nichts von Allem, liebes Kind," war die Antwort. „Damals wußte noch Keiner von dem Andern, daß wir in der Welt waren. Und obgleich schon damals in einem Alter war, wo man sich eben nicht gar lange mehr besinnt, wenn es ein Ehrenmann wagen will, mit unser Einer durchs Leben zu gehen, so machte mir doch die keine schlaflosen Nächte, und ich kam selten oder nie dahin, wo die jungen Leute zusammen kommen. Ich dachte immer: Soll es der liebe Gott, daß Du mit einem braven Manne Freud und Leid tragen sollst, so wird er's auch wol so einrichten, daß Du ihn im Hause Deiner Eltern oder sonst in einer stillen Stille kennen lernst. Und also ist's auch bei mir eingetroffen. Es sollte so sein, daß mein seliger Mann bis zu seinem Tode in der Stadt bleiben sollte, dessen Thurm ihm schon im Traume den Willkommengruß zugenickt hatte.

Der Meister hatte gerade so viele und pressante Arbeit, daß er's ohne Gesellen nicht zwingen konnte; da nun mein lieber Georg noch dazu ein tüchtiger Geselle war, auf dessen Arbeit auch der tüchtigste Meister stolz sein konnte, so war sein Meister sehr betrübt, daß er verlassen wolle, und fragte ihn: „Neustädter, warum wollt ihr denn eigentlich fort? Es hat euch ja Niemand was zu leide thun." — Darauf hat er geantwortet: „Das ist wahr, Meister, aber es will mir in eurer Stadt auch gar nicht gefallen. Wenn ich so durch die Straßen gehe, ist mirs immer zu enge, und möchte dann hinaus, bergauf, bergab — und besonders wenn ich den Armenthurm ansehe, werde ich verdrießlich. Und dieweil mir das nicht länger gefällt, will ich von dannen ziehen."

Darauf hat der Meister geantwortet: „Wer weiß, warum es euch eng im Herzen wird, wenn ihr durch unsere gute Stadt geht! Vielleicht nur in einer gewissen Straße. Und der Armenthurm hat noch Niemandem etwas zu Leide gethan. Bleibt also bei mir, und versucht es nur erst mit acht Tagen noch, ob ihr euch hier eingewöhnen könnt. Denkt ihr dann noch immer so, wie heute, nun so mögt ihr thun, was ihr nicht lassen könnt."

Darauf ist denn mein seliger Mann geblieben. Das sollte aber Alles so zusammentreffen, weil es einmal bei Gott beschlossen war, daß wir einander gehören sollten. Am Sonntage darauf fällt mir's des Nachmittags ein, eine alte Muhme zu besuchen, deren Tochter just in meinem Alter war. Wie wir so zusammen reden, geht die Thüre auf, und Heinrich — das war nämlich der Sohn meiner Muhme — tritt mit einem jungen Burschen herein, der sehr schüchtern that und an der Thüre stehen blieb. Ich sah ihn an, und er sah mich an, und da war mir's, als hätten wir uns schon einmal gesehen, und als wären wir alte Bekannte. Aber das war nicht so; denn wir haben späterhin oft darüber zusammen geredet. Dieser junge Bursche war nämlich mein seliger Mann, und mein Vetter Heinrich hatte ihn früh in der Kirche kennen gelernt, wo sie zufällig neben einander gesessen hatten, und hatten es dann gleich mit einander verabredet, daß sie des Nachmittags zusammen sein wollten. Die beiden Gesellen gingen bald darauf wieder fort, ohne daß ich mit dem fremden Burschen auch nur ein Wort gesprochen hatte. Aber seit der Zeit war mit mir eine Veränderung vorgegangen; es gefiel mir nicht recht mehr in meiner Eltern Hause, und wenn ich so am Fenster saß, und es gingen junge Bursche unten vorbei, dachte ich immer, es müsse der Kamerad meines Vetters Heinrich dabei sein, und es ließ mir keine Ruhe, bis ich durch Elisabeth — das war nämlich Heinrichs Schwester — erfahren hatte, daß der fremde Bursche aus Neustadt hinter Nürnberg gebürtig sei. Als nun die acht Tage um waren, fragt der Meister meinen seligen Mann: „Nun, Neustädter, wie steht's, will's euch noch nicht in unserer Stadt gefallen? Wollt ihr vielleicht neue acht Tage zugeben?" „Ja Meister," hat er geantwortet, „es wird mir zwar jetzt noch viel enger ums Herz, wenn ich durch die Stadt gehe, besonders in einer gewissen Straße; auch wenn ich den Armenthurm ansehe, fährt mir ein unerklärlicher Aerger durch die Seele. Mir ists immer, als nicke er mit seiner vergoldeten Fahne gar spöttisch zu mir herunter. Aber ich will doch bleiben, wenn ihr mich behalten wollt."

Darüber war der Meister sehr froh; denn, wie schon gesagt, mein seliger Mann war ein gar tüchtiger Arbeiter, und durfte sich kein Meister seiner Arbeit schämen. Als nun der Sonntag wieder kam, läßt mir's des Nachmittags keine Ruhe; ich muß meine Muhme Elisabeth besuchen. Und richtig, kaum bin ich eine halbe Stunde da, so geht die Thüre auf, und Heinrich tritt mit seinem Kameraden wieder ein. Mein seliger Mann hat mir's dann hundertmal erzählt, daß es ihm an diesem Sonntage nicht besser ergangen sei, daß er meinen Vetter Heinrich aufgesucht und das Gespräch mit ihm so lange gedreht und gewendet habe, bis er von ihm aufgefordert worden, mit zu seiner Mutter zu gehen. Nun weiß ich noch, wie heute, ob's gleich nahe an 60 Jahre her sind, — ich saß mit meiner Muhme Elisabeth am Fenster, und die beiden Gesellen setzten sich aufs Kanapee, und da gar kein rechtes Gespräch zusammenkommen wollte, faßte ich mir ein Herz und fragte: „Nun, Neustädter, wie gefällt es euch denn in unserer Stadt?" Da erschrack er und ward feuerroth und antwortete: „Ei, Jungfer, woher weiß sie denn, daß ich ein Neustädter bin?"

„Nun," sagte ich und hielt den kleinen Finger in die Höhe, „das hat mir mein kleiner Finger gesagt." Da ward er wieder feuerroth und antwortete: „Die Jungfer ist sehr spaßhaft." Und nun gab ein Wort das andere, und wir saßen wohl drei Stunden zusammen, und da hatte er denn erfahren, daß ich Friederike hieß und wo ich wohne; und als wieder acht Tage um waren, sagte Georg zu seinem Meister: „Lieber Meister, mir gefällt's jetzt recht wol in eurer Stadt, und wenn euch meine Arbeit recht ist, so mögt ihr mich noch länger in eurer Werkstatt behalten." Das war dem Meister eben recht, denn er wußte, daß er sobald keinen solchen tüchtigen und braven Gesellen wieder bekommen würde, wie mein seliger Mann war.

Sonntags darauf, als ich mit meiner Muhme Elisabeth aus der Kirche trete, steht mein Neustädter vor der Kirchthüre, kommt auf uns zu und fragt mich: „Heute hat der Herr Pastor eine gar schöne Predigt gehalten; die ist mir durch Leib und Leben gegangen. Besonders hat mir ein Spruch so sehr gefallen, den er so wahr ausgelegt hat, daß ich in meinem Herzen gedachte, der Herr Pastor müsse wissen, wie es mir seither ergangen ist. Wisset ihr vielleicht, Jungfer Friederike, welchen Spruch ich

Digitized by Google

meine?" — „Nun," antwortete ich, „vielleicht den: „Des Herrn Rath ist wunderbar, aber er führet es Alles herrlich hinaus." Wenigstens ist mir dieser Spruch und Alles, was der Herr Pastor darüber gesagt hat, wie aus der Seele gesagt gewesen." — „Richtig," sagte mein seliger Mann, „diesen Spruch meine ich." „Ach," setzte er dann hinzu, „wenn ihr wüßtet, wie wunderbar es mir bisher ergangen ist, da würdet ihr sagen, daß des Herrn Rath alle unsere Wege lenkt." — „Und könnt ihr nicht auch hinzusetzen," fiel ich ihm schnell ins Wort, „daß der Herr es Alles herrlich hinaus geführt hat?" — „Noch weiß ichs nicht," antwortete er, „aber ich hoffe es, und ich würde ein gar unglücklicher Mensch sein, wenn es nicht in Erfüllung ginge." — Ich wußte nun gleich, was er damit meinte, und setzte getrosten Muthes hinzu: „Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut."

Und am selben Nachmittage hatten wir zusammen, nämlich Georg, mein Vetter Heinrich, Elisabeth und noch eine gute Freundin und ich einen Spaziergang verabredet, auf welchem mein seliger Mann uns seinen wunderbaren Traum erzählte, und Alles, wie es seither ergangen war. Da wurde mir's zum ersten Male deutlich, daß uns der liebe Gott für einander bestimmt hatte, und da dauerte es denn auch nicht lange mehr, so hatten wir es uns, Eins dem Andern, gesagt." —

„Seit ihr schon fertig, Großmutter?" fragte die junge Frau mit sehr kläglicher Stimme, als sie merkte, daß die Großmutter hier schließen wollte. — „Was soll ich denn euch noch erzählen?" antwortete sie. „Reicht das nicht hin? Zudem müßt ihr mir wohl ein wenig Ruhe gönnen; denn obgleich dies Alles zwei Menschenalter hinter mir liegt, und mein Blut in dieser langen Zeit abgekühlt ist, klopft mir doch alle Male das Herz, so oft ich davon erzähle. Unterdeß könntet ihr uns sagen, lieber Herr Pfarrer, was eure Meinung von den Träumen ist."

„Wollte ich mich darüber ausführlich erklären," entgegnete ich, „so würde ich heute schwerlich fertig werden. Nur so viel habe ich als Wahrheit darüber erkannt, daß es wol Träume geben kann, welche als göttliche Offenbarungen anzusehen sind, und entweder als Engel des Trostes für erlittenes Ungemach, oder auch als Warnungsstimmen vor Ausführung ungerechter Entwürfe genommen werden müssen. Auch giebt es sicher weissagende Träume, die freilich nicht immer recht beherzigt oder gedeutet werden. Wer Gottes Wege von Herzen erkennen will, dem dient der Traum wie das Leben, und so lange die Menschen noch nicht leugnen können, daß auch das Leben im Traume eine Arbeit des göttlichen Geistes in uns ist, so lange ist es Verblendung, Irrthum, ja wol Sünde zu nennen, über alle und jede Träume vornehm zu lächeln. Der Apostel Petrus erhielt im Traume die göttliche Offenbarung, daß auch die Heiden zum Christenthum berufen wären, und der Apostel Paulus wurde im Traume bedeutet, daß ihn der Herr berufen habe, auch außerhalb Asien, in Europa, das Evangelium zu predigen. Wer auf Träume achtet, thut nur dann Unrecht, wenn er darauf seine irdische Lust bauen will; Träume, die aus Gott kommen, sind nur dazu den Menschen gegegeben, das Himmelreich auf Erden zu fördern."

„Wie ists da mit dem Traume des Großvaters?" fragte die junge Frau. „War das auch ein solcher Traum, der das Himmelreich auf Erden fördern sollte?" — Ganz gewiß," entgegnete ich, „und nicht allein deshalb, weil, wie das Sprüchwort sagt, eine glückliche Ehe das Himmelreich auf Erden ist, sondern noch mehr deshalb, weil Eheleute, die in der Furcht des Herrn ihren Bund schließen, von dem Herrn berufen sind, Eins das Andere zum Himmel zu erziehen. Ohne Freund und Führer geht Niemand zum Himmel ein; nun haben wir zwar Christum, der bei uns ist bis an der Welt Ende, und der, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen ist. Aber Christus wird nur dann zum Wege, der zum Leben führt, wenn unser Herz zum wahren Christusträger geworden ist. Wo nun Zwei zusammen Ihn im Herzen tragen, wird der Eine des Andern Stütze, und sowie gute Eheleute einander helfen und fördern in allen Leibesnöthen, so helfen und fördern sich fromme Eheleute in allen Seelennöthen. — Doch ich sehe, liebe Mutter, daß sich wieder Aller Augen auf euch wenden; ihr habt uns auf jeden Fall noch etwas zu erzählen."

„Wenn es denn sein muß," antwortete sie, aber eben nicht unfreundlich über meine Aufforderung, „so muß ichs wol zu Ende erzählen. Wir hatten also gegenseitig unser Herz ausgeschüttet und waren fest darin, daß uns Gott für einander erschaffen habe. Wir hatten aber freilich noch nicht den Muth, dies auch andern Leuten, namentlich meinen Eltern, zu sagen. Denn es fehlte uns Besten, wie man spricht, am Besten; wir waren Beide arm. Mein seliger Mann hatte im Grunde nicht viel mehr, als sein Reiseränzel; und wenn er auch hier und da Etwas erspart hatte, war's doch bald für Kleider oder gar zur Zeit der Krankheit wieder drauf gegangen. Von seinen Eltern konnte er nichts erwarten; denn sein Vater war längst todt, und seine Mutter eine arme Wittwe mit vier kleinern Kindern denen mein guter Georg gar oft seine Unterstützungen nach Hause schickte. Und ich, Du lieber Gott! ich hatte wohl an Linnen und Betten und sonstigem Hausgeräthe einen kleinen Reichthum; aber zum baaren Gelde hat's in meiner Eltern Haus nicht recht kommen wollen. Mein seliger Mann mußte nun erst Meister werden, und vorher noch Bürger; das kostete Alles viel Geld; denn da ich nicht eine Meisterstochter seines Handwerkes, und mein Mann aus einem fremde Lande gebürtig war, so mußte er Alles aufs Theuerste bezahlen. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als fleißig zu arbeiten und zu sparen, und wir hatten uns eine blecherne Büchse anschafft mit einem großen, mächtigen Schlosse, die ich in meinem Kämmerlein tief ins Bettstroh versteckte; denn meine Eltern sollen nichts davon erfahren. Alle Sonnabende, wenn Georg sein Wochenlohn erhielt, wurde nun der größte Theil davon in die Büchse gelegt, und wir hatten einen Eid darauf gethan, nur im Falle der äußersten Noth das Ersparte anzugreifen. Ich selbst spann und strickte so fleißige wie noch nie; und wenn ich so einig Groschen in die Büchse thun konnte, nahm ich allemal einen kleinen Spiegel mit, um darinnen das Angesicht eines glücklichen Mädchens zu sehen. Ach diese Zeit werde ich nie vergessen; es giebt doch kein größeres Glück, als wenn ein Paar Leute sich herzlich lieb haben und wetteifern mit einander, wer dem andern mehr Liebe thun kann. Oft wenn ich früh um 4 Uhr schon an meinem Spinnrade saß, und mein altes Lieblingslied dazu sang: „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge" — wurde mir's so fröhlich um's Herz, daß mir das Wasser in die Augen trat, und ich nicht fortsingen konnte.

Die Woche über sahen wir uns selten, eben weil Jedes von uns bis spät in die Nacht hinein arbeitete; aber der Sonntag war unser Himmelreich. Zuerst sahen wir uns in der Kirche, und Georg hatte seinen Sitz ein Mal für alle Mal so genommen, daß wir uns mit den Augen finden konnten. Wenn nun der Pfarrer irgend Etwas predigte, was uns so recht zu Herzen ging, z. B. wie glücklich Menschen sind, die sich einander herzlich lieben, die zu jedem Opfer willig und bereit sind, und Solche, die ihr Lebensglück auf den Herrn bauen, und sich vor der Zukunft nicht fürchten, so lange sie sich an Gott halten, und Solche die im Glauben und in der Liebe zu Christo, unserm Erlöser, sich vorgenommen haben, recht gute, fromme und gottwolgefällige Menschen zu werden, — da sahen wir uns alle Mal einander an, und ich wüßte keine solche Stelle, wo Einer auf des Andern Blick umsonst gewartet hätte. Und wenn dann die Kirche aus war, so ging ich zu dem Thore, Georg aber zu jenem Thore hinaus, daß die Leute denken mußten wir gingen uns einander gar nichts an; freilich, wenn sie es nur gewußt hätten, daß unsere beiden Wege doch am Ende zusammenkamen! Ach, wie oft haben wir da überrechnet, wie viel wir nun in der Sparbüchse hätten, und wie lange wir noch warten müßten, ehe die erforderliche Summe zusammengebracht wäre. Wenn da mein seliger Mann sich oft verrechnete, und mehrere Thaler zu wenig zählte, da wollte mir's manchmal das Herz abdrücken; denn er wußte ja nicht, daß ich auch meine paar Groschen dazu that, und ich hatte mir's fest vorgenommen, das niemals zu verrathen.

So war ein Jahr vergangen, und genau am selben Tage, an dem wir Jahrs zuvor uns zum ersten Male gesehen, öffneten wir in Gegenwart meiner Muhme Elisabeth unser Schatzkästlein, und als mein seliger Mann so ein Mandel Thaler mehr fand, als er berechnet hatte, konnte er vor Erstaunen kaum zu sich kommen; ich aber sagte: „Du blinder Mann, kannst Du Dir's denn nicht denken, daß die Hand, die Dich durchs Erdenleben begleiten soll, den Zugang zu diesem Deinen Schatzkästlein auch hat finden können?" Da traten ihm vor Freuden die Thränen in die Augen, und wenn Muhme Elisabeth nicht dagewesen wäre, hätte ich ihm gern diese Thränen von den Augen geküßt. Aber ich schämte mich vor der Muhme; dafür aber traten wir bald darauf vor unsere guten Eltern, denen wir allerdings eben nichts Neues entdeckten; denn sie hatten wohl gemerkt, warum ich immer so spät aus der Kirche zurückgekommen, und was ich so ängstlich und heimlich im Bettstroh versteckt hatte. Aber da sie Kundschaft eingezogen hatten über meinen Herzensfreund, und erfahren hatten, daß es ein braver und frommer Geselle sei, ließen sie uns im Stillen gewähren und ertheilten uns ihren besten Segen.

Des andern Tages eilte Georg aufs Rathhaus und zu dem Obermeister, um den Bürger- und Meisterbrief zu besorgen. Wir Armen dachten in unserer Herzensfreude, das könne nun Alles so in einigen Wochen abgemacht werden. Du lieber Gott! — Die schwerste Prüfung war noch zu überstehen. Ich weiß noch nicht wie heute, ich saß am Fenster und sah alle Minuten hinunter auf die Straße, um zu sehen, wenn Georg mit der frohen Botschaft käme. Nach einigen Stunden kam er; aber gar traurig und niedergeschlagen.

Digitized by Google

„Was ist Dir begegnet?“ fragte ich voll Angst. — „Ach,“ entgegnete er, „ein großes Unglück. Der Obermeister hat mir gesagt, daß er meine Meldung zum Meisterrechte annehmen wolle, daß ich aber, als ein Fremder, von heute an noch drei volle Jahre warten müsse, wenn ichs nicht mit schwerem Gelde erkaufen wolle.“ — „Noch drei Jahre?“ rief ich aus, und hätte im selben Augenblick den Obermeister bis aufs Blut poinigen können. — „Mein Traum soll ganz in Erfüllung gehen,“ fuhr nun Georg schwermüthig fort. „Das sind die drei Schläge auf dem Armenthurme. Nunmehr begreife ich erst, warum mir dieser Thurm immer so ärgerlich gewesen ist.“

So sehr mein Blut auch in Wallung war, und sich mein ganzes Herz it mir umgewendet hatte, so war ich doch zu sehr von Jugend auf gewöhnt, mich still in das zu fügen, was unvermeidlich war, besonders, wenn ich es als eine Schickung Gottes betrachten mußte. Und das mußte ich hier; denn an uns lag es nicht, wir hatten Alles gethan, wir hatten fast über unsere Kräfte gearbeitet, es uns am Munde abgespart; aber es sollte noch nicht sein.

„Lieber Georg,“ sagte ich, „Armuth thut freilich weh, und es mag viele reiche Leute geben, die das, was wir in einem Jahre sauer verdient haben, in einem Tage durchbringen, ohne daß sie arm werden. und es würde für Manche wol eben kein großes Opfer sein, wenn sie uns die funfzig Thaler, oder was es sonst noch kosten mag, verehrten. Aber wir wollen nicht darüber murren. Wir sind Beide noch nicht so alt, daß wir mit drei Jahren alte Leute würden, und sowie ein Jahr uns so glücklich vergangen ist, warum können dies mit Gottes Hilfe nicht auch drei Jahre?“ „Zudem,“ setzte ich hinzu, „geschieht uns eben recht. Dein Bürger- und Meisterwerden hätte jetzt unsern kleinen Reichthum mit einem Male aufgezehrt, und wenn nun gleich in der ersten Zeit irgend eine Noth, eine Krankheit oder sonst ein Uebel über uns gekommen wäre, wie hätten wir da bestehen wollen, wenn uns nicht ein Nothpfennig zu Gebote gestanden hätte. Gewiß, lieber Georg, der liebe Gott macht Alles wohl; er will uns damit nur sagen, daß wir nicht allzusehr nur an Heute, sondern auch etwas an Morgen denken sollen. Wenn Du mir treu bleibst, wie ich Dir, so sollen uns diese drei Jahre auch nicht eine traurige Stunde machen. Laß uns unser Schatzkästlein von Neuem verschließen, und die Hände fleißig rühren: aber nicht mehr so wie bisher, über alles Maaß und Ziel, daß wir uns nicht durch gar zu große Genauigkeit an dem Herrn versündigen. Will uns Gott unserer Hände Arbeit reichlicher segnen, als wir selber hoffen, oder will er uns auf diese oder jene Weise zu Hilfe kommen, nun so ist's immer noch Zeit, die drei Jahre abzukürzen. Denke doch, Jacob mußte um seine Rahel vierzehn Jahre freien; und es däuchte ihm, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie. Weil ich nun weit geringer bin, als Rahel, so hat Dir der liebe Gott nur drei Jahre dazu gesetzt. Sollten sie Dir nicht auch vergehen, wie einzelne Tage?“ — „Ja,“ sprach mein guter, seliger Mann, „Du hast recht; denn ich habe Dich eben so lieb. Wir wollen uns darein ergeben.“

„Und nun,“ sagte hier die fromme Matrone, „neigt sich meine Geschichte schnell zu Ende. Wir hielten die drei Jahre richtig und glücklich aus, blieben uns treu in mancher Anfechtung, und legten in solcher Zeit einen gar ansehnlichen Sparpfennig zurück, der uns auch gesegnet blieb funfzig Jahre lang. Wenn ich dort meinen Herzensfreund wiederfinde, wird uns auch alles Andere klar werden, was uns sonst in dieser langen Zeit viel Trauriges begegnet ist. Gott gebe, daß dies bald geschieht!“ —

Als die fromme Frau hier schloß, herrschte eine tiefe Stille in der kleinen Versammlung, die ich mit den Worten der Schrift unterbrach: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet Denn nachdem er bewährt ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieben.“

Ludwig Wihl

ward im Jahre 1807 zu Wevelinghoven bei Aachen geboren, erhielt eine wissenschaftliche Erziehung in Cöln, studirte dann in München Philologie, lebte darauf als Hauslehrer zu Frankfurt a. M. später als Privatgelehrter in Hamburg, wo er sich Gutzkow anschloß und gründete dann 1840 eine Erziehungsanstalt zu Aachen, der er gegenwärtig noch vorsteht.

Er gab heraus:

Gedichte. Mainz 1836.
Englischer Novellenkranz. Hamb. 1839.
Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Altona 1840.
Jahrbuch für Literatur und Kunst. Hamb. 1842.
Aufsätze, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften.

Gewandtheit, Anmuth und Kraft in der Behandlung, gesunde Auffassung des Lebens, Witz und Phantasie, reihen W. mit Recht unseren besseren jüngeren Lyrikern als einen reichbegabten talentvollen Dichter an.

Der König und die Schäferin.

Ein König stand an Schiffesrand
Und sah zum Ufer hin;
Sein Auge fiel im grünen Land
Auf eine Schäferin.

Die Diener waren all' entzückt
Ob ihrer Schönheit Schein,
Die, von dem Könige abgeschickt,
Die Schäferin luden ein.

Sie sprach: „Ich will zum König gehn,
Wenn er mir treu verspricht,
Daß er in Züchten mich will sehn,
Doch anders komm' ich nicht.

Der König gab sein Wort ihr hin,
Da kam sie auf ihn zu.
„So wahr ich Regner Lodbrog bin,
Die schönste Maid bist Du!

O daß es auch Dein Herzwunsch wär',
O gieb mir Deine Hand,
Dir dienet dann mein ganzes Heer,
Mein Hof und all mein Land.“

Die Schäferin hielt's für eitel Spott
Und sprach mit kühnem Sinn:
„Du hast geschworen, o König, bei Gott,
Laß ziehen die Schäferin!

Ich bin als Königin Dir zu gering,
Und mir zu gut als Magd;
Als ich von meinen Lämmern ging,
War ich schon herzverzagt.“

„O nimm das reiche Seidengewand,
Ein Zeichen, daß ich Dir hold —
Es ist gestickt von lieber Hand
Mit Blumen aus Silber und Gold.“

„Ich geh' im schwarzen, groben Kleid
Wie es der Schäferin ziemt;
Die Königin geht in Sammt und Seid
Mit Silber und Gold verblümt.“

Dem König half kein Flehn,
Sie nahm den Schmuck nicht an;
Sie wollte früher sehn,
Ob sie seine Liebe gewann.

Sie wollte, wenn er den Heerzug
Vollbracht, und noch immer sie minnt,
Mit ihm beginnen den Meerzug,
Er wär' ihr dann treu gesinnt.

Digitized by Google

„Wohlan, so sieg' ich zweimal,"
Sprach laut des Königs Muth.
Kometengleich schwang er den Stahl,
Getaucht in feindliches Blut.

Und zog ein Sieger aus der Schlacht
Zu siegen an den Strand
Und führte ein Sieger in Glanz und in Pracht
Die Schäferin stolz in sein Land.

Ironieen der Weltgeschichte.

Der Berggeist, dem ein still Verlangen
Nach einem Baum in seinem Kreis,
Den schwarzen Bart, den ellenlangen,
Schneeweiß gefärbt gleich einem Greis,

Sah stets mit hellen Freudenthränen
Die jungentsproß'ne Eiche an,
Dem Vater gleichend, dessen Sehnen,
Ein später Kind noch wiegen kann.

Die Zukunft war ihm jetzt willkommen,
Er fühlte süß die Schatten wehn
Des Baumes, der ihn aufgenommen;
Er sah schon reichbelaubt ihn stehn.

Da kam zu ihm in hohen Sprünge
Lautmeckernd eine Ziege hin
Und rieb sich an den knorr'gen Ringe
Des Eichenstamms ihr bärt'ges Kin.

Schon hatte sie ein Reis im Munde,
Da warf der Berggeist sie hinab;
Der Schäfer schlug nach seinem Hun
Im Zorne mit dem Hirtenstab.

Das Fräulein an der Himmelsthür.

Ein Fräulein stand an der Himmelsthür':
„Sankt Peter, Sankt Peter, öffne mir!"
Sankt Peter d'rauf: „Und das thu' ich nid! —
Wodurch verdien' ich solch Gericht?
Weil Du so dumm gewesen bist,
Dein Lebtag keinen Mann geküßt!"

Da sprang sie nach Sankt Peter hin
Und faßt den Alten flugs bei'm Kinn
Und gab ihm solch ein süßen Kuß,
Daß er ihr endlich öffnen muß.
Drob lachen alle Heil'gen sehr,
Der heil'ge Petrus doch noch mehr.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google